HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

FROM THE
Subscription Fund
BEGUN IN 1858

Digitized by Google

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Dreizehnter Band,

Januar bis Juni

1838.

Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Preis des Jahrganges (Berlin, in der Expedition der Allgemeinen Preußischen Staats-Zeitung, so wie bei allen Königl. Post-Aemtern ohne Erhöhung) drei Thaler Preuß. Cour.

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE
MAY 31 1838
LIBRARY.

~~IX 6~~
BP 373.1 (13-14)
Subscription fund.

Inhalts-Verzeichniß.

Spanien.

Januar: Inglis' Wanderungen in Don Quixote's Fußstapfen (8). Die Feldherren des Don Carlos. Von einem Englischen Tory. I. Der Infant Don Sebastian. II. José Alvaro. III. Ramon Pinheira (10). IV. Cabrera (12). V. Der Pfarrer Merino. VI. Guibelalde. VII. Soroa (13). VIII. Pablo Sanz (14).

Mai: Mairena, ein Bild Spanischer Sitten. Von Charles Didier (63). Das Reisen in Spanien. Vom Marquis von Custine (65).

Juni: Der Diakonus und der Magier (67). Poesie in den Pyrenäen (72).

Frankreich.

Januar: Der Belgische Nachdruck (1). Lichte und Schattenseiten unserer Civilisation. Von Mich. Chevalier (7). Ein Neujahrstag im Schlosse zu St. Cloud. Von einem Pagen des Kaiserlichen Hofes (9). Französische Sprache und Literatur im 17ten, 18ten und 19ten Jahrhundert. Vom Prof. Richard in Genf (13). Bibliographische Mittheilungen.

Februar: Erinnerungen aus der Zeit der konstituirenden Versammlung. Von Lacretelle (16). Pariser Herren-Moden. Der Paletot (17). Cäsar Birotteau, von Balzac (19). Das Französische Melodrama (25). Bibliographische Mittheilungen.

März: Bonaparte's Aegyptischer Feldzug. Von Jomard (28). Eine Jagdfahrt Ludwig's XIV. Von Eugene Sue (30). Der Mittelstand in Frankreich und dessen heutige Macht. Von Ed. Alletz (32). Die dienende Klasse in Frankreich (33). Der Orco. Von George Sand (35). Ueber den heutigen Französischen Pachos (37). Der Historiker Michelet (38). Weiblicher Heldenmuth während der Schreckensherrschaft. Von Ch. Lacretelle (39). Bibliographische Mittheilungen.

April: Robespierre's Salon (40). Eisenbahnen und Schifffahrtslinien. Von Michel Chevalier (44). Mamsell Lenormand, die Französische Sibylle (47). Neue Aufschlüsse über Leopold Robert (48). Mamsell Lenormand und der Minister von Malchus (49). Ein Engländer in und über Versailles (50). Schauspieler-Kaffeehaus in Paris (51). Hâvre und Honfleur. Von Mistreß S. C. Hall (52). Bibliographische Mittheilungen.

Mai: Eine Vorlesung in der Provinz (53). Ein Engländer in und über Versailles. [Schluß] (53). Unterbrechungen in der Deputirten-Kammer (54). Ein Tag bei einem Journalisten (55). Erinnerungen aus dem Jahre 1815. Von Chateaubriand (56). J. J. Rousseau's literarischer Einfluß auf die neuere Zeit (60). Victor Cousin bei Göthe (64). Ein Beitrag zur Geschichte des Jahres 1793 (64). Bibliographische Mittheilungen.

Juni: Benserade, das Glückskind (66). Leopold Robert über sich selbst. Schreiben an Herrn M.... (67). Der Polizei-Minister Fouché (70). Chateaubriand's Kongreß von Verona (71). Die Schauspieler und Harlekine der älteren Italiänischen und Französischen Komödie (72). Die Provinzen in ihrem geistigen Verhältniß zu Paris (74). Die Tochter Ludwig's XVI. im Gefängnisse des Tempels. Bruchstücke aus kürzlich publizirten Briefen (77). Bibliographische Mittheilungen.

Schweiz.

April: Capitain Marryat in der Schweiz (42).

Juni: Der Große Rath zu Bern. Von einem Französischen Schweizer (68).

Italien.

Januar: Der himmelblaue Domino. Von Cap. Marryat (1). Umgangs- und Schriftsprache der Italiäner (5). Bibliographische Mittheilungen.

Februar: Herculanum und Pompeji (15). Italiens neueste Literatur. Von Fortunato Prandi (22). Domenico Scinà (24). Bibliographische Mittheilungen.

März: Paganini (31).

April: Rom und die Brücke bei Lodi. Von J. F. Cooper (41). Bibliographische Mittheilungen.

Juni: Buchhandel und Verlagsrechte in Italien. Von Cesare Cantu (69). Zweiter Artikel (75). Dritter Artikel (77). Bibliographische Mittheilungen.

England.

Januar: Heinrich VIII. und Anna Boleyn (1). Gälische Sprache und Literatur. Nach dem Atlas (2). Edinburg und der gesellige Zustand seiner Bewohner (3). Britische Mannszucht (4). Heinrich VIII. und Anna Boleyn. Zweiter Artikel (7). Ein Kriegsschiff in Flammen (8). Die Gesetzgebung der eleganten Welt. Nach der Quarterly-Review (9). Walter Scott in Paris (12). Bibliographische Mittheilungen.

Februar: Die Korrespondenz der Herzogin von Marlborough (20). Die verschiedenen Seewege nach Ostindien (23). Die Quäker und die Shäker. Nach Tate's Magazine (26). Bibliographische Mittheilungen.

März: Heinrich VIII. und Anna Boleyn. Dritter Artikel (28). Der Almacks-Klub in London (30). Persische Prinzen in Europa (32). Dibdin und die Bücherliebhaberei in England (34). Musikstudium und Dilettanten-Konzerte in London (35). Die Shetland-Inseln. Von Fr. Mercey (36). Die Newsmen oder die Colporteure Londons (37). Englische National-Belohnungen der Tapferkeit (38). Bibliographische Mittheilungen.

April: Leiden eines Ordnungsliebenden (41). Mistreß Trollope in Wien (43). Die Dame von Lyon, oder Lieb' und Stolz, von Bulwer (45). Walter Scott's Arbeitszimmer (46). Thomas Payne (47). Das Wetter und das Kaminfeuer (49). Literarische und dramatische Novitäten in London (50). Elisabeth und Maria Stuart (51). Das Rothe Meer als Verbindungsstraße zwischen Indien und Europa (52). Bibliographische Mittheilungen.

Mai: Ueber Eisenbahnen und ihren Werth nach der Einführung von Dampfwagen auf Landstraßen (53). Tagebuch aus den Zeiten Georg's IV. (55). Alice, oder die Geheimnisse. Von E. L. Bulwer (56). London zur Zeit der guten Königin Maude (57). Lord Durham (58). Eine Londoner Taverne (59). Robert Owen und sein Social-System (60). Douglas, der Schottische Botaniker und Reisende (62). Walter Scott's letzte Reise (65). Bibliographische Mittheilungen.

Juni: Walter Scott's letzte Reise. [Schluß] (66). Nichts Neues unter der Sonne. Von Michael Quin (68). Zweiter Artikel (69). Walter Scott im häuslichen Kreise (71). Tausend und Eine Nacht in Englischer Uebertragung (72). Aus Walter Scott's Korrespondenz mit seinen Söhnen (73). Eine Schulrede Walter Scott's (75). Nachrichten und Bekenntnisse von Coleridge (76). Walter Scott's Tod (78). Bibliographische Mittheilungen.

Holland.

Juni: Die Häringsfischerei der Holländer (74). Bibliographische Mittheilungen.

5304.4.27
Digitized by Google

Januar: Die Gesellschaft für Nordische Alterthumskunde (2).

Februar: Die Universität und andere wissenschaftliche Institute in Kopenhagen. Von X. Marmier (17).

Schweden.

Februar: Der Tod Karl's XII. (26).

März: Bauern in Dalekarlien (27). Weihnachtsfeier in Schweden. Aus den Mittheilungen eines Reisenden (31).

Polen.

April: Die Quellen der Weichsel (40). Eine Alt-Polnische Novelle (42).

Rußland.

Januar: Philosophie des Whist. Von einem Russischen Philosophen (6). Das Bachtschisarai, Tauriens Alhambra. Nach Murawieff-Apostol (9). Die Zigeuner in Rußland (11). Bibliographische Mittheilungen.

Februar: Die neueste Kunde von Nowaja Semlja (24). Bibliographische Mittheilungen.

März: Die Kaukasische Mauer. Eine Reliquie von Marlinski (29). Weibliche Capricen. Von Th. Bulgarin (34). Bibliographische Mittheilungen.

April: Zur vergleichenden Meteorologie (45). Bibliographische Mittheilungen.

Mai: Die Feier des Schach Hussein in Derbent. Eine Reliquie von Marlinski (62). Bibliographische Mittheilungen.

Moldau und Wallachei.

April: Bucharest und Jassy, wie sie sind. Von einem Französischen Reisenden (43).

Griechenland.

Januar: Universität in Athen (5). Archäologische Zeitschrift in Athen (10). Bibliographische Mittheilungen.

Juni: Zur Geschichte des Vampyr-Glaubens im Oriente, und zwar in Kreta (77).

Türkei.

März: Smyrna und seine Sanitäts-Anstalten (27).

Mai: Die Straße von Edreneh nach Konstantinopel (59).

Mongolei.

Januar: Kowalewski's Mongolische Chrestomatie (3).

Februar: Der Sohn des Brahmanen. Ein Mährchen aus dem Buche Schiditu Kur (19). Der Maler und der Baumeister. Ein Mährchen aus dem Buche Schiditu Kur (21).

Arabien.

Februar: Wellsted's Reisen in Arabien (23).

Ostindien.

Januar: Leben in Malakka (4).

Februar: Dr. Spry's Indische Berichte (18).

März: Das Oel des armen Weibes. Eine Buddhistische Legende (30). Aus Dr. Spry's Indischen Berichten (32). Der Sultan von Auda und sein Minister (34). Das goldhaarige Thier Kunda. Eine Buddhistische Legende (36).

Juni: Ein Blick auf Bombay und Salsette (66).

China.

Mai: Der Fan-kuei in China. Von T. Downing (61).

Asien.

Februar: Ehefrauen im Orient Von M. J. Quin (15).

März: Die Janitscharen in Algier (29).

Aegypten.

Januar: Budget und Verwaltung von Aegypten. Erster Artikel (13).

Februar: Budget und Verwaltung in Aegypten. Zweiter Artikel (16). Dritter Artikel (18). Die neuesten Erscheinungen und Entdeckungen auf dem Gebiete der Aegyptischen Alterthumskunde (24).

April: Kahira. Von Alex. Dumas (46).

Mai: Besuch bei dem Obersten Selves. Von A. Dumas (54). Doktor Clot-Bei. Von A. Dumas (57).

Juni: Aegypten in kommerzieller und industrieller Hinsicht (77).

Afrika.

Januar: Skizzen aus Tunis. Von einer Französischen Dame (6).

Juni: Roscoe's Reise von Tanger nach Marokko (74).

Nord-Amerika.

Januar: Kanada's Verhältnisse zu Großbritanien (11).

März: Amerikanische Staatsmänner. Von Miß Harriet Martineau. I. Van Buren. II. Adams. III. Madison (33).

April: Cooper und die Engländer (40). Die Expeditionen nach der Südsee (44). Ein neues Buch über Haïti (45).

Mai: Der Seefahrer Giovanni Verrazzano (58). Die Fahrten der Normannen nach Amerika um das Jahr 1000 (61).

Juni: Die Heimfahrt. Eine See-Novelle von J. Fenimore Cooper (73).

Süd-Amerika.

Juni: Scarlett's Reisen in Süd-Amerika (70).

Australien.

Januar: Die Holländische Niederlassung in Neu-Guinea (14).

Februar: Anfänge der Civilisation Polynesiens (22).

Mannigfaltiges.

Januar: An die Leser. — Alte Jugend. — Alberto Lista. — Die Weltgeschichte in Denkmünzen. — Studien der Vorzeit. — Berichtigung. — Preis-Aufgaben über den Nothstand unserer Zeit. — Fleury's Denkwürdigkeiten. — Lamenais und George Sand in Spanien. — Symphonie in Versen. — Hans Strauß und seine Bande. — Pariser Theaterjahr. — Englische Zeitschriften. — Engländer in Indien. — Russisches Kunstblatt. — Wohlfeile Literatur in England. — Friedrich Berger. — Leopold Ranke. — Spanische Zeitschriften. — Orientalischer Maßstab. — Russisch-Deutsche Polemik. — Bildungs-Zustände in Ungarn. — Englische Patente. — Mexikanische Bergwerke.

Februar: Neues Englisches Epos. — Wandernde Sagen. — Französische Fröhlichkeit. — Zur chronique scandaleuse. — Thomas Morus und Lord Baco. — Irländische Redner. — Englische Bücher-Aernote, 1837. — Wandernde Sagen abermals. — Der tönende Berg. — Neue Englische Zeitschrift. — Madrid. — Miß Martineau. — Wirkung des Kaffee auf den Orientalen. — Französische Neuigkeiten. — Historisches Material. — Michel Chevalier. — Die hochherzige Nonne. — Das Palais-Royal. — Gesellschaftliches Leben in Washington. — Wetter-Prophezeiungen. — Engländerinnen auf dem Kontinent. — Vorlesungen über Rousseau's Emil. — Französische Expedition nach Spitzbergen.

März: Neuer Don Quixote. — Typographische Sünden. — Raupach in England. — Charles Kean. — Katharina Reiner. — Das blaue Buch. — Schwedische Journalistik. — Mistreß Trollope in Wien. — Cooper in Italien. — Französische Literatur in England. — Spanien im Jahre 1831. — Skandinavische Geschichte. — Kemble, Talma und Molière. — Kunst-Ausstellung in Paris. — Italiänische Urtheile über Deutschland. — Schlemihl in Italien. — Semilasso in Aegypten und Griechenland. — Guizot und Milton. — Ludwig Runeberg. — Angelika Kaufmann. — Militair-Literatur. — Xaver Marmier. — Statistische Gesellschaften. — Die Zauberflöte, Englisch. — Polnische Begeisterung für das Ballet. — Sir James Mackintosh. — Maaß für Maaß. — Alte Handschriften.

April: Ferdinand und Isabella. — Die Dame von Lyon. — Zur Literatur-Statistik. — Novellenkranz. — Van der Velde in Nord-Amerika. — Bonaparte's Leiche. — Englische Kunst-

Digitized by Google

Ausstellung. — Der Komponist Attwood. — Italiänisches Theater. — Deutschland im Jahre 1507, von einem Italiäner. — Aus Nord-Amerika. — Herr Grund und die Amerikaner. — Ein gesuchter Roman. — Die Insel Kandia. — Sir Walter Scott. — Jedem das Seine. — Gibbon. — Verbesserte Pauken.

Mai: Krönungen Englischer Königinnen. — Strauß in London. — Frauen-Literatur. — Die Stadt Napoleon. — Anthologie Englischer Prosaisten. — Das Licht einer Kerze. — Englands Produktivität. — Klopstock in Italien. — Dr. Bowditch. — Berliner Nächte. — Warum und weil. — Gefährlicher Sprachfehler. — Uebersetzungen aus dem Deutschen. — Lebende Bilder, weder Bild noch Leben. — Neueste Russische Literatur. — Waagen's Kunst und Künstler in England. — Karlistisches Heldengedicht. — Chinesische Mausoleen. — Buddhistische Disputationen. — Schlösser in Frankreich und England.

Juni: Ein Autographon von Shakespeare. — Bulwer's Eroberung von Granada. — Walter Scott's Gedächtniß — Walter Scott's Popularität. — Shakespeare und seine Freunde. — Einfluß Scottischer Romane in England. — Semilasso Französisch. — Historische Schriften aus Belgien. — Wallenstein Italiänisch. — Die Gauchos in Süd-Amerika. — Erinnerungen eines Volkskindes. — Molière's Denkmal. — Die Mitarbeiter des Journal des Débats. — Deutschland, vom Auslande dargestellt. — Italiänische Briefe über München. — Deutsche Berichte im Athenaeum. — Literarische Wette. — Italiänisch-Deutsche Studien. — Becker's Weltgeschichte, Schwedisch.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 1. Berlin, Montag den 1. Januar 1838.

Italien.

Der himmelblaue Domino.

Von Cap. Marryat.

Es war ein schöner Herbstabend; ich spazierte mit einem Freunde bis zur Dämmerung auf der Piazza Grande, dem größten Platz in der Stadt Lucca. Wir plauderten von England, unserer Heimath, die ich schon seit beinahe vier Jahren nicht gesehen; ich war nach Italien gegangen, um meine Gesundheit zu stärken, und hatte den reinen Himmel dieses Landes und das dolce far niente seines üppigen Klimas so liebgewonnen, daß ich länger geblieben, als nöthig war. Wir erzählten einander den Inhalt der Briefe, die wir Beide mit der letzten Post bekommen, sprachen dann über Politik, über große Männer und Bekanntschaften, über Freunde und Verwandte, bis wir, der Unterhaltung müde, in ein süßes Träumen versanken und das funkelnde Sternenheer über uns gedankenvoll anstarrten. Plötzlich sprang mein Freund auf und bot mir gute Nacht.

„Wohin, Albert?" — „Bald hätte ich vergessen, daß ich für diesen Abend erwartet werde. Ich habe Jemand ein Rendezvous versprochen auf der Maskerade der Marquisin di Cesto."

„Pfui", rief ich, „bist Du dieser Dinge noch nicht müde? Was hast Du an diesem ewigen Einerlei von schwarzen Masken und Dominos aller Farben? — Nichts, als erzdumme Harlekins und Narren, die dort erst ihre wahren Kleider tragen und nur im Leben maskirt sind; Mönche ohne einen Funken von Religion, Liebesgöttinnen, häßlich wie die Nacht, Dianen ohne Keuschheit und Hebe's, so alt wie Deine Großmutter."

„Sehr wahr, lieber Herbert; das Leben an sich ist Maskerade genug; hier aber handelt es sich um ein Versprechen, die Sache ist von Wichtigkeit, und ich darf nicht fehlen."

„Meinethalben; ich wünsche Dir mehr Vergnügen, als ich selbst gewöhnlich in diesen Versammlungen gefunden. Adieu, viel Glück!" und mein Albert war fort.

Ich blieb noch eine halbe Stunde auf der Bank sitzen, dann kehrte ich in meine Wohnung zurück. Antonio, der Diener, zündete die Kerze an und entfernte sich. Auf dem Tisch lag eine Karte; es war eine Einladung von der Marquisin. Ich warf die Karte bei Seite und nahm ein Buch vor, und zwar ein solches, das tiefes Nachdenken und Studium erforderte; doch vergebens, das Rasseln der Wagen, die vor meinem Fenster vorüberfuhren, störte mich unaufhörlich und ließ mich nicht aufmerksam lesen. Ich schlug das Buch zu und setzte mich ans Fenster; ich war in einer cynischen Stimmung. Welche Fluth von Narren, dachte ich, muß dort zusammenkommen, und was mag wohl die wichtige Verabredung bedeuten, die Albert dorthin rief! Mit diesen Gedanken beschäftigte ich mich, während wenigstens funfzig Karossen und andere Wagen die Revüe vor mir passirten. Dann dachte ich wieder an das fürstliche Vermögen der Marquisin und an den prächtigen Palast, wo die Maskerade stattfand, und an den Glanz, der dort zusammenströmen würde. Auch der Gouverneur, Marchese di Cesto, Schwager der verwitweten Marquisin, soll da seyn und die ausgezeichnetsten Familien von Lucca. Ich hätte große Lust, hinzugehen. Noch ein paar Minuten verstrichen. Ich fing an, mich allein zu fühlen, und entschloß mich endlich, zu gehen. Ich zog die Glocke.

„Antonio, sieh, ob Du mir schnell einen Domino schaffen kannst, aber einen dunkeln, wo möglich; Carlo soll vorfahren, so rasch er kann."

Antonio eilte fort und blieb so lange, daß der Wagen schon vor der Thür stand, ehe er zurückkehrte. — „Signor, es thut mir leid, ich bin in jeden Laden von Lucca gelaufen und habe nichts als einen himmelblauen Domino finden können: den bringe ich mit." — „Was? Himmelblau? Es werden auf der ganzen Maskerade nicht zwei himmelblaue Domino's seyn. Wenn ich meinen Namen sagte, würde ich nicht kenntlicher seyn." — „Wenn Sie sich nur nicht verrathen, Signor, sind Sie unter einem himmelblauen Domino eben so gut versteckt, wie unter einem schwarzen", bemerkte Antonio. — „Du hast Recht", rief ich; „gieb die Maske her." — Ich hüllte mich in den Domino, stieg die Treppe hinab, warf mich in den Wagen und hieß Carlo nach dem Palais der Marquisin fahren.

In einer halben Stunde erreichten wir das Thor der Villa. Vom Thore bis zum Palais, auf einem Raume von mehreren hundert Fuß, waren die Bäume, zwischen denen wir hindurchfuhren, mit bunten Lampen beladen, die in reizenden Festons von Zweig zu Zweig hingen; aus der vorderen Halle des Palais erklangen die Töne der Musik durch die stille Nacht. Bald hielten wir vor der Flucht von Marmorstufen, die in den Palast hinaufführte; ich war erstaunt über die Pracht, den guten Geschmack und den Geldaufwand, der überall hervortrat. Sobald ich aus dem Wagen gestiegen war, ging ich die breite Marmortreppe hinauf und trat in die weite Halle, wo der größere Theil der Gesellschaft versammelt war. Die Musik hatte einen Moment pausirt, und da mir der Duft der fremden Gewächse, die den Saal schmückten, zu stark war, wollte ich eben die Marmorstufen wieder hinabsteigen, als plötzlich meine Hand ergriffen und von einer anderen in violettem Domino warm gedrückt wurde.

„Es ist gut, daß Du da bist; wir fürchteten, Du würdest nicht kommen. Ich werde Dich bald wieder aufsuchen", so ließ sich der Domino hören und verschwand dann wieder unter der Menge. Ich dachte sogleich an Albert; nur der konnte zu mir gesprochen haben. Aber kurios wär's, wenn er mich gleich erkannt haben sollte, dachte ich, und fing wieder an, mir einzubilden, daß die helle Farbe des Domino mich so kenntlich mache. „Wozu kann er mich brauchen? Gewiß ist er in einer ganz außerordentlichen Verlegenheit." Mit diesen Vermuthungen beschäftigt, stieg ich langsam die Stufen hinab, als ich ein sanftes Klopfen auf die Schulter spürte. Ich drehte mich um und sah eine Dame vor mir, die trotz ihrer Halbmaske offenbar jung seyn mußte und, wie mich dünken wollte, auch schön.

„Keine Sylbe", lispelte sie, den Finger an ihre Lippen legend; „folgen Sie mir." Ich folgte natürlich; wer konnte einer solchen Aufforderung widerstehen? — „Sie kommen etwas spät", sprach die Unbekannte, als wir so weit weg waren, daß uns Niemand hören konnte. — „Erst vor einer Stunde entschloß ich mich, zu kommen", erwiederte ich. — „Ich war so ängstlich, daß Sie gar nicht kommen würden. Albert behauptete fest, Sie würden nicht fehlen. Er hatte Recht. Eben sagte er mir, daß er mit Ihnen gesprochen."

„Wie! war das Albert in dem violetten Domino?" — „Ja wohl; doch ich darf mich nicht aufhalten, mein Vater könnte mich vermissen. Albert beschäftigt ihn in dem Augenblick. In einer halben Stunde wird er wieder mit Ihnen sprechen. Hat er Ihnen nicht erzählt, was vorgefallen?" — „Kein Sterbenswörtchen." — „Gewiß hat er nicht Zeit, da er die Vorbereitungen besorgen muß. Ich will ein paar Zeilen schreiben, wenn ich kann, damit Sie wissen, was zu thun ist; aber ich bin so erschrocken, so ängstlich! Ihr Beistand wird uns sehr Noth thun. Adieu!" mit diesen Worten hüpfte die schöne Unbekannte rasch fort.

„Was Teufel soll das Alles bedeuten?" brummte ich. „Albert sagte zwar, er hätte eine Verabredung, doch das Geheimniß theilte er mir nicht mit. Es scheint, daß etwas in dieser Nacht vorgefallen ist, was ihm meine Hülfe nöthig macht. Gut, ich will ihn nicht verlassen."

Ich schlenderte eine halbe Stunde hin und her zwischen den Orangenbäumen, die mit bunten Lampen ausgeputzt waren, und sann über die geheimen Absichten meines Freundes nach und über den Ausgang dieser Intrigue in einem Lande, wo das Stiletto der Liebe so dicht hinterher folgt, als ich plötzlich von dem violetten Domino aufs neue angeredet wurde.

„Still!" lispelte er, indem er ängstlich sich umsah und mir ein Papier in die Hand steckte; „lies diesen Zettel, wenn ich fort bin. In einer Stunde finde Dich auf dieser Stelle wieder ein. Bist Du bewaffnet?" — „Nein", erwiederte ich; „aber, Albert —" — „Du wirst es nicht nöthig haben; doch jedenfalls nimm dies, ich muß fort." Mit diesen Worten legte er mir ein Stilett in die Hand und war verschwunden.

Ich hatte Albert fragen wollen, was er denn eigentlich vorhabe, und warum er nicht lieber Englisch, als Italiänisch spräche, um vor den Horchern sicher zu seyn; doch bald fand ich, daß er besser daran thue, Italiänisch zu sprechen, denn das Englische würde man eher behorcht, oder wenigstens würde es ihn als Fremden verrathen haben. Das ist eine geheimnißvolle Geschichte, dachte ich; doch dies Papier wird mich wahrscheinlich bald aufklären. Daß Gefahr dabei ist, steht fest, sonst hätte er mir den Dolch nicht gegeben; ich drehte das Stilett ein bis zwei Mal

Digitized by Google

nach dem Licht der nächsten Lampe, um die Klinge zu untersuchen, als ich auf einmal einen schwarzen Domino vor mir stehen sah.

„Ich denke, er ist scharf genug", sagte der Domino; „Sie müssen nur gut treffen. Ich habe Sie in der nächsten Allee erwartet, dort sollte ja unser Rendezvous seyn. Hier ist ein Papier, das Sie an seine Kleidung befestigen werden. Ich werde es so einrichten, daß ihn eine angebliche Nachricht in einer Stunde hierher rufen wird. Sobald er todt ist, legen Sie ihm dies Päckchen in den Busen; — Sie verstehen mich. Verfehlen Sie ihn nicht: erinnern Sie sich an die tausend Zechinen; hier ist mein Ring, den ich nach der That wieder einlösen werde. Die Anderen werden bald hier seyn. Die Losung ist „Milano". Doch ich darf mich hier nicht sehen lassen. Warum nahmen Sie einen himmelblauen Domino? ich fürchte, er ist für die Flucht zu hell"; und nachdem er mir Paket und Ring eingehändigt, verschwand der schwarze Domino hinter dem Orangenwäldchen, das uns umgab.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Der Belgische Nachdruck.

Der bekannte Französische Staatsmann und Schriftsteller, Herr Bignon, hat kürzlich über die Nachdrucksfrage, zu deren Untersuchung bekanntlich eine eigene Kommission von der Französischen Regierung niedergesetzt worden, ein Sendschreiben an Herrn Ambroise Firmin Didot, den berühmten Buchdrucker und Verleger, erscheinen lassen, in welchem er, ein zweiter Cato, sein Carthaginem esse delendam laut verkündet und immer von neuem wiederholt. Das Karthago, welches er zerstört haben will, ist natürlich nichts Anderes, als der Nachdruck in Belgien. Alle andere Maßregeln außer dieser sind, wie Herr Bignon behauptet, überflüssig, doch vergißt er dabei, daß in demselben Augenblicke, wo der Französische Nachdruck in Brüssel aufhörte, derselbe nur um so stärker in Amsterdam, Frankfurt a. M., Leipzig und anderen Orten beginnen würde. Bei dem Interesse, welches gerade in diesem Augenblicke die Nachdrucks-Angelegenheit auch in Deutschland erlangt hat, dürften wohl einige Stellen aus der Schrift des Herrn Bignon hier am rechten Orte seyn.

„Jeder Staat", sagt er unter Anderem, „ist zu Schutz und Sicherheit sowohl der Person als des Eigenthums seiner Bewohner verbunden. Wenn daher der Unterthan eines Nachbarstaates die Person oder das Eigenthum der Einwohner des anderen angreift, so ist es Pflicht der Regierung, Genugthuung zu fordern, oder, im Fall sie ungehört bleibt, diese Genugthuung sich selbst zu verschaffen. Gesetzt, daß ein Belgier mein Feld bestiehlt, mein Getraide oder meine Heerde raubt, so muß meine Landesregierung mir für Schadenersatz und künftige Sicherheit einstehen. Wie sollte sie das nicht auch beim geistigen Eigenthum des Dichters, des Geschichtsschreibers, dem die Belgische Presse die Früchte seiner Nachwachen raubt? Ist der nicht materielle Besitz weniger achtungswerth als der materielle eines Grundstückes oder beweglichen Gutes? Ein solcher Unterschied wäre unrechtlich und widersinnig. Das Lied, welches Jemand dichtet, das Bühnenstück, dessen Knoten er mit geschickter Hand schürzt und löst, die Schrift, welcher Art sie sey, die ihm anhaltendes Nachdenken, zeitraubende Studien gekostet, sind für den Schriftsteller das Feld, welches er bebaut, der Schacht, den er durchforscht. Er setzt die Kräfte seiner Jugend daran, um sich das Brod des Alters, die Erziehung seiner Söhne, die Ausstattung seiner Töchter zu sichern, und wo giebt es ein heiligeres Eigenthum, das die Regierungen zu beschützen hätten, als das der Intelligenz und Geistes-Suprematie?"

Herr Bignon macht darauf einen Unterschied zwischen den verschiedenen nicht Französischen Nationen. „In ganz Deutschland", meint er, „giebt es nicht eine einzige Officin, welche sich den Nachdruck Französischer Werke zum ausschließlichen Geschäft machte*), und alle derartige, sowohl mündliche als schriftliche Verhandlungen unserer Gesandten an den Deutschen Höfen sind unnütz, weil sie da kuriren wollen, wo die Krankheit gar nicht ihren Sitz hat. Der eigentliche Sitz derselben ist durchaus nicht weit zu suchen, er ist ganz in unserer Nähe, und es sieht fast so aus, als wenn man die Augen absichtlich verschlösse, um nicht den Acker zu sehen, auf dem das Unkraut wuchert; drum sey es offen gesagt, um endlich einmal ans Ziel zu kommen. Für Frankreichs Schriftsteller und Verleger giebt es nur einen gefährlichen Feind, und dieser Feind haust in Belgien. Dahin muß man ihm nachgehen, dort ihn bekämpfen und sein Nest zerstören. Diese Entdeckung ist das Wesentlichste jeder Untersuchung, welche die Regierung anstellt, ohne daß, um es frei zu gestehen, ihre bisherigen Prüfungen diesen Gesichtspunkt nach Gebühr hervorgehoben hätten. Man hat durchaus noch nicht, wie es nothwendig war, das Besondere, das Ausschließliche der beiden Staaten, Belgien und Frankreich, ins Auge gefaßt, man hat dieses Nachbarland nur immer den übrigen ausländischen Staaten gleichgestellt und demselben ein unrechtliches, mißbräuchliches Zugeständniß gemacht, gegen das der gesunde Menschenverstand, Vernunft und Gerechtigkeit im gemeinsamen Bunde ihr Manifest aussprechen."

„Die Hauptvölker Europa's, wie Frankreich, Großbritanien, Deutschland, Italien, bilden zwar an und für sich gesonderte Völkerschaften und Ländergebiete wegen der Verschiedenheit ihrer Sprache, befinden sich aber, um dieser Sprachverschiedenheit willen, auf dem Fuße einer vollkommenen Gleichheit. Denn werden auch in einem oder mehreren dieser Länder für das sittliche Gedeihen der Bevölkerung die in anderen Staaten veröffentlichten Schriften abgedruckt, so stehen sie doch alle im Rechte der Gegenseitigkeit und eines Austausches, der sich im allgemeinen Interesse der Menschheit als nützlich erweist. — Aber das Verhältniß wird ein ganz anderes, wenn in der Nachbarschaft eines mächtigen Reiches, wo der Anbau der Künste und Wissenschaften seinen höchsten Flor erreicht hat, ein Volk von einigen Millionen Seelen, welches dieselbe Sprache redet, diese Gleichheit dazu benutzt, um wie die Wegelagerer auf die neuesten literarischen und wissenschaftlichen Erscheinungen zu lauern und deren Betrieb sich anzueignen, indem es die rechtmäßigen Ausgaben verdoppelt, verzehn- verhundertfacht und zu Nachdruckerpreisen in allen Ländern absetzt, so daß dem ursprünglichen Verfasser und Verleger der gerechte Lohn seiner Anstrengung geraubt wird; das ist Straßenraub, ein System der Freibeuterei gegen Intelligenz, Talent und Genie, oder nein — die Kaperei setzt Muth voraus, steht ihrem Gegner von Angesicht zu Angesicht — es ist feiger Einbruch in ungeschütztes Privat-Eigenthum und heißt richtiger: Spartanischer Diebstahl — da auch in Belgien kein Verbot gegen solches Handwerk herrscht — und nicht etwa Diebstahl im uneigentlichen, sondern im kriminellsten Sinne des Wortes."

„Die Gerechtigkeit verlangt von der Belgischen Regierung, den Nachdruck Französischer Werke, die nicht zu einem Gemeingut Aller geworden sind, ohne vorgängige Rücksprache mit dem Verfasser und Verleger, unter Androhung von Confiscation und Geldbuße zu verbieten. Legt sie selbst sich dieses Gesetz nicht auf, so hat Frankreich ein Recht, es zu fordern, obgleich es nicht unsere Sache ist, unserer Regierung die Mittel anzugeben, welche sie anwenden müsse, um ihrer Forderung den gehörigen Nachdruck zu verschaffen. Zwischen zwei Nationen, deren eine ihre Unabhängigkeit den Feldzügen verdankt, welche der anderen vielleicht mehr als hundert Millionen gekostet haben, kann es wohl nöthigenfalls nicht an Arrangements und Ausgleichungen fehlen. Würde Frankreich wohl die Gränze seiner Rechte überschreiten, wenn es den Vortheil dieser seiner Stellung dazu benutzte, um als erste und unerläßliche Bedingung des beiderseitigen Vernehmens die Einwilligung in gesetzliche Maßregeln von der Belgischen Regierung zu verlangen, welche das literarische und wissenschaftliche Eigenthum der Französischen Schriftsteller vor jedem fremden Eingriff zu schützen im Stande wären? Gern geben wir uns dem Glauben hin, daß die jenseitige Regierung mit Bereitwilligkeit darauf eingehen werde. Die Namen, von deren Einfluß, vereinigt oder getrennt, sie gegenwärtig geleitet wird, die Namen der Katholischen und Liberalen würden als angemaßt und trügerisch an Menschen erscheinen, die noch anstehen sollten, den Vorschriften des natürlichen Rechts die Weihe und das Siegel des Staatsrechts zu geben. Diese Weihe wollen wir daher mit Zuversicht von ihnen erwarten; wenn sie aber noch eine Zeit lang zögern, die Initiative zu ergreifen, so müßte Frankreich die Einwilligung in seine Forderung mit einer Willensfestigkeit durchsetzen, die keinen Widerstand duldete. Wie, heißt das etwa Gewalt brauchen? Allerdings, wenn es nicht anders seyn kann! Nur zu oft, wie die Geschichte an zahlreichen Beispielen zeigt, mußten Völker auf dem Wege des Zwangsverfahrens zur Erfüllung ihrer sittlichen Verpflichtungen gebracht werden. Dies ist kein Mißbrauch der Gewalt, dies ist im Gegentheil ihre reinste Anwendung, ihr legitimstes Amt, ja es wäre demüthigend für die Französische Regierung, sich für zu ohnmächtig zu erkennen, um das Eigenthum seiner Bürger — und welch' ein Eigenthum? das heiligste, theuerste — gegen einen schimpflichen Eingriff zu schützen."

„Ohne Zweifel werden sich in dem Moment, wo eine nothwendige Reform dieses bisherigen Zustandes in Belgien wird Eingang finden sollen, unzufriedene Stimmen aus der Mitte derer vernehmen lassen, die sich mit dieser Art des Erwerbes befassen; allein abgesehen davon, daß dieser Erwerb sich selbst auf die Länge zu Grunde richtet, wird der Nachtheil dieser Beschränkung lange nicht so groß seyn, als man fürchtet. Wenn wir auch immerhin zugeben, daß eine Schmälerung des Gewinnes für einen besonderen Zweig des gewerblichen Lebens dadurch herbeigeführt werden könnte, so bringt diese Veränderung doch wieder hinlänglich aufwiegende Vortheile für Belgien im Allgemeinen und in besonderen Rücksichten, namentlich in literarischer, sittlicher, ja, wir behaupten sogar in pecuniairer Rücksicht."

„Belgien gewinnt dabei in literarischer Hinsicht. Giebt es gegenwärtig eine Belgische Literatur? Hat man nicht wenige Ausnahmen im Sinne, so muß die Antwort fast verneinend ausfallen. Wir kennen in diesem Lande Männer von Gelehrsamkeit und Bildung, die im Stande wären, interessante und nützliche Werke hervorzubringen; aber jede Mühe verlangt ihren Lohn, und der Belgische Buchhändler, der ohne das geringste Geldopfer alle literarische Erscheinungen Frankreichs nachdrucken kann, hütet sich wohl, seinem gelehrten Landsmann das geringste Honorar für seine der Oeffentlichkeit bestimmten Schriften anzubieten. Zufrieden, auf Kosten einer fremden Literatur leben zu können, tödtet er die einheimische im Keim und raubt so den verdienstvollen Schriftstellern, die Belgien hervorbringen könnte, die Möglichkeit, in edlen Geistesschöpfungen ihren Ruhm und einen ehrenvollen Lebensunterhalt zu suchen."

*) Zum ausschließlichen Geschäfte macht sich freilich keine Deutsche Presse den Nachdruck Französischer Werke; aber nachgedruckt wird immer noch so viel, daß es den Deutschen Nachdruck in Frankreich mehr als hundertfach aufwiegt und daher auch keineswegs für so unbedeutend zu nehmen ist, wie es Hr. Bignon thut.

Digitized by Google

„Belgien gewinnt dabei in moralischer Hinsicht. Ein guter oder böser Ruf ist nichts Gleichgültiges für eine Nation. Kein Land kann sich ohne Nachtheil als Piraten-Nest, als ein Aufenthalt von Freibeutern betrachten sehen. Ein schlechter Ruf verdient wohl, wenn man sich ihn zuzuziehen das Unglück gehabt hat, einige Anstrengung, um demselben in der öffentlichen Meinung wieder eine bessere Geltung zu verschaffen, und gewiß wird der bessere Theil der Belgischen Buchhändlerschaft der erste seyn, sich über die Aufhebung eines ärgerlichen Handels zu freuen, der sie in den Augen der übrigen Nationen herunterseßt. Für Völker wie für Individuen ist es eine Sache von hoher Wichtigkeit, ja ein wahrer Reichthum, einen ehrlichen und unbescholtenen Namen zu besitzen. — Bis hierher haben wir die Sprache der Gerechtigkeit und Moral geführt, wir fürchten nicht, auch die des Interesses zu reden und selbst in die pecuniaire Rücksicht einzugehen. Fragt man, ob es wahr sey, daß die Einführung des beabsichtigten Gesetzes dem Belgischen Lande einen bedeutenden Schaden zufügen müsse, so antworten wir, das ist nicht der Fall."

Herr Bignon führt nunmehr aus, daß diejenigen Französischen Schriften, die zum Gemeingut geworden, der Belgischen Betriebsamkeit rechtlich anheimfielen, und daß es in dieser Beziehung nur einen ehrlichen Wettstreit zwischen Belgien und Frankreich gäbe, und zeigt darauf, daß die Speculationen der Belgischen Nachdrucker mit der neusten Literatur oft genug den beabsichtigten Gewinn verfehlten. Gleichzeitig bringt er den Nachdruck in Verbindung mit den kommerziellen Umwandlungen, welche aus dem System der Eisenbahnen hervorgehen werden. „Das Verbot der Einfuhr", sagt er, „sey noch so streng, die Gränzhut noch so inquisitorisch, die Spuren noch so rücksichtslos — sie reichen nicht hin, um dieser Art von Contrebande den Weg zu versperren. Also wird Frankreich bis in sein Herz und seine äußersten Adern eine Beute Belgischer Schleichhändler werden und die für eine große Zahl von gewerblichen Interessen daraus entspringende Verwirrung vielleicht nicht ohne Nachtheil für die Verwaltung bleiben. Dann wird man sich gedrungen fühlen, durch außerordentliche in Uebereilung gefaßte Maßregeln den zerstörenden Folgen Einhalt zu thun. Bleibt Belgiens literarische Verfassung noch länger in diesem anarchischen Zustande, so ist es um unseren Buchhandel, ja, um unsere Literatur geschehen; der Schlag trifft die Schriftsteller nicht minder als die Verleger; die Literatoren müssen ihre Federn, die Buchdrucker ihre Pressen, die Papierhändler ihre Mühlen still stehen lassen, und es wird derjenige Theil der Nation obdachslos gemacht und an den Bettelstab gebracht, welcher den literarischen und wissenschaftlichen Erscheinungen, mit denen Französisches Genie den Erdkreis bereichert, das Daseyn giebt. Darum handelt es sich hier nicht um eine Sache, die man länger noch ignoriren könnte. Findet sie ihre Erledigung nicht auf dem Wege der Diplomatie, so muß ein unvorhergesehenes Eingreifen der Begebenheiten sie gewaltsam zu Ende bringen, weil eine Lösung, gleichviel welche, ob rechtliche oder erzwungene, erforderlich ist. Zu dieser Alternative treibt das Gesetz der Nothwendigkeit, gegen das wir allzulange taub waren, und das keinen Widerstand länger verträgt. Unser aufrichtigster Wunsch ist „Beilegung auf gesetzlichem Wege"; aber wenn Belgien zögert, so muß unsere freundschaftliche Aufforderung sich in Zwang verwandeln, der unter solchen Umständen nur die gerechteste Anwendung der ewigen Grundsätze des Völkerrechts seyn würde."

„Kurz, um unsere Meinung noch einmal zusammenzufassen, so verlangt die Gerechtigkeit im Interesse des literarischen Eigenthums, daß für alle Länder, die Eine Sprache reden, auch ein Gesetz, ein Kanon der Preßgerechtsame existire. Halten wir uns z. B. an Frankreich, Belgien und die Französische Schweiz. Herrschen in diesen Ländern verschiedene Gesetze über den Buchhandel, so wird dasjenige von ihnen, das seinen Schriftstellern kein Honorar bezahlt, sich auf Kosten der beiden anderen bereichern, und eine geringe Bevölkerung wird zum Schaden der wahren Inhaber es als ein ihr vollkommen zustehendes Recht betrachten, die Schriftwerke einer Bevölkerung von 30 bis 40 Millionen nach Belieben zu plündern. In diesem Falle ist Folgendes recht und billig. Die Wohlfahrt und Sicherheit dieser Bevölkerung von 30 bis 40 Millionen verlangt Abwehr von Plünderung und widerrechtlichem Eingriff und als Ziel die Annahme Eines Preßgesetzes für alle Völker Einer Zunge, damit jede die Frucht ihrer schriftstellerischen Thätigkeit ungeschmälert genieße. Ihr gutes Recht ist außer Zweifel, und sie sollte Bedenken tragen, ihm auf dem Wege der Unterhandlung oder jedem anderen Geltung zu verschaffen? Wie der Zweck auch erreicht werde, die fordernde Nation befindet sich auf dem Gebiete der Billigkeit und des Rechts. Gewiß wir rathen nicht zum Kriege, und die Regierung dürfte nicht nöthig haben, zum Aeußersten zu schreiten, aber ein Krieg der Art wäre der gerechteste unter allen, er heißt: Defensiv-Krieg."

Was die Länder verschiedener Zunge betrifft, so ist Herr Bignon der Meinung, daß das literarische Eigenthum mit wenigen Ausnahmen, die er angiebt, nicht besser geschützt werden könne, als durch diese Verschiedenheit selbst, die den Abdruck von Werken, die nicht in der Muttersprache verfaßt sind, schon an und für sich schwierig genug macht.

Bibliographie.

Recherches sur les lois du magnétisme terrestre. — Von C. A. Morlet. Mémoires tirés des archives de la police de Paris. — Zur Geschichte der Pariser Polizei, von Ludwig XIV. bis auf unsere Zeit. 2 Bände. 15 Fr.

Le Révélateur. Journal du magnetisme animal. — Bordeaux.

Observations sur les phénomènes extraordinaires produits par les insectes, leur influence sur les plantes, les animaux et les hommes. — Von Latour-Marliac. 2 Bde.

England.

Heinrich VIII. und Anna Boleyn *).

Der König Heinrich VIII. war in seinem sechsunddreißigsten Jahre. Seit 1509 lebte er im Ehestande, aber er war äußerst unzufrieden, daß von den Kindern, welche seine Frau ihm gebracht hatte, außer einer Tochter, kein einziges mehr am Leben war. Bei seinem natürlichen Hange zum Vergnügen, bei seiner überwiegenden Vorliebe für weibliche Schönheit, gab sich Heinrich keine sonderliche Mühe, seine Augen von dem Umstande abzulenken, daß Katharine nach zurückgelegtem vierzigsten Lebensjahre alle ihre Reize verloren hatte, und es ließ sich nicht erwarten, daß ein Monarch, der ein Sklave seiner Leidenschaften, dessen Religion eine Religion des Kopfes, nicht des Herzens war, mit sorgfältiger Strenge an seinem Ehegelübde hängen sollte. Im Jahre 1527 kehrte Mistreß**) Anna Boleyn, Tochter des Sir Thomas Boleyn, aus Frankreich zurück, wo sie unter Umständen erzogen worden war, die nicht nur zur Erlangung einer feineren Bildung, sondern selbst der Schärfung ihrer Verstandeskräfte und der Entwickelung ihrer Gemüthsanlagen günstig gewesen waren. Schon im J. 1515 war sie als Begleiterin der Prinzessin Marie, Gemahlin Ludwig's XII., nach Frankreich mitgegangen. Nach dem Tode dieses Monarchen und nach der Rückkehr seiner Witwe nach England trat Anna in die Dienste der Königin Claudia, in deren Palaste sie bis zu ihrem siebzehnten Jahre blieb. Um diese Zeit war sie denn in die besondere Gunst der Herzogin Margarethe von Allenca, der Tochter des Königs Franz von Frankreich, gekommen, in deren Familie sie nach dem Tode der Königin Claudia aufgenommen ward. Wahrscheinlich blieb sie hier, bis jene Prinzessin sich im J. 1527 mit dem Könige von Navarra vermählte; ein Ereigniß, welches ihre hohe Gönnerin von Paris entfernte und somit die nächste Veranlassung zu ihrer Zurückberufung nach England gab, wo sie Ehrenfräulein der Königin Katharine wurde.

Manche Schriftsteller der Römischen Kirche gefallen sich darin, Anna Boleyn als eine Person darzustellen, die in ihrer früheren Jugend ein äußerst sittenloses Leben geführt habe; aber es zeigt sich keine Begründung für diese verletzende Beschuldigung. Daß die Erziehung eines jungen, schönen Mädchens an einem der sittenlosesten Höfe Europa's kein strenges und zurückhaltendes Wesen zur Folge haben konnte, ließ sich erwarten. Dennoch hat man keine auch nur auf den ersten Blick haltbare Wahrscheinlichkeit, um ihr den kleinsten Flecken nachzuweisen; vielmehr sind die Erzählungen gegen sie augenscheinlich nur Lügen irre geleiteter Zeloten, die sich in ihrer befangenen Blindheit einbildeten, durch Verunglimpfung ihres guten Rufes der Sache der Religion einen Dienst zu erzeigen.

Als sie zuerst am Hofe erschien, war sie eine liebenswürdige junge Dame von zwanzig Jahren. Nach den Beschreibungen war sie eine seltene und bewundernswürdige Schönheit, klar und frisch, mit der edelsten Haltung, vom trefflichsten Wuchse. Ihre persönliche Anmuth ward noch gehoben durch eine heitere und sanfte Gemüthsstimmung, welche ihr nie versagte; ihre Erziehung hatte alle jene weiblichen Talente ausgebildet, welche sie geschickt machten, die Zierde des Hofes zu seyn. Sie tanzte ungemein graziös, sie sang sehr lieblich, und durch die ausgezeichnete Lebendigkeit und den sprechenden Witz ihrer Unterhaltung gewann sie die Bewunderung Aller, die zuerst nur durch den Reiz ihrer Schönheit sich angezogen gefühlt hatten.

Zwei Ereignisse machten die Zeit ihres ersten Erscheinens in dem Gefolge Katharinens zu einer wichtigen Krisis in dem Leben Heinrich's. Der Bischof von Tarbes, einer der Bevollmächtigten in den Angelegenheiten der Heirath der Prinzessin Marie, der Tochter des Königs, mit dem Herzoge von Orleans, hatte einige Bedenken und Zweifel in Betreff ihrer Legitimität fallen lassen, welche in der Seele des Königs alle die alten Bedenken an der Legalität der Ehe mit seines Bruders Witwe wieder erweckten. Es war den in jenem Augenblicke vom Kardinal Wolsey beliebten Projekten gemäß, dieses Gefühl zu schärfen, damit es eine Ehescheidung herbeiführen und ihn in den Stand setzen möchte, die Verbindung zwischen Heinrich und der Schwester des Königs Franz I. von Frankreich zu Stande zu bringen***).

Bei ihrer ersten Ankunft am Hofe wurde Anna mit den Huldigungen und Schmeicheleien empfangen, welche die Eindrücke ihrer Jugend, ihrer Liebenswürdigkeit und ihrer Bildung hervorbrachten; und es fehlt nicht an Begründungen für die Vermuthung,

*) Aus Tytler's History of Henry VIII. S. Nr. 144 und 156 des Magazins v. J. 1837.

**) Der damalige Titel für vornehme unverheirathete Frauen. Miß kommt erst seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts vor. A. d. Ueb.

***) Es geht aus einem von Wolsey zur Zeit seiner Reise nach Frankreich an Heinrich geschriebenen, vom 5. Juli 1527 datirten Briefe hervor, daß der Kardinal mit dem Erzbischof von Canterbury zu Feversham (einem in der Grafschaft Kent belegenen Orte) eine Konferenz hatte in Beziehung auf die „geheime Angelegenheit" des Königs, und daß die Kunde davon zur Königin gelangte, was diese dann sehr ungnädig aufnahm. State-papers published by Government vol. I. pag. 117. — Man sehe auch den merkwürdigen Brief, die Ehescheidung betreffend, von Wolsey an Heinrich, datirt vom 1. Juli 1527. State-papers etc. p. 94. (Wir bedauern, von diesem gewiß interessanten Briefe keinen Auszug geben zu können, indem jene Briefsammlung für uns nicht zu erlangen war, da die hiesige Königl. Bibliothek dieselbe nicht besitzt.)

Digitized by Google

daß Heinrich sich sofort augenblicklich in sie verliebt habe. Allein er muß seine Leidenschaft geheim gehalten, und er soll, wie man behauptet, sie in ihrem Beginnen sogar bekämpft haben; denn selbst Wolsey, für dessen Scharfblick es eine nicht geringe Aufgabe werden mußte, hier vereitelnd einzuschreiten, blieben die Gefühle des Königs eine Zeitlang ein Geheimniß.

Inzwischen äußerte Lord Percy, der älteste Sohn des Grafen von Northumberland, eine durchaus ehrenhafte und reine Zuneigung zu der schönen Anna, und er wurde von ihr mit nicht gleichgültigen Augen wieder angesehen. Aber sobald der König von diesem Umstande in Kenntniß gesetzt war, mußten sich beide Theile sofort vom Hofe entfernen, und dem Grafen von Northumberland ward angedeutet, er möge sich nach einer anderen Verbindung für seinen Sohn umsehen. Man erzählte sich, daß der Kardinal (Wolsey) dem Könige diese Mittheilung gemacht habe, der nun, obgleich er es nicht im entferntesten ahnte, ein Gegenstand des Grolles der Lady wurde, indem sie ihn als Werkzeug der Zerreißung ihres Verhältnisses mit Lord Percy betrachtete.

Nachdem Wolsey zu seiner Gesandtschaft nach Frankreich abgereist war, setzte Heinrich die Anna wieder in ihren alten Posten, als Ehrenfräulein der Königin, ein. Nun schien er von ihrem einnehmenden Wesen so gefesselt, daß seine Leidenschaft nicht länger verborgen bleiben konnte. Die Königin soll ihr einst, als sie mit ihr Karten spielte, bedeutsam scherzend zugerufen haben: „Meine Lady Anna, Ihr habt ein gutes Glück, immer den König zu bekommen; aber Ihr macht es, wie Andere: Ihr wollt ihn ganz, oder gar nicht." — „Man kann in der That nicht zweifeln", äußert Cavendish, „daß die Königin jetzt allmälig sowohl durch Hörensagen erfuhr, als auch mit eigenen Augen sah, wie sich die Wolken an ihrem Horizonte zusammenzogen, obgleich sie (die gute Frau!) weder der Mistreß Anna, noch auch dem Könige irgend einen Funken von Groll oder in irgend einer Weise eine Spur von Mißvergnügen zeigte; — ja sie nahm alle diese Geschichten mit der besten Miene auf und stellte sich mit großer Weisheit und Geduld, als sähe sie nichts."

Inzwischen nahm nun die Periode der Verstellung von Seiten des Königs ein Ende. Heinrich hatte nie seine Leidenschaften zügeln gelernt; sein ganzes bisheriges Leben war zwar ohne öffentlichen Anstoß geblieben, aber dennoch keineswegs durch Enthaltsamkeit ausgezeichnet. Sein Hang zum Vergnügen und die häufigen Gelegenheiten, Anna zu sehen, setzten ihn einer immerwährenden Versuchung aus; — endlich erklärte er sich selbst in dem Tone der entschiedenen Zuversicht eines Monarchen, der fühlt, daß er nur seine Neigung auszusprechen braucht, um sogleich als Liebhaber aufgenommen und anerkannt zu werden. Allein das Mal hatte er sich geirrt. Die Lady, als sie einmal sich gezwungen sah, seine dringend heftigen Anträge zu hören, warf sich auf ihre Kniee und antwortete so: „Ich muß annehmen, edelster König, daß Ew. Majestät diese Worte nur im Scherze redet, um mich auf die Probe zu stellen. Sollte dem nicht also seyn, so bitte ich, diese Worte als ernstlich gemeint aufnehmen zu wollen, wie ich sie denn von Grund meines Herzens ausspreche. Glaubet mir, daß ich lieber mein Leben verlieren, als Euren Anträgen Hoffnung geben möchte." Allein Heinrich erklärte in dem Drange zügelloser Leidenschaft, daß er seine Hoffnung nicht fahren lasse; sein heftiges Wesen nöthigte der Lady folgende muthige Antwort ab: „Ich weiß nicht zu erklären, mächtigster König, wie Ihr solche Hoffnung hegen könnt. Euer Weib kann ich nie werden, das läßt schon die Rücksicht auf meine Unwürdigkeit nicht zu, und außerdem habt Ihr ja schon eine Gemahlin. Eure Maitresse aber werde ich, darauf verlaßt Euch, nie werden."

Es lag nicht in der Natur des Königs, sich durch moralische Hindernisse von irgend einem Projekte abbringen zu lassen, auf welches sein Begehren gerichtet war; — Widerstand machte seine Wünsche nur noch ungestümer, Schwierigkeiten reizten selbst noch den selbstsüchtigen Despotismus eines Charakters, der auf die Rechte Anderer gar keine Rücksicht nahm, der die Ueberzeugung in sich trug, daß seinen Wünschen Alles sich fügen müsse. Von dem Augenblick an, in welchem er überzeugt war, daß es gelte, entweder seine Liebe aufzugeben, oder Anna Boleyn zur Königin zu machen — in diesem Moment wurde der Plan einer Ehescheidung von Katharine der Gegenstand seiner ernsthaftesten Betrachtungen. Die Skrupel in Betreff der Legitimität seiner Vereinigung mit ihr, die seit vierundzwanzig Jahren schlummernd in ihm darniedergelegen hatten, gewannen plötzlich in seiner Seele eine solche Lebendigkeit und Wichtigkeit, wie sie dieselben ganz zuverlässig nie bekommen haben würden, wenn sie ihm nicht im Lichte des betrügerischen und entstellenden Hohlspiegels seiner Liebe erschienen wären. Wir wollen Heinrich hier nicht streng und lieblos, sondern nur redlich beurtheilen; Jeder, der mit vorurtheilsfreiem Sinne den Verlauf dieser Dinge prüft, kann zu keinem anderen Resultate gelangen, als zu dem Urtheil, daß Heinrich jetzt heuchlerisch, selbstsüchtig und mit dem entschiedensten Willen, seinen Leidenschaften zu fröhnen, verfuhr. Daß auch die Verbrechen eines solchen Werkzeuges von dem Gotte, der wunderbar ist in seinen Werken, geleitet werden, um die von ihm bestimmte Befreiung der menschlichen Seele von allen Verirrungen zu vollenden und die Wahrheit auf ihren Thron wieder einzusetzen, — das ist eine von den geheimnißvollen, aber trostreichen Erscheinungen der Weltgeschichte, aus denen wir für uns den Wink und die Weisung entnehmen, daß wir uns mit Vertrauen der vollkommenen Weisheit und Güte einer die Menschheit erziehenden Vorsehung ergeben sollen.

Bibliographie.

Autographs of illustrious women of Great-Britain. (Facsimile von Handschriften berühmter Britischer Frauen.) Herausgegeben von Netherclift. 4. 30 Sh.

On drawing and painting in water-colours. (Zeichnen und Malen in Wasserfarben.) Von Clare. 8) Sh.

Institutes of the laws of Scotland. — Erskine's Schottische Gesetz-Sammlung, neu herausgegeben von Macallan. 2 Bde. 32) Sh.

Gamonia. — Die Kunst, Wild zu konserviren. 21 Sh.

On diseases of the skin. (Ueber Hautkrankheiten.) Von Denon. 6) Sh.

Jane Lomax — oder das Verbrechen einer Mutter. Roman in 3 Banden. 31) Sh.

Keith's Botanical Lexicon. — 10) Sh.

Musa madrigalesca. — Herausgegeben von Olivhant. 12 Sh.

Mannigfaltiges.

— An die Leser. Wir beginnen heute den siebenten Jahrgang unseres Blattes, das wir im Januar 1832 der Nachsicht unserer Leser empfahlen und das sich seitdem der freundlichen Theilnahme derselben in immer steigendem Maße erfreut hat. Ohne gerade in der Deutschen Journal-Literatur eine überragende Stellung, nach der zu streben es nicht berufen war, sich erobert zu haben, hat das Magazin doch in seiner bescheidenen Wirksamkeit, in seinem ruhigen parteilosen Bestreben, in den reichen Literatur-Gebieten des Auslandes für jeden Leser mindestens Etwas aufzufinden, wohlwollende und nachsichtige Anerkennung gefunden. Wir besitzen darüber von vielen Seiten aufmunternde Zeugnisse, mit denen oft freundliche Belehrungen und gutgemeinte Wünsche verbunden waren. Zu den letzteren gehörte gewöhnlich auch einer, der, obwohl er nur die äußere Ausstattung unseres Blattes betraf, doch nicht so leicht zu erfüllen war: der Wunsch nämlich nach einem etwas größeren, die Augen weniger anstrengenden Format unserer Typen. Buchstäblich aber war hier der Geist mit dem Buchstaben nicht in Einklang zu bringen. Denn je mehr der letztere sich ausdehnt, um so weniger hat der erstere Gelegenheit, sich geltend zu machen, und doch möchte der Leser auch nicht gern an dem Material, das unser gedrängter Druck ihm bisher so reichlich geliefert hat, etwas einbüßen. Wir sind daher lange unentschlossen und im Widerstreite mit fremden und eigenen Wünschen gewesen, bis uns endlich die reich ausgestattete Offizin des Herrn Hayn durch Herstellung von Typen, die, obwohl für das Auge freundlicher, runder und ansehnlicher als die bisherigen, doch den letzteren in der Oekonomie des Raumes nur wenig nachstehen, das Mittel an die Hand gegeben hat, einem Theil unserer Leser zu willfahren, ohne dadurch den anderen zu benachtheiligen. Wir erscheinen nun heute zum ersten Male mit einer anderen Lettern-Form und hoffen, daß unser Blatt in dieser Gestalt um so lieber gesehen seyn wird, als wir unter dem neuen Kleide unverändert die Alten bleiben und in demselben Geiste, der dem Magazin einen so großen und treuen Leserkreis erworben hat, unsere Zeitschrift auch ferner redigiren werden.

— Alte Jugend. Die France Littéraire vom Monat November 1837 enthält einen Artikel mit der Ueberschrift „Von der jungen Deutschen Literatur"*), als dessen Verfasser ein Herr E. Falconnet unterzeichnet ist. Herr E. Falconnet scheint diesen Artikel aber bereits vor einem Vierteljahrhundert geschrieben zu haben. Denn was er unter junger Deutscher Literatur versteht, ist nichts weniger als das, was man so gewöhnlich „junges Deutschland" oder „junge Literatur" jetzt nennt. Er spricht vielmehr nur von Theodor Körner, Ernst Moritz Arndt — den er seltsamerweise immer Arndt Moritz schreibt — und vom alten Jahn; und das nennt er „junge Deutsche Literatur". Von Körner theilt er mehrere ganz neue Sachen mit, z. B. Lützow's wilde Jagd, das Schwerdtlied und Anderes in sehr schlechten prosaischen Uebersetzungen, und damit, meint die France Littéraire vom Monat November 1837, habe sie ihren Lesern einen vollständigen Begriff von den neuesten Erscheinungen der Deutschen Literatur gegeben.

— Alberto Lista. Von den Gedichten dieses Spanischen Lyrikers, der in seinem Vaterlande schon seit längerer Zeit an die Spitze aller dort lebender Poeten gestellt wird, ist kürzlich eine neue und sehr vermehrte Ausgabe erschienen. Drei Lustra hat es aber doch gedauert, bevor der ersten Ausgabe, die im Jahr 1822 erschien, eine zweite folgen konnte — so wenig ist jetzt in Spanien der Sinn für höhere geistige Genüsse verbreitet! Lista ist nicht bloß der Dichter der Liebe und des Scherzes, sondern auch der Sänger der Religion, der ernstesten heiligsten Gefühle, und mehr wohl sind es noch seine Hymnen und frommen Gesänge, als seine Sonette und Madrigale, die ihn zum Lieblings-Dichter seines Vaterlandes gemacht haben. Einer ganz besonderen Popularität erfreut sich seine Ode auf den Tod Jesu (Oda á la muerte de Jesus), welche auch in vielen besonderen Abdrücken erschienen ist. Die Gaceta de Madrid vom 13. Dez. d. J., die einen Artikel über Alberto Lista enthält, beruft sich darin auch mit Stolz auf das Zeugniß eines Deutschen, des Herrn F. J. Wolff, der in seiner in Deutschland erschienenen Florista de Rimas Castellanas diesen Spanischen Dichter besonders hochgestellt und ihm einen Europäischen Ruhm vindizirt hat.

*) De la jeune littérature allemande.

Herausgegeben von der Redaktion der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Sgr. (⅛ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz sowie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 2. Berlin, Mittwoch den 3. Januar 1838.

Dänemark.

Die Gesellschaft für Nordische Alterthumskunde*).

Die Jahres-Versammlung der Königl. Gesellschaft für Nordische Alterthumskunde zu Kopenhagen, am 26. Januar 1837, eröffnete der Präsident, Konferenzrath Werlauff, mit einer allgemeinen Uebersicht des Zustandes und der Unternehmungen der Gesellschaft im abgelaufenen Jahre 1836. Ihrem Hauptzwecke getreu, hat die Gesellschaft in diesem Jahre von den Altnordischen Denkmälern, in Urschrift und Uebersetzungen, herausgegeben:

1) Fornmanna Sögur (Saga's der Altvordern). Bd. XII.
2) Oldnordiske Sagaer (Altnordische Saga's: Dänische Uebersetzung der vorigen). Bd. XII.
3) Scripta historica Islandorum. Vol. VII.

Mit den beiden ersten schließt die Reihe der geschichtlichen Saga's von Begebenheiten außerhalb Irlands in der Isländischen oder Altnordischen Ursprache und Dänischen Uebersetzung.

Von den Alterthumsschriften werden zunächst erscheinen:

1) Antiquitates Americanae, sive scriptores septentrionales rerum ante-Columbianarum in America: Entdeckungsreisen der alten Normänner nach Amerika, vom 10ten bis zum 14ten Jahrhundert.
2) Grönlands historiske mindesmärker (Grönlands geschichtliche Denkmäler). Bd. I. II.

Alterthums-Forschungen in Nord-Amerika.

Zur Herausgabe des erstgenannten Werkes war es von größter Wichtigkeit, aus Amerika selber alle mögliche Aufschlüsse zu erhalten. Nach eingeleitetem Briefwechsel ernannte die Rhode-Isländische historische Gesellschaft in Providence einen Ausschuß, welchem aufgetragen wurde, die gewünschten Aufschlüsse zu ertheilen und die vorkommenden Fragen zu beantworten. Auf Veranstaltung der Gesellschaft unternahmen die Mitglieder dieses Ausschusses verschiedene Reisen in Massachusetts und Rhode-Island, um dem Auftrage möglichst zu genügen. Durch ausführliche Beantwortung einer Menge Fragen, besonders die Beschaffenheit, das Klima und die Erzeugnisse des Landes betreffend, welche durch die Berichte der alten Schriftwerke veranlaßt wurden, haben die Beauftragten diese aufgeklärt und bekräftigt und durch übersandte Karten die Untersuchungen erleichtert und zuverlässiger gemacht. Sie haben dabei ferner auf alte Denkmäler mit Inschriften die Aufmerksamkeit gerichtet, deren Uebereinstimmung mit Nord-Europäischen aus dem Mittelalter keinem Zweifel unterliegen dürfte. Zuerst reisten diese Männer nach der Provinz Bristol in Massachusetts und begannen eine Untersuchung der merkwürdigen Felsen-Inschrift auf Assonet-Neck, die aller Wahrscheinlichkeit nach aus dem Anfange des eilften Jahrhunderts herrührt und die Besitznahme des Landes durch die Normannen bekunden sollte. Von einem der Reisenden, John R. Bartlett, wurde eine Abzeichnung der Inschriften und Bildwerke der Klippe mit großer Sorgfalt und Genauigkeit ausgeführt und außerdem eine Ansicht dieser an den Ufern des Taunton-Flusses stehenden Klippe und ihrer nächsten Umgebungen entworfen. Dr. Webb, der den Auftrag hatte, die Beantwortungen der Fragen abzufassen, und dem man folglich insonderheit die fortgesetzten Mittheilungen und Beschreibungen verdankt, unternahm später in Begleitung des Hrn. Bartlett eine Reise nach der Insel Rhode-Island oder, wie sie von den Indianern genannt wird, Aquidan, wo sie drei auf der westlichen Küste der Insel in der Landschaft Portsmouth befindliche Inschriftsteine abzeichneten und beschrieben; von dort gingen sie weiter nach Tiverton, wo ebenfalls drei solche Inschriftsteine abgebildet und beschrieben wurden. Diese verschiedenen Mittheilungen, nebst einer Nachricht von mehreren ähnlichen Inschriftsteinen der Umgegend, welche, so wie die Runensteine im Skandinavischen Norden, durch die großen Fortschritte des Ackerbaus zerstört sind, wurden nach und nach der Gesellschaft übersandt und dem in Frage stehenden Werke einverleibt.

Zur Bestätigung der Isländischen Berichte von den Entdeckungs-Reisen nach Amerika diente die Erwähnung Vinlands (d. i. Weinland) von einem ausländischen Schriftsteller des 11ten Jahrhunderts, nämlich Adam von Bremen. Da die älteren Ausgaben seines Geschichtswerkes nicht zuverlässig genug sind, wandte man sich an den Dr. Pertz in Hannover, der eine neue Ausgabe desselben für die große Sammlung Monumenta Germaniae historica vorbereitet. Von ihm erhielt man Lesarten, vorzüglich einer Handschrift der Wiener Hofbibliothek, welche er selber dort verglichen hatte. Zu noch größerer Sicherheit ersuchte man später den Chef der Kaiserl. Bibliothek, Grafen M. von Dietrichstein, um ein Facsimile des von Vinland handelnden Kapitels in dieser vorzüglichen Pergament-Handschrift, welches derselbe auch besorgen und der Gesellschaft für das beabsichtigte Werk mittheilen ließ.

Auch ein anderer auswärtiger Schriftsteller des 12ten Jahrhunderts, Ordericus Vitalis, nennt Vinland, aber unter einem etwas verstümmelten Namen, daher man es für nöthig hielt, in den vorzüglichsten noch in Frankreich übrigen Handschriften seines Geschichtswerkes die betreffende Stelle vergleichen zu lassen. Hiermit wurde Hr. Dezoz de la Roquette in Paris beauftragt. Das Ergebniß seiner Untersuchung dieser Stelle in den Handschriften der Königl. Bibliothek in Paris, so wie die Aufklärungen in Betreff eines in der Bibliothek zu Alençon aufbewahrten Autographs der historia ecclesiastica Orderici und einiger in Rouen vorhandener Abschriften, von dem um die Alterthumskunde der Normandie so rühmlichst verdienten Aule Prevost mitgetheilt, sind gleichfalls in das Werk aufgenommen.

Alterthums-Forschungen in Grönland.

Ueber diese wird das zweite vorgenannte Werk ausführlich berichten. Herr J. Mathiesen, ehemaliger Vorsteher der Ansiedelung Julianehaab, hatte auf Nachgrabungen zur Untersuchung einer zerstörten Kirche an der Igalikobucht angetragen. Dieselbe wurde beschlossen, der Missionar Jörgensen damit beauftragt und die erforderlichen wissenschaftlichen Hülfsmittel, Werkzeuge zum Graben und Zeichnen und anderer Bedarf hingesandt. Alles ist glücklich angekommen, und den Erfolg hoffte man im nächsten Jahre zu vernehmen. Die Mittheilungen aus Grönland im verflossenen Jahre sind folgende: 1) Nachtrag zu den Beschreibungen der Kakortok-Trümmer, durch Untersuchungen und Ausmessungen, nebst einer Grundzeichnung zur Veranschaulichung dieser merkwürdigen Ueberbleibsel, vom Missionar Jörgensen mitgetheilt. 2) Vier Stücke Glockenspeise, deren Dicke und Krümmung auf eine große zertrümmerte Glocke schließen lassen, und ein Bruchstück von einem steinernen Weihwasser-Gefäße: Alles beim vorläufigen Nachgraben in den Kirchentrümmern zu Igaliko gefunden und vom Missionar Jörgensen eingesandt. 3) Der Eingebornen Berichte über zwei Runensteine: ebenfalls mitgetheilt von Jörgensen, der sich bemühen wird, dieselben aufzufinden. 4) Beschreibung der zu Nourssak in Nord-Grönland liegenden Trümmer, welche man für Fallgruben zum Bärenfang angesehen hat; mitgetheilt vom Botaniker J. Vahl. 5) Mehrere merkwürdige Eskimoische Alterthumsstücke.

Durch Verfügung vom 13. Februar hat der König von Dänemark die Fortsetzung der durch den Professor Voigt in Königsberg besorgten Abschriften von Urkunden zur Nordischen Geschichte, im dasigen geheimen Archiv, der Nordischen Alterthums-Gesellschaft übersandt.

Der Ausschuß für Alterthums-Forschungen berichtete, daß das Museum der Nordischen Alterthümer sich eines Zuwachses von 314 Stücken für das abgelaufene Jahr erfreue. Wir wollen hier daraus nur die beiden merkwürdigsten Funde hervorheben: In einem Torf-Moore bei Haralskiär in Jütland wurde eine mumienartige, weibliche, durch eingetriebene Haken und Pflöcke in dem Schlamm versenkte Leiche gefunden. Der Ausschuß hat es, besonders durch Untersuchung der verschiedenen Kleidungsstücke derselben und durch Vergleichung mit ähnlichen Funden im Norden, in Deutschland und in Irland, wahrscheinlich gemacht, daß diese Mumie der letzten Zeit des Heidenthums angehöre; und N. M. Petersen hat durch eine geschichtliche Darstellung zu beweisen gesucht, daß es der Leichnam der Norwegischen Königin Gunhilda sey, welche König Harald Blauzahn, unter dem Schein einer vorgeschlagenen Ehe-Verbindung, nach Dänemark lockte und auf die vorgefundene Weise ums Leben brachte, etwa im Jahre 965. Als Belege möchten hier noch angeführt werden: Beschreibungen nebst Abbildungen zweier Funde in Ringerige in Norwegen, mitgetheilt vom Lektor Keyser in Christiania und

*) Wie in früheren Jahren geben wir auch diesesmal wieder einen Auszug aus dem interessanten Jahresberichte der Gesellschaft. Wir bedauern jedoch, daß uns der Bericht vom Jahre 1836 erst so spät zugekommen ist.

fang nach etwas schwer. „Hören Sie, Signor, die Verwir-
im Palast? Sie müssen sich sputen. Man darf mich nicht
Ihnen zusammen sehen.“ Und der Neger schoß dahin wie ein
durch das Gebüsch. Auch ich eilte mit dem Korbe fort (der
halt desselben war mir unbekannt), denn ich merkte, daß die
ige einer Krisis nahe seyen. Ich hörte mehrere Leute hin und
laufen und Stimmen, die sich mir näherten. Als ich aus
engen Allee hervortrat, bemerkte ich mehrere Gestalten, die
nellen Schrittes den dunkeln Gang herabkamen, und wie von
ischem Schrecken ergriffen, machte ich mich auf die Beine.
merkte bald, daß sie mir nachsetzten, und verdoppelte meine
le. In der finsteren Nacht hatte ich das Unglück, an einen
in zu stolpern und mit dem Korb auf den Boden zu fallen;
schloß ich aus dem Geschrei, das von innen ertönte, daß der
atz, der mir anvertraut worden, ein Kind war. Ich fürch-
e, es könnte verletzt seyn, und ohne Rücksicht auf meine eigene
fahr öffnete ich den Deckel und untersuchte die Glieder des
indes, indem ich es zu besänftigen versuchte. Während ich so
f meinem himmelblauen Domino saß und mit der Beschwich-
gung des Säuglings beschäftigt war, wurde ich an beiden Schul-
rn ergriffen und gefangen genommen.

„Was bedeutet diese Rohheit, Signor“, fragte ich, nicht
issend, was ich sagen sollte.

„Sie sind auf Befehl des Gouverneurs arretirt“, war die
ntwort. — „Ich arretirt! — Wissen Sie, daß ich ein Eng-
änder bin?“ — „Das macht nichts aus; wir haben den Befehl,
lle Personen mit himmelblauen Dominos im Garten zu ar-
etiren.“

„Zum Henker mit dem himmelblauen Domino!“ dachte ich
wenigstens zum zwanzigsten Mal. — „Gut, Signor, ich will
Sie begleiten; doch vorher lassen Sie mich dies arme zitternde
Kind besänftigen“

„Sonderbar“, bemerkte einer von den Häschern, „daß man
ihn mit einem Kinde flüchtend ertappen sollte, zu derselben Zeit,
wo das Fräulein Viola verschwunden ist.“ — „Sie haben Recht,
Signor“, erwiederte ich; „es ist sehr sonderbar, und noch selt-
samer ist es, daß ich selbst nicht mehr weiß, wie Sie. Jetzt bin
ich bereit, Ihnen zu folgen. Sie werden mich verbinden, wenn
einer von Ihnen den Korb trägt, während ich für das Kind
Sorge trage.“

In wenigen Minuten hatten wir den Palast erreicht. Ich
hatte meine Maske behalten, während man mich in den Saal
führte, wo ich kurz vorher dem Gouverneur das Packet übergeben.

„Da ist er! da ist er!“ flüsterte es durch die Menge. „Hei-
lige Jungfrau! er hat ein Kind im Arm! Bambino bellissimo!“
— Bald stand ich dem Gouverneur gegenüber, der, wie es schien,
in der höchsten Aufregung war. — „Das ist dieselbe Person!“
rief der Marchese. „Gestehen Sie, waren Sie es nicht, der mir
vor ungefähr einer Viertelstunde ein Packet einhändigte?“ —
„Das bin ich“, erwiederte ich, während ich das unruhige Kind
streichelte. — „Wer hat es Ihnen gegeben?“ — „Mit Verlaub,
Eure Excellenz, das weiß ich nicht.“ — „Was ist das für ein
Kind?“ — „Mit Verlaub, Eure Excellenz, das weiß ich nicht.“
— Wo haben Sie es her?“ — „Aus diesem Korb, Eure Excel-
lenz.“ — „Wer gab Ihnen den Korb?“ — „Mit Verlaub, Eure
Excellenz, das weiß ich nicht.“ — „Sie wollen mich zum Besten
haben. Man soll ihn untersuchen.“ —

„Wenn Eure Excellenz erlauben, so will ich den Leuten die
Mühe ersparen, wenn nur eine von den Damen das Kind über-
nehmen will. Ich habe diesen Abend eine große Menge Ge-
schenke bekommen; ich werde die Ehre haben, sie sämmtlich
Eurer Excellenz vorzulegen.“

Eine von den Damen hielt ihre Arme dem Kinde entgegen,
das sich sogleich zu ihr herüber neigte, als suchte es in dem an-
deren Geschlecht seine eigentliche Helferin.

„Fürs erste, Eure Excellenz, habe ich heute Abend diesen
Ring bekommen“; ich zog den Ring, den die Maske im violetten
Domino mir gegeben, vom Finger und überreichte ihn. — „Und
von wem?“ fragte der Marchese, sogleich den Ring erkennend,
— „Mit Verlaub, Eure Excellenz, das weiß ich nicht. Ich habe
auch noch einen anderen Ring bekommen“, und hiermit zog ich
den ab, welchen mir der schwarze Domino gegeben. — „Und
wer gab Ihnen diesen?“ fragte der Marchese, den Ring wieder
sorgfältig prüfend. — „Mit Verlaub, Eure Excellenz, das weiß
ich nicht. Auch dies Stilett bekam ich, doch von wem, muß ich
wiederholen, weiß ich nicht. Auch dies Packet gab man mir mit
dem Auftrag, es auf die Brust eines Ermordeten zu legen.“

„Und auch hier kennen Sie wahrscheinlich die Person nicht,
die es Ihnen gab.“ — „Auch hier nicht, Eure Excellenz, so
wenig wie ich weiß, wer mir das andere Packet einhändigte,
das ich Ihnen übergab. Hier ist auch ein Papier, das ich auf
die Kleidung eines Mannes heften sollte, nachdem ich ihn er-
dolcht.“ — „So! und auch hierbei sind Sie ganz unwissend?“ —
„Ich habe auf Alles nur Eine Antwort, Eure Excellenz, die ist:
ich weiß nicht.“ — „Am Ende wissen Sie auch nicht Ihren
eigenen Namen oder Stand“, bemerkte der Gouverneur ironisch.
— „Allerdings, Eure Excellenz“, erwiederte ich, indem ich die
Maske abnahm, „das weiß ich wohl. Ich bin ein Engländer
und, ich glaube, ein Gentleman und ein Mann von Ehre. Mein
Name ist Herbert; ich hatte mehr als einmal die Ehre, bei den
Festen Eurer Excellenz zu erscheinen.“

„Signor, ich erkenne Sie“, erwiederte der Gouverneur.
„Man lasse das Zimmer räumen. Ich muß mit dem Herrn
allein sprechen.“

Als die Gesellschaft den Saal verlassen hatte, erzählte ich die
Ereignisse des Abends etwas ausführlicher, und der Gouverneur
hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu; als ich fertig war, be-
gann er, mir das ganze Geheimniß zu enthüllen, womit ich denn
jetzt endlich die Neugier des Lesers befriedigen will.

(Schluß folgt.)

England.

Gälische Sprache und Literatur.

(Nach dem Atlas.)

Daß das Gälische einst die Sprache des größeren Theils der Britanischen Insel und von ganz Irland gewesen sey, davon zeugen noch jetzt die Namen von Bergen, Distrikten, Seen und Flüssen. Das Walisische (Welsch) wurde auf der Westküste Albions von der äußersten Spitze von Cornwallis bis zu den nördlichsten Hebriden und zu einer oder der anderen Zeit vielleicht auch in dem ganzen heutigen Schottland gesprochen, da man in dem innersten Theile des Schottischen Hochlandes Ortsnamen antrifft, die eher Walisisch als Gälisch zu seyn scheinen. Ueber diesen Punkt wird man jedoch nie zur Gewißheit gelangen, da wir ja in jedem von zwei verwandten Dialekten, die wir nur irgend kennen, Worte zu finden pflegen, die einst beiden gemein waren. Wenn nun daher auch Walisisch die Muttersprache einer größeren Bewohnerzahl der Britanischen Insel ist, als das Gälische, so ist letzteres gleichwohl in der ganzen Ausdehnung des Britischen Reiches weiter verbreitet als ersteres, da wenigstens 90,000 Menschen in Nord-Amerika und gegen 4 Millionen in Irland, im Schottischen Hochlande und auf der Insel Man Gälisch sprechen, die Walisische Sprache hingegen sich auf etwas weniger als eine Million beschränkt. Jedoch besitzen die Waliser trotz dieser Ungleichheit der Zahl ein Seminar, in welchem die Geistlichen den nöthigen Unterricht erhalten, um das Volk in seiner Muttersprache belehren zu können, während seit der Reformation nirgends eine Anstalt zu finden ist, die einem Irischen oder hochländischen Geistlichen gleichen Vortheil gewährt hätte.

Unglaublich würden die Barbareien scheinen, die in Irland zu einer gewissen Periode ihrer Geschichte gegen diese ehrwürdige Sprache ausgeübt wurden, wollten wir sie in ihrer ganzen schrecklichen Wahrheit erzählen, und da ein dicker Band kaum hinreichen möchte, wenn wir diesen Stoff nur irgend auf genügende Weise zu behandeln beabsichtigten, so sehen wir uns, und zwar nicht ungern, dazu gezwungen, ihn in dem gegenwärtigen Versuch ganz fallen zu lassen, und wollen nur an gewisse wackere, wohlmeinende Leute, die der Ansicht sind, daß der einzige Weg, Irland glücklich zu machen, die Bekehrung seiner Bewohner zum Protestantismus sey, die einfache Frage richten, wie diese denn auf andere Weise ins Werk gerichtet werden könne, als indem man sich bei der Unterweisung der Irländer einer Sprache bedient, die sie gehörig verstehen?

Wir wenden uns also jetzt zu dem Zustande des Gälischen im Schottischen Hochlande. Von der Eroberung der Pikten (und dieser Zeitpunkt reicht für unsere gegenwärtige Untersuchung weit genug zurück) bis nach der Regierung Malcolm's III. († 1093) war das Gälische die Sprache der sämmtlichen Bewohner des heutigen Schottlands. Seit jener Zeit gerieth es aus Ursachen, welche die Englische Geschichte wenigstens nicht zweifelhaft gelassen hat, immer mehr in Verfall und war, wie es scheint, bald nach der Regierung Alexander's III. († 1284) nicht viel weiter mehr verbreitet als heutzutage. Gleichwohl blieb es bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts im Hochlande die Sprache der ganzen Bevölkerung, der Vornehmen sowohl als der Niederen. Um diese Zeit verursachte jedoch die Anhänglichkeit der Bergbewohner an die Stuarts, eine Familie, die sich eigentlich nie das geringste Verdienst um sie erworben, sehr große Veränderungen. Die Minister Georg's II. konnten in der That gar nicht begreifen, was die Hochländer zur Rebellion veranlaßt haben mochte. Allerdings meinte damals Jemand, der Umstand, daß die Bergschotten keine Beinkleider trügen, möchte wohl der Grund zum Aufstande gewesen seyn, und darum sollten sie auch durch eine Parlaments-Akte genöthigt werden, diesen wichtigen Theil der männlichen Kleidung anzulegen. Aber es wäre wohl verständiger gewesen, daran zu denken, daß man sie vernachlässigt und in roher Unwissenheit gelassen hatte, so daß intrigirende Personen sich ihrer sehr leicht als Werkzeug ihrer Pläne bedienen konnten. Bald darauf wurden sie entwaffnet, und auch ihre Sprache wäre geächtet worden, hätte man nur die ehrlichen hochländischen Hausfrauen zwingen können, für ihre Kinder eine andere Sprache eben so schnell als Beinkleider von anderem Schnitt und anderer Farbe zu verfertigen. Man versuchte das Ding jedoch auf eine andere Weise; die Gesellschaft zur Verbreitung des wahren Christenthums im Hochlande und den Inseln von Schottland schickte Leute hin, die das Christenthum in einer dort unbekannten Sprache lehren sollten; welche Berichte man zur Zeit auch der Gesellschaft darüber abgestattet haben mag — die Mission hatte auch nicht den geringsten Erfolg. Jedoch entsprang daraus ein anderer Vortheil; man lehrte nämlich die Kinder in den Schulen der Gesellschaft das Englische gehörig lesen und aussprechen, und einige von diesen kamen durch Anstrengung und Ausdauer so weit, daß sie den größten Theil von dem verstanden, was sie lasen. Außer den Gesellschafts-Schulen, deren in jeder hochländischen Grafschaft 4 bis 5 seyn mochten, und den Parochial-Schulen, von denen eine in jedem Kirchspiel war, errichtete das Volk selbst wäh-

rend des Winters noch mehrere andere. In den übermäßig großen Kirchspielen des Hochlandes nämlich, von denen einige 20 (Engl.) Meilen lang und eben so breit, andere aber auch noch größer sind, war es mit Ausnahme der Kinder, die im Umkreise von einigen Meilen von den Parochial-Schulen entfernt wohnten, für die übrigen fast unmöglich, dieselben zu besuchen. Daher bauten die Bewohner der entlegeneren Gegenden in jedem Thale eine Schul-Hütte, die den Kindern zuweilen nur sehr wenig Schutz gewährte, und nahmen dann irgend einen halb unterrichteten jungen Menschen als Schulmeister an, der sie den Winter hindurch unterwies und dafür das Nothdürftigste erhielt, indem er für jedes Kind eine Woche lang von den Aeltern desselben beherbergt und beköstigt wurde. In diesen bescheidenen Schulen wurde sehr oft das Gälische gelehrt, und die, welche auf diese Weise ihre Muttersprache lernten, machten natürlich raschere Fortschritte als ihre Nachbarn im Englischen.

Dies war der Zustand des Unterrichts im Schottischen Hochlande seit der Zeit der Reformation, und solchergestalt waren die Bestrebungen des Volkes, um desselben theilhaft zu werden. Außerdem wurde die Gälische Sprache nicht länger von den Vornehmen gepflegt, und heutzutage giebt es sogar Häuptlinge, die sich zwar des Alters ihrer Familien rühmen, gleichwohl aber die poetischen auf ihre Vorfahren verfaßten Lobeserhebungen nicht mehr verstehen. Es läßt sich leicht denken, daß ein Volk, welches sich in einem solchen Zustande befindet, nur eine sehr unbedeutende Literatur besitze. So tiefe Wurzeln hatte jedoch die Liebe zur Poesie unter den Hochländern geschlagen, daß, obgleich ihre Häuptlinge keine Barden mehr hielten und Letztere daher als ein eigener Stand zu bestehen aufhörten, die Dichtkunst gleichwohl noch viele Verehrer behielt, die keine andere Belohnung suchten, als die Befriedigung ihres eigenen poetischen Triebes und die Anerkennung ihrer Freunde.

Um das Jahr 1750 ließ James Macpherson in Edinburg einen kleinen Band Uebersetzungen aus dem Gälischen drucken (wenigstens nannte er sie so), die dann später zur Herausgabe des Ossian führten und dem Uebersetzer zu großem Reichthume verhalfen. Man fing nun an die Gälische Sprache für noch nicht ganz erloschen zu betrachten, und es erschienen Uebersetzungen alter Fragmente in Irland von Miß Brookes unter dem Titel Relicks of Irish Poetry (Reliquien Irischer Poesie) und in Schottland von Dr. Smith unter dem Titel Gaelic Antiquities. Das letztgenannte Werk enthält, wie man glaubt, einige unechte Stellen, die ein gewisser Kennedy, der ziemliches Talent im Nachahmen besaß und selbst viele Bruchstücke alter Dichtkunst gesammelt, dem Dr. Smith als echt bezeichnet hatte. Um dieselbe Zeit erschien eine Sammlung Alt-Gälischer Poesieen auf Kosten des patriotischen Buchhändlers Gillies in Perth und eine Sammlung Gälischer Poesieen von bekannten Verfassern in Edinburg bei Ronald Macdonald. Als Anhang findet man bei letztgenannter Sammlung drei der darin enthaltenen Gedichte in einer prosaischen Uebersetzung, nämlich den „Traum" von Donald Fraser, den „Wunsch des befahrten Barden" und das „Lied von der Eule", welche letztere beiden später auch von Mistreß Grant von Loggan übersetzt worden sind. Im ganzen Gebiet der Dichtkunst giebt es vielleicht nichts, das die Schilderungen im Lied von der Eule übertrafe. Stewart's und Turner's Sammlungen, die beide seit Anfang dieses Jahrhunderts erschienen sind, enthalten viele schöne Poesieen. Außer diesen gab ums Jahr 1748 Duncan Mac Intyre einen Band Original-Gedichte heraus und war unseres Wissens der allererste, der im Schottischen Hochlande seine eigenen Gedichte in der Gestalt eines gedruckten Buches erscheinen ließ. Die Namen Mackenzie, Roß, Stewart, Mac Dougal, Mac Lay und in der neuesten Zeit Mac Coll sind in England allbekannt, da die Werke dieser Autoren sich dort in Jedermanns Händen befinden. Im Jahre 1780 gab Shaw in Edinburg ein Englisch-Gälisches Wörterbuch in Quarto heraus, ein Werk, das kein großes Verdienst besitzt. Der nämliche Autor ließ um dieselbe Zeit eine „Analyse der Gälischen Sprache" erscheinen, die noch weit geringeren Werth hat. Hingegen gab Stewart im Jahre 1812 die ungemein gründlich abgefaßten „Elemente der Gälischen Grammatik" heraus. Von Dr. Armstrong erschien 1825 ein schätzbares Gälisch-Englisches und Englisch-Gälisches Wörterbuch, in welchem er die Verwandschaft des Gälischen mit anderen Sprachen nachweist. Seit dieser Zeit ist ein anderes vortreffliches Wörterbuch herausgekommen, mit dessen Ausarbeitung sich die besten Gälischen Gelehrten im Auftrag der hochländischen Gesellschaften zu London und Edinburg mehrere Jahre lang beschäftigt hatten, und aus diesem und Dr. Armstrong's Werk haben die Doktoren Dewar und Mac Leod ein Wörterbuch zum allgemeinen Gebrauch zusammengetragen. Die Gälischen sogenannten wandernden Schulen, die vor kurzem im Norden durch Subscription errichtet worden sind, haben den Geschmack an Gälischer Prosa weiter verbreiten helfen, und um demselben noch mehr Befriedigung zu gewähren, gründete Dr. Mac Leod, der gegenwärtige Vorsteher der General Assembly, eine Zeitschrift unter dem Namen „der Gälische Bote". Derselbe Verfasser hat später auch ein Enfield's Speaker ähnliches Buch herausgegeben, das den Titel führt Leabhar nan Cnoc (das Buch der Berge) und verdientermaßen große Popularität genießt.

Endlich ist unlängst in Glasgow die Bibliotheca Celtica von Herrn Reed erschienen, in welcher man fast jedes Gälische Werk angeführt findet.

Bibliographie.

New-Edinburgh Almanack, for 1838. — Herausgegeben von Oliver and Boyd. 4 Sh.
The novel adventures of Tom Thumb. — Von Mrs. Barwell. 2½ Sh.
Carpenter's Minstrel musings. — 2½ Sh.
Historical memoirs of the Queens of England. — Von Lawrence. 12 Sh.
History of ancient philosophy. — Nach Heinrich Ritter. 2 Bde. 30 Sh.
The force of imagination. — Von Tennent.
Tales about christmass. — Von Peter Parley. 7½ Sh.
Grammar of the new testament dialect. — Von Stuart. 7½ Sh.
Private correspondence of the Duchess of Marlborough. — 2 Bde. 28 Sh.
Rowland Massingham — Von Miß Strickland. 2½ Sh.
Astronomy and general physics. — Von Whewell. (Gehört zu den Werken, die den Bridgewater-Preis erhalten haben.) 6 Sh.
Memoirs of Joseph Holt, General of the Irish rebels. — Herausgegeben von Croker. 2 Bde. 28 Sh.
Scenes and characters illustrating christian truth. — 2 Bde. 7 Sh.
On infant baptism. — Von Jerram. 5 Sh.
Rise and progress of the British power in India. — Von Peter Auber. 2 Bde. 21 Sh.
Trelawny of Trelawne, or the prophecy. — Eine Sage von Cornwallis. — Von Mrs. Bray. 3 Bde.

Mannigfaltiges.

— Die Weltgeschichte in Denkmünzen. Eines der interessantesten großen Werke, die jetzt in Frankreich erscheinen, ist unstreitig die im Jahre 1833 begonnene und nunmehr bereits bis zum zehnten Bande gediehene Sammlung von Münz-Abdrücken des Alterthums, des Mittelalters und der neueren Zeit*). Bekanntlich ist es ein erst seit einigen Jahren in Anwendung gekommenes sinnreiches Verfahren, wodurch man Medaillen und Basreliefs auf eine so täuschende Weise vermittelst des Grabstichels herzustellen weiß, daß man in der That nicht bloß Abbildungen, sondern greifbare Körper mit ihren Erhöhungen und Vertiefungen vor sich zu haben glaubt. Dieses Verfahren ist zum ersten Male im Großen bei dem vorliegenden Werke zur Anwendung gekommen, und da der Kupferstecher dabei durch die Zeichnungen einer Meisterhand (von Paul Delaroche) unterstützt worden, so ist der artistische Werth der bisher erschienenen 145 Lieferungen gewiß nicht zu bezweifeln. Es kommt aber dazu noch der historische Werth, der von den Gelehrten verbürgt wird, die das Unternehmen leiten und an deren Spitze Herr Prof. Lenormant steht, von dem auch die erklärenden Texte zu den Abbildungen verfaßt sind. Und so erhalten wir damit von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart eine durch ihre eigenen Denkmäler zu uns redende Geschichte, die, außerdem daß sie uns die Länder und Völker der Erde in ihren verschiedenen politischen und sittlichen Zuständen vorführt, auch eine Geschichte der plastischen Kunst selbst in ihrer rohen und veredelten Gestalt ist. Wir haben hier praktischer als irgendwo die Beweise vor uns, daß die Menschheit stets im Fortschreiten begriffen sey, und daß, wenn sie auch augenblicklich einmal durch Barbarei und Verthierung zurückgehalten scheint, der göttliche Funke doch im Stillen fortlebt und später um so glänzender und lebendiger sich Bahn macht. Es wird diese Erfahrung sogar in einem ganz kurzen Zeitraume der neueren Französischen Geschichte durch das vorliegende Werk recht anschaulich. Dasselbe bringt nämlich unter Anderem auch alle während der Regierung Ludwig's XVI., während der Revolution und in der Napoleonischen Kaiserzeit geprägten Denkmünzen. Es ist zum Erstaunen, bis zu welcher niedrigen Stufe die Kunst herabsinken konnte, als sie sich zur Verherrlichung des Terrorismus, zur Apotheose des Unmenschlichen hergab. Nackte cynische Darstellungen, eben so plump ausgeführt als schaamlos erfunden, begleiten die Herrschaft der Guillotine in Frankreich, bis die Regierung des Directoriums einem besseren Geschmacke wieder Bahn macht und endlich das Scepter Napoleon's eben so der Kunst wie der Kirche ihre gottgeweihten Altäre zurückgiebt. Aber auch für die Zeit Napoleon's ist diese Medaillen-Sammlung ein höchst interessantes und die Gesinnungen der Franzosen überaus charakterisirendes Geschichtswerk. Eben so wie man auf die verschiedenen Gradationen des Moniteurs aufmerksam gemacht hat, der in seinem Blatte vom 2. März 1815 „das Ungeheuer (l'ogre) und den Räuber Buonaparte" von der Insel Elba kommend, in Frankreich landen, ihn dann in den folgenden Tagen allmälich zum „General", zum „Erkaiser" und zu „Napoleon" schlechtweg avanciren ließ, bis das offizielle Blatt endlich am 20. März meldete: „Se. Maj. der Kaiser der Franzosen haben heute unter dem Jubel der Bevölkerung Allerhöchstihren Einzug in Paris gehalten" — so kann man auch in dieser Münz-Sammlung dem Bürger-Soldaten, dem die Anerkennung der Republik zu Theil wird, bis zu dem Momente folgen, wo er als Kaiser im Zenithe seines Ruhmes von den maßlosen Schmeicheleien seiner Höflinge vergöttert wurde. Wer nur irgend ein Freund der Kunst und der Geschichte ist, wird in dem Trésor de Numismatique einen Schatz von Belehrung und Unterhaltung finden, und es wäre wohl zu wünschen, daß auch in Deutschland ein ähnliches Werk zu Stande käme.

*) Trésor de Numismatique et de Glyptique.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf diese Beilage der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 3. Berlin, Freitag den 5. Januar 1838.

England.

Edinburg und der gesellige Zustand seiner Bewohner.

(Nach der Revue de Paris.)

Wenn der Reisende von Leith aus die Hauptstadt Schottlands erblickt, so bewährt sie ihren alten Ruf einer malerischen Stadt mit ihren Hügeln, die von Baudenkmälern und Wohnhäusern wie von Kronen geschmückt sind, ihren schönen und breiten Straßen, welche von baumreichen Squáres durchzogen werden, ihren dunkelbelaubten Bergzügen, dem schattigen Hintergrunde des Gemäldes, deren Häupter in den Winter-Monaten mit Schnee bedeckt sind. Dieser Gesammtanblick Edinburgs erregt die lebhafteste Theilnahme des Fremden, aber nicht ohne Beimischung von Bangigkeit, wenn er auf die menschenleeren Wege blickt, die keine Spur von der Nähe einer großen Stadt, wie das wachsende Getümmel auf den Heerstraßen sonst gewöhnlich erkennen läßt, verrathen, auf denen nur Schweigen und Oede herrscht und das irrende Auge sich ängstlich nach einem vereinzelten Fußgänger umsieht. — Die neuen Stadttheile, welche ich noch am Tage meiner Ankunft durchzog, bestehen zwar aus regelmäßigen, freundlich gebauten, fast sämmtlich nach einem Zuschnitt angelegten Häusern, gleichen aber im Ganzen einem modernen Pompeji unterm Vergrößerungsglase, wegen ihrer unbeschreiblichen Verlassenheit und Einsamkeit. Mein Wirth erklärte mir auf meine Frage und meine Verwunderung, daß jetzt (im Febr. 1837) die Grippe mit ihren räuberischen Verheerungen diesen anscheinenden Mangel an Bevölkerung herbeigeführt hätte, und wirklich haben alle wohlhabende Familien der inficirten Stadt den Rücken gekehrt und sich auf ihre Landhäuser begeben, wo die Krankheit sie nicht weniger erreichte. Anfangs schenkte ich der Versicherung meines Wirthes Glauben; aber in der Folge hatte ich nur zu oft Gelegenheit, mich zu überzeugen, daß diese Thebaïsartig: Leere der Neustadt, mit seltenen Ausnahmen, ihr stehender Typus sey, weil ihre Bewohnerzahl in einem nicht zu verkennenden Mißverhältnisse mit der Ausdehnung und Geräumigkeit ihrer Plätze und Squáres steht.

Queen-Street, in der ich abstieg, wird von einer Reihe eleganter Gebäude gebildet, die der einen Seite eines unermeßlichen Squáre, der, so weit das Auge reicht, die Neustadt von Osten nach Westen durchzieht, parallel gebaut ist. Dieser Squáre theilt sich in drei von Gittern umschlossene Räume, welche die Bewässerungsgräben, die Türkischen Zelte und alle sonstige Einrichtungen Englischer Gärten haben und den Hausbesitzern der Straße zur Benutzung offen stehen. Queen-Street mit ihren Terrassen theilt die Neustadt in zwei völlig gleiche Theile, deren einer in Süden ansteigt bis zu den Gärten von Prince-Street und dem Schlosse, und, von mehreren anderen großen regelmäßigen Straßen durchschnitten, zwölf rechtwinkige Dreiecke bildet, deren zweites, minder regelmäßig, nordwärts in Gestalt eines Halbmondes sich zu den Wiesen und dem kleinen See von Canon-Mills niedersenkt. Sowohl dieser Theil, als die Neustadt überhaupt sind wegen ihrer hohen Lage der vollen Gewalt der Nordstürme ausgesetzt, und doch ist bei den neuen Bauten nicht die geringste Rücksicht darauf genommen worden; die breiten Straßen und die schönen Plätze, die den schönsten Londons nicht nachstehen, sind dem Spiel aller 32 Luftzüge der Windrose ausgesetzt. Daher ist im Winter kein angenehmes Wohnen in Edinburg, obgleich die reichen Schotten ihre Schlösser verlassen, um diese Saison in der Hauptstadt zuzubringen; sie sind weniger empfindlich gegen Kälte und Sturm, als die Londoner gegen Nebel und Rauch. Doch in diesem Jahre war Edinburg wenig besucht, und der Anblick der verlassenen Stadt war kläglich genug. In London hat ein Minus von 30,000 Menschen wenig zu bedeuten, in Edinburg macht die Abwesenheit von etlichen hundert Familien in der Neustadt schon viel aus. Vergeblich sucht man die von einer wogenden Menge schwarz getretenen Quadern Londons, wo man sich mit dem Ellbogen Bahn brechen muß; breite saubere Trottoirs, auf denen der Tritt eines Wandelnden ein halbes Wunder ist, leere Straßen mit leeren Häusern, deren Hallen ein gutes Echo abgeben, und vereinsamtes Pflaster, das jeden Fußtritt gewissenhaft wiederholt, geben der puritanischen Stadt das Ansehen einer verlassenen Kirche. Die Menschen erstaunen, sich in dieser Wüste zu sehen, und scheinen mit ihren beredten Blicken, wie in anderen Ländern zur Pestzeit, sich zu fragen, ob es möglich sey, daß hier drei sich zusammenfinden! Oeffnet sich vollends ein Fenster nach der Straße, dann erwartet man etwas Ungewöhnliches: „Was giebt's oben? Was hat man da zu sehen?" Dabei ist die Regelmäßigkeit der Straßen so entsetzlich, die Aehnlichkeit der Häuser so geschwisterlich, daß die Einförmigkeit des Ganzen auf die Spitze getrieben wird. Alle Häuser haben dieselbe Größe und Höhe, gleiche Balkens und Giter, dieselbe grün oder braun gestrichene Thür mit denselben glänzenden Lederknöpfen und Klingelschildern, die den Namen der Bewohner nebst Stand und Gewerbe enthalten, kurz, Alles auf dieselbe Weise. Wollte man nach diesen Schildern urtheilen, so wären alle Häuser bewohnt, manche sogar hinlänglich, und doch sehen sie so todt aus, als sollten sie morgen verkauft oder subhastirt werden. Mit dem Eintritt in die Georgs-Straße, welche ebenfalls die ganze Neustadt durchzieht, wird ein Anfang von Leben sichtbar. Schöne Läden bieten sich dem Blick, und die Handelswelt wird rege; aber erst an der Nordbrücke zeigt sich der Verkehr und die Rüstigkeit einer Stadt; hier ist der Sitz des Lebens, das Herz von Edinburg.

Aber immer bleibt Georgs-Street die prächtigste Straße der Hauptstadt; über eine halbe Stunde lang, an beiden Enden von öffentlichen Gebäuden begränzt, von der St. Georgskirche, der Bank und dem Lord Melville's-Denkmal, und in angemessenen Zwischenräumen mit den Bildsäulen Pitt's und Georg's IV. geschmückt, kann sie mit den berühmtesten Straßen Europäischer Residenzen den Wettkampf eingehen. Hier prangen auch die reichen Läden der Juweliere, Parfümerie- und Modewaaren-Händler, die aber mehr zum Schmuck der Straßen als zum Nutzen ihrer Inhaber eingerichtet scheinen; nur die Läden der Buchhändler und Spezerei-Kaufleute machen hiervon eine Ausnahme. Denn die Lektüre ist dem Edinburger ein Bedürfniß wie der Hunger, und die Nahrung des Geistes wird mit nicht geringerer Gier, als die des Körpers gesucht. Die Folge von diesem allgemeinen Streben nach Politur ist eine durchgreifende Bildung, die sich selbst bis auf die gewöhnlichsten Professionisten, wie Tischler und Schlosser, erstreckt, so daß man Edinburg als die endlich gefundene Gelehrten-Republik alter und neuer Philosophen bezeichnen könnte. Nicht selten muß man vom Munde auf die Hand sehen, um den Handwerksmann zu erkennen. Der Arbeitsmann, der mein Felleisen von Queen-Street nach Prince-Street trägt, wo ich mein neues Quartier aufschlagen will, hat trotz seiner weißen Schürze und Haare einen Anstand und eine Würde, die überraschend und himmelweit von jenen in Lumpen gehüllten Packträgern anderer Länder verschieden ist, die das ihnen anvertraute Gut eher zu stehlen als zu bewahren die Miene haben. Mein neuer Wirth ist seinem Handwerk nach ein Kunst-Tischler, seinem feinen Benehmen und seiner ernsten Unterhaltung nach ein hoher Staatsbeamter; er macht artige Verse, spricht als Kenner über die Balladen seines Landes, deren Sammlung er beabsichtigt, und ist Besitzer einer geschmackvollen Bibliothek. Mein neues Logis gewährt die Aussicht auf die Gärten der Prince-Street und auf das Schloß, das zwei Büchsenschüsse von meinem Fenster sich wie eine herrliche Theater-Decoration ausnimmt, und besteht aus einem Besuchzimmer mit Fußteppich und damastener Wandgarnirung nebst Schlaf-Kabinett mit Säulenbett und geblümten Vorhängen, welches, wie die meisten Englischen Betten, fast das halbe Zimmer einnimmt.

Das eigentliche Leben beginnt, wie schon bemerkt, um Prince-Street und die Nordbrücke. Hat man diese prächtige Brücke von 1100 Fuß Länge, der nichts als ein majestätischer Strom abgeht, und welche zwei Städte verbindet, während sie in eine dritte hinübergreift, endlich überschritten, so befindet man sich in einer anderen Stadt. Verschwunden sind die regelmäßigen und einförmigen Häuser; ihre Stelle nehmen kolossale Bauwerke ein, besonders in der High-Street, wo Alles sich noch in dem Zustande befindet, wie Walter Scott ihn im siebzehnten Kapitel seines Abtes uns beschreibt. Gleiches Leben ist noch, wie damals, neben anderen Sitten und Gewohnheiten; wie damals wird vielleicht noch Flandrische Leinwand und Französische Tapisserie verkauft, aber ihren vorzüglichsten Handel treibt sie mit Spirituosen, wovon einige Dutzend Sorten im Gange sind; doch unter allen steht der verwünschte Whiskey, aus gebranntem Gerstenwasser und über Torf geschmortem Kartoffelfusel gebrannt, bei den niederen Volksklassen am meisten in Gunst. Für alle Bedürfnisse reicht der Whiskey

dem Schotten aus; wenn dieser sich schwach fühlt, sucht er in der Flasche seine Stärkung, Wärme im Winter, Kühlung im Sommer, er trinkt ihn als seinen Sorgenbrecher, und zuletzt muß der Geist dem Uebermaaß erliegen, wenn es der Körper auch aushält. Der Whiskey ist das privilegirte Volksgift!

Der größte Theil der Altstädter Läden hat, obgleich mit Sorgfalt eingerichtet, dennoch nicht die sonstige Nettigkeit und den Comfort Englischer Verkaufs-Lokale, und im Allgemeinen finde ich, daß die große Berühmtheit von High-Street übertrieben ist. Die Häuser sind schwarz, ohne alle Symmetrie und Architektur; selten sieht man einen gothischen Bau mit Gesimse oder einiger Skulptur in Holz oder Stein, wie z. B. in Rouen. Das Haus des Reformators Knox ist eine höchst mißfällige Zusammenwürfelung von Treppe, Dach und altersschwarzem Gebälk, eben nur seines Alters wegen sehenswerth, weil ihm alle Ausstattung abgeht bis auf eine klägliche, aus der Wand hervorstehende übertünchte Holzfigur, die wohl schwerlich auf den Namen eines Kunstwerkes Anspruch macht. Einen bei weitem besseren Geschmack verräth das Haus des Regenten Murray, obgleich von demselben nur die kahlen Wände und die zwei sogenannten Obelisken am Eingange noch erhalten sind. Das Dach ist neu und dauert seinen Ursprung höchstens aus den letzten drei Decennien des vorigen Jahrhunderts, und das Ganze zeigt das Bild der Einfachheit und Beschränkung, ein sprechendes Zeugniß, wie unbequem die großen Herren zur Zeit der Schottischen Maria wohnten; denn das ganze Haus würde heutzutage höchstens für eine einfache Magistratsperson Raum genug enthalten. — High-Street, der Mittelpunkt der Altstadt, deren übrige Theile sich um sie gruppiren, beträgt in ihrer Erstreckung von Osten nach Westen mehr als eine Stunde und ist auf der Kante eines schmalen Hügels gebaut, der nach der Lage der Nachbarhügel von Carlton-Hill und Arthurs-Stuhl, allmälig von den Ufern des Forth im N. O. aufsteigt, um mit einem jähen Felsensturz im S. O. zu endigen. Die alte Stadt war amphitheatralisch auf dem Süd- und Nord-Abhange des Hügels gebaut und senkte sich auf der einen Seite gen Cowgate und gen North-Loch auf der anderen, wo heute die Gärten von Prince-Street sich befinden. Diese doppelten Bogen von braunen und schwarzen Häusern, die, nicht selten 12 bis 14 Stockwerke hoch, um den Vorzug der Höhe zu streiten scheinen, verfehlen ihren befremdenden Eindruck nicht, und die hervorragendsten derselben auf dem Gipfel des Hügels berühren High-Street, diese Pulsader der Altstadt, an die sich eine Unzahl von Gäßchen und bedeckten Kreuzgängen lehnen, die den Namen Closes, Wynds, Lanes führen und rechts und links an die Hauptstraße nach den abwärts gelegenen Quartieren von North-Loch und Cowgate stoßen.

Außer den Gebäuden von Knox und Murray verdient in High-Street noch vorzugsweise Erwähnung die Kathedrale von St. Gilles, von hohem Alter und schon in einer Akte des Schottischen Königs David genannt. Freilich ist ihr Alter durch die vielen Restaurationen der Zinnen, des Thurmes, der Glocke und des Gemäuers etwas angetastet worden, namentlich haben die letzten Veränderungen im Jahre 1835 der Kirche ein neumodisches Aussehen gegeben, und zwei Drittheile des Gebäudes sind als Kinder der Gegenwart zu betrachten. Aus den Gängen des Heiligthums ist der Schutt beginnenden Verfalls hinweggeräumt, die Risse an den Wänden sind ausgebessert, eine Gothische Halle schmückt die Hauptfacade, die Krone, die auf der Spitze des Thurmes sitzt, ist aufgeputzt und hat, von störendem Beiwerk befreit, ihre natürliche Gestalt wieder angenommen, kurz, St. Gilles ist heute eine freundliche Kirche in modern-gothischem Styl wie die meisten Gotteshäuser Edinburgs; doch steht die Kleinheit derselben ebenfalls in einem auffallenden Kontrast mit der Größe der sie umgebenden Gebäude. — St. Gilles, von dem die Kirche den Namen führt, ist Schutzpatron der Stadt. Die Legende nennt ihn einen Griechen von Geburt und setzt dieselbe in das sechste Jahrhundert. Nach dem Tode seiner Aeltern vertheilte er seine Güter unter die Armen und ging nach Frankreich, wo er an den Mündungen des Rhone ein Klausnerleben führte. Drei Jahre brachte er dort zu und nährte sich von Wurzeln und der Milch einer Hirschkuh. Was bedurfte es im sechsten Jahrhunderte mehr, um in den Ruf der Heiligkeit zu kommen! Bald schrieb man ihm eine Reihe von Wundern zu, von denen er selber nicht wußte, wie er dazu kam. Wenn in einem der umliegenden Flecken ein Kind in den Brunnen gefallen war, ohne zu ertrinken, ein Schieferdecker vom Dache stürzte, ohne sich auf dem Straßenpflaster das Gehirn zu zerschlagen, so hatte man es St. Gilles' unsichtbarer Hülfe zu danken. Als der Heilige merkte, daß er im Gange sey, benutzte er seinen Ruf aufs beste, baute von den Spenden der Gläubigen ein Kloster, dem er seinen Namen gab, und bald auch Häuser, die er aus neuen kostbaren Schenkungen bestritt. St. Gilles war fast aus dem Gedächtniß der Menschen verschwunden, als Preston de Gourton, ein Schottischer Edelmann, auf einer Reise durchs mittägliche Frankreich sich einen Knochen des Heiligen, ich weiß nicht, wie — zu verschaffen wußte und bei seiner Rückkehr der Kirche zu St. Gilles diese Reliquie vermachte. Dafür stellte das Patronat derselben den Erben Preston's die Urkunde aus, bei feierlichen Umzügen diesen Knochen ausschließlich tragen zu dürfen, eine Ehre, die bei seinem Hause blieb, bis die Reformation dem Reliquienwesen ein Ende machte.

High-Street ist keineswegs der Sitz des literarischen Verkehrs; man findet nur wenig Buchhändler dort, die einen untergeordneten Rang einnehmen und Almanachs, ABC- und Bilderbücher für ein geringes Geld absetzen. Doch haben einige Journalisten daselbst ihre Büreaus oder vielmehr den Detail-Verkauf ihrer Journale. Obgleich der Preis der Tageblätter im Allgemeinen hoch zu nennen ist, so finden sie doch bei der Lesewuth der Edinburger reißenden Abgang; wer selbst keines halten kann, sucht es für einen mäßigen Beitrag auf einige Stunden des Tages zu leihen. Dennoch verdanken die Blätter ihren Fortgang hauptsächlich den Annoncen, deren weitläuftiger und Patagonischer Druck in keinem Verhältniß zu der Bedeutungslosigkeit des Inhalts steht. Diese Journale haben, von der Noth getrieben, das Problem gelöst, das Vacuum sichtbar zu machen: ihre langen dürren Kolumnen sind die Sahara auf dem Gebiete des Geisteslebens, mit Mühe entdeckt man auf weiten Räumen eine kleine Oase, ein einsames, duftendes Kind der Flora. Doch — um keinen Fehdehandschuh hinzuwerfen — zurück zu High-Street.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Substance of a lecture on poetic genius as a moral power. — Von John A. Herund.

A review, financial statistical and commercial, of the Empire of Brazil. — Von J. J. Sturz.

The modern pythagoreau. — Erzählungen und Skizzen von Robert Macnish. 2 Bde.

The history of party; from the rise of the Whig and Tory factions in the reign of Charles II. to the passing of the reformbill. — Von G. Wingrove Cooke. 3 Bde.

The nabobs wife. — Roman in 3 Bden.

Introduction to the first elements of Chemistry. — Nach Prof. Liebig in Gießen. Aus dem Deutschen übersetzt.

Italien.

Der himmelblaue Domino.

(Schluß.)

Der Gouverneur, Marchese di Cesto, hatte eine Tochter, Namens Viola, die er gern mit Rudolph, Grafen von Istria, vermählt hätte; Viola aber hatte den Marquis Albert von Salerno gesehen: hieraus entspann sich eine gegenseitige Zuneigung. Der Gouverneur wollte seine Tochter nicht zur Erfüllung seiner Wünsche zwingen, aber eben so wenig ihre Vermählung mit dem Marquis Albert gestatten. Der Graf Rudolph hatte das Liebesverhältniß zwischen Viola und dem Marquis von Salerno entdeckt und hatte sich schon mehrere Male vergebens bemüht, seinen Nebenbuhler durch Meuchelmord loszuwerden. Nach einiger Zeit hatte Viola in eine geheime Vermählung mit dem Marquis gewilligt; ein Jahr darauf zog sie sich aufs Land zurück, wo sie, ohne Wissen, ja ohne Verdacht von Seiten ihres Vaters, ein männliches Kind zur Welt brachte; eine von den Hofdamen, die vermählt war, wurde ins Geheimniß gezogen und das Kind als ihr eigenes ausgegeben.

Um diese Zeit waren die geheimen Verbindungen, namentlich der Carbonari, in Italien besonders furchtbar geworden, und die Regierungen thaten alles Mögliche, sie zu unterdrücken. Graf Rudolph stand an der Spitze dieser Verbindungen, die er in doppelter Absicht begünstigte, seine eigene Macht zu vergrößern und seinen Nebenbuhler aus dem Wege zu räumen. Hiervon hatte der Marquis von Salerno Kunde bekommen, und es war ihm darum zu thun, sich Beweise gegen den Grafen zu verschaffen; denn er wußte, sobald dies bewiesen wäre, dürfte der Graf nie wieder vor dem Gouverneur erscheinen. Der Graf dagegen hatte alle Anstalten getroffen, seinen Nebenbuhler fortzuschaffen, und die Maskerade dazu bestimmt.

Der Marquis von Salerno erfuhr diesen Plan und hatte auch an diesem Morgen die Beweise gegen Graf Rudolph erhalten, die er sogleich dem Gouverneur ausliefern wollte; doch da er wußte, daß die Carbonari darauf ausgingen, ihn zu ermorden, und daß auch der alte Marchese auf die Nachricht von der heimlichen Ehe heftig erbittert seyn würde, so beschloß er, mit seiner Gattin nach Pisa zu fliehen, in der Hoffnung, daß die Beweise von der Verbindung des Grafen mit den Carbonari und die Zeit selbst den Zorn des Vaters beschwichtigen würden. Der Marquis hatte die Flucht auf die Nacht der Maskerade verschoben, da seine Gattin dann leichter entfliehen könne, als aus dem gutbewachten Palais des Gouverneurs; doch war es nothwendig, daß sie zu Pferde forteilten, und dann konnten sie das Kind nicht mitnehmen. Viola wollte sich durchaus nicht dazu verstehen, es zurückzulassen, und in dieser Verlegenheit hatte er an einen Freund, den Grafen d'Ossore, geschrieben, der auf die Maskerade kommen sollte, ihnen zu helfen, und zwar in einem himmelblauen Domino, damit sie ihn desto leichter zu finden wüßten. Der Graf d'Ossore hatte diesen Morgen seine Stadt-Wohnung verlassen, einer Jagd-Erkursion halber, und hatte also den Brief nicht bekommen, was der Marquis und Viola nicht wußten. So standen die Sachen in dem Augenblick, als ich selbst den himmelblauen Domino anlegte, um die Maskerade zu besuchen.

Mein erstes Zusammentreffen mit dem Marquis im violetten Domino ist jetzt klar: da ich einen hellen Domino trug, so hielt man mich für den Grafen d'Ossore. Dazu kam noch der gleiche Taufname, den der Marquis Albert mit meinem Landsmann hatte, ein Umstand, der mich selbst täuschte. Das zweite Zusammentreffen mit dem Grafen Rudolph im schwarzen Domino war ganz zufällig. Dieser hatte nämlich mit dem Carbonari Felippo und seinen Gefährten verabredet, in der anstoßenden Allee zusammenzukommen; doch als er mich beim Lampenlicht den Dolch prüfen sah, vermuthete er, ich wäre Felippo, und ich hätte eine falsche Allee aufgesucht, statt der, die man verabredet hatte. Die

Papiere, die er mir gab, waren Carbonari-Papiere, die ich in der Brusttasche des Marquis nach seiner Ermordung verbergen sollte, damit sie seine Theilnahme an dieser Gesellschaft bewiesen; das Papier auf den Kleidern dagegen sollte zeigen, daß er von den Agenten der Gesellschaft wegen Verrath geödtet worden sey. Die Papiere endlich, die ich im Auftrage des Marquis dem Gouverneur übergab, enthielten die Dokumente gegen den Grafen Rudolph als Carbonari, und in diesem Packet lag auch ein Brief an den Marchese, wo die beiden jungen Leute ihre heimliche Ehe eingestanden. Jetzt, glaube ich, wird dem Leser das ganze Gewebe dieses Geheimnisses klar vor Augen liegen.

Nachdem Alles erklärt war, wagte ich, den Gouverneur zu bitten, er möchte mir erlauben, mein Versprechen zu halten und das Kind seiner Mutter zu bringen, da ich einen Ehrenpunkt darin setzte, meine Verpflichtung zu erfüllen, und jeder Aufschub seiner Tochter den größten Kummer verursachen würde; noch erlaubte ich mir, hinzuzufügen, ich wäre der Hoffnung, Seine Excellenz würde verzeihen, was nicht mehr zu ändern sey, und ich selbst würde das Vergnügen haben, seiner Tochter und dem Marquis diese angenehme Nachricht zu überbringen.

Der Gouverneur ging eine Zeit lang sinnend auf und nieder, dann erwiederte er: „Signor Herbert, ich bin so erbittert über den Verrath und die Bosheit des Grafen Rudolph, daß ich Ihnen nicht zu sagen brauche, wenn meine Tochter frei wäre, er würde sie nicht bekommen; er wird auf der Stelle den Befehl erhalten, die Stadt zu verlassen. Sie selbst waren ein Werkzeug für die Rettung des Marquis von Salerno, der jetzt mein Schwiegersohn ist, und wie die Sachen stehen, bin ich Ihnen Dank schuldig. Besonders war es ein Meisterstreich von Ihnen, daß Sie vermittelst des Ringes die Bravos fortzuschicken wußten. Sie sollen die Freude haben, meiner Tochter und ihrem Gatten Verzeihung zu bringen; das Kind aber kann recht gut hier bleiben. Sagen Sie Viola, ich behalte es als Pfand für die schnelle Rückkehr seiner Mutter."

Ich beurlaubte mich und eilte nach Pisa, wo ich bald den Versteck der Flüchtlinge auffand. Ich meldete meinen Namen und bat um schnelle Vorlassung, da ich eine Botschaft von dem Marchese brächte. Ich fand sie in großem Kummer. Der Graf d'Offore war jenen Abend spät zurückgekehrt, hatte den Brief gefunden und kam gerade nach der Entdeckung der Flucht im Palais der Marquisin an. Er reiste sogleich nach Pisa, wo man sich gegenseitig erklärte und es sich fand, daß sie mit einer ganz unbekannten Person kommunizirt, die sie aller Wahrscheinlichkeit nach verrathen. — Wie erstaunten sie, als ich ihnen ausführlich erzählte, was vorgefallen war, und ihnen zuletzt die Botschaft des Vaters verkündete; ich brauche nicht hinzuzufügen, wie wenig ich es zu bereuen hatte, daß ich die Maskerade bei der verwitweten Marquisin di Cesto in himmelblauem Domino besucht; die Beweise von Dankbarkeit, die ich später von den jungen Eheleuten bei meinem ferneren Aufenthalt in Italien bekam, ließen mir dazu keine Gelegenheit.

Bibliographie.

Grammatica Italiana. Con corsi di prose dei più valenti scrittori italiani. — Von Luigi Abbati. Rom.

Manuale di filologia. — Von Michele Medici, Prof. an der Päpstlichen Universität Bologna. Livorno.

Intelletto, memoria e volontà. — Drei Oden von Gasparini. Bologna.

Opere complete di Giacomo Tommasini. — Zwei starke Bände, vornehmlich medizinischen Inhalts. Florenz. Pr. 42 Lire.

Sopra gli esami scolastici. — Von Prof. Ant. Bordoni. Mailand.

Storia della sacra scrittura. — Vom Abbate Gaetano Cetti. — Rom. Das Ganze wird aus 4 Banden bestehen.

Storia evangelica esposta in sacre lezioni nella chiesa del Gesù di Roma. — Von dem Jesuiten Francesco Finetti. 3 Vde. Rom.

Teatro di Shakespeare, tradotto dal originale inglese in prosa italiana da Carlo Rusconi. — Heft IV u. V. Der Sturm und Othello. Mailand.

La vera sapienza. — Rom.

Mongolei.

Kowalewski's Mongolische Chrestomathie *).

Der Herausgeber dieses auch für das größere Publikum in mehrfacher Beziehung interessanten Werkes ist Professor der Mongolischen Sprache und Literatur an der Universität zu Kasan. In zwei starken und elegant ausgestatteten Oktavbänden beschenkt uns Herr Kowalewski mit einer reichen Auswahl Mongolischer Texte, denen er zwar keine Uebersetzung, aber sehr umfassende, von gründlicher Sprach- und Sachkenntniß zeugende Anmerkungen (примѣчанія) beigefügt hat. Nach seiner Versicherung stand ihm ein solcher Schatz gedruckter und handschriftlicher Werke dieser Literatur zu Gebote, daß er wegen des bloßen Materials nicht verlegen zu seyn brauchte; doch Herr Kowalewski hat auch mit Umsicht und gutem Geschmack zu wählen verstanden — ein Verdienst, das um so größer wird, je mehr der Stoff sich anhäuft.

Das Volk der Mongolen, dessen bloßer Name einst zwei Welttheile in Schrecken setzte, ist heutiges Tages einem ausgedienten Veteranen vergleichbar, der die Gränzen zweier Riesenreiche bewacht, die ihm vor sechs Jahrhunderten als stolzem Herrscher zu Füßen lagen. Im Osten des Baikal dem Weißen Chane, am Nord- und Süd-Rande der Wüste Gobi dem Göttlichen Chane unterthan **), ziehen die Enkel der weltstürmenden Horden Temudschin's jetzt friedlich und harmlos mit ihren Heerden, nach frischem Futterkraut und lebendigen Quellen suchend.

Der Sinn für nationale Einheit, den Tschinggis-Chan's Genius diesem Nomaden-Volke einzuflößen gewußt, war nur ganz ephemerer Natur; mit der Zertrümmerung ihres Weltreichs ging er auf immer zu Grabe. Die aus Indien stammende Lehre Buddha's gab den Mongolen einen gewissen Grad von Civilisation und machte sie für Literatur und Wissenschaft empfänglich; während aber der warme Anhauch von Süden diese rauhen nordischen Naturen entwilderte, erstarb allmälig ihr stolzes Selbstgefühl, ihr kühner Unternehmungsgeist. Moralisch abgestumpft, durch weite Räume aus einander gerissen und der Gesinnung nach einander entfremdet, sanken die Mongolischen Stämme bis auf die unterste Stufe politischer Unbedeutendheit und wurden endlich eine Beute der berechnenden Politik ihrer Nachbarn.

Die Tempel und Buddha-Klöster der Mongolen, so wie die Privat-Wohnungen frommer Buddha-Verehrer bewahren unzählige Manuskripte und Druckwerke, die theils in Tübetischer, theils in Mongolischer Sprache abgefaßt sind. Die Mongolische Literatur besteht, so weit wir bis jetzt sie übersehen können, ihrem größeren Theile nach aus Uebersetzungen, vorzüglich Tübetischer Werke, von denen wieder ein ansehnlicher Theil nach Sanskritischen Originalen bearbeitet ist. Diese Originale, worunter sehr viele Erzeugnisse aus der Blüthenzeit des Buddhismus in Indien, wurden, als die Anhänger Brahma's über ihre Widersacher triumphirten, von den flüchtigen Buddha-Priestern mitgeschleppt und, was zurückblieb, ohne Zweifel durch die Brahmanen vernichtet. Daher die merkwürdige Erscheinung, daß wir gerade in dem Heimathlande des Buddhismus keine literarische Denkmäler dieser Sekte mehr finden, und daß ihre alte Literatur heutiges Tages fast ausschließlich in mittelbaren oder unmittelbaren Uebersetzungen uns vorliegt.

Außer der Theologie und Religions-Philosophie haben die gelehrten Tübeter und Mongolen auch Geschichte, Naturkunde, Medizin und Astrologie angebaut. Herr Kowalewski sagt mit Rücksicht auf ihre Leistungen in den Gebieten des Wissens:

„In dem Buddhistischen Asien waren einst die weltliche Macht und die geistliche eng und innig verbunden, und eben so wurde alle weltliche Weisheit in die Religion eingewebt. Die Fürsten umgaben sich mit einem Klerus, mit dessen Hülfe sie ruhig über die Völker herrschten; ja, sie nahmen sogar den Titel geistlicher Herrscher an. Die Lama's von ihrer Seite machten sich ihr Ansehen bei der weltlichen Macht zu Nutze und wirkten mit entschiedenem Erfolge auf die Nation; sie sorgten dafür, daß die Glaubens-Lehren mit den fürstlichen Satzungen im Bunde Wurzel schlugen, und verbreiteten Bücher, als die kräftigsten Werkzeuge zu Erreichung ihrer Zwecke, unter dem Volke. Im ausschließlichen Besitze aller Aufklärung und alles gelehrten Wissens, ließen sie so viel davon, als ihren Planen angemessen war, auf den Laien übergehen." — — — „Bei so überwiegendem Einfluß der Geistlichkeit darf es uns nicht Wunder nehmen, daß allen Werken dieser Literatur der Stempel der Religion aufgedrückt ist. Auch der Historiker durfte in seinem Gebiete von der Bahn, die jedem anderen Fache vorgezeichnet war, nicht ablenken; die Lehre Buddha's ist die Seele aller Schriftsteller dieser Sekte, das belebende Blut, das alle Adern durchdringt. Dennoch enthalten ihre Werke viel kostbares Material zu Forschungen über die geistige Entwickelung der Völker Central-Asiens und können selbst den genauen Notizen, die uns China's ruhige und emsige Beobachter mitgetheilt, als Ergänzung dienen."

Die Lama's der Buriat (des bedeutendsten Ost-Mongolischen Stammes, der sich unter Russischer Oberherrschaft befindet) standen ehemals in engster Verbindung mit Tübet; sie sammelten ihre Kenntnisse in der Hauptstadt des Dalai-Lama's, brachten von dort eine Menge werthvoller Bücher nach ihrer Heimath und gaben den Neophyten Anleitung zur Kenntniß der Tübetischen Sprache. Seitdem aber diese Pilger-Reisen nicht mehr stattfinden, giebt es nur noch wenige Kenner des heiligen Idioms unter ihnen.

Ueber Rußlands Verdienste um Mongolen und Mongolisches läßt sich Herr Kowalewski also vernehmen:

„Nachdem unsere Regierung durch weise Maßregeln in den herrlichen Steppen jenseit des Baikal Ordnung und Ruhe begründet hatte, verabsäumte sie keines der Mittel, wodurch die Eingebornen an eine seßhafte Lebensweise gewöhnt und für die Wohlthaten der Civilisation empfänglich gemacht werden konnten. Mit der Verbesserung seines häuslichen Lebens erwachte in dem Buriat der Sinn für Unterricht und Wissenschaft. In den Lehr-Anstalten bei den Dumen der Selenginskischen und Chorinskischen Steppe, weit mehr aber einzeln, obwohl auch mit langsamem Erfolge, werden junge Leute dieser Nation im Lesen und Schreiben unterrichtet. Die unlängst in Troizkosawsk (unweit Kiachta) eröffnete Schule für Kinder der Mongol-Burätischen Kosaken rechtfertigt die Erwartungen des sorglichen Gouvernements. Das geistliche Seminar zu Irkuzk hat eine Klasse, worin man geistliche Lehrer für die Mongolischen Stämme bildet; und in Gemäßheit einer Verfügung vom Jahre 1828 ist die Mongolische Sprache ein Gegenstand des Unterrichtes im Gymnasium derselben Stadt geworden. Die Kalmücken (West-Mongolen) finden jetzt in Stauropol und in Petersburg Hülfsmittel zu echter Bildung; und endlich zählt das erste Gymnasium von Kasan schon unter seinen Zöglingen junge Buräten von fremdem Glauben und Stamme."

„Rußland hat aber noch mehr gethan. Bei uns ist die Mongolische Sprache zuerst wissenschaftlich bearbeitet und somit auch zu Forschungen über die Geschichte und die Alterthümer Inner-

*) Монгольская Хрестоматія, изданная Осипомъ Ковалевскимъ. Kasan, 1836—37. 2 Bde.

**) Weißer Chan (tsaghan Chan) heißt nämlich bei ihnen der Kaiser von Rußland, und Göttlicher Chan (bokta Chan) der Kaiser von China.

Asiens die Bahn gebrochen worden. Die St. Petersburger Akademie der Wissenschaften rühmt sich eines ihrer Mitglieder, das Europa mit der ersten Mongolischen Grammatik, dem ersten Wörterbuch dieser Sprache und vielen die Geschichte und Religion der Mongolen beleuchtenden Schriften beschenkt hat. Herr Schmidt dringt auf dieser neuen Bahn rastlos vorwärts. Die Universität zu Kasan hat den ersten Lehrstuhl der Mongolischen Sprache in Europa erhalten; und unsere Bibliotheken besitzen schon eine genügende Anzahl morgenländischer Literatur-Schätze, die theils unter den Burâten gesammelt und anderen Theils aus dem allen übrigen Europäischen Staaten unzugänglichen Innern China's gezogen sind."

Wir schließen mit einer gedrängten Anzeige des Inhalts dieser Chrestomathie.

Die Reihe der Texte eröffnet eine Auswahl von Sprüchwörtern. Dann folgen unter dem Titel Erzählungen (nomzemu) zehn Texte von mäßigem Umfang. Die vier ersten sind aus der Sutra Neligerün Dalai (Meer der Allegorieen), welcher auch Schmidt im Anhang zu seiner Grammatik die schöne Erzählung von dem sich opfernden Königssohn entlehnt hat. Die fünfte Erzählung, aus dem Neligerün Nom, einer Sammlung religiöser Legenden, betitelt Herr Kowalewski: „Lob des geistlichen Standes." (нохвала духовному сану) Diese macht uns mit einem gottseligen Manne bekannt, der noch am Abend seines Lebens von Haus und Familie scheidet und, nachdem er Schwierigkeiten jeder Art besiegt, des heiß ersehnten geistlichen Berufes endlich theilhaftig wird. Die drei nächsten Stücke — der Maler und der Zimmermann — König Jlaghukšan Otoru — der Sohn des Brahmanen — gehören zu der Mährchen-Sammlung Schiditu Kur, einem Lieblings-Buche der Steppen-Bewohner. Die 9te und 10te Erzählung, aus dem großen Legenden-Schatze Norwa Prengwa, oder Tschindamani Erike, drehen sich um die Verrichtungen des Chongschim Bodisatwa, der, als sichtbarer Nachfolger Buddha's auf Erden, die heilbringende Lehre nach Tübet verpflanzte und, nachdem er einer ganzen Reihe Tübetischer Könige als Incarnation eingewohnt, seit drei Jahrhunderten in dem Körper des jedesmaligen Dalai-Lama waltet. Die weltliche Macht dieses Buddhistischen Papstes ist durch die Chinesischen Kaiser der heutigen Dynastie außerordentlich beschränkt worden.

An die Erzählungen und Legenden reihen sich Auszüge aus dem Gesetz-Kodex der Mongolen, d. h. aus einer Sammlung von Verordnungen, welche die Kaiser der jetzt regierenden Mandschu-Dynastie zum Besten derjenigen Mongolen-Stämme, die Chinesische Unterthanen sind, erlassen haben. Diese Sammlung ist noch lange nicht geschlossen; sie giebt uns über den politischen und moralischen Zustand der heutigen Mongolei reiche Belehrung. — Der folgende Text (einem ähnlichen statistischen Werke entlehnt) enthält eine Darstellung der Verfassung des heutigen Tübet. — Den ersten Band der Chrestomathie beschließen zwei (aus dem Chinesischen) ins Mongolische übersetzte Stücke: 1) Das sogenannte Testament des vorigen Kaisers Shuisti (Kia-khing), worin er seinem Sohne und Nachfolger eine gedrängte Uebersicht der vornehmsten Begebenheiten seiner Regierung giebt. 2) Ein Auszug aus den „Unterweisungen des Kaisers Shinsti" (Khang-hi), in der Moral und politischen Oekonomie, kommentirt und edirt von seinem Sohne Schidsung (Jund-dsching).

Der zweite Band dieser Blumenlese beginnt mit historischen Fragmenten, worin von den Schicksalen der Lehre Buddha's, wie sie aus Indien nach China, nach Tübet und der Mongolei gekommen, von dem Entwickelungs-Gange der Literatur und von den gefeiertsten Aposteln des Schakiamuni, die unter den Horden Central-Asiens das Glaubenslicht angezündet, die Rede ist. Mit besonderem Interesse wird man die Legenden lesen, die sich auf Lebensumstände des wunderbaren geheimnißvollen Wesens beziehen, das als Buddha der gegenwärtigen Welt-Periode verehrt wird. — Ihnen folgt ein kurzer Text „Ueber die Sammlung der Buddhistischen Bücher." Schakiamuni selbst hat keine geschriebene Zeile hinterlassen. Nach seinem Tode beeiferten sich seine Schüler und Anhänger, alle geistliche Unterhaltungen, die sie mit ihm gepflogen, aufzuschreiben und die Lehre des Meisters unverfälscht an die Nachwelt zu vererben. Sie arbeiteten mit solchem Fleiße, daß schon im ersten Jahre nach Buddha's Hingang die erste kanonische Sammlung ans Licht trat. — Die nächsten Abschnitte betreffen: die Einführung des Buddhistischen Glaubens in China — das Erscheinen des Chongschim Bodisatwa — den Anfang des Buddhismus in Tübet — die Erfindung des Tübetischen Alphabetes — die religiöse Verfassung Tübets in den Zeiten seiner hierarchischen Selbstständigkeit u. s. w. — Das 14te Stück des zweiten Bandes ist ein vollständiger Buddhistischer Katechismus, den Herr Kowalewski bei seinem Aufenthalt unter den Mongolischen Stämmen sich verschafft hat. Der Herausgeber sagt (S. 441) ausdrücklich, daß dieses Buch mit Neumann's „Katechismus der Schamanen" durchaus nichts gemein habe. — Der 15te Text ist ein Gespräch des Königssohnes Mitra-Dsogi mit seinen Aeltern, worin er sie über die Vorzüge des geistlichen Standes vor dem weltlichen belehrt. — Endlich die letzten und ihrem Style nach schwierigsten Stücke der Chrestomathie versetzen uns in das Allerheiligste der Buddhistischen Doktrin. Es sind Auszüge aus der hochberühmten Sutra Altan Gerel (Gold-Glanz). Seinem verklärten Hintritt schon nahe, belehrt hier Buddha die Menschen und die Genien unter vielem Anderen über seine drei Eigenschaften, über die Dauer eines Buddha-Lebens und über das selige Nirwana, den Zustand höchster Abstraction und innigster Versenkung in Buddha, welchen zu erreichen jeder fromme und erleuchtete Bekenner sich bestreben soll.

Diese flüchtige Skizze wird einstweilen hinreichen, um von der Gediegenheit und Mannigfaltigkeit des Inhalts vorliegender Chrestomathie einen Begriff zu geben. Einzelne dieser Buddhistischen Geistes-Kinder gedenken wir den Lesern von Zeit zu Zeit in Deutschem Kostüm vorzustellen. W. Schott.

Mannigfaltiges.

— Studien der Vorzeit. Die Französische „Gesellschaft der Alterthumsforscher" hat kürzlich den dritten Band ihrer Denkschriften und Abhandlungen erscheinen lassen.*) Wie gewöhnlich ist auch in diesem Bande die erste Abtheilung dem Alterthume, seinen Bauwerken und Denkmalen, die zweite aber dem Mittelalter und seinen poetischen Reliquien gewidmet. Daß so ernste historische Bestrebungen nicht bloß anhaltende Theilnahme in Frankreich finden, sondern auch eifrige Nachahmung wecken, indem, nach dem Beispiele jener Pariser Gesellschaft, in der Provinz mehrere archäologische Vereine neuerdings gestiftet worden, darf wohl als ein erfreulicher Beweis von der wachsenden allgemeinen Bildung unseres Nachbarlandes angesehen werden. Wir finden in dem eben angezeigten Band eine ganze Reihefolge interessanter Forschungen, von denen wir hier nur einige nennen wollen, um auf die Tendenz des Ganzen aufmerksam zu machen. Zunächst bemerken wir in der das Alterthum umfassenden Abtheilung einen Artikel über das Amphitheater von Arles, worin der Verfasser nachzuweisen sucht, daß dieses Römische Denkmal nie ganz vollendet worden sey, und daß überhaupt wohl nur kurze Zeit scenische Darstellungen in der Weise des Alterthums darin stattgefunden hätten; dagegen sey es späterhin zu Stiergefechten viel benutzt worden. In einem anderen Artikel giebt Herr Henry eine Beschreibung der Römischen Wasserleitung von Barbegel, durch die den Einwohnern von Arles ihr Trinkwasser zugeführt worden. Ueber Nachgrabungen, die kürzlich an der Stelle des alten Theaters in Arles stattgefunden, werden ebenfalls nähere Berichte ertheilt. Herr Pelet giebt eine Notiz über den sogenannten Großen Thurm (Tour-Magne) bei Nimes, und Herr Mermet stattet einen Bericht über die Entdeckung Römischer Bauwerke zu Gaulas im Dauphiné ab. Herr Pistollet beschreibt zwei alte Triumphbogen bei Langres, und Herr Beaulieu liefert eine Untersuchung über die in einigen Inschriften erwähnten lokalen Gottheiten der Gallier, namentlich über Nundina und Rosmerta, die in einer Art von Verbindung zum Merkur gestanden und daher auch vornehmlich von den Kaufleuten der Lingonen und bis an den Rhein verehrt worden sind. Endlich giebt uns Herr Delmas eine Notiz über die Cenicenser, die, nach Plinius, das Narbonnensische Gallien bewohnt haben sollen. Herr Delmas weist ihnen ihren Wohnsitz zwischen Nimes und Montpellier an, wo man an einem Orte (Ville-Vieille) noch eine dem Gotte Cenicens gewidmete Inschrift gefunden hat. — In der Abtheilung über das Mittelalter finden wir zunächst einen polemischen Artikel des Hrn. Grille de Beuzelin, der sich mit großem Unwillen über die sogenannten Verbesserungen und Restaurationen ausspricht, die man kürzlich mit den mittelalterlichen Denkmalen von Poitiers vorgenommen hat. Hr. Allou, der sich mit einer vollständigen Beschreibung aller Waffen des Mittelalters beschäftigt und früher bereits eine Abhandlung über die verschiedenen Formen der Helme geliefert hat, giebt jetzt eine ähnliche über die Schilde. Hr. Bottée de Toulmont theilt eine bibliographische Uebersicht der Werke des Gui von Arezzo mit und giebt dabei einige interessante Bemerkungen über die Musik im Mittelalter. Von Hrn. Taillandier finden wir Untersuchungen über die erste Zeit der Buchdruckerkunst in Paris, und von Hrn. Golbery Auszüge alter Reglements über den Kriegsdienst in den festen Schlössern des Elsasses. Eine von Hrn. Berriat Saint-Prix verfaßte Notiz über die mittelalterliche Gesetzgebung über das Handwerk der Bader und Bartscheerer beschließt das Ganze, dem als außerordentliche Zugabe eine im 16ten Jahrhundert in Bretagnischer Sprache gedichtete Ballade beigefügt ist.

— Berichtigung. Herr L. Lax in Aachen, Herausgeber der in Nr. 153 des Magazins von 1837 angezeigten Uebersetzung von Molière's sämmtlichen Werken, bittet uns um die Berichtigung der Notiz, daß er die Alexandriner des Originals in Prosa verwandelt, da er selbst nur die prosaischen Stücke übersetzt habe, von seinen Mitarbeitern aber das Versmaaß des alten Molière stets beibehalten worden sey. Wir kommen dieser Bitte um so bereitwilliger nach, als durch unsere Bemerkung nicht beabsichtigt war, dem Unternehmen irgend einen Eintrag zu thun.

*) Mémoires et dissertations sur les antiquités nationales et étrangères. Publiés par la Société royale des antiquaires de France. Tom. III, avec des planches. — Paris, 1837.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 2½ Sgr. (⅛ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 4. Berlin, Montag den 8. Januar 1838.

England.

Britische Mannszucht.

An einem schönen Abend im Monat August 1829 bemerkte man auf dem großen Square der Hauptstadt der Jonischen Inseln eine Gruppe Englischer Militairs, auf deren Gesichtern sich eine gewisse Aengstlichkeit und Beklommenheit auszusprechen schien. Die Hitze war am Tage übermäßig groß gewesen, und obgleich ein frischer Seewind die Atmosphäre abzukühlen anfing, sah man gleichwohl noch keine Spaziergänger wie gewöhnlich umherwandeln, als die erwähnten Militairs aus dem Palast des Gouverneurs traten und sich um eines der Geschütze sammelten, die eher zur Zierde als zur Vertheidigung der Esplanade dienen.

Es war augenscheinlich, daß diese Offiziere früher als gewöhnlich von der Tafel des Sir Ralph Stanley aufgestanden waren, um hier über einen Gegenstand, von dem sie sich im Beisein des Gouverneurs nicht hatten ohne Zwang unterhalten können, ein lebhaftes Gespräch zu beginnen.

„Es mußte so kommen", sagte einer der jüngeren Offiziere. „Seit dem Tage seiner Arrestation, ja seit dem Tage seines Eintrittes in Magendie's Compagnie sah ich es vorher, daß eine unglückliche Katastrophe unausbleiblich sey, denn Frank Willis ist zu brav, um mit dem Adjutanten zu stimmen. Aber Sie gehörten ja zum Kriegsgericht, Vernon; wie benahm sich denn Frank, und wie vertheidigte er sich?"

„Er hat jede Vertheidigung verschmäht. Der Anklagepunkt, der darin bestand, daß er sich gegen einen Offizier thätlich vergangen, wurde gleich anfangs in aller Form festgestellt, und dann schwor auch der Korporal Butherford, daß er, wenige Augenblicke, nachdem Willis das Vergehen begangen haben soll, diesen in ungewöhnlicher Aufregung gesehen."

„Es ist also kein eigentlicher Augenzeuge der That gegen ihn aufgetreten?"

„Kein einziger", rief Arthur Stanley, der Neffe und jüngste Adjutant des Gouverneurs; „und Magendie's Aussage selbst war so unzusammenhängend, unbestimmt und leidenschaftlich, daß ich hoffte, das Kriegsgericht würde den Frank nur eines geringeren Vergehens schuldig erklären. Nach dem Verhör aber, das der alte Kedjeree, der Ober-Auditeur, mit grausamer Strenge und Genauigkeit führte ...."

„Aber Sie vergessen uns ja zu sagen, wie Willis die Zeugen-Aussagen bestritt; schien er denn niedergeschlagen, als der Stand der Sache anfing drohend zu werden?"

„Ich habe nie ein muthigeres und würdigeres Benehmen gesehen! Wäre er von Stein gewesen, so hätte er nicht mehr Festigkeit und Entschlossenheit zeigen können; er veränderte nicht einmal die Farbe und ließ auch nicht die geringste Regung des Zornes blicken, als der rothhaarige Judas ein Vergnügen darin zu finden schien, ihm eine Menge gar nicht zur Sache gehöriger Beschwerden aufzubürden."

„Und als man Willis zur Vertheidigung aufforderte?"

„Da sagte er, er hätte keine. Jedoch glaubte der General in dieser Antwort nur eine Aeußerung der Ungeduld sehen zu müssen und wiederholte daher die gewöhnliche Frage: „„Was können Sie auf die gegen Sie erhobenen Anklagen erwiedern?"" und in demselben Augenblick ließ sich in der Versammlung ein dumpfes Gemurmel hören, das dem alten Auditeur das Blut ins Gesicht trieb. „„Sagen Sie doch, daß Sie gereizt worden"", rief man von allen Seiten; „„entlarven Sie den Elenden; geben Sie sich doch nicht so muthwillig dem Tode preis; zeigen Sie doch dem General den Säbel, der in Ihrer Hand entzweibrach, als Sie seinen Sohn bei San Sebastian vertheidigten.""" — Der alte Kedjeree freilich, den diese Verletzung des dem Kriegsgericht schuldigen Respekts noch wüthender machte, forderte mit zorniger Stimme die Räumung des Saales; jedoch ohne Erfolg."

„Hierauf", fiel Major Vernon ein, „resumirte er die Verhandlungen des Prozesses, und nach einer Berathung von einigen Minuten fällte das Kriegsgericht das Todesurtheil!"

Ein kurzes Stillschweigen trat in der Gruppe ein.

„Wir haben", begann hierauf ein anderer Offizier, „wir haben keinen schöneren, keinen wackereren Soldaten als Frank; er schien dem Regiment gleichsam durch göttliche Fügung anzugehören, denn er wurde in Indien mitten unter den Gefahren eines Rückzugs geboren; sein Vater, der Feldwebel Willis, blieb zurück, um seiner eben bei der Entbindung gestorbenen Frau im Sande ein Grab zu graben, und unsere alten Soldaten haben mir erzählt, wie Frank wenige Augenblicke nach seiner Geburt, in Lumpen gewickelt, auf einen Bagagewagen geworfen wurde."

„Frank Willis", bemerkte ein anderer Offizier, „hat auch mit uns in Spanien gedient."

„Was glauben Sie, Vernon", begann ein dritter, „ist denn alle Hoffnung verloren? Es wäre doch, bei meiner Ehre, zu empörend, wenn ein so wackerer Soldat auf diese Weise sterben sollte; denn obwohl Willis seiner Frau auch nicht mit einem Wort zu seiner Vertheidigung erwähnt hat, so weiß doch das ganze Regiment, was ihn so sehr reizte, daß er sich gegen seinen Vorgesetzten thätlich verging; überdies kennt Jedermann Magendie's Sittenlosigkeit und seine Leidenschaft für Betsy Willis."

„Das ist wohl wahr", erwiederte Vernon; „aber der alte Stanley ist unbiegsam wie Eisen, wenn es sich um ein Disziplinar-Vergehen handelt; und man kann nicht leugnen, daß Begnadigung in einem solchen Falle ohne Beispiel wäre. Wenn jedoch noch irgend eine Möglichkeit vorhanden seyn sollte, Willis zu retten, so liegt uns die dringende Pflicht ob, hierbei nichts zu vernachlässigen. Sir Ralph ist mir als dem Freund seines einzigen Sohnes gewogen, denn dieser starb in meinen Armen, und Sie, Arthur, obwohl ohne Unterlaß vom General getadelt, haben dennoch als sein Neffe und Erbe einige Ansprüche auf seine Zuneigung. Ohne Verzug also wollen wir zu ihm zurückkehren, ihm die Bittschrift überreichen, die mit den Unterschriften des größten Theils der Garnison bedeckt ist, und sie nach unseren besten Kräften unterstützen."

Sir Ralph Stanley hörte geduldig Alles an, was Major Vernon ihm über die Dienste und das treffliche Betragen des verurtheilten Soldaten zu sagen hatte, so wie über die Rechte, die ihm seine Geburt auf die Liebe des Regiments und ein besonderer Dienst auf das Wohlwollen des Gouverneurs gegeben, ja, Sir Ralph ging selbst sogar auf die Details jenes Ereignisses bei St. Sebastian ein, und nachdem er dem Freunde seines verewigten Sohnes und dem unglücklichen Soldaten, der denselben mit Gefahr seines eigenen Lebens vor dem Tode geschützt hatte, eine glänzende Lobrede gehalten, fügte er hinzu: „Gern wollte ich also, daß es in meiner Gewalt stände, den Bitten des Regiments nachzugeben, um so mehr, da sie mir von einem Manne, den ich im höchsten Grade achte und liebe, dargelegt werden, aber eine gebieterische Pflicht heißt unter den obwaltenden Umständen jede Regung meines Herzens verstummen. Denn das Interesse des Dienstes fordert es unabweislich, daß ein so großes Vergehen gegen die militairische Disziplin mit aller Strenge bestraft werde, und in einem solchen Falle darf das Pflichtgefühl sich nicht durch besondere Rücksichten leiten lassen. Mit einem Worte, Vernon, so sehr ich auch Ihre Fürbitte und die meines Neffen achte, fühle ich doch, daß ich meine Pflicht schwer verletzen würde, wenn ich in einer für die Aufrechthaltung der Disziplin so wichtigen Angelegenheit nachsichtig verfahren wollte."

Vernon, der im Generalstabe alt geworden war, kannte die Journale der amtlichen Sprache gar zu genau, als daß er seine Sache so leicht hätte für verloren halten sollen; vielmehr begann er aufs neue, dringende Fürbitten zu Gunsten Willis' einzulegen und mit noch größerem Eifer die Theilnahme zu schildern, die der Muth und das ehrenwerthe Betragen desselben als Mensch und Soldat ihm bei der ganzen Garnison erworben, und noch nie, so schloß er seine Rede, wäre ein populairerer Akt der Gnade ausgeübt worden.

Der General blieb unerbittlich. „Mein Freund", sagte er, „Sie haben es mit einem alten Soldaten zu thun, bei dem Eigenschaften, wie die eben angeführten, vielleicht nur zu großes Gewicht haben, und Sie müssen daher um so mehr einsehen, wie schwer es mir wird, heute in der Erfüllung meiner Pflichten unbeugsam zu bleiben. Ich ersuche Sie also dringend, vergrößern Sie meinen Unmuth nicht noch mehr durch ungestüme Bitten. Mit einem Worte, Vernon, Willis muß sterben. Die Sonne geht heute zum letzten Mal für ihn unter, und, Gott ist mein Zeuge, ich glaube, sie wird nie über einen braveren Soldaten aufgehen."

Als er die letzten Worte aussprach, verrieth die Stimme des

alten Kriegers seine innere Gemüthsbewegung, und er schritt auf das andere Ende des Gemaches zu, um seine Erschütterung den Augen der beiden Offiziere zu verbergen. Trotz dem hatte jetzt Vernon die Ueberzeugung von der Vergeblichkeit seiner Bemühungen gewonnen, und wenn er sich gleichwohl auf die unglückliche Frau des Verurtheilten und auf den Adjutanten, um dessen willen und auf dessen Aussage Willis war zum Tode verdammt worden, einige Anspielungen erlaubte, so machte dies zwar auf den alten Gouverneur einen starken Eindruck, konnte aber doch seinen Entschluß nicht erschüttern. Auf die erhitzte Phantasie seines Neffen jedoch brachte die bloße Wiederholung der ihm bereits bekannten Thatsachen eine ganz andere Wirkung hervor, und er sagte daher zu Sir Ralph Stanley mit ungestümem Ton: „Da Sie, Herr General, in Ihrer Härte gegen einen braven Soldaten um eines verächtlichen Menschen wie Magendie willen beharren, so können Sie von nun an wahrlich auf keine einzige Stunde Ruhe mehr hoffen. Wenn Vernon's Vermuthungen gegründet sind, so staune ich nur darüber, daß Willis nicht den ehrlosen Buben über den Haufen gestochen hat. Der arme Willis! obwohl in seinen heiligsten Gefühlen gekränkt und beschimpft, hat sich gleichwohl so weit bezähmt, daß er den Elenden nur mit dem Arm zurückstieß, und einen solchen Menschen wollen Sie hinopfern! wie sehr muß ich Sie beklagen!"

„Ich wußte nicht, Hauptmann Stanley, daß mein Betragen der Beurtheilung Ihrer hohen Weisheit unterliege. Junger Mensch, wenn Ihnen Ihre kindische Unbesonnenheit eine ruhige Ueberlegung gestattete, so würden Sie längst zu der Einsicht gelangt seyn, daß ein Soldat nach der gewissenhaften Erfüllung einer bürgerlichen Pflicht eben so ruhig schlafen kann, als wenn er seinen Degen zur Vertheidigung des Vaterlandes in das Blut seines Mitmenschen getaucht hat, da er in beiden Fällen nur das Werkzeug höherer Rücksichten ist. Auch ich bin nur der Diener des Landes und des Gesetzes, werde aber meine Handlungen gleichwohl nie von einem unüberlegten Hitzkopfe, wie Sie es sind, tadeln lassen; denn ich bin dafür nächst Gott und England nur mir selbst Rechenschaft schuldig. — Und nun gehaben Sie sich wohl, Vernon, gute Nacht, mein Freund; verzeihen Sie meine scheinbare Unempfindlichkeit, und glauben Sie mir, daß ich Ihr Recht auf mein Wohlwollen nicht weniger schätze, als die Schonung, mit der Sie es geltend machen. Und Du, Arthur, sey überzeugt, wenn Dir diese Ueberzeugung Freude gewährt, daß mein Mitgefühl für das Schicksal des unglücklichen Willis nicht minder aufrichtig ist, als das Deine."

„Nun, wie steht's? bringen Sie gute Botschaft?" riefen mehr als zwanzig Stimmen in dem Augenblicke, als Vernon und Arthur wieder zu ihren Kameraden zurückkehrten. Vernon schüttelte traurig den Kopf. „Er muß sterben", sagte er mit langsamer Stimme, „und er wird sterben wie ein Mann."

Der Schall des Zapfenstreichs und die Annäherung der Nacht zerstreute die Gruppe, die sich traurig und entmuthigt trennte. Diejenigen Offiziere derselben, die den Dienst in der Citadelle hatten, nahmen deutlich wahr, daß das „Wer da" der Schildwache bewegt und unsicher erscholl, und diejenigen, welche in die Kasernen zurückkehrten, sahen die Soldaten in Gruppen von vier und fünf zusammenstehen, von denen einige düster und lautlos, die meisten jedoch in leisem, aber lebhaftem Gespräch begriffen waren. Auch nicht das geringste Zeichen von Fröhlichkeit konnte man bei diesen gewöhnlich so aufgeräumten und lebendigen Leuten wahrnehmen: kein Nationallied ertönte heute durch die halboffenen Thüren, und die Frauen gingen mit thränenvollen Augen umher. (Schluß folgt.)

Edinburg und der gesellige Zustand seiner Bewohner.

(Fortsetzung.)

Das Schloß von Edinburg, an dem hochgelegenen Ende der Straße, ist auf dem Hügel angelegt, an der Stelle, wo das Erdreich schwindet und der Steilabhang beginnt, der sich 300 Fuß senkrecht hinabstürzt und das Schloß von drei Seiten schroff umgiebt. Dieses selbst besteht aus einem Keil von Gebäuden alten und neuen Datums, dem Arsenal, den Kasernen, der Wache, den Batterieen, Thürmen und Basteien, und nimmt 6 Morgen Landes ein. Die Geschichte des Schlosses ist die Geschichte Edinburgs, und Bände reichten kaum dafür hin. Die einzige Merkwürdigkeit jüngster Zeit, die man daselbst sieht, sind die Attribute der Schottischen Herrschaft, Krone, Zepter und Schwert, welche bei einem Besuche König Georg's IV. im Jahre 1822 in einem unterirdischen Saale, wo sie seit 1707 verborgen lagen, entdeckt wurden. Mit größerem Interesse habe ich das Zimmer gesehen, in welchem Maria Stuart gefangen saß, das seit einigen Jahren in eine Schenke verwandelt ist, wo die Soldaten der Garnison sich einen Rausch holen. Noch hängt ein Portrait Mariens an der Wand, das der Schloß-Cicerone mit Emphase zeigt, und es wandelt uns ein Mitleiden darüber an, daß ihr unglückliches Verhängniß sie nach so langem Grabesschlummer noch der Rohheit einer ungeschlachten Soldateska preisgiebt. Ein einziges schmales Fenster in der zehn Fuß dicken Wand erhellt das Gefängniß, dasselbe Fenster, durch welches sich Mariens Sohn, der Erbe zweier Königreiche, herabließ.

Die Aussicht von den Schloß-Terrassen ist eine der schönsten des Erdkreises. Dicht um den Felsensturz und die zunächst liegenden Ebenen ziehen sich auf der einen Seite die Gärten von Princes Street und auf der anderen die beiden Städte, die neue, ganz regelmäßig, ganz weiß, schimmernd von glänzenden Häusern und gekrönt mit Kuppeln, Thürmen, Glocken, Säulen; die alte, von tiefen Hohlwegen durchschnitten, von Rauch, der aus einem Kranze von tausend Feueressen aufsteigt, gebräunt, zeigt in mäßigen Entfernungen die Giebel und Umrisse ihrer Gothischen Gebäude, von Heriots-Hospital, St. Gilles, der Universität und Holy-Rood. Hinter den beiden Städten schweift der Blick über eine herrliche Landschaft, von dunkeln Hügeln umsäumt, in deren Vertiefungen das Meer seine Arme streckt, das gewaltige Meer, welches hier von röthlichen Felsen und grünen Inseln fast übersäet erscheint, die wie eben so viele Smaragde und Rubinen in den Silberwogen glänzen, welches dort, im N. O., seine Wogen in die Unermeßlichkeit sendet. Und über die Gefilde, die Meeresarme und vorderen Hügelreihen steigen am Horizonte lange Ketten blauer Berge auf, unter denen die beschneiten Gipfel von Ben-Ledi, Ben-Worlyk und Ben-Lomond kenntlich hervortreten. Wiederum kann man von derselben Terrasse den Lauf des Forth verfolgen bis nach Stirling, dessen Felsenschloß am Horizonte auftaucht wie ein Adlernest auf dem Grampian-Gebirge, von dem es in der Wirklichkeit 20 Stunden entfernt liegt. In diesem Schlosse und in dem von Edinburg sind die Haupt-Garnisonen Schottlands, die größtentheils aus einheimischen Regimentern bestehen in ihrer sonderbaren Nationaltracht, die an und für sich malerisch seyn würde, wenn die kurze Jacke des Englischen Infanteristen darüber sich nicht gar zu spaßhaft ausnähme. Uebrigens gehen die Schottischen Soldaten selbst mitten im Winter mit nackten Beinen, und diese, man möchte sagen, Tropen-Uniform füllt die Hospitäler mit Kranken und die Kirchhöfe mit frühzeitigen Opfern. Die zahlreichen Besatzungen dienen der Regierung zu politischen Zwecken, um die Schottischen Reformer von ihren fixen Ideen zu heilen; allein es sieht fast aus, als wenn die Arznei gefährlicher wäre, als die Krankheit selbst.

Wie sehr auch die Lebensart der Edinburger den Anschein des Regelmäßigen und Einförmigen trägt, das sich auf der Oberfläche ihrer geselligen Verhältnisse zeigt, so macht sich dennoch der Schottische Geist auch in dieser Stadt geltend, und man ist im Grunde weniger puritanisch, weniger methodistisch und abgemessen, als man es gern scheinen möchte. Dieser Schottische Geist zeigt eine wesentliche Verschiedenheit von dem Englischen, namentlich durch seine größere Geselligkeit, und unter der Form der Härte und Unbeugsamkeit birgt er etwas von der Beweglichkeit — keineswegs aber dem Leichtsinn — des Französischen Esprit. Die Gewohnheiten wechseln alle zehn Jahre ein Mal in Schottland, aber nicht in einem Jahre zehn Mal; Alles scheint an der Schnur abgemessen, aber die Schnur ist locker gezogen und giebt auf Verlangen nach. Die literarischen Moden wechseln nicht minder als die gesellschaftlichen. Nachdem lange eine entsetzliche Unwissenheit, um mit Pascal zu reden, das Scepter geführt und drei Decennien im Schweiß verflossen waren, um den dornigen und undankbaren Acker der Metaphysik nach der Frucht der Wahrheit zu durchwühlen, wurde man dieser eitlen Schatzgräberei überdrüssig, ließ das Feld des Unbegreiflichen und Uebernatürlichen brachliegen und wandte sich dem Studium der Natur zu. Man warf sich nun auf die Physik des Erdballs, wie früher auf die Metaphysik der Seele, und zwei entgegengesetzte Ansichten bemächtigten sich der Geister. Das Unzureichende und Falsche der vorangegangenen Systeme war erwiesen; die Theorieen von Woosward, Burnett und Whiston waren vor dem Gewicht der neuen Entdeckungen zusammengefallen; Basson konnte nur als ein Phantast erscheinen, der seine Träumereien durch den Glanz der Rede zu heben verstand. Darum wirkten die jungen Lehren des Dr. Anderson, Schülers und Uebersetzers von Werner in Freiberg, und James Huttons so mächtig und versammelten den gebildeten Theil der Nation unter ihren Fahnen, als beide feindselig in die Kriegsdrommete stießen. Hutton fand die Ursache der geologischen Phasen unseres Planeten im Feuer, Werner im Wasser, und die eine Hälfte der Edinburger war vulkanistisch, die andere neptunistisch. Nachdem Vulkan und Neptun sich lange mit Hammer und Dreizack drohend gegenübergestanden hatten, verloren sie den Reiz der Neuheit und sahen sich von dem Schottischen wie einst von dem Griechischen Athen vergessen, als der große Unbekannte mit Paulinischem Eifer gepredigt wurde, und die Geschichte der Seele und Natur mußte der Geschichte des Menschen weichen. Aber, wie der Jünger nicht größer ist als sein Meister, haben die zahlreichen Schüler Walter Scott's, dem man als Antiquar und Historiker zu reiche Lorbeern und vielleicht zu wenige als Dichter gestreut, nach dem Beispiele ihres Lehrers nur zu oft die Erzeugnisse ihrer Einbildung an die Stelle der Wirklichkeit gesetzt. Denn die Vergangenheit nicht fragmentarisch, sondern in ihrem vollen Seyn herstellen zu wollen, heißt die Verpflichtung übernehmen, sie zum Theil auf eigene Hand zu ergänzen. Und so ergänzte man die Gebräuche, erfand die Sitten und wandte seinen Fleiß mehr auf Specialien als auf die Totalität, mehr auf eine sorgfältige Radirung als auf den Riß im Großen. Chroniken verdrängten die Geschichte, die an Erhabenheit und Wahrheit verlor, was sie an Stoff, einem oft nur zu zweifelhaften Stoff, gewann. Man forschte mehr nach dem, was der Mensch gethan, als nach dem Warum, den Triebfedern seines Thuns. Dieses Warum, das Treibende in den menschlichen Handlungen ist das Tiefste in der Menschengeschichte und macht allein ihr Studium für alle Zeitalter wichtig, dieses allein bringt Licht und Ordnung in ein sonst unbegreifliches Chaos, und gerade dieses war von der neuen Schule in den Hintergrund gedrängt. Aus dem ergreifenden Drama der Weltgeschichte hat man ein Marionetten-

spiel gemacht, auf dem man Miniatur-Begebenheiten, einen unscheinbaren Zipfel des Königlichen Saulus-Mantels, nach Augen- und Herzenslust, wie es die Umstände zu erheischen schienen, zuschnitt. Um nur ein Beispiel anzuführen: heißt das geschichtlich verfahren, wenn man die Toga beschreibt, die Cäsar trug, die Coena, an der sich seine Soldaten ergötzten an dem Tage, als sie mit ihrem Feldherrn den Rubicon überschritten? Mußten nicht vielmehr die Beweggründe und der Geist geschildert werden, die eine Römische Armee über den Rubicon als Feinde vor die Mauern Roms — ein mit Ausnahme der blutigen Parteiungen zwischen Marius und Sulla bis dahin fast unerhörtes Ereigniß in der Geschichte Roms — der Stadt der Bürgertreue, des Gut und Blut opfernden Patriotismus führten? Zu Edinburg beginnt indeß schon eine Reaction gegen den Scottismus, aber sie tritt nicht kühn genug und deshalb ohne Glück auf, führt den Kampf im Namen von Hume und Robertson, die in den entgegengesetzten Fehler der Scottisten, in Trockenheit, abstrakte Darstellung, der jede Lokalfarbe abgeht, und in eine sentenzenreiche Schein-Philosophie, die sich zu wenig auf Thatsachen stützt, im Allgemeinen verfallen sind. Wir wollen kein Skelett, aber auch keinen Popanz, der mit den Fetzen des Zeitgeistes behängt ist, wir wollen den Menschen im vollen Sinne des Wortes, wie er denkt, sich entschließt, handelt, kurz, wir wollen den Menschen wie er leibt und lebt.

(Fortsetzung folgt.)

Ostindien.

Leben in Malakka.

Nach einer beschwerlichen und gefährlichen Fahrt in den stürmischen Regionen des Indischen Archipelagus mußte ich, von einem heftigen Fieber ergriffen, mehrere Wochen lang das Bett hüten. Man empfahl mir eine Veränderung des Klimas, die einem Rekonvaleszenten immer wohlthut, und sobald ich Kräfte genug fühlte, um das Bett verlassen zu können, folgte ich der gütigen Einladung eines sehr geschätzten Freundes, der mir eine gemeinschaftliche Reise auf seinem Schooner nach Malakka und Pinang*) vorschlug.

Wir lichteten mit dem ersten Morgenstrahl die Anker, und ein günstiger Südost brachte uns bald in den engsten Theil der Meerenge von Malakka, dessen dräuende Felsenriffe wir glücklich passirten. Die beständig tosende und schäumende Fluth zwischen Singapohr und den Ballam-Inseln wurde ein paar Meilen weiter zu einem wahren Binnensee von herrlicher Klarheit. Kleine, niedrige, mit frischem Grün bekleidete Eilande blitzten von allen Seiten wie Smaragde aus dem silbernen Meeresspiegel, und gerade vor uns lag der majestätische Kariman wie ein schlummernder Riese. Zwei stattliche Europäische Segler, deren Bestimmung Singapohr war, fuhren windwärts über die glatte Wasserfläche, und die fein gebauten Prahu's der Eingebornen glitten wie Gnomen-Schiffchen hinüber und herüber.

Den ganzen Tag über verließ ich das Verdeck nicht; erst nach Sonnenuntergang nöthigte mich der kühle Abendwind, den Capitain in seine Kajüte zu begleiten. Es entspann sich da zwischen uns Beiden ein interessantes Gespräch, das wohl schon über eine Stunde gedauert haben mochte, als plötzlich ein furchtbarer Stoß, den der Schooner wie von Geisterhand erhielt, uns aufschreckte. Hätten wir nicht zu rechter Zeit den Tisch erfaßt, der glücklicherweise sehr gut befestigt war, so wären wir gewiß unserer Länge nach niedergestürzt. Dem Stoße folgte ein Krachen auf dem Verdeck, und sogleich richtete sich unser Schiff, das beinahe auf die Seite geworfen war, wieder empor. Mein Freund eilte die Strickleiter hinan, und ich folgte ihm so rasch, als meine Kräfte es mir gestatteten. Der ganze Himmel, noch vor wenigen Minuten so heiter, war mit einem Male schwarz wie die Nacht, und die Finsterniß wäre vollständig gewesen, hätten nicht die schäumenden Wogen, deren Gischt über uns hinsprützte, einiges Licht mitgebracht. Der Topmast war durch die Gewalt des Orkans über Bord geschleudert worden, und das Haupt-Segel hing in Fetzen da. Einer der weitberühmten Windstöße von Sumatra, die so plötzlich kommen, daß keine menschliche Wissenschaft sie vorher berechnen kann, hatte diese Katastrophe herbeigeführt.

Ungefähr nach einer Viertelstunde trat Windstille ein, und jetzt fiel der Regen in Strömen herab. Dem Regen folgte eine Stunde später der herrlichste Mondschein. Da die Zeit in diesen Meeren sehr kostbar ist, so mußten unsere Leute gleich einen neuen Topmast aufrichten und ein anderes Segel aufziehen; sie thaten dies auch mit solchem Eifer, daß der Schooner bereits am nächsten Morgen wieder im besten Stande war. Wir kamen bei sehr mäßigem Winde nur langsam weiter; erst um die Mitte der zweiten Nacht erblickten wir den Leuchtthurm von Malakka, und mit Tages-Anbruch warf unser Schooner vor dieser Stadt die Anker aus.

Da ich Malakka zum ersten Mal besuchte, so trieb mich meine Neugier schon früh auf das Verdeck, um die Stadt in Augenschein zu nehmen; allein ich hatte mich getäuscht: ein dicker Nebel — in jenen Breiten keine Seltenheit — verhüllte jeden etwas fern liegenden Gegenstand. Als die Sonne diesen Nebel endlich zertheilt hatte und die kleinen freundlichen Villa's durch die Bäume hervorschimmerten, verließen wir unser Fahrzeug und fuhren in einem Wagen nach der Stadt. Die alte Portugiesische Kirche eben auf dem Hügel, welcher Malakka beherrscht — jetzt in einen Leuchtthurm verwandelt — und die verwitterten Mauern des zerstörten Portugiesischen Forts geben dem Orte ein allerheimlichstes Ansehen, wogegen das benachbarte Singapohr (d. h. die Löwen-Stadt) sehr modern erscheint. Wir passirten die schmale Bucht, welche Malakka in zwei durch eine hölzerne Zugbrücke verbundene Hälften theilt, und kamen in eine geräumige mit der Küste parallel laufende Straße, deren Bewohner größtentheils wohlhabende Malaiische Kaufleute sind. Auch die Europäer und mehrere von den reichen Chinesischen Pflanzern wohnen in diesem Stadtviertel. Bei einem kleinen Gebäude am linken Ufer der Bucht, wo gegenwärtig der Hafenmeister sein Büreau hat, sahen wir mehrere Europäische Herren und eine bedeutende Anzahl Chinesen und Malaien herumschlendern; vermuthlich waren diese Leute nur hier, um Neuigkeiten zu hören, denn sie hatten offenbar zu dieser frühen Tageszeit keine andere Beschäftigung.

Kein Organ wurde bei unserer Ankunft in Malakka stärker affizirt, als die Nase: der sogenannte Balatschong, ein Präparat aus See-Garneelen und kleinen Fischen, womit der Malaie seine Fleischspeisen würzt, duftete uns von allen Seiten entgegen. Diese leckere Speise, welche die Bewohner der Stadt Malakka vorzüglich gut zu bereiten wissen, schmeckt fast ganz wie Kaviar; man exportirt sie nach allen Gegenden. Es giebt zwei Sorten Balatschong, schwarzen und rothen; der erstere, welcher die gemeinste Sorte ist, wirkt auf die Gesundheit der meisten Europäer sehr nachtheilig; der rothe Balatschong dagegen ist viel unschädlicher: man bereitet ihn aus dem Laiche der See-Garneelen, welcher erst in Wasser abgekocht, dann an der Sonne getrocknet und zuletzt in einem Mörser gestoßen wird. Aehnlich ist das Verfahren bei der schwarzen Sorte, deren vornehmste Ingredienz kleine Fische sind und die, obschon wohlfeiler, einen außerordentlich pikanten Geschmack hat. Beide Sorten werden in Form kleiner Kuchen oder Bouillon-Tafeln zum Verkauf geboten.

Die Malaiischen und Chinesischen Bewohner, denen ich auf der Straße begegnete, waren wohl gekleidet, wohl genährt und allem Anschein nach zufrieden mit ihrer Lage; aber ich vermißte in der ganzen Stadt die Rührigkeit und das geschäftige Treiben von Singapohr. Chinesische Kaufleute, die augenscheinlich von ihrem Gewinne fett geworden waren und deren comfortable Existenz aus allen Mienen sich kundgab, grüßten meinen Freund mit vertraulichem Kopfnicken. Dann und wann quälte uns ein hausirender Malaie, der gelbe Rohrstöcke, Papageien u. dgl. zum Verkaufe anbot; doch muß ich der Malaiischen Nation zum Ruhme nachsagen, daß ihr im Ganzen die lästige Zudringlichkeit der Hindu's fremd ist. Der Malaie bewahrt noch etwas von dem stolzen Selbstgefühl, das ihn von jeher vor allen Bewohnern der transgangetischen Halbinsel ausgezeichnet hat*).

Noch an demselben Tage besuchten wir die freundliche und comfortable Behausung eines jungen Holländers, dessen Bekanntschaft ich schon früher an einem anderen Orte gemacht und der uns mit vieler Herzlichkeit zu sich eingeladen hatte. In Malakka, wo es keinen einzigen soliden Gasthof giebt, hat die Gastfreundschaft doppelten Werth. Beim Eintreten fanden wir uns in einem geräumigen Flur, an dessen anderem Ende die Mutter und die drei Schwestern unseres Freundes um den Frühstückstisch saßen. Vater und Sohn waren schon früh nach ihrem ein Paar Meilen weit von der Stadt entfernten Landgut abgegangen. Die reichbesetzte Tafel meiner Wirthe entschädigte mich für alle Entbehrungen meiner Seereise; und als das Frühstück eingenommen war, trug ich meinen Stuhl auf den Balkon des Hauses, von wo man der Aussicht auf einen wunderschönen, in Holländischem Geschmack angelegten Blumengarten sich erfreute. Die jungen Damen brachten ihre Stickrahmen mit auf den Balkon, und es entspann sich eine sehr lebhafte Unterhaltung, die wir bis fünf Uhr, der Stunde des Diners, fortsetzten, ohne nur einen Augenblick um Stoff verlegen zu seyn.

Bei dem Diner gab es viele Leckerbißen aus dem Thier- und Pflanzenreiche, die man bis jetzt in Singapohr noch nicht haben kann. Die köstliche Frucht Mangostin gedeiht nirgends besser als hier: und außerdem besitzt Malakka den Dukkus, eine Art Litschi, den die Eingeborenen noch wohlschmeckender finden. Diese letztere Frucht ist größer und schöner, als der Chinesische Litschi**); auch kann sie, der Gesundheit unbeschadet, in großer Quantität genossen werden; wogegen bei dem Genusse des Mangostin einige Vorsicht und Mäßigkeit zu empfehlen ist. Oft machen die Britischen Einwohner von Malakka fröhliche Landpartieen, um nach Herzenslust Dukkus essen zu können; Jeder nimmt von der edeln Frucht so viel zu sich, als sein Magen zu fassen im Stande ist, und die Ergötzlichkeiten des Tages beschließt ein Tanz im Freien, worauf die Gesellschaft recht froh gelaunt wieder nach Hause kehrt.

Gegen Abend besuchte ich mit Herrn B. zu Wagen die Umgebungen von Malakka. Das Merkwürdigste, was wir auf dieser Spazierfahrt sahen, waren zwei kleine Hügel, die Grabstätte der Chinesischen Bewohner. Monumente von jeder Größe und Form,

*) Es ist dies die bekannte Insel Pulo Pinang, welcher Name so viel als Insel der Betelnüsse bedeutet.

*) Der Chinesische Verfasser des kleinen geographischen Kompendiums Kuang-yü-thu-ki sagt von den Vettern der Malaien, den Eingeborenen der Insel Java: „Dieses Volk ist hochgesinnt und kampflustig; es giebt bei ihnen keine Leibesstrafen: sie würden sich schämen, einen Diebstahl zu begehen." Gewiß eine treffende Charakterschilderung in wenigen energischen Worten. A. d. Uebers.

**) Die Frucht Litschi (euphoria punicea) wird in einer Chinesischen Naturgeschichte also beschrieben: „Sie hat die Größe eines Hühner-Eis; ihre Schale ist rauh, die Haut unter derselben aber zart und fein. Das Fleisch ist so gelb wie ein Ei-Dotter; der Geschmack sehr süß, mit einiger Beimischung von Saure. Sie wächst auf sehr hohen Bäumen, die auch im Winter grün bleiben und deren Blüthen von rother Farbe sind." A. d. Uebers.

zum Theil hinter dem sie umgebenden Buschwerke verborgen, bedeckten diese Hügel. Mehrere Chinesen schlichen voll Ehrerbietung um einige Denksteine herum, die vermuthlich über der irdischen Hülle theurer Verwandten errichtet waren, und schafften sorgfältig das Unkraut weg, das in der Nähe der Gräber wuchs.

Auf unserem Rückwege nach der Stadt kamen wir eben bei einem recht zierlichen Chinesischen Landhause vorüber, als ich mich zu meiner Verwunderung mit meinem Namen anrufen hörte. Wir machten sogleich Halt, und ich erkannte in der Person, die mich anredete, einen Chinesischen Kaufmann, der im vorigen Jahre auf einer Reise von Batavia nach Singapohr mein Begleiter gewesen. Er bat uns auszusteigen und führte uns dann in seine Wohnung, wo wir von seinem Weibe, einer sehr jungen und hübschen Malayo-Chinesin*), empfangen wurden. Die kleine Frau bewirthete ihre Gäste sogleich mit einem Topfe Thee, den wir aus Chinesischen Täßchen ohne Henkel schlürften. Während wir an diesem aromatischen Getränke, welches erfreut, ohne zu berauschen, uns gütlich thaten, drängte sich ein halbes Dutzend Kinder um unseren Tisch. Ohne Zweifel hatten sie das Zuckerwerk und die kleinen Spielsachen angezogen, wovon ich immer für solche Gelegenheiten etwas Vorrath bei mir trug. Die Köpfe der Kleinen waren alle geschoren, bis auf zwei Zöpfchen, die über jedem Ohre hingen.**)

Mein Chinesischer Freund hatte vor ungefähr fünfundzwanzig Jahren sein Vaterland verlassen. Da er sich anfänglich in sehr dürftigen Umständen befand, so arbeitete er mehrere Jahre lang in den Zinngruben von Sukut, einem freien Gebiete, nördlich von Malakka. Es gelang ihm, eine ziemlich bedeutende Summe zu ersparen, mit der er nach Singapehr zog, welche Kolonie damals durch Sir Stamford Raffles gegründet worden war. Seine Industrie verhalf ihm in dem neuen kaufmännischen Wirkungskreise zu einem sehr ansehnlichen Vermögen; doch glaubte er noch nicht reich genug zu seyn, um mit Kredit in seine Heimath zurückkehren zu können, und außerdem sehnte er sich, nun schon ein alter Junggesell, nach häuslichem Glücke. Diese beiden Gründe bewogen ihn, den Ort seines Aufenthaltes von neuem zu wechseln; er zog von Singapohr nach Malakka, wo er sich verheirathete und den Landsitz kaufte, auf dem wir ihn fanden. In den ersten Jahren seiner Ehe unternahm er noch einige kaufmännische Reisen nach Java; aber das Heranwachsen seiner kleinen Familie machte ihm den heimischen Heerd immer theurer, obschon er den lebhaften Wunsch, die Gräber seiner Voráltern einmal zu besuchen, nie ganz unterdrücken konnte. Seine hingeschiedenen Väter und übrigen Bluts-Verwandten waren in der That das einzige Band, das ihn noch an China fesselte; denn er hatte in Malakka viele angenehme Bekanntschaften geknüpft, und seine Frau und Kinder bewiesen ihm liebevolle Zuneigung.

Die Lage meines Chinesischen Freundes war in der That sehr glücklich zu nennen und doch keine seltene Ausnahme von einer Regel; sehr Viele seiner Landsleute, die fast nackt und bloß nach einem fremden Gestade auswanderten, haben es durch ihre Betriebsamkeit und gute Aufführung eben so weit gebracht. Es war übrigens interessant, den wackeren Mann auf seinem ruhigen Landsitze zu beobachten, wo er sich mit lauter Gegenständen umgeben hatte, die ihn lebhaft an seine ferne Heimath erinnerten. Zufrieden mit seinem gegenwärtigen Loose, konnte er doch melancholische Rückerinnerungen an das Vaterland nicht aus seinem Gemüthe verbannen.

Den Abend dieses genußreichen Tages verlebten wir bei der Familie des jungen Holländers. Man hatte uns zu Ehren eine zahlreiche und ausgesuchte Gesellschaft gebeten, worunter auch zwei Portugiesische Priester, deren geschorene Köpfe und dunkle Kapuzen mit der allgemeinen Fröhlichkeit seltsam kontrastirten. Der Eine von ihnen, welcher am Pianoforte saß, zog besonders meine Aufmerksamkeit auf sich: er spielte einige Italiänische Weisen, die Ohr und Herz entzückten. Es war dies die erste Europäische Musik, die ich in langer Zeit gehört hatte; denn in Batavia und Singapohr hört man fast nur Malaiische National-Gesänge, deren schwermüthig lieblicher Charakter doch mit zu viel Monotonie gepaart ist, als daß sie einen Europäer auf die Länge befriedigen könnten.

Der andere Geistliche nahm größeren Antheil an der Unterhaltung. Er war in Makao geboren und auf dem dortigen Sankt-Josephs-Kollegium, zu dessen Zierden der rühmlich bekannte Sinologe, Pater Gonçalves, gehört, erzogen. Dieser würdige Geistliche nahm eben so gern Belehrung an, als er sie ertheilte; aber viele seiner Fragen bewiesen, daß man in Makao noch weit entfernt ist, den Mönchen eine vielseitige Bildung beizubringen.

In einigen Kolonieen des Holländischen Indiens ist es nicht Sitte, daß Herren und Damen gesellig zusammentreten, es sey denn bei irgend einer besonderen Gelegenheit: die Herren verbringen ihre Abende in einem Klub, oder an einem öffentlichen Orte, während das weibliche Geschlecht zu Hause sich amüsirt, so gut es gehen will. Diese unkluge Trennung der Geschlechter hat von Seiten des Mannes Rohheit der Sitten zur Folge; das Weib aber sinkt geistig immer tiefer; sie wird eine thörichte Mutter, eine despotische Hausfrau. Wie ganz anders fand ich es in Malakka! Hier waren die Frauen verständig und welterfahren; die Männer aber besaßen einen Grad von Bildung und Kenntnissen, wie er in einer so entlegenen Kolonie kaum erwartet wird.

Der Indische Archipelagus hat, seitdem die Kolonial-Macht der Holländer gebrochen ist, für die meisten Europäer kein Interesse mehr; selbst die Werke des Sir Stamford Raffles erregten nur momentane Aufmerksamkeit. Dennoch verdient das Asiatische Polynesien in mancher Hinsicht einen Vorzug vor den meisten übrigen Britischen Kolonieen. Keine Region der Erde ist reicher an hohen Natur-Schönheiten, keine ist mit köstlichen Naturgaben verschwenderischer ausgestattet. Und welchen Stoff zu interessanten Forschungen gewährt der ganze Malaiische Völkerstamm von Madagaskar, dessen Bewohner eine mit dem Javanischen und eigentlich Malaiischen nahe verwandte Sprache reden, bis zu den südlichsten und nördlichsten Inselgruppen des Stillen Oceans! Welche umfassende und zum Theil ganz selbstständige Literatur hat man in neuerer und neuester Zeit bei den Javanesen und den Eingeborenen der Halbinsel Malakka aufgefunden! Und doch stehen die Urbewohner dieser ganzen Region noch heutzutage bei dem großen Publikum im Rufe der rohesten Barbarei, oder gar eines thierischen Stumpfsinnes.

Früh am nächsten Morgen weckte mich die Stimme meines Freundes aus süßem Schlummer. Unser Schiff hatte bereits die Anker gelichtet, und ein günstiger Wind ließ Herrn B. hoffen, daß wir vor einbrechender Nacht schon viele Meilen von Malakka entfernt seyn dürften. Ich schied ungern, sehr ungern von einem Orte, wo ich in wenigen Stunden die Genüsse, welche Natur und Gesellschaft dem Menschen bieten, reiner gekostet hatte, als es bis dahin viele Jahre hindurch der Fall gewesen war. (A. J.)

*) Die im Indischen Archipelagus geborenen Chinesen heißen Malayo-Chinesen.

**) Der junge Chinese hat, bevor er als Mann erklärt wird, das Privilegium, zwei Zopfe zu tragen.

Mannigfaltiges.

— Preis-Aufgaben über den Nothstand unserer Zeit. Die Französische „Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften" — ein Titel, der schon mancherlei Kontroversen über seine eigentliche Bedeutung angeregt — hat am 27sten v. M. ihre öffentliche Jahres-Sitzung gehalten, in welcher der bekannte Historiker Herr Mignet über das Leben und die Wirksamkeit des Grafen Röderer und der Professor Rossi über das Verhältniß der Gesetzgebung zu den Sitten unserer Zeit sprach. Der Mangel an Uebereinstimmung zwischen der ersteren und den letzteren ist es auch, was dem verstorbenen Bischof Grégoire vorgeschwebt, als er der Akademie einen Preis legirte, dessen Vertheilung diese übernommen hat. Gegenstand für das nächste Jahr ist die Lösung folgender Frage, wie sie Grégoire selbst gestellt: „Die Völker nehmen viel mehr an Einsichten und an Kenntnissen, als an praktischer Moral zu; welches sind die Ursachen dieses Mißverhältnisses und wie ist ihm abzuhelfen?" — Der Preis beträgt 1000 Franken und soll eben so, wie der bekannte Preis derselben Akademie in Bezug auf die verschiedenen Systeme Deutscher Philosophie, in ihrer öffentlichen Sitzung des Jahres 1839 vertheilt werden. Der große Preis von 5000 Franken auf die Beantwortung der Frage über die Kennzeichen und die Ursachen der Verarmung in verschiedenen Ländern, der im Jahre 1837 zur Vertheilung kommen sollte, hat wegen ungenügender Beantwortung bis zum Jahre 1839 prolongirt werden müssen. Aehnliche Fragen in Bezug auf Nationalreichthum und Pauperismus machen auch den Gegenstand noch mehrerer anderer neuen Preis-Aufgaben der Akademie aus, und mit Recht bemerkt dazu der Berichterstatter des Journal des Débats (Herr Philarète Chasles): „Zur vollständigen Lösung dieser zehn Probleme sind auch zehn Montesquieu's erforderlich, die wir dem Vaterlande wünschen wollen, obwohl wir uns hüten, sie zu erwarten. Von den aufgegebenen Fragen erstrecken sich die meisten über ein zu kolossales Gebiet, als daß selbst das seltenste Genie mit den größten Anstrengungen seiner Herr werden könnte. Wie viele tausend Probleme bietet nicht allein das einzige Problem des Pauperismus dar! Fortwährend als eine einfache Thesis hingestellt, umfaßt es doch so viele partielle und widersprechende Thesen, daß der Gedanke davor zurückschreckt. Man reise doch nur einmal, und zwar nicht bloß zu den Völkern des Occidents, sondern auch zu denen des Orients, man lerne die verschiedenen Phasen der Civilisation überall kennen, man studire das Elend, und statt Hypothesen zu machen, sehe man mit eigenen Augen, auf wie vielerlei Weisen der Mensch in Noth und Elend gebracht wird: durch Unfruchtbarkeit und durch Ueppigkeit des Bodens, durch Krieg und durch müßige Ruhe, durch Ausbreitung der Industrie und durch das Fehlen derselben, durch den Handel und durch den Mangel an kaufmännischem Geist, durch eine stagnirende Population und durch Uebervölkerung des Landes, durch Grausamkeit und Härte der Institutionen bei den alten Römern und durch den Mißbrauch der Nächstenliebe im neueren Rom, durch die übertriebene Philanthropie des puritanischen England und durch die schläfrige Sorglosigkeit der Spanier, durch den Müßiggang der Klöster und durch das Ueberarbeiten in den Fabriken, durch die Demagogie Athens und durch die Aristokratie Roms. Derjenige Politiker, dem es aufrichtig um Wahrheit zu thun ist, berührt solche Fragen, wie sie die Akademie gestellt, nur mit der größten Scheu. Besonders die des Pauperismus existirt für ihn nicht als eine für sich allein bestehende. Nähert man sich ihr ernstlich, so gewahrt man vielmehr, daß sie eine bloße Draperie und ein Schleier für alle übrige politische Fragen ist."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 5. Berlin, Mittwoch den 10. Januar 1838.

Italien.

Umgangs- und Schriftsprache der Italiäner.

Von den Zeiten des Dante bis auf unsere Tage herab hat man über die Italiänische Sprache auf vielfache Weise gestritten, indem der Eine nur den Toskanischen Dialekt gelten lassen, der Andere sie aus den verschiedenen Provinzial-Dialekten zusammengesetzt wissen will, ein Dritter ihr ganz den Charakter eines lebenden Idioms bestreitet und ein Vierter endlich der Meinung ist, man müsse sich nur die wirklich geredete Sprache zum Muster nehmen, im Gegensatz zu dem, der darauf besteht, man müsse der Büchersprache als Vorbild folgen. Durch die Werke von Monti, Perticari und Rosini veranlaßt, erschienen auch in Ober-Italien und in Sicilien Untersuchungen über denselben Gegenstand, wie z. B. die in die öffentlichen Blätter aufgenommenen Abhandlungen von Cantù und die Studien von Benedetto di Castiglia, die in Palermo herauskamen und mit großer Gelehrsamkeit viel Neues über den Ursprung und Fortschritt der Sprache ans Licht förderten. Als nun aber in der letzten Zeit eine so große Zahl populairer und Kinderschriften zu erscheinen begannen, dachten viele wackere Männer auch an den praktischen Nutzen, einen für dieselben passenden Stil zu schaffen. Die Schwierigkeit bestand jedoch darin, in diesem die Wahrheit und das Kolorit der wirklich geredeten Sprache wiederzugeben, und es versuchten sich daran eben so wohl Paravicini mit dem Giannetto, als Cantù mit den letture giovanili (Unterhaltungen für die Jugend) und Parma mit den colloqui domestici (häusliche Gespräche). Haben sie aber das Richtige getroffen? Ist ihre Sprache die wirklich lebende Umgangssprache? Wie müssen die noch vorhandenen Schwierigkeiten besiegt werden, und welchen Vorbildern müssen wir folgen? Diese Fragen, die sich uns bei Anhörung der Streitigkeiten hierüber von selbst aufdrängen, finden wir von Lambruschini im 19ten und 20sten Heft seiner Guida in einer Rezension der beiden genannten Schriften von Cantù und Parma, denen er hohes Lob ertheilt, mit der ihm eigenen Gründlichkeit beantwortet, und es dürfte daher eben so nützlich als interessant scheinen, seine Meinung hierüber zu vernehmen.

Die nach Natürlichkeit und Wahrheit des Ausdrucks strebenden Schriftsteller, sagt nämlich der gelehrte Toskaner, sind, meiner Meinung nach, heutzutage in einem doppelten Irrthum befangen. Sie wähnen erstens, daß durch die Anwendung einiger eigenthümlicher Toskanischer Wörter und Redensarten jene wirklich lebende, gewandte, anmuthige Sprache, die man in Toskana hört, geschaffen werde, eine Sprache, deren ungekünstelte Grazie und Unnachahmlichkeit in gewissen Strukturen und Wortstellungen, in einem gewissen Etwas beruht, ohne welches Leben und Wahrheit verschwinden. Ferner hegt man die irrthümliche Meinung, daß die Ausdrucksweise der vertraulichen Umgangssprache in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit und Schmucklosigkeit in Schriftwerken gebraucht werden könne und solle, jene Sprache, sage ich, in welcher der Mensch die ersten Regungen seines Innern offenbart und gleichsam rücksichtslos enthüllt, daher auch nicht immer die angemessensten und schicklichsten Worte und Redeweisen in Anwendung bringt. Wir ändern ja Sprache und Benehmen, wenn wir uns von dem Geplauder mit vertrauten Freunden weg in eine Gesellschaft minder bekannter Personen begeben; wir verändern sie noch mehr, wenn wir öffentlich zu reden Veranlassung haben, und soll dies denn nicht auch dann der Fall seyn, wenn wir für das Publikum schreiben? Allerdings, und um so mehr muß dies geschehen, als man weiß, daß der, welcher schreibt, mehr als der Sprechende Muße hat, um zu überlegen, zu wählen und zu ändern, und daher fordert man auch von ihm, daß er, selbst ohne irgend etwas von den Regeln der Kunst zu wissen, das Anstößige der rohen Natur dergestalt verschleiere, daß sie durchaus schön und dennoch nicht verhüllt zu seyn scheine. Nun giebt es freilich in der Toskanischen Umgangssprache nicht wenige Flecken, die eines Schleiers bedürfen, in gewissen Provinzen jedoch (und dazu gehört die, in welcher ich wohne) ist selbst die Sprache der niederen Stände und besonders der Landleute von der Art, daß man, abgesehen von einigen grammatischen Unregelmäßigkeiten, die aber oft nur eine zu strenge Regelmäßigkeit geworden, nichts davon hinwegnehmen, nichts hinzufügen, nichts ändern könnte und glauben möchte, daß man einen Schriftsteller des 14ten Jahrhunderts vorlesen höre. Allein man findet dies, wie gesagt, nicht immer und überall so, und wenn sich in der Sprache eine solche Schönheit zeigt, so entspringt diese aus einer gewissen Erhabenheit und sorgfältigen Eleganz, die von der Nachlässigkeit niederen Geschwätzes gar weit entfernt ist. Wollte man daher die Sprache des gemeinen Mannes in Toskana durchgängig nachahmen, so würde man am Ende in den Dialekt der gemeinen Weiber von Camaldoli verfallen, den doch gewiß Niemand zur National-Sprache erheben möchte.

Ich will nun keineswegs irgend ein Volk unseres gemeinsamen Vaterlandes dem anderen vorziehen oder es zurücksetzen, aber jedes hat doch seine eigene Ausdrucksweise, und es ist nicht zu verwundern, daß dasjenige Volk, dessen Sprache die Büchersprache geworden ist, reicher an Ausdrücken sey, die letzterer entsprechen, wenn sie gleich nicht als ganz frei von Unvollkommenheiten erscheinen. So zeugen vielleicht die Phrasen, Sprüchwörter und Wendungen der Lombardischen Umgangssprache von größerer Offenherzigkeit, Gutmüthigkeit und Herzlichkeit, als die der Toskanischen, doch sind sie auch ungebildeter und trivialer und entbehren daher auch oft jene Würde und Grazie, die den andoren Dialekt so sehr auszeichnen. Die Verba regieren ferner im Lombardischen Dialekt andere Fälle, die Präpositionen ändern ihre Bedeutungen u. s. w. Wollte man also dieses Idiom zum Muster nehmen, um die Sprache, deren Wiege Toskana war, mit Natürlichkeit und im ungezwungenen Unterhaltungston zu schreiben, so beginge man einen bedeutenden Mißgriff. Die Lombardischen Schriftsteller haben aber nun einmal kein anderes Vorbild, können auch kein anderes haben und kopiren es daher, wenn sie selbst sich dessen am wenigsten versehen und wenngleich sie häufig ganze Satzreihen mit echt Toskanischen, oft niedrigen Worten in ihre Phraseologie aufnehmen. Rechnet man dazu noch die tausendfachen Gallicismen, die wie ein feines Gift in das Innerste unserer Sprache eingedrungen sind und uns um so unwillkürlicher und unbemerkter in den Mund und die Feder kommen, je größer die Aehnlichkeit zwischen beiden Sprachen ist, so wird man sich nicht wundern, wenn Viele, trotz des besten Willens und des angestrengtesten Studiums, eine höchst unnatürliche Ausdrucksweise annehmen, die alle Illusion des wahren Dialogs zerstört. Ein schlagendes Beispiel hiervon giebt die von Madame Moyon unternommene Uebersetzung der Lectures von Miß Edgeworth, welche jetzt in Toskana von den Phrasen, die der Wahrheit des vertrauten Tones nicht entsprechen, gereinigt und in der Guida neu abgedruckt wird.

Es drängt sich uns also die natürliche Frage auf, wie es denn die nicht Toskanischen Autoren anzufangen haben, um in einer Sprache, die man wirklich lebend nennen kann, zu schreiben; und in Bezug hierauf wage ich ihnen zwei Rathschläge zu ertheilen. Der erste, der sowohl für den, der nie in Toskana gewesen ist, als für den, der sich dort aufhält, auf gleiche Weise gilt, besteht darin, daß man unsere frühesten Schriftsteller, und besonders die vor Boccaccio, genau studire und ausbeute, da sie sich noch nicht, oder in keinem so hohen Grade, die Lateinischen Autoren zum Muster ihres Stiles nahmen und sich auf ungezwungene Weise der Sprache bedienten, die man redete. Und man muß diese Sprache mit denselben grammatischen Ungenauigkeiten und einem großen Theil derselben alterthümlichen Ausdrücke, zugleich aber auch mit derselben Lebhaftigkeit und Anmuth noch heutzutage aus dem Munde der Landleute hören, wie ich sie höre, um die Ueberzeugung zu erlangen, daß sie unsere lebende, mustergültige und unverdorbene Sprache ist. Es erfordert nicht viel, um in diesen Schriftstellern ein veraltetes Wort oder eine dergleichen Wendung zu erkennen und einen Artikel oder ein Nomen voran oder nachzustellen, um der Periode mehr Rundung zu verleihen. Die wahre Substanz der Sprache hingegen, der richtige Gebrauch der Verba und Präpositionen, die richtige Stellung der Partikeln, mit einem Wort, die Kraft, das Blut, der Geist unserer Sprache ist nur in diesen Autoren zu finden.

Wie Lambruschini meint, ist Cesari derjenige nicht Toskanische Schriftsteller, dessen Stil, obgleich zuweilen etwas veraltet, dennoch im Ganzen so einfach, schlicht und dabei gleichwohl so lebhaft erscheint, daß man in demselben das am Arno gesprochene Idiom zu hören glaubt. Daher räth er auch, aus denselben Quellen zu schöpfen, aus denen Cesari schöpfte, und fügt folgenden Rath hinzu:

Wenn man die echten Formen des Toskanischen Dialogs nicht gegenwärtig hat, die zwar rein, edel und daher auch werth sind, einen Theil der National-Sprache zu bilden, ja vielleicht allein die Lebhaftigkeit des vertrauten Umgangs auszudrücken vermögen, die aber dennoch einen lokalen dialektartigen Charakter an sich tragen, so begnüge man sich mit etwas allgemeineren Formen, mit denjenigen nämlich, deren man sich in einer weniger vertrauten Unterhaltung, in welcher die verschiedenen Dialekte sich am meisten ähneln, bedienen würde, und halte sich an eine korrekte, ungekünstelte, aber minder kolorirte Sprache, die zwar die gänzliche Ungezwungenheit eines komischen Dialogs nicht genau wiedergiebt, jedoch den Ideenkreis einer Unterhaltung, wie der genannten, und jede Art wissenschaftlicher und moralischer Belehrung mit hinreichender Klarheit und Schärfe darlegt.

Und an diese, wenn man will, etwas beschränkte, aber immer noch hinlänglich reiche und in ihrem Wesen reine, bestimmte und glänzende Sprache hielten sich die nicht Toskanischen Schriftsteller des 15ten und 16ten Jahrhunderts, und es giebt unter diesen sehr ausgezeichnete Stilisten. Defendente Sacchi.

England.

Edinburg und der gesellige Zustand seiner Bewohner.

(Fortsetzung.)

Die Schottische Beweglichkeit zeigt sich nicht bloß in der Ringschule menschlicher Einsicht und Erkenntniß in dieser Stadt, die Robertson's Wahlspruch: vita sine literis mors est, adoptirt zu haben scheint, sondern eben so sehr in den Sitten, wie abgemessen und stabil sie auch auf den ersten Anblick sich zeigen mögen. Die statistische Uebersicht, die der geistreiche und kompetente Creech über die Schottischen Moden und die Umwandlung des sittlichen Zustandes der Edinburger Bevölkerung bekannt gemacht hat, wirft ein helles Licht auf diese interessante Seite des Volksgeistes. Seine sehr spezielle Untersuchung beginnt mit dem Eintritt des verflossenen Jahrhunderts. Um diese Zeit, um 1700, nahm die Zahl der Kaffeehäuser und öffentlichen Vergnügungsörter zu Edinburg, welches das strenge Joch des Puritanismus abzuschütteln anfing, auffallend überhand. Der Geschmack für Musik, Tanz und Theater verbreitete sich, der Geist der Wissenschaftlichkeit erwachte. Man lernte jetzt auch über andere Dinge als die Gebote der Bibel reden, und der Luxus, der sich mit der Erweiterung des Handels und der Industrie einstellte, verfehlte seinen Einfluß nicht auf die Gesittung der Schottischen Residenzbewohner, ohne doch im ersten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts einen entschieden verderblichen Einfluß zu äußern. Die Lehrherren prägten ihren Untergebenen die Vorschriften der Moral begreiflich und, wenn es seyn mußte, handgreiflich ein und gaben ihnen freie Wohnung im eigenen Hause, um eine ununterbrochene Wachsamkeit über ihr Betragen zu üben. Der Geistliche der Parochie besuchte noch seine Beichtkinder und ließ es nicht an Salbung und Vermahnung fehlen. Die Uebertretung des siebenten Gebots hatte öffentliche Kirchenbuße zur Folge, und wenn es eine Frau war, so verbarg sie ihre Schande in der Einsamkeit, und auch der Mann von einiger Schaam entzog sich längere Zeit dem Kreise seiner Freunde. Die Kirchen-Kollekten für die Findelkinder wurden nur sparsam bedacht, weil sich wenige fanden; eben so existirten in der Stadt höchstens 5 bis 6 berüchtigte Häuser, und selten schwärmten Freudenmädchen, alle aus der Hefe des Volkes, in den Dämmerstunden in den besuchtesten Theilen von Edinburg. Diebstahl und Straßenraub waren unerhört, Einbruch und Einwendung im Hause ungewöhnlich, Schloß und Riegel wurden von vielen Leuten für unnütze Erfindungen gehalten, und die Hausthüren, wie im goldenen Zeitalter, selbst des Nachts nicht verschlossen. Todesstrafen kamen selten vor, und ihrer wurden jährlich im ganzen Königreiche zwei bis drei vollzogen; dabei verging manches Jahr ohne eine einzige Execution.

Im zweiten Viertel desselben Jahrhunderts ging eine abermalige Veränderung in den Gewohnheiten, ohne merkliche Verschlechterung derselben, vor sich. Die Hahnenkämpfe, von welchen bis dahin die Hauptstadt rein gehalten war, drangen ein und wurden Mode. Die feine Welt hielt nach zwei Uhr Mittag und besorgte ihre Obliegenheiten nach Tische; die Kaufleute schlossen ihre Läden um ein Uhr, um Mittag zu machen, und öffneten sie um zwei Uhr. Wein war damals noch eine Seltenheit und fand sich nur sparsam auf den Tischen des Bürgerlichen. Der „perfekte Gentleman" pflegte, wenn die Tafel aufgehoben war, sich in das Damenzimmer zu begeben, um eine Tasse Thee und galante Unterhaltung zu genießen. Wie die Religion diesem Volke von jeher heilig war, so gehörte es zum guten Ton, in die Kirche zu gehen. Der Sonntag wurde von allen Ständen der Gesellschaft gewissenhaft beobachtet, und während des Gottesdienstes konnte man mit der Diogenes-Laterne ein menschliches Wesen in den Straßen der Hauptstadt suchen. Jede Familie begab sich in pleno mit ihren Hausgenossen zur Kirche, und die Hausandacht wurde Morgens und Abends in Gemeinschaft begangen. In dieser Zeit weiser und geregelter Lebensordnung that die Barmherzigkeit Aller Börsen weit auf, und die an den Kirchthüren ausgestellten Becken brachten jährlich 1500 Pfund und darüber. Das Wochen-Konzert begann 1763 um 6 Uhr und währte eine Stunde. Die Frage wegen des moralischen Inhaltes der Bühnenstücke war Gegenstand lebhafter Erörterungen, und mehrere Mitglieder des Klerus zogen sich amtliche Verweise zu, weil sie das Schauspiel gegen die Ansicht ihrer Oberen besucht hatten. Selbst Leute von weniger zartem Gewissen, die, ohne damit zu sündigen, ins Theater gehen zu dürfen glaubten, setzten ihren Besuch am Sonntage aus und hielten jede weltliche Zerstreuung an diesem Tage für ein strafwürdiges Vorhaben. Die Intoleranz war dabei ungeheuer; die leiseste Verletzung der Regeln des Dekorum wurde mit Zorn und Verachtung zurückgewiesen. Auf den öffentlichen Bällen um 1760 ging Alles mit einer Steifheit und Würde her, einer Beachtung des engen Bezirkes von Anstand und Sitte, daß es unbegreiflich scheint, wie man darin Genuß suchte und fand. Nur auf Subscriptionen wurden Assembleen, Ball und Tanz veranstaltet, deren Ertrag in die Kassen der Corrections- und Arbeitshäuser wanderte. An solchen Festtagen versammelte sich die Gesellschaft um 5 Uhr Nachmittags, eröffnete den Tanz um 6 und hörte um 11 Uhr auf; denn die Unternehmer gaben diese Frist auf ihren Listen gleich an, und man hütete sich, sie zu verlängern.

Um 1763 trug ganz Edinburg eine Gestalt, die man einfach, ja spießbürgerlich nennen müßte, wenn man auf die späteren Zustände blickt. Die Stadt war von Mauern umschlossen und die Vorstädte von geringem Umfange, die Quartiere auffallend gewöhnlich. Dieselben Häuser, welche im Jahre 1763 von den ersten Familien der Stadt bewohnt waren, dienten 20 Jahre später Kaufleuten und bemittelten Bürgerfamilien zur Wohnung. Das Haus des Lords der Justiz wurde Eigenthum eines Französischen Sprachmeisters, das des Präsidenten Cragie fiel einem Galanteriewaaren-Händler zu, und die Wohnung Lord Drummore's fand ein anonymes Präsidentlein nicht nach seinen Wünschen. Um 1763 gingen nur zwei Lohnkutschen nach Leith und eine einzige nach London. Diese Kutsche trat ein Mal im Monat ihre Fahrt an und brachte 12 oder 16 Tage darüber zu. Um Stadt-Fuhrwerke sah es windig aus, ihre Zahl war gering, und vielleicht gab es in ganz Groß-Britanien keine miserableren, wenn man gleich nicht vergessen darf, daß bei den kurzen Wegen das Bedürfniß danach nicht fühlbar und im Nothfall eine Chaise zu geringem Preise zu haben war. Nur zwei oder drei Wagen-Fabrikanten, und zwar gehörige Pfuscher, existirten zu Edinburg, und der Adel bezog seine Equipagen in der Regel von London. Parfümerie-Läden und Mode-Handlungen waren unbekannt; Haarkräusler wohl hinlänglich vorhanden, aber durch den Sonntag an der Ausübung ihres Metiers verhindert, legten sie dasselbe meist nieder. Vor dem Einfluß der Witterung wußte man sich nicht zu schützen; denn Sonnen- und Regenschirme waren nicht im Gebrauch. Der Lohn der Dienstboten betrug jährlich höchstens 3 bis 4 Pfund. Diese Klasse kleidete sich in Blau oder Roth, aber immer bescheiden und ihrem Stande angemessen. Wenige Familien hielten männliche Dienerschaft und bezahlten ihre Aufwartung mit 6 bis 10 Pfd. Sterl. aufs Jahr. Kam ein Fremder nach Edinburg, so mußte er eine entlegene Herberge oder ein Privatlogis beziehen; Hotels waren selbst bis auf den Namen unbekannt, höchstens sprachen diejenigen davon, die das Ausland, namentlich Frankreich besucht hatten. —

Von 1763 bis 1783, in einem Zeitraum von 20 Jahren, fand eine vollständige Umwälzung in dem geselligen Leben der Edinburger statt, eine Umwälzung, welche sich hauptsächlich von der Gründung einer neuen Stadt in großartigem, prächtigem Styl, die den Vergleich mit den schönsten Residenzen Europa's aushält, und von dem Bau der Nordbrücke herschreibt. — Im Jahre 1783 speisten die Leute von Ton nicht mehr nach 2, sondern um 4 oder 5 Uhr und nahmen nach Essen keine Geschäfte mehr vor; denn das Essen war selbst ein ernstes Geschäft geworden. Hatte man ein oder zwei Gäste bei Tische, so konnte, wenn man Lebensart besitzen wollte, der Wein, wo möglich in verschiedenen Sorten, nicht mehr gut wegbleiben. Das Damenzimmer harrte vergeblich auf den perfekten Gentleman; in Gesellschaft fanden sich beide Geschlechter nur beim Mittags- und Abendtisch zusammen, und dann sah man die Damen gern so schnell wie möglich aufstehen, um der Männerweise freien Spielraum zu lassen. Die Kirchen blieben unbesucht, besonders von dem männlichen Theil der Einwohner. Edinburg hatte nicht mehr das Ansehen eines Klosters, dem es in unseren Tagen wieder ähnlich sieht. Der Sonntag war für viele junge Leute ein Tag des Vergnügens und der Zerstreuung geworden, indem sie sich ungenirt überall und zu jeder Stunde sehen lassen konnten. Die Familien lehnten die Verpflichtung ab, ihre Dienstboten mit in die Kirche zu nehmen, und man fand auch ohne Laterne während des Gottesdienstes menschliche Wesen auf den Straßen, die in den Abendstunden sogar von Schaaren lärmender Männer und Frauen aus der arbeitenden Klasse, von Lehrlingen und jungen Leuten durchzogen wurden. Die Hausandacht war verschwunden und die Einnahme an den Kirchthüren fast zu bescheiden geworden.

Anno 1783, sagt Herr Creech, bezeugten wenig Lehrherren Lust, ihren Burschen freie Wohnung zu geben, sondern hielten sie nur während der Arbeitsstunden in Aufsicht; die Feierabende wurden in Schlendrian, Lüderlichkeit, nicht selten in strafwürdigen Unternehmungen hingebracht, der Arbeitslohn aller Gewerke war gestiegen und durch Aufläufe oft gewaltsam in die Höhe getrieben worden. Viele von denen, die den Sonntag in Saus und Braus verlebten, hielten auch meist blauen Montag und arbeiteten nur fünf Tage in der Woche. Die Geistlichen besuchten nicht ihre Beichtkinder, und da die Leute aus dem Volke nicht mehr freiwillig zur Kirche gingen, wurden sie unwissend wie die Hottentotten und wußten nicht mehr von den zehn Geboten, als von den alten annullirten Parlamentsakten. Die Kirchenbuße war aufgehoben und Ehescheidungen an der Tagesordnung. Die

Kaufmannstöchter verbrachten den Morgen bei der Toilette oder schwärmten von einem Putzladen zum anderen; überall konnte man sie finden, nur nicht auf dem Markte, weil Wirthschaftlichkeit eine Sünde gegen den guten Ton gewesen wäre. Gab's keine Bälle und Belustigungen, wurden alle Romane in den Bibliotheken geplündert und der jungfräuliche Geist mit kräftiger Nahrung versehen. Musik war Mode, gleichviel ob man Talent und Geschmack zum Unterricht brachte oder nicht. In dieser Zeit der Entartung sah man in einer Woche sechs Mörder zugleich in den Tolbooth sperren, und im Herbste des Jahres 1783 wurden nicht weniger als 37 Todes-Urtheile gesprochen. Oeffentliche Hahnenkämpfe waren häufig und eine eigene Palästra (cock-pit) für diese Schottischen Gladiatoren eingerichtet. Das Wochen-Konzert fing nicht vor 7 Uhr an und zeugte von einem verderbten Geschmack; nicht minder zweideutig war die Moral der Theaterstücke. Sonnabends war das Schauspiel drückend voll, die Logen für diesen Tag in der Regel gleich den ganzen Winter hindurch gemiethet, und ein Fremder würde sich vergeblich nach einem Sitz in denselben umgethan haben. Die Gallerieen klatschten sich die Hände wund bei Stellen, die man anderswo als Verletzung des Anstandes ausgepfiffen hätte. Festliche Zusammenkünfte fanden um 8 oder 9 Uhr statt, ja, die Ballsterne erster Größe erschienen kurz vor 10 Uhr, und die jungen Leute mußten, wenn sie keine schlaflose Nacht haben wollten, das Ende des Balles abgewartet und sich um 3 oder 4 Uhr Morgens nach Hause begeben haben.

Die Häuser der Neustadt, noch in ihrer ganzen Frische und Schönheit, überboten sich an Glanz, und viele Eigenthümer richteten sich zu Grunde, um sie auf das kostspieligste zu möbliren. Der Umfang der Stadt hatte um das Doppelte ihrer bisherigen Größe zugenommen und die Bequemlichkeiten des Lebens sich in gleichem Grade wie die Bedürfnisse des Luxus vergrößert. Die Zahl der Lohnkutschen nach Leith und anderen Gegenden hatte sich verdreifacht, und wöchentlich gingen nicht weniger als 15 von ihnen nach London und legten ihre Fahrt in 60 Stunden zurück. Die Stadtwagen erfuhren ebenfalls ihre Metamorphose und wurden die geschmackvollsten und bequemsten in ganz Großbritanien. In Edinburg wurden jetzt Wagen von höchster Vollkommenheit gebaut, und Tausende von ihnen wurden jährlich nach Petersburg und anderen Baltischen Städten versandt. Die Modewaarenhandlungen, bis dahin unbekannt in der Stadt, breiteten sich in allen Theilen derselben aus, die Parfümerie-Händler errichteten in allen Hauptstraßen ihre Niederlagen, und die Zunft der Haarkräusler nahm reißend zu, nachdem der Sonntag ihr größter Geschäftstag geworden war. Ein Wundarzt bediente sich auf seinen weiten und beschwerlichen Wegen im Jahre 1780 eines Regenschirmes, und 1783 war er ein unentbehrliches Wirthschaftsstück in jeder Haushaltung. Die dienende Klasse ging 1783 eben so sauber und zierlich gekleidet als ihre Herrschaft 1763. Jede anständige Familie hatte einen männlichen Dienstboten, dessen Gehalt jährlich zwischen 10 und 20 Pfd. betrug. Die Hotels blieben in ihren Einrichtungen nicht hinter den Privat-Wohnungen zurück; der Fremde sah sich darin mit Comfort und Eleganz bedient. (Schluß folgt.)

Britische Mannszucht.

(Schluß.)

Eine der Stuben der tausendfenstrigen Façade war den ganzen Tag über geschlossen geblieben, und ein noch viel tieferes Schweigen herrschte dort, als in der ganzen übrigen Kaserne. Mancher mitleidige Blick hob sich zu dieser einsamen Wohnung empor! und manche Stimme sagte leise im Vorübergehen: „Stehe ihr bei, gütiger Gott!" — Es war das Zimmer von Miß Bessy Willis, deren letzte Augenblicke in den Qualen der entsetzlichsten Verzweiflung rasch ihrem Verlöschen entgegeneilten; und Gott stand ihr bei, denn ehe der folgende Tag vollends angebrochen war, hatte er sie bereits zu sich gerufen.

Ueberzeugt, daß die schwache Körper-Beschaffenheit seiner armen Frau sie an ihr Siechlager fesseln und ihm den furchtbaren Schmerz des letzten Abschiedes ersparen würde, vermochte Willis bis zum letzten Athemzuge die männliche Festigkeit zu bewahren, die ihn seit seiner Arrestation auch keinen einzigen Augenblick verlassen hatte. Er verhehlte sich jedoch keineswegs das Schicksal, das ihn erwartete. Als Sohn eines Soldaten und fast Soldat von Geburt an, kannte er die Strenge der militairischen Disziplin zu genau, als daß er sich in diesem Bezuge hätte täuschen und auf seine Begnadigung hoffen können; einen ehrenvollen Tod aber gegen die Schmach der Peitschenstrafe zu vertauschen, war er so weit entfernt gewesen, daß er weder seine früheren Dienste in den Augen der Richter geltend zu machen, noch auch in ihnen die geringste Theilnahme für sich zu erwecken suchte; er vermied es sogar aus einer Zartheit des Gefühls, die ein besseres Geschick verdient hätte, das Verbrechen, das er mit dem Tode büßen sollte, mit der ihm angethanen Beschimpfung in Verbindung zu bringen, welche letztere, streng genommen, die begangene Gewaltthätigkeit rechtfertigen konnte.

Trübe Gedanken, die ihm das Bild seiner Frau und des kleinen Kindes, das sie ihm geschenkt, vor die Augen riefen, erpreßten dem armen Gefangenen einen tiefen Seufzer, und als er sein Haupt im Stroh verbarg, zeigte ihm eine befreundete Stimme, die sich in der Dunkelheit vernehmen ließ, daß er in seinem Kerker nicht allein war.

Er richtete sich auf und fragte, wer da sey. „Ich bin es, Willis, ich Vernon, Dein ehemaliger Chef, Dein Freund, der da kommt, um von Dir Abschied zu nehmen." — „Sie erweisen mir zu viel Güte, Herr Major", erwiederte Willis, indem er aufzustehen versuchte; „doch haben Sie dies ja immer gethan, und es stünde jetzt vielleicht anders mit mir, hätte ich Ihrem öfteren Tadel meines hitzigen Charakters Gehör gegeben."

„Setze Dich nieder, Frank, Du bedarfst der Ruhe", sagte Vernon und drückte den Unglücklichen sanft auf sein Strohlager nieder. „Ich bin hergekommen, Frank, um Dich zu fragen, ob Du nicht noch etwas von einem Freunde zu begehren hast; denn alle Hoffnung auf Gnade ist verschwunden, von Deinen besten Freunden aufgegeben.... Du wirst morgen sterben, Willis! Ich hoffe, Du bist mit Gott versöhnt und hegst keinen Groll mehr gegen Deinen Ankläger."

„Nicht den geringsten mehr, Herr Major, denn ich habe ihm verziehen; und wenn Sie mir als einem Sterbenden gestatten wollten, eine Bitte an Sie zu richten, so bestände sie darin, daß die Offiziere des Regiments ihn nicht die Verachtung möchten fühlen lassen, die ihnen wahrscheinlich sein Betragen gegen mich eingeflößt hat."

Ohne etwas in diesem Bezuge zu versprechen, fragte Vernon weiter, ob er ihm nichts in Betreff seiner armen Frau, von der er sich bald auf immer trennen sollte, aufzutragen hätte. „Sorgen Sie dafür, Herr Major, ich bitte Sie flehentlich, daß Bessy mit ihrem Söhnchen auf anständige Weise zu ihrem Vater zurückgeschickt werde, und sagen Sie ihr, daß sie das ganze Glück ihres Gatten bis zu seinem letzten Hauch ausgemacht hat, ja, das ganze Glück eines Mannes, der ihre Vertheidigung mit seinem Leben bezahlte."

„O mein Gott, so ist es denn wahr!"

„Genug hiervon, Herr Major, ich bin jetzt, Gott sey Dank, ruhig und gelassen und möchte nicht gern...."

In diesem Augenblick unterbrach ihn der Eintritt des Kerkermeisters, der vor einer in einen Mantel gehüllten Figur herging.

„Wie, so spät noch ein Besuch! wer ist denn hier?" rief die tiefe Stimme Sir Ralph's, indem er sich dem Gefangenen näherte.

„Es ist ein Freund, Herr General", antwortete Major Vernon, „der schon in dem Gedanken glücklich ist, daß die Begnadigung des Verurtheilten den Gouverneur in seinen Kerker führt."

„Willis", sagte Sir Ralph zu dem Gefangenen, der so gerade vor ihm stand, als präsentirte er das Gewehr, „Willis, ich kenne das Herz eines braven Soldaten zu genau, als daß ich fürchten sollte, Du hegest gegen mich einen Groll über meine nothgedrungene Theilnahme an Deiner Verurtheilung, vielmehr wollen wir, da Du einmal sterben mußt, als Freunde scheiden. Gieb mir Deine Hand, Frank Willis, Du Retter meines Sohnes, meines braven Eduard, der jetzt im Himmel ist; gieb mir die Hand, mein Sohn, und sey überzeugt, daß von Stund an die Sorge für Deine Frau und Dein Kind mir obliegt."

„Die Eine von diesen Beiden wird mir wohl bald nachfolgen", sagte Willis und küßte ehrfurchtsvoll die ihm so herzlich dargebotene Hand; „der Himmel belohne Sie aber, Herr General, für Ihre wohlwollenden Absichten gegen die Waise. Lassen Sie den Knaben Soldat werden, es sey denn, daß Sie fürchten, der Makel seines Vaters möchte auf ihm haften bleiben. Doch nein", setzte er mit Nachdruck hinzu, „mit Ausnahme eines einzigen momentanen Vergehens war Frank's Leben stets vorwurfsfrei."

„Das wissen wir", erwiederten gleichzeitig der Gouverneur und Major Vernon. „Sey unbesorgt um Dein Kind und sage uns lieber, womit wir Dich in Deinen letzten Augenblicken erfreuen können."

„Und vor allen Dingen", fügte der General hinzu, indem er auf Willis' Fesseln wies, „fort hiermit; wir bürgen für ihn."

Beim ersten Hammerschlage, der geschah, um die Fußfesseln loszunieten, schien Willis einen stechenden Schmerz zu empfinden. „Was ist das?" fragte Vernon den Gefängnißwärter. — „Das Eisen hat ihm eine alte Wunde aufgerieben", antwortete dieser, und Vernon entsann sich in der That, daß Willis' rechter Fuß in der Affaire bei San Sebastian von einer Kugel in dem Augenblick zerschmettert wurde, als er Edward Stanley vertheidigte. Die Züge des Gouverneurs, Vernon's und selbst des Gefangenwärters äußerten tiefen Schmerz.

„So leben Sie denn wohl, Herr General, und Sie, Herr Major! Genug geseufzt über das Schicksal eines Menschen, den die Welt ausstößt.... Der würdige Geistliche, Herr O'Halloran, wird diese Nacht bei mir bleiben.... und auch morgen."

„Gott mit Dir, Frank, Gott stehe Dir gnädig bei", sagten mit feierlichem Ton die beiden Offiziere, als sie das Gefängniß verließen, und entfernten sich, still und lautlos neben einander hergehend, bis sie sich trennten.

Als der die Reveille verkündende Kanonenschuß auf der ganzen Rhede in dem Augenblick wiederhallte, wo das erste Grauen der Morgendämmerung aus den noch vom Nachtwinde bewegten Wellen emporstieg, da fühlte sich mancher von denen, die dieser Schall erweckte, in einer krankhaften Stimmung, als hätten ihn fürchterliche Träume aus dem Schlafe aufgeschreckt.

Indeß war die ganze Garnison bald unter den Waffen, weil gleich nach dem schrecklichen Menschenopfer Parade abgehalten werden sollte. Von Zeit zu Zeit ertönte das düstere Wirbeln der gedämpften mit Flor umhüllten Trommeln, und dreimal marschirte das Regiment, zu dem Willis gehörte, mit langsamem Schritt und unter dem dumpfen Schall der todverkündenden Trompete um den großen Platz. Als das Regiment Halt gemacht,

trat eine lautlose Stille ein und man hörte nur eine einzelne Stimme, die das Sterbegebet hersagte. Allein, mit entblößtem Haupte, im vollen Parade-Anzuge seines Corps, aber mit den Händen auf den Rücken gebunden, folgte Willis dem Diener des Herrn, und voran zog ein Detaschement des Regiments, in dessen Reihen er so oft zum Kampfe geeilt war. Jetzt eilte er nicht; sein Gang war langsam, abgemessen und entschlossen, sein Gesicht heiter, obwohl blaß, wie das eines Mannes, der zwar mit dem Anblick des Todes vertraut ist, ihn aber dennoch für ernst und feierlich hält.

Die Vorbereitungen waren ihrem Ende nahe. Major Vernon, der unglücklicher Weise an diesem Tage das Regiment kommandiren mußte, gab lauter widersprechende Befehle und verlor zum ersten Mal in seinem Leben während des Dienstes den Kopf. Der düsterste Schmerz herrschte über dieser ganzen Trauerscene, und sogar die, welche Neugier herbeigezogen, schienen von tiefer Bewegung ergriffen.

Gleichwohl ließ sich unter dieser zahlreichen Menge auch nicht das geringste Murren hören, kein tadelndes Wort wurde ausgesprochen, und das dem Tode geweihte Opfer selbst sah ruhigen und festen Blickes auf den Sarg, den vier Kameraden vor ihm hertrügen. Mit einem Worte, das Benehmen der Truppen bildete den schärfsten Kontrast mit dem Unwillen, der sie erfüllte, und gewährte ein wunderbares Schauspiel von der Macht der Disziplin.

Der Augenblick war endlich da. Eine Füsilier-Compagnie (die nämlich, zu der Willis gehörte) schlug an, und noch war keine Sekunde verflossen, als jener tapfere Soldat, der aufrecht dastehend von den Händen seiner besten Freunde den Tod mit derselben Unerschrockenheit erwartet hatte, als er ihm oft im Angesichte des Feindes getrotzt, sich noch ein Mal mit durchbohrtem Herzen emporhob und dann, auf den Sand zurücksinkend, nach kurzem Todeskampf verschied.

Noch war keine Stunde verflossen, als bereits das Regiment mit klingendem Spiel in die Kaserne zurückkehrte. (Br. J.)

Griechenland.

Universität in Athen.

Bei dem Interesse, das diese nach Deutschen Mustern gebildete neue Griechische Hochschule gewährt, theilen wir auch noch das Verzeichniß der im Winterhalbjahre 1837—1838 an der Universität angekündigten Vorlesungen mit*):

A) Theologische Fakultät.

A. M. Apostolidis, dogmatische Theologie, nach Theophanes Prokopowich.
Derselbe, Dogmengeschichte.
K. Kontogonis, Kirchengeschichte.
Derselbe, Erklärung der Psalmen David's.

B) Juristische Fakultät.

G. Mavrokordatos, über das Französische Civil-Gesetzbuch (vierstündig die Woche).
D. Feder, über Civilverfahren (vierstündig).
G. A. Rallis, über Handelsrecht (zweistündig).
L. Melas, über Strafrecht und Strafverfahren (zweistündig).
P. Argyropulos, über Verwaltungsrecht (dreistündig).
J. Sutsos, über politische Oekonomie (zweistündig).

C) Medizinische Fakultät.

J. Wuros, über spezielle Pathologie und Therapie (sechsstündig).
E. Treiber, über chirurgische Klinik (sechsstündig).
A. G. Levkias, über allgemeine Krankheitslehre und Therapie (dreistündig).
Derselbe, über Loimologie oder Lehre von der Pest (einstündig).
J. Olympios, über Chirurgie (dreistündig).
N. Kostis, über Geburtshülfe (vierstündig).
D. A. Mavrokordatos, über Anatomie (sechsstündig).
Derselbe veranstaltet auch in noch zu bestimmenden Stunden anatomische Uebungen.
A. Pallis, über gerichtliche Arzneikunst (dreistündig).
N. Lewadievs, über Gesundheitslehre (zweistündig). **)

D) Philosophische Fakultät.

N. Wamwas, über Philosophie oder Theorie des menschlichen Geistes, und Ethik (dreistündig).
K. D. Schinas, über Griechische Archäologie, nach Böckh (vierstündig).
Domnandos, über allgemeine Grundsätze der Naturgeschichte (vierstündig).
G. Gennadios, über Griechische Literaturgeschichte (vierstündig).
K. Negris, über die fünf letzten Bücher der Geometrie von Legendre, Trigonometrie nach ebendemselben, über die allgemeinen Eigenschaften der Zahlen, Algebra und beschreibende Geometrie nach Achette (dreistündig).
H. Ulrichs, Erklärung der Bücher über die Natur der Götter von Cicero und über Römische Literaturgeschichte (sechsstündig).
L. Roß, über Chorographie von Attika, Erklärung der Dichtkunst von Horaz und der Metamorphosen von Ovid (dreistündig).
K. Wuris, über Physik (dreistündig).
K. Kontagonis, über Logik (zweistündig).

*) Entlehnt aus der Beilage zum Ἑλληνικὸς Ταχυδρόμος, 1837. Nr. 21 und 22 vom 15. August. Man vergleiche damit dasjenige, was wir in Nr. 89 und 131 des Magazins vom Jahre 1837 über die Universität in Athen aus der namlichen Griechischen Zeitschrift mittheilten. Wir fugen übrigens hier dem Personal-Verzeichniße in Nr 89 bei, daß, nach dem Ἑλληνικὸς Ταχυδρόμος, 1837. Nr. 10 vom 17. Juli, die Professoren in der juristischen Fakultät, Klonaris und Propetengios, ihre Entlassung von diesen Lehramtern eingereicht und erhalten haben, so wie daß, nach demselben Blatte, 1837. Nr. 41 vom 23. October (5. Nov.), in der medizinischen Fakultat der Prof. Ipitis durch Königliche Beschluß seines Amtes entlassen, dagegen in der juristischen eine außerordentliche Professur des Römischen Rechts geschaffen und dieselbe dem früheren Docenten desselben an der Universitat zu Athen im ersten Semester ihres Bestehens, Hrn. Hertzog, übertragen worden ist.

**) Einige der in der medizinischen Fakultät vorstehend angekündigten Vorlesungen werden nur dann stattfinden, wenn eine Anzahl gehörig vorbereiteter Zuhörer sich meldet.

Bibliographie.

Ἡ ἐραστιμανία οἰκογένεια. Κωμῳδία εἰς τρεῖς πράξεις διῃρημένη. (Die frägesüchtige Familie. Lustspiel in drei Aufzügen.) Athen, 1837. [Als Verfasser dieses politisch-satirischen Lustspiels wird der bekannte Neu-Griechische Dichter, Literator, Historiker und Staatsmann, Jakowaki Rizos Neruios, genannt.]

Σύνοψις ἑλληνικῆς μυθολογίας, ἐκ διαφόρων Ἑλλήνων καὶ Γερμανῶν συγγραφέων ἐρανισθεῖσα ὑπὸ Κωνστ. Κοντογόνη. (Abriß der Griechischen Mythologie, nach verschiedenen Griechischen und Deutschen Schriftstellern verfaßt von Konst. Kontogonis.) Athen, 1837.

Mannigfaltiges.

— Fleury's Denkwürdigkeiten. Von den Memoiren des Schauspielers Fleury, die in und außerhalb der Theaterwelt so viele Epoche gemacht haben, ist kürzlich in Paris der sechste und letzte Band erschienen. Fleury, der der „letzte Gentilhomme" der Französischen Bühne genannt worden, wie Talma ihr „letzter Römer" war, hat auf dem Theater das ancien régime, die Revolution, das Konsulat, die Kaiserzeit und die Restauration nicht bloß erlebt, sondern auch dargestellt. Denn wenn irgendwo vom Theater gesagt werden kann, daß es die Welt bedeute, so ist es in Frankreich, wo oft kaum zu unterscheiden ist, was Welt und was Theater sey. Ein halbes Jahrhundert auf der Französischen Bühne zugebracht, muß daher einem mit Beobachtungstalent begabten Manne, wie Fleury, nicht wenig Stoff zur Sitten- und Zeit-Geschichte liefern. Er, der so viel hinter den Coulissen gestanden, weiß uns oft besser zu sagen, als mancher gelehrte Historiker, was an diesem oder jenem berühmten Manne Wahrheit und was Schminke war. Es wird nur darauf ankommen, wie glaubwürdig uns seine Darstellung erscheint, und ob das, was als seine Memoiren ausgegeben wird, wirklich echt und von ihm geschrieben ist. Wir haben in diesen Blättern schon mehrere Mal Gelegenheit gehabt, zu bemerken, wie wenig gewissenhaft man in Frankreich mit den Namen bekannter Verstorbenen umgeht, denen man Tagebücher, Briefe, ja oft Pasquille unterschiebt, an die sie in ihrem ganzen Leben nicht gedacht haben. Konnte Herr von Lamotte-Langon ein ganzes Dutzend Bände Memoiren Ludwig's XVIII. fabriziren, warum sollte nicht auch auf dieselbe Weise im Namen Fleury's ein halbes Dutzend Bände aus einer Bibliothek bereits gedruckter Anekdoten-Sammlungen und skandalöser Chroniken kompilirt werden können? Ja, der Verdacht schien um so gerechtfertigter, als der Stil der Fleuryschen Memoiren der neuesten Französischen Schule angehört und der Mann, obwohl er schon über funfzehn Jahre todt ist, ganz neumodischer, zu seiner Zeit noch gar nicht gekannter Ausdrücke sich bedient. Inzwischen bringt uns der letzte Band Aufschluß hierüber. Der Herausgeber, Herr J. B. P. Lafitte, ebenfalls ein ehemaliger Schauspieler und ein Freund des Verstorbenen, erklärt nämlich, daß ihm die Zusammenstellung und die stilistische Verarbeitung der Memoiren zwar gehöre, er jedoch für die Authentizität der Fleuryschen Notizen, die ihm dabei vorgelegen, und die er zur Einsicht für Jeden bereit halte, sich verbürge. Auffallend bleibt nur, daß die neuere Zeit, und zwar von Napoleon ab, den Memoiren des Schauspielers bei weitem weniger Stoff geliefert hat, als die ältere. Aus der Zeit Ludwig's XVI. leben freilich nur noch Wenige, die schon damals eine Rolle gespielt und die darum jetzt widersprechen könnten; je weiter aber das Buch vorrückt, um so mehr hat es die Lebenden zu berücksichtigen und um so vorsichtiger mußte natürlich der Herausgeber seyn. Charakteristisch ist folgende Anekdote, die uns im sechsten Bande aus der Schreckenszeit der Französischen Revolution erzählt wird. Das Theatre Français mußte damals lauter Stücke im Geschmacke der Sansculottes geben, und so kam auch einmal eines, das den Titel „Le jugement dernier" führte, zur Leseprobe des Comités. Drei Kommissarien des Konvents wohnten dieser Probe bei, und als die Lektüre des hochnothpeinlichen Halsgerichts-Dramas geendigt war, rief der Schauspieler Grandmenil, indem er dabei eine ausdrucksvolle Pantomime machte: „Nehmen wir das Stück an und die Anderen (damit waren die Royalisten gemeint) kommen zurück, so werden wir gehängt." — „Nun, Bürger Grandmenil", erwiederte darauf einer der drei Kommissarien mit einer nicht minder energischen Pantomime, „wollt Ihr vielleicht lieber gehängt seyn, weil Ihr das Stück nicht angenommen habt?" — Man kann sich hiernach leicht denken, daß noch niemals ein Stück so einmüthig vom Lese-Comité angenommen worden, als das „Jugement dernier".

Hierbei Titelblatt und Register zum vorigen Halbjahre.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlöbl. Post-Aemtern.

№ 6. Berlin, Freitag den 12. Januar 1838.

Rußland.

Philosophie des Whist.

Von einem Russischen Natur-Philosophen.

Ist es wahr, daß das Whist eine leere Beschäftigung müßiger Leute und der Aufmerksamkeit des Philosophen und Politikers unwürdig sey? Welche Frage! Das glauben nur oberflächliche Geister, die nach dem Ruhm von Tiefdenkern streben. Eine allgemeine Beschäftigung aber, eine Beschäftigung, welcher drei Viertheile der gebildeten Menschheit einen beträchtlichen Theil ihrer Zeit widmen, die mit unseren Sitten und Gewohnheiten so eng verschwistert ist, kann den Augen des Beobachters nicht als eine leere Beschäftigung erscheinen. Das Whist gehört in unseren Tagen zu den bestehenden Einrichtungen des geselligen Lebens. Wie viele Leute schlafen nur deshalb des Nachts, stehen Morgens auf, stärken ihren Körper durch dreimal eingenommene Nahrung, bloß um bis zum Abend zu leben und dann acht Robber Whist zu spielen? Mithin ist das Whist für eine sehr zahlreiche Menschenklasse der Zweck des irdischen Daseyns geworden. Und wie Viele giebt es wiederum, die bei wichtigen Geschäften dennoch dem Whist sechs Stunden täglich opfern? Das will sagen: den vierten Theil des Lebens; und nehmen wir an, daß sie ein Alter von 80 Jahren erreichen, so ergiebt sich bei einiger mathematischer Kenntniß, daß Jeder von ihnen 20 Jahre Zeit zur Erfüllung seiner Whist-Pflichten verbraucht. Ein berühmter Schriftsteller hat klar dargethan, daß, wenn man als Basis die Zahl der Spiele Karten annimmt, die jährlich in unserem Vaterlande verfertigt und zum Spiel benutzt werden, und für diese Benutzung im Durchschnitt nur zwei Stunden für jedes Spiel rechnet, als Resultat sich ergiebt, daß in einem Jahr in Rußland vier Jahrhunderte verspielt werden. Unmöglich kann dergleichen ohne Einfluß bleiben auf die Sitten, auf den Geist des geselligen Lebens, ja selbst auf den Volks-Charakter, und um so weniger, da das Whist nicht zu der Zahl derjenigen Spiele gehört, die keine Nahrung für Geist und Herz darbieten. Es ist, wenn man will, das einfachste Spiel, zugleich aber auch das verständigste, das schwerste und das edelste aller Kommerz-Spiele mit Karten; ein Spiel, welches sich vergleichen ließe mit dem Schachspiel, das ihm jedoch an Mannigfaltigkeit und tiefen Combinationen nachsteht — mit dem Schachspiel, um dessenwillen die Könige des Orients feierliche Gesandtschaften in entfernte und unbekannte Länder Indiens abfertigten und sich in der Geschichte dadurch berühmt machten, daß sie der Welt ein so anziehendes Mittel verschafften, „die Zeit unschädlich für das Gemeinwesen hinzubringen": und hierin liegt die höchste Weisheit aller menschlichen Einrichtungen; das Nützliche kommt von selbst: die Hauptsache ist — die Menschen von schädlicher Anwendung ihrer Mußestunden abzuhalten. Auch die Literatur hat keinen anderen Zweck. Im Morgenlande Schachspiel und Poesie, im Abendlande Whist und Poesie — dies sind die erhabenen Schutzwehren der Moral und der Ordnung. O weh, o weh! Warum predigt die Poesie so häufig zerstörende Grundsätze! Das Whist thut es nicht; es hält im Gegentheil die revolutionnairsten Völker in Ruhe.

Mit Recht kann das Abendland auf die Erfindung des Whist stolz seyn. Der Ursprung desselben, so wie der Buchdruckerkunst, und wie fast alle große Siege des menschlichen Forschergeistes, die so mächtige Umwälzungen in den Begriffen und im Streben der Menschheit hervorbrachten, ist in dichten Schleier gehüllt: nur das ist gewiß, daß das Whist aus dem Lande herstammt, dessen Genie wir die Entdeckung der Gesetze der Schwerkraft, die Logarithmen, die Gummi-Kaloschen, die Schutzblattern, die mächtige Kraft des Dampfes, die Lehre vom Kreislauf des Blutes, das Beefsteak und die Eisenbahnen, mit einem Wort alle Grundlagen der heutigen Bildung verdanken, und daß es unter der Regierung der Königin Elisabeth und in dem blutigen Zeitraum der Hinrichtung der unglücklichen Königin Maria Stuart erfunden ward. Die schreiende Ungerechtigkeit der rachsüchtigen Elisabeth hatte alle redliche Herzen in London erschüttert; sehr gefährlich aber war es, von dem Prozeß und dem Schicksal der beklagenswerthen Maria zu sprechen: in diesem furchtbaren Augenblick, wo jede Aeußerung den edelsten Bürger ins Verderben stürzen konnte, erschien das rettende Whist.

In der Englischen Sprache dient das Wort Whist als ein Ausruf und bedeutet — stille! Auch ist in der That das tiefste Stillschweigen die wesentlichste Bedingung des Whist, und das Ideal der menschlichen Vollkommenheit erreicht man in diesem Spiele nur dann, wenn man im Laufe von vier Robbern wie ein stummes Bild dasitzt, ohne einen Laut von sich zu geben.

In Rußland gehört heutzutage das Whist zu den Haupt-Elementen des geselligen Lebens: man darf sagen, daß Abends, wenn ganz Rußland Whist spielt, wir uns durch nichts von den thätigsten und gebildetsten Menschen der Welt unterscheiden. Es ist — eine der großen Quellen des allgemeinen Wohls. Bringt man alles auf Erden vorhandene Glück in Anschlag, das Glück der Ehe nicht ausgenommen, so kann man mit Bestimmtheit annehmen, besonders bei uns im Norden, daß neun Zehntel aller irdischen Wohlfahrt dem Genuß zugeschrieben werden muß, der dieser Beschäftigung entspringt, während nur ein Zehntel die übrigen Augenblicke der geistigen Genüsse ausfüllt. Deutlich geht hieraus hervor, wie höchst ungerechter Weise einige angebliche Moralisten gegen diese nützliche Beschäftigung auftreten: ihre Vorwürfe sind um so unpassender, als es, bei der Unfruchtbarkeit unserer Literatur, kein anderes Mittel giebt, den Mangel an guten Büchern zu ersetzen, als durch ein gutes Spiel Karten, und um so weniger darf man ihren leidenschaftlichen Philippiken Glauben schenken, da sie selbst gewöhnlich ihre moralischen Lehren mit einem Whist beschließen und der berühmte Verfasser des „Wischigin", der diese Unterhaltung so unbarmherzig verdammte, jetzt für einen der besten Whist-Spieler in der Russischen Literatur gehalten wird. Es müßte, im Gegentheil, in unseren Tagen in Rußland ein guter Kursus der Moral-Philosophie durchaus mit einer Abhandlung über die Whist-Gesetze beginnen. Der Genuß im Whist ist übrigens dauernder und nachhaltiger, als alle übrige menschliche Genüsse: die Liebe z. B., die man so hoch stellt, beginnt erst in gewissen Jahren und endigt immer schneller, als wir es wünschen, während man sich beim Whist schon vom achten Jahre an ergötzen und sich dieses Genusses bis zum Sterbelager erfreuen kann.

Man sagt aber, das Whist tödte die Geisteskräfte. Wir glauben nicht daran! Erstlich hat man 13 Karten von allen Farben vor sich: es sind 13 vor uns liegende Ideen, die man ausbilden, vergleichen, unter einander bis ins Unendliche berechnen kann, um aus denselben die tiefsten, feinsten und glänzendsten Schlüsse zu ziehen. Und wie viele Menschen will man mir unter den Nichtspielenden zeigen, die 13 Ideen im Kopfe haben, wenn man sogar Frau, Kind, Rang und Stand, den Magen, die Eigenliebe und den Floh, der uns Nachts im Bett beunruhigt, als Ideen gelten lassen wollte? Das Whist soll die Geisteskräfte tödten!

Es giebt viele sehr geachtete Leute, an denen gar nichts zu tödten ist. Wir werden später sehen, daß das Whist im Gegentheil einem feinen Verstande den herrlichsten Spielraum eröffnet, das Herz und den Charakter seiner Nebenmenschen zu beobachten, ohne einmal der Karten zu gedenken, die sich in des Nachbars Händen befinden, und die man, mit einiger Gewandheit und guten Augen, und zwar mit großem Nutzen, beobachten kann. Mit einem Wort, ich kenne kein befriedigenderes, kein anziehenderes Schauspiel in der Natur, als den Anblick von vier ehrsamen Männern, um einen Spieltisch sitzend, in dumpfes Schweigen versunken, mit amtlicher Würde, unbeweglichen Gesichtszügen, mit einer von Ideen über die vier Farben belasteten Stirn, mit durch Erfahrung gebleichten Häuptern; durchdrungen von der Wichtigkeit ihres Geschäfts, als gefühllose Stoiker für Alles, was sie umringt, wie sie Einer nach dem Anderen die Karten auf den Tisch werfen und symmetrisch die Stiche vor sich hinlegen. Es kommt Einem vor, als sähe man vier Weisen des Alterthums vor sich, die in ihrer erhabenen Weisheit das Loos der Völker erwägen und auf unsterbliche Gesetze für Griechenland sinnen.

Bis jetzt ist unter den Russischen Weltweisen die Frage noch nicht entschieden, von welchem Alter an ein vernünftiges Wesen beginnen soll, sich mit dem Whist zu beschäftigen. Man sieht freilich oft Studenten der Universität, die sich zur morgenden Vorlesung mit 8 Robbern vorbereiten und in der Mathematik des Whist schon recht weit vorgerückt sind; solche Fälle aber einer frühen Entwickelung der Geistesfähigkeiten in so glücklichen Organisationen, bei denen der Verstand nicht den Jahren angemessen ist, darf man nicht als Beispiele anführen. Betrachtet man den Universitäts-Unterricht an und für sich nur als eine Vorbereitung zum Whist, — oder zum praktischen Leben, was einerlei ist, — so darf man dreist behaupten, daß jungen Männern, die schon vor

dem 26sten Jahre sich in Gesellschaften am Whistrisch setzen, augenscheinlich von der Natur der Sinn für guten Geschmack und das Gefühl des Anstandes versagt wurden. Es ist überhaupt nichts Widerlicheres, als junge Menschen mit rosigen Wangen öffentlich mit 13 Karten in der Hand zu erblicken. Wir wollen jedoch damit keineswegs sagen, daß man nicht in jungen Jahren, wo das Gedächtniß noch scharf und die Einbildungskraft durch den Gebrauch starker Getränke noch nicht gelähmt ist, das Whist erlernen müsse: ein Mensch im Gegentheil, der nicht von Jugend auf sich einübt, bereitet sich ein qualvolles, entsetzliches Alter. Was soll der Greis thun, und was soll man mit dem Greise anfangen, wenn er nicht spielt? Dergleichen Wesen, wie achtungswerth sie sonst auch seyn mögen, werden die Pest der Gesellschaft, tödten in derselben allen Frohsinn und sind sich und Anderen zur Last. Man muß ungewöhnliche Geistesgaben besitzen, um sich im 45sten Jahre die Unfähigkeit zum Whistspiel verzeihen zu können. Für Menschen mit gewöhnlichen Geistesgaben ist der angemessenste Platz am Spieltisch. — Derjenige überhaupt, der eine Glatze auf dem Haupt trägt, ist schon von der Natur selbst zum Whist bestimmt.

Ein anderer wichtiger Vortheil eines frühzeitigen Erlernens des Whist besteht darin, daß man mit Hülfe dieser Gattung von Kenntnissen häufig alle übrigen ersetzen kann — ja sogar Geist, Talent und bisweilen selbst die Ehre. Ich kenne Leute, die sich der Achtung vieler geehrter Familien und sogar der Protection der ältesten Häuser erfreuen, und zwar nur deshalb, weil sie ausgezeichnet gut Whist spielen, während die nämlichen Familien, wenn jene Leute nicht dieses Talent besäßen, sich schämen würden, in Gegenwart von Zeugen mit ihnen zu sprechen. Mit welcher Verehrung wendet sich die Menge in jedem kritischen Whist-Falle an sie, und mit welcher Ergebung unterwirft man sich ihrer Entscheidung! Sie spielen die Rolle von Gesetzgebern in unserem Vaterlande; viele ihrer Spiele werden von Vätern den Söhnen mit Bewunderung mitgetheilt.

Es wird hier übrigens der Ort seyn, auf einen großen Unterschied der modernen und der Geschichte des Mittelalters aufmerksam zu machen: im letztgenannten Zeitraum gelangte man zum Ruhm durch kriegerische Großthaten, und die Nachkommen verehrten denjenigen, der zwei Städte niedergebrannt und wenigstens drei Provinzen geplündert hatte; in der neuesten Europäischen Heraldik dagegen findet man, wie die in der vortrefflichen Wissenschaft der Genealogie bewanderten Männer versichern, mehr als ein adeliges Geschlecht, dessen Vorfahren von nicht altem Datum sich durch nichts auszeichneten, als durch zwei oder drei großartige Schlemms. Wie sich doch die Sitten der abendländischen Völker gemildert haben! Wenn man durch so unschuldige Mittel den nämlichen Zweck erreichen kann, nach welchem unsere Vorfahren zur Zeit des Feudalismus durch Ströme von Blut und brennende Dörfer hinstrebten, warum soll ein scharfsichtiger Mensch, der seine Carrière machen will, nicht frühzeitig Whist lernen? — Whist, das bei unserer jetzigen Aufklärung das Nämliche ist, was einst die Turniere in den Ritterzeiten waren. Das Wesen beider Einrichtungen gleicht sich: nur werden die Lanzen durch Trümpfe ersetzt.

Den Gegenstand, insofern er sich auf junge Männer bezieht, haben wir, wenn wir uns nicht täuschen, in befriedigender Klarheit durchgeführt. Andererseits aber ist es nicht leicht, zu entscheiden, in welchen Jahren das weibliche Geschlecht sich dem süßen Genusse des Whist dreist hingeben könne. Es giebt Leute, die der Meinung sind, daß eine Frau, sobald sie aufhört Rosa zu tragen, zum Whist vollkommen reif sey; unserer Ansicht nach ist es jedoch dann schon zu spät, und übrigens würde eine solche Regel fast so gut wie ein Verbot für das ganze weibliche Geschlecht seyn, das Vergnügen des nobelsten Spieles zu genießen, indem kaum der fünfte Theil der Damen vor dem 60sten Jahre den Rosa-Bändern entsagt. Andererseits unterliegt es keinem Zweifel, daß, wenn man schon mit Damen spielen soll, das Spiel um so interessanter wird, je jünger sie sind. Viele unserer jungen reizenden Landsmänninnen fangen bereits früh genug an, — früher, als es zum Vortheil ihrer Liebenswürdigkeit wünschenswerth ist, und diese Damen werden gewöhnlich so leidenschaftliche Whistspielerinnen, daß die Annalen vieler bekannter Spielerinnen gedenken, bei denen es öfter vorkam, daß sie bis Mitternacht spielten, zwei Stunden darauf ihrem Gatten einen Sohn schenkten und sechs Stunden später den unterbrochenen Robber fortsetzten. Es wäre nicht übel, wenn verheirathete Frauen Liebe zum Whist faßten —, sagte, ich weiß nicht welcher Weltweiser, vielleicht war ich es selbst: es wäre doch immer eine Liebe; und diese Liebe schützt sie oft gegen eine andere, für ihre Tugend gefährlichere. Aber ein vernünftiger Mann muß sorgfältig darauf sehen, mit wem seine Frau am häufigsten Whist spielt.

Allgemeine Regel ist, daß alte, unverheirathet gebliebene Damen Whist spielen müssen.

(Schluß folgt.)

England.

Edinburg und der gesellige Zustand seiner Bewohner.

(Schluß.)

So hatten 20 Jahre hingereicht, um in den Lebensansichten und Herkömmlichkeiten der Hauptstädter eine gänzliche Umwandlung hervorzubringen. Unglücklicher Weise hatte die Veredlung der Sitten nicht gleichen Schritt gehalten mit dem Wachsthum des öffentlichen Wohlstandes, im Gegentheil hatte der Luxus die Sittenlosigkeit, seine unvermeidliche Gefährtin, veranlaßt und befördert, selbst das feine Benehmen der Weltleute war im Allgemeinen nur der Firniß ihrer Rohheit. Züchtiger Anstand, Selbstachtung, rücksichtsvolle Bescheidenheit und würdiges Benehmen wurden von Zuchtlosigkeit, Verschwendung und Extremen aller Art verdrängt. Viele erröthneten nicht mehr über Dinge, die sie sonst für verbrecherisch und gemein angesehen hatten. Dieses Uebermaß von Larheit mußte natürlich eine Reaction herbeiführen. Sie trat mit dem Schluß des Jahrhunderts ein. Die Französische Revolution hatte bei Vielen ernstes Nachdenken geweckt, war namentlich nicht ohne Anklang bei den mittleren Ständen geblieben, und die republikanische Strenge wußte sich in das Gewand des religiösen Puritanismus zu hüllen. Krieg, Mangel und innere Unruhen, welche in Folge der theuren Preise des Getraides und aller Lebensmittel sich eingefunden hatten, verstatteten nicht mehr ungehindert Genuß und Verschwendung. Durch den Krieg war die Gewerbthätigkeit in Verfall gerathen und damit der Luxus verschwunden. In den schönen reichmöblirten Häusern der Neustadt lebte man mäßig und nüchtern wie 1763, anfangs weil man wußte, dann weil man wollte. In den folgenden Jahren, d. h. von 1800 bis 1815, zeigten sich wieder Spuren alter Lüderlichkeit besonders in den niederen Klassen, welche der Mangel entsittlicht, wie der Luxus die höheren Stände. Sowohl vereinzelte Mordthaten, wie die an Begbie, einem Kassendiener der Bank, welcher bei hellem Tage, zwanzig Schritt von der Schildwache, einen Messerstich erhielt und der Scheine, die er bei sich führte, beraubt wurde, als auch Mordversuche bewaffneter Volkshaufen im Großen, wie am 31. Dezember 1811, bezeichnen diese Epoche.

Am 31. Dezember 1811, um eilf Uhr Abends, zeigte sich nämlich ein Haufen junger Leute aus den niedrigsten Klassen des Volkes, mit Knitteln bewaffnet und in hinlänglicher Anzahl, um der Stadt-Polizei Trotz bieten zu können, plötzlich in den besuchtesten Straßen von Edinburg, welche, wie dies am Vorabende des Neujahrsfestes immer der Fall ist, mit Menschen angefüllt waren, die von Einkäufen oder Besuchen bei Freunden und Bekannten heimkehrten. Mit Schlauheit hatten die Vagabunden diesen Tag als den günstigsten für ihre Plünderung berechnet und fingen nun an, jeden anständig Gekleideten, dem sie begegneten, zu schlagen, zu werfen und zu bestehlen. Vergeblich war jeder Versuch der Einzelnen, Widerstand entgegenzusetzen, selbst die Polizei war nicht stark genug, dem Uebel Einhalt zu thun, so daß dieses Gesindel bis gegen zwei Uhr Morgens Meister vom Platze blieb. Ein Watchman wurde getödtet, mehrere Einwohner gefährlich verwundet und beraubt. Die Polizei bekam die Häupter des Komplotts in ihre Gewalt, als sie, noch mit der frischen Beute beladen, sich eben auf die Flucht machten; mehr noch wurden in den darauf folgenden Tagen verhaftet. Es mußte ein Exempel statuirt werden: vier von den Entschlossensten aus der Zahl dieser Straßenräuber wurden überwiesen und verurtheilt, mitten in High-Street an einem hohen Galgen aufgeknüpft zu werden. Am 22. April 1812 fand die Execution statt; keiner von ihnen hatte das achtzehnte Jahr erreicht.

Eine solche Strenge und Energie hatte die heilsamsten Folgen für den erschlafften Volksgeist. Von da an übte jede Familie eine gewissenhafte Aufsicht über das Betragen ihrer Kinder; die älteren Mitglieder, vor Allem Vater und Mutter, suchten mit der Belehrung das Beispiel zu verbinden, und echte Gesittung stellte sich urplötzlich wieder ein. Es erleidet keinen Zweifel, daß rohes Wesen und Frechheit noch einer großen Zahl von Personen aus dem niederen Volke charakteristisch sind, wie es immer war und immer seyn wird in jedem Lande; einzelne dreiste Verbrechen haben die Stadt noch immer in Schrecken gesetzt, wie die Mordthat, welche Burk beging, aber sie stehen einzeln ohne Verzweigung da und haben nicht selten Ausländer, Englische oder Irische Landstreicher zu Urhebern. Schottlands Bewohner behaupten einen Platz unter den besten und tugendhaftesten Völkern; denn die Noth ist groß im Lande, besonders in den langen Wintern, wo Tausende von dem Auswurf des Meeres leben müssen, und die Versuchung nicht klein, wenn die Wohnung des Dürftigen an den wildreichen Park des Großen, an fischreiche Ströme und Schlösser gränzt, wo Ueberfluß und Luxus herrscht. Bei anderen Völkern würde Druck und Verzweiflung zum Verbrechen führen; hier erzeugen sie nur Geduld und Entsagung, nicht etwa eine Folge von Dumpfheit und Charakterschwäche, sondern reifer Ueberlegung und freien Entschlusses. In dem Winter 1837 sind ganze Familien von Bergbewohnern lieber ein Raub des Hungers geworden, ehe sie den kleinsten Diebstahl begangen hätten, auf dessen Verschwiegenheit sie rechnen konnten. Eine so edle Armuth findet auch edle und freigebige Unterstützung, aber wie unermüdlich die Mildthätigkeit auch ihre Hand aufthue, sie reicht nicht aus, aller Noth zu steuern.

Abgesehen aber von der übrigen Bewohnerschaft Schottlands, so sind die Edinburger zu der Einfachheit und zu den vielleicht ein wenig zu gebieterischen, zu ausschließenden Tugenden, dem gewöhnlichen Charakter protestantischer Gesellschaften, wie sie Edinburg 1763 sah, entschieden zurückgekehrt. Man tanzt, aber um wohlthätiger Zwecke willen, Theater existirt, aber nur der Form nach, denn der Tempel Thaliens ist für eine so reiche Stadt abscheulich, die Schauspieler jämmerlich und die Schottischen Dramen, die zur Aufführung kommen, magere Auszüge aus Walter Scottschen Romanen, mehr als mittelmäßig zu nennen. Edinburg hat am Sonntag wieder sein klösterliches Aus-

sehen gewonnen; da geht Alles auf dieselbe Weise und zu derselben Stunde vor sich. Wenn die Kirchenglocke läutet, tritt die ganze Stadt aus den Häusern, geht die ganze Stadt in den Gottesdienst, verrichtet gemeinschaftlich ihre Andacht und tritt gemeinschaftlich den Rückweg an, mit einer Ordnung und einem schweigenden Ernste, die den Zöglingen eines gut regierten Pädagogiums Ehre bringen würden. An diesem Tage giebt es nur eine erlaubte Beschäftigung, Gebet, nur eine käufliche Waare, Gebet, nur eine angenehme Unterhaltung, Gebet. Nicht ein Laden ist auf, und will der Fremde nicht Gefahr laufen, vor Hunger und Langeweile zu sterben, so muß er sich Tages vorher mit Nahrung für Körper und Geist versorgen. Wie einst Verschwendung und Luxus ins Maßlose getrieben wurden, so heute vielleicht die puritanische Strenge und Gewissenhaftigkeit. Trotz dieser Einfachheit hat die Stadt von 1783 bis 1837 dieselben Fortschritte gemacht, wie in den 20 Jahren von 1763 bis 1783. Ihr Umfang hat wie ihre Bevölkerung um das Doppelte zugenommen, und die Mode ist nicht ohne Einfluß auf die verschiedenen Stadtviertel geblieben. Der Kern der Gesellschaft hatte sich von 1763—83 von High-Street in die Umgebungen von Andrews-Squäre übergesiedelt. Dieser Squäre mit den daran stoßenden Straßen ist heute von den elegantesten Läden der Stadt in Anspruch genommen, und der Adel nebst dem hohen Bürgerstande hat in der Ostecke der Georgs-Straße, in der Queen- und King-Street, dem Moray-Place, Charlotten-Squäre und Royal-Circus, in der That den schönsten Quartieren Edinburgs, seinen Wohnsitz genommen. In der Schönheit des Aeußeren, dem Glanz des Innern und der Pracht der Equipagen findet heut ein größerer Unterschied statt, als zwischen 1763 und 1783. Luxus und Komfort haben selbst die Gränzen des Weichbildes überschritten, und prächtige Villen schmücken die nächsten Umgebungen der Hauptstadt, so daß Edinburg in seiner jetzigen Gestalt eine der schönsten und trotz der verhältnißmäßig schwachen Einwohnerzahl gewiß eine der bestbewohntesten Städte Europa's zu nennen ist.

Fr. Mercey.

Bibliographie.

Remarks on the evils of primogeniture (Ueber die Nachtheile des Vorrechts der Erstgeburt.) Von Henry Lamplin.

Morals from the church-yard. (Der Wettstreit der Gräber.) Eine Reihe von Fabeln für die Jugend. [Ein Englisches Blatt sagt von diesem Buche, es habe fast das Ansehen, als sey es aus dem Deutschen übersetzt, so mystisch und geschraubt wäre der Ausdruck.]

The Life of Richard Earl Howe. (Leben des Admirals Grafen Howe). Von Sir John Barrow.

The rural life of England. (Die Reize des Englischen Landlebens.) Von William Howitt, der durch sein Book of the Seasons bereits zu einem Lieblings-Schriftsteller der fashionablen Welt geworden ist.

Animals in menageries. — Von W. Swainson. Pr. 6 Sh.

The connexion of natural and divine truth. (Die Natur, eine Bestätigung der göttlichen Wahrheiten.) Von B. Powel. 9 Sh.

Love. (Liebe). Roman von der Verfasserin von „Flirtation". 3 Bde.

Afrika.

Skizzen aus Tunis.

Von einer Französischen Dame.

Als ich in Tunis ans Land stieg, war die Sonne eben untergegangen; der hochrothe westliche Himmel spiegelte sich in dem stillen Golfe, und die Orangen-Haine verbreiteten aromatische Düfte. Da ertönte plötzlich von einem der Minarets die melodische Stimme des Gebetrufers, und sogleich waren alle Muselmänner, die auf den Kähnen und an der Küste sich befanden, wie durch einen Zauber festgebannt, die gebückten Häupter in Andacht der Kibla zuwendend.

Tief gerührt von der erhabenen Einfalt dieses religiösen Momentes, mußte ich selbst unwillkürlich stehen bleiben. Meine Blicke schweiften unstät umher; ich sah Alles und verweilte bei Nichts. Endlich fesselte ein kleiner verfallener Thurm mitten im Golfe meine Aufmerksamkeit; dieser Thurm hatte etwas Melancholisches und Bedeutsames zugleich. Ich deutete nach demselben, ohne zu sprechen. „Dort stand Karthago", sagte mein sonst redseliger Führer und verstummte wieder, die Augen träumerisch auf die hehren Trümmer heftend. Waren seine Betrachtungen ähnlicher Art, wie die meinigen? — „Karthago!....." Welch' ein Name! Das Gemurmel der Wogen an dem verwitterten Gemäuer klang mir wie Todes-Seufzer. Von diesem Thurme sah vielleicht Hannibal mit Grausen, wie das Römische Heer in Afrika's Ebenen sein Lager aufschlug! Die Woge hat alle Herrlichkeit der alten Nebenbuhlerin Roma's in ihrem Schooße begraben, alles vergossene Blut hinweggespült — nur dieser Thurm ragt noch hervor, wie ein entsleischter, zum Fluch erhobener Arm aus einem Grabe.

Mit beklemmter Brust wendete ich mich der neuen Stadt wieder zu. Eine Arabische Inschrift über dem Thore, die mein Führer mir übersetzte, lautet: „Dies ist die glückselige Stadt; wer sie einmal betreten, der kann sie nicht unglücklich verlassen."

Der zauberhafte Luxus der Mauren war mir so oft geschildert worden, daß ich in Tunis Paläste zu sehen hoffte, der Alhambra gleich. Eitle Hoffnung! Die ganze Pracht der Maurischen Architektur entfaltet sich nur im Innern der Häuser; von Außen erblickt man kahle Mauern und enge Fenster wie Schießscharten. Seinen poetischen Vorurtheilen treu, läßt sich der Maure sein Tageslicht nur oben vom Himmel herabscheinen; die Strahlen der Sonne fallen beinahe senkrecht in seine Behausung, winden sich um die schlanken Säulen, den launischen Arabesken folgend, oder spielen auf dem prächtigen Mosaik der Wände. Man muß diese Beleuchtung eines Maurischen Palastes an schönen Sommertagen gesehen haben, um von ihrer belebenden Wirkung einen Begriff zu erhalten.

An beiden Seiten des Stadtthors dehnt sich ein enger und finsterer Korridor aus, der dem Kreuzgang eines Klosters ähnlich ist. Hat man diese Halle zurückgelegt, so betritt man einen kleinen freien Platz, auf welchem Früchte und Gemüse verkauft werden. Die Verkäufer sitzen in einem weiten Kreise, auf Strohmatten, die Beine kreuzweis untergeschlagen und den ganzen Körper in eine große Decke aus weißer Wolle gewickelt; nur das schwarzbraune Gesicht und die noch schwärzeren Füße bleiben unbedeckt. Der stark hervortretende Augapfel des Mauren und seine langen, schneeweißen, von rosenfarbigen Lippen eingeschlossenen Zähne haben zuerst etwas Unheimliches, Erschreckendes; betrachten wir aber seine Physiognomie genauer, so können wir nicht umhin, die hohe wohlgeformte Stirn, die sanft gekrümmte Nase und den feinen Mund zu bewundern. Alle diese Mauren nahmen sich in ihrer unbeweglichen Stellung wie schöne bronzene Statuen aus.

In Tunis, wie überhaupt an der ganzen Afrikanischen Küste, giebt es verschiedene Menschen-Racen, die auf den ersten Anblick in Eine zusammenfließen, aber bei genauerer Beobachtung sehr markirte Unterschiede zeigen. Es sind dies die Mauren, die Berbern, die Araber, Neger und Juden.

Die Mauren und die Berbern hält man mit Recht für Nachkommen der Urbewohner des Landes, welche in der alten Numidischen Zeit das nördliche Afrika diesseits der Großen Wüste unter sich getheilt hatten. Die Mauren, friedliebender und geselliger als ihre Nachbarn, ließen sich an den Küsten nieder und gründeten Städte, während die Numidier (Berbern) ihre Zelte in das Gebirge trugen und, von Stammeshäuptern befehligt, als räuberische Nomaden hin und her wanderten.

Der Maure hat das Joch aller ausländischer Völker getragen, die kürzere oder längere Zeit an Afrika's Nordküste herrschten; er war abwechselnd den Karthagern, den Römern, den Vandalen, den Arabern und den Türken unterthan; auch vermischte er sich mit seinem jedesmaligen Besieger, so daß man die heutige Maurische Race als ein Gemisch sehr heterogener Elemente betrachten darf. Dennoch rühmen sich einzelne Familien ganz reiner Abstammung. Der Wuchs der Maurischen Männer ist gewöhnlich über Mittelgröße; sie haben eine glänzende dunkelbraune Haut, einen sanften etwas melancholischen Ausdruck des Gesichts und fast ohne Ausnahme einen gewissen Grad von Beleibtheit. Ihr Gang und ihre Haltung sind kräftig und edel.

Der Berber, ein würdiger Enkel seines Numidischen den Römern so furchtbaren Ahnherrn, haust noch, wie jener, im tiefen Gebirge und ist mit seinem Streitroß wie zusammengewachsen. Quält ihn der Hunger, so bricht er, einem reißenden Waldstrom gleich, aus seinen Schlupfwinkeln hervor, plündert die Maurischen Dörfer, die Arabischen Stämme und kehrt beutebeladen zurück. Immer unbändig und unbesiegt, haben die Berbern den Eroberer Afrika's seine Eroberung theuer bezahlen lassen. Sie sind hager und klein von Wuchs, aber nervig und kraftvoll. Kein Volk auf Erden kann Beschwerden jeder Art leichter ertragen, als die Berbern; mit der Zähheit und Ausdauer des Kameels vereinigen sie die Behendigkeit und die rasende Wildheit des Tigers. Ihre Hautfarbe ist beinahe ganz schwarz, ihr Auge so feurig, daß nur Wenige seinen Blick ertragen können. Die Sprache, die sie reden, hat zwar viele Arabische Wörter aufgenommen, ist aber sonst von dem Arabischen wesentlich verschieden.

Dieses Volk hat so gut als gar keine Religion; es glaubt fast nur an die Wunderkraft seiner Marabut's, einer Art Wahrsager, die alle ihre Geschäfte leiten und aus jeder Verlegenheit helfen müssen. Wenn ein Marabut stirbt, so errichtet man ihm ein prachtvolles Grabmal, wohin seine Verehrer bisweilen pilgern, um die Manen des Hingeschiedenen noch zu befragen.

Araber giebt es in Tunis nur wenige; ihre Physiognomie ist hier nicht anders als in Algier, und ihre Sitten nähern sich denen der Berbern. Sie besitzen weniger Industrie als Letztere, sind aber auch nicht so grausam. Ihre unterscheidende Lieblings-Neigung, die sie aus dem Orient mitgebracht, ist der Geschmack an Wunder-Mährchen. Ihre Sprache, obschon reich an Kehllauten, hat selbst für Französische Ohren etwas Harmonisches. Die Phantasie des Arabers ist so gränzenlos wie sein Horizont und so glühend wie seine Sonne.

Die Neger in Tunis genießen gleiche Privilegien mit den Mauren und Arabern, da sie ebenfalls Muhammedaner sind. Ein Maure nimmt jedoch nur selten eine Negerin zur Frau. Alle Neger an der Afrikanischen Küste sind die Nachkommen freigelassener Sklaven aus Inner-Afrika, und ein großer Theil dieses Volkes gehört noch jetzt zu der dienenden Klasse.

Die Juden sind hier, wie allerwärts, fast ausschließlich Handelsleute, aber der nichtigste Vorwand reicht oft hin, sie der Früchte ihrer Thätigkeit und Industrie zu berauben, und oft legt ihnen der Bei aus bloßer Laune die härtesten Frohnarbeiten auf. In der Nähe des Zollhauses sah ich zwei große Räder, die eine Pumpe zur Füllung der Wasserbehälter in Bewegung setzten. Diese Räder wurden durch Personen, die sich daran festgeklammert hatten, mit außerordentlicher Anstrengung umgedreht. „Wer sind die Leute, denen man diese Pferde-Arbeit zumuthet?" fragte ich meinen Führer; „doch ohne Zweifel schwere Verbrecher?" — „„Nein, meine Sultanin, es sind Juden."" — „Aber man bezahlt sie doch?" — „„Daran ist nicht zu denken; der Bei will,

daß sie sich zu Tode arbeiten, und es bleibt ihnen nichts übrig, als zu gehorchen.“ Mein Führer war selbst ein Jude; er versicherte mir, daß in Tunis allein 25,000 seiner Glaubensgenossen lebten.

Noch am Abend meiner Ankunft ließ ich mich nach der Wohnung meines in Tunis ansässigen Oheims Rafaello geleiten, wo mir die herzlichste Aufnahme zu Theil wurde. Mein Oheim war abwesend; er befand sich in Neapel, um Diamanten zu verkaufen und von dem Erlöse seine Tochter auszustatten, deren Hochzeit in wenigen Tagen vor sich gehen sollte. Von meinem Aufenthalt bei dieser befreundeten Familie kann ich wenig erzählen; man lebt in Raffaello's Hause wie in Europa, wie im alten Frankreich.

Ein Gegenstand des Schreckens waren mir die Skorpionen; ich hatte dieses eben so scheußliche als gefährliche Insekt, von dem selbst die Europäer in ihren Wohnungen belästigt werden, bis dahin noch nie zu Gesicht bekommen. Die Katze fängt hier den Skorpion, wie sie bei uns in Europa Mäuse fängt: sie lauert ihm eine Zeitlang auf, giebt ihm einen Schlag mit der Pfote und packt ihn dann so geschickt, daß sie vor seinem Stachel sicher ist. Selbst das Katzen-Geschlecht von Tunis flößte mir einen gewissen Respekt ein; es hat weit mehr Tigerartiges als unsere feisten, faulen und feigen Hauskatzen. Der hagere und nervige Bau dieser Berber-Katzen, ihre wilde Lebhaftigkeit und das rollende feuersprühende Auge machen sie zu wahren Miniatur-Tigern.

Meine Neugier und Schaulust ließen mich nicht zur Ruhe kommen. Ich drang in meine Schwägerin Marie, mich nach dem Bardo zu bringen, und meine Bitte wurde endlich erhört. Unter dem Bardo versteht man einen mit Mauern umgebenen Bezirk, der eine Meile von Tunis liegt und den Palast des Bei's, die Paläste seiner Söhne, das Münzgebäude, die Menagerie u. s. w. einschließt. An dem zur Abfahrt bestimmten Tage stiegen wir in einen Tunesischen Damen-Wagen, d. h. in einen viereckigen Kasten, der ringsherum mit Gardinen bedeckt war und auf plumpen Rädern hin und her schaukelte. Diesen Räder-Kasten zogen zwei Pferde, die nicht neben, sondern hinter einander angespannt waren, und als Kutscher figurirte ein kohlschwarzer grimmig aussehender Aethiopier. Der Wagen fuhr aus dem südlichen Thore der Stadt. Kaum befanden wir uns im Freien, als ich zum Verdrusse meiner Schwägerin die Gardinen aufzog. Unser Weg war anfangs ziemlich breit und an beiden Seiten mit muselmännischen Grabmälern besetzt; aber die Landschaft wird nicht eher reizend, als bis man in die Nähe des Bardo kommt, der von einem zauberischen Lustwäldchen von Orangen-Bäumen, Fächer-Palmen und Aloe's umgeben ist. Endlich hielt unser Fuhrwerk vor den Mauern des Bardo. Wir stiegen aus; meine Freundinnen hüllten sich in ihre Schleier; die Pforte wurde geöffnet und gleich hinter uns wieder geschlossen.

Zuerst traten wir in eine überwölbte Gallerie, mit einer Art Schuppen zu beiden Seiten, vor welchen bewaffnete Mauren saßen und mit feierlicher Geberde ihre Pfeifen schmauchten. Diese Schuppen sind die Wachtstuben der Garde des Bei's.

Am Ende der Gallerie kommt man in einen großen viereckigen Hof, der von Gebäuden umschlossen ist. Zur Rechten befindet sich ein auf mehreren Stufen ruhendes, in der Mitte offenes Geländer, durch welches man nach dem Tribunale geht. An beiden Seiten des Einganges stehen zwei Mammeluken Wache. In dem Hofraum wird täglich Musik gemacht; ich kann aber ohne Uebertreibung sagen, daß mir ein so fürchterliches ohrenzerreißendes Scharivari, wie die Maurischen Compositionen, in meinem Leben noch nicht vorgekommen war.

Wir schritten quer über den Hof und mußten dann verschiedene Säle passiren, ehe wir in dem Harem anlangten. Da umringte uns mit einem Male ein ganzer Trupp Maurinnen und Negerinnen, die mir, als ich ihnen vorgestellt wurde, die Hände küßten und so stürmisch mit Fragen in mich drangen, daß ich beinahe in einem Tollhause zu seyn glaubte. Die ungeheure Körperfülle, das wilde Geberdenspiel und das buntscheckige Kostüm dieser Frauen gaben ihrem Geplapper, von dem ich ebendrein keine Silbe verstand, großen Nachdruck und machten meine Betäubung vollständig.

Der Anzug der Maurinnen ist ein Gemengsel von gutem und schlechtem Geschmack. Auf dem Leibe tragen sie lange seidene Beinkleider von blauer oder rosenrother Farbe und darüber ein Hemde aus grobem Kalikot, mit kurzen und sehr weiten Aermeln aus Gaze, die ihren schön geformten Arm unbedeckt lassen. Die Taille umschließt ein sehr hübsches Mieder von Seidenzeug, mit Gold und Silber gestickt; allein dieser geschmackvollste Theil ihres Anzugs wird durch ein weites, bauschiges, kittelartiges Oberkleid fast ganz den Blicken entzogen. Das lange und sehr starke Haar ist in einen dicken von hinten herabhängenden Zopf geflochten, und ein kleines, niedliches, kostbar gesticktes Mützchen bedeckt den Scheitel. Die Peripherie des Kopfes ist von einem seidenen Tuch umwunden, das den lang herabwallenden Schleier festhält und von vorn mit einer Perle, einem Halbmond oder einer Agraffe aus Diamanten geschmückt ist. Als Fußbekleidung dient eine runde Pantoffel, aus der aber die große und die kleine Zehe gar zierlich hervorgucken.

Das Embonpoint der meisten Maurinnen ist so gewaltig, daß man im ersten Augenblick davor erschrickt und nachher Mühe hat, sich des Lachens zu erwehren. Wenn eine Maurin sitzt, so hängen ihre Brüste fast bis auf den Schooß herab; in der Hüften-Gegend hat ihr Körper die Form einer mächtigen Tonne, und der Umfang ihrer Beine ist weniger menschlich, als elephantenartig. Alle ihre Muskeln sind weich und ohne Elastizität; nur der pralle und schöne Arm pflegt eine rühmliche Ausnahme zu machen. An dieser unseligen Wohlbeleibtheit, die schon um das achtzehnte Jahr sich einzustellen pflegt, hat die unbehülfliche Lebensweise der Maurischen Damen gewiß keinen geringen Antheil; sie liegen beständig auf ihrem Divan, und ihre ganze Leibes-Uebung besteht darin, daß sie den süßen Teig kneten, der ihnen als Speise diem.

Was die Negerinnen betrifft, die ich im Allgemeinen groß und wohlgewachsen fand, so haben diese, im Widerspiel mit den weißen Frauen, ein außerordentlich festes Fleisch, das dem stärksten Drucke kaum nachgiebt.

Einige Frauen des Bei's trugen sehr dicke goldene Ringe über den Knöcheln. Diese Ringe, die an die Fußschellen der Galeeren-Sklaven erinnern, könnten ihre Besitzerin, falls der eine Fuß gewaltsam gegen den anderen stieße, bedenklich verletzen; ein solcher Fall ist aber beinahe undenkbar: das Maurische Frauenzimmer bewegt sich mit solcher Langsamkeit, daß eine mäßig flinke Europäerin ihr wie ein Vogel vorkommen muß.

Die Maurischen Damen kauen gern eine Art von weißem Mastix, der aber kein Betel ist, denn ihre Zähne bleiben sehr weiß. Als Seife dient ihnen ein Sardinischer Stein von heller Chokoladenfarbe, der sich fett anfühlt und, mit Wasser vermischt, einen mehr oder weniger flüssigen Kleister giebt. Die koketteste Frau ist mit ihrer natürlichen Farbe nicht zufrieden; aus der Wurzel der Tabackspflanze bereiten sie eine fast unzerstörbare Schminke, ein dunkles Mahagonibraun, womit sie die Fingerspitzen und die Sohlen ihrer Füße bemalen. Einige streichen sogar das Roth ihrer Lippen mit dieser sonderbaren Farbe an.

Die Jüdischen Frauen in Tunis kleiden sich wie die Maurinnen, doch mit dem Unterschied, daß sie einen Gürtel um die Taille tragen, wodurch ihr Kostüm viel reizender wird. Auch haben sie einen schlankeren Wuchs und kein so feistes Vollmondgesicht, wie das Maurische Frauenzimmer.

(Cabinet de Lecture.)

Mannigfaltiges.

— Lamenais und George Sand in Spanien. Diese beiden Namen in der Madrider Hofzeitung zu finden, die in ihrem Blatte vom 27. Dez. 1837 jedem von Beiden einen besonderen Artikel widmet, ist gewiß nicht minder charakteristisch für die heutigen Zustände der Pyrenäischen Halbinsel, als die Art und Weise, wie sich dasselbe Blatt vor einiger Zeit über die Emancipation der Juden im Königreiche Sachsen ausgesprochen hat. Der Bruch mit der alten Zeit, der sich durch solche Anzeichen kundgiebt, würde, wenn aus einzelnen Journal-Artikeln ein Schluß auf die herrschende Gesinnung zu machen wäre, so entschieden seyn, daß eine völlige Rückkehr zu den Regierungs-Prinzipien Philipp's II. oder Ferdinand's VII. ganz unmöglich scheint, auch wenn der Bruder des Letzteren den Thron seiner Väter wieder erobern sollte. Lamenais, der ganz kürzlich mit einer neuen politisch-religiösen Schrift, „das Volksbuch“ (Le livre du peuple) genannt, hervorgetreten, worin er sich völlig als den Schüler Jean Jaques Rousseau's bekennt und die Stola des Priesters ganz und gar mit der Toga des Volkstribuns vertauscht, Lamenais wird zwar von der Gaceta de Madrid mit den Ideen des Französischen Abbé Gerber bekämpft, doch von einem Standpunkt aus, der nichts weniger als orthodox ist und nur gleiche Duldung für die alten Satzungen der Kirche wie für die neuen Doktrinen des Staats verlangt. George Sand dagegen wird von der Madrider Hofzeitung als Apostel des modernen Lebens und seiner geselligen Zustände angekündigt und gefeiert. Don Eugenio de Ochoa hat angefangen, die Novellen des Señor Jorge, die bis jetzt nur dem auserwählten Französisch lesenden Publikum bekannt waren, in Spanischen Uebersetzungen herausgegeben, und das ist der Anlaß zu dieser Apotheose der Madame Dudevant, die hier ganz zufällig mit ihrem ehemaligen Mitarbeiter am Journal „le Monde“, mit Hrn. Lamenais, zusammengestellt ist.

— Symphonie in Versen. Das Diario de Madrid vom 26. Dezember kündigt als Aufführung im Theater von Buenavista eine „Symphonie für das ganze Orchester und in Versen“ (Sinfonia á toda orquestra y en verso) von Don José Garcia de Villalta an. Wir wissen wohl — und welcher Landsmann Mozart's und Beethoven's weiß es nicht? — daß es poetische und phantastische Symphonieen giebt, aber daß man auch Symphonieen in Versen komponirt, erfahren wir hier aus Spanien zum erstenmale, und wir glauben, daß es auch Anderen, die mehr von der Musik verstehen, als wir, etwas Spanisch vorkommen mag.

— Hans Strauß und seine Bande. Unter dieser Ueberschrift (Of Hans Strauss and his Band) kündigt der Atlas die im Mai d. J. zu erwartende Ankunft des Walzer-Komponisten Johann Strauß in London an. Der Engländer meint, daß die Walzer von Strauß eine ähnliche Wirkung hätten, wie Oberon's Horn und Tamino's Zauberflöte; auffallend aber wäre es, daß so berauschende Töne immer nur in Deutschland aufgefunden würden.

Herausgegeben von der Redaktion der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 7. Berlin, Montag den 15. Januar 1838.

Frankreich.

Licht- und Schattenseiten unserer Civilisation.

Von Mich. Chevalier.

Daß die Civilisation in unseren Tagen wunderbar rasche, großartige und folgenreiche Fortschritte macht, — je nun, das leugnet Keiner. Wie die Künste, die Bequemlichkeiten des Lebens sich täglich mehren und vervollkommnen, das fällt Jedem in die Augen. Die gewaltigsten Kräfte der Natur sind dem Menschen dienstbar geworden und müssen für ihn arbeiten. Industrie, Production, Consumtion, rascher Vertrieb, Erwerb und Genuß, — so heißt die Losung in unserer geschäftigen Zeit. Die Länder und Völker sind einander näher gerückt, jeder Thätigkeit tausend Wege geöffnet; die reichlichsten und vollkommensten materiellen Resultate werden mit geringem Kraftaufwande erzielt. Das Loos der niederen Volksklassen hat sich gebessert, sie haben an Kenntnissen und Bildung zugenommen; viele Lebensgenüsse und geistige Befähigungen, woran sonst nur die Reichen und die Vornehmen Antheil hatten, sind jetzt ein Gemeingut Aller geworden. Ja, es läßt sich zuversichtlich prophezeien, daß die Entdeckung und Benutzung der Dampfkraft eine neue Aera in der Geschichte der Menschheit herbeiführen, den Menschen im vollen Sinne des Wortes zum Herrn der Erde machen wird. Rerum novus nascitur ordo. — Dürfen wir unbedingt in dies Loblied auf die neue, auf die kommende Zeit einstimmen? Ist der Fortschritt der Civilisation nur durch materielle, nicht auch durch moralische Erfordernisse bedingt? Wenn das Volk sich besser nährt und kleidet, wenn es mehr fabrizirt und mehr liest, als vor hundert Jahren, ist darum wirklich mehr Glück in die Welt gekommen? In unserem Leben herrscht mehr Comfort, mehr Verfeinerung, mehr Luxus, in unserem Gehirn stecken mehr Kenntnisse, mehr Ideen; aber sind darum unsere Herzen zufriedener, ist es um unsere Seelen besser bestellt? Was sagen uns die Jahrbücher der Kriminal-Gerichtshöfe und die Register der Findelhäuser? Nimmt wirklich in dem Maße, wie diese neue Civilisation sich ausbreitet, auch die Immoralität zu? Das sind sehr ernste Fragen, Lebensfragen für die Zukunft unserer Gesellschaft. Hier sind die gefährlichen Untiefen, die Klippen, an denen wir scheitern können; indeß da man zeitig genug darauf aufmerksam geworden ist, so steht auch zu hoffen, daß man ihnen auszuweichen wissen wird. Wir haben die Aufgabe, die Reform zu reformiren, d. h. sie durch sittliche Kräfte zu läutern und zu befestigen.

Die Civilisation muß sich auch noch Vorwürfe anderer Art gefallen lassen. Alle diese Wunder der Mechanik, heißt es, alle diese Resultate, die der menschliche Verstand und Scharfsinn erzielt und worauf er so stolz ist, — wohin werden sie am Ende führen? Sie werden alle Mannigfaltigkeit, alle Poesie aus der Welt bannen, alle Eigenthümlichkeiten zerstören und nichts übrig lassen, als eine kahle, reizlose Einförmigkeit und Eintönigkeit. Wenn alle Völker unter einander gemengt, wenn alle Schranken zwischen Staaten und Provinzen, zwischen Städten und plattem Lande, zwischen Stand und Stand niedergerissen seyn werden, wenn das Leben der Menschen sich auf unermeßlichen Strecken überall gleich gestaltet, wird es dann schöner, besser seyn, als jetzt? Es ist löblich, alle drückende Ungleichheiten aus den gesellschaftlichen Ordnungen und Verhältnissen zu entfernen; aber wenn man gar keine Verschiedenheit bestehen lassen will, so benimmt man auch dem Leben seine bunte Vielgestaltigkeit, man führt einen Zustand herbei, wo Gemüth und Phantasie darben müssen, und man erweist den Geringen und Niederen, die man aus ihrem stillen umfriedeten Daseyn herausreißt, einen schlechteren Dienst als den Hochgestellten, für welche das Aufgeben dieses und jenes alten Vorrechtes oder Anspruches eher ein Gewinn als ein Verlust ist. Wo Alles über einen Leisten geschlagen, in eine Form gegossen wird, da muß zuletzt auch die freie Entwickelung der Persönlichkeit, die Selbstständigkeit und Originalität der Charaktere beeinträchtigt werden, und wie sieht es dann um die Freiheit aus? Hüten wir uns, daß aus der Gesellschaft kein Mechanismus, aus dem Staate keine Werkstatt wird, wo der Einzelne nicht mehr zu bedeuten und zu verrichten hätte, als ein Schiffchen am Webestuhl oder ein Stiftchen an einer durch Dampfkraft umgetriebenen Walze. Wenn die Masse der sogenannten positiven Interessen alle Seelenkräfte in Anspruch nimmt, muß nicht alles Gemüth und alle bessere Empfindung darunter ersticken? Was wird Familie, Vaterhaus und Vaterland noch zu bedeuten haben, wenn es auf der ganzen Erde keine Fremde mehr giebt, wenn das halbe Menschengeschlecht beständig auf Eisenbahnen und Dampffahrzeugen unterweges ist, wenn man eine Tour zu den Antipoden macht, wie jetzt nach der Schweiz und nach Italien? Alle Bande des Lebens müssen sich auflockern: die Cohäsion wird immer schwächer, die Expansion immer gewaltiger werden, und am Ende wird die Erde nicht Raum genug für dieses Geschlecht haben. Jeder reisende Handlungsdiener wird klagen, wie weiland Alexander der Große, die Welt sey ihm zu eng.

In Nord-Amerika hat sich die Civilisation, von welcher hier die Rede ist, auf weitem Raume, ohne Hemmniß, am freiesten und umfassendsten entwickelt; dort muß man sie in ihrem Wesen studiren. Noch nie, seit Menschengedenken, hat ein Volk sich in so unglaublich kurzer Zeit über solche Länderstrecken, nicht erobernd, sondern anbauend verbreitet, die Wildniß mit so siegreicher Kraft gelichtet, so zahlreiche und gewaltige Bauwerke ausgeführt. Das thun die großen Zaubermittel, die den alten Republiken unbekannt waren: die Eisenbahnen, die Dampfboote, die Kanäle, die Banken, die Zeitungen, die Elementarschulen und vor Allem das nüchtern-praktische Prinzip ihrer Demokratie, das self-government. Zu dem großen Erie-Kanal, dem ersten in Amerika, wurde der Grundstein am 4. Juli 1817 gelegt. Jetzt nach zwanzig Jahren haben die Amerikanischen Kanal- und Eisenbahn-Linien eine Längen-Erstreckung von über 3000 Meilen, mehr als in ganz Europa zusammengenommen. Ein Amerikaner, aus Cincinnati im Staate Ohio, beschreibt, was binnen weniger als 30 Jahren unter seinen eigenen Augen vorgegangen ist, mit folgenden Worten: „Als ich jung war, gab es auf dem Ohio keine andere Fahrzeuge, als kleine Kähne, worin zwei Männer saßen, einer vorn, einer hinten, und sich mit Stangen fortruderten. Dann wurden die Steuerboote mit Kiel und Planken eingeführt: das galt für eine ganz außerordentliche Neuerung und Verbesserung, für das non plus ultra aller Erfindungen. Aus späterer Zeit erinnere ich mich, wie in Pittsburg die Leute zusammenliefen, wenn im Frühjahre, nach dem Hochwasser, die Kanadischen Boote nach Saint-Louis hinunterfuhren; man sprach hernach das ganze Jahr davon. Damals dauerte die Fahrt den Ohio stromauf von Natchez nach Pittsburg im günstigsten Falle vier Monate, und man war fest überzeugt, es könnte auch mit dem besten Schiffe nicht schneller gehen. Wenn die Schiffer von dieser weiten Reise zurückkamen, schwangen sie sich von ihren Fahrzeugen ans Land mit einem Stolz, mit einem Selbstgefühl, wie heimkehrende Argonauten oder wie Colombo's Gefährten nach der Entdeckung von Amerika. Jetzt giebt es keine Schiffer auf dem Ohio mehr: die Dampfboote haben ihnen den Garaus gemacht. Es wagte sich damals kein Weißer mit seinem Nachen in den Alleghany*). Ein Kaufmann, der die Reise nach Neu-Orleans antrat, galt für einen unerschrockenen Wagehals. Es verging wohl ein Jahr, ehe er zurückkam, und dann staunten ihn die Leute mehr an, als jetzt einen Reisenden um die Welt. Zu beiden Seiten des Ohio war undurchdringliche Wildniß, und Neu-Orleans lag abgeschnitten von der ganzen civilisirten Welt, toto orbe divisa. Wie hat sich Alles um mich verändert! Aus der Wildniß sind blühende, fruchtbare Fluren geworden. Der Ohio wimmelt von Damfschiffen, und von den boat-men mit ihren Ruder-Kähnen wird bald nur noch in Mährchen die Rede seyn. Wo man zur Zeit meiner Kindheit nichts sah, als die aus rohen Baumstämmen zusammengezimmerten vereinzelten Baracken der Soldaten, der Jäger, der versprengten Ansiedler, da sind volkreiche, gewerbfleißige Städte aufgestiegen. Ich habe es erlebt, daß Fahrzeuge von 300 Tonnen Last den Weg von Neu-Orleans nach Cincinnati in zwölf bis vierzehn Tagen, dann in zehn, endlich gar in nur acht Tagen zurücklegten. Ich habe binnen einer Woche mehrere hundert Schiffe, die zusammen über 4000 Tonnen hielten, in den Hafen zu Cincinnati einlaufen sehen. Das Alles haben die Künste und Erfindungen der Mechanik gethan; sie haben in weniger als einem Menschenalter dem ganzen weiten Flußgebiete des Mississippi, des Ohio, des Missouri und ihrer Zuströme eine neue Gestalt gegeben, aus der Einöde des Urwaldes eine neue Welt voll jungen und triebkräftigen Lebens geschaffen. Es ist

*) Einer der Quellströme des Ohio.

eine große, friedliche Revolution vorgegangen, die sich in äußeren Resultaten vielleicht noch folgenreicher bewährt, als die Erfindung der Buchdruckerkunst. Ein Ausdruck, der früher nur in der Bedeutung einer Hyperbel stand, sagt jetzt die baare Wirklichkeit an. Raum und Zeit sind überwältigt, sind für den Menschen verschwunden. Ueber eine Entfernung von tausend Meilen reichen sich Pittsburg und Neu-Orleans, von einem äußersten Ende des Ohio- und Mississippi-Stromthales zum anderen, schwesterlich, nachbarlich die Hände. Zur Fahrt von Cincinnati nach Neu-Orleans gehörten sonst Anstalten und Vorbereitungen wie zu einer Reise um die halbe Erde; jetzt ist es ein Ausflug, der kaum drei Wochen in Anspruch nimmt. Das Alles habe ich werden sehen und bin unter den Söhnen des Westens noch einer der Jüngeren." (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Souvenirs d'une ambassade et d'un séjour en Espagne et en Portugal, de 1808 à 1811. — Von der Herzogin von Abrantes. 2 Bde.

Anecdot. Oeuvres complettes, précédées d'une notice sur sa vie et ses ouvrages. — 12 Fr.

Traité raisonné d'Equitation. — Von P. A. Aubert. 38 Abbildungen in Fol. 30 Fr.

Album du Jardin des plantes à Paris. — Von A. Varen. 15 Fr.

Recherches sur les arts et métiers, les usages et la vie etc. des anciens peuples de l'Egypte, de la Nubie etc. — Von Fr. Caillaud. 15te, 16te, 17te (und letzte) Lfg. 4. 24 Fr. Der Band Text 15 Fr.

Etudes pratiques et littéraires sur la Typographie. — Von G. A. Crapelet. Thl. I. 8 Fr.

Vulcain. Recherches sur ce dieu, sur son culte etc. — Von T. B. E. David.

Rußland.

Philosophie des Whist.

(Schluß.)

Ein geistreicher Schriftsteller theilte die Bevölkerung Petersburgs in zwei Klassen: in Leute, die *spielen*, und in Leute, die *nicht spielen*. Diese Classification ist sehr richtig und würde selbst Cuvier zur Ehre gereicht haben; nur insofern ist sie unvollständig, als die zweite Klasse im Vergleich zur ersteren gar zu geringfügig ist. Viel eher könnte man sagen, daß ganz Petersburg spielt. Was es dabei gewinnt, ist eine andere Frage. Hinsichtlich des Geldes werden im Allgemeinen Alle, welche Whist spielen, zuletzt Verlierer, wie glücklich sie auch gespielt haben mögen. Die Berechnung ist ganz einfach. Wir wollen annehmen, daß von vier Menschen Jeder 1000 Rubel mit der Bedingung in sein Portefeuille steckte, ein ganzes Jahr lang jeden Abend acht Robber und an Sonn- und Feiertagen zwölf zu spielen, — ein Verhältniß, welches in ganz Rußland angenommen und als unerläßlich betrachtet wird: sie verbrauchen 800 Paar Karten; indem sie den Dienern für jedes Paar Karten 5 Rubel zahlen, opfern sie denselben gerade 4000 Rubel im Jahre und bleiben alle Vier, die Glücklichen sowohl wie die Unglücklichen, mit leeren Taschen sitzen. Die eine Hälfte dieses Geldes, welches den Dienern gehört, nimmt seinen Weg nach Wirthshäusern und anderen „Anstalten"; die andere fließt in die Kasse der Alexandrowschen Fabrik, die das Privilegium auf Verfertigung der Spielkarten hat. Die jährliche Einnahme dieser Fabrik vom Verkauf der Karten beträgt in diesem Augenblick ungefähr 1,300,000 Rubel. Das spielende Rußland verliert mithin jährlich wenigstens 2,500,000 Rubel an seine Dienerschaft. Staatiker werden es vielleicht nachtheilig für den Staat finden, daß ein so großes Kapital nützlichen Productionen entzogen wird: wenn aber diese 2½ Millionen dem Staate 250 Millionen Thorheiten ersparen, deren die Spielenden in Reden und Thaten sich in den Stunden, die dem Spiel geweiht waren, schuldig gemacht haben würden? Wahrlich in solchem Fall dürfte man sich nicht 10 Millionen leid seyn lassen! Und es läßt sich in dieser Hinsicht behaupten, daß das whistspielende Petersburg sehr viel gewinnt, und Moskau, wie man sagt, noch mehr.

Wir haben gesagt, daß das Whist dem Verstande ein weites Feld für Beobachtungen des Charakters und des Herzens der Menschen eröffnet. Die Wahrheit dieser Aeußerung liegt außer allem Zweifel. Jeder Mensch hat eine eigene Grimasse für deux, quatre oder cinq honneurs. Bei jedem Sterblichen glänzt das Auge anders beim Trumpf-Aß, anders verzieht sich der Mund bei sechs Atouts; die Stirn klärt sich auf oder bewölkt sich, je nachdem man gute oder schlechte Karten bekömmt. Es giebt freilich gewandte Spieler, die sich ausdrücklich heiter zeigen, wenn sie recht schlechte Karten haben, und umgekehrt. Einem Scharfsichtigen sind sogar dergleichen Kriegslisten helle Lichtstrahlen: er ist überzeugt, daß die Augen — die Spiegel der Seele sind, daß die Gesichtsnerven, wegen ihrer Nachbarschaft mit dem Gehirn, dem ersten Eindruck des Angenehmen und Unangenehmen durchaus nicht widerstehen können; er fängt auf dem Antlitz der Spieler jenes augenblickliche Aufsiegen innerlicher Gefühle auf, und nach zwei Robbern schon kennt er seinen Gegner genau. Ich behaupte, daß es keinen Menschen giebt, dessen Karten man, beim fünften oder sechsten Robber, nicht eben so gut auf seinem Gesichte zählen könnte, als wenn er sie vor uns auf den Tisch gelegt hätte. Nur ganz gewöhnliche Menschen sehen ihren Nachbaren geradezu in die Karte, und nur gemeine Spieler benutzen den Wiederschein von Spiegeln oder blanken Knöpfen, um fremde Atouts und Assen zu zählen; der Mann von Geist strebt nach diesem Ziel nur auf psychologischem Wege hin, und man kann jederzeit auf die Richtigkeit seiner Beobachtungen bauen, wenn er nur zum Beobachter geboren ward.

Als ein schwer zu errathender Gegner ist nur derjenige zu betrachten, der nicht *des Geldes wegen* spielt, sondern mit dem Gelde: dergleichen Leute giebt es glücklicher Weise nur sehr selten in der Welt; man muß ein sehr edeldenkender Mensch und von den erhabensten Gesinnungen seyn, um *mit dem Gelde* zu spielen; zum mindesten muß man eine ganz außerordentliche Erziehung genossen haben, eine Begünstigung, die erstaunlich selten unter gewissen Breiten-Graden zu finden ist, wo das männliche Geschlecht im Allgemeinen eine unbeschreibliche moralische Hauserziehung erhält. Daher geben auch ausländische Karten-Künstler zu, daß nichts leichter sey, als von Leuten, die unter solchen Breiten-Graden geboren wurden, im Kommerz-Spiel zu gewinnen, oder, was einerlei ist, ihre Karten zu errathen. Für letzteren Fall sind überall die passendsten Leute diejenigen, die sich im Whist über die Fehler ihrer Partner ärgern und ihnen zeigen, daß sie schlecht gespielt haben: jedes Wort, jede ungeduldige Bewegung, jeder Vorwurf wird ein leuchtender Leit-Stern für den aufmerksamen Beobachter; er lernt unser System kennen, unsere Gewohnheiten, unsere Logik und unsere Karten, und leitet dann das Spiel, wie er will. Leider ärgert man sich nirgend mehr bei den Karten als im kalten Rußland, dieser Mutter sehr glänzender, aber höchst reizbarer von Leidenschaften beherrschter Söhne. Ich kannte in meinen jungen Jahren einen sehr guthmüthigen achtbaren alten Mann, der zu seiner Zeit noch in Petersburg für einen der ersten Whistspieler galt, sich aber, seines hohen Alters wegen, von seinen Geschäften aufs Land zurückgezogen hatte, um im Schooß seiner zahlreichen und liebenswürdigen Familie den Rest seines Lebens zu verspielen, bis der Tod es mit einem großen Schlemm endigte. In Ermangelung anderer Spieler spielte er jeden Abend mit seinen Söhnen und Schwiegersöhnen eine Partie Whist und ging bei einem Fehler in seinem Zorn so weit, daß er die Karten hinwarf, dem ungeschickten Sohn fluchte, ihn aus dem Hause jagte, ihn mit Enterbung drohte u. s. w. An einem solchen Abend fand man das ganze Haus in Thränen und Verzweiflung. Am nächsten Tage setzte sich der gute Alte wieder an den Spieltisch, um mit dem verbannten Sohne zu spielen, als ob nichts vorgefallen wäre, und blieb heiter und zärtlich mit seinen Kindern bis zum ersten Fehler seines Partners.

Wenn dieser ziemlich allgemeine Mangel an Erziehung höchst vortheilhaft für diejenigen ist, die den edlen Zweck haben, ihren Nächsten das Geld abzugewinnen, so muß man andererseits eingestehen, daß er das Whistspiel sehr unangenehm für unser Klima macht. Am meisten beklagenswerth ist es, daß sogar unsere liebenswürdigen Damen, so wie Männer der besten Gesellschaft, beim Whist nicht immer zu ertragen sind. Mit der Zeit aber wird sich dies geben: die Aufklärung schreitet mit Riesenschritten vorwärts, und in einem halben Jahrhundert wird das glückliche Rußland von Kola bis Bender nur mit beaux-joueurs bevölkert seyn.

Werden aber seine Bewohner glücklich im Whist seyn? Das ist die wichtige Frage! Bisher klagen Alle über das Unglück, von dem sie verfolgt werden. Giebt es in der That Glück oder Unlück im Whist? Wir antworten hierauf entschieden — Nein! Darin eben besteht der große Vorzug des Whist, daß es nicht möglich ist, in einer bedeutenden Zahl von Robbern zu verlieren. Sehr geschickte Mathematiker haben sich mit Berechnung der Wahrscheinlichkeiten in mehreren Spielen beschäftigt, namentlich der berühmte Ampère. Andere Männer haben diese Berechnungen praktisch bestätigt. Es hat sich ergeben, daß man unter 1000 Fällen des Kartengebens beim Whist immer auf 500 gute und 500 schlechte rechnen könne, das heißt, daß beide Theile im Laufe von 1000 ausgegebenen Spielen eine gleiche Anzahl von Atouts und Figuren mit gleich vortheilhafter oder unvortheilhafter Vertheilung der Karten erhalten werden. Man kann daher, wenn man vier gleich gute Spieler voraussetzt, 1 gegen 39 wetten, daß in 1000 ausgegebenen Spielen nichts oder fast nichts verloren werde. Woher kömmt aber nun das beständige Klagen über Unglück! Die Erklärung ist höchst einfach: Diejenigen, die sich beklagen, führen entweder kein regelmäßiges Spiel-Konto, oder haben nicht Geduld genug, einen glücklicheren Abend zu erwarten, der den Verlust wieder ersetzt, oder rechnen endlich nicht als Gewinn, was sie den Dienern zahlen, — und das ist unerläßlich. Angenommen, wir hätten unser ganzes Leben hindurch sehr glücklich gespielt und machten vor unserem Tode eine genaue Berechnung unserer Gewinne und Verluste, so werden wir gewiß finden, daß wir 10 oder 12,000 Rubel gewannen und sie dennoch nicht besitzen. Wohin kam aber dieses Geld? Die Bedienten haben es, weil, wie bereits erwähnt, wir an dieselben jährlich ungefähr 2,500,000 Rubel verlieren.

Das Wort „Unglück" ist mithin ein leeres Wort! „Im Whist giebt es kein Glück", sagt ein großer Philosoph, „sondern nur die *Geschicklichkeit, sein Geld zu vertheidigen.*" Diese stützt sich lediglich auf einige höchst einfache Grundsätze: 1) Sich nicht ärgern, nicht streiten und am Whist nicht sprechen, weil sachkundige Leute sogleich uns, unsere Karten und unser Spiel-System errathen. 2) Die Karten nicht nach den Farben zu ordnen: dies zeigt erstlich einen Mangel an Gedächtniß, und zweitens zählen geschickte Spieler sogleich, wie viel Karten von jeder Farbe man in der Hand hat. 3) Die Karten so halten, daß auch der scharfsichtigste unserer Gegner sie nicht errathen könne. 4) Ein so viel als möglich gleiches Spiel spielen: wer immer um 5 Rubel das Point spielt und plötzlich in außerordentlichen Fällen sich auf ein Spiel von 5000 Rubeln das Point einläßt und drei Robber verliert, der wird gewiß bei seinem gewöhnlichen Spiel diesen Verlust nicht in 2000 Jahren wieder einholen.

Andere Geheimnisse giebt es im Whist nicht. Die aus der

Kenntniß oder Nicht-Kenntniß sogenannter Regeln des Ausspielens und des Durchlassens entspringenden Chancen sind immer dieselben, weil es der wirklich guten Spieler in der Welt nur sehr Wenige giebt, und vollkommen gute gar nicht. Nur ein Whist-Genie kann ein wahrhaft guter Spieler seyn. Diejenigen, die sich als solche ausgeben, machen unstreitig im Laufe einer gewissen Zeit eben so viele grobe Fehler durch ihr übertrieben feines Spiel, als Andere aus Unkenntniß der Regeln, und gegen große den Gegnern zugefallene Spiele hilft auch die größte Kunstfertigkeit nicht. Ein wahrhaft geschickter Spieler ist derjenige, der bei Gewinn und Verlust vollkommen gleichgültig bleibt und ein ungewöhnlich gutes Gedächtniß besitzt. Gedächtniß und Kaltblütigkeit, ohne welche das erstere sich nicht geltend machen kann, bilden die ganze Wissenschaft des Whist. Wenn Jemand, der sich einen großen Kenner des Spiels nennt, nicht im Stande ist, nachdem zwölfmal ausgespielt worden, die vier in den Händen nachbleibenden Karten zu nennen, so sey ihm gerathen, lieber Actien zur Eisenbahn zu nehmen und seine Bereicherung eher von diesen zu erwarten, als von seiner Geschicklichkeit im Whist. Derjenige, der sich aller Karten erinnert, von der ersten bis zur dreizehnten, der ferner mit großer Aufmerksamkeit spielt und die Gabe besitzt, seine Mitspieler zu durchschauen, deren Lieblingsregeln zu erforschen und, wenn es möglich ist, dessen Karten jeder Farbe, so wie er sie ordnet, zu zählen, der nur ist im Stande, das Spiel wirklich zu leiten; ein solcher Spieler aber ist über jede Regel erhaben, er macht für jedes Spiel seine eigenen bis jetzt in der Welt nicht bekannten Regeln geltend; wie ein Souverain herrscht er über jene kleinen Geister, und dem Koloß von Rhodus gleich, läßt er seine unbedeutenden Gegner durch seine Beine schlüpfen, indem er ihre Taschen leert. Ein großartiges, entzückendes Schauspiel!.... Dazu aber ist nothwendig, daß der Partner eines solchen Genies im Stande sey, dessen erhabene Pläne zu begreifen. Aber leider trifft es sich oft, daß dem Genie ein sehr einfacher Spieler zum Partner wird. Dazu rechne man die Fehler, deren sich jedes Genie zu Schulden kommen läßt, und namentlich in entscheidenden Augenblicken, und man wird leicht zugeben, daß die wahre Kunst im Whist fast nicht zu erreichen ist, oder wenigstens nicht immer vom Schlemm rettet. In Petersburg gab es einen großen Spieler, den Baron Sch***, der wirklich die letzten vier Karten bei jedem Spiel nennen konnte. Einst traf es sich, daß er und sein Partner deux Honneurs hatten (Dame, Bube und Zehn), nebst zwei Assen mit drei anderen Figuren, und dennoch — groß Schlemm wurden! Der ehrenwerthe Baron gerieth dergestalt außer sich über sein Unglück, das übrigens durch sein eigenes feines Spiel und theilweise durch die Ungeschicklichkeit seines Partners veranlaßt ward, daß er, nach Hause gekommen, das ganze Spiel auf einen Tisch ausbreitete, es zwei Stunden lang betrachtete und alsdann dem Unterfutter seines Mantels anheften ließ. Am nächsten Tage machte er einen Spaziergang in der Newskischen Perspektive. So oft er einem Bekannten begegnete, befragte er ihn in wehmüthigem Ton um seine Meinung vom Wetter, knüpfte ein Gespräch über den Rheumatismus an, ergriff dann plötzlich seinen Freund am Arm und führte ihn unter den Thorweg eines benachbarten Hauses. Hier lüftete er geheimnißvoll die Hälfte seines Mantels und sprach, mit der rechten Hand auf die angenähten Karten zeigend, mit großer Lebhaftigkeit: „Sehen Sie, mein Theuerster, welches Spiel ich gestern verlor! Haben Sie je von solchem Unglück gehört? Mit diesem Spiel hat man mich groß Schlemm gemacht.“ Sieben Monate lang trug der Baron sein unglückliches Spiel in der Newskischen Perspektive und an allen Quais herum; ja zuletzt brachte er es sogar an die Börse, bis er endlich in Folge einer Erkältung starb, nachdem er seinen Erben geheißen, den Mantel mit den Karten im Saal seines Hauses aufzubewahren, als Erinnerung an das merkwürdigste Ereigniß in den Annalen des Whistspiels. In den sogenannten „Whist-Notizen“, die er hinterlassen, fanden sich unter anderen folgende Bemerkungen: 1) Schlägt Jemand im Kartenspiel mit der Hand auf den Tisch, um seinem Ausspiel mehr Energie zu geben, so sey man überzeugt, daß entweder sein Vater oder sein Großvater ein Kaiserlicher Lieferant war. 2) Es giebt Leute, die, wenn sie Karten geben, ihre Finger am Munde anfeuchten: dergleichen Leute sollten Whist mit Kutschern spielen. 3) Manche spielen immer Atout, zu rechter und zu unrechter Zeit: solche Leute sind gefährlich; man kann dreist annehmen, daß ihnen nichts heilig ist. 4) Dagegen spielen Andere niemals Atout: ich habe bemerkt, daß diese in der Regel den Tod fürchten. (b. A. 4.)

Bibliographie. Werke in Russischer Sprache:

Twerdowski, eine klein-russische Erzählung von Stepan Karpenka.
Rom und Karthago. Dramatisches Gedicht in 5 Abtheilungen.
Sammlung von Romanzen, Liedern und Gedichten von Pugowoschnikoff.
Erzählungen des Eremiten von Saloyanik. Von Iwan Petroff.
Der Dichter und die Schauspielerin. Von Paul Powoff.
Das pittoreske Rußland. Von W. Filimonoff.
Geschichte der ersten dreißig Jahre Odessa's. Von A. Skalkowski.
Poetische Erzeugnisse. Von A. Martinoff.
Versuche in Versen der 15jährigen Schachowoi.
Gedichte von Anna Smirnoff.
Ein Opfer des Zufalls. Von Alexander Nikitin.
Novellen von Pustelgin.
Ueberfälle der Saporoger. Ukrainische Scenen aus den Zeiten der Hetmanne. Von A....ra....i.
Die Braut des Todes oder Liebe und Stolz. Roman aus den Ereignissen der Jahre 1812 und 1813.
Tschari oder einige Scenen aus Ukrainischen Volkssagen. Von Kirilla Topoli.

England.

Heinrich VIII. und Anna Boleyn.

Zweiter Artikel.*)

Während wir auf der einen Seite in der Leidenschaft des Königs für seine neue Favoritin und in seinem Entschlusse, die Ehescheidung von Katharine auszuwirken, eine der secundairen Ursachen der Reformation in England erkennen, dürfen wir andererseits nicht außer Acht lassen, daß gerade um diese Zeit auch mancherlei andere Begebenheiten zusammentrafen, um den Geist der Unruhe, der Forschung und der Nichtbefriedigung in dem öffentlichen Leben in ganz Europa zu wecken, einen Geist, der ohne Zweifel zu einer großen Umwälzung führen mußte. Die zeitliche Macht und die geistige Unfehlbarkeit des Papstes hatten bereits einen sichtbaren Stoß bekommen. In demselben Kollegium, welches Wolsey zur Vertheidigung der Römischen Kirche errichtet hatte, wurden jetzt die Lehrmeinungen Luther's gehegt und beredt vertheidigt. In fast jedem Europäischen Staate war man davon abgekommen, die Päpstliche Macht mit der ihr bis dahin gezollten Ehrfurcht zu betrachten. In Italien und ganz besonders in Rom waren die geheimen Mißbräuche dieses Regimentes aufgedeckt; es war anerkannt, daß die Orthodoxie und Rechtgläubigkeit dieses Landes mehr auf Rechnung des Eigennutzes als einer höheren Ueberzeugung zu bringen war. In Frankreich waren die Protestanten unter der Begünstigung der Königin von Navarra gewachsen. In Spanien ward der Papst als ein des Irrthums fähiges Oberhaupt betrachtet; man unternahm Appellationen von seinem Ausspruche an ein allgemeines Concilium, — während in Deutschland, in der Schweiz und in den Niederlanden die neuen Lehren bereits allgemein gelehrt und mit Begeisterung vertheidigt wurden. Alle diese Umstände hatten augenscheinlich den Weg zu großen Veränderungen angebahnt.

Eine durch Opposition gereizte Ungeduld, ein ungestümes Verlangen, der raschen Erfüllung seiner Wünsche entgegen zu eilen, waren hervortretende Züge in der Seele des Königs. Daß er hinsichtlich der Ehe mit seines Bruders Witwe Bedenklichkeiten gehegt hatte, als die Sache zuerst in Anregung gebracht wurde, ist gewiß; daß ihnen sein Vater einige Haltung gab, ist ebenfalls klar. Aber die Versicherungen der Prinzessin selbst, der Umstand, daß keine Aussicht zu einem Kronerben da war, und vor Allem die Päpstliche Dispensation beruhigten so ganz und gar sein Gewissen, daß das Wiedererwachen dieser Skrupel nach einer so langen Zeit unerklärlich werden müßte, wenn wir nicht den geheimen Schlüssel zu allen diesen Thatsachen in seiner Leidenschaft für das junge Ehrenfräulein Anna Boleyn besäßen.

Während Wolsey's Abwesenheit auf dem Kontinent hatte der König das Gutachten einiger Gelehrten und Kanonisten eingeholt. Da er der scholastischen Theologie ergeben war, wendete er sich wieder zum Studium seines Lieblingsschriftstellers, des Thomas von Aquino; er sammelte bei seinem Fortschreiten in diesen Studien immerfort Excerpte, die er dann in die Form einer besonderen Abhandlung verarbeitete. Eitelkeit war das frühere Motiv seiner Schriftstellerei gewesen; eine briefliche Korrespondenz, welche er im Laufe der Ausarbeitung dieses Werkes mit Anna Boleyn führte, beweist aufs deutlichste, daß er jetzt aus noch niedrigeren und selbstsüchtigeren Motiven seine Feder wieder aufnahm. Dieses Urtheil findet in einem von den Briefen, in welchem er seines Buches erwähnt, hinlängliche Bestätigung. Der Brief lautet:

„Mein süßes Liebchen! Diese Zeilen sollen Euch von der großen Wehmuth benachrichtigen, in welche ich seit Eurer Abreise versunken bin; denn ich versichere Euch, die Zeit scheint mir seit Eurer Abreise viel länger, als es vor 14 Tagen der Fall war. Ich glaube, Eure Huld und die heftige Gluth meiner Liebe haben das veranlaßt; nie hätte ich geglaubt, daß ich mich um einer so kurzen Frist willen so abhärmen könnte. Aber nun, da ich zu Euch komme, scheint mir meine Pein schon halb gehoben; auch bin ich insofern recht wohl getröstet, als mein Buch zum Besten meiner Sache äußerlich an Umfang gewinnt. Am heutigen Tage habe ich eilf Stunden auf das Schreiben desselben verwendet, was mich denn auch veranlaßt, diesen Brief an Euch kürzer zu fassen, weil ich einiges Kopfweh habe.“

Der König, dem seine Streitschriften und seine brennende Liebe Kopfweh machten, fährt nun weiter fort in Ausdrücken, die zu undelikat sind, als daß wir sie hier niederschreiben könnten; er schließt zuletzt mit der Erklärung, daß er „Anna Boleyn's gewesen sey, sey und seyn werde.“

Ein anderer von diesen Briefen ist wichtig, weil wir daraus die Thatsache erkennen, daß der reizende Gegenstand seiner Liebe, obwohl standhaft in seinem Entschlusse, sich nicht zur Maitresse des Königs herzugeben, nichtsdestoweniger sich angelegen seyn ließ, seine Neigungen, in der Hoffnung, den Thron mit ihm zu theilen, anzufeuern und zu erhöhen. Sie hatte dem Könige als Geschenk ein Kleinod übersendet, für welches er seinen Dank in folgenden Ausdrücken ausspricht:

„— — Für ein solches Geschenk, das, wenn ich Alles zusammen nehme, an Werth seines gleichen nicht hat, sage ich Euch meinen innigsten Dank, und nicht bloß für den köstlichen Diamant und das Schiff, in welchem das einsame Mädchen ungeworfen wird, — sondern auch noch ganz besonders für die schöne und sinnige Deutung, wie auch für die nur zu tief demüthige Ergebenheit, welche Eure Huld gegen mich an den Tag legt. Denn

*) Aus Toller's History of Henry VIII. Vgl. Nr. 1 des Magazins.

ich dächte, es müßte mir sehr schwer werden, dieser Demuth mich würdig zu machen, wenn ich nicht durch Euer Zartgefühl und durch Eure Gunst unterstützt würde; diese habe ich mit allen Dienstleistungen, die im Bereiche meiner Macht liegen, zu bewahren gesucht; ich suche sie und werde sie suchen; das will ich zu dem Zielpunkte meines Strebens und meiner Hoffnungen machen, wie es denn auch nicht anders paßt zu dem Motto: „„Aut illuc aut nullibi"". — Die Erweisungen Eurer Zuneigung sind so groß, der Ausdruck der schönen Gedanken Eures Briefes ist so innig, daß ich mich auf immer zu Liebe und Achtung und zum aufrichtigen Dank gegen Euch verpflichtet fühle, indem ich Euch inständig ersuche, in Eurem festen und unwandelbaren Vorsatze fortzufahren und Euch, was mich angeht, versichert zu halten, daß ich Euch nicht nur eine erfolgreiche Vergeltung beweisen, sondern auch, daß ich Euch wo möglich an Treue und Ergebenheit der Gesinnungen noch übertreffen werde. Wenn ich Euch jemals auf irgend eine Weise beleidigt habe, so bitte ich, gewährt mir die Verzeihung, auf welche Ihr für Euch Anspruch macht; ich versichere Euch, daß hinfort mein Herz Euch ganz allein angehören soll — ich wünschte nur, das auch von meinem Leibe sagen zu können —; Gott kann es so fügen, wenn es ihm gefällt, zu dem ich täglich darum bitte, in der Hoffnung, daß er meine Gebete endlich erhören werde. Ich wünschte, die Zeit möchte kurz seyn, allein sie wird mich lang dünken, bis wir uns wiedersehen. Geschrieben von der Hand des Briefstellers, der in Leib, Herz und Willen ist Euer treuer und ergebenster Diener H." „Kein anderes Herz. A. B. sucht der König."

Nachdem Wolsey von seiner Gesandschaft nach Frankreich zurückgekehrt war, verhandelte Heinrich weiter mit ihm über die „geheime Angelegenheit" (diesen Namen hatten ihr die eingeweihten Personen gegeben, welche Heinrich über den Plan einer Ehescheidung von seiner Gemahlin und der Vermählung mit Anna Boleyn zu Rathe gezogen hatte). Der Kardinal war längst mit den Zweifeln des Königs von der Legalität seiner Ehe bekannt, und so lange er noch den Wunsch hegte, daß sein Herr sich mit einer Französischen Prinzessin verbinden möchte, war er keineswegs abgeneigt gewesen, den Plan einer endlichen Scheidung noch zu begünstigen. Allein die Intention des Königs, eine von seinen Unterthanen zu heirathen, ein Fräulein so tief unter dem Königlichen Range, — ein Fräulein, welches sich einzig und allein durch die Reize ihrer Schönheit und ihrer Talente empfahl — erfüllte den Minister, als es ihm plötzlich mitgetheilt wurde, mit Staunen zugleich und Schrecken. Er fiel vor seinem Monarchen auf die Kniee, er bemühte sich aufs Aeußerste, ihn von einem Entschlusse abzubringen, von dem er, wie vorauszusehen, die unheilvollsten Folgen erwartete. Indeß blieb Heinrich unerbittlich, und der Kardinal, durch lange Erfahrung mit der Gemüthsbeschaffenheit seines Herrn bekannt, verbiß seinen Unmuth und schien mit ganzer Seele in die Absichten Heinrich's einzugehen.

Die Abhandlung des Königs, in welcher er seine Bedenklichkeiten aus einander setzte, wurde nun dem Thomas Morus vorgelegt, der aber in dieser Angelegenheit eine Stimme zu geben ablehnte, weil er nicht dem theologischen Fache angehöre. Der König inzwischen bewog ihn, mit den Bischöfen von Durham und Bath zu konferiren, und gestattete ihm die zur Abfassung eines Urtheils erforderliche Zeit. Morus, der im Voraus sah, wie schwer es halten müßte, einen genügenden und unparteiischen Bericht von einem der Prälaten und von den Gliedern des Geheimen Raths-Kollegiums zu erhalten, stellte dem Könige bei seiner nächsten Audienz vor: „ob er nicht mit solchen Gewährsmännern rathschlagen wolle, die weder aus Rücksicht auf ihre weltliche Stellung, noch auch aus Furcht vor Seiner Königl. Majestät geneigt seyn möchten, ihn zu täuschen." Heinrich forschte weiter, wen er im Sinne habe, und wurde einigermaßen mißvergnügt, als er statt lebender Autoritäten an Hieronymus, Augustinus und die Kirchenväter verwiesen wurde. Indeß hatte der gelehrte Ritter diesen Rath mit so vieler Weisheit angebracht, daß seine Ausflucht gnädig aufgenommen und er für den Augenblick dispensirt wurde.

Am 10. Dezember 1527 erlangte Papst Clemens VII., der von der Kaiserlichen Armee eine Zeitlang in der Engelsburg eingeschlossen gehalten war, in Folge eines mit dem Kaiser geschlossenen Vergleichs seine Freiheit wieder, indem er versprach, den Absichten des Kaisers auf Mailand und Neapel nicht mehr entgegenzuwirken, sogleich 95,000 Dukaten und hernach noch dreimal so viel zu bezahlen, und den zehnten Theil der sämmtlichen kirchlichen Einkünfte seiner Staaten dem Kaiser zu verwilligen. Der Papst hatte nach dieser Gefangenschaft kaum wieder angefangen, auf seinem Landsitze in Orrieto frei zu athmen, als er von Englischen Gesandten besucht wurde, welche ihm zur Wiedererlangung seiner Freiheit ihre Gratulationen überbrachten und dann zu den Eröffnungen über die Angelegenheit der Ehescheidung, welche den eigentlichen Zweck ihrer Sendung ausmachte, übergingen.

Nichts konnte ihm ungelegener und unbequemer kommen; denn während seiner Einschließung in der Engelsburg hatte Kaiser Karl V. von ihm das Versprechen erhalten, „daß er, ohne zuvor mit diesem zu konferiren, in keine Verhandlung willigen werde, welche die Rechte der Königin von England beeinträchtigen könnten." Und der Papst, obgleich für den Augenblick seiner persönlichen Freiheit wiedergegeben, sah doch noch die Kaiserlichen Truppen im Besitze seiner Hauptstadt und in seinen Staaten einquartiert.

Die Englischen Geschäftsträger legten ihm zwei Dokumente vor, deren Unterschrift sie im Namen Heinrich's dringend begehrten. Das eine dieser Papiere enthielt eine Kommission, kraft deren dem Wolsey befohlen wurde, in den Angelegenheiten der Ehescheidung zu vernehmen und Urtheil zu sprechen; das andere enthielt eine Dispensation, vermittelst deren dem Könige frei gegeben wurde, in ein neues Ehebündniß einzutreten.

Se. Heiligkeit hatte nun den redlichsten Wunsch, sich den König Heinrich verbindlich zu machen, der sich bisher als gläubiger Sohn der Kirche gezeigt; von der anderen Seite aber nahm er Anstand, besonders wenn er die fast unvermeidliche Unzufriedenheit in Erwägung zog, welche er durch seine Bereitwilligkeit auf sich laden mußte. Gleichwohl setzte er sich zuletzt über alle Bedenklichkeiten hinweg; er willfahrte den Gesandten und unterzeichnete die erwähnten Papiere.

Bei dieser Gelegenheit überreichten Gardiner und Fox die Abhandlung des Königs über die beabsichtigte Ehescheidung dem Oberhaupte der Kirche. „Am folgenden Tage", erzählt der Englische Gesandte, „kamen wir Nachmittags zu der bestimmten Stunde zu dem Papste und überreichten ihm das Buch des Königs. Er schlug es sogleich auf, um darin zu lesen; anfangs blieb er stehend, dann setzte er sich auf eine Bank nieder, die mit einem alten nicht zwanzig Pence werthen Ueberzuge bedeckt war. Indem er so das Buch in seinen Händen hielt, las er zuerst den Brief, dann den letzten auf das Gesetz bezüglichen Theil des Buches, ohne zu gestatten, daß ihm dabei irgend Jemand zur Hand seyn durfte; er merkte sich die Gründe, wie sie nach einander folgten, und machte seine Bemerkungen über die Gegenantworten, welche er nachher fand; zuletzt ließ sich seine Heiligkeit lobend über das Buch aus .... er schien befriedigt und fragte, ob des Königs Hoheit vielleicht der Königin zu irgend einer Zeit diese Angelegenheit eröffnet habe, oder nicht? Wir antworteten: Ja, und daß die Königin sich selbst zufrieden erklärt habe, dem Richterstuhle der Kirche sich zu unterwerfen."

Bibliographie.

Anglo-India. (Das Britische Ostindien in socialer, moralischer und politischer Hinsicht.) 3 Bde. 27 Sh.

Illustrations etc. (Die Sekte der Thugs in Ostindien, ausführlich dargestellt.) 15 Sh.

Mannigfaltiges.

— Pariser Theaterjahr. Im Jahre 1837 kamen auf sämmtlichen Bühnen der Französischen Hauptstadt 292 neue Stücke zur Aufführung, fünf weniger als im Jahre 1836. Am fruchtbarsten waren die Monate März und Juli, von denen jeder 28 neue Stücke, also fast an jedem Tage eines brachte. Im Frühjahr und im Sommer, wo sich selbst die Pariser zuweilen von den Reizen der Natur verführen lassen, tritt das Theater durch den Reiz der Neuheit in eine gewisse Konkurrenz mit diesen, weshalb denn die größte Production gerade in diejenige Zeit fällt, zu der an vielen anderen Orten die Schauspieler Ferien zu haben pflegen. Die vier Königlichen Bühnen in Paris, nämlich die große Oper (Académie Royale de Musique), das Theatre Français, die komische Oper und das Italiänische Theater brauchen sich natürlich weniger mit dem Einstudiren neuer Stücke anzustrengen, als die vielen lediglich auf die Gunst des größeren Publikums angewiesenen Privat-Bühnen. Unter den letzteren sind es wiederum die eigentlichen Vorstadt-Theater, welche die meisten Neuigkeiten bringen, und man könnte beinahe den Rang der verschiedenen Pariser Bühnen nach der Zahl der neuen Stücke bestimmen, die sie jährlich zu bringen gezwungen sind. Im vorigen Jahre eröffnete das Theater der Porte St. Antoine mit 34 Neuigkeiten den Reigen, der von der großen Oper mit drei Stücken*) geschlossen wurde. Das Italiänische Theater brachte 3 neue Opern, die komische Oper 7 und das Theatre Français 11 größere und kleinere Dramen. Hiernächst kamen das Theater der Porte St. Martin mit 15, das des Palais-Royal mit 20, das Gymnase mit 23, die Variétés mit 24, das Pantheon mit 25, das Vaudeville mit 27, das Ambigu mit 28, die Folies Dramatiques mit 29 und die Gaité mit 30 neuen Stücken. Von den Kinder-Theatern des Hrn. Comte u. A. wird die Zahl der Neuigkeiten nicht besonders angegeben, obwohl diese in der Totalsumme mitgezählt worden sind. Unter den neuen Stücken haben am meisten gefallen: in der komischen Oper „der schwarze Domino" von Scribe und Auber, im Italiänischen Theater „Lucia di Lammermoor"; im Theatre Français: „die Kamaraderie", „die Rechte der Frau", „das unbekannte Meisterwerk" und „das Schloß meiner Nichte"; auf den übrigen Theatern: „La comtesse du tonneau", „le père de la débutante", „Suzanne et Suzette" u. a. Von den Theaterdichtern war im vorigen Jahre Hr. Theaulon mit 13 Stücken der fruchtbarste; demnächst kamen die Herren Anicet und E. Desnoyers mit 11, Bayard, Duport und Lubize mit 10; Cogniard mit 9, Scribe mit 8, Dennery, Simonin, Vanderburch, Desverger und Varin mit 7, Duvert, Lausanne, Melesville, Maillon und Granger mit 6, der vielen Anderen, die unter sechs geliefert haben, nicht zu gedenken. Die musikalischen Neuigkeiten des Jahres 1837 waren von Auber, Monpou, Grisar, Thomas, Adam, Onslow, Prevost, Niedermeyer und Montfort.

*) Die Oper „Stradella" und die Ballette „die Mohikaner" und „die metamorphosirte Katze".

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 8. Berlin, Mittwoch den 17. Januar 1838.

Spanien.

Inglis' Wanderungen in Don Quixote's Fußstapfen*).

Diese Wanderungen oder Ausflüge sind nicht bloß das letzte Werk, welches aus der Feder des rühmlichst bekannten Reisenden geflossen, sondern auch, wie man uns in der Vorrede versichert, dasjenige Werk, an dem er mit besonderer Liebe gearbeitet. Herr Inglis besaß in eminentem Grade die Gabe, den Charakter eines Volkes bis in seine feinsten Nüancen zu ergründen, und was seinen trefflichen Beobachtungen noch höheren Werth giebt, ist die Schärfe, die dramatische Lebendigkeit seiner Darstellungsweise. Die vorliegenden „Wanderungen" gewinnen aber dadurch noch ein besonderes Interesse, daß der Reisende hier zugleich als ästhetischer Kritiker auftritt; sein sorgfältiges Studium der Spanischen Sitten hat ihn in Stand gesetzt, die Welt über Manches aufzuklären, was in dem Meisterwerke des Cervantes bis jetzt minder verständlich war und selbst von höher begabten Lesern nicht vollkommen gewürdigt werden konnte.

Während seines Aufenthalts in der uralten und echt Spanischen Stadt Toledo wurde unser Reisender eines Tages beim Anblick der Berge, die Toledo's Horizont begränzen, daran erinnert, daß die Mancha, Don Quixote's Heimath, hinter denselben liege. Diese Erinnerung machte Alles, was er bei der ersten Lektüre des Ingenioso Hidalgo empfunden, wieder lebendig in ihm; alle die freundlichen Bilder umgaukelten ihn aufs neue und begrüßten ihn als alte Bekannte. Er konnte dem Drange seines Innersten nicht widerstehen, und schon das nächste Frühroth fand Herrn Inglis gerüstet, um dem scharfsinnigen Ritter auf seinen Irrfahrten in der Mancha zu folgen.

Herr Inglis machte die Reise mit einem Maulthiertreiber, der ihm als Repräsentant des Spanischen Volkes dient. „Während wir", so erzählt unser Reisender, „einen der Gränzberge langsam hinanstiegen, fiel es mir ein, daß ich Muße genug hatte, die nähere Bekanntschaft meines Führers zu machen; allein die Beschäftigung, bei der ich ihn eben antraf, war von der Art, daß ich ihn nicht schicklicher Weise stören konnte. Er häufte eine Anzahl Steine auf ein sehr breites und plumpes Kreuz, das als Denkzeichen eines hier begangenen Mordes an der Landstraße stand oder vielmehr durch die Last der Steine, womit schon Andere vor ihm es beschwert hatten, fast zu Boden gedrückt war. Nirgends in Spanien sind diese Kreuze so häufig, wie in den Bergen von Toledo; und wessen endliche Bestimmung dahin lautet, daß er unter Mörderhänden sterben soll, der kann von Glück sagen, wenn ihn dieses Loos in der Nachbarschaft einer so frommen Stadt trifft; denn jedes Gebet, in dessen Begleitung man einen Stein auf ein Kreuz legt, soll den Zeitraum der Fegefeuer-Qualen um ein Jahr verkürzen, und der Ermordete muß also sehr lasterhaft gewesen seyn, wenn er nicht bei Zeiten aus dem Orte der Pein herausgebetet ist. Sobald mein Führer seine religiöse Handlung beendigt hatte, knüpfte ich mit ihm ein Gespräch an. Er war ein schlanker junger Mensch von ungefähr 24 Jahren, und sein hübscher Anzug verrieth einen Andalusier. Seine Jacke und Weste waren mit einer Menge seidener Schnüre und vergoldeter Knöpfe geziert; durch die offenen Kamaschen blickten schneeweiße Strümpfe hindurch, und den Leib umgürtete eine karmoisinrothe Schärpe.

„Warum habt Ihr denn", so fragte ich ihn, „Eure schöne Heimath verlassen, wo es so herrliche Früchte und so edle Weine giebt?" — „Weil ich meine Gründe dazu hatte." — Ich war neugierig, diese Gründe zu erfahren; darum stieg ich von meinem Maulthier und schlenderte an der Seite meines Führers zu Fuße weiter. Zwei Cigarren hatten sein Herz schon geöffnet, und zwei andere vollendeten die Eroberung. Er erzählte mir seine Geschichte ungefähr mit folgenden Worten:

„Ich bin aus Malaga. Mein Vater ertrank in der Bucht, als er eben Taback ans Land schmuggeln wollte, und so wurde ich in meinem 17ten Jahr der Erbe seines braunen Mantels und seines Cadixer Messers, denn sonst hinterließ er mir nichts. In Malaga lebt man wohlfeil: eine schöne Melone kostet nur einen Quarto, und für vier Quarto's kann man so viel Wein haben, als zur guten Verdauung eines Gerichtes Melonen ausreicht. Fünf Jahre lang war ich in guten Umständen, aber dann kam die böse Zeit. Am Tage des Festes der Heiligen Jungfrau von Rosalio ging ich mit den zwei Quarto's, die mir gerade übrig blieben, und kaufte ein Licht, um es bei der Prozession zu tragen. Ich hoffte, mein Bischen Geld auf Interessen zu legen; denn solche Speculationen waren mir öfter geglückt: immer hatten mir die ehrwürdigen Väter einige Reale geschenkt, wenn ich ihren feierlichen Umzügen mich anschloß. Als die Prozession eben über die Plaza Real ging, blies mir ein kleines Lüftchen mein Licht aus; ich steckte es an dem Lichte meines Nachbarn wieder an — puff! war es wieder ausgeblasen. Mein Nachbar selbst war der Schurke, der mir diesen Possen spielte; ich versuchte noch einige Mal, das Licht anzustecken, und wurde jedes Mal von neuem geäfft. Einer der Mönche, welcher bemerkte, daß mein Licht jeden Augenblick ausging, vermuthete ohne Zweifel, ich selber thäte dies zur bloßen Kurzweil; er sagte mir ohne Umstände, ich sey ein Taugenichts und dürfe den Zug nicht länger mit meiner Gegenwart entweihen. Da lachte mir der Schurke, der mein Licht ausgeblasen hatte, ins Gesicht; allein ich machte seinem Gelächter ein Ende — ich gab ihm mein Messer."

„Wie!" unterbrach ich den Treiber, „er mußte aufhören zu lachen, als Ihr ihm Euer Messer gabt?" — „Ich sehe", fuhr mein Begleiter fort, „Sie verstehen die Andalusische Redensart nicht — ich stieß ihm das Messer in den Leib." — „Was! Ihr brachtet ihn ums Leben, weil er Euer Licht ausgeblasen hatte?" — „O nein! Ich gab ihm das Messer, weil er seinen Scherz mit mir getrieben. Es war eine lange Cadixer Klinge; doch ich wollte den Ausgang nicht abwarten: ich hatte nicht Geld genug, um den Escribano zu bestechen; und starb der Schurke, so war mir der Galgen gewiß. Ob er lebt oder todt ist, kann ich nicht sagen; um aber in jedem Falle sicher zu seyn, habe ich seit der Zeit mit einigen Geldstücken, die ich einem Kaufmann aus Alicante abnahm, zwölf Seelenmessen für ihn bezahlt. Die Mönche waren zu sehr in Andacht versunken, und die Volksmenge schenkte der Prozession zu viel Aufmerksamkeit, als daß mein Handstreich bemerkt worden wäre; so entkam ich mit heiler Haut und versteckte mich ein paar Tage lang in den Ruinen des Kastells. Dann verließ ich Malaga und bettelte mich durch bis Madrid. In Madrid verdiente ich mir ein paar Realen, indem ich Jeden, der in die Kirchen San Isidoro trat, mit Weihwasser besprengte; aber ich vergeudete vor lauter Eifer so viel heiliges Wasser, daß die Thürsteher mich fortwiesen. Ich gab dieses Gewerbe wieder auf und setzte mich mit einem brennenden Dochte an den Prado, um die Herren zu bedienen, die ihre Cigarren anstecken wollten. Bald hatte ich so viele Realen beisammen, daß ich mir einen Korb und ein paar Gläser anschaffen konnte; und nun zog ich durch die Straßen und bot aqua fresca zum Verkaufe. Dies ist ein gutes Geschäft; das Wasser kostete mich Nichts, und ich verdiente so viele Quartos, daß es mir nie an Brod und Weintrauben fehlte. An Festtagen that ich mir bisweilen mit einem Puchero*) gütlich; das war aber über die Schnur gehauen. Eines Tages hatte ich eben meinen Korb gefüllt und ruhte im Schatten der Mauer, die um den Brunnen der Puerta del Sol gezogen ist. Noch viele Andere hatten sich an dem Brunnen zur Siesta ausgestreckt; derjenige aber, der mir zunächst lag, war mir gram (was ich wohl wußte); denn er beneidete mich um meine Jacke und Schärpe. Ich argwöhnte, daß er etwas Böses gegen mich im Schilde führe, und hütete mich daher, einzuschlafen. Mein Feind war ein pfiffiger Kerl, ein Baske; er wußte aber nicht, daß er es mit einem Andalusier zu thun habe. Eben wollte er ein Loch in meinen Korb bohren, damit das Wasser herauslaufe — husch! da steckte mein Cadixer Messer in seinem Leibe. Die Escribano's in Madrid sind schwerer zu bestechen, als die in Malaga, und obschon ich nicht ohne Geld war, so machte ich mir doch die Siesta zu Nutze, um unbemerkt aus Madrid zu entkommen. Noch ehe es Nacht wurde, erreichte ich Toledo. Dieses Maulthier spielte mir vor ein paar Monaten der Zufall in die Hände. Ich war eben damit beschäftigt, einen dicht am Tajo liegenden Pfeffergarten auszujäten, als ich das Thier im Flusse, den der Regen sehr angeschwellt hatte, herumschwimmen sah. Ich wollte die schöne Gelegenheit nicht fahren lassen und half also dem Maulthier unter dem Beistand der allerseligsten

*) Rambles in the Footsteps of Don Quixote. London, 1837.

*) Ein Gericht warmer Speisen (wörtlich ein Kochtopf).

Jungfrau aus dem Flusse. Von jenem Tage an verschafft es mir meinen Unterhalt.“

— Herr Inglis möchte gern das Dorf Miguel Estevan für den Ort erklären, wohin Cervantes die Wohnung seines Helden verlegte. Hier trifft der Reisende mit einem Barbier zusammen, der kein unwürdiger Repräsentant des Meister Niklas ist. Dieser Barbier, der Sohn des Pförtners eines Dominikaner-Klosters, ein listiger und aufgeweckter Bursche, ist zugleich mit einem vortrefflichen Appetit gesegnet und bestrebt sich darum bei Zeiten, in die Dienste eines geistlichen Herrn zu treten, allein der würdige Pfarrer, bei dem er sein Unterkommen findet, hält ihn anfangs ziemlich knapp; Lazaro bekommt von den leckeren Gerichten mehr zu riechen als zu kosten, während der Hausmeister des Pfarrers herrlich und in Freuden lebt. Das verdrießt unseren Lazaro, und er verlegt sich bald auf nächtliche Wanderungen in die Speisekammer, wo er Brod, Käse, Speck und kalten Braten nach Herzenslust angreift und beknabbert, und zwar so geschickt, daß der ganze Schaden auf Rechnung der Ratten und Mäuse gebracht wurde. Des anderen Tages pflegte dann der Pfarrer, nachdem er auf die kleinen Diebe geschmält, alle angefressene Stücke säuberlich zu beschneiden und seinem Barbier mit den Worten anzubieten: „Iß nur, Lazaro, Du Schelm; Ratten sind reinliche Thierchen.“ — „Eines Tages“, so erzählt der humoristische Barbierer, „stahl ich mich, als ich den Hochaltar rein gefegt hatte, auf den Zehen in die Sakristei — Gott verzeihe mir die Sünde! Ein Stück von gesalzenem Fisch, das ist als Frühstück genossen, hatte mir großen Durst gemacht, und ich wußte, daß der geweihte Kelch gefüllt sey. Kaum war ich in der Sakristei angelangt, als ich die Fußtritte des Pfarrers hörte. Ich hatte kaum noch so viel Zeit übrig, mich unter den Mantel eines großen Muttergottes-Bildes zu flüchten; denn schon im nächsten Augenblick trat mein Herr, begleitet von einem als Pilger gekleideten Fremden, in die Sakristei. Die Thür wurde sogleich verriegelt, worauf der Pilger ein hölzernes Kästchen hervorlangte und, nachdem er es geöffnet, dem Pfarrer in die Hand gab.“ — „Sie sehen“, sagte der Fremde, „es ist so verwittert, wie das Ohr eines antediluvianischen Esels — es würde den Teufel selbst täuschen können.“ — „St!“ entgegnete der Prediger, „bedenken Sie, wo Sie sind!“ Dabei warf er einen scheuen Blick auf die heilige Jungfrau, deren Mantel sich etwas bewegen mochte, und bekreuzte sich dreimal. Dann fuhr er fort: „Es braucht nicht gerade den Teufel zu hintergehen; wenn es nur den Superior des Karthäuser-Klosters hinter's Licht führt.“ — „Wie viel kann ich dafür bekommen?“ fragte der vorgebliche Pilger. — „Das hängt davon ab, wie der Superior es taxiren wird; nehmen Sie Ihr Esels-Ohr wieder mit sich, und lassen Sie uns mit einander nach dem Kloster gehen. Ein Ohr von der wunderbaren Eselin Bileam's ist sicherlich ein schönes Stück Geld werth.“ Als mein würdiger Herr so gesprochen hatte, machte er seine Verbeugung vor dem Bilde und schickte sich an, die Sakristei zu verlassen; aber die ganze komische Situation wirkte jetzt so stark auf meine Nerven, daß ich mir nicht länger gebieten konnte und in ein unmäßiges Gelächter ausbrach. Der Pfarrer war einen Augenblick vor Bestürzung fast außer sich; dann rief er seine männliche Standhaftigkeit zurück, schritt beherzt auf mein Versteck los und zog mich unter dem Mantel des Gnadenbildes hervor. Mit zornfunkelndem Auge befahl er mir, in der Sakristei zu bleiben, und entfernte sich dann, die Thür verriegelnd.

Ich erwartete nichts Geringeres als eine derbe Tracht Prügel; aber zu meiner angenehmsten Ueberraschung kam der Pfarrer bald darauf wieder in die Sakristei und sprach zu mir: „Ich habe mich überzeugt, Lazaro, daß Du nicht bloß ein naschhafter, sondern auch ein raffinirter Bursche bist. Der Mantel der heiligen Jungfrau selbst hat Dir zum Deckmantel Deiner Sünden dienen müssen. Du hast ohne Zweifel gehört, was ich mit dem Pilger verhandelte?“ — „Ich hörte“, sprach ich, „und sah auch Alles.“ — „Behalte für Dich, was Du gesehen; vielleicht kannst Du mir bei künftigen Speculationen dieser Art von Nutzen seyn. Nur sey bescheiden und — verschwiegen! Hinführo sollst Du täglich an meiner Tafel speisen.“ — „Dieser plötzliche Wechsel des Glückes war mir unaussprechlich angenehm; mein Herr überhäufte mich von jener Stunde an mit Güte, und ich hatte öfter die Ehre, ihm guten Rath ertheilen zu dürfen, wenn er die Reliquien-Sammlung des Superiors zu vermehren beabsichtigte.“

— Hier folge nun eine Probe von den ästhetisch-kritischen Unterhaltungen, die Herr Inglis von Zeit zu Zeit mit dem Barbier Lazaro geführt haben will.

„Da wir eben“, so sprach ich, „in die Nähe der Gegend gekommen sind, wo das Abenteuer mit den Walkhämmern sich ereignete, so muß ich einen Skrupel zu beschwichtigen suchen, der immer wieder in mir aufstieg, so oft ich dieses Abenteuer las. Kannst Du mir den Knoten lösen, Freund Lazaro, so werde ich Dir sehr verbunden seyn.“ — „Mein kleiner Vorrath Einsicht steht Eurer Gnaden immer zur Verfügung“, antwortete der Barbier. — „Wohlan denn, es scheint mir ein Fehlgriff von Cervantes, daß er Don Quixote in dem Abenteuer, dessen ich eben gedachte, seiner Täuschung sich bewußt werden läßt; denn als der Morgen graute und die Töne, welche Sancho so großen Schrecken eingejagt, seinen Herrn aber so romantisch begeistert hatten, als das Geklapper von sechs Hämmern einer Walkmühle sich auswiesen, da sprach Don Quixote zu dem auf seine Unkosten lachenden Sancho: „Ich will nicht leugnen, daß uns hier etwas Lächerliches begegnet ist.“ Warum sieht nun Don Quixote gerade dieses Mal mit den Augen des nüchternen Verstandes, was er doch bei keinem seiner früheren Abenteuer gethan? Warum behauptete er nicht hier, wie anderwärts, der feindselige Zauberer Freston habe ihm einen tückischen Streich gespielt?“

„Der Skrupel Eurer Gnaden“, sagte der Barbier, „hat auch mich eine Zeitlang gequält; aber jetzt glaube ich, darthun zu können, daß Don Quixote bei jener Gelegenheit keineswegs aus seiner Rolle gefallen ist. Der Ritter zeigt sich nie abgeneigt, zu glauben, was seine fünf Sinne ihm sagen; und nie spinnt Cervantes die Täuschung seines Helden so weit aus, daß wir genöthigt werden, ihn für wahnsinnig zu erklären. Don Quixote's fixe Idee erweckt bei dem Leser immer einige Sympathie. Als er das Abenteuer mit den Windmühlen bestand (die er nachher für metamorphosirte Riesen erklärte), war seine Sucht nach Abenteuern noch jung und unbändig. Sowohl hier, als bei seiner Begegnung mit jener Schafheerde, (die ihm von fern als ein Heer gewappneter Ritter erschien) kann ihm die theuer erkaufte objektive Erkenntniß seine Täuschung nicht rauben; ein neidischer Zauberer hat die Riesen in Windmühlen, die Ritter in Schafe verwandelt, um den armen Junker zu äffen. — Das Abenteuer mit den Windmühlen und das mit den Schafen wurden durch eine positive Täuschung veranlaßt; die Walkhämmer aber waren nur ein Gegenstand negativer Täuschung; denn es ist ausdrücklich gesagt, daß der Held über die Natur des Abenteuers, welches ihm in jener Nacht (wie er glaubte) bevorstand, nicht ins Klare kommen konnte. Hätte Don Quixote die Maschinen, welche jene räthselhaften Töne hervorbrachten, von vorn herein gesehen, so wär' er vielleicht, von seinem Paroxismus ergriffen, mit gefällter Lanze gegen sie angesprengt und hätte dann sich überredet, es seyen verzauberte Ungeheuer; allein der Ritter war eine ganze Nacht horchend und divinirend im Walde geblieben; und als er endlich am Morgen entdeckte, woher die sonderbaren Töne kamen, war er vor lauter Erwartung und romantischer Spannung schon abgespannt, also für die prosaische Wirklichkeit viel empfänglicher, noch abgesehen davon, daß Tageshelle überhaupt schlecht geeignet ist, einen Zauber fortzupflanzen, den die Nacht erzeugt hat.“

— Unser Reisender macht über die Popularität, deren sich Don Quixote in seinem Vaterlande erfreut, folgende interessante Bemerkung: „Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß die zehn Maulthiertreiber, in deren Gesellschaft ich (in einem Wirthshause der Mancha) das Abendessen einnahm, alle ohne Ausnahme mit Don Quixote und seinen Thaten vertraut waren. In einem Lande, wo man überhaupt so wenig Bücher liest und die niederen Stände so sehr verwahrlost werden, könnte ein Phänomen dieser Art für ein Wunder gelten. Freilich ist auch keine andere Novelle so echt volksthümlich, in der weitesten und großartigsten Bedeutung des Wortes, keine bietet uns diesen überschwenglichen Reichthum an Allem, was einem Werke das Siegel der Unsterblichkeit aufdrücken kann. Ich möchte behaupten, daß es kaum einen Spanier giebt, der nichts von Cervantes wüßte und, wenn er nur irgend lesen kann, den Ingenioso Hidalgo zu lesen versäumt hätte. Ich benutze sowohl in der Mancha, als in anderen von dem Schauplatze der Thaten Don Quixote's entfernten Provinzen, jede Gelegenheit, um das Gespräch auf den irrenden Ritter und seinen Dichter zu lenken, und immer wurde ich verstanden, wenn auch der Angeredete ein bloßer Bauer, ein Fuhrmann oder ein Maulthiertreiber war.“

Frankreich.

Licht- und Schattenseiten unserer Civilisation.

(Schluß.)

Und doch, wenn der Reisende dieses Land der Wunder besucht, wenn er sich länger darin umgesehen hat, überschleicht ihn ein seltsames Unbehagen, — es wird ihm trüb und bänglich zu Muthe, — die kolossale Einförmigkeit dieses Lebens beklemmt und erdrückt das Gemüth. Denn in dem großen, weiten Gebiete der Republik sieht sich Alles gleich: ein Staat wie der andere, eine Stadt wie die andere, ein Haus wie das andere, ein Mensch wie der andere. Ueberall dieselben Sitten und Gebräuche, dieselben Gewohnheiten, dieselbe Sprache, dieselben Ideen, — überall einerlei Schema und Fachwerk für der Menschen Thun und Treiben. Die ganze Union mit ihren verschiedenen Gebieten läßt sich einem Schachbrett mit seinen Feldern vergleichen, und die gesammte äußere Thätigkeit dieses rechnenden, spekulirenden, mechanisch verständigen Volkes von Handelsleuten würde sich vielleicht auf die todte Regel- und Planmäßigkeit der Schachspielzüge reduziren, wenn keine Erschütterung, kein Umschwung in den Ereignissen die bisherige Entwickelung unterbräche. Allein das Umsichgreifen der Demokratie, die zunehmende Leidenschaftlichkeit in den öffentlichen Verhandlungen, die tiefe Spaltung der Meinungen und Interessen in Betreff des Sklaven-, Banken- und Tarifwesens, — diese Anzeichen und noch manche andere deuten auf eine Zukunft, die von ganz anderen Dingen erfüllt seyn wird, als von bloßer merkantilischer Geschäftigkeit. Diese Geschäftigkeit ist der auffallendste, der durchgehende Zug im Charakter der gegenwärtigen Amerikaner. Sie sind immer unruhig, immer in Hast, haben immer Projekte und Pläne im Kopfe; ihr Lebenslauf ist eine rastlose Geschäftsreise. Weil sie überall in ihrem weiten Staatengebiete zu Hause sind, eben darum werden sie nirgends und fühlen sich nirgends recht heimisch: der Boden, der Ort fesselt sie nicht, und ihrer Vaterlandsliebe liegt eigentlich ein selbstzufriedener Stolz auf ihre „musterhaften Institutionen“,

auf ihre „beispiellose Prosperität", auf die Großartigkeit und die Solidität ihres „Etablissements" zu Grunde.

Vor Alters war es möglich, daß in einem kleinen Lande, wie Griechenland, zwanzig Völkerschaften neben und unter einander wohnten, ohne ihre physische und geistige Eigenthümlichkeit gegen einander einzubüßen. Jedes Thal, jede Landschaft, jeder Stamm, jede Stadt trug einen scharf ausgeprägten individuellen Charakter. Auf einem Raume, kaum so groß wie fünf Departements des heutigen Frankreich, haben die menschliche Natur und der menschliche Geist die ganze Fülle ihrer Kräfte, die reiche Mannigfaltigkeit ihrer Triebe und Thätigkeiten, in allen möglichen Formen und nach allen möglichen Richtungen entwickelt. Dort haben alle Wissenschaften, alle Künste geblüht; dort sind alle Formen der Staatsverfassung, alle Arten und Weisen der gesellschaftlichen Existenz in Wirklichkeit getreten. Alle philosophische Theorieen, alle Systeme der Speculation, in deren Kreise die Wißbegier nach dem Absoluten sich bis auf den heutigen Tag herumdreht, sind dort bereits ersonnen und versucht worden. Dieser konzentrirte Reichthum, diese vielgestaltige Fülle historischen Lebens, wie sie damals in dem schmalen, aber günstig gelegenen äußersten Winkel einer Europäischen Halbinsel sich zusammendrängte, wird fortan kein Land in der Welt, kein Welttheil, ja vielleicht die ganze bewohnte Erde nicht aufzuweisen haben. Eine Reise von einer Landschaft in die andere, fünf oder zehn Meilen weit, über die steilen, wilden Bergpfade war bei den alten Griechen schon etwas Großes. Von Athen nach Sparta war nicht weiter als von Paris nach Orleans, — aber eine Reise nach Sparta war etwas ganz Ungewöhnliches und wurde nur von mächtigen angesehenen Leuten, von Staatsmännern oder von unerschrockenen Philosophen unternommen. Korinth lag den Athenern so nah, wie Versailles oder Fontainebleau den Parisern; gleichwohl gab es ein Sprüchwort: Nach Korinth kann nicht ein Jeder reisen. Wir legen heute mit unseren Dampfschiffen, deren Erfindung sich noch nicht seit 30 Jahren herschreibt, ohne Mühe 6 Lieues in der Stunde zurück, und auf den Eisenbahnen, deren Einführung von noch jüngerem Datum ist, beträgt eine mäßig geschwinde Fahrt 10 Lieues in der Stunde. Zur Zeit der Englischen Parlaments-Wahlen im verflossenen Jahre fuhr ein Courier, der eine Nachricht von Liverpool nach London bringen sollte, auf der Eisenbahn zwischen Birmingham und Mancheſter 22 Lieues in der Stunde; zwischen Carlisle und Newcaſtle hat man es einigemal an gewissen Stellen zu einer Geschwindigkeit gebracht, die 24 Lieues in der Stunde betragen würde. Der alte Stephenson, der Veteran der Englischen Ingenieure, versichert, er müsse es noch dahin bringen, 40 Lieues in der Stunde zu fahren; eher könne er nicht zufrieden sterben. Nun beträgt aber der größte Umfang der Erde nur 10,000 Lieues; also 10 Lieues auf die Stunde gerechnet, was gar nicht viel ist, könnte man auf der Eisenbahn in 42 Tagen um die Erde fahren. Der Liverpooler Courier hätte nur 17 Tage zur Reise um die Welt gebraucht, und nach dem Stephensonschen Ansatz würde sie gar nur 11 Tage dauern, während uns bis jetzt, selbst aus der neueſten Zeit kein Beispiel von einer Weltumsegelung vorliegt, die weniger als ein Jahr gedauert hätte. Eilf Tage zur Reise um die Welt. Für einen grand Seigneur zur Zeit Ludwig's XIV., der mit seinen Karossen, Pferden und Bedienten aus der Provinz nach Hofe zog, war unter 13 Tagen nicht von Bordeaux nach Paris zu kommen. Wenn ein Privatmann, ein Bürgersmann in der Diligence von Toulouse nach Paris fuhr, brachte er 14 Tage unterweges zu. In 14 Tagen, immer nach dem mäßigen Satze von 10 Lieues auf die Stunde gerechnet, wird ein Pariser künftig nach Peking fahren können, ungefähr wie heute nach Barèges und Saint-Sauveur. Und nicht bloß die vornehmen Herren, die Reichen, die Banquiers werden im Stande seyn, solche Reisen zu unternehmen, sondern jeder Bürgersmann, Handwerker, Krämer, kurz alle Welt, — und noch dazu in bequemen, geräumigen, weichausgepolsterten Wagen, die in Federn hängen, die nicht stoßen, worin man sich strecken und schlafen kann wie im eigenen Bette. Darin liegt eben die folgenreiche Wichtigkeit der neuen Transport- und Communications-Mittel, daß sie recht eigentlich demokratisch, daß sie bestimmt sind, die Menschen einander gleich zu machen. Die Hohen werden erniedrigt, die Niedrigen werden erhöht; so will es die Vorsehung, und die Eisenbahnen, die Dampfschiffe sind Werkzeuge, womit sie es vollbringt. Sie sind Jedem zugänglich und so wohlfeil: es läßt sich gar nichts Wohlfeileres denken. Ich fuhr auf dem Dampfboote „The North American" den Hudsons-Strom hinab, nicht ich allein, sondern wohl 1000 Passagiere mit mir zugleich, und ich habe diese Art zu reisen bequemer gefunden, als mit der besten Postkutsche. Auf der Bahn zwischen Paris und Saint-Germain können bei jeder Fahrt 16—1800 Passagiere transportirt werden; die Bevölkerung mancher kleinen Stadt beläuft sich nicht so hoch. Man setze etwa 30 Lokomotiven in Bewegung, so kann man am Morgen eine ganze Armee, Leute, Pferde, Gepäck, Geschütz, Munition am einen Ende des Landes aufheben und sie Abends am anderen Ende niedersetzen. Und nicht allein schnell, nicht allein bequem reist man auf der Eisenbahn, bequem wie es nur ein Sybarit oder ein opiumschwelgender Pascha, in seinem Harem auf weichen Kissen ausgestreckt, träumen kann, — sondern man reist auch beinahe für Nichts. Wenn einem brodlosen Bettler oder Vagabunden von Polizei wegen der Weg nach Hause gewiesen wird, so giebt man ihm ein Almosen von drei Sous für jede Lieue mit auf die Reise. Auch die Französischen Soldaten bekommen, wenn sie auf dem Marsche sind, 3 Sous Marschgeld für jede Lieue ausgezahlt. Nun wohl, mehr als 3 Sous für die Lieue zahlt der Passagier auf dem prächtigsten Dampfboote nicht, wo Alles vergoldet und ausgemalt ist, auch für den besten Platz in der Diligence auf der Eisenbahn nicht. Von New-York nach Albany sind zu Wasser auf dem Hudson 54 Lieues; ich habe den Weg wohl zehnmal mit verschiedenen Dampfbooten, davon eins immer schöner war als das andere, zurückgelegt und 50 Sous, also nicht einmal einen Sou auf die Lieue, bezahlt. Auf der Belgischen Eisenbahn fährt man 11 Lieues, von Antwerpen nach Brüssel, für 20 Sous.

Nicht wahr, das hört sich Alles prächtig, beinahe zauberhaft an? Es stehen uns Dinge in Aussicht, dergleichen man sonst nur in Feenmährchen las, dergleichen sich Aladdin, mit seiner Wunderlampe in der Hand, zu erwünschen nicht hätte einfallen lassen. Die schnellste Reise von Paris nach Konstantinopel dauerte, bis vor wenigen Jahren, 40 Tage; seit die regelmäßigen Dampfboot-Fahrten im Mittelländischen Meer organisirt sind, braucht man nur 17 bis 21 Tage; und die Zeit ist nicht allzu fern, wo der reiche Pariser ein Absteige-Quartier, eine maison de plaisance an den Dardanellen oder am Bosporus, oder eine Villa auf dem Plateau von Meriko, der Marseiller Kaufmann eine freundliche weiß und grüne Bastide, ganz wie sein Herz sie wünscht, auf Otaheiti, der Bordeauer Handelsherr eine Baumwollen-Pflanzung in Georgien oder Süd-Karolina, ein großes mit Australischem Hanf (phormium tenax) bebautes Grundstück auf Neu-Seeland, vielleicht noch Actien bei einem Kupfer-Bergwerk in Chili oder bei einer Salmiak-Grube in der Mongolei haben und ein paar Mal im Jahre, zum Vergnügen, zur Zerstreuung, eine kleine Umfahrt antreten wird, seine Besitzungen und Etablissements in vier Welttheilen zu inspiziren. Fashionable Kavaliere werden sich zu einer Tigerjagd in den Dschungeln am Ganges Rendezvous geben, wie jetzt zu einem Wettrennen bei Chantilly.

Was wird aber, so hören wir fragen, was wird aus dem Menschengeschlecht, was wird aus den Racen, Stämmen und Nationen bei solchem Verkehr Aller mit Allen, bei solchem Durcheinandermengen und Durcheinanderschütteln, wenn Gegenfüßler zu Nachbarn werden, wenn Hoch und Gering, Groß und Klein in dem unermeßlichen, treibenden Gewimmel keinen Unterschied mehr macht, wenn Alle von einander lernen, Alle einander nachahmen, Alle einander von Grund aus kennen? Muß nicht alsdann jedes physische und geistige Gepräge sich verwischen? Muß nicht am Ende, ob nach Jahren oder Jahrhunderten, das gilt gleich, die ganze Menschheit ein einförmiges Aggregat von Individuen werden, Alle wie Einer, Einer wie Alle? Vermöge der Presse im Reiche der Gedanken, vermöge der Dampfkraft im Reiche des mechanischen Schaffens ist die Erde für die Wirksamkeit des Menschen nur ein kleiner, leicht auszufüllender Kreis; wird es fortan auf ihr noch Gränzen, Typen, Unterschiede geben, außer denen, welche das Klima macht? Und werden nicht auch diese am Ende überwunden werden? Ist das die Zeit, von welcher prophezeit ist, daß es auf Erden nur Einen Gott geben wird, Einen Glauben, Einen Herrn, Ein Gesetz? Und wenn wir vom Großen zum Kleinen weiter gehen, auch nur Eine Sprache, Eine Sitte, Eine Tracht, Eine Mode, wer weiß, vielleicht auch einerlei Küche von Patagonien bis Kamtschatka? „Ah, ah! Monsieur est Persan? c'est une chose bien extraordinaire! comment peut on être Persan?" so fragen die neugierigen Pariser in Montesquieu's lettres Persanes. Wenn aber die beabsichtigte Communication von Europa nach Ostindien, sey es durch den Euphrat, sey es vom Kaspischen Meere zum Indus, zu Stande kommt, dann wird aus der Frage Ernst: „Wie wollen es die Leute dort anfangen, Perser zu bleiben, so was man Perser nennt?"

Dergleichen Befürchtungen, die Welt möchte schal, einförmig, langweilig, prosaisch, ungemüthlich werden, reden sich Viele wirklich ein; Viele aber geben dergleichen nur vor, um für ihren Widerwillen, für ihre Mißgunst gegen die neue gleichmachende Civilisation, oder für ihre träge Gleichgültigkeit eine Ausrede zu haben. Wir halten diese Besorgnisse für ungegründet, mindestens für sehr übertrieben und vorzeitig. Man vergißt, daß Gegensätze, die bis jetzt schlummerten oder, durch weite Räume getrennt, so gut wie gar nicht für einander vorhanden waren, durch die nähere Berührung erst zum Konflikte geweckt werden, und daß hieraus neue Prozesse und Gestaltungen hervorgehen müssen, deren Wesen und Umfang noch Niemand ahnen kann. Man vergißt, daß jede Natur, vermöge einer inneren Kraft und Nothwendigkeit, ihr Gleichgewicht wiederherstellt; daß jede Entwickelung, eine Zeit lang in einer Richtung fortgesetzt, unfehlbar ihre Reaction hervorruft. Treiben tausend Kräfte zur Concentration, zur Assimilation, zur Einheit, so giebt es zweitausend, in uns selbst und in den umgebenden Dingen, die zur Divergenz, zur Zerfällung, zur Vielheit und Vielgestaltigkeit treiben. Sind die letzteren für den Augenblick weniger wirksam, scheinbar zurückgedrängt, so werden sie sich zu ihrer Zeit desto entschiedener und unwiderstehlicher geltend machen. Setzen wir den äußersten, kaum denkbaren Fall, die ganze Menschheit bestände nur aus zwei kollektiven Individualitäten, so wird zwischen diesen, trotz Druckereien und Eisenbahnen, trotz Allem, was Künste und Wissenschaften vermögen, nicht Friede und Eintracht seyn, sondern Kampf und wechselseitige Zerstörung, — denn so ist einmal des Menschen Natur — und der Prozeß der Spaltung, des Auseinanderfallens würde wieder anfangen, gerade wie er von unseren Aeltern im Paradiese anfing. — Allen Gegensatz und Widerstreit aufheben, heißt das Leben selbst aufheben und Todes an dessen Stelle setzen. Käme je die Zeit, wo die Menschen in allen Dingen Einer Sitte und Eines Sinnes wären, wo sie einander

nichts mehr zu sagen, nichts mehr zu verhandeln und auszufechten, nichts mehr zu versuchen und zu wagen hätten, so wäre auch die Rolle des Menschengeschlechts auf der Erde ausgespielt, und der Welt Ende wäre da. Der Mensch und die ganze gegenwärtige Schöpfung würde durch eine große Revolution, — die wievielte in der Geschichte unseres Planeten, wer mag es wissen? — von der Oberfläche der Erde verschwinden, und ein neues Weltalter, zur Erreichung höherer Vollkommenheit befähigt, würde beginnen. Also getrost: so lange noch ein Funke des von Gott eingehauchten Lebens in den Erdensöhnen glimmt, wird Mannigfaltigkeit, Schönheit und Poesie in Fülle auf der Welt seyn.

Bibliographie.

Code de la Presse, ou Tableaux alphab. indicatifs de tous les crimes, délits et contraventions qui peuvent être commis par les voies de publication, de la juridiction à laquelle ils sont soumis, des peines qui leur sont applicables, et des cas dans lesquels il est permis aux juges d'abaisser la pénalité; avec des observations résumant la doctrine des auteurs et la jurisprudence des cours. Ouvrage auquel on a joint des notes générales sur les immunités admises par la loi, les compétences exceptionnelles, les procédures à suivre, la preuve des faits diffamatoires, le cumul des peines, la récidive, la prescription. — Herausgegeben von F. Pégat. 4. 6½ Fr.

Considérations pratiques sur les rétrécissemens du canal de l'urètre, suivies d'un essai sur les tubercules, d'après les travaux cliniques de M. Lallemand. — Von Vermond. 3 Fr.

Histoire de la morve, résumé de ses causes, distinction de ses espèces, contagion et non contagion, moyens de police sanitaire, usage des débris cadavériques, contagion à l'espèce humaine. — Von O. Delafond.

Des chemins de fer, considérés comme moyens de defense du territoire français. — Vom Marquis v. Sainte-Croix.

Elémens de Physique expérimentale et de météorologie. — Von Pouillet. Dritte Aufl. Bd. 1. 8 Fr.

Essais de philosophie morale et de morale religieuse. — Von A. Vinet. 6 Fr.

Le génie d'une femme. — Von J. Brisset. 2 Bde. 15 Fr.

Le Livre des communes, ou le Presbytère, l'école et la mairie. — Von Rosello de Lorgues. 7½ Fr.

Madame la Duchesse. — Von dem Grafen Horace de Viel-Castel. 2 Bde. 15 Fr.

Le Magicien. — Von A. Esquiros. 2 Bde. 15 Fr.

Répertoire universel et analytique de l'Ecriture Sainte, contenant tout le texte sacré, selon l'ordre alphabétique des sujets d'histoire, de dogme et de moral, que les saintes écritures traitent dans leur ensemble; la biographie des patriarches, des prophètes, etc., etc. Ouvrage conçu sur un plan entièrement neuf, propre à donner une connaissance parfaite des saintes lettres, sans en avoir fait une étude particulière. — Vom Abbé P. Matalénie. 2 Bde. 25 Fr.

England.

Ein Kriegsschiff in Flammen.

Von einem Augenzeugen.

Ich war Offizier auf der alten „Charlotte" unter dem Capitain Todd; wir waren vor wenigen Tagen von Livorno abgesegelt, als das Schiff jene schreckliche Katastrophe erfuhr, die ich hier beschreiben will und von der mich selbst nur ein Wunder rettete. Es war vier Uhr Morgens: ich kehrte von der Nachtwache in meine Hängematte zurück und überließ das Schiff seinen Segeln und dem frischen Winde, der eben zu wehen anfing. Der Leuchtthurm war nicht weit entfernt und glänzte in aller Pracht. Um sechs Uhr wurde ich durch das Abfeuern einiger Kugeln erweckt, die durch ihre Nähe meine Kote erzittern machten. Voller Schrecken sprang ich auf und lief nach der Thür des Wachzimmers, bei deren Oeffnung mir eine dicke, schwarze Rauchwolke entgegenqualmte, die mich halb erstickt zurücktrieb. Ich lief nach der Seiten-Gallerie hinüber und sah ein gräßliches Schauspiel vor mir: Die Flammen, die sich von dem Hinterdeck aus erhoben und ihm das Aussehen eines vulkanischen Kraters gaben, hatten eben das Bramsegel erreicht; auf dem Vorderkastell standen Hunderte von Menschen, auf deren Gesichtern der rothe Schein sich furchtbar wiederspiegelte. „Sehen Sie dort, Dundas", rief mir Lieutenant Erskine zu, der mich im Hemde auf der Seiten-Gallerie erreichte, „sehen Sie, dort ist er, auf dem Vorderkastell, er geht damit um, den Anker zu werfen; ich will ihn aufsuchen oder verbrennen." — „Suchen Sie lieber das Boot auf", rief ich; dieses war schon ganz voll von Menschen, und bloß mit einem Ruder versehen, gab es sich alle mögliche Mühe, seine Entfernung von dem brennenden Schiff immer mehr zu vergrößern. Während das Krachen der Kanonen und das Angstgeschrei der Verzweiflung in meine Ohren tönte, hörte ich auch deutlich die männliche Stimme des Capitain Todd über mir; was er sprach, konnte ich nicht unterscheiden; der arme Erskine aber, der für einen Lieutenant etwas übermäßig dick war, kletterte mit großer Anstrengung längs der Hinterdeckbretter empor. Auf einmal fiel das Schiff nach der Windseite, die Balken gaben mit entsetzlichem Gekrache nach, und hinter ihnen öffnete sich der Höllenschlund, in den mein armer Freund im Nu hineingeschleudert wurde. Noch hörte ich sein Zetergeschrei, wie die Flammenzungen ihn beleckten; ich sah den letzten Verzweiflungsblick, den er mir zuwarf; bald hatte ihn die Gluth ganz eingehüllt. Es war ein zerreißender Anblick! Die See war rings herum mit kämpfenden Matrosen bedeckt; nur wenige Böte wagten sich in die Nähe, unter dem anhaltenden Feuern der Kugeln, die sämmtlich von selbst losgingen; es war nicht eines, das nicht bis zum Sinken voll war. Einige von unseren jungen See-Kadetten befanden sich in diesen Böten; sie trieben die feigen Italiäner mit drohenden Dolchen ins Feuer. Jetzt wurden beide Anker abgeschnitten und das edle Schiff dem Winde preisgegeben. Ich fand meinen Posten durch die Flammen und den Rauch, der auf mich zublies, ziemlich inkommodirt; es blieb mir nichts übrig, als ins Wasser zu springen und nach dem Boot zu schwimmen.

„Hier ist kein Platz mehr; wir können Euch nicht aufnehmen!" schrieen Mehrere aus dem Boot. „Weg da, nehmt Euch in Acht!" rief eine einzelne Stimme, als ich den Lauf des wohlgefüllten Boots mit den Händen erfaßte, und ein schwerer Schlag hieb mir zwei Finger von der rechten Hand ab und zwang mich, meinen Griff aufzugeben. Ich schwamm längs des Boots hin und bat die Leute, mich zu retten. Einige von ihnen zeigten sich bereit; sie hätten gern mit jener großmüthigen Aufopferung, die den Britischen Seemann charakterisirt, die Sicherheit des Boots um meinetwillen aufs Spiel gesetzt, aber die Majorität war gegen mich, und der Schurke, der meine Hand gelähmt, saß lauernd da, um den Schlag zu wiederholen, wenn es nöthig seyn sollte. Wie mir in dieser schrecklichen Lage zu Muthe war, läßt sich nicht beschreiben. Hinter dem brennenden Schiff, das seine hundertundvierßig Kugeln losfeuerte, sah man Hunderte von Menschen, die auf Sparren und Brettern umherschwammen; in der Ferne eine Menge von Fahrzeugen, die sich fürchteten, dem Kanonenfeuer und der erwarteten Explosion der Pulver-Magazine zu nahe zu kommen; hier und da einige Italiänische Böte mit einem jungen See-Kadetten, der mit der Spitze seines Dolchs zur Rettung der Ertrinkenden antrieb; ein oder zwei Englische Kaufleute endlich, die, ohne Rücksicht auf alle Gefahr, fast ins Feuer hineinsprangen, um die fortzuschaffen, welche aus Unfähigkeit, zu schwimmen, auf dem brennenden Schiff bis zu allerletzt gezaudert hatten. Jetzt loderten die Flammen hoch über die Spitzen des Mastbaums empor; sie erinnerten mich an einen Ausbruch, den ich einmal am Aetna gesehen. Dazu kam noch das Geschrei der Jungen, das Gestöhne der Verwundeten, das Angstgeheul der Verbrennenden; es war eine gräßliche Scene. Ich fühlte mich bald sehr erschöpft und suchte einen Mann zu erreichen, den ich auf einem Brett vor mir sah. „Holla, Junge", rief er, „zwei Schritt vom Leibe, das Ding ist zu klein für uns Beide. Heda, Boot", wandte er sich an einen der Engländer, „heda, habt Ihr noch für einen Mann Platz, so gabelt den armen Teufel hier auf." Ich war auf dem Punkt, alle Hoffnung zu verlieren, da kam das Boot mit dem Capitain der Hinterwache des Steuerbords, dem alten John Nailor, auf mich zu und holte mich gerade zu rechter Zeit ab, um mich vom Sinken zu retten; denn ich hatte mit mehreren Leuten zu kämpfen gehabt, die, dem Ertrinken nahe, wie die Menschen in solchem Zustand zu thun pflegen, sich an mich geklammert hatten, so daß ich schon eine beträchtliche Menge Wasser eingeschluckt. Bald wurde ich aus meinem erstarrten Zustande aufgeweckt durch das Auffliegen des hinteren Pulver-Magazins; das ganze Hintertheil des Schiffes sonderte sich jetzt von dem glänzenden Feuermeer ab, noch einmal stieg es mit seinen kegelförmigen stolzen Masten und dem umgestürzten Schnabel hoch in die Luft und sank dann majestätisch in den Abgrund hinunter. Kein Laut ließ sich vernehmen, die Menschen hielten ihren Athem an, um zu sehen, wie diese ungeheure Schöpfung der menschlichen Hand sich in den Wogen begrub und noch im Sinken die Gewässer ringsherum in einen unbeschreiblichen Aufruhr brachte. Endlich erfolgte der letzte Stoß. „Aus dem Wege!" erschallte es von den überladenen Booten, und der Haupt-Mast, den die Explosion des großen Magazins in eine unermeßliche Höhe emporgeschleudert, stürzte jetzt mit furchtbarem Krachen herunter; vor ihm ward Alles zerschmettert, und die Leiden einiger hundert halb ertrunkenen Elenden hatten ein Ende. (The Metropolitan.)

Mannigfaltiges.

— **Englische Zeitschriften.** Der Literary Gazette zufolge, erscheinen in London nicht weniger als 236 Monatsschriften, die am letzten Tage jedes Monats von der Britischen Hauptstadt nach allen Gegenden des Landes, wie zum großen Theil auch nach allen fünf Welttheilen, versandt werden. Rechnet man hierzu noch 34 Vierteljahrsschriften, so gehen an vier Monaten des Jahres sogar 270 verschiedene Journal-Hefte von London ab. Die Anzahl der einzelnen Exemplare wird auf 500,000 berechnet, deren Werth sich auf 25,000 Pfd. Sterl. (170,000 Thlr.) belaufen soll.

— **Engländer in Indien.** Vor hundert Jahren beschränkten sich die Besitzungen der Britisch-Ostindischen Compagnie noch auf drei nicht sehr ausgedehnte Kolonieen, bewohnt von etlichen Hundert Europäern, die, kaum im Stande, gegen Piraten und Straßenräuber sich zu vertheidigen, noch viel weniger in einen Krieg mit den Fürsten des Landes sich einlassen durften. Gegenwärtig beherrscht die „Republik der Leadenhall-Straße" ein Reich von 100 Millionen Einwohnern, von welchem sie jährlich einen Tribut von 3 Millionen Pfd. (20 Millionen Thaler) erhebt; dabei besitzt sie ein Heer von 200,000 Mann, zählt Fürsten unter ihren Staatsdienern und einen Kaiser unter ihren Groß-Pensionairen.*) Kalkutta, vor hundert Jahren noch ein Dorf, ist die Hauptstadt des Ostens geworden; Bombay's Handel ist größer, als der des alten Tyrus in seiner berühmtesten Zeit, und Madras darf das Indische Karthago genannt werden. Von solcher Machtgewinnung einer Handels-Kolonie hat weder die alte noch die neue Zeit ein zweites Beispiel aufzuweisen. (Athenaeum.)

*) Den Kaiser von Delhi, der jedoch, den letzten Nachrichten aus Ostindien zufolge, mit Tode abgegangen ist.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 9. Berlin, Freitag den 19. Januar 1838.

England.

Die Gesetzgebung der eleganten Welt.

(Nach der Quarterly-Review.)

In China, wie ältere und neuere Reisebeschreiber berichten, erstrecken sich die Gesetze nicht bloß auf die moralischen und bürgerlichen Pflichten der Unterthanen, sondern auch auf die Gebräuche des geselligen Umgangs, die Höflichkeitsbezeigungen, auf das Ceremoniell, welches bei den mancherlei Begegnungen zwischen Personen gleichen oder verschiedenen Standes beobachtet werden soll, und in dessen Befolgung für einen Chinesen die „gute Lebensart" besteht. Was wir Etikette nennen, ist in China eine weitläuftige Wissenschaft, in deren Anfangsgründen die Jugend sorgfältig unterrichtet wird. Unzählige Bücher und Kommentare sind darüber geschrieben, Lehrbücher zu dreitausend Paragraphen und mehr. Wie man grüßen, wie man Besuche abstatten, wie man Geschenke machen, Briefe schreiben, Gastmähler geben soll u. dergl. m., ist bis aufs Kleinste vorgeschrieben und geregelt. Jede Uebertretung oder Unterlassung dieser Gebote wird als ein Vergehen gegen Sitte und Zucht gerügt, und eine besondere Behörde in der Hauptstadt Peking hat über ihre Aufrechthaltung zu wachen.

Die Europäischen Völker und die Amerikaner in löblicher Nacheiferung sind, wie es scheint, auf dem besten Wege, es den Chinesen in diesem Zweige der Literatur und Gesetzgebung gleich zu thun. Die Zahl der Schriften, welche in die Rubrik der „Komplimentirbücher" gehören, mehrt sich von Jahr zu Jahr, und sie erscheinen, laut Titel, in dritter, vierter, sechster, siebenter, eilfter Auflage; ja die zu Glasgow 1837 herausgekommene Science of Etiquette, von Lorine, präsentirt sich als „zwanzigstes Tausend"*). Offenbar also ist starke Nachfrage nach dergleichen Büchern, und ihre Verbreitung unter den mittleren und niederen Ständen scheint uns kein erfreuliches Zeichen der Zeit. Die Periode der unleidlichen, sogenannten fashionablen Romane liegt, Gott sey Dank, hinter uns. Der größte Theil dieser Waare wurde folgendermaßen fabrizirt: der Verleger nahm einen armen oder dummen Teufel von Lohnschreiber in Sold, der, nach den Aussagen der Lakaien und der Domestiken, der Tafeldecker und der allwissenden Kammerjungfern, eine Geschichte zusammenstoppeln mußte, worin Alles recht vornehm, ganz nach dem Muster der eleganten Welt herging. War das Ding fertig, so wendete sich der Buchhändler an irgend eine Dame von fashionablem Ruf und bot ihr ein funfzig oder hundert Pfund für die Erlaubniß, dem Buche ihren Namen vorzusetzen. Solchen Plunder verschlang das Volk, um zu lernen, wie Lords und Ladies essen, trinken, sich putzen, kokettiren und einander verklatschen. Aus dem Gemisch von verrenktem Englisch und geradebrechtem Französisch, worin die Conversation der aristokratischen, modischen Zirkel geführt wurde, wollten schlichte Bürgersleute guten Geschmack und Artigkeit profitiren. Durch ein solches Bestreben, die angeborene häusliche Sitte zu verleugnen und der Vornehmheit in ihren leeren Aeußerlichkeiten nachzuäffen, würdigt die mittlere und niedere Volksklasse sich selbst herab. Die Romane aus dem high life sind nun zwar außer Kredit gekommen, wozu ihre eigene Langweiligkeit das Meiste und der derbe Spott in Liedern der besten komischen Volksdichter nicht wenig beigetragen hat. Aber damit sind wir nicht gebessert, wenn die Abgeschmacktheit jetzt, statt in Romane, in Systeme gebracht, wenn ein Komplimentir-Kodex nach dem anderen von verunglückten Papier-Mäklern, von boudoirkundigen Lieutenants, von Schauspielern oder Tanzmeistern in die Welt geschickt, wenn der Tand von den Weibern, Söhnen und Töchtern simpler Land-Edelleute, ehrbarer Krämer und Handwerker studirt, memorirt, kopirt und entsetzerzirt wird.

Der Französische „Code civil, manuel complet de la politesse, du ton, des manières de la bonne compagnie" (Paris, 1832) ist die Quelle, woraus die meisten Anderen ihr Bestes entlehnen. Es versteht sich von selbst, Paris muß hier den Reigen führen. Dort ist das große Treibhaus aller Eitelkeiten, dort die große Schaubühne, wo Alle um die Wette streben, mehr zu scheinen, als sie sind; dort lernen und lohnen sich die Künste, durch die man Aufsehen erregt, die Leute von sich reden macht, sich in Ruf und Mode bringt um jeden Preis. Wie oft tritt in den Erzählungen Balzac's, dieses gründlich erfahrenen Kenners aller Französischen Sitte und Unsitte, ein Schriftsteller, ein Künstler oder was er sonst seyn mag, ein Mensch von niedriger Herkunft und geringem Vermögen auf, der sich quält und windet, die Rolle eines Weltmannes, eines Modehelden zu spielen, und sie wirklich spielt, während er jährlich kaum so viel zu verzehren hat, als ein Mitglied vom White's-Klub in London allein für Handschuhe brauchen würde. Ein neuerer Französischer Autor, einer von der liberalen politischen Schule, führt einen Fall, der sich vor wenigen Jahren in Paris ereignete, in vollem Ernste als bezeichnend für den National-Charakter an: — ein junger Mensch nämlich, ein clerc de notaire, brachte sich ums Leben, weil er nach langer und reiflicher Erwägung zu der Ueberzeugung gekommen war, er könne doch kein so großer Mann werden wie Napoleon.

Unter den Nachbetern und Ausschreibern der Französischen Orakel nehmen die Amerikaner die erste Stelle ein. Kein Wunder: es giebt unter den Völkern Parvenüs wie unter den Individuen. Die Seele aller Institutionen Amerika's, der Schlußstein ihres ganzen politischen Gebäudes ist die Gleichheit, und doch werden sociale Vorurtheile nirgend mit so zähem Eigensinn festgehalten, doch schließen sich einzelne Klassen und Stände der Gesellschaft nirgend so eifersüchtig gegen einander ab, doch macht man nirgend jeden Anspruch auf Vorrang so streng geltend, wie gerade dort. — Nächst den Amerikanern haben die Schotten die stärkste Production in diesem Zweige der Literatur aufzuweisen. Seltsam! man gehe nach Glasgow, Paisley oder sonst einer volkreichen Schottischen Handelsstadt und betrachte die Leute, wie sie am Leibe zugeschnitten und weß Geistes Kinder sie sind. Wenn der liebe Gott, der Alles wohl gemacht hat, eines seiner zweibeinigen Geschöpfe so harsch und plump, so ungelenk von Gliedern und so hölzern von Mienen gerathen läßt, wie die meisten Schotten sind, so hat er dasselbe offenbar nicht für den Salon, nicht für Spiegelzimmer und glatte Parquets bestimmt. „Ein Schotte kann keine Rolle in unserer Modewelt spielen; dazu ist Alles an ihm zu spröde. Bei dem Einen ist es der Stolz, beim Zweiten die Armuth, beim Dritten Pedanterie, bei dem Vierten Blödigkeit oder falsche Schaam, was wie Bleigewicht an ihm hängt und zerrt und jede Bewegung hemmt. Die Gelehrten, die Advokaten, die Comptoirmenschen, das sind die Leute in England, welche an den Schotten Nebenbuhler finden; das Reich der Fashion hat keine Invasion von ihnen zu fürchten." Die Worte sind von Einem, der die Schotten kannte und ihnen gewiß kein Unrecht that, — von Walter Scott.

Die Italiäner haben bei weitem das beste Kontingent geliefert, und wir dürfen dem „Nuovo Galateo", von Melchior Gioja, seine Stelle nicht unter jener leichten und albernen Waare anweisen. Der Verfasser ist ein ernster, verständiger, kenntnißreicher und feingebildeter Mann*); er hat in ausgezeichneten Verbindungen gelebt und theilt in dem genannten Buche Resultate eigener Beobachtung und eigenen Nachdenkens mit. Der Galateo ist in Wahrheit eine gehaltvolle philosophische Abhandlung über das Wesen des geselligen Umganges und der Höflichkeit, und seine Grundsätze können für alle Zeiten und für alle gebildete Völker gelten. Das Buch steht bei den Italiänern, wenn es sich um eine Entscheidung handelt, was im Umgange schicklich und dem guten Tone gemäß sey, in anerkannter Autorität, etwa wie Blackstone bei den Englischen Juristen oder Quintilian bei den Rhetorikern.

Was nun den Inhalt jener zahlreichen Schriften betrifft, so werden die Leser uns offenbar Dank wissen, wenn wir sie mit dessen Hererzählung verschonen. Des Wissenswürdigen ist wenig darin und des Ergötzlichen nicht viel. Doch haben wir eine Anzahl Notizen, Anekdoten und Kuriosa aufgelesen und unter gewisse Rubriken, so gut es gehen wollte zusammengestellt.

*) Die Liste, über welche der Englische Reviewer seine Betrachtungen anstellt, haben wir in Nr. 144 des Magazins von 1837 mitgetheilt.

*) Man hat von demselben Verfasser eine „Philosophie der Statistik" und einen „Prospektus der ökonomischen Wissenschaften" in Italiänischer Sprache. Beide Werke sind geschätzt. Auf das letztere beruft sich der in diesem Fache berühmte Babbage bei der Theorie von der Theilung der Arbeit und erkennt Gioja als den ersten an, der dieselbe richtig vortrug. Zur Zeit der Napoleonischen Herrschaft hat Gioja im Auftrage der Kaiserlichen Regierung und mit Daten, welche dieselbe ihm zukommen ließ, ein Buch über England oder vielmehr gegen England geschrieben. Seine Ansichten von damals scheint er beibehalten zu haben, und was er in Galateo von England sagt, ist daher cum grano salis zu nehmen.

Rang und Stand. In England sagt man: „Drei Generationen machen erst den Gentleman". Das soll heißen: von der Roture des Vaters klebt immer dem Sohne noch etwas an, und erst der Enkel kann sie ganz verwinden. Die Maxime könnte einem rechtschaffenen Vater beinahe die Lust verleiden, seine Söhne zu Gentlemen erziehen zu lassen. Aber sie ist zum Glück nicht richtig.

.... Der alte Herzog von Norfolk, der Vater des jetzigen, war ein drolliger, von Herzen gutmüthiger Sonderling. Unter seinen nächsten Freunden war einer Namens Huddlestone, ein Gentleman ohne Tadel, ein sehr liebenswürdiger Gesellschafter, der aber an einer fixen Idee laborirte. Er behauptete nämlich, in gerader Linie von dem Angelsächsischen Könige Athelstan abzustammen, — Athelstan und Huddlestone, das sey Alles Eins, — und bewies die Sache ungefähr eben so gründlich wie jener Schotte, der sich für einen Abkömmling des „admirabeln Creighton" (Admirable Creighton) ausgab und zum Beweise dessen ein altes Hemd, das im Zipfel mit A. C. gezeichnet war, als Familien-Erbstück produzirte. Die Freunde des Herrn Huddlestone thaten ihm den Gefallen, zu glauben oder sich zu stellen, als ob sie glaubten, und das machte ihn so zuversichtlich, daß er kühnlich den Vorrang vor Jedem in Anspruch nahm, dessen Adel nicht mindestens bis in die Zeiten der Heptarchie hinaufreichte. Die beiden Herren, der Herzog und der Enkel Athelstan's, saßen denn öfters nach Tische bei der Flasche zusammen und diskutirten über ihre beiderseitigen Stammbäume. Dabei vertieften sie sich einmal bis spät in die Nacht dergestalt, daß dem würdigen Huddlestone sein uraltadeliges Haupt zu schwer wurde und er von seinem Stuhle unter den Tisch sank. Einer von des Herzogs jüngeren Verwandten sprang herbei, dem Verunglückten wieder auf die Beine zu helfen; der aber schlug störrig allen Beistand aus. „Nein!" stammelte er mit schwerer Zunge, „nein, man soll nicht sagen, daß ein jüngeres Glied aus dem Hause Howard den Aeltesten des Hauses Huddlestone von der Erde aufgehoben hat." — „Hast Recht, ehrlicher alter Freund!" hob der Herzog an, „will selber für Dich thun, was ich kann. Siehst Du, der Aelteste des Hauses Howard ist selber zu betrunken, um den Aeltesten des Hauses Huddlestone wieder aufzurichten; aber neben ihm hinlegen wird er sich mit dem größten Vergnügen von der Welt." So sprach Seine Gnaden und streckte sich, so lang sie war, neben ihren Freund auf die Diele.

In Frankreich hat man sich allmälig ganz über das préjugé de la naissance hinweggesetzt, und selbst in den Zirkeln des faubourg Saint Germain, wo die Traditionen der alt-Französischen „guten Gesellschaft" sich am vollständigsten erhalten haben, wird auf diesen Punkt kaum mehr ein Gewicht gelegt. Desto spaßhafter ist es, zu beobachten, was es bei einem Ball oder einer Soirée in der Chaussée d'Antin für ein allgemeines Aufsehen giebt, wenn ein Gast mit einem recht alten, historischen, stolzklingenden Namen angekündigt wird. Auch ließ es zur Zeit der Restauration mancher Ultraliberale nicht unversucht, seinem Namen die kleine wohlklingende Partikel de vorn anzuhängen. Sogar der Liederdichter Béranger war auf einmal über Nacht zu einem de Béranger geworden, und als die Welt darüber glossirte, rechtfertigte er sich in einer seiner witzigsten chansons*), deren Strophen alle mit dem Refrain schließen: je suis vilain et très vilain, — ohne jedoch Rechenschaft darüber zu geben, woher er das de aufgelesen habe. (Fortsetzung folgt.)

*) Sie beginnt mit den Worten:

Hé quoi! j'apprends que l'on critique
Le de qui précede mon nom,

und enthält das berühmt gewordene:

Je n'ai flatté que l'infortune;
Je suis vilain et très vilain.

Frankreich.

Ein Neujahrstag im Schlosse zu St. Cloud.

Von einem Pagen des Kaiserlichen Hofes.

Josephinens Herz war empfänglich für alle Gefühle der Mutterliebe und schlug in überströmender Wärme beim Anblick von Kindern, deren sie gern, so oft es anging, einige in ihrer Nähe hatte, um sich an ihrer naiven Unterhaltung zu erfreuen und ihnen artige Geschenke zu machen. Es verging fast keine Woche, wo sie nicht sinnvolle Kleinigkeiten einkaufte und eigenhändig an ihre Lieblinge vertheilte, indem sie den Werth der Gabe durch einen wohlmeinenden Rath oder eine mütterliche Warnung stets zu erhöhen wußte. Bei dieser Neigung der Kaiserin glich der blaue Saal im Schlosse zu St. Cloud zuweilen einem der luxuriösen Magazine unserer Hauptstadt, vornehmlich aber am Neujahrstage, an dem man nur das Vorzimmer zum Badesaale betreten durfte, um den Anblick der mannigfaltigsten Gegenstände von Stoff, Porzellan, Metall und Dragée zu haben. Puppen lagen da, größer als die Mädchen, deren Eigenthum sie werden sollten, und Trommeln und Trompeten mit bleiernen Regimentern leichter Kavallerie und Schießgewehren von Chokolade gepaart.

Der Sylvester des Neujahrs 1805, dem wir die angedeutete Scene entlehnen wollen, war herangekommen, und Josephine hatte, da sie wußte, daß am folgenden Tage große Cour seyn und sie nicht eine Stunde zu ihrer eigenen Erholung sich würde abmüßigen können, ihrer Ehrendame, der Frau von Larochefoucault, den Befehl gegeben, daß die mit ihren Kindern und üblichen Gratulationen sich einfindenden Mütter sich ihr erst am zweiten Januar in St. Cloud, wohin sie zu diesem Zwecke sich begeben wolle, vorstellen sollten. Der Tag der Verheißung kam und mit ihm die Schaar der Glückwünschenden, die sich vom frühen Morgen zum Palast wie zu den Quartal-Zahlungen einer Pensions-Kasse drängten. Doch noch vor den Gästen hatten sich die ihnen bestimmten Schätze von Zucker, Chokolade und Blei eingefunden; sie waren alle glücklich hinübergeschafft worden. Der Mittag kam heran, und die Kaiserin erklärte, daß die Stunde der Vertheilung geschlagen habe; Alles flog nach dem Wundersaal und musterte mit gierigen Blicken die ringsum aufgestellten Einkäufe. Jedes von den Kindern empfing das ihm im Voraus zugedachte Geschenk und sagte seinen auswendig gelernten Spruch her, bei dessen Vortrag Manches im Uebermaß der Freude stecken blieb; Josephine schien es aber nicht zu bemerken. Dabei beschenkte sie alle auf eine angemessene Weise: die einstigen Zöglinge der Militairschule erhielten, wie es ihrer Neigung und ihrem künftigen Berufe entsprach, Reißzeuge, Säbel und Pistolen von Chokolade, die solchen Beifall fanden und so allgemein begehrt wurden, daß sie bald gänzlich fehlten; die Mädchen Puppen und Nähkästchen, während die jüngsten unter den Knaben sich gleich bei ihrem Eintritt an die hölzernen Pferde gemacht hatten. Nachdem Alles gebührend vertheilt war, wurden die Kinder in ihrer Freude so laut, daß die Kaiserin es vorzog, ihnen das Feld zu räumen, und sich in ihr Schlaf-Kabinet begab; aber kaum war sie zur Thür hinaus, als auch Streit unter der kleinen Menge ausbrach.

Die Knaben hatten einstimmig beschlossen, Krieg zu spielen, und wollten die Mädchen gewaltsam unter ihre Fahnen zwingen. Als diese lauten Protest darüber erhoben und sich in corpore gegen eine solche Zudringlichkeit entschieden auflehnten, so erklärte der junge Achill Zaluski, der Sohn eines Polnischen in Frankreich naturalisirten und bei Napoleon sehr angesehenen Generals, nachdem er usurpatorisch sich zum Befehlshaber seiner Gespielen aufgeworfen hatte, daß die Mädchen, die sich am widerspänstigsten gezeigt hätten, so lange in die Citadelle gesperrt werden sollten, bis sie der anbefohlenen Werbung Folge leisteten und sich in die Kriegsliste einschreiben ließen. Diese Citadelle war nichts Anderes, als das kostbare Boudoir Josephinens, der kleinen Bibliothek gegenüber. Es empfing sein Licht von einer einzigen Spiegelscheibe, deren Gardine aus grünseidenen Vorhängen mit eingewirkten Bienen von Silberfaden bestand. Eben sollte ein Kriegsrath ernannt werden, um die kleine Emma, die sich zum Haupt der Mädchen-Opposition aufgeworfen zu haben schien, zu richten und zu füsiliren, als zu ihrem Glücke Frau von Larochefoucault ein und mit ihrem Ansehen dazwischen trat, indem sie den Usurpator Achill mit trockenem Brodte zur Vesper bedrohte, wenn er den kleinen Mädchen die Wahl eines ihnen zusagenden Spieles nicht überlassen wollte, fand es aber doch für gerathen, um ferneren Unruhen vorzubeugen, die Mädchen nach der Citadelle zu schicken. Waren sie nur einmal getrennt, so hörte auch das Zanken auf; aber um sich schadlos zu halten, verdoppelten beide Theile den Lärm.

Josephine hörte das muntere Treiben und schien darüber höchlich erfreut; aber mittlerweile war Napoleon in St. Cloud angekommen, um ungestörter zu arbeiten, und da sein Zimmer sich dicht unter dem blauen Saale befand, ging er zu seiner Gemahlin hinauf und fragte sie halb scherzend, halb ernst nach der Ursache des Lärms. Josephine theilte ihm diese mit. „Du könntest", erwiederte er, „die Vertheilung der Neujahrsgeschenke vornehmen, wenn ich nicht hier bin. Doch ich will selbst hingehen und Deine kleinen Gäste bitten, daß sie ihr lautes Wesen einstellen, sonst ...." — „Laß doch die Kinder sich freuen", entgegnete Josephine. „Sie spielen Krieg; machst Du nicht mehr Lärm bei Deinen Kriegsspielen? Du möchtest sie durch Deinen Anblick erschrecken; ich will Jemand abschicken, der sie zurechtweisen soll." — „Sie spielen Krieg!" wiederholte Napoleon lächelnd, „das muß spaßhaft seyn; ich hätte Lust, zu sehen, wie sie dabei sich benehmen." — Der Kaiser rieb sich die Hände und schlich auf den Fußzehen an die Thür des blauen Saales, horchte einen Augenblick, hörte aber nur die abgebrochenen Worte: „Vorwärts! Schießt! Du bist todt!" — „Das ist nicht wahr." — „So? halt! mausetodt!" — Darauf erfolgte Weinen und unmäßiges Geschrei streitender Stimmen. Leise hob Napoleon die Thürklinke und stand vor ihnen. „Was ist das!" fragte er streng; „Wer weint hier?" bei diesen Worten blickt der Trupp auf, macht Gewehr ab! und steht wie versteinert vor Erstaunen und Furcht. Der Kaiser läßt seinen Blick über die kleinen Scheline hingleiten, von denen einer netter ist als der andere, und kann sich des Lachens nicht erwehren über die komischen Uniformen, mit denen sie sich herausstaffirt haben. Der Eine hat einen Bogen Papier zu einem Napoleonshut gefaltet und einen großen Zuckerthaler statt einer Kokarde daran befestigt, ein Anderer nur einen Arm durch seine Jacke gesteckt, um den herabhängenden Dolman eines Husaren zu versinnbildlichen; ein Dritter hat sich mit Chinesischem Tusche ein Paar Schnauzbärte gemalt und aus der Pelerine eines Mädchens einen Gurt gemacht, in welchem er ein Falzbein von Perlmutter nach Art eines Dolches trägt, die Hemdeärmel bis zu den Ellbogen heraufgestreift, in jeder Hand ein Pistol. Der Knabe nahm sich in dieser Verkleidung so à la Eulenspiegel aus, daß Napoleon ihm besondere Aufmerksamkeit schenkte, endlich näher zu kommen winkte und zwischen seinen Beinen postirte: „Wie heißt du Patron?" fragte ihn der Kaiser, indem er seinen Ernst zu behaupten suchte. — „Adolph." — „Was gewettet, du hast kurz zuvor den Lärm angestiftet?" — „Nein, Achill hat Schuld,

er will immer General seyn und nicht leiden, daß ich es auch einmal werde." — „Hm, das ist unrecht, die Reihe muß an Jeden kommen; wer ist dieser Achill?" — „Der im Winkel dort, der den Küraß anhat." — Hier drehte sich Adolph um und zeigte mit dem Finger auf einen Knaben, etwas größer als er, der sich ein Schild aus einem Notenbuche gemacht hatte, auf welchem ein Zuckerstern im verschobenen Kreuze leuchtete. — „So", sagte der Kaiser, „wollen gleich den Achill vornehmen, der hier den Herrn spielt", und indem er Adolph einen kleinen Backenstreich giebt, entläßt er ihn aus dem Verhör. Achill wird nun vorgefordert; er kommt leichtfüßig heran und sitzt mit einem Sprunge reitfertig auf den Knieen des Kaisers, der sein Examen beginnt: „Achill, wie heißt dein Vater?" — „General Zaluski." — Bei diesem Namen hellt sich das Gesicht des Kaisers auf, sein Auge glänzt, er zieht das Kind näher an sich, und es mit Zärtlichkeit betrachtend, sagt er: „Zaluski nanntest du! Der ist mein guter Freund, ein tapferer Mann — und du! was willst du einst werden?" — „Ich! was Papa ist, ich verlange große goldene Epaulettes und einen blanken Säbel." — „Schalk, was willst du damit anfangen?" — „Die Feinde niedermetzeln." — „Gewiß! aber ich hoffe, daß wir bis dahin keine mehr haben." — „Und", fügte der Knabe hinzu, „um den Hals wünsche ich mir ein rothes Band, wie Papa's, mit einem glänzenden Ehrenkreuz, ein hübsches, nicht so eines wie dies." — Hier riß der Kleine den Stern aus Kandis-Zucker von der Brust und mahlte ihn zwischen den Zähnen kurz und klein. — „Ei, du bist rasch im Wünschen", sagte der Kaiser, „wie alt bist du?" — „Neun Jahre auf Mama's Geburtstag." — „Dann hast du noch zwanzig Jahre Zeit." — „Das ist viel zu lange; Papa versprach mir, daß ich mit 18 Jahren Offizier seyn solle." — „Dein Vater beurtheilt dich nach sich selbst; übrigens hängt Alles von dir ab. Einstweilen nimm dies, dir einen anderen Säbel zu kaufen, wenn deiner entzwei ist." — Napoleon hatte inzwischen ein Vierzigfranken-Stück aus seiner Tasche geholt und es ihm gegeben; jetzt ermunterte er Achill, das Spiel mit seinen Kameraden fortzusetzen, nachdem er allen etwas mehr Stille empfohlen hatte, wenn es möglich wäre.

Man würde sich aber gewaltig irren, wenn man glaubte, daß des Kaisers Wille besonders respektirt worden. Der kleine Adolph, ohne Zweifel neidisch, daß Achill von Napoleon Geld zu einem anderen Säbel, er aber nur ein rothes Ohrläppchen davongetragen, suchte Händel mit ihm wegen ihrer Größe. Der Streit wurde heftig, schon kamen sie ins Handgemenge, da fand sich zu rechter Zeit Frau von Larochefoucault in Begleitung der Mütter ein, um sie zu benachrichtigen, daß die Vesper angerichtet wäre. Dies Zauberwort beschwichtigte alle Gefühle des Hasses. Die Schaar ordnete sich ohne Rücksicht auf ihren Wettstreit über Rang und Größe in zwei Reihen und zog im Schnellschritt in die Citadelle, wo ein wohlbesetztes Buffet wie aus der Erde hervorgewachsen war und Trommeln und Trompeten die Tischmusik gaben. Die Kaiserin hatte sich eingefunden, ihre kleinen Schützlinge noch einmal zu sehen, und hielt mit ihren zarten weißen Händen sich die Ohren zu, so lange der Marsch währte.

Neun Jahre später, zu Anfange des Jahres 1814, war Europa, welches noch vor kurzem die Befehle Napoleon's empfangen hatte, gegen Frankreich verbündet, die Armee verrichtete immer noch Wunder der Tapferkeit, und nach manchem harten Tage hatte der Kaiser bei Craonne Halt gemacht und, man kann sagen, mitten unter den Bivouacs der Russen, die auf den umliegenden Ortschaften zusammengedrängt waren, sein Lager aufgeschlagen. Hier rekognoszirte er selbst während der Nacht die verschiedenen Stellungen der Feinde, und am anderen Morgen mit Tagesanbruch entfaltete die ganze Armee ihre Reihen in Schlachtordnung. Gegen 8 Uhr verkündigte das Hurrah der Soldaten die Anwesenheit des Kaisers, und der Kampf nahm seinen Anfang. Von dem Besitze einer Anhöhe, die abwechselnd gewonnen und verloren wird, hängt der Erfolg des Tages ab, und sie zu behaupten, macht die eigentliche Schwierigkeit aus. Um vier Uhr Nachmittags wird sie zum letzten Mal erstürmt, aber der Tag neigt sich schon, ohne Entscheidung gebracht zu haben. Unschlüssig blickt Napoleon auf die alte Kaiserliche Garde, die hinter ihm in strenger Gliederung, aber voll Kampfbegier steht; nur eines Wortes bedarf es aus seinem Munde, um die flatterhafte Siegesgöttin an seine Fahnen zu fesseln, vielleicht spricht er dies Wort, siehe! da sprengt plötzlich ein Adjutant daher mit verhängtem Zügel und dem dringenden Rufe: „Den Kaiser! den Kaiser! wo find' ich ihn?" Napoleon, mit Staub und Schmutz bedeckt von einem Sturze, den er mit seinem Pferde in einen Graben gethan, tritt aus seinem Generalstabe hervor: „Was giebts? was Neues?" — „Sire", beginnt der Adjutant und springt vom Pferde, „wir sind Meister von der Anhöhe." — „Endlich!" rief der Kaiser und winkte nach seinem Pferde. Und während Rustan ihm den Steigbügel hält, wendet er sich wieder zu dem Adjutanten, der, bleich und blutbespritzt, vor Schwäche kaum aufrecht stehen kann: „Wer sendet Sie, Marschall Ney oder Ihr General?" — „Sire, nicht mein General, den haben die Russischen Grenadiere auf der Anhöhe erschossen, und .... nein, ich selbst ...." Hier verließ ihn die Sprache, seine Augen schlossen sich, er schwankte und fiel. — „Ich empfehle diesen Offizier der sorgsamsten Pflege", sagte Napoleon gerührt, „er ist Hauptmann; meine Herren, einen Augenblick Verzug." Und indem er sein Kreuz losbindet, bückt er sich und befestigt es auf der Brust des tödtlich Verwundeten. Dieser ergreift mit letzter Anstrengung die Hand des Kaisers, führt sie an seine Lippen und sagt mit verlöschender Stimme: „Sire, ich sterbe zufrieden. Ich habe es Ew. Majestät zu St. Cloud vor neun Jahren gesagt, daß ich mir einst das Ehrenkreuz verdienen würde. Erkennen Sie mich nicht mehr, Sire? Ich bin Achill Zaluski. Sagen Sie meinem Vater, daß ich seiner und des Vaterlandes würdig gestorben sey, und meine arme Schwester, Sire ...." Bei diesen Worten neigte er das Haupt, der Mund regte sich noch, aber kein Laut wurde mehr hörbar. Währenddeß hatte ihn Napoleon mit Aufmerksamkeit betrachtet, als suchte er sich eine dunkel gewordene Erinnerung wieder zurückzurufen, aber bei den letzten Worten des jungen Mannes sprang er auf: „Ja, ja, mein braves Kind, ich entsinne mich", sagte er mit vor Theilnahme erstickter Stimme. „Zu Pferde, meine Herren!" fuhr er in erhöhtem Tone fort, und indem er vor der Fronte seiner in Schlachtreihe aufgestellten Garden vorüberritt, tönte sein Ruf: „Grenadiere! die Schlacht ist gewonnen." Von seiner Suite und dem wachsenden Vivatgeschrei der ganzen Linie begleitet, setzte er seinen Weg fort.

Am folgenden Tage empfing Achill die militairischen Ehren gefallener Vaterlands-Vertheidiger. Zwei Tage später, während Napoleon mit den Vorkehrungen beschäftigt war, Rheims den Verbündeten zu entreißen, kam ihm General Zaluski zu Gesicht; er ließ ihn rufen. „General", begann er mit ernstem Tone, „Ihr Sohn ist auf dem Felde der Ehre gefallen; wußten Sie es!" — „Ich wußte es, Sire." — „Er hat eine Schwester? nicht so?" — „So ist's, Sire, sie hatte nur ihn und mich." — „Und mich", versetzte Napoleon lebhaft. „Sie vergessen mich, General, ich habe gestern den Befehl zu ihrer Aufnahme in das Kaiserliche Institut zu Ecouen ausgestellt, ihre Ausstattung ist meine Sache. Ihr Bruder empfing das Heldenkreuz; Sie, General, habe ich diesen Morgen zum Groß-Offizier der Ehrenlegion ernannt." — „Danke! Danke! Sire; aber ich habe keinen Sohn mehr ...." Und als bei diesen Worten ein Thränenstrom über die hageren Wangen des alten Kriegers stürzte, sprang Napoleon vom Pferde, streckte ihm die Hand entgegen und rief: „Komm, mein armer Zaluski, umarme Deinen Kaiser, auch er ist sehr unglücklich." — Bei diesen Worten warf sich der greise Vater an die Brust Napoleon's und ließ seinem Schluchzen, das ihn zu ersticken drohte, freien Lauf.

Fräulein von Zaluski kam nach Ecouen, aber nur, um von da in die Königliche Erziehungs-Anstalt von St. Denis versetzt zu werden. Die Schwester hat des Bruders auch jetzt noch nicht vergessen. Ihr Schmerz ist noch frisch, und ihr Auge füllt sich mit Thränen, wenn sie für theilnehmende Freunde einen schwarzen Rahmen von der Wand herablangt und auf eine welke Krone, einen Kindersäbel und ein Ehrenkreuz hinweist. Es ist die erste Krone, welche sich Achill im Kaiserlichen Lyceum erworben, das Neujahrsgeschenk der Kaiserin Josephine im Schlosse zu St. Cloud und der Orden, welchen Napoleon bei Craonne von seiner Brust gelöst, um ihn auf das noch zuckende Herz ihres Bruders zu legen. (Le Siècle.)

Rußland.

Das Bachtschisarai, Taurien's Alhambra.

Nach Murawieff-Apostol.

Als ich mich Bachtschisarai näherte und in die Felsenkluft, in der es liegt, hinabgekommen war, konnte ich nur noch im Dämmerlichte die lange Straße zurücklegen, die zum Chanserai (zum Chan-Hofe), am östlichen Ende der Stadt, führt. Die Sonne war schon lange nicht mehr sichtbar hinter den Bergen, und die Dämmerung wurde schon ziemlich stark, als ich in den ersten Hof des Schlosses eintrat. Dies hinderte mich aber nicht, die Taurische Alhambra, Hof nach Hof und Erker nach Erker, zu durchlaufen; denn je minder erkennbar die einzelnen Gegenstände wurden, desto lebendigter wurden die Spiele meiner Einbildungskraft, die von Regenbogen-Farben morgenländischer Dichtung erfüllt war.

Nun führe ich Dich, Freundchen, nicht etwa von den Zimmern aus umher, sondern, wie es sich gehört, mit mir zuerst an die Außen-Pforten, die den Straßen-Durchgang bilden, und über die Brücke des schmalen, schmutzigen Flüßchens Surul-Su. Jetzt stehst Du an einem Thorwege, und durch diesen trittst Du mit mir in den ersten Hofraum, in ein großes Parallelogramm, dessen uns gerade gegenüberliegende kleinere Seite von Garten-Terrassen begränzt wird, während die eine größere Seite links von uns durch eine Moschee und Diener-Wohnungen, die rechte endlich durch das Schloß selber gebildet ist.

Dieses Schloß nun ist eine etwas wunderliche Combination mehrerer Gebäude von ungleicher Höhe. Durch einen Thorweg in demselben gelangen wir auf dessen inneren Hof, wo uns, unmittelbar zu unserer Linken, eine eiserne Thür sichtbar wird, bunt, in Arabischem Geschmacke verziert und mit dem Doppel-Adler an der Stelle des Osmanischen Halbmondes. Hast Du hier die Schwelle überschritten, so stehst Du in weiten schattigen Hallen, auf marmornem Fußboden und siehst zu Deiner Rechten eine breite Freitreppe, die uns nachher in die oberen Zimmer führen soll. Zunächst aber verweilen wir noch ein wenig am Fuße derselben, um zwei schöne Springbrunnen zu beschauen, deren Wasser aus dem Gemäuer unaufhörlich in zwei weiße Marmor-Schaalen fällt, von welchen die eine unserer Thür gerade gegenüber, die andere unmittelbar links von uns befindlich ist. Auch jenen unserem Eingange links gegenübergelegenen breiten Korridor dürfen wir nicht unbeachtet lassen. Er führt zu der Schloß-Kapelle des Chan, über deren Thür die Worte verzeichnet stehen:

Selamid-Girej Chan, Sohn Hadschi-Selim Girej Chan's.

(Selamid regierte von 1587 bis 1610.) Eine andere Thür desselben Ganges, zur Linken, bildet den Eingang eines geräumigen Gemaches, worin ein Divan rings an den Wänden hin bis in die Hälfte des Zimmers läuft, in dessen Mitte ein marmorner Springbrunnen steht. Dies ist ein reizender Zufluchtsort zur Abkühlung in den heißen Stunden des Tages, wenn die Berge rings um Bachschisarai im Sonnenbrande glühen. Eine dritte Thür endlich führt in den Divan des Chan, in das Gemach, worin der Regentschafts-Rath sich versammelt. Hierher geht auch von außen, vom großen Hofe her, durch ein Vorzimmer, ein Eingang.

Von den Sälen des oberen Stockwerks brauchen wir nur einen der größeren zu besuchen, um eine Vorstellung zugleich von allen übrigen zu bekommen, indem sie überhaupt nur durch größere und kleinere Wand-Verzierungen von einander verschieden sind. Da aber die Façade des Schlosses nicht geradlinig ist, sondern, wegen der schon erwähnten Abstufung in der Höhe seiner einzelnen Bestandtheile, vielmehr terrassenförmig erscheint, wollen wir hiermit ein für alle Mal zuvörderst bemerken, daß die Haupt-Säle (d. h. alle von der Façade ausgehende, mit ihren Wänden dicht an einander hinlaufende Säle) von drei Seiten Licht empfangen.

Zu unserem Normal-Saale nun führt kein anderer Eingang, als eine Seitenthür, versteckt zwischen Pilastern in Arabischem Style, zwischen denen auch Schränke, gleichfalls verborgen, in der ganz dunkeln Wand sich befinden. Oben sind (in den besseren Sälen), außer- wie innerhalb des Gemachs, Scheibenfenster, die bis zur Decke reichen — dazwischen Verzierungen in Stuckatur-Arbeit: bald Schaalen mit Früchten oder Blumen, bald Bäumchen mit ausgestopften Vögeln aller Arten u. a. m. Die Decke und die dunkele Wand sind Tischlerarbeit und sehr schön: ein dünnes fein vergoldetes Gitterwerk auf Firnißgrunde von grober rother Farbe. Auf dem Fußboden liegen die von Spanien bekannten esteras: sehr geschickt aus Rohr (einer Art von Genister) zusammengeflochtene Matten, die man auf den Fußböden von Ziegeln oder Marmor anstatt der Teppiche gebraucht. Zum Schutze vor der allzu großen Helle der Sonnenstrahlen in den von drei Seiten erleuchteten Zimmern dienen, außer den Fensterläden, die buntgemusterten Fensterscheiben, dieser so beliebte Schmuck der Ritterburgen, den die Europäer ohne Zweifel zur Zeit der Kreuzzüge von den Völkern des Orients entlehnten. Dieser allgemeinen Beschreibung gemäß erscheint auch der Divan, so daß man sich bei ihm nur die Kissen aus Seidenstoffe, wie sie einst rings an allen Wänden, die dunkele ausgenommen, am Boden lagen, hinzuzudenken braucht. Von dieser Schilderung der besseren Säle im Schlosse weichen nur drei oder vier ab, indem diese für die Kaiserin Elisabeth II. in Europäischem Geschmacke umgeändert, mit hohen Divans, Lehnstühlen und Tischen versehen worden sind.

In jenem Gebäude dort, seitwärts, hat mein freundlicher Begleiter gewiß schon den Harem errathen, mit dem Schlosse nur durch den oben erwähnten Gang zusammenhängend, unzugänglich für Alle, außer für den Chan. Dieser Theil der Gebäude ist mehr in Verfall gerathen, als alle übrige. Die verschiedenen Häuschen, worin einst die Opfer der Liebe, oder, genauer zu sprechen, der Leidenschaft, in qualvoller Knechtschaft gehalten wurden — ein düsteres Bild der Vernichtung bieten sie jetzt: eingestürzt sind die Decken, zerbrochen die Fußböden. Die Zeit sprengte die Kerkermauern aus einander; doch was hilft dies, wenn die Zeit, die den Gefangenen vom Schicksal bestimmt war, diesen verfloß ohne Trost, ohne Schonung, in knechtischer Hingebung an den Einen, der nicht des Herzens selbsterwählter Freund, der nur sein grauser Zwingherr war?

Am Ende dieses Harems, im großen Hofe, steht ein sechseckiger Kiosk, anstatt der Fenster mit Gittern versehen. Von hier aus sollen die Frauen des Chan, selber unsichtbar, die Spiele, die Einzüge der Gesandten u. dgl. m. mit angesehen haben. Einige aber sagen, dort habe ein Chan, der Liebhaber von Fasanen gewesen, seinen Lieblingen diese gezeigt. Vielleicht dürfte das Letztere für das Wahrscheinlichere gelten, wenn man erwägt, daß ja ein Hahn mit seiner Sippschaft das einzige Bild ist, das ein muselmännischer Eheherr seinen weiblichen Leibeigenen zur Rechtfertigung der Vielweiberei aufweisen kann. Zwischen diesem halb verfaulten Kiosk und dem Gemache mit dem marmornen Springbrunnen zeigt sich ein herrliches Blumenbeet, dessen Myrthen und Rosen einst wohl einem Tatarischen Anakreon seine Lieder einhauchen konnten.

Doch, um mit Dante zu reden:

Fama di lor il mondo esser non lassa;
Non ragionam di lor, ma guarda e passa!

Die Brust, Freund, wird mir beklommen zwischen diesen Denksteinen der Sklaverei und sehnt sich gewaltig nach frischer, freier Luft! Dort, sieh, gegenüber dem großen Hofthore, an dem durch eine Anhöhe geschlossenen Ende des Hofraums, ziehen sich die Terrassen in vier Absätzen hin, prangend mit Obstbäumen, Wein an Spalieren und klardurchsichtigen Quellen, von Absatz zu Absatz in steinerne Becken herabgleitend. Einst vielleicht verglich der fürstliche Hofstaat Girej's, indem er ihn dem Beherrscher von Babylon gleichstellte, auch diese Terrassen mit den hängenden Gärten der Semiramis — jetzt aber bietet dies Wunder der Krim ein Bild der Verwüstung, wie alle Denkmale Taurien's. Vor Allem aber ist es schade um den kostbarsten Schatz dieses Ortes: um das Wasser! Viele Röhren sind schon verschlammt, einige Quellen bereits gänzlich verschwunden.

Hinter der Moschee, außerhalb des Hofes, finden wir uns auf dem Ruheplätzchen der Chane und Sultane aus Girej's Herrscherhause: an ihren Grabstätten. Ihr Staub ruht unter weißen Marmor-Grabmalen, beschauet von hohen weißen Pappeln, von Nuß- und Maulbeerbäumen. Da liegen Mengli und sein Vater, der Gründer des mächtigen Reiches der Krim. Alle Denkmäler sind mit Inschriften bedeckt. Ehe wir dieses Thal des langen Schlummers verlassen, folge mir noch die wenigen Schritte bis zu jener Anhöhe, links von der obersten Garten-Terrasse, wo Du das schöne Gebäude mit runder Kuppel erblickst. Dies ist das herrliche Denkmal für eine Georgierin, Gemahlin Chan Kerim-Girej's. Eine andere Zaïre, beherrschte sie, kraft ihrer Reize, den, der hier sonst Alles beherrschte. Doch nicht lange: diese Blume des Paradieses welkte schon am Morgen ihres Blüthenlebens dahin! Und der untröstliche Kerim errichtete der Lieblichen dies Denkmal, um täglich dort Trost zu suchen in Thränen über dem Staube der Unvergeßlichen. — Auch Du würdest der Ruhestätte der Schönheit den Zoll Deiner Verehrung bringen — nicht wahr — wenn nur der Eingang noch offen wäre. Leider jedoch ist die Pforte des Heiligthumes vermauert. Seltsamer als dies aber findest Du vielleicht den Umstand, daß alle hiesige Einwohner durchaus darauf bestehen: die so verehrte Schöne sey nicht eine Gruserin, sondern eine Polin, und zwar eine Potozka gewesen, die von Kerim-Girej geraubt worden war. Mühe Dich nicht, mit ihnen hierüber zu streiten; umsonst versicherst Du ihnen auf das Ueberzeugendste von der Welt, daß ihre Ueberlieferung gar keinen geschichtlich-haltbaren Grund habe, und daß es in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts den Tataren gewiß nicht so leicht gewesen seyn würde, eine Polin zu entführen. Deine Beweise bleiben sammt und sonders nutzlos; jene bleiben dabei: die Schöne war eine Potozka; und wir müssen uns eben bescheiden, für diese Hartnäckigkeit einen anderen triftigen Grund zu entdecken, als etwa den, daß weibliche Schönheit bekanntlich, so zu sagen, ein Zubehör des Geschlechtes der Potozki geworden.

Mannigfaltiges.

— Russisches Kunstblatt. Seit dem Jahre 1837 erscheint in St. Petersburg eine Zeitschrift, die ausschließlich der Kunst gewidmet und deren Herausgeber Herr Nestor Kukolnik ist, ein Name, der uns auch schon auf anderem Felde bekannt worden, wenn anders der Verfasser des „Torquato Tasso" und mehrerer anderer Russischer Trauerspiele derselbe Herr Kukolnik ist, der als Herausgeber der „Chudosbestwenaja Gaceta" aufgetreten. Wir freuen uns, das Interesse für die Kunst in unserem nordischen Nachbarlande so weit vorgeschritten zu sehen, daß die Kunst-Kritik nicht bloß Eingang dort finden konnte, sondern sogar schon ein eigenes Organ zum Bedürfniß gemacht hat. Die Russen haben sich von jeher durch ein merkwürdiges Talent der mechanischen Nachbildung und der Kunstfertigkeit ausgezeichnet: ein Talent, das allerdings bei einiger geschickten Anleitung in die Vorhallen der Kunst selbst führen kann. In Italien und in Frankreich hat man auch bereits Gelegenheit gehabt, die Werke zweier Russischen Maler, der Herren Brüloff und Bruni, zu bewundern, die nicht von ihren patriotischen Landsleuten allein als ungewöhnliche Talente bezeichnet werden. Schon die Stoffe, die der Eine wie der Andere sich gewählt, und die Schwierigkeiten, die sie sich freiwillig dadurch auferlegt, lassen auf Fähigkeiten schließen, die mindestens vor einem Wagnisse nicht zurückschrecken. Brüloff hat die „letzten Tage Pompeji's" und Bruni die „Israeliten im Kampfe mit den giftigen Schlangen der Wüste" gemalt — furchtbare Aufgaben, von denen wir kaum glauben möchten, daß sie künstlerisch-schön zu lösen seyen, wenn uns nicht Italiänische und Französische Kritiker die Sache als plausibel dargestellt hätten. Wir hatten gehofft, Brüloff's Bild, das in Mailand und in Paris auf den dortigen Ausstellungen war, auch in Berlin zu sehen, aber der Künstler ließ es zur See nach der Russischen Hauptstadt gehen, und so hat er sich selbst um seinen Ruhm in Deutschland gebracht. Es ist indessen eine ganz allgemeine Wahrnehmung, daß Russische Schriftsteller und Künstler, so viel auch die Französischen Journalisten alles Russische befehden, doch vorzugsweise um die Aufmerksamkeit Frankreichs und um seine Kritik sich bewerben, während sie das unparteiischere kosmopolitische Deutschland oft nur als eine Durchgangs-Station betrachten, um entweder nach Paris oder nach London zu gelangen. Und gleichwohl ist doch an dem gediegeneren Theile der heutigen Russischen Literatur mehr der Einfluß Deutschen Geistes, als der des Französischen zu erkennen. Die Dichtungen Derschawin's und Shukowsky's, von denen der Eine mit Klopstock's und der Andere mit Goethe's und Schiller's Muse vertraut und befreundet war, werden in Rußland gewiß viel länger populär bleiben, als die Poesieen und Novellen, die jetzt in Moskau nach Victor Hugo'schen und Janinschen Mustern zu Dutzenden geliefert werden. Ja, das Russische Kunstblatt, das uns zu diesen Bemerkungen den Anlaß gegeben, ist augenscheinlich nach den vorhandenen Deutschen Kunstblättern gebildet und darum eben ein gediegenes und hoffentlich auch fruchttragendes Unternehmen, nicht minder fruchtragend, als die Kunst-Vereine und Gemälde-Verlosungen, die man in Petersburg mit so gutem Erfolge den Deutschen Einrichtungen dieser Art nachgebildet hat.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 10. Berlin, Montag den 22. Januar 1838.

Spanien.

Die Feldherren des Don Carlos.

Von einem Englischen Tory.

I. Der Infant Don Sebastian.

Zu den wichtigsten und merkwürdigsten Begebenheiten unserer Zeit wird die Nachwelt ohne Zweifel den Krieg rechnen, welcher seit beinahe vier Jahren mit so viel Tapferkeit und Entschlossenheit von der einen, mit so viel Schwäche und Ungeschick von der anderen Seite um die Spanische Thronfolge geführt wird. Sey man noch so sehr von Vorurtheilen gegen Don Carlos und seine Partei eingenommen, sey man den Grundsätzen, für die und in deren Namen er kämpft, noch so sehr abgeneigt, so kann man doch nicht wegleugnen, was klar am Tage liegt, daß nämlich die Karlistischen Generale und Soldaten ihrem Könige mit mehr Eifer, Treue und Tapferkeit und mit besserem Erfolge dienen, als die Christinischen ihrer Königin. Sie halten nun seit vielen Jahren, unter tausend Entbehrungen, Mühseligkeiten und Gefahren — ein kleines Häufchen gegen eine zahlreiche Uebermacht, eine Provinz gegen ein ganzes Königreich — die Spanische Revolution im Schach; sie trotzen den Drohungen, den Blokaden und thätlichen Feindseligkeiten der Quadrupel-Allianz; zweimal bereits haben sie ihre Fahnen im Angesichte der wehr- und rathlosen Hauptstadt aufgepflanzt; ihr Siegesgeschrei tönte bis in die Palast-Gemächer der Regentin und bis in den Sitzungssaal der versammelten Cortes. Don Carlos hat Männer von Muth und Talent, und, was mehr ist, er hat eine treue Bevölkerung um sich. Wie an den Bergschotten, so wird die Geschichte auch an den Basken und Navarresen, selbst wenn sie unterliegen sollten, die Treue rühmen, mit der sie an dem angestammten Herrscherhause hangen, den unerschrockenen Muth, mit welchem sie für den rechtmäßigen Thronerben ein den Kampf gegangen sind.

Villareal, der seit dem Tode Zumalacarregun's die Karlistischen Streitkräfte als Generalissimus befehligte, nahm seinen Abschied, als es den Anglo-Christinos gelungen war, Bilbao aufs neue zu verproviantiren. Die Wahl eines Nachfolgers war sehr schwierig; der ganze Karlistische Generalstab gerieth in Bewegung. An Intriguen, Reibungen, an Eifersucht der Generale und Offiziere gegen einander hatte es nie gefehlt; jetzt nahmen diese Irrungen so überhand, daß Keiner sich getraute, das Kommando zu übernehmen, während doch Keiner es einem Anderen gönnte. Unter diesen Umständen ergriff Don Carlos eine weise Maßregel, die den Ehrgeiz eines Jeden in seine Schranken zurückwies, ohne ihn zu verletzen. Er übertrug das Ober-Kommando seinem Neffen, dem Infanten Don Sebastian Gabriel. Der Infant ist im November 1811 geboren. Sein Vater, der Infant Don Pedro, war der Sohn eines jüngeren Bruders von König Karl IV., des Infanten Don Gabriel, und folglich Ferdinand's VII. und Don Carlos' leiblicher Vetter. Seine Mutter war Maria Theresia, Prinzessin von Beira, Tochter des Königs Johann VI. von Portugal, Schwester von Dom Pedro und Dom Miguel. Da nun auch die 1835 verstorbene Gemahlin des Don Carlos eine Tochter König Johann's VI. war, so ist die Verwandtschaft des Infanten mit Don Carlos eine zwiefache. Don Sebastian ist seit dem 25. Mai 1833 verheirathet; seine Gemahlin, Maria Amalia, ist eine Tochter des Königs Franz I. von Neapel, somit eine Schwester der Regentin Maria Christina. Der Prinz ist Groß-Prior des Johanniter-Ordens. Er hatte, trotz seiner Jugend und geringen Erfahrung in militairischen Dingen, doch so viele Beweise der Tapferkeit und eines echt kriegerischen Geistes abgelegt und die Liebe aller Krieger in solchem Maße gewonnen, daß seine Ernennung mit allgemeiner Freude aufgenommen wurde. Er hat sich des in ihn gesetzten Vertrauens in jeder Hinsicht würdig bewiesen; der kampflustige Jüngling ist in der Schule des Krieges schnell zu einem Feldherrn herangereift, der, an Entschlossenheit, Kühnheit und Umsicht den Besten gleich, ein siegreicher Verfechter seiner Sache zu werden verspricht. Kaum hatte er das Kommando angetreten, so betrieb er die Organisation der Armee auf einem ganz neuen Fuß, und die vorjährigen Karlistischen Expeditionen nach Aragonien und Castilien sind hauptsächlich als sein Werk zu betrachten. Aus Parteigängern, Freiwilligen, aufgebotenem Landvolk und dergleichen Elementen, wie sie der Volkskrieg bietet, ein regelmäßiges Truppen-Corps, eine Angriffs-Kolonne zu bilden, die den Krieg in feindliches Gebiet spielen soll, und dieselbe mit allen Kriegsbedürfnissen, für den Anfang mindestens, auszurüsten, — dieses Geschäft wird in der Regel nur alten, geübten und gründlich erfahrenen Offizieren anvertraut. Der Infant zeigte sich ihm auf überraschende Weise gewachsen, mit allen Details des Kriegsdienstes vertraut; das Kleinste entging seiner Aufmerksamkeit und Fürsorge nicht. Es zieren ihn zwei Eigenschaften, die bei den Spaniern überhaupt und an einem Spanischen Prinzen zumal eine große Seltenheit sind: erstens eine rüstige, ausdauernde Thätigkeit; zweitens eine echte, unverstellte Bescheidenheit. Er schämt sich nicht, seine Unkenntniß in diesem oder jenem Punkte einzugestehen; er nimmt Rath und Belehrung von Erfahrenen dankbar an. Dabei sieht man ihn jedoch nie schwankend oder unschlüssig; seine Entscheidungen und Befehle erfolgen rasch, bestimmt, mit Klarheit und Nachdruck. Wie er dem zwischen Espartero und Iribarren ins Gedränge gerathenen Guibelalde mit Blitzesschnelle zu Hülfe eilte und ihn zum Uebergange über den Ebro verhalf, — wie er späterhin durch geschickte Manöver die beiden Christinischen Generale aus Nieder-Navarra theils weggelockt, theils weggedrängt und für den Marsch des Don Carlos nach Aragonien reine Bahn gemacht hat, ist wohl Jedem aus den Kriegs-Ereignissen des vergangenen Jahres noch erinnerlich. Von Wuchs ist der Infant nicht groß, aber kräftig und gedrungen; aus seinem Gesichte spricht Offenheit, Geradheit, durchdringender Verstand und martialische Energie. Ein kleiner Fehler des rechten Auges dämpft den Charakter dieser Physiognomie etwas, ohne sie zu entstellen. Sein Wesen ist lauter Leutseligkeit und Wohlwollen, sein Benehmen gegen Hohe und Niedrige höflich, würdevoll und herzgewinnend. Immer steht ihm ein freundliches, ermunterndes, treffendes Wort zu Gebote. Seine Umgebungen, seine Diener hängen mit einer Ergebenheit und Begeisterung an ihm, die ans Romanhafte gränzt.

Sein Körper ist durch Strapazen gestählt; er sitzt trefflich zu Roß, und wenn er an der Spitze seines Stabes im Galopp dahinsprengt, läßt er Alles in wirbelnden Staub- und Rauchwolken weit hinter sich zurück. Oft sah man ihn, den Degen in der Faust, den Seinen voran, mit todesverachtendem Ungestüm ins Gefecht, in den dichtesten Kugelregen stürzen. Anderwärts mag solche Verwegenheit dem Feldherrn weniger geziemen; hier, an der Spitze eines kleinen, kampflustigen, für ihre Sache begeisterten, durch harte Kriegsdrangsale und durch die Grausamkeit des Feindes bis zur Wuth erbitterten Häufleins, ist sie an ihrer Stelle. Der Feldzugsplan des letzten Jahres hat sich durch den Erfolg als der richtige bewährt; er hat die Unbehülflichkeit, die Rathlosigkeit, die furchtsame Schwäche der Christinischen Armeen und ihrer Führer an den Tag gelegt; er hat die Revolution in die Defensive zurückgedrängt. Vielleicht ist der junge Kriegsheld, in dessen Adern das Königliche Blut der Bourbon und Braganza fließt, von der Vorsehung dazu bestimmt, den Spanischen Thron wieder aufzurichten und dem schwer heimgesuchten Lande den langentbehrten inneren Frieden zu erkämpfen.

II. José Alvaro.

Einer der Nächsten im Vertrauen des Infanten ist der Graf von Madeira, ein Portugiese von edler Geburt, bekannter unter seinem Familiennamen Don José Alvaro. Er ist ein Offizier von ausgezeichneter Tapferkeit und Kriegserfahrung und hat die Spanischen Feldzüge unter Lord Wellington zuerst als Major im 11ten und im 23ten Portugiesischen Linien-Regiment, dann als Adjutant des Englischen Generals, Lord Somerset, mitgemacht. Seine erprobte Tüchtigkeit und sein ritterlich tadelloser Charakter gewannen ihm die Achtung und Zuneigung seines Chefs in solchem Grade, daß Lord Somerset sterbend seinen Degen ausdrücklich an Alvaro vermachte. Der Graf legt auf dieses Andenken höheren Werth, als auf alle Orden und Titel, womit seine Dienste von den Europäischen Monarchen belohnt worden sind; er hütet es wie einen theuren Schatz und läßt es nicht von der Seite. Im Jahre 1828 nahm Don Alvaro thätigen Antheil an der Insurrection zu Porto; in Folge der dortigen Ereignisse ging er als General-Adjutant bei einer Portugiesischen Division nach Montevideo unter Segel. Von dort rief ihn Dom Miguel zurück, der ihm das Kommando über die Insel Madeira anvertraute. Er

vertheidigte die Insel standhaft gegen die von Terçeira ausgelaufene Pedristische Flotte unter dem Grafen Villaflor und übergab sie erst nach der Convention von Evoramonte auf einen ausdrücklichen, von Dom Miguel eigenhändig geschriebenen und unterzeichneten Befehl. Dieses ehrenhafte Betragen gewann ihm die Achtung seiner Feinde, und die neue Portugiesische Regierung war geneigt, ihm das Kommando über die Insel zu lassen, ja, ihn zu höheren Würden zu befördern, dafern er der Königin Maria da Gloria den Eid der Treue leisten wollte. Er aber erklärte rund heraus, lieber mit Ehren in die Verbannung gehen, als einer Faction seine Dienste verkaufen zu wollen.

Dom Miguel hatte ihn noch im Jahre 1832 zum Grafen von Madeira und zum Pair ernannt. Er ging nach England und 1834 zu Don Carlos, der ihn zu seinem Adjutanten ernannte.

Der Graf ist gegenwärtig 42 Jahre alt, von stattlicher und imposanter Figur — er mißt 5 Fuß 10 Zoll — er hat langes, blondes, reichgelocktes Haar und ist fürwahr einer der schönsten Kriegsmänner, die man sehen kann. Im Karlistischen Generalstabe ist er eines der thätigsten und nützlichsten Mitglieder, und sein Rath giebt oft den Ausschlag. Ihm ein Kommando anzuvertrauen, gestattet leider die Eifersucht der Spanier, und namentlich der Baskischen und Navarresischen Guerillas gegen alle Ausländer, nicht.

III. Ramon Pinheiro.

Einen auffallenderen Kontrast kann es nicht geben, als wenn man neben dem jugendlichen Don Sebastian und dem stattlich mannhaften Don Alvaro den alten, eisgrauen, zerschossenen und mit Narben bedeckten, von allen Kriegs-Strapazen verwüsteten und doch unverwüstlichen General Ramon Pinheiro sieht. Auch er ist ein Portugiese und hat früher in Dom Miguel's Diensten gestanden. Die überstandenen Gefahren und Abenteuer seines Soldatenlebens hören sich aus seinem Munde so wunderbar an, wie die Geschichten von dem alten Könige Pelayo. Eine Zeit lang war er Gouverneur des Forts San-Juliao an der Mündung des Tajo, welches unter Dom Miguel zum Staatsgefängniß diente. Selbst die Gegenpartei läßt ihm die Gerechtigkeit widerfahren, daß er sich auf diesem dornigen Posten, neben der strengsten durch verschärfte höhere Befehle gebotenen Erfüllung seiner Amtspflichten, menschlich und edelmüthig gezeigt und Alles gethan hat, was in seiner Macht stand, das Loos der Gefangenen zu mildern, für die er mit seinem Kopfe haftete. Später machte ihn Dom Miguel zum Gouverneur der Provinz Tras-os-Montes und zum Kommandanten von Braga. Als es mit den Miguelisten zu Ende ging, der Admiral Napier ihnen im Rücken Corminho überrumpelte und Viana wegnahm, als ihre letzten Angriffsversuche bei Guimarena und Santa Tirço mit gänzlicher Zersprengung ihrer Streitkräfte abliefen, da zog sich General Pinheiro mit den Trümmern seiner Division nach Tras-os-Montes zurück, vereinigte sich mit dem General Santa Martha und leistete an den Ufern des Tamego, in der Ebene von Amarante, noch den letzten verzweifelten Widerstand. Nach dem vollständigen Siege der Constitutionnellen mußte Pinheiro, nicht ohne Lebensgefahr, aus Portugal flüchten. Noch im Hafen von rachsüchtigen Verfolgern ereilt, stellte er sich unter den Schutz der Britischen Flagge und fuhr nach England über.

Im Dienste des Don Carlos machte er mit dem Gomezschen Streifcorps den Zug von einem Ende Spaniens bis zum anderen. Er fiel den Christinos in die Hände; seine Mitgefangenen wurden erschossen, er allein verschont. Einen Greis an der Schwelle des Grabes zu morden, schien den Feinden eine unnütze Grausamkeit; sie hielten es nicht einmal für nöthig, ihn streng zu bewachen. Pinheiro machte sich diese Sorglosigkeit zu Nutze, entwischte seiner Haft und gelangte wohlbehalten in Don Carlos' Hauptquartier, das er seitdem beständig begleitet hat. Er ist eine gewaltige Figur, über sechs Fuß hoch; trotz seines hohen Alters schreitet er rüstig und ungebückt einher. Sein Auge rollt lebhaft und feurig, seine Stimme tönt wie Erz. Alles an ihm, Leib und Seele, ist von eiserner Strenge und Festigkeit.*)

England.

Die Gesetzgebung der eleganten Welt.

(Fortsetzung.)

In Italien, mit Ausnahme der Lombardei**), ist, wenn wir dem Zeugnisse Lord Byron's trauen dürfen, die Gesellschaft in völlige Lethargie versunken und gewährt nicht einmal der Eitelkeit Anregung, geschweige denn einem Wetteifer besserer Art. Die verschiedenen Stände schließen sich dermaßen gegen einander ab, daß nur Personen gleichen Ranges einander besuchen oder sich in demselben Zirkel zusammenfinden. Von den Vornehmen sagt der Englische Dichter: „Es wäre vergebene Mühe, Euch ihre Sitten, ihre Manieren, ihre Vorurtheile begreiflich machen zu wollen. An der Fremdartigkeit liegt es nicht. In Englisches, in Französisches, in Deutsches Wesen könnte man sich versetzen und zurecht finden; das Menschliche wird immer verstanden, auch wo es in ungewohnter Form uns entgegentritt, in ungewohnten Tönen zu uns spricht. Aber in jenen höchsten Regionen der Italiänischen Welt wird Euch, je mehr Ihr Euch darin umseht, desto unheimlicher und unerquicklicher zu Muthe; Ihr findet so gar nichts, was Euch mit diesen Menschen gemein wäre. Die klösterlich-pfäffische Erziehung hat den Geist verdumpft, — die Galanterie ist zu dem schalen, elenden Zofenthum der „Cicisbei" und „Cavalieri servenli" herabgewürdigt. Von Temperament sind sie ruhig, gelassen, indolent, und doch stürzen sie sich in sinnlose Ausschweifungen. Sie haben ein so ernstes Wesen an sich, sie affektiren Grandezza, und doch ist der gedankenloseste, der possenhafteste, der lakaienmäßigste Zeitvertreib ihnen der liebste. Darum giebt es auch hier zu Lande keine Gesellschaft in dem Sinne, welchen das Wort bei Franzosen und Engländern hat. Darum haben die Italiäner auch kein echtes Lustspiel. Ihre Komödien sind Maskenstücke, nicht Charakterstücke; selbst von den Goldonischen gilt dieses."

Was Amerika betrifft, so gesteht der Gentleman aus Philadelphia, welcher die „Laws of Etiquette" geschrieben hat, in der Vorrede selbst ein, daß die Amerikanische „society" bei weitem exklusiver ist als irgend eine Europäische, ja selbst als die Englische; daß die freien Bürger der Republik genöthigt sind, zahlreichere Scheidewände und Abstufungen des Ranges unter sich einzuführen und strenger auf dieselben zu halten, als die Unterthanen einer Europäischen Monarchie. „Denn", sagt unser republikanischer Autor, „dort ist dafür gesorgt, daß Leute aus den niedrigsten Volksklassen, von gemeiner Bildung und roher Sitte, sich nicht auf die Dauer in die bessere Gesellschaft eindrängen und die Formen, die Schranken des feineren geselligen Umganges umstürzen können. Man läßt daher unbedenklich auch Niedriggeborene in die vornehmsten Kreise zu. Aber die Amerikanische feine Welt muß gegen solche Eindringlinge auf ihrer Hut seyn, muß die Gränzen ihres Bereiches mit äußerster Vorsicht gegen den Andrang der rohen Mehrzahl wahren; sonst würde Alles drunter und drüber gehen." Unter den Honoratioren in jeder Amerikanischen Stadt giebt es mindestens wieder zehn verschiedene Klassen. In Frankreich und England findet der ausgezeichnete Schriftsteller und Künstler in jeder Gesellschaft die achtungsvollste Aufnahme; so ist es in Amerika nicht. Nur zu Boston gilt der Gelehrte als solcher etwas. In Philadelphia ist „reines Blut" das Kriterium der Auserwählten. In New-York, dem großen Amerikanischen Stapelplatze, spielt natürlich der Reichthum die vornehmste Rolle; doch giebt es auch hier, neben dem Handelsstande, eine besondere Region der Gesellschaft, eine kleine, auserlesene Gemeinde, wo ein ganz anderer Ton herrscht, wo mancher Krösus von der Börse und von Wall-Street Einlaß sucht und nicht findet.

Reichthum. Der berühmt gewordene Stutzer, Wellesley Pole, pflegte zu sagen: mit weniger als 40,000 Pfd. jährlich könne man in England nicht als Gentleman leben. Eine Lady fragte den Andonis Brummel um seine Meinung, wie viel sie wohl ihrem Sohne jährlich für seine Toilette aussetzen solle. „Mit 800 Pfd. (5400 Thaler) kann er auskommen", war die Antwort, „wenn er sich sparsam einrichtet." Professor Senior, in seinem jüngsterschienenen Essay on Political Economy, welcher einen Theil der Encyclopaedia Metropolitana ausmacht, rechnet eine Equipage zur Lebensnothdurft für jede „fashionable Dame"; demnach wäre jeder „fashionable Herr" mindestens zu einem Kabriolet berechtigt. — Anders stellt sich die Sache in Frankreich. „Unsere zwei Millionen Junggesellen", sagt der erfahrene Balzac, „können die Galanten spielen und brauchen über keine fünf Sous jährlich zu kommandiren. Es braucht Einer gar nicht einmal sehr hübsch von Gesicht oder von Figur zu seyn; wenn er nur Esprit hat, wenn seine Physiognomie interessant, sein äußeres Wesen distinguirt, sein Auftreten gewandt und einschmeichelnd ist, fragen die Weiber nicht nach seiner Herkunft. Ein Rock von Staub, Handschuhe von Walker, Stiefel von Evrat, dazu eine elegant geschlungene Kravatte, das reicht hin; damit kann Einer den Fürsten in jedem Salon spielen." Die Stelle ist aus seiner Philosophie du mariage, — ein Buch, das mit erschreckendem Witz und ruchloser Frivolität die glänzende Fäulniß der geselligen und sittlichen Zustände in Frankreich aufdeckt. Eben daselbst finden sich folgende Aphorismen über die Frage, was eine femme honnête sey, d. i. eine Frau, die in der Gesellschaft Ansprüche auf „Consideration" hat. „1) Die femme honnête muß verheirathet seyn. 2) Sie muß unter 40 Jahren seyn. 3) Eine verheirathete Frau, deren Gunst man erkaufen kann, ist keine femme honnête. 4) Eine verheirathete Frau, die ihre eigene Equipage hat, ist eine femme honnête. 5) Eine Frau, die in ihrer Wirthschaft selbst die Küche besorgt, ist keine femme honnête. 6) Wer es zu 20,000 Francs Rente gebracht hat, sey sein Gewerbe, was es wolle, dessen Frau ist eine femme honnête. 7) Die femme honnête muß durchaus pekuniär so gestellt seyn, daß ihr Liebhaber nicht fürchten darf, sie werde ihm je zur Last fallen. 8) Eine femme honnête wohnt nie im dritten Stock, außer in den Straßen Rivoli und Castiglione. 9) Die Frau eines Banquiers ist immer eine femme honnête. 10) Die Frau eines Handelsmannes, die im Laden hinter dem Zahltisch sitzt, kann für eine femme honnête passiren, wenn das Geschäft ein sehr großes und glänzendes ist; doch darf sie nicht über dem Laden wohnen. 11) Die unverheirathete Nichte eines Bischofs, die in seinem Hause wohnt, gilt als femme honnête; denn es ist Jemand da, den sie betrügen muß, wenn sie einen Liebeshandel anspinnen will, — ihr Onkel nämlich. 12) Eine femme honnête ist diejenige, die man nicht kompromittiren darf. 13) Die Frau eines Künstlers steht immer im Rang einer femme honnête. Wer sich

*) Wird fortgesetzt.

**) Die Ausnahme muß sich mit auf Florenz erstrecken; die aus Byron angezogene Stelle wird sich wohl hauptsächlich auf den Römischen und Neapolitanischen Adel und auf die Venetianischen Nobili beziehen. Sie ist aus einem Schreiben Lord Byron's, das man in der neueren Ausgabe seiner Werke unter den Noten zum Beppo abgedruckt findet.

diese Maxime recht eingeprägt hat, kann aus dem Departement der Ardèche zum ersten Male nach Paris kommen und wird nie in Verlegenheit gerathen, eine Frau richtig zu „rangiren". Soll nun eine Frau den angegebenen Erfordernissen genügen, soll sie nicht nöthig haben, sich um die Küche zu bekümmern, soll sie durch Bildung glänzen, in feiner Koketterie nicht unerfahren, dabei befähigt seyn, stundenlang in ihrem Boudoir auf dem Divan zu liegen und, wie man's nennt, in ihrer Innerlichkeit zu leben, so gehört dazu ein Einkommen von mindestens 3000 Francs in der Provinz und von mindestens 6000 in Paris." — Man ersieht aus Obigem, wie auch aus Scribe's Komödien, daß in Paris jeder Gewerbszweig und jeder Beruf einen Mann comme il faut macht, wenn dabei genug für Kaschemirshawls, für eine Loge in der Oper und für dindons aux truffes abfällt. In England hingegen macht man sich von einem Gentleman den Begriff, daß er eigentlich keinen anderen Beruf haben soll, als eben ein Gentleman zu seyn; wie Voltaire von den Bäumen in seinem Garten sagte, als ein Besucher in Ferney sich freute, sie so schön und blühend zu finden: „Warum sollen sie nicht? sie haben ja nichts Anderes zu thun?" Die sogenannten „vornehmen Berufsarten" (aristocratic professions) sind die einzigen, welche, der Meinung der Engländer zufolge, einem Gentleman anstehen. Darunter wird verstanden: der Beruf eines Geistlichen, eines Advokaten, eines Arztes, eines Offiziers im Land- oder Seedienst. Die Schriftstellerei, als Erwerbzweig betrieben, will Vielen noch nicht recht gentlemännisch bedünken.

Figur und Toilette. Es konnte nicht leicht Jemand häßlicher seyn, als der berühmte Wilkes. Abergläubische Leute entsetzten sich, wenn sie ihm begegneten; ja ein Mann, der ein Lotterie-Büreau hatte und an dessen Fenster Wilkes öfters vorbeiging, bot ihm zehn Guineen an, wenn er einen anderen Weg nehmen wollte, — denn so oft er, Wilkes, vorbeikäme, würden unglückliche Loose gezogen. Ein witziger Franzose sagte von ihm: „Zwar haben, der Frau von Sevigné zufolge, Männer das Recht, häßlich zu seyn (jouissent du privilège d'être laids), aber Wilkes nimmt sich doch gar zu viel heraus." Als nun einmal der Minister Lord Townshend sich öffentlich über Wilkes' Gesicht und Figur lustig machte, gab ihm dieser folgende herausfordernde Antwort: „Ew. Herrlichkeit gelten für einen der schönsten Männer im ganzen Königreich, und ich bin in Wahrheit einer der allerhäßlichsten; und doch getraue ich mich, Ew. Herrlichkeit bei jeder Dame binnen einer halben Stunde auszustechen. Denn Sie meinen, im Vertrauen auf Ihr feines Gesicht, keine Aufmerksamkeit und Artigkeit nöthig zu haben; ich aber, um mein garstiges vergessen zu machen, nehme mich doppelt zusammen, und Sie werden sehen, Mylord, wenn Sie die Probe machen wollen, daß ich keine halbe Stunde brauche, mein Gesicht wegzuschwatzen." Wilkes baute, wie man sieht, auf das Französische Sprüchwort: „Avec les hommes l'amour entre par les yeux, avec les femmes par les oreilles." Auch Balzac giebt zu, daß ein häßlicher Mann bei den Damen Glück machen könne, nur müsse es eine laideur intéressante seyn. An Mirabeau schrieb eine Dame, es thue ihr leid, ihn nie gesehen zu haben und sich keine Vorstellung machen zu können, wie er aussähe. „Madame", schrieb er zurück, „wie ein pockennarbiger Tiger."

Der berühmte Maler Gérard kam als junger Mann nach Paris und brachte ein Empfehlungsschreiben an Lanjuinais mit. Beim ersten Besuch präsentirte er sich in höchst nachlässiger, unsauberer Kleidung und wurde natürlich sehr kalt empfangen. Im Laufe des Gespräches jedoch fand Lanjuinais an dem jungen Fremden so großes Gefallen, daß er beim Abschiede sich mit Gérard zugleich erhob, ihn bis in das Vorzimmer hinaus begleitete und aufs verbindlichste einlud, wiederzukommen. Die Veränderung in seinem Benehmen war so plötzlich und so auffallend, daß Gérard ihn stutzig ansah. Lanjuinais merkte es und sprach: „Mein junger Freund, wir empfangen einen Unbekannten je nach seiner Kleidung, wir entlassen ihn je nach seinem Verdienst."

Napoleon, den die Franzosen überall anzubringen wissen, figurirt auch unter den Autoritäten des „Code civil". Als Napoleon, am Tage der mit dem Kaiser Alexander verabredeten Zusammenkunft auf dem Niemen, von Tilsit aufbrach, trafen Joachim Mürat und der General Dorsenne gleichzeitig bei der Kaiserlichen Suite ein; Mürat, wie gewöhnlich, über und über mit Stickereien, Schnüren, Tressen, Pelzwerk u. dgl. behangen; Dorsenne, einer der schönsten Männer der Französischen Armee, in einem Kostüm von musterhafter Einfachheit und Eleganz. Napoleon grüßte den General mit einem wohlwollenden Lächeln; darauf sprach er, zu Mürat gewendet, kurz und scharf: „Gehen Sie, legen Sie Ihre Marschalls-Uniform an; so können Sie sich in Franconi's Cirkus sehen lassen."

Auszüge aus den zum Theil sehr gründlichen Abhandlungen über die einzelnen Stücke der Toilette zu geben, würde uns viel zu weit führen. Ein paar Worte jedoch müssen wir von Handschuhen sagen, und zwar deswegen, weil hier die Autoritäten über eine sehr wichtige Frage nicht einig sind, — die Frage nämlich: „ob man, wenn man näheren oder entfernteren Bekannten, namentlich weiblichen, die Hand reicht, dabei die Handschuhe anbehalten oder sie abziehen müsse?" Der gelehrte Ἀγωγός führt hierüber folgendes Gutachten einer „Lady von hohem Range" an: „Wer an einem heißen Tage einer Dame begegnet und ihr die Hand reichen will, der gebe sich keine Mühe, die Handschuhe abzuziehen. Die Hand nicht zu reichen, gilt zwar für unhöflich; indeß thut, meiner Meinung nach, ein Herr besser, sich diese kleine Unhöflichkeit zu erlauben, als seine bloße schweißige Hand einer Dame zum Willkommen zu präsentiren." Dagegen erhebt aber der berühmte Pitt — Herr James Pitt, Professor der „Tanzkunst zu London", Verfasser der Instructions in Etiquette — seine Stimme, indem er die Frage des wißbegierigen Lehrlings: — „ob man beim Eintreten in ein Gesellschaftszimmer die Handschuhe abziehen müsse, um den Anwesenden die Hände zum Willkommen zu reichen?" — folgendermaßen beantwortet: „Für Gentlemen ist es schicklich, den Handschuh mindestens von der rechten Hand abzuziehen; Damen dürfen die ihrigen anbehalten, thuen indeß besser, von diesem Vorrecht keinen Gebrauch zu machen, wenn sie einem würdigen Manne oder einem vertrauten Freunde Ehrfurcht und Herzlichkeit bezeugen wollen. Denn wahre Freundschaft ist etwas Heiliges und soll sich durch einen innigen wechselseitigen Händedruck bekunden; darum sollte die Berührung der Hände von Rechtswegen eine unmittelbare seyn, keine mittelbare durch einen fremdartigen, gewebten oder gegerbten Stoff." Schlage Keiner die Autorität des Herrn James Pitt gering an, sondern erinnere sich an die Prophezeihung jenes alten Französischen Marquis: „Ce jeune homme ira loin; car ses manières sont bonnes et il danse parfaitement bien." Wenn nun ein Professor der Tanzkunst kein souverainer arbiter elegantiarum ist, wer denn? Viele Damen werden der obgemeldeten „Lady von hohem Rang" an Delikatesse nicht nachstehen, und doch die Moral des Professor Pitt nicht in den Wind schlagen wollen. Wenn sie dabei zwischen der heißen Jahreszeit und der Heiligkeit der Freundschaft ins Gedränge gerathen, so bleibt ihnen noch das Auskunftsmittel jenes See-Capitains, der auf einem Balle zu Portsmouth mit einer „Lady von hohem Range" zum Tanze antrat und von ihr erinnert wurde, seine Handschuhe anzuziehen. „Lassen's gut seyn, Madam", erwiederte er: „hat nichts zu sagen; ich wasch' mir die Hände, wenn ich ausgetanzt habe."

Die Franzosen nennen sich selbst le peuple le mieux habillé du monde und sind nicht wenig eitel darauf, daß ganz Europa sich in ihre Trachten kleidet und ihre Moden bis in die entferntesten Winkel der Erde dringen. Mit dem Letzteren hat es leider seine Richtigkeit; jenes Prädikat hingegen können wir nur gelten lassen, wenn von Französinnen die Rede ist. Die Kleidung der Männer scheint uns in Frankreich viel weniger zweckmäßig und angemessen, als in England. Ein Franzose, der Staat macht, steckt nie mit rechtem Behagen in seinem Rock. Der echte Britische Gentleman wird in seiner Toilette alles Auffällige und Gesuchte vermeiden; je gewählter sein Anzug, desto mehr wird Einfachheit und gediegene, aber bescheidene Eleganz ihn auszeichnen. Bei dem Franzosen herrscht das recherché vor; man sieht ihm an, daß er sich um der Leute willen in Gala wirft. Wer bloß durch seinen Anzug die Augen der Leute auf sich zieht, spielt im Grunde die Rolle eines wandelnden Puppenstockes. Mancher Pariser Elegant, der Euch auf Straßen und Promenaden in den Weg läuft, gemahnt Euch wie ein lebendiges Aushängeschild, das den Vorübergehenden in die Augen stechen soll: „Seht her, wie ich ausstaffirt bin; mein Rock ist von Staub, mein Hut von Bandoni, meine Stiefel von Evrat, meine Handschuhe von Walker; meine Wäscherin ist Madame Fréderic." Ad vocem Wäsche macht sich der Engländer über die Herren P. C. und A. L. R., membres de la Société Royal Académique des Sciences et de plusieurs sociétés litéraires, Verfasser von „L'Art de briller en société ou Manuel de l'homme du monde", weidlich lustig, und zwar wegen folgender Vorschrift, die in den Ohren echter Gentlemen wie eine unsaubere Ketzerei klingt: „Personen, die viel auf Reinlichkeit halten, wechseln zweimal wöchentlich Wäsche; das Taschentuch muß drei bis vier Mal gewechselt werden, zumal von Tabackschnupfern." Bei der Gelegenheit wird als Kuriosum angeführt, daß dem jungen Lord D .... von seinen Kameraden im College zu Oxford der übelklingende Beinamen „Schmutzhemd" angehängt wurde, weil er eingestandener Maßen sein Hemd nur dreimal täglich wechselte, während sein Vetter gleiches Namens dies viermal that. Ein Londoner Elegant vertraut übrigens sein Weißzeug keiner Stadtwäscherin an, sondern schickt es aufs Land, weil in der Londoner Kohlendampf-Atmosphäre das weißeste Linnen beim Aushängen grau wird.

Man sieht, wie es den Reviewer freut, wenn er den Franzosen eins versetzen kann; desto glänzender ist die Anerkennung, welche er den Französinnen, als Meisterinnen in allen Künsten und Feinheiten des Putzes, zu Theil werden läßt. Nirgend in der Welt, sagt er, kleiden sich die Frauen so schön wie in Frankreich. Es ist aber auch kein Wunder: sie sind mit ganzer Seele dabei, sie sind in Wahrheit dazu geboren. Ein Schmetterling erfüllt seine Bestimmung, wenn er seine bunten Flügel auffrollt und unter Blumen dahinflattert; eine Französin die ihrige, wenn sie sich putzt und zu Soirée oder Ball ausfliegt. Tag für Tag haben die lieben Weiberchen zu wählen, zu probiren, zu vergleichen, zu kritisiren, — bald über einen Hut, bald über einen Shawl, eine Kapote oder eine neue Robe, — „wer kennt die Muster, nennt die Namen?" Und nun erst Abends im Salon, wie geht das geflügelte Geschwätz hinüber und herüber. Die neue National-Freundschaft zwischen Frankreich und England bewährt sich auch darin, daß die schönen Französinnen gegen schöne Engländerinnen nicht im Geringsten neidisch oder mißgünstig sind, daß sie sich aller kleinlichen Eifersucht entschlagen, wenn eine Britin mit ihnen in die Schranken tritt. Kein neues Gedicht von Lord Byron hat je bei der lesenden Welt solchen Furore gemacht, wie jeder neue Anzug der Herzogin von Sutherland bei den Pariser „Modisten". — Die Kleider-Künstler und

Copyright ©1999 The Daily Pennsylvanian

Weather

Today: Partly cloudy, high 85

Tomorrow: Partly cloudy, high 85

Friday: Partly cloudy, high 85

Saturday: Partly cloudy, high 85

Sunday: Partly cloudy, high 85

Monday: Partly cloudy, high 85

Tuesday: Partly cloudy, high 85

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 11. Berlin, Mittwoch den 24. Januar 1838.

Nord-Amerika.

Kanada's Verhältniß zu Großbritanien*).

Der Haß und die Feindschaft, die jetzt in den beiden Kanada's gegen das Mutterland ausgebrochen, waren nicht etwa von jeher vorhanden. Als England im Jahre 1763, in Folge des Vertrages zu Versailles, von Kanada Besitz nahm, beeilte es sich, den Bewohnern seiner neuen Provinzen die freie Ausübung ihres Kultus zuzusichern; achtzehn Monate lang stand es diesen frei, ihr Eigenthum zu veräußern, oder das Land zu verlassen. Und nicht nur ihre Religion, auch ihre Gesetze und Gewohnheiten ließ man ihnen: die persönliche Freiheit blieb unbeschränkt; die Auflagen waren unbeträchtlich. Was blieb da noch zu wünschen? Auch dachte damals, mit Ausnahme des Kanadischen Adels, der die höchsten Stellen im Lande inne hatte, Niemand daran, nach Frankreich zurückzukehren. Aber alles dies hat sich gar sehr geändert!

Das gute Vernehmen endete, als das Mutterland das Gouvernement rekonstituirte (1791, durch die Kanadische Constitutions-Akte) und die Provinz, die, unter dem Namen Quebek, eine einige gewesen, in Ober- und Nieder-Kanada eintheilte. Die Wahlen, Einführung des Geschworenen-Gerichts, Bildung einer gesetzgebenden Versammlung aus Deputirten von den angesessenen Kolonisten mit einem Grundeigenthume von mindestens vierzig Shilling Ertrages und von den Einwohnern, die zehn Pfund jährlich Miethe bezahlten, auf vier Jahre gewählt — waren die Folgen des neuen Systems: kostbare Neuerungen, die einem an Gütten und herrschaftliche Gefälle gewöhnten Volke als eben so viele schöne Eroberungen hätten erscheinen müssen, wenn die sie begleitenden Einrichtungen den Wirkungen derselben nicht in den Weg getreten wären. So wurden aber dem Versammlungshause verschiedene Gewalten zu absoluter Kontrolle übergeordnet. Der Gouverneur, der exekutive Rath und der legislative, dessen Mitglieder unabsetzbar sind, wurden vom Könige ernannt. Bei der Wahl hierzu galt selbst ein abweichendes Glaubensbekenntniß für kein Hinderniß; nur den Juden und Geistlichen war der Zutritt zur gesetzgebenden Versammlung verschlossen. Dieses Haus und der legislative Rath wurden mit Berathung und Abstimmung über die Gesetze von lokalem Interesse beauftragt. Alle Fragen entschied die Stimmen-Mehrheit und das geheime Skrutinium. Die Bills wurden dem Gouverneur zur Genehmigung vorgelegt, die dieser geben, versagen, oder auch sich vorbehalten konnte, um erst später die Königliche Willens-Meinung zur Kenntniß zu bringen: ein Prärogativ, kraft dessen die Englischen Souveraine das Recht hatten, des Gouverneurs Genehmigung rückgängig zu machen. Nur mußte dies binnen den ersten zwei Jahren nach erfolgter Genehmigung der Bill geschehen, widrigenfalls diese Gesetzeskraft erhielt. Der Gouverneur konnte die gesetzgebenden Kammern versammeln, verlängern und auflösen; doch mußten sie alljährlich zusammenberufen werden. Die Justiz wurde von Ober-Apellationshöfen und von Königlichen Bankgerichtshöfen verwaltet. Ein solcher Ober-Apellationshof bestand aus dem Gouverneur der Kolonie, als dessen Präsident, aus einem Ober-Richter, aus dem Königlichen Bankgerichtshof und aus den Mitgliedern des exekutiven Rathes. Er sprach als letzte Instanz in allen Appellsachen unter 300 Pfd.; Sachen über den Belauf dieser Summe mußten dem geheimen Rathe des Königs vorgelegt werden. Die Polizei versahen Friedensrichter ohne Gehalt. Die Mitglieder des exekutiven, so wie die des legislativen Rathes wurden de jure überall, wo sie sich aufhielten, Friedensrichter. — Dergestalt verhielten sich die neuen Einrichtungen: eine Organisation, wie sie gegenwärtig in allen Britischen Besitzungen von Nord-Amerika in Kraft ist, und die alle Beschwerden und Feindseligkeiten hervorgerufen, wie sie jetzt das Mutterland und die Kanada's trennen.

Vor der Eroberung (1739) bestand die Magistratur und die Civil-Gewalt meistens aus Personen, die zum Adel gehörten. Diese Aristokratie mäßigte ihren angeerbten Stolz durch Leutseligkeit und einnehmendes Wesen, wodurch sie beim Volke Achtung und Liebe gewann. Darum sah dieses auch nicht ohne Schmerz, bei Abtretung Kanada's (1763), wie jene die hohen Stellen, die sie bis dahin bekleidet, verließen. Damals erfolgte eine vollständige Substitution: überall traten die Eroberer an die Stellen der Besiegten. Die neuen Ankömmlinge waren aber weit entfernt, ihre Vorgänger zu erreichen: mindestens glichen sie ihnen nur von der schlimmen Seite, hatten nur deren Fehler, ohne eine einzige ihrer guten Eigenschaften damit zu verbinden. Zwar hatte Jeder bei seiner Ankunft in der Kolonie seinem Namen flugs und fröhlich einen Squire angehängt, aber dennoch blieb ihr Adel immer noch mehr als problematisch. Der Mehrzahl nach waren sie Lieferanten und Kaufleute aus unbedeutenden Häusern und konnten es auch bei dem Antritte ihres neuen Berufes nicht über sich gewinnen, ihrem alten Gewerbe zu entsagen. Daher machten denn gar Viele aus ihrem Amte eine Art von Hebel zu Erweiterung ihrer Privatgeschäfte, während Andere die ihnen anvertraute Handhabung des Gesetzes zu Verübung der gehässigsten Unterdrückung und der rücksichtslosesten Gewalt mißbrauchten. So sah sich z. B. eine große Anzahl von Jägern, die in ihren gegenseitigen Handels-Verhältnissen deren Schuldner waren, ganz unversehens vorgeladen, festgenommen, vor dem Magistrat, der ihr Gläubiger war, geführt und von diesem zu augenblicklicher Entrichtung der Schuldsumme verurtelt — während sie früher, in dem gleichen Falle, in Häuten oder Erzeugnissen des Bodens bezahlen durften. — In Ermangelung der Zahlung wurden sie dann, obgleich die Schuld meistens kaum über vierzig Shilling betrug, wie gemeine Verbrecher vor den Gerichtshof von Quebek geschleppt, von diesem ins Gefängniß geworfen und darin so lange festgehalten, bis ihre Schuld mit dem letzten Penny abgetragen war!

Jene Lieferanten und Kaufleute waren indeß obendrein nicht die Einzigen ihres Gelichters, denen man die Civil- und die Gerichts-Verwaltung des Landes anvertraute. Kanada war auch schon von einer Masse Anglo-Amerikaner heimgesucht, die aus den Vereinigten Staaten gekommen waren, wo man sie weggejagt hatte. Diese gaben sich den Titel von Loyalisten, obgleich in der That nur ihren heimlichen Umtrieben und ihren Ränken England die Absonderung Nord-Amerika's zu danken gehabt. Ihren eigenen Großprahlereien nach waren aber freilich die Dienste, die sie dem Mutterlande erwiesen, ganz unschätzbare gewesen und ihre Leiden dafür unermeßlich. Viel ärger noch waren aber in der That ihr Geschrei und ihr Geklage. Und diesen lieh das Englische Gouvernement ein geneigtes Ohr; die letzten Reste des Französischen Adels wurden entsetzt, um den armen Loyalisten die Stellen zu geben, die jene etwa noch inne gehabt. Alsbald machten nun diese und die Lieferanten gemeine Sache und schlossen ein gegenseitiges Schutz- und Trutz-Bündniß zum Stellen-Aufkauf, woran die Anstrengungen ihrer Gegner allesammt erfolglos scheiterten. Niemals ist ein Plan so folgerecht ausgeführt worden; nie hat man einen vollkommeneren Akkord gesehen: häusliche Zwistigkeiten, verletzte Eigenliebe, beeinträchtigte Privat-Interessen, Alles, Alles schwieg vor dem allgemeinen Besten der Oligarchie. Und dieser Mißbrauch ist bis auf den heutigen Tag geblieben. Gegenwärtig zählt unter den 35 Mitgliedern des exekutiven Rathes von Nieder-Kanada die Opposition nur fünf, und auch diese erst in Folge wiederholter lebhafter Recriminationen der Versammlung. Doch die folgende Uebersicht wird eine noch anschaulichere Vorstellung von der Stärke dieses Mißbrauchs geben:

Jonathan Sewell ist Oberhaupt der Justiz und bezieht als solches	1500 Pfd.
Derselbe ist Speaker des legislativen Rathes, mit	900 "
" " Friedensrichter, mit	50 "
T. Sewell, ein Sohn Jonathan's, ist Sheriff, mit	2000 "
Edw. Sewell, " " " Missionair, mit	200 "
Henry Sewell, " " " Aktuar des legislativen Rathes, mit	200 "
Montague Sewell, ein Sohn Jonathan's, ist Unter-Aktuar des legislativen Rathes, mit	100 "
John Sewell, ein Enkel Jonathan's, ist Gerichtsdiener mit schwarzem Stabe, mit	180 "
Derselbe ist Direktor der Brief-Post, mit	400 "
Die Familie Sewell bezieht also allein in Summa	5530 Pfd.

d. h. den dreizehnten Theil des ganzen Provinzial-Einkommens.

(Schluß folgt.)

*) Nach der France Littéraire. — Dieser Artikel trägt allerdings die Farbe seines Französischen Verfassers, dürfte aber gerade darum, zur Vergleichung mit den gewöhnlich von Englischen Berichterstattern herrührenden Darstellungen der politischen Blätter, von Interesse seyn.

England.

Die Gesetzgebung der eleganten Welt.

(Schluß.)

„Wenn man vornehme Leute, mit denen man irgendwo bekannt geworden, am dritten Orte trifft, so dränge man sich nicht an sie heran, sondern warte, ob es ihnen beliebt, sich der Bekanntschaft zu erinnern. Durch ein anderes Betragen setzt man sich öfters empfindlichen Demüthigungen aus. Ein Secretair beim Schatzamt, der zu seinem nicht üblen Gehalt einiges eigene Vermögen zuzusetzen hatte und unter seinen federfuchsenden Kollegen für einen kompletten Gentleman galt, wollte auf einmal höher hinaus und ließ sich in den Beefsteak-Klub aufnehmen. Da gab ihm der Zufall eines Abends einen edlen Herzog zum Tisch-Nachbar, der sich in eine gutmüthige Conversation mit dem neuen Mitgliede einließ. Man stand von Tische auf, und Seine Gnaden entfernte sich, ohne weiter mit einer Sylbe an unseren guten Freund zu denken. Ein paar Tage darauf begegnet Letzterer dem Herzoge auf der Straße und redet ihn überaus freundschaftlich an: „Ah, Mylord, wie geht es Ihnen?" — „Darf ich fragen, Sir, mit wem ich die Ehre habe, zu sprechen?" — „Erinnern Ew. Gnaden sich nicht mehr? Ich hatte neulich die Ehre, im Beefsteak-Klub mit Ihnen zu Abend zu essen. Ich bin der Secretair Timms beim Schatzamt." — „Sehr wohl, Herr Secretair Timms beim Schatzamt! Ich wünsche Ihnen einen guten Morgen." — — Für die Impertinenz Englischer Dandies, den Gruß eines Bekannten auf der Straße oder in Gesellschaft nicht zu erwiedern und überhaupt zu thun, als ob man sich seiner gar nicht zu erinnern wüßte, giebt es einen eigenen Kunst-Ausdruck; man nennt es „einen schneiden" (to cut), und der von dieser Unhöflichkeit Betroffene heißt the cuttee. Der Stutzer George Selwyn befand sich zu Bath, als die Season beinahe vorüber und Alles „schrecklich leer" war; in dieser Noth nahm er mit der Gesellschaft eines ältlichen, ziemlich landjunkermäßigen Gentleman fürlieb, mit welchem er täglich am Brunnen, an der Wirthstafel und im Kasino zusammentraf. Ein halb Jahr darauf kommen die Beiden einander zu London in St. James-Street entgegen; Selwyn möchte gern unbemerkt vorbeischlüpfen, aber Jener rückt ihm unbarmherzig auf den Leib. „Was? erinnern Sie sich meiner nicht mehr? wir haben in Bath Bekanntschaft gemacht." — „Ich erinnere mich ganz genau", gab Selwyn zur Antwort, „nächstens komm' ich wieder nach Bath, und dann soll es mich sehr freuen, die Bekanntschaft zu erneuern."

Das Küssen betreffend, welches allerdings Stoff zu einem sehr ausführlichen und interessanten Kapitel abgeben könnte, begnügen wir uns, folgenden Paragraphen aus der Art de briller zu citiren: „Nicht selten wird ein junger Mann durch einen gesellschaftlichen Brauch, etwa durch eine Entscheidung beim Pfänderspiel, oder sonst durch einen Glücksfall berechtigt, eine junge Dame zu küssen. Von solcher Berechtigung muß man einen höchst bescheidenen Gebrauch machen; jede Anwandlung von Galanterie oder Sentimentalität wäre hier sehr am unrechten Ort. Die Wange ganz leise mit der Lippe zu berühren, ist Alles, was man sich erlauben darf. Doppelte Vorsicht ist nöthig, wenn die Dame Roth aufgelegt hat. Die lächerlichste Figur pflegen bei solchen Anlässen die jungen Studenten zu spielen, die ganz frisch aus der Pension oder von der Schule herunter kommen; sie nähern sich der Dame auf die allerverlegenste linkische Weise, werden unter dem Milchbart roth wie die Pfirsichen und entledigen sich endlich ihres Auftrages mit einem herzhaften Schmatz, den die Schöne noch nach einer Stunde feucht auf der Wange fühlt."

Besuche. Der Nuovo Galateo giebt für Italien die gute Lehre: der Vormittag sey nicht die rechte Zeit, Damen seine Aufwartung zu machen; die Italiänerinnen wären in der Regel so früh noch nicht „eingerichtet", Besuche zu empfangen. „In London", bemerkt der scharfsinnige Autor, „findet das gerade Gegentheil statt, und die Damen müssen ihre Empfangstunden auf den Vormittag verlegen; denn Nachmittags pflegen die Herren schon dermaßen des süßen Weines voll zu seyn, daß sie sich den Ladies nicht füglich mehr präsentiren können." — Zu Nutz und Frommen der Leute, die Anderen durch ihre Besuche zur Last fallen, weil sie es zu Hause und mit sich allein nicht auszuhalten wissen, möge hier folgende Anekdote stehen, die Helvetius erzählt: „Einer, den die Langeweile tagtäglich plagte, kam zur Abwechselung einmal auf den Gedanken, seinem Nachbar, dem Schriftsteller, eine Morgen-Visite zu machen. Der nahm den unerwarteten Gast mit aller möglichen Höflichkeit auf, unterhielt sich mit ihm, so gut es gehen wollte, bis die harte Geduldprobe überstanden war und Jener von dannen ging, um seine Ennuyance anderswohin zu verschleppen. Der Gelehrte erinnerte sich des Besuchers längst nicht mehr, als ihm zu Ohren kam, Jener verschreie ihn bei aller Welt als einen unhöflichen, stolzen Menschen, weil er den Besuch nicht erwiedert hätte. Stracks ging er zu dem Manne ins Haus und hielt ihm folgende nachdrückliche Anrede: „„Mein Herr, Sie beschweren sich über meine Unhöflichkeit; das ist eben so undankbar als unvernünftig. Was Sie zu mir geführt hat, wissen Sie selbst recht gut: nicht das Wohlgefallen an meiner Gesellschaft, sondern der Ueberdruß an Ihrer eigenen. Ich war allein und unterhielt mich sehr gut; Sie sind gekommen, und ich habe mich bemüht, Sie zu unterhalten: wer steht in des Anderen Schuld? Sie brauchen Visiten, sich die Zeit zu vertreiben, ich nicht; das macht allerdings einen Unterschied zwischen uns Beiden, — aber was kann ich dafür? Erkennen Sie Ihr Unrecht. Sie molestiren Ihren Nachbar, der Ihnen nichts zu Leide gethan hat, — das mag noch hingehen; aber hinterher schmähen Sie noch auf ihn, — das ist unverzeihlich." — Den Lesern wird bekannt seyn, wie es der gute Landprediger von Wakefield anfing, lästige Besucher los zu werden: er borgte ihnen einen Regenschirm oder Ueberrock. Ungefähr denselben Rath giebt folgender Italiänische Spruch:

Vien sempre ad annojarti il tuo vicino:
Per sempre liberartene vuoi tu!
Prestagli uno zecchino,
Non il vedrai mai più.

So wird man freilich die armen Sünder los, aber nicht die reichen, die doch gerade die zahlreichsten und die unverschämtesten sind.

Wenn bei einer Assemblée in London der Gast in den Gesellschaftssaal tritt, so öffnet ihm ein Domestik die Flügelthüren und ruft den Namen des Ankommenden mit lauter Stimme in das Zimmer hinein. Daraus ergeben sich öfters sehr lächerliche, zuweilen sehr unangenehme Irrungen, indem der Thürsteher die Namen verwechselt oder greulich verunstaltet. Ein Franzose, Namens Delaflotte, tritt in den gedrängt vollen Drawing-Room bei Lord L....; der Domestik ruft, so laut er kann: „Mr. Hellafloat!" Auf den entsetzlichen Klang dieses Namens — man denke sich etwa Deutsch einen Herrn von Höllenklötz — wenden sich Aller Augen nach dem Eingang, und siehe da, es erscheint ein feiner, schmächtiger, ganz sanft und delikat aussehender junger Mann, sichtlich betreten, da er gar nicht begreifen kann, was ihn zum Gegenstande der allgemeinen Aufmerksamkeit mache. Noch schlimmer ging es der Lady A.... und ihrer Tochter eines Abends beim Herzog von Devonshire. Die beiden Damen gehörten zu den näheren Freundinnen der Herzogin und ärgerten sich über den Thürsteher, einen einfältigen Burschen vom Lande, der jedesmal aus vollem Halse: „The Right Honourable Lady A." (die hochwohlgeborene Mad. A.) und „the Honourable Miss A." (die wohlgeborene Miß A.) in den Saal hineinschrie und davon nicht abzubringen war. Sie schärften ihm endlich nachdrücklich ein, die Titulaturen künftig wegzulassen; er merkte sich die Lehre aufs Wort, und das nächste Mal vernahm Devonshire-House mit Staunen und Ergötzen die Meldung: „Simple Lady A. and Plain Miss A. are coming up!" (Die simple Madame A. und die bloße Miß A. kommen so eben!)

„Den Gast, der sich empfiehlt", — so lautet das Höflichkeits-Gebot der Franzosen, — „geleitet der Wirth bis an die Thür, welche zur Treppe führt, bleibt dann in der geöffneten Thür stehen und folgt dem Gaste mit den Augen, bis dieser sich zu dem letzten Abschiedsgruße umwendet; nach dessen Erwiederung kann die Thür geschlossen werden." — Vor hundert und zweihundert Jahren nahm man es mit dergleichen Förmlichkeiten äußerst genau. Zu wie vielen Reibungen und Zänkereien hat das Ceremoniell der diplomatischen Visiten Anlaß gegeben. Die Republik Venedig hatte, als Vermittlerin bei den Westphälischen Friedens-Unterhandlungen, einen Gesandten, Contarini, zu Münster. Derselbe stattete dem Französischen bevollmächtigten Gesandten, Grafen d'Avaur, einen offiziellen Besuch ab. Beim Abschiede geleitete der Franzose den Venetianer bis an die Treppe, blieb aber oben stehen. Dies war ein Verstoß; er hätte mindestens bis an die letzten Stufen mit hinuntergehen sollen. Contarini war über diese „unehrerbietige Behandlung" so erbittert, daß er sich nicht mehr am Kongreß-Orte halten ließ, sondern nach Hause reiste und bei seiner Regierung Klage führte. Die Republik billigt sein Verfahren und fordert volle Satisfaction für ihren Gesandten; eher werde sie den Kongreß nicht wieder beschicken. Darüber fanden lange Unterhandlungen statt — aber das Französische Kabinet war des Krieges müde und gab nach. Contarini kehrte im Triumph nach Münster zurück. Punkt für Punkt war bedungen und aufgesetzt, wie es bei der nächsten offiziellen Visite hergehen sollte. Diesmal ging Graf d'Avaur bis an die Schwelle seines Hotels mit, wo der Wagen des Venetianischen Gesandten vorgefahren war, blieb im Thorwege stehen, während Contarini einstieg, und grüßte mit einer tiefen Verbeugung, als derselbe abfuhr, indem zugleich der Ambassadore sich gravitätisch zum Schlage hinaus verneigte. So war der Streit beigelegt, aber der Krieg mit allen seinen Gräueln dauerte darüber ein halbes Jahr länger.

Diners. Auch über diesen Gegenstand hat der Nuovo Galateo ein historisches Kapitel, worin wir z. B. lesen, daß man in Sybaris die Frauen ein ganzes Jahr voraus zu den öffentlichen Festmahlzeiten einlud, — so viel Zeit nahmen die Zurüstungen zum Putze weg. In China gehört es zur feinen Lebensart, daß der Wirth sich von Hause entfernt, wenn er Gäste zum Essen eingeladen hat. Die Sitte ist gar nicht so unvernünftig, wie sie auf den ersten Blick scheint: bei wie manchem Europäischen Diner würden sich die Gäste recht gut, ja besser ohne den Wirth behelfen. — Der Code civil enthält eine ausführliche Théorie du diner en ville, die wir den Lernbegierigen zum Nachlesen empfehlen. Wir heben nur einige Punkte heraus, worin die Gebräuche der verschiedenen Länder von einander abweichen. — Der Französische Kodex schreibt dem Herrn von Hause vor, die Gäste alle mit einander bekannt zu machen, ehe man sich zur Tafel setzt. Dieses ist wohl nur thunlich, wenn die Gesellschaft wenig zahlreich ist. In London geschieht es niemals: mögen die Eingeladenen einander wildfremd seyn, im Sinne der Fashion wird vorausgesetzt, daß sie alle einander kennen. — In einigen Gesellschaften, in Frankreich sowohl als in England, ist der Gebrauch eingeführt, jeder Dame den Herrn vorzustellen, der sie zur Tafel geleiten, oder

gar jeden Platz im Voraus mit dem Namen der Person zu bezeichnen, die ihn einnehmen soll. Diese Sitte ist durchaus unleidlich; sie stört das Vergnügen, sie beeinträchtigt die Unterhaltung, sie trennt, was sich sucht, und bannt zusammen, was sich abstoßt. Und welche Zumuthung für den Gast, daß er seinen freien Willen gefangen geben und über sich ergehen lassen soll, was ihm prädestinirt ist, wie ein Türke? — Ueber Tisch giebt es einer schönen Nachbarin mancherlei Aufmerksamkeit zu erweisen, nur sey man nicht zu aufmerksam auf ihren Teller und ihr Glas. Wenn man die Damen auffordert, Wein zu trinken, pflegen sie sehr zu protestiren. „Daran kehre sich Keiner", sagt Chesterfield, „sondern schenke das Glas bis an den Rand voll und sehe nach der anderen Seite hin; im Umsehen ist es leer." — In England ziehen sich die Damen nach beendigter Tafel ins Theezimmer zurück und lassen die Herren im dining-room allein, worauf das Tischtuch abgenommen wird und die Flasche fleißiger umzugehen anfängt. Später finden sich die Herren zum Thee wieder bei den Damen ein, und gewöhnlich ist es ein oder zwei Uhr Morgens, wenn man einander gute Nacht wünscht. Diese Englische Sitte hat viel für sich: sie gewährt beiden Geschlechtern eine Zwischenzeit zwangloser Erholung, sie bringt Abwechselung in die Unterhaltung und erhöht durch die kurze Trennung den Reiz des Beisammenseyns. — Die gewöhnliche Tischstunde ist in Deutschland ein Uhr nach Mittag, in Italien fünf, in Paris sechs, in London acht Uhr Abends. In der Hauptsache ist gegen die Verlegung der Mahlzeit auf den Abend nichts einzuwenden. Man ist offenbar besser aufgelegt, man genießt die Freuden der Tafel und der Geselligkeit mit größerem Behagen, wenn die Geschäfte des Tages zuvor abgethan sind. Man sagt, es sey ungesund, spät zu essen; allein wenn um ein Uhr zu Mittag gespeist wird, folgt doch immer um sieben oder acht Uhr noch ein Abendbrod. Die fashionable Welt in London befolgt freilich die allerverkehrteste Lebensweise; sie macht die Nacht zum Tage und den Tag zur Nacht. Die späten Parlaments-Sitzungen tragen dazu nicht wenig bei. Man setzt sich um acht oder neun Uhr zur Tafel, man geht früh am Morgen zu Bett und steht um zehn Uhr oder gar erst um zwei Uhr Nachmittags auf. Der verstorbene Lord Londonderry ritt Tag für Tag in aller Frühe spazieren; oft ereignete es sich, daß die zum vorigen Abend geladenen Gäste noch in seinem Drawing-Room versammelt waren, wenn er seine Morgen-Promenade antrat.

Die Amerikaner kommen bei der bissigen Tory-Laune des Reviewers, wie man leicht denken kann, nicht am besten weg und müssen sich allerhand Unarten und Lächerlichkeiten vorrücken lassen. Ein Staats-Secretair zu Washington, wird erzählt, gab ein Diner, zu welchem mehrere fremde Gesandte und Diplomaten eingeladen waren. Als nun die Gesellschaft sich aus dem Empfang-Zimmer in den Speisesaal verfügte, liefen die Herren von der Amerikanischen Regierung nicht allein ihren fremden Gästen voran, sondern schoben und drängten sich auch unter einander, der Hintermann den Vordermann, — Keiner wollte der Letzte seyn. Aergerliche Streitigkeiten, wem der Vortritt gebühre, sollen in Amerikanischen Gesellschaften eben nicht selten vorkommen, und da es unter Republikanern keine Rangordnung giebt, wonach man entscheiden könnte, so gilt es, wer den Anderen überholt. Die Familien von unbezweifelt Britischer Abstammung halten sich für vornehmer als andere. Ein Englischer Marine-Capitain fährt zu Boston eine Miß Lennor zu Tisch; plötzlich rauscht Miß Malcolm an ihnen vorbei, gewinnt den Vorsprung und spricht in gereiztem Tone zu der überflügelten Rivalin: „Ich wundere mich wahrhaftig über Sie, Miß Lennor; wissen Sie nicht, daß die Malcolm's von Schottischem Königlichen Geblüt sind?"

Früher war es in Frankreich und England gebräuchlich, daß der Hausherr bei Tafel die Honneurs machte. Dies ist jetzt ganz abgekommen, — das Herumreichen geschieht durch die Dienerschaft; dabei ist nicht allein für die Bequemlichkeit der Gäste besser gesorgt, sondern auch der Wirth findet sich eines beschwerlichen, lästigen Ceremoniells überhoben und kann sich zwanglos unter seine Gäste mischen, ganz als Einer ihresgleichen; kurz, diese Sitte fördert in jeder Hinsicht das gesellige Behagen. Es gehört aber dazu eine zahlreiche, eine wohl eingeübte, gewandte, aufmerksame und höfliche Dienerschaft, und die ist in Amerika erkanntlich nicht zu haben. Denn die Schwarzen sind in ihrer Dummheit und Plumpheit nur als arbeitendes Gesinde zu gebrauchen, und eher wäre ein Kameel durch ein Nadelöhr zu bringen, als der Negersklav zu einem erträglichen Domestiken abzurichten. Daher muß sich in Amerika noch immer der Hausherr oder die Hausfrau einem Theil der Aufwartung bei Tafel unterziehen. Der folgende Paragraph aus den Philadelphiaschen Laws of Etiquette verdient wegen seines merkwürdigen Inhalts durch Randzeichnungen oder Vignetten erläutert zu werden: „Der allgemeine Brauch unter wohlerzogenen Leuten ist, die Suppe mit dem Löffel zu essen. Es giebt närrische Fashionables, die statt des Löffels die Gabel nehmen; warum nicht gar ein Stengelchen Besenreis? Den Fisch, der nach der Suppe kommt, muß man nur mit der Gabel essen und sich des Messers durchaus nicht bedienen. Die Gabel hält man in der rechten Hand und in der linken ein Stück Brod." — Vom Kardinal Richelieu wird erzählt, daß er einen Abenteurer, der sich für einen Edelmann ausgab, an einem winzigen Umstande für das erkannte, was er von Hause aus war; der vermeinte gentilhomme langte nämlich mit der Gabel nach eingemachten Oliven, während es damals unter Leuten comme il faut Mode war, sie mit den Fingern herauszuholen. In Philadelphia, scheint es, ist Citronenspeise das Schibboleth, woran man feine Leute vom Pöbel unterscheidet. Denn derselbe Amerikanische Autor erzählt in vollem Ernst: „In einer Gesellschaft von Gentlemen sey einmal darüber gestritten worden, ob Mrs. So-und-so zu den Frauen der feinen Welt gehöre oder nicht; auf die Bemerkung eines Anwesenden, er habe die besagte Dame bei Tisch eine Citronenspeise mit dem Löffel zerlegen sehen, wurde die Frage einstimmig zu ihren Gunsten entschieden."

Folgendes Gespräch zwischen einem Englischen Arzt und einem Amerikanischen Patienten, aus einem neueren populairen Roman*), ist treu nach der Natur. „Herr Samuel Gobble litt an Verdauungsbeschwerden und befand sich jedesmal nach dem Essen gar übel. Er fragte den Doktor Abernethy. Der war, wie immer, in großer Hast und sprach ohne viel Umstände: „„Was hat's mit Euch? zeigt mir die Zunge."" — „„Ich glaube, meine Verdauung ist gestört"", sagte Herr Gobble. — „„Ich sah's Euch an, Ihr seyd ein Yankee, habt mehr Dollars und Cents verschluckt, als Ihr verdauen könnt."" — „„Ich bin ein freier Bürger von Amerika"", entgegnete Samuel und warf sich in die Brust — „„bin Secretair bei unserer hiesigen Legation."" — „„Geht zum Kuckuck"", sprach der Doktor, „„dann braucht Ihr mich nicht, — werdet schon so gesund werden."" — „„Wie meint Ihr das, Herr Doktor? das begreif' ich nicht, darin liegt keine vernünftige Konsequenz. Es ist zwar eine Ehre für einen Mann, wenn seine freien und aufgeklärten Mitbürger ihm ein wichtiges Amt anvertrauen, aber es macht ihn nicht gesund."" — „„Ja doch"", versetzte der Doktor, „„Ihr werdet in andere Gesellschaft kommen und essen lernen, wie ein vernünftiger Christ."" Und als der Andere noch Einwendungen machen wollte, riß dem Doktor der Geduldfaden: „„Hol' mich der —"", platzte er los, „„so oft ich einen Yankee bei der Fütterung gesehen habe, schlang er den Fraß im Ganzen hinunter wie eine Boa Constrictor. Vor lauter Hast zerschneidet Ihr Euer Essen nicht und kaut die Bissen nicht, — wie soll das verdaut werden? Kein Wunder, daß Euch die Zähne ausfallen, denn Ihr habt sie für nichts, — und daß Euch der Speichel im Munde eintrocknet, denn Ihr verspuckt ihn auf den Teppich, statt Eure Bissen damit einzuweichen. Ihr packt Euren Magen voll wie ein Fuhrmann aus Devonshire seinen Karren; ganze Frachtballen stopft Ihr hinein, was er nur fassen mag, — und dann wundert Ihr Euch, daß die Ladung nicht von der Stelle will. Magenbeschwerden, ja doch! Ihr habt Euch gar nicht zu beschweren, sondern Euer Magen über Euch. Laßt Euch rathen, Herr Legations-Secretair: nehmt Euch zu jedem Bissen, den Ihr in Euren breiten Mund schiebt, nur halb so viel Zeit, wie zu jedem Wort, das Ihr herausquetscht, kaut über einem Mundvoll Roastbeef nur halb so lang wie über einem Mundvoll Taback, — in vier Wochen seyd Ihr gesund."""

Zum Schluß gedenken wir noch eines Alt-Französischen Gedichtes, La Contenance de la Table betitelt, welches nach Form und Sprache in das Ende des vierzehnten Jahrhunderts zu gehören scheint und im Jahre 1816 in etlichen hundert Exemplaren, als Manuskript, für die Mitglieder des Roxburghe-Klubs, abgedruckt worden ist. Es enthält gute Lehren, wie man sich bei Tische zu benehmen habe, z. B.

Enfant tiens ceci en entente,
Fermement dedans ton courraige:
Le reside de ton potaige
Jamais a autruy ne présente.

In diesem Tone ist auch das Uebrige. Unter Anderem wird den jungen Mädchen eingeschärft: „Schmuck und reinlich von Leibe zu seyn; die Fingernägel kurz abzuschneiden; über Tisch nicht laut zu schwatzen oder zu lachen; die Finger nicht mit dem Essen zu beschmieren. Den Mund am Tischtuch abzuwischen, ist erlaubt, aber die Nase bei Leibe nicht."

Unsere Uebersicht ist freilich sehr unvollkommen ausgefallen, denn es fehlen noch eine Menge wichtiger Rubriken, als z. B. Briefstyl, Rendezvous, Präsente, Konzerte, Bälle, Dejeuners, Soupers, Duelle, Hochzeiten, Kindtaufen, Begräbnisse, — und das Wichtigste von allen, nämlich das Kapitel von der Conversation und den Komplimenten. Aber bei einem Gegenstande, den ein Gioja, den die Redaktoren des Code civil, den die Mitglieder der Société Royale Académique des Sciences, nach gelehrten und ausführlichen Abhandlungen, für unergründlich und unerschöpflich, für indéfinissable, für ein je ne sais quoi erklären, fällt selbst dem unerschrockensten Referenten die Feder aus der Hand.

Rußland.

Die Zigeuner in Rußland**).

Da in Rußland eine größere religiöse Toleranz herrscht, als in irgend einem anderen Lande, so haben die Zigeuner daselbst auch mehr Schutz und Unabhängigkeit gefunden als anderswo. Ihre zahlreichen Familien leben dort weit von einander zerstreut und ohne andere Gemeinschaftlichkeit, als ihre Sprache und schwarzbraune Gesichtsfarbe. Sie streifen während der schönen Jahreszeit im Lande umher, lagern sich in Schluchten neben den Heerstraßen und halten sich daselbst zuweilen mehrere Tage hinter

*) The Clockmaker, or Sayings and Doings of Samuel Slick of Slickville, von dem Humoristen Theodore Hook.

**) Vgl. damit den in Nr. 131 des Magazins von 1837 befindlichen Artikel über die Zigeuner in der Moldau und Wallachei.

einander auf. Die Wahl ihrer Rayeplätze scheinen sie dem Zufall zu überlassen, und sie beschränken sich darauf, einen Ort zu suchen, wo ihre Pferde hinreichende Weide, sie selbst aber Holz und Wasser zur Bereitung ihrer Nahrungsmittel finden. Das Gebell der unter den Wagen angebundenen Hunde verkündet dem Reisenden schon von fern die Anwesenheit der Zigeuner; nackte Kinder kommen ihm entgegengelaufen, um von ihm ein Almosen zu erbetteln; halb entblößte Frauen mit verwirrten Haaren bieten ihm ihre Wahrsagerkünste an und überhäufen ihn mit Verwünschungen, wenn er ihnen ein kleines Geschenk dafür versagt. Trotz einer großen Liebe für äußeren Flitter, besitzen sie doch nur ein paar Lumpen, von denen sie kaum gegen die Rauhigkeit des Klimas geschirmt werden. Der Pferdehandel ist der einzige Erwerbszweig, der ihnen einigermaßen so viel gewährt, um damit eine elende Zufluchtsstätte während des langen strengen Winters zu bezahlen.

Auf dem flachen Lande schützt sie der Aberglaube der unwissenden Bauern, welche sich scheuen, mit Menschen, denen die Zukunft offen liegt, Streitigkeiten anzufangen. Ein Theil von ihnen wohnt aber auch in den Städten, in denen sie einem selbstgewählten Oberhaupt, das bei der Behörde für ihr gutes Betragen bürgt, Gehorsam leisten. Dieser sogenannte König entscheidet die Streitigkeiten, die unter ihnen entstehen, und bestimmt die Strafen, welche ihm zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Mannszucht nothwendig scheinen.

Da sie nun, um bestimmte Vorrechte zu genießen, sich einen Erwerbzweig wählen müssen, so ziehen sie es vor, eher zum Vergnügen als zum Nutzen ihrer Nebenmenschen beizutragen, und zwar hauptsächlich wohl nur deshalb, weil sie dabei so viel als möglich ihre Unabhängigkeit bewahren. Unter solchen ansässigen Zigeunern herrscht jedoch ein sehr großer Unterschied, und man muß mit der lumpenbedeckten Wahrsagerin, die mit einem Kinde auf dem Rücken bettelt oder einen unzüchtigen Tanz mit einem mißtönenden widrigen Gesang begleitet, nicht die zierlich gekleidete Sängerin verwechseln, die eingeladen wird, die Freude der Gastmähler durch ihren melodischen Gesang zu erhöhen: die Erstere gehört zu einem Zigeunerhaufen, die Letztere zu einem Sänger-Chor, der aus 7 bis 8 Frauenzimmern und einem Manne besteht, der die Guitarre spielt. Das Aeußere und das Benehmen dieser Letzteren hat nichts Widriges, und wenn sie oft auch nicht die besten Sitten hat, so ist nur das Gold der civilisirten Welt daran Schuld. Wird eine von ihnen durch Krankheit oder Alter unfähig, zum Wohl der Truppe mitzuwirken, so wird sie von ihren Gefährtinnen nicht verlassen und empfängt nach wie vor ihren Antheil an dem Erwerb und den Ersparnissen; denn Glück und Elend, Freude und Schmerz, Alles ist unter ihnen gemeinschaftlich. In allem dem nun, was die wichtigeren Angelegenheiten der Truppe betrifft, entscheidet die Autorität der Männer; die Leitung der inneren Oekonomie und des Chors aber hat ein Frauenzimmer, die jedoch in sonst keiner Beziehung über ihren Gefährtinnen steht und von denselben nur Befolgung ihrer Anweisungen zu fordern berechtigt ist. Wenn sie ausgehen, so sind stets mehrere beisammen, als suchten sie sich auf diese Weise gegen Beleidigungen zu schützen, und obgleich ihre Tracht im Allgemeinen nicht wesentlich von der der anderen Frauen niederen Standes abweicht, so zeigt sich dennoch darin etwas Nationales, das aber weniger in einem eigenthümlichen Kleidungsstück, als in der Art, es zu tragen, beruht. So sieht man z. B. Einige, die ihre Tücher nach Art eines Mantels um die Schultern schlagen; wie sie sich aber auch kleiden mögen, so kann man sie unmöglich verkennen, sehe man sie nun unter Indern, Bucharen oder Tataren. Sie ähneln in der Bildung ihrer Augen den Georgierinnen und Armenierinnen, ihre Gesichtszüge aber bieten weder die große Regelmäßigkeit noch den kalten Ausdruck derselben dar.

Wenn man die Züge, Sitten und Lebensweise der verschiedenen in Europa unter den Namen Tsiganen, Gitanos, Zigeuner, Gipsies und Bohémiens umherirrenden Stämme mit einander vergleicht, so findet man überall eine Aehnlichkeit, die eine gleiche Abstammung Aller außer Zweifel setzt. Die Russischen Zigeuner haben, gleich den Ungarischen und Spanischen, scharfe Züge, einen lebhaften Blick und schwarzes, dichtes Haar; und wenn man zuweilen unter den Frauen Einige von minder dunkler Farbe bemerkt, als die ihrer Gefährtinnen, so kann man überzeugt seyn, daß sie aus gemischten Heirathen entsprossen oder Fremde sind, die sich von ihrer frühesten Kindheit an bei der Truppe befinden. Letztere besitzen im Allgemeinen weniger Zurückhaltung, als die Zigeunerinnen von reiner Abkunft. Wenn nun auch die Zigeuner in Spanien und im südlichen Frankreich schon zur Zeit der Einfälle der Sarazenen nach Europa gekommen sind, so ist es doch wahrscheinlich, daß diejenigen, welche im Norden leben, von Osten her und nicht über das Mittelländische Meer eingewandert sind, da die Verbindung zwischen Rußland und dem südlichen und westlichen Europa erst sehr spät begann und lange nachdem die Tsiganen von den Gränzen Asiens nach dem Osten und Norden Europa's gekommen waren. Die Zigeuner in Rußland taufen ihre Kinder, besuchen die Kirchen und hängen, gleich den Russen, Heiligenbilder in ihren Wohnungen auf: gleichwohl findet man unter den Stämmen, die auf dem flachen Lande umherziehen, Gebräuche und Gewohnheiten, die an die Zeit des Heidenthumes und des gröbsten Aberglaubens erinnern.

Die Gesangweise ist nicht bei allen Chören gleich. Ihre Haupt-Eigenthümlichkeit besteht eben so sehr in einem lebhaften coupirten Takt, als in gedehnten Kehllauten, die das Ohr im höchsten Grade ermüden. Der Gesang wird zuweilen von einem Tanz begleitet, der durch seine Pantomimik dem Russischen ähnelt, allein bei weitem nicht die Anmuth und Ungezwungenheit desselben besitzt. Er besteht nämlich in einem ungemein raschen Aufstampfen der Füße und einer konvulsivischen Bewegung des Körpers und der Schultern, worin man eine Nachahmung der üppigen Bajaderentänze erkennt, zugleich aber den gänzlichen Mangel an Adel ungern wahrnimmt. Einige Chöre hingegen, und zwar die, welche von den Musikfreunden besucht werden, verbinden mit ihrem National-Gesang Kunst und Methode. Sehr häufig giebt die Prima Donna durch eine Solo-Partie die Tonweise an, worauf sogleich die Wiederholung durch den Chor folgt, und diese Mischung von Melodie und Harmonie bezaubert selbst ein Ohr, das in musikalischer Beziehung schwer zu befriedigen ist.

Den Winter hindurch halten sie sich in den Städten auf und verdienen kaum so viel, um davon leben zu können; doch entschädigen sie sich für diese Unthätigkeit im Sommer, wo sie die Messen besuchen und nicht selten an einem Abend 5—600 Rubel einnehmen. (N. A. d. V.)

Mannigfaltiges.

— Friedrich Berger. Im vorigen Herbste starb auf einer Erholungsreise in den Rheingegenden der Buchhändler Berger aus Straßburg, Chef des dortigen und des Pariser Hauses F. G. Levrault, einer Buchhandlung, die zu den angesehensten und solidesten in Frankreich gehört, und die sich namentlich um die literarischen Verbindungen und den geistigen Austausch zwischen Deutschen und Franzosen vielfach verdient gemacht hat. Friedrich Berger ward zu Mömpelgard (Montbéliard) im Jahre 1796 geboren, also zu einer Zeit, wo diese Stadt schon längst aufgehört hatte, durch ein Deutsches Fürstenhaus mit Deutscher Sitte und Deutschem Geiste in näherer Berührung zu stehen. Cuvier, der in demselben Orte dreißig Jahre früher das Licht der Welt erblickt hatte und dem es noch vergönnt gewesen war, einen völlig Deutschen Elementar-Unterricht zu genießen, ja, der sogar mit Schiller die Karlsschule in Stuttgart besuchte, verleugnete doch später seine Deutsche Abkunft und hinterließ seinen Ruhm dem adoptirten Frankreich als ausschließliches Erbtheil. Nicht so dachte sein bescheidenerer Landsmann Berger. Obwohl für die Französische Barre erzogen und gebildet, ergriff er doch mit Freuden die Gelegenheit, nachdem er als Schwiegersohn des ehrwürdigen Rektors der Straßburger Akademie, Herrn Levrault, in die Buchhandlung desselben eingetreten war, seine Kenntniß Deutscher Jugendbildung zum Nutzen der noch in so mancher Beziehung verwahrlosten Französischen anzuwenden. Die trefflichen Jugendschriften des Kanonikus Schmidt in Augsburg ließ er, eben so wie die von Jakob Glatz, fast sämmtlich ins Französische übersetzen, und mit uneigennützigem Eifer sorgte er für die Vertheilung derselben in den Armenschulen von Frankreich. Er selbst redigirte eine unter dem Namen „Maitre Pierre" gegründete periodische Volksschrift, die der Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse gewidmet war und besonders vielen Stoff aus den reichen Quellen des benachbarten Deutschlands schöpfte. Eben so hatte ihm und seiner persönlichen Sorgfalt auch die in der Levraultschen Buchhandlung erscheinende Revue Germanique, die keineswegs auf ein sehr großes Publikum rechnen durfte, ihr weiteres Bestehen und den Einfluß zu verdanken, den sie sich doch nach und nach erworben hat. Seine Reisen führten ihn öfter nach Deutschland, wo er mit Vorliebe verweilte. Sein Aufenthalt in Weimar im J. 1827 und die Aufnahme, die er bei Goethe gefunden, bildeten eine seiner liebsten Erinnerungen. In Wien suchte und erhielt er eine Audienz bei dem väterlichen Kaiser Franz, um auch diese Seite Deutschen Geistes kennen zu lernen, den er in seinen Darstellungen ohne alle Uebertreibung in einem eben so gediegenen als eleganten Französisch zu schildern verstand. Nicht minder machte er sich durch die erste Aufmunterung und Unterstützung junger Französischer Schriftsteller, wie Marmier, Klimrath, Wilm und Anderer, verdient, die besonders das Studium Deutscher Literatur und Wissenschaft sich zur Aufgabe gemacht hatten. Straßburgs Antheil an der Deutschen Erfindung Gutenbergs wußte er mit Recht geltend zu machen, und so ist dem Letzteren auch in der alten Schwesterstadt von Köln, Mainz und Frankfurt a. M. ein ehrendes Denkmal geweiht worden. Jetzt ruht Berger, der im kräftigsten Mannesalter von seiner irdischen Wirksamkeit abgerufen wurde, in Deutscher Erde, auf dem evangelischen Gottesacker der Universitäts-Stadt Bonn, die, wenn sie die Verdienste des edeln Mannes kennt, gewiß auch sein Grab immer wird zu ehren wissen.

— Leopold Ranke. Von unseres gelehrten Mitbürgers Geschichte der Päpste erschien in der vorigen Woche in Paris eine Französische Uebersetzung unter dem Titel „Histoire de la papauté" von J. B. Haiber und mit einer Einleitung herausgegeben von Alexandre de St. Chairon. „Das Buch wird uns Stoff zu vielseitigen neuen Studien geben", sagt bereits die Revue de Paris:

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 12. Berlin, Freitag den 26. Januar 1838.

England.

Walter Scott in Paris.

Aus Cooper's Erinnerungen aus Europa ist im vorjährigen Jahrgange des Magazins (Nr. 32) eine Stelle mitgetheilt worden, die sein Zusammentreffen mit Walter Scott in sehr interessanter Weise beschreibt. Der Letztere besuchte damals (es war im Jahre 1826) Paris, um Materialien zu seiner Geschichte Napoleon's zu sammeln, und ward dadurch unter Anderen für den vielschreibenden Bibliophilen P. L. Jacob Veranlassung zu seinen Soirées de Walter Scott à Paris, die im Jahre 1829 gedruckt wurden. Weniger bekannt als diese Reise Scott's ist seine frühere nach Paris im Jahre 1815 geworden, deren auch die neueste Biographie Scott's, die aus guten Quellen mit vieler Genauigkeit in den „Zeitgenossen" (Dritte Reihe Nr. XXXII.) erschienen ist, nur beiläufig erwähnt hat. Um so mehr werden einige Details über dieselben aus Lockhart's Memoiren über Scott*) hier an ihrer Stelle seyn.

Gleich nach der Schlacht bei Waterloo zeigte Scott die größte Lust, den Kontinent zu besuchen und die Felder zu bereisen, wo sein Lieblingsheld Wellington sich neue Lorbeern erkämpft hatte. Mit drei jungen Männern, seinem Vetter John Scott von Gala, Alexander Pringle von Withbank und Robert Bruce, zwei Rechtsgelehrten, verließ er Edinburg am 27. Juli 1815. Noch vor seiner Abreise hatte er den Plan zu den gleich darauf erschienenen Paul's Letters to his Kinsfolks entworfen und mit seinem Freunde Ballantyne darüber abgeschlossen. Diese Briefe sind, wie wir jetzt erfahren, wirklich auf der Reise an seinen Bruder John Scott, Major auf halbem Sold, seine Tante Rutherford, Lord Somerville und den Prediger Douglas geschrieben und nachher nur für den Druck durchgesehen worden. Lockhart theilt nun außer manchen Auszügen aus dieser mit vielem Beifall aufgenommenen Schrift noch andere Briefe Scott's mit, deren Inhalt die Bescheidenheit ihrem Verfasser in einer von ihm selbst herrührenden Schrift zu unterdrücken gebot. Einer von diesen ist an Scott's edeln Gönner, den Herzog von Buccleugh, gerichtet und enthält unter Anderem Folgendes: „Am letzten Freitage ritt ich über das Schlachtfeld von Waterloo, das nun für immer der Unsterblichkeit geweiht ist. Die schrecklichsten Zeichen des Gemetzels waren freilich entfernt, Menschen sowohl als Pferde verbrannt oder begraben, aber der ganze Boden war noch von Kanonen- und Kartätschenkugeln aufgewühlt und mit Patronen, alten Hüten, Schuhen und anderen Ueberbleibseln der Schlacht bedeckt, welche die Landleute noch nicht haben wegschaffen können. Diese haben in Waterloo und den umliegenden Dörfern einen ordentlichen Handel mit Küraſſen, Helmen, Schwertern, Karabinern, Adlern von der Kaiserlichen Garde und ähnlichen Dingen angefangen, von denen ich denn auch zwei schöne Küraſſe an mich gebracht, und hoffe ich, sie glücklich nach Abbotsford zu bringen, wozu mir Major Pryse Gordon (Scott's Begleiter auf dem Schlachtfelde) seine Hülfe zugesagt hat. Für Ew. Herrlichkeit bringe ich eines von den kleinen Memorandum-Büchern mit, das ich auf dem Schlachtfelde gefunden habe und in welches jeder Französische Soldat seine Ausgaben und Einnahmen, die Zahl seiner Dienstjahre und sogar die erlittenen Strafen eintragen mußte. Das Feld war ganz besäet mit solchen Reliquien, unter denen ich auch eine handschriftliche hübsche Sammlung von Französischen Liedern entdeckte, die vermuthlich das Werk eines jungen Offiziers sind, und ein Kreuz der Ehrenlegion. Unter einem anderen Couvert sende ich eine Skizze der Schlacht, die ich in Brüssel entworfen habe und die zwar nicht ganz genau, aber doch hinreichend ist, eine gute Uebersicht vom Schlachtfelde zu geben."

Was nun Walter Scott über die Schlacht selbst sagt, übergehen wir jetzt um so lieber, da das ganz kürzlich erst erschienene Werk des Generals von Grolman und Majors von Damitz eine eben so klare als würdige Beschreibung der Schlacht in allen ihren Details gegeben hat. Walter Scott weiß übrigens nur von der Tapferkeit der Engländer, Hannoveraner und Braunschweiger zu sprechen (von den Belgiern sagt er wenig Rühmliches), aber auch selbst wenn die Armee ganz aus Briten bestanden hätte, würde sie das Schicksal des Tages nicht entschieden haben, wie Scott meint. Denn nach dem Geständniß des eigenen Oberfeldherrn waren die Engländer nahe daran, besiegt zu werden, wenn nicht das Preußische Heer rettend erschienen wäre. Die unparteiische Darstellung in dem oben genannten Deutschen Werke giebt einer jeden Tapferkeit die gebührende Ehre.

Auf der weiteren Reise bemerkt Scott, daß man Frankreich eigentlich nur im Zustande des Friedens sehen müßte. Denn die eng blokirten Festungen, die zerstörten und abgedeckten Häuser, ohne Thür und Fenster, die Spuren von Kugeln in Städten, wie in Cambrai und Perronne, die finsteren Blicke der Männer und das Klagegeschrei der Weiber — alles dies giebt eben kein erfreuliches Bild. „Die Höflichkeit und die gute Laune dieses Volkes", schreibt er, „sind mit der Demüthigung ihres Stolzes aus dem Lande geflohen, und man blickte uns so an, als ob wir gekommen wären, um über sie zu lachen oder uns des Triumphs unserer Waffen über sie zu erfreuen. Heute früh begegneten wir einer großen Anzahl der aus der Festung Condé entlassenen Garnison, die finstersten Gurgelabschneider (cut-throat), die ich in meinem Leben sah und die die größte Lust hatten, sich recht insolent zu betragen, wenn sie nicht gewußt hätten, daß alle Städte und Dörfer ringsum voll alliirter Truppen wären. So begnügten sie sich denn laut, ihr vive le roi in sehr ironischem Tone zu rufen, zwischen den Lippen aber ihre Sacre B—, mille diables und andere Schönheiten der Französischen Beredsamkeit hervorzupressen." An der Zerstörung der Gegend, an den Erpressungen und Contributionen sind die Engländer nach Scott's Berichten durchaus unschuldig, sie bezahlen gut und leben in einer gar regelmäßigen, ordentlichen Weise. Dagegen kommen unsere Preußischen Landsleute nicht gut weg. Scott thut uns übrigens die Ehre an, uns, trotz dieser Ungebührnisse, für gutmüthige, nicht blutdürstige Leute zu erklären, die höchstens einmal mit dem flachen Säbel fuchtelten, sonst aber gegen die Frauen eine außerordentliche Höflichkeit bewiesen und in beiderlei Beziehung sich weit besser betragen, als die Franzosen sich in Preußen betragen hätten. Freilich weiß auch unsere Kriegsgeschichte nichts von solchen Ausschweifungen, wie sie Englische Truppen in Badajoz und San Sebastian begangen haben.

In Paris fand Scott nun viele Engländer. „Die jungen Leute", sagt er, „bilden sich etwas darauf ein, den Herzog von Wellington in der Kaltblütigkeit seines Charakters und in dem Sichgehenlassen nachzuahmen, wandern in den Gassen umher, die Hand in den Taschen ihrer langen Westen, oder reiten im leichten Galopp auf Kosaken-Pferden, trottiren durch die Straßen, pfeifend und sich umsehend, als ob ganz Paris ihr eigen sey. Die Franzosen hassen sie außerordentlich wegen dieses Hochmuthes und wegen ihrer Anmaßungen, aber der eigentliche Grund ihres Mißbehagens über uns liegt doch in der Geringschätzung, die ihnen gegenwärtig die anderen Mächte beweisen."

Im demselben Briefe erzählt er Folgendes: „Heute früh (6. September 1815) sah ich ein großes militairisches Schauspiel. Ungefähr 20,000 Mann Russen wurden von den Monarchen und allen den Herrschaften, die sich jetzt in Paris befinden, gemustert. Der Kaiser, der König von Preußen, der Herzog von Wellington, mit ihren glänzenden und zahlreichen Generalstäben, hatten sich in der Mitte des Platzes Ludwig's XV. aufgestellt, fast an demselben Punkte, wo Ludwig XVI. war enthauptet worden. Der Blick in eine lange Straße, die gerade auf diesen Platz sah, glich einem glühenden Hochofen, da die Sonnenstrahlen mit außerordentlicher Kraft auf die Waffen der Truppenmasse schienen, von denen die Straße erfüllt war. Ein Haufen Kosaken hatte sich mit seinen Lanzen vor uns aufgestellt und trug durch seinen wilden Aufzug nicht wenig bei, das Schauspiel noch auffallender und ungewöhnlicher zu machen. Denn auf der einen Seite hatten wir die lange Façade der Tuilerieen, die wir durch den Garten und die Wälder von Orangenbäumen hindurch erblickten, auf der anderen zogen die Truppen unter militairischer Musik heran. Hinter uns war eine lange Säulenreihe, die Fronte des Palastes der Deputirten, und gerade vor den Monarchen erhob sich eine prachtvolle Reihe von Gebäuden, unter denen man die bronzene Säule unterschied (auf dem Vendôme Platze), durch welche Napoleon hatte seine Siege über die Monarchen von Rußland, Preußen und Oesterreich verherrlichen wollen. Und

*) Memoirs of the life of Sir Walter Scott. By J. G. Lockhart, Esq., his son-in-law and literary executor. In three Volumes. Vol. I. London, 1836. Vol. II. 1837. Die hier im Auszuge mitgetheilten Stellen stehen Vol. II. p. 174—185.

jetzt hielten gerade diese Fürsten in seiner ehemaligen Hauptstadt Heerschau über ihre Truppen! Sie können, mein theuerster Freund, leicht selbst ermessen, welche tausend Gedanken sich in meiner Seele erhoben, als ich der Zeuge einer so glänzenden Scene war, und noch dazu auf einem Platze, der die verschiedenartigsten Ideenverbindungen nothwendig erzeugen mußte. Wenn ich Ihnen einen Bericht über die Gesinnung der Franzosen — denen ja nichts lieber ist als ein Schauspiel — geben soll, so muß ich Ihnen sagen, daß nicht hundert Zuschauer bei jener Revue zugegen gewesen sind*). Uebrigens zweifle ich nicht daran, daß dieses Land sich sehr bald von den Schlägen erholen wird, die es jetzt erlitten hat, denn niemals war ein Boden so sehr von der Natur gesegnet und so reich an Wein, Korn und Oel und an der belebtesten Thätigkeit seiner Einwohner. Frankreich ist jetzt der Riese in der Fabel, der sich windet oder vielmehr unter der Last der Berge, die man auf ihn gestürzt hat, liegt, aber zermalmt wird er darum nicht. Ist er nur erst von der Last der sechs oder sieben Mal hunderttausend fremder Truppen befreit, so wird er schnell wieder aufrecht dastehen — wohl ihm, wenn er dann gelernt hat, seine natürlichen Kräfte nur zu seinem eigenen Schutze zu gebrauchen und nicht zum Schaden seiner Nachbarn."

Scott fand in Paris bei den ersten Männern seines Landes (wie er selbst in Paul's Briefen den Seinigen erzählt), den Lords Cathcart, Aberdeen und Castlereagh, die schmeichelhafteste Aufnahme und wohnte mehreren der glänzenden Feste bei, welche der Herzog von Wellington in Paris gab. Aber seine Bescheidenheit ließ ihn dort Manches nicht erwähnen, was Lockhart theils aus Briefen, theils aus seinen Unterredungen später in Erfahrung gebracht hat. Er bestätigt nicht allein das eben Gesagte, sondern setzt noch hinzu, daß Wellington sowohl, als ihm Scott zum ersten Male vorgestellt ward, als nachher ihm eine Herzlichkeit und Vertraulichkeit erwiesen habe, von der man ihn oft sagen hörte, daß er sie als die höchste Auszeichnung (the highest distinction) betrachte, die ihm in seinem Leben widerfahren sey. Eben so erzählte Scott gern von seiner ersten Audienz beim Kaiser Alexander, die bei einem großen Mittagsessen in Lord Cathcart's Wohnung stattfand. Scott erschien bei dieser Gelegenheit in seiner blau und rothen Uniform als Lieutenant der Grafschaft Selkirk, und des Kaisers erste Frage war, indem er auf seine Lahmheit deutete, in welcher Schlacht er verwundet worden sey? Scott entgegnete, daß dies ein Naturfehler sey, worauf der Kaiser sagte: „Ich dächte, von Lord Cathcart gehört zu haben, daß Sie gedient haben." Da Scott bemerkte, daß der Lord etwas verlegen um sich sah, so antwortete er rasch: „Ich habe allerdings auch in einem gewissen Sinne gedient, das heißt in der Kavallerie unserer Yeomanry, einer Art von Miliz, wie die Landwehr oder der Landsturm." — „Wer kommandirte sie?" — „Der Chevalier Rae", war die Antwort. — „Wo sind Sie im Treffen gewesen?" — „Nur in einigen leichten Gefechten, wie bei Groß-Lauzeway und Moredun-Hill." Und als Scott bemerkte, daß Lord Cathcart's Gesicht wieder ruhig geworden war, so brachte er selbst die Unterhaltung auf einen anderen Gegenstand. Bei diesem Diner machte Scott auch die Bekanntschaft des Hetmanns Platoff, der ein so großes Wohlgefallen an ihm zu erkennen gab, daß Scott es bedauert, mit ihm sich nicht in seiner Landessprache haben unterhalten zu können. Am folgenden Tage, als Scott mit seinem Begleiter Pringle in der rue de la paix spazierte, kam der Hetmann, von einigen Kosaken begleitet, ihnen entgegengeritten. So wie er Scott's ansichtig wurde, sprang er vom Pferde, lief auf ihn zu und küßte ihn auf beide Backen in der vollsten Freude seines Herzens, worauf er ihm dann durch seinen Adjutanten verständlich machte, daß er recht sehr wünsche, ihn bei der nächsten großen Revue bei seinem Stabe zu sehen, und daß er alsdann auch das beste seiner Ukrainischen Pferde haben sollte. Und wirklich hatte Scott ein solches bestiegen, als er kurz darauf einer der glänzenden Revuen auf dem Marsfelde beiwohnte.

Nicht mindere Aufmerksamkeit fand Scott bei den ausgezeichnetsten Deutschen Generalen und Staatsmännern, die sich damals in Paris befanden. Eben so bewiesen auch einzelne Franzosen ihm ihre Verehrung in ausgezeichneter Weise und wetteiferten, wie Lockhart sagt, mit den enthusiastischen Deutschen in allen Arten der höflichsten und zuvorkommendsten Beweise an Achtung. Eine solche Gesellschaft ward aber dem Dichter einmal durch ein sehr unwillkommenes Zusammentreffen verdorben. Man stellte ihm nämlich, unmittelbar nach seinem Eintritt in den Saal, einen Fremden vor, dessen Physiognomie die widrigste war, die er jemals sich erinnerte gesehen zu haben, und er hatte die üble Stimmung noch nicht überwunden, als er wenige Minuten nachher erfuhr, daß er sich in der unmittelbaren Nähe David's, des „blutbespritzten Königsmörders", befunden habe.

Eine weit heiterere Erinnerung bewahrte Scott an eine elegante Landpartie nach Ermenonville, die an einem schönen Tage unter Lord Castlereagh's Auspizien veranstaltet war und an welcher die angesehensten Männer Antheil nahmen. Die Damen in der Gesellschaft hatten einen weiteren Spaziergang gemacht und waren es müde, weiterzugehen, so daß Lord Castlereagh einen seiner jungen Diplomaten in ein Dorf abschickte, um einige Esel herbeizuschaffen. Der Diplomat kehrte aber bald mit einem sehr verdrießlichen Gesichte zurück und meldete, daß die Bauern eine so ganz unverschämte Forderung gemacht hätten, daß er nicht gewagt habe, auf dieselbe einzugehen. Der Marschall Vorwärts (Marshal Forwards), der auch mit von der Gesellschaft war, sagte nichts, aber er winkte einem seiner Adjutanten. Nun war man kurz zuvor bei einem Preußischen Picket vorbeigekommen — und in kurzem erschien die gewünschte Anzahl an Eseln, von einem halben Dutzend Husaren begleitet, denen ein Theil der Bevölkerung jenes Dorfes folgte, unstreitig, um zu sehen, was mit den Thieren vorgenommen werden sollte. „Ja, Blücher war ein strenger Mann", pflegte Scott dann wohl im Scherz zu sagen, da er sonst ein großer Verehrer des alten Helden war, wie aus dem „Leben Napoleon's" (XV. S. 101 Deutsch. Uebers.) hervorgeht, „aber Lord Castlereagh mischte sich unter die Leute, sprach freundlich mit ihnen und schickte sie mit mehr Napoleonsd'or zu Hause, als der ganze Marstall des Dorfes werth gewesen seyn mag."

Nach einer Abwesenheit von sechs Wochen befand sich Scott wieder in der behaglichen Ruhe seines Schlosses zu Abbotsford, sehr befriedigt von seiner Reise, die auch für Alles, was um ihn war, in guter Erinnerung blieb; denn er hatte für Alle kleine Geschenke mitgebracht, wodurch er bei diesen Leuten eine außerordentliche Freude verbreitete. „Es war nicht sowohl", sagte er bei einer solchen Veranlassung zu Irving, „der Werth der Geschenke, der sie erfreute, als vielmehr der Gedanke, daß ihr Laird auch in so weiter Entfernung an sie gedacht habe."

*) Wer im Jahre 1815 ähnlichen militairischen Schauspielen in Paris beigewohnt hat, wird die Wahrheit von Scott's Bemerkung bestätigen.

Nord-Amerika.

Kanada's Verhältniß zu Großbritanien.

(Schluß.)

Und doch ist es in Ober-Kanada damit noch schlimmer. Dort hat die einzige Familie der Davie Boulton, mit Enkeln und Neffen zusammen an vierzig Köpfe stark, alle wichtigere Stellen des Landes inne. Und so groß ist ihr Einfluß daselbst in allen Zweigen der Verwaltung, daß selbst die Obergewalt des Mutterlandes nimmermehr hinreicht, den Aermsten zu schützen, der so unglücklich ist, den Boulton's zu mißfallen. Ja, merkwürdig und die Neigungen der Kanadischen Oligarchie genau bezeichnend ist diese Sippschaft-Liebe, diese Kameraderie; nirgend wird man eine lebhaftere Freundschaft, nirgend eine rührendere Zärtlichkeit finden, als sie da zwischen den Neffen und Groß-Neffen, zwischen den Rittern und Edeln der Vetterschaft einer Kanadischen Familie walten. Und wie ergiebig diese Freundschaft, diese Zärtlichkeit seyn können, möge die folgende Tabelle des Antheils, den bei Vertheilung der Ländereien für geleistete Staatsdienste die Familie Felton davontrug, anschaulich machen. Damals erhielten

William B. Felton, für dem Staate geleistete Dienste	14,141	Morg.
William, sein Sohn,	1,000	"
Eliza, dessen Schwester,	1,200	"
Charlotta, dessen Schwester,	1,200	"
Maria, " "	1,200	"
Mathilda, " "	1,200	"
Octavia Felton	1,200	"
Louisa "	1,200	"
Fanny "	1,200	"
Alle zusammen also	23,341	Morg.

wovon auf die sieben Schönen allein 8400 Morgen kommen, obgleich zur Zeit der bewilligten Länder-Vertheilung Miß Octavia kaum sieben, Miß Louisa etwa fünf, Miß Fanny eben erst vier Jahre zählten. Auch glaube man ja nicht etwa, daß die Felton's eine edle um den Staat hochverdiente Familie seyen. Der Vater dieser glücklichen Kinder ist vielmehr ein Mann, der überwiesen worden, 10,000 Morgen Landes auf unerlaubte Weise zu seinem Nutzen verwendet zu haben. Und gerade hierbei zeigt sich jener Geist bewundernswerther Einigkeit und Eintracht, der die Kanadische Oligarchie auszeichnet, im glänzendsten Lichte. Einen Freund seinem Verhängniß entziehen — wie sie für dergleichen Fälle sich ausdrückt — das ist ihr ein verdienstliches Werk, eine heilige Pflicht; da spart sie weder Mühe noch Geld, um zu ihrem Zwecke zu gelangen.

Habsucht, Geiz, Stellen-Wucher, diese Merkmale sind die hervorstechenden in dem Charakter derer, welchen die Verwaltung dieses schönen Landes anvertraut ist. Aber neben diesen erhebt sich ein Bürgerstand, mächtig durch seine Bildung, wie durch seine Hülfs-Quellen, beides den neuen Einrichtungen und dem Handels-Geiste verdankend, der sich, unmittelbar nach der Eroberung des Landes, unter dessen Bewohner einschlich. Bis dahin hatten diese sich damit begnügt, von dem Ertrage ihres Bodens friedlich zu leben: unter der neuen Verwaltung aber zeigte sich auch bei ihnen bald der Geschmack für den Handel, wie die Eroberer ihn mitgebracht hatten; und bald wurde durch ihn die Bürgerklasse eben so reich, wie ihre Herren es geworden. Mit dem Wachsthum des Vermögens fand sich bei den Großhändlern und Landeigenthümern dann auch die Erkenntniß ein, wie wichtig für sie die Erweiterung ihrer Kenntnisse sey; daher sie auf die Erziehung ihrer Kinder alle erfinnliche Sorgfalt verwandten. So erlangte der Bürgerstand einen bedeutenden Einfluß durch seine Stellung, wie durch Reichthümer und Kenntnisse, zumal es ihm auch nicht schwer wurde, zugleich die Liebe des Volkes zu gewinnen. Und gegenwärtig spielt er eine hochwichtige Rolle in Kanada; denn er wählt die Mitglieder zur gesetzgebenden Versammlung, da ja 40 Pfd. jährliche Einkünfte oder 10 Pfd. Miethe-Ausgabe das Recht der Wählerschaft begründen —, und aus dem Schoße der Bürgerschaft selbst wählt er ihre Vertreter: eine rein demokratische gesetzgebende Versammlung, woraus

ein ewiger Konflikt entstand, ein Konflikt, wie man ihn in keiner constitutionnellen Verwaltung wiederfindet, ja, der alle Vorstellung übersteigt. Wurden doch im Verlaufe von 14 Jahren mehr als 216 von der gesetzgebenden Versammlung angenommene Bills im legislativen und im exekutiven Rathe verworfen, und 86 andere erlitten solche Aenderungen, daß das Versammlungshaus nicht umhin konnte, sie nun seinerseits ganz zu verwerfen. In Nieder-Kanada war die Session von 1835 zu 1836 fast ganz nutzlos verstrichen; denn auch in dieser wurden von 107 durch das Versammlungshaus votirten Bills 34 sogleich bei der Diskussion im legislativen Rathe dergestalt modifizirt, daß sie von ihren eigenen Urhebern aufgegeben werden mußten. Nun glaube man aber doch ja nicht, daß die Forderungen der gesetzgebenden Versammlung wohl gar übertrieben gewesen. Man würde sich im Irrthume befinden. Eine jener Bills z. B. sollte festsetzen, daß jedes Mitglied des Versammlungshauses, welches eine Kronstelle annehmen würde, sich wieder an seine Konstituenten wenden müßte, damit diese, nach Befinden, es nochmals erwählten, oder nicht. Eine andere jener Bills trug darauf an, daß von den Orten, wo die Wahlen stattfinden, die Truppen zurückgezogen werden sollten.

Immer hat die gesetzgebende Versammlung den größten Eifer für Verbreitung der Erziehung und des Unterrichts unter allen Klassen des Volkes an den Tag gelegt. Zu dem Ende wollte sie auch, nach dem Muster des Schottischen Systems, Elementar-Schulen errichten; und in der Sitzung von 1814 brachte eines ihrer Mitglieder eine Bill ein, welche das Volk aufforderte, zur Ausführung dieses Planes die geeigneten Kommissarien zu ernennen. Aber auch diese Bill wurde verworfen; ja sechs Jahre hindurch wurde eine große Anzahl Bills, die alle auf Errichtung von Schulen in den beiden Provinzen gingen, eine nach der anderen von der gesetzgebenden Versammlung votirt, vom exekutiven Rathe verworfen. Erst im Jahre 1829 errang diese unausgesetzte Konsequenz und Beharrlichkeit, zur größten Freude der ganzen Kanadischen Bevölkerung, den Sieg: in der Genehmigung einer School-bill, in Folge deren bereits in demselben Jahre 14,753, im Jahre 1835 aber 37,638 Schüler freien Unterricht genossen. Unglückseliger Weise war aber die Akte nicht auf unbegränzte Dauer gegeben, sondern erlosch schon 1836; und der exekutive Rath ging auf ihre Erneuerung nicht ein, so daß an einem einzigen Tage mehr als 1600 Schulen geschlossen, mehr als 40,000 Schüler des Unterrichts und der Erziehung beraubt wurden.

Die hauptsächlichsten der vom Versammlungshause in Kanada geforderten Reformen bestehen alle in der Bildung eines wählbaren exekutiven Rathes und in dem Rechte einer absoluten Kontrole über die Einkünfte und Ausgaben der Lokal-Verwaltung. Schon im Jahre 1810, als das Einkommen der Provinzen mit den Ausgaben allmälig auf gleiche Höhe gestiegen war, machte die gesetzgebende Versammlung den Vorschlag, die Erhebung und Verwendung der Kolonial-Gelder selber zu beaufsichtigen. Wie dienlich dies gegen Vergeudungen und Malversationen gewesen wäre, haben unzählige Beispiele ergeben. Doch seinem Systeme getreu, wies man in London den Vorschlag zurück. Aber, hiermit noch nicht zufrieden, that man noch mehr. Man klagte den Urheber des Vorschlages, sammt denen, die ihn unterstützt hatten, des Hochverraths an und warf sie Alle ins Gefängniß. Dessenungeachtet blieb die Versammlung beharrlich; und endlich gewann auch ihre Meinung die Oberhand.

Neben dieser Finanzbeschwerde erhebt sich die über die Intervention des Gouvernements in rein lokalen Sachen, die immer sehr umständlich ist und zahllose Schwierigkeiten mit sich bringt, die den Interessen der Kolonie oft sehr nachtheilig werden. So hat das Gouvernement auch durch die der Englisch-Amerikanischen Compagnie bewilligte Charte, ohne Rücksicht auf das Wohl des Landes, dieser für einen Spottpreis ungeheure Ländereien bewilligt, die, wären sie besser veräußert worden, unfehlbar den bedeutendsten Nutzen gewährt haben würden.

Ohne indeß hier die von den Repräsentanten der Kanadischen Wähler beantragten Reformen weiter aufzuzählen, wollen wir nun einen prüfenden Blick auf das Verfahren des Gouvernements bei diesem ernsten Konflikte werfen. Unter der kurzen Torn-Verwaltung, nach Abdankung des Ministeriums Melbourne, kündigte Sir Robert Peel dem Unterhause an, daß er Königliche Kommissarien nach Kanada schicken werde, die sich von der Lage des Landes überzeugen sollten. Diese reisten dann auch wirklich ab und wurden bei ihrer Ankunft in Kanada von den Patrioten als Vorboten einer glückseligen Aera des Landes begrüßt. Wie aber sahen sich Alle enttäuscht, als bei Eröffnung der Session der Gouverneur eine Rede hielt, die sich von den vorhergegangenen durch nichts als durch ihre unbarmherzige Länge unterschied, ohne daß der in Frage stehenden Reformen nur mit einem Worte gedacht wurde. Unter diesen Umständen konnte die Versammlung jene Kommissarien freilich nicht anerkennen; und dennoch bewilligte sie, um den Gang der Verhandlungen nicht zu hemmen, Subsidien für sechs Monate. Aber auch dieses Votum, gewiß ein kräftiges Zeugniß für die Bereitwilligkeit zu einem gütlichen Uebereinkommen, entwaffnete die Widersacher nicht: sie verwarfen die ihnen vorgelegten Bills insgesammt. Indessen hielt die Versammlung sich noch immer nicht etwa für geschlagen, sondern erneuerte ihre Adressen in Betreff der schon beantragten Reformen an den König und an das Parlament. Aber das inzwischen ans Ruder getretene Whig-Ministerium ließ nun von den beiden Parlamentshäusern die feindseligsten Resolutionen fassen, deren eine gerade die Erhebung der öffentlichen Einkünfte zum Gegenstande hatte.

Unmöglich ist es, sich einen vollständigen Begriff von der Aufregung zu machen, welche diese Zwangs-Maßregeln hervorbrachten. An allen Punkten des Gebiets fanden Meetings statt, in denen die heftigsten Gesinnungen zum Ausbruche kamen, so daß nur mit großer Mühe die Vorsichtigeren und Klügeren die erbitterte Bevölkerung vom augenblicklichen Kampfe mit gewaffneter Hand abhalten konnten. So faßte man zu Montreal, in einer Versammlung von mehreren Tausenden, unter verschiedenen Entschlüssen hauptsächlich auch die folgenden zwei: „Da das Englische Parlament einer offenbaren Verletzung unserer gemeinen Rechte sich schuldig gemacht, ist es eine gebieterische Pflicht für uns, solcher Verletzung mit allen gesetzlich uns zu Gebote stehenden Mitteln entgegenzutreten und nicht mehr an eine Corporation uns zu wenden, die sich so bestimmt unseren Freiheiten feindlich erklärt hat. Indem wir zu Begründung und Aufrechthaltung unserer Freiheiten fernerweit nur noch auf unsere eigene Energie und auf die Sympathie unserer Nachbarn auf dem Amerikanischen Festlande zählen, ist es eine Pflicht der Vorsicht und Klugheit, uns zu Bekämpfung der bevorstehenden Schwierigkeiten durch Uebung einer strengen Sparsamkeit in unseren Privat-Ausgaben, durch Förderung unserer Belehrung, durch Verbesserung des Landbaues und der inländischen Manufakturen, so wie durch Ausdehnung des Binnenhandels, vorzubereiten."

Analog den früheren Maßregeln der ehemaligen Englischen Provinzen von Nord-Amerika, beschloß man in dieser Versammlung, keines der Erzeugnisse ferner zu konsumiren, die zu dem Einkommen beisteuerten, dessen Erhebung das Ministerium sich vorgesetzt hatte. Dahin gehören: der Kaffee, der Thee, vorzüglich aber der Rum und Branntwein. Die Stelle dieser Spirituosen sollten der im Lande selbst beschaffte Wachholder- (gin) und der Malz-Branntwein (whisky) ersetzen. Zu gleicher Zeit bereisten die einflußreichsten Deputirten, unter Anderen auch der bekannte Papineau, das Land, um eine allgemeine Organisation zu Stande zu bringen und Korrespondenzen zwischen den Kommunal-Comités und dem permanenten Central-Comité zu Montreal einzuleiten.

So war die Lage und Stimmung der Provinzen zu Ende vorigen Jahres. Bis dahin war die Widersetzlichkeit der Kanadier rein vorübergehend gewesen. Seitdem aber haben wir abermals gesehen, daß es, wenn eine Kolonie einmal geneigt ist, mit ihrem Mutterlande zu brechen, nur eines an sich geringfügigen Ereignisses bedarf, um den offenen Kampf herbeizuführen. Aber auch dieser Kampf scheint gegenwärtig bereits so gut wie beendet. Wie viel ernsthafter und langwieriger er aber werden konnte, war leicht zu ermessen, wenn man bedenkt, daß die Kanadier tapfer und an Beschwerden und Entbehrungen aller Art (zum Theil schon durch das Klima ihrer Landstriche) gewöhnt sind; daß sie die Geistlichkeit der Landschaften, deren Einfluß sehr beträchtlich ist, ganz und gar für sich haben; daß in Nieder-Kanada (einem Lande von gleichem Flächen-Inhalte mit Frankreich) drei Viertheile der Bevölkerung von der England bitter verfeindeten Französischen Partei gebildet werden; daß nicht geringe Hülfe von Neu-Schottland, Neufundland und der Prinz-Edwards-Insel, wo man überall auf fast gleiche Reformen bestand, so wie von Neu-Braunschweig her, erwartet werden durfte — so daß alle diese Besitzungen, im Vereine mit den beiden Kanada's, eine Bevölkerung von mehr als anderthalb Millionen (weit mehr als Nord-Amerika vor 60 Jahren) aufzuweisen hatten — wovon nur die feindlich gesinnte Geistlichkeit der Städte und die Bewohner der Seminarien abzurechnen waren. (Fr. Litt.)

Spanien.

Die Feldherren des Don Carlos.

Von einem Englischen Tory.

IV. Cabrera.

Ein Spanier von echtem Volksgepräge ist Don Ramon Cabrera, — unstreitig, seit Zumalacarregun gefallen, der hervorstechendste Charakter, die merkwürdigste Persönlichkeit unter den Kriegshäuptern der Karlistischen Partei. Er ist aus der Gegend von Tolosa gebürtig und widmete sich in seiner Jugend, auf den Wunsch seiner Mutter, dem geistlichen Stande. Donna Cabrera war eine Spanierin von überspannter, glühender Frömmigkeit; sie liebte ihren Sohn aufs zärtlichste und träumte kein größeres Glück, keine höhere Ehre für ihn als die Weihen und das Priesterkleid. Ihr Beichtvater, Don Antonio Sanz, damals Präbendarius und Professor an der Universität zu Tolosa, gegenwärtig Kaplan des Infanten Don Sebastian, nahm sich als Vormund und väterlicher Freund des Knaben an. Der junge Cabrera studirte zu Saragossa und empfing die ersten Weihen. Allein das stille Klosterleben sagte seinem ungestümen, feurigen Temparament nicht zu; er warf die Kutte ab, als er es schon zum Diakonus gebracht hatte, sah seine Zelle mit dem Rücken an und ging unter die Königlichen Freiwilligen. Seine ausgezeichneten Fähigkeiten und seine begeistert royalistischen Gesinnungen gereichten ihm bei seinen Vorgesetzten zur Empfehlung; er stieg schnell zum Lieutenant und zum General-Adjutanten auf. Schon damals erklärte er sich mit der größten Wärme für das durch Ferdinand's VII. eigenmächtige Verfügungen umgestoßene Recht des Don Carlos an die Thronfolge. Als nun die Regierung der Königin Christina für nöthig fand, das Corps der Königlichen Freiwilligen, der unbequemen „Vertheidiger des Thrones und Altars", aufzulösen und zu entwaffnen, fühlte sich Cabrera durch diesen Gewaltschritt

so ergrimmt und empört, daß von dem Augenblicke an sein Entschluß feststand, sich an die Spitze einer Guerilla zu stellen und in den Bergen seiner Heimath das Panier des Don Carlos zu erheben.

Die royalistische Bewegung nahm bekanntlich in Navarra ihren Anfang; die Häupter der Partei traten zusammen und ernannten aus ihrer Mitte Zumalacarregun zum Oberbefehlshaber der Königlichen Truppen. Diesem trug Cabrera seine Dienste an; da aber Zumalacarregun Anstand nahm, ihm ein Kommando anzuvertrauen, verlor der heißblütige Aragonese die Geduld und ging nach Hause. Nun fing er den Krieg auf eigene Faust zu treiben an; er brachte einige Leute zusammen und trat 1835 mit einem kleinen Streif-Corps in Aragonien auf. Ein anderer Guerillero, Quilez, der eben so klein angefangen hatte, gesellte sich zu ihm; Beide zusammen machten sich durch kühne und glückliche Angriffe in der ganzen Provinz gefürchtet, und mit dem Glück wuchs auch die Zahl der Streiter dergestalt, daß sie sich wieder von einander trennen mußten, um nicht Mangel zu leiden.

Der Brigadier Hervé, ein ehemaliger Offizier in der Garde Karl's X., wurde darauf aus dem Karlistischen Hauptquartier nach Aragonien gesendet, um den Aufstand in dieser Provinz zu organisiren; er führte den Titel General-Kommandant von Nieder-Aragonien. Diesem schloß Cabrera sich an; sie brachten binnen wenigen Monaten eine ansehnliche Streitmacht zusammen, überzogen Aragonien und die Huerta von Valencia und verbreiteten den Schrecken ihrer Waffen bis unter die Mauern der genannten Hauptstadt. Hervé hatte das Unglück, den Christinos in die Hände zu fallen, und wurde erschossen; Cabrera folgte ihm, mit dem Range eines Brigadiers, im Kommando nach. Die Art und Weise, wie er den Krieg führt, ist bekannt genug. Er läßt den Feind nicht zu sich kommen, er hält ihn beständig in Angst; schnelle Märsche, plötzliche Ueberfälle, ungestüme Angriffe, darin besteht seine Taktik; wo man ihn am wenigsten erwartet, bricht er hervor und wirft Alles vor sich nieder. Ein grausamer, unversöhnlicher Haß erfüllt ihn gegen alle Anhänger der Königin. Seine hochbejahrte Mutter wurde von einer Rotte der Christinos festgenommen, nach Tortosa geschleppt und am 16. Februar 1836 erschossen. Diese Unthat hat ihn zur wildesten Rachsucht entflammt; all sein Trachten ist auf blutige Vergeltung gerichtet, — mit Schwert und Feuer wüthend, wie ein Würgengel, zieht er durch das erschrockene Land. Die Feinde üben ihrerseits die entsetzlichsten Repressalien; alle Gräuel des Bürgerkrieges sind losgelassen.

Als ein merkwürdiges Aktenstück setze ich den Tagesbefehl her, welchen Cabrera am 20. Februar 1836 aus dem Hauptquartier Val de Nobles an seine Truppen erließ, als jene feige Mordthat ihm gemeldet wurde. „Die verabscheuungswürdigen Rebellen gegen unseren König und unsere heilige Kirche", verkündigte er, „haben am 16ten dieses Monates in der Frühstunde, auf dem Platze Barbican zu Tortosa, meine arme, fromme, hochbejahrte Mutter erschossen. Meine drei Schwestern hat man unwürdig gemißhandelt; zwei von ihnen sind verheirathet — man hat ihre Männer gefangen weggeführt und läßt sie im Kerker verschmachten. Der Wütherich und Barbar, Don Augustin Nogueras, welcher sich den Titel eines Ober-Kommandanten in Nieder-Aragonien anmaßt, hat eine Proclamation erlassen; darin rühmt er sich der feigen That, als wäre es ein Heldenstück. So handeln jene Verworfenen, Gottlosen; so fluchwürdig ist die Sache, welcher sie dienen, daß sie nicht bestehen kann ohne ruchlose Gewalt, ohne Ströme vergossenen Blutes, ohne den Jammer der Mütter und der Kinder, der Witwen und der Waisen in ganz Spanien. Aber der Frevel wird auf die Urheber zurückfallen und der Mord siebenfältig an den Mördern gestraft werden. Mein Gemüth trauert, und meine Seele schaudert, aber mein Muth ist durch ihre Verbrechen nicht gebeugt, und meine Entschlüsse wanken nicht. Kraft der Befugniß, welche mir nach Gesetz und Gerechtigkeit zusteht, und in meiner Eigenschaft als Ober-Befehlshaber dieser Provinz, im Namen unseres rechtmäßigen Königs und Herrn Don Carlos V., aus dessen auf mich übertragener Vollmacht ich handle, verfüge und befehle ich wie folgt: 1) Der Brigadier Don Augustin Nogueras und Alle, die gegenwärtig mit ihm in der Armee der Königin Maria Christina, die sich zur Regentin von Spanien aufgeworfen hat, dienen oder sonst ein Amt im Namen der usurpatorischen Regierung bekleiden, werden hierdurch für Hochverräther und des Todes schuldig erklärt. 2) Wer von diesen Leuten den Truppen Seiner Majestät des Königs in die Hände fällt, soll unverzüglich erschossen werden. 3) Die Gemahlin des Don Manuel Fontiveros, früheren Kommandanten zu Chelva im Königreich Valencia, ist von uns als Geisel festgenommen worden, um für das Leben der Unsrigen, welche sich in der Gewalt der blutdürstigen Revolutionnaires befinden, zu haften. Zur gerechten Vergeltung des an meiner unschuldigen Mutter verübten Mordes befehle ich anjetzt, daß Donna Fontiveros und drei andere Frauen von Rebellen, nämlich Donna Cinta Tas, Donna Mariana Guardia und Donna Francisca Larguesa, ungesäumt erschossen werden sollen. 4) Indem ich den gegenwärtigen Befehl diktire, bricht mein Herz vor Gram und meine Augen strömen von Thränen. Ich verabscheue die Grausamkeit, allein so schwere Missethaten, wie sie von unseren Feinden an meiner Familie, an der trefflichsten und würdigsten aller Mütter verübt worden sind, werde ich unerbittlich vergelten und den Blutdurst im Blute ersticken. Ich erkläre daher, daß fortan für jeden Mord, dem Einer der Unsrigen zum Opfer fällt, zwanzig unserer Feinde mit dem Tode büßen müssen."

Dieser fürchterliche Tagesbefehl wurde in ganz Spanien bekannt gemacht, damit Niemand Unwissenheit vorschützen könne. An den vier genannten Frauen wurde das Todesurtheil wirklich vollstreckt. Es spricht jedoch zu Gunsten Cabrera's, daß Don Manuel Fontiveros selbst, der seine Gattin zärtlich liebte und ihren Verlust tief betrauerte, doch nicht auf Jenen, sondern auf die grausame und schonungslose Kriegsweise der Christinos alle Schuld seines Unglücks warf. Ja, Cabrera hat sogar seinen Feinden eine Lehre der Menschlichkeit gegeben, indem er unterm 26. Februar 1836, also nur 10 Tage nach der Ermordung seiner Mutter, ein Rundschreiben an die General-Capitaine von Aragonien, Catalonien und Valencia und an die Kommandanten der festen Plätze Tortosa, Alconez, Morella, Cantavieja, Castellon de la Plana und Teruel mit der Anzeige erließ, daß zu Ballaster ein Hospital für Verwundete und Kranke beider Parteien eingerichtet sey, daß er selbst die Gefangenen, welche er zu Brenel gemacht, und welche sämmtlich siech gewesen, dorthin geschickt habe, daß der Boden rings um die Stadt in einem Rayon von 6 Leguas neutral und Personen wie Sachen, die in dieses Gebiet geflüchtet, unverletzlich seyn sollten. Den Rayon dürfe Niemand mit Waffen in der Hand betreten, ohne vorher davon Anzeige gemacht und von dem Kommandanten der Stadt Erlaubniß erhalten zu haben; wer dem zuwider handele, solle im Betretungsfalle ohne Weiteres erschossen werden. Zugleich enthielt das Schreiben die Warnung: für jede Ungebühr, womit man sich von Seiten der Constitutionnellen an den gefangenen Royalisten etwa vergreifen sollte, würden die im Hospitale zu Ballaster befindlichen Christinos mit ihrem Kopfe haften müssen. „Die Knechte und Schergen der Usurpation", so schloß das Cirkular, „verleumden mich und stellen mich wie ein wildes Raubthier dar, das nach Blute lechzt, während ich doch nur gerechte Repressalien gegen die Grausamkeit Anderer übe. Der gegenwärtige Vorschlag, durch welchen ich die unmenschlichen Schrecken des Krieges zu mildern hoffe, entspricht den wahren Neigungen meines Herzens; Ihr möget Euch daran überzeugen, daß ich an Edelmuth und Menschlichkeit meinen Feinden nicht nachstehe, vielmehr selbst zuerst das Beispiel gebe."

Dem General Cabrera auf seiner Kriegs-Laufbahn zu folgen, würde uns hier zu weit führen. Wie oft haben die Christinos Gerüchte von seinen Niederlagen, von seinem Tode ausgesprengt! Cabrera lebt und steht in der besten Kraft seiner Jahre: noch jüngst hat Madrid vor ihm gezittert. Er ist von Figur wie von Charakter ein echter Spanier: nicht groß, mager, aber nervig; er hat ein längliches Gesicht, dessen Farbe ins Olivenbraune spielt, funkelnde Augen, langes, glänzend schwarzes Haar. Sein Wesen ist schlicht; er lebt einfach, ja dürftig, da er kein Vermögen besitzt, und es verschmäht, sich durch Plünderung zu bereichern. Aeußerlich zeichnet ihn nichts aus; seine Generals-Uniform legt er niemals an. Vieles in seinem Wesen erinnert an den Pfarrer Merino.

Mannigfaltiges.

— Spanische Zeitschriften. Die frühere „Revista Española", ein politisches Blatt, hatte im vorigen Jahre der „Revista Europea" Platz gemacht, einem Journal, das sich ausschließlich mit der Literatur, und zwar sowohl mit inländischer als mit ausländischer, beschäftigte. Gegenwärtig hat diese Zeitschrift nun wieder den eingeschränkteren Titel „Revista Peninsular" angenommen, und ihrer Ankündigung zufolge gedenkt sie nunmehr „die Grundsätze der socialen Schule des 19ten Jahrhunderts darzulegen und die Theorie zur politischen, religiösen und socialen Umgestaltung von Spanien zu entwickeln"*). — Eine andere Madrider Zeitschrift führt den Titel „Vergißmeinnicht" (No me olvides) und erscheint an jedem Sonntag auf einem ganzen Bogen. Als Herausgeber wird Don Jacinto de Salas y Quiroga, ein Verwandter des Generals, genannt. Obwohl zunächst zur Unterhaltung für die schöne und elegante Welt bestimmt, beschäftigt sich doch auch dieses Blatt mit der Erörterung ernster Fragen, wobei es ein gewisses Juste-Milieu befolgt und sich den Umsturz-Predigern eben so entschieden widersetzt, als den Eiferern, die gern eine Vergangenheit, welche auch in Spanien sich überlebt hat, auf unnatürliche Weise wieder zurückführen möchten.

— Orientalischer Maßstab. Der Türkische Gesandte in London machte vor kurzem eine kleine Reise durch England und kam bei dieser Gelegenheit auch nach Manchester, wo er eine berühmte Fabrik besuchte, die man ihm als sehr sehenswerth dargestellt hatte. Der Eigenthümer zeigte dem Gesandten mit großer Zuvorkommenheit sein ganzes Etablissement, und so kamen sie denn auch nach einem großen Saale, in welchem 3—400 Kinder in dem Alter von fünf bis zwölf Jahren beschäftigt waren. Der Türkische Diplomat sah sich diese Kinder mit großer Verwunderung an, nahm dann den Fabrikanten bei Seite und sagte lächelnd: „Sie haben da eine sehr schöne Familie, mein Herr! Alles Ihre eigenen Kinder? He, he, wie viele Frauen haben Sie denn?"

*) „exponer los principios de la escuela social del siglo XIX, y desarollar una teoria aplicable á la reorganizacion politica, religiosa y social de España".

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 13. Berlin, Montag den 29. Januar 1838.

Frankreich.

Französische Sprache und Literatur im 17ten, 18ten und 19ten Jahrhundert.

Von Prof. A. Richard in Genf.

Ein durchgehender Zug in der Französischen Literatur des 17ten Jahrhunderts ist ihre allgemeine Servilität: Servilität in der Sprache, Servilität in Gedanken, Servilität in der Form, und wiewohl dies nicht von sämmtlichen Produkten jener Zeit in gleichem Grade gilt, so sind doch alle von dem herrschenden Geist mehr oder weniger angesteckt.

Als Richelieu im Jahre 1629 erfuhr, daß mehrere Gelehrte und Literaten dann und wann sich versammelten, um einander ihre gegenseitigen Arbeiten vorzulesen, erkannte er auf der Stelle, welch kostbares Werkzeug ihm hierin gegeben sey für die Beförderung seiner Staatszwecke. Sogleich stellte er diese Versammlung unter sein höheres Patronat, gab ihr eine bestimmte Grundlage und Organisation und schuf so die Französische Akademie, die bald ein mächtiges Mittel wurde in der Hand des Herrschers, die Menge nach seinem Gefallen zu regieren. Dies mußte Corneille erfahren, er, dessen Geist gewiß viel zu stolz war, um sich von Anderen gängeln zu lassen. Sein Cid hatte dem Minister nicht gefallen, und die neuen Akademiker mußten das Stück verdammen; doch thaten sie dies mit einer Mäßigung, die ihren Widerwillen gegen solchen Herrendienst deutlich erkennen ließ. Die Französische Sprache, die sich bisher durch ihre Gewandtheit, ihre Naivetät und Kühnheit ausgezeichnet, wurde jetzt einer tyrannischen Gesetzgebung unterworfen. Sie wurde zwar glatter, aber auch ärmer und mehr geeignet, die Gedanken der Philosophen und Gelehrten wiederzugeben, als die reichen Schätze der Phantasie. Eine Menge von Worten, die man ohne Grund für bizarr und geschmacklos hielt, wurden aus dem Wörterbuche der Literaten unerbittlich ausgestoßen. Indem man die Sprache zu reinigen suchte, nahm man ihr ihren Reichthum und beraubte sie so vieler glücklicher Ausdrücke, die Fenelon schmerzlich vermißt hat. So gingen unter Anderem die meisten jener volksthümlichen Diminutiva, die in den alten Französischen Dichtern sich so gut ausnehmen, unwiederbringlich verloren. Zwar ist es dem Genie sehr oft gelungen, die Sprödigkeit der Sprache zu überwinden, nichtsdestoweniger war aber der Einfluß der Akademie sehr verderblich. Noch bei Vaugelas, d'Ablancourt und einigen Anderen, die den Uebergang bilden zwischen den Schriftstellern, die ihnen vorangegangen waren, und ihren Nachfolgern, findet man eine Verschmelzung der Naivetät der alten Sprache mit dem kalten Purismus, aus dem das Französische so eben neu erstanden war. Vor Allen aber zeigt sich bei Corneille die traurige Einwirkung jener puristischen Tendenzen und der bekannten Regel von den drei Einheiten. Man lese Medea, man lese die „Illusion comique": gewiß, das sind zwei Versuche, die noch ziemlich inkorrekt, ja, wenn man will, barbarisch sind; dafür tragen sie eine Kraft in Auffassung und Styl, eine Freiheit in Wort und Ideen an sich, die Shakespeare's würdig ist. Welch' treffliche, originelle Productionen sind nicht von solchem Dichter zu erwarten, wenn er bei größerer Reife und Sicherheit die betretene Bahn fortsetzt. Doch bald redet man ihm ein, daß er auf Irrwege geräth; das Theater der Alten stellt sich ihm entgegen: man ruft ihm zu, daß seine Diction nicht streng genug sey. Er läßt sich einschüchtern und bekehrt sich, wenn auch nicht so ganz gutwillig: seine Sprache wird reiner, sein Vers immer polirter, seine Ausdrücke werden anständiger, aber man sieht es dem großen Mann an, daß er sich nicht in seinem Element fühlt; er ist nicht frei in seinen Bewegungen, er erstickt in seinen Banden. Molière, der sich nur ungern in den präziösen Ton des Hôtel de Rambouillet fügte, Lafontaine, dem jede Beschränkung zuwider war, kämpften eben so kräftig und lebhaft für die freie, ungehinderte Entwickelung der Französischen Sprache. Was endlich Racine und Boileau betrifft, so nahmen diese das Joch ohne Murren an; auch merkt man nur selten in ihren Schriften den Einfluß jener Fesseln, die sie sich selbst angelegt.

Nach Richelieu's Tode schienen die Geister, von so lästigem Zwang ermüdet, die alte Freiheit und Energie wiederzufinden; die kühnen Blätter von Syremont und vom Kardinal Retz tragen die Spuren davon. Doch diese Freiheit sollte nicht lange dauern. Ludwig XIV., der, wenn auch weniger hart und grausam, doch eben so despotisch war als der Minister, ärndtete die Früchte von der gewaltthätigen Politik des Letzteren. Pensionen und Geschenke mußten dazu dienen, die Literaten zu fesseln, mochten sie Akademiker seyn oder nicht. Man hat oft gesagt, dieser Monarch habe die großen Geister, die seine Regierung verherrlichten, gebildet, aber gerade sein Schutz war ihnen in Betreff der Kunst eher schädlich als nützlich. „Alle Männer", sagt Herr von Barante, „die zum Ruhme Ludwig's XIV. beigetragen, Minister, Feldherren und Schriftsteller, Alle wurden geboren und erzogen zu einer Zeit, wo die Regierung dieses Königs noch gar keine feste Grundlage gewonnen hatte. Ihr Genie stammte gewissermaßen aus einer Zeit, wo die Geister weit größere Kraft und Freiheit besaßen. Jedenfalls ist eine solche Generation von Männern, nachdem die erste sich erschöpft, nicht mehr wiedergekehrt; unter Ludwig's XIV. Einfluß konnte eine zweite Erscheinung der Art nicht gedeihen."

Gehen wir zu den Dichtern insbesondere über; welches waren die Gegenstände, die man ihrer Inspiration überließ? Nichts als Eroberungen, Glanz und Reichthum, prachtvolle Feste, reizende Frauen u. dgl.; weiter durften sie nichts besingen. Daher litten auch ihre Produkte unter der unedlen Aufgabe, die sie sich gestellt. Die frechsten Lobhudler wurden überdies vorzugsweise mit Gnadenbezeugungen überhäuft. Bald muß der unglückliche Boileau singen, daß Ludwig nicht über den Rhein gegangen, bald wieder seinen zweideutigen Heldenmuth zum Himmel erheben; bald muß er seinem Herrn zurufen: „Höre auf zu siegen, oder ich höre auf zu schreiben!" bald mit beißendem Vers einen elenden Skribler verfolgen, der eben so arm ist an Geist wie an Geld, und den durchlöcherten Mantel und die dürren Wangen Colletet's dem Spott des Hofes preisgeben! Seine poetische Mission besteht darin, die Stirn einer erlauchten Person aufzuheitern; hat er dies gethan, so ist sein Tagewerk erfüllt. Von einem heiligen Enthusiasmus für die Tugend, von einem heiligen Zorn gegen das Laster ist nicht die Rede; wer sich mit solchen Dingen befaßt, wer es wagen wollte, dem großen König einmal die Wahrheit zu sagen über seine Ausschweifungen, über den in Versailles vergeudeten Schweiß der Nation, über das Elend der arbeitenden Klassen, den erwarten die Mauern von Pignerol oder die Bastille. — Racine macht es nicht besser: auch er erhebt seinen Herrn zu einem zweiten Ahasverus, auch er bringt täglich diesem irdischen Gott den Tribut seiner knechtischen Verehrung. Bald wird ein gleichgültiger Blick, ein kaltes Wort dem verzweifelten Dichter den Tod bringen, fürwahr einen Tod, der heute schwer zu begreifen ist; man pflegt jetzt nicht mehr solchen Todes zu sterben.

Zu dieser rein moralischen Knechtschaft kam noch eine ganz andere, eine geistige, die der Entwickelung der National-Literatur nicht weniger verderblich war: ich meine die fanatisch-mißverstandene Nachahmung der Alten. Man betrachtete die Werke des Alterthums als den einzigen stehenden Typus alles Schönen in Kunst und Literatur; diesem Ideal so viel wie möglich nahe zu kommen, war der höchste Ehrgeiz Französischer Schriftsteller, die nach weiter nichts strebten, als eine treue Kopie zu liefern von Griechischen oder Römischen Autoren. So ließ sich Corneille den Französischen Aeschylus, Racine den Sophokles, Boileau den Horaz der Franzosen nennen. Umsonst bemühten sich einige verständige Köpfe, dieses Vorurtheil auszurotten, zu beweisen, daß ein Schriftsteller vor Allem seiner Zeit und seinem Lande angehöre; leider zeigten diese Leute mehr Eifer als Talent, sie selbst verstanden es nicht, dieser Ansicht durch ihr eigenes Beispiel den Sieg zu verschaffen, sie wurden nicht gehört, und bald nöthigte sie der Spott, zu schweigen.

Wenn indeß die Poesie unter dem Einfluß dieser doppelten Abhängigkeit so viel zu leiden hatte, so stand es dagegen mit der prosaischen Literatur nicht so schlimm; diese bewahrte etwas mehr Freiheit und Würde. Die Prosa in ihrer Schärfe und Präzision bot den niedrigen Schmeicheleien weniger Spielraum, als die Verse; sie hatte bei den Versailler Festen nicht viel zu thun. In Prosa konnte weder Benserade seine galanten Devisen abfassen, noch die Opern- oder Possenschreiber ihre Prologe, wo der große König jedesmal fast regelmäßig mit Jupiter oder wenigstens mit Mars oder Herkules verglichen wurde. Daher haben auch die Prosaisten, weniger gefesselt und verzärtelt von der

obersten Gewalt, immer eine stolzere Haltung, eine verhältnißmäßig bedeutende Unabhängigkeit behauptet. Indessen kann man darum nicht sagen, daß keine Höflinge unter ihnen zu finden seyen. Auch sie konnten sich nicht immer dem Einfluß jener allgemein verbreiteten Kriecherei entziehen, die selbst Molière mitunter faseln läßt. Wir dürfen nur von Labruyère das bekannte Ideal eines großen Fürsten anführen, unter dessen Schluß er Ludwig's Namen so zu sagen herausschreibt, oder jene boshaften Zeilen der Frau von Sevigné, in denen sie die Niedermetzelung der armen Bretagnischen Bauern so anmuthig darstellt. Ja, selbst die Kanzel bleibt nicht verschont; auch sie, die sonst nur ernste Worte der Wahrheit und Ermahnung erschallen läßt, wird von den ehrwürdigsten Rednern und Predigern zu niedriger Schmeichelei gemißbraucht. Es ist bekannt, wie Bossuet aus Rücksicht auf ein erlauchtes Auditorium sich den ingeniosen Euphemismus erlaubte: „Meine Brüder, wir sind fast Alle sterblich." Indeß sind alle diese Schmeicheleien meist nur gelegentlich und zufällig, weniger der Zweck als das Mittel, eine Art erzwungenen Tributs, der im Vorbeigehen abgetragen wird. Wir haben unter den Prosaisten manchen achtungswürdigen Charakter, so Bourdaloue, der die Laster des Hofes und die Sünden des Herrschers ohne Schonung angreift, Fenelon, der den Letzteren einige Wahrheiten hören läßt, die um so härter klingen, je weniger man daran gewöhnt ist. Dazu kommt noch, daß die Prosaisten weniger der Gefahr ausgesetzt waren, Barbaren zu heißen: sie brauchten ihre Schriften nicht nach den Mustern des Alterthums zu modeliren, daher mußten sie nothwendig etwas origineller werden und durch die Freiheit ihrer Kunst eben so sehr gewinnen, als durch die des Gedankens. Besonders hat die Kanzel-Beredsamkeit, von der die Alten keinen Begriff hatten, da das Christenthum allein sie erschaffen konnte, den höchsten Glanz erreicht. Indeß haben auch die Kanzelredner danach gestrebt, den Bau und den Styl ihrer Phrasen so viel wie möglich den Ciceronianischen nachzubilden.

Im Jahre 1715 schlossen sich die Gewölbe von Saint-Denis über der Leiche Ludwig's XIV., und auch jetzt wurde, wie nach Richelieu's Tode, die Knechtschaft vom Uebermuth, die Schmeichelei von der Schmähung verdrängt. Damals aber waren die Massen schon aufgeklärter, jener öffentliche Geist der Opposition, der jeder Willkür entgegentritt und den Charakter und die Handlungen der Regierung seiner Diskussion unterwirft, macht reißende Fortschritte und läßt in ferner Zukunft eine schreckliche Krisis voraussehen. Massillon, der von Bossuet das Scepter der kirchlichen Beredsamkeit geerbt zu haben scheint, wagt es, im Angesicht der sterblichen Ueberreste des gefürchteten Herrschers die erhabenen Worte auszurufen: „Gott allein ist groß, meine Brüder!" Ueberhaupt ist es Massillon's Streben, die ganze Theorie seines Vorgängers, des Bischofs von Meaux, von Grund aus zu untergraben. Dieser Letztere hatte sich zum Vorkämpfer der Gewalt hergegeben; hiergegen trat Massillon auf mit aller Kraft seines Geistes. Und derselbe Unterschied der Doktrinen und Ansichten, der zwischen den beiden großen Rednern vorwaltet, ist eben so scharf und ausgeprägt zwischen den beiden Jahrhunderten wiederzufinden. Noch im 17ten Jahrhundert herrscht überall ein blinder Gehorsam: selbst die Laster des Monarchen werden angebetet. Die Literatur ist, wenige Ausnahmen abgerechnet, nur ein Mittel, zu schmeicheln, oder ein Zeitvertreib ohne höhere Bedeutung. Im 18ten Jahrhundert ist zwar der Gehorsam noch nicht verschwunden, aber man fängt schon an zu prüfen, zu diskutiren. Die Literatur wird ein Schlachtfeld. Bald ist sie ernst, bald frivol, bald unmoralisch, aber eines hat sie gewonnen, sie hat ein Patronat abgeschüttelt, das ihr so drückend geworden, und wenn sie hier und da der höchsten Gewalt schmeichelt, so thut sie dies nur pro forma, um ihr Ziel desto sicherer zu erreichen. Dieses Ziel, der herrschende Gedanke des ganzen Jahrhunderts, ist nichts Anderes, als der Umsturz der bestehenden Institutionen durch Hinweisung auf die krassen Mißbräuche derselben und namentlich auf die Laster eines verdorbenen Klerus. Leider beging man hier den Fehler, das Christenthum selbst mit seinen unwürdigen Dienern zu vermengen und einem Gesetz der Liebe und des Friedens die Schuld von Uebeln zuzuschreiben, die nur das Werk der Menschen waren. In der That, der Moment war vortrefflich gewählt, um sich gegen die bestehende Ordnung der Gesellschaft zu erheben. Eine verschwenderische Regierung ohne Ruhm, ein Hof, der sich den zügellosesten Ausschweifungen überließ, ein lüderlicher Adel, der sich nicht scheute, die erlauchten Namen seiner Ahnen herabzuwürdigen, eine Priesterschaft endlich, die mit Laster und Immoralität öffentlich prunkte, dies war das erbauliche Schauspiel, das tagtäglich einem Lande vor Augen war, welches täglich an Einsichten zunahm. Man fing an zu merken, daß es so nicht bleiben könne, man fühlte das lebhafte Bedürfniß nach etwas Besserem, aber noch wußten die Geister nicht zu entscheiden, wie die Reform vor sich gehen sollte. Da trat Montesquieu auf. Dieser große Mann, der sein ganzes Leben über das Wohl und den Fortschritt der Gesellschaft nachdachte, begriff bald, daß er sich dem leichtsinnigen, frivolen Charakter seiner Zeitgenossen anschmiegen müsse, ehe er über diesen ernsten Gegenstand ein ernstes Werk schrieb. Er wollte sie erst durch Scherz und Spott zu ernsteren Betrachtungen gewöhnen und gab zu diesem Zweck im Jahre 1721 seine Lettres persanes heraus, ein Buch, das in leichter, witziger Form eine Fülle von Geist und tiefen Bemerkungen enthält, und wo die Finanzen, die Industrie, der Handel, die Religion, die Zukunft des Staates und die höchsten Interessen der Menschheit hinter einander besprochen werden. Erst später hat er in dem Esprit des lois mit meisterhaftem Scharfsinn und philosophischer Speculation seine Theorieen über die Institutionen aller Zeiten und Völker niedergelegt.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Emotions. Scènes de la vie intime. — 9 Fr.

Histoire des Embaumemens et de la préparation des pièces d'anatomie normale etc. — Von J. N. Gannal. 5 Fr.

Haïdée, La pestiférée, ou femme, mère et maîtresse. Drame en 3 actes, par l'auteur de Paraviédes.

Sermons sur la Prière du Seigneur, suivis de quatre discours sur divers sujets religieux. — Von L. Bonnet. 3½ Fr.

Souvenirs Historiques des résidences royales de France. — Von J. Vatout. 6 Fr.

Tableaux Mnémoniques, avec cartes pour servir à l'étude de la géographie de la France. — Von Lermigeaux. 5 Fr.

Traité du jeu d'échecs. — Von J. F. Mouret. 5 Fr.

Une famille s'il vous plaît! — Von Clémence Robert. 2 Bde. 15 Fr.

Spanien.

Die Feldherren des Don Carlos.

Von einem Englischen Tory.

V. Der Pfarrer Merino.

Don Geronimo, den alle Welt unter dem Namen des Pfarrers Merino kennt, ist der Sohn von Landleuten aus Alt-Castilien. Die Aeltern schickten ihn nach Lenna auf die Schule; er sollte Latein lernen und ein Geistlicher werden; allein es wollte damit nicht vorwärts. Der Vater nahm ihn wieder nach Hause und gab ihm eine Schaafheerde zu hüten. Darüber gingen etliche Jahre hin: der Pfarrer im Dorfe starb, und es fand sich kein Nachfolger für die Stelle. Da erwachte in dem jungen Geronimo die Lust zum geistlichen Stande wieder; er verließ seine Heerde und ging nach Cubas Rendias auf die Schule, deren Rektor, ein alter Geistlicher, ihm das nöthige Latein beibrachte. Nach zehn Monaten eisernen Fleißes war Don Geronimo so weit, daß er die Weihen empfangen konnte, und wurde Pfarrer in seinem Geburtsort. Seine Frömmigkeit, sein heiliger Wandel, seine unermüdliche, aufopfernde Mildthätigkeit, der strenge und doch liebreiche Ernst seines priesterlichen Wesens gewannen ihm die unbegränzte Liebe und Verehrung des Volkes in der ganzen Umgegend. Es kam die Zeit der Französischen Invasion. Der Pfarrer Merino würde, bei aller Gluth seiner patriotischen Gesinnungen und seines Hasses gegen die fremden Räuber und Eindringlinge, doch vielleicht sein Kirchspiel nicht verlassen und nach wie vor seines friedlichen geistlichen Amtes gewartet haben, wenn er nicht an seiner eigenen Person die Gewaltthätigkeit der Französischen Soldateska erfahren hätte. Ein Kommando Dragoner stieg im Pfarrhofe ab, kehrte das Oberste zu unterst, plünderte jeden Winkel aus und zog die Maulthiere aus dem Stall, um sie mit dem Raube zu bepacken und fortzutreiben. Dabei verlangten sie von Merino, daß er ihnen Knechtesdienste thun sollte; auf seine Weigerung drohten sie ihn erst niederzusäbeln, dann schlugen sie ihn halb todt und ließen ihn liegen. Ein Spanier läßt sich nicht ungestraft mißhandeln. Merino versammelte die Landleute seines Kirchspiels, ermahnte sie zum gottgefälligen Kampf gegen die Ungläubigen und Landesfeinde, gab ihnen Waffen, warf selbst die Flinte über die Schulter und hatte schon nach etlichen Wochen mehrere hundert Mann um sich, mit denen er glückliche Streiche gegen vereinzelte feindliche Detaschements ausführte und die Französische Besatzung von Burgos ängstigte. Unter den Volkshelden des Spanischen Freiheitskrieges wurde er einer der berühmtesten. Ferdinand VII. ernannte ihn 1814 zum Oberst; allein Merino sehnte sich jetzt nach seinem früheren geistlichen Stande zurück. Man machte ihn zum Kanonikus beim Domkapitel zu Valencia; er konnte sich aber dort mit seinen geistlichen Kollegen nicht recht vertragen, kehrte als Pfarrer in sein heimathliches Dorf zurück und saß daselbst ruhig, bis die Ereignisse des Jahres 1833 den alten Geist in ihm wieder aufweckten. Er rief Don Carlos zum König aus, und seinem Beispiele folgten die Königlichen Freiwilligen zu Burgos unter Don José Hilarion.

Dieser erste Erhebungsversuch der Royalisten in Alt-Castilien scheiterte jedoch, und dem General Cuevillas, der sich an ihre Spitze gestellt hatte, blieb nur der Ausweg nach Portugal, um sich an die Trümmer der Miguelistischen Partei in Trasos-Montes anzuschließen. Merino befand sich bei ihm. Allein Portugal konnte ihnen keine Zuflucht mehr gewähren, und von ihren Freunden in Navarra, wo der Aufstand indessen ausgebrochen war, befanden sie sich durch eine weite Entfernung und durch die ganze feindliche Uebermacht abgeschnitten. Merino warf sich verkleidet nach Spanien und kam nach vielen Mühsalen und Gefahren wohlbehalten in Biscaya bei Zumalacarregun an. Den Christinos lag Alles daran, seiner habhaft zu werden; ein Preis wurde auf seinen Kopf gesetzt; die Kolonnen, welche unaufhörlich Alt-Castilien durchstreiften, hatten Ordre, ihn lebendig oder todt zu fangen. Allein seine genaue Bekanntschaft mit jedem Schlupfwinkel im Lande, seine Schnelligkeit, seine bewundernswürdige, in der Erfindung von stets neuen Listen unerschöpfliche Schlauheit spotteten aller Nachstellungen. Auf den Schutz, auf die Treue des Landvolkes konnte er unbedingt vertrauen; da war keine Seele, die sich nicht lieber umbringen lassen, als ihn verrathen hätte. Der Pfarrer Merino steht beim Stabe des Infanten Don Sebastian, mit dem Range eines General-Majors. Eine Zeit lang hat er an einer schweren Verletzung durch einen Hufschlag krank gelegen, wurde jedoch vollkommen wieder hergestellt, und seiner frischen

Rüstigkeit merkt man nicht an, daß er dem 70sten Lebensjahre nahe steht. Man sieht ihn wenig unter Leuten. Er spricht in den schlichtesten Ausdrücken, ernst und eindringlich; viel Worte macht er nicht. Er hat immer nur einen Anzug, den er in Einem fort trägt, bis ein neuer nöthig wird. Fast beständig hat er die Zamarra auf dem Leibe: so heißt der zu einer Jacke oder einem rohen Wamms zugeschnittene Schaafpelz der Spanischen Hirten. Die Wolle wird nach außen gekehrt und ist in der Regel schwarz gefärbt. Dieses Kleidungsstück ist warm, bequem und sehr zweckmäßig gegen die Kälte, welche man oft auf den Castilischen Bergen und Hochflächen zu überstehen hat. Ferner trägt Merino schwarze Hosen und den überaus spitzen, über und über mit metallenen Knöpfchen und kleinen Stücken Draht besetzten Castilischen Bauernhut. Sein einziges Getränk ist Wasser, und Jahr aus Jahr ein kommt keine Cigarre in seinen Mund; so hofft er, ein hundertjähriges Alter zu erreichen, was übrigens in den Familien der Spanischen Landleute und Hirten keine gar zu große Seltenheit ist.

VI. Guibelalde.

Don Bertholomeo Guibelalde ist aus Lizorza in der Provinz Guipuzcoa gebürtig und mag jetzt 55 Jahre zählen. Das Unglück hat ihn schwer heimgesucht. Am 10. Mai 1836, als die Verschanzungs-Linien der Royalisten um Bilbao von den Anglo-Christinos, mit Hülfe der Britischen Mannschaft des Lord John Hay, forcirt wurden, fielen beide Söhne Guibelalde's im Gefecht. Der harte Schlag lähmte seinen Eifer und seine Thätigkeit im Dienste des Königs nicht. Er hat die Circumvallations-Linie geführt, welche San Sebastian gegenüber an dem Berge bei Orio mendi anfängt und über Renderia nach Irun läuft. Als General-Capitain der Provinz Guipuzcoa hält er sich gewöhnlich zu Hernani auf; dort sah ich ihn bei folgender Gelegenheit. Ich hatte bei dem unglücklichen Rückzuge der Royalisten von Bilbao, im December 1837, alle meine Effecten verloren und erhielt die Erlaubniß, nach Irun zu gehen, um mich neu zu equipiren. Auf dem Rückwege kamen wir durch Hernani, aber zu so später Stunde, daß wir es nicht mehr für angemessen hielten, den General-Capitain zu besuchen, sondern unseren Weg gerade fortsetzten. Kaum zur Stadt hinaus, holt uns ein Kommando Baskischer Milizen mit dem Befehl ein, umzukehren und vor den General zu kommen. Unsere Demonstrationen halfen nichts; wir wurden Guibelalde vorgeführt. Anfangs äußerte er in etwas barschem und stolzem Tone seine Verwunderung über unser Benehmen, welches sowohl gegen die militairischen Regeln als gegen die Höflichkeit verstieß; dann ließ er sich unsere Entschuldigung gefallen und bedauerte in sehr höflichen Ausdrücken, daß er uns habe aufhalten müssen. Das Aeußere des Generals ist höchst auffallend: eine beinahe sechs Fuß hohe Gestalt, großes Auge, feiner Mund, gerade Nase, gewölbte Stirn; aber ein düsteres, unheimliches Wesen, ein wilder, unstäter Blick; Spanische Grandezza und Förmlichkeit in seinem Benehmen, und dabei zu Zeiten eine fast submisse, schleichende, lauernde Höflichkeit, die kein Zutrauen gewinnt; kurz, etwas Trübes, Dämonisches, die Anzeichen eines schwer umnachteten Gemüths, — sodann eine rohe Unbändigkeit des Temperaments, die sich im Ungestüm der Geberden kundgiebt und in plötzlichen Anwandlungen des Jähzorns aufflackert, — das sind die Eigenschaften, um deren willen Guibelalde gemieden wird und selbst die Menschen meidet. Es kommt dazu, daß er seit einer schrecklichen Verwundung am Kopfe, wodurch ihm ein Theil der Hirnschale zerschmettert wurde, keinen Tropfen Wein trinken darf, ohne in Raserei zu verfallen: wehe dem Feinde, dem Liberalen, der zu solcher Unglücksstunde in Guibelalde's Hände fällt. Und doch hat er sich mit lobenswerther Menschlichkeit bei Don Carlos für die Aufhebung des blutigen Dekrets von Durango verwendet. Die Gemahlin des Generals und eine Tochter, sein einzig übriges Kind, theilen die düstere, freudenlose Einsamkeit seines Aufenthaltes zu Hernani.

VII. Soroa.

Der Offizier, welcher mit einer Handvoll Baskischer Bauern und mit zwölf Stücken fast unbrauchbaren Geschützes das schlecht befestigte Irún länger als einen Monat gegen die vereinigte, achttausend Mann starke Macht der Christinischen Generale und der Evansschen Legion behauptet und durch diese wackere Vertheidigung sich mit Ruhm, seine Gegner mit Schande bedeckt hat, ist Oberst Soroa, der Sohn armer, aber ehrbarer Landleute aus Guipuzcoa. Er lebte als Bauer auf seinem Gütchen, als Zumalacarregun's Aufruf erging; da war Soroa einer der Ersten, der sich unter die Fahnen stellte. Zumalacarregun erkannte den trefflichen Soldaten in ihm, zog ihn hervor, stellte ihn auf die gefährlichsten Posten und vertraute ihm die schwierigsten Aufträge an. Soroa entledigte sich aller mit Kühnheit und Glück: aber er ist auch mit Wunden und Narben trotz dem ältesten Eisenfresser gezeichnet. Er hat ein Auge verloren, und eine furchtbare Schramme läuft ihm von der Schläfe, über die Nase weg, quer über das Gesicht. Die liberalen Englischen Zeitungen, da sie dem Ehrenmanne sonst nichts anhaben konnten, haben sich das Vergnügen gemacht, ihn als ein Ungeheuer von Häßlichkeit zu schildern: „Soroa ist ein ungeschlachter Bauerlümmel", hieß es, „und von Natur ein wahrer Wechselbalg, ein unförmlicher Dickwanst, ein Cyklop." Er ist ein ganz stattlicher, martialisch aussehender Mann von beiläufig 45 Jahren. Seine Manieren hat er freilich weder in der Bauernhütte noch im Feldlager erlernen können; sein Wesen ist barsch und rauh, derb und ungeschliffen, aber offen, ehrlich, frank und frei, und sein Edelmuth ist zum Sprüchwort geworden. Nach einem Scharmützel mit den Christinos, worin Soroa Meister vom Kampfplatze geblieben, wollten seine ermüdeten Soldaten von dannen ziehen und die verwundeten Feinde ihrem Schicksal überlassen. „Halt!" rief der Oberst streng; „wer sind die armen Leute, die man da hülflos an der Erde liegen läßt?" — „Das sind Christinos", antwortete die unlustige Mannschaft. — „Christinos!" rief Soroa; „man darf keinen Christino so liegen lassen, sage ich Euch!" und mit den Worten nahm er selbst einen Verwundeten auf und trug ihn auf seinen Armen eine große Strecke bis in das Feldlazareth; die Gemeinen folgten seinem Beispiel. — Bei der Belagerung von Irun machte sich Soroa weidlich über den tapferen Helden Evans lustig, der mehrere Tage hinter einander mit großer Truppenmacht und mit den vorsichtigsten Dispositionen auf die Anhöhen vor Irun ausrückte, um das Städtchen und das drinnen liegende Häuflein Menschen zu rekognosziren. Endlich faßte er Herz, brachte seine ganze Armee heran und ließ den tapferen Soroa durch einen Parlamentair auffordern, sich zu ergeben, da hier Widerstand nicht allein unnütz, sondern gar nicht möglich wäre. Der Oberst antwortete mit Stolz und Entrüstung, er würde den Platz bis aufs Aeußerste und bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen. Er hat Wort gehalten, wie ein Held.

Aegypten.

Budget und Verwaltung von Aegypten.

Ich gebe hier das Aegyptische Budget für das Jahr 1250 der Hedschra (vom 10. Mai 1834 bis 29. April 1835); da aber die Orientalen in Verwaltungs-Angelegenheiten wie in der Liebe noch sehr große Freunde der Heimlichkeit sind, so hat mich die Anfertigung dieses Dokuments viel Mühe und Nachforschungen gekostet. Die Data habe ich, wenn auch nicht aus offiziellen (denn in dergleichen Sachen giebt es hier nichts Offizielles), doch aus authentischen und unparteiischen Quellen geschöpft, indem ich nämlich in Betreff der Einnahmen die Kaufleute, welche den Ertrag jeder Aerndte ziemlich genau kennen, hinsichtlich der Ausgaben die Beamten der verschiedenen Verwaltungszweige, was aber die Grund- und Personensteuern anbelangt, die obersten Mallems befragte, und kann ich daher, ohne gerade für die unbedingte Genauigkeit der Zahlen einstehen zu wollen (da eine solche Genauigkeit der Angaben in einem wie Aegypten verwalteten Lande rein unmöglich ist), dennoch behaupten, daß sie sich der Wahrheit möglichst nähern. Zu den Zahlen werde ich später noch einige vergleichende Bemerkungen hinzufügen.

Die zu einer Arbeit, wie die vorliegende, nothwendigen Angaben sind, wie gesagt, hier sehr schwer zu erlangen. Der Pascha hat freilich gegen einige Europäer und namentlich gegen den Französischen General-Konsul geäußert, daß sich seine Einkünfte auf 150 Millionen Franken beliefen; doch war dies sicherlich nur eine orientalische Uebertreibung, da nach meinen Berechnungen, die so genau sind, als das Schwierige der Arbeit es gestattet, die gegenwärtige Einnahme Aegyptens die Summe von 78 Millionen nicht übersteigt. Aber auch so noch ergiebt sich ein ziemlicher Ueberschuß, und da keine öffentliche Schuld vorhanden ist, so könnte sehr leicht ein gutes Finanz-System organisirt werden; allein so weit ist man in Aegypten bis jetzt noch nicht gekommen und es wird überhaupt viel Schwierigkeit kosten, die beiden Haupt-Prinzipe, von denen sich der Orientale bis ins Innerste durchdrungen zeigt, umzugestalten; diese Prinzipe sind nämlich: verbirg Deinen Geldbeutel und Deine Frau und leihe Dir nie auf Zinsen.

Budget für das Jahr 1250.

(Vom 10. Mai 1834 bis zum 29. April 1835.)

Einnahmen.

	Piaster.
Steuern.	
Von Grundstücken.	
Miri oder Grundsteuer (40 oder 60 Piaster für den Morgen, nach Beschaffenheit des Bodens)	140,500,000
Abgaben von den Dattelbaum-Pflanzungen (10 bis 20 Piaster vom Fuß)	10,700,000
Erbschafts-Taxen von städtischen Grundstücken	300,000
Abgaben von Okels, Basaren und Häusern	550,000
Von Personen.	
Ferdeh-Urrus oder Personensteuer (3 pCt. von den bekannten oder muthmaßlichen Einkünften)	37,500,000
Charasch oder Kopfsteuer der Christen und Juden (9, 18 und 36 Piaster für den Kopf)	400,000
Abgaben der Tänzerinnen, Almehs, Gaukler und Taschenspieler	200,000
Von Sachen.	
Abgaben von Barken und Fischen	1,700,000
„ vom Salz	300,000
„ vom Schlachthof, von den Häuten und dem Fett	500,000
Gewinn der Münze	500,000
Abgaben der Goldarbeiter für das Silber- und Tressenschmelzen	225,000
Mauthgebühren.	
Hamleh oder Mauth von Eßwaaren	11,000,000
Mauth von Getraide, das nach Kahira kommt	750,000

Digitized by Google

Zölle und Pacht-Einnahmen.

	Piaster.
Zölle.	
Zoll in Alexandrien	3,750,000
„ „ Damiette	2,500,000
„ „ Bulak	2,250,000
„ „ Suez	2,500,000
„ „ Kosseir	1,500,000
„ „ Derau	150,000
„ „ Siuth	35,000
„ der von Syrien zu Lande kommenden Waaren	125,000
Pachten.	
Pacht der Fischerei im See Menzaleh	300,000
„ des Sees Fajuhm und des Josephs-Kanals	450,000
„ der Wein-, Branntwein- und Liqueur-Zölle	1,500,000
„ des Senes	125,000
„ des Leinöls	250,000

Gewinn am Produkten-Verkauf.

An einheimischen Produkten.	
Gewinn an Baumwolle (200,000 Centner)	32,500,000
„ an der Beledi-Baumwolle zu Divans (6000 Ctr.)	250,000
„ an Zucker (32,000 Ctr.)	1,000,000
„ an Indigo (77,300 Okka raffinirt, 100,000 Centner roh)	3,000,000
„ an Opium (15,000 Okka)	300,000
„ an Honig und Wachs	750,000
„ an Safran (2500 Ctr.)	280,000
„ an Flachs und Leinsaamen (50,000 Centner Flachs, 60,000 Ardebs Leinsaamen)	4,000,000
„ an der rohen Seide	1,000,000
„ an Sesam-, Safflor- und Lattichsaamen	660,000
„ an Taback (100,000 Ctr.)	5,000,000
„ an Reis (Damiette 80,000 Ardebs, Rosette 50,000)	2,600,000
„ an Getraide, Bohnen, Linsen, Mais ꝛc. ꝛc. (3,300,000 Ardebs)	13,000,000
An Manufaktur-Waaren.	
Gewinn an Kattun und Leinwand (2 Millionen Stück Kattun, 3 Mill. Stück Leinwand)	6,000,000
„ an Seidenwaaren (15,000 Stück)	1,400,000
„ an Indienne und gedruckten Schnupftüchern (25,000 Stück Indienne, 12,000 Stück gedruckte Schnupftücher)	640,000
„ an rohen und gegerbten Häuten, Horn und dergl. (100,000 Stück Kuh-, Büffel-, Ziegen- und Hammelhäute)	3,500,000
„ an Natrum (kohlengesäuertes Sodasalz)	250,000
„ an Salpeter (30,000 Ctr. Ausfuhr, 100,000 Ctr. zur Pulverbereitung verbraucht)	200,000
„ an Salmiak	500,000
„ an Kalk, Gyps und Balat (letzteres für die Fußböden der Zimmer gebraucht)	2,000,000
„ an Matten	400,000
An fremden Produkten.	
Gewinn an dem Gummi von Sennar (6000 Ctr.)	480,000
„ am Kaffee von Jemen und Abyssinien	5,400,000
„ an Elephantenzähnen	50,000
Total-Summe der Einnahmen	311,410,000

Ausgaben.

Krieg.	
Sold und Unterhalt der Land-Truppen	105,600,000
„ der Marine	40,000,000
Besoldung der Paschas, Beis und Ober-Offiziere	29,300,000
Sold der Türkischen unregelmäßigen Infanterie und Kavallerie	7,500,000
Sold der Beduinen-Araber	10,000,000
Bau der Kriegsschiffe	27,500,000
Ankauf eines Dampfboots	6,000,000
Kosten der Militair-Hospitäler und des Sanitäts-Raths	570,000
Industrie.	
Bauten	4,000,000
Räderbrunnen und Baum-Anpflanzungen	1,400,000
Oeffentliche Arbeiten, Steinbrüche und Eindämmung des Nils	10,500,000
Bau und Unterhaltung der Kanäle, Brücken, Dämme und Heerstraßen	5,500,000
Unterhaltung der Fabriken, Besoldung der angestellten Europäer und Lohn der Arabischen Handwerker	16,300,000
Betrag verschiedener aus Europa bezogener Gegenstände für die Fabriken (Eisen, Kupfer, Blei, Zinn, Blech, Holz ꝛc.)	4,200,000
Verwaltung.	
Gehalt der Mallems, Dragomans und Beamten der verschiedenen Verwaltungszweige	18,000,000
Departemental-Verwaltung, Besoldung der Mudirs, Maimurs u. s. w.	6,000,000
Staatsrath, Polizei und Bascha-Aga	500,000
Pensionen der ehemaligen Multezims oder Dorfbesitzer	1,200,000
Kultus und Unterhalt des Hofes.	
Baarsendungen nach Konstantinopel	8,750,000
Besoldung der Scheiks und Unterhaltung der Moscheen	1,100,000
Kosten der Pilger-Karavane nach Mekka und Medina und Geschenke an die dortigen Moscheen	1,000,000
Pensionen an verschiedene Harems	1,000,000
Außerordentliche Unkosten und Geschenke	1,500,000
Unterhalt des Vice-Königlichen Hofes	5,000,000
Wissenschaften.	
Kosten der Bürger- und Militairschulen	2,500,000
„ der Arabischen Kinderschulen	150,000
Druckerei und Arabischer Moniteur	175,000
Französische Druckerei und Moniteur égyptien	125,000
Erziehungs-Kosten und Unterhalt der Aegyptischen Zöglinge in Frankreich und England	600,000
Total-Summe der Ausgaben	305,600,000

Total-Summe der Einnahmen	311,410,000	Piaster
„ „ Ausgaben	305,600,000	„
Ueberschuß	5,810,000	Piaster.

Mannigfaltiges.

— Russisch-Deutsche Polemik. Herr H. König, Herausgeber der „Literarischen Bilder aus Rußland*)", theilt in Nr. 17 des „Telegraphen für Deutschland" eine kurze Notiz über oder vielmehr gegen den Russischen Schriftsteller Bulgarin mit und sagt bei dieser Gelegenheit: „Selbst in Rußland findet man es lächerlich, wenn man dort Bulgarin's gröbste Rohheiten gegen die Deutschen, frommgläubig übersetzt, im Berliner Magazin der Literatur des Auslandes liest." Herr H. König, der, wie er selbst zugiebt, kein Wort Russisch versteht, hat sich allerdings, hinsichtlich der Polemik seines Buches gegen mehrere Russische Literaten, ganz auf dasjenige verlassen müssen, was ihm sein Gewährsmann, Herr Melgunoff, darüber mitzutheilen für gut fand. Wir sind auch keineswegs gesonnen, für die angegriffenen Herren Gretsch, Bulgarin und Senkowsky (Baron Brambeus), die, als Vertreter der Petersburger Journalistik, von Herrn Melgunoff, dem erbitterten Vorkämpfer der Moskauer, in Deutschland angegriffen worden, den Fehde-Handschuh aufzunehmen, da wir zu weit vom Schauplatze entfernt sind, um irgend ein besonderes Interesse für die eine oder die andere Partei zu haben. Von dem Deutschen Schriftsteller, Herrn H. König, durften wir jedoch billigerweise erwarten, daß er sich nicht blos auf die Autorität seines Russischen Souffleurs stützen werde, um gegen ein Deutsches Blatt eine Anklage vorzubringen, die, wenn sie gegründet wäre, dasselbe in den Augen aller Deutschen herabwürdigen müßte. Wo hat Herr König in unserem „Magazin" die Artikel gelesen, die ihn zu der Aeußerung berechtigen, daß wir Bulgarin's gröbste Rohheiten gegen die Deutschen frommgläubig übersetzten? Wir haben allerdings vor einiger Zeit ein paar humoristische Artikel Bulgarin's mitgetheilt, aber Rohheiten gegen die Deutschen würden wir eben so wenig diesem Schriftsteller, als seinem Gegner Melgunoff, oder einem Franzosen und einem Engländer, ungerügt haben hingehen lassen. Oder nennt das Hr. König etwa eine Rohheit gegen die Deutschen, wenn Herr Bulgarin in seinem von uns übersetzten Artikel „Ein Sommer in Reval" sagt:**) „Um Ordnung und gute Einrichtungen aller Art (in Reval) einzuführen, verschrieb man damals vom Auslande, aus Lübeck und Bremen, Deutsche, als zu einer gescheidten, handeltreibenden und betriebsamen Nation gehörend, und von dieser Zeit an ward Reval ein Glied der Hansa und eine reiche Handelsstadt. Hier drängt sich mir die Bemerkung auf, daß ohne Deutsche keine Stadt erbaut und kein Land kultivirt werden kann. Als Beispiele dienen Rußland und Amerika. Die Deutschen sind im bürgerlichen Leben so nothwendig, wie Uhren, wie Gewichte, wie Maße und .... wie Treu und Glauben! Ja, wie Treu und Glauben! Man sage, was man wolle, aber mit Deutschen lebt es sich, wenn auch nicht sehr lustig, doch ruhig und gefahrlos. Und so brachten Deutsche nach Reval Reichthum und Bildung." — Wo hat Herr Melgunoff in dem ganzen Buche des Herrn König wohl etwas über das oft genug von ihm angeführte Deutschland gesagt, das so schön und treffend wäre, wie hier Bulgarin's Zusammenstellung der Deutschen mit Maaß und Gewicht, mit Treu und Glauben!? Wir sind, wie gesagt, weit entfernt, in dem Streite zwischen Hrn. Melgunoff und seinen Gegnern Partei zu nehmen; aber schon aus dem Umstande allein, daß der Erstere im Auslande und in einer fremden Sprache mit Leidenschaftlichkeit gegen seine Landsleute aufgetreten ist, möchten wir den Schluß ziehen, daß das Recht auf Seite der Herren Gretsch, Bulgarin und Senkowsky sey, die das gerechte Deutsche Publikum gewiß nicht ohne das Audiatur et altera pars verurtheilen wird.

*) Stuttgart, Cotta, 1837.
**) Magazin, 1835, Nr. 143, S. 570.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 14. Berlin, Mittwoch den 31. Januar 1838.

Australien.

Die Holländische Niederlassung in Neu-Guinea.

Bis auf den heutigen Tag verdanken wir die ausführlichsten und besten Notizen über das noch wenig bekannte Neu-Guinea den Holländern, deren kürzlich erfolgte Besitznahme dieses Landes bedeutende Handelsquellen eröffnen und, wenn diese Nation in ihrer Behandlung der Eingebornen einem freisinnigen Prinzipe huldigen sollte, auch auf die Letzteren von sehr wohlthätigem Einflusse seyn wird.

Die Holländische Expedition, welche eine passende Stelle zur Errichtung eines Forts und einer Faktorei aussuchen sollte, fand bei ihrer ersten Annäherung an die Küste von Neu-Guinea ein flaches mit hohen Bäumen überwachsenes Land, auf welchem das Auge keinen Ruhepunkt erblickte. Als man zur Mündung des Flusses Durga kam, begaben sich die Naturforscher der Expedition an die Küste. Der Boden ringsumher war sumpfig, und Nichts berechtigte zu der Annahme, daß dieser Theil des Landes bewohnt oder auch nur bewohnbar sey. Die fremden Gäste wurden von dem Geschrei einer Menge verschiedenartiger Vögel, als See-Möven, Reiher, Kakadu's u. s. w. bewillkommt; ungeheure Schwärme von Mosquitos verursachten ihnen große Plage; aber drei neue Varietäten von Bäumen belohnten sie wieder für dieses Ungemach. Bei einem zweiten Küstenbesuch sah man menschliche Fußstapfen im Lehmboden; auch konnte man ferne Menschenstimmen und Hundegebell deutlich vernehmen; allein frisches Wasser war nirgends zu finden, und eben war die Expedition im Begriff, diese Gegend ganz zu verlassen, als mit einem Male sieben Eingeborne zum Vorschein kamen, sich in das Wasser stürzten und unter seltsamen Gebärden ein großes Geschrei erhoben. Der Dolmetsch der Expedition konnte sich ihnen mit keinem Worte verständlich machen; doch schienen sie wenigstens die Pantomime zu verstehen, mit welcher er friedliche Absicht andeutete; denn nachdem er eine Hand voll Wasser auf sein Haupt gegossen, legten sie ihre Waffen nieder und naheten dem Boote vertrauensvoller. Der Dolmetsch watete ihnen auf halbem Wege entgegen und nahm kleine Geschenke mit, bei deren Anblick sie vor Freude jauchzten; sie umarmten ihn der Reihe nach und tanzten dann einen National-Tanz. Der Anblick der Geschenke bewog bald noch Andere, herbeizukommen, und endlich waren bis an achtzehn Eingeborne beisammen, die sämmtlich im Wasser herumhüpften. Einer der Holländischen Herren folgte ihrem Beispiel. Nachdem man auf solche Weise ihr Vertrauen gewonnen hatte, entschlossen sie sich, auch in das Boot zu kommen. Die Spiegel, bei wilden Völkern fast immer ein Gegenstand der Bewunderung, ließen sie ziemlich gleichgültig, wogegen sie wahrhaft nützliche Geschenke, wie z. B. Linnen und Geräthschaften, sehr zu schätzen wußten. Mit einem Male bekamen sie, allem Anschein nach, Lust, auch des Bootes habhaft zu werden, und erregten dadurch den Argwohn der Gesellschaft — ein Argwohn, der sich in die größte Bestürzung verwandelte, als plötzlich ein Pfeilschuß, vielleicht mehr zufällig als absichtlich, einen der Holländischen Herren traf. Der Verwundete befahl sogleich, Feuer zu geben; der Knall der Gewehre flößte den Wilden solchen Schrecken ein, daß sie Alle unters Wasser tauchten; aber noch vor dieser Explosion hatten sie die Europäer mit einem Schauer von Pfeilen begrüßt. Die Europäische Waffe wirkte ohne Zweifel verderblicher, denn man bemerkte von dem Schiffe aus, wie die Eingebornen die Körper von Drei oder Vier der Ihrigen aus dem Wasser zogen — traurige Denkmale ihrer ersten Berührung mit civilisirten Menschen. Sie suchten sich für die erlittene Schmach zu rächen, indem sie ihre Pfeile aufs Gerathewohl abschossen, und anfangs besorgte man, diese Geschosse könnten vergiftet seyn. Zum Glück erwies sich diese Besorgniß als ungegründet, obschon eine der Pfeilwunden eine lange und schmerzhafte Krankheit zur Folge hatte.

Die Eingebornen an diesem Theil der Küste hatten keine Bekleidung, einen Gürtel aus Binsen ausgenommen, der fünf oder sechs Zoll breit und mit einer gleichfalls binsenen Einfassung versehen war. Einige trugen Armbänder von geflochtenem Rattan*) und verschiedene andere hübsche Ornamente. Sie waren mittlerer Statur und hatten, trotz ihrer dicken Lippen und ziemlich platten Nasen, etwas Arabisches in ihrer Gesichtsbildung. Ihre Haut war sehr schwarz, mit einem bläulichen Schimmer; ihr ganzes Aeußere machte einen unangenehmen Eindruck. Die Waffen dieser Wilden bestanden aus Bogen, Pfeilen und Wurfspießen. Zwei Frauen, die sich an der Küste zeigten, waren eben so häßlich und eben so dürftig bekleidet wie die Männer; ihr gellendes Geschrei und ihre ungeschlachten Geberden bewiesen, daß sie den Männern an Rohheit nichts nachgaben.

Am Nachmittag desselben Tages bestiegen drei von den Naturforschern der Expedition eines der Böte, um die Bucht zu untersuchen und, wo möglich, die Wohnungen der Eingebornen zu sehen. Sehr viele Wilde beiderlei Geschlechts saßen auf Bäumen und schwangen sich, wie Affen, von Ast zu Ast. Man konnte sie selbst durch Geschenke, die man ihnen zuwarf, nicht dazu vermögen, von den Bäumen herabzukommen, und die Gesellschaft kehrte unverrichteter Sache an Bord zurück. Am nächsten Tage steuerte man eilf Meilen weit den Fluß hinan, aber auch dieses Mal war man in der Bemühung, menschliche Wohnungen oder eine zu Errichtung eines Forts geeignete Stelle zu entdecken, nicht glücklicher. Das Land war durchweg sumpfig, morastig und ohne Quellwasser; die Expedition beschloß in Folge dessen, an der Westküste von Neu-Guinea weiter nordwärts zu segeln.

Im Verlaufe dieser Fahrt bemühte man sich an verschiedenen Stellen der Küste, mit den Eingeborenen Verkehr anzuknüpfen; aber die Brandung, der Wassermangel und eine unerklärliche Scheu von Seiten der Wilden vereitelte dieses Vorhaben. Die Bewohner dieses Theils der Küste zeigten übrigens weit mehr Gesittung, als diejenigen, mit denen man weiter südlich zusammengetroffen war; sie verlangten besonders nach Kleidungsstücken und vertauschten gern jeden Artikel gegen ein altes Hemde oder ein Stück Tuch. Eines Tages kam Einer von ihnen, der, obschon arm, fast nackt und außerordentlich schmutzig, doch augenscheinlich durch Verkehr mit einem civilisirten Volke einige Bildung erhalten hatte, ganz vertrauensvoll an Bord des Holländischen Schiffes. Er trug ein nach Malayischer Manier gewundenes Kopftuch, an welchem ein beschriebenes Stück Papier steckte, das er sehr zu schätzen schien. Dieses Papier war ein Talisman in Malayischer Sprache, vermuthlich das Geschenk eines Siramesischen Priesters, denn die Eingeborenen von Neu-Guinea stehen mit dem westlichen Theile der Insel Siram in Verkehr. Es ergab sich bald, daß der Dolmetsch des Schiffes und dieser Eingeborene, der Abram hieß, einander schon kannten. Trotz seines ärmlichen Ansehens war Abram der Häuptling aller Stämme dieser Gegend. Er wohnte an der Mündung des Flusses Oktamata, in dem Kampong Okta*). Die Unterhaltung ging durch Vermittelung des Dolmetschs ziemlich lebhaft von Statten; der Letztere verstand zwar die Sprache von Neu-Guinea nur sehr unvollkommen; allein Abram hatte das Siramesische, die Muttersprache des Dolmetschs, aus langem Verkehre mit Siram erlernt. Während dieser civilisirte Häuptling auf dem Holländischen Schiffe verweilte, gaben seine Begleiter, die in ihren Prahus zurückgeblieben waren, viele Zeichen von Unruhe; und Abram mußte sich von Zeit zu Zeit vor ihnen sehen lassen, um sie von seinem Wohlbefinden zu überzeugen. Endlich verließ er das Schiff, beladen mit Geschenken, die theils für ihn und seine Familie und anderen Theils für seine Begleiter bestimmt waren. Am folgenden Tage kam er in Begleitung zweier subalternen Häuptlinge wieder an Bord. Alle Drei hatten augenscheinlich schon Bekanntschaft mit geistigen Getränken gemacht; denn als man sie mit einem Glase Arrak bewirthete, riefen sie voll Enthusiasmus arraki! arraki!**) und tranken in gierigen Zügen. Auch mit den Eigenschaften der Tabackspflanze waren sie vertraut und verstanden es, kleine niedliche Cigarren anzufertigen, indem sie

*) Rattan, richtiger rótan, heißt auf Malayisch eine Gattung Rohr, von der es mehrere Arten giebt. Siehe Marsden's Dictionary of the Malayan Language, S. 152. A. d. Uebers.

*) Das Wort kampong, welches in allen Malayischen Sprachen vorkommt, bedeutet ursprünglich eine eingehegte Stelle, einen Platz, den ein Pfahlwerk umlicht, und dann ein befestigtes, abgegränztes Dorf. Es bildet im eigentlich Malayischen die Verba: ber-kampong, zusammentreten, sich versammeln, und meng-ampong, sammeln, zusammenbringen.

**) Das Wort Arak (so richtiger als Arrak) ist Arabischen Ursprungs, und von Arabien aus nicht bloß zu den Malayen, sondern auch zu den Völkern Hoch-Asiens bis nach Tunguesien hinüber gewandert. Die Mongolen und die Mandschu nennen jedes berauschende Getränk ariki und arki. A. d. Uebers.

eine Quantität Taback in ein Plantanen-Blatt rollten. Obschon diese Häuptlinge bis dahin noch keine Europäer gesehen hatten, so bezeugten sie doch über Nichts auf dem Schiffe große Verwunderung, und selbst die helle Gesichtsfarbe der Holländer war ihnen nicht auffallend.

Als die Reisenden zu dem Flusse Oktamata gekommen waren, fanden sie auf einer Landzunge aus weißem Sande den kleinen Kampong, wo Abram residirte. Alle Bewohner eilten mit Weibern und Kindern herbei, um die fremden Gäste zu begrüßen. Nach genauerer Prüfung der Lokalität überzeugte man sich, daß die Ufer des Oktamata wegen des sumpfigen Bodens zu einer Niederlassung nicht geeignet seyen, und es wurde demgemäß eine weitere Küstenfahrt beschlossen. Die Eingeborenen verlangten fast mit Ungestüm nach Linnenzeug, sonst aber benahmen sie sich sehr anständig. Abram und seine untergebenen Häuptlinge wünschten sehr lebhaft, daß die Fremden einen Fleck am Oktamata zu ihrem künftigen Wohnsitz erwählen möchten, und konnten die Gründe, warum es nicht geschah, gar nicht einsehen. Sie wollten übrigens den Holländern auf ihrer weiteren Küstenfahrt nicht folgen und lehnten eine dahin lautende Einladung des Chefs mit vielem Danke ab.

An den Küstenstrichen im Norden des Oktamata fanden die Reisenden mehr Civilisation und größeres Zutrauen von Seiten der Eingeborenen. Man begrüßte die Schiffe mit weißen Flaggen, und am Eingang einer Bucht zwischen Dramai und Akdama kam ein Prahu herbei gerudert, dessen Mannschaft ohne das geringste Zeichen von Mißtrauen an Bord eines der Schiffe ging. Der Häuptling des Distriktes, welcher unter den Angekommenen sich befand, schien voll uneigennützigen Eifers, den Fremden mit Allem zu dienen, was im Bereich seiner Kräfte war. Die Gegend hatte hier viel Malerisches: ein kleines, mit Kokos-Palmen reich bewaldetes Thal dehnte sich zwischen steilen Hügelreihen aus, und mitten im Thale stand ein nach Malayischer Sitte aus Dielen gezimmertes und auf Pfählen fußendes Häuschen, früher die Wohnung eines Siramesischen Priesters, der nach Neu-Guinea gekommen war, um das Volk zum Islam zu bekehren. Die Eingeborenen ehrten dies kleine Gebäude, wie einen Tempel.

In der Nähe des genannten Thales fand man endlich eine zur Niederlassung geeignete Stelle, und sofort begannen die Bau-Arbeiten. Die Bekleidung der Eingeborenen zeigte schon, wie vortheilhaft ihr Verkehr mit Siram für sie gewesen war; sie hatten ein Tuch, aus den Fibern der Kokosnuß gearbeitet, um die Lenden geschlagen, und ihre Vornehmen trugen zum Theil einen vollständigen Malayischen Anzug. Alle ohne Ausnahme interessirten sich für Zeuge und Kleidungsstücke weit mehr, als für jeden anderen Artikel, den man ihnen zum Kaufe oder Tausche anbot. Von dem Werthe des Geldes aber hatten sie noch sehr unvollkommene Begriffe.

Einer der Häuptlinge jener Gegend machte den Chefs der Expedition viele interessante Mittheilungen über den Zustand von Neu-Guinea. Der Verkehr der Eingebornen mit Siram wird so behutsam als möglich getrieben, da das Volk von Onin die Neu-Guineaner öfter verrätherischer Weise überfällt, ihre Frauen und Kinder raubt und dieselben an die Siramer, Makassaren und Chinesen als Sklaven verkauft. Die Siramer selbst nehmen an diesen Kapereien dann und wann thätigen Antheil. Die Eingebornen von Onin sind nach allen Berichten ein blutdürstiges, räuberisches und dabei verrätherisches Volk; ihr Land liegt nordwestlich von Triton's-Bai — so heißt das Gebiet der neuen Holländischen Kolonie — und in der Nähe der Insel Karras, deren Bewohner eine ähnliche Gemüthsart haben. Beide Völker ziehen mit Flotten von hundert und mehr Prahu's auf Korsaren-Züge aus. Nicht lange vor der Ankunft der Holländischen Expedition hatten die Oninesen das Dorf Warandschura überfallen, die Männer niedergemacht und Frauen und Kinder fortgeschleppt. Das böse Beispiel ihrer Nachbarn hat in den Eingebornen von Neu-Guinea selbst den Sinn für Sklavenhandel geweckt.

Die Siramischen Handels-Schiffe kommen in der Periode des nordwestlichen Monsuhn's*) nach Neu-Guinea. Zu den gesuchtesten Artikeln gehört das Massai, eine Rinde, die als Arznei gebraucht und die nur in kleinen Quantitäten eingesammelt wird, weshalb mehrere Monate vergehen, bis die Prahu's hinlänglich befrachtet sind. Die anderen vornehmsten Produkte von Neu-Guinea sind: Belischani und Rosamala — beides wohlriechende Holzarten, die, gleich dem Massai, als Drogen gebraucht werden — Muskatnüsse, Tripang, Perlen, Paradies-Vögel, Kronen-Vögel (crown-birds) und eßbare Vogelnester. Für diese Artikel bekommen die Neu-Guineaner Eisenstangen, Parang's oder Hackmesser, gewöhnliche Messer, Kupferdraht und baumwollene Zeuge.

Die Bewohner der Küste und der Umgegend von Triton's-Bai nannten sich Papuer's (Papüa's); das Volk im Gebirge und im Innern des Landes aber wurde von ihnen Arassura's genannt.**) Die Letzteren, obschon zahlreicher, müssen den Papuer's einen Tribut an Massai-Rinde, Rosamala, Perlen u. s. w. entrichten, sind also in gewissem Betrachte von ihnen abhängig; sonst aber konnte man über den Zustand dieses Volkes nicht viel Näheres erfahren. (Schluß folgt.)

*) Monsoon oder Mousson ist das Arabische, an die Malayen übergegangene und durch die Europäer verstümmelte Wort musim, Jahreszeit.

**) Das Wort Papüa, womit die Eingebornen von Neu-Guinea und die Austral-Neger überhaupt belegt werden, bedeutet im Malayischen woll-haarig.

Frankreich.

Französische Sprache und Literatur im 17ten, 18ten und 19ten Jahrhundert.

(Schluß.)

Drei Männer sind es besonders, die den komplizirten Charakter des 18ten Jahrhunderts in sich repräsentiren. Montesquieu, der Typus des philosophischen Forschungsgeistes, der die Vergangenheit studirt, um in ihr Lehren für die Gegenwart zu finden; Voltaire, in dem das bizarre Gemisch jener Zeit von Ernst und Frivolität, von Tugend und Gemeinheit die höchste Spitze erreicht, der zugleich Höfling und Volkstribun, bald Vertheidiger von Calas, bald Rousseau's Verleumder, den großen Herren schmeichelt und sie doch wieder auslacht, und der alle Kräfte seines Geistes anstrengt, um die vorhandenen Mißbräuche und Vorurtheile mit sammt der heiligen Lehre, die sie verdammt, zu untergraben; endlich Rousseau, dem das Sittenverderbniß der Geistlichkeit eben so verhaßt war, wie der miserable Zustand der Dinge überhaupt, der aber überzeugt war, es sey nicht genug, bloß zu zerstören, sondern man müsse auch wieder aufbauen, und der wenigstens ein ehrfurchtsvolles Gefühl für Religiosität und alles Höhere in sich bewahrte, ein Gefühl, welches ihm für das Glück der Menschen unentbehrlich dünkte. Diese drei großen Typen sind es, die das Denken und Treiben des Jahrhunderts beherrschen; auf sie lassen sich mehr oder weniger fast sämmtliche Schriften jener Zeit zurückführen.

Fragen wir, wie es damals um die Poesie stand, ob sie, die unter Ludwig XIV. von allen Seiten gebunden war, jetzt eine höhere Entwickelung zu gewinnen strebte, so müssen wir leider antworten, nie hat man weniger verstanden, was Poesie ist. Entweder mußte sie dazu dienen, den Cynismus und die Irreligiosität zu verbreiten, oder man sah weiter nichts in ihr, als eine Zusammenstellung harmonischer Töne für die Ergötzung des Ohres. Louis Racine hat kein anderes Verdienst, als das eines eleganten Verskünstlers, und J. B. Rousseau, dem man den Namen des „Großen" aufgebürdet, war, wie ihn Sainte Beuve sehr richtig bezeichnet, in der unpoetischsten aller Zeiten der unpoetischste aller Dichter. An Harmonie und Kunst überhaupt fehlte es ihm nicht, wohl aber an jenem inneren Reichthum des Gemüths, ohne den es keinen wahren Dichter giebt, und die schönsten Stellen in seinen Gedichten sind die, wo er die Gedanken Anderer wiedergiebt, z. B. in seinen heiligen Oden, in seinen Kantaten und einigen anderen Stücken, wo er mit vollen Händen aus Horaz oder Ovid schöpft.

Indeß sollte auch diese trostlose Zeit des Unglaubens und der Sittenlosigkeit von einem Funken reiner und wahrer Poesie erhellt werden: Gilbert, jener hoffnungsvolle, muthige Dichter, der, durch seine innere Ueberzeugung gestählt, es wagte, in Opposition zu treten gegen die versengende, allmächtige Philosophie der Encyklopädisten, war gewiß reich an Poesie und Zukunft. Aber er mußte in dem großen Kampfe unterliegen; er starb vor Elend und Verzweiflung, ohne daß Einer von denen, die er vertheidigt, ihm hülfreich die Hand geboten hätte. Doch nein: ein christlicher Priester war es, ein Erzbischof, der ihm in einem Hospital ein Bett verschaffte, wo der Dichter in seinem langen Todeskampf, sich erinnernd an die, welche ihn so schmählich im Stich gelassen, ausrief:

Qu'ils meurent pleins de jours, que leur mort soit pleurée!
Qu'un ami leur ferme les yeux!

Uebrigens ist nichts geeigneter, zu zeigen, wie wenig man damals das wahre Wesen der Poesie verstand, als der lächerliche und fast burleske Versuch Voltaire's, den Franzosen eine Epopöe zu geben. Fürwahr, dies hieß, seinen eigenen Charakter wie den seines Jahrhunderts durch und durch verkennen. In jener farblosen Zeit der Regentschaft, wo das Volk, durch des Hofes Beispiel verdorben, an nichts mehr glaubte, wie war es da möglich, ihm den Geschmack für eine Gattung der Poesie beizubringen, die nur die Frucht des Glaubens und der Begeisterung seyn kann! Und noch dazu ein spottender, ungläubiger Philosoph, wie Voltaire, wie konnte der einer solchen Aufgabe gewachsen seyn!

In der Tragödie nahm man im Allgemeinen die Traditionen Racine's zum Muster, Crébillon ausgenommen, in dessen Dramen der Schrecken eine Hauptrolle spielt, und Voltaire, der die Bühne benutzte, um von ihr herab seine Philosophie zu predigen. Lesage, Dancourt, Destouches, Piron, Gresset traten nicht unwürdig in die Spuren Moliere's und verstanden es oft sehr meisterhaft, die Tiefen des menschlichen Herzens auszubeuten. Marivaux dagegen, der die Schule des klassischen Meisters verließ, legte sich mehr auf die Schilderung erkünstelter Sitten und auf die feinste Zergliederung der Empfindungen, wenn man so sagen kann. Besonders weiß er das vornehme Treiben in den Salons der damaligen großen Welt vortrefflich darzustellen; seine Werke sehen ganz so aus, als wären sie in dem Boudoir irgend einer großen Modedame jener Zeit geschrieben. Eine andere komische Schule, die sich damals bildete, machte sich die Sitten und das Leben des Bürgerstandes zur Aufgabe, aber sie hatte sich die falsche Einbildung in den Kopf gesetzt, durchweg an der Wirklichkeit festzuhalten; ihr Haupt war Diderot. Gerade in dieser Schule, deren traurige, gezerrte Manier lange Zeit Mode war, sind die Personen am allerödesten unnatürlich und am weitesten von der Wahrheit entfernt. Man trifft im Leben eben so selten die hochgeschraubte, unglaubliche Tugend der Einen, wie die raffinirte Bosheit der

Anderen. Und wenn auch der Charakter dieser Muster-Helden und Heldinnen der Wichtigkeit entspräche, so würde es doch am allerwenigsten das aufgeblasene Geschwätz, das man ihnen andichtet. So sprechen einmal die Menschen im Leben nicht: ein Mann, der streng gerecht, eine Frau, die außerordentlich klug ist, führen die Gerechtigkeit und Klugheit nur wenig im Munde; sie bringen ihre Grundsätze fortwährend in Anwendung, weiter thun sie nichts.

Beaumarchais machte sich zuerst an das alte weinerliche Drama, worin er mit mittelmäßigem Erfolge arbeitete, bald aber besann er sich eines Besseren und beschloß einen ganz neuen Typus auf die Scene zu bringen, der noch nie daselbst gesehen war. Sein Figaro hat nichts mit den anderen Kammerdienern der Komödie gemein, die den Alten nachgeahmt sind; vielmehr ist es die leibhaftige Personification, der Repräsentant des aufgeklärteren Volkes, des Volkes, das, in Opposition gegen die Großen, sich seines Werthes und seiner Bedeutung bewußt wird und mithin schon anfängt, mit entscheidender Stimme aufzutreten. Hier ist die Auflehnung des Talentes gegen das Vermögen und die Privilegien lebendig dargestellt. Hier wird es recht klar, wie das gesellschaftliche Gebäude, das schon seit 80 Jahren untergraben ist, in seinen Grundtiefen zu wanken beginnt, wie bald die Ersten und Höchsten die Letzten seyn werden.

Die Revolution selbst hat der Französischen Literatur nur einen höchst unbedeutenden Impuls gegeben; sie, die nicht bloß eine alte Dynastie gestürzt, sondern den ganzen alten Staat, das ganze bisherige Leben und Treiben in Frankreich durch und durch umgewandelt, ließ die hergebrachten Gesetze, welche die literarische Republik regierten, fast unberührt. Aristoteles, Boileau und die alte Routine herrschten nach wie vor über das servum pecus der Literatur. Zwar wurden jetzt mehr moderne Gegenstände behandelt, aber immer noch nach der alten Weise, ohne die geringste Rücksicht auf die Verschiedenheit des Ortes oder der Zeit, und ein Stück wie Karl IX. oder Fenelon wurde ganz eben so bearbeitet, als wenn man einen Oedipus oder Atreus geschrieben hätte. Nichtsdestoweniger war man dieser jämmerlichen Nachahmungen müde, man fühlte das Bedürfniß, auch in der Literatur fortzuschreiten, um mit den neuen Ideen in Einklang zu bleiben. Aber es gab Keinen, der sich die Kraft und den Beruf zutraute, die Hand ans Werk zu legen, und dieselben Literatoren, die ohne Bedenken Ludwig's XVI. Absetzung und Tod votirt hatten, schauderten vor dem Gedanken an die Verletzung der drei Einheiten. „Die falschen Ideen der Zeit", sagt ein scharfsinniger Kritiker, „kamen mit ins Spiel, sobald von einer gesetzmäßigen Reform der Art die Rede war. Man bildete sich ein, daß Alles, was nicht mit der Freiheit des Jahres II. stimmte, den Künsten Eintrag thue. Die Revolution verdarb den Geschmack. Ein Dekret des Konvents hob die Akademieen auf und setzte an ihre Stelle eine société populaire et républicaine des arts, wo natürlich der Republikanismus eine größere Rolle spielte, als das Talent. Jede Erscheinung des Tages mußte sich der herrschenden politischen Meinung unterwerfen. Im Theater wurden keine andere als patriotische Stücke gegeben. Um dem Pöbel zu gefallen, strebte man nach trivialen Manieren. Die Beredsamkeit wurde zuletzt nur dazu gebraucht, den Sansculotten zu schmeicheln, und die Poesie wurde auf gleiche Weise herabgewürdigt."

Mitten in dieser allgemeinen Verzerrung gewahren wir einen Mann, der eine ganz besondere Stellung einnimmt, einen Dichter, der im Gedanken wie in der Form eben so wenig den Dichtern gleicht, die ihn umgeben, als denen, welche vor ihm gelebt haben, was um so merkwürdiger und wunderbarer ist, als auch er die Alten sich zum Muster genommen. „André Chenier", sagt Herr Villemain, „ist ein Einsiedler voll Phantasie und Geschmack, der, geleitet durch Instinkt, wie durch Reflexion, von seiner Zeit gänzlich abweicht und Dichter ist in einem ganz anderen Sinne des Wortes, als es seine Umgebungen verstehen .... Ueberdrüssig der falschen Eleganz, welche die Literatur ungenießbar machte, wandte er sich ab zu der ewigen Schönheit des antiken Genius, dessen Formen er ohne Unnatur, ohne Künstelei und doch kunstgerecht zu reproduziren strebte." Er ist vielleicht der Einzige, von dem man sagen kann, daß er bei aller Nachahmung noch immer originell ist. Bald wird er durch die Zeitverhältnisse zum politischen Dichter. Der Schrecken, der alle Häupter beugt, alle Zungen verstummen macht, vermag nicht, ihn einzuschüchtern. Er allein donnert mit kühner Stimme gegen die blutigen Orgien der Einen und den feigen Verrath der Anderen. Er allein wagt es, in die Apotheose des verruchten Marat seine Flüche hineinzurufen. Die Poesie hat ihren wahren Beruf wiedergefunden, bald wird sie ihren Lohn bekommen. Hätte André Chenier in einer weniger bewegten Zeit gelebt, so wäre er das Ziel geheimer, verborgener Nachstellungen geworden: Verleumdung und unversöhnlicher Haß hätten ihn beständig verfolgt. Die revolutionnairen Stürme dagegen führten ihn nur auf die Guillotine.

Zwei Gattungen der Literatur sind es, welche die unmittelbare Einwirkung der Revolution erfahren haben: die parlamentarische Beredsamkeit, die bei Mirabeau, Vergniaud, Isnard, einen so hohen Schwung genommen, und der Freiheits-Hymnus, wie er von Lebrun, Marie Joseph Chénier und Rouget, dem Dichter der Marseillaise, ausgebildet wurde. Uebrigens hat die Poesie in der revolutionairen Periode eine eben so dürftige und zierliche Gestalt, wie unter Ludwig XIV. Wir haben von Robespierre und Fouquier-Tinville etliche zuckersüße Madrigale und galante Verse, deren sich Dorat oder der Kardinal von Bernis nicht geschämt hätte.

Unter Napoleon hatten die literarischen Bestrebungen nur geringen Spielraum. Jeder Schriftsteller, der es wagte, eine wichtige soziale Frage zu besprechen, jeder Philosoph, der sich von der rein spekulativen Philosophie etwas entfernte, wurde als Ideolog behandelt, und die Ideologen waren am Hofe nicht gut angeschrieben. Man konnte über alle mögliche Gegenstände sprechen mit jener Freiheit, wie sie Figaro schildert. Besonders war es erlaubt, nicht bloß den Kaiser ohne Maaß zu preisen, sondern auch die Schaaren von Kaiserlichen und Königlichen Hoheiten und Serenissimen, die um ihn herum wimmelten. Das war eine goldene Zeit für den Haufen der Versfabrikanten, die Blut und Wasser schwitzten, um so vieler Arbeit zu genügen. Die schwülstigen Haranguen, die kriechenden, hochtönenden Verse Fontanes riefen die schönsten Tage aus den Zeiten des ancien régime ins Gedächtniß. Doch gab es immer noch einige Männer, welche dieser allgemeinen geistigen Prostitution zu widerstehen wußten und ihre eigene Unabhängigkeit retteten: dahin gehören Lemercier, der Verfasser des Pinto und der schönen Tragödie Agamemnon, und der Verfasser des Abufar, der edle ehrwürdige Ducis.

Nach dem Sturze der Kaiserherrschaft erfolgte dieselbe Reaction, die wir nach dem Tode Richelieu's und Ludwig's XIV. finden und die niemals ausbleibt, sobald die Herrschaft einer mächtigen, unterdrückenden Gewalt vorüber ist. Das kriegerische Soldatenleben wurde auf der einen Seite durch ein unruhiges politisches Leben verdrängt und auf der anderen durch eine eben so lebendige Bewegung in der Literatur. Versuchen wir den Charakter dieser letzten Periode in wenigen prägnanten Zügen aufzufassen.

Man muß nicht glauben, daß die politische Revolution es war, welche die spätere Revolution im Gebiet der Literatur hervorgerufen. Diese hat vielmehr ihren Ursprung auf der einen Seite in der Reaction gegen die Schule Racine's und Boileau's und auf der anderen in dem Studium der Englischen, Deutschen und Italiänischen Literaturen, welches bis dahin in Frankreich ganz fremd gewesen. Man muß die romantische Richtung aus der Zeit von ungefähr zwölf Jahren vor der Berufung der Generalstände datiren; damals erschien die Uebersetzung der Shakespeareschen Dramen von Letourneur, eine Uebersetzung, die noch sehr schüchtern, oft sogar falsch und lächerlich ist, die aber den Franzosen eine ganz neue Welt eröffnet und ihnen zum ersten Male ein großes Genie zeigte, welches sich von den Aristotelischen Schranken losgemacht. Bald las man auch die Klopstockische Messiade, die Divina Comedia von Dante, den Ossian und den Goetheschen Werther und Götz von Berlichingen: die Poesie, die man hier entdeckte, war von den alten Theoretikern längst vergessen. Châteaubriand und Frau von Staël gaben dieser Bewegung einen großen Impuls, und nachdem sie unter der Kaiserherrschaft stillgestanden, fing sie während der Restauration aufs neue an. Es bildeten sich bald zwei gesonderte Parteien. Die eine bestand aus den Veteranen der Französischen Akademie, den meisten Literaten des Kaiserreichs und einigen anderen, die nicht so alt waren: diese übernahmen die Vertheidigung der alten poetischen Schule. In der anderen befanden sich die Anhänger des Neuen: an ihrer Spitze standen Victor Hugo, Alexander Dumas, Mérimée und andere junge Leute voll Talent und Enthusiasmus. Außer diesen beiden Schulen bildete sich noch eine dritte unter Casimir Delavigne, deren Jünger sich die lobenswerthe, aber schwere Aufgabe stellten, die Parteien zu versöhnen und das Unnütze, ja Gefährliche dieser Kämpfe aufzuzeigen. Die Anhänger der Klassiker, in der Ueberzeugung, daß ihr Weg der einzig richtige sey, weigerten sich hartnäckig, selbst den kleinsten Funken von Genie bei ihren kühnen Nebenbuhlern anzuerkennen, und jedes Werk, das sich nur im Geringsten von den Vorschriften Boileau's entfernte, wurde ohne Weiteres mit dem Bann belegt. Sie haben durchaus nicht einsehen wollen, daß kein Jahrhundert dem anderen ähnlich ist, daß jede Epoche ihre besonderen Bedürfnisse hat, und daß endlich Frankreich auch einer neuen Literatur bedurfte, die seinen gegenwärtigen Sitten und seiner Geschichte entspräche. Sie, die es Ronsard zum Vorwurf machten, daß er Griechische und Lateinische Ausdrücke und Wendungen in die Französische Sprache habe einführen wollen, waren nicht konsequent genug, auch den Neueren zu erlauben, daß sie sich von der Knechtschaft der Alten gänzlich freimachten.

Auf der anderen Seite haben sich die Romantiker gezwungen gesehen, die Fesseln, die man ihnen nicht abnehmen wollte, mit Gewalt zu zerbrechen, und sind so ins Maßlose hineingefallen. Neben den trefflichsten Produkten, die das Gepräge des Genies an der Stirn trugen und sich durch eine Fülle von Schönheiten auszeichneten, wie man sie der Französischen Sprache kaum zugetraut, sah man plötzlich eine Fluth von Machwerken die Literatur überschwemmen, in denen Laster, Gift und Selbstmord die herrschende Losung zu seyn scheint, und während man die fade Monotonie und Markloſigkeit der alten Schule mit Recht verspottete, haben sich die Anhänger der neuen in das entgegengesetzte Extrem geworfen und sich alle mögliche Thorheiten erlaubt, die gewiß eben so kurz dauern werden, als die ohnmächtigen Productionen ihrer Gegner. Die Schriftsteller, welche für die Freiheit der Kunst kämpfen, haben sie oft nur zu sehr gemißbraucht. Man hat die Bühne mit krassen, unnatürlichen Dramen besudelt und in den Romanen die Doktrinen der Verzweiflung gepredigt. Endlich scheinen mehrere begabte Schriftsteller die ganze Kraft und Gluth ihrer Tugend in ihre ersten Schriften hineingeworfen zu haben; jetzt sind sie wie ausgetrocknet: der Durst nach Gold

hat die höhere Begeisterung in ihnen ertödtet: sie haben aus ihrer Werkstätte eine Bude gemacht und treiben Handel mit der Literatur: sie verkaufen sich im Voraus, die Zeile zu so und so viel gerechnet, sie nutzen sich ab in den Journalen und Revüen und vergessen ganz die Nachwelt.

Dies Alles jedoch berechtigt nicht zu dem Schluß, daß die literarische Zukunft Frankreichs hoffnungslos sey. Dem Prinzip nach scheint die Sache der Romantiker gewonnen. Die Knechtschaft der Französischen Sprache, die Tyrannei des Wörterbuches ist vernichtet. Alle Worte sind gültig, sobald sie nur am rechten Orte stehen. Es ist ein breiter Weg geöffnet für die guten Schriftsteller, die ihn schon betreten und noch ferner darauf fortschreiten werden. Béranger, Lamartine, Victor Hugo und Andere haben die lyrische Poesie mit einem ganz neuen Leben durchdrungen. Die Parteien fangen an, sich einander zu nähern und sich gegenseitige Konzessionen zu machen; der Friede ist so gut wie geschlossen. Ich selbst habe persönlich mehr als einen Autor gekannt, der früher dem Romantismus die unversöhnlichste Feindschaft geschworen und doch später zu den Fahnen der Gegner übergegangen ist. Dafür haben auch eine Menge leidenschaftlicher Revolutionnairs ihre Ansichten bedeutend modifizirt: sie sind ruhiger und besonnener geworden.

Was endlich die unheilbaren Zeloten des Klassizismus betrifft und die Terroristen der neuen Schule, so werden wohl Beide auf gleiche Weise der Vergessenheit anheimfallen, die Einen, weil sie sich geweigert, ihrer Zeit zu folgen, und die Anderen, weil sie das Maaß überschritten, weil sie Licht und verzehrendes Feuer für identisch hielten. Das Böse, das diese Letzteren angestiftet, wird vorübergehen, während die Prinzipien der Wiedergeburt, die sie vertheidigt, wenn auch oft nicht verstanden haben, bald keine Gegner mehr finden. A. Richard.

Bibliographie.

Introduction à l'Entomologie. — Von Th. Lacordaire.
Lettres sur la Belgique. Trad. de l'allem. — Von Prof. Lorbell. Brüssel.
Histoire de la Peinture sur Verre, d'après ses monumens en France. — Von J. Lasteyrie. 1ste Lig. Fol.
Mémoire sur les Courans en pleine mer, adressé à l'académie des sciences. — Puy.

Spanien.

Die Feldherren des Don Carlos.

Von einem Englischen Tory.

VIII. Pablo Sanz.

Don Pablo Sanz begann seine militairische Laufbahn 1821 unter der royalistischen freiwilligen Legion des Generals Ros d'Eroles, rückte dann zum Lieutenant im 3ten Linien-Regiment und zum Capitain im 2ten Infanterie-Regiment auf. Hier hatte er Zumalacarregun zum Kameraden und Freunde. Nach dem Tode Ferdinand's VII. wurde er, auf Quesada's Anstiften, der neuen Regierung als Royalist denunzirt, bekam seinen Abschied und ging nach Biscaya in seine Heimath. Hier schloß er sich an Verastegun an, als derselbe Don Carlos zum König proklamirt hatte; bald aber rief Zumalacarregun den alten Kameraden in seine Nähe und gab ihm das Kommando des 6ten Navarresischen Regiments, dessen musterhafte Haltung und Disziplin das beste Zeugniß für die Trefflichkeit des Befehlshabers ablegt. Sanz hat in den siegreichen Treffen bei Armainstegun und im Thale von Amescoas mitgefochten. In letzterer Schlacht erhielt er eine gefährliche Schußwunde; die Kugel drang seitwärts zur unteren Kinnlade ein und kam zwischen Kinn und Gurgel wieder heraus. Er wurde geheilt, aber sein Gesicht ist gewaltig entstellt, die Unterlippe zusammengeschrumpft und ein Stück vom Unterkiefer weggerissen. Bei der Belagerung von Bilbao befehligte Sanz als Brigadier das Observations-Corps, welches auf den Höhen zwischen der Stadt und der Brücke von Castojano Posto gefaßt hatte. Diese Brücke war der Schlüssel zu der Position der Royalisten und überdies von größter Wichtigkeit für die Blokade der Stadt. Bemeisterten sich die Christinos der Brücke, so war Bilbao so gut wie entsetzt. Mit einem einzigen Bataillon des 2ten Guipuzcoanischen Regiments schlug Sanz alle Angriffe Espartero's ab. Auf dem Marsche der Königlichen Armee nach Aragonien und bei dem Uebergange über den Ebro kommandirte General Sanz die Nachhut. Es ist bekannt, wie vollständig es damals den Karlisten gelungen war, ihre Gegner über ihr Vorhaben zu täuschen. Espartero steckte in den nördlichen Provinzen und wollte in aller Gemächlichkeit Evans' Truppen an sich ziehen; Iribarren, der Vice-König von Navarra, merkte den Plan der Feinde, aber zu spät. Unter seinen Augen, und ohne daß er es zu hindern vermochte, überschritt Don Carlos den Ebro und zog, nach einem Gewaltmarsch von zehn Tagen, triumphirend in Huesca ein. Hier hatte nun Sanz mit seiner Arrieregarde einen schweren Stand. Er lag in den Vorstädten von Huesca und in den Weilern und Gehöften der nächsten Umgegend. Durch unablässige, geschickt kombinirte Angriffe suchte Iribarren ihn herauszudrängen und von dem Gros der Karlistischen Armee abzuschneiden. Eine gewaltige Kanonade und ein Kavallerie-Choc sollte die Stellung der Royalisten brechen. Zum Glück traf der Infant Don Sebastian noch zu rechter Zeit auf dem Kampfplatz ein und half den Sieg entscheiden. Die Kavallerie der Christinos wurde gänzlich über den Haufen geworfen; Iribarren mußte sich mit Verlust zurückziehen, und Villareal, der mit zwei Schwadronen herbeigeeilt kam, fand nichts mehr zu thun. Man weiß, daß Iribarren kurz darauf zu Almodovar an einer in diesem Gefecht empfangenen schweren Wunde gestorben ist.

Wir müssen endlich noch eines Franzosen, des Capitains Hérouard gedenken, der früher bei der Garde Karl's X. gestanden und sich durch die Organisation des Artillerieweſens der Karlistischen Armee großes Verdienst erworben hat. Zumalacarregun hielt ihn wegen seiner Tüchtigkeit und großen Geschicklichkeit in diesem Fache außerordentlich lieb und werth. Der Capitain hat in einem der versteckteſten und unzugänglichſten Biscayischen Thäler eine Kanonengießerei angelegt; Zumalacarregun ließ dazu alles kupferne Geräth, Kessel und anderen Bedarf aus den getreuen Provinzen requiriren. Dadurch wurde es den Royalisten erst möglich, die kleinen befestigten Ortschaften an der Küste, Bermeo, Lequeitio, Plencia u. a. m. wegzunehmen: sonst wäre ihnen alle Verbindung nach außen abgeschnitten geblieben. Bei jedem kühnen Handstreich, bei jedem Sturm war Capitain Hérouard unerschrocken voran; man sah ihn einmal, trotz vier Wunden, die er schon empfangen hatte, an die Bresche rücken und zuerst eben anlangen. Bei seinen beschränkten Hülfsmitteln und bei dem Mangel an guten Arbeitern, die er durch abgerichtete Baskische Bauern zu ersetzen suchen mußte, brachte er es doch dahin, daß die Karlistischen Batterieen aus Fuentarabia mit glühenden Kugeln auf die angreifenden Engländer feuern konnten. In aller Schnelligkeit hatte er mit Hülfe einiger anstelliger Burschen vom Lande den Ofen gebaut, und das Gießen und Glühen ging unter den Augen der ehrlichen Basken und Navarresen vor, die sich mächtig über diese nie gesehenen Anstalten verwunderten. — Capitain Hérouard ist zwar ein Franzose, allein er kann gewaltig grob seyn, wenn er will, namentlich gegen zudringliche, spekulirende Unterhändler und windige Abenteurer, an denen es leider auch im royalistischen Hauptquartier nicht fehlte, obwohl in Madrid genug für dieſes Gelichter zu thun war. Ein gewisser Baron H.... war von einer hohen Person zur Tafel gezogen. Dieſer Herr gab vor, als Oberst in der Garde Karl's X. gedient zu haben. „Mein Herr!" nahm Hérouard das Wort, den Jener nicht kannte, „ich hatte die Ehre, die Obersten der Königlichen Garde alle, Mann für Mann, persönlich zu kennen und habe jetzt die Ehre, Ihnen zu versichern, daß es niemals einen Baron H.... unter ihnen gegeben hat." (Frazer's Mag.)

Mannigfaltiges.

— Bildungs-Zustände in Ungarn. Pesth, das im Jahre 1808, also vor dreißig Jahren, kaum 40,000 Einwohner hatte, zählt deren jetzt über 80,000, eine Zunahme, die es hauptsächlich seiner für den Handel so günstigen Lage und dem lebhaften, zum Theil auch durch Dampfböte geförderten Verkehr auf der Donau zu verdanken hat. Es giebt jetzt sieben Buch- und fünf Kunsthandlungen dort, während zu jener Zeit nur vier Buch- und Kunsthandlungen in Pesth etablirt waren. Die wissenschaftliche Bildung ist nicht mehr ausschließliches Eigenthum einiger wenigen Begünstigten, sondern hat sich unter dem Schutze der wohlwollenden Regierung auch über die Mittelklaſſen verbreitet. Als ausgezeichnete Gelehrte werden folgende Männer genannt, unter denen man zwar noch einige Deutsche, aber doch der Mehrzahl nach Ungarische Namen bemerkt: Schedius, Schuster, Sadler, Horvath, Koller, Mednyansky, Cziraki, Teleky, Szechenyi, Lenhossek, Fejér, Balog und Albach. In Ungarischer Sprache sind seit kurzem mehrerr neue belletristische, politische und wissenschaftliche Zeitschriften gegründet worden. Auch die Errichtung einer Ungarischen gelehrten Gesellschaft hat nicht wenig zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse beigetragen. Man nennt unter den beliebteren Ungarischen Schriftstellern von Pesth die Herren Ewös, Josika, Vörösmary, Majlath u. A. Das Deutsche Theater dieſer Hauptstadt wird zu den besseren Bühnen gezählt, wie wir denn auch im nördlichen Deutschland öfter schon Gelegenheit hatten, einige ausgezeichnete Mitglieder des ständischen Theaters von Pesth zu sehen. Seit kurzem ist nun auch ein Ungarisches National-Theater hinzugekommen, und dies verspricht ebenfalls recht erfreuliche Leistungen. Die Schul-Anstalten aller Konfessionen sind in augenscheinlichem Fortschreiten; gymnastische und orthopädische Institute, so wie Kleinkinder-Schulen und Wohlthätigkeits-Vereine aller Art wurden in der neueren Zeit noch gegründet oder werden täglich erweitert.

— Englische Patente. In einem kürzlich erschienenen Englischen Werke über das Gesetz in Bezug auf Erfindungs-Patente*) ist in einer möglichst populairen Sprache die eigentliche Bedeutung der Erfindungs-Patente und das Verfahren der Englischen Gesetzgebung in diesem auch für ausländische Techniker interessanten Punkte ausführlich auseinandergesetzt und beschrieben worden.

— Merikanische Bergwerke. Der Minen-Betrieb in Meriko hat in dem verflossenen halben Jahre eine Ausbeute von ungefähr 7 Millionen Thaler geliefert, wovon die Hälfte theils nach Europa, theils nach Nord-Amerika versandt worden ist.

*) The law of Patents for inventions. Familiarly explained for the use of inventors and patentees. By W. Carpmael.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 15. Berlin, Freitag den 2. Februar 1838.

Asien.

Ehefrauen im Orient.

Von M. J. Quin.

Man macht sich in Europa von dem Zustande der Frauen im Orient, namentlich bei den Türken und Persern, von dem Verhältnisse der Herrschaft und des Gehorsams zwischen Ehegatten, von dem Range und Ansehen der Hausfrau und Hausmutter sehr unvollkommene, von der Unfreiheit der Weiber hingegen, von ihrer Sklaverei im Harem des Pascha und im Zelte des Scheiks der Beduinen, von ihrem eingesperrten Leben unter der Bewachung argwöhnischer Eunuchen, und was dergleichen mehr, sehr übertriebene Vorstellungen. Der Irrthum rührt zuvörderst daher, daß man die rechtmäßige, in religiös und gesetzlich gültiger Form dem Manne zugeführte und anvertraute Gattin mit dem Lebsweibe, der Konkubine, der Odaliske verwechselt, welche der Hausherr sich aus der Zahl seiner Sklavinnen zulegt, oder vom Sklavenmarkte, oder auch als Kriegsbeute mit nach Hause bringt. Der Koran macht aber zwischen Beiden einen sehr scharfen und bestimmten Unterschied. Nur jener erkennt Muhammed den Namen, die Ehre und Würde der Ehefrau zu; die anderen nennt er „Sklavinnen der rechten Hand". Man sagt und glaubt ferner, und darauf beruht ein zweiter Mißverstand, die Vielweiberei sey im Orient herrschend. Ueblich und verbreitet ist sie allerdings; die Gründe dafür liegen im Klima, im physischen Charakter der Süd-Asiaten und Afrikaner, und ganz besonders in dem Umstande, daß die frühreifen Orientalinnen auch ungemein früh altern. Zu zehn Jahren sind sie vollkommen mannbar; aber ihr träges, sitzendes Leben und der Mißbrauch der heißen Bäder bringt es dahin, daß sie im fünfundzwanzigsten welk und verblüht sind. Während der Mann im Orient sich in der Kraft seiner Jahre behauptet, sieht er drei weibliche Generationen um sich her aus Mädchen zu Frauen und Müttern und aus Müttern zu Altmütterchen werden. Aber daß darum die Vielweiberei herrschend wäre, dazu fehlt viel. Nur der Reiche, der Vornehme kann sich einen Harem halten; nur der sehr Wohlhabende kann mehrere Frauen ernähren. Unter tausend Persern wird man kaum dreißig finden, die mehr als eine Frau, kaum zwölf, die mehr als zwei hätten. Die bestunterrichteten und zuverlässigsten Reisenden berichten auch einstimmig, daß sie es, wo sie als Gäste in ein Haus einkehrten, in einer Türkischen oder Persischen Wirthschaft, was diesen Punkt betrifft, wenig anders gefunden haben, als in einer Europäischen. Ueberall merkt man, daß eine Hausfrau schafft, anordnet und das Regiment führt; nur darin liegt der Unterschied, daß man sie niemals zu sehen bekommt.

Sogar das Thema vom Pantoffel-Regiment ist den Orientalen kein fremdes, wie folgendes Persische Geschichtchen beweist: „Es war einmal ein gewaltig reicher Nabob; der hatte eine wunderschöne Tochter mit Namen Hosaini. Der Vater verzog sie, als sein einziges Kind, und that ihr Alles zu Willen; davon wurde sie so störrig und eigensinnig, so trotzig und boshaft, daß Niemand Freude an ihrer Schönheit haben konnte und die Nachbarn öfter sagten: „die garstige Hosaini!" als: „die schöne Hosaini." Nun geschah es, als sie herangewachsen war, daß ihr ein junger Kriegsmann vor Allen wohlgefiel; er hieß Sadik-Beg und war guter Leute Kind, aber er hatte kein ander Erbtheil noch Vermögen, als sein Schwert. Der Nabob konnte seinem Töchterchen keinen Wunsch versagen; also rief er den jungen Sadik zu sich und sprach zu ihm: „Ich habe Dich zu meinem Eidam ausersehen." Sadik war hocherfreut über das unverhoffte Glück; aber er kannte der schönen Hosaini Gemüthsart und nahm sich fest vor, ihr gegenüber den Herrn, und nicht, wie sie vielleicht erwarten mochte, den unterwürfigen Knecht zu spielen. Die Hochzeit wurde mit Glanz und Lustbarkeiten gefeiert, und das junge Paar zog sich in die prächtigen Gemächer zurück, so der Nabob in seinem Palast für die Neuvermählten hatte einrichten lassen. Wie sie nun so zum ersten Mal als Mann und Frau beisammensaßen, kam Hosaini's Lieblingskätzchen herbei, schmiegte sich ihr an den Fuß und schnurrte, damit ihre Gebieterin sie streicheln sollte. Sadik wollte mit dem Thiere schön thun, aber die Katze war eifersüchtig auf den neuen Günstling ihrer Herrin und kratzte ihn tüchtig in die Hand. Da zog Sadik, ohne ein Wort zu sprechen, sein Schwert, hieb der Katze den Kopf vom Rumpfe und warf sie zum Fenster hinaus. Das sah Hosaini und merkte auf der Stelle, daß ihr ein Herr und Gebieter zu Theil geworden war; sie nahm sich's zu Herzen und wurde eine sanftmüthige, gehorsame und liebreiche Ehefrau. Nun war unter Sadik's guten Freunden Einer, Namens Merdek, ein winziger, zwerghaft gerathener Pantoffelheld; seine Frau aber war ein völlig ausgewachsener Hausdrache. Die Beiden trafen einander eines Tages und sprachen von ihrem Hausstand; Merdek wollte gar nicht glauben, daß die schöne Hosaini auf einmal so fromm geworden seyn könnte, und als er erfuhr, wie Sadik es angefangen hatte, sie zu zähmen, war er sehr verwundert und erfreut. „Ei", dachte er, „meine Frau hat ja auch einen Hauskater!" Der Kleine ging nach Hause, hing sich einen gewaltigen Sarras um, reckte sich so lang er konnte, schnitt ein fürchterlich Gesicht, und vorwärts marsch! ging es nach seiner Frauen Stube. Katz mit dem scheckigen Pelze, der sich nichts Arges versah, kam seinem Herrn freundlich entgegen und machte den allerschönsten krummen Buckel; ein herzhafter Hieb, und dem armen Thiere lag der Kopf vor den Füßen. Eben wollte Merdek den todten Kater packen und zum Fenster hinauswerfen, da kam seine Frau dazu und versetzte ihm eine so gewaltige Ohrfeige, daß er der Länge nach hinflog. „Merk Dir's, Du Tölpel", schrie sie dazu, „Sadik hat die Katze gleich am Hochzeittage todtgeschlagen!"

Die rechtmäßige Gattin, die dem Manne Söhne und Töchter geboren hat, die Mutter — mäder ist ihr Ehrenname im Persischen, von gleichem Stamm und Klang mit dem Griechischen und Lateinischen, Deutschen und Englischen Wort — ist überall im Orient, sey es in der Hütte des ärmsten Bauern, sey es im Palast des mächtigsten Fürsten, ein Gegenstand der heiligsten Liebe und Verehrung für alle Familienglieder und Hausgenossen. Es ist dies eine Pietät von solcher Tiefe und Innigkeit, sie wurzelt hier so unerschütterlich in ehrwürdiger, seit Jahrtausenden heilig gehaltener Sitte, es liegt in der Art, wie sie gezollt und empfangen wird, so viel Natürlichkeit, Einfalt und Würde, daß der Anblick für einen civilisirten Europäer wohlthuend, rührend und zugleich — beschämend ist. Ohne der Mutter Rath und Zustimmung wird über die Kinder nicht verfügt; handelt es sich aber um Verheirathung der Söhne und Töchter, so steht ihr allemal die Hauptstimme zu, und gewöhnlich wird die ganze Angelegenheit ihrer Leitung überlassen. — Auch in Hinsicht des Vermögens stellt das Muhammedanische Gesetz die Frau sehr unabhängig. Sie behält, auch nach der Vermählung, die freie und unbeschränkte Disposition über ihr Eigenthum, bis an ihren Tod. Die Frauen in England sind lange nicht so glücklich. Das Englische Gesetz geht von der Annahme aus, daß die Braut sich von dem Augenblicke an, da die Ringe gewechselt und das Jawort gegeben worden, aller Sorge um ihr zeitlich Hab' und Gut entschlagen, dasselbe ihrem Ehegemahl überantwortet und von nun an gar nichts mehr damit zu schaffen hat. Will sie Herrin ihres Vermögens bleiben, so muß dies vor der Vermählung ausdrücklich und kontraktlich festgestellt werden, und der Bräutigam muß es auf drei oder vier großen Blättern Pergament geschrieben, unterzeichnet und untersiegelt von sich geben, daß er in diesem Punkte auf alle seine Rechte Verzicht leistet. — Noch mehr: der Koran wahrt auch das Recht der Frau an die Mitgift; es darf kein Stück davon ohne ihr Wissen und Wollen veräußert werden. Stirbt die Frau, so regelt sich die Erbschaft wie folgt. Ihr Mitgebrachtes und ihr eigenes Vermögen, wenn solches vorhanden ist, wird zusammengeschlagen; davon fällt, wenn keine Kinder vorhanden sind, die Hälfte an den Mann und die Hälfte an die Verwandten der Frau; hat sie aber Kinder hinterlassen, so erbt der Mann nur ein Viertheil, und die übrigen drei Viertheile gehören den Kindern zu gleichen Theilen; die Söhne haben dabei keinen Vorzug vor den Töchtern.

Etwas anders sieht es freilich bei den Tataren aus. Hier hat sich in der Behandlung des schwächeren Geschlechtes durch das stärkere mancher alte Gebrauch bis auf den heutigen Tag erhalten, der uns — wohlgemerkt uns, nicht den Tatarischen Frauen und Mädchen — roh und barbarisch erscheint. Die Ehe wird in Form eines Kaufes eingegangen. Wer ein Mädchen als seine Frau heimführen will, muß ihrem Vater einen Preis für sie zahlen. Da der Hauptreichthum der Tataren in ihren Vieh-

heerden besteht, so wird dieser Preis auf eine gewisse Anzahl von Kühen festgesetzt und meistens auch in dieser Gestalt entrichtet. Je schöner das Mädchen, desto mehr wird geboten; für eine sehr hübsche Tochter bekommt der Vater wohl dreißig Kühe und mehr, für eine häßliche nur vier oder fünf. Kann der Freiwerber nicht sogleich den vollen Preis entrichten, so geht er in seines künftigen Schwähers Dienste, wie Jakob bei Laban, und trägt ihn durch seiner Hände Arbeit ab. Wir sehen also, der Vater verkauft seine Tochter, — das patriarchalische Familienwesen läßt dem Vater unumschränkte Gewalt über seine Kinder. Aber der Mann darf nicht nach Willkür über die Frau schalten; selbst im Fall der Untreue hat er kein Recht über ihr Leben, sondern er schickt sie zu den Ihrigen zurück und empfängt den Preis wieder, den er für sie gezahlt hat. Ob übrigens eine Frau im Orient glücklich oder unglücklich, in Freuden oder in Gram, in hohen Ehren oder in demüthiger Zurücksetzung ihr Leben verbringt, das hängt ganz und gar von einem einzigen Umstande ab: ob sie nämlich ihrem Manne Kinder, vorzüglich Söhne, geboren hat oder nicht. Die Kinderlose ist nirgends unglücklicher, als hier, — die von Söhnen und Töchtern umgebene Mutter aber ganz gewiß in der Tatarei so glücklich und hochgeachtet wie in Europa. Allerdings ist es bei einigen Tatarenstämmen Gebrauch, daß die Frau nicht an einem Tische mit ihrem Manne essen darf, und daß alle Plackerei der Hauswirthschaft und Feldarbeit ihr zur Last fällt, während der Eheherr faullenzt und sich gütlich thut. Aber sind denn ähnliche Beispiele von brutaler und tyrannischer Behandlung der Frauen in England, Frankreich und Deutschland so unerhört?

Die Tatarischen Frauen haben mir fast durchgängig wohlgefallen, und ich kann ihnen mit bestem Gewissen nur Rühmendes nachsagen. Sie sind voll herzlicher Liebe zu ihren Männern und Kindern, gastfreundlich gegen den Fremden, unter einander munter und gesprächig. An Festtagen putzen sie sich prächtig heraus, und eingesperrt sind sie nicht im mindesten. Sie dürfen Verwandte und Bekannte besuchen, so oft es ihnen beliebt; sie haben ihre Gesellschaften, wo sie schwatzen, schäkern, klatschen u. dergl. m. Was fehlt ihnen zum Glück! — Tatarinnen und Türkinnen unterscheidet man leicht an ihrem Putz. Jene tragen eine Masse von Gold und Silber auf dem Leibe. Die Ohrringe sind gewaltig groß und hängen oft bis zu den Schultern nieder; sie treiben einen ungemeinen Luxus mit goldenen Halsketten und Armbändern; auch durch die Nase sind Ringe gesteckt. Sie tragen Pluderhosen von hellgelber oder karmoisinrother Farbe; die Füße stecken in rothen Pantoffeln, der Leib in einem langen, faltigen Seidenrock. Dieser Rock ist gewöhnlich vorn mit Silber durchwirkt und hat silberne Knöpfe; um die Hüfte hält ihn ein lederner Gürtel fest, der gleichfalls mit Silber gestickt ist; vorn sitzt eine prächtige goldene Schnalle. Die Tatarischen Frauen haben mit den Türkischen die Sitte gemein, ihre Fingernägel roth zu färben und nur tief verschleiert über die Straße zu gehen. Die Mädchen tragen, zur Unterscheidung von den verheiratheten Frauen, eine hohe runde Mütze von rothem Tuch, worauf als Zierrath Türkische Gold- und Silbermünzen und glänzende Muschelschalen sitzen. Um die Stirn winden sie eine Korallenschnur; ihr Haar, auf welches sie große Sorgfalt verwenden, fällt in langen dicken Flechten über den Rücken und wird unten wieder mit Silberschnur zusammengebunden. Es ist ein wahres Vergnügen, Tatarische Mädchen bei einer Spazierfahrt zu sehen; Alles an ihnen ist Lust und Heiterkeit. Bei Konstantinopel, im Thale der süßen Wasser, zu Bujukdere oder Skutari kann man in der schönen Jahreszeit den Anblick öfters haben. Die Matronen sitzen im kühlen Schatten, die Pfeife im Munde, und ziehen mit andächtigem Wohlbehagen den Dampf des köstlichen Türkischen Tabacks ein; unterdessen amüsiren sich die Töchter mit Tanz und Spiel, und in der Regel mit Schaukeln, dem Lieblingsvergnügen der Mädchen im Orient. In Konstantinopel trinken die Tatarinnen Kaffee, wie alle Welt; in den Steppen ihrer Heimath aber vertritt dessen Stelle eine Art Thee, die an den Ufern des Don wild wächst. Nur stelle man sich keinen Thee mit Milchrahm und Zucker nach Europäischem Geschmacke vor; das Tatarische Getränk wird mit Salz, Butter und Pfeffer zubereitet und gilt für sehr gesund.

Das Fuhrwerk, dessen die Tataren sich daheim in ihrem Steppenlande bedienen, heißt Madgar. Der Leser denke sich eine lange, schmale Karre, an der inneren Seite mit Matten oder Schaaffell überkleidet, mit Reifen überspannt und auf zwei oder vier Räder gesetzt, die sich nicht um die Achse, sondern sammt der Achse drehen. An der ganzen Maschine ist kein Eisen; hölzerne Pflöcke und Zapfen müssen den gebrechlichen Bau zusammenhalten. Zu allem Unglück gehen die Tatarischen Fuhrleute mit ihrer Wagenschmiere äußerst sparsam um, und die Schafthölzer, die Räder, die Achsenbäume begleiten ihre saure Arbeit mit einem jämmerlichen Konzert. Vorgespannt sind Kameele oder Ochsen. Wirthshäuser giebt es in der Steppe nicht; aber in jeder Schäferhütte findet der Reisende gastliche Aufnahme und reichen Vorrath an Milch, weichem Käse, frischen Eiern, Wassermelonen und Honig, — dem berühmten Steppenhonig, der sich wohl dem Hymettischen vergleichen läßt; denn die ganze weite Steppenfläche ist im Frühjahr mit den würzigsten Thymuspflanzen bedeckt und von Bienen überschwärmt.

(Schluß folgt.)

Australien.

Die Holländische Niederlassung in Neu-Guinea.

(Schluß.)

Das Recht der Erbfolge unter den Häuptlingen der Papuer's ist von ganz besonderer Art. Wenn der König oder Radscha*) stirbt, so folgt ihm sein jüngerer Bruder in der Herrschaft; stirbt auch dieser, so kommt der ältere Bruder an die Reihe, und nach dem Ableben des Letzteren erbt der älteste Sohn des älteren Bruders den Thron. Die subalternen Häuptlinge werden von dem Radschah ernannt. Es giebt keine geschriebene Gesetze; eine Uebertretung des gesetzkräftigen Herkommens wird so bestraft, daß der Schuldige einen Theil seiner beweglichen oder unbeweglichen Habe der Obrigkeit abtreten muß. Schwere Verbrechen haben Confiscation des ganzen Vermögens zur Folge: ein Theil desselben kommt an den Häuptling des Kampong's, zu welchem der Verbrecher gehört, und das Uebrige wird unter die Verwandten der beleidigten Partei vertheilt. Die Todesstrafe ist merkwürdiger Weise unter den Papuer's ganz abgeschafft worden.

Die Papuer's haben schon früh, durch Siramische Missionaire bekehrt, den Islam angenommen; allein diese Religion giebt sich bei ihnen so wenig nach Außen hin kund, daß die Holländer nicht eher etwas davon gewahr wurden, als bis die Häuptlinge in der Nachbarschaft von Triton's-Bai den Repräsentanten des Königs der Niederlande ihren Huldigungs-Eid leisteten, was ganz nach muselmännischer Weise geschah. Auch das Grabmal eines früheren Königs von Akdama, welches an einer kleinen Bucht auf der Nordseite der Insel lag, konnte als Beweis dafür dienen, daß die Eingebornen sich zum Islam bekennen; denn an beiden Enden desselben war, wie die muhammedanische Sitte erheischt, ein aufrecht stehender Stein angebracht. Das Monument hatte eine Bedachung aus Sago-Blättern.

Bei den Arassura's ist, wenn man dem Zeugniß der Papuer's glauben darf, keine Spur von Religion zu finden; dennoch rufen sie bei ihren Schwüren die Sonne, einen ihrer Berge und eine bestimmte Zahl Waffen als Zeugen an und glauben fest, daß die Sonne den Meineidigen verbrennen, oder der Berg ihn zerschmettern, oder die Waffe ihm einen qualvollen Tod geben wird. — Polygamie ist in ganz Neu-Guinea erlaubt; die Papuer's allein haben die Hochzeits-Gebräuche der Muhammedaner unter sich eingeführt. Die Arassura's huldigen einem Herkommen, das einen Beischmack von Romantik hat; wenn der Jüngling und das Mädchen gegenseitige Zuneigung fühlen und es zwischen ihnen zu einer Erklärung gekommen ist, so ergreifen sie mit einander die Flucht und verbergen sich an einem abgelegenen Orte. Unterdeß bieten die Aeltern beider Theile Alles auf, um den Schlupfwinkel des Liebespaars zu entdecken; bleibt ihre Bemühung ohne Erfolg, so berathschlagen die Freunde beider Familien über diese Angelegenheit. Ist es dann beiden Theilen genehm, daß die Heirath von Statten gehe, so verzeiht man den Flüchtlingen; der Bräutigam macht den Verwandten des Mädchens ein Geschenk, und die Ehe ist geschlossen. Sind aber die Aeltern der Verbindung entgegen, so muß das Liebespaar wieder aus einander, es koste, was es wolle; und entschließt sich der Jüngling oder das Mädchen nach dem Verluste des Gegenstandes seiner ersten Liebe zur Wahl eines Anderen, so ist wieder ein romantisches Davonlaufen unerläßlich.

Wenn ein Arassura stirbt, so reinigt man seinen Körper und wickelt ihn in einen Zeug aus Baumbast oder aus Fasern der Kokospalme. Dann wird die Leiche auf ein Gerüste gelegt, unter welchem ein kleines Feuer brennt. Nachdem der Körper durch den emporsteigenden Rauch ausgetrocknet ist, bringt man ihn auf eine Art Boden unter dem Dache; die Familie aber versammelt sich unten im Hause und feiert ein Fest, das mehrere Tage währt. Nach Ablauf dieser Zeit bestattet man den Leichnam in ein dicht mit Blättern ausgelegtes Grab. Die männlichen Kinder theilen die väterliche Hinterlassenschaft unter sich; den Töchtern wird nur ein sehr kleiner Antheil gelassen. Bei den Papua's bestattet man die Todten nach Muhammedanischer Weise; wenn aber zwölf Monate verflossen sind, so werden die Gebeine des Entseelten wieder ausgegraben, die Ueberlebenden veranstalten ein Fest und beerdigen dann ihren Verwandten zum zweiten Mal. Die Papua's theilen das Jahr in die zwei Zeiten der Monsuhn's, von denen jede sechs Mond-Monate begreift, und nennen den dazwischen fallenden windstillen Monat Euranfi.

Die Naturforscher der Expedition waren in ihren Untersuchungen unermüdlich; wir verdanken ihrem beharrlichen Eifer einen genauen Katalog der animalischen und vegetabilischen Erzeugnisse von Tritons-Bai und seinen Umgebungen. Viele neue und bis dahin unbekannte Varietäten von Vögeln wurden aufgefunden, und außerdem eine Menge anderer Vögel, die allbereits wissenschaftlich bestimmt waren. Das Kuskus und viele andere Abarten des Geschlechtes der Kängärus schienen die einzigen einheimischen Vierfüßer zu seyn; denn die Hunde und Schweine, welche man bei einigen Eingeborenen vorfand, waren offenbar von fremdem Stamme. Im Walde bemerkte man keine Spur von Affen, und selbst das gewöhnliche Federvieh schien dieser Gegend ganz zu fehlen. Die vornehmsten Früchte bestanden aus

*) Soll ohne Zweifel Ratu heißen, welches Wort den Sprachen Malayischen Stammes weit inniger angehört, als die reine Sanskrit-Form Radscha.

Kokos-Nüssen, Plantanen, Dschambus, Papayas*) und kleinen sauern Citronen; das Zuckerrohr wucherte, und der Boden erzeugte auch Yams und Muskatnüsse. Werthvolle Bäume, die hier gedeihen, sind, außer den Kokos-Palmen, der Sago-Baum, der Massai, Belischari, Rosamala, der Eisen-Baum und der Eben-Baum. Beim Lichten des Waldes stießen die Arbeiter auf mehrere Bäume der letzteren Art, von denen einige beinahe fünf Fuß im Durchmesser hatten and nur mit großer Mühe gefällt werden konnten.

Da die meisten der erwähnten Produkte in ganz Neu-Guinea sich finden, so darf es Wunder nehmen, daß die Eingeborenen, denen es doch weder an Fähigkeit, noch an Sinn für die Bequemlichkeiten des Lebens fehlt, in vielen Gegenden von Allem entblößt sind, was den Menschen über die thierische Lebensweise erhebt. Ihre ganze Technik beschränkt sich auf die Erbauung roher Hütten und Kähne, auf die Anfertigung ihrer Waffen und einiger Ornamente. Die Wohnungen des Dorfes Okta z. B. waren kümmerliche Barracken aus Bambusrohr, mit einem Dache aus geflochtenem Laubwerk. Der Rauch des Feuers, das am Boden angezündet wurde, hatte keinen anderen Ausweg, als die viereckigen Löcher, welche die Stelle von Fenstern und Thüren vertraten; daher auch Europäische Besucher nur wenige Minuten in diesen Wohnungen ausdauern konnten. Fische, Schildkröten-Eier und Plantanen, die vornehmsten Nahrungsmittel der Eingeborenen, wurden am Feuer geröstet, doch ohne alle Vermittelung von Küchengeräth, das ihnen ganz und gar fehlte.

Der Boden um Tritons-Bai stand im Rufe vorzüglicher Güte; dennoch war die Sterblichkeit unter den Pflanzern anfänglich sehr groß. Vom 11. Juli bis zum 7. August hatten sie mit einer feuchten, kalten und nebligen Atmosphäre zu kämpfen, und gewöhnlich regnete es von Sonnen-Untergang bis zum Anbruch des Morgens. Am schlimmsten waren die mit Lichtung des Waldes beschäftigten Arbeiter daran, von denen Viele durch bösartige Sumpf-Fieber, durch Skorbut und Wassersucht hinweggerafft wurden.

Nachdem man jede Vorkehrung getroffen hatte, die der Gesundheits-Zustand erlaubte, erfolgte am 24. August, als am Geburtstage des Königs der Niederlande, die feierliche Einweihung des Forts. Die Schiffe waren mit einer Unzahl Flaggen und Wimpel geschmückt, und an der Küste standen, außer den Offizieren und Soldaten der Holländischen Besatzung, auch die Häuptlinge der benachbarten Papua's versammelt, um die Proclamation vorlesen zu hören. Dieses Manifest besagte, daß der Kommandant von der Regierung des Niederländischen Indiens ermächtigt worden sey, im Namen Seiner Majestät des Königs die Westküste von Neu-Guinea nebst dem Binnenlande in Besitz zu nehmen, jedoch mit Ausschluß der Distrikte Mamani Karondessa, Ambarschura und Ambarpon, auf welche der Sultan von Tidor Anspruch machte. Als die Proclamation verlesen war, wurde die Holländische Flagge unter dem Donner von 101 Kanonenschüssen aufgezogen. Dann verlas man den zwischen der Regierung und den eingeborenen Häuptlingen geschlossenen Vertrag, worin die Papua's Gehorsam, die Holländer aber väterliche Fürsorge gelobten. Die drei vornehmsten Häuptlinge wurden als Könige verschiedener Distrikte bestätigt und verpflichteten sich mit einem Eid, ihren Europäischen Verbündeten zu jeder Zeit gegen ihre Feinde beizustehen. Als Abzeichen ihres Ranges erhielten sie rothe Kabya's und Stäbe mit silbernen Knöpfen, auf welche das Niederländische Wappen gravirt war. Außerdem empfing Jeder ein geschriebenes und besiegeltes Patent.

Nach beendeten Präliminarien lud der Kommandant die Häuptlinge der Papua's zu einem fröhlichen Mahle, bei welchem sie eine Menge Gesundheiten ausbrachten, um den edlen Trank, der ihnen so süß zum Herzen redete, ganz ohne Gêne schlürfen zu können. Das geistige Getränk öffnete die Herzen der Papua-Fürsten in solchem Grade, daß sie alle Etikette bei Seite setzten und Jeden, der in den Bereich ihrer Arme kam, brüderlich umarmten. Das Diner war so gut, als die Umstände es erlaubten; es bestand aus Fischen, die man am gestrigen Tage gefangen hatte, aus Schweinsbraten, einigen Gänsen und verschiedenen Reis-Speisen. Obschon man der Flasche recht wacker zusprach, so ging die Gesellschaft doch in bester Ordnung aus einander.

(Asiat. Journal.)

*) Ueber die Frucht Dschambu sehe man Marsden's Malayisches Wörterbuch (S. 104), wo mehrere Arten derselben aufgezählt sind, als: dschambu mera (der rothe Dschambu, eugenia malaccensis); dschambu ayer (der Wasser-Dschambu, eugenia aquea) u. s. w. — Die Frucht Papaya (auch Papaw genannt) führt den botanischen Namen carica papaya.

A. d. Uebers.

Italien.

Herculanum und Pompeji.

Es scheint, daß Pompeji und Herculanum nicht auf eine und dieselbe Weise zerstört worden sind: Pompeji, welches nicht so nahe am Vesuv war, ist bloß mit einer Schicht von Staub und Asche bedeckt, während Herculanum, fast dicht am Fuße des Berges liegend, von Strömen heißer Lava verschüttet wurde, die, nachdem sie sich abgekühlt und hart geworden, die ganze Stadt mit einer festen Kruste überzogen, welche allen Schlägen des Eisens oder Stahls widersteht und sich nur durch Minen sprengen läßt. So wird es begreiflich, warum die Nachgrabungen bei Pompeji vorzugsweise von Statten gehen.

Die Lage Herculanums war seit dem Jahre 79 der christlichen Aera unbekannt; man wußte zwar, daß die Stadt in der Nähe des Vulkans gestanden habe, doch war man über den Punkt selbst ungewiß, und es war um so schwerer, ihn zu bestimmen, da auf einem Theil des ehemaligen Bodens der Stadt, der schon seit Jahrhunderten mit frischer Lava aus dem Vesuv bedeckt war, eine ganze Stadt mit neuen Wohnungen und ein Palast des Königs von Neapel erbaut stand. Der Zufall hat hier mehr geholfen, als alle Forschungen der Gelehrten: ihm allein hat man die Entdeckung dieser unglücklichen Stadt zu verdanken.

Ein Fürst von Elbeuf aus Lothringen hatte sich im Jahr 1720 in Neapel angesiedelt und ließ sich in Portici am Ufer des Meeres ein Landhaus erbauen, zu dessen Verschönerung er mehrere alte Marmorstücke kaufte, die ein Bauer der Umgegend beim Graben eines Brunnens auf seinem Felde gefunden hatte. Erstaunt über die Schönheit dieser Marmorstücke, beschloß er, dem Bauern sein Grundstück abzukaufen: der Handel ward geschlossen.

Kaum war er Besitzer geworden, so ließ der Fürst die Nachgrabungen auf eigene Rechnung fortsetzen; der Erfolg übertraf seine Erwartungen: eine beträchtliche Menge von neuen Marmorstücken, von Säulen-Trümmern und Statuen in Griechischem Styl gaben ihm bald hinreichenden Ersatz für alle Ausgaben. Nicht lange darauf entdeckte man auch eine große Zahl von kostbaren Marmorsteinen aus Afrika. So viele Reichthümer, die man fast unter den Augen des Königs von Neapel hervorzog und deren Größe durch das Gerücht gewiß noch übertrieben wurde, machten den Letzteren aufmerksam und veranlaßten ihn zu dem Befehl, daß die Nachgrabungen des Fürsten von Elbeuf sofort eingestellt werden sollten.

Kurze Zeit nach diesem Verbot beschloß der König von Neapel, die Nachsuchungen selbst vernehmen zu lassen. Er befahl, man solle bis auf eine Tiefe von achtzig Fuß in die Erde graben. Man hatte sich, wie denkbar, große Erwartungen von dieser Unternehmung gemacht, aber wie groß war das Erstaunen, als man auf einmal unter den Dörfern Portici und Remia, die zwischen dem Vesuv und dem Meere liegen, eine ganze Stadt begraben fand. Man war sogleich überzeugt, daß dies das alte Herculanum war. Die Arbeiten wurden mit dem lebendigsten Eifer fortgesetzt und belohnten sich bald durch Alterthümer jeder Art: Gemälde, Freskobilder, Arabesken, Vasen, Basreliefs, die Reiter-Statuen der Konsuln Nonius und Balbus, Vater und Sohn, Dreifüße, Lampen, Schaalen, Kandelaber, Altäre und musikalische Instrumente jeder Art wurden aufgefunden und nach dem Museum von Portici transportirt. Nur solche Gegenstände, die man nicht fortbewegen konnte, ließ man an ihrem Orte stehen.

Unter den Ruinen und Trümmern dieser berühmten Stadt entdeckte man auch mehrere Gebäude von bedeutendem Umfang, einige Tempel, von denen einer dem Jupiter geweiht war, ein Theater und das Forum civile, dessen Oberfläche ein Parallelogramm von 228 Fuß Länge und 132 Fuß Breite bildete. Dieses Gebäude war von Säulen umgeben, die das Gewölbe der äußeren Halle trugen; und außerdem stützten noch 42 Säulen mehrere Hallen im Innern, welches mit Marmor bepflastert und an den Wänden mit Fresko-Malereien bedeckt war

Man konnte auch wahrnehmen, daß die Straßen sämmtlich nach der Schnur gezogen und auf jeder Seite mit Brustwehren für die Fußgänger versehen waren. Ihr Pflaster bestand aus Steinen und Lava, welche ganz derjenigen glich, die man auf den öffentlichen Plätzen von Neapel sieht. Daraus schließt der Englische Alterthumsforscher Herr Hamilton, der vor kurzem eine Beschreibung von Herculanum und Pompeji herausgegeben hat, daß die Ausbrüche des Vesuvs viel älter sind, als die Verschüttung von Herculanum. Hören wir, wie Herr Hamilton seinen Einzug in Pompeji beschreibt, in Gesellschaft eines Freundes und zweier Cicerone:

„Wir mußten mehrere Minuten über die Asche schreiten, unter welche die Stadt verschüttet worden. Man braucht den Boden nur einige Fuß tief zu graben, so berührt man schon die Spitzen ihrer Tempel und Gebäude. Aus dieser fruchtbaren Asche wachsen gegen 20 Bäume hervor, unter welchen man auch einzelne Säulen erkennt. — Wir befanden uns in der Vorstadt, in einer geräumigen, nach der Schnur gezogenen Straße, die in ihrer ganzen Länge mit Landhäusern, Grabmälern und kreisförmigen Bänken aus Stein besetzt ist; hier pflegten die Bewohner gegen Sonnenuntergang sich hinzusetzen zwischen den Gräbern ihrer Verwandten und Freunde, um frische Luft zu schöpfen und die ankommenden Fremden zu mustern. Wir erkannten aus der Inschrift auf einem dieser Grabmäler, daß es einem Admiral aus Pompeji errichtet worden: zwei große gläserne Urnen waren darin eingeschlossen; in der einen lag die Asche des Admirals, in der anderen der Rest von den Gebeinen, welche die Flamme verschont hatte. Bei der Entdeckung des Isis-Tempels hat man auch die Geräthe, die bei den Ceremonien unentbehrlich waren, und einige Skelette von Priestern gefunden, die während der Ausübung ihrer Amtspflichten von dem Aschenregen überrascht und lebendig begraben wurden. Noch sieht man ihre Kleider, die Kohlen auf dem Altar, die Kandelaber, Schaalen zur Libation, Becken, um die Eingeweide der Opferthiere aufzunehmen, Lektisternia oder Betten, auf welche man die Göttin Isis hinlegte, wenn man ihr große Gaben darbrachte, und überall die Attribute dieser Göttin. — Isis war nicht die einzige Göttin, welche in diesen ihr geweihten Tempel aufgenommen wurde, denn man hat auch Statuen von Bacchus, von Venus und selbst von Priapus darin gefunden. Die meisten dieser Statuen waren aus Holz, nur Kopf und Hände von Marmor."

„In der Vorstadt liegt auch das Landhaus Cicero's, eines von denen, die ihm am meisten gefallen haben. Auch Sallust hatte in Pompeji ein Haus, welches innerhalb der Ringmauer nicht weit von dem Hauptthor liegt. Der Name seines Besitzers ist in rothen Charakteren auf die Vordermauer eingegraben. Hier wurden die Verordnungen der Magistrate, die Bekanntmachungen, die Kauf- und Miethskontrakte niedergeschrieben. Dieses Haus des Sallust ist ohne Widerspruch eines der merkwürdigsten in der ganzen Stadt: es enthielt eine ungeheure Zahl von Gemälden, von Mosaik, von Krügen, von kostbaren Vasen in verschiedener Form und Größe. Sallust selbst war einer der einflußreichsten Bürger in Pompeji. Wir besuchten sämmtliche Häuser, die offen standen, und betrachteten sorgfältig die Landschaften, die auf den Wänden gezeichnet waren, und die Zierrathen in Gyps und Mosaik. Man könnte fast glauben, diese Orte seyen erst seit gestern verlassen. Das Schild des Kaufmanns ist noch an seiner Thür zu sehen, die Wände sind noch fast mit frischen Tapeten bedeckt, nur haben die Kinder einige davon beschmutzt, und hier, wie überall, haben die Narren ihre Namen an den Mauern eingegraben."

„Solche noch so vollkommene Spuren und Reste eines Lebens, das seit beinahe zwei Jahrtausenden erloschen ist, einer Bevölkerung, von der jeder Schritt, jeder Stein erzählt, während sie selbst sich nirgends blicken läßt, machen natürlich auf den Besucher dieser Orte den tiefsten, erschütterndsten Eindruck, den man sich denken kann, einen Eindruck, den nur der ganz ermißt, welcher selbst jene Stätte betreten, der Alles mit eigenen Augen angesehen. Man tritt in die Häuser, man liest auf der Schwelle in großen Charakteren das SALVE: sollte man nicht glauben, bald die Stimme und den Gruß des entgegenkommenden Herrn zu vernehmen? — Man steigt die Treppen hinauf und herunter, man wandelt durch den Hof, durch den Speisesaal, durch die Schlafzimmer und Badestuben, man dringt in die Keller, Küchen und Arbeitsstuben: — fürwahr, selbst den trockensten, gedankenlosesten Menschen, dem jedes Fünkchen Phantasie ausgegangen, muß diese todte und doch so unendlich reiche Einsamkeit überwältigen."

„Die meisten Häuser in Pompeji haben einen viereckigen Hof mit einem Springbrunnen in der Mitte und mehreren kleinen Zimmern, die mit dem Hof kommuniziren. An dem Bau und der Vertheilung dieser Häuser sieht man, daß die Bewohner von Pompeji gern zurückgezogen lebten, denn sie hatten nur wenig Fenster nach der Straße, außer wenn die Natur des Terrains und die ganze Lage des Hauses es nicht anders zuließen, und dann wurden auch die Fenster immer so hoch angebracht, daß das Innere vor den Blicken der Neugierigen hinreichend geschützt war. Sämmtliche Häuser sind sowohl in der Anordung, wie in der Ausschmückung der Gemächer, einander ähnlich; ihre Höhe beträgt nur zwei bis drei Stock. Die Zimmer haben eine Fläche von zehn bis zwölf Quadratfuß und sind ungefähr 14 bis 18 Fuß hoch; sie kommuniziren nur wenig mit einander und sind fast alle ohne Fenster, außer denen, die nach dem Garten zu liegen und die wahrscheinlich für die Frauen bestimmt waren. Der Hof war fast immer von Säulenhallen eingeschlossen, selbst in den kleinsten Häusern; diese bedeckten Gallerieen haben gewiß dazu gedient, Schatten und Kühlung zu gewähren. Zimmerholz ward in den Gemächern nur zu den Fenstern und Thüren gebraucht; sämmtliche Balken dagegen an der Decke und auf dem Boden sind in Mosaik gearbeitet."

„Wir besuchten die kleinsten, versteckteften Winkel mehrerer Häuser. Das erste, welches man beim Eintritt in die Vorstadt trifft, gehört zu denen, die am allerbesten erhalten sind. Auch hier waren keine Fenster nach der Straße zu, was überhaupt den Straßen, wo keine Läden sind, ein ziemlich einförmiges Aussehen giebt. Wir traten in einen viereckigen Hof, der von bedeckten, durch eine Kolonnade getragenen Gallerieen eingeschlossen ist; unter diesen sah man die Thüren, die in die inneren Gemächer führten. Von da kamen wir in einen zweiten Hof, in dessen Mitte sich ein Garten befindet mit mehreren Lauben, und darüber schöne Terrassen, welche die Aussicht nach dem Vesuv und dem Meerbusen geben. Dieses Haus, das nicht weit von dem Cicero's stand, gehörte einem Freigelassenen, Namens Diomedes, der hier sein Grabmal hatte errichten lassen, aber nicht darin begraben wurde; er fand seinen Tod bei dem Ausbruch des Vulkans in dem Moment, wo er, mit Gold und Silber-Münzen beladen und von einem Sklaven mit kostbaren Vasen begleitet, durch das Thor des Gartens nach dem Meere entfloh. Dieses Haus hat besonders schöne Keller; die Amphoren stehen daselbst noch an der Wand gelehnt zwischen kleinen Mauer-Nischen. In diesen Kellern hat die Hausherrin mit ihren Frauen Schutz gesucht, als der Vesuv seine brennende Asche auswarf. Man hat daselbst ihre Skelette gefunden, 27 an der Zahl. Die Hausfrau hatte sich an die Wand zurückgebogen und im Schrecken die Arme ausgestreckt, als wollte sie den Tod, der von allen Seiten auf sie eindrang, zurücktreiben; so hat sie die Asche eingehüllt und an die Wand gedrängt; sie hat sich um ihren Körper herumgegossen und so, nachdem sie hart geworden, alle Formen desselben erhalten. Zwar ist das Fleisch vermodert, aber der Abdruck desselben ist in der Asche zurückgeblieben. Ich habe noch die goldenen Armringe gesehen, welche diese Frau an jenem Tage getragen."

„Uebrigens hat man in Pompeji nicht sehr viel Skelette gefunden, was es ziemlich wahrscheinlich macht, daß der größere Theil der Bevölkerung sich noch schnell retten konnte. Einige indessen wurden überrascht: man hat auch mehrere Unglückliche in den Gefängnissen vergessen. In dem Quartier der Truppen sind einige Soldaten, die auf die Folter gelegt worden, in dieser schrecklichen Lage umgekommen; man hat ihre Knochen an den Ketten hängend gefunden, die, in den Stein eingebrannt, durch die Asche, die sie bedeckte, vor dem Rost bewahrt wurden. Man zeigte uns auch die Hand eines Mannes, der, wie Diomedes, mit seinem Gold und seinen Edelsteinen zu entfliehen gesucht hatte."

„Wenn man in der Stadt umhergeht, sieht man lauter schöne gerade Straßen vor sich, die eben so wohlthuend für das Auge, als angenehm für den Fußgänger sind. Hier giebt es Bäckerläden mit höchst kuriosen Mühlen, dort Brunnen, die mitten auf der Straße gegraben sind, und Rinnen, um das Wasser ins Meer zu leiten; an der Ecke einer Quergasse sieht man eine Apotheker-Bude mit dem Schilde einer Schlange, die einen Apfel beißt; weiterhin an der Mauer eines Hauses einen Altar in freier Luft, über dem Jupiter's Adler schwebt; daneben das Magazin der öffentlichen Wagenmeister und einige Läden für warme Getränke, die unseren Kaffeehäusern entsprachen; noch weiter im Hintergrunde eines Hofes ein zweideutiges Haus, auf dessen Schild in Marmor die Worte eingegraben sind: Hic Felicitas."

„Wir sahen auch eine große Menge von Eßwaaren, die sich ganz gut erhalten haben, Brodte mit dem Namen des Bäckers auf der Rinde, einige vollständig gebacken, andere nur halb, einige schon angeschnitten; Mehl mit Wasser und Hefen gemischt; eine Torte in ihrer Pfanne, die schon in den Ofen gesetzt war; Bohnen, Nüsse, Oel, Wein, Flaschen mit dem Namen des Konsuls; Korn, welches man jetzt in die Erde gelegt und das nun grüne Stengel hervorgetrieben..... Es ist etwas Furchtbares selbst in diesem plötzlichen Andrang des Lebens nach einem Stillstand von so vielen Jahrhunderten."

„Alle diese Gegenstände sind nach Neapel gebracht worden und bilden dort eine Sammlung, die in Europa ihres Gleichen sucht. Man bewundert daselbst eine Menge Geräthschaften aus gebrannter Erde, aus Weidenrohr, aus Glas, Bronze, Kupfer u. s. w. Sämmtliche Zierrathen der weiblichen Toilette, Schminktöpfe mit rother Farbe, Kästchen für die Arbeiten der Damen, mit Nadeln, Zwirn, Fingerhüten, Scheeren und dergl.; eine Unzahl von musikalischen Instrumenten, Würfel zum Spielen, von denen einige zum Betrug eingerichtet sind und Oeffnungen haben zur Aufnahme des Blei, monocchi oder Kreisel für die Kinder, die ganz wie die heutigen aussehen; alle Arten von chirurgischen Instrumenten und, was nicht weniger merkwürdig ist, ein forceps für die Entbindungen: das Alles ist hier zu finden."

„Man hat auch eine große Zahl von Papyrusrollen, die in den Nachgrabungen ans Licht kamen, nach Neapel gebracht. Diese Handschriften sind in runde Büchsen eingeschlossen. Da die Asche sie halb verzehrt hat, so glaubte man anfangs, nur Stücke von Holzkohlen zu sehen, ein Irrthum, durch welchen eine Menge von Manuskripten verloren gegangen ist. Später hat man, wie bekannt, ein sinnreiches und mühsames Verfahren entdeckt, diese Schrift zu entziffern, obgleich sie durch den Brand viel gelitten hat."

Bibliographie.

Lucrezia degli Obizzi. — Trauerspiel von A. dall Acqua. Padua.
Amor e sventura. — Sammlung von Novellen. Mailand.
Atti della societa letteraria Volsca-Velliterna. — Zweiter Band. Velletri.
Virtu e delitto. — Historische Novelle von G. Bardieri. — Mailand.
Della istoria e della indole di ogni filosofia. — Von A. Buonafede. 2 Bde. Mailand.

Mannigfaltiges.

— Neues Englisches Epos. So oft und so unwiderleglich auch schon bewiesen worden, daß unsere Zeit nicht mehr für das Heldengedicht gemacht sey, finden sich doch immer wieder neue Dichter, die ein Talent, das vielleicht auf einem anderen Felde siegreich gewesen wäre, auf dem epischen Brettergerüste vergeuden. Zu diesen Dichtern gehört auch Herr William Herbert, ein Englischer Geistlicher, der jetzt ein Heldengedicht unter dem Titel „Attila, König der Hunnen" hat erscheinen lassen.*) Das Gedicht zerfällt in zwölf Gesänge und behandelt das Leben der mächtigen „Gottesgeißel" von der Schlacht bei Chalons bis zum Tode des Helden. Der Verfasser ist hauptsächlich der Erzählung des Priscus gefolgt, hat aber auch noch viele andere Quellen und Legenden benützt, so daß einige seiner Gesänge sich wie versifizirte Novellen in der Weise des Ariost lesen lassen. Dabei hat Herr Herbert das Versmaaß und die Wortstellungen seines großen Musters Milton streng beibehalten. Wer aber darum eine Vereinigung des „rasenden Roland" und des „verlorenen Paradieses" in dem neuen „Attila" zu finden meint, der irrt sich natürlich ganz gewaltig, da bekanntlich das Rüstzeug des einen und die Farben des anderen berühmten Meisters in den Händen des Nachahmers nicht hinreichend sind, ebenfalls ein Meisterwerk herzustellen. Gleichwohl ist die Sprache des neuen Heldengedichts eine edle, eben so bilderreiche als bildende, und der Dichter berechtigt dadurch allerdings zu einem mehr in das Leben eingreifenden Werke für die Zukunft.

*) Attila, King of the Huns. By the Hon. and Rev. William Herbert. London, 1838.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 16. Berlin, Montag den 5. Februar 1838.

Frankreich.

Erinnerungen aus der Zeit der konstituirenden Versammlung.

Von Lacretelle.*)

Es waren zwei Jahre verflossen, nachdem ich nach Paris gekommen; ich lebte daselbst in lauter philosophischen Kreisen und Studien, und mit aller Gluth hoffender Begeisterung sahen wir „die ruhigste und menschlichste unter allen Revolutionen" ihre Entwickelung beginnen. Ach, was hatte ich noch für grausame Erfahrungen zu bestehen, ehe ich jenem Optimismus der Jugend mißtrauen lernte, die in der ganzen übrigen Welt um sich herum nichts sieht, als die großen Gedanken und Bestrebungen, von denen sie selbst erfüllt ist, und alle ihre Träume mit einer vortrefflichen Logik auszustatten weiß, welche den lockenden Wahn derselben noch höher steigert. Ich glaubte mich nicht anders als unter die Zeitgenossen des Perikles und Plato versetzt, und selbst diese konnte ich nur bedauern im Vergleich mit meinen Landsleuten, deren Geist erleuchtet war durch die Lehren einer Philosophie, welche ihre Strahlen nicht bloß auf eine glänzende Hauptstadt, sondern über die ganze Menschheit verbreitete. Bald sollte ich aus diesen Träumen erwachen: die ersten Autodafés von abgeschnittenen Köpfen gaben mir ein lebendiges Bild von den kannibalischen Festen der Kolchier; der Brand der Schlösser erinnerte mich an die blutigen Tage der Jacquerie, und die hölliſche Orgie der beiden Oktober-Tage an die scheußlichsten Katastrophen aus der Geschichte des Byzantinerreichs. Noch verloren wir nicht alle Hoffnungen: wir meinten, die Sünden einer entnervten Monarchie und der alte Schlendrian der Feudal-Tyrannei seyen allein Schuld an diesen Exzessen eines Pöbels, den wir jetzt erst kennen zu lernen anfingen und den die konstituirende Versammlung leider so wenig bezähmen lernte. Aber mit welchem Enthusiasmus, mit welcher Bewunderung betrachteten wir diese Versammlung, wo die Vergangenheit von vierzehn Jahrhunderten mit der Autorität der Religion, den Erinnerungen des Ritterthums und den Verführungen des Geistes und der feinen Sitte als Bundesgenossen sich noch einmal zu vertheidigen hatte gegen eine stolze und an nichts als den großartigsten Zukunfts-Hoffnungen reiche Gegenwart.

Seit der Eröffnung der allgemeinen Stände-Versammlung in Versailles bewiesen die jungen Leute, die sich dem Studium der Wissenschaften gewidmet, eine außerordentliche Theilnahme an dem größten unter allen oratorisch-politischen Kampfspielen, welche die Gesellschaft jemals erlebt. Wir waren oft genöthigt, die Reise dahin zu Fuß zu machen, da die Zahl der öffentlichen Wagen weit entfernt war, die Haufen der Neugierigen fassen zu können. Als man die National-Versammlung in Folge der zwei schrecklichen Oktober-Tage nach Paris verlegt hatte, wurde unser Eifer nur desto lebendiger. Aber die Leiden, die wir jetzt zu ertragen hatten, waren noch beschwerlicher. Wir mußten meist gegen Mitternacht, oft unter heftigen Regengüssen, Schnee oder stechendem Frost, nach der Barfüßer-Kirche hin, um uns Plätze zu verwahren, die wir erst am folgenden Mittag einnehmen sollten. Obendrein hatten wir sie noch einer unruhigen Menge abzukämpfen, die von ganz anderen Leidenschaften und Interessen, als die unsrigen, beseelt war; bald bemerkten wir, daß ein großer Theil des Tribünen-Auditoriums besoldet war, und daß die gräßlichen Scenen, die unseren Abscheu erregten, ihnen nur ein Gegenstand der Freude und des Frohlockens waren. Noch denke ich mit Schaudern an jene Weiber, die man seitdem „Strickerinnen" (tricoteuses) genannt hat, wie sie schon damals die blutdürstigen Doktrinen Robespierre's verschlangen, sich ergötzten an seiner widerwärtigen Stimme und seine häßliche Figur, den lebendigen Typus des Neides, mit den Augen anstarrten. Indeß wurden wir bald von den Strapazen dieser Bivouacs erlöst, und zwar durch einen guten Einfall unseres liebenswürdigen und gewandten Generals, ein Titel, den wir dem Herrn Maret, gegenwärtigem Herzog von Bassano, übertrugen. Dieser redigirte damals ein Journal, das unter dem Namen des Moniteur auftrat, eine der großartigsten unter allen parlamentarischen Urkunden, welche auch die längste Dauer hatte. Durch seine freundschaftliche Vermittelung wurde auch ich zu der Redaction eines anderen Journals berufen, welches gleichfalls eine große Celebrität erlangen sollte: dies war das Journal des Débats. Doch muß ich hier in aller Bescheidenheit erklären, daß ich selbst zu dem genannten Ruhm in nichts beigetragen habe: dieser trat erst später ein unter einer anderen Redaction.

Jeder von uns bekam eine Journalisten-Loge, so groß ungefähr als die, in welcher die Gefangenschaft des Königs und seiner Familie begann während des Tumults vom 10. August. Ich hatte zehn bis zwölf Plätze frei, die ich an die ausgezeichnetsten Personen der Gesellschaft, besonders an Damen, vertheilte. Letztere zog ein doppeltes Interesse hierher: einmal an dem großen parlamentarischen Kampf, wo das Schicksal ihrer Familie wie ihrer ganzen Kaste entschieden ward, und außerdem noch ein ganz besonderes, oft sehr lebendiges an den Triumphen der verschiedenen Redner, deren Feuer und Leidenschaft sie selbst ergriff. Diese jungen, in Schmuck und Schönheit glänzenden Zuschauerinnen wußten oft durch ihre Gegenwart, wie in den Turnieren des Mittelalters, die ritterliche Gluth der Vorkämpfer der Monarchie anzufeuern, doch zuweilen auch nicht weniger den Enthusiasmus ihrer Gegner. Es waren nicht immer die Siege ihrer Männer, für die sich diese Damen am meisten interessirten.

Meine Loge stieß zufällig an die rechte Seite der Kammer, und dadurch kam ich in öftere Berührung mit der sogenannten aristokratischen Partei, deren Grundsätze nicht die meinigen waren, die mir aber noch in ihrem Fall höchst ehrwürdig und oft sehr geistreich in ihrem Aerger erschien. Wie manche große Redner, deren Stimme und Namen die Welt erfüllten, sah ich damals zu mir, dem jungen Menschen aus der Provinz, kommen, um mir entweder zu danken für die strenge Treue und zuweilen auch für die Kunst und Lebendigkeit, womit ich ihre Reden wiedergegeben, oder um mich im Voraus auf gewisse Stellen aufmerksam zu machen, die ich besonders hervorheben sollte. Damals gab es noch keine Stenographen, und daher mußte zuweilen die Phantasie dem Gedächtniß zu Hülfe kommen, was übrigens eine recht zweckmäßige Uebung war zur Unterstützung eines schwachen Talents. Die Meisten, die damals die Debatten der Versammlung als Liebhaber verfolgten, haben sich später zu hohen Aemtern emporgeschwungen. Ich gehöre zu denen, die am allerwenigsten Glück gemacht haben, und ich kann mich über dieses Loos nur freuen.

Nichts war weniger erhaben, als der Berathungsort einer Versammlung, die sich damit beschäftigte, einen neuen Staat zu gründen. Die Einfachheit und Nacktheit des Saals entsprach ganz der vernichtenden Strenge der Reformen, welche im Werke waren. Man hatte dazu eine Reitschule genommen, die an den Tuilerieengarten stieß und gegenwärtig der prachtvollen Rivoli-Straße gewichen ist. Man betrat diesen Ort durch das Kloster der Barfüßerkirche, wo man damals noch eine lange Reihe von schönen Glasmalereien sah, welche alle dem Ruhme des unglücklichen Heinrich's III. geweiht waren, und zwar von den dankbaren Mönchen, die er unermeßlich bereichert hatte, um an ihnen eine Stütze zu finden gegen den Fanatismus der Jakobiner-Mönche. Nunmehr kamen wieder Jakobiner, aber von einer ganz anderen Natur, welche dieses Denkmal einer fast verloren gegangenen Kunst vernichteten. Aber gerade dieser Saal, dessen Aeußeres so streng und fast abstoßend erschien, war von den ehrwürdigsten Gestalten, den größten historischen Namen erfüllt, deren mehrere so eben erst auf verschiedenen Wegen ihren Ruf gewonnen. Neugierig wandten sich Aller Augen auf jenen Dépréménil, den beredten Advokaten der Magistratur, der vor kurzem in aristokratischem Hochmuth die Bürde der Popularität von sich geworfen, jetzt aber, in seiner neuen Rolle sich beengt fühlend und voller Neid auf den Glanz seiner Nebenbuhler, sich nur noch als einen kaustischen Schöngeist bemerkbar machte, ohne höheren Drang und Kraft. Mit gleichgültiger Verachtung sah man hier jenen Kardinal von Rohan, für den das Publikum einst so thöricht gewesen, Partei zu ergreifen, aus reiner Opposition gegen eine liebenswürdige, verleumdete Königin, jenen Kirchenfürsten, der bei einer Million Revenüen in einem Abgrund von Schulden steckte, jenen naiv ehrgeizigen Höfling, der Alles glaubte, außer was ein Bischof glauben muß, und sich zur elenden Puppe eines Charlatans, einer Gaunerin und einer öffentlichen Dirne brauchen ließ. Dagegen erschienen hier unter dem Wuthgeschrei und den Schmähungen des Pöbels auch andere ehrwürdigere Prälaten, auf deren Stirn eine Ruhe und Würde thronte, die sie selbst im

*) Auszüge aus einem noch nicht im Druck erschienenen Werke.

Angesicht der Bluthunde vom 2. September zu bewahren wußten. Die eigentliche Vorliebe des Publikums schienen die jungen Krieger zu besitzen, die so eben für die Freiheit der Amerikanischen Insurgenten mitgekämpft. Diese hatten sich fast alle der Volkssache gewidmet, die Einen mit mehr, die Anderen mit weniger Klugheit, aber durchweg mit Geist und Grazie. Ihr verführerisches Talent strebte nur danach, das Volk fortzureißen, aber sie selbst waren die Fortgerissenen. Noch sah man hier einige berühmte Seehelden, die vor kurzem erst dem Englischen Dreizack Schrecken eingestößt, Veteranen des Adels und der Ritterschaft, die, bei ihrem vorgerückten Alter, noch immer die alten Manieren in aller Feinheit und Grazie zur Schau trugen, wie die Dambly's, die Lautrec's und jenen geistreichen Grafen Mirabeau, der, durch und durch Aristokrat, fortwährend von den Sarkasmen und einem oft zügellosen Humor übersprudelte, und der immer bereit war, mit dem Degen loszubrechen; sein enormer Schmerbauch gab damals besonders den Karikaturen reichen Stoff, die ihn wirklich schon zu einer wandelnden Tonne gemacht. Doch statt uns bei anderen Charakteristiken aufzuhalten, die später folgen sollen, wollen wir uns lieber gleich in das Drama des parlamentarischen Kampfes selbst versetzen.

Gewiß, es war ein Drama voll überraschender Realitäten, dessen Größe und Neuheit jede Dichtung hinter sich ließ, ein Drama mit zwölfhundert Personen aus der Elite der Gesellschaft, wo es sich um nichts Geringeres handelte, als das Schicksal der Könige und Völker für eine vielleicht endlose Zukunft und für einen unbestimmten Raum. Der Enthusiasmus gab Allem eine höhere Weihe. Hier kämpfte der feste Glauben an die Prinzipien der alten Zeit gegen die mit weit mehr Begeisterung und Gluth durchdrungene Religion der neuen Ideen, und die Freiheit, wie schön war sie in ihren großartigen, stürmischen Vorspielen, nicht auf den öffentlichen Plätzen, aber wenigstens in dieser Versammlung, die leider nur mehr von ihrem Eifer, als von ihrer Einsicht besaß und, während sie selbst den Despotismus verabscheute, gleichwohl mit einer despotischen Gewalt ausgerüstet war. Hier trat oft das persönliche Interesse vor dem allgemeinen Enthusiasmus zurück, und es schien, als könne man nur durch Aufopferungen seine eigene Achtung gewinnen. Besonders war es jene Minorität des Adels, die zur Volkspartei übergetreten, welche viel und mit Freudigkeit aufgab. Ja selbst die Majorität des Adels wurde in jener famösen Nacht von einer fast leidenschaftlichen Aufopferungssucht ergriffen. Ueberhaupt gab es nicht ein einziges Dekret, das nicht in seinen Wirkungen dem zerstörenden Sturz einer Lawine gleichkam, und überall, wo diese Lawine vernichtend vorüberzog, wurde sie frohlockend begrüßt: man freute sich gewissermaßen, den Platz gereinigt zu sehen, auf dem von nun an die ewigen Säulen der Freiheit stehen sollten. Diese Säulen haben freilich nur wenige Tage gedauert, aber ihr Grund konnte einen solideren Bau ertragen. Die Axt der legislativen Gewalt hieb schonungslos auf die alten Eichen ohne Ausnahme ein, oft aber hörte man auch klagende, ja prophetische Stimmen aus ihnen ertönen, die uns die furchtbarsten Katastrophen verkündigten.

Ja, die Freiheit war es, die damals Alles durchdrang und veredelte, bis auf den Charakter Mirabeau's, dessen unreines Privatleben von ihm selbst und auch fast von uns vergessen ward. Wahr ist es, jene Uneigennützigkeit und Aufopferung, welche den allgemeinen Enthusiasmus beseelte, war sein Gesetz nicht; aber er war sich seiner Kraft bewußt, und diese Kraft konnte uns retten. Seinen revolutionnairen Einfluß als Volkstribun hatte er bald mit einer etwas moderirenden Gewalt amalgamirt und vertauscht, die nunmehr nur ihm allein angehörte. So schön wie Alcibiades war er freilich nicht, aber gewiß eben so schlau und gewandt. Auch besaß er ganz die Manieren, die Politesse und die Falschheit eines Hofmanns. Er, der Liebling des Volks, wußte bei manchen Gelegenheiten in einer höchst gebieterischen Sprache mit ihm zu reden. „Man lasse die Weiber entfernen", rief er in der Sitzung vom 5. Oktober; „wir sind nicht hier, um uns unter ihr Gebot zu beugen." Mirabeau ist der Typus der ersten Revolution geworden, so wie Robespierre der der zweiten; dadurch hat man den Gegensatz angedeutet zwischen dem Löwen und dem Tiger. (Schluß folgt.)

Asien.

Ehefrauen im Orient.

(Schluß.)

Seitdem ich im Kaukasus gewesen bin und die dortigen Volksstämme kennen gelernt habe, glaube ich fast entschieden an die Abkunft der Europäischen Urstämme von Kaukasiern. Die Nothakaitji, der älteste und mächtigste Stamm der Tscherkessen, haben zwar eine gerade entgegengesetzte Tradition, daß nämlich ihre Väter von jenseit des Schwarzen Meeres hergekommen seyn sollen. Allein eine solche vereinzelt stehende Sage kann gegen die große unzweifelhafte Thatsache des Völkerzuges von Osten nach Westen nicht aufkommen. Als ich zuerst in Konstantinopel Tscherkessischen Gesichtern und Gestalten begegnete, erstaunte ich, daß sie mir alle so bekannt, so befreundet vorkamen, als hätte ich sie schon oft zuvor gesehen. Die Tscherkessischen Männer sind hoch, schlank und anmuthig gewachsen, wahre Apollo-Gestalten. Was die Frauen betrifft, so scheint ihr Auge ungewöhnlich glänzend und die Brauen ungemein hoch und kühn gewölbt zu seyn; ich sage: es scheint, denn ich habe nur verschleierte Exemplare gesehen, und der Schleier kann trügen. Ich vermuthe fast, wenn eine schöne Tscherkessin, nach Europäischer Mode gekleidet, sich unter die weibliche Gesellschaft einer Londoner Soirée mischte, man würde sie schwer oder gar nicht unter den schönen Misses Paget und Howard herausfinden. Die Tscherkessen sind stolz auf den von aller Welt anerkannten Vorzug, die schönsten Weiber und Töchter zu haben, und halten mit großer Strenge und Eifersucht auf die Reinheit ihres Blutes. Kein Tscherkesse heirathet ein Mädchen aus anderem Stamme. Findet der Vater daheim keinen Mann für seine Tochter, der ihm einen annehmlichen Preis für dieselbe bietet, so schickt er sie lieber nach der Türkei oder nach Persien und läßt sie verkaufen. Der bloße Gedanke an eine Vermischung mit Kalmücken oder Turkomanen ist dem Tscherkessen schon ein Gräuel. Durch diese strenge Absonderung von ihren Nachbarn ist es ihnen gelungen, ihrem Stamm seit undenklichen Zeiten die physische Trefflichkeit, den Adel und die Anmuth der Leibesform, die weiße Haut, die klare, blühende Gesichtsfarbe, das regelmäßige Oval der Physiognomie, die stolze gerade Stirn, das wallende, blonde Haar, den herrlichen Wuchs und das tadellose Verhältniß der Glieder zu bewahren, wodurch sie uns wie die Urbilder zu den bewunderten Statuen der alten Götter und Heroen gemahnen.

Die Frauen der Tscherkessen leben nicht im Harem eingeschlossen, sondern sie gehen in den Dörfern und auf den Feldern völlig frei umher. Ein ganz besonderer Zug in ihren ehelichen Sitten ist der, daß Mann und Frau einander den Tag über selten oder gar nicht zu Gesichte bekommen. Ob sie es für unschicklich halten, oder ob sie glauben, es thue der Liebe und dem Glück der Ehe Eintrag, wenn die beiden Gatten zu oft und zu lange beisammen bleiben, weiß ich nicht zu sagen; der letztere Grund wäre gar nicht so unvernünftig. Aber so viel ist gewiß: wenn die Frau den Mann vor der gewöhnlichen Stunde vom Felde oder von der Jagd zurückkommen sieht, so läuft sie schnell in ihr Gemach und hält sich verborgen, bis er etwa wieder fortgeht. Vor einem Fremden würde sie dies nicht thun. Unter den Lykurgischen Gesetzen war, wenn ich nicht irre, ein ähnliches, welches den Männern untersagte, des Tages über bei ihren Frauen daheim zu sitzen.

Das Land, welches die Tscherkessen bewohnen, ein gebirgiger Strich mit einem glücklich gemäßigten Klima und mit einem Boden, welcher einen mühsamen und sorgfältigen Anbau verlangt, aber dann auch durch die größte Fruchtbarkeit und Mannigfaltigkeit der Erzeugnisse lohnt, — dieses Land ist von der Natur dazu bestimmt, der Wohnsitz eines tüchtigen, edlen, tapferen und mannhaften Volkes zu seyn. Zwischen den wilden Klüften, Schluchten und Abstürzen, wodurch die Abhänge des Kaukasus zerspalten und zerrissen sind, liegen zahlreiche geräumige Hochflächen bis zu vier- und fünftausend Fuß über dem Meere. Hier befinden sich die Dörfer und einzelnen Wohnungen der Tscherkessen; hier haben sie ihre Getraidefelder, ihre Obst- und Gemüsegärten, ihre trefflich gehaltenen Wiesen und Viehweiden. Der Vorsicht halber, da sie von jeher mit ihren Nachbarn im Streite lagen und jetzt von den Russen mit Feuer und Schwert heimgesucht werden, legen sie ihre Hütten und Gehöfte an den unzugänglichsten und verborgensten Plätzen an, wo sie durch Anhöhen oder jähe Abhänge, hinter Felsen oder dichtem Gebüsch versteckt sind. Der Reisende, welcher das Land noch nicht kennt, wundert sich, weit und breit kein Haus, keine Spur einer Menschenwohnung zu erblicken, während er doch zu beiden Seiten des Weges Rinder- und Schafheerden grasen und Männer und Weiber in großer Zahl bei der Feldarbeit beschäftigt sieht. Die Häuser der ärmeren Tscherkessen sind, der Wärme im Winter und der Kühle im Sommer wegen, tief in die Erde hineingebaut, so daß oft nur ein paar Fuß Lehmwand zu Tage hervorstehen. Die Dächer sind platt und bestehen aus einer Masse von zusammengestampftem Lehm und Kiessand, die sehr fest ist und keinen Tropfen Regen durchläßt. Eine große Oeffnung mitten im Dache dient zu gleicher Zeit als Rauchfang und als Fenster, um Licht von oben einfallen zu lassen; im Nothfall, z. B. wenn zur Winterzeit die Thüren verschmiert sind, auch als Ein- und Ausgang. Im Sommer bringen sie ihr Getraide und ihre Früchte zum Trocknen hinauf, und Abends wird das Dach der Versammlungsort für die ganze Familie; da breiten sie den Teppich aus, lagern sich im Kreise, richten den Tisch an, empfangen Besuch von Freunden und Bekannten, essen, trinken und sind lustig und guter Dinge. Die Vornehmen und Reichen haben natürlich bessere, zum Theil sehr hohe und stattliche Häuser, mit Fenstern, Altanen und Wandverzierungen von glänzendem Stuck; zuweilen ist die ganze Vorderseite des Hauses mit einem buntschillernden Mörtel überstrichen. Die Fenster sind freilich bloße viereckige Mauerluken, und an Glasscheiben ist nicht zu denken; Nachts werden sie mit hölzernen Laden verwahrt. Das Hausgeräth ist überaus einfach: ein ganz ordinairer, kahler Divan, Matten auf dem Estrich, Kopfkissen, Decken und ein großer Teppich, um welchen die Familie sich zur Mahlzeit lagert, darin besteht das Ameublement eines wohlhabenden Tscherkessen. Aber in dem großen Versammlungs-Zimmer hängen die Wände voll Schilde, Harnische, Schwerter, Flinten, Waffen jeder Gattung, da prangen reichverzierte Satteldecken und Halfter; das ist ihr Luxus, des Hauses kriegerischer Schmuck, der Stolz der Familie. In diesem Gemach werden Gäste empfangen und bewirthet; da finden sich die Frauen und Töchter der Häuptlinge, nachdem sie den Tag über auf dem Felde gepflügt, oder Getraide geschnitten, Heu gemäht oder Zäune geflochten haben, Abends im allerstattlichsten landesüblichen Putz ein, so daß man nichts als Goldbrokat

und silberdurchwirkten Musselin an ihnen sieht. Die Tscherkessische Matrone, wenn sie sich in vollen Staat wirft, trägt einen kostbaren Rock von Seidenzeug, vorn offen, unter der Brust mit einem Gürtel befestigt, der von Silber strotzt, Pantalons vom buntesten Musselin und rothe Pantoffeln. Ein Shawl ist als Turban um das Haupt gewunden und verdeckt das ganze Haar; seine Enden fallen über Hals und Schultern herab. Ein lang herabwallender Schleier vom feinsten Florgewebe umhüllt die ganze Gestalt. Endlich behängt sie sich mit einer Menge schwerer altmodischer Zierrathen und Kleinodien von Gold und Silber, deren viele gewiß noch aus der Zeit herrühren, als die Genuesen und Venetianer an dieser Küste Handel trieben. Die Tracht der unverheiratheten Mädchen ist fast ganz so, wie wir sie bei den Tatarinnen beschrieben haben; doch ist es ein eigenthümlicher Gebrauch bei den Tscherkessen, daß alle Mädchen bis zu ihrem Hochzeitstag ein knappes ledernes Mieder tragen müssen.

Die Tscherkessischen Frauen sind gute und fleißige Hauswirthinnen. Sie spinnen Flachs und Wolle, weben Linnen und Tuch, verfertigen Kleidungsstücke für alle Hausgenossen, Mäntel aus Ziegen- und Kameelhaar, Sattelkissen, Schabracken, Schuhe, Säbelscheiden; auch bringen sie sehr geschmackvolle Stickereien zu Stande. Nicht minder sind sie Meisterinnen im Kochen und Braten. Ihre saure Milch, der sogenannte Skau, ist weit und breit als eine Delikatesse berühmt. Die Tscherkessen trinken nämlich keine frische Milch, sie halten es für ungesund. Sobald daher die Milch von der Kuh kommt, wird sie gekocht, und wenn sie abgekühlt ist, werden ein paar Löffel alter Skau, ferner Zucker und zur Erhöhung des Wohlgeschmacks ein wenig Rosenwasser zugesetzt. Dieses Gemisch steht einige Stunden ruhig, bis es gerinnt; dann ist der Skau fertig. Die Milch hält sich auf diese Weise, selbst im heißesten Sommer, einige Monate lang, ohne zu verderben, und gewährt ein sehr kühles und erfrischendes Getränk. Der Skau fehlt aber auch bei keiner Tscherkessischen Mahlzeit. Sie essen ihn beim Frühstück zur gesottenen Hirse, beim Mittagbrod zum Pillau (Reisbrei), Abends zur gekochten Waizengraupe. Den Winter über wird der Skau eingesalzen und in kleinen Fässern aufbewahrt, worin er dick und fest wird wie Käse. Ich habe auf meiner Donau-Reise einmal etliche Tage lang nichts als solchen Tscherkessischen Käse genossen und kann bezeugen, daß er ein wohlschmeckendes und gesundes Nahrungsmittel ist.

Die Töchter aus solchen Tscherkessischen Familien werden nun hauptsächlich von den Türkischen und Persischen Großen für ihre Harems gesucht und von ihren Vätern für diese Bestimmung verkauft. Die Tscherkessen denken sich gar nichts Arges dabei. Ihre Religion und ihr Gesetz haben nichts dawider, es ist seit undenklichen Zeiten so hergebracht, und was noch mehr ist, der Vater lebt der festen Ueberzeugung, daß er für seine Tochter gar nicht besser sorgen, ihr gar kein angenehmeres Loos bereiten kann, als wenn er ihre Schönheit sorgfältig pflegen läßt, damit ein recht hoher Preis für sie gezahlt wird, und damit sie drüben, in der Fremde, in das Haus eines Reichen und Mächtigen kommt, wo ihrer ein Leben in lauter Glanz und Freude wartet. Die Wünsche der Mädchen stimmen ganz damit überein. Sie sind, wie ihre Väter und Brüder, voll hohen Nationalstolzes; sie verschmähen und verabscheuen die Werbung der jungen Leute von den benachbarten Bergvölkern. Hingegen kehrt nicht selten eine Tscherkessin aus Konstantinopel oder Ispahan in glänzendem Aufzuge und mit großen Reichthümern in ihr heimathliches Dorf zurück und macht durch ihr Beispiel den Neid, durch ihre Erzählung die Neugier und die Sehnsucht ihrer jüngeren Schwestern nach der fremden Wunderwelt rege. Wie horchen sie auf, wie leuchten ihre Augen, wenn von den herrlichen Palästen und Gärten, den köstlichen Gewändern, von all dem zauberhaften Luxus der Harems, von dem wonniglichen, genußreichen Leben die Rede ist, welches ihre Schönheit ihnen dort gewinnt. Komme dann der Tag, an welchem sie der Heimath und den Ihrigen Lebewohl sagen müssen, so besteigen sie nicht etwa mit schwerem Herzen und verweinten Augen das Schiff des Türkischen oder Armenischen Händlers, sondern munter und getrost, die Brust von den glänzendsten und abenteuerlichsten Hoffnungen geschwellt, lassen sie sich der erträumten Glückseligkeit entgegen führen. Und ich frage jeden Europäer aufs Gewissen: worin liegt denn etwa der große Unterschied zwischen diesen Tscherkessenmädchen, die nach Konstantinopel oder Trapezunt fahren, um in fremdem Lande ihr Glück zu suchen, und den Englischen Misses, die man ganz frisch aus der Pension nach Ostindien schickt, damit sie dort unter die Haube kommen?

Der echte Tscherkesse wird es jedoch, wenn er kann und wenn sich ein passender Freier findet, immer vorziehen, seine Tochter an einen Landsmann und Stammesgenossen, als an Fremde käuflich abzutreten. Der Preis, um welchen der Bräutigam die Braut ersteht, ist zuweilen eine vollständige Persische Rüstung, auch wohl eine Anzahl kostbarer Säbel oder kunstreich ausgelegter Flinten; der minder wohlhabende Freier giebt so und so viel Stück Kühe, Pferde oder Schaafe; der Arme, der aus seinem Vermögen nichts zu geben hat, zahlt mit seiner Hände Arbeit und dient dem Vater eine bestimmte Zeit um die Tochter. In diesem Punkte ist die Sitte der Tscherkessen und ihrer Stammverwandten, der Tataren, durchweg ein und dieselbe. Ist der Preis gezahlt, der Vater in seinen Ansprüchen befriedigt, so wird die Braut mit ihren besten Kleidern angethan; es wird ihr ein weißer, mit Gold- und Silberblumen gestickter Schleier übergeworfen, der sie vom Kopfe bis zu den Füßen einhüllt; sie wird auf ein Maulthier gesetzt und einem Freunde des Bräutigams übergeben, welcher sie an den Ort geleitet, wo die Hochzeitsfeier vor sich gehen soll. Dazu wird gewöhnlich das Haus einer dem Bräutigam nahe verwandten Familien gewählt. Die Hausmutter kommt der Braut vor der Thür entgegen, schließt sie in die Arme und führt sie in ein inneres einsames Zimmer, wo das Brautbett errichtet ist und eine heilige Frau, eine Art von Priesterin, bereits der Neuzuvermählenden wartet. Die Priesterin wandelt dreimal um das Bett, murmelt mystische Arabische Gebetsformeln, stellt drei irdene mit Gerste oder Waizen gefüllte Töpfe zu Häupten, zu Füßen und zur Seite des Bettes auf den Boden und eine brennende Lampe mitten ins Zimmer; darauf entfernt sie sich, und die Braut bleibt allein. Draußen vor der Thür des Zimmers hat die Hausmutter unterdessen ein flackerndes Feuer von Kienholz anzünden lassen, und die Braut muß dasselbe nun schüren und beständig in heller Flamme unterhalten, bis zur Ankunft ihres Herrn und Gemahls; sonst schleichen sich, so spricht der Volksglaube, die bösen Geister in das Brautgemach. Endlich gegen Mitternacht erscheint der langerharrte Bräutigam; er überschreitet die Schwelle, tritt auf die Braut zu und schlitzt ihr mit dem Dolche das jungfrauliche Mieder auf. In dem Augenblicke drängen sich die Verwandten glückwünschend herein; der Jubel des Hochzeitfestes beginnt und währt die ganze Nacht hindurch; früh am anderen Morgen tritt das junge Ehepaar den Weg nach seiner nahen oder entfernten Wohnung an, und von dem Tage an leben sie als Mann und Frau.

Die Tscherkessischen Weiber stehen im besten Rufe der Treue und des tadellosen Wandels. Kommt hin und wieder eine Ausnahme vor, so rächt der Ehemann seine Ehre an der Schuldigen durch eine derbe Tracht Schläge. Ein schärferes Strafrecht steht ihm gegen die eines wiederholten Fehltritts überführte Sünderin zu: er darf sie als Sklavin verkaufen oder sie mit verstümmelter Nase und aufgeschlitzten Ohren in Schimpf und Schande zu ihren Verwandten zurückschicken. Bringt der beleidigte Gatte den Ehebrecher ums Leben, so muß er sich vor das Gericht der Stammesältesten stellen und den Angehörigen des Ermordeten eine Buße bezahlen, deren Betrag von unparteiischen Schiedsrichtern festgesetzt wird. — In ganz Tscherkessien werden die Frauen mit großer Achtung und Aufmerksamkeit, ja mit Galanterie behandelt; die Sitte ist in diesem Punkte wirklich fast ganz Europäisch. Die jungen Leute werben auf echt romantische und ritterliche Weise um die Gunst der Mädchen. Die Gabe des Gesanges fehlt ihnen nicht; viele Minnelieder und Romanzen aus alter und neuer Zeit leben im Munde des Volkes und werden zur zweisaitigen Zither gesungen. Kenner der Sprache versichern, daß diese Poesieen an Wärme, Zartheit und Lebhaftigkeit den Provençalischen der besten Troubadours nicht nachstehen. Nächst der Zither ist die Pfeife ihr vornehmstes musikalisches Instrument; sie wird entweder aus Metall — eine silberne gilt für eine große Kostbarkeit — oder aus einer in den sumpfigen Niederungen am Kuban häufig wachsenden starken Rohrpflanze verfertigt; ihr Ton ähnelt dem des Dudelsacks, ist aber bei weitem reiner. Capitain Spencer, der ganz neuerlich eine Reise zu den Tscherkessen gemacht und recht anziehend beschrieben hat, findet die Melodieen ihrer Lieder ungemein ansprechend und theilt einige, zur Probe, in Noten gesetzt mit. Aber zwischen den vier Wänden eines Zimmers auf dem Klavier oder zur Violine nachgespielt, klingen sie matt, trüb und tonlos. Man muß die Naturmusik eines Volkes nicht von ihrem heimatlichen Boden reißen, ihr die Natur-Umgebungen nicht entziehen, denen sie angehört. Wandert über die Berge der Tscherkessen und laßt Euch vom Klang der Pfeifen und Cymbeln in ihre fröhliche Versammlung locken; habt die Musikanten im Auge und die Gruppen, welche sich um die Musik drängen; werdet vertraut mit der Scenerie und dem volksmäßigen Kostüm; verschließt Euch nicht gegen die allgemeine vom Athem der Melodie angefachte Lust; laßt den Strom an Euch heranwogen und gebt Euch willig seinem Zuge hin, — dann werdet Ihr von der Wirkung orientalischer Musik zu reden wissen.

M. J. Quin.

Aegypten.

Budget und Verwaltung von Aegypten.

Zweiter Artikel. *)

Bemerkungen über die Ausgaben.

Was beim ersten Blick auf das Aegyptische Budget in die Augen fällt, ist die Familien-Aehnlichkeit desselben mit den Europäischen Budgets, sowohl hinsichtlich der Steuer-Ansätze als der Verwendung des Einkommens. Denn der bedeutendste Posten in dem Einnahme-Verzeichniß ist die Grundsteuer, unter den Ausgaben die Besoldung der Armee. Man kann hieraus ersehen, daß die Gehalte der hohen Militair-Personen noch übermäßiger sind, als in Europa. Die Paschas erhalten jährlich 432 Beutel und die Beys 196 Beutel, somit kostet ein Pascha 350mal so viel als ein gemeiner Soldat; in Frankreich kostet ein Marschall nur 50mal so viel. Der Gehalt eines Pascha beträgt ferner $\frac{1}{123}$ des Budgets, der eines Französischen Marschalls nur $\frac{1}{3750}$. **)

*) Vgl. Nr. 13 des Magazins.

**) Die Aegyptische Armee besteht jetzt aus 75,000 Mann Infanterie (20 Regimenter); jeder Mann erhält einen Sold von 25 Piaster monatlich; die Garde-Infanterie (2 Regimenter) erhält 25 Piaster; 10,000 Mann Reiterei (13 Regimenter), Sold: 25 Piaster; 6 Regimenter Artillerie, zusammen 8000 Mann, Sold: 30 Piaster; 12,000 Mann auf der Flotte (Matrosen und See-Soldaten), Sold: 15 und 20 Piaster; 15,000 Mann Türkische unregelmäßige Infanterie und Kavallerie und mehr als 40,000 Beduinen.

Der Posten für die Marine ist sehr ansehnlich, denn die Flotte zählt 26 große Schiffe; Sachverständige behaupten jedoch, daß diese eilig gebauten Fahrzeuge den Kugeln und Stürmen keinen großen Widerstand leisten könnten.

Der Posten für die Industrie sieht neben dem Riesenposten des Kriegs-Departements noch sehr pygmäenartig aus. Ferner erwartet man, in dem Budget eines Landes, wie Aegypten, für die Beförderung des Ackerbaus eine bedeutende Summe zu finden; vermöge des fruchtbaren Bodens aber haben alle von Mehmed Ali eingeführte Agrikultur-Verbesserungen dem Staat fast gar nichts gekostet und demselben dennoch beträchtliche Vortheile gewährt.

Die Ausgaben für die Kanäle betragen nur $\frac{1}{10}$ des Budgets und erscheinen sehr unbeträchtlich, wenn man sich den Brief Amru's an den Kalifen Omar ins Gedächtniß ruft. „Das Gedeihen Aegyptens und das Glück seiner Bewohner", heißt es darin, „erfordern besonders drei Dinge. Erstens, daß der Herrscher nicht leichtsinniger Weise auf Pläne eingehe, die von der Geldgier ersonnen und darauf berechnet sind, die Steuern zu erhöhen; zweitens, daß er den dritten Theil der Einkünfte auf die Unterhaltung der Kanäle, Brücken und Dämme verwende und drittens von den Natur-Erzeugnissen des Landes die Abgaben nur in natura erhebe." Aegypten hat heutzutage vierzehn meist verfallene Kanäle, die zusammen 250 Stunden lang sind, wogegen unter den Kalifen die Kanäle eine Strecke von mehr als 600 Stunden einnahmen.

Hinwiederum haben die Fabriken ungeheures Geld gekostet, denn man hat Alles, selbst die Werkmeister, müssen aus Europa kommen lassen, und nur mit genauer Noth gewähren sie einen kleinen Ueberschuß. Die Summe für die aus Europa bezogenen Fabrik-Gegenstände war besonders damals sehr bedeutend, als der Pascha die Dampfmaschinen, Webstühle und das ganze Material seiner Manufakturen anschaffte, wobei die Englischen und Französischen Kaufleute, die ihm dasselbe lieferten, ungeheuer viel gewannen.

Die geringen Kosten der Polizei-Verwaltung sind auffallend. Einige hundert mit Karbatschen versehene Chiaous bilden das Polizei-Personal von ganz Aegypten. Man bringt die Orientalen dadurch zur Pflicht zurück, daß man sich an ihre Fußsohlen wendet, nicht aber dadurch, daß man sie, zwischen vier Mauern eingesperrt, dem Nachdenken überläßt. Die Zahl der Verbrechen ist in Aegypten weit geringer, als in England und Frankreich.

Die Summe der den ehemaligen Multezims oder Dorf-Besitzern bewilligten Pensionen nimmt jedes Jahr durch den Tod einiger Pensions-Inhaber ab und beläuft sich jetzt nur noch auf 1,250,000 Piaster.

Die Baarsendung von 8,750,000 Piastern oder 17,500 Beuteln nach Konstantinopel macht den Tribut aus, den der Pascha dem Großherrn bezahlen muß, und zwar 12,000 Beutel für Aegypten und 5500 Beutel für Syrien (1500 für das Paschalik Damaskus, 1500 für das Paschalik Aleppo, 1500 für die Paschaliks Acre, Tripolis und Seida und 1000 für den Distrikt Adana, laut dem Vertrage von Kiutahia vom 22. Zil-Hidsche 1248 oder 5. Mai 1833).

Der Posten für den Kultus zeigt zur Genüge, daß die Religion Muhammed's von der Aegyptischen Regierung noch mehr vernachlässigt wird, als die christliche Religion von einigen Europäischen Regierungen. Die Hälfte der Moscheen in Kahira (wenigstens 150 an der Zahl) geräth in Verfall, und das Eigenthum derselben ist bei der allgemeinen Bodenvermessung eben so wenig geschont worden, als irgend ein anderes. Auch hat der Pascha den früher weit stärkeren Aegyptischen Klerus auf eine verhältnißmäßige Zahl reduzirt, indem er als geschickter Politiker sehr wohl fühlt, daß der Muhammedanismus heutzutage nur ein historisches Faktum sey, keinen Einfluß mehr auf die Gegenwart übe und höchstens wie eine Antike erhalten werden müsse. Nun ist aber bei den Muselmännern, und besonders bei den Türken, die Verehrung für das Alterthum nur in sehr geringem Grade ausgebildet, und sie nehmen daher gar keinen Anstand, die ältesten Denkmäler anzutasten und davon, was ihnen ansteht, zu nehmen. Gerade so verfährt nun Mehmed Ali mit dem Islam.

Man wird einen Posten für die Pilger-Karawane nach Mekka und Medina und für Geschenke an die dortigen Moscheen bemerken, da der Pascha, der so viele religiöse Vorurtheile und Gebräuche abgeschafft, dennoch diesen wegen seines praktischen Nutzens beibehalten hat. Diese jährlichen Reisen bilden in der That eine regelmäßige Verbindung zwischen zwei durch Wüsten getrennten und demselben Herrn angehörigen Ländern, ziehen jedes Jahr 12,000 handeltreibende Pilger nach Kahira und befördern den Austausch der Ideen und Lebensmittel zwischen der Afrikanischen und Arabischen Küste des Rothen Meeres.

Wenn man die Pensions-Summe der Harems mit den Besoldungen der Scheiks vergleicht, so sieht man, daß der Pascha fast eben so viel seinen Frauen als seinen Priestern giebt und Vergnügen und Religion gleichstellt; so wie auch allerdings für den Orientalen das Vergnügen eine Religion und die Harems die Tempel derselben sind.

Der besondere Bedarf des Pascha erscheint auf den ersten Blick nicht sehr bedeutend, da er unumschränkter Gebieter ist und über die sämmtlichen Einnahmen des Landes willkürlich verfügt; vergleicht man aber damit die Civil-Liste des Königs der Franzosen, so findet man, daß der Pascha im Verhältniß zu den beiden Staats-Budgets beinahe noch einmal so viel für sich bezieht, als Ludwig Philipp.

Der Posten für den öffentlichen Unterricht wird vielleicht minder stark erscheinen, als man vermuthet, um so mehr, als die Zöglinge in den Schulen der Regierung, statt eine Pension zu bezahlen, vielmehr noch Kost erhalten. Man kann die Schulen in drei Klassen theilen: 1) Spezialschulen, 2) Elementarschulen, 3) Schulen der Moscheen. In den Schulen der ersten Klasse befinden sich 4500 Zöglinge*), in denen der zweiten Klasse 4000, in denen der dritten 9000, zusammen 17,500 Zöglinge. Da sich nun die Bevölkerung von Aegypten auf 2¼ Millionen Seelen beläuft, so zeigt sich, daß ungefähr $\frac{1}{128}$ derselben Unterricht genießt. Mädchen-Schulen giebt es in Aegypten nicht. Die Schulen der Moscheen sind nicht im Budget mitbegriffen, da sie durch fromme Stiftungen oder durch die Beiträge der Zöglinge selbst unterhalten werden.

Mannigfaltiges.

— Wandernde Sagen. Es ist von dem Unterzeichneten zu wiederholten Malen (in seiner Abhandlung über die Sage vom Schuß des Tell, Berlin, 1836, 8.; in den Neuen Jahrb. der Berl. Gesellschaft für Deutsche Sprache und Alterthumskunde, Bd. II, Berlin, 1837, S. 374 f.; in der Einleitung zu seiner Bearbeitung von Eginhard's Leben Karls des Großen) auf die wandernden Sagen aufmerksam gemacht worden, so daß er gern jede Gelegenheit wahrnimmt, die gegebenen Beispiele zu vervielfältigen. Bekannt ist die tragische, auch durch einen trefflichen Kupferstich verherrlichte und vielfach behandelte Erzählung von der hochherzigen Nonne (in Preußen oder Polen), welche bei einem Einfalle der Russen (oder Ungarn) einem Krieger, der ihre Ehre zu schänden drohte, eröffnete, daß sie ein Mittel besäße, dessen Anwendung hieb- und stichfest mache. Zur Bekräftigung bietet sie ihren Nacken dar, und ihr Haupt — sie hatte den Tod der Schande vorgezogen — fällt unter dem Schwerte. Die Sage ist viel älter: man findet sie bei Teki-eddin Almakrizy. „Als die Kopten von dem Chalifen Raschid abfielen", so heißt es in dessen Geschichte der christlichen Kopten (§. 352 f. p. 97 der Ausgabe von Wetzer, Sulzbach, 1828, 8.), „schickte er Merwan Ben Muhammed gegen sie. Dieser .... führte aus einem Kloster (der Name wird nicht angegeben, woraus sich vielleicht auf ein noch höheres Alter dieser Sage schließen läßt) viele Frauen, welche ein gottgeweihtes Leben führten, gefangen mit sich fort und erbrannte namentlich für eine derselben in heftiger Begierde. Diese dagegen hielt ihn durch eine besondere List von sich fern. Sie machte ihn nämlich auf eine Kraft des Oeles, welches sie bei sich trug, aufmerksam, indem sie ihm sagte, daß, wenn sich Jemand damit salbte, er von keinem Schwerte verletzt werden könne, und befestigte ihn dadurch in seinem Glauben, daß sie ihm die Erlaubniß ertheilte, an ihr den Versuch zu machen. Sie führte darauf ihre List auf folgende Weise gegen ihn aus: sie salbte sich mit dem Oele und bot ihm ihren Hals dar. Merwan traf sie mit dem Schwerte und hieb ihr das Haupt ab. Da erst erkannte er, daß sie den Tod der Schande vorgezogen habe." — Bei den Peruanern findet sich, nach Herrn v. Humboldt's Erzählung, eine Tradition, daß Nachkömmlinge der Inkas, bei der Besitznahme des Landes durch die Spanier, in die undurchdringlichen Wälder der Anden geflüchtet seyen, um von dort aus dereinst die alte Herrschaft wiederherzustellen. Hiermit möchte die Sage vom Könige Artus, dessen einstige Wiederkehr erwartet wurde, zu vergleichen seyn. Nach Julian del Castillo (Historia de los Reyes Godos que vinieron á España, Madrid, 1624, p. 355) ging sogar das Gerede, daß Philipp II. bei seiner Vermählung mit Maria von England habe schwören müssen, seine Ansprüche auf die Englische Krone aufzugeben, im Falle, daß König Artus einstmals wiederkehren sollte. (Vergl. Don Quixote, Bd. I. Kap. 13 mit der Anmerkung von Pellicer.) Aehnliches findet sich in Deutschen Sagen aus Bergländern von Deutschen Kaisern. (S. der Gebrüder Grimm Deutsche Sagen, Th. I. Nr. 23 und Kornmann, de miraculis mortuorum, cap. XL. p. 122.) — Daß zu den wandernden Sagen auch die von Schiller in seiner Ballade: der Handschuh, behandelte Erzählung gehört, ist bekannt und auch von Unterzeichnetem nachgewiesen worden: Schiller hat seinen Stoff jedoch nicht aus der lebendigen Sage, sondern, wie aus den einzelnen Redewendungen u. s. w. klar erhellt, aus den Mémoires de Brantôme (Amsterd. 1690. 12.) Vol. II. p. 279 f. entlehnt. — Sollen wir diese Klasse von Sagen, das wandernde Gemeingut der Völker, mit einem kurzen Ausdruck charakterisiren, so würden wir sie als „Individualisirungen des rein menschlichen Gefühles unter althergebrachter poetischer Form" bezeichnen. J. L. Ideler.

*) Polytechnische Schule 600
Bergbau-Schule 120
Schule für den Brücken- und Wegebau 50
Artillerie-Schule 600
Infanterie-Schule 500
Kavallerie-Schule 400
Vorbereitende Schule 1150
Verwaltungs-Schule 50
Medizinische Schule 700
Thierarznei-Schule 300
Summe . . 4500

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Behmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 17. Berlin, Mittwoch den 7. Februar 1838.

Dänemark.

Die Universität und andere wissenschaftliche Institute in Kopenhagen.

Von E. Marmier.

Die Gründung der Dänischen Hauptstadt reicht nicht, wie die vieler Städte des mittäglichen Europa, bis über die Zeiten des Mittelalters hinauf. Noch vor sechs Jahrhunderten war Kopenhagen ein schlichtes Fischer-Dorf, wo die Seeräuber an stürmischen Tagen Obdach suchten. Die ersten Könige Dänemarks wohnten in Leire bei Isefiord, wo Skiold, der Sohn Odin's, sich einen Palast gebaut haben soll. Dort kämpften die Krieger, sangen die Skalden, schlachteten die Priester die Opferthiere auf Odin's Altären. In Leire hausten Rolf Krake mit seinen zwölf Reisigen, Harald Hildetand und Regnor Lodbrok, die Helden der Saga's. Leire ist der klassische Boden, das Latium, das Troja Dänemarks.

Als aber die christliche Religion in diesem Lande eingeführt wurde, da verließen die Könige ihre heidnische Wohnung, da zerstörten Römische Priester die Denkmäler des alten Kultus. Jetzt erblickt man in Leire nur noch Grabhügel und verwitterte Mauern.

Die Könige wählten Roeskilde*) zu ihrem Aufenthalt, und Kopenhagen gehörte den Bischöfen an. Bischof Absalon, der die vortreffliche Lage dieses Ortes erkannte, versah ihn mit Festungswerken. Nach und nach wurde der Hafen berühmter, und die Stadt vergrößerte sich**). Im 14ten Jahrhundert fand Waldemar III. Kopenhagen so schön, daß er seine Residenz dahin verlegen wollte. Der Bischof von Roeskilde erlaubte ihm dies; aber Waldemar's Nachfolger wollten die Stadt als ihr Eigenthum behandeln und geriethen deshalb in große Streitigkeiten mit den Bischöfen. Das endliche Ergebniß dieses Streites war, daß die Könige Kopenhagen behielten, aber dem Klerus zu seiner Entschädigung die Insel Moen abtraten.

Vom 15ten Jahrhundert an wurde Kopenhagen die Königliche Residenz, und seitdem haben alle Souveraine Dänemarks zu der Verschönerung dieser Stadt beigetragen. Das Meiste verdankt sie Christian IV., der die Straßen breiter machte, Kanäle grub und das Schloß Rosenborg, die Börse, die Sternwarte und verschiedene andere Gebäude aufführen ließ.

Das heutige Kopenhagen ist eine große, zierlich gebaute Stadt mit schönen Kaien, prächtigen Straßen und einer Bevölkerung von hunderttausend Seelen. Zweimal durch Feuersbrünste verheert, ist sie imposanter als zuvor aus ihren Trümmern erstanden***); zweimal von feindlichen Flotten belagert†), verdankte sie dem aufopfernden Muthe der Einwohner ihre Rettung, und die reichen Hülfsquellen des Landes haben sie für alle ihre Verluste schadlos gehalten.

Im übrigen Dänemark findet man keine Städte von Bedeutung, keine Schulen von Belang: Kopenhagen hat Alles absorbirt; Kopenhagen ist die unumschränkte Monarchin Dänemarks und seine Universität die wissenschaftliche Metropole des Nordens.

Seitdem wir Franzosen auch geistig über unsere Gränzen schreiten und mit freierem Blicke um uns schauen, haben wir erst England und Deutschland etwas näher kennen gelernt. Wagen wir uns noch einen Schritt weiter, und kommen wir nach Dänemark, so werden wir mit Staunen wahrnehmen, welche Schätze der Wissenschaft in einer Stadt angehäuft sind, die uns bis dahin ziemlich unbedeutend vorkam, und wie viele hochgebildete Menschen in einem Lande wohnen, das noch kürzlich von einem unserer Journale ein pays presque barbare genannt worden ist. Hier in Kopenhagen giebt es große Bibliotheken und reiche Museen; hier huldigt man der Wissenschaft mit Ernst und Ausdauer; hier liebt man sie recht eigentlich um ihrer selbst willen. Die Professoren bekommen nur kleine Gehalte, und die Schriftsteller werden nicht reich von ihren Arbeiten. Wenn in Frankreich, in England und in Deutschland ein Dichter seiner Begeisterung Sprache leiht oder ein Gelehrter seine tiefsinnigen Forschungen bekannt macht, so schreibt er für die ganze gebildete Welt. Sein Buch ist in kurzem angezeigt, übersetzt, durch ganz Europa verbreitet. In Dänemark werden von jedem Buche nur ein paar hundert Exemplare abgezogen; ein paar Journale zeigen es an; es wandert von Kopenhagen in die Provinzen und dann etwa mit genauer Noth bis Norwegen und Schweden. In Holstein bleibt es unbekannt; die Deutschen Universitäten nehmen keine Notiz davon, und Frankreich erfährt nicht einmal den Titel des neuen Werkes. Hätte Oehlenschläger seine Werke nicht selbst ins Deutsche übertragen, so würden wir vielleicht auch von Oehlenschläger, einem der größten Dichter unserer Zeit, nichts wissen. Wer kennt in Frankreich Finn Magnussen, der eine noch gelehrtere und tiefere Mythologie, als Kreuzer geschrieben hat? Nicht minder fremd sind uns die Namen Oersted, Schlegel, Rosenvinge, die das Labyrinth der Gesetzgebung des Nordens beleuchtet haben. Wir wissen nichts von Grundtvig, dem originellen Dichter, dem religiösen Philosophen — nichts von Rask, der den Genius aller Sprachen erfaßt hatte*) — nichts von Müller, dem scharfsinnigen Skandinavischen Alterthumsforscher. Alle diese ausgezeichneten Männer und noch viele andere Dänische Gelehrte, die eben so viel Eifer als Gründlichkeit besaßen, haben in ihrer Muttersprache geschrieben; ihre Kollegen im Ausland lesen sie nicht (!), und der Buchhändler giebt ihnen fast gar kein Honorar. Woher also diese rastlose, kein Opfer scheuende Thätigkeit, wenn der Dänische Gelehrte nicht einem Impuls gehorchte, der großartiger ist, als literarische Ruhmsucht und jedes materielle Interesse? Woher so viele Leistungen, von denen die Welt keine Notiz nimmt, wenn ihn nicht die uneigennützigste Liebe zu seinem Beruf erfüllte?

Man darf übrigens zum Ruhme der Dänen sagen, daß der Dänische Gelehrte in seinem Vaterlande Etwas gilt und, wenn ihn gleich das Ausland unbeachtet läßt, am heimischen Heerde große Aufmunterung findet. Der Unterricht ist hier bis zu der untersten Klasse des Volkes gedrungen; jeder Matrose, jeder Bauer kann wenigstens lesen, und der Bürger steht auf gleicher Bildungsstufe mit dem in Deutschland. In den meisten gebildeten Familien Kopenhagens sprechen die Kinder drei oder vier lebende Sprachen. Da in den höheren Ständen jede Frau wohl unterrichtet ist, so bildet sich keine auf ihre Kenntnisse etwas ein. Ich habe in Kopenhagen viele Damen kennen gelernt, die mit der Französischen, Deutschen und Englischen Literatur vertraut waren; aber eine gelehrte Dame im gehässigen Sinn des Wortes ist mir nicht vorgekommen.

Die Erziehung der Jugend dauert lange und wird mit Ernst betrieben. Kein junger Mann darf sich um ein Amt bewerben, bevor er mehrere Prüfungen bestanden hat. Er muß sechs Jahre auf dem Gymnasium und vier Jahre auf der Universität zubringen.

Christian I., derselbe Monarch, welcher die Oldenburgsche Linie auf den Dänischen Thron erhob, stiftete 1479 die Universität Kopenhagen. Er ließ ihr durch den Erzbischof von Lund Statuten geben, bewilligte ihr mehrere Privilegien und dotirte sie mit einigen Ländereien. Allein Christian hatte das Geld nicht in Ueberfluß; als seine Tochter Jakob III. von Schottland heirathete, verpfändete er, um ihre Mitgift zu bezahlen, die Orkadischen und die Shetland-Inseln, konnte aber seine Pfänder nie wieder einlösen. Die Universität fühlte den Mangel an allen Hülfsquellen; während eines Zeitraumes von sechzig Jahren gab sie kaum ein Lebenszeichen von sich. Erst im 16ten Jahrhundert, als die Reformation in Dänemark Eingang gefunden hatte, nahm Christian III. die arme, so lang vergessene Hochschule in Schutz. Er bereicherte sie mit den eingezogenen Gütern des Klerus und gab ihr 1539 eine neue Verfassung. Im Jahre 1788 vermehrte Christian VII. die Zahl der Professoren, hob die alten Statuten auf und ersetzte sie durch ein Reglement, das mit wenigen Modificationen noch jetzt Geltung hat.

(Schluß folgt.)

*) Dieser Name wird mit Unrecht durch „Rothschild" übersetzt, da er vielmehr auf Deutsch „Roe's Brunnen" heißen sollte.

**) Der Ursprung Kopenhagens ist noch deutlich in der unverstümmelten Form des Namens zu ersehen; denn Kiöbenhavn bedeutet Kauf-Hafen.

***) In den Jahren 1728 und 1794. Die erste Feuersbrunst hat 1600, die andere 913 Häuser nebst dem Palaste Christiansborg in Asche gelegt.

†) Im J. 1658 von den Schweden und 1807 von den Engländern.

*) Rask und Rasmussen sind den Französischen Orientalisten eben so bekannt, wie den Deutschen. Der Verf. hätte im Journal Asiatique öfter um den konnen, daß ihrer mit Ruhm gedacht wird. Auch Herbert's Name ist in den Sitzungen der Französischen Akademie oft genug genannt worden.

Frankreich.

Erinnerungen aus der Zeit der konstituirenden Versammlung.

(Schluß.)

Mirabeau war der eigentliche Repräsentant der Sitten eines verdorbenen Jahrhunderts und doch auch ihm überlegen durch die Lebhaftigkeit seines Geistes, der für die höchsten wie für die niedrigsten Leidenschaften gleich empfänglich war, und besonders durch seinen eben so umfassenden als positiven Verstand. In der konstituirenden Versammlung besaß er fast allein das Genie des Gesetzgebers. Aber seine Rede ließ jene Autorität vermissen, die sich nur auf die Lauterkeit des Charakters stützt, und jene vollendete Schönheit, welche der Stempel des reinen Geschmacks ist. Nur in Momenten glich er Demosthenes; am meisten Aehnlichkeit hatte er mit dem Kardinal Retz; doch was dieser im Kleinen war, war er im Großen. Besonders zeigte er sich als Schüler des berüchtigten Schauspielers Lekain. Seine größten Mängel wußte er für den Erfolg zu benutzen, so seine Häßlichkeit, welche im Reden einen tragischen Ausdruck annahm und ganz verschwand, sobald er in Schwung gerieth.

Indeß möchte ich Mirabeau keineswegs als den Gesammt-Typus der konstituirenden Versammlung dargestellt haben. Diese hatte sich im Allgemeinen ganz aus den Lehren und Mustern des 18ten Jahrhunderts herausgebildet. Ihre Philosophie stammte mehr von Rousseau, als von Voltaire, daher die mürrische Strenge, die ihr eigen war. Uebrigens waren es lauter stolze, feurige Geister, selbst unter dem Dunkel und der eisigen Schärfe einer unverständlichen Metaphysik. In ihrer unversöhnlichen Feindschaft gegen die Vergangenheit bekümmerte sich die Versammlung nur wenig um die Lehren der Geschichte, und ihre Irrthümer führte sie mit einer logischen Konsequenz durch, welche sie zu den äußersten Extremen trieb. Dieser Rigorismus verstattete auch einem Häuflein von zwanzig Jansenisten zu viel Einfluß, die sich nicht wenig wundern mußten, unter so viel Philosophen zu figuriren, deren Ueberzeugung sich wenigstens zu dem Glaubens-Bekenntniß des Savoyardischen Dorfpredigers hinneigt. Diese Jansenisten waren recht brave Männer, die einen unerschütterlichen Glauben und die edelsten Absichten hatten, aber sie gaben zu sehr der Feindschaft des Parteigeistes nach, der niemals blinder und hartnäckiger ist, als wenn er sich in theologischen Dogmen verstrickt. Sie hatten die Mission, die meisten Reformen zu leiten, und dies thaten sie mit unerbittlicher Härte. Unter so vielen edlen Schwärmern waren sie es, welche die unausführbarsten Chimären ins Werk zu setzen suchten; sie wollten der großen Entwicklung des achtzehnten Jahrhunderts als Schluß die Urkirche wiedergeben.

Eine besondere Zierde der Majorität war eine Schaar von jungen Adligen, die in sich eine eigenthümliche Verschmelzung der Sitten und Manieren des Hofes mit den Prinzipien der Amerikanischen Freiheit darstellten, an deren Vertheidigung die Meisten unter ihnen Theil genommen. Leider herrschte nur zu wenig Einverständniß zwischen dem Mann, der allein zu ihrem Haupt und Leiter berufen war, Lafayette, und den Brüdern Lameth, die selbst nach dieser Stellung geizten. Diese trieben den Revolutionswagen immer weiter, während Jener ihn zwar nicht hemmen, aber seinen Lauf mäßigen wollte. Später haben sich die Rollen geändert.

Ich komme auf Barnave: es war eine Freude, zu sehen, wie dieser junge Deputirte, den die Natur zum Staatsmann geschaffen zu haben schien, wenn die Natur dies im Stande wäre, sich täglich immer mehr entwickelte und ausbildete. Er hatte alle Grazie der Jugend ohne ihr Feuer, oder vielmehr ohne ihre Flamme, denn auch er glühte, aber mehr von innen. Er hatte eine Probe zu bestehen, in der alle gemeine Seelen den Kürzeren ziehen, ein schweres Wort nämlich, das ihm in den ersten Blutscenen der Revolution entfallen war, wieder gut zu machen. Voller Ruhe ohne Kälte, streng positiv und doch nicht trocken, wußte dieser imponirende junge Mensch, sobald er in einer Debatte auftrat, durch die Gewalt einer durchbohrenden Verachtung jedes Oppositions-Geschrei zu nichte zu machen. Sein glatter präziser Vortrag, der fortwährend an Kraft zunahm, beseitigte alles Dunkel und entschied oft über das ganze Dekret. Aber erst nach Mirabeau's Tode und besonders nach der Flucht von Varennes legte er jeden Rest von revolutionairen Gewohnheiten von sich und zeigte sich durchaus würdig des ersten Ranges. Durchdrungen von tiefer Ehrfurcht für das Mißgeschick hoher Personen und von einem Gefühl erschüttert, das mehr als Mitleid war, erhob er sich besonders als der unerschrockenste Vertheidiger der Königin, der Madame Elisabeth und des Königs selbst. Man mußte sich selbst zum Märtyrer machen, um diese Opfer, die von so vielen anderen begleitet werden sollten, der Revolution zu entreißen. Ich werde dabei zu Grunde gehen, sagte er oft, und er ging auch wirklich zu Grunde. Er war überzeugt, daß die Nationalversammlung ihr eigenes Todes-Urtheil unterschrieb, indem sie sich so schnell auflöste und allen ihren Mitgliedern die Fähigkeit, wieder gewählt zu werden, abschnitt. Soll man diesen Fehler der Uneigennützigkeit der Versammlung zuschreiben, oder einer Art von Neid und Mißgunst, die sich gegen die ausgezeichnetsten Männer aus ihrer Mitte geltend machte? So viel ist gewiß, es war dies die Folge eines unglücksschwangeren Bündnisses zwischen den über ihre zahlreichen Niederlagen erbitterten Royalisten und den Jakobinern, die so eben auf dem Marsfelde besiegt worden und jetzt geradezu auf die Republik lossteuerten unter den Fahnen Robespierre's, jenes kalten Rhetors, der sich erst zu einem eben so empörenden als langweiligen Vertheidiger der Volksverbrechen und dann zum unersättlichen Leiter derselben aufwarf. So großen Talenten und berühmten Namen gegenüber hatte man beinahe vergessen, ihn zu fürchten. Barnave theilte nicht diese Unvorsichtigkeit. „Robespierre", sagt er oft, „versteckt seinen Ehrgeiz und seine künftige Gewalt hinter seiner abstoßenden Langeweile; aber jedes Wort, das er sagt, ist dazu gemacht, einen blutdürstigen Haufen zu bilden, der ihm bald das Beil in die Hand geben wird."

Besonders viel zu dem Glanze der Versammlung hat der adlige Minorität beigetragen, deren Standhaftigkeit auf eine harte Probe gestellt wurde. Ich habe sie in Versailles in aller Pracht eines Kostüms erscheinen sehen, das an den Pomp des Feudalwesens und den Ruhm der Ritterzeit erinnerte, während die Abgeordneten des dritten Standes, zuerst in die Robe eines Baillis oder Notars verkappt und seit längerer Zeit der Spott aller Theater, wie Freigelassene aussahen, die man in Bürger transformirt. Aber sie zeigten in ihrer ganzen Haltung und in den stolzen Reden, die sie führten, wie unklug man daran gethan, diese Feudal-Unterschiede wieder hervorzurufen.

Ja, die philosophische Erbitterung und Pedanterie ging so weit, diesen Adligen, die in ihren Würden, ihren Aemtern und ihrem Vermögen so herbe Verluste erlitten, auch die bedeutungslos gewordenen Titel zu rauben, die ihre Väter getragen; freilich konnte man nicht voraussehen, wie dieselben Titel einst die Eitelkeit der stolzesten Gleichheits-Freunde in Versuchung führen würden.

Ein Theil der Majorität, durch die Erfahrung gewitzigt, fing bald an, das Wesen der Repräsentativ-Regierung etwas besser zu begreifen, und als sie nun die ernstliche Absicht kundgab, sich zu mäßigen und selbst in manchen Stücken nachzugeben, um ihr hinfälliges Werk zu stützen, da kam ihr die unkluge Minorität aus Abneigung oder aus Unfähigkeit nur wenig zu Hülfe. Ihre Reihen hatten sich gelichtet durch die unzeitigen Abdankungen, die der Kummer und Ueberdruß, mehr aber noch die unglückselige Emigration hervorgerufen. Es war, als ob diese Minorität nur darauf ausgehe, ihre siegreichen Gegner mit in den Untergang zu reißen: daher scheute sie sich nicht, mit den wüthendsten Demokraten zusammenzustimmen, als es galt, das Zweikammersystem zu beseitigen, und dann beging sie den noch viel gröberen Fehler, sich mit Robespierre zu verbinden, um die Wiedererwählungs-Unfähigkeit durchzusetzen. Mehr als einmal habe ich Abbés oder Marquis, die den Machiavelli im Kleinen spielten, sagen hören: „Noch stehen die Sachen nicht schlecht genug; die wahre Ordnung kann erst nach der ärgsten Anarchie Platz gewinnen: jener schwankende Zustand, dessen Ursprung von vorn herein zu verabscheuen ist und der nur zur Verzögerung der Krisis beiträgt, ist das größte Unglück." Es ist leider nur zu bekannt, wie wenig die Folge diese eben so unklugen als unlautern Combinationen gerechtfertigt hat, und man hat eingesehen, welche gefährliche Bundesgenossin die Anarchie ist.*) Ja, der Hof selbst, als könne er seine Katastrophe nicht genug beschleunigen, zeigte sich voller Eifer, diese Auflösung herbeizuführen, und ich konnte mich nie einer Art prophetischen Schauders enthalten, so oft Herr d'Andret, der für ein Organ des Hofes galt, das patriotische Verdienst dieser Abdankung, die ich nur für eine unglückselige Desertion hielt, nicht genug preisen konnte.

Die beiden Hauptführer der privilegirten Stände, Cazalès und Abbé Maury, glänzten nach einer sehr verschiedenen Richtung: jener zeichnete sich besonders durch seinen ritterlichen Charakter aus, dieser durch einen reichgebildeten Geist, der sich eben so sehr genährt an dem Studium der heiligen Literatur, wie an dem Umgang der Philosophen. Diesen Letzteren verdankte er seinen ersten Ruf und sogar sein Glück auf der kirchlichen Laufbahn. Gleich beim Beginn der Revolution faßte er politische Skrupel über die Folgen der philosophischen Doktrinen; doch er kümmerte sich wenig um diese Skrupel in seinem Privatleben, wie in seinen vertrauten Aeußerungen, die oft etwas sehr cynisch waren. Diesen Fehler hat er sogar in seinem Alter und als Erzbischof von Paris nicht abgelegt. Was den Redner betrifft, so kenne ich Niemanden, der ihn an Reichthum, Korrektheit und Kunst übertroffen. Sein umfassendes Gedächtniß versah ihn fortwährend mit einer Fülle von historischen Autoritäten und geistreichen Citaten; dagegen hielt seine Logik nicht immer festen Stand. Besonders liebte er, wie alle Kanzelredner, viel Theilungen und Unterabtheilungen, die er aber meist schlecht ausführte und oft ganz und gar vergaß: daher war er auch besonders ermüdend für Leute wie ich, die ohne Stenographie seine Reden wiedergeben hatten. Er brachte unsere Noten in die größte Verwirrung. Doch zuweilen nahm auch seine Rede den höchsten Schwung: besonders war dies in der Diskussion über das Friedens- und Kriegsrecht, wo auch Mirabeau einen seiner glänzendsten Triumphe feierte.

Cazalès folgte mehr dem Drang einer plötzlichen Inspiration,

*) Noch erinnere ich mich, wie wir nach der Abdankung der konstituirenden Versammlung Paris unter die Oberaufsicht des General Lafayette stellen wollten durch seine Ernennung zum Maire dieser Stadt. Auch hier vereinigte sich wieder die aristokratische Partei mit den Jakobinern, um die Wahl Petion's durchzusetzen, der sich schon in der letzten Zeit der konstituirenden Versammlung als Republikaner erklärte. Wir wurden besiegt; Petion bekam die Majorität. Sehr Viele von denen, die für ihn gestimmt, fielen entweder am 10. August oder in dem langen Blutbade, das darauf folgte.

Digitized by Google

die aber dann lange anhielt, ohne sich in Wuth und Taumel fortreißen zu lassen. Sein Blick funkelte, und seine Geberde zeugte mehr von kriegerischer Offenheit, als von der Kunst des Redners oder dem Studium des Schauspielers. Seine Rede war rasch, schlagend, oft malerisch und ließ sich weder Nachlässigkeit noch Affectation zu Schulden kommen. Bei der Sorglosigkeit und Ungebundenheit seines früheren Lebens war er nicht im Stande gewesen, sich ausgedehnte Kenntnisse anzueignen, und dennoch erschien sein Wissen immer substantiell, was er nur der natürlichen Geradheit seines Geistes zu verdanken hatte. Seine Leuchte war Montesquieu, und es wäre ein großes Glück gewesen, wenn die Versammlung selbst sich diesen zum Vorbild genommen. Er war zu rechtschaffen und aufrichtig, um einen guten Parteigänger zu spielen. Während der Abbé Maury von keiner Konzession wissen wollte, gab Cazalès überall da nach, wo seine Vernunft und Loyalität es ihm geboten; daher hat er auch wohl zwanzig Mal, besonders gegen das Ende seiner kurzen Rednerlaufbahn, sich die Unzufriedenheit seiner eigenen Partei zugezogen. Diese Unzufriedenheit verfolgte ihn bis nach Coblenz, wohin er seine Freunde aus Pflichtgefühl begleitet hatte. Sein Talent, wie das Barnavesche, machte täglich mehr Fortschritte, und es schien, als ob diese beiden Redner, welche die Schwäche hatten, sich im Duell zu messen, einander immer näher kämen; vielleicht hätten sie wirklich zuletzt ihre beiderseitigen Grundsätze in Einklang gebracht.

Was der Beredsamkeit des Abbé Maury, des Cazalès und der anderen Redner dieser Partei eine besondere Wirkung gab, das war die Unerschrockenheit, deren sie zu jeder Stunde bedurften. Jedes ihrer stolzen und begeisterten Worte wurde von den öffentlichen Tribünen mit schrecklichem Gebrüll begleitet. Auf den Straßen verfolgte sie der Pöbel, der die Bernhardiner-Terrassen besetzt hielt, mit Geschrei oder blutdürstigen Exclamationen. Bei diesen Gelegenheiten vertheidigte sich der Abbé Maury bald durch originelle Schlagworte, bald durch etwas ungeistliche Quodlibets; dies belustigte die Megären und beschwichtigte den Haufen. Einmal schrieen sie ihm entgegen: „An die Lanterne mit ihm!" — „Und wenn Ihr mich schon an die Lanterne habt", antwortete er, „werdet Ihr dann besser sehen?" Cazalès begegnete diesen Schmähungen mit einer offenen, jovialen und doch kriegerischen Haltung. Oft mußten ihnen Deputirte einer anderen Partei zum Schild dienen.

Sehr edel benahm sich die Majorität, wenn es galt, Mitglieder von der rechten Seite zurechtzuweisen. Einst konnte sich ein Deputirter, Herr von Faucigny, nicht halten; schäumend vor Wuth schrie er: „Hauen wir doch mit dem Säbel die Schurken nieder!" noch sehe ich Barnave, wie er bei dieser Gelegenheit, mitten in der allgemeinen Bewegung ruhigbleibend, nach kurzer Unterbrechung wieder das Wort nahm: „Ohne solche Ausbrüche der Raserei, welche die National-Versammlung nur bemitleiden kann, einer Antwort zu würdigen, werde ich meine Darlegung fortsetzen."

Man hielt allgemein den Grafen und den Vicomte von Mirabeau für zwei feindliche Brüder. So viel ist gewiß, daß der Letztere seinen Bruder in den satirischen Schriften, woran er Theil nahm, nicht geschont hatte. Der Vicomte hatte sich an der Spitze seines Regiments ein Verbrechen wider die Disziplin zu Schulden kommen lassen, das ihm die Anklage der Rebellion zuzog. Man freute sich, den Grafen Mirabeau die Rednerbühne besteigen zu sehen, um ihn zu vertheidigen, und er that dies mit allem Feuer und Eifer brüderlicher Liebe. Auch andere Deputirte der rechten Seite wurden durch die Bereitwilligkeit, womit die Majorität ihre und ihrer Freunde Vertheidigung anhörte, von der Hochverraths-Anklage gerettet.

Noch habe ich von einer Partei zu sprechen, die in diesem Sturm vor allen anderen zur Lenkung des Steuerruders berufen schien und doch immer davon entfernt blieb: ich meine die Partei, welche sich selbst die monarchische nannte und bei ihren Reformen die Englische Constitution zum Vorbild nahm. Doch sie hatte sich selbst einen unheilbaren Schlag versetzt durch die voreilige Abdankung einiger ihrer Mitglieder, besonders Mounier's und Lally-Tolendal's bald nach den leider unbestraft gebliebenen Attentaten vom 5ten und 6ten Oktober. Stanislas von Clermont-Tonnerre und Malouet hatten ihren Unwillen besser zu bemeistern gewußt und sich mit ihrer weisen Mäßigung, wo möglich, für das allgemeine Beste aufgespart. Keine Beredsamkeit war logischer, keine reicher an gediegenen Kenntnissen, als die Clermont-Tonnerre's, keine trug mehr das Gepräge nüchterner Eleganz, die zwar den Verständigen gefällt, aber auf die leidenschaftlichen Menschen nur wenig Eindruck macht. Sein Loos war, an den Stufen des Thrones zu fallen am 10. August. Die einzige Anerkennung, welche die Versammlung seinen Tugenden und Einsichten zollte, war seine dreimalige Ernennung zum Präsidenten. Dieselbe Ehre wurde zwei Männern übertragen, die sich zu denselben Prinzipien bekannten, dem Abbé von Montesquiou und dem Marquis von Bonnay. Alle drei haben ihr Amt mit eben so viel Würde als Grazie verwaltet, und die Demokratie war gezwungen, der feinen Erziehung, die man an einem Französischen Hof bekommt, unwillkürlich zu huldigen. Malouet, der eines Sinnes war mit Clermont-Tonnerre und, gleich ihm, voller Treue und Hingebung, ließ es mitunter an Gewandheit und Mäßigung fehlen. Sie Alle übertraf der Vicomte von Beauharnais bei einer merkwürdigen Gelegenheit: ich spreche von jener Sitzung, wo man die Flucht des Königs erfuhr. Mitten in der größten Unruhe hatte die Versammlung schon einige Vorsichtsmaßregeln dekretirt, als der junge Präsident mit einer Ruhe und Würde, deren Eindruck bei mir heute noch nicht verwischt ist, die Worte sprach: „Die Versammlung geht zur Tagesordnung über"; sogleich beschäftigte man sich mit einem ganz unbedeutenden Gesetz.

Ein Freund Turgot's, Boisgelin, Erzbischof von Aix, verband sich ebenfalls mit dem schwachen Häuflein der monarchischen Partei; er hielt in der Debatte über den Verkauf der geistlichen Güter eine treffliche Rede, deren Anfang alles Feuer und Leben einer Catilinarischen hatte. Gar manche Talente, die lange verborgen gewesen und die sich selbst nicht gekannt, traten hier plötzlich ans Tageslicht. So unter Anderen ein junger Beamter, Namens Beaumetz, der hier immer höher stieg und sich schon unter den ersten Reihen bemerkbar machte. Wie viele Andere gab es, die, wenn nicht ihr Leben ein so schnelles Ziel gefunden, sich bald in den verschiedenen Zweigen der Staatsverwaltung ausgezeichnet hätten, wie später Herr von Talleyrand in den großen politischen Verhandlungen. — Doch genug, ich will mich nicht weiter in dieses Gewimmel berühmter Namen verlieren: ich fürchte, wenn ich die Einen nenne, man könnte mir mein Stillschweigen über die Anderen vorwerfen, die ihre Nebenbuhler oder ihre Mitbewerber in öffentlichen Aemtern waren. Indeß glaube ich, daß ich in der von mir verfaßten Geschichte genug Gelegenheit gehabt, ihrem Andenken einen Tribut der Dankbarkeit und sehr oft auch der Trauer zu zollen, und warum sollte ich hier gegen Einige von ihnen gewisse Vorwürfe wiederholen, die ich bei ihrer Erwähnung nicht unterdrücken konnte. Fürwahr, das 18te Jahrhundert konnte bei seinem Ausgang nicht würdiger repräsentirt werden: von Roués aus der Zeit der Regentschaft, von Höflingen der Madame Pompadour und du Barry, von Anhängern der egoistischen Doktrinen, wie sie Helvetius und die ganze materialistische Schule gepredigt, ist hier nicht viel zu finden, und auch die Erinnerung an die Diners des Barons von Holbach war längst verschwunden. Man hat mir vorgeworfen, ich hätte in meiner Geschichte der konstituirenden Versammlung, die erst nach drei anderen von den Kritikern desselben Werkes günstig aufgenommenen Büchern erschienen ist, ein zu strenges Urtheil über sie gefällt; und doch unterscheidet sich dieses Urtheil nicht im geringsten von dem eben gelesenen: es ist ganz mit derselben Wärme und Offenheit ausgesprochen. Ich habe weiter nichts gethan, als eine Constitution verdammt, die in mehreren ihrer wichtigsten Theile mangelhaft war, und die Gründe angegeben, warum sie so schnell wieder verunglücken mußte. In dem Moment, wo ich jene Geschichte geschrieben, hatte man die Constitution von 1791, die Herrn von Lafayette so theuer war und die von einigen Publizisten so unbesonnen herausgestrichen worden, den Italiänern und der Pyrenäischen Halbinsel aufgedrungen. Ich sah, wie sich die unverständigen Liberalen dieser Länder auf ein schwaches Rohr stützten, das ihnen eine Eiche dünkte. Ja unter uns selbst gab es einige Köpfe, die an die Rückkehr zu jenem traurigen Behelf dachten. Trotz dem Allen muß ich doch in den Mitgliedern der ersten und größten unserer politischen Versammlungen die Väter oder wenigstens die Ahnen der Freiheit anerkennen, die wir jetzt genießen, und die energischen Gründer großer Social-Verbesserungen, die bis dahin nur eine Chimäre der Philosophen gewesen. Sie haben den neuen Ideen und Institutionen einen so festen Grund gegeben, daß die Anarchie und Pöbel-Herrschaft eben so wenig, wie ein gewaltiger Despot voll Genie und Ruhm, ja, daß 25 Jahre von Kriegs- und Eroberungszügen und endlich zwei der kolossalsten Invasionen nicht im Stande waren, diesen Grund zu erschüttern, daß die Restauration selbst in ihm ihre wahre Stütze gefunden, bis auch sie durch das Streben, ihn zu vernichten, unterging. Lacretelle.

Pariser Herren-Moden. — Der Paletot.

Seit der Regierung Ludwig's XIII. ist die Französische Kleidertracht dermaßen in Verfall gerathen, daß sie seit jener Zeit täglich immer mehr von ihrer ursprünglichen Zierlichkeit und Grandezza verloren und endlich diejenige Beschaffenheit erlangt hat, in der wir sie heutzutage sehen. Der Himmel weiß, wo sie mit ihren prosaischen Reformen und Neuerungen endlich hinaus will.

Dem sechzehnten Jahrhundert gehört die glänzendste Epoche der Französischen Tracht an, und unsere Dandies würden neben denen der Zeit Heinrich's III. eine gar klägliche Figur machen. Allerdings kann man es eben nicht sehr bedauern, daß sich nicht die vollständige Tracht der liguistischen Periode bis auf uns erhalten hat, da die Zeit, die Gewohnheiten, die neuen Sitten und Umwälzungen des gesellschaftlichen Lebens gewisse Veränderungen nothwendig machten und es ziemlich sonderbar aussehen würde, wenn ein Elegant mit einem sammtenen Spitzhut, einer Halskranse und in einem goldgestickten mit Spitzen besetzten Wamms auf die Börse ginge. Doch bleibt zwischen der Tracht des sechzehnten Jahrhunderts und der unsrigen noch immer eine ungeheure Kluft, von welcher die Französische Grazie und Eleganz verschlungen worden sind, und besonders muß es auffallen, daß man so wenige Versuche gemacht hat, unserem Anzuge wieder etwas mehr Zierlichkeit zu verleihen. Nach der Revolution freilich zeichneten sich die Frauen durch ihre fortgesetzten sinnreichen und kühnen Bemühungen zu Gunsten der Mode aus; allein weit entfernt, ihnen nachzuahmen, übertrieben vielmehr noch die Männer, und zwar die stutzerhaftesten unter ihnen, die sogenannten Merveilleux, das lächerliche Kostüm, das wir von den mindestpoetischen Menschen entliehen hatten und das zu gleicher Zeit an den Quäker, den

Jockey und den Amerikanischen Pflanzer erinnerte. Ja, man überhäufte sogar noch die Frauen, die im Alterthum das Modell für ihren Kleiderstaat suchten, mit derben Spottgedichten, die Tartüffes im Direktorium schrieen über Skandal und Schamlosigkeit, und die schönen Geister jener Zeit waren unerschöpflich in Witzworten und beißenden Anekdoten über die unschickliche Einfachheit des Frauen-Anzuges.

Man erzählte z. B., daß eine Dame aus der Provinz, die nach Paris gekommen war und daselbst Figur machen wollte, alsbald eine ihrer Freundinnen aufsuchte, die einen ausgezeichneten Rang in der Gesellschaft einnahm. „Ich bin gesonnen, mich nach der neuesten Mode zu kleiden, und will mir hierüber bei Ihnen Rath erholen", sagte die Dame aus der Provinz. — „Aha", erwiederte die Pariserin, „Sie wollen sich also nach der Mode kleiden. Nun gut, thun Sie nur genau Alles, was ich Ihnen jetzt sagen werde. Vor allen Dingen nehmen Sie den Hut ab. Gut! Jetzt nehmen Sie das Halstuch ab. Recht schön! — Jetzt ziehen Sie Ihre Robe aus. Ganz vortrefflich! So, nun sind Sie ziemlich nach dem neuesten Geschmack gekleidet; wollen Sie aber noch mehr der Mode entsprechen, so ziehen Sie noch irgend etwas aus, denn je mehr Stücke Sie ablegen, desto mehr werden Sie nach der neuesten Mode gehen."

Die St. Simonisten haben sich ernstlich damit beschäftigt, die heutige Kleidertracht umzuformen; jedoch war unglücklicher Weise diese Reform mit vielen anderen lächerlichen Neuerungen verbunden. Die Simonisten thaten vielleicht Unrecht daran, daß sie sich nicht auf eine Kleider-Revolution beschränkten; das Publikum aber hatte gewiß noch weit mehr Unrecht, daß es nicht aus den Neuerungen jener das Gute herausfuchte und benutzte; denn wahrlich, wenn auch ihre moralischen und religiösen Theorieen nicht viel taugten, so verdiente doch ihre Tracht berücksichtigt zu werden. Vielleicht hat aber eben diese ihre eigenthümliche Kleidung ihren Untergang dadurch beschleunigt, daß sie sich durch dieselbe auszeichneten und auf diese Weise dem Gespött des Volkes bloßgestellt wurden; denn heutzutage begünstigt man dergleichen Kühnheiten nicht sehr, und Alles, was von der gewöhnlichen Weise abweicht, wird in der Welt nicht besonders gut aufgenommen, so daß man es als eine Art Verdienst und Muth anerkennen muß, wenn die jungen Künstler, um die Blicke der Menge auf sich zu ziehen, der vorherrschenden Meinung trotzen und langes Haar, spitze Hüte und Kleider von fantastischem Schnitt tragen.

Es müßten sich nun aber freilich die jungen Leute der eleganten Welt, nicht aber eine religiöse Sekte oder eine Handvoll Kunstjünger mit der Reform der jetzigen Tracht beschäftigen. Die Dandies des Jockey-Klubs, der Oper und des Boulogner Gehölzes, diese für die Verbesserung der Pferde-Racen so besorgten jungen Männer sollten doch bedenken, daß unsere Zeit einem gränzenlosen Spott preisgegeben ist und die späteste Nachwelt über unseren Frack und runden Hut lachen wird. Allein statt dessen verschlimmern sie noch den kläglichen Zustand unserer Tracht, und dieses Jahr haben sie das seltsamste, geschmackloseste und wunderlichste Kleidungsstück, das man sich nur irgend denken kann, zu Tage gefördert; man nennt es Paletot.

Dieser Paletot besteht aus einer Art von Ueberzug, Sack oder Futteral, so daß, wenn Jemand bucklig, schief oder sonst ungestaltet ist, er nur einen solchen Palewt anzuziehen braucht, um wie jeder andere Mensch auszusehen. Der Paletot zerstört aber ferner auch alle Vollkommenheiten des menschlichen Körpers, und was die Pantalons für die Beine des neunzehnten Jahrhunderts sind, ist der Paletot für den Wuchs und die Haltung; er verbirgt nämlich beides ganz und gar. Und welchen Nutzen hat er dagegen? durch welche Vortheile ersetzt er sein ungefälliges Aeußere? Durch gar keine! Er ist viel unbequemer als ein Großrock und weit weniger warm als ein Mantel; ja, er giebt sogar den, der ihn trägt, unberechenbaren Verlegenheiten preis; denn im Paletot sieht sich alle Welt ähnlich, und daraus entspringen mehr oder minder vortheilhafte Verwechselungen. Wegen der jetzt herrschenden strengen Kälte und der beliebten Modetracht ist also überall Karneval, und die Intriguen der Maskenbälle finden auf der Straße statt. Die Männer ziehen nämlich den Paletot an, der einen Domino im Kleinen vorstellt, und bedecken sich das Gesicht nicht mit einer Papier-Larve, sondern mit einer Binde, die man Cache-nez nennt, so daß sie, auf diese Weise verhüllt und vermummt, das strengste Inkognito bewahren. Diese Tracht giebt nun zu einer Unzahl Abenteuer Veranlassung, und man darf, wenn man einen Paletot trägt, den seltsamsten Dingen entgegensehen.

Neulich ging ein Dandy über den Boulevard des Italiens; er war in einen ungeheuren Paletot gehüllt und sein Gesicht mit einem langen Kaschmir umwickelt. Ein ihm unbekannter wohlgekleideter Herr nähert sich ihm vertraulich und sagt: „Ei guten Morgen! wie geht's? Sie sind meiner Treu heute zeitig genug aufgestanden, nachdem sie doch die Nacht am Spieltisch zugebracht." — Der Dandy wollte darauf erwiedern: „Sie verkennen mich, mein Herr!" aber der Cache-nez verschloß ihm den Mund, und daher fuhr der Unbekannte fort: „Ich wollte so eben zu Ihnen kommen; denn Spielschulden sind mir von jeher heilig gewesen; da ich Ihnen aber gerade begegne, so will ich hier gleich meine Schuld abtragen." Der Dandy zog nun die Hände aus der Tasche, um den Shawl, der ihn am Sprechen hinderte, aufzuknüpfen; diese Bewegung benützt der Unbekannte, um ihm freundschaftlich die rechte Hand zu drücken und ihm in die linke eine Rolle mit Goldstücken zu schieben. „So, nun sind wir quitt. Entschuldigen Sie jedoch; es schlägt schon zwölf, und ich sollte bereits um halb zwölf an einem anderen Orte seyn. Adieu." Damit lief er eilig fort und bog um die Ecke in die Straße Taitbout ein. Der Dandy wollte ihm zwar rasch nach, gleitete aber vor dem Café Tortoni aus und fiel nieder. Als er wieder aufstand, war der Unbekannte verschwunden. In der Rolle befanden sich 25 Louisd'or. Dieser Vorfall setzte den Dandy natürlich in großes Erstaunen und erweckte in ihm mannigfache philosophische Betrachtungen. Wie fange ich es an, sagte er zu sich selbst, um dies Geld dem, der es mir auf so sonderbare Weise gegeben, wiederzuerstatten. Ohne Zweifel wird es bald von ihm heißen, daß er seine Spielschulden nicht bezahlt; denn wenn sein Gläubiger die 25 Louisd'or von ihm fordert, wird er ihm natürlich antworten, daß er sie ihm bereits bezahlt habe, und daraus kann denn sehr leicht ein Streit entspringen, der beide Parteien in der öffentlichen Achtung herabsetzt. Am Ende kommt es gar zu einem Duell, wobei möglicher Weise einer von ihnen sein Leben verliert. Zwischen 5 und 6 Uhr Abends war der Dandy noch immer in diesen Betrachtungen versunken, und die 25 Louisd'or lagen ihm mit Centnerschwere in der Tasche. Zum größten Unglück suchte er vergeblich, sich das Gesicht des Unbekannten zurückzurufen, denn es war eine jener Alltags-Physiognomieen, die gar keinen Eindruck im Gedächtniß zurücklassen. Maschinenmäßig war unser noch immer tiefverhüllter junger Freund vor einem Mode-Waarenlager stehen geblieben, als unversehens aus demselben eine Dame heraustrat und rasch zu ihm folgende geheimnißvolle Worte sagte: „Es freut mich, daß Sie so pünktlich sind. Heute Abend also auf dem Ball Ventadour. Sie werden einen schwarzen Domino tragen, und an dieser rothen Blume werde ich Sie erkennen. Da, nehmen Sie. Adieu." Hierauf entfernte sie sich, und der Dandy blieb erstaunt zurück mit der Blume in der Hand. „Sonderbar", sagte der wiederum verkannte junge Mann; „scheint es doch, als wären mir heute lauter seltsame Abenteuer bestimmt. Aber nur zu; das, welches mir jetzt eben zugestoßen, ist mir weit angenehmer, als das von heute Vormittag; denn den Ball will ich auf keinen Fall versäumen."

Fünfundzwanzig Louisd'or und ein Liebes-Abenteuer werden nun freilich noch den Kredit und die Beliebtheit des Paletot bedeutend erhöhen; aber in dem gewöhnlichen Gange der Dinge dieser Welt giebt es weit mehr fatale als angenehme Zufälle, und gewöhnlich verliert man mehr als man gewinnt, wenn man für einen Anderen gehalten wird. (F. Fr.)

Bibliographie.

Mémoires tirés des papiers d'un homme d'état sur les causes secrètes qui ont déterminé la politique des cabinets dans les guerres de la révolution. — Tbl. 13. 7 Fr.

L'intérieur d'une famille chrétienne. — Von Mad. de Sainte-Marie. 2 Bände. 1 Fr. 60 Cent.

Discours sur la constitution de l'Esclavage en Occident, pendant les derniers siècles de l'ère païenne. — Von P. v. Saint-Paul. Montpellier.

Mémoires sur les Maladies dites cancéreuses de la Matrice. — Von J. F. B. M. Treille.

Une invasion des Normands. Trag. en 5 actes par M. L.... 4.

Poëmes antiques et modernes. — Von Alfred de Vigny. Es ist dies der erste Theil seiner aus 7 Bänden bestehenden sämmtlichen Werke.

Mannigfaltiges.

— **Französische Fröhlichkeit.** Ein Französisches Blatt macht die Bemerkung, es sey einer der größten Irrthümer, wenn die neueren Lehrbücher der Geographie immer noch den älteren nachschrieben, daß Frankreich das Land der Fröhlichkeit sey. Mit dem ancien régime habe auch die gaieté française Abschied genommen, und zwar nicht bloß in der Hauptstadt, sondern auch in den Provinzen, wo die ländlich-sittlichen „Farandoles", „Bourrées" und „Gigues" für unconstitutionell gälten. Frankreich, von dem es sonst geheißen habe, es sey eine durch Chanson's gemäßigte Monarchie, kenne das Wort „Chanson" kaum mehr. Das Pariser Volk treibe sich zwar nach wie vor an blauen Montagen und an vorgeschriebenen politischen oder Kalender-Festen auf den Elysäischen Feldern umher, aber statt zu singen und zu lachen, unterhalte es sich mit Schimpfworten und Faustschlägen. A présent nous sommes libres; adieu les chansons. In Gesellschaften erblicke man die Herren von den Damen getrennt, und nichts sey trauriger, als wenn die Letzteren halbgähnend sich bemühten, die unfranzösischen Worte „gouvernementalité", „doctrinarisme" ꝛc. zu verstehen, mit denen ihre Männer jetzt die Unterhaltung würzten. Vom Karneval, von Maskenbällen in der alten Weise könne natürlich eben so wenig die Rede jetzt seyn, als von geistreichen „aimables roues", von Calembourgs, welche die Runde durch ganz Europa machten, und vom Französischen Esprit überhaupt. Das Alles sey nur noch in denjenigen Ländern zu suchen, wo, wie in Rußland, die höheren Stände sich im vorigen Jahrhundert den guten Ton der Französischen Gesellschaft angeeignet und ohne Rücksicht auf das Babelthum der neueren Zeit unverletzt erhalten hätten. — Wir theilen dies hier mit, wie wir es eben gelesen haben. Etwas Wahres mag auch wohl an der Veränderung seyn, die mit der Französischen Fröhlichkeit vorgegangen seyn soll; wenn wir jedoch hinzufügen, daß das Blatt, dem wir diese Bemerkungen entlehnen, die Quotidienne ist, so werden unsere Leser wohl schon von selbst nicht Alles, was hier versichert wird, für lautere Wahrheit hinnehmen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 18. Berlin, Freitag den 9. Februar 1838.

Ostindien.

Dr. Spry's Indische Berichte.

Art zu reisen. — Magier und Thugs. — Kannibalen in Indien. — Der kranke Fürst. — Frauen-Rechte. — Kaunpur. — Christliche Gottesverehrung.

Kein Land vielleicht vereinigt in sich so sonderbare Gegensätze, wie das Britische Indien; kein anderes erobertes Land hat seinen National-Charakter so rein, seine Sitten und Vorurtheile, aller Aufklärung und aller Civilisation zum Trotze, so ungestört behalten. Ganz unverkennbar ist dies eine Folge des Verfahrens der Ostindischen Compagnie, wie die Engländer überhaupt in allen Verhältnissen zu den Eingeborenen ihrer Niederlassungen es gewöhnlich halten. Zufrieden damit, ihren Besitz sich zu bewahren und die größtmöglichen Handels-Vortheile aus demselben zu ziehen, zwingen sie die Eingeborenen nie zu einer Aenderung ihrer Sitten oder Gewohnheiten, so daß diese nur als Zeugen, nicht als Unterthanen der fremden Verbesserungen, den Wechsel ihrer Herrschaft wahrnehmen. Und in Folge dieser scheinbaren Nachlässigkeit, die aber in der That vielmehr die allergeschickteste Taktik ist, regiert eine Handvoll Engländer, ohne irgend Widerstand zu finden, eine Bevölkerung, deren Gesammt-Zahl man auf hundert Millionen anschlägt.*)

Dr. Spry, ein Englischer Arzt, der dem Generalstabe in Indien attachirt war, hat häufig Gelegenheit zu interessanten Beobachtungen gehabt; zumal ihn seine Geschäfte nicht allein in den Englischen Besitzungen, sondern auch in den mit diesen verbündeten Nachbar-Staaten zu Exkursionen veranlaßten, deren Bewerkstelligung und Einrichtung nicht ihre uninteressantesten Seiten sind. So sagt Dr. Spry unter Anderem: Eingeschlossen in einen Behälter von sechs und vier Fuß, durchzieht der einsame Reisende langsam ein halb wildes Land, dessen Stille nur durch das eintönige he! haw! der Träger oder durch den Schrei eines von seinem Schmause aufgestörten Geiers unterbrochen wird. Niemals willigen zwei oder mehrere Abtheilungen solcher Träger (jede gewöhnlich zu acht Mann) darein, in Gesellschaft mit einander zu gehen, so daß, wer etwa mit einem Freunde oder mit einer lieben Gattin reist, jedenfalls sicher ist, immer eine Meile voraus oder zurück zu seyn. Und dabei hat der Reisende noch von Glück zu sagen, dessen Träger weder, sey es aus Unwissenheit oder aus bösem Willen, einen falschen Weg einschlagen, noch unterweges nach Gutdünken anhalten, bis es ihnen gefällig ist, ihre Last wieder aufzunehmen. So begegnete auch mir, Dank der Unwissenheit meiner Träger, auf einem Ausfluge bei Nacht — am Tage macht die Hitze dergleichen unausführbar — eine sehr mißliche Widerwärtigkeit. Jene verirrten sich nämlich in den Dschongeln (den dichten, oft auch sumpfigen Gehauen, die den wilden Thieren zum Aufenthalte dienen). Bei dem Geflüster der sauberen Gesellen sogleich ein Mißgeschick ahnend, riß ich hastig die Vorhänge des Palankin auf und erblickte mich denn auch richtig unmittelbar an dem Rande eines Abgrundes, aus dessen Tiefe eine Wasserfläche unheimlich weiß und hell, wie ein Leichentuch, heraufglänzte. Die Träger bestätigten auch sofort meine Vermuthung: sie hatten sich ganz heillos verirrt. Ich stieg daher aus. Nach einigem Suchen, kreuz und quer durch das Gestrüpp und Dickicht, entdeckten wir dann die Spuren eines Fußweges, der uns endlich zu einem Häufchen ganz armseliger Hütten führte. Da theilten sich die Träger nach vorgängiger Verabredung unter sich, indem die Einen zum Palankin zurückkehrten, während die Anderen, ganz geräuschlos, zu den Hütten gingen. Aus Neugier schloß ich mich diesen an. Vorsichtig schlichen wir längs den Hütten hin, deren Bewohner im tiefsten Schlafe zu liegen schienen. Eine Zeitlang kam uns Niemand zu Gesichte; als wir aber bei einer der Wohnungen einbogen, fanden wir einen Mann auf seiner hölzernen Lagerstatt in festem Schlafe ausgestreckt. Ihn fassen, rütteln, wecken, war eines Augenblickes Sache. Der Aermste glaubte anfänglich schon, es wäre um sein Leben geschehen; als er dann aber hörte, wie man vorläufig von ihm nur verlangte, daß er uns als Führer dienen solle, so gewann er seine Fassung allmälig wieder und war alsbald nur noch darauf bedacht, wie er diesem Dienste wohl entgehen könnte. Hätten wir bei unserer Annäherung an die Hütten deren Bewohner durch irgend ein Geräusch erweckt, so würden wir jene unfehlbar sammt und sonders leer gefunden haben; denn Alles hätte sich schleunigst in die Dschongeln geflüchtet, wo es geradezu unmöglich gewesen seyn würde, irgend Jemand ausfindig zu machen. Auch unser Findling zeigte sich nicht sonderlich bereitwillig, uns den Weg zu bahnen, und bat zuletzt, als er die Ueberzeugung gewonnen, daß wir entschlossen waren, ihm, wohl oder übel, Beine zu machen, nur noch um die Vergünstigung, in seine Hütte zu gehen, um seine Schuhe zu holen. Diese Erlaubniß wurde ihm jedoch wohlweislich nicht gewährt, weil wir eben nicht gelaunt waren, auf seine Rückkehr vergeblich zu warten. Alle in jenen Dschongeln erbaute Hütten haben nämlich zwei Ausgänge, deren einer, obgleich sehr eng, in kritischen Fällen doch mit ganz passablem Erfolge benutzt wird; wie er denn auch eben zu dergleichen eigens bestimmt ist. „Schlingel!" rief Einer aus unserer kleinen Eskorte dem Supplikanten zu; „bilde Dir doch nicht ein, durch Dein c'hor kirkhi (Spitzbubenloch) uns etwa gar zu entwischen!" Der Preßhafte mußte nun also schon darein willigen, den Standort seiner gewünschten Sandalen anzugeben und die hiernach leicht gefundenen aus den Händen eines meiner Träger entgegenzunehmen. Unterdeß war auch die andere Abtheilung meiner Leute mit dem Palankin herbeigekommen, sobald sie gehört, daß wir einen Führer aufgetrieben hatten. Diesen behielten wir nun in allen seinen Bewegungen auf dem ganzen Marsche fortwährend sorgfältig im Auge, damit er uns ja nicht doch noch davonliefe. Nach etwa einer halben Stunde gelangten wir wieder auf die große Straße, und nun ward unser Volontair nicht nur des Dienstes entlassen, sondern auch mit einem nachträglichen Handgelde bedacht. — So willkürlich unser Verfahren in dieser Sache nun wohl erscheinen muß, so leicht dürfte es doch auch billige Entschuldigung finden, wenn man bedenkt, daß dergleichen Art und Weise die einzige ist, die mit gewünschtem Erfolge angewendet werden kann, wenn Jemand sich genöthigt sieht, den Beistand jener kaum halb civilisirten Geschöpfe in Anspruch zu nehmen. Denn keine Worte menschlicher Beredsamkeit sind jemals im Stande, einen Hindu dahin zu vermögen, daß er seinem Nächsten aus freien Stücken behülflich sey. Auch sind sie an solche und ähnliche faustrechtliche Behandlung so gewöhnt, daß sie sie schon a priori von Jedem erwarten, der ihrer Hülfeleistung durchaus bedarf.

Zur Faulheit und zu dem Mangel an gehöriger Vorsorge, welche die Hindu charakterisiren, muß man dann noch die Abergläubigkeit nehmen, die gleichfalls einen der Hauptzüge in ihrem wie überhaupt in jedes unwissenden Volkes Charakter bildet. Vielleicht ist kein anderes Volk auf der ganzen Erde vom Glauben an die Magie in solchem Grade, wie das Indische, besessen. Die Mehrzahl aller Ereigniffe, besonders der unglücklichen, schreibt es stets den geheimen Machinationen irgend eines Feindes zu: ein Hindu, verliert er Weib oder Kind, leidet er Schaden an seiner Saat, wird sein Viehstand von einer Seuche befallen — denkt gewiß auch nicht bei einem dieser Unfälle an natürliche Ursachen, sondern immer nur an die Bosheit eines heimlichen Feindes. Während des ganzen ersten Lebensjahres eines Kindes verwahrt die Mutter es aufs allersorglichste vor jedem fremden Blicke, damit nicht etwa das böse Auge den Liebling treffe und ihm Unglück bringe.

(Fortsetzung folgt.)

*) Andere Urtheile stimmen mit diesem nicht so ganz überein. Man vergleiche z. B. den Artikel „Indische Landwirthschaft" in Nr. 155 des Magazins vom J. 1837.

Dänemark.

Die Universität und andere wissenschaftliche Institute in Kopenhagen.

(Schluß.)

Der Studirende muß in Allem drei Examina bestehen. Das erste ist das examen artium, welches dem Maturitäts-Examen in Deutschland entspricht. Man befragt den angehenden Studenten über die Prinzipien der Glaubenslehre, über biblische und profane Geschichte, Arithmetik, Geometrie und Literatur des klassischen Alterthums. Er muß zwei Ausarbeitungen liefern, eine Dänische und eine Lateinische, und drei Uebersetzungen, eine Lateinische, eine Französische und eine Deutsche. Sowohl das mündliche als

das schriftliche Examen ist öffentlich, und jedes von beiden dauert vier Tage. Es giebt dreierlei Censuren: laudabilis — haud illaudabilis — non contemnendus. Ein Jahr darauf muß der Student einem zweiten Examen (examen philosophicum) sich unterwerfen. Das ganze erste Universitäts-Jahr ist mathematischen, historischen und philosophischen Studien gewidmet. Erst nach bestandenem zweiten Examen erfolgt die Einschreibung in eine der vier Fakultäten. Die ersten beiden Examina finden alle Jahr zweimal statt, aber das philosophische ist das schwerere. Nach Ablauf der vier Universitäts-Jahre kommt es zu dem Amts-Examen (Embeds-Examen). Sechs Monate vorher macht der Student an den Vice-Kanzler der Universität eine schriftliche Eingabe, worin er bemerkt, welches der vornehmste Gegenstand seiner Studien gewesen, und was für Censuren er in den beiden ersten Examen erhalten hat. Bei dem Embeds-Examen sind die ordentlichen Professoren der betreffenden Fakultät die vornehmsten Examinatoren; außerdem aber nehmen auch zwei Männer von praktischem Berufe Theil daran, und zwar im theologischen zwei Geistliche der Stadt — im juristischen der General-Prokurator und ein Assessor am obersten Gerichtshof — im medizinischen Examen aber zwei Mitglieder des medizinischen Kollegiums. Da es keine Schullehrer-Seminare in Dänemark giebt, so müssen junge Leute, die an einem Gymnasium in der Provinz Rektoren oder Professoren zu werden beabsichtigen, an der Universität sich ausbilden und alsdann vor den Professoren der philosophischen Fakultät, dem Bischofe von Seeland und dem Direktor des Gymnasiums zu Kopenhagen, ihr Amts-Examen machen.

Das Amts-Examen findet seinem größten Theile nach in Dänischer Sprache statt; doch examinirt man die Theologen über exegetische Materien und die Juristen über Römisches Recht und Naturrecht in Lateinischer Sprache. Dieses Examen ist sehr streng und muß es auch seyn; denn wer darin besteht, der kann sich sofort um eine Anstellung bewerben oder praktiziren; doch wird bei Uebertragung eines öffentlichen Amtes die Censur, welche der Kandidat erhalten hat, zum Maßstabe genommen. So z. B. kann ein Theologe dritter Klasse — der also bloß non contemnendus ist — nur eine Pfarrei vom dritten Rang erhalten u. s. w. Dem juristischen Examen muß auch Jeder, der auf eine höhere Charge bei der Regierung Anspruch macht, sich unterwerfen. Die Beförderung zu Universitäts-Graden ist übrigens nicht nothwendig, und der Titel Licentiat oder Doktor ist nur eine ehrende Qualification, die man durch Vertheidigung einer Thesis und Erlegung von 24 Thalern sich erwirbt.

Sieben- bis achthundert Studenten besuchen alljährlich die Universität. Ueber zweihundert derselben genießen Stipendien, die von Königen oder Privatleuten gestiftet sind. Im städtischen Kollegium erhalten einhundert Studenten freie Wohnung. Sechzig jener Stipendien belaufen sich wöchentlich auf einen Thaler, vierzig auf anderthalb und dreißig auf zwei Thaler. Der hülfsbedürftige Student hat nach bestandenem philosophischen Examen auf eines der niedrigsten Stipendien Anspruch und erhält der Reihe nach die anderen. Ehemals waren die Stipendiaten verpflichtet, von Zeit zu Zeit Lateinische Thesen zu vertheidigen, und unter Friedrich II. mußten sie sogar Komödien des Terenz aufführen. Jetzt verlangt man nur, daß sie die Vorlesungen regelmäßig besuchen und überhaupt ihre Schuldigkeit thun.

Die akademische Gerichtsbarkeit wird von einem sogenannten Konsistorium ausgeübt, dessen Mitglieder die ordentlichen Professoren sind, deren Zahl sechzehn beträgt. Nach ihnen kommen zwölf außerordentliche Professoren. Der ordentliche Professor hat den Rang eines Oberst-Lieutenants und der außerordentliche den eines Majors. Die Gehalte sind nach den Fakultäten und der Länge der Dienstzeit verschieden. In der theologischen, juristischen und philosophischen Fakultät erhält der erste Professor 2000 Thaler, in der medizinischen aber nur 1400. Die Professoren der Literatur des Auslandes (der Englischen, Deutschen und Französischen) sind am niedrigsten besoldet; sie bekommen nur 600 Thaler.

Die Mitglieder des Konsistoriums (akademischen Senates) erhalten außerdem freie Wohnung oder an deren Stelle eine jährliche Zulage von drei- bis vierhundert Thalern. Verbinden sie mit ihren akademischen Functionen noch ein anderes Amt, so wird das mit dem Neben-Amte verbundene Gehalt um einige hundert Thaler reduzirt.

Im Jahre 1829 hat man neben der Universität ein polytechnisches Institut errichtet. Bei diesem Institute sind sechs Professoren und ein Atelier-Chef angestellt. Die Gegenstände des Unterrichts sind: Mathematik, Chemie, Physik, Mechanik und Technologie, Naturgeschichte, geometrisches Zeichnen und Maschinen-Zeichnen. Die Kurse dauern zwei Jahr und sind unentgeltlich. Wer unter die Zöglinge des Instituts aufgenommen seyn will, der muß in einem vorgängigen Examen beweisen, daß er von Geschichte, Geographie, Geometrie und Logarithmen einige Kenntniß hat. Auch verlangt man von ihm so viel Kenntniß der Deutschen und Französischen Sprache, als zum Verstehen eines Deutschen oder Französischen Buches hinreicht.

Dieses Institut steht unter der Leitung des rühmlichst bekannten Oerstedt. Es hat schon herrliche Früchte getragen; zweiundzwanzig junge Leute sind als Zöglinge eingetreten, und über zweihundert Personen haben die physikalischen Vorlesungen besucht. Leider finden die Zöglinge, wenn sie diese Anstalt verlassen, nur selten Gelegenheit, von ihren Kenntnissen Gebrauch zu machen. Es giebt in Dänemark keine große Fabriken, bei denen sie angestellt werden könnten, und die Regierung hat wenige Aemter für sie zu vergeben. Die Meisten sehen sich daher, wenn sie nicht auswandern wollen, zur Uebernahme eines Geschäftes genöthigt, das ihrer Bildung minder angemessen ist.

Zwei Stunden von Kopenhagen liegt die Insel Hveen, wo Tycho de Brahe sein Observatorium, seine Festung Uranika (Uranienborg) erbaut hatte. Mit diesem Observatorium waren Werkstätten zur Anfertigung der astronomischen Instrumente, eine Papiermühle und eine Druckerei verbunden. Alle Gelehrten, alle Ausländer von Bedeutung, die Dänemark besuchten, pilgerten nach Hveen und rühmten sich, den gefeierten Astronomen auf seiner Sternwarte gesehen zu haben. Die von ihm erfundenen und zum Theil selbst angefertigten Instrumente waren für die damalige Zeit wunderbar künstlich. Das Volk mußte wohl den Tycho de Brahe sehr lieben, da es ihn unter solchen Umständen nicht der Zauberei anklagte. Aber er hatte Feinde am Hofe, und diese stürzten ihn. Eines Tages sah er sich genöthigt, das ruhige harmlose Eiland, wo er so viele Tage und Nächte der Wissenschaft geweiht hatte, für immer zu verlassen. Er mußte den heimischen Boden fliehen, auf dem sein Genius zur Reife gediehen war. Er starb bekanntlich in Prag im Jahre 1601 am Hofe Kaiser Rudolph's II., der ihn mit Königlichen Ehren beerdigen ließ. Noch kurz vor seinem Tode hatte er für die Zukunft der Wissenschaft gearbeitet; Johann Kepler war sein Schüler geworden.

Das Andenken Tycho de Brahe's hat sich bei dem Dänischen Volke auch durch Tradition fortgepflanzt. Man erzählt auch, daß er sehr abergläubisch gewesen sey. Er behauptete, es gäbe 32 Unglücks-Tage, an denen man Nichts unternehmen dürfe, wenn man sich nicht einer verdrießlichen Katastrophe aussetzen wolle. Man nennt diese Tage noch jetzt die Tage des Tycho de Brahe. An einem derselben hatte er, der Sprößling einer alten und edlen Familie, die Tochter eines Bauern geheirathet und war unglücklich geworden; an einem anderen verlor er die Spitze seiner Nase durch den Säbelhieb eines aufgebrachten Gegners u. s. w.

Das Haus des Tycho de Brahe und seine Festung Uranika liegen jetzt in Trümmern; man sieht von diesem Gebäude nur noch einige Steine, die mit Moos bewachsen sind. Der sogenannte Runde Thurm von Kopenhagen, den Peter der Große in einem Wagen erstiegen haben soll, hat einst als Sternwarte gedient, weil man lange Zeit glaubte, je höher ein Observatorium sey, um so leichter müßten die Beobachtungen von Statten gehen. Jetzt besitzt Kopenhagen eine andere Sternwarte, unter der Direction des Herrn Olufsen.

Die Universitäts-Bibliothek wurde um die Mitte des 16ten Jahrhunderts gegründet. Eine Menge Professoren und andere Gelehrte beeiferten sich seitdem, sie zu bereichern. Ein Jahrhundert nach ihrer Gründung war sie bereits eine der schönsten Universitäts-Bibliotheken Europa's; aber die Feuersbrunst von 1728 vernichtete sie an Einem Tage. Man mußte zu einer ganz neuen Sammlung den Grund legen; aber je größer die Katastrophe gewesen, desto eifriger arbeitete man daran, den Schaden wieder gut zu machen. Arne Magnussen schenkte der neuen Bibliothek 2000 Isländische, Dänische und Schwedische Manuskripte, die er aus den Flammen gerettet hatte. Gegenwärtig besitzt die Universitäts-Bibliothek ungefähr 80,000 gedruckte Bücher und eine kostbare Sammlung von Handschriften.

Die Königliche Bibliothek ist viel bedeutender; sie umfaßt nahe an 400,000 Bände, mehrere sehr werthvolle Isländische Manuskripte, namentlich die beiden Edda's, und 20,000 orientalische Handschriften, welche Karsten, Niebuhr, Rask and Fuglesang von ihren Reisen mitgebracht. Sie ward von Friedrich III. gegründet, der beständig an ihrer Vergrößerung arbeitete. Der jetzige König giebt der Bibliothek aus seiner Privat-Kasse jährlich 6500 Thaler — das Gouvernement ungefähr 2000 Thaler: 4000 Thaler werden zu Anschaffung von Büchern verwendet, und mit dem Uebrigen bestreitet man die Gehalte der Bibliotheks-Beamten. Der jetzige Ober-Bibliothekar ist Herr Werlauff, dem man sehr schätzbare Abhandlungen über die Skandinavischen Alterthümer, eine vortreffliche Geschichte der Bibliothek und die Herausgabe einiger Isländischer Werke verdankt.

Es giebt in Kopenhagen noch eine dritte sehr interessante öffentliche Bibliothek, die von General Classen gegründet ist. Sie enthält eine reiche und treffliche Auswahl von Reisen, historischen, geographischen und mathematischen Werken. Der ursprüngliche Besitzer hat auch eine bedeutende Summe zu Vergrößerung der Bibliothek ausgesetzt.

Neben dem Museum der Nordischen Alterthümer existiren hier noch zwei andere sehenswürdige Museen. Das erste enthält die Münzen und die Medaillen; es wurde im 17ten Jahrhundert durch Friedrich III. gegründet. Während der hundert Jahre seines bisherigen Bestehens hat es sich ungemein bereichert. Man findet darin eine sehr merkwürdige Sammlung Griechischer und Römischer und eine sehr vollständige Sammlung Dänischer Münzen und Medaillen bis in die Periode der Blechmünzen und der heidnischen Amulette hinauf. Dieses Museum hat keine bestimmte Einkünfte; alle seine Ankäufe werden von dem Könige bestimmt und geregelt; aber es steht unter der Leitung des verdienstvollen Archäologen Brondstedt, der im Jahre 1826 eine Reise nach Griechenland herausgegeben hat. Das zweite Museum, von einem Herrn Spingles dirigirt, enthält Kunst-Gegenstände, geschnittene Steine, Skandinavische Alterthümer und vor Allem eine reiche Sammlung geschnitzter Sachen aus Elfenbein, vielleicht die vollständigste dieser Art, die Europa aufzuweisen hat.

Die Reisenden, die zu ihrer Belehrung Dänemarks Hauptstadt besuchen, dürfen auch das naturhistorische Kabinet, die Sammlung

Etruskischer Vasen und das kostbare Conchylien- und Mineralien-Kabinet nicht unbesichtigt lassen. Der Prinz Christian, dem man die Anlegung der Etruskischen Vasen-Sammlung verdankt, ist einer der unterrichtetsten Männer Dänemarks. Er hat besonders das Studium der Naturwissenschaften sehr begünstigt.

Noch muß ich der verschiedenen wissenschaftlichen und literarischen Vereine gedenken, die sich in Kopenhagen gebildet haben. Man findet hier eine medizinische Gesellschaft (gestiftet im J. 1772); eine Societät für Kenntniß der Isländischen Literatur, die alljährlich eine Sammlung unter dem Titel Skirnir's herausgiebt; eine Gesellschaft für nordische Alterthumskunde, die sich die Publication alter Saga's zur Aufgabe macht; eine Societät für Dänische Literatur, und eine für Sprache und Geschichte des Nordens. Der letztgenannte Verein redigirt das Dänische Magazin und ist 1744 von Langebeck gestiftet worden. Die Kosten des Druckes dieser Zeitschrift werden theils durch Subscription und theils durch Königliche Beiträge gedeckt, die in jedem Jahre hundert Thaler betragen.

Die bedeutendste aller dieser Societäten ist die Königliche Akademie der Wissenschaften, welche Friedrich V. im Jahre 1743 gründete. Sie zählt 38 ordentliche und eine unbestimmte Zahl außerordentlicher Mitglieder und zerfällt in zwei Sectionen, eine streng wissenschaftliche und eine literarische, von denen jede ihre Verhandlungen und Memoiren besonders drucken läßt. Die jährlichen Einkünfte der Akademie belaufen sich auf ungefähr 5000 Thlr., welche Summe zum Drucke der Memoiren, zur Vertheilung der jährlichen Preise und zu physikalischen oder chemischen Experimenten verwendet wird.

Endlich findet man in Kopenhagen auch eine Akademie der schönen Künste, so wie eine Schule der Malerei und Architektur. Die Ausstellung, der ich beiwohnte, kam mir sehr dürftig vor; aber die Strahlen des Ruhms, der diese Schule krönt, werden nie erlöschen, denn sie hat einen Albert Thorwaldsen hervorgebracht.

X. Marmier.

Aegypten.

Budget und Verwaltung von Aegypten.

Dritter Artikel.

Bemerkungen über die Einnahmen.

Man kann diese letzteren in drei Haupt-Klassen eintheilen: 1) eigentliche Steuern, 2) Zölle und Pachten, 3) Gewinn an Acker- und Manufaktur-Erzeugnissen.

Man glaubt allgemein, daß der Gewinn an letzteren das wichtigste Einkommen Aegyptens ausmacht; doch sieht man, daß die Grund- und Personen-Steuer die größten Zahlen herausstellt. Nichtsdestoweniger würden die Einnahmen, falls der sich auf eine Total-Summe von 84,860,000 Piaster belaufende Ertrag der Monopole wegfiele, nicht mehr zur Deckung der Ausgaben hinreichen, woraus erhellt, daß, so lange der jetzige Kriegsfuß aufrecht erhalten werden muß, der Pascha ohne Monopole nicht existiren kann.

Heutzutage sind nicht mehr als 3 Millionen Feddans angebaut, die den Miri entrichten. Die Zahl derselben belief sich unter den Chalifen auf 8 Millionen. Indeß wird die Eindämmung des Nil die jetzige Zahl und daher auch den Belauf des Miri auf das Dreifache erhöhen, vorausgesetzt jedoch, daß man Arme zum Anbau findet.

Der Taxen-Ertrag von Grundstück-Erbschaften wird sehr gering scheinen. Diese Taxe findet indeß nur bei Vererbung von städtischen Grundstücken und Gärten statt, da alles andere Grund-Eigenthum dem Staat angehört.*)

Der Ertrag der Zölle ist unbedeutend, da in Aegypten nur Eingangs-Zölle bestehen. Wollte der Pascha auch Ausgangs-Zölle erheben, so müßte er sich entschließen, entweder seine Produkte wohlfeiler zu verkaufen, oder die Monopole fahren zu lassen. Uebrigens wird diese geringe Zoll-Einnahme durch den Gewinn an den einheimischen Erzeugnissen reichlich ersetzt.**)

Die Pacht der Wein-, Branntwein- und Liqueur-Zölle, die sich früher nur auf 1,250,000 Piaster belief, ist neulich auf 1,500,000 Piaster gestiegen; aber nicht etwa, weil die Einfuhr wächst, sondern weil jene, trotz des Tarifs von 1816, einer willkürlichen Steigerung unterliegen und heutzutage die unverhältnißmäßige Höhe von 200 pCt. erreicht haben.

Der größte Theil der Aerndten wird mit dem Miri und der Mehrbetrag in Anweisungen auf den Schatz bezahlt; diese Finanz-Operation (wenn sie einen solchen Namen verdient) ist für den Staat sehr vortheilhaft, da er, fast ohne irgend eine Auslage zu machen, an dem Verkauf der Produkte gleichwohl so bedeutende Summen gewinnt.

Der Nutzen, den einige Fabriken abwerfen, ist unter den Einnahmen nicht aufgeführt, da die Erzeugnisse derselben nicht verkauft, sondern der Armee geliefert werden. Dies sind die Tuch-, Tambusch-, Waffen-, Pulver- und überhaupt sämmtliche in der Citadelle befindliche Fabriken.*)

Allgemeine Bemerkungen.

Frankreich hat 35 Millionen Einwohner, und das Budget beläuft sich auf 1600 Millionen Franken; Aegypten hat 2½ Millionen Einwohner, und das Budget beläuft sich auf 311 Millionen Piaster oder ungefähr 78 Millionen Franken. Das Individuum zahlt in Frankreich also 41 Franken und in Aegypten nur 31 Franken, obwohl wenigstens ⅓ der Bevölkerung (die Armee, die Fabrik- und Werft-Arbeiter, die für die öffentlichen Arbeiten ausgehobenen Fellahs, die Zöglinge der öffentlichen Schulen, der Klerus und die Verwaltungs-Beamten) durch das Aegyptische Budget erhalten wird, in Frankreich hingegen nicht viel mehr als $\frac{1}{70}$ der Bevölkerung vom Budget lebt. Dieses Ergebniß wird aber nicht sehr Wunder nehmen, wenn man bedenkt, daß der Tagelohn eines Arbeiters in Aegypten nur 2 Piaster (32 Centimes), in Frankreich hingegen 1¼ Fr. beträgt, und daß ein Soldat jährlich nur 600 Piaster (150 Fr.), in Frankreich dagegen 700 Fr. kostet. Muß man nicht hieraus folgern, daß, je höher die Auflagen und Besoldungen, desto reicher und glücklicher ein Volk sey?

In Frankreich kommen auf 35 Millionen Einwohner 400,000 Soldaten; in Aegypten auf 2½ Mill. Einw. 120,000 Soldaten. Dies giebt in Frankreich einen Soldaten auf 87 und in Aegypten einen Soldaten auf 21 Einwohner; letzteres war in Frankreich der Kriegsfuß zur Zeit des Kaiserreichs. Während demnach in Frankreich das Kriegs-Budget nur ¼ des Gesammt-Budgets ausmacht, steigt es in Aegypten auf mehr als ½, obgleich der Soldat viermal weniger kostet. Es erhellt also, daß, wenn der Krieg in Aegypten so theuer wäre als in Frankreich, jenes Land längst zu Grunde gerichtet seyn müßte, obwohl auch so schon die Bevölkerung, und besonders der Landbau, durch einen solchen Kriegsfuß nicht wenig leidet.

Man sieht, daß die Einnahmen einen Ueberschuß von 5,810,000 Piaster ergeben und folglich der Aegyptische Staatsschatz sich in einem befriedigenden Zustande befindet. Dieser Ueberschuß wandert in die Geldkisten des Pascha, der dieselben, wie man sagt, seit ungefähr 15 Jahren so gefüllt hat, daß er unvermutheten Ereignissen mit Ruhe entgegensehen kann.

Von allen bekannten Budgets ist das Aegyptische wohl das einzige, in welchem nicht die sonst unvermeidliche Rubrik der öffentlichen Schuld figurirt. Ungeachtet dieses Umstandes aber, und ungeachtet des Ueberschusses der Einnahmen, finden dennoch bei den Zahlungen, die der Schatz zu leisten hat, Verzögerungen und Langsamkeiten statt. Dies entspringt nämlich aus dem gänzlichen Mangel eines finanziellen Mechanismus und aus der Unregelmäßigkeit des Geld-Systems. Man gebe Aegypten eine geordnete Finanz-Verwaltung und verwende die Arme und Geldsummen, die jetzt der Krieg erfordert, auf den Landbau, so kann man es zum reichsten Lande der Welt machen.

Endlich ist noch zu bemerken, daß das Aegyptische Budget weder in der allgemeinen Anlage, noch in der Höhe der einzelnen Posten etwas Feststehendes hat, da die Verwaltung völlig von dem Willen des Vice-Königs abhängt und daher häufigen Veränderungen unterworfen ist. Dies leitet mich natürlich darauf hin, über den gegenwärtigen Zustand der Verwaltung in Aegypten einige Betrachtungen anzustellen.

In Europäischen Ländern gleicht die Administration einer ungemein künstlichen Maschine, die aber ohne fortschreitendes Leben ist. In Aegypten hingegen hat die Verwaltung nicht jene Regelmäßigkeit und Beständigkeit, sondern sie befindet sich in der Hand des Pascha und ändert sich wie sein Wille. Die Regierung ist daher in der Verwaltung ganz ohne Fesseln und schafft oder zerstört die administrativen Formen je nach ihren Absichten und den Bedürfnissen ihrer Lage. Diese Beweglichkeit hat ohne Zweifel ihre Vortheile, da sie sich den Umständen und unvorhergesehenen Ereignissen rascher anpassen kann und die Abschaffung der Mißbräuche so wie die Einführung von Verbesserungen erleichtert; jedoch zu weit getrieben, wird sie allerdings sehr nach-

*) Der Staat ist nicht Besitzer des Grundeigenthums in dem Sinne, wie man dies in Europa verstehen möchte. Er bestimmt nämlich bloß die Natur des Anbaues und das dabei zu beobachtende Verfahren und kauft die Aerndten der wichtigeren Produkte. Freilich verleiht er auch den Besitz von Grundstücken, wenn sie sich ohne Besitzer befinden, doch wird dieses Recht von jeder Regierung ausgeübt. Uebrigens ist die Aegyptische Regierung nicht so unbillig, daß sie den Landbauer des Kapitals berauben sollte, welches er sich auf dem Grundstück erwirbt. Mit Ausnahme daher der großen Grundverleihungen an einige Europäer, Armenier und Griechen, deren erste Bedingung die Rückgabe der Landereien nach Verlauf einer gewissen Zeit in dem Zustande, in welchem sie sich dann befinden würden, zu seyn pflegt, kann der Aegyptische Landbauer, wenn er sein Grundstück mit dem darauf erworbenen unbeweglichen Kapital veräußern will, dies immerhin thun, und die Regierung hindert ihn daran nicht, fordert auch bei dergleichen Verhandlungen keine Steuer, wenn die Landereien nur so, wie sie es haben will, angebaut und ihr die Aerndten zu den von ihr festgesetzten Preisen überlassen werden. Der Staat verleiht den Besitz von Grundstücken nur dann, wenn letztere, wie gesagt, ohne Besitzer sind oder diese sie nicht anzubauen verstehen oder anbauen wollen. Da aber in Aegypten noch 6 Millionen Feddans an ackerbarem Land unbebaut liegen, so sieht man leicht, daß es dem Staat nicht an Grundstücken fehlt.

**) Man hat dem Pascha vorgeschlagen, die Kultur und den Verkauf der Produkte freizugeben und dagegen starke Ausgangszölle von denselben zu erheben; er sieht aber recht gut ein, 1) daß das Ganze des Aegyptischen Landbaues einer sorgfältigen Leitung bedarf, indem der Fellah, wenn man ihn sich selbst überläßt, der Sorglosigkeit und Faulheit fröhnt und nur Bohnen und Dura pflanzt, 2) daß folglich die Ausfuhrzölle illusorisch, ja unmöglich seyn würden, 3) daß, wenn er sie auch noch so sehr erhöhte, sie dem Gewinn, den er aus dem Verkauf der Produkte zieht, nicht gleichkommen, vielmehr, als wären sie reiner Verlust, die Klagen des Handelsstandes, den sie nothwendiger Weise belästigen und hindern müßten, erregen würden, und endlich 4) daß zu allem dem noch die Nachtheile des Schleichhandels kämen, welcher, von Europäern betrieben, schwerer zu unterdrücken wäre, als der heimliche Verkauf von Produkten, der nur sehr unbedeutend ist, da die Fellahs nicht recht wissen, an wen sie sich wegen des Verkaufs ihrer Baumwolle und ihres Indigo wenden sollen.

*) Mit Ausnahme der Seidenspinnereien dienen die Aegyptischen Fabriken zu nichts als zur Anfertigung des Kriegsmaterials, und man scheint die Europäische Industrie nur herbeigerufen zu haben, um sie für den Kriegsdienst zu verwenden. Dies ist allerdings ein Vorwurf, den man Mehmed Ali machen kann; aber er erwiedert darauf, daß die Einführung seines Militair-Systems nach innen und außen hin unumgänglich nothwendig war, um Aegypten und damit den ganzen Orient in die Bahn des neueren Fortschreitens zu versetzen.

Anm. des Verf.

theilig, und der administrative Körper verliert an Intensität und Wirksamkeit das, was das Land an oft nur unvollkommenen und nicht durchgeführten Verbesserungen gewinnt.

In der letzten Zeit haben sich indessen einige Europäer bemüht, durch ihre Rathschläge Regelmäßigkeit und Beständigkeit, ja sogar einen Anstrich von ordnender Statistik in die Aegyptische Verwaltung zu bringen. Eine Art Civil-Etat ist unlängst organisirt worden, demgemäß die Scheiks der Justiz und des Kultus, welche bereits die Heirathe-Kontrakte und Ehescheidungen aufnehmen, von der Regierung den Befehl erhalten haben, in allen Städten und Dörfern Aegyptens Geburts- und Sterbe-Listen zu führen. In der Ausübung dieser Functionen werden die Scheiks den Mudirs und Maimurs untergeordnet seyn, was wiederum von einem Uebergewicht der Militair-Gewalt über die religiöse und bürgerliche zeugt.

Die Beerdigungen in den Städten sind verboten worden. Einer alten Gewohnheit gemäß, kaufte sich nämlich jeder nur einigermaßen bemittelte Muselmann das Recht, sich in Imam-Chosi auf dem Delta begraben zu lassen. Die Regierung hat aber diesen Gebrauch abgeschafft, und alle auf der anderen Seite des Flusses Gestorbene sollen von nun an nur dort beerdigt, die Christen hingegen nicht mehr in Alt-Kahira begraben werden. Mit diesen Sanitäts-Vorschriften, welche durch die Untersuchungen des Doktor Pariset über die Ursachen der Pest in Aegypten veranlaßt zu seyn scheinen, hat die Regierung auch noch die Verlegung der zwei schmutzigsten Okel in Kahira verbunden, die man als den fortwährenden Heerd der Ansteckung betrachten konnte. Der eine Okel, wo man Fissir (gesalzene Fische) verkaufte, ist nach einem Orte ½ Meile diesseits Bulack, der andere, der Markt der schwarzen Sklaven, nach einem anderen Orte ½ Stunde jenseits Alt-Kahira verlegt, so wie auch außerdem die Pacht des Schlachthofes aufgehoben worden; hingegen darf man jetzt das Vieh nur an bestimmten Plätzen schlachten und die Häute an Niemand anders als die Regierung verkaufen.

So lange man nun innerhalb der Gränze dieser und ähnlicher Aenderungen blieb, wurden die vorgeschlagenen Verbesserungen bereitwillig angenommen. Man wollte aber noch weiter gehen und sogar Mehmed Ali's Werk selbst antasten, um demselben eine Art constitutioneller Regelmäßigkeit zu geben. Es besteht nämlich ein Rath, dem die Untersuchung der administrativen, landwirthschaftlichen und industriellen Angelegenheiten obliegt und der mit den Nazirs, d. h. Provinzial- und Departemental-Chefs, in Verbindung steht. Man schlug nun vor, den Geschäftskreis und die Organisation dieses Rathes mannigfach zu verändern und zu erweitern, aber Mehmed Ali, welcher wahrnahm, daß man seiner Gewalt zu nahe treten wollte, hat diese Idee gänzlich gemißbilligt und verworfen. Was übrigens die vorgeschlagene Verantwortlichkeit der Chefs der Verwaltung betrifft, so ist sie in Aegypten nichts Neues, aber sie besteht freilich nur dem Pascha gegenüber, und lediglich er allein billigt oder tadelt das Benehmen seiner Beamten. Er hat sie jedoch nicht bloß als Minister, sondern auch als Menschen, Gatten, Adoptivsöhne und Kreaturen in seiner Gewalt, und die hieraus entspringende Verantwortlichkeit ist bei weitem wirksamer und folgenreicher, als Alles, was der Occident bis jetzt ersonnen.

Auch hat man daran gedacht, ein offizielles Budget zu schaffen; jedoch glaube ich, daß dieses Budget wohl eine Reihe von Zahlen enthalten, nie aber ein Werk der Verwaltung und Berechnung seyn kann. Das lebende Budget ist der Pascha, sein Wille allein ordnet die Ausgaben und Einnahmen, und dieser Wille ändert sich mit den Ereignissen, so wie außerdem noch die Einnahmen von kommerziellen Umständen abhängen; daher werden auch in den verschiedenen Ministerien immer nur Rechnungen, aber keine Budgets vorhanden seyn. Diese Rechnungen sollen ferner der Prüfung des Rathes unterworfen werden, wie dies übrigens schon immer geschah. Die Veränderlichkeit und die unvorhergesehenen Ereignisse des administrativen Lebens, so wie die Sorglosigkeit und Nachlässigkeit der Schreiber, machen jedoch solche Rechnungen gewöhnlich zu wahren Hieroglyphen, und der Pascha läßt sich in der Beurtheilung der Dienste seiner Beamten lieber von seiner Menschenkenntniß als von den Fetzen Papier leiten, die man in Aegypten Rechnungen nennt. Nur wenn er Zweifel über die Redlichkeit eines Beamten hegt, läßt er diese Rechnungen untersuchen, da er sehr wohl weiß, daß er darin hinreichende Gründe zur Verurtheilung desselben finden wird. Mit einem Wort, lediglich die gute oder üble Meinung von der Redlichkeit seiner Agenten leitet den Pascha, und die Rechnungen dienen zu nicht viel mehr, als einige koptische Schreiber zu beschäftigen und ihnen Unterhalt zu verschaffen. Alle Beamte machen Unterschleif, und daher sind alle Schreiber ungenau oder untreu; wenn sie sich aber nur innerhalb gewisser Gränzen halten, so ist die Aegyptische Administration in ihrem Normalzustand.

Dieses ganze Verfahren nun ist von der Europäischen Regelmäßigkeit himmelweit verschieden. Uebrigens möchte es scheinen, daß Zahlen für die administrative Welt nicht unumgänglich nothwendig sind, da die Aegyptische Verwaltung auch ohne dieselben recht gut von Statten geht; der Adlerblick des Pascha und seine tiefe Menschenkenntniß vertreten aber freilich die Stelle der arithmetischen Data. Sogar die Aegyptische Finanzverwaltung weiß nichts von Zahlen, und der Minister dieses Departements lebt wie der Fellah in den Tag hinein, ohne zu wissen, was er auszugeben oder einzunehmen hat. Die Europäer bemühen sich zwar, das Dunkel der Aegyptischen Verwaltung dadurch aufzuhellen, daß sie arithmetische Ausdrücke zu Hülfe nehmen, so wie auch ich eine ähnliche Arbeit versucht und ein Aegyptisches Budget aufgesetzt habe; allein es ist nur ein historisches Faktum und darum noch kein Budget. Wird nun aber wohl das, was eigentlich ein Budget konstituirt, jemals in die Aegyptische Verwaltung seinen Weg finden? — Allerdings; doch möchte noch sehr lange die jetzige Gestaltung der Dinge vorherrschend und die Zahl dem Gefühl untergeordnet bleiben; denn die Neigung des Aegypters, die Sachen gehen zu lassen, wie sie gehen, widerstrebt jeder administrativen Rechenkunst.

Nach der neuesten Organisation besteht die Aegyptische Verwaltung aus sechs großen Departements oder Ministerien. Das Ministerium des Innern umfaßt die Sicherheits-Polizei, die Beaufsichtigung der Märkte, Lebensmittel und Handwerkszünfte, die Justiz und den Kultus. Das Ministerium des öffentlichen Unterrichts leitet die Unterweisung im Landbau, die Stutereien und Schäfereien, das Genieswesen, die öffentlichen Arbeiten und Bauten und beaufsichtigt die Kanäle, Telegraphen, Schulen und Druckereien. Das Kriegs-Ministerium leitet Alles, was sich auf die Aushebung, Einübung und Vertheilung der Truppen, auf die Expeditionen außerhalb Aegypten, auf den Unterhalt der Garnisonen, die Militair-Hospitäler und die Befestigungswerke bezieht. Das Finanz-Ministerium beaufsichtigt die Steuer-Einnahmen, die öffentlichen Rentmeister, die Münze und die Bank zu Kahira. Unter dem Marine-Ministerium stehen die Arsenale, die Seetruppen, die Flotte und der Schiffbau. Das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und des Handels leitet die Schuna, die Verpachtungen und Zölle, die Produkten-Verkäufe und Auctionen, die diplomatischen Verbindungen mit den Konsuln und die Korrespondenz mit Europa.

Uebrigens sind diese verschiedenen administrativen Formen, Eintheilungen und Geschäftskreise, in dem Augenblick, da ich dies schreibe, vielleicht schon wieder verändert; denn der physische Anblick des Landes und die Sitten der niederen Volksklassen bieten eben so große Einförmigkeit dar, als die obere Leitung der Administration Bewegung und Unbeständigkeit; daher man die Aegyptische Verwaltung füglich mit einem Meere vergleichen kann, dessen Oberfläche in steter Unruhe ist, während jedoch die Masse der Gewässer bewegungslos daliegt. August Collin.

Mannigfaltiges.

— Zur chronique scandaleuse. Zwei Schriften, die sich ausschließlich mit der geheimen Geschichte vornehmer Zirkel beschäftigen, haben seit kurzem in London alle Thee- und Kaffee-Schwestern in Bewegung gesetzt. Die eine ist unter dem Namen the Diary (das Tagebuch) bekannt und soll am Hofe Georg's IV. geschrieben worden seyn. Sie enthält neben einigen wahren Geschichten eine Masse von Lügen und Erfindungen, deren Gewebe bereits von den meisten kritischen Organen der Hauptstadt aufgedeckt worden ist. Viel unverschämter noch, als dieses erste Machwerk, soll jedoch das zweite seyn, dessen Namen sogar die Blätter, die von Unwillen darüber erfüllt sind, nicht angeben, und das, nachdem einige Exemplare davon ins Publikum gekommen waren, mit einemmale wieder verschwunden und nun auch nicht mehr zu dem auf die Neugierde berechneten hohen Preis zu haben ist, zu welchem es anfänglich angeboten worden war. Auf dem Titel dieses Buches wird die Lady Anna Hamilton, Schwester des Herzogs von Hamilton und der Gräfin von Dunmore, als Verfasserin genannt, doch diese Dame hat an der Schrift eben so wenig Antheil, als ihre Familie, deren Namen den Zeitungslesern kürzlich auch durch einen in Paris geführten ärztlichen Prozeß bekannt worden ist. Das Londoner „Athenäum" sagt, es sey eine Schmach für das angeblich „moralischste Volk von Europa", daß es sich so begierig nach der Lektüre dieser Schandschrift dränge. „Auf welche niedrige Stufe", fügt das genannte Journal hinzu, „müßte die Englische Literatur bald herabsinken, wenn Skandale und Verleumdungen solcher Art vorzugsweise Käufer fänden, wie es leider seit einiger Zeit der Fall war. Diejenigen Mägen, die solches Zeug verdauen könnten, werden für alle Zukunft an keiner gesunden Nahrung mehr Gefallen finden, und nichts, was nicht in dieser Weise haut-gout und moralisch verwerfen ist, wird unseren Verlegern noch Rechnung geben."

— Thomas Morus und Lord Baco. In London ist kürzlich ein interessantes Büchlein erschienen: eine neue Auflage des philosophischen Romans „Utopia, oder die glückliche Republik" von Thomas Morus, verbunden mit einem Wiederabdrucke von Lord Baco von Verulam's „Neuer Atlantis"*). Beide politische Reliquien sind von Herrn St. John, dem gelehrten Herausgeber, mit einer historisch-kritischen Einleitung ausgestattet worden.

— Irländische Redner. „Sie üben doch eine große Macht über die Sprache, diese Irländischen Redner", sagte Jemand kürzlich zu dem Englischen Erzbischof von **. „Nicht sie über die Sprache", antwortete dieser, „sondern die Sprache übt eine große Macht über sie."

*) Utopia, or the Happy Republic, a philosophical Romance. By Sir Thomas More. To which is added the New Atlantis. By Lord Bacon. — London, 1838.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 19. Berlin, Montag den 12. Februar 1838.

Frankreich.

Cäsar Birotteau, von Balzac *).

Wäre uns nie früher der Name des Herrn von Balzac zu Ohren gekommen, hätten wir auch nicht eine einzige Zeile aus dem „Vater Goriot" gelesen, so würden wir doch dem Meister, der die Scenen und Charaktere in diesem Buche gezeichnet, unsere Bewunderung nicht versagen können. Hier, wie in allen seinen Werken, entwickelt der Verfasser eine gründlich vertraute Bekanntschaft mit jedem Winkel und Pünktchen auf dem großen Theater, das wir Leben nennen; er durchforscht und analysirt die geheimsten Falten und Tiefen in der materiellen wie in der Gemüthswelt, und kein Spinnenweb bleibt ihm verborgen. Freilich kommt es dabei vor, daß er, wie ein Anatom, seinen Stoff mitunter etwas zu roh behandelt, daß er sich hier und da gewisser Ausdrücke bedient, die ins Wunderliche und Verkehrte hinüberstreifen, und daß seine Bilder und Vergleichungen oft ganz sonderbar und gezerrt aussehen; dagegen weiß er seiner Leser Herz und Phantasie im Innersten zu ergreifen, und in Allem, was er sagt, herrscht eine Fülle von Kraft und Gediegenheit, die den sichersten Stempel abgiebt für einen begabten Autor.

Der Held der neuen Erzählung ist, wie der Titel besagt, Cäsar Birotteau, der jüngste von den drei Söhnen des Weingärtners Jacques Birotteau, welcher die Kammerfrau einer Edeldame vom Lande geheirathet. Cäsar's Geburt brachte seiner Mutter den Tod, welcher bald den des Vaters nach sich zog. Sein ältester Bruder François wurde von der genannten Dame für die Kirche erzogen, empfing die priesterlichen Weihen, und nachdem er unzählige Male um ein Haar der Revolutions-Guillotine entronnen war, lebte er zur Zeit, wo der Verfasser schrieb, als Unter-Pfarrer in der Kathedrale zu Tours, eben so wenig von der Welt gekannt, als er sie selbst kannte. Der zweite Sohn von Cäsar's Vater, Jean Birotteau, hatte sich schnell zum Rang eines Capitains emporgeschwungen und wurde bei der Erstürmung einer Bauerie getödtet. Nachdem so der Verfasser die älteren Zweige der Birotteaus abgefertigt, kehrt er zu Cäsar, dem Jüngsten, zurück, welcher in einem Alter von vierzehn Jahren, nachdem er sich die nothwendige Fertigkeit im Lesen und Schreiben angeeignet, nach Paris wandert mit einem Louis in der Tasche und einem stämmigen Knittel auf der Schulter, von welchem der Rest seiner beweglichen Habe herabhing. Auf die Empfehlung eines Apothekers aus Tours wird unser Held in der Parfümerie-Fabrik Herrn und Madame Ragon's angestellt, die ihn mit einem Gehalt von sechs Franken monatlich nebst freier Wohnung engagiren. Die Anstalt der Ragons führte den Namen „die Rosen-Königin", aber Dornen waren Cäsar's einziges Loos, bis die Sympathie der guten Ursula, einer Küchenmagd von dreißig Jahren, ihm sein Schicksal erleichterte, und da in solchem Falle Mitleid nahe verwandt ist mit Liebe, so lebten Beide, die Beschützerin und ihr Klient, zwei Jahre mit einander auf dem besten Fuße; auf einmal wurde Ursula unserem Cäsar untreu und heirathete sich einen Anderen.

Im Jahre 1792 wurden sämmtliche Handlungs- und Comptoir-Diener durch ein schreckliches Aufgebot der Republik für den Militairdienst in Beschlag genommen; jetzt rückte Cäsar eine Stufe höher in das Amt des zweiten Buchhalters mit 30 Franken monatlich, und im Jahre 1794 besaß er schon 100 Louisd'or. Von dieser Zeit an begann er seine Speculationen in Assignaten und öffentlichen Fonds. Herr Ragon, vormals Parfümeur der Königin Maria Antoinette, vertraut unserem Birotteau seine Anhänglichkeit an die Bourbonen. Dies ist der Hauptpunkt, um den sich die ganze Zukunft unseres Helden bewegt. Er ward treuer Anhänger und erster Secretair seines Herrn, sowohl in politischen wie in Parfümerie-Angelegenheiten; wie konnte man auch eine Revolution liebgewinnen, welche den Haarpuder aus der Gesellschaft verbannte und jeden Kopf, dessen Locken nicht à la Titus gestutzt waren, guillotinirte! Jetzt wird auch Cäsar in ein großes Geheimniß eingeweiht, daß nämlich die „Rosen-Königin" als geheimes Hauptquartier diente für die eifrigsten Emissaire der Bourbonen, und daß von dort aus die ganze Korrespondenz zwischen Paris und dem Westen geleitet wurde. Er nimmt Theil an dem Komplott vom 13. Vendémiaire, wird in seinem Widerstand gegen Bonaparte auf den Stufen von Saint-Roch verwundet und von einigen Freunden fortgetragen; nur seine Obskurität rettet ihn. Nach und nach wird Birotteau alleiniger Eigenthümer der Parfümerie-Fabrik, heirathet Constance Pillerault, eine recht hübsche und bescheidene Französische Putzhändlerin aus dem Magazin des „Petit Matelot" auf der Insel St. Louis und verlegt seinen Handel in ein stattliches Haus in der Nähe des Vendôme-Plages. Eine Reihe von zwanzig Jahren hinter einander genießt nun der würdige Parfümeur alle Arten häuslichen und kommerziellen Glücks.

Von seiner Frau mit einem einzigen Kinde beschenkt, einer Tochter, Namens Cäsarine, reich an Geld, Freunden und Kredit, Eigenthümer der „Rosen-Königin" und einer Manufaktur von selbsterfundenen Essenzen, wird er in der Restaurationszeit zum Maire des zweiten Viertels vorgeschlagen, ist aber so bescheiden, nur das Amt eines Adjunkten anzunehmen. Jetzt hat unser Held den Kulminationspunkt seines Glücks erreicht, und von da an nimmt sein Schicksal eine andere Wendung. Das erste Unglück für ihn war, zum Ritter der Ehrenlegion ernannt zu werden in jener Zeit, wo die Jagd nach rothen Bändern so allgemein war. Die Sünde, welche die Engel gestürzt, ergreift auch ihn: ohne auf die weisen Vorstellungen seiner Frau zu hören, entschließt er sich, seinem Kreuz und dem Ertheiler desselben zu Ehren einen großen Ball zu geben und sein Haus zu diesem Zweck zu erweitern, was ihm einen Kosten-Aufwand von 60,000 Franken verursacht. Doch das ist jetzt nur eine Bagatelle für unseren Cäsar; statt seine neue Erfindung zur Erhaltung des Haars durch sein weitberühmtes Lampertsnuß-Oel auszubeuten, stürzt er sich in einen Abgrund von Bau-Speculationen und wird die Beute eines sauberen Kleeblatts, bestehend aus Roguin, einem ruinirten lüderlichen Notar, einem gewissen Ferdinand de Tillet, den er wegen Kassen-Diebstahls aus seinen Diensten entlassen, und einem nichtsnutzigen, trunkenen Commis-Voyageur, Namens Claparin, der die Rolle eines Banquiers spielt. Der Notar macht sich mit Birotteau's Vermögen aus dem Staube nach Brüssel und läßt ihm einen Haufen Papiere und Wechsel auf dem Halse. Die Rechnungen für den Ball laufen ein, Cäsar ist hart daran und seine Gläubiger sind hartherzig; die alten Freunde nehmen ganz neue Gesichter an; er versucht, die Leute durch seinen „guten Namen" zu bestechen, aber darauf geben die Kapitalisten nichts, da sie ihn rein ausgeplündert finden. Die wenigen Personen, die ihm noch hätten helfen können, sind selbst mehr oder weniger in die Klauen des Notars gefallen. Inzwischen macht Popinot mit der neuen Erfindung seines Herrn die besten Geschäfte; er liebt Cäsarine und wird wieder geliebt, ist aber noch nicht im Stande, seinen zukünftigen Schwiegervater aus den Händen der Gläubiger zu befreien. Jetzt ist Cäsar gezwungen, seine Lage seiner Frau zu entdecken, welche sich früher seinen wahnsinnigen Speculationen widersetzt. Birotteau erklärt sich für bankerott und versinkt in den tiefsten Gram; seine Frau findet in der Familie Popinot ein Unterkommen, und Cäsarine vermiethet sich in einem Laden; Birotteau wird von der Regierung angestellt mit 2500 Franken jährlich und wohnt beim Onkel Pillerault. Während dessen bringt es Popinot mit Hülfe der neuen Essenz zu einem bedeutenden Vermögen; er ist im Begriff, Cäsarine zu heirathen, und durch die Bemühungen seines Bruders, eines wackeren Richters im Handels-Tribunal, und einiger anderen Freunde, wozu noch eine Menge glücklicher Umstände kommen, das unvergleichliche Lampertsnuß-Oel nicht zu vergessen, kommt es endlich dahin, daß die Schulden des Parfümeurs bezahlt und seine Ehre öffentlich vor dem ganzen Gerichtshof auf die glänzendste Weise gerettet wird. Doch diese letzte Scene ist für Cäsar zu viel; noch an demselben Tage, dem Hochzeitstage seiner Tochter, springt ihm ein Blutgefäß, und er stirbt den Tod des Gerechten!

Bei dieser leichten Skizze waren wir genöthigt, eine Menge interessanter Charaktere und Scenen in diesem Buche ganz zu übergehen; doch ehe wir schließen, können wir nicht umhin, noch besonders aufmerksam zu machen auf die „Allgemeine Geschichte der Faillissemens", die der Verfasser im zweiten Bande der Annalen dieses Cäsar Birotteau im 14ten Kapitel eingeflochten hat.

*) Histoire de la grandeur et de la décadence de Cæsar Birotteau, Parfumeur, Chevalier de la Légion d'Honneur, adjoint au Maire du 2me arrondissement de la ville de Paris. Par M. de Balzac. Paris, 1838.

Ostindien.

Dr. Spry's Indische Berichte.

Art zu reisen. — Magier und Thugs. — Kannibalen in Indien. — Der kranke Fürst. — Frauen-Rechte. — Kaunpur. — Christliche Gottesverehrung.

(Fortsetzung.)

Bekanntlich findet sich auch wirklich in Indien eine große Zahl angeblicher Magier, Adepten der geheimen Wissenschaften und der mystischen Zauber-Künste, der sogenannten Mantra's. Diese Magier werden eben so sehr verabscheut, als gefürchtet; auch unterläßt man keineswegs, Jeden zu bestrafen, von dem man gerade glaubt, daß er durch seine Unthaten dieses oder jenes Unglück herbeigeführt habe. Ihre Strafe besteht, weil sie selber vorgeben, die Vollkommenheit ihrer Aussprache verschaffe ihnen die Gunst der Gottheit, welcher sie sich ergeben — in dem Verluste zweier Schneidezähne, deren Wegfallen ein unüberwindliches Hinderniß für die Reinheit der Aussprache abgiebt. Die folgende Anekdote mag einen Beweis für den Einfluß liefern, welchen diese Sippschaft von Betrügern auf den abergläubischen Geist der Bewohner Hindostans ausübt.

Ein achtbarer Pächter von Sangor, Namens Babu-Baït, schlug ein, zwei, drei Mal Einem dieses Gelichters ein Stück Land ab, das derselbe zu einem Garten für sich haben wollte. Da schwur der Magier: seine Verwunschungen sollten ihn rächen, des Hartnäckigen Tage enden, ehe denn das Jahr zur Neige gegangen! Zugleich ließ er sich bei den Militair-Cantonnements von Sangor, an der Gränze von Babu's Besitzungen, nieder. Dort wiederholte er dann allabendlich seine fluchbelasteten Zauber; allnächtlich konnte man da die Flamme unter dem mystischen Kessel züngelnd blitzen sehen. So gingen Tage und Wochen dahin. Alsbald aber wissen es Alle: Babu-Baït ist erkrankt; ihn fliehen Schlaf und Eßlust; ermattende Fieber regen ihn auf. Wohl thut er, als achte er nimmer des Feindes Formeln und Zauber; dennoch erschüttern sie ihn, wirken im Innern zerstörend, gleich sehr auf Seele und Leib. Sechs Monde sind vorüber; noch immer übt der Bösewicht seine Tücken; und Babu's Gesundheit unterliegt wirklich: ein langsames Fieber beschleicht ihn; der Magier schürt eifrig seine Gluth und ruft heißer denn je zur brünstig beschworenen Gottheit, bis endlich das Opfer gefallen. Babu-Baït starb, ein Selbstmörder durch abergläubische Angst.*)

Implicite hegen die Hindu's auch den Glauben an Feen. Diese Unter-Gottheiten, welche bei den Bewohnern der Grafschaft Cornwales Spriggian genannt werden, heißen bei Jenen Ghins. Unter beiden Namen läßt man sie den Reisenden, der sich verspätet, irre führen, Schätze entdecken (also wie die Deutschen Irrwische) und bald Stille, bald Sturm zu Wege bringen. Die allgemeinere Verbreitung der Wissenschaften hat im Abendlande bisher den größten Theil der Irrthümer, welche Folgen der Unwissenheit und des Aberglaubens waren, gehoben. Möchten wir nicht voreilig erscheinen, wenn wir die Morgenröthe einer ähnlichen Aufklärung jetzt auch bei unseren Brüdern im Oriente mit den freudigsten Glückwünschen begrüßen!

Uebrigens sind die Hindu's, im Allgemeinen, gutartig und faul, in gewissen Provinzen aber auch anerkannt listig und ungewöhnlich prompt im Ergreifen der Gelegenheit, einen Anderen zu betrügen. Die Bande der Thugs, jene monströse Gesellschaft, die Raub und Mord en gros betrieb, ist ein Beweis eben sowohl für die Thätigkeit, als für die Ausdauer, womit Hindu's ihre Unternehmungen ausführen können. Wie bekannt auch das Meiste in Betreff dieser Unmenschen schon geworden, so dürfte es doch die Art, wie man verfährt, um ihrer habhaft zu werden, in minderem Grade seyn und deshalb hier mit wenigen Worten nicht unpassend einen Platz finden:

Das Gefängniß von Sangor dient zur Haft für diese gräßlichen Verbrecher, während sie ihr Urtel zu gewärtigen haben. Als ich im Jahre 1831 dahin kam, fand ich nicht weniger als 583 Thugs, zu denen allwöchentlich noch neue Transporte aus den verschiedenen Provinzen des Landes eingebracht wurden. Bei den ersten Untersuchungen war es gewiß äußerst schwer, eine sichere Gewähr in Bezug auf die Identität der Schuldigen zu erlangen. Doch wurde diese Schwierigkeit bald überwunden: Einer oder ein Paar der Haupt-Anführer wurde gewonnen; ihre Angaben retteten ihnen das Leben. Und nun wetteifert, sobald eine Thug-Bande eingebracht worden, Alles in Denunciation seiner Mitschuldigen, um nur das eigene Leben davonzubringen; denn sie wissen, daß ihnen dies glückt, wenn sie nur auch den geringsten Umstand ihrer Verbrechen nicht verschweigen. Hat man auf diese Weise von dem einen Thug Alles erfahren, was er etwa wissen kann, so kommt die Untersuchung an den Nächsten, und so ferner, bis die Angaben Aller einregistrirt sind. Dann werden die Denunzianten unter Eskorte dahin gebracht, wo, ihren Aussagen zufolge, die Leichname ihrer Opfer eingescharrt liegen: oft mehrere hundert Meilen entfernt. An einem so bezeichneten Orte angekommen, wendet sich der Offizier, der den Zug anführt, an die Behörde des nächsten Dorfes, um das Ergebniß der Nachgrabungen konstatiren zu lassen. Gewöhnlich trifft Alles mit den Angaben des Gefangenen ganz genau zusammen; ja, nicht selten findet sich auch das Mordwerkzeug des Thug, seiner Aussage gemäß, in der Grube, neben dem Todten. Einmal, als ich eine solche Leichenschau begleitete, nachdem die Thugs aufs allergenaueste die Stelle beschrieben hatten, an welcher sie, zwölf Jahre früher, sieben Reisende erwürgt, fanden wir in einem ganz richtig bezeichneten Bergpasse, abseits des Fußsteiges, nachdem man die Erde kaum ein wenig abgetragen hatte, die sämmtlichen Gebeine jener Unglücklichen vollständig vor. Bei einer anderen Expedition dieser Art mußte das Zelt des Capitain Sleeman (der, beiläufig zu bemerken, gegenwärtig als General-Intendant zur Unterdrückung des Thug-Wesens an der Spitze der Untersuchungen steht und dazu eine große Zahl junger Offiziere und Beamten unter sich hat) abgebrochen werden, weil es zufällig gerade über der Mordgrube aufgeschlagen worden war.

Hat man durch die Aussage des Thugs genaue Angaben über andere noch nicht eingefangene Mitglieder dieser Gesellschaft erhalten, so schickt man ein bewaffnetes Detaschement aus, um sie festzunehmen und ihre Wohnungen zu durchsuchen: eine Mission, welche die Soldaten meist zum Verwundern gut ausführen, indem sie gewöhnlich vermummt und einzeln an das von den Thugs bewohnte Dorf hinanschleichen, bis zur Nacht in dessen Nähe verborgen bleiben und dann zum Theil es umzingeln, zum Theil in dasselbe eindringen. Sofort wird der Dschemada (der angesehenste Bewohner) des Dorfes heimlich in Verhör genommen. Nach seinen Aussagen sucht man die Wohnungen der als Thugs Denunzirten. Hat er falsche Angaben gemacht, um den Schuldigen Zeit und Gelegenheit zur Flucht zu verschaffen, so fallen diese in die Hände der außerhalb der Ortschaften postirten Soldaten. Inzwischen sind natürlich sämmtliche Einwohner aus ihrem Schlafe aufgestört und nicht wenig erstaunt, zu hören, daß ihre Nachbarn Gunga, Super Singh, Hosien Ali u. A. m. lauter Thugs sind, ohne daß man auch nur ein Sterbenswörtchen davon geahnt!

In der Regel wird in den Häusern der Thugs eine große Menge der verschiedenartigsten Gegenstände vorgefunden: da liegen Dukaten von Venedig, Perlen, Diamanten und andere Edelsteine mit Spanischen Dollars, ausgesucht schönen Waffen, Kaschemir-Shawls und den geschätztesten Arbeiten aus den Manufakturen von Benares bunt durch einander. Der Gesammt-Erlös daraus hat, nach Abzug dessen, was an die dazu erwiesen berechtigten Verwandten und Erben der Beraubten oder Ermordeten zurückerstattet worden ist, der Regierung bisher schon eine solche Summe eingebracht, daß sie davon nicht nur zwei Gefängnisse in Sangor bauen, sondern auch die Kosten des Etablissements bis zum Jahre 1834 damit decken konnte.

Neuerdings aber hat der Zufall in dem zum östlichen Theile der Provinz Bengalen gehörigen Bezirke von Tschittagong die Entdeckung einer anderen und, wenn dies überhaupt möglich ist, an Schrecklichkeit die Thugs noch übertreffenden Klasse von Raubmördern herbeigeführt. Auf der Jagd nämlich nach den wilden Elephanten jenes Landstriches ist eine Kannibalen-Race gefunden worden, die von den Affen, unter denen sie wohnt, fast gar nicht zu unterscheiden ist. Die traurige Wahrheit von dem Daseyn dieser Ungeheuer in Menschen-Gestalt zu bezweifeln, erlaubt leider eben so wenig der Charakter, wie die Anzahl derjenigen, welche dieselben bisher schon gesehen und beschrieben haben.

Die Kuki's — so heißen diese Barbaren — sind, nach des Major Gairdner Angabe, von kleinem Wuchse und muskulösen Gliedmaßen, haben einen auffallend hervortretenden Leib, sehr stark ausgeprägte Züge, einen ganz besonderen Dialekt und bauen ihre Wohnungen auf den Zweigen der Bäume in Wäldern. Feste Wohnsitze haben sie, wie es scheint, nicht; sie irren vielmehr heerdenweise von einem Walde zum anderen. Sobald sie einen Fleck ihnen genehm gefunden, macht sich die ganze Gemeinde an das Sammeln von Bambus-Zweigen, die sie dann zu einer Art von Platiform ineinanderflechten, und so auf den höheren belaubtesten und stärksten Aesten der hierzu sorgfältig ausgewählten Bäume befestigen. Auf dieser Grundlage errichten sie nachher ihre plumpen Hütten aus Rasenstücken. Ist solchergestalt das Nest für jede Familie fertig, so klettern die Frauen und Kinder hinein. Dann hauen die Männer die unteren Zweige ihrer resp. Stammbäume ab und bauen, ehe sie selber hinaufsteigen, eine nicht minder zierliche Bambus-Leiter, in usum tironum, die sie zuletzt nach sich ziehen, sobald sie in ihren schwebenden Palästen à la Semiramis angelangt sind. Da ruhen sie aus von ihren Jägen und Thaten, geschaukelt vom Winde: Wesen, die, ihren Gewohnheiten nach, den Bestien ähnlicher sind, als den Menschen.

Die Kuki's berühmen sich noch obendrein mit ihrem kannibalischen Geschmacke; ja, sie pflegen die Reste ihrer unglücklichen erbeuteten Leckerbissen mit triumphirender Selbstgefälligkeit vorzuzeigen. Und so leidenschaftlich sind sie in ihrer Gier nach Menschenfleisch, daß die Elephanten-Jäger stets bis an die Zähne bewaffnet ausziehen und jedenfalls in einigermaßen bedeutender Anzahl zusammenhalten müssen; denn ist einer der Jäger so unvorsichtig oder so unglücklich, von seinen Kameraden abzukommen, so ist er auch im Nu umzingelt, erschlagen und verzehrt — wie erst in neuester Zeit wieder ein trauriger Vorfall es bestätigt hat.

Wohl hat man schon verschiedentlich versucht, diese furchtbaren Haufen menschlicher zu gewöhnen und zu civilisiren: so wurde ein Kuki z. B. vom Major Gairdner dergestalt an sich gezogen, daß dieser ihn beim Elephanten-Depot anstellen konnte. Doch schon nach kurzer Zeit betraf man ihn bei einer Mordthat. Er wurde daher zu Tschittagong hingerichtet. Die Nachricht von diesem seinem Tode reizte aber die Wuth seiner ehemaligen Genossen dermaßen, daß sie sehr lange Zeit hindurch alles Erfindliche aufboten, den Major in ihre Gewalt zu bekommen, der

*) Vgl. damit Nr. 119 des Magazins vom J. 1837.

ihnen indeß immer glücklich entging, obgleich sein Beruf ihn häufig in die von seinen Feinden besetzt gehaltenen Gegenden führte.

Doch ist es nicht ganz sonderbar: die Kuki's wohnen nicht mehr, als 150 Englische Meilen weit von Kalkutta; und dennoch ist ihr Daseyn der Masse der Bevölkerung daselbst kaum bekannt — ! Die Existenz von Kannibalen in Indien ist eine erst ganz neuerdings erwiesene Thatsache. Allgemein hatte man geglaubt, ihre Race wäre vollständig ausgestorben. Heutzutage ist nun ihr Verhandenseyn nicht mehr zweifelhaft. Denn außer den Kuki's, welche die blauen Berge von Tschittagong mit Mord und Verwüstung durchziehen, weiden sich auch die in den Wald-Gebirgen von Nogpur wohnenden Goang's noch an Menschenfleisch. Der Unterschied zwischen diesen beiden Kannibalen-Stämmen besteht darin, daß die Goang's nur gelegentlich aus religiösem Gebrauche, also par ordre du Mufti — die Kuki's aber Menschenfresser par goût sind.

An einer anderen Stelle erzählt Dr. Spry: Meine Geschäfte führten mich auch nach der Stadt Keitah in Ober-Indien, die gegenwärtig gänzlich verlassen ist, und zwar wegen ihrer ungesunden Lage, von welcher schon der Umstand eine richtige Vorstellung geben wird, daß die Stadt, als ich daselbst eintraf (im Monat Juli), gerade ganz und gar unter Wasser stand und das Land zwei Meilen in der Runde ein einziger unabsehbarer Sumpf war. Glücklicherweise kam ich mit einigen Wochen Aufenthalts daselbst davon. Nicht ohne Interesse dürfte indeß ein Ausflug erscheinen, den ich von dort, kaum angekommen, auf das dringendste Verlangen des Radschah von Tschatterpur in diese ganz nahe Residenz desselben machte.

Der Fürst litt seit mehreren Tagen an einem sehr heftigen, mit Delirium verbundenen Fieber. Daher eilte ich, seinen Wünschen unverzüglich nachzukommen, und machte mich auf den Weg, obgleich ich, statt der gewöhnlichen acht, eben nur sechs Träger bekommen konnte. Auch ging anfangs Alles ganz gut; aber zwei Meilen hinter Logasse, wo ich die Träger gewechselt, setzten diese plötzlich den Palankin ab, indem sie erklärten, nicht eher weiter gehen zu wollen, als bis ihre Zahl vervollständigt seyn würde. Sie wandten treulos ihre Schritte, und Einer nach dem Anderen ging fort. Nur der Mussalki (Fackelträger) blieb auf seinem Posten, um, wie er sagte, mir Gesellschaft zu leisten. Es war eine pechschwarze Nacht. Um Mitternacht etwa, da ich mit meinem treuen Gefährten noch immer wachte und ruhig wartete der Dinge, die da kommen sollten, stürzte plötzlich Etwas auf uns zu, das ich, bei der Finsterniß, nur leichthin für einen Tiger oder Panther erkennen konnte. Glücklicherweise schoß es aber auch eben so pfeilschnell an uns vorüber, so daß ich des Mißlichen einer näheren Bekanntschaft und entschiedeneren Ueberzeugung von seiner eigentlichen Gattung überhoben wurde. Endlich, eine Stunde vor Tages-Anbruch, erschien ein einsamer Pilger. Dieser ließ sich, gegen ein Versprechen von drei Rupien, von denen er eine als Handgeld sofort empfing, zu unserem rettenden Genius anwerben, d. h. zur Rückkehr nach Tschatterpur bewegen, um uns dort Träger aufzubieten und entgegenzuschicken. So kamen wir daselbst an und erfuhren, daß die Desertion meiner pflichtvergessenen Träger auf Anstiften des Radschah von Logasse erfolgt sey; da dieser ganz unabhängige Häuptling, der fortwährend Feindseligkeiten gegen seinen Nachbar von Tschatterpur ausübte, mit Vergnügen die Gelegenheit ergriffen haben mochte, dem Kranken einen Streich zu spielen, indem er dessen Arzt stundenlang unterwegs aufhielt.

Sobald ich die Stadt betreten, sandte ich einen Churpasch in den Palast, um meine Ankunft melden zu lassen; und als ich dann selber an Ort und Stelle gelangt war, fand ich die Pforten mit einer großen Menge von Sabalternen besetzt, wie sie in Hindostan allen großen Häusern attachirt sind. Nun ließen meine Träger, entschlossen, wie es schien, mir ganz besondere Ehre zu erweisen und gebührende Achtung zu verschaffen, aus allen Kräften ihr he! und haw! erschallen, indem sie mich zugleich in vollem Trabe durch die Menge trugen. Niemand scheint dort auf die Wichtigkeit des respektiven Ranges besser sich zu verstehen, als eben die Palankinträger; die Schnelligkeit ihres Ganges und der Schall ihres Rufes geben immer den richtigen Maßstab für die Bedeutung der Person, die sie tragen: ein chota sahib (eine unbedeutende Person) wird, was er auch anstelle, nimmer so glücklich seyn, mit einem burra sahib (Vornehmen) gleichen Schritt zu halten.

Kaum hatte ich meinen Palankin verlassen, so kam der Sohn des Radschah, ein junger Mann von etwa 23 Jahren, dessen verständiges Auge und ganzes Wesen mich sogleich für ihn einnahmen, zu meinem Empfange herbei. Begreiflicher Weise stieg aber meine Ueberraschung noch höher, da derselbe mich auf Englisch mit den Worten anredete: gieb mir Deine Hand! — Der Dewan sahib (so lautet sein Titel) liebt die Engländer, ihre Sitten und Sprache vorzugsweise und hatte auch einen Dolmetsch aus Kalkutta, als Englischen Lehrer, bei sich. Ich wurde sogleich zum Radschah geführt, den ich auf einem kleinen, sehr niedrigen Lager lang ausgestreckt, zwischen unmäßig großen Kissen und umgeben von einer ansehnlichen Menge lautjammernder und wehklagender Lieblingsdiener fand. Aber der Zustand ihres Herren war auch wirklich nicht wenig kritisch; denn er hatte in der letztverflossenen Nacht wieder einen Anfall seines Deliriums gehabt; doch erkannte er mich sogleich auf den ersten Blick. Ich ließ unverzüglich meine Reise-Apotheke herbeibringen und bereitete dem Radschah auf der Stelle einen Trank, den er, nicht ohne einiges Zögern, unter den Segen-Wünschen seiner Umgebung, einnahm. Nun wurde mir ein Nutter (ein Geschenk an Gelde, Früchten und Gewürzen) gebracht, worauf ich mich bis zum Abende beurlaubte.

Zunächst sah ich mich nach einer Wohnung um und wählte sie in einem Gebäude, das der Radschah für die Europäischen Besucher von Tschatterpur ganz eigens hatte aufführen lassen. Bei meinem Eintritte fand ich es indessen von etwa zehn jungen hoffnungsvollen — Stieren in Besitz genommen, so daß es denn freilich erst von diesen nicht allein, sondern auch von ihrer Hinterlassenschaft gesäubert und gereinigt werden mußte, ehe es mir zugänglich wurde. (Schluß folgt.)

Mongolei.

Der Sohn des Brahmanen.

Ein Mährchen aus dem Buche Schiditu Kur. *)

Vor alter Zeit lebte in einem fernen Lande der Sohn eines Brahmanen. Dieser Jüngling veräußerte sein kleines Grundstück, kaufte von dem Erlöse drei Ballen groben Tuches, packte das Tuch auf einen Esel und reiste dann in die Fremde. Er war noch nicht weit gekommen, als er auf dem Wege eine Anzahl Knaben sah, die einer gefangenen Maus einen Bindfaden um den Hals gebunden hatten, dieselbe ins Wasser tauchten, herumzerrten und auf andere Weise quälten. Der junge Brahmane wurde von innigem Mitleid ergriffen und sprach: „O Knaben! ihr begeht da eine große Sünde; laßt doch das arme Thier frei!" Die Knaben sagten: „Wir haben die Maus zu unserem Zeitvertreib gefangen; was bist Du für ein sonderbarer Mensch?" — „Wohlan", sprach der Jüngling, „ich will euch das Thier abkaufen!" Dann gab er ihnen einen seiner Tuch-Päcke, nahm die Maus und schenkte ihr die Freiheit.

Bald darauf sah er an einem Kreuzwege eine andere Anzahl Knaben, die ein junges Aeffchen gefangen hatten und, weil es nicht possierlich genug sich geberdete, mit Prügeln schlugen. Der Jüngling fühlte wieder inniges Mitleid und rief den Knaben zu, sie möchten das Aeffchen ungekränkt lassen; da er aber kein Gehör fand, so gab er ihnen den zweiten Ballen Tuch, empfing den Affen dafür und ließ ihn in das Gebüsch springen.

Bald nachher traf der Sohn des Brahmanen in der Nähe einer Quelle einen anderen Trupp Knaben, die sich mit einem jungen Bären erlustigten, auf ihm reiten wollten und ihn auf allerlei Weise plagten. Dem Jüngling brach von neuem das Herz; er gab ihnen seinen dritten Tuch-Pack und ließ den also losgekauften Bären in den Wald laufen.

Als nun der letzte Ballen Tuch fort war, da dachte der Jüngling, indem er seinen Esel vor sich her trieb: „Ich bin des Handels wegen auf die Reise gegangen; was soll ich aber anfangen, wenn ich keine Waaren habe! Ich will mich in den Palast des Königs dieser Gegend schleichen und zusehen, ob ich etwas stehlen kann." Darauf band er seinen Esel im Walde an einen Baum, begab sich stracks nach dem Palaste, gelangte unbemerkt in die Schatzkammer und nahm so viele kostbare Stoffe, als er greifen konnte. Eben war er mit dem Plunder bis zur Thür gekommen, als die Königin ihm begegnete und mit lauter Stimme rief: „Es ist ein Dieb im Palaste!" Sogleich eilten die Diener herbei, ergriffen den Jüngling und schleppten ihn vor den König. Der König sprach in großem Zorne: „Stecket diesen Dieb in einen hölzernen Kasten, vernagelt den Deckel und werfet den Kasten ins Wasser." Die Diener vollzogen seinen Befehl.

Der Kasten wurde von dem Wasser weit fortgeschwemmt, bis er endlich auf einem kleinen flachen Eiland stehen blieb. Unterdeß war dem Sohne des Brahmanen der Athem fast ganz ausgegangen, und schon befand er sich dem Ersticken nahe. Da hörte er mit einemmal an dem Deckel etwas knabbern, und bald entstand eine kleine Oeffnung. Der Jüngling erkannte durch diese Oeffnung die Maus, die er mit einem Ballen Tuch losgekauft hatte. Die Maus sprach zu ihm: „Sey gutes Muthes! Ich will die beiden anderen Freunde rufen und wiederkommen." Darauf entfernte sie sich; der Sohn des Brahmanen aber konnte durch das kleine Loch frische Luft schöpfen und lebte wieder auf.

Die Maus ging zu dem Affen und dem Bären und erzählte ihnen das Vorgefallene. Der Affe kam zuerst und löste den Deckel des Kastens ab; dann kam auch der Bär, brach den Kasten aus einander und setzte den Jüngling, weil der Boden schlammig war, auf eines der Bretter. Alle drei labten den Sohn des Brahmanen mit Obst und anderen Lebensmitteln; der Gerettete aß und blieb dann auf dem Eilande sitzen, weil er nicht über das Wasser kommen konnte. Die drei Thiere aber leisteten ihm Gesellschaft.

In der nächsten Nacht bemerkte der Bär auf einer wüsten Ebene, die sich jenseits des Wassers ausdehnte, einen blendenden Schimmer. Er schickte sogleich den Affen nach der Stelle hin, und dieser fand einen Tschindamani **) von der Größe eines Vogel-Ei's. Der Affe hob den Stein auf, brachte ihn mit und gab ihn dem Jüngling in die Hand. Dieser sprach betend den Wunsch aus, an das jenseitige Ufer zu kommen, und wurde sogleich da-

*) Der Mongolische Text dieses Mährchens, das ohne Zweifel nach einem Indischen Originale bearbeitet ist, befindet sich in Kowalewski's Mongolischer Chrestomathie, über welche wir in der dritten Nummer des diesjährigen Magazins berichtet haben.

**) Dieses Wort, das Sanskritische tschindamani, bedeutet Edelstein des Diadems, kostbarster Edelstein. Es bedarf nicht erst der Erinnerung, daß hier ein sehr kräftiger Talisman diesen Namen führt.

hin entrückt. Dann sprach er weiter: „Ich wünsche mir auf dieser Ebene einen fürstlichen Landsitz, mit Bäumen aller Art bewachsen, von Quellen der Unsterblichkeit gewässert, und wo Alles, was ich gebrauche, in Fülle vorhanden sey!" Der Jüngling sank in Schlummer, und als er wieder erwachte, waren alle seine Wünsche erfüllt.

Eines Tages kam ein Karawanen-Führer und staunte über die Maßen, daß diese Gegend, die sonst eine Oede gewesen, jetzt so wunderbar sich verwandelt hatte. Er begab sich zu dem Sohne des Brahmanen; dieser erzählte ihm alle seine Erlebnisse und zeigte ihm auch den Tschindamani. Der Karawanen-Führer sagte: „Du hast jetzt großen Ueberfluß und bedarfst also dieses Steines nicht mehr; doch bin ich bereit, Dir alle die ungezählten Kaufmanns-Güter, die ich mit mir führe, abzutreten, wenn Du mir diesen Tschindamani geben willst." Der Jüngling befriedigte seinen Wunsch, händigte ihm den Tschindamani ein und sank alsbald erschöpft auf sein Ruhelager. Als er am nächsten Morgen erwachte, fand er sich wieder auf jenem Eiland im Schlamme sitzend, und sein Palast mit aller Herrlichkeit war verschwunden.

Während nun der Sohn des Brahmanen traurig und tiefsinnig dasaß, kamen seine drei Freunde — Maus, Affe und Bär — und fragten ihn, was vorgefallen sey? Darauf sprachen sie: „Du bist ein sehr unbedachtsamer Mensch; wie konntest Du doch einen solchen Schatz verschenken? Jetzt wollen wir drei uns auf den Weg machen und zusehen, ob wir den Tschindamani wiederkriegen können."

Die drei Thiere wanderten gemeinschaftlich der Gegend zu, wo der Karawanen-Führer wohnte. Dieser war bereits durch die Kraft des Tschindamani eine fürstliche Person geworden und in den Besitz ungeheuren Reichthums gekommen. Sie gelangten bis an das verschlossene Thor seines Palastes. Da die Lücke zwischen der Schwelle und dem Thor nicht weit genug war, um den Affen oder den Bären hindurch zu lassen, so mußte die Maus hineinschlüpfen. Es war schon spät am Abend, und der Herr des Palastes hatte sich in seinem prächtigen Schlafgemach zur Ruhe begeben. In einem Winkel des Zimmers war ein großer Haufen Reis aufgeschüttet, und in dem Haufen steckte ein Pfeil, an dessen Spitze der Tschindamani befestigt war. Die Maus kam glücklich hinein, bemerkte aber zu ihrem Schrecken, daß man vor dem Reishaufen zwei große Katzen angebunden hatte. Sie mußte unverrichteter Sache zurückkehren. Der Bär sagte, als er die Ursache vernahm: „O weh! da ist keine Auskunft mehr; laßt uns fürbaß gehen." — „Halt!" entgegnete der Affe, „ich weiß eine List. Schlüpfe wieder in den Palast, o Maus, klettere dann auf das Lager des Herrn und beiße ihm ein Stück seines Zopfes ab: dann wird er morgen Abend die beiden Katzen vor sein Kopfkissen binden lassen, und Du kannst den Tschindamani ohne Gefahr stehlen." Die Maus that, wie der Affe ihr gerathen hatte.

Als nun der Herr des Palastes am anderen Morgen erwachte, bemerkte er gleich, daß sein Zopf verstümmelt war, und sprach voll übler Laune: „Gewiß hat mir eine Maus in vergangener Nacht diesen Streich gespielt. Damit ich nun wenigstens den Rest meines Zopfes behalte, befehle ich hiermit, daß man die beiden Katzen hinführo zu Häupten meines Lagers anbinde." In der folgenden Nacht kam die Maus wieder, um den Tschindamani zu holen, und freute sich sehr, als sie den Reishaufen unbewacht sah. Sie versuchte hinanzuklettern und rutschte wieder hinab; dann that sie zu wiederholten Malen verzweifelte Sprünge, allein auch diese waren vergebens: sie konnte die Spitze des Pfeiles nicht abreichen und mußte daher wieder ohne den Tschindamani umkehren. Der Bär sagte: „Da ist nun keine Auskunft mehr; laßt uns fürbaß gehen." — Der Affe aber entgegnete: „Ich weiß eine neue List; geh' nur stracks wieder hinein, Maus, und scharre so lange an dem Haufen, bis der Tschindamani von selbst herunterkommt." Die Maus folgte seinem Rathe und scharrte und wühlte aus Leibeskräften, bis endlich der Pfeil und der Tschindamani zumal hinabglitten. Dann erfaßte sie den Stein und drückte und schob ihn bis an das Thor des Palastes, an dessen Außenseite ihre Gefährten warteten; allein es war ihr unmöglich, den Tschindamani über die Schwelle zu bringen: sie kam ohne denselben heraus und klagte den Beiden ihre Noth. Da seufzte der Bär und sprach: „O weh! nun weiß ich gar keinen Rath; wir Beide können unsere Körper nicht zu der Thorlücke hineinzwängen; laßt uns nur umkehren und fürbaß gehen!" Der Affe aber entgegnete: „Ich weiß eine neue List." Dann knüpfte er einen Bindfaden an den Schwanz der Maus und sprach zu ihr: „Jetzt krieche wieder durch die Spalte, umfasse den Tschindamani mit deinen Vorderbeinen und halte ihn recht fest: ich will an dem Bindfaden ziehen." Die Maus that also, und der Affe zerrte sie sammt dem Tschindamani heraus. Dann schickten sie sich zur Abreise an. Da die Maus vor lauter Anstrengung ganz erschöpft war, so steckte sie der Affe in sein Ohr und nahm den Tschindamani in seinen Mund; darauf bestieg er den Rücken des Bären, und der Letztere trabte flink vorwärts.

Auf ihrem Wege mußten sie durch ein Wasser, das bis an die Kniee reichte. Während des Durchwatens dachte der Bär: „Da ich den Affen, die Maus und den Tschindamani zugleich schleppen kann, so muß ich wohl große Körperkraft haben." Dann sprach er zu den Beiden: „Bin ich nicht ein kräftiger Kerl?" Die Maus war vor Erschöpfung eingeschlafen; der Affe aber dachte: „Wenn ich spreche, so kann mir der Tschindamani aus dem Munde fallen." Sonach erfolgte keine Antwort. Da ergrimmte der Bär und sprach: „Wenn ihr mir nicht antwortet, so werd' ich euch ab und ins Wasser werfen." Der Affe schrie: „Thu' das ja nicht!" und in demselben Augenblick lag der Tschindamani wirklich im Wasser. Als sie das Ufer erreicht hatten, zankte der Affe sehr mit dem Bären und nannte ihn einen dummen Böswicht. Die Maus erwachte von dem Gezänk und fragte nach der Ursache. Beide meldeten ihr das Geschehene und sprachen: „Was ist jetzt zu thun? wie sollen wir den Stein aus dem Wasser kriegen?" Die Maus sprach: „Ich will eine List versuchen." Darauf rannte sie unter großem Getöse an dem Wasser auf und nieder. Alle Wasserthiere kamen hervor und fragten, was dies bedeuten solle? Die Maus sprach: „Habt ihr denn noch nichts vernommen? es rückt ja zu Lande und zu Wasser ein gewaltiges Kriegsheer heran. Ich weiß nun keinen anderen Rath, als daß wir zwischen Land und Wasser eine Verschanzung bauen." Die Wasserthiere billigten alle diesen Vorschlag und schleppten sogleich Steine und Schlamm in Menge herbei. Als die Verschanzung schon bald eine Elle hoch war, siehe, da brachte ein großer Frosch auch den Tschindamani und sprach keichend: „Unter allen Steinen ist keiner schwerer zu schleppen, als dieser." Die Maus rief sogleich den Affen und sagte ihm: „Da ist der Tschindamani." Der Affe war hoch erfreut und lobte die Klugheit der Maus. Dann steckte er sie wieder in sein Ohr, nahm den Stein in seinen Mund und ritt auf dem Bären weiter.

Der Sohn des Brahmanen war unterdeß schon dem Hungertode nahe gekommen. Als seine drei Freunde anlangten und der Affe ihm den Tschindamani reichte, sprach er: „Freunde, ihr seyd meine größten Wohlthäter!" Nachdem er durch die Kraft des Steines von dem Eiland entrückt worden war und so, wie früher, gebetet hatte, wurde eine ganze Königsstadt mit wogender Bevölkerung sein Eigenthum. Bäume von jeglicher Art boten ihm ihre würzigen Früchte, und tausendfarbige Blumen ihre Wohlgerüche; Singvögel von allen Gattungen entzückten sein Ohr mit ihren lieblichen Weisen. Alle Herrlichkeit dieser Erde wurde ihm in Ueberfülle beschert.

Da sprach der Jüngling eines Tages zu seinem Tschindamani: „O wunderbarer Stein, ich habe noch keine Gattin! Möchtest du durch deine Zauberkraft bewirken, daß aus dem seligen Reiche der Tegri's die Tochter eines Iswàra zu mir herabstiege und meine Gattin würde!"*) Und kaum hatte er diese Bitte ausgesprochen — siehe, da kam die Tochter eines Tegri, begleitet von Gefährtinnen ohne Zahl. Er theilte sein Glück mit ihr, und sie schenkte ihm viele Kinder von herzerquickender Schönheit.

W. Schott.

Mannigfaltiges.

— Englische Bücher-Aerndte, 1837. Nach Bent's Literary Advertiser belief sich im vorigen Jahre die Anzahl der auf den Londoner Büchermarkt gekommenen neuen Werke, mit Ausschluß aller Wieder-Abdrücke älterer Bücher, so wie der Broschüren und Zeitschriften, auf 1380, die zusammen aus 1800 Bänden bestanden. Rechnen wir auch zu diesen 1380 Werken noch dasjenige hinzu, was sich gewöhnlich im Deutschen Bücher-Meßkatalog mit befindet, nämlich die neuen Auflagen, Broschüren, literarischen Zeitschriften, Musik und Kartenwerke ꝛc., so werden wir doch kaum den dritten Theil desjenigen erhalten, was der Deutsche Büchermarkt an Erzeugnissen liefert, die sich jetzt im Durchschnitte jährlich auf nahe an 7000 belaufen. Daß das letztere kein Vorzug unserer Literatur sey, haben solide Verleger und die besseren Autoren unseres Vaterlandes längst schon zu ihrem eigenen Nachtheile erfahren. Indessen scheint man auch in England und Frankreich dem Deutschen Verhältnisse sich immer mehr anzunähern, denn in beiden Ländern nimmt die Zahl der literarischen Fabrikwaaren, wie man gewisse Erzeugnisse nennen möchte, mit jedem Jahre zu, und namentlich in Frankreich wird laute Klage darüber geführt, daß die ungeheure Konkurrenz der schlechten Bücher kaum noch ein Honorar für die guten zulasse, und mit Ausnahme einiger wenigen sehr gelesenen und dafür um so höher honorirten Schriftsteller arbeiten alle übrige fast umsonst. In England sind im vorigen Jahre 130 neue Werke mehr erschienen, als im Jahre 1836, was allerdings auf 1250 Bücher, die damals angekündigt worden, schon eine ziemlich bedeutende Zunahme ist. An Kupferstichen ꝛc. hat England im vorigen Jahre 98 und darunter nur 38 Portraits geliefert, was bei der Unzahl Englischer Stahlstiche, mit denen der Kontinent jetzt überschwemmt wird, fast unglaublich scheinen würde, wenn es Bent's Katalog nicht alphabetisch nachwiese.

*) Das Mongolische Wort tegri oder tengri, dem Sanskritischen devata entsprechend, bezeichnet die guten Genien, die in Sonne, Mond, Sternen, Bergen, Gewässern und Wäldern ihre Wohnsitze haben. Die vornehmsten derselben sind die Esru's oder Iswara's. Obgleich aus weit subtilerer Stoffe geformt als der Mensch, ist diese Klasse von Wesen doch ebenfalls der Vergänglichkeit und dem Wechsel der Geburten in der Welt der Erscheinungen unterworfen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllobl. Post-Aemtern.

№ 20. Berlin, Mittwoch den 14. Februar 1838.

England.

Die Korrespondenz der Herzogin von Marlborough*).

Der Anfang des achtzehnten Jahrhunderts muß in der Europäischen Staatengeschichte überhaupt als das Zeitalter der Intrigue charakterisirt werden. Die Engländer, welche den meisten Anlaß haben, jene Periode mit günstigerem Auge zu betrachten, da ihr hohes Ansehen und ihre Präponderanz im Europäischen Staatensystem sich von dem Spanischen Erbfolgekriege und dem Utrechter Friedensschlusse herschreibt, — die Engländer erkennen und bezeichnen gleichwohl die Regierung ihrer Königin Anna als die Zeit der größten politischen Demoralisation. Nie haben sich, weder früher noch später, die Parteien in England mit so niedrigen und ehrlosen Mitteln, mit so schamloser Hintansetzung von Treu und Glauben bekämpft; nie haben höfische Ränke und Weiberumtriebe in solchem Maße und Umfang auf das Schicksal der Nation eingewirkt. Sammeln wir die Charakterzüge der Personen, welche zu jener Zeit bei Staats- und Kabinets-Verhandlungen die wichtigsten Rollen gespielt haben, so begegnen uns: Dünkel, kleinliche Eitelkeit, Selbstsucht, Undank, Hinterlist, Doppelzüngigkeit, eine maßlose Sucht, Geld zu erraffen und zu verschwenden, und im nächsten Zusammenhange damit Bestechlichkeit und Käuflichkeit nicht allein geringer, sondern auch der vornehmsten und angesehensten Leute. Draußen auf dem Kontinent ein ehrgeiziger Feldherr an der Spitze eines siegreichen Heeres, daheim ein Ministerium mit weit aussehenden Plänen, umlagert von Abtrünnigen aller Parteien, die sich mit hastiger Gier zur Theilnahme an der Staatsgewalt herandrängten, — im Palast eine Weiber-Regierung, wobei jeder Zank der Kammerfrauen und jedes in den Domestiken-Stuben ausgeheckte Komplot zu einer halben Staatsangelegenheit wurde, — endlich das beständige Hadern und Zerren zwischen den Parteien der Whigs und Tories, die übrigens beide mit gleicher Gewissenlosigkeit die Staatsmacht als Mittel zur Erreichung selbstsüchtiger Parteizwecke betrachteten und mißbrauchten, — nach diesen ungefähren Grundzügen mag man sich eine Vorstellung machen, wie es damals am Englischen Hofe und in dessen Umgebungen zuging. Wer da nur irgend ein Talent, nur die geringste Geschicklichkeit mitbrachte, Intriguen anzuspinnen, Ränke zu schmieden, den Unterhändler, den Ohrenbläser, den Zwischenträger zu spielen, der fand vollauf zu thun und konnte es weit bringen. Die Wirkungen dieses Treibens spürte man nicht bloß bei Hofe, im Parlament und in den politischen Klubs, sondern sie machten sich in allen Kreisen der Gesellschaft bemerklich: der gehässige politische Parteienzank störte und trübte auf mannigfache Weise den geselligen Umgang und die Verhältnisse des Privatlebens. Der größte Uebelstand lag darin, daß man damals die Weiber zur Ungebühr in diese Verhandlungen hineinzog und ihren Einfluß, ihre Verwendung für politische Interessen und Geschäfte aller Art in Anspruch nahm. Am Hofe einer Königin fiel natürlich weiblichen Günstlingen und Vertrauten ein überwiegender Einfluß zu; Staatsmänner und Höflinge, Lords und Unterhaus-Mitglieder, Minister und diplomatische Unterhändler, Beamte des höchsten Ranges, in Geschäften ergraut, und ehrgeizige jüngere Bewerber, wer irgend eine Stellung zu behaupten, wer eine zu gewinnen trachtete, Alle buhlten wetteifernd um die Gunst und Protection der vielgeltenden Damen des Hofes. Unter diesem weiblichen Personal begegnet uns Lady Sarah, die stolze, hochfahrende, ränkevolle Gemahlin des berühmten Marlborough. Sie gehört unstreitig zu den merkwürdigsten und ausgezeichnetsten Frauen ihrer Zeit; ohne eine entschiedene Superiorität des Geistes und Charakters wäre sie auch gewiß nicht im Stande gewesen, ihren Einfluß auf eine wankelmüthige Königin und ihre dominirende Stellung am Hofe gegen zahlreiche Feinde und Nebenbuhler Jahre lang zu behaupten.

Wir haben die vorliegenden zwei Bände ihrer Korrespondenz zwar nicht mit übertriebenen, aber auch keinesweges mit geringen Erwartungen aufgeschlagen. Denn die Herzogin lebte in nächster Berührung und zum Theil in täglichem Umgange mit den vornehmsten, angesehensten und ausgezeichnetsten Männern des damaligen Englands: Walpole, Bolingbroke, Harley, Godolphin, Wharton, Pembroke und wie sie weiter heißen, — kluge, geniale Köpfe, glänzende Talente, aber von der allgemeinen Immoralität des Zeitalters, von Unglauben und glänzenden Lastern angesteckt. In zweiter Reihe erscheinen Rivers, Halifax, Somerset, Peterborough; nächstdem begegnen uns Burnett, der Geschichtschreiber, Pope, Swift, Prior, Gay und die ganze Zunft der Schöngeister, um derenwillen man von einem goldenen oder silbernen Zeitalter der Englischen Literatur unter der Regierung der Königin Anna spricht. Wir hofften, aus diesen Briefschaften neue und interessante Aufschlüsse über den Charakter und die Verhältnisse der Hauptpersonen, über die Fäden mancher versteckten Intrigue, über den Zusammenhang und die näheren Umstände dieser oder jener Begebenheit zu gewinnen. Zwar kann uns das ganze Treiben dieser Menschen, ihre Gesinnung und Handlungsweise, ihr Freud' und Leid, ihr Glück und Mißgeschick keinen besonderen Antheil einflößen; es ist eher geeignet, uns anzuwidern: allein es gehört einmal der Geschichte an und jede Erläuterung, jede Berichtigung, jede Ausbeute an neuen Thatsachen wäre uns willkommen gewesen. Nachdem wir nun beide Bände durchlesen haben, können wir nicht sagen, daß wir etwas Neues daraus gelernt hätten. Wir haben bestätigt gefunden, was man in England schon früher wußte; wir haben bestätigt gefunden, daß die Herzogin von Marlborough ein stolzes, anmaßendes, kalsinniges, hartes und gemüthloses Weib gewesen, daß die damaligen großen Männer sehr kleine Menschen waren und weder in der Führung von Staats-Aemtern noch im Privatleben auf Rechtschaffenheit, Aufrichtigkeit und männliche Geradheit, auf Moral und ehrenwerthe Grundsätze etwas hielten. Im Uebrigen ist die Korrespondenz nicht allein ziemlich inhaltsleer, sondern auch, mit wenigen Ausnahmen, ohne Geist, ohne Frische, ohne Lebendigkeit, häufig sogar ohne Geschick. Mit einem Worte, das Buch hat unsere Erwartungen getäuscht.

Die größte Zahl der Briefe ist von dem Herzoge an die Herzogin geschrieben, und zwar rühren sie meistens aus den Jahren 1704—1712 her. Während Marlborough damals in den Niederlanden und in Deutschland Armeen kommandirte und Unterhandlungen zwischen den kriegführenden Mächten leitete, hatte Lady Sarah das Geschäft, den Abwesenden daheim, am Hofe zu St. James, gegen Freund und Feind zu vertreten. Und sie war allerdings, wenn wir uns des Ausdrucks bedienen dürfen, eine tüchtige Platzhalterin. Durch sie blieb der Herzog mit seinen Freunden und Anhängern in beständiger Unterhandlung; durch sie behauptete und befestigte er sich in der Gunst der Königin. Denn es war der Herzogin gelungen, sich bei der schwachen, willenlosen, stets ängstlichen und unentschlossenen Anna nicht allein in unbeschränktes Vertrauen, sondern dergestalt in Ansehen und Autorität zu setzen, daß die Königin sich nicht nur Vorstellungen und Rathschläge, sondern auch Zurechtweisungen, welche sich nicht immer im ehrerbietigsten Tone hielten, von ihr gefallen ließ. Nicht durch Schmeichelei, nicht durch Schmiegsamkeit und Unterwürfigkeit des Benehmens, sondern im Gegentheil durch ein herrisches, hochfahrendes, imponirendes Betragen wußte Lady Sarah diesen Einfluß, diese absolute Herrschaft über das Gemüth und den Willen der Monarchin beinahe zehn Jahre festzuhalten und, wie man denken kann, zu ihrem und ihres Gemahles Vortheil zu nutzen. Die Sammlung enthält einige Schreiben der Königin an die Herzogin, und dieser an jene. Sehr fleißig scheint ferner die Korrespondenz mit Lord Peterborough, Godolphin und Dr. Hare gegangen zu seyn; ganz besonders geschäftig macht sich der Schmarotzer Manwaring, eine spitzbübische Kreatur, für Lohn zu jedem schlechten Dienst zu gebrauchen. Aus allen diesen Briefen mögen hin und wieder einzelne biographische Notizen und Charakterzüge zu entlehnen seyn; auf die Zeitgeschichte im Großen werfen sie durchaus kein neues Licht.

An den Briefen Marlborough's ist nur eins merkwürdig und auffallend: man sieht ihnen nämlich durchaus nicht an, daß sie von einem Soldaten geschrieben sind. Da ist keine Spur von militairischer Offenheit, Geradheit und Derbheit; da weht der Hauch begeisterter Vaterlandsliebe, da leuchtet die lautere, vom Schmutze gemeiner Selbstsucht, unbefleckte Ehre, da sprüht der freie und freudige Heldenmuth uns nicht entgegen; wir haben keinen Abercrombie, keinen Nelson vor uns. In den Taktiker merkt man durch und durch, den vorsichtigen, umschauenden, berechnenden Taktiker. In der That war Marlborough eben so sehr, und viel

*) Private Correspondence of Sarah, Duchess of Marlborough, illustrative of the Court and Times of Queen Anne; with her Sketches and Opinions of her Contemporaries and the Select Correspondence of her husband John Duke of Marlborough. 2 vols. London, Henry Colburn, 1837.

leicht in höherem Maaße, Politiker und Diplomat als Soldat. Es war ihm gar nicht um den bloßen Ruhm zu thun; er wollte Macht und Einfluß, hohe Aemter und Reichthümer besitzen. Darum manövrirte er zwischen den Parteien und scheute die unwürdigsten Schliche und Ränke nicht, wenn ein Vortheil dabei abzusehen war. Er und sein Freund Godolphin mühten und wanden sich Jahrelang, um zwischen Whigs und Tories in der Schwebe zu bleiben, sich mit beiden zu vertragen, beide zu nutzen und, je nach dem Ausgange des Kampfes, sich zu der siegenden Partei zu schlagen. Während das Volk von England gläubig wähnte, der Held Marlborough sinne auf nichts als neue Großthaten zur Mehrung des Britischen Ruhmes und der Britischen Macht, hatte der Herzog den Kopf voll kleinlicher Anschläge und Sorgen eines Hofmannes und erkundigte sich um Alles, was daheim die Weiber trätschen und munkeln mochten, so genau, so angelegentlich, als hinge Ehre und Leben daran. Wenn man die Gesinnungsart, den Charakter des hochberühmten Mannes, die Absichten und Triebfedern, wodurch er sich in seinen Handlungen bestimmen ließ, so bis ins Innerste aufgedeckt sieht, wie es in diesem Briefwechsel der Fall ist, so begreift man, wie unendlich viel der Zufall für seine Größe und seinen Ruf gethan hat. Daß ihn, so lange er an der Spitze der Englischen und verbündeten Heere stand, das Glück der Schlachten nie im Stiche ließ, ist bei weitem das Größte nicht. Daß er, unter Hunderten, die würdiger oder gleich würdig waren, gerade er auserlesen wurde zu dem glorreichen Berufe, die Rache Europa's an dem langerduldeten Französischen Uebermuthe zu vollstrecken, daß die Gunst des Geschicks ihn zu dieser Höhe emporhob, wo er nur die Hand auszustrecken brauchte, um Lorbeeren, Anderen unerreichbar, zu pflücken, daß er für die Lösung seiner Aufgabe über die Kräfte des gegen Ludwig XIV. vereinigten Europa zu gebieten hatte, daß die Feldherrn-Klugheit Eugen's von Savoyen sich ihm mit Rath und That beigesellte und mit selbstverleugnender Bescheidenheit unterordnete, — ist das Alles für Marlborough's Verdienst zu achten? — Seine Briefe zeigen ihn übrigens auch in starker Täuschung über sich selbst befangen. Er thut sich viel und alles Ernstes auf seine Redlichkeit zu gut, während er zur Verfolgung eigennütziger Zwecke die allerkrummsten Schleichwege einschlägt; er hält sich für rechtschaffen und unbestechlich inmitten der allgemeinen Käuflichkeit und steht doch wartend, unschlüssig zwischen den Parteien, um sich für diejenige zu entscheiden, welche ihm die größten Vortheile bieten wird; er brüstet sich, weder Whig noch Tory zu seyn, er vergleicht sich einem ragenden, unerschütterlichen Felsen zwischen zwei Meeren und wäre doch der gehorsame Diener und Freund jedes Ministeriums gewesen, wofern es ihn nur bei seinen Aemtern und Einkünften ließ. Wer wirklich ehrlich ist, macht nicht so viel Redens von seiner Ehrlichkeit. Marlborough brachte es am Ende dahin, daß er den Whigs und Tories gleich verhaßt und verächtlich wurde, daß, als er aus der Hofgunst gestürzt war, beide Parteien ihn zurückwiesen und nichts von ihm wissen wollten.

Sollen wir angeben, welchen Eindruck die Lektüre der ganzen Briefsammlung zurücklißt, so ist die Antwort: Ueberdruß, Ermüdung und moralischer Ekel. Denn es ist bei all' den Leuten, die da korrespondiren, gar kein natürliches Empfinden, keine Aufrichtigkeit, kein Herz, kein Wohlwollen, keine Wahrhaftigkeit, kein Gewissen, keine Ehre und Ehrlichkeit. Einander den Vortheil abzujagen, einander aus der Gunst der Mächtigen zu verdrängen, den Vordermann durch unehrliche Künste zu Falle zu bringen und über ihn hinweg die Hand nach reichbesoldeten Aemtern, nach fetten Pfründen, Gnadengehalten und einflußreichem Patronat auszustrecken, und dazu nicht Lug noch Trug, nicht Verleumdung noch Hinterlist zu scheuen, — das war das tägliche Trachten und Thun dieser Menschen. Da galt es, wenn man es zu etwas bringen wollte, in Künsten der Heuchelei und des Betruges erfahren zu seyn; wer durch Falschheit und Verrath sein Spiel gewann, sich über Andere emporschwang, — je nun, der hatte es klug gemacht, und man rühmte ihn darum. So ist denn auch der Ton in den Briefen dieser Leute durchaus unnatürlich geschraubt, gekünstelt, abgemessen; sie wägen ihre Worte, sie verstecken ihre wahren Gedanken, sie gehen nicht mit der Sprache heraus. Personen, die sich vor der Welt als die erklärtesten, vertrautesten Freunde geberden, reden oder schreiben hinterrücks so kalt, so theilnahmlos, so zweideutig von einander, beobachten sich gegenseitig mit so argwöhnischer, mißtrauischer Vorsicht, verwahren sich gegen einander dergestalt mit künstlich angelegten und für die schlimmsten Fälle berechneten Dispositionen, daß man wohl sieht, sie richten sich in jedem Augenblick auf Verrath und sind selbst bereit zum Verrath, — der Wechsel von äußerlicher Freundschaft zu offener und gehässiger Feindschaft kommt ihrer Gesinnungslosigkeit nicht schwerer an, als einem Schauspieler der Wechsel seiner Tracht. Wer empfindet nicht auf die Länge Widerwillen und Ueberdruß bei jenen immer wiederkehrenden Komödien-Auftritten, wo die Personen auf der Bühne einander ins Gesicht mit Betheurungen der Freundschaft und Zuneigung und mit Schmeichelworten überhäufen, dann aber sich abseit zum Publikum wenden und ihren wahren Gesinnungen Luft machen? Ein solches Komödienspiel führen die Zeitgenossen Anna's und Marlborough's zwei ganze Bände hindurch vor uns auf. Ein unverdorbener Sinn begreift fast die Möglichkeit nicht, in einer so erstickenden Atmosphäre von Immoralität zu leben.

Den Faden, welcher durch das Ganze geht und um welchen alle die kleinen und kleinlichen Details sich anreihen, bildet natürlich das Verhältniß der Herzogin zur Königin, und wir verfolgen dasselbe durch seine einförmigen Phasen bis zum Jahre 1710, in welchem der unvermuthete Umschwung, so zu sagen die Peripetie des langgedehnten Intriguenspiels eintrat. Es ist bekannt, daß Lady Sarah eine ihrer Muhmen, die Mistreß, nachherige Gräfin Masham, an den Hof gezogen, in ihre allmächtige Protection genommen, dieselbe zum Dienste in den nächsten Umgebungen der Königin und zum Ehrenposten einer Kammerdame befördert hatte. Sie rechnete darauf, in dieser Frau ein dankbares, bereitwilliges und ergebenes Werkzeug für ihre Pläne zu finden, die Königin durch diese neue Vertraute noch fester zu umgarnen; aber sie hatte sich verrechnet. Die Masham war nicht minder ehrgeizig und ränkevoll, und dabei schlauer, gefälliger, einschmeichelnder, unterwürfiger als ihre hohe Verwandte und Gönnerin. Es gelang ihr, die Gunst und das Vertrauen Anna's zu gewinnen, sich allmälig in die Stellung der Herzogin einzudrängen. Unmerklich, aber sicher untergrub sie deren Einfluß; sie weckte die Empfindlichkeit der Königin gegen das herrische, übermüthige Benehmen der Lady Sarah und gab der schwachen, furchtsamen Anna den Muth und den Entschluß ein, dieses Joch abzuschütteln. Ein nichtiges Weibergezänk brachte die Mine zum Springen; die Herzogin wollte noch immer die alten Saiten des unnachgiebigen Trotzes aufspannen, allen Widerstand durch ihre Autorität niederschlagen; das vollendete ihren Sturz. Diese Partie des Buches hat uns, wir gestehen es, Vergnügen gemacht. Man sieht mit wahrer Lust, wie die Unredlichkeit mit ihren eigenen Waffen geschlagen, wie Tücke durch Tücke und Undank durch Undank vergolten und gezüchtigt wird. Die Herzogin wollte und konnte, bei ihrer heftigen, gewaltsamen Gemüthsart, sich in das Unvermeidliche nicht ruhig fügen, ihre Ungnade nicht verschmerzen. Von der Stunde an, da sie den Hof meiden mußte, hatte sie nicht Ruhe noch Rast; sie sann Tag und Nacht, sie brütete über Rachepläne, sie sparte keine Verleumdung gegen die glückliche Nebenbuhlerin; sie hätte ihr Leben daran gesetzt, die Verhaßte zu stürzen. Das ging so drei Jahre fort, bis zum Tode der Königin Anna. Die Herzogin nahm sogar das Publikum zum Richter zwischen ihr und ihren Feinden und ließ eine Flugschrift erscheinen, worin sie über ihr Verhältniß und Vernehmen zur Königin Rechenschaft ablegte und ihr eigenes Betragen von Anfang bis zu Ende als geziemend und untadelhaft darzustellen suchte. So lebhaft war ihr Wunsch, ihren Namen gerechtfertigt und mit rühmender Erwähnung auf die Nachwelt gebracht zu sehen, daß sie dem Bischof Burnett für seine Zeitgeschichte an Aufschlüssen und Mittheilungen, sie selbst und Andere betreffend, an allerhand Geheimnissen, Anekdoten, Notizen und Papieren zuschanzte, was sie nur irgend wußte und auftreiben konnte. (Schluß folgt.)

Ostindien.

Dr. Spry's Indische Berichte.

Art zu reisen. — Magier und Thugs. — Kannibalen in Indien. — Der kranke Fürst. — Frauen-Rechte. — Kaunpur. — Christliche Gottesverehrung.

(Schluß.)

Um halb fünf Uhr, lange bevor die Sonne ihre unerträgliche Hitze verloren, sah ich dann einen Elephanten, dessen Ankunft mir, durch das Klingen seines Glocken-Halsbandes, schon von weitem angekündigt wurde, mit reichen Decken behangen, heranahen und vor meiner Wohnung halten: eine Aufmerksamkeit von Seiten des Radschah, der ihn zu meiner Disposition stellte, und dessen Sohn mir zugleich sagen ließ, daß er mich im Palaste erwarte, um mit mir spazieren zu reiten. Obwohl ich nun eiligst Toilette machte, um dieser Einladung nachzukommen, so traf ich doch schon auf halbem Wege mit dem liebenswürdigen Dewan Sahib zusammen. Sogleich mußte ich zu ihm auf seinen Elephanten steigen; und so setzten wir uns in Marsch, mit einer Avant-Garde von 300 Mann, die zum Theile aus der Leibwache des Radschah genommen waren. Als wir durch die Straßen der Stadt zogen, kamen deren Bewohner eiligst aus ihren Häusern hervor, um den Sohn ihres Herrn zu sehen, und begrüßten ihn, indem sie sich verneigten und mit den Fingern der rechten Hand ihre Stirn berührten. Der Dewan sprach sie mit freundlichen Worten an, was Alle mit dem höchsten Entzücken zu erfüllen schien.

Tschatterpur ist die reinlichste und blühendste Stadt der Provinz Bundlekund. Sie hat einige beträchtliche Papier-Fabriken und versieht die ganze Umgegend mit ihrer freilich etwas plumpen Messerschmiede-Arbeit, die aus dem reichen Eisenvorrathe der benachbarten Berge gefertigt wird. Sehr zahlreich sind daselbst auch die Betel-Gärten, besonders bei Malara, einem Dorfe, etwa zehn Meilen von der Stadt, in welchem auch ein Sommersitz des Radschah ist. Die Taxe auf das Betel beträgt drei bis vier Rupien vom Morgen Landes. Einer der Gärten von Malara ist so groß, daß er 3000 Rupien (etwa 2000 Thaler) jährlicher Steuern zahlt.

Am anderen Morgen nahm der Radschah, der inzwischen eine bessere Nacht gehabt hatte, mein Tränkchen schon ohne das bedenkliche Augenzwinken; ja, so viel hatte ich an Kredit gewonnen, daß er mich sogar aufforderte, dem Dewan in die inneren Gemächer des Palastes zu folgen, um der „Ranie", der Mutter desselben, einen Besuch abzustatten. Der Hindu beobachtet nämlich die eigenthümliche Sitte, als Bezeichnung seiner eigenen Frau niemals das Wort Weib, Frau, Gattin zu gebrauchen, sondern immer umschreibend, z. B. eine gewisse Person, oder ähnlich, sich auszudrücken. Nachdem wir, der Dewan und ich, einen Hof überschritten und daselbst unsere Begleitung zurückgelassen hatten, stiegen wir eine sehr steile Treppe hinan, die

ugleich so eng war, daß es weder des Embonpoint noch der Be-
utsamkeit Sir John Falstaff's bedurfte, um an der Möglich-
eit der Passage einigermaßen zu verzweifeln. Indeß, ich legte
den Engpaß glücklich genug zurück, war aber doch auch recht
gern damit einverstanden, auf einem Knie der Treppe, wie der
Dewan es wünschte, einige Augenblicke zu verweilen, bis man
einer Mutter meine Ankunft gemeldet hätte; zumal ich auf dieser
Ruhe-Station eine ganz leidliche Menge nicht minder leidlicher
schwarzäugiger Sklaven-Mädchen zu sehen bekam, denen wohl
auch ein Jüngerer ihre Neugier, einen Europäischen Arzt wieder
und immer wieder zu beschauen, nicht übel genommen haben
würde. — Bald aber hob man das Bambus-Gitter, das
den Eingang zu einem nur ganz matt erleuchteten Gemache,
in welches ich geführt wurde, bis dahin versperrte. Als meine
Augen nun an das Dunkel sich gewöhnt hatten, fielen sie
zuerst auf einen Gegenstand von ganz kleinen Dimensionen,
der von oben bis unten in einen seidenen Sack, mit nur zwei
winzigen Oeffnungen, gehüllt erschien. Mich soll es nicht wun-
dern, wenn der Leser, leichter als ich selber, schon errathen, daß
dieser Sack nichts Geringeres als eben die Ranie umschloß. Ich
setzte mich zu ihr und hörte den Bericht von ihren Leiden des
längsten und Breitesten, einzig von den Ausdrücken der Theil-
nahme ihrer wirklich eben so reizenden, als zahlreichen jungen
Dienerinnen (die glücklicherweise nicht so unbarmherzig gesackt
waren) unterbrochen, mit christlicher Geduld und auch mit mehr
Aufmerksamkeit an, als dem jungen Leser vielleicht wahrschein-
lich seyn wird. Dann ersuchte ich sie — wohlverstanden: die
Herrin — ihre Hand mir zu erlauben, was sie erst nach einigem
Zögern bewilligte und, wegen des verwünschten Sackes, nicht
ohne Schwierigkeit bewerkstelligte. Nun möchte ich mir zwar
um Alles in der Welt nicht etwa eine meiner früheren Patien-
tinnen verfeinden; aber, der Wahrheit die Ehre: Nie vorher hab'
ich ein so zartes Händchen, ein so feines Aermchen unter meinen
Fingern gefühlt, wie bei dieser Dame, die mir der alberne Sack übri-
gens so neidisch verbarg! Nachdem ich die Ranie vollständig an-
gehört und ihre Fragen nach Kräften beantwortet hatte, brachte
man, wie gewöhnlich, Zuckerwerk und Kuchen, wovon ich eine
Kleinigkeit nahm. Dann wurde ich entlassen, fand im Vorzim-
mer den freundlichen Dewan wieder und kehrte in einem Pa-
lankin nach Hause zurück.

In Uebereinstimmung mit der untergeordneten Stellung, in
welcher die Indischen Frauen sich befinden, hat man es für
zweckmäßig erkannt, ihnen auch die Kenntniß der Buchstaben zu
versagen. Die Weiber — so meinen die Hindu's — brauchen
keine literarische Kenntnisse, um ihre häuslichen Pflichten zu
erfüllen und darin ihr Glück zu finden. Und so groß ist die
Macht dieses Gewohnheit-Rechts, daß eine Indische Dame schwe-
ren Tadel erfahren und arg kompromittirt seyn würde, wenn es
an den Tag käme, daß sie sich so weit vergessen, lesen und schrei-
ben zu lernen.

Doch darf man aus alledem immer noch nicht schließen, daß
die Asiatischen Frauen überhaupt in ganz willenloser Sklaverei
gehalten würden. Im Gegentheil: die Muhammedanischen Da-
men erfreuen sich gar mancher Rechte, die den christlichen Ehe-
frauen von ihren Gatten schwerlich zugestanden werden möchten:
Jene haben ihren weiblichen Codex in optima forma; derselbe
führt ihre Privilegia alle nach der Reihe auf und erklärt sie der-
gestalt, daß ihre Unabhängigkeit in diesen Stücken keinem Zwei-
fel unterworfen werden kann. Dieß Gesetzbuch heißt zwar Ki-
tabi Kuslum Nameh — Das Buch des Kuslum Nameh —
ist aber, obgleich es nur eines Verfassers Namen trägt, in der
That das Werk eines Konklave von sieben weisen — Frauen.
Vor den Strahlen der Weisheit dieses Sieben-Gestirnes erschei-
nen alle Männer unter drei Abstufungen: Zur ersten Klasse
gehört der Mann, wie er seyn soll — zur zweiten; der
halbe Mann — zur dritten: der Hulpul-hupla.

Der Mann, wie er seyn soll, hat die Mittel, seiner
Gattin nicht allein die nothwendigen Bedürfnisse des Lebens, son-
dern überhaupt Alles, was ihre Laune irgend begehren mag, zu
verschaffen — geht nie ohne Bewilligung seiner Frau aus — und
thut Nichts, was ihren Wünschen zuwider liefe. — Der halbe
Mann ist ein armer Wicht, der nur gerade so viel hat, als zu
einem Leben ohne Aufwand, ohne Annehmlichkeiten durchaus er-
forderlich ist. Seine Frau bleibt zu Hause und arbeitet; folglich
ist der fleißigen Martha auch wajib (erlaubt), ihrem Männchen
kurzweg zu antworten und, wenn sie etwa gar mit Schlägen be-
dacht werden sollte, sofort Repressalien zu gebrauchen, d. h. ihn zu
kratzen, am Barte zu zausen und überhaupt auf alle ersinnliche
Art ihn zu vexiren. — Sollte man hiernach wohl meinen, daß
noch eine Nr. 3, etwas noch Armseligeres, gefunden werden
könne? Und doch ist es der Fall: der unglückliche Hulpul-hupla
ist's, der weder Geld hat, noch Freunde. Seine Frau kann aus
dem Hause gehen und wegbleiben, wenn es ihr beliebt, zehn
Tage und zehn Nächte lang, ohne daß der Strohwitwer wagen
dürfte, deshalb, wenn auch noch so liebevoll und liebenswürdig,
zu schmollen. Nicht einmal fragen darf er, wo seine schönere
Hälfte inzwischen weilte. Findet er in seinem Hause einen Gast,
mit dem es ihm etwa geht, wie mit dem Winde: von dem er
auch nicht weiß, von wannen er bläst, noch wohin er fährt —
einen Gast, dessen ehrende Bekanntschaft, seines Wissens, ihm
vorher noch gar nicht vergönnt gewesen, so gilt für ihn dasselbe
Recht: Niemals zu fragen. — Trifft der Hulpul-hupla einmal
die Hausthür verschlossen, so zieht er sich so demüthig und ge-
räuschlos als möglich zurück und wartet geduldig, bis sie ihm
wieder geöffnet wird. — Denjenigen unserer Leserinnen, welche
die Wißbegierde des Comité für orientalische Uebersetzun-
gen in Bezug auf den Kuslum Nameh theilen, diene zur Nach-
richt, daß dieser lichtvolle Plejaden-Erguß im Auftrage der eben-
genannten Gesellschaft von Herrn Atkinson, Mitgliede des In-
dischen Medizinal-Kollegiums, vollständig und sorgsam übertragen
worden ist. Man lese, und man wird finden, daß in Europa
von der wirklichen Stellung des weiblichen Geschlechtes im Orient
bisher eigentlich nur dessen Aufenthalt im Harem — diese, wie
man allgemein glaubt, lebenslänglich ununterbrochene Haft —
bekannt geworden ist.

Nach Verlauf von vierzehn Tagen waren meine Patienten
in der Besserung so weit vorgeschritten, daß ich mich beim
Radschah beurlauben konnte. Er drückte mir über meine Abreise
das lebhafteste Bedauern aus und betheuerte mir, in der über-
treibenden und emphatischen Redeweise seines Landes: ich sey
ihm lieber, denn Vater und Mutter, und seine Erkenntlichkeit für
die Dienste, welche ich nicht nur ihm, seinem Sohne und der
Ranie, sondern auch so vielen seiner Unterthanen erwiesen, werde
nimmer und nimmer versiegen! Doch wird man die Aufrichtig-
keit dieser Hyperbeln nach Verdienste würdigen können, wenn
ich versichere, daß der ganze Beweis für diese Erkenntlichkeit in
einem Pferde bestand, das er mir verehrte, das aber erst dann
einigen Werth für mich gewann, als ich so glücklich war, es
wieder loszuwerden, freilich ohne eben einen sonderlichen Ruhm
oder Preis davonzutragen, denn es war von Hause aus krank.

In Keitah traf ich ganz und heil wieder ein; denn der einzige
Unfall, der mir auf der Rückkehr begegnete, war verhängnißvoller
für meine Portativ-Apotheke, als für mich selber. Der Fackel-
träger hatte nämlich nicht den erforderlichen Vorrath an Brennöl
mitgenommen, so daß zwischen Logossa und Dschipur dieser Artikel
uns gänzlich ausging. Da es uns zugleich, mitten in der Nacht
und fern von jeder menschlichen Wohnung, durchaus unmöglich
war, Oel aufzutreiben, so hätten wir sonder Gnade und Barm-
herzigkeit den Anbruch des Morgens mitten im Walde abwarten
müssen, wären nicht in meinem Medizin-Kasten noch einige Unzen
Ricinusöl gewesen, welche hinreichten, die Fackel zu unterhalten
und uns somit aus der Verlegenheit zu ziehen. In einem ähn-
lichen Falle mußte einmal ein junger Offizier, der gerade, um
zu seinem Regimente zurückzukehren, Kalkutta verlassen und
unter Anderem auch mehrere Toiletten-Bedürfnisse bei sich hatte,
sechs Fläschchen kostbaren Makassar-Oeles opfern, um seine Reise
in einer finsteren Nacht fortsetzen zu können.

Kaunpur, wohin mein Corps, von Keitah aus, verlegt wurde,
um drei Jahre daselbst zu bleiben, ist eine der bedeutendsten
Städte Ober-Indiens. Die Cantonnements nehmen einen Raum
von sechs Engl. Meilen längs dem Ganges ein. Zahlreich stehen
die niedlichsten Häuser am Ufer, prangend mit ihren umfang-
reichen Gärten, die sich bis an den Rand des Flusses erstrecken.
Mehrere Europäische Kaufleute haben sich daselbst angebaut.
Jetzt ist dort auch eine sehr beträchtliche Selterwasser-Fabrik,
welche dieses wohlthätige Getränk nach allen Stationen Ober-
Indiens versendet. Eben so zwei Eiskeller, die mittelst Subscrip-
tionen unterhalten werden. Man gewinnt das Eis, indem man
während der kalten Jahreszeit ziemlich flache mit Stroh bedeckte
irdene Näpfe an die freie Luft stellt. Früher konnte man sich
nur in Ober-Indien Eis verschaffen; jetzt aber hat ein betriebsa-
mer Mann aus Boston die Bewohner Kalkutta's mit diesem Ar-
tikel versorgt, dessen dringende Nothwendigkeit die Bewohner
minder heißer Klimate wohl nicht so ganz begreifen werden. Die
erste Ladung kam 1832 an; und war auch der Unglaube der
Einwohnerschaft an das Gelingen einer solchen Unternehmung,
bis zum letzten Augenblicke, eben so unbedingt als allgemein
gewesen, so war ihre Ueberraschung doch noch viel größer, als
sie vor ihren Augen wirklich 236 Tonnen des schönsten Eises
ausschiffen sah. Das Defizit während der ganzen Fahrt von
Boston her betrug nur 64 Tonnen. Das Eis war in viereckige
Blocke, die dicht an einander gerückt standen, wie die Theekisten
aus China, zugehauen und mit einer dicken Lage Gerber-Lohe
bedeckt.

Zu Kaunpur ist aber ganz besonders der Mangel eines schick-
lichen Gebäudes für die Abhaltung des Gottesdienstes fühlbar.
Die Feierlichkeit desselben wird dort durch die Art, wie er jetzt
abgewartet werden muß, in der That arg kompromittirt. Lei-
der hat der Bischof Haber sein Bedauern über diesen Zustand
der Sache vergeblich laut ausgesprochen und auch seinen Einfluß
ohne Erfolg verwendet, um das Gouvernement zur Abhülfe zu
vermögen. Sir W. Bentinck hat auf die neulich eingegangenen
wiederholten Vorstellungen deshalb nur erwidert: wenn man
eine Subscription dazu eröffnete, so würde auch das Gouverne-
ment mit unterzeichnen. Und doch wüßte ich wahrhaftig keinen
Ort, wo ein Theil der Fonds zu Errichtung von Gotteshäusern
besser als in Hindostan verwendet werden könnte. Das Comité
für diese Fonds hat kürzlich Geld zu einer Anglikanischen Kapelle
in Griechenland bewilligt; und Indien, diesem Lande, daß doch ge-
wiß weit mehr gerechte Ansprüche auf eine solche Gunst hat,
wird sie verweigert. Auch kann man von nur mäßig bemittelten
Leuten, die noch dazu ihren Wohnsitz so häufig verändern, wie
die Engländer in Hindostan, nicht wohl große Opfer für Errich-
tung eines Gebäudes erwarten, bei dessen Grundsteinlegung sie
vielleicht schon nicht mehr an Ort und Stelle sind. Freilich ist
es wahr, daß es in den Haupt-Stationen einen vom Gouverne-
ment ernannten Kaplan und hier und da auch einige Kirchen giebt;
doch ist es nicht minder wahr, daß die protestantische Gemeinde

von Kaunpur seit vierzig Jahren ihren Gottesdienst in der Reitbahn des Dragoner-Regiments oder in der unbequemen Wohnung irgend eines Subalternen gefeiert hat. Die achtbarsten Eingeborenen fühlen die Bedeutung dieses Mangels sehr gut und rügen ihn auch mit dem gesunden Sinne, der sie überhaupt charakterisirt. So fragen sie wohl: Hat denn Euer Volk kein Haus für seinen Gott und dessen Verehrung? Ihr müßt doch gar wenig Achtung für Euren Gott haben, da Ihr ja eher einzeln zwei Häuser für Euch errichtet und ausschmückt, als Alle zusammen auch nur ein einziges für Ihn. — Und hierin eben liegt zweifelsohne die Abneigung, mit welcher unsere Religion in Indien betrachtet wird. Woher anders käme der geringe Erfolg der dortigen Missionaire? So lange sie zu Versammlung ihrer Proselyten und zu Herbeiziehung der höheren Klassen der Eingeborenen zu dem Gottesdienste keinen schicklichen und eigens dazu eingerichteten Ort haben, so lange werden sie auch eben so wenig Früchte von ihrer Arbeit ärndten, wie bisher. Denn bei den Unwissenden jeder Nation bedarf die Religion, um sie zu überzeugen und für sich zu gewinnen, durchaus der Stütze eines imponirenden äußeren Ritus; wie viel mehr also offenbar bei den bilderdienerischen Völkerschaften Hindostans!

Mannigfaltiges.

— Wandernde Sagen abermals*). Die wilde Jagd, ein Geräusch, welches Jäger und einsame Wanderer in tiefen Waldungen zur Stunde der Mitternacht wahrgenommen und wobei sie das feurige Vorüberziehen phantastischer Gestalten durch die Lüfte gesehen zu haben versichern, ist der Gegenstand uralter bei allen Völkern unter den verschiedenartigsten Formen hervortretender Sage. Wer ihrem Ursprunge nachforschen will,

Der nehme des Geläutes wahr,
Das in dem Walde tief ertönet.
(Uhland.)

Die Stimmen aus dem Walde, deren die alten Griechen und Römer (Virgil, Georg. I. 476; Tibull, Eleg. II, 5, 78; Ovid, Metam. XV, 792; Livius an mehreren Stellen u. s. w.) so häufig gedenken und die sie dem Pan und seinen Genossen zuschreiben; die Teufelsstimme auf Ceylon, welcher Schubert in seinem mystisch-abenteuerlichen Werke: Die Urwelt und die Fixsterne, eine fast naturhistorische Wichtigkeit beilegt (vergl. auch Benzenberg in Gilbert's Annalen der Physik, Bd. VIII, S. 244) sind nichts als andere Formen der mittelalterlichen Sage „vom Wildgrafen und seinem bösen Heer". Wie die Sage, der Ossa vergleichbar, die über den Häuptern der Menschen einschreitet, das Kleid des Jahrhunderts trägt, in welchem sie herniederschwebt, um auf kürzere oder längere Zeit ihren Wohnsitz unter den Kindern der Erde aufzuschlagen, und dann wiederum, dem Antäus gleich, neue Kräfte aus der mütterlichen Erde saugt, geht auch aus diesem Beispiele deutlich hervor: die Mitternachtsstunde und die äußere Einkleidung sind das unverkennbare christlich-Germanische Element in der neuesten Gestaltung der Sage. (S. über dieselbe v. Dobeneck, des Deutschen Mittelalters Volksglauben, Th. I, S. 62; der Gebrüder Grimm Deutsche Sagen, Th. I, Nr. 308 folgd.; die Kuriositäten, Th. II, S. 472 ff.; v. Baczko, Legenden, Volkssagen u. s. w. Halle, 1817, Th. II, S. 161.) Auch in Spanien tritt diese Sage in einer anderen Einkleidung auf. „Der Licentiat Ardevines", sagt der Kapuziner Fray Antonio de Fuentalapeña (el Ente Dilucidado III, 5. 8. 644), „erzählt, daß die sogenannten Hausgeister (spiritus familiares) oder Luftdämonen die Erscheinung von Hexen und Schlachten verursachen, wie die, von denen die Sage spricht — und mehrere Männer haben die Wahrheit der Aussage als Augenzeugen erhärtet — in der Stadt und dem Schlosse Marcuello, einer Festung am Fuße der Gebirge von Aragonien, jetzt unbewohnt wegen des furchtbaren Lärmes, welchen man darin vernimmt, einst der Zufluchtsort des Grafen Don Julian, des Verräthers von Spanien. Es wird erzählt, daß gewisse Erscheinungen von Kriegern in der Luft wahrgenommen werden, indem angeblich die Ritter und Krieger brausend einherziehen, die Julian einst bei Ausführung seiner Pläne unterstützten." (S. die Originalstelle bei Washington Irving, Legends on the Conquest of Spain, p. 339. London, 1835. 8.) — Bekannt ist die Erzählung von dem Ei des Columbus an der Tafel des Mendoza, „des großen Kardinals von Spanien", wie sie zuerst bei Theodor de Bry und dann bei unzähligen anderen Schriftstellern berichtet ist. Auch sie gehört in diese Kategorie von Sagen: denn schon ein halbes Jahrhundert früher wird dieselbe von Brunellesco, dem Erbauer der Kuppel von Santa Maria di Fiore zu Florenz berichtet. (Vergl. Voltaire, Essai sur les Moeurs, chap. 144. Alex. von Humboldt, Examen critique de l'histoire de la géographie du Nouveau Continent, p. 417 u. ff. der Folio-Ausgabe.) Die Bemerkung, welche Voltaire bei dieser Gelegenheit macht, daß die Mehrzahl geistreicher Aeußerungen nur Wiederholungen früher schon ausgesprochener Witzworte (redites) seyen, würde eine Bestätigung in einer Erzählung bei Quatremere de Quincy (Histoire de la vie et des ouvrages des plus célèbres architectes. Paris, 1830. 8. Vol. I, p. 63) finden, wenn nicht hier ein Unterschied zwischen bewußter Wiederholung des Gelehrten (und zwar ist von dem Archimedischen Ausspruche δὸς μοῦ πᾶ die Rede) und schöpferischer Neugeburt des geistreich und selbstständig bildenden Volkes gemacht werden müßte. Daß Dichter oft absichtlich den ersten Anstoß zur Erneuerung längst verklungener Ueberlieferungen aus heimathlicher oder fremder Vorzeit gegeben haben und fortwährend geben, ersieht man unter Anderem aus Vergleichung des idyllenartig behandelten Volks-Mährchens: Der Statthalter von Schopfheim in Hebel's Allemannischen Gedichten mit der Geschichte von David und Abigail (s. Göthe's Werke, Taschenausgabe, Th. XXXIII, S. 142), oder des Gedichtes „die nächtliche Stunde auf St. Helena" in v. Zedlitz Todtenkränzen mit der oben erwähnten Sage vom Grafen Don Julian. — Semiramis, die Tochter der Tauben (Diodor. II, 4), vergleicht mein väterlicher Freund Zeune geistvoll mit der Sakontala, der Tochter der Geier. (S. v. Bohlen, das alte Indien, u. s. w. Th. II, S. 399.) J. L. J.

— Der tönende Berg. Ein Brief eines gewissen Lieutenant Wellstead, der vom 26. Sptbr. 1836 datirt und in dem Journal der Asiatischen Gesellschaft zu Bengalen abgedruckt ist, giebt von diesem Wunderberge folgende Notizen: „Sie haben mir einst den Wunsch ausgedrückt, etwas Genaueres über den Djibbel Narcono (den tönenden Berg), an welchem in Europa so viel gezweifelt und gestritten ist, zu erfahren. Ich habe ihn auf meinem Wege hierher besucht. Er liegt am Strande des Meeres, etwa acht Meilen von Tor, bildet einen festen Hügel vom feinsten Sande und erhebt sich vom Spiegel der See ab in einem horizontalen Winkel von etwa 40 Graden zu der Höhe von ungefähr 600 Fuß. An seiner Spitze ist er mit einer im Halbkreise emporsteigenden Lage von Sandsteinfelsen eingefaßt, die bis zu dem spitzigen Kegelgipfel reichen und zur Bildung des Echo eine nur geringe Fläche bieten. Merkwürdig ist es, daß dort mehrere Hügel eine ganz ähnliche Bildung haben, daß aber jener tönende und summende Laut allein bei diesem Hügel sich findet. Wir stiegen dort von unseren Kameelen, während ein Beduine hinaufkletterte. Das Tönen ließ sich zuerst hören, als er eine beträchtliche Höhe erreicht hatte; es begann äußerst dumpf und leise in einem an das erste Säuseln in der Aeolsharfe erinnernden Laute, oder als wenn Jemand mit der nassen Hand über Glas hinstreicht. Der Ton wuchs, bis der Sand den Fuß erreichte, so daß er zuletzt fast dem Krachen des Donners glich. Er brachte den Fels, auf welchem wir saßen, zum Erbeben, unsere Kameele (Thiere, die bekanntlich zu nichts weniger als zum Schreck geneigt sind) schraken zusammen. Wir waren sämmtlich ganz erstaunt. Ich hatte den Berg schon im Winter-Monate besucht, aber damals war der Hall kaum hörbar gewesen, während jetzt die ausdörrende Glut der Sonne den Sand getrocknet und dadurch das Herabrollen desselben in größerer Menge bewirkt hatte. Die Ursache dieser wunderbaren Erscheinung wüßte ich auch nicht im entferntesten anzugeben; ich meine, daß wir mit Unrecht es dem in eine Grube fallenden Sande zuschreiben wollten, denn dadurch hätte wohl ein Schall entstehen können, aber die Ursache gleichsam fortdauernder Vibrationen auf einer ungeheuren Harfensaite würde man doch nicht also erklären können. Hier will ich mich aber am wenigsten in Vermuthungen erschöpfen; ich habe die Thatsachen sorgfältig verzeichnet und werde sie nach meiner Rückkehr in England umsichtigeren und weiseren Männern vorlegen, um zu sehen, ob sich etwas herausbringen läßt."

— Neue Englische Zeitschrift. Die Buchhandlung Longman, Orme and Co. zu London kündigt ein neues Unternehmen an, von welchem auch der Kontinent sich manches Interesse versprechen kann. Eine Vereinigung von Männern, die wissenschaftlich einen Namen sich bereits erworben haben, will eine neue Monatsschrift unter dem Titel the Monthly Chronicle herausgeben. Es werden in der Ankündigung Bulwer für das literarische Fach, Dav. Brewster und Lardner für Physik und Chemie, Henslow, Phillips, Vigors für Naturgeschichte, Lardner für Technologie u. s. w. genannt. Das dort abzuhandelnde Material soll unter die nachfolgenden Abtheilungen vertheilt werden: I. Geschichte. Hier soll geboten werden, was in der Englischen Literatur lange vermißt ist, die Erzählung der Geschichte unserer Zeit aus mehr authentischen und unparteiischeren Quellen, als sie die Spalten irgend eines Parteiblattes von seinem Standpunkte aus zu geben im Stande sind. Diese Nachrichten sollen mit der Thronbesteigung der Königin Victoria I. beginnen. II. Politik. Diese Wissenschaft soll nicht eine Combination mechanischer Prinzipien seyn, welche, bald auf Demokratie, bald auf Despotismus hinauslaufend, auf jede Nation und auf jedes Zeitalter anwendbar ist; sondern eine solche, welche alle Umstände und Einwirkungen der Zeit genau prüft und abwägt und so, im Leben angewendet, alle die Segnungen verbreitet, um deren willen der Staat Vormund des Volkes ist: Ordnung — Freiheit — Bildung. III. Literatur und Kritik. Unter dieser Rubrik sollen statt kurzer Ueberblicke flüchtiger Erscheinungen Artikel bleibenden Werthes gegeben werden. IV. Die sogenannten exakten Wissenschaften nebst spekulativer und Moral-Philosophie, aus welchen Gebieten man die wichtigsten Entdeckungen auf möglichst einfache und klare Weise vorlegen wird. V. Technologie, Gewerbskunde, Oekonomie. (The useful arts and Manufactures.) Dieser Theil soll für die Interessen der großen Menge eingerichtet werden, welche Landbau und Handel betreibt.

*) S. Magazin Nr. 16.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 21. Berlin, Freitag den 16. Februar 1838.

Aegypten.

Die neuesten Erscheinungen und Entdeckungen auf dem Gebiete der Aegyptischen Alterthumskunde.

Es ist gewiß eine der auffallendsten Erscheinungen, daß in unserem Deutschen Vaterlande, wo sämmtliche Wissenschaften Anbauer und Förderer gefunden haben, die Aegyptische Sprach- und Alterthumskunde, der in dem letzten Jahrzehend eine große Anzahl geistvoller Männer des Auslandes, namentlich Frankreichs, Englands und Italiens, Fleiß und Aufmerksamkeit zugewendet haben, allein unter allen unangebaut und fast vergessen daniederliegt, so daß kaum gelegentlich in einer Zeitungs-Nachricht neuerer Ausbeutungen und Forschungen des Auslandes gedacht wird. Die Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik haben seit einer Reihe von Jahren (seit 1831) alljährlich Beurtheilungen der wichtigsten literarischen Erscheinungen auf diesem Gebiete gegeben; aber diese Zeitschrift steht unter allen ihren kritischen Schwestern vereinzelt da. Mit Recht fragt man nach den Ursachen einer so auffallenden Vernachläßigung. Ist es Mangel an Interesse, welches die Wissenschaft selbst gewährt, die Trockenheit des Studiums, welche davon zurückschreckt? Wie sollten sich Deutsche durch einen solchen Beweggrund, wäre er auch wirklich vorhanden, was nicht der Fall ist, zurückweisen lassen? die Deutschen, denen fremde Völker so oft, und nicht ganz mit Unrecht, vorgeworfen haben, daß sie trockener und unergiebiger irgend ein Zweig des menschlichen Wissens gewesen, desto eifrigere und unermüdlichere Bearbeiter er bei ihnen gefunden habe, wo nach dem praktischen Nutzen des wissenschaftlichen Strebens erst zuletzt gefragt wird und aus eben diesem Grunde der praktische Nutzen, der nirgends ausbleiben kann und sich gewissermaßen von selbst aufdrängt, so bedeutend hervortritt. Eben so wenig können es die Schwierigkeiten der Aegyptischen Paläographie und Archäologie seyn, welche von diesem Felde zurückschrecken: eher ein Mangel an Hülfsmitteln. Wenn auch durch Grammatiken [1]), Wörterbücher [2]) und Abdrücke von Texten [3]), an denen es bisher in hohem Grade mangelte, die Erlernung der Koptischen Sprache, des unentbehrlichen Hülfsmittels zum tieferen Eindringen in die Kenntniß der Alt-Aegyptischen Sprache und Schrift, Geschichte und Alterthumskunde wesentlich erleichtert worden ist; wenn auch durch das mit Königlicher Freigebigkeit ausgestattete Aegyptische Museum in Berlin, welches so eben durch den Ankauf der zweiten [4]) Drovettischen Sammlung, in der sich unter anderen kolossalen Statuen, an denen es bisher gänzlich mangelte, auch eine Bildsäule des Königs Osortasen I., des Stifters der XVI. Dynastie, befindet [5]), erheblich bereichert worden ist, durch das Erscheinen einer bedeutenden Anzahl höchst wichtiger Kupferwerke (wir erinnern an Rosellini's Monumenti dell' Egitto e della Nubia, von denen so eben der erste Textband der dritten Abtheilung — Monumenti religiosi — erschienen ist, und der Herausgabe des noch fehlenden dritten Bandes der ersten Abtheilung — Monumenti storici — binnen kurzem entgegengesehen werden kann; an Champollion's Monumens d'Egypte et de Nubie, von denen vier Lieferungen erschienen sind; die Nuova Illustrazione storico-monumentale del basso Egitto del prof. D. Valeriani, Tom I. Firenze, 1836; die betreffenden Tafeln in dem Musée de Sculpture ancienne et moderne von dem Grafen von Clarac u. s. w., um anderer schon seit mehreren Jahren bekannter Werke nicht näher zu gedenken) eine reiche Fundgrube von Hülfsmitteln eröffnet worden ist; wenn auch die nächste Zukunft neue Quellen kritischer Forschungen darzubieten verspricht (Abdrücke des großen Funeralpapyrus; Abbildung der Römischen Obelisken [6]) von Unganelli, u. s. w.), so läßt sich doch nicht leugnen, daß allerdings noch immer diejenigen, welche sich mit der Alterthumskunde Aegyptens beschäftigen und beschäftigen möchten, gegen die Forscher Hellenischer und Italischer Archäologie bedeutend im Nachtheile sich befinden. Eine Vermehrung der in den Aegyptischen Museen befindlichen Schätze möchte von jetzt an um so schwieriger seyn, als Mehmed-Ali neuerdings die Ausfuhr Aegyptischer Alterthümer verboten und die Errichtung eines Museums nebst Bibliothek angeordnet hat, an dessen Spitze der Scheikh Refah gestellt worden ist [7]).

Gewißlich ist aber nicht der Mangel an Hülfsmitteln, welche bei einem so jungen Studium, wie das der Aegyptischen Paläographie und Archäologie, bedeutend genug sind, die Hauptursache der gränzenlosen Vernachläßigung dieses Zweiges der Alterthumskunde. Auch hier trägt Seyffarth's früheres Treiben seine unheilvollen Früchte. Als Champollion's Entdeckungen mit leidenschaftlicher Heftigkeit in Zweifel gezogen, mit allen Waffen der Ironie angegriffen [8]) und von einzelnen unwissenden Zeitungs-Referenten lächerlich gemacht wurden, ja als man sich sogar beeiferte, den Urheber als einen Charlatan darzustellen [9]), entstand ein allgemeines Mißtrauen in Deutschland, welches um so mehr um sich greifen mußte, als hier die gewichtigen Stimmen fehlten, welche sich in Frankreich, England und Italien zu Gunsten des neuen Systems ausgesprochen hatten. Selbst Wilhelm und Alexander v. Humboldt, Niebuhr u. A., die sich mit entscheidendem Urtheile für dasselbe erklärten, wurden nicht gehört. Da trat Seyffarth auf, der, auf Spohn's Ansehen gestützt, sein kalligraphisches System bekannt machte und mehrfache Anhänger fand, die aber bald verstummten, als er es selbst in seinem Systema astronomiae aegyptiacae quadripartitum umstieß

---

1) Die 1831 erschienene Grammatik von H. Tattam ist bekannt. Wenn sie auch nicht allen Erfordernissen einer strengen linguistischen Kritik entspricht, so gewährt sie doch bessere Abhülfe für die ersten Bedürfnisse, als die früheren von Blumberg, Tuki, Valperga-Caluso, Scholtz. In Rom erscheint so eben eine kleine Aegyptische Grammatik von Rosellini, zu welcher der Padre Unganelli, dessen wir gleich nachher noch einmal gedenken werden, die Beispiele gesammelt hat.

2) Tattam und Peyron. Des Letzteren Wörterbuch (Lexicon linguae Copticae. Taurini, 1835, 4.), nach den Wurzelbuchstaben geordnet, eine Frucht zehnjähriger unermüdeter Arbeit, ist ein sprachliches Meisterwerk und Jedem unentbehrlich, der sich mit Entzifferung der Hieroglyphen beschäftigt.

3) XII Prophetae minores coptice ed. Tattam. Oxonii, 1837, 8. Psalterium coptice. Ad codd. Mss. fidem recensuit Jul. Lud. Ideler. Berolini, typis Academ. 1837, 8.

4) Die erste Sammlung des ehemaligen Französischen General-Konsuls in Aegypten, Drovetti, befindet sich bekanntlich zu Turin. Mit ihr beschäftigen sich Champollion's Lettres au duc de Blacas.

5) Die erste Nachricht hierüber verdankt man Dr. Richard Lepsius, einem der beiden Redactions-Secretaire des archäologischen Institutes zu Rom, welcher die Sammlung vor ihrer Einschiffung zu Livorno genauer zu untersuchen Gelegenheit hatte.

6) Es sind in Rom überhaupt acht Obelisken vorhanden: 1) auf dem Lateran, welcher die Cartouchen von Thutmosis IV. und Thutmosis V. darbietet; 2) auf der piazza del popolo mit der Cartouche des Königs Menephtha I.; 3) in der Rotonda und 4) in der Villa Mattei, welche beide das Namen- und Titelschild des großen Rameses III. Meiamun enthalten; 5) auf dem Monte Citorio mit der Cartouche des Psammetich I.; 6) auf der piazza della Minerva mit dem Namen des Hophra (Apries); 7) auf der Piazza Navone, mit den Schildern des Vespasian, Titus und Domitian; 8) auf dem Monte Pincio mit dem Namen des Hadrian und der Kaiserin Sabina. Hieraus ergiebt sich, daß die Meinung des Pigafetta (Discorso d'intorno all' istoria dell' Aguglia, p. 5), Marsham (Chron. can. Aegypt., Saec. XVI, p. 433) und Gibert (Observations sur l'obélisque interprété par Hermapion in den Mémoires de l'Académie des Inscr. Vol. XXXV, p. 667—669), welche den Obelisken auf dem Lateran für den des Hermarion hielten, eben so unrichtig ist, wie die Ansicht von Bargaeus (Epist. de aedific. urbis Romae exercitoribus in Graev. Thesaur. Tom. IV, col. 1871 f.), Mercati (Degli obelischi di Roma, Cap. XIX, p. 203), Kircher (Obelisc. Pamphil. p. 128. Oedip. Aegypt. Tom. IV. p. 253), Bianchini (Istoria universale provata con monumenti, Roma, 1747, p. 411), und Zoëga (de orig. et usu obeliscor. p. 303), welche sich für den auf der piazza del popolo entschieden; oder von Bailey (Classical Journal XVI, Nr. 32, p. 318), welcher den Flamininischen für den des Hermapion hielt. Ist derselbe wirklich noch in Rom vorhanden, so kann es nur entweder der dritte oder der vierte der von uns erwähnten seyn.

7) Desto größere Aufmerksamkeit verdienen daher die noch in Europa in den Händen von Privat-Personen befindlichen und zum Verkauf ausgebotenen Sammlungen. Hierher gehören das Museum des verstorbenen Dodwell, dessen Verkauf der Direction des archäologischen Instituts übertragen ist; die zweite Sammlung des ehemaligen Schwedischen Konsuls zu Alexandrien, Ritter d'Anastasy (die frühere befindet sich bekanntlich zu Leyden), jetzt in Livorno, die besonders reich ist an schönen und alten Steles, auf denen sich genaue Data aus den Regierungsepochen der Könige Osortasen II. (XII. Dynastie) und Amenembe II. und III. (XVII. Dynastie) finden; die acht Papyrusrollen des Herrn Sallier zu Aix, unter denen sich diejenige befindet, welche Champollion und nach ihm Salvolini (Campagne de Ramsès le Grand contre les Scheta, Paris, 1835, 8.) zum Gegenstande ihrer Untersuchungen gemacht haben; eine Sammlung des Herrn Guidi zu Rom; mehrere Aegyptische Alterthümer von Hrn. Baiseggio zu Rom gesammelt, worunter ein Fußgestell von schwarzem Granit mit einer Griechischen Inschrift, aus welcher erhellt, daß das Denkmal, zu welchem es als Base gehörte, dem Könige Ptolemäus Soter von seinem ἀγχιβάσιος, Hauptvorsteher, Trychses, Apollonios Philopatreios, errichtet worden war; endlich eine Sammlung von 60 Steles und anderen Gegenständen, welche bei dem Griechischen Konsul Palli zu Livorno niedergelegt worden ist.

8) Namentlich von Pfaff (Erste Beilage zur Hieroglyphik: Die Weisheit der Aegypter und die Geschwätzigkeit der Franzosen. Nürnberg, 1825, 8.).

9) Wie namentlich Klaproth gethan hat in seinem Vorwort zu der Collection d'antiquités égyptiennes de M. le Chev. Palin, welche er gemeinschaftlich mit Dorow herausgab, und in dem Examen critique des travaux de feu M. Champollion sur les Hiéroglyphes. Paris, 1832, 8.

und ein apotelesmatisches an dessen Stelle zu setzen versuchte. Je lächerlicher nun die in diesem Werke aufgestellten Behauptungen waren; je schneller das ganze Gebäude bei dem ersten Rütteln an den unsicheren Grundlagen über den Haufen stürzte, desto mißtrauischer wurden diejenigen, welche bisher dem Gange der Forschungen gefolgt waren, indem sie nichts Bestehendes in dem ewigen Wechsel der Meinungen wahrnehmen zu können glaubten und auf Seyffarth, der mit so großer Munificenz von seiner Regierung unterstützt worden war, bedeutende Hoffnungen gebaut hatten. Mit besonderer Gehässigkeit griff man alles dasjenige an, was von Champollion und seinen bedeutenderen Schülern ausgegangen war; man machte ihm — wenn sich ja Jemand gedrungen fühlte, die Richtigkeit der Prinzipien anzuerkennen — die Priorität der Entdeckung streitig, indem man sie Young zu vindiziren suchte (ein Streit, welcher an den früheren zwischen Swinton und Barthélemy über die Entzifferung der Phönizischen Inschriften erinnerte): kurz, man erging sich in Nebensachen, ohne den Muth zu besitzen, auf tiefere Forschungen einzugehen, weil man fürchtete, eine vergebliche Arbeit zu unternehmen. Sollte nicht endlich der Zeitpunkt gekommen seyn, dieses thörichte Mißtrauen aufzugeben, die vorhandenen Hülfsmittel redlich zu benutzen und auch diesen Theil des wissenschaftlichen Gebietes, welcher für die biblische Archäologie (wie neuerdings wieder Saalschütz gezeigt hat), für die Ethnographie, die vergleichende Sprachkunde, die Geschichte des Menschengeschlechts, selbst für die Hellenische Alterthumskunde und die Römische Geschichte — anderer Zweige des menschlichen Wissens jetzt nicht zu gedenken — von der höchsten Wichtigkeit ist, auszubeuten? Wenn Männer, wie Sharpe[10], Wilson[11], der Neapolitaner Catalbo Janelli, dessen von widersinnigen Behauptungen aller Art wimmelnde Schriften in Deutschland glücklicher Weise (denn auch sie würden unfehlbar hier und dort Anklang gefunden haben) kaum bekannt geworden sind, abermalige Verwirrung anzurichten drohen; wenn auch v. Gulianoff (bekannter unter dem pseudonymen Namen Th. Ausonioli durch seine Opuscules archéologiques) das einst von Klaproth in Schutz genommene System der akrologischen Hieroglyphen noch immer mit Hartnäckigkeit verficht und sogar die Kabbala herbeizieht; wenn sich auch Palin vor nicht allzu langer Zeit abermals zur Vertheidigung seines längst vergessenen Systemes hat vernehmen lassen; so ist die Gefahr in der That nicht so bedeutend, als sie Manchem erscheinen möchte. Opinionum commenta delet dies und Multi pertransibunt et augebitur scientia sind zwei Sätze, die noch Niemand in Zweifel zu ziehen versucht hat. (Schluß folgt.)

10) The early history of Egypt, from the Old Testament, Herodotus, Manetho and the hieroglyphical inscriptions. London, 1836, 4. Lexicon hieroglyphicum. London, 1837, 4. Was man von der Gelehrsamkeit des Verfassers zu erwarten habe, ersieht man aus folgenden Etymologieen und Angaben, die sich in dem ersteren Werke finden: (p. 185) pa, peth, p, ph soll der bestimmte Artikel seyn (pa ist der Artikel mit dem pronomen personale suffixum der ersten Person; peth der Artikel oder das pronomen demonstrativum verbunden mit dem relativum, statt p-o-th oder ph-o-th); als Plural-Artikel wird angegeben pi, pith und als Beispiele dafür Pi-beseth, Pith-om, Pi-hahiroth, Hebräische Städtenamen; in der Endung des Wortes Hierogrammateus erkennt er (p. 137) das Aegyptische ti, Haus; τὰ περὶ φύσεων leitet er her von dem Aegyptischen Präformativum met und dem Griechischen φύσις (etwa wie ὁ König, μετὰ τὸν König-reich u. s. w.), wobei er einige Beispiele anführt, die uns in Zweifel darüber lassen, ob der Verf. jemals eine Kenntniß der Griechischen Sprache besessen. Besser wäre es doch Sire von Si-re, Sohn der Sonne, einem Titel der Aegyptischen Könige, herzuleiten, oder Senor von Se-n-hor, Sohn des Horus, u. ähnl. Wem fällt hier nicht Seyffarth's Etymologie des Lateinischen sol ein, von sin Stern und la (Baschmuritisch statt ra) Sonne, gleichsam Sonnengestirn. Spuren des Baschmuritischen Dialekts der Aegyptischen Sprache im Lateinischen nachzuweisen! Wenn Sharpe (p. 179) den Namen des Αρωέρις von ar (Horus) und aro König herleitet, etwa wie ἀνακτ-ἀνάλων bei Homer (Il. α', 36), so ließe sich dies eher hören; wenn nicht die Ableitung von ar, or (Horus) und oar groß feststände.

11) Essay on Hieroglyphics. London, 1837. 8.

vergab, als sich geziemte. Der Prunk des Hoflebens, das Ceremoniell, die Repräsentation fiel ihr lästig; sie ließ sich gern mit ihren nächsten Umgebungen in bequemer Vertraulichkeit gehen. Ihr Briefwechsel mit der Herzogin ging unter angenommenen Namen; alle Förmlichkeit, alle Bezugnahme auf Rang und Titel fiel weg; die Königin schrieb und unterzeichnete schlechtweg als Mistreß Morley und die Herzogin als Mistreß Freeman. Die Originale der Schreiben befinden sich in dem Familienarchive der Churchill (dies ist der Geschlechtsname der Herzoge von Marlborough) zu Schloß Blenheim, und man kann es Schwarz auf Weiß bestätigt finden, daß die Königin sich diese schlicht bürgerliche Adresse und Anrede gefallen ließ. Ja Lady Sarah versichert in den Briefen an ihren Gemahl, und obwohl ihr Zeugniß sonst für kein besonders zuverlässiges gelten darf, so müssen wir ihr doch wohl in diesem Falle Glauben schenken, weil das Gegentheil allzu unwahrscheinlich seyn würde, — Lady Sarah versichert, der Vorschlag zu dem vertraulichen Namenumtausch sey von der Königin selbst ausgegangen. Mistreß Freeman benutzte dieses Zugeständniß im allerweitesten Umfange und nahm sich mit der Mistreß Morley Freiheiten heraus, die nahe an Impertinenz streiften. Ja sie rechnet sich ihre Unhöflichkeit zum Ruhme an, daß sie sich nicht scheue, der Königin unumwunden und freimüthig Wahrheiten, selbst von der unangenehmsten Art, zu sagen. Das war in der That zu jener Zeit eine seltene, ganz ausgezeichnete und unerhörte Tugend, und Ihro Herzogliche Gnaden würden Lob, Ehre und Preis in alle Ewigkeit verdienen für das edle Bemühen, der Wahrheit den Weg an die Stufen des Thrones zu bahnen, wenn sie nur auch gegen andere Personen und in anderen Verhältnissen diese Wahrheitsliebe, diese Aufrichtigkeit, diese unerschütterliche Geradheit bewiesen, wenn sie nicht leider tausend Proben ihrer Meisterschaft in Lügen, Tücken und Ränken abgelegt hätte. Zu dem ist es offenkundig und liegt in diesen Briefen allerwärts zu Tage, daß sie keineswegs mit Wahrheit gegen die Königin umgegangen ist, vielmehr die unerfahrene und keines selbstständigen Urtheils fähige Anna in grober Täuschung befangen gehalten, derselben Alles in solchem Lichte, wie es ihr, der Herzogin zusagte, dargestellt, — ja man muß sagen, daß sie der Königin ihre Meinungen aufgezwungen und mit aller Eifersucht eines herrschsüchtigen Weibes darüber gewacht hat, daß Keiner, außer ihr und ihren Kreaturen, das Ohr der Königin gewann. Von dem Tone, welchen sie sich gegen die Monarchin erlaubte, gebe folgende Briefstelle ein Beispiel:

„Es ist ein Unglück für Sie, daß Ihnen ganz unrichtige Vorstellungen und Begriffe über die wichtigsten Angelegenheiten des Landes von Jugend auf beigebracht worden sind. Unter der Regierung Ihres Oheims und Ihres Vaters galt es bei Hofe für guten Ton, und Schmeichler empfahlen sich damit, die achtbarsten Männer zu verhöhnen und ihnen Spottnamen oder noch Aergeres anzuhängen, lediglich dafür, daß sie sich weigerten, dem katholischen Wesen und den Päpstlern Vorschub zu thun. Dergleichen haben Sie von Ihrem zwölften Jahre an beständig anzuhören bekommen, und noch vieles Andere, was sich in einem Briefe nicht so ausführlich sagen läßt. Die damals eingesogenen Vorurtheile beherrschen zum Theil Ihren Geist noch heute, und gleichwie Leute, die ihr Leben lang nur einerlei Art von Büchern gelesen haben, nothwendig in einseitige Irrthümer verfallen, so besitzen auch Sie in gewissen Dingen keine unbefangene und richtige Einsicht. Wenn man die Sachen nicht von allen Seiten betrachtet, wenn man sich nicht von allen Umständen und von dem ganzen Für und Wider unterrichtet, so kann man weder gerecht richten noch klug entscheiden. Personen des allerhöchsten Ranges, gleich Ihnen, sind in dieser Hinsicht wirklich ungünstig gestellt; sie werden mit der Welt und mit den Menschen, wie sie sind, nicht gehörig bekannt; sie können von ihrer Höhe nicht herunter steigen und sich überall selbst umsehen, um auf die Wahrheit zu kommen. Sie selbst können dies mit dem besten Willen nicht ändern, und wenn Sie über irgend einen Punkt wohl unterrichtet seyn wollen, müssen Sie sich an Personen wenden, zu deren Einsicht und Erfahrung, Treue und Wahrhaftigkeit Sie Vertrauen haben. Nun bemerke ich seit einiger Zeit mit großer und aufrichtiger Bekümmerniß, daß Sie Ihren bisherigen Rathgebern und Führern, — und fürwahr, ihre Führung ist eine glückliche gewesen —, daß Sie Dienern von der bewährtesten Anhänglichkeit, die kein anderes Interesse kennen als Ihres, nicht mehr das gleiche Zutrauen, die gleiche Werthschätzung zu Theil werden lassen, wie früher u. s. w."

Ganz vortrefflich, nicht wahr? goldene Worte, nur leider nicht aus ehrlichem Herzen und nicht ehrlich gemeint. Denn während die Herzogin so schrieb, intriguirte sie in einem fort zu Gunsten ihrer Freunde und dienstbaren Geister, komplottirte mit Whigs gegen Tories, mit Tories gegen Whigs, und hatte die Einen wie die Anderen zum Besten. Aus späterer Zeit, als sie bereits durch die Masham überflügelt war, ist das folgende Brieffragment. Nachdem sie nämlich der Königin vorgeworfen hat, sie lasse sich von Mistreß Masham beherrschen und gängeln, und darum gehe jetzt Alles, daheim und auswärts, für England so schlecht, heißt es weiter:

„Nicht ich allein bin dieser Meinung. Wollten Ew. Majestät unerkannt, den ersten besten achtbaren Mann auf der Straße anreden und fragen, woher es komme, daß die Dinge plötzlich eine so schlimme Wendung genommen haben, so würde er antworten: „„Das macht, weil die Königin auf einmal eine Gunst auf die Mistreß Masham geworfen hat, und leider Gottes, die Leute, so sich hinter dies Weib gesteckt haben, die regieren jetzt die Königin

England.

Die Korrespondenz der Herzogin von Marlborough.

(Schluß.)

Es fanden damals Viele ganz unbegreiflich und unerklärlich, wie es die Herzogin zu einem so gebietenden, allvermögenden Einfluß, zu einer so despotischen geistigen Gewalt über die Königin habe bringen und wie Anna sich diese Bevormundung zehn ganze Jahre habe gefallen lassen können. Die Sache ging jedoch sehr natürlich zu. Die Königin und Lady Sarah waren mit einander aufgewachsen, hatten als Kinder mit einander gespielt. Anna war eine Frau von schwachem Verstande, gutmüthig, willenlos, ohne Selbstvertrauen, des Anlehnens an einen stärkeren Charakter bedürftig. Wenn man über eine Sache vom geringsten Belang einen Befehl, eine Entscheidung von ihr nachsuchte, wurde ihr Angst, und sie war herzlich froh, wenn Jemand ihr die Last und die Verantwortlichkeit abnahm. Sie hatte in den meisten Dingen gar keine eigene Meinung; sie hing ganz von den Eingebungen und Rathschlägen derjenigen ab, welche ihr zunächst standen. Die Herzogin hingegen war eine Frau von entschiedenem und energischem Willen, von einer Kühnheit, die das Aeußerste sich herausnahm und durchsetzte, beharrlich, unbeugsam, anmaßend, ganz zum Herrschen und Befehlen gemacht. Wo sie einmal Fuß gefaßt hatte, da war sie nicht wieder zu verdrängen; wurde ihr irgend ein Vertrauen zugewendet, irgend ein Einfluß verstattet, sie mußte Alles an sich reißen; mit dem Sprüchwort zu reden: wer ihr die Fingerspitze reichte, bekam die Hand nicht wieder los. Dazu kam, daß die Königin sich freiwillig mehr von ihrer Würde

und das Land.““ Ew. Majestät sagen, Sie bitten zu Gott, daß er mir die Augen öffne und mir zur Erkenntniß des Rechten helfe. Ich thue, mit allen patriotischen Engländern, von ganzem Herzen das gleiche Gebet für Ew. Majestät. Er möge Ihre Augen öffnen für die Treue und das Verdienst alter, vieljähriger Diener, und ihre Ohren für das Zureden, für die Warnungen erprobter, zuverlässiger Minister und Räthe. Ja ich möchte Ew. Majestät, zum Heile Englands, ein Mittel vorschlagen, wie Sie schnell und gründlich zur Erkenntniß des Rechten gelangen können. Aendern Sie Ihr Ministerium ganz und gar. Verabschieden Sie Ihren Feldmarschall, verabschieden Sie Ihren Schatzmeister*); lassen Sie das Land von den Kreaturen der Mistreß Masham regieren, und sehen Sie zu, wie lange es gehen wird, und wie weit Sie damit kommen. Uebrigens welche Männer auch Ew. Majestät in Ihren Rath und in die höchsten Aemter berufen mögen, so geziemt es sich, daß Sie auf deren Vorstellungen Gewicht legen, daß Sie deren ernste mit Gründen erwogene Rathschläge, nicht aber die Einflüsterungen niedriger und unverständiger Personen befolgen; es geziemt sich, und Ew. Majestät sind es Ihrer Ehre schuldig, der Welt zu zeigen, daß diese Mistreß Masham nicht mehr bei Ihnen zu gelten und zu sagen hat als jede andere Kammerfrau.“

So schreibt die in Ungnade Gefallene, die aus ihrer Höhe und Herrschaft Gestürzte; danach schließe man, was sie sich in den Tagen ihrer unbestrittenen Macht erlaubt haben mag. Anna war auch wirklich, der Herzogin gegenüber, so eingeschüchtert, durch das imponirende, gebieterische Wesen dieser Frau so unterjocht, daß sie kaum den Muth fand, einen Willen gegen den Willen der allgewaltigen Vertrauten zu haben. Und wenn sie je einmal von einem ihr zustehenden Rechte, von ihrer Autorität als Königin nach eigenem Gutdünken Gebrauch gemacht hatte, so ließ sie sich dann fast bis zu Entschuldigungen deswegen herab. Die Masham hatte den Versuch gemacht, eine ihrer Kreaturen in eine Hofstelle einzuschieben, wozu das Vorschlagsrecht der Herzogin zustand, und diese hatte sich darüber bei der Königin beschwert. Die Sache verhielt sich näher so: es war eine Person, die eine gewisse Aufwartung bei der Königin zu versehen hatte, krank und dienstunfähig geworden, und die Masham gab Anna den Gedanken ein, die Stelle zu besetzen, ohne die Herzogin zu fragen. Darüber stellte Lady Sarah in gewohnter, das heißt in gar nicht glimpflicher Weise die Königin zur Rede. Das Antwortschreiben Anna's steht im zweiten Theile unserer Briefsammlung. Der Anfang ist in äußerst milden, begütigenden Ausdrücken abgefaßt; hoffentlich, sagt die Königin, werde es ihr Niemand, und die Herzogin selbst am allerwenigsten, als unrecht oder unverständig auslegen, wenn sie für eine Stelle in ihrer nächsten Umgebung und Dienerschaft eine Person nach eigenem Gefallen auswähle. Weiterhin, wo sie ihr Recht, so zu handeln, gegen die Ansprüche der Herzogin vindizirt, wird der Ton etwas schärfer, verweisender, und man merkt sehr deutlich, daß die Königin hier Argumente produzirt, die ihr von der Masham unter die Hand gegeben sind. „Ich weiß recht wohl“, schreibt sie, „daß diese Stelle unter Ihren Amtsbereich gehört und Sie demgemäß das Recht haben, mir Personen für dieselbe vorzuschlagen. Allein so weit kann doch Ihr Recht nicht gehen, daß meines dadurch gänzlich ausgeschlossen und zunichte gemacht würde. Wenn ich Lust habe, wenn ich's für gut finde, die Stelle Jemanden zu verleihen, soll ich das nicht dürfen? Und da Sie mir zum zweiten Male das Beispiel des Herzogs von Somerset vorhalten, so muß ich Ihnen doch dagegen sagen: wenn Lord Somerset mir eine Person für eine Stelle in seinem Departement empfiehlt, so spricht er nicht, er verlange das als sein Recht, sondern, er schlage mir diese oder jene Ernennung vor und ersuche um meine Genehmigung. Es ist Ihnen wohl erinnerlich, daß ich mehrmals auf Ihre Verwendung und Empfehlung Leute zu Aemtern befördert habe, die in sein Departement gehören; er hat dagegen nie Schwierigkeiten erhoben, sondern sich meinem Wunsche und Willen gefügt. Uebrigens dürfen Sie nicht glauben, daß Jedermanns Empfehlungen bei mir gelten, oder daß mir eine Jede damit kommen darf. Die Person, von welcher Sie besorgen — und ich kann gar nicht begreifen, warum Sie ein so gefährliches Wesen aus der Sache machen — sie möchte Jemanden in die Stelle der Rainsford bringen, diese Person, ich stehe Ihnen dafür, wird sich gar nicht herausnehmen, mir Jemanden zu empfehlen. Und sollte, was Gott verhüten wolle, die arme Rainsford sterben, so werde ich auf gar Niemandes Verwendung hören, sondern in die Stelle berufen, wen ich will; dazu müssen Sie auch zufrieden seyn, — oder glauben Sie wirklich, ich thue Ihnen damit ein Unrecht an?“

Wenn eine Königin sich in solche Explicationen gegen eine gewesene Vertraute einzulassen für nöthig findet, so ist dies ein deutliches Eingeständniß ihrer früheren ganz unbegränzten Abhängigkeit. Indeß gerade schwache Leute werden, wenn sie sich einmal etwas in den Kopf setzen, öfters die hartnäckigsten und eigensinnigsten: so auch Königin Anna. Als ihr über der ungestümen Zudringlichkeit der Herzogin die Geduld verging, als sie auf keinem Schritt und Tritt Ruhe vor der Verstoßenen fand, die es mit List oder Gewalt durchaus dahin bringen wollte, vorgelassen zu werden, da faßte Anna den Entschluß, sich die Uebers lästige ein= für allemal vom Halse zu schaffen, und führte ihn aus. Die Herzogin selbst erzählt in ihrer oben erwähnten Rechtfertigungsschrift die näheren Umstände ihrer letzten, nicht bewilligten, sondern so zu sagen erstürmten Audienz bei der Königin. Sie hatte zuerst schriftlich darum nachgesucht und war abgewiesen worden; sie sendete einen zweiten Brief nach Kensington und folgte diesem auf dem Fuße nach; „ich ließ“, sagt sie, „Ihrer Majestät keine Zeit, eine zweite unfreundliche Antwort zu schreiben.“ So gelangte sie in das Schloß und bis zu den Gemächern der Königin. Anna war allein und empfing die Eintretende mit den Worten: „Eben war ich im Begriff, Ihnen zu schreiben.“ — „Darf ich Ew. Majestät fragen, worüber?“ versetzte die Herzogin. Anna wiederholte trocken, sie habe auf das so eben empfangene und gelesene Schreiben antworten wollen: „Was Sie mir übrigens mitzutheilen haben“, fügte sie hinzu, „das bitte ich Sie, Frau Herzogin, schriftlich aufzusetzen.“ Aber darum war es der Lady Marlborough nicht zu thun: „Auf meinen Brief an Ew. Majestät“, sagte sie, „begehrte ich keine Antwort; mein Wunsch war, mich mündlich zu rechtfertigen“; und damit ergoß sie sich in einen Strom von Worten, so oft auch die Königin wiederholte: „Schriftlich, Frau Herzogin, schriftlich!“ und vergaß in ihrer Heftigkeit alle Rücksicht dergestalt, daß Anna die größten Beleidigungen in den ungemessensten Ausdrücken zu hören bekam. Die Königin verhielt sich ganz ruhig dabei und warf nur hin und wieder ein paar kurze, kalte Worte zwischen die zornigen Tiraden der Herzogin. „Sie begehrten“, sagen Sie, „keine Antwort; Sie sollen keine haben“, das war ihre letzte, unveränderliche Erwiederung. Als die Herzogin nicht mehr fortreden konnte, entfernte sie sich unverabschiedet; sie sah die Königin nicht wieder.

Besonders anziehend, wir müssen es noch einmal sagen, haben wir das vorliegende Buch nicht gefunden. Aber es kann uns einen Begriff von dem Ton und dem Treiben in der großen Welt und in der Politik der damaligen Zeit geben; wir lernen daraus den Charakter der Lady Marlborough, dieses Mannweibes, durch und durch und in seiner ganzen abstoßenden Unliebenswürdigkeit kennen; kurz, es mag für die Geschichte jener Periode eine und die andere Belehrung daraus zu schöpfen seyn. Nur auf die Einleitung, welche der Herausgeber den beiden Bänden vorausgesendet, und auf die Noten, die er hin und wieder dem Texte angehängt hat, gebe man bei Leibe nichts. Es ist darin meistens von Marlborough und seinen Freunden die Rede, aber mit unverhehlter Parteilichkeit und mit gröblicher Entstellung der historischen Wahrheit. „Marlborough und Godolphin“, versichert uns dieser weise Mann, „neigten in ihren politischen Grundsätzen merklich zu den Tories; als Staatsmänner haben sie Beide mit weiser Mäßigung und anerkannter Rechtschaffenheit gehandelt.“ Im Buche selbst liegt es klar zu Tage, daß sie Beide von Grunde des Herzens Whigs gewesen sind, — schlechte Whigs, das ist wahr, aber zuletzt, im Kampfe mit den siegenden Gegnern, standhafte Whigs, die nicht von der Fahne ließen. Mit Marlborough's Anspruch auf das Prädikat der Rechtschaffenheit steht es mindestens zweideutig aus; man müßte denn die Leichtigkeit, womit er auf beiden Achseln trug, als Beweis gelten lassen, daß ihn das Gewissen auf keiner Seite drückte.

*) Marlborough und Godolphin. Jener war, nach dem Eintritte der Tories in das Ministerium, noch an der Spitze der Armee, dieser an der Spitze des Schatzamtes geblieben; beider Stellung war indeß unhaltbar. Wie Marlborough während des Feldzugs von 1711 in Schach gehalten und an aller Thätigkeit verhindert wurde, ist bekannt.

Bibliographie.

Hunter's Animal economy. — Herausgegeben von Owen. Mit Abbildungen
Illustrations of the elementary forms of disease — Von Dr. R. Carswell. Fol. mit kolorirten Abbildungen. 18 Sh.
On the nature and property of soils. — Von J. Morton.
Travels in Arabia — Von Lieut. Wellsted. 2 Bde.
Treatise of differential calculus — Von W. O. Ottley.
The Veteran, or forty years in the British service. — Vom Hauptmann John Harley. 2 Bde.
On the antiquity of Hindoo Medicine — Von J. F. Royale.
Gandelin, or love for love. — Romantisches Gedicht von F. Hope.
Henry the Eighth's Scheme of Bishoprieks etc. — 12 Sh.
Holland and Belgium — Mit Zeichnungen von Prof. van Hamden. 21 Sh.
Laws and constitutions of the British colonies in the West-Indies — Von H. J. Woodcock. Zweite Auflage.
Manners and customs of the ancient Egyptians. — Von J. G. Wilkinson. 3 Bde.
Royston Gower — oder die Zeiten des Königs Johann. Von Thomas Miller. 3 Bde. 31½ Sh.
On warming and ventilating, with directions for making and using the Thermometer Stove etc. — Von Dr. R. Arnott. 6 Sh.
Warner Arundell — oder Abenteuer eines Kreolen. Von E. J. Joseph. 3 Bde. 31½ Sh.
The young man's aid to knowledge. — Vom Prediger Winslowe. 2½ Sh.

Mongolei.

Der Maler und der Baumeister.

Ein Mährchen aus dem Buche Schidtu Kur*).

Vor alter Zeit herrschte über das Volk Chotala tekükükün küssel ein König, Namens Chamuki Geikükükschi. Als dieser König von der Erde geschieden war, kam sein Sohn Chamuki Tetkükükschi zur Regierung.“)

In dem Reiche lebten ein Maler und ein Baumeister, die Beide Ananda hießen und einen tödtlichen Haß gegen einander nährten. Eines Tages trat der Maler Ana da vor den König und sprach: „Ich komme eben aus den Regionen, wo Dein

*) Der Mongolische Text befindet sich in Kowalewski's Chrestomathie.

**) Diese Namen haben in Mongolischer Sprache folgende Bedeutungen: chotala tekükükün küssel, dem alle Wünsche in Erfüllung gehen — chamuki geikükükschi, der Alle aufklärt — chamuki tetkükükschi, der Alle beschützt.

höchstseliger Vater sich befindet; Dein Vater ist als Genius (Tegri) wiedergeboren worden. Es war ein Befehl an mich ergangen, daß ich unverzüglich zu ihm abgehen sollte, und ich gehorchte diesem Befehle. Die Macht und Herrlichkeit Deines Vaters gehen über alle Begriffe. Hier ist ein Schreiben an Dich, welches er mir anvertraut hat."

Der König öffnete den Brief und las Folgendes: „Nachdem ich meine irdische Laufbahn geendet, bin ich unter den Tegri's wiedergeboren worden. Ich besitze Hab' und Gut in Ueberfluß; da ich mich aber in die Nothwendigkeit versetzt sehe, einen Kloster-Tempel erbauen zu lassen, und keinen Baumeister finden kann, so bitte ich Dich, mir meinen Baumeister Ananda zu schicken. Der Maler Ananda weiß, durch welches Mittel er an meinen Wohnsitz befördert werden kann."

Der König fand die Handschrift mit der seines Vaters übereinstimmend und sprach: „Ich freue mich sehr, daß es meinem Königlichen Vater so wohl geht. Man lasse den Baumeister zu mir kommen."

Als der Baumeister Ananda erschien, sagte der König: „Mein Vater, der im Lande der Tegri's wohnt, fordert Dich auf, zu ihm zu kommen, weil er den Bau eines Tempels beabsichtigt." Der Baumeister sah den Brief und sprach in seinem Innern: „Dem ist gewiß nicht also; der Maler Ananda hat es auf mein Verderben abgesehen: ich muß ihn zu überlisten suchen." Darauf fragte er den König: „Mit welcher Gelegenheit soll ich in das Land der Tegri's reisen?" Dieser sagte: „Wir wollen den Maler Ananda deshalb befragen." Dann ließ er den Letzteren wieder zu sich rufen. Der Maler sprach: „Es ist erforderlich, daß man einen Scheiterhaufen errichte und denselben mit Sesam-Oel besprenge. Dann muß der Baumeister mitten hineingesetzt und das Holz unter schallendem religiösen Gesang in Brand gesteckt werden, damit er in einer Rauchwolke*) gen Himmel fahre."

Der Baumeister zeigte sich bereit und bat nur um die Vergünstigung, von einem kleinen Stück Ackerland, das zu seiner Wohnung gehörte, in das Land der Tegri's aufsteigen zu dürfen. Der König gewährte ihm diese Bitte und bewilligte ihm außerdem noch eine siebentägige Frist. Als der Baumeister in sein Haus zurückgekehrt war, unterrichtete er seine Frau von der Sache und begann sofort, von dem Fundamente des Hauses bis zur Mitte des Ackers einen Kanal zu graben. Der Kanal wurde noch vor Ablauf der Frist fertig; dann verschloß er die Oeffnung nach außen mit einer Steinplatte und bedeckte die Platte mit Erde.

Als die sieben Tage herum waren, kamen auf Befehl des Königs viele Lastträger mit Holz und Sesam-Oel und errichteten auf dem Acker des Baumeisters einen großen Scheiterhaufen. Man setzte den Baumeister mit einem Begrüßungs-Schreiben an den verstorbenen König mitten hinein, worauf das Holz unter lautem Gesang des versammelten Volkes angezündet wurde. Während nun Flammen und Rauch an allen Seiten emporwirbelten, nahm der Baumeister das Begrüßungs-Schreiben und kroch durch den von ihm gegrabenen Kanal in sein Haus zurück. Der Maler freute sich unmäßig und rief, mit seinem Finger gen Himmel deutend: „In dieser Rauchwolke ist er entrückt worden!" Die Versammlung ging endlich aus einander, und Jedermann glaubte, der Baumeister sey am heutigen Tage wirklich in das Reich der Tegri's gewandert.

Der Baumeister verweilte einen ganzen Monat in seinem Hause und ließ sich vor keinem Menschen sehen. Während dieser Zeit saß er nur an Stellen, wohin keine Sonne schien, und wusch sich alle Tage mit Milch. Nach Ablauf des Monats zog er schneeweiße Kleidung aus dünnem Seidenzeug an, ließ sich dem Könige vorstellen und überreichte ihm ein anderes Schreiben, dessen Inhalt also lautete: „Ich freue mich, o Sohn, daß Du gesund und glücklich bist und Dein Königreich durch Gerechtigkeit erweiterst. Was den Tempel anlangt, so hat der Baumeister sein aufgetragenes Werk herrlich vollendet. Erfreue ihn dafür mit reicher Belohnung. Nun aber gebrauche ich zur Ausschmückung des Tempels einen Maler; sey daher so gütig und schicke den Maler Ananda auf demselben Wege zu mir."

Der König Chamuki Tetkütschi zweifelte keinen Augenblick an der Echtheit des Briefes; er überhäufte den Baumeister mit kostbaren Geschenken und schickte gleich nach dem Maler Ananda. Dieser kam, sah das weiße Antlitz und die weiße Kleidung des Baumeisters und dachte: „Wie ist das zugegangen? Der kommt wohl gar wirklich aus dem Reiche der Tegri's!" Der König zeigte ihm das vorgebliche Schreiben seines Vaters und befahl ihm, sich binnen sieben Tagen zur Abreise fertig zu machen. Der Maler dachte nun so: „Ich sah den Baumeister mit eigenen Augen im Feuer umkommen, und doch steht er wieder leibhaftig da. — Ich weiß kein Mittel, dem Auftrag mich zu entziehen. — Getrost, sein Weg wird auch der meinige seyn!"

Nach Ablauf der siebentägigen Frist errichtete man wieder einen Scheiterhaufen, setzte den Maler hinein und gab ihm ein Begrüßungs-Schreiben an den verstorbenen König mit. Sodann wurde ein schallender Gesang angestimmt und das Holz an allen Ecken angezündet. Als die Flamme an dem Maler zu lecken anfing, erhob er ein jämmerliches Geschrei, das aber von dem gewaltigen Gesang übertäubt wurde. Er mußte zu Asche verbrennen.

W. Schott.

*) Wörtlich: „ein Pferd aus Rauch besteigend" (udschhaan morin sundan).

Mannigfaltiges.

— Madrid. Unter dem Namen Liceo artistico y literario hat sich in der Spanischen Hauptstadt ein artistisch-literarischer Verein gebildet, der den dreifachen Zweck hat, Abend-Unterhaltungen durch Konzerte und Vorlesungen Spanischer Erzeugnisse zu veranstalten, Kunst-Ausstellungen von Gemälden und Zeichnungen zu Stande zu bringen und endlich eine Monatschrift herauszugeben, die mit dem Vereine denselben Namen trägt. Das erste Heft derselben sollte am 31. Januar ausgegeben werden und wird zwölf interessante Beiträge enthalten. Im Theater de la Cruz ist kürzlich seit undenklicher Zeit zum ersten Male von einem Spanischen Komponisten eine neue Original-Oper gegeben worden. Die Oper heißt „Ipermestra", und der Komponist, Herr Saldoni, ist nach dem Schlusse eines mit außerordentlichem Beifall aufgenommenen Terzetts von dem Publikum auf die Scene gerufen worden.

— Miß Martineau. Ihr Aufenthalt in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, welcher der gelehrten und zugleich populairen Schriftstellerin bereits zu dem vielgelesenen Buche „Society in America" Anlaß gegeben, hat ihr neuerdings den Stoff zu drei Bänden geliefert, die unter dem Titel „Rückblick auf eine Reise im Westen" erschienen sind*). Das erste Buch hat sich mehr mit der Darstellung des Landes in ökonomisch-politischer Hinsicht beschäftigt, während das zweite hauptsächlich Personen und einzelne Charaktere schildert. Die Hauptstadt Washington mit ihrer dorfähnlichen Zusammenhangslosigkeit und Langeweile, mit ihren buntscheckigen Einwohnern aus dem Norden, wie aus dem Süden, der Kongreß mit seinen Rednern, der jetzige Präsident der Vereinigten Staaten, Herr van Buren, und der vorige, General Jackson, werden Alle den Englischen Lesern vorgeführt, und auch wir hoffen noch Gelegenheit zu haben, die unsrigen mit einzelnen Skizzen näher bekannt zu machen.

— Wirkung des Kaffee auf den Orientalen. Es ist erstaunlich, wie groß der Einfluß eines Bechers heißen Kaffees auf das Herz des Orientalen ist. Er wirkt auf ihn noch bei weitem stärker als ein Glas Branntwein oder Ale auf den Engländer oder als eine Flasche Wein auf dessen kontinentale Nachbarn. Ich wüßte aus dem Munde mehrerer Reisenden Beispiele zu erzählen, wie sie sich ganz allein durch die zu rechter Zeit wahrgenommene Anwendung dieses zur Erregung milderer Gefühle äußerst wirksamen Getränks aus mannigfachen Verlegenheiten gerettet haben. Der Maulthiertreiber eines meiner Freunde war, nach der Ankunft in einem kleinen Syrischen Dorfe, welches, wie gewöhnlich, nur aus wenigen Hütten und aus einem Kaffee-Hause bestand, auf keine Weise zur Fortsetzung der Reise zu bewegen gewesen, weil er von Räubern gehört hatte, die den Weg unsicher machten. Man bot ihm mehr Geld; vergebens! Der Mann war und blieb hartnäckig; mürrisch saß er in einem Winkel des Kaffee-Hauses und wollte von keinen Anerbietungen hören. Eine Türkische Obrigkeit, mit deren Hülfe diesen Weigerungen abgeholfen werden konnte, war nicht zu haben, und selbst in diesem glücklichen Falle wäre der Vertrag, den mein Freund geschlossen, schwerlich bündig genug gewesen, um ihm zu seinem Ziele zu verhelfen. Ein Maulthier oder ein ähnliches Substitut auftreiben zu können, war nicht denkbar in einer Gegend, aus welcher man des Krieges wegen alle Lastthiere entfernt hatte. Die Lage des Reisenden war verzweiflungsvoll. Indeß erinnerte er sich, von den wunderbaren Wirkungen des Kaffee auf die Wiederherstellung der guten Laune und auf die Besänftigung der Leidenschaften bei den Kindern des Ostens gehört zu haben; er entschloß sich, diese trefflichste aller Gelegenheiten zur Anstellung einer Probe jener Erfahrungen zu benutzen. In dieser Absicht bestellte er einen Becher Kaffee für sich und reichte ihn dem Maulthiertreiber mit freundlicher Miene; allein vergeblich, jener lehnte die Anerbietung ab. Mein Freund fuhr fort, ihn zu nöthigen, indem ihm nicht entging, wie Jener verstohlen auf den Kaffee hinschielte, und traktirte einige Dorfbewohner, die inzwischen eingetreten waren, mit Kaffee. Das brach denn dem Maulthiertreiber das Herz; er konnte sich nicht länger halten und nahm gleichfalls einen ihm präsentirten Becher an. Nach der unter Rauchen einer Pfeife verstrichenen Frist ließ der Reisende mehr Kaffee kommen. Es wurde ein zweiter Becher mit einer zweiten Pfeife Taback gereicht. Diese Genüsse besiegten dann seine Herzensbärtigkeit so entschieden, daß man den, der früher weder Vorschläge noch Vorstellungen mehr hatte hören wollen, jetzt zu der Ueberzeugung gebracht sah: es sey auch für ihn selbst am besten, die Reise auf der Stelle fortzusetzen.

(Hoskin's Reise zur Oasis.)

*) Retrospect of western travel. By Harriet Martineau. 3 vols. London, 1838.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz sowie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 22. Berlin, Montag den 19. Februar 1838.

Italien.

Italiens neueste Literatur.

Von Fortunato Prandi.

Zwischen der ersten und zweiten Französischen Revolution liegt eine Epoche der Italiänischen Poesie, die von dem Glanze eines einzigen Namens ausgefüllt wird, dem die übrigen Dichter der Nation als Geister zweiten Ranges sich unterordnen. Dieser Mann, der Koryphäe seiner Zeit, ist Monti, dessen Einfluß erst mit seinem Tode im Jahre 1827 aufhört. Zwei Genien, Dante und die Freiheit, bildeten den Mittelpunkt in dem Ideenkreise dieses Dichters, der zwar nicht neue Bahnen brach, aber die vorgefundenen so glänzend und kühn betrat, daß man ihn bald als Meister verehrte und nachahmte. Der Geist der Verjüngung durchdrang die Länder Europens und stürzte die Herrschaft der Akademieen. Cesarotti, Parini, Alfieri sind die Vorläufer in der literarischen Revolution; aber gefeierter als diese, wirkte Monti auch umfassender; er tauchte seine Feder in die lebensvollen Farben der neuen Zeit und fand in dem Studium Dante's, dessen Kraft und Originalität plötzlich gefühlt und der zierlichen Muse Petrarka's vorgezogen wurde, die Schätze der alten. Männer wie Manfredi, Lazzarini, Zanotti, die im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts für mustergültig passirten, mußten der neuen Richtung Platz machen. Abgeschüttelt war die sklavische Gebundenheit der Akademieen, in Mißkredit geriethen die Nachbildung antiker Formen; man fand keinen Gefallen mehr an dem einförmigen Gebrauch abgenutzter Bilder und Rhythmen, nachdem der Weg zu höherer Vollkommenheit gefunden war.

Monti ist der König in der Umgestaltung der Form, die der Umgestaltung im Reiche der Ideen stets vorangeht. Empfänglicher für die Welt der Sinne als für die Tiefen der Reflexion, phantasiereicher Dichter, aber mittelmäßiger Kenner des menschlichen Herzens, war ihm nur die Außenseite, die Leiblichkeit der Kunst zugänglich. Ein bewundernswürdig geschickter Versifikator, überströmend von ausdrucksvoller, blühender, feuriger Sprache, spielend mit den Schwierigkeiten des Metrums und den Fesseln des Reims, unumschränkt gebietend über alle Nüancen dichterischen Wohllauts, überstieg es dennoch das Maaß seiner Einsicht, daß auch die Kunst eine Seele habe, ohne welche ihre Wirkung — ein kurzer Rausch, ihr Loos — ein Eintagsleben ist. Unter Monti's Meisterhand lebten die Formen auf, erlangten sie Frische, Fluß und Glanz; aber seine Poesie ohne Kern und Gehalt erhob sich wie ein schimmerndes Meteor, erhellte eine Spanne Zeit den Geschichtskreis mit ihrem Lichte, um schnell in Nacht und Vergessenheit zu sinken. Monti wird nicht mehr gelesen; nur wenige Oden und Lieder möchten den Namen des Dichters auf die Nachwelt bringen, der sich in mancher Beziehung mit den Troubadours des Mittelalters vergleichen läßt.

Monti's Geschick ist das Geschick jeder Poesie der Sinnen- und Gefühlswelt, reich an Bildern und Formen, aber vergänglich wie die Materie, der sie in ihrem innersten Wesen angehört. Ohne geistige Zeugungskraft, ohne lichte und siegreiche Weltanschauung, von flackernder Begeisterung, aber ohne Wahl und Prinzip, ein Wiederhall aller Töne, die an sein Ohr schlugen, drang er selbst niemals in jene Tiefen, wo der Born der Kunst lauter und beseligend fließt, lernte er nicht seinen Gebilden wahres Leben einhauchen, erfaßte er nicht mit allgewaltigen, hinreißenden, in ihren Kreis bannenden Gedanken, ja er ermüdete zuletzt durch den Gleichklang schöner Phrasen und schimmernder Bilder, denen die Neuheit Reiz verlieh. Monti ist mit Unrecht mit Dante verglichen worden. Dante's Charakter war stark, ungezügelt, leidenschaftlich in seiner Zu- und Abneigung, Monti's schwach und unterwürfig, keinem Systeme, selbst seinem politischen nicht getreu; Dante übte die Herrschaft über die Gedanken, Monti über den Ausdruck; in Dante's gewaltigem Haupte nahm die Phantasie den zweiten Rang ein; ihr voran ging die ruhige Ueberlegung und steckte der Begeisterung im Voraus ihre Ufer ab, bei Monti war sie Alles, sein Einziges. Dennoch erwarb die Frische und die Kunst seiner Erzeugnisse dem Dichter Anhänger, unter denen allein Cäsar Arici aus Brescia, der, bei gänzlichem Mangel an Originalität, sich auf einen fließenden Versbau verstand, sich einen Namen erwarb. Er glaubte sich zu einer großen Rolle berufen, seitdem seine Elegie auf den Tod Joseph Venti's Beifall gefunden, aber Ugo Foscolo mit seiner scharfen Kritik wies ihn in die gebührenden Schranken zurück und schloß ihn von der Reihe echter, d. h. ursprünglich schaffender Dichter aus. Arici, diesen Wink beherzigend, beschränkte sich auf das ihm von Natur angewiesene Gebiet, auf den Anbau der rhetorischen Form und lieferte einen schlagenden Beweis seines Talentes in seinem Gedichte „Von dem Ursprung der Quellen", einem sich gleichbleibenden Fluß von Anmuth und Wohllaut, aus dem man gern einen kurzen Genuß schöpft, das sich aber keinen bleibenden Werth durch den Mangel an erhabenen und neuen Gedanken zu sichern im Stande war. Mit seinem und des Meisters Abscheiden schwand auch ihre Schule, die ihre Blüthe gehabt, aber für nachträgliche Früchte nicht geeignet war. Hatte Monti dem klassischen Styl sein altes Bürgerrecht genommen und ihn um sein Ansehen gebracht, so erging es seinem poetischen Materialismus nicht besser; er sank mit ihm ins Grab. — Noch in seinem Alter sah der Dichter mit Schmerz ein neues Geschlecht andere Wege einschlagen und in ihm verschlossene Regionen sich aufschwingen. Mit einem Fuße im Grabe suchte er gegen die öffentliche Richtung anzukämpfen und unternahm mit kraftloser, fast erstorbener Hand den ungleichen Kampf zur Vertheidigung der heidnischen Mythologie. Aber die Schilderhebung des alten Dichters, der mit einer Sündfluth von Gemeinplätzen sich über die Barbarei der Neuerer ergoß, fand nirgends Theilnahme oder Beachtung. Zurückgewiesen hüllte er sich in den Faltenwurf seines Mantels und starb ohne Laut wie ein besiegter Gladiator.

Die literarische Umwälzung nahm indeß ihren ungehinderten Fortgang. Die Poesie der Akademieen war vernichtet, begraben die Poesie der Töne und Farben. Welches neue Ziel wird man sich stecken? Eine unermeßliche Perspektive hat sich erschlossen: Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft, Alles eignet sich zum Stoff der Dichtkunst; jede Fessel ist abgestreift, der Mensch und die Natur, die Welt des Seyns und der Ideen, Gott und Schöpfung sind Gegenstand neuer Sangesweisen. Zerschlagen sind die von Grammatikern erbauten Kerkerthüren klassischer Beschränktheit, niedergerissen ist das Gitter, durch welches man das Universum bisher betrachtet, die Freiheit vollständig errungen; aber was wird nach dem Siege, der, so groß er ist, doch nur Zerstörung, nicht Wiederaufbau war? Die Vergangenheit ist von ihrem Throne gestürzt, aber die Zukunft steht nackt ohne Plan, ohne Ziel; der freigewordene Blick schweift in die Unermeßlichkeit — wird er sich darin verlieren?

Es besteht kein Staat ohne politisches, keine Poesie ohne literarisches Glaubensbekenntniß, und je größer die Freiheit, desto schwieriger ihre rechte Anwendung. Dieser schranken- und bodenlose Romantizismus mußte noch schneller seine Sterblichkeit fühlen, als die Schule Montis, als die Klassiker. Er versuchte abwechselnd sein Heil in den Erinnerungen der Vergangenheit, d. h. des Mittelalters, und den Hoffnungen einer zweifelhaften und unentwickelten Zukunft, d. h. einer träumerischen Mystik. So stand es im Jahre 1830. Aber schnell war erschöpft, verraucht, was die romantische Schule Ausschweifendes zu Tage gefördert hatte. Man kam zu der Einsicht, daß mit dem bloßen Phantasiren sich noch keine National-Literatur gestalten werde, daß nur gründliche, Geist und Geschmack des Volkes veredelnde Poesie Großes bewirken könne. Solche Grundsätze schlossen die schwachen Elegieen von Victorelli und Frugoni eben so wie die Schule Monti's für immer von der neuen Genossenschaft aus. War ihre Stelle auch noch nicht ersetzt, so strebten doch schon die ersten Geister der Nation, zur Förderung des hohen Zweckes nach Kräften beizutragen, und wenn ihre Werke auch weniger wohlklingend und glänzend waren, so gewann das Bett, in welchem der Strom Italischen Denkens floß, an Tiefe und Fülle. Volkserziehung hieß das neue resultatreiche Problem, dessen Lösung der höchsten Anstrengungen und Geister werth war. Und ein Königlicher Schatten, der Geist Dante's schwebte über diesem Geschlechte, dessen Schweigen mehr sagte als ehemals das rasche Wort; denn in diesem Schweigen lag die Scheu vor alter Leichtfertigkeit; das Wort wurde ernst und sittlich. Diese Wiedergeburt ging von dem männlichen Geiste Dante's aus: in den Lebensquellen seiner großartigen und volksthümlichen Poesie suchte man Kraft und Fülle für den erstorbenen Zeitgeist. Zahlreiche Ausgaben der divina Comedia erschienen nach und nach, geistreiche Kommentare, wie

der von Arrivabene, bezeugten die Gewalt und die Gleichzeitigkeit dieser allgemeinen Bewegung. Die „Antologia", eine Florentiner Zeitschrift, die seitdem zu erscheinen aufgehört hat, enthält gediegene Aufsätze über denselben Gegenstand. Und könnten wir hier den kühnen Steuermann in diesem Meere, den Namen Foscolo's, mit Schweigen übergehen? Ihn, der der Kritik erst den Adel aufgedrückt und die Beschäftigung mit der Philologie zu einer ethischen und politischen Bedeutsamkeit erhoben hat? Und wie viel mehr hätte dieser Mann in glücklicheren Verhältnissen leisten können, wenn man bedenkt, daß zwei Drittel seiner Werke sich noch handschriftlich im Besitze eines Englischen Buchhändlers befinden, obgleich sein jüngst erschienenes Leben, das mehr einer Karrikatur als einer Biographie gleicht, seine Verdienste herabzusetzen versucht. Nichtsdestoweniger ist sein Einfluß seit 1827 nur gewachsen, und noch immer ist er der Gesetzgeber der Italiänischen Kritik. Er studirte Dante nicht bloß, wie es bisher gehalten worden war, als Philolog und Grammatiker, erkannte in ihm nicht bloß den Schöpfer eines Idioms und den Mann von hoher Einbildungskraft, sondern den hochsinnigen Bürger, den Vaterlandsfreund, den Propheten Italiänischen Volksthums. Ohne Zweifel war sein Ziel ein höheres, als das ihm zu erreichen gegönnt war; er wies die Straße, die man einschlagen mußte, ohne selbst leuchtend voranzugehen; aber die gewaltsamen Hemmnisse, die ihm dies versagten, waren groß, Kämpfe mit äußerer und innerer Noth, Verbannung und Neid der Kunstgenossen. Dennoch bleibt ihm das Verdienst unbestritten, den Kommentatoren zuerst gelehrt zu haben, nicht in Sylbenstecherei und Wortklauberei ihre Kräfte zu vergeuden und sich mehr mit der Seele des Dichters als mit seinen Bildern, mehr mit seinem Genie als dessen Form zu beschäftigen. Mit einem einzigen Angriff zersprengte er die Schaar trivialer Ausleger, ihre fadenscheinigen Untersuchungen, ihre lächerlichen Hypothesen und dunkeln Konjekturen. Er zwang, von nun an die wahre Fackel, welche den Studien der Vergangenheit allein Licht und Aufschluß geben kann, die der Geschichte, zu ergreifen, und war es ihm auch nicht gegönnt, einen gelungenen Kommentar über eines der schwierigsten Meisterwerke aller Zeiten selbst ans Licht zu stellen, so bahnte er doch den Weg zu dieser umfassenden Arbeit.

Mag ein späteres Geschlecht die Frucht seines Ringens ärndten; der Gegenwart scheint sie versagt. Italiens politisches Loos gestattet keine freie Entwickelung des Geistes und der Poesie, die Italiänische Muse spricht nur mit Schüchternheit von ihren Schmerzen und Wünschen, singt unter fremdem Himmel die Oden von Berchet, und die edelsten Erzeugnisse der Lyrik sterben ungekannt an ihrer Geburtsstätte. Die Poesie beschränkt sich daher auf ein enges Gebiet und widmet demselben den Rest ihrer Kräfte. Man kann diese Richtung die Schule der wiederauflebenden Moral nennen, und Manzoni ist ihr Stimmführer. Ein wenig schüchtern und empfindelnd, aber verdienstlich in ihren Absichten, greift sie indirekt, doch unermüdlich die feudalistischen Prärogative an. In den Romanen dieser Schule, die nicht ganz ohne innere Verwandtschaft mit denen Walter Scott's und seiner Nachahmer sind, erscheint der Aristokrat immer als ein sanguinischer und vergnügungssüchtiger Mann, geneigt zur Gewalt und Tyrannei; die Unschuld haust dagegen stets bei dem Bergbewohner, dem Landmann, dem Unterdrückten. Diesen meist stereotypen Figuren zur Seite steht der Priester und die christliche Jungfrau, jener als Mittler zwischen Himmel und Erde, diese als Repräsentantin der Reinheit und Sittlichkeit im Kampfe mit der Verworfenheit. Der feudalistische Tyrann stirbt endlich, bald hochbetagt, bald mitten in seiner lasterhaften Bahn, zuweilen reuevoll, aber beständig in einer vom Dichter herbeigeführten dramatischen Katastrophe. Das greise Leben des Priesters und die himmlische Anmuth der Jungfrau entrinnen dem düsteren Verhängniß, und Alles endigt zur Verherrlichung der Tugend und Religion. Feinheit in der Lösung, glückliche Vertheilung der Effekte sind diesen Kunstwerken nicht abzusprechen, aber, um die Wahrheit zu gestehen, es ist nicht das freie, wirkliche und wahrhaftige Leben, nicht die mannigfaltige Charakteristik Walter Scott's. Eine kathedermäßige, im voraus gestempelte Moral spricht sich gar zu deutlich darin aus, und die Freiheit des Dichters leidet unter dem Dogmatismus einer als unumstößlichen Norm gesetzten Manier. (Fortsetzung folgt.)

Aegypten.

Die neuesten Erscheinungen und Entdeckungen auf dem Gebiete der Aegyptischen Alterthumskunde.

(Schluß.)

Einen wesentlichen Schritt zur Förderung der Aegyptischen Paläographie und Archäologie hat neuerdings das von Deutschen gestiftete und hauptsächlich geleitete Instituto di corrispondenza archeologica zu Rom gethan, indem es dieselbe in den Kreis seiner Forschungen aufgenommen hat. Der Geheime Legations-Rath Bunsen, General-Secretair des Instituts, eröffnete die Reihe der chronologischen Untersuchungen über die Geschichte des alten Aegyptens durch einen gehaltvollen Aufsatz in den Annali dell' Instituto, 1834, p. 87 folgd, dem Richard Lepsius [12]) neuerdings seine Lettre à M. le Professeur H. Rosellini sur l'alphabet hieroglyphique (Rom, 1837, 8.) folgen ließ, welche die erforderlichen Grundlagen des sprachlichen und paläographischen Studiums darbietet, und in der er namentlich einen Versuch gemacht hat, das phonetische Alphabet auf eine geringere Anzahl von Zeichen zurückzuführen, indem er diejenigen sonderte, welche nur unter gewissen Bedingungen einen Lautwerth erhielten oder ihn in den neuerungssüchtigen Zeiten der Griechischen und Römischen Herrschaft erhalten hatten: ein Gegenstand, auf welchen wir an einem anderen, geeigneteren Orte zurückkommen werden. In dem Bulletino dell' Instituto di Corrispondenza Archeologica No. VII. VIII, di Luglio e Agosto 1837 hat Lepsius unter den Notizie compendiate eine Reihe interessanter auf die Aegyptischen Alterthümer bezüglicher Notizen gegeben, von denen wir die wichtigsten den Lesern dieser Blätter in einer Uebersetzung mittheilen.

„Der Capitain Howard Vyse hat mehrere neue Kammern in der großen Pyramide entdeckt. Man kannte bis jetzt nur zwei große Kammern, welche den Namen Kammer des Königs und der Königin führten, und eine dritte sehr niedrige, welche Davison's Kammer hieß, unmittelbar über der Kammer des Königs. Die neu entdeckten sind ihrerseits über der Davison's-Kammer belegen und haben die Namen Wellington's, Nelson's und der Lady Arbuthnot erhalten. Sämmtliche fünf (sechs?) Kammern haben beinahe dieselben Dimensionen, nämlich 10½ Meter Länge auf 5½ Meter Breite, und sind nur in Bezug auf ihre Höhe verschieden. Die Achse dieser Kammern fällt mit der des ganzen Gebäudes zusammen, und jedes dieser vier (!) Stockwerke diente also zur Verminderung der auf der Decke der unteren Kammern ruhenden Last, und besonders der Hauptkammer, in welcher sich der Sarkophag befand; denn alle haben eine flache Decke und konnten mithin leicht unter dem ungeheuren Gewicht leiden, welches von oben herab im Sinne der Achse wirkte. Derselbe wohl durchschaute Grundsatz der Lastverminderung bietet sich in der Kammer der Königin dar, deren Decke die Gestalt eines Daches hat, und im Eingange zu der Pyramide, über welchem vier große Steine als Strebepfeiler dienen. Man hat keine hieroglyphische Inschriften darin gefunden, eben so wenig wie in irgend einem anderen Theile der Pyramide [13]) oder in einer der übrigen, welche man in Unter-Aegypten findet, mit Ausnahme der Pyramide von Abusir, welche sich durch so viele andere Besonderheiten unterscheidet [14]). Herr Vyse hat noch andere Untersuchungen in den verschiedenen Pyramiden von Memphis angestellt; die von ihm der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu London übersandten Zeichnungen werden nächstens bekannt gemacht werden."

„Derselbe Reisende endlich hat nicht weit von der großen Pyramide, nach dem Gebirge zu, ein unterirdisches Grabmal entdeckt, welches aus einer Art von Haus, das ein längliches Viereck bildete, bestand, vollständig gewölbt und so in den Felsen gehauen ist, daß das Haus in seiner gesammten Höhe von einem tiefen Graben umgeben war, in welchem man jedoch an mehreren Orten Verbindungen mit dem Felsen angebracht

---

12) Bekannt als Verfasser der Dissertat. de Tabulis Eugubinis, Berol. 1832, 8.; der Schrift: Paläographie als Mittel für die Sprachforschung zunächst am Sanskrit nachgewiesen. Berlin, 1834, 8. und der beiden Abhandlungen: über die Anordnung und Verwandtschaft des Semitischen, Indischen, Alt-Persischen, Alt-Aegyptischen und Aethiopischen Alphabets, und: über den Ursprung und die Verwandtschaft der Zahlwörter in der Indo-Germanischen, Semitischen und Koptischen Sprache. Berlin, 1837, 8.

13) Mein Freund Lepsius schreibt mir in einem Briefe aus Rom vom 2. Januar: „Durch Rosellini geht mir so eben die wichtige Nachricht zu, daß in der großen Pyramide allerdings Hieroglyphen gefunden worden sind, peints sur les pierres avant qu'elles fussent mises en place, und daß sich darunter der Name des Königs Schufo findet, des Suphis bei Manethon in der 4ten Dynastie, der gerade die größte Pyramide gebaut haben soll. Man kann begreifte sehr wichtige Konsequenzen daraus ziehen; doch ist es klug, vorher die Englische Publication des Howard Vyse abzuwarten, die bald erscheinen soll." Im Kanon des Eratosthenes heißt dieser König Σωφις, ein Name, der durch Κουφουις, Aegyptisch sche-fol, der Haarreiche, Haarschön (harsaggar, was mein väterlicher Freund Jenne so trefflich vergleicht), vollkommen richtig erklärt wird. S. Rosellini, Monumenti storici, Vol. I, p. 128.

14) S. das oben angeführte Werk von Valeriani, Tom. I, p. 363—428. tav. XXXVIII b. A—E. — Anmerk. von Lepsius. — Vergl. auch v. Prokesch, Erinnerungen aus Klein-Asien und Aegypten, Th. I, S. 85. Th. II. S. 36. Jomard, Déscript. génér. de Memphis et des Pyramides, p. 8 ff. der Déscript. de l'Egypte, Antiq. Déscr. Vol. II. Bekanntlich erzählt Abd-allatif (Relation de l'Egypte, I, 4. p. 177; trad. de Silv. de Sacy), daß auf den beiden größten Pyramiden eine so große Anzahl von hieroglyphischen Inschriften standen, daß zehntausend Blätter damit bedeckt werden konnten. Aehnliche Zeugnisse hat Silv. de Sacy aus den Schriften der Araber Masudy, Makrizy, Ibn-Korbadbeh, Ibn-Hankal u. A. m. zusammengestellt (a. a. O., S. 221). Auch Wilhelm von Baldensel (Hodoepor. in Terr. Sanct. bei Canis. Lect. antiq. Tom. V, P. II, p. 113) welcher Aegypten und das Heilige Land am Anfange des vierzehnten Jahrhunderts bereiste, bezeugt, daß er auf den beiden größten Pyramiden Inschriften in verschiedenen Sprachen (diversorum idiomatum) gesehen. Die Griechischen Schriftsteller erwähnen keine Inschriften auf diesen Pyramiden; wenigstens Herodot (II, 124. 148) nur eine auf der Pyramide des Cheops. Daher haben viele Gelehrte, wie z. B. Greaves in seiner Pyramidographia (Miscellaneous Works of M. I. Greaves, Tom. I, p. 125; auch besonders erschienen unter dem Titel: Pyramidographia, or a description of the pyramids in Egypt. Lond. 1646. 12; vergl. Thevenot, Collection des Voyages, I, p. 20) die Zeugnisse der Arabischen Schriftsteller in Zweifel ziehen zu müssen geglaubt, obwohl auch Vansleb (Nouvelle Relation d'Egypte, p. 173) diese Inschriften gesehen zu haben versichert. Es scheint also, daß sie sich auf der äußeren alatten Bedeckung fanden, welche zu Herodot's Zeiten noch vorhanden war, aber späterhin theils zusammenstürzte, theils unter der Herrschaft der Muselmänner zur Erbauung einer Brücke bei Fostat benutzt wurde. Wenigstens versichert dies Ziegler, der zwar Aegypten nicht selbst besucht hat, aber seine Nachrichten aus glaubwürdigen Arabischen Quellen schöpfte, in seiner Terrae Sanctae, quam Palaestinam nominant, Syriae, Arabiae, Aegypti descriptio. Argent. 1536. Man vergl. Descriptions de l'Egypte, Antiq. Mém., Vol. VI, p. 43. 55 ff. der Oktav-Ausgabe; Langlès, Voyages de Norden, Notes et Eclaircis., Vol. III, p. 254. 289—311; Pettigrew, History of Egyptian Mummies, Lond. 1834, 4. p. 25. Ueber die Entdeckungen der Pyramiden zu Dasjur (die niemand vor Dichulius, dem Abte zu Pahlacht, erwähnt; s. Letronne, Recherches géographiques et historiques sur Dicuil, p. 87) und Sakkarah vergl. Hamilton, Aegyptiaca, p. 310.

hatte, wahrscheinlich um den Wänden des Gebäudes eine Art von Halt zu geben. Nach einem anderen Berichte war das Gewölbe nicht in den Felsen gehauen, sondern aus Werkstücken zusammengesetzt. Diese an sich höchst interessante Thatsache würde nichts Unerhörtes darbieten, seitdem Wilkinson [15]) nachgewiesen hat, daß die Construction des wirklichen Bogens in Aegypten schon zu den Zeiten des Königs Amenophis I. im 19ten Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung (nach Rosellini) bekannt war und in Ausübung gebracht wurde. Ein Sarkophag, welcher nebst mehreren Vasen und anderen Geräthschaften sich in dem Innern des Grabmales vorfand, trug auf einer seiner Seiten die Cartouche des Königs Psammetich, woraus als wahrscheinliche Epoche für die Erbauung dieses interessanten Gebäudes 600 J. v. Chr. hervorgeht."

„Ein Bruchstück einer Statue, aber von dem höchsten Interesse sowohl für die Chronologie als für die Geschichte der Kunst des alten Aegyptens, befand sich seit mehreren Jahren in dem Magazin des gelehrten Kaufmanns Capranesi zu Rom. Sie ist von einem Bewohner des Dorfes Palombara im Sabinischen gefunden und neuerdings von dem Ritter Bunsen erworben worden. Wir werden über sie weitläufiger in einem für den nächsten Jahrgang der Annalen des Instituts bestimmten Artikel sprechen und beschränken uns hier vorläufig auf die Anzeige, daß eine Untersuchung der doppelten auf beiden Seiten des Thrones dieser kleinen aus schwarzem Granit angefertigten Statue befindlichen Inschrift uns lehrt, daß sie auf Befehl des Königs Osortasen I., mit welchem unser Verzeichniß der nach den Denkmälern chronologisch festgestellten Königsnamen anhebt, für dessen Vater On angefertigt worden sey, dessen Namen und Vornamen hier zum ersten Male gefunden worden." — —

„Ein eben so reicher als glücklicher Fund einer ganz neuen Art ist von einem Herrn Ferlini aus Bologna gemacht worden. Im Jahre 1834 stellte er Nachgrabungen in den Pyramiden von Meroë an und fand in einer der größten, die er bis zur Fläche des Hügels abtragen ließ, einen köstlichen Schatz, nämlich eine Anzahl von Gegenständen in Gold, Silber, Bronze, Stein, von denen er neuerdings einen Katalog nebst einem Bericht über die Reise und die Nachgrabungen bekannt gemacht hat. Der erste Blick, welchen man auf die Gegenstände wirft, die auf der diesem Kataloge beigegebenen Kupfertafel dargestellt sind, lehrt, daß hier von keiner unter den alten Pharaonen oder den alten Königen Aethiopiens angefertigten Arbeit die Rede sey. Die große Vase in Bronze, mit den beiden von Weinlaub umgebenen Köpfen des Bacchus (Fig. 14), ist eine treffliche Arbeit eines Griechischen, vielleicht selbst Römischen Künstlers; die Kamee, auf welcher ein Minervenkopf dargestellt ist (Fig. 12), und der Sardonyx mit der Sau (Fig. 13) sind gleichfalls eher Römische als Griechische Arbeit. Sämmtliche übrigen Gegenstände stellen Aegyptische Figuren dar, aber in einem veränderten Style aus einer weit späteren Epoche als den klassischen Zeiten der Aegyptischen Kunst. Man könnte den eigentlichen Styl, welcher die auf dieser Tafel dargestellten Gegenstände charakterisirt, den Aethiopischen nennen. Ein merkwürdiger Umstand ist, daß Ferlini in der Hauptkammer, statt eines Sarkophages eine Bahre, mit einem weißen aus Baumwolle oder Byssus gewebten Tuche bedeckt, gefunden hat, auf der einige Ueberreste des Verstorbenen standen, in derselben Art und Weise, die bei den alten Etruskern gebräuchlich war [16]). Wenn wir noch bemerken, daß die Arbeit der Pyramide selbst keineswegs fest und dauerhaft war, sondern vielmehr in ein späteres Alter herabreicht, und daß der Bericht des Herrn Ferlini jeden Gedanken an einen späterhin in dieser Pyramide verborgenen Schatz auszuschließen scheint, so ist es höchst glaublich, daß die Errichtung des ganzen Denkmales in eine und dieselbe Epoche mit der Anfertigung der Mehrzahl unter den darin gefundenen Gegenständen fällt, welche den Zeiten der Griechischen oder selbst Römischen Herrschaft in Aegypten anzugehören scheinen. Eine tiefere Untersuchung dieser interessanten Sammlung und sämmtlicher auf ihre Entdeckung bezüglicher Thatsachen könnte vielleicht auch zur Bestimmung der Epoche dienen, in welcher die übrigen Pyramiden zu Meroë angefertigt wurden, die sicherlich nur eine weit spätere und jüngere Nachahmung der großen Pyramiden zu Memphis sind."

Lepsius erwähnt noch unter anderen vermischten Nachrichten, daß sich die bekannte Tafel von Abydos jetzt, wiewohl in sehr beschädigtem Zustande, zu Paris befindet. Die Einwohner beabsichtigten, sie von der Wand, auf der sie sich befand, zu trennen und Bäder damit auszuschmücken. Ein Herr Papandriopulo entschloß sich also, diese Arbeit zu unternehmen, um das kostbare Denkmal zu retten, fand auch bei weiterem Nachforschen noch einige zuvor unbekannte zur Weih-Legende gehörige Cartouchen; aber er war nicht so glücklich, das Ganze unversehrt zu erhalten. Das Stück der Wand fiel zu Boden und zerbrach theilweise. Der verstorbene Französische General-Konsul zu Alexandrien, Mimaut, kaufte die Reste des Denkmals für 500 Piaster an sich und brachte sie nach Paris. So besitzt nun Paris jetzt zwei verstümmelte Denkmäler des alten Aegyptens, die hinsichtlich ihrer Wichtigkeit zu denen des ersten Ranges gehören, die Ueberbleibsel der Tafel von Abydos und den von Saulnier und Lelorrain im Jahre 1820 unvollständig ausgesägten kleinen Thierkreis [17]) von Denderah, welchen die Französische Regierung für 150,000 Franken kaufte. Wenn auch der oben erwähnte Konservator, Scheikh Refah, kein Roß seyn wird, so wird doch durch den Beschluß Mehmed Ali's ähnlichen gewinnsüchtigen Räubereien von Seiten der Juden, Christen und Beduinen, die nur zur Zerstörung der wichtigsten Denkmäler führten, fernerhin vorgebeugt. Bekannt ist, daß die Beduinen Papyrusrollen durchschnitten und die Enden mit Mumienharz verklebten, um ihren Gewinn zu vermehren.

Unter den neueren wichtigen Erscheinungen auf diesem Gebiete ist noch das Examen critique de l'ouvrage intitulé: Analyse grammaticale raisonnée de différens textes anciens Egyptiens, par Fr. Salvolini. Paris, 1838, 8. von Hoskins (er hat sich nicht genannt, sondern nur mit H unterzeichnet), dem durch seine Visit to the Great Oasis (London, 1837, 8.) und seine Reisen nach Aethiopien bekannten Forscher, zu erwähnen. Salvolini wird darin geradezu der Vorwurf gemacht, Champollion's Papiere auf unredliche Weise bei Seite gebracht und für sich ausgebeutet zu haben. So seyen seine beiden Lettres à M. Gazzera (Des principales expressions qui servent à la notation des dates sur les monumens de l'ancienne Egypte, d'après l'inscription de Rosette. Paris, 1832. 1833, 8.) aus den Papieren Champollion's entlehnt, und in der That stimmt ihr Inhalt völlig mit dem der Abhandlung Champollion's überein, deren Verlust Biot (Recherches sur l'année vague des Egyptiens, Paris, 1831, 4., p. 5) beklagte. Die Wichtigkeit der Schrift von Hoskins, worin sich eine große Anzahl Berichtigungen der von Salvolini aufgestellten Behauptungen vorfindet, veranlaßt uns, auf dieselbe an einem anderen Orte zurückzukommen. Das Werk von Salvolini enthält, trotz aller Ausstellungen, die meistens wohlbegründet sind, einen reichen Schatz von neuen und wichtigen Bemerkungen, die theilweise Champollion, theils ihm selbst angehören mögen.

Dr. Jul. Ludw. Ideler.

Australien.

Anfänge der Civilisation Polyneſiens.

Erwägt man die oft unbegreifliche Hartnäckigkeit der Chinesen, die Gleichgültigkeit der Rothhäute Amerika's, die tiefe Verachtung, mit welcher die Muhammedaner und die Hindu's unsere Sitten und Gebräuche fortwährend von sich gewiesen haben, so ist dagegen die Bekehrung der Polyneſiſchen Inſulaner eine hochwichtige Thatsache. Nie war eine Eroberung vollständiger und minder schwierig zugleich. Man weiß, welchen Hindernissen die Apostel und Religionslehrer während der ersten Jahrhunderte der Kirche bei den höheren Klassen begegneten. Die Polyneſier aber, vom Fürsten bis zum geringsten Unterthanen, ließen sammt und sonders von ihren Göttern wie von deren Bildern und unterwarfen sich einmüthig den Geboten des neuen Glaubens, den man ihnen brachte. Nur denke man deshalb nicht etwa, daß solche Bekehrungen unzuverlässig seyen, weil nur wenige dieser jungen Christen im Stande seyn dürften, auch nur die einfachsten Lehren ihres neuen Glaubens genügend darzuthun. Diese Leute haben ihre Götterbilder verbrannt, ihre Sitten und Gesetze geändert, eine neue Tracht angenommen, vielen barbarischen Gebräuchen entsagt und fügen sich heutzutage dem neuen Systeme, für das man sie bildet, mit wunderbarer Gewandtheit. Wahrlich, große Fortschritte auf der Bahn zur Civilisation! Mehr kann man gegenwärtig noch nicht verlangen.

Andere Verhältnisse als in den dem Christenthume unzugänglichen alten Ländern Asiens fanden sich auf den Polyneſiſchen Inseln, als die Englischen Missionaire auf denselben landeten. Zerstreut auf weitgedehntem Meere, getrennt von einander durch Entfernungen, wodurch ihnen die Einheit im Handeln und im Denken, welche die großen Staaten bildet, abgeschnitten, gehorchten sie damals größtentheils verschiedenen Häuptlingen, die sich gegenseitig mit größter Erbitterung bekriegten. Wohl fand sich unter den Bewohnern dieser Inseln Gleichförmigkeit der Sprache, der Religion und der Sitten; aber vermöge der zufälligen Weise, wie dieselben bevölkert worden waren, fehlten ihnen jener Kastenstolz, jene Stamm-Vorurtheile, die unter den Völkern des Orients so tief eingewurzelt sind. Ihre Ueberlieferungen hatten nicht den systematischen Charakter der Indischen Mythologie. Es ist lange her — dies war die äußerste Begränzung ihrer Chronologie. Bei einem so neuerlichen Ursprung konnten auch ihre Priester nicht in das Dunkel vergangener Zeiten schauen, um zur Unterstützung ihrer Glaubenslehren das Zeugniß einer unzähligen Reihe von Jahrhunderten aufzurufen, wie die Bonzen von China es thun. *) Und auch in den Künsten war ihre Unwissenheit erstaunlich groß; darum gewannen sie bei dem Anblicke der Englischen Schiffe, bei der Wahrnehmung der Disziplin und der Geschütze, die sie an Bord fanden, von vorn herein eine so übermenschlich hohe Meinung von den Fremdlingen, daß es nur noch darauf ankam, diesen Wahn zu erhalten, zu nützen, und das ganze Unternehmen wurde spielend abgethan.

---

15) Topography of Thebes, p. 81. — Lepsius.
16) Bullettino. 1836, p. 58—59. — Lepsius.
17) Letronne (Revue des deux mondes, Août 1837, nr. 15) hat in einer schon am 30. Juli 1824 in der Académie des Inscriptions et Belles-Lettres vorgetragenen Abhandlung (von der ein Auszug in der von Guigniaut besorgten Französischen Uebersetzung der Symbolik von Creuzer mitgetheilt war, Tom. I. p. 928 sqq.) die schon früher von ihm aufgestellte Behauptung wiederholt, daß alle in Aegypten aufgefundene Thierkreise (bis jetzt fünf) aus der Griechischen und Römischen Epoche herrühren, und sogar einen Schritt weiter gethan, indem er zu beweisen versucht hat, daß der Ursprung des Thierkreises überhaupt weder in Aegypten noch in Chaldäa, sondern in Griechenland aufzusuchen sey. Eine tiefere Untersuchung dieses Gegenstandes ist nächstens von meinem Vater zu erwarten.

*) Bekanntlich nimmt man an, diese Inseln seyen von Malayen bevölkert worden, deren Kanoe's durch Unwetter dahin verschlagen wurden.

Diejenige Eroberung, welche die meisten Anstrengungen und Beschwerlichkeiten gekostet, war die Insel Rarotuga, im Schooße der Hervey-Gruppe. Dies Eiland hatte vorher in seinen Landungs-Plätzen noch gar keine Europäische Schiffe anlegen gesehen; doch waren seinen Bewohnern die Stahl-Arbeiten der Cookees (wie sie die Engländer benennen) schon einigermaßen bekannt. Da wurde Papeiha, ein junger Eingeborener, welchen die Missionaire erst kürzlich bekehrt hatten, zu gleichem Zwecke dorthin geschickt. Er war aber nicht sobald ans Land gestiegen, als eine unabsehbare Menschenmenge herbeigeströmt kam und vor Allem zuerst die Kleider des Ankömmlings ihm abzunehmen suchte. Dieser nun, ohne durch solchen Anfang sich einschüchtern zu lassen, begehrte nur, vor den alten Maskea, den Vater des zeitigen Häuptlings, geführt zu werden. Maskea jedoch war zum Abfalle von seinen Göttern um nichts geneigter, als sein Volk, sondern gesellte, sobald der Missionair den Zweck seiner Landung ihm bekannt gemacht, zu den Drohungen der Priester und seines Volkes die eigenen.

Einige Tage später indeß äußerte Tinomana, Häuptling von Arorangi (einem etwa acht Meilen von Maskea's Wohnsitze entfernten Gebiete), den Wunsch, Papeiha zu sehen. Tinomana und sein Volk lebten in den Bergen zurückgezogen, um den Bedrückungen durch die Bewohner der Nachbargebiete zu entgehen. Diese Bedrückungen hatten ihre Quelle in der Schwäche der Landschaft Arorangi und waren äußerst beschwerlich. Die unglücklichen Unterthanen Tinomana's wurden täglich überfallen und gebrandschatzt, ihre Besitzungen geplündert, sie selber gefangen und zu Schlachtopfern für die Gottheiten der feindlichen Nachbarn gemacht. Darum verließen sie, so oft sie auf den Fischfang zum Meere gingen, ihre Berge erst mitten in der Nacht und kehrten auch schon vor Tages Anbruche wieder in ihre Wohnungen zurück, um nicht in ihrer Feinde mörderische Hände zu gerathen. Papeiha nun fügte sich Tinomana's Wunsche, ging zu ihm, zeigte ihm die Vortheile, die aus seiner Bekehrung, für ihn wie für sein Volk, entspringen würden, im hellsten Lichte und war sehr bald so glücklich, den günstigsten Eindruck auf ihn hervorzubringen. Doch zauderte der alte Häuptling noch: denn Furcht beunruhigte sein Herz: er scheute sich vor seinen Göttern, die (wie er zu Papeiha sagte), erzürnt über seinen Abfall, gewiß kommen würden, ihn zu erwürgen. Als aber unser junger Missionair hierauf seinen Eifer nur noch verdoppelte, dem schon halb überwundenen Zuhörer die Ohnmacht seiner Götter auf das anschaulichste schilderte und seine Reden mit den überzeugendsten Thatsachen unterstützte, von der Lage Tahiti's und der Gesellschafts-Inseln, wo die Civilisation bereits große Fortschritte gemacht, ihm erzählte — da widerstand Tinomana nicht länger.

Doch würde das von diesem Häuptlinge gegebene Beispiel wohl nur eine geringe Anzahl von Nachahmern erweckt haben, wäre nicht gerade ein Englisches Schiff erschienen, auf dem mehrere Missionaire von Tahiti sich befanden, welche unter Anderem auch einen Vorrath von Aexten, Schweinen und Ziegen mitbrachten und durch Vertheilung dieser Geschenke sowohl, als besonders durch Vernichtung der zahllosen Ratten auf der Insel, mittelst Einführung der Schweine daselbst — die Hartnäckigkeit des Volkes gar bald beschwichtigten. Mit den Großen aber ging es nicht so gut von Statten: diese, und namentlich Tamotea's Großvater, der ausgezeichnetste Kriegsheld der Insel, hatten alle Geschenke zurückgewiesen und schienen fest entschlossen, den Dienst ihrer Götter nicht aufzugeben. Eines Tages jedoch, mitten in der Feier eines Festes zu Ehren der Landes-Gottheiten, erhielt Tamotea's Großvater, der diesem auch beiwohnte, plötzlich die Nachricht, daß eine seiner Enkelinnen, die er ganz vorzüglich lieb hatte, gefährlich krank geworden. Da überschüttete der Greis die Altäre seiner Götter mit Gaben und verbrachte Tage und Nächte in heißem Gebete für den Liebling. Fruchtloses Flehen! Die Götter, die er anrief, erhörten ihn nimmer: mit jedem Tage ward das Uebel der Kleinen beunruhigender. Und sie starb. Ihr Vater aber, entrüstet darüber, daß sein Glaubenseifer so schlimm vergelten worden, verbrannte seine Götter und wurde Christ. Mit ihm alsbald wurden es die Häuptlinge und die Großen, die gesammte Bevölkerung der Insel.

Nun waren die Missionaire zunächst darauf bedacht, ein Gotteshaus zu errichten, verhandelten deshalb mit den Häuptlingen und begannen, nachdem sie sich Arbeiter ausgewählt, sofort den Bau. Dabei war ihre Emsigkeit so groß, daß das Gebäude schon nach zwei Monaten ganz und gar vollendet war, obgleich es 130 Fuß in der Länge und 60 Fuß in der Breite maß, mit sechs großen Thüren, im Innern mit Stühlen versehen und überhaupt geräumig genug war, um 300 Personen zu fassen. Die Insulaner staunten; Jung und Alt, Frauen und Männer, Landvolk und Häuptlinge eilten von allen Punkten der Insel herbei, dies Gebäude zu schauen. Die Bearbeitung des Eisens, die Leichtigkeit seiner Behandlung und Gestaltung im heißen Zustande entlockten ihnen tausend Zeichen der höchsten Ueberraschung. Eben so die Zubereitung des Gypses: die Missionaire hatten nämlich beschlossen, die Kapelle mit Gyps zu überziehen, und ließen zu dem Zwecke am Meeresstrande das erforderliche Material sammeln, das dann gebrannt wurde. Diese Prozedur lockte anfangs gar manches Lächeln der Ironie und Ungläubigkeit auf die Lippen der Zuschauer und veranlaßte sie sammt und sonders zu der gegenseitigen Frage: wozu in aller Welt es nutzen könne, diese Steine zu verbrennen? Doch, als sie am anderen Tage den verbrannten Thon in einen feinen weißen Staub verwandelt sahen, wurden sie allesammt davon so bezaubert, daß sie sich den ganzen Anzug damit bestreuten und so gefärbt in der neuen Anlage hin und her sprangen. Nachdem dann die Kapelle mit dem Gypse bekleidet und die Arbeiten überhaupt beendet waren, ließ man die Häuptlinge und das Volk in das Innere, damit sie sich Alles betrachten könnten. Nun liefen sie eilig herbei, fühlten und kratzten an Allem herum und fragten sich wiederholentlich unter einander: wie man nur mit den Steinen und dem Sand, die sie doch selber ganz verbrannt gesehen, dergleichen habe zu Stande bringen mögen?

Den Künsten verdankte man später auch die Abschaffung der wilden Gebräuche, welche die Missionaire unter den dortigen Völkerschaften vorgefunden hatten und die zum Theil sehr grausam waren: z. B. das Kukumi anga, welches darin bestand, daß man den Sohn, der die Volljährigkeit erreicht hatte, seinem Vater zum Kampfe gegenüber stellte und, wenn er denselben überwand, von dessen Kainga oder Gute Besitz nehmen ließ, nachdem er seinen Vater aus demselben vertrieben. Ferner das avanga, ein Gebrauch, vermoge dessen die Verwandten des verstorbenen Mannes seine Witwe, anstatt sie zu trösten und für sie zu sorgen, sammt ihren Kindern von Haus und Hof jagten und der ganzen Hinterlassenschaft sich bemächtigten. Und endlich das kai Kainga, nicht minder barbarisch, als die beiden eben genannten: dieser Gebrauch, so alt wie der Schlag der Polynesier selber, berechtigte zu gewaltsamer Besitznahme fremder Ländereien. Die Missionaire boten alle ihre Kraft dagegen auf; da sie aber sahen, daß die Ausrottung dieses Uebels leicht die ganze Sicherheit und den Frieden der Inseln gefährden möchte, so beschlossen sie, günstigere Zeiten abzuwarten, und beschränkten sich einstweilen auf vorläufige Ermahnungen deshalb. Gegen die Vielweiberei jedoch zeigten sie sich durchaus unduldsam, obgleich sie auch diese bei ihrer Landung auf den Inseln tief eingewurzelt, bei manchem Häuptlinge wohl vier, ja fünf Frauen fanden. Um diese Sitte abzuschaffen, verlangten die Missionaire von Jedem, der getauft werden wollte, daß er vorher von seinen Frauen eine einzige sich auswählte und die anderen entließe, doch nicht ohne vorher für deren weitere Bedürfnisse Sorge getragen zu haben. Selbst der Fürst, der drei Frauen hatte, wurde aufgefordert, eine Wahl zu treffen. Er behielt die jüngste seiner Frauen, die ihm erst ein Kind geboren hatte, und ließ nicht nur seine leibliche Schwester, die ihm deren drei gegeben, von sich, sondern selbst seine dritte Frau, Namens Piwai, obgleich diese die Mutter von zehn seiner Kinder war und er die lebhafteste Zärtlichkeit für sie empfand. Er beschenkte sie mit dem Ertrage von zwanzig Ländereien. Als aber der Tag der Trennung gekommen war, nützte die arme Verstoßene einen Augenblick, da ihr Gatte aus der Wohnung gegangen, nahm ihre Matte, suchte die Geräthschaften, deren sie zu Fertigung der Anzüge ihrer Kinder sich bediente, zusammen und ging, begleitet von den Thränen aller gegenwärtigen Freunde und Stammesgenossen, still in ihre Verbannung.

Mannigfaltiges.

— Französische Neuigkeiten. Von Herrn Esquiros ist unter dem Titel „Le Magicien" eine Art von Schillerschem Geisterseher erschienen. Der neue Roman spielt jedoch im sechzehnten Jahrhundert, und zwar — da das eine jetzt in modernen Unterhaltungen vielgenannte Epoche ist — zur „Zeit der Renaissance". Ab-Hakel, ein Jünger des Paracelsus ist der Held des Romans, in welchem auch Katharina von Medicis, Karl IX. und ein Bildhauer, Namens Stell, Hauptfiguren sind. Das Ganze entspricht jedoch den Erwartungen nicht, die man sich von einer Darstellung macht, die zugleich die Wiedergeburt der Kunst und die große Zeit der Kirchen-Reformation abspiegeln will. Von strengen Kritikern wird der „Magier" als eine ungeschickte Nachahmung von Victor Hugo's Notre-Dame de Paris bezeichnet. Ein anderes neues und in Paris vielbesprochenes Buch heißt: La comédie de la mort und hat Herrn Gautier zum Verfasser. Es ist dies eine Sammlung von Gedichten, die nicht minder nach Hugoschen Mustern gearbeitet seyn sollen, wie jener Roman. Der Gedanke des Poeten spricht sich hauptsächlich in zwei größeren Dichtungen aus, von denen die eine „das Leben im Tode" und die andere „der Tod im Leben" überschrieben ist und die erstere nach der Vision von Jean Paul gearbeitet seyn soll. Wir bezweifeln jedoch, daß Herr Gautier den Deutschen Dichter besser verstanden habe, als bisher irgend einer seiner Landsleute. In der zweiten Dichtung kommen Don Juan, Faust und Napoleon zugleich vor, was abermals an einen Deutschen, und zwar an den dem Hern Gautier vielleicht geistesverwandteren Grabbe, erinnert. Deutschland ist überhaupt das Lieblingsland des jungen Dichters. In einem Gedichte, „Melancolia" überschrieben, giebt er eine Vergleichung der alten Deutschen und Italiänischen Malerschulen, eine Verherrlichung Raphael's und Albrecht Dürer's zugleich, und in einer „Chanson de Mignon" liefert er ein Gegenstück zum „Mignons-Lied" von Göthe, ein Italiänisches Epigramm in der Weise unseres Landsmannes Gustav Nicolai. Das Buch verdient, wie man sieht, in Deutschland bekannt zu werden, denn eine Aufmerksamkeit ist wohl der anderen werth.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 23. Berlin, Mittwoch den 21. Februar 1838.

England.

Die verschiedenen See-Wege nach Ostindien.

Die Britischen Besitzungen in Ostindien enthalten auf einem Flächenraum von ungefähr 70,000 Quadrat-Meilen eine Bevölkerung von 90 bis 100 Millionen Seelen. Das vereinigte Königreich Großbritanien und Irland, dessen Areal beiläufig 16,000 Quadrat-Meilen und dessen Volkszahl 24 Millionen beträgt, besitzt also in Asien, und zwar in einer Entfernung von mehreren tausend Meilen, eine Kolonie, die beinahe fünf Mal größer und volkreicher ist, als das Mutterland. Das Indo-Britische Reich würde uns aber noch weit größer erscheinen, wenn wir die mittelbaren Besitzungen und die Schutz-Staaten hinzurechnen wollten. Alsdann ergäbe sich ein Areal, das dem ganzen westlichen Europa an Umfang gleich käme. Und über dieses ungeheure Ländergebiet sind nur ungefähr 30,000 Briten verbreitet, namentlich: die Europäische bewaffnete Macht — gegen 21,000 Mann — 4000 bis 5000 Offiziere, welche im Indischen Heere, dessen Stärke 190,000 Mann beträgt, Dienste thun — die Beamten der Regierung, an der Zahl 1100 — und endlich 2000 bis 3000 im Lande ansässige Privatleute. Dennoch muß man sich hüten, die Wichtigkeit Indiens für das Mutterland nach dieser geringen Zahl abmessen zu wollen. Man berechne vielmehr den Werth der Territorial-Einkünfte, das Verhältniß derselben zu den Ausgaben, den Belauf des jährlichen Austausches zwischen England und Indien, und vor Allem die Vortheile, welche ihre Suprematie in den östlichen Meeren, von China bis Vandiemens-Land und bis zum Kap der Guten Hoffnung, den Engländern verschafft.

England betrachtet Alles, was seiner Seeherrschaft gefährlich werden kann, mit eifersüchtigen Blicken. Vor beinahe vierzig Jahren schickte es Flotten und Heere nach Aegypten, um die Franzosen in diesem Lande zu bekämpfen und ihren Projekten auf Indien sich zu widersetzen. Heutiges Tages macht ihm Rußland viele Sorgen. Welches aber auch der Gegenstand sey, dem sich die Aufmerksamkeit der Britischen Regierung hauptsächlich zuwendet — immer gehen ihr wichtige Berichte aus Indien zu, und immer wird sie aufgefordert, Befehle dahin zu schicken; es muß ihr also viel daran gelegen seyn, daß die Besorgung so schnell als möglich von Statten gehe. Vor der Entdeckung des Kaps, gegen Ende des 15ten Jahrhunderts, wurde der Handel zwischen Europa und Indien bekanntlich über das Rothe Meer und den Persischen Meerbusen getrieben. Artikel von geringem Umfang und großem Werthe, wie z. B. die kostbarsten Spezereien, Perlen u. s. w., transportirte man nach Bassora, dann nach Bagdad und von dort nach einem Hafen von Syrien. Die voluminösesten Waaren kamen über das Rothe Meer nach Alexandrien. Aus den verschiedenen Häfen des Mittelländischen Meeres führten die Venetianer und Genuesen diese Produkte des Orients dem übrigen Europa zu. Die Entdeckung des Vorgebirges der Guten Hoffnung bestimmte Europa's Kaufleute allmälig, den alten Handelsweg aufzugeben, und erst in der neuesten Zeit ist man mit dem Plane umgegangen, die Communication über das Rothe Meer und den Persischen Golf wieder zu eröffnen. Nur handelt es sich heutzutage weniger um Herstellung des Handels zwischen Europa und Indien in alter Form, als um Begründung eines schnelleren und regelmäßigeren Verkehrs. Die Dampf-Maschine war die vornehmste Veranlassung zu diesen Projekten, deren Ausführung sonst ein Ding der Unmöglichkeit seyn würde.

Im Jahre 1825 fuhr das Dampfschiff die „Enterprize" um das Kap der Guten Hoffnung und langte in Kalkutta an, nachdem es eine Strecke von 13,700 Engl. Meilen in 113 Tagen zurückgelegt hatte. Ungefähr zehn dieser Tage hatte das Schiff in verschiedenen Häfen verweilt. Es machte die Fahrt abwechselnd mit Dampf und mit Segeln. Gewöhnliche Segel-Schiffe brauchen nur 120 bis 130 Tage, und man hat sogar das Beispiel eines Schiffes, welches in 81 Tagen die ganze Strecke zurücklegte. Zwar hat die „Enterprize" erst am Kap neue Kohlen eingenommen, und es wäre wohl denkbar, daß man noch mehr Zeit ersparen könnte; aber im besten Falle würde das Dampfschiff nicht weniger als 70 oder 80 Tage gebrauchen, und es fragt sich noch, ob jemals eine regelmäßige Dampfschifffahrts-Verbindung zwischen London und Kalkutta zu organisiren sey?

Der See-Weg von London nach Bombay ist zwar kürzer, aber ebenfalls sehr bedeutend. Die kürzeste Linie, welche ein Dampfschiff auf dieser Fahrt beschreiben könnte, würde 10,700 Engl. Meilen ausmachen; man darf aber nicht weniger als 12,000 annehmen. Die bloße Vermehrung der Schnelligkeit wird den Britischen Kaufmann schwerlich dazu bestimmen, daß er sich den Unkosten unterzieht, die mit einem Transporte auf Dampfschiffen verbunden sind; der Reisende aber und der Ueberbringer offizieller Depeschen wird dem viel kürzeren Wege über das Rothe Meer oder den Persischen Golf den Vorzug geben.

Der geradeste und kürzeste Weg von London nach Bombay ginge über Konstantinopel, die Syrische Wüste, Bagdad u. s. w. und betrüge ungefähr 5000 Engl. Meilen. Diese Distanz würde um 1100 Meilen vermehrt, wenn man sich in London nach einem der Häfen Syriens, die Aleppo zunächst liegen, wie z. B. Alexandrette oder Latikia, einschiffte, von da zu Lande bis Bir am Euphrat reiste und den genannten Fluß bis zu seiner Mündung hinabsegelte — um 1300 Meilen aber, wenn man den Weg über das Rothe Meer einschlüge. Der erstere Weg ist also der kürzere von beiden, allein er bietet große Schwierigkeiten dar. Man müßte mit Mehmed Ali unterhandeln, der über die Communication zwischen der Küste und dem Euphrat gebietet — mit der Pforte, welche die Ufer des Euphrats dem Namen nach beherrscht — und mit den am unteren Euphrat sich herumtreibenden Beduinen-Stämmen, die entweder bekämpft oder durch Geschenke beschwichtigt seyn wollen. Dann bleiben noch die Schwierigkeiten der Beschiffung des Euphrat selbst, die Capitain Chesney neulich versucht hat. Dieser fuhr mit zwei Dampfschiffen, welche man stückweise zu Lande nach Bir transportirt und daselbst flott gemacht hatte, den Fluß hinab. Das eine Schiff ging in einem fürchterlichen Sturm zu Grunde, das andere ist glücklich angelangt. Von den Details der Expedition haben wir noch keine Kunde; aber so viel scheint uns ausgemacht, daß die Realisirung eines regelmäßigen Verkehrs auf diesem Wege noch ziemlich fern liegen dürfte.

Von dem Rothen Meere sagte man, ehe die Dampfschiffe erfunden waren, daß der Schiffer während sechs Monaten des Jahres nicht hinein und während der sechs anderen nicht heraus könne. Wenn nun gleich dieser Ausspruch nicht buchstäblich zu nehmen ist, so kann er doch einen Begriff davon geben, mit welchen Schwierigkeiten ein bloßes Segel-Fahrzeug in diesem Golfe zu kämpfen hat. Auf Dampfschiffen läßt sich die Fahrt von Suez nach Bombay in jeder Jahreszeit zurücklegen; es steht aber noch dahin, ob man die umgekehrte Fahrt (von Bombay nach Suez) in der drei bis viermonatlichen Periode des südwestlichen Monsuhn's eben so bequem ausführen könne. Nach mehreren vorgängigen Versuchen ist eine regelmäßige Communication über Aegypten zu Stande gekommen. Jeden Monat, wenn das Paketboot aus England in Malta ankommt, fährt ein Paketboot von Malta nach Alexandrien. Von dort gelangt man binnen drei Tagen über den Isthmus nach Suez, wo man sich dann nach Bombay einschifft. Die totale Entfernung bis Bombay ließe sich ungefähr so taxiren:

	Engl. Meilen.	Ungefähre Zeit.
Von Falmouth nach Malta . . .	2200	18 Tage.
Von Malta nach Alexandrien. .	860	7 „
Von Alexandrien nach Suez . .	210	3 „
Von Suez nach Bombay	3000	21 „
	6270	49 Tage.

Wir zweifeln nicht, daß die zu dieser Fahrt bis jetzt erforderliche Zeit noch abgekürzt werden könne, sobald die Ankunft und Abfahrt der Paketböte erst bequemer geregelt sind. Die Station bei Malta wird überflüssig werden, wenn die Reise über Aegypten nach Indien diejenige Vollkommenheit erreicht hat, deren sie fähig ist. Vielleicht dürfte man auch eine Linie von Dampfschiffen zwischen Marseille oder Neapel und Alexandrien errichten*).

Da die Dampf-Communication bis jetzt nicht regelmäßig von sich geht, so darf es uns kaum Wunder nehmen, wenn wir erfahren, daß nach Indien abgehende Reisende nicht immer davon Gebrauch machen können und öfter genöthigt sind, auf gewöhnliche Fahrzeuge sich einzuschiffen. Dieses Schicksal hatte noch

*) Oeffentlichen Blättern zufolge giebt es nunmehr wirklich Dampf-Paketböte, die von Marseille nach Alexandrien und wieder zurück fahren. Sie machen den Weg binnen einem Monate dreimal.

neulich ein Britischer Reisender aus sehr guter Familie, dessen Bericht wir dem Leser so mittheilen wollen, wie er in einem Briefe an den Bruder des Reisenden enthalten ist. Der Briefsteller, den die bloße Lust am Reisen mehrmals nach Aegypten geführt hatte, unternahm die Fahrt nach Indien über das Rothe Meer. Der Brief ist aus Dschidda datirt, dem Hafen der Stadt Mekka, wo die Bemannung nach erlittenem Schiffbruch ein Asyl gefunden.

„Dschidda, den 23. Februar 1837.

..... „Meinen letzten Brief aus Suez wirst Du empfangen haben. Am Tage nach der Absendung dieses Briefes kam ein Handelsschiff aus Indien, das von einem Engländer befehligt war. Da eine so schöne Gelegenheit kaum einmal in drei Jahren sich darbietet, so eilte ich, an Bord zu kommen. Die Bestimmung des „Skimmer" (so hieß unser Fahrzeug) lautete nach Madras. Als man in Kahira die Ankunft eines Englischen Schiffes in Suez erfuhr, setzte sich noch ein ganzer Trupp Reisender von dort in Bewegung, um diese Gelegenheit auch von ihrer Seite nicht unbenutzt zu lassen: unter ihnen befanden sich sechs Franziskaner-Mönche — drei Engländer, ein Deutscher, ein Irländer und ein Spanier — und vier Neapolitanische Priester, worunter ein Bischof, die nicht weniger als 300 Pfund Macheroni bei sich führten. Die Matrosen jeder Nation halten einen Geistlichen für ein böses Omen, und nun gar zehn Geistliche! Diese konnten der ganzen Englischen Marine Verderben bringen. Dennoch ging unsere Fahrt, trotz Priestern und Monjuhns, fünf Tage lang sehr glücklich von Statten. Erst am sechsten Tage, um zwei Uhr des Morgens, brach das Unglück über uns herein; ich wurde von einem donnerähnlichen Krachen unter dem Schiffe aus meinem Schlafe emporgeschreckt — ja, die Erschütterung, welche dieses Krachen begleitete, hätte mich beinahe aus dem Bette geschleudert — und fast gleichzeitig hörte ich den Capitain „all is lost" (Alles ist verloren!) schreien. Ich warf, so gut es in der Eile und im Finstern gehen wollte, meine Kleider um, steckte meinen Kreditbrief und einige Goldstücke, ersteren in Wachsleinwand gewickelt, in meine Tasche und lief auf das Verdeck, um zu erfahren, was vorgefallen sey. Unser Schiff trieb mit vollen Segeln über eine Korallen-Bank; und während wir von Felsen zu Felsen hüpften, wurden die Masten erschüttert und drohten loszureißen. So kaltblütig der Capitain blieb, so wenig geschah zu unserer Rettung; die Furcht, welche den Französischen Hochbootsmann und das Indische Schiffsvolk ergriffen hatte, raubte ihnen fast den Gebrauch ihrer Sinne. Ich gab dem Capitain zu verstehen, daß eine Furcht die andere verjage, und daß man wohl die Wirkung einiger Hiebe auf dem Rücken der Matrosen versuchen könnte. Dieses Mittel fruchtete, und alsbald kletterten sie die Masten hinan; aber das Entsetzen hatte sich ihrer in solchem Grade bemächtigt, daß sie wie Affen mit den Zähnen klapperten. Die meisten Passagiere gaben ein eben so klägliches als lächerliches Schauspiel ab, besonders die Italiänischen. Da Einige unter ihnen bloß ihre Muttersprache redeten, so richteten sie ihre Wehklagen immer an mich; sie weinten, schlugen sich an die Brust und riefen unter Aechzen und Stöhnen: „Eh! siamo perduti, da vero, signor G....? Oh santissimo Francesco! non c'è aiuto!" Aber kein Heiliger schien von ihrer Lage Notiz zu nehmen, denn das Schiff stieß in einem fort gegen die Felsen, bis der Tag graute. Der Anblick der Küste, die ungefähr 30 Miglien entfernt war, flößte den Matrosen wieder etwas Muth ein. Man konnte endlich die Segel einziehen; man warf Ballast ins Meer und setzte die Schaluppen aus, um zu sehen, ob das Schiff noch von den Felsen loskommen könnte. Wir befanden uns auf einer Bank, die ungefähr 50 Fuß im Umfang hatte und deren scharfe Spitzen über das Wasser hinausragten. Das Meer hatte um den Felsen herum eine Tiefe von hundert Ellen. Um von dieser Entdeckung Vortheil zu ziehen, trug man die Anker eine kleine Strecke weit und warf sie aus; dann mußte die ganze Mannschaft an der Schiffswinde drehen; denn der Capitain hoffte, durch dieses Mittel das Schiff wieder flott machen zu können. Anfangs glaubten wir, unsere Anstrengungen würden nicht ohne Erfolg seyn; aber das Schiff leistete allzustarken Widerstand, und endlich blieb es ganz unbeweglich stehen, weil eine Korallen-Klippe in den Kiel eindrang. Wahrscheinlich würden wir ohne diesen Zufall schlimmer davongekommen seyn; denn das Hintertheil des „Skimmer" stand viel höher, als das Vordertheil; und es ließ sich mit Grund befürchten, daß wir ohne Rettung auf den Grund gingen, wenn das Vordertheil jählings ins tiefe Wasser kam. Da erblickten wir mit einemmal in bedeutender Entfernung einige Barken, von denen eine, die unter Segel ging, auf uns loszusteuern schien. Wir bemerkten durch unsere Ferngläser, daß die Barke voll wunderlich aussehender Kerle war, und jetzt regten sich neue Besorgnisse; die Leute auf der Barke konnten Seeräuber seyn, und dann wären wir aus dem Regen in die Traufe gerathen. Da wir übrigens unserer Vierzig waren und die Schaluppen unseres Schiffes nur zwanzig Personen fassen konnten, so mußten wir, wenn wir Alle gerettet seyn wollten, auf jede andere Gefahr hin die Mannschaft der Barke zu Hülfe rufen. Der Capitain ersuchte mich, in Begleitung noch einiger Passagiere auf seiner Schaluppe der Barke entgegen zu fahren. Ich wählte zwei junge Engländer aus, und wir stießen wohlbewaffnet vom Schiffe ab.

Ein paar tüchtige Ruderschläge brachten uns in die Nähe der segelnden Barke, auf der sich etwa hundert Individuen von allerlei Nationen und Farben befanden, die größtentheils fast ganz unbekleidet waren. Wir stellten ihnen rufend und gestikulirend unsere Lage vor und bewogen sie, uns ein Tau zuzuwerfen und mit uns auf das gescheiterte Schiff loszusteuern. Die Meisten dieser Leute waren Indische Muhammedaner und auf der Pilgerfahrt nach Mekka begriffen. Der Patron der Barke sagte, er käme direkt von Mocha, und wir befänden uns etwa 25 Miglien südlich von Dschidda, wo die schiffende Karawane zu landen beabsichtigte. Er begleitete die Schaluppe bis an den Felsen, bemerkte aber ausdrücklich, daß er nur wenige Minuten verweilen dürfe, indem er sonst nicht vor Einbruch der Nacht bis Tschidda gelangen könnte. Als wir bei dem „Skimmer" angekommen waren, sprangen sogleich zwei Araber ins Wasser und untersuchten den Boden des Schiffes. Sie erklärten, die Kupfer-Bekleidung sey losgerissen, und in wenigen Minuten würden so viele Löcher entstanden seyn, daß die Pumpe nichts mehr helfen dürfte. Ich forderte nun alle Mit-Passagiere auf, so viele Effekten als möglich in die Barke zu werfen und dann ihnen nachzuspringen, die Schaluppen aber der Mannschaft zu überlassen. Vier kräftige und gewandte Araber thaten uns Vorschub, und so wurde das Gepäck mehrerer Passagiere, darunter auch das meinige, zumeist gerettet. Der Bischof und die Mönche hatten so viel mit ihren Macheroni zu thun, daß sie kaum an ihre Person dachten; ich stieß Einige der geistlichen Herren in die Barke und sprang hinterher. Die Araber wollten durchaus nicht länger verweilen, denn ihr Fahrzeug war schon so schwer beladen, daß es nicht ohne einige Gefahr landen konnte. Zum Glücke wehte ein sehr günstiger Wind, der uns binnen sechs Stunden nach Dschidda brachte. Ich schickte sogleich den Zurückgebliebenen mehrere Böte zu Hülfe und schätzte mich sehr glücklich, in einer Art von Stall übernachten zu können. Am nächsten Morgen kam eines der gestern Abend abgeschickten Böte mit Felleisen und anderen Gegenständen zurück. Die Matrosen hatten das Schiff ganz menschenleer gefunden und bald nachher zertrümmern sehen. Dieser Umstand machte mir wegen des Schicksals derer, die wir an Bord gelassen, einige Besorgniß; da aber während der Nacht ein sehr heftiger Wind geweht hatte, so vermuthete ich, die Fahrzeuge, in welchen unsere Gefährten Zuflucht gefunden, könnten wohl in einiger Entfernung ans Ufer getrieben worden seyn, und schickte deshalb Araber mit Kameelen und Speise-Vorräthen, um sie aufzusuchen. Ich selbst bestieg ein Pferd und ritt zu gleichem Zwecke in der entgegengesetzten Richtung. Bei meiner Rückkehr erfuhr ich, daß Einige der Unseren mit einem der abgesandten Böte eingetroffen, die Uebrigen aber von den zu Lande abgeschickten Arabern an der Küste gefunden und in Dschidda angekommen waren. Sie verwunderten sich nicht wenig, als sie in Dschidda die Bagage wiederfanden, die sie beim Abfahren auf dem gestrandeten Schiffe gelassen hatten.

Mein Verlust an Effekten beträgt nur ungefähr 200 Pfund Sterling; und ich muß dem Korallen-Riffe, an dem unser Fahrzeug gescheitert ist, sogar vielen Dank wissen; denn ohne diese Katastrophe wäre ich schwerlich nach Dschidda gekommen, der besten von allen Städten, die am Rothen Meere liegen. Schon bin ich zehn Tage hier, und allem Anschein nach werde ich meinen Aufenthalt noch verlängern müssen; denn bis jetzt hat sich keine Gelegenheit nach Indien gefunden. Heute sind ein Paar Offiziere von dort angelangt, die an der Arabischen Küste Schiffbruch gelitten haben und heute Abend nach Aegypten unter Segel gehen. Sie wollen so gefällig seyn, diesen Brief zu besorgen. Ich habe schon manche Verdrießlichkeit mit frommen Mahomedanern gehabt, deren Glaubenseifer um so stärker lodert, je näher sie der heiligen Stadt Mekka sind, die nur 40 Miglien von hier landeinwärts liegt. Einer von ihnen spie mir ins Angesicht, um seinen Begleitern einen Spaß zu machen; allein ich entgegnete mit einem Schlage meines gewichtigen Stockes, der ihn besinnungslos zu Boden streckte; und seine Freunde schienen darüber nicht sehr ungehalten. Doch bin ich nicht bei jeder Gelegenheit so glücklich gewesen; als ich unlängst vor dem Thore, das nach Mekka führt, spazieren ging, begrüßte mich plötzlich ein Hagel von Steinen und ein Donnerwetter von Ehren-Titeln, wie Kaffer, Jude, Nazaräer, Hund, Schwein u. s. w. Da meiner Widersacher dieses Mal zu Viele waren, so besann ich mich kurz und rannte über Hals und Kopf davon, der Maxime Don Quixote's eingedenk, daß es dem Einzelnen nicht als Feigheit angerechnet werden könne, wenn er vor einem ganzen Haufen Reißaus nimmt." (Br. Rev.)

Italien.

Italiens neueste Literatur.

(Fortsetzung.)

Vor Einseitigkeit und Einförmigkeit in der Kunst muß die Kritik, von keinen Rücksichten bestochen, warnen. Alle Böse-wichter der genannten Schule sind Aristokraten, alle Märtyrer Priester, alle Heroen aus dem Volksstande. Anders verfährt die Geschichte, sie bereitet mehr Mannigfaltigkeit und Kaleidoskopisches. Und was beabsichtigt Ihr mit den Streichen, die Ihr dem Adel versetzt? Hat der noch Einfluß auf Euer Wohl und Weh? Flößet statt dessen den Söhnen Italiens Vertrauen, Kraft und die Hoffnung auf eine bessere Zukunft ein; lehrt sie, sich als Brüder zu lieben und durch Eintracht stark zu seyn, und zerstört den Egoismus, den Separationsgeist und Lokalhaß. Jetzt handelt es sich nicht um Heranbildung von Individuen, sondern um Heranbildung und Veredlung der Masse. Und hierin besteht nach

unserem Ermessen der Hauptfehler von Manzoni, Grossi und Pellico; sie wenden sich zu sehr an den isolirten, in keiner Beziehung zu der Gesellschaft stehenden Menschen. Ihre Entstehung fällt in eine Zeit, wo der gesellige Verkehr locker oder völlig aufgehoben war, und sie hatte keinen nächsten Antrieb, die Bürger-Tugenden zu pflegen, ein Geschäft, das überdies leicht in Konflikt gerathen wäre mit der etwas engen Moral, zu der sie sich bekannten.

Unter den besseren Werken dieser Schule stehen oben an le mie prigioni von Silvio Pellico; Marco Visconti, ein Roman aus dem vierzehnten Jahrhundert von Grossi; Hector Fieramosca von Massimo d'Azeglio, Manzoni's Schwiegersohne, einem geschätzten Maler. Europa kennt diese Werke und hat sie beurtheilt. — Nachdem Pellico in der „Gefangenschaft" das Geheimniß eines reinen und edlen Styles gefunden, senkte er seinen Fittig, der nun in den Gesängen und Tragödien nicht mehr die alte Schwungkraft erlangen konnte; aber in allen Erzeugnissen seiner Feder finden sich Stellen von seltener und wirkungsreicher Einfachheit. — Dem Visconti ist nach meinem Dafürhalten nicht volle Gerechtigkeit widerfahren; der zweite Theil ist reich an Schönheiten, nur daß dem Ganzen eine markige Sprache abgeht. Grossi ist ein elegisches Genie und könnte der Bellini der Poesie heißen. Ihm fehlen z. B. alle Schlachtengemälde, Sturm und Kampf eignen sich nicht für seinen Pinsel, aber er feiert seinen Sieg im Ausdrucke tiefer und naiver Gefühle, der Zärtlichkeit, der Pflicht, der Entsagung. Einen rühmlichen Beweis davon liefert seine Ildegonde. Rücksichtslose Kritik machte ihn irre, verdrängte ihn aus seiner naturgemäßen Bahn, der er sich erst jüngst wieder in seinem „Ulrico und Lida" genähert hat. — D'Azeglio's Reinheit im Styl ersetzt nicht den Mangel an Phantasie und Wärme, die man in seinem Romane vermißt, dessen Schluß-Scenen jedoch schön und kräftig sind. — Aber noch mancher andere Name verdient der Unbekanntschaft entrissen zu werden: so vereinigt Lodovico Carrer aus Padua in seinen „Hymnen" eine Kraft der Reflexion mit einer Liebe zur Natur, wie sie selten gefunden werden. Die „poetischen Präludien" von Georgini (Lucca, 1836) verrathen Gefühl und Anmuth; ferner hat nicht ohne Erfolg Giulio Carcano, erst 33 Jahr alt, in seiner Ida della Tour (1834) seinen vaterländischen Gefühlen den höchsten Schwung der Poesie zu geben versucht. Reinheit der Zeichnung, Harmonie und Kraft charakterisiren den „Gardasee" und die „Stanzen auf die Jungfrau" von Bertoni. Mehr Reinheit in den Umrissen und Geduld in der Ausführung würden den ersten Platz unter seinen mit ihm rivalisirenden jungen Landsleuten dem Lombarden Samuel Biava anweisen, der im J. 1833 zu Mailand „lyrische Klänge" und „St. Roch oder der evangelische Prediger des dreizehnten Jahrhunderts" herausgegeben hat. Das wichtigste Organ der neueren Italiänischen Schule ist der „Ricoglitore", eine Mailändische Zeitschrift, die alle Männer von Talent unter ihre Mitarbeiter zählt*).

Entsagung, Pflichtgefühl, Moralität, alle persönliche Tugenden, die mehr sanft als energisch, mehr liebenswürdig als groß, mehr achtungswürdig als positiv in ihren Resultaten sind, schmücken die Schule Manzoni's; selbst in ihrer Begeisterung liegt etwas Passives und Elegisches. Ihnen gegenüber steht ein Kreis von Dichtern, deren Feldgeschrei Byron und Foscolo ist, ein kriegerisches, gewaltsames Genie, das Genie des Mittelalters. Der Titanenkampf dieser Schule gegen Alles, was sie Sklaverei nennt, gewährt ein großartiges Schauspiel; selten erhebt sie die Hand zum Segnen, und dann ist ihre Stellung noch drohend, als ob sie fluchte. Sie richtet ihren Angriff auf Alles, selbst auf Gott, und wird nur durch Instinkt und Phantasie vor dem Atheismus bewahrt. Mächtig durch Enthusiasmus und Leidenschaft, wird sie ohnmächtig, wenn sie sich zur Milde herabläßt, die Unschuld malt, der Welt Demuth und heilige Entsagung lehrt. Die Menschen, wie sie sind, würdigt sie keiner Darstellung, sondern begabt sie mit höheren Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten; ihre Laster wie ihre Tugenden sind herkulisch, ihre Liebe ist ein Orkan, ihr Dialog eine Verwünschung, ihr Lächeln ein Sarkasmus. Ihre Ideale sind Michel Angelo, Dante, Alfieri. In ihrer fieberhaften Aufregung vergißt sie die Zukunft, hält sich an Träume der Vergangenheit, betrachtet das Daseyn nur als einen Vertilgungskampf gegen das Böse, behandelt mit Gleichgültigkeit die Fragen nach der Unendlichkeit und Zukunft, nach Leben und Tod und ruft: „Leben oder sterben, das ist nichts; aber edel leben und nicht unedel sterben, das ist etwas Großes." Der Ideenkreis einer solchen Schule ist natürlich ein beschränkter, und sie geräth leicht in Künstlichkeit und Unnatur.

Diese Schule feiert die Thaten vaterländischen Heldenmuthes, doch ist die Zahl ihrer Anhänger nicht groß; Auszeichnung verdient „die Schlacht von Benevent", von Guerazzi aus Livorno, und „die Belagerung von Florenz", von Anselmo Guarlandi 1836 veröffentlicht. Guerazzi übertrifft die meisten Dichter dieser Epoche an Energie und gewaltiger Einbildungskraft; er stimmt schreckliche Töne männlichen Unwillens an, wie sie den Zuständen, die er beschreibt, angemessen sind. Die „Belagerung von Florenz", zu wenig bekannt, erhebt sich bisweilen ans Geniale; sie könnte ein Dutzend magere Romane fett machen, zwanzig kraftlosen Epopöen Leben einhauchen. Wir verweisen beispielshalber auf die Einleitung, auf Michel Angelo's Mission, das Gemälde des sinkenden Florenz und den Kampf des Franz Ferucci gegen seine Feinde. Diese Scenen sind von Meisterhand gemalt oder vielmehr in Erz gehauen. Und doch leidet das Werk an Mängeln! Allerdings, und zwar daran, daß es ganz der Vergangenheit angehört und keinen Fortschritt in die Zukunft enthält. Florenz erscheint wie ein altes glänzendes Denkmal, dessen Gipfel die Strahlen der modernen Civilisation vergolden, ohne in seine inneren Räume zu dringen. Die Vergangenheit steht da in ihrer Größe, ihrem Ruhm und Glanz. Was wird man mit dieser Vergangenheit anfangen? Werden die entarteten Söhne von Florenz die Gewissensbisse fühlen, die der Dichter in ihnen erwecken will? Nein, dieses Florenz der Vergangenheit ist zu schön; es in dieser Schönheit erstehen zu sehen, ist keine Hoffnung vorhanden; man zieht es vor, unter den Ruinen der Republik sich zu begraben, bittere Unzufriedenheit erfüllt die Seele, die mit Verachtung gegen so zerbrechlichen Ruhm, so hinfällige Größe sich bewaffnet. Aufopferung und Pflicht erheischen eine Seelenstärke, die sich mit Bitterkeit und Verzweiflung nicht verträgt; um sich aufzuopfern, muß man glauben und hoffen können. Der Groll gegen das menschliche Geschlecht und die Auflehnung gegen die Gottheit, das letzte Resultat selbst der Meisterwerke dieser Schule, sind eher geeignet, Misanthropen als Märtyrer zu schaffen. — So erscheint auf der einen Seite Kampf, aber oft verzweifelter und schmerzlicher, auf der anderen Entsagung, aber passive und unmännliche. Zwischen beiden Richtungen laviren die Eklektiker, Männer von Ernst und Anstrengung, welche Dante und die Alten, den Monti'schen Glanz der Darstellung und die Lyrik ihrer Zeit in einheitlicher Mischung zu erringen streben. Doch haben ihre Werke kein bestimmtes Ziel und stehen den beiden Richtungen nach; bald suchen sie für klassische Figuren und Wendungen das Gewand eines verjährten Romantizismus, wie Nicolini und Carlo Marenco, bald suchen sie den reinen und klassischen Ausdruck für moderne Gedanken. Die nicht selten reizende und tiefe Melancholie, die in einigen ihrer Werke athmet, wird sie nicht der Vergessenheit entreißen. Eine noch untergeordnetere Stelle nehmen Rossini, Varèse, Falconetti ein, deren Romane bemerkenswerthe Einzelnheiten enthalten, aber der Hauptsache nach schwach und mangelhaft sind. — Dieser Ueberblick lehrt, daß die jüngsten Bestrebungen der Italiänischen Poesie in erfreulichem Wachsthum begriffen sind; doch bei dem ungünstigen Einfluß der politischen Verhältnisse und der alten Lethargie des Landes zeugt dieses Streben mehr von gutem Willen und redlichen Absichten, als von einem bleibenden Erfolge. Ernste Studien gebühren dem gesunkenen Lande, um die Nation zu heben, und sie sind gemacht, sie haben Italien seit 1830 allein Ruhm verschafft, und Europa wird über die Leistungen des modernen Italiens in dieser Gattung erstaunen.

Diese neue, die historische Richtung hat die Aufmerksamkeit und Theilnahme aller Gebildeten erregt. So z. B. hat die „Geschichte Mailands" von Verri, die bei ihrem Erscheinen nur einen Käufer fand, seit 1830 mehrere Auflagen erlebt. Der bereits erwähnte Nicolini, dem die öffentliche Meinung den Vorzug vor allen lebenden Dichtern zugesteht, obgleich er seiner ganzen Geistesanlage nach wesentlich prosaisch ist, legt die Krone, die seine Zeitgenossen ihm gereicht haben, freiwillig nieder und begiebt sich zu den beschwerlichen und umfassenden Studien eines „Geschichtsforschers". Seit sieben Jahren schweigt er, und die Frucht seines gewichtigen Schweigens wird eine Geschichte der „Guelfen" seyn, ein Italiänisches Seitenstück zu Raumer's „Hohenstaufen". Der Schlüssel zu der Geschichte Italiens findet sich, wenn wir nicht irren, in dem Genie der Welfen und nicht in dem der Waiblinger. Und wir wollen unsere Freude über Nicolini's freien und beharrlichen Entschluß, den leichten Dienst Melpomene's mit dem ernsten Clio's zu vertauschen, ihm keineswegs verbergen. Botta und Grossi sind nicht mehr, und nun kann kein prosaischer Schriftsteller Nicolini die Palme entreißen, dem würdigen Schüler Foscolo's, des so oft Verleumdeten, der aber mit seinem kräftigen, glühenden und gedrängten Styl alle Neueren hinter sich zurücklässt. Er verschmähte die weibische Grazie des Toskanischen Dialekts, war aber dafür streng, logisch, voll Kraft und Saft. Die Zeilen, die er den schönen Künsten gewidmet hat, Orcagna, Michel Angelo, sind unvergleichlich, und der kernige Ausdruck geht Hand in Hand mit der Kraft der Gedanken. Nicht bloß er, sondern auch der Prosaiker Nicolini steht hoch über Pietro Giordani, den viele Italiäner zum Meister der modernen Prosa machen wollen. Die Reinheit des Styls findet heute zu viel Bewunderer, dessen Schönheit doch einzig in der Kraft der Gedanken liegt. Was soll Concinnität und Harmonie der Rede, wenn ihr ein gedankenvoller Inhalt abgeht? Die harmonischen Perioden, die ruhigen und durchsichtigen Phrasen Giordani's zeigen keine Schätze auf ihrem klaren Grunde, bergen keine Mysterien. Es ist ein krystallenes Wasser ohne Tiefe, ein Wiegenlied, das lethargische Italien noch mehr einzuschläfern.

(Fortsetzung folgt.)

*) Diese Zeitschrift ist seit kurzem mit dem Indicatore ortentigt worden und hat jetzt den Titel „Rivista Europea" angenommen. Es ist gewiß mit ein Beweis für das Fortschreiten der Idee einer Welt-Literatur, daß dieser Europäische Journal-Titel jetzt fast in allen Ländern anzutreffen ist.

Arabien.

Wellsted's Reisen in Arabien *).

Der Verfasser dieses Werkes, das uns lehrreiche Aufschlüsse über manche noch wenig bekannte Regionen der Arabischen Halb-

*) Travels in Arabia. By Lieutenant Wellsted. 2 Vde. London, 1838.

insel giebt, war einige Jahre mit Vermessung der südlichen und westlichen Küsten des Landes beschäftigt gewesen und hatte schon während dieser Zeit einen fast unwiderstehlichen Trieb, auch das Innere zu besuchen. Im Jahre 1835, als Mehmed Ali eben im Begriffe stand, ein Armee-Corps nach der Kaffee-Region zu detaschiren, bot sich Herrn Wellsted die erste Gelegenheit zu Erreichung seines Zweckes. Gern hätte er die Truppen des Paschas begleitet; er konnte aber von Glück sagen, daß diese Hoffnung ihm fehlschlug; denn ehe noch seine Bestätigung von Alexandrien kam, erfuhr man, daß die Aegyptische Armee in einen Engpaß gelockt und fast gänzlich niedergemacht worden war. Herr Wellsted richtete nun seine Aufmerksamkeit auf Oman, einen Distrikt, den bis dahin wegen seines ungesunden Klimas und wegen der Ungastlichkeit, die man seinen Bewohnern Schuld gab, kein Europäischer Reisender betreten hatte. Mit einem Vorrath von Geschenken und mit Empfehlungs-Schreiben versehen, ging der Verfasser am 19. November 1835 nach Maskat unter Segel, wo er in zwei Tagen anlangte und bei dem Imam sehr freundliche Aufnahme fand. Die milde und duldsame Regierung des Imams hat viele Ausländer, namentlich Syrische Christen, Indier, Perser u. s. w. nach Maskat gezogen. Herr Wellsted giebt von diesem Orte eine ausführlichere Beschreibung; um aber den Werth seines Werkes vollkommen würdigen zu können, müssen wir ihn Tag für Tag auf seiner Reise ins Binnenland begleiten, wo ihn öfter Gefahren umlauerten, denen er nur durch große Geistesgegenwart und unermüdliche Ausdauer entgehen konnte. Als Probe möge sein Abenteuer mit den Wahhabiten dienen.

Der Reisende war mit seinem Begleiter, Lieutenant Whitelock, in die kleine Stadt Obri gekommen, wo er dem Scheich ein Empfehlungsschreiben des Imams von Maskat überreichte. Der Beamte las das Schreiben und entfernte sich, ohne ein Wort zu sagen; bald darauf aber schickte er einen Brief an Herrn Wellsted, worin er ihm anlag, daß er eiligst abreisen möchte, da beinahe zweitausend Wahhabiten*) in der Stadt anwesend seyen. Herr Wellsted kehrte sich nicht an die Warnung, schlug gemächlich sein Zelt auf und lud den Scheich zu einer Unterredung ein. Dieser erschien, konnte aber durch alle Vorstellungen des Reisenden nicht bewogen werden, ihm eine Eskorte zu bewilligen. Zuletzt gab er Herrn Wellsted einen Brief an den Imam, worin er die Gründe auseinandersetzte, warum er dem Reisenden sein Gesuch abgeschlagen. Unterdeß drängten sich die Wahhabiten um die Zelte der Herren Wellsted und Whitelock, denen sie allem Anschein nach gern zu Leibe wollten. Ein sechs Fuß hoher Perser, der das Amt eines Dolmetschs verwaltete, bekam vor Angst und Bangigkeit krampfhafte Zufälle.

„Der Scheich von Obri", so erzählt Herr Wellsted, „hatte entweder keinen Schatten von Autorität oder fürchtete sich, davon Gebrauch zu machen; und seine Leute mochten sogar von Herzen wünschen, daß es zur Plünderung unserer Effekten käme. Wir durften keine Zeit verlieren. Ich ging mit Ali etwas abseits und hieß ihn, unsere Kameele zur Abreise rüsten. Dann packten wir kaltblütig die Zelte zusammen und saßen auf. Die versammelte Menge folgte uns unter Gezisch und Gemurmel, bis wir ins Freie gekommen waren. Hier empfingen wir noch ein paar unschädliche Steinwürfe als Abschiedsgruß. Hätte sich ein Anführer des Haufens gefunden, so würde man ohne Zweifel über uns hergefallen seyn. Ich hatte schon vor meiner Ankunft in Obri von dem ungastlichen Charakter seiner Bewohner reden hören. Die benachbarten Araber sagen: „Wer die Stadt Obri ohne Gefahr besuchen will, der muß entweder ein zerlumpter Bettler oder bis an die Zähne bewaffnet seyn."

Der Imam von Maskat, jetzt ein Bundesgenosse der Engländer, hat seine freundschaftliche Gesinnung gegen Großbritanien bereits durch ein kostbares Geschenk an den verstorbenen König beurkundet, und es muß den Engländern eine hochwichtige Angelegenheit seyn, das gute Vernehmen mit diesem Arabischen Fürsten zu erhalten. Der Hafen der Stadt Maskat beherrscht den Persischen Golf und könnte der zahlreichsten Flotte Schutz gewähren. Die Seemacht des Imam selbst besteht aus vier großen Fregatten (worunter zwei von 50 Kanonen), drei Korvetten (von 22 bis 18 Kanonen) und einer Anzahl kleinerer Fahrzeuge. Außerdem hat er seine Handelsschiffe, die zum Theil über 300 Tonnen fassen; und es würde ihm nicht schwer, eine Armee von 20,000 Mann auf Frachtschiffen weiter zu fördern. Nach Herrn Wellsted's Versicherung könnte der Hafen von Maskat durch einen geschickten Ingenieur so in Stand gesetzt werden, daß er jedem feindlichen Angriff widerstände.

Besonderes Interesse gewährt Herrn Wellsted's Beschreibung seines Abstechers nach dem Berge Sinai, dessen Kloster gegenwärtig von 21 Mönchen, größtentheils Russen und Griechen, bewohnt wird. Dieses Kloster ist an sich schon eine Merkwürdigkeit; denn man kann nur vermittelst einer Strickleiter hinein kommen, die aus einer Höhe von vierzig bis funfzig Fuß herabgelassen wird. Die meisten Mönche verweilen hier nur wenige Jahre und kehren dann mit dem Geruche der Heiligkeit in ihr Vaterland zurück; doch machte der Verfasser die Bekanntschaft Einiger, die schon gegen vierzig Jahre in dieser grauenvollen Oede lebten und dabei recht gesund aussahen, obgleich ihnen jede animalische Nahrung untersagt ist. Die Inschrift einer Marmortafel über dem Portale verkündet, daß Kaiser Justinian dieses Kloster erbaut hat. Es liegt in einem von Norden nach Süden sich erstreckenden Thale und bildet ein längliches Viereck von bedeutender Ausdehnung. Einige schlanke Cypressen, die das Kloster an verschiedenen Stellen überragen, und die hohe düstere Mauer, von der es umgeben ist, vollenden seinen melancholischen Anblick.

Die große Kirche des Klosters, in welcher der Gottesdienst abgehalten wird, beschreibt Herr Wellsted in folgender Weise: „Die Alterthümlichkeit und das merkwürdige Aussehen dieses Gebäudes, das schon so viele Jahrhunderte den wilden Stämmen der Wüste trotzt und, obwohl so schwach vertheidigt, alle seine Kostbarkeiten noch unberührt aufzuweisen hat, fesseln die Aufmerksamkeit des Reisenden in hohem Grade. Mehrere schöne Pfeiler unterstützen das Dach; der Boden ist mit bunt geädertem Marmor sehr geschmackvoll ausgelegt und die Mauern ihrer ganzen Länge nach mit Gemälden geschmückt, welche Christum, die Apostel und viele allegorische Gegenstände darstellen. Einige dieser Bilder zeugen von echtem Kunstsinn, die meisten aber erheben sich nicht über die Mittelmäßigkeit. Unter Anderem sieht man eine große Karrikatur des jüngsten Gerichtes, auf welcher eine Menge grotesker nackter Figuren zu schauen sind, die theils aus Gräbern, theils aus den Wogen des Meeres emporsteigen. Ein Engel wiegt die Auferstandenen der Reihe nach in einer Waagschale, während der Teufel in Gestalt eines ungeheuren Haifisches mit weit aufgesperrten Kinnladen von unten lauert, um diejenigen in Empfang zu nehmen, deren moralisches Gewicht zu leicht befunden wird. Eine von vergoldeten Säulen getragene Bogen-Wölbung trennt das Schiff der Kirche von dem Bereiche des Altars; den oberen Theil dieses eingefriedigten Raumes nimmt ein großes Gemälde der Kreuzigung ein, und an dem ganzen unteren Theile der Mauer sind die Räume zwischen den zahlreichen kleineren Bildern mit Verzierungen aus Elfenbein, Schildkröten-Schale und Silber geschmackvoll ausgelegt. Der Altar soll an derjenigen Stelle errichtet seyn, wo Mose den Gott Israel's zum ersten Mal von Angesicht zu Angesicht schaute. Der Pilger muß hier, wie einst Mose gethan, seine Schuhe ablegen, worauf man ihm eine Bibel zeigt, die von sehr hohem Alter seyn soll. Zur Rechten des Altars steht hinter einem reich geschmückten Vorhang ein Lamm aus Marmor, in welchem sich die Gebeine der heiligen Katharina befinden. Diese Reliquien wurden, der Legende nach, von Engeln auf den Gipfel des benachbarten Berges getragen (welcher noch jetzt der Katharinen-Berg heißt) und in der Folge hierher gebracht. Dem Besucher zeigt man nur das Skelett der Hand, die mit kostbaren Ringen bedeckt ist. Während dieser feierlichen Vorzeigung wird Weihrauch angezündet; die Mönche entblößen ihre Häupter und singen Hymnen."

*) Der Imam von Maskat führte gerade damals Krieg mit diesem Volke.

Mannigfaltiges.

— Historisches Material. Von der zweiten Reihefolge der bekannten „Archives curieuses de la France" ist jetzt der zweite Band erschienen. Er umfaßt zwanzig historische Aktenstücke aus den ersten Regierungsjahren Ludwig's XIII., worunter einige interessante Auszüge aus den Registern des Pariser Stadthauses, die sich über die Sitten und Gebräuche der damaligen Zeit verbreiten, ferner ein authentischer Bericht über das tragische Ende des Marquis von Ancre, Briefe und Klagen der Königin-Mutter an ihren Sohn, den jungen Ludwig XIII., Parteischriften gegen den Herzog von Luynes und den Marquis de la Vieuville, Günstlinge des Königs, und ein besonders merkwürdiges Aktenstück, das den Titel „Reformation des Königreiches" führt.

— Michel Chevalier. Von dieses Schriftstellers Briefen über Nord-Amerika ist jetzt in Paris die dritte Auflage erschienen, die er zur besseren Uebersicht des reichhaltigen Materials mit einem 70 Seiten starken, nach Materien und geographischen Beziehungen geordneten raisonnirenden Inhalts-Verzeichniß vermehrt hat. Von demselben Schriftsteller wird so eben auch ein Buch unter dem Titel: „Von den materiellen Interessen in Frankreich" angekündigt. Die erste Abtheilung dieses Buches wird sich ausschließlich mit Kanälen und Eisenbahnen beschäftigen.

— Die hochherzige Nonne. Es dürfte für manche Leser des Magazins von Interesse seyn, einige genauere Notizen über die in Nr. 16 erwähnte Sage, welche angeblich in Preußen ihren Schauplatz gehabt haben soll, die aber nach den dort mitgetheilten Angaben, bei weitem älter ist, zu erfahren, und wir erlauben uns daher, nachträglich hier Folgendes beizubringen. Die That soll im Jahre 1326 geschehen seyn, als der Papst Johannes XXII. die Lithauer und Polen zu einem Einfalle in Preußen veranlaßt hatte. Die betreffende Stelle bei Bzovius befindet sich in den Annal. Ecclesiast. 1326, §. 16. XIV, p. 485. (Vergl. auch Oder. Raynaldus, Annal. Eccles., 1326, §. 9, XVI, p. 321. Hermann Corner, Chronic. bei Eccard, II, p. 1022. Vitaduranus ebendas. I, p. 1805). Die Geschichte ist gewiß auch in vielen anderen Chroniken erzählt, die aber sämmtlich nur als Eine Quelle zu betrachten seyn dürften.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 24. Berlin, Freitag den 23. Februar 1838.

Rußland.

Die neueste Kunde von Nowaja-Semlja.

Die Geschichte der geographischen Entdeckungs-Reisen zeigt uns den Menschen, je weiter er in Kenntnissen und Künsten der Civilisation fortschreitet, desto mehr mit siegreicher Kraft gegen alle Gefahren und Schrecken einer feindseligen Naturumgebung ausgerüstet. Sein physisches wächst mit seinem geistigen Vermögen. Der Europäer unserer Tage richtet nicht allein positiv mehr aus, sondern er erträgt, er übersteht auch mehr, als man vormals für menschenmöglich hielt. Bei den Römern, dem weltherrschenden Volke, — kein irgend zugänglicher Winkel der alten Welt, sollte man meinen, hätte von ihnen unerforscht bleiben dürfen, — galt es für ausgemacht, der Erdstrich jenseits des Wendekreises, unter den senkrechten Strahlen der Sonne, sey für Menschen unbewohnbar. Nur wenige Gelehrte, Geographen, Polyhistoren wußten oder vermutheten es anders. Von den Ländern und Meeren über Britanien und Germanien hatte man so gut wie gar keine Kunde. An die penitus toto divisos orbe Britannos mochte man am Hofe des Augustus nur mit Schaudern und Fröstеln denken, wie wir an Eskimo's und Kamtschadalen. Da wähnte man Alles in Frost und Nacht begraben und die Meeresfluth vor Kälte zu einer zähen, trägen, halbflüssigen Masse geronnen und erstarrt; da fahre kein Ruder, da schneide kein Kiel hindurch, und selbst der Sturm erhebe kaum eine Welle.*) Nun wohl, diese Britanier führen seit beinahe einem halben Jahrhundert das Regiment über große Länderstrecken und Inseln der heißen Zone, während zugleich ihre kühnen Seefahrer, ihre Parry, Roß, Back, Franklin, mit heldenmüthiger Ausdauer die Zugänge zu der Polarwelt belagern, ihre Eispforten sprengen und in Regionen, wohin nur der Eisbär sich zuweilen beutesuchend verirrt, sonder Gefährde, sonder Schaden und Verlust überwintern. Das thun der Menschengeist und die Wissenschaft. Die äußerste Hitze und die äußerste Kälte sind für den menschlichen Unternehmungssinn kein Hinderniß mehr. Parry's Gefährte auf seiner dritten Reise (1824 ff.), der jetzt verstorbene Capitain Lyon, hat mit seinen Leuten binnen wenigen Monaten beide Extreme der Temperatur, einen Frost von mehr als 30 Graden im hohen Norden, eine Hitze von nahe an 30 Graden in niederen Breiten überstanden. Wir Deutsche übrigens und die unter gemäßigtem Klima behaglich angesiedelten Europäer allesammt sind nicht die rechten Leute, für das Verdienst und den Heldenmuth der Englischen Nordpolfahrer Zeugniß abzulegen. Da muß man die Anwohner des ewigen Eises fragen: die Pelzjäger, so um die Hudsonsbay streifen; die Holländer, Dänen, Norweger, die auf den Wallfischfang segeln; die Russen, die mit unnachahmlicher Behendigkeit und Sicherheit auf Eis- und Schneeschuhen über die winterlichen Sibirischen Flächen, wo die Gränze von Land und Meer verschwindet, im Fluge dahingleiten. Die Russen haben auch, nächst den Engländern, das Meiste für die Erforschung der Polar-Regionen gethan. Bis jetzt ist freilich der Sinn für Wissenschaft und Bildung noch nicht verbreitet genug unter ihnen; die Barbarei des niederen Volkes vereitelt nur zu oft die erleuchteten Absichten der Vorgesetzten, und die Erdkunde zieht daher von ihren Unternehmungen zu Lande und zur See bei weitem den vollen Ertrag nicht, den sie ziehen könnte. Wie manche Kunde, worauf Admiralitäten, Akademieen und gelehrte Gesellschaften Preise aussetzen, mögen die Jäger, die Fischer, die Robben- und Wallroßfänger am Weißen Meer, am Obi und Jenisei, ohne daß es Jemand weiß, besitzen, oder besessen und wieder verloren haben! Die Russische Regierung läßt sich, in rühmlichem Wetteifer mit der Englischen und Französischen, die Ausrüstung und freigebige Ausstattung wissenschaftlicher Expeditionen angelegen seyn. Sie hat in neuester Zeit einen früher schon mehrmals in Anregung gebrachten, aber nie bis zur Ausführung gediehenen Plan wieder aufgenommen: nämlich die Umschiffung und die genaue Erforschung und Aufnahme der Küsten von Nowaja-Semlja. Wir haben über den bisherigen Fortgang des Unternehmens einen von dem Akademiker Baer zu Petersburg verfaßten und an die Akademie der Wissenschaften erstatteten Bericht vor uns, welchem die hier nachfolgenden Mittheilungen in der Hauptsache entlehnt sind.

Den ersten Versuch, um die nördlichen Küsten von Europa und Asien herumzufahren und solchergestalt einen Seeweg nach dem großen Reiche Cathay und nach Ostindien zu finden, machte 1553 ein Engländer, Sir Hugh Willoughby, mit drei Fahrzeugen. Vom Eise eingeschlossen, mußte er mit zweien Schiffen in einer kleinen Lappländischen Bucht überwintern und kam sammt seinen Leuten vor Frost und Mangel um. Richard Chancellor, der das dritte Schiff befehligte und sich von den beiden anderen verirrt hatte, gelangte glücklich nach Archangel und knüpfte einträgliche Handelsverbindungen mit den Russen an. Stephen Burrough, Chancellor's Gefährte auf einer zweiten Reise, drang ostwärts bis zur Waigatz-Straße vor und ist als der Entdecker von Nowaja-Semlja zu betrachten; er hat einen Theil der Süd- und Westküste gesehen, wenn auch nicht betreten. Man suchte damals die nordöstliche Durchfahrt mit nicht geringerem Eifer, als in jüngster Zeit die nordwestliche. Im Jahre 1596 fror ein Holländisches Schiff, worauf sich Jakob van Heemskerken als Capitain und Wilhelm Barentz als Steuermann befanden, unweit der Nordküste von Nowaja-Semlja im Eise fest. Die Mannschaft, aus sechzehn Personen bestehend, überwinterte in einer aus Treibholz gezimmerten Baracke, überstand eine fast drei Monat lange Polar-Nacht und wagte sich im Juni des folgenden Jahres, als das Meer vom Eise frei ward, das eingefrorene Schiff aber nicht flott gemacht werden konnte, in ihren Böten auf das Meer hinaus. Unter tausend Gefahren erreichten sie die Küste von Lappland und fanden zu Kola ein Holländisches Fahrzeug, welches sie an Bord nahm und nach Hause brachte; doch starb Wilhelm Barentz noch unterweges an Kälte und Erschöpfung; nur zwölf von den sechzehn sahen die Heimath wieder. Die Holländer hörten auch im 17ten Jahrhundert nicht auf, das Meer um Russisch-Lappland und Nowaja-Semlja, des Wallfisch- und Robbenfanges halber, fleißig zu besuchen; einzelne kühne Seefahrer wagten sich weiter ostwärts und sollen hundert Meilen über Nowaja-Semlja hinausgekommen seyn. Gleichwohl blieb die Ostküste der Insel gänzlich unbekannt, und bis zum Jahre 1833 konnte sich Niemand rühmen, derselben mit einem Fahrzeuge nahe gekommen zu seyn oder auch nur sie von fern erblickt zu haben. Dem einzigen Capitain Rosmysloff, einem Russen, war es ums Jahr 1762 geglückt, eine kleine Strecke über das südöstliche Ende der Matuschkin-Straße hinaus vorzudringen. Diesen Namen führt nämlich der schmale Meeresarm, welcher Nowaja-Semlja in der Richtung von Nordwesten gen Südosten durchschneidet und in zwei ziemlich gleiche Hälften theilt. Ferner war eine sicher beglaubigte Tradition vorhanden, daß ein Russischer Wallroßfänger, Ssawa Fofanoff, zubenamt Loschkin, gleichfalls im vorigen Jahrhundert, das Meer an der Ostküste von Nowaja-Semlja eisfrei gefunden und die Küste bis hoch hinauf nach Norden erkundet hatte; aber Niemand wußte die Zeit, wann dies geschehen seyn sollte, auch nur ungefähr anzugeben.

In den Jahren 1819 bis 1824 hat die Russische Regierung fünf wohlgerüstete Expeditionen hinter einander nach Nowaja-Semlja ausgesendet, davon vier unter der Leitung des kundigen und wackeren Capitain Lütke. Alle kehrten unverrichteter Sache nach Hause; die Ostküste nur zu erreichen, geschweige denn sie planmäßig zu erforschen und aufzunehmen, schien eine absolute Unmöglichkeit. Die Regierung war durch dieses wiederholte Mißlingen entmuthigt und sehr geneigt, das ganze Projekt abermals fallen zu lassen, als ein Privatmann dazwischen trat. Ein reicher Kaufmann zu Archangel, Namens Brandt, um die Förderung der wissenschaftlichen neben den Handels-Interessen einsichtsvoll bemüht, faßte im Jahre 1832 den Gedanken, den im frühen Mittelalter vielbefahrenen See- und Handelsweg zwischen dem Weißen Meer und der Mündung des Obj wieder aufzufinden und in Aufnahme zu bringen. Aber just mitten auf diesem Wege liegt Nowaja-Semlja, und alle Schiffe, welche zwischen Archangel und der Obskäjaguba (so heißt der tief ins Land tretende Meerbusen, in welchen der Obj ausmündet) hin oder zurück wollen, müssen entweder nördlich oder südlich um die Insel herum fahren und können leicht in den Fall kommen, an die Küsten derselben geworfen zu werden oder daselbst Zuflucht suchen zu müssen. Ohne

*) Ob es mit dem mare pigrum ac grave remigantibus ein bloßer Wahn gewesen, das ist noch sehr die Frage. Siehe Walch's Anm. zu Tacit. Agricol. 10. In einer jetzt veralteten und selbst ihrer Zeit von den Physikern mit wenig Beifall aufgenommenen Abhandlung des Französischen Akademikers Mairan (gestorben 1771): „Sur la formation des glaces dans l'Océan arctique", findet man alle auf diesen Gegenstand bezügliche Stellen der Alten nebst vielen Nachrichten und Fabeln aus dem Mittelalter zusammengetragen.

die allergenaueste nautische und geographische Kenntniß dieser Küsten, mit all' ihren Buchten, Meerstraßen, Landzungen, Vorgebirgen, vorliegenden Inseln und Klippen, ließ sich daher nichts anfangen, und demgemäß stellte Brandt sich zu allererst die Aufgabe, Nowaja-Semlja in seinem ganzen Umfange, von Westen und Osten zugleich, auszukundschaften und die Erstreckung und Beschaffenheit der Küsten zu ermitteln. Als Kaufmann spekulirte er nebenbei darauf, an der bisher fast gar nicht besuchten Ostküste neue und darum einträgliche Stationen für den Wallroßfang ausfindig zu machen. Er trat an die Spitze einer Compagnie, erwirkte für dieselbe von der Kaiserlichen Regierung ein Privilegium zum ausschließlichen Betriebe der Rhederei und Fischerei im Osten von Nowaja-Semlja und die Erlaubniß, Offiziere der Kaiserlichen Marine in Dienst zu nehmen. Drei Fahrzeuge wurden ausgerüstet. Mit dem ersten sollte Lieutenant Krotoff längs der Westküste von Nowaja-Semlja nordwärts bis zur Matuschkin-Straße fahren, diese Straße in ihrer ganzen Länge untersuchen und von ihrem östlichen Ausgang seine Richtung nach der Mündung des Obj nehmen. Dem zweiten Schiffe, welches der Steuermann Pachtussoff führte, ward die schwerste Aufgabe zu Theil, nämlich unmittelbar die Ostküste von Nowaja-Semlja aufzusuchen und an derselben so weit nordwärts vorzudringen als möglich; dem dritten die leichteste, sich an der Westküste zu halten, auf den Wallroßfang zu gehen und nebenbei fleißig Beobachtungen anzustellen und aufzuzeichnen. Dieses Fahrzeug kam denn auch zur rechten Zeit, wohlbehalten, ohne einen Mann verloren zu haben und mit reichem Fang nach Archangel zurück. Krotoff aber ist sammt seiner Mannschaft spurlos verschollen; Schiffstrümmer, die man auf einer Eisrift nicht weit vom Eingange der Matuschkin-Straße aufgefunden und an sicheren Kennzeichen als Wrackstücke von Krotoff's Fahrzeug erkannt hat, lassen leider keinen Zweifel an seinem und seiner Gefährten traurigen Ende übrig.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie. Werke in Russischer Sprache:

Notizen eines Russischen Reisenden (durch Rußland, Deutschland, die Schweiz, Frankreich und England). Von A. Glagolieff. 4 Bände.

Briefwechsel und Erzählungen eines Invaliden.

Almanach für 1834, mit Beiträgen von Horace Vernet, dem Fürsten Wasemskoi, Glinka, dem Fürsten Odojewski, Puschkin, Baron Rosen u. m. A.

Dmitri Donskoi. Von Nicolai ***.

Gedichte von Konstantin Stolbtreff.

Erzählungen und Reisen nach Mainatschin. Von P. Stepanoff.

Skizze der Russischen Literatur im 18ten Jahrhundert. Von N. Strekaloff.

Italien.

Italiens neueste Literatur.

(Fortsetzung.)

Obgleich Italien Ueberfluß hat an historischen Meisterwerken, so erwartet seine Geschichte doch erst die Hand, die in großartigen Zügen das Schicksal des Landes hinzustellen wisse. Die Heroen der verschiedenen Perioden sind mit bewundernswürdigem Scharfsinn studirt, die Motive ihrer Handlungsweise erforscht und auf tieferen Zusammenhang zurückgeführt worden. Geistvolle Entwickelung, kräftige Charakter- und gründliche Sittenschilderungen, genaue Zeichnung der Epochen und Lokalitäten, daran fehlt es nicht. Aber Italiens Mißgeschick wollte es, daß Separationsgeist und engherziger Lokal-Patriotismus, die Italien zu Grunde gerichtet haben, auch auf die Geschichtschreiber des Landes ihren hemmenden Einfluß übten. Keiner von ihnen hat ein Stück des zerbrochenen Ringes erfaßt, ohne auf die Ursachen der zerrissenen Einheit zurückzugehen, ohne einen Versuch zu ihrer Wiederherstellung zu machen, ohne aus den Blättern seiner interessanten und traurigen Annalen die große Lehre, die sie verschließen, hervorleuchten zu lassen. Selbst Machiavell hat nur nachgewiesen, warum die Handlungen der Menschen gelingen oder mißlingen, und aus welchen Ursachen Revolutionen entstehen und welchen Ausgang sie nehmen, freilich mit einer Eindringlichkeit der Analyse und Darstellung, der nichts gleichkommt; aber nicht hat er in der theilweisen und vorübergehenden Größe einiger Gegenden Italiens die Ursachen des allgemeinen Verfalls gefunden. Der wahre Geschichtschreiber Italiens muß diese Zerstückelung nicht nur erklären und malen, er muß sie mit heiligem Unwillen brandmarken. Cäsar Balbo hatte eine vollständige Geschichte Italiens angefangen, hörte aber der ungünstigen Zeitverhältnisse wegen mit dem dritten Bande auf. Mit Freiheit und Erfolg läßt sich gegenwärtig nur die Gothische und Lombardische Periode bearbeiten; für spätere Perioden konnte man höchstens Materialien sammeln, den Weg bahnen, und in kürzester Zeit hatte jede Provinz ihren Annalisten oder wird ihn haben. So erschien im Jahre 1833 zu Turin „Geschichte der alten Gesetze von Piemont" von Graf Clopis; die „Finanzen des Königreichs Savoyen", ein Versuch von Ludovico Libratio; von ebendemselben „Geschichte von Chieri"; die vortreffliche von „Como" von Cäsar Cantu; „Abriß des Venetianischen Handels" (1833) von Fabio Mutinelli; wir erwähnen noch „Bemerkungen über Pavia" von Robolini, deren erster Band 1830 erschienen ist; „historische und politische Erinnerungen von Casal-Maggiore" von Giovanni Romani; „Memoiren der Marchese von Saluzzo", von dem Advokaten Delphino Maletti. Der Graf Pompejo Litta setzt, trotz der unzureichenden Mittel, die ihm zu Gebote stehen, mit bewundernswürdiger Beharrlichkeit die „Geschichte der berühmten Familien Italiens" fort, unparteiisch und in anziehender Schreibart. Durch seine Untersuchungen über „Venetianische Inschriften" hat Manuel Cecconi ein bis dahin vernachlässigtes Feld angebaut, das herrliche Früchte verspricht. Die „biographischen Notizen über die Ferraresischen Schriftsteller" sind eine gelungene Fortsetzung der Literär-Geschichte von Tiraboschi. Tipaldo's „Biographie verühmter Italiäner des 18ten Jahrhunderts" ist zu überladen mit unbedeutenden Namen und uninteressanten Spezialien, aber fruchtbar an Belehrung. Italiens Einfluß auf fremde Länder ist ebenfalls ein Gegenstand fleißiger Forschung geworden, und glänzende Resultate haben sich herausgestellt. So erschienen im Jahre 1831 zu Florenz die „Reisen des Professors Sebastian Campi in Polen"; im Jahre 1834 „Kritische Untersuchung über die alten Verbindungen Italiens mit Polen, Rußland und anderen nordischen Staaten". In demselben Jahre schrieb Ludovico Sauli zu Turin seine „Geschichte der Genuesischen Kolonie Galata", ein schätzbares Werk, das die Geschichte des Genuesischen Handels von seiner ersten Berührung mit Konstantinopel bis zur Zerstörung der Kolonie unter Mahomed II. enthält. Mehrere Verträge der Griechischen Kaiser mit der Republik Genua finden sich hier zum ersten Mal abgedruckt. — Derselbe Trieb nach Bereicherung hatte die Schätze ausländischer Bibliotheken geplündert, die über Italiens Geschichte ein neues Licht verbreiten konnten. So hat der Paduanische Professor Dr. Marsan alle darauf bezügliche Manuskripte der Pariser Bibliothek beschrieben und kommentirt. Joseph Molini hat die übrigen Bibliotheken Frankreichs in Contribution gesetzt und ihre zahlreichen Dokumente, Depeschen, Bundesverträge, Briefschaften in Auszüge gebracht und in zwei Bänden zu Florenz herausgegeben. In dieser ehrwürdigen Kuriositäten-Sammlung rühmt man besonders einige Briefe Ludwig's XII., Franz I., Leo's X., Julius' II. und Johann's von Medicis. Gino Caponi hat vortreffliche Noten dazu geliefert und verspricht auch eine Geschichte des Reformators von Toskana, des Erzherzogs Leopold. Wenn Molini's Arbeit gehörige Unterstützung und Aufmunterung zu Theil wird, muß sie eine wichtige Lücke ausfüllen und Muratori's „rerum Italicarum scriptores" ergänzen. Mit den Bedürfnissen und Neigungen des Jahrhunderts steht noch mehr in Einklang ein Werk Carlo Morbio's, „Geschichte der Munizipalitäten Italiens", desselben, der im Jahre 1832 die „Geschichte von Novara" zu Mailand herausgegeben hat. Zwei Bände seines neuesten und wichtigsten Werkes liegen dem Publikum zur Beurtheilung vor und enthalten Ferraresische Urkunden.

Wenn wir auch viele andere verdienstliche Arbeiten mit Stillschweigen übergehen, so dürfen wir doch zweier Geschichtswerke nicht vergessen, die nach Plan und Durchführung hohe Beachtung verdienen. Das erste, im Jahre 1834 von Pomba zu Turin herausgegeben, ist von Geronimo Serra verfaßt, der, von Lord Bentinck im Jahre 1814 zum Regierungs-Präsidenten von Genua ernannt, kräftige Einsprache gegen die Vereinigung der Republik mit Piemont erhob. Serra ist ein ausschließender, ein Lokal-Patriot, aber, wenn er auch zuweilen in Engherzigkeit verfällt, voll Kraft und Freimuth, und sein Motto aus dem Polybius ist mit richtiger Selbstschätzung gewählt. „Wer die hohen Thaten seiner Vorfahren im Auge hat, fürchtet nicht die Zahl noch die Stärke der Feinde des Vaterlandes", so lautet es. Seine Geschichte der Republik ist ein Panegyrikus derselben; denn wenn man dem Verfasser glaubt, so hat kein Genuejer je was Böses gethan. Vergebens sucht man bei Serra ein Bewußtseyn der allgemein-Italiänischen Nationalität, die, je seltener sie ist, um so wünschenswerther. In vier Theilen erzählt er die Geschichte des alten Liguriens und Genua's bis 1483, wo die Chronik von Cajani beginnt und die Republik, ihrer Orientalischen Kolonieen beraubt, in das erste Stadium ihres Verfalls tritt. Schade, daß unser Historiker die politische Entwickelung Genua's nicht bis zum Jahre 1528 verfolgt hat. Fünf Supplemente enthalten vortreffliche, bisher unbekannte Aufschlüsse über den Handel, die Schifffahrt und die Sitten Genua's während des 15ten und 16ten Jahrhunderts. Kurz, das Ganze ist ein nützliches und unparteiisches, leider aber unvollständiges Werk. — Eine zweite Geschichte Genua's von Carlo Varese, einem Schüler Botta's, ist 1835 bei Gravier in Genua erschienen; sie eröffnet die Reihe ihrer Schilderungen mit dem eilften Jahrhundert, der Epoche von Genua's beginnender Größe, und wird mit dem Jahre 1814 schließen. Das vollständige Werk ist auf 8 Bände berechnet. Gern erkennen wir die Vortrefflichkeit des Styles an, aber erheben uns aus allen Kräften gegen den kalten Skeptizismus und moralischen Indifferentismus, den er von Botta und Guicciardini entlehnt hat. — Botta, erst kürzlich zu Paris verstorben, repräsentirt eine ganze Klasse von Geschichtschreibern, bei denen Gleichgültigkeit gegen die progressive Entwickelung des Menschengeschlechtes zum System geworden ist, und die ihre Ansicht mit Talent und schimmernder Beredsamkeit durchzuführen verstehen. Man sieht sich hingerissen von Botta's tiefer Sprachkenntniß, seiner Gedrungenheit, Kraft und der Frische seiner Schilderungen. Gewiß, er verdient in jeder Beziehung die Aufmerksamkeit seiner Landsleute; er ist von Grund aus Italiäner, hat sich die Weisen der Alt-Italiänischen Schulen zu eigen gemacht, und sein sturm- und drangreiches Leben steigert noch den Grad seiner sonstigen Verdienste. Man folgt ihm, ahmt ihn nach, weil er die eingewurzelten Fehler Italiänischer Nationalität festhält, ihren Schwächen schmeichelt, indem er alle geschichtliche Ereignisse als bloßen Zufall auffaßt und jeden tieferen Zusammenhang, den der philosophische Geist in ihnen sucht, als falsch und ungegründet zurückweist. Diese Theorie, wenn man anders den Mangel an aller Theorie so bezeichnen

kann, macht aus der Geschichte ein Aggregat von Zufälligkeiten, leugnet jede Entwickelung des Geschlechtes, gestattet demselben keine Vergangenheit, keine Zukunft, kein endliches Ziel und ist in Summa eine große Verleumdung gegen die Vorsehung. Wollte man in der That behaupten, daß der Lebensgang der Menschheit keiner Art von Gesetzmäßigkeit unterworfen sey, daß in der Civilisation weder Entwickelung noch Fortschritt wahrzunehmen sey, so würde man den Herrn der Erde unter das Thier, unter die Pflanze herabwürdigen. Alles, was existirt, gehorcht einem ihm inwohnenden Gesetze; Zufall ist sinnloser Schall, es giebt keinen Zufall. Und die Menschheit allein sollte eine Ausnahme machen von diesem alle organische Wesen beherrschenden, leitenden und erhaltenden Gesetze? Unmöglich! Sie hat eine Geschichte, die Zeugin ihrer Entwickelung, ihres Fortschrittes. Wer in ihr nur Geschichten sieht, der mache daraus eine Lection für Schulknaben. Was sie an Geschichten enthält, trägt auch zugleich seinen Probierstein in sich, und jedes Ereigniß, aus dem nicht stumm, doch bedeutsam eine große Wahrheit spricht, bleibt eine müßige Zugabe. In Botta's Seele ist der Gedanke nie zur Klarheit gekommen, daß jede Nation an ihrem Theil zur Erziehung der Menschheit beigetragen habe; er isolirt die Gruppen, zeigt ihre Entstehung, ihre Blüthe, Reife und endlichen Verfall. Triviale Ansicht! Wo gäbe es ein Volk, das mit seinem Lichte in die Nacht barbarischer Nachbarländer nicht aufhellend hineingeschienen und seinen Beitrag zur weltgeschichtlichen Bildung des Geschlechtes gegeben hätte? — Botta betrachtet Italien mit einem Blick der Verzweiflung; er erwartet nichts, hofft nichts, lacht der Utopier und ihrer chimärischen Träume, kühlt sich von Zeit zu Zeit mit schmähenden Worten an der Ruchlosigkeit und glaubt genug gethan zu haben und sich in Frieden hinlegen zu können, wenn er sein Anathema geschleudert, freilich ein hallender und majestätischer Donner, der aber keine Macht Italiens erschreckt und Alles beim Alten läßt. Entfährt ihm auch zuweilen ein „Leider" und eine wohlangebrachte Phrase über die verlorene Unabhängigkeit: welchen Einfluß kann dies auf die Geschicke der Völker haben? Bei Botta herrscht das Prinzip der Isolirung vor, und dies belebt und erhebt nicht die Nationen. Die Fürsten Italiens hatten von dem Skeptizismus und der Muthlosigkeit Botta's nichts zu fürchten und legten der Verbreitung des Werkes kein Hinderniß in den Weg. Der König Karl Albert von Sardinien schickte ihm den Orden des Verdienstes. Der prinziplose und unphilosophische Botta besaß aber einen Seelenadel und eine Rechtschaffenheit, die nicht ohne Einfluß auf viele seiner Zeitgenossen bleiben konnten. Wir nennen hier nicht bloß Varese, sondern auch General Colletta in seiner Geschichte Neapels von 1734 bis 1825. Im Jahre 1820 aus Neapel wegen Theilnahme an den dortigen Ereignissen verbannt, aber aufgenommen von der Regierung zu Toskana, benutzte er seine früher gesammelten Kenntnisse, sich zum Historiker auszubilden. Die vier Bände seiner Geschichte verrathen einen guten Styl, aber auch jenes Gift, das von Machiavell auf Guicciardini verpflanzt, sich mit neuer Kraft in Botta wirksam zeigte. Colletta will unparteiisch seyn, aber diese Unparteilichkeit ist, nach Solon's weisem Ausspruch, strafwürdig. Und was ist die Folge seines unpatriotischen Vornehmens? Um Uebertreibung zu vermeiden, geräth er in Farblosigkeit. Aber welche Periode hatte er zu schildern! Wahrlich, der Griffel eines Tacitus wäre nicht zu erhaben dafür gewesen! — Der neue Impuls, welchen die Italiänische Intelligenz gewonnen hat, zeigt sich auch durch Wiederabdrücke guter einheimischer und gelungener Uebersetzungen berühmter ausländischer Schriften. Diese allgemeine Bewegung des wissenschaftlichen Lebens durch ganz Italien ist dem König von Sardinien nicht entgangen, und er hat durch ein Dekret vom 21. April 1833 eine eigene Kommission ernannt, um die für die Geschichte des Landes bedeutsamen Urkunden zu sammeln. Der erste Band dieser wichtigen Sammlung ist 1835 zu Turin erschienen und enthält auf 1900 Folio-Seiten 1095 bisher unedirte Urkunden, von denen 195 bis vor das eilfte Jahrhundert hinaufreichen. (Schluß folgt.)

Domenico Scinà.

In den Tagen des für Sicilien unseligen Sommers 1837, als die Cholera-Seuche mit unerhörter Gewalt, mit allen physischen und moralischen Schrecken über Palermo hereinbrach und täglich tausend Opfer jeden Standes, jeden Alters, jeden Geschlechts unter grausamen Qualen und Krämpfen dahinraffte, als man die Leichen ohne Trauer, ohne die letzten Ehren, ohne Priester und heilige Gebräuche zur Grabesstätte nicht geleitete, sondern haufenweis hinausschaffte, nicht bestattete, sondern in wüster Hast verscharrte, als ein Jeder von Tage zu Tage, von Stunde zu Stunde des eigenen Todes, des Verlustes der theuersten Verwandten und der liebsten Freunde gewärtig und alle Empfindung, alles Mitgefühl, alle Pietät durch das Uebermaaß des Jammers abgestumpft war, — in jenen traurigen Tagen, am 12. Juli 1837, bewegte sich ein feierlicher Leichenzug durch die Straßen der Sicilischen Hauptstadt, und zahlreiche Freunde, Verehrer und Schüler, Alt und Jung, Vornehm und Gering, aus allen Ständen und Volksklassen folgten dem Sarge, welcher die Hülle eines geliebten Mitbürgers, eines hochgeachteten Lehrers barg, zur Gruft. Der Verstorbene war Abbate Domenico Scinà, Königlicher Historiograph für Sicilien, Professor der Experimentalphysik an der Universität zu Palermo. So tief fühlte Jeder, der ihn gekannt hatte, den Verlust dieses Mannes, daß die Rührung der Herzen mächtiger wurde, als die Angst und Noth des Tages, daß, ohne Aufforderung, ohne Veranstaltung, aus freiem Antriebe der Einzelnen, der Verklärte einen würdigen Zoll allgemeiner Trauer mit in die Gruft nahm. Und nicht bloß in Palermo, auch zu Neapel, zu Rom, Florenz, Turin, Mailand, an jeder Pflegestätte der Wissenschaften in ganz Italien wurde seinem Andenken ein dankbarer, ehrender Nachruf zu Theil; einstimmig wurde anerkannt, mit Domenico Scinà sey eine der wissenschaftlichen Zierden Italiens hingeschieden.

Gern hätten wir unseren Lesern über den Charakter, die Lebensumstände, die gelehrte Wirksamkeit dieses Mannes etwas einigermaßen Vollständiges mitgetheilt. Keine Italiänische Zeitung oder Zeitschrift, so erwarteten wir, würde versäumen, in mehr oder minder ausführlichen Artikeln, biographischen Notizen, Nekrologen des ausgezeichneten Landsmannes zu gedenken. Wir haben uns indeß vergeblich nach solcher Kunde umgesehen. Wir vernehmen, daß Baron Vincenz Mortillaro, ein edler Sicilianer, in einer besonderen Schrift seinem Lehrer und Freunde Scinà ein Denkmal gesetzt hat; aber weder die Schrift selbst, noch ein Auszug oder Bericht über ihren Inhalt ist uns zu Gesichte gekommen. In dem jüngsterschienenen zweiten Hefte der Mailändischen Rivista Europea finden wir eine Notiz über Scinà aus der Feder eines Herrn Giuseppe Perini, welcher allem Anschein nach ein noch ziemlich junger Mann ist und ganz frisch aus der Schule des gelehrten Abbate kommt. Der Nekrolog ist denn auch schülerhaft und dürftig genug ausgefallen. Die Pietät zerfließt in breite, affektirte Floskeln, und statt uns die Erlebnisse, den Charakter, die Gesinnungen und Meinungen des Verewigten kennen zu lehren, statt uns den Mann, wie er als Mensch, als Gelehrter und als Lehrer war, in lebendigen, persönlichen Zügen zu portraitiren, füllt Herr Perini reichliche zwei Drittheile seines Aufsatzes mit einer Uebersicht des Ganges der physikalischen Wissenschaften von Thales bis auf Newton, worauf eine Theorie und Methodologie des empirischen und experimentalen Wissens in nuce folgt, ganz nach Locke'schen und Hume'schen Prinzipien. Wahrscheinlich ist Beides wörtlich aus Scinà's Vorträgen entlehnt, und für Italiäner mag manches Neue darin seyn. Wir aber legten das Ganze um so unbefriedigter aus der Hand, da bei aller Mangelhaftigkeit und Dürftigkeit der Schilderung gleichwohl zu erkennen ist, daß Scinà's Charakter sowohl als der Gang seiner Bildung nicht zu den gewöhnlichen gehörte. Was uns Herr Perini an Thatsachen zukommen läßt, reduzirt sich auf Folgendes:

Domenico Scinà war am 28. Februar 1765 geboren, — wo, wird nicht gesagt. Unter den Zöglingen des Kollegiums der Akademie (accademia degli studj) zu Palermo zeichnete er sich durch ungewöhnliches Talent aus und bewies die Gabe nicht allein des Auffassens, sondern auch des Eindringens in solchem Maße, daß er schon damals die größten Hoffnungen erweckte. Er trieb Philosophie, Mathematik und Physik; allein er war zum geistlichen Stande bestimmt und trat daher in das geistliche Seminar (seminario de' chierici) zu Palermo, welches damals unter der Leitung des berühmten und vielseitig gelehrten Abtes Rosario Gregorio stand. Der Erzbischof von Heraclea, Alfonso Airoldi*), der als Großrichter von Sicilien eine sehr angesehene Stellung in der Hauptstadt bekleidete, versammelte zu jener Zeit einen Kreis wissenschaftlich gebildeter Männer und Jünglinge um sich, in welchem Scinà sehr bald als einer der Bedeutendsten auftrat. Es konnte nicht fehlen, daß ihm sein theologisches Studium, das hohle Formelwesen der orthodoxen Kirchenlehre, die abstrakte und spitzfindige Scholastik ihrer Disziplinen zum Ekel wurde. Sein Geist war auf das Exakte, Positive gerichtet. Mit erneutem Eifer wendete er sich den mathematischen und physikalischen Wissenschaften zu; sein Beruf war von nun an entschieden. Er las Locke und las sich ganz in ihn hinein; sein Lehrer Gregorio, der ihn liebte und schätzte, gab ihm die Essay's von Hume in die Hände. Dadurch ward seine Geistesrichtung und sein wissenschaftlicher Standpunkt für das ganze Leben bestimmt.

Der vorherrschende Zug im Charakter des jungen Scinà war ein von Vielen getadelter brennender Ehrgeiz, ein rastloses Streben nach Auszeichnung; allein bei ihm hatte es einen tiefen und tüchtigen Grund. Eitelkeit, die nach leeren äußeren Erfolgen hascht, war ihm fremd; die Ehrsucht glühte still, aber desto mächtiger in ihm und trieb ihn zum angestrengtesten Fleiße; verdienen wollte er den Preis und erringen. So der Jüngling; als er im höheren Mannesalter stand, hatte eine Reihe herber Täuschungen, bitterer Erfahrungen dieses Feuer gedämpft. Wenige haben so hart wie er gegen Ungerechtigkeit, Mißgunst, Verleumdung und literarische Feindschaft zu kämpfen gehabt. Als er kaum seine Studien an der Universität zu Palermo beendigt hatte, sollte ein junger Mann auf Kosten der Regierung auf Reisen geschickt werden, um sich über die Agrikultur fremder Länder zu unterrichten; es war zugleich im Werke, eine agronomische Schule zu stiften. Scinà stellte sich zur Bewerbung; gewiß war Keiner verdienter als er, doch wurde ihm ein Anderer vorgezogen. Jahre lang versah er mit größtem Beifall die Stelle eines Professors der höheren Mathematik an der Königl

---

*) Sowohl Ros. Gregorio als Airoldi haben in der historischen Literatur einen Namen: Ersterer durch seine treffliche Rerum Arabicarum quae ad historiam Siciliae spectant collectio (Beitrage zur Geschichte Siciliens aus arabischen Quellen), Palermo, 1790; Letzterer als Opfer eines groben literarischen Betruges durch seinen Codice diplomatico di Sicilia, Palermo, 1789 ff., sechs Quartbände, worin er Urkunden aus der Fabrik des Malteserz Joseph Vella für echt aufnahm und mit schweren Kosten abdrucken ließ.

lichen Akademie zu Palermo; allein nicht er, sondern Domenico Marabitti wurde definitiv für diesen Lehrstuhl ernannt. Später übernahm er an derselben Anstalt den Vortrag der Experimental-Physik. Von Gehalt war nicht die Rede, und als Scinà endlich seine Ansprüche darauf mit Nachdruck geltend machte, traten ihm zwei Professoren, Nicola Fresco und der Karmelitermönch Elisèo, mit Hartnäckigkeit entgegen; erst im Jahre 1811, als die Beiden gestorben waren, gelangte Scinà in den unbestrittenen Besitz des Lehrstuhls der Experimental-Physik und in den Genuß des Gehaltes sowohl als der übrigen stiftungsmäßigen Emolumente. In noch ärgerlichere Streitigkeiten gerieth er mit Furitano: man hatte nämlich einen Kirchhof zu Palermo außerhalb der Stadt verlegen und deshalb die Leichen ausgraben müssen; mit der Leitung dieser letzteren mißlichen Operation waren Scinà und der genannte Furitano beauftragt worden, und als die bigotte Partei an Einigem, was dabei vorgegangen, Aergerniß nahm, warf Furitano alle Schuld auf seinen Kollegen. Sodann hatte Scinà das Unglück, durch seine Messungen auf das Resultat zu kommen, daß Piazzi die Höhe der Sternwarte zu Palermo über dem Meere um zwölf Fuß zu gering angegeben habe; darüber war Piazzi unversöhnlich.

So vielseitig Scinà's Kenntnisse, so mannigfaltig war auch seine wissenschaftliche Thätigkeit. Vieles, was er außer seinem Berufe, gelegentlich, unterweges auf Reisen verfaßt und niedergeschrieben hat, ist als werthvoll anerkannt. Von einem Ausbruche des Aetna, den er in der Nähe zu beobachten Gelegenheit hatte, gab er eine Beschreibung, die als ein Muster wissenschaftlicher Sorgfalt und Genauigkeit gilt. Eine scharfsinnige Erklärung der Phänomene, welche die Charybdis zeigt und welche zu enträthseln selbst Spallanzani sich nicht getraute, hat Scinà so zu sagen aus dem Stegereif, während der Fahrt über den Faro di Messina ausgefunden und hingeworfen. Im Jahre 1819 bereiste und untersuchte er, im Auftrage der Regierung, eine Sicilische Gebirgslandschaft, le Madonie genannt, deren Einwohner seit zwei Jahren durch wiederholte Erdbeben geängstigt wurden. Er wies den Grund dieser Erscheinungen in der geologischen Struktur des Gebirges nach, dessen Eingeweide zum großen Theil aus entzündlichen Stoffen bestehen, so daß, wenn zu diesen in der Tiefe das Wasser Zugang findet, unvermeidlich Explosionen erfolgen. Er that alles Mögliche, die Bewohner der Gegend zu beruhigen und ihnen den Gedanken an einen Vulkan unter ihren Füßen, an einen Schlot, der unter der Erde bis zum Feuerheerd des Aetna reiche, auszureden. Es war eine Hypothese der Gelehrten, die dem armen Volk schlaflose Nächte machte. Scinà entwarf eine genaue, geognostisch-topographische Karte des ganzen Landstrichs, maß fast alle Höhen mit dem Barometer und gab nach seiner Rückkehr einen Bericht über die Reise und deren Ergebnisse heraus (Rapporto del viaggio alle Madonie etc. Palermo, 1819). Unter seiner Aufsicht geschahen die Ausgrabungen fossiler Knochen und Gerippe in der Höhle von Mardolce unweit Palermo, so daß die Universität daselbst jetzt eine reiche Sammlung dieser vorweltlichen Ueberreste besitzt. Auch hierüber erstattete Scinà in einer eigenen Schrift Bericht (Rapporto sulle ossa fossili di Mardolce etc. Palermo, 1830). Schon früher hatte er eine topographische Beschreibung Palermo's und der nächsten Umgegend erscheinen lassen (La Topografia di Palermo e de' suoi contorni. Palermo, 1818).

Von Scinà's Studien zur Geschichte der Mathematik und Physik zeugen seine Abhandlungen über Empedoktes (Memorie sulla vita e la filosofia di Empedocle Girgentino. 2 Bde. Palermo, 1813) und Archimedes (Discorso intorno ad Archimede. Palermo, 1823) und eine akademische Lobrede auf Franz Maurolycus (Elogio di Francesco Maurolico. Palermo, 1808). Seine Hauptwerke im Gebiete der Physik sind: eine Einleitung zur Experimental-Physik (Introduzione alla fisica esperimentale. Palermo, 1803) und zwei Lehrbücher (Elementi di fisica particolare. 2 Bde. Palermo, 1828 Elementi di fisica generale. 2 Bde., ebendas. 1829). Das erstgenannte enthält die vollständigste und mit noch jugendlicher Frische vorgetragene Darstellung seiner wissenschaftlichen Grundsätze. Es scheint aber einmal bestimmt zu seyn, daß kein Italiäner neuerer Zeit es in der Philosophie weiter bringen soll, als zum Eklektiker. Auch Scinà zeigt sich als solcher, wofern sein Zuhörer, Giuseppe Perini, richtig verstanden und nachgeschrieben hat. Er ist auf dem Wege von Locke zu Hume begriffen, aber zwischen Beiden stehen geblieben. Er hat es nicht übers Herz gebracht, die Autonomie des menschlichen Erkennens so ganz und gar an die äußerliche Erscheinung, an den sinnlichen Eindruck des Objektes wegzuwerfen. Er möchte sich gern das Recht reserviren, einen Gedanken, einen Willen, einen Zweck, eine Idee zu haben, bevor er noch mit seinen fünf Sinnen an das Objekt herangegangen ist. Uebrigens stand Scinà mit seinen Prinzipien gar nicht fremd in der neuesten Physik da. Denn die Wissenschaft der leblosen Natur — meint Jemand, wir hätten Forschung statt Wissenschaft sagen sollen, so wollen wir darum nicht rechten — hat sich in neuester Zeit ganz entschieden von der Speculation abgewendet und erkennt die Beobachtung als einzige Quelle, die Mathematik als einzige Regel der Erkenntniß an.

Mit besonderer Liebe hat Scinà im letzten Drittheil seines Lebens die Literaturgeschichte Siciliens bearbeitet. Auf ein umfangreiches Werk über die Literatur Siciliens im achtzehnten Jahrhundert (Prospetto della storia letteraria di Sicilia nel seculo XVIII. 3 Bde. Palermo, 1824 — 27) ließ er eine allgemeine Sicilische Literaturgeschichte folgen. Der erste Band, die Griechische Periode von der Gründung der ersten Griechischen Kolonieen bis zur Eroberung von Syrakus durch die Römer (212 v. Chr.) enthaltend, war bereits erschienen, der zweite ganz, der dritte beinahe vollendet. Aber es war Scinà nicht gegönnt, die Frucht seiner letzten und liebsten Mühen hienieden reifen zu sehen. In emsiger Arbeit überraschte ihn der Tod.

Mannigfaltiges.

— Das Palais-Royal. Dieser Palast, der von Einheimischen und Fremden als der Centralpunkt der Französischen Centralstadt angesehen zu werden pflegt, hat nunmehr auch seinen eigenen Geschichtschreiber in Herrn J. Vatout gefunden*). Erbaut von dem mächtigen Kardinal Richelieu, ward es von Ludwig XIV. seinem Bruder, dem Herzog von Orleans, der es seit dem Jahre 1661 bewohnte, als erbliches Eigenthum verliehen, als der Sohn desselben, der nachmalige Regent, mit der legitimirten Tochter des Königs, Marie Françoise von Bourbon, sich vermählte. Damals schon gewöhnte sich das Volk, nach dem Palais-Royal zu strömen, wenn es ein Siegesfest zu feiern galt. Dort wurden die Nachrichten von den Schlachten bei Cassel und bei Hastenbeck vom Balkon herab verkündet, und dort empfing auch der Vater des jetzigen Königs der Franzosen die ersten Ovationen des Volkes, als er auf dem Linienschiff „Saint-Esprit" im Jahre 1780 auf der Höhe von Ouessant ein Gefecht gegen den Englischen Admiral Keppel gewonnen hatte. Dieser Herzog von Orleans war es auch, der den großen Basar anbauen ließ, durch welchen das Palais-Royal eben so das Wohnhaus der Industrie und des Luxus, wie das der Hasardspiele und der Prostitution geworden ist. Der jetzige König ließ die Kloake, zu der es theilweise herabgewürdigt worden, wieder reinigen, und erst durch seine Sorgfalt ist der Ausbau des Palastes vollendet worden, der eine so vornehme Rolle in der Volksgeschichte von Frankreich spielt. Das Buch des Herrn Vatout ist reich an interessanten Anekdoten, die zur Erläuterung dieser Geschichte dienen.

— Gesellschaftliches Leben in Washington. Die gesellschaftlichen Kreise sind hier auf eine ganz eigenthümliche Art aus den mannigfaltigsten Elementen zusammengesetzt: — fremde Gesandten, die Glieder der Nord-Amerikanischen Regierung von Clay und Webster bis zu Davy Crocket herab, Benton vom Missuri und Cuthbert mit dem kräftigsten Irischen Kauderwelsch von Georgia; kecke junge Schönheiten und fromme Frauen, die in treuer Liebe ihren Männern ergeben sind und über die Frivolitäten des Ortes wehklagen; ernste Richter, zudringliche Reisende, vorwitzige Journalisten, melancholische Indianer-Häuptlinge, schüchterne Ladies aus Neu-England, die vor dem Rande dieses Strudels zittern — alles das zusammengenommen bildet die bunteste Mannigfaltigkeit, wie man sie in keiner anderen Stadt der Welt finden kann. Und alle diese Leute leben im täglichen Verkehr mit einander, wie die höheren Zirkel eines kleinen Landstädtchens. Es bleibt dort keine weitere Wahl; man muß entweder diese Gesellschaft oder keine haben, entweder sich unter diesen Leuten bewegen oder der Einsamkeit sich ergeben. Und wie verschiedenes Wesen, wie verschiedene Sitten bekommt man in Washington nicht zu sehen! Da machen zuerst die sogenannten Southerner (Bewohner der südlichen Staaten) den vortheilhaftesten, die Neu-Engländer den ungünstigeren Eindruck. Der leichte und freie feine Ton der Vornehmen des Südens (der indeß nicht selten mit Anmaßlichkeit gepaart ist) bildet einen glücklichen Gegensatz zu dem bedächtigen, oft selbst linkischen und nur zu demüthigen Wesen der Kongreß-Mitglieder des Nordens. Man meint, den Neu-Englischen Deputirten auf den ersten Blick an seinem demüthigen Gange zu erkennen; er sieht gerade aus, wie Jemand, den beständig das Bewußtseyn drückt, daß er kein Duell ausfechten kann. Die seltsamen Persönlichkeiten, die aus den westlichen Staaten kommen, kann man gar nicht in eine Klasse bringen; keine einzige von ihnen ist einer anderen ähnlich. Der Eine hat einen Hals wie ein Kranich, so daß ein zolllanger Zwischenraum zwischen Kinn und Kravatte bleibt; ein Zweiter kann keine Halsbinde tragen, weil sie offenbar nicht Platz hätte. Ein Dritter trägt sein langes schwarzes Haar genau in der Mitte gescheitelt und vor der Stirn in Flechten zusammengelegt, so daß man ihn für ein Frauenzimmer halten müßte, wenn man seinen Kopf allein aus einer Schaar von Menschen hervorragen sähe. Ein Vierter legt rechts und links seinen Arm um den Hals seiner Nachbarn und steht gerade aus, als fürchte er, sein langer hagerer Drahtpuppenleib möchte in Stücke zerbrechen, wenn er versuchte, allein zu stehen. Ein Fünfter macht gegen Jeden, der ihm nahe kommt, eine Bewegung, die man bald für einen Diener, bald für einen Knix halten kann, und schwatzt zu ihm mit einer Miene von Gelehrsamkeit. Alle aber haben verschmitzte Physiognomieen, die für die Geschäfte, in welchen sie abgeschickt wurden, ungemein gut stehen. (Harriet Martineau, Retrospect of Western Travel.)

*) Le Palais-Royal. Par J. Vatout. Paris, chez Firmin Didot.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Sgr. (⅛ Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 25. Berlin, Montag den 26. Februar 1838.

Frankreich.

Das Französische Melodrama.

Das Melodrama ist ein Ding, welches weder Trauerspiel, noch Lustspiel, noch Drama ist; gleichwohl erinnert es durch seine Tölpel an das Lustspiel, durch das in Strömen vergossene Blut an das Trauerspiel, durch seinen niederen, prosaischen Styl, durch seine sententiosen Formen, durch seine thränenreiche Entwickelung an das Drama. Das Melodrama ist der Schlußpunkt der dramatischen Kunst, in ihm fließen alle Emottonen des menschlichen Herzens zusammen, es ist, wie der Trommelschlag des Tambours, eine wilde und flüchtige Sinneserschütterung. Hier heißt es nicht sowohl angemessen auftragen, als stark auftragen; hier ist Geheul besser angebracht, als Geschrei, besser ein Messerstich als ein Dolchstoß, eine Schändung als ein Kuß; besser eine tüchtige Feuersbrunst als ein sanfter und zarter Gedanke, ein Tyrann als ein honnetter Mann, besser ein Spitzbube als ein Marquis. Hier gilt es Umkehrung des gemeinen Lebens; Galeeren, Kerker, Schaffotte, Assisengerichte spielen alle Augenblicke ihre blutige, gräßliche Rolle. Das Melodrama glaubt an Phantome wie an Raubmörder, an Wiedererscheinungen wie an Falschmünzer, Vampyre, wüste Häuser und gefahrvolle Wälder; es glaubt an Alles, was Ruine, Blut, Jammer, Brandmal und Entehrung heißt.

Die Tragödie weint auch; sie klagt in züchtiger Kleidung und in langen Trauergewändern über das Unglück der Königshäuser, über die Katastrophen weltberühmter Geschlechter, über schuldlose Verbrechen junger Seelen, welche durch ein finsteres Verhängniß in den Schlund ihres Verderbens gestürzt werden; das Drama bringt Leiden und Widerwärtigkeiten aus den kleineren Kreisen des bürgerlichen Lebens; aber das Melodrama beschäftigt sich allein mit beklagenswerthen Erscheinungen, welche einer aller Welt unbekannten Welt angehören. Das Trauerspiel wohnt in den Palästen, das Drama läßt sich an dem Heerde des Bürgers nieder, das Melodrama sucht sich Kerker, Gefängnisse, Galeeren aus, zeigt uns darin die seltsamsten Auswege, die geheimsten Tiefen, die schauerlichsten Fügungen. Das Trauerspiel kleidet sich in Purpur und Gold, das Drama trägt ein einfaches, geschmackvoll sitzendes Kleid, das Melodrama behängt sich mit Lumpen, ja noch mehr, die Lumpen sind im Kothe geschleift und, noch mehr, es ist stolz, sie zu tragen. So steht es mit dieser abgerissenen Literatur; selbst ein Boileau würde in Verlegenheit kommen, wenn er sie genau definiren sollte.

So lange sich die Bühne auf einer gewissen Höhe, so lange das Lustspiel sich an Molière hielt, so lange die Tragödie ihre Pietät gegen Corneille, Racine und Voltaire nicht aufgab, würde man auch nicht die entfernteste Möglichkeit geahnt haben, daß die Bühnenkunst, in ihrer Art die tiefste und wichtigste der schönen Künste, auf einen solchen Fuß zu bringen sey. Allein sobald man zugab, daß man eines Schauspiels für alle Klassen der Gesellschaft bedürfe, und daß der Lasterträger eben so gut seine Racine und Corneille haben solle, als der Kardinal Richelieu und König Ludwig XIV., da erhoben sich auch von allen Seiten Skribenten, um Gift zu mischen, um mit Dolchstichen zu wirken und Feuersbrünste anzuzünden. Man rief dem Volke zu: „Komm, wir wollen dich unterhalten, wie du dich in den Assisenhöfen oder auf dem Greveplatze nur unterhalten kannst; du willst gern solche schaudererregende Wehklagen, in denen es sich um Mord und Einbruch handelt. Gut! wir werden diese Wehklagen in Scene setzen, du sollst dem Diebe wie dem Mörder auf die Finger sehen, wir wollen dir im Gauner-Rothwelsch Einiges vorreden; komm, wir wollen uns amüsiren wie losgelassene Galeeren-Sklaven."

So ist denn das Melodrama entstanden; aber in seiner Jugend war es nicht unser besudeltes und blutiges Melodrama, vielmehr fing es mit der Tugend an, aber mit einer Tugend, der man schon den Zielpunkt des Henkerblockes würde haben ansehen können. Im Jahre 1733 zog La Chaussée, der Vater des Drama, zuerst das Trauerspiel, dessen Stütze er hätte werden können, nicht ohne Geist und Verstand, auch nicht ohne Geschmack und Tiefe des Gefühls herab; ihm folgten auf diesem unglücklichen Wege leider Geister zweiter Klasse, die sich nicht zu der Höhe der Semiramis und Alzire erheben konnten, z. B. La Harpe, Marmontel, Goldoni, Sedaine, Desforges, Marsollier, ohne Diderot und Beaumarchais mit zu zählen. Erst als die Französische Revolution sich zu ihrem gräßlichen Uebermaße entwickelt hatte, erst da konnten ehrliche Leute begreifen, wie unheilvolle Früchte die Ausartung der Bühne trug, daß sie zum Besten der übertriebenen Freiheit Glück, Leben und Ehre der Bürger opferten, und daß dazu einige Dramaturgen ohne Ehre und ohne Habe mit ihren blutigen Gemälden einem Collot d'Herbois, einem Robespierre und einem Danton zu Hülfe kamen. Damals war die Schaubühne ein Schaffot, auf welchem alle redliche Gesinnungen vielleicht an demselben Tage hingerichtet wurden, an welchem sie durch das Beil des Henkers gefallen waren; die Bühne vereinigte damals die ganze Wildheit der Septembriseurs mit dem einfältigen Gelächter der Kannibalen. Ich erinnere mich einer melodramatischen Scene, die ich im zweiten Jahre der Republik aufführen sah. Ein junges Mädchen war von ihrem Beichtvater geschändet; sie stürzte in wilder Unordnung aus der Sakristei und schrie: „Rettung aus den Händen eines schändlichen Priesters! Rettet mich, ich bitte Euch!" Dieses moralische Drama hatte zwei geistreiche Männer vom Berge und ein ehrbares Mitglied des öffentlichen Unterrichts jener Zeit zu Verfassern. Endlich ward die Revolution gefesselt, es kam das Kaiserthum; auf den Ruf des Meisters kehrte Alles in sein ordentliches Geleis zurück, erst die Bühne, dann auch die Sitten. Napoleon Bonaparte, mit jenem bewunderungswürdigen gesunden Takte ausgestattet, der das Französische Volk und Leben aus einem unermeßlichen Abgrunde gerettet hat, wollte auch dem Theater seine edlen Leidenschaften, seine herrlichen Phantasieen, seine edle Sprache wiedergeben und wurde in diesem Vorhaben weniger durch Dichter als durch Talma unterstützt; dieser große Künstler hat das Trauerspiel mit sich in das Grab genommen. Den Subalternen der dramatischen Kunst überließ der Kaiser einige schlechte auf den Boulevards errichtete Marktschreierbuden. Da fing das Melodrama zuerst an, auf dem Seile zu tanzen, dann wagte es, mit Säbelhieben und Flintenschüssen zu kämpfen, es ließ sich die großen Schlachten des Kaisers zu Nutze kommen, um seine ersten Höhlen anzulegen, um die ersten Galeeren sich anzueignen; kaum aber überschritt die Kühnheit des Melodrama ihre Gränze, als der Kaiser einen Wink gab, — das Melodrama kehrte zum Seile zurück. Inzwischen streifte es nach und nach durch den Einfluß des so mächtigen Dahingehenlassens seine Banden wieder ab; es flüsterte zuerst mit leiser Stimme und heulte zuletzt aus Leibeskräften.

Die Periode der Restauration, in der man sich überhaupt wenig um diese kleinen Nebendinge bekümmerte, die in einem wohlgeordneten Staate so wichtig sind, erlaubte dem Melodrama alle nur erfinnliche Freiheit, und hierin hatte sie wohl Recht. Denn da man dramatische Vorstellungen einmal im Allgemeinen anerkannt und geduldet hatte, warum sollte man sie mit so vielen Schwierigkeiten einengen? Das Melodrama, da es sich einmal zur Würde eines Theaterstücks erhoben, da es frei reden und agiren durfte, ohne die Zahl der Personen zu zählen und auf dem Seile zu tanzen, überließ sich nun auch seiner burlesken und rasenden Phantasie. Es häufte Schandthaten auf Schandthaten; es gab Laster und Tugenden in gigantischem Maße zum Besten, es stellte sich als barbarischen und unbarmherzigen Kämpen für die Unschuld auf, die sich noch überglücklich schätzen mußte, wenn ihr nach langem Hin- und Herzerren in allerlei Ungemach und Nachstellungen in der letzten Scene des letzten Aktes ihr Lohn wurde. Da erhoben sich Menschen, die ein unendliches Genie im Erfinden von unendlichen Combinationen solcher Art besaßen; da entstanden Meisterstücke, die 400 Tage hinter einander die wildesten Herzen zum Zucken, die fühllosesten Augen zu hellen Thränen brachten; man schlug sich, man vergiftete sich, man warf ins Gefängniß, man fluchte, verleumdete, verbrannte bei lebendigem Leibe, man überlud mit Brandmalen, Ketten und Banden, daß Alles in lauten Jubel ausbrach. Die Musik begleitete alle diese mannigfachen Drangsale; diese Musik, von eigens dazu bestellten Musikern komponirt, stellte nach besten Kräften den jedesmaligen Seelenzustand der Personen dar. Wenn der Tyrann eintrat, so schmetterte die Trompete Klagegeschrei; ging das bedrohte junge Mädchen hinaus, so flüsterte die Flöte in den süßesten Akkorden. Diese Musik war dem Melodrama anfangs als Fessel angelegt worden, es hat sie als seine allerbeste Hülfsquelle und Unterlage beibehalten und sich angeeig-

ten; es scheint bemerkt zu haben, daß man mit Hülfe dieser Töne jedes Ueberganges entbehren könne, daß man sich nun keine Mühe mehr geben dürfe, um ein wenig Logik in den Dialog zu bringen, daß der Schauspieler sich nun ohne Weiteres dem Feuer seiner Begeisterung überlassen könne, was denn im eigentlichsten Sinne Kindheit der Kunst ist.

Unglücklicherweise aber hat die Kunst, insofern sie sich bloß an solche leicht abgenützte Berechnungen hält, keine lange Lebensnahrung; man nehme ihr Geist, Styl, Genie; man lasse ihr nur die kleinen Hülfsmittel einer gemeinen Erfindung, und sie wird auf ihren einfachsten Ausdruck beschränkt seyn. So müssen wir uns auf die Nothwendigkeit gefaßt machen, daß einst alle jene Berechnungen sich erschöpft haben werden, und daß man dann das Melodrama schließen muß, wie man die Katakomben Roms geschlossen hat. Ja, aber aus den Katakomben Roms hatte man die ewige Stadt gezeichnet, während man auf dieser Bahn das Melodrama kaum 30 Jahre des Mißbrauchs und der Ueberspannung, einige schnell getrocknete Thränen, einiges bald vergessene Staunen, einige Augenblicke des Schauders und Mitleids bezeichnen kann, deren man sich nur selbst schämen muß, wenn man nachsieht, an welchen jämmerlichen Fäden dieses Mitleid und dieser Schauder hingen.

Gewiß, die wahre Kunst, und ganz insbesondere die wahre dramatische Kunst, ist nur eine solche, die von den kindischen Berechnungen, den armseligen Einfällen der Maschinenmeister und Decorationsmaler unabhängig ist. Das Theater kann einzig und allein durch Wahrheit, durch Styl, durch Gefühle und durch Thränen, die vom Herzen kommen, die Ehre verdienen, welche man ihm anrechnet, die Ehre, einen unmittelbaren Einfluß auf das Leben und auf den Geist der Völker zu haben. Vom Melodrama aber können wir hier nicht reden wollen, um ihm zu schaden, denn man behauptet, und wir stimmen gern bei, das Melodrama sey bereits todt; auf den Boulevards-Theatern, die seit ihrer Gründung den Melodramen gewidmet waren, spielt man heutzutage nur Dramen. Bei jedem Stücke, in welchem Blut fließt, zeigt uns der Schauspieler an, daß das Drama, welches man aufzuführen die Ehre gehabt habe, von den Herren N. N. verfaßt sey; vom Melodrama ist dabei keine Rede. Das Melodrama ist todt; ist es auf dem Greveplatze oder in einer Gefängnißzelle zu Bicetre geblieben? oder vielleicht auf den Galeeren in Brest, wo es auf dem Bette des Elendes so fest geschmiedet ist, daß es nicht heraus kann? — Leider muß ich fürchten, daß die uns jetzt gereichten sogenannten Dramen nur verkappte Melodramen sind.

J. Janin.

Italien.

Italiens neueste Literatur.

(Schluß.)

Die Italiänische Philosophie ist in ihren Fortschritten weit hinter der Geschichtsforschung zurück, ja, wenn man der Sache auf den Grund geht, so hat der Mangel an philosophischem Geiste eine freiere Entwickelung der geschichtlichen Studien gehemmt. Ohne eine entschiedenere, gründlichere Neigung zur Philosophie wird man in Italien sich nicht zur Wahrheit der Geschichte erheben. Galuppi, Romagnosi und Andere haben Einsicht und Wissen an den Tag gelegt, aber sich nie über die Atmosphäre der Mittelmäßigkeit erhoben. Die Speculation dieser Weisen kreist noch immer als getreuer Trabant um die Französischen Encyklopädisten des vorigen Jahrhunderts, die wohl zu ihrer Zeit einen relativen Werth hatten, heutzutage aber skeptisch, negativ, unfähig zu irgend einer Regeneration sich erweisen. Ein mehr oder weniger versteckter Materialismus ist am verbreitetsten in Italien, ein System, das nichts Großes schafft, höchstens den Zweifel gebiert und auf den Ruinen des Spiritualismus kein neues Gebäude der Erkenntniß aufführt. Dazu hat diese Philosophie dort nicht einmal das Schneidende und Durchgreifende, was ihr in Frankreich eine Art von Wichtigkeit verlieh; sie ist geborgt, dürftig und verblichen, sucht die Miene der Selbstständigkeit anzunehmen und kann doch nicht verbergen, daß sie unter Vormundschaft steht. Und in welcher Gestalt sie auch auftrete, sie kann ihre Temperaments-Fehler nicht verleugnen: ironisch, skeptisch, vorherrschend analytisch, unfähig einer Total-Anschauung, jeder dialektischen und systematischen Entwickelung, bornirt in ihren Ansichten, negirend die moralische Verpflichtung des Menschen, zweifelerisch und absprechend. Dieses Heer von Irrthümern und falschen Begriffen, die dem Egoismus und Separationsgeist erst die Krone aufsetzen, begegnet uns in allen philosophischen Werken der Italiäner. Romagnosi nahm sich jüngst sogar heraus, mit einem einzigen Federstrich über die Hegelsche Philosophie abzusprechen, ohne eine andere Gewähr für seine Verurtheilung zu haben, als eine oder zwei Seiten einer Beleuchtung, die der flüchtigen Feder Lerminier's entfallen war. Welche erhebliche Einwürfe man auch gegen das System des tiefsinnigen Deutschen vorbringen möge, so bleibt es ein glücklicher, eines gewaltigen und durchdringenden Geistes würdiger Gedanke, die kritische Philosophie Kant's, den Idealismus Fichte's und den Naturalismus Schelling's zur Einheit und Versöhnung zu bringen. Man ist nicht berechtigt, eine Philosophie von diesem Gewichte, von der man mindestens zugeben muß, lis sub judice est, so leicht abzufertigen, wenn man, wie Romagnosi, noch der Meinung ist, daß der Naturzustand die Grundlage und das Vorbild des polizirten Staates sey, und wenn man, wie er, in der Gesetzgebung die Mittel der Vertheidigung, Rache und Drohung sieht, nicht der Kultur und des moralischen Wachsthums. Romagnosi's Hauptverdienst besteht in seinen Bemühungen, den historischen Studien Italiens einen neuen Aufschwung gegeben zu haben; als Philosoph hat er einem veralteten und begrabenen System höchstens ein vorübergehendes Ansehen zu verschaffen gewußt; neue Bahnen zu brechen war nicht seine Sache. Der Wiederhall einer todten Vergangenheit, bleibt er in der Schärfe der Abstraction weit hinter den spekulativen Köpfen der Vergangenheit, einem Campanelli, Telesius, Bruno, zurück. Aber der ätzende Geist Romagnosi's im Bunde mit dem Skeptizismus Botta's bedroht die nächsten Geschlechter mit Unheil, wenn man demselben nicht durch gründlichere Studien und Beobachtungen, durch größere Scheu vor jeder Art von Frivolität zu begegnen sucht. Nur so kann das Band der Eintracht und des Heils entstehen, welches einst Wissen und Glauben umschlingen, eines durch das andere stark machen und vor dem gemeinschaftlichen Untergang bewahren soll. Ein schwacher Strahl gesunderen Lebens scheint von den jüngeren Geistern der Nation auszugehen und schärfere Augen die Zukunft, von der wir reden, als nicht mehr fern zu verkündigen. Das jüngere Geschlecht erstrebt eine dreifache Emancipation, zugleich eine materielle, intellektuelle und moralische. Diesen Geist athmen die Schriften Pascal Galuppi's aus Tropea im Königreich Neapel, Balthasar Poli's über den Philosophen Tennemann, und Joseph Ferrari's treffliche Ausgabe der Werke Vico's. Spuren der Wiedergeburt und höheren Entwickelung entdeckt man überall in diesen Schriften; aber die Opposition gegen die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts ist noch nicht entschieden und kräftig genug ausgesprochen. Mamiani's Werk über die Erneuerung der alten Italiänischen Philosophie, welches im Jahre 1835 erschienen ist, begnügt sich, die Umrisse eines Systems zu entwerfen, das am Ende auf Individualisirung hinausläuft, und man hat mithin die Wichtigkeit des Werkes viel zu hoch angeschlagen. Es erhebt sich nicht über die Naturgeschichte des Individuums und bedarzirt nicht die Inhärenz zur Geselligkeit.

Der Standpunkt der Literar-Kritik im modernen Italien ist eben so dürftig und unfruchtbar, als der seiner Philosophie. Was Wunder! Die Kritik ist die Philosophie der Literatur, und eine mäßige Anzahl guter Artikel füllt eben so wenig die große Lücke auf diesem Felde aus, als das kleine Werkchen von Balbo „Ueber die Literatur der ersten Jahrhunderte der christlichen Aera", das von einem entschieden falschen Prinzip ausgeht und darum viel von seinem Werth verliert. Nach des Verfassers Behauptung erfuhr die Kunst der Alten eine periodische Wiederkehr früherer Ansichten ohne selbstständige Entwickelung; in der Kunst der Neueren herrsche im Gegentheil das Gesetz der Kontinuität. Bei einem unparteiischen Blicke aber auf die Annalen der Kunst, wer wollte das wohl im Ernst behaupten? Die meisten Uebersetzungen ausländischer Schriftsteller, selbst die treffliche Schiller's von Maffei, opfern die Treue einer gewissen — aber doch eben nur Italiänischen — Eleganz auf und überwinden selten die Schwierigkeiten des Originals, weil es ihnen an einem kritischen Kanon für solche Unternehmungen fehlt. Dieser Mangel an Kritik zeigt sich bei sämmtlichen 181 periodischen Blättern, die Italien gegenwärtig zählt. Eine rühmliche Ausnahme machen einige Artikel Ambrosoli's in der Mailänder Bibliothek und des unermüdlichen Cesare Cantu im „Ricoglitore".

Die Akademieen Italiens haben allen Einfluß verloren, und können kaum sich selbst erhalten; an der Spitze dieser Skelette sieht man noch immer den Schatten der della Crusca. Die meiste Achtung erwirbt sich die Turiner Akademie durch Anregung von Untersuchungen, welche nationales Interesse haben. So stellte sie im Jahre 1835 die für Italien so hochwichtige Frage „nach dem Ursprung der Italiänischen Munizipalitäten"; als sie aber inne wurde, daß eine solche Aufgabe auf gefährliche und spinöse politische Erörterungen hinauslaufen möchte, wendete sie die Sache ein wenig anders und fragte „nach den verschiedenen Gestaltungen der Territorial-Verfassung in Italien". Die Lösung der Herren Vesme und Fossati trug den Preis davon. Das Resultat ihrer Darstellung lautet günstig für die Präponderanz Germanischer Sitte. Von dem Fall der Römischen Welt-Herrschaft ausgehend, räumen sie in der ersten Periode bis zur Gründung der Lehns-Herrschaft, also in dem Gothischen Zeitraum, das Vorherrschen nationaler Elemente ein. Dasselbe gestatten sie auch für die dritte Periode, von Karl dem Großen bis auf die Ottonen; aber in der dazwischen liegenden, der Lombardischen Periode, wo die Kommunal-Verfassungen Italiens sich gebildet haben, schließen sie den Romanischen Einfluß zu Gunsten des Germanischen gänzlich aus. Es ist dasselbe System, welches die Deutschen Gelehrten aus National-Interesse mit Beharrlichkeit festhalten, wie Leo in seinen Verfassungen der Lombardischen Städte, die Graf Balbo übersetzt hat (Turin, 1830). Cantu und Manzoni in Italien, und Savigny in Deutschland greifen dies System an, und mit Recht. Man halte die Sache nicht für ein unbedeutendes Schulgezänk; denn gerade aus dieser Periode schreiben sich die Anfänge zu dem politischen Leben des jetzigen Italiens her, und es ist für unsere Nationalität von höchster Wichtigkeit, ob die Wiege der einheimischen Kommunen in Deutschland oder auf Italischem Boden zu suchen sey. — Uebrigens erwarten wir keineswegs von den Akademieen die Wiedergeburt des wissenschaftlichen Geistes. Weit mehr verspricht das jüngst erwachte Streben für Volkserziehung, das sich von einem Ende der Halbinsel zum anderen kund giebt. Bedeutende Männer sind mit Wort und That dafür aufgetreten,

und die Wirkung davon zeigt sich nicht bloß in der besseren Organisirung der Schulen, sondern auch in einer großen Zahl von Jugendschriften, die das sittliche Gefühl der heranwachsenden Geschlechter in Prosa und Versen zu wecken und zu befestigen suchen. Besonders ist der Gedanke glücklich zu nennen, auf die Frauen und Mütter belehrend und ermunternd einzuwirken, und zur Ehre der Ober-Italiänerinnen sey es gesagt, daß sie mit der größten Bereitwilligkeit und Theilnahme diesen Absichten entgegenkommen. Mit Bewunderung und Hochachtung nennen wir hier auch den Priester Raphael Lambruschini, dessen Leben eine Kette von Wohlthaten gegen die Armen des Landes ist. Als er seine Monatsschrift: „der Erzieher der Armen" herauszugeben beabsichtigte, lud er alle Freunde der Dürftigkeit zur Mitwirkung ein, und sein Aufruf blieb nicht unbeantwortet, denn das erste Heft seiner Zeitschrift zählte 1100 Abonnenten. Manzoni's Schule verfolgt dieselbe Richtung, und Erwähnung verdienen „der Elementar-Lehrer" in Venedig, „die Volks-Unterhaltungen" in Turin und „der Kinderfreund" in Piacenza (seit 1833). Außer Biava, der herrliche Volks-Gesänge gedichtet, haben sich um diesen Zweig der Literatur noch verdient gemacht: Cantu, die Brüder Sacchi, Michael Parma, lauter Mailänder; A. Meyer in Toskana, Joseph Godemo in Venedig und de Fapanni in Treviso. Gewiß, günstige Vorzeichen zu einer Auferstehung Italiens in neuem Geiste, und hätten diese Versuche auch noch weniger innern Gehalt, als sie haben: sie wären dennoch nicht hoch genug anzuschlagen.

Selbst fern von ihrer Heimath beschäftigen sich ausgezeichnete Italiäner mit Studien, die dem Vaterlande zum Ruhme gereichen. Guglielmo Libri, Mitglied des Instituts von Frankreich, einer der ersten Mathematiker seines Landes, hat durch seine „Geschichte der mathematischen und physischen Wissenschaften in Italien" einem Bedürfnisse genügt, das unpatriotische Gleichgültigkeit und Undankbarkeit bisher unbefriedigt gelassen hatten. Orioli, Professor in Korfu, knüpft an das Studium Etruskischer Alterthümer lichtvolle Untersuchungen über den Ursprung Alt-Italischer Volksstämme. Berchet, der zuerst die Standarte des Romantizismus in Italien erhob, eröffnet die Bahn zu einer neuen National-Poesie. Roseti und Pistrucci haben die Kunst des Improvisirens wieder zu Ehren gebracht; Angeloni ist ein achtungswerther Publizist, doch zu exaltirt, um alle seine Grundsätze unterschreiben zu können, und Giannone hat sich durch sein Gedicht „der Verbannte" bekannt gemacht. In fremdem Lande hat Scalvini den Faust übersetzt, Bianchi-Giovani die bisher einzige vollständige Lebensbeschreibung von Fra-Paolo Arpi geliefert und Tommaceo und Hugoni durch geschichtliche und literarische Werke sich gelehrten Ruf erworben. So fließt der Strom des wissenschaftlichen Lebens in Italien, wenn auch in gemessenem Bette, doch voll und reich, und die Summe aller Werke, die im Jahre 1836 die Presse verlassen haben, beträgt 3264, von denen 1645 auf die Hauptstädte des Landes und 1619 auf dessen Provinzen kommen.

Diese Uebersicht mag genügen, um Europa zu überzeugen, daß es Unrecht habe, sich mit den neuesten Italiänischen Zuständen so wenig zu beschäftigen. Nicht bloß gekannt, sondern bereits überschritten hatte Italien den Romantizismus zu einer Zeit, wo Frankreich nur noch diesen hatte. Seitdem hat es im Fortschreiten noch nicht still gestanden. Ist die Aerndte auch nicht groß, so ist der Saame doch gut und verspricht vollere Aehren und würzigere Früchte von seinem mühevollen, aber verkannten Anbau. Denn kaum haben zwei oder drei Namen die Gränzen der Halbinsel überschritten, um sich Europäischen Ruf zu erwerben. Der Welttheil weiß, daß es einen Manzoni und Pellico giebt, aber auch nichts mehr. Frankreich hält auf die Versicherung seiner Dichter hin das Land für todt; England kann nicht sagen, ob es todt oder lebendig ist. Allgemein ist die Ansicht, daß seit 1831 die Intelligenz mit der politischen Ohnmacht gleichen Schritt gehalten habe, und nachdem die Zeitungen die Executionen und Einkerkerungen, welche die Söhne des Landes betroffen, so kurz wie möglich gemeldet hatten, verfielen sie wieder in ihr ungerechtes Schweigen über eine mit so reichen Kräften ausgestattete Nation. Aber sie lebt und schafft sich eine neue Aera von Kunst und Wissen, die dem alten Italien neuen Glanz verleihen wird. (London and Westminster Review.)

Rußland.

Die neueste Kunde von Nowaja-Semlja.

(Fortsetzung.)

Pachtussoff war glücklicher. Am 1. August 1832 war er von Archangel ausgelaufen und verfolgte seinen Weg ostwärts längs der südlichen Küste von Nowaja-Semlja. Am 31. August trieb ihm der Ostwind plötzlich solche Eismassen entgegen, daß er kaum Zeit behielt, mit seinem Fahrzeug in eine kleine Bucht, auf Russisch Kamenka-schara, die Felsenbay, genannt, zu flüchten. Hier sah er sich, so weit das Auge reichte, von dicht zusammengeschobenen Eisbergen und Eisfeldern eingeschlossen, und da überdies in den ersten Tagen des September das Eis sich stellte und starker Frost eintrat, so machte sich Pachtussoff darauf gefaßt, an dieser Stelle zu überwintern, und war noch froh, daß ihm das Glück einen so bequemen und wohl gelegenen Schlupfwinkel gewiesen hatte. Er ließ das Schiff abtakeln und ans Land ziehen, aus Treibholz eine Hütte bauen, zwölf Fuß lang, zehn Fuß breit, die Wand 5½ und das Dach im First 7 Fuß hoch, und dicht daneben einen kleineren bedeckten Verschlag, zu welchem aus der Hütte eine Thür und ein niedriger mit Segeltuch bedeckter Gang führte. In diesem Verschlage sollte ein Kessel geheizt und ein Dampfbad auf Russische Manier eingerichtet werden. Kurz, alle Anstalten wurden getroffen, den Winter in dieser engen Wohnung mit allem möglichen Russischen Comfort zuzubringen. Wer beschreibt aber Pachtussoff's Verdruß, als Wind und Wetter wieder umsprang, als er im September, im Oktober, ja bis in den November hinein Tage lang das Meer gegen Osten von Eise frei sah! Es war zu spät — das Schiff konnte nicht so schnell wieder segelfertig gemacht werden, und sich gegen Ende September erst wieder in die unwirthliche See, zwischen das treibende Eis, an eine gänzlich unbekannte Küste hinauszuwagen, fand Pachtussoff allzumißlich. Also blieb er ruhig liegen. Der Winter verging unter Beschäftigungen und Abenteuern, deren Beschreibung uns hier um so eher erlassen bleiben möge, da sie sich durchaus gleichformig und fast mit einerlei Worten in den Tagebüchern aller Seefahrer wiederholt, welche in Polar-Regionen überwintert haben. Es wurde an der Küste nach Treibholz, oft drei Stunden weit, gejacht; den Schneefüchsen wurden Fallen gestellt; mit den grimmigen Eisbären setzte es manchen harten Strauß; man überstand gewaltige Schneestürme und manch anderes Ungemach. Im inneren Raume der Hütte blieb es beständig so warm, daß die Grassamen zwischen dem Moose, womit man alle Fugen der Wände ausgestopft hatte, keimten und Halme von sechs bis acht Zoll Länge trieben. Im März zeigten sich unter der Mannschaft die ersten Spuren des Scharbocks. Im April trat Pachtussoff, um nur seinen Leuten zu thun zu geben, kleine Expeditionen auf dem Eise an; er nahm zuerst eine Inselgruppe nicht weit von seiner Bucht und dann die Küste sowohl gegen Osten als gegen Westen hin auf. Dabei überfiel ihn am 24. April, im Freien, ein so furchtbarer Schneesturm, daß die Leute sich nicht aufrecht erhalten konnten, sondern sich platt auf den Boden hinwarfen und vom Schnee zudecken ließen. Bis auf den dritten Tag mußten sie in dieser Lage ohne die geringste Nahrung aushalten; sie hatten gar nicht weit davon an einem Orte, der ihnen bei ihren Wanderungen als Station diente, Lebensmittel aufbewahrt, allein es war nicht möglich, von der Stelle zu kommen, so lange das Unwetter tobte. Dieser Schneesturm ist übrigens meteorologisch merkwürdig, nicht um seiner Heftigkeit willen, sondern wegen seiner ungemeinen Ausbreitung. Denn wir ersehen aus dem Reiseberichte Helmersen's, der sich um diese Zeit im südlichen Ural befand, daß in den Tagen vom 24. bis 26. April 1833 längs der ganzen Linie des Ural das nämliche Wetter herrschte; es sind aber von der Südküste Nowaja-Semlja's bis zu Helmersen's damaligem Aufenthaltsort mindestens 350 geographische Meilen zu rechnen, und die Breite des Raumes, welchen das Unwetter überzog, war vielleicht nicht geringer. — Am 24. Juni sah Pachtussoff das Meer sowohl nach der Europäischen als nach der Sibirischen Seite gänzlich offen; sein Schiff aber lag noch eingeschneit und eingefroren und konnte nicht flott gemacht werden. Er bestieg daher mit einem Theile seiner Mannschaft die große Schaluppe und ließ ostwärts steuern. Den 30. Juni bogen sie um eine Landspitze, welche Pachtussoff, dem Russischen Marine-Minister zu Ehren, Kap Menschikoff benannte; die Ostküste lag jetzt vor ihnen, und sie richteten ihren Lauf nordwärts. Am 4. Juli wurde die Mündung eines Flüßchens, unter 71° 30′ N. B., erreicht; an dessen Ufer fand man das Postament und in der Nähe umher die Fragmente eines roh zugehauenen, offenbar vom Sturme herabgeworfenen und zerbrochenen steinernen Kreuzes, mit eingegrabenen Russischen Buchstaben und Zahlen. Als man die Stücke, so gut es sich thun ließ, wieder zusammensetzte, erkannte man ganz deutlich die Anfangs-Buchstaben des Namens Sjawa Jofanoff und die Jahreszahl 7250. Also war Leschkin wirklich hier gewesen, und zwar im Jahre 1742 unserer Zeitrechnung, welches dem 7250sten des älteren Griechischen Kalenders (von Erschaffung der Welt gerechnet) entspricht. Ihm zu Ehren gab Pachtussoff dem Flüßchen den Namen Sjawina. Er hielt es indeß jetzt für Zeit, nach der Kamenka-Bay umzukehren und sein Schiff in die See zu bringen. Er fand es durch die zurückgebliebenen Leute bereits in segelfertigen Stand gesetzt, und am 11. Juli verließ die ganze Mannschaft ihren Winter-Aufenthalt, woselbst sie 297 Tage gelegen hatte. Pachtussoff verfolgte den nämlichen Weg, den er bereits mit der Schaluppe zurückgelegt hatte. Auf einer kleinen Insel, nicht weit von Kap Menschikoff, fand man menschliche Gebeine, zwar von wilden Thieren gänzlich abgenagt und von einander gerissen, — doch war noch zu erkennen, daß sie einer Mutter mit zwei Kindern angehörten. Einige von Pachtussoff's Leuten erinnerten sich des Umstandes, daß im Jahre 1822 eine Samojeden-Familie nach Nowaja-Semlja übergefahren und gänzlich verschollen war. Ob die Unglücklichen an diesem Eiland gescheitert seyn mochten? ob der Mann, dessen Gebeine sich nicht auffinden ließen, vielleicht auf der Jagd verunglückt und das Weib mit den Kindern vor Hunger und Kälte umgekommen war? — Ohne weitere Unfälle, außer daß man sich in eine tiefe und enge Einbucht, Lütke's Bay genannt, verlief und achtzehn Tage zu thun hatte, bis man das Schiff wieder herausbrachte, und daß man an Eisbergen vorbei oder zwischen hindurch mußte, die elf Faden tief im Wasser gingen oder gar auf Meeresgründe festsaßen, erreichte Pachtussoff am 13 August das östliche Ende der Matuschkin-Straße, beg in dieselbe ein und gelangte gegen Mitte Septembers an ihren westlichen Ausgang. In dieser Straße und nicht minder in allen Buchten, welche er an der Ostküste in Augenschein genommen hatte, wimmelte es von Meerschweinen, Seekälbern und Robbengeschlecht aller Art.

Kaum war Pachtussoff aus der Matuschkin-Straße ausgelaufen, so packte ihn ein wüthender Sturm aus Nordwest und trieb ihn gegen die Russische Küste; mit genauer Noth erreichte er die Mündung der Petschora, — Wind und Fluth trieben das Schiff am 30. September auf den Strand. Die Schiffbrüchigen zimmerten sich in einiger Entfernung vom Ufer eine Hütte und waren des Obdachs froh, als eine noch höhere Fluth hereinbrach und Alles mit sich fortriß; kaum retteten sie, landeinwärts watend und flüchtend, das Leben vor dem unbändigen Element. So endete Pachtussoff's erste Reise.

Im nächsten Jahre wurde ihm von der Russischen Regierung der Auftrag zu einer zweiten. Zwei Fahrzeuge, ein Transportschiff und ein kleiner Schooner, wurden ihm zu Gebote gestellt; ein erfahrener Lootse, der Schiffswachtmeister Ziwolka von der Kaiserlichen Marine, sollte zunächst unter ihm kommandiren. Sie waren angewiesen, von Westen her in die Matuschkin-Straße einzulaufen, an deren östlichem Ende zu überwintern, und im nächsten Sommer an der Ostküste nordwärts so weit nur irgend möglich vorzudringen. Die beiden Fahrzeuge liefen am 24. Juli 1834 von Archangel aus, kamen bei nebligem Wetter von einander und trafen erst am 27. August am West-Ende der Matuschkin-Straße wieder zusammen, wo sie Anker werfen mußten, weil der Wind heftig aus Osten ging und das Einlaufen in die Straße nicht gestattete. Als sie am 6. September, bei stiller gewordenem Wetter, den Versuch machten, fanden sie die Straße ganz und gar voller Eisschollen, welche der Ostwind hineingetrieben und stellenweise über einander geschoben hatte. An den Ufern zu beiden Seiten liefen die Wölfe rudelweis umher, und ihr Geheul ruhte die ganze Nacht nicht. Mit unsäglicher Anstrengung arbeiteten unsere Seefahrer sich durch das lose Eis hindurch und erreichten am 17. September das andere Ende der Straße. Aber hier war der Ausgang gänzlich gesperrt; weit und breit, vom Mastkorbe herunter, war nichts zu sehen als Eis. Der Wind und die Strömung trieb es fortwährend von Osten heran, es drängte sich in die Straße und rückte allmälig und unwiderstehlich westwärts. Gegen Ende September fanden sich Pachtussoff und Ziwolka beinahe wieder an den westlichen Eingang der Straße zurückgeworfen, und ganz unvermuthet kam das Eis, bei einer gar nicht bedeutenden Kälte (— 12° R.), zum Stehen. In dieser Lage, zwischen Eisschollen und Eiswände eingeklemmt, konnten die Fahrzeuge und die Leute selbst durchaus nicht bleiben; um jeden Preis mußte man das Ufer gewinnen und sie für den Winter unterbringen. Die großen Eissägen wurden in Bewegung gesetzt, und nach mehrtägiger unausgesetzter Arbeit war eine Stelle erreicht, wo man Winterquartier aufschlagen konnte. Sofort wurde eine Hütte gezimmert, diesmal 25 Fuß lang, 21 breit, das Dach in der Mitte 8 Fuß hoch. Ein so großes Gebäude hatte es seit der Welt Erschaffung auf Nowaja-Semlja noch nicht gegeben; auch wurde es in zwei abgesonderte Räume getheilt, einer für die Matrosen, einer für die Offiziere. Am 8. Oktober wurde die Winterwohnung bezogen. Von der Kälte spürte man darin nicht viel; die größte Plage bestand in der Feuchtigkeit des zum Bau verwendeten Treibholzes und Mooses, und in dem Rauch, der keinen anderen Abzug hatte, als durch ein rundes Loch oben im Dache. Mehrmals war die Hütte so gänzlich eingeschneit, daß Tage lang, einmal sogar eine ganze Woche lang, Niemand hinaus konnte, außer eben durch den Rauchfang. Die Eisbären ließen es an Besuchen nicht fehlen; es wurden ihrer eilf draußen vor der Hütte erlegt, einer auf dem Dache; einer hatte den Weg bis herein gefunden, aber er fand ihn nicht wieder hinaus. Pachtussoff ließ es seine größte Sorge seyn, die Leute durch Thätigkeit und Zeitvertreib beständig guten Muthes zu erhalten. Zu thun gab es genug: Treibholz zu suchen und auf weite Strecken, nicht selten auf zwei volle Meilen, zur Hütte zu schaffen; desgleichen Trinkwasser aus einem kleinen See zu holen, der gegen anderthalb Stunden entfernt lag. Das Alles ging seinen Gang fort, selbst bei einer Kälte von — 30° R. Bei windstillem Wetter waren auch 32, 33 Grade Frost im Freien noch ziemlich erträglich; bei schneidendem Winde hingegen wurde eine viel geringere Kälte höchst empfindlich, und man durfte ihr die Leute nicht lange aussetzen. Es war daher ein Glück, daß sich das Thermometer im Dezember, Januar und Februar die meiste Zeit über, bei stillem und beständigem Wetter, auf ungefähr — 25° R. hielt. Zum Zeitvertreibe wurde nach der Scheibe geschossen, es wurden den Füchsen Fallen gelegt u. dgl. m. Doch ließ sich dem nicht vorbeugen, daß im März mehrere Leute am Scharbock erkrankten und Einer starb. Die Zeit vom April bis zum völligen Aufgang des Eises im Sommer sollte thätig benutzt werden. Fürs erste ging es an eine genaue Erforschung und Verzeichnung des Laufes der Matuschkin-Straße und ihrer beiden Ufer. Unterdeß wurden zwei Schlitten gebaut und mit Sibirischen Hunden, welche zu dem Ende mitgenommen waren, bespannt. Die Kranken und ein Theil der gesunden Mannschaft blieben bei den Fahrzeugen zurück; mit den Uebrigen traten Pachtussoff und Ziwolka die Fahrt zu Lande, über die glatte Schneefläche, nach dem östlichen Ende der Matuschkin-Straße an. Unterweges fanden sie eine vor siebenzig Jahren von Rosmyßloff errichtete Hütte noch in ziemlich wohlerhaltenem Stande. Als sie die Ostküste erreicht hatten, trennten sie sich; Pachtussoff fuhr mit dem einen Schlitten nach dem Winterquartier zurück, während Ziwolka mit noch fünf Mann in dem anderen die Ostküste nordwärts verfolgte. Sie hatten Lebensmittel auf einen Monat mit und ein kleines Zelt, das sie aufschlugen, um zu übernachten. Gekleidet gingen sie wie die Samojeden, vom Kopfe bis zu den Füßen in doppelte Rennthierfelle gehüllt, die Haare nach innen gekehrt; so konnte ihnen der Frost nichts anhaben, obwohl sie häufigem Sturm- und Schneewetter ausgesetzt waren. Oefter jedoch geschah es, daß ihre Stiefeln durchnäßt wurden und dann dermaßen hart und steif froren, daß es unmöglich war, einen Schritt darin zu gehen, und eben so unmöglich, sie vom Fuße herunter zu ziehen. Dann mußte ein tüchtiges Feuer angezündet werden, um sie aufzuthauen und zu trocknen, und einmal, da unglücklicher Weise kein Treibholz aufzufinden war, mußten die Leute zu diesem Zweck ihre Zeltstangen verbrennen. Dieser Widerwärtigkeiten ungeachtet legte Ziwolka gegen fünfundzwanzig Meilen nordwärts zurück, von der Matuschkin-Straße bis zu einer Landspitze, welche er Kap Flotteß nannte. Er fand die Küste durchgängig flach und niedrig, dabei aber ganz anders beschaffen, als im Süden der Matuschkin-Straße. Denn je weiter er nach Norden vorrückte, desto zahlreicher und tiefer traten Meerbusen, Einbuchten, Golfe von ansehnlicher Erstreckung ins Land hinein; von einigen erreichte oder erblickte man das Ende; über mehrere blieb Ziwolka im Zweifel, ob es Meerbusen oder mit der See im Westen von Nowaja-Semlja kommunizirende Meerstraßen wären. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Wetter-Prophezeiungen. In England macht jetzt Mister Murphy mit seinem Wetter-Almanach großes Aufsehen und viel Glück. Ueber 20,000 Exemplare sind rasch hinter einander verkauft worden, seitdem sich gezeigt hat, daß das diesjährige Frostwetter mit seinen verschiedenen gelinderen Perioden von Mister Murphy genau auf den Tag vorher verkündet worden. Eben so wie der verstorbene Professor Dittmar, hat auch Herr Murphy seinen Prophezeiungen eine wissenschaftliche Basis gegeben, die zwar in der gelehrten Welt mit einigem Spott behandelt wird, von der er jedoch behauptet, sie werde einmal allgemeine Anerkennung finden und seinem Namen die Unsterblichkeit sichern. Ja, einige Englische Blätter gehen schon so weit, von dem neuen Wetter-Almanach zu behaupten, er werde sich allen Land- und Stadt-Bewohnern bald eben so unentbehrlich machen, als es der bekannte astronomische Nautical Almanack für die Seefahrer aller Meere sey.

— Engländerinnen auf dem Kontinent. Durch Cap. Basil Hall's „Schloß Hainfeld" ist die würdige Gräfin Purgstall, eine geborene Engländerin, die ihre Tage in Steyermark verlebte und beschloß, dem größeren Publikum bekannt geworden. Eine ähnliche Erscheinung war die kürzlich in Lodi im 79sten Jahre ihres Alters verstorbene Lady Mary Hadfield Cosway, zu ihrer Zeit eine berühmte Malerin am Hofe Georg's III. und zuletzt als die Gründerin eines reichen Englischen Fräulein-Stiftes bekannt, das sie in der Lombardei nicht bloß mit ihrem Vermögen fundirte, sondern auch selbst durch Unterricht so wie als Vorsteherin leitete. Sie war in Florenz von Englischen Aeltern geboren, die daselbst einen großen Gasthof besaßen und ihrer Tochter, obwohl sie selbst der Anglikanischen Kirche angehörten, eine katholische Erziehung geben ließen. Früh erhielt sie in Florenz und in Rom Unterricht im Zeichnen und Malen, und als sie nach des Vaters Tode mit ihrer Mutter nach England zog, erregte sie dort bald durch ihr ungewöhnliches Talent die Aufmerksamkeit der Kunstwelt. Verheirathet mit dem Hofmaler Sir Richard Cosway, war ihr Haus der Sammelplatz der Gebildeten und sie selbst der Mittelpunkt eines nach allen Seiten hin anregenden geistigen Lebens. Ihre Wünsche zogen sie zwar nach dem Lande ihrer Kindheit, nach Italien, hin, aber Napoleon's Kriege hielten damals die reiselustigen Engländer auf ihrer Insel zurück. Nach dem Frieden von Amiens machte sie indessen mit ihrem Manne eine Reise nach Paris, wo sie die Freundin David's, Guerin's und Gerard's wurde und sich der besonderen Gunst Josephinens, der Gemahlin Napoleon's, zu erfreuen hatte. Religiöse Verhältnisse scheinen ihr die Rückkehr nach England nicht wünschenswerth gemacht zu haben, und obwohl sie ihrem Manne bis zu seinem erst im J. 1829 erfolgten Tode eine treue und zärtliche Freundin blieb, ließ sie ihn doch allein nach England reisen, während sie im J. 1803 unter den Auspizien des Kardinals Fesch in Lyon eine Erziehungs-Anstalt für junge Mädchen gründete. Hier war sie dem geliebten Italien näher, das sie von Lyon aus oft besuchte und wohin sie sich endlich im J. 1811 ganz übersiedelte. Kunst und Erziehungswesen waren die beiden Lieblings-Ideen der Lady Cosway, denen sie nun ganz und gar ihr Leben widmete. Ihren Plan, ein sogenanntes Englisches Fräulein-Stift zu begründen, konnte sie im J. 1829 um so glänzender in Ausführung bringen, als ihr Gatte, den sie mehreremale in London besucht hatte und dem sie auch in seiner letzten Krankheit eine treue Pflegerin gewesen war, sie zur Erbin seines ansehnlichen Vermögens einsetzte. Der Grundstock, den das große Englische Fräulein-Stift in Lodi besitzt, ist zum Theil noch jetzt in den Büchern der Bank von England eingetragen, die auf diese Weise indirekt den religiösen Unterricht in Italien fördert. Gegenwärtig befinden sich in dem Stifte der Lady Cosway über 70 Elevinnen, die von 16 Nonnen unterrichtet werden.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 26. Berlin, Mittwoch den 28. Februar 1838.

England.

Die Quäker und die Shäker.

(Nach Tails Magazine.)

Diese beiden Gesellschaften, die nun seit längerer Zeit das Ziel von Angriffen und Spöttereien jeder Art sind, verdienen doch in vielen Stücken die Achtung und das Interesse Aller, denen der Fortschritt der Civilisation nicht gleichgültig ist. In der einen herrscht das Prinzip der Gleichheit und Gemeinschaftlichkeit in seiner vollsten Bedeutung; Jeder wählt sich nach Belieben die Beschäftigung, die seinen Neigungen am meisten zusagt, und statt Lumpen und Elend findet man überall die Sicherheit des nächsten Augenblicks und ein festes Vertrauen auf die Zukunft. Daher auch die große Sorgfalt und Aufmerksamkeit, womit der Shäker (Zitterer) alle seine Arbeiten betreibt, und wenn ihm nur die Anerkennung der ihn beobachtenden Gemeinde zu Theil wird, so scheint seine Eitelkeit befriedigt. Man betrachte seine Felder, seine Weinberge, seinen Garten und seine Baumpflanzungen: nirgends wird die Kultur besser gehandhabt; seine Aerndten sind fast immer reich und stattlich; er hat die besten Weine und die schönsten Früchte im Lande; die Möbel, die seine Wohnung schmücken und die alle von ihm selbst fabrizirt werden, sind nicht ohne eine gewisse Eleganz; der Weg, der zu seiner Niederlassung führt, gleicht beinahe einer schönen Garten-Allee, nicht ein Steinchen ist darauf zu sehen; sein Tischlinnen und die Wäsche, die er anlegt, sind von blendender Weiße. Bei seinen Grundsätzen bedarf er nicht jenes ungeheuren Arsenals von Gesetzen, die in unseren Gesellschaften das Eigenthum beschützen und die Uebertragung desselben sichern müssen; da er Alles besitzt, was er nothwendig braucht, und sämmtliche Mittel in Händen hat, seine Bedürfnisse zu befriedigen, so läßt er sich niemals einen Betrug oder einen Diebstahl zu Schulden kommen, und da er nie einem Anderen etwas zu Leide thut, so denkt auch Niemand daran, ihn anzugreifen, und er bleibt immer frei von Furcht und Sorge. Was endlich seinen Verkehr mit den „Weltkindern" betrifft, wie er diejenigen nennt, welche nicht zu seiner Sekte gehören, so ist er gegen Alle eben so offen und ehrlich, wie sie es gegen ihn sind. Fürwahr, dies ist ein Lebens-System, das, in einer Epoche wie die unsrige, nicht wenig Beachtung verdient.

Der Quäker oder „Freund", wie er sich selbst nennt, unterscheidet sich insofern von dem Shäker oder „Zitterer", als er gern allein zu arbeiten pflegt; bei ihm giebt es keine Gütergemeinschaft, Jeder für sich und Jeder nach seinem Verstand. Doch in Hinsicht auf materiellen Wohlstand steht er dem Zitterer durchaus nicht nach: ja es giebt fast keine Gesellschaft in der Welt, wo man so wenig Arme und so viel Reichthum findet, als bei den „Freunden". Nicht ein Einziger unter sämmtlichen Mitgliedern, die diese Sekte bilden, bedarf fremder Hülfe, und vier Fünftel davon besitzen Millionen. Wie ist dies auch anders möglich bei Menschen, welche den Werth der Zeit so gewissenhaft abschätzen und kein Partikelchen derselben ungenützt vorübergehen lassen, welche die Zeit überhaupt wie eine Art Glaubensartikel, wie ein kostbares Geschenk betrachten, das ihnen der Schöpfer auf diese Welt mitgegeben und wofür sie ihm einst die strengste Rechenschaft ablegen müssen. „Und ist es nicht auch eine der ersten Pflichten gegen Gott selbst, mit Eifer und Beharrlichkeit für die Seinigen zu arbeiten? Wer nicht für seine Familie sorgt, ist schlimmer als ein Heide", sprechen sie mit einem der zwölf Apostel, und diesem Grundsatz gemäß hören sie nie auf zu arbeiten, auch wenn ihre Kisten von Gold überfüllt sind.

Eine andere vortreffliche Eigenschaft der Quäker ist ihre maßerhafte Rechtschaffenheit und Pünktlichkeit. Nie brechen sie eine einmal gegebene Zusage; die Ehre, die Wahrheit ist ihnen heiliger als Alles. Zwar läßt sich nicht behaupten, daß ein Quäker durchweg so ehrlich sey, daß über seine Lippen auch nicht die kleinste Lüge schlüpft; aber so viel ist gewiß, keine Klasse, keine Gesellschaft hält mit ihnen den Vergleich aus in Hinsicht der strengen Beobachtung des Wortes. Auch giebt sich keine Gesellschaft so viel Mühe, darüber zu wachen, daß ihre Mitglieder stets der Ehre und Rechtschaffenheit treu bleiben. „Sind auch alle „Freunde" in ihren Geschäften ohne Falsch und Hinterlist, erfüllen sie pünktlich alle ihre Verpflichtungen?" Dies ist die allgemeine Frage, die sich bei jeder großen vierteljährlichen Versammlung der Quäker hören läßt, und sobald die Antwort negativ ausfällt, so wird das schuldige Mitglied zur Rechenschaft gezogen und muß sich im Angesicht der ganzen Gemeinde eine strenge Zurechtweisung gefallen lassen. Daher genießt auch der Quäker bei so trefflichen Gesinnungen und Maßregeln die öffentliche Achtung; mit Vergnügen geht man zu ihm, weil man sicher darauf rechnen kann, ihn auf seinem Posten zu finden, man kauft ihm gern eine Waare ab, wofür er vielleicht einen guten Preis verlangen wird, aber niemals zu viel; ist der Gegenstand, den er dir anbietet, von geringerer Qualität, so wird er nie den Werth desselben anpreisen, und verspricht er dir etwas für den und den Tag zu besorgen, so ist es zur bestimmten Stunde in deinen Händen. Ich wiederhole es, nicht bei allen Mitgliedern der Gesellschaft der Freunde sind diese schönen Charakterzüge zu finden, aber man würde vergebens eine andere Klasse der Gesellschaft suchen, die so bedeutend an Zahl der Individuen, so wenig Lügner und Wortbrüchige zählt.

Das ist noch nicht Alles; die Quäker zeichnen sich auch vor den übrigen Geschäftsleuten durch ihre Ordnungsliebe und Sparsamkeit aus. Sie hängen keiner von jenen kostspieligen Gewohnheiten und Zeitvertreiben nach, die den ärmeren Menschen so viel Stunden und so viel Geld rauben. Der „Freund" widmet weit mehr Zeit seinen Geschäften; ihnen schenkt er die anhaltendste Aufmerksamkeit. Dieser beharrliche Fleiß, diese Aufmerksamkeit ist es, welche zuletzt über die glänzendsten Eigenschaften den Sieg davontragen, und derjenige, welcher bei einer sehr kleinen Portion Gehirn nur diese beiden Eigenschaften besitzt, wird es viel eher zu etwas bringen, als der talentvollste Mensch, dem die gewöhnliche Tugend der Ausdauer abgeht.

Bei dieser Liebe zur Arbeit, der ausgebreitesten Geschäftskenntniß und dem Ruf der Rechtschaffenheit, deßen er sich erfreut, wie sollte da der Quäker nicht schnell zu Reichthum gelangen? Er verschwendet sein Geld nicht in prachtvollen Hotels; sein Haus ist einfach, bequem, elegant und sauber möblirt, von jenen frivolen Gegenständen, welche uns die Mode oder eine Laune zum theuren Bedürfniß macht, ist hier keine Spur. Er trägt weder Juwelen, noch irgend einen Schmuck; seine Kleider sind von der höchsten Einfachheit. Bei ihm giebt es keine Flügel, keine Guitarren noch Violinen, keine Schnitzereien, Vergoldungen oder Draperieen mit glänzenden Farben, und in seinem Zimmer findet man nur selten eine Ottomane oder einen Lehnsessel mit durchwirktem Ueberzug. Die Gemälde der alten wie der neuen Schule haben in seinen Augen keinen Werth. Außer dem Friedensvertrag, den William Penn, einer der größten Männer ihrer Sekte, mit den rothen Männern in Amerika unterzeichnete, findet man bei dem „Freund" kein einziges Bild, nicht einmal das allereinfachste Familien-Portrait. Endlich giebt der Quäker seinen Kindern weder in Tanz und Gesang, noch in Fechten, Malen oder Musik Unterricht, lauter Dinge, wofür wir so viel verschwenden, um sie unsere Kinder lernen zu lassen, ohne oft auf ihre natürlichen Anlagen Rücksicht zu nehmen.

Man darf auch nicht glauben, daß ein Quäker jemals Geld ausgiebt, um die Wahl eines radikalen oder konservativen Mitgliedes zu sichern; dazu ist er ein viel zu abgesagter Feind von Bestechung und Betrug. Auch sind seine Gewohnheiten so sanft und friedlich, und er ist von jeher gegen alle Wuth und Heftigkeit der Leidenschaften so sehr auf seiner Hut, daß er, der nie die Nacht zum Tage gemacht hat oder umgekehrt, in dem Lärm eines repräsentativen Skandals oder eines politischen Diners die sonderbarste Rolle von der Welt spielen würde. Was kümmert es auch ihn, ob das Peelsche oder Melbournesche System triumphirt, ob ein Radikaler oder ein Konservativer im Parlament sitzt. Seine Sympathieen sind auf ein anderes Ziel gerichtet, ein Ziel, welches ganz in Liebe, Glückseligkeit und Frieden besteht; und um dies Ziel zu erreichen, bedarf es nach seiner Ueberzeugung weiter nichts, als ein rechtschaffener Mensch zu seyn und guten Willen zu haben. Er hält sich zwar auch Wagen und Pferde, aber auf seiner Kutsche sieht man keine Wappen glänzen; die Heraldik ist in seinen Augen nur für die Narren gut. Den Weinhändlern und Bierbrauern ist er ein Abscheu, denn er trinkt nicht viel und braucht meist den Kaffee an der Stelle des Biers. Zuweilen, wenn auch nur selten, jagt er Füchse und Hirsche, aber nie wird er sein Pferd in einer Parforcejagd zu Schanden machen; er riskirt nicht einen Penny in den Pferderennen von Ascot und

Newmarket, und er würde sich für wahnsinnig halten, wenn er ein Pferd mit 1000 oder einen Jagdhund mit 100 Guineen bezahlte. Sein Schneider endlich kostet ihm fast nichts; zu Wasser und zu Lande, in Friedens- und in Kriegszeiten trägt er eine und dieselbe Tracht; mitten im schrecklichsten Sturm behält er seine Ruhe und besorgt nach wie vor seine Angelegenheiten mit dem größten Gleichmuth; das Spiel ist ihm in den Tod zuwider, mit Ausnahme des Börsenspiels oder stock jobbing, das er mit vieler Vorliebe treibt. Vergleicht man alle diese Thatsachen, stellt man die Summen zusammen, die durch eine solche Lebensweise aus den Klauen aller möglichen Tänzer, Sänger, Musikanten, Freibeuter und Wucherer gerettet werden, so ist es gewiß kein Wunder, wenn der Quäker bei dergleichen Grundsätzen Guineen auf Guineen und Schätze auf Schätze häuft.

Doch betrachten wir die Kehrseiten dieser Grundsätze, so finden wir, daß sie auch mit traurigen Resultaten verknüpft sind; sie unterdrücken das Gefühl für das Schöne, sie halten den Geist in engen Schranken und machen den Menschen unempfänglich für alle höhere und edlere Ideen. Der Quäker ist von Hause aus sehr habsüchtig, und mit seinem Vermögen steigt das Verlangen. Nicht ohne Grund rief Thomas Paine: „Er jagt mit derselben Begier nach Geld, wie der Tod nach seiner Beute." Umsonst läßt es sich die Gesellschaft angelegen seyn, in allen ihren Berichten, in ihrem Auszug-Buch oder, wie man es heute nennt, in dem Buche ihrer Gesetze, ihre Mitglieder zu ermahnen, daß sie ihre Wünsche mäßigen und sich von den Geschäften zurückziehen, sobald sie genug Geld gesammelt haben, um Anderen Platz zu machen; diese Ermahnungen sind bei der Mehrheit der Freunde fruchtlos, und fast Alle, von der Sucht getrieben, noch mehr zu erwerben, setzen ihre Geschäfte fort bis an den Tod.

Treten wir jetzt in das innere, häusliche Leben dieses Quäkers, der so ordnungsliebend, so sparsam mit Zeit und Geld ist. Bei ihm ist außer dem Sonntage, welchen er ganz dem Gebete widmet, ein Tag wie der andere beschaffen; sein Leben fließt ohne Stoß und Sprung dahin, so still und friedlich wie ein klarer Bach auf einem Moosbett. Er steht zeitig auf und frühstückt noch nach der alten Sitte, als abgesagter Feind aller Neuerungen, um 7 Uhr Morgens; nur in der Stadt, wo er sich mehr nach unseren Sitten richtet, frühstückt er erst um 10 Uhr. Nach dem Mahl, welches höchst frugal ist, wird die Bibel gebracht und ein Kapitel daraus gelesen; nach dieser Lektüre folgt eine feierliche Pause eine Viertelstunde lang, während welcher der Geist, durch die Worte des heiligen Buches angeregt, sich in stiller Andacht dem Gebet hingiebt. Den Vorleser macht bald das Familienhaupt, bald eine würdige Matrone, zuweilen auch ein Knabe oder ein junges Mädchen, dessen Züge noch voll Unschuld und Einfalt sind. Diese Sitte wird in allen Familien fromm bewahrt, und zugleich ist dies das einzige geschriebene Gebet, das sich die Quäker erlauben. Sonst giebt es bei ihnen weder Danksagungen mit lauter Stimme, noch zusammenhängende Gebete oder Phrasen, die nach einer gewissen Norm vorgeschrieben sind. Alles muß aus dem innersten Herzen kommen oder, wie sie sich ausdrücken, von dem heiligen Geiste eingegeben seyn.

Ist das Frühmahl zu Ende und das Gebet vorüber, so erhebt sich Alles und geht seinen Geschäften nach: die Männer an ihre Arbeiten, die Frauen in ihre Wirthschaft. Erst der Abend führt die Ehegattin in das Centrum der Familie zurück: dies ist die Stunde des Abendbrods für die, welche den alten Sitten treu geblieben sind, und die des Mittagbrods für die, welche unsere Sitten angenommen haben. Diese Mahlzeit ist weniger frugal als das Frühstück, aber sie dauert nicht lange, und überall herrscht eine solche Mäßigkeit, daß man sich nur selten jene kleinen freundschaftlichen Toaste erlaubt, wie sie in England sonst Mode sind; der Quäker, der viel zu mißtrauisch gegen sich selbst ist, fürchtet den Rausch. Nach dem Essen wird nicht gespielt, nie giebt ein Quäker einen Heller auf das Spiel aus; alle Wetten, so unbedeutend die Summe auch seyn mag, sind ihm verhaßt. Zuweilen jedoch findet man ein Paar junge Leute in einem Winkel des Zimmers Dame oder Schach spielen; dies sind die einzigen Spiele, welche, weil sie mehr den Verstand und Witz in Anspruch nehmen, nicht verpönt sind. Die Musik und der Tanz werden bei den Quäkern nicht geduldet; doch in der neueren Zeit haben die jungen Mädchen dieses Gesetz übertreten, indem sie jetzt den Flügel spielen. Was endlich die Bücher betrifft, so werden nur diejenigen zu lesen gestattet, welche die strengste Moralität enthalten.

Die Genüsse des Quäkers sind beschränkt: eine komfortable Nahrung, ein gutes Bett, ein wohleingerichtetes Haus, eine Frau und viel Kinder, das sind seine süßesten Freuden. Außerdem macht es ihm Vergnügen, gemüthlich im Familienkreis zu sitzen und von Verwandten und Freunden zu plaudern, mit denen er reichlich versehen ist und von denen Viele, weit von ihm, oft in der neuen Welt leben, lange Briefe an dieselben zu schreiben, worin er ihnen die Ehen, Geburten und Todesfälle, die sie interessiren können, mittheilt, des Abends frische Luft zu schöpfen und mit Frau und Kinder unter der Laube von Jasmin, Geisblatt und Rosen in seinem Garten den Thee zu trinken: dies wäre die vollständige Summe seiner Freuden und Genüsse. Doch nein, es giebt noch einen köstlichen Genuß für ihn, den ich bald vergessen hätte: der Quäker ist ein enthusiastischer Politiker. Ob diese oder jene Person ein Portefeuille besitzt, ob die Konservativen von den Whigs gestürzt werden, oder umgekehrt, daran liegt ihm, wie gesagt, wenig; was er will, das ist das Glück des ganzen Menschengeschlechts, was seine Theilnahme in Anspruch nimmt, das ist das Loos des Sklaven, des Polen, des Indianers der Blauen Berge, des Findlings, des Gefangenen, des verhafteten Sünders, mit einem Wort aller der Schaaren von Unglücklichen, die um unsere civilisirte Gesellschaft herumwimmeln. Seine Börse ist für Alle offen; jeder Leidende hat auf seine Mildthätigkeit Ansprüche. Alle seine Bemühungen gehen darauf hinaus, die Finsterniß der Unwissenheit aufzuklären, alle Mißbräuche anzugreifen, mit Feder und Börse die Sache des Unglücks, die Mäßigkeits-, Bibel- und Abolitionisten-Gesellschaften zu unterstützen. Er giebt und giebt viel: bald ist es Gold, bald wieder Kleidungsstücke, die von seiner Frau und seinen Töchtern gearbeitet sind; heute schickt er dem Kranken Arzneien und seinen Arzt, morgen sieht man seine Frau mit den Kindern eine Menge Broschüren und Bibeln einpacken, die er zur Vertheilung in fremde Länder fortschickt. Seine Mildthätigkeit nimmt alle Formen an und versiegt niemals; die eigentlichen Führer und Muster hierin sind ihm Richard Reynolds und Elisabeth Fry, Namen, die allen Freunden der Menschheit unvergeßlich bleiben.

In den neuesten Zeiten hat die Liebe zu den Wissenschaften und Büchern unter den Mitgliedern der Gesellschaft der Freunde stark um sich gegriffen. Die Geschichte und die Naturgeschichte in allen ihren Zweigen zählen unter den Quäkern mehrere ausgezeichnete Namen, wie den Doktor Dalton, William Allen und Luke Howard. In der Baukunst sogar und, was noch auffallender ist, in der kirchlichen Architektur hat sich Thomas Rickman, einer der Ihrigen, einen bedeutenden Ruf erworben. Ja selbst für die Poesie haben sie Geschmack gezeigt, und Cooper, Wordsworth und Montgomery sind unter den Quäkern besonders beliebt. Diese Liebe zur Poesie ist so tief, so innig und begeistert, daß man kaum dasselbe Volk wiederzusehen glaubt. Noch wunderbarer aber ist es, daß die Poesie, welche den Quäker am meisten anzieht, dem Geist der Gesetze, der Ordnung und des Friedens, von dem seine Gesellschaft geleitet wird, durchaus widerspricht: es ist eine Poesie voll Leidenschaft und Feuer, die Poesie Scott's, Byron's, Burne's und Moore's: das sind die Dichter und Schriftsteller, die seinen Enthusiasmus erregen und für die er gern John Scott d'Amwell und John Marriot im Stich läßt, obgleich diese bei ihren religiösen Grundsätzen sich weit eher seiner Gunst erfreuen sollten. Aber derselbe Quäker, der für die wilde, profane Poesie so begeistert ist, zeigt die tiefste Antipathie gegen alle Arten von Romanen; dieser Zweig der Literatur ist ihm in jeder Form, in jeder Gattung zuwider.

(Fortsetzung folgt.)

Rußland.

Die neueste Kunde von Nowaja-Semlja.

(Schluß.)

Die Küste hatte allmälig ein völlig durchschnittenes, lagunenhaftes Ansehen gewonnen und zahlreiche Inselgruppen lagerten sich im Osten vor, als Ziwolka sich durch die Abnahme seiner Vorräthe zur Umkehr genöthigt sah. Es war in der letzten Woche des April; ein anhaltender Nordwestwind trieb die Eismassen von der Ostküste ab, und Ziwolka sah das Meer allmälig vom Eise frei werden. Auf der gelockerten Schneefläche zeigten sich häufige Rennthierspuren; die Thiere selbst waren nicht zu erblicken. Am 6. Mai 1835 langte Ziwolka wieder bei seinen Gefährten an; 34 Tage hatte die Fahrt hin und zurück gedauert. Pachtussoff war unterdeß nicht müßig gewesen. Er hatte ein großes, starkes, 18 Fuß langes Boot aus Treibholz zimmern lassen, in der Absicht, damit in See zu stechen, falls die großen Fahrzeuge nicht zeitig genug flott gemacht werden könnten, und um die West- und Nordküste von Nowaja-Semlja herum nach der Ostküste zu steuern. Im Mai ließen sich die ersten Vögel wieder sehen; es wurde fleißig Jagd auf sie gemacht, und zu Ende Juni war man mit reichlichem Vorrath an Eiern und getrocknetem Fleisch versehen. Der Schooner blieb unter Bewachung der Kranken und Rekonvaleszenten an Ort und Stelle zurück; mit dem Transportschiff und dem großen Boote liefen Pachtussoff und Ziwolka am 30 Juni von der Matuschkin-Straße aus und fuhren die Westküste entlang gen Norden. Allein am 8. Juli trafen sie unweit einer Landspitze, die auf den Karten irrthümlich als eine Inselgruppe unter dem Namen der Admiralitäts-Inseln angegeben ist, schon wieder Eis; am folgenden Tage bahnten sich die Fahrzeuge ihren Weg durch schwimmende Eisschollen, und das größere Fahrzeug gerieth auf einmal zwischen zwei große Eisfelder und wurde so zusammengeklemmt, daß es augenblicklich in Stücke ging. Den Leuten blieb kaum Zeit, ihr Leben zu retten; doch behielt Pachtussoff in diesem schrecklichen Moment noch so viel Geistesgegenwart, daß er die kleinen Böte, die unentbehrlichsten Instrumente und Werkzeuge und eine Tonne Mehl in Sicherheit, das heißt hinaus auf das treibende Eisfeld bringen ließ. Mit Lebensgefahr von einer Eisscholle zur anderen übersetzend, die Böte hinter sich nachziehend, erreichten sie, halbtodt vor Frost und Erschöpfung, eine kleine Insel (unter 75° 45′ N. B.), wo sie zum Glück Treibholz genug fanden, um für die Nacht ein Feuer anzuzünden; sonst wären sie erstarrt. Am anderen Tage fand sich das große Boot zu ihnen; dies war in ihrer Lage ein Glück, aber die Lage selbst war darum nicht minder verzweifelt. Ihre Vorräthe konnten auf drei, höchstens auf vier Wochen reichen; das Meer trieb voller Eis; das große Boot konnte nicht Alle fassen, und die anderen waren zu klein, um See zu halten. Pachtussoff blieb besonnen, ruhig und thätig wie zuvor; sein

Beispiel erhielt den Muth der Leute aufrecht, — auch ließ er sie keinen Augenblick müßig und machte sich mit der Aufnahme des benachbarten Küstenstriches zu schaffen, als wenn gar nichts Außerordentliches vorgefallen wäre. So vergingen dreizehn Tage unter Mühsalen, Entbehrungen und den schlimmsten Aussichten in die Zukunft, — da führte das Glück einen Wallroßfänger an der Insel vorüber, der die Schiffbrüchigen auf sein Fahrzeug nahm und nach der Matuschkin-Straße zurückführte. Am 10. August langten sie wieder in ihrer Station an und fanden die Zurückgebliebenen sämmtlich vollkommen genesen. Pachtussoff's Muth und Unternehmungsgeist war durch die ausgestandene Noth und Gefahr nicht gebeugt; rastlos trieb er zum Aufbruch, und schon am 14. August ging es mit dem Schooner und dem Boot ostwärts durch die Matuschkin-Straße und abermals die Ostküste entlang nordwärts; allein er kam nicht viel weiter, als Ziwolka im Frühjahr zu Lande gekommen war. Bei den Pachtussoffs-Inseln, unter 74° 25′ N. B., verlegten Eismassen den Weg, und es war die höchste Zeit zur Rückkehr nach Archangel. Am 8. September ließ Pachtussoff die Segel heimwärts wenden; kaum zu Archangel angelangt, erkrankte er und starb vor Ablauf des Oktobers, ein Opfer seiner Anstrengungen.

Die unermüdlichen und unerschrockenen Wallroßjäger kennen höchst wahrscheinlich zwar nicht alle den ganzen Küstenumfang von Nowaja-Semlja, aber jeder den Theil, welchen er zu befahren pflegt, bis ins Kleinste und Genaueste. Aber ihre Kenntniß geht, da sie nicht aufgezeichnet und wissenschaftlich fixirt wird, immer wieder verloren. Doch soll Einer, Namens Baschmekoff, in diesen letzten Jahren einen Theil der Nordwestküste mit einer Genauigkeit untersucht und aufgenommen haben, die wenig zu wünschen übrig läßt. Eine seiner Entdeckungen namentlich dürfte für die Geographie von Nowaja-Semlja wichtig seyn. Er fuhr acht bis neun Seemeilen in den breiten und tiefen Golf hinein, der auf den Karten die Kreuz-Bay heißt (74° 7′ N. B.), fand ihn voll kleiner Inseln und sah ihn am Ende sich in drei große Arme theilen, welche sich noch weit ostwärts erstreckten. Nun hat Ziwolka an der Ostküste drei ähnliche Golfe entdeckt und eine Strecke weit landeinwärts verfolgt, deren Lage und Richtung auf die Vermuthung führt, daß sie den drei Armen des westlichen Golfes entsprechen, so daß hier Nowaja-Semlja in seiner ganzen Breite von einer zweiten Meerstraße, mit einer Mündung im Westen und dreien im Osten, durchschnitten wäre. Ueberhaupt scheint es, als laufe Nowaja-Semlja gegen Norden und Nordosten in einen flachen Archipelagus aus. Denn etwas weiter nordwärts, in der Gegend der Bertsch-Inseln (75° 30′ N. B.), hat ein anderer Wallroßfänger, Gwosdareff, eine nicht minder tiefe Einbucht der Westküste entdeckt, die man vielleicht zukünftig als eine dritte Meerstraße kennen lernt. Im Sommer 1834 hat Issakoff, gleichfalls ein Wallroßfänger, das nordöstliche Ende von Nowaja-Semlja erreicht und das Meer daselbst gänzlich offen, ohne eine Spur von Eis gefunden. Südostwärts in nicht bedeutender Entfernung sah er zwei große Inseln liegen. Er getraute sich aber nicht, lange an dieser gefährlichen Küste zu verweilen, sondern trat eilig den Rückweg an. Denn so plötzlich treibt der Ostwind die Eismassen von der Sibirischen Küste gegen dieses Gestade, daß man sich eben noch mitten in offener See befunden haben und in der nächsten Stunde schon rettungslos vom Eise eingeschlossen seyn kann.

Die magnetischen und meteorologischen Beobachtungen, welche Pachtussoff auf seinen beiden Expeditionen angestellt und aufgezeichnet hat, sind mit musterhafter Genauigkeit und Sorgfalt geführt und gewähren an Thatsachen und klimatologischen Aufschlüssen reiche Ausbeute. Sie umfassen zwei Zeiträume von mehr als zwölf Monaten, den ersten in den Jahren $18\frac{17}{18}$, den anderen $18\frac{1}{19}$. Der Stand des Barometers und Thermometers, die Richtung und Stärke des Windes, die Declination der Magnetnadel u. s. w. ist von zwei Stunden zu zwei Stunden angegeben. Aus der ersten Beobachtungsreihe würde sich für die Gegend der Kamenka-Bay an der Südostküste von Nowaja-Semlja eine mittlere Jahres-Temperatur von $-7\frac{1}{2}$° R. ergeben; aus der zweiten Reihe aber für das westliche Ende der Matuschkin-Straße eine mittlere Temperatur von $-6\frac{2}{3}$° R. Und doch liegt der letztere Punkt um $2\frac{1}{2}$ Breitengrade oder um 38 geographische Meilen weiter gegen Norden, als der erstere. Hier haben wir von neuem einen auffallenden Beleg für die Regel, daß alle Westküsten eine mildere Temperatur haben als die Ostküsten, und daß die Punkte der gleichen mittleren Jahreswärme an den Westküsten immer höher gegen Norden liegen als an den Ostküsten. Doch wirkt in unserem Falle nicht dieses Naturgesetz allein, sondern es kommt die besondere, höchst ungünstige, klimatische Lage der Südostküste von Nowaja-Semlja dazu. Denn ihr nahe gegenüber breitet sich der Russisch-Sibirische Kontinent aus, ein wahrer Heerd der Kälte, und was er an Frost und an Eismassen aussendet, empfängt sie von zwei Seiten her aus erster Hand. Die Westküste hingegen ist der offenen und mehrere Monate des Jahres hindurch vom Eise gänzlich freien See zugewendet. Die mittlere Jahres-Temperatur für ganz Nowaja-Semlja diesseit der Matuschkin-Straße stellt sich vielleicht etwas niedriger als — 7° R. Der kälteste Monat scheint hier der Februar zu seyn; denn während desselben waren — 29° R. keine ungewöhnliche Temperatur, und mehr als einmal sank das Thermometer auf — 32° R. Ein einziges Mal beobachtete man einen noch beträchtlich tieferen Stand, und zwar unter Umständen, die merkwürdig genug sind. Nämlich die Matrosen badeten and sprangen nach Russischer Manier aus der heißen Badstube ins Freie, um sich nackend im Schnee zu wälzen. Aus Neugier sahen die Offiziere nach dem freien Thermometer, und siehe da! es zeigte — 38° R. Eine Stunde früher aber und eine Stunde später zeigte es — 29½° R. Baer hält eine so plötzliche, momentane, von gar keiner anderen Wetterveränderung begleitete Depression der Temperatur für unmöglich und meint, die Offiziere hätten nicht recht gesehen. Uns scheint die Sache nicht ganz unerklärlich. Der in der Badstube unterhaltene starke Verdunstungs-Prozeß brachte in der allernächsten Umgebung eine heftige Oscillation der Temperatur zu Wege, und der Zufall wollte, daß die Offiziere gerade in dem Augenblicke nach dem Thermometer sahen, als das Maximum der Depression erreicht war. Uebrigens hat manche Erdstelle in der Polar-Zone eine niedrigere mittlere Temperatur als Nowaja-Semlja, namentlich einen bei weitem härteren Winter, und beherbergt und ernährt dennoch Menschen. Die Natur ersetzt während eines kurzen, zwei- oder dreimonatlichen, aber warmen und so zu sagen energischen Sommers, was sie im langen Winterschlaf versäumte. Allein auf Nowaja-Semlja ist auch der Sommer rauh und unfreundlich und läßt keine Vegetation, außer der allerniedrigsten, aufkommen. Ein einziges Mal stieg im August das Thermometer auf 10½° R., und das war für Nowaja-Semlja ein sehr warmer Tag; die mittlere Sommerwärme — nach unseren Begriffen vielmehr Sommerkälte — beträgt höchstens 2° R.; dies ist die Temperatur des Monats Dezember auf den Shetlands-Inseln und zu Bergen in Norwegen.

Es ergiebt sich ferner aus den astronomischen Ortsbestimmungen Pachtussoff's und aus seiner höchst sorgfältigen Aufnahme der Küsten, daß Nowaja-Semlja viel schmaler ist, als man bisher glaubte, und wahrscheinlich an keiner Stelle über 13 Meilen breit. Die Ostküste ist auf allen früheren Karten unrichtig gezeichnet, nämlich zu weit nach Osten ausgerückt. Die Nordhälfte von Nowaja-Semlja, jenseit der Matuschkin-Straße, ist in vielen Stücken von eigenthümlicher Beschaffenheit. Eine Bergkette von ansehnlicher Höhe fängt unmittelbar nördlich über jener Straße an und begleitet die Westküste bis gegen 74° N. B. Dieses Gebirge bildet eine Wetterscheide; hat die Westküste helles und trockenes Wetter, so ist es an der Ostküste feucht, trüb und nebelig, und so umgekehrt. Sollten die von Baschmekoff und Gwosdareff weiter nordwärts entdeckten Eisbuchten sich als Verbindungsstraßen der West- und Ostküste ausweisen, so wäre dadurch für die Zugänglichkeit der letzteren viel gewonnen. Baer wünscht und schlägt vor, die Russische Regierung möchte zwei neue Expeditionen mit dem Auftrage aussenden, in diese Golfe einzulaufen, daselbst zu überwintern, im Frühjahre zu Schlitten längs denselben landeinwärts zu fahren und sich solchergestalt zu überzeugen, ob sie bis an die Ostküste reichen oder nicht. Der gelehrte Akademiker appellirt nachdrücklich an die Ehre der Russischen Nation und fordert die Regierung zum Wetteifer mit der Englischen auf. Was die Englische Flagge im Norden von Amerika, das müsse die Russische im Norden von Asien für die Wissenschaft und für die Nachwelt ausrichten. Ja selbst in der Polar-Zone der neuen Welt sey noch Raum für beide Nationen, um den Preis zu ringen, und Europa harre mit gespannter Erwartung, ob ein Englischer, ob ein Russischer Entdecker die Lücke ergänzen werde zwischen dem äußersten östlichen Punkt, bis wohin Beechey, und dem äußersten westlichen, bis wohin Franklin den Nordsaum des Kontinents von Amerika erforscht hat. Wir lassen diese Motive wohl gelten; sie sind löblich und triftig und recht brav rhetorisch ausgeführt, — aber es liegen noch hundert andere näher auf der Hand. Die Frage betrifft nicht bloß National-Ehre, sondern auch National-Interessen von großem Umfange und großer Wichtigkeit. Wollen die Russen ihre Fischereien in dieser nördlichen Meeres-Zone, die ausschließlich ihnen gehört, im rechten Flor bringen, so müssen sie die Oertlichkeit der Gestade, der Meerbusen, der Inseln genau erkunden und sich darum keine Mühe verdrießen lassen. Kenntniß giebt Macht: ist der Spruch zu Lande wahr, so ist er zur See noch tausendmal wahrer. Und wie leicht können es die Russen haben! mit wie geringen Kosten! Aus den beherzten, abgehärteten, jedes Winkels zu Lande und zur See kundigen Jägern und Fischern am Weißen Meere, an der Waigatz-Straße, am Obj und Jeniseï lassen sich gewiß sonder Mühe die trefflichsten Matrosen und mit einigem Unterricht die brauchbarsten Subaltern-Offiziere für Expeditionen dieser Art gewinnen. Was könnte ein fähiger, entschlossener Capitain mit solchen nicht ausrichten! Noch lebt zu Archangel ein alter Jäger, Ratschmanin, der fünfundzwanzig Mal auf Nowaja-Semlja, zwei Mal auf Spitzbergen und auf einer Reise nach der Mündung des Jeniseï, hin und zurück, fünf Mal hinter einander an der Sibirischen Küste überwintert hat. So sind Russen organisirt, Engländer nicht; und wenn diese es gleichwohl den Russen gleich und sogar zuvorthun, so bewirken sie's durch ihre überlegene nautische Kenntniß und Geschicklichkeit und ferner durch ihren Reichthum, indem sie keine Kosten scheuen, ihre Seefahrer aufs reichlichste und mit allem nur erdenklich Nöthigen auszurüsten. Ihr Handel und Verkehr ist bei den stets von neuem unternommenen Nordpol-Expeditionen wenig oder gar nicht interessirt; was sie treibt, ist Wißbegier. Man hört sogar darüber klagen, daß für die gänzlich nutzlose Erforschung unfruchtbarer und menschenleerer Eiswüsten so viel und für die nähere Bekanntschaft, für die Anknüpfung eines gewiß eben so sehr als gewinnreichen Verkehrs mit bewohnten und kultivirten Ländern bei weitem zu wenig geschieht.

Der Britische Capitain Wood, welcher 1676, die nordöstliche Durchfahrt suchend, an Nowaja-Semlja Schiffbruch litt, meint rund heraus, es werde sich nun und nimmermehr mit Gewißheit

ausmachen lassen, ob das Land eine Insel sey oder nicht. Er war ein unerschrockener, tüchtiger Seemann, und doch — seit 1834 kann es für ausgemacht gelten, daß die Umsegelung von Nowaja-Semlja möglich, vielleicht sogar, daß sie, wofern die Zeit richtig gewählt wird, verhältnißmäßig leicht und gefahrlos ist. Nil mortalibus arduum. — Aus dem Schluß der Baer'schen Vorlesung scheint hervorzugehen, daß die Russische Regierung zwei neue Expeditionen nach Nowaja-Semlja beabsichtigt, welche von 1838 auf 39 und von 1839 auf 40 daselbst überwintern sollen. Unterdessen hat die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften auf eigene Hand eine Anzahl ihrer Mitglieder — Her Baer selbst befindet sich darunter — mit der Untersuchung der Insel in geologischer und naturhistorischer Hinsicht beauftragt. Herr Brandt in Archangel stellte ihnen ein Schiff zu Gebote, welches im Juni des verflossenen Jahres 1837 nach Nowaja-Semlja auslief; man erwartete die Reisenden im Oktober zurück. In Archangel kamen die Leute zu den gelehrten Herren gelaufen und zeigten ihnen allerhand auf Nowaja-Semlja gefundene und mit nach Hause gebrachte Gegenstände. Einer brachte einen Sack voll goldgelb flimmernden Sandes — es waren Feuersteine, von der Fluth zerwaschen und an einander glänzend gerieben — und erkundigte sich mit großer Gier, ob es Goldstaub wäre. So haben es die Engländer in den Tagen Martin Frobisher's und Walter Raleigh's auch gemacht. Aber ein anderer ganz unschätzbarer Fund ist Herrn Baer vorgelegt worden, der, wenn er sich bestätigt, eine neue Aera für Nowaja-Semlja herbeiführen kann: gute Steinkohlen.

Schweden.

Der Tod Karl's XII.

In dem kürzlich erschienenen neunten Bande des für die Geschichte Schwedens so wichtigen „Delagardieschen Archivs"*) befindet sich unter Anderem nachstehendes interessante „Aktenstück über den Tod Karl's XII., eigenhändig von dem Grafen J. De la Gardie abgeschrieben, nach den historischen Sammlungen des Reichsrathes, Freiherrn Malte Ramel"**):

„Es ist allgemein bekannt, welche verschiedene und abweichende Berichte über den Tod König Karl's XII. vorhanden sind, und daß mehrere Personen, dem größten Anschein nach, sich verdächtig gemacht, den König meuchlings erschossen zu haben. Bis jetzt beruht indessen Alles, was man darüber weiß, auf ungewissen Vermuthungen, und das Einzige, was man als wahrscheinlich annehmen darf, ist, daß der König sein Leben durch die Kugel eines rebellischen Unterthans verloren hat. Doch scheint der Schleier, der bis jetzt diese gräßliche That bedeckte, schon mehr gelüftet zu seyn; der Verdacht fällt jetzt auf ganz andere Personen, als welche früher dieser Unthat angeklagt worden sind. Der als Erfinder der Geschwindschüsse bekannte Baron Cronstedt wurde von einem Abzehrungsfieber befallen, und da er sein Ende nahen sah, bat er seinen Beichtvater, den Prediger Tollstadius, sich zu dem Obersten Stjernros zu begeben und ihm zu sagen, daß er (Cronstedt) das Geheimniß, welches er so lange in seiner Brust verwahrt und das ihm die größten Gewissensqualen verursacht, nun dem Geistlichen anvertraut habe, und daß er (Stjernros) ein Gleiches thun möge und gestehen solle, daß er den König erschossen habe. Als der Geistliche dem Obersten Stjernros diese Mittheilung machte, erwiederte derselbe: Cronstedt müsse den Verstand verloren haben, er wisse von der ganzen Geschichte keine Sylbe. Als darauf Cronstedt diese Aeußerung des Obersten hinterbracht wurde, rief er aus: „Ich von Sinnen, nein keineswegs; sagt zu Stjernros, daß ich mich sehr gut noch erinnere, daß es in der Reihe das dritte Gewehr ist, das in seiner Gewehrkammer hängt, welches als Mordwaffe gedient hat." — Stjernros wurde, als ihm dies hinterbracht wurde, im höchsten Grade verlegen, antwortete dem Geistlichen keine Sylbe und bat ihn, sich zu entfernen. — Die Erzählung dieses ganzen Vorfalls ist, eidlich bekräftet von dem Geistlichen, in dessen hinterlassenen versiegelten Papieren aufgefunden worden, und der Bericht des beichtenden Cronstedt lautet darüber folgendermaßen: „„Nachdem der Oberst Stjernros, damals Leibtrabant des Königs, das Gewehr geladen, äußerte er, nun solle es bald geschehen seyn: er ging darauf, zu sehen, ob der König noch in dem Laufgraben auf derselben Stelle stand, und da er denselben vor den Verbindungslinien in gebeugter Stellung antraf, so sprang er seitwärts auf die Brustwehr, und der Schuß traf daher, da der König niedriger als er stand, das Haupt desselben in schräger Richtung. Stjernros soll nachher die Summe von 3000 Dukaten erhalten haben, doch ist nicht angegeben, von wem.""

So lautet das merkwürdige Geständniß eines Sterbenden. Obgleich in die Wahrheit des von Seiten des Geistlichen Ausgesagten kein Zweifel zu setzen ist, so ist doch noch immer diese Missethat in ein Dunkel gehüllt, und nur das läßt sich mit Gewißheit annehmen, daß der König wirklich durch Meuchelmord sein Leben endete, und daß es leider ein Schwede war, der diese Schandthat vollführte.

Alles dies habe ich aus einer Handschrift abgeschrieben, welche sich in den Ramelschen Sammlungen von 1799 vorfinden.

J. De la Gardie."

Der Herausgeber dieses Aktenstücks führt in einer Note an, daß er im Jahre 1823 in einer Gesellschaft von der aufgefundenen Schrift und deren Inhalt erzählt. Ein Verwandter des Grafen Cronstedt, der gegenwärtig war, versicherte, daß alles dies Lügen seyen, und behauptete gegen den Herausgeber, daß Gustav III, um einen Grund zu finden, der Familie des Cronstedt eine Donation, welche sie früher erhalten, zurücknehmen zu können, diese Dokumente in die nachgelassenen Papiere des Prediger Tollstadius verfälscht hätte einlegen lassen. So sey das falsche Gerücht und die Abschrift von dem Dokumente zu erklären. Aus allem diesen geht indessen hervor, daß das Original-Dokument existirt hat, und es wäre wohl möglich, daß im Jahre 1842, wo die nach dem Tode Gustav's III. mit seinen hinterlassenen Papieren gefüllten Kisten, welche in der Bibliothek zu Upsala verwahrt werden, geöffnet werden sollen, sich jenes Original-Dokument auch vorfinden. So viel ist indessen gewiß, daß das Gerücht von dieser Begebenheit schon ging und gebe war, ehe Gustav III. zur Regierung kam, und nicht wahrscheinlich ist es, daß sonst so wohlunterrichtete Personen, wie der Freiherr Ramel, sich so leicht hätten mystifiziren lassen.

*) De la Gardiska Archivet, utgifvet af P. Wieselgren.

**) Der Freiherr Ramel war ein höchst gewissenhafter Geschichtsforscher und lebte am Hofe Gustav's III.

Mannigfaltiges.

— **Vorlesungen über Rousseau's Emil.** Herr St. Marc Girardin hat die Erziehlehre des Genfer Philosophen, der von dem seltsamen Irrthum ausging, daß der Mensch in seinem Naturzustande das vollendetste Geschöpf sey und erst durch die Kultur verdorben werde, zum Gegenstande seiner diesjährigen Vorlesungen in der Sorbonne gemacht. Volkserziehung, die auch in Frankreich jetzt als die höchste Aufgabe der Regierung erklärt wird, ist allerdings ein für akademische Vorlesungen wohlgeeigneter Gegenstand und die Anziehungskraft derselben um so größer, da Rousseau noch immer als der Apostel der heutigen Französischen Zustände, als der sittliche Vorläufer der Revolution gilt. Indessen sind es nur so extreme Geister, wie Lamennais oder George Sand, die noch mit der Schwärmerei des vorigen Jahrhunderts an den Lehren des Contrat social und des Emile hangen. Besonnene Männer, wie Lerminier und St. Marc Girardin, die den Pulsschlag des Jahrhunderts nicht nach ihrer eigenen fieberhaften Aufregung beurtheilen, haben es längst erkannt und ausgesprochen, daß jene Lehren in ihrer Allgemeinheit wohl dazu bestimmt waren, einen Damm gegen den Strom einer unsittlichen Zeit zu bilden, keineswegs aber sich praktisch als die Grundlagen einer neuen gesellschaftlichen Ordnung bewähren. Wie jede andere Wissenschaft, so hat auch die der Politik und Staatslehre in unserer Zeit so bedeutende Fortschritte gemacht, daß der Standpunkt Rousseau's schon als ein antiquirter zu betrachten ist. Die Lehre von der Volks-Souverainetät, die im Contrat social ihren Stützpunkt und Kodex hat, wird selbst in Frankreich immer allgemeiner auf die Lehre von der Herrschaft der Intelligenz zurückgeführt. Das Volk ist allerdings berufen, an allen Auszeichnungen des Landesgesetzes Theil zu nehmen, doch stellt ihm dasselbe die Bedingung, sich dieser Auszeichnungen erst durch seinen sittlichen Zustand würdig zu machen. Dieser Fortschritt, wenn auch von Rousseau schon geahnt, ist doch der neueren Zeit vorbehalten geblieben, wiewohl er in Frankreich vielleicht noch lange mit einer in den Ideen des achtzehnten Jahrhunderts befangenen wohlgerüsteten Opposition zu kämpfen hat. St. Marc Girardin weiß in seinen Vorlesungen über den Emil den eben angedeuteten Standpunkt sehr wohl festzuhalten, und nur ausnahmsweise läßt er diese oder jene Lehre Jean Jaques' auch für die heutige Zeit noch gelten.

— **Französische Expedition nach Spitzbergen.** Während Capitain Dumont d'Urville vom Könige der Franzosen beauftragt ist, die noch wenig erforschten Gegenden des Südpols zu wissenschaftlichen Zwecken auszubeuten, bereitet sich jetzt auch eine ähnliche Französische Expedition nach den Gegenden des Nordpols vor. Herr Gaimard, dem die Leitung dieser Reise anvertraut worden, wird in diesem und im folgenden Jahre zunächst den äußersten Skandinavischen Norden und Lappland, alsdann aber Spitzbergen besuchen und eine wissenschaftliche Kommission mit sich führen, die von der Französischen Akademie besondere Instructionen erhalten und mit allen nöthigen physikalischen, astronomischen und anderen Instrumenten versehen seyn wird. Ein Theil dieser Kommission wird den nächsten Winter zu Hammerfest in Lappland zubringen, um daselbst Beobachtungen anzustellen. Der König Ludwig Philipp, der im Jahre 1795 selbst in Finnland und Lappland gewesen, hat sich kürzlich über anderthalb Stunden mit Herrn Gaimard über die Zwecke und die zu explorirenden Punkte seiner Expedition unterhalten. Auch der König von Schweden hat sich bereitwillig erklärt, dieselbe zu unterstützen, und mehrere Schwedische Gelehrte werden sich ihr in seinem Auftrage anschließen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 27. Berlin, Freitag den 2. März 1838.

Türkei.

Smyrna und seine Sanitäts-Anstalten.

Smyrna, dieser große Stapelplatz der Asiatischen Türkei, zählt ungefähr 150,000 Einwohner und liegt unter 38° 26′ N. B. und unter 27° 7′ O. L. von Greenwich am Eingang eines Meerbusens, theils auf dem Abhang eines sehr hohen Hügels, theils auf einem Berge, der sich in östlicher Richtung 5 bis 6 Meilen weit bis zum Fuß der hohen Bergkette erstreckt, die den Golf im Norden und Osten begränzt. Diese Ebene wird vom Melitis durchströmt, dessen Ufer, der Sage nach, Homer's Lieblings-Aufenthalt gewesen seyn sollen. Die Ebene, die aus angeschwemmtem sehr fruchtbarem Erdreich besteht und mit der größten Sorgfalt angebaut wird, erzeugt eine unermeßliche Vegetation, obgleich sie durch die ununterbrochene starke Feuchtigkeit ungesund und daher sehr oft vom Wechselfieber heimgesucht wird. Im Norden trennt die benachbarten Berge von dem Meerbusen eine ausgedehnte Ebene, die theils angebaut, theils überschwemmt und mit Sodamuriat-Fabriken bedeckt ist, von welchem Erzeugniß man zu jeder Jahreszeit ungeheure Pyramiden, die den im Meerbusen schiffenden Fahrzeugen als Richtpunkte dienen, aufgethürmt sieht.

Westlich und südlich von dem letzteren bietet sich derselbe Anblick dar, wie im Osten und Norden; es erheben sich nämlich gleichfalls hohe Berge über sehr fruchtbaren angeschwemmten Ebenen. Am Fuß eines dieser Berge befindet sich eine weit und breit berühmte warme Quelle und einige Stunden weiterhin, bei der Stadt Durlack, eine schwefelhaltige Quelle von gleichem Ruf. Dessenungeachtet bedienen sich nur sehr wenige Personen dieser so nahe liegenden Bäder.

Während des Sommers weht regelmäßig von 10 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends der Seewind mit so großer Heftigkeit, daß wegen des starken Wellenschlages nicht ohne Gefahr zu landen ist. Im Winter stellt sich dieser Wind sehr selten ein, aber dann weht der Landwind von mehreren Seiten, besonders aber von Nord-Ost, welcher sehr heftigen Regen, Schnee, Hagel, ja selbst Frost mit sich bringt und scharf, feucht, durchdringend und eben so unangenehm ist, wie in den Vereinigten Staaten. Die niedrige Temperatur und andere beschwerliche Eigenschaften desselben können dem Umstande zugeschrieben werden, daß er über die den Meerbusen im Norden und Osten begränzenden Berge, besonders aber über die noch höhere Kette des Olymp kommt. Das Klima um Smyrna ist im Sommer und Herbst warm und trocken, im Frühling und Winter kalt und feucht; während der letzteren beiden Jahreszeiten jedoch findet in der Atmosphäre ein starker Wechsel statt. So schwankte z. B. im Monat Januar 1836 das Thermometer von 32 bis auf 66 Grad (Fahrenheit); im vorigen Winter fiel es bis auf 12 Grad unter dem Gefrierpunkt, und die Erde war drei Wochen lang mit 18 Zoll hohem Schnee bedeckt, so daß die ganze Pomeranzen-, Wein- und Feigen-Aerndte zu Grunde ging.

Smyrna besitzt mehrere Hospitäler, von denen folgende die wichtigsten sind:

Das Holländische Hospital, im Jahre 1786 gegründet und 1834 reparirt, besteht aus einem großen, steinernen, mit Gyps beworfenen Gebäude, das nur ein einziges, aber sehr hohes Stockwerk enthält. Es bildet ein längliches Viereck, hat einen viereckigen Hof, auf den alle Thüren und Fenster hinaus gehen, und kann 40 bis 50 Kranke aufnehmen. Vor dem Gebäude befindet sich ein sehr großes mit Lorbeer- und Pomeranzenbäumen bepflanztes Feld und auf der Hinterseite ein hübscher Kirchhof, der nicht nur für die im Hospital, sondern für alle in Smyrna sterbende Holländer bestimmt ist. Die Apotheke verabreicht außer den Kranken des Hospitals auch noch allen christlichen oder muselmännischen Armen die Medizin, die sie brauchen und fordern. Hospital und Apotheke stehen unter dem Schutz des Holländischen Konsuls, Herrn van Lennep, eines sehr menschenfreundlichen Mannes; die medizinische Leitung beider hat der Dr. Morpurgo aus Triest, der als Augenarzt großen Ruf genießt und dessen Gehalt sich ungefähr auf 700 Dollar beläuft.

Das Oesterreichische Hospital wurde 1788 gegründet und liegt in der Mitte der Stadt, in der Nähe des Holländischen, Englischen und Griechischen Hospitals. Es hat drei Stockwerke, in jedem eine Veranda, auf einer Seite eine Terrasse und kann 100 Kranke aufnehmen. Es herrscht darin große Ordnung und Reinlichkeit, und das Gebäude sieht noch ganz neu aus; es wird von der Oesterreichischen Regierung unterhalten und ist für die Kranken dieser Nation bestimmt. Der Arzt des Hospitals ist der Dr. Amber, der früher in der Kaiserlichen Marine diente.

Das Französische Hospital befindet sich in dem östlichen Theile der Stadt, in der Nähe des Hafens, und besteht aus zwei von einander getrennten Gebäuden, von denen eines für die Offiziere, das andere für die Matrosen bestimmt ist. Das erstere ist neu, zwei Stock hoch, aus Holz, Backsteinen und Gyps gebaut und hat ungefähr 50 Fuß im Gevierte. Das letztere war früher ein Türkisches Wohnhaus und wurde vor neun Jahren angekauft; es ist drei Stock hoch, ganz von Holz und hat zwei Flügel, die nach hinten zu gehen. Es enthält eine Küche, eine Apotheke, ein Badezimmer, eine Kapelle und einige ziemlich geräumige Säle. Beide Gebäude zusammen können gegen 100 Kranke aufnehmen. Als Dr. Horner von der Fregatte „die Vereinigten Staaten" das Hospital besuchte, befanden sich nur 16 darin, 3 Offiziere und 13 Matrosen. Jeder Kranke, der bezahlen kann, hat für sämmtliche Unkosten täglich einen Frank zu entrichten; arme Franzosen aber werden unentgeltlich aufgenommen. Die Anstalt befindet sich unter der Ober-Aufsicht des Französischen Konsuls und unter der Leitung des Dr. Pecor von der Königlichen Marine.

Das Englische Hospital befindet sich mit dem Holländischen in einer Straße; es ist von Stein erbaut und hat zwei Stockwerke, jedes von vier Zimmern. In einem der Höfe bemerkt man einige kleine Gartenhäuschen und mehrere hübsche Gräber dort verstorbener Engländer. Dieses Hospital wurde 1785 gegründet, besteht auf Kosten der Englischen Regierung und ist für die Matrosen der Königlichen und der Handels-Marine bestimmt. Es war lange Jahre der Sorgfalt des Dr. Clark, eines der berühmtesten Aerzte Smyrna's, anvertraut; seitdem er aber nach England zurückgekehrt, hat der Dr. Icard, ein geborener Franzose, der eines großen Rufes genießt, die temporaire Leitung desselben übernommen. Die Stelle des Dr. Clark wird, wie man sagt, dem Dr. Evans, Wundarzt des Schiffes „Tribune", der sich gegenwärtig dort befindet, definitiv übertragen werden.

Das Griechische Hospital, im Jahre 1779 von den in Smyrna ansässigen Griechen erbaut, wird von diesen unterhalten und ist ausschließlich für sie bestimmt. Es ist ein großes Gebäude, ungefähr 100 Fuß breit und 200 Fuß lang und hat 2 Stockwerke nebst einem mit Quadersteinen gepflasterten Hof. In dem ersten Stock sind die Zellen der Geisteskranken, die Apotheke, die Küche, das Waschhaus und einige Stuben für Arme. Im zweiten Stock befinden sich die medizinischen und chirurgischen Krankensäle, die auf Europäische Weise eingerichtet sind und in großer Ordnung erhalten werden. Die Bettstellen bestehen aus zwei hölzernen Böcken, auf denen 2 Bretter liegen, die Betten selbst aber aus wohlgefüllten Matratzen, Bettüchern und Oberdecken, wie in Europa; sie sind mit Kattun-Vorhängen umgeben und diese vermittelst einer Art Betthimmel an der Decke des Zimmers angebracht. Alle Griechen, die Alter, Gebrechlichkeit oder Elend drückt, finden einen Zufluchtsort in diesem Hospital, das jetzt 350 Personen, worunter 50 Wahnsinnige, enthält, und dessen Arzt der Dr. Maragnon ist, einer der ausgezeichnetsten Griechischen Aerzte in Smyrna. Hinter dem Hospital befindet sich ein Kirchhof, eine Schule für junge Griechen-Mädchen und ein lediglich für pestkranke Griechen bestimmtes Haus, das von den anderen Gebäuden durch eine hohe Mauer getrennt, sehr geräumig und von Stein erbaut ist, wegen der geringen Zahl seiner Fenster und Thüren aber ein sehr trauriges Aussehen hat.

Das Armenische Hospital ist am unbedeutendsten. Es liegt in dem Quartier der Armenier und hat dieselbe Bestimmung wie das Griechische Hospital, da es ausschließlich für kranke oder gebrechliche arme Armenier dient; doch steht es letzterem sehr weit nach, denn es ist schlecht eingerichtet, unreinlich und hat nur kleine sehr arm möblirte Zimmer. Die Lagerstätten bestehen aus elenden Betten, die auf dem Fußboden liegen. Es befinden sich gegenwärtig einige Leute von beiden Geschlechtern, einige Irre und gegen 20 Kranke darin. Dr. Ricopol, aus Chios gebürtig und in Italien erzogen, ist Oberarzt dieses Hospitals.

Das Türkische Hospital liegt eine Meile westlich von der Stadt nach dem Hafen zu in einem schönen Thal zwischen 2 Hügeln und umfaßt zwei Gebäude, die durch einen großen

mit sehr hohen Mauern umgebenen Hof getrennt sind. Den Eingang bildet ein Thorweg, den man mit einer Arabischen Inschrift und einer hübschen von 4 Säulen getragenen Vorhalle verziert hat. Das eine der Gebäude ist noch nicht ausgebaut, das andere aber bereits seit vielen Jahren fertig und in Gebrauch und hat 80 Fuß in der Länge und 40 in der Breite, so wie zwei mit Jalousieen und Sommerläden versehene Stockwerke. An beiden Seiten befinden sich zwei große luftige Hallen, deren Wölbungen mit rothen, weißen und blauen breiten Strichen ausgemalt sind. Im Süden dieses Gebäudes befindet sich eine kleine Fontaine von weißem Marmor und im Westen zwei Gärten, jeder 2 Acres groß. Hinter denselben bemerkt man ein steinernes, roth angestrichenes, aber ganz verfallenes Häuschen für die Pestkranken, dessen man sich schon seit vielen Jahren nicht bedient, und welches eher für die Todten als für die Lebenden bestimmt scheint. Auch das Hospital selbst ist verlassen, und nur der Aufseher, ein alter Türke, bewohnt mit seiner Familie den unausgebauten Theil desselben. Man schickte ehemals die Kranken der Armee hin, heutzutage aber bleiben sie in der neuen Kaserne, die für 2000 Mann bestimmt ist, jetzt aber deren nur 800 enthält. Dr. Floquier, ein Franzose, im Dienste Hussein Bei's, ist zugleich Arzt der Kaserne und des Hospitals. Man nimmt in dieses Hospital weder Arme noch Gebrechliche irgend einer Art auf, selbst Türken nicht, da diese Nation das Schicksal jener Unglücklichen der Vorsehung überläßt, die Leiden derselben mit Gleichgültigkeit ansieht und in ihnen nur die Kundthuung des göttlichen Willens und der Vorherbestimmung erblickt.

Am linken Ufer des Melitis, neben der Karavanenbrücke und ungefähr eine Meile von der Stadt findet man das Hospital der Protestanten und Katholiken oder das Europäische Lazareth. Es wurde im Jahre 1815 nach einem kleinen Maßstabe angelegt, umfaßt jetzt aber bereits 20 einstöckige Häuser, die um einen länglichen mit mehreren Baumreihen bepflanzten Hofraum gebaut sind. Sie bestehen aus Sparrenwerk, das man mit Mörtel und an der Sonne getrockneten Backsteinen von Lehm und Stroh ausgefüllt hat, und enthalten jedes nur 1 oder 2 Stuben, die von einander getrennt liegen und deren Thüren und Fenster alle nach dem Hofe gehen. Um die Mauern gegen den Regen zu schützen und ihnen ein freundlicheres Aussehen zu geben, sind sie von außen und innen mit einer Lage Gyps bedeckt. Wasser liefern der Fluß und zwei im Hofe befindliche Brunnen. Dieses Hospital ist von der Französischen Regierung gegründet worden und wird noch von derselben unterhalten. Folgende Inschrift, die sich über der äußeren Thür befindet, belehrt die Vorübergehenden von der Bestimmung dieser Anstalt: Hospice destiné aux pauvres compromis par la peste, catholiques et protestans. Auf demselben Ufer des Melitis, aber mehr aufwärts, haben die Griechen den Bau einer ähnlichen Anstalt begonnen und bereits ein Grundstück von ungefähr 2 Acres mit einer hohen steinernen Mauer umgeben; jetzt schaffen sie das Bau-Material zur Errichtung des eigentlichen Gebäudes herbei. Es sind schon 10 kleine Bretterhütten längs der Mauer aufgerichtet, wohin man von Burnolone, einem benachbarten Dorfe, in welchem die Pest herrschte, 20 bis 30 Frauen und Kinder, die ihre Angehörigen an derselben verloren hatten, zur Abhaltung der Quarantaine brachte. Sie waren jedoch nicht ganz abgesperrt, sondern durften aus dem Hause gehen, sich auf den Weg setzen und mit den Leuten plaudern, die auf der anderen Seite des Melitis in der Entfernung von nicht mehr als 20 Schritten vorübergingen.

Es giebt in Smyrna mehrere öffentliche Bäder; die Beschreibung des bedeutendsten derselben wird jedoch zur Kenntniß aller übrigen hinreichen. Es besteht aus einem geräumigen Gebäude, dessen zwei gewölbte Abtheilungen durch ein gemeinschaftliches großes Gemach in Verbindung stehen. In einer jener Abtheilungen befinden sich Ottomanen, Tische mit Servietten und Steppdecken, so wie ein Büreau, in welchem der Aufseher, der die Bezahlung für das Bad in Empfang nimmt und die Erfrischungen verkauft, zu sitzen pflegt. Die andere Abtheilung ist für das Bad selbst bestimmt und mit blauem Marmor gepflastert. In der Mitte befindet sich eine Erhöhung, an jeder Ecke ein kleines Zimmer, an den Seiten Springbrunnen mit kaltem und warmem Wasser und in der Decke viele viereckige Oeffnungen, durch welche das Tageslicht hereinfällt und der Dampf hinauszieht. Unter dem Fußboden sind die Oefen und Siedekessel. Das Wasser wird durch hölzerne Röhren, die unter den Straßen hinlaufen, herbeigeführt. Wer sich zu baden wünscht, steigt von der Straße aus eine bequeme Treppe hinauf und sieht sich sogleich von den Tilacka's oder Badedienern umgeben, die weiter nichts als eine Schürze tragen. Nachdem er einen Tilacka und eine Ottomane für sich gewählt, hilft ihm Ersterer sich entkleiden, bindet ihm eine Serviette um und führt ihn ins Bad. Anfangs überfällt ihn eine drückende Hitze und ein peinliches Gefühl des Erstickens, sobald er sich aber auf die Erhöhung in der Mitte oder an den Seiten des Fußbodens gelegt hat, geräth er in einen starken Schweiß und verliert das Gefühl der Hitze und Beklemmung. Hierauf frottirt ihn der Tilacka, dessen rechte Hand mit einem Ueberzug oder Sack von schwarzen Haaren bedeckt ist, mit demselben von Kopf bis Fuß und reibt große Cylinder veralteter Haut mit fort, die oft so dick wie Gänsekiele und 2 bis 3 Zoll lang sind. Alsdann seift er ihn ein, reinigt ihm vollständig den Kopf und gießt zuletzt ganze Becken Wasser, die er an den Springbrunnen schöpft, über ihn aus. Wenn der Badende es wünscht, so massirt er ihn auch, das heißt, er dreht ihm die Glieder mit Geschicklichkeit auf solche Weise, daß die Gelenke der Extremitäten knacken. Hierauf trocknet ihn der Tilacka so weit ab, als der Dampf es gestattet, bindet ihm eine andere Serviette um, reicht ihm ein Paar Pantoffeln und führt ihn zu seiner Ottomane, auf welche er sich, in seine Decke gehüllt, niederlegt und so lange bleibt, bis er sich abgekühlt hat und ganz trocken ist. Hierauf kleidet er sich an, setzt sich mit gekreuzten Beinen auf sein Ruhekissen, raucht eine Pfeife, trinkt eine Tasse Kaffee, ruft einen Aufwärter und legt die Bezahlung für das Bad in ein Becken, das dieser ihm darreicht. Letztere hängt von dem Stand des Badenden ab und variirt von 5 bis auf 100 Piaster, obwohl sie gewöhnlich nicht über einen Dollar beträgt. Was letztere Summe überschreitet, kann man als Geschenk betrachten.

Man findet in Smyrna eine große Zahl sehr wohlversehener Apotheken, die ihre Medikamente zu sehr billigen Preisen verkaufen. Der größte Theil der letzteren wird aus Frankreich gebracht, die besten Rhabarber aus Rußland; Opium ist selten und wird jetzt fast gar nicht mehr unter die Ausfuhr-Artikel Smyrna's gezählt. Alle größere Quantitäten schickt man nach Konstantinopel, dem einzigen Markt dieser Waare, seitdem der Handel damit ein Monopol des Sultans geworden, dessen Beamte den Produzenten den Preis, den er willkürlich bestimmt, bezahlen, das Opium sammeln und es in die Magazine der Hauptstadt senden. Da nun dieser Preis jetzt sehr gering ist und den Produzenten fast gar keinen Gewinn abwirft, so geräth die Erzeugung des Opiums jährlich mehr in Verfall, und der Preis desselben steigt natürlich immer höher. Das Pfund wird jetzt in Smyrna zu 4½ bis 5 Dollar verkauft. Die Türken scheinen nach und nach den Genuß des Opiums aufzugeben und ersetzen dasselbe durch Wein und andere geistige Getränke, wovon heutzutage große Quantitäten eingeführt werden. Dr. Horner sagt, daß er in Smyrna nur ein Individuum, das Opium genoß, kennen gelernt, nämlich den Lustigmacher Hussein-Beys.

Außer den bereits genannten Aerzten, leben in Smyrna noch Dr. Migato, der Dr. Rassinesque, ein Italiäner und viele Andere, theils Eingeborene, theils Fremde. Alle diese Aerzte haben in Frankreich oder Italien studirt, da weder in Smyrna noch in irgend einem anderen Theile des Ottomanischen Reiches eine Bildungs-Anstalt existirt, die diesen Namen verdient.

Aus der Lage Smyrna's kann man leicht entnehmen, daß der größte Theil der dort herrschenden Krankheiten miasmatische und besonders Wechselfieber seyn müssen. Die Mannschaft des Schiffes, auf dem sich Dr. Horner befand, war so glücklich, diesen Krankheiten zu entgehen, weil letzteres gerade während des Sommers nach Smyrna kam; der „John and Adams" aber, mit dem er seine erste Reise auf dem Mittelländischen Meere machte, mußte sich nach dem Hafen von Milo flüchten und dort 3 Wochen bleiben. Die Pest hat sich in Smyrna viermal in 7 Jahren gezeigt. Dr. Horner hörte, ehe er in Smyrna eintraf, auf der Insel Malta sagen, daß in ersterer Stadt täglich 200 Personen an der Pest stürben, und als er selbst dort anlangte, erfuhr er, daß in der Stadt und Umgegend seit Beginn der Krankheit nur eine geringe Anzahl von Pestfällen, im Ganzen etwa nicht mehr als 100 vorgekommen wären. Sobald die Pest ausbricht, schließen sich die reichen Einwohner in ihre Häuser, die alle mit Hofräumen versehen sind, ein, brechen alle Communication mit anderen Personen ab und tauchen ihre Lebensmittel, ehe sie dieselben in Empfang nehmen, ins Wasser, da sie letzteres für desinfizirend halten. Während dieser Zeit läßt man sogar keine Katzen in die Häuser, da man glaubt, daß diese Thiere den Peststoff verschleppen können. Die einheimischen Aerzte scheinen die Natur der Pest eben so wenig zu kennen als die Aerzte der Länder, in denen dieses Uebel unbekannt ist. Sie hüten sich nämlich gar sehr, einen Pestkranken zu behandeln, indem der, welcher dies thäte, dann keinem anderen Kranken mehr nahen dürfte. Es steht daher auch mit der Heilung der Pest sehr übel, und die von derselben Ergriffenen werden häufig, selbst bei der kältesten Witterung, auf die Felder geschafft und unter Zelte niedergelegt. Da ihnen also auf diese Weise nur eine schlechte medizinische Behandlung zu Theil wird und sie zugleich Hunger, Durst, Kälte und eine schwere Krankheit ertragen müssen, so gesunden nur sehr wenige, und man darf über die große Sterblichkeit nicht erstaunen. Kriegsschiffe, besonders die eine starke Mannschaft führen, können eine freie Communication mit dieser Stadt nicht gestatten, wenn sie anders sich nicht der Gefahr aussetzen wollen, die Pest an Bord ausbrechen zu sehen.

Pocken, Schwindsucht, Katarrh und die anderen Krankheiten der Respirations-Organe sind übrigens in Smyrna am gewöhnlichsten. Die Pocken herrschen daselbst beständig, da man die Einimpfung wenig oder gar nicht in Anwendung bringt. Obgleich nun, wie gesagt, Lungenkrankheiten in Smyrna häufig sind und jährlich eine große Anzahl Einwohner an der Schwindsucht sterben, so ist diese Stadt gleichwohl der Sammelplatz aller derer, die an derselben leiden, und viele von ihnen kommen selbst aus den Vereinigten Staaten hin. Kann man sich eine größere Thorheit denken, ruft Dr. Horner aus, als seinen heimischen Heerd zu verlassen, den Ocean zu durchschiffen, sich den Gefahren und Mühseligkeiten einer solchen Reise auszusetzen und sich in einer fremden Stadt niederzulassen, woselbst das Klima ungesünder ist als in den meisten Städten zuhause, in welcher es weder gute Gasthäuser noch sonstige Anstalten für den Reisenden giebt, deren feuchte, schmutzige, enge Straßen nie die Sonne sehen, wo beständig die Pest herrscht und gerade diejenige Krankheit, die man fürchtet, am häufigsten ist. (Br. Rev.)

England.

Die Quäker und die Shäker.

(Fortsetzung.)

Was das Studium der schönen Künste betrifft, so finden wir bei den Quäkern denselben Kontrast. Niemand freut sich so sehr beim Anblick einer schönen Landschaft, als ein Quäker, und Tage lang sieht man ihn allein oder mit seiner Familie in den Wäldern oder auf den Bergen, am Ufer eines Sees oder in unseren schönsten Thälern umherirren, mit einem Wort, er ist ein leidenschaftlicher Liebhaber der Natur, aber von einer Nachahmung, einer Reproduzirung der Natur will er nichts wissen; er giebt nicht einen Shilling für das beste Gemälde von Raphael, nicht einen Heller für die schönste Statue von Canova. Der Tanz ist ihm heute noch so verhaßt, wie in den Zeiten Penn's und Fox'. Doch die Zeiten, wo Fox die neue Sekte vor den Gefahren der Welt zu bewahren suchte, sind vorüber. Indem Fox die schönen Künste aus seiner Sekte verbannte, hatte er die Absicht, daß seine Schüler auf dem neuen Wege, den er ihnen bahnte, durch keine weltliche Zerstreuung festgehalten würden. Hierin ahmte er ganz den ersten Christen nach, welche das Lesen der Aeneide und Odyssee verboten, aus Furcht, diese Werke möchten in ihren Schülern unheilige Gedanken hervorrufen; so waren es auch die strengen Puritaner Cromwell's, die in ihrem Fanatismus gegen das Papstthum Meisterstücke der Kunst vernichteten. Doch in unseren Tagen, wo die Quäker nichts mehr zu fürchten haben, wo die geringste Drohung gegen ihren Kultus durch tausend Stimmen aus allen Theilen von Europa unterdrückt würde, warum sollten sie da nicht von der alten Strenge nachlassen, besonders zu Gunsten der Malerei und Musik? Was könnte geeigneter seyn, alle böse Neigungen und gemeine Lüste zu unterdrücken, als die Musik und jene Kunst, welche die Formen des Schönen, die der Schöpfer auf der Erde verbreitet, zu reproduziren strebt.

Doch wenden wir uns jetzt wieder zu den „Zitterern": hier finden wir die Strenge dieser Grundsätze in ihrem Extrem ausgebildet; der Zitterer geht noch weiter als der Quäker. Bei diesem findet man noch etwas mehr Freiheit, er erhebt sich oft laut gegen jenen übertriebenen Rigorismus, und zuweilen geht er so weit, das Gesetz geradezu zu übertreten, indem er sich im Geheimen mit Skulptur, Malerei und Musik beschäftigt*). Bei dem Zitterer dagegen ist Alles streng und finster wie der Tod; er verdankt seine Existenz auf dieser Erde nur Gott und dem Unglück, und da ihm der Ackerbau, der Gartenbau, ein wenig Handel und das Gebet für das ganze Leben hinreichend scheinen, so ist ihm Alles, was außer diesem Kreise liegt, ein Aergerniß. Bei ihm giebt es keine Wissenschaften, keine Poesie, keine Malerei; alle diese edlen Beschäftigungen, welche das Gebiet des Gedankens erweitern und dem Geist einen höheren Schwung geben, sind streng verpönt. Er hält fest an den Sitten und Formen der früheren Zeiten, und das yea und nay der alten Sprache wird von ihm gewissenhaft bewahrt, denn er fürchtet, die geringste Vernachlässigung der strengen Regeln seines Gesetzbuchs könnte den Untergang der Sekte herbeiführen.

Die Zitterer leben, wie wir schon bemerkt haben, in Gemeinschaft unter einander, dagegen sind die beiden Geschlechter streng geschieden, und der häusliche Heerd, jenes süße Gefühl von Daheimseyn, das den Quäker so glücklich macht, fehlt ihnen durchaus. Ernst und mürrisch, wie er ist, trägt die ganze Gestalt des Zitterers das Gepräge der Melancholie an sich; nie wird ein Lächeln seine Züge erheitern; doch was den materiellen Wohlstand anbetrifft, so befinden sich Beide, der Quäker und der Zitterer, ganz in derselben Lage. Bei dem Einen sieht es so aus, wie bei dem Anderen. Ein trefflich gebahnter, mit Sand bestreuter Weg, wo weder Koth noch Regenpfützen zu sehen sind und nicht das kleinste Unkraut hervorwächst, führt in die Wohnung des Zitterers. Das Innere wie das Aeußere thun dem Auge und Gemüth gleich wohl: die Fensterscheiben und die Rahmen mit ihren Riegeln von polirtem Kupfer leuchten wie Spiegel, und die sauber gewaschenen Dielen sind so weiß wie Schnee. Auf allen Seiten herrscht Ordnung und Ueberfluß; das Holz, wohlgeschichtet, wird von steinernen Pfeilern gestützt; die Vorrathskammern strotzen von den verschiedensten Manufaktur-Produkten, von Wäsche, Draperieen, Stoffen jeder Art, von Körben, Büchsen, Seilen, Kleidungsstücken und Spezereien, wovon man jedes Jahr große Quantitäten nach London versendet. Die Tracht des Zitterers ist sauber, aber etwas grob und bizarr: die Männer tragen einen Hut mit breiten Rändern, eine Weste und ein Paar Pantalons, deren Stoff in der Niederlassung fabrizirt worden und deren modewidriger Schnitt aus längstvergessenen Zeiten stammt; bei den Frauen besteht der ganze Putz in einer Haube, die den Nachtmützen unserer Wirthschafterinnen auf dem Lande ziemlich ähnlich ist, und in einem Rock, der so eng ist wie eine Degenscheide und aus demselben Stoff, den die Männer tragen. Was kümmert sie der Schnitt und die Form des Kleides; besteht etwa die Civilisation in einem mehr oder minder eleganten Frack, oder ist das Glück und Wohl des Menschen in einem Paar Schuhe von größerer oder geringerer Feinheit zu suchen?

Die Zitterer halten, im Widerspruch mit den Quäkern, den Tanz für eine der wichtigsten Ceremonien ihrer Religion, und — seltsamer Kontrast! dieselben Wesen, die wir so in sich gekehrt, so schweigsam und ernst umhergehen sahen, stürzen sich auf einmal voller Leidenschaft in einen Taumel, der mit ihren übrigen Sitten so wenig zusammenstimmt. Als ich in Amerika reiste, besuchte ich mehrere Niederlassungen der Zitterer, unter anderen auch Hanwcok in der Provinz Massachusetts, nicht weit von Neu-Libanon*), und hier hatte ich Gelegenheit, einer solchen Scene in ihrer Kirche beizuwohnen. Es war an einem schönen Juni-Sonntag; die Kirche, zu der man durch eine mit stattlichen Bäumen bepflanzte Allee gelangt, ist auf dem Abhang eines freundlichen Hügels gelegen, inmitten von lauter trefflich angebauten Feldern, schönen Wiesen und kleinen Baumpflanzungen mit reichbeladenen Zweigen. In der Nähe der Kirche war schon Alles lauter Leben und Bewegung; die Stunde des Gottesdienstes war nahe; die Zitterer kamen in stillen Gruppen, die Einen zu Wagen, die Anderen zu Fuß. Als ich in die Kirche trat, wies mir einer der Wächter einen Platz an der Thür an, auf einer Bank, die für die Fremden bestimmt ist; die Männer, die vor mir vorüberzogen, hatten im Allgemeinen ein ziemlich gutes Aussehen, doch statt jener sanften Ruhe, die auf dem Gesicht des Quäkers herrscht, fand ich hier nur die stumpfeste Gleichgültigkeit. Die Frauen, alle schwächlich und mager, waren nicht sehr hübsch; eine matte Blässe, die ein geheimes Leiden verrieth, bedeckte ihre Lippen und Wangen. Auch die jungen Knaben und Mädchen besaßen nichts von der Grazie ihres Alters, ein strenger Zwang herrschte über ihre ganze Gestalt, und wenn ja einmal aus ihren Augen jenes innere Feuer hervorblitzte, welches die Jugend charakterisirt, so mußte es schnell wieder zurückweichen vor dem finsteren Blick einer Matrone. Man setzte sich; die Frauen auf der einen Seite, die Männer ihnen gegenüber, und sogleich begann der Gottesdienst mit einem Liede, das von der ganzen Gemeinde im Chor gesungen wurde. Diese Gesänge waren so unangenehm und widerlich, daß ich, trotz meiner Neugier, mich anschickte, die Kirche zu verlassen; aber zwei Männer, die sich an das äußerste Ende der Reihe postirten und mit den Händen klatschten, zwangen mich wider meinen Willen, zu bleiben. Dies waren die Musikanten, der Gesang begann aufs neue. Die Zitterer erheben sich, man schiebt die Bänke bei Seite, um den Tänzern mehr Raum zu geben, und nachdem sich Männer und Frauen in mehrere Reihen aufgestellt, beginnt der Ball mit 6 Pas vorwärts, 6 Pas nach der linken Seite, 6 Pas rückwärts und 6 Pas nach der rechten. Sodann bildeten die Zitterer ein Carré und führten eine Art Gigue aus, die von den wüthendsten Zuckungen und Geberden begleitet war; die Gesichter trieften von Schweiß; alle Bewegungen waren so stürmisch und heftig, wie in dem schönsten Galopp, so roh und wild, wie die Gesänge der unglücklichen Musikanten, welche die Bachanale begleiteten. Bei all' dieser Bewegung aber behielten die Männer und Frauen eine unerschütterliche Kälte und Unempfindlichkeit: in ihren Augen, auf ihren Wangen keine Spur von Lust und Aufregung, und ohne die Röthe auf ihren Gesichtern hätte man sie für Marionetten oder Automaten halten können. Doch bald sollte ich in ein noch größeres Erstaunen gerathen; man denke sich: kaum war der Tanz, der eine halbe Stunde gedauert hatte, zu Ende, so erhob sich einer von diesen Menschen, um eine Predigt zu halten über bürgerliche und religiöse Freiheit, worin er die edelsten und umfassendsten Betrachtungen und Ideen entwickelte, die dem geistreichsten Philosophen Ehre gemacht haben würden.

Die Geschichte dieser Sekte hat mehr als einen Berührungspunkt mit der der Freunde; sie verdankt dieser ihren Ursprung. Georges Fox war es, welcher den ersten Grund legte zu den Doktrinen der Quäker-Gesellschaft. Von ihrer Wiege an hatte die neue Lehre, wie alle neue Religionen, gegen die Verfolgung zu kämpfen. Cromwell und Karl II. haben ihr mit eben so viel Haß als Energie nachgestellt, und das Gefängniß, die Peitsche, die Deportation, der Tod und andere Strafgesetze, die erst neu erfunden wurden, um die Sektirer zu erschrecken, dies waren die Gewaltthätigkeiten, denen die ersten Quäker ausgesetzt waren. Trotz dieser Mißhandlungen haben sich die neuen Lehren von Tag zu Tag immer mehr ausgebreitet und befestigt. Eine Anhängerin derselben, Mary Fischer, verließ damals England in dem Wahn, sie habe einen Auftrag an Mahomed IV., und wanderte durch tausend Gefahren bis in das Lager des Sultans vor Adrianopel, um ihm ihre Botschaft auszurichten. Auch waren die Proselyten keine gewöhnliche Menschen; Robert Barclay und George Keith, der später von der neuen Religion abfiel, hatten sich so eben bekehrt. William Penn, der Wohlthäter und Freund der rothen Männer, welche noch heute sein Andenken mit frommer Ehrfurcht bewahren, William Penn, der einen ausgezeichneten Verstand und ein tiefes Gefühl besaß, hatte, gerührt durch die Beredsamkeit des Thomas Loe, der damals unter den Quäkern einen großen Ruf genoß, auf der Stelle beschlossen, zu der neuen Vereinigung überzutreten. Hier hatte er große Schwierigkeiten zu überwinden von Seiten seines Vaters, des Admiral William Penn, der ihn für dieselbe Laufbahn bestimmte, worin er seinem Vaterlande große Dienste geleistet. Doch durch den hartnäckigen Widerstand des Sohnes sah sich der Admiral gezwungen, ihm zu verzeihen, unter der einzigen Bedingung, daß er bei seinem Erscheinen vor dem König und dem Herzog von York den Hut abnehmen müsse; da aber dies den Lehren des Quäkerthums zuwider war, so wies es Penn zurück. Bald widmete er alle seine Kräfte und Talente

*) Millard aus Edinburg, einer der besten Kupferstecher des Königreichs, gehört zu den Quakern.

*) Die Niederlassung von Neu-Libanon zählt 700 Mitglieder und 3000 Morgen Flächen-Inhalt, die aufs vollkommenste angebaut werden.

der Unterstützung der Sache, die er zu der seinigen gemacht; er schrieb mehrere merkwürdige Werke und vertheidigte die Interessen seiner Religionsgenossen mehr als einmal vor dem König, und nachdem man ihn zu wiederholten Malen in das Gefängniß von Newgate geworfen, reiste er mit Fox und Barclay nach Holland und von da nach Amerika, wo er die Provinz gründete, welche ihm heute ihren Namen verdankt. Die Eingeborenen dieses Theils von Amerika, welche von den Kolonisten mißhandelt wurden, übten die schrecklichste Vergeltung: Penn wußte sie durch seine Gerechtigkeit sanft und gesellig zu machen; er bezahlte ihre Ländereien und schloß einen Friedensvertrag mit ihnen, der, wie jene Wilden sich ausdrückten, so lange dauern sollte, als der Mond und die Sonne *).

Um die Mitte des folgenden Jahrhunderts traten die Zitterer zum ersten Mal auf: die neue Sekte, die in mehreren Stücken der Quäker-Gesellschaft ähnlich ist, nahm ihren Ursprung in Lancashire. Anna Lee, aus Manchester gebürtig von einer unbekannten Familie, ist die Gründerin dieser Sekte. Die Behauptungen dieser Frau waren sonderbar genug: sie gab vor, eine Mission zu haben, wie die des Heilands, daher gab man ihr auch den Spottnamen „die zweite Mutter", ein Name, den sie seitdem unter ihren Anhängern behalten hat. Anna Lee wurde als eine Wahnsinnige ins Gefängniß geworfen und später aus dem Lande gejagt; sie reiste nach New-York, welches sie aber bald verließ, um sich an dem Hudson-Fluß, acht Meilen von der Stadt Albany, niederzulassen. Von hier verbreiteten sich die neuen Sektirer in den Staaten New-York, Massachusetts, Connecticut, New-Hampshire und Maine. (Schluß folgt.)

*) Noch heute sprechen die Indianer den Namen Onas (Penn) mit Ehrfurcht aus und leben mit seinen Kindern, den Quakern, in der besten Freundschaft.

Schweden.

Bauern in Dalekarlien.

Wer einen recht anschaulichen Begriff von den alten Schwedischen Volkseigenthümlichkeiten haben will, der muß eine Reise nach Dalekarlien machen, in welcher Provinz die Einwohner mehr als in anderen Theilen des Königreiches ihren ursprünglichen Charakter und ihre Gewohnheiten beibehalten haben. Hier erblickt man nicht allein noch dieselbe Tracht, die man in früheren Zeiten trug (mit Ausnahme des Bartes), sondern man hört auch in den nördlicheren Gemeinden noch beständig dieselbe Sprache, wie sie vor Jahrhunderten geredet wurde. In vieler Hinsicht haben diese Thalbewohner (Dalalmogen) ihre alten Gewohnheiten und ihre Art zu leben beibehalten, obgleich der unglückliche Branntwein auch hier, wie an anderen Orten, viel Uebel angerichtet hat; doch haben der allgemein überhand nehmende Luxus und die Modesucht bis jetzt hier weniger Einfluß ausgeübt als irgendwo. Freimüthigkeit und Unerschrockenheit sind Grundzüge im Charakter der Dalekarlier, und ihr Benehmen gegen Personen jedwedes Ranges trägt noch den Stempel des ursprünglich Schwedischen Volks-Charakters und erinnert lebhaft an einzelne Züge desselben, wie sie in alten Volkssagen geschildert werden. Das Thalvolk (Dalkarlen) spricht mit der größten Offenheit seine Meinung aus, ohne sich darum zu bekümmern, wie eine solche Aeußerung aufgenommen werde, und ohne je daran zu denken, daß man anders sich äußern könne. Zur Charakteristik dieser Thalbewohner lassen wir folgende Anekdoten folgen.

Als Gustav III. im Jahre 1788 nach Dalekarlien (Dalarne) sich begab, um das Landvolk daselbst für sich zu gewinnen, erschien er zuerst bei der Kirche von Mora, theatralisch gekleidet in dem Kostüm der Einwohner jener Provinz. Die Kleidung, die er bei dieser Gelegenheit trug, wird in der Landes-Kanzlei zu Fahlun noch jetzt aufbewahrt. Gleich Gustav Wasa, dessen der König in seiner Rede auch Erwähnung that, sprach er zu den versammelten Bauern in der Absicht, sie zu vermögen, ihm einen kräftigen Beistand gegen den damaligen Feind zu leisten. Dies gelang dem Könige auch vollkommen, und ein großer Theil der jugendlichen Einwohner ließ sich sogleich als Soldaten einschreiben, wodurch die damaligen sogenannten Frei-Corps zuerst geschaffen wurden. Ein alter Dalkarl, der selbst nicht mehr Dienste nehmen konnte, aber die Jugend so bereitwillig sich für den König zu opfern mit angeschaut hatte, trat nun zu demselben heran und sagte mit der ihm eigenen Freimüthigkeit: „Gustav, sieh hier die tüchtigen Burschen, die Dir dienen wollen, vergiß nun auch nicht, ihnen tüchtige Offiziere zu geben."

Ehe Gustav III. von Dalekarlien abreiste, nahm er in der Kirche zu Mora feierlich das heilige Abendmahl. Um zugleich den Dalekarliern einen Beweis seiner Königlichen Huld und Gnade zu geben, eröffnete er ihnen, daß er die auf eine Insel im Siljan liegende Kapelle zu Sollerö zu einer eigenen Gemeinde machen und ihr den Namen seiner Gemahlin Sophie Magdalene geben wolle; auch habe er beschlossen, daß er der Gemeinde, welche nicht zahlreich und arm war, eine neue Orgel schenken werde. Ein Dalkarl, Mitglied dieser Gemeinde, näherte sich darauf dem Könige und sagte: „Gustav, Du hast sehr wohl daran gethan, uns eine Orgel zu schenken, aber wirst Du nun auch einen Organisten besolden?"

Unter den Ortschaften in Dalekarlien, deren Einwohner sich besonders durch freimüthige und witzige Einfälle auszeichnen, gehört die unweit Fahlun liegende Gemeinde Svärdsjö; der dortige Landes-Hauptmann, Freiherr N., welcher durch seine politische Laufbahn genugsam den Bewohnen bekannt war, hatte einst das Projekt, in jener Gemeinde Pachtmühlen anzulegen. Es bedurfte dazu der Einwilligung der Bewohner jener Gegend; er lud dieselben deshalb zu einer Zusammenkunft ein und fragte sie dabei, warum sie so großes Mißtrauen in seine Vorschläge setzten: „Ja", antwortete sogleich ein Dalkarl, „wir hegen nur die Besorgniß, daß, wenn Du zum Getraidemahlen für uns unsere Zustimmung jetzt erhälst, Du im nächsten Jahre auch für uns Brot zu backen verlangen wirst."

Der Freiherr N. hatte in Fahlun ein sehr schönes Wohnhaus aufbauen lassen. Eines Tages, als er im Fenster lag und auf die Straße herab blickte, bemerkte er einen Bauern aus der Gemeinde Svärdsjö, der mit neugierigen Blicken das stattliche Haus anschaute. „Höre, Alter", rief der Freiherr ihm zu, „wie gefällt Dir das Haus, ist es nicht ein schönes und großartiges Gebäude!" Der Bauer schaute den Landes-Hauptmann treuherzig an, und da ihm dessen kleine und unansehnliche Gestalt bekannt war, antwortete er mit dem größten Gleichmuth: „Ja, Herr, das ist sehr wahr; aber ich meine nur, daß der Käfig für den Vogel darin viel zu groß ist."

Mannigfaltiges.

— Neuer Don Quijote. Die von einem Spanier, Herrn Francesco Señariz, herausgegebene Parodie des Don Quijote von Cervantes macht jetzt, nachdem sie die Feuerprobe einer Französischen Uebersetzung glücklich bestanden und mit vielgeltenden Empfehlungen aus Paris zurückgekommen, auch in ihrem Spanischen Vaterlande viel Glück. Der Don Quijote des 19. Jahrhunderts *) ist ein Philosoph, Namens Legrand, der, wie sein Vorgänger durch das Lesen der Ritter-Romane, seinerseits durch das Studium der Philosophie des 18. Jahrhunderts, durch die Schriften der Französischen Revolution und durch die neuesten Journal-Theorieen zum Schwärmer für die Idee einer allgemeinen Welt-Verbesserung geworden und zu diesem Zwecke große Reisen durch Frankreich, das er anfänglich für das gelobte Land der Freiheit hält, und, nachdem er davon zurückgekommen, auch durch alle übrige Länder und Welttheile macht. Der Sancho Pansa, der diesen reformistischen Don Quijote begleitet, ist ganz durch und durch revolutionairer Bedienter Petit, der allezeit bereit ist, die gutmüthigen Theorieen seines Herrn in die gefährliche Praxis zu übertragen und daher überall mit der Polizei Händel bekommt, die seinen philosophischen Meister nicht selten in sehr große Verlegenheiten bringen. Die Thorheiten der Radikalen und die Revolutions-Possen, wie sie sich in den neuen Republiken des Spanischen Amerika fast allwöchentlich wiederholen, werden in dem Buche, das besonders stark auf eine moralische Wirkung in diesen Ländern berechnet zu seyn scheint, mit Witz und vieler Laune persiflirt. Daß eine solche Erscheinung aber gerade jetzt in Spanien mit Beifall aufgenommen wird, kann als ein neuer Beweis dienen, daß es nicht die extremen Parteien sind, die jetzt dort in der Gesellschaft und in der Literatur den Ton angeben.

— Typographische Sünden. Herr G. A. Crapelet, ein Französischer Buchdrucker, der sich um das Studium und die Geschichte seiner Kunst, so wie um die Wissenschaft der Bibliographie überhaupt, schon vielfache Verdienste erworben, macht in seinem neuesten Werke (Etudes pratiques et littéraires sur la typographie, Tom. I.) auf die fürchterliche Nachlässigkeit aufmerksam, mit der in neuerer Zeit, besonders in Frankreich, Autoren sowohl als Buchdrucker bei der Korrektur ihrer Arbeiten zu Werke gehen. Die Nichtachtung gegen das Publikum geht dort so weit — und wir können leider auch in Deutschland manches Lied davon singen — daß sehr viele Schriftsteller, abgesehen von ihren Verstößen gegen Logik, Grammatik und Geschichte, nicht einmal die Mühe sich geben, orthographisch zu schreiben. Das Publikum, sagt Herr Crapelet, sey bereits an solche Nachlässigkeiten so gewöhnt, daß sie kaum mehr auffallen, ja oft sogar als das Zeichen des Genies angesehen werden! Aber dem Mangel einer wahrhaft unparteiischen literarischen Kritik, der Kameraderie, mit der man sich in den 300 Pariser Journalen gegenseitig belobe, sey es hauptsächlich zuzuschreiben, wenn dieser Mißbrauch der Presse, zur Schande der Französischen Literatur, immer weiter um sich greife. Und dazu kommt noch, daß selbst solche Druckereien, wie die Imprimerie Royale, die sonst ausschließlich dazu bestimmt waren, wissenschaftliche Werke mit größter Eleganz zu liefern, ihre Pressen jetzt ebenfalls zu den ordinairsten Druckſachen, zu den wohlfeilen Erzeugnissen einer gewinnsüchtigen Speculation hergeben. Auch auf dieser Seite falle daher alle Sorgfalt fort, und so reiche denn eine Nachlässigkeit der anderen die Hand, um die schönste Erfindung der neueren Zeit immer mehr zu einem rein mechanischen Handwerk herabzuwürdigen.

*) El Quijote del siglo XVIII, aplicado al XIX; ó historia de la vida y hechos, aventuras y fazañas de Mr. Legrand, héroe filosofo moderno, caballero andante, prevaricador y reformador de todo el géuero humano. Obra escrita por el bien de la humanidad, por D. Juan Francisco Señeriz.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. — Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 28. Berlin, Montag den 5. März 1838.

Frankreich.

Bonaparte's Aegyptischer Feldzug.

Von Jomard, Mitglied des Instituts.

Die Lage der Französischen Republik im Jahre VI (1798), als die Expedition nach dem Orient beschlossen wurde, ist zu bekannt, um mehr als im Vorübergehen daran zu erinnern, daß unsere Heere bis zum Niederrhein und Holland vorgedrungen waren und Italien unterworfen hatten. Nichts vermochte ihren Waffen zu widerstehen. Nur eine wichtige Thatsache ist heutzutage noch nicht ermittelt, nämlich die, ob der Aegyptische Feldzug ein Projekt des Direktoriums, welches der General zu verdanken drohte, gewesen, um ihn zu entfernen und zu verderben, mithin, ob der Eroberer von Italien zu einem abenteuerlichen Zuge wider Willen genöthigt worden, oder vielmehr, ob er ihn aus freien Stücken dem Direktorium im eigenen Interesse und mit weitaussehenden Plänen für die Zukunft angetragen habe. Es fehlt nicht an Gründen, Zeugnissen, selbst nicht an Thatsachen und Urkunden für jede von beiden Annahmen. Wie sind so entgegengesetzte Behauptungen zu vereinigen! Mit meister Wahrscheinlichkeit offenbar in der Weise, daß Bonaparte, der keinen Ausweg sah, sich dem Auftrage zu entziehen, und den Zeitpunkt noch nicht für geeignet fand, die Macht des Direktoriums zu brechen, sich des Planes bemächtigte, sich zum Herrn desselben machte und ihn so ins Großartige ausspann, daß er ihn in dieser Gestalt sein Eigenthum nennen durfte. Diese geschichtlich begründete Hypothese hebt alle Widersprüche auf, macht erklärlich, wie das Direktorium den Beschluß fassen und ins Werk setzen, der General aber unvermerkt einen nicht unbedeutenden Antheil an der Vorbereitung haben konnte, während er nur auf die Ausführung beschränkt zu seyn schien. So schreiben wir es unbedenklich seiner Anordnung zu, daß das Unternehmen nicht bloß ein militairisches, sondern zugleich ein wissenschaftliches wurde, daß das wahre Ziel der Reise so lange ein Geheimniß blieb; denn im Anfange hieß es überall, daß die Armee gegen England kommandirt würde, alle Marschrouten waren dahin ausgestellt, und selbst als das Heer bereits von Toulon abgesegelt war, dauerte dieser Wahn noch fort.

Es giebt wenig Beispiele von einer so außerordentlichen Thätigkeit, als bei dieser Unternehmung entwickelt wurde, und Bonaparte konnte von Glück sagen, einen Mann wie Cafarelli zur Seite zu haben. Hohe Geistesgegenwart, ungewöhnliche Gaben, eine nie ermüdende Wachsamkeit, Entschlossenheit und Pünktlichkeit, verbunden mit sicherem Blicke und festem Urtheil, charakterisiren Cafarelli. Ein Mann, der den Kopf so auf der rechten Stelle hatte, konnte in seiner Thätigkeit durch den Verlust eines Beines, das er auf dem Schlachtfelde gelassen hatte, wenig gestört werden und war mehr als Berthier Chef des Generalstabes. Um 36,000 Mann auf marschfertigen Fuß zu stellen mit unermeßlichem Kriegsgeräth, 8—10,000 Matrosen, 40 Kriegs-, 400 Transport-Schiffen, 100 Künstlern und Gelehrten, wissenschaftlichen Instrumenten aller Art bis auf ganze Bibliotheken: wie viel Erwägen und Ordnen bedurfte es, wie viel schlaflose Nächte und lastenvoller Tage für den Oberbefehlshaber und seinen Gehülfen, um solche Rüstungen in einem Zeitraum von zwei bis drei Monaten zu Stande zu bringen!

Am 30. Floreal des Jahres VI (19. Mai 1798) ging die Flotte unter Segel; am 1. Messidor (19. Juni) war das uneinnehmbare Malta genommen und eine Besatzung von 4000 Mann daselbst zurückgelassen; das übrige Heer hatte bald den Boden Aegyptens erreicht. Eine Erklärung an die Bewohner des Landes, in Arabischer Sprache verfaßt und am Bord des Admiralschiffes (l'Orient) gedruckt, verbreitete sich schnell in Alexandrien und meldete den Arabern und Gesetzeslehrern, daß Frankreich gekommen sey, an den Bei's, ihren gemeinschaftlichen Feinden, Rache zu nehmen. So gab Bonaparte dem Aegyptischen Volke seine Freiheit und Nationalität wieder, ohne anscheinend den Rechten der Pforte zu nahe zu treten. Die hartnäckige Vertheidigung der Hauptstadt durch die Mamelucken nöthigte zum Sturm, und Kleber erhielt dabei eine Streifwunde. Ohne Zeitverlust brach Bonaparte auf, um die Wüste zu passiren, kaufte von den Arabern Kameele und Zugvieh und begab sich mit seiner ganzen Armee, deren Ausschiffung und Regulirung in drei Tagen bewerkstelligt war, auf den Marsch. Das ganze Ereigniß steht einzig in der Kriegsgeschichte da, wenn man, abgesehen von den materiellen Schwierigkeiten der Expedition, die Verschiedenheit der Sprache, Sitten, Religion und des Klima's in Betracht zieht. Dazu kommt noch die Gluth der Afrikanischen Juli-Sonne, die Unzahl stechender Mücken, der Mangel an Wasser und Vorräthen und das Mißverständniß zwischen dem Landheere und der Flotte, die nach Abukir, anstatt nach dem Hafen von Alexandrien, gesegelt war. Nur eine kleine Flotte fuhr den Nil aufwärts, während die Armee die Wüste südöstlich von Alexandrien durchzog und über Damanhur die Richtung nach dem Flusse einschlug. Die Ufer waren von dem Heere des Bei's besetzt, das um jeden Fuß breit Landes Schritt vor Schritt kämpfte. Auf der Flotte befanden sich die unzertrennlichen Freunde, die Meister in der Wissenschaft, Monge und Berthollet: sie mußten wie gemeine Soldaten kämpfen und liefen mehr als einmal Gefahr, ihr Leben einzubüßen. Durch alle Rangordnungen, von der höchsten bis zur niedrigsten, herrschte derselbe Muth, Kriegseifer und Enthusiasmus für ein so schönes Ziel, und die Polen, gleich tapfer wie gebildet, standen uns in keiner Beziehung nach.

Das Treffen bei Chebreiße war mörderisch, doch ruhmvoll für unsere Waffen und würde, wenn nicht neue Palmen winkten, eine ausführliche Darstellung verdienen; doch schon wird die Ebene bei den Pyramiden sichtbar. Hier hatten Murad Bei, der Tapferste der Mamelucken, und sein Verbündeter, Ibrahim Bei, der ergraute Krieger, eine mehr als 30,000 Mann starke Armee versammelt, deren Kern in ihrer weltberühmten Reiterei bestand, obgleich sie auch keinen Mangel an Geschütz hatte. Die denkwürdige Schlacht bei den Pyramiden, in Liedern und Geschichten gefeiert, bedarf unserer Schilderung nicht. Bei der größten Tapferkeit und der verzweifeltsten Anstrengung der Mamelucken konnte das furchtbare Viereck der Franzosen von ihnen nicht durchbrochen werden; sie trugen ihre Säbel bis zu den Füßen unserer Krieger, um unter deren Bajonetten ihr Leben auszuhauchen; unerschüttert, unbewegt standen diese. Die Weltgeschichte zeigt selten einen ähnlichen Kampf, selbst die Macedonische Phalanx hält den Vergleich nicht aus; Wunder der unerschrockensten Tapferkeit geschahen von beiden Seiten; die braven Aegyptischen Reiter wichen zuletzt nur der Uebermacht Europäischer Kriegskunst und ließen auf dem Schlachtfelde mit den Tausenden von Gefallenen nicht weniger Tausende von Verwundeten, unermeßliche Beute, ihr ganzes Geschütz und 500 Kameele, mit Waffen, Mundvorrath und Schätzen beladen, zurück. Aegypten schien in die Hand des Siegers gegeben, und noch war nicht die dritte Woche seit unserer Landung verflossen.

Tages darauf setzte das Heer über den Fluß und betrat die zweite Hauptstadt des Orients, das feenartige Kahira, von dessen Pracht die Mährchen der Tausend und Eine Nacht uns keineswegs übertriebene Schilderungen machen. Seine Lage zwischen den besuchtesten Handelsplätzen von Afrika, Indien, Klein-Asien und Europa, der jährliche Durchzug reisender Pilger-Karawanen, sein Alter, das eilfhundert Jahre hinaufreicht, seine Basare, die von den Reichthümern Sennaars, Darfurs und Sudans prangen; die 40 Paläste der Beis und aber 40 ihrer Befehlshaber (Kachefs); die glänzenden Wohnhäuser der Aghas, Ulemas und anderer Personen von Einfluß, geschmückt mit den reichen Tapeten Persiens, den Möbeln, Seidenstoffen und Porzellanen Japans, Chinas und Europas; der verschwenderische Ueberfluß der Frauen an Gold und Geschmeide, und Alles, was das üppige Haremsleben der Aegyptischen Großen angenehm macht, wenn sie über eine hinlängliche Anzahl von weißen Sklavinnen aus Georgien und Circassien zu gebieten haben: diese Bilder zusammengenommen und noch mehr könnte nur einen schwachen Begriff von dem Luxus in dieser Orientalischen Stadt geben, abgesehen von den Kriegswaffen, Pferden, dem Dienertroß und dem Glanz der Moscheen, deren die Hauptstadt über 400 und nicht wenige durch großartige Architektonik ausgezeichnete zählt. Eine solche Stadt wurde die Beute eines durch langen Widerstand erbitterten, durch die Anstrengung erschöpften und durch Mangel gierig gewordenen Siegers. Um so mehr Achtung verdient die Armee und ihr Feldherr, daß sie ihre Lorbeern nicht mit unnöthigem Blute befleckten. — Die von Anfang an bewiesene Ordnung erlitt nicht die geringste Unterbrechung. Die verschiedenen Einwohner, Muselmänner wie Kopten und Griechen, Syrier und Armenier,

Kaufleute und Handwerker, überhaupt Alle, die es nicht mit den Mamelucken hielten, blieben nebst ihren Gütern völlig verschont, und Niemand hätte es der Hauptstadt angesehen, daß sie ein so mächtiges Heer von christlichen Eroberern hinter ihren Mauern barg. Die Güter der Mamelucken, bewegliche und unbewegliche, wurden gewissenhaft verzeichnet und für den öffentlichen Schatz bestimmt. Die Domaine verlor nichts, Moscheen und Harems blieben unentweiht. Auf den Rath von Monge gebrauchte man ehemalige Zöglinge der polytechnischen Schule zur Aufnahme des beweglichen Gutes, und ihr Eifer wie ihre Geschicklichkeit wurden nur von ihrer Rechtschaffenheit und Uneigennützigkeit erreicht. Diese völlige Sicherheit aller Klassen des Volkes, ihrer Religion, Gebräuche und Gesetze, ihrer Habe und Frauen machte die Einwohner schnell mit unserer fremdartigen Persönlichkeit, abstechenden Sitten und Eigenthümlichkeiten vertraut. Bald war die Brüderschaft zwischen dem Turban und Französischen Hut wie zwischen beiden Sprachen hergestellt, und Französische Fröhlichkeit eroberte zum zweiten Mal Kahira.

Murad Bei, Elfy Bei und ihre Anhänger, die das Land den Eroberern streitig machen wollten, zogen nach Ober-Aegypten; Ibrahim mit seiner Familie und seinen Kampfgenossen floh nach Syrien. Gegen Jene brach Desaix mit einer Abtheilung des Heeres auf, in deren Vortrab sich der berühmte Denon befand. War bis dahin Alles nach Wunsch der Sieger gegangen, so verfehlte auch das Mißgeschick nicht, sich bei Zeiten einzustellen. Die Landung der Französischen Armee um jeden Preis zu hindern beordert, hatte der Englische Admiral bereits seit zwei Monaten unsere Flotte aufgesucht, aber durch falsche Berichte oder Mangel an Wachsamkeit getäuscht, immer von neuem vergeblich die Richtung geändert. Zweimal war er an der Küste Aegyptens gewesen, aber beide Mal zu früh. Um so mehr dürstete er nach einer Gelegenheit, sich mit den Feinden zu messen, und war am 14. Thermidor (2. August) so glücklich, unter günstigen Vorzeichen auf die Französische Flotte zu stoßen. Diese lag nämlich zur Freude des Briten bei Abukir vor Anker; im alten Hafen von Alexandrien wäre sie vor jedem Angriff sicher gewesen. Die Nachtheile einer so ungünstigen Stellung zu besiegen, hätte selbst Löwenmuth nicht hingereicht; die Angreifenden waren Herren des Meeres. Ungeachtet Wunder der Tapferkeit geschahen, wurde die Flotte dennoch genommen oder in den Grund gebohrt, nur zwei Schiffe entkamen. Brueys sprengte sich mit dem Admiral-Schiff in die Luft und führte seinen Fehler ruhmvoll aus; der unerschrockene Dupetit-Thouars, schon ganz verstümmelt, rief: „Kameraden, ergebt Euch nicht!" Der tapfere Lejoaille, Capitain des „Généreux", erzwang sich nach sechsstündigem Kampf den Durchgang und erbeutete auf seinem Wege ein Englisches Fahrzeug. Duchayla, Villeneuve, Decret und andere Anführer der Marine-Truppen bedeckten sich mit Ruhm, aber ohne Erfolg. Die Armee hatte keine Flotte mehr, keine Verbindung mit dem Vaterlande, ein Heer von Verbannten! Aber weit entfernt, Verzweiflung zu erzeugen, stählte das Unglück den Muth der Truppen und lehrte sie, in sich selbst neue Hülfsquellen zu suchen. — Unter solchen Umständen verdient die Umsicht und Thätigkeit Bonaparte's die höchste Anerkennung und macht ihn zum Muster für jede Expedition in Muselmännisches Gebiet. Mit den Franzosen feierte er die vaterländischen Feste, die Aegyptischen mit den Eingebornen. Französische Künste und Erfindungen mußten die Augen blenden, eine Luftfahrt sie in Erstaunen setzen und die hohe Feierlichkeit, mit der die uralte Ceremonie des Nil-Durchbruchs begangen wurde, als der Fluß die ersehnte Höhe erreicht hatte, ihre Zuneigung erwecken.

(Schluß folgt.)

England.

Die Quäker und die Shäker.

(Schluß.)

Doch diese Sekte kann niemals große Fortschritte machen, weil eine ihrer strengsten Vorschriften die Beobachtung des Cölibats ist. Das Cölibat ist für die Zitterer die Grundlage des ganzen Gebäudes, und alle Reden ihrer Prediger haben den Zweck, diese Grundlage zu befestigen. „Christus ist unser Beispiel", sagen sie, oder sie zitiren verschiedene Stellen aus den Aposteln, z. B. „Mein Reich ist nicht von dieser Welt; die Kinder dieser Welt (unter dieser Benennung verstehen sie Alles, was nicht zu ihrer Sekte gehört) verheirathen sich, aber nur die, welche sich nicht verheirathen, werden würdig befunden werden des Himmelreichs und der Wiederauferstehung der Todten. „Die Vereinigte Gesellschaft", wie sie selbst ihre Sekte nennen, ist also gezwungen, zum Proselytismus ihre Zuflucht zu nehmen, um fortbestehen zu können, was ihnen freilich nicht viel Mühe kostet, denn die neuen Ankömmlinge sind meist Wittwen mit Kindern und Unglückliche aus allen Ländern, die nicht wissen, wo sie ihr Haupt hinlegen, und die, gelockt durch die Aussicht auf eine sichere Zukunft ohne viel Arbeit, in großer Zahl unter das Banner der Anna Lee flüchten, wo sie sicher sind, gut aufgenommen zu werden. Doch bald wird das Joch zu drückend, Männer und Frauen können jene Tyrannei über die Sinne nicht ertragen, und dann verlassen diese schlecht abgehärteten Sektirer heimlich oder mit ihrem Willen die neuen Brüder. Auffallend aber ist es, daß sämmtliche Kinder, welche in Folge der Aufnahme ihrer Aeltern in die Gesellschaft eintreten, bis zu ihrem Tode darin aushalten, oder wenn sie ja einmal entfliehen, so sieht man sie schnell wieder in den Schooß der Gemeinde zurückkehren. Man wundert sich nicht über diese sonderbare Anhänglichkeit an Vorschriften, die mit der Natur und Neigung der Jugend so wenig zusammenstimmen. Die jungen Leute, die zur Gesellschaft gehören, werden mit der größten Strenge beaufsichtigt. Man nährt in ihnen die überspanntesten und exaltirtesten Ideen und weiß sie so sehr leicht geschmeidig und gehorsam zu machen. Man redet ihnen ein, daß alle Menschen, von denen sie umgeben sind, und sie selbst von dem Augenblick, wo sie das Glück haben, zur Gesellschaft zu gehören, privilegirte Wesen sind, denen der Schöpfer einen besonderen Schutz verleiht, während alle Wesen außerhalb dieses Kreises nur verdorbene, verächtliche Geschöpfe sind, die nichts als ihr Mitleid verdienen; daß ferner Alles, was von der Gesellschaft gemacht wird, schön und gut ist, alles Uebrige dagegen falsch und gottlos; und damit diese Grundsätze recht tiefe Wurzel fassen, sorgt man dafür, daß die jungen Leute mit Fremden so wenig wie möglich in Berührung kommen.

Die Religion der Freunde ist viel sanfter und toleranter. In ihren Tempeln giebt es weder Wahlen, noch ein Stimmen mit den Händen; sie haben keine Seminare für den, welcher die Anderen Moral lehren will; Männer und Frauen, Jeder, der sich berufen fühlt, zu predigen und zu beten, erhebt sich, predigt und betet: weiter braucht es nichts, um bei den Quäkern Priester zu seyn. Doch darf der oder diejenige, welche sich so unter den übrigen erhebt, nur so lange predigen, als er den unmittelbaren Einfluß des heiligen Geistes in sich spürt; er darf keine vorbereitete Rede halten; nur der göttliche Hauch muß ihm die Worte eingeben, die aus seinem Innersten hervorkommen. Dies ist das Grundgesetz des Gottesdienstes, unter dieser Bedingung wird er von der Gemeinde als Prediger anerkannt, dann kann er seinen Sitz verlassen, durch die Versammlung schreiten und auf einer erhöhten Gallerie Platz nehmen, die den Anwesenden gegenüber liegt. Doch sobald man bemerkt, daß diese Bedingung nicht erfüllt ist, sobald es erwiesen ist, daß der unmittelbare Einfluß des heiligen Geistes ihn nicht ergriffen hat, dann wird er nach einigen Predigten seines Amtes entsetzt, und man giebt ihm erst insgeheim, dann, wenn er dabei beharrt, öffentlich zu verstehen, daß er von seinen Predigten ablasse. Auf welche Weise aber ersieht man, daß ein Prediger von der Inspiration des heiligen Geistes erfüllt ist oder nicht? Diese kitzliche Frage wird von zwei einflußreichen Personen der Gemeinde, die man elders nennt, entschieden; diese beiden Personen, denen außerdem das Recht der Beaufsichtigung der Gläubigen anvertraut ist, müssen, um in einem solchen Fall zu entscheiden, ebenfalls vom heiligen Geist inspirirt seyn. Sie warten also ab, bis ihr Führer ihnen vorschreibt, was sie zu thun haben; dabei aber gehen sie in allen diesen Angelegenheiten mit einer solchen Discretion zu Werke, daß außer dem Prediger, der einem durchgefallenen Autor nicht unähnlich ist, Jedermann sich mit der Entscheidung einverstanden zeigt.

Der große Manitu der rothen Häute und der Brama der Hindu's spielen in ihren Kreisen keine schönere Rolle, als der heilige Geist in der Liturgie der Quäker. Oft kommt es vor, daß ein solcher Prediger, wie er vom heiligen Geist geweiht worden, aufs neue von ihm inspirirt, um die Erlaubniß bittet, in gewissen Distrikten des Königreichs umherzureisen oder in den überseeischen Ländern, um daselbst kleinere oder größere Versammlungen zu veranstalten oder um der Familie Besuche abzustatten, was in der Phraseologie der Quäker so viel heißt, als den Stand der Angelegenheiten in der Familie auseinandersetzen. Man versammelt sich; die Frage wird den Quäkern vorgelegt. Wenn der Geist nichts dagegen hat und die Reise, von der die Rede ist, sich auf die Gränzen des monatlichen Meeting beschränkt, so genügt die Entscheidung dieser Versammlung; ist dagegen der Distrikt, den der Inspirirte besuchen will, entfernter, so bedarf es der Sanction des vierteljährlichen Meetings; wenn endlich die Pilgerschaft außerhalb des Königreichs stattfinden soll, so bekommt der Prediger nicht eher seinen Reisepaß (clear way), als bis das jährliche Meeting seine Zustimmung gegeben.

Von diesen Meetings hat jedes seine besondere Bestimmung. Das monatliche Meeting, welches aus verschiedenen Gemeinden, die in engeren Gränzen zusammen leben, besteht, hat den Zweck, für die Subsistenz der Armen und die Erziehung ihrer Kinder zu sorgen, ferner die Glaubensechtheit derjenigen zu beurtheilen, welche, von den religiösen Prinzipien der Gesellschaft durchdrungen, ihr beizutreten wünschen, und diejenigen Mitglieder zurecht zuweisen, welche sich einige Vergehungen schuldig gemacht, nachdem man vorher zu den Delinquenten selbst gegangen und sie aufgefordert hat, sich zu bessern. Ist diese Zurechtweisung geschehen, so macht man bekannt, daß die schuldige Person ihren Fehler abgebüßt, oder wenn sie sich dessen weigert, so erklärt man, daß sie von der Gesellschaft ausgestoßen ist. Hier werden auch alle Zwiste durch schiedsrichterlichen Ausspruch beigelegt, eine rasche Methode, die den Quäkern langwierige Prozeduren und die Kosten, die sie mit sich bringen, erspart; es werden hier die Geburten und Todesfälle eingetragen, die im Laufe des Monats stattgefunden, und endlich hat diese Versammlung das Recht, die Ehebewilligungen zu gewähren oder abzuschlagen. Diejenigen, welche sich verheirathen wollen, erscheinen vor der Versammlung und sprechen ihre Absicht aus; sodann ernennt diese eine Kommission, um über die frühere Aufführung der beiden Verlobten Bericht zu erstatten, und wenn dieser Bericht günstig ausfällt, so wird die Erlaubniß zugestanden. In dem vierteljährlichen Meeting legt man die Antworten auf gewisse Bitten vor, die an die monatlichen Meetings gerichtet werden

sind; diese Antworten beziehen sich auf die Aufführung der Mitglieder und werden alle zusammen in eine resumirt, welche in dem jährlichen Meeting wieder vorgelegt wird. Dieses letztere hat die ausgedehntesten Rechte; es übt eine allgemeine Kontrolle über die ganze Gesellschaft, es bestimmt die Einrichtungen, die für nothwendig gehalten werden, es ernennt Kommissarien, um diese oder jene Versammlungen zu besuchen, die ihr vorzugsweise des Raths zu bedürfen scheinen, und entscheidet als oberster Gerichtshof über die Appellationen, die man ihm von den monatlichen und vierteljährlichen Meetings einsendet.

Wir kehren zu dem reisenden Prediger zurück. Sobald er seinen Urlaub bekommen, macht er sich auf den Weg, aber ohne Geld, nach dem Beispiel der alten Apostel; denn so verlangen es die Vorschriften ihrer Sekte. Sobald aber der Prediger in einer Stadt ankommt, so nimmt er gleich seine Wohnung bei demjenigen von seinen Religionsgenossen, der ihm behagt, oder vielmehr bei demjenigen, der seinen Führern zusagt, denn der reisende Prediger wird von einer Stadt zur anderen von einem oder mehreren Führern begleitet, welche den Auftrag haben, seine Ausgaben zu bezahlen. Hat er das Ziel seiner Reise erreicht, so beruft er eine öffentliche Versammlung. Die einflußreichsten Quäker tragen in der ganzen Stadt von Haus zu Haus ein Programm herum, wo der Zweck, die Stunde und der Ort der Versammlung angegeben sind. Doch hütet man sich wohl, hinzuzufügen, daß eine Rede gehalten werden wird, denn da die Freunde warten müssen, bis der heilige Geist sie zum Reden treibt, so könnte es wohl vorkommen, daß, nachdem sie mehrere tausend Personen zusammenberufen, der heilige Geist sie im Stich läßt und sie nicht eine Sylbe zu sagen hätten. In diesem Falle ist nichts wunderlicher, als eine solche Versammlung. Man eilt an den angegebenen Ort, man findet die Quäker versammelt, die Männer auf der einen Seite mit dem Hut auf dem Kopfe, die Frauen auf der anderen. Man wartet mit den übrigen Fremden, welche die Hoffnung, den Prediger zu hören, hingetrieben, wohl länger als eine Stunde mit der größten Ungeduld. Was bedeutet das? Kein Mensch kommt; ist er schon da, ist er schon fort, wird er noch kommen? Auf einmal erheben sich die Quäker, drücken sich die Hände und gehen fort. „Queer people! Närrisches Volk", sagte mir ein Irländer, den ich zum Nachbarn hatte, als ich einmal einer solchen Scene beiwohnte; „sie singen nicht, sie beten nicht." Die Sitzung ist in der That aufgehoben; der heilige Geist hat den, welchen man zu hören gekommen ist, nicht berührt, entweder weil er die Anwesenden für unwürdig befunden, die Worte des Predigers zu hören, oder weil sie ihm in einem so vortrefflichen Zustand zu seyn schienen, daß sie gar keiner Predigt bedurften. — Doch oft, nachdem man Stunden lang auf den Impuls des heiligen Geistes gewartet, sieht man auf einmal mit Erstaunen eine Frau oder einen ganz gewöhnlichen Handwerker, der von seiner Arbeit herkommt, einen Bauern, der so eben seine Ochsen ausgespannt, oder gar einen feinen Gentleman sich erheben und eine lange Rede halten, die in Form und Inhalt mit unseren Kirchen-Predigten nichts gemein hat. Diesmal hat der heilige Geist gewirkt, doch diese Wirkung äußert sich auf eine höchst bizarre und excentrische Weise; von Text, von Ordnung ist hier keine Rede, das Ganze ist voll von hochtrabenden Phrasen, von barocken Bildern, von einem Gemeinplatz nach dem anderen und von einer Konfusion, die ihres gleichen sucht. Während man das vorige Mal ohne Predigt auseinanderging, kann man heute drei, vier, oft sechs hören. Eine solche Rede dauert zwanzig Minuten, eine halbe Stunde, oft noch länger, je nachdem der Einfluß des heiligen Geistes mehr oder weniger stark ist.

Kurios ist es auch, wie der reisende Prediger den Mitgliedern der großen Familie seine Besuche abstattet. Groß und Klein, Arm und Reich, kurz alle Mitglieder der Gesellschaft der Freunde, die in der Stadt wohnen, sehen ihn Einer um den Anderen in ihrer Wohnung. Er setzt sich zu ihnen hin, sucht ihre Gedanken von den irdischen Dingen auf eine bessere Welt hinzuleiten; er dringt in das Innerste ihrer Seelen und nimmt Theil an ihren Hoffnungen, ihren Schmerzen, ihrer Furcht. Alles schweigt, so lange er da ist, denn der heilige Geist spricht aus ihm. Er wendet sich an sämmtliche Mitglieder der Familie, die er besucht, von Vater und Mutter bis zu dem Kinde, das in der Wiege schläft. Oft sind seine Worte so freimüthig, daß sie nichts weniger als angenehm klingen; einem Kranken z. B., den er gegen den Tod kämpfen sieht, sagt er ohne Umstände: „Freund, Deine Stunde ist gekommen; bereite Dich, zu sterben!"

Sobald das Auge des Predigers durch ein Gilet verletzt wird, das sich nur im Geringsten der Mode nähert, oder durch ein Band an dem Hute des jungen Mädchens, dessen Farbe etwas zu hell ist, so wirft er beim Herausgehen ganz gleichgültig ein kleines beschriebenes oder gedrucktes Papier auf den Tisch. Mit Projektilien der Art sind seine ungeheuren Taschen stets versehen: oft ist dies ein Brief von einem Mitglied aus der Familie im Westen*), in welchem dieses mehrere Beobachtungen aus dem Munde verschiedener Nichtquäker mittheilt über die Glückseligkeit, die ihnen geworden durch die strenge Beobachtung ihrer Gesetze: oder es sind Auszüge aus Büchern, Manuskripte, die Anekdote von dem Kompliment, das ihnen der Kaiser Alexander machte, als er in ihre Versammlung kam und eines der Mitglieder der Gesellschaft besuchte. Wenn man alle diese Zeugnisse, alle diese Berichte liest über die Ausdehnung, welche die Sekte der Freunde von Tag zu Tag gewinnt, so sieht es fast aus, als ob alle Nationen voller Begeisterung zu der Fahne der Quäker übergingen; indeß hat sich die Gesellschaft bis jetzt in moralischer wie in numerischer Hinsicht nur wenig verändert.

Dies ist die Geschichte der Freunde, dies die merkwürdigsten Züge ihrer religiösen und häuslichen Gewohnheiten. Man sieht, daß es unter diesen Gebräuchen eine ganze Menge giebt, welche mit der Civilisation, in der wir leben, unverträglich sind; doch im Ganzen genommen wird das Schlechte von dem Guten so sehr in den Hintergrund gestellt, daß man versucht ist, zu wünschen, alle Menschen möchten unter solchen Gesetzen leben.

*) So heißen die Amerikanischen Quäker.

Heinrich VIII. und Anna Boleyn.

Dritter Artikel.*)

Es waren nun fünf Jahre verflossen, seitdem Heinrich der Gemeinschaft mit Katharinen entsagte und die Vollziehung der Ehescheidung zu betreiben anfing; bereits seit drei Jahren hatte er mit Anna in so vertrautem Umgange gelebt, daß über die Natur ihres gegenseitigen Verhältnisses kein Zweifel mehr seyn konnte. Die Umstände der Marquisin von Pembroke lieferten dazu die unzweideutigste Bestätigung, so daß der König aus Besorgniß für die Legitimität der erwarteten Nachkommenschaft beschloß, sie zu seiner Gemahlin zu erheben. Diese Heirath aber wurde so heimlich und still vollzogen, daß über das Datum derselben viel gestritten wird. Nach einer von Burnet, aus offenbar unzulänglichen Gründen, angefochtenen Erzählung hat diese Ceremonie zwei Monate vor der Consecration Cranmers, also am 25. Januar 1533, stattgefunden. Es war zu diesem Tage, daß Dr. Roland Lee, einer der Königlichen Kaplane, in einer abgelegenen Dachstube des Palastes zu Whitehall die Feier der Messe zu leiten befohlen war. Bei seinem Eintritte fand er den König, nur in Begleitung von Norris und Henneage, zweier Kammerherren, und Anna Boleyn mit ihrer Schleppträgerin, der Mistreß Savage, nachherigen Lady Berkeley. Auf den Befehl zur Vollziehung der Trauung äußerte der Kaplan zuerst einige Bedenklichkeit; allein Heinrich versicherte ihm, daß man der Angelegenheit der Ehescheidung in Rom längst Gehör gegeben habe, daß dort ein endliches Urtheil zu seinen Gunsten ausgesprochen und daß die Päpstliche Erlaubniß zur zweiten Heirath bereits in seinen Händen sey. Diese ungegründeten Versicherungen beruhigten dann das Gewissen des Kaplans; die Ehe wurde nun ohne Weiteres förmlich eingesegnet, und Alle gingen eben so still aus einander, als sie gekommen waren. Der Viscount Rochfort wurde dann sofort an den König von Frankreich abgefertigt, um dieses Ereigniß zu melden und die Absendung eines vertrauten Dieners von da nach England zu erbitten.

In einer Unterredung mit Langly, den König Franz dann zu dieser Sendung ausersehen hatte, eröffnete Heinrich demselben, daß seine Heirath bis zum Mai — denn auf diese Zeit war die längst erwartete Zusammenkunft zwischen Franz und dem Papste angesetzt — geheim gehalten werden sollte. Allein es trat ein Verzug ein; da man aber hier einen weiteren Aufschub unmöglich fand, wurde die Ehe am 12. April öffentlich gefeiert und Anna zu dem Range einer Königin erhoben.

Diesem Schritte folgte sehr bald ein anderer noch feierlicherer Akt, indem der Erzbischof Cranmer eine Kirchen-Versammlung berief, in welcher der so lange geführte Streit über die Gesetzmäßigkeit der ersten Ehe des Königs zu einer endlichen Entscheidung gebracht werden sollte. Die Glieder der Versammlung theilten sich in Kanonisten und Theologen. Von beiden wurde eine Aeußerung ihrer Meinung über die Kraft der Päpstlichen Dispensation und über die faktische Wirklichkeit der Ehe zwischen Arthur und Katharine verlangt. Nachdem beide Punkte nach dem Wunsche des Königs beurtheilt waren, suchte der Primas, der inzwischen über diese Dinge ein festes Urtheil gewonnen, um die Königliche Erlaubniß zur letzten Prüfung und zum letzten Ausspruche Behufs der Entscheidung dieser Angelegenheit nach. Diese wurde verabredetermaßen bewilligt und Katharine vor den Erzbischof zitirt, indem man ihr freilich geflissentlich verschwieg, daß man zum Endurtheile in der Angelegenheit zu schreiten beabsichtigte. Sie schlug die Vorladung aus, ließ sich in contumatiam verurtheilen, und damit war die Ehe zwischen ihr und Heinrich null und nichtig erklärt.

So blieb denn nun weiter nichts übrig, als eine auf gleich feierliche Weise veranstaltete Sanctionirung der zwischen Anna und dem Könige, wie wir sahen, bereits geschlossenen Verbindung. Zu dem Ende wurde zu Lambeth eine zweite Sitzung gehalten, in welcher Cranmer, nachdem er zuvor die Königlichen Bevollmächtigten gehört, erklärte, daß der König mit der Marquisin von Pembroke in einer gesetzmäßigen Ehe vereinigt sey, und dann eine Bestätigung dieser Ehe durch seine geistliche Machtvollkommenheit hinzufügte.

Demzufolge stand Heinrich jetzt durch die Entschiedenheit seiner Räthe und durch die geduldige Fügsamkeit der Prälaten am Ziele seiner Wünsche. An Katharine aber wurde eine Eröffnung gemacht: daß sie sich künftighin mit dem Titel „Witwe des Prinzen von Wales" begnügen werde; es ward Allen verboten, ihr den Titel Königin zu geben; ihre Einkünfte wurden auf die von dem Prinzen Arthur für sie ausgesetzte Summe beschränkt. Diese unangenehme Benachrichtigung wurde ihr von dem Herzoge von

*) Vgl. Nr. 1 und Nr. 7 des Magazins.

Suffolk persönlich überbracht und von ihr mit einem gegen ihre sonstige Sanftmuth ungewöhnlich abstechenden Unwillen aufgenommen. Sie erklärte, daß sie Königin sey und bleiben wolle, daß sie sich lieber in Stücke hauen als zur Abtretung dieses Titels bewegen lassen werde. Zu der Entfernung nach einem anderen Wohnsitze, wo sie sich einen neuen Haushalt einrichten und ein anderes Leben als Prinzessin-Witwe beginnen sollte, verweigerte sie hartnäckig ihre Zustimmung, indem sie betheuerte: „Man möge sie mit Seilen binden, im Guten werde sie nie gehen."

Allein der Monarch ließ sich durch diese Heftigkeit nicht rühren; er beschloß vielmehr, seinen Triumph durch die Krönung seiner neuen Ehegenossin zu vollenden. Diese Ceremonie wurde mit der äußersten Pracht gefeiert, so daß sie selbst in einem Zeitalter, wo dergleichen Schaugepränge die höchste Vollendung erreicht hatte, mit Allem, was man bis dahin an Festzügen gesehen, wetteifern konnte. Die Prozession wurde bis zu dem Tower zu Wasser veranstaltet. Die Staats-Fähre des Lord-Mayor eröffnete den Zug; sie war mit Flaggen und Fähnchen geschmückt, mit glänzenden Tapeten ausgehängt und an der Außenseite mit Metallschildern, die auf goldenem und silbernem Tuche hingen, geziert. Ihm voran fuhr ein niedriges mit schwerem Geschütze angefülltes Fahrzeug, auf dessen Verdeck ein Drache wüthend sich bäumte, indem er seinen Schwanz warf und Feuer ausspie. Der Fähre des Lord-Mayor folgten dann an funfzig andere Nachen, die den Handels- und Kaufmanns-Gesellschaften gehörten, alle in seidenem Zeuge und Tapeten prangend und mit Musik-Chören am Bord. Zur Linken der Fähre des Lord-Mayor sah man ein Floß mit einem künstlichen Berge; auf dem Gipfel desselben war ein goldenes Rad angebracht, auf welchem ein weißer Falke, umgeben von Guirlanden aus weißen und rothen Rosen, prangte; an dem Berge saßen Jungfrauen, welche lieblich spielten und sangen. Dieser Zug fuhr nach Greenwich hin, wo die Königin in goldenem Kleide sich zeigte, begleitet von einer Schaar Ladies und Ehrenfräulein, die ihren Weg nach dem Tower zu nahmen. Sie wurden dann von einer Schaar edler Herren umgeben, die sich eigener Fähren bedienten; man erblickte da den Herzog von Suffolk und den Marquis Dorset, ihren Vater, den Grafen von Wiltshire, die Grafen von Arundel, Derby, Rutland, Worcester und Andere. Von da fuhr sie unter lautem Jubel und Zujauchzen des Volkes und unter dem donnernden Halle der Kanonen-Salven aus den Schiffen, welche am Gestade angelegt hatten, nach dem Tower zu. Als sie vor der Burg ankam, wurde sie von dem Lord-Kammerherrn empfangen und dem Könige zugeführt, der ihr bis an die Pforte entgegenkam und sie küßte; dann wandte sie sich, ehe sie in den Tower hineintrat, noch einmal zu dem Lord-Mayor und den Bürgern um und dankte ihnen aufs anmuthigste für die ihr erzeigte Ehre. Im Tower gab Heinrich den Edlen und Herren, die zu Rittern ernannt werden sollten, ein glänzendes Festmahl, und diese wurden dann nach Englischem Brauche am folgenden Tage mit allen dazu gehörigen Ceremonien gebadet, gebeichtet und geschlagen.

An diesem Tage hielt dann auch die Königin ihren weiteren Festzug durch die Straßen von London nach dem Palaste des Königs zu Westminster, der noch bei weitem größeren Glanz entwickelte, als der Zug zum Tower. Die Straßen waren mit Geländern versehen; das Pflaster war mit Kies bestreut, damit die Pferde nicht gleiten möchten. Die Soldaten der Stadtwache, in Sammt und Seide gekleidet, waren angewiesen, Ordnung zu halten. Als so Alles zum Zuge in Bereitschaft war, ritt der Lord-Mayor, Sir Stephan Peacock, in einem Staatskleide von hochrothem Sammt, mit einem goldenen Halsbande um den Nacken, mit zwei Begleitern in Damast-Livree zum Tower, um seine Königliche Herrin zu begleiten. Die Straßen, durch welche der Zug kam, waren mit goldenen und reichverzierten Tapeten geschmückt, die Fenster mit den Einwohnern, welche in ihren festlichsten Kleidern prangten, angefüllt. Den Zug eröffneten zwölf Edelleute, die zu dem Gefolge des Französischen Gesandten gehörten; sie waren in blauen Sammt, ihre Pferde in blaues Sarcenet, mit hineingestickten zahlreichen weißen Kreuzen, gekleidet. Ihnen folgten dann andere Ritter und Knappen, je zwei und zwei, dann die Richter, die Ritter des Bath-Ordens, Aebte und Barone; dann kamen die Bischöfe, Earls und Marquis, dann der Lord-Kanzler und die Erzbischöfe von Canterbury und York mit den fremden Gesandten. Diesen folgte dann der Lord-Mayor mit Scepter und Hosenband in seinem Wappen; dann nach einander Lord William Howard, der Marschall, der für jenen Tag zum High-Constable ernannte Herzog von Suffolk, und endlich hinter dem Herzoge — die schöne Anna Boleyn selbst. Sie saß in einer Sänfte aus weißem goldenen Zeuge, die nach allen Seiten hin offen war, so daß das Volk sie ganz frei sehen konnte, — gezogen von zwei in Damast gekleideten Palafrenen. Die Königin trug ein Oberkleid von Goldstoff und darüber einen mit Hermelin gefütterten Mantel, ihr Haar wallte in langen Locken um ihre Schultern, ihr Haupt prangte in einem strahlenden Kranze von Edelgestein, über ihr wurde ein Himmel von Goldzeug getragen. Ihr folgten Herren und Damen vom Hofe in Wagen, die mit rothem Goldzeuge ausgeschlagen waren.

Es müßte langweilig und ermüdend werden, wenn wir über allen diesen mannigfaltigen Pomp berichten und die vielen ihr überreichten merkwürdigen Devisen aufzählen wollten; gleichwohl aber gewährt alles dieses einen Beitrag zur Kenntniß des Geschmacks und der Sitten jenes Zeitalters. Zu Fanchurch erschien ein Aufzug von Kindern, die, als Kaufleute eingekleidet, ihr im Namen der City „Willkommen!" zuriefen; zu Gracious-church Corner trieben es die Kaufleute noch weiter, indem sie in einer Gruppe den Berg Parnaß und den Quell Helikon vorstellten, der bis in die Nacht von Rheinwein träufte. Zu Leaden-hall war ein noch komplizirteres Schaubild: es flog ein Falke, als Sinnbild der Königin, hernieder und nahm auf einem goldenen Rade Platz. Dazu kam dann ein Engel und legte eine Krone auf das Haupt des Falken; die heilige Anna mit Maria Cleophas hielten dann eine ordentliche Rede an Ihre Majestät. Zu Cornhill saßen die drei Grazien auf einem Throne, dann kam bei Cross-in-Cheap Master Baker, der Stadtrichter, neben einer von Wein sprudelnden Quelle und legte mit tiefster Ehrfurcht im Namen der City Ihrer Majestät eine goldene Börse mit 1000 Mark zu Füßen. Dann wurde sie von Pallas, Juno und Venus begrüßt, die durch ihren Sprecher Merkur um die Erlaubniß nachsuchten, einen in drei Theile gespaltenen Ball zu präsentiren, in welchem die drei Gaben des Reichthums, der Weisheit und der Glückseligkeit angedeutet liegen. Unter so mannigfaltigem Gepränge kam die Königin nach Westminster-Hall, wo sie aus der Sänfte gehoben und zu den erhabenen Stufen unter dem Thronhimmel geführt ward, an dessen Seite ein wunderbar prachtvoller Schrank von 10 Fächern stand. Dort wurde sie mit dem feinsten Gewürz und Essenzen bedient; sie aber ließ diese Erfrischungen ihren Ladies reichen, wendete sich zu dem Lord-Mayor, zu den Edeln und Anderen, die ihr auf dem Zuge das Geleit gegeben, drückte ihren tiefgefühlten Dank aus und zog sich in ihre Zimmer zurück.

Auf diese glänzenden Vorspiele folgte dann die Krönung am 1. Juni 1533. Da wurde die Königin in einem mit Hermelin gefütterten Oberkleide von Purpursammt in die Mitte der Kirche geführt, wo sie auf einem reichverzierten Sessel Platz nahm. Nachdem sie hier eine Zeitlang verweilt hatte, ging sie zum Hochaltare und warf sich an demselben auf die Knie, während der Erzbischof von Canterbury die üblichen Kollekten absang. Nachdem sie wieder aufgestanden war, salbte der Erzbischof ihr Kopf und Brust, setzte die Krone Eduard des Heiligen auf ihr Haupt, legte den goldenen Scepter in ihre rechte, den Elfenbeinstab mit der Taube in ihre linke Hand, indem der ganze Chor das Tedeum anstimmte. Dann nahm ihr der Erzbischof die gewichtige Krone St. Eduard's wieder ab und legte ein für jene Feier besonders verarbeitetes Diadem um ihr Haupt; darauf empfing sie das heilige Sakrament, brachte ihr Opfer und wurde nach Westminster-Hall zurückgeführt, wo ein großes Festmahl angerichtet war. Die Krönungs-Feier wurde nach ritterlichem Brauche der damaligen Feudal-Verfassung mit Festspielen und Turnieren beschlossen.

Wir haben hier in kurzen Umrissen eine Darstellung des glänzenden Ceremonials gegeben, unter welchem Anna Boleyn zu der gefahrvollen Höhe stieg, von welcher sie so schnell wieder gestürzt werden sollte.

Mannigfaltiges.

— Raupach in England. In dem neuesten Hefte von Blackwood's Edinburgh-Magazine befindet sich ein ausführlicher Artikel über Raupach's Hohenstaufen-Dramen, aus denen zahlreiche Proben in Uebersetzungen mitgetheilt werden. Der Kritiker läßt es an Anerkennung und Lob nicht fehlen; ja, er geht sogar in seinem Enthusiasmus so weit, daß er die Hohenstaufen mit den historischen Dramen Shakespeare's zusammenstellt — ein Verhältniß, an das kaum der Dichter selbst, geschweige denn irgend einer seiner Deutschen Bewunderer, jemals gedacht hat.

— Charles Kean. Die Namen Kean und Kemble, die auf der Englischen Bühne einen so guten Klang haben, pflanzen sich bereits durch mehrere Generationen fort. Auch auf der viel jüngeren Deutschen Bühne giebt es schon solche sich vererbende berühmte Namen: wir erinnern nur an Devrient, Schröder, Unzelmann u. A. So macht jetzt auch der Tragöde Charles Kean auf dem Londoner Drurylane-Theater, wenn auch nicht so glänzende Epoche, doch eben so volle Häuser, wie sein berühmter verstorbener Vater. Besonders wird von seinem Richard III. gesagt, daß er auf der Bühne der dritte Richard im eigentlichen Sinne des Wortes sey. Als Erster wird nämlich Garrick, als Zweiter Edmund Kean und als Dritter jetzt dessen Sohn Charles angesehen. Das Drama selbst wird in London noch immer nach einer Bearbeitung von Colley Cibber und John Philipp Kemble gegeben, einer Bearbeitung, die zwar viele dramatische Effekte hat, aber doch das Stück einem Melodrama so ähnlich macht, daß es der größten Kunst des Darstellers bedarf, um Richard III. nicht wie eine Art „Ritter Blaubart" erscheinen zu lassen. Bekanntlich sind auch andere Dramen Shakespeare's, namentlich der Hamlet und König Lear, auf ähnliche Weise für die Englische Bühne verballhornt; aber trotzdem, daß darüber schon seit vielen Jahren der Unmuth einzelner Kritiker mit Heftigkeit sich ausspricht, hat doch noch kein Theater-Direktor den Muth gehabt, den alten Shakespeare wieder ganz zu restauriren.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 29. Berlin, Mittwoch den 7. März 1838.

Rußland.

Die Kaukasische Mauer.

Eine Reliquie von Marlinski*).

So eben vom Pferde gestiegen, schreibe ich Euch. Ich habe die Ruinen der antiken Mauer besehen, welche die alte Welt von der unbekannten, d. h. von Europa, trennte, von den Persern, vielleicht von den Medern erbaut ward gegen unsere, der Barbaren, Ueberfälle.... Welche seltsame Umwälzung der Begriffe und der Begebenheiten!!

Wer sich im Staube alter Handschriften ergötzt und Haufen nutzloser Bücher gern durchwühlt, dem rathe ich, Tatarisch zu lernen, Derbent's Name und, mit Hülfe seines Lateins, Baer's Werk de muro Caucaseo zu lesen, einen Blick auf Gmelin zu werfen, es zu bedauern, daß Klaproth nichts darüber schrieb, und noch mehr, daß der Ritter Gamba uns nur Ungereimtheiten darüber mittheilte, — und endlich noch ein Dutzend Autoren zu Rathe zu ziehen, die ich vergessen habe, oder die mir unbekannt geblieben sind, die aber der Kaukasischen Mauer gedachten oder sie kannten — um sich durch unwiderlegliche Beweise zu überzeugen, daß die Zeit der Erbauung dieser Mauer — unbekannt sey. Daß sie jedoch von Chosreff oder Nuschirwan, oder Isfendiar oder Iskendar, d. h. Alexander von Macedonien, erbaut ward.... ist klar wie die Sonne in der Stunde ihrer Verfinsterung! — Derselbe Fall ist es mit der Hypothese, daß diese Mauer zwei Meere verbunden (das Kaspische mit dem Schwarzen) und zwei Welten von einander schied, indem sie Asien gegen die Ueberfälle der Chasaren, wie die Europäer sie nennen, oder der Urussen (Russen), wie die Parsischen Chroniken schreiben, schützte. Die Sache verhält sich dergestalt, daß man, Dank sey es den historischen Forschungen, hinsichtlich der Kaukasischen Mauer nur das behaupten kann, daß sie existirte. Die Erbauer aber, die Erhalter, die Erneuerer, die Zerstörer derselben — einst berühmte, jetzt namenlose Männer, schlafen lange ihren Heldenschlaf, ohne sich darum zu bekümmern, wer über ihnen einherwandelt. Ich will weder ihre Asche beunruhigen, noch Eure Langmuth in Anspruch nehmen; nicht durch die neblige Nacht des Alterthums will ich Euch führen, um ein unbedeutendes Gefäß aufzufinden.... Nein! ich lade Euch nur ein, mit mir an einem schönen Juni-Morgen einen Spaziergang zu machen, um die ehrwürdigen oder, wenn Ihr wollt, höchst ehrwürdigen Ruinen der Kaukasischen Mauer zu betrachten. Gürtet Euer Schwert um, werft ein Gewehr über die Schulter, stöhnt, wenn Ihr in den Sattel niedersinkt, schwingt die Peitsche — und Marsch in die Berge.

Die eisernen Thorflügel Derbents öffneten sich, als Aurora mit ihren rosigen Fingern kaum die Trommeln berührt hatte, und unter dem dröhnenden Wiederhall der alten Gewölbe zogen wir vorwärts. Ich hatte mich, dieser malerischen Reise wegen, dem Kommandanten von Derbent, Major Schnitnikoff, angeschlossen. Mit uns befand sich noch ein Hauptmann des Kurinskischen Regiments, und darauf beschränkte sich die Zahl der Russischen Wißbegierigen, und war es ein Wunder? Wißt Ihr, wie oft, seit den Zeiten Peter's des Großen, die Kaukasische Mauer von Russen besucht worden ist? Nur dreimal! Der Erste war Peter selbst im Jahre 1722; der Zweite der Oberst Werchowsky, der Nämliche, den Ammalat-Bey im J. 1819 verrätherischer Weise umbrachte; — dann traf die Reihe uns. Vielleicht glaubt Ihr, der Weg dahin sey sehr beschwerlich, weit und gefährlich? Nichts davon! Man braucht nur zehn bewaffnete Tataren mitzunehmen, von der linken Seite ein Pferd zu besteigen und vorwärts zu reiten — und dies thaten wir.

Der Morgen war wie zu einer Reise ausgesucht. Die Nebel hatten ihren durchsichtigen leichten Schleier über uns ausgebreitet, und die durch denselben dringenden Sonnenstrahlen ergossen sich über uns mit linder Wärme und einem den Augen wohlthätigen Licht. Der Weg hob sich bergan und senkte sich wieder in die Tiefe. Unser Zug durch einen wilden Theil des Kaukasus war des Pinsels eines Salvator würdig. Die ausdrucksvollen Physiognomieen der Tataren, mit ihren tief ins Gesicht gedrückten Mützen, ihren von Silber glänzenden Waffen und leichten Rossen, und die Berge, die Felsen, das Meer in der Ferne — Alles war so neu, so wild, so malerisch — ein wahres Gemälde. Der Kommandant wollte zuerst alles Merkwürdige der Umgegend sehen, und wir begannen mit Aufsuchung der Diwen-Höhle, ungefähr fünf Werst von Derbent nach Süden in einem Felsenschlunde, vor alten Zeiten genannt Koge-Kaff (Kaff — Paß, Defilé; Koge — Geister).

In der Nachbarschaft von Dasch-Kessen (Steinbruch) wühlten sich Bergquellen durch Felsen hindurch ein geräumiges Bette, auf dessen Grunde jetzt nur ein bescheidenes Bächlein plätscherte. In diese Tiefe versetzte eine alte Sage die Diwen, ein Riesengeschlecht, erzeugt von Engeln und Menschen — nicht Weibern, weil die morgenländische Götterlehre die Engel selbst zum weiblichen Geschlecht zählte (o, glückliche Zeit!). Muhammed erhob sich voll Eifer gegen diese Lehre und führte doch etwas Aehnliches ein: er bevölkerte sein Paradies mit ewig jungfräulichen Houris von hellgrüner, hellblauer und rosenrother Farbe. Wie viele Zauberschlösser erbaute die Indische und Parsische Poesie aus den Träumen der Fabelwelt! Wie Milton's Satan, dessen einer Flügel bereits das Gewölbe der Hölle durchschnitt, während der andere sich noch im Himmel befand — verbanden sie Paradies und Hölle auf der Erde und bevölkerten sie mit göttlichen Wesen, deren Gesichtszüge und Thaten nur insofern Irdisches an sich trugen, als sie der menschlichen Einbildungskraft ihr Daseyn verdankten. Die Semitische Poesie, der Erde wie eines goldenen Käfigs überdrüssig, stürzte, mit kräftiger Ferse von dem Scheitel der Gebirge sich losstoßend, mit ausgebreiteten Fittigen in diese vor ihr liegenden endlosen Räume, durchschwebte alle Regionen, kleidete sich in lichtes Blau und in die Farben des Regenbogens, wehte sich mit Wolken Kühlung zu wie mit Fächern, erquickte ihre Stirn im Schooß der Stürme, trank den Thau von den Sternen, pflückte Sonnen wie Beeren, zog dann, dem Paradiesvogel gleich, vom Fluge ermüdet, die Flügel wieder ein und ruhte sich, mit Wundern geschmückt, auf der Erde aus. Wir können die Schönheiten der Arabischen Gedichte nicht begreifen mit ihrer fast kindischen Einfachheit, ihren bis zur Raserei gesteigerten Leidenschaften, ihrer bis zur Unmenschlichkeit getriebenen Grausamkeit, während doch das Ganze eine erhabene jungfräuliche Natur athmet!.... Woran liegt dies? — Wir sind geglättet und abgerundet vom Strome der Jahrhunderte wie Kiesel; und deshalb aber gezahnte Granittrümmer minder schön? Für uns Jünger der Logik und Arithmetik giebt es keine Wunderwelt Hindostan's und Parsistan's; die Nibelungen und die nordischen Saga's erscheinen uns nur wie interessante Karrikaturen; wir haben das Gefühl verloren, das in der Vorzeit den Volksgöttern Leben einhauchte — wir glauben an keine Wunder! In der Zauber-Poesie erblicken wir nur einen schönen Leichnam, und eine Entschleierung der Schönheiten derselben dünkt uns nichts mehr und nichts weniger, als ein anatomischer Kursus. Ein wissenschaftliches Erstaunen ersetzt uns nicht jene Ausbrüche des Entzückens, als noch bei den Menschen Herz und Verstand eines und dasselbe waren; als die Wissenschaft noch eine Frucht der Begeisterung, und nicht die Begeisterung eine Frucht der Wissenschaft war. Der Schöpfer begabte das kindliche Menschenalter mit einem Vorgefühl alles Wahren und Schönen, erlaubte ihm, sich alles Zaubers der Jugend zu erfreuen und von der einstigen Mannheit zu borgen — wir aber verloren die Fähigkeit, uns vom Vergangenen loszureißen und zu glauben, was uns beliebt!

Dessenungeachtet liebt es eine nicht völlig erstarrte Einbildungskraft und strebt danach, sich wenigstens halb zu täuschen und aus Trümmern, wenn nicht ganze Schlösser, so doch malerische Ruinen derselben aufzubauen. So erging es mir auch, als ich, meine Gefährten verlassend, längs der abschüssigen Tiefe hinritt. Bis dahin ging freilich mein Gedankenschwindel nicht, um mich mitten in einer Schöpfung der erhitzten Phantasie morgenländischer Dichter zu glauben, indessen erinnerte ich mich einiger mir bekannter Stellen orientalischer Gedichte, wie eines schönen Ballets, wie der wunderlichen Bilder eines Kaleidoskopes, wie schwindender Gestalten eines Zauberschlafes. Ueber mir schwebte ein Adler in großen Kreisen; unsichtbar murmelte ein Felsenbach tief unter meinen Füßen, und im Osten schimmerte

*) Marlinski, von dem wir im Magazin schon manche interessante Skizze aus Kaukasien mitgetheilt, war bekanntlich in der letzten Zeit der Name, unter welchem der Russische Dichter Bestuscheff auftrat, der vor kurzem unter den Mauern von Itskaterinodar durch die Kugel eines Tscherkessen den Tod gefunden hat.

das von Nebeln leicht überzogene Meer .... rund umher grün umgürtete Felsen, geschmückt mit Granatbäumen in feuerfarbenen Blüthen .... welcher Stoff für die Einbildungskraft!

Mein Führer verirrte sich — so wenig interessiren sich die Tataren für die ihnen nahbelegenen durch Tradition geheiligten Orte! Müde endlich, uns zu Pferde durch den Eichenwald, durch Gebüsch und Dornen durchzuarbeiten, stiegen wir ab und kletterten die Felsen hinab bis zum Bett des Baches — hier befand sich der einzige Zugang zu der Dewin-Esi genannten Stelle, auch bekannt unter dem Namen Wesir-Gram (Wesir's-Untergang); es soll nämlich einst bei Gelegenheit eines Ueberfalls der Perser ein Wesir an dieser Stelle erschlagen worden seyn. Wir gingen unter Gewölben von Baumzweigen, über bemooste Steine und sahen bald die Höhle vor uns. Der Bach bildete dort ein breites Knie, und ein ungeheures herabhängendes Felsenstück schien gleichsam den Eingang zu bewachen. Letzterer, von Rauch geschwärzt, war nur 8 Schritte breit und 2½ hoch .... Wir traten hinein — die Höhle ward breiter in ovaler Form — nebenan befand sich eine kleinere Höhle; an den Seiten hatte man Krippen für Pferde ausgehauen .... Der Fußboden war mit Tausenden von Knochen wie besäet — weil dieser Ort beständig von Räubern und wilden Thieren besucht wird. Einer der uns begleitenden Kosacken erzählte uns, daß er hier im vorigen Jahre eine Hyäne getödtet habe. Im Ganzen sahen wir uns in unseren Erwartungen von dieser Höhle getäuscht — sie ist nicht nur für Riesen zu eng und dumpfig, sondern auch für gewöhnliche Sterbliche; nur der Zugang zu derselben, von Felsen umschlossen und mit Bäumen dicht bewachsen, durch welche sich Epheu und wilder Wein schlangen, bot einen reizenden Anblick dar. Doch vorwärts, vorwärts! Jenseits eines Gebirgsdorfes, Dschalganni, sprach man uns von einer kleinen Höhle, unter dem Namen Emdscheklar-Pir (Brustwarzen-Höhle). Nachdem wir eine Strecke weiter geritten waren, mußten wir wieder unsere Pferde verlassen und, indem wir uns an Baumwurzeln hielten, in ein tiefes Thal hinabsteigen .... Wir befanden uns unten und sahen uns um: am Fuße der Felsen, unter dem Schatten von Maulbeerbäumen, machte man uns auf jene Höhle aufmerksam, vielleicht einen Klafter im Durchmesser, mit gewölbter Decke, von welcher steinerne Warzen herabhingen, die an weibliche Brüste erinnerten und aus denen Wassertröpfen in ein von ihnen ausgehöhltes Bassin tönend hinuntertröpfelten. Ich habe Tausende von verschiedenartigen Stalaktiten gesehen, aber niemals solche, die diesen geglichen hätten. Die Frauen in den umliegenden Bergen glauben steif und fest an die Heilkraft des aus den Brüsten der Mutter Natur quellenden Wassers. Verlieren sie die Milch, so kommen sie aus großer Ferne zu Fuß hierher, bringen ein Schaf als Opfer und trinken das mit Erde vermischte Wasser mit andächtigem Vertrauen. Wenn der Glaube auch nicht immer hilft, so beruhigt er doch immer, und ist das etwa eine Kleinigkeit? — Auch wir tranken das Wunder-Wasser und ergötzten uns an den Reizen des wilden Thales, kletterten wieder hinauf und setzten unseren Ritt in westlicher Richtung fort; wir mußten einen den Pferden nicht zugänglichen steilen Abhang hinunter, längs welchem der Dagbari oder die Bergmauer mit viereckigen kleinen Festungen sich hinzog; aber bevor wir die ersehnten Ruinen erreichten, führte man uns zur Nordseite des Berges, um eine berühmte Quelle zu sehen. „Da ist sie, da ist Uruß-Bulach (Russische Quelle)!" rief der Tatarische Bey aus, unser bärtiger Cicerone, indem er sich in seinen Steigbügeln erhob. „Aus ihr trank der Russische Padischah Peter, als er das erstemal Derbent eroberte!" Wir sprangen von den Pferden und schöpften mit andächtiger Verehrung eine Handvoll Wasser. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Bonaparte's Aegyptischer Feldzug.

(Schluß.)

Plötzlich entzündet sich im Schoße der Hauptstadt eine Empörung, die Priester werfen sich dem Volke zu Führern auf, und die benachbarten Arabischen Stämme verbinden sich mit den Aufwieglern; 300 Franzosen werden zerstreut in den Straßen von Kahira ohne Widerstand ermordet, mit ihnen Joseph Sulkowski, ein heldenmüthiger Pole; das Hauptquartier des Genie-Corps ist der Plünderung und Zerstörung preisgegeben, und vier Ingenieure werden getödtet. Drei Tage währt der Aufruhr und endigt erst mit dem Bombardement. Man räth dem General, die Ulemas und verdächtigen Großen zum abschreckenden Beispiel seiner Rache zu opfern; er aber hat kein Ohr für so gefährliche Rathschläge und — verzeiht, nachdem er über die Häupter der Rebellion, die mit dem Schwerte in der Hand ergriffen worden, Kriegsrecht gehalten hat, und solche Milde trug schöne Früchte. Eben so spurlos gingen einige andere Aufstände in Mittel- und Nieder-Aegypten vorüber, obgleich die Araber-Stämme und die Feinde Frankreichs stets ihre Hand dabei im Spiele hatten.

Bald war die Verwaltung des Innern auf einen geregelten Fuß gebracht und der Miri, d. h. die Grundsteuer, und die indirekten Steuern wie die Gerichtspflege neu organisirt. Die Kopten, welche man zur Eintreibung des Miri gebrauchte, mußten der Willkür und Uebersteuerung entsagen; Civil-Intendanten, unter dem Titel von Französischen Agenten, wurden in die Provinzen geschickt, um über die Einkünfte und Abgaben Rechnung zu führen; fähige und unbescholtene Männer, wie Poussielgue und später Estève, standen an der Spitze der Finanz-Verwaltung. Alles Eigenthum, besonders die milden Fonds und Stiftsgelder (rizak und ouâkuf), blieben unangetastet. Bald schwanden die Spuren des Krieges, Vertrauen folgte der Furcht, die Glieder des Divans, die Ulema's und Scheikhs schlossen sich großentheils ohne Falschheit und Heimlichkeit an unser Geschick an. — General Desaix verfolgte indeß mit Beharrlichkeit die Truppen Murad Bei's mitten in der Thebaide; die Mamelucken, die nur in den Treffen von Sediman und Benhut Verluste erlitten, machten sich immer wieder vollzählig und hatten keinen Mangel an Lebensmitteln und anderen Bedürfnissen; dennoch wurden sie von Provinz zu Provinz, man könnte sagen, von Felsen zu Felsen zurückgedrängt, bis an die Kataraksten, die Gränzen Nubiens, den äußersten Punkt des Römischen Erdkreises. General Belliard, ein würdiger Gehülfe des gerechten Sultano (wie die Saiten den General Desaix nannten), befehligte das Land zwischen Syout und Syene und verwaltete es mit Weisheit. Aegypten lebte aller Orten wieder auf, von Gerechtigkeit beherrscht und ohne Sehnsucht nach seinen alten Gebietern. Nützliche Anstalten erhoben sich wie durch Zauber, hier Eisengießereien, Metall-Hämmer, Fabriken und Künstler-Werkstätten; dort Hospitäler, öffentliche Gärten, bis auf Konzerts-, Ball- und Schauspiel-Säle. Der Divan begann wieder seine Functionen in Gegenwart eines Französischen Regierungs-Bevollmächtigten. Der Ober-General stellte wissenschaftliche Nachforschungen an, zog nach Arabien und entdeckte zuerst den alten Kanal (von Suez) zwischen beiden Meeren.

Wer vermöchte zu bestimmen, was aus diesem Stande der Angelegenheiten noch hervorgegangen wäre, wenn nicht hemmende Ereignisse dazwischen gekommen wären und den natürlichen Lauf der Dinge unterbrochen hätten. Aber Britanien wendete seine Millionen daran, uns einen entlegenen Punkt an den Küsten Afrika's zu entreißen, nicht damit sich begnügend, einer Invasion ins eigene Gebiet entgangen zu seyn. Englands Intriguen bei der Pforte sind leider nicht erfolglos; sie greift zu den Waffen und eröffnet große Werbeplätze in Syrien. Bonaparte, vom Direktorium verlassen, von Frankreich fast vergessen, von der Land- und Seeseite zugleich bedroht, konnte nur einen Entschluß fassen, nämlich dem Feinde entgegen zu gehen und den Sturm zu zerstreuen, ehe er über ihn hereinbrach. Mit dem Kern seiner Truppen und seinen besten Generalen, Kleber, Cafarelli, Murat, Lannes, Davoust, Berthier, Reynier, Leclerc, Bon, Lanusse, Samson, Songis, Andreossi, Junot, Rampon, Bertrand, Marmont und anderen trefflichen Offizieren begiebt er sich auf den Marsch, durchzieht die Wüste mit Blitzesschnelle, erobert die Gränzvesten, El-Arisch, Gazza, Jaffa, von kriegerischer Besatzung vertheidigt, und trägt die Belagerung bis vor die Mauern von St. Jean d'Acre, wo Diezzar (d. h. der Schlächter; er hieß eigentlich Achmed Pascha) sich wie ein Löwe vertheidigt. — Während zahlreiche Stürme auf die Stadt unternommen werden, hat Kleber in der Nähe von Nazareth einen glänzenden Sieg errungen; 35,000 Feinde sind im Angesichte des Berges Tabor geschlagen, ihre Magazine genommen. Nicht gleichen Erfolg hat die Belagerung von Acre, und da zwölf Stürme fruchtlos blieben, die Pest verheerend in das Lager drang, das Geschütz von einer Englischen Flotte geraubt und der Ort von Sidney Smith und einem Französischen Emigranten vertheidigt wurde, mußte die Belagerung nach 60 Tagen aufgehoben und der Rückweg nach Aegypten angetreten werden. Noch steht der Heldenmuth des Ober-Generals in gefeiertem Andenken, mit dem er sich dem Heerde der Ansteckung, dem Hospital von Jaffa, nahte, den kranken Soldaten Trost und Hülfe brachte und sie dadurch beruhigte, daß er ihre Pestbeulen furchtlos anrührte. Beschwerlich war die Rückkehr, groß die Zahl der Opfer, zeitraubend der Transport der Kranken und Verwundeten; die ganze Kavallerie und alle Generale müssen von ihren Pferden steigen, aber immer geht der Feldherr mit seinem Beispiele voran und durchzieht die Wüste, im Sande des Berges Cassius versinkend, gleich dem niedrigsten seiner Krieger. Und doch — wer sollte es glauben? — endigt dieser mühselige Marsch mit einem Triumph.

Schreckensnachrichten waren in die Hauptstadt gelangt und von den Unruhstiftern vergrößert worden. Ein Theil der Bewohner jubelte, ein anderer wehklagte, die Franzosen in Kahira waren muthlos, die christliche Bevölkerung Aegyptens niedergeschlagen, Bonaparte zaudert nicht, zu einem ungewöhnlichen Auskunftsmittel seine Zuflucht zu nehmen, um den Gegnern Ehrfurcht, den Freunden Muth einzuflößen. Er befiehlt seinen Tapferen, sich mit Palmzweigen zu schmücken, läßt den Bewohnern von Kahira ein Fest ankündigen; die Scheikhs, der ganze Divan, die Agha's und alle Würdenträger von Civil und Militair, Aegypter wie Franzosen, sollen ihm in die große Ebene von Coubbé unter Festgeläute und Musik entgegenziehen. Er hofft, seine Verluste und die dünnen Reihen seiner Krieger durch geschickte Manöver und Schwenkungen zu verbergen, oder auch seine 6000 Tapferen, den Rest der Syrischen Armee, durch die in Kahira Zurückgebliebenen zu verstärken; er muß den Glauben erwecken, als befehlige er mindestens eine doppelt so große Anzahl und führe einen bedeutenden Zug Gefangener mit sich. Während des Marsches sollten die Zuschauer in gehöriger Entfernung gehalten werden und reiche Geschenke das Volk von neuem gewinnen. — Alles ging, wie Bonaparte es gedacht hatte, und die Täuschung war vollkommen, selbst bei einem großen Theile der Franzosen. Viele zweifelten nun nicht mehr an dem Uebertriebenen der Gerüchte, welche unsere Feinde seit zwei Monaten zu verbreiten bemüht waren, die Eintracht stellte sich wieder her, und Französische und Arabische Musik hallten verbrüdert aus weiter Ferne wieder. Die

Lorbeeren von Nazareth und Tabor bedeckten mit ihrem Zauber das Unglück des Syrischen Feldzuges. Beredte Proclamationen werden dann an das Volk gerichtet, an die Großen, an die Armee. Bonaparte, der Prophet, weissagt, und nicht zum ersten Mal in dieser Eigenschaft, eine bevorstehende Landung und erklärt die Nothwendigkeit seiner Rückkehr nach Frankreich. Auf Englands dringende Mahnung hatte die Pforte sich zu großen Anstrengungen entschlossen; 18,000 Mann sind bei Abukir ans Land gesetzt; aber Bonaparte ist fast eben so schnell an Ort und Stelle und vernichtet die Feinde mit seinem kleinen Heere in einer einzigen Schlacht.

Waren auch so die letzten trüben Erinnerungen an den Syrischen Feldzug vernichtet, so wollte von Frankreich her sich nicht die mindeste Hülfe zeigen. Die Lage des Ober-Generals ist kritisch, aber indem er alle Anstalten zur Rückkehr nach Europa trifft, muß er seine Absichten verbergen und Vertrauen einflößen und ordnet eine große wissenschaftliche Reise nach Thebaïs an. Wer möchte aber im Ernst glauben, daß er an der Erhaltung Aegyptens verzweifelte, und daß dies der Grund seiner plötzlichen Abreise und der Vorwand zu seiner Desertion war? Dennoch hat man diese Meinung zu verbreiten nicht Scheu getragen. Die wahre Veranlassung ist zu bekannt, um auf eine so wenig ehrenvolle Beschuldigung noch näher einzugehen. Das Direktorium unterhandelte um diese Zeit wegen der Räumung Aegyptens und des Abzuges der Armee, und ein neulich von Mignet in den diplomatischen Archiven aufgefundenes Aktenstück, ein Brief des Ministers Reinhard, vom 18. September 1799 datirt und im Auftrage des Direktoriums geschrieben, ruft den General nach Frankreich zurück. Harte Schläge, große Mißgriffe hatten alle Bürger, die Freunde des Vaterlandes, betrübt; man hoffte, daß der Sieger von Italien und bei den Pyramiden durch seine bloße Gegenwart den Gang der Dinge in sein altes Geleis zurückbringen und das wankelmüthige Glück von neuem an unsere Waffen ketten werde. Die Wahrheit ist, daß der Brief nicht an den General gelangt ist, aber seine Abreise hatte ohne Zweifel denselben Zweck, und seine umfassenden Pläne bestimmten ihn gewiß mehr zur Rückkehr, als die Bitten seiner Freunde. Doch diese wunderbare Rückkehr gehört nicht weiter in die Geschichte des Aegyptischen Feldzuges.

Der Schauplatz ändert sich, Kleber folgt auf Bonaparte. Wäre er auch nicht der älteste General in der Armee gewesen, so würde er doch durch den einstimmigen Wunsch des Heeres den Oberbefehl erhalten haben. Ein so vollkommener Krieger erkannte augenblicklich die Schwierigkeit seiner Lage und mußte auf Alles gefaßt seyn, weil Hülfe aus Frankreich gar nicht abzusehen war. Die Armee verminderte sich täglich; die Kühnsten waren in den Schlachten und Erstürmungen der Städte gefallen; die Pest und die nicht minder mörderische Ruhr wütheten unter den Uebriggebliebenen, Augenkranke füllten die Hospitäler; die Armee war zu einem Schatten geworden; was mit diesem Schatten anfangen? — Eine neue Invasion konnte noch 20,000 Menschen an den Küsten Aegyptens absetzen, eine größere Zahl von Osten her eindringen. Diese Furcht wurde bald zur Gewißheit, indem der Großwesir an der Spitze einer dritten Armee durch Syrien vordrang. Desaix wurde aus Ober-Aegypten zurückgerufen; 7000 Janitscharen, die bei Damiette landeten, wurden niedergemacht und vernichtet. Unter diesen Umständen war es, daß Sir Sidney Smith dem General Kleber Unterhandlungen vorschlagen ließ. General Desaix und der Chef der Finanz-Verwaltung, Poussielgue, schlossen mit dem Großwesir eine Uebereinkunft, so vortheilhaft, als sie unter diesen Umständen seyn konnte, zur Räumung des Landes. Schon war der Befehl gegeben, die Plätze, Städte und Provinzen zu verlassen, als Kleber erfuhr, daß das Englische Gouvernement diese Uebereinkunft nicht ratifizirt hätte*). Gegenbefehle ertheilen, die zerstreuten Truppen-Corps sammeln, der Armee anzeigen, daß nicht mehr von Räumung, sondern von Kampf die Rede sey, den Andrang von 80,000 Feinden mit 10,000 Franzosen abwehren: dies Alles war das Werk weniger Tage. Der Sieg bei Heliopolis verewigt das Gedächtniß des Feldherrn und der Aegyptischen Armee, und ihr Ruhm strahlt um so höher, je größer die täglichen Verluste wurden und die Hoffnungslosigkeit, aus Frankreich Hülfe zu erlangen. Aber ein Theil der Türkischen Armee drang in Kahira ein, und um die empörte Hauptstadt zum Gehorsam zurückzuführen, mußte die Vorstadt Bulack geopfert werden. — Staatsklug ließ sich Kleber in Unterhandlungen mit Murad Bei ein, und das Interesse für die Sache Frankreichs berechtigte eben so zu dieser Maßregel als der Charakter und Heldensinn dieses achtungswerthen Kriegers. Kleber ernannte ihn zum Fürsten von Said. Schon war eine Kommission ernannt, die Gränzen des ihm abgetretenen Gebietes von Assuan bis Tanta zu bestimmen, als das Schicksal ihm die Früchte dieses Vertrages entriß; er starb noch während dieser Gebietsbestimmung, die Einen sagen, an der Pest, die Anderen, an Gift. Thatsächlich ist es, daß die Pest zur Zeit mit Strenge herrschte. Die anti-Französische Partei stützte ihre Behauptung darauf, daß, als Murad Bei, von der Großmuth der Franzosen gewonnen, ihr aufrichtiger Freund geworden war, er von den Türken aus dem Wege geräumt wurde: Sitty Nefiseh, seine Gemahlin, zeigte sich ihres Mannes so wie Ali Bei's, dessen Witwe sie war, vollkommen würdig.

Am 25. Prairial des Jahres IX (14. Juni 1800) wurde Kleber, das Opfer eines feigen Mordes, und dieses traurige Ereigniß raubte nicht nur der Armee und Frankreich einen tapferen Feldherrn, sondern wurde auch die vornehmste Ursache zu dem Verluste Aegyptens. Die ersten Schläge datiren von diesem Tage. Denn die Vertheidigung einer so kostbaren Eroberung verlangte einen zweiten Bonaparte oder Kleber, und der neue Ober-General bedurfte in seiner mißlichen Lage das volle Vertrauen der Armee. Menou war nicht dieser Mann; Reynier würde sich weit mehr für eine solche Stellung geeignet haben. Doch muß man, um gerecht zu seyn, gestehen, daß Menou sich für die Behauptung des Eroberten entschiedener als irgend ein anderer der Generale aussprach. Den 10. Ventôse (1. März 1801) erschien eine Englische Flotte von 135 Segeln vor Abukir, und den 20ten fand unter den Mauern von Alexandrien jenes berühmte Gefecht statt, in welchem die Engländer ihren General*), wir das Schlachtfeld verloren. Die kleine Truppenzahl, die zu Kahira unter den Befehlen des tapferen Generals Belliard geblieben war, unterhandelte mit der Englisch-Türkischen Armee, nach rühmlich bestandenem Kampfe gegen Briten, Osmanen, Mamelucken und gegen eine Flotte, welche deren Pläne unterstützte. Belliard erlangte eine ehrenvolle Capitulation. Was aber das eigentliche, d. h. die Trümmer des Hauptheeres, anbelangt, so hatte dieses in Alexandrien, überall von Meer und Ueberschwemmung umgeben, während 6 Monate alle Entbehrungen und Schrecken einer Belagerung erduldet und durch Zwiespalt in den Ansichten den Feinden neue Vortheile gewährt, so daß Menou, trotz seiner hartnäckigen Gegenwehr, endlich nachgeben mußte, aber keineswegs auf so vortheilhafte Bedingungen wie General Belliard. — In den ersten Tagen des Jahres X gingen die letzten Fahrzeuge mit Französischen Truppen nach Frankreich ab; mehrere von ihnen kamen erst im Winter (1802) an.

Diesen Ausgang hatte jene großartige Unternehmung, die ungefähr drei Jahr sieben Monate währte und den Französischen Namen an den Küsten zweier Welttheile wiederhallen machte. Die Ausdauer und Selbstbeherrschung unserer Truppen mitten unter Feinden und Gefahren machte ihnen nicht minder Ehre, als ihr Muth und ihre Unerschrockenheit. Man wird nicht viel Feldzüge auffinden, die so reich an Wundern und außerordentlichen Thaten wären. Nubien, Kordofan, Darfur und selbst Sudan lernten die Allgewalt unserer Waffen durch den Ruf kennen. Die Eroberung von Suez eröffnete einen lebhaften Verkehr mit Arabien, und Dschidda und Jembo traten in Handelsverbindung mit Aegypten. Der General Bonaparte setzte sich in Korrespondenz mit dem Scherif von Mekka, mit dem Emir Beschir, dem Sultan von Darfur, dem Kaiser von Marokko, dem Bei von Tripolis. Von überall her empfing er Antworten voll Hochachtung und freundschaftlicher Gesinnung. Die Einnahme von Acre und ein mehrjähriger Aufenthalt würden die Herrschaft Frankreichs in Aegypten mehr begründet und einige Befestigung hingereicht haben, sie unerschütterlich zu machen. Diese Ansicht der Aegyptischen Expedition wird von der Nachwelt bestätigt werden und den Sieg über die Gegner des Zuges davontragen, die meist aus weiter Ferne urtheilen, durch den Schleier ihrer Leidenschaften, und nicht die geringste Kenntniß weder von dem Ziel und Ursprung, noch dem Wesen der ganzen Unternehmung haben.

Jomard. (Encyclopédie des gens du monde.)

*) Der Englische Admiral Keith, durch aufgefangene Briefe von der traurigen Lage der Franzosen in Aegypten unterrichtet, machte zur ersten Bedingung einer jeden Capitulation „Kriegs-Gefangenschaft" der feindlichen Armee.

*) Abercrombie. Er wurde in der Schlacht tödtlich verwundet, starb aber erst den 28sten. Auf Seiten der Franzosen war Lanusse gefallen.

Algier.

Die Janitscharen in Algier.

Die Janitscharen (Jenitscheris) bildeten 1830 das Heer der regelmäßigen Truppen, welche der Dei den Franzosen bei ihrer Landung entgegenstellen konnte. Dieses Heer, im Ganzen 15,141 Mann (7674 Türken und 7467 Kulugli's), erhielt bald nachher, in dem Gefechte bei Staueli, einen Zuwachs durch die Truppen der Bei's von Konstantine, Oran und Titteri und durch die Kontingente der Nachbar-Stämme.

Die Beherrscher von Algier sind fast alle aus den Reihen dieser unruhigen und rebellischen Miliz hervorgegangen: Hussein Pascha war ein schlichter Janitschar an Bord eines Korsaren-Schiffes, als die Neapolitaner ihn gefangen nahmen. Bald nachher durch Mustafa Pascha losgekauft, gelangte er zur Würde eines Chodscha-el-chail (Rechnungsführers bei der Kavallerie), und im Jahre 1817 wurde er Dei von Algier**).

Die Janitscharen theilten sich in Orta's oder Compagnieen — Orta ist Türkisch und bedeutet eigentlich Mitte, Centrum. — Die Zahl derselben war unbestimmt, und eben so die Zahl der Mannschaft; eine Orta begriff zweihundert bis tausend Janitscharen. Der Ober-Offizier hieß Bülük-Baschi; unter seinen Befehlen standen: der Oda-Baschi — der Wekil-el-chardsch, welcher die Bedürfnisse der Oda besorgte und darüber Rechnung führte — und der Joldasch-Baschi, der älteste Gemeine***).

**) Chodscha, ein Persisches Wort, bedeutet alter Mann, Herr, Chef und insonderheit Chef eines Büreaus oder Secretair an einer Staats-Kanzlei — chail, ein Arabisches Wort, (das Hebraische chajil, Kraft, Macht) ist der edlere Ausdruck für Pferde und Reiterei.

***) Bülük-Baschi (Türkisch) heißt Abtheilungs-Chef; denn das erstere Wort kommt von bölmek, theilen, und ist unter der Form mAKD (polk) auch zu den Slawischen Völkern übergegangen, bei denen es ein Regiment (Pulk) bedeutet. — Oda (Türkisch) heißt, Kammer, Stube, und dann so viele Soldaten, als in einer Kasernen-Kammer Platz haben. — Wekil-el-chardsch (Arabisch) heißt Verwalter der Ausgaben. — Joldasch-Baschi (Türkisch) sagt s. v. als Haupt der Kameraden; denn joldasch (von jol, Weg) bedeutet: Weg-Genosse, Reise-Gefährte und dann Gefährte überhaupt.

Die Zahl der Sandschakdare oder Fähnriche einer jeden Orta war unbestimmt. Wer die dazu erforderlichen Eigenschaften besaß, der konnte durch Erlegung von 100 Sultani's (340 Franken) den Titel eines Sandschakdar erhalten*). Im Felde war der Fähnrich Secretair des Agha's, welcher eine Legion befehligte. In Friedenszeiten hatte jede Kaserne ihren Kapudschi, der, obgleich ein Janitschar, das Amt des Portiers verwaltete.

Zur Zeit der Französischen Eroberung zählte man 150 Orta's oder Odschak's**). Jede derselben hatte ihre besondere Nummer. Die Algiersche Miliz, welche das Corps der Janitscharen bildete, war in zwei Klassen getheilt: zu der ersteren gehörten die eigentlichen Janitscharen aller Grade; die andere begriff sämmtliche als Ehren-Janitscharen betrachtete Milizen.

Der jährliche Sold des Bülük-Baschi betrug in Französischem Gelde an 454 Franken. Daneben erhielt er noch zwei Rationen Lebensmittel, einen Antheil von den Prisen und einen Antheil von den Geschenken, welche die Bei's, die Häuptlinge der Stämme oder die Hakim's gewisser Städte der Regierung machten. — Jeder Janitschar erhielt jährlich 360 Franken; außerdem einen Antheil von den Prisen und eine Ration Lebensmittel, die aus vier Brodten, aus Fleisch und Oel bestand.

Die Janitscharen zweiter Klasse bekamen keine Lebensmittel. Verheiratheten Männern bewilligte man eine monatliche Zulage von zwei Maaß Getraide.

Der Emir der Beni Mesab hatte die Obliegenheit, den Janitscharen der Garnison von Algier alle 14 Tage die nothwendige Quantität Fleisch zu liefern. Das Geld für seine Lieferungen empfing er aus der Staats-Kasse.

Die Stämme der Wüste waren gehalten, eine ihrer Bevölkerung angemessene Zahl Spahi's zu liefern. Diese Kontingente standen sämmtlich unmittelbar unter dem Kommando des Agha's. Pferde und Pferdegeschirr bezahlte die Regierung.

Sämmtliche Jeñitscheri's***) waren Fußgänger, diejenigen ausgenommen, welche die Suite des Agha's bildeten. Die Pferde der Letzteren wurden in Kriegszeiten auf Kosten des Staates gefüttert.

Eine Unterabtheilung der Orta bildete die Sofra, welches Wort so viel als Tafel oder Speisetisch bedeutet. Zu einer Sofra gehörten: ein Oda-Baschi, ein Wekil-el-chardschi und 18 Janitscharen. Die Sofra's patrouillirten in dem Gebiete herum, das ihrer Obhut anvertraut war, hielten die Ordnung aufrecht und brandschatzten die rebellischen Stämme. Oran hatte 10 solcher Sofra's; Mostaganem 5; Maskara 3; Tlemsen 5; Konstantine 5; Bona 8; Tepsa (an der Gränze des Staates Tunis) 2; Biskara 4; Bugia 3; Samura 2; Felissa 4; Hamsa 2; das alte Hamsa, in dem Beilik Titteri, eine; Sebaua 2. In dem Fort Matifu garnisonirte eine; in dem Fort der Pointe-Pescada eine; in der Kasbah 3; in Dar-el-Sultan 2. Vier andere Sofra's waren in Scherschell, Dschidscheli u. s. w. vertheilt.

So oft eine dieser Sofra's ins Feld rückte, mußte der Stamm, bei dem sie verweilte, für ihre Beköstigung sorgen. Die Dauer ihres Aufenthalts bestimmte der Oda-Baschi.

Jeder Türke, der aus einer niederen Stellung zu einer höheren Würde im Corps der Janitscharen gelangte, mußte der Compagnie, bei welcher er gestanden, eine bewegliche oder unbewegliche Schenkung machen. Zuweilen war diese Schenkung nur eine Schuldforderung, welche der neue Würdenträger an die Ordre seiner Compagnie indossirte. Bestand sie aus unbeweglichem Gute, so bedingte sich der Schenkende oft eine jährliche Rente aus, die beinahe das einzige Mittel war, wodurch er seinen Kindern, falls er starb oder deportirt wurde, einige Hülfsquellen sicherte.

Es giebt dermalen in Algier 249 Janitscharen, Türken und Kulugli's †), darunter 20 Wekil-el-chardschi's, 25 Oda-Baschi's und 23 Sandschakdare. (Moniteur algérien.)

*) Sandschakdar ist ein Zwitter-Kompositum, aus dem Türkischen sandschak, Fahne, und dem Persischen dar, haltender (von dâschten, halten). Ganz Persisch ist das synonyme Wort Bairakdar.

**) Odschak (Türkisch) bedeutet eigentlich Feuerheerd und dann Familie oder Hausgenossen.

***) Jeñitscheri (Türkisch) ist gebildet aus jeñi, neu, und tscheri, Heer, Truppe, Soldat (auch im Mongolischen cherik, ein Kriegsheer). Als der heilige Hadschi Bektasch dieses Corps stiftete, nannte er es die Neue Truppe; und dieser Name ist ihm geblieben, wie der Name Neustadt mehreren verwitterten Städten aus dem Mittelalter.

†) Kulughli oder Kul-Oghli ist Türkisch und heißt wörtlich: Söhne von Dienern oder Sklaven. (Kul, Sklav, und oghul, Sohn.)

Mannigfaltiges.

— Katharina Reiner, die hochherzige Jungfrau in Bunzlau. Zu den beiden (in Nr. 16 und 23 des Magazins enthaltenen) Notizen: „Wandernde Sagen" und „die hochherzige Nonne" liefert die Chronik der Kreisstadt Bunzlau ein historisch begründetes Seitenstück. Wenn dasselbe auch nicht der Tendenz dieser Blätter entspricht, so dürfte es doch für die Freunde der vaterländischen Geschichte von Interesse und deshalb der Mittheilung werth seyn. Im Jahre 1427, am Tage Judica, dem fünften Sonntage in der Fasten, erstürmte ein Heereshaufen der Hussiten unter Anführung des gefürchteten Hynko Krussina die Stadt Bunzlau. Der bedeutende Verlust, den sie vor den Mauern und in den Straßen der Stadt durch die verzweifelte Gegenwehr der Bürgerschaft erlitten, hatte die wilde Rotte zu der zügellosesten Wuth entflammt. Beute- und mordgierig verbreiteten sich die racheschnaubenden Krieger, nachdem sie den letzten Widerstand überwältigt, durch alle Straßen der geängsteten Stadt und verübten die furchtbarsten Gräuel, die wir hier nur in den Hauptzügen mittheilen. Weder Stand, noch Alter, noch Geschlecht war den Hussiten heilig. Den um Schonung flehenden Bürgermeister Tscheschwitz enthaupteten sie auf einer Wagendeichsel; der Pfarrer Florian Teckler wurde, während er ruhig Messe las, vom Altare gerissen und ihm ein eiserner Nagel durch den Kopf geschlagen; die übrigen Geistlichen, so wie sieben Dominikanermönche, schleppten die Barbaren nach der St. Hedwigskirche, steckten dieses von der Herzogin Hedwig im J. 1205 erbaute Gotteshaus in Brand und übergaben die gefesselten Priester dem Feuertode. Die männliche Bevölkerung der Stadt fiel zum großen Theil unter den Streichen der Hussiten, Frauen und Jungfrauen, selbst Kinder als Opfer der rohesten Sinnenlust. Wie aber unter dem furchtbarsten Drangsalen weibliche Seelengröße und Hochsinn sich oft schnell entfalten, dafür zeugt die That einer Bunzlauer Jungfrau, die — wie jene Zeit selbst — vielleicht der Vergessenheit verfallen wäre, wenn sie nicht die Chronisten Valentin Polus, Zechner und Jeremias Kranz aufgezeichnet und so der Nachwelt aufbewahrt hätten. Katharina, des Rathmannes Reiner zu Bunzlau älteste Tochter, von zwei Hussitischen Hauptleuten überfallen, legte einen über ihr Geschlecht erhabenen Muth an den Tag. In der Vertheidigung ihres kostbarsten Gutes, ihrer jungfräulichen Ehre, entriß sie einem ihrer Bedränger den Dolch, tödtete mit demselben Beide und floh, als deren Genossen herbeistürmten, in die nahe Kirche zu „Unseren lieben Frauen". Aber auch hier, an der gottgeweihten Stätte, hatte die heldenmüthige Jungfrau keine Freistätte gefunden. Sie ward ergriffen, gebunden und sollte nun, zuerst dem Hussiten-Hauptmann Kobecky und dann der ganzen Schaar zum Opfer frecher Lust preisgegeben, den fürchterlichsten Qualentod erleiden. Da, in ihrer Herzensangst, verspricht sie dem Hauptmann Kobecky, „ihm ein untrügliches Mittel offenbaren zu wollen, das sie ja selbst erst, wie er gesehen, an seinen beiden von ihr getödteten Genossen erprobt und welches unverletzbar gegen jede Waffe mache." Als Preis der Entdeckung verlangt Katharina ihre Freiheit und Schonung ihrer Unschuld. — Die verlockende Aussicht, das Leben in den täglichen Kämpfen zu bewahren und unverletzt aus jeder leiblichen Gefahr hervorzugehen, siegte in dem Herzen des Hussiten-Hauptmanns über die sinnliche Begierde, und seine letzten Zweifel wurden beschwichtigt, als die Jungfrau ihn aufforderte, die Untrüglichkeit ihres Geheimmittels sofort an ihr zu erproben. Sie kniet nieder, Kobecky vollführt mit seinem Schwerte den Streich und — auf die Stufen des Altares rollt das Haupt der hochherzigen Jungfrau, die — wie jene Nonne — den Tod der Schande vorzog*). Wuthentbrannt, daß er sich getäuscht sah, ließ Kobecky den Körper der Enthaupteten in kleine Stücke zerhauen. Fast die ganze Stadt wurde von der Mordbrenner-Schaar in einen großen Aschen- und Trümmerhaufen verwandelt, gleichsam als wollten sie die blutigen Spuren ihrer verübten Gräuel durch die Flammen vertilgen. K. S.

*) Inwiefern die Chronisten in diese Erzählung Manches von der viel älteren aus Litthauen mit aufgenommen, steht uns nicht zu, zu entscheiden. Jedenfalls ist aber wohl der Heldenmuth und die Aufopferung der tugendhaften Bunzlauer Jungfrau nicht in Zweifel zu ziehen. D. R.

— Das blaue Buch. Unter diesem Titel (Den blå Boken) hat der berühmte Schwedische Historiker, Professor E. G. Geijer, eine Schrift herausgegeben, in der er eigene und fremde Gedanken zusammengestellt, wie sie ihm bei der Lektüre sich dargeboten und er sie in seinem „blauen" Erinnerungsbuche niedergeschrieben. Der Verfasser führt darin seine Leser durch das ganze Reich der Wissenschaft und der Literatur; er macht sie mit den alten Griechen und Römern und mit dem neueren Fabrikwesen, mit China und mit Irland, mit Homer und mit Goethe, mit den Kontroversen in der Politik wie in der Theologie bekannt. Interessant sind besonders einige Bemerkungen über Goethe und dessen Hermann und Dorothea, ein längerer Aufsatz über Ilias und Odyssee, in Bezug auf welche Herr Geijer sich gegen die Ansichten Friedr. Aug. Wolf's erklärt, ferner eine Betrachtung über die Englische Kirche und Irland, so wie über die arbeitenden Klassen in England. Der Verf. weiß auch das Fremde von eigenthümlicher Seite aufzufassen, und das, was er selbst hinzuthut, ist immer geistreich.

— Schwedische Journalistik. In Stockholm erscheinen jetzt 23 verschiedene Zeitungen, Zeit- und Monat-Schriften. Eine Neuigkeit des Jahres 1838 ist das von Professor E. G. Geijer angekündigte Literaturblatt (Litteratur-Bladet), das nunmehr mit der „Literatur-Vereins-Zeitung" in Upsala, die bisher das Privilegium der wissenschaftlichen Kritik hatte, konkurriren wird. In Gothenburg erscheinen sechs meistens dem Interesse des Handelsstandes gewidmete Blätter; in Upsala fünf, die hauptsächlich ein gelehrtes Publikum haben; in Lund sechs, zur Hälfte aus politischen und zur Hälfte aus gelehrten Journalen bestehend, und in 29 anderen Orten 31 verschiedene Blätter, so daß im Ganzen 91 Zeitungen und Zeitschriften in Schweden jetzt gedruckt werden.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 30. Berlin, Freitag den 9. März 1838.

Frankreich.

Eine Jagdfahrt Ludwig's XIV.
Nach Eugène Sue.

In seinem neuesten Werke hat Eugène Sue das Meer, auf dem er so heimisch ist, verlassen. Latréaumont ist keiner von jenen kecken Seehelden, die Sue so gut zu schildern weiß, keiner von jenen trotzigen Gesellen, denen der Tod eines Menschen nicht mehr Kummer als der einer Fliege macht, und die in einer Stunde mehr Flüche murmeln, als ein Mönch in einem Tage Paternoster herbeten kann. Darum glaube man aber noch nicht, daß dies ein Werk für junge Pensionairinnen sey, daß Latréaumont ein bleicher, schmachtender und melancholischer Mondscheinheld sey; nichts weniger als das. Latréaumont ist auch ein Ungeheuer, wenn auch ein Ungeheuer anderer Art; er ist ein unförmlicher Fleischkoloß, ein wagehalsiger, egoistischer Mensch, eine Art Falstaff, der sich über die ganze Welt lustig macht, mit sich selbst aber nicht spaßen läßt. Der Verfasser selbst nennt ihn „einen Riesen und unverschämten Klopffechter, einen grausamen Possenreißer, ein physisches und moralisches Ungeheuer". Um diesen gruppiren sich die übrigen Figuren des Romans, die von ihm wie Drahtpuppen in Bewegung gesetzt werden; denn der Energie seines Willens kömmt nur der riesenhafte Umfang seines Bauches gleich. Die übrigen Personen sind: einer der bezaubendsten und angesehensten Herren am Hofe Ludwig's XIV; — ein armer und tiefsinniger Holländischer Greis, ein ausgezeichneter Gelehrter und großer Politiker, der Spinoza zum Schüler und Johann von Witt zum Freunde hatte; — eine junge, reiche, vornehme und schöne Frau, welcher nichts über die Heiligkeit des Eides geht; — endlich ein reizender, schüchterner und zärtlicher Jüngling. Dies sind die vorzüglichsten Schauspieler, welche in dem blutigen Drama auftreten; das Sujet desselben ist eine Verschwörung gegen Ludwig XIV., gegen den — beiläufig gesagt — der Verfasser einen fanatischen Haß offenbart und dem er schonungslos den Nimbus abreißt, der bis jetzt das Haupt „Ludwig's des Großen" umhüllte.

Die Verschwörung wird von Latréaumont angestiftet, den wir zuerst im Hause des Herrn Affinius van den Enden finden, eines großen Gelehrten, der, unterstützt von seiner gelehrten Tochter, in Amsterdam eine Akademie hält und nebenbei für republikanische und demokratische Ideen schwärmt. Da unser gefräßiger Held wegen der Verwüstungen, die er unter den Eßwaaren anrichtet, der kochkundigen Hausfrau im höchsten Grade verhaßt ist, so kann er sich nur durch den Schutz des Hausherrn halten, indem er ihm mit der Verwirklichung seiner Pläne schmeichelt und ihm eine Republik nach dem Muster der Platonischen in der Ferne zeigt, die er (Latréaument) in der Normandie zu Stande bringen will. Als er sich jedoch von den mächtigen Verbindungen seines philosophischen Freundes überzeugt hat, als er erfährt, daß derselbe durch die innigste Freundschaft mit Johann von Witt, dem Großpensionair von Holland, verbunden ist, nimmt er diese Pläne ernstlicher auf. Der tugendhafte Großpensionair weist ihn zwar zurück, aber beim Kaiserlichen Gesandten findet er williges Gehör, nur daß diesem, wenn auch die Persönlichkeit, doch nicht der Name des Großpensionairs genügt. Es soll also ein Name geschafft werden, ein Name, der Klang und Ansehen hat; Latréaumont hat das Wort gegeben, einen solchen aufzutreiben, und Latréaumont ist ganz der Mann dazu, sein Wort zu halten. An einem schönen Morgen macht sich daher unser Held nach Frankreich auf, und kaum angekommen, findet er auch schon den schönsten Namen, den er nur wünschen kann. Dieser Name ist Louis von Rohan-Guémenée-Montbazon, Großjägermeister von Frankreich. Dieser galante und verführerische, aber charakterlose Prinz war so eben vom Könige aufs tödtlichste beleidigt worden, indem derselbe die Annahme einer zwei Fuß langen Haselgerte, estortuaire genannt, aus den Händen des Großjägermeisters, der durch sein Amt dazu berechtigt war, verweigerte. In der aufgeregtesten Stimmung erscheint Messire Jules Duhamel von Latréaumont dem Prinzen und wird zugleich sein Rettungsengel, indem er ihn vor dem wüthenden Anlaufe eines zu Tode gehetzten Hirsches bewahrt, obgleich der Prinz beim Anblick dieses ganz schwarz gekleideten Kolosses den Teufel in eigener Person zu sehen glaubt, und ganz Unrecht hat er auch in dieser Vermuthung nicht, denn sein Teufel ist ihm wirklich erschienen.

Nun wären alle Requisiten zu einer Revolution vorhanden: ein glänzender Name, den man an die Spitze stellen kann, ein wagehalsiger Rädelsführer, allgemeine Unzufriedenheit in der Normandie; dennoch aber fällt der Vorhang auf fünf Jahre. Warum? Weil der Prinz seine Stelle als Großjägermeister für 500,000 Livres verkauft hat, von denen selbst ein Latréaumont und ein Rohan eine Weile ganz gut leben können; Latréaumont spart sich die Revolution als seine letzte Hülfsquelle auf, die er nicht eher anrührt, als bis ihm alle andere Aussichten entschwunden sind. Aber auch fünf Jahre vergehen, und 500,000 Livres können auch ein Ende nehmen, besonders wenn Messire Jules Duhamel von Latréaumont sich der Sache ernstlich annimmt. Nach Ablauf dieser Zeit finden wir unseren feinsten Helden in ziemlich dürftigem Zustande wieder. Sein Kleid ist unansehnlich geworden, sein Bauch ist zusammengeschrumpft, sein Beutel leer, aber er hat noch eine Revolution, und diese ist für ihn eine reichere Fundgrube als die Minen Peru's. Jetzt ist die Zeit zum Konspiriren gekommen; der Prinz hat keine Lust, aber wenn Latréaumont sagt: ich will, so ist es so gut wie gethan. Nun werden alle Maschinen in Bewegung gesetzt, der Kaiserliche Gesandte sendet Geld, die Holländische Flotte erscheint an der Küste der Normandie, um den Ausbruch der Revolution zu beschleunigen, aber die Revolution will trotz aller Anstrengungen nicht ausbrechen. Am Ende finden wir eines Tages alle Personen dieses Dramas auf dem Platz vor der Bastille vereinigt, wo eine zahllose Volksmenge sich an ihrer Hinrichtung ergötzt; nur Herr Affinius van den Enden wird als Notarier gehängt, und Latréaumont stirbt im Gefängniß an den Folgen einer Schußwunde. So endet das blutige Drama, welches in Amsterdam im Hause des Herrn Affinius van den Enden begonnen hatte, auf dem Platz vor der Bastille in Paris.

Wir versuchen die Beschreibung einer Jagd Ludwig's XIV. wiederzugeben.

„Nachdem Ludwig XIV. nach seiner Gewohnheit ein reichliches Mahl von Fleischspeisen und Gebäck zu sich genommen und das letzte Glas gefrornen Champagners geleert, stand er vom Tische auf und bedeckte sich; denn nach einer bizarren Etiquette mußte er sein Mahl mit entblößtem Haupte zu sich nehmen, während die Hofleute den Hut aufbehielten.

„Gehen wir, meine Damen!" sagte er zur Herzogin von La Valliere und zur Marquise von Montespan, welche in reichem Schmucke das Ende der Mahlzeit des Königs abwarteten, um ihn auf die Jagd zu begleiten. Frau von Montespan, welche damals gerade schwanger war, hätte sehr gern den Freuden der Jagd entsagt, aber die Befehle des Königs waren zu bestimmt; und mochte sie schwanger, leidend oder krank seyn, dem Könige mußte sie gehorchen, denn sein Wille war unabänderlich. Sein Egoismus schonte übrigens eben so wenig die Königliche Familie; man weiß, wie grausam er sich gegen die Herzogin von Burgund bewies, die er zwei oder drei Reisen nach Marly machen ließ, welche die junge Fürstin fast getödtet hätten.

Ludwig XIV. war damals einunddreißig Jahre alt. Die unvergleichliche Schönheit seines Gesichts, die unaussprechliche Größe und Majestät seines Wuchses sind so allgemein als historische Thatsachen angenommen und scheinen so sehr außer allem Zweifel, daß es schwer halten wird, das Bild dieses Halbgottes etwas zu vermenschlichen. Dennoch betrachte man mit einiger Aufmerksamkeit diese regelmäßige, aber ausdruckslose Gestalt; die Augen sind schön und wohl gespalten, aber hervorspringend und nichtssagend, wodurch der Blick etwas Starres und Finsteres erhält; die Stirn ist schmal und zurücktretend, die scharfgezeichnete Nase ist edel, aber die Wangen sind fleischig und voll; der untere Theil des Gesichts ist grobgebildet oder vielmehr zu sehr ausgebildet; das etwas zurückweichende Kinn senkt sich in drei Abstufungen zum gedrängten Halse hinab, während der kleine Mund, der von der Nase durch einen großen Zwischenraum getrennt ist, den Zügen des großen Königs einen faden, einfältigen, anmaßenden Ausdruck giebt. Nun nehme man diesem breiten und starkgefärbten Gesichte die ungeheure braune Perücke, welche auch den gewöhnlichsten Gestalten einen harten und strengen Ausdruck giebt und den Wuchs zwei bis drei Zoll größer erscheinen läßt; nun rechne man noch zwei oder drei Zoll auf die

hohen Hacken, und man wird das wahre Maaß für die Größe des großen Königs finden, welche nicht viel mehr als fünf Fuß betrug. Der schamlosen Schmeichelei, welche diesem Fürsten den Namen des Großen gegeben, ist es beizumessen, wenn man die Perücke und den Wuchs, die Hacken und das Verdienst verwechselt. Man ist allgemein überzeugt, daß Ludwig XIV. ein großer Monarch und ein Monarch von großem Wuchse war.

Der König verließ zuerst den Hof. Seitdem er auf einer Hirschjagd gestürzt war, stieg er nicht mehr zu Pferde und folgte der Jagd in einer Art kleiner Kalesche, vor welche zwei kräftige Pferde gespannt wurden. Ludwig XIV., auf dem Kutscherſitze dieses offenen Wagens mit vergoldetem Kasten und rothem Gestelle sitzend, zügelte selbst die Pferde. Im Innern waren nur zwei Sitze, welche jetzt die Herzogin von La Valliere und die Marquise von Montespan einnahmen; in ziemlicher Entfernung folgten dem Wagen der Hauptmann der Königlichen Garden, der erste Stallmeister, dann die Pagen, Edelleute und endlich der Troß der Hofleute nebst den Wagen des Gefolges; der ganze Zug wurde von den gardes du corps, von den Musketieren und den Jägern in blauem und scharlachnem Anzuge geleitet.

Ludwig war in der abscheulichsten Stimmung; er hatte nicht geschlafen. Seine hervorstehenden Augen waren roth und geschwollen, seine Gesichtsfarbe war marmorbleich, aus seinen Zügen sprach die Sorge. Sein Bart, der seit dem vorigen Tage üppig aufgeschossen war, gab ihm ein unordentliches und unreinliches Ansehen. Die Anstrengungen der Verdauung und das reichliche Mahl, welches er genossen, versenkten ihn in eine reizbare Trägheit und benahmen ihm alle Lust, mit seinen Begleiterinnen zu plaudern, so daß ihm nichts Anderes übrig blieb, als die Pferde zu peitschen, wenn sie nicht nach seinem Belieben laufen wollten. Er trug eine kurze Perücke, einen betreßten Hut; sein blauer Jagdanzug mit scharlachnem Futter war mit einer goldenen Tresse besetzt, welche von zwei silbernen eingefaßt wurde.

Ludwig war so wenig gewohnt, seine üble Laune denjenigen, welche sie tragen mußten, zu verbergen, daß seine beiden Begleiterinnen schon beim Besteigen des Wagens seine Verstimmung bemerkten: Frau von Montespan ignorirte dieselbe wie gewöhnlich, während die Herzogin, welche wußte, daß sie die ganze Last allein tragen müsse, voll trauriger Empfindungen war. Der Versammlungsort war ziemlich fern vom Schlosse, der Weg, der zu demselben führte, schön und sandig wie alle Waldwege, aber die Wagenräder schnitten doch tief in denselben ein: der Wagen, den der König sehr rasch fahren ließ, rüttelte schrecklich, so daß Frau von Montespan nach einem ungewöhnlich harten Stoße ausrief: „Wenn doch Ew. Majestät etwas langsamer fahren wollten.“

Ein rascher Peitschenhieb war die einzige Antwort des Königs. Frau von Montespan konnte eine Bewegung des Schmerzes und des Zornes nicht unterdrücken, aber da sie einsah, daß, wenn sie ihre Empfindlichkeit in Gegenwart der Herzogin äußern wollte, dies dem König eine Absicht zuschreiben hieße, welche ihre Eigenliebe sich nicht gefallen lassen konnte, so nahm sie sogleich wieder ihre lächelnde und heitere Miene an.

Die gute und naive Herzogin von La Valliere, welche die Kränkung der Frau von Montespan mitfühlte, sagte furchtsam, indem sie ihre schönen blauen Augen auf ihr ruhen ließ: „Da Ihnen diese Erschütterung so schlecht bekommt, so lehnen Sie sich lieber an mich; vielleicht werden sie derselben so entgehen, oder sie wird ihnen wenigstens minder fühlbar werden.“ Aber die stolze Marquisin war zu empfindlich über das Betragen des Königs, um nicht ihren unterdrückten Zorn an ihrer Nebenbuhlerin auszulassen; so erwiederte sie der Herzogin mit süßlich-bitterem Tone: „Ich danke Ihnen für Ihre Hülfe, aber man sagt, dieselbe hinkt erschrecklich.“ Man langte endlich am Versammlungsorte an; Ludwig mußte von dem reizbaren und heftigen Charakter des Herrn von Rohan etwas Ungewöhnliches erwarten, denn derselbe hatte ihm keine Klage, keinen Einspruch zukommen lassen; und doch, wie beschimpfend, wie erniedrigend war der Befehl, den er durch Colbert an ihn hatte ergehen lassen! Den Groß-Jägermeister von Frankreich, einen der größten Herren, ließ Ludwig die Jagd beginnen, ihm übertrug er die beschwerlichsten Verrichtungen, und die Ehre sollte ein Anderer haben!

Wenn sonst der Hof am Versammlungsort ankam, näherte sich der Groß-Jägermeister dem Könige, und nach dem Vorrecht seines Amtes überreichte er ihm eine zwei Fuß lange Haselgerte, welche bestimmt war, die Baumzweige während der Jagd zurückzuschlagen. Diese Gerte hieß estortuaire. So war es auch die Pflicht des Groß-Jägermeisters, dem Könige nach dem Tode des Hirsches einen Fuß anzubieten. Giebt es etwas Kindischeres, als die Ueberreichung dieser Gerte und dieses Hirschfußes? Und doch war nach dem Jagd-Ceremoniel das Recht, diese beiden Dinge, welche den Anfang und das Ende der Jagd vorstellen, dem Könige unmittelbar zu überreichen, ein Zeichen der hohen Würde, eben so bezeichnend für den Groß-Jägermeister, wie die Epauletten für den Soldaten.

Die Kalesche des Königs wendete sich jetzt links vom Wege nach Thomery und schlug einen der Wege ein, welche zum Kreuzwege der Vente au diable führen. Als der König von fern den Haufen erblickte, welcher ihn am Kreuzwege erwartete, verdunkelten sich seine Züge noch mehr, denn er sah mit ängstlichem Zorn etwas Ungewöhnliches voraus; einer der entschiedensten Charakterzüge war nach seinen eigenen Aeußerungen der, nur höchst ungern das zu hören, worauf er keine Antwort vorbereiten konnte. Als die Kalesche sich dem Kreuzwege bis auf zwanzig Schritte genähert hatte, schauderte Ludwig XIV., denn er sah seine ganze Jagdmannschaft in Gallakleidung auf einer Seite dieses weiten Kreises aufgestellt. Einen Augenblick hemmte er den Schritt seiner Pferde, als wenn er das hätte vermeiden wollen, was er fürchtete; aber bald schien er sich zu ermannen, er trieb sein Gespann mit entschlossener Miene an, langte rasch in der Mitte des Kreuzweges an und ließ seinen Wagen bei einem Pfahle halten. (Schluß folgt.)

Rußland.

Die Kaukasische Mauer.

(Schluß.)

Endlich gelangten wir zu der Mauer. Welch' großartiger und zugleich niederschlagender Anblick bot sich unserem Auge dar .... Der Sieg der Natur über die Kunst, der Zeit über Werke von Menschenhänden! Eine immer fortschreitende Zerstörung a priori und a posteriori. Ein unbedeutendes in ein Spältchen zwischen Steinen gerathenes Samenkörnchen brach, zum Baume geworden, Steinplatten aus der Mauer, zertrümmerte andere und streute sie weit umher .... und die Luft, die Erhalterin des Lebens, zernagt sie — der Regen, der die Pflanzen belebt, löst sie auf. Der Wind zerstreut sie, und wuchernde Pflanzen bedecken mit dem Grün ihrer Blätter die Wunden, die ihre Wurzeln schlugen.

Nur der mitleidige Epheu verbindet zwei Zeithälften und vereinigt gewissermaßen eine bestehende und eine gesunkene Generation — noch unversehrte und schon zertrümmerte Steinmassen. Eichen, Wallnuß-Bäume, Maulbeerbäume und Platanen rauschen zu den Füßen des Gemäuers, drängen sich an den Seiten durch, steigen oben aus den Trümmern empor, beherrschen sie wie Adler mit ausgebreiteten Flügeln, klammern sich mit ihren Wurzeln wie mit Krallen an und halten bisweilen, vom Sturm niedergerissen, ihre Beute, wie triumphirend, in die Höhe. Aber nicht überall besiegte die Zeit die feste Mauer. An vielen Stellen, wo sie ihre gezahnten Kronen von sich geworfen, erhebt sie sich noch stolz über das Volk der sie überall belagernden Bäume, und nur säulengleiche Pappeln winken in gleicher Höhe mit ihren belaubten Häuptern, wetteifernd an Wuchs, aber nicht an Festigkeit. Graues Moos, dieser Schaum der Jahrhunderte, schmiegt sich an die Brust des alten Riesen und überzieht sie mit seiner düsteren Farbe. Hin und wieder weht der Epheu von den Thürmen wie eine grüne Fahne — die Oberfläche der Mauer aber ist überall mit Gebüsch bekränzt, zwischen welchem junge Bäume wie Schildwachen dastehen. Beim Anblick dieser noch wohlerhaltenen Mauer glaubt man, sie sey erst vor hundert Jahren erbaut und kaum seit funfzig Jahren verlassen worden. Der Regen hat sie nicht ausgespült, sondern nur geglättet. Und welche Stille, welche Einsamkeit rund umher! Selten nur zwitschert ein Vögelchen. Ueppiges Gras beugt sich unberührt zu seiner Wurzel nieder, und nur die Hufe von Rossen Tabassaranskischer Räuber zerstampfen die mit Erdbeeren wie mit Purpur geschmückten Wiesen!

Doch zur Sache. Die Kaukasische Mauer begann an der südlichen Spitze der Festung Narún-Kale und zog sich in gerader Richtung von Osten nach Westen, über Hügel und Abgründe ununterbrochen fort. Bis zu der Anhöhe, die wir umritten (gegen 5 Werst von Derbent), sind noch die Trümmer von vier kleinen Festungen zu sehen, von denen eine fast unversehrt ist. Noch bei vielen dergleichen Festungen ritten wir in der Folge vorüber. Sie sind nicht gleichmäßig von einander entfernt (wahrscheinlich der Gewässer wegen), von sehr verschiedener Größe und 120 bis 180 Schritte lang. Die Breite ist immer geringer. Bisweilen haben sie 4 runde Thürme an den Ecken, bisweilen 6. Diese an die Mauer gränzenden Befestigungen dienten wahrscheinlich zu Wachtposten, zu Niederlagen von Waffen und Vorräthen, Wohnplätzen der Anführer und zu Stütz- und Vereinigungs-Punkten im Fall eines Angriffs. An Höhe, Dicke und Bauart gleicht die Mauer vollständig der von Derbent. Die Kaukasische freilich verändert sich, je nach dem Terrain, indem man sich bemühte, die gleiche Horizontalität der oberen Linie so viel als möglich zu erhalten. Doch an den Stellen, wo die Mauer sich an Abhängen hinzieht, liegen die oberen und übrigen Steinplatten stufenweise, so daß jede Platte viereckig ausgehauen ist. Diese Platten sind fast alle 2½ Fuß lang, 1½ breit und ungefähr 1 Fuß dick; zwei derselben liegen nach der Länge der Mauer und die dritte aufrecht zwischen ihnen und ohne Cement; dagegen ist das Innere der Mauer mit Kiesel und Steintrümmern beworfen, die durch Lehm und etwas Kalk mit einander verbunden sind. Die Thürme sind klein, überall mit Erde gedeckt und mit ihren Spitzen immer mit der Mauer von gleicher Höhe — was die Asiatische Befestigungsweise von der Gothischen unterscheidet, bei welcher sich die Thürme hoch über die Mauern erheben und von einigen Reihen Schießscharten durchbrochen sind. Was jedoch am allerbemerkenswerthesten ist und am meisten für das nicht zu berechnende Alter dieser Mauer spricht, ist der gänzliche Mangel an Gewölben: eine Erscheinung, welche Denon bei den Aegyptischen Pyramiden vorfand. Mit Gefahr, mir das Genick zu brechen oder in den Höhlungen zu ersticken, durchkroch ich alle geheime Gänge, jede zum Wasser führende kleine Festung und überzeugte mich, daß ein gewölbtes Schloß den Erbauern der Kaukasischen Mauer unbekannt war, wiewohl wahrscheinlich später und zu verschiedenen Zeiten die Thore von Derbent Gewölbe

erhielten, und zwar keine spitzen, sondern immer runde, im Gegensatz der Arabischen Baukunst, die sich gleichzeitig mit dem Islam ausbreitete. Die Korridore sind mit breiten flachen Steinplatten gedeckt, oder mit hervorspringenden, oder mit einem Dache, bei welchem die Platten wie bei Kartenhäusern in Dreiecken mit einander verbunden sind. Die Dächer sind, wo sie nach unten hinaustreten, bisweilen abgerundet, was ihnen die Ansicht eines Gewölbes giebt — jedoch die mindeste Untersuchung zeigt um so schneller, daß man sich täuschte, indem fast alle Dächer in Folge der auf ihnen ruhenden Lasten geborsten und wie Fächer aus einander gespalten sind. Die Steine wurden wahrscheinlich von den benachbarten, jetzt vergessenen und mit Wald bedeckten Steinbrüchen geliefert, obgleich die Sage geht, als hätte man sie vom Meeresufer herbeigeführt. Was indessen dagegen spricht, ist nicht nur die Schwierigkeit des Transportes durch unwegsame Berge, sondern noch mehr der Umstand, daß sich keine Muscheln vorfinden, die den Haupt-Bestandtheil der Kaspischen Ufererde bilden.

Nachdem wir Kedshal-Kale, eine kleine etwa 20 Werst von Derbent entfernte Festung, genau besichtigt und uns darüber gewundert hatten, wie sie sich, ungeachtet sie von außen und innen mit Bäumen bewachsen war, so gut erhalten hatte, kehrten wir längs der anderen Seite der Mauer zurück, um auf eine andere Landstraße hinauszukommen. Kasi-Mulla, der jetzige Prophet der Berge, wollte sich in Kedshal-Kale verschanzen. „Als ich noch Knabe war", sagte er, „kletterte ich dort nach Birnen umher"; es zeigte sich aber, daß die früher in der Mitte befindlich gewesene Quelle ausgetrocknet und es dadurch unmöglich geworden war, sich in derselben zu halten. Wir nahmen unser Mittagessen in Metagi ein, einem auf hohem Berge ungemein reizend gelegenen Dorfe, und gelangten später, über Sabnaff, glücklich nach Derbent, nachdem wir den Thürmen der historischen, jetzt verschwundenen Stadt Kamak, die sich einst auf einem hohen Vorgebirge ausbreitete, nur einen Seitenblick zugeworfen hatten. Ihre ehemalige Berühmtheit hat sich jetzt in eine andere verwandelt: Kamakli (das heißt Bewohner des Dorfes Kamaka) bezeichnet in der Umgegend einen „Narren". Man versichert, es gäbe unter ihnen, wie unter den Abderiten, nicht einen einzigen vernünftigen Menschen.

Doch wo, wie und wie weit zog sich die Kaukasische Mauer hin? Sind ihre Trümmer auf einer langen Strecke vorzufinden, oder hat man sie zur Erbauung von Dörfern benutzt, wie es an vielen Stellen deutlich zu sehen ist? — Dies ist eine Frage, die vielleicht ewig ein Räthsel bleiben wird. „Eine Nachricht gelangte längs dieser Mauer in ungefähr 6 Stunden von Meer zu Meer!" sagten mir Tataren. Jetzt haben wir von der Mauer selbst keine Nachricht — was der Russischen Wißbegier in der That nicht viel Ehre macht.

Wie dem nun aber auch sey, dieses Muster der erstaunlichen Macht vorzeitlicher Herrscher hat einst existirt und setzt uns noch jetzt sowohl durch seine Auffassung als durch seine Ausführung in Erstaunen. Man sollte glauben, Halbgötter hätten den Gedanken gefaßt und Riesen ihn ausgeführt. Und wie bevölkert müssen vormals die Berge des Kaukasus gewesen seyn! Wenn die nackten Granitfelsen Skandinaviens officina gentium genannt wurden, wie sollte man dem Kaukasus den Namen einer Wiege des menschlichen Geschlechtes versagen? Durch seine Berge wanderten die Erstlinge der Welt; seine Schluchten waren angefüllt mit Völkerstämmen, die längs den Gebirgszweigen immer niedriger und niedriger und endlich auf der jungfräulichen Erde immer weiter und weiter zogen, den Grund und Boden anfangs von der Natur und später von früheren Ankömmlingen aus den Bergen eroberten — sich einander verdrängten und vernichteten und an den nämlichen Orten Ströme von Blut vergossen, wo einst Fische schwammen und der Ozean brauste.*) Angenommen, daß Persische oder Medische Herrscher ganze Völkerschaften in Bewegung zu setzen vermochten, um diese Mauer zu erbauen, so ist es doch wohl äußerst unwahrscheinlich, daß diese Völkerschaften jahrelang in einer wenig bevölkerten, unfruchtbaren Wüste sich erhalten konnten. Ist es wahrscheinlich, daß die Besatzungen der Festungen und die Wächter der Mauer, die beständig dort seyn mußten, ihre Lebensbedürfnisse aus Persien erhielten? .... Kommt man nicht der Wahrheit näher, wenn man annimmt, daß jene damals noch wenig mit Wald bedeckten Berge volkreiche Dörfer und üppige Kornfelder zählten, und daß zur Erbauung dieser Schutzwehr gegen Berg- und Steppen-Bewohner des Nordens dortige Einwohner gebraucht wurden? Ist es nicht wahrscheinlicher .... Doch was ist Wahrscheinlichkeit, da wir nicht einmal wissen, was Wahrheit ist? .... Ich bin fertig. Warlinsky.

*) Wenn nur die Gipfel der Kaukasischen Berge aus der Niederung vom Wasser aus zu sehen waren — glichen sie nothwendiger Weise einer Kette von Inseln, und daher, glaube ich, nennen sich die Kabardinzen, die das

England.

Der Almacks-Klub in London.

Man spricht so viel von den Almacks und weiß doch nicht, woher das Wort kommt und zu welcher Zeit es sich gebildet hat. Der erste Schriftsteller, der es erwähnt, ist Horace Walpole. Almacks ist der Name des Eigenthümers, in dessen Zimmern die Mitglieder des Klubs sich vormals versammelten, und dieser Name ist noch heute derselbe, obgleich Almacks seit mehr als einem halben Jahrhundert den Weg alles Fleisches gegangen. (Der gegenwärtige Besitzer der Ballsäle heißt Willis.) Kurze Zeit nach der Stiftung der Almacks geriethen die vornehmen Schutzdamen (Patronesses) in Zwiespalt, so daß die Versammlungen unterblieben. Aber bald darauf wurde der Klub nach einem so umfassenden Plan reorganisirt und durch ein so mächtiges Patronat unterstützt, daß er sich zu außerordentlichem Ansehen und Einfluß in der fashionäbeln Welt erhob. Ja die ganze höhere Gesellschaft steht unter der unumschränkten Herrschaft von einem halben Dutzend liebenswürdiger Tyrannen, die in der Season allwöchentlich am Montag in Kings- und James-Street ihre Sitzungen halten. Hier versammelt sich das Konklave ernst und feierlich um einen runden mit einer rothen Tapete überzogenen Tisch, und durch die einzige Manifestation seines Willens vermag es, ganze Familien zu erheben oder zu vernichten. Es darf ihnen nur die Einführungs-Karte für den privilegirten Zirkel bewilligen oder abschlagen, und die oberen Regionen der aristokratischen Atmosphäre sind ihnen geöffnet oder verschlossen. Daher verschmähen es auch die stolzesten Familien, selbst das Haupt der Aristokratie nicht, vor dieser Macht ihr Haupt zu beugen und demüthig um einen Einlaßschein zu betteln. Das Privilegium, an dem Zirkel Theil zu nehmen, ist die höchste Stellung, die eine Dame oder ein Kavalier in der großen Welt erreichen kann; durch die Verweigerung der Aufnahme dagegen, die mit unwiderruflicher Ausschließung ziemlich gleichbedeutend ist, wird man nicht nur in der Meinung des Adels zu Grunde gerichtet, sondern auch von jeder Art geselliger Verbindung mit ihm für immer abgeschnitten.

Das Comité besteht aus sechs Schutzdamen. Früher belief sich die Zahl auf sieben; aber seit der Abreise der Fürstin Lieven, jener berühmten Russischen Dame, die sich durch ihre Schönheit und ihre Theilnahme an der Politik so ausgezeichnet, zählt es nicht mehr als sechs. Dies sind folgende Damen: die Gräfin von Jersey, die Marquise von Londonderry, Lady Cowper, die Gräfin Brownlow, Lady Willoughby d'Eresby und die Gräfin d'Euston. Diese Damen wählen sich unter einander; wenn eine von ihnen stirbt oder ausscheidet, so halten die übrigen eine Versammlung, und nachdem sie sich reiflich berathen und die Verdienste der verschiedenen Kandidaten, die von jeder unter ihnen vorgeschlagen werden, sorgfältig geprüft, wird die Dame, welche die meisten Stimmen für sich hat, an die Stelle gewählt.

Man kann sich denken, was für Intriguen und Kabalen von allen Seiten aufgeboten werden, wenn eine Vakanz der Art eintritt. Es kommen dabei Dinge vor, die man kaum den allergewöhnlichsten Frauen, geschweige denn einer Dame von den höchsten Ständen zutrauen möchte. So war einmal eine streitige Wahl der Gegenstand einer beispiellosen Scene zwischen zwei von diesen Damen, die eine abweichende Meinung behaupteten. Alle Regeln der feinen Lebensart waren vergessen, und die Verletzung der Konvenienz ging so weit, daß die beiden Damen einander Dinge ins Gesicht sagten, die jede von ihnen früher nur hinterm Rücken der anderen ausgesprochen.

Die Stellen der Schutzdamen sind lebenslänglich, außer wenn durch Beschluß der Majorität eine von ihnen ausgeschlossen wird. Die Saison der Almacks-Bälle fängt gewöhnlich in der zweiten April-Woche an und dauert bis in die Mitte Juli's. Das Comité versammelt sich jeden Montag bei Willis von 3 bis 6 Uhr Abends, um seine Entscheidung zu geben über die Zulassungs-Gesuche und für die künftigen Bälle das Nothwendige zu beschließen.

Die Männer, welche um Aufnahme bitten, müssen sich ganz dieselben Formalitäten gefallen lassen, wie die Damen, und oft wird ihr Verdienst den strengsten Prüfungen unterworfen. Sobald jedoch der Kandidat zu einer sehr vornehmen Familie gehört und noch obendrein einen hohen Titel besitzt oder gar ältester Sohn ist, so wird er gewöhnlich mit viel Nachsicht behandelt. Die Gräfin Guernsey sagt mit Recht, und Niemand wird es bestreiten können, daß, wenn die Schutzdamen im Punkte der Sitten eine übertriebene Strenge zeigten, nicht ein einziger Kavalier bei Almacks zu sehen wäre; die Damen würden gezwungen seyn, unter sich zu tanzen. Was die jüngeren Söhne betrifft, denen man den charakteristischen Namen inconvéniens gegeben hat, so verfährt man mit ihnen ohne Umstände. Der kleinste Flecken von Immoralität bietet oft den besten Vorwand, sie vom Klub entfernt zu halten, während ein ältester Sohn, der einen schönen Titel trägt und jetzt oder in Zukunft Besitzer von bedeutenden Einkünften ist, mag er sonst das liederlichste Subjekt in den drei Königreichen seyn, ohne Schwierigkeit aufgenommen wird.

Der Subscriptions-Preis für jeden Ball beträgt 7½ Shilling. Vor zwanzig Jahren ungefähr betrug er eine Guinee, aber dafür gab man ein Souper. Jetzt giebt es kein Souper mehr und keine Erfrischungen, außer Thee und Limonade, die aber beide so schlecht sind, daß man sich Gewalt anthun muß, sie zu kosten.

Man kann sich kaum einen Begriff machen von dem Umfang der Bemühungen und Mittel, die man aufwendet, um sich den Zutritt zu den Almacks-Salons zu verschaffen. So unglaublich es klingen mag, so ist es doch eine ausgemachte Thatsache, die von der ganzen Aristokratie zugegeben wird, daß die meisten Familien sich nicht angelegentlicher und eifriger um einen Parlamentssitz für ihre Söhne bemühen, als um die Einführung ihrer Töchter in den Almacks-Klub, und die Betrübniß über den üblen Erfolg ist in dem letzteren Fall viel stärker, als in dem ersteren.

Eine Einladung in den Almacks-Klub ändert die ganze sociale Stellung einer jungen Person. Sobald sie auf diesen herrlichen

der Gesellschaft, zu der sie früher nur mit schüchternen Augen emporblickte. Jetzt kann sie Heirathsanträge bekommen von jungen Leuten, die sie sonst kaum angesehen hätten. Ueberhaupt bietet der Almacks-Klub einen höchst schätzbaren Vortheil für die beiden Geschlechter, indem er die jungen Damen und die zu verheirathenden Männer fortwährend mit einander in Berührung bringt. Ein Hauptzweck, den die Schutzdamen bei der Aufnahme der Kandidaten nie aus den Augen verlieren, bleibt auch, die Heirathen zu befördern, und ihre Erfolge in dieser Hinsicht sind fast erstaunlich. Daher pflegen sie auch junge Leute, die mit allen erwünschten Eigenschaften zum Heirathen begabt sind, sobald sie nach Verlauf von zwei Jahren keine Erwartung gerechtfertigt, im dritten Jahre aus dem Klub auszustoßen; denn, sagen sie, ein junger Mann, der keinen Grund hat, sich nicht zu verheirathen, und der zwei Saisons hindurch so vielen Reizen zu widerstehen vermochte, der wird, aller Wahrscheinlichkeit nach, sein Lebelang ein verstockter Junggeselle bleiben, und solche Leute haben in den Willis'schen Salons nichts zu thun.

Der Ballsaal ist gewiß der schönste in der ganzen Hauptstadt; ja, er steht vielleicht keinem anderen in der Welt nach. Um 10 Uhr öffnen sich die Thüren, und bis 11 hat die Bewegung und der Lärm in St. James-Street kein Ende. Um 11 Uhr beginnt der Ball. Früher schloß man die Thüren Punkt Mitternacht, und nach dieser Stunde wurde kein Individuum, wie hoch seine Stellung seyn mochte, zugelassen. Seit mehreren Jahren hat das Comité beschlossen, daß man zu Gunsten der Parlaments-Mitglieder eine Ausnahme machen solle.

Der Klub besteht aus 8 — 900 Mitgliedern; doch waren noch nie mehr als 650 zusammen, eine Zahl, die für den Umfang der Gemächer noch viel zu groß ist. Die mittlere Zahl der anwesenden Mitglieder beläuft sich nicht über 500. Nirgends vielleicht findet man einen so reichen Zusammenfluß von seltenen Schönheiten, wie in den großen Almacks-Bällen. Die Bestimmung des Comité's, nie mehr als drei Personen auf einmal aus derselben Familie aufzunehmen, läßt den Schutzdamen die Freiheit, diejenigen, die ihnen nicht gefallen, auszuschließen. Gewöhnlich ziehen sie bei sonst gleichen Verdiensten die Schönheit der Häßlichkeit vor, und wie sehr auch ihre Meinungen in anderen Punkten verschieden sind, alle Gesichter, die von der Natur wenig begünstigt sind, werden von ihnen mit einer rührenden Einstimmigkeit proskribirt.

Es ist leider nur zu wahr, daß die willkürlichen, oft ungerechten Entscheidungen Ihrer Majestäten der Schutzdamen ganze Familien für ihr übriges Leben in die tiefste Trauer gestürzt. Man erzählt, daß eine junge Person von hoher Geburt, die sich der ausgezeichnetsten Bekanntschaften erfreute und mit den liebenswürdigsten Eigenschaften ausgestattet war, vor Gram gestorben seyn soll, weil die Koterie von Kings-Street aus Gründen, die sie allein wußte, ihr ein Subscriptions-Billet versagen zu müssen glaubte. Der Arzt der Dame, der den eigentlichen Grund der Krankheit durchschaute, hielt es für seine Pflicht, an die stolzen Gebieterinnen der Mode zu appelliren und ihre Menschlichkeit in Anspruch zu nehmen zu Gunsten der unglücklichen Proskribirten; aber vergebens. Das Urtheil war gefällt, das Gesetz mußte seine Kraft behalten. So lautete die Antwort des unerbittlichen Tribunals. (Chambers' Edinburgh Journal.)

Ostindien.

Das Oel des armen Weibes.

Eine Buddhistische Legende*).

Einst verweilte der allerherrlichst vollendete Buddha in der Stadt Sirawassa, im Blumengarten des Königssohns Jaghuktschi, einem Orte allgemeiner Lust, wo den Hungernden Speise gereicht wurde. Damals lebte in jener Stadt ein altes Mütterchen, das bettelnd sein Daseyn fristete. Der Name der Alten war Bajas'chulang Schitücktschi**). Als dieses Mütterchen sah, wie der König, die Großen und die reichen Leute sich hinzudrängten, um dem vollendeten Buddha und seinen geistlichen Begleitern ihre Gaben darzubringen, wurde sie tief betrübt und dachte in ihrem Herzen: „Durch welche sündhafte That eines früheren Lebens bin ich in diesem Leben so arm und von Allem entblößt geworden, daß ich jetzt nicht vor den Thron der Tugend (d. h. vor Buddha) treten und heilbringenden Saamen ausstreuen kann!" Desselbigen Tages bettelte sie bis zum späten Abend um einiges Geld, konnte aber nur einen Dschogos***) erlangen. Mit diesem kleinen Geldstück begab sie sich in das Haus eines Oel-Händlers, um einiges Oel zu kaufen. Der Krämer sagte: „O Weib, für einen Dschogos bekommst Du blutwenig Oel; was willst Du damit machen?" Die Alte erwiederte: „O Herr, ich habe nicht mehr, als dies kleine Geldstück erbetteln können: das Oel dafür möchte ich Buddha zum Opfer bringen!" Da fühlte der Krämer inniges Mitleid und gab ihr viel mehr, als sie verlangen konnte.

Die Alte wurde hocherfreut, goß das Oel in eine Lampe, begab sich dann nach dem Heiligthum und stellte ihre Gabe mit den Worten vor Buddha nieder: „O Wesen der Wesen! dies Lämpchen ist Alles, was ich Dir opfern kann! möchte ich dafür in einem künftigen Daseyn von dem Lichte der Erkenntniß erfüllt werden und alle Finsterniß der Unwissenheit und des Lasters aus dieser Welt verscheuchen können!"

Damals hatte Mungaliani, einer von Buddha's Schülern, das Geschäft, an jedem Morgen die Opfergaben des vorigen Tages einzusammeln. Als nun dieser Geistliche am folgenden Morgen seinem gewohnten Geschäfte nachging, fand er eine hell brennende Lampe, deren Oel und Docht so unversehrt waren, als hätte man sie eben erst angezündet. Er wollte sie ausblasen, allein es gelang ihm nicht; dann versuchte er mit seiner Hand und endlich mit seinem Mantel, das Licht zu ersticken; aber jede Bemühung blieb fruchtlos. Der allerherrlichst vollendete Buddha sah, wie er sich quälte, und sprach: „O Mungaliani, glaubst Du, die Lampe da auslöschen zu können? Alle meine hier versammelten Schüler würden sich deshalb vergebens abmühen. Und wenn alle Wasser der vier Meere über diese Lampe hinfluthieten, sie bliebe dennoch unausgelöscht; denn sie ist um des Wohles aller Wesen willen und aus reinstem gläubigen Gemüthe dargereicht worden."

Als Buddha solches gesprochen hatte, da kehrte die Alte wieder und drückte ihre Stirn in den Staub zu seinen Füßen. Der allerherrlichst Vollendete aber weissagte ihr und sprach: „O Weib, nach dem Ablaufe zweier großer Weltalter sollst Du diejenige Buddha-Würde, die den Namen Lampen-Schein führt, empfahen, und alle geistige Gewalten sollen in Dir vollendet und verklärt seyn!"

Voll Freuden über diese Weissagung drückte die Alte ihre Stirn von neuem in den Staub und sprach flehend: „O Wesen der Wesen, erzeige mir die Wohlthat, mich eine Geistliche werden zu lassen!" Und Buddha erfüllte ihren frommen Wunsch.

W. Sch.

*) Die Mongolische Uebersetzung des Sanskritischen Originals befindet sich in Kowalewski's Mongolischer Chrestomathie.

**) Jlaghuktschi heißt Sieger — der Name der Alten bedeutet „freudig vertrauend".

***) Ist nach unserem Gelde weniger als ein Heller.

Mannigfaltiges.

— Mistreß Trollope in Wien. Das Buch, in welchem diese vielgereiste Englische Dame ihren Aufenthalt in der Kaiserstadt beschreibt, ist nunmehr unter dem Titel „Wien und die Oesterreicher" (Vienna and the Austrians) erschienen. In zwei Bänden läßt sie sich über die Sitten und den Charakter der Oesterreicher, über das Leben in der genußreichen Hauptstadt und über die reizenden Landschaften des Salzburgischen und Tyrols vernehmen. Die berühmte Tadlerin, vor deren Augen weder die Nord-Amerikaner noch die Franzosen, weder Belgien noch der Rhein Gnade finden konnten, tritt in ihrem neuen Werke als entschiedene Enthusiastin auf und sucht die kluge Aufnahme, die ihr in den ersten Zirkeln von Wien zu Theil geworden, durch die dankbarsten Darstellungen zu erwidern. Das Einzige, was sie tadelt, ist — merkwürdig genug — die Wiener Oper; das Kaiserliche Theater am Kärnthner-Thor hat ihr durchaus nicht die Erwartungen befriedigt, die sie von dem Schauplatze der Mozart, der Haydn und der Beethoven nach Wien mitgebracht hatte.

— Cooper in Italien. Ein zweiter Allerweltsreisender und Abschilderer, wie Mistreß Trollope, ist ihr stiefbrüderlicher Landsmann, der Nord-Amerikaner James Fenimore Cooper. Eben erst aus Italien zurückgekehrt, ist er auch schon wieder mit zwei Bänden „Italiänischer Ausflüge" (Excursions in Italy) fertig, und seltsam genug begegnet er sich darin wieder mit seiner obengenannten Antipodin. Cooper hat bekanntlich auf das Leben in England eben so raisonnirt, wie Mistreß Trollope auf das in Nord-Amerika. In Frankreich waren sie über ihre getäuschten Erwartungen ganz unisono, und jetzt hat es dem Amerikaner in Italien eben so gefallen, wie der Engländerin in Oesterreich. Florenz, Livorno, Rom und Neapel werden von ihm in ihrer ganzen Herrlichkeit dargestellt; ja er rechtfertigt die Italiäner sogar gegen manche Angriffe seiner Landsleute. Er geht so weit, sie die eigentlichen „Gentlemen" von Europa zu nennen, und behauptet, daß die Engländer im Vergleiche mit ihnen nicht den mindesten Anspruch auf diesen Titel hätten. Ueberhaupt werden ihm die Engländer auch wohl für dieses Werk keinen Dank wissen. So sagt er unter Anderem: „An Liebenswürdigkeit, Anmuth und selbst an Kenntniß der Kunst ist ein großer Theil der gemeinen Italiäner eben so der Angelsächsischen Race überlegen, wie die Civilisation es der Barbarei ist. Wir spotten über ihren religiösen Aberglauben, aber wir übersehen dabei die Ausschweifungen, die Unduldsamkeit und die Wildheit unseres eigenen Fanatismus nur gar zu leicht. Von beiden Menschengattungen ist — davon bin ich fest überzeugt — die erstere gewiß dem allmächtigen Schöpfer die minder verdammenswürdige. Ich kenne keinen Landmann, der mehr geistiges Naturell und weniger Plattheit und Gemeinheit besitzt, als der in Toskana."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllbl. Post-Aemtern.

№ 31. Berlin, Montag den 12. März 1838.

Italien.

Paganini.

Ich habe Paganini wiedergesehen in den Sälen des Casino, welches seinen Namen führt, aber wesentlich verändert in seiner Person von seinem früheren Auftreten in den Jahren 1831 und 1832. Abgespannt und zusammengefallen, bezahlt er der Natur den Tribut für seine übermäßigen zwanzigjährigen Anstrengungen, die er dem Auge des Publikums stets zu verbergen suchte. Wer Paganini in seiner jetzigen Verfassung sieht, der muß fühlen, wie theuer der Künstler seinen Ruhm erkauft habe, und daß selbst ein Genie die Lorbeern nicht im Fluge erhasche, wie man so oft den Dichtern nachspricht. Ja, ich habe ihn wiedergesehen in der Gestalt, die vier neue Jahre strenger Studien und Zurückgezogenheit ihm aufgedrückt haben. Ich brauche wohl nicht erst hinzuzusetzen, daß ich einen bleichen und gebrochenen Mann gesehen habe. Aber Personen hohen Standes, gründliche Musikkenner, versicherten mir, daß er, trotz seiner Leiden, in den letzten Konzerten zu Mailand und Venedig sich größer und mannigfaltiger als 1834 in London und Paris gezeigt habe. Seine Seele ist noch frisch und ungebeugt, strahlt kühnere Geistesblitze als je, wenn auch der Leib verfällt und seinem Ruin entgegengeht. Durch den Verlust der Zähne bekommt der untere Theil seines Gesichts den Ausdruck des höheren Alters; verschwunden ist das Auge, in welchem der erste Wiederschein seiner magischen Töne glänzte. Vergeblich sucht man noch den kräftigen und beherrschenden Künstler, welchen der Griffel Veron's so täuschend wiedergab, oder den keuchenden Mann, wie er aus der geistreichen Zeichnung einer bekannten Gräfin hervorging. Der einzige Schmuck des frühzeitigen Greises ist seine gewölbte glänzende Stirn, auf der die Jahre ihre Furchen gezogen haben. Aber noch tritt aus diesen verfallenen Zügen die denkende Seele hervor, noch umspielt jenes sardonische Lächeln seine Lippen, welches mehr von Ueberdruß als Erstorbenheit zeugt, von Ueberdruß an einer Welt, die er in dem fröhlichen Gewühl der Soireen kennen gelernt zu haben glaubt, in der That aber nie kennen gelernt hat.

Wer wollte heute den jungen Künstler in ihm erkennen, der in den höchsten Zirkeln von Lucca und Piombino sorglos seine Zeit verbrachte und den kleinen Hof Elisa Bonapartens durch den Ruf seiner Talente in Bewegung setzte! Oder den, welcher in einer späteren Epoche sein Geld mit vollen Händen auf Vergnügungen und seine Zeit in nutzloser Gesellschaft vergeudete! Diese Periode liegt weit hinter ihm; das sagt Euch sein veränderter Anblick, fasset ihn nur ins Auge: gleichgültig gegen die Vergangenheit, krank, launisch, nachlässig und auffallend in seiner Tracht, sehet, das sind einige Züge zu dem Portrait des gealterten Paganini. — Aber, ist es ihm allein so gegangen? Fox, den großen Fox traf das nämliche Schicksal. Zu den Zeiten des Lord Nerth der lebendige Modenspiegel für die Welt der Stutzer, kam er in den Tagen seines höchsten Ruhmes mit schlotternden Beinkleidern, einem abgetragenen kastanienbraunen Rocke, einem Ostindischen Schnupftuche um den Hals geschlungen und einem zerdrückten Hut unterm Arm ins Parlament; aber wo Geistesgröße so entschieden hervortritt, verzeiht man gern eine Eigenheit oder ein Vorrecht dem Genie. In seiner Jugend hatte Fox in den Niederlanden um die Domainen gespielt, die der begüterte Lord Holland ihm hinterlassen hatte. — Auch Paganini verlor im Spiel bedeutende Summen, wie sie ihm durch die Hände gingen, oder gab sie auf Genüsse aus. Seine Gläubiger wuchsen wie sein Ruhm, und es kam so weit, daß er zuletzt allein für ihre Befriedigung arbeiten mußte, daß sie an Konzert-Abenden mit der Schaar der Dürftigen den Ausgang des Saales förmlich belagerten, um ihre Papiere gegen sein Geld einzutauschen. In diesen Jahren hatte das Geld für ihn keinen Werth, seine Studien und der Beifall des Publikums galten ihm Alles, und in dieser Beziehung gleicht er Fox: er hat nie mehr gearbeitet, als in der Periode seiner unmäßigen Verschwendung. Beide sind von diesem Extrem, der Eine zu geregelter Lebensweise, zu strenger Oekonomie der Andere zurückgekommen. In Folge seiner besseren Wirthschaft hat Paganini in erstaunlich kurzer Zeit ein bedeutendes Vermögen gesammelt; doch hält er auf Geld nur als ein Mittel, zu Einfluß zu gelangen, und weil das Talent „nicht lange seine goldene Anziehung zu bewahren" pflegt. Zu seinem eigenen Gebrauch hat er stets eine gewisse Baarsumme; der Genuß seines Vermögens bleibt seinem jungen Sohne, der seine Gesellschaft, seine Familie bildet.

Sein gegenwärtiger Haushalt ist beschränkt; er hat kein Hotel, keine Dienerschaft, während die Verwalter den Palast, dessen Eigenthümer er ist, nach Herzenslust bewohnen und den gütigsten, vielleicht großmüthigsten Herrn an ihm finden. An Beweisen seiner Freigebigkeit und seines Edelmuthes fehlt es nicht, und wir selbst entsinnen uns einiger. — Jüngst sucht ihn ein alter Freund auf mit der Erzählung seiner vielen Unglücksfälle und rührt ihm dermaßen das Herz, daß er 50,000 Francs zu seiner Abhülfe demselben überweist. — Sein Italiänischer Gerant giebt ihm Rechenschaft von der Unterbringung der Gelder, die er in vielen Jahren gesammelt hat; Paganini zeigt Freude über das Verfahren und macht ihm aus Erkenntlichkeit ein Geschenk von 200,000 Francs (!). — Man erinnert sich, daß Janin ihm in seinen Referaten vorgeworfen, ein Konzert zum Besten der Armen von St. Etienne verweigert zu haben. Als die Nummer des Journal des Débats in Genua dem Künstler zu Gesichte kam, versagte ihm die Stimme, und er konnte nur lispeln: „Ich habe Herrn Janin nichts abgeschlagen, wollte lediglich nicht in den Tuilerieen spielen." Doch machte Janin's Wort auf ihn einen solchen Eindruck, daß er von der Zeit ab nur zum Besten der Armen gespielt hat. — Vor wenigen Monaten besucht ihn ein Jugendfreund, findet offene Thür und fürstliche Aufnahme neben der Vertraulichkeit längst verflossener Tage, ein Mann, der das Gepräge der Dürftigkeit in seiner ganzen Erscheinung trug. So wenig Paganini sonst von Musik spricht, sein Freund wünscht es, und er bricht sein Schweigen, indem er ihm einige Improvisationen auf der Guitarre spendet mit den Reichthümern seines Talents, welche sich an den engen Wänden des Zimmers brechen.

Im Jahre 1832 bezeugte der Hof der Tuilerieen den Wunsch, ihn zu hören; man trägt ihm ein Konzert an, und er geht darauf ein. Nachdem der Künstler sich dahin erklärt hatte, Tages vorher den Saal in Augenschein zu nehmen, um sein Instrument nach der Lokalität zu stimmen, führt man ihn seinem Verlangen gemäß auf das Schloß. Er macht gegen den Intendanten die Bemerkung, daß die Tapisserie des Saales der Entwickelung des Echo's ungünstig wäre, und begehrt einige leicht zu bewerkstelligende Umänderungen, die er angiebt; aber der Intendant scheint kein Ohr dafür zu haben. Paganini zieht sich betroffen zurück, fest entschlossen, am folgenden Tage nicht zu spielen. — Die Stunde des Konzerts naht heran, der Hof findet sich ein, füllt die Logen, nur der Künstler ist nicht im Orchester. Da er lange auf sich warten läßt, giebt man Zeichen der Ungeduld, und endlich ist's entschieden, er kommt nicht; und als man nach ihm schickte, erfuhr man, daß er gar nicht ausgewesen wäre, sondern sich früh zu Bette begeben hätte. — Aehnlich ist folgender Zug. Vor fünf Jahren reist Paganini nach Turin und versetzt Stadt und Hof in einen musikalischen Paroxismus; der König selbst bietet ihm die Hand zu einem Konzert. Von den Beweisen fürstlicher Huld gerührt, fragte Paganini den König während der Audienz, ob es ihm gefällig wäre, eine eben fertig gewordene Piece zu hören. Der König nimmt es mit Lebhaftigkeit auf, und Paganini führt sein phantasiereiches Werk aus. Als er fertig war, erhob sich der ganze Hof und bezeugte zu wiederholten Malen seinen lauten Beifall. Der König ist der begeistertste der Hörer. — Den folgenden Tag läßt der Intendant öffentlich anzeigen, daß Paganini morgen in der Soiree bei Hofe spielen werde. Der Künstler macht einige Entschuldigungen, er könne nicht spielen, sey noch zu angegriffen, wird aber mit denselben nicht gehört. Er erhebt nun laute Klage und will nicht Folge leisten. Die Sache nimmt einen ernsten Charakter an: man fordert, wird dringender; er bleibt bei seiner Weigerung. Die Stunde des Konzerts kommt und mit ihr der König; Alles ist da, nur Paganini nicht, und man muß dem Könige sagen, daß er nicht spielen wolle. Gendarmen griffen ihn Tages darauf und führten ihn an die Gränzen Italiens. — Man wird einen Mann vom höchsten Verdienst nicht tadeln, daß er an seiner Person das Recht der freien Zustimmung und die Würde des Charakters geachtet wissen will. Uebrigens haben solche Vorgänge das Gute, daß sie die längst vergessenen Pflichten der Höflichkeit den Intendanten wieder einschärfen werden.

Als Paganini vor wenigen Monaten nach Genua zurückkehrte, erfuhr er, daß die Gemahlin Napoleon's, die Herzogin Marie Louise, eine seiner Besitzungen in dem Gebiete von Parma in Augenschein zu nehmen sich aufgemacht und, indem sie seinem Talente lautes Lob gezollt, nur bedauert hätte, ihn nicht für immer in dem Schoße seiner Häuslichkeit zu wissen. Sobald sie seine Rückkehr erführe, fügte sie hinzu, würde sie ihren Besuch wiederholen. Diese Nachricht verfehlte nicht ihren Eindruck auf den Künstler; er richtete von Genua aus einen Brief voll höflichen Dankes an die Herzogin und nannte sich darin im voraus glücklich, der seinem Hause versprochenen Ehre zu genießen. Kaum hatte die Großherzogin seine Ankunft erfahren, so ließ sie ihm ihre Absicht, ihn zu besuchen, wiederholen und um eine schickliche Zeit ersuchen. Umgehend war die Antwort mit der verlangten Auskunft da und der ganze Hof dazu geladen. Eine Legion Köche war durch die Bemühungen seines Intendanten im Nu zusammengetrieben, und die Fürstin verlebte mehrere Tage auf seinem Landgute unter überraschenden Festlichkeiten, auf denen Paganini eben so durch seine Feinheit wie durch seinen Geschmack ihre Bewunderung zu erregen wußte. — Kaum war Paganini allein, so ließ er seine Stegreif-Wirthschaft verschwinden und begab sich in Begleitung seines Sohnes auf seine „letzte Kunstreise", wie er sich von jeder neuen auszudrücken pflegt. — Seitdem sind acht Monate verflossen. Paganini kam mit neuen Compositionen in Paris an, weil er, nachdem alle Hauptstädte Europa's ihn aufgenommen hatten, zu der richtigen Ueberzeugung gekommen war, daß Paris das Vorrecht besitze, den Kunsterzeugnissen des Genies die Weihe zu geben. Doch bringt er diesmal nicht Flitterstaat oder einige verschrobene Griffe und andere unwürdige Kunststücke mit, sondern überraschende Effekte, die mehr als je mit Natur und Kunst im Bunde stehen, in denen, wie Personen von Gewähr versichern, Zeichnung und Kolorit auf das einsichtsvollste vertheilt sind. Paganini steigt jetzt zur Sonnenhöhe seines Künstlerlebens, nicht bloß als Violinist und originaler Komponist, sondern auch als Guitarist; denn Paganini ist der feinste und geschickteste Guitarist, der vielleicht jemals existirt hat, ohne daß man von dieser seiner Fertigkeit Notiz genommen.

Manche Eigenthümlichkeiten werden von seiner Person erzählt, zu denen unter Anderem Folgendes gehört. Hat er einige Zeit pausirt, so werden seine hageren gelben Züge lebhafter, seine Brauen wölben sich anmuthig und bilden einen scharfen Kontrast mit seinen Haaren, die nicht, wie vor vier Jahren, ins Graue spielen, sondern weiß geworden sind und über die Schultern fallen. Sein Mund hat noch das vorüberblitzende Lächeln, und seine Stirn, ohnedies beim geringsten Eindruck gedehnt, wird breit, sobald er den Zuhörer abgiebt. Das glänzende Feuer seines Auges verkündet seine schnelle Auffassung, er kann Rechenschaft geben von allen Wahrnehmungen, selbst den entferntesten, die er macht, und seine Miene gewinnt mit dem Interesse an seiner Beobachtung immer steigender an Ausdruck, nicht ein Reflex gewöhnlicher Neugierde, sondern echter Theilnahme an dem Vorfalle. Er schenkt jedem Gespräche seine Aufmerksamkeit oder scheint sie wenigstens zu schenken, so geschickt weiß er jene feine Gleichgültigkeit, die vielbeschäftigten und gefeierten Männern zur zweiten Natur geworden ist, zu verbergen. Sagt man ihm eine Artigkeit, so scheint sein ganzes Wesen zu erwiedern: „Sie sind zu nachsichtig; die Kunst ist so umfassend!" und an der herben Bewegung seiner zusammengepreßten Lippen, an der Art, wie er seinen starken Kopf, den ein langer, dünner Hals trägt, in die Höhe wirft, erkennt der Andere sogleich, daß der Künstler entgegengesetzter Ansicht ist, und daß in seinen Augen die Kunst jetzt weniger als jemals ihre Blüthe erlangt zu haben scheine. — Hat er einige Zeit mit Spannung zugehört, so versinkt er dann um so schneller in sein gewöhnliches Träumen, und man findet ihn dann in wenigen Minuten kraft- und farblos wieder und wird durch seinen Anblick belehrt, welche Verwüstungen zehn Jahre übermäßiger Anstrengungen und geräuschvollen Lebens anrichten können.

Redner haben ein kurzes Leben; der Enthusiasmus untergräbt ihren Körper, sie sterben, wie Pitt, Fox, Mirabeau, Burke, Grattan, zwischen 40 und 50; Herz und Pulse schlugen zu rasch, der Geist wurde von der Gewalt des Wortes zu lebhaft ergriffen, und ehe sie sich dessen versahen, unterlag ihr zarter Bau; denn größere Friction bringt schnellere Auflösung. Pitt, zerstört durch Nachtwachen, durch fünfundzwanzigjährige Parlaments-Debatten und politische Stürme, sinkt ins Grab, als die Herrschaft Napoleon's ihm unzerstörbar dünkte. Eben so Fox durch die vielfachen Erschütterungen, an denen sein Leben so reich war. Gegen kurzes Leben langer Ruhm ist ein würdiger Einsatz, und gerade diese Männer besiegen oft lange ihre Hinfälligkeit und behaupten sich auf ihren Bänken, diesen Schlachtfeldern von Bürger-Glück und Ehre, auf denen sie mit anderen großen parlamentarischen Geistern sich maßen. Aber was die Kräfte auch feindlich zusammenführt als Repräsentanten entgegengesetzter Staats-Maximen und die Redner hinriß und oft athemlos machte: ihre Ideen gehörten der Wirklichkeit an, und doch ist es meist das Ideale, was Hirn und Nerven angreift. Ein Musiker, ein Komponist von Paganini's Größe hat es nur mit Idealen zu thun, jenen abstrakten Urtypen, die jeder schöpferische Geist ins Daseyn ruft, und welche die menschliche Vernunft voraussetzte, um sich über das Bekannte zu erheben. Der Redner, der gefeierte Staatsmann, der Publizist, dürfen oft nur wohlreden; der ausübende Künstler, wie Paganini, gleich einem Sysiphus zu steter, unausgesetzter Anstrengung verurtheilt, muß eine immer rege Begeisterung sich erhalten, um auf der zitternden Saite die zartesten wie die stärksten Gefühle nachzubilden und zu veredeln, er muß eben so originell als ideal seyn. Das Publikum überläßt es den Kennern, die Schönheiten der Instrumentirung zu prüfen, aber um seinen lauten Beifall, sein Händeklatschen zu zollen, verlangt es die wirkungsreichsten Klänge durch die einfachsten Mittel. Alle Geheimnisse der Menschenbrust mit ihren Schmerzen und Freuden, die Stimme des Jubels und der Melancholie müssen durch eine leise Modulation, bald durch einen Akkord, bald durch eine harmonische Verschmelzung oder eine verlängerte klagende Note den Sauten abgelauscht werden. Der Mann, der sich in den Dienst des Publikums begiebt, um ungeahnte Effekte im Augenblicke zu schaffen, unterzieht sich Anstrengungen und Anspannungen, wie sie dem beschäftigtsten und überlaufensten Staatsmann unbekannt bleiben. An dem Tage, wo man Paganini in seiner wachsenden Begeisterung hört, bekommt man eine Ahnung von der Allgewalt der Musik, und die Fabel von den alten Barden, einem Amphion oder Orpheus, scheint Wirklichkeit erlangen zu wollen. So mächtig, so zauberisch wirken seine Töne in ihrer Reinheit und Mannigfaltigkeit.

Nur dem Verein der seltensten Talente verdankt Paganini seinen Ruhm. Sein Leben, nur kurz in dem Taumel jugendlichen Leichtsinnes, obgleich in der Nähe einer hochherzigen Fürstin, dahin geflossen, ging bald in ernste Studien und verzehrendes Brüten auf neue Bahnen in dem Gebiete seiner Kunst über. Er hatte keinen Sinn für die großen politischen Ereignisse, die sich um ihn her aufthürmten, und nahm keinen Theil daran, als sie zum Ausbruch kamen. Dennoch trat sein Genie, ein Genie des Friedens, in Verbindung mit den Männern, die sich auf dem politischen Felde ausgezeichnet hatten, und wer von diesen ihn begriff, hielt sich eng zu ihm, und keiner seiner Landsleute wagte ihm im Wettstreit gegenüber zu treten. Er hat die Gränzen Italiens verlassen, ist nach Deutschland gegangen, wo er Instrumentirung und Methode lernte, hat unter dem Dache seiner berühmtesten Kunstgenossen gespielt, den Neid verstummen gemacht und seinem Ruhme Schwingen geliehen. Die Aufforderungen drängten sich von allen Seiten, er konnte ihnen nicht genügen. Berlin, München, Warschau, Weimar, Wien genossen und priesen längere Zeit die Zauber seines Instruments. An Fürstenhöfen, in volkreichen Städten ließ er sich hören, aber die unzähligen Privat-Einladungen, selbst großer Häuser, schlug er aus, weil er die in der Einsamkeit errungene Meisterschaft nur der Oeffentlichkeit zur Beurtheilung vorlegen wollte. Sein Triumph war vollständig, selbst die höchsten Staatsmänner Deutschlands, in der Regel Freunde der Musik, suchten den berühmten Künstler auf, bezeugten ihre Befriedigung an seiner feinen und kaustischen Unterhaltung, ihre ungemessene Bewunderung seines Talents; kurz, er hat erreicht, wonach er gerungen, sein Name ist ein Europäischer und wird seine gebrechliche Hülle überleben. Dazu hat er es bei seiner gegenwärtigen beschränkten Lebensweise, die aus Laune alle Annehmlichkeiten eines bequemen Daseyns zurückweist, zu bedeutenden Revenüen gebracht und ist einer der reichsten Grundbesitzer Italiens geworden. Mehrere Fürsten haben ihm Adel und Orden verliehen. Die förmliche Zusage einer heutzutage unbedeutenden Sache, nämlich des Ehrenkreuzes, welches seine ursprüngliche Würde behauptet hätte, wenn es auf der Brust nur solcher Männer wie Vernet, Bignon, Molé, Steuben, Arago befestigt wäre, zog ihn nach Frankreich. Angekommen, spielte er fleißig in der Opera, erhielt großen, gerechten Beifall, gewann viel Geld, nur das gewünschte Ehrenkreuz blieb ihm versagt. Er ging fort, nach England, vermehrte seinen Ruf und sein Vermögen in einem Jahre um eine Million und würde bei weniger Eigensinn leicht noch mehr erworben haben. Mit entkräftetem Körper kehrte er über Paris krank nach Genua zurück, wo Luft und National-Einfluß ihn nach Verlauf weniger Monate wieder herstellten.

Er hat mehrere Mal, so groß auch seine Liebe zum Beifall der Welt und zum Gelde war, große Pausen in seinen Kunstreisen gemacht, ist ganze Jahre nicht aus seinem Zimmer, man möchte sagen, aus seinem Lehnstuhl weggekommen, einzig mit der Ausbildung seiner Virtuosität beschäftigt. Und hätte die Welt sich aus ihren Angeln gedreht, nichts wäre im Stande gewesen, ihn aus seinem freiwilligen Exil ins Leben zurückzurufen. Und diese Uebungen hat er heute noch nicht aufgegeben. Sobald er öffentlich auftritt, sobald sein Entschluß, zu spielen, feststeht, wächst sein Eifer und seine Behendigkeit; dann übt er Tag und Nacht dieselben Griffe, spürt mit Leidenschaft jeder Entwickelung, jedem Effekt nach, auf den er stoßen könnte, und zwar kommen die Töne dann so verworren und massenhaft hervor, daß jedes andere Ohr als das seinige durchaus nichts herausfinden würde; sie dünken uns eben so effektlos als unoriginal. Vollkommen sicher wie ein Meister ist er nur vor dem Publikum mitten in der allgemeinen Erwartung. Nur zu häufig hört man von seiner ungemeinen Leichtigkeit sprechen, und doch ist nicht sobald eine ungegründetere Meinung aufgestellt worden, wenn er ein neues Stück in Bereitschaft hat. Er macht alsdann entsetzliche Vorbereitungen, die ihn selbst körperlich erschöpfen, indem er bei der geringsten Anstrengung ganz in Schweiß geräth. Dieses Uebel ist so eingewurzelt, daß es ungeachtet aller Vorsichts-Maßregeln, z. B. einer vollständigen Flanellbekleidung, eine Reihe beschwerender Lungenkrankheiten ihm zugezogen hat, ja, daß er oft die Sprache verlor, ein Leiden, wovon er besonders in der jüngsten Zeit heimgesucht wird. Natur und Kunst haben seinen Gliedern eine solche Gelenkigkeit verliehen, daß die Bewegungen, die ihm auszuführen möglich sind, anderen Musikern fast unmög-

lich seyn würden. Ferner wird er von einem so feinen und zarten Gehör unterstützt, daß er die leiseſt gesprochenen Worte, die von den Lippen in das Ohr des Nachbars gleiten, selbst in großer Entfernung versteht. Man kann von einem Manne mit solchen Vorzügen nur sagen, er ist ein geborener Musiker, und doch steigt seine Aengstlichkeit mit der Nähe des Konzert-Abends. Das Manöver mit Fingern und Händen wird dann zwei Tage ununterbrochen fortgesetzt, die Haupttöne, welche in dem Süjet vorherrschen, kehren immer wieder, und das Getöse in seinem Zimmer ist kaum zu ertragen. Wenn Paganini aber in den Stunden der Begeisterung nach seinem Bogen greift, so muß man sagen, daß er Blut und Wasser schwitzt, aber auch nur in solchen Augenblicken des kühnſten Strebens die Geheimnisse seiner erhabenen Kunst enthüllt. Hat er dann noch zwei Stunden vor dem Beginn Repetition angestellt, so spielt er mit unbeschreiblichem Feuer und wird so gewaltig hingerissen, daß das Orchester ihm zu eng wird und er am folgenden Tage in der Regel das Bett hütet. Lauten Beifallsbezeugungen der Masse ist er so entschieden feind, daß er auf das Herausrufen des Publikums nie erscheint.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Eine Jagdfahrt Ludwig's XIV.

(Schluß.)

Für die Zuschauer war die Erscheinung des Königs nichts weniger als triumphirend und pomphaft. Der König war roth von Zorn, sein Aeußeres vernachläſſigt, seine Augen matt von den Anstrengungen der Verdauung; so erschien er mit seinen beiden kleinen Pferden, auf dem Bocke des Wagens sitzend, in welchem sich seine beiden Freundinnen befanden, die eine mager, bleich und hinkend, die andere stark und außerordentlich beleibt; in diesem Aufzuge sah der große König, die Wahrheit zu gestehen, einem Halbgott sehr wenig ähnlich, und er bildete einen auffallenden Kontrast mit der großartigen Erscheinung des Herrn von Rohan .. gleichsam als wenn ein feindlicher Zufall Beide zu einem für den Stolz des Königs so beschimpfenden Vergleich hätte einander gegenüber stellen und dem Groß-Jägermeister einen verhängnißvollen Triumph bereiten wollen.

Am Fuße des Pfahles befand sich Ludwig in seinem Wagen und hinter ihm sein Gefolge. Auf der linken Seite stand Herr von Villarceaux-Mornay mit den Hunden, zur rechten Herr von Rohan zu Pferde an der Spitze des ungeheuren Jagdgefolges. Da der Kreuzweg sehr breit war, so blieb noch ein schöner, grüner, ungefähr funfzig Fuß langer Grasplatz zwischen der Kalesche des Königs und Herrn von Rohan.

Als die Kalesche still stand, rückte der Großjägermeister vor. Herr von Rohan war vielleicht nie schöner gewesen; der Haß, der Zorn, der Stolz, die unwillkürliche Bewegung, die sich seiner bemeisterte, wenn er an die Wichtigkeit des Schrittes dachte, den er thun wollte und der ihn in einen Abgrund von unberechenbarem Unheil stürzen konnte, alles dies gab seinen bezaubernden, leichtgerötheten Zügen einen Ausdruck der Traurigkeit, der Kühnheit und des Stolzes. Auf seiner Stirn war, so erschreckend als schön, der feſte und unabänderliche Entschluß eines Menschen ausgeprägt, der seine Zukunft und sein Leben auf eine Karte setzt. Er rückte also zu Pferde auf dem von der Sonne beschienenen Platze, der ihn von dem Könige trennte, demselben näher. Sein Haupt war mit einem weiten schwarzen Filzhute bedeckt; dieser war mit goldenen Tressen besetzt, und auf demselben schwankten die langen weißen Federn hin und her. Seine schönen Haare verdeckten zur Hälfte den Venetianischen Spitzenkragen, der auf sein hellblaues, scharlachroth gefüttertes Gallakleid herabfiel; goldene und silberne Besätze bedeckten die Nähte desselben. Man konnte sich nichts Glänzenderes als diesen Anzug denken, denn die Knöpfe, die Spange des Degengehenks, welches die feine Taille des Ritters umgürtete, selbst der goldene Griff seines Jagdmessers, welches in einer blausammetnen Scheide steckte, glänzten von Rubinen und Diamanten, an denen sich die Strahlen der brennenden Mittagssonne brachen.

Nicht minder bewundernswerth war der Anstand, mit welchem der Ritter sein schönes Roß zügelte, das er in kurzen Sätzen langsam gegen den Wagen des Königs anrücken ließ. Es hieß Selim und war ein Berberpferd von blendender Weiße; nur die Höhlen seiner großen, schwarzen, feurigen und kühnen Augen, nur seine weitgeöffneten Nasenlöcher hatten eine dunkele bläulichgraue Farbe. Sein kleiner, weißer, trotziger Kopf, in dem sich Charakter und Feuer aussprachen, ruhte stolz auf seinem platten und muskulösen Halse; die Schultern waren hager und nervig, die Brust gewölbt. Diese bezaubernden Umrisse wurden noch mehr durch ein rothes Band hervorgehoben, welches seine Mähne zusammenflocht und so die schöne Linie, welche beim Halse beginnt und bei den Hüften endigt, die Schlangenlinie der Pferde, noch bestimmter hervortreten ließ. Die Kraft und Elastizität des kurzen und breiten Gestells, welches von den goldenen Stickereien der scharlachrothen Pferdedecke verhüllt wurde, konnte man nur errathen; die Sonne prallte von der schimmernden Decke des schönen Thieres ab.

In seiner linken Hand, die mit einem Handschuh von gesticktem Hirschleder bedeckt war, hielt Herr von Rohan die goldenen Zügel, welche das Pferd mit Schaum bedeckte. In seiner kleinen und weißen rechten Hand, welche sich aus den wallenden Spitzen hervordrängte und von der er den Handschuh abgezogen, hielt er die Haselgerte, welche er dem König überreichen mußte. Jetzt stachelte er mit seinen goldenen Sporen die Seiten seines Rosses, und mit einem Satze war er am Wagen Ludwig's XIV.

Unwillkürlich preßte Ludwig XIV. den Griff der Peitsche in seiner Hand, richtete sich auf seinem Sitze auf, und die Augenbrauen zusammenziehend, erwartete er den Großjägermeister mit ziemlicher Festigkeit, während die Damen in seinem Wagen ihre schwarzen Sammet-Masken vorsteckten, um den Zuschauern den Ausdruck ihrer Züge zu verbergen.

Herr von Rohan faßte bleich und ruhig die Gerte am Ende, und nach einem ehrfurchtsvollen Gruße reichte er dem Könige den Griff hin, indem er sagte: „Ich erwarte die Befehle Ew. Majestät zum Treiben."

Der König nahm die Ruthe nicht und sagte mit einer vor Zorn und Verlegenheit schwankenden Stimme: „Herr von Rohan, ich hatte Herrn Colbert befohlen, Ihnen meine Bestimmungen mitzutheilen .... sein Ungehorsam verdient Tadel."

„Er war nicht ungehorsam, aber ich bin es, in der Ueberzeugung, daß ich einen solchen Beweis der Ungnade nicht verdient, so lange ich die Ehre habe, Ew. Majestät zu dienen."

„Wissen Sie, Herr von Rohan, daß ich Niemanden von meinem Willen Rechenschaft schuldig bin, und daß meine Unterthanen, und vorzüglich die Diener meines Hauses, keine andere Pflicht haben, als die, mir blindlings zu gehorchen?"

„Ew. Majestät", erwiederte der Großjägermeister mit stolzer und aufgeregter Stimme, „das Haus Rohan, welches so viel hohe Verbindungen zählt, hat sich immer glücklich geschätzt, dem Hause Bourbon dienen zu können. Im Namen der Dienste, welche mein Haus dem Ihrigen geleistet, fordere ich Gerechtigkeit, und Ew. Majestät, hoffe ich, wird sie mir nicht verweigern."

„Herr von Rohan, ich begreife Sie nicht", sagte der König mit zerstreuter Miene, indem er mechanisch mit seiner Peitsche spielte und die in ihm aufsteigende Unentschlossenheit zu bekämpfen suchte.

„Wohlan", sagte der Chevalier mit erhabener, aber noch gemäßigter Stimme, „ich will versuchen, mich Ew. Majestät verständlich zu machen. Gestern habe ich, der Großjägermeister von Frankreich, von Ew. Majestät die Befehle zur heutigen Jagd empfangen. Ich habe mich bemüht, für das Vergnügen Ew. Majestät zu sorgen, und jetzt soll ich meine kostbarsten Rechte einem Ihrer Offiziere überlassen. Dies ist es, wofür ich Gerechtigkeit von Ew. Majestät verlange, die Sie mir erweisen können, wenn Sie die Gerte annehmen, welche ich die Ehre habe, Ihnen zu überreichen, und mir befehlen, die Hunde der Königlichen Jagd loszulassen. Darf ich hoffen, daß Ew. Majestät mich jetzt verstanden haben?"

Es war schwer, diese Frage zu umgehen. Ludwig wollte dieser peinlichen Scene, ohne zu antworten, ein Ende machen, indem er zu Herrn von Villarceaux, der allmälig näher gerückt war und ebenfalls eine Gerte hielt, mit lauter Stimme sagte: „Herr von Villarceaux, geben Sie mir Ihre Gerte, ich will mit den Hunden des Kabinets jagen." Bei diesen Worten nahm der König die Gerte aus den Händen des Herrn von Villarceaux und sagte: „Jetzt, meine Herren, wollen wir anfangen."

Diese indirekte Antwort auf seine Aufforderung war so beleidigend und so bedeutungsvoll für Herrn von Rohan, daß er alle Fassung verlor und, ohne gerade den Wagen des Königs aufzuhalten, ihm doch so nahe rückte, daß Ludwig XIV. keinen Schritt thun konnte, ohne ihn zu verletzen. Jetzt ließ er die Zügel seines Pferdes fallen und rief mit schneidender Stimme, indem er die beiden Enden der Gerte faßte: „Da Ew. Majestät mir die Gerechtigkeit verweigert, welche mir gebührt, da ich das Unglück habe, Ihnen so sehr zu mißfallen, daß Sie mich, einen Edelmann, der nur dulden und schweigen kann, Angesichts Aller so grausam mißhandelt .... so ist von diesem Tage an jedes Band zwischen meinem Hause und dem Ihrigen auf ewig zerbrochen, wie ich diesen Stab zerbreche ...." Der Großjägermeister zerbrach die Gerte auf seinem Schenkel und warf die Stücke unter die Räder des Wagens. Dann wendete er sein Pferd der Jagddienerschaft zu, nahm eine Börse, welche an seinem Sattelknopfe hing, und warf sie den Leuten zu, indem er sagte: „Lebt wohl, meine Freunde .... Trinkt dafür die Gesundheit Seiner Majestät."

„Mein Herr!" rief Ludwig XIV. mit drohender Miene, indem er sich halb aufrichtete; bald aber bedachte er, daß diese Uebereilung des Chevaliers nur seinen Wünschen diene, und so sagte er gelassen: „Herr von Rohan. Ihre Entlassung von der Würde des Großjägermeisters von Frankreich ist und bleibt angenommen." Darauf trieb er seine Pferde an und sagte zu Herrn von Villarceaux: „Brechen wir jetzt auf!"

Der Hof, welcher der Kalesche des Königs folgte, zog unter den Augen des Chevaliers von Rohan vorüber. Dieser blieb endlich allein am Kreuzwege zurück; da spornte er seinen Selim und verschwand bald in den finsteren Gängen des Waldes.

Schweden.

Weihnachtsfeier in Schweden.

Aus den Mittheilungen eines Reisenden.

Der Byzantinische Schriftsteller Procopius, der im 6ten Jahrhundert lebte, ist der Erste, der eine dunkle Beschreibung von der Feier des Weihnachtsfestes im hohen Norden gegeben. Er erzählt, daß dort eine große Insel sich vorfinde, mit Namen Thule, wo das sehr merkwürdige Ereigniß in jedem Jahre eintritt, daß

im Sommer zur Zeit der Sonnenwende 40 Tage lang die Sonne nicht untergeht, wobei es beständig Tag bleibt; daß dagegen auch zur Zeit der Winter-Sonnenwende eben so viel Tage die Sonne gar nicht aufgeht, wobei es beständig Nacht bleibt. Während der Dauer dieser langen Dunkelheit berechneten die dortigen Bewohner die Tage nach dem Laufe des Mondes; gewöhnlich schickten sie dann nach 25 Tagen Dunkelheit Späher auf die höchsten Berge, welche, sobald sie das Sonnengestirn erblickten, in die Thäler hinabeilten und dieses laut verkündeten. Die freudigen Gefühle der Einwohner gaben sich dann dadurch kund, daß sie, obgleich noch immer in der Dunkelheit lebend, sich gegenseitig festliche Mahle bereiteten. Diese Feier war bei den Einwohnern von Thule die vornehmste, welche sie hatten. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß Procopius unter Thule die Skandinavische Halbinsel (Schweden und Norwegen) versteht, da in dem nördlichsten Theil derselben jenes Natur-Ereigniß wirklich stattfindet. In Wardoehus, der nördlichst belegenen Festung Norwegens, ist es beständig Tag vom 21. Mai bis 21. Juli, und beständig Nacht von der Mitte November bis Ende Januar. Bei Tonea dauert der längste Tag 21 und eine halbe Stunde und der kürzeste zwei und eine halbe Stunde. Es ist auch leicht zu erkennen, daß das Fest, womit die Einwohner von Thule die Zurückkunft der Sonne feierten, kein anderes als Weihnachten war und die Feier dieses Festes also schon stattgefunden hat, ehe das Christenthum eingeführt worden.

Der Norwegische König Håkan Adelstensfostre, welcher im 10ten Jahrhundert lebte und der erste christliche König im Norden war, verordnete zuerst, daß der christliche Weihnachten zu derselben Zeit gefeiert werden sollte, wie der heidnische, nämlich am 25. Dezember. Sturleson erzählt: dieser König habe befohlen, daß Jedermann verpflichtet seyn solle, so viel starkes Bier vorräthig zu haben, als man von einem Viertel Malz brauen könne, im entgegengesetzten Falle aber Strafe erlegen solle; auch sollte während der Dauer der Weihnachtszeit nicht gearbeitet werden. Früher war Weihnachten am kürzesten Tage gefeiert worden und dauerte über drei Nächte. Die Heiden verrichteten bei diesem Feste große Opfer; sie schlachteten verschiedene Thiere und dankten zugleich den Göttern für eine gute Aerndte. Unter diesen Opfern hieß eines Sonnublot; es bestand darin, daß ein Thier der Sonne zu Ehren geschlachtet wurde. Auch wird berichtet, daß Freyer's Eber oftmals am Weihnachts-Abend an die Gastafel geführt wurde, wo die Männer beim Becherklang mit der Hand die Borsten des Thieres erfaßten und Gelübde zu großen und männlichen Thaten leisteten. In den Familienkreisen wurde die Zeit mit munteren Conversationen hingebracht, wobei die Männer von ihren Heldenthaten erzählten und Gesundheiten aus dem umhergereichten Horne getrunken wurden. Tanz, Musik auf der Harfe und Würfelspiel waren schon damals ebenfalls kein unbekannter Zeitvertreib.

Dieselbe Feier, welche vor 1200 Jahren zur Weihnachtszeit in Schweden stattfand, wird noch immer mit Festlichkeit hier begangen. Jedes Alter nimmt an diesem Feste Theil, und darin unterscheidet es sich von der Weihnachtszeit an anderen Orten, wo sie hauptsächlich nur ein Fest der Jugend ist. Ein glänzender Weihnachtsmarkt, wie in Berlin, wo den Blicken der Schaulustigen die verschiedensten Weihnachts-Gaben zur Auswahl gestellt werden; die Ausstellungen, so anziehend und unterhaltend für die heranwachsende Jugend; der geschäftige Betrieb jedes Verkäufers, seine Waaren den Käufern so lockend als möglich darzustellen; geschmückte Basars mit Buden à prix fixe; erleuchtete Treibhäuser, wo der Eintretende, aus der rauhesten Winterluft kommend, Schnee und Eis beim Eingange abschüttelnd, sich unter blühenden Orangenbäumen niedergelassen kann — von allem diesem findet sich in Stockholm sehr wenig oder gar nichts vor.

Auf einem der kleinsten Plätze dieser Hauptstadt, der indessen im Mittelpunkt der Stadt belegen ist und Stortorget (großer Markt) heißt, ist der Weihnachtsmarkt aufgeschlagen; vielleicht aus einigen achtzig Buden bestehend, welche zuweilen erst einige Tage vor dem heiligen Abend geöffnet werden; derselbe bietet jedoch so wenig Ergötzliches dar, daß sich gewöhnlich mehr Verkäufer als Käufer und Besuchende dort befinden. Ausstellungen bei den Konditoren und Kunsthändlern finden gar nicht statt, nur haben unter den Ersteren Einige jetzt angefangen, ihre Waaren in einem größerem Lokale als dem gewöhnlichen und in ziemlicher Mannigfaltigkeit aufzustellen. Die Läden der übrigen Kaufleute unterscheiden sich in diesem Zeitraume nur dadurch, daß sie theilweise besser erhellt und später als gewöhnlich geschlossen werden. Außer der Weihnachtszeit geschieht dies Nachmittags von 2—4 Uhr und Abends 8 Uhr; während dieser Zeit bleiben die Läden den ganzen Tag geöffnet und werden gewöhnlich erst nach 9 Uhr geschlossen. Seit einigen Jahren sind die Läden der Galanterie-händler (Hatstorferare) mit einer großen Auswahl von Kunstsachen gefüllt, vorzüglich Pariser Waaren; auch haben sie an Eleganz gewonnen, würden indessen keinen Vergleich aushalten können mit denjenigen der meisten übrigen Hauptstädte Europa's.

Ein Fremder, der zur Weihnachtszeit nach Stockholm käme, würde von dem geschäftigen Treiben in der Hauptstadt einen vortheilhaften Begriff bekommen, allein auch nur in dieser Jahreszeit sind die Läden wirklich mit Käufern gefüllt; während des größten Theiles des Jahres ist der Absatz der Luxus-Artikel so gering, daß häufig Lotterieen veranstaltet werden, um dergleichen Waaren von einigem Werth zu veräußern. Seit einiger Zeit besteht sogar eine solche Waaren-Lotterie, welche monatlich gezogen wird; die Gewinne werden nach Wunsch, entweder in baarem Gelde oder in Mode-Waaren, ausgezahlt.

Der Weihnachten giebt hauptsächlich dem schönen Geschlecht Stockholms die größte Beschäftigung; da nicht nur die Jugend, sondern jedwedes Alter beschenkt seyn will, so ist es nothwendig, daß ein Vorrath von Hand-Arbeiten sich am Weihnachts-Abend vorfindet. Die Emsigkeit, welche somit bei dem weiblichen Theile Stockholms schon mehrere Wochen und Monate vor dem Weihnachtsfeste stattfindet, hat sogar Einfluß auf die gesellschaftlichen Vergnügungen, und selten beginnen die festlichen Freuden dieser Hauptstadt vor Weihnachten. Da nun bei der Bescheerung am heiligen Abend Niemand ausgeschlossen seyn will, so ist es sehr natürlich, daß auch die Ueberreichung der festlichen Gaben nicht immer durch Auferbauung auf besonderen Tischen erfolgen kann; man hat vielmehr die Einrichtung getroffen, jedes Geschenk in ein besonderes Couvert einzuschließen und versiegelt mit der gehörigen Adresse an die Person gelangen zu lassen, für welche die Gabe bestimmt ist. In den reichen Häusern Stockholms werden an diesem festlichen Abend zuweilen mehrere hundert Packete geöffnet. Den Witzbolden und Spaßvögeln ist es hierbei gestattet, ihren Eingebungen auf dem Couverte neben der Adresse freien Lauf zu lassen oder selbst zu Mystificationen ihre Zuflucht zu nehmen, so daß oft die Gabe erst durch die dritte und vierte Hand an ihre Bestimmung gelangt. Gewöhnlich vereinigen sich ganze Familien zu einem solchen Feste, wobei dann zum Schluß, nachdem Geist und Auge genugsam angestrengt worden sind, der Genuß des allbeliebten Risgrynsgröt (Reis mit Milch) eine große Rolle spielt, da ohne denselben das heitere Abendmahl seinen ganzen Reiz verlöre und zu einem gewöhnlichen Kalas (Schmaus) herabsinken würde.

Die Sitte, sich an jenem Abend gegenseitig zu beschenken, ist in allen Ständen gleichsam national geworden, und von den höchsten bis zu den niedrigsten Familien wird dieser Gebrauch mit strenger Gewissenhaftigkeit befolgt; selbst den Hausthieren wird in sehr vielen Häusern durch Verabreichung reichlicheren Futters am heiligen Abend ein Festmahl bereitet, und auch der Bettler erfreut sich dieser Zeit, indem ihm von dem begüterten Nebenmenschen ein Festkuchen (fattig Kakor, Armen-Kuchen) verabreicht wird; doch ist dies mehr auf dem Lande als in der Hauptstadt selbst üblich.

So wie nun in Stockholm der Weihnachten mit Festlichkeit begangen wird, so auch ist diese Sitte allgemein auf dem Lande in jeder Provinz. Bei den reichen Gutsbesitzern ist die Feier desselben wenig verschieden von dem, was in der Hauptstadt stattfindet, allein bei den übrigen begüterten Ständen auf dem Lande sieht man die rasche freundliche Hausfrau in ihrem reinlichen selbstverfertigten wollenen Rocke, den Schlüsselbund an der Seite, schon mehrere Tage vor dem heiligen Abend mit Backen beschäftigt; dort kommt der Hausherr aus der Stadt zurück, den von munteren Pferden gezogenen Schlitten beladen mit einem reichen Vorrath von Zucker, Kaffee, Citronen, Arrak und sogar einigen Flaschen Wein. Die ganze Familie eilt ihm zum Empfange entgegen, und jedes Glied derselben bemüht sich, zu erfahren, ob Nils, der Diener, den ihm ertheilten Auftrag gehörig ausgerichtet hat. Der heilige Abend erscheint; Punkt 6 Uhr wird bescheert. Das Dienstvolk erwartet ein reichlich mit Essen, Weißbrod und starkem Bier besetzter Tisch. In der Küche dampft im siedenden Kessel ein Schweinskopf, zum festlichen Abendbrod bestimmt, und auch den Pferden wird der Hafer reichlicher als gewöhnlich, dem Hornvieh Timothee-Heu gegeben, und selbst der Haushund wird heute mit kräftiger Suppe traktirt.

Mannigfaltiges.

— Französische Literatur in England. Jules Janin beschließt seinen langen Artikel über die Französische Literatur des 19ten Jahrhunderts, den er für das Londoner „Athenäum" ausgearbeitet, in der am 24. Februar d. J. erschienenen Nummer dieses Blattes. Er hat es sich zuletzt bequem und den Kritiker Gustave Planche zum Mitarbeiter gemacht. Die letzten literarischen Portraits, die er den Engländern vorzeigt, sind die von Scribe, Alex. Dumas und Sainte-Beuve. Nur der Letztere wird gelobt: seine Kritik wird als die gründlichste und rechtlichste dargestellt, die Frankreich aufzuweisen habe. Dagegen läßt er an den beiden dramatischen Schriftstellern seine ganze Galle aus. Janin's Feindschaften mit Scribe sind bekannt: das Feuilleton des Journal des Débats giebt hinlängliches Zeugniß davon, so oft ein neues Stück des fruchtbaren Vaudevillisten zur Aufführung kommt. Diese Feindschaften, diese persönlichen Reizungen, die im Auslande einen noch viel animoseren Charakter erhalten, hat er auch in England nicht vergessen. „Das Land des Molière", sagt er unter Anderem, „mußte tief gesunken seyn, als es auf Scribe fiel." Wir können uns jedoch einmal mit dieser Entäußerung alles Nationalgefühls nicht befreunden, und so sehr uns auch zuweilen die Sarkasmen des Feuilletonisten im Journal des Débats unterhalten, so unangenehm fällt es uns doch auf, wenn Herr Janin in Englischer Gesellschaft ein zunächst für die Unterhaltung der Engländer angefertigtes Witz- und Brillant-Feuerwerk gegen seine eigenen Landsleute abbrennt.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 32. Berlin, Mittwoch den 14. März 1838.

Frankreich.

Der Mittelstand in Frankreich und dessen heutige Macht.

Von Ed. Alletz*).

Ein berühmter Redner, das Haupt einer mächtigen politischen Partei (Guizot), und einige ausgezeichnete Schriftsteller haben diesen wichtigen Gegenstand bereits früher, jedoch nur flüchtig behandelt; Herr Alletz bestrebt sich, tiefer einzudringen. Er sucht die Gesetze der Macht, die der Mittelstand in Frankreich jetzt besitzt, und nachdem er sie gefunden, bringt er sie unter bestimmte Kategorieen und entwickelt die Theorie einer Verfassung, die er „Polykratie" nennt. Diese ist weder rein aristokratischer, noch rein demokratischer Natur, noch endlich das, was man bisher unter gemischter Verfassung verstanden hat.

Im ersten Buche seines Werkes zieht Herr Alletz eine Parallele zwischen dem 19ten Jahrhundert und den vorangegangenen und fragt die Tadler der heutigen Generation, in welcher Epoche sie wohl am liebsten gelebt haben würden? „Lassen wir", sagt er, „das ganze Mittelalter, die Zeiten der Unwissenheit und der Verbrechen bei Seite, und kommen wir zu den Regierungen Ludwig's XI. und seines Nachfolgers Karl's VIII., welcher, nachdem er 1484 die Stände seines Königreichs zusammenberufen hatte, in den Beschwerden der drei Stände jenes furchtbare Gemälde des öffentlichen Elends dargestellt sah. Das Volk, gleichzeitig bedrückt von den Kriegsleuten, deren Schutz es erkaufen muß, und von den Beamten, welche die Abgaben eintreiben, muß seine verödeten Wohnungen verlassen und irrt ohne Subsistenz-Mittel in den Wäldern herum. Viele Ackerbauer, denen man sogar ihr Zugvieh weggenommen hat, spannen ihre Frauen und Kinder an den Pflug und bestellen das Feld außerdem nur zur Nachtzeit, um nicht aufgegriffen und in Gefängnisse geschleppt zu werden. Bei Tage verstecken sie sich. Andere gehen in ihrer Verzweiflung so weit, daß sie ihre Familien umbringen und dann ins Ausland fliehen."

„Unter Karl IX. und Heinrich III. finden wir wieder keine Ruhe, keine Sittlichkeit, kein Glück; unser Fuß rötet sich in dem Blute, womit die Religions-Kriege den Boden tränken. Der Päpstliche Legat ertheilt jenem bewaffneten Corps von Mönchen, das, mit der Hellebarde in der einen und dem Kruzifix in der anderen Hand, im Bürgerkriege Partei nimmt, den Ehrennamen streitende Kirche (église militante). Zu Heinrich's IV. Zeit mußten die Einwohner von Paris bewaffnet ausgehen, um nicht geplündert und gemordet zu werden; und an jedem Morgen sammelte man die Ueberbleibsel der zahlreichen Opfer, welche bei nächtlicher Weile dem Raube, der Sinnenlust, dem Fanatismus gefallen waren. Alle diese Exzesse dauerten unter Ludwig XIII. fort. Die Gesetze waren unwirksam; der Geist der Schikane verewigte die Unterdrückung des Schwachen. Die Prälaten entweihten den geistlichen Stand, indem sie Heere anführten. Das Verderbniß der höheren Stände wirkte auf den Bürger zurück."

Doch jetzt entfaltet sich Ludwig's XIV. glorreiche Regierung unseren Blicken. „Fern sey es von mir", sagt der Verf., „eine Periode herabsetzen zu wollen, die an bewundernswürdigen Charakteren, erhabenen Tugenden und lebendigen Bildern der menschlichen Vollkommenheit so reich war. Allein wir betrachten in dieser Periode mehr das Ganze, als den Einzelnen; wir sehen sie nur in dem Bilde einiger großer Individualitäten, welche mit dem Glanze ihres Ruhmes die anderen Partieen des Gemäldes unkenntlich machen."

Die Regierung Ludwig's XV. wird natürlich mit großer Strenge beurtheilt; nicht minder werden die Perioden der Revolution, des Direktoriums und der Kaiserherrschaft von dem Verfasser in ihrer ganzen Unsittlichkeit dargestellt. Endlich kommt er auf die neuere Zeit, auf den Standpunkt des neunzehnten Jahrhunderts. Von diesem sagt er unter Anderem: „Man wird die immer steigende Zahl der Selbstmorde als ein Zeugniß von der moralischen Zerrüttung Frankreichs anführen. Ja, ich gebe es zu, diese Seuche grassirt auf eine beklagenswerthe Weise; aber ich frage zugleich, ob der Selbstmord nicht wenigstens edler ist, als ein sittenloses Leben? Ein Mensch, der das religiöse Gefühl in sich ertödtet und den abscheulichsten Lüsten fröhnt, ist nach meiner Ueberzeugung tausendmal schlechter, als Einer, der im Tode Trost sucht, weil er ohne Gott nicht leben kann. Jener glaubt noch an das Trugbild, nachdem er die Wahrheit verloren; dieser erkennt, daß ihm Alles fehlt, wenn die Wahrheit von ihm gewichen ist, und der Sinnenkitzel vermag nicht, ihm den kärglichsten Ersatz zu geben. Die Jugend der vorigen Jahrhunderte gab sich nicht die Mühe, den wahren Gott zu suchen, und warf sich dem Götzen der Libertinage unbedenklich in die Arme; die heutige Jugend verzweifelt daran, einen Glauben zu ereilen, der sie flieht; allein sie denkt zu großartig, als daß wilder Sinnenrausch sie schadlos halten könnte, und will darum lieber sterben, als das Licht entbehren."

An einer anderen Stelle, wo der Verf. von den Erzeugnissen der heutigen Literatur spricht, sagt er folgende trostreiche Worte: „Wenn wir diese neueren Produkte parteilos beurtheilen, so finden wir neben jener verwegenen Hintansetzung alles Schicklichen doch ein großartiges Emporstreben des inneren Menschen. Eine verhüllte Erhabenheit waltet sogar in der trüben Schwermuth, welche die Altäre aufbaut, vor denen Verbrechen und Tod ihre gräßliche Vermählung immer wieder feiern. Wir haben das Bild eines durch Flammen zerstörten Tempels vor uns, von dessen heiligen Mauern einzelne Trümmer geblieben sind; und der unendliche Schmerz einer Gesellschaft, die des religiösen Glaubens entbehrt, ist so energisch dargestellt, daß bei Lesung jeder Zeile dieser Werke der Gedanke an eine höhere Welt in uns emporsteigt."

In den letzten Büchern belehrt uns Herr Alletz darüber, wie die mittleren Stände sich gebildet haben, und was man unter dieser Benennung zu verstehen habe; er giebt uns die Theorie seines neuen Systems und macht davon eine Anwendung auf Frankreich, indem er in gehöriger Ordnung von dem Königthum, der Pairskammer, dem Census, den militairischen Gesetzen, der auswärtigen Politik und der politischen und kommerziellen Zukunft Europa's handelt.

Es ist zwar sehr leicht und bequem, etwas Bestehendes umzustürzen und das Unebene zu nivelliren; allein es ist schwer, über den Trümmern ein Denkmal zu errichten, das den Zerstörungen der Zeit und den Unbilden der Menschen besser Trotz bieten kann. Herr Alletz arbeitet mit glühendem Eifer an Befestigung, Erweiterung und Ausschmückung des bestehenden Gebäudes. Sein Werk ist in gewissem Betrachte ein Handbuch für Politiker, Moralisten, Mitglieder des gesetzgebenden Körpers; es ist ein vollständiges gelehrtes Inventarium unserer Institutionen, unserer Fehler, unserer Tugenden und unserer Bedürfnisse. Es würde ohne Zweifel interessant und belehrend seyn, aber auch uns zu weit führen, wenn wir dem Verfasser in der Entwickelung seiner Ideen über diesen Gegenstand folgen wollten. Beschränken wir uns auf ein Resumé eines Theiles derselben.

Die Französische Nation krankt an einem hitzigen Fieber. Dieses Uebel oder vielmehr dieser Ueberfluß an Lebenskraft offenbart sich in dem Lebens-Ueberdruß, der die hochbegabtesten Menschen ergreift, in den häufigen Selbstmorden, in der Literatur, in den Verirrungen des Epikuräismus, in der Zuchtlosigkeit des Heeres, in den Emeuten, den geheimen Verbindungen u. s. w. Eigentlich wäre es die Sache der Gesetzgebung, dieser Krankheit durch zweckmäßige Heilmittel zu steuern; aber die Männer, welche am Ruder stehen, sind mit ihren ehrgeizigen Plänen so stark beschäftigt, daß sie von dem Uebel keine Kenntniß nehmen können. Fordern wir Frankreich auf, dem erhabensten Ziele, das eine hochgesinnte Nation sich stecken kann, entgegenzustreben, d. h. an der Civilisation der Welt zu arbeiten. Die allgemeine Civilisation bewegt sich, wie der Handel, in zwei entgegengesetzten Strömungen, von Ost nach West, und von Nord nach Süd. Wenn nur Frankreich an dem Welthandel Theil nähme, seine Produkte gegen die Amerika's, der Türkei und Aegypten's vertauschte, so würde es die geistigen Erzeugnisse einer durch seinen Genius vervollkommneten Civilisation einerseits nach Amerika, und andererseits nach der Türkei und Aegypten und wo möglich noch weiter östlich bis Indien und China fördern. Dieses wäre die erste Bewegung der Civilisation, welche einem Parallel-Kreise des Aequators folgte. In der Parallele des Meridians würden Frankreichs Civilisation und Handel nordwärts nach Dänemark, Norwegen, Schweden und Rußland, südwärts aber nach Spanien, Portugal und ganz Afrika sich erstrecken. Es bedarf kaum der

*) De la democratie nouvelle, ou des moeurs et de la puissance des classes moyennes en France. Par Edouard Alletz. 2 Bde. Paris, 1837.

Erinnerung, daß Herr Alletz auf die Niederlassung in Algier sehr großen Werth legt.

An die Entwickelung des Handels mit dem Auslande knüpft sich naturgemäß auch die der Marine. Zu den Mitteln, die letztere wieder aufleben zu lassen, gehören hauptsächlich: Aufmunterung des Fischfangs in fernen Meeren — Prämien für verschiedene Handelszweige — Anwerbung auswärtiger Matrosen — bedeutende Ausdehnung der Afrikanischen Kolonieen.

Die ganze Thätigkeit nach Innen theilt der Verf. in eine sittliche und in eine materielle. Zur Förderung der moralischen Thätigkeit empfiehlt er als Mittel: die Erweckung des religiösen Sinnes — die Anwendung des Geschwornen-Gerichtes auf Civil-Sachen — Beschützung und Aufmunterung künstlerischer und wissenschaftlicher Bestrebungen — National-Feste und weise Maßregeln in Betreff der Volks-Belustigungen.

Das Kapitel, worin der Verf. von der Handels-Freiheit spricht, ist ein dieser großen Sache wahrhaft würdiges Plaidoyer. Es ist erfreulich, daß heutiges Tages alle bessere Köpfe im Bunde wirken, um die Grundfesten des Gothischen Gebäudes der Handels-Beschränkung, das in Zeiten der Unwissenheit errichtet worden, zu unterwühlen; aber man weiß auch, daß jede Regel ihre Ausnahmen hat, und eben diese Wahrheit findet Anwendung auf die Freiheit des Handels. Wir wollen ein Beispiel anführen, das Herr Alletz mit Stillschweigen übergeht; es betrifft die Eisen-Waaren. Wir müssen diesem Industriezweige beständigen Schutz gewähren; denn es scheint leider am Tage zu liegen, daß, wenn die Eisen-Waaren aus der Fremde freien Zugang erhalten sollten, unsere Manufakturen die Konkurrenz nicht bestehen könnten und alsbald geschlossen werden müßten. Frankreich, das von der Natur schon angewiesen ist, in den Welthändeln eine so wichtige Rolle zu spielen — Frankreich, das Land des Ruhmes und der Tapferkeit, darf seine Eisen-Manufakturen nicht eingehen lassen, darf nicht der schrecklichen Möglichkeit sich aussetzen, daß ihm eines Tages die Waffen fehlen, die sein mächtiger Arm so gut zu führen weiß. (Fr. Litt.)

Italien.

Paganini.

(Schluß.)

Paganini's Geist arbeitet beständig, selbst wenn er mit offenen Augen im Lehnstuhl zu träumen scheint; die Guitarre liegt auf seinen Knieen, und von Zeit zu Zeit verkündigt ein Akkord, daß er die schwärmenden Gedanken zur Ordnung ruft. Beschäftigt ihn aber ein Entwurf ernsterer Art, so verläßt er nicht sein Zimmer. Sein Sohn, mit der breiten, freien Stirn und den edlen Zügen, die an das Gemälde des jungen Lambton (jetzt Lord Durham's) von Lawrence erinnern, ist dann sein einziger Gesellschafter und verscheucht die Launen und quälenden Gedanken des Künstlers. Die ursprünglichen Züge Paganini's, ehe sie Zeit und Leiden entstellt haben, sind in der Gestalt des Kindes nicht zu verkennen, dessen Geschichte zugleich rührend und ehrenvoll für den großen Musiker ist. — Seine Mutter, eine der schönsten Schauspielerinnen, die je eine Deutsche Gesellschaft geziert haben, war, durch eine schreckliche Krankheit entstellt und durch eine Reihe unerwarteter Ereignisse in Armuth gerathen, außer Stande, ihr Kind zu erziehen. Paganini hat kaum ihre Lage erfahren, als er auch dasselbe zurückverlangt, legitimirt und im Voraus zum Besitzer von 200,000 Francs Renten macht. Ja, seine Großmuth beschränkte sich nicht bloß darauf, sondern er behielt es bei sich und erhob es zu seinem beständigen Gesellschafter und Reisegefährten.

Bei Paganini ist die Reciprocität zwischen seiner physischen Körperbeschaffenheit und seinem Genie gar nicht zu verkennen, indem dieses auf jene sichtbar eingewirkt hat; aber wenn ein geistreicher Phrenologe seine Untersuchung anstellte, so möchte eine wissenschaftliche Analyse ähnliche Resultate liefern, wie jüngst die Vergleichung der Gypsabdrücke von Pitt, Fox, Perceval, d. h. daß die physische Constitution die glänzenden Eigenschaften seines Geistes in Abrede stellen würde. Denn die Vergleichung der Sinnenwerkzeuge mit den Geistesanlagen hat sich bis jetzt nicht über die Konjektur erhoben, indem immer unerwartete Thatsachen dazwischen traten, welche das System erschütterten oder zweifelhaft machten. Und so muß man zu der relativen Vollkommenheit seiner sichtbaren Organe die imponderablen seines inneren Menschen zu Hülfe rufen, um sein musikalisches Genie und seine zunehmende Entkräftung erklärlich zu machen. — Von seinem vierten Jahre an ist Paganini beständig leidend oder krank gewesen. Sein Vater, Tabellione, d. i. Geschäftsführer der Stadt Genua, spielte zu seiner Erholung in den Mußestunden auf der Mandoline. Er gab ihm auch den ersten Unterricht, als aber das Kind dem Vater erklärte, daß er keinen Takt zu beobachten im Stande wäre, fühlte sich derselbe, ein hellsehender Mann, betroffen von den Fähigkeiten seines Sohnes und schickte ihn zum Kapellmeister des ersten Stadttheaters in die Schule. Auch diesen übertraf sein Zögling nach zweimonatlichem Besuch. Er setzte darauf ein Jahr später seine Studien in Neapel fort. Schwere Krankheiten hatten ihn indeß heimgesucht. In seinem vierzehnten Jahre bekam er die Rötheln, die einen so furchtbaren Charakter bei ihm annahmen, indem sich die Starrsucht dazu gesellte, daß er für todt gehalten wurde und eben in den Sarg gelegt werden sollte, als ein leichter Schrei seine Familie in Kenntniß setzte, daß er noch am Leben sey. In seinem siebenten Jahre schon hatte ihn das Scharlachfieber befallen, welches seine Nerven für immer zerrüttete. Um gewisse nervöse Anomalieen in seinem Temperamente zu begreifen, muß man auf diese beiden früheren Krankheiten zurückgehen. Die geringsten Zufälle greifen ihn an, man darf in seiner Nähe nicht laut sprechen, ohne ihm Leiden zu verursachen, ihn auch nicht von der Seite anreden, indem er sofort dem Anredenden das ganze Profil zuwendet.

Im Allgemeinen führt Paganini zwar nur seine eigenen Werke aus, welche durch Feinheit der Farben und Originalität der Gedanken die Bewunderung aller Kenner erregt haben, weiß jedoch die klassischen Stücke berühmter Komponisten auszuwendig. Als einst Jemand seinen Zweifel aussprach, daß er mit gleicher Fertigkeit und Präcision andere Meister seiner Kunst wiederzugeben im Stande wäre, eilte er ans Piano und führte auf der Stelle einige schwere Passagen von Beethoven mit Virtuosität aus. — Seine jetzige Kränklichkeit macht ihn gewiß nicht für die Dauer unfähig; sein leuchtendes Genie wird bei der ersten Gelegenheit wieder aufblitzen und der bisherigen Abspannung ein Ende machen, ohne daß ein äußerer Grund zu dieser erneuerten Regsamkeit hervortreten dürfte; aber freilich wird es nur ein Blitz seyn, denn in seinem Alter kann das Gehirn, der Sitz des Lebens, nicht bleibend die Herrschaft über den geschwächten Körper erringen und die Begeisterung der Jugend ist dem unter den Schlägen des Geschicks kälter gewordenen Greise versagt.

Um einen Begriff von der Gewalt der Umgebung auf diesen feurigen und eindrucksfähigen Geist zu bekommen, wollen wir noch folgenden Zug anführen. Als Paganini auf seiner Reise vor Inspruck an die Thore von Frankfurt a. M. kam, stieg er unerkannt in einem Gasthause der Vorstadt ab. Nach einem einfachen Mahle stieg er träumerisch nach dem Dachstübchen, das der Wirth ihm angewiesen hatte. Die schöne Nacht lockt ihn ans Fenster, in sich versunken zählt er die in dem tiefen Blau schwimmenden Wölkchen. Da schlägt die Thurmuhr eins; plötzlich ergreift ihn die Erinnerung an einen Vorfall, er holt seine Violine und führt ganz leise auf ein oder zwei Saiten eine Entbindungs-Scene aus, bei der er mehrere Jahre vorher Zeuge gewesen ist. Sein geschickter Bogen ahmt das Geschrei, die Klagen der Mutter und des Neugeborenen täuschend nach; die Jammertöne werden lauter und mannigfaltiger — der Wirth erwacht, horcht lange Zeit erst mit Staunen, dann mit Schreck: „Was soll das heißen? Wie kommt ein Weib in Kindesnöthen in mein Haus!" Er weckt seinen Sohn, eilt mit ihm nach dem Zimmer, aus dem die Töne dringen und gewahrt — einen Träumer mit dem redenden Bogen in der Hand, dessen Zwiegespräch mit den Sternen seinen menschlichen Ohren freilich überraschend klang. — Auch in London ahmte er mehrmals in guten und in bösen Stunden die Stimmen der Thiere nach und zeigte bei solchen Phantasieen die Natur in sprechender Wahrheit. So z. B. mußte in einem Konzerte ein ganzer Meierhof mit seiner vierbeinigen Sippschaft von Grunzenden, Gackernden, Klaffenden u. s. w. auf seiner Geige vorüberziehen, und das Publikum konnte sich vor Kichern und Jubeln kaum halten. Natürlich wurde er gerufen, aber seiner Maxime getreu, erschien er nicht.

(Revue du XIX siècle.)

England.

Persische Prinzen in Europa.

Der als Reisender in Chorasan rühmlichst bekannte Herr Fraser hat neulich ein Buch herausgegeben, in welchem er seine Beobachtungen über die Persischen Prinzen, die 1835 und 1836 in London verweilten, dem Publikum mittheilt*). Das Werk zerfällt in drei Haupt-Abschnitte: der erste handelt von den Ursachen, welche die Reise der Prinzen veranlaßt, und von der Reise selbst — in dem zweiten wird über ihren Aufenthalt in England berichtet — und im dritten Abschnitt endlich begleiten wir sie auf ihrer Heimkehr, jedoch nur bis Konstantinopel.

Die Namen jener Sprößlinge aus Königlichem Stamme waren Kuli Mirsa, Redschet Kuli Mirsa und Timur Mirsa. Der Letztgenannte war der jüngste Bruder, ein Wildfang erster Art und immer zu Schelmenstreichen aufgelegt. Die Veranlassung ihrer Reise ist, wie man sich denken kann, die interessanteste Seite ihrer Geschichte. Schon seit undenklicher Zeit giebt es in Persien, so oft ein Schah das Zeitliche gesegnet, blutige Kämpfe um die Erbfolge, indem eine Menge Kron-Prätendenten zugleich auftreten; und dies darf uns nicht Wunder nehmen, wenn wir eines Theils bedenken, wie erbärmlich es um die Verfassung steht, und anderen Theils, wie ungeheuer die Nachkommenschaft der regierenden Häupter zu seyn pflegt. Der vorige König, Fetch Ali Schah, hinterließ hundertundzwanzig Söhne und hundertundfunfzig Töchter; diese Söhne und Töchter hatten ihn aber schon bei seinen Lebzeiten mit einigen Tausend Enkeln erfreut!

Fetch Ali erklärte bekanntlich seinen zweiten Sohn, Abbas Mirsa, als seinen Nachfolger; aber dieser tapfere und geliebte Fürst starb in der Blüthe des männlichen Alters, und nun fiel die Wahl des bejahrten Monarchen auf dessen unmündigen Sohn Muhammed. Seine Rechte wurden anerkannt und von England und Rußland garantirt; allein die Oheime und Vettern des

*) Narrative of the Residence of the Persian Princes in London, in 1835 and 1836. 2 Bände.

gewählten Thronerben waren mit dieser Wahl unzufrieden, und kaum hatte Fetch Ali die Augen für immer geschlossen, als mehrere Prätendenten gleichzeitig gegen Muhammed auftraten. Einer derselben, der Ferman-Fermai oder General-Statthalter der wichtigen Provinz Fars, war der Vater jener drei Prinzen. Nachdem Sir Henry Bethune alle Rebellen vernichtet und den jetzt regierenden Schah auf seinem Throne befestigt hatte, wurde der Statthalter von Fars zu lebenslänglicher Einsperrung verurtheilt; aber er starb auf dem Wege ins Gefängniß an der Cholera. Kurz vor seinem Tode ermahnte er seine Söhne, sich entweder einem frommen beschaulichen Leben zu widmen, oder nach England zu reisen und den Schutz der Britischen Regierung anzuflehen. Sie wählten lieber das Letztere. Als Bundesgenossin des regierenden Schah's konnte England ihre Ansprüche nicht unterstützen; aber man behandelte sie während ihrer Anwesenheit mit Wohlwollen.

Wie alle gestürzte Kinder des Glückes, so waren auch jene drei Prinzen etwas empfindlicher Natur geworden; sie fühlten sich allemal verletzt, wenn man sie vernachlässigte oder mit zu großer Vertraulichkeit behandelte. In den aristokratischen Zirkeln Londons machten sie ihre angestammte Würde geltend, so gut es gehen wollte; aber es war ihnen fast unerträglich, wenn ihr morgenländisches Kostüm, ihr Turban u. s. w. Gegenstand der Unterhaltung wurden. Herr Fraser, unter dessen besonderer Obhut die Fürstlichen Gäste standen, giebt seiner Erzählung eine Art von dramatischem Interesse; und vielleicht würde sein Werk noch verdienstlicher seyn, wenn er die Licht- und Schattenseiten seiner Schutzbefohlenen mit gleicher Unparteilichkeit behandelt hätte.

Lassen wir jetzt einige charakteristische Auszüge aus dem Werke folgen. Der Wali, einer von den Brüdern, dinirt im Hause des Lord T. und benimmt sich bei dieser Gelegenheit auf eine überraschende Weise urban.

„Der Prinz", so erzählt Herr Fraser, „fühlte sich hier sehr behaglich, da er fast der einzige Gegenstand der Aufmerksamkeit war, und sein guter Humor verließ ihn keinen Augenblick, denn er nährte ihn mit süßem Weine; doch muß ich zu seinem Lobe sagen, daß er einem Rausche klüglich auszuweichen wußte und bei Zeiten „bess est" (s'ist genug) ausrief.*) In Allem, was den feineren Anstand betrifft, war sein Benehmen ganz untadlig; und diejenigen Mitgäste, denen bekannt war, daß der Morgenländer in seiner Heimath immer mit bloßen Fingern speise, wunderten sich sehr, den Prinzen Messer und Gabel so geschickt handhaben zu sehen. So oft ihm eine Speise gereicht wurde, die er nicht kannte, kostete er ein wenig davon und ließ sie dann gleich weiter gehen, wenn sie seinem Gaumen nicht behagte."**)

Von den Sehenswürdigkeiten Londons erregte nur ein Theil das Erstaunen der Prinzen. Auch bewunderten sie manchen Gegenstand, an dem die meisten Reisenden gleichgültig vorübergehen.

„Der Tunnel unter der Themse und die Eisenbahnen hatten für unsere Persischen Gäste ein besonderes Interesse. Eines Tages verabredeten wir eine Exkursion nach dem Tunnel und der Eisenbahn von Greenwich. Das Fahren durch die von Menschen wimmelnden Straßen, welche nach der London-Brücke führen, gewährte ihnen an und für sich schon viele Unterhaltung. Bei solcher Gelegenheit sagte der älteste Bruder oft: „„Ich für meinen Theil sollte denken, die Straßen und die Kaufmanns-Läden wären so ziemlich die größte Sehenswürdigkeit von London: welche Schätze, welche endlose Mannigfaltigkeit! Man kann sich gar nicht satt daran sehen."" Timur, der jüngste Bruder, hätte wohl funfzig Mal Halt gemacht, um die Läden der Messerschmiede, Juweliere und Büchsenmacher von Innen und von Außen zu beschauen. Eines Tages machte sich der Wali daran, alle Equipagen zu zählen, die an der einen Seite ihrer Kutsche passirten, während Timur an der anderen Seite ein Gleiches that; und Beider Verwunderung war sehr groß, als sie am Ende einer Fahrt von der St. Paul's Kirche bis Regent-Street die Resultate ihrer Berechnungen einander mittheilten."

„Auf der Fahrt nach dem Tunnel kehrten wir bei einem Maler ein, dessen Gemälde, von denen eines die Schlacht bei Trafalgar vorstellte, den Prinzen sehr gefielen. Einer von der Gesellschaft machte die Bemerkung, daß besonders der Himmel an diesen Gemälden trefflich ausgeführt sey, worauf Timur Mirsa versetzte: „„Es ist kein Wunder, daß dieser Mann den Himmel gut zu malen versteht; er wohnt ihm ja nahe genug!"" Das Atelier des Künstlers befand sich nämlich im obersten Stock eines sehr hohen Hauses, und der Prinz war die vielen Treppen nicht ohne Verdruß hinaufgestiegen."

„Als wir bei dem Tunnel ankamen, wurden sie etwas betroffen darüber, daß sie so tief hinabsteigen mußten. Sie betrachteten das große Triebwerk, welches eben in voller Thätigkeit war, mit staunender Bewunderung; aber der unterirdische Gang selbst schien keinen so mächtigen Eindruck auf sie zu machen. Anfangs schien es den Prinzen fast unbegreiflich, daß Schiffe über ihren Häuptern segelten; und die endlich gewonnene Ueberzeugung stimmte sie eher zur Furcht, als zum Staunen. Der Wali rief plötzlich: „„Kommt fort von hier! das Ding kann über uns einbrechen, und dann müssen wir ertrinken""; und seine Bemerkung war das Signal zum allgemeinen Aufbruch."

In Gesellschaft mit Damen scheint Timur wegen seiner großen geistigen Lebendigkeit seinen Brüdern öfter den Rang abgelaufen zu haben. „Eines Abends", so erzählt Herr Fraser, „befanden wir uns in dem Zirkel der Mistreß R. Bei dieser Gelegenheit bewies Timur Mirsa der Tochter des Hauses große Aufmerksamkeit und sagte ihr die feinsten Galanterieen. Die Dame fragte ihn unter anderen Dingen, ob es wirklich eine Blumensprache im Orient gäbe, so daß die Liebenden durch gegenseitige Uebersendung von Blumensträußen ihre Gefühle sich mittheilen könnten. Der Prinz bejahte dies und sagte: „„Jeder Buchstabe des Alphabets wird bei uns durch eine bestimmte Blume repräsentirt; und also kann der Empfänger eines Straußes jeden Spruch lesen, den der Absender zusammengesetzt, wie z. B. Ich sterbe für Dich."" — „„Wohl!"", entgegnete Miß R.; „„was würde aber z. B. diese Blume im Orient bedeuten?"" (dabei zeigte sie ihm eine blutrothe Garten-Nelke.) — „„Oh!"" versetzte Timur, „„sie würde bedeuten: Dein Gesicht soll beim Empfang dieser Blume vor Freude so roth werden, wie die Blume selbst ist."" — „„Nein"", sagte der ältere Prinz, an den eine andere Dame dieselbe Frage gerichtet hatte, „„es würde bedeuten: mein Herz ist vor Liebe zu Dir ein Kebabb (gebratenes Fleisch) geworden."" Der Wali mochte darüber grollen, daß sein jüngerer Bruder ihm die Miß R. — bis dahin seine erkorene Geliebte — abspenstig gemacht hatte; denn er saß den ganzen Abend in einem anstoßenden Gemache und plauderte sehr gelehrt mit einem der orientalischen Sprachen kundigen Gentleman."

Trotz der vielen angenehmen Zerstreuungen, die Großbritaniens Hauptstadt den Persischen Prinzen darbot, sehnten sie sich doch beständig nach Hause, in den Schoß ihrer Familien zurück und konnten sie es nicht über sich gewinnen, ihren Ansprüchen auf die Krone zu entsagen. Als endlich gute Nachrichten einliefen, die sie eine glückliche Heimkehr hoffen ließen, sagten sie dem Britischen Boden gern und freudig Lebewohl. Herr Fraser, der ihnen bis nach Konstantinopel das Geleit gab, beschreibt seinen Abschied von ihnen in folgender Weise:

„Obschon die Prinzen mir persönlich sehr lieb geworden waren, so konnte ich mir doch nicht verhehlen, daß ich die Bürde los zu seyn wünschte, die auf mir ruhte. Wer kann indessen ohne Schmerz von denen sich trennen, die eine geraume Zeit Gegenstand seiner Sorgfalt gewesen sind? Mein Verhältniß zu meinen drei Schutzbefohlenen hatte viel Drückendes und Beklemmendes; allein ich wußte, daß sie mir innig zugethan seyen, und ihre hülflose Lage machte sie mir doppelt theuer. Unter solchen Umständen betrat ich mit schwerem Herzen das Boot, welches mich zum letzten Male nach Jeñi-Kiöi ruderte*). Die mit Sanftmuth gepaarte Würde und herzliche Freundlichkeit des ältesten Bruders, die derbe Biederkeit des Wali und die edle Offenheit des ritterlichen Timur Mirsa waren mir so lebhaft gegenwärtig, daß ich nicht ohne schmerzliche Gefühle denken konnte: heute sehe ich sie zum letzten Male! Bei meiner Ankunft in Jeñi-Kiöi fand ich die drei Brüder schon reisefertig und voll guten Muthes. Sie gaben mir durch Geberden und Worte zu erkennen, wie groß ihre Freude war, und welchen Dank sie Allah schuldeten, daß er sie gnadenvoll in den Schoß ihrer Familien zurückführte. Dann aber kam es zum Abschiednehmen, und ihre fröhliche Stimmung war dahin. Ich hasse dergleichen Scenen und kann sie nicht beschreiben; alle drei zeigten sich tief gerührt, und der älteste Bruder wendete sich ab, um seine Thränen zu verbergen. Sie bestellten tausend Grüße an ihre Freunde in England, in Bucharest, im Palaste — ganze Päcke von Abschieds-Briefen hatten sie mir vorher schon eingehändigt. Wir umarmten uns nach Persischer Weise, empfahlen uns gegenseitig dem Schutze des höchsten Lenkers und — schieden für immer! Um die neunte Stunde war ich wieder auf mein Zimmer im Palaste zurückgekehrt."

Ostindien.

Aus Dr. Spry's Indischen Berichten **).

Seht Ihr dort jene Gestalt, fein und schlank — vor Allem die Taille, vom breiten Gürtel zusammengezwängt — die reichgestickten Pantoffeln, die bauschenden Beinkleider — den wohlbedacht gewählten und sorgfältigst angelegten Kaftan — den aufs linke Ohr gerückten Turban — die schwarzen Locken, von Oel und Salben duftend — die symmetrisch aufgestrichenen Schnurrbartzipfel? Da habt Ihr den Bankur, den Dandy, den Roué à la mode de l'Hindoustan — diese Geißel der Väter und Ehemänner daselbst — bei den Töchtern und Frauen so zudringlich wie die Stechfliege, nur leider denselben nicht eben so lästig. — Seht nur einmal, wie schadenfroh, wie selbstgefällig er in sich hineinlächelt! Denkt er vielleicht der Klagen jenes armen Betrogenen um der Gattin Zärtlichkeit, die verschwunden an dem unglückseligen Tage, verwünschten Andenkens, da er die Thorheit begangen, dem Diebe selber seinen Schatz zu zeigen? — Oder fand der Verwegene wohl gar das Mittel, jenem glattzüngigen Heuchler nachzuthun, dem es gelungen, seines reichen Nachbars reizende Tochter mit allen ihren Kostbarkeiten zu entführen, wovon noch die ganze Stadt voll ist? — Doch, was er auch sinnen möge, hütet Euch vor ihm! Ihr Männer wahrt Euch vor ihm,

*) Die Verwandtschaft des Persischen mit unserem Sprachenstamm tritt uns schon in diesen zwei Worten auf eine überraschende Weise entgegen: est bedeutet ist (Lateinisch est); und bess, seiner Grundbedeutung nach stark, sehr, entspricht genau dem veralteten Deutschen Worte baß.

**) Gehörte das auch zum feineren Anstand?

*) Jeñi-Kiöi (d. i. Neudorf) heißt ein Ort unweit Konstantinopel.

**) Vgl. Nr. 18 des Magazins.

als vor Eurem Feinde! Ihr Frauen und Mädchen aber fürchtet, verabscheut ihn zwiefach, als Euren gefährlichsten Freund! Oder hättet Ihr etwa noch nicht gehört, wessen dergleichen Elende fähig sind, und wie sie gemeinhin enden? Nun wohl, so vernehmt es jetzt und schaudert!

Verblendet, verführt durch den Schändlichen, willigt die unglückliche Bethörte in das erbetene Stelldichein. Zierlich geputzt, mit den besten Kleidern und mit dem kostbarsten Schmucke, begiebt sich die arme Selbstvergessene an den bezeichneten abgelegenen, sicheren — nur allzu sicheren — Ort. Mit den zärtlichsten Vorwürfen, wegen des vielleicht wirklich um wenige Minuten verspäteten Eintreffens, empfangen — oder den absichtlich Säumigen ihrerseits empfangend — schürt sie wohl selber durch schelmische Steigerung der ihr nur allzu schmeichelhaften erheuchelten — oder durch die eigene wirkliche — Eifersucht, das Feuer des von ihrem nichtswürdigen Buhlen leider eben so leicht herbeigeführten als heimtückisch vorausberechneten Liebeszwistes, den dieser dann plötzlich zum fürchterlichsten Ernste wandelt und, mit dem meuchelmörderischen Stahl die arglos sich Hingebende durchbohrend, in ihrem heißwallenden Blute endet — um von dem Erlöse aus dem ihr geraubten Schmucke zu schwelgen, während er ihren gräßlich verstümmelten und entstellten Körper unter dem nahen Schutte oder im nächsten Pfuhle vermodern läßt!

Dabei kann ich hier nicht einmal das zum Troste anführen, daß dergleichen unmenschliche Frevel etwa Seltenheiten wären; denn ich selber habe leider mehr als ein Mal Gelegenheit gehabt, dergleichen Schauerstellen zu betreten, indem ich der traurigen Pflicht, ein visum repertum aufzunehmen, nachkommen mußte.

Wenn nun aber auch nicht alle Bankur's schon in ihrer Jugend dergleichen Verbrecher sind, so wird doch ein großer Theil derselben, wenn die schönen Jahre mit dem einnehmenden Aeußeren und mit der Leichtigkeit, Eroberungen zu machen, verschwunden sind — wenig gewöhnt an ernste Thätigkeit und noch weniger etwa im Besitze gesammelter oder zu Rathe gehaltener Mittel für den Unterhalt in den vorgerückten Jahren — zu Gaunern und Räubern. Werden sie dann als solche auf Englischem Grund und Boden gefangen, so gehen sie eben, auf kürzere oder auf längere Zeit, ins Gefängniß. Lassen sie sich dagegen in einer Indischen Stadt betreten, so trifft sie eine weit härtere, eine ihnen weit angemessenere Strafe.

Ueberhaupt muß man, was unser Strafverfahren anbelangt, eingestehen, daß dasselbe von diesen rohen Leuten doch ziemlich richtig beurtheilt wird, wenn sie sagen: Ihr wollt zwar die Verbrecher bessern, aber Ihr thut doch meistens nichts, als daß Ihr sie hegt und pflegt, wie sie es selten besser gehabt haben. — Dann fügen sie wohl hinzu: Da seht einmal uns an: der Schuft dort hat gestohlen; darum hat er das linke Ohr verloren. Nun kann sich Jeder vor dem Schlingel hüten, und der Rückfall wird ihm selber dadurch auch schwerer gemacht. Eben so der da: Ihm fehlt die rechte Hand; also muß er wohl einen gewaltsamen Raub oder dergleichen Schandthat begangen haben. Hat aber Einer gar gemordet, so begnadigen wir ihn wahrlich nicht mit lebenslänglicher Herberge und Verpflegung, bei einer Arbeit, die, wenn auch anfänglich noch so peinigend und qualvoll, zuletzt doch, durch Abstumpfung oder Gewohnheit, mehr oder minder erträglich wird — sondern wir mauern ihn ein, daß er gerade nur noch lange genug lebt, um sich zu überzeugen, wie er nichts Besseres verdient — oder wir binden ihn vor die Mündung eines Geschützes, dessen Kartätschen-Ladung seine Gliedmaßen, tausendfach zerstückt, in alle Winde schleudert, daß kein Ueberbleibsel von ihm weiter an des Ruchlosen Daseyn erinnern möge. — Und hätten diese Leute wirklich so ganz und gar Unrecht? —

Indeß, um weder allzu lange bei dergleichen düsteren Vorstellungen zu verweilen, noch etwa gar einem zweiten Beccaria in die Quere zu kommen, möge hier nur noch eine komitragische Seite des Indischen Civil-Prozesses berührt werden: die Ermittelung des unbekannten Uebelthäters nämlich.

Einer der üblichsten Wege, um zu dieser zu gelangen, wenn alle Verhöre nichts gefruchtet haben, ist der folgende: es wäre in einem Hause z. B. irgend Etwas verschwunden, abhanden gekommen, muthmaßlich gestohlen — so werden, wenn jeder Insasse deshalb ernstlich zur Wahrheit vermahnt und vernommen, dennoch aber nichts ermittelt worden, von einem Brahminen Alle zumal zusammenberufen, und müssen sie sich in einem Kreise rings um ihn hinstellen. Dann holt er eine kupferne Waage hervor und wickelt, mit geziemender Ruhe, Würde und wohlberechneter Langsamkeit (wobei er die scharfen spähenden Blicke rings um sich kreisen läßt), Etwas zum Vorschein, was endlich, nachdem alle bergende Hüllen abgelöst sind, in der Gestalt einer alten, kostbaren, stets nur zu diesem Zwecke gebrauchten Münze erscheint. Diese legt er auf eine der Waagschalen und wägt sie durch Reiskörner in der anderen Schale auf. So viel Körner giebt er jedem der Anwesenden, mit der Anweisung, sie zu kauen, wobei auch die prüfenden Blicke nimmer feiern. Sobald nach des erleuchteten Mannes Ueberzeugung alle Körner von Allen gekaut seyn können — d. h. also wohl: sobald in seiner Ueberzeugung, vermöge mehr besagter Okular-Visitation, einer der Komparenten zum Inkulpaten geworden — läßt sich Jener die Resultate der Kau-Operation vorzeigen und erkennt den Schuldigen sofort und unfehlbar: daran, daß dessen Körner ungekaut geblieben — (wenn er nämlich gerade ein Schwachkopf ist, dessen Furchtsamkeit, übrigens gewiß auch zuweilen nicht sowohl durch das Schuld-Bewußtseyn, als vielmehr durch die argwöhnisch stechenden Blicke erzeugt — den zum Kauen unentbehrlichen Speichelfluß hemmte —). Oft entgeht dann der Entdeckte seiner Strafe durch offenes Eingeständniß der That und Angabe des Hehlwinkels. Wenigstens sehen wir hieraus, wie auch den trefflich Mundwerk gewissen Leuten, bei gewissen Vorkommenheiten, treffliche Dienste leisten kann.

Nun aber zu etwas Freundlicherem! Ueberaus lieblich erscheint das weibliche Geschlecht in diesem Lande: seine Anmuth in Gestalt und Haltung überrascht gewiß jeden Europäischen Ankömmling aufs angenehmste. Alle, Frauen wie Mädchen, sind wirklich ganz erstaunlich wohlgebaut und schön gewachsen, obgleich sie niemals ein Schnürleib anlegen. Großentheils schreibe ich diesen bei Orientalinnen so seltenen Reiz auf Rechnung der Gewohnheit, daß die jungen Mädchen den täglichen Wasserbedarf, früh Morgens, in großen irdenen Krügen auf dem Kopfe nach Hause tragen. Dies ist gewiß sehr dienlich; denn dabei trin die Brust frei heraus, während die Schultern gehörig zurücktreten, die Rücken-Muskeln gekräftigt und einen gewissen Rhythmus gewinnt, so daß es eine wahre Freude und für den eigenen Schritt sogar förderlich ist, wie ein musikalischer Marsch — seinen taktmäßigen Bewegungen zu folgen. Daher sah ich auch in der That dort nirgend Verwachsene, noch Schiefe. Könnte man dasselbe nicht auch auf Europäische Mädchen-Pensionen ausdehnen?*)

Minder liebenswürdig dürften Manche diese reizenden Wesen vielleicht in ihrem leidenschaftlichen Wohlgefallen an Edelsteinen, goldenen Ketten und anderen kostbaren Schmuckfächelchen finden. Bewundernswerth bleibt dabei aber doch immer die Sauberkeit und Zartheit von dergleichen Arbeiten, da zu ihrer Anfertigung gewöhnlich nur sehr wenige und überdies noch gar plumpe Werkzeuge benutzt werden. Die Dame, welche glücklich genug ist, einen Schmuck bestellen zu können, übergiebt dem Künstler so viel Goldmünzen, als dazu erfordert werden. Da diese fast durchgängig vom feinsten Gehalte sind, so braucht man nachher den Schmuck nur zu wägen, um zu wissen, ob der Künstler auch alles erhaltene Gold ehrlich in die Arbeit verwendet hat.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Spanien im Jahre 1831. Der Marquis von Cüstine hat kürzlich ein Buch über Spanien herausgegeben**), das Jules Janin einen geistreichen Anachronismus nennt. Sein Aufenthalt in der Pyrenäischen Halbinsel datirt nämlich noch vom Jahre 1831, aus der letzten Regierungszeit Ferdinand's VII., dessen Herrschaft hier eine mildere Beurtheilung findet, als wir sie aus der Feder eines Franzosen gewohnt sind. Herr von Cüstine ließ bei seiner Abreise aus Paris alle seine National-Eitelkeiten und Vorurtheile zu Hause — ein Verfahren, das gewiß jedem Reisenden, besonders aber Franzosen und Engländern, zu empfehlen seyn möchte —; er trat in Spanien ein, mit der Ueberzeugung, daß es hier anders seyn müsse, als in seinem Vaterlande, daß er hier nicht bloß eine andere Sprache, sondern auch andere Ideen und ein auf ganz verschiedene Traditionen und geschichtliche Ereignisse begründetes, von dem Französischen völlig abweichendes Staats- und Familienleben finden werde. Dergestalt ausgerüstet, war er einestheils gegen Täuschungen gesichert, die in der rein subjektiven Auffassung der meisten Reisenden ihren Ursprung haben, und brachte er anderentheils Sinn und Vorliebe gerade für solche Eigenthümlichkeiten mit, die das charakteristische Gepräge des Landes tragen. Sein Buch ist daher ein naturtreues Bild Spanischer Zustände, wie sie vor sieben Jahren gewesen. In dem häuslichen Leben des Volkes ist seitdem freilich keine Veränderung vorgegangen; das Land und seine Einwohner sind im Ganzen noch dieselben; aber das Staatsleben hat durch den eingetretenen Regierungswechsel, durch die Bürgerkriege und provinziellen Absonderungen eine so veränderte Gestalt bekommen, daß Herrn von Cüstine's Buch in dieser Beziehung allerdings nur noch einen historischen Werth hat, und darum nennt es Jules Janin einen geistvollen Anachronismus.

*) Warum nicht? Aber wenn der Herr Doktor dazu die Modelle der Krüge aus Hindostan verschrieben wissen will, so scheint er nicht zu bedenken, daß dergleichen, bei derselben löblichen Sitte, z. B. auch in Italien stattfindet, wo die Mädchen, selbst auf dem im Regen doppelt glatten und schlüpfrigen Straßenpflaster ihre hohen Wasserkrüge eben so gerade und sicher auf dem Kopfe tragen, wie die Dresdener Grenadiere ihre Bärenmützen, obgleich sie eben so wenig, wie diese, auch nur mit einer Hand etwa sie stützen. Nimmt ja doch die Italianische Bäuerin selbst ihr Kind, in einem Korbe, auf dem Kopfe mit aufs Feld. Und wer wäre undankbar genug, die dienstbaren Berggesellen des Vesuvs vergessen zu haben, wie sie, abwechselnd, bald dem Müden als Vorspann, bald dem Erschöpften als Reise-Marschälle dienen, indem sie ihm den kritischen Inhalt des auf dem Kopfe mit hinaufgetragenen Korbes boten?

**) L'Espagne sous Ferdinand VII., par le Marquis de Cust'ne. — Erster und zweiter Band.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 33. Berlin, Freitag den 16. März 1838.

Nord-Amerika.

Amerikanische Staatsmänner.

Von Miß Harriet Martineau*).

I. Van Buren.

Herr van Buren und sein Sohn, welche gerade in Albany waren, als ich mich dort aufhielt, besuchten mich eines Nachmittags. Es ist in der Erscheinung dieses Mannes, den ich später sehr oft in Washington sah, nichts Merkwürdiges. Er ist klein von Person und hat helles Haar und blaue Augen. Man hat mich oft gefragt, ob ich nicht seine Manieren gentlemännisch gefunden hätte. Es ist viel Freundlichkeit in seinem Wesen, denn er ist von Charakter sehr gutherzig. Auch an Kenntnissen ist er reich und läßt sie besonders in Gegenständen blicken, in deren Besprechung er nichts Gefährliches sieht. Aber es fehlt seinen Manieren an jenem Vertrauen und jener Freiheit, welche eine Frucht der guten Erziehung sind. Besonders pflegt er in einem Grade zu schmeicheln, wie es ein so vorsichtiger Mann schon längst als widerlich erkannt haben sollte; auch besteht seine Schmeichelei nicht bloß in einem Anpreisen der Person, mit welcher er spricht, sondern in einer noch schlimmeren Gattung, in einem Spott und Skeptizismus, der sich an Dingen und Menschen ausläßt, welche derselben Person unangenehm seyn müßen. Ich bin überzeugt, er ist ein liebenswürdiger und gütiger Familienvater, ein vernünftiger Staatsmann, ein trefflicher Gelehrter und ein schlauer Geschäftsmann; aber er besitzt jenen Skeptizismus, welcher die niedrigeren Klassen der Politiker charakterisirt. In seiner öffentlichen Laufbahn erblickt man nirgends jenes höhere Vertrauen auf Menschen, welches Prinzipien und Gesinnungen mehr achtet, als bloße Dienstbrauchbarkeit, und wodurch sich ein Staatsmann in seiner wahren Größe zeigt.

Die Folge davon ist, daß, bei all seiner Geschicklichkeit, doch kein einziger großer Staats-Akt von ihm herrührt, und daß ihn oft in den schwersten Krisen seiner Laufbahn auch seine Schlauheit im Stich gelassen hat. Jeder, der Anderen so wenig Vertrauen schenkt, daß er es fast zum Studium seines Lebens macht, sich nie hinzugeben, ist immer einer mehr als gewöhnlichen Gefahr ausgesetzt, falsch zu urtheilen, wenn ihn einmal der Drang der Umstände zwingt, entschieden aufzutreten. Herrn van Buren ist es schon mehr als einmal so gegangen, und jetzt, da er sich in einer Stellung befindet, wo er nicht immer bloß den Umständen folgen kann, sondern mitunter auch geradezu vorangehen muß, wird es sich zeigen, ob ihm nicht Achtung gegen Menschen und Gesinnungen und ein Nichtachten seiner selbst praktisch weit mehr geholfen hätten, als all sein ängstliches Laviren auf jener einsamen und gefährlichen Straße. Ich glaube, Herr Calhoun ist der böse Genius des Herrn van Buren. Herr Calhoun schien die besten Aussichten zur Successiön auf den Präsidentenstuhl zu haben, als Herr van Buren zum Gesandten in Großbritanien ernannt wurde. Diese Ernennung von Seiten des Präsidenten Jackson bekam nicht die nothwendige Sanction des Senats, und Herr Calhoun ließ es sich besonders angelegen seyn, die baldigst-mögliche Zurückberufung des neuen Gesandten durchzusetzen. Herr Calhoun begriff nicht, daß er einen Mann zurückrufe, der sich bald als einen glücklichen Nebenbuhler ausweisen sollte. Herr Calhoun ward nicht Präsident, wohl aber Herr van Buren, und dennoch hat der glückliche Nebenbuhler eine wahre Todesangst vor dem großen Nullifizirer, eine Furcht, die so auffallend ist und zugleich so unvereinbar mit jeder Würde und Gesinnung, daß der Beobachter sich nicht enthalten kann, zu schließen, die Sache liege tiefer, als der erste Anblick zeigt, und es werde einmal herauskommen, warum man den durchgefallenen Aspiranten, trotz seiner scheinbaren Machtlosigkeit, zu schaden, dennoch so sehr schonen müße. In meinem Buch über die „Gesellschaft in Amerika" habe ich von dem Nullifications-Kampf ausführlicher gesprochen, so wie von der Erbitterung und der heimlichen Unzufriedenheit, welche davon zurückgeblieben ist.

Herr van Buren theilt vielleicht auch die von vielen Anderen gehegte Meinung, daß jene ganze Angelegenheit noch nicht vorüber ist, und daß die Sklaven-Frage von den Nullifizirern des Südens als Vorwand zu einer Verhaltungsweise gebraucht wird, zu welcher sie theils der getäuschte persönliche Ehrgeiz von einem oder zwei Männern fortreißt, theils der verwundete Stolz jener Vielen, welche den Kontrast zwischen dem Gedeihen der nördlichen Freistaaten und dem steigenden Verderben in den Sklaven-Staaten des Südens nicht ertragen können. Wie dem auch seyn mag, jedenfalls scheint die Versöhnung des Herrn Calhoun lange Zeit hindurch Herrn van Buren's Hauptziel gewesen zu seyn: ein Ziel, das an sich ziemlich hoffnungslos ist und bei dessen Verfolgung er vielleicht viel früher das Vertrauen des Nordens verlieren kann, ehe es ihm gelingt, höchstens den Haß des Südens zu entwaffnen.

Im Frühling des Jahres 1836, als Herr van Buren noch Vice-Präsident war und die Präsidentenwahl nahe rückte, brachte Herr Calhoun eine Bill in den Senat, welche einen Eingriff in das Postwesen zum Zweck hatte, indem sie sämmtlichen Postmeistern die Befugniß gab, den Inhalt der Felleisen zu untersuchen und alle Zeitungen, die über die Sklavenfrage sich verbreiteten, in Beschlag zu nehmen. Diese Bill wurde das erste und zweite Mal fast ohne Debatten verlesen, und als es zur Frage kam, ob sie die dritte Lesung erhalten sollte, waren die Stimmen auf beiden Seiten gleich: 18 gegen 18. „Wo ist der Vice-Präsident?" ertönte Herrn Calhoun's mächtige Stimme. Der Vice-Präsident stand plaudernd hinter einem Pfeiler. Er war jetzt gezwungen, den Ausschlag zu geben und sich also in einem so wichtigen Falle offen zu erklären: gewiß für einen so vorsichtigen Mann eine grausame Nothwendigkeit. Er stimmte für die dritte Lesung, und sogleich ließ sich der unwillige Ruf vernehmen: „Die nördlichen Staaten sind verkauft." Als es bei der dritten Lesung selbst zur lezten Abstimmung kam, wurde die Bill verworfen, und so verlor der Vice-Präsident durch sein Votum die Gunst sämmtlicher Abolitionisten, die bis dahin eine gleiche Gesinnung gegen die Sklaverei in ihm vermuthet und ihn als demokratischen Kandidaten unterstützt hatten. Die Meisten von ihnen stimmten nun gar nicht, aus Mangel an einem guten Kandidaten, und die Majorität für Herrn van Buren war daher so beschränkt, daß es sehr die Frage ist, ob er nicht, wenn das Volk noch ein Jahr Zeit gehabt hätte, sein Betragen zu beobachten, oder wenn man einen anderen demokratischen Kandidaten hätte aufstellen können, mit großer Mehrheit verworfen worden wäre. Nachdem er sich einmal so weit gewagt, ist er in der Aussöhnung mit Herrn Calhoun noch weiter gegangen. An dem Tage, wo er das Amt des Präsidenten übernahm, erklärte er, niemals seine Zustimmung geben zu wollen zu irgend einer Bill, welche die Aufhebung der Sklaverei im Kolumbia-Distrikt bezweckte. Diese Erklärung stützt sich nicht etwa auf den Glauben, der Kongreß habe keine Macht, die Sklaverei in dem Distrikt aufzuheben; denn es war nicht lange, daß er, in die Enge getrieben, erklärte, er glaube, der Kongreß besitze diese Macht. So hat er also die außerordentliche Erklärung gewagt, unter keinen Umständen einer Maßregel der Art seine Sanction zu bewilligen, selbst wenn sich dafür der constitutionnell repräsentirte Willen des Volkes aussprechen sollte. Gewiß, der kühnste Schritt für einen Mann, der den Grundsatz hat, nicht zu viel zu sagen. Ob nun Herr Calhoun, wenn er wirklich zu fürchten ist, sich durch dieses kriechende Benehmen wird einlullen lassen, und ob man das Volk bei diesem Preisgeben des Nordens nicht eher aufreizen als einschüchtern wird, so daß der Präsident sich gezwungen sehen möchte, entweder noch vor Ablauf der vier Jahre seine Erklärung zurückzunehmen, oder auf die Wiedererwählung zu verzichten, das wird die Zukunft entscheiden. Noch eines sey bemerkt: wenn Herr van Buren sich von der Deutung, die man gewöhnlich den Einzelnheiten seines politischen Lebens unterlegt, gekränkt fühlt, so darf er keinen Anderen deshalb anklagen, als sich selbst; denn solche Mißdeutung, wenn sie vorhanden seyn sollte, hat er nur seiner sonderbaren Zurückhaltung zu verdanken: einer Zurückhaltung, die jeder Vernünftige mit der ehrlichen Offenheit und Verantwortlichkeit, welche demokratische Republikaner von ihren Regierungen mit Recht verlangen können, unverträglich finden muß.

II. Adams.

Besonders interessant war es mir, Herrn Adams zu beobachten, von dessen Reden ich jedoch nichts wiedergeben kann. Dieser Herr, der jezt ein Mitglied der Repräsentantenkammer

*) Aus ihrem kürzlich erschienenen Werke: Retrospect of western travel.

ist, nachdem er früher Präsident gewesen, wird von sämmtlichen Europäern mit eben so viel Bewunderung als Interesse betrachtet. Er ist einer der merkwürdigsten Männer Amerika's. In ihm sieht man den Typus jener einfachen moralischen Prinzipien, von welchen die wachsende junge Republik vorzugsweise geleitet werden soll. Seine Regierungszeit zeichnet sich durch nichts so sehr aus, als durch das Zurücktreten des Ruhmes gegen das Gute, des glänzenden Scheins gegen das Echte und Sittliche. Dieselbe ehrliche Einfachheit, welche die Krone seiner Tugenden ist, vermischt mit einem fehlerhaften Geschmack und einem getrübten Temperament, ist Schuld an dem excentrischen Wesen des Herrn Adams im Denken und Handeln, worüber seine Bewunderer sich so bitter beklagen und wodurch er zu einem unbrauchbaren Parteigänger wird. Zuweilen tritt er ohne einleuchtenden Grund aus den Reihen seiner Partei ganz heraus, und man hat vergebens versucht, dies durch gewisse Zwecke des Eigennutzes oder der Eitelkeit zu erklären; aber hier sind andere Ursachen vorhanden. Dann und wann nämlich fährt ihm irgend eine neue Idee von Gerechtigkeit und Unparteilichkeit durch den Kopf, so daß er auf einmal im Versammlungshause seine eigene Partei angreift und für ihre Feinde Theilnahme zeigt. Ohne Weiteres erhebt er sich und sagt seine neue Ansicht rund heraus zum größten Erstaunen der ganzen Versammlung, in der jedes Mitglied ohne Unterschied gespannt an seinen Lippen hängt, während sich die Wirkung seiner Worte bei den Einen in Unwillen und Furcht, bei den Anderen in Freude und Stolz äußert. Schon fängt die triumphirende Partei an, ihm zu schmeicheln und Beifall zu klatschen, doch mitten in der Freude verliert sie ihn wieder, er merkt, daß er zu weit gegangen, und das Resultat ist, daß er zuletzt zwischen zwei Feuer in die Mitte kommt. Was ich da erzähle, hatte ich selbst einmal in einem besonderen Falle mit angesehen, und sein Benehmen hierbei zeigte recht deutlich, wie rechtschaffen und wie excentrisch zugleich sein Charakter ist. Man hatte mir ihn sehr gut beschrieben, ehe ich ihn sah. „Studiren Sie sorgfältig Herrn Adams'", rieth man mir. „Sie werden ihn dessen wohl würdig finden. Besonders eigen ist er im Handeln. Er kann neunundneunzig Dinge auf die edelste, trefflichste Weise ausführen und das hunderste durch Temperament und verfehlten Geschmack so sehr verhunzen, daß einem dies Einzige alles Uebrige verleiden könnte, wenn man sich nicht mit aller Gewalt dagegen vorsieht." Was nun dies Letztere betrifft, so werden seine Mitbürger das nicht vergessen: denn was man auch von dem Parteieifer sagen mag und der verletzten Stimmung gegen Herrn Adams, welche mitunter geradezu den Charakter des Hasses und der Feindschaft annimmt, so wird man ihm doch die tiefe Ehrfurcht und Bewunderung nicht abstreiten können, welche die ganze Nation unwandelbar für ihn erfüllt, und es läßt sich mit Sicherheit voraussagen, daß ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode der Name und Ruf dieses Mannes noch einen sehr guten Klang haben wird.

III. Madison.

Herr Madison schien während meines Besuches vollkommen wohl, obgleich er in der letzten Saison so stark von Rheumatismus gelitten, daß er während des Winters gezwungen war, sich auf ein Zimmer zu beschränken, wo er nach dem Frühstück vor 9 Uhr aufstand und bis 10 Uhr Abends in einem bequemen Stuhl saß. Es war ein wundervoller Dreiundachtzigjähriger. Er beklagte sich, daß er auf einem Ohre taub sey, und daß seine Augen, die nie sehr vollkommen gewesen, ihn ganz am Lesen hinderten, so daß seine Studien jetzt brach lägen: indeß konnte er Mistreß Madison lesen hören, und ich bemerkte nicht, daß er eine Sylbe von der Unterhaltung verlor. Er saß in seinem Stuhl mit einem Kissen hinter sich, als ich ihn zuerst sah: seine kleine Person in einen schwarz seidenen Rock gehüllt, eine warme, grauweiße Kappe auf dem Kopf, die von seiner Frau immer hübsch zierlich zurecht gerückt wurde, und grau wollene Handschuhe auf den Händen, die ebenfalls rheumatisch gewesen waren. Seine Stimme war hell und kräftig, und seine Art zu sprechen höchst lebendig, oft scherzhaft. Außer daß das Gesicht etwas kleiner und folglich auch älter war, glich er dem gewöhnlichen Kupferstich, den man von ihm hat, vollkommen. Er schien nicht einen Zahn verloren zu haben, und so hatte sich auch die Form des Gesichts erhalten ohne auffallende Zeichen des Alters. Sein Geschmack an der Unterhaltung konnte nie lebendiger gewesen seyn. Ich war in beständiger Furcht, er möchte sich schwächen, und daher verließ ich nach einigen Stunden meinen Sitz zur Seite seines Stuhls und setzte mich auf das Sopha neben Mistreß Madison auf der entgegengesetzten Seite des Zimmers; er aber kam auf der Stelle nach und setzte sich zwischen uns in die Mitte: so daß, als ich merkte, daß meine Bewegung nur dazu diene, ihn der Bequemlichkeit seines Stuhls zu berauben, ich auf meinen vorigen Posten zurückkehrte und ihn nur der Nahrung und des Schlafs halber verließ, — froh genug, daß ich den Verkehr mit einem Mann, dessen politische Philosophie ich höchlich verehrte, so viel als möglich genießen konnte. Es ist überflüssig, zu den vielen Lobreden über Herrn Madison noch eine hinzuzufügen: nur das will ich erwähnen, daß mir der feinste Zug seines Charakters sein unzerstörbarer Glaube zu seyn schien, und zwar der Glaube, daß ein wohl gegründetes Gemeinwesen in der That unsterblich seyn kann; nicht bloß weil das Volk, sein Haupt-Element, niemals stirbt, sondern weil die Prinzipien des Rechts, in denen ein solches Gemeinwesen wurzelt, niemals untergehen in Gemüth und Verstand des Volkes. Diese Ueberzeugung strahlte glänzend durch die ganze Unterhaltung des Herrn Madison hindurch, ausgenommen bei einem einzigen Thema, nämlich der Sklaverei: hier, gestand er selbst, sey er ganz in Verzweiflung. Der hagere alte Mann, der sich selbst von der Gicht gelähmt nannte, hatte gefrühstückt und sich angekleidet, noch ehe wir uns zum Frühstück niedersetzten. Er sprach sehr viel über die Amerikanischen Präsidenten und einige noch lebende Politiker zwei Stunden lang, bis man ihm seine Briefe und Zeitungen brachte. Er warf sie rasch bei Seite, indem er meinte, die Zeitungen könne er jeden Tag lesen, jetzt müsse er die ganze Zeit uns genießen, wenn wir wirklich so bald fortgehen wollten, als wir angedeutet. Er fragte mich lächelnd, ob ich es für ein zu großes antirepublikanisches Vorrecht der Ex-Präsidenten halte, ihre Briefe und Zeitungen frei zu bekommen; es sey ja dies der einzige zeitliche Vortheil, den sie von ihrem Amte davontrügen. — Unter Anderem sprach er seine Freude darüber aus, daß in den Vereinigten Staaten für Seelenhirten und den Religions-Unterricht des Volkes weit ansehnlicher und gleichmäßiger gesorgt sey, als man es durch religiöse Institute irgend welcher Art im Stande gewesen wäre, und daß eine der größten Wohlthaten, für welche später die Welt seinem Vaterlande Dank zollen werde, darin bestehe, daß es bewiesen habe, um wie viel besser für die Religion gesorgt werde, je mehr man sie ohne Zwang der Pflege des Volkes überlasse. Er führte die Bemerkung Voltaire's an, daß es ein reiner Despotismus wäre, wenn nur Eine Religion in einem Lande herrschen möchte; zwei allein würden sich heftig befeinden; ein halbes Hundert dagegen könnten in der schönsten Harmonie neben einander existiren. Er meinte, so sey es in Amerika, und eine so wahre und treffende Bemerkung wie diese müsse man als Entschädigung für viele andere nehmen, die an der Lüge sterben würden. — Ich warf einen Blick auf die Zeitungen, als sie hereingebracht wurden, und fand sie voll von dem großen Thema des Tages, dem Zwist zwischen Amerika und Frankreich. Herr Madison gab mir eine Schilderung der Verhältnisse zwischen beiden Ländern und nannte mir zugleich die Gründe, warum er fürchte, dieser Streit möchte, trotz seiner Kleinlichkeit, in einen Krieg ausbrechen. Dies ist jetzt Alles abgethan, doch einige seiner Bemerkungen bleiben wahr. Er meinte, es würde ein trauriges Schauspiel seyn, wenn diese zwei repräsentativen Regierungen einander bekriegen sollten: es würde nur einen Beweis abgeben zu den hergebrachten Redensarten über die Rastlosigkeit demokratischer Regierungen. Er erwähnte, daß Georg IV. als Prinz-Regent in dem letzten Kriege großen Gewinn machte, da sich sein Antheil an den Gebühren der Admiralität auf 1,000,000 Pfund jährlich belief: — eine hübsche Prämie, bemerkte Herr Madison, für einen König, der in den Krieg zieht. Er erzählte mir auch von der Abschließung des humanphilosophischen Vertrages zwischen Franklin und Friedrich von Preußen, daß unbewaffnete Handelsschiffe ihren Geschäften eben so frei im Kriege wie im Frieden nachgehen sollten.

Ostindien.

Aus Dr. Spry's Indischen Berichten.

(Schluß.)

Sehr unbedeutend erscheint, was Dr. Spry über die dortigen Jagden, besonders auch von denen auf Tiger, mittheilt. Uebrigens bestätigt auch er, daß diese Thiere keinen Menschen angreifen, wenn sie nicht schon einmal Menschenfleisch gekostet haben, das ihnen dann freilich vorzugsweise zu munden scheint. Doch sagt er: die Tigerjagd sey, wenn schon, um der größeren Gefährlichkeit willen, interessanter — von den echten Jägern doch der Jagd auf wilde Schweine nachgesetzt.

Von der dortigen Klapperschlange, cobra de capello, deren Gift binnen wenigen Stunden tödtet und den Leichnam schon in Fäulniß übergehen macht, noch ehe das Herz aufgehört zu schlagen — so wie von dem Gesange oder eigentlich eintönigen Gesumme der Psyllen, Schlangenfänger (wodurch jene Thiere so angelockt und bezaubert werden, daß sie nicht nur aus ihren Schlupfwinkeln hervorkommen, sondern auch den Takt dabei durch ihre Bewegungen ganz unverkennbar markiren und häufig sogar sich ruhig mit der Hand fangen lassen), berichtet er gleichfalls Nichts, was, wenn wir nicht irren, nicht schon vor vielen Jahren bei uns bekannt und allgemein geworden.

Eigenthümlicher vielleicht, wenn schon ebenfalls nicht ganz neu, dürften des Doktors Bemerkungen über eine andere Plage jener Gegenden: über die Heuschreckenzüge, gefunden werden.

„Diese klassische Plage aus Aegyptenland trifft auch Hindostan nicht selten. Einmal (sagt er) bin ich selber Zeuge davon gewesen, und kann versichern, daß ich mir weder eine verwüstendere, noch in den Folgen gräßlichere Land-Plage zu denken weiß. Die vollständigste Beschreibung kann einem Europäer immer nur eine mangelhafte Vorstellung gewähren, wenn ihm dabei weiter kein Vergleich zu Gebote steht, als der mit den betäubend kreischenden Schwärmen von tausend und aber tausend Zugvögeln, oder mit den die Sonne selbst verdunkelnden Völkern von Milliarden Mücken. Denn alle diese zusammengenommen lassen sich immer noch lange nicht den undurchdringlichen Massen jener ganz abscheulich großen und widerlichen Insekten gleichstellen, wie sie den Himmel, so weit das Auge reicht, verfinstern und, die Luft mit der Heftigkeit eines brausenden Stromes durchschneidend, mit einem Getöse, nicht unähnlich dem Brüllen der Meeresbrandung, erfüllen — bis ihr ephemeres Daseyn zu Ende geht, in

dem sie erschöpft zur Erde sinken, ihre Eier legen und umkommen. Der ganze Landstrich, auf dem sie dergestalt sich niederlassen, erleidet die trostloseste Umwandlung: die fruchtbarsten Strecken liegen urplötzlich wie verdorrt, als ob ein Erdbrand sie über und über versengt hätte — und seine Luft wird durch die verwesenden Kadaverhaufen dermaßen verpestet, daß nur allzuoft die schrecklichsten Seuchen entstehen.

Eines Morgens, es war im August 1832, in Sangor, wurde meine Aufmerksamkeit ganz unerwartet von einem Geschrei der Dienstboten im Hause in Anspruch genommen; und fast zugleich stürzten mehrere derselben in mein Zimmer, indem sie beständig riefen: Tiri! Tiri, Sahib! Tiri! Aus ihren Geberden dabei entnahm ich nur so viel, daß ihr Tiri etwas Besonderes und augenscheinlich eben nicht Angenehmes am Himmel bedeuten sollte — weiter jedoch Nichts. Da aber wich im Nu das Sonnenlicht einer förmlichen Dämmerung. Nun eilte ich vor das Haus und sah ganze Wolkenzüge von Heuschrecken, die von Osten herkamen, über mir dahinstürmen. Sogleich waren auch alle andere Einwohner der Stadt auf den Füßen, mit Flinten, Klappern oder metallenen Geräthen versehen, um durch Schießen, Zusammenschlagen und Lärmen die unerwarteten Gäste zu verscheuchen und vom Niedergange zurückzuschrecken. Dies gelang nun zwar, so daß nach einer Stunde die Gefahr vorüber, die Heuschrecken über uns nicht mehr sichtbar waren; auf der Erde aber lagen der Herabgefallenen dennoch zu Tausenden. Diese wurden schleunigst aufgelesen, wobei ein lange daselbst ansässiger Engländer mir versicherte, daß dieselben, gehörig zugerichtet, ein ganz ausgezeichnet wohlschmeckendes Ragout abgäben. Doch war ich nicht Gastronom genug, sein Heuschrecken-curry auch zu kosten.

Woher aber kommen diese Thiere, und wohin ziehen sie? Die Wander-Heuschrecke (Gryllus migrator) erleidet Verwandlungen, wie die Raupe. Man nimmt an, daß es des Zusammentreffens gewisser Umstände bedarf, wenn sie sich völlig entwickeln soll, und daß sie auch nur in diesem Falle in so wunderbaren Massen zum Vorschein kommt. Sie durchschneiden die Luft mit einem ganz außerordentlichen Ungestüm, vom Morgen bis zum Abende, mit dessen Anfange sie sich herablassen auf alle Pflanzen ohne Unterschied. Dann sollen sie aber auch am dichtesten Gebüsche nicht ein einziges Blatt, nicht ein grünes Hälmchen lassen. Am nächsten Morgen ziehen sie weiter, wieder bis zum Abende und so fort."

Frankreich.

Die dienende Klasse in Frankreich.

In dem, diesen Gegenstand behandelnden, vor kurzem in Paris erschienenen Werke des Herrn Mittre*) finden wir nicht nur das ganze Dienstbotenwesen überhaupt vollständig behandelt, sondern auch manche neue Gedanken, namentlich über Mittel zur Bildung guter und Besserung schlechter Dienstleute. Vorzugsweise interessant aber, weil es auch auf unsere Verhältnisse paßt, erscheint uns das Kapitel über die Elemente, aus der die dienende Klasse zusammengesetzt ist, und über die Sittlichkeit derselben — daher wir es hier folgen lassen:

„Um die Sittlichkeit der Dienstboten sieht es", sagt Herr Mittre, „nicht bloß im Allgemeinen sehr schwierig aus, sondern auch im Besonderen tragen nur allzu viele Ursachen dazu bei, sie recht sehr zu beeinträchtigen und zu gefährden. Eine der ersten Wurzeln der Unsittlichkeit, auf die wir bei genauerem Eingehen in diese Einzelheiten stoßen, liegt schon in der Herkunft derer, die sich in ein Dienst-Verhältniß begeben, so wie in den Gründen, die sie hierzu bewegen.

Namentlich werden Frauenzimmer häufig durch gar mißliche Bedrängniß zu dem Entschluß getrieben, in Dienste zu treten. Welches andere Mittel hätten auch z. B. die zahlreichen Familien auf dem Lande, denen fast keiner von den Neben-Erwerben, die in der Stadt als Nahrungszweige dienen, bekannt ist, um sich die Ueberlast eines allzu reichlichen Ehesegens zu erleichtern? Oder, was Anderes sollen die ganz unbemittelten Glieder eines Hausstandes thun, denen der väterliche Versorger oder die emsige Mutter plötzlich durch den Tod entrissen worden? Ja, wie oft sieht man nicht leider noch immer ein unglückliches Kind wegen unverdienter Hintansetzung, die es von den leiblichen Aeltern, wegen unverantwortlicher Mißhandlung, die es von einer unmenschlichen Stiefmutter erleiden mußte, dem angeborenen Herde weinend Lebewohl sagen, um an einem fremden im Schweiße des Angesichts sein Brod zu essen? Und sollten wir wirklich gar keinen Vormund mehr zu fürchten haben, der die ihm anvertrauten Waisen so bald als möglich loszuwerden wünschte und sie deshalb der liebevollen Erziehung von großmüthigen Adoptiv-Aeltern, d. h. der ungezügelten Willkür einer eigennützigen Herrschaft, übergäbe? Oder wäre die bald unverständige, bald böswillige Härte, mit welcher das älteste der verwaisten Geschwister seine Altersherrschaft oder seine abgezwungene liebloseDbhut über die Jüngeren geltend macht, jetzt minder fühlbar, so daß deshalb keines mehr versucht würde, lieber seinen Glauben: keine Dienstbarkeit, selbst bei Fremden, könne härter seyn — durch die Erfahrung zu prüfen, als länger unter dem geschwisterlichen Drucke zu seufzen? Bedarf es nun noch mehr, als der Hindeutung auf jene Unglücklichen, welche der Heimath flüchtig den Rücken kehren, um der Entdeckung oder den Folgen einer oft mehr beklagenswerthen als verdammlichen Schwäche, eines schimpflichen Fehltritts, eines verderbten Lebenswandels zu entgehen? Endlich aber, wem fiele nicht auch der Mißbrauch ein, der so oft mit dem Einflusse der herrschaftlichen Gewalt getrieben wird, um, vermöge trügerisch reizender Versprechungen und Vorspiegelungen, das junge Volk, und meist gerade die Kräftigsten und Hübscheften, von der Garten- und Feld-Arbeit oder vom älterlichen Herde weg, in das Schloß zum Dienste der Herrschaft, eigentlich des Herrn oder der Herren Söhne — zu verlocken und ihnen am Ende ein Leben, ein Alter zu bereiten, das mit weit mehr Recht armselig und bemitleidenswerth genannt werden darf, als die frühere Ruhe, Einförmigkeit und Einfachheit in Beschäftigung und Gewohnheiten?

Doch abgesehen von allen diesen Beweggründen zum Eintritt in ein Dienstverhältniß — zeigen nicht die jungen Leute, wie sie vom Lande herein in die Stadt kommen, außer der allgemeinen Unwissenheit und Plumpheit, auch, vermöge ihrer mangelhaften Erziehung, durchgängig ein völliges Unvermögen, vor den Gefahren, die plötzlich sie umgeben, sich zu schützen, ja, diese als solche nur zu erkennen? Bedenkt man hierbei nun noch, daß wohl manche dieser Neulinge an die Beschwerden, wie an die Demüthigungen, denen sie in ihrem neuen Berufe ausgesetzt werden, keineswegs gewöhnt sind und ohne alle Kraft der Resignation dastehen, ohne Führer und ohne Stütze, so kann man es wohl wunderbar nennen, wenn weder ihre Unerfahrenheit, noch ihre Armuth in die Schlingen sie verstrickte, die ihnen auf allen Seiten gelegt werden.

Der größeren Vollständigkeit wegen gedenken wir auch der Mädchen in Wirths-, Gast- und in den kleineren Speise-Häusern der großen Städte, von denen gewiß die Meisten in dergleichen Dienste nur getreten, um an dem Rande des Abgrundes, der vor ihren Füßen bereits sich öffnete, stehen zu bleiben, um ein über und über befleckes Leben nicht auf der niedrigsten Stufe des Elends und der Verworfenheit zu beschließen. Fast eben dasselbe gilt von den jungen Wäscherinnen, Nähtermädchen und Putzmacherinnen, die wohl schon ganz leidlich leben könnten, wenn sie sich auch nur mit ihrem kleinen ehrlichen Erwerbe begnügen und warten wollten, bis ein tugendhaftes Leben ihnen die belohnende Anerkennung in einer schicklichen Heirath zu Wege brächte — anstatt daß sie jetzt so recht mit voller Lust allem Leichtsinne und aller Unbedachtsamkeit ihrer Jugend den Zügel schießen lassen, um zuletzt, wenn ihr guter Ruf schon längst viel mehr als zweifelhaft geworden, etwa noch als Kammermädchen der Mittel zu Befriedigung ihrer eiteln Putzsucht habhaft zu werden.

Auch unsere Waisen- und Findelhäuser stellen fortwährend starke Kontingente zu dem Corps der dienstbaren Geister. Doch auch diesen gewährt die Erziehung, die sie entweder in jenen Zufluchtstätten oder bei ganz ungebildeten Pflege-Aeltern auf dem Lande genossen, bei weitem noch nicht genügende Sicherheit und Festigkeit, um sie, sobald sie in ihrer gefahrvollen Laufbahn einmal sich selber überlassen sind, vor Irrwegen oder Fehltritten zu bewahren.

Die jungen Bauerburschen endlich, die zuletzt nichts Besseres zu thun wissen, als in die persönliche Bedienung der Herrschaft, deren Land ihre Aeltern bauen, sich aufnehmen, in die Schloß-Livree sich stecken zu lassen — diese zeichnen sich meist wahrlich eben so wenig durch Liebe zur Arbeit wie zur ehrenvollen Unabhängigkeit, durch Anhänglichkeit an die Ihrigen wie durch Gefühl für die Erb-Tugenden ihrer Familien aus, um den Gedanken an Dienstbarkeit, als ihrer unwürdig, von sich entfernt zu halten.

Doch wie viel ernster muß das Prognostikon der in Städten Geborenen ausfallen, die nach vielfachen Versuchen, anderweitige Laufbahnen einzuschlagen, endlich zur Dienstbarkeit, als zur letzten Auskunft, ihre Zuflucht nehmen!

Das Verzeichniß der Pflanzschulen für männliche Dienstboten dürfen wir aber nicht schließen, ohne auch einer Klasse gedacht zu haben, die sich heutzutage mit dem steigenden Luxus zugleich fortwährend vermehrt: wir meinen die des Dienstes entlassenen Soldaten. Unter diesen bedürfen jedoch diejenigen keiner Entschuldigung für den Eintritt in den Herrendienst, die entweder das Fleckchen Landes, das sie früher mit dem Vater angebaut, unter die vielen Erbberechtigten zerstückelt, wenn nicht gar aus dem Besitze der Familie gekommen finden — oder die außer dem Kriegsdienste nichts Anderes verstehen, als etwa mit Pferden umzugehen. Dagegen suchen diejenigen, welche nur in Folge der im Soldatenleben angenommenen Müßiggängerei und Lasterhaftigkeit die Klasse der Dienstboten vermehren, gewiß vergeblich nach einer ausreichenden Rechtfertigung für sich.

Diese Betrachtung der Gründe und des Hergangs der Dienstboten-Rekrutirung genügt nun wohl zugleich als eine vorläufige Andeutung der von solchen Leuten zu erwartenden Sittlichkeit und der Schwierigkeit ihrer Sicherung. Doch, um diese noch näher, oder vielmehr aus einem neuen Gesichtspunkte in Augenschein zu nehmen, wollen wir die Wahrscheinlichkeiten in Betreff der Sittlichkeit der aus so verschiedenartigen Grundstoffen gebildeten dienenden Klasse unter die folgenden zwei Hauptsätze bringen: Die Gelehrigen und Geschmeidigen fügen sich bald und leicht in den Gehorsam und in die Unterwürfigkeit, die ihre Abhängigkeit immer mit sich bringt und oft mehr als gebieterisch fordert. Die mit besseren Fähigkeiten Begabten, von Gesinnun-

*) Des domestiques en France dans leurs rapports avec l'économie sociale, le bonheur domestique, les lois civiles, criminelles et de police; par M. Mittre, avocat aux conseils du Roi et à la cour de cassation.

gen, welche ein besseres Loos verdienten, Durchdrungenen befinden sich dagegen stets in einem inneren Kampfe wider das Spiel des Zufalls, das ihnen in der Mehrzahl der Herrschaften, denen sie dienen, fast immer Charaktere zuführt, die ihnen selber an Würde nachstehen.

Wenn nun jenen Ersteren ihre Eigenschaften das Drückende ihrer Stellung erträglich machen und die Gunst ihrer Herrschaften gewinnen hilft, so macht eben diese Biegsamkeit ihres Wesens leider auch die Ansteckung durch die Laster, namentlich gerade ihrer Herrschaften, nicht nur leichter, sondern auch in den Folgen gefährlicher. Und wenn die Zweiten, trotz ihres natürlichen Stolzes, zur Dienstbarkeit sich bequemen konnten, so spricht dies als Beweis oder doch gewiß als starkbegründete Vermuthung dafür, daß ihre Gesinnungen durch ihr früheres Leben schon verändert oder verschlechtert genug waren, um in ihren Augen der Bequemlichkeit und Trägheit des Herrendienstes vor der mühseligen Arbeit den Vorzug zu geben — und mithin auch dafür, daß ihre Selbstsucht, ihr eigener Vortheil fast durchgängig die einzige Triebfeder, der ausschließliche Leiter zu allen ihren Handlungen, zu allen ihren Fehlern seyn wird. Oder aber: sie wären ursprünglich roh gewesen, und ihre Anstelligkeit wie ihr Stolz hätten sich erst durch die Berührung mit feinen oder mit vornehmen Personen entwickelt. — Alles gleichviel! Immer, in diesem wie in jenem Falle, werden sie, so oft ihre Herrschaften schwachköpfig oder charakterlos seyn werden, ihre Ueberlegenheit sicherlich mißbrauchen, um, selbst auf Kosten ihrer Treue, eine erwünschte Ausgleichung zwischen sich und Jenen zu Stande zu bringen.

Alle Klassen von Dienstboten aber, ohne Unterschied, trifft der Vorwurf einer beispiellosen Sorglosigkeit für ihre Zukunft; denn trotz der Erfahrung, die sie täglich an ihren alten jammervoll hinsiechenden und verkommenden Kollegen machen können, und ungeachtet der Sparkassen, verzehrt noch fortwährend bei den Frauenzimmern der Geschmack am Putz, bei den Männern der am Trinken, Spielen und Schlemmen alles das, was man verständiger Weise als einen Noth- und Zehr-Pfennig für die Tage der Krankheit oder des Alters aufheben und wuchern lassen sollte.

So unbestreitbar es nun leider mit der Mehrzahl der Dienstboten aussieht, wie wir bisher geschildert, eben so unbestreitbar giebt es glücklicherweise aber auch Ausnahmen, sehr ehrenwerthe Ausnahmen von der allgemeinen Regel, die eben deshalb und je stärker die Versuchungen, dem reißenden Strome nachzugeben, je näher die Gefahr, in ihm unterzugehen, um so ehrenwerther seyn müssen. Gewiß, es giebt noch immer Beispiele von vollkommener Uneigennützigkeit, von wandelloser Treue, von rührender Sorgfalt, Ausdauer und Aufopferung — Tugenden, die bisweilen einen kaum denkbaren Grad der Vollendung erreichen, da ihnen nicht einmal der Ruhm, weder als Sporn noch als Lohn, zum Grunde liegt. Ja, die Fehler, die man ihnen am meisten zur Last legt, entspringen keineswegs allein aus ihren schwierigen Verhältnissen, sondern haben, wie gesagt, nur allzu oft die Laster ihrer Herrschaften zum Grunde. Freilich macht die Ehelosigkeit, die den Dienstboten gewöhnlich auferlegt ist, die Mädchen gar häufig zum Gegenstande der Nachstellungen nicht nur von Seiten der männlichen Dienstboten, mit denen ihr Dienstverhältniß sie in unmittelbare, nur allzu verführerische Berührung bringt, sondern auch von Seiten der gleichfalls meist unverheiratheten zahlreichen Soldaten und Gesellen, besonders in großen Garnison- und Fabrik-Städten — aber zuerst und ganz besonders gefährdet finden sich diese armen Geschöpfe, in ihrer Unerfahrenheit und Abhängigkeit, durch ihre Herren, oder durch deren männliche Angehörige. Darum liefert auch gerade die dienende Klasse augenfällig die meisten Findlinge und Kindes-Mörderinnen. — Freilich ist ein gewisser natürlicher Hang zum Putze bei den Mädchen kaum wegzuleugnen — aber, würde dieser wohl so strafbar ausarten, wenn nicht der Leichtsinn der Gebieterin ihn unterhielte, indem sie ihre Kammerzofe, ihre Köchin mit den aus der Mode gekommenen Gegenständen ihrer eigenen Toilette beschenkt, die dann oft noch obendrein nicht ohne kostspielige Aenderungen gebraucht werden können? Wozu aber ein Mädchen um der Vervollständigung eines mangelhaften Putzes willen vermocht werden kann, ist wohl eben so bekannt, als beklagenswerth. Zu Abstellung dieser Art und Weise, einen Theil des Lohnes an die Bedienung abzutragen, dürfte vielleicht Nichts heilsamer seyn, als recht häufige Verwechselungen der so zierlich herausgeputzten Dienerin mit der Dame vom Hause selber.

Bei Vergleichungen der Sittlichkeit des Dienst-Personals der Vornehmen mit derjenigen der Dienstboten in den mittleren Ständen hat man aufgestellt, daß die erstere viel tiefer gesunken erscheine, als die letztere. Dies kann nun zwar wirklich der Fall seyn, sofern die Bedienung in den höheren Ständen schlechtere Beispiele vor Augen und also auch mehr Klippen und Versuchungen zu meiden haben dürfte, als die in den mittleren Gesellschafts-Klassen. — Sofern aber diese letzteren die Mehrzahl der Familien, die sich Bedienung halten, in sich begreifen, muß auch bei diesen Gut und Bös durch einander gemischt sich finden, je nachdem sie theils minder besorgt sind, gute Dienstboten sich zu wählen oder heranzubilden, ihre Leute zu beaufsichtigen, oder zweckmäßig und gut zu behandeln. Sicherer indeß, als diese Annahmen, dünkt mich das, daß, wenn die Stellung des Mittelstandes für sein Dienst-Personal günstiger ist, die so wünschenswerthe gänzliche Einverleibung desselben in die Familie ein solches Verhältniß vorzugsweise erleichtert — der Abstand, welcher dagegen den Reichen oder Vornehmen von seiner Bedienung trennt, in dieser Hinsicht nur ein unseliges Hinderniß abgiebt. Eben so betrübend ist aber auch die Ausgleichung, die hierbei oft genug stattfindet, indem bei den Vornehmen den Dienstboten, die ihren Herrschaften an Sittenlosigkeit gleichkommen, ihre täglichen Unredlichkeiten von diesen stets halb und halb unbeachtet nachgesehen werden — bei dem Mittelstande hingegen eine kleinliche Genauigkeit, in Verbindung mit dem geringen Lohne, die Leute nur allzu oft bestimmt, ihre Herrschaften, die auch die geringfügigste Veruntreuung sofort als einen Diebstahl betrachten, auf irgend eine schlaue Weise zu täuschen."

Mannigfaltiges.

— Skandinavische Geschichte. Ein treffliches Werk über die alte und neuere Geschichte der Skandinavischen Halbinsel, so wie über die religiösen, gesellschaftlichen und literarischen Zustände Dänemarks, Schwedens und Norwegens, ist kürzlich in England erschienen *). Es bildet zwei Bände der sehr lehrreichen „Edinburgh Cabinet Library" und hat zwei durch ihre literarisch-historischen Forschungen rühmlichst bekannte Männer zu Verfassern: nämlich den Nord-Amerikanischen Gesandten in Berlin, Herrn Henry Wheaton, von dem die Englische Literatur bereits eine „Geschichte der Normannen" und eine „Theorie des Völkerrechts" besitzt, und den Dr. Andrew Crichton, dessen „Geschichte von Arabien" sich viele Anerkennung erworben hat. Bis jetzt war in Englischer Sprache noch kein Werk vorhanden, das die Resultate der neueren Skandinavischen Geschichtsforschung, wie sie namentlich von Schweden ausgegangen, und der großartigen Arbeiten auf dem Gebiete der Altnordischen Sagenkunde und Literatur, das hauptsächlich in Kopenhagen angebaut wird, zusammengestellt und zu einem Ganzen verarbeitet hätte. Die Herren Wheaton und Crichton haben mit den fremden auch die eigenen Forschungen vereinigt, und so ist ein Buch zu Stande gekommen, daß es wohl verdient, auch für die Deutsche Literatur durch eine gute Uebersetzung gewonnen zu werden.

— Kemble, Talma und Molière. In der Napoleonischen Armee diente ein Neffe des berühmten Talma als Soldat, und dieser hatte in Spanien das Unglück, von den Engländern zum Gefangenen gemacht zu werden. Auf den sogenannten „Hulks", den Schiffen, die damals für Kriegsgefangene in Britischen Häfen eingerichtet waren, ging es unserem jungen Talma so schlecht, daß er sehr bald auf ein Mittel zu sinnen anfing, sich eine bessere Lage zu verschaffen. Da erinnerte er sich, von seinem Oheim einmal gehört zu haben, daß alle Schauspieler eine gewisse Sympathie für einander hätten; ferner hatte er den Oheim zuweilen von dem Englischen Schauspieler Kemble sprechen hören. Beides zusammen war ihm ein hinreichender Anlaß, an Kemble in London einen Brief zu richten und ihm darin vorzustellen, daß ein Neffe seines Kollegen Talma in der hülflosesten Lage gefangen sey. Schon mit umgehender Post traf Kemble's Antwort, begleitet von einer ansehnlichen Geldsumme, ein, und bald darauf wußte es der Britische Roscius durchzusetzen, daß der Neffe des Französischen gegen einen gefangenen Engländer ausgetauscht wurde. Der Krieg dauerte indessen noch lange Zeit fort, und so hatte der große Talma keine Gelegenheit, dem Wohlthäter seines Neffen mit seinem Danke auch seine Schuld abzutragen. Im Jahre 1814 aber erhielt Kemble nicht bloß die Geldsumme zurück, die er früher hergegeben hatte, sondern auch von Seiten der Talmaschen Familie die dringende Einladung, recht bald einmal nach Paris zu kommen. Kemble ließ sich nicht lange bitten und wurde von Talma eben so herzlich als glänzend aufgenommen. Unter Anderem ward ihm auch ein großes Festmahl gegeben, bei welchem die berühmtesten Französischen Schriftsteller und Schauspieler anwesend waren. Man sprach, dem Gaste zu Ehren, mit großem Enthusiasmus von dem in Frankreich bisher verkannten Shakespeare, und Kemble verbreitete sich dagegen über Corneille, Racine, Voltaire und Crebillon. Michaud, der bis dahin aufmerksam zugehört hatte, wandte sich endlich an den Engländer und sagte: „Aber, Herr Kemble, Sie haben ja unter den Französischen Dichtern unseren Molière ganz vergessen." — „Molière", erwiderte Kemble, „war kein Franzose." — „Was?" rief Alles erstaunt, „kein Franzose?" — „Gewiß nicht", nahm Kemble wieder das Wort; „eines Tages nämlich hatte es dem lieben Gott gefallen, einen Menschen erschaffen zu wollen, der der ganzen Welt die Wahrheit sage, die Wahrheit, die man lachend vernehmen sollte, während die Menschheit selbst auf der Bühne dargestellt wurde. Er erschuf den Molière und ließ ihn auf die Erde fallen. Da wollte es der Zufall, daß, bei der Drehung des Erdballs, gerade Frankreich im Wurfe lag, und darum ist Molière hier aufgetreten. Sonst aber hätte er eben so gut auf England oder auf Italien, auf Deutschland oder auf Spanien herabfallen können: Molière ist kein Franzose; er gehört vielmehr allen Nationen an."

*) Scandinavia, ancient and modern; being a History of Denmark, Sweden and Norway. 2 vols. Edinburgh, 1838.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 34. Berlin, Montag den 19. März 1838.

England.

Dibdin und die Bücher-Liebhaberei in England.

Von Zeit zu Zeit entstehen besondere Geschmacksrichtungen, die, von glühenden Naturen angeregt und begünstigt, zu Leidenschaften werden. Bald sind Blumen, bald Porzellan-Vasen, altmodische Möbel oder seltene Bücher der Gegenstand solcher Mode-Liebhabereien, die Manchen um Hab' und Gut bringen. Die Tulpen-Wuth, welche vordem in Holland grassirte, war ein Beispiel dieser Art; unser Zeitalter ist Zeuge einer ähnlichen Manie gewesen; man bewarb sich mit demselben rasenden Eifer um alte Bücher, wie früher um schöne Tulpen. In England veranlaßte die Rivalität der Bücher-Liebhaber lebhafte Kämpfe, besonders während der ersten zwanzig Jahre unseres Jahrhunderts oder, genauer genommen, zwischen 1810 und 1820, in welcher Periode man den Gegenständen seines Enthusiasmus auch die größten Opfer brachte.

Etwas Auffallendes mußte diese Bibliomanie in einem Lande haben, wo die Schriftsteller, wenn ihre Werke nicht sehr populair sind, unaufhörlich mit der Gleichgültigkeit des Publikums und der Geringschätzung der Buchhändler zu kämpfen haben. Ehemals konnte ein Autor dieser Art nichts Besseres thun, als in den geistlichen Stand treten, sein Werk irgend einem Lord widmen und um dessen Patronat sich bewerben, Gelangte er auf diesem Wege zu einer Pfarre, so war er in den Stand gesetzt, noch mehr Bücher in die Welt zu schicken. Mancher berühmt gewordene Schriftsteller griff zu diesem Nothanker und rettete sich vielleicht nur auf diese Weise vor dem Hungertode in einem Dachstübchen: ja, noch heutzutage bedienen sich sehr viele Autoren des nämlichen Auskunftmittels; denn die Buchhändler sind in England unbarmherziger, als irgendwo auf Erden. Man weiß, daß der Buchhändler Dodsley dem großen Sterne ein Honorar von 50 Pfund Sterl. für das Manuskript seines unsterblichen Tristram Shandy verweigerte; und mit welcher Ironie schildert Pope in seinem Briefe an den Grafen Burlington die Habgier und Unwissenheit Lintot's, eines der namhaftesten Buchhändler jener Periode! Pope selbst konnte sich nur unter der Aegide reicher Lords auf Unkosten der literarischen Handelsleute lustig machen.

Die Englischen Buchhändler bedürfen übrigens auch der Mäcene, wenn ihre Bücher nicht gerade dem Geschmack und der Fassungskraft des großen Publikums zusagen. Nur Lords und andere sehr vermögende Leute bereichern ihre Bibliotheken mit bändereichen und kostbar ausgestatteten Luxus-Werken; sie sind beinahe die einzigen Käufer derselben. Nur Personen von dieser Klasse verdankt man auch die Rettung bibliographischer Seltenheiten, denen sie in ihren prächtigen Sammlungen ein Asyl geben. Ohne ihre Unterschriften würde manche nützliche oder kostbare Unternehmung des Buchhandels nicht zu Stande kommen und ohne ihre Ankäufe manche werthvolle Bibliothek als Makulatur in die Kramläden wandern oder zum Nachtheil der Wissenschaft zerstreut und verschleudert werden. In einem Lande, wo der Regierung keine regelmäßige Fonds zur Förderung der Wissenschaft und der Kunst zu Gebote stehen und wo es nur eine kleine Zahl öffentlicher Bibliotheken giebt, ist es als ein besonderes Glück zu betrachten, daß wenigstens die Vornehmen und Reichen einen Theil ihres ungeheuren Vermögens zum Ankaufe von Büchern und Gemälden verwenden.

Mancher Lord besitzt eine Privat-Bibliothek, die kostbarer ist, als die öffentlichen Bibliotheken vieler großen Städte. Diejenige, welche Lord Spencer hinterlassen, nimmt einen Flächenraum von 240 Fuß in der Länge ein; also beinahe so viel wie die Königliche Bibliothek zu Paris. Bücher-Liebhaber berechnen den gemeinschaftlichen Werth dieser Sammlung und der des Herzogs von Devonshire auf fünf Millionen Franken; und rechnet man noch den Ertrag des Verkaufes von fünf anderen großen Bibliotheken hinzu, die kürzlich (nach dem Tode ihrer Besitzer) versteigert worden, so ergiebt sich, daß diese sieben Sammlungen allein ein Kapital von acht Millionen Franken repräsentirten.

Lord Spencer war, allem Anschein nach, ein sehr gelehrter Bibliophile, besonders hinsichtlich der alten Drucke; auch ist der prächtige Katalog seiner Sammlungen, die er immer mit neuen typographischen Seltenheiten zu vermehren trachtete, zum großen Theil von ihm selber abgefaßt. Man muß nach England reisen, wenn man zwei reiche Besitzer von Schlössern — wie z. B. Lord Clive und Herrn Lloyd — sehen will, die einander lange Besuche abstatten und dabei von nichts als von ihren kostbaren oder seltenen Druckwerken sprechen.

In England findet man auch reiche Leute, die eigene Pressen haben, um Bücher zu drucken. Horace Walpole hat mit seiner Presse zu Strawberry-Hill eine große Anzahl von Büchern gedruckt. Man weiß, daß auch eine Tragödie des Präsidenten Hénault aus dieser Presse hervorging. In unseren Tagen besaß Herr George Allan seine Druckerei zu la Grange, und Sir Alexandre Boswell die seinige zu Auchinleck. Kürzlich hat sogar ein Englischer Bibliograph, Herr Martin, ein eigenes Werk über die in Privat-Druckereien gedruckten Bücher herausgegeben.

Bis zu Anfang unseres Jahrhunderts war der Geschmack an Büchern noch nicht so zur Leidenschaft geworden, daß er allgemeines Aufsehen erregte. Erst um das Jahr 1810 trat ein Engländer auf, der seinen bibliographischen Enthusiasmus in wunderlichen Formen kundgab und eine Art von Schule der Bibliomanie stiftete. Dieser Mann war Sir Thomas Frognall Dibdin. An Gelehrsamkeit mochte er mehreren Bibliophilen auf dem Kontinente nachstehen; aber jedenfalls war er ein sehr unterrichteter Mann, der vor seltenen Büchern und vor den Erfindern der Buchdruckerkunst den tiefsten Respekt hatte. Dabei besaß Herr Dibdin einen regsamen Geist und die Gabe, seinen Enthusiasmus Anderen mitzutheilen. In seinen Augen waren die Namen Bibliograph und Bibliophile nicht energisch genug, um von der Gluth, die sein Inneres verzehrte, einen Begriff zu geben; er wählte für sich die Benennung Bibliomane, die auch recht gut auf ihn paßte. Seine Ansicht von einem bloßen Bibliographen lernen wir aus folgender Schilderung kennen, die er von dem Ritter Horn entwirft, einer Mittels-Person, deren sich die Englischen Bibliophilen bedienten, um Seltenheiten des Kontinents zu erlangen: „Horn war unstreitig ein Mann, der typographische Alterthümer (besonders wenn sie Deutschen Ursprungs waren) sehr gut beurtheilen konnte; aber er war ohne Enthusiasmus, ohne Entzücken, wenn ein solches Buch ihm vorlag: er schien mir eine literarische Seltenheit immer nur als einen Handels-Artikel zu betrachten, den man baldmöglichst vortheilhaft wieder losschlagen müsse. Nie trennte er sich mit Schmerz von einem kostbaren alten Buche, nie hörte man einen Seufzer, wenn er einen Schatz dieser Art für immer aus den Händen gab. Beschrieb er dieses oder jenes Buch, so ging er dabei sehr ins Detail, aber sein Blut kam nie in Wallung; er würde einen Julius Clovius eben so kaltblütig und methodisch charakterisirt haben, wie einen Ulrich Han."

Herr Dibdin erzählt uns gern, wie er sich in Situationen, die für ihn als Bibliographen sehr kritisch waren, zu benehmen wußte. Im Jahre 1822 verkaufte er einen Theil seiner Bücher; denn wie sehr er auch Bibliomane war, so überkam ihn doch mitunter die Lust, aus seinen Raritäten Geld zu machen. Unter diesen Raritäten befand sich ein Exemplar des Katalogs der Norburgher Bibliothek, und zwar ein Folio-Exemplar, in welches eine junge Dame, die eine wunderschöne Hand schrieb, die Namen der Erwerber von Büchern und die dafür bewilligten Preise an den Rand geschrieben hatte. Dieses Buch war in Dibdin's Augen der kostbarste Schatz seiner ganzen Sammlung; denn die erwähnte junge Dame war eine vertraute Freundin des Dibdinschen Hauses gewesen; und ihre Randbemerkungen galten für ein Meisterwerk der Kalligraphie. Dibdin konnte sich, als echter Bibliomane, nicht entschließen, das Buch von dem Reste seiner Sammlung zu trennen, und dies edle Kleinod wurde nachmals für mehr als zehn Pfund Sterling verkauft.

Da Dibdin der Britischen Bibliomanie einen so mächtigen Impuls gegeben und so großen Einfluß auf das Schicksal der Bücher gehabt hat, so verdient er wohl, daß wir noch etwas länger bei ihm verweilen.

Dibdin war der Sohn eines Britischen Rheders, den sein Beruf nach Indien führte. Er kam 1777 in Kalkutta zur Welt, verlor schon als Knabe seine Aeltern und kehrte deshalb nach England zurück. Sein Oheim, Charles Dibdin, der bekannte dramatische Dichter, mußte auf seine zwölfhundert Bühnenstücke zu viel Zeit verwenden und überließ also die Erziehung des Neffen einem anderen Bruder, der nicht Poet war. Der junge

Dibdin studirte anfangs die Rechte; aber ein unwiderstehlicher Hang zur Literatur bewog ihn bald, den geistlichen Stand zu ergreifen; und die Protection eines Lords, der ein Bücher-Liebhaber war, verschaffte ihm eine Prediger-Stelle. Er debütirte, wie so mancher jugendliche Autor, mit einer Sammlung vermischter Gedichte, die 1796 erschien und fast gar keine Käufer fand. Die Poesie war nun einmal nicht seine starke Seite. Darauf publizirte er im Jahre 1802 eine „Einleitung zur Kenntniß der seltenen Editionen Griechischer und Lateinischer Klassiker". Dieses Werk machte ganz anderes Aufsehen; es erlebte vier Ausgaben, von denen die letzten mit prächtigen Vignetten, Facsimile's und anderen Zierrathen ausgestattet sind. Eine Anzahl Exemplare wurde auf Groß-Folio abgezogen und eine andere durch Bibliomanen von Dibdin's Bekanntschaft mit einer Menge Kupferstichen geschmückt. Diese Exemplare erstieht man noch jetzt in Auctionen zu ungeheuren Preisen, obschon die Bibliomanie sich bedeutend gelegt hat.

Dem genannten Werke folgten andere von noch größerem Umfang und typographischem Luxus, wie z. B. die „Bibliomanie" (1809), von welcher zwanzig auf Groß-Folio abgezogene Exemplare zum Theil mit 35 Guineen bezahlt wurden. Einige Exemplare in gewöhnlichem Formate, deren ganze Auszeichnung darin bestand, daß das Zielwort Bibliomania roth gedruckt war, kamen beinahe in den Ruf der Unschätzbarkeit. In den Jahren 1810 bis 1819 erschienen die „Typographischen Alterthümer" (4 Bände) und das „Bibliographische Dekameron" (1817), letzteres eine Art bibliographischer Roman, sehr gedehnt und voll Wortschwall, aber reich geschmückt mit Kupferstichen und Vignetten, die zum Theil dem Inhalte ganz fremd sind. Diese Verzierungen sind Kopieen von Miniaturbildern alter Manuskripte, alter Holzschnitte u. s. w.

Der Preis des Dibdinschen Dekamerons auf gewöhnlichem Papiere war zu acht Pfund Sterl. und auf Groß-Folio zu funfzehn Pfund angesetzt; auch machte der Verfasser bekannt, daß keine zweite Auflage besorgt werden solle. Nach Beendigung des Druckes lud er ein Dutzend seiner Freunde, lauter Bücher-Narren, wie er selber, zu einem Diner. Als sämmtliche Gäste bei Tische saßen, brachte man eine große Vase, die mit den hölzernen Formen der Vignetten des „Dekameron" gefüllt war. Diese wurden als Andenken unter die Gesellschaft vertheilt: der Eine ließ die seinige unter Glas und Rahmen bringen; der Andere machte aus der ihm zugefallenen Form eine Tabacksdose, der Dritte ein Salzfaß u. s. w. Nach der Vase kam eine Schüssel mit ähnlichen Formen. Dibdin kündigte der Gesellschaft an, daß er diese Formen vernichten wolle, damit sie nicht zu neuen Abdrücken gemißbraucht würden, und forderte dann Jeden auf, eine derselben zu nehmen und ins Feuer zu werfen. Die Freunde opponirten anfänglich lebhaft und baten um Gnade für die kostbaren Modelle, deren Anfertigung so viel Mühe und Geld gekostet hatte und die größtentheils außerordentlich selten gewordene Kunst-Gegenstände darstellten; aber der Bibliomane blieb unerbittlich und warf mit starrem Trotze die erste Form ins Feuer. Die Gäste folgten der Reihe nach seinem Beispiel, Einige mit abgewendeten Blicken. Beim Nachtisch erschien mitten unter den süßen Leckereien ein drittes Gefäß, das gravirte Kupfer-Tafeln enthielt; und auch diese wurden feierlich vernichtet. „So vernichteten wir", sagt Herr Dibdin voll bibliomanischen Selbstgefühls, „in fünf Stunden die Frucht mühseliger Nachforschungen und bedeutender pecuniairer Opfer." Er setzt hinzu, er habe sich durch dieses Auto da Fé das Eigenthum des Werkes sichern wollen; allein es war ihm ohne Zweifel auch darum zu thun, daß die gedruckten Exemplare noch mehr im Werthe stiegen; und dies erfolgte wirklich. Einige Bibliomanen glaubten, die Folio-Exemplare, auf welche sie subskribirt hatten, noch verschönern zu müssen; sie legten zu diesem Zwecke in jeden Band eine bedeutende Anzahl prächtiger Kupferstiche oder seltener Vignetten, die in einer gewissen Beziehung zu dem Texte standen. Lord Spencer verwendete 150 Guineen an die Ausschmückung seines Exemplars; Sir George Freeling aber bereicherte das seinige mit so vielen Kupfern, daß er aus drei Bänden zehn machte, noch ungerechnet einen ganzen Atlas großer Kupferstiche und zwei Supplement-Bände, in welchen er Autographa, Zeichnungen, Holzschnitte und andere Gegenstände sammelte, die sich auf Personen und Werke bezogen, von denen in den drei Bänden des Textes die Rede ist. Dieser Liebhaber hat das Dibdinsche Werk unter dem Wuste von Ornamenten, die er ihm aufbürdete, wahrhaft erdrückt.

Sieben Bände der Bibliotheca Spenceriana und der Aedes Althorpianae*), die Herr Dibdin nachmals publizirte und mit einer Menge Facsimile's schmückte, wurden von jedem reichen Bücher-Liebhaber als eine willkommene Gabe begrüßt. Der Herausgeber selbst gesteht jetzt, daß er dieses Werk etwas zu verschwenderisch ausgestattet habe; aber so wollte es der herrschende Geschmack.

Während die Bibliomanie in voller Gährung war, machte Dibdin eine Reise nach dem Kontinent, besuchte einen Theil der Bibliotheken Frankreichs und Deutschlands, kaufte seltene Bücher für Lord Spencer und verschaffte sich sogar für sein schönes Britisches Geld zwei äußerst seltene Exemplare des Virgil (gedruckt im Jahre 1471), die bis dahin der Königlichen Bibliothek zu Stuttgart angehört hatten. Als er nach London zurückgekehrt war, publizirte er die Beschreibung seiner Reise mit dem gewohnten typographischen Luxus. Derjenige Theil seines Reisebe richtes, worin er von Frankreich handelt, ist ins Französische übersetzt worden; das Unterhaltendste darin ist die naive Ekstase des Verfassers beim Anblick aller der Gegenstände, die ihm neu waren. Die grotesken Hauben der Normännischen Bäuerinnen, das Kostüm eines Französischen Postillons und hundert andere Dinge kommen dem ehrlichen Dibdin, der noch nie sein Vaterland verlassen hatte, pudelnärrisch vor. Weniger harmlos ist die Indiscretion, die er sich öfter zu Schulden kommen läßt, indem er über Leute, bei welchen er freundliche Aufnahme gefunden, witzelt und spöttelt oder gar unumwunden bekannt macht, was ihm sub sigillo anvertraut worden. Außerdem wimmeln die Texte wie die Abbildungen von Unrichtigkeiten, obschon letztere das Werk der geschicktesten Englischen Kupferstecher sind. Auch haben die Französischen Uebersetzer ihrer Versionen viele berichtigende Noten beigefügt.

Trotz seiner häufigen Fehler ist dieses Werk (besonders die auf Groß-Folio abgezogenen Exemplare) von den Englischen Bibliomanen stark angekauft und eben so verschwenderisch ausgeschmückt worden, wie das „Dekameron". Ein auf diese Weise bereichertes Exemplar wurde bei Gelegenheit eines öffentlichen Verkaufs mit 278 Pfund Sterl. bezahlt.

Im Jahre 1836 endlich ließ Herr Dibdin die „Erinnerungen aus einem literarischen Leben" erscheinen, ein Werk, das an Redseligkeit, wie an Luxus, keinem der früheren nachsteht.*) (Schluß folgt.)

*) Althorp heißt das vornehmste Schloß des Grafen Spencer, das auch dem ältesten Sohne desselben, dem früheren Minister, Lord Althorp, den Namen gegeben.

*) Reminiscences of a literary Life. London, 1836. 2 Bände.

Bibliographie.

Memoirs and correspondence of Admiral Earl St. Vincent. — Von Brenton. 2 Bde. 28 Sh.

The Bit o' Writin, by the O'Hara Family. — Irländischer Roman in 3 Bden. 31½ Sh.

Cruden's Concordance. — Neue Ausgabe. 4. 21 Sh.

The orphans isle. — Von Charles Wall. 4½ Sh.

Cousin Ellen. — Eine Erzählung. 2 Sh.

The manuel of laconics. — Von John Taylor. 4 Sh.

Solomon and the Spalamite. — Von dem Verf. Ethah's des Tischbiten. 2½ Sh.

On the revolution of 1688. — Von Ward. 2 Bde. 16 Sh.

Realities of life. — Vom Verf. der „Scenen in unserem Kirchspiel". 3 Sh.

Rußland.

Weibliche Capricen.

Von Th. Bulgarin**).

Was, glaubt man, gefällt mir am meisten bei einer jungen schönen Frau!.... Verstand, Liebenswürdigkeit, Herzensgüte.... nicht wahr? Nein, falsch gerathen! Mir gefallen am meisten — die Capricen! Sie sind nicht bei Sinnen! höre ich von allen Seiten mir zurufen. Das wäre ja ein wahres Unglück, ein Leiden, eine Marter.... Falsch und hundertmal falsch! Weibliche Capricen — sind etwas Entzückendes! Sie sind, was im Wein die Blume, in Speisen der haut goût, in den Künsten graziöser Eigensinn, in Büchern oder einzelnen Artikeln der Witz. Nur bitte ich, Capricen nicht mit Bosheit, starrem Eigensinn und Widerspruchsgeist zu verwechseln. Das ist etwas Anderes! Man behauptet, daß an einem schönen Frauenzimmer Verstand, Liebenswürdigkeit und Herzensgüte gefalle. Schön! Capricen sind aber nichts Anderes, als ein Gemisch aller dieser Eigenschaften in romantischer Form, d. h. in einer Form ad libitum. Zeigen sich Verstand, Liebenswürdigkeit und Herzensgüte nur immer in den nämlichen Rahmen des Anstandes, immer in den gleichen edeln Verhältnissen, so können uns solche Eigenschaften wohl gar die Schönheiten der Statuen Canova's und Thorwaldsen's oder der Gemälde Raphael's darstellen — aber hier ist immer nur Marmor und Leinewand! Capricen dagegen — sind Leben! In den Capricen des Verstandes, der Liebenswürdigkeit und der Herzensgüte — lebt, hüpft, springt, spricht, singt, lacht und weint es, und dieses mannigfaltige, immer anders charakterisirte Leben ist es, was unseren Verstand und unser Herz an sich zieht. Die Capricen im Leben einer Schönen gleichen den Strahlenbrechungen im Regenbogen, dem Spiel der Sonnenlichter auf Blumen.

Woher stammt der Name Capricen? Von den Römern.... O weh! das fängt an, schwerfällig zu werden! Qui nous délivrera des Grecs et des Romains! Aber was ist zu machen! Wenn von etwas Gutem die Rede ist, muß man sich unumgänglicher Weise zu Griechen und Römern wenden. Freilich die Pedanten tragen nicht die Schuld, daß Griechen und Römer alles Graziöse ins Leben riefen und gerade deshalb ins Leben riefen, weil sie keine Pedanten waren, weil sie die Buchdruckerkunst nicht kannten, die dem Pedantismus die Mittel darbietet, das Talent durch Gelehrsamkeit zu unterdrücken. Mithin also, und wenn man mich auch für einen Pedanten erklären sollte, muß ich meinen Vortrag mit Griechen und Römern beginnen. Ja, meine lieben capriciösen Damen, Ihre Zierde stammt eben so

**) Man wird uns vielleicht von gewisser Seite wieder einen Vorwurf daraus machen wollen, daß wir hier abermals einen Artikel von Bulgarin mittheilen. Doch wir wiederholen es, wir interessiren uns für Herrn Bulgarin und seine Partei in Rußland entweder eben so wenig, oder eben so viel, als für seine Gegner. Wir geben die dem Auslande entlehnten Artikel nicht um ihrer Verfasser, sondern um ihrer selbst willen. Wir haben nicht die geringste Lust, der literarischen Richtung des Herrn Bulgarin auch nur mittelbaren Vorschub zu leisten, aber wir sehen nicht ein, warum wir uns deshalb von seinen Gegnern sollen zurückhalten lassen, hin und wieder einen humoristischen Artikel dieses Schriftstellers, wenn auch nur als eine Probe davon mitzutheilen, wie man es in Rußland dem Französischen „Gleiß" nachzuthun weiß.

Digitized by D. R.

sehr von den Römern her, als die Tänze der Dlle. Taglioni von den Griechen, im Geiste Terpsichoren's, der Charitinnen und der Grazien. Daß das lateinische Capra Ziege bedeutet, ist Ihnen bekannt; wenn Sie aber noch keine andere Natur sahen, als auf Kamennoi-Ostrow, in Pergula oder in Zarskoje-Selo, so begreifen Sie es nicht, wenn ich Ihnen sage, daß es auf der Welt nichts Graziöseres giebt, als das Tändeln einer kleinen Ziege. Das muß man auf den Alpen, den Apenninen und den Pyrenäen sehen. Wie niedlich springen junge Ziegen von Felsen zu Felsen, wie reizend spielen sie mit einander! Jeder Besitzer einer Heerde, jeder Hirt, jede Hirtin, die Söhne und Töchter der Hauseigenthümer haben ihre Favorit-Zickelchen, mit denen sie spielen, die sie eigenhändig füttern mit Brod, mit dem duftenden Caprifolium und mit Kapern-Blättern. Keine Italiänische oder Spanische Schöne, kein Italiänischer Bandit, kein Spanischer Schleichhändler wird böse, wenn eine junge Ziege mit Hörnern und Füßen sie angreift, einen mit Bändern geschmückten Hut zerreißt oder ein Gefäß mit Milch umstößt. Die Ziege meint es nicht böse; es ist bei ihr ein Spiel, ein Capriccio, eine Caprice. Ein Spiel amüsirt, und wofür man den guten Esel prügelt, dafür streichelt man ein Zickelchen und erlaubt ihm, die Hände, ja auch wohl den Mund zu lecken! Alles dieses sah ich schon vor sehr langer Zeit in der Natur, und ich begriff es damals, was Caprice heißt und welcher Unterschied zwischen dieser und Bosheit, Eigensinn und Widerspruchsgeist stattfindet. Diese sind Laster, Capricen aber — sind für das Herz ein Spiel, ein Zeitvertreib, eine Lockspeise.

Wer je leidenschaftlich liebte und wieder geliebt ward, der entzweite sich gewiß einmal mit seiner Geliebten, schwur gewiß hundertmal, sie zu vergessen, sich in Wälder und Wüsten zu flüchten, eine Feindin seiner Geliebten zu heirathen, um sie zu ärgern u. s. w. — Was war die Ursache dieser Entzweiung? Capricen! Was führte die Versöhnung herbei? Wieder Capricen! — Zur bestimmten Stunde eilt man zu ihr, in der Hoffnung, mit einem zärtlichen Blick, einem lieblichen Lächeln empfangen zu werden — aber man wird nicht angesehen oder dergestalt angesehen, daß es besser gewesen wäre, man wäre keines Blickes gewürdigt worden. Das Unglück war, daß einem Anderen Blicke zugeworfen wurden, daß sie einem Anderen zulächelte, mit einem Anderen sprach! O, es war zum rasend werden, zum verzweifeln! Man wendet sich zu einer anderen Schönen und bemüht sich mit zerrissenem Herzen, liebenswürdig, zärtlich, ja leidenschaftlich zu scheinen. Man sieht sich um und liest in den Augen seiner Geliebten Vorwürfe, auf ihren Lippen eine stumme Einladung.... Alles ist vergessen! Man ist wieder außer sich vor Entzücken. — An einem stillen, freundlichen Sommerabend lustwandelt man mit seiner Geliebten im Garten; die Seele ist zu zärtlichen Ergießungen gestimmt, das Herz der Freude geöffnet; die Geliebte aber seufzt, Schwermuth trübt ihr Antlitz, in den Augen schwimmen Thränen. Zerstreut hört sie zu, antwortet in abgebrochenen Tönen — entfernt sich und läßt Euch allein mit dem Monde! O verwünschte Capricen! Man läuft nach Hause, schreibt einen Brief voll Verzweiflung und empfängt darauf eine so liebreiche Antwort, daß man bereit ist, aufs neue hundert solcher Capricen zu erdulden. Endlich ist man verheirathet. Wir gratuliren! Man vergöttert seine Frau, und es unterliegt keinem Zweifel, daß man geliebt wird; indessen ist man den ganzen Tag über nicht zu Hause, oder die Frau zeigt sich nicht und sitzt den ganzen Tag in ihrem Zimmer und beklagt sich über Migraine und Nervenleiden. Bisweilen sieht man beide Eheleute im Wagen: der Mann sieht links zum Fenster hinaus, die Frau rechts. In Gesellschaft bemerkt man bisweilen, daß der Mann sich nicht ein einziges Mal an seine Frau wendet, sondern bei einer alten Kokette den Liebenswürdigen spielt, während die Frau dem faden Geschwätz eines Stutzers lächelnd zuhört. Zuletzt kommt es sogar dahin, daß der Mann sich erlaubt, bei einem vertrauten Freunde über seine Frau mit den Worten zu klagen: „Sie ist liebenswürdig, gut wie ein Engel, aber Capricen hat sie....“ Alte Vestalinnen und mitleidige Gevatterinnen bedauern das Pärchen schon mit halblauter Stimme. Man spricht sogar von einer unglücklichen Ehe! So aber spricht nur die in die Geheimnisse wahrer inniger Liebe nicht eingeweihte Unwissenheit. So sprechen die Priesterinnen einer widerlichen Empfindlichkeit, die in der Liebe Chana und Sultane seyn wollen! Man sage mir aufs Gewissen, ob es in der Welt etwas Süßeres giebt, als eine Versöhnung nach Momenten der Caprice, als Thränen der Vergebung, als ein Lächeln des Vergessens geschehener Dinge! Rasch vergeht die feurige Liebe, aber in zärtlichen, edelgesinnten Herzen hinterläßt sie ewige, unauslöschliche Spuren. Diese Spuren sind die Erinnerungen. Nur sie allein erheitern unser langweiliges, materielles, einförmiges Leben. Nach den Gesetzen der Natur aber sind nur solche Erinnerungen wohlthätig, in denen das Angenehme mit dem Unangenehmen sich vermischt. Nur dann schwelgt man in den Erinnerungen an seine Liebe, wenn man Capricen kennen lernte. Seltsam, wenn man will, aber die reine Wahrheit!

Alles in der Welt hat seine Zeit; begränzt sind Aussicht, Maaß und Gewicht. Hübschen und liebenswürdigen Mädchen sind die Capricen nur erlaubt bis zu den ersten Runzelchen, und hübschen und liebenswürdigen Frauen bis zum ersten Kinde. Den Ersteren gereichen die Capricen später nur zum Nachtheil, und den Letzteren sind sie ganz unnütz. Das Muttergefühl nimmt in der ehelichen Liebe alle leere Räume ein, die man, des Gleichgewichtes wegen, früher durch Capricen ausfüllen mußte. Was die Form der Capricen betrifft, so sind sie nur reizend in der Pantomime. Capricen sind wie Dlle. Taglioni's Tänze. Man lasse sie während des Tanzes singen und sprechen — und verschwunden ist der Zauber! Werden Capricen zu Worten — so ist es schon nicht mehr Caprice, sondern Bosheit, Zanksucht, Melodrama! An Gewicht müssen sie so leicht seyn, wie die schwersten Seufzer einer Kokette, und was das Maaß betrifft, so glaube ich, daß die längste Caprice nicht länger dauern darf, als drei lange Küsse.

Den Männern sind Capricen nicht erlaubt, sondern im Gegentheil auf das schärfste verboten, unter Gefahr der Confiscation des Herzens zum Besten veralteter Koketten oder junger muthwilliger Mädchen. Der Mann mag streng, peinlich seyn, so viel er will, nur Capricen muß er nicht haben, denn sonst wird er mehr als unerträglich — er wird lächerlich! Was aber bleibt den guten alten Frauen, den ehemaligen Schönheiten, den Mädchen mit angehenden Runzeln übrig, um sich zu erquicken, wenn sie nicht mehr Capricen haben sollen? — Ach, sie haben ja noch außerdem Genüsse genug, zu denen namentlich die Erlaubniß gehört, die liebenswürdigen Capriciösen zum Gegenstande ihrer — Unterhaltung zu machen. (C. H.)

Bibliographie. Schriften in Russischer Sprache.

Gedichte, von E. Bachturin. — Petersburg.
Poetische Skizzen der Ukraine, der Krimm ꝛc. Briefe in Versen. Von J. Borodin. — Moskau.
Dampf-Bäder, Beschreibung der Anlage, des Gebrauchs ꝛc. Moskau.
Das Grab von Zweien. Historischer Roman. Von St. Karpenek. — Moskau.
Die Titular-Räthe in ihrer Häuslichkeit. Vaudeville. Von F. Kohn. — Petersburg.
Geschichte der Regierung der Kaiserin Katharina II. Von A. A. Lefort. — Moskau.
Praktisches Mittel, Strohdächer wohlfeil, schön und tüchtig herzustellen. — Moskau.
Die Bären-Taze, der Schmuggler-Anführer oder einige Züge aus dem Leben Friedrich's II. Von Nicias. 3ter Th. — Petersburg.
Anfangsgründe für den Russischen Ackerbau. Von A. Shukoff. — Moskau.
Michael der Nowgoroder. Russisch-historischer Roman in 3 Theilen. Von N. Grachoff. — Moskau.
Traum-Gesichter in Bildern, mit Beschreibung ihrer Bedeutung nach Plato, Aristoteles ꝛc. — Moskau.
Erinnerungen an Sicilien. Von A. Tschertkoff. 2ter Th. — Moskau.
Ueber die Anlegung von Garten in Chinesischer Manier. — Moskau.

Ostindien.

Der Sultan von Auda und sein Minister.

Nach Dr. Spry's Berichten.

Auch des Dr. Spry Mittheilungen bestätigen die Bemerkung*), wie das heutige Hindostan zu den Ueberlieferungen von seinem einstigen Glanze nur noch sehr spärlich die Belage aufzuweisen hat. Delhi's Macht und Stolz sind längst gebrochen, und auch das Reich Auda (Oude), dessen Beherrscher in seiner Haupt- und Residenzstadt Lucknow (spr. Löcknau) unsere Vorstellungen von der altorientalischen Prachtliebe gegenwärtig allein noch verwirklicht zeigt — dürfte vielleicht schon nach wenigen Jahren seine Mittel zu diesem Aufwande völlig erschöpft haben. Denn der Sultan verschwendet seine Reichthümer mit einer kaum glaublichen Sorglosigkeit für die Zukunft. So hat er z. B. ein eben so bequem als zierlich eingerichtetes Dampfboot, dessen er sich zur Fahrt auf dem Gumti bedient und dessen Führung einem Engländer anvertraut ist. Ein anderer Zeitvertreib, den der Beherrscher von Auda in Lucknow unterhält, ist eine höchst merkwürdige Menagerie, die man nur vermöge besonderer Erlaubniß und unter der Begleitung eines Schloßdieners besuchen darf. So bedeutend sie auch ist, befindet sie sich doch in einem einzigen viereckigen Gebäude, das einen sehr geräumigen Hof umschließt und mit Säulen eingefaßt ist. Unter dieser Kolonnade stehen die Käfige mit den wilden Thieren. Mein Erstaunen aber theilt der Leser gewiß, wenn er hier, wie ich dort, mitten unter den Bestien ein Exemplar findet, das unverkennbar zur Spezies Mensch gehörte! Seine Züge waren von denen der edleren menschlichen Wesen wenig verschieden. Wie schmerzlich mußte daher der Anblick dieses Unglücklichen auf mich wirken, den man, in einer Reihe mit Tigern, Affen, Schlangen und den anderen Stücken dieser Sammlung, eben auch als ein ungezähmtes Thier zeigt! Man hat ihm ein ganz niedriges Lager gemacht — ob er auch angeschlossen, weiß ich nicht mehr. — Zur Stunde der allgemeinen Fütterung bekommt auch er sein Theil, ganz in derselben Art, wie seine fleischfressenden Nachbarn. Dann überläßt er sich, gleichfalls wie diese, dem Schlafe. Als ich zu ihm sprach, antwortete er mit einem unverständlichen, halb schreienden, halb grunzenden Laute. Er schien etwa 25 Jahre alt. Der Menagerie-Wärter erzählte mir nun zwar, dieser Wilde sey, mit zwei anderen Exemplaren derselben Gattung, vor drei Jahren in einer Höhle tief in den Wäldern bei Feizabad eingefangen worden, und keines von allen dreien habe sprechen gekonnt — was mir aber durchaus nur als eine der gewöhnlichen Uebertreibungen dieser Morgenländer erscheint; denn eine aufmerksame Betrachtung dieses armen Geschöpfes befestigte mich nur mehr und mehr in der Ueberzeugung, daß ich eben ein bloß verstandloses menschliches, nicht aber ein vernunftloses Wesen vor mir hatte — und veranlaßte mich daher lebhaft zu der Annahme, daß dieser

*) Vergl. Magazin 1837 Nr. 155.

Mensch wohl zu den Kuki's, jenen Kannibalen der blauen Berge, gehörte*).

Noch weniger jedoch, als in dieser Art des Aufwandes, dürften es abendländische Fürsten diesem Orientalen darin nachthun: wie er, ein ziemlich ansehnliches Corps von Amazonen zu halten, das ihm gewiß eben so viel Kosten als Vergnügen oder Nutzen zu Wege bringen mag.

Von Charakter ist er übrigens so schwach, daß er nicht sowohl der Herr, als vielmehr ein Sklave seiner Räthe und Günstlinge ist, denen er eine wahrhaft leidenschaftliche Zuneigung und willenlose Fügsamkeit beweist, so lange sie ihn zu fesseln wissen. Wehe aber auch Jedem, der bei ihm in Ungnade fällt: er liebkost noch in dem Augenblicke, da er schon umbringen will! Wurde nicht Aga Mier, einer seiner letzten Minister, ein Mann von eben so großen Fähigkeiten als Lastern, in demselben Augenblicke ins Gefängniß geworfen, in dem er aus des Sultans Zimmer trat, wo dieser ihn so eben noch mit den höchsten Gunstbezeugungen überhäuft hatte?

Dieser Aga Mier, unumschränkter Gebieter schon unter dem letzten Vorgänger auf dem Throne, brachte unter anderem Lobenswerthen freilich auch eine so thätige Polizei auf die Beine, daß die Stadt und Umgegend von Lucknow damals eben so sicher waren, als sie gegenwärtig nicht geheuer sind (fast täglich fallen daselbst Beraubungen und Mordthaten vor) — zugleich aber hatte er sich auch, auf Kosten der Unterthanen, so unermeßliche Schätze zusammengehäuft, daß er beim Tode seines vorigen Titular-Gebieters, seiner Sicherheit wegen, selber es für gerathen hielt, von allen öffentlichen Geschäften sich zurückzuziehen, und, trotz vielem Anliegen des Nachfolgers, nur unter Garantie des Englischen Gouvernements darein willigte, seinen Posten wieder einzunehmen. Diesen füllte er dann auch sehr bald ganz so wie früher aus: denn mit der größten Leichtigkeit gewann er die rückhaltloseste Zuneigung und das unumschränkteste Vertrauen des neuen Herrn und somit wieder die vorige Allgewalt — bis seine Treulosigkeit in der Verwaltung endlich selbst dem so stark verblendeten Monarchen so augenfällig ward, daß dieser ihn gewiß seiner Entrüstung oder seiner Laune schonungslos aufgeopfert haben würde, wären nicht die Engländer für ihn ins Mittel getreten. So aber begnügte er sich, den ungetreuen Rath in ein von diesem selber erbautes Schloß von seltener Pracht und Ausstattung einzuschließen. Zur Bewachung wurden ihm ein Hauptmann mit zwei Mann zugesellt. Diesen setzte der Ex-Minister das gewiß fürstliche Geschenk von 50 Rupien (5 Pfd. Sterl.) täglich zu ihrer Verpflegung aus. Nach vielen Monaten erst wurde der erzürnte Monarch so weit besänftigt, daß er dem Gefangenen die Freiheit bewilligen wollte, wenn dieser sofort in die Englischen Besitzungen auswanderte und sein ganzes Vermögen vorher auslieferte; ein Vorschlag zur Güte, auf den der Minister freilich nicht eingehen mochte, was er auch nicht zu bereuen hatte; denn endlich gelang es der Englischen Fürsprache auch noch, ihm freien Abzug, nach Kaunpur, mit allen seinen Schätzen auszuwirken. Von diesen aber möge man sich einen Begriff machen, wenn wir hier nur anführen, daß der Zug seiner Transport-Wagen eine Strecke von mehreren (Engl.) Meilen einnahm, zu den 30 Meilen Weges vier und zur Ueberschiffung auf das jenseitige Ganges-Ufer anderthalb Tage gebrauchte. Bei Kaunpur kaufte er am Ufer des Ganges ein reizend gelegenes herrliches Schloß, wo er zahlreich besuchte glänzende Feste, besonders Frühstücke — der vornehmen Muhammedaner fashionablste Mahlzeiten — gab. Bei solchen Gelegenheiten unterhielt er seine Gäste unter Anderem besonders durch Tänze, durch Ziegen-Kämpfe, oder durch Taubenflüge. So wenig nun die Ziegen-Kämpfe z. B. meinen Beifall hatten, so vorzüglich gefielen mir dagegen die Taubenflüge, deren erstaunenswerthe Bewegungen wohl auch in der bloßen Beschreibung noch merkwürdig bleiben dürften.

Bekanntlich sind die Völker des Morgenlandes seit langer Zeit schon anerkannte Meister in der Taubenzucht. Der reiche Muhammedaner hält in seinem Hause einen Mann eigens zu diesem Zwecke; und die Tauben sind so gelehrig, daß sie dem Rufe ihres Lehrers, wie tüchtige Truppen dem Kommando ihres Befehlshabers, folgen. So sieht man z. B. zuerst einen Flug von etwa 20 braunen Tauben abwechselnd aufsteigen und zu der Stelle, von der sie ausgeflogen, zurückkehren, je nach dem Willen des Meisters, der ihre Bewegungen mittelst seiner Stimme oder eines Stäbchens leitet. Dann läßt man einen Trupp weißer Tauben aufsteigen und mit jenen gemeinsam weidlich und nach Gefallen in der Luft sich tummeln und bunt durch einander kreuzen, bis auch das schärfste Auge nicht die geringste Ordnung unter ihnen weiter bemerkt. Und dennoch bedarf es dann nur des einfachsten Zeichens, um diese völlig regellose Masse fast augenblicklich in die ursprünglichen, nach ihren beiden Farben gegenderten zwei Abtheilungen zu trennen. Aber noch nicht genug: man läßt noch einen dritten Flug, blaue Tauben, in die Höhe. Sogleich sieht man nun alle zusammen, im vollständigsten Gewirre der Farben, bald senkrecht sich erheben, bald sich herniederlassen, bald sich wechselseitig fliehen und verfolgen, bald in den zierlichsten Kreisen sich schwingen, wie es eben ihr Herr und Meister andeutet. Dann aber theilen sie sich wieder, nach ihren Farben in drei Corps, und nun führen sie eine Bewegung aus, die vielleicht schwieriger als alle bisherigen ist: die einen nämlich steigen aufwärts, während die anderen sich ein wenig senken; dann stürzt eine Abtheilung auf die andere, wie zum Angriffe, los; die so bedrohte spaltet sich aber im Nu in zwei Flügel, und die Heranstürmenden fliegen mitten im Centrum zwischen beiden hindurch. — Sind alle Uebungen durchgemacht, so wird für alle Truppen Rappell geschlagen, und wer sich auszeichnete, der empfängt die reichlichsten Portionen auserlesener Körner. Dann bezieht die Mannschaft einzeln die Stand-Quartiere nach ihren respektiven Farben, die Brust so stolz gehoben, als fühlte sie sich des ihrer Geschicklichkeit und Präcision reichlich gespendeten Lobes eben so froh als würdig.

*) Vergl. Magazin Nr. 19

Mannigfaltiges.

— Kunst-Ausstellung in Paris. Die diesjährige Pariser Kunst-Ausstellung, die, wie gewöhnlich, wieder am 1. März eröffnet wurde, scheint, den bisher darüber eingegangenen Berichten zufolge, nichts Ausgezeichnetes darzubieten. Die Zahl der Künstler, die zu den Ausstellungen in Paris Arbeiten zu liefern pflegen, ist sich schon seit mehreren Jahren ziemlich gleich. Sie beträgt diesesmal 1097, unter denen sich nicht weniger als 139 Frauen befinden. Die Frauen, die in Frankreich überhaupt in einem größeren Verhältnisse als in anderen Ländern aus dem engeren Kreise der Häuslichkeit heraustreten, sind in früheren Jahren sogar noch in stärkerer Anzahl auf dem Kampfplatz erschienen. So zählte man im Jahre 1837 unter 1119 Künstlern 166 Frauen, im Jahre 1836 unter 1070 Künstlern 157 Frauen, im Jahre 1835 unter 1227 Künstlern 235 Frauen (also immer neben 100 Männern 23 Frauen) und im Jahre 1834 unter 1032 Künstlern 182 Frauen (was ungefähr dasselbe Verhältniß ergiebt). Die diesjährige Kunst-Ausstellung ist nicht auch wie die vorige durch Zusendungen ausländischer Schulen bereichert. Dagegen sind wiederum als hervorleuchtend die Namen vieler Deutschen Künstler bezeichnet, die in Paris ihre Ateliers aufgeschlagen haben. Wir nennen darunter nur die Herren Winterhalter, Ziegler, Lehmann, Riesener, Müller u. A. Unter den Französischen Malern haben sich jetzt drei verschiedene Schulen gebildet, die die Gunst des Publikums theilen. Es sind dies die klassische oder ideale Schule des Herrn Ingres, der die edle Kunst des 16ten Jahrhunderts von neuem ins Leben rufen möchte; die romantische oder fashionable Schule der Herren Roqueplan, Boulanger u. A., von denen wir bisher die meisten Proben in Deutschland gesehen haben und zu denen auch die Marine-Maler Lepoittevin und Gudin gehören, und endlich die reale oder historische Schule des Herrn Paul Delaroche, welches die zahlreichste ist, da sie sowohl die Trümmer der alten Davidschen Schule als die meisten Mitglieder des Instituts in sich vereinigt. Man sieht wohl, daß diese etwas willkürliche Eintheilung sehr viele Modificationen und Mischungen zuläßt; auch giebt es zahlreiche Französische Maler, die sich zu keiner dieser Schulen bekennen wollen. Zu diesen Einzelnen gehören auch die Herren Eugen Delacroix und Gigoux, von denen die diesjährige Ausstellung die beiden besten Stücke aufzuweisen hat, nämlich eine Medea, die im Begriffe ist, ihre Kinder zu tödten, von Delacroix, und eine Kleopatra, die gemeinschaftlich mit Antonius die Wirkung des Giftes an ihren Sklaven versucht, von Gigoux. Das zweite Gemälde hatte im vorigen Jahre das Unglück, von dem Prüfungs-Comité der Akademie zurückgewiesen zu werden; in diesem Jahre, wo das Comité seinen Fehler gut zu machen suchte, erlebt es dafür die Beschämung, daß sich das Publikum über das vorjährige Urtheil der offiziellen Kritik nicht wenig lustig macht.

— Italiänische Urtheile über Deutschland. Kein Land scheinen die Italiäner weniger zu kennen, als das benachbarte durch eine lange Kette historischer Ereignisse mehr oder weniger mit Italien verbundene Deutschland. Ueber Frankreich und England, ja selbst über Spanien, wird ein Italiänisches Urtheil zwar immer etwas vernehm, doch niemals so abgeschmackt lauten, wie über unser Vaterland. Es giebt sich dies nicht bloß in Zeitschriften und anderer leichten Waare des literarischen Marktes, sondern sehr oft auch in ernsten und angeblich historischen Werken zu erkennen. Ein Buch dieser Art ist z. B. die vor kurzem in Mailand von Herrn Carl Leoni aus Padua unter dem Titel „Speronella" herausgegebene Geschichte des Ursprungs der Lombardischen Verschwörung im 12ten Jahrhundert. Es wird darin nicht nur der Charakter des Kaisers Friedrich Barbarossa ganz verunstaltet, sondern Deutschland und die Deutschen müssen dem Verfasser eine Reihe von Bildern liefern, die augenscheinlich nicht das zwölfte Jahrhundert, sondern die heutige Zeit in den lächerlichsten Karrikaturen darstellen. Wenn man in Deutschland von vielen Seiten die Italiäner und ihr Land gegen die Angriffe und Uebertreibungen unseres Landsmannes Nikolai in Schutz genommen, so möchte es wohl auch nicht am unrechten Orte seyn, hin und wieder auf die Abgeschmacktheiten hinzuweisen, die sich manche Italiänische Schriftsteller — wenn auch gewöhnlich nur die unwissenden — gegen ein Land erlauben, das allerdings weit über dem Horizont ihrer Einsichten liegt.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 35. Berlin, Mittwoch den 21. März 1838.

Frankreich.

Der Orco.

Von George Sand.

Wir saßen wie gewöhnlich in der Weinlaube versammelt. Der Abend war stürmisch, die Luft drückend heiß und der Himmel mit schwarzen Wolken bedeckt, aus denen häufige Blitze herniederfuhren. Wir beobachteten Alle ein schwermüthiges Schweigen. Die Traurigkeit der Atmosphäre schien in unsere Herzen gedrungen zu seyn; wir fühlten uns unwillkürlich zum Weinen gestimmt. Beppa schien ganz besonders in schmerzliche Gedanken versunken zu seyn. Der Abbé, den diese verdrießliche Stimmung der Gesellschaft erschreckte, hatte vergeblich Alles aufgeboten, um unsere gewöhnlich so lebhafte und muntere Freundin zu erheitern. Keine Fragen, keine Sarkasmen, keine Bitten konnten sie ihrem träumerischen Zustande entreißen; ihre Augen waren zum Himmel gewendet, ihre Finger griffen aufs Gerathewohl in die rauschenden Saiten der Guitarre, die Erinnerung an ihre Umgebungen schien aus ihrem Gedächtnisse entschwunden zu seyn, und sie achtete auf nichts, als auf die klagenden Töne, die sie ihrem Instrumente entlockte, und den launenhaften Zug der Wolken. Der gute Panonio, den der schlechte Erfolg seiner Bemühungen verdroß, wendete sich an mich.

„Theurer Zorzi", sagte er zu mir, „versuche Du jetzt, ob Du etwas über unsere launenhafte Schöne vermagst. Ihr Beide seyd durch eine magnetische Sympathie verbunden, welche stärker als alle meine Vernunftgründe ist; der bloße Ton Deiner Stimme entreißt sie jeder Zerstreutheit."

„Guter Abbé", sagte ich, „die Sympathie, von der Du sprichst, entspringt aus der Uebereinstimmung unserer Empfindungen. Wir haben Beide dasselbe gelitten, dasselbe gedacht; wir kennen uns genug, um zu wissen, welche Saite unseres Inneren die äußeren Begebenheiten anschlagen. Ich wette, daß ich wenigstens die Beschaffenheit, wenn auch nicht den Gegenstand ihrer Träumereien errathen habe."

Darauf wendete ich mich zu Beppa und sagte sanft: „Carissima, an welche von unseren Schwestern denkst Du?" — „An die schönste, an die stolzeste, an die unglücklichste", sagte sie, ohne sich umzukehren. — „Wann ist sie gestorben?" sagte ich, denn schon interessirte mich die, welche in dem Andenken meiner edeln Freundin lebte, und ich wünschte wenigstens, einem Schicksale, das mir nicht mehr fremd bleiben durfte, durch meine schmerzvolle Theilnahme nahe zu treten.

„Sie starb im vorigen Winter, in der Nacht, in welcher der Maskenball im Palaste Servilio stattfand. Sie hat manchen Kummer überstanden; siegreich ist sie aus dem Kampfe mit vielen Gefahren hervorgegangen; schreckliche Schmerzen hat sie ertragen, und nun ist sie plötzlich gestorben, ohne eine Spur zurückzulassen, als wenn der Blitz sie der Erde entrückt hätte. Jeder hat sie hier gekannt, aber Niemand besser als ich, weil sie Niemand mehr liebte als ich, und weil sie sich nur der Liebe eröffnete. Die Welt glaubt nicht an ihren Tod, obgleich sie seit jener Nacht nicht wieder erschienen ist; sie sey schon oft lange Zeit verschwunden gewesen, heißt es, und doch wiedergekehrt. Ich aber weiß, daß sie nicht wiederkehren wird, und daß sie ihre Rolle auf der Erde ausgespielt hat. Wenn ich zweifeln wollte, ich könnte es doch nicht; ich habe die verhängnißvolle Wahrheit durch denjenigen erfahren, der die Ursache ihres Todes war. Was für ein Unglück ist das! das größte, das uns in diesen unglückseligen Zeiten treffen kann! Ihr Leben war so schön! so schön und so reich an Gegensätzen, so geheimnißvoll, so glänzend, so traurig, so sinnlich, so großartig, so düster, so enthusiastisch, es vereinigte alle menschliche Beziehungen in sich! Nein, kein Leben, kein Tod kömmt dem ihren gleich. Sie hatte das Geheimniß entdeckt, in unserem prosaischen Jahrhundert alle Spuren einer nackten und dürftigen Wirklichkeit aus ihrem Daseyn zu verbannen und es ganz poetisch zu gestalten. Treu den Sitten der alten Aristokratie dieser Stadt, zeigte sie sich nur maskirt gegen Sonnenuntergang, ohne sich von irgend Jemand begleiten zu lassen. Gewiß hat sie jeder Bewohner der Stadt auf den Plätzen und Straßen umherirren sehen, gewiß hat Jeder ihre Gondel auf einem der Kanäle halten sehen, aber sie ein- oder aussteigen zu sehen, ist Keinem gelungen. Obgleich die Gondel von Niemand bewacht wurde, so hat man doch nie von einem Versuche, sie zu entwenden, gehört. Sie war bemalt und ausgerüstet wie alle andere Gondeln, und dennoch kannte sie Jeder; selbst die Kinder riefen bei ihrem Anblicke aus: „Das ist die Gondel der Maske!" Wie sie aber dahin fahre, wo sie des Abends ihre Herrin hinführe, von wo sie dieselbe des Morgens wieder abhole, das konnte Niemand errathen. Die Küstenwächter sahen oft einen schwarzen Schatten über die Lagunen dahingleiten, und da sie denselben für eine Schleichhändler-Barke hielten, verfolgten sie ihn bis ins offene Meer; aber wenn der Morgen kam, bemerkten sie auf dem Meere nichts, was dem Gegenstande ihrer Verfolgungen glich; endlich gewöhnten sie sich daran und begnügten sich, zu sagen: „Da ist ja wieder die Gondel der Maske." Des Nachts durchirrte die Maske die ganze Stadt; man wußte nicht, in welcher Absicht. Man sah sie auf den großen Plätzen, in den winkeligen Straßen, auf den Brücken und unter den Wölbungen der großen Paläste; man sah sie an besuchten und einsamen Oertern. Bald ging sie langsam, bald schnell, ohne vor den Menschen oder vor der Einsamkeit zu erschrecken; niemals stand sie still. Mit leidenschaftlicher Neugierde schien sie die Häuser, Monumente, Kanäle und selbst den Himmel der Stadt zu betrachten; mit innerlicher Wonne schien sie die Luft, welche hier wehte, einzuathmen. Begegnete sie einer befreundeten Gestalt, so gab sie ihr ein Zeichen, zu folgen, und verschwand schnell mit derselben. Mehr als einmal hat sie mich aus der Mitte der Menschen so mit sich fortgeführt und an einen einsamen Ort gebracht, wo wir uns von Dingen unterhielten, die uns Beiden theuer waren. Ich folgte ihr vertrauensvoll, weil ich wußte, daß wir befreundet waren; aber Viele, die einen Wink von ihr erhielten, wagten nicht, ihr zu folgen. Sonderbare Geschichten wurden von ihr erzählt und schlugen den Muth der Kühnsten nieder. Man erzählte, daß viele junge Leute, welche unter der Maske und dem schwarzen Gewande eine Frau verborgen glaubten, sich in sie verliebt hatten, sowohl wegen ihrer Seltsamkeit und des Geheimnisses, das über ihr Leben ausgebreitet war, als wegen ihrer schönen Formen und ihrer edlen Haltung; wenn sie die Unklugheit begingen, ihr zu folgen, waren sie nie wieder zum Vorschein gekommen. Die Polizei, welche zu bemerken glaubte, daß alle diese jungen Leute Oesterreicher wären, hatte Alles aufgeboten, um sie wieder ausfindig zu machen und um sich derjenigen zu bemächtigen, der man ihr Verschwinden Schuld gab. Aber die Sbirren waren nicht glücklicher als die Zollwächter; man hatte nie etwas von den jungen Fremdlingen erfahren und nie Hand an die Maske legen können. Eine sonderbare Begebenheit hatte die schlauesten Späher der geheimen Polizei entmuthigt. Da man die Unmöglichkeit erkannte, sich der Maske Nachts in Venedig zu bemächtigen, so beschlossen zwei der eifrigsten Spione, sie in ihrer Gondel zu erwarten, um sie bei ihrer Rückkehr zu fangen. Eines Abends, als sie dieselbe am Slawonischen Ufer angebunden sahen, stiegen sie hinein und verbargen sich. Sie blieben hier die ganze Nacht, ohne Jemand zu sehen oder zu hören; eine Stunde vor Tagesanbruch glaubten sie zu bemerken, daß Jemand die Gondel ablöse. Schweigend erhoben sie sich, um über ihre Beute herzufallen; aber ein schrecklicher Fußstoß warf die Gondel und die unglückseligen Werkzeuge der öffentlichen Ordnung um. Der Eine ertrank, der Andere wurde durch den Beistand einiger Schleichhändler gerettet. Am folgenden Morgen war keine Spur von der Gondel zu sehen, und die Polizei hielt sie schon für untergegangen; aber am Abend sah man sie an demselben Platz angebunden und in demselben Zustande, wie den Tag vorher; da bemächtigte sich aller Späher eine abergläubische Furcht, und keiner wollte jenen Versuch wiederholen. Seit dieser Zeit wurde die Gondel nicht mehr beunruhigt, und sie setzte ungestört ihre früheren Wanderungen fort."

„Im Anfange des letzten Herbstes kam ein junger Oesterreichischer Offizier, der Graf Franz Lichtenstein, hierher in Garnison. Es war ein enthusiastischer und leidenschaftlicher junger Mann, in welchem die Keime aller großartigen Gedanken und edlen Gefühle lagen. Ungeachtet der schlechten Erziehung, die er erhalten hatte, war er doch frei von allen Vorurtheilen, und die Freiheit hatte in seinem Herzen einen Zufluchtsort gefunden. Seine Stellung erlaubte ihm allerdings nicht, seine Neigungen und Ansichten offen zur Schau zu tragen, aber wenn sein Dienst beendigt war, legte er seine Uniform ab und

mit ihr allen Zwang, dem ihn dieselbe unterwarf; dann suchte er seine neuen Freunde auf, welche ihm sein weiches Herz und sein gebildeter Verstand gewonnen hatte, und deckte ihnen alle Geheimnisse seines Innern auf. Wir hörten ihn am liebsten von Venedig sprechen. Er hatte es mit dem Auge eines Künstlers betrachtet und bedauerte innerlich seine gegenwärtige Lage; er liebte es fast wie ein Venetianer. Er wurde nicht müde, die Stadt am Tage und in der Nacht zu durchwandern, seine Bewunderung hatte keine Gränzen. Er wollte sie, nach seinen Aeußerungen, besser kennen lernen, als die, welche das Glück hatten, hier geboren zu seyn. Auf seinen nächtlichen Wanderungen traf er die Maske. Anfangs gab er wenig auf sie Acht; aber als er zu bemerken glaubte, daß sie die Stadt eben so sorgfältig und eben so aufmerksam wie er zu studiren schien, wurde er betroffen und theilte seine Beobachtungen mehreren Freunden mit. Man erzählte ihm alle Gerüchte, die über die verschleierte Frau verbreitet waren, man rieth ihm, auf seiner Hut zu seyn. Da er muthig bis zur Tollkühnheit war, so konnten ihn diese Warnungen nicht erschrecken; sie erregten vielmehr seine Neugierde und flößten ihm die unwiderstehliche Neigung ein, dieser geheimnißvollen Person, die der große Haufe so sehr fürchtete, näher zu kommen. Da er der Maske in demselben Inkognito gegenüber treten wollte, in dem sie ihm erschien, so wählte er eine bürgerliche Kleidung und setzte in dieser seine Wanderungen fort. Er fand bald, was er suchte. An einem hellen Mondscheinabend sah er die maskirte Frau vor der schönen Kirche Sanct Paul und Johannes stehen. Sie schien die reizenden Verzierungen, welche das Portal derselben schmücken, mit anbetender Bewunderung zu betrachten. Langsam und schweigend näherte sich ihr der Graf. Sie schien es nicht zu bemerken und wich nicht von der Stelle. Der Graf, der einen Augenblick angehalten hatte, um zu sehen, ob sie ihn bemerkt habe, rückte weiter vor und trat ihr endlich ganz nahe. Er hörte sie tief aufseufzen und so leise singen, daß er anfangs nicht die Worte verstand. Aber nachdem er ihr einen Augenblick aufmerksam zugehört, verstand er die Verse, die sie in der Volkssprache sang und die er schon manchmal auf den öffentlichen Plätzen gehört hatte. Da er viel musikalisches Talent und ein gutes Gedächtniß besaß, hatte er das Lied behalten, und augenblicklich, ohne weiter etwas zu sagen, begleitete er ihr Lied mit seiner Stimme. Sie unterbrach ihren Gesang nicht, wie Franz gefürchtet hatte, sondern setzte ihn mit noch lauterer Stimme fort, so daß der Refrain, den sie jetzt Beide wiederholten, in einem melodischen Akkord endigte. Als sie geendigt hatten, redete Franz, der gut Italiänisch, aber schlecht Venetianisch sprach, im reinsten Toskanischen Dialekt sie an. „Gruß und Heil allen denen, welche Venedig lieben", sagte er. — „Wer sind Sie?" erwiederte die Maske mit einer Stimme, die voll und klangreich wie die eines Mannes, aber zugleich sanft wie die einer Nachtigall war. — „Ich bin ein Freund der Schönheit." „Gehören Sie zu denen, deren rohe Liebe die freie Schönheit kränkt, oder knieen Sie vor der gefesselten Schönheit und weinen Sie zu ihren Thränen?" — „Wenn der König der Nacht die Rose sich freudig unter dem Hauche sanfter Winde entfalten sieht, so schlägt er die Flügel und frohlockt; wenn der brennende Hauch des feindlichen Windes sie versengt, so birgt er sein Haupt in seinen Flügeln und seufzt. So ist meine Seele." — „Dann folge mir, denn Du bist einer meiner Getreuen."

So ergriff sie die Hand des Jünglings und zog ihn mit sich zur Kirche. Als er ihre kalte Hand in der seinigen fühlte, als er sie mit ihm der finsteren Vertiefung des Portals zueilen sah, erinnerte er sich unwillkürlich der düsteren Geschichten, die er erzählen gehört. Plötzlich blieb er, von einer panischen Furcht ergriffen, stehen. Die Maske wendete sich um und richtete einen forschenden Blick auf das erblassende Gesicht ihres Gefährten; dann sagte sie: „Sie haben Furcht! Leben Sie wohl!"

Darauf ließ sie seinen Arm los und entfernte sich mit schnellen Schritten. Franz schämte sich seiner Schwäche, und ihr nachstürzend, ergriff er ihre Hand, indem er sagte: „Ich fürchte mich nicht. Wir wollen gehen."

Ohne etwas zu erwiedern, setzte sie ihren Weg fort; aber anstatt sich nach der Kirche zu wenden, trat sie in eine der kleinen Straßen, welche auf den Platz auslaufen. Der Mond war verschwunden, tiefe Finsterniß hüllte die ganze Stadt ein: Franz wußte kaum, wo er den Fuß hinsetzen sollte, dichter Schatten umgab ihn überall. So folgte er blindlings seiner Führerin, welche den Weg sehr wohl zu kennen schien. Von Zeit zu Zeit brach durch die Wolken ein Lichtschein hindurch, der die Ufer des Kanals, eine Brücke, ein Gewölbe oder einen unbekannten Theil dieser winkligen Straßen erhellte; dann sank Alles in die alte Finsterniß zurück. Franz hatte sich bald überzeugt, daß er jeden Faden verloren habe und sich gänzlich seiner Führerin überlassen müsse. Entschlossen, jeder Gefahr entgegen zu treten, bezeugte er keine Unruhe und ließ sich leiten, ohne eine Bemerkung zu machen. Nach Verlauf einer Stunde blieb die maskirte Frau stehen. „Es ist schön", sagte sie, „Sie haben Muth. Hätten Sie die geringste Furcht auf unserem Wege blicken lassen, so würde ich nie wieder mit Ihnen gesprochen haben. Sie sind unerschütterlich geblieben, ich bin zufrieden. Morgen also auf dem St. Johannes- und Pauls-Platze, um eilf Uhr. Geben Sie sich keine Mühe, mir zu folgen, es würde Ihnen zu nichts helfen. Wenden Sie sich rechts, und Sie werden zum St. Markus-Platze gelangen. Auf Wiedersehen!" Sie drückte die Hand des Grafen, und bevor er ihr noch antworten konnte, war sie hinter einem Vorsprunge der Straße verschwunden. Der Graf blieb einige Zeit unbeweglich stehen, erstaunt über das, was er erlebt, ohne zu wissen, was er thun solle. Als er überlegt hatte, wie wenig Aussicht er habe, die unbekannte Dame zu erreichen, wie leicht er sich dagegen verirren könne, beschloß er, nach Hause zurückzukehren. Er folgte also dem Wege, welchen sie ihm gezeigt hatte, und befand sich wirklich nach einigen Minuten auf dem Markus-Platze; von hier aus war es ihm leicht, nach Hause zu gelangen. Am folgenden Tage fand er sich zur bestimmten Zeit ein. Er erreichte den Platz, als der Kirchthurm die eilfte Stunde schlug. Er sah die maskirte Frau, die ihn auf den Stufen des Portals erwartete.

„Sie sind pünktlich", sagte sie, „kommen Sie." Mit diesen Worten wendete sie sich rasch zur Kirche. Franz, der die Thür geschlossen sah und wußte, daß man sie des Nachts nicht öffne, hielt die Frau für unsinnig. Wie erstaunte er aber, als er die Thür dem ersten Drucke weichen sah. Er folgte ganz mechanisch seiner Führerin, welche die Thür wieder schloß, nachdem sie eingetreten waren. Tiefe Finsterniß umgab Beide; Franz, der sich erinnerte, daß noch eine unverschlossene Thür sie vom Schiff der Kirche trenne, war ganz ruhig und beeilte sich, sie aufzustoßen, um einzutreten. Sie faßte seinen Arm. „Sind Sie schon in dieser Kirche gewesen?" fragte sie rasch. — „Zwanzig Mal wenigstens; ich kenne sie so gut wie der Baumeister, der sie gebaut hat." — „Sagen Sie vielmehr, Sie glauben sie zu kennen, denn Sie kennen sie wirklich noch nicht. Treten Sie ein." Franz stieß die zweite Thür auf und drang in das Innere der Kirche. Sie war von einem Ende zum anderen prächtig erleuchtet, aber durchaus leer. „Welche Ceremonie soll hier gefeiert werden?" fragte Franz erstaunt. — „Keine. Die Kirche erwartete mich heute Abend: weiter nichts. Folgen Sie mir."

Vergeblich mühte sich der Graf ab, den Sinn dieser Worte zu fassen; eine geheimnißvolle Gewalt beherrschte ihn indeß und trieb ihn hinter der Maske her. Sie führte ihn in die Mitte der Kirche und zeigte und erklärte ihm zuerst den Plan im Allgemeinen, dann ging sie zur Betrachtung der einzelnen Theile über; sie erklärte ihm nach einander das Schiff, die Säulengänge, die Kapellen, die Altäre, die Statuen, die Gemälde, die Zierrathen, sie legte ihm die Bedeutung eines jeden Dinges aus, sie enthüllte ihm die in jeder Gestalt verborgene Idee, sie ließ ihn die Schönheit der einzelnen Theile empfinden, inwiefern sie zum Gesammteindruck beitragen, sie ließ ihn, so zu sagen, einen Blick in die Seele der Kirche thun. Franz hörte mit ehrfurchtsvoller Aufmerksamkeit auf alle Worte dieses beredten Mundes, der seinen Unterricht übernommen hatte, und in jedem Augenblick überzeugte er sich mehr, wie entfernt er gewesen, den Sinn dieser Werke zu fassen, die ihm doch so verständlich erschienen waren. Als sie endigte, drang das dämmernde Morgenlicht schon durch die Scheiben, und der Glanz der Kerzen erbleichte. Obgleich sie mehrere Stunden gesprochen und sich nicht einen Augenblick gesetzt hatte, so verrieth doch weder ihr Körper, noch ihre Stimme die geringste Erschöpfung. Nur ihr Kopf neigte sich auf den stürmisch bewegten Busen und schien auf die Seufzer zu hören, welche demselben entschlüpften. Plötzlich richtete sie ihr Haupt wieder auf, erhob die Arme zum Himmel und rief aus: „O Knechtschaft! Knechtschaft!" Bei diesen Worten brachen Thränen unter ihrer Maske hervor und fielen auf die Falten ihres schwarzen Gewandes. — „Weshalb weinen Sie?" rief Franz, indem er ihr näher trat. — „Morgen", erwiederte sie, „um Mitternacht, vor dem Arsenale."

Sie entfernte sich durch die linke Seitenthür, welche dumpf hinter ihr zuschlug. In demselben Augenblick ertönte das Angelus. Franz, von dem unerwarteten Klange der Glocken ergriffen, wendete sich um und sah alle Kerzen erloschen. Einige Zeit blieb er unbeweglich vor Erstaunen, dann entfernte er sich durch die große Thür, welche der Sakristan jetzt öffnete, und kehrte langsam nach Hause zurück. Seine Gedanken waren mit dieser so kühnen, so kunstsinnigen, so mächtigen Erscheinung beschäftigt, in deren Worten so viel Reiz lag, deren Haltung so majestätisch war. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Amours de Napoléon et des princes et princesses de sa famille. — 2 Bd.

Essai sur la Statistique de la population franç., consid. sous ses rapports physiques et moraux. — Von A. d'Angeville. Mit 15 Karten. 4. 15 Fr.

Histoire cavalières. — Von R. von Beauvoir. 2 Bde. 15 Fr.

Histoire de Végétaux fossiles. — Von A. Brongniart. 14te Lief. 4. 13 Fr.

Voyage en Abyssinie dans les pays de Galla, de Choa et d'Ifat. 1835—37. Von E. Combes und M. Tamisier. 2 Bde. 16 Fr.

Le Consultant. Journal de Droit usuel et de jurisprudence commerciale et industrielle. — Monatlich. Preis des Jahrg. 15 Fr.

Atlas géogr., hist. et itinéraire de la Suisse. — Von Ch. Duvotenay. 4. 20 Fr.

Echo des Tribunaux de Commerce et des sociétés commerciales. — Der Jahrg. 10 Fr.

Les Flagellans. — Historischer Roman von M. A. H. 8.

Costumes, moeurs et usages des Algériens. — Von R. Jungmann. 4. Straßburg.

Histoire d'Italie. Von H. Leo. Uebers. von Dochez. Th. 1. 15 Fr.

Histoire class. des Reines de France. — Von D. Levy. 2½ Fr.

Instructions sur le Canonnage à bord. — Von Prégaut.

Entomologie forestière. — Von A. de la Rue. 2½ Fr.

England.

Dibdin und die Bücher-Liebhaberei in England.

(Schluß.)

Aber nicht bloß durch seine Schriften hatte Herr Dibdin den Eifer der Britischen Bibliomanen entzündet; er hatte sie durch

die Stiftung des Roxburgh-Klubs, zu welcher der Verkauf der Bibliothek des gleichnamigen Herzogs (1812) Gelegenheit gegeben, in gewissem Betrachte unter seiner Fahne enrollirt. Die erwähnte Bibliothek bestand aus 9353 größtentheils seltenen Werken, und der Katalog derselben war von Nicol, dem Bibliothekar Georg's III., abgefaßt. Als nach dem Ableben des Herzogs von Roxburgh dessen kostbarer Bücherschatz verkauft wurde, entstanden um den Besitz einiger Raritäten desselben wahre Kämpfe unter den Bibliomanen. Ein im Jahre 1471 von Valdarfer gedruckter Boccaccio galt für unschätzbar; auch konnten nur die reichsten Lords um ein solches Kleinod in die Schranken treten. Dieser Boccaccio wurde endlich dem Marquis von Blandford (nachmaligem Herzog von Marlborough) überlassen, und zwar für die Summe von 2260 Pfund Sterling!!! Noch nie hatte man ein Buch so theuer bezahlt. Der Herzog von Devonshire machte ebenfalls so bedeutende Ankäufe, daß man in der ersten Zeit vermuthete, sein Bibliothekar Normanville, der für ihn einkaufte, sey ein Agent Napoleon's! Die ganze Bibliothek brachte 23,000 Pfund Sterling ein!

Damals war das goldene Zeitalter der Bibliophilen, die Epoche des gewaltigsten Bücherwerthes. Eine Aldinische Ausgabe des Plato, auf Velin-Papier, wurde mit 105 Pfund Sterling, und die editis princeps des Livius, gleichfalls auf Velin, gar mit 903 Pfund bezahlt! Der Käufer beider Seltenheiten war ein bloßer Baronet, Sir Markland Sykes. Man bot bis an 60 Franken, um ein Exemplar von Lord Byron's Satire Bard and Reviewers zu bekommen, die Byron bekanntlich unterdrückte, als er sich mit der Edinburgh Review wieder ausgesöhnt hatte.

Der Ankauf des Valdarferschen Boccaccio war ein so glänzendes Ereigniß in der bibliographischen Welt, daß Dibdin den Bibliomanen vorschlug, diesen enormen Kauf durch ein Bankett zu feiern und an jedem Jahrestage der Abschließung dieses Kaufes ein ähnliches Bankett zu veranstalten. So wurde der Roxburgh-Klub gestiftet, der anfangs aus 12 Mitgliedern bestand und in der Folge 31 Mitglieder zählte. Lord Spencer war Präsident und Herr Dibdin Vice-Präsident. Zu den übrigen Mitgliedern gehörten: Sir Markland Sykes, Sir Edgerton Brydges, Rob. Lang, die beiden Heber, die beiden Freeling, die beiden Boswell und Graf Gower, jetzt Herzog von Sutherland. Man brachte bei den Diners der Klubisten feierliche Toaste auf das unsterbliche Andenken Christoph Valdarfer's — Herzog John's von Roxburgh, — der Erfinder der Buchdruckerkunst, und ihrer ältesten wackeren Nachfolger u. s. w. u. s. w. — und endlich auf die Verbreitung der Bibliomanie über den ganzen Erdkreis aus. Auch verpflichteten sich alle Mitglieder der Reihe nach, auf eigene Kosten irgend ein seltenes Buch drucken zu lassen, jedoch so, daß es eine Rarität bliebe — d. h. zu wenigen Exemplaren. Demzufolge wurden nach einander 44 Werke gedruckt; von einigen derselben zog man nur so viele Exemplare ab, als der Klub Mitglieder zählte, von anderen ein Funfzig mehr. So ließ Herr Taylor George Watson eine Sammlung Englischer Gedichte, die Herzog Charles von Orleans während seiner Gefangenschaft in England (nach der Schlacht bei Azincourt) abgefaßt, nach einem Manuskripte des Britischen Museums im Druck erscheinen. Herzog Charles war vielleicht der einzige Franzose, der sich in Englischen Versen versucht hat*).

Auch Walter Scott wurde nachmals in den Roxburgh-Klub aufgenommen; allein die Rarität, welche er drucken ließ, gehört nicht eben zu den interessantesten Stücken der Sammlung. Es sind die Akten eines ganz einfachen Kriminal-Prozesses, der zu Anfang des 18ten Jahrhunderts gegen ein ziemlich unbekanntes Individuum geführt worden war. Ueberhaupt kann man den ehrenwerthen Mitgliedern zum Vorwurf machen, daß sie weit mehr auf die Seltenheit, als auf den inneren Werth der Manuskripte Rücksicht nahmen.

Eines der Mitglieder, Sir Richard Heber, hatte auf seinen Reisen in England und auf dem Kontinente mehr Bücher zusammengekauft, als wohl jemals ein Sterblicher vor ihm. Er besaß Bibliotheken in London, auf seinem Landsitze Hodnet, in Paris, in Brüssel, in Antwerpen, Löwen, Haag und an verschiedenen anderen Orten. Man berechnete alle seine Bücher in runder Summe auf 100,000 Bände; und doch soll diese Schätzung noch viel zu gering seyn. So oft er ein paar tausend Bände beisammen hatte, ließ er sie in ein zu diesem Zwecke eigens gemiethetes Zimmer bringen, verriegelte die Thür und — betrat das Zimmer nie wieder. Sein Tod wurde von den Buchhändlern und Bücher-Antiquaren als ein National-Unglück betrachtet, nicht bloß, weil sie einen vortrefflichen Kunden verloren, sondern auch, weil die literarischen Antiquitäten gar sehr im Preise sinken mußten, wenn die Bücher-Masse, die Sir Richard außer Umlauf gesetzt, mit einem Male den öffentlichen Markt überschwemmte. Vielleicht geschah es aus Schonung und Rücksicht für diese guten Leute, daß man die enorme Bibliothek in verschiedene Sectionen theilte und in verschiedenen weit aus einander liegenden Terminen losschlug. Heber war ein Mann von großer Literatur-Kenntniß; aber seine 100,000 Bände müssen nur wenig dazu beigesteuert haben, wenn er sie alle mit eben der Gleichgültigkeit behandelte, wie seine Pariser Bibliothek.

Der Roxburgh-Klub fand auch im übrigen Großbritanien seine Nachahmer. Zuerst bildete sich in Edinburg der Baranytne-Klub, welcher ungefähr eben so viele Raritäten, wie sein Vorbild in London, durch die Presse ans Licht gefördert hat. Dieser Klub nannte sich nach einem sonst obskuren Manne des sechzehnten Jahrhunderts, dem man die vollständigste Sammlung Schottischer Balladen und Lieder in zwei Folio-Bänden verdankt. Weniger engherzig, als ihre Brüder in London, ließen die Baranynianer von jedem Werke, das unter ihren Auspizien erschien, 138 Exemplare abziehen.

Eine dritte Gesellschaft dieser Art ist unter dem Namen des Maitland-Klub in Glasgow zusammengetreten. Diese läßt ihre Seltenheiten zu 150 Exemplaren drucken. Auf Irland hat das Beispiel der anderen beiden Reiche bis jetzt nicht eingewirkt, vermuthlich, weil seine Narren, zu welchem Genre sie sich auch bekennen mögen, größtentheils blutarme Narren sind.

Als Herr Dibdin im Jahre 1819 Frankreich besuchte, regte er den Eifer der zerstreut lebenden Französischen Bibliophilen möglichst an, und bald nach seiner Abreise bildete sich in Paris eine Société des Bibliophiles Français, die zwar keine öffentliche Diner's giebt, wie der Roxburgher Klub, aber mit nicht geringerem Eifer seltene Manuskripte druckt. Sie besteht aus ungefähr dreißig Mitgliedern, die jedoch nicht alle in Paris wohnen und auch größtentheils kein so enormes Vermögen besitzen, wie ihre Herren Kollegen in London. Was aber den Französischen Bibliomanen sehr zum Ruhme gereicht, ist Herrn Dibdin's eigenes unparteiisches Bekenntniß, daß die Erzeugnisse ihrer Presse an typographischer Vollkommenheit denen der Britischen Klubs weit überlegen sind, obgleich Erstere nicht halb so viel Geld auf ihre Unternehmungen verwenden können. (Rev. Fr.)

*) Von diesem Werke wurden 44 Exemplare abgezogen, worunter 4 auf Velin. Eines der letzteren schickte die Roxburgher Societät an Karl X. Es war prachtig in Maroquin gebunden.

Musikstudium und Dilettanten-Konzerte in London.

England genießt zur Zeit noch keinen großen musikalischen Ruf, indem die hohe Stelle, die Großbritanien als Handelsstaat einnimmt, die Riesenschritte, welche dieses Land im Manufaktur- und Fabrikwesen gethan, und das eifrige Streben, mit dem es die Bahn der materiellen Fortschritte verfolgt, die Meinung haben aufkommen lassen, als wäre in den Herzen der Engländer kein großer Raum für Liebe zur Kunst. Diese Meinung also, die sich nach und nach verbreitet und heutzutage die ganze Gewalt eines Vorurtheils erlangt hat, scheint insbesondere auch dahin zu gehen, daß, was Harmonie betrifft, England nur an dem Geräusch der Maschinen in Mancheste oder an dem Schall der Hämmer, die auf Birminghamer Ambossen den Takt schlagen, Gefallen finde. Diese Ansicht ist jedoch augenscheinlich übertrieben, da Gott, der allen Menschen ein mehr oder minder ausgebildetes Gefühl für Harmonie ins Herz gepflanzt hat, unmöglich eine ganze Nation, die aus lauter in diesem Punkte so unvollkommenen Individuen bestände, hat schaffen können und der gegenwärtige Mangel an Ausbildung in England eher eine geographische und politische, als eine auf die Organisation bezügliche Frage ist. Denn als die musikalische Revolution, die ihren Gang um die Welt machte, in Italien begann, vollbrachte England gerade eine sociale Revolution und organisirte seine politische Einheit. In solchen Augenblicken des Kampfes zeigen sich aber die Völker eben nicht am geneigtesten, den fruchtbaren Saamen der Künste und Wissenschaften in sich aufzunehmen.

Bei allen Völkern ist der Sinn für Poesie unzertrennlich von dem für Musik, und von diesem Gesichtspunkte aus bürgt die Vergangenheit der drei Königreiche für die Zukunft derselben; denn die Vorältern jener Menschen, denen man heutzutage den schönsten Theil des menschlichen Geistes ableugnen will, nämlich den Sinn für die schönen Künste, begaben sich zur Zeit, da es noch ein Schottland gab, nicht eher in den Kampf, als bis der Sackpfeifer an der Spitze des Clans voranzog; in Irland, als sich Irland noch empörte, feuerten sich die Krieger zur Schlacht durch begeisterte Gesänge an, welche die Schönheiten des grünen Erin priesen, und sowohl in den reichen Gebirgen Schottlands als in den armen Thälern Irlands machte die Musik einen Theil aller Feste und Feierlichkeiten aus. An jedem traurigen oder glorreichen Jahrestage, in jeder Clans-Versammlung herrschte die trunkene Freude des Gesanges und Tanzes in so hohem Grade, daß sie den unerschütterlichsten Catascione-Spieler Pozzuolo's oder den ausdauerndsten Tarantel-Tänzer Portici's total hätte ermüden können.

Um diese nicht minder als andere empfänglichen Völker zu einer gleichen Höhe in den Fortschritten der Musik zu bringen, sind nur zwei Dinge erforderlich, nämlich Künstler, die sich die Mühe nehmen wollten, in dem Schottischen Hochlande Konzerte zu geben, und die Errichtung von musikalischen Lehr-Anstalten an den Orten, die einen doppelten Zehnten entrichten, den einen an Gott, den anderen an O'Connell. Das Land, das in neuerer Zeit Walter Scott und Lord Byron hervorgebracht, wird so wie große Dichter auch große Komponisten erzeugen. Auch haben die höheren Klassen seit langer Zeit schon einen musikalischen Aufschwung genommen und lieben die Konzerte eben so leidenschaftlich wie ihre alterthümlichen Fuchsjagden, und der Mittelstand folgt allmälig diesem Impuls. England, das seit vielen Jahren schon dem Auslande herrliche Pianofortes lieferte, sieht jetzt unter seinen Bewohnern den Geschmack an diesem Instrumente immer mehr sich verbreiten; die alte Familien-Bibel ist nicht das einzige Erbstück des Hauses mehr, auch das Piano trägt mit zu den

häuslichen Erbauungen bei, und die Musik nimmt jetzt einen Theil derjenigen Zeit in Anspruch, die ehemals allein dem Lesen religiöser Bücher geweiht war.

Drei Hauptpunkte müssen bei einer Untersuchung des Zustandes der Musik in England besonders ins Auge gefaßt werden: erstens, die Musik der Festivals, der öffentlichen und der Privat-Konzerte; zweitens, die Theater-Orchester und der dramatische Gesang; drittens, der öffentliche und Privat-Unterricht.

Was die Instrumental-Musik betrifft, so hat man seit wenigen Jahren darin große Fortschritte gemacht. Unlängst sind in London Konzert-Gesellschaften fast mit derselben Einrichtung, wie die des Konservatoriums zu Paris, entstanden. Man ist in Betreff der Aufnahme der wirklichen Mitglieder sehr streng, und die angesehenste dieser Gesellschaften hat die Herren Moscheles, Cramer und Sir George Smart zu Direktoren, welche denn auch die größte Sorgfalt auf eine möglichst vollkommene Aufführung der Musikstücke verwenden. Die Bemühungen dieser ausgezeichneten Künstler werden auf verdiente Weise gekrönt; denn von den berühmtesten Virtuosen Englands unterstützt, erreichen sie die glücklichsten Resultate und beweisen, was Alles die Leitung und die Rathschläge von Männern, die mit wahrhaftem Talent und vorwärtsschreitendem Genie begabt sind, für die Zukunft der Musik zu leisten vermögen. Dieser durch eine Anzahl Englischer Künstler gegründete Verein führt den Namen: Philharmonische Gesellschaft.

Der zweite Verein zur Aufführung von Instrumental-Musik besteht unter dem Namen: Harmonische Gesellschaft; er hat zwar noch nicht die Vollkommenheit seiner philharmonischen Schwester erlangt, strebt jedoch danach, ihr gleichzukommen. Die Namen der ausgezeichnetsten Künstler, die zur Erreichung eines so schönen Zweckes zusammengetreten sind, bürgen für den Erfolg ihres Strebens.

Ein dritter Verein endlich, der zwar weit älter als die beiden vorigen, aber eben so nützlich und interessant ist, zieht in London die Aufmerksamkeit der Künstler und Musikfreunde auf sich; ich meine das Ancient Concert, eine in Europa sowohl wegen ihrer Statuten als wegen der Zahl berühmter Künstler und vornehmer Herren, die ihren Ruf haben vermehren helfen, einzig dastehende Gesellschaft.

Folgendes ist die Geschichte des Ancient Concert. Georg III. lernte Händel zu einer Zeit kennen, da er selbst noch jung, Letzterer hingegen bereits am Ende seiner Laufbahn war. Die strengen und ergreifenden Compositionen des großen Deutschen Meisters erfüllten den Fürsten mit hoher Bewunderung; auf seinen Befehl wurden an bestimmten Tagen musikalische Soiréen veranstaltet, wobei nur Händelsche Musik aufgeführt wurde, und Georg III. wirkte selbst bei diesen Privat-Konzerten, zu denen nur die höchsten Würden des Palastes und der Regierung Zutritt hatten, persönlich mit. Theils aus wahrer Begeisterung für die Musik des Deutschen Meisters von Seiten Einiger, theils aus höfischer Schmeichelei von Seiten Anderer wurde Händel der Lieblings-Komponist der höheren Klassen; man vereinte sich in den Salons der Aristokratie mit mehr Eifer, um ein Oratorium zu hören, als um einem Ball beizuwohnen; der „Messias" und die „Israeliten in Aegypten" waren der mächtigste Reiz der damaligen Gesellschaft und die Händelsche Musik erregte Fanatismus, ja mehr noch, sie wurde Mode. Weit entfernt, nachzulassen, breitete sich im Gegentheil der Geschmack an derselben in so hohem Grade aus, daß kurze Zeit nachher sich in London eine Gesellschaft vornehmer Herren zur Aufführung der Tondichtungen jenes Meisters und aller früherer berühmten Komponisten bildete. Auf diese Weise fand die Gründung des Ancient Concert statt.

Lord Sandwich war der Stifter desselben, und die erste musikalische Soirée wurde zu Anfang des Jahres 1776 gehalten. Im leitenden Comité, das aus acht Mitgliedern bestand, bemerkte man außer den Grafen Sandwich und Exeter, Lord Dudley, den Bischof von Durham, Lord Paget, Vater des jetzigen Marquis von Anglesea ꝛc. Dieser Konzert-Verein ward lediglich zur Aufführung alter Musik gestiftet, und um ihm seinen ursprünglichen Charakter zu erhalten, besagen die Statuten ausdrücklich, daß in Ancient Concert nur 20 oder mehr Jahre alte Compositionen aufgeführt werden dürfen. Diese Klausel ist stets sehr streng beobachtet worden.

Im Jahre 1785 ward diesem Verein die Ehre zu Theil, daß der König und die Königliche Familie erklärten, sie würden allen musikalischen Soireen beiwohnen; auch ward dem Ancient Concert verstattet, diesen Namen mit der Benennung: Konzert des Königs, zu vertauschen. Die Königliche Privat-Kapelle und der Chor derselben pflegten sich mit den Musikern des Königlichen Konzerts zu vereinigen und dabei auf feierliche Weise in der Uniform des Königlichen Hauses zu erscheinen. Dieser Gebrauch dauerte bis zur letzten Krankheit Georg's III. fort.

Zu allen Zeiten wurden die größten Künstler aufgefordert, sich in Ancient Concert hören zu lassen. Der berühmte Rubinelli sang daselbst im J. 1787 mit Madam Billington das Stabat mater von Pergolese. Im folgenden Jahre ließ sich Marchesi hören. So brachten von Jahr zu Jahr alle gefeierte Namen Europa's den Tribut ihres Talents dieser Gesellschaft dar, und nennen wir nur Champneß, Naldi, Porto, Tamburini, Philips, Clark, Crivelli, Garcia, Donzelli, Rubini und die Damen Grassini, Catalani, Mainville-Fodor, Malibran, Grisi, Knyven und Bishop. Alle wurden nach einander mit Enthusiasmus aufgenommen, nur der arme Roselli nicht, der sich nach Rubinelli und Marchesi hören ließ und nach dem ersten Auftreten nicht mehr singen durfte, und zwar auf Veranlassung des Comité's, welches hierbei um so strenger verfuhr, als es ihn nach einer Generalprobe mit allgemeinem Beifall engagirt hatte.

Die Sorgfalt der Comité-Mitglieder, die immer den am besten gelegenen und für musikalische Aufführungen günstigsten Saal suchten, ist oft Anlaß zu einer Lokal-Veränderung des Ancient Concert gewesen. Im J. 1794 wurde es von Tottenham-Court-Rood nach King's Theatre, jetzt Her Majesty's Theatre, im J. 1804 nach dem Saal in Hanover-Street verlegt, der für akustische Darstellungen außerordentlich geeignet ist, und dort hält das Konzert des Königs auch jetzt noch seine musikalischen Sitzungen. Jeden Tag wächst die Menge der angesehenen Musikfreunde, welche diesen National-Verein ermuthigen, und die Zahl der Mitglieder, die im J. 1785 kaum 400 betrug, beläuft sich heutzutage auf mehr als 1200.

Es existirt in Europa kein ähnliches Institut*), und dies ist im Interesse der Musik sehr zu bedauern, denn die Aufführung der Meisterwerke großer Komponisten durch zahlreiche Orchester erweist sich als das nützlichste und wirksamste Belehrungsmittel. Wir müssen daher sehr darüber erstaunt seyn, daß Frankreich, für welches die Gründung des Konservatoriums sich so höchst vortheilhaft zeigt, kein Ancient Concert zur Wiederbelebung jener alten, heutzutage vergessenen und dennoch zum Unterricht in der ernsten Gattung so ungemein nothwendigen Werke besitzt. Auch Italien entbehrt ein ähnliches Institut; glücklicherweise jedoch haben die Päpste diesem Lande die Sixtinische Kapelle gelassen, wo noch heutzutage die einfache, zugleich aber auch gelehrte und belebende Musik der Palestrina, Carissimi, Jommelli und Pergolese aufgeführt wird. (R. Br.)

*) In Wien hat sich seit einigen Jahren ein ähnlicher Verein zur Aufführung klassischer Musiken gebildet.

Mannigfaltiges.

— Schlemihl in Italien. Der Peter Schlemihl unseres Chamisso, der bereits seit längerer Zeit Engländer und Franzosen unterhält, ist nunmehr auch ins Italiänische übersetzt worden. L'uomo senz' ombra (der Mann ohne Schatten) heißt er in der bei Manini in Mailand erschienenen Version, und zwar ist er dort einem eleganten Almanach, der sich die alte Zauberformel Mite-rimiriti zum Titel gewählt hat, als Ausstattung mitgegeben worden. Der Uebersetzer, obwohl er eben nichts hinzugethan, als einige Verballhornungen, hat doch seine Quelle ganz verschwiegen, und so ist unser Schlemihl mit einemmale ein national-Italiänisches Kind geworden, das weder den Deutschen noch den Französischen Ursprung seines Vaters anerkennt.

— Semilasso in Aegypten und Griechenland. Die in Triest erscheinende „Adria" enthält unter dieser Ueberschrift in einem Briefe, den der Fürst der Unterwelt, Rhadamantus, an seinen Kollegen Minos richtet, sehr animose und allen literarischen Anstand fast überschreitende Bemerkungen gegen den schriftstellernden Weltgänger. Der Verfasser dieser Philippika ist unstreitig ein in Alexandrien, das mit Triest in vielfacher Berührung steht, angesiedelter Deutscher; er hätte jedoch billigerweise, um seinen Landsmann in der gemeinschaftlichen Heimath anzugreifen, erst dessen Rückkehr nach Deutschland abwarten sollen. Von Syrien aus, wo Semilasso jetzt wahrscheinlich im Lager Ibrahim Pascha's weilt, kann er sich gegen seinen Oesterreichischen Feind nicht vertheidigen, und als Abwesender darf er in der That gewisse Vorrechte der „Verstorbenen", zu denen er sich selbst immer zählt, für sich in Anspruch nehmen.

— Guizot und Milton. Der alte Milton wird von Herrn Guizot beschuldigt, den Plan und die Motive seines „verlorenen Paradieses" einem alten Französisch-Lateinischen Dichter, dem Bischof Avitus von Vienne, der im neunten Jahrhundert lebte, entlehnt zu haben. Die Engländer sind nicht wenig eifersüchtig auf die von Herrn Guizot für seinen Landsmann in Anspruch genommene Glorie des Britischen Epikers, und ein Artikel im neuesten Hefte von Blackwood's Edinburgh-Magazine sucht jene Behauptungen zu entkräften. Inzwischen geht aus dieser Nebeneinanderstellung von Auszügen aus den Dichtungen des Engländers und des Franzosen keineswegs so unbedingt hervor, daß der Erstere den Letzteren weder gekannt noch benützt habe.

Das mit dem 31sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 36. Berlin, Freitag den 23. März 1838.

England.

Die Shetland-Inseln.

Von Fr. Mercey.

Eine breite, klippenvolle, beständig sturmgepeitschte und strudelnde Meerstraße scheidet die Orkney-Inseln von den Shetländischen, welche als die nördlichsten Ausläufer des Kontinents von Großbritanien zu betrachten sind und ganz gewiß in vorgeschichtlicher Zeit durch einen Isthmus mit dem nördlichen Schottland zusammengehangen haben. Die Linie dieses Isthmus läßt sich noch jetzt über die Orkney-Inseln und die Insel Fair bis zu den Vorgebirgen Fitfull und Sumburgh verfolgen. Die Gewalt der Fluthen oder eines großen Naturereignisses hat ihn nicht bloß durchbrochen, sondern in mehr als funfzig Stücke zersprengt; so ist die Gruppe der Shetland-Inseln entstanden. Viele darunter sind ganz unbewohnt; manche haben gar keinen eigenen Namen. In der Landessprache heißen diese kleinen Eilande halms (zu Deutsch: Holme); auf einigen wächst etwas Gras, die meisten sind gänzlich kahle Klippen und dienen den Seevögeln zur Herberge. Die vier größten Inseln der ganzen Gruppe sind Unst, Yell, Whalsey und Mainland. Sie lagern, sie strecken sich neben und gegen einander in den wundersichsten Formen und Umrissen. Das Meer hat sich tief zwischen die Felsen hinein gearbeitet; anderwärts haben Wälle von Urgestein seinem Andrange Trotz geboten: so bildet die Gruppe der Shetland's ein Labyrinth von seltsam gewundenen Meerengen und Buchten, von wild zerrissenen und ausgezackten Eilandsküsten, Landengen, Vorgebirgen und Klippen. Am gefährlichsten sind die Sunde zwischen den Inseln, wo die Fluth unabläßig rast und tobt. Der Wind mag von Osten oder von Westen wehen, immer treibt er die Wogen in diese Engen hinein, wo sie keinen Ausweg finden, sich an den Felswänden tausendfach brechen und bald gefährliche Wirbel, bald reißende Strömungen — in der Landessprache roost (Ruhst) genannt — bilden, welchen kein Fahrzeug widersteht.

Während solchergestalt die Fluth sich in rastloser Unruhe abarbeitet, liegen die Küsten, die Eilande, still und todt. Der Sturm fegt aus Norden und Westen über die grauen, nackten Steinflächen und findet nichts, was er erfassen könnte: keinen Baum, kein Gestrüpp, keinen schwanken Halm, der auch nur zwei Fuß über den Boden reichte. In den feuchten Thalgründen kommt niedriges Röhricht und Binsengewächs fort; die Hügel und Abhänge bedecken sich mit kurzem groben Rasen oder mit einem zähen, schwammigen Moos, dessen lebhaftes Grün auch den schwarzen Torfboden der höher gelegenen Flächen gefällig überkleidet. An Getraide gedeiht nur magerer Hafer und ein Bischen kümmerliche Gerste, und auch dies nur an den wenigsten durch ihre Lage ganz besonders gegen die verheerende Gewalt des Windes geschützten Stellen. Das Ackerland beträgt daher auch kaum den dreißigsten Theil des anbaufähigen Bodens. Bis vor wenigen Jahren wußte man auf den Shetland-Inseln gar nicht, hatte man keinen Begriff davon, was ein Baum sey. Wenn man dem Shetländer Bauer sagte: „In anderen Ländern wachsen Stämme aus der Erde, mit weitausgebreiteten Aesten, Zweigen und Blättern, wohl höher als hundert Fuß, und leben länger als die Menschen", — so schüttelte er ungläubig den Kopf und lachte: „Hä, hä! so dumm sind wir nicht; solche Mährchen glauben wir nicht!" und mochte man ihm noch so ernstlich betheuern, es sey wirklich so, er ließ sich nicht überreden: „Wenn wir solche Dinger auf Mainland wachsen sehen, wollen wir dran glauben." Nun wohl, heute wachsen Bäume auf Mainland, und noch wissen die Leute nicht recht, woran sie damit sind; Viele lassen sich nicht ausreden, es müsse mit Zauberei zugehen. Der Laird von Busta auf Mainland war nämlich in Schottland auf Reisen gewesen und hatte den gescheidten Gedanken, ein paar junge Bäume mit nach Hause zu bringen und in seinem Garten einzusetzen. Natürlich mußte eine hohe Mauer um den Garten gezogen werden; unter deren Schutze wuchsen denn die Bäumchen ziemlich rasch in die Höhe, bis sie mit dem Wipfel an die Mauer hinaufreichten. Von da an hatte es mit dem Wachsthum ein Ende, oder vielmehr sie wuchsen in die Breite, statt aufwärts, und streckten Aeste und Zweige in horizontaler Richtung aus. So stehen sie verkümmert und verkrüppelt; aber die guten Shetländer haben ihre Freude und Verwunderung daran. Von allen benachbarten Eilanden, sogar von Unst, der nördlichsten unter diesen Inseln, wallfahrtete alles Volk nach Busta, des Laird's Bäume zu sehen. Noch heute ist die erste Frage an den fremden Gast: „Seyd Ihr in Busta gewesen? habt Ihr die Bäume gesehen?" und wenn er es verneint: „Laßt Euch den Weg nicht verdrießen; wer auf Mainland gewesen ist und des Laird's Bäume nicht gesehen hat, der hat gar nichts gesehen."

Es wäre entsetzlich weitläuftig, alle die Dinge aufzuzählen, die auf Mainland nicht vorhanden sind. Unter Anderem findet man auf der ganzen Insel weder Weg noch Steg, ein Stück Straße ausgenommen, welches sich von der Hauptstadt Lerwick kaum eine halbe Stunde weit nach Westen zieht und allmälig in eine weite sumpfige Fläche verliert. Ein paar hundert Schritte vor der Stadt wächst übrigens schon Gras, Schilf und Moos zu beiden Seiten in den Weg hinein und überwächst ihn am Ende ganz. — Vor etlichen Jahren brachte das Shetländische Paketboot einen Bauer von Yell nach Edinburg. Nächst den Bäumen war das Straßenpflaster der Gegenstand seiner größten Verwunderung. Er wollte durchaus nicht glauben, daß man alle diese Steine mit Fleiß so hingelegt habe, bloß um darauf zu gehen. — Leben denn aber, so höre ich den Leser fragen, diese Insulaner von aller Civilisation abgeschnitten? Nicht doch: vor allen Dingen sind sie Schottländer, folglich haben sie ihre eigene Zeitung, the Shetland Journal betitelt; sie schicken auch einen Deputirten ins Parlament. Es haben etliche Lairds, die auf Reisen gewesen sind, den Versuch gemacht, Verbindungswege zwischen ihren Besitzungen zu eröffnen; allein es hat nie glücken wollen. Die selten betretenen Pfade wurden von Sumpfgras und Moos so schnell überwuchert, daß nach wenigen Monaten keine Spur mehr zu erkennen war. Die Fahrwege, welche man anzulegen versuchte, wurden zu wahren Schlammgruben; Menschen und Thiere blieben bis über den halben Leib in dem schwarzen, zähen, von unaufhörlichen Regengüssen zerweichten Torfmoorgrunde stecken. Man kann denken, wie schwer es dem Wanderer wird, sich in diesen sumpfigen Thalgründen oder auf den hohen Moorflächen, wo sich kein einziger hervorragender Gegenstand dem Auge als Merkzeichen darbietet, wo alle Augenblicke ein brakiger Tümpel oder ein träge rinnendes Sumpfwasser zur Aenderung der Richtung nöthigt, zurechtzufinden und seinen Weg zu suchen. Ein Fremder darf sich ohne Führer gar nicht hinauswagen. An Reisen im Wagen ist, wie man sieht, hier nicht zu denken; die Shetländer helfen sich aber auf andere Manier. Es ist nämlich eine Gattung kleiner Pferde auf diesen Inseln zu Hause, deren man stets eine große Anzahl in der Nähe jeder Ortschaft frei umherlaufen findet. In der Landessprache heißen sie shelties; sie sind haarig wie die Bären, flink, munter und ausdauernd. Wer nun einen Ausflug von ein paar Meilen zu machen hat, der geht von heim zu Fuße weg, nimmt aber Zaum, Gebiß und Sattel mit; ein guter Reiter läßt, wenn der Weg nicht eben weit ist, allenfalls den Sattel zu Hause. Unterweges packt er ein Pferdchen bei der Mähne, legt ihm den Zaum um den Hals, den Sattel auf den Rücken, springt über und setzt es in Galopp. Wird das Thier müde, oder hat es Tücken gegen den Reiter, so läßt man es laufen und nimmt ein anderes. Es hat auch gar nichts zu sagen, wenn man abgeworfen wird: man fällt oder gleitet höchstens drei Fuß herunter und kommt auf Rasen oder Moos zu liegen; kein Glied thut Einem davon weh.

Nur eines ist fatal: das Sheltie läuft nämlich mit Zaum und Sattel auf und davon. Nun braucht es Künste und viel Geduld, seiner wieder habhaft zu werden. Man laufe ihm ja nicht nach, denn an Einholen ist gar nicht zu denken; man mache auch keine drohende Geberde, — im Gegentheil, schmeicheln muß man und locken: zum Glück giebt es Lockungen, denen kein Sheltie widersteht. Die armen Thiere haben auf Shetland eben keine leckere Weide; ein verlorenes Gerstenkörnchen, ein Hälmchen Haferstroh ist für sie ein schmackhafter Fund. Ein Stück Haferbrod vollends, das der abgesetzte Reiter aus der Tasche zieht und wovon er ihm Brosamen in immer geringerer Entfernung hinwirft, macht den Klepper ganz vergnügt und zutraulich und bringt ihn sicher zurück. Das Sheltie spielt seinem Herrn und Reiter manchen muthwilligen Streich und muß sich dafür derbe Züchtigungen gefallen lassen; aber tückisch ist es gegen den Menschen nicht, vielmehr stets sein bester Freund. Wenn man es am Abend in de Herberge frei läßt ihm Sattel und Züge abnimm

sieht es Euch zum Abschiede so verlangend an, thut so schön mit Euch wie ein Hündchen, und man müßte sehr hartherzig seyn, wenn man ihm dafür nicht ein paar Handvoll Stroh oder eine Schnitte Haferbrod zukommen ließe, die es ganz fromm aus der Hand frißt. Man findet diese Pferdchen auf allen Shetlands-Inseln in großer Zahl frei umherlaufen; auf dem Rücken ist ihnen aber das Zeichen oder der Stempel des Besitzers eingebrannt, so daß, wenn einmal ein Rudel eingefangen wird, Jeder leicht die seinigen herausfindet. In ihrer Freiheit vertragen sie sich sehr gut mit den Schweinen, mit den Ziegen; ja selbst die Gesellschaft der Gänse verschmähen sie nicht. Zur Zeit, wo Gerste und Hafer reift, gerathen sie manchmal über die Aecker und richten bedeutenden Schaden an; indeß sie dürfen nur einen schreienden Jungen mit einem Stecken gewahr werden, so bleiben sie den ganzen Tag davon; bei Nacht brauchte es nur einen Pistolenschuß, um ein ganzes Regiment Shelties in die Flucht zu jagen. Werden ihrer zu viel, so lassen die Lairds ein paar hundert Stück greifen, zu Schiffe packen und schicken sie nach Leith, Glasgow oder gar nach London. War die Reise glücklich, kurz und wohlfeil, so werden die Pferdchen, Stück für Stück, um dreißig Shilling etwa losgeschlagen. Welcher Mann in der großen Welt könnte seiner Frau den bescheidenen Wunsch abschlagen, einen kleinen Phaëton auf vier Rädern zu haben, zwei Shetländische Ponny's vorgespannt, einen Kutscher, nicht höher als 40 Zoll, auf dem Bock? Welcher gute, besorgte Vater wird seine Kinder nicht lieber an einem Shettie ihre ersten Reiterkünste versuchen lassen, als an einem hochbeinigen Englischen Roß? zumal da ein lebendiger Shettie in London immer noch wohlfeiler zu haben ist, als ein hölzern Pferd von gleicher Größe. Eines jedoch muß der Käufer des Shettie wohl bedenken; die kleine Kreatur hat einen Riesen-Appetit und will trotz einem Bucephal gefüttert seyn. Es kann kommen, daß ein Pferdchen, welches man aus dem Schiffe um dreißig Shilling gekauft hat, in London jährlich dreißig Guineen zu füttern kostet.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Der Orco.

(Schluß.)

Am folgenden Tage fand sich der Graf um Mitternacht vor dem Arsenale ein. Er fand schon die Maske, welche ihn wie am vorigen Tage erwartete und, ohne ein Wort zu sagen, rasch vor ihm herschritt. Als sie an eine der Thüren auf der rechten Seite gekommen war, blieb sie stehen, steckte einen goldenen Schlüssel, den Franz im Glanze des Mondes leuchten sah, in das Schloß und öffnete, ohne das mindeste Geräusch zu machen. Dann trat sie ein und winkte Franz, ihr zu folgen. Dieser war einen Augenblick unschlüssig. Das nächtliche Eindringen in das Arsenal vermittelst eines Nachschlüssels konnte vor das Kriegsgericht führen, wenn man entdeckt wurde, und bei der Menge von Schildwachen, die hier aufgestellt waren, lag die Gefahr sehr nahe. Als er aber die Maske entschlossen sah, die Thür zu schließen, so entschied er sich rasch, das Abenteuer zu verfolgen, und trat ein. Die maskirte Frau führte ihn durch mehrere Höfe, Korridore, Gallerieen, die sie alle mit ihrem goldenen Schlüssel öffnete; endlich gelangten sie in die ungeheuren Säle, welche mit Waffen aller Art angefüllt waren, die den Vertheidigern oder Feinden der Republik in den verschiedenen Kriegen gedient hatten. Die Säle waren durch Schiffslaternen erleuchtet, welche zwischen den Trophäen in gleichen Abständen aufgestellt waren. Sie zeigte dem Grafen die seltsamsten und merkwürdigsten Waffen; sie nannte ihm die Namen der Besitzer und der Kämpfe, in denen sie gebraucht worden waren; sie gab ihm eine ausführliche Erzählung der Thaten, deren Werkzeuge sie gewesen waren. So führte sie vor Franz' Augen die Geschichte Venedigs vorüber. Nachdem sie die vier Säle betrachtet hatten, welche diesen Zwecken gewidmet waren, führte sie ihn in einen anderen, noch größeren, wo Schiffs-Bauholz, Trümmer mehrerer Schiffe von verschiedener Größe und von unterschiedenen Formen, so wie mehrere Theile des letzten Bucentaurus aufgeschichtet waren. Sie lehrte ihrem Gefährten die Eigenthümlichkeit der verschiedenen Holzarten, den Gebrauch der Schiffe, die Zeit, in welcher sie erbaut worden waren, und die Fahrten, die sie mitgemacht hatten; dann zeigte sie ihm die Gallerie des Bucentaurus. „Das sind die Ueberbleibsel unserer ehemaligen Herrschaft", sagte sie mit schmerzlich bewegter Stimme. „Dies ist das letzte Schiff, welches den Dogen zu seiner Vermählung mit dem Meere geleitete. Jetzt ist Venedig gefesselt, und Sklaven vermählen sich nicht. O Knechtschaft, Knechtschaft!"

Wie am vorigen Tage entfernte sie sich, nachdem sie diese Worte gesprochen, aber sie nahm den Grafen mit sich, der nicht ohne die größte Gefahr im Arsenal bleiben konnte. Sie kehrten zurück, wie sie gekommen waren, und gingen durch die letzte Thür, ohne Jemand zu begegnen. Als sie auf dem Platze angelangt waren, verabredeten sie eine neue Zusammenkunft für den folgenden Tag und trennten sich.

Am folgenden Tage und ferner besuchten sie die bedeutendsten Monumente der Stadt; der Eintritt machte ihnen nirgends Schwierigkeiten. Sie erklärte ihm mit vollendeter Klarheit, was ihnen aufstieß, und entfaltete einen bewundernswerthen Verstand, ein unschätzbares Gefühl. Der Graf wußte nicht, was er mehr bewundern solle, ihren Verstand, der so tief in das Wesen aller Dinge eindrang, oder ihr Herz, das ihren Gedanken den Ausdruck der schönsten Empfindsamkeit lieh. Was in ihm anfangs nur eine flüchtige Laune gewesen war, nahm bald die Form eines tiefen und wahren Gefühls an. Die Neugierde hatte ihn zu der Bekanntschaft mit der Maske verleitet, die Bewunderung hatte ihn zur Fortsetzung derselben bewogen; endlich wurde die Gewohnheit, sie jede Nacht zu sehen, eine Nothwendigkeit für ihn. Obgleich die Worte der Unbekannten immer ernst, gewöhnlich traurig waren, so fand doch Franz einen unbeschreiblichen Reiz in ihnen, der ihn immer fester an sie knüpfte; er konnte bei Anbruch des Tages nicht schlafen, wenn er nicht in der Nacht ihre Seufzer gehört, nicht ihre Thränen hatte fließen sehen. Die Größe und die Leiden, die er bei ihr voraussetzte, hatten in ihm eine so tiefe und so aufrichtige Verehrung für sie erweckt, daß er sie nicht um die Ablegung ihrer Maske oder um die Nennung ihres Namens zu ersuchen wagte. Da sie sich nicht nach dem seinigen erkundigt hatte, so fürchtete er, neugieriger und zudringlicher als sie zu seyn; er beschloß, Alles ihrem Belieben anheimzustellen und nicht mit lästigen Fragen in sie zu dringen. Sie schien die Zartheit seines Benehmens zu verstehen und ihm Dank dafür zu wissen; bei jeder neuen Zusammenkunft zeigte sie ihm ein größeres Vertrauen, eine stärkere Sympathie. Obgleich noch keiner von ihnen ein Wort der Liebe gesprochen hatte, so mochte doch Franz glauben, daß sie seine Leidenschaft kannte und sie in ihrem Innern erwiederte. Diese Hoffnungen machten ihn fast glücklich, und wenn er ein lebhafteres Verlangen fühlte, die, welche er schon innerlich seine Geliebte nannte, näher zu kennen, so malte sie ihm seine von dem Wunderbaren ihrer Erscheinung geblendete Phantasie so schön und so vollkommen, daß er fast den Augenblick fürchtete, wo sie sich ihm entschleiern würde.

Als sie in einer Nacht durch die Säulengänge des Markus-Platzes wanderten, hieß die Maske ihren Begleiter vor einem Gemälde verweilen, welches ein junges Mädchen vorstellte, das vor dem Schutzheiligen der Kirche und der Stadt auf den Knieen lag. „Was sagen Sie zu diesem Mädchen?" fragte sie ihn, nachdem er dasselbe eine Weile betrachtet hatte. — „Es ist die wundervollste Schönheit, die man, nicht sehen, nein! ersinnen könnte. Die begeisterte Seele des Künstlers hat das göttliche Abbild gegeben, aber das Original kann nur im Himmel weilen." — Die maskirte Frau drückte stürmisch ihres Begleiters Hand. „Ich", erwiederte sie, „kenne kein schöneres Gesicht, als das des glorreichen Sankt Markus, und ich könnte nur den Mann lieben, der das lebende Abbild desselben mit sich herumtrüge."

Als Franz diese Worte vernahm, wurde er bleich und schwankte wie von einem Schwindel ergriffen. Er wußte, daß das Gesicht des Heiligen die auffallendste Aehnlichkeit mit dem seinigen zeigte. Er sank vor der Unbekannten auf die Kniee; er faßte ihre Hand und benetzte sie mit seinen Thränen, ohne ein Wort hervorbringen zu können. — „Jetzt weiß ich, daß Du mein bist", sagte sie mit bewegter Stimme, „daß Du werth bist, mich zu kennen und mich zu besitzen. Morgen also, auf dem Balle im Palaste Servilio."

Darauf verließ sie ihn wie immer, aber ohne die, so zu sagen, geweihten Abschiedsworte zu wiederholen, mit welchen sie jedesmal ihre Zusammenkünfte geendet hatte. Franz irrte, trunken vor Freude, den folgenden Tag in der Stadt umher, ohne irgendwo Ruhe finden zu können. Er bewunderte den Himmel, staunte die Lagunen an, begrüßte die Häuser, sprach mit den Winden. Die ihn sahen, hielten ihn für wahnsinnig und gaben dies durch ihre Mienen zu verstehen. Er bemerkte es und belachte die Thorheit derjenigen, welche die seinige verspotteten. Wenn ihn seine Freunde fragten, was er in dem Monate gemacht, in dem er unsichtbar gewesen war, so antwortete er ihnen: „Ich bin auf dem Wege zum Glücke", — und ging vorüber. Als der Abend gekommen war, kaufte er eine prächtige Schärpe und neue Epauletten; dann kleidete er sich mit der größten Sorgfalt und begab sich in seiner Uniform zum Palaste Servilio.

Der Ball war herrlich. Alle Gäste waren, mit Ausnahme der Offiziere, in Masken-Anzügen, und diese Menge der verschiedensten und elegantesten Kostüme, die sich bei der Musik eines zahlreichen Orchesters hin- und herbewegte und sich bunt durch einander drängte, bot den glänzendsten und reichsten Anblick dar. Franz durchlief alle Säle, näherte sich allen Gruppen, warf die Augen auf alle Frauen. Viele waren ausgezeichnet schön, und dennoch schien ihm keine einer längeren Beachtung werth. Sie ist nicht hier, sagte er zu sich selbst. Ich konnte es mir denken; ihre Stunde ist noch nicht gekommen. Er stellte sich hinter eine Säule beim Haupt-Eingange und richtete die Augen auf die Thür. Sie öffnete sich manches Mal, viele Frauen traten ein, aber sein Herz sagte ihm nichts. Als die Uhr die eilfte Stunde schlug, da zitterte er und rief mit lauter Stimme aus, so daß ihn Alle hörten, die in seiner Nähe waren: „Jetzt kommt sie!"

Alle Augen waren auf ihn gerichtet, als ob sie die Erklärung seines Ausrufs hätten fordern wollen. Aber in demselben Augenblick fuhr die Thür auf, und eine Frau, die jetzt eintrat, zog alle Blicke auf sich. Franz erkannte sie augenblicklich. Es war das junge Mädchen auf dem Gemälde, als Dogaresse des 15ten Jahrhunderts gekleidet; der Reichthum ihres Kostüms ließ sie noch schöner erscheinen. Mit langsamem und majestätischem Schritt, sicher um sich blickend, schritt sie vor, ohne Jemand zu grüßen, als wenn sie die Königin des Festes wäre. Niemand kannte sie, außer Franz; aber ihre wundervolle Schönheit, ihre würdevolle Erscheinung imponirte Allen, und Jeder machte ihr hochachtungs-

voll Platz, Jeder verneigte sich bei ihrem Vorübergehen. Franz war geblendet und bezaubert; er folgte ihr von fern. Als sie im letzten Saale angelangt war, sang ein schöner Jüngling im Kostüme Tasso's mit Begleitung der Guitarre eine Romanze zum Lobe Venedig's. Sie ging gerade auf ihn zu und sah ihn starr an; dann fragte sie ihn, was ihn berechtige, ein solches Kostüm zu tragen und Venedig zu besingen? Der Jüngling, der diesen Blick nicht ertragen konnte, senkte das Haupt und reichte ihr seine Guitarre. Sie nahm sie und ließ ihre alabasterweißen Finger über die Saiten hingleiten; dann stimmte sie mit wohllautender und tönender Stimme einen wunderbaren und oft unterbrochenen Gesang an.

„Tanzet, lachet, singet, fröhliche Kinder Venedig's! Euch bietet der Winter keinen Frost, die Nacht keine Finsterniß, das Leben keine Sorgen. Ihr seyd die Glückskinder der Welt, und Venedig ist die Königin der Nationen. Wer hat Nein gesagt? Wer wagt zu denken, Venedig sey nicht immer Venedig? Seyet Euch vor! Die Augen sehen, die Ohren hören, die Zungen sprechen; fürchtet den Rath der Zehn, wenn Ihr nicht gute Bürger seyd. Die guten Bürger tanzen, lachen, singen, aber sie sprechen nicht. Tanzet, lachet, singet, fröhliche Kinder Venedig's! Venedig, du einzige Stadt, welche nicht die Hand, sondern der Geist des Menschen geschaffen, bist du nicht bestimmt, ein vorübergehender Aufenthalt der Seelen des Gerechten zu seyn? Ihr Mauern, welche die Feen bewohnten, und welche noch ein Geisterhauch durchweht — Ihr luftigen Säulengänge, welche im Nebel erzittert, ihr leichten Spitzen, welche mit dem hohen Maste der Schiffe in einander fließet — Ihr Arkaden, aus denen tausend Stimmen hervortönen und jeden Ton erwiedern — Ihr Myriaden, Engel und Heilige, die ihr auf den Kuppeln schwebet und eure marmornen und ehernen Flügel schwingt, wenn der Wind über eure feuchte Stirn fährt — Du Stadt, die du nicht auf einem düsteren und schlammigen Boden liegst, sondern wie eine Schaar Schwäne über die Wellen hinschwebst — freuet Euch, freuet Euch, freut Euch! Ein neues Loos, so schön wie das frühere, erwartet Euch. Der schwarze Adler schwebt über dem Löwen des St. Markus, und Deutsche Füße walzen im Palast der Dogen! Schweiget, Harmonieen der Nacht! Verstumme, toller Lärm des Balles! O, ertöne nicht wieder, heiliger Gesang der Fischer! Adria, höre auf zu brausen! Vergehe, du Lampe der Madonna; verschwinde, silberne Königin der Nacht; in Venedig ist kein Venetianer mehr! — Träumen wir? Sind wir zum Feste geladen? Ja wir wollen tanzen, lachen, singen! Jetzt steigt Falieri's Schatten langsam die Riesenstufen herab und setzt sich unbeweglich auf die unterste Stufe. Ja, wir wollen tanzen, lachen, singen! Bald wird die Stimme der Uhr: Mitternacht! rufen, und die Schaar der Todten wird in unsere Ohren schreien: Knechtschaft! Knechtschaft!"

Als sie diese Worte gesungen, ließ sie die Guitarre sinken, welche auf den Boden fiel und einen düsteren Ton erklingen ließ; die Uhr schlug. In finsterem Schweigen hörte Jeder die zwölf Schläge. Da trat der Besitzer des Palastes mit einer halb furchtsamen, halb zornigen Miene zur Unbekannten. „Madame!" sagte er zu ihr, „wer hat mir die Ehre erwiesen, Sie bei mir einzuführen?" — „Ich", rief Franz, der jetzt näher trat, „und wenn Jemand etwas einzuwenden hat, so möge er sprechen."

Die Unbekannte, welche gar nicht auf die Worte des Wirthes zu achten geschienen, erhob das Haupt, als sie die Stimme des Grafen hörte. „Ich lebe", rief sie aus, „ich werde leben!"

Ihr Gesicht strahlte, als sie sich zu ihm wendete. Als sie ihn aber angeblickt hatte, wurden ihre Wangen bleich, über ihre Stirn zog ein düsterer Schatten. „Warum haben Sie diese Verkleidung gewählt?" fragte sie mit strengem Tone, indem sie auf seine Uniform wies.

„Es ist keine Verkleidung", sagte er, „es ist —"

Weiter kam er nicht. Ein schrecklicher Blick der Unbekannten versteinerte ihn. Schweigend betrachtete sie ihn einige Sekunden, ihren Augen entschlüpften zwei große Thränen. Franz wollte auf sie zustürzen, aber sie ließ ihm nicht die Zeit dazu. „Folgen Sie mir", sagte sie mit dumpfer Stimme. Sie durcheilte rasch die erstaunte Menge und verließ mit dem Grafen den Ball. Als sie am Fuß der Treppe angelangt war, sprang sie in ihre Gondel und hieß Franz, ihr zu folgen und sich zu setzen. Als er es gethan und um sich blickend keinen Gondelier bemerkte, fragte er: „Wer wird uns fahren?" — „Ich", erwiederte sie und ergriff mit starker Hand das Ruder. — „Lassen Sie mich lieber." — „Nein! Oesterreichische Hände wissen nicht mit dem Venetianischen Ruder Bescheid."

Sie gab der Gondel einen starken Schwung, so daß sie wie ein Pfeil über den Kanal dahin flog. Bald hatten sie den Palast weit hinter sich. Franz, der von der Unbekannten eine Erklärung ihres Zornes erwartete, war erstaunt und beunruhigt, als sie ihr Schweigen nicht aufgab. „Wohin gehen wir?" fragte er nach einem Augenblicke des Nachdenkens. — „Wo das Schicksal uns hinführen will", sagte sie mit düsterer Stimme; und als wenn diese Worte ihren Zorn wieder neu belebt hätten, ruderte sie jetzt mit verdoppelter Kraft. Die Gondel, welche dem Antriebe ihrer mächtigen Hand gehorchte, schien über das Wasser hinzufliegen. Franz sah, wie der Schaum an den Seiten der Barke hinanspritzte, und die Schiffe, denen sie auf ihrer Fahrt begegneten, flogen hinter ihnen weg wie Wolken, die der Orkan, mit sich fortreißt. Bald wurde die Finsterniß noch dichter, der Wind erhob sich, und der Jüngling hörte nichts mehr als das Rauschen der Wogen und das Sausen des Windes in seinen Haaren; um sich sah er nichts als Schatten, und vor sich nichts als die große weiße Gestalt seiner Gefährtin. Sie stand am Vordertheil, ihre Hände hielten das Ruder, ihre Haare fielen zerstreut auf die Schultern, und die weiten weißen Gewänder flatterten im Winde hin und her; sie glich weniger einem Weibe, als dem Geist der Schiffbrüche, der auf dem stürmischen Meere dahinfährt.

„Wo sind wir?" rief Franz mit bewegter Stimme. — „Der Hauptmann fürchtet sich", sagte die Unbekannte mit einem höhnenden Lächeln. Franz erwiederte nichts. Er fühlte, daß sie Recht hatte, daß die Furcht sich seiner bemächtige. Da er sie nicht unterdrücken konnte, wollte er sie wenigstens verbergen und beschloß deshalb, zu schweigen. Nach einigen Augenblicken ergriff ihn eine Art Schwindel; er stand auf und schritt zur Unbekannten. „Setzen sie sich", rief sie ihm zu. Franz, den die Furcht verwegen machte, schritt weiter vor. „Setzen Sie sich!" wiederholte sie mit wüthender Stimme, und als sie sah, daß er nicht darauf achtete, stampfte sie mit dem Fuße so heftig, daß die Barke erzitterte. Franz wurde durch den Stoß umgeworfen und sank ohnmächtig auf den Boden der Barke.

Als er wieder zu sich kam, sah er die Unbekannte weinend zu seinen Füßen liegen. Gerührt von ihrem bitteren Schmerze und alles Vergangene vergessend, erfaßte er sie, hob er sie auf und ließ sie neben sich sitzen. Sie ließ ihn ohne Widerstand gewähren, aber sie hörte nicht auf zu weinen. „O, mein Leben", sagte Franz, indem er sie an sein Herz drückte, „wozu diese Thränen?" — „Der Löwe! der Löwe!" erwiederte sie, indem sie ihren Alabaster-Arm zum Himmel erhob. Franz wendete seine Augen zu dem Punkte des Himmels, den sie ihm bezeichnete, und sah in der That den Löwen, der einsam, von Wolken umgeben, glänzte. „Was thut das? Die Gestirne haben keinen Einfluß auf unser Schicksal, und wenn sie ihn hätten, so würden wir immer günstige Sterne finden, um den feindlichen zu widerstehen. Venus glänzt nicht minder am Himmel als der Löwe." — „Venus ist untergegangen, ach! und der Löwe steigt auf. Und dort! sieh' dort! wer kann gegen das kämpfen, was gegen uns heranzieht?"

Dies sprach sie in einer Art von Geistesverwirrung; Franz richtete seine Augen nach der bezeichneten Seite und sah einen schwarzen Punkt, der sich inmitten eines feurigen Scheines aus den Wolken hervorhob. „Was ist das?" sagte er betroffen. — „Das ist das Schicksal, welches sein Opfer sucht", sagte sie „Welches? wirst Du fragen. Welches ich will. Du hast wohl schon von den Oesterreichischen Edelleuten reden hören, welche mit mir in die Gondel gestiegen sind und sie nicht wieder verlassen haben?" — „Ja! Aber das sind Mährchen." — „Es ist Wahrheit. Ich muß vertilgen oder selbst vertilgt werden. Wer mich von Deiner Nation liebt, ohne daß ich ihn wieder liebe, muß sterben. So lange ich Niemand liebe, lebe ich und tödte ich. Wenn ich einen liebe, muß ich sterben. Das ist mein Loos." — „O mein Gott! Wer bist Du denn?" — „Wie es näher rückt; in einer Minute wird es uns nahe seyn. Hörst Du? Hörst Du?"

Der schwarze Punkt näherte sich mit unglaublicher Schnelle und nahm allmälig die Form eines Schiffes an. Aus seinen Seitenflächen strahlte ein rothes Licht und umhüllte es von allen Seiten; riesige Luftbilder standen unbeweglich auf der Brücke, und eine unzählbare Menge von Rudern hob und senkte sich nach dem Takt; sie fuhren mit einem düsteren Geräusch auf die Wellen nieder, und Grabesstimmen, von Kettengerassel begleitet, sangen das Dies irae.

„O das Leben! O das Leben!" rief die Unbekannte verzweiflungsvoll. „O Franz! das ist das Schiff! Erkennst Du's?" — „Ich zittere nicht vor dieser schrecklichen Erscheinung, aber sie ist mir unbekannt." — „Es ist der Bucentaurus. Er hat Deine Landsleute verschlungen. Hier waren sie, an demselben Platze, zur selben Stunde; sie saßen neben mir, in dieser Gondel. Eine Stimme rief mir zu: Wer da? Ich antwortete: Oesterreich. Die Stimme rief: Hassest Du oder liebst Du? Ich antwortete: Ich hasse; und die Stimme sagte: Lebe. Dann fuhr das Schiff über die Gondel hinweg, verschlang Deine Gefährten und führte mich im Triumph über die Wogen." — „Und heute?" — „Ach! die Stimme wird ertönen."

In der That rief eine düstere und feierliche Stimme, vor der die Grabesmannschaft des Bucentaurus verstummte: „Wer da?" — „Oesterreich", antwortete die zitternde Stimme der Unbekannten.

Ein Chor von Flüchen erschallte auf dem Bucentaurus, der mit wachsender Schnelle heranrückte. Dann trat ein Stillschweigen ein, und die Stimme begann wieder: „Hassest Du oder liebst Du?"

Die Unbekannte dachte einen Augenblick nach, dann rief sie mit einem Tone, der wie der Donner hallte: „Ich liebe!" Da sagte die Stimme: „Dein Loos ist erfüllt. Du liebst! Stirb, Venedig!"

Ein lauter Schrei, ein zerreißender, verzweifelnder Schrei schwang sich in die Luft, und Franz verschwand unter den Wellen. Als er wieder nach Oben kam, sah er nichts mehr, weder Gondel, noch Bucentaurus, noch seine Geliebte. Am Horizonte erglänzten einige schwache Lichter; es waren die Leuchtthürme der Fischer von Murano. Er schwamm an ihre Insel und langte nach einer Stunde bei ihnen an. Armes Venedig!"

— Beppa hatte aufgehört; Thränen entströmten ihren Augen. Schweigend sahen wir diese fließen und versuchten keinen Trost. Bald aber trocknete sie dieselben und sagte mit ihrer launischen Lebhaftigkeit: „Nun! Warum seyd Ihr so traurig? So wirken

die Feenmärchen auf Euch? Habt Ihr nie vom Orco, dem Venetianischen Trilby, sprechen hören? Seyd Ihr ihm nie des Abends in den Kirchen oder auf den Lagunen begegnet? Er ist ein guter Teufel, der nur die Bösen kränkt. Man könnte ihn den wahrhaften Schutzgeist Venedigs nennen. Als man in der Stadt dunkel und unbestimmt von dem Abenteuer des Grafen von Lichtenstein sprechen hörte, fand sich der Patriarch veranlaßt, die Lagunen feierlichst zu exorcisiren; seitdem hat man den Orco nicht wiedergesehen." George Sand.

Ostindien.

Das goldhaarige Thier Kunda.

Eine Buddhistische Legende *).

Einst verweilte der allerherrlichst vollendete Buddha in der Nähe der Stadt Chaghanu Balghassun auf dem Berge Katarikut **). Damals hatte Buddha ein Nervenleiden. Sein Arzt bereitete ihm einen Trank aus Oliven-Oel und zweiunddreißig verschiedenen Arzneikräutern und ließ den allerherrlichst Vollendeten täglich 32 Lang (Unzen) von diesem Tranke einnehmen. Der mißgünstige Dewadatta, welcher sich Buddha gleich dünkte, hörte von der Arznei, die seinem Vetter verordnet war, und sprach zu dem Arzte: „Gieb auch mir von dem Tranke, den Buddha einnehmen muß." Der Arzt verschrieb ihm vier Lang für jeden Tag; aber Dewadatta gab sich damit nicht zufrieden und wollte durchaus eine eben so starke Dosis haben, wie sein Vetter.

Vergebens bedeutete ihm der Arzt, daß Buddha eine ganz andere Leibesbeschaffenheit habe; Dewadatta glaubte dies nimmermehr und ruhte nicht eher, bis er die verlangte Dosis bekam. Aber schon am Abend des ersten Tages verspürte er so jämmerliche Schmerzen, daß er mit lauter Stimme wehklagte. Da erbarmte sich Buddha über seinen Zustand, streckte aus der Ferne seine Hand aus und streichelte das Haupt des Dewadatta, bis die Arznei sich vertheilt hatte und die Qualen aufhörten. Als Dewadatta sich wieder wohl fühlte, sprach er spöttisch: „Es ist doch gut, daß mein Vetter die Heilkunde versteht; so brauche ich sie nicht erst zu erlernen."

Ananda, der diese rohen Worte hörte, betrübte sich darüber und sprach, vor Buddha im Staube knieend: „O vollendeter Erlöser! obschon Du aus mitleidvollem Herzen den Dewadatta geheilt hast, so erkennt er doch diese Wohlthat nicht an und macht Dir sogar mit unziemlichen Reden Verdruß ***). Was soll ich davon denken?" Da antwortete Buddha: „O, Ananda, dieser mein Vetter hat mir schon in grauer längstverflossener Zeit aus sündhaftem Herzen viel Böses zugefügt." Ananda sprach flehend seinen Wunsch aus, das Nähere zu erfahren, worauf Buddha also anhob:

„Vor unzähligen Weltaltern herrschte hier in Dschambudwipa über das Volk von Waranassa ein sehr gottloser und grausamer König, der an verbrecherischen Thaten seine Lust hatte. Sein Name war Arighon Uekligetu †). Diesem Könige träumte in einer Nacht, er sähe ein Thier, dessen Haare wie Gold glänzten und ein goldenes Licht ausstrahlten. Als der Traum verschwunden war, dachte der König: „Ein solches Thier muß wohl vorhanden seyn; ich will meine Jäger ausschicken, um seines herrlich glänzenden Felles habhaft zu werden." Dann ließ er alle Jäger zusammenberufen, erzählte ihnen seinen Traum und sagte: „Wenn ihr mir dieses Fell verschaffen könnt, so will ich euch und eure Nachkommen, bis zum siebenten Enkel beglücken — kommt ihr aber mit leeren Händen zurück, so werdet ihr mit Frucht und Wurzel ausgerottet!"

Die Jäger wurden sehr traurig und bekümmert. Sie versammelten sich an einem öden und abgelegenen Orte und sprachen unter einander: „Wer hat jemals von dem Thiere, das dem König im Traum erschienen ist, etwas gesehen oder gehört? Wo sollen wir diese Kreatur ausfindig machen? Gewiß wird der König uns Alle tödten lassen!" Nachdem sie viel geweint und gejammert hatten, sprach der Reichste von ihnen: „Wenn Einer unter uns die Gefahr der Uebrigen auf sein Haupt nehmen will, so verspreche ich ihm eine herrliche Belohnung; und kommt er in der Wildniß ums Leben, so werde ich seine Tochter kostbar aussteuern." Darauf trat wirklich Einer hervor und sagte: „Wohlan, ich will für euch Alle in den Tod gehen!"

Der Jäger nahm Abschied von seinen Gefährten und trat die Reise an. Er wanderte durch unwirthbare Wüsten, und der Speise-Vorrath, den er mitgenommen, war endlich aufgezehrt. Schon dem Verschmachten nahe, versuchte er noch, im glühenden Sande sich weiter zu schleppen, und flehte mit klagender Stimme: „O erhabenes und erbarmendes Wesen, wer Du auch seyst, errette mich aus diesem elenden Zustand!" Zu jener Zeit wohnte hier auf diesem Berge das Thier Kunda, dessen Haare goldfarbig waren und einen goldhellen Schein versandten. Als dieses Geschöpf den Schmerzensruf des Unglücklichen aus der Ferne hörte, stürzte es sich, von innigem Mitleid ergriffen, in einen Bergstrom, eilte dann nach dem Orte, wo der Verschmachtende eben niedergesunken war, umarmte ihn und theilte ihm so etwas labende Kühlung mit. Dann trug es den Jäger bis an den Rand des Stromes, tauchte ihn in die Fluth und stillte mit Obst seinen Hunger. Als der Mann wieder auflebte, sah er das Wesen, das ihn gerettet, und sprach in seinem Herzen: „Dieses ist ohne Zweifel das Thier, welches der König im Traume gesehen. Ich verdanke ihm die Rettung von einem qualvollen Tode und kann ihm doch mit keiner Wohlthat vergelten — wie könnt' ich ihm aber gar ein Leid anthun! — Und doch, wenn ich es nicht thue, so werden alle meine Gefährten mit Frucht und Wurzel ausgerottet!" Also dachte der Jäger, und seine tiefe Schwermuth gab sich im Antlitz zu erkennen.

Das Thier Kunda fragte ihn, warum er so traurig sey. Da vergoß der Jäger einen Strom von Thränen und erzählte umständlich die Veranlassung seiner Reise. Als er seine Erzählung geendet hatte, sprach das Thier: „O Mensch, wenn dem so ist, so stille Deinen Gram. Ich bin schon unzählige Mal auf Erden gewesen und habe noch keine einzige edle Handlung verrichtet. Wenn ich Dir jetzt mein Fell hingebe, so rette ich Dein und Deiner Gefährten Leben. Schone meiner nicht; ziehe mir das Fell ab, ohne mich zu tödten — ich überlasse es Dir ohne Reue."

Darauf nahm der Jäger sein Messer und löste das Fell behutsam von dem Körper des Thieres. Das Kunda aber sprach folgenden Wunsch aus: „Nachdem ich durch diese Hinopferung meiner selbst bewiesen, daß die Rettung meiner Mitgeschöpfe mir am Herzen liegt, möchte ich zum Lohne dafür der Würde eines vollendeten Buddha's theilhaftig werden, damit ich alle Wesen von den Qualen des Ortschilang befreien und in das selige Nirwána einführen könne!*)"

Da erbebte das Weltall sechs Mal, und selbst die Regionen der Tegri's wurden erschüttert. Alle Bewohner derselben blickten erschrocken auf die Erde und sahen den Körper eines Bodisatwa's, der seine Haut geopfert hatte **). Dann stiegen sie von ihren Wohnsitzen herab und streuten dem Kunda Himmelsblumen, die sie mit heißen Thränen netzten. Unterdeß ließen sich Ameisen und beflügelte Insekten ohne Zahl auf dem geschundenen Fleische nieder. Das Kunda wehrte ihnen nicht, denn es hatte zu sterben beschlossen, und so verzehrten sie allmälig den ganzen Körper, bis nur noch ein Gerippe übrig war.

Der Jäger aber brachte das herrlich glänzende Fell dem Könige. Dieser empfand große Freude darüber und betheuerte, es sey auf der weiten Erde seines gleichen nicht. Er breitete das Fell über seinem Throne aus und saß forthin beständig auf demselben.

„O, Ananda! jenes Thier, das vor unzähligen Weltaltern dem Opfertode sich preisgab, war ich selbst, und jener König Arighon Uekligetu ist jetzt mein Vetter Dewadatta. Damals verschuldete er meinen Tod, und noch heute ist er mir aus sündhaftem Herzen gram."

Als Buddha solches gesprochen hatte, da glaubten der greise Ananda und die ganze Schaar seiner Begleiter an die heilbringende Lehre und wurden durch ihren Glauben zu höheren Stufen der Weihe befördert. W. Sch.

Mannigfaltiges.

— Ludwig Runeberg. Dies ist der Name eines gefeierten Schwedischen Dichters, der jetzt gemeinschaftlich mit Tegnér, Atterbom, Beskow u. A. viel genannt wird. Runeberg hat jedoch noch das besondere Interesse für Schweden, daß er ein Russischer Unterthan, ein geborener Finnländer ist, dessen Dichtungen auch sämmtlich in Helsingfors, der Russisch-Finnländischen Universitätsstadt, im Druck erschienen sind. Sein neuestes und bestes Werk heißt „Hanna" und ist ein episches Idyll in der Weise der „Luise" von Joh. Heinr. Voß. Naturwahrheit und ländliche Abgeschlossenheit sind die charakteristischen Kennzeichen dieses Dichters, weshalb ihn die Schweden gern einen „realen" und manchmal auch wohl einen „Naturdichter" nennen, nicht aber einen Naturdichter wie der Deutsche Hiller und ähnliche Ignoranten, sondern im Gegensatze zur sogenannten „Kunstpoesie", als deren Vertreter Stagnelius und andere junge Schwedische Dichter gelten, die oft auch als „Idealisten" bezeichnet werden. Früher bereits (1832) ist von Runeberg ein Buch der Lieder unter dem Titel „Elgskyttarne" (Elfengeschoß) erschienen; die ersten Gedicht-Sammlungen jedoch, die seinen Namen von Finnland nach Schweden hinübertrugen und dort die Aufmerksamkeit auf ihn lenkten, hat er bereits im Jahre 1830 herausgegeben.

*) Der Mongolische Text, dem ein Sanskrit-Original zum Grunde lag, ist in Kowalewski's Chrestomathie aufgenommen.

**) Chaghanu balghassun bedeutet Königsstadt und ist die Mongolische Uebersetzung des Namens Radschagriha. So hieß eine Stadt im alten Indien.

***) Ananda (d. i. Ohn-Ende) war der Name eines der eifrigsten Schüler und treuesten Anhänger Buddha's.

†) Dschambudwipa, eine alte Benennung für Indien und das ganze Festland. — Waranassa, oder Waranassi (d. h. kostbares Wasser, mit Anspielung auf den heiligen Strom Ganges) ist die Stadt Benares. — Arighon Uekligetu heißt: „Der reine Almosen giebt", und ist die Mongolische Uebertragung eines Indischen Namens, der übrigens schlecht auf den Charakter des Königs paßt.

*) Unter Ortschilang verstehen die Buddhisten den Kreislauf der Metempsychose, welcher mit einem beständig stürmenden Meere verglichen wird — unter Nirwána aber die Versenkung in das absolute Urseyn, das höchste Ziel ihres Strebens.

**) Ein Bodisatwa ist ein Wesen, das durch seine edeln Handlungen schon die Macht erlangt hat, andere Geschöpfe zum Heil zu führen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 37. Berlin, Montag den 26. März 1838.

England.

Die Newsmen oder die Colporteure Londons.

Wer in der frühen Morgenstunde, noch ehe die Dämmerung — nicht dem leuchtenden Strahl der Sonne, sondern dem Rauch der Feueressen gewichen ist, der mit Tagesanbruch über der City aufsteigt — eine Wanderung durch die Straßen Londons antreten muß, wird von der schauerlichen Stille in diesen Labyrinthen, wo noch gestern am späten Abend das lauteste Treiben herrschte, auf das Unangenehmste überrascht. Der blasse geisterhafte Schein der Gaslichter, die in Dämmergrau gehüllten Häuser und der schallende Tritt der wenigen Menschen, die gleich Gespenstern in ihren Nebelmänteln, dem zu allen Jahreszeiten üblichen Frühgewande, vorübergleiten, sind keineswegs geeignet, auf die ohnedies nüchternen Sinne erheiternd zu wirken. Wer zur Melancholie geneigt ist, meide diesen Spaziergang. Aber ein ganz anderes Bild zeigt sich uns, wenn wir von Chancery-Lane durch Fleet-Street die Richtung nach den mäandrischen Krümmungen des Strandes eingeschlagen und das Magazin des berühmten Buchhändlers Ackermann, des Erfinders der Englischen Taschenbücher (Keepsake) wie der reizenden und eleganten Bijour-Almanachs, die bei der Damenwelt in hoher Gunst stehen, hinter uns haben. Ein dumpfes Brausen, wie das Murmeln der Wogen, dringt in unser Ohr; einzelne Züge geschäftiger Leute treten unter lautem Gespräch und lebhaften Geberden aus den nahen Seitengängen, und der bisher so Einsame, nun Ueberraschte, fragt erstaunt: Woher das Geräusch und die Menschen? Ein gefälliger Residenz-Bewohner antwortet: Hier ist die Offizin der vier großen Journale der Hauptstadt; das Geräusch, das wir schon von weitem hörten, kommt von der Dampfmaschine und ihrem künstlichen Getriebe, von welchem sechs Pressen in Bewegung gesetzt werden und — o Wunder! — zugleich die lärmende Schaar von Zugvögeln, denen wir so eben begegneten. Sie bilden die ehrenwerthe Zunft der Newsmen, auf Deutsch, der Neuigkeitsboten oder Colporteure.

Das Brod, das diese gewerbtreibende Klasse der Residenz ißt, kann nur ein saueres genannt werden; denn noch ist nicht fünf Uhr Morgens und schon sind sie auf den Beinen, wie auch das Wetter und die Jahreszeit sey; aber auf ihren fröhlichen Gesichtern und ihren redseligen Lippen liest man nicht, daß sie den ganzen Tag über wie die Kabriolets-Pferde in Trab erhalten werden. Sie sind lauter Leben oder, wie O'Connell sagt, Bewegung, von ihrem ersten Eintreffen bis zu dem Augenblick, wo sie, mit ihren Journalen beladen, nach allen vier Himmelsgegenden auseinanderstieben. Ihre Unterhaltung trägt eine reiche Würze grobkörnigen Salzes, das, mit vollen Händen gestreut, selbst feineren Gaumen mehr durch seine Fülle als durch seine innere Gediegenheit zusagt. Die Minderbegabten und Neulinge, denen es an Geist und Talent fehlt, Pointen im Volksgeschmack zuzuspitzen, bringen in Ermangelung anderer Verdienste die erschütternde Kraft ihrer Lungen zu Markte. Vielen wird die geistige Sphäre zu eng, sie bedürfen auch des leiblichen Tummelns und Raufens, doch läßt ihr heiterer Sinn es in diesen Kampfspielen nie zu ernstlichen Reibungen kommen. — Will man unsere Zeitungsträger nicht bloß als friedliche Weltbürger, sondern in tragischen Momenten im Kampfe mit feindlichen Mächten sehen, so muß man sie an einem Tage beobachten, wo die pünktliche Ausgabe eines der gelesenern Journale einen unerwarteten Verzug erfährt. Die Alten brummen, die Jungen summen, Alles ist in Bewegung und Aufruhr, als hätten sie Quecksilber in den Adern. Ein solcher Verzug ist für sie eine Todespein. Meistens bleibt es bei etlichen Injurien, die sie in den Bart werfen; oft aber, wenn die Zögerung das Maaß ihrer Geduld überschreitet, kommt es zu Conspiration gegen Redacteur und Drucker. Wie in dem Hause Isabel's von dem, der das Scepter führt, bis zu dem, der an die Wand pißt, ist keiner von ihren Bedrohungen ausgenommen. Die Scene, die sich dann vor den Blicken des Zuschauers aufthut, sey es außen in den Vorhallen der Expedition oder im Innern, wenn sie dasselbe stürmen, ist wahrhaft dramatisch. Die Eumeniden des Aeschylus haben ihren infernalischen Chorus nicht gewaltiger anstimmen können, als ihren sublunarischen die Newsmen; und stürmten auch alle neun Liten Homer's aus dem Saale bittend entgegen, unerbittlich bliebe die stelzfüßige Ate. Nur ein Rettungsmittel giebt es für die Redaction, die schleunigste Ausgabe des Blattes. Nun heißt es: Noth bricht Eisen. Denn wenn die Stunde der Vertheilung geschlagen hatte und die schrecklichen Mahner draußen pochten, indeß noch eine Kolumne leer war, füllten sie dieselbe mit räthselhaften Charakteren aus. Vergebens zerbrach sich das Publikum den Kopf darüber, ob es Persische Keilschrift oder Aegyptische Hieroglyphik wäre; erst die nächste Nummer brachte die Lösung des Räthsels von Seiten der Redaction. Neulich gingen die Colporteure noch weiter; die zerschlagenen Fensterscheiben des saumseligen Büreaus gaben Zeugniß ihrer schnellen Wehme. — Doch um keinen Makel auf eine so nützliche Körperschaft zu werfen, müssen wir zur Ehre der Wahrheit sagen, daß nur die Minderzahl sich bis zu solchem Exzeß verirrt. Die Mehrzahl zeichnet sich durch große Geduld aus und verdient hohe Anerkennung ihrer Resignation wegen, mit der sie die gar nicht selten vorkommende verspätete Austheilung der Blätter trägt. Resignation nannten wir es, und das Wort ist nicht zu stark. Das Publikum hat gar keine Ahnung von der Trübsal, die in solchen Fällen die Sendboten der Presse erwartet. Sobald sie von der Verzögerung eines Blattes notorisch unterrichtet sind, ist ihr Entschluß gefaßt: sie liefern die übrigen zur gewöhnlichen Stunde erschienenen Blätter an ihre respektiven Leser ab und machen zum zweiten Mal die Runde, sobald das verspätete Journal ausgegeben ist, und zwar in möglichst großer Eile, damit ihnen die Abendblätter nicht über den Hals kommen. Ist nun mit dieser doppelten Anstrengung Alles gehoben? Keinesweges; sie ist nur das erste Glied einer ganzen Kette von Mißgeschicken. Der Abonnent, durch das lange Harren gereizt, beschuldigt den Newsman der Trägheit oder Bequemlichkeit und hält ihm das Schreckwort von Austritt aus dem Zirkel entgegen. Sucht sich der so hart Mitgenommene zu entschuldigen und das Debet an Zeit auf Rechnung der Expedition zu setzen, so macht er das Uebel nur ärger. Einen Leser, dem sein Morgenblatt nicht pünktlich ins Haus geliefert worden, belehren zu wollen, hieße Oel ins Feuer gießen; denn eher könnte man einen schäumenden Bach in seinem Laufe hemmen, als den Abonnenten in seinem Zorn.

Seine Journale unter dem Arm, beginnt der Colporteur die Vertheilung. Die Schnelligkeit, mit der diese Träger der Politik — dürfen wir sagen, der Wissenschaft? — die Straßen Londons durchziehen, gränzt ans Unglaubliche. Kaum ist eine Stunde seit der Ausgabe verflossen, und die Leser, selbst in den entlegensten Vierteln, sind im Besitz der Blätter. Gewiß, nicht Jeder qualifizirt sich zu diesem Amte; denn nur der, welcher diese Feuer- oder vielmehr Schweißprobe besteht, ist ein echter Newsman, dem eiserne, unverwüstliche Knie das erste und unerläßliche Werkzeug seines Metiers sind. Unter diesen Umständen ist die Besorgung der Morgenblätter, wenn kein besonderes Hinderniß dazwischen tritt, um acht Uhr bewerkstelligt, aber damit ist das Geschäft des Colporteurs nicht abgethan; dieses besteht in einem gewissen Sinne nur im Anfangen, ohne Ende. Eine kurze Pause, welche einem einfachen Morgen-Imbiß gegönnt worden, muß neuer Thätigkeit weichen; denn nun nimmt die Vertheilung der Blätter an nicht abonnirte Leser ihren Anfang, die für die Stunde Lektüre einen Penny erlegen. Die Entfernung ihres Wohnsitzes kommt dabei nicht in Anschlag; er selbst oder sein Gehülfe bringt dem Pennyzahler das Blatt ins Haus und holt es nach Verlauf einer Stunde ab, um es an den zweiten, dritten Leser u. s. f. nach den nämlichen Gesetzen gelangen zu lassen, und dies erhält den Colporteur beständig auf den Beinen. Man muß wissen, daß ein solcher Journalträger 30 bis 40 Blätter in Circulation setzt, um die Annahme nicht zu hoch zu finden, daß er selbst oder in der Person seines Stellvertreters an 60 bis 80 Häusern in einem Morgen die Glocke zieht, ja, ich habe einen jungen Menschen gekannt, der es bis auf 120 gebracht hatte; aber freilich wohnte seine Kundschaft nicht weit aus einander und machte ihm möglich, was ohne diesen Umstand eine baare Unmöglichkeit gewesen seyn würde.

Wir sagten oben, daß für die Stunde ein Penny gezahlt würde. Dies ist der übliche Satz, doch kommt der Colporteur mit manchen Lesern auch für eine mehrstündige Lektüre überein, und im Allgemeinen ist dieser Zweig ihres Erwerbes der einträglichste und der einzige, welcher die Weiterversendung gestattet. Nachdem nämlich die Morgenblätter den Tag über in Lon-

don coursirt haben, werden sie Abends auf die Post gelegt und den Abonnenten in der Provinz zu dem ermäßigten Preise von 4 Penny geschickt; denn die Blätter kommen, wenn sie ordnungsmäßig zirkuliren, eben so schnell in der Provinz an, als wenn sie gleich vom Büreau aus auf die Post gelegt würden. — Obgleich nun auch dieser Theil ihres Amtes mit Beschwerden verbunden ist, so haben sie in anderen Beziehungen, oft durch gar nicht vorauszusehende Zufälle, einen viel härteren Stand. Giebt es irgend einen Allerweltsmann, so ist es der Newsman, und doch kann gerade er am wenigsten Allen genügen. Wir wollen ihn auf ein paar seiner Gänge begleiten. — Jetzt zieht er die Glocke bei einem Miethsleser und verlangt nach vollem Ablauf der Stunde sein Blatt zurück. Dieser, etwas saumseliger Natur, hat den Bogen noch nicht aus einander geschlagen und kann sich nicht überzeugen, daß schon die Hälfte der Frist verstrichen sey. Der Newsman soll warten oder später wiederkommen. — Ein zweiter, ein Ultra-Tory, ist gerade über eine Demosthenische Rede des Lord Lyndhurst oder Robert Peel's her und hat noch zwei Kolumnen zu lesen. Was? er sollte die Zeitung zurückgeben, ohne diese Entwickelung zu Ende studirt zu haben? Lieber ließe er die Börse oder sein Leben. Ein dritter ist ein Freund des Fortschritts. Lord Melbourne oder Lord John Russell hat eine Bill über die Irländische Munizipal-Reform oder über die Aufhebung der Kirchentaxe in England eingebracht und darüber eine heftige Debatte zu bestehen. Als ein guter Whigist ließe er sich lieber auf offener Landstraße des Rockes, als jetzt des Blattes berauben, bevor er nicht die unhaltbaren Einwände der Tories, womit sie eine so offenbar heilsame Maßregel zu bekämpfen sich unterfingen, speziell durchgegangen. — Nach kurzer Ueberlegung entschließt sich der Colporteur zu einer zweiten Mission: „Sagen Sie Ihrem Herrn", ruft er von der Schwelle des Hauses hinauf, „daß die Stunde längst verflossen ist und ich unmöglich warten kann; der folgende Leser büßt an seinem Anrechte ein, und das kann ich nicht auf mich nehmen. Eitle Beredsamkeit, vergebliche Logik! Zwar wagt es der Domestik noch einmal, sich des neuen Auftrages zu entledigen, aber sein Herr weist mit der Hand nach der Thür und droht, wenn er nicht im Augenblick das Zimmer räume, ihn nach dem Gesetze des Falles auf ebener Erde abzusetzen. Ist es eine Bonne, so kommt sie mit einigen beleidigenden Ehrennamen davon. Von der üblen Laune ihres Herrn angesteckt, spricht sie nun zum Boten gewendet: „Wie können Sie nur das Journal zurück verlangen, noch ehe es gelesen ist? Sie haben uns damit sehr aufgebracht und Zank gesäet, darum mögen Sie Aerger ärndten." — Der Bedrängte bleibt die Antwort nicht schuldig: „Die Zeit ist verflossen; will der Herr das Journal zwei Stunden statt einer halten, so steht ihm das frei, nur muß er dann nicht einen Penny, sondern deren zwei bezahlen." — Es erhebt sich zwischen Beiden ein Wortwechsel, der peremtorisch damit endigt, daß die Haushälterin zum dritten Mal zum Herrn hinaufgeht. Aber dieser, ohnedies zerstreut durch das Gezänk, verliert den Faden einer glänzenden Periode und fängt die ganze Seite von vorn an.

Indessen erwartet der folgende Miethsleser sein Journal mit wachsender Ungeduld, weil er bereits in Erfahrung gebracht, daß gestern eine wichtige Debatte vorgefallen sey. Kaum ist eine Minute über voll und das Journal nicht angekommen, wird auf Jack geklingelt: „Mein Journal!" — „Noch nicht hier." — „Was! noch nicht! hat der Mensch heute das Zipperlein?" — „Geplagtes Wesen", sagt Jack im Tone des Mitgefühls. — „Beklag' ihn nur, will Dir's gerathen haben; Unverschämtheit, mich so lange warten zu lassen!" — Schmollend nähert er sich dem Feuer und schürt die Kohlen an, wenn es draußen kalt ist, oder streckt sich der Länge nach auf das Sopha, wenn das Wetter mild geworden. Inzwischen verfließen wieder ein paar Minuten, Jahrhunderte für den Harrenden. Neues Schellen. Jack fliegt die Treppe herauf. — „Jack, der Newsman da!" — „Noch nicht, aber bald, muß bald." — „Gehe an die Hausthür und warte auf ihn." — Ist der Herr ein Junggeselle, so ist die Scene noch anderer Art. Die alte Wirthschafterin ist nervenschwach, Alles harrt voll Spannung. Plötzlich dröhnt der Thürklopfer betäubend in ihr feines Trommelfell und setzt ihren ganzen Körper in Konvulsion. Krampfhaft faltet sie die Hände über die Brust: „Barmherzigkeit, Du er- und verwünschter Newsman!" Zitternd wie die Jungfrau, wenn in der Dämmerstunde der Geliebte pocht, hält sie einen Augenblick inne, ehe sie aufmacht, um sich zu sammeln. Da tönt's schon im tiefen Baß von oben her: „Ist's der abscheuliche Mensch, der Newsman?" — „Wir wollen eben nachsehen, es wird schon geöffnet." — „Es wird? Wie, soll ich etwa selbst hinunterkommen und Euch Beine machen? Nein, diesen armen Schelm, der's so eilig hat, noch warten zu lassen!" — Indeß ist schon aufgemacht, und der arme Schelm — denn er ist es in der That — tritt keuchend ein und schnappt nach Athem, um einige Worte der Entschuldigung vorzubringen. — „Still, still", sagt die Haushälterin, „mein Herr ist bitterböse auf Euch." — „Aber meine werthe Mistreß ...." — „Fort mit den Entschuldigungen", unterbricht ihn der Hausherr in gereiztem Tone, noch ehe der Newsman nur eine einzige hat hervorbringen können, „fort mit den Entschuldigungen", wiederholt er, einige Stufen herabkommend, um dem Delinquenten sein Medusenhaupt zu zeigen, „entweder mein Journal zu rechter Zeit oder gar keins mehr." — Derartige Auftritte ereignen sich tagtäglich im Leben der Newsmen.

Ist dieser Theil ihres Geschäftes glücklich beseitigt, so gehen sie selbst oder in der Person ihrer Trabanten, die von der Central-Sonne ihres Newsman Licht und Nahrung erhalten, vor das Büreau des Courier, um unter den bestmöglichsten Bedingungen die Blätter wieder los zu werden, die ihnen an dem Tage unterzubringen nicht gelungen ist. Haben andere Colporteure zufällige Aufträge auf das nämliche Journal, so bringen sie ihre Exemplare ohne Verlust an den Mann. Wenn im Gegentheil die Waare im Ueberfluß auf dem Markte ist, so fällt sie natürlich im Preise und die Verkäufer müssen sich zu einem Opfer entschließen. Dieser Verkehr findet vis à vis den Eingängen zum Büreau des Courier statt, und seit mehr als zwei Decennien ist dieser Platz die Börse der Newsmen.*) Was giebt ihm solche Bedeutung, solchen Vorzug? Offenbar dies, daß er sich im Mittelpunkt der Stadt befindet. Um vier Uhr fängt dieser literarische Markt, d. h. der Verkauf der Morgenblätter, an und ist um fünf Uhr geschlossen. In der Regel schicken die Colporteure ihre Agenten dahin, die ihre Lungen in Bewegung zu setzen verstehen. In den neuesten Zeiten war der Zudrang zu dem Platze so groß, daß die Zugänge förmlich blokirt waren und die Polizei sich ins Mittel legen mußte, um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Kaum giebt es etwas Spaßhafteres, als diese Courtiers zu beobachten, wenn sie ihre Papiere, d. h. die Zeitungen, unter verstümmelten Benennungen, sowohl zum Kauf als zum Verkauf, ausrufen: „Wer hat einen Eral (Morning Herald) oder ein Chron (Morning Chronicle) feil?" — „Wer begehrt einen Tiser (M. Advertiser) oder eine Toimes (Times)?" — „Hier ist ein Chron", tönt's da; „mir die Toimes", tönt's dort in beleidigendem Fistel. — „Wer will die Toimes? wer?" dritte Psalmodie. Aus Leibeskräften schreit ein Vierter: „Nehmt doch die Toimes, kauft die Toimes; wer wollte denn die Toimes? Ihr, Kollege? Warten, ich arbeite mich durch." Und mit hochfliegendem Blatte, gleich einem flatternden Wimpel, bohrt sich der Kleine mit seinem Ellbogen durch die Menge und macht, ein neuer Winkelried, der Freiheit eine Gasse.

Unsere Schilderung bleibt weit hinter der Wirklichkeit zurück; das Schreien, Brummen, Pipen, Pfeifen, Rezitiren, unisono ausgeführt, übersteigt alle Begriffe und wird durch das wilde Wogen und Drängen noch frappanter. Könnte man das Bild perspektivisch von einem hohen Punkte aus betrachten, man glaubte, eine Schaar Mücken an einem schwülen Sommer-Abend sich belustigen oder die Staubwolke in einem Zimmer ihre Atomenwelt in Bewegung setzen zu sehen, wenn ein Sonnenstrahl hineinfällt. — In derselben Stunde, zwischen 4 und 5, werden die Abend-Journale ausgegeben; dies nimmt von neuem die ganze Aufmerksamkeit des Newsman in Anspruch, legt ihm aber weniger Beschwerden auf, als die Vertheilung der Morgenblätter. Die bedeutend größere Zahl der Abend-Zeitungen ist lediglich unter der Adresse der Abonnenten auf die Post zu legen, und die wenigen Exemplare, welche in der Stadt bleiben, sind in der Regel um 6 Uhr besorgt; aber während 5 oder 6 Monate des Jahres, d. h. während der Dauer der Parlaments-Sitzungen, müssen die Newsmen auf eine zweite Ausgabe für die Provinzen warten, indem ein großer Theil ihrer Abonnenten in den verschiedenen Städten des Reiches auf die pünktlichste Besorgung Anspruch macht.

Nach dieser Darstellung wird man sich einen Begriff machen können, wie unruhig das Leben der Londoner Colporteurs beschaffen ist. Die bürgerliche Gesellschaft zählt keine thätigere, betriebsamere, unermüdlichere Mitglieder. Zwanzig Meilen (Englische) jeden Tag zurückzulegen — denn so hoch kann man die Summe ihrer täglichen Kreuz- und Quer-Züge annehmen — in allen Jahreszeiten, eben so ununterbrochen in der kalten Januar-Luft als in der heißen Canicular-Sonne, die, je seltener sie über der Weltstadt steht, nur um so beschwerlicher auf diese geplagten Wesen brennt — gewiß, ein solches Metier ist nicht Jedermanns Sache. Und um das Maaß ihrer Leiden voll zu machen, so ist selbst der Sonntag, der Tag des Herrn, der in England sogar den Knecht und den Esel aus seinem Joche spannt, keine Unterbrechung ihrer Anstrengungen: denn London, das am Sonntage seine Schauspielhäuser geschlossen hält, hat seine Sonntagsblätter und rechnet auf die Dienstfertigkeit des Newsmans, sie an die Leute zu bringen. Und führten die so oft zerrissenen Sohlen ihn am Ende wenigstens zu Glück und Wohlstand! Aber daran ist gar nicht zu denken. Die Perlen, die er kennt, sind Schweißperlen, und die Steine, die er zählt, gehören dem Straßenpflaster der Weltstadt. Wie sollte er auch einen Sparpfennig fürs Alter zurücklegen können, da er von seiner unbedeutenden Einnahme die Bedürfnisse seines Gewerbes und manch unerwartetes Defizit decken muß, in das ihn sein argloses, oft getäuschtes Vertrauen gebracht hat. Er gehört zu den Beneideten seines Standes, wenn er sein tägliches Brod hat. Denn die Zahl der Newsmen ist nicht gering, und wenn man sie auch nicht genau angeben kann, so möchte die Annahme von 500 ziemlich die Wahrheit treffen. Bei dieser Schätzung zählen nur die selbstständigen Entrepreneurs; rechnet man das Heer der besoldeten Helfer und die Frauen, die viele bei geringerer Kundschaft an deren Stelle gebrauchen, so wird diese Zahl um ein Ansehnliches vermehrt.

Die Blätter kaufen sie entweder unmittelbar in den Expeditionen der betreffenden Zeitungen oder aus zweiter Hand von drei bis vier Häusern, die dieses Gewerbe im Großen betreiben. Der Newsman bezahlt fürs Blatt 4 Penny und löst daraus 5; ein Penny aufs Blatt ist also sein ganzer Profit, wovon er Unterhalt und Ausgaben bestreiten muß. Die Geranten der Lon-

*) Seit kurzem haben sie eine Filial-Börse in der Catharine-Street, auch in der Nähe der Hauptbörse, versteht sich ebenfalls unter freiem Himmel.

doner Zeitungen bemerken daher nicht, wie die der Provinzial-Blätter, den wahren Abonnements-Preis am Rande des Journals, sondern setzen im Interesse des Newsman einen Penny mehr an und handeln damit zugleich im eigenen Vortheil, indem sie nicht Gefahr laufen, durch Borg Verluste zu erleiden. Sobald nun an die Direction eines Blattes ein unmittelbares Abonnement aus der Provinz eingeht, was bei der noch immer nicht allgemein bekannten Einrichtung des Colporteurwesens noch oft genug vorkommt, überweisen sie dasselbe an einen Favorit-Newsman — wenn, wie sich von selbst versteht, das Abonnement nicht von einer Anweisung auf ein Londoner Haus begleitet ist — und dieser übernimmt für 1 Penny Gewinn das Risiko, vier dabei zu verlieren. — Die drei oder vier Engrossisten, welche sich mit dem Verkauf von Zeitungen befassen, finden besonders bei denjenigen Colporteurs Absatz, deren Kundschaft nicht so ausgebreitet ist, daß sie 24 Nummern des nämlichen Journals auf ein Mal kaufen könnten, und gerade darin allein besteht der Nutzen, indem man dann ein Frei-Exemplar*) erhält. Die Anzahl der Journale, die an einem einzigen Tage durch die Hände des Newsman en gros (wie man diese Großhändler nennen möchte) gehen, ist ganz erstaunlich, denn diese Händler stehen in ausgebreiteter Verbindung mit der Provinz und versenden Tausende von Exemplaren mit den Journalieren. — Der größte Theil der Newsmen hat zugleich ein Verkaufs-Lokal, in dem sie außer den politischen Blättern die Erzeugnisse der periodischen Presse zu soliden Preisen halten. (Metropolitan.)

Die Shetland-Inseln.

(Fortsetzung.)

Die Bevölkerung der Shetland-Inseln mag sich auf 24,000 Seelen belaufen und scheidet sich streng in zwei Klassen: Herrenstand (gentry) und Bauernstand (peasantry). Ursprünglich sind die Inseln von Norwegen aus bevölkert worden; allmälig aber hat sich an die Stelle des Normannischen Adels ein Schottischer eingedrängt, nicht durch Gewalt und Eroberung, sondern allmälig, durch Einwanderung, Ankauf, Erbschaft, wie es bei der unmittelbaren Nachbarschaft nicht anders seyn konnte, auch durch den Einfluß ihrer milderen Sitten und durch den Vorzug an Künsten und Kenntnissen. Im 13ten Jahrhundert trat König Magnus Smek von Norwegen die Orkney- und Shetland-Inseln für eine Geldsumme an Alexander III. von Schottland ab; später fielen sie wieder an Dänemark zurück; als Christian I., gegen Ende des 15ten Jahrhunderts, seine Tochter an Jakob III. von Schottland verheirathete, gab er die Inseln wieder zum Pfande für die Mitgift; seitdem sind sie bei Schottland verblieben.**) Laird ist der Schottische Titel des Grundherrn; die Norwegischen heißen Udäller, — ihrer sind wenige, aber sie sind bei den Bauern viel beliebter als jene. Der Udäller besitzt den Grund und Boden als Allod, als freies Erbgut, nach uraltem Norwegischen Recht, der Laird als Lehn nach Schottischem Lehnrecht. Der Fremde wird von diesen adligen Herren mit höchster Zuvorkommenheit und Gastfreundschaft aufgenommen; um die Reihe bittet man ihn zu Gaste und besetzt die Tafeln bis zum Brechen. Hier findet man noch Charaktere, wie sie uns in den alten Heldengedichten und Sagen entgegen treten, schroff, aber edel, voll Einfalt und voll Kraft, im Kopf voll alterthümlicher Vorurtheile und doch ein gesunder, kluger Sinn. Einen solchen hat Scott in seinem „Piraten" in der Person des Udällers Magnus Troil meisterhaft gezeichnet.

Aller Grund und Boden am Lande, auch das Gestade, so weit das Meer bei der Ebbe zurücktritt, und das Meer in der Nähe selbst mit Allem, was darin, alles dieses gehört ausschließlich dem Laird, der es gegen schweren Zins an die Bauern und Fischer verpachtet. Das niedere Volk ist persönlich frei, aber gänzlich besitzlos, und sein Schicksal wird von Jahr zu Jahr härter. Früher blieben die Gutsbesitzer zu Haus und lebten unter und mit ihren Bauern; es war ein patriarchalisches Verhältniß, auf Gegenseitigkeit des Vertrauens, der Zuneigung und der Hülfleistungen beruhend; Herr und Unterthan machten eine Familie aus. Das ist leider anders geworden, seitdem die Gutsbesitzer häufige Reisen machen. Wenn sie zurückkommen, gefällt es ihnen zu Haus nicht mehr; sie haben Vorstellungen, Gewohnheiten, Bedürfnisse aus der Fremde mitgebracht, die in der armen, engen Heimath nicht durchzuführen, noch zu befriedigen sind. Sie werden hart und unfreundlich, sie brauchen mehr und fordern mehr; das arme Volk duldet, hungert und zahlt, — aber das moralische Band zwischen Herren und Unterthanen ist gelöst. Viele Lairds kommen gar nicht, oder nur auf kurze Zeit, nach Hause: sie wohnen in Edinburg oder sonst irgendwo in Schottland oder England und verzehren den Ertrag ihrer Güter. Es ist hier ganz dieselbe Plage des absenteism, der Landesverwaisung, an welcher auch Irland leidet. Ein solcher Grundherr, der sein väterliches Erbe mit dem Rücken ansieht, giebt es einem Fremden in Pacht oder läßt es durch einen Steward bewirthschaften. Die machen sich's denn zum Geschäft, so viel herauszupressen, als sie nur können; sie schonen nicht, sie gedulden nicht, — die Gelder müssen ja pünktlich in Edinburg und London einlaufen. Ihre Besoldung ist in der Regel nicht fixirt, sondern sie beziehen eine Tantieme von dem, was einkommt. Nur zu oft sind es gewinnsüchtige, verdorbene, rohe Subjekte, Intriganten, welche der Herr auf seinen Reisen irgendwo aufgelesen hat. Sie legen dem armen Bauer an Steuern und anderen Leistungen, theils in Geld, theils in Natur, das Unerschwingliche auf und sind unbarmherzig im Eintreiben. Den armen Leuten bleibt kein Stück Haferbrod für den Hunger, keine Wolle, sich zu kleiden, kein Torf, sich zu wärmen; es ist vorgekommmen, daß ganze Familien im Winter vor Hunger und Elend langsam umkamen. Glücklich der Bauer, dessen Gutsherr daheim wohnen bleibt! Zwar kann man den Lairds im Ganzen keine große Wohlthätigkeit nachrühmen; sie thun den Beutel und die Vorrathskammer nicht gern auf. Allein sie brauchen weniger, sie haben Mitleid mit dem Elend, das sie in seinem ganzen Umfange vor sich sehen, und nehmen den armen Steuerpflichtigen ihr Letztes nicht weg. — Am schlimmsten haben es die Fischer. Der Steward setzt ihnen den Lohn für ihre anstrengende und häufig lebensgefährliche Arbeit so niedrig als möglich an: im Jahre 1836 z. B. lieferte die Häringsfischerei auf den Shetlands-Inseln 27,000 Tonnen, wovon die Hälfte vorzüglicher Qualität, in Geld 24,525 Pfund. Davon kamen auf die armen Fischer, die den vierten Theil der ganzen Bevölkerung ausmachen, 4500 Pfund, ungefähr 1 Pfund 16 Shilling (etwa 12 Thaler) auf den Mann für die ganze Fangzeit. Davon können sie natürlich mit den Ihrigen nicht leben. Der geringste Fischer an den Küsten der Bretagne und Normandie kann in einer Woche mehr erwerben, als der Shetländer das ganze Jahr über. Nicht selten strandet ein Wallfisch in einem seichten Meerbusen oder an einer schlammigen flachen Küste; haben die Leute, die ihn finden, angreifen und mit Lebensgefahr harpuniren, etwa ein Recht auf den Fang? Mit nichten; Alles gehört dem Herrn des nächstgelegenen Grundstücks. Ist der Laird zu Hause, ja dann werden die armen Fischer von ihm gut bedacht; ist er aber in der Fremde, so reißen seine Leute, seine Verwalter Alles an sich, und dem armen Volke bleiben kaum ein paar Faß Thran und die Knochen zur Feuerung.

Darum lesen wir denn auch in den Englischen und Schottischen Zeitungen tagtäglich von dem Elend, von der großen Noth im nördlichen Schottland und auf den Inseln. „Destitution in the Highlands!" ist beinahe zum stehenden Artikel geworden. Unter dieser Ueberschrift werden die Reichen und Wohlhabenden durch klägliche Schilderungen zur Mildthätigkeit aufgefordert, und darauf folgen lange Subscriptions-Listen. Aber wären die Summen, die auf solche Weise zusammenkommen, auch noch so groß, sie vermöchten gegen das Elend nichts, so lange es sich aus denselben Ursachen immer wieder erzeugt, so lange sich die Grundbesitzer nicht zur Billigkeit bekehren und das Loos ihrer armen Bauern erleichtern. Aber gerade die sehen allem Elend und allen Unglücksfällen gleichgültig zu. „Das größte Unglück", so äußert das Shetland-Journal mit großem Recht, „besteht darin, daß man alle Hülfe und Unterstützung von außen her erwartet." Im Jahre 1832 hatte ein heftiger Sturm die Shetländischen Fischer auf dem Meere überfallen; ihrer hundert und drei auf einmal waren ums Leben gekommen; Weiber und Kinder blieben hülflos zurück. Was thaten die nächsten Zeugen dieses Unfalles? was thaten die Shetländischen Lairds? Es gaben sich einige menschenfreundlich gesinnte Männer die größte Mühe, nur vorläufig auf den Inseln selbst einiges Geld für die erste dringendste Hülfe aufzutreiben; allein man spendete keinen Heller (not one farthing was subscribed). Zum Glück kamen in London und Süd-Schottland binnen kurzer Zeit gegen 3000 Pfund zusammen; sonst hätten zwei Drittheile der verwaisten Familien verhungern oder erfrieren müssen.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Der Gewinn dabei ist nicht so gering, als es den Anschein hat; denn manche Handlung setzt täglich gegen 200 Exemplare der verschiedenen Journale ab; auf 24 ein Frei-Exemplar gerechnet, giebt 200 derselben oder einen Baarwerth von 1160 Pence, jede Nummer zu 4 Pence gerechnet, d. h. einen Gewinn von beinahe 4 Pfund St. täglich.

**) Ueber die Geschichte und Ethnographie der Shetlands- und Orkney-Inseln kann sich der Leser in einem trefflichen Deutschen Werke unterrichten; und E. M. Arndt's „kritisch-historische Nebenstunden" ganz vergessen?

Frankreich.

Ueber den heutigen Französischen Pathos.

Das Griechische Wort Pathos, das so viel als Leiden und Leidenschaft besagte, wurde von den alten Rednern meistens im Gegensatze zu Ethos, Sitte, und in diesem Sinne noch sehr lange gebraucht. Gegenwärtig aber spielt es eine gar klägliche Rolle; denn heutzutage bezeichnet es nur ein erkünsteltes Erglühen: den conventionellen Enthusiasmus. Eine Zusammenstellung der Geschichte des von jener Erhabenheit zu solcher Erniedrigung herabgesunkenen Wortes dürfte sehr schwierig, wenn nicht gar unmöglich seyn. Giebt es ja doch in den Tiefen der Geschichte eben so sonderbare, aber auch eben so dunkle Wandlungen für die Wörter, wie für die Sitten und Begriffe.

Zuerst denn vom Pathos par excellence: vom politischen Pathos. Seit in Frankreich der wahre Patriotismus ausgestorben, hat sich zum Ersatz desselben ein Gemisch aller Arten von Egoismus gebildet. Man wetteifert in Protestationen, Interpellationen, Programmen und Bankketten. Galt es auch nur die gnädige Beschützung einiger Millionen Menschen, so gelobte man doch an Diensteifer und Hingebung mindestens noch einmal so viel, als das gesammte Menschengeschlecht verlangte. Gewiß, wer allzu viel beweist, der beweist gar nichts; denn siehe da:

nach einem ungemessenen Aufwande von Eifer, Genie und Tugend, auf dem Papier wie auf der Rednerbühne, in den Gesellschafts-Sälen, Kaffeehäusern und an anderen Orten, wissen wir nun noch weniger, als wir je gewußt, was wir eigentlich von allen den Herrschaften zu erwarten haben. Wie oft hat man nicht schon gesagt und wiedergesagt, daß hinsichtlich der Freiheiten, der Sitten, des Klima's, des geistigen wie des materiellen Wohlergehens, gerade wir Franzosen die allerbegünstigtste Nation des Erdballs seyen — und dennoch müssen wir zu dieser heutzutage mehr als je unbestreitbaren Bemerkung die andere gar traurige fügen: daß weder irgend wann, noch irgend wo sonst das Vaterland in tiefere Vergessenheit gerathen! Liebe für Frankreich ist, die Hand aufs Herz! überall, wo man ihm die schönsten Reden hält, nur noch eine Seltenheit: ein durchgehender Kontrast von Emphase und Gleichgültigkeit, der auf die Dauer nur das Ausland belustigen, von mir aber wahrlich nicht ohne eine Art von Gewissensbissen bespöttelt werden kann. Doch die Zeit wird kommen, ja, sie kommt, da jenes falsche Erglühen dem Schriftsteller wie den Lesern, dem Redner wie den Zuhörern gleich sehr zur Last fallen wird; bald wird man die nur zu traurige Wirklichkeit dieser Komödie nicht mehr begreifen; bald wird, hoffentlich, der schmachvolle Titel, den man ihr beigelegt, das einzige Ueberbleibsel von ihrem Daseyn abgeben.

Den zweiten Rang mindestens nimmt der philanthropische Pathos ein. Dabei ist nun zu bemerken, wie wenig man von reellen Dingen spricht, wie sehr wenig überhaupt von großen Angelegenheiten; und diese beiden Umstände sind die Gründe, warum man die Philanthropie fortwährend im Munde führt. Vormals, als das wahre Mitgefühl, diese Tugend, anhängliche Begleiterin des Glaubens, treue Gefährtin der Hoffnung, noch lebendig wirkte, da bedeckte die Erde sich mit Zufluchtsstätten für die leidende, für die unwissende, für die beschauliche Menschheit, für die in allen ihren Bedürfnissen und natürlichen Trieben berücksichtigte Menschheit. Da gaben die Gründer von Armen-, Kranken-, Schul- und Kloster-Gebäuden, so wie von ganzen Schutz-Vereinen, ihre Prospekte nicht als wahrhafte Werke, sondern ihre wahrhaften Werke wurden ihre Prospekte. Wir aber haben dies Alles umgekehrt. Wendet Euch nur, wohin Ihr wollt, flüchtet Euch, wohin Ihr könnt: die Wunderkraft einer Verbesserung der geselligen Zustände wird sich überall Euren Augen darbieten; mit Posaunentönen wird es Euch von der außerordentlichen Zukunft einer verkannten Klasse, von der unfehlbaren Ausgleichung des Unrechts Aller gegen Einige in die Ohren schallen! Mit einem Worte: die göttliche Vorsehung, in allen diesen Angelegenheiten gar selten bedacht, wird Euch durch die Philanthropie aufs Vortheilhafteste ersetzt bedünken! Hat es doch wahrlich nicht den Anschein, als wollte der liebe Gott bisher oder künftig auf unser irdisches Glück nur halb so viel, oder auch nur den hundertsten Theil der Mühe verwenden, welche jenes Substitut der Vorsehung ihm widmet. Nun, so laßt den lieben Gott nur bleiben, wo er eben bleiben will, in seiner unsichtbaren und stummen Welt, und begrüßt, anstatt seiner, hübsch andächtig lieber dieses hoch- und allgewaltig tönende Ding, wie es sich Eurer Verehrung bietet! Der philanthropische Pathos ist ein über ein Gerippe geworfener prachtvoller Mantel; was kümmert auch den, welcher nach äußerem Ansehen verlangt, das innere Wesen der Dinge?

Eine ganz ausführliche Erwähnung verdient wohl der literarische Pathos. Die Literatur ist mehr als jedes andere Feld ein ungemessen ausgedehntes und kann alle Arten von Hirngespinnsten in ihrem Gebiete umfassen. Darum haben sich auch die blendendsten Betrüger — beinahe hätte ich gesagt: die ganz unverbesserlichen Tröpfe und nie zu erweckenden Träumer — des gegenwärtigen Zeitalters gerade auf diesen Grund und Boden begeben. Die Begeisterung war in Frankreich erstorben, oder doch, bei dem eintönigen Geräusch des Skeptizismus, des Materialismus, des Industrialismus und was weiß ich, welcher dumpfen, erstarrenden Stimmen sonst noch, in tiefen Schlummer versunken. Die Literatur mußte demnach wohl schüchtern, umsichtig und ihres eigenen Daseyns unsicher zu Werke gehen; dann wäre sie dem Anfalle des Pathosfiebers entgangen; und eine merkwürdige, eine wunderbare Thatsache wäre dann die bescheidene Zurückhaltung, dies offene und natürliche Wesen mitten in einem Zeitalter geworden, das sich im Guten und Bösen, im Falschen und Wahren, in der Leidenschaft, wie in der Gefühllosigkeit, bis auf die äußerste Höhe schraubte. — Unsere Schriftsteller haben jedoch die Sorge für die Gesundheit ihrer Anlagen weder üben können, noch wollen. Nicht nur die kleinsten, sondern eben sowohl die größten haben sich für begeistert, aufgeregt, überzeugt gehalten; und ich behaupte ja auch keineswegs, daß sie an ihrer Sendung gezweifelt hätten, obgleich sie gar zu große Bürgschaft für dieselbe stellten, um das Ansehen der Glaubhaftigkeit zu gewinnen. Ein ganzer Band, ja ganze Bände würden diesen Gegenstand der Satire noch nicht erschöpfen. Die Literatur des Zeitalters, abgedruckt, gleichviel ob nach der des Jahrhunderts Ludwig's XIV., oder nach den guten und schlechten Schriftstellern anderer Europäischer Nationen — diese kopirte Literatur zeugt von einer unermeßlichen Leere im Geiste der Nation: das Nichts ist in ihr niemals gehörig verborgen; daher Nichts in den Doktrinen, Nichts in der plastischen Wahrheit, Nichts in der augenfälligsten Untersuchung der Einzelheiten — überall Nichts und wieder Nichts! Das erkünstelte Erglühen in der Literatur ist aber um so unleidlicher, je weniger es erwartet werden darf. Denn, ist man des Welttreibens müde, verrathen oder gelangweilt von seinen Freunden, im Innersten seines Wesens aufgestört — so liest man, um sich zu beruhigen, um zu lachen oder zu weinen: immer, um seiner Seele ein wenig frisches Leben einzuhauchen, und sucht ein rückhaltlos offenes Herz, das uns die ersehnten Gedanken und Gefühle bieten soll. Niemals aber mag dies Bedürfniß dringender gewesen seyn, als es eben heutzutage ist: bald sittlich, bald geistig heimgesucht, mühen wir uns ja fast Alle, einen erträglichen Zustand zu finden. Wir lesen, als ob die Schriftsteller sich um uns bekümmerten; doch unsere literarischen Tröster, Aerzte und Beichtiger tragen den Sieg über ihre Herren Kollegen der wirklichen Welt höchstens im Punkte der Emphase und Monotonie davon. Bei diesen zeigt sich die Erbärmlichkeit und Plattheit doch mindestens noch unbefangen und ohne Ziererei; jene dagegen bringen nichts als Pathos und abermals Pathos zu Markte.

Endlich darf noch eine Art von Pathos hier nicht unerwähnt bleiben, da sie unserer Zeit ganz besonders eigenthümlich und uns vom Auslande her überkommen ist. Denn unsere Nation ist eine nimmerruhende Kopirmaschine für fremde Einfälle, wie dergleichen alle Nationen sind, die nichts weiter besitzen, als Eitelkeit. So hat sie sich nun der Anbetung Englands geweiht, und was hat sie von England angenommen? Leider eben so wenig dessen gesunden Verstand, als dessen Gottesfurcht oder unerklärliche, wunderbare Einheit. — O nein, alles dies wäre wohl gut, aber es paßt ja nicht zur Mode! Nein, Frankreich hat seine Nebenbuhlerin vielmehr in deren Plumpheiten nach Möglichkeit treu kopirt: die Anmaßung, den Heißhunger, das Thierische mit seiner Obermacht über das Menschliche, die, dem Vulkane gleich, ewig dampfende Cigarre, den Wein und die halseisenartige Binde. — Diese Grundstoffe des fashionablen Lebens sind bei uns zu Elementen für ein noch armseligeres Pathos geworden. Eine Art von thierischem Fanatismus hat alle halsstarrige Grillen ersetzt: alles Schöne, Reiche, Geistvolle hat sich verpflichtet gefunden, wider den Geschmack zu eifern, die Langeweile zu vergöttern, die allgemeine Entzauberung trocken und nackt darzulegen. Der Byronismus schien todt zu seyn; aber er hat sich vielmehr verwandelt, bis auf das Genie; überall findet man dessen antifeciales Kauderwälsch, dieses neue Pathos, das vorzugsweise dem gegenwärtigen Jahrhundert angehört.*)

Philarèthe Chasles. (Diet. de la Conv.)

Mannigfaltiges.

— Angelika Kaufmann. Diese Künstlerin und ihr interessantes Leben sind jetzt von einem Französischen Schriftsteller, Herrn Leon de Wailly, zum Gegenstand eines Romans gemacht worden. Bekanntlich hat Angelika bei ihrem ersten Aufenthalt in London das romantische Unglück erlebt, daß ein Britischer Maler, aus Rache wegen verschmähter Liebe, einen hübschen, aber verworfenen jungen Mann, der früher schon eines gemeinen Verbrechens halber bestraft worden war, reich ausstattete und in den Stand setzte, in Angelika's Haus zu erscheinen, wo er sich um ihre Hand bewarb, die die Künstlerin dem schönen jungen Mann nicht ausschlug. Bald darauf kam zwar das wahre bürgerliche Verhältniß dieses Menschen an den Tag; aber doch zu spät, denn er war bereits ihr Gatte. Der rachsüchtige Maler hatte seinen Zweck erreicht, und Angelika war unglücklich, so lange sie in England blieb, obwohl sie bald durch das Gesetz von ihrem Manne wieder geschieden wurde. Das Buch, in welchem diese und andere Episoden aus dem Kunstleben des achtzehnten Jahrhunderts dargestellt werden, ist so eben in Paris angekündigt worden und scheint ein großes Interesse zu erregen.

— Militair-Literatur. Englische Journale weisen darauf hin, daß die Französisch-Englischen Revolutionskriege nicht weniger als vier verschiedene und, wie behauptet wird, interessante Schriften aus der Feder von gemeinen Soldaten der Englischen Armee hervorgerufen hätten. Etwas Aehnliches, fügen sie hinzu, könne man vom Französischen Heere nicht sagen, obwohl dasselbe mehr als viermal so stark als das Englische und, in Folge der Conscription, aus allen Ständen zusammengesetzt gewesen sey, während die Britischen Soldaten aus der Hefe des Volks rekrutirt werden. „Fraser's Magazin" will jene vier Englischen Schriftsteller als einen Beweis angesehen wissen, daß das oft verlästerte vaterländische Heer doch in mehr als einer Beziehung über die vielgerühmten Französischen Truppen zu stellen sey.

— Xaver Marmier. Aus Kopenhagen wird berichtet, daß dieser auch in Deutschland viel bekannte Französische Literat sich in der Dänischen Hauptstadt mit der Tochter des Dichters Oehlenschläger verlobt habe. An der Hand der Liebe wird er nun die Franzosen um so beredter mit den Schätzen der Skandinavischen Literatur vertraut machen können.

*) Ob Herr Philarèthe Chasles wohl daran gedacht, daß er durch diesen Artikel auch gleich einen praktischen Beweis von dem geliefert, was er zu erklären versucht hat? D. R.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 38. Berlin, Mittwoch den 28. März 1838.

Frankreich.

Der Historiker Michelet.

Das heutige Publikum hat selten Lust, sich mit ernsten Gegenständen zu beschäftigen; auch geht es mit Gleichgültigkeit an denen vorüber, die seine Leidenschaften nicht anzuregen verstehen: man muß also das Verdienst solcher Schriftsteller hoch anschlagen, bei deren Lesung die denkenden Geister und diejenigen, welchen es um bloße Unterhaltung zu thun ist, gleiche Befriedigung finden. Zu dieser Klasse gehört der Französische Historiker Michelet: ohne seinen streng gelehrten Beruf jemals zu verleugnen, versteht er doch auch die Kunst, ein allgemeineres Interesse zu erregen, und seit seinem ersten Auftreten als Schriftsteller hat ein großes Publikum seinen Schriften die verdiente Anerkennung zu Theil werden lassen.

Wir können hier nicht in das Detail der Biographie des Herrn Michelet eingehen; wir bemerken nur, daß er, nach trefflichen Vorstudien, in die Normal-Schule aufgenommen wurde und bald zum Grade eines maître de conférences im historischen und philosophischen Fache gelangte. Später übertrug man ihm das Amt eines Professors der Geschichte am Collège Rollin, und bald nach der Juli-Revolution wurde er mit demselben Charakter an der Sorbonne angestellt. Hier begann er eine Reihe Vorlesungen über Neuere Geschichte, die das gebildete Publikum viel besuchte und deren Inhalt durch Tiefe und gründliche Gelehrsamkeit sich empfahl. Aber das Wort des Lehrers hielt nicht immer mit seinen Gedanken gleichen Schritt, vermuthlich, weil die Gewohnheit des rednerischen Vortrags ihm mangelte; und bald erlaubte Herrn Michelet seine geschwächte Gesundheit nicht mehr, seinen Kursus fortzusetzen. Seit jener Zeit ist der junge Historiker hauptsächlich als Schriftsteller thätig gewesen.

Zweierlei Richtungen begegnen sich in Herrn Michelet, eine philosophische und eine historische. Als Philosoph hat er seine Einleitung in die Allgemeine Geschichte und seine Römische Geschichte geschrieben, auch Vico's Werke ins Französische übersetzt. Als Historiker schrieb er seinen Abriß der Neueren Geschichte und der Geschichte Frankreichs, seine Geschichte Frankreichs und die Memoiren über Luther. Wir beschränken uns in vorliegendem Artikel auf eine Beurtheilung der drei erstgenannten Werke.*)

Der Einleitung in die Allgemeine Geschichte müssen wir den ersten Rang einräumen, weil das System des Verfassers darin enthalten und entwickelt ist. Herr Michelet unterscheidet zwei Prinzipien, welche mit einander um die Oberherrschaft ringen — Freiheit und Nothwendigkeit (fatalité). Das eine wird durch die Intelligenz, das andere durch die Naturkräfte repräsentirt. Die Geschichte ist die Erzählung dieses langen Kampfes, in welchem der Mensch obsiegen soll, weil er die Anlage zu beständiger Fortentwickelung in sich trägt, während die Natur ewig unveränderlichen Gesetzen gehorcht. Im Anfang der Geschichte ist der Mensch ein Sklav aller Elemente, die sich gegen seine Schwäche zu verschwören scheinen: der Morgenländer unterliegt einer entnervenden Natur, einer Religion, die seine Entwickelung hemmt; je weiter aber die Civilisation gegen Westen vorrückt, desto erfreulicher entwickelt sich die Intelligenz, die Freiheit. Der Einfluß des Klima's auf die Schicksale der Völker, den bereits Herder in seinen „Ideen" entwickelt, spielt auch in der Micheletschen Darstellung eine Hauptrolle; hören wir ihn selbst, wie er sich darüber im Allgemeinen ausdrückt.

„Wenn im Gebiete der beseelten Natur die Geschöpfe von höherem Range, der Mensch und die Säugethiere — körperlich am besten befähigt sind, die verschiedenen Bewegungen auszuführen, zu denen ihre Lebenskraft sie auffordert — wenn unter den Sprachen diejenigen den Vorzug verdienen, welche durch die Mannigfaltigkeit bedeutsamer Beugungen, durch den Reichthum ihrer Wendungen und die Geschmeidigkeit ihrer Formen den unendlichen Bedürfnissen der Intelligenz Genüge thun: sollten wir da nicht annehmen dürfen, daß auch gewisse Länder nach einem zweckmäßigeren Plane angelegt seyen, als andere — daß die Natur sie besser befähigt habe, zu leisten, was die Freiheit von ihnen heischte? Vergleichen wir unser kleines Europa mit dem ungeheuren und unförmlichen Asien: wie viel mehr Gewandtheit und lebendige Regung verkündet schon die Form des ersteren! Selbst in solchen Zügen, die beiden Welttheilen gemein sind, hat Europa den Vortheil auf seiner Seite; beide Welttheile sind im Süden mit drei großen Halbinseln versehen: zuerst kommen die kompakten Vierecke Spanien und Arabien, dann Italien und Hindostan, mit ihrem großen Flusse im Norden und ihrer Insel im Süden, und endlich jenes Gewimmel von Inseln und Halbinseln, welches hier Griechenland, dort das transgangetische Indien heißt. Aber Asien blickt traurig nach dem Ocean, dem Unendlichen; es scheint von dem Südpole her einen Kontinent zu erwarten, der noch nicht ins Leben getreten ist. Die Halbinseln des mittäglichen Europa's sind gegen Afrika ausgestreckte Arme; und im Norden gürtet unser Welttheil wie ein starker Athlet mit England und Skandinavien seine Lenden. Sein Kopf ist Frankreich; die Beine ruhen in Asiens ergiebiger Barbarei. Beobachtet nur die mächtigen Nervenknoten dieses wunderbaren Körpers, von den Alpen bis zu den Pyrenäen, den Karpathen und dem Hämus; beobachtet Griechenland mit der gedrängten Mannigfaltigkeit seiner Berge und Ströme, seiner Vorgebirge und Golfe, mit der wunderbaren Menge seiner scharfgezeichneten Kurven, Winkel und Einschnitte; es regt sich lebensprühend auf der Karte, das wahre Symbol der Beweglichkeit in unserem beweglichen Occidente."

Das doppelte Prinzip, welches alle irdische Kämpfe erzeugen soll, findet der Verfasser unter jeglicher Form wieder, in den Religionen, den Sitten, den Kriegen, dem Rechte und der Gesetzgebung. Freiheit und Natur-Nothwendigkeit treten uns bei allen Völkern entgegen, die jemals ein historisches Leben gehabt, und mit allen den Modificationen, die ihr respektiver National-Typus erheischt. Das Christenthum weiht den Kultus des Gedankens, seinen Triumph über die Materie; der Katholizismus steigert diesen Kultus zur höchsten Potenz, indem er alle menschliche Leidenschaften bezwingt. „So vollendet sich", sagt Herr M., „in tausend Jahren jenes lange Wunder des Mittelalters, jene wunderbare Legende, deren Spur auf Erden jeden Tag mehr verbleicht, und deren ehemaliges Vorhandenseyn schon nach wenigen Jahrhunderten bezweifelt würde, hätte sie sich nicht in den Gothischen Ornamenten der Kathedralen von Köln und Straßburg, in den 5000 Marmor-Statuen, welche den Dom von Mailand krönen, befestigt und gleichsam krystallisirt. Wer könnte wohl jenes stumme Heer von Aposteln und Propheten, von Heiligen und Kirchenvätern ins Auge fassen, ohne die Stadt Gottes zu erkennen, welche den Gedanken des Menschen zu Ihm emporhebt? Jeder dieser Spitzbögen, die gen Himmel streben, ist ein Gebet, ein ohnmächtiges Sehnen, das durch die Tyrannei der Materie auf seinem Fluge gehemmt wird. Rings umher lagert die Welt des Heidenthums, mit tausend scheuseligen Larven grinsend, während an der Basis die barbarischen Krieger versteinert dastehen, dieselbe Haltung bewahrend, in welcher das Wort des Evangeliums, gleich einem Zauber, sie festgebannt hat."

. . . . . .

„Die Freiheit hat gesiegt; die Gerechtigkeit hat überwunden. Die Welt der Natur-Nothwendigkeit ist zertrümmert. Die geistige Gewalt selber hatte ihren Titel abgeschworen, indem sie den Beistand der materiellen Gewalt, den fortschreitenden Triumph des Ich erborgte. Das uralte Werk der Emancipation des Menschengeschlechts, welches mit der Entweihung des Baumes der Erkenntniß begann, ist fortgesetzt worden. Das heroische Prinzip der Welt, die Freiheit, lange Zeit verflucht und unter dem Namen des Satans mit der Nothwendigkeit (fatalité) verwechselt, ist unter ihrem wahren Namen erschienen. Der Mensch hat nach und nach mit Asiens Naturwelt gebrochen und durch seine Betriebsamkeit, seinen prüfenden Geist eine Welt der Freiheit für sich geschaffen. Er ist zurückgekommen von dem materiellen Gotte des Fatalismus, einer ausschließlichen und stiefmütterlichen Gottheit, die unter ihren Kindern wählte, und hat den reinen Gr

*) Folgende sind die bis jetzt erschienenen Werke des Herrn Michelet in chronologischer Ordnung: 1) Précis de l'Histoire moderne (1825), erschien zuerst als Anhang zu Desmichels' Précis de l'Histoire du moyen Age. Eine umgearbeitete neue Auflage ist von 1833. 2) Principes de la Philosophie de l'Histoire (nach Vico), gedruckt 1827 in einem Bande, später aber (1835) stark vermehrt in zwei Banden. 3) Tableaux chronologiques et synchroniques de l'Histoire moderne, umgearbeitet im J. 1835. 4) Histoire Romaine. 2 Bande. 1831. 5) Introduction à l'Histoire universelle. 1831. 6) Histoire de France, die beiden ersten Bande. 1833. 7) Mémoires de Luther, 2ter und 3ter Band. 1835. Der erste Band, welcher als Einleitung dienen sollte, ist noch nicht herausgekommen. 8) Précis de l'Histoire de France.

gefunden, den Gott der Seele, welcher nicht Menschen von Menschen unterscheidet und Allen ohne Ausnahme, in der bürgerlichen Gesellschaft wie in der Religion, seinen väterlichen Busen öffnet."

Dies wäre ungefähr die summarische Form des ersten Theiles der kleinen Schrift. Der zweite Theil erklärt und ergänzt den ersten, und Anmerkungen am Schlusse des Buches werfen noch einiges Licht auf dieses bizarre, aber oft sehr phantasiereiche Gemälde. Mit Recht kann man Herrn Michelet zum Vorwurf machen, daß er sich niemals auf das Niveau seines Lesers stellt und seine Gedanken immer in der abstraktesten Form mittheilt. Es bedarf wirklich einiger Beherztheit, um dieses Labyrinth kühner Bilder und paradoxer Wendungen zu durchwandern.

Wer mit Giambatista Vico vertraut ist, dem wird nicht entgehen, daß Herr Michelet dem Italiänischen Philosophen Manches verdankt. Die Einleitung in die Allgemeine Geschichte, von der wir eben geredet, erinnert häufig an die „Scienza nuova". Wie in diesem Werke, so findet man auch dort das Studium der Sagen aller Völker, die Einverleibung des Rechtes in die Geschichte, das Bedürfniß, in den verschiedenen Civilisationen verschiedene Zeitalter zu unterscheiden, die den Charakter jeder Periode bezeichnen.

Die Französische Uebersetzung der Scienza nuova erschien 1827 in Einem Bande. Der Name Vico war damals noch ein fremder Klang in Frankreich; er schien endlich aus dem Grabe hundertjähriger Vergessenheit erstehen zu wollen, und man hieß den Philosophen auf Französischem Boden um so mehr willkommen, als Herr Michelet, ohne die Physiognomie des Werkes zu ändern, seinen Inhalt auf einfachere Verhältnisse zurückführte. Die neue Ausgabe von 1835 hat noch mehrere Zugaben, worunter zwei Abhandlungen über Vico's Leben und Werke.

Es ziemt uns nicht, darüber abzuurtheilen, ob Herr Michelet den Gedanken seines Originals immer treu und erschöpfend wiedergegeben hat; in jedem Falle ist seine Bearbeitung auf alle denkende Köpfe von mächtigem Einfluß gewesen; und daneben bleibt ihm das Verdienst, den wohlerworbenen Ruhm eines Denkers vom ersten Range der Vergessenheit entrissen zu haben.

Die Römische Geschichte ist in demselben Geiste behandelt; Herr Michelet hat bei Abfassung dieses Werkes den Deutschen Forscher Niebuhr zum Muster genommen, der aber selbst wieder die Idee zu seiner kritischen Bearbeitung der alt-Römischen Geschichte aus Vico schöpfte. Vico verdankte Alles seinem Genius und seiner tiefen Kenntniß der Sprachen und des Rechtes. Die Römische Geschichte wird solchergestalt eine Erzählung von Epochen, die durch authentische Monumente beglaubigt sind. Die ältesten Zeiten, aus denen man keine Monumente dieser Art besitzt, kommen in das Gebiet der symbolischen Tradition: damals waren die Völker noch im Besitze einer sehr unvollkommen entwickelten Schrift, und sie vereinfachten ihre Geschichte, indem sie eine Reihe von Helden schufen, deren Verherrlichung den ganzen Geist einer Epoche in sich vereinigte und repräsentirte. Vico hatte den Römern die Realität ihrer Helden abgestritten, wie er sie den Griechen abstritt; Niebuhr und Michelet bekennen sich nach ihm zu demselben historischen Skepticismus.

Die eigenen Hypothesen des Herrn Michelet sind zum Theil wahrhaft genial und zeugen von einer überaus scharfen Beobachtungsgabe; sie gleichen nicht jenen aufs Gerathewohl hingeworfenen Systemen, bei deren Aufstellung es den Autoren hauptsächlich um glänzenden Effekt zu thun ist. Alles ist logisch verkettet und logisch aus einander hergeleitet. Wer sich mit Herrn Michelet auf den Weg gemacht hat, der gelangt wolbehalten und sehr befriedigt bis zum Ziele; es kostet aber einige Selstüberwindung, von dem Orte abzustoßen, den Herr Michelet ausgesucht, und einem lange genährten Glauben an alte Sagen — mit einem Male zu entsagen. Erst von dem Samnitischen Kriege ab wandelt unser Forscher die Bahn, welche ihm gleichzeitige Historiker vorgezeichnet.

Herr Michelet läßt der Römischen Geschichte Poirson's, obschon dieser Autor von dem gewöhnlichen Standpunkt ausgeht, verdiente Anerkennung zu Theil werden. Poirson hat kein System ins Leben gerufen, wohl aber die ganze Periode der Republik mit Meisterhand und höchst sorgfältig bearbeitet. Es wäre eine sehr fruchtbare Bemühung, diese beiden geistreichen und doch so verschieden begabten Schriftsteller mit einander zu vergleichen; leider hat nur Keiner von Beiden sein Werk bis ans Ende geführt.

Die Römische Geschichte Michelet's zerfällt in drei Haupt-Abschnitte: Gründung des Stadtgebietes — Eroberung der Welt — Auflösung des Römischen Stadt-Gebietes. Sämmtliche alte Heroen der Römer, namentlich Romulus, Numa, die beiden Tarquinier, die beiden Brutus, die drei Horazier, Virginia selbst, werden von dem unbarmherzigen Kritiker als wesenlose Trugbilder und bloße Personificationen — nicht Personen — dargestellt. Freilich sind die Hypothesen des Herrn Michelet oft sehr gewagt. In dem Kampfe der Horazier mit den Curiaziern sieht er nur den Kampf der Patrizier beider Länder, weil Curiatius und das gleichbedeutende, nur etwas entstellte Wort Horatius beide von curia herkommen und demnach so viel als Patrizier sagen wollen. „Horatius tödtet seine Schwester", d. h. „Rom tödtet Alba", die personifizirte Schwester-Stadt. Die Vertreibung der Tarquinier, so wie die Gründung des Tribunates, sind durch den Namen Brutus, d. h. rebellischer Sklav, individualisirt u. s. w. Alles dies mag wahr seyn, ist aber in jedem Falle noch nicht evident gemacht; und es läßt sich mit Grund besorgen, daß ein so weit getriebener Skeptizismus ernsteren Forschungen hemmend entgegenwirken möchte.

Unter den wohlgelungenen Partieen dieser Römischen Geschichte nennen wir besonders die Erzählung der Punischen Kriege und die letzten Kapitel des Werkes, in denen ein Cäsar Pompejus und Cicero — an deren Realität wir, Gottlob, noch glauben dürfen — sehr gut hervorgehoben sind. Die Lektüre des Werkes ist überhaupt sehr lohnend; aber man muß schon tüchtige Kenntniß der Römischen Geschichte besitzen, um es mit Vortheil lesen zu können. Ein bloßer Anfänger würde sich in dem ohne viel Methode gehäuften Material schwerlich zurechtfinden.

(Bibliothèque universelle.)

Bibliographie.

Essai hist. sur le Vitrail. — Von E. H. Thevenot.
Chroniques des Tuileries et du Luxembourg. Physiologie des cours modernes. — Von Touchard-Lafosse. Th. 3 und 4. 15 Fr.

England.

Die Shetland-Inseln.

(Fortsetzung.)

Bei dem Allen sind die Shetländischen Bauern fleißig, arbeitsam und dem Anbau des Landes zugethan; nur freilich fehlt ihnen, da je wie Leibeigene nicht für sich selbst, immer für Andere arbeiten, aller Antrieb zur Verbesserung, und sie sind in allen Kunstfertigkeiten, so wie auch in ihrem Verfahren beim Ackerbau, um Jahrhunderte zurück. Doch sind ihre Ackerwerkzeuge immer noch besser und zweckmäßiger als die auf Long-Island und Skye (zwei Inseln der Hebriden-Gruppen) gebräuchlichen, obwohl die beiden genannten Eilande viel südlicher und den Schottischen Ackerbau-Distrikten näher liegen. Auf den Hebriden und bei den Bergschotten zu Caithneß und Sutherland wird das Erdreich mit dem Cas-chrom, einer Art von krummer Schaufel, umgebrochen; die Shetländer haben einen wirklichen, obzwar nur einarmigen Pflug, womit ein einzelner Mann von früh bis Abend mehr Land zu bestellen im Stande ist, als ihrer acht mit dem Cas-chrom in fünf Tagen bestreiten. Man kann übrigens von armen, unwissenden Bauern im entlegensten, von allem Verkehr abgeschnittenen Winkel Europa's nicht verlangen, daß sie für Neuerungen zugänglich seyn und deren Zweckmäßigkeit zu beurtheilen wissen sollen. Wie hartnäckig hängt nicht, in weit civilisirteren, besuchten Ländern, das Landvolk an alten Gewohnheiten, Bräuchen und liebgewordenem Schlendrian? Auch von den Grundherren ist nicht zu erwarten, daß sie Verbesserungen einführen. Denn der Laird, welcher Reisen macht, wird schnell gleichgültig gegen die dürftige, freudenlose Heimath, und der daheim auf den Inseln sitzen bleibt, verbauert selbst. Er sitzt im stattlichen Herrenhause, der Bauer in einer Lehmhütte, weiter ist kein großer Unterschied zwischen Beiden. Man lese in Walter Scott's vorher genanntem Roman die ergötzlichen Disputationen zwischen dem Udäller Magnus Troil, dem Barden Halcro und dem Ackerbau-Verbesserer Triptolemus Yellowley, und ermesse danach die Stärke und Tristigkeit der Argumente, womit der Shetländer gegen alle Vorschläge neumodischer Reformatoren gewappnet ist.

Vor Zeiten hatten die Shetländer im Kalender der Heiligen einen Schutzpatron, Sankt Ninian oder Sankt Ringan, nach welchem auch die Hauptkirche auf Mainland hieß. Die presbyterianischen Prediger kamen zu Ende des 16ten Jahrhunderts aus Schottland herüber, rotteten den „Römischen Götzendienst" aus und zerstörten dessen Denkmale. Die Kirche Sankt Ninians wurde von den neugläubigen Fanatikern gestürmt, das Dach abgebrochen, die Mauern geschleift; eine unförmliche Ruine bezeichnet jetzt die Stelle, wo einst die Kathedrale der Shetland-Inseln stand. Allein der alte Glaube hatte in den Gemüthern zu tief Wurzel getrieben: noch heute ist die Ruine Sankt Ninians den Shetländischen Fischern ein heiliger, wunderthätiger Ort; wenn ihre Barke in Sturm und Fluthen zu sinken droht, rufen sie den Heiligen mit Gelübden an; zu heimlicher Nachtstunde versammeln sie sich dann um die wüste Kirche und umwandeln sie drei, sieben oder neun Mal unter Beobachtung gewisser traditioneller Gebräuche. In beinahe tausend Jahren hat das Christenthum nicht vermocht, die Spuren altnordischen Volksglaubens zu tilgen. Mährchen und Sagen offenbar Skandinavischen Ursprungs haben sich bei diesen Insulanern in großer Zahl lebendig erhalten. Noch heute glauben sie an die „grünen Weiber", an die Lamblearg, die Jungfrau mit den rothen Händen, an das „zweite Gesicht", an das „böse Auge", an Zauberwesen, an gute und böse Geister. Wo ein einsamer, grauer Stein aus Heidefläche und Moorgefild in die Höhe ragt, da liegt ein Kriegsheld begraben; in dieser Höhle hat der Währwolf, der Drache, in jener ein böser und gewaltiger Zauberer gehaust. Wo grüne Meerpflanzen zur Zeit der Ebbe das flache Gestade überkleiden, oder wo an felsiger Küstenwand der Wasserfenchel seine Ranken auf und nieder schlingt, da versammeln sich die Seejungfern zu Scherz und Lust: schlank und geschmeidig von Leib, mit süßtönender, lockender Stimme, blonden, seidenweichen Locken; sie blicken sanft aus großen, tiefblauen Augen; aber unterwärts läuft die holde Gestalt in schuppige Ringe, in einen unter dem Wasser plätschernden Fischleib aus. Im warmen Sonnenscheine lagern sie sich und schlafen auf dem weichen Polster von Seetang; auf einmal hört der Fischer einen lauten Schrei, — die Seejungfern sind geflüchtet, unter dem Wasser verschwunden, — denn sie haben auf

der Fluth den Bart des Seemönches schwimmen sehen, der sie mit seinen Liebeswerbungen verfolgt.

In den langen Winternächten dieser nördlichen Zone, wenn die Sonne um eilf Uhr Morgens auf-, um zwei Uhr niedergeht und nur als matte röthliche Scheibe einen niedrigen Bogen am Horizont beschreibt*), dann sitzt das einfältige, abergläubige Naturvölkchen in seinen niederen Hütten, rings um das Torffeuer, welches in der Mitte brennt, und labt sich an dem Bland, einem berauschenden Getränk, das sie aus Gerste und geronnener Milch bereiten. Da werden denn zum hundertsten Male, in aller epischen Breite, die alten Wundermähren aufgetischt: von den starken Barserkern, von den Kämpfen der Seekönige, von grausen Abenteuern, von den Riesen, Zwergen, Zauberern, die vormals auf der Insel gehaust haben. Der Viehhirt und der Ackersmann wissen Haarsträubendes zu erzählen: in Sturm und Nebel haben sie, an dem oder jenem Tage, die Geister einherfahren sehen oder hören, — jener traute sich nicht die Heerde auf die Berge zu treiben, dieser lief erschrocken davon und ließ den Pflug in der halb gezogenen Furche stehen. Freilich erinnern sich Beide nicht mehr, wie oft sie an jenem Tage dem Bland zugesprochen hatten. Einen Dritten haben hinter dem Torfe hervor, das vor seiner Thür aufgehäuft lag, die Kobolde (trows) höhnisch angelacht; oder er ist Nachts von den Schlägen des Hammers auf dem Amboß aufgewacht und hat die Kobolde sich eiligst davonmachen sehen. Die Trows sind Erdgeister; sie wohnen unter den Bergen, in den Höhlen, und wenn sie einen bösen Streich gegen die Menschen ausbrecken, halten sie ihre Rathsversammlung an Stellen, wo ein Mord geschehen, wo Blut geflossen ist.**) — Der Regenbogen ist die Brücke zum Paradies, und an deren Ende befindet sich die erste der fünfhundert glänzenden Pforten, durch welche die frommen Seelen wandern müssen bis zum Himmelreich. An jener Außenpforte sitzt als Wächter Sankt Petrus; seinem spähenden Auge entgeht nichts, sein Schlaf ist leiser als der Schlummer des scheuen Vogels, er hört das Gras auf dem Felde und die Wolle auf den Lämmern wachsen. Hier haben sich, wie man sieht, christliche und skandinavisch-heidnische Vorstellungen auf das Seltsamste mit einander vermischt; denn dieser Petrus ist doch kein Anderer, als Heimdal mit den goldenen Zähnen, der Wächter an den Pforten des Walhalla. — Am mächtigsten aber wirkt die Gewaltigkeit und Unermeßlichkeit der See auf die Einbildungskraft der Seefahrer und Fischer, die täglich mit ihr verkehren. Der Sturm, die tobende Fluth, die tückische Klippe, woran ihre Barke scheitert, das Alles ist kein Schrecken mehr für sie; davon sprechen sie wie von dem Alltäglichsten. Ganz andere, grausenhafte Geheimnisse birgt das Meer in seiner Tiefe. An windstillen Tagen, wenn die See blau und klar daliegt, kommt das Riesenunthier, der Kraken, in die Höhe; sein Rücken taucht wie eine Insel aus der Fluth, — schon strecken seine ungeheuren Polypenarme, mit unzähligen Saugwarzen besetzt, sich zu beiden Seiten des Schiffleins aus, der Fischer giebt sich verloren; doch glücklicherweise erhebt sich zu rechter Zeit der Wind, trübt das Wasser und entführt dem Meerdrachen seine Beute. Oft, wenn der Fischerkahn bei trübem Dunst und Nebel um ein kleines, abgelegenes Eiland wendet, kommt den Leuten auf einmal die Seeschlange zu Gesicht; Hals und Kopf recken sich aus dem Wasser empor, wie ein Leuchtthurm auf ragender Klippe; die Augen gleichen zweien Flammen; der geschuppte Leib streckt sich in unermeßlichen, unabsehbaren Ringen über die Meeresfläche. Wer könnte sagen, was sie wirklich gesehen und was sie nicht gesehen haben? genug, sie glauben aufrichtig und mit voller Ueberzeugung daran. Dürfen wir's ihnen verdenken? Bringen uns nicht die Zeitungen mit fast unfehlbarer Regelmäßigkeit ein paar Mal jährlich die Wundermähr, daß man die Seeschlange an den Küsten von Nord-Amerika, Norwegen und der Normandie gesehen hat?

Keine größere Freude könnt Ihr als Gast dem Shetländer machen, Euch durch nichts ihm besser empfehlen, als wenn Ihr seinen Erzählungen alter Wundergeschichten ein aufmerksames Ohr leiht. Fragt Einen, wie viel Torf sie wohl Jahr aus Jahr ein gewinnen, wie sie ihn stechen, trocknen, zur Feuerung und die Asche zum Dünger benutzen, so bekommt Ihr die Legende von dem Turf-Einard zu hören, welcher die Leute auf Mainland zuerst Torf brennen gelehrt hat. Fragt, was die Trümmer dort oben auf dem jähen, einsam in die See hinausragenden Felsen zu bedeuten haben: — „Das ist der Fraw-stack (der Fels der Jungfrau)", lautet die Antwort, und die alte Ballade, welche Euch sofort hergesagt wird, enthält nichts Anderes, als die Geschichte von Jupiter und der Danaë, auf Norwegisch umgemodelt. — Dort an der Einfahrt zum Hafen von Lerwich kommt zur Zeit der niedrigsten Ebbe ein Felsenriff zu Tage; hier scheiterte das Fahrzeug des Schotten Kirkaldy, als er den flüchtigen Bothwell, den Buhlen und Gemahl der Maria Stuart, verfolgte. Nicht weit davon steht ein halbverfallener Thurm, einer Windmühle ohne Dach und Flügel nicht unähnlich; er heißt der Spanierthurm. Der Laird von Quendale, dessen Schloß sich ganz in der Nähe befindet, giebt Euch bereitwilligst Auskunft. Als die große Armada Philipp's II. von Stürmen zerstreut war und der Groß-Admiral, Herzog von Medina Sidonia, an den Küsten von Schottland Zuflucht suchte, wurde er nach Mainland verschlagen und wohnte eine Zeitlang mit seinem Gefolge in dem genannten Thurme. Der alte Malcolm Sinclair, des jetzigen Laird's Ahnherr, übte gegen die bewaffneten Fremdlinge, die mit Spanischem Uebermuth in seinem Hause und auf seinem Grund und Boden die Herren und Meister spielten, eine gezwungene Gastfreundschaft; allein in seinen Reden und seinem Benehmen kehrte er die derbe Freimüthigkeit eines Hochländers heraus. Eines Tages, als der Greis lauter als gewöhnlich murrte, fuhr ihn der stolze Herzog an: „Ihr solltet Euch zur Ehre rechnen, solche Gäste zu beherbergen; habt Ihr früher in Eurem Leben einen Mann gleich mir gesehen?" — „Solch' eine Frage!" rief Sinclair zornig; „ich hab' schon manchen schmuckeren Burschen auf Borrowmoore baumeln sehen!" Der Spanier biß sich in die Lippen und schwieg.

Die Insel Mainland läßt sich in ihrer Figur einem Drachen mit ausgespannten Flügeln vergleichen. Der Hauptort Lerwich würde das Auge im Kopf, die geräumige, durch die kleine Insel Brassa geschlossene Bai, welche wohl zweitausend Fahrzeuge zu fassen vermag, den Rachen des Thieres, die beiden Vorgebirge Sumburgh und Fitfull, jenes die Schnauze, dieses den aufgerichteten Kamm vorstellen. Diese beiden Bollwerke stehen nach Westen und Norden hinaus gegen die offene See und fangen den gewaltigen Stoß der Wogen auf. Ihr Gestein ist stellenweise zerreiblich: mächtige Blöcke, von der Brandung unterwaschen, lösen sich los, stürzen mit Getöse in den Ocean und bringen neue Untiefen zu Wege; andere sind auf der halben Höhe des Abhanges liegen geblieben und hängen drohend über, — mit Angst gleitet der Fischer in seinem Kahne darunter weg, denn der Fuß einer kletternden Ziege, so scheint es, könnte die Massen zum Sturze bringen. Die Farbe der Felsenwände ist ein dunkles Eisengrau, mit blutrothen Adern unterlaufen. Westwärts von Lerwich gewahrt man auf der Höhe eines weit in die See hinausspringenden, von schäumender Brandung umrauschten Felsens die wilden, unförmlichen Trümmer einer alten Burg: halb eingestürzte Thürme, tief geborstene, überhängende Mauern; — der ganze Bau, aus unförmlichen Steinen, aus massenhaften Werkstücken über einander gethürmt, fast ohne Mörtel, durchaus roh und kunstlos in der Anlage, trotzt lediglich durch seine Gewaltigkeit der Zerstörung. Von einigen Thurmdächern hat der Sturm die Schieferplatten herabgeworfen, auf anderen sind sie liegen geblieben. Kein Epheu bekleidet diese Mauern — der Sturm würde die schwachen Ranken bald knicken oder mit der Wurzel ausreißen —, sondern Flechte und Moos, jene mit bläulichen oder silberfarbenen Streifen, dieses mit großen buntfarbigen Flecken. Am Fuße der Mauern ist es schwärzlich dunkel, weiter hinauf wird es gelb, braun, und endlich hoch oben an den Dächern, Thürmen und Zinnen völlig blutroth. An trüben, düsteren Tagen hat denn die Ruine das Ansehen, als wäre sie von unten bis oben mit Blut besudelt; bricht aber die untergehende Sonne im letzten Augenblicke durch das Gewölk und gießt ihr Purpurlicht auf die von dunkeln Wolkenmassen überhangenen Mauern und Thürme, so steht ein Wunderpalast vor uns, wie ihn altnordische Sagen schildern, eine Wohnung der Halbgötter und verklärten Helden, die Mauern flammend, das Dach eine feurige Lohe. — Diese Ruine ist das Schloß Scalloway; Patrick Stuart, Graf der Orkaden, hat es zur Zeit König Jakob's, des Sohnes der Maria Stuart, erbaut; über dem Haupt-Eingang liest man in der Mauer die Jahrzahl 1601 und die lateinische Inschrift:

Patricius, Orcadiae et Zetlandiae comes.
Cujus fundamen sanum, domus illa manebit;
Labilis e contra si sit arena, perit.*)

Man halte den Grafen um dieses schlechten lateinischen Distichons willen nicht etwa für einen Gelehrten oder Schöngeist. Ein ganz anderes Andenken hat er im Lande hinterlassen. Sein Name ist noch heute der Schrecken des ganzen Inselvölkchens; Pate Stuart ist der Popanz, mit welchem man den Kindern droht; sein Gespenst geht auf der Insel um, und die Weiber und Mädchen besonders fürchten sich auf den Tod, wenn sie an unheimlich düsteren Tagen oder in finsterer Winternacht über Feld wandern, daß nicht etwa Pate Stuart hinter den Felsenecken, aus den unheimlichen Schluchten hervorkommt und sie packt. Auch die Männer sind von Furcht nicht frei; nur leise unter einander, nur mit Vorsicht und Zurückhaltung sprechen sie von Pate Stuart, wie von einem bösen, zu schaden mächtigen Geiste. Verspricht einem Shetländer Bauer, was für ihn das Höchste ist, einen vollen Krug Bland, ein ganzes Faß geklärten Thranes, Ihr bringt ihn nicht dahin, daß er zur Abendstunde am Fuße der Mauern von Scalloway eine Handvoll Moos abrisse oder einen Stein aufläse. Denn dort ist das Hauptquartier aller bösen Geister. Da haben die Trow's, die unermüdlichen höllischen Schmiede, ihre Werkstatt; die ganze Nacht hört man in den Hallen und Gängen der Burg den Hammer dröhnend auf das Eisen fallen, den Blasebalg sausen, die Flamme prasseln; hin und wieder giebt es eine höllische Lustbarkeit, — da tanzen die Kobolde stampfend um den Amboß und meckern dazu wie die Böcke, grunzen wie die Schweine, kreischen wie die Raubvögel. In Sturmnächten sitzt die Walkyre, die Schicksalsjungfrau, auf der höchsten Thurmzinne, mit nacktem Fuß, flatterndem Haar, den Arm auf das Knie, das Haupt auf die Hand gestützt; traurig und schweigend sitzt sie da und sinnt, — auf dem Fahrzeuge, das untergehen soll im Sturm, haftet ihr starres Aug', und der geängstigte Schiffer

*) Dagegen ist am längsten Sommertage, auf dem höchsten Punkte der Insel Foo, die zu den Orkaden gehört, um Mitternacht zwar nicht die Sonnenscheibe selbst, allein ihr durch die Strahlenbrechung gehobenes Bild sichtbar.

**) Auf den Färöer-Inseln heißen diese Kobolde foldraake neand (d. i. unterirdisches Volk), bei den Norwegern dwergar (Zwerge).

*) Fest steht ein Haus, auf Felsengrund gebaut:
Den Sturz erlebt, wer losem Sand vertraut.

sieht es flammen, wie auf der Kuppe des Wart der verzauberte Karfunkel flammt.*)

So war es nicht zu jener Zeit, als Patrick Stuart mit seinen Waffengenossen, den Gehülfen seiner Unthaten, dort oben auf Schloß Scalloway in wildem Saus und Braus lebte. Patrick's Vater war ein natürlicher Sohn König Jakob's V., ein Halbbruder der Maria Stuart gewesen; somit war er ein Vetter König Jakob's VI. Allein es sagte seinem trotzigen, unbändigen Sinne nicht zu, am Hofe desselben in Abhängigkeit zu leben. Er warf sich zum unumschränkten Herrn der Orkney- und Shetlands-Inseln auf, weigerte den Befehlen des Königs allen Gehorsam und behauptete sich zwölf Jahre und länger in der angemaßten Gewalt. Wie ein Raubvogel horstete er in seinem Felsennester Scalloway und stürzte herunter auf seine Beute. Schon damals pflegten zahlreiche Fahrzeuge aller Nationen, im Frühjahr zur Zeit des Härings-, im Herbst zur Zeit des Stockfischfanges, im Hafen zu Lerwick anzulegen; dann gab es im Städtchen lebhaften Verkehr und Markt. Aber Pate Stuart war ein böser Nachbar; unversehens sprengte er mit seinen Waffengefährten und Söldlingen, hoch zu Roß, eisengepanzert, unter die wehrlose, mit Tausch und Kauf beschäftigte Menge. Erschrocken stob sie aus einander; Jeder rettete und barg in der Eil von seiner Habe, so viel er konnte; wer sich zur Wehr setzte, fand auf der Stelle den Tod oder wurde unter greulichen Mißhandlungen gefangen fortgeschleppt. Von den zu Markte gebrachten Vorräthen ließ Pate, so viel ihm gelüstete, nach Scalloway hinauf bringen und zehrte mit den Seinen von dem Raube; oft legte er der Stadt noch schwere Brandschatzung auf. Auch Mädchen und Frauen, nach deren Schönheit dem wilden Grafen und seinen Gesellen gelüstete, galten für gute Beute.

(Schluß folgt.)

*) Von Ende Mai bis Ende Juli, also zur Zeit der kürzesten Nächte, wird unmittelbar unter der Kuppe des Wart, eines Berges auf den Orkaden, um Mitternacht eine dunkelroth leuchtende Stelle sichtbar; doch gewahrt man dieselbe nur von der See aus in einer gewissen Entfernung. Die Stelle selbst ist durchaus unzugänglich. Dr. Wallace vermuthet, daß dort oben eine von durchsickerndem und herabtraufendem Wasser glatt gespülte Felsenwand als Spiegelfläche wirkt und die Strahlen der in jener Höhe die ganze Nacht hindurch sichtbaren Sonne zurückwirft.

Englische Nationalbelohnungen der Tapferkeit.

Die Engländer haben mehr als Einen General im Kriege verloren. Wolf wurde in der Schlacht bei Quebek getödtet; Sir John Moore in Coruña und Sir Ralph Abercromby in Aegypten, als Menou das Englische Lager angriff. Moore und Wolf waren beide ehelos, aber Sir Ralph Abercromby war verheirathet; seine Wittwe erhielt den Baronen-Titel und eine Pension von 2000 Pfund Sterl. Nelson erhielt mehrmals die unzweideutigsten Beweise der National-Dankbarkeit. Beim Angriffe von Calvi verlor er ein Auge, bei dem von Santa Cruz wurde er am Arme verwundet und mußte sich amputiren lassen. Er erhielt damals eine Pension von 1000 Pfund. Der Sieg von Abukir brachte ihm eine zweite von 2000 Pfund ein, die auf seine beiden nächsten Erben überging. Die Ostindische Compagnie schenkte ihm 10,000 Pfund. Die Bourbonen in Neapel belohnten ihn für ihre Einsetzung in Sicilien mit einem Herzogthum und einer Dotation von 3000 Pfund. Der Sieg bei Trafalgar würde ihn mit neuen Belohnungen überschüttet haben, wenn ihn nicht eine Französische Kugel getödtet hätte. Das Parlament übertrug seine Freigebigkeit auf die Familie des berühmten Todten. Jede seiner Schwestern erhielt ein Geschenk von 10,000 Pfund, und sein ältester Bruder den Grafen-Titel, eine Rente von 6000 Pfund und 100,000 Pfund zum Ankauf von Grundstücken.

Am freigebigsten wurde der Herzog v. Wellington belohnt. Nach der Schlacht von Talavera erhielt er eine Pension von 2000 Pfund und die Pairswürde mit dem Titel eines Baron Douro vor Wellesley und Viscount Wellington von Talavera. Die Einnahme von Ciudad-Rodrigo verschaffte ihm den Grafen-Titel, und das Parlament vermehrte seine Pension um 2000 Pfund. Nach der Schlacht bei Salamanca und der augenblicklichen Besetzung von Madrid erhielt er den Titel eines Marquis und ein Geschenk von 100,000 Pfund. Im Frieden von 1814 erhielt er den Herzogs-Titel, ein Geschenk von 300,000 Pfund und eine Summe, welche seine Einkünfte auf 17,000 Pfund jährlich erhöhte. Nach dem Siege von Waterloo bewilligte ihm das Parlament 200,000 Pfund und kaufte ihm Strathfieldsay. Der König der Niederlande schenkte ihm eine jährliche Einnahme von 20,000 Gulden. „Ich muß gestehen, daß ich ein Glückskind bin", sagte er selbst, Gott weiß, bei welcher Gelegenheit. Unter seinen Titeln fallen vorzüglich zwei auf, der eines Doktors der Rechte und der eines Marschalls von Frankreich. Den ersten ertheilte ihm die Oxforder Universität, den zweiten der König Ludwig XVIII. von Frankreich, der die Bemerkung, daß Napoleon und Wellington in demselben Jahre geboren seyen, mit den Worten erwiederte: „Die Vorsehung war uns diesen Ersatz schuldig."

Bibliographie.

Lectures in rhetoric and criticism. — Von Macgill. 10½ Sh.

The courtier's daughter. — Von Lady Stepney. 3 Bde. 31½ Sh.

History, antiquities etc. of ancient India. — Von M. Martin. Erster Band. 21 Sh.

Mortimer Delmar and Highfield Tower. — 3 Bde. 31½ Sh.

Alice — oder die Geheimnisse. — Von E. L. Bulwer. 3 Bde. 31½ Sh.

Men and things in America. — Von A. Thomason. 7 Sh.

The West-Indies in 1837. — Von J. Sturge und T. Harvey. Zweite Auflage. 8, Sh.

Mannigfaltiges.

— **Statistische Gesellschaften.** Nach dem Muster der statistischen Gesellschaft in London sind seit kurzem mehrere ähnliche meistens von Engländern gegründete Vereine zusammengetreten. Die älteste Tochter der Londoner Mutter-Societät ist die statistische Gesellschaft in Manchester, die sich viel mit dem Zustande der arbeitenden Klassen, namentlich in den Fabriken, beschäftigt. In Bristol und Liverpool sind gleichfalls solche Vereine entstanden, von denen der in der letztgenannten Stadt den Handel zwischen Großbritanien und Irland zum vornehmlichen Gegenstande seiner Untersuchungen gemacht hat. Sogar in Irland, nämlich zu Belfast in der Grafschaft Ulster, haben sich Männer gefunden, die für eine wissenschaftliche Zusammenstellung und Vergleichung statistischer Angaben Sinn und Interesse genug besaßen, um ihre Thätigkeit in einer Gesellschaft zu konzentriren. Von größerer Ausdehnung und Wichtigkeit als diese können indessen die neu entstandenen statistischen Vereine von New-York und Kalkutta werden. In dem letztgenannten Orte bildet er zugleich einen Zweig der Asiatischen Gesellschaft von Bengalen, und in dem erstgenannten steht er unter dem besonderen Patronate der Regierung, die auch ihrerseits die Wichtigkeit erkannt hat, die eine genaue Kenntniß der Staatskräfte für die innere Administration wie für die Stellung nach außen hat.

— **Die Zauberflöte, Englisch.** Mozart's „Zauberflöte" gehört zu den Lieblings-Opern des Londoner Publikums. Seit vielen Jahren hat es dieses Werk jedoch nur in Italiänischer und bei der Anwesenheit der Deutschen Opern-Gesellschaft in London auch in Deutscher Sprache gehört. Gegenwärtig hat das Drurylane-Theater den Versuch gemacht, das Werk wieder Englisch auf die Bühne zu bringen, und zwar um sich dadurch um so mehr die vollen Häuser zu sichern, die ihm seit einiger Zeit die Debüts des jungen Charles Kean verschafften. Aber auch nur ein nervenstarkes Publikum, wie das Englische, ist im Stande, an einem und demselben Abende zwei solche Genüsse, wie sie ihm jetzt vom Drurylane-Theater täglich dargeboten werden, hinter einander auszuhalten. Am 16. März wurde zuerst „Hamlet" gegeben und dann die „Zauberflöte" als Dessert: wen das Schicksal des philosophischen Dänen-Prinzen allzu sehr erschüttert hatte, der konnte sich nun durch Tamino's Flöte, ganz so wie die wilden Löwen und anderen Bestien, wieder beschwichtigen lassen. Am 18. März wurde das Schauspiel mit „Richard III." begonnen, in welchem Drama, wie im „Hamlet", Herr Kean auftritt, und ebenfalls mit der „Zauberflöte" geschlossen. Die Opern-Liebhaber, die erst zum zweiten Stücke kommen, brauchen zwar dann auch nur den halben Eintrittspreis zu erlegen; wer aber Kean's halber ins Theater geht oder einen guten Platz haben will, muß bei der vollen Erlegung des Preises entweder mit der Hälfte dessen sich begnügen, was ihm dafür geboten wird, oder durch die ermüdendsten und widersprechendsten Eindrücke den Sinn eben so für den tragischen, wie für den musikalischen Genuß abstumpfen. Ueberdies soll die Englische Aufführung der „Zauberflöte" nicht die ausgezeichnetste seyn, und von den beiden berühmtesten Gesangkünstlern des Drurylane-Theaters haben sich weder Mistreß Seguin als Königin der Nacht, noch Herr Templeton als Tamino besonderer Lobeserhebungen zu erfreuen.

— **Polnische Begeisterung für das Ballet.** Marie Taglioni befindet sich jetzt in Warschau und ist bereits dreimal auf dem dortigen großen Theater unter stürmischem Beifall aufgetreten; während jeder Vorstellung wurde sie viermal herausgerufen. Die Polnischen Kritiker sind ganz außer sich; einer derselben ergießt seinen Enthusiasmus in folgendem Panegyrikus auf den Tanz: „Es giebt Stimmungen des Herzens, in denen die Tragödie nicht erhebt, das Lustspiel nicht unterhält, nicht zum Lachen bringt, das Drama nicht rührt, und wobei das Gemüth doch einer Erheiterung bedarf; nur im Ballet kann es dann Zerstreuung finden. Der Tanz überwiegt also unter den Mitteln zur Erquickung des Herzens, seine Herrschaft ist dauernd, die Empfänglichkeit dafür immer gleich rege; ihm gebührt der Applaus, denn Applaus soll nur ein Zeichen der Freude seyn; das dramatische Talent mag man preisen, aber bezaubern und entzücken kann nur der Tanz allein."

Das mit dem 31sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 39. Berlin, Freitag den 30. März 1838.

Frankreich.

Weiblicher Heldenmuth während der Schreckensherrschaft.

Von Ch. Lacretelle.

Die Frauen, welche das Schaffot betraten, haben daraus einen Thron des Ruhmes für ihr Geschlecht gemacht. Es war dies eine schreckliche neue Thatsache in der Geschichte. Selbst bei den barbarischen Völkern hatte man die Frauen bis jetzt mit dem Tomahack und mit dem Scheiterhaufen verschont. Der im Todeskrampfe zusammenzuckende Polytheismus opferte auf seinen zusammenstürzenden Altären wohl einige christliche Jungfrauen und Matronen, aber dies geschah doch nur in seltenen Augenblicken, und sie wanderten nicht in dichten Reihen zum Tode. Die Kirchengeschichte wenigstens verwirft in dieser Beziehung die groben Uebertreibungen der Legenden. In den Religionskriegen wüthete man wohl gegen die Frauen; aber doch höchstens bei der Plünderung einer Stadt und nicht mit gerichtlichen Formen. Die Bartholomäusnacht kostete ebenfalls wenigen Frauen das Leben. Also war der politische Fanatismus intoleranter und barbarischer als der religiöse. Jener verfolgte in den Frauen das Mitleid, das thätige Mitleid, welches ihm mehr Opfer entzog, als er hinschlachten konnte. Der revolutionnaire Aufschwung mußte das Mitleid unterdrücken. Noch herrschte die konstituirende Versammlung und hemmte die sich zu früh erhebende Barbarei mehr durch ihre Größe, denn durch strenge Maßregeln, als die Volkswuth, welche die Klubbisten leiteten, sich gegen die barmherzigen Schwestern wendete. Die keuschen Jungfrauen des heiligen Vincenz und Paul wurden öffentlich gegeißelt, und von wem? von Vagabunden, die sie während ihrer Krankheiten gepflegt, deren Wunden sie verbunden hatten. Nachdem ihr Schamgefühl so grausam verhöhnt, ließ man ihnen noch das Leben; das war indessen noch weiter nichts als ein Versuch, als ein erster Schritt auf der Bahn der Rohheit.

Von da bis zur Niedermetzelung der Priester in der Karmeliter-Kirche, bis zur Hinrichtung der liebenswürdigen Fürstin von Lamballe, die sich nicht durch ein beschimpfendes Wort vom Tode loskaufen wollte, war noch ein weiter Weg zurückzulegen. Jeder Streich, welcher dieses unglückliche Opfer traf, drang in das Herz der Königin. Das wußten die Barbaren, und darum bewahrten sie für die erhabene Gefangene des Tempels den Anblick des blutigen Hauptes ihrer Freundin. In dem Augenblicke, wo die Glieder der Fürstin zerfleischt werden, wo ihr Haupt im Triumphe aufgeführt wird, versuchen zwei junge Mädchen, Fräulein von Sombreuil und Fräulein von Cazotte, ihren Vater von dem Blutbade zu retten. Muthig schreiten sie unter den Säbeln, Piken und Lanzen dahin, welche keinen Augenblick ruhen: die erste besteht eine Probe, welche Phalaris nicht hätte grausamer erfinden können; sie trinkt ein Glas frischvergossenen Blutes. Ihr Vater ist gerettet.

Während nun in Paris und in anderen Städten das Blut in Strömen fließt, wird es da Jemand wagen, diejenigen, welche der 10. August proskribirt hatte, aufzunehmen und bei sich zu verbergen? Jetzt, wo der Tod der Lohn der Gastfreundschaft ist, wird dieselbe eine viel verbreitete Tugend in Frankreich. Den Frauen gebührt indeß der erste Preis. Sehen wir auf Frau von Staël, welche vom 10. August bis zu den Septembertagen als Schutzengel über das edle Leben der Montmorency, Jaucourt und Anderer wachte, die am 10. August unterlegen waren. Alle ihre Kräfte, ihr ganzes Leben widmet sie jetzt der Freundschaft und dem Mitgefühl. Sieht man, wie sie in den gefährlichsten Augenblicken den Gesandten-Titel ihres Mannes geltend macht, so sollte man diesen für den Vertreter des mächtigsten und Frankreich befreundetsten Monarchen halten. Selbst im Schlosse von Coppet, das ganz mit ihren geretteten Freunden bevölkert ist, wacht sie noch über diejenigen, welche sie nicht dem Abgrunde entreißen konnte. Sie kennt ihre Zufluchtsörter und führt sie durch die ununterbrochene Linie der revolutionnairen Comité's hindurch aus Frankreich. Sie, die einen so hohen Standpunkt im Gebiete der Metaphysik erstiegen hatte, studirt jetzt nur eine Kunst, nämlich die, den edelsten und wohlthätigsten Schleichhandel zu treiben.

Die Geschichte hat nicht Raum genug, um alle aufopfernde Handlungen zu verzeichnen. Oft waren es Arbeiterinnen, Obsthändlerinnen, welche der Sicherheit, die ihnen ihre Armuth gewährte, entsagten; oft waren es Familienmütter, welche ihre Männer, ihre Kinder in die ihnen drohenden Gefahren mit hineinzogen. Als wir uns nach dem 9. Thermidor, erstaunt, uns noch am Leben zu finden, wiedersahen, da hatten wir wohl alle dieselbe Geschichte von unserer Rettung zu erzählen. Sie war ein Loblied auf die Frauen. Einige waren wohl durch die Liebe begeistert worden, aber die meisten hatten den Empfindungen der Freundschaft oder den plötzlichen Eingebungen eines himmlischen Mitgefühls gehorcht.

Eine Frau war es, Madame Roland, die sich nach den Septembertagen unter die Räder des blutigen Wagens der Revolution legte; es gelang ihr, wenigstens den Lauf desselben während acht Monate etwas aufzuhalten, wenn man den 21. Januar nicht in Anschlag bringt. Sie war die eigentliche Seele, nicht nur ihres Mannes, des damaligen Ministers und Kollegen von Danton, sondern auch der ganzen Gironde, welche so reich an glänzenden Rednern, an unerfahrenen und sich überschätzenden Staatsmännern war. An Beredsamkeit war ihr vielleicht nur Vergniaud überlegen, und hätte sie die Tribüne besteigen dürfen, sie wäre hoch gestiegen. Ein einziges Mal erschien sie als Angeklagte vor den Schranken des Konvents; jedes ihrer Worte war ein scharfer Pfeil für die Tyrannen des Berges. Danton, Robespierre und Marat schienen auf der Folter zu liegen. Sie waren verloren, wenn auf diesen Tag des Triumphs ein anderer folgte. Das Talent, die Anmuth und Schönheit schienen nicht einmal die hervorstechendsten Eigenschaften der Madame Roland, so großartig entfaltete sich ihr Charakter. Sie war eine Römerin, eine Römerin, welche die Stoa gebildet hatte. In dieser Zeit sprach man nur von Energie; man sah viel finstere, heftige Charaktere, die einen fanatisch, die anderen berechnend; andererseits sah man auch ehrenwerthere Charaktere, welche ihren Grundsätzen getreu blieben und ihr Leben für wenig rechneten. Das achtzehnte Jahrhundert schien alle Kraft, die es noch bewahrt hatte, in die Seele der Madame Roland ausgeschüttet zu haben. Ihre Memoiren, die sie in der Conciergerie geschrieben, und in denen man die Reinheit und die Frische ihrer Erinnerungen, die freimüthigen Ausbrüche ihres Hasses gegen die Henker ihrer Freunde, ihre stolze und beredte Vertheidigung vor dem Konvent, ihre fast stoische Heiterkeit nicht genug bewundern kann, scheinen mehr darzubieten, als das Weib und der Mensch überhaupt leisten kann.

Frankreich hat zwei Römerinnen gehabt; die zweite war Charlotte Cordan. Die Feder des Moralisten wie des Geschichtschreibers muß bei ihrer hochherzigen That ehrfurchtsvoll anhalten. Konnte sie den schrecklichen und gemeinen Würgengel der Menschheit, der nie den Mund öffnete, nie eine Zeile schrieb, ohne 300,000 Köpfe zu fordern, als einen Menschen anerkennen? Sie täuschte sich darin, daß sie glaubte, in Frankreich gäbe es nur ein Ungeheuer dieser Art. Als sie entschlossen war, ihn zu tödten, opferte sie sich selbst. Sie entsagte dem friedlichen Leben, den häuslichen Freuden, den berauschenden Huldigungen, welche ihr Jugend und eine seltene Schönheit sicherten. Alle Schmach, die man auf sie häufen wollte, verbreitete nur einen desto strahlenderen Schein über ihre Reize und über ihre große That. Das rothe Hemde, welches man den Mörderinnen anlegt, war für sie ein glänzender Purpur. Von dem Karren, der sich für sie in einen Triumphwagen verwandelte, sah sie wie eine Königin, die ihr Volk befreit hat, auf die Menge hernieder.

Dennoch vermochte Charlotte Cordan durch ihre Aufopferung die Thätigkeit des schrecklichen Mord-Instrumentes nur zu beschleunigen und zu vervielfältigen. Die Tyrannen des Tages sahen in jeder Frau, in jedem Mädchen, die aus ihrer Erziehung oder ihrem Stande Grundsätze der Ehre und der Menschlichkeit schöpfte, eine Charlotte Cordan. Jetzt werden sie verdächtig, verdächtig des Mitleides, verdächtig der Liebe zu ihren Aeltern und Brüdern. Man bevölkern sie die Gefängnisse. Nicht nur ihr Unglück, sondern auch ihr heiterer Muth verleihen ihnen neue Reize. Es wäre Verworfenheit, kleinmüthig zu seyn, wenn man sie lächeln sieht. Das alte Frankreich lebt mit neuen Tugenden auf; aber noch in den Gefängnissen entfaltet es seine feine Lebensart, seine Galanterie, man könnte sagen seine Liebenswürdigkeit. Manche streuen hier das Wort Gottes aus, predigen den Philosophen, die nur für den leichtfertigen Unglauben Sinn haben, das Evangelium. Andererseits erhält die Liebe eine höhere

Bedeutung im Gefängnisse. Meistens beseitigt man sie, um sich herzzerreißenden Kummer zu ersparen. In welchem strahlenden Lichte erscheint hier die Heldin der kindlichen Liebe, Fräulein von Sombreuil? Die Frauen nähern sich ihr, um ihre Tugend, ihren heroischen Muth auf sich einwirken zu lassen. Weshalb hat man sie eingesperrt? Um ihren Vater, den sie am 2. September gerettet hatte, desto sicherer zu treffen. Die Decemvirn haben die Mildthätigkeit der Blutrichter nicht bestätigt, und schon ist der achtzigjährige Vater Elisabeth Cazotte's, ein liebenswürdiger und schon etwas schwachsinniger Greis, hingeopfert. Die junge und liebenswürdige Frau von Custine hatte auf diese Richter, welche schon zu abgehärtet sind, um sich von der Schönheit oder der kindlichen Liebe rühren zu lassen, nur einen kurzen Einfluß üben können, als sie sich zur Vertheidigerin des Generals, ihres Schwiegervaters, aufwarf. Jetzt sitzt sie im Gefängniß und kann ihren Gatten nicht beschützen. Sieht man im Gefängniß die Jungfrauen von Verdun, ihre naive Anmuth, ihre Sorglosigkeit, ihre heiteren Scherze, so glaubt man, die erquickende Luft des Frühlings zu athmen. Was haben sie verbrochen? Sie haben auf einem von den Preußen veranstalteten Balle getanzt. Die trüben Tage drängen sich auf einander und bilden eine Nacht von zehn Monaten, die nur der rothe Schein des Blutes erhellt. Eine angebetete und noch im jugendlichen Alter befindliche Königin von Frankreich hat vergeblich durch ihre edle und rührende Antwort: „Ich wende mich an die Mütter, welche mich hören", das Mitleid der wüthendsten Megären erregt. Sie wird unter den raffinirtesten und schmählichsten Qualen zum Schaffot geführt. Aber es bleibt ein noch größeres Verbrechen übrig: Madame Elisabeth, die Heilige des achtzehnten Jahrhunderts, muß den Märtyrertod sterben. Robespierre schauderte zum ersten und letzten Male: er möchte sie retten, und kann es trotz seiner Allgewalt nicht. Sie wurde zum Schaffot mit einer Auswahl der edelsten Opfer geführt, welche sich von dem Gefühl, ihr als Begleitung zu dienen, erhoben und getröstet fühlten und unter ihrem Schutze zum Himmel einzugehen glaubten. Madame Elisabeth hatte sich für die Königin opfern wollen, als sie bei dem Ueberfalle der Tuilerieen den Irrthum derjenigen, die sie für die Königin hielten und sie in diesem Glauben erwürgen wollten, nicht widerlegte. Dies war die einzige Verstellung, zu der sich ihre hochherzige Seele bequemen konnte. Ein nicht weniger abscheuliches Verbrechen war der Hinrichtung der Königin um einige Tage vorausgegangen, die Malesherbe's. Frau von Rosambeau begleitete ihren Vater. Wer kennt nicht die herrlichen Worte, die sie an Fräulein von Sombreuil richtete? „Sie", sagte sie, „haben das Glück und den Ruhm gehabt, Ihren Vater zu retten; mir bleibt wenigstens der Trost, den meinen zu begleiten." Wem sinken nicht die Hände, wem schwinden nicht die Kräfte, wenn er in Gedanken diese schreckliche Märtyrergeschichte durchgeht? Die Tyrannen scheinen zu sich selbst gesagt zu haben: „Unsere Gräuel sollen die Quellen des Mitleides versiegen machen. Niemand wird die Seiten der Geschichte lesen, welche die Zeit unserer Herrschaft enthält; Niemand wird es glauben, und man wird unsere Opfer verleumden, um sie nicht zu beweinen. Höchstens wird man die Unklugheit derer erwähnen, deren Heldenmuth uns in Erstaunen gesetzt hat, ohne uns das Schwert entwinden zu können."

Die Frauen scheinen durch ihr edles Betragen der materialistischen Hydra mehr als Einen Kopf abgehauen und den Python, der uns in den Schlamm ziehen will, mit neuen Pfeilen durchbohrt zu haben. Wie mächtig erwies sich das Gefühl in Madame Elisabeth, in Fräulein von Sombreuil und in den Gefährtinnen ihres Ruhmes und ihres Märtyrerthums. Das Gefühl gab ihnen dasselbe ein, was es Leonidas und seinen Dreihundert, was es Regulus, was es Dévins, was es allen patriotischen Helden eingab. Und nimmt man Regulus aus, so gingen sie alle dem Tode in trunkenem Muthe entgegen. Welche lange Folge von Qualen hatten dagegen unsere Zeitgenossen zu erdulden? Das wohlverstandene Interesse im materialistischen Sinne rief einem Jeden zu: „Beuge Dich vor der Gewalt, selbst wenn sie verbrecherisch ist. Fliehe oder verbirg Dich; verbirg wenigstens Deine Thränen und Deinen Unwillen; verschließe Deine Thüre, entziehe Deine Hülfe dem Unglücklichen, der Dich anfleht. Es giebt nur Ein Mittel, dem wüthenden Egoismus zu widerstehen, und das ist der ruhige, tückische, schmeichelnde Egoismus." Im menschlichen Herzen giebt es eine Macht, die beständig gegen das Gemeine protestirt, und wenn die materialistischen Philosophen sie auch in ihren Theorieen geleugnet haben, so haben sie dieselbe doch in ihrem Betragen anerkannt. Man denke an die Verse des flüchtigen Condorcet:

„Ils m'ont dit: choisis être ou tyran ou victime.
J'embrassai le malheur et leur laissai le crime."

Diese Verse, die einzigen, die er je gemacht hat, verfaßte er in dem Zufluchtsorte, welchen ihm eine Freundin der Madame Cottin angewiesen hatte. Einige Monate später, als er für vogelfrei erklärt wurde, wendete er sich mit diesen Worten an seine großmüthige Wirthin: „Ich verlasse Sie mit Thränen; ich muß mich von einer Freundin trennen, deren Tod ich herbeiführen würde; ich bin außer dem Gesetze!" Dieses edle Herz erwiederte: „Sie sind außer dem Gesetze, aber nicht außer der Menschlichkeit!" Condorcet's Bedenklichkeit siegte.

Diejenigen, welche feste Grundsätze haben, geben dieselben nicht so leicht auf. Saint-Lambert war einer der erbittertsten Gegner der Revolution. Kurze Zeit nach dem Verschwinden der größten Gräuel las er in einem Kreise der ausgezeichnetsten Frauen ein Kapitel seines jammervollen Moral-Katechismus vor, in dem vorzüglich die Frauen hart mitgenommen wurden. Man lehnte sich dagegen auf und brachte Beweise von bewundernswerther Selbstverleugnung bei. Der Philosoph war auf der Folter. Endlich sagte er, indem er seine Lippen auf Voltairesche Weise zusammenzog: „Gut, meine Damen! Ich werde noch anführen, daß die Frauen sich aufopferten, als es so Mode war." Wahrscheinlich fröhnten in den Tagen des Diokletian und Galerius die Jungfrauen von Rom, Lyon, Antiochia und Karthago, welche den Märtyrertod starben, auch der Mode.

Das revolutionnaire Gericht hatte einen alten Militair, Herrn de la Vergne, zum Tode verurtheilt. Plötzlich hört man den Ruf: „Es lebe der König!" Man staunt, man schaudert; Jeder fürchtet, für den Schuldigen gehalten zu werden. Derselbe Ruf läßt sich noch einmal hören, und es tritt eine junge Frau hervor, welche sich selbst angiebt.

Frau von la Vergne, die junge Frau eines alten Mannes, vergaß die Mutterliebe nicht, nachdem sie der Gattenliebe genügt. Sie hielt in ihren Armen ein kleines Mädchen von sechs Monaten, welches die unbeugsamsten Richter hätte erweichen müssen. „Ist eine Mutter in dieser Versammlung", rief sie aus, „welche sich meines Kindes annehmen will?" — „Ich!" erwiederte eine Frau aus dem Volke. Diese wurde wunderbarer Weise nicht verdammt; sie erfüllte ihr Versprechen.

Flieht man die blutigen Mauern von Paris, so stößt man auf noch größere Gräuel, auf noch furchtbarere Grausamkeiten in dem heldenmüthigen Lyon und Toulon. Frauen wurden mit ihren Vätern, ihren Söhnen, ihren Brüdern und Gatten von der Artillerie niedergeschmettert. Und diese Grausamkeiten wurden noch an den Ufern der Loire übertroffen. Die ursprüngliche Idee derselben war dem Schiffe des Muttermörders Nero entlehnt. Aber welche Bereicherung erhielt dieselbe, und wie sehr wurde der Römische Tyrann an Grausamkeit übertroffen! Die folgende Begebenheit hatte wahrscheinlich den Blutdurst des Proconsuls hervorgerufen. Neunundzwanzig Frauen, theils Adelige, theils Nonnen, waren auf dem öffentlichen Platze von Nantes hingerichtet worden. An ihrer Spitze ging ein Engel an Schönheit und Güte, die Gräfin von la Rochefoucauld. Während der langen Dauer der Hinrichtung stimmten die heiligen Jungfrauen eine Hymne zu Ehren der Jungfrau Maria an, und die Zurückbleibenden sangen während der Hinrichtung der anderen. Die Menge war von diesem Anblicke zu heftig bewegt worden, als daß man ihn ihr noch einmal hätte vorführen können. Mädchen, Witwen, edle Helden oder Bauern schwanken jetzt auf den Fluthen, bis die verrätherische Klappe sich öffnet. Man hat sie zu Zweien an einander gebunden, aber nicht mit Personen ihres Geschlechts. Diese gezwungene, schamlose Verbindung hieß die republikanische Hochzeit.

Und dennoch hält die Aussicht auf solche Qualen die edlen Pächterinnen nicht ab, die Gattinnen oder Witwen der Helden der Vendée in ihren Häusern aufzunehmen, sie in ihren Ställen oder in hohlen Bäumen zu verbergen. Unter ihnen waren Frau von Lescure und von Bonchamp, die uns so interessante Memoiren hinterlassen haben. Sie folgten ihren Gatten auf ihren kriegerischen Zügen, dieser langen Reihe glänzender, aber unfruchtbarer Siege, welche die Niederlage bei Mans beschloß. Sie theilen mit den großherzigen Rittern den Ruhm, zwanzig- oder dreißigtausend Soldaten vor den Repressalien bewahrt zu haben, welche in einem Kriege von dieser Beschaffenheit unvermeidlich schienen.

Der Abscheu der Tyrannen vor den Frauen wuchs immer mehr. Sie waren Verdammte, welche beim Anblick dieser sterblichen Engel schauderten. In jedem ihrer Blicke glaubten sie die höhnende Verachtung der Madame Roland zu lesen. Ein junges Mädchen, Sophie Renaud, welche der Unwille verzehrte, gab sich dem gefährlichen Vergnügen hin, Robespierre einen Augenblick ins Gesicht zu schauen und sich an seinem Schrecken zu weiden. Sie wird an der Thür angehalten und verfällt der Rache des Tyrannen, ohne ihn mehr als gesehen zu haben; und welcher Rache! Alle Verwandten des jungen Mädchens werden eingezogen und verdammt. Noch fehlen zwei Brüder, welche an den Gränzen kämpfen; sie werden herbeigeschleppt, und der Henker bestraft sie für das Verbrechen, eine Schwester zu haben. Die obersten Leiter dieser Metzeleien mochten sich kaum noch ansehen, ohne zu sich selbst zu sagen: Eine Frau wird unser Gebäude umstürzen, obgleich wir es auf Blut gegründet haben. Ihre Ahnungen waren nicht ohne Grund. Eine Frau veranlaßte den neunten Thermidor. Eine Frau löste die schwierige Aufgabe, eine hunderiköpfige Tyrannei durch den Untergang einiger Tyrannen zu stürzen. Der Tod hat uns jetzt die reizende Fürstin von Chimay entrissen, welche früher Madame Tallien hieß. Sie ist nicht mehr, und ein undankbares Schweigen lastet wie ein kalter Stein auf dem Grabe einer Frau, die von einem ganzen Volke angebetet wurde, dem sie das Leben geschenkt hatte. Ihr allein gehört alles Verdienst in den sechs Monaten, während welcher der Kampf gegen die revolutionnaire Hydra geführt wurde. Madame Tallien hatte den Ruhm, Menschen, welche vom revolutionnairen Fanatismus berauscht waren, der Menschheit wieder zu schenken; sie ließ sie das vergossene Blut vergessen. Es wäre bloße Gerechtigkeit, wenn die Geschichte auf dem Grabe der Frau, deren unerschrockenes Mitleid und wohlthätige Verführung so viel dazu beitrug, Frankreich von einem blutigen Abgrunde zurückzuziehen, eine Bürgerkrone niederlegte.

England.

Die Shetland-Inseln.

(Schluß.)

König Jakob wurde mit Klagen über den Grafen bestürmt, flehentlich um Hülfe gebeten; allein er hatte nicht Macht, den Usurpator zu züchtigen. Er mußte sich mit Drohungen begnügen und sprach in feierlicher Versammlung seiner Räthe das Wort: „Unser Vetter Patrick macht es zu arg; für ihn ist kein Gericht mehr auf Erden, als des Henkers Gericht.“ Des Tyrannen durch List habhaft zu werden, war schlechterdings unmöglich. Denn seine Schlauheit und Kühnheit kam seinem Frevelmuthe gleich; er war ein Riese an Stärke, die Gefahr ihm eine Lust; aus den schlimmsten Nöthen riß ihn Geistesgegenwart und Verwegenheit. Ueberdies sah man ihn nie anders, als von seinen Reisigen und Trabanten umgeben, Abenteurern aus Norwegen, Schottland und Irland, die sich in seinem Dienste bereicherten und mit den Jahren immer zahlreicher wurden, da der Ruf von Pate's Freigebigkeit und von dem herrlichen Leben auf Scalloway alles Raubgesindel anlockte. Die Geschichte Patrick's erinnert von Anfang bis zu Ende ganz auffallend an das Treiben der kleinen Despoten, die sich im 14ten und 15ten Jahrhundert zu Herren der Italischen Städte in der Lombardei und den Marken aufgeworfen haben. Auch ein schauerlich dramatisches Ende fehlt dieser Geschichte nicht, und die Leser mögen dasselbe hier noch vernehmen.

Nordwärts von Lerwich, der Insel Brossa gegenüber, erhebt sich aus einer weiten Sumpffläche der einsam stehende Felsen von Gruniſta in Gestalt einer umgestürzten Pyramide oder vielmehr eines unförmlichen Pilzgewächses, unten schmal, oben breit und abgeplattet. Das Moor rings umher ist ungangbar, voller Schlammgruben und tiefer Tümpel; nur ein einziger, schmaler Pfad führt von Lerwich an den Fuß des Felsens, und zwar an die einzige Stelle, wo derselbe nicht von oben bis unten überhängt, sondern ungefähr bis zur halben Höhe vermittelst einer in den jähen Absturz gehauenen Stiege zu erklimmen ist. Diese Stiege führt zu einem etliche Fuß breiten flachen Vorsprung; von da auf die obere geräumige Felsenplatte, wo damals die Wohnung einer Bauern-Familie war, gelangte man jedoch nur durch zusammengebundene Leitern, welche man mit ihrem Fuß in tiefe zu diesem Zwecke eigens in den Felsen gebohrte Löcher stemmte und oben abermals stark befestigte. Hier hatte ein Landmann mit seiner Frau, einem Sohne und einem Töchterchen seine Behausung. Vordem standen die Leitern beständig angelehnt und befestigt; seitdem aber Pate Stuart sein Unwesen trieb, fanden es die Bewohner von Gruniſta für gerathen, jeden Abend, wenn sie alle daheim waren, die Leitern hinter sich heraufzuziehen. Der Vater starb, der Sohn wuchs heran und ging als Fischer nach einer anderen Insel; Eda blieb mit ihrer Mutter allein. Es war zu Anfange des Frühjahrs 1614; Eda, während des Winters vom Kinde zur reizenden Jungfrau herangeblüht, wurde der Gegenstand von Pate Stuart's Nachstellungen. Einmal, als er wieder den Markt zu Lerwich überfallen und geplündert hatte, war er ihrer ansichtig geworden, wie sie eben mit anderen Frauen und Mädchen in die Kirche flüchtete. Er erfuhr durch seine Kundschafter, Eda würde noch denselben Abend nach Gruniſta zurückkehren, den größten Theil des Weges in Begleitung ihrer Nachbarn, den Pfad durch das Moor aber allein und zu später Stunde zurücklegen. Sofort sprengt er nach Scalloway zurück, wirft seine Rüstung ab, einen schlechten Bauernkittel über, setzt sich auf ein Sheltie und langt kurz vor Einbruch der Nacht an einer Stelle an, wo er sich hart an Eda's Wege hinter großen Steinblöcken verbergen konnte; das Pferd läßt er laufen. Geraume Zeit lag er so auf der Lauer, es war ganz dunkel geworden. Da hört er Schritte von der Stadt her, — es streift dicht an ihm vorüber, und wie er die Hand ausstreckt, faßt er einen wollenen Weiberrock. Kein Zweifel, es war Eda. Wie ein Raubthier packt er die Unglückliche um den Leib, wirft ihr einen Sack, mit vorher eingeschnittenen Luftlöchern, über den Kopf, zieht ihn bis über die Füße herab und schnürt ihn zu. Er wirft die unvermuthet leichte Last über die Schulter und schreitet hastig durch das Moor, auf Scalloway zu, dessen Lichter ihm durch den Nebel trüb entgegen schimmern. Das arme gemißhandelte Geschöpf leistete keinen Widerstand; es stöhnte, wimmerte, aber blieb regungslos und gab endlich kein Lebenszeichen mehr. Patrick hatte Eil, er mußte durchaus vor Tagesanbruch in Scalloway anlangen. Weit und breit war kein Sheltie zu finden. Endlich trifft er zwei vom Markte zu Lerwich zurückkehrende Bauern; der eine ritt auf einem munteren Klepper. Er gesellt sich zu ihnen und redet sie an: sie erschrecken anfangs, fassen aber bald Muth, da sie den Fremden unter einer so schweren Last daherkeuchen sehen. „Gevatter, was habt Ihr da im Sack?“ — „Ich komm' von Lerwich, hab' ein Schwein gekauft.“ — „Das muß ein Schottisch Schwein seyn: mein' Lebtag' hab' ich keins so groß gesehen. Aber warum schleppt Ihr's im Sack? Ihr könnt's ja vor Euch her treiben.“ — „Er hat ganz Recht“, nahm der Andere das Wort: „es kann sich verirren, und die Trows stehlen's ihm unter den Händen weg.“ — „Aber das Thier wird ja ersticken: hört doch, es röchelt wie ein Christenmensch.“ — „Gevatter“, erwiederte Patrick, „wenn Ihr mit einem Christenmenschen Mitleid habt, so helft mir: ich kann wahrhaftig nicht mehr fort.“ Er blieb keuchend stehen. „Wißt Ihr was?“ sprach der guthmüthige Bauersmann: „macht's Euch für eine Weile auf meinem Pferde bequem, so lang unser Weg zusammen geht; ich bin ohnedies müde, mich von der Mähre durchschütteln zu lassen.“ Patrick ließ sich nicht zweimal bitten. Er warf dem Sheltie den Sack über den Hals, setzte sich flugs darauf, drückte dem Thier beide Fersen in die Flanken und sprengte im Galopp davon. Die beiden Bauern rieben sich verwundert die Augen. „Das war der Kobold-König!“ sprach der Eine; „oder Pate Stuart!“ der Andere; Beide bekreuzten sich und zogen eilig ihres Weges. Patrick aber langte in höchster Erschöpfung, von ungewohnter Angst gejagt, mit dem ersten Grauen des Tages vor Scalloway an. Er donnert an das Thor, er stürmt mit seiner Last hinauf zu seinem Wohngemach, schließt die Thür, reißt das Fenster auf, stellt den Sack aufrecht in die Brüstung und schlitzt ihn mit seinem Dolche entzwei. Vor Entsetzen taumelt er zurück. Nicht das bleiche holde Antlitz der ohnmächtigen Jungfrau, die er mit Küssen zum Leben zu erwecken gedachte, nein, das Haupt eines alten Weibes, ein Gesicht von wahrhaft scheußlicher Häßlichkeit, noch vom Todeskampfe verzerrt, starrt ihm entgegen. Die gelbe dürre Haut in unzähligen Runzeln und Falten an den Knochen hängend, die Nase hager und gekrümmt wie der hornige Schnabel eines Vogels, ein spitz herabhängendes Kinn, ein weitklaffender Mund, zahnlos, mit zusammengeschrumpften Lippen, von etlichen grauen Barthaaren umstarrt, hohle, gläserne Augen mit rothen Augenlidern und schmutzig braunen Ringen eingefaßt, dünnes, fahlgraues, wirr herabhängendes Haupthaar, — über den Anblick verliert Patrick die Besinnung. „Wehe mir! ruft er: es ist die Walkyre! die Walkyre hab' ich entführt!“ und in verzweifelter Angst packt er die Leiche und schleudert sie zum Fenster hinaus. Am selben Tage fand man die alte Meg Dhu, Eda's Mutter, zerschmettert am Fuße der Mauern von Scalloway liegen.

Eda wohnte nun ganz allein in der Hütte von Gruniſta. Unter den nächsten Nachbarn waren zwei junge Bauern, Magnus und Swen; die hatten jedesmal, wenn sie auf dem Acker, auf der Weide, oder bei den Netzen der schönen Eda ansichtig wurden, ihr gar freundliche Worte gesagt und nicht undeutlich um das Mädchen geworben. Jetzt ging Eda zu ihnen und sprach: „Ihr habt mir Beide oft gesagt, daß Ihr mich liebt, beweist mir's jetzt. Der teuflische Pate hat meine arme Mutter umgebracht; dafür muß er von Eurer Hand sterben. Wer mich zuerst an ihm rächt, dem schenk' ich Herz und Hand.“ — Schon am anderen Tage klopfte Swen, als wandernder Spielmann verkleidet, an das Thor von Scalloway; es wurde ihm aufgethan. Aber sey es, daß seine Unkunde des üblichen Bardengesanges ihn verrieth, sey es, daß man ihn zur Nachtzeit mit einem Dolche um Patricks Schlafgemach schleichend betraf — Beides wird erzählt —, genug, als die nächste Sonne aufging, hing der arme Swen bei den Füßen an einer Sparre des höchsten Thurmes, eine Speise für die Raben. Magnus gedachte es vorsichtiger anzufangen. Wohl hundertmal legte er sich hinter Felsen auf die Lauer oder verkroch sich unter hochgewachsenem Schilf und Ried, wo er wußte, daß Pate Stuart des Weges vorbeikommen würde. Aber der Graf kam immer mit zahlreichem Gefolge oder zog nicht nahe genug vorüber. Einmal jedoch traf es sich, daß der Graf mit wenigen Begleitern in einen Hohlweg eintritt, dessen Abhänge zu beiden Seiten mit losen Felsblöcken besetzt waren. Des Augenblicks hatte Magnus gewartet; mit starker Hand wälzt er einen mächtigen Stein, recht an der jähesten Stelle, auf den Feind herunter; des Grafen Roß und zwei seiner Leute werden zu Boden geschmettert; Patrick selbst litt keinen Schaden. Aber Magnus, da er den Grafen stürzen sah, wagte sich zu weit aus seinem Versteck hervor oder zog sich nicht schnell genug zurück; einer von Patrick's Trabanten sandte ihm eine Büchsenkugel nach. Magnus stürzte: die Kugel saß ihm zwischen den Schultern, das Blut strömte aus Mund und Nase. In diesem Zustande ließ ihn Patrick an den Schweif eines jungen, wilden Sheltie binden und über die Heide schleifen. „Ich denke“, sprach er, „das Bauernpack wird mir jetzt vom Wege bleiben.“

So hatte Eda ihre beiden Geliebten in den Tod gesendet; um desto eifriger verfolgte sie ihre Rache. Sie rechnete darauf, daß Patrick Stuart von seinen Nachstellungen nicht ablassen würde. Absichtlich blieb sie ganz einsam, ganz allein auf dem Felsen von Gruniſta wohnen. Von allen Seiten wurde ihr Beistand und Obdach angeboten; Jeder war bereit, sie in sein Haus aufzunehmen; alle Frauen gelobten ihr mütterlichen, alle Männer väterlichen und brüderlichen Schutz. Sie war nicht zu bewegen: „So lange Gruniſta's Felsen aufrecht steht“, erklärte sie entschlossen, „soll er meine Wohnung seyn!“ Sie ging nur bei Tage, stets begleitet und bewacht, und nie weiter aus, als zu den nächsten Nachbarn; vor Einbruch der Dunkelheit kehrte sie heim und zog jedesmal die Leiter sorgsam nach sich. An den Rand des Vorsprunges aber, auf die letzte Stufe der erwähnten Felsenstiege, legte sie etliche große Steine so lose und überhängend hin, daß sie bei der geringsten Erschütterung abwärts rollen und entweder den Heranklimmenden niederschmettern oder mindestens durch das Geräusch ihres Sturzes die Nähe des Feindes verrathen mußten. Sie hatte nicht fehl gerechnet. Eines Nachts, als sie, wie gewöhnlich wachend und auf jedes Geräusch horchend, dasaß — denn nur des Morgens schlummerte sie einige Stunden — vernimmt sie ein ungewöhnliches Rascheln; ihr geübtes Ohr unterscheidet die Tritte eines Mannes, der leise, langsam und anscheinend mühsam die Stiege hinanklimmt; sie eilt hinaus. Ein Stein, ein zweiter rollt dröhnend in die Tiefe; sie horcht, ob der Feind getroffen ist. Eine Zeitlang tiefe Stille, sie zieht sich

vorsichtig zurück. Eine Leiter wird an den Felsen gelehnt, hoch genug, daß ihre Stäbe den Rand der Felsenplatte überragen. Eda hört, wie der Verwegene von Sprosse zu Sprosse steigt; mit verzweifelter Anstrengung faßt sie die Leiter an beiden Enden und sucht sie abzustoßen, — es gelingt nicht, das Gewicht ist zu schwer. Sie verliert den Muth nicht; mit beiden Händen packt sie den einen Stab der Leiter und zieht ihn mit aller Macht seitwärts, dann stößt sie den anderen nach. Der Unbekannte war schon bis zu den oberen Sprossen gelangt und trug durch seine eigene Schwere dazu bei, daß die Leiter das Gleichgewicht verlor. Sie glitt längs der Felsenwand, schwankte und stürzte über; ein schwerer Körper rollt mit dumpfem, klirrendem Geräusch in die Tiefe. Eda athmet auf und horcht abermals. Sie vernimmt Geschrei und rasende Flüche, dann das Geräusch flüchtiger Schritte, die sich entfernen. Nur eine einzige Stimme bleibt noch vernehmlich; sie stöhnt und brüllt vor Schmerz, und dazwischen ertönen Verwünschungen, an denen Eda den wilden Pate Stuart erkennt. Alsbald häuft sie Torf und Stroh zusammen, so viel sie auftreiben kann, und steckt es in Brand. Kaum flackert das Feuer auf, so tönt in Lerwick die Sturmglocke; die ganze Umgegend geräth in Allarm auf die Kunde, die Wohnung auf Grunista stehe in Brand. Eine Menge Volkes läuft zusammen, und ehe eine Stunde vergeht, wimmelt es am Fuße des Felsens von Menschen. Eda läßt schnell die Leiter herunter und eilt hinab. Sie erzählt, was vorgegangen ist. Der Feind ist schwer verwundet, er kann nicht weit seyn. Man sucht mit Fackeln, und bald gewahrt man einen Schwergewappneten, wie ein Krebs am Boden rückwärts kriechend, um sich hinter den Steinblöcken zu verbergen. Es ist Pate Stuart: die Augen funkeln grimmig aus dem todesbleichen Antlitz, der Helm ist ihm vom Haupte gefallen, der Eisenpanzer hat ihm im Sturze die Rippen zerquetscht, die stählernen Beinschienen sind ihm ins Fleisch gefahren und das Bein selbst ist zerschmettert. Aber er lebt noch, er hält die Streitart mit beiden Händen hoch erhoben. „Greift ihn, den Bösewicht! greift ihn, den Mörder!" so scholl es ringsumher. Aber dem Ersten, der Miene machte, Hand an ihn zu legen, spaltete ein Hieb mit der Streitart den Schädel; erschrocken weichen die Uebrigen zurück. Da tritt Eda heran, hebt einen Stein vom Boden und schleudert ihn dem Verruchten an das Haupt; die Anderen thun es ihr nach — Patrick stürzt besinnungslos zusammen. Man umringt ihn, man reißt ihm die Streitart aus der festgeschlossenen Hand, man bindet ihn mit Stricken, bis er kein Glied rühren kann. Als Patrick wieder zu sich kam, sah er sich wehrlos in den Händen des Volkes, welches er so lange und so schwer gemißhandelt hatte. Und doch umstanden sie ihn Alle mit geheimem Schrecken, wie die Fischer den gestrandeten nach hartem Kampf mit dem Harpun erlegten Cachelot, und fühlten sich erbeben, wenn er Miene machte, sich zu regen. Früh am Tage führte man ihn nach Lerwick zur sofortigen Hinrichtung. Denn das alte Schottische Gesetz verstattet und befiehlt, daß an der „rothen Hand", d. i. an dem Mörder, welcher beim Morde betroffen wird, unmittelbar Vergeltung geübt werden soll. Ganz Mainland freute sich auf das Schauspiel, den Peiniger durch Henkers Hand schimpflich enden zu sehen. Aber zu Lerwick fand man ein Schottisches Kriegsfahrzeug, das so eben von Leith angekommen war, und dessen Kommandant gemessene Befehle vom Könige überbrachte, den Grafen Patrick Stuart lebendig oder todt nach Edinburg vor des Königs Gericht zu liefern. Er sollte nicht wie ein gewöhnlicher Verbrecher sterben; in einer Proclamation, die dem Volke vorgelesen wurde, gab Jakob VI. sein Königliches Wort, an dem Frevler ein Beispiel strenger, unerbittlicher Gerechtigkeit zu statuiren. Und so geschah es. Der Rebellion, der Usurpation und unzähliger schauderhafter Missethaten überführt, wurde Patrick Stuart im Jahre 1614 zu Edinburg geköpft. Seine Raub- und Frevel-Genossen knüpfte man, wo man ihrer habhaft wurde, ohne Weiteres auf.

In dem Museum vaterländischer Alterthümer zu Edinburg ist noch heute die Maschine zu sehen, mit welcher die Hinrichtung an Patrick Stuart vollzogen wurde. Sie führte den Namen: die Jungfrau (the maiden). Der Delinquent mußte niederknieen und den Hals auf einen Block legen; über ihm war ein scharfes Beil, auf dem Rücken mit Blei belastet, zwischen zwei senkrechte Balken eingefügt und durch einen Strick festgehalten. Löste der Scharfrichter den Strick, so glitt das Beil zwischen den Balken herunter und trennte mit einem Schnitt das Haupt vom Rumpfe. Man sieht daraus, daß die Guillotine schon 1614 in Schottland üblich war*). Aber in Schottland war sie nicht zu Hause. Der blutig-strenge Archibald Douglas, Graf Morton, Regent von Schottland für den minderjährigen Jakob VI. und von seinen Zeitgenossen der alte Schottische Löwe genannt, hatte das erste Exemplar der „Jungfrau" aus England, und zwar aus Halifax in der Grafschaft York kommen lassen, wo diese Maschine schon seit undenklichen Zeiten zu Hinrichtungen diente. Morton glaubte, das widerspenstige Schottland, und namentlich die Großen, nicht anders als durch Schrecken regieren zu können. Wurde es in einem Winkel des Landes unruhig, wollte sich eine Stadt, eine Grafschaft, ein Clan der strengen Zucht nicht fügen, — gleich schickte Morton die „Jungfrau" hin; es fielen einige Köpfe, und Alles ward ruhig. Wollte der alte Trotz in einem der rebellischen und jetzt gebändigten Barone und Vasallen wieder erwachen, so erinnerte ihn Morton mit einem Wörtchen an die „Jungfrau", und es half. Allein auch hier wendete sich die Erfindung zuletzt gegen den Erfinder. Als Jakob VI. großjährig wurde und Morton seine Gewalt niederlegen mußte, da triumphirten seine Feinde. Morton wurde der Mitschuld an dem Morde Darnley's*) angeklagt, zum Tode verurtheilt und legte sein graues Haupt unter das Beil der „Jungfrau". Die allerletzte Hinrichtung mit der „Jungfrau" war die des Grafen von Argyle, der 1685 als Theilnehmer an Monmouth's Aufstand gegen Jakob II. Stuart seinen Kopf verwirkt hatte.

Fr. Mercey.

*) Die „eiserne Jungfrau" ist auch dem Deutschen Mittelalter nicht unbekannt. Auf einem Kupferstich von Aldegraver, einem Schüler Albrecht Dürer's, mit der Jahrzahl 1553, wird dargestellt, wie T. Manlius seinen Sohn, welcher dem väterlichen Befehle zuwider mit dem Gallier gefochten, enthaupten läßt. Die Maschine ist eine förmliche, nur etwas plumpe und massive Guillotine; die Genauigkeit der Zeichnung geht bis ins Kleinste; keine Ader im Holz, kein Stift und kein Nagel ist vergessen. Der junge Manlius hat das Haupt auf dem Blocke liegen, der Scharfrichter ist im Begriff, den Strick zu lösen. Manlius, der Vater, steht dabei, gewappnet vom Scheitel bis zur Zehe wie ein Ritter von König Maxen's Hofe, stemmt die Hand in die Seite und schaut mit stoischem Ernste darein.

Mannigfaltiges.

— Sir James Mackintosh. Die Geschichte von Großbritanien, die dieser geistvolle Schriftsteller herausgegeben, ist bekanntlich bei seinem Tode unvollendet gewesen, und der Englische Verleger beauftragte daher einen anderen Gelehrten mit der Fortsetzung der Arbeit. Diese ist jedoch keineswegs des Werkes von Mackintosh würdig ausgefallen, und das Englische Publikum kauft daher auch nur die ersten Bände. In Paris, wo jenes Geschichtswerk nachgedruckt worden, hat der Verleger, um sein Publikum nicht ebenfalls von dem Ankaufe der letzten Bände zurückzuschrecken, auch letztere unter dem Namen Mackintosh's ausgegeben und diesen ohne Weiteres als Autor bezeichnet. Hier ist also nicht bloß ein Diebstahl an des Verfassers geistigem Eigenthum, sondern auch einer an seinem Ruhme begangen worden, weshalb denn auch in einer der letzten Englischen Parlaments-Sitzungen ein Mitglied bei passender Gelegenheit sich erhob, um eine solche an einem Verstorbenen verübte Schmach öffentlich zu rügen. Leider könnten wir auch in Deutschland einen ganz ähnlichen Fall bezeichnen, wo der Verleger eines humoristischen Werkes sich erlaubte, nach des Verfassers Tode, angeblich aus dessen Nachlaß, eine Fortsetzung seiner Arbeit herauszugeben. Diese war jedoch von einem Dritten nach Notizen geliefert, die auch nicht einmal von dem Verstorbenen herrührten. Die Fabrik-Arbeit eines Anderen gilt daher jetzt für eines bekannten Schriftstellers Werk und verunziert einen Namen, dessen Ehre wahrzunehmen die Pflicht des Verlegers war, der nur seinen eigenen Vortheil dabei im Auge hatte.

— Maaß für Maaß. Es giebt jetzt zwei gute Englische Wörterbücher: das eine von Dr. Richardson, einem Engländer, und das andere von Dr. Webster, einem Nord-Amerikaner. Nun trifft es sich seltsam genug, daß Dr. Richardson's Werk in Nord-Amerika und Dr. Webster's Buch in England mehr verbreitet und berühmt ist, als im eigenen Vaterlande. Das hat aber keinen anderen Grund, als daß beide Bücher in dem anderen Lande nachgedruckt worden sind und dort zu viel wohlfeileren Preisen als in der Heimath verkauft werden. Wäre es immer so: könnten die Engländer jedesmal für ein Englisches Buch, das die Amerikaner ausbeuten, ein Werk der Letzteren nachdrucken, so würde sich allerdings der Handel ziemlich ausgleichen, und beide Nationen hätten eher Nutzen als Schaden von solcher Piraterie. Wie die Sachen jedoch stehen, kommen die Engländer gewaltig zu kurz: die Amerikaner produziren sehr wenig, drucken aber um so industriöser nach; ja, sie verderben den Englischen Buchhändlern nicht bloß den Amerikanischen Markt, sondern sie führen ihren wohlfeilen Nachdruck sogar nach den Englischen Kolonieen aus. Und so haben die Engländer beinahe nur das Säen, während das Aerndten an den Amerikanern ist.

— Alte Handschriften. Herr Maillard de Chamboure, Archiv-Direktor von Dijon, soll dort kürzlich drei eben so alte als interessante Handschriften aufgefunden haben. Zwei derselben stammen, wie es heißt, aus der Zeit der Kreuzzüge her und bestehen aus Berichten und Darlegungen jüdischer Handelsleute, welche die Lieferung von Lebensmitteln und Bekleidungs-Gegenständen für den zweiten Kreuzzug übernommen hatten. Es wäre seltsam genug, wenn man auch damals schon das Lieferungs- oder vielmehr Nichtlieferungs-System der späteren Kriege gekannt hätte. Das dritte Manuskript aber enthält das von dem Rathe von Troyes im Jahre 1128 genehmigte Kriegs-Reglement der Tempelherren. Alle drei Handschriften sollen das unverkennbare Gepräge ihres Alters an sich tragen und manche interessante Züge zur Sittengeschichte des Mittelalters liefern.

*) Heinrich Stuart Darnley, der Gemahl der Maria Stuart, Jakob's VI. Vater.

Das mit dem 31sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlöbl. Post-Aemtern.

№ 40. Berlin, Montag den 2. April 1838.

Frankreich.

Robespierre's Salon *).

Jedes Ding muß seinen Namen haben; ich bezeichne daher mit „Salon" den Versammlungsort bei jenem Menschen, der eine Zeit lang Herr von Frankreich war, dabei jedoch wie ein gewöhnliches Mitglied des Konvents lebte, dessen Haupträdelsführer er selbst gewählt hatte, diejenigen nämlich, welche den Sicherheits-Ausschuß und das Comité für das Wohl des Volkes bildeten. Seine Bescheidenheit war übrigens nur erheuchelt, wie sein Benehmen deutlich beweist. Ungeachtet aller Mühe, die er sich gab, ohne Stolz zu erscheinen, erkannte man doch seinen Hochmuth nur zu bald, wenn er in seiner Wohnung an einem Tische den Vorsitz führte, um welchen die Hauptmitglieder des Konvents und die merkwürdigsten Männer dieser blutigen Epoche versammelt waren.

Eines Tages las Camille Desmoulins, während er dem Anschein nach bei Robespierre noch in Gunst stand, in dieser Gesellschaft ein Drama in Prosa unter dem Titel „Emilie, oder die gerächte Unschuld" vor. Die Zuhörer mögen einen sonderbaren Anblick dargeboten haben; die Aufzählung ihrer Namen macht noch heute einen eigenthümlichen Eindruck. Es waren Danton mit seiner Frau, Camille's Frau, Hébert nebst Frau (alle drei Frauen liebenswürdig, besonders die Gattin Camille Desmoulin's), Barrère, Tallien, Saint-Just, Cambacérès, Chénier, Talma, Dugazon, Laïs, eine Frau, die damals R.'s Maitresse, vollkommen schön war und Madame Lapalud hieß, David und viele andere Notabilitäten der Kunst, deren Namen nicht minder bekannt sind.

Das Drama Camille Desmoulins' war ein Werk, das selbst Zuhörer, wie die hier versammelten, in Erstaunen setzen mußte. Der Gegenstand war die Verführung eines schönen jungen Mädchens durch den Gutsherrn des Dorfes, wohin sie aus der Stadt zurückgekehrt war, nachdem sie dort eine gute Erziehung genossen. Dieses gegenwärtig höchst abgenützte Sujet war damals noch ganz neu und lieferte einen trefflichen Stoff für diejenigen, die es hauptsächlich auf die Adeligen abgesehen hatten. Camille Desmoulins verabsäumte die Gelegenheit auch keineswegs: die Tugenden des jungen Mädchens, die Laster des mächtigen Gutsherrn wurden in das gehörige Licht gestellt. Sonderbar war dabei das Idyllische, das in allen Scenen vorwaltete, die Darstellung des Landlebens, mit einer Ruhe, einem Frieden ausgemalt, deren sich Geßner nicht geschämt haben würde. Uebrigens war das Stück mit Talent geschrieben, wie Tallien sagte, von welchem ich die Erzählung dieser Scene und alles dessen habe, was ihr voranging und folgte. Es entstand eine Bewegung in der Gesellschaft, da Robespierre zu Camille Desmoulins äußerte, er hätte den Pfarrer des Dorfes als Begünstiger der Verführung Emiliens darstellen und ihn nicht in einem Dunkel lassen sollen, welches auf die Vermuthung führe, als sey er im Gegentheil ihre Stütze, „und er hatte Recht", fuhr Tallien fort, „wenn man ein System annimmt, so muß man es auch durchführen."

Wie dem auch sey, Camille Desmoulins, der mit dem Tyrannen schon nicht mehr besonders gut stand, nahm diese Bemerkung Robespierre's für eine Kritik des ganzen Stückes. Er wußte, daß er ihm durch seine unaufhaltsame Beredsamkeit Eifersucht einflößte, und seine Worte kamen ihm neidisch und bitter vor. Chénier wollte die Sache wieder ins Gleiche bringen; Camille aber konnte oder wollte nur an die Kritik denken, und alle Lobsprüche ertönten vergebens. Ausgemacht ist, daß das Stück als solches schlecht und die ganze Anlage desselben nicht besonders war. Camille's Frau fühlte dies selbst und schien fast zufrieden mit dem üblen Erfolg der Vorlesung. Was mich am lebhaftesten bei diesem Vorfall ergriff, den mir Tallien später in Madrid erzählte, war das Bild, das ich mir von der Versammlung jener blutbefleckten Männer entwarf, während sie einem Kunstwerke zuhörten und zu den Darstellungen des Sonnenaufgangs, der ländlichen Ruhe und des Friedens eines guten Gewissens lächelten. Welche Betrachtungen mußten diese Menschen bei den friedlichen Worten in der Höhle des Tigers anstellen, dessen Lippen noch roth waren von dem an demselben Tage vergossenen Menschenblut!

Camille Desmoulins war eigentlich weit davon entfernt, zu diesen Grausamen zu gehören. Durch die Revolution mitten unter sie geworfen, versuchte er stets, sich durch seine Beredsamkeit dem Strome der Ereignisse zu widersetzen. Die wenigen Nummern seines Journals „le Vieux Cordelier" sind Beweise davon, trotz einiger blutdürstiger Grundsätze, die es enthalten mußte, um durchzukommen. Hébert liebte den Camille nicht; er war eifersüchtig auf ihn als Journalist, wie es Robespierre in Bezug auf die Tribüne und Saint-Just bei schönen Frauen war, denen sein hübsches Gesicht weniger Interesse als das Talent Camille's einflößte. Der Unglückliche erblickte in diesen Leuten nur Kunstrichter, die sein Werk, von dem er sich Erfolg versprach, nicht anerkennen wollten; der Sturm fing schon an zu brausen und drohte, verderblich zu werden. Madame Desmoulins sah ihn heraufziehen, und für ihren Gatten zitternd, beobachtete sie den Ausdruck auf den verschiedenen Gesichtern, während Camille sprach. Saint-Just schien der Sanfteste, denn er war so schön! Wie könnte man sich auch eine grausame Seele in der Hülle eines Engels denken? Aber Madame Desmoulins wußte sehr wohl, daß Engel fallen können.

Jene Vorlesung fand nicht lange vor dem tragischen Ende des unglücklichen Camille statt. Das Ungeheuer hatte ihm bereits den blutigen Stempel auf die Stirn gedrückt, und sein Kopf sollte fallen. Er sollte bald mit dem Manne sterben, der von der ganzen Gesellschaft die meiste Energie hatte, jedoch schon anfing, diese Energie um einer Frau willen zu vergessen — mit Danton. An demselben Abend war er gegenwärtig; er saß in einer Welt glücklicher Chimären verloren, die sich auf eine Frau bezogen, welche er vergötterte, und über die er in jenem Augenblicke nicht nur das Vaterland, sondern seine eigene Sicherheit vergaß. Es hatte bereits auf der Tribüne gegen ihn eine lebhafte Diskussion begonnen; er war beschuldigt worden, General Dillon's Freund zu seyn. Hébert, seinerseits durch Camille der Verschwendung öffentlicher Gelder angeklagt, die er für sein Journal erhalten, führte ihn zu jenem Schaffot, welches er selbst später besteigen mußte, und er gab Robespierre einen Plan an die Hand, der Camille und Danton zugleich verderben sollte. Robespierre antwortete nicht; durch einen starken Händedruck gab er ihm jedoch seine Dankbarkeit zu erkennen, die er später dadurch abtrug, daß er ihn auf das Schaffot schickte.

Ungemessener Ehrgeiz, auf Stolz ohne gleichen basirt, und dabei eine große Inferiorität neben denjenigen, die er hinrichten ließ, sind Robespierre's Haupt-Charakterzüge, zu denen man noch einen natürlichen Hang zum Blutvergießen und die ärgste Scheinheiligkeit rechnen muß. Aber die entsetzlichste Leidenschaft für Alle, die ihm auf seinem Wege begegneten, war jene neidische Eifersucht, die ihm jegliche Ueberlegenheit einflößte. Diese Furcht, auf irgend eine Weise übertroffen zu werden, war es, die ihm Danton und Camille Desmoulins verhaßt machte.

Hier theile ich in dieser Beziehung noch eine Anekdote mit, die mir von einem Augenzeugen erzählt worden. Bevor die beiden Ausschüsse (der Sicherheits-Ausschuß und der des Volkswohls), welche alle Macht in Händen hielten, die sich in Robespierre centralisirte, an einem Tage die größten Talente hatten hinopfern lassen, die der Konvent enthielt, — bevor dieser sich selbst verstümmelnde Konvent die Girondisten aufs Schaffot geschickt, die in der That Freiheit wollten und in ihrer Einfalt nicht wußten, daß Robespierre und seine Anhänger nur nach Tyrannei und Despotismus strebten, wurden viele Versuche einer Annäherung beider Parteien gemacht. Eines Tages wohnte Danton, der sich damals noch in dem vollen Glanz seiner tribunischen Gewalt befand, mit anderen Kollegen der Eröffnung der Sitzungen bei. Mehrere Mitglieder von verschiedenen Parteien sprachen in einem der Nebensäle mit einander. Der Eine von ihnen sagte zu Danton: „Ihr solltet Euch denen der Gironde nun bald nähern." Und er führte Danton zu Valazé und einigen Anderen. Nachdem sie ein paar Worte gewechselt, sagte Valazé zu Danton: „Wir fürchten weder Robespierre noch Marat, obgleich dieser eine Beredsamkeit und beißende Entgegnung hat, die oft den Sieg davontragen; wir fürchten Euch, Eure donnernde Rhetorik, jenen Zorn eines Ueberredeten, Ueberzeugten, die Ihr an die Köpfe Eurer Gegner schleudert, und die Ihr ihnen wie

*) Aus der Histoire des Salons de Paris, von der Herzogin von Abrantès.

einen Damm entgegensetzt, den sie oft nicht umstürzen können. Eure Beredsamkeit reißt die Menge hin und bringt sie zum Entschluß. Dies ist die echte Beredsamkeit des Volkstribuns in stürmischen Zeiten. Dies allein beunruhigt uns. Das Uebrige ist von geringer Bedeutung."

Der Girondist hatte Robespierre nicht bemerkt, der zwei Schritt davon, dem Anschein nach, in tiefe Betrachtungen versenkt, auf einer Bank saß. Er hatte die ganze Unterhaltung mit angehört und jedes Wort in seinem haßerfüllten Herzen gesammelt. Und Danton's Tod, der bisher noch nicht entschieden war, wurde von Robespierre beschlossen. Von diesem Augenblick an verbarg er seinen Haß nicht einmal mehr, und er wiederholte oft gegen seine Vertrauten, bald werde der Koloß fallen.

Ein Freund Danton's setzte ihn davon in Kenntniß, auf Danton's furchtbarem Gesicht malte sich jenes bekannte sardonische Lächeln. „Er will es mit mir versuchen!" rief er mit seiner Donnerstimme, daß es von den Wänden wiederhallte; „Er? — wenn ich das glaubte", fuhr er mit Wuth fort, „so risse ich ihm mit eigener Hand die Eingeweide aus dem Leibe!"

Tallien hatte eine Sendung in die Departements gehabt; nach seiner Rückkunft begab er sich zu Robespierre, mit welchem er sehr vertraut war, da er — wie er sagte — an den echten Republikanismus dieses Menschen glaubte. Die Vorgänge in Paris waren ihm gänzlich unbekannt, denn die Konventsmitglieder standen unter eben so strenger Post-Kontrolle wie jeder Andere, und um keinen Verdacht zu erwecken, zogen sie es vor, lieber mit Niemand zu korrespondiren. Er war daher ganz offen gegen ihn und sagte, seine Sendung habe in den Provinzen nicht den gehofften Erfolg gehabt, weil jegliche Gewalt vor der der Mitglieder der beiden Ausschüsse erbleiche; ein Deputirter, ein simpler Repräsentant habe keinen Einfluß. „Jene freiheitswidrige Gewalt", fügte Tallien hinzu, „rührt nur von einer Maßregel her, die noch überdies ein Eingriff in die Majestät der Volksvertretung ist. Warum sind die Mitglieder der beiden Ausschüsse unabsetzbar, Robespierre? Wie! — Du, der Sohn der Freiheit, ein so aufrichtiger und getreuer Republikaner, Du hast ein Amt angenommen, welches nichts anderes ist, als ein schmachvolles Abbild des gekrönten Despotismus? Und hat das Volk darum seinem Könige den Kopf abgeschlagen, um zwanzig andere dafür erstehen zu sehen? Robespierre, diese Maßregel wurde nicht von Dir vorgeschlagen, dafür hast' ich, aber Du hättest sie bekämpfen sollen."

Robespierre benahm sich bei dieser Unterhaltung mit der äußersten Geschicklichkeit; er wußte seinen Einfluß auf Tallien zu behaupten, während er seine Kollegen anklagte. „Was ist jetzt noch zu thun?" sagte er. — „Zu beweisen, daß Du keinen Ehrgeiz hast, weder Du noch Carnot, noch irgend ein Mitglied der Ausschüsse — diese müssen mit einem Wort erneut werden."

Robespierre lächelte ironisch.

„Ja, da haben wir's. Du bist jetzt derselben Meinung wie die Gemeine von Paris und alle Ränkemacher, die das Vaterland verderben wollen." — „Und was wollen diese Leute?" — „Das, was Du selbst willst: die Ausschüsse aufheben, die allein im Stande sind, das Vaterland zu retten, und die es retten werden. Wir sind in einem Augenblick der Krise, Tallien, wo der Staat verloren ist, wenn man das Ruder zu vielen Händen überläßt. Der Konvent ist nur schon zu zahlreich!"

Tallien machte eine Bewegung bei diesem Wort, was Robespierre bemerkte; er sagte daher: „Er ist zu zahlreich, wenn ich Menschen darin sehe, die unser unglückliches Vaterland zu Grunde richten können." — „Wer sind sie, und wie groß ist ihre Zahl?" — „Zu groß, besonders wenn man einen Mann wie Danton an ihrer Spitze sieht." — „Danton?" — „Er selbst! Glaubst Du jetzt, daß die Republik zu viel Maßregeln nehmen könne, ihre Macht zu centralisiren, wenn sie dergleichen Verräthereien sieht?" „Aber wo ist der Beweis?" — „Glaubst Du, ich lüge?" — „Nein, aber Du kannst falsch unterrichtet seyn. Ein so guter Patriot wie Danton darf nur gerichtet werden, nachdem man ihn vernommen hat."

Sehr eng mit Danton verbunden, lief Tallien sogleich zu ihm und fragte, wie er mit Robespierre stehe. „Sehr gut", versetzte Danton. „Wir haben zuweilen unsere kleinen Zwistigkeiten, aber", fügte er lächelnd hinzu, „das geht vorüber, wie es kommt." — „Du täuschest Dich, Unglücklicher!" Und Tallien erzählte ihm seine Unterhaltung mit Robespierre. Danton war äußerst bestürzt. „Jedem Anderen", rief er, „würde ich sagen, es sey nicht wahr, — Dir will ich jedoch die Tiefe meines Herzens öffnen. Ich bin höchst betroffen über das, was Du mir sagst. Aber glaubst Du wirklich?" — „Ja, — was denkst Du zu thun?" — „Ich will Robespierre sehen. Bitt' ihn um eine Zusammenkunft auf morgen früh um acht Uhr. Wir werden dann allein seyn."

Tallien erbat und erhielt die Zusammenkunft, die wie eine Gnade bewilligt wurde. Er sah, daß sein unglücklicher Freund in Gefahr schwebte, und wollte ihn von dem Besuch bei Robespierre abbringen. Beim ersten Wort wurde Danton so grimmig wie ein Löwe. „Ich ihn fürchten?" rief er; „an ihm ist's, zu zittern!"

Sie kamen an, als Robespierre so eben aufgestanden war. Nachdem er eingetreten, schritt Danton sogleich zur Sache. „Da bin ich", sagte er, „ich komme zu Dir. Was hast Du mir vorzuwerfen?"

Robespierre. Sehr ernste Sachen in Bezug aufs Vaterland. Du tadelst und hinderst Alles, was die Ausschüsse des Gouvernements wollen und befehlen. Ich weiß es, — leugne es nicht.

Danton. Wodurch und wie? — an welchem Ort? — an welchem Tage? Wer hat es gehört, oder wem hab' ich es gesagt? Führe mir Thatsachen an, und ich werde mich vertheidigen; nur die Verleumdung klagt so unbestimmt an wie Du.

Rob. Nun gut! Als die Girondisten hingerichtet wurden, hast Du ihre Verurtheilung getadelt.

Danton. Nein.

Rob. Du hast sie beweint.

Danton. Ja.

Rob. Aha, Du gestehst es also?

Danton. Warum nicht? Es waren Männer unter ihnen von hohem, seltenem Talent, die ihr Vaterland liebten. (Robespierre macht eine Bewegung und lächelt verächtlich.)

Danton (mit der ganzen Kraft seiner Stimme wiederholend). Ja, Robespierre, die ihr Vaterland liebten, — und ich habe über den Tod von mehreren geweint, die fast noch Kinder waren. Warum mußte Roger Ducos sterben?

Robespierre (finster und fast drohend). Warum stehst Du meinen heftigsten Feinden bei? Ist nicht Camille Desmoulins als solcher bekannt?

Danton (die Achsel zuckend). Auch ein Kind.

Rob. Du giebst ihm Deinen Rath für seinen Vieux Cordelier. Ihr seyd Beide gegen mich im Bunde, — Du ertheilst ihm beständig Lob.

Danton. Ja, ich geb' es zu, ich bin seiner Meinung, wenn er in seinem Journal verlangt, daß endlich das Blutvergießen aufhöre, und wenn er mit allen Müttern, Frauen und Mädchen um Gnade bittet. Warum stets Blut und immer Blut? Soll ganz Frankreich umkommen? Robespierre, wirst Du nicht eines Tages selbst der Gnade bedürfen, die Du jetzt Allen verweigerst? Wie darfst Du wagen, darum zu bitten, wenn Du jemals so weit seyn solltest?

Rob. Wage es, zu leugnen, daß Du mit Phélippeaux*) umgehst, daß Du mit seinen Meinungen übereinstimmst, daß er nur auf Deinen Rath seine Schrift über die Vendée in den Druck gegeben.

Danton (ihn fest ansehend). Robespierre, ich lüge nie. Ja, ich habe Phélippeaux gerathen, jene Broschüre zu schreiben, — ich habe sie drucken lassen, — habe sie vertheilt. Das Gemetzel in der Vendée muß endlich aufhören, — man watet dort bis über die Knöchel im Blut, das muß ein Ende nehmen. Ich bin es, der sich erhebt und mit lauter Stimme dagegen spricht, — ich — ich — und immer ich!

Rob. Ja, Danton, immer Du, — immer Aufwiegler und gezwungen, es einzugestehen.

Als Danton diese bitteren Worte hörte und den Ausdruck von Robespierre's Gesicht bemerkte, sah er sein Geschick vor Augen, und ein geheimer Gedanke bewegte ihn bis zu Thränen.

Robespierre kleidete sich darauf an; er sah diese Thränen, die einem edlen Herzen Thränen entlockt haben würden, doch erblickte der Elende darin nichts als den Sieg, welchen er über einen stolzen Feind davongetragen, der vielleicht noch nie in seinem Leben geweint hatte. Er bückte sich, und indem er Tallien einen Blick zuwarf, von dem er glaubte, Danton habe ihn nicht bemerkt, schien er zu sagen: „Der stolze Mensch hat sich bis zu Thränen erniedrigt." Aber Danton sah ihn, und indem er sich in der ganzen Höhe seines kolossalen Wuchses emporrichtete, rief er mit seiner Stentor-Stimme:

„Ja, ich weine und verberge meine Thränen nicht, — sie beweisen, daß ich eine Seele habe. Glaubst Du etwa, ich weine über mich? Stirbst Du, Robespierre, so stirbt Alles mit Dir, nur der Abscheu vor Deinem Namen nicht, der Dich auf ewig überleben wird. Aber ich — wenn ich sterbe, so laß ich Andere zurück, und diese Anderen sind meine Kinder, meine Frau. Ich zu Gunsten des Königthums konspirirt! — ich, der geschworene Feind der Könige! Man schicke mich zu den Armeen und lasse mich die Feinde Frankreichs bekämpfen, den Tyrannen trotzen, — da wird sich zeigen, ob ich ein Aufwiegler bin!"

Die Unterhaltung nahm den Ton eines Streites und eines lebhaften Zankes an. Als Robespierre antworten wollte, kam Mademoiselle Duplair aus einem Nebenzimmer und sagte zu Robespierre:

„Maximilian, es sind mehrere Deputationen aus den Departements hier, die Dich zu sprechen wünschen; sie warten schon lange. Soll ich sie hereinlassen?"

„Laß sie eintreten", versetzte Robespierre.

Danton wurde hierauf fast mit Gewalt von Tallien fortgerissen, und zwar in dem Augenblick, da seine Wuth ihn fast verleitete, sich an Robespierre zu vergreifen, der — stets bewaffnet und beständig von zwanzig Elenden umgeben, die er seine Wache nannte — ihn auf der Stelle unter dem Vorwande eines Angriffs auf sein Leben entweder selbst getödtet oder hätte tödten lassen.

Diese Leibwache bestand nur aus zwanzig Personen; sie war aus dem Verworfensten zusammengesetzt, was sich nur auffinden ließ. Diese Elenden folgten Robespierre von weitem und hielten sich stets im Bereich seiner Stimme, um ihm für den Fall eines Angriffs sogleich beizustehen. Sie schliefen pêle-mêle wie in einem Bivouac in den Vorhallen des Hauses, welches er bewohnte. Der Geschichtsschreiber richte sich nun nach dem Moniteur, der höchst gutmüthig berichtet, Robespierre sey in Paris ohne Leibwache und, gänzlich der Liebe und Dankbarkeit der Pariser vertrauend, umhergegangen.

*) Pierre Phélippeaux, Deputirter der Sarthe im Konvent.

Als Danton und Tallien das Haus verlassen hatten, ging Danton lange ohne ein Wort zu reden; Tallien ahnte seine Gedanken. Plötzlich stand er still und faßte mit der Frage Tallien's Arm: „Bin ich nicht ein verlorener Mensch? Sage mir, glaubst Du nicht?" — „Nein, wenn Du Robespierre durch Schnelligkeit zuvorkommst. Wir sind hier am Konvent, laß uns Beide eintreten, — unsere Freunde sind heute zahlreich versammelt, ich weiß es. Besteige die Tribüne, — sprich, wie Du es bei solchen Gelegenheiten zu thun verstehst. Sprich von jener verhängnißvollen Unabänderlichkeit, die den Departements so viel Unzufriedenheit und Mißvergnügen einflößt, — sprich von der Ermordung der Gironde, — sprich nur, und man wird Dir beistehen." — „Es ist noch nicht Zeit", entgegnete Danton. — „Noch nicht Zeit!" — „Nein, noch nicht." — „Aber, Unglücklicher, wenn Du nur eine Minute zögerst, ist es um Dich geschehen! Kennst Du Robespierre nicht mehr? Heute oder morgen wird der Mensch das thun, was Du jetzt verabsäumst, und er wird siegen. Danton, — aus Erbarmen gegen Dich selbst!" — „Es ist noch nicht Zeit."

Diese verhängnißvollen Worte schienen Danton durch seinen bösen Genius eingegeben zu seyn. Danton, der sonst so kühn, so verwegen in Wort und That war, blieb jetzt der Gefahr gegenüber unentschlossen und ohne Kraft.

(Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

Cooper und die Engländer.

Aus dessen kürzlich erschienenen „Italiänischen Ausflügen" *).

Wie wenig Herr Cooper sich enthalten kann, die alte Feindschaft zwischen Onkel Sam und John Bull, die sich jetzt, zwar unblutiger als früher, doch fast gleich stark auf dem Gebiet der Literatur Luft macht, auch in diesen „Italiänischen Ausflügen" hervortreten zu lassen und, von dem reizbarsten National- und Autorstolz getrieben, seine Landsleute, die Amerikaner, so weit ihm nöthig und thunlich scheint, zu vertheidigen und herauszustreichen, die Engländer dagegen überall herabzusetzen, mag man unter Anderem auch aus folgenden Stellen sehen.

Er erzählt von einem Abend, wo er den Vorstellungen eines Privat-Theaters in Florenz beiwohnte, in welchem sich viele Engländer als Zuschauer befanden: „Hier bekamen wir eine Probe sowohl von der wahren Gesinnung der Engländer gegen Amerika, als von Nationalsitten überhaupt, was beiläufig erwähnt zu werden verdient. Einer von den Schauspielern sang mit nicht geringem Humor ein Spottlied, welches gewisse Nationalzüge darzustellen versuchte. Ein oder zwei Verse gingen auf die Engländer, ein paar auf die Franzosen, auf die Deutschen u. s. w., und zuletzt kam einer auf die Amerikaner. Die Schilderungen aller früheren waren alltäglich und verbraucht genug, und das Humoristische derselben bestand hauptsächlich in der Mimik, während die Gedanken sich nicht sonderlich auszeichneten. Dem Vers für den Amerikaner dagegen schien erhöhte Sorgfalt gewidmet zu seyn, und er ward auch mit großer Salbung vorgetragen. Er sollte einen Bewohner des Westens darstellen, der sich rühmt, daß er ganz der Kerl dazu sey, seinen Vater zu fressen, seine Mutter zu peitschen und andere großartige Thaten der Art auszuführen. Ich könnte nicht sagen, daß es mir durchaus an aller Fähigkeit abgeht, Witz und Humor, wo sie sind, zu erkennen und zu würdigen, aber hier war der Mangel an beiden zu stark, als daß ich ihn nicht auf der Stelle hätte merken sollen. Es war nichts als eine rohe, übertriebene Karrikatur, ganz geschaffen für den Geschmack einer Gallerie in einer Seestadt. Man hatte auch über die anderen Verse, wie über närrische Possen, gelacht; doch dies war nichts gegen die Art, wie dieser letzte aufgenommen wurde — ein Geheul von Entzücken wäre kein zu starker Ausdruck. Niemand ist bereitwilliger als ich, der Einsicht und Liberalität eines Theils der Englischen Nation vollkommene Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; wollte man aber behaupten, daß der Ton dieser Besseren, selbst unter den gebildeteren Klassen ihrer Gesellschaft, der vorherrschende ist in Bezug auf uns, so würde man sicherlich nicht die Wahrheit sagen. Man muß wissen, daß dieser Gesang nicht vor dem Parterre oder den Gallerieen eines gewöhnlichen Theaters vorgetragen wurde, sondern vor einer Gesellschaft, in der kein einziges Mitglied unter dem Rang des Gentleman stand, und in der That, ich hätte diese Karrikatur der Intelligenz und Erziehung dieser Gesellschaft gänzlich unwürdig gehalten, hätte ich nicht die sonderbare Ertase mit angesehen, mit der sie begrüßt wurde. Ein viel spaßhafterer Kommentar zu dieser außerordentlichen Scene ist es, daß, gleich nachdem sie vorüber war, der Graf di — sich herüberlehnend mir zuflüsterte, die Abneigung und Eifersucht (ich bediene mich seiner eigenen Ausdrücke) der Engländer gegen Amerika schiene unversöhnlich. Ich bemerkte, daß die Seite des Theaters, auf der besonders die Leute von Rang saßen, stumm blieb, indem die Vornehmen eine kalte weltmännische Gleichgültigkeit behaupteten; an dem anderen Ende des Saales dagegen, das von Englischen Offizieren auf Halbsold und dem großen Haufen der Reisenden angefüllt war, ließ sich ein Brüllen hören, welches ganz für das Thema paßte."

An einer anderen Stelle geht die Empfindlichkeit und der Hohn des gekränkten Patrioten so weit, daß er jene Verachtung, die ihn so sehr erbittert, noch mehr herauszufordern scheint. Die Scene spielt in Livorno:

„Auf unseren Streifereien längs dem Damm und den Quai's trafen wir mehrere Männer aus der Levante, und ein Rais aus Algier saß ganz ruhig, seinen Tschibuk rauchend, auf dem Verdeck seiner Polake. Als er das Interesse bemerkte, womit wir alle diese Gegenstände betrachteten, meinte unser Lohnbediente, es wäre Schade, daß wir nicht zehn Tage früher nach Livorno gekommen wären: da hätten wir ein Fahrzeug gefunden, das des Anblicks werth war, den „Delaware", ein Amerikanisches Kriegsschiff. Wir spöttelten über diese Nachricht und fragten ihn, was denn ein Volk, wie die Amerikaner, Sehenswürdiges produziren könnte? „„Auch ich glaubte dies, meine Herren"", antwortete er; „„aber der „Delaware" war das schönste Schiff, das man je in Livorno gesehen hat, wie Jeder zugiebt."" — „„Gewiß war die Mannschaft schwarz?"" — „„Im Gegentheil, Signore; auch ich erwartete dies, aber sie waren Alle so weiß wie wir""; was aber gewiß nicht so buchstäblich richtig war. So viel indeß ist gewiß, die einzigen Menschen in Europa, die eine gute Meinung von den Amerikanern haben, sind die, welche ihre Schiffe sehen."

Der Großherzog von Toskana scheint die einzige distinguirte Person gewesen zu seyn, deren zuvorkommendes Benehmen gegen den Republikaner Herrn Cooper's Begriffen von seiner eigenen Wichtigkeit ganz entsprechend war. Der Großherzog empfing ihn in dem Zimmer, welches eigens für auswärtige Gesandte bestimmt ist, und sprach erst fünf Minuten mit ihm, sodann noch einmal 20 Minuten lang, und auch beim Abschied war die Audienz äußerst höflich. Von seiner Unterhaltung mit dem Großherzog erzählt der Verfasser: „Eine von seinen Fragen, die sich auf mich persönlich bezog, hat mich eben so sehr erschreckt als unterhalten. „„De quel pays êtes-vous vraiment?"" fragte er, indem er auf das letzte Wort einen besonderen Nachdruck legte. Ich weiß mir diese ungewöhnliche Frage nur auf folgende Art zu deuten: Es war nicht lange her, daß ich die Gelegenheit ergriffen, die Motive und die Politik auseinanderzusetzen, die zu der systematischen und unaufhörlichen Feindseligkeit der Englischen Presse gegen Amerika Anlaß gegeben hatten. Jeder Andere hätte vielleicht diese Pflicht erfüllt, denn zu einer Pflicht war die Sache unter den gegenwärtigen Umständen geworden; indeß hatte mein Buch das Glück, seinen Weg durch Europa zu machen, wohin sonst die meisten Amerikanischen Bücher nie dringen. Was war die Folge davon? Ich wurde mit den schwärzesten Verleumdungen überschüttet, denn das scheint die einzige natürliche Zuflucht der Angelsächsischen Race zu seyn, wo sie nicht zu widerlegen im Stande ist. Um mein Zeugniß zu entkräften, verbreitete man absichtlich das Gerücht, ich wäre ein abtrünniger Engländer, und mein aufrichtiger Unwille wegen unverdienter Nationalschmähungen wurde sehr sinnreich einer persönlichen Abneigung und Unzufriedenheit zugeschrieben. Da ich selbst ein halbes Dutzend von diesen Mährchen in den öffentlichen Blättern zu Gesicht bekam, so konnte ich nicht verlegen seyn, wie ich die Absicht bei des Großherzogs Frage zu verstehen hatte, und das um so mehr, als er die Antwort mit sichtbarer Neugier erwartete. Entschlossen, ihn über einen Gegenstand aufzuklären, der, zwar ohne Bedeutung für das Wohl und Wehe Toscana's, doch von einiger Wichtigkeit war für mich selbst, sagte ich ihm ganz speziell, ich wäre gebürtig aus dem kleinen Staat New-Jersey, einem Gebiet, das zwischen den zwei großen Staaten Pennsylvanien und New-York liege, wäre aber von Kindheit an ein Bürger des letzteren Staats gewesen.... Ich glaube, diese Erklärung befriedigte den Großherzog; denn so allgemein ist der Widerwillen gegen das Englische Schmähungssystem, daß ich schon oft Gelegenheit hatte, zu bemerken, wie die Bewohner fremder Länder sich gewöhnlich freuen, wenn sie finden, daß jene Insulaner Unrecht haben."

*) Vgl. Nr. 30 des „Magazins".

Bibliographic.

The Lives of Jonathan Edwards and David Brainerd. — Bildet den achten Band von Sparks's Lebensbeschreibungen. — Boston.

A grammar of the Spanish language. — Von F. Salts, Lektor der Harward-Universität. Achte Auflage. — Boston.

The United States Speaker. — Auswahl parlamentarischer Reden von Nord-Amerikanern. Von John E. Lovell. — Charleston.

Specimens of American eloqueuce. — Middletown.

Outlines of a history of the court of Rome, and of the temporal power of the Pope. — Philadelphia.

The family temperance agent. — Die Grundsätze der Mäßigkeits-Gesellschaften durch Beispiele erläutert. — Boston.

Animal magnetism. Past fictions — present sciences. — Von Dr. John Bell. — Philadelphia.

Polen.

Die Quellen der Weichsel.

Der „Slawianin" von Stanislaw Jaszowski *), eine schätzbare Sammlung von Aufsätzen mehrerer Autoren, enthält folgende Beschreibung des Ursprungs der Weichsel von A. Tomkowicz.

„England schickt seine unerschrockenen Landers in entlegene Zonen aus, um den Lauf fremder Ströme zu erforschen, ohne gewiß zu seyn, ob die einzusammelnden Nachrichten für die eigenen Söhne von Nutzen seyn werden. Wir entsenden auf der Weichsel schon seit Jahrhunderten die Erzeugnisse unseres Bodens in fremde Länder und ziehen aus ihren Wellen reichen Gewinn;

*) Lemberg, 1837.

sollten wir den Fluß, dessen Name schon so viele Empfindungen weckt, der uns so mannigfache Gaben spendet, nicht wenigstens genau kennen? Und doch ist bis heute keiner der mir bekannten Geographen bis zu dem Ursprunge der Weichsel selbst vorgedrungen, wenigstens hat er nichts über seine Forschungen veröffentlicht. Nicht gar fern von den Quellen wohnend, hatte ich daher schon seit einiger Zeit im Sinne, eine Wallfahrt nach den verborgenen Anfängen dieser Gründerin unseres vormaligen Wohlstandes zu unternehmen, doch erst unlängst war mir das Vorhaben auszuführen vergönnt.

Nachdem ich am 3. Oktober 1834 in Ustron, einem gegen zwei Meilen über Skotschau hinaus liegenden Dorfe des Oesterreichischen Schlesiens, die Nacht zugebracht hatte, bestieg ich am anderen Morgen einen kleinen Gebirgswagen. Binnen einer halben Stunde befand ich mich in den Gränzen eines sehr ausgedehnten Dorfes, nach dem vorbeifließenden Bache Weichsel benannt. Das Dorf zählt 2500 Einwohner, hat eine evangelische und eine katholische Kirche und gehört, wie das vorbenannte Ustron und die ganze Gegend umher, dem Erzherzoge Karl von Oesterreich, in dessen Gebiete überhaupt die ersten Quellen der Weichsel sich befinden. Zwei Stunden nach meiner Abfahrt von Ustron gelangte ich zu einer Försterwohnung, in Schlesischer Mundart Mysliwiec benannt, von wo aus ich mich mit einem Führer zu Fuße auf weiteren Weg begab, denn weiterhin giebt es keinen Fahrweg mehr, und man muß auf schmalen Fußsteigen hinanklimmen. Vier Stunden lang gingen wir ununterbrochen an dem Berge Barania hinan, die letzte Viertelmeile bei den Ueberresten eines alten Waldes vorüber, die an diesem Tage schon drei Finger hoch mit Schnee bedeckt war. Da gelangten wir endlich zum ersehnten Ziel, zu den Quellen der ehrwürdigen Weichsel.

Auf dem westlichen eingebogenen Rücken des genannten Berges, der seinen Namen davon haben soll, daß auf ihm einst bei einem Waldbrande 300 Hammel (Poln. Baran) umgekommen sind, und in halber Höhe des Berges, spritzen unter dem Schatten weitästiger Tannen acht klare Quellen in einem Halbkreise hervor, etwa 50—100 Fuß von einander entfernt, jeder von der Breite einer Hand. Diese Stelle, die in dortiger Mundart Wyrch (wierzch, der Gipfel) der Weichsel benannt wird und nur etwa 300 Fuß von den Gränzen Galiziens und dem Dorfe Kamesznica entfernt ist, muß für den eigentlichen und entlegensten Ursprung der Weichsel gelten. Gegen 100 Fuß tiefer vereinen die acht Quellen, nach Westen zu fließend, ihre Gewässer und erhalten den Namen: Schwarzes Weichselchen (Czarna Wiselka). Denn mit diesem Diminutiv-Namen bezeichnen die Bewohner des Dorfes Weichsel, wie zärtliche Pflege-Aeltern, den Bach in ihrem ganzen Umkreise, und erst, nachdem er seine Geburtsstätte verlassen hat, erhält er den vollen Namen. Das Schwarze Weichselchen springt nun in seinem Laufe von Ost nach West eine Viertelmeile an Steinen brausend hinab und wendet sich dann plötzlich nach Nordost. Dann wieder nach Nordwesten gerichtet, gelangt es zu einer vor einigen Jahren zum Verflößen von Holz erbauten Schleuse, bis es endlich, nachdem es sich zum letzten Male nach Osten gewandt und bereits den Bach Wolna (den Langsamen), der östlich an dem Berge Rubowska entlangfließt, aufgenommen hat, sein durchsichtiges und grünliches Wasser an dem Orte Uszczarni (d. i. Mündung der Schwarzen), um 300 Klafter oberhalb des erwähnten Försterhauses, mit der Bialka (dem Weißbach) verbindet. Dieser Weißbach, an Wasser dem Schwarzen Weichselchen gleich und mit der Wolna in einer Richtung fließend, entspringt 1¼ Meile östlich von seiner Mündung an dem Berge Skalka, und wahrscheinlich haben Dlugosz und nach ihm Swiencki in seiner Beschreibung von Alt-Polen diesen Weißbach für den Urquell der Weichsel gehalten, indem sie den Ursprung derselben an die Skalka versetzen. Der Name Weißbach kommt daher, daß dieses Wasser nach Regengüssen getrübt erscheint, während die Schwarze Weichsel beständig reines Wasser mit sich führt.

Nach ihrer Vereinigung erhalten beide, der Weiß- und Schwarzbach, den gemeinschaftlichen Namen „Weichselchen" (Wiselka), welche, von nun an kräftiger, ihren unbestimmten und gekrümmten Lauf verlassend, in geraderen, breiteren und nach Norden hin niedrigen Ufern dahinfließt. Auf dieser neuen Laufbahn nimmt sie von der östlichen Seite die Bäche Malinka und Goscicjow mit sich, von denen der erste eine Meile oberhalb an dem Berge Kopiec, der zweite eine halbe Meile oberhalb an dem Berge Smerkowiec entspringt, außer diesen den kurzen Bach Partaznik. Von westlicher Seite ergießen sich in dieselbe, gleichfalls noch im Umkreise des Dorfes Weichsel: der Jawornik, eine halbe Meile lang, die Gachora, eine Viertelmeile lang, beide von dem Berge Beskidka her fließend, ferner der Dziechcin, welcher an dem drei Viertelmeilen von der Weichsel entfernten Berge Stozka, und die Kopydla, die an dem eine Meile entfernten Berge Kiciora entspringt.

Mit den Gewässern dieser neun Bäche genährt, entreißt sich das Weichselchen dem mütterlichen Boden und fließt in die Gränze des Dorfes Ustron ein, und erst hier empfängt es, wie bereits oben angedeutet worden, den Namen „Weichsel" (Wisla). Erst eine Viertelmeile unterhalb des erwähnten Försterhauses, zu dem ich, ohne mich aufgehalten zu haben, erst nach sechs und einer halben Stunde zurückkam, vermag die Weichsel, nun mindestens zwei Meilen von ihrem Ursprunge entfernt und schon mit vielen Bächen verbunden, die erste Mühle zu treiben. In Ustron, durch die neuen Hülfsquellen der Bukowa, Dobka u. s. w. anwachsend, wird sie in einen eine halbe Meile langen Graben geleitet und setzt eine schöne Papiermühle, einen großen Schmelzofen und mehrere Eisen- und Kupferhämmer in Bewegung. Weiter nach Norden zu, 1¾ Meilen unterhalb Ustron, gelangt sie zu den Mauern des Städtchens Skotschau (Skoczow). Hier fährt, zur Verbindung der Landstraße, eine lange Brücke über die Weichsel. Zwei Meilen über Skotschau hinaus, bei dem Städtchen Schwarzwasser (Strumien), wendet sie sich wieder plötzlich nach Osten und nimmt in dieser Richtung bei dem Dorfe Dziedzice die Bialka auf, welche Schlesien von Galizien scheidet. Bei Oswiecim endlich beginnt sie, schiffbar zu werden, nachdem ihr noch die Sola von Süden her und die Przemsza, die von Norden herab die Gränze zwischen Polen und Preußen bildet, zugeströmt sind. Also fortwährend nach Osten hin, bei Zator und Tyniec vorübereilend, trägt sie die noch unterweges angetroffenen Flüsse der alten Königstadt Krakau zu.

In der Hoffnung, daß des großen Flusses Ursprung in den Wohnsitzen eines Volkes, das, wie unsere Goralen, den Sagen so hold ist, durch irgend eine Volkssage verherrlicht würde, unterredete ich mich in dem Dorfe Weichsel und unterweges mit den Landleuten, mit dem Lehrer der Parochialschule und dem Ortspfarrer, um ihnen irgend eine dieser Volkssagen zu entlocken, durch welche meine Beschreibung an Interesse gewönne. Aber wider Erwarten blieben meine eifrigen Nachforschungen ohne Erfolg, und sowohl der ehrenwerthe dortige Pfarrer, wie der Lehrer, der, aus dem Dorfe Weichsel gebürtig, schon 30 Jahre daselbst im Amte ist, versicherten, daß über unseren Strom keine Sagen im Munde des dortigen Volkes sich fänden. Doch war in Skotschau die Ueberlieferung bekannt, daß dort einst eine Fürstin in die Weichsel gesprungen sey und der Ort daher den Namen Skoczow erhalten habe. Hierbei liegt der Gedanke an die Fürstin Wanda sehr nahe."

Mannigfaltiges.

— Ferdinand und Isabella. Eine eben so gründliche als mit vielem Geist ausgearbeitete Geschichte der Regierung dieses Spanischen Königspaares ist kürzlich in Nord-Amerika erschienen. Der Verfasser, Herr William H. Prescott, hat dazu nicht bloß die in seinem Vaterlande wegen dessen alter Beziehungen zu dem Spanischen Amerika sehr häufigen Quellen und Werke in Kastilianischer Sprache, sondern auch die Abschriften seltener Manuskripte benützt, die er sich mit vieler Mühe aus Madrid zu verschaffen wußte. Es ist ihm auf diese Weise gelungen, ein Werk zu Stande zu bringen, wie es weder die Englische noch irgend eine andere Literatur bisher besaß. Denn die im vorigen Jahrhundert in Deutschland*) und in Frankreich**) erschienenen Darstellungen sind mehr oder weniger bloße Compilationen nach den allgemeinen Geschichtswerken von Mariana und Ferreras, obwohl unser Landsmann allerdings in seinem Quellen-Studium etwas weiter gegangen, als der Französische Abbé, der sich einen Neffen Voltaire's nannte und, vermöge dieses Titels, aller Gründlichkeit überhoben zu seyn glaubte. Das so eben erschienene Buch des gelehrten Amerikaners***) dürfte namentlich über die Geschichte der Entdeckung von Amerika, so wie über die der Vertreibung der Mauren und der Juden aus Spanien, manches neue Licht werfen. Von persönlichem und anthropologischem Interesse ist dabei, daß Herr Prescott, als er noch (im Jahre 1826) mit den Vorstudien seiner Arbeit beschäftigt war, plötzlich erblindete. Aber weit davon entfernt, durch dieses Unglück muthlos gemacht zu werden, spornte es ihn vielmehr zu einer um so ungestörteren Thätigkeit an. Anfangs ließ er sich die Spanischen und andere Handschriften und Werke in fremden Sprachen von einem jungen Manne vorlesen, der nur Englisch verstand und daher die ausländischen Idiome in der Englisch-Amerikanischen Aussprache und mit ganz seltsamer Betonung vortrug. Gleichwohl gewöhnte er sich bald an diese Art, zu studiren, bis er einige Jahre später einen Spanischen Amanuensis fand, der ihm zwar in vielfachen Beziehungen von größerem Nutzen war, an dessen sonore und seinem Ohr fremde Declamationen er sich jedoch erst nach und nach wieder gewöhnen konnte. In der neuesten Zeit war er so glücklich, sein Augenlicht so weit wieder hergestellt zu sehen, daß er wenigstens sein Werk, das er diktirt hatte, selber revidiren konnte. Herr Prescott fordert indessen in seiner Einleitung die Kritik auf, keine Rücksicht auf jene körperliche Behinderung des Autors zu nehmen; sie sey vielmehr, versichert er, seinem Fleiße zu Statten gekommen, und jeden etwanigen Mangel würde er eben so gut, wie die sehenden Geschichtsforscher, zu vertreten haben.

*) Geschichte der Regierung Ferdinand's des Katholischen, Königs von Spanien. Von A. Becker. 2 Bde. Dresden, 1779.

**) Histoire des Rois Catholiques Ferdinand et Isabelle. Par l'abbé Mignot. 2 vols. Paris, 1769.

***) History of the Reign of Ferdinand and Isabella the Catholic. By William H. Prescott. 3 vols. Boston.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 41. Berlin, Mittwoch den 4. April 1838.

England.

Leiden eines Ordnungsliebenden.

August Minns war ein Junggeselle, der nach seiner eigenen Angabe vierzig, nach der seiner Freunde achtundvierzig Jahre alt war. Immer war er eigen, ordentlich, pünktlich; er war eine menschliche Uhr, deren Räderwerk nie in Unordnung kam, deren Genauigkeit nie eine Veränderung erlitt. Wer hätte je ein Stäubchen auf seinem braunen Rocke gesehen? wer eine Falte auf dem Rücktheile desselben, einen Fleck auf seinen hellgrauen Beinkleidern, eine Unregelmäßigkeit in dem Knoten seiner Halsbinde, oder eine Spur des Alters an seinen untadelhaften Stiefeln? Sein braunseidener Regenschirm mit elfenbeinernem Griffe war noch ganz neu, obgleich er ihm schon funfzehn Jahre gedient hatte. In Somerset-House war er in einem Büreau angestellt und hatte sich hier natürlich durch seine Pünktlichkeit und Ordnungsliebe ausgezeichnet.

Dieser Staats-Beamte, wie er sich selbst gern nannte, hatte ein gutes Gehalt, zu dem noch 6000 Pfund kamen, die in das große Buch eingetragen waren. Er bewohnte eine erste Etage in Tavistock-Street. Seit zwanzig Jahren genoß er hier das Glück der tiefsten Ruhe und das unvergleichliche Vergnügen, sich mit seinem Hauseigenthümer zu zanken. Im Anfange eines jeden Vierteljahres machte Hr. Minns Miene, auszuziehen, und am folgenden Tage ließ er sich die Schlüssel wieder ausbitten. Diese unterhaltende Beschäftigung brachte sein Blut in heilsame Wallung. Seine fixe Idee war die Ruhe, und die vollkommenste Ordnung war eine Bedingung seines Daseyns geworden. So kam es, daß zwei Geschöpfe seinen ganzen Haß zu tragen hatten: die Hunde und die Kinder; beide verletzten seinen Sinn für Ordnung, und an dieser hing sein Leben. Der Hinrichtung eines Hundes oder dem Morde eines Kindes würde er mit der innigsten und grausamsten Freude zugeschaut haben.

So lag eine ganze Welt zwischen der Sinnesart von Minns und der seines Vetters Oktavius Budden. Dieser, ein ehemaliger Kaufmann, war lärmend, eitel, ein wenig schwerfällig und prachtliebend. Minns war der Freund seiner Pantoffeln, schweigsam, sparsam; er war das Muster eines ordentlichen Mannes. Daher war ihm auch sein Vetter ein Gräuel. Er hatte sich nur mit Mühe dazu bequemt, Pathenstelle beim jungen Budden zu vertreten, und nie hatte er sich um seinen Pathen bekümmert. Hr. Budden hatte sich vom Gewürzhandel zurückgezogen, nachdem er ein bescheidenes Vermögen erworben. Nun konnte er seinen Neigungen für das Landleben folgen und ein Häuschen, welches ein paar Schritte von der Straße ablag, kaufen. In diesem Häuschen, oder besser in dieser steinernen Schachtel, lebte er mit seiner Frau und seinem Sohne Alexander August Budden. Als man eines Abends den Kleinen hinlänglich bewundert hatte, fiel das Gespräch der Gatten auf den Pathen Minns. Er war ein ordentlicher Mann, und ein ordentlicher Mann wird immer für reich gehalten. Die Frauen besonders haben einen eigenen Instinkt, die verborgenen Geldquellen zu errathen.

„Ja", rief Madame Budden, „wir müssen uns um seine Freundschaft bemühen. Wir haben einen Sohn, und Hr. Minns kann ihm nützlich seyn. Auf, Hr. Budden, thun Sie etwas! besuchen Sie diesen Pathen!" — „Aber, Madame Budden...." — „Aber, Herr Budden, keine Widerrede, Sie werden es thun." — „Unsere Charaktere sind so verschieden!" — „So müssen Sie den Ihrigen ändern." — „Gut! Ich werde ihn zum nächsten Sonntag zum Mittagessen einladen." — „Nun, das nenne ich mir noch einen guten Jungen, einen gefälligen Mann!" — „Du hast Recht", sagte Budden mit einer schlauen Miene, „aber ich will noch mehr thun!... Die Frauen verstehen davon nichts; aber Sie sollen sehen."

Am folgenden Morgen frühstückte Minns mit seinem gewöhnlichen sanften Ernste; sein Frühstück und sein Journal, das er von einem Ende zum anderen, vom Titel bis zum Namen des Druckers las, fesselten beide seine Aufmerksamkeit. Er fuhr zusammen, als eine fremde Hand an die Hausthür klopfte; der Schlag war laut und rauh. Sein Bedienter brachte ihm darauf eine winzige Karte, welche mit riesenhaften Gothischen Charakteren bedeckt war. „Oktavius Budden, Zoë's Hütte, in der Pappel-Allee, Stamford-Hill."

Madame Budden hieß Zoë; vor der Thür stand eine Pappel; so findet die Karte ihre Erklärung. Der Junggeselle las und zitterte.

„Budden!.. Gehe er hin, woher er gekommen ist!.. Ich schlafe.. ich bin ausgegangen und komme nicht wieder.." — „Er kommt schon hinter mir her!"

Minns' gute Laune war verschwunden; er kannte seinen geräuschvollen Vetter und verabscheute ihn; seine Nerven zuckten. Schon hörte er die neuen Stiefeln des Gewürzkrämers knarren, und dazu kam noch ein sonderbares Gekläffe, welches allen seinen Vermuthungen Hohn sprach.

„Er mag kommen", murmelte er mit schmerzlicher Stimme. Jetzt erschienen zwei Personen: zuerst eine ungeheure Pudelhündin mit weißen Haaren, langen Ohren, rothen Augen, kleinem Schwanze; ihr folgte der Besitzer des Hundes, der edle und liebenswürdige Budden. Seine Manieren waren von einer Geradheit, die man für Rohheit halten konnte. Gleich bei seinem Eintritt warf er einen Stuhl um und zerdrückte fast die Hand seines Vetters. Dann verwickelte er sich mit seinen Stiefeln in das Tischtuch und sagte mit lauter Stimme:

„Ich bin entzückt, Sie zu sehen!" — „Gleichfalls!" — „Wie geht's? Wie geht's!" — Minns blieb stumm. — „Und die Familie? Ihre Frau?.. Ach! Sie haben ja keine. Aber Ihr Bruder!.. Wie einfältig bin ich!.. Aber Sie, mein Junge, sind köstlich!".. — „Zu gütig, viel zu gütig, Herr Budden."

Minns lag auf der Folter und verfolgte die Hündin mit dem kleinen Schwanze.

„Sehr schön, sehr schön!" erwiederte Budden auf eine Frage, die gar nicht vernommen worden war.... „Und befinden Sie sich wohl?"

So ziehen sich in England, und wahrscheinlich auch anderswo, diejenigen aus der Schlinge, welche nicht sehr reichlich mit geistigen Gaben bedacht sind. Sie nehmen ein ungeheures Interesse an unserer Gesundheit und bezeugen dies durch endlose wiederholte Fragen. Während dieser köstlichen Unterhaltung war der Vierfüßler viel geschickter und unternehmender gewesen. Seine Hinterfüße waren in die Höhe gerichtet; seine Vorderfüße ruhten auf dem Tischtuche, und seine Zähne nagten an dem braunsten und zartesten aller Braten. Er war im Begriff, ihn auf dem Teppich zu verspeisen.

Budden bemerkte den Diebstahl und brach in ein grobes Lachen aus: „Minns", rief er aus, „sehen Sie doch! der Hund ist des Herrn würdig. Beide sind Thiere ohne Umstände. Weg! Hannibal, weg! Ich bin zu Fuß gekommen; ich habe fürchterlichen Hunger." Minns war ein Freund der Höflichkeit, und er that sich den möglichsten Zwang an, um nicht die Gränzen derselben zu überschreiten. „Sie sind ohne Frühstück aufgebrochen?" rief er aus.

„Herzensvetter, ich wollte mit Ihnen frühstücken; klingeln Sie, mein Junge! Geben Sie unterdeß den Schinken her! Ich mache keine Umstände; die umständlichen Leute sind unausstehlich. Nicht wahr, Vetter?"

So ergriff er eine Damast-Serviette und wehte damit den Staub von seinen Stiefeln ab. Minns zog mit ruhiger Verzweiflung die Klingelschnur und versuchte zu lächeln. „Was für eine Hitze!" — Budden ergriff eine zweite Serviette und wischte sich den Schweiß ab. Bei der gänzlichen Unfruchtbarkeit seines Geistes rief er dann zum funfzehnten oder sechzehnten Male aus: „Ach! der theure, liebe Minns! meiner Treu, er ist so gesund wie ein Fisch!" — „Finden Sie?" Minns versuchte zu lächeln. — „Ist bei Ihnen Alles wohl?" fragte der höfliche Mann, während Budden eine Butterschnitte verzehrte. — „Kerngesund! Sie kennen unsere Wohnung nicht; vortrefflicher Schinken.... Ruhig, Hannibal!"

Hannibal schleppte sich mit zwei Schinkenschnitten auf dem Teppich herum. Budden fuhr in seiner Beschreibung fort: „Grüne Fensterläden, ein kleiner Garten, ein grünes Gitter, ein blanker kupferner Klopfer; Alles ist höchst elegant." Budden hatte währenddem die ganze Oekonomie des Frühstücks umgeworfen; die Gabeln lagen nicht an ihrer Stelle, das Messer, an dem Butter hing, lag auf dem Tischtuche. Wer könnte den Schmerz eines ordnungsliebenden Mannes dabei beschreiben! Mit sanfter und noch liebenswürdiger Stimme sagte er:

„Wenn Sie doch den Schinken anders anschneiden wollten; ich glaube, er würde Ihnen besser schmecken."

Der unempfindliche Budden spießte ein kolossales Stück auf seine Gabel und sagte: „Dank, Dank. So ist er mir lieber; das ist weniger umständlich. Ruhig, Hannibal! Laß die Gabel liegen. Ich bitte noch um etwas Zucker! Noch etwas! Aber Sie besuchen uns doch? Machen Sie keine Umstände."

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Robespierre's Salon.

(Schluß.)

Lacroix, ein Freund Danton's und Konvents-Mitglied, war durch Tallien von der Gefahr, in welcher Danton schwebte, in Kenntniß gesetzt worden. „Ach", sagte er darauf zu Tallien, „ich habe Alles vorausgesehen, — ich habe darüber bereits mit Danton geredet, aber immer dieselbe Antwort erhalten. Er hat ein zu großes Vertrauen auf die Furcht, welche er Robespierre einzuflößen glaubt; er denkt, dieser werde es nicht wagen, seinen Kopf anzutasten. Durch ein Wort Saint-Just's und Henriot's vorgestern beunruhigt, habe ich sogleich Alles bei Danton aufgeboten und ihm vorgestellt, daß der Tyrann dem Volke verhaßt ist, — daß auf ein einziges Wort aus seinem beredten Munde Robespierre falle; endlich habe ich mich vor ihm auf die Kniee geworfen — ja, auf die Kniee! — und was hat er mir geantwortet? — was glaubst Du wohl, daß dieser von allen Seiten bedrängte Mensch mir geantwortet?" — „Es ist noch nicht Zeit!" — „Welcher Wechsel in wenigen Monaten!" fuhr Lacroix fort. „Was hat ihn aber verursacht? Die Liebe zu einem Weibe. Diese Liebe beherrscht ihn dermaßen, daß er nicht im Stande ist, sich nur auf einen Tag von Paris zu entfernen, wenn sie es nicht wünscht oder ihn nicht begleiten will. Ich würde ihm vorschlagen, zu entfliehen; ich habe die Mittel dazu, aber er schlägt es doch nur aus. Seine Frau ist in anderen Umständen, er will sie nicht verlassen. Handelt er, so möchte er vielleicht die Ruhe derjenigen stören, die er mehr liebt als das Vaterland, die Freiheit, als Alles, was nicht sie ist. Darum wollte er niemals zugeben, daß Robespierre sein Feind und er in Gefahr sey."

Was Lacroix sagte, war nur allzu wahr. Danton stand unter dem Einfluß einer jener Leidenschaften, die über das Leben entscheiden; er opferte ihr das seinige. Noch an demselben Tage kam gegen Abend ein Kanzellist des Revolutions-Tribunals (dieser unreinen Kloake, worin vielen hohen Häuptern die Märtyrer-Krone aufgesetzt wurde), der Danton wohlwollte, zu diesem, um ihm anzuzeigen, daß man im Begriff stehe, seine Sache dem öffentlichen Ankläger Fouquier-Tinville zu übergeben, und daß bereits von seiner Festnehmung im Ausschuß oder Konvent gesprochen worden sey.

„Festnehmung!" fuhr Danton heftig empor, — „Festnehmung? — man wird es nicht wagen!"

„Dasselbe Wort sagte der Herzog von Guise, als er zu Heinrich III. ging, und er hat ihn nicht lebend wieder verlassen", versetzte Lacroix.

Aber als hätte Danton dem Tyrannen trotzen und ihm zeigen wollen, daß seine Kraft noch nicht erschöpft, ging er noch an dem nämlichen Abend in die Oper. Auch dorthin kam der Kanzellist des Revolutions-Tribunals, um ihm anzukündigen, der Verhaftsbefehl sey bereits ausgefertigt, und daß ihm nur noch wenige Augenblicke zur Flucht übrig seyen. Der Warnende besaß in Romainville ein Haus; er erbot sich, Danton dorthin zu begleiten. Es gab in jener entsetzlichen Zeit noch edle Seelen!

Seine Frau, die bis dahin nichts von der Gefahr gewußt hatte, faltete die Hände und bat und beschwor ihn, zu entfliehen. Er sah sie dergestalt in Furcht, daß er sich entschloß, dem muthigen Freunde zu folgen, der vielleicht seinen eigenen Kopf in Gefahr brachte, als ein genauer Freund Danton's, der sich mit in der Loge befand, ihm diese Flucht ausredete, indem er sagte, einen Mann wie ihn könne man nicht arretiren, das Volk würde sich widersetzen. „Das hab' ich immer gesagt", versetzte Danton, dem Freunde die Hand drückend, der vielleicht nichts als ein Verräther war, — „ich bleibe."

Indem er seine Frau auf die Wange küßte, bat er sie, sich zu beruhigen, und nachdem er den wärmsten Dank jenem Kanzellisten abgestattet, hörte er den Rest der Oper mit der äußersten Aufmerksamkeit. Darauf ging er mit seiner Frau hinaus und kehrte ruhig in seine Wohnung zurück; kaum graute jedoch der Tag, als ein Bataillon sein Haus umzingelte und ihn festnahm, ohne daß die versammelte Menge etwas Anderes als Neugierde zeigte.

Dabei war Danton so beliebt, daß die mit seiner Arretirung Beauftragten Alles thaten, was in ihrer Macht stand, um seine Flucht zu erleichtern. Als sie sahen, daß er keine Lust zu entweichen zeigte, zogen sie das Versiegeln und alle bei einer solchen Gelegenheit vorkommende gerichtliche Geschäfte in die Länge, in der Hoffnung, man werde kommen, ihn zu befreien. Niemand kam, und dennoch — ich wiederhole es — liebte man ihn. Der Schrecken, den die Ausschüsse einflößten, war jedoch so groß, daß Alles vor dieser Macht verschwand. Man führte ihn nach der Conciergerie, wo er Phélippeaux, Lacroix, Camille Desmoulins, Hérault, de Séchelles und Andere traf.

Jene Schwäche, welche er vor seiner Festnehmung gezeigt, verschwand vor seinen Richtern: im Tribunal war sein Benehmen großartig. Man weiß, wie er mit den Richtern umsprang. Er kam dahin, ihnen solche Furcht einzuflößen, daß der Präsident eine Compagnie zur Unterstützung verlangte, „um", wie er sagte, „das Heil des Tribunals diesem Menschen gegenüber zu sichern, der das Volk zum Aufruhr ermahnt."

Sein Ende war heroisch, besonders in den letzten Augenblicken. Er sagte seiner Frau Lebewohl; er bat sie, ihn nicht zu vergessen, „bis zum Augenblick", schloß er, „wo wir uns wiedersehen werden." — Diese Worte sprach Danton; sie wurden ihm durch seine Ueberzeugung eingegeben. Er hatte keinen Stolz und zeigte in seinen letzten Augenblicken, daß mit seinem Glauben eine Veränderung vorgegangen.

Robespierre zog sich indeß von der politischen Welt, selbst von seinen Kollegen des Ausschusses, Saint-Just und wenige Andere ausgenommen, fast ganz zurück. Bisher hatte er oft Diners angenommen und gegeben, theils bei sich, theils bei Rose, dem berühmten Restaurateur jener Zeit; nach Danton's Tode wurde er jedoch scheu und abstoßend. Ein großer Gedanke brütete auf seiner Stirn, — welcher war es? Beabsichtigte er eine geheime Hinrichtung im Großen, um das Blut in noch stärkeren Strömen zu vergießen? Nach seinen finsteren Blicken zu urtheilen, mußte es in der That etwas Grauenvolles seyn, worüber er grübelte.

Seit mehreren Monaten besuchte Robespierre eine Frau, die man kennen muß, um eine Idee von dem zu bekommen, was Paris während des Terrorismus war. Diese Frau nannte sich Catherine Théos. Früher war sie Köchin gewesen. Mehrere Jahre vor der Revolution behauptete sie — vielleicht war ihr Verstand in der That gestört — Visionen gehabt zu haben, die ihr verkündet, daß sie die Mutter Gottes sey. Die Folge ihrer Visionen war, daß man sie in die Bastille steckte, wo sie sechs Monate blieb. Als die Revolution ausbrach, begriff die intrigante und verschmitzte Catherine sehr wohl, jetzt sey ihre Zeit gekommen, und mit Verzichtleistung auf die Ausübung ihrer Küchen-Talente, nannte sie sich von nun an Mutter Gottes. Sie machte die Bekanntschaft eines gewissen Dom Gerle, der früher Karthäuser-Mönch und später Mitglied der konstituirenden Versammlung gewesen. Vor ihm war sie aber mit einem anderen Menschen bekannt gewesen, der sich vornahm, diese Frau mit ihren Reden zu seinem Vortheil zu verwenden, und dieser Mensch war Robespierre.

Er war jetzt dahin gekommen, sein System zu ändern, denn er sah wohl ein, das seinige konnte sich nicht mehr halten. Es mußte durchaus etwas Ordnung in die einzelnen Theile des großen Staates gebracht werden, die zusammenbrachen, obgleich die Armeen an den Gränzen siegten. Was hilft die schönste Schale, wenn das Innere der Frucht wurmstichig ist? Robespierre sprach daher mit Catherine Théos und gab ihr neue Anleitungen; Dom Gerle hielt sich bereits für Gottes Sohn und überließ es Robespierre, sich zu halten, wofür es ihm beliebte; dieser gab sich für nichts Geringeres, als für den Sohn des höchsten Wesens aus.

Von nun an wurden dreimal wöchentlich des Abends Versammlungen bei Catherine Théos gehalten, denen Robespierre beiwohnte. Er wollte das neue Religions-System organisiren, welches er in Frankreich einzuführen gedachte, nachdem er den Konvent von denjenigen Mitgliedern gesäubert, die er fürchtete, als da waren Bourdon (von der Oise), Tallien u. s. w. Dies geschah indeß Alles heimlich.

Endlich war man so weit, und das Fest des höchsten Wesens wurde gefeiert. Hier fehlte es jedoch Robespierre gänzlich an Geschicklichkeit. Leuten, die Alles zu zerstören drohten, durfte er nur mit religiösen Ideen kommen, die zugleich von einer ansehnlichen Macht unterstützt wurden. Seine Zuhörer öffneten, da dies hier nicht der Fall war, die Augen, und sogleich wurden Maßregeln von der Gegenpartei genommen, die sich im Konvent fand, wo man Robespierre haßte und fürchtete.

An der Spitze dieser Faction, welche sich langsam erhob, aber furchtbar wurde, sobald sie eine Anklage aussprach, befand sich Vadier, Mitglied des Sicherheits-Ausschusses, früher Robespierre's bester Freund; später hatten sie sich verunreinigt. Er wurde von dem in Kenntniß gesetzt, was sich im Salon der Catherine Théos zutrug, und beschloß, dem Dinge nachzuspüren. Die Stelle, welche Vadier im Sicherheits-Ausschuß einnahm, stellte sämmtliche Mittel zu geheimen Nachsuchungen zu seiner Verfügung, — er benutzte sie. Einer der Agenten des Ausschusses ging mit der Bitte zu Catherine, unter die Zahl ihrer Jünger aufgenommen zu werden. Sie wohnte in einem schönen großen Hause in der Rue d'Estrapade. Nachdem er des Abends durch einen Eingeweihten, den er getäuscht hatte, in die inneren Gemächer geführt worden, erblickte er einen schönen geräumigen Salon, in dessen Mitte drei mit rothem Sammet überzogene und mit goldenen Franzen besetzte Sessel standen: der in der Mitte für die Mutter Théos, der zweite für Robespierre, den Sohn des höchsten Wesens, der dritte für Dom Gerle, den Sohn Gottes. Dieser saß links neben der Mutter Gottes, Robespierre war nicht zugegen.

Kaum war der Agent eingetreten, als eine andere Frau, fast eben so alt wie die Mutter Gottes, erschien; sie wurde die Erleuchtete genannt und begann sogleich in einem näselnden Tone: „Kinder Gottes, macht Euch bereit, das Lob des höchsten Wesens zu singen!" Als der Aspirant die nöthigen Förmlichkeiten durchgemacht, ließ ihn Catherine Théos zu sich herantreten, und nachdem sie ihm befohlen, sich auf ein Knie niederzulassen, sprach sie ihm, während sie seine Hände in die ihrigen nahm,

folgende Eidesformel vor: „Ich schwöre, meinen letzten Blutstropfen für die Sache und den Ruhm des höchsten Wesens zu vergießen und sie zu vertheidigen, sey es mit den Waffen in der Hand, oder durch das Erdulden aller möglichen Todesarten."

Hierauf las die Erleuchtete etwas aus der Offenbarung Johannis vor und sagte: „Sieben Siegel sind dem Evangelium der Wahrheit aufgedrückt, fünf sind gelöst. Gott hat unserer Mutter verheißen, sich ihr bei der Lösung des sechsten zu offenbaren. Wird das siebente gelöst, so fasset Muth, an welchem Ort der Erde Ihr auch seyn und was Ihr auch sehen möget; die Erde wird gereinigt werden, alle Menschen werden sterben: nur die Auserwählten der Mutter Gottes werden nicht umkommen, und die, denen vor dieser Zeit ein Unglück zugestoßen, werden wieder geboren werden, um nicht mehr zu sterben."

Dann nahm Catherine abermals die Hände des Aspiranten in die ihrigen und sagte, indem sie ihn küßte: „Mein Sohn, ich nehme Dich auf in die Zahl der Auserwählten; Du wirst unsterblich seyn, wenn Du Deinem Eide getreu bleibst."

Noch mehrmals kehrte der Agent zu Catherine Théos zurück, und stets wurden neue Mitglieder eingeweiht, deren Anzahl endlich beunruhigen mußte. Er sah Robespierre unter ihnen, und Badier erfuhr mit jedem Tage, daß sein Gegner sich seinem Sturze nahte. Endlich schien ihm der günstige Augenblick gekommen, die Mutter Théos und Dom Gerle wurden angeklagt und verhaftet. Sobald dies geschehen war, eilte Robespierre herbei, um seine Macht für ihre Rettung aufzubieten; doch konnte er von jetzt an bemerken, wie sehr diese bereits abgenommen. Er war nicht im Stande, sich der Festnehmung jener Individuen mit Erfolg zu widersetzen.

Nach diesem Ereigniß erschien Robespierre nicht mehr im Konvent; er entfernte sich gänzlich aus der Gesellschaft seiner Kollegen, ihnen andeutend, was sie von ihm zu fürchten hätten. Seine Macht war immer noch groß genug, hätte er sie anzuwenden verstanden. Ein Vorfall, der sich in dieser Zeit ereignete, beweist dies deutlich. Er findet um so mehr hier einen Platz, da er einen Beitrag zur Geschichte dessen liefert, was Frankreich in jener Epoche war, da es von einigen Mördern beherrscht wurde, welche die Nation decimirten.*)

Ein junges Mädchen, Namens Cécile Renault, die Tochter eines Papierhändlers, beschloß, Frankreich zu befreien. Sie war zwanzig Jahr alt, schön, wohlerzogen und hatte gegen den Tyrannen keinen persönlichen Haß, noch sonst irgend eine Beziehung zu ihm. Aber an jedem Tage traten ihr Familien in Trauer vor die Augen, und ihr Ohr wurde durch die Seufzer unglücklicher Schlachtopfer zerrissen. „Nein", sagte sie, „ein schwaches Weib könnte unmöglich in ihrem Herzen einen so festen Willen fühlen, wenn Gott selbst ihn ihr nicht eingepflanzt hätte. Wohlan, möge die Mutter Gottes mit mir seyn!" Am 23. Mai 1794 des Morgens stand sie auf, verrichtete ihr Gebet, — denn sie war durch eine bereits verstorbene Mutter fromm erzogen worden — ging zu ihrem Vater hinab, bat um seinen Segen und verließ ihr älterliches Haus, welches sie nicht wieder betreten sollte.

Bei Robespierre angelangt, wandte sie sich an Mademoiselle Duplair, die ihr nach einem neugierigen Blick sagte, Robespierre sey nicht zu Haus, und wenn er es auch wäre, so habe er nicht Zeit, sich mit aller Welt zu befassen. — „Wenn er ausgegangen ist, so werde ich warten", versetzte das junge Mädchen sanft. — „Habt Ihr denn eine Verabredung mit ihm?" — „Nein, — ist das nöthig? Ist er nicht ein öffentlicher Beamter und der Chef der Regierung? Muß er nicht einem Jeden Rede stehen? Unser guter König Ludwig der Heilige ließ unter der Eiche zu Vincennes jeden Landmann vor sich, der eine Beschwerde anzubringen hatte."

Diese Worte wurden ihr Verderben. In jener unglücklichen Zeit bedurfte es nicht einmal so viel, um Verdacht zu erregen. Sie wurde festgenommen und vor das Revolutions-Tribunal geführt, wo man sie verhörte. „Kennt Ihr Robespierre?" — „Nein." — „Was wollet Ihr von ihm?" — „Das geht Euch nichts an." — „Habt Ihr gesagt, daß Ihr Capet bedauert?" — „Ich habe gesagt, daß ich unseren guten König beweine, — ja, ich habe gesagt, ich wünschte, er lebte noch. Seyd Ihr nicht fünfhundert Könige und alle viel despotischer als der, den Ihr getödtet habt? Ihr seyd alle Tyrannen! Ich ging zu Robespierre, um einen Tyrannen zu sehen." — „Was habt Ihr in jenem Päckchen?" — „Ich wußte, daß man mich festnehmen würde, und hatte mich daher mit Wäsche versehen."

Man öffnete das Päckchen — es enthielt in der That Wäsche; man durchsuchte sie jedoch weiter und fand ein großes Messer zum gewöhnlichen Gebrauch bei ihr. Dies war genug. Die Unglückliche wurde verurtheilt und am nächsten Morgen, den 9. Prairial des Jahres II, hingerichtet. Trotz ihrer Seelenstärke trat ein Augenblick ein, wo der Muth sie verließ: es war der, als sie sah, daß man ihren alten zweiundachtzigjährigen Vater als ihren Mitschuldigen mit ihr zum Schaffot führte. Sie war in Verzweiflung, — er tröstete sie, indem er sagte: „Was, Du beklagst meinen Tod? Jetzt, da Gott seine Hand von uns genommen, ist es ein Glück, zu sterben." Die ganze Familie dieses jungen Mädchens, zwei Tanten, die früher Nonnen gewesen, alle ihre Verwandte, im ganzen achtzehn an der Zahl, wurden mit ihr hingerichtet. Darunter waren acht Frauen, Mütter und Töchter, alle umarmten sich und sprachen sich unter einander Muth ein. Nur ihre beiden Brüder kamen mit dem Leben davon; sie befanden sich bei der Armee, wo ihre Vorgesetzten ihnen Gelegenheit gaben, aus der Haft zu entspringen.

„Wir sind glücklich", riefen die Frauen, „vereint zu sterben!" — „Sehet doch diese kühnen Weiber!" sagte Fouquier-Tinville; „ich muß mitgehen, um sie sterben zu sehen, und sollte ich darüber mein Mittagbrod versäumen!"

Solchen Schlages waren die Menschen, welche Robespierre's Gesellschaft bildeten, obgleich es Fouquier-Tinville sonst nicht an Geist fehlte. Aber Jeder mußte sich gleichsam erst entmenschen, um von den Anderen verstanden zu werden. Die Raserei dieser Epoche brachte den Pater Duchesne hervor, sie verdarb die Sprache und hob alle Geselligkeit auf; Niemand empfing oder machte Besuche. Die sonderbarsten und schlagendsten Kontraste erlebte man täglich vor dem Revolutions-Tribunale: die reine und fast immer elegante Ausdrucksweise der Schlachtopfer stach grell von den gemeinen Redensarten der Richter und Henker ab und fiel denen auf, die hingingen, um einen letzten Abschiedsblick von den Ihrigen zu erlauschen. Die Ehre dieser Epoche gebührt jedoch einzig und allein den Frauen: ihr Muth — ich sag' es mit Stolz — übertrifft den der Frauen des Alterthums in ihren gerühmtesten Handlungen. Die Herzogin von Abrantes.

*) Es ist dies dieselbe Thatsache, deren auch Lacretelle in seinem von uns mitgetheilten Artikel über den Heldenmuth der Frauen während der Schreckenszeit gedachte, doch wird sie hier etwas abweichend erzählt.

Italien.

Rom und die Brücke bei Lodi.

Von J. F. Cooper.*)

Nächst den Engländern sind es die Franzosen, denen Herr Cooper gar zu gern eins abgiebt. Die pomphafte „gloire" der Letzteren ist ihm ein unleidliches Wort, das er mit vielem anderen Flitter in die theatralische Rumpelkammer verweist, die er in Frankreich überall angetroffen. Hören wir nun, was der tadelsüchtige Amerikaner von der Brücke bei Lodi und von der berühmten Schlacht sagt, die zu den Grundsteinen der Napoleonischen „gloire" gehört:

„Wir waren begierig, die gefeierte Brücke bei Lodi näher zu besichtigen. Ich bemerkte jedoch, daß das Volk an Ort und Stelle jene Schlacht nicht für etwas so Großes und Bewundernswürdiges hielt, als man sich gewöhnlich darunter denkt, und da ich von den besten Autoritäten wußte, daß mehrere von Napoleon's Schlachten hauptsächlich in den Bülletins geschlagen worden seyen, so näherte ich mich zweifelnd dem Fluß. Dieser Fluß ist bekanntlich die Adda, die durch Sandbänke sehr entstellt wird. Die 6—800 Fuß lange Brücke ist schmal, und das Land, welches der Stadt gegenüber liegt, ist ein niedriger Anger, wo in der Nähe der Brücke einige Häuser stehen, so wie auf der anderen Seite der Brücke die Gebäude der Stadt. Da es physisch unmöglich schien, diese Brücke unter dem Feuer einer irgend ansehnlichen Batterie zu passiren, und noch dazu die Oesterreichische Artillerie, wenn nicht als die beste, doch als eine der besten in ganz Europa angesehen wird, so war ich über den scheinbaren Hergang der Dinge ziemlich betroffen. Folgendes ist das Resultat meiner Forschungen an Ort und Stelle, welches meiner Ueberzeugung nach nicht weit von der Wahrheit entfernt ist."

„Die Oesterreichische Armee war auf dem Rückzug und hatte die Adda zwischen sich und dem Feinde. Napoleon erreichte den Fluß auf der Verfolgung, und da er fand, daß er zu durchwaten sey, so sandte er ein Detaschement seiner Truppen zu diesem Zweck gegen eine Flanke des Feindes; die Oesterreicher zogen sich zurück, indem sie eine Abtheilung zurückließen, um ihren Rückzug auf der Brücke zu schützen. Begierig, einen entscheidenden Schlag zu thun, entschloß sich Napoleon, diesen Punkt auf der Stelle zu nehmen, und befahl den Angriff. Mein Berichterstatter versicherte, daß der größte Theil der Oesterreichischen Artillerie sich noch vor der Erstürmung zurückgezogen hätte, und dies ist wenigstens für wahrscheinlich zu halten. Napoleon und seine Generale, als sie sahen, daß die Kolonne vor den Kugeln der wenigen zurückgelassenen Kanonen stehen blieb, feuerten sie in Person an. Die Franzosen kamen nicht eher hinüber, als bis die Oesterreicher zu weit auf ihrem Rückzug waren, um den Kampf zu entscheiden, doch immer noch schnell genug, um sich einiger Stücke Geschütz im Nachtrab zu bemächtigen, welche die Oesterreicher wahrscheinlich mit Absicht preisgaben."

„Diese Darstellung des Hergangs ist mir von einem Manne, welcher versicherte, Augenzeuge gewesen zu seyn, gegeben worden. Jedenfalls kann ich nicht glauben, nachdem ich die Brücke gesehen, daß eine Armee sie im Angesicht einer anderen, die nicht gänzlich desorganisirt war, passirt haben sollte. Uebrigens war es noch tollkühn genug, dies im Angesichte von ein paar wirksamen Kanonen zu versuchen, und selbst unter diesen Umständen erscheint die persönliche Unerschrockenheit der Generale in einem glänzenden Lichte. Es war gewiß eine tapfere That, wenn auch keineswegs so etwas Ungeheures, wie wir zu glauben gewohnt sind."

Hören wir jetzt, welchen Eindruck der erste Anblick Roms auf unseren Reisenden macht. Herr Cooper ist weder mit gewissen antiquarischen Vorurtheilen hingekommen, noch kann man ihn im strengen Sinn des Wortes einen Gelehrten nennen, aber wohl besitzt er den philosophischen Geist des Wissens und der Gelehrsamkeit, und er hat, bei seiner Ankunft in der ewigen Stadt, offenbar wahrer und tiefer empfunden, als die, welche mehr schreien. Wir geben hier seine Schilderung; er spricht, wie man

*) Nach dessen bereits mehrfach erwähnten „Italiänischen Ausflügen".

sieht, von den Monumental-Ruinen, die er schon in einem anderen Artikel berührt hat.

„Ich war zu ungeduldig, um die langsamen Bewegungen des Vetturino abwarten zu können, und sobald mein Frühstück verzehrt war, lief ich allein und zu Fuß voran. Nachdem ich einen Thorweg passirt, fand ich mich bald auf einem Punkte, von wo aus ich einen großen Theil des umliegenden Schauplatzes übersah. Ein solcher Moment kommt nur einmal in einem ganzen Leben."

„Die Straße lief einen langen Abhang herab in schnurgerader Linie, bis sie die Ebene erreichte, wo sie sich mehr in einer Diagonale nach ihrem Ziele hin fortwand. Aber welche Ebene! Nah und fern war sie ohne Baum, fast ohne Strauch, mit wenigen Gebäuden außer den Ruinen. Lange unterbrochene Linien von Bogen, die Reste alter Wasserleitungen, waren in der Ferne zu sehen, und hier und da machte ein Thurm die Einsamkeit noch sprechender, indem er zu einer Vergleichung Stoff gab zwischen den Tagen, wo diese Thürme gebaut und besetzt waren, und der gegenwärtigen Stunde. Am Fuße des Berges sah man eine Linie von kleineren Ruinen, die in einzelnen Zwischenräumen unterbrochen waren, doch konnte man sie noch Meilen weit deutlich unterscheiden und die Kontinuität erkennen, die einst von Albano bis hart an die Mauern Roms existirt hatte. Dies war die Appische Straße, und jene Ruinen waren die Reste der Gräber, von welchen einst diese Straße an beiden Seiten besetzt war. Diese Gräber, nach einem Maaßstab angelegt, der der Größe der Reichshauptstadt proportionirt war, verdunkelten bei weitem die von Pompeji, obgleich die letzteren, wie sich von selbst versteht, am besten erhalten sind. In der Nähe von Albano sieht man mehrere runde baufällige Thürme, die groß genug sind, um den Lebenden zu kleinen Wohnungen zu dienen, was auch bei mehreren von ihnen in der Nähe der Stadt wirklich der Fall ist."

„Rom selbst lag nahe an den Gränzen der Aussicht nach Westen. Die Entfernung (gegen 14 bis 15 Englische Meilen) und die ebene Oberfläche des Landes ließen die Stadt nicht deutlich hervortreten, doch erschien sie immer noch königlich und wie eine Hauptstadt. Kuppeln erhoben sich über den Dächern auf allen Seiten, und die Peterskuppel, obgleich nicht so imposant, als die Phantasie sich ausgemalt, war doch vergleichungsweise prachtvoll und erhaben. Das Einzelne und besonders die Vergoldung abgerechnet, nahm sich das Ganze so aus, wie das Invalidenhaus, von Neuilly aus gesehen. Wiewohl ich übrigens in dieser Entfernung nichts Ruinenähnliches in der Stadt unterscheiden konnte, so hatte doch der Ort im Ganzen nicht das Ansehen anderer Städte. Schon die Oede der Umgegend, die zerbrochenen Bogen der Wasserleitungen und vielleicht auch die historischen Erinnerungen gaben der Stadt den Charakter einer erhabenen Einsamkeit, und wiewohl sie selbst nicht im Geringsten verlassen aussah, so waren doch die Umgebungen der Art, daß sie wie von der übrigen Welt abgeschnitten schien."

„Wir fuhren durch die Stadt hindurch nach dem Hôtel de Paris, nicht weit von der Porta del Popolo, wo wir uns einquartirten. Ich bestellte eine Mahlzeit, doch zu ungeduldig, um meine Neugier zügeln zu können, rief ich, da es überdies noch eine Stunde Tag war, nach einem Lohnbedienten und eilte fort. „„Wohin wünschen Signor?"" fragte der Bediente, als wir auf der Straße waren. „In die Peterskirche!"

„Bei meiner Begierde, vorwärts zu kommen, sah ich weder rechts, noch links. Wir kamen durch krumme enge Straßen, bis wir eine mit Statuen besetzte Brücke erreichten. Der Strom unter derselben war die Tiber. Sie ging rasch, trübe und gekrümmt und mochte gegen 300 Fuß, also nicht ganz so breit seyn, als die Seine bei Paris in derselben Jahreszeit. Ein großes rundes Gebäude mit militairischen Bastionen und Seitenwällen lag der Brücke gegenüber: dies ist das Hadrianische Mausoleum, welches, in eine Citadelle verwandelt, den Namen der Engelsburg trägt; ein bronzener Engel schwebt über dem Thurm. Wir wandten uns links und folgten dem Strom, bis eine Straße uns von seinen Krümmungen hinwegführte; da sah ich mich an dem Ende eines ungeheuren Vierecks; zu beiden Seiten von mir erhoben sich gigantische Kolonnaden in Halbkreisen, die schönsten zwei Springbrunnen, die ich je gesehen, warfen dazwischen ihre Wasser in Bogen an ihren Seiten herunter, und den Hintergrund bildete die Façade der Peterskirche. Ein stolzer Aegyptischer Obelisk nahm die Mitte des Platzes ein."

„Man hatte mir überall gesagt, die scheinbare Größe der Kirche würde mich täuschen, doch dies war nicht der Fall. Mir schien sie gerade so groß, als sie wirklich ist, vielleicht schon darum, weil das Auge durch eine gute Schule gegangen war. Die Schweiz hat mich oft irre geführt in Bezug auf Höhen und Entfernungen, doch bei einem Schiff oder Gebäude ist das selten. Ehe ich die Schweiz gesehen, hatte ich nichts gefunden, was sich mit einer solchen Natur vergleichen ließ, und alle Gegenden, die ich von früher her kannte, boten keinen Maaßstab, wonach ich schließen konnte; jetzt aber hatte ich zu viele große Bauten gesehen, um nicht auf der Stelle überzeugt zu seyn, daß dies der riesenhafteste von allen war."

„Der Lohnbediente hätte gern meine Bewunderung bei einigen von Michael Angelo's erhabenen Schöpfungen festgehalten, doch ich drängte vorwärts. Beim Besteigen der Stufen streckte ich meine Arme aus, um eine von den ungeheuren Halbkolumnen der Façade zu umfassen, nicht etwa in einem Anfall von Sentimentalität, sondern bloß um den gigantischen Durchmesser derselben zu beurtheilen. Als ich die Thür geöffnet, fand ich mich in dem Schiff des großartigsten Gotteshauses, in welchem jemals religiöse Feierlichkeiten stattgefunden."

„Ich ging unwillkürlich hundert Schritt vorwärts in dem Schiff und blieb stehen. Gewöhnt, große Bauten zu durchmessen, zählte ich die Schritte und wußte so, wie weit ich in dem Schiff vorgedrungen war. Männer am anderen Ende schienen von hier aus zu Knaben verkleinert. Einer, der eine Statue des heiligen Bruno, in der Höhe eines gewöhnlichen Glockenthurms, reinigte, stand auf der Schulter der Gestalt und konnte seinen Arm gerade auf die Spitze des Kopfes niederlegen. Einige Marmorcherubims, die wie Kinder aussahen, waren in erhabener Arbeit an einem Pfeiler in meiner Nähe, und als ich eine Hand auf eine von ihren Händen legte, kam mir meine vor wie die eines Kindes im Vergleich mit jenen. Alles dies trug dazu bei, den Eindruck des Ungeheuren zu vergrößern. Am entferntesten Ende des Raumes stand ein marmorner Thron, ebenfalls so hoch, wie ein gewöhnlicher Kirchthurm, eine Art von poetischem Stuhl für die Päpste, und erschien, so weit entfernt, wie ein Berg."

„Nein, für mich war hier keine Täuschung. Jedes Ding erschien so ungeheuer, wie es an Fußen und Zollen nur seyn konnte, und wie ich so dastand, in Betrachtung des stolzen Baues versunken, da drängten sich mir fast die Thränen aus den Augen. Selbst der kleine P — — war überwältigt von dem Eindruck des Ungeheuren, den dieser Ort auf ihn machte, obgleich er sein halbes Leben damit zugebracht, Sehenswürdigkeiten der Art zu betrachten. Er drängte sich dicht an mich heran und murmelte in einem fort: „Qu'est ce que c'est? Qu'est ce que c'est? Est ce une église?"

„Ein gebildeter Schweizer, der jetzt in Rom ist und der mich auf meinen Morgenpromenaden oft begleitet hat, rief eines Tages triumphirend aus: „„Sie werden finden, wenn Sie die Ruinen Roms genau untersuchen, daß fast sämmtliche Arbeiten, die nur für den Luxus da sind und das Gepräge einer wilden Barbarei an sich tragen, der Kaiserzeit angehören, während die für den öffentlichen Nutzen aus der Republik stammen. Auch sind die letzteren die einzigen, die unvergänglich scheinen."" Wenn man auch den Eifer des Republikaners hier belächeln muß, so ist doch einige Wahrheit in diesen Worten, wiewohl es auch kein Wunder ist, wenn die Werke der Republik, zu denen besonders Röhren, Wasserleitungen u. dgl. gehören, schon durch ihre Natur dauerhafter sind, als die über der Erde, die mehr dem Zahn der Zeit und der Hand der Menschen ausgesetzt sind. Nichtsdestoweniger ist der Kontrast noch immer groß genug zwischen jenen Werken von dauerndem Nutzen und den barbarischen Resten eitler Tempel und blutbespritzter Arenen."

Bibliographie.

Ludovico il Moro. — Historisches Gedicht von G. Campiglio. — Mailand.
Considerazioni intorno alla Farsaglia di Lucano. — Von F. Carrone. — Turin.
Felice dopo vent' anni di matrimonio. — Lustspiel von G. Cipro. — Venedig.

Mannigfaltiges.

— Die Dame von Lyon. So heißt ein neues Drama, (The Lady of Lyons) von E. L. Bulwer, das kürzlich in London unter großem Beifall zur Aufführung gekommen und nunmehr auch im Druck erschienen ist. Der kleine Abbruch, den des Verfassers Ruhm durch die „Herzogin von Lavallière" erlitten, ist dadurch wieder vollkommen hergestellt. Die „Dame von Lyon" erlebt eine ähnliche Intrigue, wie die, deren wir erst kürzlich aus dem Leben Angelika Kaufmann's gedachten; ein verschmähter Freier stellt der Dame nämlich einen Kavalier vor, den er für einen Italiänischen Fürsten ausgiebt, der aber nichts weiter als der feingebildete Sohn eines Landmanns in der Nähe von Lyon ist. Wie Angelika, vermählt sich auch die junge Lyonerin mit dem Fremden; wie Angelika, erfährt sie nach der Trauung, welchen Streich man ihr gespielt; doch ist sie glücklicher, als Angelika: ihr Gatte ist kein unwürdiger durch sein früheres Leben gebrandmarkter Mensch. Ihr Stolz vielmehr, den er früher zu empfinden gehabt, hatte ihn nur dazu verleitet, sich zu einer Intrigue herzugeben, aus der noch zeitig genug wieder herauszukommen er selber den Faden verlor. Bald nach der Trauung aber giebt er der gedemüthigten Frau ihre Rechte nach dem damals (in der Revolutionszeit) geltenden Gesetze vollständig wieder zurück, während er selbst in den Krieg eilt, um sich die Stellung in der Gesellschaft, die er durch seine Bildung einzunehmen berufen ist, durch Tapferkeit wirklich zu erwerben. Im fünften Akt erblicken wir ihn als Oberst, und die Lyonerin, die schon, bevor er sich von ihr losriß, ihren Stolz vollständig bezwungen hatte, wird als treue Gattin der Lohn seiner Hingebung. Bulwer hat seinen Stoff mit der Meisterschaft behandelt, die ihn als Darsteller des menschlichen Herzens auszeichnet. Die Diction des Stückes ist, so viel wir aus den uns vorliegenden poetischen Proben ersehen können, ebenfalls nicht gewöhnlicher Art, und so ist es wohl kein Wunder, wenn die „Dame von Lyon" auf der jetzt von einheimischen Autoren sehr stiefväterlich behandelten Englischen Bühne ganz außerordentliches Furore gemacht hat.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 42. Berlin, Freitag den 6. April 1838.

Schweiz.

Cap. Marryat in der Schweiz*).

Straßburg ist voller Militair und Kriegsgeräusch. Als einer der Schlüsselpunkte Frankreichs, hat es eine Garnison von 10,000 Mann, und Tambour und Hautboisten lassen sich zum großen Vergnügen der Kinder von Morgen bis Abend vernehmen. Die Stadt ist gut gebaut, obgleich die Häuser alt sind, drei Stockwerke nebst Mansarden und hohe spitze Dächer haben. Ich liebe den Charakter der Elsasser; er ist eine Zusammensetzung des Französischen, Schweizerischen und Deutschen, was eine gute Mischung giebt. Da ich keine Eile hatte, blieb ich zehn Tage hier, und ich kann Straßburg in vieler Beziehung empfehlen. Es ist lebhaft und geräuschvoll, die Promenade um den Wall ist schön und Alles ist vernünftig eingerichtet; es hat jedoch den Ruf eines sehr ungesunden Ortes, und ich fürchte, mit Recht. Es ist sonderbar, daß man dem herrlichen Münster, obgleich er so oft schon durch die Blitze beschädigt worden, noch keinen Blitzableiter gegeben hat. Vor einigen Jahren hielten die geistlichen Herren eine Berathung über diesen Gegenstand; einige waren dafür, andere dawider, — man trennte sich, ohne daß die eine Partei die andere besiegt hatte, und es geschah nichts. Ich traf hier einen Engländer, dem man mit Recht die Frage: „Was, zum Teufel, macht Ihr hier?" zurufen konnte, einen alten Ehrenmann von beinah siebzig Jahren, der, nachdem er sein ganzes Leben höchst glücklich im Vaterlande zugebracht, doch auch den Rhein hinauf ziehen wollte, ohne indeß ein Wort Französisch oder irgend eine andere als seine Muttersprache zu verstehen. Er sagte mir sehr richtig, er habe gerade zu einer Zeit angefangen, die Welt zu sehen, wo Andere sich anschicken, sie zu verlassen. Er beehrte mich, so lange er in Straßburg blieb, mit dem Amte eines Dolmetschers, und es that mir eben nicht leid, als ich ihn endlich für die ganze Tour von hier bis zu den Stufen des Londoner Custom-House im Dampfschiff-Büreau eingeschrieben wußte.

Ein merkwürdiger Umstand findet sich besonders in Straßburg, der nämlich, daß die Protestanten und Katholiken, wie ich glaube, stets in Freundschaft mit einander lebten und es noch thun, was Andere sich zum Beispiel nehmen sollten. Bei Durchlaufung der Geschichte dieser Stadt finde ich nicht, daß sie sich jemals verfolgt hätten; doch thaten sie dies auch nicht unter einander, so geschah es doch leider gegen die Juden. Zur Zeit der Pest klagten sie diese an, die Brunnen vergiftet und die Seuche dadurch verursacht zu haben, und verbrannten allein 2000 derselben auf einmal. Mich wundert, daß sie nicht noch 2000 im Rhein ersäuften, als der Blitz in die Kathedrale schlug. Sonderbares Christenthum! wenn die Hand Gottes sich fühlbar macht, dies an seinen Mitmenschen zu rächen! Ich mußte einen hiesigen Professor in einer Geschäfts-Angelegenheit besuchen; er ergötzte mich höchlichst. Er bildete sich nämlich ein, Englisch sprechen zu können. Vielleicht hatte es früher einmal eine Zeit gegeben, wo dies wirklich der Fall gewesen; wenn dem so war, so hatte er die Sprache jetzt jedoch völlig verlernt; aber dies fiel ihm nicht ein. Ich trug ihm auf Französisch meine Angelegenheit vor.

„Sie sprechen Englisch, Sir!" — „Ja", versetzte ich. — „Dann sag' ich Ihnen, Sir, daß —" er blieb stecken und dachte einige Minuten verlegen nach, ohne eine Sylbe hervorzubringen.

„Sprechen Sie Französisch, mein Herr", sagte ich; „Sie haben ein Wort in unserer Sprache vergessen, wie ich bemerke", — und hierauf legte ich ihm eine andere Frage vor, worauf er erwiederte: „Ja, ich erinnere mich dessen sehr wohl, und ich —" abermals entstand eine Pause des fehlenden Zeitworts halber.

Ich wartete schweigend eine volle Minute, aber sein Gedächtniß war so schwach, wie seine Begierde, Englisch zu sprechen, stark war; dann redete ich ihn nochmals an und erhielt zur Antwort: „Es ist richtig, daß Sie —" und wieder hatte sein Englisch ein Ende.

Da ich nicht Zeit hatte, so lange zu warten, bis ihm die Englischen Wörter einfallen würden, sah ich mich genöthigt, die Konferenz abzubrechen, denn er schien durchaus entschlossen, in keiner anderen Sprache mit mir reden zu wollen. Zum Glück betraf das Geschäft nicht mich, sondern es war nur eine Kommission von einem Anderen; es wurde daher eine Omission daraus, was wohl eben so gut gewesen seyn wird.

Diesen Morgen schlenderte ich in einen kleinen Tabacksladen, um meine Dose zu füllen, und da es sehr warm war, kam es mir nicht darauf an, mich niederzusetzen und eine Unterhaltung mit der jungen Frau anzuknüpfen, welche die Kunden abfertigte. Unter Anderem fragte ich sie auch, ob der Laden ihr gehöre. Sie antwortete mir, „sie habe nur die Licenz gemiethet." Diese Antwort wunderte mich, und ich fragte, ob sie eine Licenz für ihre Person erhalten könne. „Nein", versetzte sie lachend, „ich müßte denn einen alten Krüppel heirathen, der nicht mehr dienen kann."

Hierauf setzte sie mich von dem in Kenntniß, was ich nicht wußte, daß man nämlich alten Militairs, anstatt einer Pension, die Erlaubniß giebt, Taback zu verkaufen. Sie können alsdann selbst den Handel führen, oder ihre Licenz an Andere für so viel jährlich vermiethen, als man ihnen dafür geben will.

Dieses scheint mir eine ganz vortreffliche Einrichtung, die sich vielleicht auch in England mit großem Vortheil einführen ließe. Wenn wir in diesen ökonomischen Zeiten unseren verwundeten Soldaten und Seeleuten statt der Pensionen die Erlaubniß zum Halten von Branntweinläden und Bierhäusern ertheilten, so würden wir die ganze Pensionsliste löschen können; und legte man eine solche Taxe auf dies Gewerbe — dürfte man diese Einrichtung überhaupt Taxe nennen — so träfe sie nur den Betrug und das Laster, welche eigentlich die gesetzmäßigsten Gegenstände der Besteuerung bilden. Daß jene Licenzen in England sehr einträglich sind, ist wohl bekannt. Einer hat so viel Recht dazu, wie der Andere, und sie werden nach Gutdünken von den Magistraten ertheilt. Da nun diese Licenzen schätzbar sind und dem Publikum gehören, so wäre es nicht mehr wie billig, wenn dies auch den Vortheil davon genösse; und würden sie auf die von mir angegebene Weise verwendet, so würde dem Staate eine große Ersparniß daraus erwachsen.

Ich bemerke, daß der Gallische Hahn anstatt des Napoleonischen Adlers gegenwärtig auf den Stangen der Regiments-Fahnen sitzt. Sie haben zwar den Hahn zu einem höchst imposanten Vogel gemacht, doch ist ein Hahn immer noch kein Adler.

In dieser Nacht schlief ich nicht besonders; wir waren unserer zu viele im Bett und lauter angehende Philosophen. Ich bin selbst ein Stückchen von einem Philosophen, und Fliegen können nur als sehr kleine Stückchen betrachtet werden. Alle Französische Fliegen sind Philosophen, da ein Französischer Witzbold herausgebracht hat, daß sie zur „secte d'Epicure" (des piqueurs) gehören.

Die Engländer, welche den Rhein hinauf nach der Schweiz reisen, wählen gewöhnlich die Deutsche Seite. Wenige gehen durch den Elsaß oder das Deutsche Frankreich, und die es thun, nehmen den kürzesten Weg, der Colmar vermeidet. Da ich dem längeren den Vorzug gab, will ich mit wenigen Strichen ein Bild der Gegend zeichnen. Man kommt durch das Rheinthal, das eben und äußerst fruchtbar ist; die einzige Unterbrechung der eintönigen Fläche bilden die, acht Engl. Meilen zur Rechten liegenden Höhenzüge von Vorges und gelegentliche Passagen über ausgetrocknete Flußbetten, die im Winter von Gebirgswassern überströmen. Die Kathedrale von Colmar ist sehenswerth. Ihr Aeußeres ist eben nicht sehr merkwürdig, ihre gemalten Fenster sind jedoch eben so schön wie die in Straßburg, und in einem Punkt übertrifft sie alle Kathedralen, die mir bisher vorgekommen, dies ist der reich in Eichenholz geschnitzte und mit Bildern ausgelegte Chor. Er ist geschmackvoller, solider und reiner in seinen Verzierungen als irgend einer, den ich kenne. Die Kirche hat auch eine schöne Kanzel, die mit der hinaufführenden Treppe und ihrem Geländer ganz aus schönem Marmor besteht. Das Auge wird in Colmar durch die sonderbare Architektur einiger alten Gebäude überrascht, die oft ganz Sarazenisch ist. Da die Straßen gut sind, kamen wir noch bei guter Zeit nach Basel.

Abermals in der Schweiz! Der Wiederbesuch einer Gegend, die angenehme Erinnerungen in meinem Gemüth zurückließ, macht mir jetzt mehr Vergnügen, als die Reise durch ein mir noch unbekanntes Land. In einem solchen erleb' ich gewöhnlich Täuschungen. Wenn wir die Orte wieder aufsuchen, wo wir unsere Kindheit verlebten, wie erstaunen wir dann über die Treue, mit denen unser Gedächtniß das Bild derselben aufbe-

*) Aus den Confessions and opinions of Ralph Restless.

wahrte, welches man nun kaum wieder erkennt, nachdem sich mit unserem Körper auch der Geist entwickelte und sich daran gewöhnte, mit größeren Maßstäben zu messen. Ist es möglich? dacht' ich, als ich nach Verlauf von funfzehn Jahren mehr aus Neugierde zum Hause meiner Kindheit zurückkehrte, denn meine Familie hatte es längst verlassen. Ist dies der Teich, der meinen Augen so unermeßlich schien, und dies meiner Erinnerung nach so große Haus? Jetzt kommt es mir wie eine Nußschale vor. Ich vermuthe, wir beurtheilen die Dimensionen der Gegenstände immer im Verhältniß zu unseren eigenen, und da wir als Kinder nur halb so groß wie später sind, so erscheint den Kindern jeder Gegenstand noch einmal so groß als er wirklich ist. Aber nicht allein mit den Dingen um uns her ist dies der Fall, sondern auch mit Allem in der moralischen Welt: geht es uns auf diese Weise. Unsere Freude ist doppelt so groß, unser Schmerz für den Augenblick doppelt so tief wie später, und das Alles um Kleinigkeiten. Unsere Begriffe von Recht und Unrecht sind eben so übertrieben, Geringfügigkeiten halten wir für Verbrechen erster Größe und die unbedeutendste Strafe für hinreichend, darüber in Thränen zu zerfließen, bis man uns verzeiht. O! dies Alles ist hin, wie Byron sagt:

O nimmer, nimmer wird mein Herz erquickt
Durch Jugendfrische, wie durch milden Thau.

Die Kathedrale von Basel ist nah an tausend Jahr alt, ein reifes Alter selbst für eine Kathedrale. Ich glaube nur in der Schweiz, in England und Holland findet man die Protestanten in dem Besitz dieser Gebäude, welche eigentlich zur Verherrlichung des Katholischen Glaubens aufgeführt wurden. Während ich durch die Räume dieser Kirchen wandle, empfind' ich eine Art Vergnügen, wenn ich an den Sieg der reformirten Kirche über ihre Gegnerin denke.

Ich traf hier einen recht gescheidten Franzosen, der schon mehrere Jahre in dieser Stadt wohnt. Eine der ersten Fragen, die ich an ihn richtete, war folgende:

Seit mehr als zwanzig Jahren ist die Schweiz von Engländern und anderen Reisenden durchzogen worden, die bedeutende Summen in diesem Lande ausgegeben haben; was ist aus diesem Gelde geworden?

Er versetzte, eine solche Frage könne man wohl aufwerfen.

„Es giebt in der Schweiz keine Banken, und wenn auch die Grundstücke ihre Besitzer wechseln, so geht doch das Geld nicht außer Landes. Wir haben hier", sagte er, „einige Millionaire, die ihr Geld in Frankreich auf gute Sicherheit leihen; diese ausgenommen geschieht jedoch nichts damit. Die Interessen sind hier so niedrig, daß ich reiche Leute kenne, die ihre Kapitalien zu 2½ pCt. ausgeliehen haben; die Schweizer ziehen es daher gewöhnlich vor, anstatt für einen geringen Gewinn ihr Geld in Gefahr zu bringen, es in ihren Kasten zu verwahren. Es befindet sich gegenwärtig mehr baares Geld in der Schweiz als in irgend einem Europäischen Lande, ja vielleicht als in allen zusammengenommen. Der Schweizer ist in sein Geld verliebt, er benutzt es nicht; die Millionaire, welche wir haben, ändern in ihrer ruhigen, einfachen Lebensweise nicht das geringste. Diejenigen", fuhr er fort, „welche in Basel Geld ausgeben könnten, schränken sich in diesem Augenblick ein, aber nicht aus ökonomischen Gründen, sondern aus bösem Willen. Die Bürger, welche Landsitze haben, nach denen sie sich im Sommer zurückzogen, haben sie verlassen, und wer sich jetzt in diesem Kanton niederlassen wollte, würde für den halben Preis kaufen. Der Grund davon ist, daß eine Uneinigkeit zwischen den Bürgern und Landleuten obwaltet. Der Kanton wollte eine Reformbill durchbringen, welches ihm nicht gelungen ist. Die Landbewohner verlangten eine gleichmäßigere Vertretung, — ihre Anzahl beläuft sich auf 40,000, während Basel nur 10,000 Einwohner hat, dabei jedoch zwei Drittel der Rathsmitglieder stellt. Natürlich erhoben jene Einspruch gegen ein solches Mißverhältniß. Daher schreibt sich die Spannung; und um nun die Landbewohner durch eine Verminderung ihrer Einnahmen zu bestrafen, haben die Bürger ihre Landhäuser verlassen." (Schluß folgt.)

England.

Leiden eines Ordnungsliebenden.

(Schluß.)

Das Antlitz des ordnungsliebenden Mannes war bleich geworden. Hannibal war auf einen für die Möbel eines Junggesellen sehr gefährlichen Einfall gekommen. „Ruhig, mein Herr!" rief Budden aus. „Zum Teufel mit dem Hunde; er verderbt die Vorhänge, Vetter!"

Minns sprang von seinem Armstuhle auf, als wenn er galvanisirt worden wäre. Sein Gesicht war blau, seine Stirn runzelte sich, sein Auge funkelte. „Entfernen Sie sich, mein Herr", rief er, indem er in einer ehrfurchtsvollen Entfernung vor dem furchtbaren Vierfüßler stehen blieb. Er hatte in der Zeitung von einem wasserscheuen Hunde gelesen. Hannibal zerrte an den Vorhängen, und schien fest entschlossen, sie nicht fahren zu lassen. Man macht Jagd auf ihn. Die Stühle wurden umgeworfen, die Franzen der Gardinen zerrissen, der Tisch schwankte. Der Thee strömte über das Tischtuch. Welches Unglück! Nach vielem Schreien und Lärmen wurde endlich der Hund vertrieben. Das verbannte Thier fing nun ein klägliches Geheul an, und bellte auf eine herzzerreißende Weise. Er verletzte nicht nur Minns' Ohren, sondern er zerkratzte auch die Thür.

„Das ist kein Stadthund; er taugt nur fürs Land", bemerkte Budden kaltblütig. „Er hat einen außerordentlichen Freiheitssinn. Nun Minns! Wann werden Sie uns besuchen? Sie dürfen es nicht abschlagen. Heute ist Donnerstag; Sie kommen Sonntag. Das ist abgemacht; nicht wahr?"

Hr. August Minns ließ sich lange nöthigen, ehe er einwilligte. Verzweifelnd und erschöpft nahm er endlich die Einladung seines furchtbaren Vetters an. Er versprach ihm, sich um dreiviertel auf fünf in der Pappel-Allee in Zoë's Hütte mit dem kleinen Garten und dem kupfernen Klopfer einzufinden.

„Tausend Donnerwetter!" schrie Budden, der sich gern ein kriegerisches Ansehen gab, „ich habe das Wichtigste vergessen. Wie wollten Sie uns ohne unsere Adresse finden? Merken Sie auf! Alle halbe Stunden fährt ein Wagen von Flower-Pot nach Bishopsgate-Street. So fahren Sie, fahren Sie.... Wenn der Wagen zum Schwan kommt, beiläufig ein gutes Wirthshaus, so bemerken Sie ein weißes Haus, da ist's...." — „Gut! Ich verstehe", sagte Minns. — „Nein, da ist's nicht, durchaus nicht. Sie sehen also das weiße Haus; es gehört Grog, dem Eisenhändler. Nun gehen Sie rechts, die Mauer entlang; es sind Ställe da. Dann treffen Sie eine Mauer, welche mit zwölf Fuß langen Anschlägen bedeckt ist, worauf die Worte stehen: „Man hüte sich vor den Fuchseisen!"

Minns, schauderte. „Gehen Sie diese Mauer eine Viertelmeile lang; wenden Sie sich links, und Jeder wird Ihnen mein Haus zeigen." — „Schönen Dank! Leben Sie wohl!" — „Seyn Sie pünktlich, Vetter!" — „Gewiß!" — „Sagen Sie, Vetter, haben Sie eine Charte von den Umgegenden von London? Ohne diese würden Sie sich verirren." — „Ja, ja!" — „Vergessen Sie nicht, einen großen Stock mitzunehmen. Es kann Einem was Uebles begegnen."

Hr. Oktavius Budden entfernte sich, nachdem er seinen Vetter in eine furchtbare Angst versetzt hatte. Der Sonntag kam; der Himmel war heiter, die Straßen belebt; Tilbury's und Boguey's bedeckten alle Wege; überall war Heiterkeit und Freude. Nur Minns stand langsam auf, kleidete sich traurig an. Es war heiß; er machte sich auf den Weg und hielt sich immer auf der Schattenseite; ganz mit Staub bedeckt und erhitzt sieht er nach der Uhr; es ist schon spät; indeß ist er so glücklich, einen Wagen in Flower-Pot zu finden. Derselbe soll gleich abgehen. Minns steigt ein, und der Kutscher giebt ihm die feierliche Versicherung, daß er in drei Minuten abfahren wird. Eine Viertelstunde vergeht unterdeß, und er rührt sich nicht; Minns sieht schon zum sechsten Mal nach der Uhr.

„Kutscher, fahren Sie oder nicht?" Er wurde zornig und streckte sein Kopf aus dem Schlage. Der Kutscher beruhigt ihn und steigt nach fünf Minuten auf den Bock, summt ein Liedchen, zieht die Handschuhe an, schaut nach allen Seiten umher, bestürmt die Vorübergehenden und läßt die Pferde sich noch fünf Minuten verschnaufen. Endlich wurde Minns wüthend und drohte, auszusteigen. Nun setzte sich der Wagen langsam in Bewegung. Minns überließ sich seinem bösen Schicksale. Ein Kind und eine Frau mit Schachteln, Hüten und Regenschirm wurden seine Reisegefährten. Das Kind hielt Minns für seinen Papa und wollte ihn umarmen.

„Schrei nicht so", sagte die Mutter des Kindes, das ungeduldig mit den Füßen stampfte, „es ist nicht Papa." — „Gott sey Dank!" dachte Minns, und das war die erste freudige Bewegung, die er an diesem Tage hatte. Der ordentliche Mann verfluchte das kleine Wesen, welches seine Aufmerksamkeit auf sich ziehen wollte, indem es seine schmutzigen Schuhe an den Beinkleidern des Unglücklichen abrieb und den Regenschirm seiner Mutter ihm in den Leib stieß.

Als der arme Minns im Schwan anlangte, war es schon ein Viertel auf sechs. Er befolgte alle ihm gegebenen Anweisungen mit der ihm natürlichen Gewissenhaftigkeit. Da war sie nun endlich, die Hütte der Zoë; da war der einzige kahle Pappelbaum, der vor der Thür stand. Der kleine Garten war ein Stück sandiges Land von ungefähr zehn Quadratfuß, in welchem ein entblätterter Baum und zwanzig oder dreißig Tulpen standen. Hr. Minns keuchte, als er den Klopfer in die Höhe hob, um seine Ankunft zu erkennen zu geben; ein vierschrötiger Bediente in blauer Livree, baumwollenen Strümpfen und sammetnen Beinkleidern empfing ihn. Der Bediente führte ihn in einen kleinen chokoladenfarbigen Salon, von dem aus man alle Ställe und Viehhöfe der benachbarten Häuser übersehen konnte. Die zwölf Gäste, welche in dem chokoladenfarbigen Salon vereinigt waren, erwarteten mit Ungeduld die Zeit des Essens. Das bedeutendste dieser Originale, ein ehemaliger Kunsthändler, stand auf, als Minns eintrat; unter dem Vorwande, die Kupferstiche eines Albums zu betrachten, analysirte er Zug vor Zug, Linie vor Linie, Falte vor Falte die angenehme Physiognomie, die Kleidung und das Aeußere von Hrn. Minns.

„Bregson", schrie Budden, „was machen die Minister? Bleiben sie oder nicht?" — „Fragen Sie doch Ihren Herrn Vetter", sagte boshafter Weise der Kunsthändler. „Der Herr gehört zur Verwaltung, und kann Sie daher besser als jeder Andere befriedigen."

Minns versicherte, daß er zwar in Somerset-House angestellt sey, aber keine offiziellen Mittheilungen über die Pläne der Minister erhalten habe. Diese Bemerkung wurde mit augenscheinlichem Unglauben aufgenommen, und da Niemand weitere Vermuthungen wagte, entstand eine lange Pause, die man mit Schnauben und Räuspern ausfüllte; man sah die Fenster an,

spielte mit den Quasten der Sophakissen und erkundigte sich nach dem gegenseitigen Befinden. Endlich erschien Madame Budden.

Das war ein Trost; man konnte sich wiederholt nach ihrem theuern Befinden erkundigen. Endlich war servirt, und Hr. Minns, der augenscheinlich der König des Festes war, geleitete Madame Budden bis zur Thür des Salons; darauf mußte man seine Galanterie beschränken, denn die Treppe war sehr eng und erlaubte nicht zweien Personen, neben einander zu gehen.

Nichts ist widerlicher, als die Manieren der Bürger, welche den großen Herrn spielen wollen; schlechter Ton und schlechter Geschmack sind bei ihnen vereinigt. Oft erschallte die Stimme des Herrn Budden inmitten der gastronomischen Ceremonien; er forderte diesen oder jenen Freund zum Trinken auf, und versicherte, daß er entzückt wäre, ihn zu sehen, wirklich entzückt. Das Dessert brachte die beste Schüssel, die Zierde des Festes. Der vierschrötige Bediente versteht einen bedeutsamen Blick der Herrin vom Hause; er holt den jungen, achtjährigen Alexander Budden, der in einem himmelblauen Kleide mit silbernen Knöpfen erschien; seine Haare hatten fast dieselbe Farbe wie die Knöpfe. Nachdem ihn seine Mutter hinlänglich geküßt, wurde er seinem Pathen Minns vorgestellt. Dieser bemühte sich, eine gute Haltung anzunehmen; es war eine der heldenmüthigsten Handlungen seines Lebens.

„Sind Sie artig, mein Kleiner?" — „Ja." — „Wie alt sind Sie?" — „Nächsten Mittwoch werde ich acht Jahre alt; und wie alt sind Sie denn?" — „Alexander", sagte die Mutter, „wie kannst du deinen Pathen nach seinem Alter fragen?" — „Hat er nicht nach meinem gefragt?"

Man sah sich an; Minns wurde bleich; innerlich schwor er sich zu, ihm keinen Pfennig zu hinterlassen. Nach einem augenblicklichen Schweigen nahm ein kleiner lächelnder Mann mit rothem Schnurrbart, der während des Essens sich bemüht hatte, einen Zuhörer für einige Anekdoten von Sheridan zu gewinnen, das Wort. — „Was ist ein Verbum, Alexander?" fragte er. — „Ein Verbum ist ein Wort, welches einen Zustand oder eine Handlung bezeichnet. Mama, gieb mir einen Apfel." — „Ich gebe Dir einen Apfel", sagte der Hausfreund mit dem rothen Schnurrbart, „wenn Du mir sagst, was ein Substantiv ist." — „Substantiv!" erwiederte der Knabe, „Substantiv!... das Substantiv...." Er zerfloß in Thränen. Der Vater beschloß, ihm zu Hülfe zu kommen. — „Meine Herren", sagte er mit einer Stentorstimme und einer wichtigen Miene, „füllen Sie Ihre Gläser, ich habe Ihnen eine Toast vorzuschlagen."

„Hört! Hört!" riefen die Gäste, indem sie den Ernst der Mitglieder des Hauses der Gemeinen nachahmten. Nun sagte Hr. Budden: „Meine Herren! Es ist Jemand hier...." — „Hört! Hört!" sagte der kleine Mann mit dem rothen Schnurrbart. — „Still, Jones!" rief Budden. „Ich sage also, daß hier Jemand ist, dessen Gegenwart eine.... eine außerordentliche Ehre für die Versammlung ist. Seine Unterhaltung muß uns Allen ein ausnehmendes Vergnügen gemacht haben." — Minns hatte nicht den Mund aufgethan, außer, um zu essen. — „Meine Herren", fuhr Budden fort, „ich bin nur ein gewöhnlicher Mensch, und ich sollte mich vielleicht entschuldigen, daß meine persönlichen Empfindungen der Freundschaft und Zuneigung mich verleiten, die Gesundheit dieses Mannes vorzuschlagen.... eines Mannes, den... ich glaube... das heißt, eines Mannes, dessen Tugenden ihn allen denjenigen theuer machen müssen, welche.... allen denen, deren.... Sie verstehen mich, meine Herren, und diejenigen, welche nicht das Glück haben, ihn zu kennen, werden gewiß...."

Minns stieß einen tiefen Seufzer aus; er vermuthete, daß von ihm die Rede wäre, und er, der furchtsamste und bescheidenste Mensch von der Welt, sah jetzt Aller Blicke auf sich gezogen.

Budden fuhr in seiner unerbittlichen Beredsamkeit fort: „Ein vortrefflicher Verwandter, den ich mich hier zu sehen freue, und der, wenn er nicht hier wäre.... uns gewiß des Vergnügens berauben würde, das wir bei seinem Anblicke empfinden." — Das wurde großartig, und die ganze Versammlung schrie im Chor: „Hört! Hört!"

„Meine Herren", fuhr der Redner fort, „ich fühle, daß ich Ihre Aufmerksamkeit schon zu lange mißbraucht habe. Mit allen Empfindungen der... der..." — „Der Zuneigung", rief der Hausfreund. — „Der Zuneigung und der..." — „Und der Herzlichkeit", sagte sein Echo. — „Und der Herzlichkeit wage ich, die Gesundheit des Herrn Minns in Vorschlag zu bringen."

„Auf, meine Herren!" rief der unermüdliche kleine Mann; „erweisen wir dem edlen Vetter unseres Wirthes jede Ehre! Richten Sie sich nach mir, wenn es Ihnen beliebt." — Der Tisch hallte wieder von dem dreifachen Hip, welches von der Sylbe Za gefolgt wurde, wie es der Gebrauch ist. Aller Augen waren auf den armen Minns gerichtet, welcher lieber eine Batterie von sechzig Kanonen gestürmt hätte und welcher seinen Portwein mit einer Hastigkeit hinunterschlürfte, die ihn zu ersticken drohte. Nach einer Pause erhob er sich, um zu antworten. Man hörte undeutlich die Worte: Achtung, Verwandtschaft, Ehre, großes Glück, welche seinen bleichen Lippen entschlüpften. Jeder war von der Vortrefflichkeit der Rede überzeugt. Jones, welcher schon lange auf den günstigen Augenblick lauerte, erhob sich. „Budden", sagte er, „erlauben Sie mir, einen Toast auszubringen?" — „Gewiß!" erwiederte dieser; und sich zu Minns wendend, fügte er hinzu: „Das ist ein Teufelskerl; Sie werden mit seiner Rede zufrieden seyn." — Minns verneigte sich schweigend, und Herr Jones führte die prächtige Rede weiter, welche wir getreulich wiedergeben wollen.

„Bei mancher Veranlassung, unter verschiedenen Umständen und in manchen Gesellschaften hatte ich Gelegenheit, einen Toast auf diejenigen auszubringen, mit denen ich die Ehre hatte, zusammen zu seyn. Zuweilen, ich gestehe es freimüthig, habe ich die Beschwerlichkeit dieser Aufgabe empfunden; ich habe meine Unfähigkeit, mich ihrer mit Ehren zu entledigen, gefühlt. Wenn bei solchen Gelegenheiten meine Empfindungen dieser Art waren, wie muß ich erst heute gestimmt seyn, bei einer solchen ungewöhnlichen Veranlassung? Meine Empfindungen zu beschreiben, würde unmöglich seyn; aber, meine Herren, ich kann Ihnen kein getreueres Bild davon geben, als wenn ich an eine Anekdote erinnere, die mir jetzt einfällt. Es handelt sich von jenem ausgezeichneten Mann, von Sheridan...."

Er wurde durch den Eintritt des Aufwärters aus dem Wirthshause unterbrochen. — „Meine Herren und Damen", schrie er, „wir werden schlechtes Wetter bekommen; der Wagen geht ab, und ich wünschte zu wissen, ob Jemand nach London fahren will, es ist noch ein Platz übrig."

Herr Minns steht auf, stürzt zur Thür, ohne auf die Bitten und Ausrufungen der Uebrigen zu achten. Aber der braunseidene Regenschirm ist nicht zu finden. Der Kutscher will durchaus nicht warten. Hr. Minns erinnert sich nicht, seinen Schirm in dem Wagen gelassen zu haben, mit dem er angekommen war; als er in dem Schwanen-Wirthshause ankam, war der Wagen schon abgefahren.

Es war drei Uhr Morgens, als Herr August Minns mit schwacher Hand an die Thür seines Hauses in der Tavistock-Street klopfte; der Unglückliche war halb erfroren und ganz durchnäßt. Seine Laune war noch schrecklicher als das Wetter. Am Morgen setzte er sein Testament auf; aber weder Herr Oktavius Budden, noch Madame Zoë Budden, noch Hr. Alexander August Budden waren darin genannt. (Sketches by Boz.)

Bibliographie.

The river and the desert; or recollections of the Rhone and the Chartreuse. — Von Miß Pardoe. 2 Bde.
The christian fathers. — Von E. Bickersteth.
Confessions of a french catholic priest. — Von S. F. B. Morse.
Convent tales. — Von einer Protestantin.
An inquiry into the nature and prospects of the Adamite Race.
Men and things in America. — Von A. Thomason.
A treatise on the nature, causes and treatment of insanity. — Von Sir W. C. Ellis.
Men of character. — Roman, von Douglas Jerrold. 3 Bde.

P o l e n.

Eine Alt-Polnische Novelle *).

Walgerz, Graf von Tyniez, gedachte, die ritterlichen Spiele und Uebungen auch in fremden Ländern kennen zu lernen. Er begab sich auf weite Reisen, und da es ihm an dem Hofe des Königs von Frankreich besonders wohlgefiel, so hielt er sich hier lange Zeit auf. In blühendem männlichen Alter, nicht unbekannt mit den einem Ritter ziemenden Fertigkeiten, gelang es ihm nicht selten, durch seinen Muth, seine Tapferkeit und Geschicklichkeit in den Turnieren und Rennen den ersten Dank davonzutragen. So wandte er Vieler Augen auf sich hin, und selbst des Königs Tochter, Heligunda, blickte zuweilen gar holdselig zu ihm auf. Dies blieb dem Grafen nicht unbemerkt, bewog ihn vielmehr, sich um das Truchseß-Amt bei der Prinzessin zu bewerben. Wenn er nun die Speisen auf die Tafel stellte, da durchzuckte ihn ein freudiger Schauer, sobald die Königstochter ihm mit Wohlgefallen ins Antlitz schaute, so oft ihre Blicke seinen Bewegungen folgten.

An demselben Hofe befand sich damals ein Deutscher Königssohn, Namens Arinald, der, von Liebe zu Heligunda entbrannt, so oft er auch verschmäht und zurückgestoßen worden war, doch der Liebe Gluthen fortwährend in sich nährte. Walgerz seinerseits versäumte nichts, um die liebliche Prinzessin immer mehr für sich einzunehmen; er wußte die Wächter des Schlosses zu gewinnen und erging sich jeden Abend unter den Fenstern des Schlafzimmers seiner Geliebten, indem er mit süßer Stimme sehnsüchtige Liebeslieder sang.

Heligunda erwachte mit Entzücken bei diesen Liedern, vergeblich aber schaute sie oftmals nach dem Sänger aus. Sie ließ endlich die Wächter rufen und befahl ihnen, den nächtlichen Sänger zu nennen. Ihnen hatte das Gold den Mund verschlossen, und sie gaben vor, den Sänger zu erkennen, wäre unmöglich; er ginge nicht anders, als mit verhülltem Antlitze umher. Da sah die Prinzessin wohl ein, daß Bitten und Versprechungen bei diesen Leuten nichts ausrichten würden; sie nahm daher ihre Zuflucht zu der Drohung, es dem Könige zu melden, wie schlecht jetzt das Schloß bewacht würde, und selbst auf eine strenge Bestrafung in der Sache zu dringen. Dadurch nun gelang es ihr glücklich, hinter die Wahrheit zu kommen; um so heftiger ward aber von da an ihre Leidenschaft zu dem fremden Rittersmann; ja sie setzte alle Schranken so aus den Augen, daß sie ihn eines Abends zu sich in ihr Zimmer einließ.

*) Wir entnehmen die Novelle aus der Warschauer Monatsschrift: „Panorama literatury krajowej i zagranicznej" (II. 1836), in der sie Wojcicki mittheilt. Sie findet sich in dem heraldischen Werke des Bartholomäus Paprocki (geb. 1540, gest. 1614), und dürfte einigen Anspruch haben, in Bülow's „Novellenbuch" aufgenommen zu werden.

Da Heligunda die Gesinnungen ihres Königlichen Vaters, die ihren Wünschen nicht eben entsprachen, wohl kannte, so überredete sie ihren Geliebten, sie in sein Vaterland nach Polen zu entführen. Die Liebenden mochten aber nicht vorsichtig genug gewesen seyn, denn Arinald, auf Alles, was um die Prinzessin her geschah, aufmerksam, erfuhr des Polen heimliche Zurüstungen zur Reise; er verließ den Königlichen Hof und Frankreich und begab sich auf den Weg nach seinem angestammten Deutschen Königreich, durch welches Walgerz seinen Weg nehmen mußte, nicht ohne das behagliche Gefühl, daß ihm die Braut von dem Polen selbst zugeführt werden sollte.

Die Fährleute am Rhein hatte Arinald angewiesen, die von ihm bezeichneten Flüchtlinge aufzuhalten und einen hohen Fährlohn zu fordern. Aber früher, als Jener es erwartet hat, ist Walgerz mit seiner Geliebten am Rhein. Das stolze, herrische Wesen des Polen schüchtert die Fährleute ein; er wirft ihnen den verlangten Fährlohn hin, und so gelangt er ohne weiteren Aufenthalt über den Fluß.

Zu spät erfährt Arinald des Walgerz glückliche Ueberfahrt; es bleibt ihm keine Zeit, die Seinen zu sammeln; schnell waffnet er sich, wirft sich auf ein Pferd und ereilt den Flüchtigen.

„Steh! Verräther!" ruft er von Weitem; „Du hast das Fährlohn nicht bezahlt und die Königstochter gestohlen!"

„Das lügst Du", ruft ihm Walgerz entgegen; „denn ich habe das Fährlohn bezahlt und freiwillig folgt mir die Königstochter."

Mit Hast dringt nun Arinald auf Walgerz ein, und der Zweikampf entbrennt um so heftiger, da beide tapfere Streiter den Gegenstand ihrer Wünsche, die schöne Heligunda, vor sich sehen. Lange Zeit bleibt der Sieg unentschieden; endlich aber erliegt Arinald den Streichen des Gegners, und ohne Mitleid tödtet Walgerz seinen Verfolger. Er nimmt dessen Rüstung zum Zeichen des Sieges mit sich und erreicht, weiter unangefochten, mit seiner holdseligen Prinzessin Tyniez, das Schloß seiner Väter.

Kaum ist er daselbst angekommen, da erscheinen vor ihm seine Vasallen und beklagen sich über den „Schönen Wislaw", den Fürsten von Wisliz, einen Nachkommen Popiel's, von dem sie schweres Unrecht zu erdulden haben. Walgerz fordert den Fürsten mehrere Male vergebens auf, den gerechten Forderungen zu genügen und die Unbill abzustellen, endlich aber sammelt er erzürnt seine Schaaren; in einer Schlacht werden Wislaw's Fähnlein zerstreut, er selbst gefangen genommen und auf Walgerz' Befehl, in Ketten geschmiedet, nach der Veste Tyniez in Gewahrsam gebracht.

Aber wieder nur eine kurze Zeit war dem Ritter Walgerz vergönnt, auf seinem Schlosse zu bleiben, denn alsbald gelangte an ihn ein Aufruf des Königs von Polen, welcher ihm befahl, sich zur Vertheidigung des Vaterlandes in das Königliche Heer zu stellen. Als nun der Gemahl von neuem schied, da wollte Heligunda verzweifeln, und als er nun gar eine lange, lange Zeit ausblieb, da ward ihr Herz von Sehnsucht überwunden, und oft brach sie gegen ihre vertraute Dienerin in die Klage aus: „Nun bin ich weder Jungfrau, noch Gattin, noch Witwe!"

Die kluge Zofe drang gar bald in den Sinn dieser Worte und durchschaute die Sehnsucht ihrer Gebieterin. Sie wagte sich daher mit dem Rathe hervor, daß in dem Schlosse sich ein schöner Gefangener befände, welcher der Herrin Sehnsucht wohl zu stillen im Stande wäre. Der „Schöne Wislaw" wird darauf, von seinen Fesseln befreit, in Heligunda's Gemach eingeführt, und diese bricht nicht nur die dem Gemahle gelobte Treue, sondern entflieht auch mit dem Entehrer nach Wisliz.

Walgerz erscheint endlich, mit Ruhm bedeckt, nach beendigtem Feldzuge wieder auf Tyniez. Er reitet in den Hof, verwundert, daß ihm Heligunda, die er doch von seiner Ankunft benachrichtigt hat, nicht entgegenkomme. Er fragt den Schloßwärter und das Hofgesinde nach der Ursache und erfährt die fürchterliche Nachricht: seine Gemahlin sey mit Wislaw entflohen. Da eilt er, von Rache und Verzweiflung angetrieben, ohne seine Waffen abzulegen, mit Staub bedeckt und ohne Gefolge nach Wisliz. Zufällig ist Wislaw auf der Jagd und Heligunda allein im Schlosse. Sie erkennt von fern mit Schrecken den nahenden Rächer und sieht ein, daß nur List und Verstellung vor ihm schützen könne. Sie stürzt also mit raschem Entschlusse ihrem Gemahl entgegen, fällt vor ihm nieder und ruft seine Hülfe gegen Wislaw an, der sie mit Gewalt von Tyniez entführt habe, ja sie beredet ihren Gemahl, sich auf Wisliz zu verbergen, damit sie ihm den Ehrenräuber zur Sühne der Schmach ausliefern könne.

Der arglose Walgerz glaubte den Thränen und Liebkosungen, und überzeugte sich nicht eher von dem Verrathe seiner treulosen Gattin, als da er überfallen und auf Wislaw's Befehl mit Ketten belastet wurde. Um das Maaß seiner Leiden zu füllen, ward er auf einem eisernen Sessel angeschmiedet, ein starker Ring ihm um den Hals geschlagen und in der Wand befestigt, und zu seinem Gefängniß ihm ein Gemach angewiesen, in welchem in seiner Nähe und unter seinen Augen Wislaw und Heligunda täglich mehrere Stunden kosend und scherzend zubrachten. Walgerz aber ertrug seinen Schmerz, ohne daß ein Wort über seine Lippen kam.

Da Wislaw keinen Diener hatte, dem er sein Vertrauen hätte schenken können, so übergab er den Gefangenen der Obhut seiner Schwester Ringa. Diese war häßlich bis zur Widrigkeit, bewahrte aber in ihrer Brust ein zartfühlendes Herz. So hatte das Geschick ihres Gefangenen und das edle Benehmen des Mannes in seinen Leiden sie so gerührt und so für ihn eingenommen, daß sie einst mit dem Versprechen vor ihn hintrat, ihm die Fesseln zu lösen, wenn er sie zu seiner Gattin zu erwählen und des Bruders Leben zu schonen gelobe.

„Alles gehe ich ein, Alles gelobe ich Dir", entgegnete Walgerz, nach Freiheit sich sehnend, „nur löse mir die Ketten und reiche mir mein untrügliches Schwert."

Ringa löste nun die Schlösser der Fesseln und holte das Schwert herbei, welches in dem Gemache, dem Ritter gegenüber, aufgehängt war. Walgerz verbarg es neben sich und blieb, ohne die gelösten Fesseln abzustreifen, an dem Orte seiner Schmach, düster, stumm und traurig, wie zuvor.

Da treten zur gewohnten Stunde Wislaw und Heligunda herein und beginnen wieder ihre Liebkosungen. Zum ersten Male erhebt Walgrez den Blick, zum ersten Male redet er zu ihnen.

„Was würdet Ihr sagen", spricht er, „wenn ich meine Leiden und meinen Schimpf jetzt an Euch rächte?"

Heligunda erbebt über diese Worte, sie wendet sich. „O, Wislaw", ruft sie, „siehe, er ist fürchterlich; fort von hier! Und sein Schwert hängt auch nicht mehr dort an der Wand." Wislaw aber erwidert mit Hohnlachen: „Und wenn Du hundert Schwerter hättest, doch würde ich Dich nicht fürchten; ja, tödten könntest Du mich jetzt und ich vergäbe es Dir."

Da wirft Walgerz die Ketten ab. Mit gezücktem Schwerte steht er an dem Lager der Schamlosen, mit gewaltigen Schlägen fällt das Schwert, und ein doppelter Weheruf verkündet, daß der Ritter die Sühne vollbracht habe.

Nun zog Walgerz mit Ringa nach Tyniez heim, reich beladen mit Schätzen, welche Ringa schon bereit gehalten hatte. Wislaw's Ritter erfuhren den Tod ihres Gebieters erst, als Walgerz mit Ringa das sichere Tyniez bereits erreicht hatte.

Heligunda wurde in Wisliz bestattet, und der Chronist Bazko erzählt, daß er noch 1212 ihr Grabmal gesehen habe.

A. Wrr.

Mannigfaltiges.

— Zur Literatur-Statistik. Ein Englischer Buchhändler hat berechnet, daß durchschnittlich von funfzehn Büchern, die in London erscheinen, immer nur eines die Kosten deckt. Mit größeren Gefahren noch ist die Herausgabe von Broschüren verknüpft, denn nur von funfzig soll immer eine die Kosten für Papier, Druck, Heften und Ankündigen bezahlt machen und außerdem noch einen Gewinn abwerfen. Eine zweite Auflage erlebt im Durchschnitt immer nur unter 200 Büchern eines; eine dritte nur unter 500 und eine vierte gar nur unter 1000 Büchern eines. Man schätzt die Zahl derer, die in London ausschließlich von literarischen Arbeiten leben, auf ungefähr 4000, von denen etwa 700 dem Zeitungs- und Journalwesen ihre Kräfte widmen. Viele von diesen Journalisten wissen in der Regel nicht, in wessen Auftrag und in welchem Interesse sie am nächsten Tage arbeiten werden. Wer sie zuerst engagirt, oder wer am besten zahlt, der hat sie gewöhnlich für sich und seine Partei gewonnen. Ihre Gesinnung wird ihnen meistens von ihren häuslichen Bedürfnissen diktirt, und der größte Theil aller in London lebenden Schriftsteller ist so arm, daß sie im Durchschnitt immer noch mehr an Geld- als an Geistesmangel leiden.

— Novellenkranz; Sammlung der vorzüglichsten Deutschen Erzählungen. So heißt ein Deutsches Buch, das kürzlich bei Paul Renouard in Paris erschienen ist. Obwohl im Wesentlichen ein bloßer Nachdruck, hat dieses Buch doch auch einen eigenthümlichen Charakter, indem darin für Franzosen, welche sich mit Deutscher Lektüre beschäftigen wollen, eine Auswahl von Erzählungen, und zwar im ersten Bande von Kruse, Weingarten, Graf Mailath und Caroline Pichler zusammengestellt ist. Falls er Absatz findet, sollen diesem ersten Bande bald noch mehrere andere folgen.

— Van der Velde in Nord-Amerika. In Boston ist von Herrn Nathaniel Greene eine Auswahl von Erzählungen van der Velde's, ins Englische übersetzt, herausgegeben worden. Die beiden bisher erschienenen Bände*) enthalten die Novellen „Arwed Gyllenstierna", „die Lichtensteiner", „die Wiedertäufer" und „die Zauberin". Die Erzählungsweise des Verfassers ist zwar auch in Nord-Amerika als eine Nachahmung der Walter Scott'schen Manier bald erkannt worden; gleichwohl läßt man doch auch der eigenthümlichen Deutschen Färbung dieser Manier gern Gerechtigkeit widerfahren. Am meisten scheinen darum auch die „Lichtensteiner" mit ihren Scenen aus dem dreißigjährigen Kriege dort anzusprechen.

*) Sie führen den allgemeinen Titel: Tales from the German, weil der Uebersetzer in der Folge auch die Erzählungen anderer Deutscher Novellisten noch hinzufügen will.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 43. Berlin, Montag den 9. April 1838.

England.

Mistreß Trollope in Wien *).

I.

Wien, 24. Dezember.

Die Annäherung des Weihnachtsfestes scheint der Stadt Bewegung und neues Leben zu geben. Die Läden wetteifern an Pracht und Reichthum; jeder bemüht sich, die verführerischsten Waaren auszulegen, und mögen auch die Pariser und Londoner Magazine eine reichere Auswahl gestatten, so kann man doch nirgends etwas Glänzenderes und Geschmackvolleres finden, als das, was man hier sieht. Bedeutende Toiletten-Artikel, Tücher, Blonden, Sammet- und Seidenstoffe, Atlas u. s. w. sind hier unübertrefflich. Goldarbeiten und Schmucksachen sind hier ohne den mindesten Zweifel weit vorzüglicher als in Frankreich oder England, wenn man etwa die wunderbaren Schätze bei Rundel und Brige und bei Hamlet ausnimmt. Die Ausstellung der Krystall-Waaren macht einen großartigen Eindruck, sowohl durch die Eleganz der Formen, als durch die Zartheit der Bearbeitung. Die Farbenpracht und die Mannigfaltigkeit dieser Waaren, die nur den Böhmischen Manufakturen eigenthümlich zu seyn scheinen, gewähren einen magischen Anblick. Auf den Ausstellungen der Konditoren sieht man nicht, wie bei uns, Myriaden von Früchten in wunderlichen oder majestätischen Formen, wohl aber eine Fülle von Bonbons, welche das Auge durch ihre glänzende Krystallisation blenden.

Gestern war Gesellschaft beim Türkischen Gesandten, und zum ersten Male seit Christengedenken haben die Wiener Damen dieselbe mit ihrer Gegenwart beehrt. Da es der Geburtstag des Großherrn war, so mußten die Herren in Galla erscheinen. In jedem anderen Lande würde man ganz einfach dieser Pflicht genügt haben; hier aber wurde dieselbe das Signal zu einem außerordentlichen Luxus. Jeder schien etwas ganz Neues auf einem ceremoniellen Besuch bei einem Türken zu suchen, und wirklich war es nicht uninteressant, zu denken, daß zum ersten Mal seit Erschaffung der Welt Frauen das Haus eines Muselmanns betreten würden, mit vollkommener Freiheit, es wieder zu verlassen.

Die Zugänge zur hohen Pforte waren glänzend mit farbigen Lampen erleuchtet; der Namenszug des Sultans Mahmud erschien in Transparent-Buchstaben. Die Art der Einführung beim Türkischen Gesandten ließ nichts zu wünschen übrig. Wir schritten durch zwei Zimmer, durch eine doppelte Reihe Türkischer Bedienten hindurch, welche nach orientalischer Sitte sich die Augen zuhielten, als die Damen bei ihnen vorübergingen. Das war sehr schön; aber als wir gingen, machte es bei weitem nicht mehr denselben Eindruck auf mich, weil ich inzwischen erfahren hatte, daß sich die fremden Gesandtschaften bei festlichen Gelegenheiten ihre Dienerschaft liehen, und daß auch der Nuntius des Papstes sich in dieser Hinsicht sehr gefällig gegen den Anhänger des Propheten erwiesen habe. Die verhüllten Augen waren also eine bloße Komödie.

Das Gesellschaftszimmer war bei unserer Ankunft schon ganz gefüllt und bot den glänzendsten Anblick dar. Ohne die zärtliche Neigung, welche ich für mein Geschlecht hege, würde ich wohl den Vorschlag zu einer Umwandlung des männlichen Kostüms machen, bei der das Oesterreichische als Muster dienen könnte. Diese Neuerung würde augenscheinlich den Frauen zum Schaden gereichen. Jetzt glänzen sie durch den Zauber ihrer Schönheit und erhöhen dieselbe durch die Hülfsmittel der Toilette, während die Männer, die Könige der Schöpfung, verdammt sind, ihre Vorzüge unter ungefälligen Gewändern zu verhüllen. Wenn es anders wäre, würden die Gesellschaften der großen Welt ungleich glänzender seyn, aber die Frauen wären dann auch nicht mehr die einzige und ausschließende Zierde derselben.

Das malerische und majestätische Kostüm der Ungarischen Damen darf ich nicht mit Stillschweigen übergehen, und am wenigsten die langen Spitzenschleier, welche eine Bandschleife an ihrem Haarputze befestigt, und welche dann rückwärts zur Erde hinabfallen. Vorn steigt der Haarputz pyramidenförmig auf und begünstigt dadurch die Anbringung edler Steine, welche über die schöne Stirn schimmernde Strahlen verbreiten und das Auge mit ihrem Glanze blenden. Die Oesterreichischen und Böhmischen Damen sind nicht minder prächtig geschmückt. Ist auch ihre Kleidung weniger charakteristisch, so braucht doch der Reichthum und die Schönheit derselben den Vergleich nicht zu scheuen.

Nun erlauben Sie mir noch einige Worte über die Toilette der Männer; und ich weiß wirklich nicht, ob sie nicht in den Vordergrund des Gemäldes treten werden. Ich will nicht behaupten, daß die edlen Steine, welche auf ihrer mit Orden besäeten Brust glänzen, mit dem Schmucke der Frauen wetteifern könnten; aber die Ungarischen Kostüme, die prächtigen Uniformen, die Hofkleidung der Kanzler und Kammerherren machen einen eigenen Eindruck; es ist etwas so Ungewöhnliches, Männer geschmackvoll und prächtig gekleidet zu sehen, daß die Neuheit noch den Zauber erhöht.

Bei dem Allen konnte die Pracht der Kostüme nicht den Glanz der Diamanten überstrahlen, mit denen die edlen und schönen Damen, welche dem Vertreter Mahmud's ihre Huldigungen darbringen wollten, bedeckt waren. Vielleicht waren sie auch begierig, zu wissen, wie Achmed Ferik Pascha sie empfangen würde. In dieser Beziehung blieb ihnen nichts zu wünschen übrig. Der zuvorkommende Gesandte bot alle seine muselmännische Galanterie auf, um ihnen zu zeigen, wie hoch er die Ehre aufnähme, welche man ihm und seinem Gebieter erwies.

Meine Tochter und ich wurden ihm von der Fürstin Metternich vorgestellt. Die Excellenz richtete eine lange schmeichelhafte Rede an mich, welche mir der Dolmetscher übersetzte. Der Inhalt derselben war ungefähr dieser: „Die Vorsehung hat Sie mit den Beweisen ihrer Gunst überschüttet, indem sie Ihnen gestattete, Ihre Tochter einen so hohen Grad der Vollkommenheit erreichen zu sehen.“ *)

Erfrischungen aller Art wurden immer umhergereicht, und die Illumination verschaffte uns ein angenehmes Schauspiel, welches mit einem Bengalischen Feuer endigte. Das Fest wäre noch glänzender geworden, wenn die Excellenz uns in einem größeren Saale empfangen hätte. Nichts war leichter, da er das schöne Palais des Fürsten Esterhazy bewohnt; aber die Idee, auch Damen einzuladen, scheint in ihm ganz urplötzlich entstanden zu seyn, und er glaubte wohl kaum, daß sich Gäste genug einfinden würden, um die Eröffnung des großen Saales nöthig zu machen. So war das Empfangszimmer gedrängt voll, und man konnte sich nicht frei bewegen und sich keine Uebersicht verschaffen.

II.

Den 15. Januar 1837.

Gestern war Ball beim Fürsten von Metternich; es war der erste in diesem Jahre und das Fest höchst glänzend.

Wenn die Pariserinnen alle andere Frauen durch ihre geschmackvolle Toilette übertreffen, so zeichnen sich die Wienerinnen wieder durch den Glanz derselben aus. Diesen Vorzug verdanken sie nicht bloß ihren Diamanten, welche allerdings sehr viel dazu beitragen, sondern alle einzelne Stücke ihres Schmuckes sind höchst prachtvoll und ausgesucht. Jede Tänzerin trägt ein Taschentuch, das mindestens einen Werth von 200 Gulden hat.

Ich weiß es wohl, ein Ballkleid muß etwas Aetherisches und Duftiges seyn, ein Wunder von Anmuth und Leichtigkeit. In Wien leistet ein Ballkleid dies Alles. Ich möchte nicht behaupten, daß ich in dieser Nacht aus Luft gewebte Gewänder, mit denen Lady Morgan eine ihrer Romanheldinnen schmückt, gesehen habe; besteht man aber nicht auf diesem luftigen Gewebe, so habe ich wohl Alles, was die menschliche Kunst Zartes erfinden kann, vor mir gehabt.

Wir hatten nach Englischer Weise gespeist, und die Eleganz der Damen ließ mich erwarten, daß sie sich die Mühe einer zweiten Toilette ersparen würden; so aber dachten sie nicht. Wenige Stunden später sah ich sie in neuen und frischen Anzügen erscheinen.

Der Karneval ist jetzt am belebtesten, und die ganze Bevölkerung scheint einem magischen Antriebe zu gehorchen, der sie in Bewegung setzt. Man hat wohl während des Tages eine ein-

*) Aus deren bereits in Nr. 30 des Magazins erwähntem Buche „Wien und die Oesterreicher“.

*) Der barbarische Muselmann, der nur von der Tochter etwas zu sagen verstand und von den berühmten Schriften der berühmten Mutter gar nichts wußte!

oder zweistündige Pause, um sich zu erholen, aber auch diese ist nicht für das Vergnügen verloren, welches die Wiener jetzt despotisch beherrscht. In diesem Zwischenraume essen sie, und dieser Aufgabe unterziehen sie sich mit seltener Virtuosität. Der Walzer ist indeß die herrschende Idee des Tages, und wenn man sechs Männer und sechs Frauen versammelt findet, so muß man immer darauf gefaßt seyn, daß sie wie Derwische sich im Kreise drehen werden. Jung und Alt wird von Strauß' und Lanner's Zauberbogen in Bewegung gesetzt. Oft bin ich dabei an den Flötenspieler der Fee Auxter erinnert worden, und zuweilen wurde selbst meine Unempfindlichkeit erschüttert, und ich sah mich um, ob die Tische und Stühle nicht auch von dem allgemeinen Schwindel erfaßt worden wären.

Gestern war Sonntag, der in den katholischen Ländern der Freude geweiht ist. Nach Beendigung des Gottesdienstes bemächtigt sich der ganzen Stadt eine Fröhlichkeit, von der man in unserem armen England keine Ahnung hat.

Am Abend besuchten wir einen öffentlichen Ball. Man muß nach Wien kommen, um etwas Aehnliches zu sehen, um an das Daseyn solcher Belustigungen zu glauben. Der Saal war geräumig und gut dekorirt, das Orchester vortrefflich. Die Tänzer waren Ladendiener, Barbiere, Schneider und Leute ähnlichen Schlages, die Frauen kann man als Grisetten bezeichnen. Mehreres nahm mich in dieser fröhlichen Gesellschaft Wunder: erstlich der Luxus des Lokals, dann das schickliche Benehmen der Männer wie die anständige Haltung der Frauen. Hier waren keine Anstandswächter, keine graue Häupter, um das Dekorum zu schützen, und der Umstand, daß sie ganz unnütz wären, bildet ein peremtorisches Argument zur Ausschließung der alten Frauen aus dem Ballsaale.

Als wir ankamen, schickte man sich zur Uebersiedelung in das Speisezimmer an, welches nicht weniger elegant als der Saal war. Jede Gesellschaft hatte einen besonderen Tisch. Unsere Freunde hatten die Aufmerksamkeit gehabt, für uns eine Mahlzeit zu bestellen, die in jeder Beziehung vortrefflich war. Das Fest verlängerte sich, und in England hätte dies für die Anständigkeit der Gäste bedenklich werden können; hier war das nicht zu besorgen. Die Paare kehrten zum Tanzsaale zurück und entwickelten hier neue Kräfte. Der Anstand und die Ordnung blieben dieselben, und man hätte sich in den elegantesten Zirkel versetzt glauben können, wenn ihre Lungen- und Schenkelkraft nicht den Unterschied bemerklich gemacht hätten. Die Frauen waren durchgängig in weißen Musselin gekleidet, aber sie trugen meistens auch ein Tuch, um ihr sittliches Gefühl zu beruhigen. Einige erschienen in bunten Kleidern von mehr oder minder zweideutigem Geschmacke, und was uns am meisten belustigte, war, daß eine Dame von unserer Gesellschaft ein Blondenkleid wieder erkannte, das sie im vorigen Winter getragen.

Dreißig ähnliche Bälle sind für die Dauer des Karnevals angekündigt. Heirathes-Kandidaten scheinen ihre zukünftigen Gattinnen hierher zu führen, so daß ein großer Theil der Gesellschaft aus glücklichen Liebenden besteht. Darum werden auch wohl die Tänzer nicht gewechselt. Fordert indeß ein Kavalier in einem Augenblick, wo das glückliche Paar Athem schöpft, die Schöne zu einem Walzer auf, so erhält er nie einen Korb; und auch ihr Liebhaber hat nichts dagegen. Dies ist ein Zug zur Oesterreichischen Gutmüthigkeit.

Ich bezeugte einer Dame mein Erstaunen über diese Tanzwuth, welche alle Stände beherrscht; sie sagte mir aber, daß ich den höchsten Grad dieser Leidenschaft noch nicht kennen gelernt. Sie erzählte mir, daß unverheirathete Frauen, meistens Dienstboten, welche das jugendliche Alter überschritten haben, ohne die Neigung zu ihrem Lieblingsvergnügen zu verlieren, keinen Augenblick anstehen, sich einen Tänzer zu kaufen. Bevor sie zum Ball gehen, handeln sie mit einem solchen Lohntänzer, den sie, je nach seiner Toilette und Geschicklichkeit, bezahlen. Ein gutes Abendessen wird immer noch mit in den Kauf gegeben. So nannte sie mir eine Köchin, die auf diese nothwendige Ausgabe die Forderung eines höheren Lohnes stützte.

Man glaube indeß nicht, daß dies schon die unterste Stufe der volksthümlichen Bälle sey. Noch kommt der jährlich wiederkehrende Ball der Wäscherinnen, den eine alte ehrwürdige Sitte geweiht hat. Dort strahlen die Wäsche und die Wunder des Glätteisens in ihrem vollen Glanze; und diesen interessanten Wäscherinnen liegt das Tanzen so sehr am Herzen, daß sie sich schon eine oder zwei Stunden vor dem Balle versammeln, um unter sich zu walzen.

Ferner giebt es einen Fiakerball. An diesem Tage nehmen Stellvertreter ihren Platz auf dem Bocke ein, und wenn das bescheidene Publikum, welches in diesen Wagen fährt, das wüßte, würde es wohl thun, sich ihrer dann nicht zu bedienen, denn in den Wiener Straßen ist ein improvisirter Kutscher ein gefährliches Ding.

III.

Den 19. Januar.

Es ist unmöglich, von den Vergnügungen der Saison zu sprechen, ohne der Mahlzeiten zu erwähnen. Auch sie haben ihre Bedeutung, und das Kapitel von der Gastronomie findet überall Anklang, während der Werth, den man auf die übrigen gesellschaftlichen Gebräuche legt, von den eigenthümlichen Neigungen derjenigen abhängt, die sich ihnen unterwerfen. Wien übt eine bemerkenswerthe Gastfreundschaft. Die Gastmahle, zu denen man eingeladen wird, sind nicht nur häufig, sondern ununterbrochen, und man überläßt sich diesen Freuden um so lieber, als die Vergnügungen des Abends nicht darunter leiden. In dem Hause, wo man zu Mittag gespeist, bleibt man höchstens noch eine halbe Stunde, nachdem man von Tische aufgestanden.

Diese Mode hat manche Vortheile, um sich aber davon zu überzeugen, muß man die Eintheilung des Tages in Wien kennen.

Die Stunde des Frühstücks ist eben so abweichend wie in London. Der Eine steht um acht Uhr auf, während der Andere bis um 12 Uhr in der horizontalen Lage bleibt. Steht man zu einer angemessenen Zeit auf, so darf man nicht fürchten, seine Zeit mit Besuchen, die man macht oder empfängt, zu verlieren. Die Höflichkeit und die Vergnügungen sind auf den Abend verwiesen, und man kann sich ohne Störung seinen Beschäftigungen überlassen, die Luft genießen, umherlaufen, studiren, Künsten und Wissenschaften obliegen, oder, wenn man mit seinen Studien zu Ende ist, für die seiner Kinder sorgen. Die Morgenbesuche sind in Wien nicht Mode.

Die Mittagsmahlzeiten sind höchst angenehm, weil sie die Unterhaltung begünstigen. Ich liebe die elegant angeordneten Tafeln, die bis zum Schlusse der Mahlzeit in demselben Zustande bleiben und nicht mit dampfenden Gerichten überladen werden. Die Deutsche Weise läßt einem Gastmahle seine Eleganz und den Gästen ihre Freiheit. Wie kann man sich während der Mühseligkeiten der Bedienung, während der Hauswirth sich zerarbeitet, um seinen Gästen die Ehre zu erweisen, die er seinen Bedienten überlassen sollte, der Unterhaltung hingeben? Anstatt jener glockenförmigen Wärmpfannen, deren Reichthum und Schönheit einen guten Eindruck machen, so lange man sich ihrer nicht bedient, sieht man hier Gruppen von Figuren, goldene und silberne Vasen, Blumen und Kerzen. Die Lampen scheinen hier aus den Speisezimmern verbannt zu seyn. Der Anblick der Wiener Gastmahle ist unstreitig viel schöner als der der Londener oder Pariser. Die Küche ist hier ganz Französisch; aber die Reihefolge der Gerichte nähert sich wieder mehr der Englischen Weise. Die Leber-Pasteten spielen hier eine Hauptrolle bei allen Mittags-Mahlzeiten und sind bei allen Abend-Mahlzeiten unerläßlich.

Was hier die Gastmahle sehr kostspielig macht, ist, daß alle Gerichte doppelt die Runde machen, damit sie nicht kalt werden, was sonst in großen Gesellschaften unvermeidlich seyn würde. An Fischen hat man hier keine so reiche und mannigfaltige Auswahl, wie in London; indessen giebt es in der Donau gute Fische, und wenn die Jahreszeit es erlaubt, erhält man auch Seefische von Triest. Austern bilden gewöhnlich die Einleitung zum Mittagessen. Der charakteristische Unterschied der Englischen und der Wiener Diners ist indeß in den Getränken zu suchen. Die Oesterreicher, die nur in kleinen Portionen trinken, müssen uns für unverbesserliche Säufer halten. Nur bei der Fürstin Esterhazy trank man Bier beim Dessert und zum Chesterkäse. Eine verheirathete Frau läßt sich wohl noch verführen, ein halbes Glas Champagner zu trinken, aber ein Mädchen würde es nicht wagen. Die Mäßigkeit wird hier so weit getrieben, daß man unsere nüchternsten Diners ausschweifende Schwelgereien nennen würde. Zu diesem Urtheil bewegt mich eine Unterhaltung mit einem Wiener, einem großen Anglomanen, der in alle Mysterien von New-Market und Melton eingeweiht ist. „Wie schrecklich aber ist der unmäßige Gebrauch des Weines", so endeten alle seine Lobeserhebungen unserer Nation.

Ich habe mir von dieser Verschiedenheit Rechenschaft zu geben versucht, und die Verschiedenheit des Klima's scheint mir die Hauptursache zu seyn. Das feuchte Klima Großbritaniens macht den Gebrauch erhitzender Getränke nothwendig; die Trockenheit des Oesterreichischen Klima's fordert eine entgegengesetzte Lebensweise. „Das erhitzt zu sehr", dies ist hier wie in Paris die Bannformel, welche die unschuldigsten Sachen trifft, und als ich neulich eine Tasse schwarzen Kaffee trank, sagte eine Dame: „Die Engländerinnen lieben doch alle starke Getränke." Nach dem Mittagsmahl, das nicht länger als bis sieben Uhr dauert, erwarten uns andere Freuden. Die Oper, das Schauspiel oder Besuche füllen die Zeit bis zur Stunde, wo die Bälle beginnen. Von fünf Uhr Abends bis drei oder vier Uhr Morgens stürzt man sich also in einen Wirbel von Zerstreuungen, die hinlänglich für die stillen Beschäftigungen des Morgens entschädigen.

Ein ganzes Jahr lang würde mir freilich ein so bewegtes Treiben, wie während des Karnevals, nicht behagen, aber genießt man dasselbe so im Vorübergehen und betrachtet es als Schauspiel, so muß man den Glanz und die lebhafte Physiognomie desselben bewundern.

Schweiz.

Cap. Marryat in der Schweiz.

(Schluß.)

Es ist vielleicht nicht allgemein bekannt*), daß bald nach den „drei Tagen" in Paris auch in der Schweiz ein Aufstand losbrach, in welchem die Aristokraten gänzlich unterdrückt wurden: in Bern und anderen Kantons, wo die Bürger-Familien unter dem Vorwande, dem Einflusse der Aristokratie entgegenzuwirken, seit langer Zeit die Zügel der Gewalt in Händen gehabt hatten, zwang man sie, die Macht denjenigen zu überlassen, die bisher vom Regiment ausgeschlossen waren. Es war dies eigentlich nichts als die natürliche Folge des vermehrten Reichthums auf dem Lande: die sich bisher ruhig gehalten, verlangten jetzt, da sie

*) Der Verfasser denkt hier an sein Englisches Publikum.

ihre Wichtigkeit fühlten, ihr volles Recht, und dies hatte den gewöhnlichen Erfolg eines Wechsels in der Administration. Obgleich man dies nun als einen errungenen Vortheil betrachten kann, so war es doch nur ein Wechsel oder vielmehr eine Zulassung derer, die reich geworden waren, zu den Vortheilen, die mit der Ausübung der Gewalt verbunden sind, — ein Wechsel, der nur Einzelnen, der Masse jedoch keinen wesentlichen Vortheil brachte. In Bern betrachtet man die Stelle eines Rathsmitgliedes als eine zuverlässige Quelle des Reichthums, ein hinreichender Beweis, daß diejenigen, welche die Zügel der Regierung in Händen halten, ihren eigenen Vortheil durchaus nicht vernachlässigen, und daß es in einer Republik eben so schwierig ist, die Rechte des Volkes zu schützen, als unter irgend einer anderen Regierungsform. Und so wird es seyn, so lange die Welt sich dreht; überall ist der Mensch dasselbe erpressende, selbstsüchtige Geschöpf, und seine Neigungen sind nicht zu ändern.

Die Helvetische Republik ist in der That nichts als eine Zusammensetzung kleiner Despoticen, die — ich geb' es zu — nachsichtig, dennoch aber despotisch verwaltet werden. Diejenigen, welche die Macht in Händen haben oder mit solchen verwandt sind, können große Summen erwerben; die Aemter gehen von Einem auf den Anderen, innerhalb gewisser Gränzen, welche man nur äußerst selten überschreitet, ganz wie bei den Corporationen in England.

In der Schweiz bleibt der Handwerker ein Handwerker, der Bauer ein Bauer, die alle fast so streng von einander geschieden sind wie die Indischen Kasten: die Edelleute sind unterdrückt, und die hochmüthigen Bürger regieren mit allem Uebermuth bestallter Rechte.

Mir hat eine Republik immer nur der Theorie oder dem Namen nach zu existiren geschienen. Die Geschichte hat die Unmöglichkeit erwiesen, daß sie sich länger als ein halbes Jahrhundert in ihrer ursprünglichen Reinheit erhalten könne. Was die Amerikanische Republik eigentlich sey, ist unmöglich zu bestimmen, bevor nicht Jemand in dem Lande gewesen ist und das entdeckt hat, was seine Vertheidiger sorgsam verbergen. Die Amerikaner hatten den großen Vortheil bei der Einrichtung ihres Staates, daß sie nichts zu bekämpfen, nichts über den Haufen zu werfen brauchten. Sie nahmen alle zu gleicher Zeit ihren Anlauf, und — ihr halbes Jahrhundert ist nun bald abgelaufen. Die Zeit wird beweisen, ob es möglich sey, in dieser Welt für die Dauer auf einer solchen Basis zu regieren. Cooper hat sich bei der Untersuchung des Zustandes der Helvetischen Republik offenbar getäuscht, und er verräth dies in seinem Werk über die Schweiz gegen seine Absicht.

In Solothurn sah ich nichts Merkwürdiges, ausgenommen einen Hund mit einem großen Klotz am Hals, was mir während meiner langen Wanderungen durch die Schweiz noch nicht vorgekommen war.

Um unsere Tagereise regelmäßig zu halbiren, hielten wir auf unserem Wege nach Bern in einem kleinen Dorfe, wo sich Reisende sonst wohl gewöhnlich nicht aufhalten, und ich traf hier im prosaischen Leben etwas Romantisches, das Sterne gewiß nicht unbenutzt gelassen hätte; ich bin jedoch nicht sentimental. Dem Hause mit dem Gasthofsschilde sah ich beim ersten Eintritt an, daß es durchaus nicht für seinen jetzigen Zweck erbaut worden; die Zimmer waren niedrig, aber groß, und die Fußböden parquettirt; hier und da zeugten Möbel mit eingelegter Arbeit und bronzene Uhren von früherem Wohlstand. An den Wänden hingen mehrere alte Kupferstiche, die denen, wie man sie gewöhnlich in Gasthäusern — zumal in Dörfern — trifft, weit überlegen waren. Als man das Abendbrod auftrug, bemerkte ich auf den silbernen Gabeln und Löffeln ein doppeltes Wappen mit der Krone eines Marquis darüber. Ich fragte das Mädchen, welches die Suppe auf den Tisch setzte, von wem sie dies Silberzeug hätten. Sie antwortete sehr kurz, „sie glaube, vom Goldschmied", und verließ das Zimmer, als wollte sie ungefragt bleiben. Der Wirth brachte mir den Wein. Er war ein schlanker, schöner, aristokratisch aussehender Mann von etwa sechszig Jahren, und ich legte ihm die nämliche Frage vor. Er versetzte: „Sie gehören der Familie, die den Gasthof hält."

„Aber", sagte ich, „wenn dies der Fall, so ist sie von väterlicher und mütterlicher Seite edler Abkunft."

„Ja", erwiederte er, „aber hier zu Lande achtet man darauf nicht."

Nach einigen anderen Fragen erklärte er, es seyen die Wappen seines Vaters und seiner Mutter; die Familie habe Unglück gehabt, und er suche, da Geburt hier nichts gelte, auf diese Weise seine Familie zu erhalten. Nach dieser Eröffnung begannen wir eine lange Diskussion über die Helvetische Republik, mit der ich meine Leser nicht belästigen will. Ehe ich das Haus verließ, erkundigte ich mich bei einem der Aufwärter nach dem Namen des Wirths und erinnerte mich sogleich, ihn auf der Liste derjenigen gelesen zu haben, welche — zweiundzwanzig an der Zahl — die Schweizer bei dem Siege über die Burgunder anführten, und deren Denkmal in die Felsen von Murten gehauen ist. Zwei Abbildungen dieses Monuments befanden sich in unserem Zimmer, und ich hatte mich mit dem Durchlesen der Namen unterhalten. Ich bin selbst kein Aristokrat — der Himmel weiß es! — wenn man jedoch sieht, daß der Adel, wie in der Schweiz, bis zum Wirth einer Dorfschenke heruntergekommen ist, und daß Leute, die ihm in jeder Beziehung nachstehen, denselben Despotismus ausüben, über den sie sich früher beklagten und von welchem sie eben das Volk befreien wollten, so kann ich nur wünschen, wenn nun einmal eine Partei herrschen muß, daß es diejenige sey, welche durch die Verdienste ihrer Vorfahren und langen Besitz die meisten Ansprüche darauf hat. Den zum Herrschen Geborenen schwindelt nicht so leicht der Kopf durch den Besitz der Macht, als solchen, die plötzlich dazu gelangen, und die über dem Zusammenscharren Erhabenen sind weniger der Bestechung ausgesetzt, als solche, die erst reich werden wollen. Je niedriger die Gewalthaber stehen, je schlechter ist ihr Regiment und je ärger der Despotismus. Die Schweiz ist ferner kein patriarchalisches Land mehr. Der Reichthum hat sich über die Kantons ergossen, und die Zeit wird kommen, wo eine Revolution in einer Republik ausbricht. Nichts kann einer Umwälzung vorbeugen, als die Vereinigung sämmtlicher Kantons durch eine Central-Regierung, anstatt dieser kleinen Oligarchieen, welche die Geduld des Volkes erschöpfen werden.

Ich nahm von meinem edlen Wirthe Abschied und muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß seine Rechnung im Vergleich mit anderen von mir in der Schweiz bezahlten so niedrig war, daß ich fast wünschte, alle Gasthöfe im Lande möchten vom Adel gehalten werden. Sein Wein war vortrefflich; ich vermuthe, er befand sich lange vor der Zeit im Keller, ehe das Haus ein Gasthofsschild aushing.

Von Solothurn nach Bern war die ganze Straße mit Truppen-Abtheilungen angefüllt, die man dorthin beordert hatte. Die Leute waren sämmtlich betrunken und schrieen, jauchzten und tobten hinter uns her, als wir vorüberfuhren. Die Bauermädchen, denen sie begegneten, kann ich nur beklagen. Endlich erreichten wir Bern. Die Berner haben ein sehr entsprechendes Symbol zu ihrem Wappen gewählt, nämlich den Bären; und als ob sie nicht eine hinreichende Zahl dieser Geschöpfe innerhalb ihrer Mauern hätten, halten sie noch außerhalb derselben vier im Stadt-Graben.

Welch ein Unterschied zwischen den tables d'hôte in Deutschland und in der Schweiz! Ich ziehe die table d'hôte stets vor, wenn sie anständig ist, denn nichts ist unangenehmer, als in einem Gasthofe auf seinem Zimmer essen. Dies mag vornehmer seyn, aber es ist nicht der Weg, die Welt kennen zu lernen; da könnte man lieber in England bleiben und man thäte besser daran. Eine table d'hôte ist ein Mikrokosmus: man sieht an ihr alle Nationen, Leute von jeglichem Stande, einige müßig, andere schnell zu irgend einem Zweck, noch andere nur zum Vergnügen reisend. Man müßte ziemlich unglücklich seyn, wenn man nicht wenigstens einen Gebildeten anträfe, und sicher stößt man auf einen Narren, welches fast eben so unterhaltend ist. Wenn ich eine table d'hôte überschaue, so denk' ich oft an die Kalender, die alle nach Bagdad gekommen waren, um den Ramadhan zu feiern, und mir ist eingefallen, daß Grattan noch eine Menge Theile seiner Kreuz- und Querwege (Highways and Byways) schreiben könnte, wenn er die Geschichte derjenigen wüßte, die sich an diesem allgemeinen Sammelplatz treffen. Die tables d'hôte in Deutschland sind vortrefflich und dabei sehr billig; von denen der Schweiz kann ich das nicht rühmen. Die Liebe der Schweizer zum Gelde verräth sich bei jeder Gelegenheit, und anstatt der Fülle herrscht Knauserei an der table d'hôte. Das Mittagbrod ist theurer als in Deutschland und nicht halb so gut; das Unangenehmste an unserem Wirth ist jedoch — wir logiren in der „Krone" zu Bern — daß er seine Gäste halb so bedient, wie der ehrliche Sancho zu Barrataria bedient wurde. Wie es gewöhnlich geschieht, werden nämlich auch hier die Gerichte erst auf den Tisch gestellt und dann abgenommen, um zerlegt zu werden. Sah man nun auf diese Weise an dem einen Ende der Tafel zwei Enten, am anderen zwei Hühner, so wird nur eine Ente und ein Huhn zerlegt und herumgereicht, während die beiden anderen nicht mehr zum Vorschein kommen und wahrscheinlich einem großen Mann aufgetragen werden, der auf seinem Zimmer speist. Dies war stets der Fall, so lange ich mich hier aufhalte. Man fragt vielleicht, warum wir es dulden? Erstens macht es mir Vergnügen, die Manöver des Wirthes zu belauschen, und dann — wenn ich auch die Ente eroberte — so würde er sie mir allein sicher auf die Rechnung setzen.

Der Französische Gesandte hätte die Schweizer durch nichts besser zur Vernunft bringen können, als durch die Androhung einer Blokade; diese würde sie ruinirt haben. Die goldenen Aerndten wären vorüber, ihr Land verlassen gewesen, und ihrem Kuhreigen hätte Niemand gelauscht, als die Kühe. Der Rath schnaubte und schäumte, die Offiziere zogen ihre Schwerter und schwangen sie (wie der Französische Minister vorausgesehen hatte) und — steckten die Beleidigung ruhig ein, damit ihnen das einzusteckende Geld nicht entgehen möchte. Welch ein Jammer, daß eine brave Nation mit so vielen guten Eigenschaften — wie es scheint — so habgierig ist! Kein Sprüchwort ist wahrer, als das: „Point d'argent, point de Suisse!"

Moldau und Wallachei.

Bucharest und Jassy, wie sie sind.

Von einem Französischen Reisenden.

Am 14. Oktober 1837 fuhr ich auf der Donau von Wien ab, um nach Konstantinopel zu reisen. Ich hatte die Absicht, auf meinem Wege nirgends zu verweilen; als ich aber in die Gegend von Dschurdschewo kam, von welcher Stadt man nur zwanzig Stunden Weges bis Bucharest zählt, wurde mein Vorsatz zum

erstenmale wankend. Das Beispiel eines jungen Deutschen Arztes, der in Bucharest sein Glück suchen wollte, machte die Lockung vollends unwiderstehlich, und so entschloß ich mich, ihn dahin zu begleiten. Es war spät am Abend, als wir in Dschurdschewo landeten, und der erste Eindruck, den die Wallachei auf uns machte, war eben nicht sehr einladend für uns. Wir fanden kein Nacht-Quartier und hätten unter freiem Himmel bleiben müssen, wäre nicht der Agent der Dampfschifffahrts-Compagnie, seines Gewerbes ein Apotheker, so freundlich gewesen, uns ein Paar Matratzen auf seinem Speicher anzubieten. Am frühen Morgen des folgenden Tages bestiegen wir eine mit Heu gefüllte Bauern-Karre, die von sechs mageren Gäulen gezogen wurde. Da wir im Finsteren angekommen waren und im Finsteren abfuhren, so konnte ich Dschurdschewo besser fühlen als sehen; die fürchterlichen Stöße, die unser Fuhrwerk jeden Augenblick erhielt, so lange wir innerhalb der Stadtmauern waren, gaben uns von dem Zustand der Straßen einen deutlichen Begriff.

Unsere Fahrt ging, trotz des unaufhörlichen Schreiens und Fluchens des Postillons, sehr langsam von Statten. Wir kamen durch einige Dörfer, deren Armseligkeit nur geschaut, nicht geschildert werden kann. In einem derselben, wo wir Halt machten, um ein Frühstück einzunehmen, bekamen wir nur mit genauer Noth so viel Brennholz, als hinreichend war, um ein Dutzend Eier zu sieden, mit denen der gastfreie Apotheker uns versorgt hatte. Das Land nahm sich eben so traurig und erbärmlich aus, wie die Wohnungen der Menschen. Gegen die Donau hin sah man unendliche Sümpfe und in der Richtung nach Bucharest eine endlose, ganz unangebaute Fläche. Wir fuhren einen Weg, der nur durch Wagengeleise bezeichnet war; alle sogenannte Landstraßen dieser Gegend können nur bei anhaltend gutem Wetter befahren werden.

Erst spät am Abend erreichten wir Bucharest. Diese Stadt zählt nicht über 80,000 Einwohner; da aber fast jedes Haus einen Garten zur Seite hat und bedeutende leere Räume im Innern der Stadt sind, so erscheint sie auf den ersten Anblick ungeheuer groß. Ihre unzähligen Kirchen und die zahlreichen Belvedere's der vornehmsten Häuser machen einen schönen Total-Eindruck, und wer Bucharest nur von Außen sähe, der könnte ein recht entzückendes Bild davon in seine Heimath mitnehmen. Kommt man aber ins Innere der Stadt, so ist aller Zauber bald verschwunden; man findet ein Labyrinth enger Gassen und Gäßchen, das einzelne schöne Häuser neben tausend und aber tausend elenden Barracken enthält, und der Schmutz in den Straßen ist so groß, daß man keinen Schritt zu Fuße gehen kann. Ein Fuhrwerk ist hier so nothwendig, wie das liebe Brod, und viele Leute kasteien sich auf eine erbärmliche Weise, um nur die Kosten einer Equipage zu erschwingen. Wer keine Equipage hat, der wird zum Pöbel gerechnet.

Man sieht in Bucharest weder öffentliche Plätze, noch Promenaden, und die einzigen Denkmäler aus alter Zeit sind eine ungeheure Menge sonst übrigens nicht sehr bemerkenswerther Griechischer Kirchen, welche die Bojaren erbauen ließen, um alles Böse, was sie dem unglücklichen Volke zugefügt, wieder gut zu machen. Das Schauspielhaus ist eine schlechte Barracke aus Brettern, in der eine elende Deutsche Truppe einige Opern verhunzt. Ich habe Robert den Teufel auf dieser Bühne darstellen sehen, aber so gräulich verunstaltet, daß ich die Schöpfung Meyerbeer's in keiner Passage und kaum in einer Decoration wieder zu erkennen im Stande war. Außer diesem jämmerlichen Kunstgenuß kennen die Einwohner keine andere Zerstreuung, als Spazierfahrten; sie lassen sich durch eine enge und holperige Straße in eine wüste und traurige, aber wenigstens trockene und kothlose Gegend schleppen, wo man immer an Nachmittagen viele Spaziergänger herumschlendern sieht. Jedermann hüllt sich in große Pelzmäntel, weil das ungesunde Klima die geringste Erkältung gefährlich macht.

Das Aeußere der Bewohner hat sich in der letzten Zeit sehr verändert. Noch vor wenigen Jahren schalteten hier die Unterthanen Machmud's ohne Kontrolle, und die Hospodare, welche man nach Bucharest schickte — lauter phanariotische Griechen — hatten schon längst Türkische Sitten eingeführt. Männer und Frauen waren orientalisch gekleidet, und ihre Lebensweise harmonirte mit diesem Kostüm. Aber das abendländische Element ist hier wie allerwärts eingedrungen, ja, sein Sieg mußte noch rascher und vollständiger seyn, als in anderen Regionen Ost-Europa's und Asiens, da die Türkische Lehnsherrlichkeit jetzt nur ein leerer Name ist und das Schicksal der Wallachei unmittelbarer von Europa abhängt. Die Frauen haben Pariser Moden angenommen; das Französische wird allmälig die gebildete Umgangssprache; die reichen Familien schicken ihre Kinder in Französische Pensionen. Selten begegnet man einem alten Bojaren, der seinem weiten Oberrock, seinem lang herabfließenden Barte und der ungeheuren runden Mütze treu geblieben wäre, und nur bei dem niederen Volke kämpfen noch das orientalische und das abendländische Kostüm um die Oberherrschaft.

Die Bevölkerung der Wallachei zerfällt in zwei Kasten: Bojaren (Edelleute) und Landbauer. Die vornehmsten Bojaren, denen man die höchsten Aemter überträgt, haben unermeßlich ausgedehnte Besitzungen. Ihre Einkünfte würden eben so unermeßlich seyn, wenn nicht die meisten Ländereien aus Fahrlässigkeit oder Mangel an Bewohnern unangebaut liegen blieben. Die Bojaren vom zweiten und vom dritten Range können nur auf subalterne Aemter Anspruch machen, und ihr Grundbesitz ist viel geringer. Der Adel allein hat bürgerliche und politische Existenz; er trägt keine Art von Lasten, und der ganze Boden der Wallachei ist sein Eigenthum. Ein Bojar kann in keinem Falle verhaftet oder seiner Besitzungen beraubt werden. Eine unübersteigliche Kluft trennt ihn von dem unglücklichen Landbauer, der alle Lasten tragen muß und keine Scholle als sein Eigenthum betrachten darf.

Die Wallachei giebt einen recht überzeugenden Beweis davon, wie sehr unaufhörliche Kriege und schlechte Verwaltung ein Land herunterbringen können. Eine Kette von Bergen, die an Wäldern und Metallen reich sind, bildet an der einen Seite ihren Gränz-Rand, und die beiden anderen Seiten umfließt der Donau-Strom. Gegen Norden findet man schön bewaldete Strecken, und die Ebenen im Süden überdeckt eine fette schwarze Erdschicht; aber wie wenig von dem ganzen Terrain ist bewohnt und angebaut! In unabsehbaren Steppen erblickt man hin und wieder ein vereinzeltes elendes Dörfchen mit einigen Maisfeldern und Viehweiden daneben. Freilich ist auch die Wallachei seit Gründung des Osmanischen Reiches ein beständiger Schauplatz blutiger Kämpfe gewesen, besonders zwischen der Türkei und Rußland. So oft ein Feldzug begann, rückte von Norden und von Süden ein Heer in das Land ein, und beide Heere, das befreundete wie das feindliche, lebten von Plünderung. Hatte der Krieg ausgetobt, so raubte eine Plage anderer Art dem unglücklichen Lande alle seine Hülfsquellen. Die Hospodare erkauften in Konstantinopel mit schwerem Gelde die Erlaubniß, den Bauer zu tyranniſiren und auf seine Kosten sich zu bereichern. Sie wurden auf sieben Jahr ernannt, gewöhnlich aber noch vor Ablauf dieser Frist enthauptet oder zurückberufen. Sie durften also keine Zeit verlieren und bedienten sich jedes Mittels, das ihre Schätze vermehren konnte.

Die lange Reihe von Plagen, welche die Wallachei heimgesucht, ist nicht bloß dem materiellen Wohlstande verderblich gewesen, sie hat auch auf den Charakter der Bewohner einen sehr nachtheiligen Einfluß geübt. Es dürfte wohl schwer seyn, noch unfreundlichere und theilnahmlosere Menschen zu finden, als die Wallachischen Bauern. Sie sorgen nur für kümmerliche Fristung ihres Daseyns; ein grobes Brod aus Mais ist ihre Speise, und die Hütten, welche ihnen als Wohnung dienen, sind aus Lehm und Baumzweigen zusammengefügt.

In den Zeiten der Osmanischen Lehnsherrlichkeit war der Bojar nicht viel besser daran, als der Bauer; und der Charakter des Ersteren war eben nicht geeignet, das nationale Unglück zu erleichtern. Ein großer Theil des Adels hat sich dort immer nur durch Schwäche und Sittenlosigkeit ausgezeichnet.

Darf man bei so bewandten Umständen an eine baldige Wiedergeburt des Landes glauben? Wohl schwerlich; denn zu allem Elend und allen Mißbräuchen kommt noch, daß der Wallache im Durchschnitt ganz ohne National-Gefühl ist und weder in sich selbst, noch in die Zukunft Vertrauen setzt.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Bonaparte's Leiche. Die Literary Gazette theilt über Napoleon's Leiche nach der Ceylon Chronicle folgende Notiz aus dem Memorandumbuch Abraham Millington's, eines Artillerie-Sergeanten auf St. Helena, mit. „Am Sonntag den 6. Mai 1821", heißt es in diesem Memorandumbuch, „wurde ich aus der Kirche abgerufen und erhielt den Auftrag, einen zinnernen Sarg für den General Napoleon Bonaparte anzufertigen. Am Montag den 7ten ertheilte man mir den Befehl, in Longwood-House den zinnernen Sarg mit der Leiche des Generals Bonaparte zuzulöthen. Dies geschah in Gegenwart der Generale Bertrand und Montholon, der Madame Bertrand, des Französischen Kapellans, des Französischen Chirurgen, des Herrn Darling, Dr. Rushop's, des 20sten Englischen Infanterie-Regiments und mehrerer Französischer Diener. Die Leiche des Generals wurde in voller Uniform in den mit weißer Seide und Baumwolle ausgeschlagenen Sarg gelegt. Seinen dreieckigen Hut stellte man ihm quer über die Schenkel, — auf seiner Brust trug er einen Stern, ein Kreuz und mehrere Medaillen von Gold, auch legte man außerdem viele Geldstücke von verschiedener Größe mit hinein. Sein Herz befand sich in einer mit Spiritus angefüllten silbernen Vase, die man ihm, nachdem ich den silbernen Deckel festgelöthet, zwischen die Füße stellte. Sein Magen kam in einen silbernen, mit Spiritus angefüllten Krug und wurde ebenfalls in den Sarg gesetzt. Außerdem kamen noch ein silberner Teller, Messer, Gabel, Löffel und eine silberne Tasse mit hinein. Nachdem der Leichnam mit allen hier angeführten Sachen in den Sarg gelegt war, löthete ich den mit weißer Seide gefütterten und mit Baumwolle ausgestopften Deckel auf. Der zinnerne wurde nun in einen Sarg von Mahagoniholz, diese beiden in einen bleiernen und das Ganze endlich wieder in einen Mahagoni-Sarg gesetzt, so daß der General Napoleon Bonaparte also in einem vierfachen Sarge ruht.

Abraham Millington.
Sergeant bei der St. Helena-Artillerie."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 44. Berlin, Mittwoch den 11. April 1838.

Frankreich.

Eisenbahnen und Schifffahrtslinien.

Von Michel Chevalier.

Unter den verschiedenen Fragen, die man bei der Betrachtung des neuerfundenen Communicationssystems unserer Zeit, der Eisenbahnen, aufstellen kann, ist eine besonders interessant und wichtig, nämlich die, wie sich die Eisenbahnen in ihren Resultaten zu den Straßen verhalten, die nicht von so neuem Datum sind, sondern so alt, wie die Geschichte, wir meinen die Schifffahrtslinien im Innern der Länder, die gewissermaßen neben den Eisenbahnen herlaufen oder noch ihre Stelle vertreten, die Kanäle und die schiffbaren Flüsse. Denn daß die Eisenbahnen und die Dampfkraft der bisherigen Verkehrsweise selbst auf den besten Landstraßen und durch Pferdekraft in jeder Hinsicht vorzuziehen, darüber waltet kein Zweifel mehr; wohl aber ist es der Mühe werth, zu untersuchen, ob erstens vom rein kommerziellen Gesichtspunkt aus betrachtet, also in Hinsicht des Waaren-Transports, die Schifffahrtslinien in Ländern, z. B. wie Frankreich, mehr oder weniger oder auch nur gleich viel Vortheil gewähren, wie die Eisenbahnen, und zweitens den Personen-Transport anlangend, ob nicht die Wasser-Communication in vielen Fällen, wenigstens für jetzt noch, den Dampfwagen entbehrlich macht.

Sprechen wir zuerst von den künstlichen Schifffahrtslinien, die, indem sie gleichsam das zu Wasser sind, was die Eisenbahnen zu Lande, so gut wie diese von Menschenhand angelegt und nur mit einem großen Aufwand von Kunst und Kosten hergestellt werden, also von den Kanälen, und vergleichen wir diese mit den Eisenbahnen erstens in Hinsicht des Waarenverkehrs. Hier stellt es sich nun zuvörderst heraus, daß der Kanal-Transport für die gewöhnliche schwere Ladung durchaus weniger Kosten macht, als die Eisenbahnen. Man darf nur die verschiedenen Daten und Tarife von den vorhandenen Eisenbahnen näher betrachten, und man wird finden, daß man für dieselben schon sehr günstig gestimmt seyn muß, um anzunehmen, daß der Eisenbahn-Transport durchschnittlich nach Tonnen und Kilometern 10 Centimen koste. Auf den Kanälen dagegen kann man die Kosten des eigentlichen Transports nach Tonne und Kilometer auf 1½ Centimen abschätzen, wozu hier noch der Zoll zu rechnen ist, den der Besitzer des Kanals bekommt und der zur Deckung der Unterhaltungskosten und der Zinsen des aufgewandten Kapitals bestimmt ist. Dieser Zoll beträgt auf sämmtlichen Linien in Frankreich, worüber die Regierung verfügt, nicht mehr als 2 Centimen. 3½ Centimen also sind es, die man den obigen 10 Centimen gegenüberstellen muß, um die Kosten des Kanal- mit denen des Eisenbahn-Transports zu vergleichen; stellt man erst die Eisenbahnen mit den Strömen und Flüssen in verbessertem oder natürlichem Zustande zusammen, so ist der Unterschied noch viel bedeutender.

Es giebt allerdings manche Einwände, die sich gegen den Kanal-Transport erheben lassen, so vor allen die ermüdende Langsamkeit desselben. Hierin freilich haben die Eisenbahnen nicht nur vor den Kanälen, sondern vor jedem anderen Communicationsmittel, zumal bei uns, einen unberechenbaren Vorzug. Noch vor wenigen Jahren brauchte die Kohlenlast, die von Mons nach Paris gebracht wurde, mehr Zeit, um diese unbedeutende Fahrt von 85 Lieues zurückzulegen, als ein mittelmäßiger Segler, der von Bordeaux nach Guadeloupe fährt, hier seine Mehl- und Weinladung ablegt und eine Fracht Zucker an Bord nimmt, sodann nach der Gironde zurückfährt, sich hier noch einmal seiner Waaren entlastet und, ohne sehr zu eilen, wieder eine Ladung mitnimmt, von da in den Mexikanischen Meerbusen nach Vera-Cruz fährt, hier seine Französischen Produkte ausschift, mit der weichlichen Trägheit, die durch die laue Atmosphäre der Wendekreise genährt wird, und endlich nach Bordeaux zurückkehrt, nachdem er noch einen Abstecher nach Neu-Orleans gemacht, um sich hier mit Baumwollenballen zu beladen. Jetzt sind diese unerträglichen Verzögerungen bedeutend abgekürzt, und doch haben noch im vorigen Jahre Steinkohlenböte, die ich mir nennen ließ, um von den Minen bei Anzin nach der Spiegelfabrik von Saint-Gobain zu kommen, also zu einer Reise, die ein Fußgänger ohne Mühe in zwei Tagen zurücklegen würde, mehr als zwanzig Tage verbraucht. Indessen darf man aus diesen Einzelnheiten keinen nachtheiligen Schluß gegen die Kanäle im Allgemeinen ziehen. Dies sind traurige Thatsachen, die nur beweisen, daß, wenn wir in Frankreich mit der Kunst bekannt sind, Kanäle anzulegen, wir noch ziemlich weit zurück sind in der Kunst, sie zu benutzen. Bei anderen Völkern geht die Circulation der Waaren auf den Kanälen viel rascher vor sich. In den Vereinsstaaten, auf dem großen Erie-Kanal, der New-York mit dem großen Netz der Nord-Amerikanischen Binnenseen verbindet, werden die 146 Lieus, welche die beiden äußersten Enden dieses schönen Kanals trennen, von den Schnellböten, die Tag und Nacht fahren, in siebenmal 24 Stunden zurückgelegt, was eine mittlere Geschwindigkeit von 21 Lieues täglich voraussetzt. Auf den Englischen wie auf den Amerikanischen Kanälen ist eine Schnelligkeit der Art etwas ganz Gewöhnliches.

Selbst in Frankreich wird man jetzt auf einigen Kanälen, die nicht dem Staate gehören und nicht von ihm administrirt werden, mit einer Schnelligkeit und einer Regelmäßigkeit befördert, die ihres gleichen sucht: ich spreche von dem Kanal du Midi und einigen damit zusammenhängenden Kanälen, auf welchen eine verständige Administration seit 1834 eine Reihe von Schnellböten organisirt hat, die dem Handel und noch mehr den Gesellschaften, denen sie gehören, täglich größeren Gewinn bringen. Diese Böte durchfahren den Kanal du Midi, den Kanal des Etangs und den Kanal de Beaucaire, die zusammen eine Strecke von 90 Lieues bilden, in 6 Tagen 16 Stunden, die sich aber in der That auf 118 Stunden eigentlicher Fahrt reduziren, die Zeit des Aufenthalts mitgerechnet, wo die Waaren ausgeschifft und neue aufgenommen werden, da die Böte von 9 Uhr Abends bis 4 Uhr Morgens Rast halten. Ihre eigentliche Geschwindigkeit also beträgt 6000 Metres stündlich. Die gewöhnlichen Böte können die Fahrt von Toulouse nach dem Hafen von Cette in 6 Tagen zurücklegen, wenn man 10 bis 12 Lieues auf den Tag rechnet. Doch da sie sich gewöhnlich aufhalten müssen, um ihre Ladung auszuschiffen oder zu vervollständigen, so dauert ihre Fahrt meist 14 Tage. Im Vergleich mit dem gewöhnlichen Dienst der Englischen oder Amerikanischen Kanäle ist das etwas lang; doch ist es eine fast fabelhafte Geschwindigkeit mit der verglichen, was auf den übrigen Französischen Kanälen geleistet wird.

Die Geschwindigkeit von 20 Meilen täglich ist noch lange nicht die äußerste Gränze, die man auf den Kanälen erreichen kann. Es ist bekannt, daß man in England seit 1830, erst auf dem Paisley-Kanal und dann auf mehreren anderen, Böte für die Reisenden hergestellt hat, welche sich mit einer Geschwindigkeit von 3½ bis 4½ Lieues stündlich bewegen, wobei noch die Zeit mitgerechnet ist, die man braucht, um die verschiedenen Schleusen zu passiren.

In den Vereinigten Staaten sind auf den meisten Kanälen, welche die Staaten angelegt haben, Packetböte, die einzig und allein für den Gebrauch der Reisenden bestimmt sind und die beinahe 7 Kilometer stündlich oder 40 Lieues alle 24 Stunden zurücklegen; denn sie fahren Tag und Nacht, und nur die Anordnungen der Administration verhindern es, daß sie nicht noch über diese Geschwindigkeit hinausgehen. Aber auch hier giebt es Kanäle, die Privat-Gesellschaften gehören, auf denen man das Englische System der Schnellböte mit Erfolg angewendet hat, und auf dem großen Kanal vom Raritan nach dem Delaware, zwischen Philadelphia und New-York, fuhr ich selbst in einem Fahrzeug von einer ganz besonderen Bauart mit einer Geschwindigkeit von etwas mehr als 3 Lieues stündlich. — So hat man in Frankreich auf dem Kanal du Midi einen Kurs von Postschiffen, der sich noch von der Anlegung des Kanals herschrieb, vervollkommnet. Diese Böte, die jetzt sehr gebraucht werden, bewegen sich mit einer mittleren Geschwindigkeit von 11 Kilometern (2¾ Lieues) stündlich, das Passiren der Schleusen nicht mitgerechnet, so daß sie im Ganzen in 36 Stunden von Toulouse nach Cette und in 51 von Toulouse nach Beaucaire fahren und ihre wirkliche Geschwindigkeit etwas weniger als 2 Lieues stündlich beträgt.

Bei dieser Schnelligkeit von 20 Lieues täglich für die Waaren und bei einer doppelten, ja drei- bis vierfachen für den Personen-Transport sind die Preise überall noch niedrig genug, und man kann rechnen, daß bei Tarifen, welche den Transport-Unternehmern und den Kanalbesitzern einen hübschen Profit ließen, der beschleunigte Kanal-Transport von 20 Lieues in 24 Stunden für Waaren, die auf den Eisenbahnen nach Tonne und Kilometer auf

wenigstens 14 bis 15 Centimen tarirt würden, nicht mehr als 6 bis 7 Centimen kostet. Was also die Waaren anbelangt, so ist es mit Ausnahme einiger Luxus-Gegenstände, bei denen die Zeit besonders geschont werden muß, ein für allemal ausgemacht, daß die Kanäle und noch weit mehr die verbesserten Flüsse über die Eisenbahnen den Sieg davontragen.

(Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

Die Expeditionen nach der Südsee.

Der sogenannte Stille Ocean ist seit seiner ersten Entdeckung — d. h. seit ungefähr 300 Jahren — für die bedeutendsten Seemächte der Welt ein Gegenstand wachsenden Interesses geworden.*) Als Vasco Nuñez de Balboa im Jahre 1513 diesen Ocean entdeckt hatte, nährten seine Landsleute viele ausschweifende Hoffnungen; unter Anderem dachten sie das lange vergebens gesuchte Gold-Land endlich aufzufinden oder wenigstens jenes Indien, aus welchem die Portugiesen so bedeutende Einkünfte zogen, auf einem kürzeren Wege zu erreichen. Die eine dieser Erwartungen ging durch Peru's Entdeckung zum Theil in Erfüllung; aber Magellan's Reise stellte außer Zweifel, daß der Seeweg um das Kap der Guten Hoffnung den Vorzug verdiente.

In späteren Zeiten reizte die vorgebliche Existenz eines ungeheuren Austral-Kontinentes, zu welchem Neuholland und Neu-Seeland als integrirende Theile gehören sollten, den nautischen Unternehmungs-Geist. Die Reisen eines Wallis, Carteret und Cook zerstörten dieses Trugbild. Seit Columbus und Magellan hat wohl kein Seefahrer das allgemeine Interesse in solchem Grade auf sich gezogen, wie Cook; seine Reise-Berichte wurden mit eben der Begierde gelesen, wie heutiges Tages die historischen Romane Walter Scott's, und eine Menge kühner Seemänner — größtentheils Engländer und Franzosen — traten, durch ihn begeistert und angeregt, in seine Fußstapfen.

Die lange Periode von Magellan bis Cook hat auch ihre Seefahrer aufzuweisen, und es geschieht mit Unrecht, wenn man über diese Zwischenzeit vornehm hinwegsieht; denn ihre Berichte, obschon mitunter verworren und fehlerhaft, haben alle Frische und Originalität wahrer Entdeckungs-Reisen. Die Entdecker selbst erregen unser Interesse, da sie einem entfernteren Zeitalter angehören und ihre ganze Art, zu seyn, mit der ihrer neuen Bekanntschaften in ergötzlichem Kontraste steht. Auch gestehen wir, daß uns die barocken Holzschnitte, mit denen ihre Werke geziert sind, immer große Freude gemacht haben. Die kunstreichsten Darstellungen der heutigen Kupferstecher geben keine so lebendige Vorstellung von fremden Regionen, wie jene Skizzen von derber Seemanns-Hand, besonders in Holländischen Reise-Berichten, wo der Delphin seine breite Nase über den Haupt-Mast emporstreckt und Säugethiere gemächlich über schiffbare Flüsse schreiten, wo der reißende Strom zuweilen Berge hinanströmt oder durch eine ungeheure Auster (!) in zwei Arme getheilt wird. Obschon diese Holzschnitte aller Perspektive spotten und von Abgeschmacktheiten wimmeln, so verkünden sie doch oft eine frischere, lebensvollere Anschauung, als die vollendetsten Produkte der neueren Kunst.

Leider sieht man sich vergebens nach einem Werke um, das eine Sammlung dieser wenig gekannten und beachteten Reisen in zweckmäßiger Auswahl enthielte. Burney's Chronologische Geschichte, obschon in mancher Beziehung vortrefflich, ist doch im Ganzen zu voluminös und zu kostbar. Ein Wiederabdruck derselben in kompakterer Form wäre sehr zu wünschen; denn das kürzlich erschienene Werk eines ungenannten Verfassers hat, trotz aller ihm eigenthümlichen Vorzüge, die Burney'sche Sammlung nicht entbehrlich gemacht.**) Wir finden in diesem „Historischen Berichte" sehr fleißige Untersuchungen und scharfsinnige Bemerkungen; aber es fehlt darin gänzlich an Karten und Umrissen, auf welchen man die verschiedenen Wege der Seefahrer und den allmäligen Fortgang ihrer Entdeckungen verfolgen könnte, daher das Werk für die größere Lesewelt fast nur eine verworrene Sammlung von Namen und Daten ist. Der Leser kann sich nirgends zu einer klaren Anschauung erheben, und die Bemerkungen über verschiedene geographische Schwierigkeiten sind ganz unverständlich. Hätte der Verfasser die vielen unbedeutenden Expeditionen in eine Art von chronologischem Index verwiesen und auf diese Weise zu einer umständlicheren Erzählung der interessanten Reisen eines Tasman, Mendana, Schouten u. s. w. Raum erspart, so würde sein Werk weniger epitomatisch und viel anziehender geworden seyn.

Es ist ein merkwürdiger Umstand, daß die meisten See-Reisenden — von Magellan bis Cook — fast genau dieselben Wege einschlugen und auf gleiche Resultate kamen. Weder Golddurst, noch Ruhmsucht, noch Liebe zu Abenteuern konnten sie bewegen, von der unbequemen und langweiligen Route abzulenken, die der erste Entdecker ihnen vorgezeichnet. Gewöhnlich steuerten sie um das Kap Horn und fuhren dann längs der Westküste Süd-Amerika's nordwärts, bis sie den Isthmus von Panama oder die Halbinsel Kalifornien erreichten; darauf wendeten sie sich westwärts und schnitten den Ocean in der Richtung der Marianen-Inseln (von Magellan entdeckt), indem sie die Sandwich-Gruppe weit zur Rechten oder weit zur Linken liegen ließen. Es war, als vermieden sie vorsätzlich jeden Weg, der zu neuen Entdeckungen führen konnte. Auch nahmen die meisten dieser Expeditionen einen unglücklichen Ausgang; die Schiffe wurden durch Stürme oder feindliche Angriffe zerstört, aufrührerische Matrosen ermordeten ihre Befehlshaber u. dergl.

Die wenigen Seefahrer, die — wie z. B. Schouten und Mendana — aus dem gewohnten Geleise sich wagten und glücklich genug waren, einiges Neue zu entdecken, brachten sich durch ihre fahrlässige Berechnung der geographischen Lage um die Frucht ihrer Entdeckungen. Mendana konnte auf seiner zweiten Expedition die Salomon-Inseln nicht wiederfinden, die er vor wenigen Jahren gesehen; denn er hatte sie beinahe um funfzig Grade zu weit nach Osten gerückt, eine Lage, die sie auf den meisten Karten des sechzehnten Jahrhunderts einnehmen, während Schouten's Hunde-Inseln einen Raum von mehreren tausend Quadrat-Meilen überdecken, dessen größere Hälfte die Figur eines ungeheuren Hundes einnimmt! Die Arrowsmith's und D'Anville's jener Zeit hatten ein ganz einfaches Mittel, um alle Differenzen in den Berechnungen der Seefahrer auszugleichen; sie erweiterten oder verengten Süd-Amerika, je nachdem die kalkulirten Abstände neu entdeckter Inseln es erforderten.

Der Weltumsegler D'Urville nennt Capitain Cook den „Begründer der wahren Geographie des Stillen Oceans", und die meisten Geographen zählen ihn zu den Entdeckern vom ersten Range. Wir fühlen uns mit einigem Widerstreben gezwungen, von dieser Meinung etwas abzuweichen. Die Entdeckungen eines Columbus und Magellan verdankte man nur ihnen selber; ihr Scharfsinn entwarf die Pläne, welche sie durch Eifer und Ausdauer realisirten; wogegen dem Capitain Cook sein ganzer Operations-Plan vorgeschrieben war. Die wichtigsten Entdeckungen des Britischen Seefahrers kann man nur als zufällige Ergebnisse der Befolgung dieser Vorschriften betrachten; und Cook muß also weit hinter jenen Männern zurückstehen, die in einem halb gebildeten Zeitalter so großartige nautische Pläne selbst entwerfen und allen Schwierigkeiten zum Trotze ausführen konnten. Dennoch bleibt ihm der Ruhm, eine neue Aera in der Nautik gegründet zu haben. Die Zahl und Ausdehnung seiner Reisen, die wunderbare Genauigkeit seiner Messungen und Beschreibungen, seine Menschlichkeit im Verkehre mit Wilden und die heilsamen Veränderungen, die er in der seemännischen Lebensweise einführte, geben ihm ein Recht auf unsere größte Hochachtung und Bewunderung. Cook durchkreuzte das Weltmeer in allen Richtungen und besuchte die meisten der bedeutenden Inselgruppen. Unglücklicherweise hat auch er, wie früher Magellan, mehrere Nachfolger gehabt, die zu buchstäblich in seine Fußstapfen traten. Seinen Instructionen gemäß, schenkte Cook den Inselgruppen im Osten und Süden des Austral-Oceans, deren Bewohner alle unter einander stamm- und sprachverwandt sind, die größte Aufmerksamkeit; und gerade diese Inseln, von denen er so sehr detaillirte Beschreibungen und so genaue Vermessungen lieferte, haben auch die meisten seiner Nachfolger vorzugsweise besucht und ausgeforscht, während manche Gruppe, bei der Cook nicht landete, noch jetzt nicht viel besser bekannt ist, als damals. Wie wenig wissen wir z. B. von der bedeutenden Fedschi-Gruppe, von den Schiffer-Inseln, dem Louisiaden-Archipel u. s. w.

Man wird uns entgegnen, daß die Befehlshaber der späteren Expeditionen keineswegs abgeschickt worden seyen, um auf dem Austral-Ocean in die Kreuz und Queere herumzufahren und neue Inseln zu vermessen. Das ist sehr wahr; allein auch Cook verfolgte, wenigstens auf zweien seiner Reisen, ganz andere Hauptzwecke, und dennoch glaubte er, auch die allgemeineren Interessen der Menschheit bedenken zu müssen. Er machte es nicht wie der Russische Seefahrer Lisianski, der während eines mehrtägigen Aufenthalts auf den Marquesas-Inseln, kaum zu ahnen schien, daß eine genaue Karte dieses Archipels wünschenswerth seyn dürfte; oder wie Kotzebue, der in einer Nacht zwischen zwei ganz unbekannten Inselgruppen hindurchsegelte und es für überflüssig hielt, auf Untersuchung derselben einige Zeit zu verwenden.

In der neueren Zeit ist die Beschiffung und Erforschung des Austral-Oceans auch für die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika höchst wichtig geworden. Seit mehr als 60 Jahren ist der Wallfischfang in diesem Ocean eine immer reichlicher strömende Quelle des Wohlstandes; die Zahl der Schiffe, welche auf denselben ausgehen, beträgt, nach einer Schätzung des Herrn Reynolds, 460, zusammen von 172,000 Tonnen, d. h. fast einem Zehntheil des Tonnen-Gehaltes aller Schiffe der Vereinigten Staaten! Bedenken wir aber, daß diese Fischereien und noch andere ergiebige Handelszweige gerade in solchen Gegenden des Oceans getrieben werden, mit denen wir am wenigsten vertraut sind, so darf es uns nicht Wunder nehmen, daß häufige Unglücksfälle sich ereignen; und eine sorgfältige Untersuchung der gefahrbringenden Eilande, Klippen und Sandbänke in jenen Regionen hätte daher schon lange als dringendes Bedürfniß erscheinen sollen.

Diese und ähnliche Rücksichten haben das Gouvernement der Vereinigten Staaten endlich dahin vermocht, eine Expedition nach der Südsee unter Kommodore Jones auszurüsten. Wer über die Zwecke dieser Expedition sich belehren und mit einer Menge werthvoller, den Handel im Austral-Ocean betreffender Details

*) Die Namen dieses Oceans sind bekanntlich ganz unpassend. Der Entdecker (Balboa) nannte ihn die Südsee, weil er ihm gerade gegen Süden lag — er erstreckt sich aber sehr hoch in den Norden — und Magellan, der ihn zuerst befuhr, gab ihm den Namen Stilles Meer, weil er auf demselben zufällig mit keinem Sturm zu kämpfen hatte.

**) Sein Titel ist: An Historical Account of the Globe and of the Progress of Discovery in the Pacific Ocean, from the Voyage of Magellan to the Death of Cook. — New-York, 1837.

bekannt werden will, dem empfehlen wir die „Addresse" des Herrn Reynolds nebst den angehängten Dokumenten*).

Der erste und vornehmste Zweck dieser Expedition ist die Entwerfung einer möglichst vollständigen Karte des ganzen Austral-Oceans, deren Nothwendigkeit klar genug aus dem von Herrn Reynolds angeführten Umstand hervorgeht, daß nicht weniger als zweihundert kleine, nur von Wallfischfahrern besuchte Eilande theils auf gar keiner bisherigen Karte zu finden und anderentheils ungenau verzeichnet sind. Man darf also hoffen, daß Kommodore Jones seine Zeit nicht bei wohlbekannten Inselgruppen vergeuden, sondern hauptsächlich auf die weniger angenehme, aber viel nützlichere Untersuchung jener zerstreuten Eilande, so wie auch der größeren und nicht minder unbekannten Gruppen von Oceanica, verwenden werde.

Ein anderer Hauptzweck der Expedition ist die Befreiung der Unglücklichen, die auf jenen Inseln in Gefangenschaft schmachten. Die Details, welche Herr Reynolds hierüber giebt, sind traurig genug, aber sie enthüllen uns durchaus nicht Alles. Matrosen, die auf den größeren von der Polynesischen Race bewohnten Inselgruppen als Gefangene leben, werden im Ganzen noch erträglich behandelt. Schreckliche Beispiele von Grausamkeit ereignen sich fast nur auf den kleinen zerstreuten Eilanden, wo Schiffbrüche so häufig vorkommen.

Die meisten größeren Eilande bewohnt ein eben so kühnes und kriegerisches, als treuloses und verschlagenes Volk, das schon zu lange mit der Feuerwaffe vertraut ist, um sie noch ferner zu fürchten. Wir erfahren aus den Reise-Berichten Krozet's und Kotzebue's, daß die Eingeborenen bei hellem Tage die größten Fregatten angreifen. Nur eine rasche Manifestirung überlegener Waffen-Gewalt, begleitet von verständiger Freigebigkeit und augenscheinlicher Bereitwilligkeit, jede freundliche Gesinnung zu erwiedern, kann unsere Autorität bei einem Volke von diesem Charakter befestigen. Herr Stephens bemerkt in seinem trefflichen Werke „Wanderungen im Osten", daß Nichts den Bewohnern der Levante größeren Respekt vor Amerika eingeflößt habe, als der Besuch des Schiffes „Delaware"; und wir können danach ermessen, welchen Eindruck unsere Kriegs-Fahrzeuge auf die wilden Eingeborenen von Oceanica machen werden! Gewiß darf man sich die erfreulichsten Resultate versprechen, nicht bloß für unseren Handel überhaupt, sondern auch zu Gunsten der unglücklichen Seeleute, die künftig an jenen Inseln Schiffbruch leiden sollten. Der barbarische Bewohner wird diese Leute nicht ferner als hülflose Elende betrachten, die man ungestraft mißhandeln könne, sondern als Individuen einer mächtigen Nation, der beständig das Interesse auch des geringsten ihrer Söhne am Herzen liegt.

Noch ein anderer Gegenstand, den wir nicht ohne Widerstreben zur Sprache bringen, verdient die Aufmerksamkeit der Expedition. Die Matrosen auf den Nord-Amerikanischen Handelsschiffen und Wallfischfahrern sind zwar im Allgemeinen als verständige, unternehmende und gutgesinnte Leute bekannt, und die Republik verdankt ihnen Viel; aber unter einer so zahlreichen Klasse muß es auch manche Ausnahme von der Regel geben. Dies wird um so einleuchtender, wenn wir bedenken, welche Macht die öffentliche Meinung und die Furcht vor dem Gesetz auf den Menschen üben. Mancher, der zu Hause ein ordentlicher und achtungswürdiger Mann war, läßt, wenn er eine Region betritt, in der kein sociales Band ihn fesselt, seinen bis dahin zurückgehaltenen Begierden freien Lauf und ergiebt sich Exzessen. Meutereien gegen Schiffs-Capitaine — nicht selten durch die Tyrannei der Letzteren veranlaßt — und Handlungen übermüthiger Grausamkeit gegen die Eingeborenen sind gar nicht ungewöhnlich. Herr Stewart erzählt (in seinem Buche „Mein Aufenthalt auf den Sandwich-Inseln"), daß ein Hause Matrosen eines Tages die Behausung eines Missionairs stürmte und ihn zu ermorden drohte, wofern er das siebente Gebot nicht widerrufen wollte; und Herr Jones, gegenwärtig Konsul der Vereinigten Staaten auf den Sandwich-Inseln, sagt in einem offiziellen Schreiben: „Es ist mir jetzt einleuchtender als jemals, daß ein zum Schutze der Wallfischfahrer hier stationirtes Kriegsschiff vortreffliche Dienste thun würde. Ich habe schon sechzig Amerikaner auf einmal in dem Fort einsperren müssen, und fast alle Tage sehe ich mich gezwungen, einige Schiffe zu besuchen, um einen Aufruhr zu dämpfen oder ganze Schiffs-Mannschaften, die keine Arbeit mehr thun wollen, mit Nachdruck an ihre Pflicht erinnern. Auch treiben sich eine Menge Ausreißer von unseren Schiffen am Ufer herum, lauter Kerle, die zu Schelmenstreichen aller Art aufgelegt sind."

Um diesen Ausschweifungen und Zügellosigkeiten zu steuern, müßte man der Mannschaft jedes Wallfischfahrers begreiflich machen, daß ihre Handlungen selbst in dem entferntesten Winkel der Erde nicht unbeachtet bleiben, und daß die Gesetze auch den Barbaren in Schutz nehmen, wenn er ohne seine Schuld gedrückt und mit Füßen getreten wird. Ein Kriegsschiff, mit einer Untersuchungs-Behörde an Bord, würde ohne Zweifel von sehr wohlthätiger Wirkung seyn; auch sollte man in die vornehmsten civilisirten Häfen des Austral-Oceans Konsuln schicken und mit solchen Stämmen der Eingeborenen, die eine hinreichend stabile Regierung haben, freundschaftliche Vergleiche treffen.

Bis jetzt haben wir nur von Zwecken geredet, deren Verfolgung fast einzig und allein Sache der Offiziere ist, welche die verschiedenen Schiffe befehligen. Es giebt aber noch eine andere Klasse von Untersuchungen, — wir meinen die wissenschaftlichen — und diese müssen in andere Hände gelegt werden.

Alle Weltumsegler vor Cook haben die geographische Lage der Orte nicht genau zu bestimmen gewußt; für den Naturforscher und den Sprachgelehrten aber sind ihre Werke so gut als ganz unbrauchbar. Hätte Mendana nur die geringste Kenntniß von Astronomie besessen, so würde er die Inseln, die er auf seiner ersten Reise entdeckte, gewiß wiedergefunden haben. Ein paar kleine Register Tahitischer und Neu-Seeländischer Wörter oder die Beschreibung einiger diesen Gegenden der Südsee eigenthümlichen Pflanzen oder Thiere hätte Jeden davon überzeugt, daß Tahiti und Neu-Seeland schon im 16ten Jahrhundert durch Spanische Weltumsegler entdeckt worden sind. So aber ist der Ruhm eines Quiros und Fernandez vergänglich gewesen, wie die schäumende Furche, die ihre Schiffe im Weltmeer zogen.

Cook war, wenn wir nicht irren, der erste Seefahrer, den einige Gelehrte von Fach auf seinen Reisen begleiteten; und seit Cook's Zeit hat jedes auf Entdeckungen ausgehende Schiff eine oder mehrere Personen an Bord gehabt, deren ganzes Geschäft darin bestand, Naturerzeugnisse und Thatsachen zu sammeln, wodurch die Wissenschaft erweitert und bereichert werden konnte. Der Expedition des Kommodore Jones soll, von dem Gouvernement aufgefordert und unterstützt, eine ganze Gesellschaft Gelehrter sich anschließen, von denen Jeder ein besonderes Gebiet hat. Diese Maßregel war dringend nothwendig; denn Herr Jones wird auf seiner Reise mehr Punkte berühren müssen, als irgend ein früherer Seefahrer, und wahrscheinlich werden die meisten der zu bestimmenden Eilande in vielen Jahren keinen wissenschaftlichen Besuch mehr erhalten. Gesetzt nun auch, eine einzige Person umfaßte mit ihrem Geiste die Astronomie, die Linguistik und das ganze Gebiet der Naturwissenschaften, so würden doch, ob der spärlich zugemessenen Zeit, eine Menge ihrer Beobachtungen sehr unvollkommen ausfallen und die einmal verlorene Gelegenheit unwiederbringlich dahin seyn. Wir brauchen aber dem gebildeten Leser nicht erst zu versichern, daß auf dem heutigen Standpunkte der Wissenschaften ein Polyhistor, und wär' er das größte Genie, nur ein oberflächlicher Gelehrter seyn könnte.

Die noch unbekannten Eilande werden den Forscher, wie sich von selbst versteht, mit der reichsten Ausbeute lohnen; aber auch an der Ost- und Westküste Süd-Amerika's und in den östlichen Insel-Gruppen dürfte noch manche Nachlese zu halten seyn; denn einestheils ist die vollkommene Erschöpfung jedes naturwissenschaftlichen Bornes unmöglich — wir sehen dies schon an den Entdeckungen, die man fast täglich in der Nachbarschaft von Paris macht — und anderentheils laboriren die Ergebnisse der Beobachtungen aller früherer Seefahrer an dem wesentlichen Gebrechen, daß nicht jedes Fach der Wissenschaft seinen besonderen Repräsentanten hatte.

In dem Anhang zu Herrn Reynold's Werke finden wir eine Anzahl Briefe, größtentheils von rühmlich bekannten Personen geschrieben, deren Inhalt besonders die wissenschaftlichen Zwecke der Unternehmung betrifft. (North-American Review.)

*) Address on the Subject of a Surveying and Exploring Expedition to the Pacific Ocean and South Seas; Delivered in the Hall of Representatives etc. New-York, 1836.

Moldau und Wallachei.

Bucharest und Jassy, wie sie sind.

(Schluß.)

Ich hatte mir Bucharest nach einigen Beschreibungen als einen angenehmen Aufenthalt gedacht. Dies war jedoch eine Täuschung, von der ich nur zu bald zurückkam. Welchen materiellen Reiz kann eine Stadt für uns haben, in deren Straßen man nur zu Wagen vorwärts kommt, wo in jeder Jahreszeit ein Mantel nöthig ist, und deren Umgebungen im Sommer eine dürre Wüstenei, im Winter aber ein wahrer Sumpf und Morast sind? Alles, was nicht zu den nothwendigsten Bedürfnissen des Lebens gehört, ist erschrecklich theuer; es giebt in der ganzen Wallachei keine Fabriken, und fast jede Waare wird vom Ausland eingeführt. Eine einzelne Person hat zu ihrer Bedienung vier bis fünf Domestiken nöthig und wird darum doch nicht besser bedient; denn jeder dieser Tölpel versteht nur eine Art von Handleistung. Wer in Bucharest anständig und nicht etwa auf großem Fuße leben will, der muß wenigstens acht- bis zehntausend Franken jährlich einnehmen.

Es giebt keine eigentliche Gesellschaft in Bucharest; die vornehmsten Häuser der Stadt ausgenommen. Wer in diesen Familien Zutritt wünscht, der erhält ihn leicht und wird gastfrei empfangen; er findet aber weit mehr eiteln Prunk, als gediegenen Wohlstand. Das Innere der Hotels, die man äußerlich so schön aufgeputzt hat, ist schlecht möblirt und ohne Comfort. Die zerlumpte Dienerschaft, zum Theil aus Zigeunern bestehend, ist nur darum so zahlreich, weil man Sklaven keinen Lohn giebt. Der Eigenthümer eines Palastes hat oft nicht zehn Dukaten baares Geld und muß sich hinter seinen Rang verschanzen, um vor seinen Gläubigern sicher zu seyn. Jede vornehme Dame glaubt den Ton, die Manieren und die Eleganz einer Pariserin zu besitzen, wenn sie aus Paris oder Wien so viel Putz-Artikel bezogen hat, daß ihr Mann dadurch zu Grunde gerichtet wird. Viele unter ihnen reden mehrere Sprachen; aber sonst sieht es mit ihrer Bildung sehr schlecht aus; und ein verständiger Wallache versicherte mir, daß manche gnädige Frau, die uns in Französischer, Englischer und Deutscher Sprache anreden kann, nicht einmal weiß, wo Konstantinopel liegt. Das Leben der Bojarinnen vergeht unter beständigem Nichtsthun, und wenn man der Chronique

scandaleuse von Bucharest glauben darf, so sind Liebes-Intriguen ihr vornehmstes Mittel gegen die Langeweile. Eine Frau von 30 Jahren hat in der Regel schon mehrere Männer gehabt; denn Ehescheidungen gehen leicht von Statten.

Das niedere Volk ist eben so unsittlich wie die Aristokratie; und abscheuliche Krankheiten richten allerwärts große Verheerungen an. Das ungesunde Klima und die moralische Erschaffung der Nation sind ihrer physischen Entwicklung nachtheilig; eine schöne oder auch nur hübsche Wallachin dürfte wohl zu den größten Raritäten des Landes gehören. Die Männer haben ein schwächliches, kränkliches Ansehen, und ihre Physiognomie ist gewöhnlich ganz ohne Ausdruck.

Während ich in Bucharest mich herumtrieb und die Wallachischen Sitten studirte, war mein Reisegefährte, Doktor E., nicht müßig und stellte auch seine Beobachtungen an, deren Resultate mit den meinigen vollkommen übereinstimmten. Man hatte ihm einmüthig versichert, daß ein Arzt in Bucharest zwar Patienten in Menge fände, aber nur selten eines Honorars für seine Bemühungen sich erfreuen könne. Diese unangenehme Aussicht bestimmte ihn, die Hauptstadt der Wallachei wieder zu verlassen und sein Glück in Jassy zu suchen, das man als ein wahres Eldorado für Aerzte pries. Er theilte mir seinen Entschluß mit, als mir der Aufenthalt in Bucharest schon überdrüssig zu werden anfing, und es bedurfte daher von seiner Seite keines großen Zuredens, um mich von neuem als Reisegefährten zu gewinnen.

Wir verließen Bucharest um ein Uhr Morgens; denn es war unsere Absicht, in einer kleinen Stadt zu übernachten, die funfzig Stunden von Bucharest entfernt und an der Gränze beider Fürstenthümer liegt. Es war ein kalter, aber sehr schöner Tag; unser Fuhrwerk siegte über alle Hindernisse, und Abends um 7 Uhr erreichten wir die Gränzstadt Jokschani. Wir waren auf unserem Wege über mehrere bedeutende Flüsse gekommen, welche die Ebene in west-östlicher Richtung durchschneiden; aber selbst in den Umgebungen einiger armer Dörfer und dreier kleiner Städte hatten wir nichts als ein paar Maisfelder gesehen. So traurig und uninteressant auch diese Gegend ist, so fand ich hier wenigstens eine unverdorbene Wlachische Bevölkerung. In der Hauptstadt verlieren alle Klassen von Bewohnern täglich mehr von ihrer Original-Physiognomie; man muß auf das Land gehen, um jene Halbwilden kennen zu lernen, die noch heutiges Tages ihre ungeheuren Mützen und ihr grobes, vermittelst eines Strickes um die Hüften befestigtes Ueberkleid tragen, das Kostüm der alten Dacier, wie sie auf der Säule des Trajan abgebildet sind. Diese Bauern nennen sich noch jetzt Römer (Rumuni) und reden auch eine Tochtersprache des Lateinischen, in welcher die Slawischen Wörter bloße eingebürgerte Fremdlinge sind.*)

Am nächsten Morgen traten wir in die Moldau ein. Das Land bot uns anfangs genau denselben Anblick, wie die Wallachei; erst nachdem wir einige Post-Stationen zurückgelegt hatten, wurden die Heerden zahlreicher und die Dörfer etwas weniger selten; auch bemerkten wir öfter Kalksteine an der Stelle des Lehms und der Baumzweige als Bau-Material. Die bis dahin ununterbrochene Fläche wechselte bald mit Anhöhen. Wir passirten drei oder vier kleine Städte, deren Bevölkerung zumeist aus Juden besteht, und gelangten so spät nach Warlin, unserer Nacht-Station, daß wir nicht mehr mit Ehren bei dem Statthalter anklopfen konnten. Es blieb uns nichts übrig, als im Wagen zu bivouakiren, ein verdrießliches Experiment bei rauhem Wetter.

Am nächsten Tage ging es nach Jassy. Als wir dieser Hauptstadt uns näherten, mußten wir einen sehr bedeutenden Hügel hinan, von wo man in der Ferne eine Reihe nackter Anhöhen entdeckte. Endlich gelangten wir in ein Thal, über welchem die Stadt an einem sanften Abhang sich ausdehnt. Ihre Lage ist reizend, und die großen weiß angestrichenen Häuser der Bojaren kontrastiren sehr malerisch mit den anderen Gebäuden, die von dunklerer Farbe sind. Aus einer gewissen Entfernung betrachtet, scheint Jassy ein angenehmer Aufenthalt zu seyn; aber es hat in diesem Punkte, wie in vielen anderen, die größte Aehnlichkeit mit Bucharest. Schon seine wüsten, sumpfigen und verpesteten Umgebungen machen, in der Nähe gesehen, einen traurigen Eindruck; und als wir eine aus hölzernen Baracken bestehende Vorstadt passirt und in die Hauptstraße gelangt waren, fanden wir unsere Erwartungen bestätigt. Diese Straße, welche Jassy seiner ganzen Länge nach durchzieht, ist der Sitz des Handels; man trifft hier die schönsten Magazine und das geschäftigste Leben; und dennoch blicken Elend, Unreinlichkeit und Jammer aus jedem Winkel hervor. Sehr angenehm wurden wir überrascht, als man uns in einen ziemlich guten Gasthof geleitete, wo wir in Europäischen Betten schlafen konnten.

Der Moldauer ist in Sprache und Sitten von dem Wallachen kaum zu unterscheiden; er besitzt aber mehr Industrie und überhaupt mehr geistige Lebendigkeit. In Jassy bietet sich uns ein treueres Bild von der Wallachischen und Moldauischen Gesellschaft dar. In Jassy bemerken wir kein verbindendes Mittelglied zwischen Brahmanen und Paria's; alle Privat-Gebäude sind entweder Paläste oder Hütten. Die Stelle eines dritten Standes vertreten die Juden, in deren Händen alle Gewerbe sind. Man zählt in Jassy gegen 40,000 Einwohner, darunter 12,000 bis 15,000 Juden. Der reiche und vornehme Bürger von Jassy ist weniger üppig und verschwenderisch, als der von Bucharest, aber auch weniger gastfrei. Der gesellige Ton ist feiner, und die Französische Sprache wird in solchem Grade gepflegt, daß manche geborene Moldauerin die Landessprache gar nicht verstehen soll.

Jassy ist eine wahrhaft durchlauchtige Stadt; ich glaube, daß es nirgends so viele Fürsten und Fürstinnen giebt. Einige dieser hohen Personen rühmen sich in gerader Linie von Byzantinischen Kaisern abzustammen. Wären ihre Ansprüche gegründet, so würde besonders die Dynastie der Kantakuzene sehr viele Sprößlinge hinterlassen haben; was aber die ganze Sache verdächtig macht, ist der Umstand, daß Keiner seinen Namens-Vetter als Verwandten anerkennen will, und daß man sich von beiden Seiten der Betrügerei beschuldigt. Neben diesen Magnaten, aus angeblich Kaiserlichem Geblüte, giebt es Andere, die keine geringere Ansprüche haben, obschon ihr Adel von weit jüngerem Datum ist. Ich sah einen alten Bojaren mit ehrwürdigem weißem Barte, der seinen Sidam, den verarmten Nachkömmling eines Hospodar's, nie anders als mon prince anredete; dieser arme Teufel spreizte sich alle Mal wie ein Pfau, wenn das „mon prince" in seine Ohren klang.

Das einzige architektonische Denkmal der Stadt Jassy ist der alte Palast der Hospodare, von dem nur noch Trümmer übrig sind. Die fürchterlich schmutzigen Straßen und ein Sumpf außerhalb der Stadt verpesten die Luft; daher eine Menge Krankheiten, besonders Fieber, an der Tages-Ordnung sind. Eine Equipage ist hier noch dringenderes Bedürfniß als in Bucharest; wer keinen Wagen hat, der muß oft Monate lang sein Zimmer hüten.

Nur ein Arzt kann sich in Jassy behaglich fühlen; denn er hat nicht bloß die Hände voll zu thun, sondern auch eine gute Einnahme, weil die Patienten hier ehrlicher bezahlen, als in Bucharest. Mein Reisegefährte Doktor E. war von dem Orte entzückt, trotz seines Kothes und Schlammes; denn Hoch und Niedrig bewarb sich um seinen ärztlichen Beistand, und er hoffte, bald eine Equipage halten zu können. Mir für meinen Theil wurde das Leben in Jassy immer mehr zuwider, und am ersten November kehrte ich dieser Stadt frohen Herzens den Rücken, um über Galatz nach Konstantinopel abzugehen.

(Revue de Paris.)

*) Wie flüchtig und oberflächlich diese Bemerkungen im Ganzen sind, geht wohl schon aus dieser einen Note hervor. Wohl nicht bloß jene Wlachischen Bauern, sondern auch die Bewohner der Hauptstädte nennen sich und ihre Sprache Rumänisch, wie dies auch unseren Lesern aus mehreren Artikeln schon bekannt ist, die wir in dieser Beziehung mitgetheilt haben.

Mannigfaltiges.

— Englische Kunst-Ausstellung. Die Society of British Artists hat jetzt wieder, wie gewöhnlich um diese Jahreszeit, ihre Gemälde-Ausstellung eröffnet, die jedoch, aller Anstrengungen ungeachtet, die sich der Präsident der Britischen Akademie, Herr Shee, giebt, um ausgezeichnete Talente in England zum Vorschein zu bringen, abermals nichts darbietet, was als ein Fortschritt der Kunst bezeichnet werden könnte. Eine große historische Composition, die mit vielen Ansprüchen auftritt, ist die „Weihnachtsfeier unter Königin Elisabeth" von Buß. Der Künstler hat die ganze Zeit mit ihren Eigenthümlichkeiten darstellen wollen und ist darüber so ausführlich geworden, daß es seinem Bilde an aller künstlerischen Einheit gebricht. Es befinden sich darauf Ritter und Bauern, Damen und Mägde, Alle in ihrer Weise und Jeder an einer anderen Stelle des Bildes den Weihnachten empfangend. Dadurch ist das Ganze zu einer wahren Weihnachts-Ausstellung geworden, die den Beschauer hauptsächlich wegen der interessanten Köpfe anzieht, die der Maler angebracht hat und die die Englischen Künstler überhaupt in ihren Bildern mit großem Effekt zu malen verstehen. Ein Maler mit einem Deutschen Namen, Herr von Holst, hat zwei Gemälde, das „Todtenbett der Lady Macbeth" und ein „Würfelspiel", geliefert. Beide Bilder haben einen dämonischen Charakter und sollen sich an krasser Auffassung ihres Gegenstandes zu überbieten suchen. Den größten Theil der ausgestellten Bilder, die sich im Ganzen auf etwa 600 belaufen, bilden wieder die Portraits, unter denen man zahlreiche Bildnisse der jungen Königin erblickt.

— Der Komponist Attwood. England hat kürzlich durch den Tod einen berühmten Komponisten verloren, dessen Name jedoch außerhalb der Britischen Insel kaum bekannt seyn möchte. Der Königl. Hof-Compositeur, Herr Attwood, der am 24. März in Chelsea bei London gestorben ist, ward im Jahr 1767 geboren und hatte das Glück, die Aufmerksamkeit des Prinzen von Wales (nachmaligen Königs Georg IV.) früh auf sich zu lenken. Dieser ließ ihn auf seine Kosten zum Studium der Musik nach Italien und Deutschland reisen, wo er sich eine Zeit lang der Unterweisung Mozart's zu erfreuen hatte. Die Engländer lieben es daher, ihn einen Schüler Mozart's zu nennen und in seinen Compositionen ein entferntes Echo (a far-off echo) der Leichtigkeit, der Anmuth und des Ausdrucks seines großen Lehrers wahrzunehmen. Von den kleinen Opern, die Herr Attwood komponirt hat, wird freilich keine auf die Nachwelt kommen; die beiden Kantaten jedoch, die er zu den Krönungen Georg's IV. und Wilhelm's IV. geliefert, haben sich großer Popularität zu erfreuen und werden in England häufig bei den Musikfesten aufgeführt, die in der Provinz zuweilen stattfinden.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 45. Berlin, Sonnabend den 14. April 1838.

England.

Die Dame von Lyon oder Lieb' und Stolz, von Bulwer.

Von dem bereits im Magazin erwähnten Bulwerschen Stück „die Dame von Lyon", welches seit vier Wochen an jedem Abend im Covent Garden-Theater bei vollem Hause gegeben wird und schon im Druck die dritte Auflage erlebt hat, theilen wir hier einige der interessantesten Scenen mit. Im ersten Akt sind die Bewerbungen Beauseant's und Glavis' von Pauline Dechapelles, der Dame von Lyon, zurückgewiesen worden; auch Claude Melnotte, der Sohn des ehemaligen Gärtners von Pauline's Aeltern, ein übrigens durch Talent und wissenschaftliche Bildung hochgestellter Mensch, hat schriftlich seine Liebe zu erklären gewagt, doch hat man seinen Boten mit Schlägen und seine Verse mit Hohn zurückgewiesen; alle Drei sind empört. Die beiden reichen Freier beschließen aus Rache, den jungen Melnotte mit Equipagen und Dienern zu versehen und ihn als Prinz von Como bei der Dame von Lyon einzuführen; von Pauline's Eitelkeit, besonders von der ihrer Mutter und der Gewandtheit Melnotte's, hoffen sie das Beste für ihre Pläne. So schließt der erste Akt. (Zeit der Handlung 1795—98.)

Zweiter Akt.

Erste Scene.

Der Garten hinter Dechapelles' Haus in Lyon. Das Haus im Hintergrund.

Beauseant und Glavis treten ein.

Beauseant. Nun, was denken Sie von meinem Plan? Ist er nicht vortrefflich gelungen? Von dem Augenblick an, wo ich Se. Hoheit den Prinzen von Como der aufgeblasenen Mutter und der stolzen Tochter vorstellte, war es mit ihnen vorbei: er kam — sah und siegte, und — obgleich die Sache kaum eingefädelt ist, so haben sie ihm bereits Pauline's Hand zugesichert.

Glavis. Es ist sehr gut, daß Sie ihnen erzählten, der Prinz reise inkognito, aus Furcht vor dem Direktorium, welches die Hoheiten nicht eben liebt; denn Melnotte hat die größte Lust, seine Rolle mit allem möglichen Anstand durchzuführen; er wirft unser Gold mit einer Kaltblütigkeit um sich, als begösse er seine Blumentöpfe.

Beauf. Es ist wahr, er zeigt sich äußerst freigebig; ich glaube, der Schlingel thut es aus Malice gegen uns. Man muß indeß gestehen, daß er seinen Unterthanen Ehre macht und gar keine üble Figur in seinen feinen Kleidern spielt; besonders weiß er meine goldene mit Diamanten besetzte Dose gehörig zu zeigen —

Glavis. Und meinen Diamantring! Doch glauben Sie, daß er fest bleiben wird bis zuletzt? Mir ist, als bemerkte ich Zeichen von Reue. Wenn sein Gewissen einmal erwacht, möchte er schwerlich seine Rolle zu Ende spielen.

Beauf. Sein Eid zwingt ihn dazu; er kann nicht zurücktreten, ohne meineidig zu seyn, und die gemeinen Leute sind darin äußerst abergläubisch. Ich zittere jedoch vor der Möglichkeit einer Entdeckung. Der barsche Oberst Damas, der Vetter von Madame Dechapelles, hat ihn auf jeden Fall schon im Verdacht; wir müssen uns beeilen, der Farce ein Ende zu machen; mein Plan ist schon entworfen, — noch heut soll es geschehen.

Glavis. Noch heut? — Arme Pauline, — wie bald wird ihr Traum vorüber seyn!

Beauf. Ja, noch heut soll er sie heirathen; seinem Eide gemäß soll er sie dann gegen Abend nach dem Gasthof zum Goldenen Löwen führen, und dort mögen dann Pomp, Titel, Dienerschaft, Equipagen und Alles plötzlich ein Ende nehmen; dann soll Ihre Hoheit die Prinzessin entdecken, daß sie den Sohn eines Marquis ausgeschlagen, um den eines Gärtners zu heirathen. O, Pauline, die ich einst liebte, jetzt hasse, aber noch nicht aufgebe, — Du sollst den bittern Kelch bis auf die Neige leeren, — Du sollst fühlen, was es heißt, gedemüthigt werden!

Zweite Scene.

Melnotte als Prinz von Como, Pauline an seinem Arm, Madame Dechapelles und Oberst Damas kommen aus dem Hause. Beauseant und Glavis treten ehrerbietig zurück. Pauline und Melnotte lustwandeln allein.

Mad. Dechap. (sich fächernd). Guten Morgen, meine Herren; ich bin so erhitzt vom Lachen, der liebe Prinz ist so höchst unterhaltend. Welch brillanter Witz! Man sieht auf der Stelle, daß er sein ganzes Leben an Höfen zugebracht.

Damas. Was weißt Du denn von Höfen, Cousine? Ihr Weiber verfahrt beim Beurtheilen der Männer eben so wie beim Bücherkaufen: ihr seht nicht auf den Inhalt, sondern nur auf Einband und Titel.

Mad. Dechap. Wie ungeschliffen Du bist, Vetter! Vollständige Kasernen-Manieren; — Du verdienst nicht, zu unserer Familie zu gehören; wir müssen in der That auf Deinen Umgang verzichten, wenn Pauline den Prinzen geheirathet hat. Ich werde keinen Verwandten in meinem Hause sehen, der meinem künftigen Schwiegersohn, dem Prinzen von Como, Schande macht.

Melnotte (vortretend). Diese Gärten sind ausgezeichnet schön, Madame, (Beauseant und Glavis treten zurück) — wer legte sie an?

Mad. Dech. Ein Gärtner, Namens Melnotte, Ew. Hoheit, — ein ehrlicher Mann, der seine niedrige Stellung nie vergaß. Von seinem Sohne kann ich das nicht rühmen, — ein anmaßender Bursche, der — hahaha! — sich herausnahm, meiner Tochter Verse — abscheuliche Knittelverse — zu übersenden.

Pauline. Ja, denken Sie, Prinz, — wie würden Sie darüber gelacht haben, Sie, der selbst so reizende Verse schreibt!

Meln. Dieser Melnotte muß ja ein höchst unverschämter Schlingel seyn!

Damas. Ist er hübsch?

Mad. Dech. Ich nehme nie Notiz von der Kanaille, — ein häßlicher, gemein aussehender Bauerlümmel, wenn ich mich recht erinnere.

Damas. Dein Portier sagte mir, er sey Sr. Hoheit auf höchst merkwürdige Weise ähnlich.

Meln. (Taback nehmend). Sie sind sehr verbindlich.

Mad. Dech. Schäm' Dich, Vetter! — dem Prinzen, wahrhaftig.

Pauline. Ihnen? — Mutter, unserem schönen Prinzen? Ich spreche nie wieder ein Wort mit Ihnen, Onkel.

Meln. (bei Seit). Rang macht schön! Man hat mich nie für einen Appollo angesehen, als ich noch Gärtner war. Bin ich schon als Prinz so schön, was würde ich erst als Kaiser seyn? (Laut) Monsieur Beauseant, kann ich Ihnen dienen? — (er reicht ihm die Dose).

Beauf. Ich danke Ew. Hoheit, — dies kleine Laster hab ich nicht.

Meln. Wär' es ein Laster, so hätten Sie es bestimmt.

Mad. Dech. Wie beißend! — hahaha! — wie witzig!

Beauf. (voller Wuth bei Seit). Verdammte Impertinenz!

Mad. Dech. Welch' kostbare Dose!

Pauline. Und welch' schöner Ring!

Meln. Die Dose gefällt Ihnen? — Ein unbedeutendes Ding — vielleicht interessant als ein Geschenk Ludwig's XIV. an meinen Urgroßvater. Erzeigen Sie mir die Ehre, sie anzunehmen.

Beauf. (ihn am Rockschooß zupfend). Was zum Teufel — meine Dose! Sind Sie toll? Sie ist 500 Louisd'or werth.

Meln. (ohne auf ihn zu achten, sich an Pauline wendend). Und Ihnen gefällt der Ring? Ah — er hat erst ein Lüster bekommen, seit er Ihre Augen zurückstrahlt. (Er steckt ihn auf ihren Finger.) Von jetzt an, holde Zauberin, betrachten Sie mich als den Sklaven des Ringes.

Glavis (ihn zupfend). Halt, halt! — was thun Sie da? Das Vermächtniß einer alten Tante — ein Diamant vom ersten Wasser! Ich bringe Sie als einen Schwindler an den Galgen!

Meln. (als hörte er nichts). Dieser Ring hat für unsere Familie besonderes Interesse: es ist derjenige, mit welchem mein Großvater, der Doge von Venedig, dem Adriatischen Meere sich vermählte. (Mutter und Tochter besehen den Ring.)

Meln. (zu Beauseant und Glavis). Pfui, meine Herren, — Prinzen müssen freigebig seyn. (Sich an Damas wendend, der sie genau

beobachtet.) Diese guten Freunde sind so sehr auf meinen Vortheil bedacht, daß sie sich meines Eigenthums annehmen, als wär' es das ihrige.

Beauf. und Glavis (verwirrt). Hahaha! — ein sehr guter Spaß! (Sie scheinen Melnotte durch Geberden noch Gegenvorstellungen zu machen.)

Damas. Was bedeutet all' das Geflüster? Ich bin überzeugt, hier ist Betrug im Spiel. Hängen will ich mich lassen, wenn er überhaupt ein Italiäner ist. Gleich stell' ich ihn auf die Probe. Servitore umilissimo, Eccellenza*).

Meln. Hm — was mag er meinen?

Damas. Godo di vedervi in buona salute**).

Meln. Hm — hm!

Damas. Fa bel tempo — che se dice di nuovo?***)

Meln. Nun, mein Herr, — was soll das seyn?

Damas. Oho — nur etwas Italiänisch, Ew. Hoheit. Der Prinz von Como versteht seine eigene Landessprache nicht.

Meln. Nicht mit Ihrer Aussprache — wer möchte das auch im Stande seyn!

Mad. Dech. Haha, Vetter, — befaß Dich nicht mit Dingen, die Du nicht verstehst.

Pauline. Hahaha, Onkel, Sie sprechen ein schönes Italiänisch! (mit einer spöttischen Geberde).

Beauf. (zu Glavis). Ein schlauer Fuchs, der sich zu helfen weiß.

Glavis. Ja, mit meinem Diamantringe. Hol' den Fuchs der Teufel!

Damas. Er mich auslachen, mich, einen Obersten in der Französischen Armee? Der Mensch ist ein Betrüger, ich weiß es. Will doch einmal sehen, ob er vom Fechten eben so viel wie vom Italiänischen versteht. (Tritt zu ihm, bei Seite.) Mein Herr, Sie sind ein Beutelschneider! — Verstehen Sie das?

Meln. Nein, — niemals in Gegenwart von Damen; doch werde ich sehr glücklich seyn, von Ihnen darin eine Lection zu bekommen, oder — Ihnen eine zu geben.

Damas. Es wird sich Gelegenheit dazu finden, sorgen Sie nicht.

Mad. Dech. Wohin gehst Du, Vetter?

Damas. Meine Italiänische Aussprache zu verbessern.

(Ab).

Dritte Scene.

Die Vorigen, ohne Damas.

Beauf. (zu Glavis). Wir müssen nach, um ihn zu beruhigen, — er hat sicher Verdacht geschöpft.

Glav. Ja — aber mein Ring!

Beauf. Und meine Dose! Unser Prinz hat uns zu hohe Steuern auferlegt, — wir müssen ihm die Geldzufuhr abschneiden, dann fällt er vom Thron.

Glav. Er sollte der Thronerbe von König Storch seyn!

(Beide ab.)

Vierte Scene.

Mad. Dechapelles — Pauline — Melnotte.

Mad. Dech. Darf ich für die unausstehliche Gemeinheit meines Vetters Ew. Hoheit Nachsicht ansprechen?

Pauline. O gewiß! — Sie werden sein rauhes Benehmen um seines ehrlichen Herzens willen verzeihen.

Meln. Und um seiner schönen Nichte willen. Ah, Madame, der hohe Rang hat ein Gutes: wir fühlen uns in unserer Stellung so sicher, daß wir nicht so leicht zu beleidigen sind. Uebrigens hat der Oberst das Recht der Nachsicht von seinen Freunden dadurch erkauft, daß er seinen Feinden nie dergleichen angedeihen ließ.

Pauline. Ja, er ist in der That so tapfer in der Schlacht als rauh in der Gesellschaft. Er arbeitete sich vom Gemeinen bis zu seinem jetzigen Grade empor, und das in Zeit von zwei Jahren!

Meln. In zwei Jahren! — wirklich in zwei Jahren?

Mad. Dech. Es ist sonst nicht meine Sache, Mädchen mit ihren Liebhabern allein zu lassen; doch würde es von wenig Lebensart zeigen, wenn man mit einem Prinzen so prüde wär'.

(Ab.)

(Schluß folgt.)

*) Ew Excellenz unterthänigster Diener.
**) Ich bin erfreut, Sie wohl zu sehen.
***) Schönes Wetter heut', — was giebt's Neues?

Frankreich.

Eisenbahnen und Schifffahrtslinien.

(Schluß.)

Versuchen wir jetzt, in Bezug auf die Reisenden einige Vergleichungspunkte aufzustellen. In Amerika bezahlen die Reisenden auf dem Erie-Kanal, die Kost ungerechnet, für die Lieue auf den Packetböten 40, auf den Schnellböten (line boats) 20 und auf den gewöhnlichen Böten 13 Centimen. Eben so niedrig ist der Preis der Plätze auf dem Kanal vom Raritan nach dem Delaware, wo die Geschwindigkeit gegen 3½ Lieues stündlich beträgt. Wenn nun, damit verglichen, der Preis der Plätze auf den Amerikanischen Diligencen, der sehr selten unter 60, meist 65 bis 70 oder 80 Centimen, ja oft mehr als einen Francs beträgt, und eben so der auf den Amerikanischen Eisenbahnen, der gewöhnlich sich über 40 Centimen erhebt, enorm zu nennen ist, so hat gerade in Amerika die Zeit einen so hohen Werth, daß hier so starke Preise die Eisenbahnen noch nicht in Verruf bringen können. — In Frankreich bezahlen die Reisenden auf den Postschiffen des Kanal du Midi je nach dem Rang der Plätze 30 bis 20 Centimen auf die Lieue, und eben so merkwürdig ist der niedrige Preis der Plätze auf den Schnellböten der Englischen Kanäle, verglichen mit dem auf den Diligencen, obgleich dies meist sehr enge Böte sind, wo die Reisenden nicht sehr zahlreich seyn können. Es ist hier nicht der Ort, näher in Details einzugehen, sonst wäre es leicht, aus einer einfachen Zusammenstellung von Zahlen und Daten zu zeigen, wie richtig das Resultat ist, daß, bloß nach den Verhältnissen in England zu schließen, die Kanäle vermittelst der Schnellböte die Menschen erstens zu weit niedrigeren Preisen transportiren können, und zweitens mit einer Schnelligkeit, die, so sehr sie auch hinter den Eisenbahnen zurückbleibt, doch immer noch bedeutend genug und für die meisten Fälle befriedigend ist.

Wir haben bis jetzt bloß von den Kanälen mit den gewöhnlichen Hülfsmitteln, die sie bieten, gesprochen; jetzt wollen wir eine Kraft zu Hülfe nehmen, die wir bisher ganz außer Acht gelassen, dieselbe Kraft, durch welche die Eisenbahnen allein so Ungeheures in einer Beziehung zu leisten im Stande sind, den Dampf. Wir vergleichen jetzt die Dampfböte auf den Kanälen und verbesserten Flüssen mit den Eisenbahnen. Hier haben wir erstens den neuen Vortheil, daß die Dampfböte, wie denkbar, an Schnelligkeit alle anderen übertreffen. Besonders haben es in dieser Beziehung die Amerikaner und Engländer sehr weit gebracht. Vier Lieues in der Stunde ist das Geringste, was sie leisten; aber es giebt eine Menge Fälle, wo sie mehr als 4, oft 5, 6 Lieues in der Stunde zurücklegen, und auch die Französischen Dampfböte wetteifern darin mit den Englischen trotz des schlechten Zustandes der Flüsse in Frankreich. — Ferner ist das Leben der Reisenden bei diesen fliegenden Böten weit weniger in Gefahr, als auf den öffentlichen Wagen. Während der zwei Jahre, die ich in Amerika zugebracht, habe ich nicht von einem einzigen Unglücksfall sprechen hören, der die Tausende von Menschen betroffen hätte, welche Tag und Nacht in Dampfböten den Hudson hinauf und herunter fahren oder die Bai von Chesapeake fortwährend durchkreuzen. Eine Feuersbrunst hat zwei bis drei Personen auf dem Delaware das Leben gekostet, und das ist das einzige Unglück, welches, so viel ich weiß, die Dampfböte des östlichen Nord-Amerika erfahren haben. In Frankreich lesen wir in den Journalen sehr häufig, daß die oder jene Diligence umgestürzt, daß so und so viel Personen getödtet oder schwer verwundet worden; nur äußerst selten kommt es vor, daß sie uns von einem Unglücksfall erzählen, der die Reisenden betroffen, welche sich den Dampfböten anvertrauen, und daß sie Fulton's Erfindung in Mißkredit bringen. Die unzähligen Katastrophen, welche der Mississippi und seine Nebenflüsse erlebt, haben in Betreff der Dampfböte den größten Schrecken erzeugt; doch diese traurigen Vorfälle sind nur die Schuld der Menschen und nicht der Dinge an sich. Die Explosionen der Maschinen, die auf diesen Schiffen der westlichen Unions-Staaten so häufig sind, haben ihren Grund in der Ungeschicklichkeit der Mechaniker, in der Nachlässigkeit der Heizer und in dem schlechten Bau der Maschinen. Die Feuersbrünste, die ebenfalls oft daselbst ausbrechen, sind der Sorglosigkeit der Capitaine und der Unbedachtsamkeit der Passagiere zuzuschreiben, wie überhaupt die Amerikaner in Betreff des Feuers beispiellos nachlässig sind, in ihren Häusern zu New-York eben so gut, wie auf ihren Mississippi-Dampfböten. Man hat keinen Begriff von der Menge und dem Umfang der Feuersbrünste in den Vereinigten Staaten. In New-York und Philadelphia vergeht selten ein Tag, wo nicht die Sturmglocke gehört wird. Auf den Dampfböten rauchen die Amerikaner mitten unter den halbgeöffneten Baumwollen-Ballen, womit diese Fahrzeuge angefüllt sind; sie laden Pulver auf das Schiff mit nicht mehr Sorgfalt, als wäre es Mais oder eingesalzenes Rindfleisch, und Gegenstände, die in Stroh verpackt sind, lassen sie ganz ruhig im Bereich des Funkenstroms liegen, den die Kamin-Oeffnungen auswerfen. — Doch, wie gesagt, das sind einzelne Fälle, an denen die Unvorsichtigkeit der Menschen allein Schuld ist; sobald Alles mit Geschick und Vorsicht gehandhabt wird, hat man dergleichen Unglücksfälle nicht zu fürchten.

So ist also die Transportweise, welche die Dampfschiffe in der Art, wie man sie heute zu erbauen weiß, den Reisenden gewähren, eben so sicher als rasch. Sie ist auch sehr angenehm und bequem; die Bewegung der Böte ist sehr sanft; die Reisenden werden nicht, wie in Wagenkasten, haufenweise eingeschachtelt und zusammengerüttelt, sie können ab- und zugehen, lesen, oder, wenn ihnen das mehr Vergnügen macht, die malerischen Aussichten bewundern, die sich in jedem Lande an den Ufern der Flüsse ausbreiten. Es ist dies dasjenige Communicationssystem, das man in vielen Fällen mit den allergeringsten Kosten herstellen kann; denn in Europa werden die Eisenbahnen in den Voranschlägen gewöhnlich auf eine Million pro Lieue abgeschätzt, während sie in der Ausführung 1½ bis 2 Millionen Francs kosten. Die gewöhnlichen Kanäle dagegen erfordern in den meisten Fällen 4—600,000 Francs für die Lieue; die Kosten der unsrigen betragen im Durchschnitt 500,000 Francs, während es mehrere Flüsse in Frankreich giebt, die auf 11 Monate des Jahres für Dampfböte schiffbar gemacht werden könnten, vermittelst eines Kostenaufwandes von 150—200,000 Fr. pro Lieue. Daraus folgt, daß endlich die Dampfböte das non plus ultra der Oekonomie für den Personen-Transport repräsentiren, und doch ist bei dieser

äußersten Oekonomie keineswegs eine Geschwindigkeit ausgeschlossen, wie sie in unserer gepriesenen neueren Zeit noch gar nicht so allgemein verbreitet ist, wo, trotz aller Fortschritte der Wissenschaft und der Industrie, die wohlhabenderen Klassen, mit Ausnahme einer ganz kleinen Zahl von Reichen, mit nicht mehr als einer Schnelligkeit von 2 Lieues stündlich fortkommen können, während die ungeheure Majorität sich noch mühsam zu Fuß fortschleppen muß.

Diese Wohlfeilheit der Dampfschifffahrt tritt besonders hervor, wenn man sie z. B. mit den Tarifen der Englischen Eisenbahnen vergleicht; hier kostet die Lieue oft 50—25 Centimen, während auf den Dampfböten in England der höchste Preis 25 Centimen ist, der nach der Verschiedenheit der Plätze auf 4½ herabsinkt. Hier ist also der Gegensatz zu auffallend, als daß man nicht den Dampfböten in jeder Hinsicht den Vorzug geben sollte. Doch das Beispiel Englands kann hier allein nichts entscheiden; offenbar sind die Englischen Eisenbahnen von vorn herein in aristokratischem Geiste verwaltet worden: man hat den Preis der Plätze zu hoch gestellt und daher bis jetzt die Menge nur wenig angelockt. Nun ist zwar auch in Amerika und in Frankreich der Eisenbahn-Transport meistens theurer als die Dampfschifffahrt; doch die begeisterten Eisenbahn-Liebhaber werden sofort an Belgien erinnern, um zu beweisen, mit wie geringen Preisen der Dampfwagen-Transport vor sich gehen kann. Indeß dieser Preis der Plätze in Belgien, der auf den Wagons nicht mehr als 11 Centimen pro Lieue beträgt, muß als ein Minimum betrachtet werden, weil entweder die Belgischen Eisenbahnen wirklich sehr wenig gekostet haben oder weil die Belgische Regierung, welche sie selbst verwaltet, keinen direkten Profit davon zu ziehen sucht. Ihr Hauptzweck bestand darin, die Eisenbahnen für alle Klassen zugänglich zu machen und dadurch zur Verbreitung des Komforts das Ihrige beizutragen. Auch hat sie dies für das sicherste Mittel gehalten, auf alle mögliche Weise Geld in den Schatz fließen zu lassen. Ueberdies wäre die Belgische Administration nicht im Stande gewesen, höhere Preise zu bestimmen; sie mußte hierin den Forderungen der öffentlichen Meinung, die durch die Presse ausgesprochen und unterstützt wurden, nachgeben. Daher beträgt auch der reine Ertrag der Belgischen Eisenbahnen nicht mehr als 3 Prozent, und der Belgische Moniteur hat schon darauf hingedeutet, daß im nächsten Jahre wahrscheinlich ein Defizit eintreten würde. Wollte man nun trotz dieses Verlustes die Belgischen Eisenbahnen, die das Publikum für 11 Centimen pro Lieue befördern, als Beweis dafür anführen, daß die Eisenbahnen überhaupt jenem Preis von 10 Centimen, der im Durchschnitt für die Dampfböte anzunehmen ist, sehr nahe kommen, so dürfte man nur diesem in seiner Art einzigen Tarif die Dampfschiffe zu ungefähr 3 Centimen in England und Amerika gegenüberstellen, Schiffe, die trotz so niedriger Preise keineswegs im Verlust sind, oder die Dampfböte auf dem Hudson, die nicht mehr als 2½ Centimen nehmen.

Freilich in der Beziehung, welche bei diesem ganzen Gegenstand die wichtigste ist, wir meinen den Personen-Transport, da haben die Eisenbahnen ganz besondere Vorzüge geltend zu machen, worin kein anderes Communicationssystem jemals mit ihnen wetteifern kann. Nie werden die Dampfböte, und noch weniger die Schnellböte der Kanäle, jene ätherische Schnelligkeit erreichen, welche die überspanntesten Träumer des vorigen Jahrhunderts für die sinnloseste Träumerei gehalten hätten, wiewohl sie schon die klassische Unmöglichkeit der Luftreisen sich verwirklichen sahen. Auch in Hinsicht der Brauchbarkeit für jede Jahreszeit kann es keine andere Transportweise den Eisenbahnen gleich thun. Sie brauchen in unserem Klima wenigstens keinen Regen, keinen Schnee, keine Ueberschwemmung zu scheuen. Zugeben will ich, daß man bei dem jungen Alter der Eisenbahnen noch nicht genau weiß, wie niedrig ihre Preise werden können, und daß wir in diesem Punkte erst nach längerer Praxis und Erfahrung feste Resultate gewinnen werden. Indeß wenn die Eisenbahnen noch in ihrer ersten Kindheit sind, so muß man doch einräumen, daß auch die Dampfböte und die Schnellböte der Kanäle noch nicht zu alt sind. Wenn es möglich ist, daß das, was wir von der Schnelligkeit der Eisenbahnen wissen, noch nicht ihr Aeußerstes wäre, und daß sie einmal in Zukunft eine Geschwindigkeit von 15 bis 20 Lieues stündlich erreichen, so ist doch so viel gewiß, daß schon jetzt die Kanalböte in gewissen Fällen die Geschwindigkeit der Diligencen verdoppeln, und daß die Dampfböte sie sogar um das Dreifache übertreffen, der Fußreisen nicht zu gedenken, deren Geschwindigkeit von dem Dampfboot verzehnfacht wird. Wenn es möglich ist, daß einmal die Eisenbahnen eben so sehr in der Billigkeit des Tarifs die Flüsse und Kanäle hinter sich lassen, wie sie es schon jetzt in Hinsicht der schnellen Ortsbewegung thun, so ist doch so viel ausgemacht, daß die Dampfböte schon jetzt allen, selbst den spärlichst versehenen Beuteln zugänglich sind. Die Dampfböte bieten ein Fortbewegungsmittel, das, buchstäblich genommen, billiger ist, als die Fußreise; dies ist ein Vergleichungspunkt, auf den ich immer wieder zurückkomme, weil eine der unwiderstehlichsten Tendenzen unserer Zeit die Volksverbesserung ist. Offenbar hat z. B. Frankreich nicht eine solche Ausdehnung, daß eine mittlere Geschwindigkeit von 4 bis 6 Lieues stündlich nicht genügen sollte, um den Verkehr der Menschen und Dinge sowohl im Innern als zwischen uns und unseren nächsten Nachbarn in einem ungeheuren Maaßstab zu erleichtern und zu beschleunigen. Ueberhaupt befinden sich die verschiedenen Völker Europa's in Hinsicht der Dimensionen ihres Gebietes in einer ganz anderen Lage, als die Vereinigten Staaten; sie haben für jetzt ein viel geringeres Interesse, als diese, die Eisenbahnen jedem anderen Communicationssystem vorzuziehen. Dieser Gegensatz wird zwischen Europa und Amerika so lange fortbestehen, als bis einmal die Zeit einer Universal-Monarchie in Europa kommt, ein Faktum, das die Philosophen vorhersehen mögen, das aber die Staatsmänner und die Administratoren nicht bestimmen kann, danach die öffentlichen Finanzen zu verwalten. Dazu kommt noch, daß bei uns, wie auf dem ganzen übrigen Europäischen Kontinent, mit Ausnahme der Hauptstädte und einiger bevorzugten Lokalitäten, die Zeit noch nicht so viel Werth hat, daß man, in der Absicht, sparsam damit umzugehen, sich mit ausschließlicher Vorliebe darauf legen sollte, mit großen Kosten Transportmittel herzustellen, welche in der Stunde 10 Meilen zurücklegen: es gehört auch dies zu den merkwürdigen Gegensätzen zwischen der Angelsächsischen Race beider Hemisphären und allen übrigen Nationen.

Mich. Chevalier.

Nord-Amerika.

Ein neues Buch über Haiti.

Haiti, oder St. Domingo, wie es von den Amerikanern noch immer genannt wird, das Columbus auf seiner ersten Reise entdeckte und das der Sitz der ersten Niederlassung civilisirter Menschen in der neuen Welt wurde, hat gewiß unter allen Kolonieen in jener Hemisphäre die merkwürdigste und reichste Geschichte. Gleich von Anfang an ein Spielball verschiedener Völker, die mit Erbitterung einander bekämpften, wurde es Jahr aus Jahr ein mit Strömen einheimischen und fremden Blutes reichlich gedüngt und ganze Reihen von Jahren hindurch mit einem Aufwand von Kosten zu behaupten gesucht, den der Besitz des Landes, wäre sein Boden lauter Silber und sein Sand lauter Gold, schwerlich ersetzen konnte. Seine Bewohner hatten fortwährend das Unglück, ihr Leben und Eigenthum Kämpfen preisgegeben zu sehen, die ihnen ganz fremd waren. Entweder hat die Fackel eines Europäischen Krieges ihre Pflanzungen und Speicher in Asche verwandelt, oder wenn unter ihnen selbst der Bürgerkrieg mit Feuer und Schwert wüthete, so waren es jedesmal Mächte von der anderen Seite des Atlantischen Meeres, die den Apfel der Zwietracht in ihre Mitte warfen. Alles Böse und alles Elend, wovon dies unglückselige Eiland heimgesucht wurde, hat nur in der Bosheit und üblen Verwaltung der Europäer seine Quelle, und nirgends findet man mehr Stoff zu Belehrung über das Kolonial-System im Allgemeinen, wie über die verschiedensten Formen schlechter und verderblicher Kolonial-Verwaltung und Gesetzgebung, als hier. Auch bekommen wir hier, wiewohl nur vorübergehend, ein glänzendes Bild von eleganiem und luxuriösem Leben in einer Kolonie; denn während der glücklichsten Periode des Französischen Regime's haben gewiß die Herrlichkeiten des Pariser Lebens und die Pracht von Versailles ihren reinsten Abglanz an den westlichen Küsten von St. Domingo gefunden. Am merkwürdigsten aber ist diese Insel dadurch geworden, daß sie uns zuerst das neue Phänomen eines unabhängigen Staats aufzeigt, der von einer Race von Menschen gebildet und regiert wird, welche hier endlich Raum und Gelegenheit fanden, ihre eigene politische Befähigung und Tendenz in großem Maaßstab darzulegen. Dazu erwäge man noch den bedeutenden Umfang der Insel, ihr herrliches Klima, die große Produktivität ihres Bodens, ihre Handels-Vortheile, ihre geringe Entfernung von den Küsten Nord-Amerika's und die ausgedehnten kommerziellen Verbindungen, welche von den Bürgern der Union mit ihren Haupthäfen unterhalten werden, und man wird gestehen, daß diese Insel nicht bloß ein Gegenstand der Theilnahme für jeden Amerikaner seyn muß, sondern daß sie auch ein höheres welthistorisches und allgemein politisches Interesse hat.

Diese Betrachtungen wurden hervorgerufen durch ein vor kurzem erschienenes Werk des Amerikaners Dr. Brown, betitelt: Die Geschichte und der gegenwärtige Zustand von St. Domingo*). Dr. Brown faßte den Plan zu diesem Buch während eines durch Berufsgeschäfte veranlaßten Aufenthalts auf der Insel in den Jahren 1833 und 34, wo er auch alle Materialien dazu sammelte, welche ihm die Tradition an Ort und Stelle und die Unterhaltung mit lebenden Personen und Augenzeugen bieten konnte. Denn die öffentlichen Archive des Landes enthalten nur wenig bedeutende Dokumente, während die wichtigsten Vorfälle in der Geschichte der Insel von so neuem Datum sind, daß sich noch eine Menge lebendiger Chroniken und zahlreiche Urkunden in bestehenden Verhältnissen, Instituten und Meinungen dafür finden. Und wenn wir überhaupt in vielen Fällen dem Historiker mißtrauen sollten, der nicht an Ort und Stelle Forschungen angestellt, so zeigt dagegen hier die Treue und Lebendigkeit, womit der Verfasser die Verdienste und das wechselnde Geschick der verschiedenen Parteien auf der Insel in ihrem langen und blutigen Kampfe um die Oberherrschaft dargestellt hat, daß er seine Zeugen nicht vergebens gefragt. Was die früheren Theile seiner Geschichte betrifft, so gesteht er selbst, hierin mit nur geringer Abweichung den besten schon vorhandenen Autoritäten gefolgt zu seyn, indem er sie nur bei jedem zweifelhaften oder schwierigen Punkt verglich. In der Darstellung der neueren und bedeutungsvollsten Epochen Haiti's dagegen ist er meist seinen eigenen Weg gegangen.

*) The history and present condition of St. Domingo. 2 vols. — Philadelphia, 1837.

Wir entlehnen aus diesem Buch eine höchst interessante und charakteristische Skizze von den Sitten und der Lebensweise der Geächteten, welche den ersten Keim bildeten zu der Französischen Kolonie auf St. Domingo.

„Hart an der nordwestlichen Küste von St. Domingo liegt ein kleines waldiges Inselchen, Namens Tortugas. Es ist niedrig und fruchtbar, und indem es sich dem Eingang eines schönen Hafens an der benachbarten Küste der großen Insel, der Französisch Port de Paix heißt, parallel hinstreckt, wird es von kühnen Vorsprüngen und kahlen oder waldbewachsenen Bergspitzen versteckt. Daß die berüchtigten Freibeuter des 17ten Jahrhunderts gerade diesen passenden Fleck zum Zufluchtsort für Gefahren und Mühseligkeiten auswählten, zeugt nur von der außerordentlichen Umsicht und Vorsorge dieser unternehmenden Race von Abenteurern. Die Zahl der Seeräuber war jetzt so sehr angewachsen, daß sie mit der Masse der Beute, die zu nehmen war, in gar keinem Verhältniß mehr stand, und der Erfolg in der Betreibung ihres Gewerbes ward viel zu sehr ein Spiel des Zufalls, als daß sich die Thätigkeit ihrer ungeduldigen Naturen längere Zeit damit begnügen konnte; daher auch Viele von ihnen ihr früheres Handwerk aufgaben und eine neue Lebensweise annahmen.

Gewöhnt an das milde Klima der Wendekreise und durch ein langes Abenteuerleben unfähig geworden, sich in die Schranken der civilisirten Gesellschaft zu fügen, gingen Einige von ihnen in die Kampesche-Bai und beschäftigten sich damit, Brasilienholz zu schneiden, während die Meisten in ihrem alten Versteck Tortugas zurückblieben und der Jagd des Wildes auf der Küste von St. Domingo nachgingen. Diese Küste war eine Wildniß, und die Jagd auf das Wild, welches heerdenweise durch die Einöden derselben streifte, wurde ihnen gewinnbringend durch den Verkauf der Felle und des Fettes an die Schiffe, welche des Handels wegen Westindien besuchten. Das Fleisch wurde eßbar gemacht, indem man es im Feuer briet auf Hürden, oder, wie man sie gewöhnlich nannte, Bukans, ein Wort, welches bei den Karaiben diesen Apparat zur Bereitung ihres Mahls bezeichnet. Von diesem Worte und der Beschäftigung, die sie trieben, wurden jene Jäger „Bukaniers" genannt. Sie selbst nannten sich „die Brüder der Küste", gewiß der passendste Ausdruck, wenn man ihre Lebensweise näher betrachtet. Da sie ohne Weib und Kinder waren, so hatten sie die Gewohnheit, paarweise zusammen zu leben, damit die verschiedenen Geschäfte, die zu einem Haushalt gehören, mit mehr Leichtigkeit und Ordnung sich vollziehen ließen. Während der Eine auf die Jagd ging, blieb der Andere gewöhnlich zu Hause und besorgte entweder das Fleisch von der gestrigen Jagd oder er kochte ihr gemeinschaftliches Mahl für die Rückkehr seines Hausgefährten. Das Eigenthum war durchweg gemeinschaftlich zwischen den Beiden, und wenn der Eine von ihnen starb, so ging es auf den überlebenden Genossen über. Diebstahl war unbekannt, wiewohl Schlösser zur Sicherheit niemals gebraucht wurden. Fehlte einem etwas in seiner eigenen Wohnung, so nahm er es sofort und ohne Umstände aus der Hütte seines nächsten Nachbars; nur mußte er den Eigenthümer in Kenntniß setzen, wenn er zu Hause war, oder im Fall der Abwesenheit bei seiner Rückkehr davon benachrichtigen. Streitigkeiten waren selten, und wenn sie einmal vorkamen, so wurden sie leicht beigelegt. War die Sache ernsterer Natur oder die Parteien schwer zu versöhnen, so wurde statt eines Rechtsgelehrten und Geschworenen die Muskete zu Hülfe genommen, um eine Entscheidung zu vermitteln. Der Boden ward abgemessen, und die ganze Brüderschaft wohnte dem tödtlichen Gottesurtheil bei. Man gab das Signal zum Feuer, und sobald die Kugel eine von beiden Parteien auf dem Rücken oder an der Seite traf, so galt dies für ein unehrliches Verfahren, und des Mörders Kopf ward auf der Stelle in zwei Theile gespalten. Die Gesetze ihrer Heimath waren unter der Brüderschaft null und nichtig. Sie behaupteten, sich von jedem Gehorsam gegen dieselben emanzipirt zu haben, durch die Salzwassertaufe, die sie Jeder beim Passiren der Wendekreise bestanden hatten. Selbst ihren Familien-Namen gaben sie auf und wählten sich an deren Stelle Kriegs-Namen, Jeder nach seiner Grille oder Phantasie; diese noms de guerre zeichneten sie unter einander aus und vererbten sich später auf ihre Nachkommenschaft.

Ihre gewöhnliche Kleidung war ein Jagdhemd, das in das Blut der Thiere getaucht würde, die sie auf der Jagd erschlagen hatten; statt eines Gürtels trugen sie einen Streifen rohes Fell, in welchem ein kleines Schwert mit mehreren Messern steckte; eine Kappe mit einem kleinen Rand vorn, um sie bequem abnehmen zu können, und Schuhe ohne Strümpfe.

So gekleidet und ausgerüstet hatte diese bastardartige Race, die halb der Civilisation und halb der Wildniß angehörte, ihren ganzen Ehrgeiz darauf beschränkt, eine Flinte zu besitzen, womit sie eine zweiköthige Kugel abschießen könnten, und ein Rudel von 25 bis 30 Jagdhunden. Sie hatten keine andere Beschäftigung, als in den Wäldern von St. Domingo zu jagen, die, seitdem es die Spanier verlassen, sich mit ungeheuren Heerden von Wild angefüllt hatten. Sobald sie ein Thier getödtet hatten, begannen sie sogleich, ihm das Fell abzuziehen, und dann eilten sie fort, um andere zu erlegen, bis sie im Besitz der für den Tag erforderlichen Anzahl waren. Waren sie müde und hungrig, so kochten sie auf der Stelle einen Theil des Fleisches, dem sie die Haut abgezogen, und mit dem Pfeffer und Pomeranzensaft, den sie im Ueberfluß rings herum fanden, bereiteten sie ein Mahl, das alle Bedürfnisse ihres Appetits befriedigte. Brod hatten sie nicht, und ihr Getränk war nichts als Wasser. Diese Lebensweise ging einen Tag wie den anderen fort, bis sie die volle Zahl von Fellen besaßen, welche sie den Fahrzeugen der verschiedenen Länder, die ihre Niederlassung besuchten, abzuliefern versprochen. Sodann begaben sie sich mit den Trophäen ihrer Jagd in den Hafen oder die Einfahrt, wo das Schiff seine Ladung erwartete, und hier bekamen sie zur Entschädigung solche Gegenstände, wie sie ihre Lage und ihre Bedürfnisse erforderten. Bald brachte dieses Gewerbe verhältnißmäßig vielen Vortheil, und besonders hatte es einen unendlichen Reiz für die wilden Geister, die sich zu jener Zeit allein in die Westindischen Meere wagten."

Rußland.

Zur vergleichenden Meteorologie.

In dem von Herrn Ritter von Gerstner so eben ausgegebenen Bericht über den Stand der Unternehmung der Eisenbahn von St. Petersburg nach Zarskoje-Selo und Pawlowsk befindet sich folgende Vergleichung der klimatischen Verhältnisse von St. Petersburg und Berlin:

Monat.	Mittlere Temperatur nach Graden von Reaumur für die Jahre 1822—1834 in St. Petersburg.	Mittlere Temperatur nach Graden von Reaumur für die Jahre 1824—1835 in Berlin.
Januar ..	— 7,70	— 2,55
Februar ..	— 5,35	— 0,08
März	— 3,01	+ 2,72
April	+ 2,06	+ 6,77
Mai	+ 7,02	+ 11,05
Juni	+ 12,08	+ 13,98
Juli	+ 13,88	+ 14,24
August...	+ 12,72	+ 14,23
September	+ 8,45	+ 10,78
Oktober ..	+ 14,15	+ 27,24
November	— 0,71	+ 2,91
Dezember	— 4,18	+ 1,15

Jahr.	In St. Petersburg war: die Höhe des gefallenen Regens und Schnees. Engl. Zoll.	In St. Petersburg war: das Verhältniß der Menge des Regens zu der des Schnees
1823	21,525	1 : 0,68
1824	20,381	1 : 0,61
1825	21,936	1 : 0,25
1826	14,231	1 : 0,42
1827	19,667	1 : 0,30
1828	21,083	1 : 0,20
1829	18,048	1 : 0,23
1830	12,812	1 : 0,23
1831	11,800	1 : 0,21
1832	13,137	1 : 0,16
1833	8,787	1 : 0,37
1834	12,292	1 : 0,22
Mittel	16,362	1 : 0,35

Die mittlere Regenmenge ist also .... 11,82 Zoll.
Die mittlere Schneemenge ..... 4,54 „
Summa 16,36 Zoll.

In Berlin betrug die Regenmenge im Durchschnitt von zwölf Jahren 19 Zoll 3,24 Linien Par. Maaß.

In St. Petersburg zählte man im Mittel der dreizehn Jahre von 1822 bis 1834 jährlich:

73 heitere Tage,
158 Tage, an welchen der Himmel hin und wieder bewölkt war,
130 „ an welchen der Himmel ganz bedeckt war,
132 Nebeltage,
96 Regentage,
64 Schneetage,
2 Tage, an welchen es hagelte,
8 „ „ „ Reif fiel,
9 Gewittertage.

Nach 25jährigen Beobachtungen, von 1801 bis 1825, waren in Berlin im Mittel jährlich:

108 helle Tage,
168 trockene Tage,
138 Regentage,
35 Schneetage,
9 Gewittertage.

Bibliographie.

Adele, eine Erzählung. — Petersburg.
Sagen von dem Zauber-Müller Fedot, von der verdrießlichen Alten, von den beiden Juden, von den beiden Tagelöhnern. Von E. Alipanoff. — Petersburg.
Geschichtliche Beschreibung der Ereignisse in Rußland, von der Erscheinung des falschen Demetrius, Gregor Otrejeff, an bis zu dessen Untergang. — Moskau.
Lexikon der algebraischen und transcendentalen Analyse. Von S. Buratschki und S. Seleon. Erster Jahrg. 2ter Theil. — Petersburg.
Russische Chrestomathie, oder Auswahl von Schriften vaterländischer Autoren, in Versen und in Prosa. 2te Aufl. — Petersburg.
Mathematische Encyklopädie. 14tes Heft. Astronomie. — Moskau.
Thaten Peter's des Großen. Von J. J. Golikoff. — Moskau.
Salmara. Von G. Inosemzeff. — Charkow.
Der Beamte in besonderen Aufträgen. Vaudeville von P. Karatügin. — Petersburg.
Unwahrscheinliche Erzählungen des Cicerone des K. O. P. — Von F. P. Katalkin. — Petersburg.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 46. Berlin, Dienstag den 17. April 1838.

Aegypten.

Kahira.

Von Alex. Dumas*).

Als der Tag anbrach, wurden die Anker gelichtet, und wir näherten uns den Pyramiden, welche uns entgegen zu kommen und uns mit ihren Spitzen zuzuwinken schienen. Am Rande der nackten und dürren Libyschen Bergkette sahen wir durch die den Horizont verhüllenden Staubwolken hindurch die Thürme und Kuppeln der Moscheen, auf welchen die Halbmonde schwebten. Allmälig wurde dieser Vorhang von dem Nordwinde, der unsere Barke vorwärts trieb, gelüftet; wir bemerkten schon die hohen Einfassungen der Stadt; nur der niedere Theil derselben, den die hohen Ufer verhüllten, blieb unseren Blicken entzogen. Mehr in der Ferne, aber auf demselben Ufer, erhob sich ein Palmenwald, an derselben Stelle, wo einst Memphis stand; er zieht sich längs dem Ufer hin, an dem die Tochter Parao's lustwandelte, als sie Moses vom Tode rettete. Ueber den Palmenwipfeln erblickten wir, nicht in einer Nebel-, sondern in einer Staubwolke, die röthlichen Gipfel der Pyramiden von Sakkara, die greisen Ahnen der Pyramiden von Gizeh. Wir fuhren bei mehreren mit Sklaven beladenen Kähnen vorüber; in einem derselben waren Frauen. Als der Herr des Schiffes sie sah, steckte er ein Messer in den Hauptmast des Schiffes und streute Salz in das Feuer; dadurch hoffte er die Wirkungen des bösen Blicks zu lähmen. Seine Beschwörung war glücklich; wir liefen eine Stunde später in Schubra, auf dem rechten Ufer des Nil, ein. In einiger Entfernung zeigte man uns das Landhaus des Pascha's; es war ein reizender, grünender Ort.

Dort fanden wir unsere Esel und ihre Treiber; die ersteren waren schöner und größer als die in Alexandrien, die letzteren, wo möglich, noch lebhafter und zänkischer als ihre Genossen am Meeresufer. Heute machten wir, durch die Erfahrung belehrt, keine Umstände; wir betraten eine herrliche Allee von Sykomoren, an deren düsteren Wipfeln sich die Strahlen der Sonne brachen; wir legten rasch die Meile zurück, die wir noch zu machen hatten. Bald sahen wir Kahira, wie es ganz frei stand, umwogt von einem Sandmeer, dessen glühende Fluthen sich an den Granitrippen der Stadt brachen, die sie aber doch endlich überfluthen würden, wenn die Stadt nicht an dem Nil einen mächtigen Bundesgenossen gefunden hätte, der sie zweimal des Jahres von diesem unbequemen Andringen befreit. In dem Maße, wie wir uns näherten, erkannten wir auch deutlich die wechselnde Färbung der Häuser und die eleganten Umrisse der Kuppeln; über den farbigen Auszackungen der Wälle erheben sich die Madenehs von 300 Moscheen wie die Figuren eines ungeheuren Schachbrettes. Endlich erreichten wir das Thor des Sieges, das schönste der 71 Thore von Kahira, durch welches Bonaparte am Tage nach der Schlacht bei den Pyramiden, den 29. Juli 1798, seinen Einzug hielt.

Kaum hatten wir Kahira betreten, als Herr Taylor, der schon wußte, was es auf sich hat, in dieser Stadt wie ein Ankömmling aus der Provinz in Paris umherzuirren, im Galopp eine der Straßen einschlug, welche sich vor uns auftaten. Wir mußten ihm folgen, wenn wir uns nicht verirren wollten; in der That zog unsere Europäische Kleidung die allgemeine Aufmerksamkeit auf uns, und es giebt Augenblicke, wo man die Gefahr erräth, ohne sie gerade deutlich zu sehen. Besonders fiel die Uniform der Marine-Offiziere den Anbetern des Propheten in die Augen. Wir verdoppelten also unsere Schritte und stießen gegen Türken und Araber, welche in ihren glänzenderen Gewändern an unseren geblendeten Augen vorüberzogen und uns yamin oder chemal, d. h. links oder rechts, zuriefen. Endlich, nach einer traumartigen Wanderung durch enge und winkelige Straßen, durch die uns Herr Taylor, als auf dem kürzesten Wege, führte, gelangten wir zum Fränkischen Quartier, wo wir in einem Italiänischen Wirthshause abstiegen.

Unsere erste Sorge war, uns einen Schneider zu verschaffen; unser Wirth besorgte uns einen Türken vom reinsten Blut. Er ließ uns verschiedene Zeuge auswählen und holte dann aus der Tasche seiner Beinkleider eine Schnur hervor, an welcher ein Blei befestigt war. Das Blei ließ er bis zur Fußbeugung herabhängen, indem er die Schnur an meiner Schulter befestigte und sich den auf derselben verzeichneten Grad merkte. So machte er es mit uns Allen.

Am Abend benutzten wir die Dunkelheit, um die Straßen zu durchwandern, welche zum Französischen Konsulat führen. Der Vice-Konsul, welchen die Erscheinung von Landsleuten entzückte, wollte für uns ein kleines Fest veranstalten. Es erschien ein halbes Dutzend Musikanten, welche sich rund um den Divan kauerten, auf welchem wir uns niedergelassen hatten; sie stimmten ihre Instrumente mit einem unverwüstlichen Ernste und spielten National-Lieder, welche mit Gesängen wechselten. Man muß Türkische oder Arabische Musik gehört haben, um sich von der höchsten Vollendung einer Katzen-Musik eine Idee machen zu können; diejenige, welche wir anhören mußten, ließ nichts mehr zu wünschen übrig, und hätten die Musikanten uns nicht umlagert, so würden wohl meine Erinnerungen an Italien über meine angeborene Höflichkeit den Sieg davongetragen haben. Nach zwei Stunden, die ich zu den schrecklichsten meines Lebens zählen muß, standen die Musikanten auf; sie waren bis zu Ende steif und ernst geblieben. Der Vice-Admiral sagte uns darauf, daß sie die feierlichsten Sachen aufgespielt hätten, um uns die gebührende Ehre zu erweisen; ein anderes Mal würden wir heitere und fröhliche Cavatinen hören.

Wir kehrten zu unserem Gasthause zurück; ein Kaffa, welcher mit einer Laterne von Papier, das an spiralförmig gewundenen Eisendrähten befestigt war, vor uns her ging, leuchtete uns heim. Die Straßen waren ganz leer, und wir begegneten keiner menschlichen Seele. Wir legten uns in unsere Betten, die ersten, die uns seit unserer Abreise von Alexandrien geboten wurden.

Nun mögen zwar die Betten einem Divan und die Matratzen den Teppichen weit vorzuziehen seyn; ich konnte jedoch nicht schlafen, weil die höllische Musik, mit der wir bewirthet worden waren, meine Nerven zu sehr aufgeregt hatte. Bald wurde die Spannung meiner Nerven noch durch eine fremde und physische Ursache vergrößert. Auf meinem Bette hüpften und sprangen Thiere umher, die ich in der Dunkelheit nicht erkennen konnte; ich versuchte, sie zu haschen, wenn sie sich auf irgend einem Theile meines Körpers niederließen, aber sie entschlüpften mir mit einer Behendigkeit, die für eine längere Uebung in dieser Beziehung sprach. Während eines ruhigen Augenblicks, in welchem ich auf der Lauer stand, hörte ich Mayer, der am anderen Ende des Zimmers schlief, dieselbe Jagd anstellen. Wir konnten nicht mehr bezweifeln, daß wir einen regelrechten und wohlersonnenen Angriff zu bestehen hatten; wir setzten uns jetzt durch die Sprache in Verbindung und theilten uns unsere kritische Lage mit. Wir lehnten uns gegen die Rückseite unserer Betten, um nicht von hinten überfallen zu werden, und begannen dann eine regelmäßige Vertheidigung. Aber was halfen unsere Bewegungen und unsere Worte! Unsere Feinde hielten nicht Stand, gleich den Mamelucken, welche angreifen, fliehen und den Angriff wieder erneuern. Ich machte mit meinem erloschenen Lichte einen Ausfall bis ins Vorzimmer, wo eine Lampe brannte, und kehrte dann zurück. Jetzt konnten wir wenigstens unsere Feinde sehen; es waren ungeheure Ratten, alt und fett wie Patriarchen. Beim Anblicke des Lichtes zogen sie sich in der größten Unordnung und mit schrecklichem Geschrei unter die Schwelle der Thür zurück. Wir dachten jetzt nach, wie wir ihnen diesen Ausgang verschließen könnten: nach langen Berathungen sah ich ein, daß ich hier ein großes Opfer bringen müsse, und als neuer Curtius opferte ich meinen Oberrock, welchen ich zusammenrollte, um so die Spalten des Fußbodens zu verstopfen. Kaum hatten wir uns wieder niedergelegt und das Licht ausgelöscht, als der Lärm von neuem anfing; aber jetzt waren die Ausgänge versperrt, und wir schliefen mit dem beruhigenden Gedanken ein, daß meine Taktik einen guten Erfolg gehabt hatte.

Am Abend hatte ich einen Rock hingelegt, am Morgen fand ich eine runde, zernagte Weste wieder; von den Schößen war nichts zu sehen.

Zur festgesetzten Stunde erschien unser Schneider; auch in der Pünktlichkeit zeigt sich die Ueberlegenheit des Türkischen Schneiders über den Französischen. Einige Landsleute, welche die Neugier herbeigezogen hatte, wohnten unserer Umwandlung bei. Der Schneider hatte einen Barbier mitgebracht, dessen Händen, oder

*) Aus dessen „Impressions de voyage".

vielmehr dessen Schenkeln wir uns zuvörderst anvertrauen mußten. Ich machte den Anfang; Herr Taylor, welcher sich mit dem Konsul bereden mußte, hatte uns mit der Sorge für unsere Toilette allein gelassen.

Der Barbier setzte sich auf einen Stuhl; ich mußte mich auf der Erde niederlassen. Sodann zog er aus seinem Gürtel ein kleines Messer, welches mir ein Rasirmesser zu seyn schien, als er auf seiner Handfläche damit hin- und herfuhr. Beim Gedanken, diese kleine Säge auf meinem Kopfe dulden zu sollen, sträubten sich mir die Haare; aber schon war mein Kopf zwischen den Knieen meines Feindes eingezwängt, und ich sah ein, daß ich mich nicht rühren dürfe. In der That lief das kleine Eisen so sanft und so geschickt über alle Theile meines Kopfes hinweg, daß ich meine Bewunderung nicht unterdrücken konnte. Nach fünf Minuten wurde mein Kopf seiner Haft entlassen, ich hob ihn in die Höhe und hörte das Lachen meiner Umgebung. Ich blickte in einen Spiegel und sah, daß ich gänzlich geschoren war; von allen meinen Haaren war auf meinem Hirnschädel nur der bläuliche Anflug zurückgeblieben, den sonst ein wohlrasirtes Kinn umglänzt. Ich war erstaunt über diese rasche Umwandlung; ich hatte mich niemals so gesehen und erkannte mich kaum wieder. Vergeblich suchte ich oberhalb der Erhebung der Gottesweisheit den Büschel, an welchem der Engel Gabriel die Gläubigen ins Paradies zieht; auch dieser war verschwunden. Ich wollte Einwendungen machen, aber als ich ein Wort davon fallen ließ, sagte mir der Barbier, daß dieser Schmuck nur bei einer dissidirenden Sekte gebräuchlich sey: ich versicherte ihm, daß ich zur reinsten Sekte gehören wolle, und daß meine Sitten schon in Europa der Gegenstand der allgemeinsten Bewunderung gewesen seyen; nun übergab ich mich ohne Bedenken den Händen des Schneiders, der mir zuerst einen Turban aufsetzte und mich so in einen echten Gläubigen umwandelte; sodann zog man mir ein Kleid an, und meine Hüften wurden wie mein Kopf mit einem Shawl umwunden; in diesen steckte ich einen Säbel, einen Dolch, Bleistifte, Papier und Brodkrume. In diesem Aufzuge, behauptete mein Schneider, könnte ich mich überall zeigen. Ich bezweifelte es nicht im mindesten und wartete ungeduldig wie ein Schauspieler, der die Bühne betreten soll, auf die Umgestaltung meiner Freunde. Mit ihnen wurde ganz dasselbe wie mit mir vorgenommen, und mein Kopf sah wahrhaftig noch nicht am drolligsten aus. Endlich war unsere Toilette vollendet, und wir stiegen die Treppe hinab.

Eigentlich wußte ich nicht recht, was ich mit meiner Person anfangen sollte; auf meine Stirn drückte der Turban, der Faltenwurf meines Kleides und meines Mantels hinderte meinen Gang, und meine Babuschen und meine Füße hatten Mühe, sich an einander zu gewöhnen. Mohammed ging neben uns und gab den Schritt an mit den Worten: „Langsam, langsam.“ Endlich legte sich die Französische Munterkeit etwas, und unsere Körper schwebten in einem langsamen Rhythmus dahin; dieses Kostüm, welches vollkommen zu dem Klima paßt, ist offenbar viel bequemer als das unsrige, weil es den Wuchs nicht einzwängt und jede Bewegung frei läßt. Der Turban bildet eine Art Mauer um das Haupt, das so ungehindert transpiriren kann. Nach Verlauf einer halben Stunde war unsere Muhammedanisirung vollendet, und wir begannen unsere Nachforschung.

(Schluß folgt.)

England.

Die Dame von Lyon oder Lieb' und Stolz, von Bulwer.

(Schluß.)

Fünfte Scene.

Melnotte — Pauline.

Meln. Sie können stolz auf die Verwandschaft mit einem Manne seyn, der seine Stellung dem Verdienst und nicht der Geburt allein verdankt.

Pauline. Nun — ja, aber —

Meln. Aber was, Pauline?

Pauline. Es liegt etwas Glorreiches in angestammter Herrschaft. Ein Mann, der Ahnen hat, ist wie ein Repräsentant der Vergangenheit.

Meln. Schon recht, — aber wie gewöhnlich bei Repräsentanten, gehören immer von zehn solchen Männern neun zu den schweigenden Mitgliedern. Ah, Pauline, der echte Adel blickt nicht auf die Vergangenheit, sondern auf die Zukunft.

Pauline. Sie sagen dies nur, um mir, die ich ohne Ahnen bin, zu schmeicheln; aber Sie, Prinz, sind sicher stolz auf Ihre berühmten Vorväter.

Meln. Nein, nein! Und wär' ich funfzigmal ein Prinz, nie würde ich mich mit dem Ruhm meiner Ahnen schmücken. Ich ehre Geburt nur, wenn sie als Triebfeder zu großen Thaten und nicht als Vorwand zum Nichtsthun dient. Ich ehre die Lorbeern, welche die Gräber unserer Väter beschatten. O Theure, könntest Du doch mit meinen Augen sehen!

Pauline. Ich kann mich des Stolzes nicht erwehren, wenn ich Dich ansehe und mir sage, Du liebst mich. Holder Prinz, erzähl' mir noch einmal von Deinem Schloß am Como-See; ich höre so gern von Deinem Glanze reden, seit Du mir schworst, Du könntest ohne mich seiner nicht mehr froh werden; und wenn Du ihn beschreibst, so thust Du es mi so spöttischer Lippe und so edler Verachtung, als wenn die Gewohnheit Dich gelehrt hätte, Deine Größe gering zu schätzen.

Melnotte.

Nein, Theure, nein, — soll ich die Heimath schildern,
Zu der, wenn mich die Lieb' erhören könnte,
Ich schnell Dich führte, tausch: ein tiefes Thal,
Der rauhen Welt durch Alpenhöhn entzogen,
An einem See, den goldne Früchte und Myrthen
Flüsternd kränzen, — der den blauen Himmel
So wolkenlos zurückstrahlt, wie ich Dir
Erflehe Dein Geschick.

Pauline.

Mein heiß Geliebter!

Melnotte.

Ein edles Schloß, deß kühle Marmorwände
Zum Lenz den Winter wie den Herbst verwandeln,
Voll muntrer Vögel, deren süße Stimmen
Nur Deinen Namen flöten. Und um Mittag,
Dann säßen wir in weinumrankter Laube,
Uns wundernd, daß es Unglück giebt auf Erden,
Da uns der Himmel Lieb' und Jugend ließ.
Wir hielten uns nur Liebende zu Freunden,
Kein Ehrgeiz fänd' in unsern Herzen Raum
Als der, im Lieben uns zu überbieten.
Nur Liebesbücher wählten wir zum Lesen,
Um über die vergeb'ne Müh' zu lächeln,
Die Poesie durch Worte auszudrücken,
Wie sie in Herzen gleich den unsern lebt.
Und zöge dann am stillen Abendhimmel
Die Nacht herauf, dann suchten wir den Stern,
Der einst uns aufnimmt, wenn wir heimgekehrt.
Ein mildes Licht aus Alabasterlampen
Erhellt den Saal, indeß Orangenduft
Uns süß umweht und ferne Lautentöne
Sich mit dem Plätschern der Kaskaden mischen,
Die unter Rosenbüschen munter spielen.
Geliebte, sprich, reizt dies Gemälde Dich?

Pauline.

O, wie die Biene an der Blüthe, saug' ich
Den Honig Deines süßberedten Mundes.
Bin ich nicht glücklich? Lieb' ich Dich zu heiß?
Wer wollte Dich nicht lieben, wie Pauline?

Melnotte.

Den Prinzen liebst Du, Falsche, nicht den Mann;
Hätt' ich statt Pomp und Luxus, statt Gewalt
Dir Arbeit, Noth und Armuth vorgehalten,
Du hätt'st den Honig nicht herausgefunden. O,
Das ist nicht Liebe.

Pauline.

Du bist grausam, Fürst,
Ich fühl' es wohl, wer mich gewinnen wollte,
Der mußte meinem Stolze erst genügen;
Doch jetzt — o glaub es! — fielst Du von der Höh'
Und sänkst —

Melnotte.

So tief wie jener arme Gärtner,
Der es gewagt, zu Dir hinauf zu sehen?

Pauline.

Dann wärst Du mir vielleicht viel theurer noch,
Da ich alsdann zu zeigen Dir vermöchte,
Was Frauenliebe heißt. Der Motte gleich,
Sind leicht durch helles Licht wir angezogen;
Doch lockt uns, sind die Schwingen erst versengt,
Kein Stern mehr, und wir flattern um die Flamme
Uns zu Tod'.

Melnotte.

Du Engel! — (Bei Seit) O Gewissen!
Es darf nicht seyn! Jetzt schmerzt mich ihre Liebe
Mehr als ihr Haß. Ich will sogleich zu Beauseant,
Und — ha, er kommt. Verlaß mich, süßes Herz,
Auf einen Augenblick; mit jenen Herren
Hab' ich Geschäfte abzumachen, —
Gleich folg' ich dann.

Pauline.

Verweile nicht zu lang.

(Ab.)

Sechste Scene.

Beauseant und Glavis treten auf. Melnotte.

Meln. Entbinde mich meines Eides, — ich will sie nicht heirathen.

Beauf. Dann bist Du meineidig.

Meln. Nein, ich war nicht bei Sinnen, als ich sie zu heirathen schwor! Ich war blind für Alles, außer für ihre Verachtung, — taub für Alles, außer für meine Leidenschaft und Rache! Gieb mir meine Ehre und meine Armuth zurück!

Beauf. Es ist zu spät, — Du mußt sie heirathen, und das noch heut! Ich habe bereits einen Plan entworfen, der nicht fehlschlagen kann. Damas hat Dich im Verdacht, — er wird

die Polizei in Bewegung setzen, — Du wirst entdeckt werden, — Pauline wird Dich verabscheuen, verachten. Man wird Dich als einen Betrüger in das gemeine Gefängniß werfen.

Melnotte. Teufel!

Beauseant. Und aus Schaam und Rache, — Du weißt, wessen Rache fähig ist, — wird das Mädchen den Ersten heirathen, der sich ihr anträgt, vielleicht Deinen gehorsamen Diener.

Meln. Dich? Nein; das wäre noch schlimmer, denn Du hast kein Erbarmen! Ich werde sie heirathen — ich werde meinen Eid halten. Schnell denn heraus mit der verruchten Erfindung, die Du ausgeheckt, — schnell, wenn Du nicht willst, daß ich Dich erwürge.

Glavis. Welch' ein Tiger! Zu wild für einen Prinzen; er sollte ein Sultan seyn.

Beauf. Genug — ich werde mich beeilen; halte Dich bereit. (Beauseant und Glavis ab.)

Siebente Scene.

Damas erscheint mit zwei Degen. Melnotte.

Damas. Nun dann, mein Herr, die Gegenwart der Damen bietet keinen Grund mehr zur Ausflucht. Ich bringe hier ein Paar Wörterbücher mit; wir wollen doch sehen, ob Ew. Hoheit das Wort Klinge darin finden werden.

Meln. Hinweg! — Ich bin eben nicht aufgelegt zum Scherzen.

Damas. Ich sehe, Sie verstehen sich auf die Grammatik; Sie deklinirn das Hauptwort „Degen" mit großer Geschicklichkeit; aber das reicht hier nicht aus.

Meln. Narr!

Damas. Herr, ein Mann, der mich einen Narren nennt, beleidigt meine Mutter; hier helfen keine Winkelzüge mehr, — Sie müssen mir Genugthuung geben, oder —

Meln. Oh, gut, gut! Legen Sie sich aus. (Sie fechten; Damas wird entwaffnet. Melnotte nimmt den Degen auf und überreicht ihn seinem Gegner mit Achtung.) Eine gerechte Strafe für den braven Soldaten, der den Staat seines besten Besitzthums — des einzigen Rechtes auf seine Tapferkeit und sein Leben — beraubt.

Damas. Sie fechten ganz vortrefflich; auf jeden Fall sind Sie ein Mann von Ehre; ob Sie ein Prinz sind oder nicht, das kümmert mich wenig; aber ein Mann, der sich auf die Quart und Terz versteht, ist sicher ein Ehrenmann.

Meln. (bei Seit) Ehrenmann! Ja, ich war ein Ehrenmann, ehe ich mich zum Schwindler machte. Man sagte mir, Oberst Damas, Sie haben von unten auf gedient, —

Damas. Das hab' ich.

Meln. Und sich in zwei Jahren zu Ihrem jetzigen Range emporgeschwungen.

Damas. Ganz recht; das ist heutzutage kein Wunder in unserer Armee. Unsere Ältesten Generale sind kaum dreißig, und wir haben sogar mehrere von zweiundzwanzig Jahr.

Meln. Von zweiundzwanzig!

Damas. Ja; man kann gegenwärtig in der Französischen Armee die Stellen nicht mehr kaufen. Wir sind alle Helden, weil wir alle die Hoffnung haben, einmal General zu werden. Wir fürchten die Cypresse nicht, weil wir alle den Lorbeer erringen können.

Meln. Ein General von zweiundzwanzig Jahren! (Er wendet sich ab). Ich dürfte Sie eines Tages um eine Gunst bitten, Oberst.

Damas. Ich werde stolz darauf seyn, sie Ihnen zu gewähren. — Es ist wirklich zum Erstaunen, wie sehr mir ein Mensch gefällt, wenn ich mich mit ihm geschlagen habe. (Er verbirgt die Degen.)

Achte Scene.

Madame Dechapelles und Beauseant treten hastig ein. Die Vorigen.

Mad. Dech. O Prinz, Prinz! — was hör' ich? — Sie müssen fliehen, — uns auf der Stelle verlassen!

Meln. Ich? —

Beauf. Ja, Prinz; lesen Sie diesen Brief, den ich so eben von meinem Freunde aus Paris, einem Mitgliede des Direktoriums, erhielt. Man ist in Frankreich jetzt sehr übel auf Fürsten zu sprechen, — Ihre Familie hat mit den Oesterreichern Partei gemacht, — Sie stehen im Verdacht übler Absichten gegen die Republik. Da mein Freund wußte, daß ich Ew. Hoheit hier eingeführt, so schreibt er mir, Ihnen zu rathen, sogleich die Stadt zu verlassen, wenn Sie nicht festgenommen, ins Gefängniß geworfen, ja vielleicht guillotinirt werden wollten! Fliehen Sie augenblicklich! — ich bestelle Ihnen sogleich Pferde. Gehen Sie nach Marseille und von dort zu Schiffe nach Livorno.

Mad. Dech. Und was geschieht mit Pauline? Soll ich um das Glück kommen, die Schwiegermutter eines Prinzen zu werden?

Neunte Scene.

Pauline und Herr Dechapelles eilen herein. Die Vorigen.

Pauline (sich in Melnotte's Arme werfend). Sie müssen uns verlassen! — Pauline verlassen?

Beauf. Kein Augenblick ist zu verlieren.

Herr Dech. Ich will zum Maire und fragen, ob —

Beauf. Dann ist er verloren! Erfährt der Maire, daß man in Paris Verdacht gegen den Prinzen geschöpft hat, so muß er ihn festnehmen lassen.

Mad. Dech. Und ich werde nicht Prinzessin-Mutter!

Beauf. Warum nicht? Sie dürfen nur schnell zum Priester schicken, die Trauung auf der Stelle vollziehen lassen, und dann fährt der Prinz seine Gattin heim.

Meln. Unmöglich! — (Bei Seit) Nichtswürdige! — Ich weiß nicht, was ich anfangen soll!

Mad. Dech. Was, ich mein Kind verlieren?

Beauf. Um eine Prinzessin dafür zu gewinnen.

Mad. Dech. Ach, Beauseant, Sie sind so gütig, — es soll geschehen, wie Sie es vorschlagen; ich darf hier nicht selbstisch handeln, das Glück meiner Tochter steht auf dem Spiel. Sie fährt dann mit Sechsen lang von hier ab!

Pauline. Noch bist Du hier, — ich kann nicht von Dir scheiden, — mein Herz müßte brechen.

Meln. Aber Du wirst nicht in diese übereilte Vereinigung willigen, — Du wirst Dich keinem Flüchtling, keinem Ausgestoßenen vermählen wollen.

Pauline. Ach, wenn Du in Gefahr bist, wer anders dürfte sie theilen als ich?

Meln. (bei Seit) O Höllenpein! Verschlänge mich die Erde!

Herr Dech. Nur langsam, langsam! Die Ehepakten — der Kontrakt — die Mitgift meiner Tochter!

Meln. Die Mitgift? Ich nehme keine an, — nein, nicht einen Heller.

Beauf. Edler Fürst! (Zu Mad. Dechap.) Ihr Herr Gemahl geht in der That zu kaufmännisch bei dieser Sache zu Werke Sie hören, Herr Dechapelles, wie Hoheit gesonnen sind. Diese Geschäfte können alle durch einen Anwalt abgemacht werden, — so pflegen es hohe Herrschaften stets zu halten.

Herr Dech. Aber —

Madame Dech. Schweig' und blamir' Dich nicht!

Beauf. Ich werde sogleich mit einem Priester hier seyn. Halten Sie Alles bereit, — der Wagen wird vor der Thür stehen, bevor die Trauung vorüber ist.

Mad. Dech. Aber sorgen Sie ja dafür, Beauseant, daß sechs Pferde davor sind. Es ist sehr hübsch von Ihnen, daß Sie trotz der abschläglichen Antwort unser Freund geblieben sind. Sie sehen nun wohl, — ein Prinz!

Beauf. Und solch ein Prinz! Madame, ich erröthe durchaus nicht, mir einen so hochgestellten Mitbewerber vorgezogen zu sehen. (Bei Seit) Nun will ich hinaus nach dem Dorf, denn weiter sollen sie nicht gelangen als bis zum goldenen Löwen, und dort werd' ich triumphiren. Morgen aber, in der Stunde der Schmach und Schaam, wird das stolze Mädchen sicher meine Hand der des Gärtnersohnes vorziehen. (Ab)

Zehnte Scene.

Die Vorigen ohne Beauseant.

Mad. Dech. Komm, Dechapelles, biete der künftigen Hoheit den Arm.

Herr Dech. Ich lieb' es nicht, die Geschäfte auf diese Weise übers Knie zu brechen, — ist auch beim Hause Dechapelles und Comp. durchaus nicht Sitte.

Mad. Dech. (ihn zu Pauline hinstoßend) Machst Du endlich? Du bildest Dir ein, in Deinem Comtoir zu seyn, nicht wahr?

Meln. Noch ein Wort, Pauline. Haben Sie kein Bedenken, keine Furcht? Reden Sie, noch ist es nicht zu spät.

Pauline. Seit ich Dich liebe, ist Dein Geschick auch das meine. Glück oder Gefahr, Freud' oder Schmerz, ich theile Alles mit Dir. (Herr und Madame Dechapelles mit Pauline ab.)

Damas. Nun, mein Prinz, Sie sind glücklich, so geliebt zu werden. Sie ist trotz ihrer kleinen Schwächen ein gutes Kind. Machen Sie sie so glücklich, wie sie es verdient. Sie ist jung, zärtlich, schön — (ihm einen Schlag auf die Schulter gebend) — bei Gott, Hoheit, ich beneide Sie! (Ab.)

Melnotte allein (nach einer Pause). In der That! — Wie weise beurtheilen wir uns unter einander. Mich zu beneiden! Könntest Du in mein Herz blicken, so würdest Du über die Antwort erschrecken, die sich dort regt, wenn Du von beneiden sprichst. Ich schwor, um sie zu werben, sie zu heirathen und sie heimzuführen; — aber was dann — was dann? O fort, fort, — ich will nicht daran denken; gleich einem Kinde im Dunkeln, wag' ich nicht, die Augen zu öffnen, aus Furcht, die Schatten zu erblicken, die sich um mich sammeln. Fort! — fort! — (Er geht ab.) *)

Walter Scott's Arbeitszimmer.

Wer jetzt durch Weimar reist, besucht auch Goethe's Haus und verweilt gern in dem einfachen, schmucklosen Arbeits- und Studirzimmer, der Geburtsstätte so vieler Werke, auf die Deutschland stolz ist. Ein ähnliches Heiligthum besitzen die Engländer in ihres Shakespeare's Hause zu Stratford, das uns Washington Irving im Skizzenbuche so anmuthig und lebendig zu schildern gewußt hat, so daß man um so weniger den Aeußerungen der Lady Morgan Glauben beimessen kann, welche die Engländer einer großen Gleichgültigkeit gegen die Denkmäler ihres Nationalruhms beschuldigt hat.**) Vielleicht liest man nun bei der großen

*) Wir werden vielleicht auch noch aus dem folgenden Akte die treffliche Scene mittheilen, in welcher Pauline nach bereits vollzogener Trauung von ihrem Gatten selbst seinen eigentlichen Stand erfährt.

**) M. s. das Magazin 1835 Nr. 32. D.

und verdienten Berühmtheit, die sich Walter Scott erworben hat, nicht ungern die Beschreibung seines Arbeitszimmers in seinem Wohnhause zu Edinburg, wie sie sein Schwiegersohn Lockhart in den Memoiren über Scott's Leben*) neuerdings mitgetheilt hat.

Scott bewohnte (im Sommer 1818) zu Edinburg ein enges, viereckiges Zimmer hinter dem Gesellschafts- und Speisezimmer. Dasselbe hatte nur ein einziges Fenster mit Vorhängen von gestreiftem Zeuge und mit der Aussicht auf einen kleinen, schmutzigen Rasenplatz, so daß die ganze Umgebung ein düsteres Aussehen erhielt. Die Wände waren ganz und gar mit Büchern besetzt, meistens mit Folianten und Quartanten, alle aber mit dem Aufputze, wie er sich für die Büchersammlung eines Mannes schickt, der zu den Bibliomanen gehört. (Bekanntlich war Scott Mitglied des Roxburgh-Klubs der Bibliomanen und Stifter des Ballantyne-Klubs**). Ungefähr ein Dutzend Bücher oder auch einige mehr, die zu seinem unmittelbarsten Gebrauche bestimmt waren, standen nahe bei ihm auf einem kleinen beweglichen Gestell, einer Art von Drehtisch.***) Alle übrige standen in ihren besonderen Nischen, und so oft ein Buch ausgeliehen war, kam an dessen Stelle ein Stück Holz von derselben Größe, welches auf einer Karte, die an der Außenseite befestigt war, den Namen des Entlehners und den Tag, wo es ausgeliehen war, trug. Die alten Bände waren augenscheinlich ausgebessert und in einer geschmackvollen Art vergoldet; die neuen Bücher waren, sobald sie einigen Werth besaßen, reich, aber nicht überladen — am meisten verhältnißmäßig in blauen Korduan eingebunden —, mit seinem Wahlspruch und außerdem mit dem Motto: clausus tutus ero, was auf Lateinisch ein Anagramm seines eigenen Namens abgiebt. Jedes Bücherrück war mit einer Inhaltsanzeige versehen und die Bücher auf ihm systematisch geordnet: auf der einen Seite standen die historischen und biographischen Schriften, auf der anderen die dichterischen und dramatischen Werke, Gesetz- und Wörterbücher hinter seinem Stuhle. Der einzige Tisch im Zimmer war ein ganz massives Stück, welches Scott nach dem Muster einer ähnlichen Tafel in Rokeby hatte anfertigen lassen, mit einem Schreibpulte und allem dazu Nothwendigen auf der einen Seite, so daß ein Schreiber hier ihm gegenüber arbeiten konnte, wenn er dies gerade wünschte, und überdies mit einer Reihe kleiner Schubkästen rings um den Tisch. Die Oberfläche desselben bedeckten eine reichliche Anzahl von Gerichts-Akten oder, wenn das Schreibpult aufgeklappt war, eine Menge von Briefpaketen, Druckproben und anderen Papieren, außer den Manuskripten, mit denen er gerade beschäftigt war, Alles sehr zierlich mit rothem Zwirn zusammengebunden. Sein eigenes Schreibgeräth bestand in einem alten, aber sehr geschmackvollen Kästchen (box), mit reichem Schnitzwerk und mit karmoisinrothem Sammet ausgeschlagen; Dintenfaß, Leuchter und die übrigen Geräthschaften waren von Silber und zwar immer so frisch und glänzend, daß man hätte glauben können, sie seyen erst vor einer halben Stunde aus des Goldschmieds Gewölbe gekommen. Mit Ausnahme seines eigenen hohen Armstuhls standen nur noch zwei andere im Gemache, von denen der eine, seiner Stellung nach, ausschließlich für seinen Schreiber bestimmt zu seyn schien.

Gleich am ersten Abend, wo ich mit Scott in diesem Heiligthume zusammen kam, bemerkte ich, daß, wenn er etwas erzählte, doch seine Hände fast nie unbeschäftigt waren. Bald faltete er Papierbogen, bald schnitt und klebte er Brief-Couverts, beides mit vieler Gewandtheit und Nettigkeit, und wenn es ihm an dergleichen Beschäftigung fehlte, so gab er ein Zeichen mit der Hand, und Meide, das edle Thier, sprang sogleich von seinem Lager auf der Kamindecke auf und legte seinen Kopf auf die Kniee seines Herrn, um sich von ihm streicheln und liebkosen zu lassen. Für Gemälde hatte das Zimmer keinen Raum, nur ein Original-Bild des aus den „Presbyterianern" bekannten ritterlichen Oberst Claverhouse schmückte dasselbe über dem Kamin, an dessen Seite eine hochländische Tartsche, große Schlachtschwerter und Dolche (von denen ein jeder seine Geschichte hatte) aufgehängt waren. Einige der grünen Blechkapseln, wie sie die Schottischen Anwalte zur Aufbewahrung ihrer Akten zu führen pflegen, waren an der einen Seite des Fensters aufgestapelt, und über ihnen lag ein Fuchsschwanz mit einem altmodischen silbernen Handgriff, mit welchem Scott jedesmal, so oft er ein Buch von den Gestellen herabnahm, sorgfältig den Staub von den oberen Blättern abbürstete. Somit denke ich das ganze Ameublement des Zimmers vollständig beschrieben zu haben und gedenke nur noch einer niedrigen, breiten, mit Tuch beschlagenen und mit Querhölzern von Eichenholz versehenen Leiter, auf der Scott die höherstehenden Bücher herabzunehmen pflegte. Auf dieser hielt sich gewöhnlich Hinze von Hinzfeldt auf, ein wohlgenährter, glatter, ehrwürdiger Kater, dem Scott diesen Namen nach einem Deutschen Kindermährchen beigelegt hatte, der sich nicht gern viel von seinem Platze bewegte und für gewöhnlich dem freundlichen Verkehr seines Herrn mit dem Lieblingshunde Meide mit wundervollem Gleichmuthe zusah. Wollte aber Meide seines Postens entlassen seyn und legte diese Absicht durch Kratzen an der Thür mit seinen Füßen an den Tag — so laut als nur immer ein fashionabler Fußgänger den Klöpfel einer Hausthür in Grosvenor-Square ertönen läßt —, so stand auch Scott sofort auf und öffnete ihm mit seiner gewöhnlicher Dienstfertigkeit. Dann kam Hinze sogleich mit anmuthigem Schnurren von seiner Leiter herunter und postirte sich auf die Fußbank als Wächter statt Meide's, der einstweilen auf Urlaub gegangen war. Was immer auch Scott sprechen mochte, so unterbrach er sich gern und häufig durch irgend eine zärtliche Anrede an seine vierfüßigen Freunde. Er versicherte, daß sie ein jedes Wort verständen, was zu ihnen gesagt würde, und ich glaube selbst, daß sie einen guten Theil davon verstanden haben. Denn es ist ganz gewiß, daß Hunde und Katzen, gleichwie Kinder, einen untrüglichen Takt besitzen, um den oder jenen, der sich gern mit ihnen zu schaffen macht, aus vielen herauszufinden, und was Scott anbetrifft, so nehme ich es auf mich, zu behaupten, daß er sich noch nicht fünf Minuten in irgend einem Zimmer befunden habe, ohne daß die kleine Hausgenossenschaft es erkannte, wie gut er es mit ihrem Geschlechte meine und ihm ihre Anhänglichkeit auf verschiedene Weise zu erkennen gab.

*) Memoires of the life of Sir W. Scott. Vol. II. P. 2. p. 279 s.

**) M. vgl. die Mittheilungen über Dibdin, das Haupt der Bibliomanen, in Nr. 35 des Magazins v. d. J. Jedoch geht aus vielen Stellen im „Alterthümler", aus dem Vorbericht zum „Peveril" und aus „Woodstock" (I. 94. der Zwickauer Uebers.) zur Genüge hervor, daß Scott wohl gern alte Bücher besaß und sie auch brauchte, nicht aber ein eingefleischter Bibliomane gewesen ist.

***) A dumb-waiter, sagt Lockhart — was bei uns wohl „ein stummer Knecht" oder „ein Kammerdiener" heißt.

Bibliographie.

Alice, or the mysteries. — Von E. L. Bulwer. 3 Bde. 31½ Sh.
On Typhus Fever. — Von A. H. Callanan. 5 Sh.
Euripidis Alcestis, with notes, indexes etc. — Von J. R. Major. 5 Sh.
History of the United States. — Von Frost. 5½ Sh.
Godwin's Churches of London. — Erster Band. 16 Sh.
Mortimer Delmar. — 3 Bde. 31½ Sh.
Sophocles, ed. from the text of Brunck, Hermann etc. with notes, indexes etc. — Von Brasse, Burges und Walpy. 2 Bde. 36 Sh.
Acting National Drama. — Von Webster. 2ter Band. 12. 7 Sh.
Lectures in rhetoric and criticism. — Von Gill.
The students manual of modern history. — Von W. C. Taylor.
Mrs. Wilberforce, or the widow and her orphans. — Erzählung in 2 Bdn.
Chronological tables of the history of the middle ages. — Fol.
Bible biography. — Von E. Tarn.
Life of Gustavus Adolphus. — Von J. F. Hollings.

Mannigfaltiges.

— Italiänisches Theater. Den Freunden der Italiänischen Literatur in Deutschland hat Herr Professor Fabrucci gewiß ein angenehmes Geschenk gemacht durch die kürzlich bei G. Gropius in Berlin erschienene Auswahl Italiänischer Theaterstücke*). Es sind darin acht der interessantesten Dramen, und zwar Trauerspiele sowohl als Lustspiele, von Capacelli (La Tarantola), von Sografi (Olivo e Pasquale), von Nota (La Fiera), von Goldoni (Il Moliere), von Metastasio (Il Demofoonte), von Silvio Pellico (Gismonda da Mendrisio), von Niccolini (Giovanni da Procida) und von Alfieri (Merope) zusammengestellt. Mit Ausnahme Alberto Nota's und Silvio Pellico's gehören alle diese Theater-Dichter dem achtzehnten Jahrhundert an, wo das Italiänische Drama einen neuen, zum Theil durch die Nachahmung Moliere's herbeigeführten Aufschwung nahm, dem es auch noch zu Anfang des gegenwärtigen treu geblieben ist, wo besonders Federici, der erst Jesuit war und dann Schauspieler und Lustspieldichter wurde, und Alberto Nota sich den Ruhm erwarben, mit Scribe und den Französischen Vaudevillisten auch auf der Deutschen Bühne zu konkurriren. Herr Fabrucci hat die gute Idee gehabt, einen trefflich gearbeiteten „historisch-kritischen Versuch über das Italiänische Lustspiel" von F. Salfi den obengenannten Dramen hinzuzufügen. Der Deutsche Leser erhält dadurch einen vollständigen Ueberblick von einem literarischen Gebiete, das, so interessant es auch ist, doch in Deutschland nur noch sehr wenig gekannt wird. Interessant war uns besonders, was Herr Salfi über Machiavell als Lustspieldichter sagt. Machiavell gehört nämlich mit Ariost und Bibbiena zu den Ersten, die in Italien nicht mehr bloß als Nachahmer des Terenz und des Plautus, sondern mit eigenthümlicher Schöpferkraft das Welluben für die Bühne bearbeiteten. Machiavell insbesondere war es, der die Schwächen der Zeit mit außerordentlichem Talent darstellte und der in seiner Mandragola einen Charakter gezeichnet, welcher als Urbild von Moliere's Tartüffe zu betrachten ist. Der in jener Komödie die Hauptrolle spielende Fra Timoteo übt nämlich durch seine geistliche Gewalt einen ganz ähnlichen Einfluß wie Tartüffe, doch ist Machiavell der Natur, wie es scheint, treuer geblieben, als der in Uebertreibungen sich gefallende Moliere, da sein Fra Timoteo zwar auch ein Heuchler und ein Scheinheiliger, aber doch kein so niederträchtiger und gemeiner Mensch ist, wie Tartüffe. Vielmehr erlaubt er sich seine Heucheleien und Verführungen nur in majorem dei gloriam; der Zweck heiligt bei ihm die Mittel, und darum ist er ein Intrigant, ein Verführer. Tartüffe aber betrügt den Himmel eben so gut wie die Menschen; er ist ein schlechter Kerl, nur um seinen Lüsten zu fröhnen. Augenscheinlich jedoch ist Machiavell hier der Wahrheit näher geblieben, als sein genialer Französischer Nachfolger.

*) Teatro scelto Italiano, dato in luce da Fabio Fabrucci, Toscano. Berlino, 1833.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 47. Berlin, Mittwoch den 18. April 1838.

Frankreich.

Mamsell Lenormand, die Französische Sibylle.

Zu den merkwürdigen Erscheinungen, welche seit funfzig Jahren über den Schauplatz der Französischen Revolution zogen und mehr oder minder mit ihr in Berührung standen, müssen wir auch eine Frau zählen, welche, wenn auch oft unbemerkt, doch in verschiedenen Epochen von großem Einfluß auf die Männer war, die an der Spitze der Bewegung standen. Wir meinen die Priesterin aus der Straße Tournon mit ihrer Sehergabe und geheimen Wissenschaft, die sie vor frivolen und ungläubigen Zeitgenossen siegreich verfocht und unter dem Direktorium, dem Konsulat, der Kaiserherrschaft bis auf die neuere Zeit mit selten verfehlter Wirkung übte. Die bedeutsame, alle natürliche Berechnung übersteigende Mischung ihrer Karten hat nicht nur den glänzendsten und aufgeklärtesten Fürstenhof, sondern auch die begabtesten und hochgestelltesten Männer des Weltheils zu fesseln vermocht. Deshalb hat sie auch mehr als irgend ein gleichzeitiger Chronist unbekannte Thatsachen und Züge sammeln können, die, trotz ihrer Vereinzelung, zur Charakterisirung und richtigeren Auffassung der Zeit und der Personen, die sie betreffen, nicht wenig beitragen und ihr manchen über ihre geheimen Künste sich erhaben dünkenden Forscher zuführen werden, um an ihrem reichen Tische die Brocken zu sammeln, welche die Würze seiner Schrift ausmachen sollen.

Ohne auf eine nähere Untersuchung über die geheime Kunst und die kabbalistischen Räthsel, auf die größere oder geringere Wahrscheinlichkeit oder Gewißheit der Astrologie und, um der Wahrheit näher zu kommen, auf den Somnambulismus und Magnetismus tiefer einzugehen, machen wir den Leser nur darauf aufmerksam, daß unsere Seherin keineswegs als eine nie dagewesene Erscheinung auftritt, sondern daß von den ältesten Zeiten her die gebildetsten Völker den Willen der Gottheit durch sterblichen Mund verkündigen ließen; wir erinnern Beispiels halber an ihre Oneiropolen und Pythien, Haruspices und Sibyllen, Propheten, Seher, Inspirirte, Feen und Zauberer, vielleicht Alle wachende oder schlafende Somnambülen, die sich für Günstlinge der Götter hielten. Aber freilich trägt unsere Prophetin den Charakter der modernen Zeit, den der Reflexion; ihre Verkündigungen sind meist Produkte des berechnenden Verstandes, während die Seher des Alterthums in einem Zustand der Extase, in welchem das persönliche Bewußtseyn sich verdunkelte, als Organe allgemeiner Zustände, das Künftige im Geiste sahen. Jene Kunst also, die da anfängt, wo alle mathematische und logische Combination aufhört, erst dann das Wort nimmt, wenn die Wissenschaft schweigt, war es, deren treue Jüngerin Mamsell Lenormand ein halbes Jahrhundert in der Weltstadt war und die ihr in einer verhängnißvollen Zeit, mitten unter dem Geräusch der Waffen, im Gewühl der Leidenschaften und in den zufälligen Kampfspielen Bellona's, wo Furcht und Hoffnung, Freude und Trauer in der Wage der Nemesis ohne Gleichgewicht auf- und abschwankten, ihren Ruf begründet hat, weil sie zu oft durch das Chaos der Gegenwart die geordneten Elemente der Zukunft erkannte und mit Bestimmtheit voraussagte.

Geboren zu Alençon in der Normandie im Jahre 1772, die Tochter achtbarer Aeltern, genoß Marie Anne Lenormand einer ausgezeichneten Erziehung in dem Kloster der Benediktinerinnen ihrer Vaterstadt. Von Kindheit an zeigte sich bei ihr eine vorzügliche Gabe der Auffassung abstrakter Gegenstände und ein stark hervortretendes Ahnungsvermögen. Von glühender Einbildungskraft und einer für ihr Alter ungewöhnlichen Beobachtungsgabe, zeigten sich bei dem siebenjährigen Mädchen entschiedene Anzeichen einer ungewöhnlichen Zukunft und einer Gelehrsamkeit, welche ihren Namen den berühmtesten Frauen des Jahrhunderts beizählen sollte. Wer vermag zu bestimmen, welche Gährungen in dem Geiste der jungen Kloster-Schülerin vorgingen? Weiß sie es selbst doch nicht anders zu bezeichnen, als daß sie „eine wachende Somnambüle" gewesen sey. Aber wie wenig Genügendes auch darüber gesagt werden kann, so steht doch fest, daß sie von ihrem siebenten Jahre an das Orakel des Klosters war, ohne über ihre Träumereien den Eifer für die Wissenschaften zu verlieren, in denen sie reißende Fortschritte machte. — Als eine der merkwürdigsten Prophezeiungen aus ihrem Jugendleben führen wir folgenden Fall an. Die Aebtissin des Klosters wurde wegen verschiedener ärgerlicher Anlässe ihres Amtes entsetzt, ihre Nachfolgerin aber erst anderthalb Jahre später vom Könige ernannt. Die Nonnen waren also lange Zeit in Ungewißheit und gaben sich in ihren traulichen Gesprächen vergebliche Mühe, diejenige Dame zu errathen, die endlich berufen wurde. Die junge Lenormand sagte vorher, daß die Wahl auf eine Frau von Livardrie fallen würde, und ihre Aussage traf ein. Doch hatte sie um diese Zeit bereits die Schule der Benediktinerinnen verlassen, um in dem Marien-Kloster ihre Ausbildung fortzusetzen. Aber die Töchter des heiligen Benedikt gedachten der kleinen Prophetin aufs lebhafteste; Frau von Livardrie selbst verschmähte es nicht, sie am Tage ihrer Einweihung holen zu lassen und ihr das Amt eines Ehrenfräuleins zu übertragen. Selbst dem Bischof Grimaldi wurde sie von der dankbaren Aebtissin vorgestellt.

Zur Zeit, als Ludwig XVI. die General-Stände zusammenberief, sagte die siebzehnjährige Lenormand den Verfall des Französischen Königthums, das auf unerschütterlichen anderthalbtausendjährigen historischen Grundlagen zu ruhen schien, mit allen seinen Folgen voraus. Sie sah in ihren Visionen den Klerus vernichtet, die Klöster aufgehoben und zerstört, die Nonnen ohne Asyl, und wie die Propheten des alten Bundes rief sie ihr „Wehe!" über das neue Ninive. Noch nicht volle achtzehn Jahre alt, war bereits der Ruf ihres Namens bis zu den Salons der Hauptstadt gelangt. Sie ging 1790 nach Paris, fand in den feinsten Zirkeln Aufnahme und wurde von allen Seiten mit Fragen über den Ausgang dieser drangvollen Periode bestürmt. Selbst die Parteihäupter derselben, Robespierre, St. Just, Marat, Hébert, besuchten ihr „Schicksals-Kabinet" und erhielten dort Antworten, die zwar nicht von einem klaren Schauen zukünftiger Dinge eingegeben waren, aber doch den Geist der Freimüthigkeit, Klugheit und Mäßigung in sich trugen, Eigenschaften, die ihre Adepten stets nur allzu hoch bei ihr anzuschlagen suchten. Sie wagte es, diesen stolzen Volkstribunen vorauszusagen, daß aus ihrer giftigen Saat die Drachenbrut erstehen würde zu ihrem eigenen Verderben, daß sie selbst als letzte Opfer der blutigen Tragödie fallen würden, in der sie mit so gräßlicher Ruhe ihre Rolle spielten. — Aber schon suchte Mlle. Lenormand ihre Stütze nicht mehr in bloßen Gefühlserhöhungen und Extasen, sondern in der wissenschaftlichen Begründung ihrer Kunst. Sie hatte sich bekannt gemacht mit den Lehren des Hermes Trismegistus, war eingeweiht in die Mysterien der Alten und legte sich besonders auf den algebraischen Kalkül und dessen Beziehung zu den Sternen, also auf Astrologie, spekulative und praktische Geometrie, und war so zu der bedeutenden Gelehrsamkeit gelangt, die man an ihr anstaunte, und zu dem schnellen und richtigen Urtheil, das für jene Kunst so unentbehrlich ist.

In dem Sturme der Revolution hieß es vergeblich, neutral bleiben; selbst die Sorglosesten und Gemäßigsten mußten sich einer Partei anschließen. Mlle. Lenormand verbarg nicht ihre Sympathie für die Sache des Königthums und widmete sich der Rettung Marie Antoinettens. Begünstigt von dem Ober-Aufseher der Gefängnisse, Michonis, erhielt sie mehrere Mal heimlich Zutritt bei der Königin und hatte alle Anstalten für deren Entkommen getroffen. Aber diese vergaß nicht, daß sie Mutter war. „Ich kann meine Kinder nicht verlassen", sagte sie; „ich bringe mein Leben zum Opfer, in der Hoffnung, das meines Erstgebornen dadurch zu retten." Wenige Tage darauf war Michonis seines Amtes entsetzt, und Mlle. Lenormand büßte im Gefängniß la Petite-Force ihr Auflehnen gegen die revolutionnairen Comité's. Die edlen Royalisten, welche die Räume dieses Zwinghauses erfüllten, nahmen mit Enthusiasmus die neue Mitgefangene auf, die durch die Verkündigung von dem nahen Ende des Blutmenschen, auf dessen Befehl Frankreichs Familien verwaist wurden, den Muth der Eingekerkerten aufrichtete und ihre Hoffnungen belebte. Der 9. Thermidor kam und flocht einen neuen Zweig in die Seherkrone, welche die Stirn der jungen Prophetin schmückte.

Während ihrer Gefangenschaft empfing, wie erzählt wird, Mlle. Lenormand die nöthigen Data, um einer Person die Nativität zu stellen. Diese Data kamen aus dem Gefängniß des Luxembourg, und die Person, welche sie einsandte, war Josephine Beauharnais. Die Wahrsagerin antwortete in unzweideutigen Ausdrücken, verkündigte ihre bevorstehende Wittwenschaft und

künftige Verheirathung mit einem Krieger, der sich zu den höchsten Staatswürden emporschwingen sollte, zeigte ihr aber zugleich, wenn auch in nicht ganz so klaren Ausdrücken, die Möglichkeit einer Ehescheidung. Diese Worte machten auf Josephine einen um so mächtigeren Eindruck, als schon in ihrer Jugend die Negerin Euphemie David in ihr die einstige Beherrscherin der Gallier begrüßt hatte. — Kaum waren in Folge der Ereignisse am 9. Thermidor die Gefangenen in Freiheit gesetzt, so strömten sie schaarenweise in den Tempel der rue Tournon, wohin die Priesterin drei Wochen vor dem Sturze des Terrorismus gezogen war, um sich Rath und Trost für die Zukunft zu holen. Unter den vielen Neugierigen fand sich auch ein junger Mann ein, unzufrieden mit seinem Geschick, gequält von Unruhe, die so oft große Talente beschleicht, ehe sie den ihnen gebührenden Rang in der Gesellschaft eingenommen haben, und von brennendem Ehrgeize, ein junger Artillerie-Offizier, der Sieger von Toulon, und reichte auf Antrieb des alten Generals Lassalle den kabbalistischen Deutungen der Sibylle seine „vollkommene" Hand, die Mlle. Lenormand für ein Meisterstück der Chiromantie erklärte und noch später in den „Memoiren Josephinens" ausführlich analysirte. Und was las sie aus ihr? „den Schlachtenhelden, den Eroberer von Königreichen, den Spender von Kronen, der die Welt in Erstaunen setzen würde." Aber auch den dunkelen Hintergrund des lachenden Gemäldes ließ sie durchschimmern, „der Welteroberer sollte im Exil sterben".*)

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Nemrod, ou l'amateur des Chevaux de courses. Observations sur les méthodes les plus nouvelles de propager, d'élever, de dresser et de monter les chevaux de courses. — Von C. J. Averlen. 20 Fr.

Nouveaux élémens de Chirurgie et de Médecine opératoire. — Von L. J. Begin. 2te Aufl. Th. I. und II. 20 Fr.

Nouvelle Pyretographie, ou traité sur les fièvres dites continues. — Von J. T. H. Biondin. 4 Fr.

Aegypten.

Kahira.

(Schluß.)

Was uns besonders auffiel, war die Menge ohren- und nasenloser Gesichter, denen wir begegnet. Die guten Leute erhielten dadurch einen äußerst phantastischen Anstrich. Ich befragte Mohammed über diese sonderbare Erscheinung und erfuhr, daß sie mit der Zucht-Polizei in Kahira in Berührung gekommen waren. Ich bedurfte einer weiteren Erklärung; der immer dienstfertige und mittheilende Herr Msara gab sie mir. In Kahira, wo unsere Civilisation noch nicht hingedrungen ist, giebt es kein Heer von Polizei-Spionen, um das Heer der Diebe zu beaufsichtigen; übrigens würde man auch leicht den eifrigsten Nachforschungen entgehen. Der Verdächtige verläßt die Mauern von Kahira, und die Wüste nimmt ihn auf. Die Gerechtigkeit fürchtet nun das Wasser, wie den Sand; jedes Meer erschreckt sie; diesem Uebelstande muß abgeholfen werden. Die Kadi's strengten ihren Kopf an und fanden ein Mittel, die Diebe und die ehrlichen Leute zu unterscheiden.

Wird ein Dieb eingefangen, was doch zuweilen vorkommt, so läßt der Kadi den Angeklagten kommen, befragt ihn, setzt sein Protokoll auf, und wenn er hinlänglich unterrichtet ist, was nicht lange dauert, so faßt er mit einer Hand das Ohr des Diebes, mit der anderen ein Rasirmesser und läßt dieses zwischen seiner Hand und dem Kopfe des Schuldigen hinabgleiten; gewöhnlich geht derselbe um ein Ohr ärmer zu sich heim.

Es bedarf keines weiteren Beweises, wie sehr die Geschäfte der Polizei durch ein solches Verfahren vereinfacht werden. Fängt man einen Dieb wieder, so kann er nicht leugnen, oder das Ohr müßte wieder gewachsen seyn, was denn doch eine große Seltenheit ist. Sodann schneidet man ihm auch das andere Ohr ab, zufolge des juristischen Grundsatzes non bis in idem. Ist der Dieb unverbesserlich und begeht er denselben Fehler zum dritten Mal, so hält sich der Kadi an die Mitte seines Gesichts und schneidet ihm die Nase ab, wie er ihm die Ohren abgeschnitten. Die Bürger von Kahira mögen sich dann auch für hinlänglich gewarnt halten, wenn sie einen Kopf ohne einige seiner nothwendigen Bestandtheile sehen. Bemerkt man übrigens in Kahira eine fremde Hand in seiner Tasche, so kann man dreist sein Messer ziehen und sie abschneiden. Findet man Ringe an den Fingern, so ist es desto besser; der Eigenthümer wird sie schwerlich wiederfordern.

Herr Msara hatte seine Erklärung beendet, als wir den Kadi in voller Thätigkeit sahen. Morgens geht der Kadi aus, ohne zu sagen, wohin er geht; er durchstreift die Stadt, gefolgt von seinen Schergen, und hält beim ersten besten Basar an. Hier läßt er sich in einer Bude nieder, untersucht die Gewichte, Maße und Waaren, hört auf das öffentliche Gerede, leitet eine Untersuchung gegen den Kaufmann ein, den er auf einer Uebertretung der Gesetze ertappt hat, und fällt das Urtheil ohne Advokaten, ohne Richter und vorzüglich ohne allen Aufenthalt. Sodann vollzieht er die Strafe und spürt neuen Verbrechen nach. Die Strafen sind verschiedener Art; man kann die Kaufleute nicht wie Diebe behandeln, wenn der Handel nicht alles Vertrauen einbüßen soll; daher sind auch die Strafen sehr gelind, wie z. B. Confiscation; etwas härter ist die Schließung der Buden, und die strengste Strafe ist die öffentliche Ausstellung. Diese Ausstellung geschieht auf eine ganz eigene Weise. Man stellt den Uebelthäter mit dem Rücken gegen seine Bude; seine Hacken werden etwas in die Höhe gezogen, so daß das ganze Gewicht seines Körpers auf seinen Fußspitzen ruht; sodann nagelt man ihn mit den Ohren an seine Thür. Diese sinnreiche Strafe dauert zwei, vier oder sechs Stunden. Der Angenagelte könnte seinen Leiden freilich leicht ein Ende machen, wenn er sich losreißen wollte, aber das geschieht selten, weil die Türkischen Kaufleute auf ihre Ehre halten und nicht gern einem Diebe gleichen möchten. Ich blieb bei einem dieser Unglücklichen stehen, welcher so eben angenagelt worden war. Ich wollte sein Loos bejammern, als mir Mohammed sagte, daß er schon daran gewöhnt wäre, und daß, wenn ich seine Ohren nahebei betrachten wollte, ich sie wie ein Sieb durchlöchert finden würde. Dies änderte meine Empfindungen; er mußte noch sieben Viertelstunden stehen; dies war länger, als ich brauchte, um sein Portrait zu malen. Ich bat meine Gesellschafter, mit Herrn Msara weiter zu gehen und mir Mohammed zu überlassen, aber mein treuer Mayer wollte sich nicht von mir trennen: so blieben wir Drei also zurück.

Das Gemälde stand fertig vor unseren Augen: der Bäcker, welcher mit dem Ohre angenagelt war, stand steif auf der Spitze der großen Zehe, neben ihm saß eine Wache, welche eine Tschibukka rauchte. Um diese Beiden gruppirte sich ein Haufen Neugieriger. Wir setzten uns, und ich begann meine Arbeit.

Nach ungefähr zehn Minuten, als der Bäcker einsah, daß er von der Menge, unter welcher sich vielleicht einige seiner Kunden befanden, kein Mitleid zu erwarten hatte, wendete er sich an seinen Wächter. „Bruder", sagte er, „ein Gesetz unseres heiligen Propheten befiehlt den Gläubigen, sich unter einander zu helfen." Der Wächter schien gegen diese Vorschrift nichts einzuwenden zu haben und fuhr fort, zu rauchen. „Bruder", begann der Leidende von neuem, „hast Du mich verstanden?" Der Wächter gab kein anderes Zeichen seiner Beistimmung, als daß er seinem Nachbar eine dichte Rauchwolke ins Gesicht blies. „Bruder", fuhr dieser fort, „Einer von uns könnte dem Anderen dienen und sich Mohammed gefällig erweisen." Dieser fuhr fort, seine Rauchwolken mit einem verzweifelnden Gleichmuth auszustoßen. „Bruder", fuhr der Leidende fort, „lege einen Stein unter meine Füße, und ich schenke Dir einen Piaster, ich gelobe Dir gänzliches Schweigen, — zwei Piaster — Pause — drei Piaster — Dampfwolke — vier Piaster." — „Zehn Piaster", sagte der Wächter.

Die Börse und das Ohr des Bäckers gingen einen Kampf ein, der sich auf seinem Gesicht abspiegelte; endlich trug der Schmerz den Sieg davon, und die zehn Piaster fielen zu den Füßen des Wächters, der sie zählte, aufsammelte und in seine Börse steckte. Sodann lehnte er seine Tschibukka an die Mauer, stand auf und suchte einen Stein von der Größe eines Taubeneies, den er vorsichtig unter die Füße seines Nachbarn schob. „Bruder", sagte der Unglückliche, „ich fühle nichts unter meinen Füßen." — „Ich habe einen Stein darunter gelegt", erwiederte der Wächter, indem er sich wieder auf seinen Platz setzte und seine Tschibukka zur Hand nahm; der Stein ist so groß wie das Geld. Gieb mir einen Talari, und ich will Dir einen so schönen unter die Füße legen, daß Du Dich noch im Paradiese danach sehnen sollst." — Der Wächter erhielt am Ende seinen Talari und der Bäcker seinen Stein. Das Ende dieser Scene wartete ich übrigens nicht ab, da ich meine Zeichnung nach Verlauf einer halben Stunde vollendet hatte.

Da die Hitze unerträglich wurde und unsere Wanderung noch lange nicht beendet war, so machte Mohammed ein Zeichen, in Folge dessen zwei prächtig aufgeschirrte Esel zum Vorschein kamen. Es waren die muthigsten Esel, die wir noch gesehen hatten, aber wir wollten zeichnen und uns in kein Wettrennen einlassen. Wir zwangen sie also, sich nach unserem Willen zu bequemen, was eben kein leichtes Unternehmen war, besonders für Mayer, der als Marine-Offizier nicht die geringste Uebung im Reiten hatte. Mohammed versicherte uns, daß es vor der Ankunft der Franzosen in Kahira keinem Esel eingefallen wäre, zu galoppiren; aber kaum hatten diese Friedfertigen das sinnreiche Verfahren der neuen Ankömmlinge, wie z. B. den Gebrauch der Bajonnetspitzen, kennen gelernt, als sie auch ein ununterbrochenes Galloppiren annahmen, das sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzte. Mohammed behauptete, daß sie die Abstammung ihres Reiters erriethen. In der That habe ich Thiere gesehen, welche ich nur mit der allergrößten Mühe bändigen konnte, und die dann ganz ruhig mit einem ehrlichen Türken dahinschritten oder mit einem Koptischen Kaufmanne im schönsten Trabe liefen. Diejenigen, welche den Französischen Reisenden dienten, waren immer wilder als Bucephalus. — Wir besuchten mehrere Basare. Die meisten sind nur mit Einer Gattung von Waaren versehen, wie die meisten Kaufleute nur Einen Handelsartikel führen und die meisten Sklaven nur Einen Dienst verrichten. Wir begannen mit dem Basar der Eßwaaren; dort fanden wir vorzüglich Reis, welcher die hauptsächlichste Nahrung der Bevölkerung abgiebt und am leichtesten zu transportiren ist; sodann Aprikosenteig, welcher wie ein Teppich zusammen gerollt wird, und den man gewöhnlich in einer Länge von 25—30 Fuß findet, die Breite beträgt 3—4 Fuß. Ferner gab es hier ausgesuchte Datteln; sodann waren überreife und unreife Datteln zusammengestampft und daraus Vierecke gebildet, welche 100 — 150 Pfund wogen. Dies bildet nebst dem Reis die hauptsächlichste Nahrung

*) „Hinterher ist gut prophezeien", wird wahrscheinlich mit uns noch mancher andere Leser denken. Fürst Pückler weiß in seinen Tutti-Frutti nicht minder erstaunliche Dinge von Mlle. Lenormand zu erzählen, doch giebt er uns gleichzeitig den Schlüssel, um hinter manches Geheimniß der undegreiflichen Seherin zu gelangen. D. R.

des Volkes. Das eine dient als Mittagbrod, das andere als Dessert; dieser Teig ist übrigens sehr wohlfeil.

Die Kleider-Basare zeigen einen außerordentlichen Reichthum. Indische Shawl's findet man hier in ungewöhnlicher Menge. Der Preis derselben schien mir fast um die Hälfte geringer, als der, den man gewöhlich in Frankreich bezahlt. Der Waffen-Basar ist prachtvoll; Säbel und Dolche sind kostbar, aber rar und sehr gesucht. Selten findet man sie ganz fertig, sondern man muß eine Klinge kaufen, sich bei einem Waffenschmied einen Griff ansetzen lassen und sie sodann zum Scheidemacher tragen. Hierauf darf sie der Versilberer nur noch auslegen. Einige Klingen haben einen übermäßigen Preis, und man bezahlt dafür 2000, 2500 und selbst 3000 Francs.

Zur Erleichterung des Verkehrs gehen die Juden auf den Basars auf und ab und erbieten sich, Gold und Silber zu wechseln, oder auch Leuten, die sie kennen, Geld zu leihen. Man erkennt sie beim ersten Blicke an ihren schwarzen Gewändern; in Kahira dürfen sie keine andere Farbe tragen.

Wir beschlossen den Tag mit dem Besuche des Frauen-Basars. Das Gebäude, in welchem sie sich befinden, ist in mehrere elende viereckige Höfe abgetheilt; in den Mauern desselben sind getrennte Abtheilungen angebracht. Durch jeden Hof zieht sich ein Gitter, welches denselben in zwei Hälften theilt. Im ersten Stockwerk befinden sich etwas bessere Zimmer, in welchem die theureren Sklavinnen gehalten werden.

Wir betraten die Höfe und fanden die Waaren, welche wir besichtigen wollten, ganz unverhüllt, damit man ihre Vortrefflichkeit desto besser würdigen könne. Sie waren nach den Farben, Nationen und nach dem Alter aufgestellt. Wir sahen Jüdinnen mit ernstem Ausdruck, gebogenen Nasen und langen und schwarzen Augen; Araberinnen von dunkelbrauner Farbe, welche goldene Ringe um Arme und Beine trugen, Nubierinnen, deren Haare in zwei Flechten links und rechts zur Erde hinabfielen. Unter diesen Letzteren, welche ganz schwarz sind, giebt es zwei Klassen und zweierlei Preise. Die einen gehören zu einer Race, deren Haut in der größten Hitze kalt wie die einer Eidechse bleibt, und dies ist in einem brennend heißen Klima, wo man zehn Stunden täglich nach Kühlung schmachtet, ein Vorzug von unschätzbarem Werthe. Endlich sahen wir noch junge Griechinnen von Scio, Naxos und Melos; unter diesen befand sich ein bezauberndes junges Mädchen; ich fragte nach dem Preise, und man forderte mir nur 300 Francs ab.

Dem Anscheine nach, sind diese Sklavinnen immer fröhlich, denn da sie schlecht genährt werden und beim geringsten Vergehen die schrecklichsten Mißhandlungen fürchten müssen, so giebt es für sie kein schlimmeres Loos, als das, im Basar bleiben zu müssen. Daher bieten sie auch alle ihre Künste und Versicherungen auf, sobald sich ein Käufer zeigt; die Unglücklichen versäumen dann weder stumme Versprechungen, noch herausfordernde Blicke. Die Kaufleute behandeln sie ganz eben so wie das Vieh, und der Käufer kann mit einem Pferde, das zum Verkaufe ausgeboten wird, nicht naivere oder ausgedehntere Untersuchungen anstellen, als diejenigen, welche man mit diesen Unglücklichen vornimmt. Uebrigens ist unter diesem glühenden Himmel eine Frau von zwanzig Jahren schon nicht mehr als jung zu betrachten. Auf den letzten Basaren trifft man wieder Juden, welche Kleider verkaufen. In den Umgebungen jedes Basars sind prächtige Springbrunnen angebracht; dieselben sind schöne und großartige, fast immer freistehende Monumente; die Zugänge zu denselben sind durch eiserne Gitter verschlossen. Bei jeder Oeffnung hängt ein kupfernes Gefäß an einer Kette; man langt durch das Gitterwerk hinein, schöpft Wasser, trinkt und läßt das Gefäß aus den Händen, auf welches immer schon ein anderer durstiger Mund wartet. Um jeden Springbrunnen ist immer ein Haufen Araber gelagert; je nach dem Stande der Sonne wechseln sie ihre Plätze, so daß ihnen die beiden köstlichsten Dinge dieses Klima's, Wasser und Schatten, immer zu Theil werden.

Als wir den Basar verließen, waren wir noch so sehr mit den Gegenständen beschäftigt, welche wir gesehen hatten, daß wir unseren Eseln ihren freien Willen ließen, als wir uns plötzlich vor einem Haufen von Frauen befanden, welche zum Bade zogen. Sie ritten alle auf Mauleseln und waren mit weißseidenen Ueberwürfen bedeckt; an ihrer Spitze ritt ein Eunuch in der Livree des Pascha's. Jeder trat auf die Seite, die Männer warfen sich mit dem Gesicht zur Erde oder lehnten dasselbe an eine Mauer, so daß Mayer und ich die Einzigen waren, welche in der Mitte der Straße zurückblieben. Mohammed, welcher die Gefahr gleich überschaute, ergriff meinen Esel beim Zügel und zog ihn unter den Vorsprung eines Hauses; meinem Gefährten rief er zu: „Links! Links! Herr Franzose!" Aber der Rath war allem Anschein nach leichter zu ertheilen, als zu befolgen; derjenige, an den er gerichtet war, zog beide Zügel an, so daß sein Esel still stehen blieb. So sah er sich plötzlich dem Eunuchen gegenüber, welcher, vermöge seiner Gewohnheit, alle Hindernisse mit einem Winke zu beseitigen, seinen Stab aufhob und ihn auf den Kopf des Esels niederfallen ließ. Der Esel bäumte sich, Mayer verlor die Steigbügel und wäre beinahe gefallen; aber er hielt sich noch am Sattelknopf und an den Haaren des Esels. Als er sich wieder festgesetzt hatte, ging er auf den Eunuchen los, der nichts weniger als das besorgte, und versetzte ihm einen ungeheuren Faustschlag. Als echter Pariser überreichte er darauf dem Eunuchen seine Karte, wenn dieser etwa anderweitige Erklärungen wünschen sollte. Dieser, von einer so ungewohnten Behandlung erschreckt, sank auf seine Kniee und küßte demüthig das Papier, welches Mayer ihm hinreichte. Mayer war jetzt zufrieden gestellt und dachte nun auf seinen Rückzug; er wendete sich links und stieß wieder zu uns, während die Schaar der Frauen ihren Weg zum Bade fortsetzte.

Kaum hatte uns Mayer erreicht, als Mohammed, ohne ein Wort zu sagen, mit jeder Hand einen Zügel unserer Esel faßte und, den seinigen zum Galopp antreibend, mit uns durch unzählige kleine Straßen dahinflog, bis wir endlich im Französischen Konsulat-Gebäude anlangten. Dort befragten wir ihn um den Grund dieser wahnsinnigen Eile; aber er antwortete nur: „Sage es dem Konsul, sage es dem Konsul."

Dies war in der That der kürzeste Weg, uns die gewünschte Aufklärung zu verschaffen; wir begaben uns zum Vice-Konsul, um ihm das Vorgefallene zu erzählen. Er hörte uns mit erschreckter Miene an, sodann sagte er, als wir unsere Erzählung beendet hatten: „Es ist Alles gut gegangen; wenn Euch aber der Eunuch auf der Stelle hätte ermorden lassen, so hätte ich nicht einmal die Auslieferung Eurer Leichname fordern dürfen." — Wir waren dadurch gerettet worden, daß der Einfältige, als er so gestraft wurde, uns für zwei wichtige Personen hielt und die Karte Meyer's für einen Ferman ansah. Wir hielten uns bis zum Abend im Konsulat-Gebäude verborgen und kehrten dann mit Einbruch der Nacht in unser Quartier zurück.

Alex. Dumas.

England.

Thomas Payne.

Thomas Payne's Schriften und die vorzüglichsten Handlungen seines politischen Lebens gehören eben so sehr Amerika als England an. Nach einer sehr wechselvollen Jugend hatte er Gelegenheit gefunden, sich Franklin zu der Zeit anzuschließen, als dieser große Mann sich in England aufhielt. Er ging mit ihm nach Philadelphia, nahm thätigen Antheil an der Redaction mehrerer öffentlicher Blätter und trug nach Kräften zur Unabhängigkeits-Erklärung Amerika's bei. Es gab zu jener Zeit in den wichtigeren Handelsplätzen des neuen Staates eine Klasse Menschen, welche die Folgen des Krieges fürchteten und einen Bruch mit den Engländern für einen Todesstreich gegen ihren Handel und ihre Reichthümer ansahen. Sie verbreiteten Bücher und Flugschriften, in denen sie darzuthun suchten, wie großen Nachtheil eine Trennung vom Mutterlande bringen, wie schwierig sich für ein neues kaum herangebildetes Volk eine wirksame Vertheidigung erweisen, wie schnell endlich ihre Hülfsmittel erschöpft und ihre Kräfte vernichtet seyn würden. Auf diese Weise hemmten sie den Aufschwung des Volkes. Thomas Payne hingegen trat kräftig gegen sie in die Schranken, und in seinem Werkchen, betitelt: Common sense, zeigte er ihnen, daß ihr politisches und kommerzielles Interesse von dem Englands ganz verschieden sey. Besonders heftig griff er aber die Quäker-Gesellschaft an, die sich mit den Feinden der Unabhängigkeit verbunden hatte. Payne selbst war zwar in den Grundsätzen dieser Sekte erzogen worden, aber gleichwohl weit entfernt, den Quietismus und die Verachtung der zeitlichen Dinge zu theilen, die jene Glaubensbrüder affektirten. Uebrigens hatte er seit langer Zeit alle Sekten verlassen, um sich der damals so genannten natürlichen Religion zuzuwenden.

Andererseits wußte er recht gut, wie viel Anhänger er der Freiheit durch Theorieen, die sich auf gewisse religiöse Prinzipien stützten, in Amerika erwecken würde, wo alle Nüancen des Protestantismus sich neben einander befanden und folglich noch eine tiefe Ehrfurcht vor der Bibel herrschte. Er unterließ also nicht, in seinen Schriften aus dem alten und neuen Testament eine große Zahl antimonarchischer Stellen auszuziehen und im Namen des christlichen Glaubens gegen die Königliche Gewalt zu protestiren. Man darf in der genannten Abhandlung freilich keine sehr tiefe Politik suchen; es handelte sich bei ihm nur darum, die Nachtheile der Englischen Constitution zu zeigen, und da hatte denn der Verfasser keine große Mühe, darzuthun, daß das Gleichgewicht der drei Gewalten das Bild eines unaufhörlichen Kampfes darbiete und die Englische Regierung eine aus tausendfachen schwer zu bewegenden Triebfedern zusammengesetzte Maschine sey.

Die Urheber der Amerikanischen Unabhängigkeit folgten demselben Ideengange wie unser Publizist; sie wandten sich, gleich ihm, mehr an das materielle Interesse als an die politische Ueberzeugung der Amerikaner, und daher trug auch die Regierungsform, die man annahm, das Gepräge dieser allgemeinen Stimmung. Es kam Niemand in den Sinn, den Vereinigten Staaten die Englische Verfassung geben zu wollen, da letztere, wie gesagt, eine fortschreitende Reihefolge von Prinzipien enthält, welche die Zeit nach einander eingeführt hat und die sich gegenseitig bekämpfen.

Die größte persönliche Freiheit war also die Basis, die man annahm, und politische Einheit bestand nur so weit, als der Schutz der Handelsverbindungen es dringend erforderte. Jeder Staat wählte daher diejenige Verfassung, welche seinem Interesse am meisten zusagte, und hielt an dem Ganzen, an dem gemeinschaftlichen Mittelpunkt, so wenig als möglich fest. Ja, nicht nur jeder Staat wollte seine Unabhängigkeit bewahren, sondern jede einzelne Gemeinde sogar ihre Verwaltung selbst leiten, da man weit weniger politische Einheit, als die stärkere Einheit des materiellen Interesses suchte. Ein Schriftsteller hat daher in neuerer Zeit in einem trefflichen Werke gezeigt, welches vollkom-

menen Gleichgewichtes diese Verfassung bedarf, damit sie dauernd bestehe und das Föderativband nicht zerrissen werde.

Voll von den Grundsätzen, auf denen die Republik der Vereinigten Staaten beruhte, kehrte Thomas Payne nach der Unabhängigkeits-Erklärung derselben nach England zurück, trat mit Burke, der damals in hohem Grade radikale Gesinnungen hegte, in eine sehr enge Verbindung und setzte hier seine Publicationen fort. Die Lage der demokratischen Partei in London war jedoch nicht lange günstig. Die Furcht vor der Französischen Revolution und die dringende Gefahr, überall die Grundsätze derselben Wurzel schlagen zu sehen, bewirkte nämlich, daß die Englische Regierung ihre Thätigkeit und Wachsamkeit verdoppelte und Pitt und die Konservativen sich vereinigten, um die Vernichtung der alten Institutionen zu verhindern.

Allerdings widerstand Pitt, der sich seit acht Jahren im Ministerium befand, mit vieler Mühe nur den heftigen Angriffen der beredten Mitglieder der Opposition; Fox besonders setzte ihm scharf zu und brachte jeden Augenblick des Ministers Stellung in Gefahr. Auch von einer anderen Seite drängten die Ereignisse mit reißender Schnelle vorwärts: Irland hatte den Krieg gegen Amerika benützt, um sich wenigstens einen Schein von Freiheit zu geben; Schottland hatte stets für Frankreich große Sympathie gehegt; die Britische Union drohte, sich aufzulösen, und in London herrschte eine dumpfe Gährung. Die ministerielle Partei also, um die Annahme ihrer Maßregeln zu bewirken, verbreitete überall Besorgnisse, indem sie auf die Klubs, auf die mit Dolchen bewaffneten Menschen, die man ergriffen haben wollte, und auf die Flugschriften hinwies, worin, ihrer Auslegung nach, Atheismus und Anarchie frei gepredigt wurden. Burke, unlängst von den Tories bekehrt, entfaltete gegen seine früheren Freunde alle Hülfsmittel seines Talents und rief Alt-England zum Kampf pro aris et focis. Als nun gar eine Versammlung stattgefunden hatte, um den Jahrestag der Französischen Revolution zu feiern, so klagte man den Dr. Priestley an, daß er diesen gefährlichen öffentlichen Akt veranlaßt, und reizte den Pöbel, sein Haus zu plündern und zu verbrennen; er selbst mußte sich verbergen, um einem gewissen Tode zu entgehen. Auch andere Verfolgungen fanden statt, und namentlich ergriff man strenge Maßregeln gegen alle Fremde, die in dem Verdachte standen, daß sie die Grundsätze der Französischen Revolution zu verbreiten suchten.

Unter diesen Umständen und zur Vertheidigung jener Grundsätze gab Thomas Payne seine Schrift The rights of man heraus. Der zweite Theil dieses Werkes, das im Jahre 1792 erschien, gab Anlaß, den Verfasser vor dem Gerichtshof der King's Bench eines Angriffes auf die Constitution des Landes anzuklagen; man brachte bei dieser Gelegenheit alle Truppen auf die Beine und nahm alle Maßregeln, die eine wirklich aufrührerische Bewegung erfordert haben würde.

Das so feierlich angegriffene Werk wurde von einem berühmten Manne, dessen Name den Engländern in theurem Andenken geblieben ist, mit seltener Beredsamkeit vertheidigt. Thomas Erskine, der ausgezeichnetste Advokat seiner Zeit, der Freund des Prinzen von Wales, der Wiederhersteller der Jury in England, nahm das Wort zu Gunsten des Angeklagten. Durfte man durch eine genaue Vergleichung beweisen, daß eine fremde Verfassung die des eigenen Landes übertrafe? Hierauf beruhte die Frage in diesem Prozesse. Thomas Payne wurde, des geschickten Vertheidigers ungeachtet, vom Gerichtshofe verurtheilt; das Volk verbrannte ihn in effigie, und man ließ ihm die Wahl, entweder nie wieder nach England zurückzukehren oder die Strafe der Libellisten zu erleiden.

Der Verfasser kümmerte sich indeß wenig um dieses Urtheil, denn er war bereits in Frankreich und fand bei den damaligen revolutionairen Machthabern den schmeichelhaftesten Empfang. Der National-Konvent verlieh ihm durch ein Dekret das Bürgerrecht, und das Departement Pas de Calais erwählte ihn zu seinem Deputirten, während auch Abbeville, Beauvais und Versailles um die Ehre wetteiferten, durch ihn repräsentirt zu werden. Es war das erste Mal nicht, daß ein Fremder in der Mitte der Französischen legislativen Versammlung saß, da eine faktische Einheit zwischen den Republikanern aller Länder bestand.

Payne stimmte stets mit den Girondisten, da er einen großen Theil seiner politischen Erziehung in den Vereinigten Staaten erhalten und von dort die Ideen vom Föderalismus, die der Befestigung der National-Einheit so sehr entgegenstehen, herübergebracht hatte. Seine Meinungen näherten sich besonders denen Condorcet's, dem er auch in der Redaction des Journals: le Républicain hülfreiche Hand leistete. Freilich hatte er seine Theorieen mit dem größten Theile der Männer gemein, die in der Französischen Revolution eine thätige Rolle spielten; denn mit Ausnahme einiger Schriftsteller, welche die Grundsätze von der Einheit auf die Spitze trieben, und einiger Politiker von umfassenden und tiefen Ansichten, hatten sich alle mehr oder weniger von der oberflächlichen Lehre Rousseau's fortreißen lassen. Voller Haß gegen die Uebel des früheren Zustandes brannten Alle vor Verlangen, zu dem zurückzukehren, was sie die natürliche Gesellschaft nannten, und daher studirten auch Alle den Menschen, wie er sich unabhängig von der Gesellschaft darbietet.

Wir haben schon oben die religiösen Grundsätze Thomas Payne's erwähnt. Wie die fast aller Philosophen des 18ten Jahrhunderts hatten sie etwas sehr Vages und Unsicheres, das zwischen sehr unbestimmten Gränzen hin und her schwankte, obwohl sie zu seinen Ideen als politischer Föderalist ganz vortrefflich paßten. Sie beruhten auf dem Triumph der menschlichen Vernunft und auf zügelloser Freiheit. Er schrieb auch ein Buch, betitelt: the age of reason, in welchem er die Hauptstellen der Bibel angriff. Im Ganzen genommen, möchte man diesem absoluten, unnützen und zwecklosen Zweifel sogar die gänzliche Negation des berüchtigten Anacharsis Cloots vorziehen, der in seiner bombastischen Ausdrucksweise sagt, daß er keinen anderen Gott anerkennne, als das Menschengeschlecht.

Thomas Payne schloß sich, wie gesagt, den Girondisten an, konnte jedoch als Redner einen nur sehr geringen Einfluß üben, da er, der Französischen Sprache nicht sehr mächtig, seine Reden ablesen lassen mußte. Man weiß, welch' ein heftiger Auftritt zwischen ihm und Marat stattfand, als er in dem Prozeß Ludwig's XVI. seine Meinung abgab, so daß er kurze Zeit nachher auf Veranlassung der Bergpartei aus dem Konvent ausgeschlossen, aus der Bürgerliste gestrichen und sogar wegen seiner heftigen Einsprüche ins Gefängniß gesetzt wurde. Auf Verwendung der Vereinigten Staaten jedoch erhielt er bald wieder seine Freiheit und trat selbst während der Reaction im Thermidor zugleich mit den 73 Repräsentanten, die am 31. Mai ausgeschlossen worden waren, wieder in den Konvent.

Als die Revolution gänzlich erstickt war und Frankreich, durch die Verfassung vom Jahre VIII, seine letzten republikanischen Institutionen verloren hatte, ging Thomas Payne, der weder an das Glück noch an das Genie Bonaparte's glauben wollte, nach Amerika zurück und starb daselbst. Seine Gebeine wurden auf Veranlassung Cobbett's nach England gebracht.

Sein Ruf als Publizist hat ihn überlebt. Zwar war er nicht mit der ungestümen Beredsamkeit begabt, die einen Redner zum unumschränkten Gebieter einer Volksversammlung macht, und er gehörte auch zu jenen Menschen nicht, die durch ihre Gestalt, Stimme und Geberden den großen Haufen zu regieren vermögen; aber er besaß in einem hohen Grade das Talent einer genau gegliederten folgerichtigen Darstellung. Sein Geist war klar und methodisch, sein Verstand scharf und prägnant. Geister, wie der Thomas Payne's, bringen zwar kein neues Prinzip in die Welt, doch dienen sie dazu, ein solches zu unterstützen und zu verbreiten, zugleich aber auch in den Gränzen der logischen Konsequenz festzuhalten, damit es nicht in ein gefährliches Extrem verfalle; ihre Ideen sind in weit höherem Grade gesund als kräftig, sie füllen eher Lücken aus, als daß sie ein Ganzes bilden, und sind mit einem Worte geschickter dazu, einer Verfassung Festigkeit zu verleihen, als eine solche zu begründen.

Gegen Ende seines Lebens sah Thomas Payne seine Kraft abnehmen; sein Geist war konsumirt. Indem er nun die Augen auf seine politische Laufbahn warf, mußte er inne werden, daß er dem Fortschritt des öffentlichen Lebens nicht so, wie er es vermochte, gedient hatte, und da er an allen Bewegungen seiner Zeit lebhaften Antheil genommen und ihm plötzlich jene geräuschvolle Regsamkeit und Thätigkeit fehlte, so suchte er seine Einbildungskraft durch den häufigen Genuß geistiger Getränke aufzuregen und so die halberstorbenen Verstandesfunctionen neu zu beleben. Doch konnte er durch dieses gemeine Mittel die Fülle und Kraft des Geistes, die er früher besessen, nicht wiedererlangen, sondern er fand dadurch nur einen um so rascheren Tod.

(France Litter.)

Mannigfaltiges.

— Deutschland im Jahre 1507, von einem Italiäner. Ein interessantes Buch, das unlängst in Paris herausgegeben worden, ist die Reisebeschreibung des Florentiners Francesco Vettori, der sich im Jahre 1507, als Botschafter der Republik, an den Hof des Kaisers Maximilian nach Inspruck und von da weiter nach Deutschland begeben hatte.*) Die Beschreibung reicht zwar nur bis nach Augsburg, wobei sich der Verfasser noch ungebührlich lange im nördlichen Italien aufhält; die Art der Erzählung jedoch, die sehr lebhaft an die Novellen des Boccaz erinnert, ist ungemein naiv und besonders für Deutsche Leser von großem Interesse. Man kann sich leicht denken, daß der Italiäner eben nicht sehr entzückt von seinem nordischen Aufenthalt ist; er beschreibt seine Reise auch nur auf das inständige Bitten seiner Freunde und sagt gleich in der Einleitung, es ließe sich dasjenige, was er erlebt, zwar allenfalls noch in eine mündliche Unterhaltung einkleiden, aber es niederzuschreiben, möchte doch wohl kaum der Mühe werth seyn. Indessen ist es doch dem Italiäner gelungen, allerlei Abenteuer in den kleinen freien Reichsstädten des Schwabenlandes zu erleben oder doch wenigstens zu beschreiben, und aus Augsburg theilt er uns sogar den ersten Akt einer Deutschen Komödie mit, die er dort in dem Hause eines Patriziers hat aufführen sehen. Das Stück führt den Titel: „Constanze von Casale di Monferrato" und hat ganz das Ansehen, als hätte es der Verfasser selbst gemacht, um seiner Reisebeschreibung dadurch ein interessanteres Ansehen zu geben.

*) Viaggio in Alemagna, di Francesco Vettori, Ambasciatore della Repubblica Fiorentina a Massimiliano I.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 48. Berlin, Freitag den 20. April 1838.

Frankreich.

Neue Aufschlüsse über Leopold Robert.

Durch die kürzlich in Paris erschienene Schrift über das Leben und die Werke des Malers Robert*) wird das Dunkel, welches auf dem Ende dieses Künstlers ruhte, aufgeklärt; die hier gegebenen Mittheilungen werfen ein helles Licht auf sein Leben und seinen Tod und setzen uns in den Stand, das Anwachsen des dunkeln Schattens, der sich immer weiter über jenes ausbreitete, bis er es endlich ganz verfinsterte, mit unseren Blicken zu verfolgen. Leopold Robert gehörte, obgleich er darstellender Künstler war, zu den Geistern, deren Blick vorzugsweise nach Innen gerichtet war; und diese Richtung nach Innen steigerte sich bei ihm zu einem selbstquälerischen und selbstvernichtenden Hange. In den hier gebotenen Mittheilungen, besonders in den Briefen, von denen nur der kleinste Theil veröffentlicht ist, spiegelt sich sein Gemüthsleben und der furchtbare zehnjährige Kampf, der seine Seele zerrüttete und die Elasticität und Widerstandskraft seines Geistes erschöpfte. Wir können in ihnen alle Phasen des tiefen Seelenleidens bis zur Katastrophe verfolgen, deren nächste Veranlassung freilich keine andere als eine zufällige Bedeutung hat, und deren wahre Lösung nur in dem Zustande seines Innern zu suchen ist; aber das, was in demselben gährte, mußte irgendwie zum Ausbruch kommen, mußte irgend einen Ausweg suchen. Diese äußere Ursache, an der sich seine Schwermuth entwickelte, schildert der Herausgeber folgendermaßen:

„Von allen vornehmen Familien, welche Leopold Robert in Rom und Florenz freundlich entgegen kamen, schloß sich derselbe vorzüglich einer an. Dieselbe war von Französischer Abkunft, aber sie hielt sich schon lange in Italien auf; sie bestand aus dem Manne, seiner Gemahlin und einer Verwandten. Nicht nur liebten alle Glieder dieser Familie die Kunst, sondern sie waren auch ausübende Künstler und so erhielt ihre Bekanntschaft mit Robert durch die Uebereinstimmung ihrer Neigungen bald einen hohen Grad der Innigkeit. Als geschickter Maler hatte Leopold wohl eine gewisse Ueberlegenheit über sie, indessen stellte seine angeborene Schüchternheit und Bescheidenheit das Gleichgewicht wieder her und legte ihm eine Zurückhaltung auf, welche ihm auch wohl durch die gesellschaftliche Stellung seiner Freunde geboten wurde. Für einen Künstler giebt es vielleicht nichts Verlockenderes und nichts Gefährlicheres als dieser Schein der Gleichheit zwischen einem Talente und vornehmer Geburt. Tausend Ereignisse von Tasso bis zu Leopold Robert's Tod können als Belege dieser Wahrheit dienen.

Man machte sich über seine Zurückhaltung lustig; das Talent, sagte man zu ihm, ist in Frankreich auch eine Macht, das seinem Besitzer zur höchsten Stellung erhebt; seine vornehmen Freunde schienen seine Ueberlegenheit dadurch recht hervorheben zu wollen, daß sie eine Reihe gemeinschaftlicher Arbeiten mit ihm begannen. Der Reiz dieser Beschäftigung wurde noch durch geistreiche und immer vertraulichere Unterhaltungen erhöht. So ließ sich Leopold durch den Zauber eines gewählten Umfanges, der seine Seele mit einer süßen Verführung umstrickte, fortreißen und gab sich einem Glücke hin, das durch seinen unschuldigen Reiz noch gefährlicher wurde. Die Folgen dieses Verhältnisses zog er nicht in Erwägung. Zuerst fühlte er sich freilich von der ganzen Familie angezogen, die ihm mit so zarter Aufmerksamkeit entgegenkam; seine Empfindungen und seine Gedanken waren noch auf keinen Gegenstand besonders gerichtet, als eine verhängnißvolle Begebenheit dieser Familie das Haupt entriß. Die Theilnahme, welche ihm das Schicksal der Wittwe einflößte, und vorzüglich die Art, wie sich diese Theilnahme äußerte, erlaubten ihm selbst nicht mehr, an der wahren Beschaffenheit seiner Empfindungen zu zweifeln. Vermöge der Reinheit seiner Seele und der Strenge seiner Grundsätze, hatte er die Leidenschaft, welche ihn verzehrte, noch nicht anerkannt. Aber als er den Gegenstand seiner Neigung frei sah und sein Verstand ihm bewies, daß unsere gesellschaftlichen Einrichtungen ihm jede Aussicht auf eine Vereinigung mit ihr raubten, da fing die Verdüsterung seines Geistes an.

Hier ist wohl die Frage erlaubt, ob man gegen diesen außerordentlichen Geist alle Schonung beobachtet hat, welche sein Seelenzustand forderte? Hat diejenige, die ihn so unbedingt beherrschte, Alles aufgeboten, um die Hoffnungen eines kindlich-unschuldigen Herzens in ihrer Geburt zu ersticken? Dem sey indeß, wie ihm wolle, Leopold Robert hat immer einen großen Fehler begangen; anstatt alle Kräfte seiner Seele zu konzentriren, um weit von der Geliebten zu fliehen, als es noch Zeit war, blieb er so lange im Angesichte der Gefahr, bis er nicht mehr fliehen konnte. Es treten Umstände ein, wo jeder Widerstand unnütz ist; es bleibt dann nichts übrig, als zu fliehen.

Von diesem Augenblicke an entspann sich in Leopold's Seele ein schmerzhafter Kampf zwischen der Leidenschaft, die in seinem Innern wühlte, und seinen religiösen und moralischen Grundsätzen. Dieser innere Zwiespalt rieb ihn auf und verfinsterte seinen Geist. Vergeblich reiste er von Rom nach Florenz, von Florenz nach Venedig; alle Vorsichtsmaßregeln kamen zu spät und konnten sein wundes Herz nicht heilen. Die einzige Linderung gab ihm der Gedanke, daß die Herrin seiner Gedanken, daß dieses Phantasiebild, welches sein Leben beherrschte, sich an seinen Werken erfreue, und so opferte er ihr seine Tage und seine Nächte. Jenes Streben nach Vollkommenheit, jene unermüdliche Hartnäckigkeit bei der Ausarbeitung seiner Werke, flossen aus dem Uebermaaß der in seinem Herzen konzentrirten Liebe, die er über seine Schöpfungen ausgoß, und die sie oft wie ein schwarzer Schleier umhüllte."

Die Geschichte seines Todes findet sich in folgendem Briefe seines Bruders: „Der letzte Brief, den Ihnen mein Bruder geschrieben, war von einem Sonntage datirt. Diesen Tag brachten wir gewöhnlich zu Hause zu. Am Morgen holte uns ein junger Deutscher Maler ab, welcher uns zu einigen Venetianischen Damen führte. Als wir zurückgekehrt waren und gefrühstückt hatten, plauderten wir noch ein wenig in dem großen Saale mit J***. Wir kamen auf meine kleinen Erfolge zu sprechen, und Leopold rieth mir, wie schon am vorigen Tage, mich zu verheirathen; jetzt, meinte er, wäre es noch Zeit, später würde es eine Thorheit seyn. Er hielt mir eine so eindringliche Predigt, daß alle meine Gründe und Einwendungen nicht dagegen Stand hielten. Am Abend speisten wir mit einigen Freunden bei einem Restaurateur, und unser Deutscher Freund führte uns zu einem Arzte seines Vaterlandes, der mit seiner Frau und seiner Schwägerin hierher gereist war, weil er von dem Aufenthalt in Italien eine günstige Einwirkung auf seine Gesundheit erwartete. Ich besuchte ihn gewöhnlich alle Sonntage Abends, und meinen Bitten war es heute endlich gelungen, Leopold zu diesen Damen zu führen, welche sich immer mit der größten Theilnahme nach ihm erkundigten. Der Abend verging uns auf eine sehr unterhaltende Weise. Die Damen, welche sehr musikalisch waren, erboten sich, Musik zu machen, und überließen Robert die Wahl. Sie schlugen das Requiem von Mozart vor, womit er sich einverstanden erklärte; dann kamen Walzer an die Reihe, und man tanzte. Leopold schloß sich von unserer Fröhlichkeit nicht aus, und plauderte mit einer Lebendigkeit, wie wir sie lange nicht an ihm bemerkt hatten. Ich war höchst erfreut, ihn so gestimmt zu sehen, und ich gelobte mir, Alles zu versuchen, um ihn öfter mit dieser liebenswürdigen Familie in Berührung zu bringen. Bevor wir heimkehrten, machten wir noch einen langen Spaziergang. Zu Hause fanden wir das Journal des Débats, in welchem die Ankunft der Fischer (seines letzten Gemäldes) in Paris gemeldet wurde. Ich las Leopold den ihn betreffenden Artikel vor und begab mich dann in mein Zimmer. An allen folgenden Tagen bis zum Freitag arbeiteten wir wie gewöhnlich in unserem Atelier. Unsere Unterhaltung war sonst immer sehr wortkarg gewesen, theilweise, um uns nicht bei unseren Arbeiten zu zerstreuen; heute waren wir etwas mittheilender. Zwischen mir und Leopold herrschte von jeher eine Zurückhaltung, die zwischen Brüdern befremden muß. Dieselbe schrieb sich von der ersten Zeit unseres Aufenthaltes in Rom her. Leopold, ich sage es, um der Wahrheit die Ehre zu geben, hat mir immer mehr Respekt als Vertrauen eingeflößt; er fand in mir wahrscheinlich nicht die Tiefe und Zartheit der Empfindung, welche seine Innigkeit forderte; übrigens hatte er auch die unglückliche Gewohnheit, das, was ihn bewegte, zu verbergen und in seiner Seele zu verschließen; er hat mir nie sein Inneres ganz aufgedeckt. Während der letzten Tage war er sehr bewegt, er stand oft von seinem Sitze auf, um seine Cigarre anzuzünden, oder um sich im Spiegel zu beschauen.

*) Notice sur la Vie et les Ouvrages de Leopold Robert par E. J. Delécluze.

„Sieh nur", sagte er, „was ich für ein sonderbares Gesicht habe. Was für starre Augen!" Nun verglich er seine Augen mit den meinigen. „Welcher Unterschied!" fuhr er fort. „Ich bin dem oder dem begegnet; wie der mich angesehen hat!.... Ich sehe wie ein Narr aus; ich kann so gar nicht reisen.... Wenn mir unterweges ein Unglück zustieße! Nicht wahr, Du kommst mit mir in die Schweiz; Du verheirathest Dich; ich möchte Dich so gern als Ehemann sehen. Glaube mir, mein Theurer, der Ruhm ist eine Nebelwolke, das Herz bleibt leer." — „Nun ja", sagte ich, „wenn Du es wünschest, so reisen wir zusammen ab." Diese Gespräche enthüllten mir die ganze Beweglichkeit seines Geistes; sie zeigten mir die Veränderlichkeit seiner Gedanken und Entwürfe. Seine Worte waren abgebrochen, seine Reden unklar; ich bemühte mich, ihm klarere Anschauungen zu geben, um seine Ansichten bekämpfen zu können. „Verzeihe mir", sagte er oft mit himmlischer Milde, „ich peinige Dich, ich quäle Dich, aber ich höre Dich gern; sprich nur, das macht einen wohlthätigen Eindruck auf mich." — Eines Morgens sagte er mir, daß er sich besser befinde; er habe die Bibel gelesen und glaube an die göttliche Gnade. — „Nun wohl!" sagte ich zu ihm, „bist Du jetzt nicht überzeugt, daß Du glücklich werden sollst, daß Gott Dir die Kraft verliehen hat, Dein edles und schweres Ziel zu erreichen, und daß Du jetzt den Lohn Deiner Leiden ärndtest, indem Du die Achtung und Freundschaft Deiner Verwandten und Freunde errungen hast?"

Oft schlang er seine Arme um meine Schulter und sagte, indem er meine Arbeit betrachtete: „Das ist schön, sehr schön! Deine Kopie ist besser gerathen, als die meinige", sagte er, indem er einen Seufzer ausstieß. „Mit mir geht es nicht mehr, meine Augen werden schwächer; die Arbeit macht mir kein Vergnügen mehr!" — Ich erwiederte ihm: „Wenn Du zur Ruhe gekommen seyn wirst, und wenn Du Dich an ein Original-Gemälde machst, so wirst Du Dich auch angenehmer angeregt fühlen, als Du es bei dieser Kopie seyn kannst." (Es waren die Schnitter.)

Ich ließ nichts unversucht, seinen gesunkenen Muth aufzurichten; aber wenn meine Worte auch einen augenblicklichen Eindruck machten, so wurde derselbe doch bald wieder durch andere Ideen zerstört; sein Kopf war angegriffen. Eine beständige, aber unbestimmte Unruhe hielt mich ab, zu essen, und oft auch, zu arbeiten. Leopold, der wohl fühlte, daß er die Schuld davon trage, machte sich Vorwürfe über die Unruhe, in die er mich versetzte, und schien eben so viel Theil an mir zu nehmen, als ich an ihm. Zuweilen gelang es mir, ihn zu einem Spaziergange am Strande zu bewegen; aber dann fielen ihm wieder die Chiozzotti in die Augen, die ihn zu unangenehm an die Anstrengungen erinnerten, welche ihm seine Fischer gekostet hatten. Immer klagte er über Kälte, besonders am Kopfe; nichtsdestoweniger schien seine Gesundheit in seinen letzten Lebenstagen sehr befriedigend.

Der letzte Brief, den er von Florenz erhielt, war vom 8ten datirt, man meldete ihm, daß man sich nach Rom begeben wollte, und wünschte ihm zu seinem Gemälde Glück; es war zugleich die Bitte um eine Beschreibung desselben ausgesprochen. Diese Briefe verbrannte er, wie er auch schon die anderen vor einigen Tagen vernichtet hatte, mit einer Ruhe, die auf einen festen Entschluß hindeutete. Er sprach nicht gern von seiner Leidenschaft; dennoch konnte ich nicht umhin, ihm zu sagen, daß ich dieser seine Entmuthigung zuschreibe. „Du irrst", erwiederte er, „ich bin geheilt." — „Wenn Dich die Leidenschaft nicht mehr verzehrt", sagte ich, „so leidest Du an ihren Folgen; Du hast sie aus Deinem Herzen gerissen, und dieses ist jetzt leer; Du mußt Dich durchaus zerstreuen. Wir wollen nach der Schweiz oder nach Paris reisen; dort kannst Du Dich verheirathen." — „Ach! Liebster, es ist zu spät; wenn ich zehn Jahre meines Lebens zurückkaufen könnte"... Den Abend vor seinem Tode brachten wir wie gewöhnlich im Zimmer unserer padroni di casa mit Herrn F*** und J*** zu. Leopold war noch trauriger als sonst und schloß sich ganz von der Unterhaltung aus. Ich zwang mich, heiter zu scheinen, aber in manchen Augenblicken schienen mich die Kräfte zu verlassen. Seine Augen waren beständig auf mich gerichtet, und oft fragte er mich, woran ich denke. Wir entfernten uns endlich, und da bat er mich, bei ihm einzutreten; das war etwas Ungewöhnliches, weil sich Leopold früh zu Bett legte. Als ich in sein Zimmer getreten war, bot er mir ein Glas Zuckerwasser mit Orangenblüthe an und reichte mir die Hand mit einem zärtlichen und traurigen Ausdrucke, der noch jetzt mein Herz zerreißt. Ich schlief sehr schlecht und stand früh auf. Leopold kam wider seine Gewohnheit zu mir herauf; nachdem wir uns gegenseitig nach unserem Befinden erkundigt, fragte er mich, wozu ich ihm rathe, ob er abreisen solle? Da diese Reise schon oft von uns besprochen worden war, da alle seine Freunde ihm einstimmig dazu riethen, so sah ich in dieser Frage nur einen Beweis seiner Unschlüssigkeit, und ich begnügte mich, ihm zu erwiedern, daß er wohl mit sich zu Rathe gehen solle, ehe er einen Entschluß fasse. „Nun wohl", sagte er nach einigem Besinnen, „ich werde reisen"; dann ging er auf das Zimmer des Herrn F*** zu, mit welchem er am folgenden Tage hätte reisen können. Plötzlich steht er still, dreht sich wieder um, wie von einer unwillkürlichen Bewegung fortgerissen, und sagt folgende Worte, die wahrscheinlich sein Todesurtheil waren. „Ehe ich mich entscheide, muß ich unten noch etwas abmachen." Er steigt schnell die Treppe hinab und ruft mir zu: „Aurel, Dein Schneider kommt." Ich mußte mich einige Augenblicke mit diesem aufhalten und steige dann ebenfalls hinab. J*** frühstückte in dem Zimmer der Damen; ich konnte die Aeußerungen meiner Unruhe über Leopold's Zustand nicht ganz unterdrücken; man sagte mir, daß er in sein Atelier gegangen sey. Da wir dasselbe immer zugleich betraten und verließen, so überraschte mich seine Entfernung, und ohne zu wissen, weshalb, ging ich rascher, als sonst. Unterweges bemerkte ich, daß ich den Schlüssel zum Atelier in der Tasche trage. „Er hat nicht hineinkommen können", sagte ich zu mir, „wo kann er seyn?"

(Schluß folgt.)

Mamsell Lenormand, die Französische Sibylle.

(Schluß.)

Bonaparte heirathete 1796 die Witwe des Generals Beauharnais und brachte die ersten Verkündigungen der Prophetin in Erfüllung, und Alles war von der Wahrhaftigkeit des Orakels überzeugt. Die künftige Kaiserin ließ es nicht an Zeichen ihrer Erkenntlichkeit und dankbaren Gesinnung fehlen. Nun war der Ruf unserer Sibylle gegründet; Adel und Geistlichkeit, Beamte und Offiziere, die Frauen der höchsten Stände, besonders der Emigranten, von allen Seiten her drängte man sich zu ihrem Salon. Unter den Anfragenden befand sich auch Madame Moreau. Sie erhielt Prophezeiungen, welche sie nicht geheim zu halten verstand. Wenige Tage darauf war die Sibylle verhaftet, und auf die Polizei-Präfektur geführt, hatte sie eine lange Unterredung zu bestehen, in Folge deren sie der Haft nicht mehr entlassen wurde. Ohne im Geringsten den Muth zu verlieren, erklärte sie dem Inquisitor, daß gegen seinen und des Polizei-Präfekten Dubois Willen sie am Mittage des 1. Januar in Freiheit gesetzt seyn würde, und so geschah es. Durch einen eigenhändigen Befehl des Präfekten wurde sie am Morgen des neuen Jahres aus dem Gefängniß entlassen. — Ihren Freunden wiedergegeben, fuhr Mlle. Lenormand in der Ausübung ihrer Kunst fort, oft genug von dem Zorne Napoleon's bedroht, aber stets sichtbar oder unsichtbar durch die Hand Josephinen's beschützt, bis ihr Schutz kraftlos wurde in jener Zeit, als Napoleon damit umging, die erlauchte Tochter der Cäsaren in sein Kaiserliches Haus zu rufen und die Genossin seiner Hoffnungen und Befürchtungen, seines Steigens und seiner Größe nach vierzehnjähriger Gemeinschaft zu verstoßen.

Am 11. Dezember 1809, gerade als Mlle. Lenormand eine große Zahl ihrer Freunde bei sich sah, wurde ihr die Ankunft von Fremden, d. h. Nichteingeweihten, gemeldet. Ohne die geringste Erschütterung zu zeigen, erklärt sie, daß man sie arretiren wolle, wie ihr aus einem eben fertig gewordenen Kalkül, den sie den Versammelten zeigt, klar geworden sey. Sie ertheilt noch einige Antworten den betreffenden Personen, legt dann mit der größten Ruhe selbst Hand an die Versiegelung ihrer Papiere und Effekten und steht den Polizei-Agenten in der Hausdurchsuchung bei. Als diese beendigt war und ihr Zimmer einem Chaos glich, wurde sie auf Befehl des Präfekten Dubois nach der rue de Jérusalem ins Gewahrsam abgeführt. Dort hatte die Sibylle volle Muße, sich in die Labyrinthe ihrer schwarzen Kunst zu vertiefen, bis sie nach Verlauf mehrerer Stunden zur ersten Unterredung abgeholt wurde*), in welcher sie, die Rollen wechselnd, die Geschicklichkeit besaß, ihren Inquirenten zu wiederholten Malen auf das Armesünder-Bänkchen zu setzen. Denselben Gang nahmen die folgenden Untersuchungen, und sie gewann endlich so die Oberhand über ihren Richter, dem dieses Geschäft aufgetragen war, daß sie ihn zu einer gründlichen Erörterung der geheimen Kunst vermochte und endlich zu dem Geständniß nöthigte, daß er von der Existenz übernatürlicher und unsichtbarer Wesen fest überzeugt wäre. Diese Unterredungen, welche sich in den Archiven der Polizei-Präfektur oder des Justiz-Palastes vorfinden müssen, schlossen mit einer Antwort der Lenormand, welche ohne Zweifel die merkwürdigste Prophezeiung ist, deren sie sich rühmen kann. Entschieden angegangen, eine Erklärung zu geben über ein dunkles Wort, das sie geäußert hatte, sagte sie: „Dieses Wort ist ein Problem, dessen Lösung ich mir für den 31. März 1814 vorbehalte."**)

Was war die Folge dieser immer wiederkehrenden Verfolgungen von Seiten der Polizei? Größeres Interesse an den Sprüchen der Sibylle, wachsender Einfluß ihrer Würfel, und mit Recht machte Abbé Salgues, ein geistreicher Feuilletonist, darauf aufmerksam, daß nur die reichsten, schönsten und ausgezeichnetsten Frauen sich in Schaaren zu ihr drängten. Ein Verweisungsbefehl wurde ausgestellt, aber auf Josephinens Fürbitte unterdrückt, und der Kaiser schien sich die Orakelmacherin ganz aus dem Sinn geschlagen zu haben. So verflossen zwei Jahre, nach Verlauf deren man sich abermals veranlaßt fand, sie unter Aufsicht der geheimen Polizei zu stellen und sie am 1. Mai 1811 auf die Polizei beschied, um ihr die nöthigen Eröffnungen zu machen. Sie hörte mit

*) Die verschiedenen Unterredungen, welche sie bei dieser Gelegenheit zu bestehen hatte, finden sich sämmtlich in ihrer Schrift: „Souvenirs prophétiques d'une Sibylle. Paris, 1814." Die Ursache ihrer Gefangennehmung war die Auslegung eines Traumes, welchen ihr die Kaiserin am 28. November 1809 mitgetheilt hatte, und die Aeußerung der Lenormand, daß am 16. Dezember eine ungerechte Handlung (die Ehescheidung) vorgenommen werden sollte. (Anm. d. Verf.)

**) Das Werk, dem wir diese Prophezeiung entlehnen, ist 1814 erschienen, und weder Graf Dubois noch der untersuchende Richter haben sie deshalb Lügen gestraft. Wer mit uns an der Sache ein näheres Interesse nimmt, müßte freilich wünschen, den Procès-verbal in der Urkunde nachlesen zu können, in dem sie auch, wenn man ihrer Aussage Glauben schenkt, die Rückkehr der Bourbonen verkündigt hat. (Anm. d. Verf.)

Fassung die beleidigenden Vorschläge an, wie ihr Herr Pasquier bezeugen wird.

Paris war erobert, die Söhne des heiligen Ludwig auf den Thron ihrer Väter zurückgeführt; das Kabinet in der rue Tournon gewann an Zulauf, Fürsten hielten es nicht unter ihrer Würde, sich in Gespräche mit ihr einzulassen. — Bis dahin hatte Mlle. Lenormand das größere Publikum noch nicht eingeweiht in ihre Mysterien; jetzt, 1815, ergriff sie die Feder und schrieb die „Prophetischen Erinnerungen einer Sibylle" nieder, in welchen sich neben glücklichem Urtheil eine ungewöhnliche Tiefe der Ansicht ausspricht. Nach den hundert Tagen unterließen ihre Anhänger nicht, ihre nun erfüllten Weissagungen nachdrücklichst zu kommentiren, und der Leser würde allerdings erstaunen, wenn der Raum gestattete, einige Proben aus ihrem Werke mitzutheilen. — Nach seiner Rückkehr von Elba dachte Napoleon auf strenge Maßregeln gegen die Lenormand und gab seinem Polizei-Minister Befehle, welche dieser nicht in Ausführung zu bringen für gut fand. In so bedrohter Lage ließ sie eine Gedächtnißschrift auf den Tod der Exkaiserin Josephine erscheinen (Anniversaire de la mort de l'Impératrice Joséphine), worin sie deren gewesenem Gatten den Vorwurf macht, kein Denkmal ihrem Gedächtniß gestiftet zu haben. Dieses Memoire wurde unter den Augen Napoleon's verbreitet, der es im Anfange übel aufnahm, zuletzt aber in Gegenwart mehrerer Personen ausrief: „Sie ist die Einzige, welche mir die Augen über den großen Verlust, der mich betroffen, geöffnet hat." Man sah ihn während mehrerer Stunden traurig und niedergeschlagen. In der That kommt Alles, was sie darin sagt, aus der Tiefe des Herzens, und die Schrift verdient um so größeres Lob, weil unbezahlte Schmeichelei gegen Verstorbene nicht gewöhnlich und, wenn sie mit Gefahr verbunden ist, noch seltener sich findet.

Als unter dem neuen Herrscher Frankreichs der Einfluß des Klerus auf die Staats-Angelegenheiten wieder zunahm, sah sich Mlle. Lenormand vernachlässigt und man suchte vergeblich in ihrem Salon nach dem hohen Adel, den man ehemals daselbst gefunden. Um die Aufmerksamkeit von neuem auf sich zu lenken, begab sie sich im Jahre 1818 auf den Kongreß zu Aachen. Ihre Reise war von mancherlei Mißhelligkeiten begleitet, die der ausländischen Presse zu Besprechungen Veranlassung wurden, anfangs mit der Belgischen Douane und ein Jahr später, nach Erscheinung ihrer Schrift „die Sibylle auf dem Kongreß zu Aachen", mit der Niederländischen Regierung. Auf Beschuldigungen hin, welche eine Landesbehörde am liebsten ignoriren sollte, z. B., daß sie mit dem Engel Gabriel Unterredungen habe, den Stein der Weisen besitze, einen Pfeil des Abaris und wegen öffentlicher Ausübung ihrer Kunst in der Hauptstadt, wurde sie am 18. Februar 1821 in Brüssel verhaftet. Zu hoher Geldbuße und einjährigem Gefängniß verurtheilt, erlangte die Verhaftete in Folge ihrer Appellation vom obersten Gerichtshof in Brüssel ihre Freisprechung und wurde von den Einwohnern der Stadt im Triumph nach Hause begleitet. — Nächst den Memoiren Josephinens, denen die Freunde der Dahingeschiedenen ihren vollen Beifall schenkten, während ihre Widersacher es nicht an Schmähungen fehlen ließen, schickte sie wenige Tage nach dem Tode Ludwig's XVIII. eine Broschüre ins Publikum, die sich lobend über den König aussprach und ihn Frankreichs Schutzengel nannte. In derselben finden sich schon deutliche Fingerzeige von der Schwachheit Karl's X. und der Unfähigkeit seiner Minister, welche diese vergeblich Lügen zu strafen suchten. Mlle. Lenormand unterließ nicht, ihren Dank für so wohlwollende Gesinnung auszusprechen in einer Schrift, welche zwei Jahre darauf erschien: „der Schatten Katharina's auf dem Grabe Alexander's I." Hier erklärt sie auf das Bestimmteste, daß der Herzog von Orleans zur Regierung kommen werde, beobachtete dann ein bedeutungsvolles Schweigen, bis die Ereignisse von 1830 ihre Prophezeiungen in Erfüllung brachten, wo sie abermals eine Reihe erläuternder Schriften herausgab.

Man urtheile nach den vorliegenden Thatsachen, was man wolle, von der Sehergabe dieser Frau, so wird man gestehen müssen, daß sie durch kühne Vorhersagungen und tiefe Gelehrsamkeit über den Kreis der Alltäglichkeit sich erhoben hat. Und wenn sie auch über das erste Stadium des Greisenalters hinaus ist, so läßt sich bei ihrer großen Energie die Geschichte ihres Lebens keineswegs als abgeschlossen betrachten; denn sie selbst weissagt sich ein Alter von 108 Jahren, eine Weissagung, der nach den gegebenen Bedingungen wenig im Wege steht, und gedenkt uns noch nächstens ihre Memoiren zu schenken, die, wie man ohne kabbalistische Künste prophezeien kann, gewiß von hohem Interesse seyn werden, wenn sie ohne Rückhalt und Schonung die reichen Begegnisse ihres Lebens erzählen.

(Biographie des Hommes du jour.)

Bibliographie.

Essai général de Fortification et d'Attaque, et Défense des places. — Von Vauxmard. 3te Aufl., revidirt von Augoyat. 4 Bde. 8. mit einem Atlas in 4. von 62 Kupfern. 40 Fr.

Notice sur la vie et les ouvrages de Léopold Robert. — Von E. J. Delecluze. 8 Fr.

L'Exposition. Journal des Manufactures de tissus et d'étoffes nouvelles. — Nr. 1. 4. Erscheint wöchentlich. Der Jahrgang 104 Fr.

La famille mi-part protestante et catholique. — Historisches Drama von Ch. ***. Lyon.

Une Saint-Hubert. — Schauspiel von A. v. Longpré. 2 Fr.

Remarques pratiques sur l'opération césarienne. — Von Moreau.

Revue zoologique. Par la société Cuvierienne. Association universelle pour l'avancement de la Zoologie, de l'Anatomie comparée et de la Palaeontologie. — Nr. 1 und 2. (Januar und Februar 1838.)

De l'Albuminurie ou Hydropsie causée par maladie des reins. — Von M. Solon. 7 Fr.

La grande Jeannette. — Von Jules Solo. 7 Fr.

England.

Die Dame von Lyon oder Lieb' und Stolz, von Bulwer.*)

Dritter Akt.

Dritte Scene.

Die Wohnstube in Melnotte's Hause. Ein gedeckter Tisch in der Mitte, — auf ihm Licht.

Melnotte's Mutter. — Bald darauf Melnotte und Pauline.

Mutter (das Zimmer ordnend). So, — ich denke, es sieht jetzt recht nett hier aus. Er schickte mir eine Zeile, — sie war aber dergestalt verwischt, daß ich nur mit Mühe die Nachricht seiner nahen Ankunft daraus entnehmen konnte. Sie muß ihn doch in der That unbeschreiblich lieben, da sie seine Herkunft vergessen konnte; denn obschon er ihr in einer Verkleidung vorgestellt wurde, so ist er doch zu ehrlich, um ihr nicht vor der Trauung den Kunstgriff mitgetheilt zu haben, den nur die Liebe entschuldigen kann. Nun — ich wund're mich nicht sehr darüber; — ist mein Sohn kein Prinz, so könnte er doch einer seyn, und das ist beinah eben so gut.

(Es klopft.)

Ah, da sind sie.

Melnotte und Pauline treten ein.

Mutter. O, mein Sohn, mein Sohn, — Du Stolz meines Herzens! — willkommen, willkommen! — Ich bitt' um Verzeihung, Madame, aber ich lieb' ihn gar zu sehr!

Pauline. Gute Frau, — ich weiß nicht, — Prinz, was ist das? Kennt die alte Frau Sie? O, ich errathe, Sie haben ihr Wohlthaten erzeigt. Ein neuer Beweis Ihres guten Herzens; — ist es nicht so?

Meln. Meines guten Herzens, ja!

Pauline. Ihr kennt also den Prinzen?

Mutter. Ob ich ihn kenne, Madame? Ah — jetzt fang' ich an zu fürchten, daß Sie ihn nicht kennen.

Pauline. Halten Sie die alte Frau nicht für toll, mein Prinz? Können wir hier verweilen? Ich bemerke etwas Wildes, Verstörtes in ihrem Gesicht.

Meln. Ich — ich kann es ihr nicht sagen, meine Knie zittern; welche Memme ist ein Mann, der seine Ehre verloren! Sprich Du mit ihr, Mutter, — sag' ihr, daß — — O Himmel, wär' ich todt!

Pauline. Wie verwirrt er aussieht! — Dies Zimmer, — diese Frau, — was mag es bedeuten? Halb fürcht' ich — — Wer seyd Ihr, Frau? — Wer seyd Ihr? Könnt Ihr nicht antworten?

Mutter. Du hast sie doch nicht hintergangen, Armand? — O schäme Dich, — ich glaubte, ehe Du sie zum Altar geführt, hättest Du ihr Alles entdeckt.

Pauline. Alles entdeckt? — Was? — Mein Blut erstarrt in den Adern!

Mutter. O Gott! — Darf ich's ihr erzählen, Armand?

(Meln. macht ein Zeichen der Zustimmung.)

Sie wissen also nicht, daß dieser junge Mann ein Sohn armer, obgleich ehrlicher Leute ist? Wissen nicht, daß Sie mit meinem Sohn, Armand Melnotte, verheirathet sind?

Pauline. Euer Sohn? — Halt, halt! sprecht nicht weiter. (Nahm sich Melnotte und legt ihre Hand auf seinen Arm.) Ist dies ein Scherz? Ich weiß, es ist so. Nur ein Wort — ein Blick — ein Lächeln. Ich kann es nicht glauben! Ich, die Dich so unaussprechlich liebte, kann nicht glauben, daß Du so ein — — Nein, ich will Dir nicht zu nahe treten.

Meln. (zu seiner Mutter). Verlaß uns, — habe Mitleid mit ihr und mir, — geh'.

Mutter. O Armand, daß ich den Tag erleben mußte, Dich durch Scham gebeugt zu sehen, — Dich, auf den ich so stolz war! (Ab durch die Seitenthür.)

Vierte Scene.

Die Vorigen, ohne die Mutter.

Pauline.

Ihr Sohn — ihr Sohn —

Melnotte.

Jetzt hör' mich an.

Pauline.

Dich hören!
Ja, sprich, — ihr Sohn! — o, haben Teufel Aeltern!
Sprich, um Dein Schweigen zu verfluchen, sprich!
(Wild lachend.)
Ist dies Dein Schloß, wo uns ein mattes Licht
Aus Alabasterlampen traulich schimmert?
Wo jedes Lüftchen mit Orangenduft
Und Seufzern angefüllt? — Wo Lautenklang
Und Murmeln von Kaskaden unter Rosen
Das Ohr entzücken? Reizt Dich das Gemälde?
Dies ist jetzt Heimath mir, dies mein Tyrann!
Ich Närrin! — Ich Bethörte! schon vernimmt
Mein Ohr den bittern Spott der Lästerzungen.

*) Vgl. Nr. 45 und 46 des Magazins.

Haſt Du im Herzen noch die kleinſte Regung
Von Güt' und Mitleid, o — ſo tödte mich,
Und rette mich, Dein Weib, von Raſerei.
Doch nein — es kann nicht ſeyn — es iſt unmöglich!
Mich täuſcht ein Traum, und bald werd' ich erwachen.
(Ihn anfaſſend.)
Biſt Du von Fleiſch und Bein? Ein Mann? Ein Schatten,
Wie uns ein Traum ihn zeigt? Nein — es iſt Wahrheit!
Was hab' ich Dir gethan, wie Dich beleidigt,
Daß Du mich ſo zermalmt?

Melnotte.

Es fielen Engel
Vor Deiner Zeit durch Stolz, — ja, dieſer iſt
Der einzige Makel Deiner reinen Seele.
Durch Stolz gewann der Geiſt verſchmähter Liebe,
Der Geiſt der Rache Herrſchaft über Dich. —
Von meinen frühſten Kinderjahren an,
War ſchon mein Herz von Dir allein erfüllt.
Ich ſah Dich unter Blumen, die ich pflegte,
Ein niedrer Knabe, kaum von Dir bemerkt.
Als hätten Frohſinn, Blüth' und Jugend ſich
In Dir verkörpert, ſo erſcheinſt Du mir.
Ich ſah Dich, und die Leidenſchaft des Mannes
Durchdrang das Herz des träumeriſchen Knaben;
Und was ich ewig bleibe, Dein Verehrer,
Ich war's von jenem Augenblicke an. —
Es ſteht Dir frei, mein Lieben zu verwerfen,
Und thöricht, eitel, raſend es zu nennen, —
Doch ward es mir zur Quelle ſüßen Hoffens
Und trieb mich zur Veredlung meiner ſelbſt.
Es fielen mir die alten Mährchen ein,
In denen uns die Ammen vorerzählen,
Wie Königstöchter, die von Lieb' entbrannt,
Dem Herzen folgend, allem Glanz entſagen, —
Und wie die Liebe, faſt dem Tode gleich,
Den Rang vernichtet und den Hirtenſtab
Dem Scepter kühn zur Seite wagt zu ſtellen.
Und ſo ward mir die Hütte zum Palaſt. —
Mein Vater ſtarb, — ich, ein geborner Knecht,
War jetzt mein eig'ner Herr, und ich verſuchte,
Die Feſſeln meines Kerkers abzuwerfen. —
Durch Schätze, wie der forſchende Verſtand
Sie aus des Wiſſens Schacht zu Tage fördert,
Sucht ich die Kerkermeiſter meines Herzens,
Geſchick und Herkunft, fleißig zu beſtechen.
Dein Bild trieb mich zu Fleiß und Eifer an, —
Um Deinetwillen ſaß ich Mitternachts
Und forſchte in den Träumen unſrer Weiſen;
Ich ſtrebte emſig nach der Muſen Gunſt,
Denn ſie iſt mächtig, Herzen zu bezwingen.
Ich dacht' an Dich — und ſchrieb beſeelte Lieder, —
An Dich — und auf der Leinwand ſtrahlt' Dein Bild:
Es war die Kunſt für mich der ſanfte Schatten
Des Sternenlichtes Deiner hellen Augen,
Die Tag und Nacht den Liebenden verfolgten. —
Man ſchalt mich eitel — toll —, ich ließ ſie reden
Und ſtrebte weiter; war mir doch ſo wohl,
Mich Deiner immer würdiger zu fühlen.

Pauline.

Weiß er den Haß durch Zaubermacht zu bannen?

Melnotte.

Zuletzt — in einer Unglücksſtunde — wagt' ich,
Mein volles Herz in Verſen auszuſtrömen
Und ſie zu überſenden, — ein Tribut,
Den Schönheit auch vom Niedern nicht verachtet.
Der Name, den mein Herz hinzugefügt,
Das lange ſchon den Augenblick erſehnte,
Die angehäuften Schätze Dir zu zeigen, —
Der Name, deſſen Du Dich freuen ſollteſt
Als einem Manne eigen, der Dein Werk —
Er ward Dein Spott. — Und in derſelben Stunde,
Da meine Leidenſchaft in Wuth verwandelt
Dem Haſſe glich, und meine ganze Seele
Durch Hohn ſich in ein Chaos umgeſtaltet,
In dieſer Stunde nahten die Verführer
Und machten mich zum Werkzeug ihrer Rache.
Der Wurm, den Du getreten, wandte ſich
Und ſtach Dich.

Pauline.

Lieb' iſt ohne Stachel, — und
Was iſt der Stolz des unbeſchützten Mädchens,
Wenn Du mit Deiner Rache ihn vergleichſt?
Wie liebt' ich dieſen Mann! Und er — ein Knecht! —

Melnotte.

Kein Knecht! — Was wäre freier als Verzweiflung?
Ich will Dir nicht von meinen Kämpfen ſprechen,
Noch von der Reue, nein, es iſt zu ſpät;
Doch will ich ſühnen meine ſchlechte That
Wie ich's vermag — Pauline —
(ſich ihr mit großer Bewegung nähernd und im Begriff, ihre Hand zu nehmen.)

Pauline.

Bleib' mir fern!
Ich kenne mein Geſchick, dem Rechte nach
Biſt Du jetzt mein Tyrann, ich Deine Magd.
Gehorſam will ich Dir in Allem ſeyn,
Will niedre Arbeit thun, doch bleib' mir fern;
Betrachte mich von Stund' an als geheiligt,
Durch ſchweres Unrecht, das Du mir gethan:
Rühr' mich nicht an.

Melnotte.

Sey unbeſorgt, — gewiß,
Du kennſt mich nicht; — die Rache iſt zu Ende,
Mein übereilter Schwur iſt nun erfüllt.
Kein Heil'genbild von Marmor iſt fortan
Im Gotteshauſe ſich'rer als Du hier.
Ich bin Dein Gatte, — nein, entſetz' Dich nicht, —
Hier leg' ich meine Rechte Dir zu Füßen.
Ein Band, aus Rache durch Betrug geknüpft
Und unvollzogen, iſt vor den Geſetzen
Ungültig. Schlummre dieſe Nacht in Frieden,
Und morgen ſoll Dein Vater Dich ſo rein,
Wie ich an heil'ger Stätte Dich empfing,
Zurück zum heimathlichen Heerd geleiten.
Bald macht ein Richterſpruch Dich frei, Dein Herz
Dann einem Andern, Glücklichern, zu ſchenken;
Und wenn Du endlich mir verziehen haſt,
Der Dich gekränkt, weil er zu heiß Dich liebte,
O dann verſag' ihm nicht, Dir zu geſtehn,
Daß ihm der Himmel eine edle Regung
Doch noch im Herzen ließ. Heh — Mutter — Mutter!
(Die Mutter tritt durch die Seitenthür ein.)
Führ' dieſe Dame — ſie iſt nicht mein Weib,
Ein Gaſt, ein ehrenvoller Gaſt nur, Mutter —
In jenes Zimmer, wo noch kein Verbrecher
Es je gewagt, der Unſchuld Schlaf zu ſtören.
Glaubſt Du mir jetzt? — Geh', liebe Mutter.

Mutter (zögernd).

Sie iſt nicht Dein Weib?

Melnotte.

Still, ſtill, begleite ſie,
Und ſprich nicht erſt.
(Die Mutter geht nach der Seitenthür. Pauline folgt ihr mechanisch, und wendet ſich noch einmal nach Melnotte um.)
O ſchirmet ſie, ihr Engel!
(Er ſinkt nieder.)*)

Bibliographie.

A general system of gardening and botany. — Von G. Don. 4 Bde. 4. Preis jedes Bandes 3 Pfd. 12 Sh.

Topsail-Sheet-Blocks — oder der Schiffs-Findling. Vom Verfaſſer des „alten Kommodore" (welches jedoch keineswegs, wie ein Deutſcher Verleger angekündigt hat, der Captain Marryat iſt.) 3 Bde. 31½ Sh.

Natural history of Quadrupeds and Whales. — Von J. Wilſon. 4. 12 Sh.

Miscellaneous thoughts on men, manners and things. — Von einem alten Brummbaren. 8½ Sh.

Principles on political economy. — Von H. C. Carey. 10½ Sh.

North-American Herpetology. — Von Dr. J. E. Halbrook. Erſter Band. 4. 2 Pfd. 12½ Sh.

Mannigfaltiges.

— Aus Nord-Amerika. Die Methodiſten in den Vereinigten Staaten zahlen ihren Geiſtlichen, ſo lange ſie unverheirathet ſind, nur hundert Dollars (140 Thaler) jährlichen Gehalt. Nimmt ſich der Geiſtliche eine Frau, ſo bekommt er 100 Dollars Zulage und dann für jedes Kind 50 Dollars mehr. Die Hauptunterſtützung eines mit zahlreicher Familie geſegneten Methodiſten-Predigers bilden jedoch die frommen Abend-Verſammlungen, die allwöchentlich bei ihm ſtattfinden. Alle ſeine Gäſte bringen dann nämlich Thee, Kaffee, Kuchen und andere wohlſchmeckende Sachen mit, die für den Unterhalt der Familie während einer ganzen Woche hinreichen, außerdem aber auch an dieſem Abend als Imbiß dienen. Der Wirth hat dann nur für die geiſtliche Nahrung ſeiner Geſellſchaft zu ſorgen. Viele bringen auch, ſtatt der Naturalien, baares Geld als Entſchädigung mit, und von einem bekannten Methodiſten-Prediger wird erzählt, daß er kürzlich, nachdem die Amerikaniſchen Banken in einigen Mißkredit gekommen waren, zur Förderung eines frommen Zweckes folgende Anrede an ſeine Geſellſchaft gehalten habe: „Brüder und Schweſtern, was Ihr gebet, das laſſet in Gold und Silber beſtehen. Papiergeld erkennt der Herr nicht an. Banknoten werden in der Bibel nirgends erwähnt, und ich hege großen Zweifel darüber, ob ſie im Himmelreiche für voll gelten." (Lit. Gazette.)

*) Den Ausgang des Drama's haben wir bereits in Nr. 41 unter „Mannigfaltiges" angedeutet.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 49. Berlin, Montag den 23. April 1838.

Frankreich.

Mamsell Lenormand und der Minister von Malchus.

(Als Nachtrag zu der Mittheilung über Erstere.)

Der Artikel, den wir in den letzten Blättern über Mlle. Lenormand mitgetheilt, hat einen Leser des Magazins, Herrn Prediger Dr. Witte, veranlaßt, uns über die Französische Sibylle einen Aufsatz zukommen zu lassen, der zwar bereits im Jahre 1815 niedergeschrieben worden, aber auch jetzt noch mit großem Interesse gelesen werden dürfte. Wir lassen zunächst das folgen, was uns Herr Witte über die Entstehung dieses Artikels schreibt:

„Der Aufsatz über Mlle. Lenormand war nicht zum Drucke bestimmt, sondern wurde von mir fast als Diktat des früheren Westphälischen Finanz-Ministers, Grafen Malchus, und zwar mit großer Treue niedergeschrieben. Da ich den Grafen Malchus als einen seltenen Verstandes-Menschen kannte, der Alles streng berechnete und ernst aussprach, der dem Gefühle aber sehr wenig einräumte, so schienen mir seine eigensten Erfahrungen in Hinsicht der berühmten Lenormand äußerst wichtig. Der Baron von Trott (bis 1813 Präfekt in Westphalen) war mir seit längerer Zeit schon freundschaftlich zugethan; er erzählte mir nicht bloß das Nachstehende genau so, wie ich es später vom Grafen Malchus erfuhr, sondern drang förmlich in mich, die Sache nicht eher zu bespötteln, bis ich darüber mit Malchus gesprochen hätte. Herr v. Trott war ein höchst aufgeklärter Mann im edelsten Sinne des Worts! Meine Unterredung mit Malchus veranstaltete ich absichtlich so, daß Herr v. Trott nicht dabei zugegen war."

* * *

Ich wußte längst, daß Mlle. Lenormand in Paris durch ihre Vorhersagung der menschlichen Schicksale großes Aufsehen erregte, und erfuhr durch Herrn von Trott, daß einer meiner Bekannten, der Westphälische Finanz-Minister, Graf von Malchus, sich sein Horoskop habe stellen lassen und, zu seinem größten Erstaunen, Dinge von ihr erfahren habe, welche ihr schlechthin nicht bekannt sein konnten, aber dennoch gänzlich der Wahrheit gemäß wären. Ich nahm also am 5. Oktober 1815, Nachmittags, auf einem Spaziergange Gelegenheit, denselben darum zu befragen und ihn zu ersuchen, mir alles dahin Gehörige ausführlich mitzutheilen. „Gut", antwortete er, „so muß ich denn mit Morio (dem Französisch-Westphälischen General und Grafen) anfangen!"

„Die Gräfin Morio", fuhr nun Graf Malchus fort, „hatte vor ihrer Bekanntschaft mit ihrem nachherigen Manne Mlle. Lenormand um ihr Schicksal befragt, und diese hatte ihr unter Anderen gesagt: sie werde dreimal nach einander verehelicht werden. Das erste Mal heirathe sie einen Mann, den sie und der sie jetzt nicht kenne. Durch diesen mache sie ein großes Glück und erhalte Alles, was sie vernünftiger Weise wünschen könne, behalte ihn aber nicht lange; denn, wenn sie recht glücklich zu sein glaube, ja, wenn selbst ihr höchster Wunsch, schwanger zu werden, erfüllt sei, so komme, bald nach einer großen Feuersbrunst, ein sehr vornehmer Besuch zu ihr ins Haus, und nicht lange darauf werde ihr Mann, gewaltsamer Weise, getödtet werden.

Sie werde ein zweites Mal (zwar minder glänzend, aber doch ganz glücklich verehelicht) in ihr Vaterland (sie ist eine Kreolin) zurückkehren, diesen Mann jedoch bald verlieren und einen dritten heirathen, der sie aber überlebe u. s. w.

Das Meiste hiervon geht uns nicht an; wohl aber das, was ihr in Absicht ihres ersten Mannes, des Generals Grafen Morio, begegnete. Früher schon hatte ich davon Manches, indeß nichts Bestimmtes, gehört. Um diese Zeit aber, d. h. nicht lange vor des Grafen Morio Tode, war ich vom Könige beauftragt, mit Morio (der zum Hofmarschall bestimmt war) einen neuen Etat anzufertigen und, wo es sein könne, dabei Ersparungen zu machen. Bei den verschiedenen Zusammenkünften, welche wir deshalb in meinem Hause hielten, bemerkte ich, daß Morio gewöhnlich, etwa nach Verlauf einer Stunde, ängstlich wurde und abzubrechen suchte, um nach Hause zu kommen. Ich begriff den Grund davon nicht und fragte ihn deshalb darum. Er antwortete mir: „Meine Frau ist meinetwegen in Todesangst, sobald ich nur ein wenig länger von ihr wegbleibe, als sie vorausgesetzt hat." Ich forschte weiter, und er erzählte mir das oben Erwähnte. Wir sprachen dann, halb scherzhaft, halb ernsthaft, noch Manches darüber.

Ein anderes Mal, als ich ihn wieder etwas lange aufhalten mußte, drang er in mich, abzubrechen, und bat mich, ihn zu begleiten, damit ich selbst die Angst seiner Frau sehen und seine Verlegenheit richtig deuten möge. Ich erfüllte seinen Wunsch und fand seine Frau in sehr großer Angst wegen ihres Mannes. Als sie erfahren hatte, daß ihr Mann mir alles Dahingehörige mitgetheilt habe, bestätigte sie es und setzte hinzu: „Soll ich nicht vor dem Leben meines Mannes zittern, da alles Andere bis dahin aufs Genauste eingetroffen ist? — Ich kannte ihn nicht und er mich nicht! Ich habe durch eine Verheirathung mit ihm ein großes Glück gemacht, und mir fehlt jetzt gar nichts, was ich mir vernünftiger Weise wünschen könnte. Ich habe sogar die Freude, schwanger zu sein, und bin meiner Niederkunft nahe! Die große Feuersbrunst (der Schloßbrand) ist leider vorüber; der sehr vornehme Besuch ist nicht ausgeblieben, denn der König ist zu uns hierher in die Bellevue gezogen, und wir haben ihm mehrere unserer Zimmer einräumen müssen; ich schließe aus dem Allen folglich mit Zittern, daß der gewaltsame Tod meines guten Mannes sehr nahe ist!"

Ich beruhigte sie, so gut ich konnte, und versicherte, daß ihr Mann bei mir wenigstens vollkommen sicher sei, daß ich auch nur noch eine, freilich aber etwas lange Zusammenkunft mit ihm haben werde u. s. w.

Ihre Schwester, die Gräfin Potheau, erzählte mir ebenfalls, daß die Gräfin Morio ihr seit längerer Zeit alles Erwähnte gesagt, und daß sie Beide mit Angst einen Umstand nach dem anderen hätten in Erfüllung gehen sehen. „Ich fürchte", setzte sie hinzu, „meine Schwester wird darüber noch eine unglückliche Niederkunft haben."

An einem der nächsten Tage war Morio noch um 11 Uhr bei mir und ritt dann mit dem Könige aus. Beim Zurückkommen sah ich Beide vor meinem Hause vorbeikommen. Sie ritten durch den Marstall, wo Morio dem Könige Verschiedenes auseinander setzte, während die Gräfin schon in Todesangst war, ja sogar deswegen hatte zu Bette gebracht werden müssen. Nach einer kleinen Weile reitet der König nach Hause, Morio aber bleibt noch da. Plötzlich fällt ein Schuß! Die Gräfin hört ihn, springt, wie außer sich, aus dem Bette und schreit: „Das ist mein Mann, er ist erschossen!" —

Leider war es so! — Der edle Morio war durch einen Französischen Fahnenschmied, dem, seiner Lüderlichkeit wegen, ein Deutscher vorgezogen werden mußte, boshafter Weise erschossen worden.

Sie können denken, wie mir dies auffiel! —

Die Begebenheiten des Jahres 1813 brachten mich nach Paris. Mehrere meiner Bekannten sprachen mir von der Mlle. Lenormand und quälten mich fast, sie um mein Schicksal zu befragen; ich wich aber immer aus! Unter Anderem versicherte man, daß sie Murat (damaligem König von Neapel) zur Zeit des Konsulats, als er noch General war, voraus gesagt hätte: „er werde dereinst König werden!" daß dieser es aber nicht geglaubt und geantwortet habe: daran sei nicht zu denken; wenn es aber geschehen sollte, so werde er sie königlich beschenken, welches denn auch (nach seiner Thronbesteigung) wirklich geschehen sei.

Ich hörte ferner, daß alle Zeitungen einige Jahre zuvor Folgendes bekannt gemacht hätten: Während des Spanischen Krieges besucht ein Offizier eben diese Mlle. Lenormand und befragt sie um sein Schicksal. Da versichert sie ihm sehr bestimmt, am achten Tage werde ihm Jemand in einem Kaffeehause die Nachricht bringen, daß sein Bruder in Spanien geblieben sei. Er, der nicht einmal gewiß wußte, ob sein Bruder jetzt in Spanien sei, nimmt sich vor, die Kaffeehäuser zu vermeiden. Am achten Tage aber schleppen ihn einige gute Freunde halb mit Güte, halb mit Gewalt in eines derselben. Er achtet nicht darauf, daß es gerade der achte Tag ist, und läßt sich bereden. Kaum ist er aber dort, so bringt ihm sein Diener einen Brief mit der Nachricht, daß sein Bruder da und da, bei der und der Veranlassung in Spanien geblieben sei.

Man versicherte ferner, daß Napoleon sie zweimal, einmal bei

ihr selbst, und ein zweites Mal in den Tuilerieen, gesprochen habe; da aber nur Duroc dabei gewesen war, so wußte man nichts Gewisses; denn jene Beiden hatten schwerlich etwas ausgeplaudert, und sie selbst durfte es nicht wagen. Alles also, womit man sich trug, z. B. er werde Kaiser werden, seine Gemahlin (Josephine) sei sein Schutzengel, er werde eine Zeit lang sehr glücklich regieren und Kriege führen, dann aber unglücklich, endlich überwunden und abgesetzt werden und zuletzt im Exil sterben u. s. w., das Alles waren vielleicht nur Muthmaßungen, wenigstens wußte Niemand etwas Gewisses darüber. Auffallender war es mir, daß die Gräfin Bocholz mich mehrmals sehr dringend ermunterte, mir mein Schicksal sagen zu lassen, und mir versicherte, ihr (der Gräfin) habe die Lenormand Vorfälle aus ihrem bisherigen Leben dargelegt, derentwegen ihr ein Grausen angekommen sei, weil sie fast keinem Menschen bekannt seien, die Lenormand sie also schlechthin nicht habe wissen können! — Eben so sprachen mehrere andere meiner näheren Bekannten; durch Niemand aber wurde ich so aufmerksam auf die wunderbare Frau gemacht, als durch Herrn Dr. Spangenberg (den Leibarzt der Königin). Dieser sehr trockene Verstandesmensch versicherte (gerade wie die Uebrigen), es sei unbegreiflich, was diese Frau Alles wisse und Einem sage. Ihm habe sie, gerade so wie der Gräfin Bocholz, sein früheres Leben, den Hauptbegebenheiten nach, klar vor Augen gelegt, und ihm dabei Manches in Erinnerung gebracht, was selbst in Mecklenburg (seinem Vaterlande) gewiß nur sehr wenige Menschen wüßten, was aber hier, in Paris, sicher keine menschliche Seele kenne. Auch über die Gegenwart und nächste Zukunft habe sie ihm Sachen gesagt, die zum Entsetzen wahr, theils gewesen, theils geworden seien. Z. B. „Er werde in acht Tagen durch einen alten Bekannten sehr interessante Nachrichten über seine Verhältnisse im Vaterlande bekommen; aber derjenige, der ihm diese Nachrichten bringe, werde zwei Tage darauf sterben!" Er und seine Freunde, mit denen er in Compiegne wohnte, hätten oft darüber gescherzt und gefragt, ob denn der Bote, der zwei Tage hernach sterben solle, nicht bald kommen werde? Endlich am achten Tage sei der Schauspieler, Herr Narciß, der noch merklich lange in Kassel und Deutschland zurückgeblieben sei, gekommen und habe ihm eine Menge ihm sehr interessanter Nachrichten gebracht, aber — zwei Tage darauf sei Herr Narciß gestorben. Dr. Spangenberg machte noch die Bemerkung, daß er dasmal, als er die Lenormand befragte, zum ersten Male in Paris gewesen sey, sie auch nicht habe befragen wollen, aber durch Herrn von Pfuel und seine übrigen zum Theil obengenannten Bekannten so lange gequält worden wäre, hinzugehen, bis er es endlich gethan habe. In die Nähe ihres Hauses sei er vorher niemals gekommmen, habe sie selbst auch zuvor nie gesehen, ihr weder seinen Namen, noch seine Verhältnisse mitgetheilt, auch sonst gar nichts merken lassen, was ihr irgend einen Aufschluß hätte geben können.

Dies Alles (fügte Graf Malchus hinzu) überwand endlich meine Abneigung gegen eine solche Wahrsagerin, und ich entschloß mich, hinzugehen, nahm mir aber zugleich vor, die wunderbare Frau, so viel als mir möglich sei, auf die Probe zu stellen.

Ich erfuhr bald zu meiner Freude, daß ich weder in ihrer Straße, noch in ihrem Stadtviertel, jemals gewesen war, und sah hinterher, daß ich auch sie selbst nie gesehen hatte. Ich zog mich sehr schlecht an, trug namentlich bloß einen abgetragenen Ueberrock und einen eben solchen Hut. Auszeichnungen, z. B. Orden u. s. w. waren bedächtlich zurückgelassen. In der Nähe ihres Hauses vor der letzten Ecke stieg ich aus meinem Fiakre und ging von da zu Fuße. Auf mein Klingeln erschien ein sehr junges Mädchen von etwa 14 Jahren. Ich fragte nach Mlle. Lenormand und erhielt zur Antwort: sie werde mich jetzt schwerlich sprechen können, denn sie sei äußerst beschäftigt. „Gut", sagte ich, „so fragen Sie, wann sie mich sehen könne?" Nach wenigen Augenblicken kehrte sie mit den Worten zurück: Am nächsten Sonnabend zu jeder mir beliebigen Zeit von 12 Uhr an. Ich ließ noch einmal um eine bestimmte Stunde fragen, „weil ich Muße genug habe, es mir also einerlei sei: wann? und ich sie gern möglichst ohne Störung für sie sprechen wolle." Nicht lange nachdem das junge Mädchen ins Nebenzimmer gegangen war, kam aus derselben Thür eine bejahrte Frau mit einem allerdings etwas herrenartigen Ansehen, deren Auge zwar nicht gerade feurig, aber doch sehr klug und fein umherblickte, heraus und gerade auf mich zu. Sie ließ mich gar nicht zum Worte kommen, sondern gab mir eine Karte in die Hand mit den Worten: Samedi, trois heures, Monsieur! und in demselben Augenblicke verschwand sie wieder in ihr Kabinet. Sie sah mich also kaum eine halbe Sekunde, und ich sprach nicht eine Silbe mit ihr.

Nach meinem Namen ꝛc. hatte mich Niemand gefragt. Am nächsten Sonnabend war ich pünktlich um drei Uhr (ganz in demselben Anzuge) bei ihr, wurde wieder von dem jungen Mädchen empfangen und gebeten, einige Augenblicke zu warten, weil gerade jetzt Jemand bei der Mlle. Lenormand sei. Etwa nach zehn Minuten öffnete sich das bekannte Nebenzimmer. Ein junges Frauenzimmer (ob verehelicht oder unverehelicht, weiß ich nicht), von einem noch jugendlichen Manne geführt, trat heraus, weinte aber so unaussprechlich, daß man, im eigentlichsten Sinne der Worte, sich in ihren Thränen hätte waschen können. Dabei jammerte sie unwröstlich! — Ihr Begleiter that Alles, um sie zu beruhigen, machte sie z. B. darauf aufmerksam, daß die Sache ja nicht als unfehlbar gesagt sei, daß es immer noch eine Frage bleibe, ob sie wirklich eintreten werde u. s. w. Ihr mußte also etwas Schreckliches gesagt sein.

Jetzt wurde ich hineingeführt und mußte mich nahe zu ihr, an einen Tisch beim Sopha, setzen. Da ich erfahren hatte, daß sie, wenn man nur das petit jeu (dies kostete 2 Napol.) verlange, viele Einzelnheiten aus der Vergangenheit, der Gegenwart und Zukunft weglasse, so kam ich ihr mit der Bitte um das grand jeu zuvor. (Dies kostete 4 Napol.)

Sie fragte mich dann

1) nach dem Anfangsbuchstaben meines Taufnamens,
2) " " " " Geschlechtsnamens,
3) " " " " Vaterlandes,
4) " " " " Geburtsortes,
5) " meinem Alter, wo möglich, wünschte sie auch den Tag meiner Geburt zu wissen. (Ich konnte ihr selbst die Stunde sagen und gab sie wirklich an.)
6) " dem Namen meiner Lieblings-Blume,
7) " " " meines Lieblings-Thieres,
8) endlich nach dem Namen desjenigen Thieres, das mir am meisten zuwider sei.

Hierauf holte sie zu den schon daliegenden (etwa 7) Spielen Karten noch 7 andere. Zusammen wurden es 14 Spiele. Sie waren aber sehr verschiedenartig; z. B. Tarok-Karten, alte Deutsche Karten, Whist-Karten, Karten mit Himmelskörpern bezeichnet, Karten mit nekromantischen Figuren u. s. w. Jetzt mischte sie ein Spiel nach dem anderen und gab mir jedesmal das gemischte Spiel zum Abheben. Ich wollte dies (wie natürlich) mit der rechten Hand thun. Sie verhinderte es aber, mit dem Beisatze: „la main gauche, Monsieur!" Um zu versuchen, ob sie dies nur zum Schein gesagt habe oder wirklich darauf achten und halten werde, nahm ich das zweite Mal von selbst die linke Hand, beim dritten Male aber wieder die rechte. Augenblicklich wehrte sie mir dies jedoch mit dem Beisatze: „la main gauche, Monsieur!" Aus jedem Spiele mußte ich, nach dem Abheben, eine von ihr bestimmte Menge Karten herausziehen (auch dies mit der linken Hand), aber nicht aus allen Spielen die gleiche Zahl, sondern aus einem mehr, aus dem anderen weniger. Aus den Tarok-Karten z. B. 25, aus einem anderen 6, aus einem dritten 10 u. s. w. Die gezogenen Karten behielt sie zurück und legte sie nach einer gewissen Ordnung auf den Tisch; alle übrige wurden bei Seite geschafft.

(Schluß folgt.)

Neue Aufschlüsse über Leopold Robert.

(Schluß.)

„Als ich", so fährt Aurel Robert in seinem Briefe fort, „um eine Straße biege, fällt mir ein unglückseliger Hund in die Waden, und jetzt ergriff mich ein düsteres Vorgefühl. Ich komme ganz bestürzt im Palaste Pisani an und frage unsere alte Magd, ob mein Bruder gekommen ist. — „Ja!" — Wie er eingetreten ist? — „Er ist hinten herumgegangen." — Ich gehe hinten herum und finde die Thür verschlossen; jetzt geht mir ein Licht auf; mein Blut wallt ungestüm, und ich flehe Gott um seinen Beistand an. Ich gehe zur ersten Thür zurück, welche ich mit meinem Schlüssel zu öffnen versuche. Ich klopfe, ich rufe; man giebt mir keine Antwort. Ich stürze wie ein Rasender auf die Thür, welche meinem Andringen weicht; ich durchwandere einen kleinen Flur und sprenge die zweite Thür.... Barmherziger Himmel! welcher Donnerschlag! mein armer Leopold liegt auf der Erde und schwimmt in einem Blutstrom. Ich sinke betäubt auf die Kniee und fange seine letzten Seufzer auf. Unsere gute Alte schreit laut auf. Ich schicke sie nach Hülfe aus und bleibe allein; jetzt blicke ich auf seine Hände, um das Instrument zu suchen, welches mir meinen unglücklichen Bruder entrissen hatte. Es liegt auf einem Mantelsack, von dem das Blut träuft und auf den Leopold zuerst hingesunken war. Vor diesem blutenden Leichnam steigt die Erinnerung an meinen Bruder Alfred, der sich vor zehn Jahren an demselben Tage getödtet hatte, in mir auf, und ich fühle, daß ich allen meinen Muth aufbieten müsse, um nicht der Verzweiflung zu unterliegen; ich mußte mich für meine theuren Schwestern erhalten. Ich flehte Gott für uns Alle an, aber meine Ideen waren verworren. Eine eisige Kälte durchrieselte mich, ich konnte kein Wort hervorbringen. Leopold hatte mir früher einmal gestanden, daß er sich schon öfter so niedergedrückt gefühlt habe, daß ihm der Gedanke der Selbstvernichtung eingekommen sey; es war dies in den ersten Zeiten seines Aufenthalts zu Rom, wo er zweifelte, ob es ihm gelingen werde, sich Bahn zu brechen, und wo ihn seine Schulden beunruhigten; aber seit dem Tode unserer guten Mutter und unseres Bruders hatte er sich der Religion zugewendet. In dieser Richtung war er immer mehr erstarkt, und er sprach von dem Selbstmorde immer nur mit Abscheu. Als wir unsere Wohnung in Venedig bezogen, befand er sich schon in einer Krise; es war im Sommer; die Hitze verursachte ihm eine solche Unbehaglichkeit und Verstimmung, daß er sich ernsthaft krank glaubte. Eines Morgens kam er in das Atelier, wo ich arbeitete, warf sich auf einen Sessel und sprach mit einem tiefen Seufzer: „Mein lieber Aurel, mit mir ist es aus; ich werde bald sterben." Ich hätte umsinken mögen; da ich indeß keine augenscheinliche Symptome des Uebels, worüber er sich beklagte, wahrnahm, so

bemühte ich mich, ihn zu beruhigen. Dann entgegnete er mir, daß es plötzlich ausbrechende Krankheiten gäbe, und daß er von einer solchen befallen sey. Wir gehen nach Hause; ich lasse einen Arzt rufen, der meinen Bruder ausfragt und dann erklärt, daß auch nicht der mindeste Anschein zu einer Krankheit vorhanden sey. Leopold war es nun, der zuerst über seinen panischen Schrecken lachte; er erholte sich, und mannigfache Zerstreuungen stimmten ihn bald wieder heiter. Nirgends konnte er sich besser befinden, als gerade hier; er war umgeben von Freunden, von seinem Bruder, von drei Frauen, die alle die zarteste Aufmerksamkeit für ihn hatten und allen seinen Wünschen zuvorkamen. Was fehlte ihm? Konnte es ihm Jemand geben?"

Und doch können alle Erläuterungen und Aufschlüsse das Dunkel nicht ganz zerstreuen, und es bleibt immer noch ein Problem zurück, das uns in die verborgensten Tiefen des menschlichen Herzens führen würde. War eine unglückliche Liebe die Veranlassung zu Leopold Robert's Tode, so muß sein Talent, zu lieben, noch größer als sein Künstlertalent gewesen seyn, wenn ihn die Befriedigung, welche die künstlerische Production gewährt, nicht für das entschädigen konnte, was ihm die Liebe versagte. Die Liebe, wie die Kunst, war ein nothwendiges Lebens-Element für ihn geworden, und als jene ihm fehlte, war ihm das Gleichgewicht seiner Seelenkräfte verloren gegangen, eine Bedingung seiner Existenz war ihm entzogen worden, und selbst die Kunst konnte die Leere seines Innern nicht mehr ausfüllen. — Leopold Robert war nicht bloß ausübender Künstler, sondern er war auch zum Bewußtseyn über dieselbe gekommen, und wie hoch er von derselben dachte, beweisen viele Stellen seiner Briefe.

„Was mich besonders zu weiterem Streben anregt", sagt er einmal, „ist der Gedanke, daß ich noch etwas Größeres aus mir hervorgehen lassen kann; dahin führt mich der Eindruck, den meine fertigen Werke auf mich machen und der immer unangenehmer Art ist. Ich denke immer an die Natur und sehe in meinen Schöpfungen nur Fratzen. Du wirst mich der Eitelkeit beschuldigen; wenn man mich eine solche Vergleichung anstellen sieht, so könnte man wohl auf diesen Einfall kommen; aber ich hoffe, mich Dir ganz verständlich zu machen. Ich trage den Sinn für die Natur lebendiger in mir, als es mir gelingt, ihn auszudrücken. Aber wenn diese Anschauung tief empfunden ist, so kann sie nicht oberflächlich ausgedrückt werden. Hierauf beruht die Verschiedenheit der Talente, und ich darf wohl sagen, daß man sich immer von seinem Gefühle leiten läßt. Die Einen fassen rasch auf und stellen rasch dar; diejenigen dagegen, welche, wie Ingres, das, was den Figuren Leben giebt, im Herzen suchen, arbeiten langsamer; sie wollen das, was sie empfinden, nicht, was sie sehen, wiedergeben. Solche Arbeit ist freilich langwieriger und unsicherer, als wenn man das, was man macht, vor Augen hat. Wenn viele Künstler, welche rasch arbeiten, einen kräftigen Ausdruck finden, so haben andere, welche mühsamer schaffen, nicht die Festigkeit der Umrisse, die den Gestalten das charakteristische Gepräge aufdrückt, noch diejenige Reinheit des Geschmacks, welche Anspruch auf Adel giebt. Eine Zusammenstimmung dieser verschiedenen Eigenschaften ist nothwendig, und diese fordert Zeit. Das ist eine lange Einleitung, um Dir zu sagen, weshalb mein Gemälde noch weit von der Vollendung entfernt ist. Indessen habe ich viele Gründe, der Malerei treu zu bleiben, und der vorzüglichste ist meine Abneigung, dem Glücke auf einem Wege nachzujagen, der mir nicht gefällt; ich glaube, es ist mein Vortheil, so zu malen, wie ich fühle."

Die Kunst war für Leopold Robert fast ein Kultus; wie sehr er sich ihr hingab, beweisen mehrere Stellen seiner Briefe, von denen wir folgende anführen wollen: „Nur höchst ungern", sagt er, „versäume ich eine Stunde Zeit, und ich möchte vom Morgen bis auf den Abend arbeiten; es ist ein innerer Antrieb, es ist Leidenschaft, was mich dazu bewegt. Ich fühle mich so glücklich, wenn ich arbeiten kann. In diesen guten Tagen fühle ich mich vorzüglich in den letzten Stunden heiter gestimmt. Wie viel Geduld ich nöthig gehabt habe und noch nöthig habe, wenn ich nicht murren soll, weißt Du besser als ich. Du machst eine Bemerkung, die mir schon oft eingefallen ist, nämlich, daß ich so viel Zeit zur Vollendung dieses Werkes brauche. Ich habe indessen ungefähr berechnet, wie lange ich an meinen beiden ersten Gemälden (die Madonna und die Schnitter) zugebracht habe, und ich bin überzeugt, daß, wenn ich an diesen Gemälden ununterbrochen gearbeitet hätte, auf jedes wenigstens ein Jahr kommen würde. Das mag denjenigen, welche nur einige Figuren von geringer Ausdehnung darin sehen, befremdend erscheinen; aber sie wissen nicht, daß ich an diesem scheinbar so einfachen Stoffe vier oder fünf Mal mehr gearbeitet habe, als man sehen kann. Das ist gewiß ein Unglück, aber ich glaube kaum, daß ich es ändern kann. Du kennst mich und weißt, wie unmöglich es mir ist, meine Gefühle in einer improvisirten Rede auszusprechen. So geht es mir auch mit meinem darstellenden Talente. Die kleinen Gemälde vollende ich mit ziemlicher Leichtigkeit, weil man für sie nur Eine Idee braucht; wenn ich aber etwas Harmonisches schaffen soll, wie es doch für eine größere Composition nothwendig ist, so habe ich nicht mehr Logik genug, um Schritt vor Schritt zum Ziele zu schreiten. Mich leitet der Instinkt; ich bin ein Blinder; ich taste und taste, bis ich zufrieden bin, oder bis mir die Geduld ausgeht."

An einer anderen Stelle schreibt er: „Ich habe mein Gemälde den 22. März 1829 angefangen; das Sujet ist so orjginell, daß ich nicht weiß, was noch daraus werden wird. Wenn ich auch weiß, daß meine Arbeit nicht ungünstig aufgenommen werden wird, so wäre ich doch fähig, sie aufzugeben; denn die erste und nothwendigste Bedingung, wenn man ein günstiges Resultat erlangen will, ist die, von seinem Gegenstande begeistert zu seyn, besonders bei einem Stoffe, wie der, den ich jetzt bearbeite. Du wirst vielleicht meine Eitelkeit tadeln, wenn ich Dir sage, ich wäre des Erfolges sicher; aber die Erfahrung belehrt mich, daß ich, wenn auch nicht von dem, was ich mache, doch von dem, was ich machen werde, eine sehr vortheilhafte Meinung habe; so schön und edel erscheint mir die Natur. Sobald ich mich also an einen Stoff gemacht habe, der in meiner Einbildung lebte, so verliere ich auch gleich die Lust, wenn ich sehe, daß es nicht so geht, wie ich möchte. Wie viel Hindernisse mir aber auch entgegentreten, so fühle ich doch eine gewisse Zähigkeit in meinem Charakter, welche mich zur Fortführung des Angefangenen treibt, und durch Geduld, Hin- und Herdenken und Hin- und Hertappen gelingt es mir dann wohl einigermaßen."

Interessant möchte auch folgende Stelle seyn, wo er sich über die Bedeutung der Natur für die Kunst und den Künstler ausspricht: „Ich muß Ihnen sagen, daß ich mich außerordentlich freue, in meinen Ideen über die Natur und Raphael mit Ingres zusammenzutreffen. Die Werke der Kunst haben einen Grad der Vollkommenheit, oder vielmehr ein Zusammenstimmen, das man in der Natur nicht findet. Ich will nicht sagen, daß man es nicht finden könne; aber ich glaube, daß die Natur einen reichbegabten Menschen leichter begeistern wird, als alle Abbildungen derselben, weil die Einbildungskraft des Künstlers nicht fremder Werke bedarf, um ihren Weg zu finden, und weil die Natur ihm immer den zuverlässigsten Stoff liefert. Uebrigens betrachtet Jeder die Natur nach seiner Weise. Mancher findet da überschwengliche Schönheiten, wo ein Anderer nichts sieht. — Ich bin höchst erfreut, daß wir in unseren Ansichten über Poussin übereinstimmen; die Werke dieses Künstlers waren immer der Gegenstand meiner höchsten Bewunderung, wegen der tiefen und erhabenen Gedanken, die sich darin ausgesprochen finden. Alles, was er gemacht hat, zeigt von einer solchen Kraft, von einem so besonnenen Gefühle, daß man gewisse Gemälde nicht ansehen kann, ohne sich in sie zu vertiefen. Er und Michel Angelo regen mich am meisten auf; jener durch seine tiefen Gedanken, dieser durch seine riesenhafte und originelle Phantasie."

Ueber die gewöhnliche Art, mit der die Kunst-Studien betrieben werden, sagt er folgende strenge, aber treffende Worte: „In diesem Augenblick sind mehrere fremde Künstler in Venedig, welche hier die Venetianische Schule studiren wollen. Ich wundere mich immer über den sonderbaren Weg, den man einschlägt, um Maler zu werden. Er scheint mir lächerlich; denn ich kann mir nicht vorstellen, daß ein Mensch, dessen Kopf nicht ganz leer ist, Jahre lang kopiren soll, daß er sich so wenig mit der Natur und so viel mit ihren Nachbildungen beschäftigen kann. — Der Besuch eines Professors der Akademie hat mich in meinem Schreiben unterbrochen. Natürlich haben wir lange über die Malerei gesprochen, aber wir verstehen uns nicht ganz; denn er sprach nur von den großen Meistern, ich nur von der Natur. Dies führt mich zur Beantwortung eines Punktes aus Deinen früheren Briefen. Ja, Raphael hat eine erstaunliche Menge bewundernswerther Gemälde gemacht, aber Raphael ist Raphael. Er war von allen Künstlern am glücklichsten begabt, wenn man Michel Angelo ausnimmt, der ihm, nach meiner Ansicht, noch überlegen ist."

Eben so entschieden erklärt er sich gegen die fabrikmäßige Betreibung der Kunst: „Ich begreife nicht", sagt er, „wie ein wahrhafter Künstler ein Atelier für Schüler eröffnen kann, die Jahr aus Jahr ein eine nackte Figur zeichnen müssen; ich muß annehmen, daß der Meister diese Beschäftigung im Grunde seines Herzens gar nicht billigt, daß ihn aber ein Geld-Interesse dazu bewegt. Dies ist übrigens ein Unterrichts-Verfahren, das den Alten fremd war; indem man so das Zeichnen lehren will, bindet man der Phantasie die Flügel. Als ich in Paris studirte, konnte ich eine Figur in jeder Stellung zeichnen, sie bis auf die Knochen zergliedern, alle Muskeln, ihre Verrichtungen, ihre Ursprünge und ihre Ansätze nennen; jetzt würde mir das unmöglich seyn, und doch fühle ich eine ganz andere Kraft in mir, eine Gestalt zu schaffen, sie in Bewegung zu setzen und sie richtig auszuführen, ohne daß es mir in den Kopf kömmt, die Natur übertreffen zu wollen. Ich studire die Natur sorgfältig und arbeite langsam. Schon seit Jahren habe ich mir vorgenommen, zu malen, wie ich fühle, und sollte ich so lange an einem Gemälde arbeiten, wie Andere an zehn. Was schadet das? Ich beneide Niemand seinen Gewinn; im Gegentheil sichern mir meine geringen Bedürfnisse eine größere Unabhängigkeit."

. . . . „Sie vergleichen Ingres mit Raphael; ich glaube, man könnte ihn besser mit Leonardo da Vinci vergleichen, der sich niemals helfen ließ und deshalb so wenig Werke geschaffen hat. Ingres ist mir das Ideal eines Künstlers, weil er die Kunst der Kunst wegen treibt und nicht Fabrikant werden will. Dieser Künstler besitzt eine merkwürdige Sicherheit der Zeichnung, und bei der Ausführung verfährt er so gewissenhaft, daß er nothwendiger Weise langsam arbeiten muß, um sich zu genügen. Er arbeitet allein an seinen Werken; dies muß man auch bedenken, weil er dadurch aus jedem Verhältniß zu den alten Malern tritt, welche sich von ihren zahlreichen Schülern helfen ließen. Wir leben in einer Zeit, wo die Liebe zur Kunst einen ganz anderen Charakter als im funfzehnten Jahrhundert erhalten hat. Die Neuheit der Meisterwerke, für die sich keine Vergleichung darbot, brachte einen allgemeinen Enthusiasmus hervor. Die großen Künstler konnten sich daher ungestörter ihren Eingebungen über-

lassen; sie fürchteten weniger die Kritik und den Eindruck, den ihre Gemälde in Gesellschaften, auf Ausstellungen u. s. w. machen würden, und doch werden hier gerade die guten Gemälde von den schlechten erdrückt. Die Arbeiten der alten Meister, welche in den Kirchen aufgestellt wurden, mußten ganz andere Empfindungen erregen. Unsere Vorgänger arbeiteten weit unbesorgter; sie fürchteten nicht einmal, Anachronismen zu machen, wenn die Laune sie dazu antrieb. Jetzt entgeht nichts den hundert Augen der Kritik. Die, welche auf sie Rücksicht nehmen, werden in ihrem Fluge gehemmt."

Bibliographie.

Histoire statistique et morale des enfans trouvés. — Von J. F. Terme und J. B. Monfalcon. 9 Fr.

Voyage en Islande et au Groenland, exécuté pendant les années 1835 et 1836 p. Trébuurt, dans le but de découvrir les traces de „la Lilloise", publ. p. P. Gaimard. Livr. 1 à 7. Atlas, in-Fol. de 12 pl. — Jede Lief. Text oder Kupfer 14 Fr., illum. 28 Fr.

England.

Das Wetter und das Kaminfeuer.

Wir befinden uns an dem Vorabend einer Revolution! Man ist im Begriff, uns zwei unserer größten Comforts zu rauben, und — sonderbar! — die Leute, welche diese Umwälzung herannahen sehen, — weit davon entfernt, sich zu beunruhigen, — heißen sie sogar willkommen. Wenn sich plötzlich die klimatischen Verhältnisse unseres Erdballs umkehrten, — wenn der heiße Süden mit Eis bedeckt und der kalte Norden von den Strahlen einer tropischen Sonne versengt würde, so könnte dadurch keine größere Veränderung in unseren Gewohnheiten hervorgebracht werden, als diejenige, welche uns jetzt bevorsteht.

Es ist von Ausländern bemerkt worden, daß ein Engländer seine Unterhaltung nie anders als mit Betrachtungen über den Zustand des Wetters beginnt*) und ein Kaminfeuer uns so nöthig ist, daß wir uns ohne ein solches keinen behaglichen Zustand denken können. Beides soll nun abgeschafft werden, — beides wird außer Gewohnheit kommen, und zwar so schnell, daß, nach dem Scheine zu urtheilen, in Zeit von einem Jahr die gewöhnlichen Begrüßungsworte: „Ein schöner Tag!" „Sehr feucht!" „Bitter kalt!" sich gänzlich verlieren und die Kaminfeuer höchstens nur noch den Köchen bekannt seyn werden. Nicht etwa ein Wechsel des Klima's, sondern ganz allein die Resultate wissenschaftlicher Forschung werden die Ursache dieser großen Veränderung seyn. Doch müssen wir endlich das Räthsel lösen.

Die beiden Dinge, welche jetzt den ausschließlichen Gegenstand der Unterhaltung ausmachen, nachdem die Kanadische Revolution und der elektrische Telegraph für passé gelten, sind Murphy's Wetter-Almanach**) und der tragbare Heiz-Apparat.

Der Wetter-Almanach erschien bereits vor einem Vierteljahr, doch war er kaum bekannt, — Niemand sprach von ihm, oder nur mit Ironie, bis der eintretende starke Frost den Verfasser zu einem Wetter-Propheten machte. Murphy stieg, als das Quecksilber fiel; und als es den Gefrierpunkt erreicht hatte, stand seine Popularität auf dem Siedepunkt. Das eintretende Thauwetter legte seinem Rufe noch eine festere Basis unter, als die starke Eisdecke, und der Wind heulte seinen Prophezeiungen Beifall, obgleich der Regen ausblieb, um seine Aerndte in der öffentlichen guten Meinung noch vollkommener zu machen.

Jetzt besitzt Jedermann einen Wetter-Almanach oder versucht, sich einen solchen zu verschaffen; man zieht ihn eben so regelmäßig zu Rathe wie das Barometer. Wir überließen gestern unser Exemplar sehr gern einem Freunde; die unablässige Frage „Haben Sie einen Wetter-Almanach?" veranlaßte uns jedoch zu dem Vorsatz, ein anderes zu kaufen, als — wer hätte das gedacht! — keines mehr zu haben war, — die Nachfragen in den Buchläden konnten nicht mehr befriedigt werden. Ueberhäuft mit Aufträgen nicht allein von Freundinnen, sondern „ernsten, gelehrten Männern", die ungeduldig waren, ein Exemplar zu besitzen, begaben wir uns nach dem Hauptquartier. Der Laden des Verlegers war mit Leuten angefüllt, die sich nach dem Ladentisch drängten, nach „Dutzenden" und „Viertelhunderten" riefen und murrten, da man ihnen weniger verabreichte, als sie verlangt hatten. Es war so voll, wie in einer Fladenbude am stillen Freitag. Niemand fiel es ein, den Wetter-Almanach besonders zu fordern, man nannte nur die Anzahl der Exemplare, und daß es dieser seyn sollte, verstand sich von selbst; etwas Anderes wurde gar nicht verkauft, und nach einem anderen Buch zu fragen, würde eine thörichte Impertinenz gewesen seyn. Unser verschenktes Exemplar, welches wir nur durch besondere Gunst erlangten, gehörte zur siebenten Auflage, — die wir jetzt zu erhalten das Glück hatten, schon zur vierzehnten, und allem Anschein nach konnten die gegenwärtigen Nachfragen auch diesmal noch nicht befriedigt werden. Die Wuth nach Moore's Almanach war nichts dagegen; der Astrolog Franz Moore war gegen den Meteorologen Patrick Murphy nur ein Stümper, die Berühmtheit des Charlatans nur eine vorüberziehende Rauchwolke, aber die des wissenschaftlichen Erforschers der Zeichen des Wechsels der Atmosphäre stellt sich dem Ruhme Newton's zur Seite.

Nehmen wir die Prophezeiungen des Herrn Murphy als richtig an, so werden sich die Leute künftig nicht mehr über den Wechsel der Witterung wundern, sondern ihn so ruhig entgegennehmen, wie die Ankunft von Weihnachten oder Ostern. Die Schiffe werden in den Hafen lenken oder ihre Abfahrt aufschieben, bis der verkündete Sturm vorüber, und die Landpartieen werden sich nach dem Wetter-Almanach richten; man wird, wenn man sich begegnet, eben so wenig „Schön Wetter!" zu einander sagen, wie man jetzt nicht daran denkt, sich „Vollmond!" oder „Heute Dienstag!" zuzurufen. Schon gegenwärtig sind die alten Begegnungsworte verdrängt durch — „Murphy hat Recht!" oder — „Murphy weicht heut etwas ab, doch wird es wohl nicht lange dauern!"

Die Abschaffung der Kaminfeuer ist jedoch eine Sache von ernsterer Bedeutung, und sie wird durch die Einführung einer Vase bewirkt werden, die, ohne Rauch oder Flammen auszuhauchen, im Stande ist, ein Zimmer von jeglicher Größe mit dem erforderlichen Wärmegrad zu versehen. Man kann sie auf den Tisch stellen, oder mit in den Wagen nehmen, — sie heizt eine öffentliche Halle eben so gut wie einen Kirchstuhl. Wenn die Erfindung eigentlich besteht, ist noch nicht bekannt und soll auch nicht eher bekannt gemacht werden, als bis in allen Ländern — außer in England — Patente darauf ausgestellt sind. Es ist irgend eine chemische Combination, die eine Verbrennung ohne Flamme bewirkt und eine Hitze erzeugt, welche mit einer solchen Schnelligkeit ausströmt, daß sie fast jeden Theil der sie umgebenden Atmosphäre zugleich erwärmt, ohne jedoch die Temperatur des metallenen Gefäßes, worin sie enthalten ist, bis zu einem solchen Grade zu erhitzen, daß es im Stande wäre, irgend etwas in seiner Nähe zu versengen. Dabei soll die Verzehrung des Sauerstoffes aus der Luft so gering seyn, daß eine Vase, die zur Erwärmung eines großen Zimmers hinreicht, nicht mehr anzieht als ein Nachtlicht. Die Kosten sind dabei fast eben so gering; sie betragen auf 24 Stunden nur 3 Pence; man ist daher im Stande, einen Wagen oder ein kleines Gemach für einen Penny auf 15 Stunden zu heizen!

Diese außerordentliche Erfindung soll — wie wir vernommen haben — von einem Gärtner gemacht worden seyn, als er sein Treibbeet öffnete. Die Wirkung der neuen Art Wärme haben wir noch nicht erproben können, denn in dem Jerusalemer Kaffeehause werden bis jetzt nur die Vasen, aber nicht der Prozeß gezeigt. Die Resultate dieser Erfindung werden ganz außerordentlich seyn. Die ewige Rauchkuppel, welche, durch tausend Rauchsäulen getragen, fortwährend über London schwebt, und die unzähligen Schornsteine auf den Dächern werden verschwinden, — die Hauptstadt wird eine andere Luft, ein anderes Ansehen erhalten; es müßte denn seyn, daß die City, so lange an Rauch und Schwärze gewöhnt, sich wie ein Schornsteinfeger mit einem reinen Gesicht unbehaglich fühlte und eine andere Art Schmutz auflegte. Zum Glück für die Schornsteinfeger und Kohlenhändler ist diese Wärme nicht dazu geeignet, die Speisen damit zu kochen, — der arme Hagestolz kann sich nicht einmal sein Rasirmesser auf der Vase wärmen, — sonst würde jene schwarze Zunft ganz eingehen und die Kohlengruben der Lords Durham und Londonderry bald verödet seyn. So wie die Sachen jetzt stehen, kommt diese Erfindung eben noch zur rechten Zeit, um die Befürchtungen vieler Leute wegen Erschöpfung der Steinkohlengruben zu zerstreuen. (Spectator.)

Mannigfaltiges.

— Herr Grund und die Amerikaner. „Der Deutsche hat eine Zunge für jede Sprache", ist ein in Nord-Amerika viel verbreitetes Sprüchwort.*) Die North-American Review wendet dies auf das ursprünglich in Englischer Sprache geschriebene Werk des Herrn Franz Grund über die Nord-Amerikaner an. Es versteht sich von selbst, daß man in Amerika mit diesem Buche, in welchem ein Deutscher seine Nationalität so weit verleugnet, daß er zwei fremde Nationen, die Engländer und die Amerikaner, als die erleuchtetsten und in jeder Beziehung voranschreitenden Völker der Erde bezeichnet, ungemein zufrieden ist. Gleichwohl findet doch auch der Amerikanische Reviewer, daß Herr Grund in seiner Anpreisung der jetzt in den Vereinigten Staaten dominirenden Partei und ihrer Grundsätze, die er sogar gegen die armen Indianer versucht, etwas zu weit gehe, und daß sich sein Urtheil überhaupt nicht zu der Höhe eines philosophischen Geistes zu erheben vermöge, in welcher Beziehung des Franzosen de Tocqueville Buch über die Demokratie in Nord-Amerika als ein bisher auf diesem Gebiete noch allein dastehendes Muster dargestellt wird. Wenn übrigens der Amerikanische Kritiker als einen Beweis von der Anerkennung, die das Grundsche Werk auch in Deutschland gefunden, unter Anderem anführt, daß hier die Uebersetzung desselben bereits in der dritten Auflage vergriffen sey, so ist dies eine Behauptung, deren Irrthümlichkeit gewiß Niemand mehr bedauert, als die Cottasche Buchhandlung, die wohl noch lange zu thun haben wird, bevor sich auch nur die erste Auflage verkauft.

*) Um diese geistreiche Bemerkung zu machen, hätten die Herren Ausländer wohl nicht erst nach England zu reisen brauchen.

**) Vgl. Nr. 25 des Magazins, Artikel „Mannigfaltiges".

*) A German has a tongue for every language.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 50. Berlin, Mittwoch den 25. April 1838.

Frankreich.

Ein Engländer in und über Versailles.

Wir haben im vorigen Jahre so viel Ueberschwängliches von dem neuen Museum in Versailles gehört, daß es wohl interessant seyn möchte, damit ein Urtheil zu vergleichen, das kürzlich die Londoner Quarterly-Review über jene glänzende Einrichtung mitgetheilt hat. Es ist allerdings darin die alte, nur etwas verbissene National-Eifersucht auf die Franzosen nicht zu verkennen; auch darf nicht übersehen werden, daß der Verfasser, Herr Croker, zu den Ultra-Tories gehört, die sich mit der Regierung Ludwig Philipp's noch immer nicht befreunden können; gleichwohl ist aber die Kritik, der Kern, um welchen jene animosen Bemerkungen nur die Schale bilden, anziehend und kann besonders für Deutsche Leser einen interessanten Vergleichungspunkt abgeben. Hören wir jetzt unseren Engländer:

„Alle die wechselnden Regierungen, welche von der National-Versammlung an bis zu dem Juli-Königthum in Frankreich an der Reihe gewesen sind, haben sich keinen Rath gewußt, was mit den leerstehenden Königlichen Schlössern zu Versailles anzufangen sey. Sie zu zerstören, kam selbst den wüthendsten Republikanern nicht in den Sinn; daß Napoleon sich mit dem Gedanken getragen habe, sie wieder zur Residenz einzurichten, ist ein unglaubwürdiges und ganz unbegründetes Vorgeben der Memoirenschreiber; Ludwig XVIII. und Karl X. hätten wohl gern ihren Thron und ihren Hof, mit der Zeit auch das Ministerium und die Kammern aus dem unruhigen, gefährlichen Pariser Volkswoge nach der stillen, stolzen Palast-Stadt Ludwig's XIV. entrückt, — allein die Nation würde einen solchen Schritt als eine offene Ankündigung der Rückkehr zum ancien régime betrachtet und als eine schwere Kränkung empfunden haben. Die Schwierigkeit war, für jene kolossalen Gebäude eine großartige, würdige und zugleich populaire Bestimmung ausfindig zu machen; der Aufwand für ihre Wiederherstellung, woran Napoleon 7,000,000, die beiden Bourbonischen Könige 6,000,000 Fr. ohne dauernden Erfolg verwendet hatten, sollte sich auch verlohnen. Ludwig Philipp's Geschick und gutes Glück hat ihm auch hier über Verlegenheiten hinweg geholfen, woran seine Vorgänger gescheitert waren. Er hat aus Versailles wieder Etwas gemacht, und zwar das Beste, was sich in der Geschwindigkeit daraus machen ließ. Noch hat kein König solchen Eifer, so geschäftige Aufmerksamkeit, solches „empressement" bewiesen, der Französischen National-Eitelkeit zu schmeicheln und zu huldigen. Musée historique de Versailles, — diesen Namen und die prunkende Aufschrift: A toutes les gloires de la France! führt das Bilderbuch, welches jüngst den Franzosen zum Geschenk gemacht wurde — allerdings ein Bilderbuch im gewaltigsten Format, wie es sich für die große Nation schickt — ein Bilderbuch, dessen Einband ragende Palast-Mauern, dessen Blätter die Wände Königlicher Säle und Hallen sind, wo sich das Volk an tausend und aber tausend buntfarbigen, in Gold eingerahmten Darstellungen alter und neuer Französischer Gloire weiden und bespiegeln mag. Dafür ist ihm denn auch lauter, rauschender Beifall zu Theil geworden; das Publikum hat voller Entzücken über die Herrlichkeit des neuerstandenen Versailles in die Hände geklatscht, — was kann das Reich der Barrikaden mehr wollen?

Der erste Anblick oder vielmehr Ueberblick des Versailler Museums muß, wir gestehen es, jeden Besucher, der die weiten, glänzend ausgestatteten Räume durchwandelt, blenden, überwältigen, zur Bewunderung hinreißen. In hundertzweiundfunfzig Säle, Zimmer und Galerieen ist das Museum vertheilt, und wer an Allem, was da zur Schau gestellt ist, nur vorübergehen will, hat einen Weg von zwei Lieues (1½ Deutsche Meile) zu machen. Die mit Gemälden über und über behangenen Wandflächen, wo dem Auge neben und zwischen den Schildereien nichts begegnet, als lauter Marmor und Gold, betragen nach mäßiger Rechnung zusammen etliche hundert Morgen Landes. Diese scheinbare Unermeßlichkeit nimmt für das erste, das zweite Mal Sinn und Urtheil auch des gewiegtesten Kenners gefangen. Allein wenn dieser Eindruck der Masse überwunden ist, wenn man sich zu orientiren und das Einzelne mit schärferer Aufmerksamkeit zu mustern beginnt, wie schnell verschwinden da die glänzenden Illusionen! Die vermeinte großartige Kunstschöpfung, aus einem Königlich erhabenen Gedanken entsprungen, mit Königlich erhabener Freigebigkeit ins Leben gerufen, wie schrumpft sie ihrem wahren Gehalte nach zusammen zu einem plan- und ordnungslosen Gelegenheits-Machwerk! Man betrachte nur die Gemälde, — bei weitem die meisten sind bestellte, zum Termin gelieferte Waare, zu nichts werth, als so und so viel Quadrat-Schuh Wand zu bedecken. Und was die Ausschmückung betrifft, so findet es sich, daß die gediegene Pracht von der Zeit Ludwig's XIV. herrührt, die Surrogate aber von heute sind: von damals der Marmor, welcher die Mauern bekleidet, von jetzt das überfirnißte Holz. Die echten, werthvollen Stücke — leider machen sie in der ungeheuren Sammlung nur einen kleinen Theil aus — hat man fast durchgängig vorgefunden; man durfte sie nur reinigen, aufputzen und gehörigen Ortes aufstellen lassen. Aus den Magazinen und Rumpelkammern der Kaiserlichen und Königlichen Schlösser wurde, was sich nur irgend nutzen ließ, hervorgeholt, aufgestutzt und möglichst vortheilhaft placirt. Kurz, man hat es verstanden, den Anschein von Glanz und Pracht und mehr als Königlichen Aufwand durch Mittel zu erzielen, welche von wahrhaft sinnreicher Sparsamkeit zeugen. Auf den Effekt war das Ganze angelegt; man hat es sich so viel kosten lassen, als nöthig war, den Effekt hervorzubringen, — nicht einen Centime mehr.

Während wir dieses schreiben, ist sogar bereits ein zweites Unternehmen derselben Art und nicht geringeren Umfanges, als das Versailler Museum, der Vollendung nahe und zum Theil bereits dem Publikum geöffnet. Wir meinen die Galerieen und Museen im alten Louvre zu Paris, in welchem Ludwig Philipp am 21. November vorigen Jahres seine Gäste bei Fackelschein drei Stunden lang umhergeführt hat. Hier befindet sich, außer der altberühmten großen Bildergalerie des Louvre, noch eine prächtige Vasen- und Kleinodien-Sammlung, ein Musée Vernet, ein Musée Lesueur, — sodann die Wohngemächer Heinrich's II. und der Maria von Medicis, welche ganz im Styl und Geschmack des 16ten Jahrhunderts restaurirt werden, ferner ein Musée Espagnol in fünf Sälen, wofür in den letzten Jahren eine große Anzahl der werthvollsten Spanischen Gemälde erworben worden sind, — eine Aegyptische Galerie, ein in eilf großen Zimmern aufgestelltes Marine-Museum, — zuletzt in dem von Jean Gonjon erbauten Flügel, welcher wieder an die große Bildergallerie stößt, ein Musée des Cartons, zahlreiche Handzeichnungen von den größten Meistern enthaltend, welchem die alten herrlichen Salles du Conseil d'Etat eingeräumt sind, — und endlich in der großen ehemaligen Salle des Séances eine besondere Sammlung religiöser Gemälde (Musée de peintures religieuses). Nun enthält der alte Louvre-Palast wohl 500 Fuß ins Gevierte, und die Erstreckung der Säle und Galerieen, welche an der äußeren und inneren Front des Gebäudes umherlaufen, beträgt mindestens 4000 Fuß. So viel wir nach der ersten flüchtigen Uebersicht zu urtheilen vermögen, ist hier, sowohl dem Gehalte als der äußeren Ausstattung nach, etwas viel Vorzüglicheres geleistet als im Versailler Museum; die Sammlungen haben entschieden höheren Kunstwerth, sie enthalten viel Seltenes und Merkwürdiges; die Anordnung und Aufstellung ist zweckmäßig, die Verzierungen kostbar und geschmackvoll. Dem Louvre quer gegenüber, am anderen Ufer der Seine, erhebt sich an der Stelle, wo früher das Augustiner-Kloster (Convent des Petits Augustins) stand, ein neues, stattliches Gebäude, zur Ecole des Beaux-Arts bestimmt. Erinnern wir noch mit wenigen Worten an das Pantheon, das sich, obwohl langsam, seiner Vollendung nähert, an die Magdalenen-Kirche (neben der place de la Madeleine), die unter Ludwig XVI. begonnen wurde und jetzt in heiterer, nur allzu bunter Pracht vollendet dasteht, — an den Triumphbogen von der Barrière St. Denys — an den Luxor-Obelisken, — an die jüngst begonnenen Arbeiten zur Restauration des alten ehrwürdigen Justiz-Palastes, — an das neue palastähnliche Gebäude am Quai d'Orsay, welches mehrere der höchsten Staatsbehörden beherbergen soll, — so gelangen wir zu dem Resultate, daß, so lange Frankreich als Monarchie existirt, noch kein Regent, selbst Ludwig XIV. und Napoleon nicht, sein Andenken durch eine solche Anzahl großer und prachtvoller Bauwerke und Monumente verewigt, keiner zum Glanze und zur Verschönerung von Paris so viel beigetragen hat, wie Ludwig Philipp.

Zwar alle die zuletzt genannten Gebäude werden auf Staats-

kosten ausgeführt und figuriren seit 1833 für große Summen im Budget. Allein das Museum zu Versailles und die Galericen des Louvre sind ausschließlich des Königs Werk und bei der Liberalität, womit er sie dem täglichen Besuch des Publikums öffnet, als ein Geschenk an die Nation zu betrachten. Wer wird in allen diesen Monumenten die auf die Eitelkeit der Franzosen berechnete Politik der jetzigen Regierung nicht erkennen? Allmälig hat das neue Königthum einen Hof um sich gebildet, welchen es immer erlesener zu gestalten sucht. Die Nation soll sich wieder daran gewöhnen, ja sich damit befreunden und ihre Freude, ihren Stolz daran haben, wenn von dem Throne und der Person des Monarchen Glanz und Herrlichkeit über Frankreich ausstrahlt. Darum wird das Andenken Napoleon's so vielfach gefeiert, die Erinnerung an die Glanz-Epoche Ludwig's XIV. mit sichtlicher Vorliebe wieder aufgeweckt, welchen Beiden Ludwig Philipp nacheifert, nicht in blutiger Eroberungslust, sondern in ruhmvollen Werken und Künsten des Friedens.

Unter den vielen im Laufe des letzten Jahres erschienenen Beschreibungen der Schlösser und des Museums zu Versailles tragen zwei einen halb und halb offiziellen Charakter, — man kann mindestens annehmen, daß sie das Patronat des Hofes für sich haben. Das eine dieser Werke führt den Titel: „Galeries Historiques de Versailles, gravées sur acier par les meilleurs artistes Français et étrangers, avec un texte explicatif. Ouvrage publié par ordre du Roi." Der Text ist von Herrn Jules Janin; es sind bis jetzt etwa zwölf Lieferungen erschienen. Das andere heißt: „Souvenirs Historiques des Demeures Royales de France. Palais de Versailles. Par J. Vatout, premier Bibliothécaire du Roi." Mußten gerade die Beiden zu diesem Geschäfte ausersehen werden: Vatout, der weder unter den Gelehrten, noch unter den Literaten, noch unter den Hofleuten zu Paris Etwas bedeutet, und Janin, dessen Ruf als Journalist nachgerade in Verruf überzugehen anfängt! Der von Janin gelieferte Text besteht, wie leicht zu erachten, zum größten Theil aus losem und lockerem Gewäsch, das nicht zur Sache gehört; wo er sich auf den Gegenstand einläßt, enthält fast jeder Satz ein grobes Versehen oder eine unverschämte Uebertreibung. Er meint dem Könige zu schmeicheln, indem er den Hergang der Sache so darstellt, als hätte Ludwig Philipp die Schloßgebäude zu Versailles im kläglichsten Verfall, als halbe Ruinen vorgefunden und durch sein Zauberwort neu geschaffen. „Le Musée de Versailles, heißt es, est le chef d'oeuvre du Roi des Français; c'est le monument le plus important et le plus complet qui ait été érigé à notre gloire nationale!" Und um das Wunder recht groß zu machen, wird aller Welt ins Gesicht gelogen: „Le palais n'était qu'une vaste ruine" — „le château de Versailles était tombé en ruines" — „sa toute-puissance a tiré de ses ruines le château de Louis XIV." — und so an zwanzig Stellen. Was die Franzosen dazu sagen, wissen wir nicht; wir berufen uns aber auf das Zeugniß von hunderten und aber hunderttausend Fremden, Engländern, Deutschen, Russen, Italiänern u. s. w., welche seit 1814 den Versailler Palast in Augenschein genommen und das Meiste, namentlich die ganze Reihe der Prachtzimmer im Haupt- und Mittelgebäude, ganz so gefunden haben, wie es noch jetzt ist. Solche Windbeutelei gleich im Prospektus eines monumentalen Werkes muß uns wohl stutzig machen. Fragen wir die Geschichte.

In der Nacht vom 5. zum 6. Oktober 1789 drang, wie man weiß, ein von Paris herübergezogener Pöbelschwarm in das Schloß zu Versailles, mißhandelte und ermordete die Königlichen Diener und Leibwächter und zwang die geängstigte Königliche Familie zur Rückkehr nach Paris. Das Gebäude selbst jedoch hatte nicht den geringsten Schaden genommen: die Gegenwart Lafayette's und der Nationalgarden hielt die Zerstörungslust des Pöbels im Zaume; Geräthschaften, Kostbarkeiten, Kunstwerke, Alles fand sich an seinem Platze. Später jedoch scheint Eines und das Andere, namentlich an Büsten und Bildsäulen, aus Versailles nach dem National-Museum im Louvre fortgeschafft worden zu seyn; denn ein von der gesetzgebenden Versammlung ganz kurz vor ihrem Auseinandergehen, am 21. September 1792, erlassenes Dekret befiehlt: „Mit dem Transport der Kunstwerke von Versailles nach Paris einzuhalten. Am 20. Oktober desselben Jahres ermächtigte der Konvent den Minister des Innern, Roland, das Mobiliar der Versailler Schlösser zu verkaufen. Damit scheint man jedoch glücklicherweise nicht geeilt zu haben; denn, wie uns Herr Vatout berichtet, — die einzige brauchbare Notiz, die wir aus seinem gehalt- und geschmacklosen Buche auflesen konnten —, setzte am 3. Brumaire au II (24. Okt. 1793) der Konvent einen Ausschuß mit dem Auftrage nieder, über alles bewegliche Gut in den Versailler Schloßgebäuden Inventarium aufzunehmen. Dies geschah mit solcher Genauigkeit und Ausführlichkeit, daß man sogar die Fische in den Garten-Bassins nicht vergessen findet. Hätte doch Herr Vatout den gescheidten Einfall gehabt, uns in seinem Appendix Eines und das Andere aus diesem Inventarium mitzutheilen, statt des langen Verzeichnisses der Personen, welchen Ludwig XVIII. für den Fall, daß der Hof wieder nach Versailles zöge, Gemächer in dem dortigen Palaste einzuräumen beabsichtigte. Am 17. Juni 1793 kamen die Bürger von Versailles beim Konvent mit einer Bittschrift ein, worin sie vorstellten, wie großer Schade ihrer Stadt durch die Ausräumung der weiland Königlichen Schlösser widerfuhre. Am 8. Juli wurde auf Grund eines von Barrère im Namen des Wohlfahrts-Ausschusses erstatteten Berichtes beschlossen, einen Flügel des Palastes für ein neu zu stiftendes Gymnase publie einzuräumen. Endlich am 5. Mai (16. Floréal) 1794 dekretirte der Konvent: „Versailles, Saint-Cloud und einige andere vormals Königliche Residenzschlösser sollten auf öffentliche Kosten in Stand gehalten werden und eine Bestimmung zum Nutzen und Vergnügen des Volkes erhalten, hauptsächlich zu Anstalten für die Beförderung des Ackerbaus, der Handwerke und schönen Künste." Demzufolge wurde zu Versailles der sogenannte „Ministerflügel" (Aile des Ministres, ein abgesondertes Vorgebäude des Palastes) für die Centralschule des Departements und die Grand-Commune (ein anderes Nebengebäude) für eine Gewehrfabrik eingerichtet. Das Hauptgebäude selbst sollte als Konservatorium oder Museum zur Aufbewahrung der Kunstgegenstände dienen, welche man aus den Wohnungen der Adeligen und Emigranten zusammenplünderte; ferner wurde eine öffentliche Bibliothek und ein Musée Français von Werken der Malerei und Bildhauerkunst daselbst aufgestellt. Ludwig Philipp ist also keineswegs der erste, welcher den Gedanken an ein National-Museum zu Versailles gefaßt hat; vielmehr findet sich, daß diese Conception grande et originelle, um mit Herrn Janin zu reden, ursprünglich den Männern des Konventes angehört. Es geht ferner aus dem Gesagten hervor, daß die Versailler Schloßgebäude während der ganzen Revolutionszeit keine direkte oder gewaltsame Beschädigung erlitten haben. Nur unterblieben freilich die nöthigen Reparaturen, und in Folge dieser Vernachlässigung befanden sich die Schloßgebäude 1804, als Napoleon den Kaiserthron bestieg, in sehr üblem Zustande. Der Kaiser dachte ernstlich an ihre Wiederherstellung und verwendete wohl 7,000,000 Francs darauf. Ludwig XVIII. und Karl X. haben sich die Instandhaltung und Verschönerung von Versailles nicht minder große Summen kosten lassen; ja Ludwig XVIII. hat einen ganz neuen Flügel, der vorhererwähnten Aile des ministres gegenüber, anbauen lassen. So hat Ludwig Philipp Versailles vorgefunden, und wir denken, Herrn Janin's Ruinen sind damit zur Genüge abgefertigt.

Wenn man durch die obenerwähnte Gitterpforte von Osten her in den Bereich des Versailler Schlosses eintritt, so befindet man sich zuvörderst in einem ungemein großen, von zwei parallelen Seitengebäuden begränzten Hofraum, welcher gegenwärtig den Namen des Bildsäulenhofes (Cour des Statues) führt. Früher nämlich stand dieser geräumige Vorhof ganz leer und kahl und sah in seiner eintönigen Oede viel eher einem Exerzirplatze ähnlich. Man suchte diesem Fehler abzuhelfen, indem man längs dem Erdgeschoß der zwei Seitengebäude eine Art von erhöhtem Gang oder Terrasse mit Ballustraden führte. Da man aber der Ballustrade die erforderliche Höhe nicht geben konnte, so blieb die Wirkung für das Auge Null. Erst Ludwig Philipp hat mit glücklichem Takt die rechte Weise ausfindig gemacht, wie dieser Hofraum zu benutzen war. Er hat ihn mit sechzehn kolossalen Bildsäulen auf hohen und massiven Fußgestellen besetzt. Es stehen ihrer acht auf jeder Seite längs den Ballustraden, und über ihren Häuptern prangt an den Façaden der Seitengebäude die Inschrift: A toutes les gloires de la France. Eine kolossale bronzene Reiter-Statue Ludwig's XIV. schließt auf angemessene Weise den imposanten Prospekt, das Auge ist vollkommen befriedigt; allein bei näherer Prüfung macht uns zuerst die Wahl der Personen stutzig, deren Ebenbilder man hier aufgestellt hat. Weder die Zeitordnung, noch eine andere ist berücksichtigt. Wir finden nämlich, von dem Eingange bei der Gitterpforte angefangen, linker Hand die Statuen von Suger (st. 1152), Duguesclin (st. 1380), Sully (st. 1641), Lannes (st. 1809), Mortier (st. 1835), Suffrein (st. 1788), Duquesne (st. 1688), Condé (st. 1686); rechter Hand Richelieu (st. 1642), Bayard (st. 1524), Colbert (st. 1683), Jourdan (st. 1833), Massena (st. 1817), Tourville (st. 1701), Dugay-Trouin (st. 1736), Turenne (st. 1675). Wie kommen die Leute hier zusammen? Auf die natürlichste Weise von der Welt: man brauchte sechzehn Statuen für den Vorhof, man hatte sechzehn Statuen vorräthig, die man anderwärts nicht brauchen konnte, — ergo! Zwölf von den sechzehn Standbildern sind gute Bekannte aus alter Zeit: sie standen zusammengedrängt auf der Brücke Ludwig's XV., wohin sie mit ihrer kolossalen Natur und ihren gewaltigen heroischen Attitüden gar nicht paßten. Ludwig Philipp versetzte daher wohlweislich die zwölf Brückenheiden in den Versailler Schloß-Vorhof, wo Raum für sie ist. Es blieb nur noch ein Bedenken, daß nämlich unter den Zwölfen gar kein Held der Revolutionszeit war. Indeß der sparsame Architekt fand mit gewohntem Glücke guten Rath. Napoleon hatte kurz vor seinem Sturze die Bildsäulen von vier tapferen auf dem Felde der Ehre gebliebenen Generalen anfertigen lassen, — ja, was noch mehr, er hatte sie bereits bezahlt. Die Statuen waren natürlich während der Restauration nicht aufgestellt worden; Ludwig Philipp fand sie vor. Allein so unmittelbar waren sie nicht zu brauchen. Die vier Tapferen hatten Hervo, Despagne, Colbert und Rouffelle geheißen: wer mochte sich jetzt noch ihrer erinnern? Ein geschickter Künstler wurde in Sold genommen, und mit ein paar leichten Strichen des Meißels, mit ein paar Veränderungen in den Attributen gelang es, aus den vier Generalen vier Marschälle zu machen. Hervo wurde in Mortier, Despagne in Lannes, Colbert in Massena, Rouffelle in Jourdan verwandelt. Wer weiß: vielleicht kommt künftig noch einmal ein Meißel über die vier Helden und metamorphosirt sie in La Roche-Jacquelin, Charette, Pichegru und Moreau. Eben so drollig ist es mit der Reiter-Statue Ludwig's XIV. zugegangen. Sie steht ungemein stattlich aus, steht auch ganz vortrefflich an ihrem Platze, gerade wo die große Avenüe zum Schlosse sich mit den beiden Straßen kreuzt, von denen die eine nach Sceaux, die andere nach St. Denys hinausführt. Bei genauerem Zusehen

wird man gewahr, daß der Reiter und das Roß nicht recht zu einander passen. Nämlich zur Zeit der Restauration war es im Werke, die Elysäischen Felder mit einer Statue Ludwig's XV. zu Roß zu zieren. Der Bildhauer Cartellier, welchem die Arbeit aufgetragen war, starb, als er eben das Pferd fertig hatte, und dieses bronzene Pferd ging durch die Juli-Revolution in den Besitz Ludwig Philipp's über. Es fand sich außerdem in den Königlichen Magazinen eine alte Statue Ludwig's XIV. von einem sonst ganz unbekannten Bildhauer Petitot. Man setzte nun den Petitotschen Mann auf das Cartelliersche Pferd, und siehe da! es kam eine herrliche Reiter-Statue Ludwig's XIV. heraus, in deren Lob und Preis Herr Janin gar kein Ende finden kann.

Wir müssen versuchen, den Lesern in wenigen Worten eine Vorstellung von der Form und Anordnung des Versailler Palastes zu geben. Das Hauptgebäude hat seine Front nach Westen hinaus und Seitenfaçaden gegen Süden und Norden, die nach den Schloßgärten hinaussehen. Es ist zugleich der älteste Theil des Schlosses, von Ludwig XIII. angelegt, von Ludwig XIV. nach allen Seiten erweitert. An dieses Hauptgebäude stoßen nun weiter rückwärts zwei ungeheure Flügel, wovon der eine sich nach Süden, der andere nach Norden hinausstreckt. Der letztere enthält die Schloßkapelle und an seinem nördlichsten Ende das Schloßtheater. Das Hauptgebäude, gewöhnlich mit dem Namen des alten Schlosses (le vieux chateau) bezeichnet, enthielt die Königlichen Wohn- und Prunkgemächer; namentlich gegen Westen hinaus, längs der Hauptfront, die prachtvolle Spiegelgallerie (galerie des glaces), so genannt, weil den siebzehn hohen Bogenfenstern an der Wand gegenüber eben so viel mit Spiegelglas getäfelte Arkaden entsprachen. Die beiden Flügel, drei Stockwerk hoch, enthielten in jedem Geschoß eine Reihe von zwölf bis vierzehn nicht allzu großen Zimmern, hinter welchen zur Unterhaltung der Communication ein Korridor lief. In diesen Zimmern waren dem Gefolge des Königs und der Schloßdienerschaft ihre Wohnungen angewiesen. Gerade in diesen Flügeln nun hat man jetzt das Museum zum allergrößten Theile untergebracht. Das Unangemessene des Vorhabens zeigt sich hier auf den ersten Blick; ein Schloßflügel, der als Wohngebäude dienen sollte und gedient hat, kann sich zur Aufstellung eines National-Museums nicht eignen. Die Gloires de la France finden sich höchst seltsam einquartiert: Chlodwig und Dagobert in den Schlafzimmern der Dames d'honneur, die Königin Blanca von Castilien im Ankleide-Kabinet von Philipp Egalité, Duguesclin im Korridor bei den Aufwärterinnen, Jeanne d'Arc bei den Lakaien und Scheuerleuten von Franz I. und Heinrich IV.

(Fortsetzung folgt.)

Mamsell Lenormand und der Minister von Malchus.

(Schluß.)

Jetzt bat sie sich meine linke Hand aus und besah sie sehr aufmerksam; besonders achtete sie auf alle Linien und Einschnitte derselben. Nicht lange darauf fing sie an, die Linien hinauf und herunter, hinüber und herüber zu zählen, indem sie zugleich die Himmelskörper dabei nannte. Endlich schlug sie ein in der Nähe liegendes großes nekromantisches Buch auf, in welchem eine ungeheure Menge Hände mit allen ihren Einschnitten ꝛc. gezeichnet waren. Sie verglich eine der dortigen Hände nach der anderen sorgfältig mit der meinigen und blieb bei derjenigen stehen, die auch mir der meinigen am ähnlichsten schien. Dann fing sie an, die auseinandergelegten Karten sehr aufmerksam durchzusehen, zählte und rechnete dabei halblaut hin und her, bis sie endlich zu sprechen und mir aus den vorliegenden Karten mein Schicksal, 1) das Vergangene, 2) das Gegenwärtige und 3) das Zukünftige, zu erzählen anfing. Dieses Erzählen ging aber so äußerst schnell, als ob sie Alles aus einem ihr vorliegenden Buche abläse. Traf es sich, daß sie in der Folge auf etwas früher schon Erwähntes zurückkam, so erzählte sie es pünktlich so, wie das erste Mal, gerade als ob sie es jetzt noch einmal abläse.

(In Betreff dessen, ob und in wie weit sie ihrer Sache in dieser Rücksicht gewiß sey, stellte ich sie am Ende noch auf eine weit schwierigere Probe.)

Ueber die Vergangenheit meines Lebens (le passé) sagte sie mir, zu meinem größten Erstaunen, Vieles, was ich selbst kaum noch, was in meinem Vaterlande wahrscheinlich Niemand mehr und was in Paris sicher kein Mensch wußte.

„Sie sind", sprach sie unter Anderem, „schon mehr als einmal in Lebensgefahr gewesen, namentlich waren Sie innerhalb Ihrer ersten fünf Jahre (dans le premier lustre de votre vie) nahe daran, Ihr Leben im Wasser zu verlieren."

(Wer sagte ihr, daß ich in meinem vierten Jahre in Schwetzingen in den großen Teich gefallen bin!!!)

„Sie sind mehr als einmal schon in Feuersgefahr gewesen."

(Auch dies ist wahr!)

„Sie wurden in Verhältnissen geboren, nach welchen sie gerade nicht erwarten konnten, ein großes Glück in der Welt zu erlangen; aber Sie haben es dennoch gemacht. Sie fingen sehr früh an, sich zu rühren, um etwas Großes zu erreichen. Schon vor 25 Jahren nahmen Sie zum ersten Male Dienste, aber in sehr untergeordneten Verhältnissen."

(Woher wußte sie es, daß ich schon in meinem 12ten Jahre in Dienste trat?)

Dann fuhr sie fort, mir eine Menge Einzelnheiten meines vergangenen Lebens aufzuzählen und mir besonders die verschiedenen Abschnitte desselben so bestimmt und deutlich vor Augen zu legen, daß mir förmlich unheimlich bei ihr wurde, ja, daß ich eine Art von Grausen empfand.

In Betreff des vorletzten Abschnitts desselben (meiner Dienstnahme in Westphalen) bemerkte sie, daß derselbe anfangs nicht den Anschein gehabt habe, sehr glänzend werden zu wollen; daß aber bald Verhältnisse eingetreten seien, die eine solche Wendung herbeigeführt hätten.

Auch der Gegenwart (le présent) erwähnte sie ganz so, wie sie sich verhielt.

Ueber die Zukunft (l'avenir) sprach sie Einiges räthselhaft, und zwar so, daß man es allenfalls mit den Aussprüchen der Sibyllen, oder mit den Antworten der Pythia, z. B.: „Wenn Krösus den Phasis überschreitet, so wird ein großes Reich zu Grunde gehen!" vergleichen könnte. Manches dagegen drückte sie sehr bestimmt aus, und — es ist wahr geworden! —

Z. B.: „Ich sei meiner Familie wegen sehr in Sorgen." (Freilich war ich dies, denn ich wußte bloß, daß meine Gattin mit ihren Kindern glücklich bis Aelsen gekommen sei, ob sie aber auch glücklich nach Hildesheim gelangt wäre und wie es ihr dort gehe, wußte ich nicht.) „Ich könne aber darüber ruhig sein, denn in acht Tagen werde ich einen Brief bekommen, der zwar manches Unangenehme enthalte, mich aber doch über meine Familie hinlänglich beruhigen werde."

(Wirklich bekam ich gegen den achten Tag einen Brief von meiner Frau, der mir ihr und unserer Kinder Wohlbefinden meldete, sonst aber Mehreres enthielt, was mir nicht lieb war.)

„In den folgenden acht Tagen würde ich viermal nach einander Auskunft über die Verhältnisse meines Vaterlandes und einmal sehr ausführliche Nachrichten in Betreff meiner Familie bekommen."

(Dies sagte sie mir am 28. März. — Zwei Tage darauf schon geschah der — allen Parisern völlig unerwartete — Einzug der Alliirten. Etwa sechs Tage nachher ging ich auf den Boulevards spazieren. Eilend kommt Jemand in Preußischer Artillerie-Uniform auf mich zu, und ich erkenne (zu meinem Erstaunen!) den Herrn von R., der noch vor kurzem mit uns in Compiegne gelebt hatte, dann, nach Hildesheim zurückgekehrt, unter die Preußen gegangen war und jetzt eben in gerader Linie von Hildesheim kam, mir folglich eine Menge Einzelnheiten von den Meinigen mittheilen konnte, da er sie sämmtlich gesehen und gesprochen hatte. — Bald darauf begegnete ich dem ehemaligen Göttingischen Präfekten Delius, u. s. w.; kurz, ich erhielt wirklich in diesen acht Tagen zusammen viermal Nachrichten aus Deutschland.)

Weiter fuhr sie fort: „ich werde nicht sehr lange mehr in Frankreich bleiben, sondern in mein Vaterland zurückgehen, in welchem ich anfangs eine Menge kleiner und größerer Unannehmlichkeiten haben würde. So werde ich in demselben sogar gefangen genommen werden. Doch habe dies nichts zu bedeuten, indem man mich schnell wieder freilassen würde." (Beides ist hier [in Heidelberg] geschehen!)

Noch sagte sie sehr bestimmt: Vor dem 23. November 1814 werde ich eine wichtige, mir aber unangenehme Entscheidung empfangen, und wirklich erhielt ich am 21. November 1814 von dem Hannoverschen Minister, Grafen Münster, die Antwort auf meine Vorstellung wegen Wiedereinsetzung in mein Gut (Marienrode), „diese werde mir hierdurch abgeschlagen, jedoch der von mir erwähnte Rekurs an den Wiener Kongreß mir freigelassen."

„Mein Schicksal", sagte sie weiter, „werde sich die nächsten drei Jahre hindurch immer noch schwankend erhalten und erst im Jahre 1817 wieder wirklich glücklich werden."

Als sie völlig geendigt hatte, wünschte ich, das Ganze schriftlich von ihr zu erhalten (dies kostet noch einen Napol.), weil es mich zu sehr interessire, als daß ich es dabei auf die bloße Treue des Gedächtnisses wolle ankommen lassen. „Manches von dem", sprach ich, „was Sie mir in Betreff meines vergangenen Lebens gesagt haben, hat mich in nicht geringes Erstaunen versetzt." — „Ah!" antwortete sie ganz trocken, „c'est bien fait pour cela!"

Sie hatte nichts dawider, mir Alles aufzuschreiben, versicherte mir aber, daß sie unsäglich viel zu thun habe und mich deshalb um Dreierlei bitten müsse: 1) daß ich ihr die oben erwähnten acht Antworten aufschreiben möge; 2) daß sie nicht gezwungen sei, sich bei der Vergangenheit, so wie bei der Gegenwart, ganz so lange aufzuhalten, als sie Zeit angewandt habe, mir beide mündlich auseinanderzusetzen; 3) daß ich ihr drei Wochen Zeit lassen möge, ehe ich komme, es abzuholen. „Das geht um so leichter an", fügte sie hinzu, „car Vous resterez encore deux mois à Paris!" Dies fiel mir sehr auf, weil ich in meinen damaligen Verhältnissen, und unter jenen politischen Umständen (am 28. März 1814) eigentlich nicht für drei Tage voraus versprechen konnte, ob ich noch in Paris sein werde oder nicht.

„Surement!" sagte sie, als sie meine Verlegenheit bemerkte, „Vous resterez encore deux mois à Paris!"

Und — sie behielt auch hierin Recht! Zwei Monate noch, und nicht länger, blieb ich in Paris.

Nach drei Wochen ging ich am bestimmten Tage wieder hin,

fand aber Jemand bei ihr und erhielt von dem jungen Mädchen die Versicherung, Mlle. Lenormand habe mit dem besten Willen noch nicht dazu kommen können, mir das Verlangte aufzuschreiben, aber in vier Tagen solle es fertig sein, wenn ich es dann etwa abholen wolle.

Mir war dieser Aufschub sehr angenehm! Um so schwieriger, dachte ich, wird die Probe, ob sie wirklich einmal wie das andere, z. B. heute wie vor drei bis vier Wochen, aus den Karten liest, was für sie darin steht, oder ob sie sich bloß aus dem Gedächtnisse erinnert, was sie mir damals gesagt hat? — Ich verließ also mit Vergnügen das Haus und kehrte nach vier Tagen wieder zurück. Mlle. Lenormand war diesmal ausgefahren. Die Kleine entschuldigte sie mit dringenden Geschäften, bat mich in ihrem Namen, ins Kabinet zu treten, und zeigte mir da (nachdem sie eine Schublade aufgezogen hatte) eine für mich bestimmte Schrift, die aber noch nicht ganz fertig war. Ich las sie (so weit) durch und fand, daß sie schon bis zu 3 alles dessen enthielt, was mir Mlle. Lenormand mündlich gesagt hatte. Irrthümer waren gar nicht darin, und die kleinen Abweichungen von dem, was ich vor etwa vier Wochen von ihr gehört hatte, fand ich im höchsten Grade unbedeutend.

In vier Tagen (versicherte die Kleine) solle die Schrift unfehlbar fertig sein. Wirklich war sie es dann, und zwar ganz so geschrieben, wie sie vor länger als vier Wochen gesprochen hatte. Wie viele Horoskope mochten aber dazwischen gefallen sein! Wie vieler Menschen Schicksale mußten in ihrem Kopfe die meinigen verdrängt haben! — Absichtlich ging ich, seit meinem ersten Besuch bei ihr bis zu meiner Abreise von Paris, viele Male in jene Gegend, und immer fand ich einen, auch wohl zwei Wagen vor ihrer Thür stehen, die Personen dahin gebracht hatten, welche ihr Schicksal durch Mlle. Lenormand erfahren wollten.

Niedergeschrieben von
dem Prediger Dr. Karl Witte d. Aelt.

England.

Literarische und dramatische Novitäten in London.

(Eine Korrespondenz-Nachricht.)

Man hat Mühe, zu glauben, daß ein Staat, wie der Britische, der im Auslande für so reich und mächtig gilt, so großes Elend in seinem Schooße birgt; und doch ist es faktisch, daß man nirgends mehr Lumpen und Armuth antrifft, als in England. Auch zerbrechen sich jetzt viele Britische Schriftsteller den Kopf, um Pläne zu einer socialen Reform zu machen. Auf demselben Boden, wo das Recht der Erstgeburt noch Jedem als heilig und unverletzlich erscheint, ist vor kurzem ein Buch gedruckt worden, unter dem Titel: „Die Nachtheile des Rechtes der Erstgeburt." Eine andere sehr merkwürdige und von Paradoxen wimmelnde Schrift hat die „Theorie der Staatsverfassung" zum Gegenstande. Ihr Verfasser, Herr J. Bernard, eifert gegen Thron und Parlament und will zur endlichen Abschaffung aller Mißbräuche einen unumschränkten Diktator gewählt wissen. Herr B. bespricht auch die Emancipation des weiblichen Geschlechtes, und bringt sogar eine Kammer der Frauen in Vorschlag, welche den vierten Zweig der gesetzgebenden Macht bilden würde. „Wenn man", sagt er, „dem weiblichen Theile der Nation das Recht der Vertretung zugestände, so würde den mißlichen Resultaten vorgebeugt, zu denen eine aus Männern und Frauen gebildete deliberirende Versammlung führen könnte. Kein parlamentarischer Akt sollte Gesetzeskraft erhalten, ehe der Thron und die drei Kammern (mit Einschluß der weiblichen) darüber abgestimmt haben."

Thomas Moore's Geschichte von Irland, die anfänglich nur drei Bände umfassen sollte, wird nun vermuthlich vier Bände stark werden. Für jeden Band erhält der Verfasser an Honorar 500 Pfund Sterl. — Sir Charles Dickens, der vor mehreren Jahren unter dem angenommenen Namen Boz seine „Memoiren des Pickwick-Klubs" herausgab — ein Werk, das sich großer Popularität erfreut — hat nun, durch den guten Erfolg aufgemuntert, die „Memoiren Joseph Grimaldi's", des Ersten aller Possenreißer, ans Licht gefördert. Dieses Werk ist ein würdiges Seitenstück zu Debureaux et les Théâtres à deux Sous; aber der Französische Clown hat, unseres Wissens, kein Wunder gewirkt, wie der Britische — er hat es nicht so weit gebracht, einem Stummen die Sprache wiederzugeben! Der Stumme war ein junger Matrose, den die unerhörten Grimassen Grimaldi's in solche Extase versetzten, daß er plötzlich unter lautem Gelächter ausrief: „Ei, Du verteufelter Possenreißer!" Herr Dickens wird hoffentlich so großmüthig seyn, uns freie Wahl zu lassen, ob wir das Faktum glauben, oder nicht.

Grimaldi war nicht bloß ein Clown; er konnte auch, wenn es die Noth erforderte, mit Würde und Entschiedenheit auftreten; und dieser männliche Charakter sicherte ihm allgemeine Achtung. Als er eines Tages in Bath verweilte, lud ihn ein reicher Gentleman zum Diner. Gleich nach Beendigung des Mittagsmahls verlangte sein Wirth in ziemlich gebieterischem Tone, daß er singen solle. Grimaldi bat den Herrn sehr höflich, ihm dies zu erlassen. „Wie!" fuhr Herr *** heraus; „Sie wollen nicht singen, Herr Grimaldi? Ich habe Sie doch eben darum zu mir eingeladen!" Der Clown erhob sich von der Tafel und sprach in festem Tone: „Wenn dies wirklich Ihre Absicht war, so hätten Sie mich davon unterrichten sollen, als Sie mir Ihre Einladung zuschickten; Sie würden mir dann den Verdruß erspart haben, den ich jetzt empfinde, indem ich Sie bitten muß, mich augenblicklich zu entlassen." Er machte einen tiefen Bückling und entfernte sich.

Miß Martineau hat das Englische Publikum mit ihren „Rückblicken auf eine Reise nach Westen" sehr angenehm beschenkt; dieses Buch ist eine Art von Supplement zu den „Amerikanischen Zuständen" derselben geistreichen Verfasserin, einem Werke, das man diesseit des Oceans noch lange mit großem Interesse lesen wird, obschon die Nord-Amerikanische Review den ganzen erzählenden Theil für lügenhaft und alle Reflexionen der Miß für unsinnig erklärt. — Lady Blessington's „Selbstbekenntnisse einer bejahrten Dame" machen viel Glück; sie sind ein Pendant zu den „Selbstbekenntnissen eines alten Gentlemans". — Lady Bury läßt, wie verlautet, unter dem Namen Charlotte Campbell, ein „Tagebuch über die Regierung Georg's IV." drucken. Da diese Lady bekanntlich keine Freundin der unglücklichen Königin Charlotte war, so darf man schwerlich erwarten, daß sie viel Gutes von ihr erzählen werde.

Das Britische Theater ist im Verfall, und die Aristokratie von London besucht nur ausschließlich das Italiänische (Queen's Theatre), welches immer mehr in Gunst kommt. Obschon die Saison zeitig angefangen hat, so ist doch bis jetzt keine Italiänische Oper gegeben worden, und man erwartet mit Ungeduld die Rückkehr der Sänger von Paris. Mittlerweile liest ein Herr Adams in dem Lokale des Opernhauses über populaire Astronomie und unterhält sein Publikum von Ellipsen, Mondknoten, Parallelen, Parallaxen u. s. w. Man würde ihm größeren Dank wissen, wenn er die Musik der Sphären oder den Gesang der Seraphim herbeizaubern könnte. — Charles Kean, der Sohn des berühmten Schauspielers, hat mit Beifall debütirt; man glaubt aber nicht, daß er jemals seinen Vater erreichen werde. In Covent-Garden wurde kürzlich Bulwer's neues Drama, die „Dame von Lyon" aufgeführt und ärndtete großen Beifall. Erst einige Tage nach der ersten Aufführung nannte sich der Verfasser. Unzufrieden mit der kühlen Aufnahme, die seine Mademoiselle de la Vallière gefunden, hatte das würdige Parlaments-Mitglied noch einmal um die dramatische Palme kämpfen wollen und war klüglich mit geschlossenem Visir in die Schranken getreten. In demselben Theater ist Herr Macready auf einen Gedanken gekommen, der seinem guten Geschmack und seinem künstlerischen Muthe gleiche Ehre macht: er läßt nämlich die bedeutendsten Shakespearischen Stücke in ihrer ursprünglichen Gestalt aufführen — das erste Beispiel dieser Art in Shakespeare's eigenem Vaterlande! König Lear und Coriolan sind bereits nach diesem Prinzip gegeben worden.

Mannigfaltiges.

— Ein gesuchter Roman. Von Soulié's „Memoiren des Teufels", deren wir beim Erscheinen des ersten Bandes in diesen Blättern gedachten, sind nicht weniger als acht Bände nach und nach erschienen. Was aber noch mehr verwundern kann, ist der Umstand, daß von diesem Roman, der in Paris vollständig 60 Franken kostet, in kurzer Zeit zwei Auflagen vergriffen wurden und die dritte schon angekündigt ist. So groß ist die Macht der kleinen Geschichten und Persönlichkeiten, die Herr Soulié in seine Teufels-Memoiren zu verweben gewußt hat!

— Die Insel Kandia. Ein interessantes Reisewerk, sowohl in archäologischer als in ethnographischer Hinsicht, sind die im vorigen Jahre von Robert Pashley, Docenten der Universität Cambridge, herausgegebenen „Reisen in Kreta"*). Herr Pashley, der sich über anderthalb Jahre auf Kandia aufgehalten, ist sowohl mit der Sprache und Literatur der Alten, als mit dem Idiom der Neugriechen auf das Innigste vertraut und hat daher mehr als irgend ein anderer Reisender und Gelehrter zur Aufhellung der alten und neueren Geschichte der interessanten Insel thun können. Der Verf. erkennt dankbar an, was namentlich Deutsche Philologen bisher auf diesem Felde geleistet, bedauert jedoch, daß z. B. das reichhaltige Buch, das Professor Hock in Göttingen über Kreta herausgegeben, auf so unvollständige Materialien, wie sie von früheren Reisenden geliefert worden, begründet werden mußte. Unzählige Denkmale und Ueberbleibsel des Alterthums, die bis jetzt nur oberflächlich oder gar nicht gekannt waren, werden von Hrn. Pashley ausführlich beschrieben. Eben so bringt er viel Neues über die Geschichte der Herrschaft der Venetianer auf Kandia, welches das Unglück hatte, in jedem neuen Herrn, dem es zufiel, immer nur einen neuen Tyrannen zu erhalten. Denn jetzt ist die Herrschaft des Vicekönigs von Aegypten nicht minder drückend für die Insel, als es früher die der Türken war. Am meisten sollen jedoch die armen Kandioten gelitten haben, als vom Adriatischen Meere aus die reiche Lagunenstadt ihre goldgierigen Satrapen nach den Inseln des Aegäischen Meeres aussandte.

*) Travels in Crete. By Robert Pashley. 2 Vol. London, 1837.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 51. Berlin, Freitag den 27. April 1838.

England.

Elisabeth und Maria Stuart.

(Einige neue Aktenstücke zur Aufhellung des Verhältnisses der beiden Königinnen.)

Das schon so bedeutende historische Material aus der Zeit der Königin Elisabeth hat neuerdings in der von Thomas Wright so eben herausgegebenen Privat-Korrespondenz des Lord Burleigh, des Grafen Leicester u. A. m. eine dankenswerthe Bereicherung erhalten*), indem diese Sammlung großentheils aus bisher noch nicht bekannt gewordenen Briefen interessanter Personen besteht. Des Herausgebers Absicht hierbei ist, seinen eigenen Worten zufolge: Für die Englische Geschichte das zu thun, was Bischof Percy für die Alt-Englische Poesie gethan.

Wir lassen hier einige Auszüge folgen, und zwar zunächst aus der Korrespondenz über Maria Stuart. Man wird daraus wahrnehmen, daß die Rückkehr derselben aus Frankreich nach Schottland und ihre spätere Flucht nach England, obwohl sie am Hofe Elisabeth's nicht geringe Besorgnisse erweckten, dennoch nicht schon den Haß und die Feindseligkeiten gegen Maria veranlaßten, von welchen die meisten Schottischen Geschichtsschreiber sprechen, die der Königin Elisabeth gern einen recht eingewurzelten, jahrelangen Groll gegen ihre Nebenbuhlerin andichten möchten.

Sir Nicholes Throckmorton an Dudley, Graf von Leicester.

„Seit des Königs Tode geht hier Alles seinen Gang so, daß die, welche Ihrer Majestät der Königin am meisten verfeindet und deren Herrschaft zu beunruhigen besonders bemüht sind, nimmermehr so gute und bequeme Mittel zu Entschuldigung ihrer Bosheit finden dürften, wie zur Zeit des vorigen Königs. Doch hoffe ich, Mylord, daß dies weder Ihre Majestät minder bedachtsam, noch deren Rath minder behutsam machen werde; denn wahrlich, die Königin von Schottland, Ihrer Majestät Base, nimmt sich so ehrenwerth, so bedächtig und verständig, daß ich ihr Vorschreiten nur mit Furcht wahrnehmen kann. Mich dünkt, es wäre für alle Klugen, so wie für alle gute Unterthanen Ihrer Majestät höchst wünschenswerth, daß eine dieser beiden Königinnen der Britischen Inseln in die Gestalt eines Mannes verwandelt werden könnte, um eine glückliche Heirath und in Folge dieser eine eben so segensreiche Vereinigung der ganzen Insel und ihrer Pertinenzien zu Stande zu bringen. Denn gewiß wird jeder in der Geschichte nur irgend Wohlbewanderte bemerken, daß die Staaten durch nichts so häufig groß geworden und geblieben, als durch Heirathen, welche die Nachbarländer unter Einen Hut brachten."

Cecil (Lord Burleigh) schreibt:

„Sir, über die in der Königin Schreiben erwähnte Sache habe ich nicht viel zu bemerken. Sie sehen: Unsere Meinung hier ist, daß es in Schottland viel Unheil stiften würde, wenn die Königin dahin käme, bevor die Sachen besser stehen. Sie zurückzuhalten, wäre aber Nichts dienlicher, als wenn sie und ihre Freunde in Frankreich Mangel an Einigkeit daselbst finden möchten bei der Ausführung ihres Vorsatzes, der Religion eine andere Richtung zu geben. Ob dies hier richtig beurtheilt wird, weiß ich nicht."

Derselbe schreibt später:

„Monsr. d'Oyzell kam von der Schottischen Königin hierher, mit der Bitte um ein freies Geleit für seine Herrin längs der Küste und für sich selber zur Reise nach Schottland, um dort ihre Ankunft vorzubereiten. Wohl machten uns viele Gründe ihren Durchzug mißfällig; doch gaben wir nur zur Antwort: daß, maßen sie versprochen, der Königin eine gute Antwort bezüglich des letzten Friedensbündnisses von Edinburg zu schicken, selbige aber nicht erfolgt sey — Ihre Majestät jetzt ganz ohne Rückhalt gegen sie seyn und geradezu anstehen müsse, ihr zu willfahren, bevor sie jenes ratifizirt haben werde — sobald dies aber geschehen, dieselbe nicht nur freien Durchgang finden, sondern auch alle Förderlichkeit und Wohlgewogenheit erfahren solle. Mit dieser Antwort ist Monsr. d'Oyzell höflich entlassen worden."

Dessenungeachtet kam Maria am 19. August an. Bei dieser Gelegenheit schrieb

Randolph an Cecil:

„Da Ew. Gnaden uns zur Festigkeit vermahnen, so versichere Ihnen: die Stimme eines Mannes ist im Stande, in einer Stunde mehr Leben in uns zu bringen, als 500 Trompeten, wenn sie auch unaufhörlich in unsere Ohren schmetterten. Mr. Knox sprach am Dienstage vor der Königin und brachte ihrem Herzen einen solchen Knax bei, daß er sie bis zu Thränen erweichte. Doch wissen Sie ja, daß sie zu einem Geschlechte gehört, das dergleichen eben sowohl aus Aerger, wie aus Herzeleid thut. Sie selber hat nun zu Behauptung ihrer Herrschaft Dreierlei für unerläßlich erkannt, als erstens: den Friedensschluß mit England; zweitens: Protestanten in ihre Dienste zu nehmen — und drittens: die Bereicherung ihrer Krone durch die Klostergüter. Und wenn sie dieses Alles ausführt — was fehlt ihr dann wohl noch (außer einem guten Eheherrn) zu einem glücklichen Leben?"

„Nun diese Franzmänner abgereist sind, werden wir bald muthmaßlich angeben können, welchen Ausgang die Sachen nehmen werden. Ihr Volk ist fürchterlich in aller Welt Augen. Ich weiß nicht, welches Unheil es geben wird. Ihr Oheim, der Marquis, spricht große Worte; aber von großen Thaten finde ich nichts bei ihm. Nur guter Wille fehlt weder ihr, noch ihm. Mr. Knox hat wahrscheinlich Ew. Gnaden seine Meinung mitgetheilt; ich bin, eben so wie die Königin, wegen seiner peinlichen Strenge nicht überall mit ihm einverstanden, und doch finde ich, daß diese meist gut thut. Was die Königin nun ferner will, kann noch nicht recht gespürt werden. Die Armuth ihrer Unterthanen nimmt aber gewaltig zu, wie sie auch immer dagegen anstrebt. Aller Rath kommt ihr übrigens aus Frankreich, welchen Schein sie hier auch vornimmt. Die Liebe für Frankreich ist durch St. Come's und der Anderen Anwesenheit hier eben nicht vergrößert worden und wird auch durch des Marquis Verweilen keineswegs zunehmen. Für Gewinn oder Gunst wird sie freilich manche Freunde erwerben."

Diese Furcht vor dem Einflusse Französischer Rathschläge scheint auch der Grund von Elisabeth's und deren Räthe Aengstlichkeit in Betreff ihrer Wahl eines zweiten Gemahls gewesen zu seyn, so wie dieselbe vermuthlich auch die Ursache ihrer Empfehlung Leicester's war. In v. Raumer's Sammlung berichtet de Foys, der Französische Botschafter, in einer seiner Depeschen, daß Cecil ihn von Elisabeth's Absicht, sich selber mit Leicester zu vermählen, unterrichtet hätte. Dies war wahrscheinlich nur eine vom „vorsichtigen Cecil" beabsichtigte Mystification des Botschafters; und hierfür finden wir auch den Beweis in folgenden Auszügen aus einem Schreiben Cecil's und aus einem von Randolph an Leicester:

Cecil. „Des Grafen von Lennox Freunde wünschen, daß Lord Darley mit der Schottischen Königin vermählt werden möchte; und ich nehme bereits einige Anschläge wahr, welche Ihre Majestät die Königin bewegen sollen, nicht nur hierein zu willigen, sondern auch die Königin, ihre Schwester, dafür zu stimmen. Doch bemerke ich bei Ihrer Majestät hierfür keine Neigung, vielmehr wünschen sie noch immer, Mylord Leicester möchte das vorziehen, um dessenwillen im letztverflossenen Monate zu Barwyke eine Zusammenkunft mit Mylord Murray und Lord Ledington stattgehabt hat (obwohl unter der Hülle anderer Angelegenheiten). Und nun ist neulich von dort wieder angefragt worden, unter welchen Bedingungen der Königin Majestät dies genehm fänden — worauf indeß bisher noch keine vollständige Antwort erfolgt ist. Um aber die Wahrheit meiner Kenntniß von diesen wandelbaren Angelegenheiten abzugeben, so kann ich von Nichts mit Bestimmtheit sagen, daß es Bestand haben werde. Der Königin Majestät sehe ich sehr danach verlangen, Mylord Leicester in dem hohen Range des Gemahls der Königin von Schottland zu wissen; sobald man aber an die Bedingungen kommt, die gestellt werden, so sehe ich sie von ihrem Ernste ablassen."

Randolph. „Es möge Ew. Herrlichkeit gefallen, zu hören, daß die Königin nun geneigt ist, dem Anliegen Ihrer Majestät um Ew. Willen ein Ohr zu leihen. Laut Berichten hat sie so viel Gutes von Ihnen vernommen, daß sie Ew. jedes Ehrenplatzes, ja selbst zur Seite einer Königin als Gemahl würdig erachtet. Weshalb dieselbe für Sie so wohlgeneigt ist, als sie, bei ihrem Range und bei ihrer Stellung, gegen irgend wen es seyn kann, ja auch für das, was der Königin Majestät wünscht, wenn

*) Queen Elizabeth and her times. A series of letters etc. — London, 1838.

das Andere erfolgt, was in der Privatberathung zwischen ihnen schwebt und wovon sie dachten, daß es weder ein Hinderniß, das dies Vorhaben wirklich hemmen würde, noch eine Gelegenheit abgeben werde, daß das gute Vernehmen zwischen ihnen in Kälte umschlagen oder noch größere Unannehmlichkeiten erfolgen sollten, als ich über's Herz, geschweige denn über die Zunge bringen kann. Ihre Gesinnung und Entschließung hierin ist den beiden Lords anvertraut, denen diese Sache so am Herzen liegt, wie Niemanden mehr. Wenn nun aber in einer so guten Sache, die zur Zufriedenstellung Ihrer Majestät so wesentlich nothwendig, Ihrem Lande so vortheilhaft, Ihren Freunden so angenehm und für Ew. Herrlichkeit selber so ehrenvoll ist, bei Ihnen ein Hinderniß gefunden werden sollte, während bisher noch alle Welt Ew. so würdig erachtet, die größte Königin zur Gemahlin zu bekommen — so würde dies die Meinung über Sie schlimmer verkehren, als ich es aussprechen kann, schlimmer, als ich gern denken möchte. Doch, wie sollte ich nur Ew. so ungerecht beargwöhnen, zu glauben, daß Ihnen dergleichen in den Sinn kommen könnte. Ich sehe die Sache vielmehr für abgemacht an."

Indeß verstellte sich auch Maria nicht minder, nur mit größerem Erfolge; denn ehe der Englische Rath die geringste Ahnung hatte, heirathete sie den Lord Darley. Hierüber sagt

Randolph's Depesche an Cecil:

„Sie sind mit allen Feierlichkeiten der papistischen Zeit vermählt worden; nur hat er die Messe nicht gehört. Sein Geschwätz und seine Reden zeugen unverkennbar von seinem Gemüth; und doch möchte er vor der Welt gern so erscheinen, als hätte er wirklich einige Religion. Seine Worte gegen Alle, die ihm, wenn gleich noch so unverschuldet, mißfallen, sind so stolz und geringschätzig, daß er eher wie der Herr der ganzen Welt erscheint, denn als derselbe, den wir noch unlängst als den Lord Darley gesehen und gekannt haben. Er sieht sich nun auch nach Einkünften von Menschen um, die wenig Willens sind, sie ihm zu geben; und Einige von denen, die sie ihm wirklich zugestehen, halten ihn derselben doch gar wenig werth. Alle Ehre, die einem Manne durch eine Frau nur irgend zu Theil werden kann, genießt er reichlich und in Fülle; alles Lob, das man ihm beilegen mag, läßt sie ihm nimmer entgehen; alle Würden, womit sie ihn nur irgend bekleiden kann, sind ihm alle bereits zugestanden und ertheilt. Niemand gefällt ihr, der ihm nicht behagt; kurz, sie hat ihm ihren ganzen Willen untergeordnet, damit er ihn nach Gefallen leite und beherrsche. Sie dagegen könnte in einer Sache, die wider seinen Willen läuft, ihn eben so leicht stimmen, als Ew. Herrlichkeit mich überreden dürften, mich selber aufzuhängen."

Ueber Rizzio's Ermordung berichteten amtlich, im Wesentlichen, wie folgt

Der Graf von Bedford und Randolph an den Rath von England:

„In der Wahrheit bestehend, so viel wir bisher nach den vielerlei mannigfach sich widersprechenden Berichten und Erzählungen feststellen konnten, haben wir befunden: daß der Gemahl der Königin, als ihm ein dringender Verdacht wider David Rizzio, als ob dieser Etwas begangen habe, was hart wider der Königin Ehre verstieße und seinerseits nimmer zu dulden wäre — seine Gedanken zuerst dem George Duglas eröffnet, der, als er des Königs großen Kummer sah, Alles aufbot, ihn zu lindern, und dann, nachdem er denselben, auf des Königs Befehl, dem Lord Ruthen mitgetheilt hatte, mit diesem kein anderes Heilmittel fand, als, den David aus dem Wege zu räumen. Und dies meinte er so ernstlich, daß er nicht eher ruhen wollte, als bis es ausgeführt. Zu dem Ende fand man für gut, die Lords Morton und Lindesaye zu Mitwissern zu machen, damit diese für den Nothfall ihre Freunde bei der Hand halten möchten, was dieselben dann auch veranlaßte, deren so Viele, als sie erforderlich glaubten, zu der für die Ausführung des Vorhabens bestimmten Zeit zu versammeln. Dies war am 9. d. M., drei Tage bevor die Parlaments-Sitzungen ihren Anfang nehmen sollten — zu welcher Zeit, wie die genannten Lords versichert waren, die Grafen Argyle, Murraye, Rothes und deren Mitschuldige zur Strafe gezogen werden sollten, wenn der König nicht zu ihren Gunsten gestimmt werden konnte, der indeß, bei seinem Verlangen, seine Absicht einerseits verwirklicht zu sehen, ohne alle Schwierigkeit gern andererseits einwilligte, wenn Jene nur ihre Zustimmung dazu geben wollten, daß er die eheliche Krone davontrüge. Und so ungeduldig war er, die Dinge zu sehen, die täglich vor seine Ohren gebracht wurden, daß er täglich auch den Lord Ruthen drängte, nicht länger zu zögern; und damit der Welt offenkundig würde, daß er diesen Akt billigte, war er es zufrieden, bei dessen Ausführung selber zugegen zu seyn. So führte denn am Sonnabend, Abends gegen acht Uhr, der König in Person die Lords Ruthen und G. Duglas nebst zwei Anderen durch sein eigenes Zimmer über geheime Stiegen hinauf in das Gemach der Königin, an welches ein etwa zwölf Quadratfuß großes Kabinet stößt, worin ein kleines niedriges Ruhebett und ein Tisch befindlich, an dem die Königin gerade mit Lady Argyle und mit David, der seine Kopfbedeckung auf hatte, beim Abendessen saß. In dieses Kabinet trat nun der König mit Lord Ruthen, der den David hervorkommen hieß, indem er sagte, daß dort sein Platz nicht sey — worauf jedoch die Königin erwiederte, daß er ihn mit ihrem Willen inne habe. Nun nahm ihr Gemahl das Wort und sagte: dies laufe ihrer Ehre zuwider — während Lord Ruthen Jenem zurief: er solle seine Schuldigkeit besser kennen lernen. Als er ihn dabei zugleich am Arme zu fassen suchte, ergriff David die Königin am Saume ihres Gewandes und stellte sich hinter dieselbe, die ihn wohl gern gerettet hätte. Da aber der König seine Hände losgemacht hatte und die Königin mit seinen Armen umfaßt hielt, wurde David aus dem Kabinet, durch das Schlafgemach, in das Empfangzimmer gedrängt, wo Lord Morton und Lord Lindesaye sich befanden, die ihn zwar diese Nacht noch verschont haben wollten, um ihn am nächsten Morgen aufhängen zu lassen, von gar zu Vielen aber umgeben waren, die ihm durchaus übel wollten, und von denen ihm Einer den Dolch in den Leib stieß, welchem Beispiele sogleich Mehrere folgten, so daß er wohl 60 Wunden erhielt. Für gewiß hat man auch erzählt, daß des Königs eigener Dolch in seinem Körper stecken geblieben; ob aber er selber ihn durchbohrt habe, können wir nicht mit Bestimmtheit ermitteln. In der Königin Gegenwart soll David indeß nicht erschlagen worden seyn, sondern indem er aus dem Empfangzimmer die Stiegen hinab getreten."

Nun verlieren wir Maria für beinahe anderthalb Jahre aus dem Gesicht und finden dann, wie Throckmorton bei Cecil gar ängstlich sich Raths erholt, um eine Richtschnur für sein Verfahren gegen sie zu haben, offenbar nicht wenig unzufrieden damit, daß sie nach England kommen sollte. In der That mußte auch Elisabeth, so wie ihr Rath ganz gegen diesen Schritt seyn, da sie wohl wußten, zu welchen Anschlägen und Verschwörungen er unvermeidlich führen würde. Besonders zeigt der Königin Unwillen deshalb ein Brief von

Elisabeth an Throckmorton, am 20. Juli 1567:

„Bezüglich der letzten Angelegenheit in Eurem Schreiben: wie Einige aus dem der Königin günstigen Rathe fürs Beste halten, daß sie in dies Land komme, wozu Ihr selber die Königin auch sehr geneigt glaubet — können Wir Uns bis jetzt noch zu keiner bestimmten Antwort entscheiden. Doch wünschen Wir, daß Ihr, im Fall es von der Königin selber, oder von irgend einem der Ihrigen, bei Euch angeregt würde, Uns davon benachrichtiget; dann werden Wir Euch eine direktere Antwort ertheilen; denn wir finden, daß ihre Rückkehr in Unsere Staaten, oder nach Frankreich, nicht ohne große Unannehmlichkeiten für Uns erfolgen könnte; ja, schon jetzt entstehen deshalb Schwierigkeiten in mannigfacher Rücksicht, wie, unserer Ueberzeugung nach, wohl auch Ihr wahrnehmen könnet."

Als aber zuletzt die Schlacht von Langside Marien bestimmte, nach England ihre Zuflucht zu nehmen, war der Verdruß des Englischen Rathes groß. Lord Scrope, Gouverneur von Carlisle, und Sir Francis Knolly's wurden sofort an sie abgesandt. Die Zusammenkunft derselben mit Maria beschreibt ihr

Bericht an Elisabeth.

„Wir kamen gestern in Korkell an, nachdem wir schon vor der Stadt mit Mylord Harrys zusammengetroffen waren, der uns die klägliche Lage der Königin von Schottland schilderte, wobei er viel auf die verrätherische Grausamkeit ihrer Feinde schalt und zugleich alles Ersinnliche für die Unschuld seiner Herrin, betreffs der Ermordung ihres Gemahls, anführte, die, wie er sagte, sehr leicht zu beweisen wäre, wenn nur die Königin vor Ew. Majestät selbst Gehör fände. Dann fügte er noch hinzu: wie er fest darauf baue, daß Ew. Majestät ihr entweder zur Züchtigung ihrer aufrührerischen Unterthanen behülflich seyn, oder aber ihr erlauben werde, durch Ihr Land nach Frankreich zu gehen, um anderwärts Beistand zu suchen. Hierauf erwiederten wir: daß Ew. Majestät dies Bemühen nach Unterstützung aus Frankreich, um Franzosen ins Land zu bringen, auf keine Weise gern sehen könnten, und: wie wir auch zweifelten, daß Ew. Majestät die Königin so gnädig, wie Ihre eigene Zuneigung und Ihr eigener Wunsch es wohl mit sich brächten, persönlich empfangen würden, bevor Dieselben durch triftige Beweise davon unterrichtet und überzeugt worden, daß sie rein und unschuldig sey in Rücksicht auf die gedachte Ermordung, was sie durch einen genügend weisen Mann untersuchen und feststellen lassen wolle. — Als wir uns dann in das Schloß begeben hatten, fanden wir die Königin schon bereit, uns zu empfangen. In ihrem Audienzzimmer gaben wir, nachdem wir derselben unsere Ehrfurcht bezeugt, die Erklärung ab: Wie Ew. Maj. über ihr trauriges Mißgeschick und unangenehme Anherkunft sehr betrübt, obzwar es Ew. Majestät erfreulich und lieb, daß sie der Gefahr, welche ihrer eigenen Person gedroht, glücklich entgangen sey — indem wir auch alles übrige hierher Gehörige ausrichteten. In ihren Antworten erkannten wir eine beredte Zunge und einen klaren Kopf, wie es denn nach ihren Handlungen auch scheint, als habe sie einen festen Muth und ein offenes Gemüth dazu. Als wir aber demnächst Ew. Majestät Schreiben ausgehändigt, überkam sie wohl ein Leidwesen, und das Wasser trat ihr in die Augen, indem sie uns, sich nach, in ihr Schlafzimmer zog, wo sie gegen uns dieselben Klagen wiederholte, die schon Lord Harrys vor uns erhoben, und noch hinzusetzte: Sie sey ja jetzt aus freiem Antriebe hierhergekommen, und nicht gezwungen; denn ein guter und der größte Theil ihrer Unterthanen hänge noch immer fest an ihr — auch zweifle sie nicht, daß weder der König von Frankreich, noch der von Spanien ihr den Beistand zur Behauptung ihrer Rechte versagen würden. — Und ist es nun, meines Erachtens, an Ew. Majestät, reiflich zu erwägen, welche Antwort hierauf zu ertheilen seyn dürfte, besonders, da schon viele Männer aus verschiedenen hier angränzenden Grafschaften Ihres Reiches ihre tägliche Vertheidigung

und Betheurung ihrer Unschuld, so wie ihre schweren Anklagen wider ihre Feinde, die sie bereits vor unserer Ankunft mit vieler Beredsamkeit aufgestellt hat, gehört haben. Und deshalb stelle ich, der Vice-Kanzler Knollys, Ew. Majestät besserem Ermessen anheim, ob es in den Augen von Dero Unterthanen, wie vor allen fremden Fürsten, nicht ehrenvoll für Sie wäre, Ihrer Gnaden die Wahl zu lassen: ob sie, von Ew. Majestät unangefochten, in ihr Land zurückreisen, oder hier in Dero Reiche, nur mit der zu ihrer Aufwartung nöthigen Bedienung, auf Discretion verbleiben und erwarten wolle, was Ew. Majestät Gnade für sie thun können werde. Hierdurch werden Dieselben gewiß den Verleumdern den Mund stopfen, die außerdem sicher, eben so wohl in Ihrem eigenen Reiche, wie anderwärts, aufrührerische Gerüchte ausposaunen würden: als hätten Sie dieselbe zwangsweise zurückgehalten. Auch will es mich wahrscheinlich bedünken, daß sie, wenn ihr freie Wahl gelassen würde, in ihr eigenes Land weder jetzt, noch überhaupt bevor sie sich nach einer aus Frankreich herbeizuziehenden Hülfe umgesehen hätte, heimkehren möchte. Ginge sie aber jetzt auch wirklich dahin zurück, so stände das Schlimmste doch noch immer zu befürchten: daß sie, bei aller Gefahr, doch nach Frankreich gehen würde. Andererseits dagegen kann sie, meines Ermessens, auch nicht so streng wie eine Gefangene gehalten werden, wenn Ew. Majestät Ruf dabei nicht gefährdet werden soll; und mit Hülfe von Handtüchern oder dergleichen, an einem ihrer Kammerfenster, oder sonst wo befestigt, könnte eine Person von ihrer Leichtigkeit und Gewandheit bei Nacht gar wohl entschlüpfen, zumal so nahe an der Gränze. Und das sehe ich deutlich vorher: Sie tiefer in das Königreich bringen, wäre der gerade Weg zu einem gefährlichen Aufstande."

Alles dessen ungeachtet blieb Elisabeth fortwährend unschlüssig, was dabei zu thun sey. Marien nach Schottland zurückschicken, wäre bei dessen damals so aufgeregter Bevölkerung so viel gewesen, als, sie dem Tode preisgeben. Sie nach Frankreich senden, hätte so viel geheißen, als ihren Feinden eine gefährliche Waffe mehr in die Hände geben. Unter diesen Umständen fand Elisabeth — selber von Gefahren umringt, wie sie war — keinen anderen Ausweg, als ihren ungebetenen Gast in einer ehrenvollen Haft zu halten. Und erst, als vielfache Ränke und Umtriebe Marien's gefährlichen Charakter wiederholt bezeugt hatten, wurde sie in engeren Gewahrsam gebracht.

In Betreff der Schluß-Scenen aus Maria's Leben bringt diese Briefsammlung nichts Neues; nur die Furcht und der Haß, womit die Nation sie ansah, und die fieberische Aufregung, in welche dieselbe durch Entdeckung von Babington's Verschwörung gerathen, erhellen hier recht klar z. B. auch aus folgendem

Schreiben des Mayor von Exeeter an Lord Burleigh.

„Ew. Gnaden wollen geneigtest entgegennehmen: Wie wir gestern, am 2. Februar, gegen ein Uhr Nachmittags den hier eingeschlossenen Befehl zu Verfolgung und Verhaftung der Königin von Schottland erhalten haben, den wir, in Gemäßheit desselben, das Schlimmste befürchtend, gegenwärtig abfertigen, obwohl selbiger weder Unterschrift noch Insiegel irgend eines Rathes oder Richters trägt, so daß wir zu Gott hoffen wollen, daß sein Inhalt irrig seyn möge. Da wir auch nichts Gewisses weiter hierüber vernehmen und wohl einsehen, daß das Gerücht hiervon, vermöge der Wachsamkeit und Nachforschungen, die wir fernerweit üben und anstellen werden — wenn nicht etwa Alles nur von einem verschlagenen Feinde Ihrer Majestät ausgegangen wäre, im Lande gar Unruh oder Störung erzeugen möchte: so ersuchen wir ganz gehorsamst, uns hierüber des Weiteren Nachricht und Verhaltungs-Maßregeln geneigtest zukommen lassen zu wollen."

Die Anlage lautete:

„Aufgebot und Aufruf! Gegenwärtiges befiehlt Euch im Namen Ihrer Majestät der Königin, bei Todesstrafe sorgfältig zu forschen, wie auch, Aufgebot und Aufruf zu erheben um die Königin von Schottland, welche entflohen ist, und alle Heerstraßen zu verlegen, alle Barken und Schiffer in Euren Herbergen anzuhalten, maßen diese Anweisung von Mr. Howard Esq. gekommen; und sollet Ihr eine beständige Wache Tag und Nacht halten, bis Ihr Gegenbefehl empfangen habt.

An diesem 2ten Anno 1586."

Frankreich.

Ein Engländer in und über Versailles.

(Fortsetzung.)

Jedoch Scherz bei Seite: die Höhe, die Länge, die Breite, die Beleuchtung, die ganze Anlage eines Zimmers, das zur Wohnung oder zu sonst einer häuslichen Bestimmung dienen soll, kann sich zur Aufstellung großer Gemälde oder Statuen unmöglich schicken. In einem Appartement, worin Frau v. Montespan recht bequem Toilette gemacht haben mag, kann sich Karl der Große, den versammelten Bischöfen und Vasallen seine Kapitularien verkündigend, auf einer Leinwandfläche von schier dreißig Quadrat-Ellen, schwerlich zurecht finden. Das Hauptgebäude allerdings enthält Säle und Räume von hinreichend großem Umfang, um Kunstwerke vom größten Maaßstabe aufzunehmen; allein man hat sich wohl gehütet, sie für das Museum zu requiriren. Es macht dies dem Geschmacke des Anordners Ehre und beweist, daß er Achtung und Pietät für die großen Erinnerungen der Vorzeit hegt. Er hat dort, im Allerheiligsten, Alles so viel wie möglich in dem Zustande gelassen oder so wiederhergestellt, als ob Ludwig XIV. und XV. noch in diesen Räumen schalteten.

Es ist indessen nur zu klar, daß man bei dem Entwurf und der Ausführung dieses seynsollenden National-Museums keinen gründlichen, geschmackvollen Kunstkenner und Kunstforscher, keinen gelehrten Historiker und Archäologen zu Rathe gezogen hat. Diese würden wohl darauf hingewiesen haben, daß hundert und aber hundert in engen und unzweckmäßigen Räumen über einander geschobene sogenannte historische Bilder und Schlachtenstücke eine Sammlung lediglich überladen, ohne ihr höheren Werth und lehrreichen Gehalt zu verleihen; daß nicht bloß Gemälde, Bildsäulen, Büsten u. s. w., sondern noch vielerlei andere Dinge mit Fug und Recht in ein historisches Museum gehören. Wie mannigfaltige Gegenstände aus der Kunst und dem gemeinen Leben ließen sich in den Sälen und Zimmern der Flügelgeschosse, in chronologischer oder in sonst einer sinnigen Ordnung, zur Veranschaulichung der Sitten, der Trachten, der Lebensweise in den verschiedenen Zeitaltern, aufstellen und anbringen: Bücher, Manuskripte, musikalische Instrumente, Hausgeräth, Arbeitszeug, Kleider, Putz- und Schmuckwerk, geschnitzte Arbeiten, Waffen, Rüstzeug und dergleichen Alterthümer mehr. Wie interessant, wenn wir eine Reihe von Zimmern, nach dem Geschmack der auf einander folgenden Jahrhunderte ausgeschmückt, zu durchwandern gehabt hätten! Raum genug war dazu vorhanden, und es blieb dessen noch übergenug für die bunte, abenteuerliche Schlachtenkleckserei, worein die heutigen Franzosen leider vernarrt zu seyn scheinen. Kannten die Ordner das Museum zu Neapel und die Art und Weise nicht, wie man dort die zu Pompeji ausgegrabenen Alterthümer aufstellt? Hatte man nicht in Paris selbst das Beispiel des kunstverständigen Baron Sommerard vor Augen, welcher das durch Erbschaft in seinen Besitz gekommene uralte Hôtel de Cluny mit nicht geringen Kosten alterthümlich möblirt hat, zum Theil nach der Art des 14ten und 15ten, theils im Geschmacke des 16ten (der sogenannten renaissance) und 17ten Jahrhunderts? Dieses Haus verdient mit größerem Recht, als die gewaltigen Schloßflügel zu Versailles, den Namen eines historischen Museums. Wären dort auch nur zwei Reihen Zimmer im Erdgeschoß zu solchem Zwecke verwendet worden, wir hätten doppelt gewonnen. Wir wären all' des barbouillage obligé ledig, womit man die Wände hat behängen müssen, und besäßen obendrein die vollständigste und lehrreichste historisch-archäologische Sammlung, die sich vielleicht in der Welt zusammenbringen läßt.

Eine Hauptveränderung, welche man bei dem inneren Ausbau des linken (südlichen) Flügels vorgenommen hat, besteht darin: man hat im ersten Geschoß, welches früher vierzehn Piecen neben einander enthielt, die Scheidewände eingerissen und auf diese Weise eine Galerie von außerordentlicher Länge zu Stande gebracht. Sie mißt 375 Fuß, ist also um volle 184 Fuß länger als die Galerie des glaces, das Meisterwerk Le Brun's. Der König hat ihr den Namen La grande Galerie des Batailles beigelegt, weil sie in 33 breiten und hohen Wandfeldern 33 Schlachtengemälde aus der Französischen Geschichte enthält. An einem Ende sieht man, wie Chlodwig bei Zülpich (A. D. 496) die Allemannen, am anderen, wie Napoleon bei Wagram (A. D. 1809) die Oesterreicher schlägt. Hierüber nimmt nun Herr Jules Janin den Mund ganz erschrecklich voll. „Diese herrliche Galerie", heißt es, „ist ganz und gar des Königs eigene Schöpfung. Sein Auge hat sie herausgefunden, wo Niemand sie ahnte. Es steckten da irgendwo ein Dutzend enge, finstere Zellen, klamm neben einander, welche Ludwig XIV. gewiß mit keinem Fuße betreten und mit keinem Worte je hat erwähnen hören. Ludwig Philipp befahl, und es ward Raum und Licht. Frankreich wird dankbar seyn, und die Galerie des Batailles wird in Zukunft Galerie Louis Philippe heißen." Das Folgende müssen wir doch mit Janin's eigenen Worten sagen: „Dans ce magnifique espace le Roi a su rassembler, dans une confusion admirable, toutes les grandes batailles de notre histoire." Gerade diese Zimmer, welche Herr Janin enge, finstere Zellen zu nennen beliebt, — wir wollen ihm dies beiläufig bemerken —, galten, nächst den Königlichen Gemächern, für die besten im Palast und wurden in der Regel von den Brüdern oder Söhnen des Königs, zuletzt vor der Revolution von dem Grafen von Artois bewohnt. Was nun die Gemälde selbst betrifft, so bekennen wir, daß es in unseren Augen nichts so Albernes, so Müßiges, so durchaus Unhistorisches giebt, wie ein Schlachtenstück. Der Maler kennt die Oertlichkeit nicht, die Personen nicht, hat nicht die geringste Kenntniß von alter oder neuer Kriegsweise und Kriegskunst, nicht die geringste Anschauung von den Vorgängen und soll doch das Alles in Figur und Farbe schildern. Die Phantasie muß aushelfen, und sie thut's, Gott weiß, dürftig genug. Wir gehen von einer Schilderei zur anderen: aus allen gähnt uns dieselbe kolossale Einförmigkeit an. Braune Pferde, graue Pferde, schwarze Pferde, daß Einem angst und bang wird, bäumend, scheuend, zum Sprung ansetzend, galopirend, in allen möglichen Bewegungen und Stellungen, nur in keiner natürlichen, — der Held ganz sattelfest und wohlgemuth in einer Reiter-Positur, wobei Ducrow den Hals brechen würde, und neben ihm der Adjutant, den Befehlen seines Generals mit Andacht aufhorchend, ohne daß ihn der verwegene Pas, welchen sein Pferd eben auf zwei Beinen macht, im Geringsten anzufechten scheint; sodann rechts oder links in der Ecke — es läßt sich nicht ändern — der Trompeter oder Trommelschläger, aus Leibeskräften blasend und rasselnd; vorn am Boden Todte und Verwundete wie Kraut und Rüben über und unter einander, in ganz unglaublichen Verschlingungen und Verkürzungen, als hätten sie

sich mit größter Complaisance gerade an der Stelle zu Haufen gelegt, um vom Huf der Heidenrosse zertrampelt zu werden. Zwei Stücke von Vernet und eines von Conder machen eine rühmliche Ausnahme. Das eine Vernetsche führt die Bezeichnung: Bataille de Jéna; der Auftritt könnte sich jedoch eben so gut in jeder anderen Schlacht, ja bei einer bloßen Revüe im Hofe der Tuilerieen zugetragen haben. Ein junger Soldat im hintersten Gliede des Bataillons hat seine Begeisterung nicht zügeln können und ihr in einem gewaltsamen Ausrufe Luft gemacht: noch schwebt ihm das Wort auf den geöffneten Lippen. Das ganze Bataillon erstaunt über einen solchen Verstoß gegen Respekt und Disziplin; die beiden Adjutanten des Kaisers sehen sich verwundert um; der Kaiser heftet einen ernsten, verweisenden und doch wohlwollenden Blick auf den bestürzten Schuldigen. Dieses einfache Motiv ist in der Haltung und Physiognomie der verschiedenen Figuren eben so mannigfaltig als glücklich durchgeführt. Das andere Gemälde von Vernet verherrlicht den Sieg der Franzosen bei Fontenoy; da ist kein wüster Schlachtengraus, sondern ein ansprechendes Bild der Menschlichkeit im Kriege. Ludwig XV., eine Gestalt voll Anmuth und Güte, empfängt die Englischen Kriegsgefangenen; in einer bewegten Seitengruppe stürzt ein junger verwundeter Offizier in die Arme seines Vaters, der sich als General in des Königs Gefolge befindet und in zärtlicher Umarmung den Sohn zu sich emporhebt. Auch Conder hat den jugendlichen Ludwig XV. dargestellt, wie er nach der Schlacht von Lafeldt den siegreichen Marschall von Sachsen glückwünschend empfängt.

Ein Saal, welcher an der einen Seite zunächst an die Galerie des Batailles stößt, machte das Interesse der Französischen Besucher ganz besonders rege. Hier hängen nämlich die Portraits von 72 Französischen Kriegshelden der neuesten Zeit, angeblich so dargestellt, wie sie als junge Leute, als gemeine Soldaten, Sergeanten, Unteroffiziere, Lieutenants im Jahre 1792 ausgesehen haben oder haben können. Da sieht man Napoleon Bonaparte als Oberst-Lieutenant der Korsischen Miliz*), Soult und Junot mit Quasten am Epaulett als Sergeant-Majors, Bernadotte als Unter-Lieutenant, Ludwig Philipp selbst als Capitain bei Dumouriez's Generalstab. Der Gedanke ist gewiß äußerst glücklich und von echt historischer Bedeutung; nur leider blieb die Ausführung weit dahinter zurück. Bei den Portraits, obwohl sie Zeitgenossen, ja großentheils noch lebende Personen darstellen, ist doch an Treue nicht zu denken. Wer hat Anno 1792 daran gedacht, diese später berühmt gewordenen Sergeanten, Unter-Offiziere und Gemeinen zu portraitiren? So hilft man sich denn Anno 1833, so gut man kann. Der Maler hat das Konterfei eines alten, tapferen Marschalls vor sich, — eine durchgehärtete, starr gerunzelte, wetterdurchfurchte Physiognomie; seine Aufgabe ist nun zweierlei, aus dem alten Gesicht ein möglichst ähnliches junges und aus der von Gold und Stickerei starrenden Marschalls-Uniform eine simplere Soldatenjacke zu machen. Das bringt er wohl zu Stande, — aber wie soll ich mir danach einreden, daß ich den Marschall in spe wirklich und gerade so vor Augen habe, wie er Anno 1792 als neunzehnjähriger Bursche leibte und lebte? — Der Uebelstand, wird man einwenden, war unvermeidlich: es ließ sich eben nicht besser machen. Mag seyn: aber ließen sich die Portraits nicht wenigstens besser malen? Denn mindestens drei Viertheile der hier aufgestellten Bildnisse sind ganz abscheuliche Pfuscher-Arbeit, und man sieht gewiß nirgends in der Welt, selbst auf einer Londoner oder Pariser Kunst-Ausstellung nicht, so viel schlechte Portraits auf einem Haufen beisammen, wie in diesem 1792er Saal (Salle de 1792), — denn diesen Namen führt er.

In demselben Geschoß, zur anderen Seite der Galerie des Batailles, befindet sich ein Saal, welchen man ausschließlich den Ereignissen des Jahres 1830 eingeräumt hat. Hier begegnen uns alle die wohlbekannten Scenen: der Zug nach dem Stadthause am 31. Juli, die Umarmung mit Lafayette, der Eid auf die Charte und die Annahme des Bürger-Königthums in der Kammer-Sitzung vom 9. August. Die Gemälde sind als solche nicht eben sehr vorzüglich, gewinnen aber dadurch ein großes Interesse, daß eine große Anzahl theils kürzlich verstorbener, theils noch lebender Personen, die bei jenen Ereignissen eine Rolle spielten, darin portraitirt sind. Schwerlich jedoch irren wir uns in der Voraussetzung, daß, wenn künftig einmal eine Veränderung mit dem Museum vorgenommen wird, an diesen Saal zuerst die Reihe kommt. (Fortsetzung folgt.)

*) Warum nicht als Französischen Artillerie-Capitain? Er war's seit dem 2. Februar 1792. Daß er sich in Korsika an die Spitze eines Milis-Bataillons stellte, ist nur ein zufälliger und vorübergehender Umstand in seiner Laufbahn.

Schauspieler-Kaffeehaus in Paris.

Das Café des Comédiens in Paris ist ein räucheriges Loch, wo die abgedankten, zahnlosen Schauspielerinnen und Schauspieler, die ersten Liebhaberinnen mit Runzeln und die jeunes premiers mit grauen Haaren sich versammeln, um — ihrer Sehnsucht nach den Brettern gemäß — auf den hölzernen Estraden dieses Kaffeehauses zu seufzen. Sie bieten hier ein zu gleicher Zeit gefälliges und groteskes, ein betrübendes und belustigendes Schauspiel, welches man jedoch in seiner ganzen Vollständigkeit nur einige Tage vor Ostern sehen kann. Um diese Zeit strömen jene armen Schlucker, die engbrüstigen Märtyrer des Coupletes und der Tirade, mit Ruhm und Elend beladen, aus allen Provinzen herbei, um sich neuen Ruhm und neues Elend zu erwerben. Hier bemerkt man nun, trotz der Lumpen, sehr leicht den Stolz des großen Herrn, alle Arten poetischer Erinnerungen und einen gewissen Antischen Anstrich, welcher andeutet, daß diese Leute mit Molière und Racine, Lesage und Corneille, mitunter auch mit Mozart und Rossini in Berührung gekommen sind. Diese ehrwürdigen Bettler der dramatischen Kunst langen in den verschiedenartigsten Aufzügen an und werfen sich mit Stolz auf die morschen Bänke; sie warten darauf, daß ein eben so armer Teufel wie sie, irgend ein Schauspiel-Direktor aus der Provinz, komme und sie mustere, wie etwa ein Kabriolet-Kutscher, der ein Pferd sucht; und selbst in dieser äußersten Lage verläßt die Heiterkeit sie nicht, und die Hoffnung stärkt ihre von der dramatischen Poesie erfüllten Herzen.

Sie haben seit ihrer Kindheit so viele Drangsale erlebt, daß nichts mehr im Stande ist, sie in Erstaunen zu setzen. Sie haben sich so früh daran gewöhnt, bald Lumpen und bald den Purpur zu tragen, daß sie das Eine von dem Anderen nicht mehr zu unterscheiden vermögen: jeder Lumpen ist für sie ein Purpur-Mantel. Durch ihre mächtige Stimme haben sie die Völker bewegt, Reiche umgestürzt, mächtige Dynastieen vernichtet; warum sollten sie sich beunruhigen, daß man jetzt nicht mehr auf sie hört? Sie haben ihr ganzes Leben hindurch so viel Schicksalswechsel erlebt, — warum sollten sie sich jetzt über ihr Geschick beunruhigen? Sie haben die Munterkeit, den Geist, die Grazie, das Glück der Zigeuner und auch ihre Sorglosigkeit. Alles um sie her ist alt geworden, nur sie in ihren Rollen sind jung geblieben, und die dramatischen Meisterwerke, die sie auswendig lernten. Nichts entmuthigt diese armen, diese braven Leute. Sie brachten viel Geist, viel Liebe und viel Jugend mit auf diese Welt; sie haben diese kostbaren Schätze mit freigebiger Hand verschwendet, und nun ihnen nichts mehr davon übrig geblieben, als einige kleine Scheidemünzen, beunruhigen sie sich weiter nicht. Wohin Gott sie führt, dahin gehen sie. Sie sterben zweimal, einmal an ihrem Todestage, und einmal an dem Tage, wo sie die ersten Rollen verlieren, und dieser Tag hat viel mehr Bitterkeit für sie, als jener. Sagt mir, was aus den Komödianten wird, und ich will Euch erzählen, was aus dem Vollmond wird. Sie ziehen deklamirend umher, und plötzlich verlieren sie sich stillschweigend. Sie bringen den versammelten Zuschauern Gelächter und Thränen, Lieb' und Haß, Leidenschaft und Schrecken; aber kaum sind die Thränen getrocknet, so hat man sie schon vergessen. Es giebt ein Hospital, einen Zufluchtsort, ein Asyl für alle Arten Invaliden; für die der dramatischen Kunst giebt es nur jenes Kaffeehaus, d. h. eine Zufluchtsstätte ohne Ruhe. Aber wo wäre auch der Komödiant, der sich ausruhte, — der gänzlich auf seine Freuden, seine Entzückungen verzichtete? Wo wäre der Schauspieler, der, obgleich alt, krank, elend, verlassen, der Schönheit beraubt, sich nicht noch zum Café des Comédiens schleppte?

J. Janin.

Mannigfaltiges.

— Sir Walter Scott. Das Denkmal, das die Freunde des berühmten Schotten in Edinburg errichten wollen, wird in einem Tempel bestehen, in dessen Mitte sich die Marmor-Statue des Gefeierten in Lebensgröße befindet. Der Tempel wird nach den Angaben des Architekten, Herrn Kemp, erbaut und die Statue von dem Bildhauer, Herrn Steel, angefertigt werden. Ein ähnliches Denkmal ist in Dumfries dem bekannten Volksdichter Burns errichtet worden.

— Jedem das Seine. Auf die Erfindung des Herrn Achille Collas in Paris, Münzen, Friese und ähnliche Arbeiten durch ein sinnreiches Verfahren mit allen ihren Erhöhungen und Vertiefungen wunderbar treu abzubilden, machte auch ein Engländer, Herr Bate, Anspruch. Gegenwärtig ist nun in London eine kleine Schrift erschienen*), deren Verfasser, Herr Vincent Nolte, den Französischen Künstler zwar dagegen in Schutz nimmt, daß er eine Idee des Englischen benützt habe, jedoch zugleich darthut, daß es ursprünglich ein Nord-Amerikaner, Herr Sarton, gewesen, der durch Verbesserung der Spencerschen Maschine beiden Künstlern den ersten Anlaß zu dem neuen Verfahren gegeben. Drei Nationen sind also bei dieser Erfindung mehr oder weniger betheiligt; ohne die Sache näher zu kennen, möchten wir jedoch fast eine Wette darauf eingehen, daß es am Ende ein Deutscher gewesen, dem das Verdienst der Erfindung zusteht; denn oft genug ist es schon geschehen, daß ein bescheidener Deutscher Kunstarbeiter in England, in Frankreich oder in Amerika eine neue Idee angegeben, die dort ins Leben gerufen und, mit einigen Verbesserungen ausgestattet, von Anderen adoptirt wurde. So ist auch der „tragbare Heiz-Apparat", von dem wir im vorletzten Blatte des „Magazins" gesprochen, nichts Anderes als eine in Berlin längst bekannte Deutsche Erfindung, die jetzt nur in England eine jedoch noch nicht näher angegebene Verbesserung erhalten hat.

*) Memorial of facts connected with the history of Medallion Engraving, and the process of M. Collas.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 52. Berlin, Montag den 30. April 1838.

Frankreich.

Hâvre und Honfleur.

Von Mistreß S. C. Hall.

Franzosen, die von Liverpool einige Kenntniß haben, pflegen Hâvre das Französische Liverpool zu nennen. Ich bin für die ungeheure Britische Seestadt gar nicht eingenommen; doch glaube ich mit Grund behaupten zu können, daß nur eine so starke Einbildungskraft, wie die der Franzosen, Parallelen solcher Art zu ziehen vermag. Liverpool ist um das Doppelte größer als Hâvre, und wer nur eine Stunde lang in den volkreichen Straßen des erstgenannten Ortes sich umgesehen, der muß schon die Ueberzeugung gewonnen haben, daß man dort in einer Stunde mehr Geschäfte macht, als hier im Verlauf eines ganzen Tages. Der Franzose ist nun einmal kein Geschäftsmann aus Neigung, wie der Brite; er besitzt weder die Entschlossenheit und unverdrossene Ausdauer des Engländers, noch das glückliche Temperament des armen Irländers, der selbst bei schwerer Arbeit und leerem Magen zu Scherz und Humor aufgelegt ist. Ein Franzose von der arbeitenden Klasse sieht am Morgen mürrisch und verdrießlich aus; erst wenn der frische Abendwind seine Stirn kühlt und des Tages Last und Hitze vorbei sind, wird er heiter und gesprächig, ein ganz anderes Wesen, als am Vormittage.

Während ich aber eine Vergleichung Hâvre's mit Liverpool, von kaufmännischem Standpunkt betrachtet, unstatthaft finde, muß ich zugleich gestehen, daß der Französische Seehafen eine viel reizendere Lage hat, als der Britische. Hâvre thront, wie eine Königin des Meeres, im Hintergrunde seiner geräumigen Bai, und die Wogen des Oceans rollen gleichsam huldigend die massiven Kaie entlang. Als Napoleon eines Tages auf dem Walle stand, machte ihm einer seiner alten Generale bemerklich, daß die Anhöhen von Ingouville den Ort in seinem ganzen Umfang beherrschten. „Was thut dies?" entgegnete Napoleon. — „„Die Stadt kann belagert werden, Sire."" — „Wohl möglich." — „„Sie kann verbrannt werden."" — „Sehr wahr; aber sie kann nicht genommen werden." Diese Entgegnung war Napoleon's würdig; übrigens aber wünschte ich von ganzem Herzen, daß Sir Sidney Smith den Ort entweder eingenommen oder gar nicht angegriffen hätte. Die Franzosen prahlen noch jetzt mit der sogenannten Niederlage, die sie ihm beigebracht haben.

Hâvre de Grace gewährt, von der Seeseite betrachtet, einen bezaubernden Anblick. Der majestätische Pik, den zwei einzeln stehende riesige Leuchthürme krönen, ragt so weit in die See hinaus, daß man die Stadt nicht eher bemerkt, bis man, so zu sagen, vor den Mauern sich befindet. Sie lagert sich am Fuße eines der reizendsten Hügel, der bis zum Gipfel mit wunderschönen Villa's und Gärten bedeckt ist.

Was beim ersten Eintritt in die Stadt meine Aufmerksamkeit am meisten fesselte, waren die hohen vielstöckigen Häuser mit ihren Giebeln, Karnießen und Schnörkeln — das betäubende Schwatzen und Verkehren des Volkes — die schmutzige Uniform und das hochfahrende Wesen der untersetzten Gendarmen — vor Allem aber die Unzahl großer und kleiner Papageien von jeder Spezies und Spielart. Ich staunte nicht gerade über die Läden der Vogel-Verkäufer — obschon ich an siebzig kleine, langgeschwänzte, plaudernde Papageien in einem einzigen ungeheuren Käfig zählte — denn an solchen Orten ist man auf den Lärm schon vorbereitet — aber denke Dir, friedliebender Leser, daß in einem Französischen Hause fast jede Stube oder Kammer eine Wohnung für sich bildet, und erfahre dann, daß vor jeder dieser Wohnungen auf dem Hausflur einige lärmende Vögel hängen, die Dich auf jedem Schritte mit ihrem ohrzerreißenden Bon matin begrüßen!

Die Nachsicht und Freundlichkeit, welche das Volk von Hâvre seinen gefügelten Lieblingen beweist, gehen über alle Begriffe. Ich lernte einen Vogel-Narren kennen, der sonst für nichts in der Welt sich zu interessiren schien: es war ein dicker, behaglicher Mann, dessen Kinn-, Knebel- und Backenbart so üppig waren, daß ich mir von seiner ganzen Physiognomie nur diese haarige Bekleidung und zwei Reihen schneeweißer Zähne gemerkt habe. Auf seinen Lippen schwebte ein beständiges Lächeln, mochte er nun mit väterlicher Zärtlichkeit eine sich mausende Arra liebkosen oder seine bereits jämmerlich zerbissene und zerkratzte Hand vor dem dräuenden Schnabel eines erbosten grauen Papagei's zurückziehen.

„Der graue Papagei scheint ein arger Duckmäuser zu seyn", bemerkte ich ihm eines Morgens. — „„Ach, das liebe, arme Thier"", entgegnete der Ornithomane in schmelzendem Ton, „„es wird sich wohl bald mit mir befreunden; es hat noch so viel edeln Stolz!"" — „Bestrafen Sie Ihre Papageien nicht, wenn sie unartig sind?" — „„Nein, ich kann ihnen nicht böse werden, obschon sie mich öfter feindselig behandeln. Von Zeit zu Zeit lasse ich sie ein wenig hungern; aber im Ganzen werden sie nur durch Güte gezähmt.""

Die Bewohner von Hâvre de Grace haben keine regelmäßige Promenade, den Hafendamm ausgenommen. Die geräumige Place de Louis Seize ist an Abenden ein allgemeiner Belustigungs-Ort für die mittleren Klassen der Bewohner. Ich sah hier einen Mann, der, auf einem Stuhle stehend und von einem rothen baumwollenen Regenschirm überschattet, mit Gesang und Declamation das Publikum unterhielt. Man zollte ihm stürmischen Beifall und beschenkte ihn sehr freigebig mit Sous und Centimen.

Zur Ehre von Hâvre muß ich auch bemerken, daß ich keinen Betrunkenen gesehen habe. Obgleich der Branntwein hier so wohlfeil ist, daß selbst ein Engländer für seine anderthalb Pence nach Herzenslust sich berauschen könnte, so gehen die Leute doch nüchtern zu Bette und nehmen mit ihrer Salade oder mit einer Tasse Kaffee fürlieb. Eine Französische Dame, die ich fragte, ob es in der Normandie Mäßigkeits-Gesellschaften gebe, antwortete mir zu meiner Beschämung: „Wir bedürfen derselben nicht."

Der Vorabend des Tages, an dem wir von Hâvre nach Honfleur zu fahren wünschten, war etwas schwül und unheimlich. Man prophezeite uns einen tüchtigen Sturm; dessenungeachtet gingen wir unerschrocken nach dem Hafendamm und stiegen an Bord des kleinen Dampfbootes, um uns nach der Stunde der Abfahrt zu erkundigen. Das erste lebende Wesen, dem wir auf dem Schiffe begegneten, war ein schöner alter Hund aus Newfoundland, der uns sehr ernsthaft ansah, ohne zu knurren. Nachdem er uns rekognoszirt hatte, legte er sich wieder vor das Rad, in dessen Nähe eine in Kupfer gegrabene Inschrift Jedermann zur Pflicht machte, den Steuermann nicht anzureden. Schon waren wir im Begriffe, umzukehren, als ich, etwa zwölf Schritte von uns entfernt, eine knieende alte Frau entdeckte, die mir bis dahin im Zwielicht wie ein Bündel Kleider erschienen war. Ich trat näher und sah, daß die Alte einen Rosenkranz in den Händen hielt. Ihre Lippen bewegten sich geisterhaft, und das große dunkle Auge blickte unverwandt nach der fernen Küste von Honfleur. Ich hatte keinen Muth, sie anzureden, und hätte doch gern gewußt, wer sie sey.

Als wir das Boot verlassen hatten, begegnete uns auf dem Kai der Schiffsjunge, den ich sogleich nach der räthselhaften Alte fragte. Der Bursche war sehr übeln Humors, denn es fing eben an, zu regnen, und so antwortete er ziemlich barsch, es sey ein verrücktes Weib, die dem Capitain erklärt habe, sie wolle durchaus die ganze Nacht über auf dem Verdecke bleiben, damit das Boot nicht ohne sie absegelte. „Wird der Capitain nichts dawider haben?" fragte ich weiter, — „Mon Dieu! wie kann ich das wissen? der Capitain scheint sich vor ihr zu fürchten, als wäre sie eine Hexe." — „Wißt Ihr den Namen des Weibes?" — „Madame scheinen sich sehr für die alte Betschwester zu interessiren. Ich glaube man nennt sie die alte Magdalene."

Am nächsten Morgen fiel der Regen in Strömen herab — es war schlechterdings unmöglich, nach Honfleur hinüberzukommen, und ich mußte das Zimmer hüten. O, wie erbärmlich ist man bei nassem und stürmischem Wetter in Französischen Häusern daran! Alle Bewohner machen verdrießliche Gesichter — die große Treppe, selbst bei gutem Wetter schmutzig genug, wird mit Gassenkoth wie überkleistert, und welche Zugluft! Keine Thür, kein Fenster schließt gut; vom Dache bis zum Keller dringt der Wind durch die zahllosen Ritzen und bläst uns unsanft um die Ohren. Läßt man sich Feuer ins Kamin werfen, so entsteht ein Rauch, der die Augen zerbeißt, und trotz aller dieser Uebelstände beschweren sich die Franzosen darüber, daß ein Engländer nie Comfort genug haben könne!

Der Sturm legte sich erst in der Nacht, und am nächsten Morgen fuhren wir in dem wohlgefüllten Dampfboote durch die Bai nach Honfleur. Dieser Ort scheint eine Art von Asyl

für Verlassene aller Länder zu seyn. Stämmige Irländer lehnten sich hier mit komischem Phlegma gegen die Mauern, schnurrbärtige Deutsche rauchten sitzend oder herumschlendernd ihre Pfeifen, und lange, spindeldürre Engländer, die ihre Schulden auf den Kontinent getrieben, rannten geschäftig ab und zu und bekritteleten Alles, was sich ihren Augen darbot. Der freundliche Capitain des Dampfbootes hatte die Güte, uns persönlich nach der Kirche Unserer lieben Frau, der größten Sehenswürdigkeit von Honfleur, zu begleiten. Wir mußten ein paar sehr enge, schmutzige und abschüssige Straßen passiren, in denen man Fische, Pflaumen und ungeheure Melonen zum Verkaufe bot; dann ging es einen steilen, immerfort sich windenden Pfad hinan, bis wir endlich die Platte des Hügels erreicht hatten. Der Himmel war ganz unbewölkt, und auf den krystallhellen Wogen des Meeres wimmelte es von Schiffen, die sich, von unserem Standpunkte betrachtet, wie Feen-Schiffein ausnahmen. In der Stadt zu unseren Füßen regte sich die geschäftige Bevölkerung, aber kein Laut drang bis zu uns empor. Wir gingen schweigend und innig vergnügt zwischen Reihen lebendiger Zäune, aus denen süße Wohlgerüche drangen.

Die Kirche ist schon seit geraumer Zeit ein berühmter Wallfahrts-Ort, besonders für Matrosen und ihre Familien. Sie erhebt sich in schmuckloser Schönheit auf einem weichen Rasengrund, umgeben von majestätischen Bäumen, mehrere hundert Fuß über dem Meresspiegel. Die Altäre sind mit Gemälden und einer Menge Weihgeschenken, worunter Blumenkörbchen, Modelle von Schiffen, Stücke Tuch mit Stickerei u. s. w., behangen. Auf einer Tafel in Rahmen las ich die Worte: „N. N. von Hâvre betete hier im Monat Juni für die glückliche Heimkehr ihres einzigen geliebten Sohnes, und der gute Gott erhörte ihr Gebet im Monat Juli — ihr Sohn verläßt sie nicht mehr."

Ich schrieb mir noch einige von diesen schmucklosen und rührenden Inschriften in mein Tagebuch, darunter die folgenden: „Mein Gatte, ich habe für Dich gebetet, und die gnadenvolle Jungfrau hat mein Gebet erhört. Gewiß werden wir bald wieder vereinigt seyn." — „Ich wußte, daß er wiederkehren würde. Er brachte mir die Muscheln, aus denen ich diese Guirlande gemacht habe." — „Er ist aus der Welt geschieden, und ich bin eine Wittwe! Heilige Jungfrau, liebe ihn so, wie ich ihn liebte." — „Nichts trennt uns, als die See; diese kann aber nicht Herzen trennen."

Im Mittelpunkt der Kapelle hing ein sehr hübsch gearbeitetes Modell eines Schiffes oben am Gewölbe. Ich erfuhr von meinem weiblichen Cicerone, daß dieses Schiffchen die wunderbare Eigenschaft besitze, immer zu zeigen, woher der Wind blase, man möge es auch drehen, wie man wolle. Da es nie meine Sache war, gegen harmlosen Aberglauben zu eifern, so machte ich eine feierliche Miene und verschwieg dem guten Mädchen meine Vermuthung, daß jenes Schiffchen wohl mit der Windfahne oben auf der Kirche in Communication stehe.

Als wir aus dem dunkeln Zwielicht der Kirche wieder in den hellen Sonnenschein traten, schien uns die ganze Gegend noch herrlicher und verklärter, als zuvor. Wir näherten uns dem großen Kreuze, das am äußersten Ende des Vorgebirges steht, und in dessen Schatten ein altes Mütterchen eingeschlafen war. Ich erkannte in ihr dieselbe räthselhafte Person, die mich vorgestern Abend so sehr interessirt hatte, und betrachtete sie mit erneutem Interesse, bis ein lärmender Trupp Matrosen, die in Begleitung des großen Hundes vom Dampfboote den Hügel heraufkamen, meine Aufmerksamkeit ablenkte. Die Matrosen gingen mit entblößtem Haupte an dem Kreuze vorüber und traten in die Kirche; der Hund aber schnüffelte um die schlafende Alte herum und legte sich dann in einiger Entfernung nieder, als wollte er sie bewachen. Zwei von den Matrosen mochten ihr Geschäft in der Kirche sehr rasch absolvirt haben, denn sie kehrten nach wenigen Minuten zurück: der Eine kniete vor dem Kreuze nieder und betete voll Inbrunst, während der Andere unter den Bäumen Platz nahm und den Hund leise zu sich lockte. Da dieser Mensch heiter und gutmüthig aussah, so fragte ich ihn, ob er die Geschichte der armen Magdalene kennte.

„Geschichte?" versetzte er, die grauen Augen weit aufreißend; „hier kann von keiner Geschichte die Rede seyn; es war eine bloße Begebenheit, und nichts weiter. Magdalene war — so hab' ich erzählen hören — vor vielen, vielen Jahren eines der niedlichsten Mädchen in Honfleur und gewann das Herz eines Schiffmannes, der sie heirathete, bevor er nach Spanien segelte. In der zweiten Woche des August verließ er Honfleur; seine junge Frau aber kniete vor diesem Kreuze da nieder und betete um seine glückliche Heimkehr, bis das Schiff ihr aus dem Gesichte war. Man sagt, sie habe der gnadenvollen Jungfrau ein Gelübde gethan — was es damit für eine Bewandtniß hat, weiß ich nicht; so viel ist gewiß, daß sie bis auf den heutigen Tag glaubt, ihr Mann werde noch einmal wiederkommen, wenn sie es nicht unterließe, in der zweiten Woche jedes August-Monats am Fuße des Kreuzes zu beten."

„Sagtet Ihr nicht, sie sey ein schönes Mädchen gewesen?" so fragte ich mit einem Blick auf die braune verwitterte Schläferin.

„„Ma foi, oui!" versetzte er, die Achseln zuckend; „„aber die brennende Sonne und der Kummer, und — há, há — seitdem sind auch schon vierundfunfzig Jahre verflossen!""

„Ging das Schiff unter?"

„„Man hat nie wieder davon gehört. Magdalene wurde etwa fünf Monate nach der Abreise ihres Mannes von einem Sohn entbunden, und Jedermann bedauerte das Kind, denn seine Mutter beachtete es wenig. Bei schönem Wetter stand sie hier, wie auf der Warte, und sah in die See hinaus; war das Wetter schlecht, so kniete sie mitten im Sturm vor dem Kreuze nieder und betete über ihrem Rosenkranz. So verging ein Jahr nach dem anderen, und endlich verlor die arme Person den Verstand. Sie wanderte oft durch die Niederung oder den Fluß hinauf nach Rouen; aber die ältesten Leute in Honfleur versichern, daß sie immer in der zweiten August-Woche hier oben sich einfand und zu den Füßen der gnadenvollen Jungfrau lag.""

„Und was wurde aus ihrem Sohn, als er erwachsen war?"

„„Je nun, der arbeitete auf den Werften und verdiente sich damit seinen Unterhalt. Er heirathete nie, machte sich nie ein Vergnügen und kümmerte sich überhaupt um Nichts, als um seine arme verrückte Mutter und diesen Hund. Zuletzt war er auf unserem Schiffe beschäftigt. In einer Nacht befanden wir uns auf dem halben Wege nach Hâvre; da hörten wir plötzlich einen Schlag ins Wasser, und schon im nächsten Augenblick war die Dogge über Bord gesprungen. Wir eilten Alle nach der Stelle hin und hingen Lampen aus; allein wir sahen Nichts, als den Hund, der heulend im Wasser herumsuchte und sich zu arbeitete — sein Herr war für immer verschwunden!""

„Vermißte die Mutter ihren Sohn?"

„„Sie war damals nicht hier anwesend; als sie aber zur gewohnten Zeit zurückkehrte, zeigte sie ein paar Tage lang große Unruhe und sah viel um sich, wie Jemand, der Etwas verloren hat. Es sind nun vier Jahre, seitdem ihr Sohn ertrunken ist.""

„Spricht die alte Frau zuweilen von ihrem Kummer?"

„„Nein, Madame, dieser Kummer liegt zu tief — sie war selbst vor ihrem Sohne immer verschlossen und schweigsam.""

Der Matrose hatte kaum ausgeredet, als Magdalene erwachte und aufstand. Sie blieb eine Weile, wie in Gedanken versunken, stehen, kam dann mit raschen Schritten auf uns zu und fragte den Matrosen mit schwacher Stimme, ob kein Schiff aus dem Spanischen Meere in den Hafen eingelaufen sey? Er schüttelte den Kopf, und ich konnte deutlich wahrnehmen, wie bewegt sie dabei war.

Wir begaben uns auf den Rückweg, dem Kreuz und der Kapelle manchen sehnsüchtigen Scheideblick zuwerfend, während die alte Magdalene mit den Händen ihre Augen bedeckte und unverwandt in die See hinaus nach dem Schiffe spähte, das vor einem halben Jahrhundert abgesegelt war, um nicht wiederzukehren. (N. M. Bl.)

Ein Engländer in und über Versailles.

(Fortsetzung.)

Die Galerie des Batailles mit den beiden daran stoßenden Sälen soll offenbar, im Sinne des Stifters, die glänzendste Partie des Museums ausmachen. Es bleiben uns nun noch drei Reihen von Zimmern zu durchwandern: eine im Erdgeschoß des südlichen Flügels, gerade unter der Galerie des Batailles, die beiden anderen im Erdgeschoß und im ersten Stockwerk des nördlichen Flügels. Jede Reihe enthält, wie bereits gesagt, zwölf bis vierzehn verschiedene Piecen und hat eine Länge von drei- bis vierhundert Fuß. Hier ist nun die ganze ungeheure Masse von Gemälden, Heer und Troß, untergebracht worden; man sieht vor lauter Bildern keinen Zoll breit Wand, — nur die Thüren und Fenster sind frei geblieben. Es kommen bei mäßiger Rechnung 4000 Fuß — nur die Länge, nicht die Höhe ist in Betracht gezogen — sage viertausend Fuß bemalte Wand heraus; dazu noch funfzehnhundert Fuß in dem Galerie-Gebäude des nördlichen Flügels; und wie wir hören, wird nun gar noch das Erdgeschoß des alten Schlosses, mit seinen drei Fronten nach Norden, Westen und Süden, zu ähnlicher Bestimmung eingerichtet, — da soll es eine Galerie von Bildnissen Französischer Marschälle und Admirale geben, ferner Darstellungen aus den Kreuzzügen und wer weiß sonst noch was, — das macht nach vorläufiger Schätzung abermals dreitausend Fuß bemalte Wand. Wir müssen gestehen, das wird uns zu viel! Wir sehen und bewundern gern, wir haben Sinn für Malerei, aber sie muß uns nicht meilenweise zugemuthet werden.

Im Erdgeschoß des nördlichen Flügels befindet sich dem Hauptgebäude zunächst die Königliche Schloßkapelle, von äußerst reicher und gefälliger Architektur. Sie wurde bereits unter Ludwig XVIII. mit großem Aufwand restaurirt und mit ganz außerordentlicher Pracht ausgestattet. Wir haben sie damals und in diesem Jahre wieder gesehen und nichts verändert gefunden. Das Publikum darf nur hineinsehen, wird aber nicht hineingelassen, — eine löbliche Vorsicht. Bei Herrn Janin ist es natürlich Ludwig Philipp, welcher Alles gethan, welcher die Kapelle aus Staub und Schmutz zu ihrer alten Herrlichkeit wiederhergestellt hat, zu der Herrlichkeit der Tage Ludwig's XV., alors que Massillon y prêchait son Petit Carême. Hier hat es nun Herr Janin leider wieder versehen und bewiesen, daß er weder in der Geschichte von Versailles, noch in der Geschichte der Französischen Literatur recht zu Hause ist. Den Petit Carême hat er wohl schwerlich je gelesen. Jene Predigten hielt Massillon im Jahre 1718, nicht zu Versailles, sondern in der Kapelle der Tuilerien. Denn es ist allbekannt, daß Ludwig XV. kurz nach dem Tode seines Urgroßvaters, auf Veranstaltung des Regenten, Versailles verließ und von 1716 bis 1722 zu Paris in den Tuilerien residirte.

Rechts ab von der Schloß-Kapelle enthält das Erdgeschoß

eine Reihe von eilf Zimmern, zwei mit drei Fenstern, zwei einfenstrige, die übrigen zweifenstrig, in einer Erstreckung von ungefähr zweihundert Fuß. Abermals eine Reihe von historischen Bildern, zweihundertvierzehn an der Zahl: Tableaux historiques depuis Clovis jusqu'à Louis XVI. Diese Gemälde sind nun aber von sehr ungleicher Größe. Einige darunter nehmen mit lebensgroßen Figuren eine ganze breite und hohe Zimmerwand ein, und unsere Leser mögen leicht beurtheilen, wie unzweckmäßig dieselben hier aufgestellt sind. Gemälde von außerordentlichem Umfang gehören in einen Saal, in eine Galerie, nicht in Zimmer von gewöhnlicher Größe. Wenn nun zwölf bis funfzehn große Tableaus so ungemein viel Raum wegnehmen, wo werden die übrigen zweihundert Bilder hingethan? Die sind eben auch danach: kleine Oelgemälde, zu zweien, dreien, vieren, ja fünfen auf ein und dasselbe Stück Leinwand gemalt und zwischen Arabesken eingerahmt, dergleichen man wohl an den Logen-Verzierungen im Theater sieht; das hat man denn an den Wandpfeilern zwischen den Fenstern oder gar in den Fensterbrüstungen selbst angebracht, oder man hat es an den Wänden in die Lücken eingeschoben, die zwischen den größeren Gemälden übrig blieben. Nur eine Probe von der Unachtsamkeit oder Unkenntniß, die bei der ganzen Aufstellung gewaltet haben muß. Es befinden sich unter den Gemälden, die sich auf die neuere Zeit beziehen, auch etliche von Van der Meulen. Es sind dies bekanntlich Landschaften mit sehr kleinen Figuren, aber die Figuren sind Portraits und verleihen den Bildern ihren größten Werth. Die Gemälde sind nicht gerade klein, aber doch nicht groß genug, um die ganze Wand zu füllen, und man hat ihnen deshalb ihren Platz in der Höhe über anderen größeren Tableaus angewiesen, so daß die kleinen Portrait-Figuren gar nicht zu erkennen sind.

Wenden wir uns nun von der äußeren Anordnung der Gemälde zu ihrem Inhalte, so fällt auch dieser sehr unbefriedigend aus. Unter den zweihundertvierzehn Tableaus haben es wohl hundertundvierzig abermals mit Gefechten und Schlachten zu thun. Die Schlacht bei Lafeldt, welche wir schon in der großen Galerie des Batailles gesehen hatten, kommt hier noch zweimal und die Schlacht bei Fontenoy noch dreimal vor. In der Aufstellung der Bilder ist übrigens das Bestreben sichtbar, eine Art von chronologischer Folge zu beobachten und, was in einerlei Zeit gehört, in ein Zimmer zusammenzubringen. Das erste Zimmer z. B. reicht bis in die Zeiten Ludwig's des Heiligen, das zweite bis zu Karl VII. herab, ganz aber ließ sich der Plan nicht durchführen: das Zeitalter Ludwig's XIV. nimmt zwei Zimmer und ein halbes, Ludwig's XV. gleichfalls zwei Zimmer und ein halbes ein; Ludwig XVI. aber, dessen kurze Regierung doch wohl an historischen Ereignissen und Auftritten reicher ist, als die lange seines Vorgängers, ist mit vier schlechten und ganz unbedeutenden Gemälden an einer einzigen Zimmerwand abgefertigt. Daß man über den Thüren und Eingängen der eilf Zimmer die Bildnisse der Alt-Französischen Könige, in Kopieen nach authentischen Originalen, angebracht hat, und zwar in derselben Zeitfolge, welche bei der Aufstellung der Gemälde beobachtet worden, ist ein glücklicher Gedanke, der einen Anschein von Einheit und Plan in das verworrene Ganze bringt.

Der chronologischen Ordnung zu Liebe müssen wir jetzt zum anderen Flügel hinüber und aus dem Erdgeschoß ins erste Stockwerk hinauf zu vier kleinen Hinterzimmern, die ganz versteckt zwischen dem südlichen Flügel und dem Mittelgebäude mitten inne liegen. Hier giebt es wieder — Schlachten, 44 Schlachten aus den Revolutionskriegen, von Anno 1792—95, und damit ist denn die Geschichte von Frankreich um vier Jahre weiter geführt. — Für die Ereignisse seit 1796 aber thut sich ein glänzenderes Lokal auf. Zwölf große Zimmer und Säle im Erdgeschoß des südlichen und zehn in der ersten Etage des nördlichen Flügels, also 22 Pieces; davon nimmt Napoleon mit seinen Heldenthaten und seiner Kaiserlichen Herrlichkeit neunzehn ein, Ludwig XVIII. eines, Karl X. eines. In letzterem Zimmer trafen wir das ungemein große, aber leider herzlich schlechte Tableau von Gérard, die Krönung Karl's X. vorstellend; daneben ein ganz abscheuliches von Gros, die Nationalgarden-Revüe zu Rheims; endlich fand unser Auge Ruhe auf dem recht wackeren Bilde von Vernet, das eine Musterung der Pariser Nationalgarde vorstellt und durch seinen großen Figuren-Reichthum so wie durch die überaus treue Portraitirung Karl's X. und der drei Herzöge von Angoulême, von Bourbon und von Orleans merkwürdig ist. Nur ein Fehler fällt daran auf: das Pferd des Königs ist nämlich so vortrefflich gemalt, es tritt so muthig und lebendig aus der Leinwand heraus, daß es zur Haupt-Figur im Bilde wird und seinen eigenen Reiter verdunkelt. — In der letzten, 22sten Abtheilung haben wir abermals die Ehre, Ludwig Philipp anzutreffen und ihn durch alle Phasen seines Lebens zu begleiten: als Herzog von Chartres, als Philipp Egalité, als Herzog von Orleans, als Lieutenant général du royaume, endlich als König der Franzosen.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

La France géographique, industrielle et historique. Ouvrage rédigé sur un plan entièrement neuf. — Von G. Heck und L. Pite. Nebst physikalischen, politischen und historischen Karten, vergleichenden Plänen der wichtigsten Städte und 48 Uebersichts-Tabellen. 4. 12 Fr.

Le Connétable de Bourbon. — Von A. Royer. 2 Bde. 15 Fr.

De l'emploi de la cavalerie à la guerre. — Vom Baron v. Schauenburg. 4. 15 Fr.

De l'abolition de l'esclavage dans les colonies Françaises. — Von Favard.

Des enfans vieux et criminels. — 7½ Fr.

Les deux moines. — Von C. Legnadier. 2 Bde.

L'Orléade. — Episches Gedicht von E. Bressen. 7½ Fr.

England.

Das Rothe Meer, als Verbindungsstraße zwischen Indien und Europa *).

Während unserer letzten Expedition zur Vermessung der Küsten des Rothen Meeres war es eines unserer Hauptgeschäfte, zu untersuchen, ob sich dasselbe zu einer regelmäßigen Befahrung mit Dampfschiffen eigne. Die Beleuchtung dieser Frage möchte vielleicht mehr Werth haben, wenn sie von Leuten ausginge, die mit der Anführung der Expedition beauftragt waren; diese haben jedoch bisher geschwiegen, und ich übernehme nun dies Geschäft um so zuversichtlicher, da ich nicht nur lange Zeit Mitglied der Vermessungs-Kommission war, sondern auch die Küsten des Rothen Meeres genau untersucht und oft den Weg von Bombay nach Suez zurückgelegt habe.

Es ist kaum zu erwähnen nöthig, daß in der letzten Zeit wohl über keinen Gegenstand mehr hin- und hergesprochen worden, als über eine Dampfboot-Verbindung zwischen dem Osten und Westen. Die Wichtigkeit, die Nothwendigkeit einer solchen ist so einleuchtend, daß sie sich, trotz allen Widerspruchs von Seiten Englands, nicht abweisen läßt, welches — besondere Epochen ausgenommen — überhaupt nicht sehr schnell bei der Hand ist, wenn es sich darum handelt, die Interessen Indiens zu fördern. Ist aber die Britische Regierung nicht gesonnen, die Bequemlichkeit eines großen Theils ihrer Unterthanen zu berücksichtigen, die, im Militair- oder Civil-Dienste der Compagnie, genöthigt sind, den weiten Weg gehend oder kommend zurückzulegen, — ist sie nicht aufgelegt, um der unendlichen Handels-Vortheile willen diese Verbindung zu begünstigen und herzustellen, so muß sie es doch wenigstens thun, um sich ihre bedeutendste Kolonie zu sichern, welches geschieht, wenn sie sich die Kolonie durch eine kürzere Verbindungslinie näher rückt. Die neuere Geschichte liefert Beispiele genug, welche darthun, wie schwierig es für ein Land ist, eine entfernte Kolonie zu beherrschen und ihr im Nothfall Hülfe zu leisten. Dies kann mit Indien bei der jetzigen Lage der Dinge so leicht nicht bewerkstelligt werden, — bei der großen Entfernung wird man dieses Land immer eine Zeit lang seinen eigenen Hülfsquellen überlassen müssen; wäre hingegen schon eine regelmäßige Dampfschifffahrt etablirt, so würde man stets Gelegenheit haben, große Truppen-Abtheilungen zu befördern und schnell Nachrichten zu erhalten, was beiden Ländern zum größten Vortheil gereichen müßte.

Von welcher Wichtigkeit würde es nicht beim unerwarteten Ausbruch eines Krieges für Indien seyn, eine wohlorganisirte Flotte von Dampfböten zur Stelle zu haben! Wie leicht müßte es einem solchen Lande werden, da es zweitausend Engl. Meilen Küste besitzt, die durch eine Kette von Militair-Posten vertheidigt wird, Truppen an den benöthigten Punkten zu konzentriren und sie von einem Kriegs-Theater zum anderen zu schaffen. Zur Unterdrückung der Seeräuber würden sich ebenfalls die Dampfböte als äußerst zweckmäßig bewähren, da jene unseren Segelschiffen durch die in den östlichen Meeren so häufig eintretenden Windstillen oft entkommen. Die Wiederaufnahme des alten Weges nach Indien kann in der That nur heilsame Folgen für die ganze civilisirte Welt haben. Jener unermeßliche Handel, welcher fortwährend zwischen dem Osten und Westen stattgefunden, — der Tyrus mächtig, Genua stolz und die Handelsherren von Venedig zu Fürsten machte, hat sich seit der Umschiffung des Vorgebirges der guten Hoffnung zweier Ursachen halber diesem neuen Wege zugewendet, die sich übrigens mit den großen Hülfsmitteln der neueren Zeit sehr leicht heben lassen; diese sind erstens: die gefährliche Schifffahrt auf dem Rothen Meere, und zweitens: die Kosten des Ausladens der Güter, ihres Transports durch die Wüste und des Wiedereinladens derselben.

Die Zeit rückt schnell heran oder ist vielmehr schon da, wo Dampfböte mit weniger umfangreichen Maschinen im Stande sind, Güter zu transportiren, und es wird sich demnach bald zeigen, daß sich im Rothen Meere für solche Fahrzeuge kein Hinderniß findet.

Die zweite Ursache ist von weit größerer Wichtigkeit; man sagt jedoch, Mehmed Ali beabsichtige die Anlegung einer Eisenbahn zwischen Kahira und Suez, also vom Nil bis zum Rothen Meer. Er soll sich dazu von unserer Regierung Geld ausgebeten haben. Ist dies gegründet, so bewillige man ihm solches. Es wäre ein unendlicher Vortheil für uns, könnten wir auf diese Weise in Aegypten Fuß fassen, — sicher würden wir uns dadurch das Durchgangsrecht erwerben. Großbritanien muß sich überdies Aegypten, die Brücke zwischen Europa und Indien, früher oder später durchaus zueignen. Wie glücklich seine elenden Bewohner sich nach einem solchen Wechsel der Oberherrschaft fühlen würden, können nur diejenigen beurtheilen, welche ihren jetzigen beklagenswerthen Zustand mit eigenen Augen gesehen haben.

Doch zurück zu unserer Passage durch Aegypten. Auf jeden Fall ist Suez der beste Punkt zum Aus- und Einschiffen der Waaren und Passagiere, wenn diese nicht gerade vorziehen sollten, Theben zu besuchen. Der obere Theil des Rothen Meeres bietet den Dampfböten keine größere Hindernisse, als der untere. Die Alten benutzten zwar mit unendlicher Vermehrung des Land- und Nil-Transports mehr südlich gelegene Häfen; dies geschah jedoch nur, weil ihre rohen Fahrzeuge nicht fähig

*) Aus den „Reisen in Arabien" von J. R. Wellsted, Lieut. der Ostindischen Marine. London, 1838.

waren, den Nordwestwinden zu widerstehen, die bei und südlich von Suez gewöhnlich wehen.

Wird zwischen Kahira und Suez eine Eisenbahn angelegt, so sind alle Schwierigkeiten gehoben; geschieht dies nicht, so darf nur für gewöhnliche Wagen zum Transport gesorgt werden; die Entfernung beträgt nur achtzig Englische Meilen, und das Terrain ist so eben, wie eine macadamisirte Straße in England. Längst wäre dies Alles besorgt, befände sich das Land unter Britischem Gouvernement. Die Ueberschwemmungen des Nils legen dem Waaren-Transport durch Aegypten durchaus kein Hinderniß in den Weg, sie sind ihm im Gegentheil förderlich, indem sie den Kanal füllen, der von einem der Hauptarme des Flusses nach Alexandrien führt und zu gewissen Jahreszeiten eine Wasserverbindung zwischen diesem Hafen und Kahira herstellt.

Sehr viel ist über diese sogenannte „Reise durch die Wüste" gesprochen worden; man hat Patent-Sättel für die Kameele, Masken, um das Gesicht gegen die Aegyptische Sonne zu schützen, und grüne Brillen, Sonnenschirme und Zelte empfohlen, die alle sehr bequem, jedoch nur für Kranke und Schwächlinge, aber nicht für Gesunde zu gebrauchen sind. Man wähle sich nur ein Kameel aus, welches der Eigenthümer als einen guten Traber rühmt, versehe sich mit einem dichten Wasserschlauch, schnalle sein Bett quer über den Sattel, nehme eine einzige Mahlzeit mit auf den Weg und verlasse Suez um die Mittagszeit. Trabt man nun munter fort, so hat man Abends um eilf Uhr den halben Weg zurückgelegt. Jetzt verzehre man seine mitgenommene Mahlzeit und schlafe, bis der Tag anbricht. Setzt man sich nun wieder aufs Kameel und trabt munter weiter, so hat man zur Mittagszeit Kahira erreicht und „die Schrecknisse und Gefahren der Wüste" überstanden. Man entsetze sich nicht vor der Idee eines trabenden Kameels; obgleich der Schritt dieses Thieres höchst unangenehm ist, so wird man doch seinen Trab durchaus nicht unangenehmer finden, als den eines Pferdes. Da übrigens die Passage auf diesem Wege in letzter Zeit bedeutend zugenommen hat, so wird es nicht mehr lange an Wagen-Beförderung fehlen.

Das Schlafen auf dem Sande unter freiem Himmel hat in der Wüste durchaus keine üble Folgen, und setzte man sich auch noch so sehr der Nachtluft und dem Thau dabei aus; an Fieber ist dort gar nicht zu denken. Die umherziehenden Araber graben sich des Abends ein Loch in die Erde, legen sich hinein und decken sich mit dem Sande zu; dabei sind und bleiben sie frisch und gesund.

Der Pascha von Aegypten hat bisher allen denjenigen, die sein Reich passirten, jeden möglichen Schutz angedeihen lassen, den Kaufmannsgütern würde er natürlich einen Durchgangszoll auferlegen. Zu diesem Zweck hatte man schon von Seiten Englands, noch ehe von der Einrichtung einer regelmäßigen Dampfboot-Verbindung die Rede war, mit den Beherrschern von Aegypten Unterhandlungen angeknüpft, doch ist es durch die Kurzsichtigkeit dieser Machthaber immer noch zu keinem genügenden Resultat gekommen. Der Englische Einfluß in Aegypten war damals noch nicht so groß wie gegenwärtig, und ich halte dafür, daß man sich mit dem jetzigen Pascha sehr leicht in dieser Angelegenheit einigen würde. Fünf pCt. auf alle eingeführte Güter, wie in Dschiddah, wo sich gegenwärtig der Handel zwischen Indien und Aegypten konzentrirt, würde gewiß beiden Theilen recht seyn.

Wahr ist es, daß die orientalischen Gewohnheiten zu tief eingewurzelt sind, um sich einen plötzlichen Wechsel gefallen zu lassen; auf der anderen Seite sind aber auch wieder die Eingeborenen sehr auf ihren eigenen Vortheil bedacht, und die großen Vorzüge eines Dampfbootes gegen ein Segelschiff würden ihnen gar bald einleuchten. In kurzer Zeit würde sich daher sicher der Handel von Dschiddah nach Suez, der von Indien aber in seine alte Bahn zurückwenden und abermals den Ländern, welche er durchzieht, neues Leben, eine neue Gestalt und neue Zustände geben.

Manche haben einer Passage auf dem Euphrat mehr Vortheile zugesprochen, als dem Wege übers Rothe Meer; und obgleich sich dieser letztere während acht Monate im Jahre als praktikabel erwiesen hat, so gab man doch jenem den Vorzug, ohne ihn jemals versucht zu haben. Der Oberst Chesney hat Bassorah erreicht; so viel sich jedoch aus den veröffentlichten Berichten entnehmen läßt, so machen die Verworrenheit der Flußarme, die Seichtigkeit und die schnelle Strömung derselben, so wie die Heftigkeit von Windstößen aus der Wüste her die Befahrung dieses Stromes für gewisse Jahreszeiten äußerst mißlich, wenn nicht gar unmöglich. Ueber diesen Gegenstand herrscht indeß noch eine große Meinungs-Verschiedenheit. Um nun darüber ins Klare zu kommen, hat die Britische Regierung eine zweite Untersuchungs-Kommission unter dem Lieutenant Lynch von der Indischen Marine nach dem Euphrat beordert. Den unablässigen Bemühungen dieses Offiziers und seiner genauen Bekanntschaft mit der Sprache und den Sitten der Eingeborenen verdankt bereits die frühere Expedition, deren kleine Flotte er befehligte, ihre größten Erfolge. Jene Eigenschaften machen ihn besonders zu dem Dienst geschickt, den er jetzt angetreten hat; auch ist er zugleich beauftragt, dem Englischen Interesse bei den Stämmen am Euphrat das Uebergewicht zu verschaffen.

Das Land, welches das eigentliche Flußbett des Euphrats bildet, verdankt (wie das des Nils) seine Fruchtbarkeit den jährlichen Ueberschwemmungen dieses Stromes. Der angebaute Landstrich desselben hat im Durchschnitt nicht mehr als zwei bis drei Englische Meilen Breite, und auf diesem Streifen wohnt die Ackerbau treibende Klasse der Bevölkerung; von ihr sind die nomadisirenden Stämme abhängig, — ein Dampfboot würde daher vom Strome aus, da die Ufer fast überall niedrig sind, den ganzen angebauten und bewohnten Distrikt beherrschen, demgemäß also jedem Theil des Landes, dessen Beherrschung ihm zweckmäßig scheinen möchte.

Obgleich nun die Schwierigkeiten dieses Weges äußerst groß sind, so würde ihnen doch, wenn sie sich besiegen ließen, der daraus hervorgehende Nutzen vollkommen die Wage halten. Sollten Krieg, Pest oder andere Hemmnisse den Weg übers Rothe Meer versperren, so könnte jener als willkommene Aushülfe dienen. Zugleich würde dieser Weg auch den Englischen Handel in den Ländern, durch welchen er führt, sehr ausbreiten. Um dies zu bekräftigen, dürfen wir nur erwähnen, daß die durch die letzte Expedition in jenen Distrikten angeknüpften Handelsverbindungen bereits doppelt so viel Gewinn abgeworfen haben, als unser bisheriger Verkehr mit der Levante einbrachte.

Das Rothe Meer kann in jeglicher Jahreszeit befahren werden, und die Idee, als bildeten sich in demselben Riffe, die jeglicher Schifffahrt bald ein Ende zu machen drohen, ist rein chimärisch. Die vorhandenen Riffe sind durchaus kein Hinderniß, sie erleichtern vielmehr die Navigation, indem sie in vielen Fällen Schutz gewähren. Eigentlich befinden sie sich auch nur abwechselnd an den Küsten von Dschiddah bis zur Straße von Jubal, während eine offene, unermeßlich tiefe See mit einer Durchschnittsbreite von hundert Englischen Meilen zwischen ihnen hinläuft, die nur von einem einzigen Riff, dem Dädalus, unterbrochen wird. Auch die Strömungen des Rothen Meeres sind nicht im Stande, eine Fahrt merklich zu verzögern; und obgleich die Winde auf demselben ein Dampfboot wohl zuweilen aufhalten können, so werden sie auch gewiß eben so oft seine Fahrt beschleunigen.

Man ist sehr im Irrthum, wenn man glaubt, die Passat-Winde erstrecken sich bis aufs Rothe Meer; die Winde wehen hier zu verschiedenen Zeiten auch aus verschiedenen Richtungen und wechseln mit Windstillen und sanfteren Luftströmungen ab. Durchschnittlich legt ein Schiff den Weg von Bombay nach Suez in zweiundzwanzig Tagen zurück; diese Zeit kürzt sich aber noch bedeutend ab, wenn es nach Umständen bald mit Dampf, bald mit Segeln, je nachdem es die Verhältnisse mit sich bringen, oder auch mit Dampf und Segeln zugleich fahren kann.

Ueber die Größe und zweckmäßigste Einrichtung der zum Dienst zwischen Bombay und Suez bestimmten Dampfschiffe hat man viele widersprechende Meinungen geäußert. Die Ostindische Compagnie hat zwei neue Dampfschiffe hergestellt, welche bereits ihre Fahrten zwischen den genannten Orten begonnen haben; bald wird es sich daher zeigen, ob sie den Anforderungen genügen.

Zu einer Station oder einem Depot auf dem Rothen Meere eignet sich die Insel Kamaran am besten; sie hat einen vortrefflichen Hafen, ist leicht zu erreichen, und der Pascha hat sie kürzlich der Ostindischen Compagnie zu diesem Behuf abgetreten. Sollten noch mehr Depots erfordert werden, so finden sich an beiden Ufern noch Punkte genug, die dem Zweck entsprechen.

Zum Schluß füge ich noch hinzu, daß die Britische Regierung sich gegenwärtig eifriger als jemals mit der Herstellung einer schnellen und regelmäßigen Verbindung zwischen dem Mutterlande und Indien beschäftigt, und daß die Hoffnungen des handeltreibenden Publikums auf den Besitz eines solchen Etablissements nun bald in Erfüllung gehen werden.

Mannigfaltiges.

— Gibbon. In England erscheint jetzt eine neue Ausgabe dieses Geschichtsschreibers, besorgt von dem rühmlichst bekannten Historiker Milman. Dieser hat, außer denjenigen Hülfsmitteln, die ihm die Forschungen der neueren Zeit in Bezug auf die Römische Geschichte dargeboten, auch die Anmerkungen benutzt, mit denen die Deutsche Uebersetzung von Wenck und die Französische von Guizot ausgestattet worden. Das Londoner Athenaeum sagt in dieser Beziehung: „Der literarische Charakter der drei größten Nationen Europa's wird hier auf sehr bezeichnende Weise repräsentirt. Bei Wenck finden wir jene gewissenhafte Erforschung der Data und jene Anwendung strenger oder pragmanischer Kritik, welche den Deutschen Gelehrten vor allen Anderen auszeichnet; bei Guizot überrascht uns die scharfe Analyse, das beständige Verallgemeinern, die geistreiche Schlußfolgerung und die dogmatische Sicherheit des Französischen Professors, und bei Milman endlich gewahren wir jenes geduldige Aufsuchen der Wahrheit, um ihrer selbst willen, jene Rechtlichkeit und jenen gesunden Menschenverstand, die das Kennzeichen der besten Englischen Schriftsteller sind."

— Verbesserte Pauken. Ein Italiäner, Herr Catterino Catterini, hat sich dieses bisher sehr verlassenen und keiner Verbesserung fähig gehaltenen Instrumentes angenommen. Durch eilf Pedale, die er an der Pauke angebracht, setzt er nämlich den Paukenschläger in den Stand, alle nur mögliche Töne auf derselben hervorzubringen, und so dürfen wir denn auch wohl nächstens erwarten, daß man Sonaten und Konzerte für die Pauke schreiben werde, und daß sich reisende Virtuosen auf dem eilfpedaligen Timpano hören lassen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 53. Berlin, Mittwoch den 2. Mai 1838.

England.

Ueber Eisenbahnen und ihren Werth nach der Einführung von Dampfwagen auf Landstraßen.

Viel Intelligenz, Kapital und Energie des Englischen Volkes hat man in den letzten Jahren auf die Veränderung des Land-Transportes verwendet, indem man sich für die animalische Kraft eine mechanische und anstatt der bisherigen Wege Eisenbahnen schuf. Während wir im Begriff sind, über diese Dinge unsere Meinung auszusprechen, wissen wir sehr wohl, daß wir uns in ein schwieriges Terrain wagen, auf welchem sich uns Vorurtheile und Interessen aller Art gleich mächtig entgegenstellen; doch werden wir ohne Furcht unsere Pflicht thun und ohne technische Phrasen und Tabellen voller Zahlen versuchen, den Lesern kurz und einfach die Wahrheit vorzutragen. Der Gegenstand ist äußerst wichtig und verlangt eine leidenschaftslose Beurtheilung.

Eisenbahnen sind Monopole. Der Geist der Englischen Gesetzgebung läuft den Monopolen zuwider. Man wird vielleicht anführen, in den Parlaments-Akten befinden sich Klauseln, die einem Jeden gestatten, unter gewissen Beschränkungen Lokomotive und Wagenzüge auf die Eisenbahnen zu bringen; diese Beschränkungen sind jedoch Verboten gleich und sollten es auch seyn; denn die Abgangszeiten, die Preise u. s. w. hängen alle von den Actien-Gesellschaften ab, deren Interesse es ist, das Monopol zu behaupten, und gegen die Entscheidung der Direktoren ist nicht zu appelliren. Es ist daher klar, daß der Transport auf Eisenbahnen stets Monopol bleiben wird. Herr Charles Tennant, Parlaments-Mitglied für St. Albans, schlug der Regierung vor, in jede Eisenbahn-Akte eine Klausel aufzunehmen, nach welcher die Gesellschaft gezwungen wäre, die Posten unentgeltlich zu befördern; dies würde dem Publikum Vortheil gebracht haben, ohne den Eisenbahn-Gesellschaften andere als nominelle Kosten zu verursachen. Es ist noch nicht zu spät, diese heilsame Maßregel einzuführen. Herr Tennant war einer der ersten und geschicktesten Vertheidiger der Verminderung des Porto's.

Sollten Eisenbahnen jemals allgemein werden, so ist es natürlich, daß man die animalische Kraft auf unseren jetzigen Wegen durch mechanische ersetzen wird. Die Haupt-Einnahme an Zoll, mit der gegenwärtig die Straßen unterhalten werden, fällt dann weg, und da die Mittel sich mindern, die Wege auszubessern, so werden diese natürlich in Verfall gerathen. Dadurch leidet die Mehrzahl der Bevölkerung. Dem Landmann ist es fernerhin nicht mehr so leicht, zum Markte zu gelangen; dem Reisenden in seinem eigenen Wagen, oder auf seinem eigenen Pferde, oder einer Familie, die es mit der Gemächlichkeit hält, Allen geschieht Abbruch. Angenommen, es führten von London aus Eisenbahnen nach sechs verschiedenen Richtungen, und die Pferde, mit denen jene Straßen sonst befahren wurden, wären mit der Zeit verschwunden, so könnte ein Häuflein Unzufriedener dadurch, daß sie auf jeder dieser Bahnen ein paar Fuß Schienen aufrissen, den ganzen Verkehr der Hauptstadt mit den anderen Städten hemmen. Die zur Anlage von Chausseen hergeliehenen Kapitalien schweben sämmtlich in Gefahr; und obgleich man kürzlich den Parlaments-Akten einige auf sie bezügliche Klauseln angehängt hat, so würde, wenn man auf ihre Durchführung bestände, dies nur einen langwierigen und theuren Prozeß mit dem furchtbarsten der Gerichtshöfe, der Kanzlei, zur Folge haben, bei welchem die Advokaten wohl den größten Theil der Summe, um die es sich handelt, als Kosten einziehen möchten.

Bei der Anlage von Kapitalien scheinen die Eisenbahnen die wenigste Sicherheit und die schwächste Aussicht auf Zinsen zu gewähren. Liverpool und Manchester gelten allgemein für Punkte, die den größten Güter- und Personen-Verkehr mit einander haben; die Eisenbahn zwischen diesen beiden Städten soll 9 pCt. jährlich abgeworfen haben. Sind diese Interessen für die Art der Sicherheit etwa hoch genug? Sollte noch eine Eisenbahn daselbst angelegt oder ein anderes, eben so gutes Transport-Mittel eingeführt werden, was wird alsdann aus den Interessen und dem Kapital? Welchen Werth haben der Grund und Boden, die Gebäude, das Eisen, das Holzwerk und die Maschinen einer Eisenbahn? Nicht den funfzigsten Theil der darauf verwendeten Summe. Worauf beruht also die Sicherheit des Kapitals? Auf der Wahrscheinlichkeit, daß die Eisenbahn fortwährend ihr Monopol behalten werde, eine Wahrscheinlichkeit, zu welcher der Verständige ungläubig lächelt. Doch später mehr davon. Wenn die befahrenste Eisenbahn mit ihrem Monopol nur 9 pCt. abwirft, was werden dann andere, weniger benutzte, geben? Wir haben den hyperbolischen Unsinn der Prospekte interessirter Unternehmer durchlaufen und können nichts als Täuschungen und die offenbare Absicht darin erkennen, Geizigen und Ununterrichteten das Geld aus der Tasche zu locken. Die lächerliche Berechnung des Ertrages, den der Transport von Lebensmitteln herbeiführen soll, zeigt, daß jene Leute nicht einmal im A B C der Staats-Oekonomie Bescheid wissen.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Eine Vorlesung in der Provinz *).

Schon seit acht Tagen verweilten wir bei einem Freunde, der in der Auvergne wohnt, und während dieser ganzen Zeit hatten wir nichts gethan, als Berge, Wälder und Wiesen durchstreift. Mein Reisegefährte war ein junger Maler, Namens Lambert, der zum ersten Mal in seinem Leben seiner Vaterstadt den Rücken kehrte und in allem Ernste glaubte, das geistige Frankreich erstrecke sich nicht über das Weichbild von Paris hinaus. Die Provinz war ihm nur ein Meierhof nebst Scheune und Kelter, der Paris die nöthigen Consumtions-Mittel lieferte, und die Namen Provence, Périgord, Bretagne erinnerten ihn lediglich an Trüffeln, eingemachte Oliven und gesalzene Butter.

Bei unserer Ankunft hatte ich seinen Vorurtheilen dadurch entgegenarbeiten wollen, daß ich ihn mehreren ausgezeichneten Personen vorstellte; allein das war vergebens gewesen. Er antwortete mit jener dem echten Pariser eigenen Zuversicht: „Ich kenne die Auvergner — eine Nation von Wasserträgern und Eckenstehern — Du weißt ja, daß ich nur in die Provinz gekommen bin, um Felsen und Bäume zu zeichnen."

Da trat eines Tages unser Wirth ins Zimmer und zeigte uns an, daß wir heute Abend Alle bei einem seiner Verwandten speisen würden; er hatte die Einladung für uns mit angenommen; es war unmöglich, sie abzulehnen, und man wünschte unsere Anwesenheit um so lebhafter, als eine Dame eine Vorlesung zu halten gedachte.

Lambert sagte kein Wort und ließ mich versprechen, daß wir zur bestimmten Stunde uns einfinden würden; sobald aber der Wirth uns verlassen hatte, legte er seinen Rock ab. — „Was machst Du da?" fragte ich ihn. — „„Du siehst ja, ich ziehe mich aus."" — „Und warum?" — „„Ich will zu Bette gehen."" — „Mitten am Tage zu Bette! was heißt das?" — „„Es heißt so viel, daß ich dem Souper ausweichen will. Kannst Du von mir verlangen, daß ich sechs Stunden lang mit Friedensrichtern, Holzhändlern und Ochsenzüchtern an einer Tafel sitze, der langweiligen Vorlesung noch zu geschweigen? Nein, Theuerster, meine Constitution ist nicht so eisern, daß sie dergleichen Proben auszuhalten vermöchte; ich will lieber vierundzwanzig Stunden lang vor dem Souper krank seyn, als acht Tage lang nach demselben — dabei ist nur Gewinn. Wenn ich zu Bette gehe, so bin ich genugsam entschuldigt.""

„Ein Narr bist Du; was für einen Begriff machst Du Dir nur von den Provinzialen?"

„„Ich halte sie für Leute, die ihre Steuern sehr pünktlich bezahlen und den Käse sehr geschickt zu fabriziren wissen. Ich will Dir die Gesellschaft so schildern, wie ich mir sie denke .... Da kommen zuerst die Freunde des Hauses, die man eben nur zum Essen einladet, eine Art von Hausthieren, die auf jedes Diner, das man giebt, ein Recht erworben haben — dann der literarische Areopag, gebildet aus einem Professor der Grammatik, einem Buchhändler und einem Steuer-Einnehmer — endlich die Corinna des Bezirkes, die ihre fünf Kinder mitbringen und

*) Vielen Lesern sind Rezensionen zuwider, und doch ist Schriftstellern und Verlegern darum zu thun, ihr Buch in weiten Kreisen angezeigt zu sehen. Der nachstehende Artikel mag ein belehrender Wink seyn, wie man der Rezension ein anziehendes Mäntelchen umhangen, wie man dem Kinde den Rand des Glases, in welchem es die Arznei erhält, mit Honig bestreichen soll. Wir zweifeln nicht, daß diese Mode, da sie aus Paris kommt, auch in Deutschland ihre Nachahmer finden werde.

sich öfter genöthigt sehen wird, ihre Lektüre zu unterbrechen, um ihnen die Nase zu wischen.""

„Wenn aber die ganze Gesellschaft so lächerlich ist, warum gehst Du nicht wenigstens hin, um Karrikaturen zu studiren?"

Lambert, der eben seinen zweiten Stiefel ausziehen wollte, hielt inne. „Wahrhaftig", sprach er, „da hast Du einen guten Gedanken; ich könnte wohl für das „Charivari" ein groteskes Bild skizziren, mit der Unterschrift: „Eine Vorlesung in der Provinz". — „„Nun, so ziehe Dich wieder an."" — „Es sey, ich will es wagen!"

Gegen Abend saßen wir an einer Tafel von zwanzig Gedecken, die Grignon selbst nicht besser servirt hätte. Mein Gefährte erwartete, daß die Mütter Bonbons in ihre Taschen stecken würden, und daß man beim Nachtisch die „Königin von Golkonda" singen würde; aber zu seinem Erstaunen war das ganze Benehmen der Tischgäste sehr fein und großstädtisch, von Anfang bis zu Ende.

„Ich weiß, woher das kommt", sagte mein Gefährte, als er von der Tafel aufstand; „die Leute sind von einem Pariser Maitre d'Hôtel dressirt worden."

Unterdeß hatten sich die Gäste im Schatten einer Gruppe von Linden, die mit Geisblatt und Waldreben umzogen waren, niedergelassen. Ein lieblicher Blüthenduft umgab uns; das scheidende Sonnenlicht glühte auf den sanft bewegten Blättern, und ein Springquell, dessen Strahl im Abendwind gleich einem Federbusch hin- und herschwankte, schüttelte seinen feuchten Staub auf unsere Häupter, während die Amseln, in dem blühenden wilden Jasmin verborgen, ihr harmonisches Lied anstimmten.

Nach einigen Augenblicken allgemeiner Erwartung begann die junge Frau ihre Lektüre. Sie las zunächst einen Brief, den Henri Clerfort an Irene von Servy schreibt. Clerfort hat die junge Witwe gesehen, seine poetische Phantasie ist entzündet, und er kann ohne seine Liebe nicht mehr leben. Die Gräfin erschrickt über diese ungestüme Leidenschaft und will sich ihr entziehen; ihre Freundin Julie bringt sie von diesem Vorhaben zurück. Sie schenkt Clerfort Gehör und erlaubt ihm, zu hoffen. Aber Irene ist kein Weib, wie Clerfort sie geträumt hatte: kalt und gemüthlos, vermag sie ein Herz, wie das seinige, nicht zu begreifen; was sie an ihm liebt, ist seine Schönheit, sein Rang, nicht er selbst!.... sie verlangt von ihm, daß er ihr dienender Ritter werde und jedem anderen Streben ganz entsage. Clerford fühlt sich im Grunde seines Herzens getäuscht; er ahnt, daß das Gemüth seiner Geliebten flach und nur für Regungen des Egoismus empfänglich sey; allein er drückt die Augen zu, denn die Wahrheit macht ihm Grausen. In seinen Irrwahn verliebt, baut er jeden Tag mit seiner Phantasie wieder auf, was die Erfahrung des gestrigen Abends zerstört hat. Seine Täuschungen sind ihm wie kranke Glieder, deren er nicht entrathen kann, obschon sie ihm große Schmerzen machen. Unterdeß erschöpfen sich seine Mittel in dem geputzten Müßiggang, zu welchem die Gräfin von Servy ihn verdammt. Das Elend bricht herein; dieses Elend ist das Grab aller seiner Hoffnungen — Irenen's Gleichgültigkeit wird ihm härter als der Tod! Jetzt erscheint der Versucher in der Gestalt eines gewissen Jerôme. Jerôme ist Einer von den Menschen, die das Glück der Schurken erst verstimmt und dann moralisch zu Grunde richtet. Sie schämen sich einer stets getäuschten Tugend und werden aus Stolz und Logik zu Verbrechern. Clerfort krümmt sich vergebens unter der Hand dieses geistreichen Menschenhassers; entnervt durch eine allzu sorglose Jugend, die er nur mit Singen, Lesen und Begießen seiner Lieblings-Blumen zugebracht, und dem wirklichen Leben entfremdet, besitzt er nicht moralische Kraft genug, um die Versuchung zu bekämpfen, und nicht praktische Einsicht genug, um die Gefahr zu erkennen. Jerôme enthüllt ihm alle Schurkenstreiche, wodurch die Menschen zu Reichthum, zu Macht oder Berühmtheit gelangen; er zitirt ihm die Namen, die man mit Ehrfurcht zu nennen pflegt, und hängt jedem einen Schandfleck an. Clerfort hört andächtig zu und fühlt, wie die Prinzipien, nach denen er bis jetzt gehandelt, immer baufälliger werden. Erschreckt über die Zweifel, die in ihm emporsteigen, will er an die Liebe appelliren und seine Ehre unter den Schutz Irenens stellen; aber diese erräth seine Seelenpein nicht und läßt ihn hülflos. Clerfort unterliegt endlich: das Hazard-Spiel, zu welchem Jerôme ihn verlockt, fristet seine Hoffnungen eine Zeitlang, allein er sieht sich bald gezwungen, dieser Hülfsquelle zu entsagen. Jetzt will sein Gefährte ihn bereden, an einem Diebstahl Antheil zu nehmen: Clerfort weigert sich. „Ueberlege Dir die Sache", bemerkt Jerôme. „Um Mitternacht erwarte ich Dich an dem bewußten Orte." Clerfort eilt zu Irenen; er hofft, daß er sich selbst entfliehen und daß seine Tugend bei der jungen Witwe erstarken werde. Ach, könnte sie seine Liebe begreifen und ihm die Hand entgegenstrecken über dem Abgrunde, in welchem er immer tiefer versinkt!..... Einen Augenblick hofft er, dieses Wunder werde geschehen: Irene fühlt menschliche Rührung; er drückt die Statue so lange an sein Herz, bis sie erwarmt und zittert; aber dieses Leben eines Augenblicks ist im nächsten Augenblick wieder dahin: die Statue wird Marmor, wie zuvor. Der Verzweiflung preisgegeben, verläßt Clerfort das Hôtel de Servy und will Jerôme wieder aufsuchen. Da begegnet ihm der Baron d'Albre, ein Mode-Narr, dessen zudringliche Aufmerksamkeit gegen Irenen oft seine Eifersucht entzündet. Er fordert ihn auf Pistolen, schlägt sich mit ihm und wird von einer Kugel getroffen.

Hier machte die Vorleserin eine kurze Pause. Jedermann hatte ihr mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört; und selbst das spöttische Lächeln, welches im Anfang der Vorlesung auf Lambert's Gesicht lag, war unmerklich verschwunden. Er neigte sich zu mir hin und sagte: „Bist Du davon überzeugt, daß man uns hier etwas noch Ungedrucktes vorgelesen hat?" — „„Nun, versteht sich."" — „Es ist doch wohl keiner von den ersten Romanen George Sand's, für dessen Verfasserin unsere Dame sich halten zu dürfen glaubt?"

Es kostete mir Mühe, ein lautes Gelächter zu unterdrücken. Mein Freund schüttelte den Kopf und zuckte die Achseln, wie ein Mensch, der Etwas zu begreifen verzichtet. Fast im selbigen Augenblick begann die Vorlesung wieder.

Die Wunde, welche Clerfort erhalten, war nicht gefährlich; und kaum war er genesen, als er sich den Einflüsterungen seines Versuchers wieder preisgegeben sah. Irene wollte in zwei Monaten nach dem Badeort Vichy reisen; sie hatte ihm versprochen, dort die Seinige zu werden; aber diese Reise erforderte Geld, und der junge Mann wußte nur Ein Mittel, sich dasselbe zu verschaffen. Nach langem Zaudern begiebt er sich zu Jerôme, und dieser sagt ihm: „Höre, Freund, ich habe eine Frau von außerordentlichen Eigenschaften kennen gelernt, die nur unter dem Namen Louise bekannt ist, im Ueberfluß lebt und mir freundliche Aufnahme gewährt. Als diese Frau vor einigen Tagen in ihrem Schreibepult suchte, um mir ein Portrait zu zeigen, bemerkte ich zufällig ein Kästchen, das mit lauter Rollen Goldes gefüllt war. Ich kann Dir bei nächtlicher Weile in dem Hause Zugang verschaffen, und gelingt es Dir, das Kästchen zu erbeuten, so sind wir auf lange Zeit reich. Clerfort weist diesen Vorschlag anfänglich zurück; aber die Nothwendigkeit und Jerôme's Sophismen siegen endlich über seinen Widerstand. Zur verabredeten Stunde begiebt er sich, nachdem er von seinem Gefährten die nöthige Weisung erhalten, in Louisen's Villa und gelangt durch den Park in ihr Schlafgemach. Aber sein Herz wird beklommen, als er in diesem Asyle frommer Tugend sich umsieht; der Schein des Mondes zeigt ihm Louisen auf ihrem Ruhelager .... er glaubt in dem rührend blassen, sanft melancholischen Antlitz die Züge seiner Mutter zu erkennen. Von Verzweiflung erfaßt, sinkt Clerfort in die Kniee und schreit laut auf. Die junge Frau erwacht: sie erschrickt beim Anblick eines Unbekannten und will nach Hülfe rufen, aber Clerfort bittet sie um Gehör. Von der hehren Schönheit dieses Weibes überwältigt, von seinem Gewissen gefoltert, bekennt er ihr seine Schande. Louise staunt — sie will eben reden, da pocht man gewaltig an die Thür, und eine Stimme von außen ruft: „Oeffnet sogleich, im Namen des Gesetzes; es muß hier in dieser Nacht ein Diebstahl begangen seyn; man hat gehört, wie die beiden Schuldigen ihren Plan verabredeten; der Eine ist hier, und wir kommen, ihn zu verhaften." Louise öffnet den Gerichtsboten und sagt ihnen, sie könnten sich getrost wieder entfernen, da der Herr, welchen sie suchten, mit ihrer Bewilligung hier sey. Von jenem Tage an wird Clerfort Louisen's Freund, und sein moralischer Mensch verjüngt sich wieder. Sein Dämon Jerôme ist verschwunden und hat einem schützenden Engel Platz gemacht. Aber vergebens bemüht sich Louise, den inneren Frieden des Unglücklichen wieder herzustellen; er glaubt, immer eine Stimme zu hören, die ihm seine Verirrungen vorwirft, und das Leben wird ihm eine drückende Bürde. Eines Tages geht er an den Ufern der Seine in Paris spaziren und sieht, wie eine Frau dem Ertrinken nahe ist. Er stürzt ihr nach und verschwindet selbst. Durch ein Wunder gerettet, wird er in Louisen's Villa zurückgebracht, und seine Wohlthäterin hofft, ihn wieder an das irdische Daseyn zu knüpfen; aber in dieser letzten Krisis sind alle seine Lebensquellen versiegt: die Krankheit, die ihn immer bedrohte, entwickelt sich rasch, und er stirbt nach langem Todeskampfe, verlassen von Irenen, der vor diesem Schauspiel graut, getrennt von Julien, deren Verzweiflung sein Herz zerreißt, aber bis zu seinem letzten Augenblicke schwesterlich gepflegt von Louisen, der einzigen, die ihn so wahr und innig liebt, daß sie ihn sterben sehen kann.

Die Vorlesung der Dame hatte auf alle Hörer einen so mächtigen Eindruck gemacht, daß Niemand sich's einfallen ließ, zu applaudiren. Ein paar Augenblicke entstand eine feierliche Stille; dann erhob sich die ganze Gesellschaft. Die Vorleserin benutzte diesen Augenblick der Verwirrung und verschwand, ehe der Strom des Beifalls losbrechen und sie überfluthen konnte.

„Nun, was meinst Du jetzt?" fragte ich Lambert, der nachdenklich und mit gesenktem Haupte dastand. — „„Siehst Du nicht, daß ich weinen muß?"" sprach er, sein Haupt erhebend und mit Thränen im Auge. „„Die Erzählung von diesem Todeskampf hat mich tief bewegt. Welche rührende Natur-Wahrheit herrscht in der Schilderung aller Gefühle! Wie ergreifend ist die Sprache! welche tiefe Kenntniß des Lebens und der geheimsten Regungen der menschlichen Brust offenbart die Verfasserin! Ich fragte Dich vorhin, ob diese Erzählung nicht ein ungedruckter Versuch von George Sand sey; denn ich glaubte, bei vielen Stellen den Widerhall der Stimme dieses genialen Weibes zu vernehmen. Man vermißt nur die intensive Kraft und die weise Mäßigung der Letzteren; denn unsere junge Schriftstellerin hat noch nicht Erfahrung genug; aber man sieht ihr Talent auf jedem Schritte sich entwickeln: das erste Drittheil des Werkes scheint in der Kindheit, das zweite in der Jugend, das dritte im Alter der Reife geschrieben zu seyn.""

„Und doch", bemerkte ich in gedämpftem Tone, „ist die so vielversprechende Verfasserin des Buches eine Provinz-Bewohnerin." — „„Freilich wahr"", versetzte er etwas verlegen und mit komischem Unwillen; — „„ich kann das nicht länger dulden. Diese Dame gehört nach Paris, und ich will dafür sorgen, daß

sie hinkommt.““ — „Und wie gedenkst Du, das anzufangen?“ — „„Ich schaffe ihr einen Verleger.““ — „Das ist nicht genug.“ — „„Leider wohl — nun, ich werde alle Mittel versuchen! Ich will der Columbus dieses unbekannten Genie's seyn, will ihr Portrait auf die Kunstausstellung bringen, ihre Lieder von Louise Puget singen lassen — Balzac soll in seinem nächsten Romane von ihr sprechen, und endlich will ich sie allen Journalisten empfehlen, die ich lithographirt habe, um berühmte Männer aus ihnen zu machen.““

Ich weiß nicht, ob Lambert alle seine Versprechungen, die er so ganz unaufgefordert gegeben, erfüllen wird, denn ich mußte ein paar Tage später von ihm Abschied nehmen und die Auvergne verlassen; doch scheint er einstweilen wenigstens für einen Verleger des Romans gesorgt zu haben; denn eben empfange ich ein gedrucktes Buch, mit dem Titel: „Die Gräfin von Servy, von Madame Angélique Arnaud“*). (F. de Paris.)

Ein Engländer in und über Versailles.

(Schluß.)

Wir haben schon im Eingange auf die wohlberechnete Vorliebe aufmerksam gemacht, womit man jetzt in Frankreich die Erinnerung an die Größe Ludwig's XIV. und Napoleon's zu hegen und zu pflegen sucht. Es ist den Freunden Ludwig Philipp's gewiß nicht unangenehm, wenn den Beschauern bei den zahlreichen Bildnissen Ludwig's XIV., der Einem hier überall begegnet, die ungemeine Aehnlichkeit in den Gesichtszügen des Bürgerkönigs mit denen des „großen Königs“ auffällt. Der Götzendienst jedoch, der in diesem Museum mit der Napoleonischen Gloire getrieben wird, übersteigt wirklich alles Maaß. Denn außer den bereits erwähnten 19 Sälen und Zimmern, die seiner Großthaten und namentlich seiner ewigen Schlachten voll sind, existirt noch eine Salle de Marengo, wo das berühmte Gemälde von David: „Bonaparte als erster Konsul, den St. Bernhard hinansprengend“, und eine Salle de l'Empire, wo ein anderes Tableau desselben Meisters, „Napoleon's Krönung“, aufgestellt ist. Von dem Kunstwerthe der Bilder zu reden, sey uns erlassen: er ist eben bei den allermeisten Null und weniger als Null. Wir haben auch gar nicht darauf geachtet; es beschäftigten uns Gedanken ernsterer Art. Nicht bloß das echte Heldenthum des Generals und Konsuls Bonaparte und das unechte des Kaisers Napoleon wird hier verherrlicht, sondern auch die schlimmsten Sünden seines Ehrgeizes, die ärgsten Frevel seiner Herrschsucht werden so zu sagen heilig gesprochen — consacrés ist das Französische Wort — im Namen des Nationalruhmes. Es giebt Thaten, es giebt Epochen in der Kaisergeschichte, an welche das Französische Volk nur mit Unwillen, mit Beschämung, mit Reue zurückdenken sollte. Aber wer fragt danach, wenn nur die gehörige Anzahl von batailles und victoires für das Museum aller Glorien Frankreichs dabei herauskommt? Vier breite und hohe Wände voll Spanischer Victorien haben wir uns betrachtet, — ehrenlos und unfruchtbar wie sie waren, es sind und bleiben einmal Victorien. Die Katastrophe aber, welche diesem Wesen ein Ende mit Schrecken machte, das Strafgericht Gottes, welches sichtbar über den großen Völkerpeiniger hereinbrach, der Entscheidungskampf der Jahre 1813 und 1814, in welchem Europa's Völker die Befreiung vom Despotenjoch für sich und für Frankreich erstritten, — Ihr seht Euch in dem Musée historique vergebens nach einer Spur, nach einer Andeutung von allen diesen Ereignissen um. Die große Lehre ist vertuscht, ausgelöscht; die Tage der Züchtigung und Vergeltung zählen nicht in den Annalen der großen Nation. So erbärmlich belügt die Eitelkeit sich selbst. Weiß man aber, was man thut, wenn man mit aller Gewalt den bösen Geist der Napoleonischen Zeit, den Geist der Hoffahrt und des vermessen selbstsüchtigen Uebermuthes wieder heraufbeschwört? Ist es weise gehandelt, der National-Leidenschaft, welche sich so verderblich für Frankreichs Ruhe und Glück erwiesen hat, welche in unseren Tagen zwar merklich gedämpft, allein noch keineswegs überwunden erscheint, dieser Leidenschaft plötzlich wieder so reichliche, erhitzende Nahrung zu geben? Geschrieben steht: wer Wind säet, soll Sturm ärndten. Wenn der Geist, welcher aus diesem Bildersaal der Französischen Geschichte spricht, wirklich im Volke fortzuwirken vermöchte, die jetzige Regierung würde vor ihrem eigenen Werke erschrecken.

Noch sind wir mit den Gemälden nicht zu Ende. Das sogenannte Galeriegebäude am nördlichen Flügel enthält in einer Reihe von neun Zimmern und dem zugehörigen Korridor eine Sammlung von „nahe an tausend Bildnissen berühmter Personen aus den verschiedensten Zeitaltern und Ländern“. So heißt es im Katalog, und wir machten uns Hoffnung, endlich doch einmal etwas Rechtes, historisch Interessantes anzutreffen. Unter tausend zusammengebrachten Bildern wird doch wohl so manches seltene und merkwürdige Original zu finden seyn; jedenfalls wird es an zuverlässigen und wohlausgeführten Kopieen solcher Originale nicht fehlen. Wie manches werthvolle Stück, das bis auf diesen Tag bestaubt und vergessen im Winkel lag, mag man unter dem überkommenen Krongut vorgefunden haben; wie manches, das aus den Ahnensälen uralter adeliger Schlösser herrührt und während der Revolution seinen Weg in die Welt gefunden hat, kann ein Königlicher Sammler an sich bringen! — Wir fanden uns arg getäuscht. Die ganze Sammlung sieht aus wie zusammengerafft. Unter den Bildnissen, die über die Zeit Ludwig's XIV. hinaufreichen, sind gewiß keine zwölf, die für Originale oder auch nur für zuverlässige Kopieen gelten dürfen. Kaum ein Portrait unter zehn ist erträglich. Beim Aufhängen der Bilder hat man sich wieder zur Regel gemacht, daß die ganze Wand voll seyn muß; man hat sie an einander und die kleinen zwischen die größeren geschoben, wie es eben passen wollte. Dabei ist denn eine greuliche Konfusion herausgekommen. Dante hängt neben Simon von Montfort, Jeanne la Folle neben Amerigo Vespucci, Raphael neben Sir Thomas Moore, der Erzbischof Warham neben Michel Angelo, der Reformator Calvin neben der buhlerischen Diana von Poitiers, „dont aucun voile ne couvre les charmes“ (s. Katalog). Ueberhaupt, wie kommen die vielen Italiäner, Spanier, Deutschen, Schweizer, Engländer hier in die Französische Gesellschaft? Ja, wenn die Bildnisse Originale, oder wenn sie sonst beglaubigt, oder merkwürdig, oder als Kunstwerke beachtenswerth wären! Es ist nur zu deutlich: man hat zusammengerafft, was man konnte, man hat Kopieen über Kopieen fabriziren lassen, um nur schnell den Raum zu füllen. Das Original-Portrait des Erzbischofs Warham z. B. befindet sich in der Bilder-Galerie des Louvre, — da ist es an seiner Stelle; aber was soll das Konterfei eines Erzbischofs von Canterbury unter den Gloires de la France? Es hängt auch ein Marlborough da, — indeß die Franzosen brauchen kein Aergerniß daran zu nehmen: Marlborough war ihr Erzfeind, allein dieser ist gar nicht Marlborough. Unter den Französischen Bildnissen geben sich gleichfalls eine große Anzahl auf den ersten Blick als Kopieen und leider als nicht wohlgerathene Kopieen kund, deren Originale sich im Louvre und in anderen öffentlichen Sammlungen, zum Theil auch im Privatbesitz befinden. Wie manche Portraits zu ihren Namen gekommen sind, mag Gott wissen. Dies und jenes Bild soll diese und jene berühmte Person vorstellen, — wer bürgt dafür? der Trödler, von dem es gekauft ist? In einem Zimmer neben einander hängen zwei angebliche Portraits der La Vallière mit zwei so durchaus verschiedenen Gesichtern, daß eines von beiden nothwendig unecht seyn muß; sie sind es aber beide. Denn der berüchtigte Bussy Rabutin hat ihr das Signalement in folgendem Quatrain geschrieben, wofür er die Bastille und eine zwanzigjährige Verweisung zu schmecken bekam:

Que Deodatus (Ludwig XIV.) est heureux
De baiser ce bec amoureux,
Qui d'une oreille à l'autre va!
Alleluja!

Beide Portraits jedoch zeigen einen eher kleinen als großen Mund. — Mit einem Wort, für die Erbauung der unwissenden Einfalt, die gläubig von dem Bilde in den Katalog und von dem Katalog wieder auf das Bild sieht, mag reichlich gesorgt seyn; dem Kundigen aber kann nicht leicht Etwas lächerlicher und abgeschmackter vorkommen, als die hier zusammengewürfelte und zusammengerafft Gesellschaft von mehreren hundert männlichen und weiblichen Niemand und Weißnichwer, welchen man die Namen berühmter Leute angehängt hat. — Der zu diesen neun Zimmern gehörige Korridor enthält wieder Portraits und Familienstücke, zum Theil nur flüchtig und im Kleinen skizzirt, aus den Zeiten und vom Hofe Ludwig's XV. Sie haben jedoch, in unseren Augen mindestens, mehr reales und historisches Interesse, als Alles, was wir bisher auf unserem Wege gesehen hatten. Um so mehr Schade, daß auch hier bei weitem das Meiste, als Malerei, erbärmliches Zeug ist. Nur ein paar Portraits, Ludwig XV. und seine Gemahlin vorstellend, sprachen uns durch Auffassung und Ausführung befriedigender an. Am untersten Ende des Korridors hängt zu guter Letzt ein Tableau, dessen Gegenstand eben so traurig als die Malerei abscheulich ist: der arme „constitutionnelle König“ Ludwig XVI., zu Pferd, in einer trostlos kahlen Landschaft, eine mächtige dreifarbige Kokarde auf dem Hut, ein Schwert vor sich hin ins Leere ausstreckend, worauf geschrieben steht: La Loi. Der Maler hat seinen Namen auf dem Bilde verewigt: „Carteaux*), Peintre du Roi et Officier de la Cavalerie Nationale de Paris, 1791.“

Die übrigen vier Korridore im Erdgeschoß und in der ersten Etage beider Schloßflügel, desgleichen die Fluren und Vorzimmer, sind den Skulpturwerken eingeräumt worden und eignen sich hierzu ungleich besser, als die Zimmer zu Bildersälen. Bauart, Raum, Beleuchtung, Alles schickt sich — von wenigen, nicht bedeutenden Uebelständen abgesehen — so glücklich, als wären diese Gänge von Anfang an für die Bestimmung angelegt, eine Skulpturen-Galerie abzugeben. Auch freuen wir uns, der Auswahl und Anordnung, so bei dieser Sammlung befolgt worden ist, aufrichtiges Lob zollen zu können. Das früher im Convent des Petits Augustins zu Paris aufgestellte, durch den unermüdlichen und alterthumskundigen Lenoir zusammengebrachte Musée de Monumens Français ist dem Versailler Museum einverleibt worden. Es enthält Grabmäler, Basreliefs, religiöse Standbilder u. dgl. m. aus den während der Revolutionszeit geplünderten und zerstörten Kirchen; Vieles darunter reicht in die ältesten Epochen der Französischen Kunst hinauf. Lenoir hatte auch den glücklichen Gedanken, — möge ihm volle Ausführung zu Theil werden — von den Bildern der alten Könige, Herzöge, Grafen und ihrer Gemahlinnen, der Bischöfe, Aebte Aebtissinnen und anderer vornehmer oder berühmter Personen, dergleichen man in alten Kirchen und Kapellen so häufig auf den Grabsteinen oder in den Wandnischen über den Grüften antrifft,

*) La Comtesse de Servy, par madame Angélique Arnaud. Paris. 2 Bände.

*) Carteaux, der Maler, ging später zur Armee, wurde General und befehligte das Revolutions-Heer vor Toulon in den denkwürdigen Dezember-Tagen des Jahres 1793.

Wachsabdrücke und Gypsabgüsse nehmen zu lassen, um sie dann für das Museum in Marmor auszuführen. An Statuen, theils Originalen, theils Kopieen, ist, wie man sich denken kann, kein Mangel. In einem Korridor sind sämmtliche Fensterbrüstungen mit Büsten Französischer Generale besetzt, die auf dem Schlachtfelde geblieben; sie stehen aber in schlechter Beleuchtung, da sie den Rücken gegen die Fenster kehren. Wir machten hier abermals eine Bemerkung, die uns schon bei der Betrachtung der Gemäldesammlungen aufgefallen war: es fehlen nämlich, wie dort die Bildnisse, so hier die Statuen und Büsten derjenigen Männer, welche in der Revolution und durch die Revolution berühmt geworden sind. Nur der Kriegsruhm des revolutionairen Frankreichs ist vertreten und zwar überreichlich vertreten. In einem ganz dunklen, abgelegenen Winkel haben wir nach langem Suchen ein Brustbild Mirabeau's und ein anderes, Lepelletier-Saint-Fargeau's, ausfindig gemacht, des überspannten Narren, der nur durch seinen Tod Aufsehen erregte. Kurz, sollte man nach diesem Musée historique schließen, so hätte Frankreich von 1789 bis 1800 gar keine innere Geschichte gehabt. Wir kommen auf diesen Punkt noch einmal zurück und wollen diese Uebersicht mit der Betrachtung eines Kunstwerkes schließen, das uns in jeder Hinsicht wohlgefällig angesprochen hat und um welches jedesmal ein zahlreicher Kreis von Zuschauern mit sichtlichem Antheil sich versammelt. Wir meinen die lebensgroße Statue der Jungfrau von Orleans, das Werk der Tochter Ludwig Philipp's, der jetzt an den Herzog Alexander von Württemberg vermählten Prinzessin Marie. Die Art, wie die Figur der Johanna aufgefaßt ist, zeigt sich echt mädchenhaft. Diese Jungfrau ist keine von Schwärmerei stürmisch begeisterte, in Enthusiasmus aufflammende, ungestüm vorwärts dringende, sondern eine fromme, in Gebet und Andacht versunkene, demuthsvolle Heldin, einfältig von Wesen, aber stark und unerschütterlich im Gottvertrauen. So schwebte ihr Bild der Künstlerin vor; dahin deuten die niedergeschlagenen Augen, die über dem Kreuz des geweihten Schwertes fest und inbrünstig gefalteten Hände, während tiefer Ernst und heilige Kraft aus den strengen und reinen Gesichtszügen spricht. Wir erinnern uns nicht, von neueren Werken der Bildhauerkunst etwas Vorzüglicheres gesehen zu haben. Man hat das hämische Gerücht ausgebreitet, das Bild sey von anderer als der Prinzessin Hand. Ei, wo versteckt sich denn der treffliche Bildhauer, um welchen Frankreich dann reicher ist? Wir wissen aus glaubwürdigster Quelle, daß die Prinzessin gerade so gearbeitet hat, wie andere Meister. Sie entwarf das Modell, ließ den Marmorblock durch einen Gehülfen aus dem Rohen arbeiten und gab ihm mit dem Meißel die Vollendung.

Sollen wir unser Urtheil über das Ganze des Museums noch einmal resümiren, so wollen wir zuvörderst noch loben, was in vollem Maße zu loben ist: die Bedienung und die Sorge für die Bequemlichkeit der Besucher. Zahlreiche Diener, in höchst einfacher Livree, geben dem Fremden mit größter Bereitwilligkeit und Höflichkeit jede verlangte Auskunft, führen oder weisen ihn, wohin er verlangt, und zwar durchaus uneutgeltlich. Nicht ohne Beschämung kann ein Engländer dabei an seine Heimath denken, wo der Besucher von den Kastellanen, Pförtnern, Aufsehern der National-Denkmale förmlich in Plünderung genommen wird. Anfangs war der Zudrang zu den Sälen und Galerieen so groß, daß man eine regelmäßige Marschordnung einführen und besondere Ein- und Ausgänge anweisen mußte; jetzt ist man dieses Zwanges frei und kann nach Belieben verweilen, weiter gehen, umkehren. Im Winter werden die Lokale theils durch Kaminfeuer, theils durch erwärmte Luft geheizt. Alle Zimmer sind mit Stühlen oder Kanapee's versehen. Wer hielte auch, ohne zu rasten, den mehrstündigen Marsch durch dieses meilenlange Kunst- und Historien-Labyrinth aus? Unter fünf bis sechs Stunden ist auch bei der größten Hast gar nicht durchzukommen. Und damit haben wir einen Hauptfehler angedeutet, in welchen man hier verfallen ist. Man wollte etwas Außerordentliches, etwas noch nie Dagewesenes schaffen und hat nur etwas sehr Weitläuftiges zu Stande gebracht. Ja freilich, wenn es auf Länge, Breite und auf die Stückzahl im Katalog ankäme, dann allerdings hätte man etwas sehr Großes geleistet. So aber ist es gar zu viel auf ein Mal. Wäre Alles vortrefflich, merkwürdig, lehrreich, wären Schätze der Kunst und des Alterthums in diesen unermeßlichen Räumen über einander gehäuft, so würde dennoch die Masse den Geist ermüden und ertödten. Wie soll man es nun vollends unter dieser Menge eitlen und einförmigen Französischen Plunders aushalten? — Gegen die Benennung Musée historique protestiren wir aufs Entschiedenste, im Namen der ehrwürdigen Geschichte, die hier nicht verherrlicht, sondern durch Lügen, Eitelkeit und Charlatanerie entweiht worden ist. Musée Panégyrique mögen es die Franzosen mit rechtem Namen nennen; es ist so zu sagen ein großes Magazin von all' der Prahlerei und dem Lobsalm, womit dieses Volk von jeher gegen sich selbst so freigebig gewesen ist. Und wenn Ihr daran vorübergeht, gähnt Euch aus jedem Rahmen die liebe Langeweile an, — kein Bild der Vorzeit tritt Euch vor die Seele, der Geist der Geschichte kommt nicht über Euch. Aber wendet Eure Schritte zu dem alten Schlosse, betretet die Hallen und Zimmer des XIV. und XVI. Ludwig — und es wird Euch zu Muthe werdem wie Einem, der aus dem Tand und Flitter, aus dem Gedräng und Lärm einer frivolen Schaubühne in ein hehres und glanzvolles, dem Genius der vergangenen Jahrhunderte geweihtes Heiligthum eintritt. Eine reine und gediegene Pracht, eine ruhige und heitere Größe umfängt Euch; Wand- und Decken-Gemälde erfreuen das Auge, — man fühlt sich erhoben und andächtig gestimmt, wie in einem Tempel. Fürwahr, hier wehen Euch ernste und ergreifende historische Erinnerungen an. Nicht ohne Schauer der Ehrfurcht betrachtet Ihr das Zimmer, in welchem Ludwig XIV. starb; nicht ohne tiefe Rührung das Gemach, aus welchem die unglückliche Königin Marie Antoinette in der furchtbaren Nacht vom 5. zum 6. Oktober 1789 aufgeschreckt wurde, und die Pforte, vor welcher die beiden treuen Gardes-du-Corps, Miomandre und Durepaire, ihr Leben im Kampfe gegen den andringenden mordlustigen Pöbel ließen, damit der Königin Zeit zur Flucht und Rettung bliebe. Als wir vor mehr als zehn Jahren diesen Theil des Palastes zum ersten Male besuchten, standen wir lange in Betrachtung vor einer Statue des Herzogs von Enghien, in weißem Marmor, welche in der Wandnische eines kleineren Gemaches als wie in einer einsamen Kapelle aufgestellt war. Das Zimmer und die Nische fanden wir wieder, allein das Bild nicht; freilich: il faut savoir écarter les souvenirs importuns. Und das eben ist der schwerste, der bitterste Vorwurf, den wir dem sogenannten historischen Museum machen müssen, daß so vieles darin ignorirt wird. Es gehört wahrlich Muth dazu, aus einem Historiensaal der großen Thaten und Männer Frankreichs die größte, Alles beherrschende That der neueren Zeit, die gewaltigsten, lehr- und warnungsreichsten Begebenheiten, den groß begonnenen, durch das Verhängniß menschlicher Sünde in Blut und Frevel versunkenen, und — hoffen wir es, und danken wir den Fügungen der Vorsehung — in der jetzt eintretenden Generation geläuterten und zur Fruchtbarkeit gereiften Erhebungsversuch der Nation auszulöschen. Wo sind die Männer der Notablen-Versammlung? wo Turgot, Necker, Malesherbes? wo die Etats-généraux, die National- und die gesetzgebende Versammlung? wo Maury, Bailly, Sieyes, Lameth, Barnave? wo die Opfer der Gironde und der Vendée? Roland, Vergniaud, Barbaroux, Charlotte Corday, Lescure, La Roche Jacquelein? wo die Männer des Direktoriums? wo Carnot und Boissy d'Anglas? wo der edle Lanjuinais? Und fragen wir nach den ewig denkwürdigen, Epoche machenden Ereignissen der inneren Geschichte Frankreichs, — wo ist die vorbedeutungsvolle Eröffnungs-Sitzung der Etats-généraux in der Salle des Menus Plaisirs? wo die Begeisterungs-Scene der Eidesleistung im Ballhause? wo die Einnahme der Bastille? wo die Feier der Föderation auf dem Marsfelde? Huschen wir, um dem hier gegebenen Beispiele doch in Etwas nachzukommen, über den Konvent und den Terrorismus, über Robespierre und Danton und über den entsetzlich erhabenen Tag des anbrechenden Gerichtes, den 9. Thermidor, in aller Eile weg, — aber wo bleiben die Entscheidungstage des 1. Prairial, des 13. Vendémiaire, die List und Gewalt des 18. Fruktidor, der kühne Despotengriff des 18. Brumaire? und der Rückschlag, die Audienz der Fünf (Raynouard, Lainé, Gallois, Flaugergues, Maine de Biran) vor dem Angesicht des überwundenen Löwen (1. Januar 1814), und das stolze Zornwort aus Napoleon's Munde: Le Trône c'est moi? Hat sich kein Maler für das Alles gefunden? waren die Gemälde den Sammlern nicht zugänglich? in welchem Winkel läßt man sie liegen und modern? Und im äußersten Falle, waren alle diese Geschichten nicht mit geringerer Mühe und mit besserem Erfolg auf Bestellung zu malen, als die schalen und phantasielosen Fabelbilder von der „Schlacht bei Zülpich" und „der Verkündung der Kapitularien Karl's des Großen?" (Quart. Rev.)

Bibliographie.

Histoire des Salons de Paris. — Von der Herzogin von Abrantes. 3r und 4r Theil. 16 Fr.

Isabelle, ou deux jours d'expérience. — Schauspiel von Mad. Ancelot.

La fille de pauvre Jacques. — Von E. Chaufier und H. Demolierr. 4 Bde.

Mannigfaltiges.

— Krönungen Englischer Königinnen. Herr J. R. Planché, der unter Anderem den Text zu Weber's Oberon geschrieben, hat so eben ein Büchlein herausgegeben, in welchem er die Feierlichkeiten und Feste bei den Krönungen der drei selbst regierenden Königinnen Maria, Elisabeth und Anna beschreibt*). Je näher der neueren Zeit, um so prunkloser waren diese Krönungen auch; einfacher aber als alle, dürfte die bevorstehende der jungfräulichen Königin Victoria seyn, die nicht erst der äußeren Pracht und Herrlichkeit bedarf, um der Huldigungen aller ihrer Unterthanen versichert zu seyn.

— Strauß in London. Die Englischen Journalisten (S. Athenaeum vom 21. April) sind im Namen ihrer bekanntlich sehr haushälterisch gewordenen Landsleute über die hohen Eintrittspreise unwillig, die der Wiener Walzer-Komponist bei seinem Auftreten in London gefordert hat. In Paris, sagen sie, hätte er beinahe einen ganzen Abend mit seiner Gesellschaft für einen Franken (8 Sgr.) Entree gespielt und in London maße er sich an, eine halbe Guinee (3½ Thaler) für seine Eintrittskarten zu verlangen. Der Unterschied zwischen Paris und London, fügen sie hinzu, werde sich jedoch mehr auf den leeren Bänken als in dem Geldbeutel des Spekulanten bemerklich machen.

*) Regal Records, or a Chronicle of the Coronations of the Queens Regnant of England.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 54. Berlin, Freitag den 4. Mai 1838.

Aegypten.

Besuch bei dem Obersten Selves *).

Vermöge des wunderbaren Ortssinnes der Pariser fingen wir bald an, in Kahira so bekannt zu werden, als hätten wir seit unserer frühesten Jugend dort gelebt, und überdies öffnete uns die muselmännische Tracht, die wir, trotz meiner Bescheidenheit sey es gesagt, mit einer vollkommen orientalischen Gravität zu tragen verstanden, alle Thüren, selbst die der Moscheen, welche letzteren unsere gewöhnlichen Spazierorte waren. Die Moscheen bilden nämlich die Oasen der Stadt; denn man findet daselbst Wasser, Schatten, Bäume und Vögel, auch einige Arabische Dichter, die zwischen den Gebeten Verse aus dem Koran erklären und durch deren Gesänge die frommen Müßiggänger eingeschläfert werden, die unter den blühenden Pomeranzenbäumen ausgestreckt liegen. Nicht minder gefiel uns die eintönige, jedoch taktmäßige Stimme des Muezzins, der, so lange er jung ist, bis auf die Spitze seines Madeneh steigt und von dort das Volk zum Gebet ruft, wenn er aber älter wird, dabei ein Stockwerk niedriger steht und seine Stimme nicht mehr so laut ertönen läßt, als früher, bis er als schwacher Greis nur noch die niedrigste Galerie erreichen und sich nur den auf der Straße Vorübergehenden vernehmlich machen kann.

Wir befanden uns oft in den Moscheen zur Stunde der Waschungen und nahmen an der Ausübung dieser religiösen Pflicht wie wahre Muselmänner Theil, so daß man der Inbrunst nach, womit wir Nase und Hände ins Wasser tauchten, hätte glauben können, daß wir aus Mekka oder Medina seyen. Auf diese Ceremonie folgte dann gewöhnlich eine Scene, die uns im höchsten Grade belustigte. Jeder Muselmann nämlich, der in eine Moschee tritt, läßt seine Fußbekleidung am Eingang zurück, so daß man daselbst einen wahren Berg von Pantoffeln aller Art und Farbe sehen kann. So wie nun bei uns in Europa zu Ende eines Balles jeder nicht etwa seinen Hut nimmt, sondern den besten, den er möglicherweise bekommen kann, eben so geschieht es dort mit den Pantoffeln; es geht zu, wie bei einer Plünderung, ja man kehrt sich nicht einmal an die Farbe, vielmehr begiebt sich jeder in einer anderen Fußbekleidung fort, als er gekommen ist; die übertrieben-Frommen müssen sogar ohne irgend eine dergleichen nach Hause gehen, da diejenigen, welche sich über das, was man ihnen gelassen, gar zu sehr zu beklagen haben, in Ermangelung der Qualität sich durch die Quantität bezahlt machen und mit vier Pantoffeln davongehen, zwei nämlich an den Füßen und zwei in den Händen.

Man wird übrigens leicht einsehen, wie häufig und mannigfach diese Belustigung in einer Stadt wie Kahira seyn mochte, wo wir in einer einzigen Straße gegen 60 Moscheen zählten. Auch zeichneten wir nach und nach die merkwürdigsten dieser Gebäude, z. B. die gigantische Moschee des Sultans Hassan, in welche sich während des Aufstandes in Kahira die Aufrührer zurückzogen und die durch Kavallerie und Artillerie erstürmt wurde; die Moschee des Mahomed-Bei, deren Kuppel von Säulen, die sonst das alte Memphis zierten, getragen wird; ferner Mu-Rustan, die mit den herrlichen Mosaik-Arbeiten des 11ten und 12ten Jahrhunderts ausgeschmückt ist; die Moschee Sultan Huri, deren kostbare Decke durch sinnreich verschlungene und mit reizender Koketterie gemalte Arabesken noch mehr gehoben wird, und endlich Tailun, die besuchteste von allen, die durch den gleichnamigen Eroberer erbaut wurde und daher den Augen der Araber mehr als alle übrigen ehrwürdig erscheint; aber auch dem Fremden ist sie durch ihr hohes Alter (aus dem 9ten Jahrhundert), ihren ungeheuren Umfang und den von einer Außentreppe umgebenen Madeneh interessant, der eine höchst malerische Wirkung hervorbringt.

Als ich das Innere der letztgenannten Moschee zeichnete, war ich nahe daran, für die frommen Besucher derselben der Gegenstand des ärgsten Anstoßes zu werden. Da nämlich die Christen, die man in einer Moschee antrifft, der Gefahr einer Strafe ausgesetzt sind, die im Allgemeinen der Willkür derer, die sie entdecken, überlassen ist, und andererseits sich nur wenige Muselmänner mit der Malerei beschäftigen, so gebrauchten wir die Vorsicht, wenn wir eine Zeichnung aufnehmen wollten, den Augenblick zu wählen, wo die Moschee, wenn auch nicht leer, doch nur von erwachten Schläfern, die im Schatten der Bäume ihren Opiumträumen nachhingen, oder mit Dichtern bevölkert war, die, in die Erklärung des Korans oder in Selbstbewunderung versunken, auf uns nur sehr wenig Acht gaben. Ich zog dann die Bleifeder und ein mit Arabischen Buchstaben beschriebenes Blatt Papier aus dem Gürtel und fing an zu arbeiten. Hörte ich nun einen schleppenden, abgemessenen Schritt herannahen, so bedeckte ich meine Zeichnung mit dem beschriebenen Blatte. Der Muselmann, der im Vorübergehen einen Seitenblick auf uns warf, hielt uns wegen der Schriftzüge für Abschreiber oder Dichter und entfernte sich, indem er uns Ausdauer oder Erleuchtung wünschte, je nachdem er unsere Hand oder unseren Kopf für den arbeitenden Theil hielt. Nun war ich aber eines Tages so tief in die Betrachtung meines eigenen Kunstwerkes versunken, daß ich einen der frömmsten Besucher der Moschee nicht kommen hörte; ich bemerkte vielmehr plötzlich einen Schatten vor mir und zog daher instinktmäßig meine geschriebene Seite vor; aber es war zu spät; der fromme Mann hatte die Zeichnung gesehen und mich für einen Franken erkannt. Diese Entdeckung flößte ihm solches Entsetzen ein, daß er nach einer der inneren Thüren zu floh und dabei ein ganz entsetzliches Geschrei ausstieß. Ich verlor daher keine Zeit, steckte meine Zeichnung und meine Bleifeder ein, und in Erwägung, daß es auch mir wohl freistände, an einem heiligen Orte zu laufen, da Jener es gethan, gewann ich eilends die äußere Thür, nahm mir nicht erst die Mühe, meine Pantoffel herauszusuchen, zog vielmehr die ersten besten an und verlor mich in die benachbarten Straßen.

Kaum war ich jedoch dem Zorn des frommen Mannes entgangen, als ich einer neuen Gefahr begegnete. Es war nämlich im Fränkischen Quartier Feuer ausgebrochen. Da ich nun die Leute in jener Richtung laufen sah, so folgte ich ihnen eilends nach und gelangte bald zu dem Brande, dem man aber auf keine andere Weise als durch Geschrei, Geberden oder Gebete Einhalt zu thun suchte. Während dessen kam jedoch der Kadi in Begleitung seiner mit Bambusstöcken bewaffneten Wache, der Platz wurde in einem Augenblicke gesäubert, eine Compagnie Soldaten nebst etwa 100 dienstfertigen Personen stürzten über die dem Feuer zunächst liegenden Häuser her, und da diese meist von Holz erbaut sind, so brachten sie es nach Verlauf einer Stunde dahin, daß von denselben auch keine Spur mehr vorhanden war. Nachdem man nun das Feuer auf diese Weise isolirt hatte, hieb man die vier Hauptstützen des brennenden Hauses mit Aexten nieder, worauf es sogleich zusammenstürzte; die Trümmer wurden alsdann mit Wasser förmlich überschwemmt, die Leute gingen wieder nach Hause und ließen die Ruinen, bei denen einen Wache zurückblieb, ruhig verrauchen.

Unsere zweite Zerstreuung, die jedoch nicht so gefährlich war als die erste, bildeten die Kaffeehäuser, indem diese Anstalten keine heilige Orte sind und jeder Franke sie ohne Weiteres besuchen darf. Die eifrigsten Stammgäste derselben sind die Opiumraucher, die Schachspieler und die Mangallaspieler; wir aber, die wir an keinem dieser Spiele größes Gefallen fanden, forderten gewöhnlich nur Kaffee und Pfeifen, obwohl wir uns anfangs nur mit einiger Ueberwindung an den Kaffee, der im Orient anders als in Europa zubereitet wird, gewöhnen konnten. Man brennt ihn nämlich nur sehr wenig, stößt ihn in einem Mörser, gießt dann kochendes Wasser darauf und trinkt diesen Absud so heiß als man nur irgend kann. Ich war nun, als ich ihn zum ersten Mal zu mir nahm, so schwach gewesen, ihn versüßen zu wollen, und hatte die dazu nothwendigen Ingredienzien gefordert. Der Aufwärter brachte mir hierauf in der hohlen Hand etwas Farinzucker, und als ich einen Löffel, um den Zucker herumzurühren, verlangte, hob er ein kleines Stück Holz von der Erde auf und überreichte es mir voller Höflichkeit. Da es gegen meine Grundsätze ist, Jemand absichtlich zu kränken, so nahm ich zwar das Holz an und kratzte, ehe ich mich desselben bediente, die Oberfläche mit meinem Federmesser ab; jedoch hatte ich mir mein Getränk glücklich verdorben. Ich forderte darauf noch eine Portion, und nun erst, als ich den Kaffee in seiner orientalischen Reinheit genoß, fand ich darin ein köstliches Aroma und einen ganz vortrefflichen Geschmack. Die schwache Wirkung dieses Getränkes läßt es zu, daß man davon 25 bis 30 Tassen täglich genieße; es wirkt dann als tonisches

*) Von Dauzas und Alex. Dumas. Vgl. den Aufsatz über Kahira in Nr. 46 des Magazins.

Mittel und giebt die Kräfte wieder, welche die Hitze raubt, während die Pfeife zur Zerstreuung und Unterhaltung dient. Man ist daher kaum irgendwo eingetreten, so erhält man auch schon Kaffee und den Tschibuck angeboten.

Der Vorfall in der Moschee Tailun entfernte uns für den Augenblick von den heiligen Orten, und wir beschlossen, einen zweiten Ausflug außerhalb der Stadt zu unternehmen. Auf unserem Wege nach Alt-Kahira hatten wir nämlich den Oberst Selves angetroffen, der uns seinen Wunsch äußerte, Herrn Taylor in seinem Zelt zu empfangen, und uns ersuchte, demselben seine Einladung zu überbringen. Der Oberst Selves, jetzt Soliman-Bei, hat die christliche Religion und die Französischen Sitten mit dem muhammedanischen Kultus und der orientalischen Lebensweise vertauscht; jedoch ungeachtet dieses doppelten Wechsels ist sein Herz Europäisch geblieben, und unsere nationalen Erinnerungen sind noch die seinen; auf den Wänden seines Hauses finden sich die glorreichsten Schlachten der Republik und des Kaiserreiches abgebildet, und er lebt durch diese Darstellungen und in der Erinnerung noch immer in der Mitte seiner Landsleute. Er hatte uns diese Gemälde mit einem traurigen Lächeln gezeigt und darin all' das Unglück und all' den Kampf geoffenbart, den seine Seele erlitten haben mußte, ehe er sich zu dem, was man in Frankreich seine Apostasie nannte, entschloß. Wir waren von ihm ersucht worden, einen ganzen Tag bei ihm zuzubringen, und er kam nun eines Morgens, um die Erfüllung unseres Versprechens zu fordern. Herr Taylor fand zu Rudah ein prächtiges Luftschiff zu seinen Befehlen, auf welchem wir die Pyramiden von Sakkara und die Ruinen von Memphis besuchen und auf der Rückkehr bei ihm in Gesellschaft von Französischen Offizieren im Dienste des Vice-Königs auf Europäische Weise zu Mittag speisen sollten. So fuhren wir denn in Gesellschaft des Herrn Mjara ab, der uns auf allen unseren Ausflügen begleitete.

Der Wind war günstig und die Landschaft entzückend schön. Der Nil, der Vater der Ströme, floß unter unseren Füßen; die Wellen, die unsere Barke netzten, hatten auch die Ruinen von Theben und Philae bespült; die Männer, die am Ufer gingen, waren wie in den Zeiten Ismaels und die Frauen wie zu den Tagen Hagars gekleidet — wie wäre es also möglich gewesen, auch nur einen Augenblick Langeweile zu empfinden, selbst wenn die Unterhaltung Soliman-Bei's und des Herrn Mjara der Gegend auch nicht eine noch erhöhtere Poesie verliehen hätte! Dem Oberst Selves war ferner von seinen früheren Lieblings-Beschäftigungen die Jagdlust geblieben, daher wußte er nicht minder mancherlei von den Thieren, die er auf seinen Streifereien angetroffen, und besonders von den Krokodillen zu erzählen, die er bis über den ersten Katarakt hinaus aufgesucht hatte; sie kommen nämlich nie nach Unter-Aegypten herab, sondern man muß sich bis nach Denderach hinaufbegeben, wenn man sie antreffen will, und zwar verlassen sie gern in den heißen Tagen, wenn der Nil am niedrigsten steht, das Wasser, um sich zu sonnen. Ehe sich jedoch das Krokodill diesen Genuß verschafft, trifft es Vorsichtsmaßregeln, welche deutlich beweisen, daß es die Gefahr, der es sich aussetzt, vollkommen kennt; denn nur auf den Sandbänken des Nil, die beim Abnehmen des Flusses zum Vorschein kommen, sieht man es vom Ufer aus bewegungslos daliegen und fast immer von Vögeln umgeben, die mit ihm in höchst freundschaftlichen Verhältnissen zu stehen scheinen. Einer seiner intimsten Freunde von diesen ist der Pelikan, der für das Krokodill das ist, was in den Pontinischen Sümpfen der Reiher für den Büffel: ein seltsamer Gefährte, dessen Sympathie wir uns nicht erklären können.

Wenn das Krokodill kein Inselchen, um sich darauf zu sonnen, finden kann, so entschließt es sich, das Ufer zu erklettern, entfernt sich dann aber vom Flusse nie weiter als 5 bis 6 Schritte und stürzt sich beim geringsten Geräusch wieder ins Wasser. In diesem Falle leistet ihm der Pelikan, der ein sehr feines Gehör hat, große Dienste; denn er fliegt unter lautem Flügelschlage und großem Geschrei weg und warnt auf diese Weise das Krokodill, das sich alsdann mit einem Sprung in den Fluß wirft. Da es übrigens am ganzen Körper mit sehr harten Schuppen bedeckt und lediglich unter der Schulter verwundbar ist, so geschieht es nur selten, selbst wenn man sich ihm bis auf Schußweite hat nähern können, daß man so glücklich ist, ihm eine Kugel in den unbeschützten Fleck zu jagen.

Zur Zeit der Aegyptischen Expedition jedoch lebte in Denderach ein Kaschef, der sich vorzugsweise mit dieser Jagd belustigte. Er kannte die Lagerstätten der Krokodille, wie unsere Jäger die Fährten der Hasen und Rehe, und ging zuweilen, mit Wassergewächsen und Palmblättern bedeckt, ganze Tage lang auf den Anstand, um ihnen aufzulauern. Er hatte auf diese Weise 7 bis 8 Krokodille von ziemlich bedeutender Größe erlegt und sie auf dem Dache seines Hauses aufgestellt, so daß sie in der Ferne wie eine Batterie Kanonen aussahen. Dies war aber auch der einzige Vortheil, den er aus dieser Jagd zog, auf der ihm überdies nie ein interessantes Abenteuer begegnete, vielmehr hatte er stets das Krokodill vor dem Menschen fliehen sehen.

Nach einer zweistündigen köstlichen Wasserfahrt landeten wir geradeüber von den Pyramiden zu Sakkara; diese sind älter und daher verfallener als die von Ghizé, ihr Umriß ist unregelmäßig, einige haben niedrige Stufen, die anderen vom Fuß bis zum Gipfel nicht mehr als zehn kolossale Abtheilungen, die für Riesen gebaut zu seyn scheinen. Der Boden umher ist mit Gebeinen bedeckt, und man braucht den Sand nur mit dem Fuße aufzuscharren, um Reste von Mumien, Wickelbänder, Binden, kleine Götzenbilder, Verglasungen und Käfer zum Vorschein zu bringen. Unter der Erde sind unermeßliche Katakomben, in denen die Bewohner des alten Memphis schlafen, dessen Todtenstadt dieses Ufer des Nil war.

Außer den Katakomben für Menschen giebt es dort auch Thier-Katakomben, worin man Katzen, Ibise und Eidechsen findet. Jedes dieser Thiere ist in seine heiligen Wickelbänder eingepackt, in einem irdenen mit Mörtel bedeckten Topf hermetisch verschlossen und mit den anderen Gottheiten von verschiedenem Range längs der Wände des gemeinsamen Grabes in eine Reihe gestellt. Ich nahm unter den rechten Arm einen Ibis, unter den linken eine Katze, die mir beide ihrer Hülle nach zu ihrer Zeit sehr angesehene Personen gewesen zu seyn schienen, und ruhte mich mit meinem Götterpaar in einer Grotte aus, deren zahlreiche Hieroglyphen an einigen Stellen ganz unbeschädigt erhalten, an anderen hingegen von den Reisenden auf eine vandalische Weise verstümmelt sind.

Von den Pyramiden begaben wir uns in das Palmenwäldchen, das die Stelle, wo Memphis gestanden hat, bedeckt und ungefähr eine Stunde von den Pyramiden entfernt ist. Unmöglich hätten diese uralten Ruinen für ihre Gebeine ein prächtigeres Leichentuch wählen können, als diesen Palmenhain! Hin und wieder schauen Trümmer und Säulen mit ihren Marmor-Ecken aus der Erde hervor, und wie der ewige Genius dieser gewaltigen Ruinen liegt der Koloß des Königs Rhamses des Großen, im Occident unter dem Namen Sesostris bekannt, umgestürzt auf dem Boden und bedeckt mit seinen verstümmelten Ueberresten eine Ausdehnung von 36 Fuß.

Einige Schritte von dem Koloß bietet sich ein biblisches Denkmal dar, das sich fast aus der Zeit des Eroberers, dessen Bildsäule in der Nähe liegt, herschreibt; es ist dies ein Felsen-Keller, welchen die Araber das Gefängniß des Joseph nennen; ihrer Behauptung nach müßte also der Sohn Jakob's in diesem Gefängniß eingesperrt gewesen und die Stufen, die man uns zeigte, hinaufgestiegen seyn, um sich in den Palast Pharao's zu begeben und ihm den Traum zu erklären. Im Orient ist es übrigens immer so; die heidnischen und biblischen Ueberlieferungen berühren sich, die profane und die heilige Geschichte laufen neben einander, und wir werden oft noch Gelegenheit haben, die Erinnerungen beider zu gleicher Zeit zu beleben.

Wir kehrten auf demselben Wege zurück, auf dem wir gekommen waren, nämlich auf dem Nil, der einzigen Straße, die Aegypten durchzieht, stiegen dann geradeüber von dem Lager bei Schubra aus und begaben uns zum Oberst Selves.

England.

Ueber Eisenbahnen und ihren Werth nach der Einführung von Dampfwagen auf Landstraßen.

(Fortsetzung.)

Die Eisenbahn von London nach Birmingham erfordert 6 Millionen Pfd. Sterl.; die Interessen dieser Summe zu 5 pCt. belaufen sich jährlich auf 300,000 Pfd. Sterl.; zählt man dazu die Unterhaltungskosten, die allermindestens eben so viel wie die Interessen betragen, so hat man jährlich allein 600,000 Pfd. Sterl. einzunehmen, um den Actionairs die 5 pCt. zu bezahlen und um das ganze Institut im ordnungsmäßigen Gange zu erhalten. Sollte nun eine wohlfeilere und eben so schnelle Beförderungsweise nach dieser Richtung hin einmal zu Stande kommen, was würden alsdann die Actien werth seyn? Der jüngere Brunel, ein Mann von Geist und Talent, muß eingesehen haben, daß Eisenbahnen, die so konstruirt sind wie die Liverpooler und die London-Birminghamsche, unmöglich den Erwartungen entsprechen können, die man sich von ihnen macht; er hat daher versucht, Verbesserungen einzuführen, und dies ist ihm gelungen. Wir werden am gehörigen Orte darauf zurückkommen. Die Southampton-Linie ist die, welche sich von allen Strecken in ganz England am besten verinteressiren wird, da sie verhältnißmäßig weniger kostet als die anderen und sonst noch große Vortheile hat. Die Insel Wight, Jersey, Guernsey und Havre de Grace gehören zu ihren Hauptpunkten; die Dampfböte von Havre nach Rouen sind in Bezug auf Sauberkeit und Schnelligkeit allen Englischen überlegen. Hätte man eine Verbindung über Salisbury nach Bristol hergestellt, so hätte man den Werth der Southamptonbahn noch mehr erhöht und einen Binnenhandel mit Wales eröffnet, während Southampton ein Entrepôt zwischen London und Bristol geworden wäre. Der Kohlen-Transport nach Salisbury für den Gebrauch der Stadt und Umgegend muß sich allein mindestens auf 40,000 Chaldrons *) jährlich belaufen. Trotz dieser Verdammniß sind doch die Actien der Southamptonbahn besser als die jeder anderen in England. In Bezug auf Sicherheit unterliegt sie indeß denselben Einwürfen wie die übrigen.

Bei allen bisher angelegten Eisenbahnen hat man einen Fehler begangen, der die Ursache zu großen Ausgaben geworden ist und auch bleiben wird. Er hat die Direction der Liverpool-Manchesterbahn genöthigt, die ursprünglich gelegten Schienen wieder aufzunehmen und sie gegen schwerere zu vertauschen. Der Fehler ist der, daß man die Lokomotive, um ihnen eine größere Zugkraft zu geben, zu schwer gemacht hat. Die Wagen sind ebenfalls zu schwer. Die Lokomotiv-Maschinen müßten so leicht wie möglich seyn, die Wagen aber ihnen entsprechen, und der Oekonomie (im Ganzen) so wie der Bequemlichkeit des

*) Ein Chaldron enthält 25 Scheffel 12½ Metzen Preuß. Gemäß.

Publikums halber sollten die Trains öfter gehen und weniger beschwert seyn. Dieser Fehler hat einen unnöthigen Aufwand von Material an den Maschinen und Wagen herbeigeführt, also auch viel mehr Kosten. Herr Brunel hat der westlichen Eisenbahn ein 7′ breites Geleis gegeben, welches die Breite aller übrigen Bahnen übersteigt und den Wagenzügen ohne Gefahr gestattet, mit einer größeren Geschwindigkeit dahinzurollen, als man bisher thun konnte. Mit dem größeren Durchmesser seiner Räder stellte es sich schon zweifelhafter; er gewährt große Vortheile bei verminderter Sicherheit, — mehr Geschwindigkeit auf einer ebenen Fläche bei verhältnißmäßigem Zeitverlust auf einer — wenn auch nur sehr gering — ansteigenden Erhebung. Brunel's erweitertes Geleis bringt den ganzen Wagen zwischen die Räder, welches ihm mehr Stätigkeit giebt und die Schwankungen beträchtlich vermindert. Auf der Eisenbahn nach Greenwich (die sich in einem elenden Zustand befindet) werden die Räder von den Wagen überragt, und die Passagiere sitzen längs den Seiten derselben, wodurch das Schwanken noch vermehrt wird; derselbe Fehler existirt auch auf den anderen Eisenbahnen. Man hat vielleicht noch nicht allgemein bemerkt, daß die Biegungen der Eisenbahnen durch einzelne Enden geradliniger Schienen konstruirt sind, welches natürlich eine ungleichmäßige Reibung der Räder auf den Schienen zur Folge hat; und da die Räder der Maschinen an den beiden Enden von Aren befestigt sind, die sich mit umdrehen, so ist natürlich die Reibung des Rades auf dem inneren Geleis weit stärker als die auf dem äußeren; dies, hinzugefügt zur fehlerhaften Construction der Biegung, ist eine neue Ursache zur Vermehrung der Schwankungen.

Aus dem hier Angeführten folgt, daß die Geleise auf den Eisenbahnen zu erweitern, die Lokomotive und die Wagen leichter zu machen sind und das Gepäck der Passagiere auf besondere, bedeckte, leichte Karren zu bringen ist. Die Zeit, welche man durch die Einführung dieser Maßregeln gewinnen würde, könnte man auf ein längeres und häufigeres Anhalten verwenden, was aus physischen Gründen nur menschlich und vernünftig wäre. Auf die Construction der Räder ist die größte Aufmerksamkeit zu verwenden. Die einzig zweckmäßigen und sicheren sind die von geschmiedetem Eisen mit pyramidalischen Speichen, von denen sich eine mit ihrem breiten Ende immer gegen die andere stützt, so daß das Rad durch keine Gewalt zusammengedrückt werden kann.

Außer dem breiten Geleis ist es auch noch räthlich, der Lokomotiv-Maschine sechs Räder zu geben, da die beiden mittelsten die sich umdrehenden Hebel bilden. Die Vortheile, welche sechs Räder gewähren, überwiegen die Nachtheile. Vor den Vorderrädern der Maschine, die den Train zieht, sind Vorrichtungen anzubringen, welche alle auf der Bahn zufällig befindlichen Hindernisse, die ein Umstürzen des Zuges herbeiführen könnten, wegzuräumen haben. Die des Herrn Brunel ist schon eine große Verbesserung. Martin's Eisenbahnen von Holz, wenn man der Kürze halber so sagen darf, sind der Beachtung werth und mögen in vielen Verhältnissen anwendbar seyn.

Wir wollen nun von der Art und Weise reden, in welcher die Trains von den dabei angestellten Leuten geführt werden, und es wird uns gelingen, wenn wir nicht sehr im Irrthum sind, sämmtliche Direktoren der Nachlässigkeit und Unwissenheit zu überführen. Dies geschieht durchaus nicht aus Haß oder Mangel an Achtung, sondern rein aus Pflichtgefühl, denn die Sicherheit von Tausenden ist hierbei im Spiel. Die vielen entsetzlichen Unglücksfälle, welche sich seit der Eröffnung der Eisenbahnen zugetragen, beweisen deutlich, daß es an einer hinreichenden Anzahl feststehender Aufseher mit dem Recht, alle Verletzungen des Reglements zu bestrafen, gemangelt hat. Von hundert Unglücksfällen hätten immer neunundneunzig durch sorgfältigere Aufsicht vermieden werden können. Von ungebildeten Arbeitsleuten kann man nicht erwarten, daß sie mit der unwiderstehlichen Gewalt der Maschinen oder den mit ihren Verrichtungen verknüpften physikalischen Gesetzen bekannt seyn sollten; ihre Unwissenheit und die aus ihr folgende Nachlässigkeit sind die Ursach unzähliger Unglücksfälle geworden; denn kein Mensch wird sich absichtlich dem aussetzen, sein Leben zu verlieren, seine Glieder zerbrechen und zerquetschen zu lassen, oder am ganzen Leibe verbrannt und verbrüht zu werden. Es hat ein Grad von Gleichgültigkeit in diesen Dingen geherrscht, der den Direktoren Schande macht. Jeder Kontrakt hätte eine Klausel enthalten sollen, nach welcher die Unternehmer verpflichtet sind, von Zeit zu Zeit strenge Ordnungs-Befehle zu erlassen und instruirte Ober-Aufseher anzustellen.

Es ist bekannt genug, daß man auf den befahrenen Eisenbahnen oft unerfahrenen Knaben eine Maschine mit einem langen Wagen-Train anvertraut: eine hinreichende Anzahl von Männern, die mit der Natur einer so mächtigen Maschine vertraut sind, hat man noch nicht auftreiben können, und es sind noch keine Maßregeln getroffen worden, sich solche heranzubilden. Man kann weder zum guten Mechanikus, noch zum vollkommenen Staatsmann geboren werden. Oft sind die Ober-Aufseher sogar Leute, die ihre Anstellung nur der Gunst der Direktoren verdanken. Wir geben folgende Thatsache als Beweis. Es wurde für das westliche England ein Eisenbahn-Secretair gebraucht; ein Mann, der viele Jahre hindurch dem Posten eines Kolonial-Secretairs mit Ehren vorgestanden, und außer ihm ein junger Mann mit anerkannt guten mechanischen Kenntnissen, der ebenfalls Geschäfts-Kenntniß besaß und früher Secretair gewesen war, — diese Beiden erboten sich, für das ausgesetzte Gehalt gemeinschaftlich den Dienst zu übernehmen. Man wies sie ab und gab den Posten einem umherziehenden Tanzmeister.

Die lauten Klagen, welche sich in Bezug auf die Stationspunkte auf der Bahn zwischen Liverpool und Birmingham und dem Theil der Bahn zwischen London und Birmingham, der bereits befahren wird, erhoben haben, beweisen deutlich, daß die Verwaltung noch höchst unvollkommen ist. Wie wir schon bemerkt haben, die Leute, denen die Maschinen anvertraut sind, haben keine Kenntniß der Sache, und die Ober-Aufseher sind nicht zahlreich genug. Wir empfehlen recht ernstlich die sofortige Verminderung der bedeutenden Summen, die den Geschäftsträgern zufließen, und eine größere Oekonomie beim Verbrauch des Brenn-Materials, welches auf eine unverantwortliche Weise verschwendet wird. Die Directionen würden dadurch im Stande seyn, auf Entfernungen von drei bis eine Englische Meilen bequemen Häuser zu bauen, die man pensionirten Offizieren der Land-Armee und der Flotte mit einem jährlichen Gehalt von 150 Pfd. Sterl. unter der Bedingung anweisen könnte, die Bahnstrecken rechts und links von ihren Wohnungen in jeder Beziehung zu beaufsichtigen. Leute, die daran gewöhnt sind, zu befehlen und sich befehlen zu lassen, sind zu solchen Diensten am besten zu gebrauchen. Angenommen, die jährliche Ausgabe für diesen Zweck beliefe sich von London nach Birmingham auf 2000 Pfd. Sterl. jährlich, so würde diese Summe, den unbegreiflichen Liquidationen der Anwalte abgezogen, sich kaum fühlbar machen. Die Erhaltung des Eigenthums würde diese Auslage mehr als dreifach decken; die Sicherheit würde befördert und vielen achtbaren Männern eine sehr ehrenvolle Beschäftigung bereitet werden. Wo man gediente Offiziere bei Eisenbahnen angestellt hat, sind sie stets am besten und regelmäßigsten verwaltet worden.

Die große Anzahl der gegenwärtig mit einem Train beförderten Passagiere veranlaßt Unbequemlichkeit und Verwirrung. Fertigte man in drei auf einander folgenden Stunden statt des einen drei leichtere Trains ab, so wäre dem Publikum mehr gedient, und es käme dasselbe Geld ein. In den jetzigen Einrichtungen herrscht so viel Mangel an Rücksicht und Ueberlegung, daß man seine Stimme gar nicht laut genug dagegen erheben kann, um die Directionen aufmerksam zu machen.

Die Maschinen, von denen die Trains gezogen werden, sind in mancher Beziehung gut, in den Hauptpunkten jedoch elend und mangelhaft. Der jetzt auf allen Eisenbahnen übliche Kessel ist eine höchst unmechanische Production und kann nicht einmal als vollkommen sicher betrachtet werden. Die Pumpen sind ebenfalls sehr untergeordneter Art, und wenn ein Nothfall einträte, der das Auswerfen einer großen Quantität Wassers nöthig machte — wenn vielleicht die Dämpfe eine zu große Spannung erhalten hätten und das Sicherheits-Ventil durch irgend einen Zufall verhindert wäre, sich zu öffnen — sind sie keineswegs ausreichend. Es müßte ein Mittel vorhanden seyn, das Feuer auf der Stelle auszulöschen; einem geschickten Maschinenbauer dürfte es nicht schwer fallen, ein solches zu erfinden.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Unterbrechungen in der Deputirten-Kammer.

Die Unterbrecher spielen in der legislativen Beredsamkeit und in den Debatten der Kammer eine sehr wichtige Rolle. Manuel sagte von ihnen: „Sie gleichen der Mücke, die den Löwen so lange sticht, bis das edle Thier alle Geduld verliert"; und Foy, der seine Bilder gern aus Spanien holte, verglich sie mit den Banderillero's in den Stiergefechten, welche dastehen, um die Aufmerksamkeit des wüthenden Thieres abzuziehen, so oft das Leben des Picador's in Gefahr schwebt. Noch treffender gab ihnen Dupin neulich den Namen „Kosaken der Debatte". Die Arten der Unterbrechung sind sehr verschieden: bald ist sie rasch, lebhaft und leidenschaftlich, bald ruhig, kühl und berechnend; sie kleidet sich in tausend Formen, vom epigrammatischen Witze bis zur cynischen Läsierung, vom stillen Lächeln der Geringschätzung bis zum lauten Geschrei und Gepolter, von bloßer Neckerei bis zu Ausbrüchen der wüthendsten Erbitterung.

Besonders verderblich ist die Unterbrechung dem Neuling in der parlamentarischen Beredsamkeit; sie vernichtet das ganze Gebäude seiner mühsamen Vorbereitung und verleidet ihm die Rednerbühne oft ein für alle Mal. Unter der Restauration waren Bignon und v. Chauvelin die Vorkämpfer in der cynischen und boshaften Art der Unterbrechung; Herr v. Villèle zeichnete sich durch feine Sticheleien und Anspielungen aus, Herr v. Corbière durch seinen naiven Witz; die Herren Dudon und Freuilly waren rothglühende Trompeten, sie athmeten ganz Extase und Leidenschaft. In der Pairs-Kammer ist jede Unterbrechung immer als unziemlich betrachtet worden; bei den Deputirten aber hat diese Licenz volles Bürgerrecht erlangt.

Die Wirkungen der Unterbrechung sind fast eben so mannigfaltig, wie die Arten derselben. Gewöhnlich macht sie den Redner etwas stutzig, und zuweilen bringt sie ihn ganz außer Fassung. Sehr oft ereignet es sich, daß der Unterbrochene vor Zorn ganz außer sich geräth und nur mit einem tüchtigen Schluck aus dem großen Glase voll Zuckerwasser an seiner Seite die aufrührerische Galle beschwichtigen kann. Von Zeit zu Zeit hat die Unterbrechung jedoch auch heilsame Wirkungen; sie giebt dem Redner einen neuen kräftigen Impuls, und was er dann improvisirt, ist vielleicht besser, als das Niedergeschriebene. Noch nie ist uns ein Redner vorgekommen, den eine Unterbrechung so ganz vernichtete, wie Herrn de Serres; dieser würdige Mann wurde in solchen

Fällen wie versteinert oder vom Schlage gerührt und mußte augenblicklich die Rednerbühne verlassen. Und doch war Herr de Serres keinesweges ein Neuling in seinem Gebiete, vielmehr das gerade Gegentheil. Als man ihm eines Tages seinen Mangel an Geistesgegenwart vorwarf, sagte er: „Die Unterbrechung wirkt bei mir nicht wie eine bloße Streifwunde; sie durchbohrt mir das Herz — ich versuche zu antworten und verliere den Kopf darüber."

Casimir Périer geberdete sich wie ein Rasender, wenn man ihn im Strom seiner Rede unterbrach. Seine außerordentliche Empfänglichkeit und die Reizbarkeit seines Temperamentes rissen ihn ganz mit sich fort; er bekam oratorische Konvulsionen, sein Gesicht wurde todtenbleich, die Augen sprühten Blitze, und große Schweißtropfen auf der Stirn verkündeten seine innere Qual. Für ihn, der seine politischen Grundsätze recht eigentlich mit Leib und Seele vertheidigte, war die Rednerbühne unter solchen Umständen ein glühender Ofen, und doch gehörte Périer selbst zu den hartnäckigsten und unbarmherzigsten Unterbrechern in der ganzen Kammer. Herzog Fitz-James machte eines Tages, als er in der Pairs-Kammer eine Rede hielt, mehrere Anspielungen auf „den Mann, der die Komödie von funfzehn Jahren gespielt habe". Sogleich unterbrach ihn Casimir Périer, indem er zornig ausrief: „Soll das mir gelten?" — „„Nein"", versetzte der Herzog; „„nein, Herr Périer; Ihr Betragen war immer offen und freimüthig."" Als aber derselbe Gedanke, in dieselben Worte gekleidet, öfter wiederkehrte, gerieth Périer in solche Wuth, daß er zu wiederholten Malen mit der Faust auf den vor der Minister-Bank stehenden Tisch schlug. Vergebens bemühte sich Fitz-James, den Rasenden durch wiederholte Versicherungen seiner persönlichen Hochachtung zur Vernunft zu bringen; Alles, was er sagte, war wie Thau, der auf einen feuerspeienden Vulkan fällt.

Die Taktik des Herzogs von Fitz-James verdient wegen ihrer Originalität besondere Erwähnung. Er ist immer auf Unterbrechungen vorbereitet, rekognoszirt jeden Einwurf schon aus der Ferne und hat immer eine passende Antwort bei der Hand. Unterbricht ihn wider Erwarten Niemand, so ist er im Stande, sich selbst zu unterbrechen, um nur gegen die Person losfahren zu können, von deren Seite er Einwürfe erwartete. So machte er es z. B. in einer Rede, die er im vorigen Jahre hielt. Jedermann bemerkte mit Erstaunen, daß der Herzog plötzlich den sehr friedliebenden Herrn Vigier — weiland Besitzer des großen Bade-Etablissements an der Seine — scharf ins Auge faßte und gewaltig gegen ihn ankämpfte, obschon Herr Vigier mit keiner Silbe ihm widersprochen. Ohne Zweifel hatte der edle Herzog an irgend einer Stelle seines Manuskriptes die Worte beigeschrieben: „Hier wird Herr Vigier mich unterbrechen", und wollte sich nicht umsonst auf die Abfertigung seines Gegners vorbereitet haben.

Das Unterbrechen des Redners hat oft die nachtheilige Wirkung, daß ein Gegenstand von hoher Wichtigkeit bei Seite geschoben und nicht weiter erörtert wird. Vor einiger Zeit hielt Herr Dupin eine sehr geistreiche Rede, in der er das Disjunctions-Gesetz mit schlagenden Gründen in Schutz nahm. Da unterbrach ihn plötzlich Herr de l'Epée mit einer Bemerkung über das gerichtliche Verfahren gegen den Marschall Ney; und die Folge dieses eben so unvorhergesehenen als unverdienten Angriffes war, daß Herr Dupin nicht fortfahren konnte. So mußte eine der trefflichsten Reden, die vielleicht jemals auf der Tribüne gehalten worden, Fragment und Stückwerk bleiben.

Die gewöhnlichsten Unterbrechungen, wie sie von den Journalisten angegeben werden, sind folgende: Ah! — Oh! — Ah! ah! — Oh! oh! — On rit — Bien! — Très bien! — Murmures — Ecoutez! — Sensation — und ähnliche elegante Rede-Wendungen. Ein Deputirter befand sich eines Abends auf der Druckerei einer Zeitung (des Constitutionnel), zu welcher er Artikel lieferte. Während er die Abzugsspalte eines von ihm geschriebenen Aufsatzes durchsah, hörte er, wie ein Korrektor zu wiederholten Malen seinen Namen ablas. Der Mann hatte die Korrekurspalte eines Berichtes vor sich, den der Deputirte am selbigen Tage in der Kammer vorgelesen haben sollte. Jede Phrase dieses Berichtes war von très-bien! und vive sensation! begleitet. „Was ist das!" fragte Herr Etienne; „ich habe ja diesen Bericht gar nicht vorgetragen; die Kammer hat ihn nicht gehört und also auch nicht applaudiren können. Ich hatte das Manuskript nur auf das Büreau des Präsidenten niedergelegt. Streichen Sie alle diese beifälligen Phrasen sogleich aus." Der Redacteur war in der Meinung, daß Herrn Etienne's Bericht wirklich vorgelesen worden, in seiner Galanterie so weit gegangen, den Beifall der Kammer selbst zu übernehmen.

Herr Berryer wird nach einer Unterbrechung noch beredter als zuvor. Herr Guizot retorquirt augenblicklich und mit seltener Gewandtheit. Herr Thiers bleibt dem Anscheine nach ganz gleichgültig; je neckischer oder stürmischer die Herausforderung ist, desto kaltblütiger ist sein Widerstand; er wiegt sich rückwärts und vorwärts mit jener unaussprechlich ruhigen Miene, jener glücklichen Unverzagtheit im Antlitz, die ihm so wohl anstehen. Er scheint seine Rede im Geiste fortzusetzen, bis die vorige Stille wieder eingetreten ist. Die letzte Bank zur äußersten Linken hat besonders viele Unterbrecher aufzuweisen. Herr Lafitte erneuert seine Einwürfe immer mit einer unangenehm berührenden Bitterkeit; Herr Odilon-Barrot aber giebt den seinigen einen zu feierlichen Anstrich und kann Nichts ohne Uebertreibung vortragen. Herr Arago sucht seine Einwürfe pikant zu machen, und dies gelingt ihm öfter. Der berühmteste Lacher in der Deputirten-Kammer pflegte Herr Cornet d'Incourt zu seyn, und der unermüdlichste Unterbrecher war Herr D. D.... Dieses ehrenwerthe Mitglied hielt nie selbst eine Rede; er akkompagnirte und peinigte nur jeden Redner, indem er entweder ein Liedchen trällerte oder kleine Impromptu's mit halblauter Stimme von sich gab, z. B. „Nur immer zu!" — „O, ja wohl!" — „Ho! ho! ich dachte gar!" — „Das glaubt der Teufel!" — „Alles ins Blaue geredet!" — „Larifari!" u. s. w.

Die Deputirten legen großen Werth auf ihre Einwürfe und nehmen es gewöhnlich sehr übel, wenn sie beim Abdruck unerwähnt bleiben. Als das stenographische Journal noch in dem Lokale der Kammer gedruckt wurde, kam eines Tages ein Deputirter und verlangte einen Abdruck von dem, was er gesagt haben wollte. Man suchte in allen Ecken, fand aber keine Zeile. Endlich erschien der Faktor im Expeditions-Zimmer, wo Herr S— ungeduldig wartete, und sprach mit bebender Stimme: „Mein Herr, ich bin in der größten Verlegenheit — bin der Verzweiflung nahe. — Ich weiß kaum, wie ich's Ihnen mittheilen soll — aber — ach! verzeihen Sie — ein großes Unglück hat uns und das Publikum betroffen — Ihre Rede ist wie weggeflogen, und — wenn etwa des Herrn Gedächtniß" — „„O! wenn es nur darauf ankommt"", unterbrach ihn der Deputirte, „„so seyen Sie außer Sorgen; ich komme nur, um meine Einwürfe im Drucke durchzusehen: es sind deren gerade einundzwanzig!""

(L. P. 0.)

Mannigfaltiges.

— Frauen-Literatur. In England tragen die Schriftstellerinnen auf andere Weise als in Frankreich zur geistigen Emanzipirung ihres Geschlechtes bei. Während die Romane der Madame George Sand als ein geharnischtes Amazonen-Heer zu betrachten sind, das gegen die angemaßten Rechte der Männer zu Felde zieht und den Frauen namentlich in der Conföderation der Ehe eine vollkommen paritätische Stellung erkämpfen will, suchen Mistreß Somerville, Mistreß Jamesон, Mistreß Lander, Miß Martineau u. A. in ihren Schriften, zum Theil durch eigene vielbewunderte Leistungen im Dienste der ernsten Muse und zum Theil durch die Darstellung oder Ehrenrettung historischer Frauen-Charaktere, den Ruhm ihres Geschlechtes auch im Angesichte der Weltgeschichte und der strengen Wissenschaft zu vindiziren. Den genannten Frauen hat sich eben wieder eine Englische Schriftstellerin durch ein Werk angeschlossen, das als eine Frucht tiefer Studien und geistvoller Auffassung der Geschichte dargestellt wird. Von Mistreß Hannah Lawrence sind nämlich „Historische Denkwürdigkeiten der Königinnen von England" *) erschienen, die nicht etwa aus bloßen Compilationen leicht zugänglicher Geschichtsquellen bestehen, sondern Forschungen auf einem Felde sind, das kaum eines Mannes Fuß bisher betreten hat. In den bestaubten Archive des Towers und des Britischen Museums hat sie selber einzudringen gewagt und, was die meisten gelehrten Herren bisher unbeachtet gelassen hatten, die Briefe, die Erinnerungsbücher der Frauen und Mütter der Plantagenets, die Berichte der Chronisten über die „gute Königin Maude", des Normannischen Kriegers Sächsische Gemahlin, über die unglückliche „Leonore von Aquitanien" und andere Fürstinnen jener frühen Periode der Englischen Geschichte, hat sie mit Sorgfalt gesammelt und zu einem historischen Gemälde vereinigt, bei dem der Geist der Forschung doch auch die Grazien nicht verdrängte. Augenscheinlich ist es wohl zum Theil auch der Umstand, daß sich wieder eine jungfräuliche Königin auf dem Britischen Thron befindet, was Publicationen dieser Art hervorruft und begünstigt; jedenfalls aber haben sich die Englischen Schriftstellerinnen unserer Zeit das Verdienst erworben, die gründlichsten Kenntnisse und die größte Ausdauer der Studien zu besitzen, die jemals bei ihrem Geschlecht angetroffen worden.

— Die Stadt Napoleon. In dem neuen Nord-Amerikanischen Staat Arkansas, an der Mündung des gleichnamigen Flusses, d. h. da, wo er sich mit dem Mississippi vereinigt, ist kürzlich eine Stadt begründet worden, die den Namen „Napoleon" erhalten hat. Das industriöse Volk in Nord-Amerika gründet an allen denjenigen Punkten, die dem Handel eine nur irgend günstige Aussicht darbieten, neue Wohnorte, denen man einen interessanten Namen giebt, um sie den Kolonisten so anziehend als möglich zu machen. Nicht weit von „Napoleon" befindet sich die Stadt „Vanburen", so daß der gewaltige Kaiser der Franzosen und der neueste Präsident der Vereinigten Staaten dicht beisammen liegen. Das Erste, was an solchen eben entstandenen Orten begründet wird, sobald nur erst eine Anzahl Häuser mit Handelsleuten, Handwerkern und Ackerbauern beisammen sind, ist eine Druckerei und eine Zeitung; die letztere sorgt dann schon für die Bekanntwerdung und Vergrößerung des Ortes. Little Rock (Kleinfels) heißt diejenige Stadt, die jetzt die ansehnlichste in dem neuen (an Texas gränzenden) Staat Arkansas ist, und in der sich auch die gesetzgebenden und vollziehenden Behörden desselben befinden. Die Zeitung, die dort erscheint, ist bereits so umfangreich und so geschwätzig, wie irgend eine Englische, und führt den prächtigen Namen: „Arkansas Times and Advocate".

*) Historical Memoirs of the Queens of England. London, 1838.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllobl. Post-Aemtern.

№ 55. Berlin, Montag den 7. Mai 1838.

England.

Tagebuch aus den Zeiten Georg's IV. *)

Die Erscheinung des in der Anmerkung näher bezeichneten abgeschmackten, einfältigen und schmachvollen Buches**) liefert einen neuen Beweis von den immer mehr überhand nehmenden Mißbräuchen der Presse, denen seit den Tagen des Prinzen-Regenten und seiner unglücklichen Gemahlin nicht mehr gesteuert worden, da sich die höchsten Personen damaliger Zeit dergleichen Mißbräuche zu Schulden hatten kommen lassen. Eine Dame vom höchsten Range — wenigstens der Geburt nach — wird öffentlich als die Verfasserin desselben genannt; wenigstens ist ihr Name zu wiederholten Malen in den Zeitungen, als zu dem Buche gehörend, angeführt worden, ohne daß weder sie noch ihr Mitschuldiger, der Buchhändler, dem widersprochen hätten. Ein hochgeachtetes Journal politischen und literarischen Inhalts, die Quarterly-Review, hat in einem Artikel über dieses Buch seinen größten Unwillen über die darin enthaltenen Nichtswürdigkeiten ausgedrückt und ganz unumwunden Lady Charlotte Campbell (jetzige Bury) mit Namen genannt; aber auch hierauf ist keine Ablehnung, weder von ihr noch vom Buchhändler, erfolgt. Daß Herr Colburn tausend Pfund für das Manuskript gegeben, und daß es von einer Dame herrühre, hat er selbst verrathen, und zwar einem hochgestellten Manne vom Militair, welcher ihn wegen einer auf eine seiner Verwandten bezügliche Unwahrheit in diesem Buche zur Rede setzte. So viel steht fest, daß Lady C. Campbell (oder Bury) und ihr Buchhändler im Stande sind, in jedem Augenblick die obwaltenden Zweifel zu beseitigen; und da Beiden die öffentlichen Vermuthungen hinreichend bekannt sind, aber Keiner von Beiden einen Schritt thut, ihnen widersprechend zu begegnen, so darf man annehmen, daß sie entweder wirklich die Verfasserin ist oder dem Buchhändler gestattet hat, sie dafür gelten zu lassen: in beiden Fällen verdient sie den strengsten Tadel. Wenn Jemand ganz bestimmt behauptete, die angeführte Dame sey nicht die Verfasserin dieser skandalösen Schrift, so würde es der Buchhändler gewiß äußerst übelnehmen; denn alle darin enthaltene Details sind nur etwas werth — wenn solche Schändlichkeiten überhaupt Werth haben können — insofern sie von Jemand herrühren, der zum Haushalt der Königin gehörte, sonst aber wären sie völlig nichtig. Hier fängt nun der Grund zu allen Vorwürfen an, denen jenes Weib durch ihre schamlose Indiscretion sich ausgesetzt hat. Lady C. Campbell gehörte zum Haushalt der Königin, als diese noch Prinzessin von Wales war, und sie wurde aus Gnade und Barmherzigkeit in denselben aufgenommen, was den menschenfreundlichen Neigungen der stets wohlthätigen Prinzessin ganz entspricht. Da sie nämlich wußte, daß Lady Charlotte durch den Tod ihres Mannes mit einer großen Familie in dürftige Umstände gerathen war, nahm sie Rücksicht auf die von ihr eingereichte Bittschrift und bewilligte ihr eine Stelle mit mehreren hundert Pfund jährlich. Man sagt — es ist sehr natürlich, sich bei der jetzigen Gelegenheit dergleichen wieder ins Gedächtniß zurückzurufen —, die Prinzessin habe vor der Anstellung der Lady Charlotte einen ihrer eigenen Freunde gefragt, ob die Bittstellerin wohl eine zuverlässige Person und nicht etwa eine solche sey, die durch Klatschereien in ihrem mit Spionen umstellten Palais Unglück anrichten könne, und der Freund habe darauf mit Unwillen geantwortet: „Prinzessin, sie ist eine Edelfrau und die Schwester des ehrenwerthesten und liebenswürdigsten Mannes seiner Zeit.“ Man denke sich nun das Erstaunen dieses Freundes der Prinzessin, wenn er bis jetzt gelebt und nun plötzlich das Gerücht von der Verrätherei dieser hochgeborenen Dame vernommen hätte. Ihm hat es gewiß damals nicht geträumt, daß sie ihre Mußestunden darauf verwendete, Alles zu Papier zu bringen, was sie sah, hörte, mißverstand oder gar nicht begriff, um diese Notizen später einmal zu Geld zu machen und das Zutrauen ihrer gütigen Herrin zu verkaufen, nur damit sie im Stande sey, ihre verblühten Reize mit dem bunten Flitterstaat der Jugend zu bedecken.

Wenn in diesem Buche, wo es überall an Sinn und Verstand, an Rechtlichkeit und Gefühl mangelt, eines noch einfältiger seyn kann als das andere, so ist es der abgeschmackte Streich, es für das Werk eines Mannes auszugeben. Wie elend ist diese Unwahrheit durchgeführt! Man darf weiter nichts zum Beweise dagegen nehmen, als die vertrauten Briefe und Billets der Prinzessin (die mit der größten, unverschämtesten Frechheit publizirt werden), in denen sich diese nämlich mit einer Zutraulichkeit ausdrückt, wie sie es nur gegen eine Person ihres eigenen Geschlechts thun konnte. Jeglicher Zweifel über diesen Punkt wird jedoch durch einen Brief von Herrn C. K. S. aus Oxford an die für einen Mann ausgegebene Verfasserin des Buches beseitigt, einen Brief, in welchem sich folgende Phrase findet, die gewiß nicht von einem Manne an den anderen gerichtet wird:

„Ich habe Ihr Bild gemalt, es ist aber nicht ähnlich geworden, daher hat es das Geschick aller seiner gemalten Vorgänger gehabt. Indeß wäre es vielleicht nicht ganz unmöglich, die Züge Ew. Herrlichkeit zu treffen, wenn das Galvanische System verbessert und vier Maler der alten Zeit dadurch so beweglich gemacht werden könnten, wie eine Flößfeder. Ich möchte Titian aus seinem Todesschlafe wecken, damit er Ihren Kopf, — Peter Lely, damit er Ihren Nacken, — Vandyke, damit er Ihre Hände, und endlich Rubens, damit er die Draperieen und den Hintergrund des Gemäldes malte; alsdann möchte vielleicht etwas Sehenswerthes daraus werden; so wie die Sachen jetzt stehen, muß ich jedoch bekennen, daß ich mich in der größten Verzweiflung befinde.“

Das Erste, was einem Jeden auffällt, der das Buch liest, ist das unerhörte Benehmen einer Person in der ersten Gesellschaft, die es sich zum Geschäft macht, jedes unüberlegte Wort, jede sorglose Handlung genau aufzuschreiben und jedes flüchtige Billet zu kopiren, um später Alles des Gewinns halber der Oeffentlichkeit preiszugeben. Hat sich der Unwille darüber etwas gelegt, so geräth man zunächst in Erstaunen, daß eine Person von Rang für eine elende Summe Geldes im Stande ist, ihre gesellige Stellung hinzuopfern und es allen Leuten von Anstand und Besonnenheit um ihrer eigenen Sicherheit willen unmöglich zu machen, sie ferner bei sich zu sehen, gerade als hätte sie das gemeinste Verbrechen begangen. Man sagt sogar, sie bedrohe die Gesellschaft mit einer neuen Schamlosigkeit, nämlich mit der Herausgabe der Briefe aller ihrer Bekannten. Jedermann, der ihr jemals einen Brief geschrieben, sollte eine Klage bereit halten und diese gleich nach dem Erscheinen des Buches gegen sie anhängig machen. Der Brief gehört zum Theil dem, der ihn schrieb, und der Empfänger hat kein Recht, ihn ohne die Erlaubniß des Absenders dem Druck zu übergeben. Ein Buch, wie das in Rede stehende, kann gar kein Eigenthumsrecht haben, und wir sprechen nur das Gutachten unserer ersten Juristen aus, wenn wir erklären, daß ein Jeder es ungestraft nachdrucken könne, — denn die Gesetze schützen keine Art solcher verleumderischen lügenhaften Publicationen. Herr Colburn hat daher sein Geld weggeworfen und wird sich gewiß nicht zum zweitenmal auf eine solche Speculation einlassen.

Aber die Stupidität und grobe Unwissenheit, welche auf jeder Seite des Buches vorherrschen, sind allein schon hinreichend, den Absatz desselben zu verhindern und dem Buchhändler jeglichen Vortheil zu rauben. Jedes Blatt beweist, daß sie niemals mit der guten Gesellschaft der damaligen Zeit umgegangen war. Ihr ist der Ton und die Bedeutung der in der feinen Conversation eingebürgerten Wörter so unbekannt, als käme sie vom Dorfe und hätte sich niemals in einem feinen Residenz-Zirkel bewegt. Sie befand sich durchaus nicht in ihrem Element. Erstaunt über Dinge, die allgemein bekannt sind und in jedem Augenblick vorkommen, — ohne Verwunderung Dinge aufnehmend, die einen Jeden stutzig machen würden, der an den feinen Ton gewöhnt ist, — gänzlich unfähig, Männer und Dinge zu begreifen, die allen denen als das A-B-C bekannt sind, die in den höheren Kreisen leben, — beweist jede Zeile, daß eine Person Zutritt zu einer Gesellschaft erlangt hat, die ihr gänzlich neu ist, — daß sie sich unter Solchen befindet, deren Gewohnheiten ihr fremd sind. Endlose Mißverständnisse, lächerliche Verwechselungen von Personen und Sachen, fortwährende Unfähigkeit, das zu begreifen, wovon die Rede ist, dies sind die natürlichen, unvermeidlichen Folgen davon. Aber die Auslegung der schwierigen Passagen ist

*) Diary illustrative of the times of George the Fourth, interspersed with original Letters from the late Queen Caroline and from various other distinguished persons. 2 vols. 8vo. Colburn. London, 1838.

**) Wir haben denselben bereits unter der Ueberschrift: „Zur Chronique scandaleuse“ in Nr. 18 des Magazins, Art. „Mannigfaltiges“, gedacht.

immer dieselbe, die Lücken werden stets auf dieselbe Weise ausgefüllt, die unbekannte Meinung wird beständig nur nach einer Seite hin erklärt, nämlich nach der mitleidslosen, böswilligen, gehässigen und grausamen, — vor allen Dingen wird brav verleumdet, und zwar am meisten, wenn ihre Königliche Herrin, ihre Wohlthäterin und Beschützerin dabei betheiligt ist, diejenige also, welche — wie die Verfasserin selbst gesteht — sie selbst nach Ablauf ihrer Dienstzeit noch häufig mit Geld unterstützte.

Aber die Prinzessin ist nicht allein der Gegenstand der Verleumdung; es wird in dem ganzen Buche kaum ein Mensch erwähnt, der der Verfasserin nicht entweder Gelegenheit zu einer Albernheit oder zu einer böswilligen Entstellung gäbe. Dabei mögen sie noch so wenig mit dem Hofe oder der Königin in Zusammenhang seyn, es reicht hin, daß ihre Namen der Verfasserin eben einfallen, — gleich taucht sie ihre Feder in Galle und der Skandal nimmt seinen regelmäßigen Lauf. Der Buchhändler hat wahrscheinlich einen Wink gegeben, daß eine Menge Namen dem Buche den Absatz sichern; und da er einen hohen Preis versprochen hatte, so war es nicht mehr als billig, auf ihn Rücksicht zu nehmen. Die einfältige Affectation mit den Anfangsbuchstaben und Gedankenstrichen soll nur die Neugierde reizen; damit jedoch Niemand irre und sogleich den Gemeinten herausfinde, wird zuweilen ein Umstand hinzugefügt, der Alles errathen läßt, oder eine Note, die uns sagt, Lady M — C — bedeute Lady Mary Coke. Kommt in einem Briefe, der nur für eine bestimmte Person und nicht fürs ganze Publikum geschrieben wurde, und der nur einen Platz in dem Buche erhielt, damit es sich desto besser verkaufte, ein wenig bekannter Umstand vor, so erklärt ein Kommentar das, was die Eitelkeit der Verfasserin nicht gern im Dunkeln lassen möchte; z B. „Ich vermuthe, Ihre Königliche Hoheit meint Lady Charlotte Campbell, die damalige Schönheit der Familie Argyll." Ist im Text Tadel ausgedrückt, welches fast durchweg der Fall ist, so wundert man sich in der Note, wie Jemand einen so schlechten Geschmack haben könne; lobt der Text, was äußerst selten geschieht, so läßt die Verfasserin ihr Gift in der Note aus.

(Schluß folgt.)

Ueber Eisenbahnen und ihren Werth nach der Einführung von Dampfwagen auf Landstraßen.

(Schluß.)

Bis vor kurzer Zeit wogen die Röhren, welche horizontal durch den unteren Halbmesser des Kessels laufen, wenn sie eingesetzt wurden, dreizehn oder mehr Pfund. Der scharfe mit Asche und anderen auflösenden Substanzen gemischte Luftzug griff bald die inneren Wände der Röhren an, bis sie so dünn wurden, daß sie dem fortwährenden äußeren Druck — vielleicht von 40 Pfd. auf den Quadratzoll — nicht mehr widerstehen konnten und dann zusammenbrachen, wobei gewöhnlich der Mann auf der Maschine bedeutend verbrüht und der ganze Train bis zur Ausbesserung des Schadens aufgehalten wurde. Hunderte solcher Explosionen sind auf den Eisenbahnen zwischen Liverpool und Manchester vorgekommen. Die Röhren wogen nur sechs Pfund, wenn man sie herausnahm, und waren nun unbrauchbares Kupfer; es wurden demnach viele Centner dieses Metalles in einem Jahre verschwendet. Da so viele wissenschaftlich gebildete Männer sich mit der Anfertigung von Lokomotiven befassen, muß man sich mit Recht wundern, daß sie in ihrer Weisheit Kupfer mit Eisen zusammenstellten. Jetzt sind die Röhren größer, mehr von einander entfernt und bestehen aus einem theuren gemischten Metall. Sie sollten aus mit Holzkohlen bereiteten Eisenplatten bestehen, die vernietet und gekalfatert sind. Solche Röhren anzufertigen, müßte gar nicht schwer seyn; sie würden nur den dritten Theil der jetzigen kosten und bei größerer Dauerhaftigkeit viel mehr Sicherheit gewähren.

Die Kessel sind beständig leck und bilden den Gegenstand des Spottes aller Maschinenbauer, die zu beurtheilen verstehen, woher dieser Fehler rührt und wie man ihn beseitigen könnte.

Eine schwere Strafe sollte allen Direktoren persönlich auferlegt werden, die irgend einer Maschine abzufahren erlauben, in deren Schornstein sich nicht zwei bis drei Geflechte von Eisendraht befinden. Die großen Stücke glühender Steinkohle, welche die Maschine auswirft, können viel Unheil anrichten. Reifes Getraide kann in Brand gerathen, Heuschober und Strohdächer können angesteckt, Pferde scheu gemacht werden; und ist jemals eines dieser Thiere durch ein Stückchen glühender Kohle aus dem Schornstein der Maschine erreicht worden, so wird es, so lange es lebt, an die Gefahr denken.

Nachdem wir uns nun ganz offen über die Eisenbahnen ausgesprochen haben, wenden wir uns zur Untersuchung einer noch weit wichtigeren Frage, zu der nämlich über ihren ferneren Nutzen, wenn man dahin gelangt seyn wird, die gewöhnlichen Straßen mit Dampfwagen zu befahren, und über ihren Werth in Bezug auf die darauf angelegten Kapitalien, der natürlich bedeutend fallen muß, so wie jene Fuhrwerke allgemeine Anwendung finden.

Ein sehr tüchtiger Ausschuß des Unterhauses entschied im Jahre 1832, Dampfwagen könnten auf den gewöhnlichen Landstraßen mit beträchtlicher Schnelligkeit und vollkommener Sicherheit gefahren werden und seyen im Stande, ohne Hülfe von Pferden die steilsten Höhen zu erklimmen. Man wird mit Recht fragen, warum sie nicht allgemein eingeführt worden? Die Antwort darauf ist sehr einfach und mit zwei Worten abgethan. Erstens hat man sehr wenig Kapital zur Förderung und Vervollkommnung eines so bedeutenden Unternehmens bisher verwandt. Zehn-, ja Hunderttausende sind hergegeben worden, um die auf den Eisenbahnen arbeitenden Lokomotiven zu ihrem gegenwärtigen immer noch sehr unvollkommenen Zustand zu bringen, während man es Leuten, die nicht einmal Kapitalisten sind, überlassen hat, eine für sie zu mächtige Aufgabe zu lösen und die zu hohen Kosten aus ihren geringen Mitteln zu bestreiten. Zweitens sind die Erfinder des Dampfwagens ihrer Zeit zu sehr voraus. Es ist eine sonderbare Tatsache, daß alle großen und nützlichen Anwendungen physikalischer Gesetze zu mechanischen Zwecken sich mit vielem Kampf ihren Weg zur allgemeinen Aufnahme bahnen mußten. Dies scheint von dem Mangel an Unterricht in dem größten und nützlichsten Zweig menschlichen Wissens, in der Naturlehre, herzurühren. Der große Watt, dem wir Statuen errichten und blumenreiche Reden halten, lebte sieben Jahre lang in fortgesetzter Furcht und Herzensangst, aus Mangel an Geld, und empfand während seiner übrigen Lebenszeit die nachtheiligen Folgen, welche dieser Zustand auf seine Gesundheit gehabt hatte. Er mußte seine Maschinen verschenken, um nur einen Theil dessen zu erlangen, was durch sie erspart wurde!

Symington, Halls und Fulton waren lauter Kreuzträger und wurden vernachlässigt, auf lächerliche Weise unterdrückt, weil sie behaupteten, man könne durch Dampf Schiffe gegen Wind und Wellen führen. Hugh Middleton war der Gegenstand des Tadels, weil es ihm gelang, den Neuen Fluß (New-river) durch eine Hauptstadt zu führen, die damals nur sehr schwach mit dem ersten Lebensbedürfniß versehen war; — er wurde zu Grunde gerichtet. Windsor, der das Gas in eine solche Form zu bringen verstand, daß die größten Städte des civilisirten Theils von Europa damit erleuchtet werden konnten, wurde ausgelacht, als er versuchte, sein System einer Gesellschaft zu erklären; und da er schon verarmt und fast gebrochenen Herzens war, verbarg er sein Gesicht und weinte. Später starb er in Dürftigkeit in einem fremden Lande. Hague's pneumatische Uebertragung der Kraft hat nun schon sieben Jahr gekämpft; vergebens hat man darüber geschrieben und gesprochen und sie zum Theil angewendet. Der kaufmännische und gewerbtreibende Theil der Nation wird sich bald über seine eigene Unwissenheit und Stumpfheit wundern.

Eben so ist es denen gegangen, welche Dampfwagen für die gewöhnlichen Landstraßen vorgeschlagen haben. Gurney, ein kluger und arbeitsamer Mann, ist genöthigt gewesen, seine Fabrik und Maschinen für weniger als den zehnten Theil ihres Werthes zu verkaufen; man sprach schlecht von ihm und belästigte ihn auf alle Weise. Hancock, ein geduldiger, fleißiger und liebenswürdiger Mann, hat große Strecken mit seinem Dampfwagen zurückgelegt, und zwar auf den schlechtesten Straßen Englands, von Paddington nach der Bank, und zwar Monate lang. Diese Straße ist schlüpfrig und voller Löcher, — der Berg bei Pentonville steil und fast ohne Grund. Wir haben gesehen, wie Hancock mit der Geschwindigkeit von sieben Engl. Meilen in einer Stunde mit einem Dampfwagen einen anderen Dampfwagen den Berg hinaufschaffte, aber dennoch hat noch Niemand im Publikum seine Bemühungen unterstützt.

Nathaniel Ogle hat mit seinem Dampfwagen verschiedene Theile Englands mit der größten Schnelligkeit befahren und ein dazu die schlechtesten Wege ausgewählt, als z. B. den von Southampton nach Liverpool und von dort nach London. Er ging einst nach Ascot zum Pferderennen, fuhr auf der Straße allen Pferden vorüber und erklimmte den Sandberg bei Sunning mit überraschender Schnelligkeit. Er hat Tonbridge, Maidstone und verschiedene andere Orte besucht. Nie beschädigte er dabei irgend ein anderes Fuhrwerk oder lebendes Geschöpf, und nie ereignete sich eine Explosion, Verzögerung oder irgend ein anderer Zufall als solcher, wie er bei Experimenten mit Maschinen vorkommt. Er bildete eine Gesellschaft, um sein Patent in Anwendung zu bringen; als jedoch die Actien vertheilt wurden, zahlte nur ein Einziger, Herr John Graves aus Manchester, sein Depositum von 20 Pfd. Sterl. ein, welches ihm vom Banquier wieder zurückgeschickt wurde. Ogle mußte daher eine Ausgabe von 3800 Pfd. Sterl. decken, die ihn mit seinen früheren großen Auslagen zu Grunde richteten; und seine zum Fahren auf den Landstraßen bereitstehenden Dampfwagen werden vom Rost und den Würmern zernagt. Noch mehrere Andere haben Versuche gemacht, doch waren sie entweder erfolglos oder bestanden nur in geringen Abänderungen der bereits erwähnten Wagen.

Nachdem wir die Männer vertheidigt, welche sich um die Einführung von Dampfwagen bemüht haben, müssen wir zur Vergleichung mit den Eisenbahnen zurückkehren. Es ist ganz bestimmt, daß sich Dampfwagen auf den gewöhnlichen Wegen vollkommen lenken lassen, daß sie die sichersten Maschinen sind, die jemals gebraucht wurden, — daß sie in die schnellste Bewegung gesetzt werden, die steilsten Höhen erklimmen und bergab in ihren Bewegungen gehemmt werden können. Kein Schatten, der nicht höher ist als die ganze Maschine, ist im Stande, sie anzuhalten; und selbst in diesem Fall würde eine zweckmäßig gebaute Vorderfront sich Bahn brechen, wo es Pferden nicht gelingen würde. Bei kaltem Wetter sind die Wege der Lokomotive Beförderung weit günstiger als die Eisenbahnen, da sie eine harte Fläche mit der nöthigen Friction bieten, welcher der Dampfwagen zu einer kräftigen Fortbewegung bedarf, wie er sie auf den Schie-

nen jedoch nicht in dem Maße antrifft. Im Sommer machen sie keinen Staub, im Winter kann man ihrem Innern einen beliebigen Wärmegrad geben; da das Feuer hinten ist, werden die Passagiere nicht durch die Asche belästigt, wie auf den Eisenbahnen; die Bewegung ist die sanfteste, welche man sich denken kann, und sie machen weniger Geräusch als die gewöhnlichen Wagen. Kann noch ein vernünftiger Mensch daran zweifeln, daß diese Fuhrwerke sich bald Bahn brechen werden? Sobald die Lohnkutscher, Gastwirthe und Grundbesitzer an den Landstraßen den Schaden fühlen werden, der ihnen dadurch entsteht, daß sich der ganze Verkehr den Eisenbahnen zuwendet, werden sie zusammentreten und die Beförderung von Personen und Gütern durch Dampfwagen auf den gewöhnlichen Landstraßen begünstigen. Wo die Straßen so locker sind (welches der größte Uebelstand für die Dampfwagen ist), daß die nöthige Schnelligkeit dadurch leiden möchte, wird man sie fest und hart machen; steile Berge werden abgeflacht werden, obgleich das gar nicht nöthig ist, und wo sie rauh sind, wird man sie ebnen. Auf einer gutgebauten Straße, die mit Berg, Thal und Ebene abwechselt, kann ein Dampfwagen in einer Stunde vierzig Englische Meilen zurücklegen, und zwar mit dreißig Personen und ihrem Gepäck, das letztere entweder im Wagen selbst, oder auf einen besonderen bedeckten Karren. Die Durchschnittszahl der Personen, die mit einem Train von Liverpool nach Manchester oder umgekehrt gehen, ist sechzig, und in der Regel ist dazu eine zweite Maschine nöthig, die den Train auf den „geneigten Flächen" unterstützen muß. Es folgt nun daraus, daß in merkantilischer Beziehung fast gar kein Unterschied zwischen der Beförderung auf Eisenbahnen und der auf gewöhnlichen Wegen vermittelst Dampfwagen stattfindet. Bringt man nun die Kosten, der Anlegung, der Unterhaltung und der Administration der Eisenbahnen in Anschlag, so muß die Wage sich wohl entschieden auf die Seite der Landstraßen neigen.

Nichtunterrichtete haben behauptet, das Stoßen und Schaukeln auf den Landstraßen sey viel zu groß, als daß man sie mit Dampfwagen befahren könnte; diejenigen aber, welche Erfahrung in diesen Dingen besitzen, wissen, daß das Stoßen und Schwanken der Dampfwagen auf den Landstraßen nicht halb so stark ist, wie das auf den Eisenbahnen; und wenn die Straßen alle so gut wären, wie die große nördliche und westliche, die von London auslaufen, so würde das Stoßen fast gänzlich wegfallen. Durch die Einführung von Dampfwagen würde das Monopol, welches durch die Eisenbahnen gehegt wird, nicht befördert werden; die Zölle auf den Landstraßen würden eben so viel, wenn nicht mehr, einbringen, als bisher; die Verbesserung der Landstraßen würde Allen zu Gute kommen und die Räder der Dampfwagen sie eher glatt rollen als verderben.

Wir wollen nun die Zeit untersuchen, welche ein Reisender, — der auf der Eisenbahn und der auf dem Dampfwagen — gebraucht, um von London aus eine Strecke von 100 Englischen Meilen zurückzulegen. Der Eisenbahn-Passagier verläßt die Gegend der Paulskirche und begiebt sich nach dem Anfangspunkte der Bahn, der vielleicht jenseits der Themse liegt; drei Viertel-Stunden sind erforderlich, um ihn zu erreichen, — eine Viertelstunde geht mit dem Einschreiben, Bezahlen, Aufladen des Gepäcks und Einsteigen verloren; fünf Stunden bringt er auf der Reise zu, und eine halbe Stunde, um vom Ende der Eisenbahn zu einem Gasthof im Mittelpunkt der erreichten Stadt zu gelangen. Sechs und eine halbe Stunde sind also unumgänglich nöthig, um 100 Englische Meilen auf der Eisenbahn zurückzulegen, und dabei hat man noch die Unbequemlichkeit eines dreimaligen Wagenwechsels. Ein Dampfwagen hingegen fährt um 9 Uhr früh aus dem Mittelpunkt der Stadt — vielleicht von Charing Cross — ab und macht mindestens in der Stunde 16 Englische Meilen, ist also sechs Stunden unterweges. Wir wollen dieselbe Zeit annehmen, deren es bedarf, um auszusteigen und nach einem Gasthof zu gelangen — was sehr reichlich gemessen ist, — so hat man den Weg immer noch eben so schnell zurückgelegt wie auf der Eisenbahn; die Kosten hingegen sind nur den dritten Theil so groß als die auf den Eisenbahnen, welches ein bedeutendes Objekt ist.

Angenommen, die Straße von London nach Birmingham würde von zehn Dampfwagen befahren, und den Eigenthümern kostete jede Meile an Steinkohlen, Wasser, Arbeitslohn u. s. w. 1½ Shilling — welches sie gern bezahlen würden —, so beliefe sich der tägliche Gewinn auf 75 Pfd. Sterl. Wenn man das Maximum der Kosten und das Minimum des Ertrages annimmt, so beläuft sich der jährliche Gewinn bei einer Auslage von höchstens 12,000 Pfd. Sterl. auf 18,000 Pfd. Sterl.

Keine Eisenbahn kann neben einer Dampfwagen-Beförderung auf den gewöhnlichen Landstraßen bestehen, wenn diese erst durch Gesellschaften von Kapitalisten unterstützt wird. Nur sehr wenig ist noch erforderlich, um diesen Fuhrwerken eine solche Vollkommenheit zu geben, wie sie haben müssen, um zweckdienlich zu seyn, und das nicht einmal an der Maschinerie, sondern an Nebensachen und Formen in Bezug auf äußere Schönheit. Es ist genug gesagt worden, um das Publikum vor der Eisenbahnwuth zu warnen und um seine Aufmerksamkeit auf das neue Mittel zu lenken, die animalische Kraft auf den gewöhnlichen Landstraßen durch mechanische zu ersetzen. (Br. and For. Rev.)

Bibliographie.

Brendallah. — Ein Gedicht von Eagle. 10½ Sh.
Survey of the Harbour and Port of London. — Von Elmes. Fol. 21 Sh.
Lectures on Revivals of Religion. — Von C. G. Finney. 6 Sh.
On Mollusca in the isle of Man. — Von Forbes. 2½ Sh.
On retiring from the established church. — Von Hargrove. 2½ Sh.
Essay on Fortification. — Von Humfrey. 7½ Sh.
Library of Christian Biographie. — Von Jackson. 4ter Band. 2½ Sh.
The Incarnate one. — Ein Gedicht. 5 Sh.
The state of Popery and Jesuitism in England, and the charge of novelty, heresy, and schism, against the church of Rome, established. — Von Th. Lathbury. 5 Sh.
Aeronautica, illust. of the theory and practice of Aerostation. — Von T. M. Mason. 12 Sh.
On Mesenteric Atrophy. — Von A. L. Pearce. 7 Sh.
Piers de Gaveston. — Von E. E. C. 2 Bde. 12 Sh.
Practical Civil Engineering. — Von Simms. Fol. 4 Pfd. 4 Sh.
Sumner's lectures on the Acts of the Apostles. — 9 Sh.
Transactions, horticultural. — 2ter Bd. 12 Sh.
Treatise on the Steam Engine. — Von Tredgold. 52½ Sh.

Frankreich.

Ein Tag bei einem Journalisten.

Kling, kling, kling!! — „Wer schellt denn so laut?" — „Es ist Herr Darampont." — „Ich habe nicht die Ehre, ihn zu kennen." — „Es ist ein Schriftsteller." — „Ich kenne ihn nicht. Laß ihn herein kommen .... Mein Herr, ich bin Ihr Diener; was steht zu ihrem Befehl?" — „Mein Herr, einer meiner Freunde, der mit Herrn Dancourt, einem Abonnenten des „Journal général de France", bekannt ist, hat mir gesagt, daß Sie einer der Redacteure dieses interessanten Journals seyen." — „Mein Herr, das weiß ganz Frankreich seit einem Monat." — „Ich lebe so zurückgezogen, daß meine Unwissenheit sehr verzeihlich ist; das ausgezeichnete Talent des Verfassers so vieler Romane ist mir indeß nichts weniger als unbekannt." — „Lassen Sie das, mein Herr, ich habe vierundzwanzig Bände geschrieben; sie einzeln anzuführen, würde uns zu lange aufhalten. Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuchs?" — „Ich habe ganz kürzlich zwei Bände unter dem Titel „Kabouï-Kika" erscheinen lassen; es ist ein Polnischer Roman. Die Polen sind eine große und unglückliche Nation; nicht wahr, mein Herr?" — „Ihnen ist das Land bekannt?" — „Ich wohnte ...." — „In Warschau?" — „Nein, mein Herr, in Bougival; ich wohnte einem Polnischen Flüchtling gegenüber, und das brachte mich auf den Gedanken, einen Polnischen Roman zu schreiben. Ich glaube, derselbe wird sehr lehrreich seyn. Ich traf ihn auf dem Dorf-Balle, und dort haben wir uns zusammen unterhalten." — „Sie haben eine wirkliche Begebenheit bearbeitet?" — „Nein, ich habe Alles aus meiner Phantasie genommen; ein junges Mädchen liebt einen jungen Mann." — „Vortrefflich!" — „Die Aeltern des jungen Mädchens wollen nicht in die Heirath willigen, weil ihr Anbeter arm ist." — „Sehr schön!" — „Nun fangen sie Beide an zu verzweifeln." — „Das ist bewunderungswürdig; gewiß fassen sie einen verzweifelten Entschluß." — „Sie haben es errathen; sie lassen sich Beide auf ein wildes Pferd binden und fliehen so in die Ukraine." — „Das ist ja die Geschichte des Mazeppa mit zwei Personen; gewiß werden sie Hettmann und Hettmannin der Kosaken?" — „Nein, mein Herr, die Wölfe fressen sie in dem Augenblicke, wo sie gerettet werden; diese Stelle des Buches ist außerordentlich interessant." — „Das glaube ich." — „Das Herz des Lesers blutet dabei." — „Ich sehe die Wölfe schon vor mir." — „Ich darf also hoffen, daß sie nächstens ein Wort darüber sagen werden?" — „Sobald ich es gelesen habe." — Wie jeder Journalist gegen einen Dichter unwahr ist, so bin ich es auch gegen diesen Herrn, denn ich spreche von seinem Buche, ohne es gelesen zu haben.

Kaum hatte ich den ersten Bogen aufgeschnitten, als die Klingel von neuem ertönte; man meldet mir Madame Diquaine. — „Ich habe nicht die Ehre, sie zu kennen." — „Sie will Sie durchaus sprechen." — „Laß sie eintreten." — Madame Diquaine ist ungefähr fünfundvierzig Jahr alt; sie trägt ein buntes Kleid und einen alten weißen Atlashut; in der Hand hält sie einen ungeheuren Korb. — „Mein Herr, sind Sie nicht Herr Frédéric ...." — „Soulié, Madame." — „Ja, ja! Entschuldigen Sie meine Zudringlichkeit; aber Sie sehen in mir eine arme Witwe, welche die Mittel zum glänzendsten Reichthum in Händen hat und welche dennoch im tiefsten Elende schmachtet, weil sie das erstaunenswerthe Geheimniß, das sie in Händen hat und dessen Veröffentlichung für das ganze Menschengeschlecht eine Wohlthat seyn würde, nicht zur allgemeinen Kenntniß bringen kann." — „Besitzen Sie das Geheimniß, Gold zu machen?" — „Mit solchen Kindereien befasse ich mich nicht; ich habe mir ein edleres Ziel vorgesteckt; ich will nicht den ausschweifenden Leidenschaften der Menschen dienen, sondern ich will ihr Elend lindern." — „Haben Sie eine moralische Abhandlung geschrieben?" — „Mein Herr, ich habe nicht die Gabe zu schreiben; dieses Vorrecht besitzen nur ausgezeichnete Menschen wie Sie, die nichts Anderes thun können; deshalb wende ich mich an Sie, um das wunderbare Spezifikum, das Herr Diquaine, mein seliger Mann, erfunden hat, zur allgemeinen Kenntniß zu bringen; erlauben Sie mir, Ihnen eine Probe desselben zu überreichen." — „Wessen, Herrn Diquaine's?" — „Nein, seines Vespetro." — „Seines Vespetro! und was soll ich damit anfangen?" — „Sie könnten als Journalist in Ihrem Feuilleton ein Wort davon sagen." — „Dazu, Madame, sind die Ankündigungen bestimmt; übrigens gebe ich mich auch nicht damit ab, und wenn Sie etwa meine Schriften gelesen haben, werden Sie wissen, daß ich mich mehr mit Novellen und Erzählungen, als mit Anzeigen im Feuilleton beschäftige." — „Das ist mir viel lieber; könnten Sie nicht in einer Ihrer Novellen von meinem Vespetro sprechen?" — „Wahr-

haftig, Madame, das scheint mir nicht eben sehr leicht." — „Ach! Sie wollen nur nicht, sonst könnten Sie in einer jeden davon sprechen. In Ihrem Feuilleton z. B., wenn Sie auf die Unglücksfälle des Champ-de-Mars zu sprechen kommen und das ohnmächtige junge Mädchen erwähnen, welches der Offizier fortträgt. Anstatt ihr Aether zu geben, könnten sie schreiben: Man gab ihr einige Tropfen des berühmten Vespetro des Herrn Diquaine, dessen Witwe, Bäckerstraße Nr. 7, allein im Besitze dieses Geheimnisses ist, und sie kam augenblicklich wieder zur Besinnung." — „Sie haben ganz recht, Madame, und sobald ich wieder von einem ohnmächtigen jungen Mädchen zu erzählen habe, werde ich nicht ermangeln, von Ihrem Vespetro zu sprechen." — „So lange brauchten Sie gar nicht zu warten, denn mein Vespetro ist für Alles gut, für Eingeweideschmerzen, für Magenschmerzen, für Kolik, für Rückgratsschmerzen. Uebrigens ist dasselbe auch ein sehr angenehmes Getränk, welches dem Curaçao weit vorzuziehen ist. Der Türkische Gesandte trinkt nichts Anderes und befindet sich sehr wohl dabei. Ich habe ihm so eben sechsunddreißig Flaschen für diese Woche hingeschickt, und auch Sie bitte ich, eine Flasche als Zeichen meiner Dankbarkeit für das gütige Versprechen, mein Vespetro erwähnen zu wollen, von mir anzunehmen." — „Madame, es war nur ein Scherz...." — „Ich gebe sie Ihnen von ganzem Herzen, und es wird immer eine zu Ihrer Verfügung stehen Bäckerstraße Nr. 7 bei der Witwe Diquaine, Liferantin des Türkischen Gesandten."

Darauf grüßte sie mich und entfernte sich, ohne daß ich ihr die Flasche zurückgeben konnte. „Großer Gott!" rief ich aus, als ich allein war, „was muß ein Schriftsteller in unserer Zeit Alles über sich ergehen lassen!" Und indem ich so nachdachte, überlegte ich, ob ich nicht daraus einen Feuilleton-Artikel machen könne. Dies erinnerte mich wieder daran, daß mir Aehnliches schon öfter begegnet war, und ich bedauerte schon, daß die Besuche nicht fortgesetzt würden, um mir Anlaß zu weiteren Beobachtungen zu geben, als mein Bediente eintrat und mir nachstehend mitgetheilten Brief übergab. Ich kann auf meine Ehre versichern, daß derselbe nicht erfunden ist, und ich habe das Original in die Druckerei gegeben, damit mich Niemand der Uebertreibung beschuldigen könne. Es ist offenbar ein Vorurtheil unserer Zeit, zu glauben, daß die Schriftsteller karrikiren, wenn sie groteske Figuren schildern. Ich habe kein Komma, keinen Buchstaben an diesem Briefe geändert. Derselbe lautete so:

Des Herrn Frédérich Soulier, Schriftstellers, Hochwohlgeboren.
Seine. Paris. Citissimo.

„Mein theurer Herr Frédérich, ich schreibe Ihnen Gegenwärtiges, um Sie zugleich zu bitten, ob Sie nicht die Güte haben wollen, mir ein galantes Kapitel mit heiterer Empfindung, galantem Spaziergange und zärtlichen Erklärungen zu machen, wenn ich mein hübsches Röschen besuche, damit sie sieht, daß ich sie zu würdigen weiß, damit ich sie von meiner Anhänglichkeit überzeugen kann, daß ich das glücklichste der Wesen bin und das Glück der Engel genieße."

„Mein theurer Herr Frédérich, da ich Ihre Romane gelesen habe, weiß ich, daß Sie ein geistreicher Mann sind, ohne Schmeichelei; es ist viel Aufwand und Beredsamkeit darin, und sie sind gerade geeignet, um den Geist eines Handwerkers zu bilden, und was mich betrifft, der ich nur ein armer Handwerker bin, ich könnte niemals einen ganzen Roman von Ihnen bezahlen, und da Sie sie wenigstens zu 3 oder 4000 Franken verkaufen, so werde ich Ihnen für das Kapitel, was Sie mir machen, geben, was billig ist, und Sie können es dann in einen Roman setzen. Sie würden mich außerordentlich glücklich machen, ich beschwöre Sie, es hängt nur von Ihnen ab, mich aus der Unwissenheit zu reißen. Denken Sie selbst, bei Tische oder bei einem hübschen Mädchen ist es doch viel besser, angenehme Sachen wie Sie zu sagen, denn man hat mir gesagt, daß Sie sehr gut mit dem schönen Geschlecht umzugehen wissen, und wenn man, wie ich, dasitzt und nichts sagt, so heißt es, der ist ein Narr, der sitzt wie ein Klotz da. Ich bitte Sie, verpflichten Sie mich. Ich war bei Ihnen und habe Sie nicht gefunden, und ich arbeite die ganze Woche; Sonntag den 9sten d. M. werde ich Sie besuchen, und ich bitte, machen Sie mir einen galanten Spaziergang und Unterhaltung auf einem Ball, so daß ich einem englischen Wesen gefallen kann, welches ein bezauberndes Lächeln, eine verführerische Liebenswürdigkeit und kleine schelmische Augen hat und niedlich wie ein Engel ist. Ich bezeuge Ihnen zum Schlusse meine zärtlichste Ehrfurcht, empfangen Sie meinen ehrfurchtsvollsten Gruß, Ihr ergebenster Diener."

„Meine Adresse ist .... Straße, Schlosser, Vorstadt Saint-Antoine in Paris."

Als ich diesen Brief gelesen, wußte ich nicht, ob ich mich ärgern oder lachen sollte. Das also ist der Ruhm, nach dem wir trachten! Dazu bringen wir es also durch unsere Anstrengungen und nächtlichen Arbeiten, daß man uns höchstens werth erachtet, die Bücher eines Herrn so und so oder das Vespetro der Madame Diquaine anzupreisen und Liebeserklärungen zu machen, um über die Tugend der Jungfer Röschen zu triumphiren? Ich fühle mich gänzlich entmuthigt. Ich ergriff meine Feder und war im Begriffe, sie zu zerstampfen, als ich durch eine neue Unterbrechung daran verhindert wurde. Dies Mal wurde mir ein Name gemeldet, der etwas besser in die Ohren fiel und vor dem ein hübscher Titel stand, nämlich der Herr Chevalier von Fanion. Es trat ein großer gutgewachsener Mann ein, der sich nach den ersten höflichen Aeußerungen zu mir neigte und sich dabei auf meinen Armstuhl stützte. „Mein Besuch", sagte er, „ist nicht ganz uneigennützig. Ich würde Sie nämlich ersuchen, in einem Ihrer ausgezeichneten Artikel von einer industriellen Unternehmung zu sprechen, die ich vermöge einer Association im Departement der .... gegründet habe. In diesem Bezirk war vor mir keine Spur von Industrie zu finden; durch mich ist in demselben einiges Leben entstanden, und der Wohlstand fängt an, sich zu heben." — „Sie verfolgen ein sehr edles Ziel, mein Herr!" — „Die Bevölkerung weiß mir Dank dafür; aber es giebt überall böse Menschen, welche dem Guten, das die rechtlichen Menschen stiften, entgegentreten. Man sagt meiner Unternehmung nach, daß sie eine Speculation sey, durch welche ich mir den Ruhm eines Wohlthäters der Menschheit verschaffen wolle." — „Ich weiß wohl, wie sinnreich der Neid in der Wahl seiner Mittel ist, aber womit kann ich Ihnen dienen?" — „Meine Unternehmung verdient die höchste Aufmerksamkeit, und ich würde Sie bitten, dieselbe bis ins Kleinste zu prüfen und sie in einem Ihrer Artikel zu besprechen." — „Sie entschuldigen, mein Herr, aber Ihre Anlagen sind weit von Paris entlegen, und ich kann jetzt keine Reise machen." — „Diesen Einwand habe ich vorausgesehen und deshalb alle nothwendige Dokumente mitgebracht; ich habe sogar schon einige vorläufige Andeutungen hingeworfen, die Sie vielleicht benutzen könnten." — „Mein Herr, ich bin in Gegenständen dieser Art sehr unbewandert." — „Lesen Sie nur, mein Herr, und es wird Ihnen Alles klar werden." — „Ich werde es thun, weil Sie es wünschen, aber ich kann Ihnen nichts versprechen." — „Die Wahrheit zu gestehen, ist die Arbeit fast schon vollendet, und Sie dürften nur noch einige Zusätze machen und Ihren Namen unterzeichnen." — Das wurde mir doch fast zu arg; ich nahm daher die Rolle, welche mir der Herr Chevalier darreichte, und sagte: „Ich werde Ihnen schreiben und Ihnen meine Ansicht mittheilen." Was ich von Herrn Fanion denke, will ich übrigens jetzt öffentlich aussprechen: „Außer der Arbeit, die Sie mir übergeben haben, und aus der hervorzugehen scheint, daß Ihre Unternehmung eine Wohlthat für das Land ist, Dank der Einsicht und Uneigennützigkeit des Direktors, habe ich auch noch ein Rundschreiben an die Wähler des Arrondissements gefunden, und daraus sehe ich, daß mein Artikel ein Wahl-Prospectus seyn sollte. Ob Ihre Unternehmung gute Geschäfte macht, weiß ich nicht; aber aus den beigefügten Protesten sehe ich, daß es mit Ihren Angelegenheiten nicht zum Besten geht. Ich benachrichtige Sie also, daß ich Ihre Lobrede meinem Portier übergeben habe, und lassen Sie dieselbe unterzeichnen, von wem Sie wollen." —

Und zu mir selbst sagte ich: „Da die Lächerlichkeiten und Laster mit frecher Stirn vor uns hintreten, so mögen wir auch daraus Nutzen ziehen und sie abzeichnen, so gut wir können. An Lächerlichkeiten und Lastern wird es uns wenigstens nie fehlen."

Frédéric Soulié.

Mannigfaltiges.

— Anthologie Englischer Prosaisten. Zwei Lehrer der Englischen Sprache in Berlin, die Herren Siegesmund Fränkel und Professor G. F. Burckhardt, haben die, wie es scheint, recht zweckmäßige Idee ausgeführt, unter dem vorgenannten Titel eine Muster-Sammlung von Aufsätzen der besten Englischen Schriftsteller, Deutsch bearbeitet, herauszugeben und diese Aufsätze mit solchen Noten zu versehen, die beim Zurückübersetzen derselben ins Englische dem Deutschen Schüler nicht bloß eine Anleitung seyn können, sondern auch einen Einblick in den abweichenden philosophischen Bau der beiden Sprachen gewähren. Die gewöhnliche Manier, bloße Geschichtchen à la Meidinger aus einer Sprache in die andere übersetzen zu lassen, mag für Kinder allerdings die geeignetste seyn; für den Erwachsenen jedoch, der das Lernen selbst schon gelernt hat und dem das Sprachstudium eine Anregung zu anderen geistigen Thätigkeiten seyn soll, sind jene Histörchen eben so außer der Zeit, wie Ballspiel und Blindekuh. Daher kann es der Freund der Englischen Sprache nur dankbar anerkennen, wenn ihm eine ganze Kunstausstellung von Bildern aus der Britischen Geschichte, gezeichnet von der Meisterhand eines Hume, Smollet, Lingard, Goldsmith, Gifford, Mackintosh u. A., und eben so eine Auswahl von Briefen, Parlamentsreden, Biographieen, Erzählungen u. s. w. nach Sterne, Pope, Fox, Canning, Walter Scott, Bulwer u. s. w. dargeboten wird, in denen er nicht bloß die Sprache, sondern auch das ganze geistige Leben des Britischen Volkes studiren kann. Für den Autodidakten hat es noch den Vortheil, daß er seine Uebersetzung alsdann mit dem Originale vergleichen kann, um zu sehen, wo und wie er, trotz der erleichternden Noten und Hinweisungen, hinter demselben zurückgeblieben ist. Eben so hat aber auch der Lehrer, dem Schüler gegenüber, in den Original-Autoren die besten Gewährsmänner für Regeln und Verbesserungen, die derjenige, dem das fremde Idiom nicht auch Muttersprache ist, doch selten mit solcher Präzision und Eleganz anzugeben vermag.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 56. Berlin, Donnerstag den 10. Mai 1838.

England.

Alice, oder die Geheimnisse, von E. L. Bulwer *).

In den modernen Englischen Romanen droht ein gewisses Uebel überhand zu nehmen, das, wenn es ganz ohne Rüge gelassen wird, zuletzt eine neue poetische Schule erschaffen muß mit noch schlechteren und verkehrteren Productionen, als die gräßlichsten Ausgeburten von Eugène Sue und Michel Raymond. Wir meinen die böse Gewohnheit vieler Schriftsteller, in Erzählungen, die aus dem wirklichen Leben genommen sind, die allerunwahrscheinlichsten Romanverwickelungen einzudrängen. Hier und da sind aus dieser unverzeihlichen Uebertretung der Grundregeln, wonach solche Geschichten abzufassen sind, Absurditäten hervorgegangen, die eben so sehr durch den guten Geschmack, wie durch die allgemein menschliche Erfahrung verdammt werden. So fällt es einer Schriftstellerin ein, die ihren Roman in England zur Zeit des Prinz-Regenten spielen läßt, ihren Lesern eine mysteriöse Geschichte aufzubinden von der Frau eines Lords, die mehrere Jahre in einem finsteren Loch auf dem Schlosse Seiner Herrlichkeit verborgen gehalten wird, während das einfältige Publikum die ganze Zeit über sich einreden läßt, sie sey todt: als ob es glaublich wäre, daß die Lady gar keine Freunde oder Verwandte habe, die sich für ihr Schicksal interessirten, oder als wäre es in England so leicht, mir nichts dir nichts eine Frau von vornehmer Geburt aus dem Wege zu schaffen und noch dazu jeder weiteren Nachfrage nach ihr durch ein unbestimmtes Gerücht ihres Todes und ein falsches Leichenbegängniß ein Ende zu machen.**)

In den vorliegenden Bänden, mögen wir sie nun als einen Roman für sich betrachten oder im Zusammenhang mit Ernst Maltravers, zu dem sie die Fortsetzung bilden, haben wir ein auffallendes Muster dieser neuen Manier in der Roman-Literatur. Alicen's Geschichte ist vom Anfang bis zu Ende nicht bloß unwahrscheinlich, sondern wesentlich melodramatisch, und noch etwas schlimmer, wie wir gleich sehen werden. Die Leser, welche den Inhalt der in den ersten Theilen dieses kleinen Novellen-Cyklus abgeschlossenen Erzählung kennen***), werden sich erinnern, daß dort neben dem Haupthelden derselben, den wir unter dem Namen Ernst Maltravers kennen lernen, noch eine Person, Namens Alice, eine bedeutende Rolle spielt, über deren weitere und endliche Schicksale aber, obwohl wir sie aus mehreren Andeutungen errathen sollen, der Verfasser uns zuletzt im Dunkeln läßt. Dieses Dunkel aufzuklären und die Geschichte dieser Alice, wie der übrigen Hauptpersonen, zu einem befriedigenden Schlusse zu führen, dazu ist diese Fortsetzung bestimmt, wie schon ihr Titel zeigt: „Alice oder die Geheimnisse", und wir rekapituliren darum hier kurz die wichtigsten Umstände aus dem früheren Leben der Heldin, um den weiteren Bericht über ihr Schicksal, wie wir ihn aus diesen neuen Bänden entnehmen, daran zu knüpfen. Das Mädchen, welchem wir zuerst in der Hütte ihres bösartigen Vaters begegnen, wo sie ohne Erziehung ganz roh und unwissend aufgewachsen ist, warnt den jungen Ernst Maltravers, der, auf der Reise verirrt, im Hause Obdacht sucht und in Gefahr ist, von ihrem Vater beraubt und ermordet zu werden, und hilft ihm auf die Flucht: er, aus reiner Dankbarkeit dafür, daß sie ihm das Leben gerettet, nimmt sie unter einem falschen Namen in seinen Schutz, führt ein sentimental-poetisches Leben mit ihr, indem er sie bildet und unterrichtet, und — verräth zuletzt ihre Ehre. Umstände zwingen ihn, ihren damaligen Aufenthalt zu verlassen, und als er zurückkehrt, ist sie verschwunden, von ihrem Vater, den sein Raubgewerbe in das Haus führt, fortgeschleppt. Jahre vergehen, und Ernst Maltravers hört von seiner verlorenen Alice nicht mehr. Sie weiß inzwischen ihrem Vater zu entkommen und wandert arm und verlassen mit dem Kinde ihrer sentimentalen Schuld in der Welt umher, bis sie zuletzt bei einer alten Dame ein Unterkommen findet, wo sie unter dem Namen Butler — demselben, den Maltravers früher angenommen — sich und ihre Tochter durch Musik-Unterricht erhält, und in dieser Stellung zieht sie die Blicke eines reichen Banquiers auf sich, der ein dem ihrigen in mancher Beziehung ähnliches Mißgeschick erfahren und darum ein großes Interesse an ihren Angelegenheiten nimmt zu Erreichung weiterer Zwecke. Dieser Mann, scheint es, hatte ein Liebesverhältniß mit einer jungen Dame angeknüpft, noch bei Lebzeiten seiner Gattin, die ihm aber durch ihren Tod gerade zur rechten Zeit Freiheit ließ, seine Schuld bei dem jungen Mädchen wieder gut zu machen, indem er sich auf der Stelle heimlich mit ihr trauen ließ, noch ehe sie der Frucht ihrer unglücklichen Liebe das Leben gab. So weit schien Alles die Erfüllung der Hoffnungen dieses bejahrten Herrn zu begünstigen, da starb plötzlich die Frau, welche der Gegenstand derselben war, bald nach der Geburt des Kindes, und er blieb jetzt allein mit seinem Säugling. Unter so mißlichen Umständen schien es ihm am klügsten — denn die Gebote weltlicher Klugheit beherrschen ihn vor Allem — von seiner geheimen Ehe zu schweigen und sein Kind nicht anzuerkennen. Doch diese Umstände bilden nur das Vorspiel zu den weiteren Schicksalen des Banquiers. Gerührt durch die Sympathieen verbotener Liebe, die Alice mit ihm theilte, und in Betracht des fast gleichen Alters ihrer beiden Töchter, machte er ihr den Vorschlag, ihren Namen zu verändern, heimlich in eine ferne Stadt zu reisen und sich von ihm mit den erforderlichen Geldsummen zur Ausführung dieses Plans versehen zu lassen. Während dem Allen erscheint Alice nicht bloß treu gegen ihre erste Liebe, sondern sie wird uns auch als ein Muster von Tugend beschrieben. Doch aus Rücksicht auf die Krankheit ihrer Tochter, die einen Wechsel der Luft nöthig macht, willigt sie in die Vorschläge des Herrn Templeton, nimmt eine Geldunterstützung an, giebt seine Tochter für ihre eigene aus und macht sich ganz von seiner Güte abhängig, wobei sie aber fortwährend ein streng zurückhaltendes Betragen gegen ihn behauptet, dessen Wahrscheinlichkeit in diesem Fall zu prüfen uns erlassen ist. Herr Templeton, der von eben so sonderbarem Temperament zu seyn scheint, wie Alice selbst, trägt ihr endlich die Ehe an, die sie aber ausschlägt. Jetzt macht sich schon der Leser auf den oder jenen außerordentlichen Schritt gefaßt, der einer Frau von so wunderbarer Beschaffenheit zuzutrauen ist, und in der That, als Herr Templeton, der nicht so leicht von der Verfolgung seiner Wünsche abzuschrecken ist, seine Bewerbung mit Eifer fortsetzt, wird er endlich erhört, und Alice giebt ihm ihre Hand, aber unter einer Bedingung. Wir lassen sie selbst sprechen: — „Wenn ich Sie heirathe, so kann dies nur zu dem Zweck geschehen, Ihrem Kinde eine Mutter zu sichern — doch Gattin darf ich Ihnen nur dem Namen nach seyn! So weit ist es nicht mit mir gekommen, daß ich mich selbst nicht mehr achten sollte. Ich weiß es jetzt, wiewohl ich es früher nicht wußte, daß ich eine Sünde begangen; diese Sünde ist durch nichts wieder gut zu machen, als durch unwandelbare Treue gegen ihn! Ja, ja, niemals darf und werde ich einen Anderen lieben, als den Vater meiner Kleinen. In allen übrigen Dingen können Sie über mich verfügen, wie Sie wollen." — Und Alice, die in ihrer Unschuld und Einfalt dies Alles ohne Erröthen ausgesprochen, schlug ihre Hände leidenschaftlich zusammen und verließ Templeton sprachlos vor Erstaunen und Verdruß.

Dürfen wir uns wundern, daß der arme Mann die Sprache verlor? Ein solcher Antrag ist wahrscheinlich noch nie früher von einem Weibe gemacht worden, und Alicens Naivetät bei dieser Gelegenheit, mit der sie ohne Erröthen ihre Bedingung nennt, gehört ohne Zweifel mit zu den Mysterien des Buches. Doch dies ist ein Punkt, den wir lieber der Beurtheilung des denkenden Lesers überlassen, um uns desto schneller zu der Lösung der übrigen Räthsel zu wenden. Nach einem Krankheitsanfall, der offenbar die Wirkung hat, ihm das Blut etwas zu kühlen, entschließt sich Herr Templeton, in die Bedingung der Dame einzugehen, und verpflichtet sich zur Beobachtung derselben durch einen Eid, den sie mit Strenge von ihm fordert. Sie vermählen sich, Alice's Tochter stirbt und Evelyn Cameron — so heißt Templeton's Tochter — erscheint jetzt vor der Welt als Alicens Tochter aus einer früheren Ehe. Diese seltsame Verbindung zeigt sich in ihren Folgen nicht so glücklich, als man vielleicht glauben möchte, und Templeton läßt nur zu bald eine sehr natürliche Neigung merken, sein Gelübde zu brechen. Es ist dies ein Blatt aus dem Kapitel von der Ehe, das wir seiner Kuriosität wegen ganz wiedergeben: — „In den ersten zwei Jahren verrieth Templeton ein etwas bedenkliches Verlangen, den ihn bindenden Eid zu umgehen; doch bei der leisesten Andeutung trat ihm das sonst so unterwürfige Weib mit einer Strenge entgegen, die ihn abschreckte und ein-

*) Roman in 3 Bänden, als Fortsetzung von „Ernst Maltravers".
**) Die Erzählerin ist Lady Stepney.
***) Man vergleiche Nr. 130 des vorigen Jahrgangs: „Ernst Maltravers", von E. L. Bulwer.

schüchterte. Ja, sie drohte ihm, sein Haus für immer zu verlassen, wenn die Heiligkeit seines Gelübdes im Geringsten verletzt würde, — und einmal ließ sie sich nur mit Mühe von der Ausführung dieser Drohung abhalten. Templeton zitterte; eine solche Trennung mußte Skandal erregen und sie zum öffentlichen Gespräch machen; ja sie konnte leicht Entdeckung des ganzen Verhältnisses herbeiführen. Ueberdies war Alice eben so unentbehrlich für Evelyn, als für seine eigene Bequemlichkeit, eine Stütze in Krankheitsfällen und ein Spielball seiner Launen, wenn er gesund war. So söhnte er sich allmälig, obwohl widerstrebend, mit seinem Schicksal aus, und da bald auch Alter und Gebrechlichkeit auf ihn einstürmten, so freute er sich wenigstens, eine treue Freundin und eine besorgte Pflegerin gewonnen zu haben. Indeß konnte eine Ehe der Art nicht glücklich seyn; Templeton war in seiner Eitelkeit zu sehr verletzt; seine Stimmung, von jeher unfreundlich, war verbittert, und er vergalt daher seine Schmach durch tausend kleine Mißhandlungen, die Alice ohne Murren hinnahm, so daß sie jetzt in diesen reichen und vornehmen Verhältnissen vielleicht mehr litt, als in früheren Jahren, wo sie obdachlos in der Welt umherwanderte mit Liebe im Herzen und ihren Säugling im Arm."

(Fortsetzung folgt.)

Tagebuch aus den Zeiten Georg's IV.

(Schluß.)

Verlangt man ein Beispiel von der Verletzung der Treue und des Zutrauens, deren es in den beiden Bänden unzählige giebt, die eigentlich ihren Hauptinhalt ausmachen und für welche der Buchhändler seine tausend Pfund bezahlte, so nehme man den Brief Theil I Seite 23, oder vielmehr den Auszug aus einem Briefe; denn man hat die Stellen mit der geschicktesten Malice aus dem Original-Dokument ausgewählt. Die Prinzessin giebt darin auf eine ganz natürliche Weise zu erkennen, daß der Tod ihres schonungslosen Verfolgers das Ende ihrer Leiden herbeiführen würde. Hätte sie sich der Scheinheiligkeit schuldig gemacht, ein solches Ereigniß zu beklagen, oder gar der Gotteslästerung einer Bitte um Abwendung desselben, so würde man uns den Brief ebenfalls aufgetischt haben, und zwar, damit alle Welt sich mit Widerwillen abwenden möchte. Dieser Brief hat, wie die Herausgeberin wahrscheinlich vorausgesehen, viel Unwillen erregt, und man hat sich laut gegen die große Unschicklichkeit darin erklärt. Wir finden in ihm zweierlei, was verletzt. Das Eine ist die ausgedrückte Hoffnung auf Erlösung durch den Tod ihres Verfolgers, ihres Gatten freilich, aber eben darum ist auch er um so weniger zu entschuldigen, da er alle Pflichten des Gatten verletzt. Niemand kann ein Gefühl oder eine Gesinnung rügen, deren Entstehung er für unvermeidlich erklären muß. Das Andere ist, daß sie ein so natürliches Gefühl niederschrieb; wären diese Worte aber nur derjenigen zu Gesicht gekommen, für die sie ganz allein bestimmt waren, so würden sie auch nie den Tadel derjenigen haben rege machen können, die jetzt ihre Mißbilligung darüber aussprechen. Wir leben sicher in dem Zeitalter einer sehr mangelhaften Moralität, deren Lücken wir durch eine sehr wohlfeile Tugend auszufüllen suchen, nämlich durch den Unwillen über anderer Leute Fehler und die überspannten Ansichten von ihren Pflichten. Dem Prinzen-Regenten gestatten jene Moralisten, die sich so sehr über den Auszug aus dem Briefe der Prinzessin entsetzen, sein Leben damit hinzubringen, seiner Gattin das Ihrige unerträglich zu machen, sie aus seinem Hause zu verstoßen, in offenem Ehebruch von der Stunde der Trauung an zu leben und sie später zu einer unköniglichen Gesellschaft und Lebensweise zu verdammen, während sie die Prinzessin herabsetzen, als hätte sie dies Alles und noch viel Aergeres gethan, und zwar aus dem einzigen Grunde, weil sie ein Gefühl ausgesprochen, das jedes geringere Wesen als ein Engel hegen mußte, und dessen Nichthegung alle Welt für ein Wunder gehalten haben würde.

Als Entgegnung auf eine Masse skandalösen Gewäsches, mit dem das ganze Buch gefüllt ist, dessen größter Theil sich als die Schöpfung einer böswilligen Phantasie und eines beschränkten Verstandes bewährt, während der Rest auf albernen Mißverständnissen beruht, — reicht es völlig hin, zu fragen, warum die Verfasserin, da Niemand sie hielt, nur einen einzigen Tag im Dienste der Königin blieb, wenn sie nur die Hälfte von dem für wahr hielt, was aus ihrer lügenhaften Feder floß, — wenn sie wirklich Scenen erlebte, vor denen die Tugend einer unbescholtenen Frau sich entsetzen mußte, — warum blieb sie nur eine Stunde, eine Minute in einer so gefährlichen Gesellschaft? Hätte es ihr angestanden, sich aus der unreinen Höhle zu entfernen, so würde man sie bestimmt nicht am Gehen gehindert haben. Sie war aus Menschlichkeit von der Prinzessin angestellt worden, und um ihr diese Wohlthat zu erzeigen, hatte man ihre langweilige Gesellschaft ertragen und ihr einfältiges, linkisches Benehmen übersehen. Was fesselte sie nur eine Minute länger, nachdem sie ihre Tugend gefährdet glaubte? Sie befindet sich also wohl in einer Klemme, und um aus dieser zu gelangen, bedarf es eines anderen Kopfes als des ihrigen. Entweder sagt sie die Unwahrheit, oder sie brandmarkt sich selbst, durch das Geständniß, sich aus Liebe zum Gewinn zu einem herabwürdigenden Verkehr erniedrigt zu haben. Sie ist wie ein Zeuge, der sich selbst beschuldigt und dem kein Gerichtshof glaubt. Was sie erzählt, entwürdigt sie eben so sehr, wie es ihre Herrin entwürdigen soll. Wir können die Verfasserin gar nicht für so schlecht halten, als sie sich selbst macht; nein, nein, — was sie sagt, ist nicht wahr! Sie konnte sich nicht so sehr prostituiren, um in Scenen der Unkeuschheit zu leben; sie hatte sich durch Scherze täuschen lassen, die sie nicht verstand, und sich nicht die Mühe gegeben, ihre eigentliche Bedeutung zu erforschen; davon zeugt ihr Verschlingen des Unsinnes, welchen die Prinzessin ihr von ihrer verstorbenen Schwester Karoline erzählte, deren Namen schon beweist, daß das Ganze nichts als eine Erfindung war, um ihr, der Närrin, etwas weiß zu machen. Sie ward ganz bestimmt durch interessirte Agenten hintergangen, die sie zu ihrem Werkzeug machen wollten; sie mißverstand Vieles, weil sie früher nie in guter Gesellschaft gelebt hatte, und Anderes, weil sie nicht Witz genug besaß, es zu begreifen; und nachdem sie einmal der Meinung war, daß es um sie her nicht mit rechten Dingen zugehe, kam ihr Alles verdächtig vor. Da sie jedoch nichts Entscheidendes herausbringen konnte, so formirten sich auch ihre Ansichten über die sie umgebenden Verhältnisse damals nicht gleich; sie behielt daher ihre Stelle, wie ihre Vorgängerin, Lady Douglas, fünf Jahre früher gethan hatte; und später bildete sie sich endlich ein, viel Lasterhaftes gesehen zu haben, und ihre Phantasie erfand Dinge, die nie existirt hatten. Sie entschloß sich daher, des Verdienstes halber, ein Buch zu schreiben, wie ihre Vorgängerin aus eben dem Grunde sich zum Verhör verstand; und wären die Parteien noch am Leben, so zweifeln wir nicht daran, daß sie die Parallele mit jener Lady durch eine „neue delikate Untersuchung" vollständig machen und darin die Figur erster Größe spielen würde.

Nichts ist widriger in dem ganzen Buch, als das Gewäsch und Schaugepränge, welches mit der Religion getrieben wird. Sicher haben wir ein Recht, uns dieses harten Ausdrucks zu bedienen, da wir überall den Mangel an christlicher Liebe antreffen. Wir führen nur ein Beispiel an. Lord Abercorn war durch den Verlust seiner ganzen Familie heimgesucht worden und beinahe von Allen ganz allein am Leben geblieben; er trug dies Unglück mit der Fassung und Haltung eines Mannes. Die böswillige Verfasserin benutzt dies, ihn einen Ungläubigen zu nennen. Auf jeden Fall ist dies abermals eine Erfindung oder ein Irrthum, die vielleicht dadurch entstanden, daß der Lord ihre einfältigen Tröstungen zurückwies, die seine Leiden nur vermehren konnten. Sie entblödet sich aber nicht, die Sache als ganz abgemacht hinzustellen. „Ich wünschte, ich könnte ihn trösten", sagt sie, „indem ich ihm riethe, da Trost zu suchen, wo er allein zu finden ist; aber sein Herz ist verhärtet, und er wird nicht daran glauben." Hier schreibt sie den Namen ganz aus, und in demselben Paragraphen erzählt sie eine höchst unwichtige Sache, die einer Dame zugestoßen, und da setzt sie höchst vorsichtig nur Lady S—!

Mitten unter allen Herabwürdigungen der unglücklichen Prinzessin, die den Haupt-Inhalt der beiden Bände ausmachen, obgleich auch jeder Andere, dessen Namen sie zufällig nennt, auf eine hämische Weise angegriffen wird, finden wir zwei oder drei Stellen, wo die Wahrheit so mächtig ist, daß sie alle Schmähungen zunichte macht und die Böswilligkeit überwindet. Wir fragen, ob jemals ein menschliches Wesen ein feineres Gefühl an den Tag legte, sich richtiger benahm, oder mehr Gegenwart des Geistes bewies, als die Prinzessin bei folgender Gelegenheit; es soll der einzige Auszug seyn, den wir aus dem von der Verfasserin selbst gelieferten Theil des Werkes anführen:

„Als wir in die Oper kamen, erblickten wir zu unserem und der Prinzessin nicht geringem Erstaunen in einer Loge den Regenten zwischen zwei fremden in London anwesenden Fürsten und hinter ihnen viele andere Große. Man hatte eben God save the king angestimmt, und natürlich setzte sich die Prinzessin nicht nieder. Ich befand mich hinter ihr, so daß ich das Haus nicht gut übersehen konnte; doch erblickte ich den Regenten, der so eben den Sängern Beifall klatschte. Sobald das Volkslied abgesungen war, wendete sich das ganze Parquet nach der Loge der Prinzessin um und klatschte ihr Beifall zu. Wir dienstthuenden Damen baten Ihre Königliche Hoheit, aufzustehen und sich zu verneigen, sie aber saß unbeweglich und wendete sich endlich mit den Worten an Lady —: „Meine Liebe, John Bull's Weib ist nichts, wenn John selbst da ist." Wir lachten Alle darüber, hielten es aber dennoch für Unrecht, die ihr gezollten Grüße nicht zu erwiedern; sie hatte indeß Recht, wie die Folge bewies. „Man wird uns auszischen", sagte Sir W. Gell. — „Nein, nein", versetzte die Prinzessin mit äußerst guter Laune, „ich verstehe meine Sache zu gut, als daß ich meinem Gemahl zuvorkommen sollte; ich muß so lange thun, als wäre ich nicht gemeint, bis sie meinen Namen rufen." Der Prinz schien ihre Worte zu bekräftigen, denn er stand auf und verneigte sich gegen die Versammlung. Dies nahm man unglücklicherweise für eine Verbeugung gegen die Prinzessin. Ich sage unglücklicherweise, weil man sie wegen der Nichterwiederung dieser Verbeugung getadelt hat; doch kann ich betheuern, daß sie sich ganz so genommen, wie die Umstände es erforderten. Der Prinz nahm in der That den Beifall für sich in Anspruch, und seine Freunde sagten, um ihn gegen den Vorwurf lächerlicher Eitelkeit zu schützen, er habe sich äußerst elegant und zart dabei betragen und sich gegen seine Gemahlin verneigt!! Als die Oper zu Ende war, beklatschte man den Prinzen und seine Begleiter, aber nicht eben enthusiastisch, und kaum hatte er die Loge verlassen, als das Volk den Namen der Prinzessin rief und sie mit dem wärmsten Beifall begrüßte. Jetzt trat sie vor, machte einige Verbeugungen und zog sich dann schnell zurück. Ich glaube, sie benahm sich während des ganzen Abends äußerst richtig, aber ein Jeder erzählt die Geschichte anders und denkt anders darüber. Wie geringfügig scheinen diese Dinge, wie sehr unter der Würde eines verständigen Wesens

zu seyn! Aus Kleinigkeiten setzt sich jedoch die Summe der irdischen Dinge zusammen, und hier hängt dieser geringfügige Umstand genau mit den Interessen der Regentin zusammen, daher wird er von Wichtigkeit für die Feststellung der Wahrheit, und da ich eben selbst dabei zugegen war, so kann und will ich auch die Wahrheit sagen. Als der Kutscher versuchte, uns — ich befand mich mit Lady — im Wagen der Prinzessin, — durch die Carl-Straße nach Haus zu fahren, trafen wir in derselben eine solche Menge Equipagen, daß es nicht möglich war, durchzukommen. Mit vieler Schwierigkeit wendete der Kutscher um, und wir fuhren zurück an Carlton-House*) vorüber, wo eine unermeßliche Volksmenge den Wagen umringte. Als man entdeckte, daß Ihre Königliche Hoheit sich in demselben befand, erhob sich ein so donnerndes, anhaltendes Beifallsgeschrei, daß wir alle völlig betäubt davon wurden. Endlich öffnete man von außen den Wagen, drückte ihr die Hände und fragte, ob man Carlton-House in Brand stecken solle? „Nein, meine lieben Leute", antwortete die Prinzessin, „seyd ruhig, laßt mich weiter fahren und geht nach Haus zu Bette." Sie ließen sie fahren, folgten jedoch lange dem Wagen unter unaufhörlichem Geschrei von „Lang' lebe die Prinzessin von Wales, lang' lebe die Unschuldige!" u. s. w. Diese Aeußerungen der Gunst des Volkes gefielen ihr; nie hatte ich sie so schön, nie so würdevoll sich benehmen gesehen. Doch hör' ich, daß man später Alles entstellt und mit vielen Lügen verfälscht hat."

Der zweite Theil des Buches beginnt mit einem recht handgreiflichen Beweis — (deren es in dem Werke so unzählige giebt) — von der gänzlichen Dunkelheit, in welcher die Verfasserin in Bezug auf die witzigen, geistreichen Männer herumtappte, die sich an der Tafel der Prinzessin von Wales versammelten, — ein Beweis, wie sie durchaus nicht im Stande war, die Unterhaltung, den Verkehr und die Stellung dieser Männer unter einander zu beurtheilen, als wäre sie plötzlich aus der Stube der Wirthschafterin in den Salon ihrer Königlichen Herrin versetzt worden. Sie erzählt von einem Mittagsmahl im Kensington-Palast, wo die Gesellschaft unter Anderen auch aus Luttrell, Nugent, Brougham, Ward und Lord King bestand. Von dem Letzteren gefällt es ihr, zu sagen (um sich natürlich gänzlich um den Kredit und Glauben dessen zu bringen, was sie über andere unwichtigere Leute sagt): „Er ist ein sehr dummer Mensch. Ich erinnere mich nicht, ihn jemals hier oder an irgend einem anderen Orte früher gesehen zu haben (natürlich muß er da ein dummer Mensch seyn), auch kann ich nicht begreifen, warum die Prinzessin ihn einladet. Sie muß ihre besonderen Gründe dazu haben; vielleicht soll er ihr zu irgend einem Zwecke nützlich seyn, denn er ist weder angenehm noch hübsch. Nun ist es aber allgemein anerkannt, daß Lord King einer der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit war, und nicht nur ausgezeichnet durch seine Kenntnisse und Talente, sondern auch ganz besonders wegen seiner geistreichen Conversation, die seine Gesellschaft höchst anziehend machte. Der Leser ist daher über jene Zeilen ganz erstaunt, und noch mehr, da außerdem der Mann, den die Verfasserin als „nicht hübsch" anführt, fast der schönste Mann seiner Zeit war, wie die alberne Frau von jedem Maler hätte erfahren können. Was dann folgt, macht jedoch die Sache erst vollständig. Sie thut, als wäre sie bald darauf durch die Unterhaltung verletzt worden, da man anfing, „Herrn Wilberforce aufzuziehen"; und so wenig kannte sie den Ton der Gesellschaft, zu der man sie gelassen hatte, daß sie nicht einmal wußte, wie Herr Wilberforce Vielen aus der Gesellschaft der intimste Freund und ein Gegenstand höchster Verehrung war, und daß man sich nur von Zeit zu Zeit diesen Scherz machte, um Brougham zu necken, der noch inniger mit ihm befreundet war. Alle Anwesenden waren so weit davon entfernt, wirklich über Wilberforce zu lachen, wie die unwissende Verfasserin, den Ton dieser Männer zu verstehen, deren Gesellschaft sie manchmal theilen durfte.

Wenn ihre Unwissenheit in Bezug auf Menschen und Dinge sie zu solchen Mißgriffen verleitet, — die jedoch, wohl zu bemerken, niemals gutmüthige oder liebreiche sind, — so kann man sich wohl denken, daß die Blätter von geschossenen Böcken strotzen, wenn sie anfängt, den Schatz ihrer eigenen Bemerkungen vor uns auszukramen. Dahin gehört denn auch die Geschichte von einer Herzogin, die sie zur Favoritin eines gewissen Prinzen macht, ohne zu wissen, daß die Herzogin die Tante des Prinzen war. Mit der Blutschande jedoch noch nicht zufrieden, zieht sie diese Dame in demselben Athemzuge auch noch der Schändlichkeit, ihrem Kutscher die höchste Gunst geschenkt zu haben.

Der Leser dieses Artikels weiß bereits, daß die Verfasserin des Buches ihre Brief-Mappe dem Buchhändler preisgegeben, und dieser scheint beim Aussuchen derselben nur bemüht gewesen zu seyn, dem sauberen Werke recht viel berühmte Namen einzuverleiben, ohne Rücksicht auf Schicklichkeit, ja sogar ohne Rücksicht auf interessanten Inhalt. Es werden uns da mehrere Briefe von der Prinzessin von Wales aufgetischt, in denen kein Mensch auf der ganzen Welt auch nur ein unterhaltendes Wort zu entdecken vermöchte. Kann wohl irgend Etwas einem absichtlichen Kniff ähnlicher sehen, als die Anzeige eines Buches mit Original-Briefen der Königin Karoline, wenn alle an Interesse dem nachfolgenden gleich und eben so wenig werth sind, gedruckt zu werden, wie Einladungen zu irgend einer Gesellschaft?

„Ich befinde mich am Vorabend meiner Abreise, die morgen Abend in der Fregatte „Jason" vor sich gehen wird, da der Wind günstig ist. Eine Brigg wird außerdem unser Gepäck und die Equipagen aufnehmen und uns nachführen. Capitain King führt den „Jason" selbst. Wenn der Wind günstig bleibt, so werden wir am 12. August zu (unleserlich) landen, — mit dem 15ten hoff' ich in Braunschweig zu seyn. Ich denke nur zehn bis funfzehn Tage in meinem Geburtslande zu verweilen und mich Anfangs September nach der Schweiz zu begeben. Es ist immer noch meine Absicht, den Winter in Neapel zu verleben; sollten dort jedoch Unruhen gegen Murat ausbrechen, so würde ich natürlich Rom oder Florenz vorziehen. Wir müssen aber nicht eher an Unglücksfälle glauben, als bis sie wirklich eingetreten sind; daher hoff' ich in Neapel bleiben zu können, —" u. s. w.

Denselben Vorwurf der Nichtigkeit kann man jedoch auf die in dem Werke enthaltenen Briefe von Sir W. Gell nicht ausdehnen, obschon es wohl kaum etwas Tadelnswertheres giebt, als der Welt diese Ergüsse eines humoristischen Unsinns vorzulegen. Das Aufbewahren derselben, wodurch man sie der Gefahr aussetzt, einmal in fremde Hände zu gerathen, ist schon unrecht und trägt durch die Störung aller Sicherheit dazu bei, den geselligen Verkehr zu vernichten; das Verkaufen solcher Briefe jedoch für Geld, damit das Publikum zu sehen bekomme, was der Briefsteller nur für die eine vertraute Person bestimmte, ist eine schwere Verletzung.

Daß die Verfasserin, was das Aufdecken von Privatgeheimnissen und das Verkaufen des eigenen Tagebuchs und der Briefe von Fremden betrifft, zu einer Klasse zu zählen ist, zu welcher die berüchtigte Mary Ann Clarke gehörte, ist dem Leser gewiß längst klar geworden; es scheint aber außerdem auch, was man kaum erwarten sollte, daß sie sogar die Bekanntschaft ihrer geistigen Zwillingsschwester suchte und kultivirte. Es geschah auf dem Geschäftswege, so wie sich etwa zwei Leute, die mit verbotener Waare handeln, mit einander über die Art und Weise besprechen, ihren Schofel am sichersten an den Mann zu bringen. Sie findet Gelegenheit, Mary Ann Clarke als ihre Autorität für eine skandalöse Anekdote von der Königlichen Familie anzuführen, und fügt hinzu: „Sie wissen, wie ich ihr um den Bart ging, damit sie mir die für ihre eigenen Memoiren bestimmten Noten zeigte." Wir fragen weiter nichts, als was sie wohl von einer der hohen Personen, die sie auf jeder Seite verleumdet, gesagt haben würde, wenn eine solche sich mit einem so verruchten Weibe zu einem so schmutzigen Zweck eingelassen hätte?

Nur noch eine von ihrer eigenen Hand aufgezeichnete Anekdote, und dann möge es genug seyn. „Die Prinzessin", sagt sie, „hat Lady C. Campbell mit Wohlthaten überhäuft und ihr tausend Dukaten übersendet, sobald sie anlangte" (in Genua). Wie vergilt sie diese Güte? Wie tilgt sie die große Schuld der Dankbarkeit für so viel genossene Wohlthaten? Durch dies abscheuliche Buch! — Empfindet sie etwa die Undankbarkeit, die Grausamkeit dessen nicht, was sie thut? O, sehr wohl! Sie findet es schon verbrecherisch, die Notizen niederzuschreiben, welche keine Augen als die ihrigen jemals sehen sollten. „Das Aufschreiben dieser Noten", sagt sie, „wenngleich sie außer mir kein Mensch zu sehen bekommen soll, scheint mir unrecht; man überschüttet mich mehr als jemals mit Güte." Wo waren nun die Gefühle, welche sich schon gegen das einsame Gekritzel der Feder auflehnten, als die Druckerpresse durch ihre eigene verkäufliche Hand in Bewegung gesetzt wurde, um den Skandal durch alle Zeitungen und Leih-Bibliotheken des ganzen Reiches ausposaunen zu lassen? Wahrhaftig, sie hat mit ihrem eigenen Munde das Verdammungs-Urtheil über sich ausgesprochen, und dabei lassen wir es.

(Edinb. Review.)

*) Die Wohnung des Regenten.

Frankreich.

Erinnerungen aus dem Jahre 1815.

(Aus dem „Congrès de Vérone et la campagne de 1823", von Chateaubriand.)

Am 3. März um 2 Uhr Nachmittags erfuhr der Kaiser Alexander in Wien die Landung Napoleon's; an demselben Tage ging eine Stafette um 5 Uhr Abends nach Petersburg ab und überbrachte den Befehl, die Garden aufbrechen zu lassen. Die zurückmarschirenden Truppen stehen still, ihre langen Reihen machen Kehrt, und 800,000 Feinde wenden das Gesicht nach Frankreich. Die Sonne des Ruhms von Marengo und Austerlitz ließ aus dem Boden Frankreichs, dieses großen Soldaten-Nestes, Armeen hervorsprossen.

Der Herzog von Wellington sollte die Ankunft der Russen abwarten; Bonaparte ließ ihm keine Zeit; Waterloo ist ein Name, der nicht mit Stillschweigen übergangen werden darf.

Während der hundert Tage begleiteten wir den König; am 18. Juni gingen wir durch das Brüsseler Thor aus Gent; wir spazierten einsam auf der Heerstraße umher; wir hatten Cäsar's Kommentarien mitgenommen und wandelten langsam, ganz in das Lesen vertieft. Wir waren schon eine Meile von der Stadt entfernt, als wir ein dumpfes Rollen zu vernehmen glaubten. Wir standen still und betrachteten den umwölkten Himmel, indem wir überlegten, ob wir weiter gehen oder nach Gent zurückkehren sollten, denn es schien ein Gewitter ausbrechen zu wollen. Wir horchten auf und hörten nichts als das Geschrei eines Wasserhuhns und den Klang einer Dorf-Uhr; wir setzten den Weg fort. Wir hatten noch nicht dreißig Schritte zurückgelegt, als das Rollen wieder begann, bald länger, bald kürzer anhaltend, aber immer in ungleichen Zwischenräumen. Zuweilen konnte man dasselbe nur

durch ein Erzittern der Luft wahrnehmen, welches sich jedoch der Erde auf dieser ungeheuren Fläche mittheilte; so entfernt war es. Dieses Dröhnen, welches nicht so stark, nicht so zusammenhängend als das des Donners war, brachte uns auf den Gedanken einer Schlacht. Wir standen vor einer Pappel, welche in dem Winkel eines Hopfenfeldes gepflanzt war; wir überschritten den Weg und lehnten uns gegen den Baumstamm, indem wir unsere Blicke nach Brüssel richteten. Unterdeß hatte sich ein Südwind erhoben, der uns den Donner der Artillerie deutlicher zutrug. Die große Schlacht, die noch keinen Namen hatte, deren Echo wir am Fuße einer Pappel vernahmen und deren Leichengesang eine Dorf-Uhr ertönen ließ, war die Schlacht bei Waterloo.

Als schweigende und einsame Hörer dieser schrecklichen Schicksals-Entscheidung waren wir natürlich heftiger bewegt, als wenn wir mitten im Lärme der Schlacht gewesen wären; die Gefahr, das Feuer, die Haufen der Todten würden uns keine Zeit zum Nachdenken gelassen haben; aber allein, unter einem Baume der Genter Feldmark, gleich den Schäfern, die ihre Heerden auf die Weide führten, wurden wir durch die Last der Sorgen niedergedrückt. Was war das für eine Schlacht? War sie entscheidend? War Napoleon in Person zugegen? Wurde um die Welt wie um das Gewand des Heilandes geloost? Je nachdem die eine oder die andere Partei siegte, welches werden die Folgen dieses Ereignisses für die Völker seyn, Freiheit oder Sklaverei? Welches Blut floß? War nicht jeder Ton, der zu unseren Ohren drang, der Todesseufzer eines Franzosen? Wurde hier eine neue Schlacht von Crécy, von Poitiers oder von Azincourt zur Freude der unversöhnlichen Feinde Frankreichs geliefert? War nicht unser Ruhm verloren, wenn sie triumphirten? Was wurde aus unserer Freiheit, wenn Napoleon siegte? Obgleich der Triumph Napoleon's uns zu einem ewigen Exil verdammte, hatte doch das Vaterland die erste Stimme in unseren Herzen; unsere Wünsche kämpften mit dem Unterdrücker Frankreichs, der unsere Ehre gerettet und uns vor fremder Herrschaft bewahrt haben würde.*)

Jeder Kanonenschuß erschütterte uns und machte unsere Herzen lauter schlagen. Wir waren nur durch einige Meilen von einer ungeheuren Entscheidung getrennt, und wir sahen sie nicht; dem weiten Leichen-Denkmal, welches von Stunde zu Stunde bei Waterloo höher aufstieg, konnten wir nicht näher treten; wir streckten vergeblich die Hände nach den Pyramiden aus. Kein Reisender ließ sich sehen; einige Frauen, die auf dem Felde Gemüse pflanzten, schienen das Gerüsch, das wir vernahmen, nicht zu hören. Plötzlich aber eilt ein Courier herbei; wir verlassen den Fuß des Baumes und betreten die Mitte der Chaussee; der Courier hält an; wir befragen ihn; er gehörte dem Herzog von Berry und kam von Alost. Er sagt uns: „Bonaparte ist gestern (den 17. Juni) nach einem blutigen Kampfe in Brüssel eingezogen; heute (den 18. Juni) ist die Schlacht wahrscheinlich wieder erneuert worden; man glaubt an die völlige Niederlage der Verbündeten, und es ist schon der Befehl zum Rückzuge gegeben worden." Der Courier setzte seinen Weg fort.

Wir folgten ihm eiligst. Der Wagen eines Kaufmanns, der mit seiner Familie floh, überholte uns; er bestätigte die Erzählung des Couriers. Am 19. Juni wurde die Wahrheit bekannt. Die Franzosen hatten anfangs auf dem linken Flügel gesiegt; aber bald wendete sich das Glück; Blücher erschien mit frischen Truppen und schnitt die Kaiserliche Garde von unserer schon durchbrochenen Armee ab. Um diese unbewegliche Phalanx herum wird unter den Wogen des Staubes, des glühenden Rauches und der Kartätschen, in der von Congreveschen Raketen erhellten Finsterniß, unter dem Donner von dreihundert Feuerschlünden und dem Galopp von 25,000 Pferden Alles von dem Strome der Fliehenden hinweggerissen; dies war gleichsam die Endübersicht aller Schlachten des Kaiserthums. Zwei Mal schrieen die Franzosen: Sieg! Zwei Mal erstarb ihr Geschrei unter dem Andringen der feindlichen Heersäulen. Unser Feuer wurde schwächer; wir hatten keine Patronen mehr; einige verwundete Grenadiere halten sich aufrecht inmitten der 40,000 Todten, der 100,000 blutigen Kugeln, welche kalt zu ihren Füßen liegen; sie lehnen sich an ihre Musketen; ihr Bajonnett ist zerbrochen, auf den Pfannen ist kein Pulver mehr. Nicht weit von ihnen weilt der Schlachtengott auf einsamer Stätte und hört mit starrem Blick den letzten Kanonenschuß, den er in seinem Leben hören sollte. Die Katastrophe, welche das Kaiserthum tödtete, führte den Russischen Monarchen nach Paris zurück; er wurde nicht wieder so günstig aufgenommen. In der ersten Invasion der Verbündeten hatte man eine Befreiung zu sehen geglaubt; in der zweiten sah man nichts als eine Eroberung. Da die zweite Invasion nicht die Freiheit brachte und ungeheure Lasten auferlegte, so fühlte man bald die ganze Schwere des fremden Joches. Jetzt herrschten nicht mehr die Russen in Paris, sondern die Preußen; diese hatten Unbilden zu rächen und trugen die Freude des Sieges zur Schau. In Boulogne war ein Englisches Lager aufgeschlagen, und die Franzosen sahen die beiden ihnen am feindseligsten gesinnten Nationen als Unterdrücker vor ihren Augen. Im Jahre 1814 war Frankreich in weniger als einem halben Jahre von den fremden Heeren wieder befreit worden; jetzt sollte es fünf Jahre besetzt bleiben; es verlor Landau im Elsaß, Saarlouis in Lothringen, Philippeville und Marienburg im Hennegau und Versoir im Ländchen Gex; es mußte sich zur Zerstörung von Hüningen bequemen und an Savoyen und an die Niederlande diejenigen Gebietstheile abtreten, welche uns der Vertrag von 1814 gelassen hatte. Während fünf Jahre mußte es sechzehn Gränzfestungen hergeben und eine Occupations-Armee von 180,000 Mann unterhalten. Ferner hatte sich eine Entschädigung von fünfhundert Millionen auszubedingen, und zur Tilgung der außerhalb Frankreichs gemachten Schulden mußten vierzig Millionen Renten aufgenommen werden. Fügt man zu diesen Opfern noch den Schaden, den die Durchzüge und der Aufenthalt der fremden Truppen verursachten, so kostete jeder der hundert Tage dem Lande dreißig Millionen; die Totalsumme für einen Marsch Napoleon's ist also drei Milliarden. Auch die Kunstwerke wurden uns entrissen;*) man mußte die Bestürzung in Paris sehen, als der Herzog von Richelieu den Kammern mit gedämpfter Stimme die verhängnißvollen Verträge vorlegte, und als die Kammern schweigend deren Annahme votirten. Eben so entschieden äußerte sich das patriotische Gefühl, als die Fremden die Handschriften aus den öffentlichen Archiven nahmen und die Galerie des Louvre leerten; Canova bezeichnete selbst die Meisterwerke, welche Italien gehörten; der Sieg raubte, was der Sieg erworben hatte.

*) So schön und poetisch das auch klingt, wird es doch Niemand dem Herrn v. Chateaubriand glauben, daß Ludwig XVIII. damals seinem Gegner den Sieg gewünscht habe. Aber was sagt man nicht Alles, der Französischen Eitelkeit zu gefallen?

Bibliographie.

Mélanges littéraires, politiques et philosophiques. — Von Bonald. 2 Bde. 13 Fr.

Mémoire sur le système grammatical des Langues de quelques nations indiennes de l'Amérique du Nord. — Von P. E. du Ponceau. (Gekrönte Preisschrift.) 8 Fr.

L'Echo du Vatican. Journal religieux, hist. et lit. — Erste Lief. Januar: Marseille. Preis des Jahrgangs von 12 Heften 8 Fr.

Cours de Littérature allemande, professé à la faculté des lettres de Paris. — Von Eichhoff. 6 Fr.

Études et souvenirs de voyages en Italie et en Suisse. — Von C. Fischer. 2ter Theil. 7½ Fr.

Dernieres Intrigues de la Russie en Valachie et en Moldavie.

Don Carlos, ou l'héroisme moderne en Espagne. — Gedicht von de Lamennais. 5 Fr.

Une Matinée d'un ambitieux. Comédie.

L'Education progressive. T. 3. Etude de la vie des femmes. — Von Mad. Necker de Saussure. 7 Fr.

Recherches sur l'Encéphale, sa structure, ses fonctions et ses maladies. — Von M. Parchappe. 3½ Fr.

Peyssonnel et Desfontaines, Voyages dans les régences de Tunis et d'Alger. — Herausgegeben von Dureau und Lamalle. 2 Bde. 18 Fr.

Histoire générale du 18e siecle. — Von F. Ragon. 7½ Fr.

Riambourg, oeuvres philosophiques. — Herausgegeben von Th. und E. Foisset. 3 Bde. 15 Fr.

Mannigfaltiges.

— Das Licht einer Kerze. Ein Liebhaber der Physik ist auf den sonderbaren Einfall gekommen, die nachfolgenden Berechnungen anzustellen. „Eines Abends saß ich mit mehreren Mitgliedern meiner Familie am Feuer; ich sah, wie sie Alle beim Schein einer Kerze lasen. Ich kam auf einen ganz eigenen Einfall: wie viel Lichttheile braucht jeder Lesende besonders? Angenommen, die Kerze ist so aufgestellt, daß kein Lichttheil verloren geht, wie viel Personen können dann bei derselben sehen? Die Kerze war ziemlich stark und leuchtete sehr hell. Ich fand, daß ich in einer Entfernung von drei Fuß in einem Buche lesen konnte, welches ich neun Zoll von meinen Augen abhielt. Die Kerze hätte also die erhabene Fläche einer Kugel mit einem Radius von drei Fuß genügend erhellt. In meinem Buche gingen 400 Buchstaben auf den Quadratzoll. Eine konkave Kugel von sechs Fuß Durchmesser würde also 6,514,400 Buchstaben enthalten haben, welche die Kerze für das neun Zoll vom Buche entfernte Auge genügend erhellte. Das Licht, welches ein Buchstabe zurückstrahlt, läßt denselben in solcher Entfernung sichtbar erscheinen, aber nicht bloß nach einer Richtung hin, sondern nach allen möglichen; für wie viel Augen würde also das so zurückgestrahlte Licht genügen, um den Buchstaben deutlich lesen zu können? Die Rechnung ist nicht schwer. Ich setzte voraus, daß die Pupille des Auges den rechten Theil eines Zolles im Durchmesser habe, und dies kommt der Wahrheit ziemlich nahe. Die Oberfläche einer Halbkugel von neun Zoll Halbmesser ist also gleich den Pupillen von 41,465 Augen. Das Licht, welches ein Buchstabe zurückstrahlt, genügt also, um denselben der Hälfte dieser Paare Augen sichtbar erscheinen zu lassen. Da das Licht, welches auf einen Buchstaben fällt, genügend ist, um denselben 20,732 Paar Augen sichtbar erscheinen zu lassen, und da die Zahl der Buchstaben, welche auf der konkaven Fläche einer Kugel von drei Fuß Halbmesser Platz haben, 6,514,400 beträgt, so würde das Licht, welches auf alle diese Buchstaben fällt, für 135,056,540,800 Paar Augen genügen. Das Gesagte kurz zusammenzufassen, können also beim Licht einer Kerze, wenn kein Lichttheil verloren geht und Alles auf gleiche Weise vertheilt wird, 135,056,540,800 Augen zugleich lesen. Nehmen wir nun die Bewohner der Erde zu 900 Mill. an, so würde das Licht einer einzigen Kerze den Bewohnern von hundertundfunfzig ähnlichen Welten das Vergnügen des Lesens verschaffen, wenn die Pupillen aus den Augen heraustreten und sich um das Licht herumstellen könnten."

*) Notabene, diejenigen Kunstwerke, die man früher aus allen Ländern Europa's mitgenommen und nach Paris geführt hatte.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hahn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumeriet auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 57. Berlin, Freitag den 11. Mai 1838.

England.

London zur Zeit der guten Königin Maude*).

Nur wenig Schimmer und Prunk erblickte das Auge der guten Königin Maude, als sie ihren Weg durch die Straßen Londons zu dem prachtvollen Palaste von Westminster nahm: keine vergoldete, eitel Wein ausströmende Röhre, keine teppichbedeckte Straßen, keine Stadt-Miliz in funkelnder Wappnung, keine Zünfte mit eben so seltsamem als kostbarem Schaugepränge — kein Lord-Mayor im Scharlach-Ornat bewillkommnete sie, die da kam, Normannen und Sachsen mit dem starken Bande enger, dauernder Verschwisterung zu umschlingen**). Die pomphaften Gebräuche und malerischen Festzüge, wie sie der späteren Königinnen Einzug in die Hauptstadt ihres Reiches gebührend verherrlicht haben, waren zu jenen Zeiten noch unbekannt; denn das Ritterthum war damals nur eben erst zu einem Namen und Ansehen gekommen; die Romantik, diese Mutter und Amme allen Schaugepränges, war kaum zum Leben erwacht; und noch hatte ja auch der Handel nicht die Kaien von London mit den ungemessenen Reichthümern überfluthet, welche gar bald dessen Kaufherren zu Nebenbuhlern der Edeln und Fürsten erhoben.

Auch die Stadt an sich bot damals gar wenig Reiz und Augenweide: der Klostergebäude gab es nur eine geringe Anzahl; die Kirchen waren, im Vergleich mit späteren Zeiten, nur spärlich vorhanden, und die langen Spitzthürme, die Fenster und die mit Schnitzwerk reichverzierten Thorwege stachen auch nicht in malerischer Mannigfaltigkeit von den niedrigen kleinen Häusern ringsumher ab. Das Material an den Kirchen war schlecht und ohne Dauerhaftigkeit: Gebälk oder Schutt bildete die Mauern, Glasfenster waren nur spärlich zu schauen, und nur eine Pfarr-Kirche konnte sich der ungewöhnlichen Herrlichkeit steinerner Bögen rühmen — diese war die Kirche St. Mariä in West-Cheap und führte eben deshalb den glorreichen Titel „de arcubus", den sie denn auch bis auf den heutigen Tag, wennschon gegenwärtig in der Normannischen Form „Le bow" (der Bogen), zu erhalten gewußt hat. — Die Metropolitan-Kirche, dieses ehrwürdige Gebäu, das im 14ten und 15ten Jahrhundert als die glänzendste Kathedrale des Landes dastand, ohne Thurm und Spitze, ursprünglich aus Holz erbaut und die Spuren jener verhängnißschweren Feuersbrunst, die es im Jahre 1082 fast dem Boden gleichmachte, an sich tragend — erhob sich ungemauert, mitten auf einem öden Platze, düster hinabschauend auf ihrer Sächsischen Könige zertrümmerte Schloßreste, welche sich an ihrer Südseite hinstreckten.

Von der Bauart der Privathäuser ist nur wenig bekannt; sicher aber waren sie nur niedrig, mit Stroh oder Schilf gedeckt und mit Fenstern aus Weidengeflecht. Ueber die Themse spannte sich damals nur eine einzige, gleichfalls hölzerne und gar gebrechliche Brücke. Die Straßen Londons kreuzten sich planlos vereinzelt und waren freilich auch ungepflastert. Den Wald von Mastbäumen auf dem Flusse aber, dessen Ausdehnung jetzt auch das beste Auge schwerlich absieht, vertrat in jener Zeit eine geringe Anzahl unbedeutender Fahrzeuge, die etwa neben dem Tower, bei Vintry und in der Edred's-Bucht ankerten und zu der wohl dann und wann eine langstämmige Normannen-Galeere oder eine leichte weidengeflochtene Schaluppe herangleitend sich gesellte. Doch von breiten und geräumigen Kaien mit den fürstlichen Wohngebäuden ihrer Kaufherren, von dem rastlosen Leben und Treiben der geschäftigen Menschen-Massen, von dem Geräusch der unausgesetzten Thätigkeit in aller Art und Weise war damals noch nichts zu spüren. An beiden Enden der City, dicht am Ufer des Flusses, erhoben sich die beiden gleich unüberwindlichen Festen: der Tower und Castle Baynard. Am jenseitigen Ufer bezeichnete ein Haufe schlechter Hütten die allgemeine Zufluchtsstätte für Diebe und Geächtete: das Borough. Ganz dicht daneben gewahrte man das Nonnen-Kloster und bescheidene Kirchlein der heil. Jungfrau zur gnadenreichen Ueberfahrt — weit drüben aber stiegen, auf dem grünen Marschlande recht deutlich wahrzunehmen, die Thürme des Schlosses von Lambeth empor.

Doch ein schönerer Anblick sollte dem Auge der Sachsen-Fürstin am Ende ihres schmucklosen und unregelmäßigen Weges zum Westminster-Palast begegnen; denn hier hatte die Hand einer vorgeschrittenen Bildung unberechenbaren Aufwand, an Kirche und Halle, verschwendet; und die zahlreichen Gebäude — wie der Chronist Fitzstephen schreibt: „mit ununterbrochen fortlaufenden Steinlagen so geschickt verfugt, daß das Auge vollkommen getäuscht und zu der Einbildung verleitet wird, als ob Alles ein einziger Block wäre"*) — durch Alter nicht geschwärzt und durch langjährige Unbilden der Witterung noch nicht verjehrt, mußten in der That wohl als würdige Wohnsitze der Herrscher über ganz England und die Normandie erscheinen.

Zugleich mit dem Entstehen der Gilden und Zünfte muß auch die Bildung im Allgemeinen sehr rasch vorgeschritten seyn; indeß bleibt die Geschichte des Volkes, wie in den früheren Jahrbüchern aller Länder, auch hier noch immer sehr dunkel. Zur Zeit des Henry Plantagenet und seiner Gemahlin Leonore von Aquitanien gewann London bedeutend an Umfang und Wohlstand: eine Mauer, von sieben Thoren durchbrochen, von den beiden festen Schlössern, dem Tower und Castle Baynard, so wie an der Nordseite von kleinen Thürmen vertheidigt, zog sich um die Stadt. Innerhalb derselben wohnten die verschiedenen Klassen der Gewerbtreibenden in den ihren Beschäftigungen resp. angewiesenen Straßen: eine Eintheilung, die auch später, noch Jahrhunderte lang, fortbestanden hat. Drei Hauptschulen: die von der Kathedrale St. Paul, die Kloster-Schule von St. Martin le Grand und die der Heiligen Dreieinigkeit zu Aldgate, nebst mehreren anderen, „durch Wohlwollen und Mitleiden unterhaltenen", waren dem Unterrichte der jungen Einwohnerschaft gewidmet, während dreißig große Kloster- und 126 Pfarr-Kirchen den Gottesdienst für die Bürger und für die Bewohner der Vorstädte versahen. Diese Vorstädte waren übrigens schon damals, besonders die westlich gelegenen, merklich stark bevölkert; der Chronist sagt: „Gegen Westen schaut man das Königs-Schloß, ein unvergleichlich Bauwerk, so vornen einen Wall und Bollwerke hat. Selbiges ist zwei Meilen von der Stadt belegen, hangt aber mit einer gar volkreichen Vorstadt zusammen. Gen Mitternacht liegen Felder, zur Weide und offene Anger, gar lieblich zu schauen; mitten innen drehen fließende Wasser die Räder der dort zerstreuten Mühlen und Werke. Ganz in der Nähe zeigt sich ein gewaltiger Forst, in dessen Dickicht Böcke, Damthiere, wilde Schweine und Stiere hausen. — Näher an der Stadt hinwiederum finden sich drei süße, heilsame, klare, unter dem glitzernder Gesteine hervorsprudelnde Quellen: der Heiligenbrunn, Pfarrbrunn und St. Clement's-Brunn benannt; hier lustwandelt an Sommer-Abenden die Jugend der Stadt, die freie Luft zu genießen."

Die längst verdiente Bezeichnung Schlaraffenland scheint sich London in jener früheren Zeit in der That wohl erworben zu haben; wenigstens sagt unsere Quelle, daß gut Essen und Trinken in dieser vielgeliebten Stadt im Ueberfluß zu finden gewesen, und daß zu Nutz und Frommen derer, welchen es an Mitteln oder an Gelegenheit fehlte, ihre mancherlei Lieblingsspeisen auf eigenem Heerde zu bereiten, längs der Wasserseite eine Reihe von Buden hinlief, worin jeglich Gericht in den beliebtesten Weisen zu haben war: „Da mögt Ihr Fische, klein oder groß, gewöhnlich Fleisch für die Aermeren, oder fein leckeres, als da sind Wild und Geflügel, für Andere, verlangen. Und wie sonderlich bequem sind diese Buden, wenn z. B. bei einem Bürger plötzlich etwelche Freunde einsprechen, so läßt er ihnen durch den Diener das Waschwasser reichen und einen Imbiß, um nur vorläufig ihre Magen zu beruhigen, während er selber zur Wasserseite eilt, wo sie dann jegliche Ingredienz zu einem völligen, ja reichen Mahle finden."

*) Aus der Mistreß Hannah Lawrence Denkwürdigkeiten. S. Magazin Nr. 54.

**) Sie war die Tochter der Schottischen Königin (und Heiligen) Margaret, die in den Hochlanden noch heutigen Tages in dankbarem Andenken verehrt wird — und erste Gemahlin Henry Beauclerc's, eine glorreiche Vorläuferin der guten Mutter Anne von Sachsen.

Alice, oder die Geheimnisse, von E. L. Bulwer.

(Fortsetzung und Schluß.)

Es mag Leute geben, die in dieser Tyrannei ihres Gatten eine gerechte Strafe Alicens sehen, während Andere wieder der

*) Malmsbury.

Meinung sind, daß ein Mann, der sich zu solcher Komödie hergiebt, diesen Jammer verdient; jedenfalls wird Keiner von den Beiden vernünftiger Weise irgend Jemandem ein großes Interesse abgewinnen. Ein paar Worte über die moralische Seite dieser sinnreichen Methode, ein altes Vergehen abzubüßen. Es wird erzählt, daß der ausdrückliche Grund, warum Alice jene Bedingung von ihrem Gatten verlangt, der sey, „nichts könne ihre Schuld wieder gut machen, als Treue gegen ihn", welcher der Urheber derselben war. Wir übergehen hier eine Frage, die sich zuerst aufdringt, inwiefern Treue als vollgültige Buße für ein Vergehen der Art zu betrachten ist, und wenden uns lieber zu der zweiten, was sie eigentlich unter Treue versteht. Zuvörderst giebt sie jede Freiheit auf, sich mit dem, welchem sie Treue schwört, wieder zu vereinigen, indem sie einen Anderen heirathet, zugleich aber versiegelt sie ihr Ehebündniß mit anderen Gelübden, um ihrem Gatten Rechte zu nehmen, die sie ihrer alten Liebe sichern will. Einen Anderen heirathen, hält sie also nicht für einen Akt der Untreue gegen ihren Geliebten, wohl aber glaubt sie, ihm untreu zu werden, wenn sie wie ein Weib nach der Trauung handelte. So sehen wir ihre wahren Gedanken frei von dem Gewebe sophistischer Trugschlüsse, worin sie sich verwickelt hat, und entdecken zugleich, daß die Geistesreinheit, die der Erzähler ihr andichtet, in weiter nichts besteht, als in der allerniedrigsten Ansicht von der Natur dessen, was ein Weib ihrem Geliebten schuldig ist. Für sie giebt es nur einen Gesichtspunkt, nur eine Beziehung, wonach sie ihre Liebe betrachtet und sich für verpflichtet hält, sein Andenken zu ehren; sie kennt nur eine ganz besondere Art des Besitzes, wozu er an ihr berechtigt ist, und alles Andere ist nicht der Rede werth. Noch mehr: nachdem sie vor Jahren ihre Ehre aufgeopfert, glaubt sie jetzt jenes Verbrechen wieder gut machen zu können, indem sie ihre ehelichen Gelübde mit Füßen tritt, und in dem Wahn, sich von einer Sünde loszumachen, stürzt sie in eine zweite. Würde sie sich Templeton bloß in der Absicht angetraut haben, daß er sie wieder zu einem ehrbaren Weib mache, so hätte sie wenigstens die Rücksicht für die Gebote der gesellschaftlichen Konvenienz als Entschuldigung für sich gehabt; aber indem sie, nach ihrer früheren Versündigung gegen die Tugend, sich jetzt noch die Entweihung eines religiösen Bandes zu Schulden kommen läßt, wird es klar, daß ihre Handlungen weder durch die Vorschriften des Gewissens, noch durch die Gebote der Pflicht sich regeln lassen.

Einige Jahre vergehen, und Templeton wird ein Lord, und Alice wird mit ihm zu dem Rang der Pairwürde erhoben mit dem Titel einer Lady Vargrave. In dieser Entwickelung sehen wir nichts, was Verwunderung erregen könnte, wiewohl der Kontrast derselben mit den früheren Verhältnissen der Lady nicht sehr vortheilhaft ist für die allgemeine Glaubwürdigkeit der Geschichte. Diese ganze Zeit über gilt Evelyn Cameron vor der Welt als die Tochter einer früheren Ehe; wie und was das aber für eine Ehe war, oder wer die Lady Vargrave von Hause aus ist, das weiß kein Mensch, und, so kurios auch das Geheimniß ist, welches über ihr schwebt, Niemand giebt sich die Mühe, es irgendwie zu enthüllen. Gewiß, es gehört dies zu den Eigenheiten der Erzählung, wodurch sie ganz aus dem Bereich der Wahrscheinlichkeit heraustritt. Im wirklichen Leben würde das Geheimniß, das der Erzähler hier für weitere Zwecke braucht, ein Individuum, das sich in einer so hohen Stellung befindet, nur unglücklich machen; wenigstens ließe sich ein solches Geheimniß nicht lange bewahren, ohne daß man den guten Ruf aufs Spiel setzte. Man würde mit Fingern weisen auf eine Pairin ohne Freunde oder lebende Verwandte, deren Geburtsort eben so unbekannt wäre, wie ihre Familie und Geschichte, und nie wäre sie im Stande, den Verdacht niederzuschlagen, der von solchen Umständen unzertrennlich ist. Lady Vargrave dagegen, anstatt die bösen Nachreden ihrer Bekannten hervorzurufen, gewinnt durch ihren musterhaften Wandel die allgemeine Achtung, und als Lord Vargrave stirbt, sichert er ihre Zukunft und vermacht dem Mädchen, welches die Welt für ihre Tochter hält, ein ungeheures Vermögen mit dem Wunsche, die junge Dame möchte seinen Neffen heirathen, welcher seinen Rang erbt. So weit haben wir Alice begleitet, jetzt nimmt das Interesse des Buches eine neue und gewiß höchst unerwartete Wendung. Ernst Maltravers nämlich, der so viele Jahre auf Reisen war, kehrt mit verstimmtem Gemüth und im Hader mit der Welt in seine Heimath zurück. In der nächsten Nachbarschaft seines Gutes lernt er Evelyn auf einem Besuch bei der Familie eines Geistlichen kennen, aber ohne zu wissen, wer sie ist; ihre Schönheit rührt ihn, und der Leser wird inne, daß eine neue Leidenschaft im Begriff ist, in die Verwickelung aufgenommen zu werden. Da er mit dem Geistlichen, welchen sie besucht, bekannt ist, so hat er häufig Gelegenheit, sie zu sehen; ihre Schönheit fesselt ihn immer mehr, bis er endlich ganz zu ihren Füßen liegt. Kaum erfährt er aber, daß sie mit Lord Vargrave versprochen ist, so entschließt er sich, seine Liebe zu verbergen, und verläßt England aufs neue. Das Wachsen dieser Leidenschaft wird mit plastischer Wahrheit dargestellt und ist überhaupt, abgesehen von allen Nebenumständen, die glänzendste Partie des ganzen Buchs. Auch Evelyn's Interesse für Maltravers ist sehr tief und stark, indeß erscheint bald ein glänzender Nebenbuhler, einer von den schönsten Männern des Tages, Colonel Legard, dessen Alter ihrem eigenen näher steht und der, schon durch die Verwandschaft des jugendlichen Enthusiasmus, mehr Hoffnung hat, eine dauernde Herrschaft über ihr Herz zu erlangen. Aus Allem geht hervor, daß Evelyn Cameron von Lord Vargrave nichts wissen will, und zuletzt giebt sie ihm förmlich den Korb. Gleich darauf geht sie nach Paris, wohin ihr Legard folgt, und während er hier sich um ihre Gunst ferner mäht, erfährt Maltravers, daß sie frei ist, erneuert seine Bekanntschaft, und überzeugt von der Gewalt, die er ausübt, erwählt er einen günstigen Moment, um ihr das Geständniß seiner bisher unterdrückten Leidenschaft abzulegen. Auf diese Entwickelung war, trotz aller Zweifel in ihrem eigenen Bewußtseyn über den wahren Zustand ihrer Gefühle, das Herz oder eigentlich mehr die Phantasie Evelyn's schon lange hingerichtet, und wiewohl man überall daran erinnert wird, daß Legard die wirkliche Herrschaft über sie als Weib besitzt, so ist doch Maltravers' Geistesübergewicht und sein räthselhaft-mystisches Wesen zu verführerisch für das junge Mädchen, als daß sie nicht seine Erklärung mit Entzücken aufnehmen sollte. Schon verspricht sie ihm ihre Hand, und die Zeit ihrer Vermählung rückt heran, da bricht ein neuer Sturm auf sie ein und zertrümmert das Gebäude ihres Glückes. Lord Vargrave nämlich, der durch die Verwerfung seiner Anträge höchlich erbittert und gereizt ist, hat keine Mühe gespart, um an dem letzten Willen seines Onkels irgend einen Mangel aufzuweisen, und in dem Laufe seiner Untersuchungen über diesen Punkt ist es ihm endlich gelungen, herauszubringen, daß Maltravers der Butler von Alicen's jugendlicher Verirrung ist und, wie sich daraus von selbst ergeben muß, Evelyn's Vater. Mit dieser furchtbaren Entdeckung bewaffnet, eilt er nach Paris, das er wenige Tage vor dem zur Vermählung anberaumten Termin erreicht, und hier macht er Maltravers mit dem schrecklichen Geheimniß bekannt. Man kann sich denken, was die Folge davon ist. Maltravers flieht von seiner Verlobten, die er jetzt für seine Tochter hält, während Vargrave, ihre Lage benutzend, seine Bewerbung aufs neue beginnt und jetzt glücklicher ist. Maltravers eilt, seine Alice aufzusuchen, und so empörend auch diese ganze Partie der Geschichte ist, so müssen wir doch dem außerordentlichen Talent, womit der Verfasser das Zusammentreffen dieser getrennten Liebenden und den Erguß ihrer Gefühle darstellt, Gerechtigkeit widerfahren lassen. So lange Alice von seiner Liebe zu Evelyn nichts weiß, empfängt sie ihn mit der wiedererwachten Gluth der Jugend; kaum aber erfährt sie, daß er nahe daran war, ihre angebliche Tochter heimzuführen, so verwirft sie seine wiederholten Eheanträge. Jetzt werden die Schwierigkeiten, worin die verschiedenen Personen verwickelt waren, nach und nach beseitigt: Maltravers, von dem furchtbaren Gedanken befreit, daß er seine eigene Tochter geliebt habe, eilt nach Paris, um durch Aufklärung seines wahren Verhältnisses Alles wieder gut zu machen, und indem er zum ersten Male entdeckt, daß Legard schon lange Evelyn heimlich geliebt, beschließt er, sich für ihn zu verwenden. Die Ehe mit Vargrave wird getrennt, dieser durchtriebene Intrigant wird in seinem Hotel von dem Cäsarini der ersten Bände ermordet, und Evelyn wird zuletzt mit Legard vermählt. Den Schluß bildet die Wiedervereinigung Maltravers' mit Alice.

Es bedarf wohl keines weiteren Belegs für die Behauptung, mit der wir unseren Bericht einleiteten; denn nichts ist klarer, als daß die ganze Geschichte in allen ihren Theilen von Romantischem oder Unwahrscheinlichem durchzogen ist und daß Vieles darin einer Gattung der Erfindung angehört, die mit Erzählungen aus dem wirklichen Leben nichts zu schaffen hat. Gegen diese Manier, die widersprechendsten und ungereimtesten Dinge und Stoffe in solchen Büchern zusammenzuwerfen, müssen wir entschieden protestiren; wir sehen darin den Keim einer höchst verderblichen Revolution im Geschmack, und wenn erst gar Schriftsteller von so ausgezeichnetem Talent, wie Herr Bulwer, dieses Beispiel ungestraft aufstellen dürften, so würde dies den Erzählern vom zweiten Rang nur eine Entschuldigung bieten für noch größere Licenzen und noch schlimmere Neuerungen. — Auf der letzten Seite steht die Moral, die Herr Bulwer aus Alicen's Geschichte und ihrer Vereinigung mit Maltravers schöpft. — „Und Alice! — Wird die Welt uns tadeln, wenn Du zuletzt noch glücklich wirst? Tagtäglich suchen wir aus unseren Gesetzbüchern diejenigen Bestimmungen zu verbannen, welche ein ungleiches Verhältniß zwischen Strafe und Verbrechen enthalten; täglich predigen wir die Wahrheit, daß überall da, wo die Gerechtigkeit zur Grausamkeit verzerrt wird, Demoralisation die Folge davon ist. Es ist Zeit, daß wir die Doktrinen, die sich in der Gesetzgebung geltend machen, auch auf die Gesellschaft anwenden; es ist Zeit, daß wir die Todesstrafe für Vergehungen, die ihr nicht entsprechen, selbst in Büchern aufheben, und daß wir der Schuld, wenn sie sich geduldig ihren Leiden unterwirft, als Lohn das Recht lassen, zu hoffen. Auch wähne man nicht, daß der Schluß von Alicens Geschichte zu dem Vergehen ihrer Jugend verführen kann. Achtzehn Jahre stillen Grams und eine Jugend, der jede Freudenblüthe abgestorben ist, sind warnende Schreckbilder, welche auf die jungen Gemüther noch lange, nachdem sie das Buch weggelegt, erschütternd nachwirken müssen. Hätte ich Alice an gebrochenem Herzen sterben lassen, oder wäre ihre Strafe größer gewesen, als sie ertragen konnte, so würde man, wie im wirklichen Leben, meine Moral mit Recht verdammt haben, und das menschliche Herz, in seinem Mitleiden für das Opfer, hätte die Schuld desselben ganz vergessen."

Es ließe sich ein ganzer Band von Untersuchungen schreiben über die große Frage, die in dieser Stelle enthalten ist, und doch müßte man sie zuletzt durch eine einfache Berufung auf die Prinzipien entscheiden, welche die Gesellschaft zusammenhalten. Hätte Herr Bulwer den Fall, wie er ihn hier darstellt, wirklich zur Anschauung gebracht, so wäre es ihm leichter geworden, sich zu

vertheidigen; in seiner Erzählung aber hat sich Alice ihren Leiden nicht unterworfen und kann also keinen Anspruch machen auf den Lohn, welchen, nach den ausgesprochenen Grundsätzen, diese Unterwerfung verdient hätte. Sie ist nicht nur so glücklich, die bösen Folgen ihrer ersten Schuld zu überwinden, sondern auch den besten Ruf zu gewinnen vor den Augen der Welt, und als der Geliebte ihrer Jugend nach Jahren der Trennung ihr begegnet, nimmt sie einen höheren Rang ein als er selbst und braucht eben so wenig seinen Schutz, als seine Liebe, wie wir wenigstens nach einer so langen Vermählung mit einem Anderen vermuthen sollten. Worin besteht also der Lohn, den er ihr zu Theil werden läßt? Er heirathet sie. Doch gesetzt, er hätte sie nicht geheirathet, so sehen wir gar nicht ein, wieso sie in irgend einer Beziehung das Mitleid des Lesers verdient hätte. Wir fürchten, der Schluß der Geschichte ist weder der Moralität, noch der poetischen Gerechtigkeit sehr förderlich.

Noch haben wir von einem der größten Fehler zu sprechen, welcher diese Erzählung entstellt. Die Aufklärung der Mysterien findet erst im letzten Bande statt, und bis dahin muß der Leser glauben, daß Maltravers seine eigene Tochter liebt. Zwar findet es sich zuletzt, daß sie nicht seine Tochter ist, doch dies vermag kaum den Unwillen zu beschwichtigen, den eine so empörende Täuschung offenbar hervorrufen muß. Dieser Theil der Geschichte, in dem wir uns oft voller Schauder von der Schilderung der wachsenden Leidenschaft abwenden müssen, läßt sich auch nicht durch die ausgezeichnete Schönheit rechtfertigen, womit er behandelt ist. Gerade der Genius, der aus diesen zweideutigen Scenen hervorblickt, macht ihren unreinen Geist noch verdammungswerther, und wir können nur unser Bedauern ausdrücken, daß dieses schöne Talent sich nicht an einem würdigeren und besseren Gegenstande versucht hat.

Doch trotz aller Mängel, die diesem Buche vorzuwerfen sind, kann man nicht umhin, bei der Durchlesung desselben die Gewandtheit, die Beredsamkeit und die Menschenkenntniß zu bewundern, die uns auf allen Seiten desselben in reicher Fülle entgegentreten. Wir mögen gegen die Wahrscheinlichkeit und die Moralität darin Zweifel erheben, müssen aber dem großen Talent des Verfassers Gerechtigkeit widerfahren lassen. Die Schätze der Phantasie, aus denen Herr Bulwer seinen Stoff nimmt, scheinen unerschöpflich zu seyn, und die außerordentliche Kunst in den Dialogen, die Kraft und Prägnanz in der Zeichnung der Leidenschaften und die treue Darstellung der Natur in allen den Theilen des Buches, welche an sich nichts Unnatürliches haben, müssen aufs neue den Ruf eines Schriftstellers erhöhen, der sich in der Literatur eine so bedeutende Stellung erworben, daß selbst seine Mängel mehr Interesse zu erregen wissen, als die glänzendsten Triumphe seiner Zeitgenossen.

Aegypten.

Doktor Clot-Bei *).

Den folgenden Tag begannen wir, uns mit den Vorbereitungen zu unserer Reise nach dem Sinai zu beschäftigen, und wandten uns deshalb an einen Landsmann, Herrn Linant, einen jungen Franzosen, der früher Begleiter des Grafen Forbin auf dessen Reise in Syrien gewesen und, von dem Klima, den Bauwerken und der Poesie des Orients begeistert, in Kahira geblieben war. Er hatte uns einige Zeit vorher seine Dienste bei den Arabischen Führern angeboten, und wir erinnerten ihn nun an das gegebene Versprechen, das er auch sehr bereitwillig erfüllte. Zwei Tage nachher erschien bei uns demgemäß eine Deputation des Stammes Waleb-Said, der zu den angesehensten der Halbinsel des Berges Sinai gehört, und wir kamen vorläufig überein, Herrn Taylor von Alexandrien nach Kahira zurückzuholen, wofür wir 30 Piaster (ungefähr 18 Francs) für jeden Dromedar zahlten.

Als ich diese Araber mit ihren Thieren in den Hof unseres Hotels kommen sah, so erweckte dieser Anblick in mir wohl zum zehnten Mal sehr ernsthafte Betrachtungen. So oft ich nämlich früher von Reisen im Orient reden hörte, erwähnte man zugleich des Dromedars als des dabei gewöhnlichen Vehikulums, und ich stellte es mir natürlich stets so vor, wie Herr von Buffon es beschreibt, nämlich mit einem doppelten Höcker auf dem Rücken, so daß ich mich nach und nach mit dem Bilde desselben vertraut gemacht und im Geiste wohl tausendmal in dem natürlichen Thale, welches die Natur wie einen Sattel auf dem Rücken dieses Thieres angebracht zu haben scheint, rittlings sitzen gesehen hatte. Seit meiner Ankunft in Aegypten jedoch waren meine Vorstellungen um ein Bedeutendes berichtigt worden, denn ich nahm alsbald wahr, daß man ohne Unterschied das Kameel Dromedar und das Dromedar Kameel nennt, obwohl es in Aegypten keine eigentliche Dromedare giebt. Diese Entdeckung warf mein ganzes Gleichgewichts-System über den Haufen; statt eines Thales hatte ich einen Berg, und statt sich dieses Berges als eines Stützpunktes für den Rücken oder die Brust zu bedienen, waren die Araber sogar noch auf die Idee gekommen, einen Sattel darauf anzubringen, der ihn noch um 8 bis 10 Zoll erhöhte, so daß sich auf diese Weise die Entfernung des Reisenden von der Erde auf ungefähr 10 Fuß beläuft. Fügt man hierzu noch einen Trott, der die Eingeweide ganz entsetzlich durchrüttelt, so hat man eine Idee von den Annehmlichkeiten der orientalischen Reisemanier.

Dies war nun für Jemand, der regelmäßig bei jeder Promenade zwei- oder dreimal von seinem Esel zu fallen pflegte, eine keineswegs angenehme Aussicht. Es ist jedoch glücklicherweise mein Grundsatz, mich mit fatalen Ereignissen nur in dem Augenblick zu beschäftigen, wo sie einzutreten drohen, so daß ich die 8 bis 10 Tage, die ich noch vor mir hatte, auf dieselbe sorglose und höchst angenehme Weise, wie die vorangegangenen drei Wochen, zuzubringen beschloß.

Wiederum pochte Tages darauf ein Landsmann bei uns an die Thür, der uns für den ganzen Tag in Beschlag nahm. Der berühmte Arzt Clot-Bei, der dem Pascha ausgezeichnete Dienste geleistet und auf seinen Befehl das Hospital von Abuzabel gegründet hat, kam, um Herrn Taylor zu einem Besuch seiner Anstalt aufzufordern und uns dann einen Abend auf Türkische Weise zu bewirthen.

Der Pascha verwendet eine ganz besondere Aufmerksamkeit auf das genannte Hospital, woselbst sich seine jungen Aerzte heranbilden sollen. Wir sahen dort all' jene monströsen Krankheiten des Orients, die bei uns unbekannt oder vergessen sind und nur in der Bibel gefunden werden, wie z. B. die Elephantiasis, den Aussatz, die ungeheuren Wasserbrüche, kurz das ganze Buch Hiob. Junge Arabische Chirurgen mit scharfem, klugem Blick machten uns in dem Hospital die Honneurs mit einem Eifer, dem man das Bestreben, sich ihrem Chef dienstwillig zu erweisen, deutlich ansehen konnte. Clot-Bei wußte recht gut, daß dieses für Männer von Fach allerdings sehr interessante Schauspiel für uns nur der Gegenstand einer vorübergehenden Neugier seyn konnte; daher gingen wir rasch durch die Säle in die Gärten und erfreuten uns ungemein an diesen Oasen von Spanischem Flieder und Pomeranzenbäumen, in denen schon durch den Schatten und die Frische Genesung bewirkt werden muß.

Gegen zwei Uhr bemerkte Clot-Bei, daß das Wetter drohend werde, und er schlug uns daher vor, so rasch als möglich nach Kahira zurückzukehren. Demgemäß wurde der Weg im Galopp und in weniger als einer Stunde zurückgelegt, obgleich das Hospital zwei unendliche Lieues von der Stadt entfernt ist; auch sah ich mit Vergnügen, daß die Heimkehr ohne irgend eine Trennung meines Körpers von dem Rücken meines Esels stattfand, und dies machte mir für die bevorstehende Reise wieder einigen Muth.

Nachdem uns Clot-Bei ins Bad geführt, kehrten wir mit ihm zum Mittagbrod zurück; es war ein echt Türkisches Mahl, bis auf die Messer und Gabel, die er uns gestattete, und bestand aus einem Pilau in aller Form, aus gesottenem Hammelfleisch, Reis, Fischen und Pastetenwerk.

Nach Tische lud uns Clot-Bei ein, in den Salon zu treten und auf einem ungeheuren Divan Platz zu nehmen; man wartete uns einige Tassen vortrefflichen Kaffee auf, den wir alsbald herunterschlürften, und bewaffnete endlich Jeden von uns mit einem Tschibuck, den ein zu unseren Füßen liegender Neger stopfte, anzündete und ausleerte. Als Clot-Bei uns nun so behaglich als möglich dasitzen sah, klatschte er in die Hände, und vier Musikanten traten ein.

Ich gestehe, meine erste Bewegung war die des Schreckens; ich erinnerte mich an die musikalische Abend-Unterhaltung, die uns der Vice-Konsul gegeben hatte, und mir lag eben nicht viel daran, noch einmal ein ähnliches Charivari zu hören. Ich warf einen forschenden Blick auf die Instrumente, aber auch diese schienen mir ihrer Form nach eben nicht sehr geeignet, meine Besorgnisse zu verscheuchen; das eine war nämlich die famöse Trommel, mit der ich bereits auf unserem Luftschiff Bekanntschaft gemacht, das zweite eine Violine, deren eiserner Hals zwischen den Beinen des Musikers ruhte, und die beiden anderen eine Art Mandolinen mit unmäßig langen Griffen.

Das Konzert begann und versprach in nichts demjenigen nachzustehen, welches wir bereits früher gehört hatten, als wir plötzlich durch das Eintreten eines Lustigmachers überrascht wurden; er war weiß gekleidet, trug ein kürzeres Obergewand, als gewöhnlich das orientalische ist, und hatte auf dem Kopf eine Art Filzhut wie die Bajazzi. Es folgten ihm vier Frauenzimmer, die wir sogleich für Almehs erkannten, und zwar waren es die Taglioni's von Kahira. Natürlich kümmerten wir uns nun nicht mehr um die Musik, und unsere ganze Aufmerksamkeit wandte sich den Huris zu, die uns wie vom Himmel herabgestiegen schienen.

Die Aegyptischen Tänzerinnen tragen gewöhnlich ein sehr elegantes, reizendes Kostüm, und zwar auf dem Scheitel einen reich gestickten, mit Edelsteinen verzierten Tarbusch, unter welchem die in eine Menge langer feiner Flechten getheilten Haare hervorkommen. Diese Flechten sind mit sehr vielen Venetianischen Zechinen, welche schuppenartig über einander liegen, besetzt und fallen zum Theil vorn, die meisten aber nach hinten herab, so daß sie die Schultern in eine blitzende und klingende Bedeckung hüllen. Den Leib umschließt ein Obergewand, das den Busen ganz entblößt läßt und von den Hüften abwärts weit und fliegend ist; die Aermel haben denselben Schnitt und sind oben eng und anschließend, am Ellbogen werden sie weiter und öffnen sich am Vorderarm, von dem sie bis auf die Erde hinabhängen. Unter dem Obergewand tragen sie Türkische Pantalons, ebenfalls von wunderlichem Schnitt und Faltenwurf, die den Fuß unbedeckt lassen und deren goldene Schleifen an ein grünes oder blaues

*) Vgl. den Artikel „Aegypten" in Nr. 53 des Magazins.

Hemd befestigt sind, das so fein und durchsichtig ist wie Flor. Ein nachlässig als Gürtel um den Leib geknüpfter Kaschmir-Shawl, dessen ungleiche Zipfel vorn herabfallen, vervollständigt dieses Kostüm, das, so einfach es auch scheint, dennoch einen sehr hohen Werth hat, da der Tarbusch allein zuweilen 10, 20, ja 30 Tausend Francs kostet.

Außerdem hatten unsere Tänzerinnen, wie viele Türkische Frauen, die Nägel an Händen und Füßen mit Hennè roth, die langen Wimpern aber mit Chrol schwarz gefärbt, welches letztere ihren Augen einen ungewöhnlichen Glanz verlieh, und dabei besaßen sie eine so zarte schlanke und biegsame Taille, daß meine occidentalischen Erinnerungen mir in der That nichts Aehnliches aufzuweisen vermochten.

Ihr unerwartetes Eintreten nun, ihr malerischer Anblick und die poetische Benennung: Almeh, brachten alsbald eine für die Neuangekommenen höchst schmeichelhafte Wirkung hervor; es herrschte die tiefste Stille, und während Clot-Bei, an dergleichen Schauspiele gewöhnt, ruhig seine Pfeife fortrauchte, fielen uns vor Ueberraschung die Tschibucks aus dem Munde, ja wir klaschten sogar nicht minder lebhaft in die Hände, als man in Europa beim Auftreten eines berühmten Schauspielers zu thun pflegt.

Die Almehs stellten sich, um sogleich unsere Höflichkeit zu erwiedern, alle vier in eine Reihe und kamen dann zu gleicher Zeit auf uns zu, während sie sich mit gleichsam elastischen Bewegungen wiegten und einen sanften, einschmeichelnden Gesang, den die Musiker gedämpft begleiteten, ertönen ließen. Als sie bei uns angelangt waren, drehten sie sich rasch um und kehrten, uns den Rücken wendend, auf gleiche Weise zurück. Die beiden an den Seiten stehenden Tänzerinnen kamen hierauf vorwärts und alle vier bildeten nun mit nicht zu raschen Bewegungen verschiedene sinnreiche Gruppen, wobei ihre Stellungen anfangs einfach und edel waren, wie die der antiken Statuen; als aber der Tanz anfing, sich zu beleben, so wurden die Bewegungen rascher und sinnlicher, ihre Stimme ertönte lauter, die Geberden nahmen einen üppigeren Ausdruck an, der Possenreißer mischte sich in den Tanz, indem er sich mitten im Ballet in ausgelassenen Stellungen zeigte, und endlich gerieth er, durch die Gesänge und die Musik immer mehr aufgeregt, sammt den Tänzerinnen in die heftigste und zügellosesse Leidenschaft. Da gewannen nun ihre Stimmen vollends die Oberhand über die Musik, die Virtuosen begannen einen noch aufregenderen und schlüpfrigeren Gesang; es trat zwischen den Tänzerinnen und dem Bajazzo ein Ringen wie zwischen Bacchantinnen und Satyren ein, und zuletzt stürzten Erstere keuchend und mit fliegenden Haaren auf uns zu, indem sie uns mit ihren Armen konvulsivisch umfaßten und sich unter unsere weiten orientalischen Kleider verbargen.

Dies ist der Augenblick, wo man sie bezahlt, und mit diesen buhlerischen Liebkosungen fordern sie ihren Lohn; manche von den Zuschauern stecken sich dann eine Zecchine zwischen die Lippen, welche die Tänzerinnen gleichfalls mit ihren Lippen in Empfang nehmen, andere kleben ihnen auf ihre schweißbedeckten Gesichter und Busen eine Larve und einen Panzer von kleinen Goldstücken, die sie hierauf in ein silbernes Becken abschütteln, und bei diesen Veranlassungen gewinnen die Muselmänner den Ruf als geizig oder freigebig.

Auf diesen ersten Akt folgte ein Solo. Die Musik nahm wieder einen ruhigen, naiven Charakter an, und es ließen sich Verse von einfachem Rhythmus vernehmen. Ein junges Mädchen geht in einem herrlichen Garten spazieren und pflückt Blumen, um sie in einen Strauß zu binden. Die Poesie ist glühend und farbenreich, wie das Blumenbeet, welches von dem Mädchen beraubt wird, und läßt nichts ungeschildert, weder die sanftflötende Nachtigall, noch die prachtvoll strahlende Sonne, und alle Stellungen, Geberden und Mienen des jungen Mädchens folgen Vers für Vers und Strophe für Strophe dem Gesang der Musiker. Plötzlich wird sie von einer Wespe erschreckt, indem sie die Rose, auf der sie saß, abgepflückt hat; sie verjagt sie und beginnt aufs neue, Blumen zu sammeln; da aber die Wespe wiederkommt, so fangen die Sänger an zu lachen, und das Mädchen macht ihren Gürtel los, um sie noch einmal zu verscheuchen. Jedoch die Wespe weicht ihren unsicheren Streichen aus, und die Musiker verspotten das junge Mädchen. Unversehens fliegt ihr die Wespe, trotzdem sie die Arme über die Brust gekreuzt hält, in den Busen; das Mädchen reißt voller Schrecken ihr Obergewand, ihre weiten Pantalons, ihr Hemde vom Körper und steht entkleidet da. Gleichwohl ist die Wespe noch immer nicht fort, sondern fährt wüthend auf das Mädchen los; die Musiker brechen in lautes Lachen aus, das Mädchen flieht, springt, dreht sich im Kreise, wälzt sich auf der Erde mit so viel Geschrei, Schnelligkeit, Leidenschaft, Wahnsinn, Raserei, daß der Zuschauer selbst außer sich geräth und einen Traum, ein Blendwerk, eine Zauberei zu sehen glaubt. Da, mit einem Mal, gleich als wolle sie Schutz suchen, stürzt sich die Tänzerin mit einem Sprung auf den Schoß desjenigen Zuschauers, der ihr in ihrer Noth am meisten Zutrauen einflößt, hüllt sich in seine Kleider, drückt sich an seine Brust an und verbirgt den Kopf und die Schultern in ihrem reichen Haar.

Diese Scene gleicht der Entwickelung eines Drama's oder dem Bouquet eines Feuerwerkes, und die Tänzerinnen entfernen sich hierauf. Eine solche Abendvorstellung von Almehs nun ist im Allgemeinen sehr theuer und ein Vergnügen vornehmer Herren, welches wenigstens 2 bis 3000 Francs zu stehen kommt. Für diesen Preis kann man aber, wenn man es sonst nur nicht mit der Farbe zu genau nimmt, 6 bis 8 Sklaven kaufen.

Alex. Dumas.

Frankreich.

Bibliographie.

Annales des sciences phys. et nat. d'Agriculture et d'Industrie. — Herausgegeben von der Königlichen Gesellschaft für Ackerbau ꝛc. in Lyon. Th. I. Nr. 1. 12 Fr.

Histoire de France sous Napoléon. — Von Bignon. Zweite Ausg. Th. IX. 6 Fr.

Elise et Marie. — Von Mad. C. Bodin. 2 Bde. 15 Fr.

Mémoire sur les cent jours. — Von Bory de Saint-Vincent. 18. 2½ Fr.

Des effets pathologiques de quelques lésions de l'oreille moyenne sur les muscles de l'expression sociale etc. — Von Deleau.

Histoire de la révolution française, depuis 1814 jusqu'à 1830. — Von J. A. Dulaure. 1ste, 2te und 3te Lief. Jede Lief. ½ Fr. (Giebt 8 Bände in 80 Lieferungen.)

L'art de vérifier les dates, depuis l'année 1770. — Vom Marquis de Fortia. 16ter Theil. 7 Fr.

Les nuits de Versailles. — Von E. L. Guérin. 3ter und 4ter Theil. 15 Fr.

Le roi des Ribauds. Histoire du tems de Louis XII. — Von P. L. Jacob. 4 Bdchen. 5 Fr.

Paul. — Von A. de la Brière. 2 Bde. 13 Fr.

Lettres édifiantes et curieuses concernant l'Asie, l'Afrique et l'Amérique, avec quelques relations nouvelles des missions. — Herausgegeben unter der Direction von L. A. Martin. 1ster Th. 10 Fr.

Le Panorama historique: tableaux, scènes, chroniques, études de moeurs etc. — Von St. Marin. 2 Bde. 15 Fr.

Traité complet théorique de la Peinture en bâtimens, de la Vitrerie, de la Dorure etc. — Von F. Mayeux. 2te Aufl. 6 Fr.

Pieciola. — Von X. B. Saintine. 8te Aufl. 7½ Fr.

Histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normands. — Von A. Thierry. 5te Aufl. 1ste und 2te Lief. Jede Lief. ½ Fr. (Giebt 4 Bände und Atlas in 4., die in 40 Lief. ausgegeben werden.)

Voyages, relations etc. pour servir à l'hist. de la découverte de l'Amérique. Vol. 9: Histoire d'un voyage curieux, fait p. U. Schmidel de Straubing. Novbr. 1599. — 7 Fr.

Mannigfaltiges.

— Englands Produktivität. Ein interessantes Werk über England, dessen Fortsetzung kürzlich erschienen, ist die von Herrn G. R. Porter herausgegebene Uebersicht von den Fortschritten der Nation in gesellschaftlicher und staatswirthschaftlicher Hinsicht seit dem Beginn des 19ten Jahrhunderts bis zur gegenwärtigen Zeit*). Die ersten beiden bereits im Jahre 1836 herausgegebenen Abtheilungen dieses Werkes beschäftigten sich mit der Zunahme der Bevölkerung und mit den verschiedenen Industriezweigen derselben; die gegenwärtig erschienenen Abschnitte umfassen dagegen den inneren Verkehr, die Transportmittel, den in- und ausländischen Handel und die aus dem Anwachsen aller dieser Thätigkeiten hervorgegangene Vermehrung der Staatseinkünfte. Bekannt ist, welche wunderbare Steigerung der innere Verkehr in England, zuerst durch die Verbesserung der Landstraßen und Kanäle, so wie durch die Veredelung der Pferdezucht, alsdann aber durch die Einführung der Dampfboote und der Eisenbahnen erhalten hat. Die Befestigung der Union zwischen England und Irland ist bei weitem mehr durch die Dampfschifffahrt, als durch die zahlreichen vom Parlament erlassenen Gesetze herbeigeführt worden. Erst seitdem die Dampfschiffe eine so rasche und regelmäßige Verbindung zwischen den beiden Inseln begründet, hat der Ackerbau in Irland einen neuen Aufschwung genommen, so daß er jetzt den großen Bedarf der zahlreichen und wohlhabenden Konsumenten Englands mit Dingen versieht, die diese sonst von dem Europäischen Kontinent bezogen haben. Bloß an Schlachtvieh, Geflügel ꝛc. ist im Jahre 1837 für beinahe vier Millionen Pfd. Sterl. (28 Mill. Thaler) von Irland nach Liverpool verschifft worden; nach Bristol, welches in dieser Beziehung mit Liverpool konkurrirt, ist wahrscheinlich nicht viel weniger gegangen. Der Werth der nach beiden Häfen jährlich kommenden Eier aus Irland wird auf 100,000 Pfd. und der der Federn auf eine halbe Million Pfd. Sterl. geschätzt. Wenn aber der innere Verkehr Riesenschritte gemacht, so schreitet dagegen der auswärtige Handel Englands nur in sehr langsamen Progressionen fort; ja, Herr Porter verkündet sogar für die nächste Zukunft eine bedeutende Abnahme desselben, wenn nicht Englands Handels- und Zoll-System eine andere Richtung erhalte und namentlich der Verkehr mit den Getraide und Bauholz produzirenden Ländern des Kontinents erleichtert werde.

— Klopstock in Italien. Herr Giuseppe Pensa in Mailand hat so eben eine neue und zwar vollständige Uebersetzung von Klopstock's „Messias" angekündigt. Bisher waren blos einige Bruchstücke dieses Gedichtes von dem um die Kenntniß der Deutschen Literatur in Italien vielfach verdienten Rinaldo Andrea Maffei in Italiänischer Bearbeitung bekannt. Die Proben, die Herr Pensa früher schon von seiner Uebersetzung veröffentlichte, werden als gelungen bezeichnet.

*) The progress of the nation, in its various social and economical relations, from the beginning of the nineteenth century to the present time. By G. R. Porter Esq. Sections III. and IV., Interchange, and Revenue and Expenditure. London, 1838.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 58. Berlin, Montag den 14. Mai 1838.

England.

Lord Durham.

(Nach der Revue des deux Mondes.)

George Lambton, Graf von Durham, Schwiegersohn Lord Grey's, Pair von England, früher Englischer Gesandter zu Petersburg, gegenwärtig General-Gouverneur von Kanada mit der ausgedehntesten Militair- und Civil-Gewalt, ist nicht der Sohn adeliger, aber doch sehr reicher Aeltern. Seine alte Familie besaß seit mehreren Jahrhunderten in der Grafschaft Durham die unermeßlichen Ländereien, welche den Lord Durham zu einem der wohlhabendsten Männer in den drei Königreichen machen und seiner Familie schon an und für sich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine gewisse politische Wichtigkeit verliehen. Seine Besitzungen bestehen größtentheils in Kohlen-Gruben, befinden sich also mit der industriellen Größe Englands in der genauesten Verbindung, da das kostbare Material, welches sie liefern, gleichsam die Basis derselben bildet. Man kann in den Galerieen der Steinkohlen-Gruben der Grafschaft Durham ganze Meilen unter der Erde zurücklegen, ohne die Minen der Familie Lambton verlassen zu haben, welche durch diesen Besitz einer Art von Souverainetät im Lande genießt. Lord Durham's Vater war es, der seiner Familie die politische Laufbahn eröffnete; zum Mitgliede des Unterhauses erwählt, bewies er sich als ein warmer Anhänger von Fox und bewahrte ihm eine unerschütterliche Treue während aller Wechselfälle seiner parlamentarischen Laufbahn.

Der Platz des jungen Lambton war daher im Unterhause schon ziemlich bestimmt angegeben, als er erwählt wurde, die Grafschaft Durham nach seinem Vater zu vertreten. Er brachte mit dem eifrigsten Liberalismus der Jugend die ganze Energie und — wenn es erlaubt ist, es so zu nennen — die ganze Herbheit ins Parlament, welche zu jener Zeit die Whig-Partei charakterisirte, zu einer Zeit, wo sie durch die siegreichen Manöver der Tories sich nun schon so lange von der Gewalt ausgeschlossen sah und mit jedem Jahre immer mehr zurückgedrängt wurde. Der angeerbte Liberalismus des Repräsentanten der Grafschaft Durham gewann bald noch einen lebhafteren Impuls, als er nach dem frühen Tode seiner ersten Frau sich mit der Tochter des Lords Grey, des anerkannten Oberhauptes der Whigs und der Opposition, vermählte.

Seine ersten Reden im Unterhause hielt er im Jahre 1811. Sie beziehen sich auf eine Motion, in welcher einer der Haupt-Tonangeber der Partei gegen die durch die verbündeten Mächte veranlaßte Abtretung Norwegens an Schweden appellirte. Es war die Veranlassung dieser Abtretung in der That ein Akt großer Ungerechtigkeit, und die Opposition machte ihn daher sehr bereitwillig zum Gegenstand mancher Philippika gegen die Minister. Von dieser Zeit an erschien der Name Lambton sehr oft bei den parlamentarischen Verhandlungen, und zwar stets in Verbindung mit irgend einer heftigen Diatribe gegen die Politik des damaligen Kabinets. Die populairsten Fragen, diejenigen, bei denen die Leidenschaftlichkeit des Tages seine Beredsamkeit am meisten anregte, bildeten fortwährend die Gegenstände seiner Angriffe, und er zeichnete sich schon damals wie bis auf den heutigen Tag durch die Hartnäckigkeit aus, mit welcher er eine Diskussion durchführte, wenn er sie einmal begonnen hatte, wobei er immer wieder neue Angriffe machte, ohne sich durch die Entmuthigung oder Ermüdung seiner Partei abhalten zu lassen, und nicht aufhörte, die öffentliche Meinung anzusprechen, um sie mit seinem eigenen Unwillen in Einklang zu bringen. Wenn man sich die Mühe nicht verdrießen läßt, seine 1820 gehaltene Rede über die durch das Tory-Ministerium angewendeten Spione mit der von 1835 über die Bill zur Einziehung des Wahlrechtes von Warwick zu vergleichen, so wird man sehr leicht wahrnehmen, daß er von einem Ende seiner politischen Laufbahn zum anderen jene unermüdliche Beharrlichkeit im Angriff und jenes Festhalten bewährt hat, welches an die furchtbare Verbissenheit einer Englischen Dogge erinnert.

Lambton schlug im Jahre 1821 einen Plan zur Umgestaltung des Parlaments vor, der viel ausgedehnter und kühner war, als alle Entwürfe dieser Art, welche die Whigs bisher vorgelegt hatten; aber dennoch war er weit entfernt, sich zum Radikalismus zu bekennen. Dieses Wort hatte sich noch nicht seine Popularität erobert und die abenteuerlichsten Reformatoren der aristokratischen Partei wagten noch nicht, sich damit zu brüsten. Die Grundlage des von Lambton vorgeschlagenen Systems bildete die Ausdehnung des Wahlrechtes auf Alle, die ein ganzes Haus bewohnten, die Ausstoßung der eingegangenen oder heruntergekommenen Ortschaften und die Aufnahme der emporgekommenen an ihrer Stelle, endlich eine dreijährige Dauer der Parlamente anstatt der siebenjährigen. Dieser Plan fand wenig Beifall und gewann sich kaum vierzig Stimmen; dennoch hat er einen gewissen historischen Werth erlangt, da man ihn mit Recht als den Keim der Reform-Bill betrachten kann, die zehn Jahre später in Folge einer eben so ausgedehnten als entscheidenden Krisis durchgebracht wurde.

Im Jahre 1828 wurde Lambton zum Baron Durham ernannt. Das sinkende Ministerium des Lords Goderich wollte vor seiner gänzlichen Niederlage seinen Freunden der Whig-Partei für den ihm geleisteten Beistand noch einige Zeichen von Erkenntlichkeit geben. Lambton hatte zwar ein Recht darauf, doch war diese Gunstbezeigung wohl mehr auf Lord Grey gerichtet, der das Ministerium Canning und Goderich durch seine Talente unterstützt hatte, ohne darauf Anspruch zu machen, die Gewalt mit ihnen zu theilen. Auf diese Weise ging also Lambton aus dem Unterhause in das Oberhaus über, wo er sich in der ersten Zeit von den politischen Bewegungen fern hielt.

Bei der Bildung eines Whig-Ministeriums trat Lord Durham als Geheimer Siegelbewahrer (Lord Privy seal) in das Kabinet, welches der ehrwürdige Graf Grey leitete, und jetzt erst erschien er in der vordersten Reihe der politischen Scene. Bisher hatte er bei den Ereignissen seines Jahrhunderts nur eine untergeordnete Rolle gespielt. Die Wichtigkeit und Bedeutung, welche er für seine Partei hatte, rührte mehr von seinem großen Reichthum als von seinen persönlichen Eigenschaften her. Das Festhalten an seinen Meinungen, die Unwandelbarkeit seiner Grundsätze und die unveränderliche Anhänglichkeit an seine Partei, wodurch er sich fortwährend ausgezeichnet, machten ihn jedoch in den Augen derjenigen, die mit ihm ein gleiches Ziel verfolgten, zu einem Manne von viel höherer Bedeutung, als dem Publikum recht bekannt war. Sicher ist, daß er um die Zeit seines Eintritts in das Ministerium bereits durch seine Beharrlichkeit und seinen herrschsüchtigen Charakter einen bedeutenden Einfluß auf das Gemüth und die politische Handlungsweise seines Schwiegervaters erlangt hatte.

Lord Grey nahm keine kühne Maßregel oder that überhaupt keinen Schritt, durch den er die stürmischsten Reformer dem Staatsruder näher brachte, ohne daß die öffentliche Meinung es sogleich dem geheimen Einfluß Lord Durham's zugeschrieben hätte. Die mit dem Stand der Dinge Vertrauten waren daher auch gar nicht erstaunt, ihn zum Entwurf der ersten Reform-Bill mit Lord John Russell, Lord Duncannon und Sir James Graham vereinigt zu sehen.

Diese vier Begründer der neuen Englischen Constitution waren sowohl an Werth und Charakter als auch an Grundsätzen sehr von einander verschieden. Lord John Russell hatte zum großen Theil seine aristokratischen Traditionen und Ideen von 1688 aufzugeben, um weit entscheidendere Maßregeln zu ergreifen und bestimmter aufzutreten, als er es wohl gethan haben würde, wenn er seinem Instinkt ganz ungestört hätte folgen können. Lord Duncannon, ein Irischer Edelmann, Lord Melbourne's Schwager und bis jetzt nicht eben sehr bekannt, war gewiß weder dazu bestimmt, die Leitung dieser großen Arbeit zu übernehmen, noch ihr ein so entschiedenes Siegel aufzudrücken. Was Sir James Graham betrifft, einen Mann von geringem Talent, mit einem Geist ohne Konsistenz, so hat er wohl die radikalen Neuerungen der ersten Reform-Bill zugelassen, doch hat er sie bestimmt dem Ministerium nicht vorgeschlagen. Dem Lord Durham schreibt demnach die öffentliche Meinung den ersten Entwurf zu, der, wie man weiß, nicht durchging, in gewisser Beziehung jedoch eine weit demokratischere Farbe hatte, als der, den später beide Kammern annahmen. Der Entwurf von 1831 erinnert in der That durch viele seiner Züge an den Plan zur Reform, die Lambton schon vor zehn Jahren beantragt hatte. Später ist ein sonderbares, mit den politischen Combinationen von 1831 zusammenhängendes Geheimniß herausgekommen, daß Lord Durham nämlich zuerst darauf antrug, die Wahlfähigkeit in den Städten auf die Besitzer

oder Miether von Häusern zu beschränken, die jährlich eine Miethe von zwanzig Pfund Sterl. erhalten oder zahlen, jedoch mit einer geheimen Abgebung der Wahlstimmen. Alle Mitglieder des Kabinets wiesen indeß diesen Vorschlag der geheimen Abstimmung, die der Schrecken der Englischen Aristokratie ist, entschieden zurück, weil sie dadurch dem großen Einfluß, den sie gegenwärtig auf die Wahlen üben, gänzlich verloren hätten; man verglich sich jedoch mit dem vielverlangenden Radikalismus des Lords Durham, indem man, statt der Bewilligung geheimer Stimmenabgebung, Allen das Wahlrecht zuerkannte, die eine jährliche Miethe von zehn Pfund Sterl. zahlen.

Die großen Folgen, welche die unbedingte Annahme des Entwurfes Lord Durham's hervorgebracht haben würden, lassen sich nur vermuthen; wahrscheinlich hätte sich eine Oligarchie der Mittelklassen gebildet, die, nach oben hin, an dem Joche der Aristokratie bedeutend gerüttelt, nach unten hin das Volk jedoch nicht minder gedrückt haben würde. Wie dem auch sey, so steht sicher fest, daß durch die Beschränkung der Wahlberechtigung auf zwanzig Pfund Sterl. ein Corps von Wählern hervorgerufen worden wäre, welches sich gewiß äußerst vortheilhaft von der jetzigen enormen Masse unterschieden hätte, die nun einen Spielball der Launen und Einflüsse der Gutsbesitzer bildet.

Lord Durham hat beinahe gar nicht in den stürmischen Scenen figurirt, zu denen die Berathung seiner vorgeschlagenen Reformen Veranlassung gab. Eine lange Reihe von häuslichen Unglücksfällen, die 1831 mit dem Tode seines ältesten Sohnes begann, und die Erschöpfung, welche ihm nach einer in jener Zeit überstandenen Krankheit zurückblieb, trugen dazu bei, ihn von der Politik fern zu halten, und man sah diese traurigen Umstände als die Ursache der Veränderung an, welche sich von jetzt ab in seinem Charakter und Benehmen zeigten. Seine sonstige Schroffheit schien sich in Bitterkeit verwandelt zu haben, und dabei fand man ihn in den wichtigsten Krisen seiner politischen Laufbahn schwach und unfähig zu handeln. So vielen geistigen und körperlichen Leiden möchte vielleicht eine weniger kräftige Natur als die Lord Durham's für immer unterlegen haben. Er zeigte sich endlich nur wieder im Parlament, um die letzten Hindernisse besiegen zu helfen, auf welche die zweite Reform-Bill noch in dem Oberhause stieß. Er hat jedoch fortwährend gegen die Klauseln dieser Akte protestirt, die dem ersten Entwurf hinzugefügt wurden, um die Opposition der Tories zu entwaffnen und ihre Zustimmung zu dieser großen Maßregel zu erlangen, wobei er erklärte, daß sich in seiner Abwesenheit und ohne seine Zustimmung ein bedeutendes aristokratisches Element eingeschlichen habe.

Während dieser Debatten — im April 1832 — wurde Lord Durham der Held einer höchst sonderbaren Scene, die auf eigenthümliche Weise die Männer und die damalige Epoche charakterisirt. Der Herzog von Buckingham, ein Tory, der bei seiner Partei in großem Ansehen stand, hatte die Idee gehabt, in seiner Eigenschaft als Geheimer Rath, dem Könige eine vertrauliche Mittheilung über die Folgen zu machen, welche die von seinen Ministern den beiden Häusern zur Berathung vorgelegten Maßregeln nach sich ziehen möchten. Er that dies in einem Briefe, den der König jedoch sogleich seinen Ministern mittheilte, und einige Tage darauf erhielt auch das Publikum durch einen Artikel der Times, des damaligen ministeriellen Blattes, Kenntniß davon. Um das Nachfolgende zu verstehen, muß man wissen, daß man die Verletzung des Geheimnisses in dergleichen Angelegenheiten in England fast für eine Art Hochverrath hält, der von Niemand gebilligt oder verziehen wird. Der Bischof von Exeter, einer der heftigsten Redner der Tory-Partei und außerdem noch ein persönlicher Feind Lord Durham's, machte daher die Veröffentlichung dieses Briefes zum Gegenstand eines wüthenden Angriffs auf den Geheimen Siegelbewahrer, dem er es auf den Kopf zusagte, daß er den betreffenden Artikel der Times mitgetheilt habe. Lord Durham begegnete diesem Angriff durch so beleidigende Ausdrücke gegen den Bischof — während er das ihm zugeschobene Vergehen leugnete — daß es bei einem anderen Stande seines Gegners sicher zu den ernsthaftesten Händeln gekommen wäre. Wer nun die Indiscretion begangen, den Brief des Herzogs von Buckingham dem Druck zu übergeben, hat sich bis auf den heutigen Tag noch nicht ermitteln lassen, und man weiß nicht, ob Lord Durham jemals mit dem Redacteur der Times in Verkehr gestanden habe. In England hat jede politische Farbe in der journalistischen Presse ihr besonderes Organ, doch weisen die Parteihäupter stets die Beschuldigung zurück, mit dem Journalismus in persönlicher Verbindung zu stehen. Die Redacteure haben nur äußerst selten einen in der Literatur bekannten Namen. Es sind unberühmte, obschon häufig sehr geschickte Federn, die sich der Vertheidigung gewisser politischer Ansichten widmen, deren Hauptverfechter jedoch niemals die Verpflichtungen anerkennen, welche sie den Journalisten schuldig sind.

Was Lord Durham betrifft, so ist es ganz bestimmt, daß er beim Beginn seiner politischen Laufbahn mit der Redaction eines Blattes in sehr enger Verbindung stand, welches in seiner Provinz erschien und stets mit heftigen Ausfällen auf die Anglikanische Geistlichkeit angefüllt war. Dr. Phillpotts, der gegenwärtige Bischof von Exeter, damals Präbendar von Durham, einer sehr reichen Pfründe der Anglikanischen Kirche, und politischer Schriftsteller von großem Verdienst, wurde in diesem Blatt besonders mitgenommen. Inde irae! Die gegenseitige Erbitterung dieser beiden Männer erinnert an die Kämpfe der weltlichen Macht mit der geistlichen in den Zeiten des Mittelalters. Lambton und Dr. Phillpotts sind Beide auf verschiedenen Wegen zu Macht und Einfluß gelangt, ihr alter Haß ist jedoch noch eben so heftig wie früher, und er scheint stets bereit zu seyn, sich in beleidigenden Ausdrücken Luft zu machen, wenn ihre Meinungen sich in dem Hause der Lords feindlich gegenübertreten.

Während der Krisis, die der Verwerfung der zweiten Reform-Bill durch das Oberhaus folgte, wurde Lord Durham nicht müde, Lord Grey anzugehen, den Widerstand durch die Ernennung einer bedeutenden Anzahl neuer Pairs zu besiegen; eine so revolutionnaire Maßregel war jedoch im Kabinet der Furchtsamkeit der Einen und den aristokratischen Vorurtheilen der Anderen auf gleiche Weise zuwider; selbst Lord Grey setzte einer solchen Maßregel, trotz des Einflusses, den sein Schwiegersohn auf ihn übte, einen unerschütterlichen Widerstand entgegen. Seit der Zeit erzeugte sich zwischen Lord Durham und seinen politischen Freunden im Ministerium eine Kälte, der der Lauf der Ereignisse später einen noch ernsteren Charakter gegeben hat. Jetzt erwählte auch die radikale Partei, aufgebracht durch Zugeständnisse, welche sie von einem Ministerium der Reform für Rückschritte und Verrath hielt, Lord Durham zu ihrem Oberhaupt und erklärte ihn zum künftigen Herrn des Geschickes von England, zum Apostel des endlich siegreichen Liberalismus.

Nach der Wiederbefestigung des Greyschen Kabinets im Monat Mai 1832 nahm Lord Durham, unzufrieden mit dem Geist der Mäßigung, der die Oberhand zu bekommen anfing, und durch den üblen Zustand seiner Gesundheit zu einer Veränderung des Klima's und der Beschäftigung veranlaßt, eine außerordentliche Sendung nach Petersburg an, die übrigens einen ziemlich nichtigen Zweck hatte, da sie — wie man sagt — dazu bestimmt war, den Kaiser Nikolaus zu bewegen, dem Englischen Throne die friedliche Ausgleichung zwischen dem Kaiser und den Polen zu überlassen.

Ich habe nicht nöthig, anzuführen, daß der Zweck dieser Sendung, wenn dies wirklich ihr Zweck gewesen, gänzlich verfehlt wurde. Von den diplomatischen Geheimnissen erfährt man in London immer nur äußerst wenig; Alles, was über die Mission Lord Durham's verlautet hat, ist daher nur, daß er mit ausgezeichneter Achtung aufgenommen, ja sogar durch den Kaiser und alle seine Minister besonders schmeichelhaft behandelt worden; daß er, durchdrungen von der größten Hochachtung für den Kaiser, nach England zurückkehrte, was mit seinen demokratischen Ansichten einen sonderbaren Widerspruch bildete.

Lord Durham nahm sogleich im Kabinet seinen früheren Platz als Geheimer Siegelbewahrer wieder ein; die Zwistigkeiten mit einigen seiner Kollegen, besonders mit Lord Brougham, vermochten sich jedoch in den letzten Tagen dieser nur noch scheinbaren Verbindung. Was ganz besonders dazu beitrug, Lord Durham zu entfremden, war die von dem Ministerium gegen Irland befolgte Politik, die mit der Zwangs-Bill von 1833 endete; er zog sich daher im März desselben Jahres zurück, und der König erhob ihn bei dieser Gelegenheit in den Grafenstand. Vielleicht würde er ohne den üblen Zustand seiner Gesundheit, die sich nicht mehr herstellen ließ, mit der Niederlegung seines Ministeramtes noch gezögert haben; er stand jedoch zu schlecht mit seinen Kollegen, um einen solchen Schritt noch länger hinausschieben zu können.

Lord Durham trat nun unter dem allgemeinen Zujauchzen der radikalen Partei in das Privatleben zurück, und je unpopulairer das Whig-Ministerium nach und nach bei seinen bisherigen Freunden wurde, desto mehr sah er, wie sich Aller Augen auf ihn, als auf den Chef einer neuen und liberaleren Verwaltung, richteten, auf ihn, den die Einen fürchteten, die Anderen im Voraus mit der lebhaftesten Freude begrüßten, und den Alle erwarteten. Im Laufe des folgenden Jahres (1834) erschien er nur ein einziges Mal im Oberhause, und zwar, um seinen Schwiegervater wegen der Irischen Zwangs-Bill anzugreifen, der er sich schon als Minister im Kabinet widersetzt hatte. Dies war übrigens die Angelegenheit, welche später die Auflösung des Ministeriums Grey herbeiführte und Lord Melbourne an das Staatsruder brachte. Durham nahm auch seinen alten Streit mit Lord Brougham wieder auf, der noch Lord-Kanzler war. Brougham hatte damals die sonderbare Rolle eines Oberhauptes des konservativen Elementes oder des gemilderten Torysmus im Kabinet übernommen; er ergriff begierig jede Gelegenheit, eine Art von Aussöhnung zwischen den Whigs und ihren alten Feinden zu Stande zu bringen, und er erschöpfte die Hülfsmittel seines Geistes und die Macht seiner Beredsamkeit in Diatriben und Spottreden gegen diejenigen, welche es nicht für gut fanden, auf dem Wege der Reformen auf demselben Punkt stehen zu bleiben, wie er. Außer dieser allgemeinen Disposition lag jedoch in dem Stolz und dem strengen, hochmüthigen Wesen Lord Durham's noch etwas, wodurch sich die Eitelkeit des Lord-Kanzlers fortwährend verletzt fühlte, und er war nicht im Stande, eine solche Opposition mit der schicklichen Geduld zu ertragen. Man kann sich aber auch kaum etwas Entgegengesetzteres denken, als diese beiden Menschen, die gleich ausgezeichnet dastehen. Lord Durham bleibt sicher in Bezug auf Geist und Beredsamkeit hinter seinem Gegner zurück; er behauptet jedoch über ihn den Vortheil einer vollkommenen Einheit in seinem politischen Leben; auch hat er mehr Entschlossenheit und Kraft. Zu diesen Eigenschaften kommt noch ein milderer Wille, der natürlich zuweilen der Nothwendigkeit weichen muß, jedoch nie von fremden Einflüssen geleitet wird, und der noch in dem Augenblicke, wo er mit finsterer Stirn nachgeben muß, sich die allgemeine Achtung zu verschaffen weiß.

Lord Durham ist von mittlerer Größe und hat eine sehr ge-

brechliche Constitution; sein Gesicht trägt den Stempel fortwährender Krankheit, aber es hat eine ruhige, geistreiche Miene und seine Haltung ist edel und anmuthig. Er hat schwarzes Haar und einen braunen oder vielmehr olivenfarbigen Teint, wie man ihn in England nur äußerst selten antrifft. Man kann ihn eigentlich nicht beredt nennen, aber seine Reden bringen immer durch die Klarheit seiner Ideen und die richtige Verknüpfung und Folge der Gedanken viel Wirkung hervor. Wenn seine Leidenschaften nicht angeregt sind, so drückt sich in seinem ganzen Wesen eine Heiterkeit aus, die den Sturm nicht ahnen läßt, der zuweilen auf diesem ruhigen Meere wüthet; glaubt er sich jedoch von einem seiner Feinde verletzt, so bricht der Sturm los, und vergebens strebt alsdann der Redner, die Heftigkeit seines Charakters zu mäßigen. In diesen Augenblicken der Leidenschaft und des Zorns ist weder Freund noch Feind im Stande, ihn anzuhalten; er eilt bis ans Ziel des einmal gefaßten Entschlusses. Dergleichen Auftritte sind jedoch in seinem politischen Leben äußerst selten, und es muß zu seinem Lobe angeführt werden, daß er in der größten Hitze die Person seiner Gegner schont und sich jedes Angriffes auf ihre Ehre und jeder Verleumdung ihrer Absichten enthält. Diese Art der Feindseligkeit ist dem Stolze seines Charakters und der verächtlichen Rückhaltung seines ganzen Wesens zuwider.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

The life and letters of Wilberforce. — Herausgegeben von seinen Söhnen. 5 Bde. 45 Sh.

A word to parents and teachers on the rearing and management of children. — Von Esther Copley. 1½ Sh.

Prison scenes. — Von Ellison. 10 Sh.

The state of popery and jesuitism in England. — Von Thomas Lathbury. 6 Sh.

The practical works of Jeremy Taylor. — 8 Bde. 45 Sh.

The missionary's farewell. — Von J. Williams. 2 Sh.

Art and artists in England. — Nach dem Deutschen von Dr. G. F. Waagen. 3 Bde. 31½ Sh.

Joseph, a model for the young. — Von E. Leighton. 3 Sh.

The young ladies book of botany. — 7½ Sh.

Fluden's Portraits of the female Aristocracy. — Erste Lief. Fol. 12 Sh.

Beaumont's Experiments on digestion. — Mit Anmerkungen von Andrew Combe. 7 Sh.

Bentham's Works. — Herausgegeben von Dr. Bowring. Dritte Lieferung. 2 Sh.

The Fanqui in China. — Von C. T. Downing. 3 Bde. 31½ Sh.

Maunder's Biographical Treasury. — 8½ Sh.

Six years in Biscay. — Von John F. Bacon. 14 Sh.

Nord-Amerika.

Der Seefahrer Giovanni Verrazzano.

Giovanni Verrazzano wurde um das Jahr 1485 in Florenz geboren. Von seiner Jugend wissen wir so gut als Nichts; doch dürfen wir annehmen, daß die Neigung zu kühnen Abenteuern, welche seinen Ruf begründete, schon früh in ihm sich geregt habe. Er verweilte mehrere Jahre in Kahira, aber um welche Zeit und zu welchem Zwecke, kann nicht ermittelt werden; und eben so wenig ist man über die Beweggründe seiner Wanderungen durch Aegypten und Syrien ins Klare gekommen. Mehrere Aeußerungen des Verrazzano in seinem interessanten Briefe an Franz I. setzen außer Zweifel, daß er mehr als einmal das Mittelländische Meer befahren hat; und gewiß waren die Ergebnisse dieser Fahrten zu seinem Ruhme gewesen, sonst würde es uns schwer werden, zu begreifen, warum der Florentinische Seemann gerade in einem Zeitalter, das so manchen kühnen und geschickten Abenteurer aufzuweisen hatte, vorzugsweise gewählt wurde, um die erste nautische Entdeckungs-Reise der Franzosen zu leiten.

Verrazzano soll im Dienste Frankreichs drei Entdeckungs-Fahrten gemacht haben; es ist aber nur eine dieser Expeditionen, die vom Jahre 1524, streng beglaubigt. Die Annahme, daß er bereits 1523 auf Entdeckungen ausgegangen sey, gründet sich auf eine mißverstandene Stelle in seinem vorhin erwähnten Briefe an Franz I., der einen treuen und ausführlichen Bericht über die Expedition vom Jahre 1524 enthält.

Verrazzano steuerte am 17. Januar des genannten Jahres von Madeira aus gegen Westen. Sein Schiff, der „Delphin", war mit Lebensmitteln auf acht Monate versehen und hatte außerdem viele Artikel am Bord, die, wie man aus Erfahrung wußte, im Verkehre mit den Eingeborenen der Neuen Welt von Wichtigkeit waren. Nach einer sehr glücklichen Fahrt von 25 Tagen, binnen welcher Zeit der „Delphin" 800 Lieues zurücklegte, hatte Verrazzano den ersten heftigen Sturm zu bestehen, und von jenem Tage an wurde der Wind weniger günstig; das Schiff segelte während anderer 25 Tage nur 400 Lieues. Endlich entdeckte man Land; es war eine niedrige Küste, die sich unabsehbar gegen Süden ausdehnte, von unzähligen Feuern erleuchtet. Nachdem Verrazzano vergebens einen guten Ankerplatz gesucht hatte, ließ er in einiger Entfernung von der Küste Anker werfen und landete in seinem Boote. Die furchtsamen Eingeborenen flohen; doch verweilten sie von Zeit zu Zeit auf ihrer Flucht und sahen sich voll Staunen und Entsetzen nach den fremden Gästen um. Allmälig überwand die Neugier ihre Besorgnisse; durch die einladenden Geberden und Winke der Schiffs-Mannschaft ermuthigt, kehrten sie um und beeiferten sich, die Stellen zu zeigen, wo man am besten landen konnte.

Die Eingeborenen waren nackt, bis auf eine Art Schürze um die Hüften, die aus Thierfellen, Gürteln von Gras und Schwänzen verschiedener Thiere zusammengeflickt war. Auf dem Haupte trugen Einige einen Kopfputz aus Federn. Ihre dunkle Hautfarbe und ihr dichtes Haar ließ ihre schönen Formen und ausdrucksvollen Züge noch mehr hervortreten. Verrazzano wurde beim Anblick dieser Wilden lebhaft an den Orient erinnert und zog Parallelen zwischen den Eingeborenen beider Welttheile, die durch Beobachtungen späterer Reisenden zum Theil bestätigt worden sind.

Der „Delphin" setzte seine Fahrt in der Richtung nach Norden fort. Nicht weit von dem ersten Landungs-Platze sah Verrazzano einen anderen Stamm Eingeborener, die, so weit er im Vorbeisegeln bemerken konnte, den Ersteren sehr ähnlich waren. Die Küste erschien mit feinem Sande bedeckt, der einen fast funfzehn Fuß breiten, von kleinen Hügeln unterbrochenen Strand bildete. Noch weiter nordwärts zeigte sie viele Buchten und Einschnitte, und das Land selbst wurde schöner und fruchtbarer: weit ausgedehnte Fluren boten den Reisenden ihre grünenden Schätze, und Wälder, mehr oder weniger dicht und dunkel, prangten in ihrem vielfarbigen Schmucke. Die Schönheit der Scenerie scheint den ehrlichen Seefahrer beinahe überwältigt zu haben. „Man denke sich", so ruft er aus, „keine Wälder der Krimm, keine Scythische Einöden oder nordische Küsten: hier siehst Du nichts als Palmen, Cypressen, Lorbeeren und viele andere in Europa unbekannte Baum-Arten, die ihre balsamischen Wohlgerüche weit und breit versenden." Ein mildes Klima, ein heiterer Himmel und die erfrischenden Abendwinde aus Westen gaben den Natur-Schönheiten dieser Gegenden noch mehr Relief.

Die Küste krümmte sich nunmehr gegen Westen. Da man keinen Hafen ausfindig machen konnte und der Mangel an frischem Wasser sehr fühlbar wurde, so sah sich Verrazzano gezwungen, eine zweite Landung im Boote zu versuchen. Er näherte sich der Küste, konnte sie aber nicht erreichen, denn die Wogen rollten so ungestüm über den offenen Strand, daß jede Landung unmöglich war. Die am Strande versammelten Eingeborenen gaben durch Geberden und Winke ihre freundliche Gesinnung zu erkennen; Verrazzano wollte sich dafür erkenntlich beweisen und befahl einem seiner Leute, dem Strande möglichst nahe zu schwimmen, damit er ihnen einige kleine Geschenke zuwerfen könnte. Der Matrose langte mit seiner Bürde glücklich an, aber auf dem Rückwege überwältigte ihn die Brandung und schleuderte ihn besinnungslos zurück auf den Sand. Die Eingeborenen stürzten eilig herbei, ergriffen den Unglücklichen und schleppten ihn aus dem Bereiche der Gefahr. In demselben Augenblick erwachte er aus seiner Betäubung und schrie laut um Hülfe. Die Wilden erhoben ein ähnliches Geschrei, das wohl schlecht geeignet gewesen wäre, ihn zu beruhigen, wenn nicht ihre Handlungen ihm bald die beste Bürgschaft für ihre guten Absichten gegeben hätten. Sie legten ihn am Fuße einer kleinen Anhöhe behutsam an den Boden und zündeten ein Feuer an, um seine erstarrten Glieder zu erwärmen. Unterdeß erwartete die erschrockene Mannschaft jeden Augenblick, daß man ihren Kameraden verspeisen würde; und wie angenehm fühlten sie sich überrascht, als sie von diesen sogenannten Barbaren, statt eines Aktes der Bestialität, eine Handlung rührender Menschenliebe verrichten sahen!

Funfzig Lieues weiter nördlich landete Verrazzano zum dritten Male und drang, begleitet von zwanzig Personen, beinahe zwei Lieues weit ins Innere des Landes. Die Eingeborenen waren in ihre Wälder geflohen; nur zwei Individuen, ein junges und ein altes Weib, geriethen in die Hände der Europäer. Man bot ihnen etwas Speise, die von der Alten dankbar angenommen, von ihrer Gefährtin aber mit Hohn verschmäht wurde. Der Menschenraub, sofern er nur Wilde betraf, war damals etwas so Gewöhnliches, daß kein Seemann sich einen Skrupel darüber machte; so benutzte denn auch Verrazzano die schöne Gelegenheit und ließ das Mädchen sammt einem ungefähr acht Jahr alten Knaben, den die Alte auf ihrem Rücken trug, gewaltsam wegführen. Zum Glück für die junge Wilde befanden sich ihre Europäischen Räuber ziemlich weit von dem Boote, und außerdem führte ihr Weg durch Waldungen, welcher Umstand die Rückkehr erschwerte. Auch zeigte das Mädchen durchaus keine Lust zu freiwilliger Unterwerfung; ihr Geschrei und ihr kräftiger Widerstand bewiesen ihren Räubern, daß es oft leichter ist, eine ungerechte Handlung zu versuchen, als dieselbe zu vollziehen. Endlich schenkte man der Unbändigen ihre Freiheit wieder und begnügte sich mit dem geraubten Knaben, der freilich eine schlechtere Prise war.

Die Beobachtungen, welche Verrazzano an diesem Theil der Küste machte, geben von seiner Emsigkeit und seiner klaren Auffassung ein vortheilhaftes Zeugniß, obschon sie eben Nichts enthalten, was uns jetzt noch von Werth seyn könnte. Eine weitere nordwestliche Fahrt von hundert Lieues brachte ihn an die Küsten von Neu-Jersey. Hier enthüllte sich eine schöne von Höhenzügen umschlossene Landschaft, durch die ein mächtiger Strom seine Gewässer dem Ocean zuwälzte. Der Strom war an seiner Mündung für die schwersten Segler tief genug; aber Verrazzano wollte die Passage zuerst in seinem Boote versuchen. Er ruderte behutsam vorwärts und traf bald mit Eingeborenen zusammen, die, weit entfernt, sich furchtsam zu zeigen, mit fröhlichen Geberden und dem Geschrei der Bewunderung herankamen. Da erhob sich plötzlich ein sehr heftiger Wind, der unseren Seemann gebieterisch mahnte, auf sein Schiff zurückzukehren. Er lichtete die Anker und steuerte ostwärts.

Verrazzano kam an Block-Island vorüber, das ihm wegen seiner Aehnlichkeit mit Rhodus auffiel. Er nannte diese Insel, der Mutter seines Patrons zu Ehren, Louisa. Funfzehn Lieues weiter kam er zu dem Hafen Newport. Noch war das Schiff nicht eingelaufen, als schon gegen dreißig mit staunenden Wilden bemannte

Kanoe's herbeiruderten und in einer Entfernung von ungefähr funfzig Schritten ehrfurchtsvoll stehen blieben. Man suchte das Vertrauen der Wilden dadurch zu gewinnen, daß man ihnen kleine Geschenke zuwarf, und diese List gelang vollständig. Sie betrachteten das glänzende Spielwerk mit großem Wohlgefallen und kamen bald ohne Scheu an Bord des „Delphin". Unter ihnen befanden sich zwei Häuptlinge von ausgezeichnet schönen körperlichen Verhältnissen. Der Eine trug ein langes künstlich genähtes und zugeschnittenes Kleid aus Fellen, das reich gestickt und verbrämt war; um seinen Nacken aber hing eine große Kette aus bunten Steinen. Die Kleidung des Anderen war so ziemlich dieselbe. Der ganze Menschenschlag in dieser Gegend empfahl sich durch Schönheit des Wuchses und der Gesichtsbildung, und manche dieser kräftigen halbnackten Gestalten erinnerte an die Helden-Statuen des Griechischen Alterthums. Die Hautfarbe der Eingeborenen war beinahe weiß, das Auge schwarz und feurig, das Haar lang und wohl gepflegt. Frauen und Mädchen konnte man nur aus einiger Entfernung sehen; denn trotz aller freundlichen und selbst zudringlichen Einladung war keine dahin zu bewegen, daß sie an Bord kam.

Verrazzano bemerkte während seines 14tägigen Aufenthaltes in Newport mit Verwunderung, daß die Eingeborenen den Werth des Goldes durchaus nicht kannten, und daß ihnen bloßer Tand und Flitter lieber war, als nützliche Gegenstände. Er machte verschiedene Abstecher in die Narraganssette-Bai, die er sehr aufmerksam untersuchte. Wer jemals den lieblichen Krümmungen dieser Bai gefolgt ist und die reizenden Natur-Scenen geschaut, die sie auf jedem Schritte entfaltet, dem wird Verrazzano's enthusiastische Beschreibung nicht übertrieben vorkommen, obschon das Kanoe des Indianers schon längst nicht mehr in diesen Gewässern schaukelt und die majestätischen Urwälder durch Getraide-Aecker und Bauerhütten verdrängt worden sind.

Am 6. Mai sagte Verrazzano den freundlichen Eingeborenen von Rhode-Island Lebewohl und segelte an der Küste entlang 200 Lieues weiter nach Norden. Die Gegend, wo er am Ende dieser Fahrt landete, hatte einen ganz anderen Charakter, als alle bisher von ihm besuchte Gegenden. Die Wälder waren dicht und mit Bäumen gefüllt, die einem nordischen Klima angehörten; der unfruchtbare Boden brachte nur einige Arten von Wurzeln hervor. Die Eingeborenen, deren Kleidung aus Wolfs- und Bärenfellen bestand, waren so rauh wie ihr Klima; sie weigerten sich hartnäckig, mit den fremden Gästen in freundschaftlichen Verkehr zu treten, und ließen sich nur dann blicken, wenn sie Erzeugnisse ihres Landes gegen Messer, Haken und anderes Geräthe von Europäischer Arbeit vertauschen wollten. Auch gingen sie niemals an Bord und duldeten nicht, daß ein Europäer zu ihnen ans Land kam. Auf dem hohen Felsenufer stehend, ließen sie ihre Tausch-Artikel an einem Stricke hinab und zogen die Europäischen Waaren an demselben Stricke herauf. Trotz dieses Mißtrauens von Seiten der Eingeborenen landete Verrazzano, wagte sich ein paar Meilen weit ins Innere, untersuchte mehrere Hütten der Eingeborenen und verschaffte sich einige Kenntniß von ihrer Lebensweise. Als das Boot umkehrte, liefen die Wilden in Schaaren hinterher, schossen ihre Pfeile ab und gaben ihre feindselige Gesinnung durch wildes Geschrei zu erkennen.

Von dieser ungastlichen Küste fuhr der unerschrockene Seemann weiter nördlich, bis in die Nähe des 50sten Breitengrades. Auf einer Strecke von 50 Lieues entdeckte man 32 Eilande, die sämmtlich der Küste nahe lagen. Die Häfen und Pässe, welche durch diese gegenseitige Nähe der Inseln und des Festlandes gebildet wurden, erinnerten Verrazzano an das Adriatische Meer längs der Dalmatischen Küste. Die Vorräthe an Lebensmitteln, welche der „Delphin" geladen hatte, gingen allmälig aus, und da die Zwecke der Expedition größtentheils erreicht waren, so entschloß sich Verrazzano zur Rückkehr nach Europa. Er hatte eine Küstenstrecke von mehr als 700 Lieues entdeckt und war mit den Eingeborenen wenigstens so weit in Berührung gekommen, daß er über ihren Charakter und Kultur-Zustand urtheilen konnte. Die Rückfahrt nach Europa war glücklich und ohne Abenteuer, und im Anfang des Juli 1524 lief der „Delphin" wohlbehalten in den Hafen von Dieppe ein. Das Schiff war sechsthalb Monate zur See gewesen.

Verrazzano beeilte sich nun, dem König einen ausführlichen Bericht über seine Reise abzustatten. Dieser Bericht bildet den Inhalt des berühmten Briefes an Franz I., des einzigen authentischen Dokumentes, das wir von dem kühnen Seefahrer besitzen. Ramusio, dem wir die Erhaltung dieser schätzbaren Urkunde verdanken, sagt ausdrücklich, daß schon zu seiner Zeit keine andere schriftliche Nachricht von Verrazzano mehr existirt hätte.

Der Stil des Schreibens an Franz I. ist so eigenthümlich und charakteristisch, daß der Autor, obgleich er nie von sich selbst spricht und weder direkt noch indirekt auf seine Handlungen und Meinungen Werth legt, in dem Gemüthe des Lesers ein treues Bild seiner Persönlichkeit zurückläßt. Die Beobachtungen Verrazzano's sind im Allgemeinen scharf und genau; er besitzt einen glücklichen Takt in der Auffassung des Wesentlichsten und Wissenswürdigsten, und nur hin und wieder sehen wir den Hang seines Zeitalters zur subjektiven Anschauung in ihm hervorschimmern. Der Brief schließt mit einer kosmographischen Darstellung seiner Reise. Wir erfahren daraus, welches eigentlich seine Projekte waren, und aus welchem Standpunkte er jene wunderbaren Entdeckungen betrachtete, die eine so mächtige Revolution in der Geographie zur Folge hatten. Sein vornehmster Zweck war der, einen Seeweg nach Cathay (China) zu finden; und obschon er bereits überzeugt, daß Europa und Asien gegen Westen durch eine große dazwischen liegende Landstrecke geschieden seyen, behauptete er doch, es müßte irgend ein langer Meerarm durch diesen Kontinent sich ziehen und nach Indien führen. Er unterstützt diese Behauptung mit vielen Gründen, die freilich zum Theil so beschaffen sind, daß sie in unserem Zeitalter fast lächerlich klingen; und die Wärme seines Raisonnements beweist, wie sehr ihm daran gelegen war, seinen Königlichen Schutzherrn dahin zu vermögen, daß er seine Ansicht theilte. Die nautischen Details hatte er in einem anderen Werke, das für uns verloren gegangen ist, sorgfältig verzeichnet.

Verrazzano wurde bei seiner Rückkehr mit Jubel empfangen. Schon lange hatte man auf die Hoffnung, ihn wiederzusehen, verzichtet, und Viele hatten die Tollkühnheit beklagt oder getadelt, womit er sich und seine Leute einem elenden Tode im eisigen Nordmeer aussetzte. Sobald es aber bekannt wurde, daß er nicht bloß wohlbehalten angekommen war, sondern auch eine ausgedehnte Strecke Landes besucht hatte, die bis dahin den kühnsten Seefahrern verborgen geblieben, begrüßte man ihn als einen der Koryphäen des nautischen Berufes. Fast Niemand zweifelte, daß der König ihn alsbald wieder in die See schicken würde, um seine Entdeckungen fortzusetzen, und zwar dieses Mal mit Subsidien, die der Größe und Wichtigkeit des Unternehmens angemessener wären.

Ob aber eine zweite Seereise Verrazzano's jemals vor sich gegangen, oder ob die unglückliche Schlacht bei Pavia und Franzens Gefangennehmung seine Pläne durchkreuzt haben, darüber herrscht große Ungewißheit. Am glaubwürdigsten bleibt jedoch das Zeugniß seines Zeitgenossen Ramusio, der ausdrücklich sagt, daß Verrazzano ein zweites Mal in die See stach, um seine Entdeckungen im Westen fortzusetzen. Die Details dieser Fahrt werden nicht angegeben; man glaubte aber zu Ramusio's Zeit allgemein, daß Verrazzano bei einer Landung an der Küste von den Eingeborenen ergriffen und im Angesicht seiner Gefährten aufgefressen worden sey. Die Scene dieses gräßlichen Ereignisses wird nicht angegeben; das Schiff muß aber nothwendig zurückgekehrt seyn; wie hätte sonst die Kunde davon nach Frankreich gelangen können? (N. A. P.)

Mannigfaltiges.

— Dr. Bowditch. Dieser Nord-Amerikanische Gelehrte ist kürzlich mit Tode abgegangen. Er war, eben so wie sein berühmter Landsmann Franklin, ein Autodidakt. Als der Sohn armer Schiffer-Leute, war er in der Jugend Matrose und späterhin Capitain eines Kauffahrtei-Schiffes gewesen. Mathematische Studien machten ihn jedoch früh mit der Wissenschaft vertraut, die er bald so lieb gewann, daß er ihr fortan sein ganzes Leben widmete. Sein Practical Navigator (praktischer Schiffsführer) ist ein nicht bloß über Amerika und England, sondern auch über alle andere seefahrttreibende Länder viel verbreitetes Handbuch. Weniger populair, aber nicht minder geschätzt, ist seine Englische Bearbeitung von Laplace's „Mecanique celeste", die er durch eigene Anmerkungen bereichert, aber leider nicht vollendet hat. Bei seinem Ableben war er Präsident der Amerikanischen Akademie der Künste und Wissenschaften und Ehrenmitglied fast aller Europäischen Akademieen und gelehrten Gesellschaften.

— Berliner Nächte. Es ist in der neuesten Zeit Vieles geschehen und Vieles in Anregung gebracht worden, um den Nachdruck, diesen Raub an dem geistigen Eigenthume, auszurotten. Die Regierungen suchen es zu verhindern, daß der Vortheil der Autoren und der materielle Lohn ihrer Arbeit nicht geschmälert werde. Aber was soll man sagen, wenn die Literaten des Auslandes sich nicht entblöden, fremden Schriftstellern auch die Ehre ihrer Werke zu rauben? Zu dieser Betrachtung veranlaßt uns eine in den neuesten Französischen Blättern erschienene Anzeige eines Werkes unter dem Titel: „Les nuits de Berlin, par l'auteur des Mémoires de la Marquise de Créquy", welches eine wörtliche Uebersetzung der „Berliner Nächte" von L. Schneider ist. Die Französischen Zeitungen geben Auszüge aus diesem Werke und machen dem „spirituel auteur des Mémoires de la Marquise de Créquy" die schmeichelhaftesten Komplimente über sein Studium der Lokalitäten und über den Fleiß, den er auf die Chroniken von Berlin verwandt habe. Des Deutschen Verfassers wird auch nicht mit einer Silbe gedacht, und selbst diese Reclamation, wenn sie in Paris gelesen werden sollte, wird schwerlich die Reihen der Camaraderie durchdringen, um ein Plätzchen in irgend einer Französischen Zeitung zu finden. Vor mehreren Jahren schon ereignete sich ein ganz ähnlicher Fall mit einem Spindlerschen Roman, der ebenfalls ohne Angabe irgend einer Quelle übersetzt und als ein Französisches Originalwerk ausgegeben wurde. Vielleicht aber dient die obige Hinweisung dazu, einer Lächerlichkeit vorzubeugen, die sich bei jener Gelegenheit ereignete; der Französirte Spindlersche Roman ward nämlich von einem gutmüthigen Uebersetzer gewissenhaft ins Deutsche zurück übertragen. Möge den Nuits de Berlin nicht gleiches Unglück widerfahren!

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 59. Berlin, Mittwoch den 16. Mai 1838.

Türkei.

Die Straße von Edreneh nach Konstantinopel.

Adrianopel oder Edreneh, wie es die Türken nennen, heißt die zweite Residenz der Sultane. Diesen Namen verdient es nicht nur wegen seiner Größe und Wichtigkeit und wegen der Schönheit seiner Umgebung, sondern eben so sehr wegen des Glanzes seiner historischen Erinnerungen und des orientalisch-fürstlichen Luxus seiner öffentlichen Gebäude. Diese Stadt ist eine würdige Repräsentantin Stambul's dem Reisenden, welcher ihre berühmtere Schwester nicht gesehen, ein großartiger Sitz jener Chalifen, welchen Muhammed die Herrschaft der Welt verheißen. Nordwärts von ihr laufen in einer natürlichen Thalsenkung bis zu den wilden Zweigen des Balkan die Trümmer der alten Byzantinischen Stadt, welche Murad I. eroberte. Südwärts senkt sich eine unabsehbare Ebene als Scheidewand zwischen ihr und dem tieferliegenden Konstaminopel. Edreneh liegt am Zusammenfluß dreier Gewässer: der Maniza, dem Hebrus der Alten, die von N. herkommt, der Tundschah und Ardah, die von der größeren aufgenommen werden, und zerfällt in eine Oberstadt mit zwei kolossalen Moscheen und eine Unterstadt mit weitläuftigen Gärten; beide Städte haben eine dünne Bevölkerung, doch die zweite eine noch viel geringere als die höher gelegene. Eigenthümlich und schön ist der Gottesacker, außerhalb der Ringmauer in südlicher Richtung, ausgezeichnet durch Leichensteine von kostbarem Marmor, dem der Meißel künstliche Gestalt und der Griffel vielleicht Europäischer Meister goldene Schrift zu geben verstand. Ueber manchen Gräbern entfalten sich duftende Blumen und Sträucher, von liebender Hand gepflanzt und gepflegt. Das reizendste Panorama von Adrianopel, wie es die Phantasie nicht schöner schaffen kann, gewährt die Aussicht von den Minarets der Moschee Selim's I. Diese Moschee, welche den Vergleich mit den berühmtesten Konstantinopels aushält, ist auf einem Hügel fast im Mittelpunkte der Stadt erbaut; ihre mächtige Kuppel steigt aus vier sie umgebenden dreistöckigen Minarets in die Wolken. Zwei geräumige Höfe lehnen sich an das Gebäude, deren äußerste Begränzung zwei bedeckte von weißen Marmor-Säulen getragene Galerieen bilden. Kühlende Springbrunnen verbreiten durch diese Räume klares Wasser und Wohlbehagen. Eine Mauer trennt die Moschee von der daran stoßenden Straße und umhegt den heiligen Bezirk, damit unter seinen schweigenden Schatten die Gläubigen oder ihre Priester, über die ewigen Heilslehren nachdenkend, ungestört lustwandeln können. Ich benutzte die Stunde, in der die Einwohner ihr Mittaggebet oder Kef verrichten, um das Innere der Selims-Moschee in Augenschein zu nehmen. Blendend trafen meinen Blick der Reichthum und die Mannigfaltigkeit der Farben, welche diesen Tempel schmücken, so wie der Glanz der goldenen Arabischen Inschriften, mit denen Wände und Decke übersäet sind. Von der Wölbung hingen goldene und krystallene Kronleuchter und Straußeneier an scharlachrothen Seidenschnüren nieder. Der Fußboden, auf welchem die Gläubigen knieen, ist mit Aegyptischen Matten belegt. Die Kanzel des Imam, von durchbrochenem Schnitzwerk, ruht im Hintergrunde an einer der acht Säulen, welche das Gewölbe in ellipsischer Gestalt tragen. In der Mitte des Gotteshauses erhebt sich eine zweite Kanzel, und dicht davor steht das Weihbecken. Ein Geländer von weißem Marmor schneidet dieses Allerheiligste konzentrisch von dem größeren Kreise ab. In einer Seitenhalle gewahrt man ein goldenes Gitter, hinter welchem der Sultan dem Gottesdienst beiwohnen kann.

Eine drückende Hitze lag über dem Erdreich, als ich die Stufen eines der Minarets hinanstieg, um der herrlichen Aussicht auf Adrianopel zu genießen; die Anstrengung, die es mir, dem von der Reise Ermüdeten, kostete, um auf die dritte Galerie zu gelangen, war ohne Zweifel die nächste Veranlassung zu meiner Krankheit, welche zwei Tage darauf zum Ausbruch kam. Damals jedoch überließ ich mich ganz dem Genusse und schickte meine Blicke immer tiefer in die herrliche Ebene, welche sich zu meinen Füßen ausbreitete, und immer weiter in die blauen Contouren, welche am fernen Horizonte auftauchten, gierig, tausend neue Schönheiten zu entdecken. — Die Mauern der Hadrians-Stadt haben einen Umfang von zwei und einer halben Stunde. Als die Sultane noch in diesem muselmännischen Versailles residirten, mochte ein zahlreiches Militair, der Hof und die größere Menge Gewerbtreibender die langen Straßen der weitläuftigen Unterstadt ganz anders belebt und durchtummelt haben; aber heute ist sie menschenleer, und Alles hat sich nach den höher gelegenen Theilen in die Nähe der Selims-Moschee gedrängt. An den Ufern der Mariza bemerkt man verfallenes Gemäuer; dies war das Serail der Sultane, welche hier in ihre Lorbeern die hochzeitliche Myrthe flochten, wenn sie, aus Europa und Asien siegreich heimkehrend, mit den Töchtern beider Welttheile ihre Harems füllten. Von Murad I. bis auf Selim III., d. h. von Gründung des Osmanischen Reiches in Europa bis auf den Anfang des 19ten Jahrhunderts, war dieses Serail einer der privilegirten Aufenthalte der Padischah's, und die Janitscharen, diese eifersüchtigen Wächter der Privat-Genüsse des Sultans, beschwerten sich mehr als einmal über den Vorzug dieses Palastes vor dem in Konstantinopel. An seiner Stelle hat der regierende Sultan einige Landhäuser am Bosporus für diesen Zweck ausersehen.

Als ich mich zu Adrianopel aufhielt, war Hussein-Pascha, der alte Janitscharen-Aga und der Rädelsführer in der blutigen Tragödie, welche 1826 das Land von seinen tyrannischen Schutzherren befreite, in der Eigenschaft eines Wesirs, Kommandant der Stadt. Der Schrecken seines Namens trug nicht wenig zur Aufrechthaltung der Ruhe unter den Rumelioten und Bulgaren bei, welche, durch die Emissaire einer benachbarten Regierung, die seitdem in ihren diplomatischen Bestrebungen eine andere Richtung genommen hat, unaufhörlich zur Empörung gereizt, zuletzt doch durch die glänzenden Versprechungen der fremden Agenten dazu gebracht wurden, in Familien und ganzen Dorfschaften nach der Ukraine und Bessarabien auszuwandern. Aber die armen Emigranten fanden sich bitter getäuscht und sind gegenwärtig zum großen Theil in ihre heimischen Sitze zurückgekehrt, mit besserer Einsicht über ihr eigenes Wohl und erhöhtem Vertrauen auf die bevorstehende Wiedergeburt ihres Vaterlandes. Schon die beiden vorangegangenen Kriegsjahre hatten dieser armen Volksklasse ein beklagenswerthes Loos bereitet und sie ohne die geringste Schonung der doppelten Invasion Türkischer und Russischer Truppen ausgesetzt. Ihre Aerndten wurden von den Feinden niedergebrannt, von den Freunden abgemäht oder von dem Hufe ihrer Rosse zerstampft, ihre Häuser zerstört und ihre Rinder aus dem friedlichen Stalle in das gefräßige Lager der Sieger getrieben. Aber nicht genug, daß ihre Heerden die Speise Anderer wurden, ohne daß ihnen nur das Fell geblieben wäre, sahen sie selbst sich nebst Weib und Kind den ärgsten Mißhandlungen ausgesetzt, so daß sie noch lange die blutigen Spuren der Knute, welche die wilden Eroberer auf den Rücken der Widerstandslosen gezeichnet hatten, an sich trugen, und glücklich genug, wer, wenn auch nicht mit heiler Haut, doch mit dem Leben davonkam. Hütten von Baumzweigen und Lehm bildeten nun ihre Wohnhäuser, die feuchte Erde ihr Nachtlager, über Kohlen gedörrter Mais ihr Brod. So oft ich ihr kaum menschenähnliches, ungesundes Lager theilte, rissen sie die Augen auf beim Anblick eines Stückes Weißbrod und eines mageren Ziegenviertels, das wir aus dem Schnappsack hervorlangten, um es von ihnen zum Abendbrod rösten zu lassen.

Die Türken rechnen 46 Säats oder Wegstunden von Adrianopel nach Konstantinopel. Wir passirten so schnell wie möglich Chaffa, Eski-Baba, Burgas und Tschorlu. Drückend war die Gluth auf diesen kahlen Flächen, wo kein Haus, kein Baum Schutz gewährt, wie erquicklich auch sich auf den meisten Karten die langen Bergrücken mit ihren Wäldern ausnehmen, die niemals existirt haben. „Mein Gott!" rief ich aus, „wenn doch die Geographen Recht hätten, wie wollte ich Dir danken." — Chaffa ist ein unbedeutender Flecken ohne alles Interesse. Eski-Baba liegt an einem Flusse; die Brücke von Bruchsteinen, welche man passiren muß, kam mir ziemlich unsicher vor, und ich muß hier den Leser mit einer Idiosynkrasie bekannt machen, die ich im Gebiete der Hohen Pforte zuerst an mir entdeckt habe, nämlich mit dem gewaltigen Respekt, den ich vor Türkischen Brücken hege. Früh genug bin ich mit den Gefahren dieses Communications-Mittels bekannt worden, indem ich gleich bei meinem Eintritt in Türkisches Gebiet eine Lection bekam, die ich zeitlebens nicht wieder vergessen werde. Daher schreibt sich meine Gewohnheit, so oft mir eine Passage der Art verdächtig scheint, lieber aus freien Stücken mein Pferd durchs Wasser zu jagen, als mich unfreiwillig hinein versetzt zu sehen. Ich will jenen Vorfall, der ohnes dies mit einer Komödie endigte, hier mittheilen. — Von dem

Balkan niedersteigend, nährten wir uns Felibre oder Philipopolis und reisten des Nachts, um der heißen Sonne nicht so ausgesetzt zu seyn. Sanfter Mondenschimmer übergoß das Gefilde. Unsere Pferde, zu schnellem Trabe angehalten, durchschnitten die Luft und führten uns angenehme Kühlung zu. Der Thau glänzte auf den Zweigen und hing in krystallenen Tropfen an den Stengeln der hohen Gräser wie Diamantenschnüre in Schmuckkästchen von grünem Sammet, die ganze Natur war still und schweigend, als lüde sie uns zum Nachdenken ein, als wollte sie selber denken den unsterblichen Gedanken ihres Daseyns. Auf seinem Sattel schlafend, galoppirte der Tatar vor uns her, indem er sich der Führung seines Pferdes überließ, welches, die Nüstern zur Erde gekehrt, nach betretener Spur witterte und im richtigen Geleise uns erhielt. Plötzlich stutzt der Renner und will nicht vorwärts, ein Fluß mit steilen Ufern, welche eine Brücke verbindet, liegt vor uns. Yussuf erwacht und weiß sich den Widerstand des Thieres, den er für Eigensinn hält, nicht zu erklären; er giebt ihm die Peitsche, drückt ihm die Sporen in die Flanken, und das gestachelte Thier ist mit einem Satze auf der Brücke. Wir wollen eben folgen, aber Mann und Roß ist wie durch eine geheime Fallthür verschwunden. Das Zusammenschlagen der Wellen belehrt uns von seinem Mißgeschick; wir setzen ab und fischen den kühnen Taucher glücklich heraus, der, noch bebend vor Nässe und Kälte, sein Pferd schlägt und mit allen nur erdenklichen Schimpfnamen belegt. — Seitdem ziehe ich das nasse Element dem trockenen der Brücken in zweifelhaften Fällen vor. Bei Eski-Baba und Burgas machte ich eine Ausnahme; denn ihre Brücken waren von Stein, und wir passirten sie am hellen Tage, so daß ich Herzhaftigkeit genug besaß, mich ihnen anzuvertrauen.

Dennoch war es nicht ohne Unfall bis dahin abgegangen. Während wir durch die glühende Ebene, welche beide Städte trennt, unter erstickender Hitze ritten, krepirte mir das Postpferd, welches ich bestiegen hatte, unter den Beinen, ohne mich, als es zusammenbrach, in seinen Sturz mitzureißen; denn ich hatte bei Zeiten ein Zittern an seinem Körper wahrgenommen und mich klüglich aus dem Sattel geschwungen. Umsonst versuchte Yussuf das fliehende Leben durch die Spitze seines Messers aufzuhalten; er schnitt ihm umsonst ein Kreuz in den Gaumen, das müde Thier hatte für immer seine großen Augen geschlossen. Die Hände über einander geschlagen, sahen wir uns an, ohne ein Mittel zu unserer Errettung aus dieser Wüste zu ersinnen. Plötzlich sprengte unser Führer in gestrengtem Galopp davon und schien nicht übel Lust zu haben, sich aus dem Staube zu machen. Mit gespannten Blicken folgten wir dem Flüchtling und sahen ihn einen Seitenweg einschlagen, hin zu einem Trupp berittener Männer in einer viertelstündigen Entfernung. Als Yussuf ihnen näher gekommen war, zog er seine Waffen aus dem Gürtel und brachte durch sein Rufen die Reisenden zum Stehen. Es fand nun eine kurze Unterredung statt, die wir des großen Zwischenraumes wegen nicht vernehmen konnten, aber der Tatar gestikulirte sehr lebhaft und ließ seine Pistolen im Widerschein der Sonne glänzen. Mit Erstaunen nahmen wir endlich wahr, daß einer der Männer sich aus der Gesellschaft entfernte, sein Pferd an der Hand führend, und mit Yussuf auf uns zukam. Er selbst legte meinen Sattel auf seinen Gaul und machte uns so die Weiterreise möglich. — Auf meine Fragen erklärte mir nun Yussuf, daß es Bulgarische Dienstleute aus einem benachbarten Tschiflik wären, die auf der Post-Station von Burgas leicht zu ihrem Eigenthum wiedergelangen könnten. Dort erfuhr ich auch, daß die heißhungrigen Hunde der Stadt altherkömmliche Ansprüche auf das gefallene Thier hätten.

(Schluß folgt.)

England.

Lord Durham.

(Schluß.)

Es wäre zu wünschen, daß die Feinde Lord Durham's in ihren vielen auf seine Person gerichteten Angriffen die Schicklichkeit eben so sehr beobachtet hätten, wie er. Ich kenne keinen öffentlichen Charakter dieser Zeit, den die Tory-Presse hartnäckiger und unablässiger mit ihrem Geschrei, ihren beleidigenden Anekdoten und entehrenden Diatriben verfolgt hätte. In Ermangelung ernsthafterer Beschuldigungen, welche die bekannte Rechtlichkeit seines öffentlichen und Privat-Lebens sogleich niedergedrückt hätte, suchte man Lächerlichkeiten heraus, die bei seinem stolzen Wesen wohl einige Wahrscheinlichkeit hatten, jedoch von Niemand geglaubt wurden. So erzählte man sich unter Anderem damals in London, Lord Durham habe auf einer Reise nach Cherbourg, in einer ihm gehörenden Yacht, bei seiner Ankunft in dieser Stadt die Flagge mit seinem Familienwappen über der des Königreiches von Großbritanien wehen lassen, und als er in derselben Yacht wieder in die Tyne einfuhr, soll die dreifarbige Fahne am Hauptmast geflattert haben. Man sagte ihm ferner nach, er habe auf seinen Gütern in der Grafschaft Durham ein ganzes Dorf zerstören und die Einwohner verjagen lassen, weil sie ihn bei seiner Durchreise in den Straßen nicht mit dem gehörigen Enthusiasmus begrüßt hätten, — und noch tausend andere Dinge, die kaum werth sind, erfunden worden zu seyn, wenn man nicht wüßte, wie leicht solche Geschichten beim Englischen Volk Bedeutung und Wichtigkeit erlangen.

Im Monat September 1834 gaben die Reformer von Edinburg nach Art und Weise des Englischen Patriotismus dem Lord Grey ein großes Gastmahl, obgleich er nicht mehr an der Spitze der Geschäfte stand. Lord Durham leistete seinem Schwiegervater dabei Gesellschaft, und die Liberalen von Edinburg hatten auch Lord Brougham eingeladen, der sich jetzt auf dem Gipfel seiner excentrischen Laufbahn befand; denn er sprach und schrieb überall und über Alles und bot den Augen der erstaunten Menge in den Schenken und auf allen Landstraßen das Schauspiel, den ersten Würdenträger des Reiches einen patriotischen Streifzug machen zu sehen. Lord Brougham ergriff sehr zur unrechten Zeit mit der ihm eigenen Unbescheidenheit des Eifers diese Gelegenheit, Lord Durham und seine liberalen Grundsätze öffentlich anzugreifen. Er beschrieb die Hindernisse, welche die Ungeduld und Uebereilung ihm und seinen Freunden, den aufgeklärten Anhängern der Reform, bereiteten, und nannte die gute Sache durch die Unklugheit der Radikalen gefährdet. Eine solche Herausforderung bedurfte einer Antwort von Seiten Lord Durham's. Sie war deutlich und würdevoll:

„Mein edler und gelehrter Freund, Lord Brougham", sagte er, „hat seinen von ihm für weise gehaltenen Rath einer gewissen Klasse geben wollen, die mir unbekannt ist, die aber, nach seiner Angabe, zu lebhaft wünscht, alte Mißbräuche abzuschaffen. Ich gestehe, Einer von denjenigen zu seyn, die nicht ohne Bedauern sehen können, daß man einen Mißbrauch noch eine einzige Minute länger bestehen läßt, wenn man ihn einmal als solchen erkannt hat. Ich will jedoch ebenfalls, daß man nachdenke und sich berathe, bevor man ihn verbessert; ich bin für sämmtliche Vorsichts-Maßregeln, die der Staat und mein edler Freund anempfehlen, aber nur unter einer einzigen Bedingung; diese ist, daß alle Maßregeln zur Reform mit den Grundsätzen übereinstimmen, denen wir den Sieg zu verschaffen gesonnen sind. Die halben Maßregeln, die Vergleiche und Abfindungen sind es, die ich verdamme, aber nicht die reifliche Ueberlegung vor den zu ergreifenden Entschlüssen. Ich will nur nicht, daß man die Reformen vermindere, verstümmele, entnerve, wie es geschehen muß, wenn man versucht, unverträgliche Meinungen verträglich zu machen und Gegner zu schonen, die man nicht gewinnen kann. Ueber die Sachen auf diese Weise sich mit den Gegnern unserer Grundsätze zu vergleichen, heißt, ihnen den Vortheil über uns geben, sie über unsere Inkonsequenz siegen lassen, sie zu der Behauptung reizen, als gäben wir unsere Verbündeten und Meinungen auf, — heißt, ihnen erlauben, die Unzufriedenheit, welche ein solches Verfahren hervorbringt, dem Verfall und Untergang der liberalen Ideen zuzuschreiben. Ich protestire laut gegen solche Politik; ich halte sie für gefährlich, weil sie den Enthusiasmus der Allereifrigsten entmuthigt, weil sie in den Herzen unserer Feinde Hoffnungen erweckt, die nicht in Erfüllung gehen können, und weil sie denjenigen Waffen in die Hände giebt, die unsere theuersten Interessen damit bekämpfen würden."

Es ist mir von Zeugen, die bei dieser Scene zugegen waren, versichert worden, daß diese einfache Antwort auf den reizbaren Charakter Lord Brougham's eine bewunderungswürdige Wirkung hervorbrachte, — daß er sich sein Gesicht mit beiden Händen bedeckte und zum erstenmal in seinem Leben vielleicht empfand, hier habe er mit einem Stärkeren als er selbst zu thun. Ein junger in Bezug auf äußere Vortheile weit weniger begünstigter Rival als er, der jedoch noch vor Eifer brannte, auf der gefährlichen Laufbahn weiter vorzudringen, auf welcher er jetzt still zu stehen gedachte, raubte ihm jene Popularität, deren Erlangung er sein ganzes Leben geopfert hatte. Von jenem Tage an erbleichte in der That Lord Brougham's Stern; der des Lord Durham ist zwar noch mit einem Nebelschleier umgeben, aber es lebt kein nur einigermaßen kühner Prophet, der nicht seinen Sieg vorherverkündete.

Seit jener Epoche hat sich Lord Durham auch ganz entschieden als Haupt der radikalen Partei betrachtet. Ich kenne nichts Sonderbareres, als die Schmeicheleien, welche die eifrigsten Apostel der demokratischen Ideen ihm nun zollten. Einige behaupteten in allem Ernst, wenn George Lambton den Adelsbrief nachgesucht und endlich die Pairswürde angenommen habe, so sey dies nur geschehen, um alle seine Kräfte zur Vertheidigung des Volkes in einer Versammlung aufbieten zu können, wo es dessen so sehr bedurfte. Andere trieben die Naivetät noch viel weiter: sie beklagten die Schwäche, welche ihn veranlaßte, die Grafen-Krone anzunehmen; sie erklärten jedoch zum Trost aller echten Patrioten, daß dies auch der einzige Flecken sey, der an dem reinen Bürgersinn Lambton's hafte.

Das letzte Ministerium Sir Robert Peel's hatte sich gegen eine lebhafte Opposition Lord Durham's nicht zu vertheidigen; seine Gesundheit verhinderte ihn, an den parlamentarischen Arbeiten Theil zu nehmen. Nach dem Fall desselben erhielt er abermals den Gesandtschafts-Posten in Petersburg, dessen Annahme alle Welt in Erstaunen setzte. Man begriff nicht, wie er sich in einem Augenblick von dem Schauplatz der Ereignisse entfernen konnte, wo alle seine Verehrer glaubten, daß ihm die höchste Stelle im Staate nicht fehlen könne. Man zweifelte nicht daran, daß die Whigs eigentlich sehr froh waren, sich eines gefährlichen Nebenbuhlers und unbequemen Freundes zu entledigen; schwerer ist es jedoch, das Geheimniß des persönlichen Beweggrundes zu durchschauen, der ihn veranlaßte, in ein freiwilliges diplomatisches Exil zu gehen. Viele versichern, trotz seines unermeßlichen Vermögens habe seine politische Carrière ihn doch dergestalt ruinirt gehabt, daß er es für nöthig erachtete, — wie dies wohl häufig schon vorgekommen ist, — eine Zeitlang auf Kosten des Staates zu leben.

Ich beabsichtige nicht, Lord Durham auf seiner Gesandtschafts-Reise zu begleiten. Englands Verhältnisse deuten eben nicht an, daß seine Diplomaten große Resultate in Petersburg erfochten hätten; auch ist von ihnen niemals die nöthige Energie angewendet worden, um dem Englischen Namen seine gehörige Würdigung und Anerkennung zu verschaffen; man kann indeß Lord Durham keinesweges das Verdienst absprechen, mit so viel Würde gehandelt zu haben, als die Umstände es erlaubten, namentlich unter der Leitung eines Ministeriums, welches entschlossen war, unter jeder Bedingung den Frieden aufrecht zu halten.

Bei der Thronbesteigung der jetzigen Königin erschien Lord Durham abermals in England. Das Ansehen, das er stets bei der Herzogin von Kent, der Mutter der Königin, genossen hatte, war ein Grund mehr, seine Freunde und Anhänger mit der Hoffnung zu erfüllen, daß er nun auf jeden Fall mit der höchsten Würde der Staatsverwaltung bekleidet werden möchte, und man kann nicht leugnen, sein erster Schritt war ganz der Art, diese Hoffnung noch zu bestärken. Ich will von dem Briefe sprechen, den er kurz nach seiner Rückkunft an einen seiner politischen Freunde in der Grafschaft Durham richtete, — ein Brief, der ganz für die Veröffentlichung gemacht war, und der eigentlich ein Programm seines Benehmens unter der neuen Regierung enthielt. Die Sprache Lord Durham's zeigte hier zum erstenmal jene Zurückhaltung und Vorsicht, deren sich Staatsmänner gewöhnlich nach den ersten Uebereilungen ihrer Jugend zu bedienen pflegen, wenn sie der Erreichung der höchsten Gewalt nahe zu seyn glauben. Lord Durham erklärte, er werde seinen großen Grundsätzen über geheime Abstimmung bei den Wahlen, Ausdehnung des Wahlrechts auf jeden ansässigen Bürger und dreijährige Parlamente treu bleiben; aber er erklärte auch in Ausdrücken, die sehr verschieden waren von denjenigen, deren er sich vor drei Jahren zu Edinburg bedient hatte, daß er das Land nicht antreiben wolle, diese Fragen zu verhandeln, so lange die Mehrzahl noch nicht für so revolutionaire Maßregeln eingenommen und noch nicht bereit wäre, das Ministerium dabei kräftig zu unterstützen. Diese in dem Munde Lord Durham's so neuen Doktrinen der Mäßigung erstaunten Freund und Feind. Der klügste Theil der Radikalen, die nämlich, welche sich nicht von dem Whigs trennen wollten, erhoben die Weisheit ihres Oberhauptes und erklärten ihre Intention, sich seinen Ansichten zu fügen; es bildete sich jedoch im Schoße dieser Partei eine heftige Minorität, die ihn laut anklagte, er habe sich durch seine neue Stellung bei Hofe verderben lassen, und die anfing, laut zu verkünden, die Sache des Volkes dürfe in dem Kampfe, den sie zu bestehen habe, nicht auf die Großen der Erde rechnen. Die Radikalen der gegenwärtigen Gesetzgebung zerfallen daher jetzt in zwei Klassen: in die Majorität, welche O'Connell mit den Irischen Mitgliedern und Lord Durham mit seinen Anhängern umfaßt, die das Ministerium unterstützen, — und in eine schwache, aber kühne Minorität ohne Oberhaupt und bestimmtes Ziel, die jedoch entschlossen ist, sich, wenn es seyn muß, mit den Tories zu verbinden, um den endlichen Sturz des juste-milieu herbeizuführen.

Die Kanadische Angelegenheit ist sehr zur rechten Zeit gekommen, um den Zwiespalt noch zu vergrößern, der schon zwischen diesen beiden Klassen von Politikern entstanden war, und seine bisherigen Freunde, die Radikalen, haben gänzlich aufgehört, ihn zu schonen, seit Lord Durham sich bereit erklärte, die große Vollmacht anzunehmen, mit welcher die Minister sich beeilten, ihn zu bekleiden, als wären sie abermals bemüht, sich einen gefährlichen Mitbewerber aus dem Wege zu schaffen. Lord Brougham, der sich nur an die Spitze der revolutionairen Partei gestellt zu haben scheint, um seine ehemaligen Kollegen im Ministerium zu harceliren und ihre Fortschritte aufzuhalten, findet sich jetzt Lord Durham gegenüber gestellt, wie es wohl zuweilen zwei Armeen ergangen ist, die in der Hitze des Gefechtes ihre Stellungen mit einander gewechselt haben. Es ist in der That peinlich, denjenigen Männern, von welchen die Majorität der Nation ihre Anleitung und den endlichen Sieg ihrer Sache erwartete, dergleichen Inkonsequenzen nachweisen zu können; es ist jedoch eine Sache, die stets Terrain gewinnt und zwar — Dank den Talenten ihrer Verfechter — trotz ihrer Fehler.

Obgleich die Rolle, welche Lord Durham gegenwärtig zu spielen hat, ziemlich schwierig ist, so übersteigt sie doch keineswegs die Kräfte eines Staatsmannes, der mit guten Absichten einen festen Muth vereint. Die Engländer haben Unrecht gegen die Kanadier, oder sie haben vielmehr die Interessen einer kleinen Kolonial-Bevölkerung in der Mitte von politischen Debatten über wichtigere Angelegenheiten des Mutterlandes vernachlässigt, — dies wird vielleicht Niemand bestreiten. Aber es ist den Vertheidigern Kanada's trotz ihrer großen Bemühungen nicht geglückt, auch nur einen einzigen Akt absichtlicher Unterdrückung, ein einziges Beispiel jener Art von Tyrannei nachzuweisen, der eine Auflehnung der Unterthanen gegen ihre Regierung hätte herbeiführen können. So lange ich mich nun schon ausschließlich mit Politik beschäftige und mich nur in der politischen Atmosphäre bewege, habe ich nie ein feindliches Gefühl oder eine beleidigende Affectation von Ueberlegenheit im Verkehr Englands mit Kanada bemerkt, mit Einem Worte nichts, was dem Stolze des Mutterlandes gegen eine Kolonie oder gegen eine andere Nationalität ihrer Bewohner nur im entferntesten geglichen hätte. Als daher die Kanadische Legislatur, nicht zufrieden, die Abstellung übertriebener oder wirklicher Mißbräuche zu fordern, laut ihren Entschluß kund that, Institutionen zu verlangen, wie sie der Nord-Amerikanische Freistaat hat, d. h. mit anderen Worten, als sie sich von England gänzlich frei machen wollte, mußte sie sich natürlich dem Rechte des Stärkeren unterwerfen. Wenn sich die Freunde Kanada's die Mühe gäben, die in den letzten Monaten von den Mißvergnügten gehaltenen Reden zu studiren, so würden sie leicht finden, daß sich Kanada sein eigenes Urtheil gefällt hat. Indem sie das Prinzip der Kanadischen Unabhängigkeit ansprachen, haben die Mißvergnügten den weniger bedeutenden Punkten den größten Theil ihrer Wichtigkeit geraubt, z. B. der Frage, ob sie ein constitutionnelles Recht ausüben, wenn sie die Subsidien-Bill verwerfen, um die Englische Regierung zu zwingen, die Zusammensetzung des gesetzgebenden Körpers zu ändern. Man muß allerdings Völker und Regierungen nach ihren eingestandenen Absichten und nicht allein nach ihren Handlungen beurtheilen. Hier aber sind beide übereinstimmend; man gesteht die Absicht ein, sich von der Englischen Oberherrschaft frei zu machen, und handelt danach. Wenn wir nicht in die Zerstückelung des Britischen Reiches willigen wollen, bleibt uns da etwas Anderes übrig, als mit bewaffneter Hand Widerstand zu leisten?

Das Blut der braven Kanadier, die bei der Vertheidigung ihrer Dörfer gegen die Englischen Soldaten gefallen sind, kommt also auf die Häupter der Veranlasser dieser Revolution, derer in England sowohl, wie in Nord-Amerika. Jetzt aber, nachdem die Gewalt der Waffen ihre Rolle gespielt, beginnen eigentlich erst die Schwierigkeiten für die Gesetzgebung und Regierung. Die zu lösende Aufgabe ist die, den Bewohnern jener Kolonie nach und nach und mit der gehörigen Sicherheit Rechte und Institutionen zu geben, die ihnen genügen; ferner die Englische Herrschaft zu befestigen und die Souverainetät der Regierung mit der Freiheit der Unterthanen in Einklang zu bringen; denn wenn es auch nöthig ist, auf einige Zeit in Kanada eine absolute Macht zu üben, so verbieten es doch die eigenen Interessen des Mutterlandes, ein System fortzusetzen, das nur darin besteht, die mißvergnügte Bevölkerung eines ganzen Landes mit Gewalt im Gehorsam zu erhalten.

Für eine Mission, wie die des Lords Durham, können die persönlichen Eigenschaften des General-Gouverneurs, seine Charakterfestigkeit und Klugheit, vereint mit weiser Mäßigung und kluger Schonung der Vorurtheile und Gewohnheiten beider Raçen, mit denen er zu thun hat, weit nützlicher seyn als die besten Gesetze, die man in einer Entfernung von 900 Meilen ausarbeitet. Es ist daher keineswegs zu verwundern, wenn sich das Volk ängstlich mit dem Charakter eines Staatsmannes beschäftigt, der diese schwierige Aufgabe nicht abgelehnt hat. Lord Durham ist ein Mann von Ehre, mit einer edlen Seele und mit aufrichtig liberalen Gesinnungen; dies würde jedoch nicht hinreichen, wenn er in seiner neuen Stellung nicht auch lernte, die Allgewalt des Diktators hinter der weisen Mäßigung des Richters zu verbergen, — wenn er nicht mit Gewalt seine kalte Zurückhaltung und sein stolzes Wesen besiegte, — wenn er nicht mit Sorgfalt jene plötzlichen Anfälle von Ungestüm beherrschte und nicht jene Reizbarkeit des Charakters ablegte, die selbst seine besten Freunde nicht fortleugnen können. Denn die Beleidigung schlägt tiefere Wunden als die Ungerechtigkeit, und die Gereiztheit der Gemüther gegen eine große Macht ist niemals nationaler, ernsthafter und ausdauernder, als wenn diese Macht in einem Fremden die Form der Verachtung gegen diejenigen annimmt, welche er zu regieren berufen ist, selbst wenn von einer wirklichen Unterdrückung gar nicht die Rede wäre. Aber wir hoffen das Beste von Lord Durham, und es wäre seiner würdig, sich durch die gegenwärtige Beruhigung von Kanada zum höchsten Staats-Amte vorzubereiten, das seiner unfehlbar wartet.

Ein Parlaments-Mitglied. (R. d. d. M.)

Eine Londoner Taverne.

Eines Abends hatten wir durch Oxford-Street, Holborn, Cheapside, Coleman-Street, Finsbury-Square einen Spaziergang gemacht und wollten über Pentonville und New-Road wieder heimgehen, als wir plötzlich das Bedürfniß, uns zu erfrischen und auszuruhen, fühlten. Wir kehrten also um und steuerten nach einem alten ruhigen und anständigen Wirthshause, das wir auf unserem ersten Wege bemerkt hatten, um daselbst ein Glas Ale zu trinken. Das Haus war nun freilich keines jener glänzenden, von Marmor erbauten und auf Französische Weise erleuchteten Hotels; es war vielmehr ein bescheidenes Wirthshaus der alten Schule mit einer alten kleinen Wirthsstube und einem alten kleinen Mann, der mit Frau und Tochter ganz gemächlich in der erwähnten Wirthsstube saß. Diese war ein hübsches kleines Zimmer, in welchem ein hübsches Feuer brannte; von dem übrigen Raum war es durch eine Spanische Wand getrennt, hinter welcher das junge Mädchen hervortrat. Als wir unseren Wunsch, ein Glas Bier zu trinken, zu erkennen gegeben hatten, sagte sie mit einschmeichelnder Stimme: „Wollen Sie nicht ins Unterhaltungs-Zimmer treten, meine Herren?" — „Treten Sie doch ins Unterhaltungs-Zimmer, meine Herrn", sagte der kleine Mann, indem er sich auf seinem Stuhl umwendete und hinter einer Seite der Spanischen Wand hervorsah, um uns ins Auge zu fassen. — „Sie werden sehr wohl thun, sich ins Unterhaltungs-Zimmer zu begeben", sagte die kleine alte Dame, indem sie hinter der anderen Seite der Spanischen Wand hervorblickte. —

Wir warfen einen flüchtigen Blick um uns, um dadurch unsere Unbekanntschaft mit der Oertlichkeit anzudeuten. Der alte kleine Mann bemerkte das, trat eiligst hervor und führte uns in

das fragliche Sprechzimmer. Dies war ein alter und finsterer Saal, der mit Eichenholz getäfelt war; der Fußboden war mit Sand bestreut, das Kamin äußerst hoch. Die Wände waren mit drei oder vier kolorirten Kupferstichen in schwarzen Rahmen geschmückt; jeder derselben stellte eine Seeschlacht dar, und zwar immer so, daß zwei Schiffe sich heftig angriffen, während zwei andere in der Ferne in die Luft sprangen. Auf dem ersten Plan sah man eine interessante Sammlung zerbrochener Masten und blau angelaufener Beine, welche auf dem Wasser dahinwogten. An jeder Seite des Saales waren drei oder vier lange und schmale Tische angebracht, hinter welchen lange Reihen der an diesen Orten so heimischen, schmutzigen und abgesessenen Holzstühle standen. Der einförmige Anblick des mit Sand bestreuten Fußbodens wurde hier und dort durch einen Zinnkrug unterbrochen; eine dreieckige Reihe derselben war auch in zwei Ecken des Zimmers aufgestellt.

In der Nähe des Feuers, am letzten Tische, saß ein beleibter Mann von ungefähr vierzig Jahren, mit einer breiten Stirn, weingefärbter Nase und struppigen, schwarzen Haaren. Er rauchte eine Cigarre; seine Augen waren zur Decke gerichtet, und es sprach sich darin eine Selbstgenügsamkeit und eine Selbstzufriedenheit aus, welche in ihm deutlich den angesehensten politischen Redner, die wichtigste Person dieser Versammlung erkennen ließen. Man sah augenscheinlich, daß er so eben ein wichtiges Argument losgelassen hatte, denn die übrigen Mitglieder der Gesellschaft bliesen schweigend den Rauch aus ihren Pfeifen und Cigarren; sie schienen sehr vertieft zu seyn, oder wohl gar durch die Größe des besprochenen Gegenstandes zu Boden gedrückt. Zu seiner Rechten saß ein alter Mann mit weißen Haaren und einem grauen, breitkrämpigen Hute; zu seinen Linken ein Mann mit dünnen Haaren und spitzer Nase; er trug einen braunen Ueberrock, der ihm bis an die Knöchel reichte. Abwechselnd rauchte er seine Cigarre und warf einen Blick der Verwunderung auf den Mann mit dem rothen Antlitz.

„Das ist außerordentlich!" sagte der Mann mit den dünnen Haaren nach einer kurzen Pause. Ein beifälliges Gemurmel ließ sich in der Versammlung hören. „Nicht im geringsten, ganz und gar nicht", sagte der Mann mit dem rothen Antlitze, indem er plötzlich aus seiner Träumerei auffuhr und sich zu dem Mann mit den dünnen Haaren wendete. „Warum ist das außerordentlich? Sagen Sie weshalb! Beweisen Sie, daß es außerordentlich ist." — „O, wenn Sie es so nehmen", sagte der Mann mit den dünnen Haaren. — „Wenn ich es so nehme", erwiederte der Mann mit dem rothen Antlitze, „aber so muß man es nehmen. Wir sind zu einem hohen Grade intellektueller Vollkommenheit gelangt, und die Zeit der Verstandes-Verdümpfung ist vorüber. Ich will Beweise, Beweise und keine Behauptungen in dieser Zeit des Fortschrittes und der Bewegung. Diejenigen der Herren, welche mich kennen, wissen sehr wohl, von welcher Art meine Bemerkungen waren, als die nationale und repräsentative Gesellschaft von Old-Street diesen Kandidaten für einen Ort in Cornwallis empfahl, auf dessen Namen ich mich nicht mehr besinnen kann. Herr Snobed, sagt Herr Wilson, ist ein Mann, der vollkommen würdig ist, die Gemeinde im Parlament zu vertreten. — Beweisen Sie es, sage ich. — Er ist ein Freund der Reform, sagt Herr Wilson. — Beweisen Sie es, sage ich. — Man muß die National-Schuld, die Pensionen, die Neger-Sklaverei abschaffen, die Sinekuren und die Dauer der Parlamente beschränken, das Stimmrecht des Volkes ausdehnen, sagt Herr Wilson. — Beweisen Sie es, sage ich. — Thatsachen beweisen es, sagt er. — Beweisen Sie es, sage ich."

„Und er konnte es nicht beweisen", sagte der Mann mit dem rothen Antlitz, indem er einen triumphirenden Blick umhersandte, „und der Flecken erwählte ihn nicht. Und wenn man dieses Prinzip auf die Spitze treibt, so werden wir weder Schulden, noch Pensionen, noch Sinekuren, noch Neger, noch irgend etwas haben. Wir werden zum Gipfel der intellektuellen Vollkommenheit gelangen, wir werden die höchste Volkswohlfahrt erreichen, wir werden alle Nationen der Erde herausfordern und uns stolz entfalten können mit dem sicheren Vertrauen auf unsere Ueberlegenheit und Klugheit. Das sind meine Gründe. Das waren immer meine Gründe, und wenn ich morgen Mitglied des Unterhauses würde, so sollten sie Alle auf ihren Bänken zittern." Damit schlug der Mann mit dem rothen Antlitz mit seiner geballten Faust auf den Tisch, um seinem Ausfalle mehr Nachdruck zu geben. Dann fuhr er fort zu rauchen.

„Beim Himmel", sagte der Mann mit der spitzen Nase mit langsamer und sanfter Stimme, indem er sich an die Versammlung wendete, „ich kann wohl sagen, daß ich von allen Herren, welche ich das Vergnügen habe, hier zu treffen, Niemand lieber höre, als Herrn Rogers, und daß Niemands Gesellschaft lehrreicher ist, als die seinige." — „Lehrreich!" sagte Herr Rogers, denn so hieß der Mann mit dem rothen Antlitz, „Sie haben Recht, denn Sie haben Alle von mir gelernt. Was übrigens mein Freund, Herr Ellis, von meiner Unterhaltung rühmt, das wage ich nicht zu entscheiden; Sie meine Herren, können das viel besser; aber was ich in Wahrheit behaupten kann, ist, daß, als ich diesen Saal zum ersten Mal betrat, Niemand das Gefühl seiner Knechtschaft hatte, und jetzt wissen Sie es Alle und seufzen darüber; schreiben Sie das auf meinen Grabstein, und ich bin zufrieden."

„Was Ihren Grabstein betrifft", sagte ein kleiner ziemlich munterer Gewürzkrämer, „so können Sie alles Mögliche darauf kritzeln lassen, wenn es nur Sie und Ihre Privat-Angelegenheiten betrifft; wenn Sie aber von Sklaven und ähnlichem Unsinn sprechen wollen, so werden Sie das besser für sich behalten." — „Sie sind selber ein Sklave", sagte der Mann mit dem rothen Antlitz, „und einer der erbärmlichsten Sklaven." — „Das wäre sehr hart", erwiederte der Gewürzkrämer, „denn ich habe von den zwanzig Millionen, die für die Freilassung derselben verausgabt sind, keinen rothen Heller gesehen." — „Freiwilliger Sklave", schrie der Mann mit dem rothen Antlitz, das von dem Reden und Widerreden noch röther gefärbt worden war; „Sie entsagen den theuersten Rechten Ihrer Kinder, Sie verschließen Ihr Ohr der heiligen Stimme der Freiheit, welche Sie anspricht und Sie im Namen der innigsten Herzensempfindungen beschwört, die Zukunft dieser armen Kinder nicht zu opfern. Aber sie wendet sich vergeblich an Sie."

„Beweisen Sie es", sagte der Gewürzkrämer. — „Es beweisen?" fragte ironisch der Mann mit dem rothen Antlitz. „Tragen Sie nicht das Joch einer tyrannischen und parteisüchtigen Oligarchie, beugen Sie sich nicht unter dem Druck harter Gesetze, seufzen Sie nicht unter der Tyrannei und der Unterdrückung, überall, an jeder Straßenecke? Es beweisen!" Der Mann mit dem rothen Antlitz hörte plötzlich auf, lächelte mit einer melodramatischen Miene und ersäufte seinen Unwillen in einem Kruge Bier. — „In dieser Sache ist Herr Rogers zu Hause", sagte ein dicker Krämer, der während der ganzen Rede seine Augen nicht von dem Redner abgewendet hatte. — „Das ist ganz klar", sagten mehrere Mitglieder der Gesellschaft, die eben so wenig wie der Krämer von der Rede verstanden hatten; „den solltest Du in Ruhe lassen." — „Ruhig", sagte der dicke Krämer zu dem Gewürzhändler. „Zanke Dich wo anders herum, mit dem wirst Du nicht fertig, Toming." — „Was ist der Mensch?" fuhr unser Politiker unwillig fort, indem er seinen Hut ergriff. „Was ist ein Engländer? Soll er sich mit Füßen treten lassen? Was ist die Freiheit? Sie ist kein stehendes Heer. Was ist ein stehendes Heer? Es ist nicht die Freiheit. Was ist das allgemeine Glück? Es ist nicht das allgemeine Elend. Die Freiheit ist nicht die Fenster- und Thüren-Taxe. Die Lords sind nicht das Volk. Nicht wahr?" Der rothe Mann wurde immer röther, und seine Reden verloren sich in unverständlichen Worten, wie „Niederträchtigkeit, unterdrückend, Heftigkeit" u. s. w. Sodann drückte er sich zornig den Hut in die Augen und verließ den Saal, indem er die Thür heftig zuwarf. — „Erstaunlicher Mann!" sagte der Mann mit der spitzen Nase. — „Glänzender Redner", setzte der dicke Krämer hinzu. — „Unwiderstehlicher Redner!" sagte Jeder, mit Ausnahme der Gewürzhändlers. Die ganze Gesellschaft schüttelte geheimnißvoll den Kopf und entfernte sich allmälig.

Wenn wir etwas romantischen Kalibers wären, so würden wir hier in tiefes Nachdenken versunken seyn. Der finstere Saal, das alte Holzgetäfel, der vom Rauch und von der Zeit geschwärzte Kamin würden uns hundert Jahre rückwärts versetzt haben und wir hätten auf's schönste träumen können. Vielleicht hätten uns der zinnerne Krug auf dem Tische und die kleine Kaffeekanne in einem Winkel des Kamins eine lange Geschichte aus alten Zeiten erzählt. Aber wir befanden uns nun einmal in keiner romantischen Stimmung, und wir konnten, trotz aller Mühe, diese alterthümlichen Gegenstände nicht zum Sprechen bringen; sie blieben kalt, stumm, unbeweglich. So kehrten denn unsere Gedanken zu dem Mann mit dem rothen Antlitz zurück. Diese Menschen sind keine Seltenheit. Es giebt keine Gesellschaft, keinen Klub, keine Soirée ohne einen Politiker mit rother Nase. Sie sind schwach an Kopf und stiften überall Uebles. So wie der Eine, sind sie Alle. (Monthly Magazine.)

Mannigfaltiges.

— Warum und weil. Ein Engländer trat kürzlich in ein Kaffeehaus und forderte eine Tasse Kaffee mit Milch. „Garçon, recht viel Kaffee", sagte er dem einschenkenden Kellner; „ich werde Dir hernach schon sagen, warum." — „Schön, mein Herr, steht zu Diensten." — „Jetzt bitt' ich auch um recht viel Milch; ich werde Dir hernach schon sagen, warum." — „Sehr schön, mein Herr, steht zu Diensten." — Nachdem der Kellner so den zwiefachen Wunsch des Gastes erfüllt hatte, stellte er Kaffee- und Milchkanne auf den Tisch und wartete nun ganz ruhig, indem er den Engländer ansah. „Willst Du noch etwas?" fragte ihn dieser. — „Ich bitte um die beiden warum." — „Ach ja, warum; weil ich sehr vielen Zucker in den Kaffee thue."

— Gefährlicher Sprachfehler. Wilhelm III. sprach, als er im Jahre 1688 von Holland nach England kam, um von dem Throne seines Schwiegervaters Jakob II. Besitz zu nehmen, kein ausgezeichnetes Englisch. In Portsmouth wurde er von den städtischen Behörden und den Bürgern festlich empfangen, und auf ihre feierliche Anrede antwortete er ihnen: „Wir sind gekommen Eures Guts halber, um aller Eurer Güter wegen" (We are come for your good — for all your goods). Die Engländer dachten, es sey besser, „das Gut" zu sagen und „das Gute" zu meinen, als umgekehrt, und nahmen daher ihren neuen König, trotz seines Quiproquo's, mit Enthusiasmus auf.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 60. Berlin, Freitag den 18. Mai 1838.

England.

Robert Owen und sein Social-System *).

Robert Owen ward zu Newton in der Grafschaft Montgomery im Jahre 1771 als der Sohn armer Aeltern geboren. Als Knabe genoß er nur sehr dürftigen Unterricht, kam früh zu einem Kaufmann in die Lehre, stand als Commis bei verschiedenen Handelshäusern zu London, Stamford und Northwich und wurde endlich zu Manchester der Geschäftsführer, in der Folge der Associé und Schwiegersohn eines der reichsten und angesehensten dortigen Fabrikherren, Namens Dale. Während Owen sich solchergestalt durch Emsigkeit, Tüchtigkeit und tadellose Rechtschaffenheit aus niedriger und dürftiger Lage zu Ehre und Wohlstand emporarbeitete, versäumte er auch nicht, was ihm an Kenntnissen und wissenschaftlicher Bildung abging, durch eifrige Lektüre und Selbstunterricht nachzuholen. Er las mit forschender Aufmerksamkeit und gründlichem Nachdenken, dabei mit eigensinniger und oft sonderbarer Auswahl; in manches Buch, woraus ihn die eigene warme, menschenliebende Gesinnung ansprach, las er sich dergestalt hinein, daß er sich Inhalt und Ausdruck desselben gänzlich aneignete und beides späterhin in seinen Schriften unbewußt reproduzirte. So ging es ihm namentlich mit Rousseau's Contrat social, woraus sich ganze Stellen in seinen New Views of Society wiederfinden. Es erklärt sich und folgt mit Nothwendigkeit aus diesem Gange seiner Bildung, daß Owen ganz und gar, in Allem, was er denkt und spricht und was er bis auf diesen Tag geschrieben hat, das entschiedenste Gepräge des Autodidakten zeigt: eigenthümlich seltsame, aber aus tiefster Gesinnung und Ueberzeugung hervorgegangene und darum hartnäckig festgehaltene Ansichten über die Natur des Menschen und der menschlichen Gesellschaft, — starre Konsequenz in der Entwickelung und Verfolgung eines Gedankens, einer Idee, die den Geist gefangen genommen hat, — ein isolirter Standpunkt für die Betrachtung der Dinge und Verhältnisse, welcher die Aussicht nach gewissen Richtungen offen läßt und nach anderen gänzlich verschließt. Hieraus erklären sich Owen's Irrthümer; aber die Reinheit und Trefflichkeit seines Charakters, die köstliche Milde seines Gemüthes, seine thätige, aufopfernde, anspruchlose Menschenliebe müssen ihm die Verehrung und Liebe eines Jeden gewinnen, der ihn in seinem Wirken kennen lernt.

Die Kolonie New-Lanark hat zu allererst den Namen Owen's in England berühmt gemacht. Dies war ursprünglich ein Dorf in der gleichnamigen Schottischen Grafschaft, am Flusse Clyde gelegen; Owen's Prinzipal und Schwiegervater Dale hatte daselbst bereits 1784 eine große Baumwollen-Spinnerei und Manufaktur gegründet. Die Stelle war wegen der Nähe eines Wasserfalles im Flusse gewählt, dessen Kraft zur Treibung der Maschinen benutzt werden sollte; denn damals hatte man von Dampfkraft noch keine Ahnung. Sonst war die Lokalität in jeder Hinsicht und im höchsten Grade ungünstig, die Gegend wüst und unfruchtbar, die Wege, wo es deren gab, im allerschlechtesten Zustand, die Bevölkerung in Elend und Unwissenheit versunken. Unter solchen Umständen konnte das Etablissement nicht gedeihen. Es waren Wohnhäuser neben den Fabrik-Gebäuden aufgeführt, und die Arbeiter bekamen für sich und ihre Familien frei Quartier; gleichwohl fehlte es in der menschenleeren und unbetriebsamen Gegend an Händen zur Arbeit, und man mußte die Leute nehmen, nicht wie man sie wünschte, sondern wie man sie bekam: Engländer, Schotten, Irländer, Auswurf und Hefe des Volkes aus allen drei Königreichen fanden sich in dem Fabrik-Dorfe zusammen. Man machte den Versuch, Kinder aus den Edinburger Waisenhäusern in Lehre und Arbeit zu nehmen, kam aber bald davon zurück; denn damals brachte man's noch nicht über das Herz, Knaben und Mädchen in zartester Jugend durch zwölf- und vierzehnstündige tägliche Arbeit langsam hinzumorden. Die Ansiedelung war in der ganzen Gegend in üblen Ruf gekommen. Schmutzige Armuth, Trägheit, Zuchtlosigkeit, Völlerei, Diebstahl, Schlägereien waren an der Tagesordnung. In solchem Zustande übernahm Owen das Etablissement aus den Händen seines Schwiegervaters als Eigenthum. Eine zwiefache, mit den größten Schwierigkeiten verknüpfte Aufgabe lag ihm vor: ein gesunkenes Handels-Unternehmen wieder in Flor zu bringen, einer in Elend und Unsittlichkeit versunkenen Bevölkerung ökonomisch und moralisch wieder aufzuhelfen. Er begriff, daß Jenes ohne Dieses nicht gelingen konnte. Ihm verhalf sein natürlicher Verstand und sein wohlwollendes Gemüth zu der Einsicht, gegen welche leider noch heute so Viele verschlossen zu seyn scheinen: daß der Brodherr, wenn er sich seinen Arbeitern wohlthätig und hülfreich erweist und auf sittliche Besserung und Veredelung bei ihnen hinwirkt, nicht allein ein gutes, sondern auch ein kluges Werk verrichtet und seinen Anstalten, seinen Unternehmungen ein dauerndes Gedeihen sichert. Und obgleich Owen bei seinem Völkchen — die Ansiedelung zählte etwa 2000 Seelen — mit einer tiefeingerissenen Entartung, mit eingewurzelten bösen Neigungen und Gewohnheiten und obendrein als Engländer gegen das gehässige Vorurtheil und Mißtrauen des Schottischen gemeinen Volkes zu kämpfen hatte, so ging er doch freudig und zuversichtlich an's Werk, nicht als ein Zuchtmeister, nicht als ein Prediger, sondern als ein milder Vater, als ein umsichtiger, schonender, die Gebrechen und Leiden seiner Kranken mitfühlender Arzt. Er verfügte keine Züchtigungen, keine Strafen. Eine Verurtheilung, welche der Herr, der Vorgesetzte kraft seiner Macht und Autorität ausspricht, bringt den Schuldigen selten zur Besinnung, zur Reue, zur Besserung; viel öfter regt sie den Trotz und den Ingrimm erst recht auf. Der Schwache und Arme, dem Mächtigen und Reichen gegenüber, ist störrig und argwöhnisch und sieht auch in der Ausübung des Rechts nur die überlegene Gewalt, die ihn in seiner Freiheit beeinträchtigt. Aber den Vorwurf, die Verschmähung, die Verachtung von seines Gleichen erträgt Keiner; auch der roheste, der hartnäckigste Sünder fühlt sich gerichtet, sobald er sich von seinen Standes- und Berufsgenossen verworfen und gemieden sieht. Dahin wirkte denn Owen vor Allem, die Bösen von der Gemeinschaft der Uebrigen zu isoliren, sie zum Gefühl der Verlassenheit, des Ausgestoßenseyns, der Beschämung und dadurch zur Reue und Besserung zu bringen. Er hatte aus Englischen und Schottischen Fabriken einige rechtschaffene und sittlich erprobte Gehülfen, Werkmeister und Altgesellen mit nach New-Lanark gebracht und bediente sich ihrer, um auf den Sinn der Arbeiter zu wirken, sie zur Einsicht über ihr wahres Bestes zu bringen, das moralische Gefühl aus seiner Erstorbenheit zu erwecken. Seine Milde, seine Fürsorge, sein stets gleiches Wohlwollen erweckte Zutrauen in den Gemüthern. So gelang es ihm, ohne die Anwendung irgend eines äußerlichen, befehlenden Zwanges, einen mächtigen Einfluß, eine moralische Herrschaft über die große Mehrzahl seiner Untergebenen zu ihrem Heile auszuüben. Das erste Laster, dessen Ausrottung er auf diesem Wege bewirkte, war Diebstahl und Diebeshehlerei; allmälig wurde auch die Zanksucht beschwichtigt; die Lüderlichkeit machte einem geordneten, häuslichen Familienleben Platz. Alles war gewonnen, sobald Einige das Beispiel guten Wandels gaben; denn Owen wußte dafür zu sorgen, daß sie sich wohl dabei befanden, — er wußte den Gebesserten ihren neuen Zustand, ihr neues Leben so lieb zu machen, daß sie vor Rückfällen bewahrt blieben, und daß die Schlechten sich neben ihnen unglücklich fühlten. Unter allen Uebeln erwies sich keines hartnäckiger, keines widerstand so lange allen Bemühungen des Reformators, als die Branntweinsäuferei. Er hatte es hier freilich nicht bloß mit dem eingewurzelten Hang zu diesem Laster, sondern auch mit den Umtrieben der Schenkwirthe zu thun, die sich seinem Vorhaben mit aller Macht entgegensetzten. Es blieb ihm am Ende nichts übrig, als sie mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen. Er eröffnete selbst eine Schenke und verkaufte den Whiskey um ein Drittheil wohlfeiler, als alle übrige Wirthe. Diese konnten dabei natürlich nicht bestehen und räumten einer nach dem anderen das Feld; Owen blieb allein auf dem Platze und hatte es nun in seiner Gewalt, den Branntweingenuß zu beschränken, die dem Trunke Ergebenen zu beaufsichtigen und an den Pranger zu stellen. Sobald das Laster in Verachtung gerieth, war es für immer überwunden.

Die allgemeinen Grundsätze, von welchen Owen bei seinem Verfahren ausging und in welchen er durch den überraschend glücklichen Erfolg bestärkt und befestigt wurde, verdienen schon ihrer Eigenthümlichkeit halber eine nähere Auseinandersetzung. Dem Rousseauschen Satze: „Der Mensch ist rein und gut, wie

*) Nach einem in der Revue des deux Mondes mitgetheilten Artikel des Herrn L. Reybaud.

er aus des Schöpfers Händen kommt", setzte Owen den seinigen entgegen: Der Mensch ist von Natur weder gut noch bös. Er bringt nichts mit auf die Welt als die Fähigkeit, Eindrücke und Einwirkungen von außen zu empfangen und dadurch in seinen Neigungen, in seinen Handlungen bestimmt zu werden. Alles kommt darauf an, in welche Umstände, unter welche Umgebungen der Mensch, namentlich in den Jahren seiner Entwickelung, geräth, ob dieselben heilsam oder verderblich auf ihn einwirken. Diese Einwirkungen sind aber fast durchgängig der Willensbestimmung des Individuums entzogen: sie gehen vor sich, ohne daß er ein Bewußtseyn davon hat. Keiner kann dafür, unter welchen Umständen er geboren, aufgewachsen, erzogen ist; Keiner hat sich seine Organisation, sein Temperament, seine Anlagen und Neigungen selbst gegeben. Ohne Wissen und Willen, ohne Wahl und Wunsch, ohne Zuthun und Widerstreben kommt der Mensch zu irrigen Vorstellungen, zu verkehrten Trieben. Keiner hat anders werden können, als er geworden ist. Demnach ist der Mensch für seine Tugenden und seine Laster durchaus unzurechnungsfähig. Tugend ist Heil und Gesundheit, Laster ist Elend und Krankheit; alle Belohnung aber und alle Strafe ist nicht allein ein Widersinn, sondern auch eine schreiende Ungerechtigkeit. Belohnt man den Gesunden um seiner Gesundheit, züchtigt man den Siechen um seines Siechthums willen? Der Lohn der Tugend muß nicht von außen kommen, sondern aus ihr selbst, aus dem Wohlbefinden der Seele. Zur Heilung des Kranken aber, zur Besserung des Lasterhaften gehört vor allen Dingen, daß man verderbliche Einflüsse von ihm entferne, daß man ihn in eine reine Atmosphäre, in gesunde Umgebungen bringe. Laßt ihm das Gute nicht angelernt und vorgeschrieben, sondern angewöhnt, wo möglich angeboren und anerzogen werden; laßt ihn in einer demaßen eingerichteten Gesellschaft aufwachsen, daß er nichts vor sich sehe, als Friede und Wohlwollen, Ordnung und Mäßigkeit, Eintracht und Gerechtigkeit, wetteifernden Fleiß, reine Sitte, — so wird er das Böse, Unsittliche nicht verabscheuen, — nein, viel besser, er wird es gar nicht kennen, keine Ahnung, keine Vorstellung davon haben; sein Sinn wird dagegen verschlossen seyn; die Sittlichkeit hingegen wird als Gewohnheit, als zweite Natur in ihm walten, und er wird gut seyn mit Nothwendigkeit. — So war das Ideal einer Gesellschafts-Verfassung beschaffen, wie Owen sie in Lanark zu verwirklichen strebte. In diesen Lehren unterrichtete er seine vertrauteren Gehülfen; in diesem Geist redete er zu seinen Arbeitern und Kolonisten, ihr Herz zur Milde und gegenseitigen thätigen Liebe zu stimmen, ihnen die Einsicht, was ihnen wahrhaft nütze und fromme, zu eröffnen. Mit wunderbarer Beredsamkeit und Klarheit wußte er den Besuchern, welche der steigende Ruf von Owen's neuer Schöpfung nach New-Lanark herbeizog, seine Ansichten, seine Methode, sein System — denn ein solches hatte sich allmälig bei ihm ausgebildet — auseinanderzusetzen. Alle schieden erfreut, begeistert von dem, was sie gesehen und vernommen hatten. Der bekannte Parlaments-Redner, Major Torrens, kam als ein glühender Verehrer Owen's von New-Lanark zurück. „Dieser Mann", sagte er, „ist der Patriarch der Vernunft und Menschenliebe." Die Besonnenen und Einsichtigen erkannten und bemerkten freilich schon damals, nicht dem Systeme, sondern der Persönlichkeit und dem Charakter Owen's sey der gestiftete Segen anzurechnen.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

On Steam-Engine Boilers. — Von Armstrong. 5½ Sh.
A geogr. and comparative list of the Birds of Europe and North-America. — Von Ch. Lucian Bonaparte (Prinz von Musignano). 5 Sh.
Coleridge's literary remains. — Dritter Band. 12 Sh.
Lovers and fortune hunters. — Von Fitzherbert. 3 Bde. 31½ Sh.
Life of Coleridge. Von J. Gilman. Erster Band. 10½ Sh.
A history of Engl. Rhythms, from the 5th century downwards. — Von E. Guest. 2 Bde.
Kant's Critick. — Uebersetzung.
Kerigan's Navigation tables. — 2 Bde. 2 Pfd. 2 Sh.
The Normans in Sicily, or, notes of a journey through Sicily, chiefly illustr. of the architecture and history of the Normans in that island. — Von H. G. Knight. 8½ Sh.
Krummacher's sacred allegories. — 18. 1½ Sh.
The life of Rob. Burns. — Von Lockhart. 4te Aufl. 12. 6½ Sh.
Genealogy of the Turks and Tartars. — Von Col. Miles. 10½ Sh.
Nourmahal, an oriental romance. — Von J. Quin. 3 Bde. 31½ Sh.
Painting and the fine arts. — Von Haydon und Hazlitt. 6 Sh.
Chronicle of Coronations of the Queens of England. — Von J. R. Planché. 5½ Sh.
Poppo's Prolegomena. — Uebersetzt von Burgess. 6½ Sh.
The Man without a soul. — Von F. H. Rankin. 2 Bde. 21 Sh.
History of the Gipsies. — Von S. Roberts. 4te Aufl. 12. 3 Sh.
Voyage round the world. — Von Ruschenberger. 2 Bde. 28 Sh.
On Deafness. — Von Stevenson. 12. 3 Sh.

Türkei.

Die Straße von Edreneh nach Konstantinopel.

(Schluß.)

Gern hätte ich die Türkische Pfeifen-Fabrik in Burgas besichtigt, aber das Fieber, von dem ich schon unterweges befallen war, hatte mich so geschwächt, daß ich in den ersten besten Konak trat und mich todtkrank auf eine Strohmatte niederwarf. Die Krankheit wüthete die ganze Nacht in meinen Adern und hatte sich am Morgen zum Delirium gesteigert. An Weiterreise war nicht zu denken, stechende Schmerzen saßen mir in Kopf und Brust, ich konnte kein Auge aufthun, kein Glied rühren. Als Yussuf mich in diesem Zustande sah, holte er einen Türkischen Arzt, der nach seiner Ankunft sich zu mir auf die Matte niederkauerte, die seit [illegible] mein Lager war, und sich zuerst eine Pfeife und Kaffee reichen ließ. Darauf fühlte der Muselmännische Heilkünstler nach meinem Puls, legte seine Hand auf meine Stirn und schien eine Weile nachzudenken. Als er seinen Tschibuck ausgeraucht hatte, zog er eine Schachtel mit Aniskügelchen aus seinem Gurt, gab mir einige zu verschlucken, warf rasch einen Lederriemen um meinen Hals und zog ihn so eng zusammen, daß ich purpurroth im Gesichte wurde und schier auf den Wahn kam, mich unter den Händen eines Nachrichters Sr. Türkischen Hoheit zu befinden. Es fehlte mir an Kraft, die Schlinge des Doktors zurückzustoßen, und ich mußte ihn gewähren lassen. Nun steckte er zwei seiner Finger in meine Nasenlöcher und ritzte mir mit seinen krallenartigen Nägeln die Membrane; ein reicher Strom Blutes quoll hervor, und ich fühlte einige Erleichterung, nachdem mein Hals aus der Schlinge war. Eine Stunde nach dieser wunderlichen Kur legte man mich, so lang ich war, auf einen Araba, auf Deutsch, einen Leiterwagen, dessen Stöße meinen Schmerz von neuem aufrüttelten. Von zwei bedächtigen Ochsen gezogen, kam ich nach Selivria, wo eine kurze Rast meine Kräfte stärkte. Hätte ich diese Pause nur zu benutzen verstanden, so würde ich bis zu meiner gänzlichen Wiederherstellung nicht von der Stelle gegangen seyn oder ein Schiff im Hafen bestiegen haben, um zu Wasser Konstantinopel zu erreichen; aber ein unbegreiflich unglücklicher Eigensinn befestigte mich in dem Entschlusse, meine Reise zu Lande an der Küste entlang fortzusetzen. Ich bestieg also wieder meinen Araba, und mein vierschrötiges Rinderjoch schleppte mich mit derbem Takte über die hügelige Landschaft der Marmara-Küste.

Zwar wirkte die kühle Seeluft belebend auf meinen Körper, sie war aber nicht mehr im Stande, die miasmatischen Einflüsse, die ihn in den sumpfigen Ebenen Adrianopels angegriffen hatten, zu entfernen. Den Kopf auf beide Hände gestützt, betrachtete ich mit einem Entzücken, welches allen Schmerz mich vergessen ließ, den durchsichtigen Wasserspiegel des Marmara-Meeres, welchen ein dunkeler Lazur-Himmel wie ein leuchtender Turban überwölbte. Zwei Tauben, in den zarten Lichtschimmer der Atmosphäre getaucht, kreisten darüber hin und ließen das bunte Gefieder an ihrem Halse wie türkissene Halsbänder im Sonnenlichte flimmern. An den Ufern wärmten sich unzählige Schildkröten, die bei unserer Annäherung in ihre Gehäuse sich zurückzogen, während vor uns ein Zug von Geiern die Sonne verdunkelte und, lange Schatten auf uns werfend, von sanften Winden, wie es schien, schlafend gewiegt wurden.

Meine Krankheit wurde immer bedenklicher und raubte mir zuletzt das Bewußtseyn. Ich überspringe die Entfernung, welche Konstantinopel von einem Flecken, Namens Groß-Brück (Buiuk Tschekmedje), trennt, weil ich nicht das Geringste weiß, was von da ab mit mir vorging. Mein Bewußtseyn kehrte erst zurück, als ich aus meinem Araba gehoben und in einen Kaïk gesetzt wurde, der mich von Stambul nach Galata bringen sollte, sobald wir durch das Thor der Osmanischen Hauptstadt eingefahren waren. So sterbenskrank ich auch war, hatte ich doch die Ueberzeugung, daß ich, ungeachtet der bedenklichen Aussage der Aeskulaps-Jünger, nicht eine Beute des Todes werden sollte. Abgesetzt an der Gränze des Franken-Viertels, in der Nähe des Schiffswerftes, mußte ich zu Fuß das steile „Todtenfeld" erklimmen, um auf die Höhe von Pera zu gelangen. Ich konnte nicht fort. Yussuf legte mich auf einen Leichenhügel des Kirchhofes und ging nach der Stadt, eine Chaise aufzutreiben. Ein so mariger Einzug hatte wenig Erquickliches und verscheuchte die rosenfarbenen Bilder, welche des Reisenden sich bemächtigen, wenn er einen Ort erreicht, den er lange als das Ziel seiner Wünsche, als den friedlichen Hafen nach stürmischer Fahrt begrüßt hatte. Ein umgefallener Leichenstein war mein Lager; tausendfach geformte Grabmäler füllten den weiten Friedhof, schwarzbehelmte Cypressen warfen ihren düsteren Schatten über mein Haupt, Geier ohne Zahl horsteten auf den Bäumen dieses Todtenhaines und sahen mich mit der unheimlichen Starrheit ihrer großen runden Augen an; schweigend saß mein Reisegefährte mit dem stummen Blicke der Verzweiflung mir zur Seite. In dieser schrecklichen Lage senkte der Herr des Lebens einen freudigen Strahl von Hoffnung in meine Seele und ließ mich in dem prächtigen Buche seiner Natur, dessen schönste Seite vor meinen Blicken aufgeschlagen lag, den süßen Trost meiner Genesung lesen. Drüben breitete sich Konstantinopel mit seinen Thürmen und Kuppeln aus; eine selige Befriedigung durchströmte meine Brust; ich fand mich von neuem in meinem Glauben an einen magnetischen Kausal-Nexus unter erschaffenen Wesen bestärkt.

Yussuf kam endlich in Gesellschaft eines muskulösen Türken zurück, der mich wie ein Kind in seinen Arm nahm und nach der Hauptstraße von Pera bis zur Französischen Gesandtschaft trug. Daselbst fand ich glücklicher Weise zwei Männer, die ein echt landsmännisches Interesse für meine Lage zeigten und, da mein Reisegefährte bereits die Symptome derselben Krankheit, welche mich verzehrte, an sich zu verspüren anfing, die Besorgung eines Quartiers übernahmen. Der Erste jener beiden Männer war der unglückliche Bailly aus Blois, ein junger Arzt von großen Kenntnissen und glänzenden Talenten, der seit kurzem seinen Freunden und der Wissenschaft durch den Tod entrissen ist, gerade in dem Zeitpunkte, wo sein Ruf in der Levante gegründet war und in Paris sich neben den Koryphäen seiner Kunst geltend machen wollte. Der Andere war Alix Desgranges, erster Dolmetscher der Französischen Gesandtschaft, jetzt in derselben Eigenschaft bei dem Könige der Franzosen und Professor der Türkischen Sprache am Collége de France. Durch die Bemühungen dieser Männer wurde ich nach meinem neuen Logis in einer Sänfte, der

Gesandtschaft gebracht, einem alten Möbelstück aus dem vorigen Jahrhundert, mit geschmacklosen Schnörkeleien und Vergoldungen überladen. Während des Umzuges begleitete mich ein Schwarm Neugieriger, deren Summen und Räuspern mich gegen meinen Willen aus meiner Schlafsucht weckte. Beim Anblick dieser bunten Trachten, bei den eben so bunten Modulationen und Tonarten Babylonischer Sprachverwirrung vom Griechischen und Türkischen bis zum Armenischen und schlechten Italiänisch, das bei den Türken den Namen „Frankensprache", gleichsam als Europäische Universalsprache, führt, fehlte wenig, daß ich in meiner Betäubung nicht schon in die andere Welt mich versetzt glaubte. Unter diesen Neugierigen gab es auch Zudringliche, die, nicht zufrieden, mich wie die Uebrigen von weitem anzusehen, den Kopf durch die Thür steckten und in tausend unverständlichen Jargons mich anredeten. Zuweilen fiel mein halb geöffnetes Auge auf das Greisen-Antlitz eines Osmanli mit weißem Barte, auf dem die Reste der eben genossenen Speise zu sehen waren; oft war's der blaue Turban eines Juden, der meinen Blick in Anspruch nahm. Auch einige Türkische Frauen mit verschleiertem Angesicht bückten sich mit ihren geheimnißvoll-reizenden Köpfen an das offene Fenster meiner Sänfte, und mein schweifender Blick ruhte eine Sekunde lang auf ihren langen schwarzen Sammet-Augen, deren Ausdruck, voll des zartesten Mitleids, nie aus meinem Gedächtniß verschwinden wird.

Bald flohen diese schwirrenden Schatten; ich fühlte, daß ich in dem engen Raum eines Zimmers, in einem Bette war. Drei Wochen brachte ich zwischen Leben und Tod darin zu. Nach Verlauf dieser Zeit durchlief ich mit Bailly, dessen Sorgfalt und Geschicklichkeit ich meine Heilung zuschreiben mußte, die Straßen von Konstantinopel und Pera und machte meine Visite bei Herrn Desgranges und dem Englischen General-Konsul, um ihnen für ihr Wohlwollen und ihre Theilnahme zu danken, die sie während einer langen Krankheit mir unausgesetzt geschenkt hatten.

Alphonse Royer.

Frankreich.

J. J. Rousseau's literarischer Einfluß auf die neuere Zeit*).

Die Schriften, die wir von Jean Jaques Rousseau haben, sind hauptsächlich zwiefacher Art: politisch-spekulativ und dichterisch-gemüthlich. In den letzteren, wo er sich nur mit sich, seiner eigenen Geschichte, seinen Leiden und inneren Erlebnissen beschäftigt, ist er vielleicht am genialsten und eigenthümlichsten. Als Philosoph und Publizist glänzt er nur durch einen höheren Grad von Phantasie und Beredsamkeit, womit er gewisse Wahrheiten bespricht, die schon vor ihm bekannt waren, oder Systeme aufstellt, die zum Theil grundfalsch sind, und er hat mehr Begeisterung und Kraft in der Sprache, als Originalität in den Ideen. Wo er dagegen sich selbst zum Gegenstand seiner Betrachtungen macht, wo er uns sein eigenes Innere in allen seinen Wechseln und Stimmungen aufschließt, da war er zu seiner Zeit eben so neu, wie er noch später die größte Macht ausgeübt hat. Sein Geist und seine Manier sind länger als ein halbes Jahrhundert in der Literatur herrschend geblieben, und in ihm sehen wir die ersten Anfänge dessen, was den innersten Kern der modernen Poesie ausmacht, jener melancholischen Weltanschauung, welche die letzte Frucht der Kultur und der Uebersättigung ist.

Im Anfang seiner „Bekenntnisse" rühmt sich Rousseau, ein Werk zu unternehmen, das sowohl bis jetzt einzig dasteht, als auch später keine Nachahmer finden wird. Wir können ihm jedoch zwei Muster in der Vergangenheit anführen, Sankt Augustin und Cardan, einen Heiligen und einen Charlatan; was die Nachahmungen betrifft, so ist ihre Zahl Legion, wenn man alle die Werke rechnet, wo die Eigenliebe uns sehr ausführlich von sich unterhält. Ein wirklich einziges Buch in seiner Art waren die „Bekenntnisse" des heiligen Augustin, deren Inhalt, zugleich Beichte und Gebet, zwar weniger Unterhaltung und Mannigfaltigkeit gewährt, als die Rousseauschen, was aber bloß daher kommt, daß der Heilige viel zu rein und fromm ist, um Alles zu erzählen. Auch die plastische Eleganz, der feurige Ausdruck Rousseau's fehlt in den Bekenntnissen des Bischofs von Hippo, dessen Gedanken und Gefühle zwar von Kraft und Tiefe zeugen, aber nur zu oft in einen barbarischen oder künstlich verschrobenen Stil gekleidet sind, wie es bei einem Afrikanischen Römer des fünften Jahrhunderts nicht anders möglich ist. Was wir dagegen hier bewundern, ist die beispiellose moralische Erhebung und die Fülle von Liebe und Hingebung, die wir überall finden. Rousseau, der weniger über seine Sünden weint, als mit seinem Unglück kokettirt, hat Genie genug, um auch in die Ergießungen seines Egoismus ein höheres, tragisches Moment hineinzulegen, während Augustin eben so streng ist gegen sich, als liebreich gegen alle Andere. In seinem Schmerz ist keine Wuth, in seiner Reue kein stolzer Trotz; er ergeht sich nicht in Betrachtungen der Art, wo die Seele sorgfältig ihre Fehler hervorsucht, um nur dem tiefsten Fehler von allen, ihrer Eitelkeit, zu schmeicheln; er erzählt nicht selbstgefällig, was er sich vorzuwerfen hat, und seine Phantasie befleckt sich nicht mit dem, was sein Gewissen peinigt.

Diese Lauterkeit der Gesinnung, diese moralische Reinheit geht den Rousseauschen „Bekenntnissen" ab. Vergebens bezeichnet der Verfasser die Zeit, wo er ein strengeres Leben annimmt und eine einfachere Kleidung, wo er unter Anderem die weißen Strümpfe und die Spitzen abschafft, ja er erzählt sogar von der inneren Umwandlung, die früher mit ihm vorgegangen sey; diese letztere aber ist nur sehr schwach zu bemerken. Nichtsdestoweniger hat Rousseau in einigen Theilen dieses Werkes und in anderen Schriften von derselben Art die erste Probe von der Behandlung eines Stoffes geliefert, der bisher in der Französischen Literatur noch ganz neu war. Zwei Dinge sind es vornehmlich, worin Rousseau hier besonders originell ist und welche die Grundzüge seiner Darstellung bilden: das Verständniß für die Poesie der wahren Natur, wie sie dem offenen Sinn in Feld und Wald entgegentritt, und der gemüthliche Pathos oder die geistreiche Melancholie im Kleinen.

Vor ihm gab es nur eine elegante, gravitätische Literatur, die gleichsam einen wesentlichen Bestandtheil in der gesellschaftlichen Hierarchie ausmachte und die es immer mit dem hielt, was die Konvenienz der großen Welt vorschrieb. Selbst Boileau, der kühne Redner, repräsentirt sowohl in der Sprache als durch den Platz, den er einnimmt, doch nur die Würde und Größe der Monarchie Ludwig's XIV., und so ist es fast mit sämmtlichen großen Schriftstellern jener Zeit, außer Lafontaine. Später mußte sich Voltaire, dessen Ideen so revolutionnair waren, in vielen Punkten der gesellschaftlichen Ordnung unterwerfen. Einen König, dessen Persönlichkeit mächtig genug war, um zu imponiren, gab es damals (in Frankreich) nicht mehr, aber noch war der Hof da, und gleich wie Bossuet und Racine mit ihrer gravitätischen Pracht oder ihrer feinen Eleganz für den Hof Ludwig's XIV. wie geschaffen waren, so kann man auch in Voltaire den natürlichen Dichter jenes sittenlosen, geistreichen Hofes sehen, der die Mißbräuche aufrecht erhielt, worüber er spottete, und von Dingen, an die er nicht mehr glaubte, Vortheil zog.

Bei Rousseau sehen wir davon nichts mehr; seine Phantasie sucht anderswo Nahrung. Eine bescheidene Feldblume, ein versteckes Gebüsch zieht ihn mehr an, als die geschorenen Alleen von Versailles und die Springbrunnen von Chantilly. In seiner schwärmerischen Gemüthlichkeit spricht er oft von Dingen, die der gute Ton für die Schriftsteller des 17ten Jahrhunderts in den Bann gethan. Indem er sich in seinen Darstellungen mehr gehen läßt, ist er deswegen nicht immer naiver, und wiewohl er oft gern bei kleinlichen Einzelnheiten verweilt, ist er darum doch nicht zuverlässiger. So zart und reizend er ist bei der Beschreibung der Naturschönheiten, so cynisch wird er oft, wenn er das Innere des Menschen aufdeckt, wenn er mit selbstquälerischer Genauigkeit gewisse böse Gedanken annalysirt, wie sie zuweilen in der Seele urplötzlich hervortauchen und eben so schnell wieder verschwinden. Hierdurch aber schuf er eine ganz neue Kunst, zu gefallen und Interesse zu erregen. Indem er den Stil aus seiner vornehmen Höhe herabzog und den Ideenkreis, in welchem er sich bewegt, etwas erweiterte, behielt er stets eine außerordentliche Gewandtheit in Form und Sprache, und durch diese Veredlung des Stoffes erwarb er sich für Alles die Nachsicht eines Jahrhunderts, das in die Literatur seinen Stolz setzte. Geschmack und Sprache waren nicht mehr rein genug, um sich an den etwas deklamatorischen und unkorrekten Formen zu stoßen, die in seiner reichen, kräftigen Diction hier und da vorkommen, und seine Grazie und Harmonie fesselten den Geist mit einer Gewalt, die Voltaire selbst nur auf dem Theater geübt, während sie Rousseau auch in die Prosa zu bringen wußte. So wurde er eigentlich der Redner des 18ten Jahrhunderts, und zwar nicht bloß in den Interessen, welche die ganze Gesellschaft bewegten, sondern auch in der Sache seines Ichs, in der Geschichte seiner eigenen Schwächen und Leiden. Er wußte seiner Person dieselbe Berechtigung zu verschaffen, wie seinen Schriften, und indem ihm seine wahre oder affektirte Misanthropie dazu diente, den Beifall seiner Zeitgenossen zu gewinnen, hatte er die Gesellschaft daran gewöhnt, ihn als einen jener höheren Geister zu bewundern, die sich von ihr lossagen, um sie beherrschen zu können.

Bei einer tiefer gehenden Vergleichung zwischen Voltaire und Rousseau in Rücksicht auf ihren beiderseitigen Einfluß wird man finden, daß dieser bei Beiden eben so verschieden war, wie ihre geistige Individualität selbst. Voltaire wirkte mehr auf die öffentliche Meinung, Rousseau auf die Individuen und Charaktere. Voltaire hatte keine einzelne, hervorstechende Anhänger, deren Genie er anregte; zu seiner Schule gehörte ganz Frankreich, zu dessen Organ er sich machte, und Europa, das sich von den Französischen Ideen blenden ließ. Durch jene skeptische Ironie, jenen Aufklärungseifer und jene Sucht nach Geistesfreiheit und materiellem Fortschritt, die er in seiner Zeit theils vorfand, theils ins Leben rief, hat er mehr als jeder Andere den Geist unserer Zeit, wie den sonderbaren Kontrast in unseren Ideen und Sitten vorbereitet. — Eine so dauernde Macht hat Rousseau nicht auf die Geister geübt. Die Zeiten der gesellschaftlichen Umwälzung abgerechnet, wo seine Doktrinen von dem Fanatismus ausgebeutet wurden, hat er immer zu den spekulativen Schriftstellern gehört und zu der Klasse der großen Redner, die nicht fortreißen. Unsere Publizisten haben ihm gewisse Ausdrücke und unsere Institutionen sogar gewisse Formen zu verdanken; aber seine Theorieen haben ihre allgemeine Autorität verloren, und nachdem er vorübergehend die politische Welt erschüttert, hat er nur noch eine literarische Schule hinterlassen, die aber freilich jetzt wieder auf die Gesellschaft selbst reagirt. Ein Dichter und ein Volkstribun waren bei der Annäherung der großen Revolution von seinem doppelten Einfluß erfüllt, Bernardin de Saint-Pierre, der stille Naturmaler,

*) Nach einem Auszuge aus den Vorträgen des Herrn Villemain über die Literatur des 18ten Jahrhunderts, deren bisher noch rückständig gewesene erste Abtheilung jetzt in einem Bande im Druck erschienen ist.

und Mirabeau, der wilde Redner voll Leidenschaft und Genie. Bald darauf wirkten Rousseau's Schriften besonders entscheidend auf die Ideen und den Bildungsgang eines jungen Französischen Offiziers, jenes damals noch unbekannten Flüchtlings, der, aus den Wirren seiner Heimath unter die Wilden Louisiana's verschlagen und von da wieder in das lärmende Lager des Bürgerkrieges und in die trostlose Einsamkeit mitten in einer wildfremden, großen Stadt zurückversetzt, bei Rousseau Nahrung fand für sein Hoffen und seine Schwermuth und an seinem Beispiel lernte, was das Genie vermag gegen Unglück und Verborgenheit.

Man sieht es Chateaubriand's erstem Werke an, welches aus London vom Jahre 1796 datirt, wie sehr er damals, bei aller eigenen Geistes-Originalität, von den Ideen und Gefühlen desjenigen erfüllt war, den er „den großen Rousseau" nannte und den er zu den fünf großen Schriftstellern zählte, deren Studium er Jedem anrieth. Es schien, als ob diese Begeisterung für jene herrliche Sprache noch mächtiger in ihm wäre, als der noch so frische Eindruck, den er von den erhabenen Scenen der Wildniß mitbrachte, und aus seinen kühnen, reich aufgetragenen Gemälden blicken gar viele Spuren von der Melancholie des „einsamen Spaziergängers" hervor, Spuren, die sich noch in der genialen Schöpfung des René wiederfinden. Aber man merkt bald, daß in der Zeit, welche zwischen den mürrischen Träumereien des unzufriedenen Philosophen und der feurigen Schwermuth des jungen Menschen mitten inne liegt, das ganze Leben, die ganze Gesellschaft in ihren Grundfesten gewankt hat. Jene Poesie der Prosa, jener Zauber einer philosophischen, wohlklingenden Sprache, jene große Kunst, zu schreiben, die man in Rousseau so sehr bewundert hatte, sie war wieder da, aber mit einem neuen Glanz ausgestattet, durch einen Reichthum von fremden Bildern und durch eine hier und da merkbare Rückkehr zu älteren, einfacheren Mustern. Bald wurde aus Rousseau's Schüler sein beredter Gegner, oder vielmehr der philosophisch-poetische Vertheidiger des Christenthums, der den Kampf gegen den Zweifel, den schon Rousseau begonnen, wiederaufnahm, trieb jetzt den Sieg noch weiter und versöhnte mit der Kirche die Vernunft der höheren Geister und die Phantasie der Frauen, den praktischen Verstand der Politiker und die hoffende Sehnsucht Aller.

Auch die Natur war für ihn reicher geworden. Der poetische Reisende war nicht mehr auf einige schöne Landschaften in der Schweiz oder in Piemont, auf einige reizende, aber schon zu gewöhnlich gewordene Wäldchen in der Nähe der Städte beschränkt, er nahm vielmehr seinen Stoff vom Ocean, von Amerika, Italien, Griechenland, Aegypten, Judäa, mit einem Wort von den großartigsten Punkten unseres Planeten und unserer Geschichte. Jene Einsamkeit, die sich Rousseau künstlich erträumt, er hatte sie in ihrer ganzen Größe und Schauerlichkeit in den Amerikanischen Urwäldern angetroffen. Jenes wilde Naturleben, das der Philosoph sich so abstrakt ausgedacht, er führte es in die Poesie ein und gab damit dem unerschöpflichen Reichthum des Gemüthes einen neuen Spielraum.

Rousseau's Einfluß ist nicht weniger stark zu erkennen in den Werken des großen Englischen Dichters unserer Zeit. Bei Byron verstärkte er jenen Haß gegen die Gesellschaft, den der Tugendhafte und der Weise nie billigen wird, und dazu kam hier noch ein Zusatz von Skeptizismus. Daher ist die Poesie dieses Dichters so melancholisch und zugleich so finnlich, so bitter und doch nicht ernst; sie entlehnt ihre reichsten Farben der Natur-Anschauung, ohne jenes moralische Moment hineinzubringen, das ihr erst Größe und Leben giebt. Wie Voltaire den Maler des Don Juan philosophisch gebildet, so hat der poetische Egoismus des Dichters von Childe Harold und Lara in Rousseau's Geist seine Quelle, und bei der Beschreibung des fingirten Clarens-Wäldchens dachte er gewiß an die reizenden, so oft besuchten Gestade des Genfersee's.

Kommen wir endlich auf unsere Tage und auf jene neue religiöse Poesie in unserer Literatur, die, scheinbar aus sich selbst hervorgegangen, doch dem Studium und jener rhetorischen Prosa viel zu verdanken hat, so werden wir nicht umhin können, in den Méditations des Herrn von Lamartine und in der hinreißenden Anmuth seiner Verse hier und da einige veredelte Klänge aus dem „Vicaire Savoyard" und dem „Promeneur solitaire" wiederzufinden. Ja, man wird an der Art, wie diese melodische Poesie die einfachsten Worte anwendet, an dem gemüthlichen Detail, worin sich diese feine Eleganz gefällt, vielleicht erkennen, daß, wenn hier Racine's erhabene Sprache einen großen Theil an Allem hat, doch noch mehr zu finden ist von dem poetischen Reichthum Rousseau's. Die Quelle dieses Reichthums von Gefühlen und Bildern ist bei dem Dichter dieselbe, wie bei dem Philosophen: der Spiritualismus und die Liebe.

Der literarische Einfluß Rousseau's erscheint auch noch in einem der heftigsten Widersacher, die seine Schriften in unseren Tagen gefunden. Der berühmte Verfasser des Buches über die „Gleichgültigkeit in Religionssachen", dessen Logik so kühn und scharf, dessen Sprache so leidenschaftlich ist, läßt sich in mehr als einem Punkte mit dem Schwärmer des Emil vergleichen, den er um seines bezaubernden Stils willen vielleicht zu stark gerühmt hat. Man sieht, er hat sich noch mehr in dieser Schule gebildet, als in der der Kirchenväter. Er hat, wie jener flüchtige Hebräer, dem Aegypter seine eigenen Waffen genommen, um ihn zu bekämpfen. Die Aehnlichkeit des Styls ist oft so stark, daß Einem dabei jene Werke aus der Periode der wieder auflebenden Wissenschaften einfallen, wo ein Neuerer sich die Schriften eines Livius oder Terenz zueignete in einer christlichen Einfassung. Wenn ferner, den Gedanken-Inhalt anlangend, der Priester des 19ten Jahrhunderts mit großem Uebergewicht die Widersprüche und Unhaltbarkeit des Rousseauschen Deismus ans Licht stellt, so entdeckt man doch selbst in der Feindschaft eine Art von Vorliebe. Man erkennt den rhetorischen Unterricht des Lehrers an den harten Schlägen, die ihm der Schüler versetzt; ja an einigen kühnen paradoxen Behauptungen, welche dieser in den Glauben versetzte Schüler nicht lassen kann, merkt man, daß er auch in der Philosophie bei ihm in die Schule gegangen und daß der beredte Apostel der Autorität ein fleißiger Leser des Contrat social war, dem es auch jetzt noch sehr leicht wäre, von einem Extrem zum anderen zu springen.

Doch es ist hier nicht unsere Absicht, eine Kritik der Zeitgenossen zu liefern, um Rousseau's Charakter zur Anschauung zu bringen. Es mag genügen, daß wir diesen großen Schriftsteller seinen Hauptzügen nach dargestellt haben als einen einflußreichen Publizisten, der nur meist falsch sah, als einen inkonsequenten Moralisten, dessen System aber oft sehr erhaben und heilsam war. Das Schlechte, das ihm vorzuwerfen ist, verschwindet vor dem Guten, das er gestiftet, und gleich wie das Alterthum bei der Vergötterung seiner Heroen sie von allem Schwächlichen und Irdischen reinigte, so müssen auch in dieser Apotheose des Nationalruhms die Irrthümer des Menschen seinen Diensten Platz machen. In dreifacher Beziehung wird Rousseau stets unsere Liebe und Bewunderung verdienen: als Schriftsteller von Genie, der eben durch sein Genie unglücklich geworden, als einsichtsvoller Freund der ersten Kinderjahre, der manches Gute gewirkt, und als beredter Vertheidiger des religiösen Gefühls in einem Jahrhundert, das vom Zweifel beherrscht ward.

Bibliographie.

A la belle étoile. — Von Arnould. 2 Bde.
L'honnête homme. Etudes morales. — Von S. H. Berthoud.
Histoire de l'Economie politique en Europe. — Von A. Blanqui. 2 Bde. 15 Fr.
Le genie d'une femme. — Von J. Briffet. 2 Bde.
Traité élém. d'Anatomie comparée. — Von C. G. Carus; übersetzt von J. J. Jourdan.
Anatomie descriptive. — Von J. Cruveilhier. Th. 1 u. 2.
Chavorney. — Von Ch. Didier. 2 Bde.
Castille et Léon. — Drame von F. Duppé. 6 Fr.
Traité sur l'art graphique et mécanique appliqués à la musique. — Von B. Eisenmenger. 5 Fr.
Pélerinage d'une jeune fille du canton d'Unterwalden à Jerusalem. — Von H. Gaudcraud. 2 Bde.
Une dame de l'opéra. — Von E. L. Guérin. 2 Bde. 15 Fr.
Examen critique de l'Histoire de la Géographie du nouveau continent et des progrès de l'Astronomie antique aux 15e et 16e siècles. — Von A. von Humboldt. Th. 3 u. 4. 14 Fr.
La soeur du Maugrabin. — Von P. L. Jacob.
Les smogglers. — Von J. Lecomte. 2 Bde.
Histoire de la Révolution fre., depuis 1789 — 1814. — Von Lapommeraye. Dritte Aufl. Th. 1. Lief. 1. 30 Cent. (Giebt 2 Bde. in 30 Lief.)
Histoire des sciences mathématiques en Italie, jusqu'à la fin du 17e siècle. — Von G. Libri. Bd. 1 u. 2. 16 Fr. (Giebt 6 Bände.)
Le Mélomane. Revue musicale et théâtrale. — Erster Jahrgang. 4 Bde. wöchentlich. Pr. des Jahrg. 12 Fr.
Un médecin d'autrefois — Von F. de Olivet. 2 Bde. 15 Fr.
Rome et Florence. — Par l'auteur de Naples et Venise. — 7½ Fr.
La dernière Aldini. — Von G. Sand. 7½ Fr.
Les maitres mosaistes. — Von G. Sand. 7½ Fr.
Clinique des Maladies des Enfans nouveau-nés. — Von F. L. J. Valleix. 8½ Fr.
Madame la duchesse. — Von H. de Viel-Castel. 2 Bde.

Mannigfaltiges.

— Uebersetzungen aus dem Deutschen. Der „geistreiche Verfasser der Memoiren der Marquisin von Crequi", dessen Uebersetzung von L. Schneider's „Bilder aus Berlins Nächten" die Französischen Blätter als ein Originalwerk ankündigen, verschweigt wahrscheinlich nur darum seine Quelle, damit Niemand auf den Einfall komme, ihm die Kenntniß der Deutschen Sprache zuzutrauen. In der That hat er aber auch in seiner übrigens ganz wörtlichen Uebersetzung die allerseltsamsten Schnitzer gemacht. So läßt er z. B. den König Friedrich Wilhelm I. bei seinem Besuche des Buchhändlers Spener den alten Englischen General Seymour einen „Eskadrons-Chef" (chef d'escadron) nennen; sieht man aber im Originale nach, so findet man, daß der König von einem „Schwadroneur" spricht. In dem Worterbuche des „geistreichen Verfassers der Memoiren der Marquisin von Crequi" war das Wort „Schwadron" mit „escadron" übersetzt; folglich mußte ein „Schwadroneur" Jemand seyn, der entweder in einer Schwadron diente — und das konnte doch ein Englischer General unmöglich — oder sie anführte; mithin wurde der Schwadroneur zum chef d'escadron gemacht. Weniger leicht erklärlich, aber nicht minder seltsam ist der Beiname, den der Französische Uebersetzer der ersten Compagnie des Musketier-Regiments giebt, das zur Zeit Friedrich Wilhelm's I. in Berlin stand. Er nennt sie nämlich „Heisere" (Enrhumés). Sehen wir aber im Originale nach, so finden wir, daß der König jene Compagnie, die er gewöhnlich auch nach Wusterhausen mitnahm, „Wusterhäuser" nannte. Hier kann uns also nur eine kühne Konjektur helfen. Der „geistreiche Verf. der Memoiren der Marquisin von Crequi" hat wahrscheinlich „Hustenheiser" gelesen und nun sehr geistreich „Enrhumés" übersetzt.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 61. Berlin, Montag den 21. Mai 1838.

Nord-Amerika.

Die Fahrten der Normannen nach Amerika um das Jahr 1000.

Es ist schon früher in diesen Blättern die Rede gewesen von der Entdeckung, die man in neueren Zeiten gemacht hat, daß schon vor Kolumbus im 11ten und 12ten Jahrhundert Normännische Seefahrer von Island und Grönland aus die Küsten von Nord-Amerika besucht, und von der hierauf gegründeten Hypothese, daß Kolumbus, der bekanntlich auf seinen Seereisen im Jahre 1477 auch nach Island kam, die Kunde hierüber, die sich wahrscheinlich bei der dasigen Bevölkerung mündlich und schriftlich fortpflanzte, vernommen und dadurch zu seinen eigenen geographischen Ideen und Entdeckungsplänen, wo nicht die erste Anregung erhalten habe, doch wenigstens darin bestärkt worden sey. Diese letztere Schlußfolgerung ist um so mehr eine bloße Hypothese, als sie sich auf nichts historisch Gegebenes aus dem Leben des Kolumbus selbst stützt, indem kein einziger Bericht über jene Zeit, keine Stelle in des Admirals eigenen Papieren oder in fremden Mittheilungen über ihn die geringste Anspielung auf diesen wichtigen Umstand enthält. Was dagegen jene Tradition über die Fahrten der Normänner nach Amerika betrifft, so ist dies erstens eine historisch ausgemachte Thatsache, die nicht bloß durch das Zeugniß einer Menge von älteren und neueren Schriftstellern bestätigt wird, sondern vornehmlich durch die authentischen Urkunden aus dem Mittelalter selbst, die man im Norden gefunden hat, und zweitens ist sie auch gar nicht so neu, und nur insofern nennen wir sie eine neuere Entdeckung, als sie, seit Jahrhunderten in jenen Urkunden verschlossen, deren Inhalt schon der Sprache wegen nur einer kleinen Zahl von Nordischen und fremden Gelehrten zugänglich seyn konnte, für die größeren Kreise der gelehrten und literarischen Welt bisher so gut wie nicht vorhanden war. Im vorigen Jahre nun ist unter den Auspizien der Königlichen Gesellschaft Nordischer Alterthumsforscher in Kopenhagen eine Sammlung der Isländischen Urkunden und Manuskripte erschienen, in welchen jene Nachrichten enthalten sind, unter dem Titel: Antiquitates Americanae, sive Scriptores Septentrionales rerum Ante-Columbianarum in America, und da der ganze Gegenstand, Amerika's Entdeckung durch die Normänner nämlich, interessant genug scheint, um eine nähere Bekanntschaft, wenigstens mit seinen Haupt-Momenten, zu verdienen, so lassen wir hier eine gedrängte Darstellung folgen sämmtlicher hierher gehöriger historischen Fakta, wie sie aus den verschiedenen größeren und kleineren Denkmälern und Ueberlieferungen in jener Sammlung zu entnehmen sind.

Im Frühling des Jahres 986 fuhr Erich Rauda, d. h. Erich der Rothe, von Island nach Grönland und gründete daselbst an einem Ort, der nach ihm selbst Ericsfiord hieß, eine Niederlassung, Namens Brattalid. Unter seinen Begleitern war Heriulf Bardson, der sich an einem Ort niederließ, welcher noch heute den Namen Heriulfsneß trägt. Heriulf hatte einen Sohn, Namens Biarne, Biorne, oder (nach einigen neueren Schriftstellern) Biron. Biarne war abwesend auf einer Handelsreise nach Norwegen, als sein Vater den Erich nach Grönland begleitete. Als er im Laufe des Sommers nach Island zurückkehrte und seinen Vater nicht mehr fand, segelte er ihm nach, obgleich er der Fahrt zwischen Island und Grönland ganz unkundig war. Sein Fahrzeug war bald von Nebeln eingehüllt, so daß er nach einer Fahrt von mehreren Tagen nicht wußte, wohin er gekommen war. Als der Nebel verschwunden war, fanden sie, daß sie mit einem Südwestwind segelten, und sahen Land zur Linken. Dieses Land war ohne Berge, mit Wald überwachsen und stieg allmälig in sanften Erhebungen empor. Da es nicht den Beschreibungen Grönlands, welches das Ziel ihrer Fahrt war, zu entsprechen schien, so ließen sie es zur Linken liegen und segelten zwei Tage lang weiter, als sie wieder ein anderes Land sahen, das ebenfalls flach und mit Wald bewachsen war. Von hier stachen sie in See, fuhren drei Tage mit einem Südwestwind und entdeckten ein drittes Land, das hoch, gebirgig und mit Eis bedeckt war. Indem sie am Ufer entlang hinfuhren, fanden sie, daß es eine Insel war. Sie entfernten sich davon, ohne zu landen, und nach einer viertägigen Fahrt mit frischem Wind erreichten sie Heriulfsneß in Grönland. Dies ist die Erzählung von Biarne's Reise im Jahre 986, und wenn diese als authentisch betrachtet wird, so müssen wir annehmen, daß er bei der Fahrt von Island nach Grönland durch einen Nordostwind und durch Strömungen weit nach Süden fortgeführt wurde, bis er die Küste von Amerika berührte, und von da, mit entgegengesetztem Wind, an den Ufern von Neufundland und Labrador vorbei nach seinem Bestimmungsort in Grönland kam. Von Biarne wird erwähnt, daß er nicht auf dem Festland von Amerika gelandet sey.

Einige Zeit später, wahrscheinlich im Jahre 994, besuchte Bearne den Erich, Grafen von Norwegen, und gab ihm einen Bericht von seiner Reise und von dem unbekannten Lande, das er gesehen. Der Graf tadelte ihn, daß er die Gegend nicht näher erforscht. Bei seiner Rückkehr nach Grönland beschloß man, eine Entdeckungsreise zu unternehmen. Leif, ein Sohn Erich's des Rothen, kaufte zu diesem Zweck Biarne's Schiff und brachte einen Haufen von 25 Männern an Bord, unter denen auch ein Deutscher war, Namens Tyrker, der schon sehr lange ein Genosse der Erichschen Familie gewesen. Sie begannen die Fahrt im Jahre 1000 und kamen zuerst nach dem Lande, welches Biarne zuletzt entdeckt hatte. Sie landeten daselbst. Nirgends war Grünes zu sehen, die Küste war mit Eisbergen besetzt, und der ganze Raum zwischen ihnen und dem Wasser war eine ununterbrochene Schicht von Schiefer: Schiefer heißt auf Isländisch Hella, und daher nannten sie jenen Ort Helluland. Der Herausgeber der Urkunden-Sammlung will in dieser Gegend Neufundland erkennen, und zwar aus dem Umstand, daß Biarne auf der erstbeschriebenen Reise, als er von hier nach Grönland segelte, vier Tage zugebracht habe.

Von Helluland fuhren sie weiter und entdeckten ein neues Land, das sie ebenfalls betraten. Es war eben und mit Wald bedeckt; sie nannten es Markland oder Waldland. Der Herausgeber der Antiquitates Americanae hält dies für die Küste von Neu-Schottland. Als sie wieder in See stachen, segelten sie zwei Tage lang mit Nordostwind, ehe sie wieder Land sahen. Dann erreichten sie eine Insel östlich vom Festland und fuhren durch einen Kanal zwischen dieser Insel und einem in östlicher Richtung vom Festland auslaufenden Vorgebirge. Sie segelten westwärts und fanden daselbst viel Land, das in der Ebbe trocken geblieben war. Hierauf kamen sie auf dem Ufer an einen Ort, wo ein Fluß, der aus einem See hervorkam, ins Meer mündete. Sie brachten ihr Schiff in den Fluß, von da in den See, und hier ankerten sie und bauten zum ersten Mal Hütten für eine kurze Zeit; nachdem sie aber beschlossen, den Winter hier zuzubringen, errichteten sie etwas dauerndere Wohnhäuser, die sie Leifsbuthir, d. h. Leif's Buden oder Hütten, nannten. Nachdem sie sich so niedergelassen, theilte Leif seine Gesellschaft in zwei Theile, deren Geschäft es war, abwechselnd ihre Wohnplätze zu bewachen und das Land zu durchforschen. Bei einer Gelegenheit fehlte Tyrker, der Deutsche, als der Haufen, zu dem er gehörte, des Nachts von seinen Streifereien zurückkehrte. Endlich kam er wieder und berichtete, daß er auf seinen Wanderungen eine Menge von Weintrauben gesehen, die er aus seinem Geburtslande recht gut kenne. Dies bewog Leif, dem Lande den Namen Vinland oder Weinland zu geben. Nachdem sie den Winter hier zugebracht, kehrten Leif und seine Gefährten im Frühling nach Grönland zurück. Aus der geographischen Beschreibung, wie aus einer astronomischen Angabe, will der Herausgeber der Sammlung schließen, daß die Insel, welche hier erwähnt wird, keine andere sey, als Nantucket, und das Land, dem sie den Namen Vinland gegeben, das Gebiet von Massachusetts und Rhode-Island.

Als Leif nach Grönland zurückgekommen war, erregte seine Entdeckung große Neugier, und sein Bruder Thorwald borgte sich Leif's Fahrzeug und unternahm eine zweite Reise in derselben Richtung im Jahre 1002, in der Absicht, das Land noch weiter nach Süden hin zu untersuchen. Vor dem Anfang des Winters erreichten sie Vinland und blieben hier in Leif's Hütten, indem sie sich mit Fischerei beschäftigten. Im Frühling des folgenden Jahres sandte Thorwald einen Haufen aus in dem langen Boot seines Schiffes, um das Land nach Süden zu durchforschen. Sie brachten den Sommer damit zu und fanden das Land schön und gut bewaldet, mit einer schmalen Sandfläche zwischen dem Wald und der See. Auch stießen sie auf mehrere Untiefen und Inseln.

Spuren von Menschen begegneten sie nicht, außer einer Hütte auf einer im Westen liegenden Insel.

Im Frühling des Jahres 1004 segelte Thorwald in dem großen Fahrzeug nach Osten, und dann nordwärts vor einem Vorgebirge vorüber, welches eine Bucht einschloß und einem anderen Vorgebirge gegenüberlag. Sie nannten dies Kap Kiarlaneß oder Kegelkap. Sie fuhren um das Kap herum und quer durch die Bucht, bis sie eine vorspringende Landspitze erreichten, die mit Wald bedeckt war. Dieser Ort gefiel besonders Thorwald: „Das ist ein schöner Fleck", rief er; „hier möchte ich meine Wohnung bauen." Als sie sich anschickten, an Bord zu gehen, bemerkten sie drei Kanoes auf dem Gestade und unter jedem Kanoe drei Skraellings oder Zwerge; dies ist der Name, den die Normänner den Eskimo's gaben. Es erhob sich ein Streit, und acht von den neun Skraellings wurden getödtet. Der Neunte floh in das Innere der Bai und kehrte bald mit einem großen Haufen seiner Landsleute zurück. Thorwald's Genossen zogen sich auf ihr Schiff zurück, aber Thorwald selbst wurde von einem Pfeil unter dem Arm tödtlich verwundet. Als er merkte, daß ihm seine Wunde den Tod bringe, sprach er zu seinen Landsleuten: „Ich rathe Euch jetzt, sobald als möglich an Eure Abreise zu denken; mich aber sollt Ihr auf das Vorgebirge bringen, wo es mir so reizend schien zu wohnen. Vielleicht waren die Worte, die mir dort entfielen, nicht ohne Vorbedeutung; hier sollt Ihr mich begraben und mir zu Häupten ein Kreuz errichten, und eben so an den Füßen, und den Ort sollt Ihr für alle Zeiten Krossaneß nennen." Diesem Befehl gehorchten sie; sodann kehrten sie zu Leif's Hütten zurück, brachten den Winter daselbst zu und fuhren im folgenden Frühjahr wieder nach Grönland. Das Kegelkap ist nach der Meinung des Herausgebers der Sammlung Cape Cod, und das Vorgebirge, welches von Thorwald's Schicksal den Namen Krossaneß bekam, ist entweder Kap Gurnet, welches Plymouth gegenüberliegt, oder Point Alderton bei Boston.

Im nächsten Frühling fuhr Thorstein, Erich's dritter Sohn, mit seinem Weibe Gudrida ab, um den Körper des Thorwald zu holen, den sie nach Grönland zurückbringen wollten. Die Fahrt war nicht sehr glücklich. Sie wurden den ganzen Sommer auf dem Meere umhergeworfen und wußten nicht, wo sie waren. Es wurde Winter, ehe sie die westliche Küste von Grönland erreichten, wo Thorstein starb. Gudrida kehrte im Frühling nach dem Familiensitz Ericsfiord zurück.

Das folgende Jahr, 1006, ist in der Geschichte dieser Fahrten von großer Wichtigkeit. Im Sommer dieses Jahres kamen nach Grönland zwei Schiffe von Island. Das eine stand unter dem Befehl Thorfinn's mit dem Beinamen Karlsefne, d. h. der Hoffnungsvolle, einer reichen und mächtigen Person von vornehmer Familie, von deren Vorfahren einige aus Königlichem Geblüt waren. Das andere Schiff wurde kommandirt von Biarne Grimolfson und Thorhall Gamlason. Sie feierten das Jule- oder Weihnachtsfest in Ericsfiord. Hier verliebte sich Thorfinn in Gudrida und heirathete sie im Laufe des Winters. Die Entdeckungen in Vinland waren der fortwährende Gegenstand der Unterhaltung und des Interesses in Erich's Familie. Thorfinn wurde von seiner Frau und den anderen Mitgliedern der Familie aufgefordert, eine Reise nach dem neu entdeckten Lande zu unternehmen. Demgemäß schifften sich im Frühling 1007 er und seine Gefährten in ihren zwei Fahrzeugen ein, denen sich noch ein drittes anschloß unter der Leitung Thorward's, des Gatten der Freidisa, einer natürlichen Tochter Erich's. Die Gesellschaft bestand im Ganzen aus 140 Menschen. Sie nahmen mit sich alle Arten von Lebensmitteln, um, wo möglich, das Land zu kolonisiren. Sie berührten Halluland auf ihrer Fahrt nach Süden und fanden daselbst eine Menge von Füchsen. Auch Markland fanden sie reich an wilden Thieren. Auf ihrer weiteren Fahrt nach Süden erreichten sie Kiarlaneß (Cape Cod) und kamen vor pfadlosen Wüsten und langen Strecken sandigen Ufers vorbei, das sie Furdustrandir benannten. Sie setzten ihre Reise fort, bis sie an einen Ort kamen, wo ein Meerbusen weit in das Land hineinreichte. Hart an dem Eingang desselben war eine Insel, vor welcher starke Strömungen vorbeiflossen, was auch in dem Meerbusen weiter hinauf der Fall war. Auf der Insel gab es eine ungeheure Menge von Eidergänsen, so daß man kaum einen Schritt gehen konnte, ohne auf ihre Eier zu treten. Sie nannten die Insel Straumey (Strominsel) und den Meerbusen Straumfioerds, und landeten an der Küste, wo sie Anstalten zur Ueberwinterung trafen. Sie fanden das Land äußerst reizend und machten sich auf, es in allen Richtungen zu durchforschen.

Thorwald nahm mit acht seiner Gefährten den Weg nach Norden, um Leif's Niederlassungen in Vinland aufzusuchen; doch westliche Winde trieben sie an die Küste von Irland, wo sie zu Sklaven gemacht wurden. Thorfinn fuhr mit dem Rest der Gesellschaft, zusammen 131 Mann, nach Süden und kam an einen Ort, wo ein Fluß aus einem See sich ins Meer ergießt. Der Mündung des Flusses gegenüber lagen große Inseln. Sie lenkten das Schiff in den See und nannten den Ort Hop. In der Niederung fanden sie Felder, mit wildwachsendem Waizen bedeckt, und auf den Anhöhen Weinreben. Hier wurden sie von zahlreichen Schaaren der Eingeborenen in Kanoes besucht. Diese Leute werden beschrieben als blasse Menschen von widrigem Aussehen, mit großen Augen und breiten Wangen. Thorfinn und seine Gesellschaft errichteten ihre Häuser ein wenig oberhalb der Bai und brachten hier den Winter zu, während dessen kein Schnee fiel und das Vieh sein Futter auf freiem Felde fand. Im folgenden Frühling, 1008, begannen die Eingeborenen sich haufenweise zu versammeln und eröffneten mit den Fremden einen Tauschhandel. Die ausgetauschten Waaren bestanden auf der einen Seite in Pelzen und auf der anderen in Streifen Leinwand. Im Laufe des Sommers genas Gudrida, Thorfinn's Weib, eines Sohnes, den man Snorre nannte; dies war das erste Europäische Kind, das in Amerika zur Welt kam, und zugleich der Ahnherr einer Menge berühmter Personen unserer Zeit, die nach den genealogischen Tafeln, die der Sammlung angehängt sind, in gerader Linie von Thorfinn und Gudrida abstammen. Unter diesen erwähnen wir nur den Professor Finn Magnussen, einen geborenen Isländer, der jetzt in Kopenhagen wohnt und einer der ausgezeichnetsten Isländischen Gelehrten der Gegenwart ist, und Thorwaldsen, den großen Bildhauer. Nachdem sie noch andere Abenteuer und Kämpfe mit den Eingeborenen zu bestehen hatten, die in unserer Sammlung mit großer Ausführlichkeit berichtet werden, kehrte Thorfinn mit seinen Genossen nach Grönland zurück. Hier blieb er noch einige Jahre und kaufte dann einen Landsitz in Island im Jahre 1015, wo er mit seinem Amerikanischen Sohne Snorre den Rest seines Lebens zubrachte. Nach Thorfinn's Tode und der Vermählung ihres Sohnes machte Gudrida eine Wallfahrtsreise nach Rom. Ihre Familie blieb ferner durch Reichthum, Macht und Geist ausgezeichnet. Thorlak, Snorre's Enkel, stieg empor zu der Würde eines Bischofs und war wegen seiner Gelehrsamkeit sehr berühmt. Er sammelte die kirchlichen Gesetze Islands in einen Kodex, der noch vorhanden ist, und ist wahrscheinlich auch derjenige gewesen, welcher die Saga's oder die Erzählungen von den eben beschriebenen Reisen und Abenteuern schriftlich aufgezeichnet hat.

Außer einer Fahrt, die im Jahre 1011 von zwei Brüdern aus Island, Helge und Finnboge, in Gesellschaft Thorward's und seiner Gattin Freidisa, nach Vinland unternommen wurde, wird für den Rest des 11ten Jahrhunderts von keiner weiteren Reise von Grönland nach der neu entdeckten Gegend berichtet, und man vermuthet nur, daß eine beständige Communication zwischen beiden Ländern unterhalten wurde. Im Jahre 1121 schiffte sich Bischof Eric von Grönland zu einer Missionsfahrt nach Vinland ein, deren Resultat aber nicht bekannt ist. Im Jahre 1285 wird erzählt, daß ein neues Land im Westen Islands von zwei Missionairen aus dieser Insel entdeckt worden sey. Dieses neue Land, glaubt man, war Neufundland, und das letzte Jahr, wo von einer Reise von Grönland nach Markland erzählt wird, ist 1347.

England.

Robert Owen und sein Social-System.

(Fortsetzung.)

Die Kolonie und die Fabrik zu New-Lanark boten ein Bild der musterhaftesten Ordnung und des fröhlichsten Gedeihens. Unter den 2400 Einwohnern des Dorfes herrschte Wohlstand und sogar ein gewisser ländlicher Luxus. Bei jedem Wohnhause befand sich ein Gärtchen; in der Nähe des Ortes waren anmuthige Pflanzungen und Promenaden angelegt. Es riß damals bereits in den großen Central-Städten des Britischen Manufakturwesens der Uebelstand ein, daß der Mensch als Werkzeug für den industriellen Betrieb rücksichtslos verwendet und mit schwerer, einförmiger Arbeit, für kargen Lohn und dürftigen Unterhalt, bis zur Aufreibung seiner körperlichen, bis zur Ertödtung seiner Seelenkräfte belastet ward. Der kurzsichtige Eigennutz vieler Fabrik-Herren schlug Wohlfahrt und Gesundheit des Arbeiters wohlfeil an, wenn nur das Fabrikat wohlfeil erzielt wurde. Owen hingegen sorgte wie ein Vater für die Gesundheit, das Wohlbehagen, die Erholung seiner Untergebenen. Der Tag hatte zu New-Lanark nur zehn Werkstunden; aber Fleiß, Lust und Ordnung richteten das Doppelte aus. Die Kinder blieben bis zum zehnten Jahre gänzlich frei. Die Arbeitssäle und Zellen waren geräumig, trocken, wurden sorgfältig rein gehalten und gelüftet, aller Staub und Schmutz, der die Atmosphäre verunreinigen konnte, durch Ventilatoren entfernt. Mit Tagesanbruch war Jedes an seinem Platze, die Stühle und Maschinen fingen an zu gehen; die Arbeit gedieh ohne Störung, ohne Geräusch, in heiterer Ordnung, ohne anderen Antrieb, als den Wetteifer in Emsigkeit, Pünktlichkeit und Geschicklichkeit. Denn von Lohn für die Fleißigen, von Bestrafung der Lässigen war hier keine Rede, und die einzige disziplinarische Vorkehrung bestand darin, daß über dem Platze oder der Zelle jedes Arbeiters ein weißes, gelbes, blaues oder schwarzes Täfelchen angebracht war. Die vier Farben bedeuteten: gut, ziemlich gut, mittelmäßig, schlecht. Man sah aber fast gar keine schwarze Tafel, blaue und gelbe äußerst wenig. Owen kam auf diese Weise viel weiter und brachte seine Arbeiter zu größerer Pünktlichkeit und Sorgfalt, als wenn er, gleich Anderen, es durch Strafen und Lohn-Abzüge hätte erzwingen wollen. „Es hat mir", sagte er, „allemal die besten Früchte getragen, das gerade Gegentheil von dem zu thun, was die Meisten thaten." Er befolgte diese Maximen auch in der Führung seiner Geschäfte und befand sich wohl dabei. Daß er jeder Verpflichtung im vollen Umfange und mit größter Pünktlichkeit nachkam, daß er den Bestellungen und Aufträgen stets zur vollen Zufriedenheit der Abnehmer genügte und bei Lieferung und Versendung der Waaren mit einer über das feinste Mißtrauen erhabenen Redlichkeit zu Werke ging, dies wäre bei einem Manne von Owen's Gesinnungen und Grundsätzen das Geringste. Er ging in der Verleugnung alles kaufmännischen Eigennutzes so weit, daß er in der

Korrespondenz mit seinen Geschäftsfreunden viel mehr ihr Interesse als sein eigenes wahrzunehmen schien. Z. B. wenn Owen ein Sinken des Preises der Baumwolle voraussah und es ging zu solchem Zeitpunkte eine ansehnliche Bestellung ein, so machte er den Käufer aufmerksam und rieth, zu warten, da er binnen kurzem billigere Preise würde stellen können. Hingegen wenn ein Aufschlagen der Preise bevorstand, schrieb er an seine Korrespondenten und trieb sie an, sich eiligst zu versorgen. Kaufleute gewöhnlichen Schlages werden ein solches Verfahren lächerlich finden und meinen, dies sey der gerade Weg, sich zu Grunde zu richten. Der Erfolg bewies hier das Gegentheil: die Manufaktur zu New-Lanark warf für Owen und seine Miteigenthümer einen reinen Gewinn von mehreren Millionen ab. Das Vertrauen, welches er sich gewann, wurde zur ergiebigen Goldquelle.

Von Hause aus hatte Owen keine Befugniß, seine Arbeiter in der Verwendung ihres Lohnes zu beaufsichtigen und ihnen darüber etwas vorzuschreiben. Doch wußte er auch hierauf, durch Zureden und thätige Beihülfe, einen wohlthätigen Einfluß zu gewinnen. Er bemühte sich, ihnen die ersten Lebensbedürfnisse wohlfeiler und in besserer Qualität als bisher zu verschaffen, namentlich ihnen am Preise dasjenige zu ersparen, was den Gewinn der Zwischenverkäufer ausmacht. Er ließ die Gegenstände ihres Bedarfs in Masse und aus erster Hand einkaufen, legte Vorräthe an und verkaufte ohne Gewinn, lediglich um den Preis, wozu das Gelieferte ihm selbst zu stehen kam. So hatten die Einwohner von New-Lanark Alles, was sie brauchten, um ein Drittheil wohlfeiler als auf dem Markte des benachbarten Fleckens Old-Lanark. Solche Beweise des Wohlwollens und der Fürsorge machen sich auch dem einfältigen, ungebildeten Menschen verständlich, gewinnen seine Dankbarkeit und sein Vertrauen, weil er die Wohlthat täglich, stündlich in der Befriedigung seiner nächsten und dringendsten Bedürfnisse empfindet. Für jeden Arbeiter war bei der Direction ein Konto eröffnet, und er konnte den Betrag seines Arbeitslohnes, ganz nach Belieben, in Geld, oder in Lebensmitteln, oder sonst in anderer Gestalt in Empfang nehmen. Auch Vorschüsse wurden ihm bei dringender Noth, namentlich im Fall einer Krankheit, bereitwillig geleistet. Für die unverheiratheten Arbeiter war Küche und Speisesaal gemeinschaftlich eingerichtet und für reichliche, wohlzubereitete, abwechselnde und gesunde Kost mit möglichster Ersparniß gesorgt. So verdankten es die Bewohner von New-Lanark den Rathschlägen und Anordnungen ihres weisen und liebreichen Oberhauptes, daß sie, wenn auch an Gelde nicht, aber an Wohlstand, Behagen und Lebensgenuß unendlich reicher waren, denn ihre Nachbarn. — Owen's Fürsorge blieb dabei nicht stehen. Wie die Kolonie selbst, so nahmen auch seine Anstalten zum Besten seiner Untergebenen an Umfang und Bedeutung zu. Zwei große Gebäude wurden aufgeführt: ein Krankenhaus und ein Schulhaus. Der Schule wendete Owen, wie man leicht denken kann, alsbald seinen größten Eifer, seine größte Liebe zu. An der zarten, unverdorbenen, für die Eindrücke des Guten frisch empfänglichen Jugend das Ideal der Erziehung zu verwirklichen, welches er seit Jahren mit sich in Gedanken trug, diese Aussicht mußte ihn reizen und beglücken. Er war zu der Ueberzeugung gekommen, die Veranlassung aller Ungleichheit, aller Anmaßung und Eitelkeit, aller Unterdrückung, alles Hasses und aller Leiden, woran die Menschheit krankt, liege zum großen Theil in dem ganz ungerechten und willkürlichen Maaßstabe der Schätzung, welchen man an das menschliche Handeln gelegt, in den Vorzügen und Nachtheilen, Belohnungen und Strafen, welche man unbefugt, und am Ende noch gar für ein künftiges Leben, daran geknüpft habe. Es sollte nun den Versuch gelten, ob eine Erziehung ohne allen Belohnungs- und Züchtigungs-Apparat, ohne Prämien und Strafen, ohne Kränze und Ruthen nicht viel schönere und reinere Erfolge geben würde. Und allerdings zeugte der Erfolg auf das lauteste für Owen, — für den Mann nämlich und sein Wesen; ob auch für die Grundsätze, dies wäre eine weit hinaussehende Frage. Die Knaben und Mädchen zeigten sich lernbegierig, ohne eines Antriebes, folgsam und sittsam, ohne einer Abmahnung oder Einschüchterung zu bedürfen. Die Reisenden, welche New-Lanark und die Schule daselbst besucht haben, wissen die Freundlichkeit, die Fröhlichkeit, die Artigkeit und den Verstand der Kinder gar nicht genug zu rühmen. Die innere Einrichtung des Schulwesens, die Art und Weise des Unterrichts und der moralischen Einwirkung stimmt im Wesentlichen ganz mit dem überein, was der fromme Pastor Oberlin im Steinthale einführte und was jetzt in den zahlreichen Kleinkinder-Schulen in England, Frankreich und der Schweiz gebräuchlich ist. Indeß hat Owen zu jener Zeit gewiß von Oberlin nichts gewußt. Der Unterricht wurde in verschiedenen Klassen ertheilt, aufsteigend nach den Jahren des Alters und nach den Gegenständen, von den Anfangsgründen des Lesens und Schreibens bis zur kaufmännischen Rechenkunst, der Erdbeschreibung, Naturgeschichte, Geometrie und den Elementen der Mechanik und Physik. Und das Alles bis zum zehnten Jahre, denn mit diesem Zeitpunkt traten die Kinder aus der Schule in die Werkstatt. Owen's Grundsatz war, daß Kinder spielend, und daß sie nie durch das bloße Gedächtniß, sondern mit Hülfe lebendiger, sinnlicher Anschauung lernen müssen; er gründete hierauf eine einfache und fruchtbare Lehr-Methode, verschmähte jedoch nicht, sich aus anderen damals berühmten pädagogischen Systemen, dem Bell-Lancasterschen und Pestalozzischen, das Gute anzueignen. Die Mädchen hatten, wie sich von selbst versteht, bei weitem weniger zu lernen; nächst dem Lesen, Schreiben und Rechnen wurde die größte Sorgfalt darauf verwandt, sie zu Meisterinnen in Nähterei und anderer weiblicher Handarbeit zu machen. — Die Kinder hatten vollen Raum und volle Freiheit zu Spiel und Erholung, zu lauter Lust und regsamem Zeitvertreib. Ohne Aufsicht, ohne Gebot, ganz von selbst und auf natürlichem Wege hatte sich in dieser kleinen Republik ein Gesetz und eine Disziplin gebildet, von Allen gegen Alle, arglos und aus natürlichem Triebe der Gerechtigkeit ausgeübt und aufrecht erhalten. Wer dem Anderen einen bösen Streich gespielt hatte, der wurde von Allen gemieden und durfte nicht mitspielen, — für ein Kind die allerempfindlichste Strafe. Ueberhob sich Einer und mißbrauchte seine Stärke, so machten die Anderen alle gemeine Sache wider ihn. Allein durchweg herrschte Eintracht und Verträglichkeit, und sie hatten sich alle unter einander herzlich lieb. Bei schlechtem Wetter versammelten sie sich truppweise in den Sälen des Schulhauses, exerzirten und machten allerhand militairische Evolutionen zur Trommel und zur Schottischen Querpfeife. Auch Lieder wurden eingeübt und gesungen, und gewiß erinnern sich viele Reisende, gleich uns, mit Freude und Rührung der von klaren, reinen und zarten Diskant-Stimmen vorgetragenen Schottischen Volks-Melodie: „When first this humble roof I knew", und des Anblicks der hundert weiß und roth blühenden, blondgelockten, fröhlichen und unschuldigen Knaben- und Mädchenköpfe, deren viele einem Correggio zu Mustern seiner Engel hätten dienen mögen. — Die Schule zu New-Lanark zeichnete sich ferner durch eine in ganz England und Schottland unerhörte Neuerung aus: es fand gar kein Religions-Unterricht statt. Den Aeltern blieb es überlassen, zu welchem Geistlichen und in welche Kirche sie ihre Kinder schicken wollten. Owen strebte lediglich dahin, die Leute duldsam gegen einander zu machen. Jeder konnte Gott auf seine Weise verehren. Quäker, Wiedertäufer, Anglikaner, Presbyterianer, Katholiken, Methodisten und Independenten wohnten zu New-Lanark ruhig, einträchtig und im herzlichsten Vernehmen neben einander; Keinem fiel ein, mit seinem Glauben mehr gelten zu wollen, als sein Nachbar; Keiner verspürte Lust, den Nachbar zu bekehren.

So schön war Owen's Werk an dieser Stelle gelungen. Und mit wie einfachen moralischen Mitteln! Er hatte verstockte, verdorbene, mißtrauische Gemüther überwunden, gewonnen, gereinigt und an sich gefesselt, indem er sie durch die That und den Augenschein davon überzeugte, daß er *ihr* Bestes, nicht *seinen* Vortheil wollte. Sobald sie Vertrauen zu seinen Absichten und zu seiner höheren Einsicht gefaßt hatten, fand er sie gelehrig wie Kinder. Es war ihm wirklich geglückt, in New-Lanark ein kleines Utopien, eine moralisch reine Welt zu schaffen, alle Einflüsse auszuscheiden, welche dem bösen Triebe Vorschub thun, und nur solche walten zu lassen, die zur Sanftmuth, zum Wohlwollen, zur Ordnung, Mäßigkeit und Arbeitsamkeit hinwirken. Der Ruf seiner Schöpfung verbreitete sich über ganz Europa. Manches ernste Nachdenken wurde dadurch geweckt, manche philanthropische Einbildungskraft entzündet. Zweitausend Reisende wallfahrteten jährlich, um Owen und seine Kolonie zu sehen, zu den Ufern der Clyde. Unter anderen vornehmen und merkwürdigen Besuchern wurde der damalige Großfürst, jetzige Kaiser von Rußland, genannt. In diesem Erfolge, in dieser zunehmenden Berühmtheit, die ihn zugleich den verschiedensten Urtheilen von verschiedenen Seiten her aussetzte, mußte für Owen ein starker Antrieb liegen, mit seinen Grundsätzen öffentlich hervorzutreten und der Welt ein System, eine Methode, einen wohlüberlegten und konsequenten Plan in demjenigen nachzuweisen, was sich bisher bloß als einzelnes glücklich ausgefallenes Experiment geltend gemacht hatte. Große Hoffnungen erwachten in ihm. Seine Grundsätze in einem möglichst weiten Kreise auszubreiten, thätige Anhänger und Beförderer für das große Werk der Menschenbeglückung zu gewinnen, Pflanzstätten der neuen Lehre zu gründen und sein System, wie es ihm jetzt vorschwebte, in größerer Allgemeinheit, Vollständigkeit und Reinheit in Ausführung zu bringen, als sich zu New-Lanark thun ließ, — denn Owen war im Fortgange seines Nachdenkens, in seiner Einseitigkeit von Folgerung zu Folgerung getrieben, bei der Lehre von der absoluten Gleichheit und Gütergemeinschaft innerhalb der geselligen Gemeine angelangt, — dahin ging von nun an mehr und mehr sein Streben. Bereits 1812 war seine Schrift: „Betrachtungen über die Einrichtung der menschlichen Gesellschaft und ihren Einfluß auf die Bildung des Charakters" (New Views of Society or Essays upon the formation of human character) erschienen. Er legt darin die Prinzipien und die Tendenzen seiner Reform aufs klarste, bündigste und entschiedenste, aber auch in ihrer ganzen einseitigen Uebertreibung dar. Der Satz von der Unzurechnungs-Fähigkeit des Menschen erfährt eine solche Ausdehnung, daß, Lohn und Strafe zu geschweigen, nicht einmal Lob und Tadel, und selbst für das böseste Vergehen keinerlei Abbüßung statuirt wird. Ein gänzlich neues Erziehungswesen muß an die Stelle des alten treten, damit der Mensch unter reinen Verhältnissen und heilsamen Umgebungen physisch und sittlich gesund heranwachse. Innerhalb des geselligen Vereins soll Gleichheit der Rechte und Gemeinsamkeit alles Besitzes stattfinden; Keiner darf Etwas voraus haben; weder Vermögen noch Intelligenz darf einen Anspruch auf Superiorität begründen. Denn eben in der Superiorität des Menschen über den Menschen liegt der Anfang alles Uebels, der Ursprung aller Kränkung; ist dieser Anstoß hinweggeräumt, so ist gar kein Grund und Anlaß mehr vorhanden, warum ein Mensch den anderen hassen sollte, und es beginnt das Reich der allgemeinen Menschenliebe.

(Fortsetzung folgt.)

China.

Der Fan-kuei in China, von T. Downing *).

Fan-kuei (oder, nach Englischer Orthographie, Fan-qui), d. h. ausländische Dämonen oder Teufel, ist der im südlichen China übliche Spottname für Fremde aller Nationen, besonders Europäer. Der Titel des von Herrn Downing so eben herausgegebenen dreibändigen Werkes soll demnach nicht mehr und nicht weniger bedeuten, als: „Der Europäer in China", oder noch genauer: „Ich Toogood Downing in China."

Der launige und wohlunterrichtete Verfasser dieser drei Bände hat den löblichen Zweck, uns etwas tiefer, als bisher möglich gewesen, in die „Mysterien des Reichs der Mitte" blicken zu lassen. Als Heilkundiger von Profession besaß er während seines dortigen Aufenthalts manches Vorrecht, das anderen Reisenden versagt ist; er durfte die Chinesischen Hospitäler besuchen und erhielt sogar in Privathäusern dann und wann einmal Zutritt. Das Meiste, was Herr Downing uns erzählt, ist allerdings schon bekannt, und es lassen sich nicht eben viele ganz neue Beobachtungen in seinem Werke finden; aber er versteht, wie Wenige vor ihm, die Kunst, alle Ergebnisse fremder und eigener Anschauung in das rechte Licht zu stellen und jedes Phänomen unbefangen zu würdigen.

Da der Verfasser nicht über Canton hinausgekommen ist, so mußte ihm diese freilich ungeheure Stadt auch die vornehmste Repräsentantin des Chinesischen Treibens werden. Seine Schilderung des Ta-ho, der Gegend um Whampoa und überhaupt des ganzen Striches, wo die Schiffe der ausländischen Teufel sich frei bewegen dürfen, ist lebendiger und vollständiger, als jede andere, die uns bisher zu Gesicht gekommen. Wir geben ein Bruchstück derselben als Probe.

„Gegenüber der Stadt Canton sind die großen Fahrzeuge auf dem Ta-ho symmetrisch gruppirt, so daß sie lange Straßen bilden, die von der Mitte des Flusses bis ans Ufer reichen. Die Häuser dieser Fluß-Straßen sind, je nach Rang und Vermögen ihrer Besitzer, verschiedentlich angestrichen, gemalt und ausgeschmückt. Einige haben obere Stockwerke und große Platformen um den unteren Theil des Gebäudes, die zu häuslichen Zwecken dienen. Kleinere Gassen und Gäßchen laufen nach allen Richtungen, gestalten sich aber viel unregelmäßiger, weil die Böte der niederen Klassen roher und unsymmetrischer gezimmert sind. Diese unzähligen auf die eben beschriebene Weise rangirten Fahrzeuge machen den Eindruck einer schwimmenden Stadt, die an Venedig erinnert, wie es in seiner Glanz-Periode sich ausgenommen haben mag. Statt der Gondeln sieht man die Barken der Mandarinen und Hoppo's zwischen den Häuser-Reihen hin und her fahren, und das Getümmel und Gedränge sind so groß, daß man nicht genug auf seiner Hut seyn kann, um sein eigenes Fahrzeug vor gefährlichen Stößen zu sichern. In das Rufen und Schreien der Schiffer mischen sich die Hammerschläge der Handwerker, das gellende Schmettern von Trompeten und anderen Blasinstrumenten, das Dröhnen der Gong's, das Prasseln von Raketen und oft noch der Donner des schweren Geschützes auf dem Artillerie-Platze, wo die Soldaten Seiner Himmlischen Majestät ihre Uebungen anstellen."

Obschon die Chinesen überhaupt und die Bewohner von Canton insbesondere wegen ihrer Unsittlichkeit sehr verschrieen sind, so behauptet doch Herr Downing, daß man selten von großen Verbrechen höre, und daß Schurkenstreiche anderer Art in dem ungeheuren Reiche verhältnißmäßig nicht häufiger vorkommen, als in dem hochkultivirtesten Europäischen Staate. Ueberhaupt beeifert er sich sehr, die Chinesen in unserer Achtung zu heben. Lassen wir ihn selbst reden:

„Die weniger unterrichteten Klassen in Europa betrachten das Volk der Han **) noch immer als eine bizarre Gattung von Wilden oder Barbaren, und es kostet ihnen Mühe, zu glauben, daß es bei einem solchen Volke nur irgend nützliche oder preiswürdige Institutionen geben könne. Ich hoffe, daß die Lektüre der trefflichen Werke über China, welche in den letzten Jahren erschienen sind, diesen Wahn verscheuchen werde, und würde mich glücklich preisen, wenn auch meine gegenwärtige Leistung ein paar Scherflein dazu beitrüge. Wenn es wahr ist — was ich jedoch sehr bezweifle — daß die dunkelfarbigen Racen den hellfarbigen an Geisteskraft und Seelenstärke nachstehen, so wird man wenigstens zugeben müssen, daß die waizengelbe Chinesische Nation den weißen Kaukasiern auch in intellektueller Hinsicht unberechenbar viel verwandter sey, als z. B. den Negern oder den Hottentotten. China hat eben so große Staatsmänner, Gesetzgeber und Moralisten hervorgebracht, wie die meisten übrigen Länder, und manche seiner statistischen und polizeilichen Einrichtungen könnten unseren Europäischen Staaten als Muster empfohlen werden. Unsere Geringschätzung der Chinesen gründet sich, meines Bedünkens, fast ausschließlich darauf, daß sie keine kriegerische Nation sind; ihre Feigheit macht sie uns Nordländern zum Gespötte, und es bedarf nicht erst der Erinnerung, wie ungerecht wir schon gegen andere Völker gewesen sind, bei denen wir diese unmännliche Eigenschaft voraussetzten."

Unter den schönen Künsten wird besonders die Malerei bei den Chinesen mit großer Emsigkeit betrieben; und was man auch an den Umrissen ihrer Bilder, an der Zeichnung und Schattirung tadeln mag, so muß doch der strengste Kritiker die Schönheit, Zartheit und Lebendigkeit der Farbengebung rühmend anerkennen. Der ausgezeichnetste Maler in Canton, ein Herr Lamquoy, hat es nicht verschmäht, sich nach Europäischen Mustern zu bilden. „Das Haus dieses Künstlers liegt in der China-Straße. Es unterscheidet sich von den Häusern der Nachbarn nur durch ein kleines schwarzes Schild über dem Eingang, auf welchem sein Name und sein Geschäft in weißen Charakteren zu lesen ist. Lamquoy hat sein Atelier im obersten Stocke, und die Ausstellung ist unten im Laden. Die schönsten Bilder sind auf Reis-Papier gemalt und hängen in großen Behältern aus Glas an den Wänden."

Aus der sehr interessanten Beschreibung eines Neujahrs-Festes in Canton entlehnen wir folgende Stelle: „Als wir dem gewölbten Eingang einer Straße uns näherten, erinnerte uns der Lärm fröhlicher Menschenstimmen und das Dröhnen der Gong's an einen Jahrmarkt in England. Wir hörten dasselbe Geschrei und Gejauchze, dieselben Mißtöne aus zerbrochenen Kessel-Pauken und Pfennig-Trompetchen, dasselbe Knallen und Prasseln von Raketen und Schwärmern. Dem Auge aber boten sich weit interessantere Scenen dar. Die Straße war ihrer ganzen unabsehbaren Länge nach in eine bedeckte Galerie verwandelt und mit unzähligen Lampen von jeder Form und Farbe behangen, die ihr buntes magisches Licht über ganze Legionen kahler und bezopfter Menschenköpfe verbreiteten. Die summende und schwatzende Menge wälzte uns mit sich fort und umwogte uns wie ein Meer, so daß wir kaum unserer Beine bedurften, um durch die Straße zu kommen. Am meisten ergötzte uns das Spiel fantastisch gekleideter Komödianten und Possenreißer, die in kleinen, unscheinbaren Buden ihre Künste zum Besten gaben. Die Läden waren alle geschlossen, und dieser Umstand sowohl als die für die Dauer des Jahrmarktes eingerichtete Bedachung der Straße gaben ihr das Ansehen eines unermeßlich langen, mit Gesellschaft angefüllten Zimmers oder Salons. Das Volk benahm sich, trotz seiner lustigen Aufregung, sehr bescheiden und anständig; Niemand führte auch nur einen Stock, und obgleich die Menschen an manchen Stellen fast buchstäblich in einander gekeilt waren, entstand doch nirgends Streit oder Zänkerei. Kein Rippenstoß wurde übel aufgenommen oder gar erwiedert — spiegelt euch daran, ihr meine vorlustigen Landsleute!"

Mannigfaltiges.

— Lebende Bilder, weder Bild noch Leben. Lebende Bilder sind in Paris kürzlich von den Schwestern Therese und Fanny Elsler bei Gelegenheit ihres Benefizes zum ersten Male auf die Bühne gebracht worden. Ein Barometer für die Gunst, in der sich diese Deutschen Sylphiden bei dem Publikum der Französischen Hauptstadt befinden, kann die Einnahme abgeben, die sie bei dieser Gelegenheit gemacht. Das Journal des Débats giebt sie auf 30,000 Franken (8000 Thaler) an. Was jedoch die lebenden Bilder auf der Bühne betrifft, ein Schauspiel, das in Deutschland so gern gesehen wird, dessen Kunstwerth aber allerdings noch sehr in Frage zu stellen ist, so scheint sich dasselbe, trotz aller schönen Frauengestalten, mit denen man es zu heben suchte, keinen rechten Beifall erworben zu haben. Fanny Elsler stellte unter Anderem eine „Corinna" von Gérard, Therese Elsler eine „Judith" in Horace Vernet's Holofernes-Bild dar, und ein Gemälde des Deutschen Künstlers Winterhalter, das auf der vorjährigen Pariser Kunst-Ausstellung unter dem Namen von Boccaccio's „Decameron" die Blicke der Kenner und des Publikums durch eine Gruppirung reizender Frauen in Italiänischer Landschaft auf sich gezogen hatte, brachte sogar Mlle. Anais, Mlle. Plessis, Mlle. Mayer, Mlle. Balthasar und noch ein halbes Dutzend anderer Ballet-Tänzerinnen zugleich. Aber die Pariser meinen, das möge Alles in einer Privat-Gesellschaft ganz vortrefflich seyn; Damen, die sonst keine Gelegenheit hätten, sich in malerischen Situationen und bei kunstvoller Beleuchtung zu zeigen und die gleichwohl eben nicht mehr thun möchten, als sich zeigen, könnten allerdings in solchen lebenden Bildern einen unerwarteten und momentanen Effekt auf einen gelangweilten Salon machen. Auf der Bühne jedoch, wo man nicht gewohnt sey, die gefeiertesten Schönheiten unbeweglich und stumm zu sehen, wo die Frauen das große Vorrecht hätten, sich in jeder Tracht, in jeder Leidenschaft der Welt zu zeigen, wo die ganze Geschichte und alle Situationen des geselligen Lebens zu ihrer Verfügung ständen, da machten Gestalten, die man sonst singen, sprechen, tanzen, lächeln und mit dem Auge das Parterre beleben sähe, als tableaux vivans einen ängstigenden Eindruck, der an das Gefühl erinnere, das man beim Anblick von Wachsfiguren habe, und wären diese auch noch so reizend, noch so sehr dem Leben ähnlich. Im Gegensatze mit solchen Tableaux sollte man vielmehr die Originale mit ihrer magischen Farbenpracht, mit ihrem reizenden Hintergrund und mit ihrer nicht nachzuahmenden reichen Staffage lebende Bilder nennen, während ihre mit Fleisch und Blut ausgestatteten Kopieen nichts als eine Rückwandlung idealisirter Formen in die todte Materie seyen.

*) The Fan-qui in China. — Von Toogood Downing, Doktor der Medizin. 3 Bde. London, 1838.

**) So nennen sich die Chinesen noch heutzutage gern, weil eine ihrer berühmtesten Dynastieen, die um Christi Geburt regierte, diesen Namen führte.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllobl. Post-Aemtern.

№ 62. Berlin, Mittwoch den 23. Mai 1838.

Rußland.

Die Feier des Schach Hussein in Derbent *).

Eine Reliquie von Marlinsky (Bestuscheff).

Der Leser weiß es oder weiß es vielleicht nicht, daß der Muhamedanismus in zwei Sekten zerfällt: in die Sekte des Abubeker und Omar oder der Sunniden, und in die Sekte Ali's oder der Schagiden **).

Die Türken sind größtentheils Sunniden, die Perser Schagiden, und man muß gestehen, daß beide Völker ihrer verschiedenen Religion wegen sich dergestalt hassen, daß sie den größten Fanatikern zur Zeit der christlichen Religionskriege Ehre gemacht haben würden. Ganz besonders zeichnen sich die Schagiden durch Intoleranz aus: für nichts in der Welt würden sie mit einem Christen zusammen essen, und sollte Letzterer vor Durst sterben wollen, so würde er ihm keine Schale Wasser reichen, aus Furcht, sein Gefäß zu entweihen; es sind echte „Altgläubige" ***). — Die in Derbent lebenden Tataren gehören zu dieser liebenswürdigen Sekte, und ich hatte Gelegenheit, einem ihrer Feste zu Ehren Hussein's, eines Enkels Muhamed's, beizuwohnen; es ist eine Art religiösen Trauerspiels, aber .... aber der Leser wird vielleicht eine sehr lange und wohlgesetzte Dissertation erwarten, in welcher der Verfasser mit nicht sehr ängstlicher Gewissenhaftigkeit eine reizende Lüge aus allen Schriftstellern des Orients zusammenstellt — gefehlt, lieber Leser; ich erkläre im Voraus, daß ich, die Namen meiner Muhmen vergessend, mich noch weniger der Familien-Zwiste der Chalifen erinnere. In Betreff der Dichter, Reisenden und Orientalisten, die mir deshalb nicht zürnen wollen, habe ich ein volles Recht, ihnen jetzt auch nicht auf ein Komma zu trauen: sie lügen hinsichtlich der Reize Asiens wie Grabschriften und erzählen dem Ferdusi und Hafis Dinge nach, die nie existirten. Uebrigens habe ich kein einziges geschichtliches Werk über die Türken bei mir, und in Derbent giebt es kein anderes Werk, als die Geschichte Miramond's. Es blieb mir also nur ein Weg übrig: die Erzählungen der Tataren; aber auch in diesen finden sich Tausend und Eine Abweichung! Die Mulla's und Mirsa's, so wie die Derbenter Schriftgelehrten und Pharisäer, sind vollkommen unwissend, und die Arabische Sprache, in welcher die Sagen über Schach Hussein geschrieben sind, ist für sie fast ein Buch mit sieben Siegeln! Nur ein Mirsa, Namens Molla-Chan-Mahomed, theilte mir halb und halb die Veranlassung der Feier mit. Wenn man übrigens meine Schilderung in der Geschichte nicht findet — so ist es nicht meine Schuld. Die Geschichte erwähnt auch nicht des geflügelten Maulthiers (Burrak), auf welchem Muhamed gen Himmel fuhr, während doch jeder Muselmann bereit ist, jedes Abzeichen des heiligen Vierfüßers anzugeben, als hätte er ihn selbst zur Tränke geführt.

Ali, ein Vetter Muhamed's und mit ihm verschwägert, ward von Abubeker und Omar vom Chalifen-Thron gestoßen. Ihnen folgte Osman, der sein Leben in einem Aufruhr verlor, welchem, wie es scheint, Ali nicht fremd gewesen war. Mowja, Beherrscher der Stadt Scham (man findet sie auf der Karte auch in der Nacht, weil Scham — Licht bedeutet), beschloß mit seinem Sohne Jsid, Blut durch Blut zu rächen. Jsid legte sich nach dem Tode seines Vaters den Titel Chalif bei und zog gegen Ali zu Felde; aber damit war die Sache nicht abgemacht. Ali stirbt. Sein Sohn Hassan ward durch die Ränke Jsid's von seiner Gattin vergiftet; noch blieb ein Sohn übrig, Hussein, und der Chalif durch das Recht der Gewalt verlangte von dem Prätendenten durch das Recht der Legitimität Unterwerfung. Hussein sucht die Zahl seiner Anhänger zu vermehren; die Stadt Kufa erklärt sich für ihn, — er sendet seinen Vetter Muselim dahin, um sich ihrer Treue zu versichern — der Erfolg ist günstig. Hussein eilt, sich den Truppen der Stadt anzuschließen, begegnet aber, noch ungefähr 80 Werst von derselben entfernt, der von Omar-Sad angeführten Armee Jsid's, wird total geschlagen und mit zwei Söhnen getödtet. Dies scheint Alles ziemlich kurz; indessen hat man es zu einer zehntägigen Tragödie ausgedehnt. Ich weiß nicht, welche Europäische Geduld eine solche Folter aushalten würde — die Tataren aber vergossen Thränen vor Entzücken — und zwar mit Recht! Wenigstens befreien sie sich dadurch auf ein ganzes Jahr von langer Weile, während die Europäer sich täglich martern lassen von Zauber-Opern und langweiligen Trauerspielen, Monologen, Dialogen, Prologen, Vaudevillen und einem Heer von Benefizianten mit ihren endlosen Affichen.

Ungefähr zehn Tage vor den eigentlichen Vorstellungen zünden Kinder Mangale an *), rufen dabei: Ali! Ali! und tanzen jede Nacht von 9 bis 11 Uhr um das Feuer herum. Während dessen werden die Moscheen mit Fahnen geschmückt und die Galerieen derselben mit großen und kleinen Spiegeln, mit Stoffen verschiedener Art und mit goldgestickten Vorhängen, die zu diesem Behuf von den Einwohnern geliefert werden. Der Tatarische Geschmack — ist im vollen Sinne des Wortes wunderlich, und daher gleichen diese bunten Galerieen unseren Kleinkram-Läden. In der Haupt-Moschee unter Anderem war ein echt Tatarisches Gemälde ausgehängt, den fabelhaften Erbauer Derbents, Namens Rustam, vorstellend, wie er mit einem Kinshal den Teufel niedermacht. Dabei ist zu bemerken, daß der muselmännische Satan in voller Gestalt zu sehen war: mit Schwanz, Hörnern, Krallen und Hauzähnen; an den Hörnern hingen Glocken. Sollten die Muselmänner vielleicht deshalb keine Glocken lieben? Rustam demüthigte aber den Teufel und zwang ihn, die Stadt zu erbauen: — Derbent ist daher ein Muster höllischer Baukunst! Ich ahnte so etwas schon lange, wenn ich den schmutzigen Steinhaufen betrachtete.

Endlich beginnen die Vorstellungen. Die Ouvertüre wird gewöhnlich von Knaben ausgeführt, die mit Lichtern und mit Geschrei alle Plätze in der Nähe von Moscheen durchkreuzen. Hussein, ein schöner Mann, angethan mit einem Turban und einem Gewande (Tschucha) von gestreiftem Atlas, erscheint zu Pferde mit zwei Frauen, seinem Sohne, seinen Schwestern und Verwandten, an der Spitze von Truppen. Unterrichtet von der Annäherung des Feindes, macht er beim Dorfe Banja-sai Halt. Die Dorf-Aeltesten bringen ihm unter tiefen Verbeugungen Schafe dar; er nimmt sie jedoch nicht an — in Asien etwas Erstaunliches, weil dort ohne Peschket (Geschenke, d. h. Bestechung) nichts abgethan wird. Es erscheint jetzt Omar-Sad mit seinen Truppen: sein Aeußeres ist ein Bild der Häßlichkeit und Dummheit; mit einem langen rothen Kaftan bekleidet, läßt er, ohne ein Wort zu sprechen, sein Schwerdt an der Schulter lehnen: das Treffen beginnt, und einige Reiter werden getödtet. Der Geschichte nach, dauerte das Gefecht von Anbruch des Tages bis Nachmittags; aber die Tataren verlängern den Genuß und laben sich tropfenweise zehn Nächte hindurch, dergestalt, daß alle folgende neun immer nur das nämliche Schauspiel wiederholen. Wir wollen gleich zum Schluß schreiten.

Um 11 Uhr flammen die Mangale empor, wie in einem Bienenschwarm summt es in der Menschenmasse, und die flachen Dächer der Häuser sind mit Zuschauerinnen besetzt. In Lumpen gehüllte Kinder wechseln mit Haufen von Tataren ab, entblößt bis zum Gürtel oder bis zur halben Brust, die, mit der linken Hand den Gürtel ihres Nachbarn fassend und sich mit der rechten aus allen Kräften nach dem Takt an die Brust schlagend, Arabische Lieder singen: diese Tollheiten dauern bis zum Frühgottesdienst. Aus der Hauptthür der Moschee wird ein Sarg für Hussein getragen: er hat die Form einer Moschee, vorn mit zwei Minarets; Alles ist vergoldet, mit Verzierungen von vielfarbiger Folie und Blumen von Metall; die innere Seite ist mit reichen goldenen Ketten und Perlenschnüren geschmückt. Von unten herauf nähert sich ein anderer Zug mit dem Modell der Moschee, in welcher Muselim mit der Tochter Hussein's vermählt ward; vor jeder Prozession wird ein reichgeschirrtes Pferd geführt, von Pfeilen verwundet und blutend; auf demselben liegt die Rüstung irgend eines erschlagenen Verwandten Hussein's. Nun verdoppelt sich der Lärm — es wird geschossen, und der Mulla ruft laut aus, daß dieses das Roß eines Heiligen sey. Beide Züge vereinigen sich und begeben sich in die große Moschee. Bis jetzt ging Alles

*) In schneller Tatarischer Aussprache lauten obige Worte Schach-sein, die Russen aber — große Meister darin, alle fremde Worte auf ihre Weise zu verstümmeln — machten daraus Tschutsei und Watsei. Diese Feier fällt, wie der Bairam, in verschiedene Monate des Persischen Mond-Jahres. Diesesmal fand sie gegen Ende Juni statt.

**) Sunnid heißt Nachfolger, Jünger; die Sunniden erkennen nur vier Chalifen an. Schagi heißt blutig. Die Schagiden zählen zwölf Chalifen.

***) Bekanntlich giebt es eine Sekte dieses Namens in Rußland.

*) Mangal bedeutet Feuerheerd. Die Mangale in den Wohnhäusern sind von Lehm und dienen im Winter zugleich als Oefen, die mit Lappen geheizt werden, welche in Naphta getaucht sind.

gut, nur die erschreckten Esel wiederholten das wilde Geschrei der Tataren; doch plötzlich brach eine Masse Schweine hervor! Sie hatten in einer Querstraße auf einem Schmutzhaufen gemüthlich der Ruhe gepflegt, bis der Lärm und die Feuerflammen sie in Schrecken jagten; nicht wissend, wohin sie sich retten sollten, fuhren die armen Thiere den Rechtgläubigen zwischen die Beine, und diese, um mit den unreinen Thieren nicht in Berührung zu kommen, liefen einzeln aus einander. Himmel, welcher Aufruhr! Ein auf den Straßen tollgewordener Ochse würde nicht mehr Tumult veranlaßt haben. Hier warf man mit Steinen, dort stieß Einer mit den Füßen, ein Anderer verfolgte ein Schwein mit dem Kinshal in der Faust. Endlich zog sich der Feind mit Schimpf und Schande zurück, und die Ruhe ward wieder hergestellt. Schon sind wir bei der großen Moschee. Auf dem Hofe drängt sich eine Menge Menschen durch einander. Beyde Prozessionen, die beiden Pferde voran, stellen sich unter Gewehrfeuer auf. Die zwei feierlich einhergetragenen Särge werden zu beiden Seiten hingesetzt, — das Ganze bot einen fremdartigen Anblick dar, von ganz eigenthümlichem Interesse! Man stelle sich Tausende von halbbekleideten Tataren vor, mit nackten, geschorenen Köpfen, die in einem Anfall von religiösem Fanatismus die Brust mit Faustschlägen martern und die Luft mit wildem Geschrei erfüllen; man denke sich die von Naphta siedenden Mangalen, deren dunkelrothe Flammen die rechtgläubigen, aber wilden Gesichter der Asiaten beleuchten, und den Abglanz dieser Flammen auf die wehenden Fahnen, die bemoosten, mit reihenweise sitzenden und in weiße und bunte Schleier gehüllten Weibern bedeckten Mauern der Moschee und auf das dunkle Grün der hohen den Hof beschattenden Bäume. Die Galerie voll Zuschauer, besonders Russen, strahlt in Licht- und Spiegelglanz. Der unter derselben sprudelnde Springbrunnen ist von malerischen Gruppen umringt, die mit den Händen Wasser schöpfen, um sich nach Hitze und Ermüdung zu erfrischen; endlich der Mond, dieses Symbol des Islams, der, durch Wolken und Naphtarauch ziehend und scheinbar erblassend, auf seine mit Christen vermischten Verehrer blickt! Alles dieses ergreift und reißt hin als etwas Neues und Seltsames; doch ist dieses Gefühl nur ein augenblickliches. Ihm folgt der Unwille über den muhamedanischen Aberglauben — den unversöhnlichen, ewigen Feind alles Guten und Nützlichen. Man kann sich eines mitleidigen Lächelns nicht erwehren bei dem Anblick der Geschmacklosigkeit der Tataren, der Mischung von Unsauberkeit und Pracht, von Würde und Dummheit. Hier sieht man einen zerlumpten Knaben mit verwundeter, blutender Stirn*), neben einem 70jährigen Greise mit rothem Bart**); dort einen schmutzigen Tataren im ungewaschenen Hemde, der sich mit Rosenwasser wäscht! Glücklich sind wir, daß der Stamm, vor welchem einst Europa zitterte und unsere Vorfahren im Staube krochen, — jetzt nur ein Gegenstand des Belächelns ist; aber noch glücklicher würden wir seyn, wenn wir seine Vorurtheile besiegen und in den Tataren ein Brudervolk in der Aufklärung begrüßen könnten!! Doch die feierliche Handlung belebt sich aufs neue. Hussein, indem er Allah als Zeugen seines Rechtes anruft — macht sich zum Kampfe fertig; seine Weiber und sein kleiner Sohn Hassan halten ihn zurück; — er giebt nicht nach, gürtet seinen Säbel um und stürzt auf Omar-Sad los. Es ertönt ein unharmonisches Gewehrfeuer, obgleich zur Zeit der Sage das Pulver noch nicht erfunden war, und der Neffe stürzt tödtlich getroffen zu Boden. Hussein wirft ihn über seinen Sattel und bringt ihn seinen trostlosen Frauen, die wie das liebe Vieh brüllen — ihr Wehklagen wird durch Schluchzen und Weinen von den Dächern und dem Parterre akkompagnirt: die Menschen werden immer von Dingen gerührt, die sie nicht begreifen. Bemerkenswerth war es, daß alle handelnde Personen in gedehntem Gesange sprachen. Die Griechen verdanken die Rhapsodieen wahrscheinlich dem Orient, und selbst das Italiänische Recitativ ist nur eine Nachahmung der Arabischen Weise, Verse zu lesen. Hussein, wiewohl er den Sagen nach 1930 Menschen eigenhändig tödtete, ward endlich matt. Weiß Gott, wie es ihm einfällt, seinen Sohn mit Wasser zu tränken; er nimmt ihn in den Arm und reitet im Galopp zum Springbrunnen; die Barbaren aber geben, anstatt Wasser, dem Kleinen den letzten Gnadenstoß. Neues Wehklagen und neue Thränen bei den Zuschauern. Inzwischen kommt ein Eilbote aus Medina mit einem Schreiben der Tochter Hussein's, die sich nach ihres Vaters Befinden erkundigt. Als Antwort zeigt Hussein auf den ermordeten Sohn und weint ein Duett mit dem Gesandten. Plötzlich theilt sich die Menschenmasse: es erscheint ein halbes Dutzend nackter Knaben mit geschwärzten Gesichtern und gefleckten Leibern: es sind böse Geister, Dshinni genannt, die ihm äußerst höflich ihre Dienste anbieten. Hussein aber ist nicht der Mann, um sich mit Teufeln von sehr zweideutiger Aufführung zu befreunden: er weist eine solche Verbindung zurück und erklärt, daß ihm sein Säbel genug sey. Hussein machte etwas den Prahler, denn einen Augenblick später warf ein Schuß ihn vom Pferde, und man kann sich denken, welchen Effekt dieses Ereigniß auf alle Zuschauer, oben und unten, kreuz und quer, machte! Stromweise flossen die Thränen von allen Seiten .... und ich glaube, mein Herz war härter als das eines Tigers, weil meine Augen trocken blieben, als ein in Saffian maskirtes Pantherthier aus einer Höhle, d. h. einem Keller kam, um auf Hussein's Grab zu weinen. Es wischte sich die Augen, bestreute den Körper des Erschlagenen mit Saman*) anstatt mit Asche und wedelte sich lieblich mit dem Schweife. Inzwischen stieg die Sonne empor, und zwei Engel in weißen Anzügen, Flügeln von Pfauenfedern und Mützen von Schaffellen bestiegen eine hölzerne Leiter und stimmten den Sterbegesang an. Endlich eilte Omar, der sich wahrscheinlich eben so langweilte wie ich, dem Sarge zu — warf den Turban zu Boden und jagte Hussein's Weiber fort**). Die Vorstellung endete damit, daß Fahnen, Särge u. s. w. feierlich wieder zurückgebracht wurden. „Kunak-jachschi?" (War der nicht schön?) fragte mich mit Selbstzufriedenheit ein Mulla. „Tschok-jachschi" (außerordentlich schön), erwiederte ich gähnend.

*) Die Wunden werden von den Vätern mit Dolchen gemacht, als Zeichen der Trauer.

**) Die grauen Haare werden immer roth gefärbt nach Persischer Sitte.

*) Saman ist gehacktes Stroh und dient mit Gerste als gewöhnliches Pferdefutter.

**) In früheren Zeiten kostete die Rolle Omar's dem Schauspieler fast immer das Leben, und man hielt für ihn ein rasches Pferd bereit, um der Volkswuth zu entrinnen. Jetzt zahlt man viel Geld für eine dauerliche Persönlichkeit, weil es schwer fällt, Jemanden zu finden, der sich öffentlich als Missgestalt zeigen will.

Bibliographie.

Der Sammler für 1838, bestehend aus Beiträgen von 27 Russischen Literaten, unter denen Wernet, Wladislawieff, die Fürsten Wasemsky und Odojeffsky, der Baron Rosen, Glinka, Krylowitsch, Polewoi, Stepanoff ꝛc.
Alexander Puschkin's Werke. 1ster, 2ter und 3ter Theil.
Gesammelte Schriften von Nikol. Gretsch. 5 Theile.
Vorlesungen über Literatur.
Versuch einer Beschreibung des Gouvernements Olonetz, von K. Bergstresser.
Reise ins gelobte Land, von Noroff.
Galerie von Ansichten der Stadt Pskow und deren Umgebungen.
Lieder die Krankheit Ikus, vom Hof-Medikus Dobrowolsky.
Gedanken und Ereignisse, von Markoff.

England.

Robert Owen und sein Social-System.

(Fortsetzung.)

Die Schrift erregte in England außerordentliches Aufsehen. Owen hatte einen berühmten Namen, und, was bei den Engländern mehr gilt, er hatte ein selbsterworbenes Vermögen von ein paar Millionen für sich. Er konnte sich, gegen Zweifler und Verkleinerer, mit gerechtem Stolze auf seine Schöpfung zu New-Lanark berufen und verlangen, nach dem beurtheilt zu werden, was er geleistet hatte. Der Premier-Minister, Lord Liverpool, empfahl die Owenschen Essays, kurz nach ihrem Erscheinen, dem Staats-Secretair für das Innere, Lord Sidmouth, zur Prüfung und Begutachtung. Der Letztere stand nicht an, dem Reformator bei Gelegenheit einer amtlichen Konferenz die Versicherung zu ertheilen, die Regierung sey nicht abgeneigt, auf seine Ansichten einzugehen und Manches von seinen Vorschlägen in Anwendung zu bringen, sobald die öffentliche Meinung dafür reif seyn würde. Owen hatte Exemplare seines Buches an alle Lords und Bischöfe, an sämmtliche Mitglieder des Unterhauses, an alle gelehrte und angesehene Männer in den drei Königreichen und an alle Universitäten in Europa übersendet. Viele hochgestellte Personen erklärten sich ihm öffentlich zu Gönnern und Freunden. Die beiden Herzoge von Kent und Sussex, Georg's IV. Brüder, führten mehrmals den Vorsitz in öffentlichen Versammlungen, wo Owen als Redner auftrat und seine Lehren entwickelte. Er hatte Anhänger im Parlament, in der Administration und im höheren Handelsstande. Im Jahre 1818 richtete Owen an die in Aachen zum Kongreß versammelten Monarchen eine Denkschrift über die Lage und das künftige Schicksal der arbeitenden Volksklasse. Er bewies durch Zahlen, daß die Erfindungen von Arkwright und Watt in einem Zeitraume von 23 Jahren, 1792 bis 1815, die Production Großbritaniens auf das Zwölffache gesteigert hatten, ohne daß von dieser Vermehrung des National-Reichthums der arbeitenden Klasse Etwas zu Gute kam. Vielmehr wies er nach, wie dieselbe von Tage zu Tage tiefer in Noth und Dürftigkeit versunken und der Belauf der Armentaxe gerade in dem Verhältniß gestiegen war und noch fortwährend stieg, als Menschenhände bei der Arbeit durch Maschinen ersetzt wurden. Er zog hieraus den Schluß, daß bei dieser Art und Weise der Production und bei der ungleichen Gütervertheilung die Noth dieser Volksklasse beständig zunehmen, ihr Loos unerträglich werden und zuletzt eine Umwälzung erfolgen müsse. Sie diesem Elende zu entreißen, giebt es nach Owen's Darstellung nur einen Ausweg. Man soll die Fabriken und ihre Arbeiter nicht auf einzelne Punkte, in große Städte zusammendrängen, wo sie durch ihre Menge und Konkurrenz einander Raum, Luft und Brod wegnehmen, wo jede Schwankung des Kredits, jede Stockung des Verkehrs sie aufs härteste trifft, wo sie in nothgedrungenem Müßiggang, rathlos, hülflos und nutzlos sich umhertreiben, sobald die Bestellungen einmal länger als gewöhnlich auf sich warten lassen. Man soll sie vielmehr in kleineren Kolonieen und Niederlassungen über das Land ausbreiten, so daß Industrie und Ackerbau Hand in Hand gehen und die Feldarbeit den Mann nähren kann, wenn die Arbeit in der Werkstatt nicht zureicht. Dabei versteht es sich von selbst, daß bei der Gründung, in der Verfassung und geselligen Einrichtung der Kolonieen nach seinem, Owen's, System verfahren werden soll; er wagt alsdann, unter Hinweisung auf New-Lanark, für das Gedeihen zu bürgen, und bittet, daß ihm in den Landen der Monarchen Ort und Gelegenheit zu einem Versuche in ähnlicher Art gegönnt werde. Er verlangt zu diesem Behufe keine ausgewählte Leute, keine besonders geschickte, unterrichtete und wohlgesittete Arbeiter, sondern er

erbietet sich, den Versuch mit armem Volke des gewöhnlichsten Schlages, wie es sich stumpf, träg und müßig in den untersten Schichten der Gesellschaft findet, anzustellen. Ausführliche Berechnungen, Kosten-Anschläge, Pläne, Zeichnungen und Modelle waren der Denkschrift beigelegt. Die Monarchen indeß hatten, wie man leicht begreift, zu Aachen ganz andere Dinge zu thun, als sich mit dem Projekt eines gutmüthigen Schwärmers zu befassen. Owen erhielt zur Antwort gnädige Handschreiben und von dem Könige von Preußen eine goldene Medaille: mit dieser Ehre mußte er sich begnügen, ob er gleich Größeres gehofft hatte.

Desto mehr schien der Gang der Dinge in England seinen Erwartungen zu entsprechen. In den Jahren von 1812 bis 1818 stand Owen's Ruhm und Ansehen auf seiner Höhe. Selbst diejenigen, welche zu seinen Theorieen bedenklich den Kopf schüttelten und laut erklärten, daß er thörichte und unausführbare Dinge predige, konnten von seiner Person nicht anders als mit Zuneigung, von seinem Charakter nicht anders als mit Hochachtung zeugen. Owen wurde sich unter allen Beifalls- und Ehrenbezeugungen keinen Augenblick untreu, er bezog Alles auf den Dienst der guten Sache; er blieb nach wie vor der milde, schlichte, anspruchslose Menschenfreund und bewährte die edelste Uneigennützigkeit. Er hat mindestens 30,000 Pfund aus eigenem Vermögen auf die Bekanntmachung und Ausbreitung seiner Lehren, theils durch Zeitungen und Journale, theils durch Broschüren und Flugblätter verwendet, die er wohl zu hunderttausend Exemplaren auflegen und großentheils gratis ausgeben ließ. So oft seine Anhänger für gemeinsame Zwecke eine Subscription veranstalteten, stand Owen mit bedeutenden Beiträgen an der Spitze. Seine Geduld, seine Aufopferung war nicht zu ermüden. Im Jahre 1817 wurde er vor einem Untersuchungs-Ausschusse des Parlaments mit großer Achtung und Aufmerksamkeit über den Zustand der Arbeiter in den Fabriken vernommen und aufgefordert, seine Bemerkungen und Vorschläge schriftlich einzureichen. Er that es, und sein Bericht ist besonders im Druck erschienen (Report on the state of the indigent employed in manufacture-working). Unter den damaligen Englischen Zeitungen diente besonders der British Statesman seinen Ansichten zum Organ. Es war bereits im Werke, zu Motherwell in Schottland fünfhundert Acre Landes anzukaufen und eine Gemeine nach den Owenschen Prinzipien, eine Muster-Anstalt und Pflanzschule des Systems, zu gründen. Die nöthigen Fonds waren durch freiwillige Beiträge zusammengebracht; Owen selbst hatte für tausend Pfund, sein Banquier Smith für eine gleiche Summe unterzeichnet. Auch nach Irland hatte Owen seine Lehre getragen und zu Dublin in drei öffentlichen Versammlungen, unter dem Vorsitze des Lord-Mayors, zu dem armen, hungerigen, zerlumpten Volke Worte der Aufmunterung, der Belehrung und der tröstlichen Verheißung gesprochen; er hatte die Stiftung einer „Association der Menschenfreunde" in Anregung gebracht, Plan und Grundzüge derselben entwickelt, und seine Reden waren nicht ohne Wirkung geblieben. Allein gerade in dem Augenblicke, da er zuversichtlicher als je auf einen Erfolg seiner vieljährigen Opfer und Mühen hoffen durfte, wandte sich das Glück von ihm, und er sah von nun an einen seiner Entwürfe nach dem anderen scheitern.

(Fortsetzung folgt.)

Douglas, der Schottische Botaniker und Reisende.

David Douglas wurde 1799 zu Scone bei Perth geboren. Sein Vater war ein schlichter Maurer, der eine zahlreiche Familie hatte, dem aber, wie allen Schotten, viel daran gelegen war, daß seine Kinder eine gute Erziehung erhielten. Der junge David zeigte in seinen Schuljahren wenig Neigung zu geistigen Arbeiten: er verwendete auf die Jagd und den Fischfang weit mehr Fleiß, als auf die Grammatik. Sehr gern plauderte er mit den zahlreichen Dorfbewohnern seiner Heimath, die ferne Gegenden besucht hatten, und seine liebste Jugend-Lektüre waren „Sindbad, der Seefahrer" und „Robinson Crusoe". Mit einem Hange zu romantischen Abenteuern verband der junge Douglas die Neigung, Pflanzen zu sammeln und zu kultiviren; auch kam er bereits im zwölften Jahre als Gärtner-Lehrling in die Treibhäuser des Grafen von Mansfield zu Scone. Sein kräftiges Selbstgefühl verwickelte ihn oft in Händel mit seinen Kameraden; doch der Ober-Gärtner hatte die schätzbaren Eigenschaften des Knaben erkannt und pflegte, wenn man über Douglas Klage führte, zu antworten: „Ich will lieber einen Teufel, als einen Pinsel." Nach siebenjähriger Lehrzeit war der junge David ein vortrefflicher Gärtner; er kannte die meisten wildwachsenden und durch Pflege erzogenen Kräuter und Gewächse, besaß von der Literatur der Botanik tüchtige Kenntnisse und vereinigte schwere körperliche Arbeit mit emsigen Studien.

Der Ober-Gärtner des Grafen, Herr Beattie, empfahl den hoffnungsvollen jungen Mann an den Gärtner des Sir Robert Preston zu Wallenfield, wo Douglas das Glück hatte, die botanische Bibliothek des Schloßherrn frei benutzen zu können. Zwei Jahre später wurde er an dem botanischen Garten von Glasgow als Gärtner angestellt; der Direktor desselben, Herr Murray, und Dr. Hooker, dessen botanischen Exkursionen Douglas beiwohnte, wurden von dem Eifer und den Fähigkeiten des jungen Mannes in Staunen gesetzt. „Er war", so berichtet Hooker, „mein liebster Gefährte, wenn ich Ausflüge machte, um Kräuter zu sammeln; und er entwickelte bei diesen Gelegenheiten so viele Thätigkeit, so ausgezeichneten Muth und Eifer und eine so bewundernswürdige Enthaltsamkeit, daß ich ihn mit Ueberzeugung als einen Menschen empfehlen konnte, der die Eigenschaften eines wissenschaftlichen Reisenden im höchsten Grade besaß."

Die Herren Hooker und Murray empfahlen Douglas an Herrn J. Sabine, damals Secretair des Vereins für Gartenbau in London. Man weiß, daß diese Gesellschaft in die entferntesten Länder Botaniker schickt, um die Gärten Europa's mit exotischen Pflanzen zu bereichern. Douglas ging 1823 nach London ab. Seine Bestimmung lautete eigentlich nach China; als man aber erfuhr, daß es zwischen Chinesen und Engländern zu einem Bruche gekommen war, schickte man ihn im Mai nach den Vereinigten Staaten. Während seines dortigen Aufenthalts sammelte er viele schöne Pflanzen und Früchte. Gegen Ende des Jahres kehrte er zurück; aber man ließ ihn 1824 wieder abreisen, um die Nordwest-Küste Amerika's, besonders denjenigen Theil, der Kalifornien zunächst liegt, zu untersuchen.

Jetzt sind wir auf die interessanteste Epoche in Douglas' Leben gekommen. Er schweift fern von seiner Heimath, in ausgedehnten Regionen, die kein Botaniker vor ihm besucht hat, und Niemand begleitet ihn, ausgenommen sein treuer Hund oder gelegentlich ein als Wegweiser gemietheter Indianer. Es wäre unmöglich, seinen Spuren in der Wüste zu folgen, besäßen wir nicht sein Tagebuch, an dem er selbst in den schrecklichsten Lagen gearbeitet hat. Dieses in den Archiven des Vereins für Landbau niedergelegte Manuskript, eine angefangene Bearbeitung seiner Reisen, ein Herbarium und eine kleine Sammlung von Briefen an Freunde sind jetzt Alles, was uns von dem unglücklichen Reisenden geblieben.

Aus Douglas' Tagebuche hat Herr Hooker in dem Companion to the botanical magazine lange Fragmente publizirt, die wir bei der nun folgenden Uebersicht seiner Expeditionen hauptsächlich zum Grunde legen.

Am 25. Juni 1824 fuhr der Schottische Reisende auf einem Schiffe der Hudsons-Bay-Compagnie nach der Mündung des Flusses Columbia — eine ungeheure Fahrt, weil man das Kap Horn umschiffen muß. Sein Begleiter war Dr. Scouler aus Glasgow, der mit dem Charakter eines Wundarztes an Bord ging, um nach den unbekannten Regionen des Westens, die er besonders in zoologischer Hinsicht ausgebeutet hat, so wohlfeil als möglich gelangen zu können. Die beiden Naturforscher besuchten gemeinschaftlich die Insel Madeira und die Umgebungen von Rio de Janeiro, welche letztere wegen ihrer üppigen Vegetation und ihrer wunderlichen parasitischen Orchideen den Europäer immer in Staunen setzen. Douglas bewunderte als echter Gärtner die Sammlung des Harrison, der 70 Gattungen dieser merkwürdigen Gewächse kultivirt.

Auf der Höhe des Rio de la Plata, unter 37° südl. Breite und eben so viel westl. Länge, fuhr das Schiff über eine Bank von Fucus pyriformis, von dessen Stengeln einige 60 Fuß Länge und bis an 3 Zoll Durchmesser hatten. Am 14. Dezember kamen die Reisenden an der wüsten Insel Massafuera vorüber, und bald darauf landeten sie bei der Insel Juan Fernandez, wo der Matrose Selkirk, dessen Geschichte den Stoff zu Defoe's unsterblichem Roman gegeben, seinem Schicksal überlassen worden war. Wie lebendig mußten die Erinnerungen an Robinson Crusoe in Douglas auftauchen, als er dem felsigen Gestade dieses Eilandes sich näherte; und wie groß war sein Erstaunen, als er einen leibhaften Robinson Crusoe, einen zweiten Alexander Selkirk, an dieser öden Küste erblickte! Wir wollen unseren Reisenden dieses merkwürdige Erlebniß selbst erzählen lassen.

„Als wir eben aus dem Boote ans Ufer stiegen, kam zu unserem größten Erstaunen ein Mann aus dem Buschwerk herbei gelaufen und führte uns nach einem sicheren Ankerplatz. Dieser Mann, ein geborener Londoner, erzählte uns seine Abenteuer in folgender Weise. Er hieß William Clark und war vor ungefähr fünf Jahren als Matrose auf einem Liverpooler Schiffe, dessen Bestimmung nach Chili lautete, in die See gegangen. Auf dieser Insel hatte man ihn zurückgelassen. Die Spanier, welche die Insel Juan Fernandez besuchen, um Seekälber und wildes Hornvieh — das hier in großer Menge vorhanden — zu erlegen, bedienten sich öfter seines Rathes und Beistandes. Seine Kameraden, fünf Spanier, trieben sich an der anderen Seite der Insel herum, wo sie der Jagd oblagen, und besuchten ihn wöchentlich einmal. Clark hütete das Kanoe und die wenigen Gegenstände, die sie Alle gemeinschaftlich besaßen. Der arme Teufel hatte uns anfänglich für Seeräuber gehalten, weil wir bewaffnet ausstiegen; als aber der Englische Laut in sein Ohr gedrungen war, hatte die Furcht einer unwiderstehlichen Sehnsucht, uns kennen zu lernen, Platz gemacht. Er trug schlechte Beinkleider aus Wollenzeug, deren ursprüngliche Farbe sich nicht mehr unterscheiden ließ, ein baumwollenes Hemde und einen Hut. Ein Rock fehlte ihm gänzlich. Wir schenkten ihm von unserer kleinen Bagage so viel, als wir entbehren konnten, wofür er uns großen Dank wußte. Seine aus Rasen und Steinen erbaute Hütte war mit wildem Haferstroh gedeckt. In einem Winkel derselben sah man ein Bündel Stroh und eine Decke liegen. Ein Klotz, auf dem er sitzen konnte, war sein ganzes Mobiliar, und sein Küchengeräth bestand aus einem eisernen Topfe mit hölzernem Deckel, in welchem er seine Speisen kochte. Eines Tages hatte ihn die Lust angewandelt, Roast-Beef zu essen, eine Speise, die er schon seit sieben Jahren entbehrte; aber der Deckel seines Küchen-Apparats hielt vor dem Feuer nicht Stand, und so mußte der arme Clark auf sein Lieblings-Gericht verzichten. Wir sahen mit Vergnügen, daß es ihm gar nicht an Belesenheit fehlte:

seine Bibliothek umfaßte 16 Bände, darunter: eine Bibel — ein Gebetbuch, das er sorgfältig versteckte, wenn die Spanier bei ihm waren, — einige abgenutzte Bände der Walter Scottschen „Puritaner" und der „Old Mortality" — „die Gedichte Cowper's", von denen er dasjenige — welches Alexander Selkirk zum Gegenstande hat, auswendig gelernt hatte — und endlich, was mir noch interessanter erschien, ein schönes Exemplar des Romans Robinson Crusoe, dessen letzte und vollständigste Ausgabe der arme Matrose selbst war."

Douglas schildert die Insel Juan Fernandez, in Uebereinstimmung mit den übrigen Reisenden, als reich an hohen Naturschönheiten. Ihre vulkanischen, ganz mit Grün bedeckten Gipfel sind gewöhnlich von Wolken umlagert, und silberhelle Bäche entspringen denselben, die dem Boden bis an die malerischen Felsen-Gestade üppige Fruchtbarkeit verleihen. Bei einem so herrlichen Klima und kulturfähigen Boden ist es zu verwundern, daß noch keine Kolonie auf dieser Insel hat gedeihen können. Douglas fand hier die Rebe in voller Blüthe, drei oder vier Sorten schon halbreifer Pfirsiche, gedörrte Pflaumen, Birnen, Aepfel und Feigen, von denen er eine bedeutende Anzahl pflückte, um sie als Ingredienzien des Pudding's zu gebrauchen. Die einzige ganz reife Frucht war eine dicke Art Erdbeeren, von blaßrother Farbe und recht angenehmem Geschmack. Er sammelte Körner dieser Erdbeere und bemerkte in seinem Tagebuch, daß Blätter, Stengel und Kelch stark behaart seyen. Auch kam er auf den Gedanken, Körner von Weintrauben, Birnbäumen und verschiedenen Gemüsen zu säen, und empfahl Clark, in anderen Gegenden der Insel ein Gleiches zu versuchen. Der arme Einsiedler baute nichts als Rüben.

Im Augenblick der Abreise von Juan Fernandez schrieb Douglas folgende Zeilen in sein Tagebuch: „Wir entfernen uns rasch von diesem bezaubernden Aufenthalt und von unserer neuen und interessanten Bekanntschaft, dem armen Clark. Wer könnte wohl die Reize dieser Insel genugsam schildern, ihre zahlreichen Bäche, die durch üppig wuchernde Thäler sich winden, ihre romantischen Grotten, von dem Laubwerk herrlicher Farnkräuter überschattet, worunter noch wenig bekannte Arten des Lomatium, Aspidium und Polypodium. Auf den sonnigen Hügeln entdeckt man verschiedene Gattungen der Escallonia, der Berberis, der Lobelia u. s. w. Während meines kurzen Aufenthaltes habe ich 70 sehr interessante Spezies von Pflanzen gesammelt."

Am 9. Januar 1825 berührte das Schiff eine der Galopagos-Inseln, die unter dem Aequator liegen. Die Insel James, wo Douglas landete, ist noch unbewohnt. Die Vögel kennen hier den Menschen, ihren natürlichen Feind, so wenig, daß sie sich auf den Hut und auf die Flinte unseres Reisenden niedersetzten. Er schoß 45 Vögel, die er dann ausstopfte. Die Equipage nährte sich von Land-Schildkröten, worunter einige bis an 400 Pfund wogen, von See-Schildkröten, die in großem Ueberfluß vorhanden waren, und einer Gattung Eidechsen, die Douglas für neu hielt. Er sammelte 631 Pflanzen-Arten, von denen er jedoch nur wenige Körner mit nach Europa brachte, weil der Regen alles Uebrige zerstörte.

Nach vielen Stürmen erreichte das Schiff endlich am 3. April das Ziel seiner Fahrt, die Mündung des Flusses Columbia. Die Ueberfahrt hatte in Allem 8 Monate und 14 Tage gedauert. Douglas und Scouler wurden von den Agenten der Hudson-Compagnie mit ausgezeichneter Höflichkeit empfangen und begannen alsbald ihre naturhistorischen Untersuchungen. Man denke sich die Begeisterung unseres Botanikers, als er eine prächtige Vegetation erblickte, die bis dahin den Europäischen Gelehrten fast ganz unbekannt war! Douglas wanderte stromaufwärts und verweilte eine Zeitlang bei Fort Vancouver, 90 Engl. Meilen von der Mündung des Columbia. „Diese Gegend", so erzählt er, „gewährt einen majestätischen Anblick; so weit das Auge reicht, bemerkt man ansehnliche und reich bewaldete Hügel, Berge, die ewiger Schnee bedeckt, große natürliche Wiesen und ungeheure Ebenen aus angespültem Erdreich, die mit üppigem Grün und einer Menge lieblicher Blumen bewachsen sind." Auf dieser ersten Exkursion entdeckte Douglas den schönen Johannisbeerstrauch (rubus sanguineum), der die steilen Ufer des Columbia und seiner Nebenflüsse schmückt, die Berberis aquifolia und glumacea, das Acer macrophyllum, und die Scilla esculenta, drei Pflanzen-Gattungen, die er in den Englischen Gärten heimisch machte. Die Scilla esculenta ist der Quamasch der Eingeborenen, eine Pflanze, deren Zwiebeln als Nahrung dienen und wie Kartoffeln zubereitet werden. Ihr Geschmack ist süßlich und gar nicht unangenehm. Am meisten erregte der Lupinus polyphyllus, dessen blaue und weiße Blumen unermeßliche Strecken bedecken, seine Bewunderung. In feuchten, halb überschwemmten Gegenden, wo dieses Gewächs am üppigsten wuchert, erreicht es eine Höhe von 6 bis 8 Fuß.

Am 5. August kehrte Douglas von seinen Ausflügen zurück nach Fort Vancouver, wo er sich aus der Rinde der Thuya occidentalis eine Hütte baute. Er bemerkt bei dieser Gelegenheit: „Vermuthlich wird diese Hütte mein Winter-Quartier werden. Seit meiner Ankunft habe ich erst drei Nächte in einem Hause zugebracht. Ich bediene mich auf meinen Exkursionen eines Zeltes, so oft ich Leute finde, die es transportiren können; da dies jedoch nur selten angeht, so schlafe ich gewöhnlich entweder unter einem umgekehrten Kanoe, oder ein Haufen Fichtenzweige dient mir als Decke. Ich fühle mich jetzt bei dieser Art von Bivouak recht wohl und betrachte Vieles als überflüssig, was mir sonst unentbehrlich dünkte."

„Um aber nun", so fährt unser Reisender fort, „auf einen anderen Gegenstand zu kommen, so bin ich am 19ten dieses den Fluß Multnomak, einen der südlichen Zuflüsse des Columbia, hinangereist. Dieser Fluß bildet 36 Engl. Meilen von seiner Mündung mehrere prächtige Wasserfälle, deren senkrechte Höhe 43 Fuß beträgt. Bis in die Nähe der Kataraкten ist der Strom ziemlich schwach, weil die Gewässer des Columbia großen Widerstand (Gegendruck) leisten. Ich stieg in dieser Gegend ans Land und kam nach zweitägigem Marsche in das friedliche Dorf Kalapuri, in dessen Nähe eine salzige Quelle ist, wo die Dammhirsche oft sich versammeln. Auch bemerkte ich bei dieser Quelle eine schöne Art von Tauben, deren possierliche Anstrengung, die Salztheilchen zu haschen, mir vielen Spaß machte."

Douglas kehrte nach Vancouver zurück und machte schon am 5. September einen neuen kleinen Ausflug, auf welchem er zwei steile Berge erkletterte und mehrere neue Fichten-Arten entdeckte. In den letzten Wochen des September ordnete er seine Sammlungen und schickte 24 Pakete getrockneter Pflanzen nebst einer großen Kiste mit Sämereien nach England. Am 22. Oktober unternahm er eine Expedition nach der Whitby-Bai, an der Mündung des Tscheitschilie, unter 48° N. Breite. Als er zu diesem Zwecke den Columbia hinabfuhr, stieß sein Kanoe, in welchem er sich eingeschifft hatte, mit solcher Gewalt gegen einen Baumstamm, daß es in zwei Stücke zersprang. Die Indianer hämmerten das Fahrzeug sehr künstlich wieder zusammen, während Douglas einen Lachs kochen ließ. Es kam ihm gar possierlich vor, daß diese Wilden den Rauch ihres Tabacks ganz hinunterschluckten, statt ihn wieder von sich zu geben, wie die Europäer thun. „Warum stößt Du die Nahrung (den Rauch) von Dir?" fragte ihn Einer seiner Indianischen Begleiter; „sieh' nur, ich stecke sie in den Bauch."

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Neueste Russische Literatur. Wir entlehnen nachstehende Notizen dem so eben erschienenen zweiten Hefte des „Freihafens", einer in Altona (bei J. F. Hammerich) herauskommenden Quartalschrift, welches Heft außerdem sehr interessante Beiträge von Varnhagen von Ense, Karl Rosenkranz, H. König, M. Veit und Anderen enthält. Seit Puschkin's und Marlinsky's Tod wird Gogol als der bedeutendste jetzt lebende Russische Schriftsteller angesehen. Er hat einige Novellen und kleine Romane geschrieben, die für meisterhaft gelten, da sie das Russische Leben in seiner tiefsten Wahrheit darstellen. Sein letztes Werk war ein auf der Petersburger Bühne mit großem Beifall aufgeführtes Lustspiel. Seitdem lebt er jedoch in Rom, ohne etwas von sich hören zu lassen. Shukowsky hat nach Fouqué's „Undine" eine anmuthsvolle Erzählung in Versen bearbeitet und herausgegeben. Die Gräfin Rostoptschin, geborene Suschkoff, hat sich als lyrische Dichterin Ruhm erworben, und der Bauer Kolzoff aus Woronesch, der kaum lesen und schreiben kann, aber das entschiedenste poetische Talent besitzt, ist als Dichter in den mannigfachsten Tonarten aufgetreten, deren naiver Ausdruck zuweilen an die Bibel erinnert. Von Kukolnik, dem Verfasser des Drama's „Torquato Tasso", sind zwei neue Schauspiele erschienen, deren eines Peter den Großen zum Gegenstande hat, und Thimotheieff hat ein großes dramatisches Gedicht „Rom und Karthago" geliefert. Als das ausgezeichnetste dramatische Produkt der neueren Zeit wird jedoch Polewoi's „Graf Ugolino" genannt, der sich auch auf der Bühne eines glänzenden Erfolges zu erfreuen hatte. Großen Antheil und Beifall finden ferner die Dichtungen Sokolowsky's, der früher ein Gedicht „die Schöpfung" und jetzt ein anderes unter dem Titel „Alma" herausgegeben, das, auf etwas mystischem Grunde basirt, doch eine Fülle von tiefen Gedanken entwickelt. Weltmann und Huber sind zwei Russische Dichter mit Deutschen Namen, von denen der Erste das Altrussische Leben vorzugsweise gern darstellt und der Zweite eine poetische Uebersetzung von Goethe's Faust geliefert hat. Die letztere ist zwar noch nicht gedruckt, doch zirkulirt sie bereits in Abschriften und wird, eben so wie eine Uebersetzung, die Herr Bakunin von Bettina's Briefen veranstaltet, sehr gerühmt. Die Forschungen auf dem Felde der alten Slawonischen Sprache und der Russischen Geschichte gewinnen ein immer weiteres Terrain. An der Spitze dieser Forschungen in ausländischen Archiven und Bibliotheken steht Herr Turgeneff, dessen Beispiel zwei jüngere Russische Gelehrte, die Herren Neweroff und Stojeff, die wir vor kurzem auch hier in Berlin gesehen haben, gefolgt sind. Die große bei dem Buchhändler Plüchard in St. Petersburg erscheinende Russische Encyklopädie schreitet langsam, aber mit erschöpfender Vollständigkeit, besonders in Bezug auf Russische Geschichte, Sprache, Literatur, Länder- und Völkerkunde vorwärts, und eine von Polewoi in Moskau unter dem Titel „Malerische Umsicht" herausgegebene Zusammenstellung von Bildern und Erzählungen aus der Geschichte Rußlands scheint ebenfalls nicht ohne Verdienst zu seyn.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin
für
Literatur des Auslandes

Herausgegeben
von
Otto Julius Bierbaum.

könnten. In diesem Jahre zählte man mehr als 40,000 Marktbesucher, und selbst Mauren aus Tanger waren gekommen, um ihre Datteln, Essenzen und morgenländischen Schuhe zu verkaufen. — Endlich kommt der Abend mit neuen Effekten. Die weite Ebene, welche zum Marktplatz gehört, flammt von tausend Wachtfeuern wie in einem Bivouac am Vorabende einer Schlacht. Mit Ausnahme Weniger, welche so glücklich sind, in einem Zelte zu schlafen, lagert Alles unter freiem Himmel. An dem Feuer wird das Abendbrod bereitet, wenigstens von denen, die etwas zu bereiten haben, d. h. von der Minderzahl; etwas Essig, ein paar Tropfen Oel, viel Wasser, viel Knoblauch und einige Scheiben Schwarzbrod, tüchtig zu Suppe gequirlt, macht die ländliche Mahlzeit der Meisten aus; nicht drei Familien sah ich, welche gebratenes Fleisch zum Imbiß hatten. Was hilft dem Spanier seine reifende Sonne und sein gesegneter Boden, wenn das Volk vor Hunger stirbt? Vor Allem weckte meine Theilnahme eine Gitano-Familie aus Triana, welche aus vielen Köpfen bestand und alle verwandtschaftliche Verhältnisse, Alter und Geschlechter unter sich aufzuweisen hatte, von dem Säugling in der Windel bis zur Reife des Jünglings und der Jungfrau. Darunter war ein Kind von 10 Jahren, das mit Fetzen von einem alten Hemde seine Blöße deckte; ein halbnacktes kleines Mädchen wiegte auf seinen Knieen ein zweijähriges Kind, das ganz nackt war; die Mutter kauerte grollend am Feuer, der Vater rauchte eine Pfeife als Abendbrod. Die Krone der Familie war ein achtzehnjähriges Mädchen von angenehmer Gestalt, nicht zu schwarz für eine Gitana, nicht zu schmutzig für eine Bettlerin. Sie tanzte eben eine Art von nationalem Manchego, einer wahren alt-Oscischen Atellanen-Farce. Meine Phantasie hätte mich auf Caledoniens Hochebene versetzt, wenn die laue Nachtluft, das gesättigte Blau des Himmels mit seinen goldenen Sternen und der helle Glanz der Milchstraße mir nicht zu deutlich den Süden verrathen hätten. Und was ich um mich sah, wirkte meiner Illusion noch mehr entgegen; der Kaktus rankte sich mit seinen breiten, stachligen Blättern um die Zelte, und Orangen-Gärten strömten Wohlgerüche in die Atmosphäre aus. In dieser herrlichen Landschaft stiegen in mir Fragen des Unmuthes auf; es schien mir ein Hohn der Natur, daß Himmel und Erde hier liebend den Bund der Schönheit und Fülle geschlossen hätten, um mit ihren Reichthümern nichts als ein träges, unwissendes und elendes Volk zu erziehen. Gedeiht der königliche Mensch nur in dem mageren Boden der Arbeitsamkeit? Muß er stiefmütterlich behandelt werden, um zu erstarken? Oder ist er bestimmt, sich ohne Beihülfe der Natur selbst zu emanzipiren? Dieser Gedanke schien mir einigen Trost zu gewähren, aber an dem Spanischen Volke sah ich die Fabel von Tantalus verwirklicht.

Doch wir kehren wieder zu dem Jahrmarkt zurück, von dem ich freilich, da ich weder zu kaufen noch zu verkaufen hatte, mich weniger um die Ochsen als um die Majos, mehr um die Hirten als um ihre Heerden kümmerte, nicht so viel zu sagen weiß. Als ein deutlicher Beweis der öffentlichen Noth und Armuth mag es angesehen werden, daß die Zahl der Verkäufer größer war als die der Einkäufer. Ueber 100,000 Schafe, Rindvieh im Verhältniß und 5—6000 Pferde oder Fohlen waren zu Markte gebracht. Der letzteren wurden genug verkauft, wenig ausgewachsene Pferde, von Preispferden nicht eines. Die theuersten kamen nicht über 4—5000 Realen (250—300 Thaler) zu stehen. Fast alle Pferdekäufer sind aus Valencia. Obgleich an schönen Thieren kein Mangel war, so hatte ich doch größere Erwartungen mitgebracht und war über den Verfall der Spanischen Pferdezucht erstaunt; die Race hat sich augenscheinlich verschlechtert, und man sucht mit Recht den Grund davon in dem allgemein eingeführten Gebrauch der Maulthiere für den Ackerbau, auf Reisen und zum Transport. Die Spanischen Pferde sind nur noch ein Schatten von dem, was sie nach den Beschreibungen des Plinius, Martial, Pomponius Mela, Silius Italicus im Alterthum, ja von dem, was sie im Mittelalter waren. Denn der berühmte Juan de Herrera schätzt einen Spanischen Reiter in Waffen nebst dem Sattel auf 12—14 Arobes (zwischen drei und vier Centnern) an Gewicht und setzt hinzu, daß unter dieser Last das Pferd Eilmärsche zurückgelegt und in der Schlacht gestanden habe. Thatsächlich ist es aber, daß ein Andalusischer Renner ein solches Gewicht zu tragen nicht mehr im Stande ist. Aber nicht nur an Kraft, sondern auch numerisch hat die Race abgenommen. Der Pater Ponoloso, ein Zeitgenosse Philipp's IV., berichtet, daß zu seiner Zeit Spanien dem Könige 70,000 Pferde liefern konnte. Heutzutage übersteigt diese Zahl die ganze Spanische Armee, Infanterie und Kavallerie zusammengenommen; aber um bei den Pferden stehen zu bleiben, so kann die Verwaltung jetzt kaum die Remonte-Pferde auftreiben. Dabei ist die Spanische Reiterei die schlecht berittenste in ganz Europa; die schwere Kavallerie manövrirt auf kleinen, schwachen Pferden, die für die Evolutionen der leichten wohl geeignet wären, aber durchaus die ihnen aufgebürdeten Strapazen nicht aushalten.

Die Anwendung der Maulthiere anstatt der Pferde ist schon ein Jahrhunderte alter Mißbrauch in Spanien, aber nicht minder alt die Versuche, dem Uebel zu steuern. Ein Gesetz Philipp's II. verbot den Gebrauch von Equipagen, wenn man nicht vier Pferde davor spannen könnte. Die Absicht desselben war, die Maulthiere außer Gebrauch zu setzen; es gerieth aber unter Philipp III. in Vergessenheit. Der vierte Philipp rief es wieder ins Leben, und seitdem haben es alle Könige aufrecht erhalten, aber alle die vergebliche Anstrengung gemacht, die Pferdezucht zu ihrer früheren Berühmtheit zurückzuführen. So hat das Maulthier über die Könige gesiegt. Es zieht nach wie vor den Pflug, den Postwagen, die Karosse, vertritt mit einem Worte die Stelle des Pferdes; einem solchen zu begegnen, gehört zu den wahren Seltenheiten. Spanien ist ein bemitleidenswerthes Beispiel, daß, wie die Reiche ihre Höhen- und Blüthenzeit haben, sie auch dem Loos der Vergänglichkeit unterworfen sind. Dieses Land ist von seiner Größe unter Karl V. und Philipp II. unaufhaltsam seinem Ruin entgegengegangen und hat in seinem Siechthum die Ursache seiner organischen Krankheit enthüllt. Aber wenn Schönheit noch ein Eigenthum des gefallenen Helden ist, so war Spanien nie ein Heidenreich. Längst ist es zerrissen, die Niederlande verloren, Portugal, Amerika, als wollte die Nemesis die Undankbarkeit gegen dessen Entdecker rächen. Spanien hat keinen Handel, keine Industrie, keine Flotte mehr; die Agrikultur ist dort in der Wiege, die Jugend-Erziehung und die Schulbildung vernachlässigt, die Sitten versunken, Bürgertugenden unbekannt.

Wie jede Versammlung gegenwärtig in Spanien einen politischen Charakter trägt, so konnte auch unser Jahrmarkt nicht ohne Intermezzo der Art abgehen. Vorgestern entdeckte man zu Ecija eine sogenannte Verschwörung, welche sich der auf den Markt gebrachten Pferde zu bemächtigen, ihre Partei beritten zu machen und den Schrecken der Fremden zu benutzen die Absicht hatte, um einen Handstreich auszuführen. Funfzehn oder sechzehn Personen wurden eingezogen, doch scheint die Sache keineswegs die Wichtigkeit gehabt zu haben, welche ihr anfangs beigelegt wurde. Es kam also zu keiner Emeute, welche zur Vervollständigung eines Spanischen Nationalfestes unentbehrlich scheint; man muß aber gestehen, daß der Zeitpunkt nicht günstiger gewählt werden konnte, indem Andalusien von seinen Truppen, die nach der Nordgränze marschirt waren, ganz entblößt stand. Um unter 40,000 Menschen die Ordnung und Ruhe aufrecht zu erhalten, waren etwa 100 Mann beordert, einschließlich die Andalusischen „Freiwilligen", eine Art von Gendarmen, die zur Sicherung der Heerstraßen vor kurzem eingerichtet worden ist.

Charles Didier.

England.

Robert Owen und sein Social-System.

(Fortsetzung.)

Wir stehen hier am Wendepunkt, der Owen's Leben und Wirken in zwei Hälften scheidet. Leider ist von der zweiten Halbscheid wenig Erfreuliches zu melden. Sie ist reich an Täuschungen, Unstätigkeit und Irrsalen. Selbst in den Tagen seiner größten Beliebtheit und Berühmtheit, als Minister und Parlaments-Mitglieder seinen Namen mit Hochachtung und Bewunderung im Munde führten und stolz darauf waren, sich seine Freunde zu nennen, als ein zahlreich versammeltes Volk seinen Reden horchte und seinen Verkündigungen einer besseren Zukunft zujauchzte, schon damals konnte dem aufmerksameren Beobachter nicht entgehen, daß Owen sich auf falschem Wege befand. Es war eine Verirrung — allerdings bei einem Manne wie Owen und unter solchen Umständen eine sehr natürliche und verzeihliche Verirrung, der sich auch ein Besserer an seiner Stelle wohl nicht entzogen haben würde —, daß er sein New-Lanark aufgab und mit seinen Entwürfen in die weite Welt hinaus strebte. Owen ist, wie wir bereits angedeutet haben, Autodidakt, eine geistig isolirte Natur, wenig Belehrung von außen durch Berührung und Gedanken-Austausch aufnehmend, das Meiste aus sich selbst schöpfend. Solche hängen denn auch mit unüberwindlicher Zähigkeit und Hartnäckigkeit an der einmal produzirten Idee, — sie gehen ganz und gar darin auf und müssen von der unfehlbaren Richtigkeit derselben unerschütterlich überzeugt seyn, weil sie den ganzen Inhalt ihres geistigen Bewußtseyns, allen Trieb ihres Denkens, alle Kraft ihres Gemüthes zu diesem Produkt darangesetzt und verwendet haben und so zu sagen mit ihrem ganzen Selbst darin stecken. So ist Owen, seine Idee von der menschlichen Gesellschaft mit sich herumtragend, darüber brütend und sich vertiefend, allmälig an dieser Idee zum Enthusiasten, zum Schwärmer, endlich zum Phantasten geworden. Wie seltsam! um der Welt ein System der allgemeinen Menschenliebe zu predigen und dem Reiche derselben eine Stätte auf Erden zu bereiten, fing er damit an, die Stätte zu verlassen, wo er diese Menschenliebe zum Heile von Tausenden und unter sichtbarem Segen des Himmels geübt hatte und noch ferner auf der einmal gewonnenen, breiten und sicheren Grundlage, in immer größerer Ausdehnung üben konnte. Er war reich, er hatte ein Herz voll Mitgefühls, er besaß Einsicht in die Leiden und Bedürfnisse seiner armen Mitbrüder und wußte mild und wirksam zu helfen: er konnte unmittelbar, in der nächsten Nähe, so Vielen wohlthun, so Vieles bessern, — und siehe da, er begiebt sich freiwillig auf den ungeheuren Umweg, erst die Welt von seiner Lehre zu überzeugen und dann das unterbrochene Werk, mit Hülfe der gewonnenen Anhänger, recht im Großen wieder aufzunehmen, um statt einiger Tausende einige Millionen glücklich zu machen. Er hatte sich zu New-Lanark in seinem Wirken beschränkt gefühlt, weil das Etablissement allerdings seiner Hauptbestimmung nach eine Manufaktur seyn und bleiben mußte, auch für gemeinschaftliche Rechnung Owen's und der Miteigenthümer verwaltet wurde, wodurch denn vielen Neuerungen und Versuchen, die Owen gern angestellt hätte, ein Riegel vorgeschoben war. Aber gerade dieser reale, praktische, kaufmännische Zweck der Anstalt hielt Owen's Wirken in einem sicheren, zuträglichen Geleise und gewährte ihm

einen Anhalt, dessen er bei all seinem späteren Thun und Treiben, sichtlich zu seinem größten Nachtheil, entbehrte. Zu New-Lanark war er ein angesehener Kaufmann und Fabritherr, mit einer anerkannten, hochachtbaren und einflußreichen Stellung in der Gesellschaft, er war ein Patriarch und Wohlthäter seiner Gemeine gewesen; als er aus diesem Wirkungskreise heraustrat, den sicheren Standpunkt aufgab und sich statt dessen zu einer Art von Eroberungszuge anschickte, um England und Europa zu seinen Civilisations-Ideen zu bekehren, was wurde aus ihm? Was wurde aus all dem Guten, das er hatte stiften wollen? Wie sticht die rastlose Unstätigkeit, der wechselvolle, von Launen des Zufalls und der Menschen abhängige Unbestand, die unfruchtbare Mühsal seines späteren gegen die ruhige Gediegenheit und Fruchtbarkeit seines anfänglichen Wirkens ab, so daß in der Meinung der Meisten, worunter sogar viele seiner vormals eifrigsten Verehrer, von dem Owen, den sie vor zwanzig Jahren kannten, nichts übrig geblieben ist, als ein die reinsten Absichten, aber auch die überspanntesten Ideen mit sich herumtragender Projektenmacher.

Wir wollen kurz über die Geschichte seiner letzten zwanzig Jahre hinweggehen. Er selbst schadete seiner Sache in England durch eine zwiefache Unklugheit, indem er sich mit der Geistlichkeit und mit der politischen Partei der Radikalen überwarf. Gegen jene kehrte er, ganz unnöthiger Weise, diejenige Seite seiner Lehre heraus, die allerdings mit gewissen Satzungen der positiven Religion im schärfsten Widerspruche stand. „Alle vorhandene Religionen", so ließ er sich vernehmen, „sanctioniren einen Irrthum, welcher dem Gesetze der menschlichen Natur praktisch zuwiderläuft und somit das Glück und den Frieden der Menschheit wesentlich untergräbt. Sie bürden dem Menschen eine schwere Verantwortlichkeit nicht allein für seine Thaten, sondern auch für seine Neigungen und Meinungen auf, als wenn irgend ein Mensch dafür könnte; sie behaupten, was sich mit der Gerechtigkeit und Güte Gottes nicht vereinigen läßt, daß er den Sünder um seiner Sünde willen strafe, d. h. ihn um seines Elendes willen noch elender mache. Darum sind auch die Menschen bisher noch unter jeder Religion von Unglück, Leiden, Haß und Zwietracht heimgesucht worden, und so lange man an jener Irrlehre festhält, kann es nicht besser werden." Man kann sich denken, welch' ein Geschrei die Geistlichkeit aller Sekten gegen solche Ketzerei erhob. In Spanien, unter einem Philipp II., wäre Owen unfehlbar verbrannt, zu Rom wäre er exkommunizirt worden; und selbst in England, im 19ten Jahrhundert, war der Einfluß der Geistlichen auf die Meinung des Volkes noch mächtig genug, den angeblichen Feind der Religion bei den Meisten um Zutrauen und Ansehen zu bringen. — Mit den Radikalen entzweite Owen sich über die Parlaments-Reform: eine Frage, die ihn für seine Zwecke gar nicht zu kümmern brauchte und worüber er füglich hätte ganz schweigen können. Allein er sagte seinen Freunden, die so leidenschaftlich gegen die rotten boroughs und für die Ausdehnung des Wahlrechts kämpften, unumwunden heraus, es würde damit im Wesentlichen gar nichts gewonnen seyn; das Volk werde nach der Parlaments-Reform arm und elend bleiben, wie zuvor; wäre es um das wahre Beste der arbeitenden Klassen zu thun, so müßte die Sache von ganz anderer Seite angegriffen werden. Das nahmen ihm die einflußreichen Häupter der radikalen Partei, Waithman, Torrens, Cartwright und der berüchtigte Henry Hunt gewaltig übel. Sie beschuldigten ihn, er meine es nicht ehrlich mit der Sache des Volkes, und Owen bekam die Feindschaft, welche er hier gegen sich aufgeregt hatte, empfindlich zu spüren, als er 1819 zu Manchester als Kandidat zur Parlamentswahl die Hustings betrat. — So stand er auf einmal verlassen, ohne Freunde, ohne Stütze in ganz England. Sein Gönner, der Herzog von Kent, war gestorben; die Regierung schien ihn vergessen zu haben; das Häuflein seiner Anhänger war wohl eifrig, aber nicht stark genug. Owen entschloß sich, nach Amerika zu gehen, in der Hoffnung, dort den jungfräulichen Boden der Freiheit günstiger für die Saat seiner Prinzipien zu finden.

An den gesegneten Ufern des Flusses Wabash, welcher dem oberen Mississippi zuströmt, in dem gegenwärtigen Staate Indiana, hatte sich eine Kolonie von Harmonianern niedergelassen. Es war dies eine von den Methodisten abgezweigte Sekte überspannter und schwärmerischer Frommen, die unter der Autorität ihres Stifters, eines schwärmerischen Deutschen Schusters, Namens Rapp, eine Art von mönchisch-ascetischem Leben führten. Hier sehen wir Owen im Jahre 1824 auftreten. Die Gegend gefiel ihm; was an Gebäuden angelegt war, schien ihm sich wohl für seinen Plan zu eignen. Er trat mit den Leuten in Unterhandlung und erhielt für eine Geldsumme das ganze Dorf New-Harmony, mit Raum für wohl 2000 Einwohner, nebst 30,000 Acre zum Theil angebauten Landes abgetreten. Darauf ging Owen nach Washington, hatte mehrere Unterredungen mit dem Präsidenten Monroe und erhielt die Erlaubniß, dem Kongreß in öffentlicher Sitzung seine Meinungen und Vorschläge auseinanderzusetzen. Seine eifrige und freimüthige Rede wurde von den nüchternen Amerikanischen Staatsmännern aufmerksam, allein im Ganzen mit wenig Gunst angehört. Desto mehr Glück schien Owen's Sache beim Publikum zu machen, wenn es Glück heißen kann, daß leichtbegeisterte Schwärmer und eine Menge verlorener, in jedem Neuen einen Anhalt und eine Unterkunft suchender Subjekte sich zu ihm sammelten. — Kaum war die Ansiedelung zu New-Harmony eröffnet, so drängten sich die Leute haufenweis heran und begehrten Zulassung. Hier und da fand sich unter der Menge ein Begabter, Tüchtiger, Achtungswerther; das Uebrige alles bestand aus der Hefe des Volkes von Nord-Amerika: Hungerleider, Müßiggänger, Landstreicher, Taugenichtse, — auch von den „Schanzgräbern im Westen", von den „Hinterwäldlern" stellten sich Manche ein, die für Halbwilde gelten konnten. Mit solchen Elementen, das sah Owen wohl voraus, war kein günstiges Resultat zu erzielen. Er betrachtete daher die Gemeine zu New-Harmony jetzt nur als eine vorläufige, vorbereitende Anstalt, aus welcher die Bewährtesten und Erlesensten in die künftig zu stiftende definitive Gemeinschaft übergehen sollten. Es bildeten sich auch wirklich, von dem in New-Harmony gegebenen Mittelpunkte aus und rings umher, mehrere kleinere Kolonieen oder, wie Owen selbst sie benannte, „Vereine zum Gemeinwirken" (cooperative societies), welche er stufenweis in Lebensordnung und Verfassung seinem Ideal näher zu bringen trachtete. Und so geschah es, daß diese Kolonieen sich zwar alle so ziemlich in demselben Geiste, aber keineswegs in gleicher Form und nach einerlei Gesetz regierten und verwalteten; daß jede Ansiedelung die allgemeinen Vorschriften nach ihrem Bedürfniß modifizirte, eine andere Lebensordnung einführte, sich in eigenem Geleise bewegte; und diese Abweichungen wurden zum Theil so bedeutend, daß sie gänzlich aus dem Bereich der Grundsätze Owen's hinaus führten.

Owen wollte oder konnte vielmehr durchaus nicht einsehen, daß mit dem Prinzipe der absoluten Gleichberechtigung Aller, mit der Forderung, daß Arbeit, Besitz und Genuß Allen durchaus gleich und gemeinschaftlich seyn soll, nie und nirgend ein geselliger Verein zu gründen ist; ja daß diese Grundsätze aller gesellschaftlichen Organisation feindlich sind und zerstörend auf sie wirken. Es gehören zur vollthätigen menschlichen Gesellschaft nicht bloß Hände, die arbeiten, sondern auch Talente, die erfinden, und Kapitalien, um die Erfindung ins Werk zu setzen. Owen's System aber entzieht auf brutale Weise dem Talent und dem Kapital alle Berechtigung; der geniale Kopf und der Millionair zählen in seinem Staate bloß für Eins, so gut wie der plumpste und verstandloseste Handlanger. Das hat sich denn auch an Owen gestraft: die Reichen, die Talentvollen, die Vermögenden, Kunstfertigen, Alle, so durch sich selbst etwas seyn und gelten konnten, sind gleichgültig gegen seinen Aufruf geblieben. Und selbst mit den rohen, niedrigen Elementen, die sich in der Gemeine zu New-Harmony zusammenfanden, konnte er seinen Satz von der Gleichheit und Gemeinsamkeit der Rechte und des Besitzes nicht zur Geltung bringen. Denn auch unter diesen rohen, unwissenden, sittlich ausgearteten Leuten war Einer dem Anderen an Fähigkeit und Geschick, an Kraft, Eifer und gutem Willen überlegen, und die gleiche Vertheilung des Ertrages und Genusses erwies sich als eine Ungerechtigkeit, welche gerade die Besten beeinträchtigte und keinen nachhaltigen Antrieb zur Thätigkeit und Arbeitsamkeit aufkommen ließ. Den Trägen stachelte keine Noth; die Gemeine sorgte aus ihrem Vermögen, aus ihren Vorräthen für seine Bedürfnisse. Den Fleißigen ermunterte keine Aussicht, ein besseres Loos, ein selbsteigenes und selbstständiges Gut zu gewinnen. Es war darauf gerechnet, die gemeinsame Arbeit im Felde und in der Werkstatt sollte den gemeinsamen Bedarf herbeischaffen; allein jeder Einzelne maß seinen Antheil an der Arbeit so gering als möglich, und als nun die Bilanz gezogen wurde, ergab sich zu Owen's Kummer und Beschämung ein schmähliches Defizit; die Kolonie hatte bei weitem nicht produzirt, was sie konsumirte. Er glaubte indeß zu fest an die Untrüglichkeit seines Systems, als daß er nicht die Schuld des Mißlingens auf andere Umstände hätte schieben sollen. „Die Leute", sagte er, „waren nicht reif, nicht sittlich vorbereitet für die Verbesserung, welche ich einführen wollte." Statt also, wozu er sich öffentlich anheischig gemacht, was er auch zu New-Lanark geleistet hatte, durch sein System die Verwahrlosten und Verirrten zur sittlichen Ordnung und Thätigkeit zurückzubringen, verlangte er jetzt für sein System ein bereits sittlich herangebildetes Geschlecht.

So entschieden nun auch dieser zweite Versuch Owen's mißglückt war, so müssen wir doch anerkennen, daß auch zu New-Harmony des Guten viel geschehen und auf die physische Wohlfahrt gleichwie auf das sittliche Leben der daselbst angesiedelten Bevölkerung höchst wohlthätig eingewirkt worden ist. Die jüngere Generation namentlich, die unter Owen's Augen emporwuchs und auf welche er alle seine Hoffnung setzte, lohnte seiner väterlichen Fürsorge durch manchen schönen Erfolg. Was er mit den Alten nicht hatte zu Stande bringen können, eine regelmäßige, kunstgerechte, mit Fleiß und anstelligem Eifer betriebene Bewirthschaftung des Landes im Großen, das gelang ihm mit den Jüngeren. Es geschah durch Owen und die wenigen, ihm zur Seite stehenden, einsichtigen Freunde und Gehülfen alles Mögliche, auch wohl manches Ueberflüssige und hier mindestens Vorzeitige, den Schmutz und die Kruste der Rohheit von diesem Volke abzuwaschen, sie für edlere Genüsse der Geselligkeit empfänglich zu machen. Es wurden Abendkränzchen, Bälle, Konzerte veranstaltet, und dem Herzoge Bernhard von Sachsen-Weimar, der auf seiner Reise New-Harmony besuchte, war es eben so neu als ergötzlich, daß die Mädchen sich des Abends, wenn sie von der Kuhmelke kamen, sich ans Pianoforte setzten, musizirten und sangen. In der äußeren Lebensweise war die strengste Gleichheit oder vielmehr Gleichförmigkeit eingeführt; alle Wohnungen auf einerlei Weise eingerichtet und möblirt; die Kleidung für Alle dieselbe, und zwar für die Männer Griechische Tunika und weites Beinkleid, für die Frauen das faltige, antike, um die Hüften zu gürtende Gewand; die Mahlzeiten so viel als möglich gemeinschaftlich und einerlei einfache Kost für Alle. So leicht übrigens

und so reichlich sind auf diesem gesegneten Boden Amerika's die leiblichen Bedürfnisse des Menschen zu bestreiten, daß nach Owen's durchschnittlicher Rechnung für Speise und Trank im Ueberfluß mit einer täglichen Ausgabe von drei bis vier Sous (etwa achtzehn Pfennigen Preußischer Scheidemünze) auf den Kopf gesorgt war. (Schluß folgt.)

Douglas, der Schottische Botaniker und Reisende.

(Schluß.)

Die Expedition hatte viel zu leiden, als sie längs der Küste nach Norden vorrückte. In den Dörfern der Indianer fehlte es an Speise-Vorräthen, und man mußte mit der Wurzel der Sagittaria sagittifolia und des Lupinus littoralis vorlieb nehmen. Douglas steuerte den Tschetschille bis in eine Entfernung von 60 Meilen von seiner Mündung hinan. Er vergleicht diesen Strom in Ansehung seiner Breite mit der Themse und bemerkt, daß er sehr reißend, oft von Wasserfällen unterbrochen und, gleich dem Columbia, von hohen waldreichen Felsen eingeschlossen sey. Der Regen, der im Anfang des November fast ununterbrochen fiel, hinderte unseren Reisenden am weiteren Vordringen.

Seine etwas leidende Gesundheit und das nun eingetretene ungünstige Wetter nöthigten Douglas, eine Zeitlang unthätig zu bleiben. Schon fing er an, große Langeweile zu empfinden, als er am 18. Dezember die Expedition anlangen sah, welche von der Hudsons-Compagnie alljährlich quer über den Kontinent Nord-Amerika's geschickt wird. Die in Vancouver wohnenden Jäger und Beamten freuen sich außerordentlich, wenn sie erfahren, daß die Post angekommen ist; denn mit diesem Namen belegen sie jene abenteuerliche Expedition, die hauptsächlich Briefe und Neuigkeiten bringt. Douglas hatte den Verdruß, keine Briefe aus England zu bekommen.

Bis zum 15. Dezember war die Kälte unbedeutend, aber der Regen fiel unserem Douglas in seiner Hütte aus Baumrinden sehr lästig. Der Chef der Faktorei, Herr Mac Loughlin, erlaubte ihm, in seinem erst halb aufgebauten Hause zu wohnen. Bis zum 20. März 1825 konnte Douglas nur Moose sammeln, die in der Umgebung des Forts Vancouver wuchsen, denn er mußte dabei eine Wunde am Knie pflegen, deren Heilung sehr langsam von Statten ging.

Am 20. März reiste unser Botaniker mit einer Expedition, die den Fluß Columbia hinansegelte und am 23sten bei den Katarakten anlangte. „Wir lagerten hier", so erzählt er, „unter einem Felsen, da der starke Wind uns nicht erlaubte, die Zelte aufzuschlagen. Die Eingeborenen drängten sich in großer Anzahl um uns her und zeigten feindliche Absichten, weil sie die Quantität Taback, die sie von uns erwartet hatten, nicht gleich bekamen. Wir mußten die ganze Nacht auf unserer Hut seyn. Zum Glück hatte ich kleine Wachskerzen mitgebracht, bei deren Schein ich an Herrn Murray in Glasgow schreiben und meine gesammelten Moose ordnen konnte. Das Tageslicht kam uns Allen sehr erwünscht, da wir von wenigstens 450 Wilden umlagert waren, die augenscheinlich nichts Gutes im Sinne hatten und deren Sprache wir nicht verstanden. Am Nachmittage transportirten wir unsere Baggage oberhalb der Katarakten, wo unser Gefährte, Herr Macleod, alsbald erfuhr, daß die Indianer unsere Böte plündern wollten. Wir reichten ihnen das herkömmliche Geschenk an Taback, und sogleich drangen sie in uns, wir möchten diese Nacht noch hier bleiben. Sie versuchten, in unsere Flinten Wasser zu gießen, um sie für den Augenblick untauglich zu machen, und wollten es nicht zugeben, daß wir die Kähne flott machten. Als Herr Macleod Einen der Wilden zurückstieß, zog der Andere eine Hand voll Pfeile aus seinem Köcher und schickte sich an, nach ihm zu schießen. Ich nahm schnell meine Flinte und zielte auf den Indianer. Da eilte ein Häuptling des mit den Europäern befreundeten Stammes Knemuse herbei und stiftete Frieden. Dieser Indianer, einer der schönsten Männer, die ich jemals gesehen, begleitete uns mehrere Meilen weit und empfing von Herrn Macleod eine gute Belohnung. Auch ich wollte ihm meine Erkenntlichkeit beweisen; ich machte zu diesem Ende ein Loch in meinen letzten Shilling und befestigte das Geldstück vermittelst eines Drahtes in seiner durchbohrten Nasenwand. Durch diese Formalität wurden wir Freunde auf Leben und Tod."

Oberhalb der Katarakten ist die Vegetation ganz anders als an der Küste. Douglas fand hier einen sehr zierlichen Strauch, die Purshia tridentata, die Artemisia arborea, verschiedene Aenothera und einige Lupinen. Zu beiden Seiten des Flusses Lewis-and-Clark, der 1300 Engl. Meilen durchströmt, dehnen sich geräumige Ebenen aus, in welchen die Expedition ein paar Tagereisen weit vordrang. Am 6. April kamen die Reisenden in eine höher liegende Gegend am Ukanagan, einem nördlichen Zuflusse des Columbia. Das Land war noch mit zwei bis drei Fuß hohem Schnee bedeckt. Douglas kehrte von da mit einem Theile der Expedition nach dem Columbia zurück und verweilte eine Zeitlang in der Nähe des Wasserfalls Kettle, 90 Engl. Meilen oberhalb der Einmündung des Spokan.

Am 16. Juni wurde Douglas von einer ganzen Heerde Ratten überfallen, die ein dickes Paket voll Sämereien und ein ganzes Herbarium verzehrten, ja sogar seinen Rasirpinsel und sein Scheermesser fortschleppten. „Eine dieser Ratten", so berichtet er, „wollte sich eben meines Dintenfasses bemeistern; da griff ich nach meiner Flinte, die über dem Bette hing, und schoß ihr eine volle Ladung in den Leib. Als ich sah, was für ein gewaltiges Thier diese Nord-Amerikanische Ratte ist, staunte ich nicht mehr über die Verwüstungen, die sie anrichten kann. Kopf und Schwanz messen zusammen anderthalb Fuß; der Bauch ist weiß und der Rücken braun. Ihre glänzend schwarze Schnauze mißt schon allein drei Zoll. Es giebt sehr viele Ratten dieser Art in den Felsen-Gebirgen, und sie zerstören Alles, was ihnen auf ihren Zügen begegnet."

Douglas schiffte in der drückendsten Hitze den Fluß Lewis-and-Clark hinan, dessen tiefes Bette an manchen Stellen eine Breite von 300 Ellen hat. Er benutzte eine Gelegenheit, um einen hohen Berg zu besteigen, der 60 Engl. Meilen von der Theilung des Flusses (den Forks) entfernt liegt und auf dessen Gipfel ein sehr merkwürdiges Phänomen sich darbietet. Eine sehr gehaltreiche Quelle springt aus einer Höhlung von eilf Fuß Durchmesser, erhebt sich, nach Maßgabe der Triebkraft, von neun Zoll bis vierthalb Fuß über den Boden und strömt dann, einen Gießbach von 15 Fuß Breite und 2½ Fuß Tiefe bildend, an dem Abhang des Berges hinunter, bis sie in einem kleinen Sumpfe sich verliert. Douglas wollte die Höhlung sondiren, fand aber in einer Tiefe von 60 Fuß noch keinen Grund. Er nannte diesen Springquell den Munro-Brunnen und gab einer neuen Gattung von Johannisbeerstrauch, die zwölf bis funfzehn Fuß hoch um den Quell herum wucherte, den Namen Rubus Munroi.

Noch blieben unserem Schottischen Botaniker die Gegenden im Süden des Columbia zu erforschen übrig, besonders die Ufer des Flusses Arguilar, wo eine riesige Gattung des Fichtenbaums wachsen sollte. Er machte auch dahin eine Exkursion. Dann kehrte er nach Europa zurück und hatte die Freude, in dem Garten des Vereins für den Landbau eine große Zahl von ihm entdeckter Spezies gedeihen zu sehen. Die Gärten des nördlichen Europa haben bis dahin noch niemals in so kurzer Zeit eine so reiche Mannigfaltigkeit exotischer Gewächse, worunter wenigstens hundert ganz neue Gattungen, erhalten.

Während aber die nordwestlichen Regionen Amerika's an Blumen und bloßen Zierpflanzen so ergiebig sind, haben sie keine einzige Frucht hervorgebracht, die eine Erwähnung verdiente, keine eßbare Wurzel, keine Korn-Gattung zum Besten der Europäischen Landwirthe. Mit praktisch nützlichen Produkten des Pflanzenreichs ist dieser Theil der Neuen Welt eben so kärglich bedacht, als er mit Gegenständen der bloßen Augenweide verschwenderisch ausgestattet ist. Hätte der Indianer kein Wild und keine Fische, so müßte er im Schoße seiner prächtigen Vegetation vor Hunger umkommen; denn der Rauch des Tabacks ist bekanntlich ein schlechtes Substitut für substantielle Nahrung, mag man ihn auch, wie die armen Indianer thun, haushälterisch verschlucken.

In einem künftigen Artikel gedenken wir die Entdeckung der Kalifornischen Fichte, die Rückkehr des Schottischen Reisenden, seine zweite Reise nach dem nordwestlichen Amerika und sein tragisches Ende auf den Sandwich-Inseln zu erzählen.

(Bibliothèque Universelle.)

Mannigfaltiges.

— **Waagen's Kunst und Künstler in England.** Das Buch unseres wackeren Galerie-Direktors hat verdientermaßen auch in England großes Glück gemacht. Die dort angehäuften Kunstschätze schlummern unerkannt in den kaum zugänglichen Schlössern der reichen Lords oder in den nur gegen schweres Eintrittsgeld sich öffnenden Museen der für politische und Handels-Interessen Auge und Sinn ausschließlich bewahrenden Haupt- und Weltstadt. Es bedarf der Zauberruthe eines so kundigen Magus, um die unerkannten Schätze auch der Welt nutzbar machen und mithin überhaupt ins Daseyn neu zu rufen, denn der Besitzer, der sie in seinen verschlossenen Sälen aufgespeichert, hat ihnen damit nicht bloß ihren Werth, sondern ihre ganze Existenz geraubt. Kaum darf es daher auch Wunder nehmen, wenn die bürgerlichen Kämpfe in England immer mit einem Vandalen-Kriege gegen die Werke der Kunst verbunden waren. Das Volk, das ihren Werth nicht kannte, hielt sie gewöhnlich für einen überflüssigen Luxus der Mächtigen. Hätte man früher den Sinn für Kunstwerke mehr verbreitet, indem man sie weniger verschloß und der Bewunderung zugänglicher machte, so würden wahrscheinlich aus den Bilderstürmern eben so viele Vertheidiger der schönen Werke edler Kunst geworden seyn, die auch auf das verwilderiste Gemüth allmälig einen milden Einfluß übt — emollit mores nec sinit esse feros. Gleichwohl ist England immer noch das reichste Land an kunstgeschichtlichen Sammlungen; es besitzt deren aus dem Alterthume von den Anfängen Indischer und Aegyptischer Kultur bis zu den Götter-Idealen der feinsinnigen Griechen, und aus der neueren Zeit von den Vorläufern Raphael's und Michael Angelo's bis zu den Nachahmern West's und David Wilkie's herab. Die Sammlungen sind freilich getrennt und eine von der anderen weit entlegen in den reichen Grafschaften des markigen England, aber Waagen hat sie hier zur Belehrung für Künstler und Kunstfreunde zusammengestellt — Deutschen in dem in der Nikolaischen Buchhandlung erst im vorigen und in diesem Jahre erschienenen Buche, und Engländern jetzt in dem bei Murray in London herausgekommenen dreibändigen Werke: „Works of art and Artists in England".

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 64. Berlin, Montag den 28. Mai 1838.

Frankreich.

Victor Cousin bei Göthe.

Ich habe Göthe zweimal gesehen. Das erste Mal konnte ich kaum einige Worte mit ihm wechseln; er war im Begriff, auszugehen: sein Wagen erwartete ihn, auf der Brust war er mit unzähligen Orden und Decorationen besternt, und das Gesicht sah etwas finster drein. — Beim zweiten Mal war ich lange genug mit ihm zusammen, um ihn recht con amore beobachten zu können.“

Göthe war, als ich ihn zuerst sah, ein Mann von ungefähr neunundsechzig Jahren: mir schien er noch nicht sechzig alt zu seyn. Er sah beinahe wie Talma aus, nur etwas beleibter und größer. Seine Gesichtslinien waren groß und stark markirt: die Stirn hoch, die Figur etwas breit und stark, und doch gut proportionirt; der Mund streng, die Augen durchdringend, und in seinem ganzen Wesen lag etwas höchst Sinniges und Kraftvolles.

Sein Haus ist recht hübsch; man sagt, daß es auf dem Platz und mit den Resten einer alten Kirche erbaut worden ist. Ueber der Thürschwelle steht die Inschrift: Salve. Er empfing mich in einer mit Büsten geschmückten Galerie, wo wir auf und ab wandelten. Anfangs war die Unterhaltung etwas kalt, aber bald wurde sie lebendiger. Wir blieben beinahe eine Stunde zusammen, in der ich nichts Paradoxes und doch lauter Neues von ihm hörte. Ich erzählte ihm von der Entwickelung der Philosophie in Frankreich und von meinen Plänen in dieser Beziehung. Er meinte, Frankreich würde sich niemals ernstlich mit Philosophie beschäftigen, einige Individuen abgerechnet, z. B. Villers, dessen Tod ihm sehr leid that. Dies brachte uns auf den Zustand der Philosophie in Deutschland. Er sprach von Kant und seinem System, dem er besonders zugethan schien, und musterte dann sämmtliche ausgezeichnete Philosophen, die aus Jena und Weimar hervorgegangen waren: Reinhold, Fichte, Schelling, Hegel, Herder, Schiller, Wieland, der in seiner Manier auch Philosoph war.

„Ich habe“, sagte er unter Anderem, „in Deutschland Alles erlebt, vom Rationalismus bis zum Mysticismus. Ich habe alle Umwälzungen mit angesehen. Vor einigen Monaten fing ich an, Kant wieder zu lesen; nichts ist doch so klar, wie er, seitdem alle seine Grundsätze gleichsam praktisch geworden. Kant's System ist nicht aufgehoben. Dieses System oder vielmehr diese Methode besteht darin, das Subjekt vom Objekt zu unterscheiden, das Ich, welches urtheilt, von der beurtheilten Sache, und zwar mit der Reflexion, daß es doch immer das Ich bleibt, welches urtheilt. Da nun das Subjekt, oder die Urtheilskraft, von verschiedener Art ist, so folgt daraus ganz natürlich, daß es auch die Urtheile seyn müssen. Die Methode Kant's beruht auf dem Grundsatze der Humanität und Toleranz ....“

„Die Deutsche Philosophie“, sagte er dann weiterhin, „ist die Manifestation des Geistes nach seinen verschiedenen Seiten. Die Vernunft, die Phantasie, die Empfindung, der Enthusiasmus sind hinter einander darin zur Erscheinung und zur Herrschaft gekommen ....“

Auch von Physik hat er viel mit mir gesprochen. Nach ihm besteht das Werk des Herrn Biot, das so eben erschienen war, aus zwei Theilen, die in zwei verschiedenen Systemen geschrieben sind, deren feindliches Verhalten gegen einander ein geübter Geist leicht erkennen muß. Auch äußerte er sich mit vielem Eifer gegen das atomische System.

Ich kann hier nur die Hauptpunkte unserer Unterhaltung andeuten; eine Vorstellung zu geben von dem Zauber der Göthe'schen Rede, bin ich nicht im Stande: es ist Alles so eigenthümlich individuell und doch nichts ohne die Weihe des Unendlichen. Ich hörte ihn mit Entzücken an. Er ging ohne Mühe von einem Gedanken zum anderen über und verbreitete sich über Alles mit einer Klarheit und Tiefe, die mir eben so viel Belehrung als Genuß verschaffte.

Als ich nach meinem Berliner Aufenthalt im April des Jahres 1825 wieder nach Weimar kam, sagte man mir, daß der Herr Minister von Göthe krank wäre. Ich übergab in seinem Hause dem Bedienten den Brief von Hegel und ging wieder fort. Ich hatte schon die Hälfte der Straße zurückgelegt, als der Bediente mir nachlief und mich zurückzukehren bat: Herr von Göthe wünsche mich zu sehen. Ich bestieg also wieder die schöne Treppe, die mit Gypsfiguren und kleinen Statuen geschmückt war; man führte mich in jene Galerie, wo ich vor mehreren Jahren das Vergnügen gehabt, eine Stunde lang mit dem Dichter zuzubringen, und von da in ein Kabinet, wohin mir Göthe bald folgen sollte. Ich war ein wenig verwirrt und in der Anschauung der Bilder, Kupferstiche, Bücher und Möbel um mich her versunken, als sich die Thür der Galerie öffnete und ein Greis eintrat, den ich auf der Stelle erkannte. Er näherte sich mir langsam, wies mich auf ein Sopha und setzte sich neben mich. Bei jedem Worte, das er sprach, hustete er; er schien heftig zu leiden, und als ich ihm dies sagte, meinte er: „O nein, Schmerzen habe ich nicht; aber das Alter! Ich muß mich nur immer vorsehen, mich keiner Sache zu lange hingeben und mich stets im Gleichgewicht zu halten suchen, um den Arbeiten, denen ich mich noch unterziehen kann, gewachsen zu seyn.“

Ich fragte ihn, ob er mir keinen Auftrag nach Paris mitzugeben habe, wo man damals anfing, sich für die Deutsche Literatur zu interessiren und Schiller und Göthe zu übersetzen. Ich hätte gern seine Ansichten über die Französische Literatur gehört und mir einige Rathschläge von ihm geben lassen; doch mehr als das Folgende konnte ich nicht von ihm herausbekommen.

„Ja, so viele Uebersetzungen zeugen allerdings von einem Streben nach Besserem, und man kann nicht leugnen, daß die Franzosen guten Willen haben .... Ich habe diese Uebersetzungen nicht gelesen; wie gesagt, ich muß mich in Acht nehmen, ich darf nicht Alles lesen, was mir gefällt. In meiner Jugend war das anders: da konnte ich mich in der Begeisterung Allem hingeben, was mich interessirte; jetzt muß ich mich nur auf wenige Dinge beschränken. Wie, man hat den Faust wörtlich übersetzt? Die Sache läßt sich hören; wenn die Französische Sprache Fortschritte machen will, so muß sie einmal um ein Paar Jahrhunderte zurückgehen, bis auf Marot .... Ja, ja, Ihr braucht etwas mehr Freiheit in Eurer Sprache: wie schnell gewöhnt man sich nicht daran!“

Als ich sah, daß ich über Frankreich nicht mehr von ihm hören könne, fing ich von etwas Anderem an. „Ich freue mich wenigstens“, sagte ich, „daß unter den Dingen, womit Sie sich beschäftigen können, auch die Italiänische Literatur und mein Freund Manzoni einen Platz einnimmt.“

„Ah! Manzoni! das ist ein junger Mann, der viel Interesse verdient. Er hat jetzt angefangen, sich von den traditionellen Regeln zu entfernen, besonders von der Einheit des Ortes. Den „Anciennisten“ (hierbei lächelte er über das ungewöhnliche Wort) ist das nicht recht .... Ja, man hat ihn deshalb angegriffen, wiewohl er bei dieser Abweichung mit großer Behutsamkeit zu Werke ging, und das gefällt mir gerade. Der Anfang ist vortrefflich. Uebrigens sind das Streitigkeiten, die nie aufhören werden und die ganz zwecklos sind; man lasse doch Jeden bei seiner Manier.“

„Ja, ich habe Adelchi bekommen. Ich habe mir sogar einen Auszug daraus gemacht, den ich vielleicht herausgeben werde, wenn ich Zeit habe. Ich habe ihn durch und durch studirt. Es stehen sehr hübsche Sachen darin. Ich halte mich nicht gern bei Einzelnheiten auf, man muß immer mehr das Ganze ins Auge fassen; doch erinnern Sie sich noch an jenen Lombardischen Soldaten, bei dem die Verschworenen sich versammeln, die nur an seine Erhebung denken? Wie da Alles nur für ihn angeordnet wird! Wie vortrefflich er die Absichten und Handlungen aller Anderen der Erreichung seines Zweckes unterordnet! Und später, an dem Hofe Karl's des Großen, wie geschickt weiß er da nicht diejenigen in Schutz zu nehmen, die er verrathen hat!“

„Ja, Manzoni hält sich an die Geschichte und an die wirklichen Personen, die sie bietet; aber er macht ihre Charaktere für uns verständlich, indem er sie mit humanen und selbst liberalen Gedanken ausstattet, wie sie uns gäng und gäbe sind, und das ist sehr richtig. Wir können uns nur für das interessiren, was uns ein wenig ähnlich ist; die Longobarden und der Hof Karl's des Großen, so ohne Weiteres, wären uns doch etwas zu roh und fremd. Betrachten Sie Adelchi, das ist ein Charakter, den Manzoni erfunden.“

„Die Empfindungen des sterbenden Adelchi“, fiel ich ein, „sind die Manzoni's selbst. Manzoni, der von Hause aus ein lyrischer Dichter ist, hat sich selbst in Adelchi dargestellt.“

„Ja, allerdings, ich habe seinen Geist und seine Gesinnung

schon in den Juni sacri kennen gelernt. Er ist ganz ein naiver und tugendhafter Katholik."

Ich bezeugte ihm meinen Dank, als Freund Manzoni's, daß er die Güte gehabt, obgleich er ihn nicht kenne, ihn gegen die Kritik der Quarterly Review zu vertheidigen. „O", antwortete er mit Nachdruck, „ich halte große Stücke auf ihn. Adelchi ist ein großartigeres Sujet; aber in dem Grafen von Carmagnola ist ungemein viel Tiefe. Auch ist der lyrische Theil desselben so schön, daß ihn selbst jener boshafte Englische Kritiker loben mußte und sogar übersetzt hat."

Ich sagte ihm, daß Manzoni an einem Roman arbeite, in welchem er sich noch treuer an die Geschichte halten würde, als Walter Scott, und wo er sein historisches System in aller Strenge durchführen würde.

„Und was ist das Hauptthema darin?" — „Das 16te Jahrhundert in Mailand." — „Nun, Manzoni ist ja ein Mailänder, er wird wohl jene Zeit gründlich studirt haben. Wenn Sie Manzoni sehen, sagen Sie ihm, wie sehr ich ihn schätze und liebe."

Der Greis war so ermüdet, daß ich aus Gewissenhaftigkeit die Unterhaltung nicht fortführen wollte. Ich stand auf und bat ihn um seine Aufträge nach Paris. Für den Augenblick, meinte er, hätte er mir keine Bestellung mitzugeben. „Aber glauben Sie mir", fügte er hinzu, indem er mich mit seinen ruhigen, durchdringenden Augen ansah, „daß ich mich sehr für Sie interessire, und ich bitte, wenn Sie in Paris sind, so lassen Sie mich von sich hören." Hier verneigte er sanft sein edles Haupt, und ich empfahl mich.

Als ich des Abends der Mad. Schweizer mittheilte, daß ich am Morgen Göthe besucht, war sie sehr erstaunt und erzählte mir, daß man Göthe den Tag vorher zur Ader gelassen und der Arzt ihm verboten, mehrere Tage lang Jemanden zu empfangen. Der Herr Kanzler von Müller, ein Hausfreund Göthe's, der dort zu Mittag gegessen, sagte mir, daß Göthe sehr liebreich von mir gesprochen und daß er mich nicht von Weimar abreisen lassen wollte, ohne mich gesehen zu haben. Als ich nach Hause kam, hörte ich von dem Kellner, daß der Herr Minister von Göthe geschickt habe, um sich nach mir zu erkundigen, und daß eine Karte für mich da wäre. Ich merkte wohl, daß es nicht meine Person war, der man so viel Aufmerksamkeit bewies, sondern daß Göthe nur die Absicht gehabt, mir bei meiner damaligen Lage einen öffentlichen Beweis von Theilnahme zu geben.

Am anderen Morgen machte ich einen Besuch bei Göthe's Schwiegertochter, der bekannten Ottilie. Hegel hatte mir viel von ihrem Geist erzählt, aber auch von ihrer Flatterhaftigkeit und Koketterie, und ich war darauf gefaßt, eine ziemlich originelle Person vor mir zu sehen. Ich ging zu ihr wieder über die schöne Treppe und wandte mich dann rechts nach den Wohnzimmern der Götheschen Familie. Hier fand ich unter mehreren Damen eine junge, sehr blasse Frau, die auf dem Sopha lag. Ihre Figur ist sehr gewöhnlich, ihre Augen blau, ihre Haare schwarz und der Ton ihrer Stimme sehr lieblich. Sie war so schwach, daß sie mir anfangs sagte, sie würde nicht lange bleiben. Ich habe aber drei Stunden mit ihr geplaudert, die mir so schnell wie Minuten verflossen.

Frau von Göthe erzählte mir auch, daß ihr Schwiegervater Manzoni sehr liebe, und daß er über den ersten Band der Griechischen Lieder von Fauriel entzückt sey. — Sie sprach von Göthe's Liebe zu Schiller. Er war so betrübt, daß der Demetrius unvollendet geblieben, daß er selbst beschlossen, ihn nach den Gesprächen mit Schiller zu vollenden. Denn Schiller äußerte sich oft über seine Pläne, besonders gegen Göthe, dieser dagegen niemals; doch las er sie gern vor, sobald er eine Arbeit beendigt.

Göthe hat eine Sammlung von 400 Briefen berühmter Männer, auf die er einen großen Werth legt. Nach seiner Meinung ist unter allen äußeren Kennzeichen des Charakters die Schrift das sicherste. Da diese Sammlung chronologisch geordnet ist, so hat er eine Anschauung von jedem Zeitalter mit allen seinen Verschiedenheiten: so finden sich hier Briefe von Kriegern neben solchen von Gelehrten. Unter Anderem hat ihm der Fürst von Hardenberg einen Brief geschenkt, den Blücher auf einer Trommel in der Schlacht an der Katzbach an ihn geschrieben.

Göthe hat zwei Freundinnen in den Fräulein von Egloffstein, die beide jung, hübsch und voll Talent für Zeichnen und Musik sind. Am liebenswürdigsten ist Göthe, wenn er mit diesen beiden Damen zusammen ist, die er ganz wie ein Vater und doch mit der aufmerksamen Zuvorkommenheit eines jungen Freundes behandelt. Herr von Müller hat ihn einmal zu einer von Beiden sagen hören: „Wenn Du (Göthe duzt Alle, die er liebt) mein Kind wärst, so würde ich Dich erst drei Jahre in ein Zimmer hinter dreifachem Schloß einsperren und dann nach Rom schicken. Du würdest eine zweite Angelika Kaufmann."

Dieses freundliche Verhältniß Göthe's zu den Fräulein Egloffstein erinnert mich an das, was mir Frau von Arnim in Berlin eines Abends erzählte: „Ich kenne nichts Liebenswürdigeres", sagte sie, „als Göthe, wenn er sich ganz hingiebt. So hat er mir oft, während ich zu seinen Füßen saß, die Augen fest auf ihn gerichtet, Dinge gesagt, die viel schöner, tiefer und großartiger waren, als Alles, was er geschrieben. Ich mußte dann meine Empfindungen fest in mir verschließen; denn sobald er an meinem Gesicht gemerkt hätte, daß er mir etwas Außerordentliches sage, so wäre er sich seiner bewußt geworden, und die Muse wäre entflohen. Wenn ich in seinem Kabinet mit ihm allein bin, holt er mir einen großen, weißen Schlafrock, den er auf dem Boden ausbreitet, daß ich mich darauf hinlegen kann, und so plaudern und disputiren wir, bis ich ihn ungeduldig mache; dann ruft er plötzlich: Marsch fort, Du Närrin! Wenn ich dann gehe, und er merkt, daß ich zu sehr betrübt und nahe am Weinen bin, so ruft er mich zurück: Geh, sagt er, Du solltest Dich freuen, daß ich so viel Liebe zu Dir habe. Oft habe ich ihm ganze Stellen aus seinen Werken hergesagt; dann steht er mich lächelnd an und behauptet, er habe nie in seinem Leben an dergleichen Dinge gedacht: er freilich nicht, aber der Genius in ihm."

(Revue Française.)

Ein Beitrag zur Geschichte des Jahres 1793.

Von der Nichte des berüchtigten Curtius, dessen Wachsfiguren-Kabinet so lange auf dem Boulevard du Temple in Paris existirt hat, und die mehrere Jahre zu dem Hause der Madame Elisabeth, Ludwig's XVI. Schwester, gehört hat, sind jetzt in London Memoiren erschienen, welche aus den letzten dreißig Jahren des 18ten Jahrhunderts eine Menge von merkwürdigen und interessanten neuen Thatsachen mittheilen. Wir heben hier ein Faktum hervor, das noch nicht bekannt ist und woraus hervorgeht, daß Robespierre keineswegs so unbestechlich war, wie man behauptet hat.

Curtius, welcher um 1789 fürchtete, ein ziemlich großes Vermögen, das er gesammelt, in Gefahr zu bringen, ergriff wenigstens zum Schein die Partei der Revolution und stand in der Schreckenszeit in sehr vertrauter Verbindung mit den Männern, die damals Frankreich mit Schaffotten bedeckten. Ein bis zwei Jahre lang beschäftigte er sich nur wenig mit seinem Figuren-Kabinet, dessen Verwaltung er einem erprobten Mann, Herrn P., überlassen hatte. Dieser Mensch hatte im Monat April oder Mai 1793 den Einfall, eine sehr ähnliche Büste des hingerichteten Königs in seinem Kabinet aufzustellen. Man hatte sie an einem erhöhten Ort angebracht; der Kopf schien sich in den Wolken zu verlieren, und auf dem Fußgestell las man die Worte: „Sohn des heiligen Ludwig, steige empor zum Himmel!" Die Menge strömte zwei bis drei Tage in Curtius' Kabinet; aber einige Demagogen denunzirten Herrn P., der arretirt ward. Seine Frau, welche wohl wußte, daß eine Arretirung damals so viel wie ein Todesurtheil war, eilte rasch zu Curtius, erzählte ihm, was vorgegangen war, und beschwor ihn, sich ihres Mannes anzunehmen und seine Freiheit zu erwirken. Curtius versprach es ihr, und Madame P. gab ihm sechs Goldrollen, deren jede 50 Louisd'or enthielt, indem sie ihm erklärte, welchen Gebrauch er davon machen müsse.

Curtius begab sich zu Robespierre, den er mehrere Male bei sich zu Tische eingeladen und der, als Präsident des Sicherheits-Ausschusses, den Verhafts-Befehl gegen Herrn P. unterzeichnet hatte. Als Robespierre Curtius bemerkte, gerieth er in eine Art von Wuth, indem er ihm eine Handlung zuschrieb, die, wie er sagte, nur von einem Aristokraten und Contre-Revolutionair herrühren könne. Curtius entschuldigte sich zuerst persönlich, versicherte, er sey dem Geschehenen ganz fremd, und erinnerte an die Beweise von Patriotismus, die er der Revolution gegeben habe. Sodann ging er auf seinen Agenten über, suchte diesen zu rechtfertigen und bat Robespierre, ihn in Freiheit setzen zu lassen. Dieser zeigte sich unerbittlich, indem er Curtius vorstellte, er habe die Nachsicht schon zu weit getrieben, indem er ihn nicht selbst verhaften und vor das Revolutions-Tribunal stellen lasse. Als er sah, daß er durch Bitten und Gründe nicht ausreichte, zog Curtius die sechs Goldrollen, die ihm Madame P. übergeben, aus der Tasche und legte sie während der Unterhaltung ganz nachlässig auf einen Tisch, der zwischen ihm und Robespierre stand. Dieser bemerkte dies sehr wohl, obgleich er sich stellte, nichts gesehen zu haben. Nach und nach wurde er milder und hörte die Vertheidigung des Herrn P. aufmerksamer an; er zeigte sich geneigt, zu glauben, daß Jener nur aus Mangel an Ueberlegung und Klugheit so gehandelt, und bewilligte endlich die verlangte Gnade, aus Rücksicht, wie er sagte, auf seine Freundschaft gegen Curtius und auf das Versprechen dieses Letzteren, daß die Büste Ludwig's XVI. nicht wieder in dem Kabinet des Boulevard du Temple erscheinen sollte. Herr P. wurde am anderen Morgen entlassen, und die dreihundert Louisd'or sah Curtius nie wieder.

England.

Robert Owen und sein Social-System.

(Schluß.)

Kein Wunder war es, daß Owen in seinen Niederlassungen, so fehlerhaft und unhaltbar ihre Anlage und Verfassung sich am Ende erwies, doch für den Anfang äußerlich sehr lockende Resultate und namentlich für die arbeitende Bevölkerung einen Zustand des Behagens und Wohlbefindens erzielte, der nirgends im freien Amerika seines gleichen hatte und überall Nacheiferung erweckte. In jedem Staate der Union wollte man eine „cooperative society" haben. Es entstanden ihrer in Valley-Forge, dem alten Landsitze Washington's, zu Haverstrand am Hudson, zu Kendal bei Princetown; Miß Frances Wright gründete zu Nashoba am Mississippi eine ähnliche Niederlassung für Farbige. Im Jahre 1827 zählte man im Gebiete der Vereinigten Staaten etliche dreißig nach Owen's System gegründete und eingerichtete Kolonieen.

Aber Owen selbst war von dem Ausfall seines Wirkens in Amerika nichts weniger als befriedigt. An dem Experiment zu New-Harmony hatte er einen namhaften Theil seines Vermögens eingebüßt. Die einflußreichen Methodisten wurden seine erklärten Feinde, griffen ihn mit aller Gehässigkeit ihres engherzigen und fanatischen Sektengeistes an und verwickelten ihn, da er zu antworten und sich zu rechtfertigen suchte, in theologisches Gezänk. Einer dieser Fanatiker, Namens Campbell, durchzog die ganze Union und predigte förmlich das Kreuz gegen Owen und seine Ansiedelungen. Owen entschloß sich zur Rückkehr nach Europa, wo er auf dem Wege der Oeffentlichkeit Entscheidenderes wirken zu können meinte, als durch einzelne unter ungünstigen Bedingungen und in isolirter Abgelegenheit im Kleinen angestellte Versuche. Er überließ ganz New-Harmony, den Grund und Boden mit Allem, was darauf stand und ging, seiner Familie als Eigenthum, vertraute ihr die Hut und Pflege seiner Schöpfungen an und segelte bereits 1825 heim nach England.

Hier waren seine Jünger und Anhänger unterdeß nicht müßig gewesen. Zu London war eine große Cooperative Society, unter Theilnahme sehr angesehener und talentvoller Männer, zusammengetreten und gab den Mittelpunkt für andere ab, die ihr zu Dublin, Brighton, Exeter, Liverpool, Huddersfield, Glasgow, zu Edinburg, Cork, Belfast, Birmingham, Derby, Salford und Manchester nachwuchsen. Die Verbindung war über alle drei Königreiche ausgebreitet und organisirt und hatte ihre leitenden Ausschüsse in jeder einigermaßen bedeutenden Stadt; auch eine Zeitschrift, the Cooperative Magazine, stand ihr zu Gebote; in zahlreichen Meetings wurde die gemeinsame Angelegenheit verhandelt; Pläne, Kostenanschläge und Modelle zu projektirten Ansiedelungen wurden vorgelegt und diskutirt, und fast jede Versammlung schloß mit einer Subscription. Kaum in London eingetroffen, trat Owen vor einem zahlreichen Vereine seiner Anhänger — zweitausend Personen waren gegenwärtig — als Sprecher auf, und in dem Eifer, den seine Gegenwart neu anregte, kam es zu dem Beschluß eines neuen praktischen Versuchs. Diesmal wurde Orbiston, ein Dorf und Landgut unweit Edinburg, dazu ausersehen; es gehörte einem der ältesten Anhänger Owen's, Namens Hamilton, der schon früher für die projektirte Niederlassung zu Motherwell reichlich beigesteuert hatte. Der ausgezeichnetste und selbstständigste unter Owen's Jüngern, Abram Combe, der ihm an Eigenschaften des Charakters und Gemüthes gleich, an durchdringendem Verstand, praktischem Scharfblick und Menschenkenntniß unstreitig überlegen war, stand hier dem Patriarchen der neuen Stiftung fördernd und rathend zur Seite. Er sah wohl ein, daß mit einem Systeme nichts auszurichten war, das die Kapitale und Kapacitäten von aller Theilnahme an der kooperativen Gemeine abschreckte. Er theilte daher die Ansiedler in zwei Klassen, Eigenthümer und Pächter, jedoch so, daß man beiden zugleich angehören konnte. Damit war die Berechtigung des persönlichen Besitzes und Erwerbes anerkannt, und der bedenklichste Anstoß, welchen die Lehre von der Gleichheit und Gemeinschaft darbot, schien umgangen. Aber es schien auch nur. Denn auch für Orbiston meldete sich, als es zur Eröffnung ging, nur der unterste Bodensatz der Bevölkerung. Die Leute ließen es sich da anfangs sehr wohl seyn. Prächtige Gebäude, bequeme und geräumige Wohnungen, Gehöfte, Scheunen, Ställe, Aecker, Garten, — das Alles behagte ihnen über die Maßen, als ob alle diese guten Dinge ausdrücklich zu ihrem Genuß und ihrer Bequemlichkeit da wären, sonder Arbeit, Sorge und Anstrengung. Wenn man ihnen von sittlicher Verbesserung sprach, so gaben sie keck zur Antwort: sie fänden sich, wie sie wären, gut und gesittet genug und wüßten nicht, was noch besser werden sollte. Es kostete dem wackeren Combe eine unsägliche, wahrhaft evangelische Geduld und erforderte das Aufgebot all seiner Klugheit und herzgewinnenden Milde, um hier gegen Trotz, Leichtsinn und Trägheit durchzudringen. Anfangs waren die Wenigsten ohne Nöthigung und Zwang zur Arbeit zu bringen; allmälig bequemten sie sich und fanden endlich Lust daran. Noch viel schwerer hielt es, die Weiber gemeinen Schlages von ihrer Klatsch- und Zanksucht, von ihren mit dem boshaften Eigensinn der Dummheit festgehaltenen Vorurtheilen und üblen Gewohnheiten und von ihrer schreisüchtigen Widerspänstigkeit zur Sanftmuth und Verträglichkeit, zu Gehorsam und Verstand zu bringen. Doch es gelang, und Orbiston gab einige Monate lang Hoffnung, gleich New-Lanark blühend zu werden: Eisengießereien und Maschinen-Werkstätten waren in lebhaftem Betrieb. Da starb Combe, welcher die Seele des Ganzen gewesen war (1827); von Stunde an verfiel Orbiston; es zeigte sich abermals, wie wenig das System, wie viel eines Mannes Wirken vermochte.

Owen ließ den Muth nicht sinken. Nur damit seine Kinder ihm dereinst nicht sollten vorwerfen können, daß er ihr Erbtheil an seine chimärischen Pläne verschleudert und zersplittert habe, trat er ihnen schon jetzt bei Lebzeiten sein ganzes Vermögen ab und behielt nur übrig, so viel zu seinem anständigen Auskommen nöthig war. Bei seiner höchst einfachen und mäßigen Lebensweise, bei seinen äußerst geringen Bedürfnissen konnte er auch jetzt noch den größten Theil seiner Einkünfte an die große Lebens-Aufgabe wenden, die er nun seit dreißig Jahren verfolgt und bis zum letzten Athemzuge verfolgen wird. Er hat in diesen letzten Jahren, von 1826 bis 1837, gewiß über tausend Mal in öffentlichen Versammlungen gesprochen, fünfhundert Adressen und ein paar tausend Journal-Artikel ins Publikum gelangen lassen, gegen dreihundert größere und kleinere Reisen gemacht; ihn ermüdet nichts, er scheut keine Anstrengung und kein Opfer, ihm geht keine Lust und kein Geschäft voran, wo es für seine Idee zu wirken gilt. Er hört jeden Einwurf geduldig an, antwortet mit größter Sanftmuth, und wo sich sein Gegner — er niemals — in der Diskussion zu unzarten persönlichen Angriffen vergißt, kennt Owen nur eine, stets siegreiche Gegenwehr: ein ausdrucksvolles Lächeln aus wohlwollendem, über jede Kränkung erhabenem Gemüth. — Wir können hier sein wanderndes und vielgeschäftiges Leben nicht mehr von Jahr zu Jahr, von Ort zu Ort verfolgen. Zu Manchester, Salford, Glasgow, Liverpool, Dublin, Birmingham hat er stets aufs neue, aber ohne neuen Erfolg, seine Lehre gepredigt. Zu London diente der große Bazar in Charlotte-Street den Owenisten zum Versammlungsort für ihre wöchentlichen Konferenzen; von hier aus betrieben sie ihre Propaganda unter den gewerbtreibenden und arbeitenden Klassen. — Die Leser erinnern sich wohl noch aus dem Jahre 1834 des Aufruhrs zu Manchester und der Aufregung des Unwillens, welchen die Verurtheilung von sieben dabei ergriffenen Arbeitern und Landleuten zur Deportation überall im Volke zu Wege brachte. Damals zog eine Prozession sämmtlicher Gewerke, 100,000 Mann stark, mit Bannern und Fahnen nach St. James, dem Könige eine Petition um Begnadigung jener Männer zu überreichen. Es ist vielleicht nicht allgemein bekannt, daß Owen bei dieser Gelegenheit das Wort für die Petitionirenden führte. Er hatte die Arbeiter durch eifriges Zureden dahin bewogen, nur gemäßigte und gesetzliche Schritte zu thun und in ihrer Adresse nur die einfache, bescheidene und gemessene Sprache der Wahrheit zu reden. So war denn auch die Petition, die er in Gegenwart des Königs und der Minister vorlas, höchst ehrerbietig und gemäßigt abgefaßt, und forderte nichts Uebertriebenes. Nur freilich sah die Regierung die Sachen von einer viel bedenklicheren Seite an, und die Minister mochten es für ihre Pflicht halten, gegen Meutereien, die so gefährlich um sich greifen konnten, eher zu viel Strenge als eine unzeitige und nur zu leicht der Schwäche verdächtige Nachsicht zu zeigen. Owen erhielt daher im Palaste einen sehr ungünstigen Bescheid und hatte mit dem Volke draußen, das ihn einen Verräther und Betrüger schalt, einen noch viel härteren Stand. Dort sah man ihn für einen Volksaufwiegler, hier für einen Agenten und ein geheimes Werkzeug der Minister an; auf beiden Seiten ärndtete er schlechten Dank. — Aus bloßer Gutmüthigkeit ließ sich Owen noch manchmal zu sehr unbesonnenen Schritten verleiten und schadete seinen Ruf, indem er seinen Namen zu thörichten oder gesetzwidrigen Anschlägen mißbrauchen ließ. So z. B. hatten die Arbeiter in London einen Verein unter der Benennung Mutualisten gestiftet, zu dem eingestandenen Zweck, eine Erhöhung des Arbeitslohns zu erzwingen. Owen mißbilligte dieses Treiben durchaus; er mahnte ab, so viel er konnte, allein vergeblich; und als die Coalition ihn unter ihren Patronen nannte, protestirte er nicht. Der Verein hatte einen sehr ansehnlichen Unterstützungsfonds (40,000 Pfund) zusammengebracht, und nun wurde gelooßt, welches Gewerk zuerst in den Kampf rücken sollte. Das Loos traf die Schneider, deren Zahl in London Legion ist. Sie verlangten höheren Lohn, und als dieser verweigert wurde, stellten sie die Arbeit. Das ging einen Monat lang, — aber nun war der Fonds erschöpft, eine nachträglich aufgeliehene Summe schmolz eben so schnell zusammen; die Coalition mußte sich auflösen und die Arbeiter sich wieder dem Willen der Meister und der alten Ordnung bequemen. So spurlos diese Auflehnung vorüberging, so hatte sie doch große Unruhe erregt und setzte Owen's Benehmen mancher Mißdeutung aus. — Kurz darauf sah man in London eines der unsinnigsten Projekte auftauchen, die je ein menschliches Gehirn ausgebrütet haben mag. Es führte den Titel: National labour equitable exchange (also etwa eine Anstalt, den billigen gegenseitigen Austausch der Erzeugnisse des nationalen Gewerbfleißes zu befördern). Der Plan ging auf nichts Geringeres, denn auf gänzliche Abschaffung des Geldes; statt dessen sollte ein neues Austauschmittel unter dem Namen Arbeitstage und Arbeitsstunden eingeführt werden; eine Arbeitsstunde sollte so zu sagen die kleinste Münze vorstellen. Also z. B. man kaufte ein Paar Stiefel und gab dafür so und so viel Arbeitsstunden oder Arbeitstage des Webers, des Bäckers u. s. w. Natürlich wurde ein Papiergeld, welches diese Bezeichnung trug, fabrizirt und in Umlauf gesetzt. Es ist schwer zu begreifen, wie sich Owen auf eine so durchaus chimärische, selbst für Kinder fast zu alberne Speculation einlassen, ja nur davon hören mochte. Was ist denn eine Stunde Arbeit? Schafft und erwirbt denn jeder Arbeiter in einer Stunde gleich viel? Ist nicht ein Gewerb einträglicher als das andere? Es gehörte natürlich mit zur Ausführung des Projekts, daß eine große Waaren-Niederlage, ein sogenanntes Cooperative Magazine aufgethan wurde, wo man ohne Geld einkaufte und verkaufte: der Handwerker brachte ein Stück Arbeit mit, lieferte es ab und konnte dafür zu gleichem Werthe (wahrscheinlich zu gleichem Belaufe von Arbeitsstunden) eintauschen, was er brauchte. Es dauerte indeß nicht lange, so ging die Tausch-Bank sammt dem Tausch-Magazin zu Grunde; die papierenen Arbeitsstunden behalten allerdings ihren Werth als Kuriosität.

In London scheint Owen's Ansehen und Einfluß durch diese und andere Vorgänge manchen Stoß erlitten, er selbst scheint sich dort auf die Länge nicht recht am Platze gefühlt zu haben. Gegenwärtig sind die Manufakturstädte Manchester und Salford der Hauptsitz der Owenisten. In Manchester bestand schon seit längerer Zeit ein Verein von Handwerkern, unter dem Namen Friendly Community (die freundliche Verbindung); die Grundsätze und Absichten desselben stimmten im Ganzen mit denen der

Mutualisten überein; durch kleine wöchentliche Beiträge sollte ein Fonds zusammengebracht werden. Owen gewann Einfluß auf diese Verbindung, wußte sie zu erweitern und ihr eine höhere, unschädliche, aber freilich auch sehr unpraktische Richtung zu geben. Sie führt jetzt den umfassenden Namen einer „Verbindung aller Stände und Völker" (Association of all classes and all nations); an der Spitze steht ein Comité, in welchem Owen als „Vernunftvater" (rational father) den Vorsitz führt, und zu welchem die ausgezeichnetsten Männer seiner Schule gehören: John Booth, Robert Alger, James Braby, George Fleming, Hanhart, Baume, Barter, Junius Haslam u. A. m. Jährlich im Mai hält die Association eine General-Versammlung; sobald der Fonds genügend angewachsen ist, soll das Comité über die beste Art der Verwendung entscheiden und verfügen. Es sollen bereits mehrere tausend Pfund beisammen seyn; und wie wir vernehmen, ist es jetzt (Frühjahr 1838) bereits im Werke, ein Grundstück in der Nähe von Manchester anzukaufen und zum vierten Male den Versuch mit einer Arbeiter-Kolonie zu machen, die denn allerdings ein besseres Gedeihen als die früheren zu New-Harmony und Orbiston hoffen läßt, da man es dieses Mal mit einem besseren, durch die Association sittlich und geistig herangebildeten Personal zu thun haben wird. — Mancherlei Zeitungen und andere periodische Publicationen, zur Verbreitung der Owenschen Lehren bestimmt, sind theils in London, theils in der Provinz aufgetaucht und wieder eingegangen. Jetzt haben die Owenisten nur noch ein Hauptorgan, the New Moral World, eine Wochenschrift, die früher zu London erschien, jetzt aber zu Manchester herauskommt. Es erscheint wohl so leicht keine Nummer ohne einen mehrere Seiten starken Beitrag von Owen's eigener Feder. Und diese lebhafte Theilnahme an den täglichen Verhandlungen und Interessen seiner Schule hat ihn gleichwohl nicht verhindert, eine Reihe größerer Werke, sämmtlich auf eigene Kosten, in Druck zu geben und unentgeltlich vertheilen zu lassen. Wir nennen darunter die Lectures on a new state of society (Vorlesungen über eine Erneuerung der Gesellschafts-Verfassung); seine Essays on the formation of human character (Versuche über die Bildung des menschlichen Charakters); seine Six lectures delivered on Manchester (sechs Vorlesungen über Manchester), aus einem theologischen Lanzenbrechen mit einem der kenntnißreichsten und beredtesten Verfechter der christlichen Glaubenssätze, dem Geistlichen Roebuck, hervorgegangen; ferner sein Outline of the rational system (Grundriß des rationalen gesellschaftlichen Systems); und endlich the Book of the new moral World (das Buch von der neuen sittlichen Welt). Ueber Kommentarien und erläuternde Ausführungen seines Systems von anderer Hand äußert sich Owen sehr zurückhaltend und weigert den meisten seine Anerkennung; nur den Schriften von Abram Combe, Allen, Thompson und James Braby wird dieselbe in vollem Maße zu Theil.

Ohne Zweifel hat Owen mehr als einmal, wenn er an die Möglichkeit einer allgemeinen Ausbreitung seines Systems dachte, seinen Blick auf den Kontinent und namentlich auf Frankreich und Deutschland gerichtet. Im vorigen Sommer (1837) hat er denn wirklich eine Reise nach beiden Ländern angetreten, und zwar in der ausdrücklichen Absicht, die Franzosen und Deutschen mit seinen Lehren bekannt zu machen und wo möglich zu thätiger Mitwirkung anzuregen. Dies Vorhaben erscheint doppelt abenteuerlich und seltsam durch den Umstand, daß Owen blutwenig Französisch und kein Wort Deutsch versteht. Zu Paris kam es jedesmal, aus Mangel an den rechten Ausdrücken und Wendungen, sehr ins Gedränge, wenn er sich bei öffentlichen Diskussionen auf schwierige und abstrakte Streitpunkte der Philosophie und politischen Oekonomie einlassen mußte. Doch fand er hier an den Herren Jules Gay, Radiguel und Dr. Evrart treue Beistände und einsichtige Dolmetscher. Dadurch wurde es ihm denn möglich, zweimal öffentliche Vorträge im Athenäum zu halten; eine dritte Vorlesung sollte auf dem Stadthause in der Salle Saint Jean stattfinden, kam aber durch ein Mißverständniß nicht zu Stande. Man hatte wohl auch früher in Frankreich, durch Journal-Artikel und durch die Schriften von Joseph Rey, Lafon-Ladebat und dem Grafen Lasteyrie, von Owen's Lehren und Lebenslauf einige, jedoch nur unvollständige Kunde gehabt. Man wußte in der Hauptsache nur von seinen Versuchen zu New-Lanark und New-Harmony. Er hatte daher vor dem Französischen Publikum seine Grundsätze und sein Wirken vollständig darzulegen und zu rechtfertigen; und wenn ihm dieses zum ersten Male nicht vollständig gelang, so setzt er bessere Hoffnung auf einen zweiten Besuch, den er nächstens in Paris abzustatten gedenkt. — Wir haben ihn nun auch bei uns gesehen und gehört. Unsere Verehrung für den Mann, unser geringes Vertrauen zu seinen Ideen und Systemen spricht dieser Aufsatz zur Genüge aus. Uns scheint, er ist nun bereits von langem, vergeblichem Ringen und Streben übermüdet. Der Beharrlichste, der Standhafteste muß endlich ermatten, wenn das Ziel, dem er zustrebt, beständig vor ihm zurückweicht. Was er geleistet hatte, bevor er den Kampfplatz betrat, das hat er in dreißig Jahren des Kampfes nicht wieder erreichen, geschweige denn überbieten können; all sein Mühen ist unfruchtbar geblieben. Nun müssen die Werkzeuge Schuld seyn, und er klagt, daß die Verblendung, das Sträuben der Menschen gegen die bessere Erkenntniß sein Wirken, das er sich so schön gedacht, das er so unfehlbar voraus berechnet, vereitelt habe. Läge in der unerschöpflichen Milde eines engelreinen Gemüthes, läge in der aufopfernden, selbstverleugnenden Menschenliebe, läge in der aufrichtigen Gesinnung und unerschütterlich festen Ueberzeugung des Stifters einer Lehre auch eine Bürgschaft für den Erfolg und die Wirksamkeit dieser Lehre unter weltlichen Verhältnissen, wer würde siegreicher, wer gefeierter dastehen als Owen? Allein die Gesellschaft fügt sich nur derjenigen Lehre und demjenigen Gesetz, das eine Lebenskraft und eine Gewalt über die Geister und Gemüther in sich selbst trägt, und solche Lebendigkeit, solche Gewalt ist nicht nur der Owenschen Theorie nicht, sie ist überhaupt keiner Theorie gegeben.

L. Reybaud.

Bibliographie.

Memoirs of Mrs. Mary Tatham. — Von J. Beaumont. 6 Sh.
China, its state and prospects. — Von W. H. Medhurst (Missionair). 12 Sh.
Random recollections of Exeter Hall, 1834—1837. — 3½ Sh.
The minister's family. — Von einem Landgeistlichen. 5 Sh.
The church and her ministrations. — Vom Bischof Mant. 13 Sh.
The Steward Missions. — Herausgegeben von W. J. D. Waddilowe. 7 Sh.
The revival of literature. — 4 Sh.
Oddities of London Life. — Von Paul Pry. 2 Bde. 21 Sh.
Guards, Hussars and Infantry. — Abenteuer von Harry Austin. 3 Bde. 31½ Sh.
Madame Tussaud's Memoirs etc. of France. — Herausgegeben von J. Hervé. 14 Sh.
The heiress and her suitors. — 10½ Sh.
Confessions of Adalbert. — Nach Theremin, aus dem Deutschen übersetzt von S. Jackson. 4½ Sh.

Mannigfaltiges.

— Karlistisches Heldengedicht. Der ehemalige Französische Unter-Präfekt, Herr von Lattre, jetzt ein fleißiger Mitarbeiter der Quotidienne, hat so eben eine Epopöe unter dem Titel „Don Carlos, oder das neue Heldenthum in Spanien"*) erscheinen lassen. Neben Don Carlos sind es vornehmlich Zumalacarregun, Villareal, Merino, Gomez, Cabrera und Zariategun, die der Französische Dichter besingt. Auch seinen Landsleuten, den Vendeern und anderen alten Royalisten, die über die Pyrenäen geeilt sind, um dort einer in Frankreich verlorenen Sache zum Siege zu verhelfen, widmet er seine Theilnahme. Dagegen haben wir nicht bemerkt, daß er auch von den Deutschen spricht, die sich als Freiwillige dem Karlisten-Heere angeschlossen und die doch, wie man uns erzählt, bei Don Carlos in großer Gunst stehen sollen. Ganz Europa, so giebt Herr v. Lattre übrigens in der Einleitung zu verstehen, sey philiströs und unpoetisch geworden: Eisenbahnen und Asphalt-Trottoirs können allerdings zu keiner Dichtung begeistern; nur in den Bergen der Basken und Navarresen seyen Ritterthum und Tapferkeit noch zu finden, und deshalb sey dies auch jetzt das einzige des Sanges würdige Land.

— Chinesische Mausoleen. Als Kaiser Thai-dsu, der Stammherr der kleinen Chinesischen Dynastie Heu-Dscheu (951 bis 60 u. Z.), sein nahes Ende fühlte, sprach er zu seinen Magnaten: „Ich besuchte einst die achtzehn Mausoleen der Kaiser vom Hause Thang und fand, daß keines derselben unerbrochen und unberaubt geblieben war. Der Grund davon ist lediglich darin zu suchen, daß man diesen ehrwürdigen Kaisern so viel Gold und Edelsteine mit ins Grab gegeben hat. Wenn Ich gestorben bin, so wickelt mich in Papier, legt mich in einen Sarg aus Backsteinen und bekleidet die Grabhöhle inwendig mit demselben Material. Setzt mir keine Statuen von Menschen oder Thieren vor das Grab, sondern eine ganz schlichte steinerne Tafel mit folgender Inschrift: „„Der Sohn des Himmels vom Hause Heu-Dscheu hat sein ganzes Leben lang die Sparsamkeit geliebt, und sein letzter Wille hat dahin gelautet, daß man seinen Körper in Papier wickeln und in einen Sarg aus Backsteinen legen solle. Sein Thronfolger hat es nicht gewagt, diesem Befehle zuwider zu handeln."" Thut ihr nicht, wie ich euch geboten, so wird mein abgeschiedener Geist euch lauter Unglück senden."

(Ma-tuan-lin.)

— Buddhistische Disputationen. In den Kloster-Tempeln der Buddhisten besteht eine alte Sitte, die auch in Europäischen Klöstern früher anzutreffen war — die Sitte nämlich, über religiöse Gegenstände feierlich zu disputiren. Um die Zeit des allgemeinen Gebetes treten zwei geistliche Kämpfer hervor, Beide mit der Priester-Mütze und dem gelben Ordens-Mantel bekleidet. Der Eine hält eine lange Peitsche in der Hand, stellt sich vor den Altar und richtet an seinen Gegner, der nahe beim Eingang des Tempels Posto faßt, verschiedene Fragen. Das Gespräch fängt kaltblütig an, wird aber schon nach wenigen Minuten zu einem heftigen Gezänke. Der Angreifer schreit wie ein Besessener, droht, schnalzt mit den Fingern und bedient sich jedes Mittels, um den Gefragten aus der Fassung zu bringen. Wenn es dem Letzteren gelingt, jeden Sturm unerschrocken abzuwehren, so erhält er den Titel Sieger und außerdem eine Belohnung; räumt er aber das Feld, so hat der Frager das Recht, ihn für seine Unwissenheit und Beschränktheit mit der Peitsche zu züchtigen. Die Buddhistischen Religions-Bücher bieten wegen ihres abstrusen und scholastischen Charakters zu Wortkämpfen dieser Art unerschöpfliches Material.

(Kowalewski, Хрестом. Монгольск.)

*) Don Carlos, ou l'Héroisme moderne en Espagne.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 65. Berlin, Mittwoch den 30. Mai 1838.

England.

Walter Scott's letzte Reise*).

Nachdem Sir Walter bereits im November 1830 von Schlaganfällen heimgesucht worden, die seine Geisteskräfte bedeutend geschwächt und einzelne Functionen, z. B. Gedächtniß und Urtheil für vorübergehende Momente, gänzlich gestört hatten, und nachdem auch später noch körperliche Lähmungen hinzugetreten waren, schlugen ihm seine Aerzte zur Wiederherstellung seiner Gesundheit eine Reise nach dem Süden vor, zu welcher er sich nur höchst ungern bequemte. Er saß noch im September 1831 in seiner Bibliothek zu Abbotsford, welches reizende Schloß er später nur wiedersah, um dort seinen Geist aufzugeben, und sprach in schwermüthigen Ausdrücken, wie er seither oft gethan, über den sonderbaren Umstand, daß Fielding und Smollet ebenfalls ihrer Gesundheit wegen in die Fremde geschickt wurden und nicht wieder in ihr Vaterland zurückkehrten. Die Reise durfte jedoch nicht länger verschoben werden, zumal da so eben Scott's Lieblingssohn, der Major, einen längeren Urlaub erhalten hatte, so daß er wie seine beiden Schwestern im Stande war, seinen kranken Vater zu begleiten. Man hatte sich die Insel Malta als das nächste Ziel gesteckt, und die Gesellschaft begab sich im Oktober 1831 in kleinen Tagereisen zur Einschiffung über London nach Portsmouth. Die nun folgenden Ereignisse geben wir treu so wieder, wie Lockhart sie in seinen Memoiren mittheilt.

Der bekannte Capitain Basil Hall hatte die Güte gehabt, den Reisenden von London aus vorauszueilen, um in dem Gasthof zu Portsmouth Alles zu ihrem Empfange einrichten zu lassen. Sie hofften, die Einschiffung würde schon am nächsten Tage nach ihrer Ankunft stattfinden, und Capitain Hall glaubte, durch seine Erfahrung ihnen von Nutzen seyn zu können, was denn auch wirklich der Fall war. Als in Guilford die Pferde gewechselt wurden, stieg Walter Scott aus und entging nur mit genauer Noth der Gefahr, von einer Mailkutsche überfahren zu werden. Von allen seinen alten Gewohnheiten behielt er keine länger bei, als den heftigsten Widerwillen, sich von irgend Jemand führen oder nur unterstützen zu lassen. Es währte sehr lange, bevor er sich entschloß, den Arm seines treuen Dieners und Försters zu Abbotsford, Tom Purdie, anzunehmen, wenn er im Walde und auf den Feldern umherging, und der Leser wird sehen, daß dieser sonderbare Stolz, verbunden mit einer immer mehr überhand nehmenden Zerstreuung, ihn oft in die größte Gefahr brachte.

Er mußte acht Tage in Portsmouth warten, bevor die ihm für die Reise bewilligte Königliche Fregatte „Barham" völlig segelfertig war. Während dieser Zeit verließ er kaum den Gasthof, um nicht der Menge von Leuten, die sich stets versammelten, sobald er sich irgendwo sehen ließ, seine Gebrechlichkeit zu zeigen; er nahm jedoch alle Deputationen der literarischen und wissenschaftlichen Gesellschaften der Stadt an, und der erste Lord der Admiralität, Sir James Graham, erschien in Person, um sich zu überzeugen, daß nichts am Bord der Fregatte versäumt worden, was nur auf irgend eine Weise zur Bequemlichkeit des Reisenden beitragen könnte.

Am 29. Oktober 1831 lichtete die Fregatte endlich die Anker. Hätte Capitain Pigot den Befehl gehabt, einen Prinzen von Geblüt nach Malta zu führen, so könnten weder er noch seine Schiffsmannschaft sich artiger und besser benommen haben, als es gegen Scott und seine Begleiter geschah. Als dieser, nachdem man den Biscayischen Meerbusen passirt, nicht mehr von der Seekrankheit belästigt wurde, saß er fast beständig auf dem Verdeck, um sich der Luft, der Umgebung und vor allen Dingen des schönen Schiffes und der auf ihm herrschenden Disziplin zu freuen. Oft änderte man die Richtung einzig und allein aus dem Grunde, damit er eine Ansicht von irgend einem merkwürdigen Ort oder Punkt an den Ufern bekomme, und nur ein so eben aufspringender besonders günstiger Wind wurde die Veranlassung, daß man nicht bei Algier anlegte.

Am 20. November erreichten sie jenes merkwürdige Phänomen, die Schöpfung eines submarinen Vulkans, welches während seiner kurzen Existenz den Namen „Graham's Insel" führte. Seit seiner Entstehung waren nun bereits vier Monate verflossen, und wenige Tage nachher verschwand es wieder. Die sonderbare Masse zerfiel jetzt schon, wenn man sie mit Hand oder Fuß berührte; nichts konnte jedoch Walter Scott vermögen, darau vorüber zu fahren. In folgender Stelle aus einem Briefe an James Skene in Edinburg beschreibt er selbst seinen Besuch:

„Da ich die vulkanische Grahams-Insel gesehen habe, die entweder noch in ihrer Ausbildung oder schon wieder in ihrer Auflösung begriffen ist, genug, der jedenfalls in kurzer Zeit eine große Veränderung bevorsteht, so hab' ich mich entschlossen, einen kleinen Bericht darüber für die Royal Society aufzusetzen. Ich sah ein Stück von sechs bis acht Fuß Höhe hart am südlichen Abhange unter den Füßen eines unserer Begleiter losbrechen und sich sogleich in Staub auflösen, so daß wir nicht eher über das Geschick unseres Freundes Aufschluß erhielten, als bis der Staub sich gelegt hatte und wir ihn noch oben erblickten. Sie kennen mein Reiter-Talent: da es für einen kranken und gebrechlichen Menschen äußerst schwierig war, auf der Insel fortzukommen, wo man bei jedem Schritt bis ans Knie einsank, setzte ich mich auf die Schultern eines Seemannes, der mich beinahe bis auf den höchsten Gipfel trug. Wir fanden zwei todte Delphine, die wahrscheinlich durch die heiße Temperatur umgekommen waren, und ein Rothkehlchen, das wohl vom nächsten Lande herübergekommen seyn mochte, und nun hier, wo es weder Nahrung noch Wasser gab, den Tod gefunden hatte. Dies war also das Resultat des ersten Versuchs, die Insel mit Fischen und Vögeln zu versehen. An der Südseite schien das vulkanische Prinzip noch in voller Arbeit. Das fortwährende Platzen von Blasen, die aus der Tiefe nach oben hinauf getrieben werden, erzeugt eine Menge Dampf, der sich nach allen Seiten hin ausbreitet und die Insel mit einem Nebelmantel umgiebt. Ein Mann unserer Gesellschaft, der sie schon mehrmals besucht hatte, war der Meinung, daß sie an Umfang immer noch zunehme. Die Luft auf dieser neugeborenen Insel ist eben nicht die angenehmste; man erstickt fast vor Schwefeldampf. Jedes Loch auf derselben ist mit heißem oder siedendem Wasser angefüllt. Das bedeutende Aufwallen des Wassers in der Bai ist sicher ein Zeichen von dem außerordentlichen Arbeiten des submarinen Vulkans, der sich noch nicht beruhigt hat."

Walter Scott erreichte Malta am 22. November und traf hier eine Menge Landsleute. Aus seinem kaum mehr zu entziffernden Tagebuche geht hervor, daß er mit besonderem Wohlgefallen die ritterlichen Alterthümer von La Valette, die St. Johannes-Kirche mit ihren Denkmälern und die verlassenen Paläste und Bibliotheken des heldenmüthigen Ordens besuchte; als er gegen alle ärztliche Vorschrift die Feder wieder ergriff, war der Gegenstand seines neuen Romans auch den Annalen des Malteser-Ordens entnommen. Besonders häufig sah er hier die Tochter eines seiner Kollegen in Edinburg, Madame Davy, die Frau eines Arztes, die uns folgende Notiz über seinen Aufenthalt in Malta mitgetheilt hat:

„Ende November machte — wie es auch nicht anders seyn konnte — die Ankunft Sir Walter Scott's auf Malta großes Aufsehen. Unser Gouverneur, Sir F. Ponsonby, war noch nicht wieder von einer Reise nach England zurückgekehrt, doch waren Befehle eingegangen, dem Reisenden alle mögliche Achtung zu erweisen und ein Haus, Pferde und Wagen u. s. w. zu seiner Verfügung zu stellen. Wegen der in England herrschenden Cholera mußten damals alle von dort kommende Schiffe eine Quarantaine halten; anstatt jedoch Walter Scott in das gewöhnliche Lazareth zu schicken, hatte man für ihn und seine Familie in Fort Manuel einige Zimmer auf die neun Tage gut einrichten lassen. Hier hielt er täglich Leveen, um seine zahlreichen Freunde und Besucher anzunehmen, und ich erinnere mich noch von einem ersten Besuch her, den ich ihm mit mehreren Anderen machte, daß selbst der finstere Landungsplatz, das Marsa Muscet, des Quarantaine-Hafens, der an der Seite von La Valetta durch eine schwerfällige Bastion bestrichen wird, durch die Menge von ankommenden und abgehenden Böten Kunde gab von der Anwesenheit eines berühmten Mannes."

„Sir Walter nahm weder das auf Befehl des Gouverneurs für ihn eingerichtete Haus, noch eines von den vielen Privathäusern an, die seine zahlreichen Freunde ihm anboten, sondern trat in Beverley's Hotel, Strada Ponente, ab, welches unserem Hause gegenüber lag. Einige Tage darauf luden ihn die Offi-

ziere der Garnison zu einem ihm zu Ehren veranstalteten Ball ein, der in der Auberge de Provence, in dem ehemaligen großen Festsaal der Malteser-Ritter, gegeben wurde. Man empfing den Gast in dem passend dekorirten Saal mit einer Schottischen Musik, und das Ganze erwarb sich seine Zufriedenheit."

„Am 4. Dezember brachte uns Miß Scott eine Einladung zum Diner in seinem Hotel, zu welchem nur noch einige Offiziere von der Fregatte „Barham" gebeten waren. Bisher hatte ich ihn nur in großen Gesellschaften gesehen; in seinem eigenen Hause war er jedoch viel angenehmer und weit mehr zum Sprechen aufgelegt. Seine Unterhaltung hatte viel Charakteristisches von seinen Schriften: dieselben glücklichen Citationen aus seinen Lieblingsschriftstellern, dieselbe Einführung alter, besonders Schottischer, Traditionen."

„Als ich am 7ten des Morgens aus meinem Fenster quer über die Straße sah, erblickte ich Scott, der in einem Lehnsessel am offenen Fenster saß und, dem Anschein nach, beschäftigt war, aufmerksam in einem Buch zu lesen; um 11 Uhr kam jedoch Miß Scott plötzlich in der größten Aufregung zu mir herüber gelaufen und sagte mir, ihr Vater habe am Tage vorher auf einem Diner für seinen Zustand zu viel Champagner und Porter getrunken, und sie fürchte, es sey ein neuer Schlagfluß im Anzuge. Sie erzählte, er habe gestern schon ganz irre geredet, sitze gegenwärtig in einer Art von Starrsucht am Fenster, und sie wolle Dr. Davy bitten, sogleich mit ihr hinüber zu gehen. Ich begleitete meinen Mann. Wir trafen Sir Walter in einem seidenen Schlafrock am Feuer sitzend; sein Gesicht war erhitzt, sein Blick etwas starr; als wir eintraten, stand er jedoch auf und nannte mich bei meinem Vatersnamen, während er sich nach meinem Befinden erkundigte. Wir hatten, um unseren Besuch einen Vorwand zu geben, einige Zeichnungen von der Graham's-Insel mitgebracht; diese besah er, äußerte sich jedoch sehr unklar darüber. Es wurden ihm nun Blutegel angesetzt, die zwar das Uebel nicht auf der Stelle hoben, ihm indeß für den nächsten Tag Erleichterung verschafften. Dabei hatte er oft — „mein armer Sohn Karl!", den er in Neapel zu treffen hoffte, und „meine lieben Tweed-Ufer!" gesagt, die er nur mit dem größten Widerstreben verlassen hatte. Am Tage darauf fühlte er sich so wohl, daß er sich zu einer kleinen Landpartie zu Wagen nach St. Antonio entschloß. Dies ist eine Sommer-Residenz des Gouverneurs, die etwa eine Stunde von La Valetta entfernt liegt und gegenwärtig von Herrn Frere bewohnt wurde, der in seinem Stadthause bauen ließ. Ich war sehr erfreut, zu sehen, mit welchem Wohlbehagen Scott die frische Luft einathmete, wobei er sich vielleicht an seine früheren Promenaden über die Moore erinnerte, auf denen er oft, wie er mir versicherte, mit der Flinte auf der Schulter fünfundzwanzig Englische Meilen an einem Tage zurücklegte. Der Duft der Orangenblüthen, die sich von beiden Seiten des Weges zu uns herniederbeugten, entzückte ihn; besonders ergötzten ihn zwei Schweine, die unter der schönen Allee von Orangenbäumen, welche uns nach St. Antonio führte, frei herumliefen. „Das sieht meinem Freunde Frere ganz ähnlich", rief er, „die Schweine im Orangenwäldchen umherlaufen zu lassen!" Da wir Herrn Frere nicht zu Hause fanden, kehrten wir sogleich wieder um. Auf dem Rückwege war er ziemlich angegriffen, fing an, verwirrt zu reden, und sprach endlich kein Wort mehr. Als wir uns indeß vor seinem Gasthofe trennten, sagte er mit großer Gutmüthigkeit: „Ich dank' Ihnen für Ihre Güte, — für Ihr Mitleiden, sollt' ich sagen, — welches Sie mit einem alten, lahmen Mann gehabt haben." Die Partie war ihm nicht übel bekommen. Von nun ab nahm er sich jedoch mit hitzigen Getränken sehr in Acht und schlug alle Einladungen aus."

„Am 14. Dezember begleitete ihn Dr. Davy nach der Strada Stretta, demjenigen Theil der Stadt, in welchem die jungen Malteser gewöhnlich ihre Duelle ausfochten. Als Sir Walter die Straße verließ, blickte er noch einmal mit ernstem Nachdenken um sich und sagte dann: „Es müßte sehr schlimm kommen, wenn ich hieraus nicht noch einmal etwas machte." Noch an demselben Tage begab er sich wieder mit seinem Gefolge an Bord der Fregatte „Barham" und reiste weiter nach Neapel."

Walter Scott erreichte das Ziel seiner Reise am 17. Dezember und fand seinen Sohn Karl schon auf ihn wartend. Der König von Neapel hatte die Gnade, die Quarantaine-Zeit bedeutend abzukürzen, und die Reisenden bezogen ein Quartier im Palazzo Caramanico. Der Britische Gesandte am Neapolitanischen Hofe, Herr Hill (der jetzige Lord Berwick), und alle Leute von Distinction, Einheimische sowohl als Fremde, beeiferten sich, dem berühmten Manne ihre Hochachtung zu erkennen zu geben und ihm seinen Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen; auch war er bei Hofe sehr gern gesehen. So oft er daselbst erschien, trug er die Brigade-Generals-Uniform der alten Schottischen Leibgarde, hellgrün mit goldener Stickerei. Er hatte sie eigentlich zur Taufe des jungen Buccleuch anfertigen lassen, und da jetzt die Maschine, welche er an seinem lahmen Fuß trug, es ihm unmöglich machte, der Hofsitte gemäß, in kurzen, engen Beinkleidern, seidenen Strümpfen und Schuhen zu erscheinen, so zog er die militairische Tracht vor.

Anfänglich beschäftigte er sich damit, eine Sammlung von Neapolitanischen und Sicilianischen Balladen zu Stande zu bringen, wobei ihm Herr Matthias sehr behülflich war; bald fing er jedoch, trotz aller Gegenvorstellungen, wieder an, jeden Morgen einige Stunden an einem neuen Roman, „die Belagerung von Malta", zu arbeiten, und vollendete während seines kurzen Aufenthaltes nicht nur beinahe diesen, sondern auch noch eine kürzere Erzählung, „Bizarro" betitelt. Zu gleicher Zeit ließ er sich auch in der ihm von den Aerzten verordneten Diät sehr den Zügel schießen und gab auf diese Weise seiner Krankheit doppelte Nahrung.

Am meisten verkehrte er während seines Aufenthaltes in Neapel mit dem verstorbenen Sir William Gell, dessen körperlicher Zustand dem von Scott nicht unähnlich war und ihn schon seit langer Zeit nöthigte, in Italien zu leben. Bald nach Scott's Tode beschrieb Sir William sein Zusammenleben in Neapel und Rom mit ihm, und da diese Beschreibung die besten Nachrichten über jene Epoche enthält, so lassen wir sie hier folgen:

„Jede Nachricht über die letzten Tage derer, die durch ihre Handlungen oder Talente die Aufmerksamkeit und Bewunderung ihrer Zeitgenossen erregt, hat stets der Aufbewahrung werth geschienen, und ich empfinde ein trauriges Vergnügen, indem ich der Aufforderung nachkomme, diejenigen Anekdoten von Sir Walter Scott niederzuschreiben, die sich während meiner kurzen Bekanntschaft mit diesem berühmten Mann zutrugen. — Ich hatte Sir Walter vor vielen Jahren während eines Besuches beim Marquis von Abercorn in der Priorei Stanmore schon einmal gesehen, wo er eine seiner ersten poetischen Productionen vorlas; doch stand ich bis zu seiner Ankunft in Neapel in keiner persönlichen Beziehung zu ihm. Ich wurde durch einen unserer beiderseitigen Freunde veranlaßt, ihm am 5. Januar 1832 im Palazzo Caramanico meine Aufwartung zu machen, und wahrscheinlich trug die Aehnlichkeit unseres Krankheits-Zustandes, der uns zu passenden Gefährten bei den herkömmlichen Partieen machte, viel dazu bei, den Grad von Vertraulichkeit hervorzubringen, der sich sehr bald zwischen uns ausbildete. Am nächsten Abend stellte ich ihm Keppel Craven vor, dessen „Tour durch Süd-Italien" er mit Vergnügen gelesen hatte. Von jetzt an empfing oder besuchte ich Walter Scott jeden Morgen und begleitete ihn gewöhnlich bei der Besichtigung der Merkwürdigkeiten in Stadt und Umgegend. Der Lago d'Agnano wurde mit zuerst besucht, und die ruhige Schönheit des Sees entzückte ihn, so wie ihn das Laub an den Blättern und der sommerliche Anstrich der ganzen Gegend, trotz des vorgerückten Winters, äußerst überraschte. Der See erinnnerte ihn an einen Schottischen, den er nun sogleich zu beschreiben begann; und später bemerkte ich, daß sein einziges Vergnügen bei der Betrachtung neuer Gegenden in den poetischen Ideen bestand, die ihm aus ihrer Vergleichung mit anderen ihm schon bekannten erwuchsen."

„Am 10. Januar 1832 begleitete ich ihn nach Pozzuoli. Hier gelang es uns, ihm auf einen Haufen Ruinen zu helfen, von wo aus er die Ueberreste der Thermen, die gewöhnlich der Tempel des Serapis genannt werden, gut übersehen konnte. Er bemerkte, wir möchten ihm nur Alles erzählen, er wolle es schon glauben; viele seiner Freunde, besonders Morrit, hätten häufig versucht, ihm etwas klassisches Alterthum, wie sie es nannten, einzutrichtern, doch hätten sie seinen Schädel stets zu dick gefunden. Nur mit großer Gefahr konnte man ihn auf einen Punkt von schwierigem Zugang bringen, denn obgleich er lahm war und außerdem noch sah, wie leicht ich dadurch überall hingelangte, daß ich mich führen oder tragen ließ, so war es im Allgemeinen fast immer unmöglich, ihn dahin zu vermögen, sich die Unterstützung seiner Begleiter gefallen zu lassen."

„Als Sir Walter bei Hofe vorgestellt wurde, empfing ihn der König mit großer Aufmerksamkeit und bestand darauf, daß er sich, in Betracht seiner Lahmheit, niedersetzte. Sie sprachen Beide zu gleicher Zeit, und die Umstehenden bemerkten, der König habe des Vergnügens gedacht, welches ihm das Lesen der Werke seines Gastes verursacht. Sir Walter sprach Französisch, aber eben nicht mit sehr vernehmlicher Stimme, und er äußerte nachher, in Betracht dessen, daß Keiner ein Wort von dem verstanden, was der Andere gesagt, hätten der König und er sich ziemlich zufrieden mit einander getrennt."

„Am 26. Januar begleitete ich mit mehreren Freunden Sir Walter in einem Boot zu den Ruinen einer Römischen Villa, die nach Hamilton's und vieler Anderen Vermuthung die des Pollio gewesen seyn soll. Sie liegt auf dem äußersten Felsen des Vorgebirges Posilippo, der hinten mit dem Lande zusammenhängt und sonst von den Meereswogen umrauscht wird. Es war indeß keineswegs die Erinnerung an Pollio, welche Walter Scott veranlaßte, diesen Ausflug zu unternehmen, sondern die Existenz eines Gerüchtes, daß sich aus einer Oeffnung im Fußboden eines der Zimmer zuweilen ein weißes Gespenst erhebe, weshalb die Ruinen den Namen La Casa degli Spiriti — (das Geisterhaus) erhalten und Niemand sich getraue, sie zu bewohnen. Im Erdgeschoß befindet sich eine Einfahrt für ein Boot, doch war die Treppe zu verfallen, als daß Walter Scott sie ohne Gefahr hätte besteigen können; er schien indeß gänzlich zufrieden gestellt durch das, was er sah." (Schluß folgt.)

Spanien.

Das Reisen in Spanien.

Vom Marquis von Custine*).

Wenn der gemeine Spanier eine Reise antritt, so sind ihm zwei Stücke unentbehrlich: Wasser und Cigarren. Wie den Hylozoïsten Joniens, so sind dem Peninsulaner Feuer und Wasser die Grund-Elemente einer jeden vernünftigen Ordnung der Dinge,

*) Aus dessen bereits erwähntem Werke über Spanien im Jahre 1831.

die Schöpfer und Erhalter socialer Eintracht und Kultur. Nie begegnen sich zwei Bauern, ohne daß sie ihre brennenden Cigarren zum Anzünden, ihre Flasche zu einem Trunke sich reichten. Hombre, agua! hombre, hombre fuego! Wasser und Feuer, das ist der ewige Ruf, wo nur Menschen existiren; in den Städten, auf den Kreuzwegen und Heerstraßen gehen diese Worte von Munde zu Munde, aber so weit entfernt von dem Wohllaute des Südens, daß es eher dem Geheul nordischer Wölfe gleicht. Ueberhaupt scheint mir, so lächerlich man auch diese Bemerkung an einem Ausländer finden wird, der sich indeß nicht scheut, auszusprechen, was er denkt, daß der Andalusier den Wohllaut seiner Muttersprache durch eine eigenthümliche provinzielle Mundart verdirbt. — Der Kultus des Tabacks und Wassers genießt einer so allgemein verbreiteten Hochachtung im mittäglichen Spanien, daß selbst der Bandit in dem Augenblicke, wo er den unterliegenden Reisenden seiner Habe beraubt, seinem Opfer wohl schwerlich eine Cigarre auf dessen Bitte abschlagen würde; und wie dem Araber die Gastfreundschaft, so ist dem Andalusier diese gegenseitige Dienstleistung zur zweiten Natur geworden.

Die Begierde, zu trinken, ist in unseren Führern so groß, daß sie bei dem geringsten Anzeichen eines Wasserbehälters sich platt auf die Erde werfen, um aus dem Sande oder Moor den winzigen Rest Pfützenwasser aufzuschlürfen, ehe die glühende Sonne denselben streitig macht. Mit dem Instinkte des Afrikanischen Wüstenthieres wittern sie die Nähe einer verborgenen Quelle. Auf einsamen Straßen, in Gegenden, wo weit und breit keine Spur menschlicher Wohnungen anzutreffen ist, gewahrt man nicht selten im Schatten einer Tamariske oder in dem hohlen Stamme einer Olive einen Bettler hockend, um dem Vorbeiziehenden das Labsal frischen Wassers zu verkaufen, so selten auch ein Reisender in diese menschenleere Gegend sich verirrt. Aber seinen steinernen Krug, der einem Hetrurischen Gefäß nicht unähnlich sieht, mit dem kühlen Felsentranke gefüllt, harrt er geduldig des durstigen Wanderers, der ihn für sein Harren bezahlt mache. So ging es mir gestern; ich bekam es an einer Stelle, wo ich weder Verkäufer noch Waare vermuthete. Wie jener Weltverbesserer, hatte der alte Mann eine Kürbisflasche an einem Olivenbaume hängen, meinen Führern aber winkte sie wie die grüne Traube an unseren Weinhäusern. Der Baum stand an dem Bett eines Flusses, das die Hitze ganz ausgetrocknet hatte, obgleich der Rio Gordo in der Regenzeit anschwillt und das Meer erreicht. Dennoch mußte die Najade einige Wassertropfen in ihrem langen Nymphenhaar zurückbehalten haben, die sie, mitleidig wie ein Mädchen, dem Bettler heimlich schenkte. Es wurde in kleinen Bechern vertheilt, doch fand ich es weder frisch noch süß.

Eine halbe Stunde hinter diesem gastlichen Baume winkte uns die Venta von Cartama. Ich begrüßte sie als das Ziel meiner Sehnsucht, wo ich von den Strapazen eines beschwerlichen Weges hoffte ausruhen und meinem Reisegefährten, dem schon mehrere Mal das Blut zur Nase herausgestürzt war und bei fortgesetzter Bewegung einen Blutsturz befürchten ließ, Hülfe schaffen zu können. Was konnte ich weniger von einer Herberge, als Schatten und Ruhe erwarten? Zwar hatte ich manche unglaubliche Erfahrung in Spanischen Gasthäusern gemacht, aber was ich **hier** fand, überstieg alle meine Erwartungen, zumal an einem Orte, der wenige Stunden von Malaga, einer der bedeutendsten Städte des Königreichs, liegt. Was alle **Begriffe** übersteigt, vermag nur durch Bild und Anschauung deutlich gemacht zu werden, und diese Anschauung will ich, so weit ich es vermag, in der Seele des Lesers hervorrufen. — Die Venta bestand in einer mehr als hundert Fuß langen Halle, von vier dicken Mauern umschlossen, die wie Smaragd und Diamant von daransitzendem Moos und Salpeter glänzten. Die **eine** Seite der Halle ist zur Einquartierung der Pferde und Maulthiere bestimmt; sie führt den Namen **Stall**. Man nennt die andere Seite **Küche**, wegen des Rauches, der dort unterhalten wird und den ganzen Schoppen in kulinarischen Ambra hüllt, so oft ein Reisender Gekochtes verlangt. Dies ist das Gebäude, das Zimmer, der Stall, die Küche, ein ganzes Etui von Gasthofs-Bequemlichkeiten, eine Schlafrocks-Ungezwungenheit für Fuhrleute und Packträger. Für solche waren wohl auch die miserablen Bänke von Stein, welche, mit Schimmel überzogen, das Daunenlager der Müden werden sollten. Anstatt der Wand-Gemälde ist das Innere mit dicken Lagen von Ruß überzogen, welcher Spinnen und anderen Insekten zum Haltpunkte dient, die, theils lebend, theils schon als Petrefakten, die Stelle der Guirlande vertraten. Man muß, wie wir, schon über 150 Meilen in Spanien umhergereist seyn, um beim Anblick eines solchen Gasthofes nicht in Verzweiflung zu gerathen. Ich frage nach einem Zimmer, um meinen kranken Reisegefährten aus dem Tumulte der Menschen und Thiere in Sicherheit zu bringen. — „Es giebt keines." — Ich frage weiter: „Kann man Eier und Ziegenmilch haben?" — „Es giebt keine." — „Ich sehe aber Hühner!" — „Sie haben nicht gelegt." — „Und die Heerden?" — „Sind auf der Weide." — Zuletzt forderte ich ein Glas Wasser. — „Es giebt keines." — „Ums Himmels willen", rief ich, „nicht einen Tropfen Wassers könnt Ihr dem verschmachteten Reisenden anbieten?" — „Wenn der Herr es wünscht, soll es eine halbe Stunde von hier geholt werden; es ist noch schlecht."

Ich sah mir die Frau an, welche so beharrlich ihre „Es giebt nichts" wiederholte, und mein Auge fiel auf ein wahres Monstrum, kurz, dick, schielend, schmutzig, mit gefurchten Zügen, gewöhnliche Mischung von Bitterkeit und Wildheit. Ein Mann, zottiger als ein Bär, von untersetzter Gestalt, blatternarbig, unsteten, seitwärts gehenden Blickes, stand mit übereinandergeschlagenen Armen bewegungslos wie ein verbissener Tiger im Käfig neben ihr. Dies Paar war die ganze Dienerschaft des Gasthofes, und wir haben bereits eine Probe von **der** Art gegeben, wie sie ihr Amt verwalteten. Vergebens schrieen, schalten unsere Maulthiertreiber mit einer in Spanien seltenen Ungeduld; es machte auch nicht den geringsten Eindruck auf diese Muster von Gleichmuth, und trotz der realen Bedürfnisse meines Magens zog die ganze Scene so malerisch an meinem inneren Auge vorüber, daß ich mir den Meisterpinsel eines Hogarth wünschte, um diese Gruppe der Vergänglichkeit zu entreißen. Am empfindlichsten trifft mich in diesem Lande die Entbehrung des Eises. Wenn ich an die elenden Baracken Calabriens denke, wo man sicher ist, reinen und weißen Schnee zu finden, der, mit einem Glase Wein vermischt, die verlorenen Kräfte auf der Stelle wiedergiebt, so gräme ich mich wie ein Kind über die Nachlässigkeit des Spaniers. Andalusien ist nicht weniger gebirgig als das Königreich Neapel, und durch eine leichte Vorrichtung würde man das im Winter gesammelte Eis das ganze Jahr hindurch erhalten und wie in Sicilien und Calabrien zum täglichen Gebrauch haben können. Aber was hilft meine Widerborstigkeit? Ich muß mich setzen, ohne zu sprechen, ohne was zu verlangen, ohne was zu bekommen. Auch unsere Treiber schienen resignirt und die Hoffnung, ihre müden und hungrigen Thiere zu füttern, aufgegeben zu haben. Sie bereiteten sich ein Lager von den Decken und Sätteln, während ein zerlumptes Mädchen nach dem Brunnen ging, an jeder Hand einen leeren Krug, den sie nach Verlauf einer Stunde gefüllt zu bringen versprach.

Die Stunde war abgelaufen, das Mädchen zurück; wir hatten Zucker und schickten uns eben zum Trinken an, als in dem Zwielicht des Schoppens eine Grabesstimme mir aus einer Ecke zurief: „Trinkt nicht von diesem Wasser, es ist schlecht, es mala, mala, mala; es bringt den Tod, da esa muerte, muerte, muerte!" Ich trat näher, neugierig, das Wesen zu sehen, welches mit feierlichem Tone diese Worte recitirte und jedes derselben drei Mal wiederholte. Aber ich schauderte zurück vor einem Gespenst, einem leibhaftigen Gespenst. Ein Weib saß vor einem Haufen glühender Asche auf einem Schemel, dem einzigen Holzmöbel in der Halle; bei meiner Annäherung stand die Räthselhafte auf, höher als ein schlankgewachsener Mann, mager wie ein Skelett; von den Armen war das Fleisch verschwunden, die vertrocknete mit einigen Nerven durchzogene Haut über dem blanken Knochen zurückgeblieben, das Gesicht eingetrocknet, der Mund ein Schlund, dessen Eingang drei Hauzähne, in bedeutender Entfernung von einander, zu vertheidigen schienen. Vor diesem Schlunde verschwand die ganze übrige Gestalt. Selbst das Auge, dieser Spiegel der feurigen Seele des Südländers, war bewölkt und erloschen, und der Riesenmund zog immer von neuem den Vorhang auf zu seinen Orakeln, die wie aus gähnender Kluft hervordrangen: mala, mala! muerte, muerte! — Ich erfuhr, daß diese Jammergestalt einer halb kranken, halb wahnsinnigen Gitana angehöre. Ich erkundigte mich bei ihr nach ihrer Krankheit; sie antwortete: la calentura, la calentura, calentura! Fieber, Fieber, Fieber! Zu dem Schauer des Entsetzens gesellte sich in meiner Seele ein Schauer des Mitleids. Ein Bild, wie das der Zigeunerin von Cartama, war mir in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen, ein unheimliches Gefühl trieb mich fort von ihr, hinaus ins Freie; ich setzte mich in den kühlen Rasen am Saume der großen Straße, an welcher die unselige Venta gelegen war. Eine Kalesche stand dort. „Der Weg von hier nach Malaga ist für Fuhrwerke geeignet?" fragte ich einen in meiner Nähe sitzenden Menschen. „Ja", klang es lakonisch zurück. „Wem gehört das Kabriolett?" — „Dem Herrn des Hauses." — „Ich bin müde, mein Reisegefährte krank, der Weg lang, die Hitze groß, es wird schwer seyn, heute noch hinzukommen; kann man bei dem Herrn des Hauses wohl Anfrage halten, ob er seinen Wagen uns zu vermiethen geneigt ist?" — „Nein." — „Warum nicht?" — „Er liegt in jener Scheune auf dem Stroh, mit dem Fieber ringend und nur die Abendluft abwartend, um selbst nach Malaga zurückzukehren." — „Fieber und Hunger überall und allenthalben!" rief ich aus und versank in mein bisheriges düsteres Schweigen.

Jetzt sah ich nach meinen Führern; ihre Mienen waren noch finsterer als seither, ein Gewitter schien im Anzuge. Da trat der junge Mayoral, der Führer des Zuges, zu mir heran und sagte leise: „Es ist Zeit, abzureisen." — „Warum? es ist noch sehr heiß, und mein Reisegefährte bedarf der Erholung." — „Es muß abgereist seyn", sagte der Jüngling mit Festigkeit, „augenblicklich abgereist seyn, sage ich. Sehen Sie denn nicht, wo wir uns befinden? Der Herr des Hauses verbirgt sich unter dem Vorwande, daß er krank sey, eigentlich aber aus Furcht, von einigen Soldaten unserer Eskorte erkannt zu werden; laßt erst seine Gesellen heimkehren, und er wird ein anderes Lied pfeifen. Darum fort, ehe sie sich einfinden; denn ich stehe für nichts, wenn sie uns noch hier antreffen." — „Was? so nahe vor Malaga?" — „Und wären wir noch hundert Schritt vom Stadtthore, so könnte die Furcht vor ihnen meine Ferse beflügeln." — Durch die Stärke seiner Gründe besiegt, hieß ich unseren klugen Führer nach seinem Gutdünken handeln, und zehn Minuten später saßen wir reisefertig auf unseren Pferden. Unser Spanischer Bediente, der das Terrain kennt, verließ die Venta, ohne nur das Geringste,

dert zu haben. Und doch war dies die heißersehnte Station, auf der wir nach einem ununterbrochenen Marsch von acht Stunden Ruhe zu finden hofften! Um drei Uhr Morgens waren wir von Borgo abgereist und um 11 Uhr in der Venta von Cartama angekommen.

Noch jetzt, wo ich dieses in reinlicher Umgebung schreibe, eben von einem Mahle aufgestanden, das mir um so besser mundete, als ich seit zwei Tagen nur von harten Eiern und roher Chokolade gelebt hatte, noch jetzt höre ich die Lästerungen des Monstrums von Cartama, beleidigt, wie sie sagte, durch den Verdacht unseres Mayorals, einen Verdacht, den sie mit wunderbarem Scharfsinn errathen und eben dadurch erst gerechtfertigt hatte. Nicht minder gellen mir die Flüche ihres Gehülfen in die Ohren, der für seine gereizte Turteltaube Partei nahm und sein Erstaunen und Mißvergnügen über unsere plötzliche Abreise nicht verbergen konnte. Endlich sehe ich noch immer die alte Gitana, abgemagert, aber stark wie der Tod, in ihrem Fieber-Paroxismus mit Gespensterschritten uns verfolgen und, mit schrecklichen Verwünschungen gemischt, ihr mala! mala! mala! muerte! muerte! muerte! calentura! calentura! calentura! hinter uns herrufen. Sie jagte uns bis dicht an die Gränzen Frankreichs, der Reihe nach Jeden von uns schmähend, Jeden um Almosen ansprechend. Ich glaubte mich in der Gewalt der Hölle, trieb Menschen und Thiere an und wagte nicht eher Luft zu schöpfen, bis zu dem Augenblick, wo das tiefathmende Gespenst von seiner Verfolgung abstand. Aber noch oft erhob sich diese Megäre und machte vergebliche Anstrengungen, uns einzuholen; sie setzte sich wieder und stand wieder auf ohne Ende, indem sie uns mit ihrer Stimme und Miene so lange verfolgte, bis wir sie aus der Gesichts- und endlich auch aus der Gehör-Weite verloren. Alles drehte sich mit mir im Kreise, sie hatte mir's angethan; mich verließ die fixe Idee nicht, daß eine Furie über mich hergefallen wäre und mich mit ihrem Athem vergiftet hätte. Schon wurden mir die Thürme und Mauern von Malaga aussichtig, aber der Nebel wich nicht von meinen Sinnen, und selbst in diesem Augenblick, wo ich mich in hellen, lichten Räumen in Sicherheit weiß, bin ich aus meiner natürlichen Verfassung herausgerissen; Fieber sitzt in meinem Blute, Wahnsinn in meinem Gehirn, eine Krankheit scheint ihrem Ausbruche nahe. — Meinem Reisegefährten ging es unterweges um Vieles besser; bei seiner Ankunft in Malaga hatte er zwar einen großen Blutverlust erlitten, doch lautete die beruhigende Versicherung der Spanier, daß diese Krisis nur wohlthätig für seine Wiederherstellung seyn könne und schlimmeren Folgen vorbeugen werde.

Die Vorstadt, welche nach Malaga von Ronda her führt, besteht aus einer langen Straße in Spanischem Styl, schmutzig wie die übrige Stadt, aber reich an Naturschönheiten und gewerblichem Verkehr. Ein junger Arriero trieb vor uns einen Zug von Mauleseln her, welche die Passage sperrten; von dem Saumsattel hing die Büchse und die Mandoline des Mayorals, die Sinnbilder des Krieges und der Liebe, die sprechenden Zeugen von dem romantischen Leben des Andalusischen Landmannes, das im Streite und Genusse dahinfließt. Die Sorglosigkeit des jungen Treibers, die sich auf seinem Gesichte aussprach, die Schönheit seiner Tracht, das wohlgenährte Aussehen seiner Thiere, der schallende Klang ihrer Glocken, Alles rief mir den Namen des Landes ins Gedächtniß, das wir durchzogen, ja wir waren in dem schönen, schönen Andalusien, tranken seine würzigen Lüfte, genossen das hohe Schauspiel Spanischen Lebens, wie es sich nur in seinen volkreichen Städten zeigt und entfaltet. — Wir zogen jetzt an einem Hause vorüber, in welchem eine eigenthümliche Scene unseren Blick fesselte; im Innern eines jener tiefhineingehenden Höfe, welche an die Häuser der Alten erinnern und Patio heißen, stand ein Mönch in zärtlichem tête-à-tête mit einer jungen, niedlichen Frau, die ihre Guitarre zu den Füßen des Barfüßers gelehnt hatte, ein blühender Jasmin und der lachende Himmel waren ihr Zelt. — Weiter fiel mein Blick auf eine Dame, die, gravitätisch auf einem Esel sitzend, von ihren Dienern begleitet, zum Stadtthore einritt. Ich glaubte Don Quichote's Prinzessin von Toboso vor mir zu sehen, erfuhr dann, daß diese Standesdame sich jeden Abend auf ihr Landhaus in der Nähe der Stadt begebe, aber in Malaga übernachte. Von ihrem Haupte wehte ein schwarzer Reiherbusch, eine reiche, bis auf die Erde herabhängende Schabracke bedeckte ihr stolzes Thier, das schönste Esels-Exemplar, das mir je begegnet ist, wie zum Triumphe war er geschmückt, zu beiden Seiten Herren zu Pferde, mit weißen Fächern sich Kühlung zuwehend. Wird mein Glaube nicht gerechtfertigt erscheinen, daß ich die Prinzessin von Toboso vor mir gesehen? — Weiter bemerkten wir einen lustigen Barbier, der in seinem Laden einem Soldaten etwas auf der Mandoline vorspielte; ein Mädchen machte tanzende Bewegungen vor ihnen zum Takt der Castagnetten, deren Schall sie mit lächelndem Wohlgefallen die Luft durchschneiden ließ. In einer Querstraße tanzten junge Leute den Fandango, überall Luft und Leben, Refrain des Tiranna, Triller der Romanze, Sehnsuchts-Seufzer der Seguidilla, hell klagender Laut des Bolero, dazu die Töne des Saiten-Instruments, Schläge des Tamburin, gleichsam die Fanfarre des allgemeinen Volksjubels: so zeigte sich in Allem, was ich sah, das Volk der Minne, welches an dem Leben nur die lachende Seite aufzufinden weiß, die Kinder des Genusses und der Freude. Gefesselt von dem Anblick dieser fröhlichen Gruppen, bemerkten wir kaum, daß der mit Rosen bestreute Weg uns an das Ziel, in die Herberge, geführt hatte. Fast betäubt stieg ich vom Pferde, wie ein Mensch, der mitten in einer erlebten Wirklichkeit sich überredet, geträumt zu haben. — Malaga ist nichts weniger als schön, aber romantisch durch seine Lage und durch den heiteren Charakter seiner Bewohner, der mir aber minder gewinnend vorkam, als bei den Einwohnern von Sevilla. Die Natur hat sich hier in einer sonderbaren Laune gefallen, entgegengesezte Eigenschaften an den Menschen zu vereinigen, den Einen gab sie blaue Augen und schwarzes Haar, schwarze Augen und blondes Haar den Anderen. Diese Anomalie leiht den Gestalten zuweilen eine anmuthige Originalität, die sich besonders an den weiblichen Köpfen nicht verkennen läßt.

Die Tour, die wir nun zurückgelegt hatten, betrug 40 Stunden, und bei der großen Hitze und den beschwerlichen Wegen, die man anderswo nicht einmal auf Eseln zurückzulegen wagte, hatte ich hinlängliche Gelegenheit, den Werth des Andalusischen Pferdes kennen zu lernen. Spricht man in Frankreich von diesem Thiere, so legt man ihm Sanftmuth, Gelenkigkeit, gemessene Haltung bei; aber dies ist noch nicht Alles, es vereinigt schönere Eigenschaften in sich, man muß es in seinem Vaterlande sehen, um es ganz zu würdigen. Es ist sanft, aber stolz, schnell, aber unermüdlich, überraschend in der Schönheit seines Baues, der an Fülle das Arabische übertrifft, mit breitem Halse, starkem Kreuz, funkensprühendem Auge, großen und weiten Nüstern. Neben mehreren Mauleseln hatten wir sieben Pferde, die auf der vierzigsten Meile noch behend, feurig, voll edler Haltung und leichten Ganges wie beim Antritt der Reise waren. Meine volle Bewunderung gewannen sie besonders, wenn es bergab ging, wo wir oft felsige Abhänge passiren mußten, welche die Natur fast senkrecht gebildet hatte. Zwar hat der Mensch es versucht, Stufen in das Gestein zu hauen, wodurch das Niedersteigen möglich, aber nicht gefahrlos gemacht wurde, so daß mich beim ersten Anblick einer solchen Riesentreppe ein Schwindel befiel; aber unsere Pferde traten mit einer nie fehlenden Sicherheit von einer Stufe zur anderen, und ich verschloß meine Augen vor dem Anblick der drohenden Gefahr. Am Ende des ersten Tages gelangte ich schon zur Ueberzeugung, daß ich mich auf mein Pferd mehr als auf mich selbst verlassen könnte. Erschien eine Stelle gefährlich, so übersprang es dieselbe mit einer Geschicklichkeit, deren Grazie nur mit dem anmuthig-leichten Gange der Jungfrauen dieses Landes verglichen werden kann, und es ist buchstäblich wahr, daß während der ganzen vierzigstündigen Fahrt auf Steigen, wie ich sie eben angegeben habe, mein Pferd nicht einen Fehltritt gemacht, nicht einen Peitschenhieb, nicht eine Erinnerung mit den Sporen nöthig gehabt; die ängstlichste Frau hätte sich ihm anvertrauen, ein Kind es an der Hand leiten können, und mit Bedauern trennte ich mich von meinem liebenswürdigen und bewährten Reisegenossen, auf dessen sicherem Rücken ich ohne Herzklopfen Gefahren entgegenging, die vielleicht nur der geborene Hochländer auf sich nehmen würde. Die leiseste Bewegung mit der Hand machte es für meine Wünsche und seine Pflichten gelehrig, und seine Elastizität und Gefügigkeit würde einem geschickten Stallmeister Ehre gemacht haben. Fügen wir nun hinzu, daß unsere Pferde nur aus St. Roch und bei aller Trefflichkeit noch nicht die besten ihrer Raçe waren, so wird man unserer Versicherung glauben, daß, wenn die Pässe der Pyrenäen nicht gar so schwer zu überwinden wären, wir eines der schönsten Andalusischen Rosse mit nach Frankreich gebracht haben würden. Aber man sagt, daß der Wechsel der Luft und des Herrn sie in wenigen Monaten um alle ihre Tugenden bringe. Gerste und Siede sind ihr Futter; was Hafer sey, weiß ein Spanisches Pferd nicht, aber seine Haut hat einen unvergleichlichen Glanz, den ich sonst an keinem anderen wahrgenommen habe. Mit einem Wort, das Andalusische Roß in seiner Heimath ist das erste der Welt, nur nicht im Rennen; hierin wird es vom Arabischen und Englischen, mit deren Schnelligkeit kein anderes Pferd den Vergleich aushalten zu können scheint, bei weitem übertroffen.

Mannigfaltiges.

— Schiffbau in Frankreich und England. Obwohl England die erste Seemacht der Welt ist, sind die Franzosen doch den Engländern, was den Schiffbau betrifft, bei weitem überlegen. Auch die Nord-Amerikaner rühmen sich, bessere Kriegs- und Kauffahrtei-Schiffe zu besitzen, als die Engländer, und zwar deshalb, weil sie sich ausschließlich den Schiffbau der Franzosen zum Muster genommen haben. Behaupten doch sogar die Englischen Seeleute, die besten Schiffe der Britischen Flotte seyen diejenigen, die den Franzosen während der Revolutionskriege abgenommen worden. In der That sollen sich aber auch in Frankreich die Männer der Wissenschaft viel mehr mit diesem Zweige der Architektur befaßt haben, als in England, wo er fortwährend ein Handwerk geblieben ist. Kürzlich hat die Französische Regierung sogar einen Mann wie Charles Dupin an die Spitze des Schiffbau-Instituts der Königlichen Marine gestellt, und nicht ohne Besorgniß weisen einige Englische Blätter darauf hin, daß die fortwährenden Verbesserungen des Französischen Systems, bei dem beharrlichen Stillstand des Englischen, dem Ansehen Großbritanniens, als einer Seemacht, in der Folge einmal sehr gefährlich werden könne.

Verantwortlich von der Redaction des Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von [illegible]

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 66. Berlin, Freitag den 1. Juni 1838.

Frankreich.

Benserade, das Glückskind.

Es ist eine leidige hergebrachte Meinung unter den Leuten, und ich kann gar nicht sagen, wie es mich ärgert, wenn ich zu hören und zu lesen bekomme: daß es dem Genie auf Erden nicht zu wohl werden darf, ja daß es ihm ordentlicher Weise und von Rechts wegen ein bischen knapp und trübselig in der Welt gehen muß. Viele unserer gebräuchlichsten Redensarten beruhen auf diesem Vorurtheil, z. B. daß man „Künstlers Erdenwallen" sagt für „Misère", oder „Apollo's Lieblinge" für „arme Teufel". Es gilt für ausgemacht, das Genie müsse sich beim „Gastmahl des Lebens" mit dem untersten Platz an der Tafel und mit schmalen Brosamen begnügen, oder im Dachkämmerlein am Hungertuche nagen. In Gedichten, in Schauspielen, in Romanen wird die abgeschmackte Lehre immer von neuem gepredigt. Gleichwie eine Mütze auf einer Stange Freiheit bedeutet, also bedeutet ein Lorbeerkranz auf einem Bettelstab Poesie. Camoens, Correggio, Tasso, Spencer, Cervantes, Milton, Gilbert, Chatterton müssen zu der Demonstration herhalten, daß der Poet ein Unglückspatron ist zu Wasser und zu Lande, ein Unglückspatron in der absoluten und in der constitutionnellen Monarchie, ein Unglückspatron in allen wirklichen, möglichen und unmöglichen Republiken. — Ich frage nun im Namen aller Genie's: wozu sind wir Genie's, wenn wir das leiden? wenn wir ein solches Vorurtheil, eine solche üble Nachrede auf uns sitzen lassen? Es bringt uns um den Respekt, es bringt uns in totalen Mißkredit bei allen vernünftigen und respektabeln Leuten, wenn wir bei jeder Gelegenheit als die Ritter von der traurigen Gestalt abgeschildert werden, als Kandidaten des Mißgeschicks, als Träumer und Phantasten, als gemüthliche und genügsame Hungerleider. Wofür Einer gilt, dafür wird er traktirt. Nein! wir müssen den Wahn mit allen Waffen bekämpfen, die uns zu Gebote stehen. Die Welt muß sich überzeugen, daß unter den Genie's auch Leute comme il faut anzutreffen sind. Erzählen wir von Poeten und Künstlern, die sich aus der Dürftigkeit zum Glanze, aus der Niedrigkeit zu hohem Rang und Ansehen emporgeschwungen; feiern wir die Namen derjenigen, die in ihrer Person das Genie zu Ehren gebracht, ihm die Pforten der Paläste geöffnet, von Schusters Rappen in die Staatskarosse geholfen haben. Ein Gelehrter könnte sich ein großes Verdienst erwerben, wenn er ein Buch schriebe: „Von den Genie's, so große Herren geworden sind." Die Geschichte ist reich genug an Beispielen; nur muß man sie nach den verschiedenen Ländern und Zeitaltern verschieden wählen. Denn es kann natürlich nicht allezeit und allerwärts derselbe Waizen blühen. Vor zweihundert Jahren adelte der Pinsel — man denke an Rubens und Van Dyk —; heute thut's eine wohlgestimmte Kehle, — wofür Exempel aus dem Neutrum (Farinelli), Maskulinum und hauptsächlich aus dem Femininum die Hülle und Fülle vorhanden sind. Voltaire, das größte Genie unter den Franzosen, und Göthe, das größte unter den Deutschen, leuchten auf der Bahn des Dichters und Philosophen sowohl als des Weltmannes durch Beispiel und Erfolg glänzend voran. Doch wäre es Unrecht, über ihnen andere große Männer zu vergessen. Wir wollen hier das Andenken an einen Französischen Dichter erneuern, der vor zweihundert Jahren gelebt hat, der am Eingang des goldenen Siècle de Louis XIV. steht, und an dessen Lebenslauf eben so lehrreich und herzerhebend als erfreulich zu sehen ist, wie das Genie den Druck gemeiner und niedriger Verhältnisse überwindet, wie es den Mächten des Lebens die schönsten Gaben spielend ablockt und sich in Reihe und Glied mit den Größten und Edelsten der Nation, mit den Trägern der höchsten Namen und Würden, vor den Thron des Monarchen stellt.

Isaac Benserade war aus Lions, einer kleinen Stadt in der Normandie, gebürtig. Sein Vater lebte kümmerlich von einem Aemtchen bei der Domainen-Verwaltung und starb in so zerrütteten Vermögens-Umständen, daß der junge Isaac die Erbschaft im Stiche ließ und nach Rouen ging, sein Fortkommen zu suchen. Zwölf Jahre war der Knabe alt und stand allein in der Welt. Da geschah es, Gott weiß, durch welchen Zufall, daß ein hochwürdiger Domherr des Erzstiftes, Monsignore Puget, Bischof von Dardania in partibus, unseres Isaac gewahr wurde und sich seiner annahm. Daß der Junge ein kleiner Ketzer, ein Calvinist war, schlug ihm jetzt zum Glücke aus. Der fromme Herr eilte, die junge Seele zu retten, ertheilte ihm Unterricht in der katholischen Religion, und Isaac schwur wohlgemuth seinen „Irrglauben" in die Hände seines geistlichen Vaters ab. Er war klug genug, seinen Vortheil bei der Sache zu begreifen und sich zu getrösten, daß bei der „Rechtgläubigkeit", will sagen bei der Religion des Bischofs und der vornehmen Herren, mehr Glück zu machen stehe, als bei der seiner Familie. Als ihm jedoch der Prälat anmuthete, seinen hugenottischen Taufnamen gegen einen stichhaltigeren aus dem Heiligen-Kalender zu vertauschen, stutzte der Kleine und schien nicht recht zu trauen. „Hochwürdiger Herr", sagte er endlich und sah ihm mit den hellen, pfiffigen Augen ins Gesicht, „ich soll einen neuen Namen kriegen? wenn ich nur nicht schlechter dabei fahre." Seine Hochwürden lachten herzlich: „Na, so magst Du Deinen Namen behalten, mein kleiner Pfiffikus; ich sehe schon, er bringt Dir Glück." — Kurz darauf bekam Monsignore Puget das Bisthum Beauvais und brachte den jungen Benserade auf die Sorbonne, wo er den rhetorischen und philosophischen Kursus vollständig durchmachte. Allein er verspürte gar keine Lust zum geistlichen Stande; nicht einmal Abbé mochte er werden. Er war ein Weltkind und träumte von keinem höheren Glück, als ein großer Herr zu werden und zu Hofe zu fahren. Er schwänzte die theologischen Konferenzen, wurde Coulissengast im Theater des Hôtel de Bourgogne und hatte eine Liebschaft mit der Beirose, einer Actrice von Ruf. Die Liebhaber machten damals mehr tolle Streiche als heutzutage, allein bei weitem nicht so viel Verse. Wer hätte zu jener Zeit eine Ahnung von den Erfindungen und Verbesserungen haben können, wodurch uns Neueren die poetische Production so leicht gemacht ist, daß jeder einigermaßen Gebildete sich allenfalls seinen Hausbedarf an Versen selbst bereiten kann? Die Schleusen der poetischen Diction waren damals noch nicht geöffnet, das Material noch nicht flüssig gemacht. Heute gießt man die Verse, damals mußte man sie drechseln. Ein Sonett, ein Madrigal, ein Epigramm gilt uns gleich einer Stecknadel, nicht des Bückens werth, um es aufzuheben, nicht des Dankes, wenn es Dir zugereicht wird. Für die Schöngeister jener Zeit war jedes Quatrain eine Kostbarkeit, ein Kleinod, wurde herumgewiesen, bekrittelt, bewundert; man behing und putzte sich damit. Wöchentlich mit zwei, drei Sonetten an seine Geliebte herauszurücken, wie der achtzehnjährige Benserade that, dazu gehörte für damals eine starke poetische Ader. Aber auch, welches Aufsehen in ganz Paris! was für ein Fragen, Erkundigen früh bei der Toilette, Abends beim petit souper! „Wer ist der neue Schöngeist? wie heißt er? wie sieht er aus? Wer hat ihn gesehen? Ist er von Stande? kann man ihn einladen? warum brachten Sie ihn nicht mit? warum zieht er sich zurück? Man sollte sich bei dem Herrn Kardinal*) verwenden, daß Etwas für ihn geschieht. Wenn er kein Vermögen hat, so muß man ihm zu einer Pension verhelfen." Also gingen die Reden hin und her. Der junge d'Armentières, Benserade's Schulkamerad und Coulissen-Gefährte, rieth ihm: „Produzire Dich doch in der feinen Welt; mach' ein Gedicht an jemand Großes und präsentir' Dich damit." Allein Benserade war zu stolz und zu politisch, die Sache auf diese Weise anzufangen. „Nein!" sagte er —, „Schmeichelei erniedrigt! Soll ich mich so tief vor Dem da und Dem da bücken, um die Protection von Leuten betteln, die heute freilich große Herren gegen mich sind? aber ein großer Herr denk' ich auch zu werden, und seines Gleichen darf man nichts verdanken; sie vergessen's Einem nicht. Ja wenn es der König wäre, oder ein Königlicher Prinz, oder der Premier-Minister, — die bleiben immer hoch genug über mir; da schadet es nichts, wenn ich mich erniedrige. Vor Damen hat es auch nichts zu sagen; ich will Dir vor Jeder auf die Kniee fallen und mich prosterniren, so viel man verlangt. Leg' ihr nur vorher recht viel Galanterie zu Füßen, so kniet sich's weich und staubt nicht ab. Siehst Du, der Herr von Voiture ist bei seinem vortrefflichen Genie doch ein rechter Esel, daß er die Hand aufthut und sich Geld hineinstecken läßt; und das von Personen, ich sage Dir, — wenn er sich recht zu stellen gewußt hätte, dürfte er sie heute mir nichts dir nichts ganz vertraulich bei der Hand fassen und schütteln, und sie würden's hoch aufnehmen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Richelieu ist gemeint.

England.

Walter Scott's letzte Reise.

(Schluß.)

„Eines Morgens kam er in Neapel früher zu mir als gewöhnlich, und zwar bei äußerst guter Laune. Er erzählte mir, er habe so eben die Nachricht aus London erhalten, daß seine letzten Werke, „Robert von Paris" und „Castle Dangerous" die zweite Auflage erlebt, was sein Herz sehr erleichtere; „denn", sagte er, „ich hätte keine Ruhe im Grabe gehabt, wäre irgend einer meiner Gläubiger unbefriedigt geblieben. Und nun", fügte er zu meinem Hund gewandt hinzu, „mein armer Kerl, ist mein Haus und mein Gut wieder frei, und ich kann mir so viele und so große Hunde halten, als es mir beliebt, ohne Vorwürfe fürchten zu müssen."

„Ich kann mich nicht mehr genau des Tages erinnern, an welchem er mir sagte, er habe schon ein gutes Stück von einem Roman über Malta niedergeschrieben, doch sey er so unglücklich gewesen, aus Irrthum einen großen Theil davon ins Feuer zu werfen; der Schaden sey indeß schon wieder hergestellt. Er fragte mich nach der Insel Rhodos und meinte, da er nun nicht mehr von Schulden gedrückt werde und nicht länger nöthig habe, für Geld zu schreiben, so habe er große Lust, in seinen alten Tagen sich noch einmal der Poesie zuzuwenden. Ich ermunterte ihn dazu und fragte, warum er diese überhaupt jemals aufgegeben? „Weil Byron mich ausstach", versetzte er. Von jetzt an interessirte er sich lebhaft für Rhodos, doch war es ihm unangenehm, zu vernehmen, daß diese Insel noch bedeutend entfernt von Korfu liege, wo er sich einige Zeit bei Sir Frederick Adam, damaligem Lord Ober-Commissair der Jonischen Inseln, aufzuhalten gedachte."

„Sir Walter hatte zu viel von Pästum gehört, um Neapel zu verlassen, ohne es gesehen zu haben; wir machten daher in zwei Wagen eine Partie dorthin und beschlossen, in La Cava bei meiner Freundin Miß Whyte zu übernachten, die bei der Ermordung der Familie Hunt in Pästum einen so merkwürdigen Muth bewiesen hatte. Als sie nämlich diese Gräuelthat erfuhr, suchte sie sogleich Leute und einen Chirurg aufzutreiben, um den Unglücklichen zu Hülfe zu eilen. Niemand wollte es jedoch wagen, die Räuberhöhle zu betreten, und sie entschloß sich daher, mit der nöthigen Medizin, Leinwand u. s. w. versehen, allein hinzueilen. Sie kam an, — aber es war schon zu spät. Sir Walter wünschte sehr, die Bekanntschaft dieser muthigen Person zu machen. La Cava ist 25 Engl. Meilen von Neapel entfernt; während nun unterweges die Pferde gefüttert wurden, hoffte ich, ihm das Amphitheater von Pompeji zu zeigen; da es indeß regnete, waren wir genöthigt, in einer kleinen Schenke dicht bei der alten Stadt zu bleiben, wo wir auch Mittagbrod aßen. Hier hatte ich ein Beispiel von seiner Gastfreundlichkeit, die mir stets gerühmt worden; nachdem wir gefrühstückt hatten, wurden nämlich nicht nur unsere Bedienten mit dem gespeist, was wir mitgebracht hatten, sondern auch noch der Rest den armen Leuten gereicht, die der Regen in die Schenke getrieben hatte. Freilich fehlte es der Gesellschaft dafür am nächsten Tage an Lebensmitteln, als wir die Wüste von Pästum erreichten."

„Die Partie nach Pästum machte ich nicht mit und erfuhr nur von der nach Zurücklegung von 54 Engl. Meilen gegen Abend heimkehrenden Gesellschaft, daß sie so glücklich gewesen war, in der Nähe der Tempel Eier aufzutreiben. Scott war zwar sehr ermüdet, der Schlaf erquickte ihn jedoch, so daß wir am folgenden Morgen eine Partie nach dem drei Engl. Meilen von der großen Straße entfernten herrlichen Benediktiner-Kloster La Trinità della Cava machten, dem man sich durch einen schattigen auf Bergen gelegenen Wald von Kastanienbäumen nähert. Die Gegend erinnerte ihn an eine ähnliche in Schottland, und er deklamirte mit vielem Ausdruck und lauter Stimme die ganze Ballade von Jock Hazledean. Im Kloster hatten wir veranstaltet, daß eine Messe vor ihm abgesungen wurde, worauf man ihn mit vieler Schwierigkeit durch die glatten, labyrinthischen Gänge des weitläuftigen Gebäudes, in denen er zweimal niederfiel, und nach Ersteigung beschwerlicher Treppen in die Zimmer führte, die das Archiv enthielten. Hier überraschte ihn besonders ein Buch mit den Portraits der Lombardischen Könige. Von diesen erhielt er später durch die Güte des Doktors Hogg, der sie von einem jungen Neapolitanischen Maler kopiren ließ, getreue Abbildungen. Im Ganzen war Scott vom Kloster La Cava mehr entzückt, als von irgend etwas Anderem in Italien; die Lage, der Wald, die Orgel, die Größe des Klosters und vor Allem die Lombardischen Könige versetzten ihn in poetisches Entzücken, und das schöne Wetter regte ihn so an, daß er nach der Herjagung eines großen Theils von seinem Lieblings-Gedicht Hardyknute auf mein Begehren im Kastanienwalde Jock Hazledean nochmals deklamirte. Am folgenden Tage kehrten wir nach Neapel zurück."

„Auf einer unserer Fahrten wurde erwähnt, daß W. Scott's vielleicht populairster Roman, in welchem Lady Margarit Bellendin das Schloß Tillietudlem vertheidigt, unter dem Titel „die Schottischen Puritaner" ins Italiänische übersetzt worden, und er lobte diesen Titel sehr. Ich sagte ihm, wie sonderbar sich die Schottischen Namen der Personen und Ortschaften in dem Italiänischen Kleide machten, und bemerkte, das Schloß sey so meisterhaft beschrieben und gebe ein so treues Bild, daß ich stets geglaubt, es habe ihm dabei eine bestimmte Veste vorgeschwebt und zum Modell gedient. Er sagte, dies sey ganz richtig; er habe das Schloß besucht und sich so sehr darin verliebt, daß er im Begriff gewesen, es zu kaufen. „Ich nahm stets meinen Hut ab, wenn ich diesen meinen Lieblingsort betrat", fügte er scherzend hinzu; „denn da das alte Schloß Jahrhunderte lang unbedeckt stand, so konnte ich es auch wohl auf eine Stunde bleiben. Es hatte weder Dach, noch Fenster, noch viel Mauern mehr; ich hätte drei Engl. Meilen Weges zu machen gehabt, daher wurde ich zum Glück weiser, noch ehe der Handel abgeschlossen war."

„Am 3. April 1832 begleitete ich ihn nach Puzzuoli und Cumä. Ich erzählte ihm die Geschichte der Gegenstände, an denen unser Weg vorüberführte, und der Bericht über den Monte Nuovo, der sich mit der Zerstörung des Dorfes Tre Pergole und eines Theils des Lucrine-Sees in einer Nacht zu seiner gegenwärtigen Höhe erhob, schien seine poetische Einbildungskraft besonders anzusprechen. Nach Arco Felice hin findet sich bei der Wendung der Straße ein Punkt, von welchem man eine weite Aussicht auf den See Avernus hat. Den Tempel des Apollo, den Lucrine-See, den Monte Nuovo, Bajä, Misenum und das Meer, Alles erblickt man zu gleicher Zeit. Ich nannte ihm diese Namen, die er mit Aufmerksamkeit anzuhören schien; doch fand ich, daß irgend etwas ihn in Gedanken nach Schottland und in die Zeit der Stuarts versetzt hatte, denn als ich fortfuhr, sagte er mit ernstem Ton und vielem Nachdruck:

„Den steilen Berg hinauf,
Hinab in's mos'ge Thal
Kann Niemand von uns melken geh'n
Vor Karl und seiner Streiter Zahl."

Ich mußte über diesen sonderbaren Kommentar zu meiner Abhandlung über den Avernus lächeln."

Wie bereits erwähnt (heißt es in Lockhart's Memoiren weiter), war W. Scott durch seinen Freund Sir Frederick Adam sehr dringend zu einem Besuch der Jonischen Inseln eingeladen worden, und er hatte diese Einladung auch angenommen; da Sir Frederick jedoch plötzlich abberufen und zum Gouverneur von Indien ernannt wurde, gab Scott den Vorsatz auf. Von jetzt an widersetzten sich auch seine Begleiter nicht mehr seiner Absicht, nach England zurückzukehren; da er sich nun einmal nicht mehr vom Arbeiten abhalten ließ, so mochte er dies an seinem eigenen Schreibtisch wenigstens bequemer als in der Fremde haben. Er kehrte sich auch nicht mehr an die Vorschriften der Aerzte; es schien daher am gerathensten, ihn in die Arme seiner Freunde zurückzuführen, die in dieser Beziehung bisher Alles über ihn vermocht hatten. Es war sein Wunsch, durch Tyrol nach Deutschland zu gehen, theils um in Inspruck die merkwürdige Kapelle mit den Denkmälern der Oesterreichischen Herrscher, theils die Ruinen des Mittelalters am Rhein zu sehen; hauptsächlich wollte er jedoch Göthe in Weimar einen Besuch machen. Dieser war indeß bereits am 22. März 1832 gestorben, und die Nachricht davon machte einen unbeschreiblich tiefen Eindruck auf W. Scott. Er wurde jetzt von Tage zu Tage unruhiger, die schönen Träume von Wiedergenesung schienen verschwunden, und — „Ach, der arme Göthe!" rief er zu wiederholten Malen aus, — „aber er starb doch wenigstens in seiner Heimath; — ich muß schnell nach Abbotsford!" Häufiger als jemals finden sich nun in seinen Briefen die Worte „Grata quies Patriae." Am 14. April verließ daher W. Scott Neapel in einer offenen Barouche, die nach Belieben in ein Bett umgewandelt werden konnte, und begab sich nach Rom.

Auf dem Wege dorthin interessirte er sich zwar nur für wenige Gegenstände, doch beruhigte ihn der Gedanke, sich auf dem Rückwege zu befinden, und in der angenehmen Gesellschaft, die ihn in Rom umgab, schien er wieder eben so sehr oder vielleicht noch mehr er selbst, als es in Neapel und Malta der Fall gewesen. Seine literarische Hoffnung und Thätigkeit schien sich sogar wieder belebt zu haben; doch behauptete Miß Scott, daß er seine Einwilligung zu einem kurzen Aufenthalt von einigen Tagen in Rom nur einzig und allein gegeben, um ihrer Neugierde zu willfahren. Sir William Gell kam ebenfalls nach Rom, und ihm danken wir folgende Notiz über W. Scott's Aufenthalt daselbst:

„Zu Rom fand Sir Walter in der Casa Bernini Zimmer für sich und seine Familie in Bereitschaft. Ich traf ihn bei ziemlich guter Laune, obgleich das lange Sitzen auf der Reise gefährliche Symptome erzeugt zu haben schien. Er hatte große Lust, das Haus zu besuchen, wo Benvenuto Cellini, wie er selbst erzählt, den Connetable von Bourbon durch eine Kugel niederstreckte. Der Chevalier Luigi Chiaveri führte ihn nach dem Hause, dessen Lage er zwar bald wieder vergaß; den geschichtlichen Hergang behielt er indeß und kam noch oft darauf zurück."

„Bald nach seiner Ankunft in Rom führte ich Sir Walter nach der Peterskirche, die er zu besuchen beschlossen hatte, um das Grab des letzten Stuart zu sehen. Zur Abkürzung des Wegs führte ich ihn durch eine der Seitenthüren, und zum großen Glück trafen wir zwei Bekannte, die ihm während der Besichtigung hülfreiche Hand leisteten. Wir banden einen Handschuh um die Spitze seines Stockes, damit er nicht so leicht ausgleiten möchte; dennoch befand er sich seiner Gebrechlichkeit und großen Unvorsichtigkeit halber fortwährend in Gefahr. Er ist getadelt worden, weil er die Schätze im Vatikan nicht gehörig besuchte, aber nur von denen, welche die Schwierigkeit nicht kannten, mit der er sich bewegte. Er hätte Tage und Wochen in diesem unermeßlichen Museum zubringen müssen, um eine Idee von dem

Werth desselben zu bekommen, und es würde ihm bei seiner Abneigung gegen jegliche Unterstützung gar nicht möglich gewesen seyn, die verfallenen Treppen zu besteigen und die langen Gänge und Galericen zu durchwandeln."

„Am 8. Mai waren wir bei der Herzogin von Torlonia zur Tafel; das Mahl war äußerst üppig und währte sehr lange; wir fürchteten daher, Scott möchte aus Zerstreuung mehr essen und trinken, als ihm gut wäre, und hatten seinen Freund und Nachbar, den Oberst Blair, ersucht, Acht auf ihn zu haben, der nun auch alle Diener mit Speisen und Getränken abwehrte. „Es ist ein schlechter Freundschaftsdienst", bemerkte die Herzogin sehr empfindlich, als sie es sah, „seinem Nachbar Alles vor dem Munde wegzunehmen, wenn er Hunger hat und die Speisen bereit sind, ihn zu stillen."

„Der älteste Sohn der Familie Torlonia ist der Besitzer des Schlosses Bracciano, dessen Herzog er ist. W. Scott wünschte sehr, es zu sehen, und erzählte eine Geschichte von der Familie Orsini, die einst dies Schloß besaß. Wir bekamen daher Erlaubniß, es zu besuchen, und der Kastellan hatte Befehl erhalten, uns Alles zu reichen und zu gewähren, was wir verlangen würden. Am 9. Mai machten wir uns auf den Weg; Sir Walter kam wie gewöhnlich in meinem Wagen und überließ den seinigen zwei anderen Herren. Einer von diesen war der Sohn des Herzogs von Sermoneta, Don Michelangelo Gaëtani, ein Mann von den liebenswürdigsten Eigenschaften, dem feinsten Benehmen und den merkwürdigsten Talenten. Sir W. Scott, den er während seines Aufenthalts in Rom mit Artigkeiten überhäuft, hatte eine hohe Meinung von ihm, denn er besaß außerdem auch noch eine genaue Kenntniß der Geschichte Italiens während der finsteren Jahrhunderte. Die Familie Gaëtani spielte auch im Mittelalter unter den alten unruhigen Römischen Familien eine bedeutende Rolle, welches ihn in W. Scott's Augen noch interessanter machte."

„Als wir das 25 Engl. Meilen von Rom entfernte Schloß Bracciano erreichten, waren wir durch die Unebenheiten einer alten Römerstraße, deren Pflaster zum Theil aufgerissen und unordentlich durch einander lag, ziemlich angegriffen; Sir Walter gefiel jedoch das stattliche Gebäude, welches, auf einem Felsen liegend, nach der einen Seite den schönen See mit seinen bewaldeten Ufern, nach der anderen die Stadt Bracciano überschaut. Ein Wagen konnte nicht bis zum Schloß hinauf gelangen, so daß sich Scott, der sich auch hier nicht unterstützen ließ, durch das Ersteigen des ziemlich langen und sehr beschwerlichen Felsenpfades nur noch mehr ermüdete. Das finstere Ansehen der Gothischen, aus der schwarzen Lava, die einst das Pflaster von Rom gebildet, erbauten Thürme überraschte ihn sehr; im Innern erregte die lange Reihe von lauter bewohnbaren Staats-Zimmern sein Wohlgefallen, denn in vielen trafen wir noch die alten Möbel und reichen seidenen Vorhänge der Familien Orsini und Odescalchi. Diese Zimmer gehen nach dem See hinaus, und Sir Walter saß an dem herrlichen Abend eine lange Zeit am offenen Fenster, um sich der Aussicht zu erfreuen. Ein großer sogenannter Dänischer Hund kam hereingelaufen und wedelte ihn freundlich an; Scott sagte zu ihm, er sey erfreut, ihn als eine passende Zugabe hier zu sehen, doch habe er zu Hause einen weit größeren, wenn er auch nicht so freundlich gegen Fremde seyn möchte. Die Liebkosung des Hundes schien das Herz des Kastellans gewonnen zu haben, denn er führte Sir Walter durch die lange Reihe von Zimmern noch zu einem zweiten Thurm, wobei Einer an der Unterhaltung des Anderen sehr großen Geschmack zu finden schien, obgleich Scott Französisch und der Kastellan Italiänisch sprach. Nach der Stadt hin befinden sich kleinere Zimmer, die für eine kleine Gesellschaft — in der Sommerhitze ausgenommen — wohnlicher sind, als die großen Prunkzimmer; in diesen aßen wir und fanden unsere Betten bereitet. Gegen Abend hatten wir Thee und ein großes Kaminfeuer, — Scott plauderte vergnügt und behaglich. Wir stiegen im Mondschein auf das Dach und machten eine Promenade um die Zinnen; natürlich gehörte zu diesem alten Schloß auch ein Familiengeist, über den viel gescherzt wurde. Scott sagte, die beste Art, einen Geist erscheinen zu lassen, sey die, ihn in Weiß auf eine Zinnplatte zu malen; denn in der Dämmerung könne man ihn sogleich dadurch wieder verschwinden lassen, daß man dem Zuschauer die scharfe Kante zudrehe."

„Als ich am nächsten Morgen herunter kam, hatte Scott, der stets sehr früh aufstand, schon einen zweiten Gang mit dem Kastellan und dem großen Hunde durch das alte Schloß unternommen. Nach dem Frühstück begaben wir uns auf den Rückweg, und während der ganzen Fahrt war seine Unterhaltung anziehender und mehr mit Anekdoten durchwebt, als ich es bisher erlebt hatte. Er lud den jungen Gaëtani, der auf dem Bock saß, zu sich nach Schottland ein und fragte mich, wann ich England wieder zu besuchen gedächte. Ich erwiederte, wenn meine Gesundheit es erlaubte, hätte ich vielleicht zum nächsten Sommer Lust. „Sollte es Ihnen etwa an Geld dazu fehlen", sagte der gütige Baronet, „so lassen Sie das kein Hinderniß seyn; ich habe 300 Pfund Sterl. zu Ihrem Befehl und habe ein vollkommenes Recht darauf; Niemand kann sich darüber beklagen, da ich sie mir selbst verdiente."

„Er fuhr fort, mich um die Annahme dieser Summe zu bitten, bis ich ihn ernstlich ersuchte, nachdem ich ihm für seine Güte herzlich gedankt, die Sache fallen zu lassen."

„Ich erinnere mich außerdem noch eines Zuges, der seine Herzensgüte in demselben Grade an den Tag legte. Eine Dame ersuchte ihn um eine Gefälligkeit, welche zu leisten ihm höchst unangenehm war. Als man ihn fragte, ob er es gethan, antwortete er: „Ja; da ich jetzt zu nichts Anderem mehr tauge, muß ich doch wenigstens gutmüthig seyn."

„Am 10. Mai nahm ich von Walter Scott Abschied, — am 11ten verließ er Rom."

Die reizbare Ungeduld, fährt Lockhart fort, welche dem Anblick und der Gesellschaft Roms auf kurze Zeit gewichen war, kehrte in dem Augenblick zurück, als er sich wieder auf dem Wege befand, und mehrte sich nun von Tag zu Tag. Seine Begleiter konnten ihn nur mit der äußersten Schwierigkeit dazu vermögen, die Wasserfälle von Terni und die Kirche Santa Croce in Florenz zu sehen. Am 17. Mai überschritt er an einem kalten Tage die Apenninen und dinirte auf dem Gipfel derselben. Der Schnee und die Fichten erinnerten ihn an Schottland und machten ihm Vergnügen. Gegen Abend erreichten sie Bologna, doch wollte er nichts von den Merkwürdigkeiten dieser Stadt sehen, sondern drängte nach Ferrara, welches er eben so eilig passirte. Am 19ten erreichte er Venedig und blieb hier bis zum 23sten, ohne auf etwas Anderes neugierig zu seyn, als auf die Seufzer-Brücke und die anstoßenden Gefängnisse, in welche er durchaus hinabsteigen wollte. Als er weiter nach Inspruck kam, war das Interesse für die berühmte Kapelle gänzlich erloschen, und eben so wenig vermochten München, Ulm, Heidelberg und Frankfurt a. M. ihn zu fesseln, die er alle im Fluge durcheilte. In dem letztgenannten Orte betrat er am 5. Juni einen Buchladen. Als der Buchhändler eine Gesellschaft von Engländern vor sich sah, legte er vor allen Dingen Sir Walter einen so eben erschienenen Steindruck von Abbotsford vor. „Das kenn' ich schon", sagte er und kehrte in sein Hotel zurück, ohne erkannt worden zu seyn. Obgleich während der Reise oft ziemlich rauhes Wetter eintrat, so bestand er doch darauf, Tag und Nacht unterweges zu bleiben; dabei waren die Symptome eines wiederkehrenden Schlages so unverkennbar, daß ihm sein treuer Diener, noch ehe sie Mainz erreichten, schon mehr als einmal zur Ader gelassen hatte.

In dieser Stadt schiffte er sich auf dem Rhein-Dampfboot ein; und während er den schönen Strom hinabfuhr, schien er sich der malerischen Ufer zu freuen, obschon er kein Wort darüber äußerte. Sein Auge ruhte auf den Ruinen von berühmten Schlössern und Klöstern, die ihm aus den Deutschen Balladen hinlänglich bekannt waren und die Childe Harold zu einem schönen Panorama verknüpft hat; als er in Köln jedoch den Wagen wieder bestieg und nichts mehr erblickte als flaches Land, einzelne Pappelgruppen und hin und wieder einen spitzen Dorf-Kirchthurm, fühlte er sich unendlich elend.

Am Abend des 9. Juni traf ihn endlich abermals in der Nähe von Nimwegen der gefürchtete Schlag und führte eine gänzliche Erstarrung herbei. Die Lanzette des treuen Dieners rief ihn zwar wieder ins Leben zurück, doch war von nun an nicht mehr an Genesung zu denken. Er bestand darauf, am nächsten Tage seine Reise fortzusetzen, und ward am 11. Juni zu Rotterdam auf einem Dampfboot eingeschifft, mit welchem er am 13ten gegen Abend London erreichte.

Ostindien.

Ein Blick auf Bombay und Salsette.

Bombay hat, wegen seiner Lage und wegen der merkwürdigen Alterthümer in seiner Nachbarschaft, manche Vorzüge vor anderen Städten der Indischen Halbinsel. Vom Hafen aus gesehen, ist die Landschaft unbeschreiblich schön; man sieht hier keine Bengalische Sümpfe und Buschwälder (Jungles), keine traurige Ebenen, auf denen das Auge umherirrt, ohne einen Ruhepunkt zu finden, sondern eine amphitheatralische Reihe waldbekränzter Höhen und felsiger Terrassen, mit Eilanden im Vordergrunde, die gleich Diamanten aus der dunkelblauen Fluth hervorschimmern.

Die Insel Bombay hat nur zwanzig Engl. Meilen im Umfang und ist vermittelst eines Dammes, der über eine Meerenge führt, mit Salsette verbunden. Sie besteht aus zwei ungleichen Felsen-Reihen, zwischen denen ein Thal von der Breite einer Stunde sich ausdehnt, und war in älterer Zeit ganz mit Kokos-Palmen überwachsen. Die Festung, deren Außenwerke einen Raum von zwei Engl. Meilen einschließen, liegt auf der Südspitze der Insel. Die Stadt Bombay ist innerhalb der Festungswerke erbaut; ihre Häuser haben wegen des zierlichen Schnitzwerks an Pfeilern und Veranda's ein malerisches Ansehen; aber sie sind unbequem zusammengedrängt, und die hohen, kegelförmigen, mit rothen Ziegeln gedeckten Dächer machen keinen angenehmen Eindruck, wenn man von Kalkutta kommt, wo alle Häuser oben platt und mit Ballustraden versehen sind. Zu den schönsten Zierden Bombay's gehören seine geräumigen und soliden Werfte, das Werk baukundiger Parsen, die sich durch ihr Talent und ihre Betriebsamkeit von gemeinen Arbeitern zu wohlhabenden Schiffs-Zimmerleuten emporgeschwungen haben.

Die sehr zahlreiche eingeborene Bevölkerung — d. h. alle Nicht-Europäer — wohnt in Vorstädten, welche den gemeinschaftlichen Namen Schwarze Stadt (Black Town) führen. Jenseits dieses geräuschvollen, aber schmutzigen Quartiers kommt man in ein Luftwäldchen aus Kokos-Palmen, mit vielen zwar äußerlich schmucklosen, aber sehr wohnlich eingerichteten Villa's, den Landsitzen wohlhabender Europäer. Zwischen der Küste und den Wällen der Festung ziehen sich eine geräumige Esplanade und

eine Prairie hin, von welcher die eine Hälfte den Truppen der Garnison als Parade-Platz dient und die andere mit Sommer-Wohnungen, zum Theil von sehr fantastischem Ansehen, angebaut ist. Bungalows, aus Pfählen und Brettern gezimmert und mit Palmblättern gedeckt, steigen in jeder Richtung empor; und nicht minder zahlreich sind die Zelte von Segeltuch, an denen man Glasthüren und Fenster angebracht hat. Alle diese bunten und lachenden Pavillons verschwinden aber, sobald die Regenzeit eintritt, und selbst die wenigen Spuren, die sie am Boden zurücklassen, werden von der Meeresfluth weggespült.

Ein großer Theil der Eingeborenen sind Parsen, die allbereits im 8ten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung, von den muhammedanischen Eroberern Persiens verfolgt, in Hindostan ein Asyl suchten. Um hier desto ungestörter die Religion ihrer Väter üben zu können, akkommodirten sie sich mehreren Vorurtheilen der Hindu's. So z. B. essen sie bis auf den heutigen Tag kein Rindfleisch, ohne darum gleiche Ehrfurcht vor der Kuh zu hegen, wie die Verehrer Brahma's. Die Gottesverehrung der Parsen hatte anfänglich nur das Licht — dessen Emblem die Sonne — zum Gegenstande, ist aber, wie alle Religionen unkultivirter Völker, in grobe Abgötterei ausgeartet. Die Europäer nehmen ihre Bedienten gern aus den niederen Klassen dieser Nation, weil der Parse viel toleranter ist, als der Muhammedaner oder der Hindu, und jede Art von Arbeit unbedenklich übernimmt. Das Geld ist größtentheils in den Händen Parsischer Kaufleute, die ein gastfreier und liberaler Menschenschlag sind. Man bemerkt in ihren Wohnungen viele Europäische Möbel; auch haben sie manche Europäische Sitte unter sich eingeführt, die den Muselmännern und den Hindu's noch so gut als fremd geblieben ist.

Die Juden sind in Bombay zahlreicher und geachteter, als im ganzen übrigen Hindostan; sie geben gute Soldaten ab, und man findet ihrer sehr viele in den Reihen der Heere. Armenier wohnen hier nicht so viele, wie in Kalkutta, obgleich Bombay der Heimath ihrer Väter weit näher liegt. Die übrige ansässige Bevölkerung besteht aus Mahratten, Radschputen, Arabern, Chinesen, Portugiesen und Briten.

Die Märkte Bombay's sind mit Vorräthen gut versehen; man findet hier immer einen Ueberfluß an Fischen, von denen der Bumbelow, ein sehr schmackhafter Aal, besonders stark gesucht wird. Hammel müssen hier, wie in Bengalen, mit Saamenkörnern gefüttert werden, wenn ihr Fleisch recht zart und wohlschmeckend gerathen soll. Früchte und Vegetabilien beziehen die Europäer gewöhnlich aus dem Bajar, da verhältnißmäßig nur wenige Häuser mit Küchengärten versehen sind. Einen großen Theil der vegetabilischen Nahrung liefert die benachbarte Insel Salsette, auf welcher die Parsen und andere reiche Bewohner ansehnliche Ländereien besitzen. Die Gärten dieser Insel sind wegen ihrer Schönheit und Ueppigkeit, so wie auch wegen der Güte ihrer Erzeugnisse sprüchwörtlich: es gedeihen hier alle Früchte der Tropenländer; die Ananas und der Mango werden sogar vorzüglicher als im ganzen übrigen Indien. Was insonderheit den Mango betrifft, so erhält diese Frucht auf Salsette einen Geschmack, dessen Lieblichkeit Alles überbietet, was der Epikuräismus nur ersinnen kann; nur Schade, daß ihr Genuß mit den feineren Gesetzen des Anstandes unverträglich ist. Viele Personen lassen sich vor Niemanden sehen, wenn sie Mango essen; oder sie genießen diese Frucht nur dann vor Zeugen, wenn jeder Anwesende ein Gleiches thut. In solchem Falle stellen sich mehrere Personen um einen Korb voll Mango's und beginnen die Operation damit, daß sie ihre Aermel bis zum Ellbogen aufstreifen. Dann holt sich Jeder einen Mango heraus, macht einen Schnitt in die dicke Schale desselben, löst die Schale ab und nagt das Fleisch mit den Zähnen weg. Während des Essens rinnt der Saft in goldenen Strömen an beiden Seiten des Mundes herunter, auch die Hände werden davon getränkt, und eine Reinigung ist deshalb unerläßlich. Zu diesem Zwecke hat man bei solcher Gelegenheit immer Waschbecken, Handtücher und eine Menge Wasser in Bereitschaft. Der Mango enthält vielen Nahrungsstoff; sein zu starker Genuß soll aber dem Europäer nachtheilig seyn und Geschwüre erzeugen.

Der Weg zu den Höhlen-Tempeln von Salsette führt durch ein tiefes mit Mango und anderen Bäumen bepflanztes und an allen Seiten von romantischen Anhöhen eingeschlossenes Thal. Einige Mahratten-Dörfer, die an diesem Wege liegen, haben ein ärmliches Ansehen; ihre Bewohner sind aber in ganz guten Umständen. Sie besitzen außer zahlreichem Büffelvieh auch eine Menge Ziegen, die eine vortreffliche Milch geben, während die Zicklein auf dem Markte sehr gesucht werden. Auf ihren Feldern bauen sie Reis, Kokos-Nüsse und Kaschen. In der Nachbarschaft des steilen Berges, der die Höhlen-Tempel einschließt, wird die Landschaft wilder und schauerlicher. Enge Felsenpfade, die der gesunde und kräftige Besucher am besten zu Fuße erklimmt, führen diesen Berg hinan, und die ersten Werke von Menschenhand, denen man begegnet, sind kleine, viereckige, in den Felsen gehauene Teiche mit herrlichem klaren Wasser. Nach halbstündigem Steigen gelangt man zu einem gigantischen Eingang, der unwillkürlich an Milton's oder Dante's Höllenpforte erinnert. Das Innere dieser kolossalen Höhlen-Tempel ist so oft und so genau beschrieben worden, daß eine neue Beschreibung die Mühe nicht verlohnte. Gewöhnliche Besucher nehmen wenig oder gar kein Interesse an ihrer Mythologie; und wer poetischen Sinn hat, der huldigt lieber den süßen Träumen, die das Wundergebäu in ihm heraufbeschwört, als daß er sich über die Art von Kultus, dem diese vorweltlichen Tempel gewidmet sind, den Kopf zerbrechen sollte. In die Wände der großen Höhlen sind zahlreiche Zellen, gewöhnlich aus einer äußeren und inneren Kammer bestehend, eingeschnitten, welche den Reise-Gesellschaften, die hier übernachten wollen, ein komfortables Obdach geben; denn vor jeder Höhle befindet sich ein Teich mit frischem Wasser, und Brenn-Material ist nahe zur Hand.

Die aufgehende Sonne enthüllt, vom Gipfel dieses Berges gesehen, ein überaus prächtiges Panorama. Das Auge ergeht sich in einem magischen Labyrinthe von Hügeln und Thälern, Felsen und Hohlwegen, die mit Städten, Dörfern und isolirten Gebäuden untermengt sind, und schweift dann über die azurne See hinaus bis zu dem Mahrattischen Hafen Bassein, der den Horizont in nebliger Ferne begränzt.

Noch andere merkwürdige Tempel-Höhlen befinden sich an einem Orte, Namens Ambulih, der ungefähr sechs Englische Meilen von der Küste entlegen ist. Diese Höhlen stehen zwar den eben erwähnten an Zahl und Größe nach, sind aber vielleicht noch eleganter ausgeführt. Ihr Bau ist regelmäßiger, und in der Anordnung der Pforten und Fenster, der Korridore und Säulenreihen herrscht größere Symmetrie. Viele Basreliefs sind vollkommen schön, und die Skulptur hat einen großartigen Charakter. Diese Höhlen erstrecken sich sehr tief unter die Erde; da aber Licht und Luft durch Oeffnungen am Dache einfallen, die durch sehr dichte Baumgruppen verhüllt werden, so sind sie weniger finster und dumpfig, als man erwarten sollte. Vor den Eingängen der Höhlen wachsen so viele Bäume und Sträucher, daß man in geringer Entfernung vorübergehen kann, ohne sie zu bemerken.

Die Gegend um die Höhlen-Tempel von Ambulih ist öde und wild, aber höchst malerisch; Vögel von dem herrlichsten Gefieder wiegen sich auf den Zweigen, und ganze Schaaren von Affen schwingen sich von Ast zu Ast. An jeden Besucher ergeht aber die Warnung, vor den Bienen, welche in jeder Aushöhlung des Felsens zu Tausenden nisten, auf seiner Hut zu seyn. Junge Männer schießen gern ihre Gewehre oder Pistolen in diesen Höhlen ab, um zu erproben, ob der Knall dem einer achtzehnpfündigen Kanone in freier Luft gleichkomme; und die gewöhnliche Folge des Experimentes ist, daß ungeheure Schwärme von Bienen aufgescheucht werden, die dem Eindringling oft bis an den Fuß des Berges nachsetzen. Wer in einem tropischen Klima viele Bienenstiche auf einmal empfängt, der kann von Glück sagen, wenn er mit dem bloßen Schmerze davonkommt; denn in der Regel gesellt sich noch ein tüchtiges Wundfieber dazu.

Die in Stein gehauenen Höhlen der Insel Elephanta sind noch berühmter, als die von Salsette, und haben das Interesse der Gelehrten noch mehr angeregt. Ihre Skulpturen sind schöner und sinniger, und eine gigantische Büste der Trimurti, welche in dem vornehmsten Tempel angebracht ist, erfüllt die Seele mit heiligen Schauern, wenn man sie in dem Dämmerlichte der dortigen Aushöhlung betrachtet. Obschon diese uralten Heiligthümer aus Ursachen, die uns unbekannt geblieben, schon seit undenklicher Zeit verlassen und verödet dastehen, so können sie doch als sprechende Embleme des gewaltigen Einflusses gelten, den das Priesterthum in Indien behauptet hat. (A. J.)

Mannigfaltiges.

— Ein Autographon von Shakespeare. Eine eigenhändige Namens-Unterschrift des großen Dichters ist kürzlich in England öffentlich versteigert worden und hat — wenn man die Liebhaberei der Engländer für solche Kuriositäten erwägt — den verhältnißmäßig sehr geringen Preis von 100 Pfund Sterl. (700 Thaler) davongetragen. Es war zwar eben nur der Name Shakespeare's, geschrieben im Jahre 1603 auf dem Umschlage einer Uebersetzung von Montaigne's „Versuchen": die Schrift der Unterschrift war jedoch konstaurt, und diese ist überdies als ein Unicum zu betrachten, da mehrere andere Unterschriften Shakespeare's, namentlich die unter seinem Testamente und unter einigen Verbriefungen, die man bis vor mehreren Jahrzehenden noch kannte, auf unbegreifliche Weise verloren gegangen oder von ihren jetzigen Besitzern versteckt gehalten werden.

— Bulwer's Eroberung von Granada. Von diesem Buche, dessen Deutsche Uebersetzung nebst den dazu gehörigen Stahlstichen bereits vor länger als einem Jahre in Berlin erschien, ist jetzt erst das Original, unter dem Titel: „Leila, or the Siege of Granada", bei Longmann u. Co. in London ausgegeben worden. Verfasser und Verleger waren freundlich genug, dem Deutschen Buchhändler, mit dessen Ausgabe auf diese Weise keine andere Uebersetzung konkurriren konnte, vollständige Zeit zu lassen, um von seinem Unternehmen Nutzen zu ziehen. Dem Originale ist noch eine andere Novelle „Calderon, der Hofmann" und ein Portrait des Verfassers beigegeben, das jedoch nicht sehr ähnlich seyn soll.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 67. Berlin, Dienstag den 5. Juni 1838.

Frankreich.

Leopold Robert über sich selbst.

Schreiben an Herrn M.....*).

Rom, den 24. Juni 1830.

..... Für mich geht kein einziges Ihrer Worte verloren; Ihre Rathschläge haben für mich einen unendlichen Werth. Was Sie mir von der Ehe sagen, empfinde ich wohl auch, und dennoch weiß ich nicht, ob ich je im Stande seyn werde, Ihren Ermahnungen Folge zu leisten. Ich habe mein jetziges Alter nicht erreicht, ohne nicht zuweilen den Schlag meines Herzens vernommen, ohne nicht zuweilen eine Hoffnung häuslichen Glücks gehabt zu haben; aber die Hoffnungen sind durch die seltsamsten Fügungen entschwunden, und ich bleibe allein mit meinem Kummer. Vielleicht würde ich ihn schwerer empfinden, wenn mich nicht mein Alleinstehen zugleich fester an meine Familie knüpfte, als wenn ich verheirathet wäre; ein Gefühl der Dankbarkeit hat mich immer zu den Meinigen hingezogen. Nie werde ich eine Römerin oder eine Frau von einer anderen Religion heirathen, und das, was Sie darüber geäußert haben, scheint mir sehr wahr. — — —

Ein Egoist darf sich vielleicht allen seinen Neigungen ohne weitere Rücksichten hingeben. Wer nur auf sich selbst bedacht ist, empfindet nichts, wenn er bei fremdem Mißgeschick betheiligt ist. So erkläre ich mir die Ruhe und Zufriedenheit bei so vielen Menschen, die sich ihrer, nach meiner Meinung, nicht erfreuen sollten. Jedem erscheint die Welt in einem eigenen Lichte; Jeder hat seine Neigungen, seine Vergnügungen; der Eine genießt die Gegenwart, der Andere schaut in die Zukunft, und so gelangen Alle auf verschiedenen Wegen zum Ziele, das uns Allen vorschwebt, nämlich unser Daseyn so freudig und schmerzlos wie möglich zu verleben. Wer hat Recht? Wer denkt am richtigsten? Es ließe sich viel darüber sagen.

Ich komme jetzt zu dem, was ich sagen wollte. Ich habe Ihnen mein Leben offen dargelegt, und Sie mögen selber urtheilen, ob ich ein anderes Glück suchen konnte, als das, welchem ich bis jetzt nachgejagt. Einen Umstand, der mich hätte vom Wege abführen können, verschweige ich, weil der täuschende Schein eines unglaublichen Glücks meinen Kopf verwirrt hatte. Das ist aber eine Geschichte, die ich jetzt nicht erzählen mag. Ich habe nie einen sorgfältigen Unterricht genossen; meine Familie, deren Glücksumstände sehr mäßig waren, that, was sie konnte, um mir einige Kenntnisse zu verschaffen, besonders, da ich so begierig danach schien. Vielleicht würde ich auf einem anderen Schauplatze, als einem Dorfe des Jura, mehr gelernt haben, als ich dort lernen konnte; wenn mir aber in dieser Beziehung viel zu wünschen übrig blieb, so hatte ich in meiner Familie die Muster der schönsten Tugenden und der zartesten Empfindungen beständig vor Augen.

Als ich zu dem Alter gelangt war, in welchem man sich für einen Stand entscheiden muß, wählte ich den Kaufmannsstand; aber ich war nicht für diese Beschäftigung gemacht. Ich fühlte mich davon zurückgestoßen, und nachdem ich einige Zeit fern von meiner Familie gelebt, kehrte ich zu derselben zurück, und kopirte schlechte Kupferstiche mit einiger Genauigkeit, die mir und Anderen eine günstige Meinung von meinem Talent beibrachte. Ein besonderer Umstand bestimmte meine Aeltern, mich nach Paris zu senden; sie glaubten, ein mehrjähriger Aufenthalt in dieser Hauptstadt würde mir die Mittel geben, eine unabhängige Stellung zu gewinnen. Mein Vater traf sodann Anstalt, die zu meinem Unterhalt nöthigen Mittel aufzubringen. Ich wußte noch nicht, daß ein Künstler lange Zeit brauche, um sich eine leidliche Existenz zu verschaffen. Ich muß jedoch des Umstandes gedenken, der zunächst meine Abreise herbeiführte. Meine Aeltern, die Alles thaten, um ihre Kinder vor den traurigen Folgen einer zu großen Isolirung zu bewahren, trennten sich nie von ihnen, ohne sie der Obhut verständiger Leute anzuvertrauen. So verfuhren sie auch mit mir. Ich weiß nicht, ob der Name der Gebrüder Girardet zu Ihren Ohren gekommen ist. Der Eine ist ein ziemlich ausgezeichneter Kupferstecher; der Andere, ebenfalls Kupferstecher, war in dieser Zeit von Paris gekommen, um die Tochter eines protestantischen Geistlichen in einem unweit von La Chaux de Fonds, wo meine Familie noch lebt, gelegenen Dorfe, zu heirathen und dieselbe nach der Hauptstadt zu führen. Ihn bestimmte man mir als Lehrer und Aufseher, und bei ihm brachte ich die ersten Jahre meines Aufenthaltes in Paris zu. Ich arbeitete in derselben Art wie er, und ich wurde so Kupferstecher, freilich etwas gegen meine Neigung, besonders wenn ich den Unterschied der Kupferstechkunst und der Malerei erwog. Mein Lehrer, den ich immer als einen Ehrenmann anerkannt habe, hatte dennoch nicht so viel Talent, daß mir sein Unterricht hätte besonders ersprießlich werden können, und das bestimmte mich vorzüglich, Zeichnen-Unterricht zu nehmen, obgleich ich in seinem Hause blieb. Ich wählte David's Atelier, und ich wünsche mir noch jetzt Glück zu meiner Wahl. Ich war noch sehr jung, und dieser Umstand, vielleicht auch einige Anlagen, zogen die Aufmerksamkeit des Meisters auf mich.

Während der Zeit wurden meine Aeltern, die noch mehrere Kinder hatten, deren Zukunft sie mir nicht opfern konnten, über das Resultat meiner Studien bekümmert. Meine Mutter kam nach Paris, um zu sehen, zu welchen Hoffnungen ich berechtige. Sie besuchte David, der ihr sehr günstige Aussichten eröffnete, und sie verließ mich mit dem festen Entschlusse, Alles zu meiner weiteren Ausbildung aufzubieten. Mein Ziel war, die zu einem Aufenthalt in Rom nöthige Unterstützung zu erhalten. Bei meiner ersten Preisbewerbung im Jahre 1814 erhielt ich den zweiten Preis, und ein Jahr später trat ich wieder auf mit der Ueberzeugung, daß mir der erste Preis nicht entgehen könne. Die politischen Ereignisse vereitelten meine Hoffnungen, und mit schwerem Herzen kehrte ich zu meiner Familie zurück, die mir so viele, ihre Kräfte übersteigende Opfer gebracht hatte. Dennoch wurde ich nicht nur von meinen Aeltern, sondern auch von meinen Brüdern und Schwestern mit den zärtlichsten Liebesbezeugungen empfangen. Es ist wahr, daß, wenn ich mich über mein Geschick zu beklagen gehabt hätte, man mir nicht den Vorwurf hätte machen können, daß meine Führung mir nicht die Liebe meiner Familie so wie die allgemeine Achtung bewahrt habe. Aber die Erkenntlichkeit, welche ich für diese besonderen Liebeszeichen in mir empfunden habe, hat stets einen großen Einfluß auf mein Leben gehabt; ich habe mich immer an diese Erinnerungen gehalten und sie sind eine Triebfeder meiner Handlungen geworden, denn die Opfer, welche ich gekostet habe, trugen viel zu den Unglücksfällen bei, welche meine Familie einige Jahre später betrafen. Seufzend erkenne ich dies.

David hatte mich aufgefordert, zuweilen in seinem Atelier zu malen. Ich konnte mir dazu Glück wünschen, denn dieser Umstand verschaffte mir während meines Aufenthalts in der Schweiz manche gewinnbringende Beschäftigungen. In Neuchâtel machte ich einige nützliche Bekanntschaften, unter welchen sich auch ein Kunstkenner, Herr von Roullet, befand, der mehrere Jahre mit seiner Familie in Italien gelebt hatte. Herr von Roullet, welcher der Meinung war, daß ein Künstler vor allen Dingen Rom sehen müsse, forderte mich zu dieser Reise auf, und gab mir zugleich die Versicherung, daß ich in wenigen Jahren zu den Malern gehören würde, die auf eine ehrenvolle Weise ihr Auskommen haben. Zu jenem Zwecke bedurfte es aber bedeutender Geldmittel, und ich wäre lieber Bauer geworden, ehe ich meine Familie zu neuen Ausgaben für mich verleitet hätte. Herr von Roullet, dem ich diesen Umstand mittheilte, machte mir einen sehr uneigennützigen Vorschlag. Er erbot sich nämlich, mir die Mittel zu meinen Studien und zu einem dreijährigen Aufenthalte in Italien vorzuschießen; ich sollte ihm seine Auslagen wieder erstatten, so bald ich könnte. Ich nahm diesen Vorschlag dankend an und reiste nach Rom, mit dem festen Vorsatz, zu siegen oder unterzugehen.

Ich fand bald viele Freunde; mehrere riethen mir, die Kupferstechkunst aufzugeben und Maler zu werden. Ich mußte eine sehr feste Gesundheit haben, um so anstrengende oder vielmehr unsinnige Arbeiten durchführen, um den Schmerz und Kummer, welche mir das traurige Schicksal meiner Familie verursachte, ertragen zu können. Endlich durfte ich nach langer Angst anfangen zu hoffen, und am Ende des dritten Jahres hatte ich wenigstens zwölf Gemälde vollendet, welche die Römischen

*) Aus den „Notices sur la Vie et les Ouvrages de Léopold Robert par Delécluze", aus denen in Nr. 48 und Nr. 49 des Magazins Auszüge mitgetheilt sind.

Künstler rühmten und die durch ihre Originalität Aufsehen machten. Der Gouverneur von Rom hatte mir die Erlaubniß gegeben, an einem Orte zu arbeiten, wo mehr als zweihundert Bergbewohner, sämmtlich Verwandte von Räubern, die ganz seltsame Trachten hatten, versammelt waren. Hier brachte ich einige Monate zu, und nachdem ich hier mehrere Gemälde entworfen, kaufte ich alle Kleider, um in meiner Wohnung zu neuen Arbeiten schreiten zu können.

Ich habe nie die Kunst besessen, mich bei den Kunstfreunden, die in großen Schaaren nach Rom strömen, geltend zu machen; meine Furchtsamkeit hat mir oft geschadet. Indeß führte eines Tages ein Künstler den Obersten de la Marre, der in Rom wohnte, zu mir. Meine Gemälde gefielen ihm, er führte seine Freunde zu mir, und jetzt begann mein Glück. Es war Zeit, denn ich hatte schon Herrn von Roullet bitten müssen, seine Unterstützungen fortzusetzen, damit ich noch den Winter hindringen könnte. Von diesem Augenblicke an zeigte sich mir das Glück günstig. Nach Verlauf einiger Monate konnte ich meine Aeltern ersuchen, mir meinen jüngeren Bruder Aurel zu schicken, der in einem Zweige der Uhrmacherkunst beschäftigt war; da ich einsah, daß er es darin nicht weit bringen könne, und ich mich erinnerte, daß er früher einige Anlagen zum Zeichnen gehabt, so setzte ich ihm die Vortheile einer Standes-Aenderung aus einander, und da er mein Glück begründet sah, so war er leicht zu bewegen.

Ich war tief in der Schuld meiner Familie und Herrn de la Roullet's. Ich hatte nicht Ruhe, ehe ich sie nicht abgetragen. Deshalb machte ich eine Menge kleiner Gemälde. Ich hatte noch eine andere Sorge, die Ungewißheit, ob es meinem Bruder wie mir gelingen werde, und die Furcht, ihn zu einer Gattung der Malerei herüberzuziehen, die nur dann belohnend ist, wenn man ihr ein ausgezeichnetes Talent zubringt. Ich kam auf den Einfall, ihn eine Reihe von Zeichnungen nach meinen Gemälden veranstalten zu lassen, was ihm zusagte und für uns beide vortheilhaft zu werden versprach. Doch verlor er bei diesen Beschäftigungen die Malerei nicht aus den Augen. Er setzte die nothwendigen Studien dazu fort. Erst mehrere Jahre nach der Ankunft meines Bruders gelang es mir, alle meine Schulden abzutragen; und deshalb konnte ich für's Erste auch noch nicht daran denken, mich zu verheirathen. Ich habe wenigstens in dieser Hinsicht sehr positive Ideen, und ich würde nichts mehr fürchten, als eine Frau und Kinder in eine unbehagliche Lage zu versetzen. Niemals aber habe ich daran gedacht, eine Heirath aus Eigennutz zu schließen. Diese Gründe werden Ihnen auch meinen gegenwärtigen Zustand klar machen. Denken Sie nicht, daß ich ein verknöchertes Herz habe, und daß ich die Ehe, wie viele Männer, scheue, welche dieselbe als eine Fessel ansehen, die ihnen ein freies und mordentliches Leben erschwert. Ich bin ein zu großer Freund der Ordnung und Ruhe, und ich habe eine gute Ehe immer für das höchste Glück gehalten. Wenn es mir wehe thut, daß ich es nicht erlangt habe, so muß ich zugleich bedenken, daß ich dadurch entschädigt worden bin, daß ich meiner Familie immer gute Nachrichten mitzutheilen hatte, an denen sich Alle wahrhaft erfreuten; diese Befriedigung war bisher meine höchste Freude. Meine arme Mutter, die ihre Kinder so sehr liebt, hat mir das Glück verschafft, sie einige Zeit in Rom zu sehen. Wenn ich sie nicht wiedergesehen hätte, würde ihr Verlust viel schmerzhafter für mich gewesen seyn.

Meine Kunst beschäftigt mich jetzt auf eine ausschließende Weise; ich glaube in mir ein Talent zu fühlen, das ich äußerlich bewähren muß, das mich ganz in Anspruch nimmt und mir die Zukunft in einem freundlicheren Lichte erscheinen läßt. Wenn mir Belohnungen oder Ehrenbezeugungen zu Theil würden, wollte ich sie mit Vergnügen annehmen, aber ich jage ihnen nicht nach; ein gleichförmiges und beschauliches Leben scheint mir der Unruhe eines ehrgeizigen Herzens vorzuziehen; je mehr ich vordringe, desto mehr fühle ich, daß diese Ruhe, die zuerst Langeweile, Traurigkeit und Mißmuth in ihrem Gefolge hat, mir zusagt. Aber entschuldigen Sie, daß ich immer nur von mir spreche; ich habe mich gehen lassen. Ich wollte Ihnen sagen, weshalb ich noch keine Frau gewählt habe; um Ihnen dies zu erklären, durfte ich keinen meiner Gründe zurückhalten; ich habe Ihnen daher die Geschichte meines Lebens gegeben, welche allerdings sehr unbedeutend ist, und nur für diejenigen, die mich lieben, einigen Werth haben kann. Und auch diese müssen eine gute Dosis Geduld mitbringen, denn ich habe die Gränzen eines vernünftigen Briefes überschritten.

Benserade, das Glückskind.

(Fortsetzung.)

Sein hohes Ziel im Auge, ging unser junger Freund zum Herrn von Beautru, — der Mann war auch ein Schöngeist, und zwar einer von denen, welche der Kardinal Richelieu bei sich zu sehen pflegte, und überreichte ihm eine gereimte Epistel, worin er dem gestrengen und gewaltigen Premier-Minister mit Schmeicheleien um den Bart ging, daß es eine Lust war. Nebenbei ließ er fallen, seine Mutter wäre eine geborene Laporte, — Richelieu's Mütter nämlich war, ehe sie den Herrn du Plessis geheirathet, Fräulein von Laporte gewesen. — Der Kardinal ließ sich die Epistel beim Ankleiden vorlesen. Sie gefiel ihm ganz prächtig. „Die Verse sind allerliebst", sprachen Seine Eminenz; „nun, wir wissen poetisches Verdienst zu schätzen. Achthundert Livres Pension werden dem jungen Monsieur Benserade nicht schaden." — „Möglicherweise sogar", ließ Beautru ermuthigt verlauten, „ist der junge Mensch der Familie Ew. Eminenz nicht ganz fremd." Die Röthe stieg dem Kardinal vom Rock ins Gesicht. „Er ist bescheiden und verständig genug", bemerkte Jener einlenkend, „sich der Sache, wenn es auch mehr als bloße Vermuthung wäre, gegen Niemand zu rühmen. Seine Mutter ist eine Laporte. Ueberhaupt ist er von guter Herkunft; er zählt unter seinen Ahnen einen Kammerherrn und einen lieutenant du Roi." Seine Eminenz mochten sich auf Dero Vettern draußen in der Provinz besinnen und gaben sich zufrieden. „Aber ein dreister Einfall bleibt es immer von dem kleinen Menschen, daß er sich auf den bloßen Namen Laporte hin eine Brücke in unsere Verwandtschaft bauen will. Das muß er sich aus dem Sinne schlagen; sagen Sie ihm das. Zur Entschädigung soll er zweihundert Livres mehr haben. Wie sieht er aus, der junge Mensch? von Gesicht, von Figur? ich hoffe, erträglich." — „Nun, zu den Häßlichen gehört er mindestens nicht. Er ist gefällig von Mienen und kann sich in guter Gesellschaft sehen lassen. So jung er ist, so tritt er doch vor Jedermann mit einer hübschen, freien Zuversicht auf; er macht sich nicht klein. Er trägt sich stolz und nobel in seiner Armuth; man sieht, daß er sich fühlt." — „Das ist brav", sagte Richelieu; „der Sinn gefällt mir an Leuten geringen Standes." — „Er ist auch nicht übel gewachsen", fuhr Beautru fort; „wenn er nicht ein kurzes Gesicht und ein bischen röthliche Haare hätte, wäre er ein ganz hübscher Mensch." — „Unser Herr und Heiland hat auch röthliches Haar gehabt. Kurzsichtig, — schadet nichts. Stellen Sie mir den Benserade nächstens einmal vor. Aber bei Leibe nichts von Verwandtschaft."

Sobald es bekannt wurde, daß der Kardinal sich zum Gönner des jungen Benserade erklärt hatte, war auch sein Glück bei der Pariser schönen Welt entschieden; er kam in die Mode. Man suchte ihn auf, es regnete Einladungen, man riß sich um seine Gesellschaft. Benserade ließ sich nicht aus dem Takt bringen. Da seine Pension ihm zwar ein anständiges Auskommen, aber bei weitem nicht die Mittel verschaffte, auf einerlei Fuß mit seinen glänzenden und vornehmen Bekanntschaften zu leben, und die Rolle eines Parasiten seinem Ehrgefühl widerstrebte, so hielt er sich still und eingezogen und versagte sich lieber das lang ersehnte Glück, die Zirkel der großen Welt zu besuchen. Alle Achtung und Zuvorkommenheit, womit man ihm entgegen kam, konnte ihn nicht darüber täuschen, daß seine Jugend und sein geringes Vermögen ihn immer noch in den zweiten, dritten Rang verwiesen; er aber trachtete nach dem ersten. Leute seines Geistes und seines Strebens fühlen sich erst dann in ihrem Element, kommen erst dann mit sich selbst in's rechte Gleichgewicht, wenn sie die Tasche voll Louisd'ors haben, die Equipage vor der Thür, wenn sie hoch triumphen und die Glocke mit allen Strängen läuten können. Je seltener er sich machte, desto mehr wurde er begehrt. Es galt ordentlich für eine Gunst, wenn er seine Anwesenheit auf ein paar Augenblicke gönnte. Man lud sich auf acht Tage voraus zum Diner, wenn Benserade zugesagt hatte, zu erscheinen. Verse las er gar nicht vor, außer wenn er sehr gnädiger Laune war. — Er brachte um diese Zeit zwei Stücke auf's Theater, „Iphis" und „Markus Antonius". Der Hof fand sie wunderschön, das Publikum nahm sie kalt auf. Benserade wollte sich nach der Aufführung des letzteren Stückes eben aus dem Theater entfernen, da kam ihm im Korridor der Herr Admiral, Herzog von Brézé, entgegen und fiel ihm ungestüm um den Hals. Unser Dichter stand ganz verdutzt ob der großen Ehre. „Sie müssen mein Freund werden, Herr von Benserade!" rief Seine Excellenz: „Sie dürfen mir's nicht abschlagen, liebster Benserade; Sie wissen gar nicht, wie ungeheuer ich mich nach geistreichem Umgange sehne. Ich lasse Sie nicht wieder los, — Sie müßten mir denn entschieden herausjagen, daß es Ihnen bei mir nicht gefällt. Nehmen Sie Ihre Wohnung in meinem Hotel, bedienen Sie sich meiner Equipage; dagegen bitte ich nur um die einzige Gefälligkeit, daß Sie mit einem Couvert an meiner Tafel fürlieb nehmen, wenn Sie anderwärts nichts Besseres zu thun haben." Der Herr Admiral war sichtlich in Extase, vielleicht vom Schmause her; unser nüchterner Freund konnte so vieler Beredsamkeit, solchen Liebkosungen nicht widerstehen, — er sagte zu, und zog gleich am folgenden Tage in des Herzogs Palast. Sofort wurde das Hotel de Brézé, wetteifernd mit dem Hotel de Rambouillet, der Versammlungsort zahlreicher Schöngeister, ein literarischer Vereinigungspunkt, ein Laboratorium von Versen und Esprit. Benserade knüpfte hier eine freundschaftliche Verbindung mit dem berühmten Sänger Lambert an; er schrieb artige und zärtliche Lieder, Lambert setzte sie in Musik und man kann sich leicht denken, wie dies den Salon des Herzogs in Aufnahme brachte; es war ein Zudrang, wie man ihn in Paris noch nicht gesehen hatte.

Allein es war dem Genie Benserade's noch die herbe und prüfende Erfahrung bestimmt, mitten im raschesten Glückslauf angehalten und eine Strecke weit zurückgeworfen zu werden, nicht ganz ohne Schuld der eigenen Unbesonnenheit. Er verlor seine beiden Protektoren hinter einander, erst den Admiral, welchen eine Kanonenkugel traf, hernach den Kardinal Richelieu. König Ludwig XIII. war kränklich, verdrießlich und hatte sich sein Leben lang um Schöngeister und Poeten nicht gekümmert; von ihm war nichts zu erwarten. Benserade stand wieder allein und hülflos, doch der gute Muth und die Munterkeit verließen ihn nicht. Auf die Nachricht vom Tode des Ministers improvisirte er wie folgt:

Ci-gît, hélas! par la mordieu!	Allhier begrub man, — ach, o weh! —
Le cardinal de Richelieu,	Den Kardinal von Richelieu.
Et, ce qui cause mon ennui,	Ach, wie mir das in's Herze schnitt:
Ma pension avecque lui.	Mein Jahrgehalt begrub man mit.

ie Herzogin von Aiguillon, sagt man, des Kardinals Nichte, tte eine Liste von Personen aufgesetzt, welchen sie die Pensionen es Oheims aus ihrer eigenen Kasse fortzahlen wollte; um jenes natraus willen strich sie Benserade aus dem Verzeichniß. Die hre ging an Benserade nicht verloren; es waren und blieben es in seinem Leben die einzigen Verse, wodurch er sich geschat hat. Nun kamen schlechte Zeiten, und je mehr er bereits an e Luft, die Kost und den freien Spielraum des vornehmen bens verwöhnt war, desto härter und saurer ging es ihm jetzt t, sich aus der neuen Klemme heraus zu beißen. Er hätte das eihrauchfaß schwingen und viel Geld damit verdienen können, je die Mehrzahl seiner Herren Confratres; aber das Handwerk ar ihm ein für allemal zu niedrig. Er fühlte sich durchaus m Vornehmseyn geboren, und dachte in diesem Punkte gerade hartnäckig wie des Müllers Esel (bei Lafontaine), der mit des schofs Eseln aus einer Krippe gefressen hatte: „Todtschlagen ß ich mich, aber zur Mühle bringt mich Keiner zurück." einen Grundsätzen getreu, schlug er Geldgeschenke und Hülfsistungen, die ihm von seinen Freunden auf die verbindlichste d diskreteste Weise angeboten wurden, rund aus; nur von amen nahm er dergleichen an. In einem seiner Gedichte dankt einer Dame von Stande, die nebenbei eine ziemliche Précieuse wesen zu seyn scheint, für eine im härtesten Winter übersendete hre Holz in so munterem, scherzenden Ton, mit so galantem, fischen Witz, daß er alles Mitleid hinwegspaßt, welches man wa mit ihm haben möchte.

So fristete sich Benserade ein Jahr lang kümmerlich und ire ohne so manche verschwiegene Gabe von der Hand seiner önnerinnen wohl in die bitterste Noth gerathen. Er versuchte mit mehreren Theaterstücken, die kein Glück machten. Da riß n ein großes Ereigniß aus seiner bedrängten Lage. Es erschien in Paris zwei Sonette auf einmal, zwei Sonette von den iden berühmtesten Dichtern des Tages: eines auf Urania, von oitüre, eines auf Hiob, von unserem Benserade. Früh am orgen bekommt der Prinz von Conti, ein Fürst von vielem eschmack, beide zu Gesicht und ruft entzückt: so was Artiges be Benserade noch nie gemacht und Voitüre mit seiner Urania isse sich vor diesem Hiob verstecken. Er lief auch gleich zu en Damen seiner Bekanntschaft herum, erstürmte alle Schlafbinette — man muß wissen, der Prinz von Conti war des nigs leiblicher Vetter, und bei den vornehmen Langschläferinnen Paris war es damals gar nicht ungebräuchlich, Vormittags Bette Audienz zu ertheilen — und las die Sächelchen vor. n Ende kam er auch zu seiner Schwester, der Herzogin von ngueville. Zum Glück für Benserade nahm diese schöne und intrimme Frau für Voitüre Partei; denn nun erhob sich ein Krieg, der e Zungen und Federn in Bewegung setzte, und das schöngeistige ris theilte sich in zwei Lager, Uranisten und Hiobiten. as Sonett auf Hiob war, seltsam genug, eigentlich eine versteckte beserklärung an eine Dame; doch liegt offenbar eine Anspielung r absichtliche Zweideutigkeit darin, die wir nicht zu enträthseln mögen.

, de mille tourmens atteint,	Hiob thut seine tausend Plagen,
s rendra sa douleur connue,	Thut seine Wunden selbst Dir kund;
raisonnablement il craint	Allein er fürchtet, und mit Grund,
vous n'en soyez pas émue.	Du wirst zu ihm kein Mitleid tragen.
s verrez sa misère nue:	Er malt die Pein, die in ihm nagt;
'est lui même ici dépeint:	Du siehst sein Elend, sein Verschmachten.
outumez vous à la vue	Gewöhne Dich, ihn zu betrachten,
homme qui souffre et se plaint.	Der leidend seine Leiden klagt.
endura bien des souffrances;	Er trug ein schwer erbärmlich Loos;
eut aller des patiences	Allein es rang von seinem Herzen
loin que la nieune n'alla.	Der Schmerz im Seufzerlaut sich los.
uffrit des maux inexorables,	Wohl Mancher duldet gleiche Qual
en plaignit, il en parla;	Und schweigt, und klagt kein einzig Mal;
connaîs de plus misérables.	Sprich: wem gebührt der Preis der Schmerzen?

e Parteien geriethen in Hitze, und der Prinz Conti wurde entlich böse auf seine Schwester, die darauf bestand, Voitüre's ie hübscher zu finden. „Herr von Benserade", rief er voll ers, „ist ein außerordentliches Genie, und ich sage Dir, wester, es ist erstaunlich: er macht Dir Verse auf alles gliche." Man stritt bis in die Nacht, man bewunderte, elte, kritisirte, prüfte die Verse auf der Zunge, legte jedes rt auf die Goldwage des guten Geschmacks; die Kunstrichter nstirten ein Dutzend Schönheiten und ein Dutzend Mängel jeder Reimzeile. Den Schluß des Benseradeschen Sonetts den seine Verehrer unübertrefflich zart und gefühlvoll, und in es Lob stimmten selbst die gemäßigten Uranisten mit ein; er", sagten sie, „der Anfang ist platt, nachlässig, durchaus lassisch." — „Wie ungerecht!" replizirten Jene, „das ist ade die galante, ungezwungene Tournüre des Ausdrucks; es int simpel, kunstlos, aber man muß taub und verstockt seyn, nicht zu fühlen, wie graziös es ist." Die Friedliebenden deten reichliches Lob nach beiden Seiten aus; sie verglichen türe's Gedicht mit einem regelmäßigen, tadellos schönen, Benade's mit einem feinen, lieblichen Gesicht, dessen größter Reiz n in seinen Abweichungen von der strengen Vollkommenheit Form lage. — So stürmte der junge Benserade den Französen Parnaß, auf welchem der Herr von Voitüre seit Jahren anerkannter Herrscher thronte, und der Krieg griff immer gelicher um sich, da die Exaltirten durchaus Niemanden verstatten wollten, neutral zu bleiben. Da trat die Vorsehung ins Mittel und bediente sich, wie vormals, einer unschuldigen Jungfrau, Frankreich den Frieden zu bringen. Mademoiselle de La Roche-du-Maine, Ehrenfräulein der Königin Mutter, wurde von beiden Seiten hart gedrängt, sich für Hiob oder Urania zu erklären. Wenn man heute ein Nähtermädchen fragt, wer ihr lieber ist, Schiller oder Göthe, so ist sie gleich mit der Antwort bei der Hand; damals konnte ein Edelfräulein am Hofe mit gutem Gewissen flehentlich betheuern, sie verstehe nicht das Mindeste von der ganzen Sache, sie wisse nicht einmal, was sich reime und nicht reime, habe die Dinger nicht gelesen, wisse nicht, von wem darin die Rede wäre und kümmere sich auch nicht darum. Kein Erbarmen. Da trieb ihre Seelenangst, weil sie unter den Uranisten ihre ärgsten Peiniger sah, sie zur plötzlichen Entscheidung für Benserade, und durch höhere Inspiration ergänzend, was sie nur halb gehört hatte, sprach sie: „Wenn ich denn muß, so erkläre ich mich für Tobias." Im Nu war die Kampflust beider Heere in Lachlust umgewandelt. „Die La Roche-du-Maine hat Recht!" rief die lustige Partei; „sie ist klüger als wir Alle! Vivat! wir erklären uns Alle für Tobias!" Der Krieg war aus; alle leichte Mannschaft desertirte, die schweren Truppen trieb ein Hagel von Witzworten und Epigrammen aus einander. Die Anführer, Voitüre und Benserade, ermaßen die Gefährlichkeit ihrer Position. Sie war mißlich, — noch eine Stunde Verzug und sie konnte lächerlich werden. Also eilten sie, einen billigen Frieden zu schließen. Sie theilten den Parnaß und den Sitz auf dem Pegasus; nur blieb Voitüre, als der Aeltere, im legitimen Sattel sitzen und Benserade sprang behende hinten auf.

(Fortsetzung folgt.)

Spanien.

Der Diakonus und der Magier *).

In der in den Annalen der Ritterschaft so hochberühmten Stadt St. Jago di Compostella lebte einst ein Diakonus, der äußerst begierig war, Aufschluß über seine künftige Beförderung zu erhalten, und der Teufel hatte ihm die unwiderstehliche Lust nach der Erlernung der schwarzen Kunst eingeflößt. Da er so viel von den geheimen Kenntnissen des Magiers Don Illan von Toledo gehört, beschloß er, zu ihm zu reisen; er hatte nicht eher Ruhe, als bis er sich auf dem Wege befand, und hier ruhte er wieder nicht eher, als bis er an die Thür des berühmten Weisen geklopft. Es war eben um die Zeit der Siesta; er fand indeß denjenigen, welchen er suchte, ganz wach in einem entlegenen Zimmer seines Hauses und mit Lesen beschäftigt, was diesen jedoch keineswegs abhielt, den Eintretenden mit der größten Höflichkeit und Freundlichkeit aufzunehmen. Hoch erfreut, begann der Diakonus sein Anliegen vorzutragen, doch unterbrach ihn der gelehrte Mann sogleich durch die Erklärung, er werde sich nicht eher mit seinem Gast in irgend eine ernste Unterredung einlassen, bevor dieser sich nicht gehörig erfrischt habe; kurz — da es so eben Essenszeit war, klingelte er mit einer kleinen sonderbar gestalteten Glocke, die einen sehr fremdartigen Ton hatte, und als darauf ein schönes maurisches Mädchen eintrat, gebot er ihr, die Speisen aufzutragen. Nachdem er seinem Gast einen bequemen Sessel angewiesen, erklärte er ihm, er sey bereits von seinem Besuch unterrichtet gewesen, und habe daher sowohl den behaglichen Sessel als die nöthigen Speisen und Getränke im Voraus für ihn bereiten lassen.

Es sah in der That so aus, denn Alles war vorhanden, was das Herz eines Diakonus erfreuen konnte. Der Tisch war elegant ausgestattet, die Gerichte äußerst lecker und in Fülle; es funkelte der Wein aus dem Val de Peñas, es blinkten die Gläser von Timo, es lächelten die Flaschen von Yepes. Alles machte sich so vortrefflich, daß der geistliche Herr nur noch begieriger wurde, recht bald in die Geheimnisse der schwarzen Kunst eingeweiht zu werden; als er jedoch wieder davon anfing, unterbrach ihn Don Illan abermals.

„Nein, nein, Herr Diakonus", rief er, „lassen wir das noch bei Seite; wir wollen uns dessen freuen, was der Himmel uns hier beschert hat, wie Ihr seht. Ihr habt Euch zwar nicht bei mir anmelden lassen, doch kenn' ich Euch sehr wohl, und weiß, daß ich einen Mann von Talent und Kenntniß vor mir habe, die ihm zu den höchsten Ehrenstellen helfen werden. Findet Ihr den Kapaun schmackhaft? Trinkt noch ein Glas von diesem Cyper-Wein. Zu den höchsten Ehrenstellen, sage ich; doch haben die Herren Diakone, wie man mir erzählt, eine Eigenheit, — die sich vielleicht nicht gut von der Diakonus-Würde trennen läßt, — nämlich die, ihrer Wohlthäter zu vergessen, oder mit anderen Worten, der Leiter einen Fußtritt zu geben, wenn sie darauf emporgeklimmt sind, — und irre ich nicht, so — — kein Wort, Herr Diakonus, ich weiß, was Ihr sagen wollt. Ihr verlangt von mir das große Geheimniß meiner Kunst, um es anzuwenden, Euch von Stufe zu Stufe bis zum Päpstlichen Purpur emporzuhelfen: und Ihr seyd nicht gesonnen, mir — Eurer Leiter — nachher einen Fußtritt zu geben, sondern mich als Euren Rathgeber und Freund bei Euch zu behalten, gehorsam meinen Lehren und dankbar für meine Anleitung."

Der Diakonus gab dem Magier die Versicherung, er spreche seine geheimsten Gedanken aus, und so groß sey die Verehrung

*) Aus dem Buche El Conde Lucanor vom Prinzen Juan Manuel, einem alten Spanischen Chroniken-Schreiber.

der geheimen Wissenschaft, von welcher er so eben schlagende Beweise erhalten, daß er um so begieriger sey, ihre Tiefen unter seiner Leitung zu erforschen.

„O, was dies anbelangt", versetzte Don Illan, „so werden wir vor Sonnenuntergang noch Zeit genug dazu finden, und wir können vorher noch mit aller Bequemlichkeit eine Flasche leeren; dann wollen wir uns in mein Studirzimmer zurückziehen, denn nur dort kann ich Ew. Ehrwürden in die Geheimnisse einweihen, die ich besitze."

Hierauf erhob sich der Diakonus mit der Bemerkung, er habe von Allem zur Genüge und seine gütige Gastfreundschaft fast schon zu sehr in Anspruch genommen; nachdem er mit dem Magier auf der Terrasse des Hauses die frische Luft eingeathmet und die schöne Aussicht genossen, bat er Don Illan abermals, ihn nach dem Studirzimmer zu führen.

Der Magier nahm jetzt eine ernstere Miene an, ergriff die Hand des Geistlichen und führte ihn in ein entlegenes, halb finsteres Zimmer; hier klingelte er abermals mit der kleinen sonderbaren Glocke, und dasselbe maurische Mädchen erschien. „Du wirst die Feldhühner für uns zum Abendbrod bereit halten", sagte ihr Herr; „doch steck' sie nicht eher an den Spieß, als bis ich es Dir befehlen werde."

Der Geistliche, welcher beim Ton der kleinen Glocke ganz etwas Anderes erwartet hatte, konnte sein Erstaunen nicht verbergen; doch dankte er seinem Wirth für die freundliche Sorgfalt.

Der Weise lächelte, erwiederte indeß nichts, sondern nachdem er eine kleine Thür geöffnet, nahm er den Diakonus bei der Hand und führte ihn durch einen langen Gang, an dessen Ende sie eine bequeme Treppe fanden, deren Stufen sie hinabstiegen. Die Treppe wollte kein Ende nehmen, und der Geistliche bemerkte, indem er still stand, um Athem zu holen, „er vermuthe, sie müßten schon tiefer als unter den Spiegel des Tajo gelangt seyn."

Der Führer nickte schweigend mit dem Kopf dazu und setzte den Weg fort, bis sie an eine geräumige Halle kamen. Hier öffnete er eine Thür und betrat mit dem Diakonus ein Zimmer, in welchem sich eine reiche Sammlung von Büchern und Instrumenten — alle auf die geheime Wissenschaft Bezug habend — an den Wänden und auf den Tischen befand. Der Diakonus fühlte ein leises Zittern an allen Gliedern; er war mehr geneigt, zurückzutreten, als sich den unheimlichen Himmelskugeln, Folianten, Landcharten, Wappen, Quadranten und Sonderbarkeiten aller Art zu nahen; die tiefe Stille, nur durch das Rauschen des Wassers unterbrochen, machte ihm den Ort noch geisterhafter; der Magier führte ihn jedoch bei der Hand hinein und deutete ihm an, auf einem Sessel an einer langen Tafel Platz zu nehmen.

Hier begann er, dem geistlichen Herrn Unterricht in der geheimen Wissenschaft zu ertheilen; kaum war er jedoch bis zur Erklärung der Himmelszeichen gelangt, als die kleine Glocke von außen ertönte; die Thür öffnete sich, — herein traten in voller Hast zwei Boten, die dem Diakonus Briefe von seinem Oheim, dem Erzbischof zu St. Jago, überbrachten.

„Gefährlich krank — keine Rettung mehr möglich —", rief der Diakonus, als er den ersten Brief mit den Augen durchlief. „Sonderbar — und hier ein zweiter vom Archidiakonus", fuhr er fort, — „geschrieben im Namen des Kapitels — Alles geht nach Wunsch — keine Besorgnisse über den Ausgang!"

„Gut", sagte Don Illan, „erinnert Euch, daß ich Euch die höchsten Ehrenstellen verheißen. Ihr habt nur die Briefe zu beantworten, und dann setzen wir unsere Studien fort. Wenn Ihr auch auf der Stelle abreistet, so würdet Ihr doch zu spät bei Eurem guten Oheim eintreffen." — „Ach, mein armer Oheim!" rief der Diakonus; „aber es hilft nichts, — ich muß meinen Korrespondenten antworten und den Ausgang ruhig abwarten." — „Ja", versetzte Don Illan, „den Würdigen und Glücklichen sucht die Ehre auf, wo er sich auch befinden möge. Schreibt, und dann kehren wir mit erneutem Eifer zu den Studien zurück."

Noch ehe vier Tage verstrichen, kam die Nachricht von dem Tode des würdigen Prälaten; Alles ging ferner gut mit dem Diakonus, und nach Verlauf einer Woche erschien der Stabträger, begleitet von vier Unterbeamten in glänzenden Gewändern, um dem Diakonus anzuzeigen, daß er zum Nachfolger gewählt worden, und um ganz unterthänigst um Erlaubniß zu bitten, ihm die Hand küssen zu dürfen. Don Illan selbst ging ihnen hierin mit gutem Beispiel voran, indem er erklärte, er schätze sich äußerst glücklich, einen so großen Mann in seinem Hause zu beherbergen, den der Himmel mit Ehren und Würden überhäufe. „Und ich hoffe", schloß er, „auch meinem Sohne Glück wünschen zu können, denn Ew. Gnaden werden ihn nach strenger Prüfung gewiß zu einem so eben erledigten geistlichen Amte tüchtig finden."

„Zu jung — zu jung", rief der neue Prälat; „er thut besser, seine Studien noch fortzusetzen; meine Verpflichtungen gegen Euch sind freilich so groß, daß Ihr Euch auf mich verlassen könnt; was aber die erledigte Stelle anbelangt, mein vortrefflichster Freund, so habe ich da einen Bruder, für den muß zuerst gesorgt werden. Doch begleitet mich nach meiner Diöcese, und da könnt Ihr mir diese Sache so oft ins Gedächtniß zurückrufen, wie es Euch belieben wird."

Um desto sicherer zu gehen, ließ Don Illan seinen Sohn kommen und stellte ihn dem neuen Bischof vor; dann machten sie sich zusammen auf den Weg nach der Diöcese von St. Jago. Don Illan's Dienste und ganz besonders sein Rath waren von dem größten Nutzen, und wenn eine Vacanz oder eine allgemeine Beförderung stattfand, so erinnerte er den Erzbischof an seinem Sohne, wie dieser ihm erlaubt hatte. Immer vertröstete der Prälat ihn jedoch bis zum nächsten Mal, — „alles Andere, nur das nicht", hieß es; da war stets noch ein Verwandter zu versorgen, — bis endlich der Bischof, nachdem er die kleinen Aemter vergeben, weil sie zu klein, und die großen, weil sie zu groß, nach und nach Erzbischof von Sevilla, dann von Toledo wurde, — bis er den Kardinalshut erhielt, und bis sich ihm endlich die Aussicht auf den heiligen Stuhl und Purpur eröffnete.

Geduldig blieb Don Illan am Hofe des Kardinals, sein getreuer Rathgeber und bei jeder Gelegenheit ihn an das seinem Sohne gegebene Versprechen erinnernd. Jener hatte jedoch die beste Weise von der Welt, den Bittenden hinzuhalten, indem er ihm sagte, jede neue abschlägige Antwort diene nur dazu, das endlich ertheilte Amt noch glänzender und einträglicher zu machen. „Nur noch einen großen Schritt habe er zu thun; Don Illan möge ihm dabei behülflich seyn, und dann solle er sehen."

Der Rath des Weisen war bewunderungswürdig; es starb ein alter Kardinal nach dem anderen, die Päpste starben noch schneller, und endlich wurde der frühere Diakonus von St. Jago mit großer Stimmenmehrheit zum Papste gewählt. Don Illan wartete eine günstige Gelegenheit ab, ihn in einem seiner neu dekorirten Zimmer im Vatikan zu besuchen.

Jetzt, dachte er, ist das Glück meines Sohnes sicher gemacht; doch nahte er sich dem alten Freunde mit Furcht und Zittern, eine so strenge Miene hatte der neue Papst mit seiner neuen Würde angenommen. Don Illan warf sich ihm zu Füßen und beschwor ihn bei seinen grauen Haaren, — grau geworden in seinem Dienst, — sich jetzt seines armen verlassenen Sohnes anzunehmen.

„Eures Sohnes! Ha!" rief der Papst erzürnt, „wie lange soll ich mir die Ohren vollwimmern lassen mit diesem abgeleierten Gesang! Wie könnt Ihr es nur jetzt noch wagen? — Eure Impertinenz übersteigt alle Gränzen. Und wie könnt Ihr so frech seyn, Euch meinen Freund zu nennen? Ihr elender Wicht, der Freund des Statthalters Gottes auf Erden! Fort, oder ich überantworte Dich der gerechten Strafe. Laß Dich noch einmal in meinem Palast sehen, und Du bist der Sorgfalt meiner getreuen Inquisition verfallen. Kehre zurück zu Deiner nichtswürdigen, gemeinen Beschäftigung! Du willst Alles vorhersehen können und hast Deine eigene Ungnade nicht vorhergesehen?"

„Heiliger Vater, noch ein Wort", flehte Don Illan; „ich bin in Eurem Dienste verarmt; ich habe nicht so viel erübrigt, um meine Rückreise bezahlen zu können."

„Fort, sag' ich!"

„Gebt mir wenigstens eine Mahlzeit, — laßt mir ein Nachtessen reichen, bevor ich meinen beschwerlichen Rückweg antrete."

„Der Himmel verhüte", rief der Papst, „daß ich einen Verbündeten des bösen Feindes speise!"

„Gut", versetzte der Magier mit einem scharfen, unwilligen Blick auf den Papst; „ehe ich verhungere, thu' ich besser, mich des Nachtessens zu erinnern, welches ich vor kurzer Zeit in meinem Hause bestellte."

Als er dies gesagt, schellte er mit einer kleinen Glocke, deren Ton der Papst schon früher gehört zu haben glaubte. Die Thür öffnete sich, — das bekannte maurische Mädchen erschien. Der Papst blickte umher, und fand sich in dem Studirzimmer des Magiers unter dem Tajo zu Toledo.

„Es soll nur ein Feldhuhn an den Spieß gesteckt werden", sagte der Magier zum Mädchen; „der Diakonus von St. Jago speist nicht zur Nacht mit mir."

— Das Ganze war nur ein Traum gewesen, ein Traum, den der Magier hervorgezaubert, der aber das Gemüth seines Gastes offen dargelegt hatte.

Mannigfaltiges.

— Walter Scott's Gedächtniß. Ich begleitete Walter Scott, erzählt Lockhart im dritten Bande seiner Memoirs of the life of Walter Scott, im Jahre 1823 auf einer kleinen Reise in die oberhalb des Clyde und Tweed gelegenen Gegenden. Hier hatte ich mehrfache Gelegenheit, die Stärke seines Gedächtnisses zu bewundern. Unter Anderem hatten wir eines Morgens Allenford verlassen und kamen auf den Landsitz seines Freundes Cranstoun (jetzt Lord Corehouse), der mit uns in einem Wagen saß. Der Lord erwähnte zufällig eine Stelle aus einem Gedichte früherer Zeit, das nur wegen seiner Abgeschmacktheit merkwürdig war und über welches er und Scott, als sie zusammen auf der Schule waren, viel und herzlich gelacht hatten. Unmittelbar darauf begann Scott das Gedicht zu rezitiren und brachte es ohne alle Anstrengung bis zu Ende, gleichsam als ob er dasselbe erst am Tage zuvor gelesen hätte. Seitdem glaube ich um so eher der Erzählung Hogg's (des Ettrick Schäfers), der einst in Scott's Gegenwart sehr beklagte, das Manuskript einer langen Ballade verloren zu haben, die er in den letzten Tagen vollendet hätte. Er wisse nichts mehr davon, als den Inhalt oder höchstens eine oder zwei Stellen. Scott, der die Ballade gehört hatte, lächelte und sagte: „Nun, setze Dich nur hin, Jakobchen, und schreibe, ich will Dir Deine Ballade Wort für Wort diktiren." Und er hielt Wort.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 68. Berlin, Mittwoch den 6. Juni 1838.

England.

Nichts Neues unter der Sonne.

Von Michael Quin.

Man hat in der neueren Zeit die Entdeckung gemacht, daß einige von den wichtigsten Künsten und Erfindungen, deren wir uns rühmen, viele Jahrhunderte, bevor sie in Europa gemacht wurden, schon in China bekannt waren; wir erinnern hier nur an die ausgezeichnetsten unter allen: die Buchdruckerkunst, die Magnetnadel und das Schießpulver. Es wäre leicht und nicht ohne Interesse, diese Betrachtung weiter zu verfolgen, zu zeigen, daß eine Menge von anderen Künsten und Fertigkeiten, die uns von neuerem Datum zu seyn scheinen, nicht bloß im Alterthum überhaupt, in den späteren, helleren Perioden desselben, sondern zu einer Zeit, wo sogar der Süden von Europa noch in dichte Finsterniß gehüllt lag, gegen anderthalb Jahrtausende vor dem Beginn unserer Zeitrechnung, in den wahrscheinlichen Urstätten aller Civilisation, Indien und Aegypten, wie fast im ganzen Orient, gäng und gäbe waren. Die Anfänge aller Geschichte sind verworren und dunkel; indeß, so viel aus den Nachrichten in der Bibel und aus anderen Ueberlieferungen und schriftlichen Denkmälern, besonders aber aus monumentalen Resten zu schließen ist, finden wir neben der Einfachheit des patriarchalischen Lebens, wie es uns die heilige Schrift darstellt, schon damals Nationen, die sich mit Verfertigung von Gegenständen beschäftigten, welche von einem bedeutenden Fortschritt in den Künsten des civilisirten Lebens zeugen — Völker, die ihren Ackerbau auf eine hohe Stufe der Ausbildung gebracht, die ihre Handelsschiffe nach fernen Meeren sandten, ihre Kriege mit ungeheuren Armeen führten, die ihre Waffen, Wagen, Harnische, Helme, Schilde und Kleidung mit einer Geschicklichkeit und Eleganz anzufertigen verstanden, wie wir sie selbst in unseren Tagen noch nicht übertroffen. Hiob spricht in seinen Klagen von „zerstörten Städten", von „öden Häusern, die in Ruinen verwandelt worden", von „Schätzen, die in der Erde verborgen worden wären" lange vor seiner eigenen Zeit. Wie viele Menschenalter waren erforderlich, um die Bevölkerung hervorzubringen, die jene damals zerstört liegenden Städte erbaut und verschönert hat? Wie sind dieselben zur Erlernung jener Künste und Arbeiten gekommen, durch die allein große Städte bestehen können? Selbst jetzt noch ist der Glaube an Schätze, die von reichen Völkern, welche in der Vorzeit blühten, in der Erde vergraben worden, im Orient so allgemein, daß die Reisenden von den Eingeborenen immer nur für Leute gehalten werden, die zu keinem anderen Zweck dorthin kommen, als jene Schätze zu entdecken und sich anzueignen. Hiob spricht auch von einem ganz gewöhnlichen Handelsverkehr, bei welchem man für Gold und Silber gefärbte Zeuge eintauschte, die aus Indien nach seinem Vaterland gebracht wurden, und kostbare Steine aus Aethiopien. Ein Luxus, wie dieser, beweist, daß Aethiopien, Syrien und Indien sich damals in einem Kulturzustand befunden haben, der einen hohen Grad von Verfeinerung erreicht haben muß. Auch sind die Spuren von Städten und Tempeln, die durch die Erdbeben und Ueberschwemmungen, welche Indien in längst vergessenen Zeiten heimgesucht, von Erde und Meer verschlungen worden, die zahllosen Ruinen in allen Theilen Syriens von Städten, deren Namen selbst in der Geschichte und Tradition untergegangen sind, die gewaltigen Trümmerhaufen endlich an den Ufern des Nils die besten Belege für die Thatsachen, auf die der treuherzige Unglücksmann aus dem Lande Uz anspielt. Aegypten, wohin Abraham, von einer Hungersnoth aus seiner Heimath vertrieben, flüchtete, scheint schon um jene Zeit, mehr als 1800 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung, die Kornkammer der Nationen gewesen zu seyn. Aus der Bibel-Erzählung geht hervor, daß Joseph die Aegypter in vielen von den Künsten, welche zu einem verfeinerten Zustand der Gesellschaft gehören, außerordentlich bewandert fand. Pharaoh beschenkte Joseph mit einem Ring von seiner eigenen Hand, einem seidenen Mantel, einer Halskette von Gold und einem Wagen. Aegypten scheint um diese Zeit auf seiner ganzen Oberfläche angebaut gewesen zu seyn. Auch Geld war schon allgemein im Gebrauch, denn es wird erzählt, daß Joseph's Brüder beträchtliche Summen mit sich nahmen zur Bezahlung des Korns, das sie brauchten. Der Trinkbecher, der in Benjamin's Tasche gelegt wurde, war von Silber. Auch das Einbalsamiren war damals schon üblich, und als Joseph die Leiche seines Vaters begleitete, hatte er „eine große Gesellschaft von Wagen und Reitern" im Gefolge. Seine Gattin war die Tochter eines Priesters aus dem berühmten Tempel von Heliopolis, dessen Obelisken noch heute zeigen, wie weit es Aegyptische Künstler schon vor jener Zeit in der Behauung des Granits gebracht haben müssen — einer Operation, in der man noch jetzt mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen hat.

Als Joseph seinen Brüdern vorwarf, sie wären Spione, bediente er sich gewisser Ausdrücke, in denen das besonders merkwürdig ist, daß er von den „schwächeren Theilen des Landes" spricht; hieraus, wie aus den Denkmälern von Beni Hassan*) und Theben, geht deutlich hervor, daß die Aegypter damals schon ihre Waffen nach Asien getragen und dort ziemlich furchtbare Feinde angetroffen. Unter diesen waren die Shairetana, dem Namen nach zu schließen, vermuthlich die Vorfahren der Sarazenen. Sie scheinen die Asiatische Küste dicht an Aegypten bewohnt zu haben. Es ist ein allgemein verbreiteter Glaube, daß Helm und Panzer von den Kreuzzügen her datiren. Die Shairetana trugen Sturmhauben und Panzerhemden, die aus breiten, über einander gelegten Metallplatten bestanden, welche der Form des Körpers angepaßt und von einem Gürtel an der Hüfte festgehalten wurden. Dieses Volk unterschied sich von den Aegyptern durch ihre helle Haar- und Gesichtsfarbe, wie durch die Adlernase. Sie trugen große Ohrringe und besaßen viele Schiffe, so daß sie ebensowohl eine handeltreibende, als eine kühne und kriegerische Nation gewesen seyn müssen. Ihr ganzes Aussehen, wie es von den Aegyptischen Künstlern dargestellt wird, ist das eines hoch civilisirten Volksstammes.

Durch dieselben Künstler sind uns auch die Züge mehrerer anderer Nationen erhalten worden, deren Namen im Strom der Zeit untergegangen sind, und die, nach den Darstellungen, die wir von ihnen haben, einen Grad der Bildung erreicht haben, wie er selbst den Aegyptern noch unbekannt war. Ein Volk, das „Rebo" genannt wird, war häufig mit den Nilbewohnern in Feindseligkeiten verwickelt. Sie brachten ungeheure Truppenmassen in den Kampf und waren außerordentlich geschickt in der Kriegskunst; sie lebten in Asien in einer beträchtlichen Entfernung von Aegypten, was man schon daraus schließen kann, daß ihr Klima gemäßigt und ihre äußere Bildung fast Europäisch war. Ihre Kleidung war prächtig gefärbt, reich gestickt und mit phantastischen Sinnbildern ausgestattet; außerdem schmückten sie sich mit Ohrringen, Halsbändern und anderen Zierrathen. Die Führer bedeckten nach Mexikanischem und Peruvianischem Styl ihr Haupt mit Federn und bemalten oder tättowirten Arme und Schenkel. Von den Afrikanischen Racen unterschieden sie sich durch Adlernasen, blaue Augen und dünne rothe Bärte. Daß damals eine Nation, wie diese, existirte, welche, mit allen Zeichen wohlorganisirter Macht versehen, aus einem gemäßigten und folglich weit entfernten Landstrich Asiens mit ungeheuren Armeen heranzog und der von den Aegyptern gegen sie aufgestellten Streitmacht oft glücklichen Widerstand leistete, dies muß uns offenbar über die ältere Geschichte der Welt eine ganz neue Anschauung geben.

Ein anderer merkwürdiger Stamm, dessen Andenken in Aegyptischen Malereien aufbewahrt ist, sind die Schari. Unter den Zierrathen, welche dieses Volk trug, waren Halsbänder, an die ein kleines Kruzifix angehängt war. Auch die Rebo trugen häufig ein Kreuz auf dieselbe Weise oder auf ihre Kleider eingestickt, und das volle 1500 Jahre, ehe dies Sinnbild ein heiliges wurde als das Zeichen unserer Erlösung. Um dieselbe Zeit finden wir ein Volk, wahrscheinlich die Lydier, das in vierrädrigen Wagen zur Schlacht zog und eine Menge von seltenen Holzarten, Elfenbein, Gold- und Silbervasen von der schönsten Form und Arbeit besessen zu haben scheint, so wie auch Ringe von denselben Metallen und Porzellankrüge mit auserlesenem Gummi und Harz, das zum Weihrauch diente und das sie wahrscheinlich aus Arabien bekamen.

Unsere neueren Moden wechseln so häufig, daß ich wahrhaftig nicht weiß, ob in diesem Augenblick weite oder enge Aermel, Quasten oder keine Quasten, lange oder kurze Handschuhe an der

*) So heißen Grotten am östlichen Nil-Ufer, in der Nähe des Speos Artemidos.

Tagesordnung sind. Was dagegen jene alte Zeit betrifft, so finde ich, daß die Lydischen Damen gewöhnlich lange Handschuhe und fliegende Gewänder trugen, die an der Hüfte mit einem Gürtel befestigt und unten mit drei Reihen Quasten besetzt waren; daß ihre Aermel bald weit und offen, bald dicht um den Arm herum gelegt waren, und daß einige von ihnen Hüte trugen, von denen eine lange Troddel herabhing, während andere, wahrscheinlich die Jungfrauen, eine Schnur um den Kopf banden und das Haar auf jeder Seite in zierlichen Locken herabwallen ließen. Nun denke man sich bloß den dreifachen Besatz, den Streifärmel und den Reifrock en vogue 3300 Jahre vor unseren Tagen!

Der neue Aegyptische Salon, der vor kurzem im Britischen Museum eröffnet worden, gehört zu den interessantesten und überraschendsten Räumen in ganz Europa. Wir haben hier eine Sammlung von Gegenständen, die man in Gräbern gefunden hat, welche nun schon gegen 4000 Jahre alt sind, und die unzweideutige Beweise von einer Kulturstufe liefern, welche die Gelehrten in Erstaunen setzen muß. Wir haben hier kleine Figuren von Aegyptischen Gottheiten, von vierfüßigen Thieren und Vögeln, die höchst zierlich in Bronze, Stein und Porzellan gearbeitet sind; Sessel, von denen einige so einfach wie unsere Küchenschemmel, andere ausgelegt und prächtig verziert sind; dreibeinige Stühle mit konkaven Sitzen, die viel angenehmer als unsere horizontalen sind; ein Modell von einem Hause und eine große Mannigfaltigkeit von gläsernen, bronzenen, irdenen und Alabaster-Vasen; lederne Sandalen und Schuhe, Metallspiegel, hölzerne Kämme, die ganz den unsrigen gleichen, Haarnadeln von Holz und Elfenbein, Schalen, Bücher und Löffel, ein Paar gebratene Enten, die man in einem Thebanischen Grabmal gefunden, eine Strickleiter, auf der wahrscheinlich ein Don Juan jener Zeit den Balkon seiner Dulzinea erstieg, Gefäße zum Schreiben und Malen, verschiedene Glasphiolen und einen vollständigen Vorrath von Zimmermanns-Geräth, die Säge, den Schlägel, den Meißel, die Art, den Bohrer, Nägel, mit sammt dem Korb, in welchem sie Herr Burton gefunden hat, Alles fast ganz so gemacht, wie die Werkzeuge, welche die Handwerker jener Art auch jetzt anwenden. Auch Fächer, kleine Budoir-Büchschen von Elfenbein, Kindergruppen, musikalische Instrumente, Ohr- und Fingerringe von Gold, Elfenbein und verschiedenen Metallen, Halsbänder von Gold oder von Perlen aus Glas und anderen Stoffen sind in diesem wunderbaren Kabinet zu sehen, das nicht minder eine Menge Mumien von Sängern und Priestern besitzt, und Särge, die so hübsch bemalt und verziert sind, daß sie beinahe den Tod selbst um seine Schrecken betrügen.

Die Fragmente von Skulpturen und Malereien, die neulich dem Britischen Museum geschenkt worden sind von mehreren unternehmenden Reisenden, welche Aegypten zu ihrem besonderen Studium gemacht zu haben scheinen, haben unsere Kenntniß von der Geschichte und den ehemaligen Sitten und Zuständen dieses Landes um ein Beträchtliches vergrößert. Die Forschungen des Herrn Champollion und des Professors Rosellini, besonders aber die des Herrn Wilkinson, haben über die Skulpturen und Malereien von Beni Hassan und Theben viel Licht verbreitet. Der Letztere hat sein neues Werk über die „Sitten und Gewohnheiten der alten Aegypter" mit einer großen Menge lithographischer Kopieen von diesen schätzbaren Denkmälern ausgestattet und dazu noch höchst interessante Beschreibungen und Angaben geliefert, nicht ohne die gründlichste Erwägung aller Autoritäten und Monumente, welche bei der Behandlung dieses vielseitigen Thema's als Leitfaden dienen.

Aus allen diesen Quellen geht hervor, daß 1800 Jahre vor Christi Geburt schon ein Kulturzustand vorhanden war, in welchem die Menschen fast dieselben Beschäftigungen trieben, wie jetzt. Die Reichen hatten ihre Villa's mit Gärten, Blumenstücken und eingehägten Parks für Wild, Wein- und Baumpflanzungen. Auf ihren Exkursionen zur Erlegung wilder Thiere hatten sie Jäger zur Begleitung, welche die Hunde ins Feld führten, sie auf der Jagd unter Aufsicht behielten und den Fang zu sich nahmen und nach Hause brachten. Die Großen hatten auch ihre Privatböte und die dazu gehörige Mannschaft von Fährleuten. Damals, wie jetzt, gab es Krämer, Musikanten, Baumeister, Maurer, öffentliche Wagemeister, Notarien, Bildschnitzer und Vergolder, Gerber, Kunstschreiner, Köche, mit einem Wort fast jede Klasse von Handwerkern, mit Ausnahme derer, die sich durch die Einführung des Gaslichts und des Dampfes seit kurzem unter uns gebildet haben.

Vor einigen Jahren, als sich in London öffentliche Gesellschaften bildeten zu allen möglichen Zwecken, um die Stadt mit ungetaufter Milch zu versorgen, Seewasser zum Baden in jedes Haus zu schaffen, Leinenzeug zu waschen, ohne es zu zerreißen, Brod ohne Gift zu backen und Bärte zu scheeren ohne Seife und Rasirmesser, erregte besonders eine Gesellschaft das Erstaunen der guten Bürger, indem sie Vorschläge zu einem Verfahren machte, wodurch man Eier, ohne Zuthun der Hühner, ausbrüten konnte. Giebt es irgend einen modernen Einfall, der für vollkommen neu gelten möchte, so würde gewiß Jeder in einer Liste aller neuer Erfindungen diese obenan stellen. Es hat sich aber gefunden, daß der ganze Prozeß schon den alten Aegyptern bekannt war, und selbst heute noch werden die Märkte von Alexandrien und Kahira mit Geflügel versorgt, das durch künstliche Erwärmungsmittel ins Leben gerufen worden. Die Eier werden in Oefen gelegt, die man bis zur erforderlichen Temperatur heizt und sorgfältig bewacht, bis das gewünschte Resultat erzielt ist. Die Operation erfordert ungefähr einundzwanzig Tage.

Als ich vor kurzem die Bäder des Titus in Rom besuchte, blieb ich lange voll Bewunderung vor den reizenden Arabesken stehen, womit diese Reste Kaiserlicher Pracht geziert sind. Der Führer erzählt Jedem, daß dieselben Decorationen das Gewölbe der Treppen und Galerien des Vatikans bedecken, Raphael war es, der sie von den Fresko's der genannten Bäder hergenommen hat. Bis man diese letzteren durch die Entfernung des Schuttes, womit sie überzogen waren, mehr ans Licht brachte, galt der Künstler allgemein für den Erfinder dieser Verzierungsart. Das Verdienst der Anwendung und der unvergleichlichen Ausführung gehört ihm ganz. Doch hätte man auch die Bäder des Titus nicht gereinigt, so würden die Häuser Pompeji's, deren ich mehrere auf gleiche Weise dekorirt sah, seine Ansprüche auf die Erfindung einer der reizendsten architektonischen Zierden zu nichte gemacht haben. — Man denke sich mein Erstaunen, als ich im zweiten Bande von Herrn Wilkinson's Werk eine ganze Seite mit denselben Decorationen fand, die man von einem Grabmal in E'Siut kopirt, auf welchem sie wenigstens 1600 Jahre vor der christlichen Aera gemalt worden sind.

Frankreich.

Benserade, das Glückskind.

(Fortsetzung.)

In Stockholm regierte zu jener Zeit die gelehrte Königin Christine, die sich immer die neuesten Sachen aus Frankreich erzählen und schicken ließ. Sie fand großen Geschmack an Benserade's Versen und Episteln und drückte sich in einem Schreiben an die Königin Mutter (Anna von Oesterreich) so schmeichelhaft zu seinen Gunsten aus, daß schon die Rede davon war, ihn als Gesandten nach Stockholm zu schicken. Der fatale Tobias, wie es scheint, verdarb ihm diese Aussicht: mit dem Gespött, das an ihm klebte, konnte er sich unmöglich als Ambassadeur präsentiren. Die Journale machten sich unbarmherzig über ihn lustig und schrieben ihr Datum:

L'an que le sieur de Benserade
N'alla point en son ambassade.

Desto wirksamer erwies sich unserem Dichter die Freundschaft des Prinzen Conti, der ihm nicht allein eine ansehnliche Pension aussetzte, um aller Welt zu zeigen, daß er ihn nach wie vor über alle Nebenbuhler schätze, sondern ihn auch dem Kardinal Mazarin angelegentlichst empfahl. Das machte sich um so besser, da Mazarin im Kriege auf Seiten des Hiob, versteht sich mit aller Gelassenheit, gestritten hatte. Einmal bei der Herzogin von Longueville nahm Mazarin den Dichter sehr freundlich bei Seite: „In Ihren Jahren, Herr von Benserade, habe ich auch Verse gemacht, Italiänische; ich glaube sie sind so ziemlich im Geschmack der Ihrigen, freilich nicht in solcher Vollkommenheit. Ich möchte sie wohl ins Französische übersetzt haben, — wie wär's, Herr von Benserade? darf ich Ihre Gefälligkeit in Anspruch nehmen?" Man kann leicht denken, wie überbescheiden, wie bereitwillig, mit welcher Devotion Benserade auf den gnädigen Antrag antwortete: „Nur kann ich — schloß seine Rede — Ew. Eminenz nicht versprechen, daß die Kopie an das Original reicht." — „Im Gegentheil, Monsieur: meine alten Verseleien werden unter Ihrer Feder neue Jugend und neuen Reiz für mich gewinnen. Ich rechne also darauf: Sie erfüllen meine Bitte und nehmen einstweilen mit einer Pension von 2000 Livres auf meine Schatulle fürlieb; es wird sich schon was Besseres finden." — Ehe die Woche um war, sah Mazarin seine lieben Italiänischen Kindlein auf das neueste Französisch ausstaffirt. Er bewies seine Dankbarkeit durch ein hübsches rundes Sümmchen und ein freundliches Schreiben an Benserade: es werde ihm, dem Kardinal, zu ganz besonderem Vergnügen gereichen, ein so ausgezeichnetes poetisches Verdienst der Gnade Seiner Majestät zu empfehlen. Es dauerte nicht lange, so bekam Benserade 3000 Livres jährlich auf eine Präbende bei der Abtei Saint-Eloi angewiesen. — Nun fing auch die Herzogin von Longueville an, ihr Unrecht einzusehen. Die schöne Frau that Alles, was sie that, mit Leidenschaft. So eifrig sie früher gewesen, Benserade zu verspotten und herabzusetzen, so eifrig war sie jetzt, es wieder gut zu machen. Ihr wurde leicht, was Anderen, die sich in gleichem Falle befanden, mit dem empfindlichen und gereizten Dichter nicht gelingen wollte. Die Herzogin gehörte durch ihr Geschlecht und hauptsächlich durch ihren Fürstlichen Rang zu den Personen, vor welchen Benserade's gerechtes und stolzes Selbstgefühl sich zur unterwürfigsten Bescheidenheit zusammenschmiegte. Er ließ sie nicht ausreden, als sie des Früheren entschuldigend gedenken wollte; er sprach im Gegentheil, im Tone eines durch so viele Huld und Liebenswürdigkeit besiegten, um Verzeihung bittenden Sünders. „Hätte ich damals, gnädige Frau, das hohe Glück gehabt, Sie zu kennen, so würde ich zu Herrn von Voiture hingegangen seyn und den Dichter, welchen Sie verehrten, für meinen Meister erkannt haben." Von Stund' an war die Herzogin unerschöpflich in seinem Lobe: „Wie liebenswürdig er ist! und bei seinen glänzenden Talenten doch bescheiden und gutmüthig wie ein Kind." Sie war bekanntlich eine der reizendsten Frauen ihrer Zeit, eine blendende Schönheit, zart, schmachtend, echt verführerisch. Ihre Tage brachte sie, auf das Prachtbett oder Sofa hingegossen, in süßer Indolenz hin: doch bedurfte es geringen, oft nur eingebildeten Anlasses, so loderte ihre Reizbarkeit hoch auf, die Indolenz verkehrte sich in leidenschaftlichen Ungestüm, und in solcher Exaltation war sie

der kühnsten, überspanntesten Entschlüsse fähig. Sie hat allen Männern in Frankreich die Köpfe verdreht, und wenn nicht alle Memoiren aus jener Zeit lügen, so wußte sie ihre Verehrer so glücklich zu machen, daß Keiner ihr untreu wurde. Wer weiß nicht von ihrem Antheil an den Intriguen und Empörungen der Fronde, wie sie durch Wort und Wink und launenhaftes Gebot die Jüngeren des Adels von einer Verwegenheit, einer Unbesonnenheit zur anderen fortriß, — wie sie, die einzelne Frau, auf die Bastille eilte, das Thor gegen die Königlichen sperren, die Kanonen auf Türenne's Truppen in der Vorstadt Saint-Antoine richten ließ. — Nun, diese Frau wurde jetzt Benserade's erklärte Gönnerin und er, der nie fehlende Gast, die geistreiche Zierde ihres Salons. Es konnte nicht fehlen: er verfiel dem Zauber, gleich allen Uebrigen. Aber er nahm sich, als Poet, vor dem Troß der übrigen Anbeter Manches heraus. In Versen konnte er verblümt die Cour machen, und eine Retirade mit Ehren stand in der Berufung auf poetische Licenz immer offen. Dann und wann wurde er doch zu dreist, und dann blieb eine kleine, sanfte Züchtigung nicht aus. So fragte er einmal mit einem Madrigal bei ihr an: er vermisse diesen Morgen ein Herz, das er sonst bei sich getragen; er glaube es bei ihr gelassen zu haben u. s. w. u. s. w. Dafür hieß es, als er das nächste Mal seine Aufwartung machte: „Ei ei, Herr Poet! wer wird so zerstreut seyn! sehen Sie sich künftig besser vor. Geht das Herz verloren, geht der Kopf verloren, und das wäre doch gar zu Schade. Dabei käm' ich ja um das Vergnügen, mich täglich mit Ihnen zu unterhalten. Das Verlorene hat sich übrigens gefunden, Herr von Benserade; es lag bei Ihren schönen Gedichten. Da", sagte sie lächelnd und reichte ihm vom Sopha her die Hand, „nehmen Sie's wieder, und seyn Sie froh, daß es in guten Händen gewesen ist." Benserade küßte die dargereichte Hand mit zärtlichem Respekt: „Wiedernehmen, gnädige Frau! das steht nicht in meiner Macht; aber es soll Ihnen nicht wieder vor Augen kommen." Und nicht genug, daß er auf so gute Art wieder zu seinem verlorenen Herzen kam, so brachte man ihm noch einige Tage darauf, im Namen der Frau Herzogin von Longueville, ein kostbares silbernes Service ins Haus.

Es kamen die Zeiten der Fronde. Frau von Longueville, im Amazonen-Gewande, hielt von den Stufen des Rathhauses herab Reden an das Volk, und die Anführer der Rebellion leisteten den Eid, wie sie ihn vorsagte. Sie war im Grunde weder Mazarin's Feindin, noch der Parlamente Freundin; sie hatte keinen Plan, sondern that, was der wechselnde, ungestüme Affekt ihr eingab; eine Frau, wie diese, mußte ein Stück bewegten und stürmischen Romans in ihrem Leben haben. — Für Benserade war es eine Zeit grausamer Verlegenheit. Er sah seine Patrone hüben, er sah sie drüben und wollte es gern mit Keinem verderben. Brauchen wir zu sagen, daß er die größte Vorsicht in sein Benehmen legte, daß er sich zurückzog, um nicht bemerkt zu werden, daß er sich in seinen Versen nicht die leiseste politische Anspielung erlaubte, daß er sich blind und taub zu den Ereignissen stellte und die Zunge hinter den Zähnen verpfählt hielt, daß er endlich nicht nur alle seine Pensionen und Benefizien glücklich und unverkürzt durchbrachte, sondern von beiden Seiten noch dazu bekam. Und nun brachen goldene Tage für Frankreich, goldene Tage für Benserade an: die Tage Ludwig's XIV. Der junge Monarch vermählte sich: da gab es große Festlichkeiten, und Benserade's Muse bekam zu thun. Er übertraf sich diesmal selbst und kam hoch in der Gnade des Königs zu stehen. In der That hatte Ludwig XIV. an ihm den Dichter gefunden, dessen er bedurfte. Der große König war von zarter Kindheit an mit ganz anderer Speise und Trank genährt, verlangte zum Athmen eine ganz andere Luft, denn gewöhnliche Sterbliche. Für ihn mußte täglich aus allen Herrlichkeiten der alten Götter- und Fabelwelt, aus Allem, was die Geschichte Ruhmvolles, Großes, Erhabenes darbietet, aus aller Pracht des Himmels und der Erde, aus dem Kostbarsten, was der Witz nur erschwingen, aus dem Ueberschwenglichsten, was die Phantasie hervorzaubern kann, — aus solchen Stoffen mußte für Ludwig täglich eine neue Huldigung, eine neue Verherrlichung zubereitet werden. Und zu solchem Dienst drängten sich wetteifernd die Künste um seinen Thron: Poesie, Beredsamkeit, Malerei, Schauspiel, Musik und Tanz. Keiner aber verstand die Essenz der Schmeichelei so stark, so duftend und so reichlich zu bereiten, wie Benserade; er schenkte den Nektar mit Freigebigkeit. Dafür wurde dem Dichter ein besonderes Jahrgehalt aus des Königs Schatulle; es wurde ihm eine Rente von 1500 Livres auf das Rathhaus zu Lyon eingeschrieben; es wurden ihm Geschenke ohne Zahl an baarem Geld, an Kostbarkeiten in Gold, Silber und Juwelen. Bei Hofe gab es Fest auf Fest, durch Musik und Schauspiel verherrlicht; an der Tagesordnung war das allegorisch-mythologische Ballet, in dessen Rollen der König selbst, die Prinzen und Prinzessinnen und andere Herren und Damen des Hofes figurirten. Einmal gab es denn im Palais Royal ein Ballet: les Amours déguisés; der Text war von einem Parlaments-Präsidenten, Herrn von Périgny; Stoff, Musik, Decorationen, Kostüme, Alles war ganz süperb, — aber die Zuschauer langweilten sich sehr. Ein boshaftes Impromptü Benserade's ging von Mund zu Mund:

Poète ou président, n'importe!
La mascarade est bonne et vous l'entendez bien.
Vos amours déguisés le sont de telle sorte
Que le diable n'y connait rien. *)

*) Ob Dichter oder Präsident,
Du hast bewiesen Deine Kunst,
Die Liebesgötter so verhunzt,
Daß sie der Teufel nicht erkennt.

Das Französische enthält aber einen noch viel ärgeren Doppelsinn, da mit amours auch Liebschaften gemeint seyn können.

Der Präsident beklagte sich bitterlich bei dem König, welcher selbst im Stillen herzlich gelacht hatte und sich noch jetzt mit aller Mühe zusammennahm, dem ehrwürdigen Herrn nicht ins Gesicht zu lachen. Uebrigens war Herr von Périgny auch nicht auf den Kopf gefallen; er rächte sich in der nächsten Woche durch ein Epigramm auf Benserade, und da man ihm allgemein den Gefallen that, es vortrefflich zu finden, so gab er sich zufrieden. Unserem Dichter aber wurde die hohe Ehre zu Theil, daß man ihm für das nächste Hof-Ballet die Abfassung des Textes und die scenische Anordnung auftrug. Er bewährte sich auch hier als Meister. Er wußte den mitspielenden Personen Verse in den Mund zu legen, worin man neben ihrem Bühnen-Charakter auch ihren wirklichen, den sie im Leben hatten, ihre Vorzüge und ihre Fehler, in leisen Andeutungen und feinen Anspielungen wiedererkannte. Und es geschah mit so guter Art, daß Niemand sich im Geringsten verletzt fühlen konnte. Dem Könige gefiel die neue Manier ganz außerordentlich; Seine Majestät kamen aber auch ganz besonders gut dabei weg, — Sie waren immer der Gott, der Heros, der Inbegriff und das Ideal aller Vollkommenheiten. Man entsetzt sich in der That, wenn man einen Blick in Benserade's Poesieen wirft, was für übermenschliche Schmeicheleien, was für unsinnige Lobsprüche der zwanzigjährige Ludwig, und in welcher Portion er sie vertrug, — nicht allein vertrug, sondern mit recht selbstbewußtem Behagen, als Etwas, das ihm nach aller Wahrheit und von Rechts wegen gebühre, hinnahm und genoß; nicht allein von Anderen sich vorsagen ließ, sondern in eigener Person vor seinen Hofleuten hersagte. In dem Ballet la Naissance de Vénus tritt der König als Alexander von Macedonien auf und introduzirt sich mit folgendem Prolog:

Ce prince qui paraît sous l'habit d'Alexandre
N'est pas moins généreux ni moins brave que lui;
Ce que l'un fut jadis l'autre l'est aujourd'hui,
Et le plus clairvoyant s'y pourrait bien méprendre.
Tous deux grands, tous deux fiers autant que hasardeux,
Tous deux préoccupés d'une gloire infinie,
Mais usant du pouvoir différemment tous deux
Suivant le train divers de leur vaste génie.
Qui voudrait, au surplus, comparer leurs dehors,
Pour la taille, la mine et les graces du corps!
Et, toute chose égale entre ces grandes ames,
Alexandre eût perdu devant toutes les Dames.

Weiß Gott, wäre ich Alexander, Cäsar, Tamerlan und Ludwig XIV. in einer Person gewesen und hätte mir dergleichen unter die Nase sagen sollen, — angst und bang wäre mir geworden, ins Souffleurloch hätt' ich mich vor Scham verkrochen.

Benserade blieb von da an, mit immer gleichem Talent und in immer steigender Gunst, der anerkannte Hof-Bühnendichter und verfaßte unzählige Ballette. Sein Glück machte ihn zum Vertrauten der Königlichen Liebschaften. Nämlich im Sommer 1662 verliebte sich Ludwig XIV. in ein Hof-Fräulein der Königin Mutter, die berühmte La Vallière. Allein Anna von Oesterreich hielt auf Zucht und sittlichen Anstand und wollte durchaus keine Liaison leiden, die ein öffentliches Aergerniß zu geben drohte. Der Sohn entzweite sich darüber hart mit der Mutter; es gab stürmische Scenen. Er schickte der La Vallière heimlich Briefchen zu; das gute schöne Kind getraute sich nicht, einem so großen König in ihrem schlechten, einfältigen Geschreibe zu antworten. Nun hatte sie immer gehört, es schreibe Keiner schöner als Herr von Benserade; also faßte sie sich ein Herz, nahm ihn zum Vertrauten, ließ ihre Briefe an den König von ihm korrigiren und Styl hinein bringen. Ewig Schade um die linkische Naivetät der Schreibart und die zärtlichen Schnitzer, so dabei zu Grunde gegangen sind! — Obwohl nun Ludwig XIV., während er gegen die Strenge seiner Mutter und gegen die zarten Gewissensbedenklichkeiten seiner Geliebten zu kämpfen hatte, sich die Zeit recht gut mit anderweiten Galanterieen vertrieb, — denn Schloß und Riegel, Eisengitter und Thürsperre, keine Vorsicht wurde von der Königin Mutter versäumt, die Hof-Fräulein zu hüten, und keine half —, so wuchs doch des Königs Ungeduld, daß er die Schöne seines Herzens nicht besitzen konnte, bis zum wilden Verdruß. Da kam Benserade, ihn zu trösten und aufzuheitern, mit einem allegorischen Ballet herbei. Es hieß l'Impatience, und der Inhalt, damit die Leser sich doch von dem Wesen einen Begriff machen können, war folgender: Erst kommt ein großer Herr, der seiner Donna eine Serenade bringt und ungeduldig wird, weil sie sich nicht am Fenster zeigt; dann kommen Parteien vor Gericht, die über der Länge ihrer Prozesse die Geduld verlieren; darauf Tanzmeister, die sich abquälen, einem Haufen wilder, bepelzter Moskowiter die Courante beizubringen, und dabei die Geduld verlieren; dann lüderliche Erben, die über dem langen Leben ihrer Verwandten ungeduldig werden. Das Alles gruppirt sich auf der Bühne, und nun kommt Jupiter, in der Person Ludwig's XIV., vom Olymp herunter. Er redet den Leuten Trost zu: er ist selbst nicht besser daran; er ist in eine schöne Nymphe der Diana verliebt, Diana ist streng, und er kann zu seiner Geliebten nicht kommen; seine Geduld ist auch zu Ende. Aber ein Gott kann sich auf mancherlei Weise helfen. Jupiter nimmt die Gestalt der Diana an und schleicht zur reizenden Kallisto: die Uebrigen haben das Nachsehen und das Nachtanzen.

(Schluß folgt.)

Schweiz.

Der Große Rath zu Bern.

Von einem Französischen Schweizer.

Das Erste, was uns beim Eintritt in den Saal des Großen Rathes auffällt, ist die greisenhafte Physiognomie der Versammlung. Unter dieser Menge kahler oder silberhaariger Köpfe entdeckt man nur hin und wieder ein Haupt mit schwarzem oder blondem Haar. Die ernste und feierliche Haltung sämmtlicher Rathsherren, ihr dunkles Kostüm und das spärliche Sonnenlicht, welches durch dichte Fenster-Vorhänge in den Saal fällt, verstärken diesen Eindruck noch. Kein Leben, keine Bewegung zeigt sich in der ganzen Versammlung; und betrachtet man von der Galerie aus diese Reihen schwarzer Männer zwischen den grau angestrichenen Rücklehnen des Parkets, so glaubt man fast, ein ungeheures Schachbrett mit parallel laufenden Feldern vor sich zu sehen.

Vergebens sieht man sich in dem Großen Rathe nach einer linken und einer rechten Seite um; die Versammlung zerstückelt sich nicht nach Maßgabe ihrer politischen Meinungen. Die Vertheilung der Plätze ist ganz willkürlich; jeder Deputirte setzt sich an den ihm zukommenden Platz und ist bei der geringsten Veranlassung bereit, diesen Platz zu wechseln. Man versteht hier nicht die Kunst, die Meinungen einzupferchen; alle Nüancen sind bunt durch einander gemengt, und schon auf der vordersten Bank stoßen sich der Radikalismus, die Aristokratie und das Juste-Milieu mit dem Ellbogen. Nur die Deputation vom Jura scheint eine Ausnahme zu machen; die beiden Parteien, in welche sie zerfällt, sitzen jede auf einer besonderen Bank, aber sonderbarer Weise kehrt die eine Partie der anderen den Rücken und muß demnach ihre Köpfe umdrehen, wenn es zur Kontroverse kommt.

Suchen wir jetzt die leitenden Sterne dieses Labyrinthes, so leuchten uns auf einer der höchsten Bänke zur Linken die Gebrüder Schnell, die beiden Pfeiler der Republik, entgegen. Von dieser günstigen Stellung aus beherrschen sie das Ganze; ihr Scharfblick umfaßt die Gruppen, die zu ihrer Fahne geschworen haben. Der Anblick dieses Bruderpaars, wie es sich gegenseitig unterstützt und dem Feinde eine furchtbare Doppel-Stirn bietet, gewährt großes Interesse. In geringer Entfernung zur Rechten fallen unsere Blicke auf zwei andere gleich ausgezeichnete Mitglieder, die Herren Kasthofer und Stettler: der Eine gelehrt, gewissenhaft, rastlos, thätig, den schwierigsten Problemen gewachsen; der Andere voll glühender Liebe zum Vaterlande, das er mit Beredsamkeit in Schutz nimmt. Andere Notabilitäten, deren Talente ich bei einer künftigen Gelegenheit charakterisiren werde, die Herren von Tavel, Neuhaus, Tscharner und von Jenner, sitzen auf den ersten Bänken. Alle übrige Mitglieder fechten unter den Bannern der genannten Partei-Häupter. In der Abtheilung zur Rechten sitzen die Deputirten vom Jura. Die erste Kolonne ist von Herrn Tscharner von Kersatz die „Bank der Bischöfe" betitelt worden. Im Vorgrunde derselben erscheint Herr Moreau, den sein isolirter Platz und seine Manieren sogleich als den Führer der Uebrigen zu erkennen geben sollen, während Herr Stockmar, bescheidener oder geschickter als sein Kollege, unter den gemeinen Streitern sich verliert und dessenungeachtet von seiner Autorität nichts einbüßt. Die Zwischenbänke werden größtentheils von dem Ballast der Mittelmäßigkeit ausgefüllt; nur die Herren May, Koch, Tillier, Fellenberg und Doktor Manuel, welcher Letztere bei der Diskussion über die Geschwornen-Frage glänzend debütirt hat, verdienen noch auszeichnender Erwähnung. Zwei andere vielversprechende Mitglieder, die Herren Stapfer und Thürmann, der Erste zur Berner, der Andere zur Jura-Deputation gehörig, beobachten seit einiger Zeit ein Schweigen, das jedenfalls die Neugier des Publikums reizt und täuscht, mag man nun eine gute oder eine böse Vorbedeutung darin suchen. — Den Anhang der Wortführer bilden zumeist Subaltern-Beamten; in ihrer Mitte erhebt sich die scharf markirte Persönlichkeit des bekannten Obrecht, den seine plumpen Späße beinahe zum Hanswurst des Großen Rathes befördert haben.

Parlamentarische Taktik ist den Männern des Großen Rathes im Ganzen fremd. Nur wenn es auf Wahlen oder auf die Abfassung eines wichtigen politischen Gesetzes ankommt, verabredet man den Schlacht-Plan im Voraus; sonst aber herrscht der Einzelnwille ohne Beschränkung. Statt zusammenwirkender Parteien sieht man eine Menge isolirter Kämpfer, die ohne alle Methode nach dieser oder jener Richtung feuern. Diese Art von Anarchie hat aber ein sehr löbliches Prinzip; denn die Deputirten sollen ja die Gründe des Redners nicht darum gutheißen oder verwerfen, weil er dieser oder jener politischen Partei angehört, sondern um ihres absoluten Werthes willen. Bei den meisten Fragen, die keine aufregende politische Seite haben, ist die Verhandlung ruhig, uninteressirt und gewissenhaft; sie offenbart in jeder ihrer Phasen die redliche Absicht der Redner und ihren Wunsch, ein dem Vaterlande ersprießliches Resultat zu gewinnen.

Möchte nur die politische Bildung unter den ehrenwerthen Mitgliedern weiter verbreitet seyn und zugleich mehr in die Tiefe gehen! Viele Deputirte zeigen eine fast unglaubliche Unbekanntschaft mit den Sprachformen, welche in volksvertretenden Versammlungen eingeführt sind. Sie bedienen sich derselben naiven Ausdrücke, die bei den kleinen Magistrats-Berathungen üblich, und vergessen dabei, daß ihre Worte zu Papier gebracht und der Oeffentlichkeit übergeben werden. Neulich war der Schreiber dieses Artikels bei einer Debatte zugegen, welche das Projekt, eine Brücke über die Aar zu bauen, veranlaßte. Die Frage wegen des Brückenzolls wurde lebhaft besprochen, und man war über die Mittel, die man anwenden sollte, um von der Tagsatzung ein günstiges Votum zu erlangen, verschiedener Meinung. Da erhebt sich plötzlich ein Mitglied (noch obendrein ein Staatsrath!) und erklärt, nach seiner Meinung müßte die Regierung dem Unternehmen fremd bleiben; „denn ihre Intervention (!) dürfte wohl hinreichend seyn, um das Begehren bei der eidgenössischen Tagsatzung fehlschlagen zu machen." Diese unglaubliche Naivetät ging unbemerkt vorüber!

Bedeutende Redner-Talente hat der Große Rath nicht aufzuweisen. Eine der vornehmsten Ursachen dieser Inferiorität ist unstreitig der Gebrauch der Berner Dialektes, der zwar für die gewöhnlichen Bedürfnisse des Lebens ausreicht, aber ein sehr unbehülfliches Medium ist, wenn die höheren Interessen der Gesellschaft zur Erörterung kommen. Einem uralten Schlendrian treu bleibend, kleiden die Mitglieder der höchsten repräsentirenden Versammlung ihre Ideen und Beweisführungen in die Sprache des gemeinen Volkes der Bauern und Alpenhirten, während der ländlichen Redner bei der Landsgemeinde zu Schwyz und in mehreren anderen patriarchalischen Kantonen eines erträglich guten Hochdeutsch sich befleißigen! Ueberhaupt wird die formelle Seite der Beredsamkeit ganz vernachlässigt; der Redner überläßt sich den Eingebungen des Augenblicks, und oft hört man nur eine Reihe von Phrasen, Ideen und Raisonnements, die chaotisch durch einander geworfen sind, ohne Verkettung und ohne Zusammenhang.

Nach dem Vorangeschickten darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn die Versammlung gewöhnlich kalt und unempfindlich bleibt. Die Redner verstehen es nicht, ihre Zuhörer zu begeistern, um sich fortzureißen. Es gewährt einen seltsamen Anblick, wenn einer der vielen Nullitäten des Großen Rathes das Wort nimmt. Da steht er, der Mann des Erbarmens, die Hände auf dem Rücken kreuzend oder auf die Bank stützend, und haspelt seine Rede eintönig ab; er stottert, macht Pausen, wo sie nicht hingehören, wiederholt sich zehn Mal und schneidet fatale Gesichter, um seine Gedächtniß-Nerven in Spannung zu erhalten. Die Gelassenheit und Kaltblütigkeit eines Hörer-Personals, das wohl fünf oder sechs Parlaments-Reden dieser Art der Reihe nach anhören kann, ohne in Verzweiflung zu gerathen, verdient große Bewunderung. Man gähnt zwar mitunter oder giebt seine Langeweile auf andere Weise zu erkennen; aber kein Mensch unterbricht den Redner, kein Mensch ermahnt ihn, sich kürzer zu fassen.

Der Große Rath besitzt einzelne Mitglieder von ausgezeichneten Talenten; aber die beschränkten Köpfe sind leider viel zahlreicher und mißbrauchen ihr numerisches Uebergewicht. Dieser Haufe, den das Bedürfniß, zu reden, unaufhörlich martert, erstickt mit seinem vielstimmigen Geschwätz die einzelnen Stimmen der fähigen Mitglieder; die Beamten, aus denen er besteht, Landes-Präfekte, Tribunal-Präsidenten und Steuer-Einnehmer, würden sich etwas zu vergeben glauben, wenn sie nicht in Alles, was zur Sprache kommt, mit hinein redeten. Dieser Eifer, diese rednerische Zudringlichkeit ist besonders den Präsidenten eigen: immer vornan im Gefecht, sind sie die Tirailleurs der Debatte.

Mannigfaltiges.

— Walter Scott's Popularität. Scott war im Sommer 1821 nach London gereist, um der Krönung Georg's IV. beizuwohnen, der bekanntlich des Dichters großer Gönner war. Als am Abend des Krönungstages das festliche Bankett vorüber war, hatte Scott seinen Wagen nach Hause geschickt und wollte von Westminster aus seinen Weg zu Fuße in Begleitung eines jungen Mannes machen. Es war zwischen zwei und drei Uhr in der Nacht. Aber nahe bei Whitehall fanden Beide einen solchen Volkstumult und ein solches Gedränge, daß der junge Mann befürchtete, Scott, der wegen seines lahmen Fußes nicht schnell fort konnte, möchte Schaden leiden. Ein Theil der Straße war, um sie für die Personen höheren Ranges frei zu halten, von einer Abtheilung der grauen Schottischen Garde (the Scot's Greys) besetzt. Scott wandte sich an einen Sergeanten mit der Bitte, ihm nebst seinem Begleiter zu gestatten, durch ihre Reihen zu gehen, um die freiere Straße zu gewinnen. Der Soldat antwortete kurz, daß dies gegen seine Ordre sey und also nicht geschehen könne. Während sich Scott noch bemühte, ihn zu überreden, drängten sich die Menschen hinter ihnen mit noch größerer Heftigkeit heran, und Scott's junger Begleiter rief laut: „Nehmen Sie sich in Acht, Walter Scott." Kaum hatte dies der Sergeant vernommen, als er sagte: „Wie, das ist Walter Scott? Der soll auf der Stelle hier durchgehen können." Und so wendete er sich zu seinen Leuten und rief: „Hier ist Walter Scott, ihr Leute. Macht schnell Platz für unseren berühmten Landsmann." Dies geschah auf der Stelle; Alle traten ehrfurchtsvoll zurück, und unter dem lauten Zuruf: „Gott segne Walter Scott!" gelangte der Dichter in Sicherheit. (Lockhart, Mem. of the life of W. Scott.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 69. Berlin, Freitag den 8. Juni 1838.

Italien.

Buchhandel und Verlagsrechte in Italien.

Von Cesare Cantu.

Wer in Italien frei und offen zur Zunft der Schriftsteller sich bekennen wollte, der würde sich gewaltig lächerlich machen; so weit sind wir noch immer davon entfernt, die Literatur als einen anständigen Erwerbzweig gelten zu lassen. Thatsache ist, daß die häuslichen Verhältnisse der Italiänischen Literaten nichts weniger als einen günstigen Anblick darbieten. Freilich werden bei uns genug Bücher gedruckt (Stella's Italiänische Bibliographie führte im Jahre 1836 deren 3374, im vorigen Jahre immer noch 2873 auf), doch muß man ja nicht sowohl die Anzahl, als vielmehr die Beschaffenheit derselben beachten. Die der Zahl nach gesegnetsten Zweige sind die Uebersetzungen, die Taschen- und Andachts-Bücher, die Hochzeits-Gedichte, neuen Messen und die neuen Auflagen. Dies abgerechnet, wie schrumpfen dann die Werke unserer Zeitgenossen zusammen! Die Gründe hiervon aber können wir hier unmöglich namhaft machen; denn ihre Zahl heißt legio.

Vor allen anderen fruchtbar ist das Lombardisch-Venetianische Gebiet, indeß nicht nur in Betracht der Zahl, sondern bisweilen wirklich auch hinsichtlich des Werthes seiner literarischen Erzeugnisse. Denn die Lombardei hat allein 73 Buchdruckereien; im Jahre 1836 traten daselbst 163 Verleger auf, und kann das in jedem Jahre bedruckte Papier füglich auf 20 Millionen Bogen veranschlagt werden. In Mailand finden sich drei gute Schriftgießereien, in Padua giebt eine dergleichen, eben so in Venedig und außerdem wohl noch einige andere. Auch sind hier Beispiele von Auflagen vorgekommen, die schon nach wenigen Tagen in einer fast unglaublichen Menge von Exemplaren abgesetzt, in der kürzesten Frist von neuem aufgelegt und aus denen erstaunlich große Summen gelöst worden; dergleichen waren namentlich die „Lombarden des ersten Kreuzzuges" und die „Verlobten" von Manzoni — indeß bleiben auch diese hinter den Fällen solcher Art in Frankreich als wahre Lumpereien weit zurück. Gewöhnlich verkauft der Schriftsteller seine Handschrift an seinen Verleger, der übrigens umfangreiche, d. h. wohl- und tiefdurchdachte Werke unverhältnißmäßig geringer honorirt, als kleinere Sächelchen oder Journal-Artikel. Was Wunder also, wenn den letzteren die Mehrzahl sich widmet! Und dies möchten alle diejenigen wohl erwägen, die in ihrer bequemen Unthätigkeit hin und wieder fragen: Warum doch in aller Welt ein Geist, der wohl einem größeren Unternehmen gewachsen, für solchen Schnittwaarenkram sich zersplittert?

Die Preise der Arbeiten schweben meist zwischen 15 und 40 Lire (ein Lire ist gleich 20 Kr. C. M. oder 7 Sgr.) für den Bogen; zuweilen steigen sie auch wohl bis auf 75 Lire; wenn sie aber ja einmal noch höher kommen, so ist dies eine Ausnahme, die auf ganz außerordentlichen Gründen beruht. Ein Opern-Text wird mit 500 Lire honorirt; eine Partitur bringt 1000 bis 3000 Lire *), während manche Sängerin für eine einzige Saison wohl 30,000 Lire bezieht, mithin in solcher Frist mehr gewinnt, als die sieben Weisen Griechenlands und die sieben Manu Indiens alle zusammen in ihrem ganzen Leben aufzuweisen gehabt haben mögen. Für die Theater-Dichter aber ist an gar kein Eigenthumsrecht zu denken; denn jedes heut etwa von Dir gedruckte Lustspiel kann schon morgen Jeder aufführen, der Deinen Geschmack theilt. Doch beruhige Dich nur, Freund; denn, ohne Dir zu nahe treten zu wollen, es kommt nur in den allerseltensten Fällen dazu, weil dermalen ja nur Uebersetzungen bei uns aufgeführt werden. Darum zeigt man auch noch immer mit Fingern auf den Wundermann, dem sein eigenes Stück etwa gar ein paar hundert Lire abgeworfen. Doch soll einer unserer Zeitgenossen (Alberto Nota) für ein Lustspiel 500 und ein Anderer für ein Original-Trauerspiel wirklich einmal 1000 Lire erhalten haben.

In der Lombardei erlischt das Eigenthumsrecht an Büchern erst mit dem Leben. Hierüber bestimmt der Civil-Kodex §. 1164—70, wie folgt:

„Mittelst des Verlags-Kontraktes über eine Schrift berechtigt der Verfasser derselben den anderen Theil, sie zu drucken und zu verkaufen; somit entsagt der Verfasser dem Rechte, dasselbe Werk, zum Zweck seiner Herausgabe, einem Dritten zu überlassen. — Wird das Werk nicht in der laut Kontrakt festgesetzten Zeit oder Weise vom Autor an den dazu Berechtigten übergeben, so darf dieser vom Vertrage einseitig zurücktreten und, wenn die Uebergabe durch Verschulden (culpa) des Autors unterblieben, auch Schadloshaltung fordern. — War die Anzahl der abzudruckenden Exemplare festgesetzt, so soll der Verleger zu jeder neuen Auflage, die er beabsichtigt, die Einwilligung des Autors einholen und mit diesem einen neuen Vertrag abschließen. — Eben so soll der Autor seinerseits, wenn er eine neue Ausgabe desselben Werkes, mit Abänderungen im Texte, veranstalten will, einen neuen Kontrakt darüber abschließen. So lange die Exemplare einer Auflage noch nicht alle verkauft sind, darf der Autor eine neue Ausgabe nur veranstalten, wenn er mit dem Verleger über dessen Entschädigung hinsichtlich der noch vorhandenen Exemplare ein Abkommen getroffen. — Die Anrechte des Autors an die neue Auflage gehen auf seine Erben nicht über. — Uebernimmt ein Schriftsteller die Ausarbeitung eines Werkes nach einem vom Verleger ihm gegebenen Entwurfe, so hat er auch auf nichts weiter Anspruch, als auf das für seine Arbeit bedungene Honorar. Dem Verleger gebührt das volle Recht, die Auflage frei zu veräußern."

So klar nun schon diese Bestimmungen sind, dürfte doch Einiges aus dem vom Rathe Zeiller dazu gelieferten wahrhaft klassischen Kommentare auch hier nicht ganz überflüssig seyn. Derselbe sagt unter Anderem: „Indem der Autor dem Verleger sein Werk überläßt, entäußert er sich gewöhnlich nicht allen Anrechtes auf das Erzeugniß seines Geistes, sondern ertheilt dem Kontrahenten nur das begränzte Recht, eine gewisse Anzahl von Exemplaren anzufertigen und zu veräußern. Die Bestimmung dieser Anzahl richtet sich natürlich immer nach dem Ueberschlage, welchen der Verleger sich von dem dabei erforderlichen Aufwande und von dem etwa zu erwartenden Gewinne machen wird, damit er jedenfalls, so viel möglich, gedeckt bleibe. Der Autor gewinnt demnach meist sein volles Recht an das Werk wieder, sobald jener Kontrakt erloschen, d. h. sobald die bedungene Anzahl von Exemplaren veräußert, er also an das seinerseits gegebene Versprechen: besagtes Werk in derselben Gestalt (d. h. ohne Zusätze, Weglassungen, oder sonst wesentliche Aenderungen) nicht anderweitig durch Druck zu vervielfältigen, noch vervielfältigen zu lassen — nicht mehr gebunden ist. — Veranstaltet ein Verleger, gleich viel, ob schon anfangs, oder erst späterhin, eine stärkere Auflage, als ihm vertragsmäßig zusteht, so erwächst hieraus dem so verletzten Autor das Recht, die augenblickliche Unterdrückung der überzähligen Exemplare oder eine angemessene Entschädigung für diesen Eingriff in seine Rechte zu fordern. — Aber auch ohne ausdrücklich vorangegangene Feststellung einer Anzahl der anzufertigenden Exemplare findet billigerweise immer die Annahme Raum, daß der Verleger eine neue Auflage nicht ohne Einwilligung von Seiten des Autors veranstalten dürfe. Ist auch für diesen Fall zwischen ihnen anfangs nichts ausgemacht worden, so müssen sie sich darüber eben nachträglich vereinbaren. Immer bleibt dem Autor sonach das Recht, sobald die frühere Auflage völlig abgesetzt worden, die spätere einem anderen Verleger zu übertragen. Ein unbeschränktes Recht, neue Auflagen zu veranstalten, hat der Verleger nur dann, wenn früher weder die Anzahl der Exemplare, noch die Einwilligung des Autors stipulirt worden."

„Nun genügen unsere Gesetze allerdings für die Fälle, da ein Autor sein Recht, neue Auflagen erscheinen zu lassen, ausdrücklich ohne Beschränkung auf eine gewisse Zeit oder Anzahl von Exemplaren veräußert hat — keineswegs aber für den Fall, da es ihm gut dünkt, eine neue Ausgabe, d. h. eine neue Auflage mit Veränderungen, zu veranstalten. Wohl wäre es im Interesse der Wissenschaften, wenn man den Schriftstellern eine unbeschränkte Freiheit gewährte, ihre Werke mit Zusätzen, neuen Erfindungen oder Entdeckungen jederzeit wieder abdrucken zu lassen, ohne daß sie an den Absatz einer früheren Auflage oder an die Einwilligung des Verlegers derselben gebunden wären. Oft ist auch der spärliche Vertrieb nicht sowohl einer inneren Mangelhaftigkeit des Werkes, als vielmehr dem Verleger selber zuzuschreiben, wenn dieser nämlich entweder die gehörige Aus-

*) Bellini erhielt 12,000 Lire, Mercadante 8000 Lire Honorar.

staltung oder Bekanntmachung vernachlässigt, oder einen übertrieben hohen Preis angesetzt, oder endlich eine gar zu große Anzahl von Exemplaren angefertigt hat. — Einer so unbeschränkten Freiheit des Autors tritt indeß der Einwurf entgegen, daß sie den Verleger der Gefahr aussetzt, eine frühere Auflage gar bald zu eitel Makulatur verkehrt zu sehen, die er dann höchstens nach dem Gewichte noch loschlagen könnte, wenn er es nämlich mit einem habgierigen Schriftsteller zu thun hat; daß die Autoren Zusätze und wesentliche Veränderungen ja immer besonders abdrucken lassen könnten, wodurch der Fortgang des Hauptwerkes doch keineswegs beeinträchtigt und zugleich den Besitzern desselben der Erwerb der allmälig erscheinenden Verbesserungen gar sehr erleichtert werden würde. Endlich fordern ja gänzliche oder auch nur bedeutende Abänderungen so viel Zeit, daß inzwischen von einer mäßig starken Auflage wohl nur noch wenige Exemplare unverkauft bleiben dürften. Sonach schien denn die Beschränkung der Autorenfreiheit in Ansehung des Wiederabdruckes ihrer Schriften eben so wenig unpolitisch, als dem Rechte oder auch nur der Billigkeit zuwiderlaufend. Die Festsetzung einer gewissen Reihe von Jahren aber, etwa nach Verhältniß des Umfanges oder der Bedeutung des Werkes, würde hierbei nur die Streitlust der Parteien genährt und dem Richter ein viel zu weites Feld von analogen Entscheidungen eröffnet haben. Deshalb wurde vielmehr bestimmt: daß dem Verleger eine billigangemessene Schadloshaltung zusteben soll, die ihm für die noch nicht abgesetzten Exemplare zu leisten, nicht aber nach dem Laden- und Katalogs-Preise, sondern mit Rücksicht auf das Verhältniß der von ihm aufgewandten Kosten zu dem aus dem bisherigen Verkaufe gelösten Gewinne, festzustellen."

So weit das Gesetz und seine Auslegung. Aus diesen Prämissen leiten wir nun schnurstracks folgende Korollaren her:

Wenn also ein Schriftsteller eine seiner Arbeiten einer Tages-, Wochen-, Monats- oder Vierteljahres-Schrift überläßt, so subsumirt er dabei schweigend, daß auch seine Arbeit nur in so vielen Exemplaren abgedruckt werden solle, als von dem betreffenden Blatte überhaupt gewöhnlich abgezogen werden. Der Herausgeber erwirbt hierbei also nicht etwa Eigenthum. Der Autor behält vielmehr das Recht, seine Arbeit wieder abdrucken zu lassen, sobald von jenem Blatte der ganze gewöhnliche Vorrath vergriffen oder der Zeitraum abgelaufen ist, in welchem die Nachfrage danach ordentlicher Weise stattzufinden pflegt: also etwa nach einem Jahre. Und dies ist auch in der Lombardei durch beständige Praxis bereits zu einem geheiligten Gewohnheits-Rechte geworden. Nur wenn der Herausgeber des Blattes die Arbeit selber aufgetragen hat: z. B. wenn er eine Uebersetzung, einen Abriß oder Auszug anfertigen läßt — steht ihm das Eigenthum daran zu; und wer dergleichen ohne Vorwissen oder Bewilligung des Herausgebers anderweitig abdrucken ließe, beginge eben sowohl eine Ungesetzlichkeit, wie eine Nichtswürdigkeit.

Bei allem dem giebt es aber noch immer unbestimmt gelassene Fälle. Wer z. B. eine Sammlung veranstaltet, glaubt sich sofort berechtigt, Deine Arbeit auch ohne Deine Zustimmung mitaufzunehmen. Ein Anderer druckt eben so Dein kaum erschienenes Büchelchen oder Lied stehenden Fußes ab, nur um Dir die Ehre zu erweisen, es zu rezensiren. Noch größerer Freiheit genießen hierin die Journale und die Zeitungen, die sich gegenseitig völlig ungestraft ausziehen und plündern, so daß man selbst die ausländischen*) ruhig duldet, wenn sie auch nichts als unsere eigene einheimische Arbeit, so weit sie ihnen eben behagt, wiederbringen.

Durch oben erwähnte Gesetze wird nun zwar in den Oesterreichischen Staaten Italiens das literarische Eigenthumsrecht gesichert; darum aber haben die Schriftsteller der Lombardei doch noch immer kein ausgedehntes Gebiet für sich, wie die Französischen. Denn uns stellt ja unsere Sprache gleichsam isolirt hin; oder — die einzelnen Bücher, die hin und wieder etwa in Wien und Illyrien erscheinen, abgerechnet — wer in aller Welt sucht denn wohl ein Buch in unserer Sprache? Daher beschränkt sich unser Privilegium in der That auf das Lombardisch-Venetianische Gebiet, da schon in Parma, Novara u. s. w., also nur wenige Meilen von uns, unser Werk ganz ungestraft nachgedruckt werden kann: ein Umstand, den unsere Verleger nur allzu hoch anzuschlagen wissen, sobald es sich um Würdigung eines unserer Manuskripte handelt. — Doch ist es wahr, daß einem außerhalb nachgedruckten Werke meistens jetzt der Eingang nicht mehr gestattet wird. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Il primo vicere di Napoli. — Von E. C. Helmente. Paris. 6 Lire.

Storia di Manfredi, re di Sicilia e di Puglia. — Von G. Cesare. 2 Bde. Neapel. 6) Lire.

Raccolta completa delle poesie giocose. — Von A. Guadagnoli. Genua.

Origine, potenza etc. degli assassini. — Nach Hammer-Purgstall. Aus dem Deutschen, von S. Romanini. Erster Band.

Memorie istoriche, politiche e familiari sui costumi de Russi ed altre nazioni del Nord. — 2 Bde. Wien.

Dubbii, difficolta e riflessioni sull' ipotesi del moto della terra e sul sistema delle forze centrali applicate da Newton. — Genua.

Andrea Hofer. — Historische Erzählung in 4 Bden. Von M. Odolli. Esse.

Von Gothe's „Wahlverwandschaften" ist der zweite Band der Italiänischen Uebersetzung (bekanntlich unter dem seltsamen und von einer ganz verfehlten Auffassung des Inhalts zeugenden Titel: La scelta dei parenti) in Mailand erschienen.

*) Unter „ausländisch" wird hier jeder andere (auch Italiänische) Staat außer der Lombardei verstanden.

Frankreich.

Benserade, das Glückskind.

(Schluß.)

Lange jedoch hielt solcher Trost bei einem jungen Monarchen wie Ludwig XIV. nicht vor. Sein Zorn brach endlich so gewaltsam gegen die eigene Mutter los, daß diese wohl sah: sie konnte den jungen Löwen nicht mehr in ihrer Zucht halten. Die Leidenschaft des Königs fand nun keinen Widerstand mehr, und Ludwig brachte insgeheim ganze Tage bei seiner schönen La Vallière zu. Alle Welt wußte, doch sprach man nicht öffentlich davon. Es bildete sich in diesem Stillleben, das der König mit seiner Geliebten führte, um Beide ein Kreis der allernächsten Vertrauten und Lieblinge des Königs. Da waren besonders seine Jugendfreunde, der Graf von Guiche, der Marquis von Vardes, Dangeau, der uns ein so getreues Papageien-Journal seines Hoflebens hinterlassen hat, und der schöne Graf von Lauzun. Auch Benserade gehörte zu diesem Zirkel der Auserwählten, wo die Etikette dem Könige gegenüber bedeutend gemildert und eine gewisse Ungezwungenheit des Benehmens und Redens verstattet war. Gewöhnlich wurden bouts-rimés (Endreime) aufs Tapet gebracht, zu jener Zeit ein beliebtes Spiel, zumal da Ludwig die Leute vorzüglich gern sah, welche darin Geschicklichkeit bewiesen. Benserade aber war in dieser Kunst der unübertroffene und unerreichte Meister, und man kann rechnen, daß jedes bout-rimé, womit er den König erfreute, ihm hundert Louisd'or eingebracht hat. Die Anderen kamen auch nicht übel fort: Lauzun gewann mit bouts-rimés das General-Kommando über die Dragoner, Dangeau bekam Wohnung im Königlichen Schloß. — Die höchste Stufe seiner Ehren erschwang jedoch Benserade um diese Zeit durch sein neues Ballet: Hercule amoureux. Es war wieder, und zwar diesmal auf Ludwig's Wunsch und Verlangen, voll diskreter Anspielungen und Allegorieen auf des Königs geheime Liebe; Manches konnte eben nur dem Könige, der La Vallière und jenen nächsten Vertrauten verständlich seyn, Anderes hingegen entging auch den übrigen Zuschauern nicht und brachte die Aermste recht in Angst und Verlegenheit, — denn sie saß auf ihrem gewöhnlichen Platze unter den Hof-Fräulein der Königin und sah von der Bühne her die Verse, vom Hause her Aller Augen auf sich gerichtet. Ludwig XIV. war übrigens in diesem Stücke wieder nicht übel bedacht. In der achten Scene erscheint er als Pluto, in der neunten als Mars, in der siebzehnten als Gott Sol. Ein stärkerer Kontrast läßt sich nicht denken, als von Ludwig's Hoffahrt zu des Fräuleins La Vallière einfacher Bescheidenheit und Demuth. Als ihr Verhältniß zu dem Könige öffentlich kund, als sie von ihm zur Herzogin ernannt wurde, da weinte sie bittere Thränen.

Benserade sah sich jetzt am Ziele seines Strebens. Die Welt sah es, — er war kein Versemacher, von dem man sich amüsiren läßt und ihn dafür ablohnt; nein, er stand dem großen Könige in gewissem Sinne freundschaftlich nah, weihte sein Talent der Erheiterung und Unterhaltung des Monarchen und erfreute sich manchen Vertrauens, das selbst Prinzen des Hofes ihm beneiden mochten. Ja Ludwig XIV. getraute sich nicht einmal recht, ihm so geradezu baares Geld zu schenken; statt dessen gab er ihm mehrmals eine kostbare Börse zum Andenken der Königlichen Huld, und es traf sich durchgängig, daß die Börse gefüllt war. Benserade erhielt Wohngemächer im Schlosse angewiesen, und dem Herrn von Serroni wurde das Bisthum Mende mit der Bedingung gegeben, die Einkünfte mit Benserade zu theilen. Aber Seine Hochwürden ließen sich alle Semester lange bei den Ohrläppchen zerren, ehe sie zahlten, und würden gar nicht gezahlt haben, ohne die Furcht vor bösen Epigrammen. Kurz, Benserade war ein großer Herr geworden; man suchte seine Protection, er bewies sich auch gefällig und zu Diensten bereit: wie Manchem half er jetzt auf, der an Geburt weit über ihm stand. Er hatte des Königs Ohr und bewahrte sich den Kredit, indem er nie für sich, immer für Andere bat. Unbegränzt war seine Dienstfertigkeit, seine Zuvorkommenheit gegen die Damen; er streute Sonette und Madrigale die Hülle und Fülle und mit so verbindlicher Art aus, daß er glücklich die Zeit vergessen machte, da er sich dergleichen durch Geschenke abkaufen ließ. Er hatte ein Landhaus, gab köstliche, muntere Diners und Soupers; seine Domestiken und Equipagen waren fast immer auswärts und mehr seinen Bekannten, als ihm selbst zu Dienst. Er besang die La Vallière, er besang die Montespan, er hätte noch, wäre er nicht schon zu alt gewesen, die Fontanges besungen, Alles aus Dankbarkeit und Liebe zum König. Für die Herzogin von Orleans, Ludwig's Schwägerin*), empfand er eine hohe Verehrung; auch die Herzogin schätzte ihn sehr und liebte seinen Umgang, wegen der witzigen, drolligen Antworten, die er immer gleich bei der Hand hatte. Einmal befand sich unter mehreren vornehmen Personen um die Toilette der Herzogin auch der Bischof von Chartres, der aus allen Kräften um ein Erzbisthum solliciirte. Man sprach von einer neuen Komödie, worin allerhand Fabelgottheiten mit auftraten: „Sagen Sie mir doch, lieber Benserade", fragte die Herzogin, „was macht man für einen Unterschied zwischen einer Dryade und Hamadryade?" — „Gnädige Frau", sprach Benserade, „ungefähr wie zwischen einem Bischof und Erzbischof. Hier Seine Hochwürden z. B. sind eine Dryade, und es giebt

*) Sie war eine Pfalz-Bayerische Prinzessin und mit ihrem gesunden Deutschen Mutterwitz und ihrer unverwüstlichen guten Natur die geschiedene Frau an Ludwig's XIV. Hofe. Es sind Briefe von ihr erhalten.

in der Macht Ew. Königlichen Hoheit, wenn anders Ihr gnädiger Wille dabei ist, das Hama, das noch fehlt, herbeizuschaffen."

Damals wußte man überhaupt in Paris nur von drei großen Dichtern: Voiture, der aber schon verstorben war, Benserade und Corneille. Bei Hofe fand man an jenen Beiden mehr Geschmack; des Publikums Liebling aber war Corneille. Solch' ein armer Thomas, der keine große Herren sah, in Dunkelheit und fast in Dürftigkeit lebte, konnte unserem Benserade nicht gefährlich werden. Aber ein Glück war es für diesen, daß Molière nicht früher kam. Denn der ließ sich kaum sehen, so war er auch schon mit einem Sprung in Benserade's Gehege, improvisirte in wenigen Stunden den Text zu einem Ballet und brachte es mit rauschendem Beifall auf die Bühne. An einer schwachen Stelle konnte Benserade seinen Witz auslassen, — eine Schäferin Molière's sang nämlich zu ihrem Geliebten:

Et laissé sur les herbettes — (Und ich fand, versteckt im Grase,
L'image de vos chansons. — Der verstohl'nen Lieder Spur.).

Benserade meinte, es hätte richtiger so geheißen:

Et laissé sur les herbettes — (Und ich fand, versteckt im Grase,
L'image de vos chansons. — Deines Sohlenleders Spur.)

Die Lacher waren natürlich auf Benserade's Seite; allein Molière wußte Revanche zu nehmen. Er ließ in einem anderen Ballet einen Modedichter Verse recitiren, worin Benserade's Manier so glücklich getroffen und in barocker Uebertreibung parodirt war, daß selbst der Hof seine Lust daran hatte. Das war ein harter Schlag. Unser Poet fühlte das Postament seines Ruhmes unter sich wanken und eilte, sich der Unsterblichkeit zu versichern. Die Pforten öffneten sich weit und hoch zu dem Einzuge eines solchen Dichters in das Heiligthum der Vierzig, und er wäre von nun an jeder irdischen Anfechtung entrückt gewesen, hätte er sich nicht aus Gehorsam für den leisesten Wunsch seines Monarchen noch einmal auf den täglich getümmelvolleren Markt der Literatur hinausgewagt. Ludwig XIV. nämlich wollte seinen Kindern das Erlernen der Mythologie recht leicht und angenehm machen; zu diesem Zweck sollte Benserade Ovid's Metamorphosen in französische Verse bringen. Der Dichter hatte den originellen Einfall — wollte er vielleicht den Prinzen das Memoriren erleichtern? — das ganze Werk von Anfang bis zu Ende, sammt Vorrede und Druckfehler-Verzeichniß, in Rondeaux zu bringen. Es wurde in Folio, mit ganz unerhörter Pracht gedruckt; der König gab allein 10,000 Livres zu den Kupferstichen. Aber die Zeit war eine andere geworden, der alte Zauber wirkte nicht mehr. Man fand die Verse abscheulich, die Behandlung geschmacklos; die Satire machte sich unbarmherzig darüber her. Da zog sich Benserade ganz still nach Gentilly auf sein Gütchen zurück und ließ nun das Schreiben ganz seyn. Chapelle, der Satiriker, welchem Benserade ein Exemplar des Prachtwerkes verehrt hatte, war boshaft genug, darauf mit einem Rondeau zu antworten, das folgendermaßen schließt:

De ces rondeaux un livre tout nouveau
A bien des gens n'a pas eu l'art de plaire;
Mais, quant à moi, je trouve tout fort beau,
Papier, dorure, images, caractère,
Hormis les vers, qu'il fallait laisser faire
A La Fontaine.

Dies Buch, ganz in Rondeaux verfasset klüglich,
Kommt vielen Leuten ganz abscheulich für;
Ich aber finde Alles dran vortrüglich,
Vergoldung, Lettern, Kupferstich, Papier:
Die Verse ausgenommen, ja die wünscht' ich mir
Von Lafontaine.

Der gutmüthige Lafontaine hat seinem Freunde Chapelle diesen Dienst gewiß mehr verdacht als verdankt. Auch trug Benserade dem Fabeldichter durchaus keinen Haß deswegen nach; vielmehr, als an des verstorbenen Ministers Colbert Stelle Lafontaine für die Akademie in Vorschlag kam und nicht genehm gefunden wurde, weil seine Contes gar zu unmoralisch wären, — was man ihm eigentlich verdachte, mögen wohl einige Fabeln gewesen seyn, die gar zu dreist auf Politik und Hofleben anspielten, — so nahm Benserade für ihn mit solcher Wärme und solchem Eifer das Wort und stritt, ja zankte sich sogar so ernstlich mit den Gegnern in und außer der Akademie herum, daß er es am Ende durchsetzte und den bonhomme La Fontaine zum Kollegen bekam. „Merkwürdig war's", schrieb damals ein Augenzeuge, „den Sitz eines reichen und mächtigen Ministers von einem Manne eingenommen zu sehen, der es mit dem Glücke so verdorben zu haben scheint, daß es in seinem Zorne gar nichts für ihn gethan hat." — In seinen alten Tagen übersetzte Benserade lediglich Psalmen und fromme Lieder ins Französische. Die Gicht quälte ihn gar sehr; die größte Freude waren ihm sein Garten, seine Beete, seine Blumen. Greise lieben häufig und suchen zu ihrer Erholung den Umgang mit der stillen Pflanzenwelt; es ist eine heitere Beschäftigung, wobei Gedanke und Phantasie ausruhen können. Auf Benserade's Sittlichkeit ruht nicht der geringste Vorwurf, — ein Wunder in seiner Zeit, ein Wunder zumal bei Einem, der nie vermählt gewesen. Eine ernste, dauernde und nicht ganz unerwiederte Zärtlichkeit soll ihn an eine gewisse Frau von Lâbre gefesselt haben; allein der Ruf der Frau ist selbst in dem boshaften Paris unangetastet geblieben. Benserade verschied, im Jahre 1691, in Gentilly eines ruhigen und sanften Todes. Er hatte sein Leben in die Siebzig gebracht. Paul de Musset.

Bibliographie.

Histoire abrégée de la langue et de la littérature française. — Von F. Barthe. 5 Fr.

Manuel du Libraire. 4e éd., dans laquelle les nouvelles recherches bibliographiques, publiées par l'auteur en 1834, pour y servir de supplément, sont refondues et mises à leur place etc. — Von J. C. Brunet. 1ster und 2ter Theil. A—K. gr. 8. Brüssel. 24 Fr.

Napoléon. Ses opinions et jugemens, p. ordre alphabétique. — Von Damas-Hinard. 2 Bde. 16 Fr.

De l'état de l'instruction primaire et populaire en Belgique, comparé avec celui de l'instruction en Allemagne, en Suisse etc. — Von Ed. Ducpetiaux. 2 Bde. 18. Brüssel. 7 Fr.

Traité de Physiologie comparée de l'homme et des animaux. — Von A. Dugès. Erster Theil.

Le mariage de raison et le mariage d'inclination. — Von Mad. E. Farrenc. 7½ Fr.

Géodésie, ou traité de la figure de la terre etc. — Von L. B. Francoeur. 7½ Fr.

Voyage en Islande et au Groenland, exécuté par Tréhouart. — Von P. Gaimard. Erster Theil. 7½ Fr.

L'explication, hist. du tems de Louis XV. — Von P. L. Jacob. 1½ Fr.

Précis de l'Art de la Guerre. — Vom Baron de Jomini. 7½ Fr.

Principes métaphysiques de la morale. — Von E. Kant, übersetzt von L. J. Tissot. Zweite Aufl. 7½ Fr.

Einerley. — Von A. Karr. 2 Bde.

Moeurs Parisiennes nouvelles. — Von C. P. de Kock. 7½ Fr.

Moustache. — Von C. P. de Kock. 2 Bde. 15 Fr.

La chapelle des bois, les Mystères du château d'Isernore. — Von Th. Laforeſt. 4 Bde. 12 Fr.

Mémoire sur les différentes lésions spontanées du Poumon qui peuvent amener subitement la mort. — Von Lebert.

England.

Nichts Neues unter der Sonne.

Zweiter Artikel.

Ich kenne fast keinen köstlicheren Genuß, als wenn die Sonne so recht heiß vom Himmel herabscheint, durch die engen Straßen Sevilla's zu schlendern und sich von den stattlichen Häusern gegen das glühende Licht beschatten zu lassen, während die Springbrunnen, das Immergrün und die frischen Blumen der Patio's zugleich Auge und Ohr wohlthun. Ein Patio ist der innere Raum, um welchen die meisten anständigen Wohnhäuser in der Andalusischen Hauptstadt erbaut sind, mit Ziegeln gepflastert, die durch den herabsprützenden Schaum der Fontaine kühl gehalten werden, welche die nie versiegende Säule des erfrischenden Elementes im Centrum emportreibt. Rings herum stehen Porzellan-Vasen mit Rosen, Geranium, Maiblumen und Tulpen jeder Farbe. Ein Dach ist über diese reizende Stelle zur Tageszeit ausgebreitet. Des Abends locken die Kühlung und balsamische Düfte die Familie mit ihren Gästen, sich hier niederzulassen und zu träumen, bis die Sterne untergehen.

„O, die Mauren, die Mauren!" rief ich oft aus, wenn ich vorübergehend verstohlene Blicke warf auf diese lieblichen Plätzchen; gewiß, sie waren eine höchst geschmackvolle Nation. Ihnen verdanken wir Alles, was wir Poetisches finden in dem Bau und der Ausschmückung öffentlicher und Privatgebäude in Spanien, ausgenommen die Gothischen Kathedralen. Der Wachtthurm über dem Wohnhaus, die Mauer, die das Ganze umschließt, das Patio, die unerschöpflichen Combinationen der Phantasie in der Zeichnung der Arabesken, die sie auf den geschnitzten Bogen ihrer Thore und Thüren hinterlassen haben, ihre Abneigung dagegen, die Erdgeschosse zu bewohnen, die sie entweder ganz leer ließen oder höchstens zu Rumpelkammern gebrauchten — alles dies verräth ein hoch civilisirtes Volk, ein Volk von einem weit edleren und feineren Geistesgepräge, als die waren, welche sie aus dem Lande, das sie in jeder Beziehung fast zu ihrem eigenen gemacht, vertrieben.

Woher sind die Mauren gekommen? fragte ich: Aus Afrika. Von wem haben sie die Künste gelernt, worin sie sich auszeichneten? Das war eine Frage, die ich nicht zu meiner Befriedigung lösen konnte, bis ich in den Malereien von Theben und Alabastron, wie sie von Wilkinson kopirt sind, Häuser und Villen vor mir sah, die ganz in demselben Styl eingerichtet waren, mit dem Patio, dem Springbrunnen, den Blumen, der Bedachung, den Thürmen, den Arabesken, kurz Allem, was ich dem Maurischen Geschmack zugeschrieben, und zwar Alles zu der höchsten Vollendung gebracht in diesem wunderbaren Aegypten 3000 Jahre vor der Vertreibung der Mauren aus der Pyrenäen-Halbinsel.

Zu den schlagendsten Beweisen, welche den Fortschritt eines Volkes in der Civilisation darthun, gehört die Stellung, welche das weibliche Geschlecht in der Gesellschaft einnimmt. Nur bei Barbaren oder Stämmen, die nur wenig über den Zustand der Wildheit hinausgekommen sind, finden wir Mutter und Töchter von der Außenwelt abgeschlossen und zur Verrichtung der niedrigsten Hausdienste verurtheilt. In den ältesten Zeiten Aegyptens, über die uns die Skulpturen und Malereien von Beni Hassan oder Theben belehren, sehen wir die Damen der höheren Stände ganz in demselben Verhältniß der Gleichheit zu den Herren der Schöpfung stehen, als es jetzt in Frankreich oder England der Fall ist. Zuweilen sitzen sie neben einander auf denselben Stühlen und Sopha's, wiewohl meistens die Damen in einem Zimmer zusammen zu seyn pflegen, wie man es auch in Süd-Amerika findet. Sie haben ihre aufwartenden Sklaven und alle Zeichen von Achtung und Wohlleben um sich herum. Einige Freskos von Theben haben uns auch andere Spuren aufbewahrt von der Verbreitung einer Gewohnheit, die meist als ein sicheres Kennzeichen eines gereiften Gesellschafts-Zustandes angesehen wird, die Lust nämlich an der Aufregung der Lebensgeister durch den Weingenuß. Wir haben Darstellungen nicht blos von Männern, die im Zustande der Berauschung von ihren Dienern nach Hause gebracht werden, sondern sogar von geheimen Festlichkeiten unter den Frauen von Rang, wo die Sklaven eifrig beschäftigt sind, die Schalen zu füllen, und wo die welke Blume in der

fieberhaften Hand ein trauriges Bild der Sinnlichkeit und Erschlaffung giebt, die sich mit einem patriarchalischen Zeitalter der Gesellschaft nicht gut verträgt. Indeß muß man wissen, daß das alte Aegypten sich eben so sehr durch seine köstlichen Weine, als durch sein treffliches Bier ausgezeichnet hat, Versuchungen, denen sich nicht leicht widerstehen läßt.

In Cooper's Skizze des Londoner Lebens, wie er seine oberflächliche Bekanntschaft mit einigen Pairs und Gentlemen zu nennen beliebt hat, giebt der Verfasser einige Glossen über die verschiedenen Betonungen der Schläge, womit die Lakaien seiner Besucher an seinem Thürklopfer Einlaß verlangten. So schnell wurde er während seiner kurzen Erfahrung mit den Zeichen, die jedem Stand angewiesen sind, vertraut, daß er sich für fähig hielt, bei dem bloßen Hören der Schläge sogleich zu bestimmen, ob sein Besucher ein Herzog, ein Marquis, ein Graf, ein Baronet, ein Bürgerlicher oder ein Mahner sey. Gewiß glaubte der Amerikaner, indem er diese Dinge zu Nutz und Frommen seiner Landsleute beschrieb, diesen einen Mißbrauch aufzudecken, von dem die Welt noch nie gehört und der ohne Zweifel auf das Weichbild dieses modernen Babylons beschränkt war. Ich weiß nicht mehr, ob es derselbe Autor ist, dem wir einige beißende Bemerkungen über jene Leute verdanken, die es sich zum Grundsatz gemacht, sobald sie zu einem Diner eingeladen sind, nicht eher zu kommen, als bis die Suppe den Tisch verläßt.

Wenn Herr Cooper und der genannte Satiriker sich die Mühe nehmen wollten, einen Blick auf Nr. 176 in Herrn Wilkinson's Thebanischen Freskos zu werfen, so würden sie finden, daß beide Uebel, worüber sie sich beklagen, der Gesellschaft vor dreißig oder vierzig Jahrhunderten bekannt waren. Der Englische Zuspätkommer vertheidigt seine Saumseligkeit mit Anführung der Qualen, zu denen eine stillsitzende Gesellschaft verdammt ist während der ernsten Stunde, die der Ankündigung des Essens vorhergeht. In dieser Beziehung können wir uns von den Aegyptern belehren lassen: erstens hatten sie gewöhnlich Musikanten, die ihnen sowohl vor als nach Tische Zerstreuung gewährten, und dann hatten sie auch, ganz wie die Russen und Deutschen, ihre Herzstärkungen, die in dem Besuchzimmer herumgereicht wurden, ehe sie den Appetit an den substantielleren Leckerbissen des Speisesaals versuchten. Wird man nicht lächeln, wenn wir hinzufügen, daß sie sehr oft Roastbeef und Gänsebraten speisten, daß sie ihre Puddings und Pasteten hatten, daß sie ihren Wein aus Gläsern tranken und sogar dabei Gesundheiten ausbrachten, ganz wie wir es machen in unserem 19ten Jahrhundert?

Es giebt kaum irgend ein bei uns übliches musikalisches Instrument, das die Aegypter nicht in den ältesten Zeiten besessen hätten — die Harfe, in einer Menge von mannigfaltigen Formen, die Lyra mit und ohne Plektrum, die Guitarre, die Trommel, das einfache und doppelte Flageolet, die Trompete, die Cymbeln, die Pauke und die Cither. Im Plato giebt es eine Stelle über Aegyptische Musik, die wegen des hohen Alterthums, das er der Aegyptischen Civilisation zuerkennt, sehr merkwürdig ist. „Unser Plan", sagt er, „zur Erziehung der Jugend, daß nämlich nichts als schöne Formen und Musik in die Versammlungen junger Leute zuzulassen seyen, war den Aegyptern schon lange bekannt. Nachdem sie festgesetzt, welches diese Formen und diese Musik seyn sollten, stellten sie dieselben in ihren Tempeln auf; es war Malern oder anderen darstellenden Künstlern nicht erlaubt, andere Formen zu erfinden, die von der gegebenen Norm abwichen, noch durfte man überhaupt in Malerei, Bildhauerei oder anderen Zweigen musischer Kunst irgend eine Veränderung treffen. Man wird daher finden, daß die Gemälde und Statuen, die vor zehntausend Jahren gemacht worden, in nichts besser oder schlechter sind, als das, was sie jetzt machen" *).

Eine Bemerkung von Bruce besagt dasselbe. Indem er von den Harfen an einem Grabmal in Theben spricht, meint er, sie wären von der Art, daß sie alle bisher bekannte Nachrichten von dem frühesten Zustand der Musik und der musikalischen Instrumente im Orient zu Schanden machen, und sie gäben, trotz tausend Griechischer Angaben, in Form, Zierrath und Umfang einen unbestreitbaren Beweis ab, daß zu der Zeit, wo dieses Instrument gemacht wurde, Geometrie, Zeichnen, Mechanik und Musik die höchste Ausbildung erreicht hatten, und daß die Zeit, von der wir die erste Erfindung dieser Künste datiren, nur als die Aera ihres Wiedererwachens zu betrachten ist. Die besagten Harfen waren aus der Zeit Ramses III., um 1235 vor Christus. Kein Wunder, daß Bruce in seiner Zeit so viel Spott zu erfahren hatte; denn hätte es sich nicht seitdem zur Genüge herausgestellt, daß er zu den intelligentesten und zuverlässigsten Reisenden gehört, so würde man auch jetzt mit Recht erstaunen, ihn von dem Wiedererwachen jener Künste zu einer Zeit sprechen zu hören, in der Viele kaum die Kindheit derselben zugeben wollen.

Anstatt mit George Selwyn zu lachen, sollten wir jetzt vielmehr über ihn lachen wegen seiner kaustischen Ausfälle gegen Bruce's Glaubwürdigkeit. Jemand fragte den Reisenden in einer großen Gesellschaft bei Tisch: „Was für musikalische Instrumente sind in Abyssinien üblich?" Bruce antwortete: „Ich glaube, ich habe dort eine Leier gesehen." George flüsterte in das Ohr seines Nachbars: „Ja, und seitdem er von dort weg ist, ist eine weniger da." — Aus einer Beschreibung des Athenaeus geht in der That hervor, daß der Chor beim Bacchusfest des Ptolemäus Philadelphus von ungefähr sechshundert Musikern gebildet wurde, unter welchen dreihundert die Cither spielten.

Die Kastanietten, wie die Guitarre, hält man allgemein für Spanischen oder wenigstens Maurischen Ursprungs. Es ist kein Zweifel, daß sie Aegyptisch sind, mit dem einzigen Unterschied, daß sie in Spanien aus dem Holz der Kastanie (castaña) gemacht werden, während im alten Aegypten diese kleinen Cymbeln, die mit Finger und Daumen gespielt wurden, aus Metall bestanden.

Nichts ist verbrauchter, als die Gemeinplätze unserer Prüden gegen die moderne Unsittlichkeit der Operntänzer, wie sie's nennen, ihr Stehen auf einem Fuße, während der andere emporgerichtet und mit dem Arm parallel ausgestreckt ist, ihre kurzen Sprünge in die Luft und all' die gedankenschnellen Veränderungen der Stellung, womit die Melanies und Mercandottis unserem John Bull so viel Beifall und Geld ablockten, womit die Taglioni von den Russen so starke Contributionen erhebt und Duvernay auf ein Einkommen Anspruch macht, das den Revenüen manches Deutschen Fürstenthums mehr als gleichkommt. „Nie sah man früher solche Verzerrungen der menschlichen Gestalt! Diese verabscheuungswürdigen Resultate unserer lasterhaften Ueberkultur, man sollte sie lieber der Französischen Akademie überlassen, wo sie gewiß zuerst erfunden worden sind!!" Denke ich an diese alklugen Glossen, so kann ich nicht umhin, laut aufzulachen, wenn ich in einer Kopie der Beni Hassanschen Fresko's eine Gruppe weiblicher Tänzer vor mir sehe, von denen Eine auf einem Fuß ihre Pirouetten macht, während die Andere ganz im akademischen Styl parallel mit den Armen ausgestreckt ist. Ich glaubte anfangs, es wäre die Taglioni selbst.

Auch die menuet de la cour gilt für eine Französische Erfindung. Doch hier sehen wir sie auf einem Thebanischen Fresko! Ja, man kann behaupten, daß der Matrosen-Tanz, welcher den Galerieen in der „Bettlers-Oper" so viel Freude macht, zu jener Zeit an den Ufern des Nil nicht unbekannt war, und daß der Irische Jig, der Spanische Bolero, die Quadrille und — Wunder über Wunder — sogar die Gallopade nichts weiter sind, als Nachahmungen der Tänze, die bei den Aegyptern lange vor dem Trojanischen Kriege üblich waren.

Auch Joe Grimaldi, oder wenigstens einer von seiner Zunft, so wie seine Freunde, Pantalon und Harlequin, florirten schon in jenem grauen Alterthum, und in einem dieser Monumente ist auch ohne Widerrede ein vollkommener Urnypus zu sehen von Jim-brow. Dieses Volks-Monstrum habe ich wenigstens bisher immer für ein Original gehalten. Doch wenn man findet, daß auch er nur von einem gegen 4000 Jahr alten Aegyptischen Fresko (Nr. 241) kopirt ist, dann wird man wohl gezwungen, in Salomo's Ausruf einzustimmen: In der That, es giebt nichts Neues unter der Sonne.

M. J. Quin.

*) Siehe Plato im zweiten Buch der Gesetze.

Bibliographie.

Historical Essay on the power of the Popes. — 12 Sh.
The Heiress and her suitors. — 10½ Sh.
Journal of the Statistical Society of London. — 1½ Sh.
Anatomical sketches and diagrams. — Von A. M'Whinnie. 4 Sh.
A pictorial map of Palestine and Egypt. — Von W. Martin. 10½ Sh.
Montrose and the Covenanters, from orig. documents. — Von M. Napier. 2 Bde. 24 Sh.
Historical Sketches of Spain and Portugal. — Zweite Aufl. 1 Bd. 5 Sh.
Montezuma. — Tragödie von D. Stabbs. 4 Sh.
H. Taylor's Bee-keepers manual. — 2½ Sh.

Mannigfaltiges.

— Shakespeare und seine Freunde. Unter diesem Titel ist so eben in London eine Erzählung in drei Bänden erschienen *). Shakespeare und Ben Jonson, die jungfräuliche Königin Elisabeth und der Ritter vom Mantel, Sir Walter Raleigh, sind die Helden dieser Erzählung, die zwar mit vieler Kenntniß der literarischen und politischen Geschichte Englands abgefaßt ist, aber etwas an Gedehntheit leidet und dadurch an einen Anfänger in der Kunst der Novellistik erinnert. Wir kommen vielleicht noch später wieder auf diesen Roman zurück, da er, seines Gegenstandes wegen, auch wohl für Deutsche Leser ein näheres Interesse darbietet.

— Einfluß Scottscher Romane in England. Unter Scott's Romanen hat der Ronans-Brunnen (St. Ronans Well) in Deutschland nicht viel Beifall gefunden, und auch in England ward derselbe nicht mit gleichem Enthusiasmus aufgenommen, wie die früheren Romane. Um so mehr aber fühlten sich die Bewohner des Städtchens Innerleithen, bei welchem der Ronans-Brunnen liegt, geschmeichelt. Die Notabeln beschlossen durch Acclamation, daß die Stadt hinfort St. Ronan heißen sollte und nicht mehr Innerleithen. Der neue Name zog eine große Anzahl Badegäste von allen Seiten herbei, die Häuser stiegen im Preise, die Wohnungen wurden gesucht, und die Einwohner suchten dem genius loci, Walter Scott, ihre Dankbarkeit dadurch zu beweisen, daß jede neue Anlage ihren Namen nach ihm oder nach seinen Werken erhielt. So finden die Reisenden im Städtchen jetzt einen Abbotsford-Platz, ein Marmion-Hotel, eine Waverley-Straße und ähnliche Benennungen.

*) Shakspeare and his friends, or the golden age of merry England. 3 vols. London, Colburn.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. H.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 70. Berlin, Montag den 11. Juni 1838.

Süd-Amerika.

Scarlett's Reisen in Süd-Amerika *),

Das Deutsche Publikum begleitet einen Reisenden durch Brasilien, durch die weiten, öden Pampas, die Urwälder am Fuße der Andes, über das rauhe Gebirg nach Peru zu den Küsten des westlichen Oceans wohl noch heutzutage mit der Neu- und Wißbegier und mit dem persönlichen Antheil, den man kühnen Länder-Entdeckern zu zollen pflegt. Für uns gehören jene Gegenden noch halb und halb zu den unbekannten Ländern, an das entlegenste Ende der Geographie, und wir können von einer Reise dorthin die Vorstellung des Fährlichen, Gewagten, Abenteuerhaften noch nicht recht trennen. Die Engländer hingegen sind durch vielfachen politischen und Handelsverkehr und durch reichliche Mittheilungen ihrer reisenden Landsleute, deren beständig ein starkes Kontingent in jenen Ländern unterweges ist, mit dem dortigen Terrain, mit der landschaftlichen Scenerie und Staffage, mit Zuständen und Sitten im Ganzen so wohl bekannt, daß eine Reise quer durch Brasilien und über die Andes in ihren Augen eben nicht mehr zu sagen hat, als etwa ein Streifzug quer durch Ungarn über den Balkan, und daß der Reisebeschreiber seine Fahrten und Erlebnisse am Plata-Strome, unter den büffeljagenden Gauchos, in Chili und zu Panama ganz in der gemächlichen, alltagsbequemen, leichtgeschürzten und das Meiste im Vorübergehen mitnehmenden Manier hererzählt, wie der erste beste Tourist seine Begegnisse auf dem Durchfluge durch wohlbekannte Europäische Länder. So macht es auch unser braver und schlichter Autor, Herr Campbell Scarlett. Seine Reise ging zuerst (August 1834) im Gefolge einer Britischen Gesandtschaft nach Rio Janeiro; von da über die Banda Oriental, über Buenos-Ayres und Montevideo, durch die Pampas, welche er nicht in hastigen Märschen, wie die meisten seiner Vorgänger, sondern in gemächlicher Weile durchzog, bis zur Stadt Mendoza am Fuße der Andes. Im zweiten Bande führt ihn sein Weg über das Gebirge nach Chili, von Valparaiso die Küste entlang nach Lima und Panta; er macht einen Abstecher nach den Perlen-Inseln und verweilt endlich längere Zeit zu Panama. Dieser Abschnitt ist der wichtigste und interessanteste des ganzen Buches, und ihm verdankt das Werk den bedeutenden Ruf und die beifällige Aufmerksamkeit, womit es gleich beim Erscheinen vom Publikum in England überhaupt, ganz besonders aber vom Handelsstande und selbst von der Regierung, aufgenommen worden ist. Es wird nämlich hier die Möglichkeit und Ausführbarkeit einer Kanal-Verbindung zwischen dem Mexikanischen Busen und dem westlichen Ocean dargethan und die Errichtung einer Pacific-Steam-Navigation-Company in Vorschlag gebracht, um auf dem angegebenen Wege und mit Hülfe der Dampfschifffahrt eine schnellere und regelmäßigere Communication mit den Hafen- und Handelsplätzen der Amerikanischen Westküste herzustellen. Wir lassen jedoch dieses ernste, einer umständlichen geographischen und kommerziell-statistischen Erläuterung bedürftige Thema bei Seite und fassen das Buch von der erzählenden, unterhaltenden Seite. Geschrieben ist es ohne alle Kunst und Prätension; es befolgt den schlichten Gang eines Tagebuchs, hält sich treu an die Vorgänge, läßt uns mit des Reisenden Augen sehen und mit seinen Ohren hören, und verschont uns mit aller unnützen Weitschweifigkeit und Reflexion. Sogar auf Beschreibung und Schilderung der Landschaften, der Städte und Wohnplätze, der Menschen, Trachten, Sitten, Gebräuche, Volks-Scenen läßt er sich nur in dem Maße ein, als ihm dergleichen von selbst entgegenkommt. Deutschen Lesern namentlich wäre in diesem Punkte mit etwas mehr Umständlichkeit und Ausführlichkeit gedient gewesen. Allein, wie gesagt, Scarlett schreibt für ein Publikum, welches in Lima und Callao und in den Bergwerks-Bezirken der Andes so gut und besser zu Hause ist, als wir in den Ländern, die uns zunächst umgeben. Denkt man sich einen schlichten, gutmüthigen, derben Gentleman in den besten Jahren, mit gesunden Augen und hinlänglichem Mutterwitz, aber mit blutwenig Phantasie begabt, am Herde im Lehnstuhl sitzend und von seinen Reisen erzählend, so hat man von dem Ton und der Vortragsweise des Buches die beste Vorstellung. Wir lassen nun etliche ausgezogene Stellen ohne weitere Bevorwortung auf einander folgen.

Rio Janeiro. „Wir fuhren an einer Reihe kleiner, grüner, bewaldeter Eilande vorüber, die vor dem Hafen liegen. Sie schienen sämmtlich unbewohnt; nur auf einem wurden wir ein Gebäude mit einem Thurme gewahr, der zugleich als Leuchtthurm und als Signalposten zu dienen scheint. Die Ansicht der Gestade zu beiden Seiten war freundlich, aber nicht großartig. Kaum aber hatte unser Fahrzeug, um eine Landspitze wendend, den Hafen von Rio gewonnen, so war wie mit einem Zauberschlage die Scene geändert. Im herrlichsten Sonnenlicht lag ein weites und hohes Amphitheater von Bergen vor uns ausgebreitet, so gewaltig und erhaben und dabei so reizend, lockend, anmuthig, wie keines Menschen Wort noch Feder beschreiben kann. Wer es nicht gesehen, der hat keine Vorstellung von dieser unermeßlichen Ueppigkeit und Fülle der Vegetation, von diesem reichen, schwellenden, saftgesättigten Grün, das aus jeder Scholle am Boden, aus jeder Fuge des Gesteins emporzuquellen scheint, das die Thäler, die Abhänge, die runden Kuppen und die sanftgeschweiften Züge der nahen und fernen Berghöhen in tausendfacher Farbenabstufung überkleidet und keine Lücke läßt, außer wo ein Meeresarm, eine schmalgewundene Bucht sich in das Land hineinstreckt, oder wo man, an fernen offenen Stellen, einen klaren Fluß unter majestätischer Tropenwaldung vorübergleiten oder die Abhänge hinunterrauschen sieht. Aus dieser Fluth von Grün taucht die Stadt Rio Janeiro mit ihren Palästen und ihrer Umgebung von Landhäusern und ländlichen Gehöften im glänzendsten Weiß hervor. Ich habe Konstantinopel, Neapel, Smyrna, viele andere Städte gesehen, deren malerisch herrlicher Anblick als unvergleichlich gerühmt wird; aber so erhabene und entzückende Pracht, wie dieses Amphitheater des Hafens zu Rio, bietet fürwahr kein zweiter Platz in der Welt." — Rio Janeiro hat keinen Sklaven-Markt mehr; allein der Neger verharrt noch immer in tiefster thierischer Erniedrigung. Zu den härtesten, gemeinsten, schmutzigsten Diensten werden ausschließlich Schwarze gebraucht. Scarlett ist im Ganzen der Meinung, daß sie in der That zu nichts Besserem taugen, und daß es einer langen Erholungs- und Bildungszeit für sie bedarf, damit sie nur einigermaßen von der über sie gebrachten Entwürdigung und Entmenschung wieder aufkommen. „Sie dienen als Zugthiere, werden paarweise vor niedrige, vierrädrige Karren angeschirrt und schleppen schwere Güterlasten durch die Straßen. Zuweilen tragen ihrer vier oder sechs eine Last an Stangen oder auf einer Bahre einher; dazu halten sie Schritt und Takt und heulen, um sich munter zu halten, eine klägliche, eintönige, in Sätzen abgebrochene Melodie. Sieht man dazu die unförmlich mißgestalteten Figuren, die schmutzigen Leiber, die thierischen, widerwärtig stumpfen, gedanken- und empfindungsleeren Gesichter, so fühlt man sich in der That versucht, zu glauben, daß der Abstand, physisch und moralisch, in der Race liegt. Sind sie müßig, so sieht man sie Tag und Nacht auf der Straße liegen, sich auf Misthaufen wälzen; das Bedürfniß der Reinlichkeit scheinen sie gar nicht zu kennen und sind in dieser wie in mancher anderen Hinsicht um nichts besser angesehen, als die Schweine." — Ein abendlicher Spazierritt in der Umgegend von Rio bringt uns folgende Schilderung: „Kurz vor Sonnenuntergang kamen wir an einem großen Zuckerrohrfelde vorüber, — das erste, welches ich in meinem Leben sah. Die Pflanzen waren noch jung und prangten im frischesten Grün. Je dunkler der Himmel uns zu Häupten wurde, desto lustiger fing es zu unseren Füßen an zu sprühen und zu leuchten. Im Grase, im Rohre, in den Büschen wimmelte es von Leuchtkäfern; zu Tausenden stiegen sie auf und schwärmten ringsumher und über unseren Köpfen, wie daheim die Mücken. Und als die Nacht einbrach, da war es keine stille, schweigende Sommernacht, dergleichen man bei uns in Idyllen schildert; sondern allerwärts wurde eine ganze Welt von Geschöpfen laut und lebendig, ein Durcheinander von tausenderlei verschiedenen Tönen, einförmig und doch unendlich mannigfaltig, ein wirrer Lärm und doch eine gar nicht üble Musik; so reiten wir unter Konzert und Feuerwerk. Das ist kein Quaken, was die Frösche hier vollführen, — das dröhnt wie die Hammerschläge in eines Grobschmieds Esse. Millionen Heuschrecken, Grillen, Cikaden geigen und zirpen ihren schrillenden Diskant, ohne Takt

*) Vollständiger Titel: South America and the Pacific; comprising a Journey across the Pampas and the Andes, from Buenos Ayres to Valparaiso, Lima and Panama; with Remarks upon the Isthmus. By the Hon. P. Campbell Scarlett. To which are annexed Plans and Statements for Establishing Steam Navigation on the Pacific. 2 vols. London, Henry Colburn, 1838.

und ohne Pause. Und wer nennt, ja wer erfaßt nur Alles, was dazwischen brummt, summt, flötet, gurgelt, pfeift und kreischt und schnattert und klappert! Der Lärm in der Wolfsschlucht, womit das wilde Heer beim Guß der Zauberkugeln akkompagnirt, ist Kinderspiel dagegen. Dann und wann kam eine riesengroße, tölpische Fledermaus, von der echten Vampyr-Gattung, mit spitzem Hundekopf und steifen Ohren, unseren Pferden an den Kopf gefahren, und die häßlichen, schwarzlappigen Flügelhäute fächelten uns dicht vor der Nase." —

Buenos-Ayres. Hier besuchte Scarlett die Deputirten-Kammer. „Das Gebäude ist ziemlich klein und unansehnlich; der Sitzungs-Saal amphitheatralisch, mit Logen für die Zuschauer. Die Deputirten sitzen auf Stühlen, im Halbkreise, um eine erhöhte Bühne, in deren Mitte sich der Präsidentenstuhl und vor demselben ein großer Tisch befindet; zu beiden Seiten stehen noch mehrere kleinere Tafeln. Die Herren waren in sehr lebhafter Diskussion begriffen; es handelte sich allerdings von einem nicht geringen Kunststück, nämlich von einer Anleihe, um die Staats-Schulden abzutragen. Der Secretair las ein langes, mit Zahlen reichlich gespicktes Exposé vor; darauf ergriff ein Deputirter das Wort gegen die Maßregel, ereiferte sich aber nicht im mindesten, sondern blieb in höchst kommoder Stellung sitzen und wiegte sich mit dem Sessel gemächlich hin und her." Glückliches Land, wo die Gesetzgeber sich ihr Geschäft so bequem machen können!

Doktor Francia. Der Diktator beherrscht sein Paraguay nach wie vor mit unbestrittener, despotischer Macht. „Er stellt", sagt Scarlett, „in seiner Person den konzentrirten Geist und Gehalt, die ungemilderte Quintessenz des Jesuitismus dar. Das frühere Regiment der geistlichen Väter war bei weitem so streng, gewaltsam, unnatürlich, so unverständig und verstockt misanthropisch nicht. Was bei den Jesuiten eigensüchtige und schlaue, vielleicht furchtsame und ängstliche Politik war, scheint bei Francia eine fixe Idee geworden zu seyn, woran sich tückische Herrschsucht und ingrimmiger Eigensinn festgekrallt hat. Auch wird er je älter desto schlimmer. Er will durchaus von keinem politischen noch Handelsverkehr mit Fremden wissen. Land und Volk sind, nach Allem, was man hört, übel daran. Was die Jesuiten-Väter Gutes gestiftet hatten, hat Francia nicht zu pflegen, noch wiederherzustellen gewußt. Die armen, in der Dummheit gehaltenen Teufel, die Indianer, haben die ganze schöne Abrichtung wieder verlernt. Um den Anbau des Landes steht es kläglich, und um die Künste und Gewerbe, wodurch alles zum Leben Nöthige im Lande selbst bereitet werden sollte, noch viel kläglicher. Mit dem Glück des einfältigen, sanftmüthigen, geduldigen Völkchens ist es aus, aber die alte Furcht, der heilige Respekt besteht noch und verschafft Allem, was der geistliche Despot befiehlt und anordnet, unbedingten Gehorsam. Läßt sich ein Fremder auf dem Gebiete von Paraguay betreten, so wird er entweder sofort wieder hinausgeschafft und mag dann froh seyn, daß er so gnädig davonkommt, oder er wird mir nichts dir nichts festgenommen und gefangen gehalten, wie Bonpland, der erst nach eilf Jahren loskam." — Der Britische Konsul, Herr Woodbine Parish zu Buenos-Ayres, erfuhr 1834, als er dort eintraf, daß sich eine große Anzahl Engländer schon seit geraumer Zeit, manche seit sechs, einer gar seit vierzehn Jahren, in des Diktators Gefangenschaft befänden. Sofort erließ er ein Schreiben an Francia, worin er mit dem gehörigen Nachdruck die Freilassung seiner Landsleute forderte, zugleich aber sich in der verbindlichsten Weise erbot, einen Vice-Konsul nach Paraguay abzusenden und eine freundschaftliche Korrespondenz anzuknüpfen. „Die Gefangenen ließ Francia augenblicklich in Freiheit setzen; den Vice-Konsul verbat er sich zwar, erklärte sich jedoch einer Korrespondenz mit dem Konsul, sogar einem direkten Verkehr mit England nicht abgeneigt. Dazu machte er jedoch seine Bedingungen. Die Schifffahrt auf dem Parama- und La Plata-Strome sollte von den Ufer-Staaten gänzlich freigegeben werden und ihm, Francia, das Recht zustehen, Fahrzeuge unter eigener Flagge direkt nach Europa zu senden, ohne Zoll und Kontrolle seiner Feinde (d. h. der Vereinigten Staaten von La Plata und der Republik Buenos-Ayres). Er mag sich wirklich eingeredet haben, die Englische Regierung werde sich, ihm zu Liebe, mit der Sache befassen und ihm das Verlangte ausbedingen. Als daher der Konsul ablehnend erwiederte, die Verhältnisse wegen der Binnen-Schifffahrt könnten der Gegenstand einer Unterhandlung und eines Vertrages mit den dabei betheiligten Staaten werden, wozu die Englische Regierung gern vermitteln und verhelfen wolle, — da gerieth der Herr Doktor in gar böse Laune, suchte allerhand alte Händel und Beschwerden, noch aus Bonpland's Zeiten, wieder hervor, schickte dem Konsul seine Schreiben zurück und brach allen Verkehr mit ihm aufs entschiedenste ab. Dabei ist es denn bis auf den heutigen Tag geblieben. Vor mehreren Jahren, hörte ich erzählen, fuhr ein Franzose, ein dreister Spekulant, den Parama-Strom hinauf, legte an, fand seinen Weg nach Assumpcion und war geschickt oder glücklich genug, eine Audienz bei Francia zu erhalten. Er bat um Erlaubniß, seine Ladung im Lande absetzen zu dürfen, und um sich dem Diktator geneigt zu machen, brachte er eine höchst elegante Equipage zum Geschenk mit. Francia nahm den Mann höflich auf und ließ den Wagen alsbald durch den Thorweg in seinen Hof fahren. Deß freute sich der Franzose nicht wenig und rechnete schon im Geiste, wie viele Centner der köstlichen Yerba (des Paraguay-Thee's) er wohl einhandeln und wie hoch er sie daheim versilbern würde, als der Doktor ihn im Gespräch an ein Hinterfenster führte. Da stand die schöne Karosse zwischen lauter Reisbündeln, die angezündet wurden und lichterloh brannten, bis das Geschenk zu Asche war. — Was uns Zapata über den Mann und sein Wesen berichtete, wirft ein grelles Licht auf die argwöhnische Tücke seines Charakters und auf die schnöde, harte Willkür seines despotischen Verfahrens. Zapata hatte einen wackeren, unterrichteten, verständigen Offizier in der Paraguay'schen Miliz gekannt, welchen der Diktator auf alle Weise verfolgte, degradirte, endlich ganz und gar fortjagte, lediglich weil er die überlegene Einsicht dieses Mannes fürchtete. Francia kann und will Niemanden im Lande leiden, der an Einsicht und Charakter über die scheue und verstandlose Heerde hervorragt, Keinen, der Ansehen, Vertrauen und Liebe bei seines Gleichen und den Untergebenen zu gewinnen versteht, Keinen, der ihm etwa seine Regierungskünste absehen könnte, Keinen hauptsächlich, der durch irgend einen geistigen Vorzug in seine, des Diktators, des einzig Weisen und Allmächtigen Nähe heranzureichen droht. Ich glaube fast, die ganze Weltgeschichte zeigt kein Beispiel eines so intensiven Despotismus, wie diese Herrschaft des Jesuiten-Doktors über die armen Indianer in Paraguay."

Die Provinz Mendoza. Scarlett kann diese am Fuße der Andes gelegene Landschaft gar nicht herrlich genug schildern. „In diesem ewig frühlingsmilden Klima, auf diesem üppig fruchtbaren Boden gedeihen alle unsere Europäischen Früchte zur höchsten Vollkommenheit. Vom Apfel und der Birne bis zur Orange und zum Granatapfel findet man sie alle wieder, aber größer, saftvoller, reicher an Duft und Würze. Der Landbau ist hier nicht allein von der Natur in weit höherem Maße begünstigt, sondern wird auch mit mehr Einsicht und Sorgfalt betrieben, als in der Gegend um Buenos-Ayres. Wein, Taback, Mais und Waizen wird im Ueberfluß gewonnen. Vor wenigen Jahren wurde hier die erste Wassermühle angelegt; jetzt sind bereits mehrere im Gange, zu großem Vortheil der Landwirthe, die am Transport Mühe und Kosten ersparen und am Preise gewinnen, seitdem Mehlfässer statt der Getraidesäcke zum Fluß hinunter wandern. Der Fluß, die Pulsader alles Verkehrs, ist kein anderer als der Rio de la Plata, der hier wasserreich und schiffbar aus den Andes hervortritt. Was aus der Provinz ausgeführt werden soll, muß auf Karren oder Mauleseln da hinab geschafft werden, wo es seinen Markt findet. Neben dem Ackerbau besteht denn auch manche ländliche Industrie: unter Anderem verstehen die Landleute sich auf das Kochen einer besonderen Seife, wozu sie wohl gewisse sodahaltige Pflanzen benutzen mögen, und wovon manche Ladung nach Buenos-Ayres geht. Auch Rinderhäute werden ausgeführt, doch in geringerer Menge, da die Provinz größtentheils bergig ist und die zahlreichen Büffelheerden eigentlich in der Niederung, in den flachen, unabsehbaren Pampas zu Hause sind." — „Mendoza ist ein höchst anmuthiges Städtchen. Längs jeder Straße, sowohl in als vor der Stadt, läuft ein Kanal mit frischem, klarem, kühlem Wasser, das aus den nahen Bergen herbeigeleitet wird. Auch sind die Wege in der Umgegend durchgängig mit Bäumen bepflanzt und zum Theil durch kleine Wald-Anlagen geführt, so daß sie zur heißesten Tagesstunde schattig und kühl bleiben und den angenehmsten Spaziergang gewähren." — „Da die Leute hier so wenig mit der Welt verkehren und alle Europäische Künste und Erfindungen so spät und unvollkommen zu ihnen gelangen, so hat sich eine große Einfachheit der Sitten und der Lebensweise bei ihnen erhalten, und sie scheinen an Bildung gegen die Bevölkerung von Buenos-Ayres weit zurückzustehen. Das gleicht sich aber durch andere Vorzüge aus. Die Bewohner dieser abgelegenen Berg-Landschaft sind ein glücklich begabtes Volk, voll lebendigen natürlichen Verstandes, höchst wißbegierig und bildungsfähig; dabei haben sie nicht nur die Reinheit, sondern auch einen gewissen Adel der Sitte bewahrt, und selbst den Gauchos ist Lebensart und höflicher Anstand nicht fremd. Die Familie meiner freundlichen Wirthe zu Villa Nueva war ganz unerschöpflich an Fragen und Erkundigungen über die fernen, fremden Länder, von wo ich herkam; mit Freuden empfingen sie jede Belehrung, und mit Freuden ertheilten sie mir jede, um die ich bat." (Schluß folgt.)

Italien.

Buchhandel und Verlagsrechte in Italien.

(Schluß.)

Der Buchhandel im Großen wird insgemein auf dem Wege des Tausches betrieben; bei Geschäften für baares Geld ist ein unmäßiger Abzug, oft 30 pCt., üblich. Die vielfache Zerstückelung Italiens hemmt den Umlauf der Bücher im Lande auch gar zu sehr; und schon lange bleibt es bei der bloßen Absicht, ein Speditions-Geschäft für den regelmäßigen Empfang und Vertrieb der Novitäten des Buchhandels einzurichten. Gegenwärtig schickt also der Verleger an jeden seiner Geschäftsfreunde etwa ein halbes Dutzend Exemplare von einem Verlags-Artikel und hat dann nach Verlauf von sechs Monaten das Vergnügen, vielleicht genau eben so viele „Krebse" auf seine eigenen Kosten von Jenen zurückkommen zu sehen.

Will nun aber ein Autor sein Werk auf eigene Kosten drucken lassen, so muß er vor Allem den schweren Betrag der ganzen Auflage bezahlen und dann doch einem Buchhändler sich in die Arme werfen, der ihm die übertriebensten Kommissions-Gebühren abverlangt, da er selber wieder seinen respektiven Geschäftsfreunden den höchsten Rabatt bewilligen muß. Auch den Weg der Vergesellschaftung hat man eingeschlagen; doch führt dieser nur bei umfangreichen und langdauernden Werken zu erwünschtem

tem Ziele, wenn nämlich nicht etwa der Stolz dazwischentritt und durch Demüthigungen die ganze Sache verleidet.

Zwar sind die hier angezogenen nur einige von den vielen Ursachen, welche auf die Verhältnisse der Literaten Italiens so trübselig einwirken; dennoch aber darf man weder verschweigen noch leugnen, daß es immer noch einige Glückliche unter uns giebt, die in ziemlich gemächlichem Wohlbehagen einzig von den Früchten ihrer literarischen Arbeiten leben, namentlich in Mailand, Turin und Venedig. Doch sind deren wahrlich verzweifelt Wenige, und ihre weitere Erwähnung würde nur hunderterlei Dinge aufs Tapet bringen, die mit unserem Gegenstande nichts gemein haben.

So viele verschiedene Regierungen Italien aufzuweisen hat, eben so viele verschiedene Gesetzgebungen gelten hier für das Eigenthum. Im Piemontesischen sichert der neue Kodex das literarische Eigenthum Jedem, der sieben Exemplare deponirt; doch ist das Wie und Wielange bis jetzt noch nicht festgestellt, sondern soll erst durch spätere Verordnungen erledigt werden. In den größeren Staaten wird gar kein Exemplar gesetzlich abgefordert, nicht einmal das, welches zur Durchsicht vorgelegen. Jeder Band aber, neu, oder überhaupt nur eingeführt, muß gestempelt werden; und wenn er nicht privilegirten Inhalts ist, so haben zwei Censoren das Recht, 16 Centesimi (1 Sgr.) dafür zu erheben. Kommen Werke in Paketen heftweise an, so wird das erste und das letzte derselben gestempelt. — In Toskana ist die Freiheit so groß, daß Dein Nachbar schon am Tage des Erscheinens Dir, dem Verleger eines theuer erkauften oder mühsam gesammelten Werkes, dasselbe ohne Weiteres kann nachdrucken lassen. Wer sein Eigenthum dagegen schützen will, muß um ein Privilegium einkommen, das er übrigens nicht einmal immer erhält. Doch das ist gleich viel; denn erwischt er es auch wirklich, was nutzt ihm — wenn es sich nicht gerade um ein Buch von ganz lokalem Interesse handelt, wie etwa Rigetti's Geographisches Wörterbuch von Toskana — ein Privilegium, das schon in Bologna, Bastia, Lucca nicht mehr Geltung findet? — Der Herausgeber kann also keinen irgend kostspieligen Verlag unternehmen, bevor er eine solche Anzahl von Abonnenten, daß er gedeckt ist, gesammelt hat. Das Publikum gedulde sich demnach nur! Diese Toskanische Freiheit erstreckt sich indeß auch auf die Einführung jedes Nachdrucks. Gegenwärtig giebt es im Toskanischen, so viel uns bekannt geworden, 15 Buchhandlungen in Florenz, 5 oder 6 in Livorno, 4 in Pisa, 2 in Siena, 2 in Prato, eine in Arezzo und eine in Pistoja; aber die Zwischenhändler und Wiederverkäufer von Büchern sind daselbst in solchem Ueberflusse vorhanden, daß auf die einzige Stadt Florenz allein vielleicht ihrer 60 kommen. Diese Hauptstadt besitzt außerdem 6 Schriftgießereien und 36 Buchdruckereien, während im übrigen Toskana 2 oder 3 von ersteren und 15 von letzteren sich befinden. Dies ist nun doch gewiß nicht wenig, so daß man wohl erwarten dürfte, daß Toskana auch wenigstens in der Anzahl der neuen Literatur-Erzeugnisse ein Primat innehabe, dessen Behauptung die Gelindigkeit der Landes-Gesetze und das bewundernswürdige Mittel seiner Sprache ihm gleich sehr erleichtern müßten. Aber trotz allem dem findet gerade das Gegentheil statt. Starb doch ein Literaturblatt, das sich dort zum Verfechter der Würde der Kunst und der schönen Wissenschaften aufgeworfen, erst neulich eines gewaltsamen Todes! *)

Von den Büchern, welche in den Kirchen-Staat eingeführt werden, bezahlen immer 100 Pfund einen Scudo (Spezies-Thaler), in Florenz nur 7 Toskanische Paoli (25 Sgr.); in der Lombardei dagegen bezahlt jedes Kilogramm (etwa 2½ Pfund) 25 Lire, in den Sardinischen Staaten sogar 50 Francs.

Am meisten gedrückt ist in diesem Punkte aber unstreitig das Königreich beider Sicilien, wo die Regierung, in der Absicht, die einheimische Gedanken-Manufaktur zu begünstigen, alle dergleichen Einfuhr von außen so gut wie gänzlich abgeschnitten. Anfangs nämlich zahlte man von 100 Ducati (110 Thlr.) Werth 2 Carlini (6 Sgr. 8 Pf.); nach einem Dekrete vom 10. November 1822 jedoch giebt jeder Oktavband 3, jeder Quartband 6 und jeder Folioband 9 Carlin. Dies ward aber lediglich verordnet, um die Zweifel und Streitigkeiten abzustellen, welche aus der Erhebung des Zolls, wenn er auf den Werth der Waare begründet ist, gewöhnlich entstehen, und dabei sagte man denn auch, wie angegeben: es geschehe, um den Nationalfleiß zu heben. Dasselbe Gesetz belegte die Journale mit einer Post-Taxe von 10 und 15 Gran (1 Gran beträgt etwa 4 Pfennige) für jeden Bogen, je nachdem sie Italiänische oder ausländische waren. Dies ist jedoch 1834 auf 3 Gran für den Bogen ermäßigt worden. Die im Lombardisch-Venetianischen erschienenen Bücher bezahlen das Doppelte. Kaum war dieses Gesetz erschienen, so war auch schon aller Buchhandel des Todes erblichen: die auswärtigen Geschäftsfreunde stellten ihre Sendungen, die inländischen ihre Aufträge ein. Der Buchhändler Borel, der in Paris 160 Korrespondenten zählte, behielt von diesen Allen nur einen Einzigen; die Buchhändler schwanden kläglich dahin, und die Buchhandlungen schrumpften zu erbärmlichen Buden zusammen. Die Buchhändler mußten nun immer baar Geld in Bereitschaft halten, um nur den schweren Zoll bestreiten zu können; dadurch stieg der Preis der fremden Bücher bis aufs Doppelte, und die Kunden ließen sich die theure Kauflust vergehen. Nun blieb gar manche Kiste mit Büchern auf dem Zoll-Amte liegen, die freilich dem Fiskus zu Gute gekommen wäre, hätte sie dieser nicht, in Erwägung dessen, daß er aus dem Verkaufe derselben nicht einmal seine Zollgebühren lösen würde, an einem schönen Morgen auf dem St. Nicolai-Platze sammt und sonders durch die Flammen vertilgen lassen. — Da dort jedes kleine Heftchen ganz eben so wie ein dickes Buch besteuert wird, so hat man in Ober-Italien für das Königreich beider Sicilien ganz eigens Bände von gewaltiger Größe und mit fortlaufender Seitenzahl hergestellt, um dergestalt das Gesetz zu umgehen, welches nur einerlei Seitenzählung in jedem Bande gestattet. Die letztgedachte Anordnung hat sogar die Frage angeregt: Ob nicht in dem Bande, dessen Vorrede mit Römischen Ziffern besonders numerirt ist, eine doppelte Zählung anzunehmen sey?

Vor 1822 gab es in Neapel 80 vielbeschäftigte Druckereien, und es bestand ein lebhafter Verkehr mit Venedig, von wo man vier Fünftheile aller scholastischen Schriften, meist im Austausche für einheimischen Verlag, bezog. Die Buchhändler suchten nur Bücher, deren Verkauf ihnen sicher war, und erhielten sie auf lange Frist, so daß sie fast vom bloßen Kredit bestanden. Da brachte sie das Gesetz, anstatt sie, wie es doch sollte, zu heben, zum Falle. 200,000 Ducati, welche vorher, für fremdes Papier, ins Ausland gewandert, blieben nunmehr freilich im Lande; doch wurden dafür auch 1500 Arbeiter aus Gießereien und Druckereien brodlos! Die Druckereien sahen sich nun lediglich auf Schulbücher und Sachen im Geschmack des großen Haufens, auf Romane und Verse angewiesen, die aber auch zu nichts führen, als die Niederlagen mit Makulatur zu füllen. Auf den Straßen kann man kleinen Karren begegnen, von denen herab, unter dem Geklingel eines Glöckchens, die schlechtesten Erzählungen, Journale und Operntexte zu wahren Lumpenpreisen verkauft werden. Ausländische Sachen können nicht übersetzt, Italiänische nicht neu abgedruckt werden, weil man sie ja gar nicht kennt; und auch etwa im Ueberfluß vorhandene Bücher können nicht mehr ausgetauscht werden, wie früher zum Vortheile beider Parteien — daher keine einzige große Unternehmung mehr, keine weitere Verbindung mit dem übrigen Europa und kein Wetteifer; Original-Werke aber erscheinen in immer größeren Zwischenräumen, immer spärlicher und, bei der Unkunde von allem Neuerschienenen, gerade in unserer mit reißenden Fortschritten so gewaltig dahinstürmenden Zeit — auch immer dürftiger.

Bedarf es, um das Uebel unheilbar zu machen, nun wohl noch der willkürlichen Durchsuchungen der Buchläden — der Untersuchung von Seiten der Zoll- und der Censur-Behörden, nicht nur an den Gränzen, sondern überhaupt an jedem Platze — des Verbotes, nur ein einziges Buch, sey es auch zehnmal im Lande gedruckt, mit dem gewöhnlichen Briefboten, ohne besondere Erlaubniß einer Behörde des öffentlichen Unterrichts-Wesens, oder mit der Post, ohne die Unterschrift des Revisors, zu verschicken? Früher wurden alle mißfällige Bücher bei ihrem Eingange ins Land konfiszirt; jetzt begnügt man sich damit, sie zurückzuspediren.

(Rivista Europea.)

*) Wahrscheinlich ist hier die von Vieusseux herausgegebene Antologia di Firenze gemeint.

Frankreich.

Der Polizei-Minister Fouché *).

.... Will man der Wahrheit die Ehre geben, so kann, wenn von der Kaiserzeit die Rede ist, Napoleon nicht ohne seine Minister genannt werden, und wie einstimmig auch die Nachwelt über Fouché's Grausamkeiten in Lyon und über die früheste Epoche seines öffentlichen Lebens das Verdammungs-Urtheil ausspricht, so sind dagegen die Stimmen um so getheilter über sein späteres Verhalten als Polizei-Minister, das selbst seinen Feinden Bewunderung abzwingt, indem er jetzt Eigenschaften entwickelt, die man in dem Terroristen vergeblich gesucht hätte. Und wer vermöchte auch ohne hohes Interesse seine Kämpfe mit Napoleon, diesem despotischen Riesengeiste, zu verfolgen? Zwei Männer findet der Kaiser im Beginn seiner politischen Größe vor, die, gleich ihm in der Schule der Revolution erstarkt, mit ihrem individuellen Genie sein universelles überwiegen, den Einen in der Polizei-Verwaltung, den Anderen in der Feder-Politik, nämlich Fouché und Talleyrand, und deren Obmacht fühlend, gelang es ihm nicht, sie in das Niveau der übrigen Hofschranzen hinabzudrücken. Er wußte aber, daß diese Männer ihm nothwendig, unentbehrlich waren, und liebte er sie nicht, so gebrauchte er sie doch. Und sie? Sie ließen sich gebrauchen, arbeiteten in seinem Interesse mit der stillschweigenden Bedingung, ihres freien selbstständigen Urtheils sich nicht begeben zu dürfen; aber weil hier der Ehrgeiz des Herrschers aufs empfindlichste gekränkt war, suchte er, wenn es anging, ihre Dienste zu entbehren, und berief sie eben so oft, als er sie entließ. Immer sah man den Kaiser und seinen Polizei-Minister in nie ruhender Attraction und Repulsion, und oft genug hörte man in den Tuilerieen und dem Minister-Kabinet den Ausspruch, daß Einer dem Anderen Blendwerk vormache, um ihm desto sicherer Schlingen zu legen. Napoleon konnte sich, wie Bourienne in seinen Memoiren bemerkt, so wenig bei diesem Spiele mäßigen, daß er in Fouché's Abwesenheit in gereizten und übelwollenden Ausdrücken von ihm sprach und in seiner Gegenwart sich sehr zusammennehmen mußte, um es nicht zum öffentlichen Bruch kommen zu lassen. Fouché sagte vom Kaiser: „Il voudrait faire la cuisine de tout le monde", der Kaiser von ihm: „On est sûr de trouver son vilain pied sale dans les souliers de tout le monde." In dieser gegenseitig respektablen Meinung von einander gebrauchten und hintergingen sie sich um die Wette. Fouché's Schlauheit trug oft den Sieg davon und ist so sprüchwörtlich geworden, daß ein Franzose von

*) Nach den Biographies des hommes célèbres.

ihm sagte: „Auch wenn ich höre, daß Fouché begraben ist, traue ich ihm nicht.“ Folgende Anekdote, deren Authentizität wir nicht verbürgen wollen, mag als Beleg ihres gegenseitigen Benehmens dienen. — Während der hundert Tage, erzählt man, fiel eine Depesche Metternich's an Fouché in die Hände Napoleon's, der sogleich ein Stück abschnitt, dessen Mittheilung er vor seinem Minister geheim zu halten wünschte, einen falschen, nachgemachten Schluß dazufügen ließ und die Schrift mit der Aufforderung, den Inhalt ihm mitzutheilen, eben absenden wollte, als Fouché sich mit derselben Depesche, ebenfalls in vielen Stücken, die er den Augen seines Herrn entzogen wünschte, verfälscht, bei ihm anmelden ließ. — Im Vergleich mit einem solchen Vorgänger war Savary ein Schüler, ja in dem Grade Neuling, daß er Fouché's Anerbieten mit freudigem Danke aufnahm, noch einige Tage im Minister-Hotel zu verweilen, um wichtige Papiere in Ordnung zu bringen. Als der Vogel ausflog, war das Nest leer, und Savary sah sich vergeblich nach „wichtigen Papieren“ um. Umsonst waren Berthier's Drohungen, die Briefe des Kaisers auszuliefern; Fouché antwortete: „Sagen Sie Ihrem Herrn, daß seit 25 Jahren mein Kopf auf dem Blutgerüst auszuruhen gewohnt ist und die Gewalt der Machthaber kennt, aber nicht fürchtet.“

Napoleon's Mißtrauen gegen Fouché war so groß, daß er ihn während des letzten Krieges nicht auf Französischem Boden duldete. Dies war natürlich, nachdem er schon in dem nächstvorhergegangenen Kriege eine Probe von dessen Gesinnung bekommen hatte, die er ihm nie verzieh. Als der Minister nämlich die Vertheidigung der Küsten anordnete, fand sich in seiner Proclamation folgende Stelle: „Wir wollen Europa beweisen, daß, wenn Napoleon's Genie Frankreichs Ruhm durch seine Siege erhöht, seine Gegenwart nicht nothwendig ist, um unsere Feinde von unseren Gränzen abzuhalten.“ — Und wer fände nicht ein Zeichen seines vielgewandten Geistes darin, daß derselbe Mann, welcher unter dem Konvent ein Schrecken des Adels und Priester-Standes war, unter dem Konsulat und Kaiserthum, wenn nicht deren Zuneigung, doch deren Erkenntlichkeit zu erwerben wußte! Fouché ist es, der die Amnestie für die Emigranten bewirkte, er, der Moreau rettete, Sir Georg Rumboldt und andere einer Verschwörung beschuldigte Männer, er, der hinderte, daß man Chénier wegen seiner „Epistel an Voltaire“ ins Gefängniß warf; aus seinem Munde stammt das wohlbekannte Wort über den Tod des Herzogs von Enghien: „Dies ist schlimmer als ein Verbrechen, es ist ein Fehler.“ Außerdem vergesse man nicht sein großes Verdienst, daß er zu den wenigen Männern gehörte, die, ungeblendet von dem Glanze des Kaiserthums und den Wohlthaten, welche von daher auf sie herabflossen, dem Monarchen die Wahrheit zu sagen stets bereit waren.

Nicht minder umsichtig als der Mann war seine Verwaltung, deren Grundzüge wir, so wie sie im Jahre 1804 organisirt wurde, hier mittheilen wollen. — Vier Staatsräthe (Réal, Pelet, Miot, Dubois) waren ihm in der Administration beigesellt, um die Korrespondenz mit den Departements-Präfekten zu leiten; sie versammelten sich wöchentlich ein Mal bei ihm zu Hause, machten ihre Mittheilungen und holten sich Bestimmungen ein. So von dem erdrückendem Detail befreit, konnte der Minister seine ungetheilte Aufmerksamkeit auf die Polizei im Großen richten und selbst die Direction der geheimen Polizei nach wie vor den Händen Desmartes überlassen. Dennoch hielt er sich in allen Klassen der Gesellschaft seine Agenten, die mit ihm in direkter Verbindung standen und hohen Sold bezogen, oft 1—2000 Franken des Monats. Alle drei Tage legte er seine Liste dem Kaiser, der seine geheime Gegen-Polizei besoldete, vor, für geleistete Dienste Ehrenstellen oder Geschenke zu erlangen. Noch hielt er eine Polizei im Auslande mit der dreifachen Bestimmung, ein wachsames Auge auf die Emigranten zu haben, die befreundeten Mächte zu beobachten und bei den feindlichen auf eine entgegengesetzte Ansicht hinzuarbeiten. Die Gendarmerie und die Staats-Gefängnisse gehörten zu seinem Ressort, aber nur zu oft that die Gegen-Polizei, auf Befehl des Kaisers, Eingriffe in die Rechte der Anordnungen des Ministers. Fouché ließ sich dadurch nicht hindern und errichtete in den wichtigsten Städten des Reiches sogenannte General-Kommissarien, welche ihr Netz über ganz Frankreich und besonders an den Gränzen ausbreiteten. In dem Kabinette des Ministers endlich strömten die ausländischen Zeitungen zusammen, die dem ganzen übrigen Frankreich zu lesen verboten waren, und wurden in Auszüge gebracht. Dadurch behielt er die wichtigsten Fäden der Europäischen Politik und machte mit dem Kaiser eine Arbeit, welche die des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten kontrolliren oder aufwiegen konnte; ja seine Talente verschafften ihm ein solches Uebergewicht, daß er unter seinen Spionen von hohem Range Diplomaten, Senatoren, Staatsräthe, hochgeborene Emigranten und Gelehrte zählte. Seine Schlauheit wußte die Meinung zu verbreiten und zu unterhalten, daß, wo drei oder vier Personen versammelt wären, er Augen hätte, zu sehen, und Ohren, Alles zu hören. Seine Allwissenheit, die er auf diesem Wege erlangte, benutzte er aber häufig zum Wohle Frankreichs; er bekam Kenntniß von den Uebeln, die das Land drückten, und ließ sie oft durch die dienstfertigen Journale zum Gegenstande der Erörterung machen. So hinderte er viel Böses und kämpfte beherzt gegen die Anmaßungen, Launen und Paroxismen des Kaisers.

Nie hat es wohl eine unumschränktere und willkürlichere, aber auch nie eine thätigere, eine der Gewalt gehorsamere und widerspänstigere Polizei gegeben als unter Fouché's Ministerium. Napoleon hat sich selbst am meisten geschadet, daß er diesen Mann nicht mehr an sich zu fesseln suchte und ihn selbst dann durch beleidigendes Mißtrauen kränkte, wenn er aufs beste bedient war. Einem Manne von des Kaisers Eigenwillen war aber nichts unerträglicher, als die Herrschaft, welche sein Diener über die öffentliche Meinung übte, und er würde gern das Werkzeug zerbrochen haben, wenn dieser nicht immer eine wohlberechnete Bahn wandelte. In jener viel besprochenen Zeit, wo Napoleon den Krieg an die Gränzen des Welttheils trug, lenkte Fouché allein die Zügel des Reiches und hielt alle Parteien in diesem Frieden, so daß die stets schlagfertigen, aber im Zaum gehaltenen Fractionen selbst über dieses Wunder staunten. Er besaß aber auch ein vorzügliches Mittel, Alle zu gewinnen, nämlich die größte Gewissenhaftigkeit in der Erfüllung des einmal gegebenen Wortes, in der nachdrücklichsten Gewährung der Hülfe, die er zugesagt hatte. Strenger als in jedem anderen Falle übte er sie an den Vendéern und hatte nie Ursache, diese Tugend zu bereuen. In stundenlanger Unterhaltung sah man ihn ohne Begleitung in seinem Garten mit royalistischen Offizieren spazieren gehen, die er deshalb hatte verhaften lassen, weil aus ihrer unterschlagenen Korrespondenz deutlich hervorging, daß sie ihm nach der Freiheit oder nach dem Leben trachteten. Oft genug hörte man nach einem solchen Gespräche von den Gefangenen, welche auf abgelegenen Gränzen hinlängliche Gelegenheit hatten, ihm ein Leides anzuthun, die Aeußerung, daß sie zwar oft besiegt, aber zum ersten Male für immer entwaffnet wären und nie mehr zum Schwerte greifen könnten.

Vor der Täuschung wollen wir noch warnen, als ob dieser außerordentliche Geist auch nur die geringste Achtung vor den constitutionnellen Formen, welche Frankreich damals beherrschten, empfunden hätte. Es war ein unkluges Wort, das er einst an einen Autor, der sich bei Gelegenheit eines unerlaubten Gewaltschrittes gegen seine Schriften auf die Verfassung berief, richtete; aber er sagte, was er dachte. „Mein werther Herr“, entgegnete er, „die Constitution ist ein schönes Weib, der man wohl im Vorübergehen einen zärtlichen Blick zuwirft, gegen die man aber die Courtoisie unmöglich so weit treiben kann, sie in den Rath der öffentlichen Wohlfahrt zuzulassen.“ Darum kann es uns nicht Wunder nehmen, daß ein Staatsmann von dieser Gesinnung nicht viel Vertrauen einflößte, als ihn Ludwig XVIII. zum Minister berief, obgleich er den Bourbonen gewiß glänzende Dienste erwiesen und nützliche Rathschläge ertheilt hatte, die er auch in Briefen an hohe Personen niederzulegen und so viel als möglich der Oeffentlichkeit zu übergeben bemüht war. Es ist übrigens mehr als wahrscheinlich, daß er Memoiren hinterlassen*), doch mag seine Familie Gründe haben, ihre Bekanntmachung einstweilen noch hinauszuschieben.

Mannigfaltiges.

— Semilasso Französisch. Unter dem Titel „Lettres sur l'Afrique“ sind die Briefe, die der Fürst Pückler über Tunis und Algier hat drucken lassen, in einer Französischen Uebersetzung erschienen. In Englischem Gewande existiren sie bekanntlich ebenfalls schon, und so dürfte die Tour de l'Afrique Semilasso's bald auch die Tour de l'Europe gemacht haben. Die Revue de Paris spricht sich in ihrem letzten Hefte nicht sonderlich günstig über dieses Buch aus, aber fast möchte man behaupten, es geschehe aus Neid darüber, daß ein Deutscher auch Französischen „Esprit“ haben wolle. Gleichwohl sagt indeß der Französische Kritiker am Schlusse seiner Rezension: „Après tout, prince ou touriste, l'auteur des Lettres sur l'Afrique est un homme d'esprit et qui en aurait bien davantage s'il se contentait de celui qu'il a.“ Es verdrießt den Franzosen unter Anderem, daß Semilasso von einem Französischen Diligence-Beamten erzählt, er habe, als er ihm ein Paket zur Beförderung nach Berlin übergeben, gefragt: „Berlin! où est cela?“ „Das heißt doch“, ruft die Revue de Paris, „die Unwissenheit der Franzosen etwas zu stark auftragen. In Frankreich giebt es Niemand, der nicht weiß, wo Berlin liegt, und wenn wirklich in einem Diligence-Büreau ein Commis, der doch schreiben und lesen kann, es nicht wissen sollte, so würde er von dem letzten Bauern, der eben aus dem letzten Dorfe kömmt, darüber belehrt werden können.“ Nun, die Behauptung vom letzten Bauern scheint uns doch ein wenig prahlerisch, besonders wenn wir uns an ein vor kurzem vorgefallenes bekanntes Geschichtchen erinnern, das selbst von Französischen Zeitungen nacherzählt wurde. In einem Französischen Orte, nicht weit von der Deutschen Gränze, war nämlich ein Brief mit der Aufschrift „Bonn, en Prusse“ auf die Post gegeben worden. Der Post-Beamte, der vermuthlich in der letzten Zeit viele Briefe an die Französische Armee nach Afrika zu expediren gehabt und daher wohl wußte, daß es dort eine Stadt Bona (Französisch Bone) gebe, ließ auch jenen Brief nach der Regentschaft Algier abgehen. Erst nach zwei Monaten kam das Schreiben, das den Weg nach Bonn in zwei Tagen hätte zurücklegen können, an seinem Bestimmungsort an, und zwar hatte man in Afrika auf der Adresse die Bemerkung hinzugefügt: „La Prusse n'est pas en Afrique.“

*) Die unter seinem Namen erschienenen sind bekanntlich nicht echt.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 71. Berlin, Mittwoch den 13. Juni 1838.

Frankreich.

Chateaubriand's Kongreß von Verona *).

Herr von Chateaubriand giebt in dem vorliegenden Werke die Geschichte seiner politischen Thätigkeit als auswärtiger Minister Ludwig's XVIII. in den Jahren 1822—1824, mit Einschluß dessen, was er bereits vorher als Französischer Gesandter auf dem Kongreß von Verona gewirkt hatte. Dasselbe soll zwar nur ein Vorläufer seiner Memoiren seyn, die nach seinem Tode herauskommen und Thatsachen und Personen der Gegenwart dann mit völliger Offenheit berühren werden; allein auch die jetzige Skizze ist von hohem Interesse für die Zeitgeschichte. Der Verfasser selbst legt seinem Buche besonders den Werth bei, mehrere verkannte historische Thatsachen zu berichtigen; so seyen es, sagt er, vor Allem drei Wahrheiten, an welche man glauben lernen müsse: daß der Kongreß von Verona niemals den Spanischen Restaurations-Krieg von 1823 gewollt, daß dieser Krieg eine vom Interesse Frankreichs gebotene Unternehmung, daß endlich die Ordonnanz von Andujar ein politischer Fehlgriff gewesen sey. Man sieht, daß zwei dieser neuen Aufschlüsse auf unsicheren Füßen stehen: ob eine Maßregel vom Interesse Frankreichs geboten, ob eine andere ein Fehlgriff gewesen sey — das scheint beides mehr in das Gebiet des Urtheils als des Faktums zu gehören und nach dem Standpunkte jenes Urtheils sehr verschiedener Beantwortungen fähig zu seyn. Und was den Kongreß von Verona betrifft, so bleibt Herrn v. Chateaubriand's Behauptung doch nur immer in äußerst beschränktem Umfang dahin zu verstehen, daß bei einigen Mächten, auch außer England, allerdings Bedenken gegen die Französische Unternehmung gegen Spanien vorwalteten. Es begegnet sogar Herrn v. Chateaubriand seltsamer Weise, im Verlauf seiner politischen Geständnisse diese Bedenken gewissermaßen selbst zu rechtfertigen. Allein wir sind nicht gesonnen, das hohe Interesse verleugnen zu wollen, welches das Buch des berühmten Autors uns eingeflößt hat. Vom Standpunkte des Historikers aus, der den Schmerz über veröffentlichte Geheimnisse der Diplomatie nicht zu theilen vermag, möchte nämlich Herrn v. Chateaubriand's Schrift leicht als das Lesenswertheste erscheinen, was in den letzten Jahren über die politische Geschichte der neuesten Zeit geschrieben ist. Besonders ist dies in Rücksicht des historischen Materials der Fall, welches sowohl an Umfang als an Bedeutung den eigentlichen Text bei weitem überwiegt. Es kann sich ein Historiker schon glücklich preisen, wenn er durch offizielle Dokumente, Traktate, Noten, Instructionen, Depeschen u. s. w. die sicheren Haltpunkte für das Gebäude der politischen Geschichte gewinnt. Allein Vieles bleibt doch hierin unverständlich und unverstanden, weil es nur durch Umstände des Augenblicks erklärt werden kann, die eben nur Wenigen bekannt geworden sind. Will man den innersten Gedanken der Handlungen kennen, so wird man sich weniger an die Dokumente der offiziellen Korrespondenz und mehr an die vertraulichen Geschäfts-Briefe halten, welche die Staatsmänner, wo es Noth thut, unter sich zu wechseln pflegen, die jedoch nur in sehr seltenen Fällen zur öffentlichen Kenntniß kommen und hierzu gewiß dann noch viel seltener bestimmt sind, wenn dieselben, wie hier, noch der Gegenwart so nahe angehören. Diese Quellen sind an sich gewiß vortrefflich; ob man aber so indiskret seyn darf, dem Beispiele des Herrn v. Chateaubriand noch recht viele Nachfolger zu wünschen, darüber wollen wir uns jedes Ausspruches enthalten. Es findet sich hier der äußerst interessante Briefwechsel, den der Autor vor dem Beginn des Spanischen Feldzuges mit seinem Freunde Canning, damals gleichfalls Minister des Auswärtigen, geführt hat. Man erinnert sich, daß England damals den Spanischen Krieg um jeden Preis zu verhindern trachtete. Canning's Briefe sind Englisch — er schrieb das Französische nicht sehr geläufig — und tragen das Gepräge jenes ungeschmückten Gehenlassens, jener derben, kraftvollen Argumentation, welche Englische Staatsmänner aus der Ungebundenheit des Parlaments gern in ihren Geschäfts-Stil hinüber zu nehmen pflegen. Wir leugnen nicht, daß Herrn v. Chateaubriand's Antworten, welche den Spanischen Krieg in eine question toute française zu verwandeln streben, nachdem man indessen zu Verona sich wohlbedächtig des Beistandes von ganz Europa versichert hatte, gegen Canning's Stil, insoweit die Eigenthümlichkeiten der Französischen und Englischen Sprache eine Parallele in dieser Beziehung überhaupt zulassen, in Schatten treten. Aus dem Spanischen Kriege selbst folgt alsdann eine sehr reichhaltige vertrauliche Korrespondenz zwischen Herrn v. Chateaubriand und dem Grafen Guilleminot, Chef des Generalstabes des Herzogs von Angouleme; ferner mit den Gesandten zu Wien, London, Berlin und Petersburg; später hin, nach Ferdinand's VII. Restauration, auch mit dem Französischen Gesandten zu Madrid. Kabinets-Schreiben der Europäischen Souveraine, desgleichen Briefe ihrer Minister, sind mit eingemischt, freilich von weniger allgemeiner als persönlicher Beziehung für den Autor. Man sieht, an Interesse kann es dem Buche nicht fehlen, auch wenn es nicht Chateaubriand zum Verfasser und dessen viel bewunderte Kraft der Darstellung zum Träger hätte. Allein wir bekennen, daß uns diese Darstellung nicht überall befriedigt hat, gerade da am wenigsten, wo sie am meisten gefallen soll. Chateaubriand ist kein Historiker nach unserem Sinn; er ist Redner und Romantiker: er hat nicht die Kunst der Wahrheit, sondern der Dichtung. Diese schwere, aber schöne Kunst der Wahrheit, die nichts hineinträgt in die Begebenheiten, sondern von ihnen empfängt, welche die Dinge bald einzeln, bald in Massen geordnet auftreten und von sich selber zeugen läßt, die das Faktum, statt es auszupußen, einfach und lebendig mit raschem Zuge zeichnet und dann vorübergeht — diese Kunst der Geschichte besitzt er nicht. Geistreich, frei und liebenswürdig überall in seiner Korrespondenz, überall, wo das Leben selbst ihn nöthigt, zu reden und zu schreiben, wird er alsbald selbstbewußt, schwülstig und unnatürlich, wo er Geschichte schreiben will. Seine Geschichte ist kein Drama, es sind lebende Bilder: Musik ertönt, ein blendender Lichtglanz fällt auf die schönen Gestalten, aber sie reden nicht.

Wir greifen ein Beispiel aus der historischen Einleitung über die letzten Jahrzehende Spaniens heraus, die das Buch eröffnet. Es ist der Augenblick, wo König Ferdinand VII., unmuthig über die Schmach des revolutionnairen Zwanges, sich in die Einsamkeit des Escurial zurückgezogen hatte und einen Augenblick an die Contre-Revolution aus eigenen Mitteln dachte.

„Das Escurial", sagt Herr von Chateaubriand, „ist ein ernstes Denkmal, eine weite Kaserne von Mönchen, von Philipp in Form eines Marter-Rostes und zum Andenken eines unserer Unfälle erbaut; es erhebt sich auf einem festen Moorboden zwischen schwarzen Hügeln; es enthält gefüllte oder zu füllende Königs-Gräber, eine Bibliothek ohne Leser, Raphael's Meisterwerke modernd in einer öden Sakristei; seine 1100 Fenster, zu drei Viertheilen zerbrochen, öffnen sich auf die stummen Räume des Himmels und der Erde. Zweihundert Mönche und der Hof brachten ehemals dort Welt und Einsamkeit zusammen. Neben dem mächtigen Bauwerk, das einer in die Wüste vertriebenen Inquisition gleich sieht, ist ein Park, mit Giester verwachsen, und ein verlassenes Dorf: das Versailles der Wüste hatte nur Bewohner beim flüchtigen Verweilen der Könige; wir haben auf seiner durchlöcherten Bedachung die Haide-Drossel sitzen sehen. — Ferdinand verschanzte sich in diese Zuflucht der Hieronymiten, um von dort aus einen Ausfall auf die Gesellschaft zu versuchen; aber verborgen in diesem heiligen düsteren Bau, hatte er nicht die Höhe, die Miene, die Strenge, die schweigsame Erfahrung, den unbesiegbaren Glauben dieser ernsten Pfeiler, dieser geweihten Pilaster: steinerne Einsiedler, die die Religion auf ihren Häuptern trugen. Er, der auferstandene Todte, in seinem Sarge sitzend, konnte seine Arme von Staub nicht der Zukunft entgegenstemmen. Die ohnmächtige Camarilla, die ihn umgab, war ihm nutzlos; die Zeit war am Fuß der alten Institution angekommen; die Eunuchen des Honorius umgaben ihn mit ihrem Nichts, während Alarich unter Ravenna's Mauern lagerte. Anstatt eine jener tragischen Maßregeln zu ergreifen, welche plötzlich einen ungewöhnlichen Charakter enthüllt, gab Ferdinand, der Mann alten Verlangens und neuer Sitte, dem General Caravajal Befehl, den Gaspard Vigodet, Militair-Kommandanten der Provinz Madrid, zu ersetzen; Marius, an den Thoren Roms angekommen, träumte keine Absetzungen. Dies einfältige Hülfsmittel, im Escurial für heroisch gehalten, verschlimmert das Uebel: die permanente Deputation fängt Feuer, die Klubs eröffnen sich

*) Congrès de Vérone — Guerre d'Espagne — Négociations — Colonies Espagnoles — par Mr. de Chateaubriand. Leipzig chez Brockhaus & Avenarius, 1838.

entsetzlichen Lärm begehen und mir in der Woche keine drei Nächte Schlaf gönnen. Da zieht eine fromme, graue oder weiße Kuttenbrüderschaft, in langer Prozession, zahlreiches Volk vorauf und hinterher, an meinem Fenster vorüber; ein prächtiges, von Gold, Silber und Juwelen starrendes Bild der heiligen Mutter Gottes wird unter einem Baldachin dahergetragen, und dazu singen sie Hymnen und Litaneien; von Zeit zu Zeit aber machen sie Halt und erheben im Chor, ich weiß nicht, ob einen Freuden- oder einen Wehgesang, der ganz darauf berechnet scheint, mein Ohr zu zerreißen. Auf die erste Prozession folgt wohl eine zweite, eine dritte; so geht das stundenlang fort. Während des Stillhaltens werden von den Gläubigen fromme Gaben eingesammelt; davon bekommt die Mutter Gottes ein neues Kleid. Und diese Mummereien, die den christlichen Glauben schänden, scheinen hier den liebsten und fast einzigen Zeitvertreib des Volkes auszumachen; die Leute reden und denken den ganzen Tag von nichts Anderem, es ist ihre Augenlust, ihr Theater, ihre Oper. Letzte Nacht wurde der Judas Ischarioth herumgetragen und nach gehöriger Züchtigung erst gehangen und dann verbrannt. Schwatzende Neger und eine Legion kreischender Kinder umstanden den Scheiterhaufen und jauchzten und jubelten nicht wenig, den Verräther im „hölischen Feuer" braten zu sehen."

Zum Schlusse sey noch bemerkt, daß Campbell's Reise von Panama über Chagres, Jamaika und die Dänische Insel St. Thomas ohne weiteren Aufenthalt heim nach England ging.

England.

Walter Scott im häuslichen Kreise.

Aus den von Scott's Schwiegersohne Lockhart herausgegebenen Memoiren erfahren wir an vielen Stellen, daß Scott als Gatte, Vater und Freund während der größten Zeit seines Lebens einer der glücklichsten Menschen gewesen ist. Es herrschte namentlich zwischen ihm und den Seinigen das innigste und traulichste Verhältniß, und der Verkehr unter ihnen war so herzlich, weil, um ein Goethesches Wort zu gebrauchen, die heiterste Ehrerbietung der Glieder dieses schönen Familienkreises unter einander obwaltete. Wir geben zur Probe eine Stelle aus Lockhart's Schilderungen des Scottischen Lebens im Jahre 1821. Der gefeierte Mann stand damals auf der Höhe seines Ruhmes, ganz England und Schottland liebten und ehrten ihn mit einer fast beispiellosen Uebereinstimmung, er selbst lebte und wirkte in den blühenden Gärten seines Abbotsford, baute und schrieb mit gleicher Emsigkeit und war weit davon entfernt, jene Mißgeschicke zu ahnen, welche den Abend eines Lebens umdüstern sollten, das so heiter begonnen hatte.

Nahe bei Abbotsford besaß Scott's Schwiegersohn einen kleinen Landsitz, Chiefswood. „Hier", sagt derselbe, „brachten meine Gattin Sophie und ich den Sommer und Herbst des Jahres 1821 zu, und es begann damit für uns ein Aufenthalt, der bei seiner jedesmaligen Wiederkehr mir diese Monate zu den glücklichsten Zeiten meines Lebens gemacht hat, die ich nie vergessen werde. Wir waren nahe genug bei Abbotsford, um so oft, als wir wünschten, an der glänzenden und bunten Gesellschaft Antheil zu nehmen, welche sich dort versammelte, und waren doch jener Unruhe und geistigen Erschöpfung nicht preisgegeben, in welcher sich bei der täglich ab und zu strömenden Menge von neuen Besuchern die ganze Familie befinden mußte, mit alleiniger Ausnahme Walter Scott's. Und doch war er selbst, um die Wahrheit zu sagen, nicht immer unempfindlich gegen die Störungen, welche die Gewohnheit, ein offenes Haus und eine offene Tafel zu halten, mit sich brachte. Denn sogar seine geistige Frische unterlag mitunter den feierlichen Lobreden gelehrter Schwerfälligkeit, den schalen Entzückungen geschminkter und geschmückter Edeldamen, der blutsaugenden Eilfertigkeit, mit welcher Reisende ohne Erziehung und Bildung Frage auf Frage an ihn richteten, und der vornehmen Ziererei und Herablassung einzelner Magnaten. War nun das Haus in solcher Weise gefüllt, so pflegte er wohl dann und wann merken zu lassen, daß er in irgend einem entlegenen Theile seiner Besitzungen ein nothwendiges Geschäft zu besorgen habe, entschuldigte sich bei den Gästen, wenn er sich früher zurückzog, und pflegte dann in dem engen Thale, in welchem Abbotsford und Chiefswood lagen, noch früher zu erscheinen, als seine Bewohner munter waren. Hörten wir dann unter unseren Fenstern den Hufschlag der uns wohlbekannten Sibylle und das Bellen seiner treuen Begleiter, Mustard und Spice, so wie seinen eigenen fröhlichen „guten Morgen", so war dies das Zeichen, daß er sich von seinen Ketten frei gemacht habe und diesen Tag nach eigenem Behagen zu verleben entschlossen sey. Wenn wir herunter kamen, so fanden wir ihn immer schon mitten unter seinen und unseren Hunden unter einer großen Esche, welche das Ufer zwischen dem Landhause und dem Bache zur Hälfte beschattete, die Waidmanns-Art in der Hand und mit den Fingern ihre Schärfe prüfend und aufmerksam die Vorlesung des alten Tom Purdie über die Anpflanzungen anhörend, welche jetzt gerade gemacht werden mußten. Nach dem Frühstück nahm er von einem Ankleidezimmer im oberen Stock Besitz, schrieb hier ein Kapitel im „Pirat" (mit dem er in diesem Jahre gerade beschäftigt war), und nachdem dies beendigt, wohl eingepackt und an Herrn Ballantyne abgeschickt war, so machte er sich auf den Weg, um Tom Purdie und die Arbeiter zu besuchen, die er dann in voller Arbeit fand, wobei er wohl selbst mit Hand anlegte und tüchtig mithalf, bis es ihm an der Zeit zu seyn schien, entweder nach Abbotsford zu seinen Gästen zurückzukehren oder es sich an dem bescheidenen Tische unseres Landhauses gefallen zu lassen. Waren seiner Gäste wenig und waren es umgängliche Leute, so ließ er sie wohl zu uns herüberkommen und versammelte in Chiefswood gegen Abend um sich einen geselligen Kreis, wo er dann die Liebenswürdigkeit selbst war und seine Kinder auf das Anmuthigste in allen Geschäften ihres kleinen, engen Haushaltes unterstützte. Er verstand es ganz besonders gut, alle Mängel einer durch den Raum beschränkten Wohnung zu beseitigen und auszugleichen; er half überall, setzte den Wein ins Wasser und nöthigte bei schönem Wetter, wo er es sehr liebte, im Freien vor der Thür zu speisen, auf die natürlichste und leichteste Art die jungen Männer, den Damen aufzuwarten, so daß man auch den Mangel einer zahlreichen Bedienung nicht bemerkte. Unser Freund Rose pflegte ihn dann zu ergötzen, wenn er die ganze Scene mit dem Schluß-Akte eines jener kleinen Französischen Dramen verglich, wo Monsieur le Comte und Madame la Comtesse sich es im Freien auf einer Bauernhochzeit wohlschmecken lassen; aber eigentlich war es nur eine Wiederholung des früheren Lebens, welches unser Monsieur le Comte in seiner anmuthigen Häuslichkeit zu Laßwade geführt hatte.

Wenn die Umstände es gestatteten, so brachte Scott wenigstens einen Abend in der Woche in unserem kleinen Landhause zu; eben so oft war er im Fergusonschen Hause, wohin er mit derselben Freiheit wie in das Haus seiner Tochter einen jeden Besuch mitbringen konnte, den er nur immer wollte. Denn die drei Familien waren nicht zufrieden, wenn sie sich in jeder Woche nicht in Abbotsford, in Chiefswood und in Huntly Burn (der Fergusonschen Wohnung) gesehen hatten, und sollte der Kreis ganz vollständig seyn, so durfte auch William Laidlaw, Scott's treuer Gehülfe bei seine literarischen Arbeiten, nicht fehlen. Der Tod hat jetzt seine mächtige Hand auf diesen schönen Familien- und Freundeskreis gelegt — wir waren so glücklich, als man es nur immer seyn kann. Glänzende Augen haben sich zu ewiger Nacht geschlossen, fröhliche Stimmen sind für immer verstummt und schweben wie Geister um mich, indem ich diese Worte schreibe. Nur Drei leben noch aus diesem Kreise, alle Uebrige sind dahin. Und seitdem ich den letzten dieser Bände beendigt habe, ist auch sie, die nächst Walter Scott die schönste Zierde und Freude dieses still vergnügten Familienkreises war, sie, deren Liebe ich auch Scott's Liebe zu mir danke, seine älteste Tochter, die von allen seinen Kindern ihm an Geist und Charakter am meisten glich und die ihm in allen diesen Stücken so ähnlich war, wie nur immer ein liebliches und geistvolles weibliches Wesen es einem großen Manne, der in jeder Noth und Verlegenheit des thätigen Lebens Rath und Hülfe weiß, seyn kann — auch sie ist nicht mehr unter den Lebenden. Und in derselben Stunde, wo wir sie zur Erde bestatteten, verschied auch ihre theuerste Freundin, Margarethe Ferguson, die letzte von den weiblichen Theilnehmerinnen unseres Familienglückes.

Aber genug hiervon — ich habe schon mehr gesagt, als ich sagen wollte."

Mannigfaltiges.

— Historische Schriften aus Belgien. Herr Altmeyer, ein Deutscher, der als Professor der Geschichte bei der freien Universität in Brüssel angestellt ist, hat bald nach einander drei historische Arbeiten erscheinen lassen, die ein rühmliches Zeugniß geben sowohl von seinem Fleiße, als von seinem Bestreben, die Resultate der Deutschen Wissenschaft auch da nutzbar zu machen, wohin bisher nur selten einmal ein Strahl derselben gedrungen ist. Es bestehen diese Schriften 1) in einer „Geschichte der Deutschen Hanse in ihren Beziehungen zu Belgien" *), worin der Verfasser (auf 32 Seiten) eine gedrängte, nach Belgischen Urkunden bearbeitete Darstellung dieser Beziehungen giebt; 2) in einer „Einleitung zu einem philosophischen Studium der Geschichte der Menschheit" **), die, obwohl auf Herder's Ideen basirt, doch etwas zu sehr den Stempel der modernen Französischen „Humanitarier" trägt, und endlich 3) in einem „Abriß der alten Geschichte" ***), den der Verfasser zur Benutzung beim Unterricht in den Schulen seines neuen Vaterlandes ausgearbeitet hat. Die Belgischen Schulen werden jedoch meistens nach ganz anderen Prinzipien geleitet, als die freie Universität, bei der Herr Altmeyer angestellt und die das Werk des Brüsseler, von keinem klerokratischen Einfluß beherrschten Stadtrathes ist. Seine historischen Arbeiten, in denen Herr Altmeyer Deutsche Gründlichkeit mit neufranzösischen Ideen zu verbinden sucht, möchte daher auch in Belgien, wie eine Stimme in der Wüste, verhallen. Doch bleibt es immer interessant, aus dem Lande, das fast nur Fremdes nachdruckt, auch einmal eine eigene Production zu erhalten, die nicht jenen einseitigen mittelalterlichen Charakter trägt, durch den jetzt die historischen und Schul-Schriften Belgiens von allen ähnlichen Erscheinungen des gebildeten Europa's sich unterscheiden.

*) Histoire de la Hanse teutonique dans ses relations avec la Belgique.
**) Introduction à l'étude philosophique de l'histoire de l'humanité.
***) Précis de l'histoire ancienne.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 72. Berlin, Freitag den 15. Juni 1838.

Frankreich.

Die Schauspieler und Harlekine der älteren Italiänischen und Französischen Komödie.

Le Sage würde über das Leben der Französischen Harlekine ein hübsches Buch geschrieben haben; er hätte die buntwechselnden Abenteuer seiner Helden in eine vortreffliche Erzählung zusammengedrängt, für die Leute, die bloß Geschichten suchen, durch ihre kuriosen Begebenheiten anziehend, für den tieferen Forscher der Menschennatur dagegen interessant durch die tausend feinen Charakterzüge, die scharfen Hiebe des Spottes und die ernste und lachende Philosophie, wie sie der Gegenstand unwillkürlich mit sich bringt. Er selbst hätte sich zum Harlekin gemacht, der die Geschichten aller Harlekine erzählt; er hätte sich unter sie, nicht über sie gestellt; er hätte nicht vornehm von der Foire St. Germain herab seine Leute gemustert, sondern wäre selbst auf der Bühne aufgetreten, mit ihnen lachend und spottend, Scherz und Täuschung treibend. Unter den lebenden Französischen Schriftstellern jedoch giebt es Einen, der uns das „Leben der Harlekine" mit all dem Gusto, all der munteren Laune und hinreißenden Gemüthlichkeit seines eigenen Geistes erzählen könnte — das ist: Paul de Kock*).

Wir geben hier aus dem Leben einiger älteren Französischen Schauspieler, unter denen die Harlekine nicht vergessen worden sind, ein paar kuriose Data, die aus einem Haufen Spreu herausgelesen sind, welcher, zwar im Ganzen von geringem Werth, doch dem Leser nicht so leicht in die Hände fallen möchte, selbst wenn er Zeit und Lust haben sollte, ihn selbst durchzustöbern. Wir beginnen mit Angelo Constantini.

Angelo Constantini ward geboren zu Verona und trat in sehr früher Jugend als Harlekin auf. Seine Geschichte ist eben so kurios als tragisch. Er ging 1681 nach Frankreich, schloß sich der Italiänischen Truppe an und spielte bis zur Aufhebung des Theaters im Jahre 1697. Hierauf besuchte er Braunschweig, wo er von August I., König von Polen, eine Einladung bekam, in seinen Dienst zu treten. Angelo nahm das Anerbieten an und suchte sogleich eine vollständige Schauspieler-Truppe zusammenzubringen, die im Stande war, abwechselnd Komödien und Italiänische komische Opern darzustellen. In dieser Absicht besuchte er Frankreich aufs neue und entledigte sich seines Auftrags so geschickt, daß der König ihm zum Lohn einen Adelsbrief schenkte und ihn mit dem Amt eines Direktors der menus plaisirs Seiner Majestät, eines Kammer-Juwelenbewahrers u. s. w. beehrte. Man schloß natürlich, daß Constantini's Glück nun für immer begründet wäre. Seine Unklugheit jedoch und eine ungezügelte Leidenschaft für das weibliche Geschlecht stürzten ihn ins Verderben. Harlekin wagte es, seine Wünsche zu demselben Idol zu erheben, das sein Patron, der König, anbetete. Die Dame, von der Frechheit ihres neuen Liebhabers erbittert, denunzirte ihn, indem sie den König bat, er selbst möchte, an einem passenden Ort verborgen, ein Zeuge seyn von der Vermessenheit seines Dieners. Harlekin kam und erneuerte seine Bewerbungen, als der zornige Monarch mit gezücktem Säbel hervorstürzte und sich nur mit Mühe zurückhalten ließ, Constantini todt zu seinen Füßen hinzustrecken. Welch grauser Abstand tritt jetzt ein zwischen dem armen Harlekin und den menus plaisirs des Polnischen Hofes! Zwanzig Jahre lang mußte der Elende in einsamer Gefangenschaft auf der Festung Königstein schmachten. Später besuchte August die Festung, und hier that der arme Harlekin mit seinem zwanzigjährigen Bart einen Fußfall und bat um Gnade. Der König war unerbittlich; doch nach Verlauf eines zweiten Jahres wurde Constantini aus seinem Kerker befreit und ihm alle seine Habseligkeiten zugestellt, mit dem Befehl, das Land zu verlassen.

Constantini begab sich sogleich nach seinem Geburtsort Verona; doch nach kurzem Aufenthalt in der Heimath trieb ihn der Wunsch, Paris zu besuchen und auf dem Schauplatz seines früheren Ruhms wieder zu erscheinen, nach Frankreich, wo er unter gewissen Bedingungen in die Italiänische Truppe trat und sich verpflichtete, für die Summe von 1000 Kronen in fünf oder sechs Stücken zu spielen. Der „Mercure de France" giebt von Constantini's Wiederauftreten folgenden Bericht: — „Am Sonnabend, den 5. Februar 1729, trat Signor Angelo Constantini, aus Verona gebürtig, in dem Hotel de Bourgogne in der Komödie „La Foire St. Germain" auf, wie sie ursprünglich im Jahre 1696 gegeben wurde. Diesem Stück ging ein Prolog vorher, in welchem sich Constantini als ein alter Mann produzirte, der nachher seine alterthümliche Verkleidung abwirft und in seinem gewöhnlichen Charakter erscheint." Der Mercure giebt den Inhalt des Stückes und endet damit, seinen Lesern zu erzählen, daß der Schauspieler „vom Publikum günstig aufgenommen wurde."

Man kann sich denken, daß das Wiederauftreten eines Schauspielers in Paris, der es gewagt hatte, der Geliebten eines Königs seine Liebe zu erklären, und der diese Kühnheit durch eine einundzwanzigjährige Gefangenschaft gebüßt hatte, ein Ereigniß war von nicht gewöhnlicher Bedeutung. Dieser Umstand allein hätte ihn zu dem Ruf eines ausgezeichneten Schauspielers erhoben. Daher finden wir, daß Herzoginnen sich drängten, ihn zu sehen. Die Herzogin von Bourbon und die von Maine, mit vielen Herren und Damen, beehrten die Darstellungen Constantini's. Doch das Alter und der Kerker der Festung Königstein hatten den armen Harlekin zu Grunde gerichtet, und nach kurzer Zeit zog er sich wieder nach Verona zurück, wo er gegen das Ende des Jahres 1729, desselben Jahres, in welchem er der Welt wiedergegeben worden war, starb. Er hinterließ eine Tochter von seiner Frau Auretta, eine arme und mittelmäßige Schauspielerin, wie unsere Quelle sagt, die als Nonne in Chaumont starb, und einen Sohn, Gabriel, der als Harlekin auf der Italiänischen Bühne lebte und endigte.

Francesco Materazzi wurde geboren zu Mailand und trat zuerst in Paris bei der Italiänischen Truppe 1716 auf. Er fing als Harlekin an, gab aber hernach meist die Rolle des Doktors. Er starb in Paris im Alter von 86 Jahren und scheint ein freundlicher, gutherziger Mann gewesen zu seyn, von dem trefflichsten Charakter und dem ruhigsten Temperament. Er heirathete die Witwe des Pantalon Pietro Alborghetti, in der bloßen Absicht, wie er gestand, ihr Alles, was er in Frankreich besaß, zu vermachen. Seine Frau lebte in Italien und bekam eine jährliche Pension von ihm.

Tomaso Antonio Vicentini, allgemein bekannt unter dem Namen Thomassin, war aus Vicenza gebürtig und eines der ursprünglichen Mitglieder der Italiänischen Truppe, die Riccoboni der Aeltere unter den Auspizien des Regenten um 1716 zusammenbrachte. In Thomassin's Händen gewann Harlekin einen viel größeren Ruf, als bei irgend einem seiner Vorgänger. Er war von Natur mit Fähigkeiten begabt, die ihn zum ersten Komiker machten. Seine Beweglichkeit, sein ungezügelter Humor, seine unwiderstehliche Anmuth, sein plötzlicher Pathos mitten in dem schallenden Gelächter, das er durch seine Possen erregt, ein einziger Zug, eine Anspielung, deren Wirkung er durch den Zauber seines Genies zu einem positiven Gefühl steigerte, dies Alles konnte seinen Zuschauern Thränen entlocken, während der Dichter dadurch auf einmal zu einem nie geahnten, nie beabsichtigten Ruf kam; und alles dies wußte er trotz einer Larve zu bewirken, die eben so sehr dazu eingerichtet schien, Furcht als Lachen zu erregen. Oft, wenn er die Zuhörer durch den unvergleichlichen Humor seiner Klagen in einen Taumel von Fröhlichkeit fortgerissen, pflegte er plötzlich in seinen Possen inne zu halten und die zarteste Empfindung und Sympathie zu erregen durch die Gewalt und Tiefe seiner Leidenschaft.

Signor Thomassin betrat zum erstenmal die Pariser Bühne im Jahre 1716 in dem Theater des Palais-Royal, in einer Komödie, die betitelt war „L'heureuse surprise". Herr Gereullette erzählt bei der Erwähnung dieses Debüts eine Anekdote, welche uns von der Gewandtheit unseres Helden einen Begriff giebt. Der berühmte Dominique, der dem Harlekin in Frankreich so viel Ansehen verschaffte, hatte in seiner Stimme einen gewissen Fehler, an den sich aber die Leute so lange gewöhnt, daß sie am Ende es für einen Vorzug hielten; daher galt jeder Harlekin, der nicht

*) Den Namen dieses Schriftstellers finden wir jetzt hin und wieder von Deutschen Uebersetzern als Paul von Kock wiedergegeben. Das ist jedoch eine Adelsverleihung, die der Französische Schriftsteller nur der Unkunde zu verdanken hat. Herr Paul de Kock ist von Flamändischer (oder Holländischer) Abkunft und das „de" in seinem Namen ist nicht die Adels-Proposition, sondern der bestimmte Artikel, wie man ihn häufig in Niederländischen Namen findet, da ein Holländisches oder Flamändisches Substantiv niemals ohne den Artikel ausgesprochen wird. „Paul de Kock" — übersetzt, heißt ganz einfach „Paul Koch", eben so wie „de Potter" nicht in „von Potter", sondern in „Töpfer", und „de Vriend" (woraus der Name Devrient entstanden ist) in „Freund" zu übersetzen kyn würde.

Worte nach seiner Manier herkollern und die plumpe Stimme eines Papageien affektiren konnte, für einen Stümper. Thomassin besaß diese glückliche Fähigkeit nicht, und er und der Dichter waren in Verzweiflung, als die Prüfungsstunde herankam. Endlich kamen sie auf folgenden Ausweg: — Das Stück „L'heureuse surprise" hatte mehrere Nacht-Scenen, von denen eine gleich an den Anfang des Stücks versetzt wurde. Das Stück begann: Lelio ruft Harlekin, seinen Bedienten, der zuerst keine Antwort giebt; dann giebt er nach langen Pausen einen Laut oder ein paar unverständliche Worte von sich, indem er sogleich wieder in tiefen Schlaf fällt. Lelio geht hinaus, ihn zu suchen, und kehrt mit ihm zusammen auf die Bühne zurück, wo Harlekin im Stehen fortschläft. Lelio weckt ihn mit großer Mühe auf; er giebt eine kurze Antwort, fällt auf die Bühne hin und schläft wieder ein. Der Herr richtet ihn auf, aber Harlekin schläft noch in Lelio's Armen. So erhält der neue Harlekin eine Viertelstunde lang seine Zuhörer in einem beständigen Lachen, ohne ein deutliches Wort auszusprechen. Als er nun Muth faßte und in seiner eigenen Weise sprach, erlaubte man ihm, wie sein Geschichtschreiber erzählt, natürlich zu seyn. Thomassin, der Jahre lang ganz Paris lachen gemacht, dessen Name das Synonym geworden von Witz, Humor und Beweglichkeit, starb, 57 Jahr alt, im Jahr 1739, nach einer langen, schmerzlichen Krankheit, die ihn gezwungen, eine geraume Zeit vor seinem Tode das Theater zu verlassen. Thomassin hinterließ mehrere Söhne, von denen drei als Harlekine mit mittelmäßigem Erfolge auftraten.

Auch von einem Engländer lesen wir, Namens Barter, der, nachdem er als Harlekin in der Foire St. Laurent großen Beifall geärndtet, mit immer größerem Ruf durch die Provinzen reiste bis zum Jahre 1721, wo er von der Welt Abschied nahm und, sich in eine Einsiedelei zurückziehend, ein wahrer Anachoret wurde. Er starb, wie der Verfasser der Mémoires sur les Spectacles de la Foire erzählt, „voll von Empfindungen der reinsten Frömmigkeit." Welcher Sprung von dem Lachen, dem Spektakel, dem Glanz und dem Beifallklatschen der Foire St. Laurent zu der feierlichen Stille eines uralten Waldes, von einem Theater zur Hütte, von den Komödien Riccoboni's zu einem Rosenkranz!

Belloni war ein Kind der Insel Zante und wurde von dem Fürsten Philipp von Soissons nach Paris gebracht, der ihn zu einem seiner Bedienten machte und ihn in Musik und Tanz unterrichten ließ. Eine Truppe, die im Hôtel de Soissons spielte, erweckte in Belloni die Liebe zur Kunst, und nachdem er den Dienst des Fürsten verlassen, trat er in St. Denis als Scaramouche auf. 1704 wurde er ein Mitglied von Frau Baron's Truppe, und um von seinem Ruf als Künstler für sein Vermögen Vortheil zu ziehen, miethete er sich in ein Kaffeehaus in der Rue de Petits Champs ein, wo er ein großes Gemälde aufstellen ließ mit den Portraits der ganzen Italiänischen Truppe und seiner eigenen Figur, die nicht wenig unter den übrigen hervorragte. Das „Gewerbe" nahm Anstoß an dem drohenden Anblick Scaramouche's und beschloß, ihn zu verderben. Höre man, welche Kleinigkeit ihnen zum Ziele half. In einer bösen Stunde erspähte ein Gast des Kaffeehauses auf dem Boden seiner Tasse ein Stümpfchen von einem Talglichte. Der Geschichtschreiber erklärt sich außer Stande, den schrecklichen Auftritt zu schildern, der nun erfolgte; jeder anwesende Gast schwur einen Eid, nie wieder das Café Comique zu betreten, und alle hielten ihr Wort. Die Geschichte verbreitete sich, und Scaramouche war ruinirt. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Manuel pour l'analyse des substances organiques. — Von J. Liebig. Aus dem Deutschen übersetzt von A. J. L. Jourdan. 3½ Fr.

Le Comte de Nety, 1047—1086. — Von Lottin de Laval. 2 Bände. Brüssel. 7 Fr.

Mémoires tirés des archives de la police de Paris. — Von J. Peuchet. Bd. 5 u. 6. 15 Fr.

Ni l'un, ni l'autre. Roman de moeurs. — Von A. Ricard. 2 Bde. 15 Fr.

Histoire générale d'Espagne. — Von C. Romey. Erster Theil.

Orgueil et amour. — Von H. Spiegel. 2 Bde. 15 Fr.

Souvenirs intimes du tems de l'empire. — Von E. M. Saint-Hilaire. 2 Bde. 15 Fr.

Etudes sur l'art d'extraire immédiatement le fer de ses minerais sans convertir le métal en fonte. — Von T. Richard. 4. 30 Fr.

Spanien.

Poesie in den Pyrenäen.

In den Ober-Pyrenäen, auf der Straße von Barège, findet sich ein herrliches Thal, das Thal von Argelès. Man athmet darin eine reine Luft, welche die Seele erfrischt, und alle Gegenstände desselben erfreuen das Auge; eine weite Ebene entfaltet zu den Füßen des Beschauers die Wunder einer reichen Vegetation, und grüne, mit Heerden bedeckte Berge krönen die Landschaft. Hier ist es, wo die Doppelkette der Pyrenäen ihren Anfang nimmt. Anfänglich sind es kleine Felsen, die von weitem den Hütten der Schäfer gleichen; allmälig wachsen sie, erheben sich bis in die Wolken und scheinen zuletzt das blaue Himmelsgewölbe zu tragen.

Auf dem Gipfel eines bewaldeten Berges bemerkt man ein einzelnstehendes Schloß, welches sich vor den anderen Gebäuden durch eine elegantere und gesuchtere Bauart auszeichnet. Seine Mauern sind geborsten und mit Schlingpflanzen bedeckt, — die Schwalben fliegen munter durch die zerbrochenen Fenster ein und aus, und der Wind rasselt mit den losen Dachsteinen. Es ist ein wüster, verlassener Ort, wo der Reisende keine Spur einer sorgsamen Hand entdeckt, die sich bemühte, dem allgemeinen Verfall zu steuern. Und dennoch ist der ehemalige Bewohner dieses Schlosses nicht gänzlich todt; er hat einen unsterblichen Namen hinterlassen, der oft noch vom Echo des Gebirges genannt wird. Es ist der Name Despourrins', des Barden der Pyrenäen, des Verfassers der Tausende von Liedern, die zu jeder Stunde in der Ebene, auf den Bergen und Felsen und in den Thälern wiederklingen. Die Liebe, die Melancholie, die Freude, alle Leidenschaften der Seele finden sich harmonisch darin ausgedrückt. Es giebt keine Hütte, kein Schloß in der ganzen Ausdehnung des Gebirges, wo man nicht die Lieder Despourrins' sänge. Ihre Melodieen schweben fortwährend in der Luft, wie der Gesang der Vögel an einem schönen Frühlingsmorgen.

Und war es etwa ein Wunder, daß ein Dichter in einer so majestätischen und malerischen Gegend geboren wurde? Selbst der Ungebildetste ist nicht im Stande, sie zu betrachten, ohne davon ergriffen zu werden. Mußten jene großartigen Landschaften, deren Anblick mit jeder Minute wechselt, — jene Wolken, die sich aus dem Thale als graue Nebel emporheben, um phantastische Gestalten am blauen Himmel anzunehmen, — jene Ströme, jene Wasserfälle, welche die Felsen mit sich fortzureißen drohen, — jene wüsten Gebirgskegel, die vom Adler langsam umkreist werden, nicht eine so regsame Einbildungskraft entflammen, wie die Despourrin's? Mußten sie nicht tausend Bilder, tausend Träume, tausend Gedanken in seiner Seele erwecken? Konnte er sich enthalten, so viele Wunder zu besingen, — auszudrücken, was er fühlte, sah, vernahm?

Bald dehnt sich diese Natur wollüstig unter den Liebkosungen der Sonnenstrahlen, badet ihre Brust in Thau und bekränzt sich mit Blumen; bald erblaßt sie wie eine verlassene Geliebte und scheint, indem sie Früchte und Blätter abwirft, Thränen der Verzweiflung zu vergießen. Später altert sie und bedeckt ihre verblühten Reize mit dem weiten Nebel- und dichten Schneemantel. Die Muse Despourrins' malt jedoch nicht alle diese Veränderungen, — sie ist stets schmeichelnd wie der Frühlingshauch: er singt nur die Liebe. Sie bildet den Grundton aller seiner Gedichte; er schildert ihre tausend Abstufungen und Uebergänge, ihre Launen, Hoffnungen und Befürchtungen, ihre Freuden und ihre Qualen, ihre Eifersucht und ihren Verrath. Es giebt keinen Vers von ihm, der nicht der Liebe geweiht wäre. Aber er hat nur die ungekünstelte Liebe der Hirten auf dem Felde, am Fuße eines Berges, auf dem Abhange eines Hügels, an der Quelle oder unter einem alten Baume gesungen.

Despourrins stammte von einer Hirten-Familie, und seine Poesieen sind gleichsam ein Seelenband, welches ihn mit seinen Vorfahren verbindet. Einer derselben erwarb sich in Spanien Vermögen; er kaufte nach seiner Rückkunft eine große Abtei und erwarb damit alle Rechte des Adels. Der Vater unseres Dichters hatte mit Glück im Heere gedient, — seine Tapferkeit war in der Französischen Armee zum Sprüchwort geworden. Als ihn einst drei fremde Edelleute beleidigt hatten, forderte er sie alle drei auf einmal und überwand sie sämmtlich. Zur Erinnerung an diesen Sieg gestattete ihm der König, drei Degen über seiner Hausthür in Stein graben zu lassen, die man noch heut' erkennt. Unser Dichter wurde mit dem Titel eines Chevaliers geboren; in seinen Bearnischen Poesieen findet sich jedoch nicht eine einzige Andeutung davon. Trotz seiner edlen Geburt blieb er im Grunde seiner Seele ein Hirt. Alle Personen in seinen Gedichten sind Schäfer, — er singt nur für sie, er spricht nur von ihren Hütten, ihren einfachen Sitten, ihren Heerden und ihrer Liebe.

Nichts ist so graziös wie die Bilder, die er vom Schäferleben zu entwerfen versteht. Hier sind es Liebende, die, um längere Zeit bei einander seyn zu können, ihre Heerden schon vor Aufgang der Sonne auf die Weide treiben; der Eine bringt Brod, der Andere Butter mit, — sie ziehen sich in ein Gebüsch zurück, um ein einfaches Frühstück zu verzehren, und überlassen dem Liebesgott die Sorge für die Schafe. Dort wendet sich ein Hirt mit zärtlichen Worten an eine junge Schäferin, die lachend davonläuft; die Leichtfertige wird jedoch für ihre Unempfindlichkeit bestraft: sie tritt sich einen Dorn in den Fuß und muß sich niedersetzen.

In seinen Bergen ist der Schäfer frei wie der Vogel in der Luft. Er hängt von Niemand ab und beugt sich nur vor Gott. Er weiß nichts von den tausenderlei Fesseln, die in der Gesellschaft den Willen des Einzelnen bedingen. Seine Unabhängigkeit beseelt ihn mit einem majestätischen Stolz, — auf seinem Felsen dünkt er sich ein König auf dem Thron. Despourrins stellt diesen Stolz noch großartiger hin, als er eigentlich ist; er läßt einen Schäfer sagen, den seine Geliebte eines großen Herrn wegen verlassen:

„Ich bedarf weder der Reichthümer, noch der Ehren, noch der Titel, — ich bin ein Schäfer!"

„Mein abgetragenes Baret ist mir lieber, als der schönste mit Gold gestickte und Federn verzierte Hut."

„Reichthümer verursachen neue Unruhe. Der vornehmste Herr mit allen seinen Schätzen darf sich nicht mit dem Schäfer vergleichen, der glücklich in seiner Hütte lebt."

Despourrins' Schäfer haben, wie die des Virgil, nichts Rohes, sie sprechen die zärtlichsten und edelsten Gefühle aus; ihre Gedanken sind zart, ihre Unterhaltung sprudelt von Witz, ihre Ausdrucksweise ist einfach und lebhaft, und ihre Vergleiche sind stets schlagend. Ueberdies sind die Landleute der Pyrenäen wegen ihrer Höflichkeit und treffenden Antworten berühmt; man

sagt von ihnen, sie hätten nichts Grobes an sich, als ihre Kleider. Sie haben die glücklichsten Anlagen zur Musik und Poesie; sie besitzen einen Schatz von Gedichten voller Grazie und Originalität, die man in jeder Hütte singen hört. Man frage nach ihrem Verfasser, — Niemand kennt ihn, — sie sind ein Gemeingut. Zuweilen ertönt auf den Triften ein neues Lied, an dessen Dichtung die Bewohner eines ganzen Dorfes Theil haben. Dieser hat einen Vers gemacht, sein Nachbar hat einen anderen hinzugefügt, und indem das Lied von Mund zu Munde geht, bereichert es sich mit einer Menge Einzelnheiten.

Besonders bei den großen Lebens-Epochen, bei Hochzeiten und Todesfällen, zeigt die Volks-Muse ihre ganze Macht und Begeisterung, und die ersteren werden gewöhnlich durch eine sonderbare Komödie verherrlicht. Die Freunde des jungen Paares theilen sich in zwei Parteien, die sich gegenseitig durch satirische Gesänge necken, und bei dieser Gelegenheit lassen die Schäfer von Béarn ihrer spöttischen Laune den Zügel schießen. Es giebt keine Schelmerei, die man sich nicht im Scherz vorwürfe; das Ganze bildet eine Kette von bon mots, Spötterei und geistreichen Späßen. Hat man sich nun in diesem Wettstreit des Witzes erschöpft, so setzt man sich nieder zum ländlichen Mahle und schließt mit den vollen Gläsern in der Hand Frieden. — Sind bei Leichenbegängnissen die Verwandten und Freunde des Hingeschiedenen versammelt, um seinen Verlust zu betrauern, so stimmen zwei Minstreis aus dem Dorfe einen Todtengesang an, in welchem sie sein Leben schildern. Der Eine singt die guten, der Andere die schlechten Handlungen; jener will ihn zum Himmel emporheben, dieser ihn zur Hölle hinabstürzen.

In einem für Musik und Poesie so günstig disponirten Lande konnte es nicht fehlen, daß Despourrins' Dichtungen in den Herzen der Bewohner Wurzel faßten. Sie haben ihre Sitten, Vergnügungen, Feste, mit einem Wort ihr ganzes Leben durchdrungen und sind so national geworden wie die Schweizer-Lieder; mit ihren sanften Melodieen singen die Mütter ihre Kinder in den Schlaf. Im Frühling des Lebens, wenn das Herz sich zu entfalten anfängt, wenn der erste Hauch der Liebe die junge Seele anweht, singen die Jünglinge und Mädchen Despourrins' Elegieen, um ihre Wünsche, ihre Besorgnisse, ihre Freuden und Leiden auszudrücken. Diese Dichtungen lassen in allen Herzen tiefe Eindrücke und holde Erinnerungen zurück. Wenn ein von seinem Vaterlande entfernter Béarner zufällig eine Melodie aus seinen heimathlichen Bergen vernimmt, bewegen ihn tausend Gefühle; er wird ergriffen, und milde Thränen perlen ihm aus den Augen.

Despourrins' Geschick hat etwas gemein mit dem der Dichter des Alterthums: zwei benachbarte Gegenden, die Bigorre und Béarn, streiten sich um die Ehre, ihm das Leben geschenkt zu haben. Es ist wahr, daß er lange in der Bigorre gewohnt hat, — er besaß daselbst das Schloß, dessen wir bereits erwähnten; es ist jedoch außer allem Zweifel, daß er im Jahre 1698 in Accous, einem kleinen Dorfe in dem Thale von Aspe, geboren wurde, welches das reizendste Thal von ganz Béarn und am meisten geeignet ist, die Wiege einer so ländlichen Muse zu seyn.

Despourrins hat seine Gedichte im Béarner Dialekt geschrieben, der sehr verschieden von der Bigorrer Mundart und ganz besonders viel eleganter und wohlklingender ist. Während wir diese Zeilen schreiben, ist man im Thal von Aspe damit beschäftigt, dem Dichter eine Statue aus Marmor zu errichten, den man in den Bergen gebrochen hat, die er durch seine Lieder verherrlichte.

Eine Sonderbarkeit macht sich in seinen Poesieen bemerklich: die Schäfer seufzen, leiden, klagen und geloben Treue, während die Schäferinnen immer grausam, leichtfertig und unbeständig sind. Die Gründe dieses Umstandes müssen sich in dem Dichter selbst finden, — vielleicht hat er in der Liebe viel zu leiden gehabt. In allen seinen Liedern herrscht eine tiefe Melancholie, die eine liebende und zerrissene Seele verräth. Man urtheile selbst nach den Strophen, die wir hier übersetzen:

„Ein junger Schäfer, der sein Vaterland verließ, drückte seinen Schmerz in folgender Weise aus: Leb' wohl, bescheidene Hütte, in der ich geboren ward, — ich steige in die Ebene hinab und bleibe fern bis zum nächsten Frühling."

„Leb' wohl, meine Schäferin, meine süße Freude; — ich entferne mich von dem Gebüsch, in welchem wir von unserer Liebe sprachen; die Sorge für meine Heerde nöthigt mich, die Berge zu verlassen. Leb' wohl, bald kehr' ich zurück."

„Nachtigall, die du auf dem Gesträuch am Bach das Glück der Liebe singst, Vertraute meiner Zärtlichkeit, die meinen Schmerz sieht, bewache meine Geliebte, daß sie mich nicht verräth."

„So endete das Lied des unglücklichen Schäfers; die Berge schienen seine Klagen zu empfinden und tönten sie zurück. Er verließ sein Dorf, besorgt um seine Geliebte, und ach, nach wenigen Tagen ergab sich die Flatterhafte einem Anderen!"

Zuweilen stellt der Dichter seine Leiden in einer Allegorie dar:

„Schäfer, kommt und tröstet mich über den Verlust meines schönsten Schafes. Noch vor einem Augenblick hüpfte es auf dem Rasen, und jetzt ist es nicht mehr in meiner Hürde."

„Hat ein reißendes Thier es mir entführt, oder verbirgt es sich muthwillig, um sich aufsuchen zu lassen?"

„Es war die Zierde meiner Heerde; wer sein weißes, weiches Fell sah, rief — „o, der glückliche Hirt!" Nun ist es verloren, — welch ein Schmerz! Find' ich es heut' nicht wieder, so scheint morgen die Sonne auf meine Leiche."

„Zerstreut euch, ihr Schafe, — flieht den unglücklichen Hirten, — gebe euch der Himmel eine gute Weide. Und Ihr, Schäfer des Thales, findet Ihr auf einer fernen Wiese meinen Liebling, so führt ihn zu mir zurück."

Uebrigens sind diese Gedichte mehr dazu gemacht, gesungen als gelesen zu werden; ohne Melodie verlieren sie einen großen Theil ihres Reizes. Wie alle populaire Dichter, übte Despourrins die Musik eben sowohl als die Dichtkunst. Er hat seinen Romanzen und Elegieen die sanftesten und zärtlichsten Melodieen gegeben. Er hat die Musik mit den Versen in solche Uebereinstimmung gebracht, daß man nicht zu sagen weiß, wurden die Worte für die Musik oder die Musik für die Worte gemacht; es ist, als wäre der Dichter stets auf doppelte Weise, mit Musik und Poesie, inspirirt worden.

In den Bergen und Thälern von Béarn muß man diese Melodieen hören, wenn sie ihre volle Wirkung hervorbringen sollen. Oft stimmt ein im Gebüsch versteckter Hirt ein Lied an, und eine Schäferin auf einem Berggipfel antwortet ihm. Seine tiefe und wie ein Gebirgsstrom mächtige Stimme bildet mit ihren sanften, klagenden Tönen einen sonderbaren Kontrast; ein vielfaches Echo tönt diese Doppelgesänge zurück und idealisirt sie. Mit welchem Entzücken vernimmt man zum ersten Male, umgeben von einer so mannigfachen, malerischen Natur, diese originelle Musik! Man überläßt sich holden Träumereien, saugt jeden Ton begierig ein und glaubt sich in ein Zauberland versetzt.

Diese Musik hat nichts mit der gemein, welche in unseren Salons und Theatern gesungen wird. Im Allgemeinen gebricht es den neueren Komponisten an Einfachheit; sie streben mehr danach, große Wirkungen hervorzubringen, als die Seele zu rühren; ihre Compositionen sind gelehrt und schwierig. Um sie zu singen, bedarf es großer Vorbereitungen, denn man hat gleichsam musikalisch-gymnastische Uebungen anzustellen. Die Bearner Melodieen athmen dagegen eine süße Einfachheit, sie sind naiv wie die Hirten, von denen sie komponirt wurden; jeder Ton dringt zum Herzen, und man kann sie nicht hören, ohne gerührt zu werden. Sie gefallen aus jedem Munde, denn um sie singen zu können, bedarf es keiner außerordentlichen Stimme. In ihren Akkorden ist nichts Gelehrtes, nichts Gesuchtes, und dennoch tragen sie den Stempel der Originalität. Sie haben durchaus etwas Lokales, etwas Besonderes, wie der Wohlgeruch der Blumen, die auf dem Moos der Felsen wachsen.

Das Centralisations-System hebt alle Lokal-Unterschiede und alle Charakter-Originalität der einzelnen Stämme auf, die Frankreich bewohnen. Die große Idee Ludwig's XI., der für das ganze Land nur ein Gesetz, ein Maaß und ein Gewicht haben wollte, ist nun verwirklicht. Die Centralisation gestaltet Alles um und bildet es nach demselben Leisten. Es giebt keine Provinzen mehr, sondern nur noch Departements, — keine Béarner, Bretagner und Bourgignoner mehr, sondern nur noch Franzosen. Wo man in den Provinzen noch Traditionen, Gedichte und Original-Melodieen hat, da beeile man sich, sie zu sammeln.

Die Französische Civilisation ist wie ein großes Meer, dessen Fluthen in dem Lande, über welches sie hinrollen, alle Spuren der alten Bewohner vernichten. Alle Dialekte verschwinden allmälig; der Béarner verliert mit jedem Tage an Rheinheit und wird bald nichts als ein Patois seyn. Die Landleute der Pyrenäen fangen an, sich das lange schwarze Haar zu verschneiden, welches ihnen so malerisch auf die Schultern floß; sie legen ihre rothen Westen und braunen Kamaschen ab, und die jungen Mädchen vertauschen ihre schwarzsammetenen Mieder mit Kattunkleidern. Noch einige Jahre, und die Béarner Melodieen wären vielleicht in den Bergen verhallt, wenn nicht ein junger Musiker, Edouard Sicahaig, daran gedacht hätte, sie zu sammeln. Er hat auch den Versuch gemacht, die Dichtungen Despourrins', mit Beibehaltung desselben Versmaßes, zu übersetzen.

Marcel Barthe.

England.

Tausend und Eine Nacht in Englischer Uebertragung.

Endlich erhält auch England eine vollständige und nach dem Original bearbeitete Uebersetzung der Mährchen von Tausend und Einer Nacht, dieser ewig jungen Erzeugnisse des morgenländischen Genius, die man unzählige Male lesen kann, ohne daß sie jemals von ihrem unnachahmlichen Zauber etwas einbüßten. Der Uebersetzer, Herr Lane, hat in seinem Werke „über die Sitten der heutigen Aegypter" von seiner Kenntniß der Arabischen Sprache und der Aegyptisch-Arabischen Gebräuche vollgültige Proben abgelegt; und diese gründliche Sprach- und Sachkenntniß erweckt ein günstiges Vorurtheil für die Uebertragung, wie für die erklärenden Noten, die jedem Kapitel angehängt sind. Zuweilen begnügt sich Herr Lane mit kurzen Erläuterungen; häufig aber enthalten seine Noten weitläufige Digressionen über Glauben und Aberglauben, Sitten, Gebräuche und wissenschaftliche Begriffe des Volkes, wenn man anders Wissenschaft nennen kann, was physisch unmöglich ist. Hier einige der interessantesten Noten dieser Art:

„Muhammedanische Glaubens-Artikel. 1) Glaube an Gott, der da ist ohne Anfang und Ende, den alleinigen Schöpfer und Herrn des Weltalls von gränzenloser Macht, Weisheit, Herrlichkeit und Vollkommenheit. 2) Glaube an seine Engel, die da sind unbefleckte Wesen, aus Licht geschaffen; desgleichen an die Genien (Dschinn), welche sündigen können und aus Feuer ohne Rauch geschaffen sind. Die Teufel, deren Oberster Iblis oder

Schaitan (Satan), sind böse Genien. 3) Glaube an seine Heiligen Schriften, die ungeschaffene, seinen Propheten geoffenbarte Welt. Diese Schriften sind: der Pentateuch Mose's, die Psalmen David's, das Evangelium Jesu Christi und endlich der Koran, welcher sämmtliche Offenbarungen früherer Zeiten theils aufhebt, theils läutert und verklärt. 4) Glaube an seine Propheten und Apostel. Die Vornehmsten derselben sind: Adam, Noah, Abraham, Moses, Jesus und Muhammed. Jesus, herrlicher als alle frühere Propheten, ist der Sohn einer Jungfrau, der Messias, das Wort Gottes, aber kein Theil seines Wesens, nicht Gott Sohn. Muhammed, der letzte und größte aller Propheten und Apostel, ist das vollkommenste und herrlichste der Geschöpfe Gottes. 5) Glaube an die Auferstehung und das Gericht, an Belohnung der Guten und Bestrafung der Bösen in einem künftigen Daseyn. Kein Muhammedaner hat ewige Höllenstrafen zu gewärtigen, und nur der Muhammedaner gelangt zur ewigen Seligkeit. 6) Glaube daran, daß Gott alle Begebenheiten vorher bestimmt, mögen sie nun gut oder böse seyn."

Die Urtheile der Araber über das weibliche Geschlecht sind in folgender Note resumirt: „Daß es dem Weibe an Weisheit und Einsicht fehle, ist bei den Muselmännern eine unbestreitbare Thatsache, denn der Prophet selbst hat so geurtheilt; aber sie behaupten zugleich auch, daß die Frau listiger und verschmitzter sey, als der Mann. In moralischer Hinsicht wird sie viel tiefer gestellt. „Ich stand", so sagte der Prophet, „vor dem Thore des Paradieses, und siehe da! die Meisten seiner Bewohner waren Arme; — ich stand auch vor dem Thore der Hölle, und siehe da! ihre meisten Bewohner waren Weiber." Der Chalife Omar sagte in Beziehung auf die Frauen: „Fraget sie um Rath und thut das gerade Gegentheil von dem, was sie euch rathen." Ein gelehrter Imam kommentirt hierüber, wie folgt: „Bevor der Mann etwas Wichtiges unternimmt, ist es räthlich, daß er zehn verständige Männer befrage. Hat er nicht mehr, als fünf gute Freunde, so konsultire er jeden derselben zwei Mal; hat er nur einen Einzigen, so konsultire er diesen Einen zehn Mal, in zehn verschiedenen Besuchen. Fehlt ihm jeder männliche Rathgeber, so wende er sich an sein Weib und thue dann das gerade Gegentheil von Allem, was sie ihm räth. So wird er seinen Zweck unfehlbar erreichen." Als das Weib geschaffen wurde, soll der Teufel voll Herzensfreude gesagt haben: „Du bist die Hälfte meines Heeres, die Bewahrerin meiner Geheimnisse, mein Pfeil, mit dem ich schieße und das Ziel niemals verfehle."

Die Muhammedaner glauben, wie es scheint, an zwei Arten von Schicksal — ein allgemeines unausweichbares und ein besonderes, das, wenn Gott will, durch die Kraft des Gebetes verändert werden kann. Bisweilen scheinen sie sogar anzunehmen, daß irgend ein besonderes Ergebniß durch menschliche Einwirkung abgewendet werden könne.

„Die Araber bedienen sich gern der Zaubermittel und Arzneien, bald um Krankheiten zu heilen, bald auch, um Krankheiten vorzubeugen. Dieser Hang bezeugt, daß ihr Glaube an das Schicksal nicht so unbedingt ist. Oft liegen sie Europäischen Reisenden zudringlich an, ihnen eine Dosis Arznei zu geben, und je stärker das Heilmittel, desto größer ist ihr Vertrauen. Folgender Vorfall mag als Beispiel dienen. Drei Eseltreiber, welche die Bagage zweier Britischen Reisenden von Bulak nach Kahira transportirten, öffneten eine Flasche in einem Körbchen, die nach ihrer Meinung Branntwein enthielt, und jagten den Inhalt durch die Gurgel. Derjenige, welcher die Neige zu trinken hatte, bekam den Schwanz eines Skorpions in den Mund; er sah auf den Boden der Flasche und bemerkte mit Grausen, daß ein ganzer Haufe Skorpionen, Taranteln und Vipern darin lag. Alle glaubten, vergiftet zu seyn, vergaßen vor Todesangst, daß es ein Fatum giebt, und schickten einen Boten an mich, der seine Kunde also einleitete: „O Efendi, thue eine Handlung der Nächstenliebe; drei Männer haben sich unwissentlich vergiftet; um Allah's Willen, gieb ihnen Medizin und rette ihr Leben." Dann erzählte er die ganze Sache, ohne den Diebstahl zu verhehlen. Ich sagte ihm, Diebe verdienten zwar keine Arznei; doch sey ich bereit, ihnen Hülfe zu leisten; denn es stehe geschrieben: „Wer eine lebende Seele rettet, soll gleichgeachtet werden dem Retter der ganzen Menschheit." Ich sagte dies, um die Gesinnung des Boten zu prüfen, der meine Belesenheit bewunderte und mir sehr anlag, den Unglücklichen zu helfen, dieweil es noch Zeit sey. Der Mann war also gewiß kein unbedingter Fatalist. Ich gab ihm drei tüchtige Dosen Brech-Weinstein mit auf den Weg, und er brachte mir bald darauf die Kunde, daß meine Arznei wunderbar gewirkt habe."

„Man findet einzelne Muhammedaner, die sich, wenn die Pest regiert, in ihren Wohnungen abschließen; doch wird ein solcher Grad von Mißtrauen gegen das Fatum sehr mißbilligt. Einem meiner Syrischen Freunde, der diese Vorsichts-Maßregel gebraucht, hätten seine Nachbarn beinahe die Thür eingebrochen. Ein anderer meiner Freunde, der zu den ausgezeichnetsten Ulema's gehörte, bekannte mir, daß die Quarantaine-Anstalten, seiner Ueberzeugung gemäß, erlaubt seyen, daß er es aber nicht wagen dürfe, diese Ansicht offen auszusprechen. „Der Prophet", so sprach er, „hat uns anbefohlen, eine Stadt, wo die Pest regiert, weder zu betreten, noch zu verlassen. Warum sagte er: „Geht nicht hinein?" — darum, weil wir uns, indem wir Solches thun, der Ansteckung aussetzen. Warum sagte er: „Geht nicht hinaus?" — darum, weil wir, Solches thuend, die Krankheit zu Anderen bringen. Der Prophet war zärtlich auf unsere Wohlfahrt bedacht; aber die heutigen Muselmänner sind im Allgemeinen Leute — wie Ochsen; sie erklären den Ausspruch des Propheten in folgender Weise: „Gehet nicht in die angesteckte Stadt, weil ihr sonst mit Uebereilung handelt, und geht nicht hinaus, weil ihr dadurch euer Mißtrauen in Gottes rettende Macht zu erkennen gebt."

„Viele gemeine und unwissende Moslemin behaupten, das unabwendbare Schicksal jedes Menschen sey ihm in die Nähte der Hirnschale eingeschrieben."

Der vorliegende erste Theil dieser Englischen Uebersetzung und Auslegung der Mährchen Schehrasade's ist mit einer Menge Holzschnitten geziert, die von echt orientalischer Anschauung zeugen und Leben und Sitte des Morgenlandes mit gewissenhafter Treue darstellen. Der Zeichner, Herr Harvey, geht auf seinem künstlerischen Standpunkte Hand in Hand mit dem Uebersetzer und Erklärer. Die Kavalkade der Fürstlichen Brüder — das Bachanal der treulosen Sultanin mit ihren Sklaven im Garten — die Zusammenkunft des Wesirs und seiner Tochter Schehrasade, und die Aufnahme der Letzteren beim Könige, dessen grausamen Vorsatz sie so glücklich zu vereiteln weiß: Alles hat ein Gepräge von Wahrscheinlichkeit, wie authentische Zeichnungen.

Herr Lane behauptet, daß die heutige Stadt Kahira, deren gesellschaftlicher Zustand ihm das vornehmste Material zu seinen Erklärungen lieferte, den Typus des alten Araberthums noch am treuesten bewahre. Wir können nicht darüber entscheiden, ob diese Behauptung unbedingt richtig sey; aber jedenfalls dürfen wir eine Uebertragung rühmen, deren Verfasser gründliche Gelehrsamkeit mit frischer Beobachtung im Leben und mit feinem Sinn für das Schöne vereinigt.

Mannigfaltiges.

— Wallenstein Italiänisch. Von Schiller's Wallenstein ist jetzt die erste Italiänische Uebersetzung erschienen. Sie bildet einen Band des bereits in diesen Blättern erwähnten, von G. Battaglia in Mailand herausgegebenen Museo drammatico, das sich jedoch einstweilen damit begnügt, die Tragödie „Wallenstein's Tod" (übersetzt von F. Vergani) zu liefern, während der Herausgeber es von dem Beifalle des Publikums abhängig macht, ob auch die beiden anderen Dramen der Schillerschen Trilogie geliefert werden sollen.

— Die Gauchos in Süd-Amerika. Sie wohnen in elenden Hütten aus Lehm und Rohrgeflecht, mit einem leichten Rohrdach, und nur schlecht gegen Sturm und Unwetter verwahrt. Oft hat man eine Tagereise von einer Wohnung bis zur nächsten zurückzulegen. Die Meisten kommen in ihrem Leben nicht über die nächste Umgebung ihrer Hütte oder ihrer Hacienda hinaus. Nicht selten war der Mann, welcher uns als Postillon führen sollte, in großer Verlegenheit, den Weg zur nächsten Station zu finden, und so oft wir uns bei einem Gaucho über die Lage der Oerter und Gegenden erkundigen wollten, fand es sich, daß er nur in der nächsten Nähe seines Wohnplatzes Bescheid wußte. Und doch legen sie bei der Straußenjagd oder auf der Flucht vor feindlichen Indianerhorden oft ganz unglaubliche Strecken wie im Fluge zurück und entfernen sich wohl hundert Stunden und weiter von ihrer Wohnung, so daß ich nicht begreife, wie sie bei ihrer geringen Ortskenntniß sich wieder heim finden, wenn der Instinkt des Pferdes nicht etwa das Beste dabei thut. Der Gaucho ist überhaupt nur ein halbes Wesen, wenn er nicht zu Pferde sitzt: er und sein Pferd machen Eins. Das Pferd wächst mit ihm zusammen auf, ist sein Gespiele von Kindheit an. Wie manchen dreijährigen Buben hab' ich gesehen, der ein muthwilliges dreijähriges Füllen beim Schwanze packte und sich ihm von hinten auf den Rücken schwang! Das Kind des Gaucho kann kaum auf seinen eigenen Beinen stehen, kaum die eigenen Arme und Hände regieren, so übt es sich schon im Werfen des Lasso. Sein erstes Spielzeug ist eine Schnur mit einer Schlinge, die es seiner Puppe über den Kopf wirft; dann müssen ihm die Hühner und Tauben und andere kleine Thiere zur Uebung seiner Geschicklichkeit dienen; endlich jagt der herangewachsene, vollkräftige Mann, auf windschnellem Roß, mit dem Lasso und der Bola*) den wilden unbändigen Büffeln und den Straußenvögeln nach. Die eigene Wohnung hat für den Gaucho wenig Reiz; darum baut er sie auch so nachlässig. Zu Hause ist er träge, indolent, faullenzerisch. Aber draußen, zu Pferd, dahinsprengend über die weiten Grasflächen, das Waidmesser im Gürtel, den Lasso im Arme, da ist er in seinem Element, da entwickelt er seine ganze physische Energie. Es ist unglaublich, was der Gaucho zu Pferde leistet, wie groß seine Kühnheit und Gewandheit ist, wie unermüdlich ausdauernd seine Kraft. Aus dem unerschrockenen Jäger wird leicht ein tapferer Kriegsmann, und als solche haben sich die Gauchos in den jüngsten Zeiten hinlänglich bewährt; noch gegenwärtig liegen sie in beständiger Feindseligkeit mit den freien Indianer-Stämmen des inneren Landes, und kein Jahr vergeht ohne Ueberfälle und Gefechte."

(Campbell Scarlett's South-America.)

*) Die Bola, richtiger in der Mehrzahl Bola's, besteht aus einer Anzahl Riemen, die in einen Griff zusammenlaufen; an jedem Riemen ist eine bleierne Kugel (bola) befestigt.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 73. Berlin, Montag den 18. Juni 1838.

England.

Aus Walter Scott's Korrespondenz mit seinen Söhnen*).

Walter Scott hatte bekanntlich zwei Söhne, Walter und Charles, und zwei Töchter, Sophia und Anna, von denen die erste an J. G. Lockhart, Scott's nachmaligen Biographen, verheirathet war, die jüngere aber unverheirathet geblieben ist. Von den Söhnen hatte sich Walter, ein frischer und lebendiger Jüngling, mit völliger Bewilligung des Vaters dem Militairstande gewidmet und war als Kornet in das achtzehnte Husaren-Regiment, welches in Irland garnisonirte, eingetreten. Die Briefe des Vaters an ihn zeigen überall die herzlichste Gesinnung, eine große Offenheit, die keinen Fehler des Sohnes (und er scheint deren manche gehabt zu haben) beschönigt, und ein inniges Vertrauen, welches Scott auch wieder für sich in Anspruch nimmt. Von Allem, was im Hause vorging, von Familienereignissen, von Jagden und Landpartieen, von Besuchen, von seiner Schriftstellerei, erhielt der Sohn fleißig Nachricht, wobei denn praktische Winke und gute Lehren das rasche und unruhige Gemüth des Sohnes beruhigen und ihn zu fleißigem Besuch der guten Gesellschaft anhalten sollten. Ein sehr ernstes Wort sprach unter Anderem der Vater zum Sohne, als er vernommen hatte, daß derselbe damit umginge, sich in ein Verhältniß mit einer jungen Dame zu Dublin einzulassen, und er versichert ihn deshalb seines höchsten Mißvergnügens. In einem anderen Briefe bittet er ihn, seine Handschrift zu verbessern, da diese bei weitem die schlechteste in der ganzen Familie sey. Aber im Jahre 1821 scheinen in der Garnison des jungen Offiziers bei einem Gelage Auftritte von unangenehmer Art und wahrscheinlich sehr unangemessene politische Expectorationen stattgefunden zu haben. Dadurch sah sich Scott zu folgendem Briefe vom 21. April 1821 veranlaßt:

„Mein theurer Walter. — Ein Demokrat ist an sich schon eine verdrießliche, unangenehme Art von Menschen; aber ein demokratischer Soldat ist zehntausend Mal schlechter als ein gewöhnlicher Verräther, weil er seine militairische Ehre vergißt und seinem Herrn, dessen Brod er ißt, treulos wird. Drei ausgezeichnete Menschen aus dieser Klasse haben zu meiner Zeit gelebt, Lord Edward Fitzgerald, Oberst Despard und Hauptmann Thistlewood, alle Drei waren bei Jedermann verhaßt und verabscheut und starben eines schimpflichen und schuldbeladenen Todes. Wenn ein Mann von Ehre unglücklich genug ist, Meinungen zu hegen, die mit den dienstlichen Verhältnissen, in denen er steht, unverträglich sind, so ist es seine Pflicht, sofort seiner Stelle zu entsagen; wenn er aber anders handelt, so entehrt er sich selbst für immer. — Es sind seltsame Gerüchte von dort zu uns gedrungen; aber, wie sich auch immer gewisse Offiziere dabei mögen benommen haben — ein Gentleman behauptet seinen Charakter, auch wenn es ziemlich toll und ausschweifend zugeht, sonst ist er um nichts besser, als ein Mensch aus der Hefe des Volks, der auf der Gasse Unfug treibt. — Ich hätte Dir gern noch mehr über andere Gegenstände geschrieben, aber jene Vorfälle haben meinen Plan geändert, da sie mich mit nicht geringer Besorgniß über den Einfluß erfüllt haben, den Deine Gesellschaft auf Deine politischen und moralischen Grundsätze auszuüben scheint. Sey also mit mir ganz offen in dieser Sache. Ich habe ein Recht, die vollkommenste Aufrichtigkeit von Dir zu fordern, da ich Dir stets das größte Vertrauen von meiner Seite bewiesen habe. Ich bitte Dich, schreibe bald und ausführlich."

Auf diese Mahnung mochte denn wohl der junge Herr dem Vater seine Sünden gebeichtet haben, und daß im trunkenen Muthe manches unbewachte Wort gesprochen sey. Aber Scott meint (in einem Briefe vom 10. Mai), daß man beim Weine wohl lustig, laut, ja heftig werden könne, daß der Wein die Gedanken des innersten Herzens an das Tageslicht bringe, keineswegs aber solche Meinungen und Aussprüche, die nicht schon vorher in der Seele einheimisch gewesen wären. Um so mehr wird der Sohn gewarnt, sich nicht um Ehre und Aussichten zu bringen; er aber (der Vater) müsse solche Dinge streng rügen und darin seine Pflicht thun, weil er sonst nicht erwarten könne, daß der Sohn auch die seinige gegen ihn beobachten würde.

Im folgenden Jahre (1822) ließ Scott seinen Sohn Walter eine Reise auf den Kontinent machen, wo er sich besonders längere Zeit in Berlin aufhielt, um nach des Vaters Willen die Kriegskunst zu studiren. Dort ward er der besonderen Aufsicht des Sir George Rose übergeben, eines bewährten Freundes seines Vaters, der damals Englischer Gesandter am Hofe zu Berlin war. Der folgende Brief war nach Berlin gerichtet.

„Mein theuerster Walter. — Deine beiden Briefe kamen heute früh zusammen und befreiten mich von der unangenehmen Sorge, die ich bis jetzt um Dich gehabt hatte, weil seit Deiner Abreise die Stürme sehr heftig gewesen und keine Nachrichten vom Kontinent eingetroffen waren, die uns meldeten, daß sie aufgehört hätten. Glücklicherweise wußte Deine Mutter nichts davon und war also nicht so unruhig. Sonst sind wir hier wohl und leben in unserer alten Weise. Vor etwa acht Tagen speiste die Gräfin Neale, eine Hofdame der Prinzessin Louise von Preußen, mit dem Lord Ober-Commissair und seiner Familie bei uns und schien mit besonderem Interesse Alles zu betrachten, was sie von unseren Schottischen Gebräuchen sah und hörte. Sie war so gütig, mir Empfehlungsbriefe für Dich an die Prinzessin Louise anzubieten, so wie auch an General Gneisenau, der Blücher's General-Adjutant war und die Operations-Pläne in allen Feldzügen dieses Veterans entworfen hat, und an die Baronin von Fouqué, die in der literarischen Welt eben so wohl bekannt ist als ihr Gemahl, der Baron, der Verfasser sehr unterhaltender Mährchen und Sagen, besonders der wunderschönen Erzählung Undine und der Fahrten Theodolf's, des Isländers. Wenn Du Gelegenheit findest, der Frau von Fouqué zu sagen, wie sehr ich mich an ihren und ihres Gemahls Schriften erfreut habe, so wirst Du nur die Wahrheit reden und kannst ihnen immerhin versichern, daß sie auch über die Gränzen ihres Vaterlandes hinaus gekannt und geachtet sind."

„Da Du den Vortheil hast, durch gute Empfehlungen bei vornehmen und ausgezeichneten Männern eingeführt zu seyn, so fürchte ich nicht, daß Du der Weise vieler Engländer folgen und bloß mit Deinen Landsleuten zusammenhocken wirst und dadurch die Gelegenheit verlieren, Dir eine genauere Kenntniß der Sprache und Gesellschaft in Berlin zu erwerben. Ich gebe zu, daß man in einem fremden Lande große Versuchung zu einer solchen Absonderung hat, aber es werden auch dadurch alle die Pläne zerstört, um derentwillen man sich den Unruhen und Unbequemlichkeiten einer Reise in das Ausland unterzieht. Gieb Dir besondere Mühe, Deutsch zu lernen, da sich für das Französische auch wohl anderswo Gelegenheit finden wird. Es ist mir zwar nicht wahrscheinlich, aber doch nicht unmöglich, daß Du mit einigen von den exaltirten Leuten (têtes échauffées), die jetzt in Deutschland so häufig sind, in Gesellschaft kömmst — das sind Menschen, welche die ganze bisherige politische Ordnung umzukehren im Begriff sind, um eine andere, bessere an ihre Stelle zu setzen. Ich denke aber, daß Deine eigene Klugheit, gute Grundsätze und mein herzinniger Wunsch Dich vor diesem Geschlechte politischer Neuerer beschützen werden, die, wie ich wohl weiß, besonders darauf ausgehen, junge Leute in ihre Netze zu verwickeln."

„Ich betrachte die Anwesenheit Sir George Rose's in Berlin als das glücklichste Ereigniß für Dich, da Du an ihm einen Freund hast, den Du in jeder Verlegenheit befragen kannst. Laß also keinen Augenblick verstreichen, um Deine Zeit so gut als nur immer möglich für Deine Studien und Uebungen zu benutzen. Als die letzteren empfehle ich Dir besonders das Fechten und das Reiten auf der Bahn, denn wenn Du auch schon ein guter Reiter bist, so mußt Du auch ein kunstmäßiger Reiter werden, und dazu sind manche Deutsche Reitbahnen vortrefflich. Wie die in Berlin beschaffen sind, wirst Du von Sir George erfahren, der sich auf solche Dinge sehr wohl versteht. Daher bitte ich Dich recht sehr, daß Du Deine Zeit nicht unnütz vergeudest. Denn schon der Aufenthalt in Edinburg und in London, so wie die Reise selbst, nimmt viel von der Zeit weg, die nach unserem Plan für Deine wissenschaftliche Ausbildung bestimmt ist, und die Zeit, wo Du wieder in den aktiven Dienst eintreten wirst, ist verhältnißmäßig auch nicht zu weit entfernt; gehe also ja haushälterisch mit Deiner Zeit um. Uebrigens kann ich Dir nicht sagen, wie glücklich ich bin, daß Du jetzt nicht zu dem unrühmlichen, aber doch gefährlichen und ermüdenden Kriegsdienste in Irland verwendet worden bist. Die Offiziere schreiben, daß der Dienst weit angreifender sey als während des Krieges auf der Halbinsel, und es scheint

*) Walter Scott's Leben, Dritter Theil.

auch gewiß zu seyn, daß ein nicht unbeträchtlicher Theil des Landes wirklich in der Gewalt der Insurgenten sich befinde. Dafür lerne Du jetzt Deutsch sprechen. Ich habe mich auch sehr an Deiner festen und guten Handschrift erfreut. Der letzte Brief aus Hamburg war deutlich geschrieben und schön stilisirt. Schreib mir ja von Allem, was Dir bemerkenswerth ist, und wende auch einige Mühe auf den Ausdruck, der nicht steif seyn soll und pedantisch, aber doch eine gewisse Sorgfalt beurkunden muß."

Nun folgen die Grüße der einzelnen Familienglieder. Als Nachschrift bemerkt noch Scott: „Die Deutschen lieben die Formen. Vergiß also nicht, Dich um die hergebrachte Etikette zu bekümmern, bevor Du die beigeschlossenen Briefe abgiebst."

Im Juli 1823 kehrte Walter Scott von seiner Reise zurück und zwar, wie es scheint, zur Zufriedenheit des Vaters, der ihn in einem Schreiben vom 18. Juli einen „rüstigen jungen Mann von echt militairischem Ausseheh" nennt. Zu seiner weiteren Ausbildung, namentlich in den mathematischen Wissenschaften, für die er eine besondere Neigung hegte, trat er gleich darauf in die Kriegsschule (Military College) und verließ zu des Vaters Bedauern, der seine Kinder zum ersten Male wieder um sich vereinigt sah, nach wenigen Tagen den Familienkreis.

Scott's zweiter Sohn, Charles, war für den Staatsdienst bestimmt und sollte also eine mehr gelehrte Bildung als sein Bruder erhalten. In seinem funfzehnten Jahre (1820) wurde er in die Pensions-Anstalt eines vortrefflichen Geistlichen zu Lampeter, in Cardiganshire, Herrn Williams gebracht, wo er nach Scott's Aeußerungen sich in den allerbesten Händen befand. Wir geben jetzt einige Bruchstücke aus den Briefen des Vaters an seinen Sohn, zuerst aus einem am 14. November 1820 geschriebenen Briefe.

„Mein lieber Sohn Charles. — Deine Briefe haben uns Alle sehr glücklich gemacht, und ich hoffe, daß Du nun ganz eingerichtet bist und Dich wohl befindest. Herr Williams wird wahrscheinlich Dich weit gründlicher in der Grammatik der klassischen Sprachen unterrichten, als es bisher der Fall gewesen ist, und Du wirst dies unstreitig zuerst sehr trocken finden. Aber es sind Gründe von der höchsten Wichtigkeit, die Dich zur größten Aufmerksamkeit bestimmen müssen. Eine vollkommene Kenntniß der klassischen Sprachen hat von jeher, und das nicht ohne guten Grund, als das unterscheidende Merkmal eines jungen Mannes von guter Erziehung gegolten, und wenn Einige sich ohne diese Ausstattung doch in eine ausgezeichnete Stellung zu bringen gewußt haben, so ist das immer nur mit der größten Schwierigkeit geschehen, gerade als wenn Jemand über eine Mauer klettern wollte, statt sein Einlaß-Billet an der Thür abzugeben. Nun magst Du wohl denken, es gäbe auch noch andere Proben, durch die ein junger Mann sein Talent zeigen könnte; aber was denkst Du wohl vorzubringen, wenn die allgemeine Stimme der Gesellschaft einmal jene Kenntnisse als Maßstab für die Bildung angenommen hat? Weizen und Gerste sind, denke ich, eben so gut Körner, als der Sesam, aber der Sesam war doch der einzige Talisman, der den Weg bahnte und den Felsen öffnete *), und eben so gewiß ist es, daß Du ohne eine tüchtige grammatische Bildung im Griechischen und im Lateinischen vergeblich nach einiger Auszeichnung strebst. Dabei ist nur das grammatische Studium durch seine große Schwierigkeiten vorzugsweise geeignet, die Jugend zu belehren, daß ausharrende Geduld und Arbeitsamkeit für jeden anderen Zweig menschlicher Erkenntniß nothwendig ist, und Dein großer Fehler, mein Sohn, ist gerade der Mangel an Stätigkeit und an entschlossenem Fleiße, sowohl bei trockenen als bei interessanten Gegenständen, die Du erlernen sollst. Aber wenn Du Dich selbst recht anstrengst, so bezweifle ich nicht, daß Du unter der Leitung eines so gelehrten Mannes und vortrefflichen Lehrers, als Herr Williams ist, und ohne die Verführungen zur Zerstreuung, denen Du zu Hause ausgesetzt bist, Deine natürliche Unruhe überwinden und daß Fleiß und Stätigkeit bei Dir zur anderen Natur werden, so daß Du dereinst ein geachtetes, vielleicht gar ein ausgezeichnetes Mitglied der Gesellschaft werden kannst. Es ist nur zu wahrscheinlich, daß der ganze Erfolg Deines künftigen Lebens von der Art und Weise abhängig ist, in welcher Du die nächsten zwei Jahre anwendest, und ich wünsche daher von ganzem Herzen, daß Du die gute Gelegenheit, welche Dir geboten ist, um vorwärts zu kommen, auf das beste benutzen mögest." Am Schlusse des Briefes setzt Scott noch hinzu: „Gewiß wirst Du in kurzer Zeit, wenn Du nur erst die Gegenstände, welche Du zu erlernen hast, besser begreifst, finden, daß der Pfad weit ebener wird, und daß das anziehend und leicht ist, was Dir jetzt noch in ein unergründliches Labyrinth von Dornen und Büschen eingehüllt zu seyn scheint." **)

Charles Scott scheint die Ermahnungen des zärtlich sorgenden Vaters wohl beherzigt zu haben. Denn unter dem 9. Mai 1821 schreibt ihm derselbe aus Abbotsford:

„Mein theurer Charles. — Ich habe mich sehr erfreut, aus Deinem Briefe, den ich so eben erhielt, zu sehen, daß Du den Tacitus mit einigem Geschmack liesest. Denn sein Stil ist besonders auffallend, ja oft dunkel und räthselhaft, so daß er einem Schüler wohl zu schaffen machen kann. Dafür stehen aber auch auf jeder Seite die vorzüglichsten Reflexionen und Maximen politischer Weisheit, wie sie nur immer die tiefste Kenntniß der menschlichen Natur erzeugen konnte, und es ist unumgänglich nothwendig, daß, wer einmal beabsichtigt, öffentlich aufzutreten, sich mit Tacitus' Werken auf das genaueste bekannt mache, da kein älterer oder neuerer Schriftsteller eine solche Menge der wundervollsten Denk- und Aussprüche darbietet. Du wirst gut daran thun, Dich im Uebersetzen solcher Stellen zu versuchen, die Dich besonders ansprechen, und den Tacitus so gut Englisch sprechen zu lassen, als es Dir nur immer möglich ist. Dadurch wirst Du den doppelten Vortheil haben, selbst recht vertraut mit dem Lateinischen Schriftsteller zu werden und eine Herrschaft über die Muttersprache zu erlangen, wie sie sich der nicht zu verschaffen im Stande ist, der erst in späteren Jahren die Englische Sprache zu studiren anfängt."

Wir fügen noch eine Stelle aus einem Briefe vom 21. November 1821 hinzu, als Charles, nachdem er seine Ferien in Abbotsford zugebracht hatte, nach Lampeter zurückgereist war. „Ich vernehme mit Vergnügen, mein theures Kind, daß Du fleißig bist. Dein eigenes Glück steht einmal in Deiner Hand, obschon Du dazu in jeder Weise bessere Unterstützung hast, als ich bei meinem ersten Eintreten in die Welt. Ja, ich kann Dir versichern, daß, wenn ich nicht emsig gearbeitet hätte (und ich habe es oft beklagt, daß ich durch Mangel an Hülfsmitteln, durch eine unsichere Gesundheit und eine gewisse Indolenz verhindert war, in meiner Jugend noch mehr zu thun), meine eigene Lage sehr beschränkt geblieben seyn und ich aller der Vortheile entbehren würde, die ich jetzt genieße. Betrachte also immer die Arbeit als den Hauptzweck Deines jetzigen Lebens."

Im Oktober 1824 ward Charles der Universität Oxford übergeben. Diese zog Scott nach seinen politischen Grundsätzen der Universität Cambridge weit vor. Denn er schreibt in einem Briefe an Lord Montagu vom 14. Juni 1824, daß Cambridge zu sehr von den neuen liberalen Theorieen angesteckt sey, und daß sich mit denselben überdies eine kirchliche Ketzerei verbunden habe, die einen Enthusiasmus für religiöse Gegenstände erheuchele und die Religion doch nur zum Deckmantel für ihre politischen und zeitlichen Zwecke zu machen beabsichtige.

*) Anspielungen auf die Erzählung von Ali Baba und den vierzig Räubern in Tausend und Eine Nacht.

**) Es ist vielleicht nicht überflüssig, zu bemerken, daß Scott diese Ueberzeugung von der Nützlichkeit tüchtiger grammatischer Studien nicht bloß mit den größten Staatsmännern Englands, einem Pitt, Fox, Canning, Peel und Anderen theilt, sondern daß auch Bulwer im „Eugen Aram" und im

Frankreich.

Die Schauspieler und Harlekine der älteren Italiänischen und Französischen Komödie.

(Schluß.)

Jean Bissoni, ein berühmter Scapin, der 1716 mit der Truppe nach Paris kam, war aus Bologna gebürtig. Im Alter von 15 Jahren verband er sich mit einem Quacksalber, den er von Ort zu Ort begleitete, indem er an den Dialogen Theil nahm, die dazu dienten, die Aufmerksamkeit der Kunden zu fesseln. Nach einiger Zeit wurden sie uneinig und trennten sich. Ein Jahr verging, und Bissoni, der noch mit seinen Arzneien umherreiste, kam nach Mailand, wo er zum Unglück einen Rivalen vorfand, dessen Ruf schon begründet war. Bissoni beschloß, die Bewohner der Stadt bei ihrer schwachen Seite anzugreifen. Zu diesem Zweck etablirte er sich auf einem öffentlichen Platz und fing an, die Trefflichkeit und Echtheit seiner Waaren anzupreisen, indem er den Leuten einredete, sie wären ein Theil von denen, die der andere Doktor verkaufe; dieser nämlich wäre sein Vater, hätte ihn aber wegen eines Jugendfehlers aus seiner Nähe verbannt und so gezwungen, für sich allein das Land zu bereisen. Dieses Mährchen wurde schnell dem Doktor hinterbracht, der kaum Zeit hatte, dagegen zu protestiren, als schon Bissoni herankam, ihm zu Füßen fiel, ihn um Verzeihung bat, seine Reue gestand und zuletzt den väterlichen Segen verlangte. Verächtlich wies ihn der wüthende Doktor zurück und brandmarkte ihn als einen Betrüger; Bissoni, mit Thränen in den Augen, bat die guten Leute ringsherum, seinen grausamen Vater zu erweichen. Diese suchten zu vermitteln, aber natürlich vergebens. Endlich, um ihren Abscheu vor solcher Härte an den Tag zu legen, verabredeten sie, einem so unnatürlichen Vater nicht einen Heller mehr hinzugeben, worauf sie dem mißhandelten Sohn seinen ganzen Vorrath abkauften. Diese Anekdote bietet guten Stoff für eine Lustspiel-Scene. — Bissoni starb 1727 im Alter von 45 Jahren, nachdem er die Rolle des Scapin mit allgemeinem Erfolg durchgeführt.

Tamponet erschien auf der Foire St. Germain im Jahre 1701. Seine Hauptrolle war die des Tremblotin, worin er großen Beifall ärndtete. Doch wurde er von Bertrand's Truppe im Jahre 1708 wegen Nachlässigkeit entlassen, als er sich dem guten Volk von Paris in einem originellen Charakter präsentirte und dabei von Allen, die ihn kennen mochten, in vorsichtiger Entfernung sich hielt. Nachdem er nämlich auch seine Kleidung sich eingerichtet, legte er das Kreuz des heiligen Ludwig an, das er sorgfältig bedeckte, sobald er an öffentlichen Orten erschien. Hatte er dann ein Individuum herausgefunden, dessen Gesicht von Einfalt und Güte zeugte, so pflegte er sich neben dasselbe zu setzen und in furchtsam verstelltem Ton seine Sympathie für das Schicksal eines armen Ritters des Sankt-Ludwigsordens in Anspruch zu nehmen, wobei er in dem Augenblick behutsam das Kreuz auf der Brust zeigte. Tamponet spielte diese Rolle so geschickt, daß die Geschichte von dem armen Ritter des Sankt-Ludwigsordens, der seine Pension verloren, zu den Ohren der

nachschickte und ihn auf der That ertappte. Er ward zu dreijähriger Haft im Bicêtre verurtheilt, und da er nach Erlangung der Freiheit sein Vergehen wiederholte, ins Ausland geschickt, wo er starb.

Jean Baptiste Constantini, allgemein bekannt als Octavio de Verone, war der jüngere Bruder des Constantini, dessen Schicksale wir schon erwähnt haben. Er gab die Rolle des zweiten Liebhabers auf dem Italiänischen Theater im Jahre 1688 mit großem Erfolg; er war ein geschickter Musiker und spielte folgende sieben Instrumente: die Flöte, die Theorbe, die Harfe, den Psalter, die Cymbel, die Hoboe und die Guitarre. Als im Jahre 1697 die Truppe auf Befehl des Königs entlassen wurde, kehrte Octavio in seine Vaterstadt Verona zurück, wo er im Stande war, den Generalen der Französischen Armee zu Anfang des Krieges im Jahre 1701 sehr wichtige Dienste zu leisten, daher ihn auch die Kaiserlichen mit einem Besuch beehrten und sein Landgut verwüsteten. Der Chevalier de Listière, den der König von Frankreich abgeschickt, die Posten und das Lager des Feindes zu rekognosziren, erwähnte ausdrücklich der Dienste, die Octavio geleistet, „indem er die erste Nachricht von der Stellung des Feindes gegeben und mehrere Reisen auf seine eigenen Kosten gemacht, ohne jemals eine Vergütung von den Französischen Generalen anzunehmen.“ Octavio kehrte im Jahr 1708 nach Paris zurück und bekam den Posten eines Inspektors der Pariser Barrieren. Mit dem Ertrag dieses Amtes konnte er eine Bühne auf der Foire St. Germain und St. Laurent eröffnen. Er starb zu Rochelle im Jahre 1720.

Jean Antoine Romagnesi, dramatischer Dichter und Schauspieler, ward, so zu sagen, auf dem Theater von Namur geboren. Im 15ten Jahre verließ er die Truppe, durch die rauhe Behandlung des Direktors, seines Schwiegervaters, erbittert, und beschloß, zur Armee zu gehen. Mit diesem Entschluß packte er seine sieben Sachen zusammen, kehrte dem Theater den Rücken und nahm Dienste unter einem Capitain, dessen Disziplin um nichts freundlicher war, als die von Jean Antoine's Schwiegervater. Nach einiger Zeit desertirte der junge Soldat und ging zu den Truppen des Herzogs von Savoyen. Doch von seinem neuen Befehlshaber nicht besser behandelt, beschloß er, wieder zu desertiren, schrieb an den Schauspieler Quinault, der damals in Straßburg war, schilderte ihm in den rührendsten Ausdrücken das Elend seines Soldatenlebens und bat ihn, seine Flucht zu unterstützen. Quinault antwortete sogleich, forderte den jungen Soldaten auf, nach Basel zu gehen, wo er einen Brief mit Geld finden würde, und von dort nach Straßburg zu kommen. Romagnesi desertirte sogleich und kam endlich, auf dem Wege sich durchbettelnd, bis an die Thore von Basel, ärmlich gekleidet in ein Paar rothe Hosen, eine weiße Jacke, ein Stück Hut auf dem Kopf und nicht einen Sous in der Tasche. Doch hatte er noch andere Hindernisse zu bekämpfen. Die Basceler Behörden nämlich hatten befohlen, keinen Fremden, der von Savoyen her käme, in die Stadt zu lassen, außer wenn er vorher die genauesten Nachweisungen über seinen Namen, seinen Stand und den Zweck seiner Reise geben könne. Nun hatte Romagnesi mancherlei Gründe, weshalb er die Neugier der guten Baseler Bürger nicht befriedigen mochte; daher überlegte er, auf welche Weise er ihrer Aufmerksamkeit am besten entgehen könne, als ihm der Zufall glücklicher Weise die Mittel an die Hand gab. Ungefähr hundert Schritte von der Stadt bemerkte er eine Heerde Schweine, die ein Knabe von ungefähr zehn bis zwölf Jahren trieb. Er näherte sich dem Knaben, bemächtigte sich seiner Peitsche und befahl ihm in gebieterischem Tone, ein bis zwei Stunden hier zu warten, während dessen die Heerde sicher nach der Vorstadt gebracht werden sollte. Der Knabe, von Romagnesi's Betragen furchtsam gemacht, versprach zu gehorchen, worauf der Deserteur, die Heerde vor sich hertreibend, in die Stadt hereinkam und sie an dem Ort zurückließ, wo er versprochen. Sodann eilte er auf die Post, wo aber kein Brief von Quinault zu finden war, da die Straßburger Post erst den folgenden Tag ankam. Trotz dieser Verzögerung fühlte Romagnesi ein dringendes Bedürfniß, zu essen, und sehnte sich auch, ein Bett für die Nacht zu bekommen. Er betrat ein bescheidenes Gasthaus und bestellte ein Abendbrod und Nachtlager. Die Wirthin, die auf sein Aeußeres forschende Blicke warf, streckte ihre Hand aus und gab ihm deutlich zu verstehen, daß Vorausbezahluag sehr angenehm seyn würde. Romagnesi unterrichtete die Dame von seiner gegenwärtigen Mittellosigkeit, versicherte ihr aber, daß er am anderen Morgen einen Brief bekommen würde. Die Wirthin war unerbittlich und nahe daran, ihrem Gast die Thür zu weisen, als ein Bäcker, sich der verlassenen Lage des Deserteurs erbarmend, sich verpflichtete, Romagnesi's Rechnung zu berichtigen, wenn der Schauspieler sein Wort nicht hielte. Am anderen Tag kam das Geld, und nachdem sich Romagnesi alles Nöthige angeschafft, vermochte er den Bäcker, mit nach Straßburg zu gehen, wo ihn Quinault gastfreundlich aufnahm. Da Romagnesi's Flucht von der Französischen Armee Quinault so gut wie ihn selbst kompromittiren konnte, so verwendete sich der Schauspieler für seinen jungen Freund bei dem Kommandanten, und Romagnesi durfte auf der Bühne erscheinen ohne Furcht vor Verfolgung. Nicht lange darauf befreite eine allgemeine Amnestie Romagnesi von jeder Sorge wegen seines militairischen Vergehens. Romagnesi verband sich mit dem oben erwähnten Octavio auf der Foire St. Laurent und hatte als Schauspieler und dramatischer Dichter gleich viel Glück. Im Mai 1742 war er mit der Truppe zu Fontainebleau, wohin er beordert worden, er von einem Spaziergang im Walde von Fontainebleau zurückkehrte, fiel er besinnungslos in seinem Zimmer nieder und starb eine Stunde darauf. Da der Geistliche von Fontainebleau sich weigerte, ihn zu beerdigen, so ward er nach Paris gebracht und in der Kirche Sankt Salvator zur Erde bestattet.

Hierzu könnten noch Notizen kommen über die niedrigeren Künstler Frankreichs, jene humoristischen Geister, die in der Kindheit des Drama's von dem Marktschreier-Gerüst herab ihre Witze und Sticheleien anbrachten. Wir haben eine Liste vor uns von einigen Quodlibets des Pont Neuf, in welchen wir viele von den Späßen unserer Tage, die das Kleid und den Inhalt der Gegenwart angenommen, in ihrer ursprünglichen Gestalt sehen. Der Harlekin der Vergangenheit war, so zu sagen, der einzige privilegirte Freigeist zu einer Zeit, wo ein eiserner Despotismus der ganzen Nation einen Maulkorb anlegte. Die öffentliche Meinung, die es noch nicht wagen durfte, ein Unrecht ernst zu besprechen, konnte wenigstens durch das Organ des Harlekin und Marktschreiers darüber spotten. Sie, die noch nicht ihre Typen und Druckerpressen hatte, war gezwungen, von der Hanswurstbühne herab zu kichern, ihre Balladen durch die Straßen zu leiern, sich zu dem einäugigen Savoyarden auf dem Pont Neuf zu flüchten. Hier war es, wo das Geschlecht der witzigen Vagabunden, die Marionettenspieler, die Marktschreier, die Spielleute, Posto faßten; hier klatschten und raisonnirten sie; hier schleuderten sie mit einem Faunsgesicht brennende Wahrheiten unter das Volk, die ein Jahrhundert lang fortglimmten.

Nord-Amerika.

Die Heimfahrt, eine See-Novelle von J. Fenimore Cooper*).

Eine See-Novelle von Cooper ist nie ohne Interesse. Während seine Land-Romane meist schlecht gerathen durch einen Mangel an Spannung und tiefer Personen- und Charakter-Schilderung, ist er zur See eben so beredt und prägnant, als wahr und treu. Der ganze Schauplatz ist ihm so bekannt, daß es ihm nie an Mitteln fehlt, ihn anziehend zu machen. Die Freiheit von den conventionellen Formen des gesellschaftlichen Lebens, wie sie zu Schiff herrscht, hilft ihm über die Schwierigkeiten, gegen die er umsonst auf dem Lande ankämpft; und seine vertraute Bekanntschaft mit den Schiffsgebräuchen, seine Erfahrungen auf dem Meer und seine Vorliebe für Alles, was mit dem Seeleben irgendwie zusammenhängt, geben seinen Darstellungen eine gewisse Freiheit und Realität, eine Fülle und Treue, wie sie fast noch von keinem anderen Erzähler erreicht worden ist. Es wäre sehr zu wünschen, Herr Cooper möchte sein Talent immer nur an solchem Stoff versuchen und seine kritischen Bücher über Menschen und Sitten ein- für allemal aufgeben.

Die „Heimfahrt“ ist in manchen Rücksichten ein ausgezeichnetes Buch, vielleicht das ausgezeichnetste in der Liste von Herrn Cooper's Leistungen. Der eigentliche Knoten der Geschichte ist nicht sehr bedeutend, die Handlung ist beschränkt, und doch liest man das Ganze mit vielem Interesse. Die ganze Handlung der Novelle bewegt sich auf der Fahrt des „Montauk“, eines Amerikanischen Paketboots, von Portsmouth nach Amerika, und die Ereignisse dieser Reise geben den Stoff her zu allem Humor und Pathos. Beim ersten Anblick muß es seltsam scheinen, daß eine Erzählung, die in so enge Schranken eingeschlossen ist, im Stande seyn soll, die Aufmerksamkeit des Lesers drei Bände hindurch zu fesseln; aber selbst der kleinlichste Umstand auf der Fahrt ist mit so viel Geschick und Talent erzählt und beschrieben, daß wir den Blättern mit so viel Eifer und Sympathie folgen, als nähmen wir selbst Theil an den Gefahren und Abenteuern des Schiffs und seiner Passagiere. Gehen wir etwas näher ins Einzelne ein und betrachten uns die verschiedenen Personen, die hier auftreten. Zuerst werden wir auf das Verdeck des „Montauk“ im Hafen von Portsmouth geführt und mit den Passagieren der Reihe nach, wie sie ankommen, bekannt gemacht. Da ist zuerst ein Herr Effingham mit seiner Tochter Eva, seinem Vetter, Herrn John Effingham, der Französischen Gouvernante der jungen Dame und ihrer alten Amme. Dann kommt ein Herr Blunt und ein Herr Sharp — ein Paar Engländer, die unter angenommenen Namen reisen, ein Sir George Templemore und noch drei oder vier andere Personen, deren Jeder mit einer unterscheidenden Eigenthümlichkeit ausgestattet ist, wodurch er einen besonderen Platz in dem Tableau einnimmt. Besonders trefflich dargestellt ist Herr Dodge, ein ganz gewöhnlicher, leichtfertiger Amerikaner, der von einer Tour durch Europa nach Hause kehrt, eben so unwissend, als er vor der Reise war, und nur in Unverschämtheit und Anmaßung fortgeschritten. Dieser Herr ist der Herausgeber eines Journals, welches den Titel führt: „Der thätige Forscher“, und dem er Beschreibungen liefert von den Orten, die er gesehen hat. Herr Cooper hat in der Zeichnung dieses Charakters seine Landsleute weit glücklicher getroffen, als es irgend einem jener streitlustigen Touristen von Basil Hall bis zur Trollope gelungen ist. Der Dogmatismus, die Prahlerei und die tiefe Alltäglichkeit des gereisten Amerikaners sind noch nie in so kühnen, lebendigen Farben aufgefaßt worden. Würde nicht die Literatur dadurch zu einer Art Chronique scandaleuse werden, wenn man für ein solches Genrebild gleich eine lebende Person hervorsuchte, so wären wir versucht, in Dodge den Entwurf zu einer Karrikatur des Amerikaners Willis zu erkennen. Die Verhältnisse, in

welchen sich derselbe befindet, machen den Herrn ganz dazu passend, obgleich das Individuum von verschiedener Art ist. Eine der auffallendsten und originellsten Figuren in dieser Gruppe ist der Capitain des Paketboots — Captain Truck, ein Amerikaner im eigentlichsten Sinne des Wortes, freimüthig, neugierig, derb, patzig und rechthaberisch. Die Art, wie er die Passagiere einander vorstellt, und sein hartnäckiges Beharren auf seinen Rechten sind höchst humoristisch. Die Rolle, die er in der Erzählung spielt, welche ihn in einige verwickelte und gefährliche Situationen bringt, ist mit der größten Wahrscheinlichkeit durchgeführt. Während die Passagiere den Augenblick erwarten, wo der „Montauk" in die See auslaufen soll, kommt ein Fiskal und ein Gerichtsdiener auf das Schiff, wie die Amerikanischen Paketboote überhaupt oft dergleichen unangenehmen Besuchen ausgesetzt sind; sie suchen einen Mann, der sich mit einer jungen Dame wider den Willen ihrer Freunde verehelicht und im Begriff war, mit ihr nach der neuen Welt zu segeln, um ihrer Verfolgung zu entgehen. Diese kleine Episode erregt die Neugier und Theilnahme aller auf dem Bord befindlichen Personen. Wie von selbst kommen sie alle überein, die Liebenden vor Entdeckung zu schützen, und das Schiff muß endlich mit dem hartnäckigen Beamten an Bord fortsegeln, dessen Forschungen nach dem Gegenstand des Steckbriefs fruchtlos bleiben, zumal da die Person desselben ihm unbekannt ist. Das Schiff fährt nun in die offene See, doch ohne daß es schon von allen gesetzlichen Hindernissen frei ist. Es folgt ihm ein sechsrudriges Boot mit einem Lieutenant an Bord, dem der Capitain, entschlossen, die Myrmidonen des Gesetzes zu täuschen, ohne mit offener Gewalt ihrer Autorität zu widerstehen, als Antwort auf sein Verlangen, das Schiff zu untersuchen, die Erlaubniß giebt, an Bord zu kommen — wenn er kann. Da sich dies als unausführbar erweist, so kommt der „Montauk" endlich los, muß aber vorher den Fiskal und seinen Begleiter in einem Boot zurückschicken. Doch bald entdeckt man eine Englische Korvette, die dem Paketboot auf der Spur ist, und nun fangen die Passagiere an zu argwöhnen, daß es sich hier um noch etwas Wichtigeres handeln müsse, als die Festnehmung eines Mannes, der die Absicht hat, eine Dame zu entführen. Der „Montauk" segelt rasch vorwärts, bis sie die Korvette aus dem Gesicht verlieren. Dann und wann erscheint sie ihnen wieder im Rücken, bis ein Sturm den „Montauk" seiner Masten beraubt und ihn auf die Afrikanische Küste wirft. Die Schrecken, die jetzt eintreten, das Zusammentreffen mit den Arabern und der Schiffbruch sind meisterhaft geschildert. Endlich ist der „Montauk" wieder zur Fahrt gerüstet, und nachdem er den Händen der Araber entronnen ist, legt er glücklich seinen Weg nach New-York zurück. Hier ist ihnen die Korvette wieder auf den Fersen, zum Erstaunen aller Passagiere. Jetzt klärt sich das Geheimniß auf. Die Person, die unter dem Namen Sir George Templemore reist, ist ein Verbrecher, der von einer Regierungsstelle mit 40,000 Pfund weggelaufen ist und jetzt aufgefangen und nach England zurückgebracht wird, wo er sein Vergehen durch Selbstmord büßt. Herr Sharp wird jetzt als der wirkliche Sir George erkannt, und rechnen wir noch ein Stück Liebes-Episode zwischen Eva Effingham und Herrn Blunt, so haben wir den reingeschichtlichen Inhalt dieses Buches in kurzem erschöpft.

Man sieht aus dieser Skizze, daß der Werth des Werkes weniger in dem Gang der Ereignisse, als in der Behandlungsweise liegen muß. Die Leitung des Schiffes zur See, die Verfolgung, die Unfälle an der Küste von Afrika, mit einem Wort, jede Einzelnheit des nautischen Gemäldes ist im höchsten Grade lebendig und treu dargestellt. Als Probe dieser malerischen Scenen wollen wir hier die Stelle ausheben, wo von dem unerwarteten Zusammentreffen der Korvette „Foam" und des „Montauk", nachdem sie lange auf der großen Völkerstraße friedlich neben einander gefahren sind, die Rede ist.

„Capitain Truck saß mit entblößtem Haupt oben in dem Besanmast seines Schiffes, so daß jede Locke an seinem Haar wie ein Ohrgehänge um ihn herumschlotterte. Dann und wann bedeutete er dem Mann am Rade, in welcher Richtung das Steuer zu lenken sey; denn anstatt zu schlafen, wie Viele geglaubt, hatte er das Schiff Stunden lang in derselben Richtung fortgestoßen. Als Eva erschien, machte er mehrere von den Herren auf einen Gegenstand im Hintertheil des Schiffes aufmerksam, doch in wenigen Augenblicken hatten sämmtliche Personen auf dem Verdeck erkannt, wie es hier stehe.

Ungefähr eine Kabellänge von dem „Montauk", auf einer seiner Seiten, zeigte sich ein Schiff, das vor dem Winde fuhr, wie sie selbst, obgleich es mehr Segel hatte und also auch schneller das Wasser durchschnitt. Das plötzliche Erscheinen dieses Fahrzeuges in der grauen Morgendämmerung, wo die Gegenstände zwar deutlich unterschieden werden konnten, doch ohne das helle Licht des Tages; der graue Rumpf, nur durch einen engen, weißgefärbten, mit Schießlöchern besetzten Streifen hervorgehoben, die glänzenden Hangematten und all' die anderen Decken von schwarzglänzendem Segeltuch, die einem Seeschiff ein feines, komfortables Ansehen geben, gleich dem einer fahrenden Kutsche; die Symmetrie der Sparren und die zierliche Nettigkeit aller Linien des Rumpfs, wie des Hintertheils, gaben Allen, die in solchen Sachen Kenntniß hatten, die Gewißheit, daß der fremde Segler ein Kriegsschiff war. Dem fügte Capitain Truck die Versicherung hinzu, daß es ihr alter Verfolger, die „Foam" sey.

„Sie ist wie eine Korvette gebaut", meinte der Herr des „Montauk", „und ist gezwungen, mehr Segel als wir zu tragen, um den Wogen hübsch ausweichen zu können; denn wenn einmal so ein dicker Patron sie packt und seine Mähne mit ihrem Leib in Berührung bringt, so würde sie bald das Schicksal eines Menschen haben, der Sonnabend des Nachts zu viel des Guten gethan und dem eine zweite Dose der Art sein Konto in den Büchern des Kassirers für immer löschen möchte."

Dies war in der That der Grund, daß die „Foam" sich so plötzlich sehen ließ, und jetzt kam der Moment, wo sie im Begriff war, dicht vor dem Gegenstand ihrer Verfolgung vorbeizuschießen. Die Passage der „Foam" unter solchen Umständen war bedenklich. Auch ihren Capitain sah man in dem Besanmast seines Schiffes, von den gigantischen Wogen geschaukelt, über welche das stolze Gebäude dahinfuhr. Er hielt ein Sprachrohr in der Hand, noch ganz seinem Amt obliegend mitten in diesem schauerlichen Kampf der Elemente. Auch Capitain Truck rief nach einem Sprachrohr, und böse Folgen befürchtend, gab er dem Anderen damit ein Zeichen, sich mehr abseit zu halten. Entweder verstand man die Warnung nicht, da der Korvetten-Capitain zu sehr mit sich beschäftigt war, oder man konnte der See zu wenig Meister werden, da die Korvette von einer Woge unaufhaltsam in eine furchtbare Nähe des Paketboots getragen wurde. Der Engländer legte die Trompete an, und man hörte ein paar Worte aus dem Brüllen des Sturmes hervor, worauf sich das weiße Feld von Alt-Albion mit dem Sankt-Georgskreuz über den Masten erhob. „Steckt den Bratrost auf", schrie jetzt Capitain Truck durch sein Sprachrohr, mit der Mündung desselben nach dem Verdeck zugewandt. Da Alles in Ordnung war, wurde dieser Befehl sogleich ausgeführt, und man sah bald die Streifen der Amerikanischen Flagge in fast zerrissenen Stücken umherflattern. Die beiden Schiffe liefen jetzt eine kurze Strecke in parallelen Linien; vergebens suchte sich der Engländer durch das Heulen der Windsbraut verständlich zu machen, und Alle, die sich am Bord der beiden Schiffe befanden, glaubten fest, jetzt müßten sie unvermeidlich zusammenfahren, um so mehr, da der „Montauk" gerade jetzt von dem Wogendrang ergriffen wurde, während die „Foam" ihn verlor und jener nahe daran schien, auf das Hintertheil der letzteren loszustürzen. Selbst die Seeleute klammerten die Stricke krampfhaft um sich, und der Kühnste hielt einen Moment den Athem an. Das „Links, immer links!" des Capitain Truck, und das „Rechts, immer rechts!" des Engländers wurde deutlich gehört von Allen auf den beiden Schiffen; denn dies war ein Moment, in welchem Seeleute lauter sprechen können, als der Sturm. Die erschreckenen Schiffe schienen erst an einander zu prallen, und dann fuhren sie in entgegengesetzten Linien aus einander, die „Foam" voran. Alle weitere Versuche, mit einander zu kommuniziren, waren umsonst, die Korvette war in einer Viertelstunde eine halbe Meile weiter, indem ihre Segelstangen beinahe das Wasser berührten."

Außer den Verdiensten dieser Novelle in Hinsicht der Darstellung, kann sie auch noch aus anderen Gründen auf die Gunst des Publikums Anspruch machen. Sie ist frei von allen abstoßenden National-Vorurtheilen und eröffnet für den Kontinent eine Menge Gegenstände von maritimem Interesse. Was man noch aussetzen könnte, das sind die Dialoge, deren wir hier etwas zu viel bekommen und die uns in ihrer Breite eben so sehr ermüden, als sie uns um so gespannter machen auf das nächste Ereigniß, welches das Kajütengeschwätz unterbrechen wird. Doch auf der anderen Seite mag dies vielleicht gerade ein wesentlicher Vorzug des Ganzen seyn. Denn erstens sehen wir in der Breite und Monotonie dieser Unterhaltungen ein treues Bild von der Langeweile einer so langen Reise, und zweitens gewinnen wir dadurch gerade mehr Geschmack und Aufmerksamkeit für die kleinen Begebenheiten, welche dann und wann dazu dienen müssen, die plaudernden Gruppen aus einander zu jagen, sämmtliche Passagiere auf das Verdeck zu rufen und dem Schicksal des einsamen Schiffes ein tiefes und schauerliches Interesse zu verleihen. Wenn wir auf den Eindruck zurückblicken, den das Werk auf uns gemacht, so können wir nicht umhin, es unter die besten Erzählungen von Herrn Cooper zu rechnen.

Mannigfaltiges.

— Erinnerungen eines Volkskindes. Unter diesem Titel hat Herr Michel Masson so eben die ersten zwei Bände eines neuen Romans erscheinen lassen. Michel Masson hat bekanntlich früher in Gemeinschaft mit Raymond Brucker unter der Autor-Firma Michel Raymond mehrere vielgelesene Romane herausgegeben, die, wenn sie auch nicht eben geeignet waren, den Leser zu erheben und ihm einen geistigen Genuß zu gewähren, doch das Verdienst hatten, aus dem Leben hervorgegangen zu seyn und namentlich den Handwerkerstand, welchem beide Schriftsteller einmal selbst angehörten, mit kräftigen Pinselstrichen darzustellen. Das gegenwärtige Buch, das, seinem Titel nach zu schließen, ähnliche Tendenzen hat, scheint sich doch mehr in höheren Sphären zu bewegen, und ein uns vorliegender Auszug schildert namentlich das Leben eines vielbeschäftigten Pariser Arztes, den der Verfasser unter dem Namen eines „Baron Clommergy" bei seinen Lesern einführt.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 74. Berlin, Mittwoch den 20. Juni 1838.

Afrika.

Roscoe's Reise von Tanger nach Marokko *).

Nach einem mehrwöchentlichen Aufenthalt in Tanger trafen wir endlich die nöthigen Vorbereitungen zu unserer Reise nach Marokko. Bevor wir uns indeß auf den Weg machten, lag uns sehr viel daran, einen Dolmetscher aufzutreiben, welcher der Englischen und Arabischen Sprache mächtig wäre. Unsere Freunde bemühten sich vergebens nach einem solchen; endlich kam man auf die Idee, sich in dieser Angelegenheit an den Türkischen Gouverneur zu wenden. Unserer Bitte schickten wir ein schönes Geschenk voraus; hierdurch gewonnen, fiel der Alte auf ein Mittel, welches oft in den äußersten Fällen angewendet wird. Er befahl vier Soldaten, sich in der Stunde des Gebets an die Thür der Synagoge zu stellen und sich nach einem Juden mit den erforderlichen Eigenschaften zu erkundigen. Ein Handelsmann, welcher glaubte, das verlangte Individuum solle zum Dolmetscher zwischen dem Gouverneur und irgend einem reichen Engländer gebraucht werden, trat hervor und gab sich für den Gesuchten aus. Sogleich wurde der Aermste ergriffen und nach der Citadelle geführt, wo er zu seinem größten Schreck vernahm, daß er uns nach Marokko zu begleiten habe.

Am Tage darauf verließen wir Tanger in der Tracht des Landes, auf Maulthieren reitend. Wir machten es uns zum Gesetz, sehr früh des Morgens aufzubrechen, während der größten Hitze des Tages zu ruhen und gegen Abend wieder weiter zu reisen bis tief in die kühle Nacht hinein. Unser Weg war sehr einförmig und gänzlich ohne Abenteuer; fast beständig zogen wir am Meeresufer hin und trafen nur selten Menschen oder Dörfer. Am Abend des zweiten Tages erblickten wir am Ende eines langen Thales die Stadt Laraisch, deren weiße Mauern und Minarets sich mit dem Schaume des Meeres zu mischen schienen.

Wenn man sich diesem Ort von Norden her naht, so ist er von überraschender Schönheit. Unser Weg führte uns über einen steilen, mit üppiger Vegetation bedeckten Abhang, und wir bemerkten plötzlich einen großen Wechsel der Atmosphäre. Der Hauch, welcher vom Atlantischen Meere herüberwehte, war kühl und mit tausend Wohlgerüchen angefüllt; die Stadt lag quer durchs Thal und schloß es wie durch eine Mauer. Bald nachdem wir sie erblickt, erreichten wir den Fluß Lukkos, den wir durch eine Fähre zu passiren hatten, um nach der Stadt zu gelangen. Dies ging jedoch nicht so schnell: die Bagage mußte abgeladen und die Maulthiere mit vieler Mühe in den großen Kahn getrieben werden, der sich alsdann langsam dem gegenüberliegenden Ufer zu bewegte.

Aus den vielen Spalten und Rissen in der Stadtmauer haben einige Reisende gefolgert, es müsse hier einmal ein Erdbeben gewüthet haben; da diese Spalten jedoch sehr alt sind, so können sie leicht von einem der Kriege herrühren, durch welche diese Länder so oft heimgesucht wurden. Als wir die Stadt betraten, bemerkten wir zu unserer Linken mehrere Haufen Kanonenkugeln pyramidalisch aufgethürmt; diese sind absichtlich dort hingelegt, um den ankommenden Fremden einen hohen Begriff von der Macht und Stärke der Festung zu geben. Diese Kugeln waren jedoch für uns ganz harmlos, denn sie jagten uns eben so wenig Furcht ein, wie sie es der Verheerung gethan hatten, die in allen Straßen ungehindert ihr Wesen trieb, Häuser einstürzend, Fenster zertrümmernd u. s. w. Dies galt jedoch nicht von dem Maurischen Hause, in welchem wir die Nacht zubrachten. Es war fest und geräumig und gehörte einem dicken, jovialen Mauren, der sich rühmte, schon mehreren Englischen Kaufleuten Gastfreundschaft erwiesen zu haben. Er hatte zwar schon sehr viel von dem Englischen vergessen, welches er während eines siebzehnjährigen Aufenthalts in unserem Vaterlande erlernt haben wollte; dafür sprach er jedoch äußerst geläufig Spanisch. Er machte uns sehr bald mit der Kochkunst von Laraisch bekannt, welches das beste Mittel war, uns in eine heitere Stimmung zu versetzen; sein Sorbet, seine Pfeifen, sein Taback und sein Kaffee waren vortrefflich, man hätte es in Kahira nicht besser haben können, und es schien ihn noch stolzer zu machen, als wir alle diese Dinge lobten. Er zeigte sogar mehr als einmal Lust, uns zu umarmen, doch würde dies von einem Muselmann gegen einen Christen zu viel Herablassung gewesen seyn. Man muß die Leute thun lassen, wie es ihnen beliebt, dann kommt man mit ihnen am besten aus. Unser Maure von Laraisch bemühte sich, uns zu unterhalten und es uns so bequem und angenehm wie möglich in seinem Hause zu machen; für diese Dinge setzte er uns keinen Pfennig mehr auf die Rechnung. Wäre er grob und unfreundlich gewesen, so würden wir deshalb gewiß nicht weniger bezahlt haben.

Für heute war es zu spät, um noch die Stadt anzusehen; wir gingen daher früh zu Bett und erhoben uns am nächsten Morgen noch vor Anbruch des Tages, um recht viel leisten zu können. Unser Wirth Ismael machte den Cicerone, und es war unterhaltend, das übertriebene Lob mit anzuhören, welches er allen Gegenständen ertheilte, die wir besichtigten. Man mußte dies entschuldigen, — es war sein Geburtsort; überdies ist Laraisch eine nette Stadt von drei- bis vierhundert Häusern, mit mehreren Moscheen, gepflasterten Straßen und einem ansehnlichen Basar, umgeben von Arkaden aus gehauenem Stein. Ihre Vertheidigungswerke sind nicht ganz unbedeutend; sie bestehen auf der Landseite aus einem Wall und Graben, und aus zwei halben Bastionen nach der Hafenseite zu, die mit Kanonen besetzt sind. In der Nähe des Schlosses befindet sich das Grab der Lela Minana, einer Heiligen. Gleich dem der heiligen Männer, wird dies Grab sehr verehrt, welches bei vielen Reisenden Erstaunen erregt hat, da nach dem muhammedanischen Gesetz die Frauen doch vom Paradiese ausgeschlossen seyn sollen. Dies ist indeß keineswegs der Fall, denn nirgends findet es sich im Koran ausgesprochen; — verdienen doch auch die Frauen das Paradies jedenfalls eher und mehr als die Männer.

Ein großer Uebelstand in dieser Stadt ist, daß sie innerhalb ihrer Mauern kein Wasser hat; es befindet sich nur ein Quell in der Nähe der Küste und ein anderer zwei Englische Meilen von der Stadt entfernt. Das Wasser aus denselben ist nicht ungesund, wenngleich etwas hart. Demgemäß konnte ich keine der vielen Krankheiten, von denen Laraisch heimgesucht ist, dem Wasser zuschreiben, obgleich die Quellen westwärts fließen und Hippokrates solche für ungesund erklärt.

Der allgemeine Anblick der Stadt ist äußerst malerisch. Die angenehme Windung des Flusses, die Gruppen von Palmen und anderen Bäumen, unter denen sich die Eiche mit den eßbaren Eicheln befindet, — die angenehmen Anschwellungen des Terrains, die verschiedenen Häuser auf dem Rücken des Berges, die schlanken Thürme der Moscheen, — alle diese Dinge machen die Landschaft für den Pinsel eines Claude geeignet.

Am Nachmittage besuchten wir die Gärten und fanden sie besonders angenehm, da es sehr heiß war. Sie umfassen die ganze Landseite der Stadt, höher hinauf am Abhange liegend, und sie erinnerten mich an die Gärten von Genua und Palermo. Die Mauren haben besondere, aber nicht üble Begriffe von der Gartenkunst. Ihre Anlagen mit den schlanken Orangenbäumen machten mir mehr Vergnügen, als irgend etwas der Art in Europa.

Nachdem wir uns durch den eintägigen Aufenthalt in Laraisch gehörig erquickt, setzten wir am nächsten Morgen unsere Reise fort. Der Weg führte uns zuerst durch Wälder von Korkbäumen mit Schwärmen von wilden Tauben angefüllt; dann überschritten wir eine lange Strecke, die mit wilden Birnbäumen, wie man sie in Morea trifft, besetzt war. Später im Jahre muß die Gegend natürlich ein ödes Ansehen haben, wenn das Laub abgefallen und das Gras verdorrt ist; jetzt aber war dies durchaus nicht der Fall. Alles blühte und grünte im Gegentheil, und vom Ocean her wehte uns eine balsamische Luft an.

Unser Dolmetscher, der nach seiner Täuschung gänzlich die Laune verloren hatte, fing hier an, wieder aufzuleben; er ritt zuweilen neben uns, zuweilen etwas vorauf und sang dazu so lustig wie ein Araber. Besonders angenehm war es ihm, wenn wir ein Beduinen-Lager erreichten, wo er mit uns äußerst gastfreundlich aufgenommen wurde, ohne die Schimpfnamen Kelb oder Yahudi hören zu müssen, die man den Juden hier allgemein giebt. Wir erreichten jedoch während des ganzen Vormittags nur ein Douar, welches in einem tiefen Thale lag. Hierauf nahm die Gegend einen Charakter an, wie ihn die Reisenden der Arabischen Wüste beilegen: so weit das Auge reichte, sah man nichts als Sandhügel mit einzelnen dürren, hohen Gras-

*) Aus Jenning's Landscape Annual für 1838.

halmen. Im Laufe des Nachmittags schwanden auch diese Hügel; Alles wurde zu einer unermeßlichen Sandfläche bis zum Meere hin, wo wir hin und wieder einige Lachen erblickten.

In der Mitte dieser Wüste sahen wir die Ruinen des alten durch Dar Koresi errichteten Schlosses, den der Sultan seiner unermeßlichen Reichthümer wegen hatte umbringen lassen. Obgleich wüst und verfallen, vom Wetter zerpeitscht und mit Schlingpflanzen überlaufen, hatten diese alten Ueberreste doch eine gewisse Majestät, die man an modernen Gebäuden vergebens sucht. Es lag nicht im Alter, — viele Ruinen sind eben so alt, — vielleicht aber in den sonderbaren kleinen Thürmen, die der Baumeister den großen angehängt und die nun von weitem gesehen in der hellen Atmosphäre zu schweben scheinen.

Als wir diese Ruine hinter uns hatten, fing die Gegend an, etwas besser zu werden; verschiedene Rasenplätze zeigten sich, Gruppen von allerlei Bäumen unterbrachen die eintönige Fläche, und da sie immer dichter zusammentraten, um unseren Weg zu beschatten und anmuthig zu machen, war uns bald, als befänden wir uns in einem Englischen Park. Jetzt folgte eine schöne Naturscene schnell der anderen; die Flächen prangten mit einem wohlthätigen Grün, unsere Blicke fielen auf schöne Seen; auf diesen wiegte sich wildes Geflügel, und an ihren Ufern hatten die Beduinen ihre Zelte aufgeschlagen.

Gegen Abend schlugen wir unser Zelt mitten in einem Douar auf; die Erfahrung hatte uns bereits gelehrt, daß alle Erzählungen von der Falschheit und Grausamkeit der Beduinen Mährchen seyen, die ihren Erfindern durchaus keine Ehre machen. Kaum angelangt, wurden wir durch den Scheik, einen alten ehrwürdigen Mann mit einem langen weißen Bart, besucht, der, nachdem er sich nach unserem Begehr erkundigt, fortging und uns sogleich einen bedeutenden Vorrath an Geflügel, Milch, Eiern, Butter und Datteln zuschickte, wofür er nichts annahm, als ein kleines Halstuch für seine Tochter.

Die Beduinen sind so vernünftig, ihre Zelte so entfernt wie möglich von den Städten aufzuschlagen, und gleich den Mönchen wählen sie sich — wenn ihnen die Wahl frei steht — die schönsten Punkte in den schönsten Gegenden dazu. Das Douar, in welchem wir uns gegenwärtig befanden, gehörte zu einem mächtigen Stamme; es konnte höchst wahrscheinlich dreihundert Pferde ins Feld rücken lassen. Die Zelte — einige aus Palmblättern, andere aus Stoffen von Kameelhaaren — waren rund und geräumig und zogen sich, gleich den Häusern einer Vorstadt, an den Ufern des Sees hin. Gewöhnlich sind sie von brauner oder schwarzer Farbe und niedrig, um dem Winde nicht so sehr ausgesetzt zu seyn.

Die lebhafte Scene, welche entstand, als die Beduinen ihr Vieh von der Weide für die Nacht in das Douar trieben, unterhielt uns sehr. Die Weiber und Töchter gingen ihnen entgegen, als kehrten sie von einer Reise heim, und sie waren sehr geschäftig, ihnen beim Anbinden und Einpferchen der Heerden behülflich zu seyn. Als dies geschehen, zog sich eine jede Familie in ihr Zelt zurück, wo ein gutes Mahl und freundliche Blicke des Schäfers der Wüste harrten.

Ueber die Weiber der Beduinen gehen die verschiedenartigsten Gerüchte; einige Reisende rühmen ihre Schönheit, während andere ihre Häßlichkeit nicht genug tadeln können. Was ich über sie zu sagen habe, wird vielleicht beide Lesarten erklärend vereinigen und die Wahrheit feststellen. Gleich allen orientalischen Frauen verblühen sie schnell und sind bald alte Matronen; aber in ihrer Jugend sind sie unbestritten schön und haben noch außerdem den Reiz der Unschuld, der sie unwiderstehlich macht. Ihre Gestalt ist klein, leicht und von den schönsten Verhältnissen; Hände und Füße sind äußerst zierlich. Das Gesicht ist oval, der Mund wie aus Marmor geformt, das Kinn voll und rund; und wenn in der Nase und den hervorstehenden Backenknochen Spuren von Barbarei anzutreffen sind, so machen die glänzenden Augen dies vollkommen wieder gut. Natürlich fehlt dem Gesicht jener Ausdruck, den das Bewußtseyn von Intelligenz giebt; doch ist es höchst sonderbar, wie sehr die dem Weibe angeborene Zartheit hier die Erziehung zu ersetzen im Stande ist.

In der heißen Jahreszeit werden die Zelte so aufgeschlagen, daß sie sich nach dem Norden hin öffnen; im Winter findet das Gegentheil statt, so daß sie das Angenehme von beiden Jahreszeiten genießen und das Unangenehme vermeiden. In der Civilisation stehen die Beduinen den Mauren nach; sie haben weniger Luxus und einen engeren Kreis von Ideen, wodurch sie sich den Vorwurf großer Unwissenheit zugezogen. In Bezug auf das Leben, welches sie führen, sind sie jedoch besser unterrichtet, als man erwarten sollte. Oberflächliche Beobachter, die aus Ländern kommen, wo jeder Narr sich einbildet, ein Weiser zu seyn, blicken freilich mit Verachtung auf die Beduinen herab; trotz dem ist der Araber indeß ein guter Sohn, ein guter Vater, ein liebreicher Gatte und ein treuer Freund, wenngleich er nicht im Stande seyn mag, eine lange und wohlgesetzte Rede über alle diese Tugenden zu halten. Eine gute Eigenschaft haben sie wenigstens ohne Widerrede: sie sind offen und edelmüthig; sie theilen, was sie haben, mit dem Fremden, welchen Glaubens oder welcher Farbe er auch seyn möge; sie heißen ihn mit einer Herzlichkeit willkommen, die Regungen der Dankbarkeit in jedem Gemüth erwecken und zurücklassen muß.

Da sie fern von Städten, also auch von den Moscheen leben und doch von der Nothwendigkeit, religiöse Pflichten zu üben, durchdrungen sind, schlagen sie gewöhnlich in ihren Lägern ein großes Zelt auf, welches dem ganzen Stamm als Kapelle dient. Dies steht, um Allen gleich nahe zu seyn, stets ziemlich in der Mitte. Da nun bei ihnen Gastfreundschaft mit zum Gottesdienst gehört, so wird dieses Zelt einem jeden Fremden oder Reisenden, welchen der Zufall ins Lager führt, als Wohnung angewiesen. Nicht zufrieden damit, daß sie dem Wanderer ein Obdach bieten, so gehört es auch noch dazu, ihn auf Kosten der ganzen Gemeinde mit Lebensmitteln reichlich zu versorgen. Vor diesem Zelte versammeln sich an jedem Morgen vor Tagesanbruch die Kinder um ein großes Feuer, wo ein alter Beduine sie eine Stunde lang im Beten, im Schreiben und Lesen unterrichtet. Die Gebete stehen auf kleinen hölzernen Tafeln, welche im Zelte hängen.

Wenn wir uns jedoch noch länger bei diesen Dingen aufhalten, so werden wir im Leben nicht nach Marokko kommen; wir müssen daher diese gastfreien Araber verlassen und unseren Weg fortsetzen. Am folgenden Morgen, als die Beduinen ihre Heerden wieder hinaustrieben, nahmen wir Abschied von diesen freundlichen Leuten und machten uns wieder auf die Reise. So weit das Auge reichte, war die Gegend fast so eben wie das Meer; alle Ströme in dieser Gegend sind im Winter sehr gewaltsam, im Sommer bilden sie stagnirende Seen, die nur dadurch vor Fäulniß gesichert bleiben, daß die Meeresfluth hineintritt und sie mit Salz versieht. Anstatt daher nachtheilig zu seyn, dienen sie vielmehr zu Salzgruben, die den Eingeborenen zum größten Nutzen gereichen. Den sandigen Küsten und der Eigenthümlichkeit der Seewinde, die immer von Westen herwehen, ist es zuzuschreiben, daß alle Flüsse an ihren Mündungen Sandbänke haben und dadurch fast unschiffbar werden. Wenn man nicht Mittel erfindet, diesem Uebelstand abzuhelfen, so wird allmälig der Handel an dieser Küste gänzlich eingehen; mehrere versandete Flußmündungen werden schon nicht mehr von den Handelsschiffen besucht.

Wir kamen in dieser einförmigen Gegend während des ganzen Tages an einem Lager nach dem anderen vorüber und wurden durch viele Gruppen von wandernden Heiligen begrüßt, die alle nach Norden zogen; einige gaben uns sogar ihren Segen. In der Nähe von Mamora zeigten sich an den Ufern der Flüsse und an den Seen kleine Gräber von Heiligen. Da es hier keine Felsen gab, welche man zu Gräbern hätte aushöhlen können, so bestanden sie aus zierlich behauenen Steinen und hatten, nach Sarazenischer Weise, eine Kuppel. Weiß abgetüncht nahmen sie sich von weitem im Laube wie Schneekegel aus.

(Fortsetzung folgt.)

Holland.

Die Häringsfischerei der Holländer.

Die Holländer betreiben dreierlei Arten von Fischfang: die Häringsfischerei, den Stockfischfang und den Wallfischfang. Ehemals war die Häringsfischerei der bedeutendste Handelszweig Hollands und die Quelle der größten Reichthümer für dieses Land; dieselbe wurde deshalb auch die Goldgrube der Republik benannt. Jetzt hat sie zwar viel von ihrer früheren Wichtigkeit verloren; indeß ist sie noch immer von großer Bedeutung für die Niederlande. Während der Besetzung des Landes durch die Franzosen war sie ganz herabgekommen; nach der Restauration hob sie sich wieder allmälig und ist jetzt in beständigem Zuwachse begriffen; nichtsdestoweniger aber ist dieser Handelszweig noch immer weit von dem Aufschwunge entfernt, den er in den drei letzten Jahrhunderten genommen hatte. Eine Idee von der Wichtigkeit desselben kann das zu Berleit zu Ehren Wilhem Beukelson's errichtete Denkmal geben. Derselbe erfand die Kunst, den Häring zu räuchern und in Fässer einzuschlagen.

Den ersten empfindlichen Stoß erhielt die Häringsfischerei in den Kriegen, welche am Ende des vorigen Jahrhunderts zwischen England und Holland ausbrachen; die Englischen Kreuzer brachten damals alle Fischerboote auf. Als die Franzosen sich des Landes bemächtigten, setzten die Engländer diese Unternehmungen fort; die Franzosen waren zwar siegreich auf dem Festlande, aber ihre Marine konnte der Englischen nicht die Spitze bieten und weder die eigenen Schiffe, noch die der Verbündeten schützen. Andererseits hatte auch die Eroberung den Unternehmungsgeist und die Gewerbsthätigkeit gelähmt, durch welche sich die Holländer bis jetzt so sehr ausgezeichnet hatten; in Folge der Besetzung des Landes waren in den Häfen Unordnungen vorgefallen; die neuen Herren begünstigten den Schleichhandel, und man vernachlässigte die Verordnungen, welche in Bezug auf den Häringsfang bestanden. Die wenigen Häringe, welche man fing, wurden überdies noch so schlecht zubereitet, daß man sie nicht ausführen konnte.

Vlaardingen, am rechten Ufer der Maas, ist jetzt der Hauptsitz des Häringshandels; dasselbe rüstet 100 Schiffe zum Häringsfange aus. Vor funfzig Jahren schickte Browershaven in Seeland die doppelte Anzahl Schiffe aus; aber dieser Hafen ist jetzt ganz verödet. Maasluis, an der Mündung der Maas, Amsterdam und Enkhuizen am Zuider-See sind eben so im Sinken begriffen. Maasluis, welches sonst 200 Schiffe besaß, hat jetzt nur noch 20; Amsterdam hat nur noch 15, und Enkhuizen ist von 200 bis auf 2 oder 3 herabgekommen. Alle diese Städte betrieben, mit Ausnahme Amsterdams, keinen anderen Handel; ihre Häfen sind daher auch jetzt öde und verlassen. Vlaardingen allein ist diesem Schicksale entgangen und treibt noch jetzt einen großartigen Handel. Die Schiffe, die zum Häringsfange verwendet werden, gehören entweder Gesellschaften oder Privaten

ten. Am 10. und 11. Juni stellen sich der Capitain und die Offiziere dieser Schiffe im Rathhause ein und legen in die Hände der städtischen Beamten den Eid ab, alle auf den Häringsfang bezügliche Verordnungen getreu zu beobachten. Sodann zieht jedes Fahrzeug seine Flagge auf, und am 14. Juni besuchen der Capitain, die Offiziere und die Matrosen die Kirche, um den Himmel um einen guten Fang zu bitten; hierauf halten sie mit fliegenden Fahnen einen Umzug im Hafen, wo alle Schiffe ihre Bogspriet dem Lande zukehren und so einen höchst malerischen Anblick gewähren. Bei solchen Gelegenheiten ist es gebräuchlich, an Bord der Schiffe zu gehen und auf die Gesundheit des Capitains und den Erfolg der Reise zu trinken. Bei diesen Fahrten wird die Flotte immer von einem Schiffe begleitet, welches zum Lazareth für die Kranken bestimmt ist und mit dessen Bemannung sich zugleich die anderen Schiffe verstärken können, wenn sie dessen bedürfen. Wenn dieses Schiff vierzehn Tage gekreuzt hat, so legt es auf den Shetlands-Inseln an, wo es ebenfalls vierzehn Tage verweilt, um den Kranken Zeit zur Erholung und Genesung zu lassen; sodann stößt es wieder zur Flotte und übergiebt den einzelnen Schiffen die Genesenen. Am Bord dieses Schiffes befinden sich mehrere Zimmerleute, welche auf die Schiffe übergesetzt werden, wo man ihrer Hülfe bedarf. Auch ein vom Staate ernannter Offizier hat hier seinen Aufenthalt; derselbe überwacht den Häringsfang, verhindert den Schleichhandel mit den Shetlands-Inseln und muß für die Aufrechterhaltung der für den Häringsfang erlassenen Verordnungen Sorge tragen.

Der Häringsfang beginnt am 24. Juni und endet am 30sten Oktober. Schon in den ersten Tagen werden die zwölf schnellsten Segler mit dem Ertrage des Fanges nach Vlaardingen abgesendet. Diese Schiffe, welche Jagers heißen, haben außer ihrer Bemannung noch einen Koopmann an Bord; derselbe ist eine Art Regierungs-Beamte, welcher eine genaue Rechnung über die im Schiffe enthaltenen Fische und über den Antheil jedes Fischerbootes führt. Gefischt wird längs der ganzen Küste bis nach Hookneß; man hält sich an keinen bestimmten Ort; einige Fischer schiffen wohl noch nördlicher, weil hier die Fische von besserer Beschaffenheit sind; andere bleiben mehr im Süden; die Gränze ist fünf Meilen von der Schottischen Küste entfernt, und wenn die Fischer diese überschreiten oder geistige Getränke auf der Küste absetzen, so werden sie vor die Schottischen Orts-Behörden geführt, welche die Schuldigen zu Gefängniß- oder Geldstrafe verurtheilen. Die Verurtheilten müssen die ihnen auferlegte Strafe in Holland abbüßen.

Der 24. Juni, an dem die Netze zuerst ausgeworfen werden, und der Tag, an welchem der erste Jager heimkehrt, sind Festtage für die Vlaardinger. Gewöhnlich langt das erste Schiff am Ende des Juni oder im Anfang des Juli an. Die Ankunft desselben wird den Einwohnern durch eine auf dem Kirchthurm wehende Flagge verkündet; dann strömt auf dem Strande und den anliegenden Straßen die Volksmenge zusammen, um zu erfahren, welchen Antheil jedes Boot an der Ladung des Jager hat. Der Koopman, welcher sich, sobald das Schiff vor Anker geht, ans Land begiebt, verkündet dann alles hierauf Bezügliche mit lauter Stimme. Sobald das Schiff angelegt hat, wird ausgeladen; zwei Postwagen werden sogleich nach dem Haag abgesendet, um dem Könige und den Ministern die Erstlinge des Häringsfanges zu überbringen; sodann beginnt der Verkauf, wobei die Tonne gewöhnlich mit 800 Gulden bezahlt wird. Seit fünf Jahren übernimmt eine von der Regierung beschützte Handels-Gesellschaft den Verkauf, und jeder Schiffs-Capitain muß derselben seine Ladung überlassen, wenn er nicht die Prämie von 700 Gulden verlieren will, welche der Staat den Fischern ausgesetzt hat. Diese Gesellschaft kauft den Fischern alle Häringe zu einem von einer Kommission zu bestimmenden Preise ab; beim zweiten Verkauf bestimmt sie selbst den Preis. Der Preis der Häringe, welche mit den zehn ersten Schiffen eintreffen, ist weit beträchtlicher, als der, welcher für die zehn folgenden Ladungen gezahlt wird, und derselbe sinkt sogar bis auf 17 Gulden für ein Faß Häringe; dies ist indeß der geringste Preis. Die Güte der Häringe ist verschieden; die besten sind die Maatjens; hierauf kommt der Kuitzick, der Steppen, der Pien und der Wrakken; die drei letzteren Arten sind darum schlechter, weil die Fässer, in denen sie transportirt werden, das Salz verloren haben; dadurch erhalten die Häringe einen süßlichen und faden Geschmack.

Die Jagers, welche die Häringe einbringen, sind Bestimmungen unterworfen, deren Uebertretung mit schweren Strafen belegt ist. Die Ladung des ersten beträgt gewöhnlich 16 bis 20 Tonnen; die des zweiten 60, und so in immer aufsteigendem Verhältniß, je mehr der Fischfang sich seinem Ende nähert. Diese Schiffe werden nach einander ausgeschickt, und sie dürfen sich nicht die ganze Zeit ihrer Fahrt hindurch mit dem Häringsfange beschäftigen; vor dem 4. August müssen sie alle wieder in den Hafen eingelaufen seyn. Nach dieser Zeit dürfen sie ihre Ladung nicht zugleich mit den schon früher eingetroffenen Schiffen verkaufen und müssen nach einem anderen Hafen abgehen. Uebrigens laufen auch nicht alle Jagers in Vlaardingen ein; der erste allerdings, aber der zweite segelt gewöhnlich nach Hamburg, wo er für seine Ladung einen schnellen Absatz findet, besonders wenn er vor den Emdenern Fischern anlangt; der dritte geht nach Maasluis. Die Fischer müssen den Jagers den ganzen Ertrag ihres Fanges abtreten, und das einkommende Geld wird dann unter beide vertheilt. Auch die Menge des Salzes, welches für jedes Faß verwendet werden muß, ist gesetzlich bestimmt; dies ist eine sehr nöthige Vorsicht, welche für die Erhaltung der Fische sehr wesentlich ist; ihr verdankt man vorzüglich den Aufschwung, welchen dieser Handelszweig in der letzten Zeit genommen hat.

Nächst Vlaardingen sind die Ufer des Zuyder-See's und Scheveningen, ein drei Stunden vom Haag entlegenes Dorf, die wichtigsten Häfen für den Häringsfang. Die Schiffe, welche zu diesem Behufe aus Scheveningen auslaufen, heißen Bommens und sind kürzer; sie entfernen sich nie von der Küste. Die Schiffe, welche die Uferbewohner des Zuyder-See's ausrüsten, heißen Pinkens, Sockers, Hengstens; auch sie entfernen sich nicht von der Küste. Die Häringe, welche hier gefangen werden, sind indeß gewöhnlich von geringerer Güte, und deshalb dürfen dieselben auch nicht eingesalzen werden. Wollte man den Küstenhäringen die Konkurrenz mit denjenigen gestatten, welche die Vlaardinger Fischer verkaufen, so würden die Preise der letzteren fallen und kein Schiff mehr nach den Schottischen Küsten abgehen. Seit einiger Zeit gehen die Fischer von Dieppe und Dünkirchen nach dem Zuyder-See, woselbst sie die Küstenhäringe aufkaufen. Nun salzen sie dieselben an Bord ihrer Schiffe und verkaufen sie in Frankreich für Vlaardinger Häringe. Dadurch hat der Handel Vlaardingens einen empfindlichen Stoß erlitten, und der Absatz hat seit einiger Zeit beträchtlich abgenommen. In der Gegend von Boulogne beschäftigt die Häringsfischerei und der Stockfischfang 262 Schiffe, welche man auf 4734 Tonnen anschlägt und die mit 2417 Matrosen bemannt sind; der Ertrag des Fischfanges beläuft sich auf 2,628,648 Francs. Im Jahre 1836 betrug derselbe nur 1,092,969 Francs; aber damals beschäftigten die Fischereien in der Gegend von Boulogne auch nur 117 Schiffe mit einer Bemannung von 1306 Mann.

Bibliographie.

De Schijnbilde. Historisch-romantisch tafereel uit de tijden van Cromwell. — Utrecht.

Proeve eener verzamling van de voornaamste regels der Nederlandsche versificatie. (Holländische Anthologie.) Herzogenbusch.

Matthias Claudius, of de Wandsbecker Bode, gekend uit zijne schriften. — Von D. H. Wildschut. Amsterdam.

Frankreich.

Die Provinzen in ihrem geistigen Verhältniß zu Paris.

In gewissen Kreisen der Pariser Literatur ist es Mode, ohne Erbarmen über die Provinz zu spotten, und wem es gerade gelingt, gegen dieses neue Böotien den besten Witz zu machen, der steht unter seinen Zunftgenossen in großem Ansehen und gilt acht Tage lang für den geistreichsten Menschen Frankreichs. Alles, was diesen liebenswürdigen Spöttern lächerlich erscheint, die alte Tugend und Einfalt und die Mode der vorigen Woche, kommt auf Rechnung der 86 Departements, und nach ihnen ist die Intelligenz eine Kommandite, wovon sie die Direktoren und die Provinzbewohner nur die Actionaire sind.

Wenn sie uns so wie erobertes Land behandeln, sollte man nicht glauben, daß sie Alle innerhalb der barrières d'Enfer und de Montmartre geboren wurden, und daß die Statuen des Luxembourg oder die verstümmelten Invaliden der Esplanade die ersten Zeugen ihrer Spiele waren? — Aber nein: fast durchweg stammen sie aus jener gemeinschaftlichen Heimath, die sie heute vornehm verachten; fast Allen lebt hier unten in irgend einer Meierei der Bretagne, in einem Garten in der Normandie oder auf einer Ebene in der Touraine ein altes Aelternpaar, das sie mit besorgten Blicken auf ihrer schicksalsreichen Laufbahn begleitet, oder irgend ein armes Herz, das noch zärtlich für sie schlägt. An einem schönen Frühlings-Morgen, wo Leidenschaft und Sehnsucht im Herzen hervortauchen, wie frische Blumen, haben sie all' diesen stillen Sitzen des Familienlebens, diesen reinen Freuden des häuslichen Heerdes den Rücken gekehrt. Die Neugier, das Bedürfniß, etwas zu werden und sich geltend zu machen, hier und da edle Bestrebungen, doch oft nur jämmerliche Wünsche des Ehrgeizes haben sie in das Gewühl jener großen Stadt geworfen, von der [illegible] ein alter Onkel schon so viel erzählt hat. Allmälig haben sie sich in das geschäftige Treiben der Weltstadt gemischt und die angefangene Arbeit mit Eifer verfolgt. Die Einen haben in diesem muthigen Anringen des Menschen gegen das Schicksal ihr Leben eingebüßt oder ihre Ehre, jenes zweite Lebensprinzip aller wackeren Leute; Andere dagegen, die glücklicher waren, haben Körper und Geist so lange geschmeidig gemacht, bis sie sich durch alle Hindernisse hindurchgewunden, jenen Kindern Savoyens zu vergleichen, die, um nur ein wenig höher hinaufzusteigen, keine Krümmung ihrer Straße scheuen. Doch die Savoyarden wenigstens drehen sich noch einmal um, wenn sie am Ziel der Reise angelangt sind, und senden der Heimath als Erinnerungsgruß die munteren Töne der Berglieder, während unsere undankbaren Kinder, sobald sie den Gipfel ihrer Wünsche erreicht, des Vaterlandes nur gedenken, um sich über seinen naiven Glauben und seine altväterische Ehrlichkeit lustig zu machen.

Uebrigens muß man wissen, daß diese Geistesrichtung jetzt gerade an der Tagesordnung ist, und daß man dafür einige Centimen mehr auf die Zeile bekommt, als für alles Andere. Jetzt heißt es: „Es lebe Paris, nieder mit der Provinz!" Morgen springt die Mode um, und dann schreit man wieder: „Es lebe die Provinz, nieder mit Paris!" Schon hat man diese Reaction versucht, und es ist selten, daß nicht Herr Janin in jedem Früh-

jahr, wie ein Hirt in den Virgilischen Eklogen, Amaryllis und die Wälder besingt. Sobald er sieht, daß die Ekloge noch nicht populair ist, kehrt er nach Mantua zurück und verwahrt seine Pfeifen und Flöten auf die nächste Saison. Daß diese Leute mit dem Geist Handel treiben, will ich ihnen gar nicht zum Vorwurf machen; warum sollte man nicht verkaufen, was man haben kann, da doch so viele Andere verkaufen, was sie nicht haben.

Vergleichen wir aber einmal das Treiben des Pariser Literatur-Schacherers mit dem des Kaufmanns, der materielle Waaren feil hat. Dieser Letztere, dessen Wechselbuch seine ganze Zukunft enthält und dessen Schicksal oft von der nächsten politischen Revolution oder von der ersten besten Schurkerei abhängt, muß sich in den schönsten Jahren seines Lebens Tag und Nacht in ein Comptoir einschließen und sich tagtäglich ein Vergnügen versagen, um einen Thaler mehr in der Kasse zu behalten; er muß ganze Nächte zubringen, eine in den bekannten Formen des Kaufmannsstils geschriebene Korrespondenz zusammenzuklauben; in fortwährender Angst sinnt er über das Verhältniß zwischen seinem Gewinn und seinen Verlusten, und sobald ein Anderer kommt, der ihm auf seinem Wege hindernd entgegentritt, oder sobald es irgend einem Volk in einem Winkel des Erdballs einfällt, „seine Freiheit wiederzuerobern" oder „die Verhöhnung seiner Rechte zu rächen", muß er darauf gefaßt seyn, im Nu zu verlieren, was er so viele Jahre lang mit Mühe gesammelt hat, und zum Lohn für seine Arbeiten und für die Aufopferung seiner Freiheit und seiner Ideen sieht er sich auf einmal ohne Kredit und ohne Brod.

Was thut unterdessen unser Pariser Literat? Zuvörderst sieht er sich sorgfältig um, von welcher Seite der Wind herkommt. Ist das Klagen und die Verzweiflung en vogue, so fängt er an, zu lamentiren, beweint seine entschwundenen Träume und hält sein Dejeuner mit einem Dutzend Elegieen. Hat sich der Zeitgeist auf humanistische Tendenzen gelegt, so fängt er an, die Tugend und die Philanthropie zu preisen, versteht sich mit einem schwarzen Kleid und einer ernst bedächtigen Miene und kauft sich ein Tilbury für den Ertrag seiner Theorie des Fortschritts. — Kommt das Phantastische zur Herrschaft, so sieht er überall nichts als unterirdische Gewölbe, Kirchhöfe, drohende Phantome und bezahlt seine Schulden mit einer Geschichte von den Gespenstern. Ist der Pietismus gerade im Flor, so wird er urplötzlich ein reuiger Sünder, schickt seinen Lakai in die Kirche und verschafft sich mit seinen Klagen über die Verdorbenheit des Jahrhunderts eine Loge in der Oper. Endlich ist er auch ein Spötter, und zwar spottet er über Paris, über die Provinz, über das Volk, über den Hof, über die Männer, über die Frauen, kurz über die ganze Welt, sobald es zum guten Ton gehört; zur Noth würde er über sich selbst spotten, wenn man ihm nur den Artikel gut bezahlte. Mit all' diesem Geist und Ideen-Vorrath weiß er sich für die Gegenwart Genuß, für die Zukunft Renten zu erkaufen, bis einst ein Tag kommt, wo er so gut wie jeder Andere über den Werth der Unabhängigkeit und die Verachtung der Reichthümer mitsprechen kann.

Ist das nicht im Ganzen ein sehr bequemes Leben, und wer könnte es Einem verargen, wenn man bei freier Wahl zwischen diesen beiden Merkantil-Existenzen sich wenigstens eben so gern entschlösse, mit Versen oder Prosa, als mit Wein oder Kolonial-Waaren zu handeln? —

In der Provinz freilich sind wir noch nicht so weit. Da würde man, glaube ich, mit literarischem Schacher nur wenig gewinnen, und der einzige öffentlich anerkannte Handel ist bis jetzt noch der, welcher Service bezahlt. Nur begeht man hier die Thorheit, auf Pariser Namen zu viel zu geben und sich zuweilen für große Männer zu ereifern, die nie existirt haben. Man pflegt sich hier ein literarisches Königthum zu bilden, das man auf Tod und Leben gegen alle Angriffe vertheidigt, und oft sind aus diesem naiven Fanatismus seltsame Zwiste hervorgegangen.

Einmal lasen zwei engbefreundete junge Leute, die mehr als einmal in der Noth sich gegenseitig mit Börse und Liebesdiensten unterstützt hatten, in zwei Revüen zwei unter verschiedenen Namen unterschriebene Novellen. Als sie später mit einander auf diese Lektüre zu sprechen kamen, rühmte Jeder mit Begeisterung seinen Lieblings-Autor, sprach aber von dem seines Freundes mit Geringschätzung. Der Streit wurde heftig, es kam zu bitteren Worten, und es wurde auf den anderen Tag ein Rendezvous verabredet. Auf dem Kampfplatz brach die Diskussion aufs neue aus; vergebens suchten die Zeugen zu vermitteln, und hätte nicht der Unter-Präfekt, dessen Cousin der eine von den Kämpfenden war, vier Mann und einen Korporal geschickt, so hätte das Duell seinen Lauf gehabt. Man verschob nun das Zusammentreffen auf einen anderen Tag, als mittlerweile ein Journal anzeigte, daß es ein und derselbe Verfasser wäre, der unter verschiedenen Namen für die beiden berühmten Revüen arbeite. Man kann sich denken, daß nun Alles vergessen ward, und daß man sich vornahm, in Zukunft etwas mißtrauischer zu seyn gegen die Pseudonymen.

Als ein geistreicher Mann die famöse Mystification von den Klassikern und Romantikern erfand, spaltete sich die Provinz in zwei feindliche Lager; ganze Familien wurden darüber uneinig, und ich kenne drei Neffen, die der Hernani um ihr Erbe gebracht hat. (Courrier de Bordeaux.)

Bibliographie.

Magnétisme animal. — Von D. J. Verna. 2 Fr.

Nouvelles considérations sur les affections nerveuses de l'organe de la Vue. — Von G. L. Vessières. 1½ Fr.

Des intérêts nouveaux en Europe depuis la révolution de 1830. — Von L. de Carné. 2 Bde. 15 Fr.

Choix de nouveaux modèles de Serrurerie, exécutés à Paris etc. dessinés par Humbert, et gravés par Normand. — Zwölfte (und letzte) Lieferung. Fol. 4 Fr.

Anatomie du système nerveux de l'homme. — Von J. Cruveilhier. Erste Lief. Fol. 11 Fr.

Elémens de Géologie et Hydrographie. — Von H. Lecoq. 2 Bde. 15 Fr.

Les origines du Théâtre moderne, ou hist. du génie dramatique jusqu'au 15ème siècle. — Von Magnin. Erster Theil. 8 Fr.

Manuel d'Actinologie ou de Zoophytologie. 1ère et 2e leçons. — 32 Fr.

Le Valet du diable. — Von Raban. 4 Bde. 12 Fr.

Annales de l'imprimerie des Etienne. — Von A. A. Renouard. Zweite Ausgabe. 6 Fr.

Souvenirs de Léonard, coiffeur de la reine Marie-Antoinette. — 3ter und 4ter Theil. 15 Fr.

Mannigfaltiges.

— Molière's Denkmal. Man spottet in Frankreich darüber, daß die Schauspieler des „Theatre Francais" in Paris erst jetzt auf die Idee gekommen sind, dem großen Molière ein Denkmal errichten zu wollen — jetzt, wo es bereits in jeder kleinen Französischen Stadt eine „Molière-Straße", einen „Molière-Platz" oder doch wenigstens ein „Café Molière" giebt. Indessen vergißt man, daß Denkmäler, wie das beabsichtigte, weniger den Männern, die bereits historisch geworden und darum keines so vergänglichen Monuments bedürfen, als den Orten und den Menschen gelten, wo und unter denen sie einmal gelebt und die sich dieser Auszeichnung auch dem weniger unterrichteten Wanderer gegenüber erfreuen wollen. Von diesem Gesichtspunkte betrachtet, wird auch der Spott wegfallen, mit dem man in Deutschland die Idee der guten Einwohner von Lippe-Detmold aufgenommen hat, die in ihrem Fürstenthume doch auch gern ein Denkmal besitzen möchten und nun zu Beiträgen für eine kolossale Statue auffordern, die im Teutoburger Walde zur Erinnerung an Herman, den Cherusker-Fürsten, aufgestellt werden soll. Herman bedarf freilich eben so wenig eines Denkmals als Homer, Romulus, oder Moses; aber Lippe-Detmold, das den Ort, wo die Römischen Legionen geschlagen wurden, innerhalb seiner Gränzmarken aufzeigt, will sich dieses Besitzes auch im Angesichte der Welt rühmen. Und in ähnlicher Weise sagen die Schauspieler des „Theater Francais: Wenngleich Molière auf jeder Französischen Bühne, in jedem Französischen Bücherschrank, ja in jedem Feuilleton, das seine Leser vom Theater unterhält, sein besonderes Denkmal hat, so wollen doch wir auch darthun, daß wir der Ehre werth gewesen sind, seine Nachfolger auf den Brettern zu seyn. Aber mit Recht wird ihnen eingewandt, warum sie dazu gerade eine Statue bestimmen, eine Statue, wie deren schon viele in Paris aufgestellt und von der wechselnden Laune des Tages wieder umgestürzt worden sind? warum nicht lieber eine Stiftung für alte, arme oder erkrankte Schauspieler? Warum nicht das Haus ankaufen, in welchem Molière seine besten Stücke geschrieben und bis an sein Ende gelebt? Dieses Haus, das jetzt in den Händen eines Bürgersmannes ist und in einer Gegend liegt, die den Speculationen der Baulust am meisten ausgesetzt ist, kann über kurz oder lang einmal niedergerissen werden, und dann ist eine der lebendigsten Erinnerungen an den gefeiertsten dramatischen Dichter der Franzosen von der Erde verschwunden. Ein solches Denkmal Molière's — und Beides, sein Haus und die Stiftung, könnte sehr leicht verbunden werden — würde auch mehr Theilnahme in Frankreich finden, als die Statue, für welche bisher so wenig eingegangen ist, daß man kaum auf mehr als 20,000 Franken wird rechnen können.

— Die Mitarbeiter des Journal des Débats. Eigenthümer dieses gerade in den höheren Kreisen am meisten verbreiteten Blattes sind bekanntlich die Brüder Bertin, die dadurch bei einem enormen Vermögen den Einfluß eines Ministers besitzen, dem noch dazu sein Portefeuille nicht wieder genommen werden kann. Mehrere Male sollen sie auch bereits in dem Falle gewesen seyn, Stellen im Ministerrathe, die ihnen angeboten worden waren, abzulehnen. Der Minister Bertin riskirte, einen großen Theil seiner Abonnenten zu verlieren, die der Redacteur Bertin sich nicht so leicht wieder verschaffen könnte. Dagegen sind die Mitarbeiter des Journal des Débats schon sehr häufig zu den wichtigsten Posten berufen worden. Man nennt darunter seit dem Jahre 1830 folgende Männer: Herrn von Bourqueney, zum Botschafts-Secretair in London ernannt; Herrn Lesourd, erst zum Unter-Präfekten von Sceaux und dann zum Steuer-Direktor in Paris befördert; Herrn St. Marc Girardin, der Mitglied des Staatsrathes, dann Professor der Sorbonne wurde und endlich in den Rath für den öffentlichen Unterricht eintrat. Herr von Salvandy wurde Minister, Herr Michel Chevalier Staatsrath und Herr Cuvilier-Fleury Hofmeister eines der Königlichen Prinzen. Von den Feuilletonisten des Journal des Débats ist Herr Loewe-Weimars zum Baron und Legations-Secretair, Herr Philarète Chasles vor kurzem zum Attaché bei der Krönungs-Botschaft nach London, Herr Hector Berlioz zum Direktor des Italiänischen Theaters und endlich Herr Jules Janin zum besoldeten Historiographen ernannt worden.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 75. Berlin, Freitag den 22. Juni 1838.

Italien.

Buchhandel und Verlagsrechte in Italien.

Zweiter Artikel.*)

Bei den in unserem ersten Artikel (Nr. 69 des Magazins) von uns dargelegten Uebelständen wird es gewiß nicht wenig Wunder nehmen, daß gerade in Neapel sich Stimmen erhoben zu Unterstützung derer, welche meinen, es sey besser, den Schriftstellern und Verlegern weder ein Sortiments-Privilegium, noch Eigenthumsrecht zuzugestehen. „Handelsfreiheit! (so rufen die Einen). Das beste Gesetz ist dasjenige, welches gar kein Gesetz auferlegt; wie in allem Anderen, so auch im Buchhandel nur keinen Zwang, und er wird gedeihen!“ — „Aufklärung! (lassen die Anderen sich vernehmen). Also nichts von Privilegien, noch Gränz-Zoll. Kaum ist ein gutes Buch ins Publikum gekommen, so soll es auch schon hundertfach vervielfältigt seyn.“ — „Wohlfeilheit! (ist ein drittes Feldgeschrei). Denn bewilligt man dem Autor ein Privilegium, so giebt man ihm ja die Macht, den Preis seines Buches unerschwinglich hoch zu halten und somit das Publikum geradezu zu betrügen!“

Freiheit! Licht! Billigkeit! O, der süßtönenden Klänge voll schmeichlerisch lockender Lieblichkeit — aber auch nur zu oft mißverstanden von den Unklugen, oder mißbraucht von den Allzuklugen! Wahrlich, keine Kunst ist geschickter, ein Wort in Verruf zu bringen, als die Veränderung des ihm untergelegten Begriffs — kein Trugschluß täuschender, als die Bemäntelung kläglicher Thatsachen mittelst ehrenfest klingender Namen!

Zuerst also: Handelsfreiheit! Nun will ich hier zwar keineswegs die alte Frage wieder aufs Tapet bringen: ob die den Erfindern irgend eines nützlichen Dinges verliehenen Privilegien überhaupt ersprießlich — sondern gebe nur das zu bedenken, daß sie gerade bei den am weitesten vorgeschrittenen Völkern am meisten Sitte geworden; daß auch England, wo jede Art von Betriebsamkeit doch wohl zum höchsten Gipfel gediehen, dem Erfinder seine Entdeckung noch immer durch Privilegien schützt. Auch will ich nicht etwa behaupten, daß Watt, Fulton und Richard Cartwright die Dampfböte, die Wunderwerke Birminghams und die Baumwollspinn-Maschinen gar nicht erfunden haben würden, wenn sie die Aussicht, mittelst privilegirter Fabriken davon Nutzen zu ziehen, nicht vor sich gehabt hätten — doch bin und bleibe ich der Meinung, daß es einer Gesellschaft zur Ehre gereichen muß, den Urheber einer nützlichen Erfindung zu belohnen, und zwar in der schicklichsten Weise, d. h. vermöge Sicherstellung des unverkümmerten Genusses der Früchte seines Fleißes. In unserem Falle indeß nimmt die Frage eine andere Beschaffenheit an; hier handelt es sich nicht mehr um etwas Materielles, sondern um geistiges Verdienst — nicht darum, ob Hans oder Kunz ein Buch verkaufen dürfe, sondern darum, ob der Verfasser desselben ein Eigenthumsrecht daran habe. Möge man doch immerhin glauben, daß Jeder, der den Zucker eben so zu raffiniren versteht, wie derjenige, welcher seine Bereitung zuerst bei uns eingeführt, auch das Recht habe, zu raffiniren — in der Bücher-Manufaktur kommt ein anderes, ein absolut unberechenbares Element in Betracht: das Verdienst der Arbeit nämlich, an welches ein bloßer Buchhändler oder Verleger niemals auch nur ein Titelchen von Anrecht haben kann. Sonst würde ja die Freiheit, nach der man so stürmisch verlangt, mit gleichem Rechte z. B. auch in Bezug auf das Münz-Regal gefordert werden können, sobald es Diesem oder Jenem gelungen, den Stempel und die übrigen Requisiten der Münze genau und vollständig nachzubilden — oder auch in Bezug auf Wechsel und Banknoten, sobald Jemand die Zeichnung getreu nachzumachen verstände.

Immerhin verweigert das Privilegium einem Jacquard, der das wunderbare Problem, die gesponnenen Fäden der Kette zusammenzuknüpfen, löste und die Webestühle erfand, denen Lyon seine Reichthümer zu danken hat; immerhin laßt ihn im Elende darben — was thut's? Vernachlässigung und bittere Armuth waren ja von jeher die unbestrittenen Intestat-Erbtheile der besten Köpfe. Aber, zum Henker! wenn Du Dir Deinen Webestuhl selber zusammengesetzt hast und, ohne von dessen Bau nur das Geringste zu begreifen, ein Anderer ihn benutzt, um dieselben Gewebe zu fertigen und viel billiger zu verkaufen, indem er weder die Mühe der Erfindung, noch die Kosten der Herstellung des Webestuhls gehabt — wirst Du den einen Gaudieb nennen, oder nicht, he? Nun, bei meinen Büchern ist mein Kopf mein Webestuhl. Und ist das Freiheit, wenn ein Anderer die Erzeugnisse dieses meines Webestuhles zu seinem Nutzen verwenden darf, ohne auch nur die entferntesten verdienten Ansprüche darauf zu haben?

Noch ein Beispiel: Du bestellst Dein Feld und baust auf demselben Hirse. Ich aber bilde mir ein, das Publikum werde besser daran seyn, wenn Dein Feld mit Weizen angesät würde. Gedacht, gethan: ich wirthschafte nach meinem Sinne; denn dies, meine ich, gestattet unsere Freiheit, fordert unser Gemeinwohl. Ein allerliebstes Raisonnement, nicht wahr? Oder wäre es ein besseres, wenn Jemand zu Dir sagte: Du hast mir den Weizen von Deinem Acker verkauft; mithin hast Du mir auch das Recht, den letzteren zu besäen und mir anzueignen, verkauft —? Worin endlich — das sage man mir doch gefälligst — worin würde dergleichen nun von dem Satze: Du hast die Exemplare Deines Werkes an das Publikum verkauft; mithin hat das Publikum auch das Recht, so viele neue dergleichen anzufertigen, als es eben will — sich unterscheiden? Nein, die Freiheit ist ja nicht an sich wünschenswerth, sondern immer nur, sofern sie die Wege zum Guten bahnt und ebnet; denn gewiß wird doch Niemand behaupten, daß man im Namen der Freiheit ein Recht zu beliebigem Raub oder Morde haben könne.

Ich aber sage: Jene angebliche Freiheit hinsichtlich des Bücher-Abdrucks schadet nicht nur den Autoren, sondern eben sowohl auch dem Publikum, und hemmt den Vertrieb, anstatt ihn zu fördern. In Betreff des Autors haben wir es bereits dargethan und bedürfte es daher eigentlich wohl keiner weiteren Erörterungen; denn, will man nun einmal des Schriftstellers Geistesgaben durchaus für nichts gelten lassen, für nichts seine mühseligen Studien bis in die Nächte hinein, für nichts seine herben Kämpfe mit sich selber und mit Anderen, für nichts die Bitterkeiten, womit der Pöbel das Leben dessen vergällt, der es gewagt, weder faul noch rachlos zu seyn — so hat der Autor ja doch auch alle die Kosten bestreiten müssen, die das Studium zur Vorbereitung für sein Werk verlangt, also Geld, hört Ihr's, Ihr Gewinnsüchtigen und Ihr splitterrichtenden Kleinigkeitskrämer! ein baares Kapital hat er dazu anlegen müssen, und um dieses sammt seinen Zinsen wollt Ihr ihn bringen? Wie oft ist nicht der Ankauf der theuersten Werke unumgänglich nothwendig zur Vollendung einer neuen Arbeit; und auch die selbstständigen Erfindungen aus eigener Einbildungskraft können nur selten dergleichen Hülfsmittel gänzlich entrathen, wenn sie selber einigen Werth in Anspruch nehmen wollen. Ein Werk sollte z. B. mit Original-Zeichnungen ausgestattet werden; der Herausgeber schickte deshalb, wie Litta, die Künstler durch ganz Italien, oder, wie der König von Sardinien, durch ganz Europa, oder, wie der Großherzog von Toskana, bis nach Aegypten. Kaum aber ist das Werk erschienen, so hat der Erste der Beste nichts eiliger zu thun, als Blatt für Blatt kopiren und dann es für den vierten Theil der vom Urheber daran gewendeten Auslagen in aller Welt ausbieten zu lassen. „Nun, so hat es das Publikum aber doch billiger.“ Soll diese Spitzbüberei also etwa Förderung des Handels heißen?

Gesetzt, ein Lord Valentia zeichnet auf seinen Reisen durch Indien die dortigen staunenswerthen Denkmale und verwendet darauf die erforderlichen Summen mit Vergnügen, indem er berechnen kann, daß, wenn er nach seiner Rückkehr die Sachen zu Hause abdrucken und verkaufen läßt, die ersten tausend Exemplare ihm Alles wieder einbringen müssen. Nun geht auch ein Italiäner dorthin. Dieser möchte es wohl gern eben so machen, bedenkt aber noch zu rechter Zeit, daß, sobald das erste Exemplar seines Werks erschienen, die ganze Ausgabe sofort auch nachgedruckt und somit nicht nur seine Mühe und Arbeit umsonst verwendet, sondern auch für sein an Druckkosten ausgegebenes Geld nur Aerger zu ärndten seyn würde; ergo läßt er die Sache lieber ganz, und das Italiänische Publikum hat ein Prachtwerk weniger. Für welchen Preis dasselbe von England her ihm zu Gebote stehen wird, läßt schon nach dem Frühergesagten mit ziemlicher Genauigkeit sich ermessen.

Ferner: Mascagni führt seine prachtvollen anatomischen Tafeln für sein gutes Geld aus; mitten in der Arbeit indeß ruft

*) Von Cesare Cantu.

ihn der Tod ab. Mit welchem Rechte soll nun gerade dieses Werk allein nicht mit dem übrigen Nachlasse an die Erben übergehen? Warum soll es diesen verloren gehen, denen ja doch das auf dasselbe verwendete Kapital, eventualiter der aus der Vollendung desselben gelöste Gewinn, nach dem Ableben des Autors unbestritten zugefallen wäre?

Weiter: Der Autor wünscht gewöhnlich, daß sein Werk in schöner oder doch angemessen schicklicher Ausstattung erscheine; die Original-Ausgaben sind daher meist besser in Papier, Druck und Korrektheit, also auch verhältnißmäßig theurer, als die Waare der Nachdrucker, denen doch ein Druck vorliegt, anstatt einer Handschrift, deren Arbeit demnach viel leichter und schneller von Statten gehen kann, und die dennoch schlechtere Ausgaben liefern. Daher der Verfall der Buchdruckerkunst, deren Grund-Uebel im Vaterlande der Aldi und Bodoni eben der Drucker Streben: lieber billig, als, wie billig, zu arbeiten.

Desgleichen: Es wären da zwei Verleger, von welchen der eine den Autoren ihre neuen Werke honorirt und so für des Publikums Nutzen und Vergnügen arbeitete, der andere hingegen nur immer auf der Lauer läge, um, was noch feucht so eben von des Ersteren Presse gekommen, mit Hülfe seiner Spione und des bestochenen Faktors, die ihm immer einen Bogen nach dem anderen zuspedirten, sogleich nachzudrucken. Müßte dann nicht jener über kurz oder lang nothwendig zu Grunde gehen, während dieser spielendleicht die besten Geschäfte machte? Und würde dann aber nicht der Erstere, ehe er es zum Aeußersten kommen ließe, natürlich seine Unternehmungen einstellen und mithin das Publikum seines Vortheils wie seines Vergnügens verlustig gehen? Oder angenommen, der gute Mann wäre Einer von denjenigen, welche, selbst trotz eigenen Schadens, durchaus etwas Gutes zu Stande bringen wollen. Wenn er weder seine Aufträge, noch seine Unternehmungen, noch seine guten Honorar-Zahlungen einstellte — wie würde er sich zu helfen suchen? Er würde zuvörderst Sorge tragen, daß seine Ausgabe nur ja nicht allzu sehr gefalle, nur ja nicht allzu sehr bekannt werde; denn so kann er doch einigermaßen hoffen, zu löschen, ehe die Kaper ihn etwa auf eine Sandbank trieben. Er wird also den Absatz nach außerhalb selber verzögern und hemmen. — Heißt das nun wohl: das Publikum gut bedienen? Nein, dem Verdienste seine Kronen! — Da stirbt z. B. Vincenzo Monti und hinterläßt die poetischen Früchte von langen Studien. Man beschließt, sie zu drucken; man fängt damit wirklich an. Aber da steht auch schon ein Hans Fingerfix am Preßbengel, um sie flugs und fröhlich nachzudrucken. Die Besitzer der Handschriften stehen also von ihrem Unternehmen ab, und das wissensdurstige Publikum hat das trockene Nachsehen. — Da möchte man auch gern Barbieri's Predigten herausgeben und sinnt nun schon seit mehr als einem Jahre bloß darüber nach, wie wohl dem Nachdrucke zuvorzukommen seyn möchte. So herb sind die Früchte unserer gepriesenen Freiheit!

Eben so sehen wir, wenn wir auf die buchhändlerischen Umsätze näher eingehen, daß auch hier jene sogenannte Freiheit sehr nachtheilig ist, insofern nämlich die Seele des Italiänisches Buchhandels das Tauschgeschäft ist und z. B. ein Buchhändler in Florenz, sobald er erfahren, daß man in Mailand ein Werk von bedeutendem Werthe herausgebe, schleunigst auch ein solches unter seine Pressen bringt, demnächst über den Austausch mit seinem Kollegen einig und das Publikum mit zwei schönen Werken zu gleicher Zeit bereichert wird. Ist aber im Gegentheil das Eigenthum nicht gesichert, so beschränkt sich der Florentiner einzig darauf, ein Exemplar des belobten Werkes zu erwarten, um dieses sofort nachzudrucken; und das Publikum seinerseits muß sich nun für dieses Mal eben mit einem Werk begnügen. Zudem wird, wenn man erst in Mailand weiß, daß das Werk nach Florenz nur zu kommen braucht, um dort nachgedruckt zu werden, das Werk von Mailand nach Florenz nicht sobald gesandt werden und die Benutzung des Buches dadurch natürlich sehr verspätet und verkümmert. Und liefert nicht für den Verfall des ganzen Bücherwesens, wie wir ihn geschildert haben, das Königreich beider Sicilien ein recht lebendiges, schlagendes Beispiel? Forscht und fragt nur einmal, nach wie viel Zeit die besseren Italiänischen und die ausländischen Sachen dort ankommen; seht nur einmal, wie die Neapolitanischen Zeitschriften und Bücher dort als nagelneue Artikel solche Sachen zu Markte bringen, die überall schon seit Jahren abgethan und verbraucht sind.

Ein Schriftsteller oder erster Verleger rechnet, daß er von seinem Buche durch ganz Italien 4000 Exemplare absetzen kann; 6 Francs kommen dabei auf die Kosten, und hat er auch auf jedes Exemplar nur einen Lire Profit, so kann er doch zufrieden seyn. Rechnet er aber bloß auf die Lombardei, so darf er nur 500 Exemplare drucken, und dabei werden sich die Kosten auf oder wohl gar noch über 8 Francs belaufen; will er also nun auch 4000 Lire gewinnen, so wird eben jeder Band um 4 Lire theurer werden müssen. Da habt Ihr die belobten Verhältnisse bei Eurer beliebten Freiheit, die glänzende Verbreitung von Kenntnissen, den überschwänglichen Vortheil für das Publikum!

Afrika.

Roscoe's Reise von Tanger nach Marokko.

(Fortsetzung.)

Wir erreichten Mamora noch ziemlich früh und wurden diesmal nicht von einem Mauren, sondern von einem Juden aufgenommen. Die Stadt liegt sehr angenehm auf einer Höhe an der Mündung des Flusses Saboï oder Sebu, der nach einem Lauf von mehr als zweihundert Englischen Meilen hier ins Atlantische Meer fällt. Ein Angler würde an den Ufern dieses Flusses viel Arbeit finden, denn er ist reich an Forellen; damit diese jedoch nicht zu sehr überhandnehmen, hat ihnen die weise Natur den gefräßigen Hecht zugesellt. Diesem Raubfisch schien unser Jude den Krieg erklärt zu haben: er setzte uns eine große Schüssel mit Hechten vor, so daß wir an diesem Abend wohl den Tod von tausend Forellen rächten.

Nach solchen Heldenthaten erhoben wir uns wie gewöhnlich am nächsten Morgen in aller Frühe, verließen Mamora und durchzogen eine sehr schöne Gegend nach Salé hin, welches durch Robinson Crusoe berühmt geworden ist. Die früheren Reisenden begnügten sich damit, zu sagen, die Gegend sey entzückend; ich will jedoch bestimmter seyn und anführen, worin dies besteht. An diesem Theile der Küste stürzen sich eine Menge Flüsse vom Gebirge herab dem Meere zu; auf ihrem Wege verlassen sie ihre Ufer und überschwemmen das Land, welches dadurch befeuchtet wird. Dergleichen Flüsse sind die Felisle, der Bu Regreb, der Bu Nasr u. s. w. Andere Flüsse von geringerer Bedeutung haben ihr Wasser nach einer Vertiefung links von der Straße geführt und dadurch einen großen See gebildet, der den Namen Batt trägt. Dieser ganze See gleicht seinem Ansehen und Charakter nach dem See Menzaleh in Unter-Aegypten, nur mit dem Unterschiede, daß seine Ufer, anstatt mit Rohr, zum Theil mit Wald bedeckt sind. Während der Regenzeit übertritt der See die Ufer und setzt sich mit dem Sebu in Verbindung; sonst aber verhindert die starke Verdunstung sein Uebertreten. Wenn diese Feuchtigkeit der animalischen Welt eben nicht allzu günstig ist, so ist sie es doch der vegetabilischen um so mehr. Wälder von der größten Schönheit, malerische Seen, beblümte Wiesen, klare Flüsse und Bäche, große Züge von wildem Geflügel, Zelte, Heerden und Hirten zeigen sich alle auf einen Blick und erwecken dem Vorüberziehenden eine freudige Stimmung.

Von hier aus gelangten wir durch ein Thal in eine flache, sandige, aber gut bewässerte Gegend, wo wir Wasser-Reservoirs in großer Menge vorfanden. So blieb nun die Gegend bis Salé, in dessen Nähe sich viele Spuren von Mauerwerk und großen Reservoirs von rothem Sandstein zeigten. Eine andere Merkwürdigkeit sahen wir, als wir uns der Stadt mehr näherten, nämlich eine Wasserleitung, in einer Zeit erbaut, wo in Marokko noch die Künste kultivirt wurden. Sie beginnt auf einer Anhöhe etwa eine Meile östlich von der Stadt, ist zuerst niedrig, nimmt jedoch an Höhe bis zu funfzig Fuß zu, je nachdem das Terrain sich allmälig senkt. Die Bogen von Mauischer Construction würden von einer außerordentlichen Wirkung seyn, hätte man nicht viele davon zugemauert oder ausgefüllt, vielleicht weil man glaubte, dem Werke dadurch eine größere Festigkeit zu geben.

Die Straße, durch welche wir nach Salé gelangten, führte an einem Steinbruch vorüber, dessen Seiten senkrecht und glatt wie die einer Cisterne waren; dann passirten wir viele Obstgärten und erreichten endlich die ziemlich verfallenen Stadtmauern. Viele Störche und andere wilde Vögel hatten auf ihnen ihre Nester; sie wußten, daß sie von Niemand gestört würden.

Die Stadt Salé, den Römern unter dem Namen Sala bekannt, wird von den Mauren Burghaba oder die Waldige genannt, und zwar des vielen Gestrüppes halber, womit sie umgeben ist. Es ist ein großer, gut bevölkerter, handeltreibender und stark befestigter Ort, der früher als ein Piratensitz berüchtigt war. Er liegt in der Provinz Beni Hassan, am rechten Ufer des Bu Regreb, und zwar dicht an seinem Zusammenfluß mit dem Bumia. Ihm gegenüber — am linken Ufer — liegt Rabatt, kaum weniger berüchtigt als Piratennest, wenn auch nicht so sehr, wie Dr. sagt. Während die Seeräuber hier ihr Wesen trieben, war diese Städte vollkommen unabhängig; als der Sultan Sidi Mohammed — vielleicht auf ihre Schätze begierig — sie jedoch unterworfen hatte, fanden sie ferner keinen Geschmack am Handwerk, da sie nun nicht mehr auf ihre eigene Rechnung rauben durften. Die Natur selbst kam ihnen auch hierin zu Hülfe, indem sie die Mündung des Flusses durch eine breite Sandbarre sperrte, so daß jetzt keine große Schiffe mehr einlaufen können. Bei hoher Fluth beträgt die Wassertiefe auf der Barre nicht mehr als zwölf Fuß, während der Ebbe aber gar nur sechs Fuß.

Den Charakter der Seeräuber von Salé kann man kaum mit zu schwarzen Farben schildern; sie respektirten keine Flagge und griffen jegliche Nation an. Die Schiffsmannschaft wurde entweder auf der Stelle niedergemetzelt oder in ewige Sklaverei geführt. Jetzt sehen sie äußerst sanftmüthig aus; ihr Fanatismus gegen die Christen zeigt sich jedoch noch darin, daß diesen nicht gestattet ist, unter ihnen zu wohnen; — auch die Juden werden nicht in den Mauern der Stadt geduldet. Die ganze Bevölkerung ist Mauisch oder Arabisch und übersteigt nicht die Anzahl von 23,000 Seelen.

Rabatt am entgegengesetzten Ufer macht sich ganz vortrefflich. Es nimmt die nördlichen und westlichen Abhänge eines steilen Berges ein und krönt diesen mit großen malerischen Gebäuden aus gehauenen Steinen. Es sind hauptsächlich das feste Schloß und das öffentliche Gefängniß, die in der Zeit der Unabhängigkeit errichtet wurden, als die Piraten einen sicheren Verwahrungsort für die gefangenen Christen nöthig hatten.

Gerade auf dem Gipfel des Berges erhebt sich ein viereckiger Thurm, der die allgemeine Bewunderung der Fremden erregt und für das schönste Muster Mauischer Baukunst gilt. Auf einen

Höhe von funfzig Fuß an der dem Fluß zugekehrten Seite befinden sich drei schmale Fenster dicht neben einander, — funfzig Fuß höher abermals; außer diesen ist die große Mauerfläche durch nichts unterbrochen. Auf dem Flusse bewegen sich fortwährend viele kleine Böte von einer Stadt zur anderen; und da die Führer dieser Fahrzeuge manches Spanische Wort auf ihren Streifzügen aufgeschnappt haben, welches sie nun gegen jeden Fremden anzuwenden suchen, so glaubt man sich plötzlich wieder nach Don Quixote's Vaterland versetzt.

Da wir beabsichtigten, einen kleinen Halt in Rabatt zu machen, so hatten wir uns Briefe an den dortigen Gouverneur verschafft. Nachdem wir sie ihm übersendet, stellte sich alsbald ein Offizier ein, der den Befehl hatte, uns nach der Wohnung zu führen, welche der Gouverneur für uns bestimmt hatte. Der Offizier war ein schlanker Mann von einem sehr gebieterischen Aeußern; er hieß uns recht herzlich willkommen und zeigte uns dann den Weg durch eine Menge Neugieriger, die sich versammelt hatten, um die Europäischen Gäste ihres Gouverneurs zu betrachten. In dem sehr netten Hause angelangt, sagte er, es stehe so lange zu unserer Disposition, als es uns hier zu verweilen gefallen werde. Wir drückten unseren Dank aus und glaubten, als er uns verließ, wir hätten nur für unsere Beköstigung selbst zu sorgen. Wir gaben daher unserem Koch die nöthigen Befehle und gingen in den Hof, um uns in dem neuen Quartier etwas umzusehen.

Das Haus bestand aus mehreren Reihen von Zimmern, die wie gewöhnlich einen viereckigen Hof umschlossen. Eine Fontaine in der Mitte desselben kühlte die Luft, und viele blühende Stauden-Gewächse erfüllten sie mit den angenehmsten Wohlgerüchen. Feine Matten und weiche Teppiche bedeckten den Fußboden der Zimmer, und die Decken prangten mit Verzierungen aus buntem und vergoldetem Holz.

Während wir unsere Augen an diesen Herrlichkeiten weideten, vernahmen wir ein lautes Klopfen: als geöffnet wurde, trat unser Freund, der Offizier, an der Spitze eines langen Zuges von schwarzen Sklaven ein, von denen jeder eine Speise in einem bedeckten Gefäß auf dem Kopf trug. Der Gouverneur schickte uns ein Mittagbrod und ließ uns abermals in seiner Stadt willkommen heißen. Hierauf wurden die Gefäße mit den Speisen niedergesetzt und die nöthigen Teller daneben, worauf sich der Offizier mit den schwarzen Sklaven wieder entfernte, und zwar so schnell, daß wir kaum Zeit hatten, dem Gouverneur für diese fürstliche Gastfreundschaft unseren Dank ausdrücken zu lassen. Ich wünschte, wir hätten nur die Hälfte der Namen von den Speisen gewußt, deren nähere Bekanntschaft zu machen wir uns jetzt beeilten. Vielleicht mochte der Hunger mit dabei im Spiel seyn, aber es schien uns, als hätten wir bisher nie Speisen von einem so vortrefflichen Geschmack über unsere Lippen gebracht. Fisch, Fleisch, Reisspeisen aller Art und Früchte in Ueberfluß wurden nach einander durchgekostet und dann das Wohlschmeckendste in aller Ruhe verzehrt.

Nachdem man uns eine gehörige Zeit zum Essen und Verdauen gestattet, erschien ein neuer Zug von Sklaven und brachte uns Thee, Kaffee, Eier, Milch und Alles, was sich der ausgesuchteste Feinschmecker nur für den Abend hätte wünschen können. Dabei fand sich von diesen Lebensmitteln eine solche Menge vor, daß noch viel übrig geblieben wäre, auch wenn wir unsere Personenzahl verdoppelt hätten. Hierauf überließen sie uns dem Genuß und der ungestörtesten Ruhe. Ich muß gestehen, daß ich sehr fürchtete, hier möchte irgend ein Irrthum obwalten, der uns, wenn er sich aufklärte, vielleicht einige Unannehmlichkeiten verursachen dürfte. Es schien mir nicht wahrscheinlich, daß man mit zwei bis drei armen Reisenden ohne Namen, ohne Rang, ohne Bedeutung so viel Umstände machen könnte; da es jedoch einmal nicht anders war, so fand ich mich darein und schlief wie ein Sultan.

Am folgenden Tage versetzte uns eine Wiederholung dieser Beweise der Gastfreundschaft in die beste Laune. Dabei ließ uns der Gouverneur sagen, es werde ihm sehr angenehm seyn, uns bei sich zu empfangen; doch habe die Sache nicht die geringste Eile, jeder Tag sey ihm dazu gleich, und wir hätten einen solchen ganz nach unserer Bequemlichkeit anzuberaumen. Hierauf baten wir um die Erlaubniß, am Morgen des nächsten Tages unsere Aufwartung machen zu dürfen, was er gestattete. Bis dahin ertheilte er uns die Freiheit, in der Stadt Alles zu sehen, was nur irgend in unserem Belieben stand.

Dies war uns äußerst angenehm, und wir begannen sogleich unsere Wanderungen durch die Stadt. Zuerst besuchten wir die Festungswälle, die wir für die angenehmste Promenade in der Welt erklären mußten; besonders schön waren die Wälle auf den einzelnen Höhen, von denen aus man die ganze Stadt und das Land bis zur Küste hin überschaute. Bei der Anlegung der Festungswerke ist man mit vieler Sorgfalt verfahren; die Gräben sind breit und tief, die Wälle hoch, die Mauern stark und von vielen Thürmen flankirt. Da sich die Bevölkerung der Stadt auf 27,000 Seelen beläuft, so wird man leicht begreifen, daß sie zahlreiche Moscheen besitzt. Sind auch die Minarets derselben nicht so hoch wie die, welche wir in anderen Städten getroffen hatten, so machten sie sich doch äußerst malerisch, da sie fast alle mit schlanken Palmenbäumen umgeben waren.

Das Beste von Rabatt liegt jedoch außerhalb der Mauern, ich meine seine Gärten. Sie sind ausgedehnt, in der schönsten Ordnung und mit Obst-Bäumen aller Art angefüllt, die sich ganz herrlich machten, da sie eben in der Blüthe standen. Alle Hügel in der Nähe sind mit wohlriechendem Gesträuch, als Myrthe und Arbutus, so wie mit wilden Blumen bedeckt, die große Bienenschwärme nähren, welche die Palmwälder mit ihrem Gesumm anfüllen. Unser Führer zeigte uns in der Ferne das alte Schloß von Shallah, welches die Gräber der Königlichen Familie der Beni Merini enthält und daher als ein unverletzliches Heiligthum betrachtet wird. Weder Christen noch Juden ist gestattet, dies Gebäude zu betreten; unser Führer versicherte indeß, der Gouverneur werde diesmal bestimmt eine Ausnahme machen, wenn wir die Erlaubniß dazu nachsuchen wollten. Wir fühlten uns jedoch nicht veranlaßt, seine Güte noch mehr in Anspruch zu nehmen. Die Meinungen der Alterthumsforscher in Bezug auf dieses Gebäude sind getheilt; einige halten es für ein Werk der Römer, andere schreiben es sogar den Karthaginensern zu, deren Citadelle es in diesen Gegenden gewesen seyn soll.

Nachdem wir unsere Neugierde in Bezug auf die Stadt einigermaßen befriedigt, besuchten wir zunächst die Gärten des Sultans, die ganz denen von Tetuan glichen. Da Schatten in diesen heißen Himmelsstrichen die Hauptsache ist, so sind die Garten-Anlagen hier fast nichts als eine Aneinanderreihung von lauter kleinen Luftwäldchen. Hin und wieder sieht man jedoch Fontainen auf kleinen Rasenplätzen. Der Sultan besitzt an diesem entlegenen Ort einen kleinen Palast, und am Ende eines Granatenwäldchens befindet sich ein schöner Kiosk mit einem Dach, wie man es auf den Schweizer-Hütten trifft. Sein Fußboden ist mit bunten Fliesen ausgelegt, in der Mitte springt eine Fontaine, und die Wände sind mit bunten Arabesken verziert.

Den heutigen Abend brachten wir in unserer Wohnung mit Vorbereitungen für die Audienz zu. Ich gestehe, daß ich nie so bemüht war, einen günstigen Eindruck hervorzubringen, als bei dieser Gelegenheit. Der Gouverneur hatte uns so äußerst fürstlich aufgenommen; wir wünschten, ihm unseren Dank auf irgend eine Weise an den Tag zu legen. Um sieben Uhr des Morgens erschien ein Offizier, um uns zu melden, daß Se. Exzellenz uns erwarte. Der Mann war in der Wahl seiner Stunden so sonderbar wie in der Gastlichkeit unübertrefflich. Wir standen schon bereit und traten auf der Stelle unseren Weg an, da wir nicht Lust hatten, ihn auf uns warten zu lassen. Sein Palast war ein großes, massenhaftes Gebäude mit geräumigen Zimmern und sonderbaren Fenstern; doch sprach nichts in demselben von großem Reichthum. Alles war neu oder vielmehr elegant und deutete auf den Geschmack und die philosophische Mäßigung des Besitzers. Nachdem wir mehrere mit Teppichen belegte Gänge und Hallen passirt, betraten wir den Audienzsaal, ein prächtiges Gemach, an dessen Ende wir den Gouverneur mit zweien seiner Söhne auf einem Divan sitzen sahen. Die jungen Männer kamen uns einige Schritt entgegen, der Vater selbst erhob sich, um uns zu empfangen. Er reichte uns mit großer Freundlichkeit die Hand und ließ uns die Plätze einnehmen, welche seine Söhne so eben verlassen hatten. Jetzt entdeckte ich auf seinem Gesicht die Ursache der großartigen Gastlichkeit, mit welcher er uns bewirthen ließ: nämlich eine angeborene Güte, die sich in allen seinen Zügen ausdrückte. Der Gouverneur war ein ehrwürdiger Greis von mehr als siebzig Jahren; ein langer, weißer Bart, der jedoch die schöne Form des Kinns nicht verhüllte, floß ihm bis auf den Gürtel; nie habe ich einen Mann gesehen, der auf den ersten Blick so viel Achtung und Liebe einflößte. Er wurde geliebt, trotz dem er die Befehle eines tyrannischen Oberherrn ausführte, und zwar in einem Grade, daß er nie in seinem Leben eine Wache vor seinem Palast nöthig gehabt; er hätte bei offenen Thüren schlafen können.

In dem Hause eines solchen Mannes konnte wohl nicht viel von Ceremonien die Rede seyn. Er sprach von England. Er sagte, er habe sehr viel von der Tapferkeit der Engländer gehört, und er glaube auch daran, weshalb er jede Gelegenheit benutze, dieser Nation seine Achtung zu beweisen. Als wir ihm ein Geschenk überreichten, sagte er, „wir hätten unrecht gethan, ihm aus so weiter Ferne ein Geschenk mitzubringen; eigentlich müsse er uns beschenken; wir hätten nicht nöthig, ihm seine Gastlichkeit zu bezahlen."

Während wir mit ihm redeten, wurde Thee in silbernen Gefäßen aufgetragen. Ein schöner junger Negersklave übernahm es, die Honneurs des Theetisches zu machen, und zeigte viel Anstand und Geschick dabei. Nachdem wir so lange verweilt hatten, wie wir es für passend hielten, verließen wir den ehrwürdigen Patriarchen mit dem Versprechen, nach unserer Rückkehr aus der Hauptstadt einige Tage bei ihm zuzubringen; er wollte uns für diese Zeit in seinem eigenen Palast beherbergen. Dies thaten wir später und fanden seine Gastlichkeit eher vermehrt als vermindert.

Am nächsten Morgen setzten wir unsere Reise fort; unsere Maulthiere waren mit trefflichen Vorräthen beladen, die uns der gütige Gouverneur noch kurz vor unserer Abreise hatte überreichen lassen. Der Weg führte an der Seeküste hin, die Gegend war einförmig, indeß durch viele Beduinenläger belebt. Gewöhnlich hat man anderthalb Tage nöthig, um von Rabatt aus die Stadt Mensoorea zu erreichen; da wir jedoch sehr früh am Tage aufgebrochen waren und schnelle Maulthiere hatten, so sahen wir die Mauern dieses Ortes noch vor Untergang der Sonne. Diese sind äußerst hoch und fest, und die schlanken Minarets, die Ruinen eines Schlosses und die vielen Thürme der Wälle geben der Stadt ein höchst malerisches Ansehen.

(Schluß folgt.)

England.

Eine Schulrede Walter Scott's.

Im Jahre 1824 ward zu Edinburg eine neue höhere Unterrichts-Anstalt für klassische Literatur durch einen Verein von Privatpersonen gebildet. Walter Scott hatte dabei große Thätigkeit bewiesen, es auch durch seinen Einfluß dahin gebracht, daß der bisherige Erzieher seines Sohnes Charles, Herr Williams, Vikar zu Lampeter, zum Rektor der Anstalt erwählt wurde. Als nun die Eröffnung derselben am 1. Oktober des genannten Jahres stattfand, ließ sich Walter Scott willig finden, bei dieser Gelegenheit selbst einen Vortrag über Unterricht und Erziehung zu halten, der jetzt zuerst in Lockhart's Memoiren*) gedruckt ist. Wir theilen aus demselben Einiges mit, da es gewiß nicht uninteressant seyn dürfte, den berühmten Schriftsteller auch von dieser Seite kennen zu lernen.

Er begann mit allgemeinen Ansichten über höhere und niedere Schulen und ging dann zu der Verschiedenheit des neuen Instituts und der übrigen gelehrten Schulen in den drei Königreichen über. „Durch die Begründung dieser neuen Institution", sagte er, „verlieren die Schüler einige von den Vortheilen der alten und ehrwürdigen Nationalerziehung. Sie werden dereinst nicht die Hand auf das Haupt ihrer Kinder legen können und sagen, das ist dieselbe Bank, auf der ich einst gesessen habe, das ist dieselbe Stimme, der ich meine Unterweisung verdanke. Um so mehr mußten wir darauf bedacht seyn, der neuen Institution Vortheile zu schaffen, welche jene Nachtheile aufwiegen können. Wenn sie nun auch nicht die ehrwürdigen Gothischen Tempelhallen besitzt, nicht die tönenden Kreuzgänge und die gethürmten Mauern jener alten Gebäude, die für wissenschaftliche Studien so günstig sind, so ist sie dafür auch frei von den Vorurtheilen, welche solchen Erziehungs-Anstalten eigenthümlich sind, frei von den reich gezierten Fenstern, die oft das Licht nicht in jene Mauern eindringen lassen. Andere wieder möchten sich durch die Neuheit der Sache gewinnen lassen. Aber die Aufmerksamkeit der Vorsteher hat sich ganz besonders auf die Thatsache hingewendet, daß Schottland, obgleich es im Ganzen das am besten unterrichtete Land in Europa ist, doch in der letzten Zeit nur wenige Leute hervorgebracht hat, die sich in der Kenntniß der klassischen Literatur auszeichneten. Man kennt ja das Wort Johnson's, daß Schottland hinsichtlich der gelehrten Bildung einer belagerten Stadt gleicht, wo Jedermann wohl einen Mundvoll (mouthful) hat, aber Niemand zur Genüge satt ist (bellyful). Dagegen ließe sich nun wohl sagen, daß es immer besser sey, wenn Erziehung und wissenschaftliche Bildung unter Viele, wenn auch schon in geringerem Grade, vertheilt sey, als wenn sie nur den Schmuck eines Gastmahls ausmachte, zu dem sich einige besonders Begünstigte niedersetzten, während die große Menge Hunger leiden müßte. Indessen kann man nicht leugnen, daß in Johnson's Worten etwas Wahres liegt. Deshalb haben die Vorsteher es sich auch angelegen seyn lassen, diesen Vorwurf zu beseitigen, und alle Vorkehrungen getroffen, die nur immer in ihrer Macht standen. Es mußten daher einige Zusätze zu dem Studienplane unserer Hochschulen gemacht werden, aber auf keine Weise aus bloßer Lust am Wechsel oder aus bloßer Liebe zu Neuerungen. Man hat zuvörderst beschlossen, eine besondere Stiftung für die gründliche Kenntniß der Lateinischen Sprache durch das genaueste und sorgfältigste Studium derselben zu machen. Hiermit ist man willens, das Studium der Griechischen Sprache zu verbinden, dasselbe früher anzufangen und in einer größeren Ausdehnung zu betreiben, als es bisher in Schottland der Fall gewesen ist. Es war ja die Sprache der Väter der Geschichte und zugleich die eines Volkes, dessen kriegerische Vollkommenheiten und großartige Tugenden die schönste Zierde ihrer Jahrbücher geworden sind. Ueberdies war die Erlernung dieser an Schönheiten so reichen Sprache zu keiner Zeit so anziehend, als in dem gegenwärtigen Augenblicke, wo das Volk, das sie noch jetzt redet, mit kühnem Muthe aufgestanden ist, um sich selbst von Sklaverei und Despotismus zu befreien und den ihm gebührenden Rang unter den freien Völkern Europa's einzunehmen. Ferner sollte der Unterricht sich auf Schreiben und Rechnen erstrecken, und die Vorsteher haben auch eine Klasse für den mathematischen Unterricht gegründet, von welcher sie sich große Vortheile für ihre Zöglinge versprechen. Endlich haben sie die Englische Sprache und Literatur gleichfalls in den Kreis ihrer Unterrichts-Gegenstände aufgenommen, was bisher noch in keiner ähnlichen Anstalt der Fall gewesen ist. Denn es ist mit allem Recht gerügt worden, daß durch das Studium der Klassiker nicht selten unsere eigene Muttersprache gelitten hat, und daß sogar einzelne Schüler sich im Lateinischen besser auszudrücken vermögen, als im Englischen. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, ist ein Lehrer angestellt worden, dessen besonderes Geschäft es ist, den Schülern Unterricht in der Englischen Sprache und Stylistik zu ertheilen und damit die Unterweisung in der vaterländischen Geschichte zu verbinden. Sein Amt wird es seyn, daß unsere Jugend die Helden und Staatsmänner des Vaterlandes eben so gut kennen lerne, als die Griechenlands und Roms, daß sie die Geschichten von Wallace und Bruce eben so wohl wisse, als die von Cäsar und Themistokles, und daß sie über der Erinnerung an die Schlachten von Platäa und Marathon nicht die Schlachtfelder von Flodden und Bannockburn vergesse.*) Außerdem ist die Einrichtung getroffen, daß die Lehrer jeden Morgen ihre Lectionen mit Gebet eröffnen, und daß an jedem Montag früh, vor dem Anfange der wöchentlichen Arbeiten, von einem Schüler ein Abschnitt aus der heiligen Schrift vorgelesen wird."

Am Schlusse dieses Vortrages richtete Walter Scott noch einige Worte an seine um ihn versammelten jungen Freunde. Er setzte ihnen aus einander, daß das Publikum nicht leicht habe einen größeren Beweis des Zutrauens, welches es in die Aufseher des Instituts setze, geben können, als indem es ihrer Leitung die jungen Söhne anvertraut, welche eine Römische Mutter ihre besten Kleinodien genannt hätte und für deren künftiges Heil und Glück jetzt mehr als ein Vater- und Mutterherz ängstlich klopfe. Er ermahnte sie, sich mit voller Anstrengung aller ihrer Kräfte den Wissenschaften zu widmen, da sonst der beste Unterricht fruchtlos seyn würde. Die von ihnen, welche dereinst für einen der gelehrten Stände bestimmt wären, forderte er auf, sich zu erinnern, daß ein Arzt ohne Gelehrsamkeit nichts Besseres sey, als ein bloßer Quacksalber, ein Richter oder Advokat ohne gründliches Wissen nur ein erbärmlicher Zungendrescher, und daß ein Geistlicher ohne wissenschaftliche Bildung einem Soldaten gliche, der kein Schwert habe und sich also ohne alle Mittel befände, das Ansehen seines göttlichen Herrn und Meisters zu verfechten. Nächst einem fleckenlosen Gewissen vor Gott und den Menschen müsse die Ausbildung des Geistes ihr größter Schatz und ihr bestes Erbtheil seyn, denn dies allein könne ihnen den Vorzug vor den Thieren geben. Was ihn selbst (den Redner) anbeträfe, so habe er das Vertrauen, daß seine Worte, so arm und schwach sie immer wären, Eingang in ihre Herzen finden und in ihrem Gedächtniß fest bleiben würden, auch wenn sie den Sprecher selbst schon längst vergessen hätten. Er hoffe, sie würden gedenken der Worte, welche ihr ehrwürdiger Freund (der Geistliche Monteith Welwood) so eben zu ihnen gesprochen und wie er, der nicht jung an Jahren und nicht leer an Erfahrungen ist, den göttlichen Segen auf die Werke ihrer Hände herabgerufen habe, damit sie einst, wenn sie selbst Männer geworden wären, zu ihren Kindern sagen könnten: „Dies hat man uns einst gelehrt, und dies lehren wir euch wieder. Folget diesen Worten, und ihr werdet in Ehre und Auszeichnung leben."

*) Vol. III. p. 214—218.

*) Treffliche Worte Scott's, die auch auf Deutsche Gymnasial-Zustände angewendet werden können. Denn ziemlich um dieselbe Zeit, als Scott dies sprach, schrieb der Kanzler Niemeyer: „Das Geschlecht unserer Tage weiß immer weniger von der Geschichte der nächsten Vorzeit und seines eigenen Stammes." (Beobachtungen auf Reisen, I. 46.) Und die Klage muß leider auch noch jetzt erhoben werden, da das Studium der Geschichte auf Gymnasien nur zu oft vernachlässigt und auf den Universitäten sehr gewöhnlich den sogenannten Brod-Kollegien nachgesetzt wird.

Mannigfaltiges.

— Deutschland, vom Auslande dargestellt. Herr Dr. Bisset Hawkins ist der Verfasser eines so eben in England erschienenen encyklopädischen Werkes über Deutschland. Der vollständige Titel dieses Buches ist: „Deutschland; der Geist seiner Geschichte und Literatur, seines geselligen Zustandes und seiner National-Oekonomie."**) Immer mehr schwindet die Unkenntniß unseres Vaterlandes, die wir Engländern und Franzosen lange Zeit zum Vorwurfe machen konnten, und in dem gegenwärtigen Buche ist den Ersteren vollends ein Mittel an die Hand gegeben, sich über alle Zustände Deutschlands zu belehren — über Zustände, die, ihrer Mannigfaltigkeit und Widersprüche wegen, allerdings nicht so leicht aufzufassen sind, als sich etwa Italien in seiner religiösen, Frankreich in seiner politischen und Großbritanien in seiner industriellen Einheit darstellen. Herrn Bisset Hawkin's „Deutschland" zerfällt in zwei Hauptabschnitte: erstlich in Deutschland als ein Ganzes, und zweitens in dessen einzelne Theile. In dem ersteren wird eine Uebersicht der Deutschen Geschichte von der frühesten Zeit bis zur Gegenwart gegeben; ferner eine allgemeine Darstellung des Landes und Klimas, der Bevölkerung und Sprache, der Wissenschaft und Poesie, des Ackerbaus und Handels, der Künste und Gewerbe, des Erziehungs- und Gefängnißwesens, der Bäder und Mineralbrunnen u. s. w. Im zweiten Theile lernen wir die verschiedenen Staaten und Regierungen des Deutschen Bundes kennen, von Oesterreich an bis zum Fürstenthume Lichtenstein. Daß hier nicht immer Alles richtig aufgefaßt und genau angegeben ist, darf wohl kaum befremden. Hat doch selbst ein Deutscher Gelehrter, ein Geograph, der als solcher viel genannt wird, in einem Handbuche über Deutschland und seine Bewohner viele gar merkwürdige Schnitzer sich zu Schulden kommen lassen. Darum wollen wir mit dem Ausländer, der es gut gemeint, nicht zu streng rechten!

**) Germany; the spirit of her history, literature, social condition, and national economy. By Bisset Hawkins, M. D.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Täglich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrich-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 76. Berlin, Montag den 25. Juni 1838.

England.

Nachrichten und Bekenntnisse von Coleridge.

Nach den Memoiren, die wir schon von Coleridge besitzen, ist nun noch das Leben dieses Schriftstellers von einem seiner vertrautesten Freunde, der besonders in den letzten zwanzig Jahren viel mit ihm verkehrte, in London erschienen*), und wir benutzen um so mehr die Gelegenheit, in Auszügen aus diesem Buche unseren Lesern einige interessante Nachrichten über jenen Mann zu liefern, als er einer der Ersten war, welche sich von England aus für Deutschen Geist und Deutsche Literatur interessirten und ihre Landsleute auf dieses für sie noch unbekannte Gebiet aufmerksam gemacht haben.

Samuel Taylor Coleridge wurde im Jahre 1772 zu Ottery St. Mary geboren, wo sein Vater Landprediger war und Oberlehrer an der Königlichen Freischule. Wir wissen nicht genau, ob irgend einer von seinen Biographen folgender Geschichte gedenkt, die Samuel immer mit besonderer Vorliebe von seinem Vater zu erzählen pflegte: — Der ehrwürdige Pfarrer, der sich einredete, Anlagen für das Drama zu besitzen, schrieb ein Stück, das, wiewohl er in der Absicht London besuchte, sich Garrick zu empfehlen, unglücklicher Weise den Beifall dieses strengen Direktors nicht erhielt. Nicht im Geringsten durch eine solche Zurückweisung, wie so viele andere Dramatiker, entmuthigt, beschloß unser Schulmeister, das Trauerspiel von seinen eigenen Zöglingen aufführen zu lassen, übte sie zu diesem Zwecke sorgfältig ein und hielt Proben mit ihnen ab, ehe er sie vor Zuschauern auftreten ließ. Schon war Alles auf dem Theater in Bereitschaft, die Aeltern und Freunde der kleinen Schauspieler in ungewöhnlicher Menge versammelt, und nichts schien zu fehlen, was dem ungemessenen tragischen Ehrgeiz des Pädagogen die vollkommenste Befriedigung verheißen konnte. Einer seiner Söhne, ein älterer Bruder von Samuel, hatte eine Hauptrolle bekommen, aber zum Unglück merkte man bald, daß er nicht die erforderliche Kraft besaß, sie bis ans Ende gut durchzuspielen. Je mehr er Fehler machte, desto ängstlicher wurde er durch die furchtbaren Blicke und die drohenden Zuflüsterungen seines gereizten Vaters, der endlich an einer Stelle, wo der Knabe, statt zu lachen, ein paar abgebrochene „Ah, ha, ha, ah!" in schrecklich langen Pausen hervorstieß, seinen Unwillen nicht länger bezähmen konnte und, von seinem Rostrum auf der Bühne herabspringend, den armen Sünder unter den Worten: „Na, lache doch, lache doch; ich will Dich schon lachen lehren!" auf eine Weise zu bearbeiten anfing, daß Jener, bei dem jetzt das Schreien viel natürlicher war, nach mancher vergeblichen Anstrengung, ein „Au, oh, ho!" hervorzubringen, zuletzt in ein entsetzliches Geheul ausbrach, zur großen Belustigung der Versammlung und zu höchst tragischem Verdruß des verzweifelten Vaters. — Wie unnachahmlich liebenswürdig Coleridge dieses Geschichtchen zum Besten gab, können sich nur diejenigen vorstellen, die seine Bravour auf solchem Felde kannten.

Wir übergehen die Erzählung von der „Blaurock-Schule" und seiner Aufnahme im 15ten Chevaux-Legers-Regiment, in der viele Details etwas von der Phantasie aufgetragen scheinen. Aus einem Militair wurde er Literat und fing zuerst an, in Bristol mit Southey zusammen zu schriftstellern. Hier hatte er nicht viel Glück; denn die Noth trieb ihn, bei jenem herrlichen Institut des „Literarischen Fonds" Zuflucht zu suchen, von dem er damals und auch nachher eine ansehnliche Unterstützung bekam. Als er sodann Vorlesungen hielt, erregte er durch seine Sprache und seine ganze Art und Erscheinung viel Interesse. „In jener gefährlichen Zeit", erzählt Herr Gillmann, „wo es überall von Spionen wimmelte, hielten diese jungen Dichter mit der größten Freiheit Vorträge über Politik vor dichtgedrängten Versammlungen, und bei einer solchen Gelegenheit hatte unser Coleridge nur eine Störung von Seiten eines gemietheten Parteisingers zu erfahren, der ihn und seine Partei gern in Streit und Spektakel verwickelt hätte, um so, wo möglich, ihre Verhaftung herbeizuführen. Coleridge hatte eben seinen Vortrag angefangen, als man von dem kommenden Ruhestörer an dem Fuße der Treppe, wo das Eintrittsgeld für den Hörsaal zu erlegen war, lärmende Worte hörte. Sogleich stieg der Mann an der Kasse die Treppe hinauf und benachrichtigte Coleridge von der Frechheit des Menschen, der sich weigerte, das Entrée zu zahlen. Mitten in der Vorlesung unterbrochen, rief Coleridge laut genug, um von dem Fremden gehört zu werden, „ehe es dem Eindringling gelingen solle, ein Stäubchen aufzuregen, würde er in den Staub hinabfahren", und bat den Mann, Jenen einzulassen. Kaum war der Mensch eine Zeit lang im Zimmer, als er anfing, zu zischen, worauf von Coleridge's Partei ein lautes Pochen erfolgte, das mehrere Minuten dauerte, bis sie endlich in der Erbitterung zu rufen anfingen: „Hinaus mit ihm! Hinaus! Werft ihn zum Fenster hinunter!" Die Folgen des steigenden Lärms befürchtend, sah sich der Vorleser genöthigt, um Ruhe zu bitten, und redete seine Zuhörer folgendermaßen an: „Meine Herren, wir führen die Sache der Freiheit! Jener Herr hat eben so viel Recht, zu zischen, als Sie, zu pochen, und Sie eben so viel, zu pochen, als er, zu zischen; sobald aber die kühlen Strömungen der Vernunft mit rothglühendem Hochmuth in Berührung kommen, können Sie da etwas Anderes erwarten, meine Herren, als Zischen?" Als hierauf das laute Gelächter sich gelegt, folgte allgemeines Stillschweigen, und gezischt wurde von nun an nicht mehr."

Von dem Plan Coleridge's, nach Amerika auszuwandern, erzählt uns Herr Gillmann Folgendes: „Man hat viel über die beabsichtigte Ansiedlung in den Amerikanischen Wildnissen geschrieben; der Ort, der dazu auserwählt worden, war Susquehannah, und zwar, wie Coleridge erzählte, aus dem Grunde, weil der Name so hübsch metrisch war. Wenn er die einzelnen Umstände dieses „Traums im Wachen", wie er ihn nannte, berichtete, so gewann das Ganze mehr einen scherzhaften, als einen ernsten Charakter, und es ist zweifelhaft, ob damals, als der Plan entworfen ward, er oder Southey sich wirklich im Ernst damit beschäftigt haben. Wie es im „Freund" heißt, bestand der Traum darin, daß eine kleine Gesellschaft gebildet werden sollte, deren zweite Generation die Unschuld des patriarchalischen Zeitalters mit den Kenntnissen und der Verfeinerung Europäischer Civilisation in sich vereinigte. Dieses Ideal, so kurios es auch seyn mag, hatte doch seine Bewunderer, und noch heute giebt es Menschen, die nichts sehnlicher wünschen, als diese Visionen, welche die Gedanken und die Phantasie jener jungen, damals 23jährigen Dichter vorübergehend beschäftigten, ins Werk zu setzen. Um diese Zeit verheiratheten sich Southey und Coleridge mit zwei Schwestern, die den Namen Fricker führten, und auch eine dritte Schwester bekam einen Utopien-Dichter, Namens Lovel, dessen Gedichte mit denen Southey's zusammen erschienen. Doch waren sie zu vernünftig, um Bristol mit Amerika zu vertauschen, in der Absicht, dort ein freies und reines Eigenthums-System herzustellen, und es scheint, daß eigentlich die Ehe es war, die sie nüchtern machte und ihre Traumbilder zerstörte."

Ob dies ein Kompliment für die Ehe ist, oder das Gegentheil, wissen wir nicht zu sagen; doch ist es jetzt von geringer Bedeutung. Es mag seyn, daß der Prozeß des Nüchternwerdens Coleridge in einen Prediger verwandelte, und daher wurden seine Laien-Predigten an verschiedenen Orten gehalten. Von seinem nun folgenden Ausflug nach Deutschland erzählt uns Herr Gillmann nichts Neues, und wir gehen jetzt zu einem viel späteren Zeitraum über.

„Körperliche Leiden brachten Coleridge zuerst auf den Gebrauch des Opiums, den er aus demselben Grunde fortsetzte, bis die Gewohnheit so stark geworden, daß er selbst nicht mehr die Kraft besaß, sie zu unterdrücken. Es war dies für ihn der Dorn im Fleische, wie man aus folgenden Noten ersehen kann: „Nie habe ich das Böse um seiner selbst willen geliebt, noch auch Genuß um seiner selbst willen gesucht, sondern nur als ein Mittel, mich von Schmerzen zu befreien, die die Kräfte meines Geistes in Banden legten, gleich einer Schlange, die sich um Körper und Flügel eines Adlers windet! Meine ganze Sinnlichkeit bestand darin, keine Schmerzen zu haben." Diese Stelle ist aus dem Notizbuch, überschrieben: „Die Geschichte meines eigenen Geistes zu meiner eigenen Besserung", vom 23. Dezember 1804. „Ich schrieb einige Strophen vor 23 Jahren, kurz nachdem mir die Augen geöffnet worden über die wahre Natur der Gewohnheit, zu der mich unwissender Weise die scheinbar magische Wirkung

*) Das Leben des Samuel Taylor Coleridge, von James Gillmann. London, 1838.

des Opiums verleitet hätte, durch welches ich urplötzlich von einer angeblich rheumatischen Affection befreit wurde, die mit Anschwellen an den Knieen, Herzklopfen und Reißen am ganzen Körper mich fast sechs Monate ans Krankenlager gefesselt. Unglücklicher Weise war unter den Büchern der Gutsbesitzer in meiner Nachbarschaft ein großer Vorrath von medizinischen Zeitungen und Magazinen. Ich hatte mich von jeher gern damit beschäftigt, wie es bei vielleseuden Leuten, die an Unverdaulichkeit leiden, nur zu gewöhnlich ist, in medizinischen Schriften zu wühlen, und da fand ich denn in einem von diesen Blättern einen, wie ich mir einredete, dem meinigen sehr ähnlichen Fall, wo Kendal's schwarze Tropfen eine Heilung bewirkt hatten. In einer bösen Stunde versah ich mich damit, und siehe — das Ding wirkte Wunder: das Anschwellen hörte auf, die Schmerzen verschwanden; ich fing wieder an aufzuleben, und da meine Umgebungen eben so unwissend waren, wie ich selbst, so war mein Triumph gränzenlos. Ich sprach Tag und Nacht davon, verordnete die neuentdeckte Panacea für alle Arten von Schmerzen und Klagen und trug fortwährend ein Fläschchen davon bei mir, um allen Patienten, Fremden oder Freunden, von hohem oder niederem Stande, auf der Stelle Erleichterung und rasche Heilung zu verschaffen. Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß meine eigene scheinbare Genesung von nicht langer Dauer war; doch ich hatte ja für alle Fälle ein Mittel bei der Hand, das unfehlbar war. Ach, noch heute denke ich mit bitterem Lachen an jene Zeit ungeahnter Täuschung zurück, und auf welche Weise ich zuerst den furchtbaren Mahlstrom entdeckte, in den ich für immer fortgerissen werden sollte, als meine Kräfte dem Strom schon nicht mehr gewachsen waren. Der Zustand meines Geistes ist in den folgenden Geständnissen am treusten dargestellt, denn Gott weiß, daß ich von diesem Augenblick ab ein Opfer der Angst und des Schmerzes war, während ich doch nie das verführerische Gift als einen Stimulus oder aus Gier nach angenehmen Empfindungen gebraucht hatte. Mit unaussprechlichem Herzeleid las ich damals die „Geständnisse eines Opium-Essers", deren Verfasser mit krankhafter Eitelkeit sich dessen rühmt, was mein Unglück war; ihn hatte man mit besonderer Gewissenhaftigkeit vor dem Abgrund gewarnt, und er stürzte sich absichtlich hinein! — Der Himmel sey seiner Seele gnädig! — April 1826."

Im Jahre 1816 fand Coleridge eine Linderung für seine bisherigen Leiden, indem ihn Herr Gillmann in Highgate in sein Haus aufnahm; diesem hatte er die Rettung vor dem schädlichen Gebrauch des Opiums zu verdanken, gegen das er selbst lange, aber vergebens angekämpft.

Noch wollen wir die Stelle hersetzen, wo von Coleridge's Bekanntschaft mit Byron erzählt wird. Jener hatte die Tragödie „die Gewissensbisse" geschrieben, als das Drurylane-Theater, an das er sich schon früher mit dem Manuskript vergebens gewandt hatte, in die Hände Lord Byron's und des Herrn Whitbread fiel. Der Lord schickte nach Coleridge, bezeugte sich sehr freundlich gegen seinen Bruder in Appolline und ward von ihm ersucht, das Stück aufführen zu lassen; diese Bitte ward gewährt, und er selbst unterstützte ihn dabei. Wiewohl Herr Whitbread das Stück nicht mit einer einzigen neuen Decoration versah, so war doch die Popularität desselben so groß, daß der Schauspieler, welcher die Hauptrolle darin mit Glück spielte, es zu seiner Benefiz-Vorstellung auswählte und ein übervolles Haus bekam. Da Lord Byron an dem Erfolg seiner Tragödie viel Interesse nahm, so war Coleridge oft in seiner Gesellschaft, und einmal, als ich zugegen war, wandte sich der Lord an unseren Dichter: „Coleridge, in Ihren Gedichten ist eine Stelle, die ich funfzigmal parodirt habe, und ich hoffe, lange genug zu leben, um sie noch fünfhundertmal zu parodiren." — In einem Briefe Coleridge's an einen Freund, vom 10. April 1816, spricht er von Byron folgendermaßen: — „Wenn Sie Lord Byron gesehen hätten, so würden sie ihm schwerlich mißtrauen können; ein so schönes Gesicht habe ich kaum noch gesehen — seine Zähne sind nur zum Lächeln geschaffen, seine Augen die offenen Portale für die Sonnenstrahlen, und sein Vorderkopf so groß und weit, und doch so biegsam, von der Glätte des Marmors in hundertfache Falten, Linien und Grübchen übergehend, welche die Repräsentanten zu seyn scheinen der Gedanken und Gefühle, die er ausspricht."

Afrika.

Roscoe's Reise von Tanger nach Marokko.

(Schluß.)

Von Menjoorea aus beabsichtigten wir, die Küste zu verlassen und auf der sogenannten Straße der Wüste nach der Hauptstadt zu reisen; dies führten wir trotz der vielen furchtbaren Geschichten aus, die man uns von den wilden Beduinen in dieser Gegend erzählt hatte; schon am nächsten Morgen verließen wir die Stadt und die Küste.

Am Abend des dritten Tages entdeckten wir in weiter Ferne am Horizonte die Zinnen des alten Schlosses Bulahuan am Ufer des Flusses Ummer-rhabiah. Um diesen Punkt zu erreichen, wo wir die Nacht zubringen wollten, war es nöthig, unsere Maulthiere munter anzutreiben; als wir jedoch das von Fährleuten bewohnte und am nördlichen Ufer des Flusses gelegene Dorf Tabularrant erreichten, war es bereits finstere Nacht. Der Israelitische Dolmetscher unserer kleinen Karavane entdeckte sehr bald, daß die Fährleute zum größten Theil aus Juden bestanden, und wollte uns bereden, die Ueberfahrt heut' nicht mehr vorzunehmen. Als jedoch der Mond plötzlich aufging, hörten wir nicht mehr auf seine Vorstellungen, sondern ersuchten die Juden, ein Floß fertig zu machen. Die Flöße sind hier von ganz eigenthümlicher Art; sie bestehen aus zehn Schaffellen, die aufgeblasen und durch Stricke mit einander verbunden sind; auf ihnen ruht ein Lager von Stangen oder Brettern. Eine große Anzahl dieser sonderbaren Fahrzeuge lag am Ufer zerstreut, und die Juden, welche sie gewöhnlich hinüberschaffen, setzten sich bald in Bereitschaft, ihr Werk zu verrichten. Sie kleideten sich, als das Floß mit uns und unseren Sachen beladen war, gänzlich aus und sprangen ins Wasser; Einige erfaßten das Floß vorn mit der einen Hand, um es zu ziehen, während sie mit der anderen Hand ruderten; Andere stießen es von hinten, und auf diese Weise gelangten wir glücklich hinüber, während unsere Maulthiere uns auf anderen Flößen nachfolgten. Am entgegengesetzten Ufer fand sich zum großen Trost unseres Dolmetschers ebenfalls ein Jude, der uns für die Nacht beherbergte, und am nächsten Morgen waren wir schon wieder in aller Frühe auf dem Wege zur Hauptstadt. Es ist unnöthig, die drei Tage einzeln zu beschreiben, welche wir noch gebrauchten, um die achtzig Englische Meilen bis nach Marokko zurückzulegen; wir thaten in der ganzen Zeit nichts als essen, trinken, rauchen, Kaffee kochen und die Maulthiertreiber schelten. Wir hatten uns viel von dem grünen Gebirge oder dem Gebel Hhader versprochen, doch versicherten unsere Führer, wir würden unseren Weg bedeutend abkürzen, wenn wir einen großen Bogen nach Osten hin machten. So sehr dies auch mit allen unseren Begriffen von Geometrie in Widerspruch stand, nach denen wir bisher geglaubt hatten, der kürzeste Weg zwischen zwei Punkten sey die gerade Linie, so mußten wir uns doch jetzt dazu verstehen, die krumme dafür zu halten. Auf gewisse Weise hatten sie aber dennoch Recht: der Weg über den Gebel Hhader erfordert nämlich vier Tage und der durch die Ebene nur drei; wir kamen daher um die malerische Gebirgsgegend. Die Ufer des Sees nordöstlich von Raf Allah bieten viel Schönes in landschaftlicher Beziehung dar; wir müssen jedoch gestehen, daß wir anfingen, uns nach Ruhe zu sehnen, und gern auf Naturschönheiten verzichteten, um desto eher nach Marokko zu kommen, welches wir auch bald erreichten.

Nach unserer Ankunft daselbst erkundigte sich der Dolmetscher nach einem seiner Freunde und Glaubensgenossen, der schon seit langer Zeit in Marokko — auch Marrakish genannt — ansässig war. Ohne Schwierigkeit erfragten wir ihn und wurden mit der größten Gastfreundlichkeit von diesem Mann empfangen, dem es gelungen war, trotz der despotischen Herrschaft des Sultans, ein bedeutendes Vermögen zu erwerben. Wir wohnten und aßen vortrefflich bei ihm, und nur erst, nachdem wir uns zwei volle Tage ausgeruht, fühlten wir uns gestärkt genug, eine Promenade durch die Stadt zu machen. Auf den Rath unseres Wirthes legten wir das in der Provinz angenommene Kostüm ab und kleideten uns ganz so wie die Eingeborenen von einigem Range, was uns — wie er vorausgesehen — in der That gegen alle Unannehmlichkeiten schützte; und da er selbst den Führer machte, so gelang es uns ohne weitere Schwierigkeit und Zeitverlust, alles Sehenswerthe der Hauptstadt schnell in Augenschein zu nehmen.

Von einem nahen Hügel aus gesehen, macht sich Marokko wie eine prächtige Stadt; sie ist von hohen, ausgedehnten Mauern umgeben, die von vielen Thürmen flankirt werden und von vielen Thoren durchbrochen sind. Die Höhe und der Umfang der Gebäude werden für die Einbildungskraft durch die dazwischen liegenden Laubmassen über ihre Wirklichkeit hinaus vergrößert; die schöne Lage der Stadt trägt jedoch am meisten zu dem Effekt bei, den ihr Anblick verursacht. Sie hat Alles, was die Künstler beim Malen unter Breite verstehen. Sie scheint aus der Ebene empor zu wachsen, einen integrirenden Theil derselben zu bilden und wie jene unendlich zu seyn, da sie sich nach Osten und Westen hin erstreckt, ohne daß man ihr Ende mit den Augen zu erreichen vermöchte. Hierin liegt jedoch nicht ihre eigentliche Großartigkeit; viele Hauptstädte, wie z. B. Madrid und Berlin, liegen in einer großen Ebene, ohne in der Ferne zu gewinnen. Was hier den Blick bezaubert, ist der Höhenzug im Norden und Süden mit seinen hohen, zerrissenen Felsspitzen, die mit ewigem Schnee bedeckt und mit dichtem Nebel umhüllt sind.

Hohe Berge machen überall eine große Wirkung auf das Gemüth; sie scheinen in der Absicht von der Natur aufgethürmt, die Gedanken zum Himmel empor zu führen und selbst dem prosaisch und irdisch Gesinnten poetische Gefühle einzuflößen, die ihn endlich der Religion zuführen. Die niedrigeren und näheren Bergketten, welche zwischen dem Fluß und dem Hauptrücken des hohen Atlas liegen, tragen nur noch mehr dazu bei, die Großartigkeit der fernen Schneekette zu heben, die sich fast wie eine lichte Wolke am Himmel ausnahm. Und wie fruchtbar, wie grün, wie herrlich bewaldet ist der Fluß des Gebirges, der sich zur Ebene hin sanft abflacht! Ich war nicht im Stande, das auszudrücken, was ich bei diesem Anblick empfand; doch geberdete ich mich endlich so ausgelassen, daß mein Führer ein besorgtes Gesicht dazu machte; wahrscheinlich glaubte er, ich habe den Verstand verloren. Seine Frage, ob mir etwas zugestoßen sey, brachte mich indeß schnell wieder zu mir, und wir verließen die Anhöhe, um weiter zu gehen.

Da der Tag mit unseren Wanderungen zu neuen interessanten Punkten ziemlich hingebracht war und unser Magen uns an die Tischzeit erinnerte, kehrten wir nach der Stadt zurück, die uns jetzt doppelt schmutzig erschien, nachdem wir uns an so großen Naturschönheiten erlabt. Aber der Mensch söhnt sich bald mit

dem aus, was zum Menschen gehört, und außerdem ist es auch ziemlich angenehm, aus der freien Natur endlich wieder in Straßen zurückkehren zu können, wo die Leute guten Taback, Sorbet, Pfeifen, frische Kuchen und allerlei Sachen verkaufen, die Charles Lamb während seines Aufenthaltes in Marokko gewiß sehr willkommen gewesen wären. Ich bewunderte die schönen, feisten Mauren, die mit gekreuzten Beinen auf einem Teppich vor ihren Läden saßen und Taback rauchten, während sie ein jedes „Salam" der Vorübergehenden durch ein Lächeln erwiederten und mit großer Höflichkeit die Fragen nach den Preisen ihrer Waaren beantworteten, sie mochten gekauft werden oder nicht. Ein orientalischer Laden gefällt mir; er ist ein Bild der Bescheidenheit und würde diejenigen in Erstaunen setzen, welche an den Glanz gewöhnt sind, den die Krämer in der Regent-Street entfalten und der eigentlich nur eine letzte Kraftäußerung vor dem nahen Bankerott zu seyn scheint. In jenen Läden ist so wenig Pomp und Prahlerei als nur irgend möglich; sie haben nicht einmal Fenster. Sie sind eigentlich nichts als eine zehn Fuß tiefe Zelle, die drei Fuß höher als das Straßenpflaster liegt, mit Teppichen bedeckt und mit Fächern an den Wänden versehen ist; in diesen liegen die Stoffe sauber zusammengefaltet. Der Käufer mag, wenn er Geduld und Zeit hat, einen nach dem anderen herausnehmen und besehen, der Kaufmann hat nichts dagegen; er raucht seine Pfeife ruhig dazu und nimmt dann und wann einen Schluck Kaffee.

Während der Zeit wird jedoch unser Mittagbrod kalt; wir müssen uns beeilen, aber dabei nicht vergessen, die merkwürdigen Gegenstände anzuführen, bei denen unser Weg vorübergeht. Die Straßen von Marokko gleichen durchaus den Flüssen; sie haben eine gleichmäßige Breite, sondern verengen sich oft zu schmalen Gassen und dehnen sich dann wieder zu breiten Plätzen aus, — sie drehen, wenden, schlängeln und winden sich, wie es die Umstände eben mit sich führen. Außerdem sind die Eingänge der Häuser so eng, daß kaum ein Pferd sie zu passiren vermag; sie werden so angelegt, damit die Bewohner sich im Fall eines Angriffs von Seiten der despotischen Regierung oder bei Volksaufständen desto leichter in ihren Häusern vertheidigen können. Uebrigens ist überhaupt jedes Haus auch noch in anderer Beziehung eigentlich ein kleines selbstständiges Fort. Es kehrt stets eine hohe, feste Mauer ohne Fenster gegen die Straße, häufig aus Steinen erbaut, gewöhnlich aber aus einer Mischung von Lehm, Sand und Kalk, die man zwischen Brettern formt und ihnen die gehörige Dicke giebt.

Als wir das Haus unseres hebräischen Führers und Wirthes erreichten, fanden wir eine Menge seiner Glaubensgenossen und Landsleute versammelt, die auf uns warteten, um über Europa mit uns zu plaudern, wo sich, wie sie vernommen hatten, der Zustand ihres auseinandergesprengten Volkes immer mehr verbesserte. Ich mußte sie im Ganzen für lebhafte, angenehme und intelligente Leute halten, mit denen ich den Rest des Tages recht angenehm hinbrachte.

Da wir ziemlich lange in Marokko verweilten, so würde es nur ermüdend seyn, die Vorkommenheiten und Erlebnisse eines jeden Tages anzuführen. Der Sultan war nicht in der Stadt, er befand sich an der Seeküste; dies brachte uns um das Vergnügen einer Audienz und um den Anblick des Königlichen Palastes; aber Yakoob, unser Wirth, der öfter als einmal Europäer zu den Audienzen beim Sultan begleitet hatte, versicherte uns, das Aeußere sey auf jeden Fall das Beste vom ganzen Gebäude. War dies der Fall, so verloren wir nur sehr wenig. In Marokko sind die Moscheen die schönsten Gebäude, d. h. die größten davon, denn es giebt deren in der Stadt eine bedeutende Anzahl. Mich überraschte besonders die von El Kutubin; sie liegt auf einem freien Platz, hat einen bedeutend hohen viereckigen Thurm und gleicht sehr der Moschee von Rabatt. An jeder Seite dieses Thurmes befinden sich drei bis vier Reihen schmaler Fenster über einander, von denen die unterste Reihe jedoch nur aus zweien besteht. Auf dem Gipfel dieses großen Thurmes erhebt sich noch ein kleiner von derselben Form, der mit einer Kuppel endet. Er ist reich mit durchbrochener Arbeit verziert und hat ebenfalls einige kleine Fenster. Eine große, schwerfällige Flagge befindet sich auf ihm, die sich mit ihrer eigenartigen Durchbrochenheit wie ein Bratrost ausnahm. Viele Dattel-Palmen und andere Bäume umgeben die Moschee und geben noch das Ansehen dieses merkwürdigen Gebäudes, dessen Dach mit den vielen kleinen Kuppeln, dessen Nischen, reiche Verzierungen und große Thürme von Bronce noch mehr dazu beitragen, das Auge zu blenden.

Außer diesem giebt es hier noch viele andere heilige Gebäude; da jedoch ihre Bauart wenig mehr bietet, als das bereits Angeführte, so können sie hier mit Stillschweigen übergangen werden. Dasselbe gilt auch von der Stadt selbst. Sie ist nur in Rabatt, Sale oder Tanger im größeren Maßstabe, aber auch nicht im viel größeren, denn ihre Bevölkerung beträgt nicht mehr als 35,000 Seelen, obgleich man die Bevölkerung von Kahira hier unterbringen könnte, da die Mauern von Marokko eben oder acht Englische Meilen im Umfang haben.

Italien.

Buchhandel und Verlagsrechte in Italien.

Dritter Artikel.

Auch der innere Werth der Schriften verliert übrigens bei solchen Einrichtungen, wie wir sie in Italien gefunden haben. Gewiß giebt es keinen Autor, der bei einer Durchsicht seines Werkes an demselben nicht einige Verbesserungen zu machen haben sollte, wie sie ihm eben, theils durch die Zeitumstände, theils durch seine Freunde oder durch Feinde, theils endlich wohl auch durch seine eigene Einsicht an die Hand gegeben werden. Da waffnen sich nun die Gegner mit ihrem ganzen Bißchen Witz und viel Galle, indem sie das Bedürfniß einer solchen Nachhülfe lediglich der Fahrlässigkeit und Oberflächlichkeit, womit die Autoren zu Werke gehen, zuschrieben wissen wollen. Die Thoren! Gewiß sind sie in ihrem ganzen Leben noch nicht dahintergekommen, zu wissen, was eigentlich ein Buch ist. Nun denn, mit Verlaub, meine Herren: Wenn Hanez ein Gemälde einmal überfirnißt, wenn Dioni ein Freskostück einmal beendet hat, so können sie freilich ihre Arbeiten nicht nochmals vornehmen. Bei den Schriftstellern aber ist die Sache ganz anders: da bringen gerade diejenigen, die mit der meisten Ueberlegung zu Werke gehen, beständig Aenderungen und Besserungen an. Oder glaubt Ihr denn nicht, daß ein Tasso, ein Ariost, ein Monti ihre Verse, einen nach dem anderen, sorglich geglättet und gefeilt haben? Und dennoch, wie viele Aenderungen bei jeder ihrer neuen Ausgaben! Haben wir doch deren von Ariost, die so umgestaltet sind, daß die letzte Form derselben von der ersten etwa so verschieden ist, wie das eroberte Jerusalem von dem befreiten. Auch Giorno's Verse sind wohl hundert und aber hundert Male umgegossen worden; und doch finden wir auch noch von Parini's Hand eine Unzahl Verbesserungen derselben, die nur noch des verständigen Ordners warten. Darum kann Alfieri's Stolz wohl nur befremden, wenn er im Jahre 1788 oder 1789 in Paris eine Ausgabe seiner Werke mit der Jahres-Zahl 1804 veranstaltete, offenbar in der Ueberzeugung, daß selbst funfzehn Jahre (und was für funfzehn Jahre!) an seinen Werken auch nicht einen einzigen Gedanken ändern oder gar berichtigen dürften. — Nein, ich dächte doch, jeder Autor, der sein Werk viermal durchliest, müßte wohl auch mindestens vier Verbesserungen anzubringen finden. Wenn dies nun aber selbst bei Original-Werken eigener Erfindung der Fall ist, wie viel mehr wird es bei geschichtlichen, statistischen, kurz bei streng wissenschaftlichen unumgänglich seyn, wo die Schreibart wohl minder in Betracht kommt, der Stoff aber von Tage zu Tage, ja von Stunde zu Stunde sich verändert und anwächst. Denn wir leben doch unverkennbar in einem Zeitraume, in welchem die Wissenschaften allerwege mit beflügelten Fersen vorwärtseilen, in welchem neue Geheimnisse, der Zukunft wie der Vergangenheit, bei jeder Wendung vor unseren Blicken sich auftun. — Nun wohl: Ich drucke heut' ein Buch; binnen zwei Monaten indeß kommt eine neue Thatsache, ein neues Dokument zum Vorschein, wovon ich durchaus nichts wissen konnte, wodurch aber einer meiner Sätze völlig umgestoßen oder erst in das rechte Licht gestellt wird. Bin ich nun Herr meiner Ausgabe geblieben, so habe ich wohl auch den Muth, die von derselben mir noch übrigen Exemplare zu unterdrücken, veranstalte sofort eine neue, mit den erforderlichen Verbesserungen oder Zusätzen; und das Publikum kann mir's nur Dank wissen. Hat sich dagegen ein Buchhändler die Ausgabe angeeignet und dergleichen neue angefertigt, so sind mir ja die Mittel und Wege abgeschnitten.

Oder gesetzt: ich bin ein nachlässiger Schriftsteller, schleudere meine schwarzen Krähenfüße achtlos auf die weißen Bogen und übergebe die Waare brühwarm dem Buchhändler zum Drucke; eine Woche, einen Monat nachher aber überfällt mich die Reue, fühle ich, daß es grundschlecht von mir gewesen, Jemand, der harmlos seine gerade Straße hingegangen, mit Messerstichen zu überfallen, aus Zorn oder um Geldeswillen, oder aus Servilismus, Jemand anzubellen und zu beißen, der doch nichts weiter gewollt, als ein Bißchen Gutes wirken; bereue ich ein von mir angerichtetes Skandal, eine von mir aufgestellte verderbliche Lehre, einen von mir angeregten friedensmörderischen Zweifel, oder sonst eine Ruchlosigkeit — wer ist es dann, der mir den Weg zur Besserung vertritt? — Erhebt sich nicht der Weisen Stimme kräftig und auch schon obsiegend wider die Todesstrafe lediglich wegen der Unwiderruflichkeit ihrer Wirkung? Nun, eben so wie diese, macht auch die Erlaubniß des Nachdrucks den Fehltritt und die Schuld unwiderruflich; denn so vervielfältigen ja hundert Nachdrucker im Nu mein Versehen und meine Schuld, die ich doch so gern ungeschehen machte.

Dazu nehme man noch Folgendes: Die Italiänischen Regierungen haben jede ihre besondere Censur. Nun giebt es zwar Punkte, worüber alle Censoren, nicht nur Italien's, sondern der ganzen Welt, einig sind; aber es giebt auch Punkte, die entweder besonderen Rücksichten unterworfen oder dem verständigen und gewissenhaften Gutdünken des Censors überlassen sind. Dieser sollte daher jederzeit nur aus der Blüthe des Landes, solchen Vertrauens, als Mensch nicht minder, denn als Literat, würdig, erwählt werden. So oft er nun mit dem Schriftsteller nicht harmonirt, soll er, laut einem weisen Gesetze im Bulletino di Milano von 1815, den Autor hören, damit die Literatur mit der Politik im Einklange bleibe. Auch giebt es bei uns einen Instanzenzug von der Censurbehörde an die Regierung und von dieser an den obersten Gerichtshof. Im Fall die Ueberzeugung des Autors oder die Tendenzen seiner Arbeit mit den herrschenden Ansichten gar nicht zu vereinbaren sind, steht es ihm zu, das Werk zu unterdrücken.

Mit den weisen Bestimmungen solchen Gesetzes, ausdrücklich oder schweigend, in Uebereinstimmung sind nun auch die der anderen Staaten Italiens zu halten. Wenn demnach Etwas, das in Mailand mit Fug und Recht gedruckt worden, in Rom

oder in Neapel nicht vollständig eben so erscheinen darf — was geschieht dann? Der dortige Censor thut seine Pflicht, d. h. er streicht die unzulässigen Stellen. Der von dort weit entfernt wohnende Autor aber hat davon nicht die geringste Ahnung und kann sich also beim besten Willen nicht einmal mit dem Censor verständigen. Und wenn nun dessen Verstümmelungen den Faden eines Rejonnements abreißen: die Prämissen ohne Folgerung, oder umgekehrt, zurückbleiben, so kümmert das den Verleger freilich nicht eben sonderlich; der verständige Leser dagegen geräth wohl gar in Versuchung, den Autor für närrisch oder für albern zu halten — kurz, das Werk kommt jedenfalls um seinen Ruf, und das Publikum bekommt mangelhafte, unzusammenhängende Brocken. Einer von den Kritikern aber, die stets bei der Hand sind, sobald Ihr etwa einmal stolpert (ich spreche nur allzu sehr aus Erfahrung!), fährt dann schnurstracks um so bissiger auf Euch los, je zuversichtlicher er darauf rechnen kann, daß Euch in diesem Punkte keine Antwort für ihn zu Gebote steht. Doch wie wird es erst dann, wenn ein ausländischer Verleger oder Beurtheiler sich verpflichtet glaubt, jenes Stückwerk mittelst eigener Worte zusammenzuflicken? Und doch sind dies eitel Fälle, die alle Tage vorkommen. Die Nachwelt endlich .... Wie? Ihr lacht? Aha, ich weiß nun schon; ja, ich verstehe Euch: An die Nachwelt appelliren, oder sie fürchten, schmeckt heutzutage noch weit mehr nach Thorheit, als nach Anmaßlichkeit.

Durch solche vom Autor unabhängigen Wiederabdrücke seines Werkes wird die Würde der Literatur selbst eben so sehr beeinträchtigt, als die öffentlichen Sitten gar wenig auferbaut werden. Was soll man wohl sagen, wenn in Mailand eine Ausgabe des Barbieri 12 Francs kostet, in Toskana aber schon für 2 Francs zu haben ist? So niedrige Preise erwecken nun bei Vielen die größte Lüsternheit, dergleichen Ausgaben sich zu verschaffen; da jedoch das Gesetz ihre Einführung verbietet, so legt man sich eben flugs auf die Schmuggelei, diese abscheuliche Ausgleichung schwerer Mißbräuche, diese Pestbeule der heutigen Gesellschaft. Daher: Verletzung der Gesetze, Gefährdung des Eigenthums und alle die unglückseligen Folgen der Verwirrungen in den unter die Füße getretenen Anordnungen.

Nun erhebt der beeinträchtigte Autor oder Verleger seine Stimme; der Usurpator bleibt die Antwort nicht schuldig und stützt sich dabei nicht nur auf das Beispiel seiner Vorgänger, sondern auch auf die gesetzliche Duldung.

Doch man höre nur einmal, wie Einer von denen, welche im „Progresso" von Neapel die gegentheilige Lehre verfechten, einen Paragraphen überschreibt: „Das literarische Eigenthum entehrt, erschlafft und beeinträchtigt die Literatur und die Wissenschaften, so wie deren Jünger und Pfleger."!! — Der „Progresso" stellt das Gleichniß des Schuhflickers und des Bronze-Arbeiters auf, indem er behauptet: diese würden doch offenbar nicht recht gescheidt seyn, wenn sie darauf beständen, ihr Geschäft ganz allein, ohne alle Konkurrenten, zu betreiben. Dieses Gleichniß paßt aber gar nicht. Denn der Schuhflicker würde sich allerdings mit Recht über den beklagen, der mit einem von ihm, mit seinem Drahte und Werkzeuge ausgebesserten Paar Schuhe die Bezahlung an sich risse und ihm die Kundschaft nähme. Mit gleichem Rechte würde der Bronzegießer denjenigen des Diebstahls bezüchtigen, der eines von ihm mühsam verfertigten Modells zu neuen Arbeiten sich bediente, die er eben in dieser Form gösse.

Wie sonderbar ist nicht auch der Glaube, vermöge jener Freiheit die Production vervielfältigen zu können. Freilich will ich hiermit nicht gesagt haben, daß das Wohlleben dem Talente sonderlich günstig wäre, vielmehr will es auch mich bedünken, als ob im Gegentheil durch die Geißel der Bedrängniß und des Mißgeschickes dasselbe zu reger Thätigkeit angetrieben werde. Doch, wenn nun Homer, anstatt in Griechenland bettelnd umherfingen zu müssen, eine seiner würdige Gemächlichkeit und Ruhe genießen kann — wißt Ihr bestimmt, daß sein Geist dann nichts Neues weiter schaffen würde? Wißt Ihr bestimmt, daß auf den Rinaldo und auf die Gerusalemme kein besseres Gedicht folgen würde, wenn schon Tasso's Genius die Fittige ungebunden in freiem Aether schwingen dürfte? — Armer Tasso! Der Neid, der dem Sonnenglanze des Ruhmes folgt, wie der Schatten, bringt Dich zur Haft bei den Irren von St. Anna, während ein Venetianischer Verleger Dein Gedicht, die mühevolle Arbeit Deiner schönsten Jahre, die Grundlage Deines Ruhmes und Deines gehofften Glückes, druckt und wie druckt? in einer Ausgabe voll von Fehlern und Mängeln, die den Dichter mit Kummer und Qual erfüllt, wie einen Vater, der den einzigen Sohn vor seinen Augen grausam verstümmelt sieht. Die Rezensenten aber jauchzen vor teuflischer Lust, indem sie begierig darangehen, ein Werk herabzusetzen, das so viele Fehler enthält, mit deren Brandmarkung sie zugleich einen zahlreichen Pöbel ergötzen und eines fürstlichen Neidharts Beifall sich erwerben können. Da regnet es nun Ausgaben; und doch bringen alle zusammen dem armen Tasso auch nicht einen einzigen Scudo ein. Nun fahre hin, Ruhm! Glück, lebe wohl! — Du Aermster, worüber beklagst Du Dich denn aber? Das ist ja Freiheit! Armer Narr, weißt Du das denn etwa noch nicht? Das souveraine Publikum wird ja doch wohl das Recht haben, an Deinen Qualen sich zu ergötzen; und die Drucker dürfen von keinen Fesseln gezwängt werden! Du aber, willst Du jemals zu der Unabhängigkeit gelangen, welche der Wohlstand verleiht, geh, tritt hin und fuchsschwänze bei den Gewaltigen: singe immer und immer nur den großmüthigen Alfonso und die fürstlichen Eleonoren!

Doch sichert nur erst das Eigenthum, so wird schon die Consumtion selber die Production fördern, so werden die Talente zum Anstreben wider die Hindernisse sich angetrieben fühlen und an Sicherheit wie an Unabhängigkeit zugleich wachsen. Denn jene Zeiten schlafen doch glücklicherweise schon lang den ewigen Schlaf, da Ariost ein Gedicht schrieb, bloß, um die Herren des Hauses Este zu lobhudeln — da ein Machiavell einen Valentin bis zum Himmel erheben konnte — da Dryden seine Trauerspiele Karl II. zu Gefallen reimte — da Pope seine Gedichte nach des Lord Halifax Gutdünken modelte — da Racine am gebrochenen Herzen sterben konnte, weil Ludwig XIV. an ihm vorübergegangen, ohne ihm einen Blick zuzuwerfen! — Unsere Arcene sind die Buchhändler, d. h. das Publikum; und dessen Wohl haben die Guten im Auge, wie die gemeinen Seelen nur dessen Amüsement bedenken. Um so größeres Lob verdienen daher gewiß die Staaten, welche durch weise Gesetze das literarische Eigenthum eben so heilig halten und unverletzlich sicher stellen, wie jedes andere *). Dies ist nicht nur ein Mittel, die Talente zu beleben, sondern auch eine der Sache völlig angemessene Belohnung; denn da dieselbe nach dem Absatze der Bücher sich bestimmt, so wird sie ja auch nur in demselben Verhältnisse zunehmen, wie die Bücher an innerem wahren Werth und Gehalt.

C. Cantu.

Mannigfaltiges.

— Italiänische Briefe über München. Wie es für die Franzosen zweierlei Städte giebt, die den Namen Wien (Vienne) führen, so giebt es für die Italiäner auch zweierlei München (Monaco). Das Fürstenthum Monaco, so groß auch seine Obscurität in der übrigen Welt seyn mag, ist doch den Italiänern viel bekannter und geläufiger, als die Deutsche Hauptstadt München, weshalb denn auch ein so eben über die letztere in Mailand erschienenes Buch den Titel führt: Monaco di Baviera (München in Bayern). Verfasser dieses Buches ist der Graf Giovanni Luca Cavazzo della Somaglia, einer der reichsten Edelleute der Lombardei, der sich in der Bayerischen Hauptstadt einer freundlichen Aufnahme zu erfreuen hatte und nunmehr in einer Reihe von Briefen seine Reise durch das Veltlin über die Rhätischen Alpen, seinen Aufenthalt in München und endlich seine Rückreise über den Splügen beschrieben hat. Italiäner pflegen selten des Vergnügens, oder gar der Kunst halber nach Deutschland zu kommen, und noch seltener halten sie es der Mühe werth, die Beobachtungen, die sie hier gemacht, auch ihren Landsleuten mitzutheilen. Sind doch so viele Deutsche, namentlich aber Oesterreicher, in Italien! Wenn man also von ihnen was lernen könnte, so brauchte man sich darum nicht erst nach ihrer hyperboräischen Heimat zu begeben. Gewöhnlich war es der alte triviale Spott über Unbeholfenheit, Trinklust und Zanksucht, den man in Italiänischen Schriften über Deutschland wiederfand, und der auch schon in der kürzlich neu aufgelegten Reisebeschreibung des Florentinischen Gesandten an den Hof des Kaisers Maximilian, Francesco Vettori **), das Haupt-Thema bildet. Ein Buch, wie das des Grafen von Somaglia, ist daher eine neue und überraschende Erscheinung. Trotzdem, daß der Verfasser, wie billig, eine große Vorliebe für die Kunstschätze seines Vaterlandes besitzt, hat er doch Auge und Empfänglichkeit für Alles, was in München gesehen. Die Glyptothek, die Pinakothek und die an seltenen Handschriften so reiche Hof- und Central-Bibliothek werden sogar ausführlicher von ihm beschrieben, als es vielleicht irgendwo in einem Deutschen Buche bisher geschehen ist. Viele Französische und Englische Literaten, wie Lerminier, Marmier, Strang u. A. haben, mancher Dinge halber, die ihnen in München mißfielen, gegen dessen interessante Denkmale der Kunst und der Wissenschaft nicht die Gerechtigkeit geübt, die man wohl von ihnen erwarten durfte. Ein Italiäner scheint nunmehr gegen diese Hauptstadt gut machen zu wollen, was sich Franzosen und Engländer zu Schulden kommen ließen.

— Deutsche Berichte im Athenaeum. Diese Londoner Zeitschrift theilt jetzt von Zeit zu Zeit Berichte über wissenschaftliche und literarische Novitäten Deutschlands mit. Obwohl in gutem Englisch abgefaßt, können die Berichte doch nur von einem Deutschen geschrieben seyn; auch sind sie zwar von Dresden datirt, indessen scheinen sie uns von Jena, und zwar aus derselben Quelle (Professor O. L. B. Wolff) zu kommen, die bereits früher dem Athenaeum eine vollständige Uebersicht der Geschichte der Deutschen Literatur geliefert hat.

*) Daß nun auch das schwerbedrängte Neapel einer schönen Hoffnung sich hingeben darf, verbürgen uns die so eben erschienenen „Betrachtungen über den druckenden Eingangszoll für fremde Bücher in Neapel" von dem Marchese Giuseppe Leva Grimaldi, Staats-Minister und Präsident der General-Konsulta des Königreichs — eben vermöge dieser hohen einflußreichen Stellung ihres Verfassers — mit gar tröstlicher Gewißheit.

**) Vgl. Nr. 47 des Magazins, Artikel „Mannigfaltiges".

Das mit dem 30sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 77. Berlin, Mittwoch den 27. Juni 1838.

Frankreich.

Die Tochter Ludwig's XVI. im Gefängnisse des Tempels.

(Bruchstücke aus kürzlich publizirten Briefen.)

I. Aus einem Briefe der Frau von .... (wahrscheinlich an Larochefoucauld) vom Jahre 1795.

Zuvor ein Wort von Madame Ch.... und von der Art und Weise, wie sie zu der Anstellung im Temple gekommen ist. Sie ist aus Poitou gebürtig, von guter Familie. Ihr Vater, der jüngste unter sehr zahlreichen Brüdern, war nach Indien gegangen, hatte dort ein großes Vermögen erworben und sich verheirathet. Seine Handelsfahrzeuge wurden ihm, wie vielen Anderen, von der Französischen Regierung in Beschlag genommen, als man die Flotte zu der berühmten See-Expedition des Bailli de Suffren rüstete. Zwar übernahm die Regierung, wie recht und billig, die Verpflichtung, den Werth der Fahrzeuge und der Ladung aus dem Staatsschatze zu vergüten, und bei den Siegen, welche Suffren in den Indischen Gewässern erfocht, schien die Hoffnung auf reichliche Entschädigung gegründet. Aber am Hofe zu Versailles wendete sich der Wind: erst war man hochbegeistert für Suffren gewesen, allmälig wurde man gleichgültig, kalt gegen ihn, endlich stieß man ihn ganz zurück; die Schulden, welche er als Anführer der Escadre gemacht hatte, wurden bestritten und ihre Liquidation hinausgeschoben. Um diese bei der Regierung zu betreiben, kam Herr ...., der Vater unserer Ch...., mit Vollmachten seiner Associés versehen, nach Frankreich, richtete aber wenig aus. Nur etliche geringe Summen wurden ihm ausgezahlt, sein Vermögen schwand, und der Ausbruch der Revolution richtete ihn völlig zu Grunde. Er begab sich auf das Land und lebte in gänzlicher Zurückgezogenheit mit seinen Kindern, einem Sohne und drei Töchtern. Die zweite von diesen wurde an Herrn Ch.... verheirathet, einen bejahrten Mann von niederem Stande, aber von großer Rechtschaffenheit, und der überdies mit Personen von der damaligen Regierung in Verbindung stand und vielleicht zur Beitreibung jener Indischen Forderungen in etwas helfen konnte. Noch waren sie nicht lange vermählt, als eine Verwandte des Ehemannes der jungen Madame Ch.... den Vorschlag machte, ihren Namen auf die Liste zu bringen, welche der damaligen Regierung, oder vielmehr der Gemeine von Paris vorgelegt werden und woraus man die Personen zum Dienste der im Temple verhafteten Prinzessin wählen sollte. Anfangs erschrak Madame Ch.... über den Vorschlag und widerstrebte; bald aber überwand sie jedes Bedenken und jede Furcht, und tröstete sich der Hoffnung, der erlauchten Tochter des geliebten und betrauerten Königshauses durch ihre Dienste nützen zu können. Die Stelle wurde ihr verschafft, und einige Wochen später kam sie in den Temple.

Als sie der Prinzessin vorgestellt werden sollte, empfand die gute Ch.... eine solche Rührung und Beklemmung, daß sie sich kaum zu fassen vermochte; es kam dazu, daß sie die außerordentlich hohen Treppen des Thurmes hatte hinaufsteigen müssen, um zu den Gemächern der Prinzessin zu gelangen. Als sie in Begleitung der Kommissarien des Tempels bei der Prinzessin eintrat, machte der Anblick der jungen, edlen, Königlichen Dulderin einen so erschütternden Eindruck auf sie, daß sie kein Wort hervorzubringen, ja kaum zu athmen vermochte. Die Prinzessin sprach einige Worte, kurz aber gütig, und forderte sie auf, neben ihr auf dem Sopha Platz zu nehmen. Das Zimmer war dasselbe, welches früher die unglückliche Königin bewohnt hatte; das Sopha stand seitwärts in der tiefen Brüstung; an dessen oberem Ende, dem Lichte zunächst, saß die Prinzessin und war mit der Ausbesserung ihres Weißzeuges beschäftigt. Ein sehr dünnes, kurzes, graues Seidenkleid, ein Linontuch um den Kopf, eines desgleichen um den Hals geschlagen, das Haar in Flechten auf den Rücken herabfallend, — so war ihr Anzug beschaffen. Ihre Hände waren roth von Arbeit, ihr ganzes Wesen melancholisch und schlicht bis zur Vernachlässigung. Es war 10 Uhr Vormittags; die Prinzessin gab den Kommissarien die Weisung, Madame Ch.... nicht vor 8 Uhr Abends wieder abzuholen.

Sobald sie sich mit ihrer neuen Dienerin allein sah, war die erste Frage der Prinzessin nach ihrer Mutter, ihrer Tante, ihrem Bruder; sie war in völliger Unwissenheit über das Schicksal dieser ihr so theuren Personen. Madame Ch.... gab vor, sie sey selbst erst ganz kürzlich in Paris angekommen und könne daher die gerechten Besorgnisse Ihrer Königlichen Hoheit leider durch keine gewisse Auskunft beruhigen; doch glaube sie gehört zu haben, jene Drei befänden sich sämmtlich wohlbehalten in Deutschland. Die Prinzessin fragte ferner, ob Madame Ch.... wohl zuweilen würde in die Stadt ausgehen können, worauf diese erwiderte: ihre Angehörigen dürften an das Gitter kommen, mit ihr zu sprechen; ihr selbst aber sey nur einmal alle Decaden erlaubt, den Temple zu verlassen. Die Prinzessin bat auf das rührendste und dringendste, sie möchte doch alles Mögliche thun, Nachrichten über das Schicksal ihrer Königlichen Verwandten einzuziehen; es war dies Tag und Nacht ihr einziger Gedanke, ihre unaufhörliche Sorge. Dabei drückte sich die Prinzessin so verwirrt und undeutlich aus, daß es große Mühe kostete, sie zu verstehen. In ihrer Einsamkeit zum Stillschweigen verdammt und oft das Reden verschmähend, hatte sie die Fähigkeit verloren, geläufig und klar zu sprechen, und sie bedurfte monatlanger Uebung im Lautlesen und der sorgfältigsten Aufmerksamkeit auf ihre Aussprache, um wieder zur Fertigkeit und Verständlichkeit im Reden zu gelangen.

Die Prinzessin stand alle Tage früh auf, früher als Madame Ch.... Vor 8 Uhr Morgens hatte sie immer selbst ihr Bett gemacht, ihr Zimmer gekehrt und aufgeräumt. Sie weigerte sich durchaus, diese Dienste von einer anderen Person verrichten zu lassen; sie wolle, meinte sie, nicht verlernen, was sie vielleicht noch oft im Leben nöthig haben könne. Endlich jedoch, nachdem Madame Ch.... ihr viele und dringende Vorstellungen gemacht, ihrer Kräfte und ihrer Gesundheit zu schonen, gab sie in diesem Punkte nach.

Es wurde der Madame Ch.... täglich schwerer, das Schicksal der Königlichen Familie vor der Prinzessin geheim zu halten. Ungeachtet aller Vorsicht, konnte sie es von einem Augenblicke zum anderen erfahren; ein Zufall, ein Versehen konnte es ihr verrathen. Die Umstände wurden immer dringender: in den nächsten Tagen sollte die Prinzessin einen Besuch von ihrer ehemaligen Gouvernante, Frau v. Turzel, und der Unter-Gouvernante, Frau v. Mackau, erhalten; diese Damen wußten nicht, in welcher Unwissenheit die Prinzessin über jene traurigen Ereignisse lebte, und es konnte sonach leicht zu einer plötzlichen, die Prinzessin schwer erschütternden Eröffnung kommen. Madame Ch.... war deshalb ängstlich besorgt; sie hing von Tage zu Tage mit größerer Liebe an dem frommen, duldenden Engel, mit dessen Obhut sie von der Vorsehung beauftragt war, und auch die Prinzessin schien den liebevollen Eifer und die Hingebung ihrer Dienerin zu würdigen und immer mehr Zuneigung und Vertrauen zu ihr zu gewinnen. Da raffte endlich Madame Ch...., nach langem Zweifeln und Grübeln, all' ihren Muth zusammen, und eines Morgens, als die Prinzessin wieder, wie fast täglich, um das Schicksal der Ihrigen bekümmert war und fragte, gab sie ihr, in so ruhigem und gemilderten Tone als möglich, die Antwort: Ihre Königliche Hoheit dürfe nicht mehr hoffen, jene Personen hienieden wiederzusehen. Die Prinzessin stürzte im höchsten Schmerz auf das Kanapee nieder, rang die Hände und rief: „O Gott! und meine arme Tante auch." Ein schweres, beängstigendes Stillschweigen folgte auf diese Worte; endlich entlud sich ihr Schmerz in einem Strome von Thränen. Die arme Ch.... war selbst mehr todt als lebendig; sie warf sich lautweinend der Prinzessin zu Füßen und küßte ihre Hände. Es gelang ihr jedoch, sich zu sammeln und die Prinzessin darauf aufmerksam zu machen, daß man ihnen nun bald das Frühstück bringen würde, — sie möchte sich also fassen und ihre Thränen trocknen; denn wenn ihre Wächter kämen und Ihre Königliche Hoheit in einem solchen Zustande der Betrübniß und der Aufregung fänden, so würden sie der Gesellschafterin die Schuld beimessen, Verdacht gegen sie schöpfen und sie vielleicht entfernen. Die Prinzessin begriff diese Gründe und fand in ihrem frühgereiften Verstande, in ihrer duldenden Seelenstärke die Kraft, ihren tiefen Schmerz vor den Blicken ihrer Wächter zu verbergen; desto herber und zerreißender war die Art, wie sie im Laufe der nächsten Tage ihm Luft machte; ihr Jammer, ihre Wehklagen, ihre Thränen sind nicht zu beschreiben.

II. Ein Schreiben der Prinzessin an Madame Ch.... nach ihrer Befreiung aus dem Temple.

Liebe Brünette!*) Ich habe Sie recht lieb nach wie vor, und ich fange auch wieder ganz hoch oben auf der Seite zu schreiben an, obwohl Sie mir's verwiesen haben, damit ich Ihnen recht viel erzählen kann. Meine Reise ist glücklich von Statten gegangen, aber langsam war sie und recht ermüdend, weil die Wege überall grundschlecht waren, voller Löcher, und weil das Postwesen so schlecht bedient ist, daß man in den Posthäusern keine Pferde auftreiben kann.

Gleich am ersten Tage in Provins, meine liebe Brünette, haben die Leute mich erkannt. Das frischte meinen Schmerz wieder auf, und doch that es mir wohl. Sie können sich gar nicht vorstellen, wie eifrig die Leute sich herandrängten, mich zu sehen. Sie nannten mich ihre gute Madame, ihre gute Prinzessin; sie weinten Alle, und mir war so zu Muthe, daß ich gern mit geweint hätte. Es that mir jetzt erst recht im Herzen wehe, mein Vaterland zu verlassen, das ich noch immer lieb habe.

Was ist doch für ein Unterschied zwischen Paris und den Departements. Kaum waren wir über Charenton hinaus, so wollte Niemand mehr Assignaten nehmen; man schalt ganz laut auf die Regierung, überall wünscht man die alten Herren zurück; sogar darüber, daß ich Unglückliche Frankreich verlassen muß, sind die Leute betrübt. So sehr auch meine Begleiter sich bemühten, es zu verbergen, doch erfährt man überall, wer ich bin. Wie schwer fiel es mir, mich von meinen lieben Landsleuten zu trennen, deren Segenswünsche zum Himmel für mein Glück aufsteigen. Wenn Sie nur wüßten, liebe Freundin, wie sehr mich das gerührt und angegriffen hat. Und nun der Gedanke: warum ist doch diese Veränderung nicht früher eingetreten? dann, o Gott! hätte ich die Meinigen nicht verloren, dann hätte ich nicht den Mord Unschuldiger erlebt! .... Doch ich schweige lieber davon, solche Gedanken thun mir weh.

Meine Reisegefährten sind redliche und honette Leute. Herr Mechin namentlich ist ein guter Mann, aber furchtsam über die Maßen; er hat immer Furcht, die Emigrirten möchten mich entführen, oder die Terroristen möchten mich todtschlagen. Nun giebt es zwar hier am Ort weder Jakobiner, noch Emigranten, aber er hat doch in einem fort Angst wegen seiner Verantwortlichkeit. Er möchte auch wohl den Herrn gegen mich spielen, aber dazu lasse ich's nicht kommen. Manchmal, wenn wir in den Gasthöfen sind, nennt er mich seine Tochter, oder er ruft mich gar Sophie; ich aber rede ihn nie anders an als Monsieur. Er hätte längst merken können, wie jene Vertraulichkeit mich verdroß, und er hätte auch die unnütze Mühe ersparen können; denn die Leute wissen doch überall die Wahrheit und nennen mich, wenn sie mit mir reden, Madame oder Prinzessin. Was die Frau von S... betrifft, so bin ich mit ihr nicht eben zufriedener, als gewöhnlich. Klüger ist sie nicht geworden, und dabei thut sie auf unsere Reisegefährten ordentlich eifersüchtig wegen der Ehre, mich zu begleiten, und fängt bei jeder Gelegenheit unnützen Streit an. Das Beste an ihr ist, daß sie ihre Mutter so lieb hat; sie sagte mir auch, sie wäre mit ihrer Mutter Erlaubniß gereist. Mit einem Worte, ich kann sie nicht zum besten leiden, sie ennuyirt mich, und da sie überdies eine gute Freundin von Herrn Benezech**) ist, so hoffe ich, sie wird die Reise nicht nach Wien mit machen.

So eben erfahre ich, daß mein ganzer Hofstaat bereits fertig ist und mich zu Basel erwartet für die Reise nach Wien. Denken Sie sich, liebe Brünette! die Frau von S... hat ihren Sohn und ihre Kammerfrau mitnehmen dürfen, und mir, — als ich verlangte, eine Person zum Dienste um mich zu haben, mir hat man's abgeschlagen. Ich habe viel gesonnen, um die Intrigue herauszubringen, wodurch man Sie von der Reise ausgeschlossen hat: ich glaube, die Frau von M... steckt dahinter, die mit den Herren in Paris bekannt ist und durchaus ihre Schwester hat placiren wollen. Ich höre aber auch von anderer Seite, der Kaiser***) hat darauf bestanden, daß Niemand von den Leuten mitkommen soll, die im Temple um mich gewesen sind: und da ist es freilich recht schlimm, daß man zwischen Ihnen, liebe Brünette, und den Anderen keinen Unterschied gemacht hat. Es thut mir in der Seele leid, denn ich habe doch Niemand so lieb wie Sie, und Zutrauen haben, mein Herz ausschütten kann ich doch nur zu einer Person, die mir treu und gut ist; zu meiner jetzigen Begleiterin kann ich's nicht, ich kenne sie nicht genug und getraue mich nicht, ihr Alles zu sagen, was mir über's Herz kommt. Nur mit Ihnen, liebe Brünette, kann ich mich ganz frei gehen lassen; und sehen Sie, gerade die eine Person, die ich haben möchte, habe ich nicht. Bin ich nicht recht unglücklich? bitten Sie beim lieben Gott für mich, ich befinde mich in rechter Bedrängniß. Es geht ein Gerücht, daß ich schon in acht Tagen verheirathet werden soll; ich hoffe doch, es wird nicht so bald geschehen. Heute wird der Französische Gesandte bei der Schweiz mich noch besuchen und sich verabschieden; morgen geht die Reise nach Basel.

Adieu, meine liebe Brünette. Mich verlangt recht sehr nach Ihnen, und Sie sind mein beständiger Gedanke. Ich habe es Herrn Benezech und Herrn Mechin recht dringend ans Herz gelegt, daß man Sie doch ja wieder in Freiheit setzen soll; ich hoffe, dies ist bereits geschehen, und Sie leben nun wieder im Kreise Ihrer Familie; dieser Gedanke gereicht mir zu einiger Beruhigung. Der Brief ist recht schlecht geschrieben, aber ich habe hier auch so wenig Bequemlichkeit. Ihre Verwandte in Deutschland werde ich nicht vergessen. Nochmals Adieu, meine kleine Freundin! ich umarme Sie von Herzen, und die Thränen stehen mir in den Augen.

*) Mit diesem vertraulichen Namen pflegte die junge Prinzessin ihre Freundin Madame Ch.... anzureden.

**) Damals Minister des Innern unter dem Direktorium.

***) Nämlich Kaiser Franz II.

III. Ein anderes Schreiben der Prinzessin an dieselbe.

Ich übersende Ihnen, liebe Brünette, die Erzählung von meiner Reise; ich habe sie eigens für Sie aufgesetzt und hoffe, das Lesen wird Ihnen Vergnügen machen. Es ist gegenwärtig 6 Uhr Nachmittags, um 2 Uhr ist der andere Wagen nachgekommen. Das Erste war, daß ich mich bei Baron und Meunier nach Ihnen erkundigte, und da habe ich gehört, daß Sie ganz außer sich wären vor Schmerz und Betrübniß, und daß man fürchtete, Sie möchten krank werden. Denken Sie, was ich dabei empfunden habe. Ich bitte Sie, liebe Brünette, wenn Sie mich lieb haben, thun Sie sich keinen Schaden, werden Sie nicht krank. Besuchen Sie Herrn von M... recht oft, und auch Herrn Gomin, wenn er wieder nach Paris zurückkommt. Er wird Ihnen diesen Brief überreichen, und ich empfehle ihn Ihnen von Herzen. Er hat sich's unsägliche Mühe kosten lassen, der gute Mann, mir zu dienen; er hat sich kein Essen und keinen Schlaf gegönnt.

An Frau von Turzel und Frau von Mackau habe ich essen geschrieben und die Briefe Herrn Mechin zu Händen gegeben; Ihnen aber schreibe ich lieber durch Herrn Gomin, damit ich mir keinen Zwang anzuthun brauche. Auch dieser Brief ist recht schlecht geschrieben; aber wenn Sie nur wüßten, wie es um mich aussieht. An demselben Tische mit mir sitzen Herr Mechin, der auch schreibt, Frau von S... und ihr Sohn, Beide schreibend, Herr Hün und Herr Gomin, die sich mit einander unterhalten. Daß ich Keinen vergesse: am Ofen liegt mein lieber kleiner Coco*) und schläft.

Leben Sie wohl, meine Theure, Sie einzige Freundin einer Unglücklichen, die ihr Vaterland meiden muß. Heute früh hat sich Herr Backer, der Secretair von der Französischen Gesandtschaft in Basel, bei mir eingestellt; morgen früh wird er wiederkommen; morgen Abend mit Thorschluß reisen wir von hier nach Basel, wo die Auswechselung vor sich gehen soll**). Dann geht es gleich fort nach Wien, und in dem Augenblick, wo Sie dieses Schreiben empfangen, bin ich vielleicht schon dort. Von meiner Vermählung ist viel die Rede; man sagt, sie stehe ganz nahe bevor; aber ich hoffe, es ist nichts daran. Ich weiß auch kaum, was ich Ihnen sage, so verwirrt bin ich. Das versprech ich Ihnen, daß ich immer recht oft an Sie denken will: wie könnte ich auch Ihrer vergessen. Den guten Herrn Gomin, dem die Trennung von mir sehr leid thut, lassen Sie sich angelegentlichst empfohlen seyn. Meunier und Baron muß ich loben wegen der Art, wie sie von Ihnen gesprochen haben. Adieu. Friede, Friede, wenn nur Friede würde! ich wünsche es aus so vielen Gründen. Wenn ich Sie doch wiedersehen könnte! aber zu Nem müßte es seyn, nicht zu Wien. Adieu, meine liebe, gute, zärtlich geliebte Brünette. (Schluß folgt.

*) Der Prinzessin Lieblingshündchen.

**) Als Dumouriez im April 1793 zu den Oesterreichern überging, lieferte er ihnen die Konvents-Kommissarien aus, die sich gerade bei seiner Armee befanden. Es waren dies Lamarque, Camus, Quinette, Bancal und der Kriegs-Minister Beurnonville. Das Direktorium ließ sie gegen die Tochter Ludwig's XVI. auswechseln.

Aegypten.

Aegypten in kommerzieller und industrieller Hinsicht.

Erster Artikel.

Wie oft man auch die Frage aufgeworfen, ob Aegypten seiner natürlichen Beschaffenheit nach für Manufakturen und nicht vielmehr ausschließlich für den Ackerbau bestimmt sey und somit die Versuche Mehmed Ali's, Europäische Fabriken ins Leben zu rufen, auf einer irrthümlichen Auffassung der heimischen Verhältnisse beruhten: so zeigte doch die Erfahrung in diesem Lande, daß diese Fragen selbst zum Theil irrthümlich waren und über Dinge absurtheilten, über deren Richtigkeit diese allein zu antworten hatte. Immerhin mag die Wissenschaft beide Gebiete auseinanderhalten, in der Praxis sind sie innig verbunden. Der Ackerbau hängt mit dem Charakter eines Volkes zu nahe zusammen, sein Ursprung reicht zu weit in die ersten Anfänge des nationalen Lebens hinauf, ist zu sehr bedingt durch Klima und Boden — und in Aegypten mehr als in irgend einem anderen Lande der Erde — als daß man ihn verdrängen könnte, wo er besteht, oder hervorrufen, wo er nicht Erzeugniß der Natur ist. Ganz anders verhält es sich mit dem anderen großen Zweige menschlicher Betriebsamkeit. Das hat der Empiriker Mehmed Ali, der bei keinem unserer berühmten Theoristen in der Schule gewesen ist, deutlich eingesehen und sich daher mit seiner ganzen Kraft und allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln auf die Manufaktur geworfen, überzeugt, daß aus dem Flor des gewerblichen Lebens zugleich die Verjüngung des Ackerbaues hervorgehen müsse. Das Leben der Völker wie das der Individuen, insofern es bei beiden organisch ist, bildet eine Kette von Fortschritten; es ist Sache des Lehrers, auf jeder Stufe der Entwickelung das Maaß von Einsichten ausfindig zu machen, das der Lernende zu tragen vermag. Mehmed

Ali, welcher sich zum Erzieher und Heranbilder des Orients bestimmt hat, wußte sich auch als einsichtsvoller Reformator zu bewähren. Fortschreiten mußte sein Volk, dieses Ziel hatte er sich unverrückbar gesteckt; aber sollte das Unternehmen nicht scheitern in einem Lande, das seit vier Jahrtausenden auch nicht die kleinsten Veränderungen in seinen herrschenden Gebräuchen erfahren zu haben scheint, wo die Natur des Landes über alle Sieger siegreich blieb, so mußte mit der größten Weisheit und Vorsicht zu Werke gegangen werden, und es war schon viel gewonnen, wenn der Boden für neue ergiebigere Produkte urbar gemacht und auf dem Wege allmäliger Verbesserung für eine Total-Veränderung in seiner Agrikultur befähigt wurde. Aber Mehmed Ali that mehr; er führte die Industrie des Occidents in Aegypten ein, indem er die Gewalt der Maschinen, die Kraft des Dampfes sein Volk gebrauchen und in ihrer Handhabung die Dinge bewältigen lehrte, und bereitete auf diesem Wege eine ganz andere Reform des Ackerbaues vor, als sie einseitig je hätte zu Stande kommen können.

Ohne Zweifel giebt es auf unserer Erde Länderstriche, die vorzugsweise für die künstliche Production, wieder andere, die vorzugsweise für den Ackerbau bestimmt scheinen, zu denen unbedenklich Aegypten gezählt werden muß; auch sah der Pascha so gut wie irgend Jemand ein, daß in Ländern, wo die Bewohnerzahl für die Größe und den Anbau des Bodens eben nur ausreichend, keineswegs überreich ist, wie dies in Aegypten der Fall war, möglichst viel Arme der Agrikultur zugewendet werden müssen. Aber wie vorherrschend auch die Bestimmung und Neigung eines Volkes für den Ackerbau sey, so ist sie es doch nicht so ausschließlich, daß nicht jedes Land ein Bedürfniß für irgend eine Art von merkantilischem Betriebe hätte, wenigstens einem solchen, der unmittelbar mit der Verarbeitung und dem Umsatz des rohen Produktes zusammenhängt. Und was beabsichtigt denn der Pascha weiter? Er will nicht, daß die Fellah's auf die Vervollkommnung mathematischer Instrumente und künstlicher Uhren sich legen oder mit Paris und London in Erfindung neuer Luxus- und Mode-Artikel wetteifern sollen — das überläßt er billig den Ländern, die Ueberfluß an Menschen und eine sitzende Lebensart haben — aber das heißt noch nicht, die Industrie auf Kosten des Ackerbaues emporbringen, wie man ihm so oft vorgeworfen hat, wenn man, wie er, aus einer Bevölkerung von zwei und einer halben Million Menschen 40,000 für Fabriken und Schiffbau aussondert. Nein, im Gegentheil muß dieser leichte Abzug an thätigen Händen, den der Ackerbau zu tragen hat, ihm zehnmal mehr zu Gute kommen durch die erfreulichen Resultate, die in kurzem aus dem neuen Zweige Aegyptischen Geschäftslebens hervorgehen werden. Will man ihn tadeln, so verdient er weit gerechtere Vorwürfe über die unverhältnißmäßige Größe des stehenden Heeres, das 120,000 Mann zählt, eine wahrhaft erschreckende Zahl, indem der zwanzigste Mensch ein Soldat ist, während in Frankreich ein Soldat auf 87 Köpfe kommt. Gingen die Publizisten von diesem Gesichtspunkte aus, so könnten sie mit Recht sagen: „Wir klagen Dich nicht an, daß Du Fabriken in Aegypten geschaffen; aber wir verklagen Dich schwer, daß Du sie im Dienste des Krieges geschaffen hast.“ Und in der That sind alle Manufaktur-Stätten, mit Ausnahme der Webereien, der Hervorbringung des nöthigen Kriegsmaterials und der Equipirung der Armee auf Europäischem Fuße gewidmet. Und dazu war er wiederum gezwungen, wenn er das Abendländische Kriegs-System einführen wollte, indem dasselbe eine weit umfassendere und gesteigerte Industrie voraussetzt, die sogar in Europa das Kriegführen täglich schwerer macht, und er hatte nur die Wahl, sich entweder von den Abendländischen Fürsten in seinen wichtigsten Bedürfnissen abhängig zu machen, oder der Schöpfer einer vor ihm nie da gewesenen Periode der Künste und Gewerbe zu werden. In gerechter Scheu vor der Größe der Aufgabe, ließ er anfangs aus Europa seine Kriegsbedürfnisse fix und fertig kommen, kaufte ganze Ladungen Flinten, Säbel, Patrontaschen, eine ganze Artillerie und völlig equipirte Kriegsschiffe. Aber lange konnte es ihm nicht verborgen bleiben, daß dies ihn nicht unabhängig erhalten würde, wenn er nicht einheimische Taktiker und Aegyptisches Kriegs-Material besäße. Darum schickte er junge Araber nach Europa, damit sie die mathematischen Wissenschaften, das Genie-Wesen, die Kanonen-Gießereien erlernten, gründete Artillerie- und Kavallerie-Schulen und eine chirurgisch-medizinische, um hinreichende Aerzte bei seinem Heere zu haben. Er brauchte ferner Tuch zu Montirungen seiner Soldaten, Turbane zu Kopfbedeckungen; er errichtete sofort eine Tuch- und Hut-Fabrik; es fehlte an Leder und Fellen zu Pulverflaschen; auf seinen Befehl entstanden Gerbereien zu Alt-Kahira und Rosette. Mit Hülfe Europäischer Techniker organisirte er Kanonen-Gießereien, Gewehr-Fabriken, Werkstätten zur Anfertigung von Tornistern, Patrontaschen und Blas-Instrumenten, Salpeter-Siedereien, Pulver-Mühlen, kurz, für alle Kriegsbedürfnisse wurde nach Europäischem Maßstabe gesorgt. Er baute ferner ein Zeughaus, Schiffswerfte, auf denen große Kriegsschiffe von Neapel gelassen wurden, und Marine-Schulen. Diese Anstalten mußten vorausgehen, ehe er ein Heer nach Abendländischer Weise haben und zu der Ueberzeugung kommen sollte, daß jetzt die Siege der Fürsten einzig der Triumph der Wissenschaft und Industrie sind.

Wahr ist es nun, daß Mehmed Ali die Europäische Manufaktur fast ausschließlich in den Dienst des Kriegswesens genommen hat. Waren aber die Gründe, welche ihn dafür bestimmten, nicht wichtig genug? Wie wichtig sie waren, wollen wir nur an einigen derselben zeigen. — Im Orient ist das Recht des Stärkeren noch in seiner vollen Kraft, wird sogar durch die Vorschriften der Religion genährt, und er mußte sich mit einer Furcht und Ehrfurcht erweckenden Macht umgeben, um alle Ansprüche oder Anmaßungen, die sich gegen ihn erheben könnten, in den Schranken des Gehorsams zu erhalten. Wo konnte er diese Macht mehr gesichert finden als in dem Europäischen Kriegswesen? Die Einführung dieses Systems brachte ferner zwei unverkennbare Vortheile mit sich, deutlicheres Bewußtseyn der Einheit im Volke und die damit verbundene größere Sicherheit im Lande; zweitens die Kenntniß und den Gebrauch einer Industrie, die der einheimischen überlegen war. Aber wie viel oder wenig beifällig diese Rechtfertigung von Seiten der Publizisten aufgenommen werden mag, so kann man den Pascha davon nicht freisprechen, daß er zu weit gegangen ist und das, was ursprünglich Mittel der Civilisation zu seyn bestimmt war, zum Zweck derselben gesetzt hat. Denn an und für sich liebt der Araber mehr den friedlichen Verkehr als das Kriegs-Handwerk; er stellt sich mit Freuden ein, wenn der Pascha Aushebungen für öffentliche Bauten trifft, wie schlecht auch der Sold und beschwerlich die Selbstbeköstigung sey; aber sobald es Truppen-Aushebungen gilt, verstecken sie sich, verstümmeln den Zeigefinger oder blenden sich ein Auge mit Kalk, um dem Kriegsdienste zu entgehen, obgleich die Truppen besser besoldet, gekleidet und einquartiert werden als die Handwerker. Man muß ihnen das Lob geben, daß sie nicht nur entschlossen, nüchtern und ausdauernd für Arbeiten unter freiem Himmel sind, sondern auch ein wahrhaftes Talent und die glücklichste Erfindungs-Gabe für mechanische Künste und Werke des Geschmacks entwickeln. Kaum sind es zwanzig Jahre her, das Mehmed Ali sie in Unterricht gegeben hat, und schon sind aus ihren Händen zehn jener bedeutenden Maschinen hervorgegangen, welche Voltaire als das zweite Wunder der modernen Civilisation ansah. Die Aegypter haben Alles geleistet, was das Leben und die Wissenschaft an Bedürfnissen und Bequemlichkeiten braucht, die feinsten Schmucksachen, Kompaß und Malerei nicht ausgeschlossen. Die Fabriken in der Citadelle von Kahira liefern Flinten, die eben so schön aussehen als die von St. Etienne, aber sonderbar genug, lange nicht so dauerhaft sind und, noch sonderbarer, von Arbeitern gemacht sind, die gar keinen Trieb zu haben scheinen, diesem Mangel abzuhelfen, und schwerlich aus Interesse für ihre Kunst nach höherer Vollkommenheit streben würden, wenn der Pascha nicht gewaltsame Wege einschlüge, worin sich ihre orientalische Indolenz und Schülerhaftigkeit offenbar ausspricht. Für die Werke des Friedens haben sie zwar mehr Sinn, aber sie stehen hierin noch tiefer unter den Europäern als in denen des Krieges. Dies rührt entweder davon her, daß Mehmed Ali, den Einflüsterungen Europäischer Rathgeber Gehör gebend, diesen Zweig der Industrie mehr sich selbst überlassen hat, oder daß das Maschinen- und Hüttenwesen etwas dem orientalischen Charakter Unverträgliches hat, oder endlich, daß das Aegyptische Gouvernement den Fehler der meisten Europäischen theilt und die Menge der Güte vorzieht. Deshalb hat auch die Einführung fremder Stoffe, ungeachtet der einheimischen Fabriken, nur zugenommen, und im Jahre 1836 kamen von 71 Millionen der Gesammt-Einfuhr 25 auf Webereien. Nicht nur seiner Güte, sondern auch seines billigen Preises wegen, hat sich das Europäische Produkt behauptet, und diese Vortheile wurden wiederum durch die überwiegende technische Fertigkeit und die Anwendung des Dampfes erreicht. Nicht als ob der industrielle Pascha nicht versucht hätte, die Macht dieser Naturkraft sich tributär zu machen und die Erfindung Watt's nicht nur für Kattun-Webereien und Metall-Gießereien, sondern sogar für die dem Lande eigenthümlichen Beschäftigungen, z. B. das Auskörnen des Reises, sich hätte angelegen seyn lassen, in Anwendung zu bringen; aber schon der Transport der Maschinen aus England hat ihm enorme Summen gekostet; dazu kamen noch die theuren Preise der Brennmaterialien und die Besoldung der Englischen Mechaniker, denen die Aufsicht anvertraut wurde, was Alles das Fabrikat viel theurer machte. Aller Vorsicht ungeachtet sind die meisten Maschinen gegenwärtig in unbrauchbarem Zustande, kaum eine oder zwei sind regelmäßig im Gange. Als wir die Fabrik in Bulak besichtigten, überraschte es uns nicht wenig, alle Dampfmaschinen in Unthätigkeit und die Räder, anstatt von Dämpfen, von Ochsen getrieben zu finden; selbst die große Maschine zum Sichten und Mahlen des Reises in Rosette, die über zwei Millionen Franken gekostet haben soll, steht still, und man ist zu dem alten Verfahren zurückgekehrt. Wir fühlten eine drückende Unbehaglichkeit beim Anblick so nutzlos verschwendeter Arbeit und der thurmhohen, von rothen Ziegelsteinen aufgeführten Kamine, aus denen keine Rauchsäulen aufstiegen, welche sonst die Nähe großer Fabriken ankündigen. Der Pascha mißt die Schuld den Englischen Kaufleuten, die ihm schlechte Maschinen geliefert, und den Mechanikern bei, weil sie Nachlässigkeit in der Aufsicht bewiesen hätten; diese ihrerseits legen Alles der Unerfahrenheit der Aegyptischen Arbeiter oder dem Klima zur Last. Nach ihrer Aussage sind die Sonne, die Nässe und der Staub des Landes unübersteigliche Hindernisse, welche die Natur selbst der Einführung und Wirksamkeit der Maschinen in Aegypten entgegensetzte. Wir behaupten, daß diese Hindernisse, insofern sie überhaupt existiren, vergrößert und übertrieben worden sind, um sich aus der Verlegenheit zu ziehen. In Frankreich und Italien existirt mehr Staub als in Aegypten, das während vier Monate im Jahre mit Wasser bedeckt ist, und die Nebel Englands enthalten noch eine ganz andere Feuchtigkeit, als die Atmosphäre Aegyptens. Vor den Strahlen der Sonne schützt ein jedes steinerne Gebäude in Aegyp-

ten so gut als anderswo, und obgleich sie heißer brennen als in Europa, sind sie nicht scharf genug, um die steinernen Wände von Fabrik-Gebäuden zu durchdringen.

Die Fabriken des Pascha's sind sämmtlich nach Europäischen Bauriſſen aufgeführt, einstöckige, langgedehnte Parallelepipeda mit platten Dächern von oben und weiten Kreuzgängen im Innern. Das Großartige, das einigen derselben nicht abzusprechen ist, rührt fast einzig von ihrer räumlichen Ausdehnung und ihrer Lage an den Ufern des Nil her. Die meisten derselben sind für Kattun-Webereien bestimmt; denn die Leinweberei wird in den Dörfern Nieder-Aegyptens auf Stühlen betrieben und ist ebenfalls Eigenthum Mehmed Ali's. Die Zahl der angefertigten Leinwand beträgt jährlich drei Millionen Stück, die des niedrigen Arbeitslohnes wegen mit der Europäischen konkurriren können und in großen Ladungen nach Livorno und Triest ausgeführt werden. Aber seit acht Jahren ist auch hierin kein Fortschritt wahrzunehmen, weil der Bewohner des Nil-Landes die Kraft des Dampfes nicht zu beherrschen versteht. Ist dies aber eine Bestätigung der Ansichten manches Statistikers, daß Aegypten ausschließlich ein Agrikultur-Land sey? Sind die gewonnenen Resultate nicht Zeugniß genug vom Gegentheil? Freilich hat Aegypten weder Eisen noch Steinkohlen noch Ingenieure, aber gesetzt, daß diese Schwierigkeiten mehr als relativ wären, daß man keine Eisen- und Steinkohlen-Gruben mit der Zeit in Syrien entdecken sollte, ist ein Volk deshalb weniger dazu berufen, weil die Natur seiner Heimath es nicht in den Schooß des Ueberflusses und der Bequemlichkeit gesetzt hat? weil auf den Stauden und Bäumen seines Landes nicht gleich Dampfmaschinen, Säbel und Flinten zur Benutzung reif wachsen? Es giebt ja kein erhebenderes Schauspiel, als ein Volk siegreich im Kampfe mit seiner Natur zu sehen; jeder Vortheil, den es ihm abringt, ist ein Triumph des Geistes über die widerspänstige Materie, und insofern steht Mehmed Ali groß da, auch wenn nicht erreicht wäre, was erreicht ist. Schon erzeugt das Land Baumwolle, Hanf, Wolle, Seide, und die Hände der Eingebornen fertigen Stoffe daraus, die zwar keinen Vergleich mit Französischen, Englischen und Deutschen aushalten, aber, im Lande verbraucht, von unberechenbarem Vortheil sind. Macht es doch die Natur selbst, die im Schaffen unser ideales Vorbild ist, nicht anders, bringt auf einer Stelle des Erdbodens dasselbe Produkt in höherer Vollkommenheit hervor, als an einer anderen, und dem Menschen sollte dies versagt seyn? Engherziger Krämersinn hat, besonders von Manchester aus, die Ansicht verbreitet, daß der Pascha besser thun würde, seine Fabriken zu schließen, aber wie gering auch der Vortheil nach außen, wegen der Konkurrenz der Europäer, bisher gewesen, im Lande selbst erhöht er schon jetzt die Bequemlichkeit und den Reichthum, Regierung und Volk tauschen gegen einander ihre rohen und verarbeiteten Erzeugnisse aus und gewinnen beide dabei.

Man mußte seine Augen absichtlich verschließen, um nicht zu sehen, daß Aegypten von der großartigsten hydraulischen Maschine des ganzen Erdbodens, dem Nil bewässert, vorherrschend zum Ackerbau bestimmt sey, aber — nicht ausschließlich. Aegypten kann so wenig als irgend ein Volk der Erde sich vom Verkehr mit anderen Nationen ausschließen, aber eben so sehr als jedes andere sich in seinen nothwendigen Bedürfnissen von ihnen unabhängig machen. Es thut daher Recht daran, die Fabrication von Salpeter, Rum, Soda, Indigo, Leder, Seide, Kattun und Leinwand selbst zu übernehmen, es will nicht seine rohen Produkte auf Tausende von Meilen versenden, um sie in verarbeitetem Zustande zurückzuerhalten, will in Summa an Zeit und Kosten sparen. Zwar könnte man ihm einwerfen, daß es nicht besser handle, indem es die Erze des Occidents roh aufkaufe, um sie mit seinen Händen zu bearbeiten, aber — nur zum eigenen Gebrauch, nicht, um sie in die Fundörter zu theureren Preisen zurückzusenden. Muß diese Ansicht nicht von jeder gesunden Oekonomie gebilligt werden? Der Widerspruch dagegen kann uns nicht überraschen, indem die kommerziellen Verhältnisse unseres Planeten kaum aus den ersten rohen Umrissen herausgearbeitet und niemals nach einem allgemeinen Prinzip geregelt worden sind, sondern von den Launen des Zufalls, der Militair-Gewalt und des Speculationsgeistes einzig abhängig gewesen sind. Diese Grundsatzlosigkeit in der Handelswelt hat Mehmed Ali erkannt und den Kampf mit ihr leicht bestehen zu können geglaubt. Aber nachdem er unermeßliche Summen auf die Einrichtung von Fabriken, Dampf-Maschinen, die Ausbildung von Handwerkern und Ingenieuren verwendet, mußte er sich gestehen, daß seine Pläne fehlgeschlagen waren, daß die Macht des Genies und Talents alle Vortheile des Bodens und Klimas aufwiegt. (R. d. d. M.)

Griechenland.

Zur Geschichte des Vampyr-Glaubens im Oriente, und zwar in Kreta *).

Vor langer Zeit gab es im Dorfe Kalikrati im Distrikte Sphakia auf der Insel Kreta einen Vampyr, aber man wußte nicht, wer und wo er war. Dieser Vampyr tödtete Kinder und viele Erwachsene, und hauste in diesem Dorfe, so wie in anderen, auf schreckliche Weise. Und man hatte ihn in der Nähe der Kirche zum heiligen Georg in Kalikrati begraben und, da er damals ein vornehmer Mann war, ein Gewölbe darüber errichtet. Und ein Gevatter von ihm, der ein Hirt war, hütete einst in der Nähe jener Kirche; ein heftiger Regen überraschte ihn, und er flüchtete davor in jenes Grabgewölbe. Er beschloß, hier ein wenig zu schlafen und die Nacht dort zuzubringen, und er that daher seine Waffen von sich und legte sie kreuzweis unter seinen Kopf (aus diesem Grunde, meinten nun auch die Leute, habe der Vampyr nicht aus seinem Grabe hervorgehen können). In der Nacht wollte nun der Vampyr das Grab verlassen, um wieder Menschen zu tödten, und er sprach daher zum Hirten: „Steh' auf, Gevatter, geh' weg von meinem Grabe; denn ich habe Geschäfte abzuthun und will hinaus." Der Hirt aber antwortete weder das erste Mal, noch das zweite, noch das dritte; er erkannte jedoch nunmehr, daß es ein Vampyr war und der, der in der letzten Zeit alles das Unheil angerichtet hatte. Darum antwortete der Hirt, als jener seine Bitte zum vierten Male wiederholt hatte, und sprach: „Ich stehe nicht auf, Gevatter, und gehe nicht von Deinem Grabe; denn ich fürchte, Du bist von einem bösen Geiste besessen und thust mir Etwas zu Leide; willst Du aber durchaus, daß ich aufstehe, so schwöre mir, mir Nichts zu Leide thun zu wollen, und dann will ich aufstehen." Und der Vampyr schwor ihm das, und der Hirt stand auf und nahm seine Waffen von der Gruft hinweg. Und wie der Vampyr aus dem Grabe kam, grüßte er ihn und sprach zu ihm: „Geh' nicht fort, Gevatter; erwarte mich hier, denn ich habe Geschäfte, und in einer Stunde bin ich zurück, und ich habe mit Dir zu sprechen." Und der Hirt blieb und erwartete ihn.

Der Vampyr aber machte sich auf den Weg und ging zehn Meilen weit, wo ein junges Ehepaar war, und ermordete sie und kehrte dann zurück. Und der Hirt sah, daß er eine Leber in der Hand hatte, und seine Hände waren blutig, und er blies die Leber auf, wie die Fleischer zu thun pflegen, damit sie anschwelle; und er zeigte sie dem Hirten, daß sie gebraten war, wie am Feuer. Und der Vampyr sprach: „Komm, Gevatter, laß uns niedersitzen und essen; und der Hirt that, als ob er äße, aber er aß nur trocknes Brod, und das Andere warf er von sich. Unterdessen war die Zeit gekommen, wo er gehen wollte, und er sprach zum Hirten: „Was Du gesehen hast, Gevatter, davon rede gegen Niemanden; sonst sollen Deine Kinder und Du selbst sollst meine zwanzig Nägel fühlen." Der Hirt aber verlor keine Zeit, sondern sagte, was er gesehen, den Priestern und anderen Menschen, und diese gingen hin und fanden den Vampyr in dem Grabe, und Alle erkannten, daß er alles das Böse gethan hatte. Und man brachte hierauf viel Holz zusammen und legte ihn darauf und verbrannte ihn. Der Gevatter war anfangs nicht dabei, und er kam erst dazu, als der Vampyr schon halb verbrannt war. Der Vampyr aber warf einen Tropfen Blut nach ihm, und er fiel auf den Fuß desselben und verzehrte diesen, wie mit Feuer. Deshalb siebten sie die Asche des Vampyrs durch ein Sieb, und sie fanden den Nagel des kleinen Fingers unversehrt und verbrannten dann auch diesen.

*) Nach dem Neu-Griechischen Originale im zweiten Bande der „Travels in Crete, by Robert Pashley", 1837. Pag. 226 f. übersetzt.

Mannigfaltiges.

— Literarische Wette. Der Streit, ob Tasso, wie man bisher allgemein angenommen, wegen seiner Liebeshändel mit Leonore von Este, oder, wie man neuerdings zu erweisen gesucht hat, wegen seiner Unterhandlungen mit dem Hause Medici, nach dem Kloster Santa Anna gebracht und dort angeblich als Verrückter eingesperrt wurde, dauert in Italien immer noch fort. Als Verfechter der beiden entgegengesetzten Ansichten stehen sich hauptsächlich der Professor Giovanni Rosini, Verfasser der „Amori del Tasso", und der Marchese Gaetano Capponi gegenüber, von dessen Polemik gegen die bisherigen Traditionen über Tasso's Liebesgeschichten wir in diesen Blättern bereits mehreremal gesprochen haben. Gegenwärtig hat nun der Marchese Capponi seinen Gegner in einem offenen Sendschreiben zu einer Wette aufgefordert, die von einem gemeinschaftlich zu erwählenden literarischen Gericht entschieden werden soll. Der Preis der Wette ist auf 100 Zecchinen festgesetzt, die der Gewinnende den Armen überläßt. Herr Rosini hat in einem anderen Sendschreiben die Herausforderung bereits angenommen und zugleich seine Vorschläge hinsichtlich des entscheidenden Tribunals gemacht. Dasselbe soll zum Theil aus berühmten Mathematikern bestehen; als ob es sich um die Lösung einer arithmetischen Aufgabe handelte! Aber auch Akademieen, namentlich die archäologische in Rom, die der Arkadier und die Pontaniana in Neapel, sind in Vorschlag gebracht, und soll von diesen nöthigenfalls auch an eine der drei Klassen des Französischen Instituts appellirt werden können. Da zu erwarten ist, daß vor diesem Tribunale die beiden Advokaten alle ihre Gründe zur Entkräftung derjenigen des Gegners und zur Behauptung des eigenen Theorems entwickeln werden, so wird die Entscheidung ihrer Wette auch für alle Welt die Frage beantworten können, ob Tasso wirklich in Prinzessin Leonore von Este verliebt gewesen, und ob Herzog Alfons ihn wegen dieser Leidenschaft oder aus Eifersucht darüber, daß der unsterblich machende Dichter in den Dienst der Mediceer treten wollte, in das Narrenhaus von Santa Anna gebracht habe.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrich-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 78. Berlin, Freitag den 29. Juni 1838.

England.

Walter Scott's Tod *).

Walter Scott hatte die Reise von Rom nach London, welches er am 13. Juni 1832 erreichte, in so kurzer Zeit zurückgelegt, daß es nicht möglich gewesen war, seiner ältesten dort wohnhaften Tochter (Mistreß Lockhart) Nachricht von seiner Ankunft zu geben; und da sein Sohn Karl fürchtete, daß sie entweder nicht in der Stadt oder nicht vorbereitet seyn möchte, den Kranken und seine Begleitung bei sich aufzunehmen, so war er nach dem St. James-Hotel in der Jermyn-Straße gefahren, hatte dort Zimmer für seinen Vater genommen und kam erst, nachdem Scott dort untergebracht war, zu seiner Schwester und mir. Sogleich folgten wir ihm nach dem Hotel, wo uns der Kranke zwar mit manchem Zeichen von Zärtlichkeit empfing, jedoch andeutete, daß er völlig erschöpft sey; es wurde daher kein Versuch gemacht, ihn in unsere Wohnung zu schaffen, sondern man brachte ihn sogleich zu Bett. Dr. Ferguson sah ihn noch an demselben Abend und wich dann nicht mehr von seinem Lager. Bald stellte sich auch sein Lieblingssohn, der Major, ein, und er ertheilte seinen Kindern wiederholt den Segen auf eine so feierliche Weise, als erwartete er mit jedem Augenblicke seinen Tod. Dabei war er jedoch nicht mehr im Stande, mit uns zu sprechen; bei dem geringsten Versuch dazu und bei der kleinsten Anstrengung versank er entweder in Schlaf oder in Starrsucht, wobei er auf unzusammenhängende Weise phantasirte.

Als Mistreß Thomas Scott von seiner Ankunft gehört hatte, kam sie auch gleich herbei und blieb bei uns. Er erkannte sie mehr als einmal und dankte ihr liebreich für den Beistand, den sie ihm leistete. Von seinen Freunden, glaub' ich, sah Sir Walter in der ganzen Zeit Niemand als John Richardson, und diesen auch nur ein einziges Mal. So wie er gewöhnlich bei dem Ton einer ihm bekannten Stimme erwachte, so geschah es auch, als Richardson ihn anredete. Er machte einen Versuch, ihm die Hand zu reichen, aber sie sank kraftlos zurück, und er sagte lächelnd: „Verzeihen Sie meiner Hand!" Richardson bemühte sich, seine Bewegung zu unterdrücken, dann fiel der Kranke in die frühere Starrsucht zurück, und Jener hatte die Stimme seines Freundes zum letzten Mal gehört. Dieser Zustand dauerte bis Anfangs Juli, während welcher Zeit sich eine allgemeine Theilnahme kundgab. Als sich eines Abends sehr spät einer von Walter Scott's Freunden aus der Wohnung des Kranken nach seiner eigenen begab, fand er an der Ecke der Jermyn-Street einige Handwerksleute versammelt, von denen Einer ihn fragte: „Wissen Sie nicht, ob dies die Straße ist, wo er liegt?" — als wenn es in London damals nur ein Sterbebette gegeben hätte. Die Nachfragen im Hotel und in meinem Hause nahmen gar kein Ende, und ich glaube, kein Mitglied der Königlichen Familie ließ einen Tag vergehen, ohne Erkundigungen einzuziehen. Die Zeitungen wimmelten von Artikeln über Walter Scott. In einem derselben scheint die Vermuthung ausgesprochen worden zu seyn, als hätte die Reise seine Geldmittel völlig erschöpft gehabt, so daß, wenn er zur Besinnung käme, er nur von Geldsorgen gequält werden möchte. Dieser Artikel rührte nun zwar von einem sehr schlecht unterrichteten, jedoch von einem wohlmeinenden Berichterstatter her. Er erregte die Aufmerksamkeit einiger Regierungs-Mitglieder, und in Folge dessen erhielt ich eine Privat-Mittheilung des Inhalts, daß die Familie Sir Walter's nur die benöthigte Summe anzugeben habe, wenn es sich wirklich so verhalte, wie in dem Artikel angedeutet worden, — die Summe sollte alsdann augenblicklich vom Schatz ausgezahlt werden. Der damalige Zahlmeister, Lord John Russell, hatte die Zartheit, uns diese Mittheilung durch eine Dame machen zu lassen, von der er wußte, daß sie uns mit ihrer Freundschaft beehrte. Wir drückten unseren Dank für seinen Zartsinn und die Freigebigkeit der Regierung aus und setzten ihn in Kenntniß, daß Sir Walter's Umstände durchaus nicht von der Art seyen, wie sie in dem Zeitungs-Artikel geschildert worden.

Eine Stelle aus des Arztes Dr. Ferguson's Memorandum-Buch wird dem Leser vielleicht nicht unwillkommen seyn.

„Als ich Sir Walter sah", sagt er, „lag er in einem Hinterzimmer der zweiten Etage des St. James-Hotels in der Jermyn-Street, und zwar in einer Art von Starrsucht, aus der man ihn jedoch auf einen Augenblick dadurch erwecken konnte, daß man ihn anredete; er erkannte alsdann die Umstehenden, fiel indeß sogleich wieder in seinen bewußtlosen Zustand zurück. Mir ist, als hätte ich niemals etwas Herrlicheres gesehen, als die Symmetrie seiner kolossalen Büste, während er mit Hals und Brust unbedeckt auf den Kissen lag. In der Zeit seines Aufenthalts im St. James-Hotel war er ruhig, jedoch niemals bei völliger Besinnung; entweder lag er in Starrsucht oder in einem wachen Traum. Er schien nie zu wissen, wo er sich eigentlich befand, und glaubte, er sey noch auf dem Dampfboot. Das Gerassel der Wagen und das Geräusch auf der Straße störten zuweilen diese Illusion; dann bildete er sich ein, in der Wahlbude von Jedburgh zu seyn, wo man ihn beleidigt und mit Steinen nach ihm geworfen hatte."

„Während dieser ganzen Periode anscheinender Hülflosigkeit waren jedoch die edlen Züge seines Charakters durchaus nicht zu verkennen. Er bewies stets eine große Selbstbeherrschung und spielte seine Rolle mit merkwürdiger Kraft, wenn er einen Besuch bekam, obgleich er schon im nächsten Augenblick, nachdem die fremde Stimme ihn erweckt hatte, wieder in seine Starrsucht verfiel. Jemand stolperte in dem finsteren Zimmer über einen Stuhl; sogleich richtete der Kranke sich auf und drückte so lebhaft sein Bedauern aus, als befände er sich ganz wohl. Er gab seinen Willen so bestimmt wie immer zu verstehen und setzte ihn mit derselben gutmüthigen Ironie durch, wie er es bei gesunden Tagen zu thun gewohnt war. Keinem von denen, die fortwährend um ihn waren und ihn in seinem beklagenswerthen Zustand bedienten, fiel es ein, nur im geringsten in der Achtung nachzulassen, die er einflößte."

„Da er immerwährend den Wunsch aussprach, nach Abbotsford zurückzukehren, gaben endlich die Aerzte ihre Einwilligung zur Reise, und von dem Augenblicke an schien er neue Kraft zu gewinnen. An einem heiteren ruhigen Nachmittage des 7. Juli waren endlich alle Vorbereitungen zu seiner Einschiffung auf einem Dampfboot getroffen. Er wurde von seinem getreuen Diener Nicolson warm angekleidet, auf einen Lehnstuhl gesetzt und ließ sich an das offene Fenster schieben. Hier saß er wohl eine halbe Stunde, während er mit ungewöhnlich glänzenden Augen um sich blickte; er war dabei dem Anschein nach mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt und schien nicht zu wissen, wo er sich befinde, noch wie er an diesen Ort gekommen. Er ließ sich dann in den Wagen heben, der von vielen Leuten aus allen Ständen umringt war, die ihn sehen wollten. Seine Kinder waren ungemein ergriffen; Mistreß Lockhart zitterte am ganzen Leibe und weinte bitterlich. Er allein schien weder die Ursache noch die Tiefe des Schmerzes derer zu ahnen, die ihn umgaben und ihn fast zu Grabe geleiteten, während er noch lebte."

Die Eigenthümer des Dampfboots hatten alles Mögliche für die Bequemlichkeit des Kranken gethan; der Capitain desselben trat ihm seine eigene Kajüte ab, die aus einem kleinen Häuschen auf dem Verdeck bestand; doch schien Scott nicht zu ahnen, daß irgend eine Veränderung mit ihm vorgegangen. Als wir am 9. Juli Abends ziemlich spät nach Newhaven gelangten, fanden wir zu seinem Empfange die liebevollsten Vorbereitungen; der Kranke blieb indeß in demselben Zustand von Bewußtlosigkeit. Sehr früh am 11ten hoben wir ihn wieder in den Wagen, und er lag während mehrerer Stationen auf dem Wege nach Tweedside ohne Zeichen von Theilnahme. Als wir aber in das Thal der Gala hinabstiegen, fing er an, um sich zu blicken, und es zeigte sich, daß er nach und nach die ihm so bekannte Gegend wiedererkannte, denn er murmelte jetzt dann und wann einen Namen vor sich hin, als — „Gala-Wasser — Buckholm, wirklich — Torwoodlee." Als wir um den Hügel bei Ladhope bogen und die Umrisse des Eildon ihm vor die Augen traten, wurde er lebhaft angeregt, und als er endlich nach einer Wendung auf seinem Lager in der Entfernung einer Englischen Meile die Thürme von Abbotsford erblickte, sprang er mit einem Schrei des Entzückens empor. Da der Fluß sehr angeschwellt war, mußten wir einen Umweg von einigen Englischen Meilen über Melrosebridge machen, und in dieser Zeit, während welcher er fortwährend sein Schloß und seine Anlagen vor sich hatte, erforderte es oft der vereinten, angestrengtesten Kräfte seiner Begleiter, ihn im Wagen festzu-

*) Letzter Auszug aus Lockhart's Denkwürdigkeiten.

halten. Nachdem wir Melrosebridge passirt hatten, verschwand die Aussicht auf Abbotsford, und Scott sank wieder in seine Erstarrung zurück; als wir jedoch den letzten Hügel erreichten, kam er wieder zu sich und wurde so aufgeregt, daß wir ihn nicht mehr zu beruhigen vermochten.

Sein Förster Laidlaw erwartete ihn an der Eingangspforte und half uns den Kranken nach dem Eßzimmer hinauftragen, wo man ihm sein Bett bereitet hatte. Er saß einige Augenblicke verwildert, und dann sagte er, als seine Augen auf Laidlaw fielen: — „Ja, Willie Laidlaw! O Mann, wie oft hab' ich an Dich gedacht!" Nun hatten sich auch seine großen Hunde um ihn versammelt, — sie drängten sich, ihrem Herrn begierig die Hände zu lecken, und er weinte und lächelte abwechselnd dazu, bis er von einem schweren Schlaf überfallen wurde.

Die Hoffnung auf Wiedergenesung hatten wir längst aufgeben müssen, aber am nächsten Morgen faßten wir beinahe wieder Muth. Sir Walter erwachte mit vollem Bewußtseyn und drückte den lebhaftesten Wunsch aus, in den Garten hinabgeschafft zu werden. Wir setzten ihn auf einen Rollsessel und fuhren ihn zwischen den Rosenstöcken, die eben in voller Blüthe standen, auf dem Rasen hin und her. Seine Enkel bewunderten das neue Fuhrwerk und wollten stoßen helfen; er saß schweigend auf dem Sessel, lächelte dann und wann die Hunde an, mit denen die Kinder spielten, und bewunderte das Schloß, den Garten und die Blumen. Gelegentlich sprach er mit vieler Besonnenheit einige Worte zu uns; er sagte, er fühle sich glücklich, endlich wieder in seiner Heimath zu seyn, — ihm sey wohler als je, seitdem er sie verlassen, und vielleicht führe er noch die Aerzte an.

Hierauf wünschte er, durch seine Zimmer gefahren zu werden, und wir zogen ihn wohl über eine Stunde in der Halle und der großen Bibliothek auf und ab. „Ich habe viel gesehen", sagte er dabei zu wiederholten Malen, „aber nichts, was meinem Hause gliche; — fahrt mich noch einmal umher." Dabei war er so gefügig wie ein Kind und ließ sich ruhig wieder zu Bett bringen, als wir ihm sagten, es sey für heute genug.

Am nächsten Morgen befand er sich noch besser. Nachdem wir ihn einige Stunden im Garten umhergefahren hatten, bat er uns, wir möchten ihn nach der großen Bibliothek und zwar vor das mittelste Fenster derselben schaffen, welches auf den Tweed hinabsieht. Als er sich an der erwünschten Stelle befand, bat er mich, ihm etwas vorzulesen, und als ich ihn fragte, aus welchem Buche er etwas zu hören wünsche, sagte er: „Kannst Du fragen? Es giebt nur ein Buch." Ich wählte das 14te Kapitel des Evangeliums St. Johannis. Er hörte mit stiller Aufmerksamkeit zu und sagte, als ich geendet: „Gut, — das ist ein großer Trost. Ich bin Dir gut gefolgt, und mir ist, als könnte ich noch einmal wieder ich selbst werden." In dieser ruhigen Stimmung wurde er abermals zu Bett gebracht, und er genoß danach mehrere Stunden eines sanften Schlummers.

Am dritten Tage hatten wir ihn abermals im Garten umhergefahren und hielten eben im Schatten mit ihm, da die Sonne sehr brannte, als er zu mir sagte: „Lies mir etwas Unterhaltendes vor, — etwas aus Crabbe." Ich holte den ersten besten Band seines alten Lieblingsschriftstellers heraus und suchte eine Stelle auf, die ihm stets sehr gefallen hatte, nämlich die Beschreibung der Ankunft der Schauspieler im Dorfe. Er hörte mit großem Interesse und, wie es schien, auch mit äußerster Neugierde zu. Dann und wann rief er: „Sehr gut, — vortrefflich, — Crabbe hat noch nicht verloren!" Aber leider mußten wir uns gestehen, daß es mit seinem Gedächtniß schon dahin gekommen war, daß er dies alte ihm wohl bekannte Gedicht für eine neue Production Crabbe's hielt.

Am Sonntag den 15. Juli fuhren wir ihn bis zu seiner Lieblingsterrasse zwischen dem Garten und dem Fluß, von wo aus er sich des Blickes auf das Thal und die Berge zu erfreuen schien. In sein Zimmer zurückgekehrt, bat er mich, ihm aus dem neuen Testament vorzulesen, und als dies geschehen war, verlangte er abermals, einige Verse aus dem Crabbe zu hören. Ich erfüllte seinen Wunsch, aber auch diesmal bildete er sich ein, Sachen zu hören, die während seiner Abwesenheit neu herausgekommen.

Am Montag schien er äußerst schwach, am Dienstag jedoch etwas besser zu seyn, weshalb wir ihn wieder auf dem Rasen umherfuhren. Er fiel dabei in einen Schlummer, aus welchem er plötzlich emporfuhr, und indem er alle Decken von sich warf, in die er gehüllt worden, sagte er: „Das ist nichts als Müßiggang; ich werde Alles vergessen, was mir in diesen Tagen eingefallen ist, wenn ich es nicht sogleich niederschreibe. Bringt mich in mein Zimmer und gebt mir den Schlüssel von meinem Schreibepult." Er wiederholte diese Worte mehrmals und sah dabei so ernsthaft aus, daß wir es ihm nicht abschlagen konnten; seine Töchter gingen daher voran, um die Schreibmaterialien zurecht zu legen, und ich fuhr ihn dann durch die Halle in sein Arbeitszimmer. Als er sich auf seinem alten Platz sah, dankte er uns lächelnd, indem er sagte: „Nun reicht mir die Feder und laßt mich auf einen Augenblick allein." Sophie gab ihm die Feder in die Hand, — er versuchte, sie mit den Fingern zu umfassen, doch sie versagten ihm den Dienst, und die Feder fiel auf das Papier. Er sank in seine Kissen zurück. — Thränen rannen ihm über die Wangen; er suchte sich jedoch zu ermannen und deutete mir durch eine Bewegung an, ihn wieder hinaus zu rollen. Laidlaw wartete an der Hausthür und löste mich ab; gleich darauf sank Scott in Schlummer. Als er wieder erwachte, sagte Laidlaw zu mir: „Sir Walter hat ein wenig geruht." „Nein, Willie", fiel dieser ein, „für Sir Walter giebt es nur noch Ruhe im Grabe." Abermals stürzten ihm die Thränen aus den Augen. „Freunde", sagte er dann, „bringt mich ins Bett, — das ist der einzige Ort für mich."

Nach dieser Scene, mit welcher unsere Hoffnung auf Wiedergenesung gänzlich verschwand, verließ Scott sein Zimmer nie wieder, ja kaum sein Bett, wenn man wenige Stunden um die Mittagszeit ausnimmt, und nach Verlauf einer Woche kannte er auch das nicht mehr. Er befand sich mehrere Tage hinter einander in einem Zustand schmerzhafter Reizbarkeit, und es mußte ihm zur Ader gelassen werden, welches zwar die Reizbarkeit minderte, doch nahm er dabei von Tage zu Tage ab. Obgleich in ihm eine große physische Kraft durch die fortschreitende Krankheit zu überwinden war, so schien er doch eben nicht große Schmerzen zu leiden; sein Geist, der fast immer verdunkelt war, beschäftigte sich fortwährend mit ernsten, feierlichen Dingen, wie man aus den lichten Augenblicken entnehmen konnte. Der Ausdruck seiner Stimme war ernst, nie zänkisch und deutete nur selten auf ärgerliche oder gehässige Gedanken. Zuweilen bildete er sich ein, als Richter ein Urtheil zu fällen, — dann gab er wieder Tom Purdie Befehle über diesen und jenen Baum im Garten; gewöhnlich rezitirte er jedoch, so viel sich entnehmen ließ, Stellen aus der Bibel, besonders aus dem Buch Hiob und dem Propheten Jesajas, oder Gebete aus der Litanei, oder Verse aus den Psalmen in der alten Schottischen Bearbeitung, oder auch einige Hymnen des katholischen Gottesdienstes, die er stets herrlich gefunden und die ihm jetzt wohl mit seinen Erinnerungen an Italien einfielen. Oft sagte er ganz deutlich das Dies irae her, und das Letzte, was wir entziffern konnten, waren die Worte:

Stabat Mater dolorosa
Juxta crucem lacrimosa,
Dum pendebat Filius —

die er besonders liebte.

Während der ganzen Zeit erkannte er seine Töchter, Laidlaw und mich, sobald wir ihn anredeten, und jede Aufmerksamkeit von unserer Seite nahm er mit der rührendsten Dankbarkeit auf, so daß man mit Recht sagen kann, der Gentleman habe den Genius überlebt. Nachdem auf diese Weise zwei bis drei Wochen vergangen waren, mußte ich in Geschäften nach Edinburg. Da ich nun wohl sah, daß Scott's Ende nicht mehr fern seyn konnte und nach seinem Tode sich Vieles in Abbotsford ändern mußte, so hatte ich den Wunsch, ein Bild von den Zimmern zu besitzen, wie Scott sie eingerichtet und bewohnt hatte. Ich lud daher Ende August Herrn Allan aus Edinburg zu uns ein, der, als ein Freund von Sir Walter, nicht nur meinen Wunsch erfüllte, sondern auch bis zum letzten Augenblick die Nachtwachen mit uns theilte. Er fertigte eine Reihe von schönen Zeichnungen an, die wahrscheinlich später als Kupferstiche erscheinen werden.

Als ich mich am Morgen des 17. Septembers, es war Montag, ankleidete, trat Nicolson in mein Zimmer, um mir anzuzeigen, sein Herr sey so eben mit völligem Bewußtseyn erwacht und wünsche mich sogleich zu sprechen. Ich fand ihn sehr gefaßt, jedoch äußerst geschwächt. Sein Auge war hell und ruhig, — jegliche Spur von dem wilden Feuer des Deliriums verschwunden. „Lockhart", sagte er, „ich kann vielleicht nur wenige Minuten mit Dir reden. Mein Lieber, sey ein guter Mann, — sey tugendhaft, fromm; — nichts Anderes kann Dir Trost gewähren, wenn Du einst so weit gekommen bist, wie ich jetzt." Er schwieg, und ich fragte ihn, ob ich Sophie und Anna, seine Töchter, rufen solle. „Nein", versetzte er, „stör' sie nicht, die guten Seelen; ich weiß, sie waren die ganze Nacht um mich; Gott segne sie." Mit diesen Worten versank er in einen äußerst ruhigen Schlaf und gab nun kein Lebenszeichen mehr, außer bei der Ankunft seiner Söhne. Als diese nämlich erfahren hatten, daß es mit ihrem Vater zu Ende gehe, waren sie schnell um Urlaub eingekommen und erreichten Abbotsford am 19. September; aber schon am 21sten um 1½ Uhr Nachmittags gab Sir Walter in Gegenwart aller seiner Kinder den Geist auf. Es war ein schöner Tag und so warm, daß alle Fenster offen standen. Während wir um sein Bett knieten und sein ältester Sohn ihn küßte und ihm die Augen zudrückte, war es so still, daß wir den Tweed murmeln hörten, ein Geräusch, das der Verstorbene am meisten geliebt.

Nie hat ein Bildhauer jemals ein majestätischeres Bild der Ruhe geformt, als Walter Scott auf dem Sterbebette darbot.

Fast jede Zeitung, die seinen Tod verkündete, that es mit den Trauerzeichen, die beim Ableben eines Königs üblich sind. Es sprach sich ohne Ausnahme bei diesem Ereigniß nur eine Stimme des Kummers und der allgemeinsten Verehrung aus.

Die Aerzte Scott's fanden es für angemessen, die Natur seiner Krankheit genau zu erforschen und dem Publikum bekannt zu machen. Man entdeckte bei der Oeffnung des Kopfes eine geringe Mollification in einem Theile des Gehirns.

Er wurde ohne allen Pomp bestattet, doch war die Menge, welche seinem Sarge folgte, sehr bedeutend. Wenige seiner in Schottland lebenden Freunde fehlten, und Viele, Einheimische sowohl als Fremde, waren aus weiter Ferne herbeigeeilt.

Seine alten Förster und Diener baten es sich besonders aus, daß keine gemiethete Hände seine irdische Hülle tragen sollten; sie hoben selbst den Sarg auf die Bahre und trugen ihn von der Bahre ins Grab. Der Hof und die Umgebungen von Abbotsford waren mit Leuten angefüllt, die sämmtlich ihre Häupter entblößten, als der Zug sich in Bewegung setzte; und als er Darnick, Melrose und die übrigen Dörfer passirte, erschienen fast alle Bauern schwarz gekleidet vor ihren Hausthüren. Die Wagen

reihe dehnte sich über eine Englische Meile weit aus, die Miliz folgte in großer Anzahl zu Pferde, und es war ziemlich spät, bevor wir Dryburgh erreichten. Ein Zufall wollte es, daß die Bahre auf dem Hügel bei Bemerside einige Minuten stillhalten mußte, und zwar gerade an der Stelle, von wo aus man den schönsten Blick über die Umgegend hat und wo Scott bei seinen Spazierritten gewöhnlich sein Pferd anzuhalten pflegte. Der Tag war trüb, und der Wind stürmte heftig.

Die weite Umfassung der Abtei Dryburgh war mit Zuschauern, alt und jung, angefüllt, und als die treuen Diener den Sarg von der Bahre abermals auf ihre Schultern nahmen, ließ sich ein lautes Schluchzen der Umstehenden hören. Der Archidiakonus Williams hielt die Begräbnißrede, und um 5½ Uhr Mittwoch Abends den 26. September 1832 wurden die irdischen Ueberreste Walter Scott's in der Begräbnißstätte seiner Vorfahren neben dem Sarge seiner ihm vorangegangenen Frau beigesetzt.

Von seinen Kindern folgten ihm seine Tochter Anna am 25. Juni 1833 und seine Tochter Sophie, meine Frau, am 17. Mai 1837, so daß nur noch seine beiden Söhne am Leben sind, nämlich Walter, der Erbe seines Baronet-Titels, Major im 15ten Husaren-Regiment, und Karl, Legations-Secretair bei der Britischen Gesandtschaft zu Neapel; außerdem leben noch zwei Enkel, ein Knabe und ein Mädchen, die Kinder seiner Tochter Sophie.

Frankreich.

Die Tochter Ludwig's XVI. im Gefängnisse des Tempels.

(Schluß.)

V. Der Prinzessin Erzählung von ihrer Befreiung und ihrer Reise, an Madame Ch....

Im Dezember 1795.

Zum Thurmpförtchen hinaus schlüpfte ich unbemerkt und ging in Begleitung der Herren über die Höfe. Wie wir an das große Thor kamen, getrauten sich die Herren nicht, aufzumachen, weil sie draußen Lärm hörten. Als sie endlich öffneten, stand draußen Herr Benezech mit drei Vertrauten, die ihm geholfen hatten, die Straßen zu säubern und alle Vorübergehenden zu entfernen. Ich reichte Herrn Benezech den Arm, und während wir die Rue Meslay entlang gingen, instruirte er mich, welche Rolle ich unterweges spielen und daß ich für die Tochter des Herrn Mechin gelten sollte; er stellte mir die Gefahr sehr groß vor, aber ich hatte gar keine Furcht. Er sagte mir noch eine Menge andere Dinge, worüber ich mich zwar keineswegs wunderte, weil ich seinen Charakter und seine Manieren kannte, die ich aber doch dem Papiere nicht anvertrauen lassen: Herr Gomin wird Ihnen davon erzählen. Am Ende der Rue Meslay wartete Herrn Benezech's Wagen auf uns; ich stieg mit ihm und Herrn Gomin ein, und nachdem wir in mehreren Straßen hin und her gefahren, kamen wir auf die Boulevards heraus, der Oper gegenüber. Da stand eine Postkutsche bereit, Herr Mechin und Frau von S.... saßen schon darin; Herr Benezech fuhr noch mit uns bis an die Barrieren von Paris, wo man unsere Päße zu sehen verlangte; dann verließ er uns.

Gleich auf der ersten Station in Charenton wollten die Postillone keine Assignaten nehmen, sondern verlangten baares Geld und drohten, wenn sie keines bekämen, uns nicht weiter zu fahren. Herr Mechin gab ihnen Geld; darauf fuhren wir die Nacht hindurch ohne weiteren Zufall und recht rasch. Am anderen Morgen, den 19. Dezember, blieben wir in Guines nur eine halbe Stunde zum Frühstück. Nachmittags um 4 Uhr, als wir während des Pferdewechsels in Provins hielten, erkannte mich ein Dragoner-Offizier, der eben von Nogent sur Seine hergeritten kam, und verbreitete es unter den Leuten. Auch die Wirthin des Gasthauses, wo wir abstiegen, um einige Erfrischungen zu nehmen, erkannte mich und erwies mir große Ehrerbietung. Der Hof und die Straße füllten sich mit Leuten, die mich sehen wollten, aus Liebe und in guter Absicht. Als wir wieder in den Wagen stiegen, hörte ich, wie das Volk mir Glück- und Segenswünsche auf den Weg nachrief.

In Gray, wo wir zum Nachtlager einkehrten, erzählte uns die Postmeisterin, daß der Courier des Venetianischen Gesandten, Carletti, vor uns durchpassirt war und ihr gesagt hatte, ich würde mit einem Zuge von zwei Wagen eintreffen. Um dieses Herrn Carletti willen hatten wir zu Troyes keine Pferde bekommen, er hatte sie alle in Beschlag genommen; darum kamen wir so spät ins Nachtquartier, daß wir erst um Mitternacht schlafen gehen konnten, und früh um sechs Uhr am 20. Dezember ging es wieder fort. Wir fuhren sehr langsam und hatten gegen Abend erst zehn Lieues gemacht, und daran war wieder der liebenswürdige Herr Carletti Schuld. Endlich spät Abends zu Vandoeuvres verlor Herr Mechin die Geduld und entschloß sich, ihn zu überholen; er ging auf die Munizipalität und zeigte einen Befehl der Regierung vor, wonach uns Pferde gegeben werden mußten, nöthigenfalls mit Ausschluß jedes anderen Reisenden. Herr Carletti sträubte sich gewaltig, aber es half ihm nichts, wir setzten's durch und fuhren ab um 11 Uhr Nachts; er mußte bis 1 Uhr nach Mitternacht warten, der garstige Mensch. Unser Courier, der ein recht braver Bursche ist, kann ihn auch nicht ausstehen und nennt ihn nur immer den Leinwandkrämer, weil er den ganzen Wagen voller Leinwand hat. Dieser Courier heißt Chariot und hat sich unterweges recht viel Mühe unserwegen gegeben, damit die Postillone schnell fahren sollten; Ihr müßt es dem braven Burschen gedenken.

Am anderen Morgen stiegen wir zum Frühstück in Chaumont ab, wo ich erkannt wurde und die ganze Stadt zusammenlief, mich zu sehen. Herr Mechin ließ die Munizipalität zu sich bitten und wies ihr den Paß vor, welcher auf seinen und seiner Tochter Namen ausgestellt war; aber man glaubte ihm nicht. Während der kurzen Strecke, die wir zu Fuße gingen, um den Wagen zu erreichen, riefen die Leute mir Segenswünsche zu, die recht aus tiefem Herzen kamen und mich innig rührten.

Abends kamen wir nach Faibillot, wo wir aus Mangel an Pferden liegen bleiben mußten; eine Widerwärtigkeit, woran wir schon gewohnt waren. Der folgende Tag verging ohne weitere Unruhe, aber wir konnten wieder nur zwölf Lieues machen, aus demselben Grunde.

Unser Nachtquartier war in Vesoul. Den Tag darauf fanden wir so abscheuliche Wege, wie man sich's gar nicht vorstellen kann, voll großer und tiefer Löcher, aber die Postillone brachten uns geschickt durch. Endlich nach vielen Mühseligkeiten kamen wir am 24. Dezember 1795 Abends 6 Uhr in Hüningen an; am 18. Dezember hatten wir Paris verlassen, sechs Tage hatte die Reise gedauert.

V. Der Prinzessin Ankunft zu Mitau. Aus einem Briefe des Abbé de T....

Mitau, den 9. Juni 1795.

Vor etlichen Tagen bin ich mit Mylord Johnston hier angelangt, und obwohl die Zeit zu unserer Reise uns kurz gemessen ist, so haben wir uns doch den Wunsch nicht versagen können, Zeugen von der Ankunft der Prinzessin Therese von Frankreich hierselbst zu seyn. Noch mehr, Seine Majestät haben uns mit großer Güte gestattet, hier zu bleiben und der Vermählung der Prinzessin mit dem Herzog von Angouleme beizuwohnen. Da die junge Prinzessin ein Engel des Trostes für jeden guten Franzosen ist und jeder Zug aus ihrem Leben in den Französischen Herzen und in der Geschichte aufbewahrt bleiben wird, so will auch ich die Erinnerungen der letzten Tage sammeln und Ihnen so getreu als möglich berichten, was ich mit eigenen Augen zu sehen das Glück gehabt.

Sie kennen die Anläße, welche zur Befreiung der Prinzessin geführt haben. In dem Augenblicke, da Ludwig XVIII. erfuhr, daß seine Nichte den Temple verlassen, sah man seit Jahren die erste Spur der Freude auf seinem Gesichte, die noch größer wurde, als von der Reise der Prinzessin nach Wien und von ihrer glücklichen Ankunft daselbst Nachricht einlief. Mit dem Rathe und Beistand eines treuen Freundes der Königlichen Familie, welchen ich hier nicht nennen darf, weil seine bescheidene Tugend sich verletzt fühlen würde, ließ Ludwig XVIII. es seine erste Sorge und Pflichterfüllung seyn, das Wohl der ihm von der Vorsehung anvertrauten erlauchten Tochter des Königlichen Märtyrers für die Zukunft zu begründen.

Ueber die Wahl des Gatten, den er für seine Nichte wünschte, war Ludwig XVIII. keinen Augenblick zweifelhaft. So wichtige Vortheile man auch durch eine Vermählung der Prinzessin mit einem fremden Prinzen unter den gegenwärtigen Umständen hätte erlangen können, das echt Französische Herz des Königs konnte sich mit dem Gedanken nicht befreunden, die Tochter Ludwig's XVI. von Frankreich zu trennen. Sobald der König ihrer Einwilligung in seine Absichten gewiß war, hatte er keinen dringenderen Wunsch, als daß sie herbeieilen möchte, fortan ihr Loos, ihre Thränen, ihre Hoffnungen mit dem Erben des Namens Ludwig zu theilen. Dieser Wunsch ist nun erfüllt: die Prinzessin befindet sich in den Armen ihres zweiten Vaters; hier wird sie ihre Ansprüche auf die Liebe der Franzosen geltend machen, von hier die heißesten Wünsche für Frankreichs Glück zum Himmel senden. denn das ist Alles, was ihr geblieben ist von ihrem langen, unbeschreiblichen Unglück, das tiefe und glühende Verlangen, daß Frankreich und Jedermann in Frankreich glücklich sey.

Sobald alle Hindernisse beseitigt waren, kündigte der König seiner Gemahlin an, daß er bereit sey, die Hände seiner beiden Adoptiv-Kinder in einander zu legen, und bat sie, zu kommen und den glückbedeutenden Bund schließen zu helfen. Die Fürstin eilte herbei: seit dem 4. Dezember befindet sie sich in Mitau und kann in Aller Blicken lesen, wie sehr ihre Gegenwart zur Freude gereicht.

Als die Nachricht eintraf, daß die Ankunft der Prinzessin unmittelbar bevorstehe, stieg der König zu Wagen und fuhr ihr entgegen. Die Prinzessin war von der langen und beschwerlichen Reise nicht im mindesten ermüdet; nichts war ihr beschwerlich, als der Verzug des Wiedersehens mit ihrem Oheim. Kaum waren die Wagen mit einander auf eine Strecke nahe, so ließ die Prinzessin halten und sprang heraus; ihre Begleiter glaubten sie unterstützen zu müssen, sie aber entschlüpfte ihnen mit unglaublicher Geschwindigkeit und flog durch den aufwirbelnden Staub dem Könige entgegen, der seinerseits herbeieilte und sie mit ausgebreiteten Armen empfing. Er wollte sie an sein Herz schließen, sie aber warf sich ihm zu Füßen und rief: „Endlich sehe ich Sie wieder! nun bin ich glücklich; da haben Sie Ihr Kind, seyen Sie mein Vater, schützen Sie mich.“ Der König beugte sich über sie und hob sie auf; seine Thränen strömten. — Warum waren doch nicht alle Franzosen Zeugen dieses Auftrittes! gewiß, sie hätten es empfunden: ein Fürst, der solche Thränen weint, kann seines Volkes Feind nicht seyn! Ihm fehlt zu seinem Glücke nichts, als der Anblick und die Liebe seines Volkes.

Der König drückte die Prinzessin in sprachloser Rührung an seine Brust und stellte ihr den Herzog von Angoulême vor. Der junge Herzog, von innerer Bewegung und von Ehrfurcht überwältigt, fand keine Worte, aber seine Thränen fielen auf der Prinzessin Hand, die er an seine Lippen drückte.

Der König, die Prinzessin und der Herzog stiegen zusammen zu Wagen und fuhren zur Stadt. Als der König die entgegeneilende Dienerschaft von weitem erblickte, rief er ihnen mit freudestrahlendem Gesichte entgegen: „Sie ist hier, sie ist hier!" Kaum ausgestiegen, führte er die Prinzessin zur Königin, ihrer Tante, hinauf. Das ganze Schloß erschallte von Jubel und Freudengeschrei; Alles drängte sich, lief durch einander; es gab keine Schranken, keine Wachen, keine geschlossene Thüren mehr; das ganze Haus war wie ein großes Heiligthum, wo alle Herzen sich in Freude und Liebe einigen. Alle Blicke hingen gierig an der Thür des Gemaches, zu dem die Prinzessin eingetreten war. Endlich, nachdem sie ihre erlauchten Verwandten gegrüßt und umarmt hatte, trat sie an der Hand ihres Königlichen Oheims zu uns heraus; unsere Rührung war zu tief, unsere Augen zu voll von Thränen, als daß wir in diesem Augenblicke den Adel und die Schönheit ihres Antlitzes hätten betrachten können.

Als Ludwig XVIII. die Menge der treuen Diener überschaute, welche ihn umstanden, fiel sein erster Gedanke und sein erster Blick auf den heiligen Mann, welcher Ludwig XVI. die Worte zugerufen: „Steige auf zum Himmel, Sohn des heiligen Ludwig!" Der König trat mit der Prinzessin zum Abbé Edgeworth hin und stellte sie ihm vor. Es war ein feierlicher Moment; kein Laut in der ganzen Versammlung und Thränen in jedem Auge. Nach dieser ersten plötzlichen Regung frommer Dankbarkeit wandte sich der König zu seinen Garden und führte die Prinzessin in ihre Mitte. „Sieh hier, meine Tochter", sprach er, „die treuen Beschützer derjenigen, die wir beweinen! sieh ihr graues Haar, ihre Narben und ihre tiefe Rührung, und ich brauche Dir nichts weiter zu sagen." Darauf wendete sich der König zu uns Allen und sprach: „Wir haben sie endlich wieder, jetzt gehört sie uns, sie wird uns nicht mehr verlassen; das Glück ist wieder bei uns eingekehrt." — Unsere Empfindungen in diesem Augenblicke, unsere Wünsche, unsere Ausrufungen, unsere theilnehmenden Fragen, — dies zu schildern, geht über meine Kräfte; Ihr Gefühl, mein Herr, wird die Unordnung und Mangelhaftigkeit meiner Darstellung am besten ergänzen.

Die Prinzessin begab sich hierauf in ihre Zimmer zurück, um einer eben so unabweislichen als angenehmen Pflicht zu genügen, nämlich dem Monarchen, in dessen Reiche sie Zuflucht gefunden, schriftlich ihren Dank zu bezeugen. Gleich am ersten Tage, nachdem sie kaum die Gränzen seines Gebietes betreten, waren ihr von Seiten dieses Monarchen Beweise des edelsten Antheils entgegengekommen, und die Prinzessin fühlte von ganzem Herzen ihre Verpflichtung gegen diesen erlauchten und großmüthigen Beschützer.

Als dieses Geschäft beendigt war, ließ sie den Abbé Edgeworth zu sich bitten. Kaum sah sie sich mit dem letzten Tröster ihres Vaters allein, als ihre Thränen zu strömen begannen und sie vor heftiger Erschütterung ohnmächtig zu werden drohte. Der Abbé war erschrocken und wollte Hülfe herbeirufen. „Lassen Sie", rief die Prinzessin, „ich will mich vor Ihnen ausweinen, diese Thränen thun mir wohl." Sie hatte in diesem erschütternden Moment nur Gott und den Geweihten Gottes zu Zeugen; doch kam keine bittere Klage über ihre Lippen; was der Geistliche sah und hörte, war nur der Ausdruck des tiefsten und aufrichtigsten Schmerzes. Ich habe die Erzählung aus seinem eigenen Munde vernommen und er hat mir erlaubt, es Anderen mitzutheilen. Rücksichten gewöhnlicher Bescheidenheit und Discretion können hier nicht gelten, wo es darauf ankommt, daß Jedermann die himmlische Reinheit und Güte dieser Seele kennen lerne.

Was hätte ich nach dem Berichte von diesen erfreulichen und rührenden Ereignissen noch hinzuzufügen? Genehmigen Sie, mein Herr, die Versicherung u. s. w. Unterzeichnet

Abbé de T....

Bibliographie.

Un prêtre, ou la société au 19e siècle. — Von L. d'Aultigny. 2 Bde. 15 Fr.
Deux années d'illusion. — Von A. Baudot. 2 Bde. 15 Fr.
Le Chasseur au chien courant. Formant avec „le Ch. au chien d'arrêt" un cour complet de chasse à tir et à courre. — Von E. Blaze. 2 Bde. 15 Fr.
Calendrier des Courses de Chevaux. — Von Th. Bryon. Zweiter Band. 10 Fr.
Documens relatifs à l'arme de guerre appelée fusil koptipteur.
L'Ecole des députés. Comédie en 5 actes et en vers. — Vom Grafen A. de Quercelles. 7½ Fr.
L'Espion Russe, ou la société Parisienne. — 2 Bde. 15 Fr.
Essai sur les Perturbations que doivent éprouver les parties gazeuses et liquides sur notre globe par l'effet de sa rotation etc. — Von Grival. Marseille.
Enchiridion med. — Von Hufeland, übersetzt von A. J. L. Jourdan. 8 Fr.
Trop et trop peu. — Von Mad. Cl. Lalire.
Histoire des Français, jusqu'en 1830. — Von Th. Lavallée. Lief. 1—4. Giebt 20 Lief., jede Lief. 1 Fr.
Appendice à la théorie de l'Emprisonnement. — Von Ch. Lucas.
Costumes civiles de tous les peuples. — Von Maréchal. Dritte Auflage. Erster Theil.
Histoire de France, avec continuation jusqu'à 1830. — Von Mézeray. Erste Lief. 1 Fr. (Jede Woche eine Lief., deren Zahl nicht angegeben ist.)
Histoire de la guerre à la Péninsule depuis 1807 jusqu'à 1814. Trad. revue et enrichie de notes. — Von W. F. P. Napier. 1ter und 2ter Theil. 14 Fr.
Notice historique sur les Ponts militaires. — 5 Fr.
Claire Catalanzi, ou la Corse en 1736. — Von A. de Pastoret. 2 Bde. 15 Fr.
Le boudoir et la mansarde. — Von M. Raymond und C. Lebas. 2 Bde. 15 Fr.
De la Cosmogonie de Moïse, comparée aux faits géologiques. — Von L. de Serres. 7 Fr.
Sidonie, ou l'abus des talens. — Neue Ausgabe. 2 Bde. 7 Fr.
Des Progrès de la Jurisprudence en France. — Von F. Taulier. Grenoble.
Théâtre chinois, ou choix de pièces etc. trad. sur le texte orig. p. Bazin. — 7½ Fr.
Histoire de Charles XIV. (Jean Bernadotte), roi de Suède. — Von Touchard-Lafosse. 3 Bde. 22½ Fr.
Milton et la poésie épique. Cours professé à l'athénée royal de Paris. — Von A. de Vericour. 7 Fr.
Le Prédicateur-géometre, dédié aux esprits forts. — Von H. Viard. 4 Fr.
Description de la Cathédrale de Beauvais. — Von E. Woillez. 4 20 Fr.
Recherches pratiques sur l'inspection et la mensuration de la Poitrine, consid. comme moyens diag. complém. de la Percussion et de l'Auscultation. — Von E. J. Woillez. 7 Fr.
Cours de Littérature française. — Von Villemain. Erste Abthg. 2 Bde. 15 Fr.
Voyages, relations et mémoires originaux pour servir à l'histoire de la découverte de l'Amérique, publ. p. Terœaux-Compans. Vol. 8. Relation de la conquête du Pérou etc. p. F. Xérès. 1547. — 6 Fr.

Mannigfaltiges.

— Italiänisch-Deutsche Studien. Von dem zunehmenden Studium des Deutschen in Italien zeugt ein so eben von dem Buchhändler Ostinelli in Como angekündigtes Werk unter dem Titel: L'Italiano in Germania (Der Italiäner in Deutschland). Verfasser oder vielmehr Kompilator desselben ist ein Professor Rosenthal, der damit den Italiänern ein Mittel an die Hand geben will, die Deutsche Sprache und Literatur mit größerer Leichtigkeit kennen zu lernen. Das Buch, aus zehn Abtheilungen bestehend, soll außer einer Grammatik, einem Wörterbuche, Gesprächen und Briefen auch eine Auswahl des Besseren aus einer großen Anzahl Deutscher Schriftsteller enthalten. Molto in poco e per poco, sagen die Italiäner. In Deutschland scheint dagegen die Verbreitung des Italiänischen eher ab- als zuzunehmen. Neben dem Französischen ist es immer nur noch Eine fremde Sprache, welche die große oder vielmehr die schöne Welt in Deutschland zu studiren pflegt. Zur Zeit Karl's V. und seiner unmittelbaren Nachfolger war es das Spanische, das mit aller seiner Grandezza in Deutschland eindrang und das sogar nicht ohne Einfluß auf manche noch jetzt gebräuchliche Höflichkeitsformeln der Deutschen Umgangs-Sprache blieb. Später und bis zur Zeit der Verjüngung unserer eigenen Literatur nahm das Italiänische den ersten Rang neben der Hofsprache Ludwig's XIV. ein. In Wien war Metastasio der Lieblingsdichter der Kaiserin Maria Theresia, und in Berlin wußte Graf Algarotti neben dem weltbeherrschenden Voltaire seinen Platz bei dem großen Friedrich zu behaupten. Nachdem aber Lessing die alten Literatur-Götzen umgestürzt, nachdem man in Deutschland die Allmacht Shakespeare's anerkannt und sich in tausend Nachahmungen zu seiner Fahne bekannt hatte, drang das Englische von allen Seiten ein und verdunkelte den Italiäner, dem nur noch das Reich der Musik als Mitregent verblieb. Wir sind am wenigsten geneigt, darüber unzufrieden zu seyn; denn allerdings ist die gedankenreiche, von keiner Akademie und keinem Index in Fesseln gehaltene Sprache der Engländer uns Deutschen viel homogener und anregender, als der einschmeichelnde Laut des verweichlichten Südens; aber zu bedauern bleibt es doch immer, daß die Sprache Dante's und Galilei's, Ariost's und Vico's jetzt in unserm Vaterlande so vernachlässigt wird. Wir halten es daher auch für eine erfreuliche Erscheinung, daß in Wien kürzlich eine Italiänische Monatschrift, die den Titel Rivista Viennese führt, gegründet worden und, wie es scheint, einen recht guten Fortgang hat. Sie wird mit eben so viel Geschmack, als mit großer Sach- und Literatur-Kenntniß redigirt.

— Becker's Weltgeschichte, Schwedisch. In Schweden ist das genannte Buch beinahe nicht minder verbreitet, als in Deutschland. Nachdem nämlich bereits vor längerer Zeit, fast unmittelbar nach der ersten Auflage des Originales, eine mißrathene Schwedische Uebersetzung von Angelini unter dem Titel „Handbok för Damer" erschienen war, wurden im Jahre 1829 gleichzeitig in Upsala und in Oerebro zwei verschiedene Uebersetzungen nach der sechsten Auflage so wie nach den Bearbeitungen von Woltmann und Löbel und mit der Geschichte der neuesten Zeit von K. A. Menzel angekündigt. Die in Upsala erschienene Uebersetzung fand den meisten Beifall, und schon im Jahre 1835 ward eine zweite Auflage derselben nothwendig, die abermals mit den neuerdings in Deutschland erschienenen Zusätzen bereichert wurde und jetzt ebenfalls vollendet ist. Von K. A. Menzel's Geschichte der neueren Zeit ist außerdem in Linköping eine Uebersetzung in zwei Auflagen erschienen. Endlich hat man auch Wolfgang Menzel's Taschenbuch der neuesten Zeit übersetzt und es in Format und Druck den obigen Werken anzureihen gesucht.

Das mit dem 30sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Vierzehnter Band,

Juli bis Dezember

1838.

Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Preis des Jahrganges (Berlin, in der Expedition der Allgemeinen Preußischen Staats-Zeitung, so wie bei allen Königl. Post-Aemtern ohne Erhöhung) drei Thaler Preuß. Cour.

Inhalts-Verzeichniß.

Spanien.

August: Die schwimmenden Batterieen (95).

September: Schriftstellerisches Eigenthum und Verlagsrechte in Spanien (113).

Oktober: Das jetzige Spanische Theater. Nach dem Madrider Artista (119). Die Eroberung von Alhama (123).

Frankreich.

Juli: Der bürgerliche Maskenball. Ein Genrebild aus Paris (79). Neu aufgefundene Gemälde aus dem 17ten Jahrhundert (80). Etienne Boyleseve, der Stadtvogt von Paris (81). Ein Sänger aus dem 17ten Jahrhundert (82). Die Blechgeige Viotti's (83). Die Schreckenszeit in der Bretagne. Von Emil Souvestre (85). Leidensgeschichte einer wasserarmen Stadt (85). Unfreiwilliger Humor (86). Der Pflanzengarten in Paris (88). Napoleon im Dauphiné (89). Eine Improvisation (89). Die Girondisten. Von George Duval (91). Bibliographische Mittheilungen.

August: Frau von La Fayette (95). Napoleon und Isabey (97). Der Kapellmeister Franz des Ersten (98). Zur Psychologie (99). Ludwig XVI. auf Abenteuern (100). Edgar Quinet über Welt-Literatur (101). Aus Lafayette's Denkwürdigkeiten (103). Diplomatische Geschichten (105). Pariser Familienleben (105). Bibliographische Mittheilungen.

September: Molière's Frau (107). Lafayette's Beziehungen zum ersten Konsul. Aus Lafayette's Memoiren (108). Lesage (110). Neues System des öffentlichen Unterrichts in Frankreich (111). Aus Talma's Leben. Von Alexander Duval (114). Murat und Fouché im Jahre 1813. Von J. de Norvins (115). Auber (116). Bibliographische Mittheilungen.

Oktober: Topographie der Pariser Börse (118). Von den Mitteln, sich gegen den Blitzstrahl zu schützen. Von Arago (119). Die Damen und die Douaniers (120). Der berühmte Mann in Paris (121). Die Abweichung der Magnetnadel nebst einigen anderen Verirrungen (122). Villemain und die Literatur des 18ten Jahrhunderts (123). Die Basoche (125). Wohlfeil und theuer (126). Der Halsband-Prozeß (129). Bibliographische Mittheilungen.

November: Bouilly's Erinnerungen aus der Zeit vor der Revolution (132). Voltaire, als Pächter von Tournay (133). Napoleon in Flandern. Von Frau von Sor (134). Renuard's Untersuchung des literarischen Eigenthums. Von August Bussière (135). Die Königin Maria Antoinette auf der Terrasse von Versailles (135). Robespierre's Sturz (136). Der moralische und ökonomische Zustand Korsika's. Von Blanqui (137). Napoleon und Bouilly (139). Orleans und seine Erinnerungen (140). Zur Philosophie des Strafrechts. Von Franck-Carré (141). Demoiselle Rachel und die klassische Tragödie (142). Der Flaneur. Von Jules Janin (144). Bibliographische Mittheilungen.

Dezember: Leiden und Freuden eines Riesen. Von Eugène Guinot (145). Olivier Basselin (147). Die Gräfin von Lamotte und Cagliostro (148). Dramaturgische und philosophisch-historische Ansichten Victor Hugo's (149). Ein Abendessen bei Molière (150). Napoleon auf dem Schlachtfelde von Hanau (151). Das Postwesen zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Ländern (152). Der moralische und ökonomische Zustand Korsika's. Von Blanqui. Zweiter Artikel (153). Bibliogrophische Mittheilungen.

Schweiz.

Juli: Das literarische Leben in Genf. Von M. Fournier (88).

Dezember: Genf und sein See. Aus dem Reisetagebuch eines Franzosen (146). Chamouni und das Eismeer (151). Der große Bernhard, das Leuker Bad und der Gemmi (154).

Italien.

September: Statistik der Stadt Neapel im Jahre 1837 (108). Die großen Städte des Erdbodens. Von Adriano Balbi (109).

Oktober: Aus dem Leben Ribera's, genannt Spagnoletto (129).

November: Padua und seine Universität. Von Adriano Balbi (129).

Dezember: Giorgio Vasari und das Jahrhundert der Kunst (151).

England.

Juli: Zur Geschichte der Englischen Karrikaturen (79). Der letzte Aufstand in Kanada (81). Memoiren des Obersten Macaroni (86). Shakspeare und seine Freunde (87). Oeffentliche Belustigungen in England (90). Der Einfluß des Nerven-Systems (91). Bibliographische Mittheilungen.

August: Eine fürchterliche Seefahrt. Aus der History of Shipwrecks (93). Die periodische Literatur unter der Königin Anna, oder Richard Steele und seine Zeit (96). Lord Howe und das Seeblokadesystem (98). Edward Jenner's Leben (99). Mac Gregor, ein Schottischer Schauspieler (100). Zur Charakteristik der Englischen Malerschule (102). Der Reise-Courier eines Engländers (104). Bibliographische Mittheilungen.

September: Cholera-Kuren in England (110). Die Presse in England, seit Einführung der Buchdruckerkunst (116). Birmingham, ein Bild Englischer Betriebsamkeit. Von einem Franzosen (117). Bibliographische Mittheilungen.

Oktober: Monk's Leben. Von Guizot (121). Aus dem Leben einer Englischen Schauspielerin (126). William Pitt (130). Bibliographische Mittheilungen.

November: Die diesjährige Versammlung der Wissenschaftlichen Societät in Newcastle (139). Die Kaufläden in London (140). Howe, St. Vincent, Nelson (144).

Dezember: Miltons Persönlichkeit in ihrer sittlichen und geistigen Bedeutung für die Nachwelt (146). Die Depeschen des Herzogs von Wellington (153). Bibliographische Mittheilungen.

Belgien.

Juli: Der Palast des Prinzen von Oranien zu Tervuern. Aus der Reisemappe eines Franzosen (87).

Dezember: Napoleon in Belgien (145).

Schweden.

September: Stockholms erster Anblick. Von X. Marmier (107).

Oktober: Bibliographie (128).

Norwegen.

November: Ansichten von Norwegen. Von X. Marmier I. Drontheim (138).

Dezember: Die Bull (148). Ansichten von Norwegen. Von X. Marmier. II. Sandtorv (149).

Polen.

Juli: Karpinski's letzte Anwesenheit in Warschau (82). Polnische Zweikämpfe im vorigen Jahrhundert (84).

August: Die Königlichen und die Konföderirten bei Widawa (93). Die gräfliche Familie Werszowicz (101). Die Polnische Literatur im 18ten und 19ten Jahrhundert (104). Bibliographische Mittheilungen.

September: Die Böhmischen Brüder-Gemeinden in Groß-Polen (109).

Oktober: Lebensbeschreibung der Barbara Radziwill, Gemahlin des Königs Sigismund August (120).

Dezember: Das Ländchen Halicz (148).

Rußland.

Juli: Briefe einer Genferin aus Tiflis. Erster Brief (83). Zweiter Brief (84). Statistische Notizen über Kiachta und Troitzkoßawsk (90). Literatur der südlichen Slavonier (91). Bibliographische Mittheilungen.

August: Geld und Geldeswerth in der Türkei und in Persien (92).

September: Sibiriens Licht- und Nachtseiten (106). Die Insel Hochland (112). Bibliographische Mittheilungen.

Oktober: Die Lieder des Lithauischen Volkes (118).

November: Pariser Notabilitäten, von Russischer Feder skizzirt (141). Bibliographische Mittheilungen.

Griechenland.

Oktober: Zur Charakteristik des Grafen Johann Kapodistrias (122). Athen unter dem König Otto. Ein Brief Raoul Rochette's an Pouqueville (131).

November: Spaziergang von Athen aufs Land (143).

Türkei.

Dezember: Natur und Menschenleben im Türkischen Reiche. Von Dr. Boué (136).

Mongolei.

Dezember: König Jlagukſan Ojotu. Ein Mongolisches Mährchen (145).

Persien.

Oktober: Ein Ausflug von Teheran nach dem Kaspischen Meere (121).

Tübet.

November: Grong-dſan-Gambo, der Königliche Freier. Nach einer Tübetischen Sage (145).

Ostindien.

August: Ansichten des Himalaya. Nach neueren Britischen Reisenden (92).

September: Heiderabad und Golkonda (106). Nützlicher Wink für Missionaire (114). Der Rüssel des Elephanten (115).

Oktober: Ein Indischer Prätendent (127).

November: Renommisten und Schwindler in Hindostan (133). Entzifferung alter Indischer Schriftdenkmale (136). Die Dakeut's oder Straßenräuber in Hindostan (142).

Dezember: Das alte Goa. Aus den Reisebildern des Major Scheerer (152). Das Land Ketsch im nordwestlichen Indien (157).

China.

August: Aeußerer Anblick von Canton (94). Ein Chinesisches Nachtstück (103).

September: Die Macht des Verhängnisses. Ein Chinesisches Mährchen (113).

Oktober: Das Theater und das Drama der Chinesen (124).

Japan.

Oktober: Neueste Expedition nach Japan (128).

Algier.

November: Religiöses und geselliges Leben in Algier. Von einem Engländer (134).

Dezember: Mustafa Ben Ismael (147).

Aegypten.

Juli: Aegypten in kommerzieller und industrieller Hinsicht. Zweiter Artikel (79).

Oktober: Marktverkehr in Kahira (130). Leben und Glauben in Aegypten (131).

November: Frauen und Kinder in Aegypten (132).

Dezember: Die Ermordung der Mameluken (155).

Afrika.

November: Die Neger in ihrer Heimat (137).

Süd-Afrika.

Oktober: Neueste Reise in Süd-Afrika (118).

Nord-Amerika.

September: Bowditch, der Amerikanische Herschel (111).

Oktober: Rafn und Folsom. Eine Berichtigung Französischer Irrthümer (124).

Dezember: Der Wasserfall des Niagara (157).

Mexiko.

August: Die Eroberung von Mexiko (97). Mexikanische Zustände. Von Michel Chevalier (102).

Süd-Amerika.

August: Ein authentischer Beitrag zu dem Leben Bolivar's (94).

Oktober: Paraguay und der Diktator Francia (125). Zweiter Artikel (127).

Westindien.

August: Die Indianer in Cayenne (96).

September: Die Neger auf Cuba (117).

Australien.

September: Neu-Seeland und seine Bewohner (112).

Mannigfaltiges.

Juli: Pasek's Denkwürdigkeiten. — Jules Janin in Italien. — Frau von Staël und William Pitt. — Russisches Vaudeville. — Jules Janin's weitere Reise. — Dampf-Musik. — Professor Stowe's Bericht über die Schulen in Preußen. — Ignoranten-Klub. — Marschall Soult und die Schlacht von Toulouse. — Janin's dritte Italiänische Epistel. — Ein Französischer Engländer. — Russische Literatur, 1837. — Railroadiana. — Sterblichkeit in den Westindischen Kolonieen. — Französische Literaten im Vergleiche mit Deutschen. — Transatlantisches Hebräisch. — Französische Preis-Aufgaben. — Großer Hunde-Markt. — Neue Shakspeare-Schriften. — Englische Kunst-Kritik. — Elektromagnetische Kuren. — Französisches Panorama von Deutschland.

August: Deutsche Literatur in Frankreich. — Italiänisches Theater. — Deutsche Geschichtswerke in Frankreich. — Sittlichkeits-Begriffe in England und Nord-Amerika. — Der neue William Shakspeare. — Falstaff in Musik gesetzt. — Herr von Lamartine. — Frauenzeitung aus London. — Ein Englischer Jean Paul. — Stimmen gegen Janin's Italiänische Briefe. — Illyrische Schriftsprache. — Ein Mentor auf der Reise. — Italiänische Preis-Aufgabe. — Post-Defraudationen in England. — Holländischer Horaz. — Irländische Gelehrsamkeit. — Geschichtlicher Ideen-Austausch. — Schleiermacher in Holland. — Italiänischer Calderon. — Journalistik in Neapel. — Cantu's Universal-Geschichte. — Janin, der Theater-Kritiker. — Milton in Frankreich. — Holländischer Horaz in Deutschland. — Budget der eleganten Welt.

September: Spanische Original-Novellen. — Italiänische Aufgaben für Künstler. — Molière, Deutsch. — James Pradier.

— Französische Meistersänger. — Chronique musicale de Paris. — Ein Roman von Wien. — Zur evangelischen Kirchengeschichte. — Biblische Lebensbeschreibungen. — Christliche Sanskrit-Literatur. — Der jetzige Kaiser von China. — Deutsches aus Spanien. — Spanische Militair-Zeitschrift. — Damen zu Pferde. — Panorama de l'Allemagne. — Geschichte der Italiänischen Malerei. — Amerikanische Schriftstellerinnen. — Lord Brougham's Reden. — Janin und die Güter-Lotterie. — Historische Studien der Engländer.

Oktober: Aus dem südlichen Frankreich. — Capitain Glascock. — Preis-Aufgaben für Papier-Fabrikanten. — Bignon's Geschichte Napoleon's. — Madame Jaquotot. — Englische Walzer. — Puschkin und die Russische Literatur. — Neue Hochschulen in Frankreich. — Britischer Kunstverein. — Gesammelte Journal-Artikel. — Waterloo-Modell. — Polnischer Bücher-Katalog, 1837. — Polnische Literatur in England. — Bürger's Gedichte vor einem Französischen Gerichtshof. — Giovanni Berchet. — Napoleonisches Conversations-Lexikon. — Heinrich's VIII. Gebetbuch. — Eine Epistel von Shakspeare. — Englisches Theater. — Waterloo-Modell. — Irland, wie es ist. — Graf Cagliostro. — Erinnerungen an Madame Mara.

November: Nationalfest. — Der Halsband-Prozeß. — Frau von Montaran. — Agnes Sorel. — Englisch-Französische Münzen. — Das erste Dampfboot. — Sismondi. — Poetisches aus Neapel. — Napoleon und Langlès. — Aristokratische Literatur. — Oliver Cromwell. — Das Nibelungenlied. — Ruy-Blas. — Marryat in Amerika. — Polnische Literatur.

Dezember: Dramatische Studien der Dlle. Rachel. — Biblische Literatur. — Van Amburgh, der Tigerbändiger. — Geschichte der Reformation in Polen. — Cromwell's Charakter. — Schwedens Bevölkerung. — Eine politische Komödie von Casimir Delavigne. — Die Musik in Deutschland und Frankreich. — Neues Spanisches Original-Drama. — Gustave Planche über Victor Hugo. — Abenteuer des großen Balzac. — Wegweiser durch London. — Briefe über den Dichter Gresset. — Die wohlthätigen Vereine in Rom. — Giovanni Cavalcanti. — Voltaire und Talleyrand.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 79. Berlin, Montag den 2. Juli 1838.

England.

Zur Geschichte der Englischen Karrikaturen.

Im Französischen giebt es ein eigenthümliches Wort zur Bezeichnung des linkischen Wesens und der Unbeholfenheit, welche dem Spießbürger anklebt; dasselbe heißt malotru, und wir wollen wenig danach fragen, ob es von male ostrosus oder von male structus oder gar von mal estru, was im Languedoischen Dialekte so viel wie mal apris bedeutet, abgeleitet ist; aller Wahrscheinlichkeit nach aber kommt es von male ortus. Lassen wir nun auch die Etymologieen dieses Wortes ganz auf sich beruhen, so ist doch gewiß, daß die Normandie in der Mitte des 17ten Jahrhunderts eine Familie von Sonderlingen besaß, welche Malotrio hieß. Eines der ehrenwerthen Mitglieder derselben trug sechs Paar Strümpfe, sechs Paar Beinkleider und sechs Kutten. Als derselbe eines Tages die Messe las, glaubte er auf dem Gesichte seines Gutsherrn ein leises, höhnisches Lächeln zu bemerken; dies bestimmte ihn, Herrn von Lasson einen Prozeß an den Hals zu werfen. Der Verklagte rächte sich durch eine zum Sprechen ähnliche Karrikatur, welche den Richtern zum nicht geringen Vergnügen gereichte, sie konnten sogar nicht umhin, zu gestehen, daß es schwer halten müsse, beim Anblick eines solchen Menschen nicht zu lachen. Herr von Lasson wurde freigesprochen.

Seine Entschuldigung können sich alle Karrikaturen-Zeichner zueignen. Wie sollte man nicht spotten, wenn uns so viele verspottbare Dinge begegnen? Ist das Lachen nicht ein eigenthümlicher Vorzug des Menschen? die Thiere weinen; kein einziges lacht. Das Lächeln, welches uns das Häßliche und Gemeine entlockt, ist eine Huldigung, die wir dem Schönen und Edlen darbringen. Der Tempel der Karrikatur gränzt unmittelbar an den des Ruhms, und es giebt keinen großen Mann, der nicht die Apotheose des Lächerlichen erduldet hat. Der Spott läuft im Gefolge des Ruhms einher, und das Erhabene schlägt in das Komische um. Gönnen wir dem Helden die Freude des Triumphs, aber er mag auch nicht finster darein schauen, wenn zuweilen spöttische Verse durch die Gesänge, welche seinen Ruhm verkünden, hindurchtönen. — Wenn jede Erscheinung zwei Seiten hat, nach denen sie aufgefaßt werden kann, so kehrt der Karrikaturen-Zeichner nur die eine hervor, und deshalb ist er weniger ein strenger Richter als ein Lustigmacher; er will weniger eine Censur ausüben, als zum Lachen anregen. Ihm ist Alles erlaubt, weil Alles, was er thut, keine ernste Bedeutung hat. Man kann zwanzig Jahre den Geißelhieben der Satire und den Verzerrungen der Karrikatur ausgesetzt seyn, ohne das Geringste von seinem Ruhme einzubüßen. So ist Gillray, der Fürst der Englischen Karrikaturen-Zeichner, jetzt gänzlich vergessen, während Napoleon, der von ihm so vielfach Angegriffene und Verspottete, noch eben so berühmt ist, wie er es nur je war.

Sobald man die Schwelle des Tempels der Mode oder des Ruhmes überschritten hat, befindet man sich auch im Innern unseres grotesken Museums, in welchem der Volkswitz, der gegen alles Glänzende und Ungewöhnliche wüthet, Hoheprieſterstelle vertritt. Der Karrikaturist nimmt die Vorurtheile des Volks auf und schmeichelt ihnen; so liefert er einen Kommentar zur Geschichte, mildert deren Ernst und dient den immer ungerechten Leidenschaften, auf deren Stimme die Nachwelt nicht achtet. Wenn uns ein günstiger Zufall eine Karrikatur Cicero's, Cäsar's oder eines anderen berühmten Römers in Herculanum finden ließe, so würden wir erfahren, welche Lächerlichkeiten diese großen Männer hatten; wir würden uns in die Römerzeit zurückversetzen und uns ein anschauliches Bild von den Interessen, Thorheiten und Leidenschaften derselben entwerfen können. Der gewöhnlichen Geschichtsdarstellung fehlt das frische Leben, aber eben weil die Karrikatur der Ausdruck der Leidenschaft ist, so giebt sie uns auch ein Spiegelbild der Gegenwart. Dem unparteiischen Richter, der das Für und Wider sorgfältig abwägt, der sich auf die verschiedensten Standpunkte zu stellen weiß, ziemt allerdings die Gerechtigkeit; aber zu den wesentlichen Eigenschaften der Karrikatur gehört die Uebertreibung und Ungerechtigkeit. Der Italiänische Ausdruck caricato und der Französische chargo bezeichnen nicht vollständig den ironischen und beißenden Charakter der modernen Karrikatur. Dieselbe hat immer eine persönliche Tendenz, und die Pfeile, die sie abschießt, haben eine vergiftete Spitze. Deshalb kann man auch die Darstellungen, welche das Laster im Allgemeinen angreifen, nicht zu dieser Gattung zählen; dieselben gehören mehr zum Gebiet der Satire. So z. B. ist „der verzweifelnde Musiker", auf den aller Lärm, alles Geräusch einstürmen, welche die verschiedenen Mitglieder des Thierreichs wie die riesenhafte Industrie einer großen Stadt nur irgend hervorbringen können, kein Gegenstand der Karrikatur. Eben so wenig sind es zwei vortreffliche Skizzen, welche „der enthusiastische Maler" und „der Admiral im süßen Wasser" betitelt sind. Auf der ersten wird ein bebrillter Maler dargestellt, der sich am Ufer des Meeres niedergelassen hat; vor seiner Staffelei sitzend, ist er ganz der Wirklichkeit entrückt und in künstlerische Entzückung versunken; aber leider beginnt jetzt die Fluth, und die Wogen bespülen schon seinen Fuß, ohne daß er die ihm immer näher rückende Gefahr bemerkt. Der „pensionirte Admiral" schifft ganz gemüthlich auf einer Lache umher, in welcher die Enten ihr unschuldiges Spiel treiben; das Schiff, welches er lenkt, ist eine Art Nußschale; in dieser sind drei oder vier kleine Kanonen aufgepflanzt, mit welchen er eine von Pappe erbaute Festung am rechten Ufer eifrig beschießt. „Der gichtbrüchige Jäger" ist ein Seitenstück zum „pensionirten Admiral"; derselbe ist auf einen Lehnstuhl hingestreckt, welchen ein Neger umherrollt; so legt er auf einen unschuldigen Vogel an, der davonfliegt, während der hinter dem Lehnstuhl stehende Bediente sich vor Lachen ausschüttet. Hätte der Künstler auf der einen Skizze einen bestimmten General mit Portrait-Aehnlichkeit und eben so auf der anderen einen wirklichen Admiral außer Diensten dargestellt, so hätten wir eine Karrikatur erhalten.

Bei Hogarth erhebt sich die Satire zuweilen zur Erhabenheit und macht einen erschütternden Eindruck; aber dieser Künstler griff mehr das Laster im Allgemeinen an, als daß er seine Kunst an einzelnen, wirklichen Personen versucht hätte. Man kann sich allerdings nicht ohne Grauen in eine der dunkeln und winkeligen Höhlen versetzen, in welchen sich der Londoner Pöbel im Gin (Schnaps) für seine Leiden zu entschädigen sucht. Von dort gehe man nach dem Laden des Pfandleihers; die Hände, welche eine kleine Münze für die Lumpen, die sie als Unterpfand lassen, hinnehmen, verkünden das tiefste Elend. Am Fenster einer Bodenkammer schwebt der Körper eines Handwerkers im Winde; eine trunkene Mutter sieht ihr Kind ihren Händen entgleiten und auf die Straße fallen; sie stürzt ihm nach. Anderes Elend und andere Verworfenheit enthüllt uns das Leichenbegängniß einer Frau, hinter dem der tiefgerührte Gatte betrunken einherwankt; ein bleiches, abgezehrtes kleines Kind schläft mit dem Branntweinglase in der Hand am Geländer eines Brunnens. Alle diese Darstellungen, welche man tragische Scenen aus der niederen Sphäre nennen könnte, sind keine Karrikaturen.

Man hat durch mehr als eine Theorie das Lachen und das Komische zu erklären gesucht; das Einfachste ist wohl, den Ursprung des Komischen in der Verknüpfung der Gegensätze zu suchen und das Lachen als das Staunen über einen Kontrast zu bezeichnen. Der Rechenkünstler, der das Mittel, die Staatsschuld zu tilgen, gefunden hat und wegen einer Schuld von drei Shillingen im Schuld-Gefängnisse sitzt, ist eine komische Figur. So machen die guten Bürger, die sich als Freunde des Landlebens zu beweisen glauben, wenn sie in einer finsteren Schenkstube, welche die Aussicht auf eine staubige Landstraße gewährt, aus ihren großen Pfeifen qualmen, einen komischen Eindruck. Die Flamändischen Maler sind reich an solchen unbeabsichtigten Kontrasten. Rembrandt hat alle seine Magier und Hohepriester mit dem Kostüm der wackeren Bürgermeister von Leyden und Amsterdam ausgestattet. Der König Salomo trägt Busenkrausen und Manschetten; im Zimmer der sterbenden Cleopatra erblickt man eine Stutz-Uhr und ein Klavier. Vor nicht gar zu langer Zeit konnte man den tapferen Achilles auf dem Französischen Theater mit einem Mieder, Reifrock und Federhut erblicken. Hamlet erschien in kurzen schwarzseidenen Beinkleidern mit einer gepuderten Perücke; Cato wurde mit einem geblümten Schlafrocke ausgestattet und streckte sich ganz behaglich in einen Lehnstuhl à la Voltaire hin; Talma und Kemble haben diese Thorheiten zuerst abgeschafft. Wenn man einem gereiften Mann einen Fallhut aufsetzen wollte oder die Frau eines Krämers darstellte, welche die Herzogin nachäfft, so erhielte man vortreffliche Karrikaturen. Ein hoher Europäischer Offizier, der eine Beschreibung des militai-

rischen Zustandes des Ottomanischen Reiches herausgegeben hat, ließ sich auf der Titel-Vignette in einer ganz eigenen Stellung abbilden. Er ist mit dem gewöhnlichen Kostüm der Generale Ludwig's XV. bekleidet; in der Hand hält er ein großes Sieb, durch welches eine Menge kleiner Türken, Kanonen, Haubitzen u. s. w. hindurchgleiten.

Der Englische Karrikaturist, der die Minister seiner Zeit als kleine Schornsteinfeger darstellte, wie sie nach einer Sackpfeife tanzen, die William Pitt bläst, hat den doppelten Zweck der Karrikatur erreicht, nämlich Lachen zu erregen und anzuschwärzen. Wir müssen bei der Karrikatur durchaus auf Jemandes Kosten lachen. Eine harmlose Karrikatur wäre ein Unding. Wenn Aristophanes den Sokrates in einem Korbe und in eine Wolke gehüllt auf der Bühne erscheinen läßt, so ist dies eine poetische Karrikatur. Die Moralisten mögen sich indeß beruhigen; eine Karrikatur hat noch nie etwas entschieden und kann das wahre Verdienst nimmermehr verdunkeln.

Georg Cruikshank, der ausgezeichnetste Englische Karrikaturist, hat sich ohne Maß und Scheu in allen Gattungen der Karrikatur versucht und dieselbe sogar bis zum Wortspiel herabgewürdigt. Der Werth seiner Studien zur Erläuterung der Schädellehre besteht gerade in der frivolen Oberflächlichkeit und in dem leichten Witze. Das Organ der Zerstörung wird z. B. durch einen wüthenden Stier versinnlicht, welcher in den Laden eines Porzellan-Händlers einbricht und hier eine allgemeine Zerstörung der Tassen, Krystallgläser und Pokale zu Stande bringt. Zum Vertreter der Idealität ist ein Spießbürger gewählt, der mit zum Himmel strebenden Haaren im Bette liegt; er betrachtet seine Beinkleider und seinen Schlafrock, welche, über die Lehne eines Stuhls hängend und von den Strahlen des Mondes beschienen, wüsten Schreckbildern ähnlich sehen. Das Organ der Verehrung wird durch einen Alderman repräsentirt, dessen stattlicher Wanst sinnend vor einem Schlächterladen verweilt und eine Schöpsenkeule mit starrer Verwunderung anstaunt. Das Symbol des Gewissens ist ein alter Trödeljude, der die Hand aufs Herz legt und einem armen Weibe, das ihm ein ungeheures Bündel Kleider und Wäsche hinreicht, einen Shilling bietet. Dieser Parodie aber ist die köstliche Skizze, in welcher derselbe Künstler alle Schrecken der Zauberei verspottet, noch weit vorzuziehen: Ein ehrlicher Bürger und seine treue Ehehälfte sind in Kensington zu später Stunde spazieren gegangen und gerathen unversehens in den magischen Kreis des „Freischütz". Ihr Schrecken kennt keine Gränzen, und die außerordentliche Einfalt des ehrenwerthen Bürgers und seiner Frau machen einen höchst komischen Eindruck; aber einen bizarren und grotesken Anstrich erhält die Darstellung erst durch die menschlichen Physiognomieen, mit denen der Künstler die Schlangen, Krokodille und Dämonen, welche um das erschreckte Paar herumschweben, ausgestattet hat. Cruikshank hat den Schrecken hier lächerlich gemacht; der Mond selbst ist diesem Schicksal nicht entgangen, denn es schaukeln sich an ihm zwei Teufelchen, welche seine Strahlen in einem durchlöcherten Bratofen auffangen. Gewiß hat man nie eine komischere Mondfinsterniß gesehen.

Die Franzosen besitzen eine alte Karrikatur, die noch jetzt beliebt ist; dieselbe heißt: „Der Kredit ist todt, die schlechten Zahler haben ihn getödtet." Ein altes Tapetengemälde in Dijon stellt die Taufe, Geburt und das Leichenbegängniß der Schwelgerei dar. Diese Person, welche natürlich eine gute Küche liebt, ladet die Gicht und die Wassersucht zu ihrem Mahle; die Feinschmeckerei führt dieselben als Ceremonienmeisterin ein. Im Jahre 1660 ergötzten sich unsere Altvodern auf eine ausnehmende Weise an einem Kupferstiche, welcher „der Kampf der Fasten und des Faschings" betitelt war. In seiner Art ist derselbe ausgezeichnet. Die Fastenzeit und der Fasching sind zwei Ritter, welche mit allen nöthigen Geräthschaften zur Zerlegung des Fleisches und der Fische ausgerüstet sind. Die Fastenzeit erscheint wie ein ausgetrockneter Don Quixote; sie reitet auf dem Pferde der Apokalypse und trägt statt des Helmes einen Seehummer, statt des Banners ein Fischernetz. Ihr Gegner, der Fasching, reitet auf einem fetten Ochsen und schwingt einen Bratspieß; an seinem Sattelknopf hängt ein Bratrost, ein Schaumlöffel und ein fetter Kapaun. Die Stellung der beiden Kämpfer und die Worte, welche ihnen in den Mund gelegt werden, passen vortrefflich zu ihrem gastronomischen Aufputze. (Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Der bürgerliche Maskenball in Paris.

Ein Genrebild von Scribe.

In der Karnevalszeit empfing ich folgende Einladung: „M... giebt sich die Ehre, Sie auf Donnerstag Abend einzuladen; für die Liebhaber des Pianoforte oder der Violine werden beide Instrumente bereit gehalten werden; man kann maskirt oder unmaskirt erscheinen, und es wird an unterhaltenden Belustigungen nicht fehlen. Den Schluß der Abend-Unterhaltung machen zwei Pasteten; wer nicht bis zehn Uhr kömmt, erhält kein Abendbrod."

Die originelle Abfassung dieser Einladung und noch mehr der Name des Festgebers bestimmten mich, ohne Bedenken zuzusagen. Der Veranstalter des Balles war ein alter Junggeselle, der sehr behaglich von seinen Zinsen lebte; schon seit langer Zeit war er von allen Geschäften zurückgetreten und nur noch auf sein Vergnügen bedacht. Er liebte die Welt und ging gern mit Künstlern um, weil er sich in ihrer Gesellschaft am besten unterhielt. Wenn er Gesellschaften zu sich einlud, so bot er Alles auf, um dieselben so unterhaltend wie möglich zu machen, und man war ganz ungenirt bei ihm. Dabei hatte er indeß die Untugend, witzig seyn zu wollen und allerlei Muthwillen und Scherz zu treiben, obgleich seine Späße nicht immer glückten; aber alles dies bestärkte mich nur noch mehr in meinem Entschlusse, weil ich überzeugt war, daß der Wirth wieder etwas Neues ausgesonnen habe, um seine Gäste zu unterhalten. Es handelte sich nur noch um meinen Anzug. Sollte ich eine Charakter-Maske wählen? Aber dann muß man eine Rolle spielen und diese durchführen; man muß sprechen und öffentlich auftreten, man muß die Gesellschaft unterhalten. Ich finde es nun weit interessanter, mich selbst zu unterhalten; ich bin lieber Zuschauer als Schauspieler. Ich werde also unmaskirt erscheinen.

Hier ist ja schon das Haus, und ich sehe weder Lampen noch Munizipal-Gardisten an der Thür; ich denke nicht daran, daß es nur ein bürgerlicher Ball ist. Ich trete ein; der Portier und alle Kindermädchen des Hauses sind vor der Portier-Loge versammelt; wahrscheinlich wollen sie die ankommenden Masken beschauen. Der Portier sagt zu einem Kinde, das er auf dem Arme hält: „Ach! der Herr geht zum Maskenball und ist nicht maskirt." — „Dürfen nur Masken erscheinen?" — „Das meine ich nicht; aber es ist unterhaltender, wenn nur Masken kommen. Oben sind schon zwei Postillone von Lonjumeau und eine Menge Bauern und Schäfer. Wie hübsch sehen diese Postillone aus! Wenn meinem Kleinen die Kuhpocken geimpft sind, so will ich ihn alle Sonntage so anziehen." — Ich höre nicht mehr auf den Portier, sondern steige die Treppen hinauf; es ist im vierten Stockwerk; jetzt bin ich wohl da! Ich schelle; man öffnet nicht, aber die Thür ist auch nicht verschlossen. Ich wundere mich, Niemand im Vorzimmer zu finden, das noch dazu ganz dunkel ist. Sollte ich zu früh gekommen seyn? Aber es ist schon zehn Uhr, und ich bin ja auch nur zu einem kleinen Ball ohne Gepränge eingeladen. Ich öffne also die Thür, die ich vor mir sehe; ich thue einige Schritte vorwärts und höre plötzlich ein schreckliches Geschrei.... ich strecke den Kopf vor und sehe eine schon bejahrte Dame in einem ziemlich koketten Anzuge, die indeß noch nicht frisirt ist, denn sie hält eine dicke Flechte und schöne schwarze Locken in der Hand, mit deren Hülfe sie die grauen Haare zu verdecken hofft, die ich jetzt sehe.

Ich schöpfe mich natürlich in Entschuldigungen, aber die Dame scheint sich nicht zufrieden geben zu können, daß ich sie ohne ihre Locken und Flechten gesehen habe; sie möchte wohl gern ohnmächtig werden; ich eile ihr zu Hülfe, als eine Kammerfrau plötzlich hinter mir eintritt und sagt: „Madame, der Friseur wird gleich kommen; er ist noch bei Madame Feodille, welche sich die Frisur zweimal hat abnehmen lassen, weil sie ihr nicht anstand. Der arme Friseur!.... Was sieht der aus, um diese Dame hübsch zu machen." — „Ach, mein Gott!" rief ich aus, jetzt meinen Irrthum gewahr werdend, „befinde ich mich nicht bei Herrn M...?" — „Nein, mein Herr", antwortet die Kammerfrau; „der wohnt oben.... in derselben Thür."

Die Dame, an die ich mich jetzt wenden will, hat sich zurückgezogen und im Hintergrunde des Zimmers versteckt. Ich entferne mich also eiligst, während die Kammerfrau über meine Ungeschicklichkeit lacht. Ich steige noch eine Treppe höher, und jetzt gelange ich zum Balle; ich höre auch schon die Musik. Ein dicker Türke kommt mir entgegen; es ist der Hausherr. Wenn man sich eine Vorstellung von ihm machen will, so denke man sich einen kleinen, sehr beleibten Mann, dessen Nase fast ganz von zwei feuerfarbenen Backen verdeckt wird; seine Augen sind in beständiger Bewegung, und seine Augenbrauen steigen drehend zur Stirn auf. Bekleidet ist er mit weiten bauschigen Beinkleidern, mit einer kleinen Sammetweste, die mit Flittern verziert ist und hinten nur bis zur Mitte des Rückens hinabreicht; um die Hüften hat er einen großen Kaschmir-Shawl gewunden und auf dem Kopfe trägt er einen ungeheuren Turban. So blickt er mich einige Zeit an, und bricht dann endlich in ein lautes Gelächter aus. „Ich bin ein Türke, mein Freund. Ich ersticke in meinem Anzuge!... aber was soll man machen?.... Wie gefalle ich Ihnen?" — „Sie sehen wie ein Pascha aus." — „Nicht wahr?.... Ha! Ha! Wir wollen recht von Herzen lachen!.... Aber treten Sie doch ein, mein lieber Freund; man hat schon angefangen zu tanzen. Wir wollen recht lustig seyn!... Ich bin heute sehr aufgelegt." — „Sagen Sie mir doch, ob die Dame, die unter Ihnen wohnt, auch zum Balle kommen wird." — „Freilich... sie ist eine sehr liebenswürdige Dame, die noch recht hübsch ist... Sie werden sehen... und ihre Haare sind von außerordentlicher Schönheit."

Ich wußte, woran ich mich in Betreff der Haare zu halten hatte; aber ich hielt es nicht für angemessen, dem alten Junggesellen seine Täuschung zu rauben. Ich trat in den Saal; die Musik war rauschend; denn außer einem Pianoforte-Spieler sah ich noch zwei junge Leute, welche geigten, und einen kleinen Herrn, der das Flageolet blies. Die Gesellschaft war noch nicht zahlreich versammelt; getanzt wurde nur von vier Personen, unter denen sich zwei kleine Mädchen, als Schäferinnen gekleidet, befanden, welche kreuz und quer, hinüber und herüber sprangen; außerdem bemerkte ich noch eine alte Dame, welche als Sultanin erschienen war und die sich abmühte, einem Herrn von vierzig und einigen Jahren die Galoppade zu lehren; dieser ließ Alles mit sich geschehen und bewahrte seine komische Würde; er tanzte die Galoppade wie die Menuet, wie sehr sich auch die Sultanin anstrengte, um seine Schritte etwas zu beflügeln.

Ich lasse meine Blicke durch den Saal streifen. In einer Fenster-Vertiefung bemerke ich zwei Herren, welche steif an demselben Orte sitzen bleiben, weil sie zu fürchten scheinen, daß die leiseste Bewegung ihren Anzug in Unordnung bringen könne. Sie sind als Chinesen verkleidet, und ihre Anzüge sind in der That schön zu nennen; jedes Stück ihrer Bekleidung ist neu und prachtvoll, und es läßt sich nicht das Geringste an ihnen aussetzen; sie sind vom Kopf bis zu den Füßen echte Chinesen. Ich erkundige mich bei meinem dicken Türken nach den beiden Herren. — „Das sind sehr reiche Leute", sagte er, „ein Jeder von Ihnen hat mehrere Häuser. Sie sind Brüder, und ihr Name hat an der Börse einen guten Klang." — „Das ist sehr schön, aber sagen Sie mir, ob sie liebenswürdig, unterhaltend sind?" — „Sie sind sehr reich .... ihre Anzüge sind prachtvoll; nicht wahr?" — „Das sehe ich wohl, aber sprechen sie denn gar nicht?" — „Später werden sie das auch wohl thun." — „Sind sie schon lange hier?" — „Länger als eine Stunde, und so lange sitzen sie auch schon an dem Orte, wo Sie dieselben jetzt erblicken, und sind nicht einmal aufgestanden; das ist eine Chinesische Stellung." — „Sie müssen sich außerordentlich gut unterhalten." —

In einer kleinen Entfernung bemerke ich einen Marquis und einen Chevalier, welche in einem sehr interessanten Gespräch begriffen zu seyn schienen. Ich nähere mich ihnen, weil ich glaube, daß sie sich im Charakter ihrer Masken unterhalten, und ich höre so folgendes Zwiegespräch: „Ich sage Ihnen, die Milchweiber dürfen sich nicht vor die Läden setzen. Das wäre wirklich hübsch .... Sehen Sie, mein Neffe verkauft wohlriechende Wasser und Seifen und hat einen sehr hübschen Laden in der Straße Saint-Denis. Eine Milchfrau wollte einige Schritte vor seinem Laden verkaufen und da ihre Kannen und Krüge auskramen .... Das wäre niedlich gewesen. Man kann sich nichts Unreinlicheres denken, als diese Milchweiber mit ihrem ganzen Kramе. Wie unangenehm wäre es für das Publikum gewesen, das eau de Portugal und Mandelseife kaufen wollte, wenn es über die Milchkannen hätte hinüberschreiten müssen. Mein Neffe hat sie auch bald weggebracht." — „Aber wo sollen sich denn diese armen Weiber hinstellen?" — „Unter die Hausthüren!" — „Unter die Hausthüren!.... Sie scherzen wohl? Ich halte mein Haus reinlich und ordentlich, und mein Portier läßt Niemand ein, ohne zu fragen, zu wem er will, und nun sollen sich gar die Milchweiber auf meinem Hausflur niederlassen und hier ihre Kunden abfertigen! Alle alte Weiber und kleine Mädchen! Alle Straßenbuben, welche Milch kaufen wollen? Sehr verbunden, mein Herr! Ist denn ein Haus ein öffentlicher Ort? Da müßte es ja keine Sicherheit, kein Eigenthum mehr geben. Ich lasse kein Milchweib in mein Haus!" — „Aber zum Teufel! wo sollen sie sich denn hinstellen!"

„Meine Herren! meine Herren! sprechen Sie doch nicht von politischen Gegenständen", ruft der Wirth, indem er zwischen den Chevalier und den Marquis tritt. „Tanzen Sie doch mit den Damen!" — „Aber wo sind denn Ihre Damen?" — „Sehen Sie nicht, wie sie herbeiströmen? Wir wollen recht lustig seyn!" Der dicke Pascha lachte aus vollem Halse und eilte bald hierhin, bald dorthin, um eine Gesellschaft zu unterhalten und zu erheitern, die sich durchaus nicht erheitern lassen wollte. Ein großer Herr tritt jetzt aus einem benachbarten Zimmer und schreitet würdevoll im Saale auf und ab. Der Herr ist ein ehrlicher Bürger, der sich eine mächtige Nase und einen großen Schnurrbart angeklebt hat. Er sieht alle Anwesenden an und beäugelt sich öfter im Spiegel; er scheint sich selbst zu bewundern. Ich begreife nicht, wie man in einer Privat-Gesellschaft bloß eine falsche Nase ansetzen kann. Der Herr hat vielleicht komische Absichten, die noch später zum Vorschein kommen werden; ich will das abwarten.

Die Gesellschaft wird immer zahlreicher. Jetzt erscheinen auch mehrere hübsche Frauen, Bäuerinnen, Marketenderinnen u. s. w. Die Anzüge sind reich, elegant und gefällig, aber ich sehe keinen einzigen, der getreu wäre. Wirkliche Bäuerinnen kleiden sich nicht mit dieser Sorgfalt, und die Marketenderinnen tragen nicht Röcke aus solchem Stoffe. Die Maske, welche ich in einer Ecke des Zimmers wahrnehme, und die mit Blumen, Bändern und Spitzen überladen ist, kann man eben so wenig für eine Italiänische Bäuerin wie für eine Bürgerin des 15ten Jahrhunderts halten. Man bezeichnet jetzt alle Masken-Anzüge mit dem Namen Phantasie-Anzüge. Die Phantasie kann man sich schon gefallen lassen, aber es ist zu bedauern, daß die Damen nicht die Phantasie haben, einen getreuen Anzug zu tragen. Eben so vermisse ich die komischen Masken, welche so viel zur Erheiterung einer Gesellschaft beitragen, aber es ist leichter, sich prachtvoll zu kleiden und zu sagen: „Bewundern Sie mich", als eine komische Idee zu haben.

Die einzige komische Person auf dem Balle ist bis jetzt noch der Herr mit der falschen Nase. Er geht würdevoll auf und ab und bleibt vor den Damen stehen, wahrscheinlich in der Erwartung, daß man ihn anrede; aber Niemand spricht mit ihm. Das muß ihn sehr verdrießen. Es scheint mir, daß ihn seine Nase zu sehen hindert, denn er ist öfter damit gegen die Thürpfosten angelaufen. Ich möchte wohl wissen, wie es ihm gelungen ist, die Nase zu befestigen, da er doch keinen Hut trägt. Jetzt nähert sich ihm eine unmaskirte Dame und sagt zu ihm: „Mein Lieber, willst Du denn Deine Nase den ganzen Abend hindurch aufbehalten?" — „Versteht sich" — „Ich glaube aber, daß Niemand von unseren Bekannten hier ist: wem willst Du Dich denn unkenntlich machen?" — „Das thut nichts .... ich errege Aufmerksamkeit .... man steckt die Köpfe zusammen, aber das siehst Du nicht!" — „Deine Nase muß Dir aber sehr beschwerlich seyn." — „Ich kann zwar nicht recht sehen, aber das schadet nichts; ich versichere Dir, daß mich Niemand erkennt." — „Von allen Anwesenden kennt Dich ja auch nur M ..." — „Laß mich doch in Ruhe .... man beschäftigt sich mit mir; das weiß ich." — „Aber beim Abendessen wirst Du doch wenigstens Deine Nase abnehmen." — „Nein, ich werde sie nicht abnehmen! Uebrigens habe ich auch den Schnurrbart und die Nase so fest angeleimt! .... das thut zwar etwas wehe, aber es hält auch vortrefflich." — „Wirst Du nicht mit mir tanzen?" — „In keinem Falle! Schöner Einfall! Wenn ich mit meiner Frau tanzte, würde man mich den Augenblick erkennen." — „Aber was schadet das? Niemand kennt ...." — „Laß mich doch in Ruhe!" —

(Schluß folgt.)

Aegypten.

Aegypten in kommerzieller und industrieller Hinsicht.

Zweiter Artikel.

Mehmed Ali, ein Spekulant von nicht gewöhnlichem Schlage, der auf jede nur mögliche Weise seine Industrie zu heben trachtet, erinnerte sich, daß das Opium der Thebaïs ehemals auf den Märkten Europa's sehr geschätzt war. Um nun dem längst in Verfall gerathenen Anbau dieser Pflanze wieder aufzuhelfen, ließ er aus Syrien sachverständige Armenier, welche die Behandlung des Klein-Asiatischen Opiums verstanden, nach Aegypten kommen und eine neue Art der Bereitung ausfindig machen, die in Folgendem besteht. Gegen Ende Oktobers, wenn die Gewässer sich verlaufen haben, pflügt man zweimal ein gutes, gelbliches Erdreich und streut in die Furchen die Opiumkörner mit etwas pulverisirter Erde desselben Ackers. Dies Verfahren macht die Anwendung der Egge überflüssig. Schon nach vierzehn Tagen keimt die Pflanze hervor in der Dicke eines Halmes und erlangt in zwei Monaten ihre natürliche Höhe von ungefähr vier Fuß, mit breiten rundlichen Blättern bis an die Wurzel und einer oder mehreren Früchten von der Größe einer kleinen Citrone. Alsdann macht man jeden Tag vor Sonnenaufgang Einschnitte in dieselbe und fängt den daraus hervorquellenden Saft in einem Gefäße auf; er ist anfangs weiß, wird aber bald schwarzbraun und erlangt Konsistenz; aus dieser Masse werden kleine Brodte geknetet, in die Blätter der Staude gehüllt und in solcher Gestalt auf den Markt gebracht. Aus dem Kerne gewinnt man ein gutes Brennöl, und nützliches Feuerungs-Material aus den Blättern. Eine gewöhnliche Aerndte liefert 15—20,000 Ok (40—50,000 Pfund) dieses Produktes.

Noch einfacher ist das Verfahren, um den Salpeter zu gewinnen. Fast alle Gegenden Aegyptens sind mehr oder minder salpeterhaltig, aber besonders die Umgegenden von Kahira am rechten Nil-Ufer, die von diesem Mineral so durchzogen sind, daß, wenn ein Wind den Staub in die Höhe wirbelt, man ein Jucken in den Augen spürt, das sich bis zur Entzündung steigern kann. Man macht also Gruben von einigen Fuß Tiefe und setzt darin die mit Wasser befeuchtete Erde der freien Luft aus, und da die Verdunstung, besonders im Sommer, schnell vor sich geht, sammelt man den zurückbleibenden Salpeter von den Seitenwänden und der Oberfläche der Grube. Auf diese Weise werden jährlich 100,000 Ctr. Salpeter gewonnen und theils zur Bereitung des Pulvers angewendet, größeren Theils, d. h. noch 60,000 Ctr., zur Ausfuhr bestimmt.

Seit 1820 war das Thal Uädi-Tumlat, das biblische Gosen, das sich in Nieder-Aegypten bis zur Syrischen Wüste zieht, auf einer Million Fuß mit Maulbeerbäumen bedeckt und auch in der Ebene von Schöbra hatte die Zucht von Seidenwürmern Eingang gefunden. Dennoch war die gewonnene Ausbeute nicht groß genug, um den Bedarf des Landes an Seide zu decken, und Syrien mußte aushelfen. Der Pascha aber wollte die Einfuhr dieses Artikels ganz überflüssig machen, und verordnete neue Maulbeer-Pflanzungen; 300 Feddans der großen Ebene von Syene wurden für die Kultur derselben angewiesen, und gleichzeitig ein bestimmter Antheil in den einzelnen Distrikten Nieder-Aegyptens. Im Januar beginnt der Baum Knospen zu treiben und steht am 15. Februar in voller Blüthe. Bis zu diesem Zeitpunkt bewahrt man die Eier in Brunnen oder an kühlen Orten, wäscht sie aber weder in Wein noch in Wasser. Erst sechzig Tage nach seinem Auskriechen beginnt der Seidenwurm zu spinnen und macht in zwanzig Tagen sein Kokon fertig, deren 250—260 ein Pfund Seide liefern. So rechnet man gegenwärtig an vier Millionen Fuß Maulbeer-Pflanzungen, die, bei der unglaublich schnellen Vegetations-Kraft Aegyptens, schon ihre vollkommene Ausbildung erlangt haben. Aber die Stämme werden nicht groß, die Blätter bleiben kleiner und schlechter als die Europäischen, die Seidenraupen werden von den Fellahs ungeschickt behandelt, und trotz der steten Verbesserungen, welche der Pascha einzuführen bemüht ist, hat die Zucht derselben noch wenig Fortschritte gemacht. Daher hat auch die Einfuhr von Europa nicht sehr abgenommen, aber auch hier hat Mehmed Ali seine Absichten erreicht, indem eine Menge Seide im Lande verarbeitet und verbraucht wird.

Ober-Aegypten erzeugt viel Zuckerrohr, aber die Unfähigkeit, es zu behandeln, war bisher so groß, daß man nur eine kleine Quantität Zuckerstoff gewann, der für die Bedürfnisse des Landes nicht ausreichte. Seit dem Bestehen der Ausfuhr-Prämie in Frankreich führte man sogar von dorther beträchtliche Ladungen Zucker

ein, für mehr als eine halbe Million an Werth im Jahre 1836, so daß z. B. der raffinirte Zucker aus Marseille in Aegypten in höherem Preise stand, als in Frankreich. Dies schien dem Pascha bedenklich; er rief Herrn Allard aus Marseille nach Aegypten, und erzielte durch dessen Geschicklichkeit 70 bis 80 Prozent mehr Zuckerstoff und von besserem Gehalte als bisher. Der erfreute Pascha wollte nun in Kahira eine Raffinir-Mühle auf Dampf bauen, aber Herr Allard fand es für gut, deren Ausbau von den Händen ungeschickter Araber nicht abzuwarten, und ist seitdem nach Europa zurückgekehrt. Bei diesem Experimente stellte sich aber deutlich heraus, daß, wenn ein Europäer in Ober-Aegypten eine Zucker-Raffinerie errichtete, er, selbst bei zwei- bis dreimal so hohem Lohn, immer noch einen zehnmal größeren Gewinn als in Europa davontragen würde.

Der Anbau der Baumwollen-Staude wirkte so mächtig auf Aegypten, daß er eben so sehr eine politische als industrielle Umwandlung hervorbrachte. Aber nicht zufrieden, im Wettstreit mit Indien und Amerika den Europäischen Fabriken den Stoff zu ihren Webereien zu liefern, sollte die Sonne der Pyramiden, wie die Sonne der anderen Hemisphäre, auch jene kostbare Pflanze zur Reife bringen, deren Bodensatz, wie das Meer an einem heiteren Tage, in lieblicher Bläue schimmert. Der Anbau des Indigo war eine nothwendige Folge von dem Anbau der Baumwollen-Staude, die Farbe des einen mußte die Bleiche der anderen heben, und für die 400,000 Ctr. Baumwolle, welche Aegypten in Circulation setzt, war eine nicht unbeträchtliche Menge Indigo erforderlich. Mehmed Ali, der als Eigenthümer von Aegypten ihn auf seinen Ländereien gepflanzt haben wollte, wählte schlammigen, fetten Boden, der sich am meisten dafür eignet, und in kurzem blühten Indigo-Felder dem Verbrauch entgegen. Aber die Fellahs bereiteten ihn zu grob, versetzten ihn, in Wasser aufgelöst, zum dritten Theil in Lehm, und setzten, in Broden geformt, ihn der freien Luft unbeschützt zum Trocknen aus, so daß er sich mit Sand und anderen unreinen Stoffen leicht vermischte. Dadurch kam der Aegyptische Indigo in schlechten Ruf; man glaubte ihn absichtlich verfälscht und zog den von Bengalen vor.

Mehmed Ali ließ Indigo-Bereiter aus der Heimath dieser Pflanze kommen und seine Araber in der sorgfältigeren Darstellung des Stoffes unterrichten. Aber die Fellahs konnten nicht so bald ihren herkömmlichen Schlendrian aufgeben, und der Aegyptische Indigo hat sich noch keinen besseren Ruf verschaffen können. Im Jahre 1833 besaß der Pascha 300,000 Oka davon, die kein Mensch kaufen wollte, bis Herr Rocher, ein Französischer Chemiker, einen Theil desselben läuterte, und der Verkauf in Auctionen zu Alexandrien bewerkstelligt wurde. Aber um eine durchgreifende Verbesserung in dieses Verfahren zu bringen, mußte er Europäische Chemiker an die Spitze der Verwaltung stellen und eigene Trockenplätze bauen, um den Indigo vor Staub und Schmutz während des Härtens zu schützen.

Ueberhaupt ist Aegypten chemisch noch keineswegs behandelt, wie es seine Mittel gestatteten, und eine Menge Stoffe gehen ungenutzt verloren, deren sich die Industrie mit Gewinn bemächtigen könnte. Das Nil-Thal insbesondere ist vorzugsweise für chemische Untersuchungen geeignet; die Vermischung und Zersetzung der Körper macht sich unglaublich schnell, die Naturkräfte wirken dort rascher, das Wasser, die Sonne, die Atmosphäre in hygrometrischer und elektrischer Beziehung, die vegetale wie die animalische Welt, Alles verspricht dem chemischen Prozeß einen glänzenden Erfolg, bis auf die Menge in Fäulniß übergehender Stoffe, deren Ausbeutung überdies einen vortheilhaften Einfluß auf den Gesundheits-Zustand des Landes äußern würde. Dattelkörner könnten Oel geben; die vielen Knochen Leim, gebranntes Elfenbein und Gallert; die Schalen der Wassermelonen, in Zucker eingemacht, ein gutes Konfekt; die Maisblätter Papier; und leicht würde eine aufmerksame Beobachtung zur Benutzung vieler anderer bisher unbeachtet gelassenen Materialien führen. Die Araber sind nicht unternehmenden Sinnes, weniger geeignet, Bewegungen mitzutheilen, als zu empfangen, und die Europäer, welche sich im Dienste des Paschas befinden, strengen eben so wenig ihre Erfindungskraft an, weil der Hebel fehlt, welcher den Europäer in Bewegung setzt — das Interesse. Wir wollen aber keinem unserer Landsleute rathen, in Aegypten ein Unternehmen auf eigene Hand zu eröffnen; er dürfte es sein nennen, so lange es Mehmed Ali gefiele; es würde ihm aber nicht gefallen, sobald er sähe, daß es mit Nutzen betrieben würde, und es schnell genug als sein Eigenthum in Anspruch nehmen. Bis dieser Zustand nicht aufhört, wird jede freie Entwickelung des Handels gehemmt bleiben und der Europäische Geist, welcher zu dessen Umgestaltung unentbehrlich ist, seinen wohlthätigen Einfluß nicht ausüben.

Legte man uns endlich die Frage vor, ob es bei allem dem der industrielle Pascha besser mache, als es die Europäer gemacht hätten? so müßten wir, um unparteiisch zu seyn, antworten: Technisch würden es die Europäer besser machen, und wenn zu ihrem natürlichen Uebergewicht noch die Triebfeder des persönlichen Interesses käme, müßten ungeahnte Resultate daraus hervorgehen; politisch gebührt Mehmed Ali der Vorzug; denn es stände zu befürchten, daß die Europäer, um zu konkurriren, die an Gehorsam gewöhnten Aegypter so unmenschlich behandeln würden, wie sie es in Amerika thaten, das an dieser Wunde noch immer zu heilen hat. Es müßte demnach eine einheimische Direction sich bilden, welche den Ausländern vertragsweise die Leitung der einzelnen Branchen überließe, und solche Einrichtungen sind nicht unmöglich, ja müssen früher oder später ins Leben treten, weil Aegypten ohne Europäische Talente und Kapitalien nicht aufkommen kann, und Mehmed Ali's Größe besteht auch namentlich darin, daß er beide in sein Interesse zu ziehen und seinem eigenen Vortheil dienstbar zu machen gewußt hat. Wollte er ihnen noch mehr Spielraum gönnen, so würde er sich selbst der Gefahr aussetzen, und indem er die Fellahs vor der Brutalität der Europäer beschützt, hat er seinem System wenigstens ein nationales Interesse zu geben vermocht. Jedenfalls befindet sich Aegypten in einem schlimmen Dilemma, entweder in die Knechtschaft Europäischer Industrie zu gerathen, oder keine Fortschritte zu machen und auf der Stufe seiner jetzigen Halbheit stehen zu bleiben. Nur eine weise und umsichtige Politik wird diese Klippen umgehen können und beiden die Vortheile sichern, die aus einer engeren Verbindung für sie fließen müssen.

Nach so vielen Proben von Europäischer Ueberlegenheit in der Mechanik läßt Mehmed Ali seine Webereien und Fabriken ihren Gang gehen und thut nichts, ihnen aufzuhelfen, weil er sich mit einem umfassenderen Projekt trägt. So entschieden auch in Aegypten alle kommerzielle und physische Vortheile auf seiner Seite sind, und wie natürlich ihm der Gedanke schien, daß das Metall die Baumwolle, aber nicht diese jenes aufsuchen müsse, hat er dem Europäischen Manufaktur-Systeme dennoch unterliegen müssen. Aber er hält sich nicht für geschlagen; er erwartet mehr Erfolg von einer Veränderung seines Planes. Nach Syrien will er den Schauplatz seiner industriellen Thätigkeit verlegen; dort hofft er als Sieger zu bestehen. Diese Beharrlichkeit geht von einem sehr wichtigen, bereits bezeichneten Gesichtspunkte aus; er will nicht, daß zwei Drittheile seiner Baumwollen- und Indigo-Production, die er nach Europa ausführt, ihm in fertiger Gestalt als Gewebe wieder ins Land kommen; er sieht darin mit Recht eine Ungereimtheit, die er um jeden Preis los werden müsse, und wartet nur auf den Zeitpunkt, wo er festen Fuß in Syrien gefaßt haben würde, um seine ganze Manufaktur dahin zu verlegen. Dort hofft er Eisen und Steinkohlen zu finden und nur Ingenieure aus Europa zu bedürfen. Und in der That haben Untersuchungen an Ort und Stelle das Vorhandensein von Steinkohlen-Lagern an der Kette des Taurus auf einer Strecke von 8 bis 9 Stunden im Westen von Tarsus erwiesen; in einer Tiefe von 40 Fuß traf man in einem Schieferlager auf Steinkohle, aber zum Unglück von schlechter Beschaffenheit, wie sie zum Vertriebe gar nicht brauchbar ist. Schon im Jahre 1833, als der Pascha die an Holz und Gruben reiche Provinz Adana in Anspruch nahm, leitete ihn der geheime Gedanke an diese Uebersiedelung. Als Herr von dieser Provinz ließ er mineralogische Untersuchungen anstellen und fand zu seiner Ueberraschung acht erzhaltige Minen, welche, nach einem mäßigen Ueberschlage, zwanzig Hochöfen beschäftigen und 150,000 Ctr. geschmolzenes Erz von 12 bis 15 Millionen Piaster an Werth jährlich liefern könnten. Die immer noch aufblitzende Empörung des Landes hat dies Projekt bisher in seiner Ausführung gehemmt, und diesem Zustande muß von Seiten des Pascha auf jede Weise ein Ende gemacht werden, sey es auch durch Krieg. Gelänge ihm Alles, so werden sich beide Länder nach ihrer Eigenthümlichkeit sondern, Aegypten für den Ackerbau und den chemischen Prozeß, Syrien für die kommerzielle und mechanische Industrie, und auf diesem Wege das große Ziel erreicht werden, welches, wie wir angedeutet zu haben glauben, für Aegypten nach seinen natürlichen Verhältnissen erreichbar ist. (R. d. d. M.)

Mannigfaltiges.

— Pasek's Denkwürdigkeiten. Von den Memoiren des Polnischen Edelmanns Johann Chrysostomus Pasek, die Herr Graf Eduard von Raczynski in Posen Polnisch herausgegeben und von denen wir in Nr. 138 und 139 des Magazins vom vorigen Jahre einige Proben mitgetheilt, ist jetzt in Breslau eine vollständige Deutsche Uebersetzung erschienen, welche Herr Professor (und Geheimer Archivrath) Stenzel durchgesehen und mit neuen Anmerkungen bereichert hat. Pasek, der in der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts lebte und dessen Denkwürdigkeiten, so weit sie Herr Graf Raczynski aufgefunden, vom Jahre 1656 bis zum Jahre 1688 reichen, hat in seinen Jahres- und Tages-Heften einen überaus interessanten Einblick in die innere Geschichte seines Vaterlandes unter den Königen Johann Kasimir, Michael Korybut und Johann III. Sobieski hinterlassen. Aber auch von anderen Ländern, die er als Krieger durchzog, und namentlich von der Mark Brandenburg unter der Regierung des großen Kurfürsten weiß er Manches zu berichten, was für Deutsche Leser einen besonderen Reiz hat. Wir sind daher nicht minder, als unsere Polnischen Nachbarn, den verdienstvollen Herausgebern für ihre Arbeit Dank schuldig. Zu bedauern ist nur, daß die in Breslau veranstaltete Uebersetzung an manchen Härten des Ausdrucks leidet, die die Feile des gelehrten Herausgebers nicht immer zu beseitigen vermochte. Das Deutsche Buch, obwohl es den Ton des Originales treu wiederzugeben sucht, läßt sich doch nicht mit der Leichtigkeit der Auszüge lesen, die Herr Rektor Werner in Gnesen veranstaltet hat und die sich in den obgedachten Nummern des Magazins befinden.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Postämtern.

№ 80. Berlin, Mittwoch den 4. Juli 1838.

Frankreich.

Neu aufgefundene Gemälde aus dem 17ten Jahrhundert.

In dem Hotel Colbert in der Rue du Croissant zu Paris findet sich ein alter, schmutziger und verfallener Stall, der gewiß einst dem Minister Ludwig's XIV. als Wagen-Remise gedient und der im Jahre 1834, als man das Colbert'sche Hotel zur Aufbewahrung von Journalen verwendete, in ein Papier-Magazin umgewandelt ward. In dem dunkelsten Winkel dieses Stalles lagen schon seit langer Zeit alte Leinwandrollen, von denen man vermuthete, daß sie Gemälde seyen, ohne sich weiter darum zu kümmern. Nun kam man auf den Einfall, da einige dieser Rollen von beträchtlicher Größe waren, sie an regnigen Tagen, wenn man Papier aus dem Magazin abholte, zur Bedeckung desselben zu brauchen; man breitete die Leinwand über die im Karren angehäuften Papierballen aus, mit der bemalten Seite nach außen, und der Regen des Himmels strömte auf den erhaltenden Firniß herunter, gerade als wäre es ein Stück Wachsleinwand. Nun denke man sich die Fluthen einen herrlichen Snevders brauchte man dazu, Haufen kostbaren Papieres vor den Angriffen der Witterung zu schützen! Sobald der Firniß anfing, dünner zu werden, warf man die Leinwand weg und rollte eine andere auf zu demselben Zweck. An einem Tage, wo der Drucker G..... zufällig an der Thür des Papier-Magazins stand, als man ein altes Bild von Staub reinigte, wollte derselbe, wie von einer höheren Eingebung getrieben, sehen, was dieser schmutzige Kram eigentlich sey. Wie erstaunte der Liebhaber, als er auf einmal eine reiche Landschaft vor sich glänzen sah, die, gleich einer Erscheinung im Traum, auch wieder verschwand, um in Finsterniß zurückzusinken. Durch diesen blendenden Fund verführt, durchstöberte Herr G..... hinter einander all' diese grauen Rollen, die sich seit einem halben Jahrhundert von Staub nährten, und schloß mit dem Eigenthümer einen Handel ab, in welchem Herr G..... einen nicht unbedeutenden Preis bot im Verhältniß zu der Gefahr, der er sich aussetzte, für funfzig Thaler alte Leinwand zu besitzen. Nachdem die Stücke gehörig gesäubert worden, läßt er sie an Rahmen befestigen, und nun kommen die Herren Kenner und die berühmten Künstler, um die Sache näher zu besichtigen. Die Landschaft, die Herrn G..... zuerst erschienen, war von keinem Anderen als von Hobbema, dem Matador der Landschaftsmaler, Ruysdaël's Schüler, noch größer als sein Lehrer, wenn man dies ohne Lästerung sagen kann. Dieser große Maler hat nur wenig Werke hinterlassen, und seine seltenen Gemälde sind in den berühmtesten Galerieen Europas zerstreut, während das Museum des Louvre nicht ein einziges davon aufweisen kann. Man denke sich die Freude des Käufers, als er sich überzeugte, daß er die größte und vielleicht die schönste Landschaft des Holländischen Meisters vor sicherem Untergang gerettet. Der Rest der Sammlung besteht aus Werken von den bekanntesten Malern, von Van der Helst, Van Dyck, Teniers, Johann Steen, Van Bliz, Van Eickhout, Jordaens, Brawer, Cornelius Polenburg, Paul Bril und einer Menge Anderer. Betrachten wir nun die Gemälde etwas näher, um dem Leser, nachdem sich so bedeutende Zeugnisse der Kenner darüber ausgesprochen, einen Begriff zu geben von dieser reichen Galerie, die, so zu sagen, aus dem Nichts hervorgegangen ist.

Die Landschaft von Hobbema ist gegen fünf Fuß hoch und sechs Fuß breit. Wenn ich nicht irre, ist dies die größte, welche dieser Meister gezeichnet; die, welche ich in Brüssel bei dem Fürsten Aremberg gesehen, und die beiden anderen, von denen ich eine in dem Kabinet des Herrn von Rothschild, die andere im Besitz eines Künstlers befindet, sind alle drei viel kleiner. Die Werke der Meister werden nicht nach der Elle gemessen; aber bei einer Arbeit, die in allen ihren Theilen so trefflich ausgeführt ist, wie die von Hobbema, sind die Größenverhältnisse nicht gleichgültig. Das Bild zeigt den Rand eines Waldes, der von einem tiefen, friedlichen Gewässer benetzt wird. In der Ferne und am anderen Ufer des Wassers sieht man einige Gebüsche von dicken Bäumen, von denen die entferntesten das äußerste Ende des Waldes berühren. Links im Vorgrunde ist eine Lichtung angebracht, aus welcher eine Heerde Kühe hervorkommt, um sich in der Lache den Durst zu stillen. Das Licht, das an diesem Ort hervortritt, belebt einige alte Stämme, deren vergilbtes Laub von dem eintönigen Grün des Waldes gut absticht, und das helle Blau am Himmel bedeckt sich allmälig mit Gewölk, das von dem äußersten Horizont emporsteigt und sich über den Bäumen zusammenballt. Einige Enten suchen mit ihrem Schnabel in dem stehenden Wasser, wohin das Vieh zur Tränke kommt, andere streifen mit der Spitze ihres Flügels daran vorüber. In der Ferne weiden Heerden an dem Strauchwerk in der Nähe des Waldes. Beim Anblick dieser ruhigen Landschaft und dieser trüben Ferne fühlt man sich von jener vagen Melancholie beschlichen, die den Flamändischen Malern überhaupt eigen ist. Die Darstellungen aller dieser Meister entsprechen fast alle einer und derselben Seelenstimmung. Selten lassen sie ihre Landschaften von reichem Sonnenlicht beschienen, und man möchte sagen, sie haben die Hand voll von Licht und öffnen sie nur halb. Unwiderstehlich sehnt man sich hier in jenes friedliche Stillleben, wo Licht und Schatten gleich sparsam sind; wie gern möchte man sich in jene geheimnißvollen Wälder verlieren, um den Lärm des Lebens und die Last des Tages zu vergessen!

Von den übrigen Gemälden der Sammlung wollen wir nur die merkwürdigsten hervorheben, unter anderen jenes Portrait von Van der Helst, das einem berühmten Künstler die Lust zu gefährlichen Versuchen wiedergab. Dieses Bild, in welchem man die Züge Oliver Cromwell's wiederzuerkennen glaubte, ist mit einer schwarzen Draperie bekleidet, aus der eine in einen grauen Handschuh gehüllte Hand hervortaucht; wiewohl auf einem hellen Grunde, tritt es doch durch die bloße Färbung mit einer merkwürdigen Kraft hervor. Nie hat man in einer Schule mit scheinbar so einfachen Mitteln diese überraschende Wahrheit erreicht; bei keinem Meister ist die Darstellung der Natur in solchem Maße mit der Natur selbst eins geworden. Dieses Büschel spärlich zerstreuter Haare an dem entblößten Vorderkopf, diese Natur in den fleischfarbigen Theilen und diese so gewaltigen und doch so feinen Umrisse, alles dies scheint uns den Culminationspunkt der Malerei zu bilden, den zu erreichen die Nachahmer verzweifeln müssen. Der Anblick dieses Meisterstücks war es, der Paul Delaroche auf den Gedanken brachte, einen hellen Grund zu versuchen, wie er es nicht ohne Erfolg in Guizot's Portrait gethan hat, besonders aber in dem des Präsidenten Aubé. Es giebt keinen besseren Unterricht für einen Maler, als eine Viertelstunde vor einem solchen Meisterstück zuzubringen.

Da ist ein wildes, blutdürstiges Gesicht, das eben so viel von der Hyäne als vom Tiger an sich hat: es ist dies das Bild Jeffries', gewiß das einzige Bild, das von diesem Ungeheuer mit menschlichen Zügen vorhanden ist, neben dem, das uns die Geschichte aufbewahrt hat. Wenn dieses Gemälde nicht von Rembrandt's Hand ist, so weiß ich nicht, wem man es zuschreiben kann. Nur Rembrandt verstand das Geheimniß jener kühnen Färbungen, wie man sie hier findet. Betrachtet man diesen Mann mit grauem Bart, seine boshaften durchbohrenden Augen, seine kahle Stirn mit dem blutigen Maal, das darauf eingegraben ist und das er bei der Geburt mitgebracht, dann begreift man leicht, wie diese schauerliche Ankläger-Gestalt für einen Augenblick die Energie jenes berühmten Sidney lähmen konnte, der so edel dahinstarb. Neben Jeffries' Bild befindet sich der Kopf einer Frau, die über der Bibel eingeschlafen ist und noch ihre Brille in der Hand hält. Das soll die Mutter Rembrandt's seyn, von seinem Schüler Van Eickhout gemalt. Wie dem auch seyn mag, es ist ein Werk vom höchsten Werth; Rembrandt selbst hätte es nicht mit mehr Wahrheit und Farbe behandelt, nur nach einer anderen Manier. Die Watteau's, die Leduc's, die Teniers' übergehe ich; sie alle ziehen den Liebhaber an, so wie er sie nur aus der Ferne bemerkt; aber auf ein kleines Bild von Cornelius Polenburg mache ich aufmerksam, von jenem herrlichen Maler, der eine solche Vorliebe für Rubens besaß und von dem dieser große Künstler immer irgend ein Stück in seinem Zimmer haben mußte. Polenburg hatte lange in Rom gewohnt und pflegte gewöhnlich die Ruinen in der Umgegend dieser Stadt darzustellen, wobei er in der Landschaft Figuren anbrachte, die mit der äußersten Präzision entworfen und in einer höchst lieblichen, sanften Malerei hingegossen wurden. Sein Freund Paul Bril dagegen, an dessen Bildern er oft mitarbeitete, hatte eine gewisse Härte im Pinsel, die sich recht gut machte, wenn er wilde, schauerliche Gegenden zeichnete. Callot's Kupferstiche sind überall bekannt, doch seine Male-

reien sind sehr selten: Herr Grégoire besitzt eine, die sehr interessant ist: es sind Karnevals-Masken, welche Fackeln in den Händen halten und sich zu nächtlichen Orgien anschicken. Ihm gegenüber sieht man einen Jan Steen, wo ein Mann dargestellt ist, der eine offene Auster einer sitzenden Frau von niedlicher, reizender Gestalt anbietet, die nur mit einem lieblichen Blick antwortet. Noch weiter folgen zwei Seestücke von Bonaventura und zwei Van Bliz, die man für Wouvermans halten möchte: so groß ist die Aehnlichkeit im Farbengusß, im Reichthum und in der Wärme des Kolorits, im Charakter der Haare und Figuren und in der Schönheit einer Landschaft, die mit der äußersten Genauigkeit behandelt ist. — Doch wir können uns hier nicht auf weitere Schilderungen einlassen; wer an diesen neuen Kunstschätzen des 17ten Jahrhunderts Interesse nimmt, mag sie selbst bewundern; hier genügt es, auf diesen merkwürdigen Fund aufmerksam gemacht zu haben. (L'Artiste.)

Der bürgerliche Maskenball in Paris.

(Schluß.)

Der Herr mit der falschen Nase entfernte sich mißgelaunt von seiner Frau und trat einem Jeden, der ihm begegnete, auf die Füße. Der Hausherr ist übereifig; man kann im Saale keinen Schritt mehr thun, und dennoch soll getanzt werden. Der dicke Türke läuft hierhin, läuft dorthin, lacht und schreit: „Da erstickt man ja! Wir müssen lustig seyn! Wir wollen tolle Streiche machen!" — Jetzt fängt auch die Musik an zu spielen; die Tänzer stellen sich auf, so gut sie können; sie wollen tanzen und Pas machen, aber ihre Füße kleben fest am Boden. Man sieht sich an, man weiß nicht, wie man sich das erklären soll. Der Türke lacht, daß ihm die Thränen in die Augen treten, und wälzt sich auf einem Divan. Das ist ein Scherz nach seiner Weise; er hat Harzpulver in seinem Tanzsaale ausstreuen lassen, so daß die Tänzer nicht die Füße bewegen können. Die Damen werden ärgerlich, und es ist in der That kaum zu verzeihen, daß Jemand eine Gesellschaft zum Ball einladet und dann ein Mittel erfindet, sie am Tanze zu hindern. Endlich bittet M... um Verzeihung und ersucht, in das Vorderzimmer zu treten, damit der Saal für die Tänzer in Stand gesetzt werden könne. Ich trete in ein Spielzimmer; die Einsätze sind sehr gering, und dennoch scheint einer der Spieler in nicht geringer Aufregung zu seyn, denn man hört ihn fast beständig murmeln: „Ich verliere! .. Nein, ich verliere nicht .... ich habe mein Geld wieder! Ach! ich habe mein Geld nicht mehr! Ich verliere .... Ich habe mein Geld wieder!" —

Man reicht Gefrorenes herum; der Herr mit der falschen Nase hat sich einer Schale bemächtigt, aber er speist mit dem Eise nur seinen Schnurrbart, anstatt es in den Mund gelangen zu lassen. Nach vielen fruchtlosen Versuchen stellt er dasselbe in eine Ecke des Kamins. Eine maskirte Familie kömmt eben an; der Mann ist ein Schotte. Die Damen können eine Bewegung des Schreckens nicht unterdrücken, aber die Frau des Schotten, welche als Wilde gekleidet ist, bemüht sich, die Gesellschaft zu beruhigen. Die wilde Dame erscheint in einer Art Pelzrock. Einige hinter mir stehende Personen wollen behaupten, daß dieselbe ihre Bekleidung aus einem alten Muff angefertigt habe. Ihre beiden Kinder, von denen das eine elf, das andere neun Jahre alt ist, treten als Bauern auf und scheinen weinen zu wollen, weil ihnen die Locken ihrer Perücken beständig in die Augen fallen.

Der Marquis und der Chevalier unterhalten sich noch immer sehr angelegentlich in einer Fenster-Vertiefung. Ich vermuthete, daß sie sich über das, was auf dem Balle vorging, unterhielten, aber im Vorbeigehen vernehme ich die Worte: „Man muß mir doch alle Morgen meine Milch bringen; seit vierzig Jahren frühstücke ich nichts als Kaffee mit Milch. Ich muß meinen Kaffee haben!" — „Sie können ihn ja mit Wasser trinken." — „Sehr verbunden!" — Diese Herren handeln also noch immer das Kapitel von den Milchweibern ab.

Der Wirth führt jetzt die Gesellschaft in den Saal zurück und versichert den Damen, daß ihre kleinen Füße nicht mehr am Boden kleben werden. Indem der Türke dies sagt, kann er sich des Lachens nicht enthalten, und ich vermuthe daher, daß er etwas Anderes ausgesonnen habe. Jetzt beginnt die Musik von neuem und ladet zum Tanze. Der Herr mit der falschen Nase, der fortwährend in dichtesten Gedränge auf und ab schreitet, wird von den Tänzern hin und hergestoßen. Daran kehrt er sich aber nicht; er weiß, daß seine Nase fest klebt, und diese Ueberzeugung genügt ihm.

Das Zeichen zum Tanze ist gegeben, die Tänzer ordnen sich; aber nun tritt ein anderer Zwischenfall ein. Der Boden ist jetzt so schlüpfrig, daß man sich kaum aufrecht erhalten kann und wie auf dem Glatteise einherschreitet. Gleich im Anfang stürzen drei Tänzer zur Erde, und unter ihnen befindet sich auch der als Schotte verkleidete Familienvater. Der Türke lacht noch lauter; aber schon stürmen alle Tänzer und Tänzerinnen auf ihn ein; man sagt ihm, daß seine Späße übel angebracht sind. Der dicke Türke läßt daher das Seifenpulver wegfegen, und man fängt wieder an zu tanzen. Eine große Dame im Kostüm eines Troubadours beklagt sich bitter. „Das ist sehr verdrießlich", äußert sie gegen eine ihrer Nachbarinnen, „mein kleiner Sohn tanzte so eben und ist gefallen: dabei hat er seine Beinkleider zerrissen. Bis zum Ende des Balles muß er nun ruhig dasitzen, und ich bin gezwungen, ihn mit Kuchen und Eis vollzustopfen, um ihn zu trösten."

Die beiden Chinesen waren nicht gefallen, da sie sich nicht von ihrem Pfahle erhoben hatten. Ich bewunderte ihre Geduld und zerbrach mir den Kopf, welches Vergnügen ihnen wohl der Ball gewähren könne. In diesem Augenblicke erhob sich in dem Saale ein Gemurmel, welches durch das Erscheinen einer neuen Maske hervorgebracht wurde. Es war ein junger Mann in Spanischem Kostüm, das vollkommen den komischen Eindruck machte, den derselbe beabsichtigt hatte. Er trug einen mit vielen Falten besetzten Rock, eine blonde Perücke, die etwas zu kurz war, und einen kleinen Hut mit einer Feder: an den ausgestopften Waden waren mehrere Schmetterlinge befestigt. Ich erkannte in dem Spanier sogleich einen jungen, geistreichen Künstler, der wie ich der Meinung gewesen war, daß es bei solchen Gelegenheiten vorzüglich darauf ankömmt, die Gesellschaft zu erheitern. Seine Bemühungen wurden indeß hier, wo Jeder sich nur selbst bewundern wollte, nicht so anerkannt, wie sie es verdienten, und ich hörte selbst mehrere Damen sein Kostüm einer scharfen Kritik unterwerfen. Die beiden Chinesen dagegen, welche den ganzen Abend wie zwei Pagoden an derselben Stelle sitzen blieben, ärndteten vielen Beifall ein.

An einem Ende des Saals entstand plötzlich ein großer Lärm. Die Veranlassung desselben war der große Herr mit der falschen Nase, der Punsch hatte trinken wollen, und der in Gefahr war, zu ersticken, weil er seinen Schnurrbart hinuntergeschluckt hatte. Er war blau und roth geworden, und die ganze Gesellschaft eilte ihm zu Hülfe. Seine Frau sagte: „Man muß ihm seine falsche Nase abnehmen, die ist an Allem Schuld." Mehrere junge Leute versuchten, ihm dieselbe abzureißen, aber sie war so fest angeleimt, daß dies keine leichte Aufgabe war. Endlich gelang es dennoch. Der Schmerz, welchen ihm der Verlust seiner Nase verursachen mußte, brachte ihn wieder zur Besinnung; er faßte sich ins Gesicht, und als er die Nase vermißte, stand er auf und bahnte sich einen Weg durch die ihn umgebende Menge. Als er mit seiner Frau den Saal verließ, sagte er: „Ich wollte mich nicht demaskiren; jetzt hat mich Jeder erkannt!.... Es ist lächerlich, daß man mir die Nase abgenommen hat."

Indeß war es ziemlich spät geworden. Die Sehnsucht nach den beiden Pasteten, welche den Schluß des Festes bilden sollten, wurde immer stürmischer. M... ließ daher in dem Speisesaale ein Büffet aufrichten, auf welchem die beiden angekündigten Pasteten über vieles andere Gebäck emporragten. „Was dieser M... doch für wunderbare Einfälle hat!" sagten die Damen; „hat man je schon auf einem Balle Pasteten gegeben! Das ist ganz abgeschmackt!" — „Da wir nichts Anderes haben", sagten die Männer, „so werden wir sie schon essen müssen; übrigens sehen sie köstlich aus. Es sind gewiß Straßburger Pasteten."

M... bat sodann zwei Herren, die Pasteten zu öffnen. Auch ich nähere mich dem Büffet. Ich dachte mir gleich, daß unser Türke uns noch einen Spaß von seiner Erfindung auftischen würde. Ich hatte mich nicht getäuscht, denn als die beiden Herren die Deckel von den Pasteten abhoben, flogen aus denselben zwei Fledermäuse hervor. Die Damen kreischten laut auf und liefen aus einem Zimmer in das andere; in dem Saale herrschte die größte Verwirrung, und durch diesen Lärm hindurch vernahm man noch das Lachen des Wirthes, der sich ausschütten wollte, als er sah, daß sich eine Fledermaus in der Perücke des Schotten gefangen hatte.

Dieser plumpe Scherz beendigte den Ball. Ich entferne mich zugleich mit dem Herrn, der seine Empfindungen beim Spiele so wenig hatte bemeistern können. Auf der Treppe murmelte er noch: „Ich habe mein Geld wieder! Ich gewinne nicht! .. Ich bin wieder auf dem Punkte, wo ich angefangen habe!" ..

E. Scribe.

England.

Zur Geschichte der Englischen Karrikaturen.

(Fortsetzung.)

Die Karikatur dient ebensowohl den nationalen Antipathien, wie sie Meinungen und Sitten verhöhnt. Zeuge deß sind die zahllosen Lords Puff, an denen sich die Franzosen so lange ergötzt haben, und andererseits die gedrechselten Marquis, die Froschesser und die Liebhaber der Wassersuppen aus Frankreich. Der Bauch des Engländers, wie die Busenkrausen und Manschetten des Franzosen, der kein Hemde hat, verfehlen noch jetzt ihren Eindruck nicht beim Pöbel beider Länder, und am ersten besten Kupferstichladen in London oder Paris kann man die Belege dazu ohne Mühe finden. Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts hatten die langen Kriege und eine gezwungene Vereinigung die grimmigste Feindschaft zwischen den Engländern und Schotten veranlaßt. Schon unter den Stuart's war dieser Nationalhaß hervorgetreten und hatte nicht wenig zur Revolution im Jahre 1620 und zu der im Jahre 1688 beigetragen. Die Fürsten aus dem Hause Hannover glaubten, die Schotten begünstigen und die alten Jakobiten an sich ziehen zu müssen, um alle Keime der Rebellion in diesem Lande zu ersticken. Bei dieser günstigen Stimmung der Minister und Staatsmänner muß man nun noch die Ausdauer, Geduld und Gewinnsucht der Schotten in Anschlag bringen, um zu begreifen, wie die gewöhnlichsten Abenteurer aus Edinburg oder Glasgow ein so erstaunliches Glück in Lon-

von machen konnten. Hier mochte man dagegen nicht ohne Ingrimm und Wuth diese verhaßten und verachteten Fremdlinge zu Würden und Einfluß gelangen sehen. Eine Karrikatur bezeichnet: „Ursprung der Minister und der Schottischen Intriganten", war der Ausdruck des allgemeinen Unwillens; zwei Schottische Hexen, denen des Macbeth ähnlich, schütteten über England einen Korb voller Raupen mit Menschengesichtern aus; dieselben stellten Soldaten, Priester, Aerzte, Advokaten dar, welche sich in ihrem Falle aus den Wolken an alle Zweige anklammerten und bis zum Gipfel der Bäume hinaufkrochen, so daß kein Blatt von ihnen verschont blieb. Ein anderer Kupferstich aus derselben Zeit führt den Titel: „Ein Mittel, die Reise von Edinburg nach London in einem Tage zu machen." Hier muß der Hexenbesen als Transportmittel dienen, um zwei Söhne Kaledoniens aus der Hauptstadt Schottlands nach der von England zu versetzen; der eine ist mit dem gestreiften Plaid bekleidet, die rothen Haare flattern im Winde, während er auf der nationalen Sackpfeife bläst und in seiner leeren Tasche vergeblich nach einem Goldstück umhersucht. Der andere ist ohne Schuhe und Strümpfe und drückt die Schottische Zauberin, welche ihn mit sich führt, inbrünstig an sich; zugleich wirft er begehrliche Blicke auf das englische Paradies, das sich vor seinen Augen aufthut. Auf der rechten Seite dieser Skizze erblickt man eine Tafel mit der Inschrift: Von Edinburg nach London, 320 Meilen.

Die repräsentative Regierungsform, welche den Parteileidenschaften freien Spielraum läßt, begünstigt mehr als jede andere die Karrikaturenzeichner. Hundert Bände in Folio würden nicht alle Karikaturen fassen, welche seit 1688 gemacht worden sind, und die ihr Entstehen der staatlichen Entwickelung verdanken, welche mit diesem Jahre beginnt. Hier würden alle bedeutende Personen der Geschichte einen Platz finden. Ein jetzt unbekannter Künstler zeichnete sich vorzüglich in dieser Weise aus und bewährte sich darin durch einen ungemeinen Aufwand von Phantasie und Erfindungskraft als wahrhafter Dichter. Im Uebrigen hatte er weder feste Grundsätze, noch irgend eine Ahnung von dem, was man Charakter oder Gewissen nennt; man kann von ihm sagen, daß er sich ganz durch seine wilde Launenhaftigkeit bestimmen ließ und einen unwiderstehlichen Drang zu beißen und zu verletzen in sich trug; das Schicksal hatte ihn mit einem mächtigen und strebsamen Geiste ausgestattet, aber es züchtigte ihn auch hart, denn Gillray starb im Wahnsinn. Wenn man einen Blick auf seine satirische Encyklopädie wirft, so kann man sich des Erstaunens über seine Fruchtbarkeit und über diese Fülle von Ideen nicht erwehren, und unwillkürlich muß man ausrufen: „Er war ein Genie!" Seine Geschichte bietet manche merkwürdige Züge dar. Als Schotte hatte er anfangs republikanische Gesinnungen und machte der Regierung nicht wenig zu schaffen. Diese sah vollkommen ein, wie gefährlich ihr ein solcher Feind werden konnte, und sie schickte deshalb einen Unterhändler zu ihm, welcher ihm die Aussicht auf das Gefängniß eröffnete, im Fall er seine Begriffe fortsetzte, und ihm dagegen eine Geldunterstützung verhieß, wenn er sich bekehren wolle. Gillray war einen Augenblick unschlüssig; von jetzt an widmete er sein Talent einem Jeden, der es kaufen wollte, und Canning gab ihm nun den Stoff zu seinen Karrikaturen an die Hand. In einer derselben erscheinen die Tories in Gestalt der Sonne, welche den Erdball erleuchtet, und Canning, welcher als Phaeton den Sonnenwagen lenkt, entgeht glücklich allen Gefahren, welchen sein Vorfänger unterlegen war. Gillray erschien zwar öffentlich als Tory, aber er hatte sich nichtsdestoweniger das Recht vorbehalten, in seinem Innern und in seiner Behausung Republikaner zu bleiben. Er fluchte sich selbst wegen seines Abfalls und weinte heiße Thränen über seine Schwäche und seine Schlechtigkeit. Wenn er trunken war, brachte er immer die Gesundheit des republikanischen Malers David aus, und man sagte selbst, daß er in einem abgelegenen Zimmer eine Statue der Freiheit aufgerichtet hatte, welche nach einer Zeichnung jenes Künstlers angefertigt war. In dieser Beziehung hatte seine Lage sehr viel Aehnlichkeit mit der eines Violinspielers der Französischen Oper, dem Napoleon ein Jahrgeld ausgesetzt hatte, und der in einem Geheimkabinet Freiheitslieder sang. Als Napoleon demselben eines Tages für eine seiner Compositionen mehrere tausend Francs geschenkt hatte, kehrte er vergnügt nach Hause zurück und breitete seinen Schatz auf dem Fußgestell der Statue der Freiheit aus, die er mit Schmähreden überschüttete, und der er zurief: „Hast Du je etwas Aehnliches für mich gethan?" Hierauf zertrümmerte er die Gottheit, die er früher angebetet hatte, mit einem Faustschlage.

Gillray machte im Jahre 1793 in Begleitung des Malers Loutherburg eine Reise nach Flandern. Nach ihrer Rückkehr berichtigte Georg III. ihre beiderseitigen Zeichnungen und ertheilte denen des Letzteren große Lobsprüche. Gillray, den die Regierung damals noch nicht auf ihre Seite gezogen hatte, ermangelte nicht, sich dafür zu rächen; so veröffentlichte er eine Karrikatur, welche „ein Kenner, der ein Miniatur-Gemälde betrachtet" betitelt war, und die Georg III. darstellte, wie er durch ein Brennglas mit seinem glanzlosen Auge ein kleines Portrait Olivier Cromwell's betrachtet. Das Bewußtseyn seiner Verworfenheit führte Gillray zum Wahnsinn. Er lebte in wilder Ehe mit einer gewöhnlichen Frau; diese hatte ihn mehrmals durch ihre Bitten so weit gebracht, daß er mit ihr zur Kirche ging, um sie zu heirathen; aber jedes Mal kehrte er auf dem Wege wieder um, indem er in seiner rohen Weise sagte: „Wozu das; wir haben Alles, was wir brauchen." Schon in seiner Physiognomie war die Reizbarkeit und Bitterkeit seines Charakters ausgesprochen; in seinen Augen las man Energie, Gluth der Phantasie, unbezähmbare Heftigkeit und Wandelbarkeit. Man konnte ihn nicht auf der Straße mit seinem blauen Rocke und großen Metallknöpfen, seiner rothgestreiften weißen Weste und seiner weißen Halsbinde ansehen, ohne sich zu sagen, daß dieser Mann zu seiner und zu Anderer Qual geschaffen sey. Jeder Modemann, jede Lächerlichkeit der Zeitgenossen mußten ihm ihren Tribut bezahlen. Er war ein aufmerksamer Beobachter und brachte Tage lang im Laden seines Verlegers zu, wo er mit gekreuzten Armen über alle Vorübergehende eine strenge Musterung hielt. Jede lächerliche Form, jede komische Physiognomie prägte sich unauslöschlich seinem Gedächtnisse ein, und jede Figur, die er im Fluge aufgehascht hatte, stellte sich ihm zur rechten Zeit wieder vor die Phantasie. Die Gesellschaft von 1780 bis 1800, die Saint-James-Straße, die Aristokratie dieser Zeit, die Stutzer und Modeherren, die Schauspielerinnen und die gutmüthigen Schönen leben in seinen Schilderungen gleichsam wieder auf. Man betrachte z. B. „den Schatten eines Herzogs". Dieser arme Oberst, dessen Gesichtsbildung der des Herzogs von Hamilton sehr ähnlich war, suchte die zufällige Aehnlichkeit noch dadurch zu vergrößern, daß er sich eben so kleidete wie der Herzog und denselben auf jede mögliche Weise zu kopiren bemüht war. Nichts konnte ihn daher auch mehr entzücken, als wenn sich Jemand durch diese Aehnlichkeit täuschen ließ und ausrief: „Das ist der Herzog von Hamilton!" und diese Worte stehen denn auch unter seiner Karrikatur. Ehemals durfte man in England keinen Anspruch auf Adel machen, ohne mit Automedon zu wetteifern; ein Jeder, der aus einer guten Familie war, mußte Wagenlenker seyn, und Tommy Onslow galt für den besten Kutscher Englands und daher auch für den ersten Edelmann. Gillray setzte deshalb unter eine seiner Karrikaturen die Worte: „Was versteht Tommy Onslow? Einen zweispännigen Phaeton zu lenken. — Und was noch? Einen vierspännigen Phaeton zu lenken." Auf dem Bilde strahlt Tommy Onslow im vollen Glanze seines Ruhms.

Auch die Frauen verschonte Gillray nicht mit seinen Angriffen. Die Karrikatur „Diana auf der Jagd" stellt die berühmte Gräfin von Salisbury vor. Bis zum Rücken hinauf mit Koth bedeckt und einen Fuchsschwanz in der Hand haltend, sieht man sie mit aufgelösten Haaren vorüberfliegen und den Jägern ihres Gefolges, die hinter ihr herkeuchen, zulächeln. Ihr Kleid ist bis zum Knie aufgeschlitzt. — In diesen Skizzen tönen die Nachklänge einer untergegangenen Gesellschaft und einer jetzt vergessenen Zeit. Da findet man den Gecken à la Skeffington, eine uns unbekannte Menschengattung, die sonst in den Salons und in den Foyers der Theater ihr Wesen trieb. Wir können uns keine Vorstellung von dem glückseligen Skeffington machen, der auf die Frage, wo er sich erkältet habe, antwortete: „Ach, der Herr am anderen Ende des Tisches ist so durchnäßt, so durchnäßt!!" ... Auch das Andenken an Monsey, den König der Aerzte, hat uns Gillray aufbewahrt. Dieser lehnte sich mit der wohlwollendsten Miene auf die Schulter seiner Patienten und sagte, indem er sein Spanisches Rohr mit einem großen goldenen Knopfe lächelnd in den Händen hin- und herdrehte: „Schöne Figur, gesunde Farbe, regelmäßiger Puls; das soll mich indeß nicht hindern, Sie noch auf den Kirchhof zu bringen." Sieben andere Aerzte strebten nach der Anwartschaft auf seinen Platz als Arzt der Invaliden von Chelsea. Er überlebte sie Alle und wurde über hundert Jahre alt. In seinem achtzigsten Jahre bemerkte er einst einen der Kandidaten auf einem Baume, dessen Zweige sich über seine Gartenmauer hinüberstreckten. „Sieh da!" rief ihm Monsey zu, „Sie sehen sich Ihr künftiges Eigenthum an; gefällt es Ihnen? Ist der Garten und das Haus nicht in gutem Zustande? Nicht übel, nicht wahr? Mein guter Freund, schon sechs Andere wollten mich beerben und sind vor mir gestorben; auch Sie werde ich begraben. Sie werde ich begraben!" Grinsend entfernt sich der Alte. — Auf einem anderen Bilde sieht man ein Dreiblatt edler Lords, von denen der Eine ein Spieler, der Andere ein Trunkenbold und der Dritte noch etwas Schlimmeres war. Dieser dicke, feiste, ungeschickte Mann, welcher mit seinem Daumen und seinem Zeigefinger auf eine so gemeine Weise schnalzt, ist Tyrzel Jones, der das Haus der Gemeinen so oft mit seinen groben Späßen ergötzte. Unter dem Bilde standen die Worte: „Das unabhängige Parlaments-Mitglied". Der Künstler legte seinem Helden folgende Worte in den Mund: „Ich bin ein unabhängiger Bürger Alt-Englands; ich liebe weder die Holzschuhe, noch die Frösche, noch die Franzosen. Die Unabhängigkeit und Alt-England! Für alles Uebrige gebe ich keinen Heller!" —

Gillray sammelte die Sonderlinge seines Jahrhunderts, wie ein Liebhaber Schmetterlinge oder Raupen sammelt. Von Georg III. pflegte er zu sagen: „Wenn er mich auch nicht für einen guten Unterthanen hält, so halte ich ihn doch für einen vortrefflichen Stoff zu einer Karrikatur!" Dieser Fürst kaufte übrigens alle Karrikaturen, die Gillray auf ihn machte, und lachte laut auf, wenn er sich so entstellt und verzerrt sah. Empfindlicher zeigte er sich gegen die Angriffe auf den Prinzen von Wales und seine Maitresse. Auf einer Karrikatur, auf der des Königs Mäßigkeit verspottet wurde, sah man denselben vor einem Heerde knieen und Kartoffeln kochen, während die Königin in einer Pfanne Gründlinge bratet. Auf ihrem zerrissenen Strumpfbande liest man die Worte: „Honni soit, qui mal y pense." — Auf einem anderen Bilde wird die Leutseligkeit des guten Königs lächerlich gemacht; er begegnet einem Wasserträger, den er mit einer Frage nach der anderen bestürmt: „Wie geht es Dir? Wer bist Du? Wo wohnst Du?" Dieser hört alle Fragen mit aufge-

sperrtem Maule an und dreht verlegen seinen abgeschabten Hut hin und her.

Der Schimpfname „little Boney", der Napoleon noch jetzt in England anklebt, kömmt ebenfalls auf Gillray's Rechnung. Auf einer Karrikatur erscheint derselbe in der Gestalt Gulliver's und zieht so das Schwert gegen Georg III., der ihn in der Hand hält. Als England im Jahre 1802 mit einer Landung bedroht wurde, ließ der Künstler Napoleon mit seinem Geschwader wieder als Gulliver in einer Punsch-Bowle zum Ergötzen Ihrer Majestäten herumschwimmen. Die riesenhaften Majestäten brechen in ein lautes Gelächter aus, während die Straßenbuben die Segel der kleinen Flotte mit dem Hauche ihres Athems anschwellen. — Oft vertauscht aber auch Gillray diese unschuldigen Scherze mit Satiren, die in Gift und Galle getaucht sind. Hierher gehört die Karrikatur auf die Subscription, welche die Liberalen der damaligen Zeit zu Fox's Gunsten eröffneten. Derselbe tritt als Griechischer Patriarch auf; Horne-Tooke, Sheridan, Taylor, Hall, der Herzog von Stanhope und der Doktor Priestley erscheinen als Chorknaben in seinem Gefolge. Der Vertheidiger der öffentlichen Freiheit ist mit Lumpen bedeckt und aus seiner Tasche gleiten schmierige Karten. Eine geheimnißvolle Erscheinung, von der nur die schwarzen Hände und die Krallen zum Vorschein kommen, läßt in die offene Börse des politischen Bettlers falsche Bankscheine und mit Protest zurückgeschickte Wechsel fallen. „Mein Herr", sagt die geheimnißvolle Erscheinung, „ich übergebe Ihnen mit dem lebhaftesten Vergnügen den Ertrag der Sammlung, die ich für Sie angestellt habe, und ich überbringe Ihnen außerdem die Beistimmung und die besten Wünsche des Central-Comité's; fahren Sie fort, die gemeinsame Sache zu unterstützen, meine Krallen sind immer zu Ihren Diensten." — Als der berühmte Naturforscher Joseph Banks den Bath-Orden erhielt, gab diese Verwandlung des Philosophen in einen Hofmann dem Künstler einen seiner glücklichsten Gedanken ein. Eine ungeheure graue Raupe nimmt plötzlich die schimmernden Farben des ritterlichen und monarchischen Ordens an, und die beiden bunten Flügel des Schmetterlings bilden den sonderbarsten Kontrast mit der ursprünglichen Einfachheit der „Südsee-Raupe". (So heißt der Kupferstich). — Auf einer anderen Karrikatur sind alle Schönheiten von ehemals, alle die Unglücklichen, welche vergeblich gegen das Alter ankämpfen, dargestellt. Lady Mount-Edgecombe opfert zwei Turteltauben auf dem Altar der Venus; die Spielerin Lady Archer, welche sich durch ihre männlichen Neigungen auszeichnete, treibt ein Lamm vor sich her und trägt einen Schäferstab; Mistreß Fitz-Herbert ist mit Rosenkränzen belastet, welche sie an den Säulen des Tempels aufhängt; die Herzogin von Gordon opfert Weihrauch zu den Füßen der Göttin, und Lady Cäcilia Johnson, eine dreiundneunzigjährige Vestalin, hält eine Lyra und entlockt den tönenden Saiten süße Melodieen. — Als Pitt die große Frage des Papiergeldes in Anregung brachte, zeichnete Gillray John Bull als Symbol des Englischen Volkes, zu dessen beiden Seiten man Fox und Sheridan erblickt. Pitt bietet demselben ein Paket Banknoten an. „Scheine", ruft Sheridan, „die nimmt Niemand mehr; man leiht mir nicht mehr einen Heller auf meine Unterschrift." — „Mein Junge", sagt Fox, „Du mußt nur Gold nehmen, um Dich mit den Franzosen abzufinden, wenn sie hierher kommen." — „Meiner Treu", sagt John Bull, „ich nehme die Scheine von dem Manne, er braucht klingendes Geld, um mich gegen die Franzosen zu schützen." — In diesen leicht hingeworfenen Skizzen offenbart sich doch zuweilen ein ungeheurer Schwung der Phantasie. Als beim Beginne der Geistes-Abwesenheit Georg's III. die Tories auf die Regentschaft der Königin hofften, stellte er die drei Staatsmänner Thurlow, Pitt und Dundas in Gestalt der drei Hexen aus Macbeth dar. So ließ er sie durch die Wolken dahin schweben und den Mond umkreisen; staunend betrachten sie dessen Wechsel und legen ihre abgezehrten Finger auf die Lippen. Die Scheibe des Mondes ist in zwei Theile getheilt, von denen der dunkle den König, der helle die Königin darstellt. Unter dem Bilde stehen die Worte: „Drei Diener der Finsterniß, welche für Frauen ausgegeben werden, die man aber für Männer hält, und deren wahres Geschlecht nur der Bart verräth."

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Jules Janin in Italien. In Frankreich fehlt es an Neuigkeiten, und darum hat das Journal des Débats, das sein Publikum so gut als möglich unterhalten will, zwei seiner Mitarbeiter, Herrn Jules Janin nach Mailand und Herrn Philarète Chasles nach London gesandt, um über die Krönungen des Kaisers und der Königin zu berichten. Janin hat bereits seine Mittheilungen begonnen — allerdings noch nicht über die Lombardische Huldigung, denn diese wird erst im August stattfinden — wohl aber über die Italiänischen Städte, die er sich vorher ansieht, ehe er nach Mailand geht. Janin und sein Publikum sind wie Mann und Frau; sie necken, zanken und entzweien sich viel, wenn sie bei einander sind, aber wenn der Eine auf Reisen geht, so erzählt er dem Anderen nicht bloß, daß es nirgends besser sey, als bei ihm, sondern er theilt ihm auch alle Kleinigkeiten mit, die ihm begegnet sind, von den fünf Einfaltspinseln an, die mit ihm zusammen im Postwagen saßen, bis zur letzten Stufe des schiefen Thurmes in Pisa, den er bestiegen hat. In dem ersten langen Briefe, den das Journal des Débats bringt, unterhält uns Janin von Lyon, von seiner Vaterstadt St. Etienne und von der Eisenbahn, die dahin führt — freilich lauter Dinge, von denen schon oft und bis zum Ueberdrusse, nicht bloß von Anderen, sondern auch von ihm selbst geschrieben worden; aber ist denn Janin nach Italien gereist, um neue Entdeckungen zu machen? Alle Welt weiß ja, daß er nur von bekannten Dingen erzählen wird, und die Hauptsache dabei ist, zu erfahren, wie haben die Italiänischen Höfe den berühmten Janin gefeiert, und was sagt er von dem benachbarten Französisch-Italiänischen Piemont, was von dem kunst- und antikenreichen Florenz, was von der Witwe des großen Kaisers in Parma, was vom Kirchenstaat und vom Vatikan, und was endlich von dem Absatz des Italiänischen Stiefels, von Virgil's und Ovid's Parthenope, die jetzt das Neapel der Lazzaroni ist? Janin bleibt gewiß auf keine dieser Fragen die Antwort schuldig, wiewohl er im ersten Briefe nur von Dingen spricht, die nicht Italien sind. Ja, selbst wo dieses beginnt, sieht er immer noch Frankreich. Wie in Belgien, wo er sich über den Gränzpfahl wanderte, der ein anderes Land verkündet, und wo er erst an den Nachdrucks-Niederlagen der Brüsseler Buchhändler und an den Babel-Reden in der Repräsentanten-Kammer gemerkt haben will, daß er nicht mehr in Frankreich sich befinde — so geht es ihm auch in Savoyen. In Chambery erkennt er sogar die Französische Trommel und legt die Französischen Träume aus, von denen, wie er meint, die Leute des Nachts beunruhigt werden. Dagegen wendet er sich ab von Genf, das er die Stadt der Pedanten nennt, von Genf, das einen größeren Antheil Französischen Geistes repräsentirt, als irgend eine Stadt Frankreichs außer Paris, von Genf, das Jean Jacques, Frau von Staël und Benjamin Constant genährt und das eine fortwährend thätige Pflanzschule der Französischen Wissenschaft ist. Aber was sind einem Franzosen, und zwar einem Franzosen wie Janin, die stillen Eroberungen des Geistes im Vergleiche mit den eitlen Trophäen eines Waffen-Sklats, der den Gränzpfahl um wenige Meilen hinausrückt? Genf, auf das jeder Franzose stolz seyn konnte, ist Janin „so glücklich gewesen, bisher noch niemals zu sehen und auch diesesmal zu vermeiden"; die Savoyarden dagegen erinnern ihn schmerzlich daran, daß sämmtliche kleine Savoyarden-Kaminfeger und Stiefelputzer in Paris keine geborene Franzosen sind.

— Frau von Staël und William Pitt. In London sind kürzlich die nachgelassenen Denkwürdigkeiten des berühmten Vertheidigers der Sklaven-Emancipation, W. Wilberforce, von seinen beiden Söhnen herausgegeben worden. Wilberforce, der ein vertrauter Freund des Ministers Pitt war und mit demselben in jüngeren Jahren eine Reise nach Paris machte, erzählt unter Anderem, daß damals nicht viel gefehlt hätte, so wäre sein Freund der Gemahl der Demoiselle Necker, nachmaligen Frau von Staël, geworden. Necker hatte den Sohn des Lord Chatham mit großer Gastfreundlichkeit aufgenommen und sah es gar nicht ungern, daß dieser an dem lebhaften Geiste der jungen Corinna besonderen Gefallen zu finden schien. Indessen mochte dem Engländer die schon damals mit großem Selbstgefühl auftretende Männlichkeit der geistreichen Französin keine Einladung gewesen seyn, es mit ihr im Ehestande zu versuchen. Mit solchen Gattinnen muß der Mann entweder den passiveren Theil der Ehe, gleichsam die Frauenrolle, übernehmen, oder er bereitet sich die Konflikte, den die Begegnung und das Sichabstoßen gleich berechtigter und gleich konsequenter Geister immer veranlaßt. Pitt ließ sich daher weder durch die bedeutende Mitgift, die Herr Necker seiner Tochter bestimmt hatte (350,000 Livres), noch durch die Fürsprache Horace Walpole's bereden und kehrte unverheirathet nach London zurück. Interessant aber möchte es seyn, zu bestimmen, welche Richtung wohl der Geist der jungen Necker genommen hätte, wenn sie Mistreß Pitt und eine Engländerin geworden wäre. Wir besäßen dann wohl ihr treffliches Buch über Deutschland nicht, nicht Corinna und nicht Delphine, sondern vielleicht politisch-sociale Werke à la Miß Martineau, Englisch-Französische Bündnisse, die dem Friedensschlusse von Amiens vorangeeilt wären. Aber ob Pitt dann auch der Mann seines Landes, der Minister der Welt, geworden wäre?

— Russisches Vaudeville. Der Russische Schauspieler Karatügin ist der Verfasser eines Vaudevilles, das bereits seit mehreren Monaten auf dem Petersburger Theater mit unvermindertem Beifalle und immer bei vollem Hause gegeben wird. Es führt den Titel „Die Loge ersten Ranges zum letzten Debüt der Dlle. Taglioni" und behandelt einen Vorfall, der sich in der Russischen Hauptstadt wirklich, jedoch nicht bei dem Auftreten der gefeierten Taglioni, sondern bereits vor einigen Jahren bei einer der ersten gedrängt vollen Vorstellungen der „Stummen von Portici" ereignet haben soll. Spiel und Gesang der Russischen Schauspieler, die nicht selten an die Leichtigkeit Französischer Vaudeville-Darsteller erinnern, sollen nicht wenig zu dem Furore beitragen, mit welchem die kleine unbedeutende Pièce aufgenommen worden.

Hierbei Titelblatt und Inhalts-Verzeichniß des vorigen Halbjahres.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 81. Berlin, Freitag den 6. Juli 1838.

Frankreich.

Etienne Boylesve, der Stadtvogt von Paris.

Die Historiker sind über den Ursprung des Stadtvogt-Amtes (prévôté) von Paris verschiedener Meinung. Einige führen es bis in die Zeiten zurück, als die letzten Könige der ersten Regenten-Familie regierten, und betrachten dieses wichtige Amt als einen Ausfluß der Gerichtsbarkeit des Majordomus (Maire du Palais). Andere behaupten, daß die Stadtvögte mit dem Beginn der Karlovinger eingesetzt worden seyen; zum größten Theil aber nimmt man an, daß diese Würde erst mit der Thronbesteigung Hugo Capet's ins Leben getreten sey, und diese Hypothese hat die meiste Glaubwürdigkeit für sich. Wie dem nun sey — die Autorität der Stadtvögte war unermeßlich, und die Attribute ihres Amtes waren so vielfach, daß sie mit noch größerem Rechte Staatsmänner, als obrigkeitliche Personen heißen konnten.

Aber die zweckmäßigsten Einrichtungen veralten mit der Zeit und arten aus. Unter der Regierung Ludwig's VIII. und unter der Regentschaft der Königin Blanca konnte man nur durch Intriguen und Bestechungen Stadtvogt werden; auch war die Gerechtigkeit in gewissem Betrachte für Geld feil, welcher Umstand eine zügellose Willkür zur Folge hatte. Der heilige Ludwig wollte bei seiner Thronbesteigung dem Uebel abhelfen und die Käuflichkeit dieser hohen Stelle abschaffen; er suchte und forschte lange nach einem großen und weisen Manne, der sie zu wahrer Förderung des Gemeinwohls ausfüllen könnte, und fand diesen Mann endlich in der Person des Etienne Boylesve, welcher also der erste von einem König ernannte Stadtvogt von Paris war.

Am 15. Juni 1236 befanden sich die Bewohner der Stadt Angers in großer Aufregung. Ein Gesandter Ludwig's IX. war des Abends vorher im Stadthause abgestiegen und hatte gleich darauf die angesehensten Bürger und Gewerbsleute zu sich berufen. Diese Zusammenberufung, deren Ergebniß man geheim hielt, gab nun zu einer Menge widersprechender Gerüchte Anlaß. Einige vermutheten, der junge Monarch wolle einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen unternehmen; die große Mehrzahl aber behauptete, der Abgeordnete sey gekommen, um die Ritter und Edelleute zu Vertreibung der Engländer aus Aunis Saintonge aufzurufen. Beiderlei Auslegungen waren dem Volke sehr willkommen; denn die Aussicht auf Kriegs-Ruhm hat die Franzosen von jeher entzückt.

Nur Ein Bürger von Angers hatte sich im Stadthause nicht eingefunden: dies war Etienne Boylesve, der ehrenwerthe Mann, wie er allgemein genannt wurde. Ein häuslicher Verdruß, das plötzliche Verschwinden eines Schwagers und eines Neffen, die ihm Beide gleich theuer waren, hielt ihn von jedem Antheil an den öffentlichen Versammlungen fern. Das Volk ehrte den Schmerz eines so hochgeachteten Mitbürgers, und Niemand wagte es, ihn zu stören. Die guten Leute staunten aber nicht wenig, als sie am Morgen des 15. Juni den Abgeordneten des Königs mit zahlreichem Gefolge nach der Wohnung Boylesve's sich verfügen sahen. Das Gepränge und die Feierlichkeit des Zuges verkündeten einen wichtigen Auftrag. Vier bewaffnete Gerichtsdiener schritten voran: sie trugen Stäbe aus Ebenholz, mit Sammet, in welchen Lilien gestickt waren, umwickelt; dann folgte eine glänzende Kavalkade wohlgerüsteter Edelleute der Provinz Anjou, und hinter diesen der Königliche Abgeordnete auf reich geschirrtem Rosse und umgeben von Knappen und Pagen in Gala-Kleidung. Den Zug schlossen die Schöffen der Stadt, die Kirchen-Vorsteher der verschiedenen Gemeinden mit ihren Bannern und die angesehensten Bürger.

Der Zug hielt vor dem Hause Etienne Boylesve's, und ein Gerichtsdiener pochte mit seinem goldenen Scepter und mit dem Rufe: „Oeffnet im Namen des Königs!" an die Pfosten der Thür.

Sogleich öffneten sich beide Flügel, um das Personal des Zuges einzulassen. Die Dienerschaft beeilte sich, ihrem Herrn Meldung zu machen, und bald erschien Etienne Boylesve.

Etienne mochte damals im 32sten Jahre seines Alters seyn. Sein schönes und scharfgezeichnetes Antlitz athmete die innere Ruhe einer reinen Seele. Die großen, lebhaften Augen verkündeten tiefe Einsicht, Muth und Beharrlichkeit. Boylesve hatte einen hohen Wuchs, und die einfach würdige Kleidung, die er trug, verlieh seinen körperlichen Vorzügen ein noch größeres Relief.

Er schritt dem Abgeordneten entgegen, nahm seine Mütze aus blauem Sammet vom Haupte und sprach: „Monseigneur, ich bin bereit, die Befehle des Königs, unseres Herrn, aus Eurem Munde zu empfangen. Sprechet, lehret mich, was Etienne Boylesve thun soll, um unserem ruhmwürdigen jungen Monarchen zu dienen, oder dem Vaterlande nützlich zu seyn."

„„Messire Etienne"", hub der Gesandte an, „„der König Ludwig IX. hat in seinem ganzen Reiche nach einem Manne geforscht, der die Weisheit des Samuel mit der Tapferkeit des Joab und der Treue des Uria verbände — nach einem Manne, stark von Arm, von Wort und von Beispiel. Diesen Mann glaubt er in Eurer Person gefunden zu haben. — Ich komme"", so fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „„um Euch zu melden, daß der König, unser Gebieter, Euch zum Stadtvogte seiner guten Stadt Paris zu ernennen geruht hat.""

Eine plötzliche Röthe überflog Etienne's Stirn; er sah dem Abgeordneten mit seinem glühenden Auge eine Weile unverwandt ins Gesicht; dann legte er entschlossen die Hände zusammen, blickte gen Himmel und sprach mit einem Ton der Stimme, wie er nur aus einem Herzen kommen kann, das von den gesellschaftlichen Pflichten innig durchdrungen ist:

„Ich habe immer Gott um die Gnade gebeten, meinem Fürsten und meinem Lande dienen zu können! In meinem stillen Gebete sprach ich: Großer Gott! wenn dieser Arm, dieser Kopf das Gemeinwohl zu fördern im Stande ist, so ziehe mich aus dem Dunkel, das mich umgiebt — ist es aber von Dir verordnet, daß ich nur ein unnützes Werkzeug sey, ein Stein des Anstoßes, ein Bogen, dessen Sehne reißt, wenn man sie spannen will: o, so mache die Schleier noch dichter, die mein Daseyn umhüllen, und laß mich unbekannt und in Niedrigkeit dieses Leben beschließen!" — Darauf sagte er, aus dem Tone christlicher Demuth in den eines mannhaften Vertrauens übergehend: „Aber Gott hat mich gnadenvoll erwählt; unter so vielen ausgezeichneten Bürgern hat der König mich erlesen; seine mächtige Stimme ruft mich in den Schooß seiner Berathungen, in die Mitte der weisen Männer des Reiches! Gottes heiliger Wille geschehe; des Königs Befehl sey vollzogen! Monseigneur, ich nehme den Titel an, den Ihr mir an des Königs Statt ertheilet, den glorwürdigen Titel eines Stadtvogtes von Paris, und ich bin bereit, Euch zu folgen!"

„„Der König erwartete nichts Geringeres von Eurem Gehorsam, Messire"", versetzte der Abgeordnete. „„Heran ihr Pagen, ihr Stallmeister und Edelknechte, tretet hin zu Eurem neuen Herrn und Meister; wappnet ihn mit der Rüstung, die seiner Würde zukommt, und laßt ihn vor seinen versammelten Mitbürgern die Insignien des Ranges empfahen, zu dem das Vertrauen des Königs ihn befördert.""

Die Stallmeister, die Edelknechte und die Pagen traten heran, und Etienne Boylesve war bald in eine vollständige Ritter-Rüstung gekleidet. Zwei Schöffen der Stadt Angers setzten ihm den Helm auf das Haupt, von welchem weiße, schwarze und rothe Federn wallten, die Farben der Stadt Paris; und der Abgeordnete des Königs gürtete ihm das Schwert um, während zwei Pagen ihm goldene Sporen an die Stiefel steckten.

Als Boylesve vollständig gerüstet war, zog der Botschafter Ludwig's seinen Degen, gab dem neuen Ritter, der auf seinen Wink niederkniete, drei gelinde Schläge auf den Rücken und sprach, während die ganze Versammlung ein andächtiges Schweigen beobachtete: „Ich, André von Châtillon, Marschall von Frankreich und Statthalter der Picardie und des Hennegau, mache Euch, Etienne Boylesve, kraft der Befehle des Königs und durch das Privilegium meiner Würde und meines Alters, zum Rittersmanne und erkläre Euch vor Allen, vor Freunden und Feinden, vor Getreuen und Ungetreuen, als Stadtvogt der Hauptstadt Paris."

Etienne erhob sich, faßte mit Ehrerbietung die Hand des alten Kriegers und sagte: „Ich schätze mich doppelt glücklich, Monseigneur, daß mir ein so glänzendes Zeugniß von der Achtung meines Königs geworden, und daß ich Name und Charakter eines Ritters aus Eurer tapferen Hand empfangen habe. Monseigneur von Châtillon, zwischen Euch und Mir bestehe hinführo ein Bündniß auf Leben und Tod!"

Dann wendete er sich zu seinen Mitbürgern und sprach mit vor Rührung zitternder Stimme: „Meine guten und theuren Mitbürger! Ihr seyd es, die der König in meiner Person ehret; Eure Treue, Eure Tugenden sind es, die er heute belohnt. Meine Freunde, ich werde treu bleiben den Vorschriften, den Beispielen, so Ihr mir fortwährend gegeben. Das Glück und die Wohlfahrt Frankreichs werden mein einziges Glück, meine einzige Wohlfahrt seyn. Wer für den Ruhm, für die Eintracht und Sicherheit der Hauptstadt thätig ist — täuschet Euch darin nicht, ihr Männer von Angers — der arbeitet auch an dem Ruhme, an der Eintracht und Sicherheit des ganzen Vaterlandes. Lebt wohl, ihr Freunde, lebet wohl, bis zu dem Tage, an welchem wir uns wieder begegnen werden, sey es nun auf dem Schlachtfelde oder in den Wohnungen des ewigen Vaters."

Der Ruf: „Weihnachten! Weihnachten!" erscholl durch die ganze Versammlung und fand ein Echo in der Menge, die vor dem Hause sich drängte. Der Zug setzte sich bald wieder in Bewegung; der neue Stadtwogt verließ das Haus zuletzt und bestieg ein prachtvoll aufgezäumtes Pferd, ein Geschenk des Marschalls von Châtillon.

Etienne Boylesve warf einen letzten Scheideblick auf das Haus, wo er geboren war und die süßesten Freuden des Jünglings, des Mannes und des Familienvaters genossen hatte. Eine Thräne glänzte in seinen Augen; allein er ermannte sich schnell und schwang sich mit wunderbarer Behendigkeit auf seinen muthigen Renner. Als er im Sattel saß, zog er sein Schwert, warf die Scheide von sich und sprach zu dem Marschall: „Monseigneur, ein Stadtwogt von Paris muß immer die Augen offen und den Degen in der Hand haben; der Schlaf muß seinen Augenliedern fremd seyn, wie diesem Schwerte hinführo die Scheide. Gehen wir nach Paris, Monseigneur, und halten wir Beide unseren Einzug, Ihr wie ein Held, der von seinen Thaten ausruht, und ich wie ein Magistrat, der wachen soll."

Sieben Tage darauf kamen sie mit dem ersten Frühroth zu dem Palais en l'Isle, der Wohnung der Pariser Stadtvögte.

Die Bevölkerung der Stadt Paris belief sich zu Anfang der Regierung Ludwig's IX. auf 75,000 Seelen, eine Zahl, die im Verhältniß zu dem damaligen geringen Umfang der Stadt sehr bedeutend war. Darunter befanden sich wohl 20,000 Individuen ohne Zucht und Sitte, namentlich Zigeuner, Dirnen und Landstreicher aus allen Gegenden Europa's. Dieses Gesindel, welches die verschiedensten Sprachen redete, hatte sich in Stämme und Centurien abgetheilt, verhöhnte die erbärmliche Polizei und flößte dem ehrbaren Theile der Bevölkerung Besorgnisse ein, die mit jedem Tage wuchsen. Wirklich verging fast kein Tag ohne Gräuel und Exzesse jeder Art: bei hellem Sonnenschein wurden Menschen auf der Straße ermordet, anständige Frauen gröblich beleidigt, die schamlosesten Tänze aufgeführt, Kinder geraubt und fortgeschleppt u. s. w. Die Bürgerschaft klagte und beschwerte sich; selbst der gemeine Mann murrte über diese empörenden Ausbrüche der Sittenlosigkeit; aber die Magistratspersonen, denen es zukam, die öffentliche Ordnung zu handhaben, wagten nicht, eine strenge Maßregel zu ergreifen, oder verfuhren dabei mit solcher Halbheit, daß die Verbrecher des wesenlosen Schreckbildes spotteten und in ihren Ausschweifungen getrost fortfuhren.

Etienne Boylesve staunte, als er diese volkreiche und berühmte Stadt einer Handvoll Elender preisgegeben sah, die ungestraft morden, rauben und jeder brutalen Begierde fröhnen konnten. Er begehrte alsbald Audienz beim Könige und beschrieb ihm in einer Rede, von der uns leider nur Fragmente geblieben sind, den bejammernswürdigen Zustand seiner guten Stadt Paris. Er bat den König flehentlich, daß er, falls die in seiner Macht stehenden Mittel zur Hemmung des Uebels unwirksam blieben, ihm erlauben möchte, sich seiner Würde zu begeben.

„Messire Etienne", antwortete der König, „ich habe Euch an die Spitze meiner guten Stadt Paris gestellt, um die Uebel, die Schwären und Krebsschäden zu heilen, an denen sie leidet. Ihr habt das Schwert des Stadtwogtes von mir; bedient Euch seiner zur Ehre Gottes und zum Heil meines Volkes. Richtet und strafet nach bester Einsicht! Mein Königswort und diese Zeile von meiner Hand sollen Euch Bürgen seyn." — Darauf nahm der König ein Blatt Pergament und schrieb auf dasselbe: Alles um Gerechtigkeit!

„Mein König", sprach der Stadtwogt, das Blatt in Empfang nehmend, „diese Worte, die Eure geheiligte Hand jetzt niedergeschrieben, sollen hinführo mein Wahlspruch seyn; ja, Sire, Alles um Gerechtigkeit! In diesen drei Worten liegt die Größe Eurer Krone, liegt die Wohlfahrt der Nation!

Zu den Meuchelmorden, Räubereien und Schändungen, deren beständiger Schauplatz Paris war, gesellte sich noch eine andere Seuche. In dem Stadtviertel der Leihhäuser und der Silberbewahrer wuchsen Falschmünzer und Geldbeschneider wie Pilze empor, und besonders das arme Volk mußte durch die Habsucht und die Betrügereien dieser Menschen viel leiden. Etienne Boylesve beschloß, die Hauptstadt mit Einem Schlage von den Vagabunden zu säubern und die Falschmünzer aus ganz Frankreich zu verbannen. Er ließ an den Ufern der Seine, zwischen dem Eiermarkt und der Hanse, zwölf Galgen, jeden mit drei Armen, errichten. Vierzehn Tage lang hingen an diesen Galgen täglich andere Verbrecher. So oft ein Mord oder eine andere todeswürdige Handlung auf der Straße verübt ward, bemeisterten sich die von Boylesve neu organisirten Häscher des Verbrechers und schleppten ihn vor den Stadtwogt, der ihn nach kurzem Zeugenverhör sofort dem Nachrichter überantwortete. Boylesve verwaltete das Amt der rächenden Gerechtigkeit mit so viel Eifer und Energie, daß er während der ersten drei Monate in keinem Bette schlafen wollte. Er ruhte alle Nacht nur wenige Stunden, und zwar auf einem in dem großen Saale der Stadtwogtei stehenden Feldbette, aber stets mit seinen Insignien bekleidet und mit dem entblößten Schwerte in der Hand oder zur Seite.

Nach wenigen Wochen waren die Bösewichter abgeschreckt, und die rechtschaffenen Bürger hatten wieder Vertrauen gewonnen. Jetzt wendete sich Boylesve gegen die Blutegel des Volkes, die Kipper und Falschmünzer. Eine große Zahl dieser Schurken war in den Verließen der Stadtwogtei und in den Gefängnissen des Châtelet eingesperrt. Von seinen Beisitzern begleitet, begab sich der Stadtwogt persönlich in diese Räume, ließ den Greffier die Namen der Gefangenen ablesen und stellte jedem Einzelnen kurze kategorische Fragen. Da stürzten plötzlich zwei dieser Elenden aus der Menge der Uebrigen hervor und warfen sich dem Stadtwogte zu Füßen, der mit Schauder seinen schon ergrauten Schwager und seinen jungen Neffen erkannte. „O, Etienne! Bruder — Oheim!" stammelten sie Beide, indem sie seine Hände küßten und mit ihren Thränen befeuchteten. — „„Ich habe hier keinen Bruder, keinen Neffen"", antwortete Boylesve mit fester Stimme, obwohl in seinem Innern erschüttert. „„Ich bin jetzt nicht Etienne Boylesve, sondern der Stadtwogt von Paris, der Euch ausfragen und richten soll.""

„Etienne", sprach der Alte in flehendem Tone, „vergißest Du, daß ich der Bruder Deiner keuschen Gattin bin? vergißest Du, daß das Blut Deiner Söhne in den Adern dieses armen Jünglings rollt? Er ist unschuldig und hat nur, um mir zu gehorchen, an dem Verbrechen Theil genommen — ich habe ihn verführt. Gnade! Gnade für ihn, im Namen des Himmels! Im Namen der heiligsten Mutter Gottes, erbarme Dich seiner! Mich magst Du verurtheilen, es ist Deine Pflicht; aber dieses arme Kind verschone!"

„Wenn Monseigneur mich dazu ermächtigt", sagte der gerührte Greffier leise zu Boylesve, „so will ich die Namen dieser beiden Menschen ausstreichen; und was die Zeugnisse betrifft, welche die Anklage motivirt haben, so könnte man sie leicht mit Goldes Werth annulliren, ehe noch die Untersuchung geschlossen wäre."

Der Stadtwogt sah den Greffier mit zornfunkelndem Auge an und sprach: „Noch Einen Vorschlag dieser Art, und ich werde Euch aufknüpfen lassen!" Dann wendete er sich mit folgenden Worten an die beiden Verbrecher: „Du, Bernard de la Guesle, hast Dich also nicht begnügt, mit einem falschen Scheine von Frömmigkeit und Demuth den Titel eines rechtschaffenen Mannes zu usurpiren; Du bist in Deiner Ruchlosigkeit so weit gegangen, Deinen noch jungen Sohn, Dein einziges Kind, mit Dir in den Abgrund zu ziehen! Und Du, Wilhelm, warum bist Du unterlegen? Ihr, die Häupter, die Angesehensten des Volkes, Ihr habt ein Geschäft daraus gemacht, das Volk in Noth und Elend zu stürzen, indem Ihr die Münze, die Frucht seines Schweißes, verfälschtet? Wollte Gott, Eure Familie hätte sich nicht getäuscht, als sie Euch von weniger strafwürdigen Verbrechern ermordet wähnte und in diesem Wahne Euren Verlust schmerzlich beweinte! Ich würde jetzt der traurigen Pflicht überhoben seyn, Euch zu richten und zu bestrafen."

Drei Tage darauf erschienen Bernard de la Guesle und sein Sohn Wilhelm vor dem Stadtwogte, um ihr Urtheil zu empfangen. Das Verbrechen lag offen am Tage; die Beweise waren unumstößlich. Beide wurden zum Strange verurtheilt, „weil sie — so lautete der Rechtsspruch — goldene und silberne Geldstücke mit dem Bildnisse des Königs unseres Herrn beschnitten und verfälscht, auch Liard's, Double's und Denier's von schlechtem Gehalte fabrizirt und auf den verschiedenen Märkten Frankreichs in Cours gesetzt hatten."

Der Stadtwogt fällte das Urtheil und befahl die unmittelbare Vollstreckung desselben. Aber kaum war Boylesve in seine Wohnung zurückgekehrt, als sein Weib und seine Kinder auf die rührendste Weise in ihn drangen, daß er den unglücklichen Verwandten das Leben schenken möchte. Sie führten ihm die Reue des alten Bernard und das jugendliche Alter des Sohnes zu Gemüthe; sie stellten ihm vor, welche Verzweiflung, welche Trauer und Schande dieser Schritt über seine Familie bringen würde. „Die Schande", entgegnete Boylesve mit Würde, „ruht ganz auf dem Haupte des Verbrechers; sie kann mich nicht einmal bis zur Höhe meiner Sporen berühren." — „„Du kannst ja"", bemerkte sein trauerndes Weib, „„die Strafe in eine andere verwandeln, und der König giebt Dir die Macht, das Schwert aufzuhalten, das den Schuldigen treffen soll.""" — „Ja, das steht in meiner Gewalt", entgegnete Etienne mit Wärme; „aber was soll ich alsdann den Familien derer sagen, die mein Schwert schon getroffen hat? Was soll ich erwiedern, wenn Jemand zu mir spricht: Hab' Erbarmen mit meinem Bruder, meinem Neffen, gleich wie Du es mit den Deinigen gehabt? Nein, das darf nimmermehr geschehen; die Gerechtigkeit muß ihren freien Lauf haben!"

Dem Marschall von Châtillon, welchen der König zu ihm geschickt hatte, um ihn milder zu stimmen, gab Boylesve dieselbe Antwort. Vergebens redete der Marschall ihm ein, daß man schon genug abschreckende Beispiele gegeben habe; der Stadtvogt blieb unerbittlich und sprach, indem er dem alten Krieger die Devise des Königs zeigte, die er in seinen Degenknopf hatte stechen lassen: „Herr Marschall, meine Pflicht steht hier

in Eisenschrift, hier aber — auf sein Herz deutend — in Flammenschrift."

Unter dieser harten und rauhen Schale barg Etienne Boylesve gleichwohl ein tief fühlendes Herz. Er brachte, wie die Chroniken melden, einen Theil der Nacht vor dem Tage der Hinrichtung bei seinen unglücklichen Verwandten zu, weinte mit ihnen und gelobte dem Greise, für seine Witwe und Waisen väterlich zu sorgen.

„Etienne Boylesve", so sagt ein Schriftsteller des 18ten Jahrhunderts, „rechtfertigte die ehrenvolle Wahl Ludwig's IX. durch die unbescholtenste Redlichkeit, strengste Unparteilichkeit, unermüdlichen Eifer und alle geistige Gaben und Talente einer großen Magistrats-Person. Er ließ die Gesetze revidiren, steuerte den Exzessen, sorgte durch Begründung einer guten Polizei für die öffentliche Sicherheit in Paris, brachte die Gewerbsleute unter verschiedene Klassen oder Innungen und gab ihnen Statuten, die man wegen ihrer Zweckmäßigkeit in der Folge zu Mustern nahm. Er ordnete und regelte in kurzer Zeit den Handel, die Künste und Gewerbe, die Staats-Einnahmen; er bestimmte das Rechts-Verfahren der herrschaftlichen Gerichte, die seine Magistratur mit einschloß."

Aber Etienne Boylesve war, neben seinen Verdiensten als Magistrats-Herr, auch ein tapferer Krieger und ein weiser Staatsmann. Er gehörte zu den Unterzeichnern des für Frankreich so vortheilhaften Traktaktes mit Jakob I., König von Aragonien (1258). Später protestirte er lebhaft gegen den Trakrat mit Heinrich III. von England, kraft dessen die eroberten Provinzen Quercy, Agénois, Périgord, Limousin und Guyenne den Engländern zurückgestellt wurden. Seine Tapferkeit und Weisheit machten ihn dem Könige und den Großen so werth, daß Ludwig IX., als Boylesve, der ihn auf seinem ersten Kreuzzuge begleitete, in die Hände der Sarazenen fiel, das von den Feinden verlangte Lösegeld — zwei hundert Pfund Gold — unbedenklich bewilligte. Für jene Zeit war dies eine ungeheure Summe.

Man weiß nicht genau, in welchem Jahre dieser große Bürger das Zeitliche gesegnet hat; aber aus einem richterlichen Erkenntnisse seines Nachfolgers Regnault Barbon, welches vom April 1270 datirt ist, scheint zu erhellen, daß Boylesve's Tod gegen Ende des Jahres 1270 erfolgte. (Gazette des Tribunaux.)

Bibliographie.

Système de Pointage, généralement applicable à toutes les bouches à feu de l'artillerie. — Aus dem Spanischen vont General N. Sangran. 2½ Fr.

Sanson, L. J., leçons sur les Maladies des Yeux, publ. p. A. Bardinet et J. B. Pigné. Première partie. Cataractes.

Voyages en Corse, à l'île d'Elbe et en Sardaigne. — Von Valery.

England.

Zur Geschichte der Englischen Karrikaturen.

(Schluß.)

Gillray stellte den berühmten Pitt auf der Sonnenhöhe seiner Macht als „Riesen-Faktotum" dar. Ueber dem Lehnstuhl des Königs erhebt sich der Thron des ersten Ministers, dessen linke Zehe Canning demüthiglich küßt. Erskine, Windham, Fox, Sheridan erscheinen in unendlicher Kleinheit und werden unter der Ferse des Allmächtigen zertreten. Auf dem Bilde, welches „der hinkende Teufel oder John Bull's Reise ins gelobte Land" betitelt ist, sieht man Fox auf einer düsteren Wolke als gräuliches Luftbild mit struppigen Haaren und glühenden Augen vorüberschweben. Auf dem Haupte trägt er eine Freiheitsmütze und stützt sich auf zwei Krücken, die in die Köpfe Grenville's und Sidmouth's auslaufen. So schleppt er den armen John Bull hinter sich her, den der Mantel der Unabhängkeit vor dem Falle bewahrt. In weiter Ferne erblickt man das verheißene Land, welches die Sonne einer neuen Constitution bescheint und welches von drei verschiedenen Menschengattungen bewohnt wird, nämlich von den freien Menschen, die durch einen Haufen Spieler, von den verschämten, die durch eine Gruppe nackter Frauen, und von den mäßigen, die durch eine Orgie repräsentirt werden.

Die beste dieser Karrikaturen möchte wohl „Tiddy" seyn; dies ist der Name eines Pfefferkuchen-Fabrikanten, dessen sich der Künstler bediente, um Napoleon zu parodiren. Die Thür des Kaiserlichen Backofens ist geöffnet, und aus demselben geht unter einem Flammenstrome ein neuer Schub Könige hervor; in der That erscheinen die Monarchen aus Napoleon's Familie mit ihren Höfen, ihren Purpurmänteln, ihren Kronen, ihren Sceptern und ihren Wappen auf der langen Schaufel des Bäckers. Auf der Erde liegt neben einem Korbe voller kleiner Korsischer Könige aus Pfefferkuchen ein Haufe zerbrochener und zerbröckelter Fürstenthümer, Herzogthümer und Grafschaften. Das Feuer des Ofens wird mit Kanonenkugeln unterhalten. Herr von Talleyrand knetet mit aufgekrempten Hemdsärmeln den Teig, aus dem Könige von Polen, Ungarn, Deutschland und der Türkei gebacken werden sollen. Ein großer Korsischer Besen fegt die Abfälle des Pfefferkuchens zur Seite; dieselben bestehen aus einem alten, mürben, gekrönten Schädel (Spanien), aus einem zertrümmerten Schiffe (Venedig), aus einer Menge kleiner unzusammenhängender Stücke (die Niederlande) und aus einem beschädigten Puppenkopfe (die Schweiz). Auf einer Seite sieht man einen Hausirer mit vielen Schachteln, der Scepter und Kronen, Monde und Sterne zum Verkaufe ausbietet. In einer dieser Schachteln befinden sich auch vier Könige von Englischem Teige.

Als die Whigs im Jahre 1826 zur Macht gelangten, nahm man wieder zu seinem bekannten Talente seine Zuflucht. In seiner „Toilette der Whigs" diente er seinem Herrn auf Kosten seiner Freunde. Fox erscheint in einem zerrissenen Hemde und rasirt sich vor einem Spiegel; über welchem die Königliche Krone hängt; Lord Grey, welcher auf Beredsamkeit Anspruch machte, dem man aber vorwarf, daß er seine Worte verschlucke, reinigte sich die Zähne vor demselben Spiegel. Ferner sieht man noch das Fußbad Wyndham's, das reine Hemde Sheridan's, die geliehenen Beinkleider Lord Granville's, die neuen Stiefel Lord Temple's und des Herzogs von Bedford, die prächtige Perücke Lord Erskine's und die vergeblichen Bemühungen Vansittart's, sich die Hände zu reinigen. Es möchte schwer seyn, die gäng und gäben Ideen über die Selbstsucht, Eitelkeit und den Eigennutz dieser Staatsmänner auf eine volksthümlichere Weise darzustellen. — Auf eine dieser Karrikaturen, „der Traum, der aus einem Bierkruge hervorgeht", hat er mehr Phantasie verwendet, als zu einer Dichtung erforderlich gewesen wäre. Der Doktor Parr, einer der wüthendsten Demokraten, hatte eine neue Auflage auf das Bier zum Texte seiner heftigen Ausfälle gewählt, welche er mit Griechischen und Lateinischen Anführungen untermischte: „Was! (so läßt ihn Gillray sprechen) vier Pences auf einen Krug Bier! Tod und Verderben! Nun zeigt sich dies verworfene Ministerium, welches Eure Aerndten zerstört, Eure Hopfenfelder mit Unfruchtbarkeit schlägt und England an den Rand des Abgrundes führt, in seiner ganzen Scheußlichkeit. Ist das Ministerium nicht Schuld an der Sündfluth, welche unsere Felder überschwemmt? Hat es nicht die Sonne verderbt und hindert sie zu leuchten, damit es uns in der Finsterniß desto besser berauben könne?" Ein Bierkrug, aus welchem dicker Dampf emporsteigt, befindet sich im Mittelpunkte des Bildes; zu beiden Seiten eröffnet sich eine weite Aussicht auf vertrocknete Hopfenfelder und wüste Ebenen. In dem Bierdampfe erblickt man Pitt auf seinem weißen Rosse in einer stolzen Stellung; derselbe breitet die Hand aus und beschwört alle Mächte der Natur herbei: „Raupen, Insekten, Würmer, verschlinget die Saaten!" Die Insekten strömen herzu und gehorchen seinem Winke. — „Winde, die Ihr die Pest mit Euch bringt, wehet über die Früchte der Erde hinweg!" — Die Bäume wanken, die Saaten neigen das Haupt. — „Hagel und Regen, thut Eure Schuldigkeit!" — Das Wasser fließt in Strömen aus den dunkeln Wolken. — „Sonne, gehe unter; ich allein will für die Erleuchtung der Welt sorgen!" Die gehorsame Sonne schließt die Augen und zeigt deutliche Spuren der Schlaftrunkenheit.

Gillray hat in England viele Nachfolger gehabt, denn hier hat die Karrikatur seit der Einsetzung der repräsentativen Regierungsform immer geblüht, und wenn die Parteien hart an einander geriethen, hat man immer seine Zuflucht zu derselben genommen. Jetzt, wo alle Verfassungsfragen eine größere Bedeutung als je haben, wo es sich nicht mehr um unwesentliche Veränderungen handelt, scheint die Karrikatur immer milder und matter zu werden. Woher kömmt das? Vielleicht daher, daß die Zeit unserer bisherigen Regierungsform abgelaufen und daß die Epoche, die in England mit dem Jahre 1688 beginnt, sich ihrem Ende nähert. (London and Westminster Review.)

Der letzte Aufstand in Kanada.

(Nach dem United Service Journal.)

Man ist jetzt in England ziemlich allgemein darüber einverstanden, daß der Kanadische Aufstand weder von der Lokal-Behörde, noch von der Regierung des Mutterlandes vorhergesehen worden, und obschon es nicht eben der Schlauheit eines Fouché bedurfte, um die Verschwörung zu entdecken, so hatten doch, bevor es zu wirklichem Blutvergießen kam, viele der erfahrensten Männer in der Kolonie behauptet, der ganze Einfluß Papineau's und seiner Kollegen würde nicht ausreichen, ihre furchtsamen und trägen Landsleute zu offenem Widerstande zu reizen. Dennoch zweifelt jetzt Niemand daran, daß schon längere Zeit eine wohlorganisirte Verbindung existirte, die den eingestandenen Zweck hatte, dem Gouvernement unbedingte Einwilligung in die Forderungen der Rädelsführer abzunöthigen oder, im Falle der Weigerung, die Königliche Regierung zu stürzen und auf ihren Trümmern eine Republik zu errichten.

Schon in dem bloßen Gedanken eines systematischen und berechneten Kampfes zwischen der zerstreuten und geringen Bevölkerung Nieder-Kanada's und der kolossalen Macht Großbritaniens, mit Einschluß der Britischen Bewohner Nord-Amerika's, liegt so viel Don Quijote'sches, daß nur eben die neuesten Ereignisse uns zu überzeugen im Stande waren, ein Volk könne so unsinnig und dem Willen eines Demagogen so sklavisch unterwürfig seyn, daß es dem Genusse socialen Glückes und vollkommenster bürgerlicher Freiheit einen tollkühnen Aufruhr gegen eine Regierung vorzieht, die sie, obgleich ihre Stiefkinder, gerecht und mild behandelte, bisweilen sogar auf Unkosten der leiblichen Nachkommenschaft. Sollte man nicht annehmen, irgend eine unverdiente und herbe Kränkung hätte ein in dieser Lage befindliches Volk zum Aeußersten getrieben und es häuptlings in den Strudel der Empörung gestürzt? Diese Vermuthung ist ganz unbegründet; denn die Bewohner Nieder-Kanada's hatten nie eine Stimme bei den tollkühnen geheimen Berathungen ihrer Chefs. Leichtgläubig, vertrauensvoll und in gröbster Unwissenheit hinsichtlich

ihres politischen Zustandes, so wie hinsichtlich der Reformen, die man bezweckte, folgten sie unbedingt den Weisungen des gewissenlosen Verräthers, in dessen Hände sie das Schicksal ihres unglücklichen Vaterlandes gelegt hatten.

Den Häuptern des Aufruhrs mochte ihr Beginnen allerdings nicht so unsinnig erscheinen, wie wir es bezeichnet. Sie konnten noch etwas gewinnen, konnten hoffen, daß die ohnehin so nachgiebige Regierung sich einschüchtern ließe: sie sahen das Land von einem sehr kleinen und obendrein über weite Räume vertheilten Truppen-Corps bewacht; sie durften von den Wirkungen radikaler Sympathie in England, Frankreich und den Vereinigten Staaten Vieles erwarten, wie sie denn auch sicherlich mit den Republikanern und Demokraten der letzteren Länder in Verbindung standen — endlich durften sie hoffen, daß sie (was auch wirklich eintraf) einen Schatz und ein Arsenal finden würden, nebst Offizieren und Mannschaft, die sich bereit zeigten, ihre Sache zu unterstützen! Sie sahen die Annäherung eines Polar-Winters, der, wie sie voraussetzten, alle äußere Hülfsquellen der Kolonie abschnitt und ihnen, bei ihrer überlegenen Anzahl und ihrem ausgedehnten Operations-Plane, über ein kleines, schlecht vorbereitetes und des Kriegführens in einem so rauhen Klima ungewohntes Truppen-Corps unermeßliche Vortheile gewährte. In der That, die Rädelsführer konnten nicht hoffen, daß sie jemals wieder eine so schöne Gelegenheit finden würden, wie sie ihnen jetzt sich darbot. Sie berechneten voll Zuversicht, daß der erste gute Erfolg ihnen von jenseit der Gränze her Verstärkungen genug zuführen würde, um ihre Sache aus unmittelbarer Gefahr zu retten, und daß die Vereinigten Staaten am Ende noch mit in den Streit gezogen werden dürften. Nur seiner Heeresmacht und ihrem kräftigen Anführer verdankt Großbritanien die Verhütung so unseliger Folgen! Das Schwert hat die Verirrungen der Feder wieder gut gemacht und den beleidigten Gesetzen Genugthuung verschafft.

Mehrere Jahre hindurch haben wir den Fortgang der Begebenheiten in Kanada aufmerksam beobachtet. Wir haben gesehen, wie man einer herrschsüchtigen, unseren Gesetzen und der Englischen Nation überhaupt feindlich gesinnten Partei ein unkluges Zugeständniß um das andere machte. Der Keim dieser Empörung soll schon in der constitutionnellen Akte von 1791 liegen; und es war jedenfalls ein gewagtes Unternehmen, einem eroberten, für Privilegien dieser Art noch ganz unreifen und in tiefwurzelndem Hasse gegen England gleichsam aufgewachsenen Volke eine Repräsentativ-Regierung zu geben. Allein der hochherzige Mann, dem Kanada seine Bill of Rights verdankte, hatte nicht ohne Grund erwartet, ein so großmüthiges Zugeständniß würde diese neuen Unterthanen für immer an die Interessen Englands knüpfen; und es ließ sich mit Grund folgern, daß eine Maßregel, die eines guten Erfolges so würdig, von einem charakterfesten Gouvernement aufrecht erhalten, den Frieden und die Wohlfahrt der Kolonie für immer gesichert hätte. Viele Jahre hindurch hat das System unstreitig heilsam gewirkt, und das Benehmen der Kanadier während des letzten Amerikanischen Krieges könnte allein schon beweisen, daß sie glücklich und mit ihrem Loose zufrieden waren. Woher nun das plötzliche Umschlagen dieses vorher loyalen Volkes in einem Zeitraum von wenigen Jahren? Ihre Rechte und Privilegien hat Niemand geschmälert, und ihre Institutionen sind in solchem Grade erweitert, ja verbessert worden, daß man deutlich sah, wie die Regierung jeden ihrer Wünsche, der ohne Gefahr bewilligt werden konnte, zu erfüllen bereit war. Allein hier, wie anderwärts, hat man die Declamationen eines Häufleins politischer Schwindler mit der Stimme des Volkes verwechselt, und so entstand eine absolute Diktatorschaft in Kanada, eine über das Gesetz erhabene Gewalt.

Die ersten ernstlichen Mißhelligkeiten zwischen der vollziehenden Lokal-Behörde und dem Versammlungs-Hause (House of Assembly) erwuchsen aus der Hemmung der parlamentarischen Bewilligungen, welche zu Gunsten des Civil-Etablissements der Provinz votirt werden sollten. Auf den an das Versammlungs-Haus gerichteten Antrag, die Mittel zu Ergänzung des Defizits betreffend, erfolgte nämlich ein Gesuch um Abtretung der Einkünfte der Krone, die in gewissem Betrachte die nothwendige Unabhängigkeit der Richter und Beamten des Gouvernements noch sicherten, und deren Eigenthums-Recht und Kontrolle das Parlament jetzt zum ersten Male geltend machte. Von diesem Augenblick an waren Eintracht und gegenseitiges Vertrauen gewichen.

Daß man dem Versammlungs-Hause dieses Recht über die Königlichen Domainen, oder die sogenannten wilden Ländereien der Krone dennoch zugestand, war ein unverzeihlicher Fehlgriff. Selbst in der Amerikanischen Union wird ein solches Recht dem Volke, das die „Ländereien" der Republik bewohnt, nicht eher bewilligt, bis diese großen Gebiete eine bestimmte Bevölkerung haben und nun den Charakter „souverainer und unabhängiger Staaten" erhalten. Und dergleichen Privilegien schenkte man einer abhängigen Kolonie!!

Zwar glaubt die Regierung, diesen Schwierigkeiten durch Stipulation einer mäßigen permanenten Civil-Liste, als Ersatz für die Kron-Einkünfte, begegnet zu seyn; allein wir hatten schon zu viele Proben von dem Verfahren der Kolonial-Versammlungen, als daß wir nicht mit Grund besorgen konnten, die neue Einrichtung werde periodische Diskussionen herbeiziehen und die Britischen Beamten großen Plackereien aussetzen. Nach unserer Meinung besteht ein großer Unterschied zwischen Kolonial- und Metropolitan-Regierung; und dieser Unterschied wird ganz unbeachtet gelassen, wenn man einen bevollmächtigten Statthalter, der nur seinem Könige und dem Britischen Parlamente für seine Handlungsweise verantwortlich ist, aus lokalen Fonds besolden läßt. Die nothwendige Folge davon ist, daß die Bande zwischen der Kolonie und dem Mutterstaate immer schlaffer werden. Seit dem die Krone ihrer Domainen sich begeben hat, betrachtet man sie nur als einen Theil der allgemeinen Einkünfte der Kolonie.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Jules Janin's weitere Reise. Turin und Genua sind es, die Janin in dem zweiten seiner Italiänischen Briefe an das Journal des Débats zum Gegenstande seiner Betrachtungen macht. Turin, meint er, sähe von weitem aus, wie der Plan von Versailles en relief; aber es sey das todte Versailles, also der Schatten eines Schattens. Man findet hier, sagt Janin, Alles, was zum Apparate des Königthums gehört: ein zahlreiches diplomatisches Corps, Minister eben so viel wie in Frankreich und noch bei weitem mehr Kammerherren, eine Armee, eine Generalität, Priester, Abbés, Musketiere, Garde du Corps und selbst Pagen, ja Pagen, ohne die Hoffräulein, Ehren- und Gesellschafts-Damen mitzuzählen. Ueberall sieht man sich von großen Hofchargen umgeben; hier der Oberjägermeister und der Obermundschenk, dort der Oberstallmeister und der Oberkammerherr, und da wieder der Groß-Almosenier und der Hof-Beichtvater; alle diese sonore Titel und noch viele andere aus dem vergessenen Wörterbuche des alten Versailles tönen uns hier unaufhörlich ins Ohr. Seit sechs Monaten beschäftigt sich die ganze Stadt mit einer wichtigen Frage der Hof-Etikette. Es handelt sich nämlich um die Barben an den Hauben, die nur die Damen des Königlichen Hauses von weißer Farbe tragen dürfen. Nun hat aber die Gemahlin des Russischen Gesandten ebenfalls eine solche Barbe angelegt, und darüber ist es mit der des Französischen Gesandten zu einem Etiketten-Streit gekommen, von dem auch bereits die politischen Zeitungen in mysteriöser Weise gesprochen haben und in Folge dessen einer dieser Diplomaten abberufen worden ist. Turin ist bekanntlich eine der elegantesten und zierlichsten neueren Hauptstädte, aber es fehlt ihr an jedem beisonderen Interesse für Reisende. Während sie einerseits alle Erinnerungen an die Vergangenheit entbehrt und nicht einmal Museen für Kunst und Alterthum besitzt, hat sie andererseits außer einer gut besetzten Sternwarte nichts aufzuweisen, was sie zu einem anziehenden Sitze der Wissenschaft erheben könnte. In welchem Glanze erscheint dagegen die zweite Piemontesische Hauptstadt des Königs von Sardinien, die ahnenstolze Dogen-Republik Genua! Janin ist ganz berauscht von den alten prächtigen Straßen mit ihren hohen Palästen, die gleich Denkmalen einer antediluvianischen Zeit, einer Periode, in der das Mammuth und das Dinotherion lebten, in die lilliputische Gegenwart hereinschauen. Erst jetzt, sagt er, begreife er das Wort jenes nach Paris verschlagenen Dogen von Genua, der, als er in den Gärten von Versailles gefragt wurde, was ihn hier am meisten in Erstaunen setze, antwortete: „Mich hier zu sehen!" Sämmtliche vierzig Mitglieder der Französischen Akademie, Herrn Scribe nicht ausgenommen, pflegten zwar selbstgefällig dieses Witzwort zu wiederholen; wer es jedoch ganz verstehen wolle, müsse Genua selbst gesehen haben, um sich hier zu überzeugen, daß Alles, was Ludwig XIV. dem Dogen zeigte, nur ein Kinderspiel gegen die imposante Größe war, die dieser daheim verlassen hatte. Aber wie sehr stechen diese Paläste, die für die Ewigkeit gebaut zu seyn scheinen, gegen ihre heutigen Bewohner ab! Die Straßen sind verödet, in denen der Handel von Europa sich konzentrirte, und die einst die Gesetzgeber des Meeres waren, empfangen jetzt von Savoyarden ihre Befehle. „Erudimini!" ruft Janin den Engländern zu, die eben im Hafen von Genua vor Anker liegen; „lernet hier, Ihr, ein Volk auch von Kaufleuten!"

— Dampf-Musik. Derselbe Dampf, der auf den Eisenbahnen Wagen und Menschen in Bewegung setzt, soll jetzt auch eine musikalische Function erhalten. Auf der Bahn zwischen Newcastle und Carlisle in England hat man zuerst den Versuch gemacht, die Passagiere auch durch Musikstücke zu unterhalten, die ein mit der Dampfmaschine in Zusammenhang gebrachtes Instrument abspielt. Dieses Instrument, dessen Erfinder ein Geistlicher, Herr James Birkett von Ovingham, ist, gleicht einer Orgel, indem es aus acht Pfeifen besteht, die eine volle Oktave bilden, jedoch die Mittel- oder halben Töne noch entbehrt. Die ersten Versuche haben großen Beifall gefunden, obwohl der Erfinder des Instruments selbst zugiebt, daß dasselbe noch großer Verbesserungen bedarf, deren es aber auch fähig ist. Durchdringend müssen die Töne der Dampf-Orgel allerdings seyn, wenn sie das Geräusch der Wagen auf der Eisenbahn übertäuben sollen. Nicht wenig muß es aber auch imponiren, wenn ein solcher Zug, der ohnedies schon dem wilden Heere gleicht, mit Posaunen- und Orgel-Tönen durch die Lüfte und über die Erde hinwegzieht.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 82. Berlin, Montag den 9. Juli 1838.

Frankreich.

Ein Sänger aus dem 17ten Jahrhundert.

In der ersten Hälfte jenes klassischen Jahrhunderts, in welchem sich in Frankreich Alles für Verse interessirte, waren die Jünger der Tonkunst nur wenig geehrt, obgleich man die Musik selbst sehr gern hatte. Es galt für höchst anstößig, sich mit einem musikalischen Instrumente zu befassen oder etwas Anderes singen zu können, als die Vaudevilles und lustigen Lieder der Zeit; nur einige Damen durften sich, ohne erröthen zu müssen, mit Musik beschäftigen, während ein Edelmann, der sich so etwas in den Sinn kommen ließ, von der ganzen Welt ausgelacht wurde. Die einzige Ausnahme, die man nennen kann, ist Herr von Lenclos, der aber auch den Ruf eines Tollhäuslers hatte und seine Liebe zur Laute nicht eingestand, wiewohl er sie zum Entzücken spielte. Wie viele Leute, die von seiner Virtuosität auf mehreren Instrumenten wußten, haben sich nicht verächtlich über ihn geäußert! Nichtsdestoweniger hörte man doch zuweilen gern Musik im Salon oder auf der Promenade, und wer nicht reich genug war, um sich eine „Bande", „Valets à violons" zu halten, engagirte Musikanten auf den Tag, die er seiner Geliebten schickte. Daher blieb auch diese Kunst, da sie so lange den Lakaien überlassen wurde, weit hinter den anderen Künsten zurück, die eine höhere Stellung einnahmen. Zur eigentlichen Wiedererhebung der Musik hat Lambert, trotz seiner niedrigen Herkunft, besonders viel beigetragen; denn er war es, der dem berühmten Lulli den Weg bahnte, welcher sie bald vollends zu Ehren brachte.

Michel Lambert wurde zu Vivonne in Poitou im Jahre 1610 geboren. Seine Mutter, eine arme Frau aus dem Volk, war zur Zeit ihrer Schwangerschaft ganz leidenschaftlich für Musik eingenommen und rührte sich nicht aus der Kirche, in der einige Nonnen zur Orgel zu singen pflegten. Ob dieser Umstand auf die außerordentlichen Anlagen ihres Sohnes Einfluß hatte, lassen wir dahingestellt seyn; genug, schon vom zehnten Jahre an wurde der kleine Michel überall in der Gegend bewundert wegen seiner Stimme und seines herrlichen Gesanges. Aus weiter Ferne kamen die Leute herbei, ihn zu hören. Moulinier, Kapellmeister von Monsieur, des Königs Bruder, wünschte, ihn in den Pagen-Chor aufzunehmen, und brachte ihn auf das Schloß Champigny, wo der Prinz sich aufhielt. Lambert ward nun in die Regeln seiner Kunst eingeweiht und ließ bald seine Kameraden weit hinter sich.

In der Umgebung des Königs lebte damals ein Mann, den wir hier nicht übergehen dürfen, Meister De Niert, der früher Kammerdiener des Herrn von Créqui gewesen. Er hatte diesen Herrn auf seiner Gesandtschaft nach Rom begleitet und sich eine neue Gesangsweise in Italien angeeignet, die bei Hofe außerordentlich gefiel, als er dahin zurückkehrte. De Niert war eine Art Sonderling, der sich etwas einbildete, so daß er von seinem Herrn niemals den ausdrücklichen Befehl, zu singen, bekam. Nahm ihn dieser irgendwohin mit, so fragte gewöhnlich De Niert, ob er seine Laute mitnehmen solle. Dann pflegte der Herzog zu antworten: „Wie Du willst", und diese Worte, wurde ausgemacht, sollten bedeuten, daß er sie mitzunehmen habe. — Da Ludwig XIII. viel Geschmack für Musik hatte und sogar selbst die Teorbe spielte, so brachte ihm einmal Herr von Créqui, als Jener sich besonders ennuyirte, De Niert mit, der den König so sehr entzückte, daß er ihn in seine Hofhaltung aufnehmen wollte. Nach sechs Monaten hatte unser Musikus die Stelle eines ersten Kammerdieners, und er wäre eine Art Günstling geworden, wenn er nicht den Fehler begangen, sich in eine Hofdame der Königin zu vergaffen; der König aber sah es nicht gern, daß seine Leute Frauen hatten. — Weit entfernt, sich eifersüchtig gegen den kleinen Michel zu zeigen, erbot sich noch Meister De Niert, ihm selbst Unterricht zu geben, was er so vortrefflich that, daß Lambert in weniger als zwei Jahren so geschickt wie Jener war. Alle, die etwas Geschmack besaßen, bekamen bald einen wahren Widerwillen vor jenen miserabeln Geigern, den Valets à violons, die Einem die Ohren zerrissen. Man fing an, sich über die lustig zu machen, die solche Höllen-Musik aufführen ließen, und es wurde Mode, nur gute Instrumente zu hören. Benserade, der damals einen Flötenspieler zu seinem einzigen Lakaien hatte, belustigte die Lacher auf dessen Kosten. De Niert und Lambert waren so sehr gesucht, daß man sich in den Salons, wo sie singen sollten, förmlich erdrückte; doch standen sie hier immer in einer gewissen Inferiorität, die den Bedienten verrieth. Bezahlen ließen sie sich sehr gut, aber man behandelte sie darum doch sehr vornehm, und selbst in der Stadt konnte man sich nicht enthalten, sie ein wenig wie Seiltänzer zu betrachten.

Daß Michel seinen Lehrer weit überholt habe, merkten bald auch diejenigen, die am wenigsten davon verstanden. De Niert starb überdies jung, und so behielt Lambert den ganzen Zudrang allein. Seine Stimme, die weder sehr stark, noch sehr schön war, wußte er durch die außerordentliche Kunst, die er in seinen Gesang brachte, sehr angenehm zu machen. Er sang, so viel er konnte, mit der Brust, selten durch die Kehle, und so konnte er sich zu den höchsten Noten erheben; am meisten aber glänzte er durch den Ausdruck, und es hieß, man könne unmöglich die ganze Schönheit einer Musik empfinden, so lange man sie nicht aus Lambert's Munde gehört.

Schön war Michel nicht: sein Wuchs war klein, sein Kopf dick und der Mund sehr breit; wenn er aber sang, sah man ihm gern ins Gesicht wegen der Grazie und Sicherheit, mit der er die Schwierigkeiten überwand. Gelehrte haben behauptet, alle Musikanten hätten einen kleinen Schuß. Wir wollen hierüber nicht entscheiden; daß aber Lambert nicht der Mann war, jene Leute Lügen zu strafen, wird seine Geschichte zeigen.

Der Kardinal Richelieu war schon gegen die Dichter nicht sehr splendid, geschweige denn gegen die Musiker. Lambert hat zwar nichts von ihm gewollt, aber die Welt meinte, der Minister sollte ihn mit einer Pension beglücken. Unser Sänger war nicht darauf angewiesen; er hatte Geld genug von den Stunden, die er Damen gab, und von seiner Einnahme in den Salons, wo er sich hören ließ; hätte er noch mehr singen wollen, so wäre er bald so reich geworden, sich eine Equipage zu halten; aber nie sah man einen leichtsinnigeren, nachlässigeren Menschen, als er war. Jeden Morgen gab er aller Welt sein Wort, des Abends zu kommen, und immer mit der größten Treuherzigkeit; dann ging er zu Niemanden. Wer ihn sicher haben wollte, durfte ihn nicht eine Minute los lassen, sonst war er nicht mehr zu sehen. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß im Durchschnitt täglich zehn Häuser in Paris sich schmeichelten, Lambert zu hören; es war noch ein großes Wunder, wenn er eines von diesen besuchte. Gewöhnlich ließ er sich von dem ersten besten Vorübergehenden, der ihn auf der Straße packte und den günstigen Augenblick zu nützen verstand, mitschleppen; so gewöhnte er sich an ein Vagabundenleben, das ihn sehr amüsirte, obwohl es ihm all seinen Verdienst aus dem Beutel lockte. Eine Menge Taugenichtse drängten sich um ihn in den Schenken, wo er sehr oft ihre Zeche bezahlte und sie obendrein das gratis hören ließ, wofür man ihm anderswo baare Louisd'ors gegeben hätte; aber dafür hörten ihn auch diese gemeinen Leute mit einem rasenden Beifall. (Fortsetzung folgt.)

England.

Der letzte Aufstand in Kanada.

(Schluß.)

Die Verhandlungen des Kanadischen Comité's vom Jahre 1828 sind so allgemein bekannt, daß wir sie nur summarisch zu erwähnen brauchen. Der Bericht desselben, welcher dahin lautete, daß man allen wirklichen und vorgeblichen Beschwerden der Kolonie abhelfen möge, erweckte bei dem Kolonial-Parlamente große Hoffnungen; man glaubte zuversichtlich, ein Mittel aufgefunden zu haben, welches jeden Grund zur Unzufriedenheit von Seiten der Kanadier entfernen könnte. Ermuthigt durch diese Hoffnung, fuhren die Minister der Krone in ihrem Geschäfte mit einer Redlichkeit fort, die niemals in Zweifel gestellt worden ist; aber das Ergebniß ihres menschenfreundlichen Bemühens entsprach nicht ihren Erwartungen. Die gemäßigteren und ehrenwertheren von der Partei fühlten sich zwar befriedigt und bezeugten der Regierung ihre Anhänglichkeit; aber dieser Umstand, weit entfernt, den Einfluß Papineau's auf seine dienstbaren Geister

zu schwächen, half ihm sogar zu größerem Ansehen. Die Revolutions-Männer, eine ungeheure Mehrheit von Papineau's Anhang, trennten sich von den constitutionnellen Reformern und wurden jetzt noch einiger in ihrem Vorhaben, noch verwegener in ihren Ansprüchen. Die Demarcations-Linie, welche die Constitution zwischen den verschiedenen Zweigen der Gesetzgebung gezogen, wurde von dem Unterhause schnell überschritten, und man verlangte absolute Souveraineität, als das einzige Mittel, die Ruhe der Provinz zu sichern. Eine wachsame Verwaltung hätte dem nutzlosen und gefährlichen Beginnen, eine Partei zufrieden zu stellen, die sich von jeder Kontrolle emanzipiren wollte, für immer entsagt! Unsere Regierung that nicht also. Der Kolonial-Minister überließ dem Kanadischen Unterhause im Jahre 1831 die Kron-Einkünfte, von welchen man die Kosten der Civil-Verwaltung bestritt, ohne irgend Etwas dagegen zu stipuliren, und gab auf diese Weise dem Rädelsführer die Waffe in die Hand, deren er sich mit so vielem Erfolg zu bedienen wußte.

Die letzte und bewegteste Periode begann mit der Verwaltung des Lord Gosford und mit Stiftung der streitsüchtigen Kommission, deren Chef dieser Lord war. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die übereilten Maßregeln des Comite dasselbe in schlechten Kredit setzten, wenn sie nicht die auszufüllende Bresche noch erweiterten. Aber die Zeit der Untersuchungen war schon vorüber. Wählende Rathsversammlungen und ein dem Herrn Papineau verantwortliches vollziehendes Gouvernement waren Anforderungen, die der Britischen Constitution zuwider liefen; und auch die übrigen Ansprüche waren mit der Ehre des Throns und der Gewissenhaftigkeit des Parlamentes ganz unverträglich.

Auf den Bericht dieser Kommission begründete Lord John Russell seine Bill von 1837. Die Umstände, welche die Intervention des Britischen Parlamentes erheischten, machten zugleich auch ein entschiedenes Verfahren nothwendig; aber die Bill war eine jener temporairen Maßregeln, die nur von kleinen Staatsmännern als Nothmittel ergriffen werden. Sie hatte das ganze gehässige Gepräge einer Verletzung der Provinzial-Verfassung und enthielt doch kein wirksames Mittel gegen die verjährte Krankheit, die sie heilen sollte. Dieses Instrument wurde sofort einem halb revoltirten Volke zugeschickt, ohne bessere Gewährleistung, als den ersterbenden Einfluß des milden und passiven Grafen von Gosford! Konnte man es nun Leuten, die zur Empörung schon reif waren, verdenken, wenn sie solche Taktlosigkeit für Schwäche nahmen?

Nachdem wir dergestalt die entfernteren und die näheren Ursachen der Kanadischen Empörung namhaft gemacht, wollen wir auch zeigen, wie militairische Energie, Tapferkeit und Hingebung jenen rebellischen Geist rasch und glücklich gedämpft haben.

Im August 1837 trat der gesetzgebende Körper von Nieder-Kanada das letzte Mal zusammen, trennte sich nach einem neuen Ausbruche der Empörung und Gewaltthätigkeit von Seiten des Versammlungs-Hauses und suspendirte die Constitution der Provinz durch freiwillige Aufhebung ihrer Functionen. Der Würfel war nun geworfen; die Häupter der Empörung hatten ihre Maßregeln verabredet, und das ganze Triebwerk der Revolution wurde sofort in Gang gesetzt. Man hielt Volks-Versammlungen, in welchen jede Verbindung mit England verpönt und Widerstand gegen das Gesetz eingeschärft wurde. In einer dieser Versammlungen, welche in den ersten Tagen des Oktober zu St. Charles stattfand, verpflichteten sich die Repräsentanten von sechs verbündeten Gemeinden unter dem Donner der Kanonen und in den bittersten Ausdrücken, hinführo eine große Conföderation als einen Kern für die ganze Provinz zu bilden, ihre Stadt-Magistrate zu wählen und mit dem Aufgebot aller Kräfte gegen Großbritanien zu agiren. Daran knüpfte sich noch eine Aufforderung an die Britischen Soldaten, ihre Fahne zu verlassen.

Was that mittlerweile das vollziehende Gouvernement? Lord Gosford, dessen Langmuth und Milde dem trotzigen Geiste des Zeitalters gar nicht angemessen scheint, bemühte sich, die rebellischen Unterthanen durch den gewöhnlichen Gang der Gesetze, die sie bereits sämmtlich mit Füßen getreten, im Zügel zu halten, und erst spät im August schien er von dem wirklichen Zustand der Dinge Etwas zu ahnen. Unterdessen traf Sir John Colbourne, der militairische Befehlshaber, solche Maßregeln und Vorkehrungen, wie die Klugheit sie ihm diktirte. Er konzentrirte sein kleines Corps in Montreal, dem künftigen Ausgangspunkte seiner Unternehmungen, befestigte die Stadt, legte Magazine an und organisirte die loyale Miliz des Landes. Die Nothwendigkeit, in der „Nord-Amerikanischen Citadelle" eine starke Garnison zu unterhalten, ließ nur eine Handvoll Leute zum Felddienste disponibel; allein diese waren die Repräsentanten der Krieger von Salamanca und Waterloo; und Colbourne kannte ihren Heldensinn besser, als irgend Einer. Der Entschlossenheit und der Fähigkeit dieses Mannes verdankt England die Erhaltung seiner Kolonie.

Mittlerweile blieben die Civil-Behörden bei ihren hoffnungslosen Maßregeln und leerten den Becher demüthigender Schwäche bis auf die Hefen. Lord Gosford, unermüdlich in seinen Anstrengungen, den Bürgerkrieg abzuwehren, schickte Drohungen und Verheißungen nach Kanada, von denen keine berücksichtigt wurde. Die letzte Antwort der Rebellen war die erste Gewehrladung, welche sie zu Sonquil abfeuerten. Mit dem 7. November begann der Kampf.

Die Explosion erfolgte, wie man glaubt, zu frühzeitig. Die Rebellen hatten erst am 15. Dezember ihre Unabhängigkeit erklären wollen. St. Denis und St. Charles am Chambly-Flusse sollten ihre Burgen werden, von wo sie, den Rücken an die Vereinigten Staaten lehnend, mit ihren zahlreichen Freunden und Verbündeten im Lande offenen Verkehr unterhalten, ihre Mittel organisiren und den Truppen Trotz bieten konnten, bis die schickliche Zeit der Offensive kam. Eine ähnliche Organisation in größerem Maßstabe war in dem Distrikte Grand-Brulé, nördlich vom Lorenz-Strome, im Werden; und nach Beendigung der kriegerischen Rüstungen von beiden Seiten hatte man einen allgemeinen Sturm auf Montreal beschlossen.

Sir John Colbourne zwang die Rebellen durch seine Thätigkeit und Wachsamkeit, den Kampf zu beginnen, ehe noch ihre Vorkehrungen vollständig getroffen waren. Von seiner centralen Stellung hatte er die Schritte der Insurgenten in den sechs revoltirten Distrikten bewacht und führte zu rechter Zeit und an rechten Orte den Streich, der ihre Operationen wirksam lähmte. Am 22. November wurde eine kombinirte Bewegung gegen das Lager der Rebellen zu St. Denis und St. Charles ausgeführt. Oberst Gore fuhr mit 300 Mann und einer Haubitze den Lorenz-Strom hinab, landete bei Sorel und erhielt den Befehl, gegen St. Denis zu marschiren, während eine andere Kolonne von 400 Mann mit zwei Kanonen, befehligt von Oberst-Lieutenant Wetherell, über Chambley gegen St. Charles vorrückte. Ohne Zweifel beabsichtigte man einen gleichzeitigen Angriff auf beide Dörfer; aber konzentrische Bewegungen, die ohne sichere und leichte Communication von entlegenen Punkten aus unternommen werden, sind unter den geschicktesten Befehlshabern mancher Störung ausgesetzt; und so vereitelten auch damals allerlei Hindernisse und Unfälle die Ausführung des Planes. Die Wege und das Wetter waren viel schlechter, als man erwartet hatte; der Offizier, welcher mit Verhaltungs-Befehlen von einer Kolonne zur anderen geschickt wurde, fiel in die Hände der Feinde, die ihn grausam ermordeten, und das Dampfboot, welches mit Vorräthen für das Detaschement des Obersten Gore den Richelieu hinanfuhr, mußte wieder umkehren, weil die Feinde auf selbiges feuerten.

Oberst-Lieutenant Wetherell wurde durch unvorhergesehene Hindernisse eine Zeit lang aufgehalten, während Oberst Gore, der von diesem Aufenthalt nichts wußte, bei nächtlicher Weile gegen St. Denis marschirte. Es schneite und regnete die ganze Nacht hindurch, und die Soldaten mußten in halb gefrorenem Schlamme waten, der ihnen bis an die Kniee reichte. Ganz erschöpft langten die braven Leute am nächsten Morgen vor St. Denis an und fanden den Feind in einer so sicheren, wohlgeschützten Stellung, daß sie keine Hoffnung hatten, sich mit ihm messen zu können. Vergebens richtete man die Haubitze gegen ein großes Gebäude aus Stein, das den Schlüssel des Platzes bildete; jeder Versuch, diese furchtbare Barriere zu sprengen, scheiterte, und endlich kehrten die Soldaten, hart mitgenommen von Hunger, Kälte und Beschwerden, aber mit dem stolzen Bewußtseyn der erfüllten Pflicht, nach Sorel zurück. Auf dem Rückmarsche fror die Haubitze in den Schlamm ein und widerstand jeder Anstrengung, sie wieder herauszuziehen.

Oberst-Lieutenant Wetherell's kleine Truppen-Abtheilung erreichte St. Charles erst am Morgen des 25ten. Sie fanden das Haus des Herrn Debatisch und einen Theil des Dorfes stark verpallisadirt und von ungefähr 1500 Mann vertheidigt, die Oberst Gore's mißlungener Angriff auf St. Denis noch beherzter gemacht hatte. Zwei Kanonen bestrichen die vornehmsten Zugänge. Oberst Wetherell machte in der Entfernung eines Büchsenschusses Halt und stellte sein Detaschement bloß in Schlachtordnung, weil er die menschliche Absicht hatte, Blutvergießen, wo möglich, zu vermeiden; als er aber bemerkte, daß man seine Schonung für Schwäche hielt und ein lebhaftes, wohl unterhaltenes Feuer gegen ihn eröffnete, da beschoß und zerschmetterte er die Pallisaden mit seiner Artillerie und ließ, nachdem die Feinde zum Schweigen gebracht waren, seine Leute mit gefälltem Bajonett vorrücken. Die Rebellen, welche unser Feuer gut ausgehalten hatten, widerstanden dem Bajonett-Angriff nicht lange. Zwei- bis dreihundert wurden getödtet, und die Uebrigen flohen nach allen Richtungen, überall Angst und Schrecken verbreitend. Oberst Wetherell hatte nur drei Todte und siebzehn Verwundete, denn die Kanadier feuerten schlecht.

Die Schlappe von St. Charles wirkte in der ganzen Nachbarschaft so entmuthigend, daß Nelson's Leute zu St. Denis, obschon sie viel glücklicher gewesen, von dem genannten Orte sogleich abzogen; als aber Herr Nelson merkte, daß Oberst Wetherell nicht weiter vorrückte, sammelte er einen Theil der Zerstreuten und suchte ihnen wieder einiges Selbstvertrauen einzuflößen. Unterdeß machte aber der Oberst Gore mit einem stärkeren Detaschement, drei Kanonen und einem Vorrathe Congreve'scher Raketen eine neue Bewegung gegen Sorel, nahm St. Denis ohne Schwertstreich, gelangte wieder in den Besitz seiner Haubitze und ließ Nelson's Gebäude sammt allen übrigen Häusern, aus denen man auf die Soldaten gefeuert hatte, niederbrennen. Dann marschirte er weiter nach St. Charles und durchzog die ganze Gegend bis St. Hyacinth, am Yamaska-Flusse, ohne auch nur eines Rebellen ansichtig zu werden.

So wurden die Dörfer am Richelieu, die Heerde der Revolution, in wenigen Tagen gesäubert und unterworfen; aber die große Mehrheit der Bewohner war augenscheinlich mißvergnügt und ein nicht unbeträchtlicher Theil derselben durch und durch verderbt. Dem weisen und umsichtigen General wurde es zur Pflicht, jeden nur irgend zum Dienste tauglichen Soldaten an sich zu ziehen. Die Regierung hatte vor der dringenden Gefahr

die Augen geschlossen — der Lorenzo konnte den Winter über von der See aus nicht mehr befahren werden, und die drei schwachen Bataillone in Neu-Schottland und Neu-Braunschweig waren der einzige Sukkurs, auf den man bis zum Frühling rechnen konnte. Diese Bataillone wurden dem General Colbourne zur Verfügung gestellt; er überließ die niederen Provinzen der Obhut eines loyalen Volkes und führte nun im Verlaufe eines Polar-Winters und mit dem Verluste eines einzigen Mannes, der durch einen bloßen Zufall ums Leben kam, eine der merkwürdigsten Evolutionen aus, deren die dortigen Annalen gedenken. Die Entfernung von Halifax bis Quebek beträgt nicht viel weniger als 700 (Engl.) Meilen, und ein großer Theil der Marschlinie führt durch eine ganz unwegsame Wildniß. Warum diese beiden Theile unserer Amerikanischen Besitzungen so lange getrennt geblieben, das erkläre, wer da kann! Der Zug mußte natürlich aufgeschoben werden, bis die Flüsse und Seen mit einer Eisschicht bedeckt waren und so viel Schnee gefallen war, daß eine Bahn entstehen konnte. Dann setzten sich die Soldaten in Sleigh's (eine Art Schlitten) und gelangten so durch die unwirthbare Region zwischen der Medewska und der Rivière de Loup in das Thal des Lorenzo, dessen Bewohner sie mit Staunen und Bestürzung ankommen sahen. Der moralische Einfluß dieser Bewegung war unberechenbar: sie beugte den Muth der Mißvergnügten, vernichtete jede Hoffnung, die man auf die Sympathie der Schwester-Provinzen gesetzt hatte, und überzeugte die Welt davon, daß Großbritanien seine Kolonieen zu jeder Jahreszeit behaupten und verstärken kann, so lange es noch Soldaten hat, die an Tapferkeit, wie an Ausdauer und Strenge gegen sich selbst, ihres Gleichen suchen. Während des Marsches stieg das Thermometer von Null bis auf 20 Grad.

Diese frühzeitige Verstärkung setzte Sir John Colbourne in den Stand, mit neuer Energie und größerer Aussicht auf Erfolg zu handeln. Er sah wohl ein, daß jede Niederlage von seiner Seite einen allgemeinen Aufstand zur Folge haben und die Existenz der Kolonie gefährden würde, und wartete deshalb auf die Ankunft der Verstärkungen, bevor er eines der beiden Corps, welche die Garnison von Quebek bildeten, ins Feld rücken ließ. Die Vorsehung schien alle seine Pläne zu begünstigen; denn der Fluß blieb gerade in diesem Winter so lange von Eis frei, daß Sir John Colbourne am 9ten oder 10ten Dezember das 83ste Regiment auf Dampfböten von Quebek nach Montreal kommen lassen konnte. Man verlor nun keine Zeit, um gegen die Insurgenten des Distriktes Grand-Brulé, die unter einem gewissen Gerod sich zusammengerottet hatten, und deren Exzesse alle friedliche und loyale Einwohner aus ihren Häusern trieben, die geeigneten Maßregeln zu ergreifen. Am 13ten September brachen eine Schwadron freiwilliger Reiterei und ein Corps Infanterie — zusammen 1600 Mann — von Montreal auf und erreichten in zwei kurzen Tagemärschen das Ufer jenseits St. Eustache, des vornehmsten Postens der Rebellen. Als sie den Fluß hinübersetzten, wurden aus der verbollwerkten und stark bemannten Kirche des Ortes einige unschädliche Schüsse gethan. Am Morgen waren die Rebellen 1000 Mann stark gewesen; aber bei Annäherung der Truppen ergriff ein gutes Drittheil die Flucht. Sobald man das jenseitige Ufer erreicht hatte, wurde die Kirche beschossen, deren sehr starke Mauern jedoch den Kanonenkugeln Trotz boten. Endlich ging die anstoßende Sakristei in Flammen auf, und das Feuer theilte sich auch der Kirche mit. Jetzt begann der Sturm, fast ohne allen Verlust von Seiten des Königlichen Regimentes. Die Insurgenten versuchten sich durchzuschlagen; das bekam ihnen aber sehr übel: ungefähr 100 Mann wurden getödtet (darunter auch Dr. Chenier, ihr Anführer), und 120 geriethen in Gefangenschaft.

Nachdem der Aufruhr in dieser Gegend so wirksam gedämpft worden war, marschirte Oberst Maitland mit dem 32sten Regimente nach St. Scholastique und St. Theresa, um Waffen einzunehmen und die Huldigung der Bauern zu empfangen, während der Oberbefehlshaber mit den Truppen aus Montreal nach Hause kehrte.

Wir halten es nicht für nöthig, auch noch des kleinen Aufruhrs in der oberen Provinz zu gedenken. Dieser würde den Zustand der Dinge in Nieder-Kanada durchaus nicht modifizirt haben, hätte er nicht den feindseligen Machinationen der Vereinigten Staaten ein neues Feld eröffnet. Der Kampf zeigt sich uns aber von jetzt an in dem Lichte des Eingriffs einer fremden Macht in die Rechte und Freiheiten eines harmlosen blutsverwandten Volkes.

Das Benehmen der Amerikanischen Bürger und Behörden während der ganzen Zeit dieser Unruhen verdient großen Tadel. Die Gränzen der Union werden von einem ruchlosen Gesindel bewohnt, das sich über jede Art von Autorität hinweggesetzt, und dessen Zügellosigkeit gerade in der letzten Periode recht grell hervorgetreten ist. Vier Monate lang haben diese Leute unsere Gränzen, von Nickigau bis Maine, beständig mit Ueberfällen bedroht. Sie haben die verglimmende Asche der Empörung wiederangefacht, den Verräthern, die in ihr Land flohen, Schutz und sogar Waffen bewilligt und förmliche Expeditionen gegen uns ausgerüstet.

Als wir diesen Artikel niederschrieben, hatten wir den Zweck, die wahrscheinlichen Folgen des Kanadischen Aufstandes in Betrachtung zu ziehen. Wir beabsichtigten darzuthun, daß derselbe unsere Herrschaft in Nord-Amerika unter einer weisen Regierung nur noch mehr befestigen würde. Wir anticipirten die glücklichsten Ergebnisse aus dem Impulse, welchen die neuesten Begebenheiten der öffentlichen Meinung gegeben hatten. Wir gedachten, die Einwürfe gegen die Wiedervereinigung der beiden Kanada's zu beleuchten, und eben so die Unklugheit des projektirten Centralisations-Planes unter den Auspizien des Lord Durham. Wir wollten endlich beweisen, daß die Reduction einer Armee auf die niedrigste Skala nicht immer eine ökonomische Maßregel ist, und darauf hindeuten, daß es wohl sachdienlich sey, zwischen den relativen Kosten, welche die Unterhaltung eines regelmäßigen Heeres und die einer Miliz erfordern, eine Vergleichung anzustellen. Aber alle diese Betrachtungen verschwinden jetzt vor der immer wichtiger werdenden Frage hinsichtlich der Fortsetzung der Feindseligkeiten von Seiten unserer treulosen und verrätherischen Nachbarn im Westen. Man hat unsere Gränzen gar zu arg verletzt, als daß wir die Sache so leicht aufnehmen könnten; und die unheilvolle Herrschaft des rohen Haufens erstreckt sich zu weit über jene Linie hinaus, als daß wir große Hoffnung auf diejenige Genugthuung von Seiten Amerika's setzen durften, welche die National-Ehre beider Staaten erheischten. Ein Tag der Vergeltung muß kommen — dürften wir uns nur mit dem Gedanken schmeicheln, daß diese Vergeltung ohne Dazwischenkunft des Schwertes erfolgen werde! (U. S. J.)

Polen.

Karpinski's letzte Anwesenheit in Warschau *).

Im Jahre 1806 erscholl in Warschau das Gerücht, der alte Dichter Karpinski sey aus seinem Lithauischen Dorfe dem Polnischen Vaterlande zugeeilt und befinde sich in der Hauptstadt. Das Gerücht regte einige Neugier nach dem bereits verschollenen Sänger an, doch fast nur bei uns Literaten und Poeten. Als aber nach Verlauf von einigen Tagen der Dichter nirgend bemerkt worden war, so wurde das Gerücht für unbegründet angesehen und von den tausend politischen Neuigkeiten übertönt, die damals im Schwange waren.

Bevor die Warschauer Societät der Freunde der Wissenschaft von dem Staatsrathe Staszyc mit dem prächtigen Gebäude in der Krakauer Vorstadt beschenkt wurde, das bis zu ihrer Auflösung ihr Eigenthum verblieb, hielt diese Societät ihre öffentlichen Sitzungen in den sogenannten Kanonieen oder Wohnungen der Kanonici. Es fiel in jene Zeit gerade eine ähnliche Sitzung. Auch ich trat mit Brodzinski und einigen anderen Bekannten in den Sitzungssaal. Ein zahlreiches Publikum war versammelt. Ich schaute mit Begier unter den anwesenden Mitgliedern der gelehrten Gesellschaft umher; da ich aber unter diesen kein mir unbekanntes Gesicht erblickte, so wurde es mir zur Gewißheit, daß das Gerücht von der Anwesenheit Karpinski's, der als Mitglied der Societät hier nicht gefehlt haben würde, erdichtet wäre.

Die Versammlung zog inzwischen die Aufmerksamkeit in anderer Hinsicht auf sich, sie bot einen malerischen Anblick dar. Die vornehmsten Damen der Residenz nahmen die vordersten Reihen ein, hinter ihnen saßen in buntem Gemisch die obersten Beamten, Offiziere, Geistliche, Gelehrte, Bürger und Studirende. Der für die Mitglieder der gelehrten Societät selbst bestimmte Raum war durch einen langen und schmalen grünen Tisch abgegränzt. Hinter demselben saß in der Mitte Staszyc, damals Präsident der Gesellschaft, in schwarzer Kleidung, mit dem Angesicht eines Griechischen Weisen. Ihm zur Linken Stanislaw Potozki, in weichem Zobelpelze, der von der einen Seite zurückgeworfen war, gleichsam um den Stern zu enthüllen, der auf dem Sammetrocke glänzte. Zur Rechten des Präsidenten saß Niemcewicz, über jeden ihm neu erscheinenden Gedanken der Vorlesenden sich erfreuend und kleine Zettelchen, auf die er Bemerkungen mit Bleistift schrieb, unter die ihm zunächst sitzenden Damen austheilend. Neben Potozki saß der jüdische Mäthematiker Stern aus Hrubieszow, in der Tracht eines Polnischen Israeliten, darauf der Oberst Chodkiewicz in der mit nationalem Roth verbrämten Stabs-Uniform der Garde, weiterhin und in einer zweiten Reihe die übrigen Gelehrten. Den Hintergrund zierte ein großes Bildniß des Königs Friedrich August, gemalt von Bacciarelli; an den Wänden hingen Bildnisse berühmter Polnischer Schriftsteller.

Herr Staszyc hatte bereits seinen Vortrag beschlossen, Potozki nahte sich schon dem Ende des seinigen, als ich auf dem Gesichte Niemcewicz's eine Unruhe bemerkte, die ich mir nicht zu deuten vermochte. Kaum hatte nun Potozki die letzten Worte gesprochen, als Niemcewicz aufstand und mit erhobener Stimme die Worte aussprach: „Herr Karpinski! hier in unserer Mitte bitten wir Sie den gebührenden Platz einzunehmen!" Auf diese Anrede wandten sich die Augen der ganzen Versammlung nach der Seite, nach welcher Niemcewicz mit seinen Blicken gedeutet hatte. Ich bemerkte an der Thür einen kleinen, ernsthaft aussehenden Mann, der, durch den öffentlichen Aufruf beschämt, sich immer tiefer in seinen Winkel zurückzuziehen versuchte. Es bedurfte einer abermaligen Einladung von Seiten Niemcewicz's, um den Dichter zu nöthigen, nach dem angewiesenen Ehrenplatze sich zu begeben.

Nie vergesse ich dieses Augenblicks. Langsam trat endlich der Greis hervor, mit einem grünen Oberrocke angethan, den nach Landessitte Quasten zierten. Zitternd stützte er sich auf sein starkes langes Rohr. Seine Verwirrung war so sichtbar. Mit Achtung machte man ihm von allen Seiten Platz. — War das der Geliebte der Justina? War das der Sänger jener frischen

*) Nach dem Przyjaciel ludu.

lebensfrohen Lieder, die noch immer im Munde des Polnischen Volkes lebten! Wo waren nun die Liebeständeleien, deren heiterer Darsteller er war? Schien es doch, als wäre der alte Sänger erschienen, um die saitenlose Leier in die Hände des jungen Geschlechtes zu übergeben! —

Ich und Brodzinski, wir klatschten in die Hände, um den Dichter durch allgemeinen Applaus zu ehren. Aber, war es Ungewohnheit mit einem solchen Empfange oder Unbekanntschaft mit den Verdiensten Karpinski's, Niemand stimmte in das von uns gegebene Zeichen mit ein. Doch erhob sich die ganze Versammlung der Gelehrten; man wies dem Dichter eine Stelle in der ersten Reihe an, er wählte die verborgenste.

Die Sitzung war zu Ende, Alles strömte nach Hause, Karpinski trat durch eine Hinterthür hinaus. Man sprach von den gelesenen Abhandlungen und Versen, hier und da erwähnte auch Einer des alten Dichters. — Wir erfuhren, daß derselbe in dem Palaste des Grafen Chodkiewicz in der Reith-Straße wohnte; ich begab mich daher eines Abends mit Brodzinski zu dem Eigenthümer des Palais, um durch ihn Zutritt zu Karpinski zu erlangen. Er führte uns der Wohnung des Dichters zu. Wir vernahmen, an der Thür lauschend, unseren Alten, der, auf der Guitarre klimpernd, eines seiner Lieder sang. Nie wieder hat das einfache Lied:

Bach fließt nimmer auf zum Berge,
Und mir kehret nie die Jugend.

einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht. — Nachdem er geendet hatte, traten wir ein. Wie groß war unser Erstaunen, als es uns scheinen wollte, daß unser Besuch ihm unangenehm wäre. Theils mochte seine lange Abgeschiedenheit ihn menschenscheu gemacht haben, theils mochte sein launisches Wesen, über das er selbst in seiner Biographie klagt, mit den Jahren zugenommen haben. Einige treffende Worte Brodzinski's bewirkten endlich, daß er auf einmal heiter gestimmt wurde. Er erzählte uns Vieles über seinen früheren Aufenthalt in Warschau. „Vieles ist jetzt anders bei Euch, meine Herren; Manches scheint auch in der That eine Verbesserung. Die Gebäude der Hauptstadt sind prächtiger; was zu meiner Zeit vereinzelt dastand, verbindet sich jetzt zu einem Ganzen. Aber Ihr habt doch auch Euren Sparren. Vielleicht täusche ich mich, aber es will mir scheinen, als wenn dieses Volk nicht aus sich selbst, sondern neben sich aufwachse. — So auch in der Literatur. Der Grund und Boden Eurer Gemälde ist Polnisch, aber die Sonne und der Himmel ist erborgt, und wir Alten, wunderlicher Weise, figuriren unter Euch als exotische Gewächse."

Es kam die Rede auf Dramen. Unserem Dichter gefiel der „Samolub" des Niemcewicz sehr. „Dieser eingebildete Narr", sagte er, „ist eine durch und durch städtische Figur, überaus treffend und wahr. — Wenn ich nicht zu alt wäre, hätte ich wohl selbst Lust zu einem Lustspiele, dessen Stoff ich geradezu aus einer Fabel des Krasizki entnehmen würde." Es machte ihm Spaß, uns eine Zeitlang rathen zu lassen, welche Fabel er im Sinne hätte, und er nannte uns endlich die „Przyjaciele" (die Freunde), in der Jemand seinen Freund zu seiner Geliebten ausschickt, um deren Herz auszukundschaften, und der Freund nachher die Geliebte selbst heimführt. Wir waren überrascht, einen so echten Komödienstoff in einer kleinen Fabel zu finden. Ich theilte Karpinski's Einfall später dem Malczeski mit, dem Dichter der „Maria"; er fand den Stoff so passend, daß er mir nach wenigen Tagen einen auf die Fabel gebauten Plan zu einem Lustspiele brachte. Ich habe aber nicht erfahren, daß er ihn später ausgeführt hat.

Ich wagte die Frage an den Dichter, ob er nicht zuweilen noch Verse machte. „Was in dem jungen Gemüthe gelebt hat", antwortete er, „das ist ausgesungen; was an Schmerz und Leid zugekommen ist, das möchte ich nicht in Verse kleiden. Besser ziemt es sich jetzt für mich, zu schweigen und mit Krasizki zu sprechen:

Sich mit Stille zu umschatten,
Und den Andern zuzuschauen."

Ich wies auf ein Papier hin, das auf dem Tische lag und auf dem frisch geschriebene Verse standen. „Es ist Spielerei", rief Karpinski. „Die einsylbigen Reime, die jetzt Mode werden, ergötzten mich, und da versuchte ich vor einer Stunde einige Reime der Art an ein Mädchen, das von dort drüben immer zu mir heraufschaut." Die Verse endigten etwa:

Treibst mit altem Herzen Spiel,
Meinst, Du wagst bei mir nicht viel.
O, laß ab vom Kampfe bald —
Bin ein Herrenmeister alt! —

Wir wären gern noch länger bei ihm geblieben, da uns so heimisch bei ihm zu Muthe war und er auch an unserer Gesellschaft Geschmack zu finden schien. Aber es trat ein alter Freund herein, der wahrscheinlich zu einer Partie Mariage oder Piquet eingeladen war. Wir empfahlen uns. Ich mußte am anderen Tage aus Warschau; nach meiner Rückkehr war Karpinski bereits abgereist. Ich erfuhr, daß kein Theater, kein Dichter, keine Societät des Dichters Anwesenheit gefeiert hatte.

Einige Jahre später las ich in öffentlichen Blättern, wie pomphaft ein auswärtiger Gelehrter bei seiner Anwesenheit in Warschau von der dortigen gelehrten Societät empfangen worden war, und mit Thränen gedachte ich Karpinski's. F. M.

Mannigfaltiges.

— Professor Stowe's Bericht über die Schulen in Preußen. Das Beispiel Frankreichs und anderer Länder, die nach unserem Vaterlande Abgeordnete sandten, um die hier bestehenden Schul-Einrichtungen kennen zu lernen und darüber an ihre Regierungen zu berichten, hat auch in Nord-Amerika Nachahmung gefunden. Vor uns liegt der gedruckte Bericht, welchen am 19. Dezember 1837 Herr Professor C. E. Stowe zu Columbus an die General-Versammlung des Staates Ohio über die Reise, die er im vorigen Jahre nach Deutschland und namentlich nach Preußen gemacht, abgestattet hat. Im Jahre 1836 hatte diese General-Versammlung den Beschluß gefaßt, dem Professor Stowe einen Auftrag zu solcher Bericht-Erstattung zu ertheilen, was demselben auch durch ein amtliches Schreiben des Gouverneurs von Ohio, Herrn Lucas, eröffnet wurde. Herr Stowe versichert, daß ihm dieses Schreiben überall in Europa, wo er es vorgezeigt, Zugang zu den Lehranstalten und die wohlwollendste Aufnahme verschafft habe. Ueberall sey es rühmend anerkannt worden, daß ein so junger Staat wie Ohio — Herr Stowe ward in demselben Jahre geboren, in welchem dieser Staat gegründet wurde — schon solchen Eifer für die große Sache der Menschen-Erziehung und Bildung zeige. Namentlich hat sich Herr Stowe in London, Cambridge, Oxford, Edinburg, Glasgow, Paris, Berlin, Halle, Leipzig, Hamburg und Heidelberg längere Zeit aufgehalten. Sein Bericht verbreitet sich indessen nur über Elementarschulen und Seminarien, da höhere Lehranstalten und Universitäten vorläufig noch außer dem Bereiche des Staates Ohio liegen. Herr Stowe hält sich dabei meistens an die Preußischen Einrichtungen und theilt daher auch alle wichtigere Verordnungen der Preußischen Regierung über das Schulwesen mit. Insbesondere berichtet er über die Schule und das Schullehrer-Seminar unter der Leitung des Herrn Direktor Diesterweg in Berlin, über die Schule des Hallischen Waisenhauses, über die des Dr. Harnisch in Weißenfels, über die Anstalten für verwahrloste Kinder unter der Leitung des Herrn Kopf in Berlin, über ein ähnliches Institut in Hamburg unter der Leitung des Herrn Wichern und über den Unterrichtsplan, der den meisten Elementarschulen in Preußen zum Grunde liegt. In Bezug auf letztere hebt er besonders auch die Antworten hervor, die ihm auf 25 verschiedene von einem Amerikanischen Schullehrer-Comité entworfene Fragen von Herrn Prediger Kunze, dem Friedrichs-Waisenhause in Berlin, ertheilt worden sind. Dieselben Fragen hat sich Herr Stowe auch von Herrn Wood, Direktor der Sessional-Schule in Edinburg, und von Herrn Professor Schwarz in Heidelberg beantworten lassen, und namentlich die Erwiederungen des Letzteren stimmen fast sämmtlich mit denen des Herrn Prediger Kunze überein. Gleichzeitig erwähnt Herr Stowe desjenigen, was seit kurzem in Rußland für den öffentlichen Unterricht geschehen ist, in Rußland, das in so manchen Beziehungen — namentlich wegen seiner eben so großen Ausdehnung über die mannigfaltigsten Klimate und Nationalitäten, wegen der Einwanderungen, die auch dort von vielerlei Europäischen Ländern stattgefunden, und wegen der ebenfalls erst im Entstehen begriffenen Einrichtung seiner Schulen — mit den Vereinigten Staaten Aehnlichkeit habe und darum, wenn auch alle andere Elemente des Staats- und Volkslebens in beiden Ländern weit von einander verschieden seyen, doch in Bezug auf die über den Unterricht erlassenen Anordnungen für Amerika ein Muster seyn könne. Das Repräsentanten-Haus des Staates Massachusetts hat in seiner Sitzung vom 29. März 1838 beschlossen, den an die General-Versammlung des Staates Ohio abgestatteten Bericht des Herrn Stowe ebenfalls abdrucken zu lassen und die darin enthaltenen Andeutungen dem neuen Unterrichts-Comité in Boston zu empfehlen. Das letztere, welches unter seinen Mitgliedern die ausgezeichnetsten Männer zählt, namentlich den Gouverneur des Staates Massachusetts, Herrn Edward Everett, die bekannten Gelehrten Jared Sparks und J. G. Carter, so wie den Secretair des Ausschusses, Hrn. Horace Mann, hat ebenfalls bereits einen Bericht über seine Thätigkeit im Druck herausgegeben. In Cincinnati (Ohio) hat sich unter der Leitung des auf Preußischen Universitäten gebildeten Professors Solomons eine Schule gebildet, in der sich bereits mehr als 300 Zöglinge befinden und in der aller Unterricht gleichzeitig in Deutscher und in Englischer Sprache ertheilt wird.

— Ignoranten-Klub. In Paris, so erzählen einige kleine nicht immer sehr gewissenhafte Pariser Blätter, soll sich kürzlich ein Klub gebildet haben, der den Namen Club de bêtes angenommen hat. Bedingung der Aufnahme ist, daß man niemals eine Zeile weder für den Druck noch für die Bühne geschrieben hat, und daß man auch das „Theatre-Français" nie besucht. Die Mitglieder dürfen nur Vaudevilles oder Ballets lieben, keine andere Bücher lesen, als Almanache, auf keine Zeitschrift abonnirt seyn und selbst die Theaterzettel nur mit großer Vorsicht studiren. Die Gesellschaft, deren Hauptzweck Essen und Trinken ist, hält ihre Sitzungen nur bei Tafel. An die Unsterblichkeit der Seele darf nicht geglaubt werden. Seine erste Sitzung soll der Klub kürzlich bei einem Diner gehalten haben, welches von sieben Uhr Abends bis vier Uhr Morgens gedauert hat.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 83. Berlin, Mittwoch den 11. Juli 1838.

Rußland.

Briefe einer Genferin aus Tiflis.

Erster Brief. — September 1837.

Im Schatten prächtiger Nußbäume und unter Weinlauben nach orientalischer Manier auf Persischem Teppich gelagert, ergreife ich die Feder (was, beiläufig gesagt, für eine Frau nicht sehr orientalisch ist), um meinen Freunden zu melden, daß wir den 20. Juni von Ostpreußen abgereist und den 23. Juli (alten Styls) glücklich und nicht zu ermüdet in Tiflis angekommen sind. Unsere Reise war eben so glücklich, als interessant durch die mannigfaltigen Nationalitäten, die in den durchreisten Ländern neben einander wohnen, ohne sich zu vermischen. Von Deutscher Sprache und Deutschem Leben nahmen wir auf den Ruinen des alten Schlosses Neuhausen Abschied, dem letzten Bollwerk Deutscher Ritter, die entschlossen waren, sich lieber in die Luft sprengen zu lassen, als dem Feinde zu weichen.

Wenige Meilen von dort, auf Russischem Gebiet, steht ein Griechisches Kloster von höchst merkwürdiger Bauart, das Einen im Nu nach dem Orient versetzt. Der innere Schmuck desselben erinnert besonders an die St. Markus-Kirche in Venedig, die nach Byzantinischem Geschmack dekorirt ist; die Katakomben an die zu Rom, und die Gärten desselben an den Garten des Serais in Konstantinopel. In der That, dies Alles trägt schon ganz orientalisches Gepräge. — In dem alten Polen bewunderten wir die schönen Gegenden von Witebsk und Mohilew, welche die Einwohner nicht ganz zu ihrem Vortheil zu benutzen verstehen. Dagegen bietet Klein-Rußland oder das Land der Zaporogischen Kosaken einen weit lachenderen Anblick dar. Zwar muß man gestehen, daß die Monotonie seiner Ebenen aller Schönheit widerspricht; desto mehr aber befriedigen sie den Nützlichkeitssinn durch ihre herrlichen Mais-, Taback- und Roggen-Pflanzungen, durch die stattlichen Podolischen Heerden, die sie beweiden, und durch die artigen, wegen Mangel an Holz und Steinen von Weidenzweigen und Thonerde errichteten Bauer-Wohnungen mit ihrem hellgelben oder weißen Mörtel-Ueberzug und den trefflich gepflegten Küchengärten, von denen sie eingeschlossen sind.

Wir durchschnitten die schönen Dnieper-Steppen zur Zeit der höchsten Frühlingspracht. Wie oft dachte ich an Sie, als ich jene unendliche Mannigfaltigkeit von Blumen erblickte, die mir fast alle fremd, Ihnen aber gewiß schon lange bekannt sind; jene Menge Suslics, eine Art kleiner Känguru's, die hart an die Straße kommen, sich auf den Hinterfüßen emporrichten, als wollten sie die große Chaussee überschauen, und, wenn man sie mit Händen zu greifen glaubt, unter der Erde verschwinden; jene Tausende von Vögeln jeder Gattung, die friedlich nisten in diesen fruchtbaren, aber unbewohnten Landstrichen; jene ungeheuren Geier und Adler endlich, die, auf dem Gipfel der zahllosen Mohiles oder Steppenhügel sitzend, wie die Hüter aussehen von den Gräbern der Nation, die früher von den Ufern des Dnieper bis an den Tereg geherrscht und von deren einstigem Daseyn diese Mohiles allein noch Reste sind.

Neu-Rußland zeichnet sich aus durch die verschiedenen Niederlassungen, die daselbst gedeihen. Unser Weg hat uns nicht durch die Militair-Kolonieen geführt; daher spreche ich nur von den Russischen Menoniten, die seit funfzig Jahren an den Ufern der Moloschna wohnen. Die Reinlichkeit und Eleganz ihrer Wohnungen, die Fruchtbarkeit ihrer Felder und Weiden stehen nicht zurück hinter dem Besten der Art bei uns und in Deutschland, während die Maulbeerbäume und die Pflege der Seidenwürmer anzeigen, daß man sich in südlicheren Gegenden befindet. Die Sittlichkeit und Bildung dieser braven Leute entspricht dem von ihnen geschaffenen Wohlstande, und ihre trefflichen Schulen und Geistlichen halten unter ihnen den Geist einer sanften, aufgeklärten Religion wach und sind eben so viele Bürgen für die Fortdauer dieses Zustandes.

Die Tatarischen Kolonieen, die ihnen benachbart sind, stehen in auffallendem Kontrast mit den eben beschriebenen. Ein schwacher Rest jener Herrscher, die dreihundert Jahre lang die Entwickelung der Civilisation in Rußland gehemmt, ist dieser Volksstamm, der früher in der Krimm und in den fruchtbaren Küstenstrichen des Dnieper nomadisirte, jetzt an den Gestaden des Asofschen Meeres angesiedelt, und die Hirten desselben mit ihren Merinos, der einzigen Kette, die bis jetzt diese von Stutenmilch lebenden Horden an die Landwirthschaft der civilisirten Völker knüpft, schauen mit begehrlichem Blick von ihren Mohiles herab auf jene schönen Weiden, die ihnen früher gehört, auf die großen, stattlichen Heerden, die nicht ein Baum oder Strauch ihrem Auge entzieht.

Nachdem wir durch Mariopol gekommen, dessen unreinliche, sorglose Bevölkerung bloß aus Griechen und Italiänern besteht, und durch Taganrog, welches die Schönheit seiner Lage und die Eleganz seiner Bauten auszeichnet, erreichten wir Naschitschewan, den Hauptort der großen Armenischen Kolonie, die unter Katharina II. aus der noch nicht Russischen Krimm an die Don-Mündungen wanderte und in den Freiheitskriegen so große Dienste geleistet hat, jetzt aber, da ihre friedlich gewordenen Nachbarn sie nicht mehr zur Vertheidigung von Haus und Hof zwingen, ihren kriegerischen Charakter ganz verliert und mehr und mehr den übrigen Unterthanen des Reichs ähnlich wird.

Die ungeheure Ebene zwischen dem Don und Kaukasus wird von Kolonieen aus dem Innern Rußlands bewohnt, die, als Kosaken der Linie, über die Sicherheit des Landes wachen müssen. In diesen unübersehbaren, dürren Ebenen erinnerte ich mich oft an Ihren Ausspruch, daß es überall was zu sehen und zu bemerken gebe; doch gestehe ich Ihnen, daß mir hier mitunter mein Beobachtungsgeist ausgegangen ist. In Stawropol wird das Land reizend. — Von Georgiewsk aus verließen wir die Straße, um die mineralischen Gewässer von Petigorsk und Kislavodsk zu sehen. Schade ist es, daß sie den Europäern so fern liegen; die schöne Lage derselben, ihre heilsame Wirkung, die großartigen Bade-Anstalten und Gasthöfe, welche die Regierung zur Bequemlichkeit der Fremden eingerichtet hat, verdienen in jeder Rücksicht zahlreichen Besuch.

Bei Wladikaukasus betritt man den Kaukasus; von hier aus passirt man längs des Tereg und Aragwi jene stolze Bergkette, in deren verschiedenen Regionen die Schönheiten des südlichen Deutschlands, der Schweiz und des nördlichen Italiens sich neben einander finden. Alle Schönheiten sage ich aber nicht; denn abgesehen davon, daß man hier auf Alles verzichten muß, was des Menschen Hand zur Ausschmückung und Vollendung einer Landschaft hinzuthut, fehlt es hier auch ganz an Wasser; die Seen, jene schönen Augen der Landschaft, welche die prachtvollen Scenerieen der Schweiz zurückstrahlen, jene spiegelklaren Flächen, auf welchen der Reisende sich so bequem und ungestört dem Genuß und der Bewunderung dieser Meisterstücke der Schöpfung hingiebt, hat der Kaukasus nicht. Auch die Gletscher fehlen und jene Ströme und Kaskaden, die der Landschaft Leben geben und deren Murmeln die Seele in stille Beschauung wiegt.

Bibliographie.

Das Lied vom Heere Igor's, verfaßt am Ende des 12ten Jahrhunderts in Alt-Russischer Sprache. In das Neu-Russische übersetzt von M. Martmowitsch. — Kiew.

Zoopharmakologie, oder Lehre der Arzneimittel, welche bei Krankheiten von Thieren angewendet werden. Von P. Lukin. — Petersburg.

Ueber die Influenza. Von E. Martin. Aus dem Deutschen übersetzt von M. Magasiner. — Petersburg.

Frankreich.

Ein Sänger aus dem 17ten Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Eine andere bedeutende Ausgabe bei Meister Michel waren die Frauen. In unseren Tagen lassen sich die Damen der feinen Welt eher durch Musik als Poesie gewinnen. Der unbedeutendste Sänger findet schneller den Weg zu ihrem Herzen, als der größte Schöngeist oder Dichter. Im 17ten Jahrhundert war es gerade umgekehrt. Bei den feinen Damen machte Lambert nicht viel Glück, desto mehr aber beim Mittelstand; denn er wußte sich wohl einzuschmeicheln. Er schenkte seiner Geliebten sehr viel, und außerdem unterhielt er noch Andere. Das Geld dauerte bei ihm nicht lange; aber er fühlte sich glücklich, und weiter wünschte er nichts.

Eines Tages, da man bei dem Dejeuner des Herrn Kardinals viel von dem kleinen Michel gesprochen, versprach seine Eminenz mehreren Damen, die ihn nur dem Ruf nach kannten, sie sollten noch an demselben Abend den großen Sänger in Ruel nach der Komödie hören. Der Minister schickte sogleich Herrn

von Bautru mit einem Wagen nach Paris, um Lambert mitzubringen. Herr von Bautru war lange in der Stadt herumgefahren, ehe er seinen Mann fand, der gerade Stunden gab. Endlich traf er ihn beim Präsidenten Lepailleur. — „Meister Michel", sagte er, „wenn's Euch gefällig ist, gehen wir diesen Abend zusammen nach Ruel. Der Herr Kardinal hat Euch angesehenen Damen zugesagt." — „Mein Herr, ich habe den ganzen Morgen nichts als gesungen, so daß ich Abends nicht bei Stimme seyn werde; indeß, dem Herrn Kardinal kann man sich nicht entziehen. Ich stehe zu Diensten." — „Ich werde Sie Punkt sechs Uhr im Wagen von ihrer Wohnung abholen. Halten Sie sich im Voraus fertig und lassen Sie uns ja nicht sitzen. Der König wird vielleicht in Ruel seyn, und die Prinzessin Marie wünscht sehr, Sie zu hören." — „Sie können sich auf mich verlassen. Zu welcher Stunde soll ich bereit seyn?" — „Punkt sechs Uhr und in Ihrer Wohnung." — „Gut; ich werde da seyn." —

Es mochte damals gegen Mittag seyn. Kaum hatte ihm Herr von Bautru den Rücken gekehrt, als Lambert an sein Versprechen nicht mehr dachte und bei seinen Freundinnen guter Dinge war. Hätte nicht ein Weinhändler ihm sagen lassen, er habe so eben ein Faß herrlichen Muskat bekommen, so wäre er dort bis Mitternacht geblieben. Um vier Uhr ging Michel zu diesem Weinhändler, der seinen Keller am Croix du Trahoir hatte, einem Ort, der durch mehrere Schenken berühmt und von den größten Trinkern besucht war.

Hier fand er große Gesellschaft, die den kleinen Meister Michel köstlich feirte und zum Trinken einlud. Funfzehn bis zwanzig setzten sich an einen Tisch. Das Essen dauerte drei Stunden, und während der letzten wurden so viel Flaschen geleert, daß zwei Gäste unter den Tisch zu liegen kamen. Beim Dessert rief Alles mit einer Stimme, Meister Michel müsse singen, um seine Zeche zu bezahlen, und er ließ sich das nicht zweimal sagen. Bald ward der Lärm so groß, daß man den Donner des Himmels überhört hätte. Das Auditorium bestand aus lauter Hitzköpfen, die Lambert's Liedern mit solcher Wuth applaudirten, daß die Vorübergehenden vor dem Hause stehen blieben. — „Was giebt's hier?" fragte ein Herr aus dem Kutschenschlage. — „Der kleine Meister Michel", hieß es, „singt da drin." — „Gott sey gelobt!" rief der Herr, kein Anderer als Bautru, der in die Kreuz und Quere fuhr, um seinen Sänger aufzufinden. Er eilte rasch unter die Gesellschaft: „Seyd Ihr toll, Lambert", rief er athemlos. „Seit einer Stunde suche ich Euch. Der Herr Kardinal erwartet Euch für den Abend." — „Ich Dummkopf! das hab ich ganz vergessen. Wenn's noch Zeit ist, wollen wir gleich fort. Ich bin bereit." — „Dann kommt nur schleunigst! Aber Ihr seyd ja so betrunken, wie ein Schweizer." — „Das thut nichts. Ich schlafe im Wagen."

Michel stieg ein und schnarchte in der That im besten Zuge bis nach Ruel. Als sie ankamen, hatte die Komödie erst begonnen. Lambert wurde in einer oberen Etage des Schlosses auf ein Bett gelegt. Bautru, dem der Kardinal ein schönes Gesicht gemacht, wenn die Musik gefehlt hätte, blieb als Wächter bei seinem Mann, voll Besorgniß, er möchte krank seyn. Zum Glück speiste man erst nach dem Schauspiel, was die Sache in die Länge zog. Es war zehn Uhr vorüber, als man dem Sänger sagen ließ, die Gesellschaft erwarte ihn. — „Wie fühlt Ihr Euch?" fragte Bautru voller Angst. — „Nun, was die Beine betrifft, so sehnen sie sich stark nach Ruhe, und der Kopf wiegt hundert Pfund. Sehen wir einmal, was die Stimme sagt." Nachdem er aus voller Brust einen Ton hervorgebracht, der die Fenster erbeben machte, fügte er hinzu: „Die Stimme ist an ihrem Posten, wir können ohne Furcht hinuntergehen."

Die Schriftsteller jener Zeit sprechen in ihren Briefen und Memoiren von dieser Soirée bei dem Herrn Kardinal, und Alle stimmen darin überein, daß Michel nie schöner gesungen habe. Das erste Stück, das er hören ließ, war ein kriegerisches Lied, wobei ihn Mouliniez mit einer Teorbe begleitete und mit einem herrlichen Militair-Marsch präludirte. Die anwesenden Offiziere waren so entzückt, daß sie sich nur mit Mühe enthalten konnten, die Musik durch ihr Geschrei zu unterbrechen. Nach dem letzten Akkord rief der berümte Oberst Gassion: „Mordieu! ich habe nie einen köstlicheren Spektakel gehört; das Stück hätte mich verzückt, wenn es in diesem Ton fortgegangen wäre. Der kleine Mann muß Gefühl haben." — „Singen Sie uns irgend Etwas, das von galanterem Inhalt ist; wir wollen sehen, ob Sie im Stande sind, Gassion's wilden Sinn zu rühren."

Jetzt nahm Lambert selbst die Teorbe und sang ein Lied von Benserade, die Klagen eines Liebenden über die Härte seiner Angebeteten, wobei die Antithesen, die man damals Allem vorzog, nicht gespart waren. Ein wonniger Schauer ergriff die Damen, als der Sänger mit dem tiefsten Ausdruck des Schmerzes die Worte hören ließ:

Non, je ne prétends pas, dédaigneuse Sylvie,
Que vous favorisiez mon amoureux transport;
Seulement, en m'ôtant la vie,
Confessez que c'est vous qui me donnez la mort.

Leise wandte sich der Bischof von Lyon an den Kardinal, seinen Bruder: — „Diese Musik ist gefährlich; sie entnervt den Geist und treibt die Frauen zur Sünde. Ich wette, daß es morgen Ehemänner giebt, deren Ehre nur durch dieses Lied gelitten haben wird." Herr von Bussy erzählt irgendwo in seinen Briefen, mehrere Damen, die sich früher gegen ihre Anbeter spröde bezeugt, hätten sich ihnen ergeben, nachdem sie Liebeslieder vom kleinen Michel gehört. Hierbei können wir uns nicht enthalten, Letzteren zu bedauern, daß er mit einem so schönen Talent immer nur für Andere gearbeitet, während er selbst unter allen diesen Schönen nicht eine Einzige für sich entzünden konnte. In unserer Zeit wären ihm nicht dieselben Vorurtheile entgegengetreten.

Nach der Warnung Seiner Hochwürden ward das Konzert mit einem Volksliede beschlossen, das De Niert aus Italien mitgebracht und das man die Romanesca nannte. Diese fand nur mittelmäßigen Beifall und konnte die Wirkung, welche jenes Lied zurückgelassen, nicht aufheben. Der Chevalier v. Bois-Dauphin, dem man die Hand einer großen Dame abgeschlagen, ging auf den Kardinal zu und sagte zu ihm in einem fast leidenschaftlichen Tone: „Ist dieses Lied nicht ein Beweis, daß der Himmel nicht will, daß man Liebende unglücklich mache?" Statt aller Antwort lachte der Minister über diesen Pathos; er wußte auch nicht recht, was er sagen sollte, denn er war Bois-Dauphin gewogen, und auch ihn hatte das Stück entzückt. Erst nach zwei Stunden fand er eine gute Antwort, die er sogar auf der Stelle gefunden haben wollte, trotzdem man wußte, daß dem nicht so war. „Bois-Dauphin", sagte er, „giebt uns nur Lieder statt Gründe."

Von all diesem Triumph hatte Lambert weiter nichts, als eine Rolle Goldstücke und ein paar Komplimente, wie sie der Herr seinem Diener macht; nicht ein herzliches Wort, nicht einen einzigen Händedruck. Wäre er ein eben so großer Poet gewesen, wie er ein guter Sänger war, Fürsten hätten ihm auf die Wangen geküßt, und der König hätte ihn auf dem Fleck zum Edelmann erhoben.

Wenn Meister Michel es verstand, durch seine Musik die Gefühle zu erregen, die er so schön ausdrückte, so begegnete es ihm auch wieder, sich in seinen eigenen Netzen zu fangen. Er unterrichtete nämlich eine gewisse Demoiselle Lepuis, die seine beste Schülerin und überdies sehr hübsch war; Lambert verliebte sich in sie. Der Vater war ein Mann ohne Vorurtheile und auch nicht von einem Stande, der zu viel Schwierigkeiten machte. Man verlobte die jungen Leute mit einander; aber Michel, so viel Leidenschaft er auch gezeigt, fing wieder an, sich gehen zu lassen und sprach lange kein Wort von der Hochzeit. Herr Lepuis glaubte, man wolle seine Tochter zum Besten haben: er lief zur Herzogin von Aiguillon, die sich seiner annahm und seine Beschwerden führte. Eines Morgens bekam Lambert Verse vom Kardinal, die er in Musik setzen sollte. Es war ein Duett für Michel und seine Schülerin. Tircis und Philis versprachen sich am Schluß, einander ewig zu lieben, und der Schäfer sang: Philis, j'arrête enfin mon humeur vagabonde. — „In der That, es ist Zeit, daß Ihr mit diesem Leben aufhört, Meister Michel", sagte der Kardinal. „Ihr habt überall Eure Vermählung mit Demoiselle Lepuis angezeigt; was so oft gesagt worden, muß einmal geschehen."

Lambert verneigte sich ehrfurchtsvoll und hielt am anderen Tage seine Hochzeit ohne Widerwillen, da er seine Braut wirklich liebte. Hier hatte der Kardinal eine schöne Gelegenheit, großmüthig zu seyn, aber er gab den jungen Eheleuten nicht einen Heller, was man ihm allgemein übel nahm.

Madame Lambert versuchte auf tausenderlei Weise, ihren Mann mehr an Ordnung zu gewöhnen und ihn von seiner Neigung zum Vagabundenleben abzubringen. Es ist ihr nie gelungen. Oft kam er sehr spät in der Nacht nach Hause, nachdem er große Summen verschwendet, die er bei Tage verdient hatte. Die arme Frau liebte natürlich Geld, Sparsamkeit und Ordnung. Lambert machte ihr durch seine Nonchalance so vielen Kummer, daß sie nach drei Jahren vor Verdruß starb.

Die gute Frau hatte eine junge Schwester, bei der unser Musikus unerwartet eine herrliche Stimme und die besten Anlagen entdeckte. Er unterrichtete sie, die noch ganz Kind war, in den Geheimnissen seiner Kunst und machte eine so geschickte Sängerin aus ihr, daß sie bald einen eben so großen Ruf bekam, wie er. Es genügte nicht mehr, Lambert allein zu hören, sobald Demoiselle Hilaire nicht mit ihm war. Das Mädchen war hübsch; Michel verliebte sich in sie, und sie war es, die das Wunder zu Stande brachte, welches Madame Lambert vergebens vom Himmel erfleht. Michel rührte sich fast nicht mehr aus dem Hause, um bei seiner Schülerin zu bleiben, und doch hat man ihrer Freundschaft nie etwas Uebles nachgesagt. Uebrigens durfte ein lumpiger Sänger auf keine Dispensation Anspruch machen. Hätte Michel um die Erlaubniß angehalten, seine Schwägerin zu heirathen, so wäre er, statt aller Antwort, exkommunizirt worden.

Eines Tages, da er sich mit Hilaire bei Hofe befand, spottete der Herzog von Guise über Michel's Liebe. Lambert verlor Geduld und Respekt: — „Meiner Treu! Herr Herzog", antwortete er, „ich weiß nicht, ob die Gelöbnisse der großen Herren beim Himmel weniger gelten als die unsrigen; aber der Papst könnte recht gut, ohne sich zu schaden, einem Manne die Dispensation geben, der sich nicht zweimal ohne Erlaubniß geschieden hat." Herr von Guise hatte seine beiden Ehen auf eigene Autorität, ohne die päpstlichen Bullen abzuwarten, getrennt, so daß ihm diese Anspielung Lambert's nicht genehm war. Glücklicherweise hatte er vor lauter Geschäften keine Muße, unseren Michel mit Stockprügeln versehen zu lassen.

Auch der Kardinal Mazarin war nicht splendider gegen unseren Sänger, als Richelieu. Die Protection des Präsidenten d'Emery verschaffte ihm nur mit großer Mühe eine Pension von 400 Livres und für die kleine Hilaire eben so viel. Mit den Jahren wurde auch Michel von seiner Liebe geheilt, aber dem Hof konnte er die Neckereien jener Großen nicht vergessen, denen Rom nichts

versagen durfte und die ihr Ansehen zu allen Zwecken benutzten. Seit funfzig Jahren waren Ehescheidungen etwas ganz Gewöhnliches, und erst der junge Ludwig XIV. wußte durch seine Festigkeit diesen fortwährenden Begünstigungen der Vornehmen ein Ende zu machen.

Lambert machte sich lange einen Spaß daraus, den hohen Adel zu mystifiziren. Er sah weder auf schöne Einkünfte, noch auf den Verlust von Pensionen und Gönnern, sobald er nur einen großen Herrn in Verlegenheit bringen konnte. Bald spielte er den Kranken oder er gab den Verlust der Stimme vor; bald überredete er Hilaire, sich heiser oder fieberkrank zu stellen. So rächte er sich wenigstens im Kleinen, bis er sich zuletzt fast nur noch für die Stadt hören ließ. Doch da sich seine Börse dabei schlecht befand, so kam er auf ein neues Mittel, sich Geld zu verschaffen, ohne Berührung mit dem Hof, was damals für unmöglich galt. Schon oft hatte ihn der Restaurant Renard bewegen wollen, in seinem Garten, wo der Adel dinirte, für seine Rechnung Musik zu machen; aber Lambert gab dem Besitzer einer kleinen Schenke im Faubourg Saint Germain den Vorzug. Hier sah man nur Schüler, Schreiber und Advokaten; gerade ein so junges, enthusiastisches Auditorium liebte unser Sänger am meisten. Lambert und seine Schwägerin miethéten hier eine Wohnung und sangen alle Abend vor den Gästen, deren Zahl in wenig Tagen wunderbar stieg. Der Speisewirth ward reich, und auch Michel fand dabei einen schönen Profit.

Der Hof merkte endlich, daß der kleine Musikant ihm einen Possen spielen wolle, und einige Edelleute fingen schon an, von strenger Züchtigung zu sprechen. Zum Glück kamen jetzt die Unruhen der Regentschaft, und viele Vornehme, die dem Haufen schmeichelten, um sich seiner als Werkzeug zu bedienen, nahmen sich des Sängers an und erklärten, wer den Sänger anrühre, habe es mit ihnen zu thun. Mademoiselle selbst wohnte damals im Luxembourg, das nicht weit von Lambert's Domizil war; sie schickte eines Morgens ihren Secretair, Herrn von Ségrais, um ihn ihres Schutzes zu versichern. Für so viel Güte war Michel empfänglich, und trotz der Rheumatismen, die er vorgab, um nicht so oft ausgehen zu dürfen, sang er im Luxembourg so viel, als die Prinzessin verlangte. Er verdiente dabei sehr viel, da Mademoiselle von ihrem Ahnen, dem Herzog von Montpensier, eine unglaubliche Großmuth geerbt hatte.

Nach Unterdrückung der Unruhen nahm Lambert an der allgemeinen Aussöhnung Theil und erschien wieder bei Hofe; aber der König hat ihn nie so achtungsvoll behandelt, wie die Maler und Schriftsteller. (Schluß folgt.)

Die Blechgeige Viotti's.

Man wird wenige Instrumente finden, welche Namen, Gestalt und Stoff so oft geändert haben, als die Geige. Ohne in einer archäologischen Untersuchung auf den Vater der Geiger und Pfeifer (I. Mos. 4, 21) zurückzugehen, ist es wenigstens historisch gewiß, daß von der Lyra des Apollo, welche auf Gemmen nicht selten einer Violine vollkommen gleicht, bis auf das Saiten-Instrument des Mittelalters und die Meisterwerke eines Stradivarius und Amati herab die Geige eine Jakobsleiter von Abstufungen in Bau und Tönen erfahren hat. Aber wie sehr sich auch besonders die neuere Zeit der Erfindung vieler großartiger Ton-Werkzeuge zu rühmen habe — obgleich sie den Verlust vieler anderer nicht minder beklagen müßte — keines derselben hat die Geige verdrängt, die, wie sie Königin im Orchester geblieben ist, auch fernerhin die Grundlage einer jeden größeren Composition bleiben wird. Welch eine Fülle von Tönen sie auch bereits entfaltet hat, so sind dennoch Versuche verschiedener Art gemacht worden, um den Wohllaut ihres Klanges zu erhöhen und sie aus allem nur erdenklichen Material zu verfertigen. Eine der merkwürdigsten Sammlungen solcher Geigen war die Nachlassenschaft des berühmten Seguin; Papier, Stein, Holz hatten unter seiner kunstfertigen Hand die seltsamsten Metamorphosen bestanden, und wäre das Erdharz damals eben in Mode gekommen wie heute, so wäre es einer ähnlichen Bestimmung schwerlich entgangen. Selbst den Bogen erwartete noch sein eisernes Zeitalter, indem er schon seit längerer Zeit aus Stahl und zuletzt durch Seguin aus galvanisirtem Eisen bereitet wurde. Die Verschiedenartigkeit des Materials aber wurde noch von der Mannigfaltigkeit der Formen übertroffen, die, sogar in Gestalt von Feuer-Kieken und Mäusefallen, zuletzt Allem glichen, nur nicht einer Violine; doch durfte man ihnen keinen anderen Namen geben, da der Verfertiger diesen in der Taufe beibehalten und vor den besuchenden Fremden ohne Scheu ausgesprochen hatte, obgleich mancher mit seinem alten Horaz denken mochte:

Amphora coepit
Institui; currente rota cur urceus exit?

Auf der Versteigerung dieses Seguinschen Nachlasses, der einem Antiquarium alle Ehre gemacht haben würde, stand ein Engländer laut bewundernd neben mir und richtete endlich zu meinem Erstaunen die Frage an den Auctions-Kommissarius, ob unter den vielen Instrumenten nicht eine Geige von Blech sich vorgefunden hätte? Der Mann vernahm es, doch stellte man Nachsuchungen an, aber ohne Erfolg; eine Geige von Blech war in dem ganzen Kram nicht zu finden. — „Abermals um eine Aussicht ärmer", sagte der Engländer; „eine herrliche Geige so gut wie verloren." — „Sie verzeihen meine Neugierde", redete ich ihn an; „Ihr Ausspruch klingt zu sonderbar, was meinen Sie damit?" — „Die Sache hängt mit einer früheren Versteigerung, der von Viotti, zusammen, zu dessen größten Bewunderern ich gehöre", antwortete er gefällig. „Ich hätte viel darum gegeben, eines seiner Instrumente zu besitzen, aber unglücklicher Weise hielten mich Familien-Angelegenheiten in dem Zeitpunkte von London entfernt, als man nach dem Ableben des Künstlers seine Geigen versteigerte. Ich erfuhr den Termin zu spät, und obgleich ich mehrere Pferde todt ritt, kam ich doch eben nur an, als die letzte einem Liebhaber zugeschlagen wurde, der sie triumphirend davontrug. Umsonst bot ich ihm das Doppelte des Einkaufs-Preises an; er wollte sie nicht weggeben und beging noch obendrein die Unart, mich zu foppen, indem er sagte: „Mein Herr, Ihr Mißgeschick flößt mir Theilnahme ein; es ist noch eine Geige, das merkwürdigste Stück aus der ganzen Sammlung, übrig geblieben, das nicht in die Auction gekommen ist; Sie werden dieselbe um ein Billiges erstehen können." Bei diesen Worten wies er mit der Hand nach einem sonderbaren Gegenstande, den ich bis dahin nicht wahrgenommen hatte, auf eine Violine von Blech. Zufrieden, wenigstens etwas zu besitzen, was Viotti besessen, ließ ich mir die blechene Excellenz für einige Shillinge zuschlagen, unter herzlichem Gelächter der Umstehenden. Stolz auf seine Eroberung blickend, sprach darauf mein Widerpart: „Das Vorhandenseyn eines so ärmlichen Dinges in einer so reichen Sammlung muß seine besondere Ursache haben; um sie zu erfahren, bin ich neugierig genug, das erstandene Instrument daran zu setzen und es demjenigen zu schenken, der die Lösung des Räthsels mir hinterbrächte." — „Ein Wort, ein Mann", unterbrach ich ihn lebhaft; „Sie treten mir Ihre Geige ab, sobald ich die verlangte Lösung gefunden. Ich werde in alle Städte und Länder reisen, in denen Viotti sich aufgehalten, werde alle nur erdenkliche Erkundigungen darüber einzuziehen suchen, und bin ich glücklich genug, das Ziel meiner Wünsche zu erreichen, so darf ich auf die Erfüllung Ihrer Zusage rechnen. Der Handel wurde geschlossen. Seitdem bin ich unaufhörlich bemüht, Nachforschungen anzustellen. Mir war nicht unbekannt, daß Armand Seguin ein Freund von Viotti gewesen, daß er bei ihm Unterricht gehabt und wegen der vielen Geschäfte, die seine Tageszeit fast ganz in Anspruch nahmen, den Tonkünstler um fünf Uhr Morgens, wo er gewiß war, ihn nicht zu verfehlen, weil er eben aus dem Bette stieg, besucht und, um seine Gunst zu gewinnen, keine Mühe gescheut habe. So, als Viotti seinen Bedienten einst ausschalt, daß er ihm schlechten Kaffee auf den Tisch gebracht, wollte Seguin nicht zugeben, daß ein Miethling fernerhin dieses Amt bei ihm übte, und bereitete in eigener Person dem Musiker Tag für Tag das Frühstück. Die Vermuthung lag nahe, daß dieser Seguin Viotti die Blechgeige geschenkt haben könnte, und in der Hoffnung, ein zweites Exemplar vorzufinden, bin ich hierher gereist; allein Sie sehen, daß sie gänzlich vereitelt ist." — Ich spielte, so gut ich konnte, den Tröster bei meinem entmuthigten Engländer und erfuhr einige Tage darauf, daß er nach Piemont, der Heimath Viotti's, abgereist wäre, um vielleicht dort die Lösung seines Räthsels zu erjagen, die ihm immer weiter entwich, je näher er sie glaubte.

Der ganze Vorfall war mir fast aus dem Gedächtniß entschwunden, als ich vor ungefähr zwei Monaten an die Seite eines alten Freundes, F. Langlé's, zu sitzen kam, des Sohnes eines Komponisten, Maria Langlé, eines Italiäners, so echt Französisch auch die Endung seines Namens lautet. Maria Langlé war einer der geschicktesten Kontrapunktisten des verflossenen Jahrhunderts und der Lehrer Dalayrac's. Da von diesem Virtuosen keine vollständige Biographie existirt, so bat ich meinen Freund um einige Auskunft über denselben und fragte ihn, ob sich unter den Papieren seines Vaters nicht neue Aufschlüsse vorgefunden hätten? Nachdem er mir darauf geantwortet, setzte er hinzu: „Wenn Du sie gern hörst, will ich Dir einige Anekdoten von Musikern zum Besten geben, die ich von meiner Mutter habe; sie scheinen mir nicht ohne Interesse zu seyn." — Ich nahm seinen Vorschlag mit dem lebhaftesten Danke an, und da man sich niemals mehr isoliren kann, als in einer Gesellschaft von zwanzig Personen, die alle ihrer Zunge freien Lauf lassen, bat ich, ohne Säumen daran zu gehen und seine Mittheilungen zu beginnen. — „Wohlan!" sprach er, „willst Du die Geschichte von der Blechvioline hören?" Bei diesen Worten fiel mir mein früheres Erlebniß ein, und ich bat ihn dringend darum. Ohne Zweifel sollte mir jetzt die Lösung in die Hände laufen, deren Spur der Engländer vergeblich durch halb Europa verfolgt hatte. Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit hörte ich seine Erzählung an, die hier folgt.

„An einem heiteren Sommerabend unternahm mein Vater mit Viotti einen Spaziergang nach den Elisäischen Feldern; sie suchten unter dem Schatten der Bäume Erholung von dem Staube und der Anstrengung des Weges. Der Abend war hereingebrochen, Viotti überließ sich seinen Träumen, von denen er selbst inmitten einer zahlreichen Gesellschaft hingerissen wurde, und mein Vater, mit seiner Oper Corisander beschäftigt, ging einige Passagen im Kopfe durch. Plötzlich wurden Beide durch einen hellen, schreienden Ton aus ihrem Nachdenken geweckt und richteten den Kopf nach der Gegend hin, aus welcher der Ton gekommen seyn mußte. In Beider Miene lag die Frage: Was heißt das? bis Viotti endlich in den Ruf ausbrach: „Es kann keine Violine seyn, und doch ist es eine." — „Auch keine Klarinette", sagte Langlé, „und doch ist es etwas dem Aehnliches." — Das sicherste Mittel, sich Gewißheit zu verschaffen, war, dem gehörten

Tone nachzugehen. Hätte auch ihr geübtes Ohr sie getäuscht, so würde das Auge haben aushelfen können, indem sie etwa 100 Schritt davon einen halbblinden Mann, ein brennendes Licht vor sich, kauern sahen. Viotti war zuerst an Ort und Stelle. „Wahrhaftig, eine Violine", sprach er, „aber was für eine! von Blech; das ist zu sonderbar, ich muß sie haben. Gehen Sie mir den Bettler an, sie mir zu verkaufen." — „Gern", antwortete Langlé, und indem er sich dem Blinden näherte, sagte er: „Freund, würdet Ihr wohl die Geige verkaufen wollen?" — „Wozu?" entgegnete er, „diese, welche ich besitze, thut ihre Schuldigkeit, und mehr verlange ich von keiner anderen." — „Aber Ihr könnet für den Preis, den wir Euch setzen, eine bessere kaufen; doch vor Allem sind wir neugierig, zu erfahren, warum Eure Geige nicht von demselben Schlage ist, wie alle andere Geigen in der Welt?" — „Aha, Sie meinen, warum sie von Blech ist? Die Geschichte meines Instrumentes ist höchst einfach, beliebt's den Herren, in Geduld sie anzuhören. — Sehen Sie, man war nicht immer blind, man war einst auch Künstler und Lebemann, der in der Dorfschenke fidelte, daß die Mädchen sich nicht auf ihren Sitzen halten konnten und manchen faulen Burschen vom Bierkruge zum Tanze fortzogen. Nun bin ich alt, mein Gesicht verdunkelt, und wer weiß, ob ich noch lebte, wenn nicht der brave Junge Eustaz, mein Bruderssohn, sich meiner angenommen hätte. Zwar ist er nur ein armer Tagelöhner, der knapp sein täglich Brod verdient, dennoch theilte er mit mir, was er hatte, so lange es Arbeit gab; aber bei 30 Sous wöchentlichen Verdienstes konnte er schier das eigene Leben fristen. Ach Gott, sagte ich zu ihm, wenn ich nur eine Geige hätte; in meiner Jugend verstand ich sie zu spielen, und wenn ich jetzt auf den Straßen und öffentlichen Plätzen meine Kunst üben könnte, solltest Du sehen, wie manchen rothen Heller ich nach Hause brächte, der uns vor Noth bewahren sollte. Eustaz sprach kein Wort, aber am folgenden Tage sah ich's ihm an, daß er niedergeschlagener als gewöhnlich war, und vernahm in der Nacht, indeß er mich schlafend glaubte, folgendes Selbstgespräch: Der alte Geizhals! mir 6 Franken abzuschlagen, nachdem ich mein Wort zum Pfande eingesetzt, es ist unerhört! Dennoch, dennoch soll mein Ohm keine Fehlbitte gethan haben, so wahr ich Eustaz heiße. Kaum waren acht Tage verflossen, so stellt sich mein Neffe triumphirend mit dieser Geige ein: Wie gefällt Euch diese, Onkel? Gelt, das ist was Rares! die soll mir einer zerbrechen; ja, Eustaz hat sich selbst übertroffen; wißt, ich habe diese Geige gemacht, und jetzt ist sie Euer Eigenthum. — Eustaz nämlich war Klempner und hatte mit seines Meisters Erlaubniß die Blechspäne, die in der Werkstatt abfielen, dazu benutzt und sich einige Bedürfnisse versagt, um die Kosten für Darm-Saiten und Roßhaare zu erübrigen. Meine Zufriedenheit war groß, und Gott hat dem ehrlichen Jungen seine Gutherzigkeit schon oft reichlich belohnt. Früh Morgens führt er mich auf diesen Platz, wenn er zur Arbeit geht, und holt mich beim Nachhausegehen wieder ab. Es hat Tage gegeben, wo die Einnahme nicht schlecht war, und oft halte ich allein die Wirthschaft aus, wenn es ihm an Arbeit fehlt."

„Gut", sagte Viotti, „ich gebe Euch zwanzig Franken für Eure Geige, einen Preis, für den Euch eine bessere zu Gebote steht; aber laßt sie mich vorher prüfen." Und damit griff er nach der Violine. Die Sonderbarkeit des Klanges machte ihm viel Spaß; er suchte und fand neue Effekte und gewahrte nicht, daß ein zahlreiches Publikum, durch die fremdartigen Töne herbeigelockt, sich um sie versammelt hatte. Es regnete mit Kupfermünzen und selbst Silberstücken in die Mütze des entzückten Alten, dem Viotti seine zwanzig Francs aufzählen wollte. „Halt!" sprach der Mann, „vor wenigen Minuten wollte ich sie Ihnen dafür verkaufen, aber ich verstand das nicht so recht; jetzt fordere ich das Doppelte." Viotti hatte nie ein schmeichelhafteres Kompliment erfahren und ließ sich nicht lange bitten, das Mehrgebot zu erlegen. Mit seiner Geige unterm Arm glitt er durch die Menge, aber kaum hatte er 15 Schritte zurückgelegt, fühlte er sich am Rockschooße gezupft. Ein Handwerker stand vor ihm mit gezogenem Hut und niedergeschlagenen Augen: „Mein Herr, man hat Sie mit dieser Geige übervortheuert, und wenn Sie ein Liebhaber von dergleichen Sachen sind, so sehen Sie den Verfertiger derselben vor sich, der Ihnen das Stück für 6 Francs liefert. Dieser Mann war kein anderer — als Eustaz, der den Kauf hatte schließen sehen, und überzeugt von seinem Genie für den Instrumenten-Bau, das ihm erst durch diesen Vorfall klar geworden war, gedachte er, den Handel nicht fahren zu lassen, der einen so glücklichen Anfang genommen hatte. Sein Plan aber scheiterte, indem Viotti an dem einen so wohl bezahlten Exemplar vollkommen genug hatte." — „Und was fing nun Viotti mit seiner Blechgeige an?" fragte ich Langlé. — „Sie blieb sein Eigenthum und wanderte mit nach England, als er sich dahin zurückzog." — „Ich bin Dir sehr verbunden für Deine Erzählung", erwiederte ich, „aber mehr noch im Namen eines meiner Bekannten, der eine herrliche Geige damit so gut als gewonnen hat", und ich erzählte die Geschichte der beiden Auctionen Viotti's und Seguin's. — Seitdem habe ich allerlei Nachforschungen angestellt, auf welchem Punkte des Erdballs mein Engländer sich gegenwärtig aufhielte, aber alle meine Anfragen sind bis jetzt umsonst gewesen. Ich beschloß daher, Langlé's Mittheilung in eines der gelesensten Journale einzurücken, in der festen Zuversicht, daß mein musikliebender Englischer Freund das Blatt lesen und in den Besitz seiner Geige kommen würde. (Le Monde dramatique.)

Mannigfaltiges.

— Marschall Soult und die Schlacht von Toulouse. In Paris sind kürzlich zwei Schriften über den Pyrenäenkrieg von 1813 und 1814, die eine von dem ehemaligen Capitain vom Ingenieur-Corps, T. Choumara *), und die andere von dem General Juchereau de St. Denys **), erschienen. Das Werk des Herrn Choumara hatte zunächst den Zweck, den Marschall Soult gegen einige Beschuldigungen zu rechtfertigen, die für denselben aus den kurz vorher erschienenen Memoiren des Marschalls Suchet hervorgingen. Es war darin ein Schriftenwechsel zwischen den beiden Marschällen und dem Kriegsminister mitgetheilt worden, der so gedeutet werden konnte, als hätte Marschall Soult persönlich einen großen Theil der Schuld von dem übeln Ausgang des Spanischen Feldzuges zu tragen. Dies veranlaßte den Herzog von Dalmatien, seine Dokumente dem Herrn Choumara zu übergeben, und dieser sucht daraus nachzuweisen, daß in dem Suchetschen Werke die Materialien unvollständig mitgetheilt worden, und daß der hauptsächliche Grund aller Unfälle jenes Feldzuges darin zu suchen sey, daß Suchet den Plan, welchen Soult für die kombinirten Operationen entworfen hatte, nicht befolgte. Dabei kömmt Herr Choumara auch auf die Schlacht von Toulouse (10. April 1814) zu sprechen, und dies veranlaßt ihn, noch mehr aber den General Juchereau de St. Denys, der dazu eine Anzahl neuer Aktenstücke liefert, zu beweisen, daß jene Schlacht, angeblich eine Niederlage der Franzosen durch den Herzog von Wellington, eigentlich vom Marschall Soult gewonnen worden sey. Bekanntlich ward vor kurzem auch von Französischen Zeitungen verkündet, die Regierung habe dem Maire von Toulouse die Summe von 1000 Fr. zur Beisteuer für das Denkmal zu Ehren der Schlacht von Toulouse zustellen lassen. Es scheint, als habe man hierdurch von Französischer Seite die Behauptungen der beiden obengenannten Schriftsteller offiziell bestätigen und so die Schlacht von Toulouse als eine neue Trophäe für das restaurirte Napoleonische Zeughaus bezeichnen wollen. Erwarten durfte man, daß die Engländer dies nicht so ruhig würden geschehen lassen. Zwar sind beide Nationen jetzt mit einander befreundet, aber ihrer Geschichte und ihrem Ruhme will darum doch keine den geringsten Eintrag thun lassen. Und dazu sind in Bezug auf die Schlacht von Toulouse die Engländer eben so berechtigt, als, ihnen und dem Herzoge von Wellington gegenüber, die Historiographen des Preußischen Heeres das Recht und die Verpflichtung hatten, die Angaben, die man sich in neuerer Zeit von Seiten der Engländer über den Feldzug von 1815 gestattete, in die Schranken der Wahrheit zurückzuweisen. Das neueste Heft der Londoner Quarterly-Review übernahm jene Entgegnung, und zwar noch bevor der Marschall Soult als außerordentlicher Botschafter Frankreichs zur Krönung der jungen Königin nach England herübergekommen war. Es holt sich seine Beweisstücke zunächst aus Französischen Archiven und citirt unter Anderem ein Werk des Generals Guillaume von Vaudoncourt (der früher auch unter dem einfachen Namen General Guillaume auftrat) über den Spanischen Feldzug. Hiernach scheint allerdings festzustehen, daß bei Toulouse die Englisch-Spanische Heeresmacht der Französischen an Truppenzahl weit überlegen war, und daß also der ersteren der Sieg nicht so hoch anzurechnen seyn möchte, als es der Stolz der Engländer wünscht; aber die Vertreibung der Franzosen vom Schlachtfelde und ihr ansehnlicher Verlust wird eben so vom General Vaudoncourt, als selbst von den „Victoires et Conquêtes des Français", einem Werke, das lediglich für den Nationalruhm der Franzosen geschrieben worden, zugegeben. Neben diesen Französischen Zeugnissen werden aber natürlich auch die aus Englischen Archiven mitgetheilt. Der ganze vom Englischen General-Quartiermeister, Sir George Murray, unterzeichnete Schlachtplan des Herzogs von Wellington wird vorgelegt und daraus nachgewiesen, daß auch die Bewegungen des Marschalls Beresford, die so wesentlich zum Siege der Engländer beigetragen, in Wellington's Plan gelegen haben. Es wird dargethan, daß die Angaben der Herren Choumara und Juchereau de St. Denys eben so unhaltbar wären, als der Beschluß der Französischen Regierung, dem Siege von Toulouse ein Denkmal zu setzen, unbegreiflich sey. Zuletzt aber wird gefragt, ob man damit etwa dem Marschall Soult in London einen ehrenvolleren Empfang habe bereiten wollen? Das Englische Volk hat jedoch Takt genug gehabt, in dem Augenblicke, wo seine Königin gekrönt wurde, allen alten Groll zu vergessen und den Gegner des Britischen Heeres, der, um den Glanz des größten Nationalfestes zu vermehren, nach London gekommen war, gerade darum, weil er einmal den Engländern als Feind gegenübergestanden, mit demselben Beifalle zu begrüßen, den es seinen eigenen berühmten Generalen und Staatsmännern zu Theil werden ließ.

*) Considérations militaires sur les mémoires du Maréchal Suchet, Duc d'Albufera, et sur la bataille de Toulouse etc. Par T. Choumara, ancien Capitain du Génie. Paris, 1838.

**) Sur la bataille de Toulouse. Examen de l'ouvrage de M. Choumara, avec l'addition de nouveaux détails importans. Par le Général Juchereau de St. Denys. Paris, 1838.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 84. Berlin, Freitag den 13. Juli 1838.

Polen.

Polnische Zweikämpfe im vorigen Jahrhundert *).

.... Am 16. März desselben Jahres 1744 fiel bei Marymont (einer ihres Weizens wegen berühmten Mühle), eine Viertelmeile von Warschau, in einem Zweikampf der durch sein Ansehen und seinen Muth berühmte Tarlo, Wojewode von Lublin. Der Grund dieses Duells aber war folgender. Er hatte eine Frau, die schon ziemlich alt war und von ihm getrennt auf seinen Gütern lebte; — da er aber als Senator ein mehr weltliches Leben führte und noch dazu jung und rüstig der Verderbniß des Herzens nachging, so verliebte er sich in ein gewisses Hannchen (so nannte man sie allgemein), natürliche Tochter des Herrn L., Wojewoden von Krakau, und der Jungfer Krysta, einer Krakauer Bürgerin, welche Herr L. zwei Jahre nach Hannchens Geburt ehelichte. Hannchen wuchs nun zur schönen Jungfrau heran und erweckte unwissentlich ein schandbares Gelüsten im Herzen des Herrn Tarlo, Wojewoden von Lublin. Dieser wagte freilich nicht, sein altes Mütterchen zu verlassen, des Geldes und der vielen Verschreibungen wegen; da er jedoch fast täglich hoffte, baldigst ihr Leichenbegängniß feiern zu können, so bemühte er sich bei Zeiten um Herz und Hand des schönen Hannchens und erwies ihr in jeder Gesellschaft immer die größte Ehre.

Auf einem Ball bei dem Herrn Bielinski, Großmarschall der Krone, nahm er wieder sein Hannchen zum ersten Tanz. Dann begab er sich zu dem Fräulein Poniatowska, Tochter des Wojewoden von Masovien, nachheriger Frau Branizka, Gemahlin des Krongroßfeldherrn. Die Damen aber, durch den Vorzug beleidigt, welchen Herr Tarlo dem schönen Hannchen gab, hatten sogleich unter einander verabredet, daß keine von ihnen mit dem Herrn Wojewoden tanzen solle. Da nun also Herr Tarlo die Wojewoden-Tochter von Masovien zum Tanz aufforderte, erhielt er von ihr die Antwort: „Wer den ersten Tanz mit Ihnen getanzt hat, wird auch zum zweiten gut seyn." Der Wojewode von Lublin aber war ein großer Hitzkopf; er wandte sich deshalb gleich an die Gesellschaft und rief mit lauter Stimme: „Ich werde den für einen Schelm halten, der mit dem Fräulein von Masovien zum Tanze geht." Die Mutter des Fräuleins, eine stolze Frau mit männlichem Gemüthe, befahl hierauf ihrem Sohn, dem Herrn Kasimir, Unterkämmerer der Krone, daß er sogleich mit seiner Schwester tanzen solle. Als nun der Herr Poniatowski mit ihr in die Reihe der Tanzenden trat, rief ihm der Wojewode von Lublin laut zu: „So bist Du also ein Schelm!" Der Unterkämmerer gab dem Wojewoden das Wort zurück; daraus entstand großer Aufruhr, und schon zog man die Degen (denn sie trugen Beide Französische Kleidung). Aber der Herr vom Hause, ein strenger Mann, drohte Beiden mit Arrest wegen Waffenergreifung in der Nähe des Königs und befahl ihnen, sogleich die Gesellschaft zu verlassen. Sie gehorchten dem Befehl des Herrn Bielinski, weil es gefährlich gewesen wäre, ihn nicht zu beachten; beim Hinausgehen aber besprachen sie sich wegen eines Duells, welches auch, der Verabredung gemäß, zwei Tage darauf bei Piaseczno, drei Meilen von Warschau, stattfand.

Das Duell ging auf Pistolen und zu Pferde vor sich. Der Wojewode schoß dem Unterkämmerer sein Pferd todt; dieser, ein junger Mann und zum ersten Male im Feuer, rief im Niederstürzen vor Angst aus: „Ich liebe den Herrn Wojewoden."**) Durch Vermittelung der Sekundanten umarmten sie sich nun und trennten sich auf freundschaftliche Weise. Ehe sie zu ihren Verwandten zurückkehrten, wußte man schon in jedem Hause, wie die Sache abgelaufen war. Als der Unterkämmerer vor seiner Mutter erschien, um ihr die Hand zu küssen, gab sie ihm, statt ihre Zufriedenheit darüber zu bezeigen, daß er gesund zurückkehre, eine Ohrfeige mit den Worten: „Lieber hätte ich Dich als Leiche vom Kampfplatz hertragen gesehen, als daß Du mit solcher Schande zurückkehrst. Nenne Dich fürder nicht mehr meinen Sohn, wenn Du Deine Ehre nicht rein wäschst."

Herr Kasimir, welcher wußte, daß er in den Waffen kaum halb so geübt sey, wie der Wojewode von Lublin, hatte nicht große Lust, noch mit ihm zu streiten; aber der Mutter wegen konnt' er's nicht vermeiden. Da er sich nun mit dem Herrn Tarlo versöhnt hatte und der alte Zwist nach dem ersten Duell vergessen seyn sollte, so mußte man nach einem Vorwand zu neuem Hader suchen. Diesen Vorwand gaben auch die Pasquille, die von beiden Seiten im Umlauf waren. Der Wojewode, durch die darin enthaltenen ehrenverletzenden Aeußerungen über sein Hannchen schwer beleidigt, forderte den Herrn Poniatowski zum zweiten Male und ließ ihm Bestimmung des Orts und der Waffen frei. Der Unterkämmerer bestimmte einen Platz bei Puławy und als Waffe wieder Pistolen. Dieses Duell kam nicht zu Stande; denn es wurde durch einen Königlichen Arrest verhindert (um welchen sich, wie man damals allgemein sagte, die Familie des Unterkämmerers bemüht hatte, da sie dem Glück nicht traute und die Partei des Wojewoden mächtiger sah). Sie versöhnten sich also zum zweiten Male auf Vermittelung des Königs; das war aber nur zum Schein. Der Unterkämmerer, welcher bis jetzt noch immer der Herausgeforderte gewesen war, forderte nun selbst den Wojewoden; der Ort war, wie das erste Mal, bei Marymont, die Zeit erst nach vierzehn Tagen bestimmt, um sich wegen der Sekundanten und Freunde hinlänglich vorzubereiten. Unglücklicherweise war gerade Niemand von der Familie des Wojewoden in Warschau; dagegen waren die Verwandten des Herrn Kasimir alle dort hingekommen. Die Freunde und Diener des Wojewoden riethen ihm auf alle nur erdenkliche Art ab, den Termin anzunehmen, und wünschten, er möchte ihn auf eine andere Zeit verlegen, bis er eine gleiche Anzahl von Freunden und Verwandten zur Hand hätte.

Aber Herr Tarlo, ein Mann von großherzigem Gemüthe, mochte darin keinen Rath annehmen. Er nahm sich einen Husaren-Lieutenant als Sekundanten mit, und dieser sammt einigen von seinen Dienern machten sein ganzes Gefolge aus. Zuvor schrieb er noch sein Testament und ordnete sein ganzes Haus. Als man ihm sein Pferd vorführte, bäumte sich dieses sehr und grub mit den Füßen ein großes Loch in die Erde, da es doch sonst immer sehr sanft war. Darum sagten die Diener weinend zu ihrem Herrn, er möchte doch diesmal nicht fortreiten; das Pferd selbst warne ihn ja durch sein Bäumen und das ausgegrabene Loch, daß er sonst umkommen müsse. Aber der Wojewode achtete auf keine Vorzeichen und schwang sich mit Gewalt auf das unruhige Pferd. In allen Straßen, wo er nur durchkam, kniete das Volk nieder und bat laut den lieben Herrgott, Poniatowski möge umkommen und der Herr Wojewode gesund zurückkehren. So groß war die Liebe des Volkes zum Wojewoden und der Haß gegen den Unterkämmerer, oder vielmehr gegen seine Mutter, welche man ihres finsteren Blickes und ihrer Strenge wegen gewöhnlich die Hagelwolke nannte. Sie führte das Regiment im Hause und beherrschte ihren Mann. Sie war auch die Hauptursache dieses Zweikampfes, da sie die bittere Pille nicht verschlucken konnte, daß ihr Sohn sich in dem ersten so unmännlich gezeigt hatte. Immer warf sie ihm vor: Er hätte der Familie durch den Ausruf „ich liebe den Herrn Wojewoden" Schande gemacht; er habe ja noch mehr Brüder, und das Haus wäre also nicht verwaist worden, wenn er auch gefallen wäre. — Daher nun ging der Haß des Volkes gegen die Mutter auf den Sohn über; aber es geschah anders.

Als sie auf dem Kampfplatz ankamen, fingen sie zuerst an, mit Worten wegen der Pasquille zu streiten. Der Wojewode zog eine Menge davon aus der Tasche, steckte sie auf seinen Degen und schwor, sie dem Unterkämmerer ans Herz zu nageln, indem er sich der niedrigsten Ausdrücke gegen ihn bediente. Auch Herr Kasimir sparte ähnliche Worte nicht, und so traktirten sie sich gegenseitig mit allen höhnischen, beleidigenden und groben Redensarten, die es im Polnischen giebt.

Der Wojewode wollte durchaus auf Degen losgehen, der Unterkämmerer aber nur auf Pistolen. Da sie sich in ihrer Wuth nicht vereinigen konnten, so gab der Wojewode nach langem Streiten endlich nach, und aufs Herz zeigend, verkürzte er den von den Sekundanten ausgemessenen Raum von 20 Schritten auf fünf. Sie stiegen von ihren Pferden ab und schossen Jeder zwei Mal, aber beide Male fruchtlos. Nun achtete der Wojewode nicht mehr auf Sekundanten und Zeugen, sondern warf sich mit dem Degen auf den Unterkämmerer. Dieser warf sich gleichfalls

*) Aus bisher noch ungedruckten Polnischen Memoiren übersetzt und mitgetheilt von F. St. Leweilam.

**) So viel als: ich bitte um Verzeihung. Anm. d. Red.

auf den Wojewoden, und nach einigen Stichen und Ausfällen wurde Herr Tarlo mitten ins Herz getroffen. Er faßte schnell mit der Hand nach der Wunde, rief: O mon Dieu! sank um und starb.

Der Unterkämmerer war leicht in die Seite verwundet, wurde nun schnell von den Seinigen in den Wagen gehoben und nach der Kaserne der reitenden Garde gebracht, wo er einige Wochen daniederlag. In Warschau war große Verwirrung und Trauer; Alles fluchte dem Herrn Poniatowski, und die ganze Familie mußte sich lange Zeit hindurch sehr in Acht nehmen. Es kam jedoch zu keinem weiteren blutigen Zwist, obgleich man damals die Rache des Herrn Tarlo, Wojewoden von Sandomir, Oheims des Getödteten, sehr fürchtete. Die Parteien jedoch wandten sich an das Gericht, wo der Prozeß lange Jahre dauerte. Er endigte mit einer dem Herrn Poniatowski auferlegten Geldstrafe und einer Gefangenschaft von sechs Monaten.

Zu damaliger Zeit behauptete man auch, daß ein gewisser K...., ein Kurländer, Major im Sächsischen Regiment des Generals Szybilski, Sekundant des Unterkämmerers, verrätherischer Weise dem Wojewoden den tödlichen Stich beigebracht habe. Auch reiste er gleich darauf fort und kam erst nach Beendigung des Prozesses wieder, wurde jedoch zu nichts verurtheilt. Die Geistlichkeit hatte vorher von den Kanzeln herunter bekannt gemacht, daß, wer es wagen würde, als Zuschauer nach dem Duellplatz zu gehen, eben so wie die Duellanten selbst exkommunizirt werden solle. Und doch war fast halb Warschau dort; sogar die Schüler schwänzten an diesem Tage ihre Lehrstunden. Die Excommunication wurde freilich nachher durch die Päpstliche Nuntiatur und die Prioren der Klöster abgenommen; die Schüler wurden davon durch gute Haselstöcke befreit: Jeder, der an dem Tage nicht zur Schule gekommen war, bekam, ohne daß man ihn erst fragte, wo er gewesen sey, sieben tüchtige Schläge. Der Leichnam des Wojewoden aber blieb mit der Excommunication behaftet, und ein christliches Begräbniß wurde ihm versagt, so daß er auf einem seiner Güter in ungeweihter Erde beigesetzt werden mußte. Das schöne Hannchen aber, die Ursache des ganzen Streites, heirathete später den Ungarischen Grafen Esterhazy, einen sehr vermögenden Herrn.

Rußland.

Briefe einer Genferin aus Tiflis.

Zweiter Brief. — Februar 1838.

Die Baukunst ist in diesem Lande nicht sehr vorgeschritten. Die Landbewohner Georgiens und selbst das Volk von Tiflis wohnen in Häusern, die unter der Erde gebaut sind. In ein und dasselbe Zimmer zusammengedrängt, kauern sämmtliche Familien-Mitglieder um das auf dem Boden in der Mitte angezündete Feuer; der Rauch findet seinen Ausgang durch ein Loch, welches dem Innern der Häuser die Gestalt eines umgekehrten Trichters giebt. Die Russischen Beamten und Militairs halten sich nur für Zugvögel und thun daher wenig, um die von den Eingeborenen so leicht angelegten Häuser wärmer und bequemer zu machen; kein Wunder also, wenn man in Tiflis kaum zehn Wohnungen aufzählen kann, die vor Wind, Frost und Regen wirklich geschützt sind. Wer nun an eine warme, feste Wohnung gewöhnt ist, kann sich nicht vorstellen, wie unangenehm man überrascht wird, wenn Einen mitten im besten Schlaf ein aufs Gesicht fallender Wassertropfen daran erinnert, daß der Regen durch die Erde, die bloß das platte Dach bedeckt, hindurchgedrungen ist. Dann bleibt Einem nichts übrig, als von einem Platz zum anderen zu ziehen, bis man sich zuletzt unter den Schutz eines Regenschirms stellt, außer man ist so glücklich, über ein Zimmer im unteren Stock verfügen zu können, wie es, Gott sey Dank, bei mir der Fall ist. Erst vierundzwanzig Stunden nach dem Aufhören des Regens kann man an die Ausbesserung des Schadens gehen. Dann giebt es in feuchtnebliger Witterung ein höchst eigenthümliches Schauspiel zu sehen: ein Fest möchte man's nennen, so viel Gesang und Jubel wird da gehört. Auf der Bedachung jedes Hauses spazieren funfzehn bis zwanzig Menschen einher von früh bis Abend, um die Erde wieder fest zu machen; bald gehen sie reihenweise und im feierlichen Takt vor und rückwärts, bald springt Einer aus dem Haufen hervor und tanzt die Lesghina, während die Anderen dazu singen und mit den Händen den Takt schlagen; dort suchen zwei solche Chöre auf verschiedenen Dächern in Gesang und Tanz einander zu überbieten; auch die Kinder und Besitzer des Hauses kommen hinauf und ermuntern die Arbeiter, indem sie Haselnüsse austheilen. Es ist dann, als wäre alles Leben auf die Dächer entflohen, zumal da der schreckliche Koth der ungepflasterten Straßen jede Communication erschwert und die Straßen verödet.

Man kann sich denken, wie sehr man es überall bedauerte, daß der Herbst, sonst immer so hübsch, während der Reise des Kaisers so reich an Regen war. Die Journale haben erzählt, wie dieser Herrscher die Hindernisse, welche ihm die Orkane des Schwarzen Meeres entgegenstellten, zu überwinden wußte, um den Zustand und die Bedürfnisse seiner Kinder in Asien kennen zu lernen; sie haben seine Reise-Route beschrieben, ohne von dem Enthusiasmus zu sprechen, womit ihm die Einwohner überall entgegenkamen. Statt sich mit großartigem Pomp zu umgeben, wird er nur von den Ehren-Garden der Eingeborenen eskortirt; überall empfängt er Beschwerden und Bitten, zeigt überall Liebe und Vertrauen. In Tiflis strömt die Bevölkerung auf die Straßen zusammen, durch die er passirt; auf den Dächern stehen die Frauen, Kinder und Greise, werfen sich nieder, bekreuzen sich und weinen Freudenthränen beim Anblick dessen, der sie glücklich machen kann und will. Es war ein großer und feierlicher Augenblick, als, nach 37 Jahren zum ersten Male Georgien wieder seinen Souverain sah. Jeder schien es zu fühlen; daher war auch der hiesige Aufenthalt des Kaisers viel bedeutsamer, als dergleichen Ceremonien gewöhnlich sind; er wird, aller Wahrscheinlichkeit nach, reich an Folgen und der Anfang einer Wiedergeburt dieser Länder seyn, die vom Schwarzen und Kaspischen Meer benetzt und vom Kaukasus vertheidigt werden. Jetzt, da Alles wieder still geworden, fragt man sich beinahe, ob's nicht ein Traum war, daß vor kurzem Stadt und Umgegend von einer Menge Tatarischer, Persischer und Georgischer Fürsten mit ihrem zahlreichen Gefolge belebt waren; daß die finsteren Chane von Kuba, Karabagh und Bakon mit den blonden Imeretiern erschienen, um den Erben des Heraklius zu begrüßen; daß dieser Herrscher, umgeben von einem Schwarm junger Fürsten in den reichsten Kostümen und auf den schönsten Rossen der Welt, seinen Einzug gehalten hat in einer einfachen Kalesche, groß und imposant genug durch seine einfache Größe. Kann ich erst wieder bei Tische mit Ihnen plaudern, so sollen Sie von diesen Kostümen und Rittern, diesem Djérid, diesem originellen Ball und all den anderen Herrlichkeiten noch mehr interessante Details hören.

Jetzt also, sage ich, ist Alles wieder in die vollkommenste Ruhe zurückgekehrt. Eine Gesellschaft giebt's hier fast nicht bei der Spaltung der Bevölkerung in mehrere Fractionen, die der Russen, der Georgier und Armenier, einer Spaltung, woran eigentlich die Ersteren Schuld sind, da sie, als die Höheren, den Anderen, die ihre Zurückgezogenheit schüchtern macht, entgegenkommen müßten. Ich liebe hier besonders die jungen Damen, welche den ersten Schritt in die Europäische Civilisation zurückgelegt. Im Institut der Krone erzogen, sprechen sie Russisch und Französisch, und ich glaube, die Frauen werden hier den Männern vorangehen, was auch vernünftig ist; denn erst die Liebe ist es, welche die jungen Generationen mit einer Civilisation durchdringen kann, die sich nicht mechanisch anlernen läßt.

Wenn ich sagen soll, ob's mir in Tiflis gefällt, so möcht' ich antworten: es ist ein Land, welches Augen und Phantasie, aber nicht Geist und Herz anspricht, außer man bringt das Gute in Anschlag, das man hier stiften kann. Nur dem Naturforscher, der die noch wenig gekannten Schätze des Landes untersuchen will, dem Kapitalisten, der der Zukunft wegen einige Jahre seines Lebens opfern will, oder endlich dem Philanthropen kann ein längerer Aufenthalt in Georgien angenehm seyn. Mich freut's allerdings, das Land kennen zu lernen; aber ich werde froh seyn, wenn ich wieder in mein altes, viel ersehntes Europa zurückkehre. Wir Occidentalen werden uns niemals mit den beschaulichen Genüssen des Orients begnügen, die uns alle nicht so viel werth sind, wie eine gute Unterhaltung. Während Sie sich derselben mit unseren Freunden erfreuten, habe ich vielleicht in demselben Augenblick den Besuch des Chans von Elisabethpol empfangen mit seinem Sohn und zwei Töchtern. Diese Tatarischen Damen hatten sich anmelden lassen, worauf wir sie zum Essen einluden; sie kamen von vier Dienern und vier Frauen begleitet, die ihnen ihren Dschadder abnahmen, eine Art Shawl von weißer Baumwolle, das die Tatarischen Frauen und selbst die Georgierinnen und Armenierinnen von Kopf zu Fuß bedeckt. Unter diesem Schleier hatten sie einen anderen Dschadder von Kaschemir, der ihre ganze Person verhüllte, außer dem Gesicht. Ihre erste Frage war, ob wir einen Dolmetscher hätten. Ich antwortete ihnen, Abbas Kuli, ein Dolmetscher der Kanzlei und Major in Russischen Diensten, sey zum Essen eingeladen. Da wurde die Gemahlin des Chan sehr unruhig und gab mir durch Zeichen zu verstehen, daß sie und ihre Töchter unter solchen Umständen gezwungen seyen, sich bis an die Zähne zu verschleiern, und daß sie also nicht essen könnten, da ihr Gesetz ihnen verbiete, in Gegenwart eines Mannes von ihrer Religion unverschleiert zu bleiben. Wir mußten zu Abbas Kuli schicken und ihn bitten lassen, nicht zu kommen. Zum Glück machte der Chan von Karabagh, Mechti Kuli, einen Abschieds-Besuch im anstoßenden Zimmer; er hatte einen christlichen Dolmetscher, den er uns zu überlassen versprach. Inzwischen unterhielt ich diese Damen, so gut es ging, durch Zeichen und mit Hülfe einiger Russischer Worte. Ich gab ihnen zu verstehen, daß sie unter diesem ungeheuren Shawl ersticken müßten. Sie sagten mir, sobald sie vor Personen erschienen, die sie ehren wollten, legten sie ihn nie ab. Hierauf erwiederte ich, da den Gesetzen der Höflichkeit genügt sey, so erlaubte ich ihnen, sich zu entschleiern. Sie gaben nach, und wiewohl mich zu meinen Bitten die innere Herzensgüte bestimmt hatte, so muß ich doch gestehen, daß auch die Neugierde das Ihrige dazu beitrug. Des Chans Gemahlin hat noch einige Reste von Schönheit; das schwarze Pulver über und unter den Augenbrauen hob den tiefen Ausdruck ihrer Augen noch mehr hervor. Eine ihrer Töchter erinnerte an die Jungfrauen von Tasso Ferrata, eine keusche Gestalt, deren Sanftmuth und Güte eine gewisse Strenge im Ausdruck milderte; die andere, ein junges Mädchen von 16 Jahren, sah wie eine kleine Berner Bäuerin aus, so frisch, roth und munter. Die etwas kurzen, herunterwallenden Haare der Damen bedeckte ein seidenes Tuch, das von einer silbernen Kette festgehalten war, welche ihnen Kinn und Wangen umschloß; ein blauer Gazeschleier floß über ihre Schultern, und ein blau-

seidenes, perlengesticktes Hemdchen bedeckte ihnen die Brust; ein unter dem Gürtel eingeschnürtes Kaschmir-Kamisol ging bis zu den Hüften, und weite, rothseidene Pantalons fielen auf die Füße herab, die, mit kleinen Maroquinstrümpfen bekleidet, auf einem hohen Pantoffel ruhen, der nur halb so lang ist wie der Fuß. Wenn dies Kostüm nicht schön ist, so entspricht es doch vollkommen unserer Vorstellung von der Kleidung der Orientalinnen, was bei den Kostümen der Türkischen Frauen nicht der Fall ist. Es würde in mehr als einer Rücksicht für unsere Europäischen Sitten nicht passen; es scheint zu verhüllen und bedeckt kaum. Nachdem der Chan fort war, trat mein Mann ein. Zum Zeichen der Achtung bedeckten sich die Frauen auf der Stelle mit ihrem Dschadder; doch nach wiederholten Bitten legten sie ihn ab und zeigten sich frei vor mehreren Christen, während die bloße Nähe Mechti Kuli Chan's sie so sehr beunruhigte, daß ich die Thür verriegeln mußte. Wie inkonsequent und wunderlich sind doch die Sitten der Völker! Diese Damen waren in der besten Stimmung, und der junge ** ward mit besonderer Aufmerksamkeit von den jungen Mädchen behandelt, die sich vielleicht zum ersten Male in der Gesellschaft eines jungen Mannes befanden. Wir gingen zu Tische. Um sie nicht zu beleidigen, gab ich der Mutter den Arm und bat eine Dame der Gesellschaft, die Mädchen zu führen. Die Mutter entschuldigte sich, daß sie nicht nach Europäischer Manier zu essen verstehe. Als mein Mann sah, daß sie ihrem Sohne das Fleisch zu schneiden gab, erbot er sich zu diesem Dienst, und der junge ** vertrat das Amt eines Vorschneiders bei den Töchtern. Die Orientalen haben bekanntlich weder Messer noch Gabel bei Tische, und nur die Männer sind beständig mit einem Dolch bewaffnet.

Der junge Chan, ein hübscher Knabe von 14 Jahren, schien der Mutter ein Lieblingsgegenstand der Unterhaltung zu seyn. Die Pracht seines Kostüms verrieth gleich den Benjamin der Familie. Seine schönen schwarzen Haare fielen in großen Locken auf die Schultern; ein rothes Sammetröckchen reichte ihm an die Kniee und ließ ein Paar weite Seiden-Pantalons von derselben Farbe sehen. Um dieses reiche Kostüm floß ein Talar von dunkelblauem Tuch, besetzt mit jenen Borten von Gold und Silber, von deren Schönheit wir uns in Europa keinen Begriff machen können. An seinem weiten silbernen Gürtel steckte ein Dolch in einem Behältniß von grünem Jaspis, das ganz antik gearbeitet war, und ein prächtiger Damaszenersäbel; diese Waffen schienen ganz an ihrem Platz, wenn man die tapfere und entschlossene Miene ihres Besitzers betrachtete, dessen Schönheit durch einen Zug von Güte und Bescheidenheit noch mehr hervortrat. Seit mehreren Jahren ist er verlobt, und die Korrespondenz hat bis jetzt die Mutter für ihn geführt; nun aber fängt er an, diese Sorge für sich selbst in Anspruch zu nehmen. Beim Fortgehen gab die Fürstin meinem Mann die Hand zum Zeichen der Freundschaft; ich reichte sie ihrem Sohn, der sie küßte und an seine Stirn legte. — Die Gravität und frühzeitige Reife der Orientalen ist wahrscheinlich in ihrer Erziehung begründet. Man weiht sie schon sehr früh in die Familienfeindschaften ein; sie bilden sich weniger nach Vorschriften, als nach Beispielen. Unsere Europäische Erziehung befördert den Geist des Zweifelns und der Selbstprüfung und giebt uns dadurch in den ersten Jahren der Jugend eine gewisse Unsicherheit, während Jenen die Lehren des Koran, der den einzigen Gegenstand ihrer Studien bildet, als absolute Wahrheiten gegeben werden, die sie mit Vertrauen anerkennen. Zwischen den verschiedenen Klassen der Gesellschaft sind hier die Beziehungen fest ausgeprägt, und dies erzeugt jenes entschiedene, bestimmte Wesen, während bei uns, wo Alles sich in fast ununterscheidbare Nüancen verliert, ein sehr geübter Takt dazu gehört, um dieselben zu erkennen. Im Orient ist man Freund oder Feind, Herr oder Diener, und danach bestimmen sich alle Lebens-Verhältnisse. Welche Kluft ist nicht in Europa von der Freundschaft zur Gleichgültigkeit und von der Gleichgültigkeit zum Haß! Doch um Ihnen nicht bloß Raisonnements zu geben, will ich für das Gesagte ein Beispiel anführen.

Der Fürst der Svaneten, ein Nachbar des Fürsten von Mingrelien, machte vor mehreren Jahren häufige Einfälle in die Länder des Letzteren. Nachdem Jeder oft genug Repressalien ausgeübt, beschlossen die Fürsten, ihrem Streit durch eine Ehe ein Ende zu machen, und zwar wurde ausgemacht, daß die Tochter des Fürsten der Svaneten, die noch Kind war, den Sohn des Dadian von Mingrelien heirathen solle. Die Kinder werden verlobt und die junge Prinzessin an den Hof ihres Schwiegervaters geschickt. Inzwischen schienen dem Mingrelischen Despoten andere Verbindungen vortheilhafter, so daß die junge Dame ihren Aeltern zurückgeschickt wurde und einen Anderen heirathete. Zur Zeit der Anwesenheit des Kaisers kamen der Dadian und der Sohn des Fürsten der Svaneten, der erst 12 Jahr alt war, nach Tiflis. Sie trafen sich bei dem General-Gouverneur, der, in der Absicht, sie zu versöhnen, sie aufforderte, sich die Hände zu reichen. Der Dadian war bereit; aber das Kind, die Hand an seinen Kindshal legend, näherte sich wüthend dem Beleidiger seiner Schwester und schrie, indem er ihm die Schneide seiner Waffe zeigte: „Das ist Alles, was ich für Dich habe!" Die erschrockenen Anwesenden traten dazwischen und wiederholten ihren Versöhnungs-Versuch nicht mehr.

Während ich dies schreibe, höre ich im Salon die Stimme des Chan der Karikumikes, eines der mächtigsten Kaukasischen Lehnsfürsten; er bewohnt die nordwestlichen Ufer des Kaspischen Meeres und vertheidigt unsere Gränzen gegen die Einfälle der Lesghier und Tscherkessenzen. Als er uns zum ersten Mal besuchte, lobte ihm mein Mann, um ihm etwas zu sagen, einen Theil seines Kostüms; denn man kann sich denken, daß die Unterhaltung mit Asiaten und vermittelst eines Dolmetschers nicht sehr lebendig seyn kann. Statt der Antwort legt der Chan den Gegenstand ab und bietet ihn meinem Mann zum Geschenk. Dieser schlägt es aus; der Chan aber, eine beleidigte Miene annehmend, rief: „Du betrübst mich sehr, wenn Du's nicht annimmst; bis jetzt sind wir nur noch Bekannte, von da ab werden wir Freunde und Brüder seyn." Da er ihm seine Weigerung nicht anders begreiflich machen konnte, sagte ihm mein Mann: „Ich habe geschworen, von Niemanden in der Welt ein Geschenk anzunehmen; Du bist ein viel zu frommer Mann, um nicht die Heiligkeit eines Eides zu erkennen"; hierauf beruhigte er sich. Man glaubt nicht, wie schwer es in Asien ist, sich vor Geschenken zu hüten, und diese Geschenke, so unschuldig sie mitunter sind, können oft zu großen Mißbräuchen führen. Beim Abschied sagte mir der Chan: Ich bin Dein ältester Bruder, und Du bist meine älteste Schwester", und dann wandte er sich an meinen Mann: „Ich weiß nicht, wie es möglich seyn sollte, aber ich wünsche von ganzem Herzen, Dir einmal einen großen Dienst leisten zu können." Den anderen Tag kam auch ein Ossetischer Fürst, uns zu besuchen; ich ließ ihm zu frühstücken bringen, aber der Ramazan verhinderte ihn, etwas anzurühren. Er ist im Begriff, seinen einzigen, achtjährigen Sohn nach Petersburg zu schicken, um ihn daselbst in dem Asiatischen Kadetten-Corps erziehen zu lassen. Wie sonderbar muß einst dem jungen Mann zu Muth seyn, wenn er mitten aus dem Luxus und der Civilisation, in der er erzogen seyn wird, in die Hütte seines Vaters zurückkehrt, wo, außer einigen schönen Waffen, nicht eines von den Dingen vorhanden ist, die uns für ein noch so wenig bequemes Leben unentbehrlich scheinen. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Abriß der Geschichte des Mittelalters. Von M. de Michels. Aus dem Französischen übersetzt. — Petersburg.

Anleitung zur Didaktik oder zur Unterrichtslehre nach Niemeyer. Von A. Obgdowski. — Petersburg.

Slavische Grammatik. Von G. Peninski. 5te Aufl. — Petersburg.

Annalen von Pskow. Von M. Pogodin. — Moskau.

Die Reisen der Russen in fremde Länder. 1ster und 2ter Theil. 2te Aufl. — Petersburg.

Skizzen der Geschichte der Philosophie. Von Rheinhold. Uebers. von O. Nadeshin. — Petersburg.

Die Sage von der Niederlage Mamai's und zahlloser Tataren am Don: eine wahre Begebenheit des 14ten Jahrhunderts. — Moskau.

Arithmetik. Von N. T. Schtschegloff. 4te Aufl. — Petersburg.

Das Jahr 1812 in Neu-Rußland. Von Skalkowski. — Odessa.

Skizzen von Jerusalem und den heiligen Orten Bethlehem, Epiphania, des Jordan ꝛc. Nach Michaud und Poujoulat. — Petersburg.

Der alte Spaßmacher, oder der Erzähler Moskauischer Begebenheiten. 2te Aufl. — Moskau.

Frankreich.

Ein Sänger aus dem 17ten Jahrhundert.

(Schluß.)

Ein angesehener Mann, dem Lambert mehr als einmal sein Wort gebrochen, fragte ihn eines Tages ungeduldig, ob er bei ihm singen wolle oder nicht? er antwortete, wie Ninon de Lenclos den Verliebten, deren Bewerbung ihr nicht sehr angenehm war: „Sie müssen es auf meine Laune ankommen lassen." Ein Herzog war es, glaub' ich, den Michel so abzufertigen wagte, und diesmal war er auch in großer Gefahr, durchgeprügelt zu werden. Herr de la Sabliere, der ihm zugethan war, verwendete sich für ihn und erlangte mit Mühe seine Verzeihung. Ninon freute sich ungemein über diese Antwort Lambert's und sprach den Wunsch aus, den Sänger kennen zu lernen. Michel, welcher wußte, daß sie bei Hofe schlecht angeschrieben sey, besuchte sie sehr gern und wurde ihr Hausfreund. Er sang bei ihr sehr oft und machte da die Bekanntschaft vieler verdienstvoller Leute, z. B. Molière's, dessen Namen berühmt zu werden anfing, Despreaux, der seinen Freunden schöne Verse vorlas, Jean Lafontaine's, eines phantastischen Sonderlings, und mehrerer Edelleute, welche die Liebenswürdigkeit der Dame in ihr Haus lockte. Diese Koterie war zwar nicht so berühmt, wie das Hotel Rambouillet, oder wie die Sonntagskränzchen der Sappho*); aber Lambert gefiel sich hier weit mehr, und die Achtung, welche die Nachwelt später Ninon's Freunden geschenkt, beweist, daß Michel's Geschmack nicht übel war.

Lambert wohnte noch in der Nähe des Luxembourg, als eines Morgens ein junger Mensch in der Livree des Hauses Orleans zu ihm kam. „Meister Michel", sagte der junge Mensch sehr bescheiden, „ich bin nur ein Küchenjunge bei Mademoiselle und also nicht im Stande, Euren Unterricht zu bezahlen; aber ich habe so große Lust, zu lernen, daß ich Euch bloß bitte, mir einige Anweisungen zu geben und zu sagen, was ich lernen muß. Ich singe nur wenig, da ich keine Stimme habe; aber ich spiele die Violine nicht übel und habe auch einen Begriff von den Noten und der Composition." Sogleich nahm er sein Instrument und spielte ein Stück nach seiner Manier. Gleich bei den ersten Strichen gab Lambert den Takt mit seinem Kopfe und machte ein sehr zufriedenes Gesicht; sodann rief er: „Aber das ist ja ganz herrlich gespielt! Holla, junger Freund, Du bist ein ganz perfekter Musikus. Du mußt fort vom Schlosse. Du kannst bei mir wohnen, ich will Dich vorwärts bringen und Dir das leh-

*) Fräulein von Scudéry.

ren, was Dir noch fehlt. Wie heißt Du?" — „Baptiste Lulli." — „Gut, mein lieber Baptiste, ich sage Dir vorher, daß Du eine glänzende Carrière machen wirst."

Lambert bat um Audienz bei Mademoiselle und erklärte Ihrer Hoheit, daß ein Junge von diesem Talent nicht in den Küchen versauern dürfe. Die Prinzessin aber freute sich viel zu sehr, unter ihren Bedienten einen guten Musikus zu haben, als daß sie, trotz ihrer Freundschaft für Lambert, den kleinen Baptiste verabschiedet hätte. Sie machte ihn zum Pagen und erlaubte ihm, Michel so oft zu besuchen, als er wolle; außerdem versprach sie, wenn er gute Fortschritte mache, wolle sie eine Musikanten-Truppe in ihren Dienst nehmen, zu der er mitgehören solle.

Nach sechs Monaten trug Baptiste den schwarzen Rock, wie die Secretaire, und hatte zwölf Violinen unter seiner Leitung, die seine Compositionen so vortrefflich spielten, daß Seine Majestät selbst erstaunt war. Lambert war nicht eifersüchtig; er sagte überall, dieser kleine Baptiste, den man noch wie einen Seiltänzer behandle, würde einst so schöne Dinge zu Stande bringen, daß ihm die Fürsten Achtung zollen würden. Nachdem er Serenaden und Tänze für die Ballets des Luxembourg komponirt, nahm ihn der König der Prinzessin weg. Er dirigirte die berühmten vierundzwanzig kleinen Violinen und gründete dann die Oper; in seinen Händen wurde die Musik eine der ersten Künste durch die Meisterwerke, die er nach Quinault's Dichtungen komponirte. Man kann sich denken, was er Alles zu thun hatte; denn er war es, der nicht nur jene schönen Compositionen niederschrieb, sondern auch die Sänger, die Chöre und die Orchester ausbildete.

Lambert hatte von seiner Frau eine Tochter, in die sich Baptiste verliebte, als sie erst vierzehn Jahr alt war. Nachdem er sie geheirathet, nahm er seinen Schwiegervater zu sich. Meister Michel als Sechziger konnte nicht mehr singen, aber er unterstützte Lulli in der Schöpfung eines Opern-Theaters, und sein Alter erquickte sich an dem Gedanken, daß die Musik, der er sein Leben gewidmet, nunmehr mit Raphael's und Corneille's Künsten gleich berechtigt seyn würde. Als er die ersten Stücke seines Schwiegersohns hörte, sagte er: „O, wenn ich jetzt noch zu den Dreißigern zurück könnte, wie wollte ich diese köstlichen Melodieen singen!"

Der berühmte Doktor Fagon bediente sich der Musik mehrere Male mit Erfolg zur Heilung gewisser Nerven-Krankheiten, und berieth sich deshalb oft mit Lulli und Lambert, die ihn in seiner Praxis ungemein unterstützten. Hilaire, deren Stimme einen ganz eigenthümlichen Reiz und Zauber hatte, war den Herren der Fakultät bei ihren Versuchen sehr nützlich.

Bald bildeten sich in Paris Sänger- und Komponistenschulen, um die Oper mit Musik zu versorgen, und die ganze Tonkunst nahm in wenigen Jahren einen ungeheuren Schwung. Lambert starb gerade, als diese Revolution vollendet war; er genoß die Folgen derselben nicht lange, aber wenigstens hatte er den Trost, zu sehen, wie sein Schwiegersohn nach der Vorstellung der Oper Armide vom König die schmeichelhaftesten Komplimente empfing. — „Monsieur Lulli", sagte Seine Majestät, „das ist ein Werk, das auf die Nachwelt kommen wird; Ihr Genie macht meiner Regierung Ehre." — „Das glaub' ich wohl", rief Lambert unwillkürlich; „dieses Meisterstück ist so viel werth, wie der Eid." — „Ihr geht etwas weit, Meister Michel", sprach der König lächelnd; „aber wir geben Euch zu, daß die Musik dem Lulli viel zu verdanken hat."

Nicht lange nach diesem Triumph-Tage war Michel nicht mehr.

Alle Welt weiß ungefähr, wie bedeutend damals der Name Lambert war, aus jenen Versen Boileau's:

> Molière avec Tartuffe y doit jouer son rôle,
> Et Lambert, qui plus est, m'a donné sa parole.
> Quoi! Lambert! — Oui, Lambert. — A demain, c'est assez.

Wenn man nicht allen Versen zu sehr mißtrauen müßte, und wenn man sicher wäre, daß das qui plus est des Herrn Boileau nicht bloß des Versmaßes wegen da ist, so könnte man daraus schließen, Michel wäre berühmter gewesen, als Moliere selbst; indeß beweist diese Stelle aus der Satire vom Diner viel zu wenig, als daß wir solches zu behaupten wagten. In unseren Tagen kennt man Lambert nur dem Namen nach, und Viele wiederholen hundertmal diese Verse Despréaux', ohne daß es ihnen nur einfällt, zu fragen, wer denn dieser Mann war, qui plus est que Moliere. Wenn Einer an mich diese Frage richtete, so würde ich ohne Bedenken antworten:

Michel Lambert war das für die Musik in Frankreich, was Corneille für die Tragödie gewesen. Paul de Musset.

Mannigfaltiges.

— Janin's dritte Italiänische Epistel. Vier volle Spalten des bekanntlich jetzt sehr lang gestreckten „Journal des Débats" füllt der dritte Brief des Herrn Jules Janin aus Italien. Vier Spalten in dieser Zeitung tragen unserem reisenden Feuilletonisten, wenn er nach dem Maßstabe seiner Theaterkritiken bezahlt wird, nicht weniger als 1000 Fr. ein. Zu Ende jeder Woche pflegt er nämlich eine Uebersicht der Neuigkeiten aller Pariser Theater zu liefern. Diese Uebersicht füllt im Feuilleton des Journal des Débats etwa zwei volle Spalten des letzteren und wird ihm jedesmal mit 500 Fr. honorirt, so daß er dadurch allein eine jährliche Einnahme von 26,000 Fr. (beinahe 7000 Thaler) bezieht. Allerdings hat er dafür die fürchterliche Verpflichtung, fast jeden Abend in der physischen und moralischen Stickluft eines Pariser Theaters zuzubringen, aber wie es ein gewandter Rezensent anzufangen hat, um ein Stück zu beurtheilen, das er gar nicht gesehen — das brauchen wir ja wohl nicht erst von Herrn Janin zu lernen; wir haben dazu in Deutschland selbst mehr als ein Seitenstück aufzuweisen. Auch kann man es sich schon gefallen lassen, wenn man dabei das Delassement hat, im Sommer auf Kosten des Publikums eine Reise nach Italien zu machen. Während sich Janin dort an Oliven-, Zitronen- und Orangen-Hainen ergötzt, baut sich sein geschworner Gegner — der Voltaire dieses Freron, wenn man Kleines mit Großem vergleichen darf — Herr Eugen Scribe, die schönsten Treibhäuser und nebenbei auch ein Schloß, welchem nur noch, wie uns der akademische Vaudeville im „Constitutionnel" selbst erzählt, ein Flügel fehlt. Kürzlich, fügt Herr Scribe hinzu, habe er sich sein Schloß angesehen, und da sey ihm der fehlende Flügel schwer aufs Herz gefallen. Halt, habe er gedacht, sollte nicht das Publikum auch diesen Flügel noch bezahlen? Ein Vaudeville freilich bringt so viel erst ein, wenn es ein Jahr lang in Paris und auf allen Provinzial-Bühnen gespielt worden, aber eine Novelle für den „Constitutionnel", eine andere für die „Presse" und eine dritte für die „Revue de Paris" tragen zusammen mindestens so viel ein, als der Flügel kostet. Gedacht, gethan! Zum Glücke begegnete Herr Scribe auch sogleich ein lange nicht gesehener junger Freund, der ihm seine letzten Abenteuer erzählt, und die Novelle für den „Constitutionnel" ist fertig. Sie geht durch sieben Nummern dieses Blattes, ist zwar sehr langweilig, scheint aber doch als ein Kabinetsstück zu gelten, denn der „Constitutionnel" warnt in jeder Nummer vor unbefugtem Nachdruck, gegen den er sofort gerichtlich einschreiten würde. Das „Journal des Débats" ist großmüthiger. Janin's Berichte aus Italien sind bereits in den Voleur, in das Cabinet de Lecture und in andere Nachdrucksblätter übergegangen. Sein dritter (eben uns zugekommener) Bericht handelt von Lucca und Pisa, und wie wir's in Nr. 80 des „Magazins" im Scherze vorausgesagt — er steigt wirklich mit dem Leser bis auf die letzte Stufe des schiefen Thurmes hinauf. „Steigen wir jetzt", ruft er dem Leser zu, „bis zur Spitze jenes schiefen Thurmes, der eines der berühmtesten Wunder von Italien ist. Er besteht ganz aus Marmor; 293 Stufen steigen wir hinan, die sich in einer durch breite Fenster erleuchteten Mauer befinden. Auf der Höhe des Thurmes angekommen, klettern wir noch an einer Leiter hinauf, und nun sind wir hoch über den höchsten Glocken des Campanile, über der „Jungfrau", der „Passion" und der „Gerechtigkeit", fürchterlichen Mörsern, die jedoch dieserhalb über die Erde hingeneigte Festung nicht zu erschüttern vermögen. Wie mag die Senkung des Thurmes wohl entstanden seyn? Durch den Willen des Baumeisters, durch eine Erderschütterung, oder durch das Einsinken des Erdreichs? Niemand kann es sagen. Die Kunst war zur Zeit noch zu wenig vorgerückt, um sich solchen Bizarrerieen hinzugeben, die in der Regel nur dem bereits erschöpften Genie angehören. Andererseits aber, wie ist jene Abweichung von funfzehn Fuß zu erklären, die den Einsturz jedes anderen viel unbedeutenderen Bauwerkes, als des Thurmes von Pisa, welcher 190 Fuß hoch ist, unvermeidlich herbeiführen würde?" — Der Dom und das Campo Santo werden natürlich nicht minder angestaunt, aber etwas Neues oder auch nur Pikantes weiß uns Herr Janin nicht darüber zu sagen. Von Lucca dagegen erzählt er uns, daß es eine der kleinsten, aber auch eine der lieblichsten Städte Italiens sey, deren Einwohner viel Ackerbau und Müßiggang treiben. Die Wälle sind mit Bäumen und Weinstöcken bepflanzt, die schönste Gerste wächst in den Stadtgräben und das üppigste Gras in den Straßen. Der Herzog aber, der diese friedliche Stadt und das ehemals republikanische Ländchen beherrscht, ist einer der liebenswürdigsten und populairsten Infanten von Spanien, die es jemals gegeben hat.

— Ein Französischer Engländer. Die Londoner Krönungs-Berichte im „Journal des Débats" tragen zwar eine Englische Unterschrift, kommen jedoch augenscheinlich aus einer Französischen Feder, wenn auch aus keiner so geläufigen und des momentanen Eindruckes so sicheren, wie die des Herrn Janin. Saunders Beveril nennt sich der Berichterstatter, der in Einem Athem „mon Angleterre", „nous autres Anglais", „tout Anglais que je suis" etc. sagt, bloß um hinterdrein den großen Jubel, den der Marschall Soult in London erregt hat, um so unparteiischer darstellen und die Franzosen auf Kosten seiner angeblichen Landsleute hervorheben zu können. Herr Philarète Chasles, der sich im Gefolge des Marschalls Soult als Botschafts-Secretair befindet, hat auf diese Weise sowohl seinen diplomatischen als seinen Französischen Charakter hinter der Maske eines Engländers zu verbergen gesucht. Wer anders, wie er, konnte auch so genau wissen, was Alles während der Reise und bei der Ankunft Soult's vorgefallen? Ja, er hat sogar mit eigenen Ohren gehört, wie ein alter Englischer Invalide in dem Augenblicke, wo der Marschall vor dem Gesandtschafts-Hotel ausstieg, den Ausruf vernehmen ließ: „Hourra for brave Soult! I am an old soldier of the peninsular campaigns!"

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 85. Berlin, Montag den 16. Juli 1838.

Frankreich.

Die Schreckenszeit in der Bretagne.

Von Emil Souvestre.

Ich kam zum ersten Male im Jahre 1790 nach Rennes; ich war damals 15 Jahr alt, und meine Familie, die sich gern ein adliges Ansehen gab, steckte mich als Kadetten in ein Seminar, dem ich bald entfloh. Ich lebte da eine arme, aber lustige Zeit von zwei Jahren, wo ich acht Sous täglich durch Abschreiben verdiente und in einer Dachstube ohne Kamin schlief. Nicht ohne Rührung sah ich später die Stadt wieder, wo's so viel schlechte Kost gegeben und ich so viele Knöpfe an dem einzigen Rock zu nähen hatte. Die Erinnerungen der Armuth aus den Jugendjahren haben einen ganz eigenen Reiz, der uns noch spät bewegt, ohne uns zu verstimmen. Was kümmern uns auch alle Leiden, so lange man nur noch singen, schlafen und hoffen kann? Ja, die Jugend, sie ist der Sonnenstrahl, der das Gefängniß freundlich macht, die Blume, die das nackte Fenster des Armen ziert, in ihr allein ist Licht und Duft, Hoffnung und Freude.

Was mich bei der Ankunft in Rennes zuerst befremdete, war die totale Veränderung, die in dem Leben der Stadt vorgegangen war. Noch schwebten mir die lautlosen Straßen vor, die früher kaum durch die Spiele der Schuljungen belebt worden, die menschenleeren Plätze, die nur hier und da ein Parlamentsrath in langer Robe passirte, die stillen Spaziergänge, wo man dann und wann einen Studenten bemerkte, der sich gedankenvoll hinter den Buchen verlor. Mit einem Wort, Rennes hatte in mir das Bild einer ungeheuren Universität zurückgelassen, wo Alles im Stillen träumte und arbeitete; jetzt waren die Straßen, die Plätze, die Promenaden von unruhigen Gruppen erfüllt; Soldaten lagen an jeder Quergasse postirt; überall stieß man auf Kanonen und Reiter, überall nichts als Geschrei, Tumult, Waffengerausch; die Universität war zum Kriegslager geworden.

Als ich an das Palais kam, dessen Mauern sonst nur mit Verkaufs-Anzeigen oder gerichtlichen Warnungen bedeckt waren, las ich folgende Anschläge:

Zur Nachricht.

„Acht junge Leute, die den Tod nicht fürchten, werden gesucht, um als Freiwillige an Bord eines Korsaren in Saint-Malo zu gehen. — Man wende sich an den Bürger Godefroy, Walker-Straße."

An die patriotischen Bürgerinnen.

„Diejenigen, die ihre Muße dazu benutzen wollen, für unsere Brüder an den Gränzen Strümpfe zu stricken, können sich an die Bürger Bascon in der Straße d'Estrées, Bouvard im Rathhause, Garbois auf der Place d'Estrées wenden, die ihnen den nöthigen Bedarf liefern werden."

Munizipalitäts-Beschluß.

„Die schlechten Bürger zerfallen in drei Klassen: 1) Die Verschwörer und Parteihäupter. — Ihre Köpfe werden sogleich fallen! 2) Diejenigen, die durch ihre Reden oder Handlungen Unruhen stiften. — Für sie ist der Kerker. 3) Alle Moderantisten, Verdächtigen und Heuchler. — Ihr Gefängniß ist die Stadtmauer."

Als ich Brest verließ, hatte ich mir eine Empfehlung an den Bürger Benoist zu verschaffen gesucht. Ich ging gleich nach meiner Ankunft zu ihm; aber er war abwesend, und seine Frau war es, die mich aufnahm. Die Bürgerin Benoist zählte an 30 Jahre und war eine Schönheit, die durch ihre übermäßige Dicke keineswegs gelitten hatte, obwohl sie gleichsam dadurch etwas versteckt wurde; man hatte Mühe, unter diesen wuchernden Fleischmassen und diesen verworrenen Umrissen das Gepräge einer unbiegsamen Kraft herauszufinden. Mit ihrem Geist war es, wie mit ihrer Gestalt: auch hier erkannte man nicht auf der Stelle ihren ganzen Werth. Die Bürgerin Benoist hatte, wie bei ihrer Schönheit, das Mittel gefunden, groß zu seyn, ohne daß man es bemerkte; durch ihre Einfachheit schien ihre Seelengröße ganz gewöhnlich. Auch versteckte sich ihre Energie hinter so viel Güte und Sanftmuth, daß man nie aus der Rauhheit der Berührung, sondern nur aus den großartigen Resultaten schließen konnte, wie stark sie war.

Ich hatte sie schon vor ihrer Vermählung gekannt, aber nur, wie man ein junges Mädchen kennt, das man auf dem Balle gesehen und vom schönen Wetter sprechen gehört. Gleichwohl empfing sie mich wie einen alten Freund, worüber ich mich weniger wunderte, als ich vielleicht sollte; ich wußte aus Erfahrung, daß man in einem gewissen Alter nur Jemanden in seiner Jugend gesehen zu haben braucht, um ihm freundlich die Hand zu reichen; es ist wie mit einem Landsmann, den man in der Fremde wiederfindet; sein bloßer Anblick erinnert: schon an etwas Fernes und Geliebtes.

Wir unterhielten uns gegen eine Stunde, als man die Bürgerin zu sprechen verlangte. Sie bat mich um Entschuldigung und ging hinaus. Nun fing ich an, das Zimmer, in dem ich mich befand, zu untersuchen; es glich mehr dem Innern eines Zeltes, als einem häuslichen Wohngemach. Man sah eine vollständige Soldaten-Equipirung an den Fuß eines eleganten, noch ungemachten Bettes befestigt; das Frühstück, aus Kommisbrod und einigen Früchten bestehend, war auf einem Tischchen von Mahagoni aufgetragen, und Papiere, Bücher, Journale lagen zerstreut auf einer großen Tafel von Tannenholz. Selbst in dem Durcheinander all' dieser Gegenstände lag etwas höchst Bezeichnendes: weder der Zufall noch der Charakter meiner Freunde hatte daran Theil; was ich hier sah, hätte ich überall gesehen: Feuer, Brod und Zeitungen, darin lebte die ganze Zeit. — Mechanisch trat ich heran und begann die erste Broschüre, die mir in die Hand fiel, zu durchblättern. Bald darauf kam die Bürgerin Benoist zurück. — „Ich las eben ein kurioses Dokument", sagte ich zu ihr, „die Bittschrift der Französischen Damen an die Versammlung der Notabeln." — „Wegen ihrer Aufnahme in die Generalstände, nicht wahr?" — „Ja wohl. Ich wundere mich, daß sie ihr Gesuch nicht vor dem Konvent wiederholt haben, der doch bei jeder Gelegenheit die Doktrinen der Gleichheit proklamirte, zumal da die Bittstellerinnen sehr ernste Rechtsgründe geltend machen." — „Welche denn?" — „Erstens: ihre Zahl; ihren Einfluß auf alle Männer; den Triumph, den sie über die Feinde der Nation davontragen würden (ich wiederhole hier die Ausdrücke der Bittschrift!); die Dienste, die sie dem Handel leisten durch den häufigen Wechsel der Mode; endlich ihre Sanftmuth, durch die sie Alles zu versöhnen wüßten." — „Verlangten sie nicht, daß jedes Weib oder Mädchen von 15 Jahren Wählerin seyn könnte?" — „Allerdings, und daß jedes Weib oder Mädchen, das einen Bürger zur Welt gebracht, wählbar seyn sollte! Doch, um die Geschwätzigkeit der weiblichen Deputirten nicht aufkommen zu lassen, erklärten die Unterzeichneten, es sollte ihnen nur erlaubt seyn, einsylbige Worte zu sprechen." Madame Benoist lächelte und zuckte die Achsel: „Wenn die Frauen Männer werden wollen", sagte sie, „so haben sie sich nicht an die Versammlung der Notabeln, sondern an Gott zu wenden: Nicht indem wir neue Pflichten erobern, können wir fortschreiten, sondern indem wir die uns schon längst anvertrauten vollständiger und vernünftiger erfüllen. Die Gleichheit der Geschlechter ergiebt sich nicht aus der Identität der Functionen, sondern aus einem gleichen Grade von Nutzen."

In diesem Augenblick trat der Bürger Benoist ein; seine Frau nannte mich, er reichte mir die Hand. — „Sie kommen in einer bösen Zeit", fing er an. — „Wie so? was giebt's" — „Duchâtel und Lanjuinais sind seit einigen Stunden in Rennes; sie wollen das Land gegen die Bergpartei, die sie geächtet hat, aufreizen." — „Aber wissen sie denn nicht, daß Carrier hier ist?" — „So eben haben sie's erfahren." — „Was hoffen sie da noch?" — „Sie wollen in die Provinz gehen, um hier den Konvent anzuklagen und die Föderalisten aufzurufen." — „Man wird sie verhaften!" — „Ich weiß nicht; die Föderalisten haben in Rennes wie in der ganzen Bretagne das Uebergewicht; Carrier's Anwesenheit hat Schrecken verbreitet und den Widerstand gelähmt; aber Lanjuinais' Ankunft kann Alles ändern. Er ist sehr beliebt; die Verfolgung, der er ausgesetzt ist, wird seine Worte noch wirksamer machen. Es wird zwischen ihm und dem Repräsentanten ein Kampf beginnen, dessen Ausgang nicht abzusehen ist." —

„Was gedenken Sie zu thun?" fragte ich nach einer Pause. Benoist warf seiner Frau einen raschen Blick zu. — „Die Umstände sind bedenklich", sagte diese mit Ruhe; mein Mann ist ein Jugendfreund von Lanjuinais; er liebt ihn wie einen Bruder, und doch kann er ihn bei dieser Gelegenheit weder loben noch unterstützen. Der Föderalismus ist nur eine moralische Zerstückelung Frankreichs. Der Berg ist zwar in seinem Siege brutal, aber er hätte nicht gesiegt, wenn nicht das Leben und die Kraft der Nation in ihm konzentrirt wäre. Diese Konventsmänner sind für mich wie Soldaten, die meinen Wein trinken, mein Haus plündern und meine Kinder schlagen, dafür aber mein Leben und mein Vaterland vertheidigen. Ich hasse sie und erkenne doch ihre Nothwendigkeit. Lanjuinais' Freunde müssen Alles thun, um ihn zu retten, aber nichts, um seine Pläne zu unterstützen."

Madame Benoist bemerkte, daß ich ihr mit Erstaunen zugehört: — „Verzeihen Sie", sagte sie, „Sie sehen, daß ich die Lehren meines Mannes gut behalte." Dieser betrachtete sie mit einem eigenthümlichen Ausdruck von Bewunderung und Liebe; er drückte ihr die Hand. — „Ich werde Lanjuinais und Duchâtel aufsuchen", sagte er, „und dahin wirken, daß sie Rennes sogleich verlassen."

Er stand auf, nahm seine rothe Mütze, wiederholte mir seine Dienstanerbietungen und ging fort. Ich hatte jetzt das Geheimniß dieses energischen Geistes erkannt, den der Bürger Benoist bei jeder Gelegenheit an den Tag gelegt und der ihm das Vertrauen der Patrioten erworben. Ich hatte die Egeria entdeckt, die ihm jene Kraft und Weisheit gab. Mich rührte diese Verbindung zweier ungleichen Geister, die beide so edel waren, daß der eine sein Uebergewicht verbarg, während der andere es gern hinnahm. Madame Benoist, die gewiß meine Gedanken errieth, sprach schnell von etwas Anderem. — „Dies ist die Stunde der Volks-Versammlung", sagte sie mir; „ich gehe selten hin, aber da mein Mann heute nicht dort ist, so fürchte ich, man möchte seine Abwesenheit bemerken: wollen Sie mich begleiten?"

Ich willigte ein. An dem Eingang zum Klub begegneten wir einem Sanskülotten, der mit großem Eifer vor einem Haufen Tagediebe sprach; Madame Benoist konnte bei seinem Anblick eine Geberde der Verachtung nicht zurückhalten. — „Dieser Mensch", sagte sie zu mir, „ist ein ruinirter Marquis, der sich in einen Patrioten und Angeber verwandelt, um sein Vermögen wiederherzustellen; doch seine Laster haben nur ein anderes Kleid angelegt. Er ist immer noch der große Herr, der er war, d. h. ein Müßiggänger und Schwindler in einer Person. Früher hat er dem Pöbel in der Seide geschmeichelt, jetzt schmeichelt er dem Pöbel in Lumpen; früher traktirte er seine Gläubiger mit Stockschlägen, jetzt denunzirt er sie. Ist es Unwissenheit oder Spott, er läßt sich jetzt Cajus nennen, und dieser Name ist ganz für ihn passend. Vielleicht können wir vorbeikommen, ohne daß er uns aufhält."

Aber der Ex-Marquis hatte die Bürgerin Benoist bemerkt, und die volksthümliche Wildheit affektirend, trat er mit den Worten auf sie zu: „Du kommst spät, Bürgerin; Carrier ist eben fort. Er hat eine Stunde gegen die Föderalisten und die Gemäßigten ciceronisirt; ich wollte, Dein Mann wäre hier gewesen, es hätt' ihm nichts geschadet."

Madame Benoist wurde bleich; ihre Lippen öffneten sich halb, um zu antworten, doch begnügte sie sich, Cajus einen verächtlichen Blick zuzuwerfen, und wollte weiter. — „Nun, wie denn? ist Dir das nicht recht?" fing dieser wieder an; „ich habe nur gespaßt; man weiß, Benoist ist ein warmer Patriot.... Na, darum keine Feindschaft." Er versuchte, ihre Hand zu ergreifen, aber die junge Frau trat mit Abscheu zurück, indem sie sagte: „Lassen Sie mich." — „Halt", rief Cajus, „Du sprichst Sie zu Deinen Brüdern; es scheint, daß Dir die Gleichheit nicht gefällt, und daß Du die wahren Sanskülotten verachtest. Nimm Dich in Acht, Kleine; daß Dich Deine Bänderhaube ja nicht zu stolz mache, sonst könnte das Volk den Kopf, der darunter steckt, einziehen."

Ein langes Gelächter folgte diesem rohen Scherz; Madame Benoist zog mich in den Klub.

In dem Augenblick, wo wir eintraten, las der Präsident den Schluß eines Briefes der Kollegiats-Herren von Rennes, die sich erboten, den Werth ihrer Kreuze für die Ausrüstung der Freiwilligen herzugeben. Sodann wurde ein Gesuch des Herrn Sévestre verlesen, der darum bat, daß man alle Lasten, die den Bürgern auferlegt würden, für ihn verdoppeln möchte. Ein Schauspieler von Rennes, Namens Bosquet, trat jetzt auf und beschwerte sich, daß das Korn so theuer sey, woran lediglich der Egoismus der Spekulanten Schuld habe. Er machte den Vorschlag, sämmtliches Korn, das im Departement vorhanden sey, abzuschätzen und den Preis desselben nach dem Lohn der Handwerker und den Arbeiten der Ackerbauer festzusetzen. Dieser Vorschlag wurde mit Begeisterung aufgenommen, und man beschloß, ihn Carrier mitzutheilen, damit dieser die Ausführung desselben den eingesetzten Körperschaften anvertraue.

Die Sitzung schien geendigt, und schon hatte sich der Präsident erhoben, als von draußen ein großer Lärm gehört ward. Die Thür öffnete sich gewaltsam; ein Bauer, fast nackt, mit Koth besudelt und den Kopf in blutige Linnen gewickelt, erschien, von Cajus und einigen anderen Sanskülotten geführt, auf der Schwelle. — „Die Räuber! die Räuber!" schrieen sie Alle auf einmal.... — „Was haben sie gemacht?" fragte der Präsident. — „Sie haben La Roche-Bernard genommen." — „Wer hat's Euch gesagt?" — „Dieser Mensch.... er kommt von dort.... seht ihn an.... er ist verwundet.... er hat sich nur mit Mühe gerettet." — „Bürger, rede...."

Der Bauer war fast an den Tisch des Präsidenten getragen worden. — „Warst Du selbst in La-Roche-Bernard, als die Räuber hinkamen?" fragte der Präsident. — „Ja.... Ja wohl, Bürger", antwortete der Verwundete mit gebrochener Stimme; „ich war in Diensten des Bürgers Sauveur, des Distriktspräsidenten." — „Und wann kamen sie?".... — „In der Nacht: wir hatten uns alle gelegt; ich wollte eben einschlafen: da höre ich auf einmal eine Menge Leute reden und kommen; man klopft mit Stöcken an die Thür und schreit: Aufgemacht! Ich laufe ans Fenster, die Straße war voll Chouans mit ihren Tüchern an den Hüten. In diesem Augenblick kommt der Bürger Joseph aus seinem Zimmer. — Lieber Gott, sage ich zu ihm, was ist denn das da wieder? — Die Chouans sind's, sie wollen mich tödten, antwortet der ganz ruhig. — Verstecken Sie sich schnell, verstecken Sie sich schnell, schrei' ich. — Nein, wenn sie mich nicht finden, so massakriren sie zur Rache meine ganze Familie; ich muß sie lieber vom Hause zu entfernen suchen, drum will ich hinausgehen. Während deß schlugen sie immerfort auf die Thür los und schrieen: Nieder mit Sauveur! Nieder mit dem Blauen! — Hörst Du, sagt er, sie sind sehr eilig, man darf sie nicht ungeduldig machen, und so geht er hinunter. Wenn sie mich haben, sagt er noch, so haben sie nur mit mir zu thun; benutze diesen Augenblick und laufe zum Kommandanten, sag' ihm, er soll so viel Menschen wie möglich zusammenbringen und die Stadt retten, wenn's noch möglich ist. Er war schon unten und fing an, die Riegel aufzuziehen. Die Chouans hörten, daß man die Thür öffne, und traten zurück; kaum zeigte sich aber der Bürger Joseph, so schrieen sie Alle zusammen: Nieder mit ihm! Nieder mit ihm!.... — Bringt mich zu Euren Führern, sagte der Bürger, ohne die Fassung zu verlieren. — Er muß vive le roi! schreien. — Ja wohl, ja wohl. — Den Freiheitsbaum muß er umhauen. — Ja, das muß er, allons; führt ihn auf den Platz. Die Wüthendsten unter ihnen hatten ihn am Kragen ergriffen, zur Erde geworfen und schleiften ihn mit dem Kopf auf dem Pflaster fort. Er ließ Alles mit sich machen, ohne ein Wort zu sagen, weil sie dadurch von seinem Hause entfernt wurden. Als sie auf den Platz gekommen waren, hießen sie ihn schreien: Vive le roi! Er aber hob die Hand auf und schrie aus Leibeskräften: Vive la république! Man schlug ihm mit Stöcken auf den Kopf und überall hin, aber je mehr sie schlugen, desto mehr schrie er: Vive la république. — Wart, ich will ihm's Maul stopfen, rief ein Chouan und schoß ihm eine Pistolenkugel in den Mund. Der Bürger Joseph fiel und blieb wie todt; aber bald richtete er sich wieder empor, ohne nur einen Seufzer hören zu lassen, und zog etwas aus seinem Busen, das er brünstig an sich drückte. — Seine Bürgermedaille, riefen sie Alle; er muß sie hergeben. Da warfen sie sich auf ihn wie hungrige Wölfe; der eine schoß ihm in die Augen, der Andere hieb ihm mit dem Jagdmesser drei Finger ab. Aber er hielt fortwährend seine Medaille fest, ohne ein Wort zu sagen. Sie wußten nicht mehr, was sie ihm anthun sollten, als auf einmal einer von ihnen zu schreien anfing: Seht, seht.... Feuer.... Der Freiheitsbaum war umgehauen und angezündet worden. Alle stießen lautes Freudengeschrei aus, dann schleppten sie den Bürger Joseph bis an die Glut und stießen ihn hinein. Ich machte die Augen zu, um nicht mehr zu sehen.... Es roch mir nach verbranntem Fleisch, dann hörte ich sie noch sagen: — So.... nun ist er versengt, und fort gingen sie. Ich lief zum Kommandanten, aber die Chouans waren vor mir da.... Sie waren überall, so daß ich wieder nach Hause ging, wo ich den Vater des Bürgers Joseph im Bette fand, weil er die Gicht hat. — Mein Sohn, sagte er zu mir, als er mich sah. Ich konnte ihm nicht antworten, so wehe war mir. — „Sie haben ihn ermordet".... Ich nickte: ja. Er antwortete nichts und machte die Augen zu.... Dann fing er wieder leise an: — Sage, wie so ist das gekommen! Ich erzählte ihm die Sache. Während ich sprach, sträubten sich ihm die weißen Haare auf dem Kopf, und eine Stunde lang konnte er nicht sprechen. Gegen Morgen endlich richtete er sich auf und sagte zu mir: — Du darfst den Tag nicht abwarten; geh' nach Rennes.... Sage, was vorgegangen ist.... Dann gab er mir diesen Brief, ich reiste ab und bin nun hier."

Hier überreichte der Bauer dem Präsidenten ein mit Schweiß und Blut besudeltes Papier, und der Letztere las mit fester Stimme:

„Der Bürger Sauveur an die patriotische Gesellschaft zu Rennes."

„Brüder und Freunde! La-Roche-Bernard ist in der Gewalt der Räuber. Mein Sohn hat seine Pflicht gethan; er ist auf seinem Posten gefallen, und die Barbaren haben sich nicht zu der Seelengröße eines wahren Republikaners erheben können.

Gruß und Brüderschaft.

Sauveur."

Auf die Lesung dieses Briefes folgte eine Bewegung, die schwer zu beschreiben ist. Es war wie eine langgedehnte Exclamation, in der bald die Bewunderung, bald der Schmerz, bald der Zorn die Oberhand bekam und die zuletzt in Verwünschungen ausbrach. Die Freunde des ermordeten Präsidenten, die in großer Zahl da waren, streckten die Hände gegen die Menge aus und forderten sie zur Rache auf. Im Nu funkelten Pistolen und ver-

borgene Dolche in allen Händen, und überall schrie man: — „Fort nach Roche-Bernard! Tod den Räubern!.... Wir wollen's dem Volksrepräsentanten sagen, Carrier.... hin zu Carrier!"

Die Menge stürzte sich hinaus, und in fünf Minuten war der Saal leer. Den verwundeten Bauer hatte man bei diesem tumultuarischen Aufbruch ganz vergessen. Von Strapazen und Gemüthsbewegung erschöpft, fiel er fast rücklings auf den Tisch; Madame Benoist lief zu ihm. „Helfen Sie mir ihn nach Hause führen", sagte sie; „während Jene den Anderen rächen, wollen wir diesen hier retten."

(Fortsetzung folgt.)

Leidensgeschichte einer wasserarmen Stadt.

In Frankreich existirt eine Stadt, die so alt ist, als die Wiege der Scipionen und Cäsaren, die in den dritthalbtausend Jahren ihres Bestehens zwanzig Mal ins Grab gesunken und wieder auferstanden ist, die eben so viel verheerende Seuchen und nicht weniger Einäscherungen erlebt hat, die zu den Zeiten des Julius Cäsar Lateinisch und unter dem heiligen Ludwig die Sprache der Trubadurs gesprochen, wie sie heute das Neufranzösische redet; eine Stadt, welche die Karavanserei der Morgen- und Abendländischen Welt ist, ihre Segel nach beiden Indien aussendet, in ihren Hafen 1500 Schiffe jährlich einlaufen sieht und durch die rührige Hand ihres Zoll-Personals den Staatsschatz um dreißig Millionen des Jahres bereichert. Und diese Stadt — kann sie wohl eine andere seyn als Marseille, von der Handelswelt die zweite nach Liverpool genannt — das alte, große berühmte Marseille stirbt vor Durst, seitdem es besteht, den langsamen Tod der Verschmachtung, gleich dem reichen Manne im Evangelium, der seit ewigen Zeiten einen Tropfen Wassers begehrt, seinen brennenden Gaumen zu kühlen. — Jener Eilbote, welcher im Monat August anlangte, um den Massiliern den Sturz der Tarquinier und die Gründung der Republik anzuzeigen, flehte vergebens um ein Glas trinkbaren Wassers, seinen Durst zu löschen. In dieser Zeit war es, wo die Petitionen an die Regierung ihren Ursprung nahmen; aber auch schon damals ging es wie heute, ein Geschlecht starb nach dem anderen hin, eines so durstig als das andere, mit evangelischer Hingebung, ein Volk von Hiobsduldern. Nachdem die Kommune von Tarquinius Priscus bis auf die Capetinger und Bourbonen umsonst alle Instanzen durchgemacht hatte und endlich resignirt zu haben schien, erglänzte ihr unter Ludwig XIV. ein Schimmer von Hoffnung und Wasser, indem man einen Kanal projektirte, der die Durance ableiten und Marseille mit dem nöthigen Wasser versehen sollte; aber zu ihrem Unglück entzweiten sich die Marseiller mit dem Könige, der statt eines Kanals ihnen eine Citadelle mit 50 Stück Geschütz gab, welches die Stadt bestrich.

Von Tage zu Tage wurde das Wasser seltener, jährlich reichte eine Najade ihre Dimission ein; der Himmel schien ehern wie in Aegypten, aber es fehlte dem neuen Aegypten ein Nil mit seiner segensreichen Ueberschwemmung; bedeckte sich auch zuweilen der Himmel spottend mit einigen Wolken, an denen die Tantalus-Stadt mit vergehenden Lippen hing, so entwölkte er sich sofort mit Lachen, und die tyrannische Sonne ließ Feuerströme regnen. Die unbedachtsame Lichtung der Wälder vermehrte noch das Elend der Einwohner, indem dadurch ein großer Wasservorrath entzogen wurde. In den glühend heißen Tagen des Sommer-Solstitiums glichen die Marseiller, auf ihren Rasen hingestreckt, den Kreuzrittern Tasso's, welche die ihnen fehlenden Elemente Luft und Wasser in reichlichen Zügen auf dem Wege der Imagination einschlürften. Auf die Dauer mußten auch diese Quellen versiegen. In der Nähe der Stadt flossen ehemals zwei Gewässer, welche in der Wirklichkeit nicht größer waren als auf den Landkarten; doch führten beide Flüsse ihre Namen so gut wie die Loire und die Seine und legten ein solches Gewicht darauf, daß sie ihn länger als ihr Wasser behielten; Jarret und Huveaune hießen sie in der Umgegend, und die Ehrfurcht vor beiden Najaden ging so weit, daß man ihnen Brücken baute, damit sie durch so übertriebene Ehrenbezeugungen zu einiger Gegengunst bewogen werden möchten; denn vielleicht, dachte man, werden sie beim Anblick einer so großartigen Vorrichtung etwas nachgiebiger; allein die Rechnung ging fehl, und die Najaden antworteten sehr trocken auf diese Zuvorkommenheit. Mehrere solcher Brücken wurden ruinirt durch die Fluth von Spaziergängern, welche unter ihrem Bogen den Strom passirten. Einst war die Noth so groß, daß die Mehrzahl der Bewohner alles Ernstes auszuwandern beschloß; der Jarret und die Huveaune führten in ihrem Mäandrischen Strombette nur Schlamm und Moos, wo die Eidechsen und Heuschrecken ihr Spiel hatten. Die Eisternen zeigten ihr Eingeweide von rothen Ziegelsteinen, in deren Ritzen der Steinbrech wucherte; die Brunnen trugen noch als Zeichen ihrer früheren Bestimmung verrostete Griffe und ausgetrocknete Seile, die wie Werg entzündbar waren; kurz, Marseille war von einer Dürre heimgesucht, von einer allgemeinen Hungersnoth — nach Wasser. In dieser trostlosen Lage versammelten sich die Rathsherren und Schöppen häufiger als je und hielten eine Sitzung über die andere; die durstigen Redner sahen sich vergebens nach einem Glase Zucker-Wasser um, obgleich sie alle Zucker mitgebracht hatten. Diese Noth ging den Vätern endlich zu Hause und zu Herzen, man faßte einmüthig den Beschluß, den Kanal von Craponne zu verlängern und die vorliegende Felsenkette auf 3 Lieues zu sprengen, um die Vaterstadt zu entsetzen, welche, von dem fürchterlichsten aller Feinde, dem Durst belagert, mit jedem Tage dem Untergange näher kam. Ein unberufener Redner aus dem auf den Gallericen versammelten Volke wagte zu bemerken, daß dieser Vorschlag, so weise er auch erdacht wäre, nicht ein Glas Wasser für die Tafeln der Marseiller in der ganzen nächsten und abernächsten Woche zur Folge haben würde. Die Richtigkeit dieser Bemerkung war nicht zu läugnen, und man traf eine interimistische Vorkehrung, nämlich eine bestimmte Zahl von Wagen und Fässern auf der Stelle an den Rhone zu senden und auf öffentliche Kosten bis zum 31. August zu unterhalten, dem Zeitpunkte, wo der heilige Lazarus, Schutzpatron der Stadt, seinen Pfarrkindern einen periodischen Regen zu bewilligen pflegt. Gesagt, gethan, der Rhone rettete Marseille vom gewissen Untergange, aber es gehörte auch kein geringer Aufwand an Kräften und Gold dazu, eine zwanzig Stunden lange Hand in Bewegung zu setzen, um von dem Rhone einige Flaschen Wasser zu erhalten.

In den vier Decennien des gegenwärtigen Jahrhunderts hat Marseille seinen Kanal nicht aus den Augen verloren und mancherlei Pläne dazu entworfen; aber gemalte Wasserleitungen führen nicht zum Ziel. Daher kam es, daß, als vor sechs bis sieben Jahren wiederum ein brennendheißer Sommer über das Land hereinbrach, man noch nicht um einen Schritt weiter gekommen war und immer noch wie ehemals sich mit Berathungen begnügte. Aber jetzt machte man Ernst, man wollte um jeden Preis die Noth vom Halse haben. Der Himmel war von Erz, so dürr, so taub für alle Bitten, und die Erde trat mit ihm in Bündniß und ließ alle Quellen versiegen. Der Jarret und die Huveaune führten zuletzt nur noch Sand, oder gaben diese beiden Flüsse in langen Pausen ein Lebenszeichen von sich und setzten einige Schweißtropfen auf ihrer Oberfläche ab, so wurden sie im Vorübergehen von selbstsüchtigen Gärtnern als Freibeute angesehen, bis der Präfekt ein Regiment Soldaten in das Bett der Huveaune auf Wache ziehen ließ, um diese dem Gemeinwohl verderblichen Schwelger zu verscheuchen. Die Pläne waren endlich entworfen und wurden der Regierung zur Prüfung übersandt, aber jetzt erhoben sich die Reclamationen von den Städten und Dörfern der Nachbarschaft. Diese nämlich, welche wasserreiche Ströme besaßen, konnten nicht begreifen, daß Marseille wegen einiger Tropfen Wassers so viel Lärm erhebe. „Marseille, die Stadt am Meer, hat Wasser nöthig? Reicht auch der Ocean für ihren Durst nicht hin?" So hieß es überall, und man ergoß sich von allen Seiten in Schmähreden über die hartgeprüfte Stadt. An der Spitze der Gegner stand ein vornehmer Pair, der Besitzungen an der Durance hatte und diesen Fluß als ein Geschenk Gottes zur eigenen Nutznießung ansah; wie ein mächtiger Damm warf er sich den Anmaßungen der Marseiller entgegen, und vergeblich mochten sie sagen: „Wir wollen nur einen gelinden Aderlaß am linken Arme der Durance vornehmen", der edle Pair sah im Geiste schon seine Durance in einer wasserschwelgenden Orgie von den durstigen Dünenbewohnern verschlungen und blieb beharrlich bei seiner Verneinung. Ein altes Sprüchwort sagte: das Parlament und die Durance sind die größten Plagen der Provence. Dieses Sprüchwort hat die Durance noch immer nicht Lügen gestraft; wie ein untreues Weib ändert sie jedes Jahr ihr Bett; sie ist ein heftiger, vollblütiger Strom, dem ein Aderlaß durchaus Noth thut. Kaum haben die Marseiller ein Auge auf denselben geworfen, so überschütten ihn die Uferbewohner mit einem Hymnus von Lobeserhebungen; nie hat man von einem ruhigeren, friedlicheren Wasser gehört, er wurde stets unschuldig verleumdet; Arethusa war nicht sanfter, Skamander nicht liebenswürdiger, Eurotas floß nicht besonnener als die Durance in ihrem Bett von Lorbeer-Rosen. So war sie schnell zu einer vollkommenen Ehrenerklärung gelangt, das Sprüchwort war nur zur Hälfte wahr, das Parlament allein eine Landplage, und da es nicht mehr existirte, so war die Provence von jeder Plage frei, ein seliges Schlaraffenland. Nächst dem reichen Pair protestirte die Stadt Aix, der, seitdem sie ihren Namen führt (Aquae Sextiae), es nicht an Wasser fehlt. Der Präfekt des Departements und der Maire von Marseille mußten in Paris zum Verhör erscheinen, um die Ansprüche einer verschmachteten Stadt zu rechtfertigen und einen geeigneteren Plan zum Kanalbau zu ermitteln, wobei nicht so Vieler Rechte beeinträchtigt würden. Die Debatten hörten nur auf, um wieder anzufangen, bis vor ganz kurzer Zeit die gerechte Sache in der Kammer triumphirte. Die Deputirten haben der durstigen Stadt einhellig die Erlaubniß zugestanden, im Sommer Wasser trinken zu dürfen, und auf diesem Wege wird Marseille, die Alters- und Schicksals-Genossin Roms, das ebenfalls seinen zehn Stunden entfernten Najaden Triumphbögen dekretirte, um eine Quelle mehr zu haben, Marseille, nachdem es zweitausendvierhundertundachtunddreißig Jahre alt geworden ist, endlich ein Glas eigenen Wassers besitzen.

Méry.

Bibliographie.

Nemrod, ou l'amateur de chevaux de courses. — Von C. J. Apperley. 5 Fr.

Complément du dictionnaire de l'académie française. — Von L. Barré und N. Landois.

Effets toxiques et pathogénétiques des médicamens sur l'économie animale dans l'état de santé. — Von Beauvais.

Gaspard Hauser. — Drama von A. Bourgeois und A. Dennery.

Traité complet de Lithographie avec des notes de Mantoux et Journar. — Von Chevallier und Lanalumé. 6 Fr.

Histoire des Francs-maçons. — Von J. P. Dubreuil. 2 Bde. 5 Fr.

Histoire physique, civile et morale des environs de Paris. — Von J. A. Dulaure. Zweite Aufl. Erster Theil.
L'enfant de trois mères. — Von E. Fouinet. 2 Bde. 15 Fr.
Gazette militaire. Revue de l'armée. — Erster Jahrg. Erste Lief. Preis des Jahrg. 5 Fr.
Les Pigeons. — Von Mad. Knicy. Der Text von F. Provost. Zweiter Theil. Erste Lief. 25 Fr.
Commentaire philosophique sur l'Evangile de St. Jean. — Von G. Lassus. 7½ Fr.
Une course à Chamounix. — Phantastische Erzählung von B. Pictet. 5 Fr.
Nouveau système de Chimie organique. — Von F. V. Raspail. Zweite Aufl. 3 Bde. 30 Fr.
Traité de la composition et de l'ornement des Jardins, avec 100 pl. — Erste Lief. (Giebt 20 Lief.) 1½ Fr.

Rußland.

Briefe einer Genferin aus Tiflis.

(Schluß.)

Am interessantesten unter diesen Asiatischen Besuchen waren ohne Widerrede die vier Persischen Prinzen, die, wie durch ein Wunder aus dreijährigem Gefängniß entflohen, seit einigen Monaten auf Russischem Gebiet die Entscheidung des Kaisers über ihr Schicksal ungeduldig erwarten.

Feth Ali, der letzte Schach von Persien, hatte die Verwaltung seines Königreichs seinen beiden Söhnen, Abbas Mirsa und Sultan Seli, anvertraut. Der Aeltere starb und hinterließ einen Sohn, Mahomed, gegenwärtigen Schach von Persien, den sein Großvater Feth Ali zu seinem Erben bestimmte, obgleich dies wider den Gebrauch war, der bisher mehr die Succession in aufsteigender als in absteigender Linie sanctionirt hatte. Rußland und England, um für die Zukunft durch die Einführung der Thronfolge von Vater auf Sohn den Bürgerkriegen ein Ende zu machen, die bis jetzt jeden Regierungswechsel beunruhigt hatten, unterstützten den Nachfolger in gerader Linie und erkannten bei Feth Ali's Tode seinen Enkel als legitimen Nachfolger an. Unterdessen war Sultan Seli, der die wirkliche Macht in Händen hatte, mehr als vier Monate Schach von Persien, und er wich nicht eher, als bis der Russische Minister erklärt hatte, sein Souverain wäre bereit, mit den Waffen in der Hand die Ansprüche seines Mitbewerbers zu unterstützen. Freiheit, Leben und Schätze wurden ihm, so wie den Prinzen, seinen Brüdern, die zu seiner Partei gehörten, zugesichert; sie hatten Teheran verlassen, ungewiß, ob sie nach Mekka oder an die Begräbnißstätte ihrer Imans gehen sollten (ein heiliges Asyl, das noch nie verletzt worden und wo eine große Menge Prinzen aus der Königlichen Familie von Persien leben), als sie verhaftet, geplündert, von Festung zu Festung geschleppt und endlich nach Ardebil, einer Citadelle, die 7 Meilen von der Russischen Gränze liegt, geführt wurden, wo sie 3 Jahre lang in finsterem Kerker schmachteten. Sultan Seli's Bruder, der, obgleich älter, doch weniger Rechte auf den Thron hat, weil seine Mutter nicht aus der herrschenden Familie stammt, entwarf einen Plan zur Flucht, der vollkommen gelang. Erst baten sie um ihre Frauen, dann um ihre Diener; sodann verlangten sie, daß man ihnen eine Cisterne in ihrem Kerker grabe, um das Wasser frisch zu halten, was ihnen gewährt wurde. Nun graben sie mit Hülfe eines ihrer Vertrauten einen unterirdischen Weg; die Erde davon werfen sie in die Cisterne, und nach einigen Wochen Arbeit steht ihrer Flucht kein physisches Hinderniß mehr im Wege. Nun handelt es sich darum, die Augen ihrer Wächter zu täuschen: sie erklären die Absicht, den größten Theil ihres Gefolges zu verabschieden, da das Lokal zu klein sey und der Unterhalt so vieler Menschen ihnen immer schwerer werde. Man giebt ihnen die Erlaubniß dazu, und nachdem die Diener abgereist sind, entfliehen sie aus dem Gefängniß, erreichen die Diener und kommen glücklich auf der Russischen Gränze an. Da der Kommandant der Festung ihrer nicht habhaft werden konnte, floh er ihnen nach und befindet sich gegenwärtig in Tiflis. — Vor einigen Tagen ließen sie sich durch den Armenischen Obersten Schemi Chan anmelden, dem seine Kenntniß des Persischen und die Eleganz, mit der er sich ausdrückt, in Persien den Beinamen Bulbul (Nachtigall) und den Titel Chan erwarben, den ihm der Kaiser bestätigt hat. Um 7 Uhr Abends kamen die Prinzen. Der Erschah Sultan Seli ist ein Mann von hoher Taille und majestätischer Gestalt. Die Leichtigkeit seiner Manieren und seine von Würde durchdrungene Höflichkeit beweisen die Gewohnheit der Herrschaft. Seine blasse, hagere Figur drückt eine gewisse Melancholie aus, die nicht ohne Reiz ist; sein tiefer Blick, seine dunkeln Augen, seine schönen Brauen und sein lang herabfließender Bart geben ihm ein geheimnißvolles Ansehen, das durch die Persische Mütze von schwarzem Fellbel und den langen Kaftan von dunkelblauem Tuch noch gesteigert wird. Als er kam, reichte er mir eine Rose, ein Geschenk, das, in seinem Gegensatze zu denen, welche er früher zu machen gewohnt war, ihm gewiß eine wehmüthige Erinnerung an die Vergangenheit zurückrief; er, so wie seine zwei Brüder und sein Neffe, setzten sich mir zur Seite auf den Divan. Mir war sonderbar zu Muthe, als ich mich zwischen diesen Persern befand, und ich stellte Betrachtungen darüber an, welcher Reihe von Zwischenfällen es bedurfte, um mich, die Französin, nach Deutschland, von da nach Rußland und aus dem nördlichen Rußland über die Berge in das düstere Iberien zu führen; sie, die Perser, dagegen, vom Thron des Cyrus herab unter den Schutz dessen, der das Baltische und Weiße Meer beherrscht. Die Anwesenden wurden dem Erschah vorgestellt, und die verschiedenen Rangwürden derselben wußte er sehr gut durch den höheren oder geringeren Grad von Ehrerbietung zu bezeichnen, womit er die Worte an sie begleitete. Sein schönes Organ und seine leichte, wohlklingende Aussprache ließen uns bedauern, daß wir nur vermittelst eines Dolmetschers ihn verstehen konnten, obgleich ihm der Armenische Bulbul weder in Reichthum der Diction nachstand, noch in der Biegung der Stimme, die sich zuweilen bis zum Gesang erhob, besonders bei dem Wort Allah! Die Sorbets, die Konfituren und Bonbons schienen ihnen gut zu schmecken, und sie baten mich, ihnen am anderen Morgen welche zu schicken. Sie wurden sehr gesprächig und erzählten besonders gern von ihrer glücklichen Befreiung. Mein Nachbar zur Linken rechtfertigte durch die Lebendigkeit seines Ausdrucks die Erfindungsgabe, die er in der Entwerfung und Ausführung des Fluchtplans bewiesen hat. Doch zuweilen hörte man ihn tief aufseufzen. Der Mann ist Vater! obgleich sein 13jähriger Sohn bei ihm ist, so fühlt er doch tiefer als die Anderen den Verlust des Vaterlandes und der Zukunft. Die Mutter dieses Kindes hat einen schönen Beweis von Mutterliebe gegeben: sie hatte von dem Fluchtplane erfahren und versprach, ihn nur dann zu verheimlichen, wenn der Vater das Kind mitnähme und den Verfolgungen des Schahs entzöge. Bis jetzt sind die Unglücklichen ohne Nachricht von ihren Familien. Beim Abschied reichte mir Sultan Seli die Hand, indem er sagte, er wäre mein Bruder, und mich bat, ihm schwesterliche Zuneigung zu widmen. Als mein Mann sie wieder besuchte, fand er sie auf einem Teppich damit beschäftigt, beim Schein zweier Kerzen Bücher zu lesen, die sie fast auswendig kennen, und Allah dankend für die Freiheit und das Tageslicht, das sie in Persien vielleicht nie wieder gesehen hätten.

England.

Bibliographie.

Researches in Assyria, Babylonia and Chaldaea, forming part of the labours of the Euphrates Expedition. — Von W. Ainsworth. 12½ Sh.
Hist. and geolog. Deluges compared. — Von Hitchcock. 2½ Sh.
British history, biography and manners. — Von Lodge. Neue Aufl. 3 Bde. 24 Sh.
The history, antiquities, topography and statistics of Eastern India. — Von M. Martin. 1ster und 2ter Band. 2 Pfd. 11 Sh.
Misfortunes of the Dauphin, son of Louis 16th. — Von C. J. Perrault. 15 Sh.
Adèle, a tale of France. — Von Miß Randall. 10½ Sh.
Six years in the bush, or extracts from the journal of a settler in Upper-Canada. — 3 Sh.
On Prophecy. — Von E. Thompson. 10½ Sh.
Memoirs of Henry V. — Von J. E. Tyler. 2 Bde. 28 Sh.
Rambles in the Pyrenees, and a visit to San Sebastian. — Von F. W. Faur. 10½ Sh.

Mannigfaltiges.

— Russische Literatur, 1837. Dem amtlichen Berichte des Ministeriums der Volks-Aufklärung zufolge, sind im vorigen Jahre in Rußland 740 Originalwerke auf 7871½ Druckbogen und 126 Uebersetzungen auf 1806 Druckbogen erschienen. Zusammen also sind 866 Werke herausgekommen, und haben sich die Originale zu den Uebersetzungen wie 6 zu 1 verhalten. Die Zahl der in Rußland im vorigen Jahre erschienenen Zeitschriften betrug 48, die 4354 Druckbogen lieferten. Aus dem Auslande wurden über 400,000 einzelne Bände eingeführt, wozu Frankreich (oder vielmehr Belgien vermittelst des Nachdrucks) und Deutschland wahrscheinlich wieder das Meiste geliefert haben. Die Zahl der vom Auslande gelieferten Bücher nimmt mit jedem Jahre zu: im Jahre 1836 betrug dieselbe nur etwa 350,000 und im Jahre 1835 nur 300,000 Bände.

— Railroadiana. Unter diesem Titel erscheint in England ein Werk, das sich ausschließlich mit der Topographie, Geschichte und Produktivität der auf beiden Seiten der Eisenbahnlinien liegenden Ländereien beschäftigt. Je nachdem die Eisenbahnen sich vermehren, soll auch dieses Werk fortgesetzt werden, das am Ende eine vollständige Uebersicht von England gewähren wird.

— Sterblichkeit in den Westindischen Kolonieen. Die Englischen Soldaten dürfen es mit Recht für eine halbe Todesstrafe ansehen, wenn sie vom Mutterlande nach einer der Westindischen Kolonieen in Garnison gesandt werden. Während bei der Englischen Armee in Großbritanien die Sterblichkeit nur äußerst gering ist, sterben jährlich von 1000 weißen Soldaten in British Guiana 84, in Trinidad 106, in Tabago 153, in Grenada 62, in St. Vincents 52, in Barbadoes 58, in St. Lucia 123, in Dominica 137, in Antigua 40 und in St. Kitts (St. Christoph) 71. Am verderblichsten für diejenigen, die das Klima nicht vertragen können, pflegt das erste Jahr ihres dortigen Aufenthalts zu seyn, aber erst nachdem er drei Jahre in Westindien gewesen, kann der Europäer von sich sagen, daß er das Klima dort eben so gut als das heimatliche vertragen könne.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 86. Berlin, Mittwoch den 18. Juli 1838.

Frankreich.

Unfreiwilliger Humor.

Durch zwei Notizen in Nr. 58 und 60 des „Magazins für die Literatur des Auslandes" aufmerksam gemacht, daß der „spirituel auteur des mémoires de la Marquise de Créquy" meine Bilder aus Berlins Nächten in das Französische übersetzt, schrieb ich an einen Freund in Paris, welcher mir das Buch sandte und mich dadurch in den Stand setzte, den erwähnten Notizen, so wie den gegebenen Uebersetzungs-Pröbchen, noch einige andere hinzuzufügen, die vielleicht Interesse für die Leser des „Magazins" haben dürften.

Der spirituel éditeur (nicht auteur) des Mémoires de la Marquise de Créquy ist nicht ganz so schuldig, als die einzelnen Auszüge, welche in Französischen Journalen aus seiner Uebersetzung gestanden, es vermuthen ließen. Auf dem äußeren Umschlag steht unter den Worten „les nuits de Berlin" mit möglichst kleiner Schrift: imitées de l'Allemand de Schneider; auf dem Haupttitel aber ist diese Captatio benevolentiae vorsichtig weggelassen, weil der spirituel éditeur sehr gut weiß, daß das Buch ohne Umschlag gebunden wird, wo dann der Haupttitel allein übrig bleibt, um Kunde von dem esprit de l'éditeur zu geben. So hat er also den Schein gerettet, und der Deutsche hat kein Recht an das Mitglied der großen Nation. Aber:

Tarry Jew!
The law hath yet another hold on you.

Halt Jude!
Das Gesetz hat andern Anspruch noch an Dich!

Zu den beiden Pröbchen von Uebersetzung, welche das „Magazin" schon gegeben, kann ich mir das Vergnügen nicht versagen, noch einige hinzuzufügen. Sie reihen sich würdig an den „Schwadroneur", übersetzt mit chef d'escadron, und die „Wusterhäuser", übersetzt mit enrhumés.

Und hing mit stierem Blick an den Lippen des eifrig sprechenden Rathes:
et il fixait des yeux ardents, comme ceux d'un taureau (Stier) u. s. w.
Merk' Dir den Namen des Großmauls da drüben:
Souviens toi du nom de cet homme à grande bouche, qui est en face de nous.
Der Schiffer stand mit eingelegter Lanze:
armé d'une lance damasquinée.
Der unaufmerksame Churfürst:
l'électeur stupéfait.
Vom Lustgarten bis an den Thiergarten:
depuis le jardin de plaisance jusqu'au jardin des animaux feroces.
Mit unglaublicher Geschwindigkeit und trotz des geschicktesten Kammerdieners:
Avec l'incroyable prestesse et toute l'insolence (Trotz) du valet de chambre le plus experimenté.
Alle Wetter! die ist nicht bitter, sagte ein Bedienter, als die Braut vorüberging:
Par tous les diables, voilà une chose, qui est mortellement amère etc.

So könnte ich noch lange fortfahren, ganze Phrasen aus der spirituellen Uebersetzung zu ziehen; aber ein kleines Vocabularium zum Nutzen und Frommen künftiger Uebersetzer muß ich doch noch hinzufügen.

Maison de Campagne — Vorwerk.
La bande farouche — das wilde Heer.
Un bandit forestier — Buschklepper.
Les avant-postes de la ceinture — die Vorposten-Kette.
Les gardes de la cuillère — die Löffelgarde.
Le 3ème de Cavallerie — der dritte Beritt (Escouade).
Commis-au-pains — Kommißbrod-Ritter.
Le terrain monacal — bei Pfaffenländers (ein Wirthshaus in der Hasenhaide).
l'Ukraine meridionale — Uckermark.
Le lieutenant supérieur. — der Oberst-Lieutenant.

Was sagt der Leser zu dieser ungemein sinnigen Uebersetzung? Aber damit hat der spirituel éditeur sich noch nicht begnügt. Fast auf jeder Seite ist der Sinn so gewaltsam entstellt und mit so gehässigen Anmerkungen gegen Deutschland, sein Wissen, seine Kunst, seine Verfassung, seine Sitten versehen, daß ich feierlich gegen diese gewissenlose Verunstaltung meines Werkes protestire. Oft steigt der Unsinn auf eine Stufe, daß man kaum seinen Augen traut. Bei Gelegenheit eines Friedens-Manövers bei Spandau unter Friedrich II. heißt es: ou la bayonette agissait de franc jeu, — es ist die Rede von „indigne carnage", und am Ende kehrt General Zieten „avec son régiment qui compta à peine deux à trois cents blessés" nach Berlin zurück. Das ist nicht mehr übersetzt, das ist bearbeitet, und Wie! — Bei jeder Gelegenheit theilt mein spiritueller Bearbeiter Prügel aus, von denen sich in meinen Bildern keine Spur findet. Sage ich: Du bekommst Deinen Abschied, so fügt er hinzu und bearbeitet mich: accompagné de cent coups de schlague. Sage ich: Na! wird's bald? so bearbeitet mich mein éditeur und sagt: Avez Vous envie de recevoir la schlague? — Bilde ich mir ein, geschrieben zu haben: „Die halbwachen Soldaten räumten ihm bereitwillig ein Plätzchen ein", so beweist mir mein „Imitateur", daß ich hätte schreiben sollen: les soldats, après quelques rudes secousses qui leur firent administrées par le chef du poste et qui furent reçues avec cette resignation dont la subordination prussique (ein neues Wort!) leur a donné l'habitude ils se reveillèrent etc. — Mit verschwenderischer Fülle hat er die Umgegend von Berlin beschrieben. Er sagt gleich auf der ersten Seite, daß der torrent d'Ubrhémi bondissait en écumant au milieu des rochers de la foret vierge. Ich bedaure aber, versichern zu müssen, daß im Weichbilde Berlins weder ein torrent noch rochers sich befinden. Die Panke müßte denn den klangvollen Namen d'Ubrhémi tragen — aber nein, wer von der Panke sagen wollte, „bondissait en écumant", würde ihr schmeicheln, und das verdient sie nicht. — Aber nicht allein die Naturschönheiten Berlins hat er bearbeitet, auch die Charakteristik meiner Helden muß ihm mangelhaft geschienen haben. Unter Anderem sagt mein Friedrich II.: „Wenn ich einmal zur Regierung komme, so bekommt Er das Privilegium"; der Friedrich II. meines spirituellen Imitateurs sagt aber: Vous obtiendrez le privilège en question, si Dieu me fait la grace d'avoir le malheur de perdre mon père. Pfui! und abermals Pfui!

Ich muß gestehen, daß ich ordentlich mißtrauisch gegen Alles geworden bin, was ich noch schreiben will; denn es scheint doch ein so tiefer Sinn darin versteckt seyn zu wollen, daß ich nicht versäumen werde, dem spirituel éditeur des Mémoires de la Marquise de Créquy und der Nuits de Berlin mein Manuskript zur gefälligen Uebersetzung und schätzenswerthen Bearbeitung zu übersenden, ehe ich mich unterstehe, es drucken zu lassen. Merkwürdig genug ist es, daß man sich oft den Spaß gemacht hat, den Thiergarten Jardin des animaux zu nennen; daß aber mein geehrter Bearbeiter wirklich ganz im Ernst so übersetzt und zu besserer Verständigung noch animaux feroces hinzugefügt hat, das ist „Unfreiwilliger Humor".

Berlin. L. Schneider.

Die Schreckenszeit in der Bretagne.

(Fortsetzung.)

Die Angelegenheiten, die mich nach Rennes gerufen, nahmen mir mehr Zeit weg, als ich anfangs gedacht; Alles war in einem so verworrenen Zustande, daß sich von allen Seiten unvorhergesehene Hindernisse erhoben.

Der General Labourdonnaye hatte La Roche-Bernard wiedergenommen, aber die royalistische Armee drohte, Rennes zu belagern; der Mangel begann um sich zu greifen, und Carrier, als er von Saint-Malo zurückkehrte, wohin er sich begeben, um, wie er sagte, „das Rasiermesser der Nation scharf zu machen", versuchte das in Rennes, was er später in Nantes mit einem Aufwand von Grausamkeit durchführen sollte, der seinen Namen unvergeßlich gemacht hat. Glücklicherweise hatte ihm in Rennes der Zufall eines jener einfachen und edlen Wesen in den Weg gestellt, bei denen Menschenliebe alle Kraft ersetzt und die jedes Unheil abwenden, indem sie ihren eigenen Körper zur Mauer machen.

Dieser Mann war ein armer Schneider, Namens Leperdit. Aus Pontivy im Morbihan gebürtig, hatte er hier nur die unvollkommene Erziehung der Kinder seines Standes erhalten. Der Pfarrer, dem seine Anlagen auffielen, erbot sich, ihm einen Freiplatz in dem Seminar der Diözese zu verschaffen, aber Leperdit wollte nicht; als man ihn um die Ursache dieser Weigerung fragte, antwortete das Kind: „Die Seminaristen vergessen zu schnell ihre Aeltern; man gewöhnt sie daran, nur an ihren Bischof zu denken und nur ihm zu gehorchen; ich will kein Priester werden, damit ich nicht meine Mutter weniger liebe."

Er lernte also das Gewerbe seines Vaters, ließ sich im 18ten Jahr zu Rennes nieder und verheirathete sich bald darauf. Mehrere Jahre lang führte er das Leben eines stillen, fleißigen Arbeiters, verdiente sich jeden Tag das Mahl des folgenden, nahm sich eine kleinere Portion, sobald ein hungernder Unglücklicher zu ihm kam, arbeitete sechs Tage ohne Aufhören und war ganz glücklich am siebenten, wenn er mit einem Kinde an jeder Hand ausgehen konnte. Bei diesem zurückgezogenen, strengen Leben reifte sein Geist ganz still für größere Dinge. Als die Revolution kam, begrüßte er sie mit ruhiger, aber fester Freude wie ein längst erwartetes Recht. Da er mit zu den Ersten gehörte, die sich zur Vertheidigung der Volksrechte waffneten, wollte man ihm eine Beförderung geben. „Die Fähigsten müssen anführen", sagte er; „ich habe bloß zu gehorchen."

Aber die Ereignisse drängten vorwärts, und die, welche die Revolution begonnen hatten, waren von ihr überholt worden. Rennes hatte nun schon drei Maires gehabt; der erste hatte sich, als die bösen Tage kamen, zurückgezogen, der zweite versteckte sich vor dem Schaffot, der dritte war bei Vitré gefallen, wie Joseph Sauveur, von den Chouans ermordet. Der Bürgerkrieg war an den Thoren, der Aufruhr im Innern, die Noth überall, und nun kam noch Carrier!....

Da meldete man Leperdit, daß ihn seine Mitbürger zum Munizipal-Beamten erwählt hätten. — „Ich darf nicht zurücktreten", sagte er, „weil die Gefahr da ist; ich halte mich unfähig, aber ich will's versuchen. Wenn ich im Augenblick der Gefahr fliehe, so mögt Ihr mich bestrafen."

Um dann ein gutes Beispiel zu geben, verwandelte er seine Werkstätte in eine Kaserne und nahm darin dreißig Soldaten auf, die von den geringen Ersparnissen lebten, welche er durch Entbehrungen von zehn Jahren gesammelt hatte. — „Was wirst Du Deinen Kindern hinterlassen?" fragte ein Freund, den diese patriotische Hingebung beunruhigte. — „Mein Beispiel zur Nachahmung", antwortete der Schneider.

Dies war der Mann, den Carrier vorfand, als er nach Rennes kam. Wir haben schon erzählt, daß die Föderalisten in dem großen Departement sehr stark waren, und der Abgeordnete des Konvents hatte den besonderen Auftrag, gegen diese kaum besiegte Partei einzuschreiten; seine erste Sorge war also, von dem Rath eine Proscriptions-Liste zu verlangen. Dieser, erschrocken, fertigt sie schnell an und überreicht sie unserem Leperdit. — „Ihr habt einen Namen vergessen", sagte er. — „Welchen?" — „Den meinigen; denn die Meisten von denen, die Ihr da aufgeschrieben, sind mit mir einer Ansicht und haben wie ich für die Freiheit gekämpft." Verlegen sahen sich die Mitglieder des Raths an. — „Diese Liste ist eine Rechnung für den Henker", sagte Leperdit; „ich werde sie nicht unterzeichnen." — „Aber Carrier hat sie verlangt, und sie verweigern, heißt seinen Kopf preisgeben." — „Ich weiß; ich will auch die Weigerung auf mich nehmen." Und die Liste zerreißend, fügte er hinzu, indem er den Umstehenden die Hand reichte: „Lebt wohl, Brüder; ich empfehle Euch meine Kinder!".... Er begab sich sogleich zu Carrier. — „Bringst Du mir die Liste?" fragte dieser auf der Stelle. — „Nein." — „Warum nicht?" — „Weil ich nicht zugeben will, daß man eine macht." Der Konventsmann erhob sich wie ein verwundeter Löwe. — „Hast Du oder ich hier zu befehlen?" schrie er. — „Keiner von Beiden; nur die Gerechtigkeit herrscht, und sie verbietet es, Brüder anzugreifen, die weiter nichts gethan, als sich getäuscht. Mache Du selbst diese Liste, wenn Du willst; wir sind keine Denunzianten." — „Aha, Du nimmst die Partei der Anarchisten, der Gemäßigten, der Calotins.... Und wenn ich Dich nun im Gefängniß verschmachten ließe?" — „Ich würde hingehen." — „Wenn ich Dich aber auf die Guillotine brächte?" — „Du hast Deinen Willen."

Carrier schnaubte und schlug mit der Faust auf den Tisch; dieser ruhige Widerstand reizte seinen Zorn, ohne ihm einen Anlaß zum Ausbruch zu geben. — „Kehre nach der Mairie zurück", sagte er endlich zu Leperdit; „ich verweise Dich dorthin." — „Das ist überflüssig", antwortete der Schneider; „seit einem Monat habe ich keine andere Wohnung." Leperdit kehrte in die Mairie zurück, aber Carrier sprach von der Proscriptions-Liste nicht mehr.

Bei einer anderen Gelegenheit warf ihm der Konventsdeputirte vor, die Flucht mehrerer Priester begünstigt zu haben, die außer dem Gesetz erklärt worden seyen. — „Sie standen nicht außerhalb der Menschlichkeit", antwortete der Schneider. Müde dieses Widerstandes, beschloß Carrier, abzureisen und nach Nantes zu gehen, wo er mehr Gelehrigkeit zu finden hoffte. Beim Abschied von Leperdit sagte er mit drohendem Tone: „Ich komme wieder." — „Du wirst mich finden", erwiederte der Maire ruhig. Carrier erschien nicht wieder in Rennes.

Aber nachdem er fort war, blieben noch die Dummen und die Schurken zurück, die ja immer bereit sind, sich mit dem Blut der Anderen loszukaufen. In dem Kampfe der Girondisten gegen den Berg hatten sich Viele kompromittirt. Die Mitglieder des Comité des Correspondences avec la députation d'Ille-et-Vilaine hatten am 7. Juni 1793 folgenden Brief an den Bürger Beaugeard geschrieben:

„Bürger, Unwille und Schmerz haben sich von allen Seiten erhoben bei der Nachricht von der ungesetzlichen Verhaftung der 22 Mitglieder des National-Konvents und der Kommission der Zwölf. Die Bürger des Departements Ille-et-Vilaine werden das verbrecherische Attentat einer tyrannisch-blutdürstigen Faction, die Verletzung aller Menschenrechte und die Beschlagnahme aller Briefe und periodischen Blätter zwischen Paris und den Departements nicht ungeächtet lassen. Nicht ohne das größte Erstaunen haben Eure Mitbürger die Gleichgültigkeit angesehen, womit Ihr ihnen die Verhaftung Lanjuinais' meldetet, eines Mannes, dessen Einsicht, Rechtschaffenheit und unerschütterlichen Patriotismus sie in allen Zeiten zu erkennen Gelegenheit hatten. Der Nationalkonvent ist nicht mehr frei."

Derselbe Lanjuinais nun, den man so vergöttert hatte, war jetzt geächtet und auf der Flucht; die blutdürstige, tyrannische Faction hatte gesiegt, und man mußte ihr jetzt Zeichen der Reue geben. Doch unter den Starken die Opfer auszuwählen, wäre schwer oder gefährlich gewesen; man suchte sie unter den Schwächsten und Verlassensten.

Leperdit hatte dahin gewirkt, daß die frommen Frauen im Hospital zu Rennes ihr Liebesamt ferner verwalteten. Carrier zeigte sich betroffen bei ihrem Anblick und schalt sie „wegen der geheimen Hülfe, die sie den widerspänstigen Priestern leisten konnten"; doch die gute Verfassung des Hospitals hatte sie diesmal gerettet. Nach seiner Abreise erfuhr man, daß zwei von diesen Nonnen einen goldenen Ring als Andenken der Dankbarkeit von einer Vendeerin bekommen hätten, die man zum Tode führte, und die sie früher gepflegt hatten. Dies war genug für die wüthendsten Sanskülotten, die eine Gelegenheit suchten, dem Berg ihren Patriotismus zu beweisen. Sie schrieen, es wäre ein Einverständniß vorhanden zwischen den Schwestern und den Räubern! Dieser Ring war offenbar der Lohn für eine Verrätherei; das Wohl der Republik stand auf dem Spiel; ein Beispiel mußte gegeben werden u. s. w. Kurz, die beiden Schwestern wurden verhaftet und ins Gefängniß geschleppt.

Leperdit hört es: um einen Streit zu vermeiden, der entweder die Autorität der Richter oder die seinige gefährdet hätte, geht er ohne Weiteres in den Thurm Le Bast, wo die Nonnen eingesperrt waren. — „Was macht Ihr hier?" fuhr er sie an; „wer hat Euch erlaubt, von Eurem Posten zu gehen?" Die Schwestern wollen ihn belehren. — „Keine Entschuldigungen", schrie Leperdit; „die Kranken brauchen Eure Pflege: Euer Gefängniß ist das Spital; da seyd Ihr wenigstens dem Vaterland nützlich." Dann wandte er sich an den Kerkermeister, befahl ihm, die beiden Frauen zu entlassen, und führte sie scheltend in das Hôtel-dieu zurück. Die Richter verstanden die Lection und verlangten ihre Gefangenen nicht zurück.

Wir haben schon erzählt, daß der Mangel in Rennes um sich griff. Die Royalisten, die sich nur durch die Anstiftung der Zwietracht unter ihren Vertheidigern der Stadt bemächtigen zu können hofften, verbreiteten das Gerücht, daß diese Noth absichtlich unterhalten würde von den Mitgliedern des Gemeinderathes, die auf das Korn spekulirten. Die Noth macht leichtgläubig; das Volk, das vor Hunger umkam, versammelte sich, und, aufgereizt von einem Elenden Namens Toinel, der wegen Diebstahls heiliger Gefäße schon zweimal zum Strick verurtheilt worden, lief es auf den Rathhausplatz und verlangte mit drohendem Geschrei den Maire. Leperdit erscheint auf dem Balkon und will sprechen; aber man läßt ihm keine Zeit dazu. — „Brod! Brod!" schreit die erbitterte Menge. — „Ich habe keins." — „Dann gieb Dein Leben." — „Ich werde es Euch bringen." Er verläßt das Fenster, um hinunterzugehen; seine Freunde versuchen, ihn zu halten. — „Nein", sagte der Schneider, „ihre Wuth nimmt zu; ich muß sie entweder durch meine Worte oder durch mein Blut besänftigen." Da erklärt der Offizier, der im Innern des Stadthauses kommandirt, er werde den Maire mit eigener Lebensgefahr vertheidigen, und befiehlt seinen Soldaten, ihre Gewehre zu laden. — „Was machst Du, Bürger?" ruft Leperdit; „ich habe geschworen, fürs Volk zu sterben, und nicht, es für mich sterben zu lassen. Bleib' hier, ich geh' allein hinaus. Man tödtet nicht so schnell, wie Du glaubst, einen rechtschaffenen Mann. Siehst Du denn auch nicht, daß ich bewaffnet bin? ich habe meine Schärpe um." Er geht hinab und zeigt sich der Menge. Bei seinem Anblick weicht man zurück, und es tritt ein Moment des Zauderns ein. Aber Toinel und einige Schurken, die er abgerichtet, fangen ihr Geschrei wieder an. Die Wuth erwacht aufs neue, der Tumult nimmt zu, und es fangen an Steine zu fliegen. Leperdit, an der Stirn getroffen, taumelt. Beim Anblick des fließenden Bluts erschrickt das Volk. Es erfolgt eine Minute Ruhe. — „Bürger", sagt Leperdit sanft lächelnd, „Wunder, wie Jesus Christus, kann ich nicht thun und also auch nicht diese Steine in Brod verwandeln. Könnte ich Euch dagegen mit dem Blut nähren, das Ihr fließen seht, mit Freuden gäb' ich den letzten Tropfen hin."

Bei diesen edlen, theilnahmvollen Worten senken sich alle Augen; die Menge wird fast verlegen. Dies benutzt Leperdit und vertheidigt die Gemeine, indem er an Alles erinnert, was sie gethan hat und noch thut, um den Ueberfluß wiederzubringen. Er spricht lange sehr ruhig, mit sanfter, unveränderter Stimme, und unterbricht sich nur, um das Blut an seinem Gesicht zu

trocknen. Die Menge sah, daß sie getäuscht worden, und nun kam die Reue, dann die Schaam. Der Lärm legte sich, und bald war die Menge auseinandergegangen.

Doch endlich nahm die ganze Revolutions-Bewegung ein Ende; die Chouans und die Vendeer legten die Waffen nieder; der Ueberfluß kehrte zurück und mit ihm die öffentliche Ruhe. So lange die Mairie von Rennes ein gefährlicher Vorposten gewesen, den ersten Schlägen der Räuber und des Pöbels ausgesetzt, wollte Keiner was davon wissen; kaum aber war wieder Ehre und Gewinn dabei zu erlangen, als Jeder sich erbot, Leperdit zu ersetzen. Die wohlerzogenen Leute merkten zuerst, daß die orthographischen Fehler nur von einem armen Schneider herrührten. In einer Zeit, wo es zu sterben galt, da hatte man ihn gern zum Administrator angenommen; jetzt, da die Gefahr vorüber war, verlangte dieser Posten einen angesehenen Mann, der Bälle geben konnte! Die republikanische Gleichheit war nur noch eine in den Buchstaben des Gesetzes verbannte Fiction; die Reaction gegen die demokratischen Gewohnheiten ward immer stärker, und die zerlumpten Sanskülotten von 93 verwandelten sich bald in Incroyables. Leperdit sah ein, daß seine Zeit vorbei sey, und ohne nach dem ferneren Besitz einer Macht zu streben, die er nie gesucht, kehrte er, gleich Cincinnatus zur Pflugschaar, in seine Werkstatt zurück, indem er selbst nicht einmal die Größe seines Opfers ahnte. Doch nahm er später Theil an der Deputation, die der Munizipalrath in Rennes abschickte, um Napoleon bei seiner Durchreise durch Nantes zu beglückwünschen. Seine Züge fielen dem Kaiser auf. — „Wie heißen Sie, mein Herr?" fragte er den Ex-Maire von Rennes etwas ungestüm. — „Leperdit, Schneider.",

Napoleon wunderte sich darob und verlangte eine Erklärung, die er bekam. — „Was denkt das Volk von mir?" wandte sich der Kaiser wieder an Leperdit. — „Das Volk bewundert Sie." — „Ist das Alles?" — „Ja." — „Wirft man mir denn etwas vor?" — „Die Willkür, Sire." Der Kaiser, der auf und ab ging, blieb vor Leperdit stehen und sah ihm ins Gesicht. — „Herr, Sie wollen mir wohl beweisen, daß das Sprüchwort von der Freimüthigkeit der Bretons Recht hat? .... Uebrigens hab' ich's gern, wenn man offen spricht .... Kommen Sie." Und dem Schneider ein Zeichen gebend, zog er ihn in eine Fensterbrüstung, wo er eine ganze Stunde mit ihm plauderte. Leperdit benahm sich ohne Verlegenheit; die Anträge des Kaisers wies er ab und gab seine republikanischen Meinungen zu erkennen. Als er sich empfahl, folgte ihm Napoleon mit dem Blick. — „Ein Eisenkerl!" brummte er. Noch an demselben Abend bekam der Maire von Rennes, Marquis v. Blossac, der sich gelehriger als sein Gefährte gezeigt, das Schreiben, das ihn zum Ritter der Ehrenlegion ernannte.

Seit damals bis zu den hundert Tagen blieb Leperdit den politischen Angelegenheiten fremd. Da nahm er trotz seines Alters die alte Kokarde hervor und marschirte mit den Föderirten Nantes zu Hülfe, das von den Vendeern bedroht ward. Nach Ludwig's XVIII. Rückkehr setzte man seinen Namen auf die Liste der Munizipalräthe, aber er wollte keinen Eid leisten. Der Präfekt, außer sich vor Wuth, forderte ihn vor sich. — „Hüten Sie sich", sagte er zu dem Greise, „man zeigt sich nicht ungestraft als Feind Seiner Majestät; ich sag's Ihnen vorher." — „Sie sind viel zu jung und ich viel zu alt, als daß ich von Ihnen Lehren annehmen sollte", antwortete der Schneider lächelnd. — „Sie werden schwören, Herr." — „Nie!" — „Sie tragen den Kopf sehr hoch." — „Weil in meinem Leben nichts ist, weshalb ich ihn zu senken brauchte." Der betroffene Präfekt entschuldigte sich und begleitete Leperdit bis an die Thür.

Leperdit's politische Täuschungen haben übrigens nichts an seinem Charakter geändert. Er gehörte zu den Gemüthern, die der Anblick des Bösen betrüben, aber nicht verhärten kann. Sein Tod war seines Lebens würdig. Mitten in der Nacht durch Feuerruf geweckt, läuft er nach der Brandstätte, stürzt sich in die gefährlichsten Punkte und bekommt eine Wunde, die er erst dann bemerkt, als die Gefahr aufgehört hat. Man bringt ihn ohnmächtig zurück: in zwei Jahren verschlimmert sich seine Wunde und wird jeden Tag unheilbarer. Er läßt keine Klage hören, kein Zeichen von Ungeduld blicken und denkt nur an die Kinder, die ihn umringen. Plötzlich blieb eines von ihnen aus. Leperdit fragt nach dem Grund seiner Abwesenheit; man antwortet ihm verlegen, daß es krank ist. Noch denselben Tag erfährt er, daß Berton's Verschwörung entdeckt worden ist; er zweifelt nicht, daß sein Sohn eines der Opfer sey. Doch er schweigt, um seiner Frau, seinen Kindern eine Erklärung zu sparen, die sie fürchten, und drängt seinen Schmerz ins Innerste zurück. Achtzehn Monate lang erkundigt er sich jeden Morgen nach der Krankheit des abwesenden Sohnes und stellt sich, als glaube er, was man ihm antwortet. Endlich, da die letzte Stunde kommt und er weiß, daß der Schmerz, den er erregen wird, in dem noch größeren Schmerz über seinen eigenen Verlust untergehen wird, fragt er zum letztenmal nach seinem Sohn. Alles schlägt die Augen nieder und schweigt. — „So ist er also todt", flüsterte der Greis .... „ich wußte es gleich .... Gott verzeih ihnen!"

Dies waren die letzten Worte eines Mannes, dessen ganzes Leben dem Kampf gewidmet war und zwar immer nur für Andere, nie für sich. Die Priester, die er der Guillotine entrissen, weigerten sich, seinen Sarg zu begleiten, und die Stadt, die er verwaltet, vertheidigt und gerettet hatte, wollte ihm nicht einmal eine Grube in ihrem Kirchhof schenken. Man mußte an die öffentliche Großmuth appelliren und die Mittel zusammenbetteln, um sechs Fuß Erde für einen Menschen zu erkaufen, dem die alten Republiken Statuen errichtet hätten. Doch diese Gabe ward von den Bürgern Rennes gern bewilligt, und wer heute den Kirchhof dieser Stadt betritt, kann gleich neben dem Gitter am Eingang eine Säule von Granit sehen, auf welcher folgende einfache Inschrift gelesen wird:

Leperdit, ehemaliger Maire von Rennes,
Und Aeltester der Schneider.

Doch das Vergnügen, den Verlauf eines Bürgerlebens darzustellen, hat uns ganz von der Schilderung unseres Aufenthaltes in Rennes während der Schreckenszeit entfernt, es ist Zeit, dahin zurückzukehren.

Ich hatte endlich die Geschäfte, die mich in der Hauptstadt der alten Bretagne fesselten, beendigt; der Tag der Abreise war da. Nachdem ich mich mit einem Paß versehen, der von den Militairchefs unterzeichnet war und der alle Hemmungen auf meiner Reise heben sollte, ging ich zu dem Bürger Benoist, um von ihm Abschied zu nehmen. Er war so eben mit einem besonderen Auftrag nach Nantes gereist, und seine Frau war ausgegangen. Ich wollte einige Zeilen zur Entschuldigung zurücklassen, als Madame Benoist kam. Bei meinem Anblick fuhr sie freudig empor. — „Ich fürchtete, Du wärest schon abgereist, Bürger", sagte sie. — „Ich komme so eben, um von Dir Abschied zu nehmen." — „Du gehst nach Brest?" — „Ja." — „Reisest Du über die Côtes-du-Nord?" — „Allerdings." — „Kannst Du nicht den Weg über Morbihan nehmen und durch La Roche-Bernard gehen?" — „Der Weg ist auf dieser Seite gefährlich; ich riskire, in die Hände der Chouans zu fallen." — „Doch, wenn Du müßtest, würdest Du Dich nicht den Gefahren der Straße aussetzen, um Jemanden zu retten?" — „Es kommt darauf an." — „Es handelt sich um ein junges Mädchen, dessen Aeltern Du früher gesehen hast." Sie nannte mir einen Namen, den ich nicht wiederholen darf und der mir in der That bekannt war. — „Du kannst ihr Ehre und vielleicht Leben retten." — „Wie so?" — „Wenn Du sie nach La Roche-Bernard führst zu Verwandten, die sie verbergen werden." — „Sie ist also in Gefahr?" — „Ja." — „Als die Tochter eines Emigrirten?" — „Nein, sondern weil sie schön ist. Du weißt, Pochole hat alle Klöster, wo man junge Mädchen erzog, räumen lassen. Claire war im Kloster des Jesuskindleins; hier hat er sie gesehen." — „Ich verstehe, und er hat sich in sie verliebt?" — „Ja, nach seiner Art verliebt! Nachdem er sie ausgefragt, hat er sie zu zwei alten Tanten geführt, die sie hier hat und wo er sie alle Tage besucht. Da aber das Kind widersteht, so hat er gestern erklärt, er werde die Tanten und die Nichte einsperren lassen, sobald er diese letzte nicht gelehriger fände. Ich habe es so eben gehört; mein Mann ist fort und hat auch nicht Autorität genug, um gegen Carrier's Freund anzukämpfen; nur die Flucht kann Claire retten. Du bist gut, Du hast Herz im Leibe; ich dachte mir, Du würdest vor einer guten Handlung nicht zurückweichen, was auch eintreten mag."

Ich reichte der Bürgerin Benoist die Hand. — „Ich danke Dir; ich werde durch Vannes gehen und das Mädchen mitnehmen."

Wir verabredeten Alles, was unsere Flucht sicher machen könnte. Man beschloß, daß wir erst des Abends abreisen sollten, und die Bürgerin begab sich zu Claire's Tanten, um sie zu benachrichtigen und Alles vorzubereiten. Ich erwartete die Nacht mit einer unbeschreiblichen Ungeduld. Die Erwartung einer Gefahr ängstigt immer mehr, als die Gefahr selbst; denn die Phantasie, durch die Unsicherheit des Ausgangs aufgeregt, giebt sich allen Voraussetzungen und Schrecken hin. So ging es auch mir. Endlich sank die Sonne, aber Madame Benoist erschien nicht. Meine Ungeduld verwandelte sich schon in Unruhe, als sie kam. — „Wir haben gezögert", sagte sie, „weil wir erst eine Verkleidung anschaffen mußten."

In der That war das junge Mädchen als eine Handwerkerin aus dem Morbihan gekleidet. Wir warfen uns Beide einen neugierigen und fragenden Blick zu. Unsere Lage war seltsam: wir hatten uns noch nie gesehen oder gesprochen und sollten nun mitten in der Nacht zusammen reisen, sie reizend, ich noch jung, und Beide ohne Begleiter, allen Verführungen der Einsamkeit und der gemeinschaftlichen Gefahr preisgegeben.

Madame Benoist machte unserer gegenseitigen Besichtigung ein Ende, indem sie uns sagte, daß das Kabriolet uns am Eingang der Vorstadt erwarte. Schon konnte man Claire's Verschwinden bemerkt haben; wir hatten keinen Augenblick zu verlieren. Das Mädchen warf sich weinend in die Arme ihrer Beschützerin. — „Muth gefaßt, Kind", sagte sie; „wir leben in einer Zeit, wo man stark seyn muß, wenn man leben will; spare die Thränen für ruhigere Tage." Dann wandte sie sich gegen mich: — „Ich vertraue sie Ihnen an wie meine Tochter; ihre Ehre ist jetzt die Eurige." Sie umarmte uns Beide. Ich ergriff die Hand des zitternden Mädchens, und wir thaten einige Schritte auf der Treppe. Drei heftige Schläge an der Hausthür hemmten uns. — „Oeffnet", rief man „im Namen des Gesetzes!" .... — „Das ist Pochole's Stimme", sagte die bestürzte Claire. Die Bürgerin Benoist winkte uns, wieder zurückzugehen; man öffnete unten. Ich hatte kaum Zeit, das Mädchen hinter die halbgeöffnete Thür zu drängen. Unmittelbar darauf erschienen Soldaten auf der Treppe. — „Was bedeutet das?" fragte Madame Benoist mit einer Verwunderung, die höchst natürlich schien. — „Es bedeutet", schrie Pochole, „daß Du bei Dir Aristokraten versteckst!" — „Das nenne ich mir einen Spaß!" — „Donner!

ich spaße nicht. Die kleine Claire ist verschwunden, und man hat Dich heute mehrere Male zu ihren Tanten ins Haus gehen sehen.“ In diesem Augenblick steckte Cajus seinen Fuchskopf hervor unter den Bewaffneten, welche die Treppe besetzten. — „Du mußt uns die Kleine ausliefern, rief Pochole, mit bloßem Säbel an die Mauer schlagend, und das auf der Stelle; wo nicht, laß ich Dein Haus niederreißen und schicke Dich in den Thurm Lebast, die Gesetze zu studiren, die es verbieten, Emigranten bei sich aufzunehmen.“ — „Sachte, sachte!“ sagte ein Mann des Volkes, der die Soldaten zur Seite drängte, und an dessen dreifarbiger Schärpe ich einen Munizipaloffizier erkannte; „wenn die Vermißte hier ist, so wird man sie finden.“ — „Zur Sache, rief Pochole, wir wollen Alles durchsuchen ohne viel Redens. Unwillkürlich stellte ich mich vor die Thür; der Munizipaloffizier bemerkte diese Bewegung und verstand sie. — „Seht nur erst anderswo“, sagte er, „in den Zimmern, die aller Welt offen stehen, pflegt man die Proskribirten nicht zu verbergen.“ Pochole und die Soldaten durchliefen rasch das Zimmer, in dem wir uns befanden, und stiegen in die obere Etage. — „Jetzt“, fuhr der Munizipaloffizier fort, indem er sich zu uns wandte, „rasch, durch die Hofthür.... Führt sie fort.... Sie werden sie nicht sehen.“

(Schluß folgt.)

England.

Memoiren des Obersten Maceroni *).

Der Verfasser dieser Selbst-Biographie hat so merkwürdige Wechsel des Glückes erfahren — er ist so befremdlicher Weise von Rang und Wohlstand zur drückendsten Noth herabgesunken, daß seine in diesen Bänden enthaltene Appellation an die Gerechtigkeit seiner Landsleute (denn trotz seines Italiänischen Namens ist er ein Engländer) den Leser gewissermaßen zu einer Prüfung seiner Handlungsweise zwingt.

Der Großvater unseres Autors — Marchese Maceroni — war einer der reichsten Nobili von Rom gewesen. Er verwendete einen großen Theil seines Vermögens auf die Verbesserung von Alaun-Werken, die er von dem Gouvernement gepachtet hatte; als er aber in späterer Zeit, wie es scheint in Folge einer Intrigue, seine Pacht nicht erneuern durfte, kam er in mißliche pecuniaire Verhältnisse und starb, ohne seiner zahlreichen Familie Etwas zu hinterlassen. Einer von seinen Söhnen, der Vater unseres Autors, erhielt zuerst eine Anstellung in Marseille, die er bald wieder verlor. Dann nahm er Dienste bei der Französischen Armee; und später finden wir ihn zu Gibraltar, wo er eine Schule gründen wollte, aber von den Behörden, die „das Licht der Aufklärung scheuten“, daran verhindert wurde. Er begab sich nun als kaufmännischer Agent nach England und heirathete eine wohlhabende Engländerin.

Im Jahre 1788 wurde unser Autor zu Manchester geboren. Er genoß in England seine erste Schulbildung und begab sich schon im 15ten Jahre zu seinem Oheim nach Rom, wo er ein sehr genußreiches Jünglings-Alter verlebte. Ein lebendiger, unternehmender Geist, großes technisches Geschick und Geschmack an gymnastischen Uebungen jeder Art zeichneten unseren Helden schon frühzeitig aus. Wir brauchen ihm auf seiner mit den mannigfachsten Abenteuern ausgestatteten jugendlichen Laufbahn nicht weiter zu folgen und bringen ihn gleich nach Neapel, wo er sich in den gesellschaftlichen Kreisen auszeichnete und endlich (im Jahre 1814) Murat's Adjutant wurde. Als die Lage des Königs beider Sicilien schon sehr bedenklich war, schickte er den jungen Obersten in der Eigenschaft eines bevollmächtigten Geschäftsträgers an die Verbündeten, welche unlängst ihren Einzug in Paris gehalten hatten. Es gelang ihm, vom Kaiser Franz für seinen König das Anerbieten eines Aufenthalts in Oesterreich zu erwirken, jedoch unter der Bedingung, daß Murat den Titel eines Grafen von Lipona annehme. Mit diesem Anerbieten begab sich Maceroni nach Korsika, wohin Murat sich geflüchtet hatte; allein es war schon zu spät. Der Verblendete hatte bereits den wahnsinnigen Entschluß gefaßt, an der Spitze einer Handvoll Leute seine Ansprüche auf den Thron wieder geltend zu machen; und das Zureden seiner Freunde, dem Anerbieten des Kaisers von Oesterreich Gehör zu geben, war fruchtlos. Murat ging mit seiner kleinen Flotte, die während der Nacht über das Meer zerstreut wurde, unter Segel. Die Folgen sind bekannt. Als der König sah, daß seine Expedition hoffnungslos war, wollte er sich des Kaiserlichen Frei-Passes bedienen, den ihm Maceroni mitgebracht, und nach Triest abgehen; zuvor aber landete er in dem Hafen Pizzo, um sein Schiff mit Wasser und Proviant zu versorgen. Hier wurde er festgenommen, ins Gefängniß gebracht und nach einem summarischen Prozeß erschossen. Der Oberst Maceroni begab sich von Korsika wieder nach Paris, wo ihn die Behörde, die damals auf Jedermann mißtrauisch war, ins Gefängniß bringen ließ. Er mußte noch einiges Ungemach erleiden, bis es ihm endlich gelang, den Britischen Botschafter für sich zu interessiren. Maceroni erlangte durch dessen Verwendung seine Freiheit und kehrte mit dem Verluste eines Theiles seines Vermögens nach England zurück. Bald darauf erregte der Freiheitskampf der Süd-Amerikanischen Patrioten die Sympathie unseres Autors; er ging nach Amerika, verfocht ihre Sache mit Enthusiasmus, vergeudete dabei alle seine Mittel und gerieth, mit Undank sein Lohn war, in Dürftigkeit. Jetzt widmete er sich mit Eifer anderen Bestrebungen, zu denen sein erfinderischer Geist sehr geeignet scheint, und er erfand eine sehr sinnreich zusammengesetzte Lokomotive, die er aber aus Mangel an Fonds wieder aufgeben mußte; oder vielmehr, Andere machten sich seinen Mangel an Fonds zu Nutze, und Maceroni verlor die Früchte seiner Erfindung. Nachdem ihm noch mehrere andere Projecte gescheitert waren, blieb ihm, wie er selbst gesteht, keine andere Hülfsquelle mehr, als die Bekanntmachung der vorliegenden Denkwürdigkeiten seines Lebens.

*) Memoirs of the Life and Adventures of Colonel Maceroni. 2 Bände. — Der Verf. nennt sich auf dem Titel: ehemaliger Adjutant Joachim Murat's, Ritter der Ehrenlegion und des St. Georgen-Ordens beider Sicilien, Ex-Brigade-General im Dienste der Republik Columbia u. s. w. u. s. w.

Bibliographie.

National religion, or the voice of God to the British church and nation. — Von R. Shittler. 6 Sh.
Scriptural peace in death. — 2 Sh.
Edinburgh and its society in 1838. — 5 Sh.
Burke's Extinct and dormant Baronetcies. — 32 Sh.
Reminiscences of half a century. — 7 Sh.
Hints on study and employment of time. — 4½ Sh.
Narrative of the rebellion in the Canadas. — 1 Sh.
Translations from the lyric poets of Germany. — Von Macrae.
Lempriere's Classical Dictionnary. — Von Barker. 16½ Sh.
Müller's Physiology. — Aus dem Deutschen übersetzt von Dr. Baly. Erster Band. 17 Sh.
On intermarriage. — Von Walker. 14 Sh.
Victoria, an anecdotal memoir of Her Majesty. — 3 Sh.

Mannigfaltiges.

— Französische Literaten im Vergleiche mit Deutschen. Der Feuilletonist des „Courrier Français“, Herr Eugen Guinot, dem Beobachtungstalent und Witz nicht abzusprechen sind, macht über den Unterschied Deutscher und Französischer Literatur folgende Bemerkungen: „Für die Französische Literatur ist es unstreitig ein Unglück, daß sie nur Ein Foyer, Einen Brennpunkt hat. Man blicke dagegen auf Deutschland! Dort kennen die Geister nicht jene Beweglichkeit, jenen unruhigen Ehrgeiz, die sich einen weiten, ausgedehnten Schauplatz suchen: die Liebe zu ihrem Lande ist in den Herzen tief eingegraben und das Vaterland auf einen engen Kreis beschränkt. Die Menschen sind dem wie die Bäume, die durch ihre Wurzeln mit dem Boden, der sie erzeugte, zusammenhangen und ihm allen ihren Schatten, alle ihre Blüthen, alle ihre Früchte spenden. Jede Stadt besitzt ihre Schriftsteller, ihre Dichter, ihre Maler und ihre Musiker, auf die sie stolz ist und für welche sie eine Kapelle, eine Oper, ein Museum und mehrere Zeitschriften hält. Warum ist es nicht eben so bei uns? Unsere Literatur und unsere Kunst würden dabei an einer glücklichen Mannigfaltigkeit der Charaktere und der Originalmuster gewinnen, und wir würden endlich auch bekommen, was uns fehlt, nämlich eine gute Spezialgeschichte jeder Französischen Provinz. Statt dessen sehen wir, daß der Literat, der sich nur einigermaßen fühlt, sogleich sein Departement verläßt und nach Paris sich begiebt. Hat er Talent, so muß dieses die gewöhnliche Bahn des Noviziates betreten: der Anfänger muß sich zunächst an die kleinen Journale wenden, um sich bekannt zu machen; er muß in unbedeutenden Arbeiten, in vielerlei Versuchen seine Kraft vergeuden, seinen Geist, seine Phantasie an den täglichen Forderungen eines schalen Publikums verschwenden. Alle Originalität, die er mitgebracht, verliert sich in der Pariser Form, in der Nachahmung solcher Schriftsteller, die ihr Glück gemacht, und in der Annahme gewisser conventioneller Gebräuche. Wenn er nach vielen Anstrengungen eine Stellung endlich erlangt hat, so ist es fast immer auf Kosten seines wirklichen und ursprünglichen Werthes geschehen; er hat den besten Theil seines Geistes zum Opfer gebracht, um das Piedestal seines Rufes zu errichten. Nun, da er auch einen Verleger leicht findet, schreibt er ein Buch; er produzirt einen jener Romane, deren wir täglich so viele sehen, alle auf denselben Leisten geschlagen, alle mit denselben unrichtigen und übertreibenden Farben die Sitten der Zeit darstellend und bemüht, durch das Geschraubte oder Auffallende des Sujets den Mangel an schwierigen Einzelnheiten zu verdecken. Dies ist der Weg, auf dem so viele Talente sich verirren, weil sie in der Heimat sich nicht zu erhalten wissen oder vielmehr nicht erhalten können; denn nicht den Literaten muß man anklagen, sondern die Provinz, die ihn weder aufmuntern noch fesseln will. Eine Stadt in der Provinz fühlt sich stolz und glücklich, wenn sie durch ihre Stahlwaaren oder durch ihre Kattunfabriken berühmt ist; sie hat nicht die Eitelkeit, sich auch um Literatur und Kunst zu kümmern: das sind ja Dinge, die ihr von ihren Korrespondenten in Paris nach der neuesten Mode geliefert werden, und immer weiß man seinen Geschmack nach der Qualität und seine Bedürfnisse nach der Quantität dessen einzurichten, was die Pariser einsenden. Was die Hauptstadt produzirt, ist zur Consumtion der Provinz vollkommen ausreichend. Zu Hause verkannt und mißhandelt, haben der Literat und der Künstler nichts Besseres zu thun, als die Provinz zu verlassen, um außerhalb ihres Landes, um in Paris Propheten zu werden.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 87. Berlin, Freitag den 20. Juli 1838.

England.

Shakspeare und seine Freunde *).

Je weniger aus Shakspeare's Leben uns bekannt geworden, desto mehr findet sich unsere Einbildungskraft angeregt, und desto mehr wird, da wir uns fast nur auf Muthmaßungen beschränkt sehen, die Theilnahme gesteigert, die wir für denselben hegen. Könnten wir dagegen in die Geschichte seines Lebens einen eben so vertrauten Blick werfen, wie in die Voltaire's oder Goethe's, so würde sicher nicht nur von unserer Verwunderung, sondern auch wohl von unserer Bewunderung Einiges schwinden: Gewiß, das Wunderbare an seinen Werken müßte durch eine offene Schaulegung seines Lebens verlieren; wären wir einmal im Stande, seine Erzeugnisse auf ihre Keime zurückzuführen, könnten wir ihn nur einmal in seiner Stube besuchen, zu seinen Umgebungen begleiten — unser Fragen und Forschen über das Geheimniß, das jetzt ihn, wie seine unsterblichen Gedichte, für uns umdunkelt, müßte eben mit diesem Dunkel ein Ende nehmen. Ein Versuch aber, den Shakspeare vor uns hinzustellen, wie er leibte und lebte, mitten unter seinen Umgebungen ihn uns zu zeigen, sein Bildniß, treu und lebensgroß, im Rahmen seiner Zeit uns vorzuhalten, ist sicher ein Unternehmen, welchem Hindernisse von nicht gewöhnlicher Natur, schier unausweichlich und unüberwindlich entgegenstehen dürften. Dies scheint nun auch der Verfasser des Englischen Werkes „Shakspeare and his friends" empfunden zu haben; denn, wie dieses mehr und mehr vorwärts schreitet, verliert sich Shakspeare nach und nach unmerklich immer mehr aus dem Vordergrunde, den allmälig andere Charaktere füllen, welche dergestalt den Meistersänger oft gar weit in den Hintergrund drängen, obgleich doch ursprünglich ganz zuverlässig gerade er zum Helden des Ganzen ausersehen gewesen ist.

Ein gewisser Master Francis, der anfänglich nur für den Neffen eines alten Knausers gilt, nachher aber als der rechtmäßige Sohn des wackeren Oberst Harquebus erkannt wird, spielt die erste Rolle in diesem Stücke: Zunächst tritt er als Schauspieldichter auf, indem er ganz still und unbemerkt ein Trauerspiel geschrieben hat, das er nun dem geistvollen Meister Shakspeare, dessen Ruf gerade damals reißend zu schwindelnder Höhe stieg, zur Beurtheilung vorlegte. Dieses Trauerspiel paßt aber nicht ganz für die Bühne, obschon an mancher Stelle desselben die echte Ader unverkennbar herdurchleuchtet; und Master Francis sieht sich in das Dunkel demüthig kriechender Schreiber, zu seinem vorgeblichen Oheim Vellum zurückverstoßen. In der Oede dieses qualvollen Daseyns schöpft er indeß Hoffnung und Trost vermöge der liebevollen Theilnahme, welche ihm die wunderhübsche Mistreß Joanna, die Tochter eines Krämers der City, schenkt; und bald ist's Beiden kein Zweifel mehr, daß sie und er für einander ebensowohl geschaffen, als in Liebe entbrannt sind. Joanna ist aber ein gar loses Ding, schrecklich gefallsüchtig und, was dabei das Schlimmste ist, von Stutzer- und Höfling-Schwärmen dermaßen umschwirrt und umsummt, daß flugs die böse Eifersucht zwischen das junge Paar tritt und die Liebesleutchen so gegen einander reizt, daß Master Francis von seiner gewaltigen Leidenschaft sofort sich lossagt und schnurstracks zu Walter Raleigh geht, um dessen weltbekannter Unternehmung stehenden Fußes sich anzuschließen. Die Erzählung aber schließt, indem die unglückliche Joanna, der sorglichen Obhut einer Mutter entbehrend und von dem nichtswürdigen, habgierigen Vater einem leichtsinnigen Leben preisgegeben, den Umständen, in welche sie versetzt wird, zuletzt zum Opfer fällt — nach einem unstäten Leben voll mannigfacher Schicksale, aus welchen sie sich, durch das edelste Bestreben, ihren beleidigten Freund zu sühnen, wiederholt emporzuraffen sucht — von ihrem Verführer, der übrigens nachher von Francis' Hand stirbt, in ein Nonnenkloster geschleppt wird und endlich, in den Armen ihres treuen Freundes, in ein besseres Leben hinübergeht. Nach dieser Katastrophe entdeckt der nach England zurückgekehrte Francis, dessen Seelenwunden inzwischen auch vermöge der allesheilenden Zeit verschmerzt und vernarbt sind, seinen wahren Vater und freut sich zum Schlusse noch, mit uns, der Feier seiner Hochzeit mit der reizenden Alice Throgmorton.

William Shakspeare ist also eben nur auch eine Figur in diesem Bilde, nur eine der Hauptfiguren desselben. Doch das so eben daraus Mitgetheilte ist bloß der einfache Faden, wie er durch die ganze Erzählung fortläuft; denn dieser sind noch gar manche andere Charaktere und Episoden eingewoben: So der Hofzirkel der eben so launenvollen als spröden Elisabeth, Sir Walter Raleigh und die schöne Elisabeth Throgmorton, mit der Erzählung von ihrer geheimen Ehe; Sir Robert Cecil nebst den übrigen Männern von Werth und Witz aus den höheren und lebenslustigeren Ständen; Shakspeare, Burbage und die Schauspieler, bald bei ihren Schnurren in der „Meerjungfer", bald in ihren eigenen Haushaltungen, bald bei ihren Nachtstreichen und bald wieder im vollen Leuchten ihrer Glorien von Black Fryers und Globe; hin und wieder ein Blick, hier nach den Puritanern (beiläufig, wohl etwas voreilig), dort nach Ben Jonson's, Donne's, Carew's und der Dichter Gelagen — zusammt einem lebenvollen Gemälde der wilden Abenteuer Sir Walter Raleigh's bei der Eldorado-Speculation. Dies bildet den Stoff des Buchs, welchen der Verfasser mit großer Liebe für die Ausarbeitung seiner einzelnen Theile durchdrungen hat. Aber auch die vollendetste Geschicklichkeit würde unseren Forderungen an ein Thema dieser Art niemals genügen; so wirkt denn auch, trotz der großen Kraft und Schönheit, trotz des tiefen Gefühls an mancher Stelle und trotz der vielen meisterhaft wahren Schilderungen in diesem Werke, das Durchlesen der drei Bände gar ermüdend: theils vermöge der veralteten Schreibart, in welcher sie abgefaßt sind, und theils wegen der Unmöglichkeit, in diesem (oder überhaupt nur in irgend einem) Bilde das Ideal darzustellen, das von jenem ewig denkwürdigen Zeitalter uns vorschwebt. Eben deshalb können wir auch den Grund unseres Ueberdrusses nicht genau angeben; in einem Mangel an Geist auf Seiten des Verfassers liegt er bestimmt nicht; denn die ganze Anlage, wenn auch nicht durchgängig die Behandlung der Sache, liefert Beweise von Geist in Ueberfluß. Vielmehr sind wir daher geneigt, zu glauben, daß jenes unangenehme Gefühl in uns einer gewissen Wunderlichkeit und einem Mangel an Takt zugeschrieben werden muß, wodurch der Verfasser nur allzu oft zu Abschweifungen verleitet worden, welche seine Erzählung nicht selten um allen Reiz bringen.

Doch nun ist's wohl Zeit, den Lesern einige Proben aus dem Werke selbst vorzulegen. Werfen wir denn zuerst einen Blick auf

Shakspeare in seiner Stube.

„Das Zimmer Shakspeare's zeigte durchaus weder ungewöhnlich große noch besonders kleine Dimensionen: die Decke mit ihrem Täfelwerk war von mäßiger Höhe; die Wände waren von Eichenholz, die Felder derselben mit trefflichen feinen Umrissen, wie auf dem Linnen, geschmückt; rings um das Kaminstück lief eine ausgezeichnet edelgehaltene Schnitzarbeit von Frucht- und Laubwerk. Eine große Vase mit lebendigen Blumen, deren lieblicher Duft das Zimmer füllte, stand über den Feuerböcken. Ein breites Fensterschoß, aus vielen kleinen in Blei eingelassenen Scheiben bestehend, gewährte die Aussicht auf den Fluß hinaus; und sein mittlerer Theil, wie eine Thür offen stehend, ließ bald das weiche „Ji, ho!" des Fährmanns an seinem Ruder, wie er das schwerbeladene Boot zum Ausladeplatz in der Stadt steuerte — und bald, aus weiter Ferne sanft herüberschwebend, den Chor eines Volksliedes, vielleicht von einem muntern Lehrlingschwarme auf der Wasser-Lustfahrt gesungen, in das trauliche Gemach hereinklingen. An der einen Wand des Zimmers ruhte auf dem eichenen Fußboden ein großer massiver Schrank, aus dunkelm Wallnußholze gearbeitet, mit rohem Schnitzwerk: Adam und Eva am Baume der Erkenntniß vorstellend, verziert. Diesem gegenüber stand ein altes Bücherbehältniß, dessen Regale eine Sammlung von Folianten und anderen Bänden der bekanntesten Werke mit gothischen Schriftzügen, in Pergament- oder rothstreifigem Einbande, trugen. Auf mehreren kleinen, zierlich geschnitzten Eichensesseln mit gewaltig hohen Lehnen erblickte man verschiedene Garderobe-Artikel, als, auf der Ecke des einen: den Hut — über der Lehne des anderen: den Mantel — an der Seite des dritten angelehnt: den Stoßdegen. In einem Winkel lagen allerlei Schwerter und ein Luntenschloß, in einem anderen wieder anderes Rüstzeug. Ein leerer Deckelkrug und die Reste vom Frühmale standen auf einer großen Tafel mitten im Gemache; näher beim Fenster aber, an einem kleineren mit Manieren

*) S. Nr. 49 des Magazins Art. „Mannigfaltiges".

deckten Tische, saß, in einem alterthümlichen Armsessel, des Zimmers hochgefeierter Bewohner selber.

Fehlten nun gleich an seinen Strümpfen die Kniebänder, war auch sein Wamms unzugeknöpft geblieben, so ließen doch das edle Ansehen und die würdevolle Haltung den Eintretenden auf die Vernachlässigung des Anzuges gewiß nimmer achten. Shakspeare's Antlitz, welches das schöne, männliche Alter von etwa 30 Jahren zeigte, war ausnehmend glücklich gebildet: seine Stirn ließ auf die höchste Fassungskraft schließen; sein Auge war sanft und doch voll Lebens; sein Mund verrieth die liebenswürdigste Beredsamkeit; sein Bart verlieh ihm den mannhaften Ernst; und sein ganzer Gliederbau zeigte nicht minder schöne Formen. Wahrlich, er war ein Mann, mit hoher Anmuth ausgestattet! Ich wollte nur: dergleichen gäb's noch mehrere — das ist aber wohl gar nicht gut möglich; denn, so herrlich auch sein Aeußeres schon erschien, sein Inneres war noch weit bewundernswerther; und die Vereinigung solcher Vorzüge, in solchem Verhältnisse wie hier, ist so selten, daß die Beispiele davon leicht gar nicht mehr vorhanden seyn möchten."

„Ich bin, wie nun wohl leicht zu ersehen, freilich nur ein kläglicher Maler; besäß' ich aber auch wirklich selbst die Kunstfertigkeit eines Holbein hochberühmten Andenkens, so dürft' ich doch noch immer nicht hoffen, mit meinem Bildnisse dem Originale volle Gerechtigkeit widerfahren lassen zu können. Indeß, da die Leistungen Shakspeare's so überaus großen Beifall gefunden, zweifle ich nicht daran, daß selbst dem unvollendeten Bilde die Nachwelt das gebührende Ansehen verleihen werde. Nun genug, er saß und schrieb mit einer gewiß glaubwürdigen Sorgfalt; dabei lehnte er sich dann und wann in seinem Sessel zurück; und wenn er so den Gegenstand, in dessen Behandlung er gerade begriffen war, hinlänglich erwogen hatte, so verfolgte seine Feder in schöpferischer Eile von neuem ihre Bahn auf dem Papiere. Dann lächelte er wohl auch bisweilen, indem er so schrieb, still vor sich hin, als neckten ihn selber die Geschöpfe seiner eigenen Einbildungskraft; ja einmal schien seine Laune durch irgend einen derben Einfall ganz gewaltig angeregt, denn plötzlich legte er die Feder auf den Tisch, sich selber aber an die Lehne seines Sessels zurück und brach zugleich in ein recht herzliches, lautes Lachen aus. Zu anderen Zeiten dagegen, wenn er etwa einige Stellen von ernsterem Inhalte niedergeschrieben, mit denen er selber mehr als vorübergehend zufrieden seyn mochte, nahm er wohl das Papier in die Hand und las das Geschriebene mit seinem volltönenden Organe und überaus glücklichen Ausdrucke sich selber laut vor. Und gewiß hallte die Luft nie von herrlicheren Gedanken wieder."

Dem vorstehenden lassen wir jetzt ein nicht weniger lebendiges Gemälde, ganz im Geschmack von Elisabeth's Zeitalter entworfen, folgen; es zeigt uns

Das Innere eines Barbierladens in Eastcheap.

„An einem Vorfenster waren verschiedene Ankündigungen angebracht, um die Vorübergehenden mit den Fähigkeiten des Meister, auch Chirurgus Seifenschaum gehörig bekannt zu machen. Einige derselben waren in Reimen abgefaßt; denn der Herr Chirurgus wußten sich auf ihre Gelehrsamkeit noch von der Schule her gewaltig viel. So las man da an der einen Scheibe z. B:

Haar schneid' ich und kräusl' ich, wie man's bestellt,
So gut wie nur Einer es kann auf der Welt;
Und fehlt's wo, so bring' ich's zum Wachsen vollends,
Nolens volens.

Eben da sah man ferner ein paar Bretter mit Kräuter-Bündeln und Krügen mit Salben und Oelen, nebst verschiedenen zu Ausgleichung mannigfacher Störungen und Unregelmäßigkeiten wunderbar heilsamen Mitteln. An anderen Stellen im Laden bemerkte man Schubkasten und Regale mit Apothekertöpfen und Flaschen, welche theils mancherlei fertige Flüssigkeiten, theils Pulver enthielten. Ein Stoß Gassenlieder und Mandat-Bogen lehnte am Getäfel. Ueber dem Kamin aber war eine gewaltige Inschrift angebracht; diese lautete, unter der in zolllangen Buchstaben ausgeführten Ueberschrift

Bußen:

Wer außer der Reihe bedienet will seyn,
Der zahlt einen Penny, und beff're sich fein.
So Jemand den Meister im Amt molestirt,
Ein Wort sich erlaubt, das zu Streitigkeit führt,
Zu Etwas, was nimmer ihn angeht, sich mengt:
Zahlt zwei Pence, damit er hübsch lange dran denkt.
Wer flucht oder irgend ein Skandalum spricht,
'was ausschwatzt, wohl wissend, es schicke sich nicht,
Wer eins von den Liedern zerreißt oder nimmt:
Sich selbst aus der Tasch' einen Penny flugs nimmt.
Die ferner versuchen, mit Streichen zu necken,
Durch Stechen mit Nadeln, durch Grabbeln mit Stecken,
Mit Kreiden ein Wamms, einen Hut wohl bemalen,
Die soll'n sonder Zweifel ein Pennystück zahlen.
Doch wer gar, die Kon'gin zu schmäh'n, sich vergessen,
Der zahlt einen Groot *), wie's wohl angemessen,
Und bittet rings All' um Vergebung deswegen,
Daß nimmer er wieder es thu'. — Von Rechts wegen!

Eine große schwarze Katze leckte und putzte sich auf einem dreibeinigen Schemel, nah an einem Tische neben dem Kamine, auf welchem allerhand Kämme, Bürsten, Scheeren, Fläschchen, ein Mörser sammt Stößel und mancherlei Werkzeuge zum Zahnausziehen lagen. Ein wenig näher am Fenster endlich entdeckte man, bei genauer Untersuchung, in einem Armsessel von nicht geringem Umfange, mit gewaltig hoher Lehne, ein absonderlich zierlich angethanes dürr und winzig zusammengekrochenes Männchen mit nur spärlich hin und wieder noch erhaltenen Härchen auf dem mächtigen Haupte und einem dürftig dünnen Barte von gleicher Farbe; auf seiner Nase, die sich unbestritten ebenfowohl zu den längsten, wie unter die feinzugespitztesten zählen durfte, eine Brille mit Gläsern, so groß und blank, wie die schönste Ehren-Medaille, die Ihrer Majestät Hände je verliehen. Er schaute die Gestalt vor sich hin auf ihre Verrichtung, umständlich und ernst in allen ihren Bewegungen und Mienen: in einer Hand hielt sie eine Lanzette, in der anderen ein Kohlblatt; vor ihr stand ein Bursche anscheinend in gespannter Aufmerksamkeit. Dieser war kurz, untersetzt und, wie der Augenschein lehrte, fast volljährig, von ehrlich-plumpem Ansehen und mit Augen ausgerüstet, die gerade so aussahen, als ob sie fortwährend auf irgend ein Unglück geheftet wären: in der That eine schwer zu beschreibende Persönlichkeit, aber ein so ausgemachtes Kobold-Thunichtgut-Gesicht (a bare-devil-care-for-nought-full-of-tricks sort of face), wie nur je ein Bursche eines zur Schau getragen. Er steckte in einem Wamms und Beinkleidern von Leder, vor denen er eine lederne Schürze trug, die auf ein Haar so aussah, als hätte er sich mit ihr so eben etwas am Boden herumgewälzt, was übrigens auch wohl nicht das erste Mal gewesen wäre. Seine Beine steckten in gelben Strümpfen, die Füße in plumpen Lederschuhen. Der Leser hat den Meister Bader, auch Chirurgus Seifenschaum, nebst seinem Lehrling Hein Unband längst erkannt."

(Schluß folgt.)

*) Vier Pence.

Frankreich.

Die Schreckenszeit in der Bretagne.

(Schluß.)

Ich ergriff Claire bei der Hand und ging rasch mit ihr hinunter. Leperdit (denn er war es) folgte uns mit den Augen, bis wir ihm in der Straße verschwanden. Zuerst liefen wir, aber dies mußte bald die Blicke auf uns ziehen; ich ließ die Hand des Mädchens los und sagte ihr, sie solle nicht zu schnell und, ohne den Kopf umzudrehen, neben mir gehen. Es war eine schreckliche Qual bis zur Vorstadt, zu fühlen, daß jede Minute Zögerung Einen unglücklich machen kann, und doch nicht zu fliehen wagen .... Endlich erreichten wir die Stelle, wo wir das Kabriolet finden sollten; aber der Pferdevermiether war nicht da, es war nichts vorbereitet! Wir warteten in furchtbarer Angst. Jeder Ton in der Ferne, jeder Schritt machte uns zittern! Wir stiegen eben in den Wagen, als wir Soldaten kommen sahen! Claire stieß einen leisen Schrei aus und ergriff meinen Arm; ich hielt uns für verloren; aber es war eine Patrouille, die vorüberzog. Endlich konnten wir abfahren.

Schon hatten wir die letzten Häuser der Vorstadt passirt, und ich fing an, freier zu athmen. Auf einmal hören wir einige Schritte von uns den Ruf „qui vive"; und das Bajonnet einer Schildwache hemmte unser Pferd; wir waren einem vorgerückten Posten, von dem ich gar nichts wußte, in die Hände gefallen! Man gebot uns abzusteigen und in ein halb eingestürztes Haus zu treten, das in ein Wachhaus verwandelt worden. Ich bat meine Gefährtin ganz leise, mich allein auf alle Fragen antworten zu lassen. Ich merkte bald, daß es sich hier um eine Untersuchung des Passes handle; mehrere andere Reisende warteten wie wir. Als wir eintraten, hatte sich zwischen einem von diesen und dem wachhabenden Offizier ein Wortwechsel erhoben. — „Dieser Knabe steht nicht auf Deinem Paß", sagte der Offizier. — „Es ist mein Sohn." — „Thut nichts; wir dürfen Keinen ohne eigenen Reiseschein durchlassen: so lautet die Order." — „Auch ein Kind nicht?" — „Es giebt kein Kind mehr; die Nation kennt nur Aristokraten und Sanskülotten; geh' zurück und hole einen Paß für Deinen Buben." — Der bestürzte Reisende ging hinaus; mich aber erschrak das, was ich gehört. Dieselben Schwierigkeiten, die man bei dem jungen Menschen gemacht, waren auch für meine Reisegefährtin da, die auf dem Paß nicht bezeichnet war. Ich sah bald, daß die Dreistigkeit meine einzige Hoffnung sey, und daß wir nichts weiter thun konnten, als dem Schlage, der uns bedrohte, muthig entgegen zu gehen. Ich trat also entschlossen auf den Offizier zu. — „Pardieu, Bürger", rief ich, „ich hoffe wenigstens, daß Deine Order die Frauen nichts angeht?" — „Die Frauen wie die Männer." — „Ei! hat man denn Furcht, daß sie auch zum Feind übergehen?" — „Das geht mich nichts an." — „Daß auch dies eine verbotene Waare sey, die einen Paß bedürfe, hab' ich nicht gewußt." — „Dann weißt Du's jetzt." — Alle diese Antworten waren ganz kurz gegeben worden; der Offizier schien in seiner Pflicht eingemauert, wie in einem Panzer, und entschlossen, sich auf kein überflüssiges Wort oder Lächeln einzulassen. Es blieb mir nur noch eine Hoffnung; ich wandte mich an das Mädchen und sagte: — „Hörst Du, mein Kind, Deine schönen Augen sind kein Paß für Dich!" Wie ich vorhergesehen, machten diese Worte den Offizier aufmerksam: er erhob den Kopf, um Claire anzusehen, und schien von ihrer Schönheit getroffen. — „Hat die Bürgerin etwa keinen Reiseschein?" fragte er in weniger kurzem Tone. — „Sie hat nicht einmal daran gedacht. Es ist ein armes Kind, das ihre Verwandten in Rennes besucht hat; man hat mich gebeten, es zurückzuführen, aus Furcht, es könnte ihm unterweges was begegnen; aber wahrhaftig, nun muß sie auf eine andere Gelegenheit warten." — Unter diesen Worten öffnete ich

meinen Paß; Claire, ganz bestürzt, senkte den Kopf und fing an zu weinen. Der Offizier schwankte offenbar zwischen seiner Order und dem Wunsch, für die schöne Reisende etwas zu thun. — „Wohin gehst Du?" fragte er sie sanft. Sie sah mich an. — „Entschuldige sie, Bürger", antwortete ich lachend, sie ist so schüchtern wie eine wilde Taube und spricht nur, wenn's die Mutter erlaubt; wir gehen nach La Roche-Bernard, ihr Vater ist schwer krank und erwartet sie morgen; wenn sie nicht kommt, so werden sie Gott weiß was denken!"

Der Offizier schien sich einen Augenblick zu besinnen und wandte sich von neuem an Claire: „Du mußt wenigstens", sagte er, „irgend einen Brief von Deiner Familie haben, ein Papier, welches beweist, wer Du bist?" — „Nein, Bürger ...." Er zuckte die Achseln mit widerstrebender Miene. — „Wie soll ich mich denn versichern, daß Du wirklich nach La Roche-Bernard zu Deiner Familie gehst?" Meine Verlegenheit stieg. In diesem Augenblick näherte sich uns ein Bauer, der sich bis dahin an den Ofen gehalten; ich erkannte sogleich den Bedienten Joseph Sauveur's, der in dem Klub zu Rennes den Tod seines Herrn gemeldet und den Madame Benoist einige Tage gepflegt hatte. — „Sprecht Ihr nicht von La Roche-Bernard?" sagte er, „ich bin von dort und trage sogar Depeschen dorthin auf Befehl der Departements-Regierung .... Sehen Sie selbst, Herr Offizier."

Und er überreichte ein Papier dem Commandeur des Postens. Mich erfaßte ein kalter Schweiß; die Begegnung dieses Menschen war ein Schlag, der uns unfehlbar zu Grunde richten mußte. Der Offizier überlief das von Jvon überreichte Papier, und sich dann gegen uns wendend, fragte er rasch: „Kennst Du dieses Mädchen?" Der Bauer lachte mit verschmitzter Miene, und ich erschauderte vom Scheitel bis zur Zehe. — „Weiß nicht", sagte er; „kommt mir vor, als wär's die kleine Rose Murin.... Ein Bissel verändert finde ich sie schon seit den vier Monaten, wo sie fort ist." — „Was meinst Du?" — „Ja, früher erkannte sie doch die Nachbarn und gab den Leuten 'nen guten Morgen.... Es scheint, die Luft in Rennes hat sie zu einer großen Dame gemacht."

Ich merkte bald die Absicht des Bauern, und ihm die Hand reichend, rief ich: — „Pardieu, Du sagst dies vielleicht ebensowohl meinet- als ihretwegen, denn irre ich nicht, so haben wir uns auch schon gesehen." — „Ja, beiläufig: Du kannst mich vergessen haben; aber die Bürgerin, das ist was Anderes; sie sollte sich doch erinnern, daß ich ihr zum Pferd diente, als sie noch klein war, und daß mich die Mutter oft deshalb schalt; sie meinte, 's wäre kein Mädchenspiel, sie gewöhne sich dadurch, die Beine zu zeigen." Der Offizier konnte sich nicht enthalten, zu lächeln; er fragte Jvon noch Einiges, was dieser mit Bestimmtheit beantwortete, worauf er uns endlich erklärte, daß wir unsere Reise fortsetzen könnten. Ich nahm Abschied von dem Bauern, der nicht ermangelte, noch eine laute Reflexion über die Leute zu machen, die sich ihrer alten Bekanntschaften nicht erinnern, und dann gingen wir hinaus. Bis dahin hatte die drohende Gefahr selbst mich bei kaltem Blut erhalten; nun, da sie vorüber war, fühlte ich mich von panischem Schrecken ergriffen. Der Gedanke, daß wir der Gefahr nur für einen Moment entgangen wären, bemächtigte sich meiner so lebhaft, daß ich, wie wir hinter uns einen Pferdetrab hörten, nicht zweifelte, wir würden verfolgt. Die Flucht mit unserem plumpen Gespann war unmöglich, ich hatte auch keine Zeit, es zu versuchen, denn der Galopp war schon sehr nahe. Bald hörten wir die Stimme des Reiters und das Keuchen des Pferdes; ich steckte den Kopf aus dem Wagen und sah Jvon vor mir. — „Wie?" sagte er lachend, „wollt Ihr denn nicht einen Freund abwarten?" — „Bitte um Entschuldigung", antwortete ich, „ich habe Eile." — „Ich dachte mir's gleich; aber man muß nicht eilig aussehen. In jetzigen Zeiten, seht Ihr, da fragt man, warum ein Pferd im Galopp geht und warum im Schritt; man darf weder zu langsam noch zu schnell gehen." Dann wandte er sich an Claire: — „Entschuldigen Sie, Fräulein", sagte er lachend, „wenn ich vorhin nicht sehr höflich war; aber ich mußte so thun, um den Offizier das glauben zu machen, was der Bürger ihm gesagt hatte." Ich dankte ihm herzlich für seinen Beistand. — „Na, konnte ich denn einen Freund der Bürgerin Benoist im Stich lassen?" Und sich auf den Sattel neigend, fragte er mit leiser Stimme: — „Nicht wahr, 's ist eine Ci-devant?" Ich nickte. — „Man sucht sie?" — „Ja." — „Und Ihr reist so auf der großen Straße? Aber, wenn man Euch nachschickt, so werdet Ihr auf der Stelle eingeholt und erkannt." — „Was thun? das Kabriolet kann nicht über die Querwege, und Claire kann nicht zu Fuße." — „Das ist wahr", brummte Jvon, indem er sich wieder aufrichtete und neben uns weiter ritt, zwischen den Zähnen ein Liedchen pfeifend.

Die Nacht war kalt, aber hell; man sah die Straße, die wir fuhren, wie sie in der Ferne vor den Hügeln vorbeilief, so weiß und krumm wie ein vom Mond beschienener Fluß. Wiewohl es noch nicht spät war, so herrschte doch rings das tiefste Schweigen. Kein Wagengeräusch, kein Gesang aus den Meiereien, kein Glockenton in der Ferne, nichts, was Leben ankündigt! Die Gewässer und Winde selbst schwiegen; es war, als ob die Natur selbst den allgemeinen Schrecken getheilt hätte. Mitten in dieser ängstlichen Stille war das Fahren unseres Wagens in der Ferne hörbar wie ein Zeichen für unsere etwanigen Verfolger, und dieses Geräusch erregte eine Ungeduld und eine Angst in mir, die ich nicht darstellen kann. Auch der Anblick dieser Straße, die sich in die Ferne hin ausdehnte, wie eine endlose Spuhle, brachte mich zu einer Art von Verzweiflung, die durch die scheinbare Ruhe meiner Begleiterin noch stieg. Um meine heimliche Wuth an etwas auszulassen, fing ich an, das Pferd zu quälen und mit den schimpflichsten Beiwörtern zu überhäufen, als zwei Schüsse am Horizont losgingen. — „Was bedeutet das?" rief ich, indem ich anhielt. In demselben Moment ließ sich das wohlbekannte Geschrei der Chouans hören und zugleich ein neuer Schuß. — „Das ist auf der Straße", sagte Jvon; „die Räuber greifen Jemanden an."

Wir blieben unbeweglich, indem wir aufmerksam horchten; aber Alles war wieder still geworden. Nach langem Warten wandte ich mich an Jvon und fragte ihn, was er für klug hielte, zu thun? Aber der Ruf der Chouette ließ sich aufs neue hören, etwas links von der Straße; anderes Geschrei, mehr aus der Ferne, antwortete ihm. — „Gut", sagte Jvon, „die Sache ist vorbei, und die Räuber ziehen ab." — „Bist Du dessen sicher?" — „Hört Ihr nicht ihr Feldgeschrei, das sich immer mehr entfernt? Das Wild ist gefangen, der Hinterhalt aufgehoben, und nun gehen sie zur Ruhe. Wir können weiter gehen; tödtet man uns, so geschieht es nicht auf demselben Fleck."

Bei diesen Worten setzte der Bauer sein Pferd in Trab, und ich that desgleichen. Nachdem wir ungefähr eine Viertelstunde gefahren waren, sahen wir hundert Schritte von uns etwas Schwarzes auf der Straße liegen, dessen Form nicht zu erkennen war; vorsichtig näherten wir uns. Es war ein Pferd in seinem Blut, welches zum letztenmal röchelte; Claire hielt sich die Augen zu. — „Was mag aus dem Reiter geworden seyn?" fragte ich. — „Ich suche ihn eben", antwortete Jvon. Wir stiegen Beide ab, um die Hecken und Gräben an der Straße zu durchsuchen; wir fanden nichts. — „Sie haben ihn gewiß mitgenommen, um ihn mit Muße ermorden zu können", sagte der Bauer. „Sie müssen schon viel Eile haben, um Einem so im Nu den Garaus zu machen, ohne ihn bequem sterben zu sehen. Verlieren wir unsere Zeit nicht; man ist Euch vielleicht schon auf den Fersen." Wir kehrten zum Kabriolet zurück. Als er an dem todten Pferde vorbeikam, blieb Jvon plötzlich stehen. — „Ein Einfall", rief er; „wenn wir den Sattel und den Zaum von diesem Aas für Euer Pferd nähmen, dann könntet Ihr quer über die Straße weg!".... — „Und der Wagen?" — „Ihr würdet ihn hierlassen; dann glaubt man, daß Ihr von den Räubern angegriffen seyd, und sucht Euch nicht mehr." Der Ausweg war zu leicht und zu sicher, um ihn nicht zu benutzen. Die von Jvon vorgeschlagene Verwandelung ward sogleich ausgeführt: in weniger als zehn Minuten saß ich zu Pferde und die junge Dame hinter mir. — „Jetzt links über den kleinen Weg da", sagte der Bauer, „und den will ich sehen, der uns einholt."

Kaum hatten wir sechshundert Schritte in dem Hohlwege zurückgelegt, als wir auf der großen Straße den regelmäßigen, schweren Galopp hörten, der den Kavallerie-Pferden eigen ist.

E. Souvestre.

Belgien.

Der Palast des Prinzen von Oranien zu Tervuern.

Aus der Reisemappe eines Franzosen.

Es war am 5. April 1834 um vier Uhr Morgens, als wir in Brüssel eintrafen; aber die ehemalige Hauptstadt des Königreichs der Niederlande schien sich dennoch keiner tiefen Ruhe mehr zu erfreuen; die meisten Fenster waren erleuchtet, und von Zeit zu Zeit drang aus dem unteren Theile der Stadt ein wilder Lärm, ein wirres Geräusch herauf. Man fühlte, daß hier etwas Ungewöhnliches vorging. Ich befragte den Boten, der meine Sachen trug und mich zum Gasthof geleitete; aber ich erhielt keine Antwort von ihm, weil er nur Flämisch sprach. Ich erklimmte endlich mit nicht geringer Anstrengung eine steil ansteigende Straße und gelangte zum Hotel de Flandres. Auch hier war mir das Glück nicht hold, denn in diesem Gasthofe, wo die Bedienten alle Europäische Sprachen sprechen, öffnete mir wieder ein Flamänder die Thür und führte mich zu meinem Zimmer; meine lebhaft erregte Neugierde blieb also wieder unbefriedigt. Nichtsdestoweniger schlummerte ich ganz sanft ein; ich hatte zwei Nächte und zwei Tage im Postwagen zugebracht, und so war es kein Wunder, daß die Ermüdung des Körpers den Sieg über die fieberhafte Aufgeregtheit des Geistes davontrug. Meine Ruhe war nicht von langer Dauer; ein furchtbarer Lärm, das schreckliche Getöse eines Volks-Aufstandes weckte mich aus meinem Schlummer. Die Bewohner der Hauptstadt hatten den Ausbruch dieses Sturmes schon seit dem vorigen Tage erwartet; die Furcht hatte sie aus ihrer dumpfen Gleichgültigkeit aufgeschreckt, und so brachten sie die Nacht wachend in ihren Zimmern zu oder suchten ihre reichen Gewölbe zu verrammeln.

In zwei Sätzen sprang ich auf die Straße; diese wimmelte von Menschen, welche zerrissene Blusen trugen — ich könnte fast Lumpen sagen. — Mitten unter ihnen liefen Frauen mit aufgelösten Haaren umher; auch Kinder sah ich, kleine Kinder, die von ihren Müttern in diesem Taumel des Wahnsinns verlassen worden waren, und der ganze Haufe tanzte um eine verkümmerte Pappel, welche im Jahre 1830 als Freiheitsbaum gepflanzt worden war, und sang revolutionnaire Lieder. Ich sah jetzt, daß ich nicht geträumt hatte, und daß dies ein gräßlicher Volks-Aufstand war, der, nach der Aufgeregtheit dieses wüthenden Haufens zu urtheilen, das Schrecklichste fürchten ließ.

Was hatte nun den Löwen aus seinen Schlupfwinkeln aufgescheucht? Nichts anderes, als daß die adeligen Familien des

Landes zusammengetreten waren, um die Stuterei des Prinzen von Oranien zu kaufen und demselben die herrlichen Pferde, welche er in Tervuern aufgezogen hatte, wiederzuerstatten. In Belgien widmet man ja der Pferdezucht eine ganz besondere Sorgfalt, und der Thronerbe hatte dieselbe durch sein Königliches Beispiel aufmuntern zu müssen geglaubt. Dieser Ausdruck der Dankbarkeit einiger Familien schien dem Pöbel ein Verbrechen, welches blutig geahndet werden müsse. Die Blusenmänner gaben bald das Zeichen zum Aufbruche, die Menge verließ den Königsplatz und zog unter den Fenstern des Königs vorüber, den sie mit dem Gesange der Brabançonne erfreute; endlich hielt sie vor dem Palaste des Marquis von Trasegnies an, denn sein Name stand auf der Subscriptions-Liste oben an. Eine Abtheilung des Pöbels zerbrach die Thür und drang in den Palast, eine andere zog zum Palast des Fürsten von Ligne. Glücklicherweise waren Beide von der ihnen drohenden Gefahr benachrichtigt worden und hatten Gelegenheit gefunden, sich derselben zu entziehen; aber die Volkswuth war durch die Flucht ihrer Schlachtopfer noch nicht zufrieden gestellt, und in Ermangelung der Menschen kehrte sie sich gegen die Gemälde, Statuen, Wappen und werthvollen Möbel. Alles wurde zerbrochen und aus den Fenstern geschleudert. Das Militair erschien bald auf dem Schauplatze der Verwüstung, und ich glaubte, dasselbe würde einschreiten und das Eigenthum schützen; aber weit gefehlt! es schaute vielmehr mit über einandergeschlagenen Armen zu. Auch der König war mit seinem Generalstabe herbeigeeilt, und ich hoffte, daß seine Gegenwart die Ordnung wiederherstellen würde, aber ich hatte mich abermals getäuscht; man plünderte und zertrümmerte nach wie vor, ohne sich im Geringsten stören zu lassen. So ging es den ganzen Tag über, und keiner der Unterzeichner der Subscriptions-Liste wurde verschont. Das, was ich gesehen, konnte nur traurige Empfindungen in mir erwecken; um mich zu zerstreuen, beschloß ich, die Gestüte in Tervuern und den geschmackvollen Palast, den der Prinz von Oranien in diesem Dorfe hatte erbauen lassen, zu besuchen. Tervuern ist ein schönes, fast zwei Meilen von Brüssel gelegenes Dorf, das von St. Hubert erbaut seyn soll. Der Heilige, welcher, bevor er Bischof von Lüttich wurde, mit einem edeln Fräulein, der Tochter eines Grafen von Löwen, vermählt war, hatte in demselben ein schönes Schloß, Fura Castrum genannt, aufführen lassen, und er bewohnte dasselbe, bis er in die Wohnung der Seligen zu seiner Floribertha berufen wurde. Auch als er das Bisthum Lüttich verwaltete, kehrte er noch öfter nach Tervuern zurück und starb sogar hier im Jahre 727. Dies kleine Besitzthum, das inzwischen eine sehr weit zurückgehende Geschichte hat, wurde später von den Herzogen von Brabant und von den Statthaltern der Niederlande bewohnt und verschönert. Als das Schloß im Jahre 1782 und 1783 zerstört wurde, blieben nur die Pferdeställe stehen, in denen der Prinz von Oranien seine Gestüte anlegte.

Im Schlosse zu Tervuern angelangt, wollte ich zuerst die Pferde des Prinzen besichtigen; aber dazu war es nicht mehr Zeit, denn die Ställe waren leer und die Pferde weggebracht. So beschloß ich denn, das Schloß in Augenschein zu nehmen, welches als Denkmal der Niederländischen Herrschaft zurückgeblieben war. Der geschmackvolle Palast des Prinzen von Oranien ist beinahe auf derselben Stelle aufgeführt, wo einst das Schloß des St. Hubert stand. Dem Gitter gegenüber, welches den Eingang zu einem nach Laeken führenden Wege eröffnet, erblickt man einen Säulengang von sechs Jonischen Säulen, zu dem zwölf steinerne Stufen hinaufleiten. Die Holländische Architektur duldet nur gerade Linien und treibt die Regelmäßigkeit bis zur Eintönigkeit und Kälte. Man kann sich unmöglich einen größeren Gegensatz denken, als den, welchen die Holländischen Bauwerke in ihrer Kahlheit und Nüchternheit mit den Gothischen Gebäuden bilden, die aus der Zeit der Spanischen Herrschaft herstammen. So ist der Justiz-Palast in Brüssel, den der König Wilhelm in Griechischem Geschmack hat erbauen lassen, von Häusern mit Giebeldächern und Bogenfenstern umgeben. Das Aeußere des Palastes von Tervuern zeichnet sich ebenfalls durch eine außerordentliche Einfachheit aus; aber bei der Einrichtung des Innern hat Prachtliebe und guter Geschmack vorgewaltet; die Fußböden besonders sind von wunderbarer Schönheit, weshalb man auch beim Eintritte aufgefordert wird, wollene Socken über die Füße zu ziehen. Nachdem man das Billardzimmer und das Zimmer der diensthuenden Adjutanten durchschritten hat, tritt man in den Audienzsaal. Die Thüren desselben sind von Citronenholz; der Fußboden ist mit Citronen- und Ebenholz ausgelegt, welche sich zu den schönsten Verzierungen in einander verschlingen; die Einfassung derselben ist von Russischem Eichenholz gemacht. Zur Ausschmückung des Speisesaals ist grüner Marmor angewendet, und das Täfelwerk des Fußbodens besteht aus Nußbaum-, Birken-, Rosen-, und Pappelholz, die mit wunderbarer Kunst verarbeitet sind, und man findet es sehr begreiflich, daß diese vortreffliche Mosaik, über die sonst nur die kleinen Atlasschuhe der Hofdamen hinschwebten, nicht der rücksichtslosen Berührung mit den beschmutzten Stiefeln eines Reisenden preisgegeben werden können. Das Wohnzimmer der Prinzessin ist mit Möbeln von Ahornholz ausgestattet; man sieht in demselben viele Alabastervasen, an deren Henkel sich Kalmuckische Figuren hinaufwinden, welche bei der Prinzessin die Erinnerung an ihr Russisches Vaterland lebendig zu erhalten schienen. Besondere Aufmerksamkeit verdient ein Kamin von Florentinischer Mosaik. In dem Boudoir der Prinzessin sind Vorhänge von weißem Merino angebracht; die Möbel desselben sind mit Gold und Perlmutter ausgelegt, und die Decke ist reich vergoldet. In dem Schlafzimmer der Prinzessin hängt über einem Kamin von gelbem Marmor ein Spiegel, welcher eine der schönsten Partieen des Gartens wiederstrahlt. Das Toilettenzimmer ist mit einem Ofenschirm verziert, den die Prinzessin in einer glücklichen Zeit selbst gestickt hatte. Gemälde sieht man nur sehr wenige in dem Palaste zu Tervuern; denn die Kunst weilt nur in den Städten; indeß findet man doch in dem Schlafzimmer der Prinzessin ein allegorisches Gemälde von Leonardo da Vinci, dessen Composition ziemlich seltsam ist. Es stellt Kinder vor, die aus Eierschalen hervorgehen und von der Barmherzigkeit aufgenommen werden; das Kolorit des Gemäldes ist unübertrefflich. Dieser wunderlichen Composition gegenüber hängt ein Gemälde von Van Dyck, welches eine Jagd des heiligen Hubert darstellt. Der Speisesaal ist rund und mit einer Gallerie umgeben, aus der achtzehn Korinthische Säulen hervorsteigen, welche die Decke tragen. Die Basreliefs, welche dieselbe schmücken, stellen die ganze Geschichte des Achilles dar. Acht ungeheure Kandelaber erhellen die weißen mit Marmor-Mörtel beworfenen Wände mit einem zauberhaften Lichte; der Fußboden ist ganz aus einheimischen Hölzern angefertigt. Auf der oberen Gallerie erheben sich ebenfalls sechzehn Kandelaber, welche die reichen Verzierungen der Decke erleuchten und deren strahlendes Licht die Krystall-Kuppel zu durchbrechen und mit dem bleichen Schein des Mondes zusammenzufließen scheint. Ich dachte unwillkürlich an die Zeit, wo die Belgische Aristokratie sich fröhlich in diesen Gemächern bewegte, wo Antwerpen seine Schiffe nach allen Welt-Enden aussandte, wo Gent die Holländischen Kolonieen mit den Früchten seines Gewerbfleißes überschwemmte. Doch das war Alles vorüber, und die Vergangenheit lebte nur noch in meiner Erinnerung! (F. Fr.)

Mannigfaltiges.

— Transatlantisches Hebräisch. In Nord-Amerika hat sich ein Lexikograph gegen die Autorität unseres Gesenius erhoben. Der Mann heißt Roy, nennt sich Professor der orientalischen Sprachen in New-York und hat dort ein 740 Seiten starkes „Vollständiges Hebräisch-Englisches Wörterbuch nach einem neuen und verbesserten Plan" herausgegeben*). Dieser neue und verbesserte Plan besteht aber, wie die North-American-Review nachweist, nur darin, daß der Verfasser darthut, wie man ohne alle Sachkenntniß, mit bloßer Anmaßung und dreister Stirn ein Wörterbuch zusammentragen kann, das auf jeder Seite von der stümperhaftesten Behandlung zeugt. Dabei erkühnt sich Herr Roy, von seiner Compilation zu behaupten, daß sie dazu bestimmt sey, „dem Deutschen Neologismus des Herrn Gesenius, dessen absonderliche und korrupte Ideen höchst nachtheilig für die Wissenschaft wären und dessen Lexikon nicht die Hälfte aller Hebräischen Wörter enthielte", entgegenzuarbeiten. Herr Roy hat in seinem eigenen Vaterlande die verdiente Abfertigung erhalten, und es wird daher wohl kaum nöthig seyn, daß der „Deutsche Neologismus" von seinen Angriffen irgend eine Notiz nehme.

— Janin's vierter Brief. Von Pisa ist Janin nach dem nahen Florenz gereist. „Als ich", sagt er, „beim Heraustreten aus dem Campo Santo von Pisa jene aus den Umwälzungen und Stürmen aller Zeiten unverletzt hervorgegangene wunderbare Stadt von fern erblickte, vergaß ich auch in demselben Augenblicke das Wenige, was ich bisher von Italien kannte." Der alte Kampfplatz der Welfen und der Gibellinen, der Stadt, wo Dante mit dem Schwert unterlag, um mit der Feder unverwelkliche Lorbeern zu erringen, wo nach ihm Machiavell, Michel Angelo, Galilei und Alfieri lebten, wirkten und begraben wurden, die Residenz der Mediceer und die Rivalin Rom's und Athen's kann natürlich nicht mit wenigen Worten abgefertigt werden, und Janin hat sich daher vorgenommen, eine ganze Reihe von Briefen über Florenz an das Journal des Débats zu richten. Wir sind jedoch keineswegs gesonnen, ihm durch alle seine Acclamationen zu folgen, die, so sehr sie auch seinem Sinne für Kunst und Geschichte zur Ehre gereichen mögen, doch kein Material liefern, das nicht von vielen Früheren besser verarbeitet worden wäre. Daß er die Franzosen in Florenz an den Vandalismus erinnert, mit welchem sie in ihren Revolutionen alle geschichtliche Denkmale vernichteten, scheint ganz am rechten Orte. Interessant ist besonders seine Hinweisung auf den „alten Palast", an dessen Zinnen noch die sämmtlichen Wappenschilde der verschiedenen Florentinischen Gesetzgeber zu erblicken sind. Hier befinden sich friedlich Welfen und Waiblinger bei einander; die Waffen der Herzoge von Athen ruhen neben den Werkzeugen der Wollkrämpler-Zunft (welcher Lando, ein Bürger und Beherrscher von Florenz, angehörte), und auch die Napoleonischen Adler horsten noch unverdrängt neben den Kaiserlichen des Hauses Oesterreich. Es setzt allerdings einen hohen Grad von Achtung für die Heiligkeit der Kunst bei dem jedesmaligen Sieger voraus, der die Monumente des Besiegten nicht bloß ohne Eifersucht, sondern auch mit Ehrfurcht konservirt.

*) A complete Hebrew and English Dictionnary on a new and improved plan, containing all the words in the holy bible, both Hebrew and Chaldee etc. By W. L. Roy, Professor of oriental languages in New-York.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 88. Berlin, Montag den 23. Juli 1838.

Schweiz.

Das literarische Leben in Genf*).

Genf ist unter den Städten zweiten Ranges diejenige, welche die meisten ausgezeichneten Geister in allen Gebieten menschlichen Wissens hervorgebracht, welche die Wiege von Staatsmännern, Gelehrten und Künstlern des verschiedenartigsten Berufes genannt worden ist, und das muß für diese Stadt, wie einst für Hellas, als Zeugniß gelten, daß in ihr ein für geistigen Fortschritt gesunder Boden und förderndes Klima anzutreffen sey. Nicht minder beachtungswerth ist es für den Fremden, daß Genf das Gepräge alter Sitte und Einrichtungen, mitten unter dem raschen Wechsel der Verhältnisse in allen übrigen Ländern, bewahrt und seine feste Anhänglichkeit an die Gewohnheiten seiner Altvordern bewährt hat. Endlich, was damit zusammenhängt, hat Genf sich einen eigenthümlichen geistigen Verkehr geschaffen, der zwar nicht bedeutender ist, als er außerhalb einer größeren literarischen Gemeinschaft, isolirt von der übrigen Europäischen Welt-Literatur, seyn kann, aber zu einer Zeit, wo das Prinzip der Subjektivität immer mehr Anklang und Nachahmung findet, wo man sich von allem Zwange der Autorität lossagt, durch seinen bestimmten, normalen, objektiven Typus Hervorhebung verdient, der, wenn er sich auf ein angemessenes Gebiet beschränkt, eine ungeahnte Productions-Kraft zu äußern im Stande ist. In dieser dreifachen Beziehung ist Genf für den Beobachter bemerkenswerth, und in wie fern sein geistiger Verkehr, d. h. seine Literatur, mit seinem übrigen Leben, seiner politischen und religiösen Lage zusammenhängt, so wird auch davon die Rede seyn müssen, in so weit sie auf die Literatur einwirkt.

Im Mittelalter lebten tausend kleine Genossenschaften unter dem Schutze einer Burg oder einer Ringmauer friedlich neben einander, und es konnte einer derselben nicht schwer werden, eine Art von Berühmtheit über ihre schwächeren Nachbarn davonzutragen; heutzutage verlangt eine Nationalität, um einen Namen zu erhalten, das Große, Massenhafte, erfüllt und belebt von dem Agens des Reichthums und des Genies, kurz ein Zusammenwirken von tausend Kräften, die ein kleines Terrain in zu beschränktem Maßstabe besitzt, als daß dieses ein Hebel für mächtige Impulse werden könnte; und fänden sich auch viele Männer von vorzüglicher Befähigung, gründlicher Gelehrsamkeit und ausreichender Kraft, welchen angemessenen Wirkungskreis kann ein unbedeutender Staat so großen Talenten bieten? Unmöglich werden sie innerhalb einer patriarchalisch-geordneten Verfassung und Lebensart, wo Alles mehr nach dem Maßstabe der Häuslichkeit als nach Staats-Maximen geführt wird, oder in dem Schnürrock eines steifen Kasten-Wesens, wo materieller Krämersinn das Verdienst nach dem Beutel mißt, Befriedigung finden; ein solcher Zustand muß jeden freien Aufschwung, allen lebendigen Fortschritt nothwendig hemmen. Was aber hier das Individuum klein macht, lastet eben so auf dem ganzen Volke; es trägt nicht in sich das Bewußtseyn einer Achtung gebietenden, einflußreichen Persönlichkeit, kann keine große Pläne fassen oder durchzuführen hoffen, weil es durch die hemmenden Schranken einer engen Wirklichkeit nur allzu schnell aus seinen enthusiastischen Träumen geweckt würde, mit einem Worte, der Staat ist seiner untergeordneten Stellung in der Reihe der Nationen sich bewußt, und die Lähmung des Hauptes theilt sich den Gliedern mit. Seine schwachen Hülfsmittel erlauben demselben nicht, seiner Jugend die Erziehung der Residenz zu geben und durch Lohn und Ehre, die dem Verdienste zu Theil würden, den Eifer seiner Jünglinge, die Staatstugenden seiner Männer zu wecken. Welch ein Unterschied, wenn der gute Kopf die umfassende Laufbahn vom Supernumerar eines untergeordneten Gerichtes bis zum Minister einer Bevölkerung von 10—15 Millionen oder den Weg von der Gerichtsstube bis zum Rathszimmer einer und derselben Stadt als das Ziel rastlosen Eifers vor sich sieht? Die Wissenschaft selbst hat in einem solchen Lande nur praktische Zwecke im Auge; was sich irgend wie vom Boden des Reellen und Materiellen erhebt, erregt Mißtrauen, Tadel, wird schnell mit dem Namen von windiger Speculation belegt. Hat ein solcher Staat auch die Anlage zum Idealen in sich, so zieht er sie herab in den Dienst des bürgerlichen Lebens und macht die freien Künste zu unfreien. Daher wird ein Meister, der aus Liebe zur Idee vom reellen Zwecke absähe und echte Kunstschöpfungen hervorbrächte, sich Aerger und Nachrede zuziehen und vergeblich von seinen Splitterrichtern an ein unparteiisches Publikum appelliren wollen, weil ein kleines Volk kein Publikum hat. Der Gegenstand seines Wirkens und Schaffens ist zu unbedeutend, als daß er sich eines bilden könnte. Womit sollte er sich beschäftigen? Mit einer Gesetzgebung ohne Tribüne, einem Budget, das einer Wirthschafts-Rechnung gleicht, einer Politik, die einem Polizei-Reglement ähnlich sieht? Eine Verbindung, die auf solcher Basis beruht, erzeugt kein Publikum, sondern Koterieen, und wenn die Wissenschaft vor dem Forum der Koterieen gerichtet wird, so bleibt sie lokal und einseitig.

Das Bild, das wir hier entworfen haben, paßt keineswegs in allen seinen Zügen auf Genf, es ist im Gegentheil der Kontrast zwischen den beschränkten Hülfsmitteln und den verhältnißmäßig überraschenden Resultaten, welche es damit zu Stande gebracht, der den Ruf desselben gegründet hat. Wenn also Genf in Literatur und Kunst einen untergeordneten Standpunkt in der Europäischen Kultur einnimmt, so liegt es mehr in seiner Verfassung und seinem Charakter, als in seiner Unfähigkeit, Besseres zu produziren. Dies noch näher zu erklären, werden einige Worte hinreichen. — Was die Verfassung betrifft, so giebt es schwerlich so bald ein Völkchen, das unter den mannigfaltigsten Wechseln, die rings um dasselbe vorgingen, so wenig von dem Altherkömmlichen aufgegeben hätte, so daß selbst die mächtigste aller Revolutionen, die des Glaubens, kaum in etwas daran zu rütteln vermochte. Der Grund zu dieser Zähigkeit liegt in der Beschaffenheit des Genfer Patrizierthums, das, zwiefachen Ursprungs, als Aristokratie und Plutokratie, zwiefache Ansprüche auf die Unverletzlichkeit seines Adels mitbringt. Starke Prärogativen zeichneten es ehemals aus; kaum sind es 30 Jahre her, daß jeder Patrizier seine Klienten aus der Hefe des Volkes hatte, denen er, wie in den verderbtesten Zeiten des Römischen Kaiserthums, die Sportula hinwarf, welche aufzunehmen diese Proletarier sich nicht schämten. Die Oligarchieen sind zu allen Zeiten dieselben gewesen. Die zuerst zu Ansehen und Macht gekommen, schreiben sich ins goldene Buch; die Anderen weiden sich im Schatten ihres Ruhmes und betrachten sich als Adoptiv-Kinder. Aber außer dem Geburts-Adel gehörte von jeher die Aristokratie des Geldes ebenfalls zum Patriziat; Gold hat viele Familien groß gemacht, die meisten haben den Ursprung der Dorias und Medicis und eine ähnliche Popularität. Diese patrizische Grundlage blieb in Genf unerschüttert und gab der Politik des Landes eine gewisse Stätigkeit, und diese Stätigkeit macht noch jetzt seine Wichtigkeit aus; denn wenn seine Politik in den Kabinetten Europa's noch etwas gilt, so kommt es daher, daß ihre Prinzipien wenigstens konservativ sind. Diese Erörterung ist für die Betrachtung des literarischen Lebens in Genf nicht unwichtig, weil sie die Stellung der Wissenschaft daselbst zum großen Theil erklärt. Alles Patrizierwesen wirkt hemmend auf die Entwickelung derselben; der Künstler und Schriftsteller sieht einen Boden, auf dem ihm die politische Laufbahn verschlossen bleibt, wenn er keine materielle Verdienste in die Waagschale zu legen hat, oder er fügt sich dem durch Erziehung und Gesetz enggezogenen, oft beschriebenen Kreise des Erlaubten und beraubt die Literatur ihres universellen Charakters und damit ihres größten Vorzuges.

(Fortsetzung folgt.)

*) Von M. Fournier. Revue du Nord.

England.

Shakspeare und seine Freunde.

(Schluß.)

Wir halten uns in jenem Laden nicht lange auf, sondern treten mit Master Francis zu Walter Raleigh, Selden, Carew, Donne, Beaumont und Fletcher, Ben Jonson, Shakspeare u. A. m. in

Die Meerjungfer in der Freitags-Straße.

„Schon von weitem vernehmen wir da solche Ausbrüche von Gelächter, daß wir deutlich genug merken, wie es in dieser

Gesellschaft an guter Laune schwerlich fehlen kann. Und so ist es auch wirklich. Das Erste, was die Eintretenden wahrnehmen, ist: wie die sämmtlichen Mitglieder der Gesellschaft aus vollem Herzen lachen, daß die Deckelkrüge vor ihnen erschüttern; Master Shakspeare und ein Anderer von gar lustigem Aussehen, welchen Francis sogleich für Ben Jonson erkennt, sind von den Uebrigen dicht umdrängt und offenbar die Veranlassung der allgemeinen Heiterkeit. Das Zimmer ist lang und ziemlich hoch; mitten in demselben steht auf runden Füßen ein langer alter Eichentisch, welchen ein Kellner mit dem Zubehör für ein ganz stattliches Abendbrod so eben zurichten scheint. Die Felder des Getäfels zeigen in fleißiger Schnitzarbeit alle Arten von Laubwerk und Greifenköpfe; eben so ist das ungewöhnliche und umfangreiche Kamin verziert. Im offenen Schanke an der einen Wand erblickt man eine seltene Auswahl von Glas und Porzellan nebst einem Paar halbvergoldeter Becher und einem echtsilbernen Deckelkruge, geschmückt mit der trefflich gearbeiteten Darstellung eines Zugs auf die Falkenbaize. Die Tapeten rings im Zimmer decken rohe Vorstellungen der Spanischen Armada, mit Fetzen, die aus dem Munde jedes Oberbefehlshabers der einzelnen Schiffe herauskommen und mancherlei enthalten, was man diesen zugeschrieben hat."

Master Francis, der, wie er es die Anderen thun sah, den Hut an einen der dazu bestimmten kleinen Zapfen aufgehängt hat, wird von den meisten der Anwesenden freundlich begrüßt; denn sie sind ihm schon aus den Theater-Garderobezimmern als die ausgezeichnetsten Köpfe ihrer Zeit bekannt. Als diese Präliminarien mit all' ihren trocknen Späßen zusammt dem Abendbrod abgethan und beseitigt worden, beginnt

Das Nachtgelag.

„Nachdem Barnabas mit einem langen hölzernen Messer die Knochen vom Tisch in den Tafelkorb gefegt, wurde der Wein gebracht und eine Menge der verschiedenartigsten Früchte und Kuchen aufgetragen; und bald blieb nun kein Zweifel mehr, daß die Gesellschaft allen Ernstes im Begriff war, lustiger zu werden, als sie vielleicht je gewesen. Schon flogen die Scherze von allen Seiten wie Schlossen, ohne Ausnahme gegen Jeden; doch kam Niemand in witzsprühenden Einfällen Ben Jonson oder Shakspeare gleich. Diese Beiden hatten unaufhörlich etwas Beißendes gegen einander loszulassen und blieben sich gegenseitig auch nicht das Mindeste schuldig, bis etwa einmal Ben Jonson, wenn er doch schlechter dabei wegkam oder gerade nicht ganz so heiter gestimmt war, wie sein Gegner, dem Zanke so nah streifte, daß Sir Walter Raleigh sich genöthigt fand, zu Erhaltung des heiligen Tafelfriedens dazwischen zu treten. Master Francis hielt seine Einfälle bescheiden zurück oder sprach nur, wenn er angeredet wurde; denn er war nicht keck genug, mit diesen Matadoren auch nur im Scherze anzubinden.

Jetzt aber tritt Mistreß Kannenweis zur Tafel, jenen großen silbernen Deckelkrug aus dem Schanke bringend und gefolgt von dem schlauen Käthchen, die einen Teller mit Feigen und einen anderen mit Orangen trägt. „Master Jonson, ich bringe Euch den Sekt"; — sprach Jene, indem sie, mit ihrem pausbäckigen über und über lachenden Gesicht, den Krug vor den Angeredeten hinsetzte — „er ist aus den besten Kirschen gemacht; und ich habe all' meine Geschicklichkeit auf seine Zubereitung verwendet. Barnabas, setz' die gebacknen Pippin's und das Zuckerwerk zu Master Francis und das Marzipan näher zu Sir Walter."

„Nicht also, wackere Hausfrau!" erwiederte ihr Master Jonson, „denn hättet Ihr jetzt all' Eure Geschicklichkeit aufgewendet, so müßtet Ihr dann ja schon für das nächste Gebräue mit Eurem Witze am Ende seyn."

„Ja mein' Seel', so würd's auch seyn!" rief die stattliche Frau, munter lachend; „das war wieder einmal ein ganz köstlicher Witz von Euch! Käthe, setz' doch die Feigen vor Master Jonson; er möchte vielleicht zulangen wollen. Ja, 's war grausam witzig von Euch!"

„Frau Wirthin! Von welchem Weine mögt Ihr etwa mit uns trinken?" fragte Raleigh dazwischen.

„Da müßt Ihr mich nun schon entschuldigen, bitt' ich!" gab Mistreß Kannenweis diesem zur Antwort, sah aber bei ihrer ablehnenden Erwiderung ganz unverkennbar nur einem ferneren Nöthigen entgegen. „Ich dächte, Frauen sollten doch keine Weintrinkerinnen seyn. Käthe, die Orangen zu Master Fletcher!"

„Wie! Unsere holde Wirthin zur Meerjungfer weigert sich, mit ihren Gästen zu trinken?" rief nun Shakspeare, anscheinend ganz erstaunt. „Wahrlich, das können wir nimmer so hingehen lassen! Nein, wir Alle werden mit erhöhtem Genuß uns laben, wenn Eure Kirschenlippen sich in unserem Weine zuvor gebadet!"

„Meiner Treu! Master Shakspeare, das war sehr artig von Euch!" lächelte, über dessen Schmeichelei nicht wenig erfreut, die Wirthin ihm zu. „Kirschenlippen! Mein' Seel'! So wahr ich ein ehrliches Weib bin! Das sind die schönsten Worte, die ich je in meinem Leben gehört habe! Aber, versucht doch einen von diesen Pippin's, Master Donne! Sie sind sehr gelobt worden. Ja, Master Shakspeare, da Ihr denn durchaus nicht anders wollt, so möchte ich wohl einen Becher von dem Kanarien-Sekte kosten." Der Wein ward ihr sofort gereicht, und nun stand sie, den Becher in der Hand, auf und sprach: „Ihr Herren insgesammt! Ich trink' auf Eure Gesundheit und heiß' Euch herzlich willkommen in der Meerjungfer!" Hierauf nippte sie zuerst fein zimperlich von dem Sekte; dann aber leerte sie den Becher mit einem völlig kunstgerechten Zuge. „Aber, schönes Käthchen! Was meinst denn Du zu einem Gläschen Kanarienfekt?" fragte Sir Walter. — „O j...! Ich dächte, lieber nicht", stotterte das Mädchen, ein wenig verschämt. — „Ach wischiwaschi, Mädel! Einer wird Dich auch nicht gleich umwerfen!" lachte Mistreß Kanneweis drein. — „Ja, da magst Du nur ganz außer Sorgen seyn, süßes Käthchen. Auf mein Wort!" rief nun wieder Shakspeare. „Und wir können Dich durchaus nicht so ohne Weiteres losgeben. Ich wollte nur, ich wäre der Becher, der von so würzigem Munde geküßt werden soll!"

„Zum Henker mit Dir!" schrie Ben Jonson und warf einen Feigenstiel nach Shakspeare. — „Hör' nicht auf den, Käthchen, sondern trink nur lieber einen Becher Wein mit mir, hörst Du!" fuhr Shakspeare fort. „Sehen wir ja doch schon aus seinem Wurfe nach mir, daß er nur einen Feigenstiel auf die ganze Sache giebt. Drum, immer flink an den Kanarienfekt, schönes Käthchen!" — „Hi hi! Es kommt mir aber so abscheulich vor, so vielen wackeren und feinen Herren auf einmal Bescheid zu thun", erwiederte Mistreß Katharina, in anscheinend bewundernswerther Unbefangenheit. — „Nun, so leere Deinen Becher mit Jedem von uns einzeln!" rief ihr jetzt Ben Jonson zu; „das wird Dich doch wohl endlich zufrieden stellen, solli' ich meinen."

„Ja, mein' Seel'! aber ich hätte damit wahrlich nicht genug, das kann ich Euch versichern!" fiel ihm die Wirthin ins Wort; „das Mädel nun freilich würde wohl bei so vielen Bechern gar tief auf den Grund kommen." — „Ich meine vielmehr: die Becher würden bei ihr auf den Grund kommen!" entgegnete Jonson. — „Gewiß würde sie genug mit Schlucken und Schluckauf zu thun haben!" fuhr die Frau vom Hause in derselben Laune fort. „Komm, Mädel, trink! Ich bin wohl gut dafür, daß Du dagegen eben so spröde bist, wie eine ganze Brut von jungen Enten gegen das Wasser. Ich sehe also schon: ich werde keinen zweiten Becher trinken können, um Dir Gesellschaft zu leisten; denn ich bezweifle höchlich, daß Du's thun wirst, bei Deiner argen Sprödigkeit. Du bist so schrecklich scheu in dergleichen." Vielleicht scheint es demnach nicht ganz unwahrscheinlich, daß die holde Wirthin sammt ihrer holden Tochter, bald nachdem sie den Kanarienfekt gekostet, für gut fanden, in ihr Zimmer sich zurückzuziehen."

Welche arge Windbeutel waren doch diese Schelme offenbar! Nur Schade, daß es uns für ihren vollen Ruhm an leerem Raum gebricht, so daß wir uns, wenigstens für dieses Mal, mit einigen Bruchstücken aus ihren heiteren Rundgesängen begnügen müssen. Hier zur Probe denn:

Shakspeare's Lied.

Gaffer Gosling arose on one fine summer's day,
Donned his best Sunday jerkin and hosen of grey,
And with staff in his hand, and his hat on his head,
Right out of his threshold he presently sped.
He told unto none on what he was intent,
But in truth, 't was in search of the cuckoo he went;
For of late, let him go any where, far or near,
The note of that ill-omened bird met his ear.
„Cuckoo! — Cuckoo!"
And all the year through,
Gaffer Gosling was mocked by the villain cuckoo!

He went a few steps, in no mood to rejoice,
He stopped to take heed, and again heard the voice.
Now this way, now that — now a little way on,
Now close at his elbow, now far away gone.
He looked up to the house-tops, and down to the ground,
But never a trace of a cuckoo he found;
A few folk of the village he met in his way,
And they all smiled upon him, and wished him Good-day!
„Cuckoo! — Cuckoo!"
„There, I hear it anew!"
Cried the Gaffer, „I must find this villain cuckoo!"

He hied to his gossip, and him he addressed,
To know where the cuckoo had builded his nest;
Who told him he kept quite unseen and unknown,
And preferred any pretty bird's nest to his own.
There tarried the varlet whilst he had a mind,
Then fled he and left a young cuckoo behind,
And the pretty bird fed it and tended it well,
And amongst her own brood oft allowed it to dwell.
„Cuckoo! — Cuckoo!"
„Gog's wounds! he's here too!"
Said the Gaffer, and searched for the villain cuckoo.

Then hither and thither in every place
He poked his grey head and his old pippin face;
For still was he certain the bird was close by,
Though wherever he turned he was mocked by the cry.
He got in a rage, but his rage was in vain;
For wherever he turned still it mocked him again.
He stamped, and he struck the hard ground with his stick,
Crying, „Where dost thou hide thee, thou slanderous chick!"
„Cuckoo! — Cuckoo!"
„Drat thee and thy crew!
I could wring thy young neck — oh, thou villain cuckoo!"

Through the lane, through the wood, o'er the common he hies,
Yet in vain for a sight of a cuckoo he tries;
Although from each tree, ev'ry hedgerow and wall
As plain as could speck still he heard the bird call.
Then came home dull at heart, and as gloomy in thought,
Because that he 'd had all his trouble for nought;
But he there met a sight that night robbed him of life —
'T was the priest cheek by jowl with his pretty young wife!
„Cuckoo! — Cuckoo!"
Gaffer Gosling looked blue.
He had found out the nest of the villain cuckoo.

* * *

Hans Gänserich steht eines Sommertags auf,
Die Dachshosen nimmt er, das Sonntagwamms d'rauf —

Den Stab in der Hand, den Hut auf dem Zopf,
So eilt er vom Hauf', über Hals über Kopf.
Und Niemand vertrauet er, was er beginnt;
Doch weiß ich's: Er sucht, ob den Kukkuk er find't —
Denn neulich, wohin er ging, fern oder nah,
Der Unheilverkunder rief immer allda:
Kukkuk! Kukkuk!
Und fürder das Jahr durch mit ewigem Spuk
Verhöhnt den Hans Gänf'rich der böse Kukkuk.

Kaum that er zwei Schritte, nicht froh just gestimmt,
So steht er und schaut, weil er's wieder vernimmt,
Bald hier und bald da, bald ein wenig abseit,
Bald dicht vor der Nase, bald wieder gar weit.
Er sah nach den Giebeln und nieder zum Grund,
Doch nimmer die Spur von dem Kukkuk er fund.
Und kamen ihm Leut' aus dem Dorfe wohl nach,
So lachte scheer Alles und rief: Guten Tag!
Kukkuk! Kukkuk!
„Da hör' ich schon wieder den boshaften Spuk! —
Rief Hans — Ich muß ha'n den bösen Kukkuk!"

Nun fragt er bei seinem Gevatterémann traut:
„Wo hat nur der Kukkuk sein Nest sich gebaut?"
Der sagt: „Er ist lieber unsichtbar geheim
In freundlicher Vögelchen Nest, als daheim.
Dort bleibt Dir der Scheim nun, so lang's ihm zu Sinn,
Und läßt, fliegt er fort, einen Kukkuk wohl d'rin.
Den zieht dann das Vöglein auf, füttert ihn aus
Und hegt gleich der eigenen Brut ihn im Haus."
Kukkuk! Kukkuk!
„Potztausend! Da ist ja schon wieder der Spuk!"
Ruft Hans und sucht wieder den bösen Kukkuk.

So steckt nun bald hierhin, bald dorthin, erpicht,
Der Graukopf sein alt' Pomeranzengesicht;
Denn immer vermeint er: Nun hatt' er ihn doch,
Verhöhnt auch der Ruf ihn allüberall noch.
Da packt ihn der Zorn; doch der Zorn nutzt ihm nicht;
Nur immer und überall höhnt ihn der Wicht.
Da stampft er und stößt mit dem Stocke vor Wuth
Und ruft: „Wo versteckst du dich, schandliche Brut?"
Kukkuk! Kukkuk!
„Die Pest über dich, dein Geschmeiß und den Spuk!
Ich dreh' dir den Hals um, du böser Kukkuk!"

Auf Wegen und Stegen, durch Wald und durch Flur
Verfolgt er vergeblich des Kukkuksrufs Spur,
Obschon jeder Baum, jeder Heckzaun und Wall,
So deutlich, als sprach' er's, ihm zuträgt den Schall.
Nun kehrt er nach Hause, trübselig und matt,
Weil alle die Mühsal umsonst nur er hat'.
Da sieht er — vergeben scheer möcht' er vor Schmerz —
Ein Paff drückt sein Weibchen an Wang' und an's Herz!
Kukkuk! Kukkuk!
Hans Gänf'rich blickt scheel bei dem treulosen Spuk —
Jetzt weiß er das Nest von dem bösen Kukkuk.

Man glaubt in England, eine gewisse feine Hand in dem Werke zu erkennen; doch machen gar zu viele apokryphische Stellen so häufig wieder irre, daß man Bedenken trägt, die Autorschaft unwiderleglich feststellen zu wollen. Zuletzt finden wir noch den Wink, daß es fortgesetzt werden solle. Wir hoffen nur, daß es auch wirklich geschehe; denn über das Beste von Shakspeare's Leben fehlt es noch immer gar sehr an werthvollen Bearbeitungen. Es bedarf übrigens wohl nicht der Erinnerung, daß erst beim Regierungs-Antritte Jakob's I. Shakspeare und seine Freunde eine ordentliche Erlaubniß zu Aufführung ihrer Stücke erhielten, und zwar nicht bloß für das Globe-Theater auf der Uferseite, sondern für jede Bühne, die sie irgend passend fänden, — so daß die glorreichen Tage des Shakspeareschen Drama's eigentlich erst nach Elisabeth's Hintritte begannen. Damals gab es in London nicht weniger als sechs Bühnen, nämlich: Das Globe- und das Dominikaner-Theater (letzteres für Sommer und Winter), die Phönix-Bühne in Drurylane und das Privat-Theater im Salisbury, — ferner: Red-Bull in der St. Johannisstraße, Eigenthum der höheren Bürgerklassen, und das Fortuna-Theater, nächst Whitecroß-Street, für die unteren Klassen und demselben Alleyn gehörig, welcher das Dulwich-Hospital gründete. Stoff und Raum werden dem Verfasser hierbei schwerlich ausgehen; und wir dürfen gewiß noch gar manche angenehme Scene hoffen, wenn er Alles umfassen will, was zur Darlegung der Bühnenverhältnisse jener Zeit wesentlich mitwirken kann.

Frankreich.

Der Pflanzengarten zu Paris.

(Nach dem Journal des Débats.)

Als wissenschaftliche Anstalt hat der Pflanzengarten keinen Nebenbuhler zu fürchten; denn nirgends besteht ein Verein von Sammlungen, die in jeder Art für das Studium so vollständig und so vortheilhaft geordnet sind, und unmöglich möchte man einen allgemeineren Unterricht über alle Theile der Naturwissenschaften empfangen, als er durch die Bemühungen so berühmter Männer angeordnet ist, wie: Gay-Lüssac, Brongniart, Geoffroy-St.-Hilaire, Dúmeril, Jüssieu, Cordier, Mirbel, Chevreul, Blainville, Flourens, Valenciennes, Audouin, Friedrich Cúvier. In Hinsicht der Verwaltung läßt der Pflanzengarten Nichts zu wünschen übrig; die verständigste Sparsamkeit herrscht in allen Geschäftszweigen, und doch kennt Jeder die Eleganz der Gewächshäuser, der Ausstellungs-Galerieen und der anderen öffentlichen Gebäude, den Geschmack, welcher die Garten-Anlagen, wie die Anordnung der Menagerieen und der botanischen Schulen leitet.

Ein von Ludwig XIII. im Jahre 1625 gegründeter Pflanzengarten und ein einfaches Kabinet von Natur-Seltenheiten war ursprünglich die Anstalt, welche gegenwärtig alle Erzeugnisse des Erdballs vereinigt. Unter Büffon's Leitung gab es hier nur drei Lehrstühle, und der Flächenraum des Gartens betrug nur 43 Franz. Morgen; heute umfaßt er das Doppelte, und die Zahl der Lehrstühle hat sich verfünffacht. Seit 40 Jahren, aber ganz besonders unter Cúvier's Verwaltung, hat das Museum eine außerordentliche Ausdehnung und eine, man kann sagen, Europäische Berühmtheit erlangt. Alle große Spezial- und Entdeckungs-Reisen, die seit einigen Jahren unternommen wurden, haben zur Vermehrung der allseitigen Schätze, die es besitzt, noch beigetragen, und andererseits empfängt es in Folge der immer allgemeiner werdenden Verbreitung wissenschaftlicher Studien täglich und von allen Punkten Frankreich's lokale Sammlungen von großem Interesse. In ganz Europa, überall, wo wissenschaftliche Kultur in Ehren ist, machen sich Männer, die durch ihr Wissen, ihr Vermögen oder ihre gesellschaftliche Stellung hervorragen, eine Ehre daraus, zu seiner Bereicherung mitzuwirken; auch die von den Kammern bewilligte Beisteuer ist während der letzten Jahre sehr vermehrt worden. Die Galerieen waren gefüllt, die Treibhäuser unzureichend; heute sind große und schöne Gebäude aufgeführt für die geologischen, mineralogischen und botanischen Sammlungen, und man wird in den neuen Gewächshäusern auf freier Erde Bäume von 40 Fuß Höhe ziehen können.

Vierzehn wissenschaftliche Lehrvorträge werden jetzt im Pflanzengarten gehalten: menschliche und vergleichende Anatomie, vergleichende Physiologie, Zoologie, in vier Haupttheile gesondert, Botanik und Pflanzen-Physiologie, Feld-Botanik, Kulturlehre, Mineralogie, Geologie, allgemeine und angewandte Chemie. Die verschiedenen Kurse werden in der Regel von 1800 Studirenden gehört; die der Botanik und Chemie ziehen die größte Zuhörerzahl herbei. Das Amphitheater kann 1200 Personen fassen. Im Jahre 1833 stellten sich die Sammlungen so: Thierreich 152,000 Individuen oder Modelle; 350,000 trockene Pflanzen; 4500 Holzproben, Früchte und Sämereien; 60,000 Steine, Mineralien oder Fossilien. Diese Zahlen haben sich seitdem sehr vermehrt, da das Museum jetzt jährlich ungefähr 30,000 Gegenstände aller Art empfängt. Die Bibliothek enthält 30,000 Bände, fast alle für Naturwissenschaften. Eine große Zahl wissenschaftlicher Werke, welche in anderen Bibliotheken doppelt sind, fehlen in dieser; es würde zweckmäßig seyn, diese Doppel-Artikel zu reguliren, jetzt besonders, wo der Nutzen der besonderen Bibliotheken von Niemanden bestritten wird. Die vorzüglichste Sammlung der Museums-Bibliothek, die an Manuskripten und Werken aller Art so reich ist, bildet eine Sammlung Original-Zeichnungen auf Pergament, die von berühmten Künstlern entworfen sind. Sie ward im Jahre 1635 angefangen und vergrößert sich alle Tage. Diese Sammlung, in der sich die seltensten Pflanzen und Thiere dargestellt finden, besteht aus 80 Mappen, welche über 6000 Original-Zeichnungen enthalten. Man schätzt ihren Werth auf mehr als zwei Millionen. Nur 6000 Fr. sind der Bibliothek zu Ankauf von Büchern, Einbänden und laufenden Unterhaltungs-Ausgaben bewilligt — eine wahrlich nicht zu große Summe.

Ueber 12,000 Pflanzen-Gattungen werden jetzt im Garten gezogen. Nimmt man die Dubletten und Varietäten hinzu, so vergrößert sich diese Zahl bei weitem. Die an Ludwig XIV. geschickten Palmbäume sind noch vorhanden, eben so die große Fackeldistel, dieser Aelteste des Gewächsreiches, vor anderthalb Jahrhunderten in den Garten verpflanzt.

Für die botanische Schule bleibt Nichts zu wünschen; die Einrichtung in diesem Theile des Gartens ist höchst sinnreich: auf den Zetteln angebrachte Farben dienen zur Bezeichnung der Zier- und Gift-Pflanzen, so wie derer, die zur Arznei, in den Künsten und zu Nahrungsmitteln gebraucht werden; besondere Zeichen machen die einjährigen, zweijährigen, perennirenden, holzartigen kenntlich; auch die, welche auf freiem Boden, im erwärmten Gewächshause oder in den Orangerieen gezogen werden müssen. Mehrere Theile des Gartens sind vorzugsweise zu Baumschulen, wie zur Zucht grüner Bäume, Zier-, Nutz- und Arznei-Pflanzen bestimmt; eben so sind Wasserbehälter für die Wasserpflanzen da. Die Sammlung der von Brongniart, dem Sohne, geschenkten Pflanzenfossilien, die in Frankreich gebauten Getreidearten, die ausgezeichneten Früchte, die seltenen Holzarten, das aus 50,000 Arten bestehende allgemeine Herbarium, die besonderen Herbarien: geographische u. s. w., werden in den botanischen Galerieen aufbewahrt, so wie die auf den Unterricht in der Pflanzen-Physiologie bezüglichen Gegenstände. Die alten erwärmten Gewächshäuser sind niedrig und genügen nicht. Man zieht darin den Aegyptischen Papyrus, den Kokosbaum, die Vanille, den Kaffeebaum, mehrere Theearten, die Akazie, den Flaschenkürbisbaum, den Sagobaum und eine große Zahl anderer kostbarer Pflanzen, Bäume und Sträucher. Die neuen Gewächshäuser, wirkliche Glaspaläste, 60 Fuß hoch, werden durch Dampf und vermittelst einer sehr sinnreichen Vorrichtung erwärmt. Ein Bambusrohr, welches man in diesem Augenblicke dort zieht, hat im Laufe des Jahres einen Schößling von 18 Fuß getrieben. Pisang-, Zimmt- und Palmenbäume werden hier schon in freier Erde gezogen.

Von dem Reichthume der mineralogischen Sammlungen würde nichts eine Vorstellung geben; nur des riesenmäßigen Bergkrystalls, der über 800 Pfund wiegt, und des in der Provence gefundenen Meteorstein-Klumpens, dessen Gewicht 1200 Pfund übersteigt, wollen wir ehrenvoll erwähnen. Die zur Geologie gehörigen Proben sind methodisch und nach ihrem relativen Alter, d. h. chronologisch geordnet; denn die Wissenschaft kann heutiges Tages für jede Schicht der Erdrinde ein genaues Zeitalter nachweisen. Mehrere Säle sind für die fossilen Polypen, Konchylien, Pflanzen

und Wirbelthiere bestimmt. Dort finden sich die Mollusken, die Krustenthiere, die Zoophyten — diese ersten und geheimnißvollen Erdbewohner — die schönen fossilen Fische vom Monte Bosca, von Glarus, vom Libanon und aus der Pfalz, die in dem Gyps des Montmartre verborgenen Thierstücke, mehrere Theile des Mammuth aus dem Eismeere und des Mastodon aus dem Ohio, vom Präsidenten Jefferson und Herrn von Humboldt übergeben, endlich jene ganze riesenhafte Bevölkerung der Flötzgebirge, von der die Wallfische und Pothfische vielleicht nur späte Abarten sind; und alle die folgenden Geschlechter, deren Kenntniß so außerordentlich zu den Fortschritten der Naturphilosophie beigetragen hat. Herr Cordier will in den neuen Galerieen eine besondere Sammlung von Felsstücken, eine systematische Sammlung zum Studium der Gebirgsarten, eine Fossilien-Sammlung, nach dem relativen Alter geordnet, endlich geographische Sammlungen der Felsarten, welche zu allen den verschiedenen Bildungen gehören, die die Rinde unseres Planeten ausmachen, anlegen.

Zwölf Säle sind für die vergleichende Anatomie bestimmt. Man bewahrt darin die kostbare Schädel-Sammlung des Dr. Gall, eine Reihe Köpfe von Wirbelthieren und ganz besonders Menschenköpfe von verschiedenen Racen und Zeiten, Skelette und anatomische Präparate von fast allen bekannten Thieren, verschiedenalterige Fötus, Mumien, Fossilien und eine große Zahl Mißgeburten. Die Skelette des Zwerges Stanislaus, der Hottentotischen Venus und des Schwärmers Soliman Kalebi, Mörders des Generals Kleber, werden dort ebenfalls aufbewahrt.

Alle organische Wesen, von den Riesengestalten der Schöpfung bis zu den Konchylien und mikroskopischen Insekten, sind in den zoologischen Galerieen vereinigt; die Zahl der Säugethiere beträgt allein 5000. Von dieser glänzenden Sammlung der 10,000 Vögel, dieser Myriaden Insekten und dieser unzähligen Reihen Konchylien, Fische, Würmer, Madreporen und anderer mehr eine Vorstellung zu geben, davon muß man abstehen. Diese Galerieen stellen einen kurzen Inbegriff der Schöpfung, eine Welt im Kleinen dar, und wenn man sie fleißig besucht, so kennt man die Naturgeschichte weit besser, als wenn man Büffon, Lacepede und Latreille gelesen hat. Die lebenden Thiere sind bekanntlich in den Garten vertheilt. Die Aristokratie der Kraft findet sich durch Panther, Löwen, Tiger, Jaguare, diese Könige der Wüsten, würdig repräsentirt. Die Vogelhäuser sind mit seltenen Vögeln besetzt: Kondore und Geier, Adler und Kolibris, Perlhühner und Pfauen mit weißem Gefieder, Gold- und Silberfasanen, Strauße aus Amerika und aus der alten Welt, Kronenkraniche vom Senegal, Kasuare vom Indischen Archipel und von Neu-Holland; kurz, es fehlt Nichts. Die große Rotunde beherbergt in diesem Augenblick zwei Elephanten, einen aus Asien, den anderen aus Afrika, Zebus, einen Hemionus, mehrere Kameele, als Pferdearten Afrikanische Zebras, von denen zwei in dem Gebäude geboren sind; endlich einige Wiederkäuer des Hirschgeschlechtes und die Giraffe, welche seit ihrer Ankunft in Frankreich drei Fuß gewachsen ist. Ferner giebt's im Pflanzengarten einen Negrillo, einen besonderen Typus jener seltsamen Bevölkerung Neu-Hollands, der in Europa zum ersten Male erscheint. Die Fenster des Himmels könnten sich nochmals ungestraft öffnen; die Erde würde nach dem Verlauf wieder bevölkert werden, wenn nur das Museum vor der Ueberschwemmung bewahrt würde; nicht eine einzige Gattung würde beim Namensruf fehlen.

In keiner Zeit hat der Pflanzengarten ein so hohes Interesse wie jetzt dargeboten; so viel Thätigkeit hatte die Verwaltung seit Gründung der Anstalt nicht entwickelt. Jedoch halten wir es für zeitgemäß, einen Wunsch auszusprechen, nämlich ihre Sorgfalt in Betreff der allgemeinen nützlichen und praktischen Verbesserungen vermehrt zu sehen. Sie könnte nämlich einen Naturalisations-Garten gründen, um dem Anbau der für Künste, Industrie, Ackerbau und häusliche Oekonomie nützlichen Pflanzen eine größere Entwickelung zu verschaffen. Es würde alsdann dem Museum leicht seyn, beständigen Verkehr mit den Ackerbau-Gesellschaften und den Pflanzengärten der Provinz zu unterhalten und so bis zu den entlegensten Punkten Frankreichs die neuen oder wenig bekannten Arten zu verbreiten. Die Fortpflanzung des Kaffees in den Kolonieen und ganz kürzlich die des vielstenglichten Maulbeerbaumes, deren ganzer Ruhm dem Pariser Museum gehört, giebt das Maaß für die zu leistenden Dienste. Eine sehr kleine Zahl Auserwählter ist berufen, den Nutzen der hohen wissenschaftlichen Speculationen zu begreifen; die unergiebigsten Kenntnisse dagegen lassen leicht Anwendungen zu, die zum Gebrauch fürs Leben nützlich sind, weil da Alles handgreiflich und materiell ist. Es würde die Anpflanzung einer neuen Färbe- oder Spinn-Pflanze, einer der höheren Arten rother Rüben hinreichen, das Museum in ganz Frankreich nicht als einen zum Zeitvertreib der Pariser bestimmten Aufbau, sondern als eine Nationalstiftung zu betrachten. Die Verbesserung, welche wir wünschen, ist freilich schon da, aber nur im Keime; Samenkörner und einige Bäume sind umsonst an Privatleute, Baumgärtner und einige Besitzungen vertheilt; dagegen sind die Direktoren der öffentlichen Gärten zu Montpellier, Toulouse und Avignon seit einiger Zeit auf diesen Wunsch in gleicher Art eingegangen. Man muß also jenen Ausnahmefällen eine größere Ausdehnung geben, und die vortheilhaften Resultate, welche man hoffen darf, werden nicht ausbleiben. Die Verwalter des Pariser Museums sind von der Gesinnung, welche der Geist und die Bestrebungen der Zeit fordern, zu sehr beseelt, als daß sie länger anstehen sollten, einen rühmlichen Anfang zu machen. Die Baumschulen des Luxemburg sind großentheils dem Pflanzengarten überlassen; wenn es gelänge, einen Tausch zu bewirken mit den unbenutzten Ländereien, welche sich ganz in der Nähe dieses letzten Etablissements befinden, so würde sich der unmittelbaren Verwirklichung dieser großen Verbesserung Nichts entgegenstellen.

Mannigfaltiges.

— Französische Preis-Aufgaben. Unter den neuen Preis-Aufgaben, die Herr Charles Dupin am 30. Juni d. J. in der Französischen Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften verkündete, befindet sich auch eine, die uns sehr nahe angeht. Sie betrifft nämlich den größeren Deutschen Zoll-Verein und lautet folgendermaßen: „Welchen Einfluß hat der Deutsche Zollverband bereits gehabt, und welchen dürfte er in Zukunft noch haben: 1) auf den Wohlstand der betheiligten Völker, auf die Entwickelung ihres Gewerbfleißes und auf die Ausdehnung ihres innern Handels; 2) auf den Handel und den Gewerbfleiß anderer Nationen? 3) Welche analoge Vereine dürften in Folge des gegebenen Beispiels und vermöge der Nothwendigkeit, im Handel der Nationen ein neues Gleichgewicht herzustellen, wohl entstehen? 4) Welche Veränderungen werden aus dieser Art von Handels-Conföderationen für das System der Staatshaushalts-Gesetze hervorgehen müssen, die heutzutage die Völker beherrschen?" Der Preis beträgt 3000 Fr., und der Einsendungs-Termin ist auf das Jahr 1840 festgesetzt. Früher bereits hatte die Akademie, und zwar für das Jahr 1838, die Beantwortung der Frage ausgeschrieben: „Wenn eine Nation die Absicht hat, Freiheit des Handels zu gestatten, oder ihre Zollgesetzgebung zu modifiziren, welches sind zunächst die Thatsachen, die sie dabei zu berücksichtigen hat, um das Interesse der Produzenten mit dem der Masse der Konsumenten zu vereinigen?" Drei Schriften hatten zwar die Beantwortung dieser Frage versucht, doch keine derselben war auf die eigentliche Bedeutung der Sache eingegangen, und so glaubte denn die Akademie, jene Aufgabe, statt sie in der bisherigen abstrakten Allgemeinheit zu halten, lieber an etwas Reales zu knüpfen, das, wie der Deutsche Zollverein, die verlangten Thatsachen schon durch sich selbst darstellt. — Eine andere Frage, deren Beantwortung die Akademie im Jahre 1840 wünscht, lautet folgendermaßen: „Welche Fortschritte hat das Europäische Völkerrecht seit dem Westphälischen Frieden gemacht?" Mit diesem Fortschritte zugleich wird sich derjenige, den die Gesittung überhaupt seit zwei Jahrhunderten gemacht, nachweisen lassen. Denn das Völkerrecht, so oft man es auch in Kapitel und Paragraphen zu bringen gesucht, läßt sich doch kaum als etwas Konkretes bestimmen; es ist vielmehr zu allen Zeiten der allgemeinste Ausdruck der größeren oder geringeren Achtung gewesen, in welcher Menschlichkeit und Gesittung bei den Völkern gestanden. — Eine dritte Aufgabe endlich, mit deren Lösung sich die Akademie im Jahre 1840 beschäftigen will, betrifft die Frauen und verlangt eine „Geschichte des Successions-Rechtes der Frauen, sowohl in der bürgerlichen, als in der politischen Ordnung, wie dieselbe bei den verschiedenen Völkern Europa's im Mittelalter eingeführt war." — Für das Jahr 1839 hat dieselbe Akademie bekanntlich die interessante Frage über das Wesen der Deutschen Philosophie von Kant bis auf die heutigen Tage als Preis-Aufgabe bestimmt.

— Großer Hunde-Markt. Die Vendee ist zu allen Zeiten das klassische Land der Jagden gewesen. Keine andere Französische Provinz hatte so geschickte Jäger und zugleich so treffliche Jagdhunde aufzuweisen, wie diese. Besonders auf die Ziehung der letzteren wurde große Sorgfalt gewandt, und da die Hunde der Vendee bald auch in anderen Provinzen sehr gesucht wurden, so legte man daselbst förmliche Meiereien an, die sich ausschließlich mit der Veredelung der Hunde beschäftigten, welche letztere mitunter sehr theuer bezahlt und nach allen Gegenden ausgeführt wurden. Inzwischen hat es für die Käufer bisher immer große Unbequemlichkeiten gehabt, die ganze Provinz durchziehen und die Hundebesitzer aufsuchen zu müssen. Deshalb ist die Behörde des Ortes Bourbon-Vendee, in dessen Nähe die besten Hunde gezogen werden, auf den Einfall gekommen, einen förmlichen Hundemarkt einzurichten, der zweimal im Jahre am ersten Montage des Mai und am ersten Montage des Juli abgehalten wird. Der Markt, welcher eben im Juli stattfand, war sowohl von Verkäufern als von Käufern ungemein besucht. Es gewährte einen eigenthümlichen Anblick, als des Morgens früh von allen Landstraßen und Wegen die großen Koppeln prächtiger Hunde herbeiströmten. Der Markt fand auf dem alten Platze der Roche-sur-Yon statt, wo sich in früheren Zeiten die reichen Edelleute des Fürstenthums zu ihren Jagden immer versammelt hatten. Die Ordnung wurde nicht im Geringsten, und zwar auch nicht von Seiten der zahlreich versammelten Hunde, gestört. Selbst viele elegante Damen bewegten sich furchtlos durch die Reihen der muthigen jungen Thiere, die zwar den Ebern, Wölfen und Füchsen gefährlich sind, in feinerer Gesellschaft aber auch zu zeigen wissen, daß sie von der Französischen Galanterie ebenfalls Manches gelernt haben.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 89. Berlin, Mittwoch den 25. Juli 1838.

Frankreich.

Napoleon im Dauphiné.

Die Bewohner des Dauphiné haben eine stark republikanische Farbe. Bekanntlich bildeten sie bis zum Jahre 1340 einen unabhängigen Staat. Um die genannte Zeit wurden sie durch bloße Staatsmännische Taktik mit Frankreich vereinigt. Ein Jahrhundert später (1453) regierte sie jener finstere Geist, der Tiberius und Domitian der neueren Geschichte, welcher nachmals Ludwig XI. hieß. Ludwig hatte sich als Dauphin, von dem väterlichen Hofe flüchtend, in das Gebiet seiner Appanage gerettet. Man entriß es ihm wieder. Ein Jahrhundert lang bewiesen sich die Dauphinéer sehr kalt gegen Frankreichs Könige; darauf kam Lesdiguieres, der ein Leben lang als unumschränkter Gebieter über seine Landsleute schaltete, aber auch ihre Leidenschaften anzuregen und zu befriedigen verstand. Das kleine Volk war zu weit vom Hofe entfernt, als daß Richelieu seiner vollkommen Meister werden konnte, und außerdem mußte man die Dauphinéer, bei ihrer großen Hartnäckigkeit, schon deshalb mit Schonung behandeln, weil sie Nachbarn der mächtigen Herzoge von Savoyen waren.

.... Gestern, am späten Abend, erhielt ich einen Brief von Herrn E..., worin er mir meldet, daß er meinen Auftrag ausgerichtet habe, und daß ich heute Sonntag, um zehn Uhr Morgens, zu Lafrey vier Bauern finden würde, die vor 22 Jahren Zeugen davon waren, wie Napoleon, als er von Elba zurückkehrte, mit der Garnison der Stadt Grenoble zusammentraf. Dort wurde das Schicksal einer der abenteuerlichsten Unternehmungen unserer Zeit entschieden. Dieses Bataillon, abgeordnet von General Marchand, dem Kommandanten Grenoble's, sollte Napoleon den Weg versperren, und zwar in der Gegend, wo die Heerstraße zwischen dem großen See Lafrey und dem Berge eingeengt ist.

Um fünf Uhr des Morgens verließ ich bei herrlichem Wetter Grenoble, und um halb zehn befand ich mich schon auf der berühmten mit Felsen besäeten Wiese, die zwischen dem See, dem Flusse, der ihm entströmt, und dem Berge, zur Rechten der nach La Mure führenden Straße sich ausdehnt. Die Bauern erwarteten mich in dem Wirthshause von Lafrey, wo wir ein kurzes Frühstück einnahmen. Dann gingen wir gemeinschaftlich nach der ein paar hundert Schritte seitwärts liegenden Heerstraße und bezeichneten in der Nähe eines kleinen hölzernen Kreuzes mit einigen in die Erde gesteckten Weidenruthen die Stellung des Bataillons, welches General Marchand abgeschickt hatte. Das Bataillon lehnte sich mit dem rechten Flügel an den Berg; sein Centrum stand auf der Heerstraße, und der linke Flügel deckte einen kleinen Theil der Wiese, die nur zwei bis drei Morgen andes groß ist. Zur Linken des Bataillons floß in einiger Entfernung der Bach, welcher aus dem See tritt.

Am Vorabend des denkwürdigen Tages hatte Napoleon mit seinem Häuflein auf einem Hügel in den Umgebungen von La Mure bivouakirt. Der eigentliche Punkt der Vertheidigung gegen ihn war die Brücke von Ponthaut, eine Stunde südlich von La Mure. Diese Brücke wurde nicht besetzt. Napoleon machte sich um zehn Uhr Morgens auf den Weg; er kam durch die Dörfer Pierre-Châtel und Petit-Chat und zog dann die Straße nach Lafrey hinan, bis zu dem höchsten Punkte derselben, auf welchem er zuerst des Königlichen Bataillons ansichtig wurde. Frankreichs Schicksal und das seinige waren jetzt ihrer Entscheidung nahe.

Von dem eben erwähnten höchsten Punkte an senkt sich die Straße wieder gegen Lafrey, Napoleon rückte mit seiner kleinen Schaar noch eine kurze Strecke vorwärts; dann machte er eine Schwenkung rechts und nahm auf der Wiese eine Stellung ein. Die Zahl seiner Soldaten betrug kaum zweihundert; aber eine Menge enthusiastischer Landbewohner begleitete sie auf ihrem Marsche.

Nach viertelstündiger Rast schickte Napoleon den General Bertrand zu dem Königlichen Bataillone. Bertrand erkannte in dem Chef desselben einen Offizier, der mit in Aegypten gewesen und sogar von Napoleon dekorirt worden war; allein dieser Brave erklärte ihm, daß er, da Frankreich jetzt einem Könige unterthan sey, auf die Feinde dieses Königs feuern würde, wenn sie es unternehmen sollten, weiter vorzurücken.

„Wenn aber", fragte Bertrand, „der Kaiser in eigener Person vor Ihnen erschiene, was thäten Sie da? Würden Sie wohl den Muth haben, auf ihn zu schießen?"

„„Ich würde meine Pflicht thun"", war die Antwort.

Meine ländlichen Cicerone's versicherten mir, der General Bertrand habe noch einige andere Offiziere und sogar die Soldaten anzureden versucht. Dieses Verfahren würde sie eigentlich berechtigt haben, auf ihn zu feuern; so viel ist jedoch sicher, daß er unverrichteter Sache zurückkehrte. Es verging nun eine halbe oder, wie Andere sagen, eine ganze Stunde, ohne daß etwas Ferneres geschah.

Ohne Zweifel hatte General Marchand bei Organisirung des gegen Napoleon bestimmten Bataillons die tüchtigsten, ehrenfestesten Leute der Besatzung von Grenoble ausgesucht und den Oberbefehl einem der zuverlässigsten, für blinden Enthusiasmus unempfänglichsten Offiziere gegeben. Allein die Soldaten sahen ihren Kaiser schon seit einer Stunde, und zwar in der Entfernung eines Flintenschusses. „Wenn das ganze Bataillon gleichzeitig auf ihn feuerte", so mochten sie denken, „gewiß würde er dann fallen; und wie ruhig ist er dessenungeachtet! Er weiß recht gut, daß wir ihn nicht tödten werden."

Unterdeß füllte sich der Raum zwischen dem Kaiser und dem Bataillone mit einer Menge Bauern, die ihre Begeisterung offen an den Tag legten und viele Exemplare von Napoleon's Proclamation unter die Soldaten vertheilten. Plötzlich sah man einen jungen Offizier im Galopp von Lafrey heransprengen. Meine Bauern kannten seinen Namen nicht; aber wahrscheinlich ist es Herr Randon, der Adjutant des Generals Marchand, gewesen. Bald nachher schritt Napoleon dem Bataillon entgegen, öffnete seinen Ueberrock, deutete auf seine Brust und rief: „Wer unter Euch seinen Kaiser tödten will, der schieße zu!" Ein kleiner, aus wenigen Mann bestehender Vortrab war vor dem Bataillone aufgestellt. Der Adjutant kommandirte: „Legt an! — Feuer!" Einer der Soldaten stand in halber Schußweite von Napoleon und hatte auf ihn angelegt. Bei dem Kommando „Feuer!" drehte er den Kopf um und sagte: „Ist es mein Bataillons-Chef, der mir zu feuern gebietet?" — „„Feuer, sag' ich!"" wiederholte der Adjutant. Der Soldat versetzte: „Ich werde schießen, wenn mein Bataillons-Chef mir Feuer zu geben befiehlt." — Der Chef wiederholte das Kommando nicht; der Soldat schulterte wieder.

Dies war, wie ich glaube, der entscheidende Augenblick.

Der Bataillons-Chef, tief bewegt von den Worten des Kaisers, welcher ihm die Schlachten Aegyptens ins Gedächtniß rief, wehrte dem Kaiser nicht, näher zu treten. Napoleon erinnerte ihn an Manches, was den Chef persönlich betraf, und umarmte ihn endlich. In diesem Augenblick riefen die Soldaten, die bis dahin jeder Bewegung Napoleon's mit begierigen Blicken gefolgt waren, wie aus Einem Munde: „Es lebe der Kaiser!". Die Bauern wiederholten den Ruf, und Alles war beendigt. Kein Auge blieb ohne Thränen, und bald kannte der Enthusiasmus keine Gränzen mehr. Die Soldaten umarmten die Bauern und sich unter einander.

Als der Adjutant des Generals Marchand sah, was für eine Wendung die Dinge nahmen, wollte er ohne Zweifel seinen General vorbereiten und spornte sein Pferd an, um Lafrey im Galopp zu erreichen. Vier reitende Grenadiere setzten ihm nach, und er mußte bald im gestrecktesten Galopp reiten, um nicht überholt zu werden. So kam er durch Vizille, immer mit den vier Grenadieren, welche die dreifarbige Kokarde trugen, hinter sich. Die ganze Bevölkerung der Stadt sah aus den Fenstern und begriff das seltsame Schauspiel nicht; der Adjutant jagte im Galopp die Berg-Straße nach Jarry hinan und wäre hier sicherlich ereilt worden, wenn er nicht plötzlich einen schmalen Seitenpfad eingeschlagen hätte, auf welchem die ermatteten Pferde der Grenadiere ihm nicht zu folgen vermochten. So war der Adjutant gerettet.

Jedermann weiß das Uebrige. Als der Kaiser auf Grenoble zu marschirte, begegnete er Herrn von Labédoyère und seinem Regimente in der Ebene von Eybens. Oberst von Labédoyère war seit zwei Tagen von Chambéry angekommen und hatte von General Marchand den Befehl erhalten, das Bataillon von Lafrey zu verstärken.

An demselben Abend, um die neunte Stunde, kam der Kaiser vor dem Bonne'er Thore an. Seine Soldaten machten an jenem Tage dreizehn Post-Meilen. Es war sehr kalt und windig zugleich.

Es ist ein ganz eigenthümlicher Zug in dem Charakter der Dauphinéer, daß sie nur dann aufmerksam und nachdenklich aussehen, wenn sie sehr bewegt sind. Ein unerfahrener Beobachter würde an jenem ganzen Tage in Grenoble nichts Außerordentliches bemerkt haben. Die Soldaten vollzogen lächelnd die Befehle, die man ihnen gab. Als die Kanoniere den Artillerie-Park auf dem Walle links von dem Bonne'er Thore aufpflanzten, sagten sie ganz naiv: „Diese Kanonen werden keinem Menschen ein Leid anthun." — „„Das ist sehr natürlich, denn das Pulver ist naß"", entgegneten die umstehenden Bürger. Man sprach aus Vorsicht undeutlich, aber man verstand sich mit den Blicken. Um neun Uhr saß der Kaiser in der Entfernung eines Pistolenschusses vom Walle, und kein Mensch dachte daran, ihn dort zu molestiren.

Napoleon hatte an demselbe Tage schon in einer Gefahr geschwebt, die, meines Wissens, nur Wenigen bekannt worden ist. Er machte nämlich auf dem Marsche nach La-Mure vor einem an der Landstraße belegenen Hause Halt, dessen Besitzer, ein ehemaliger Militair, eine Frau aus einer angesehenen Familie geheirathet hatte. Dieser Mann glaubte, das Glück werde ihm zeitlebens hold seyn, wenn er den für vogelfrei erklärten Usurpator aus der Welt schaffte. Er nahm seine Flinte, stieg auf den Boden des Hauses und hatte schon auf Napoleon angelegt; aber der plötzliche Gedanke, die Soldaten des Kaisers würden in ihrer ersten Wuth seine im Erdgeschoß zurückgebliebene Familie niedermetzeln, bestimmte ihn, den blutigen Vorsatz wieder fahren zu lassen.

Das Bonne'er Thor war verschlossen; allein es wich bald einigen Artschlägen, die theils von Außen, theils auch von Innen erfolgten. Napoleon zog sehr ermüdet in die Stadt ein und übernachtete in dem Zimmer, wo ich dieses schreibe. Der Wirth des Gasthofes war damals ein gewisser La-Barre, ein Soldat von der Aegyptischen Armee; er ist später bankerott geworden, weil er Napoleon mit Enthusiasmus aufnahm.

Was auch die Herren sagen mögen, die in mehr oder weniger hochtönenden Phrasen eine Geschichte schreiben, ohne das Weichbild von Paris zu verlassen — so viel ist ausgemacht, daß man an jenem Tage in Grenoble kein äußeres Zeichen des Enthusiasmus bemerkte, während eine fast bis zur Tollheit gesteigerte Begeisterung an vielen anderen Orten des Dauphiné sich kund gab. In Grenoble schienen die Leute nur neugierig zu seyn; es war hier ungefähr, wie an den Juli-Tagen in Paris, wo die niedere Klasse ihrem Gefühl allein folgte, ohne die Stimme der Klugheit zu berücksichtigen. Viele Grenobler sagten unter einander: „Der Kaiser kann in Lyon von der Armee, die sich dort zusammenzieht, gefangen genommen werden; die Kugel eines royalistischen Soldaten kann ihn treffen, und in diesem Falle wird es hier militairische Komissionen geben, ehe vierzehn Tage vorüber sind." Um die Mittagszeit des anderen Tages hielt der Kaiser auf dem Platze Grenette Heerschau; die Begeisterung der Truppen kontrastirte auch da wieder lebhaft mit der Kälte der Einwohner; doch hatten auch Einige von den Letzteren alle Vorsicht vergessen und folgten nur der Eingebung ihres Herzens.

(Courrier français.)

Eine Improvisation des Herrn Eugen v. Pradel.

Herr Eugen von Pradel, der Französische Sgricci, der jetzt eine Kunstreise durch Frankreich macht und überall mit großem Beifall aufgenommen wird, hat bei dieser Gelegenheit einige Trauerspiele improvisirt, die von Stenographen vollständig nachgeschrieben worden sind. In Troyes wurde ihm unter Anderem die bekannte Katastrophe des Cinq-Mars als Gegenstand eines Drama's aufgegeben, und besonders bei dieser Gelegenheit löste der Improvisator seine Aufgabe auf eine sehr geschickte Weise. Französische Zeitschriften theilen aus dem nachgeschriebenen Drama mehrere Episoden mit, die in der That, wenn man nicht unbilligerweise zu große Anforderungen an solche Erzeugnisse des Momentes macht, vielfach überraschen. Wir wählen daraus zur Probe die Scene zwischen Ludwig XIII. und dem Kardinal Richelieu, in welcher der Letztere den König den Befehl zur Anklage — was so viel hieß, als das Todes-Urtheil — des Oberstallmeisters und Günstlings unterzeichnen ließ:

Louis XIII.

Rien n'accuse Cinq-Mars; je crois à l'innocence
De mon grand-écuyer; pour l'honneur de la France,
On devait le laisser libre ... Je le voulais!

Richelieu.

Sire, vous le voulez; moi, je le dévoilais;
Moi, je le déclarais félon, perfide et traître;
Et comme, au nom du Roi, je suis encore maître,
Je l'ai fait arrêter et jeter dans les fers.
Vous pouvez nous juger ...

Louis XIII.

C'est trop d'affronts soufferts!
Il nous faut en finir, Cardinal, je vous prie.
Vous pouvez vous charger du soin de la patrie,
Avec nos alliés prévenir tout débat,
Régler mes intérêts, administrer l'état;
Mais de mes vrais amis soyez l'ami sincère:
Qui peut les outrager est sûr de me déplaire.

Richelieu.

Sire, j'ai réfléchi ... souffrant et déjà vieux,
A grand tort sûrement j'ai fait des envieux.
Permettez qu'à mon tour mon coeur se satisfasse:
J'ose vous demander, Sire, une seule grâce.
Accablé, défaillant, sur les bords du cercueil,
Je rencontre à la cour plus d'un fâcheux écueil,
Sire, permettez-moi de quitter la partie;
Que quelqu'autre à son tour serve mieux la patrie,
Par exemple Cinq-Mars! ... Il vous est dévoué ...
Et, quoique selon moi mon rival ait joué
Le rôle d'un méchant; vous le pourrez absoudre ...
Grand roi, je ne suis rien, et vous portez la foudre.
Je me retire ... Hélas! c'est un dernier adieu;
Adieu, Sire, je pars ...

Louis XIII.

Non, restez, Richelieu.

. . . . . .

Richelieu.

Sire, je le veux bien; mais pour prendre un parti,
C'est à condition que Cinq-Mars soit puni.

Louis XIII.

Puni!

Richelieu.

C'est mon devoir: si vous êtes le maître,
Moi je dois être juste, et je punis un traître.

Louis XIII.

Mais, pour mettre Cinq-Mars sur un pareil chemin,
Il faut avoir, du moins, les preuves à la main,
Et je dois, avant tout, écouter la justice.

Richelieu.

Il est vrai; c'est pourquoi j'exige qu'on sévisse.

Louis XIII.

Votre haine toujours à son front s'attacha ...
Mais je veux un écrit, des preuves ...

Richelieu.

Les voilà!
Lisez, Sire, lisez; la pitié qui vous gagne
S'effacera devant ce traité de l'Espagne.
Vous verrez quels sujets, Sire, nous ont trahis,
Et comme à l'étranger on vend notre pays!
Les traîtres vous sont chers, et moi qu'on abandonne,
Moi, ce vieux Richelieu, je défends la couronne.

Louis XIII.

Quoi! traître ..., lui! Cinq-Mars!

Richelieu.

Sire, vous le voyez ...
Pourtant mes cheveux blancs étaient humiliés ...
Quand vous n'aviez pas cru mon ennemi coupable;
De l'accuser à tort on me croyait capable!
Eh bien! sire, je reste ... et je sais obéir,
Moi, qui ne sus jamais comment on peut trahir.
Mais vous sentez qu'il faut, justifiant ma haine,
Qu'un traître à ses serments subisse enfin sa peine.
Sire, ou vous m'éloignez, ou vous signez l'arrêt
De mettre en jugement Cinq-Mars; ... le voilà prêt.

Louis XIII.

Comment! je ne puis pas exercer ma clémence!

Richelieu.

Vous devez, avant tout, Sire, sauver la France.

Louis XIII.

Allons! je vais signer ... vous êtes le plus fort,
Et puisqu'il m'a trahi (*signant*), qu'on le juge.

Richelieu (*à part*).

Il est mort!

Bibliographie.

Mémoires secrets de 1770 à 1830. — Vom Grafen von Allonville. Erster und zweiter Theil. 7½ Fr.

Montbrun, ou les Huguenots en Dauphiné. — Von C. Badon. 2 Bde. 15 Fr.

Seule au monde. — Von A. Brot. 2 Bde. 15 Fr.

Choix de Chroniques etc. — Négociations du président Jeannin. — Von J. A. C. Buchon. 10 Fr.

La femme du progrès, ou l'émancipation. — Von der Baronin von Carlowitz. 2 Bde. 15 Fr.

Influence de l'opium et de la saignée sur les Contractions Utériens. — Von C. Chailly.

Une soirée en famille. — Von der Prinzessin von Craon.

Archives curieuses de l'histoire de France. — Von F. Danjou. Vierter Theil 7½ Fr.

Dante, L'enfer. — Uebersetzung in Versen von J. A. Mongis. 6 Fr.

Dobel, P. (Conseiller du collége de Russie), Sept années en Chine. — Aus dem Russischen. 6 Fr.

Grandeur de la vie privée. — Von H. Fortoul. 2 Bde. 15 Fr.

Les Francs Taupins, hist. du tems de Charles VII. — Von P. L. Jacob. 6 Bdchen.

Lettres à mes filles sur mes voyages en Sibérie et en Chine. 1833—1834. — Vom Grafen C. von Sainte-A. Lille.

Frère et soeur. — Von A. Luchet. 2 Bde. 15 Fr.

L'amant de ma femme. — Von M. Perrin. 2 Bde. 15 Fr.

Abrégé de l'histoire de voyages modernes dans les cinq parties du monde. — Von E. E. Piton. Dritte Aufl. 2 Bde. 6 Fr.

Mémoires sur Talleyrand. — Von Ch. Place und J. Florens. 4 Fr.

La chronique du Palais-de-Justice. — Von H. Raisson. Erster und zweiter Theil. 15 Fr.

Schweiz.

Das literarische Leben in Genf.

(Fortsetzung.)

Wirkt schon die Verfassung schädlich auf die Ausbildung der Wissenschaft und Kunst, so thut dies noch in höherem Maße der Charakter des Volkes, wie er durch das religiöse Leben gebildet worden ist. Wie ist die Kirche Genfs entstanden? Vor 300 Jahren dekretirte der Verwaltungs-Rath die Reformation, und seit dieser Zeit ist der Calvinismus die Triebfeder zu Allem, was Gutes und Böses im Lande geschehen ist. Die kalten, grübelnden Untersuchungen des Dogmatismus, die puritanische Nüchternheit, welche den Enthusiasmus tödtet, die Vorliebe für kleinliche, trockene Lehrsätze, mit einem Worte, der Calvinismus in seiner ascetischen Gestalt hat der Wissenschaft das unvertilgbare Siegel der Dürftigkeit aufgedrückt. Dreihundert Jahre sind es, daß die poetischen

Elemente vom Glauben schwanden, die Meisterwerke der großen Maler aus den Kirchen entfernt, der Weihrauch dem Altare entzogen und die Gottesverehrung von Gefühl und Begeisterung auf die kalte Verstandesbetrachtung zurückgeführt wurde. Man schloß die Theater, wo die Wahrheit lachend gesagt wurde; strenge Gesetze ergingen über die Toilette der Frauen; das seidene Gewand wurde durch Wolle ersetzt, und die einfache Verkündigung des Wortes verdrängte den Pomp des katholischen Gottesdienstes. Der Calvinismus — wir sagen nicht der Protestantismus — mit einer Reflexion ist zugleich mystisch, aber seine Mystik offenbart sich den Sinnen durch kein Bild und schwachen Geistern durch eine Allegorie. — Es ist eine auffallende, aber nach dem Gesagten nicht schwer zu erklärende Wahrnehmung, daß die Genfer Dichter ihre glücklichsten Productionen aus einem dem Calvinismus fremden Ideenkreise genommen haben.

Luther, diese durch Enthusiasmus und Gedanken-Reichthum gleich mächtige Erscheinung, faßte bei weitem richtiger das Wesen der Reformation. Weit entfernt, die schönen Eigenschaften der menschlichen Seele zu leugnen oder zu ächten, dankte er für dieselben seinem Schöpfer und verehrte ihn in den beiden schönsten Sprachen des Menschen, der Musik und der Poesie. Aber zu Genf war es die jüdische Auffassung des Gottesgebotes, welche mit einem Schlage den Ruhm eines ganzen Geschlechts vernichtete und noch heute in die Versuche der Kunst und Wissenschaft den Samen der Unfruchtbarkeit trägt. — Doch gerade diese Versuche zeigen, daß Genf trotz seiner materiellen Richtung einen unverwüstlichen Reichthum an Phantasie besitzt, obgleich dieselben dem Gesetze nach als illegitim angesehen werden müssen; aber warme Naturen verlieren nicht sobald den Muth. Für solche Geister kann es indessen der Natur der Sache nach nur zwei Wege geben. Wollen sie dem Banne entgehen, so müssen sie sich aller Vorzüge ihres Genius entkleiden und, die eng geschnittene Landestracht anlegend, sich zu der hergebrachten Handwerks-Methode verstehen oder sich ausschließlich dem Gelehrtenfache widmen. Haben sie so den höheren Flug ihrer Gedanken unterdrückt, so müssen sie zufrieden seyn, ohne Auszeichnung in die Reihe ihrer Mitbürger zurücktreten zu können und, wenn sie in erlaubter Form die Erzeugnisse ihres gebildeten Geistes spenden, auf einen anderen Ruhm Anspruch zu machen, als in dem beschränkten Kreis eines Salons oder in den Spalten eines ephemeren Journals genannt zu werden, fern davon, auf ihre Zeitgenossen umgestaltend einzuwirken. Wem dies bescheidene Loos geworden, kann ein beliebter Stadtpoet, ein glücklicher Privatmann werden. Aber selbst dieses Geschick ist Vielen unter ihnen nicht einmal aufbehalten. Es giebt Künstler, welche der straffe Zügel ungeduldig macht, Dichter, welche über die Menge zu herrschen sich berufen fühlen und in seinen Zirkeln nicht die Ohrenrauner zu machen verstehen, junge Brauseköpfe, die, von dem Weihrauch des Ruhmes berauscht, über die Gränze des Erlaubten sich fortreißen lassen, und beharrliche Charaktere, die durch den Widerstand erst muthiger werden. Solche Menschen, verspottet oder gegeißelt von einer Welt, die sie fürchtet, von Koterieen, die mit vornehmem Dünkel auf sie herabsehen, in ihrer Eigenliebe, ihren Bestrebungen und Interessen gekränkt, geben, zum Aeußersten getrieben, ihr Vaterland auf oder werden endlich besiegt und gehen mit gebrochener Kraft für die Poesie verloren. Daher stammen zwei Literaturen, eine, welche Genf duldet, nachdem es ihr die Flügel beschnitten, und eine zweite, welche Genf geißelt und aus seinem Weichbilde treibt. Diese ist die bessere; auf der einen Seite Männer, deren Leben friedlich und arbeitsam, deren Werke glanzlos, doch zuweilen ernst und zweckmäßig, aber stets von einem Zuschnitt, der sich mit ihrer Stellung im Staate verträgt. Auf der anderen Seite junge Leute, Dichter-Talente, einige mächtige Productionen, aber nicht selten auch hypergeniale, unreife Versuche, immer feurig, enthusiasmirt, brausend, mitunter genial, elegisch und nie ohne Leichenstein und Liebstengrab. Wir wollen nur einige Namen der patentirten Literatur durchgehen und vielleicht in einer späteren Darstellung die traurige Pflicht, von der anderen zu sprechen, erfüllen.

Als Häupter der schönen Literatur sind die Herren Petit-Senn und Chaponnière zu betrachten, zwei Männer, welche Selbstbeherrschung genug besaßen, im Geleise des Erlaubten zu bleiben. Mit dem Motto: „ländlich, sittlich", haben sie sich einen so engen Kreis poetischen Schaffens gezogen, daß das Genfer Publikum ihnen allen Dank schuldig ist. Seiner Anerkennung verdanken sie auch das Scepter, welches ihnen nicht streitig gemacht wird, und führen es mit solcher Bescheidenheit, daß sie es nur gegen die abenteuerlichen Versuche der jungen Dichter ihres Landes umwenden, indem sie mit nie ermüdender, wahrhaft väterlicher Geduld sie auf gute Wege zurückzuführen bemüht sind. Es ist ein charakteristischer Zug, daß diese friedlichen Jünger Apoll's ihre Mußezeit einträglichen bürgerlichen Beschäftigungen gemidmet und ihre schönsten Lieder in ihrem maison de roulage empfangen haben. Seit langer Zeit das glänzende Gestirn aus einer ganzen prangenden Pleiade von Lyrikern und Novellisten, haben sie ihre Vaterstadt mit manchem Werke von Geist und gutmüthiger Ironie beschenkt, mit Erzählungen, worin Natürlichkeit und Anmuth sich die Hand reichen, mit fröhlichen Satyren, denen die Galle fehlt, und Gesängen, deren einige sogar in Frankreich zu den Volksliedern gehören. Wie bei allen Nationalitäten, welche ihren angeerbten Gewohnheiten treu blieben, behauptet auch in der Literatur Genfs das Lied eine vorzügliche Stelle. Ganz dieselbe Erscheinung zeigt sich in der Bretagne, in Tyrol, in Schottland, überall, wo die Tradition in Ehren gehalten wird, und wie die Gesänge dieser Völker, haben auch die Genfs meist eine historische Veranlassung und gewinnen erst an Verständlichkeit und Schönheit durch die Kenntniß der Landessitten. Wir haben schon gesehen, wie das Leben der Genfer stets ein Abdruck ihrer politischen Verfassung war. Sowohl frei als abhängig war Genf eine Aristo-Demokratie, und zwar war dieses Aristo eine auf seine Rechte stolze und eifersüchtige Kratie. Wo allgemeine Versammlungen eingeführt waren, gab es auch immer Einzelne, die sich zu Häuptern und politischen Lehrern des Volkes aufwarfen, damit dasselbe die Rechte und Interessen seines Vaterlandes kennen lernte, und im Gegensatz bildeten sich dann Lokal-Versammlungen, um das oligarchische Haupt in gehöriger Abhängigkeit vom Rumpfe zu erhalten. Lange vor den Rundköpfen und Jakobinern herrschte das Klub-Wesen unter den Bürgern von Genf. Die Eidgenossen, die Mamelus, welche mit den Revolutions-Männern in Großbritanien in keinem Zusammenhange stehen, nannten ihre Versammlungen Zirkel, eine Benennung, die ihnen bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Den Frauen war der Eintritt in die Zirkel versagt, und daher schreibt sich der Mangel an einem rechten geselligen Verbande zwischen den beiden Geschlechtern, den man noch jetzt den Genfern zum Vorwurf macht. Französisches Nivellement brachte zwar auch hierin entschiedene Aenderung hervor, aber die äußere Form ist geblieben. Als auf die Demokratie das Repräsentativ-System folgte, hörte das politische Interesse auf, die Zirkel zu beschäftigen, die nun ihren Charakter änderten, zu Ressourcen und Theekränzchen wurden, wo gemeinsames Essen, Trinken und Lachen das Hauptgeschäft wurde. Bald sehnte man sich nach einem bestimmten Zweck, erhob sie zum Sitze des Gesanges und die Herren Petit-Senn und Chaponniere zu dessen ersten Ministern. — Die Lieder Genfs gleichen denen Desogiers; sie sprudeln wie der Wein, der sie gebiert, und haben keinen größeren Ernst als die lachende Moral Anakreon's. Selten versteigen sie sich zu den Höhen des Dithyrambus, nur lachend sprechen sie von Politik, und ihre Klänge haben niemals den mahnenden und melancholischen Ton der Oden von Béranger, einfach, schäkernd, voll Fluß und Leben, durch kindliche Sorglosigkeit, zuweilen durch freundliche Würde anziehend. Herr Petit-Senn ist Meister in dieser Gattung.

Auch Herr Töpfer ist ein Dichter, der sich nach dem Geschmack seiner Mitbürger zu richten weiß, aber in einer anderen Sphäre als die beiden genannten. „Dies sind nur geistreiche Plebejer, die da sind, zu singen und zu lachen oder durch ihre launigen Einfälle und Impromptü's Andere zum Lachen zu bringen. Aber der Unterschied von Hoch und Niedrig, der in allen Verhältnissen Genfs hervortritt, konnte auch im Bereiche der Poesie nicht ausbleiben. Die vornehme Welt mochte sich nicht mit so gemeiner Kost abfinden lassen, sie bedurfte studirter Leute, geschraubter Phrasen, ihr die Abende genußreich zu machen, destillirter Erzeugnisse in gelbem Journal-Umschlage, um für salonsfähig zu gelten. Herr Töpfer vereinigt alle diese Anforderungen in seiner Person und ist daher der Modedichter, der Gentil-Bernard der aristokratischen Zirkel, der Mann mit überzuckerten Redensarten, pretentiösem Styl, der Meister Klingsohr, der keinen Zunftgenossen neben sich aufkommen läßt. Dafür ist auch der Ruhm des Herrn Töpfer gegründet; er ist zehn Meilen in der Runde bekannt. Sein Dichter-Talent befaßt sich mit kleinen Romanen, kleinen Journal-Artikelchen, allerhand epigrammatischen Sächelchen und mit Kritiken über Literatur und Malerei mit unglaublicher Elastizität. Er schreibt immer mit Pointen, zuweilen nicht ohne Glück und hat bei allen Verdiensten das Hauptverdienst, daß er der unschuldigste aller Menschenkinder, ein Adam im Garten der modernen Literatur ist, von der er auch nicht das Geringste gekostet hat. Er zeigt einen heiligen Schauder vor allen Neuerungen und hat sich damit die allgemeine Achtung der Genfer und eine Professur der schönen Wissenschaften erworben. Herr Töpfer schreibt in der Manier Sterne's, was aber nicht sagen will, wie Sterne; er liebt die detaillirten Beschreibungen, das kleinliche Ausmalen, zeigt eine große Armuth, vielleicht Sparsamkeit an Gedanken, aus Rücksicht für sein Sybaritisches Publikum, und noch größere Sparsamkeit mit Seitenzahlen; denn sein längster Roman beträgt 100 Seiten. Uebrigens schreibt er ohne Tendenz, macht Jagd auf Originalität und erbeutet Manier, setzt auch nicht das geringste Nachdenken voraus und entspricht so den Anforderungen der gebildeten Genferinnen.*)

Einen wohlthätigeren Eindruck macht Madame Tourte-Cherbuliez, die bei einer liebenswürdigen Persönlichkeit eine Dichterin voll Anmuth ist. Den Gegenstand ihrer Schriften bilden die Erziehung und Unterhaltungen der ersten Kindheit, und dies allein verdient schon Hochachtung, wenn man sich dem heiligen Geschäfte der Menschenbildung zu widmen so entschiedenen Beruf fühlt. Dabei ist Madame Tourte-Cherbuliez weit entfernt von dem Anmaßenden der neueren Pädagogen, hält sich zu keinem System und keiner gelehrten Gesellschaft, der sie nur Ehre machen würde, und hat ihren Erziehungsplan einzig aus ihrem mütterlichen Herzen; an der Wiege ihrer Säuglinge entquollen die Gedanken, welche den Schmuck einer jeden Jugendschrift ausmachen würden. Bekannt ist ihr „Tagebuch Amalien's" oder Herzensergießungen eines jungen Mädchens. Man trifft darin Gedanken

*) Der Französische Verfasser dieses Artikels, der sein Lob nur ungern spendet und bei aller Unparteilichkeit gegen die Genfer doch durch unbedingte Anerkennung seine eigenen Landsleute zu benachtheiligen meint, thut namentlich dem Herrn Töpfer Unrecht. Herrn Töpfer kennen die Leser des „Magazins" aus früheren Jahrgangen, und wir verweisen namentlich auf die Skizze „Erziehung und Gefangenschaft", die kein Französischer Schriftsteller durch humoristische und gedankenreiche Darstellung so leicht übertreffen wird.

von wunderbarer Frische, einen reinen, jungfräulichen Styl, und die einfache Handlung, an welche sich diese Betrachtungen anreihen, ist von hohem Interesse. Einen wunderbaren Schatz erschließt diese Seele der Jungfrau mit ihrer kindlichen Unwissenheit, ihren Vorurtheilen, ihren Thränen, ihren Gebeten und Wünschen, ihrer bereuten Liebe, und man kann der Verfasserin nur verdientes Lob spenden, daß sie solche kostbare Perlen aus dem Grunde ihrer Seele heraufzuholen unternahm. Schimmernde Phantasie und ausgezeichnete Kenntniß des menschlichen Herzens treten überall hervor. Demnach muß man sagen — und mögen die Schriftstellerinnen Frankreichs uns dies Wort verzeihen — daß Madame Tourte-Cherbuliez das in unseren Tagen seltene Beispiel einer Seele giebt, deren starke, fast männliche Begeisterung ihren häuslichen und Familien-Tugenden keinen Abbruch gethan hat. Ich gestehe, es war ein sonderbarer Einfall, dessen ich mich aber nicht erwehren konnte, nach dem Tagebuche Amaliens die Corinna der Frau von Staël zu lesen und mich beim Anblick der tragischen Schmerzen Corinna's zu fragen, ob diese Gegensätze nur durch Zerreißung der süßesten Bande gelöst werden könnten? Mir schien es, als wenn die Genfer Dichterin in ihrem Lebensgange als Jungfrau, Gattin und Mutter die schöne Skizze von Lucie Edgeumont realisirt hätte, und ich bin stolz darauf, den unglücklichen Verirrungen, welche die Familie auflösen, eine Frau entgegenstellen zu können, die bei hohen Gaben sich glücklich fühlt durch ihre Dunkelheit und im stillen Kreise der Ihrigen die Pflichten der Hausfrau bescheiden übt.

Daß die Wissenschaften, welche einen positiven Zweck aufs Leben und den Staat haben, in Genf vorzugsweise und mit einem gewissen Erfolge kultivirt werden, läßt sich aus dem Obigen leicht schließen, und mit gleichem Rechte, daß die Gränzen der Wissenschaften sehr eng gezogen, kühne Hypothesen, geistreiche Corollarien und entlegene Folgerungen gänzlich ausgeschlossen sind. Genfs politische Schriftsteller fühlen ferner kein Bedürfniß, in den Prinzipien schnell und oft zu wechseln, wie es in anderen Ländern jetzt der Fall ist, und obgleich ihren literarischen Bemühungen kein großer Lohn am Ziele winkt, so lassen sie es doch aus natürlich guten Anlagen nicht an Forschungen, ja Förderungen fehlen, folgen, keineswegs mit lebhafter Sympathie, sondern mit mathematischer Gemessenheit der Entwickelung des modernen Staatslebens in einer Art von Glauben an dessen Perfektibilität. Neue Systeme werden daher wohl zur Prüfung zugelassen, aber einer strengen Kritik unterliegend und häufig von dem Niveau der couranten Ideen verworfen, gehen sie als Torso, ihres poetischen Anfluges beraubt, oft verständiger aus dieser Verwerfung hervor. Dies hat in einer Art sein Gutes. Die Musterung der Genfer Publizisten läßt sich mit den Sonnen-Teleskopen vergleichen, welche dem Auge des Beobachters den Stern dunkel und strahlenlos darstellen, aber gerade für die astronomische Untersuchung geeignet, nachdem der Glanz zertheilt ist. — Unter ihnen erwähnen wir Herrn Pautet, den Verfasser eines „Handbuchs der Staats-Oekonomie", der seinem Styl zwar keinen Französischen Fluß zu geben vermochte, aber die Mängel desselben durch Sinn und Schärfe des Urtheils ersetzt. Ihm diese Eigenschaft abzusprechen, würde Niemanden einfallen, wenn er in seinem Buche nicht die beiden widersprechenden Ansichten durchführte, daß die Französische Industrie ihre Entwickelung dem Zoll- und Sperr-Systeme verdanke, und daß Industrie und Handel nur in dem Schoße der vollkommensten Freiheit, unbeschränkt durch Alles, was Monopol heißt, gedeihen könne. Eine zweite Ausgabe des Werkes ist nothwendig, wäre es auch nur, um diesen Widerspruch beseitigt zu sehen. — Herr Professor Cherbuliez, Lehrer der Staats-Wissenschaften, hat in diesem Jahre eine Abhandlung über „constitutionnelle Garantieen" in den Druck gegeben, die, so sehr sie es auch verdient hätte, bis jetzt die Aufmerksamkeit der Französischen Presse nicht in Anspruch genommen hat. Diese Gleichgültigkeit ist mir erklärlich. Ueber das Wesen der Constitution ist bereits Alles gesagt worden, was gesagt werden konnte; man erwartete glänzende Resultate, allein die Sache ist gegen die hohen Erwartungen ausgefallen, und man betrachtet die Erscheinung als vorübergehend oder glaubt doch an kein kräftiges Aufkommen derselben. Nichtsdestoweniger hätte man in dem Werke des Herrn Cherbuliez, wenn auch nicht neue Ideen, doch einen mit gutem Urtheil abgefaßten Korpus der Staats-Wissenschaften finden können. Mehrere Fragen, besonders die über die Beachtung der Fähigkeiten beim Wahl-System, sind mit freisinniger Ansicht abgehandelt, und bei ihrer Lösung ist kein Punkt, der berücksichtigt zu werden verdiente, unerörtert gelassen. Was des Verfassers Vorliebe für die Vereinigten Staaten betrifft, die er bei verschiedenen Gelegenheiten an den Tag legt, so hätte er sich nicht mit Worten, wie folgende, zu begnügen: „Ein Volk, welches redet und schreit, so viel es ihm gefällt, denke wenig an Emeuten", sondern schärfer sehen und sein Augenmerk auf die anarchischen Vorfälle des Landes richten sollen, die laut genug gegen die Schwäche der Regierung protestiren. Was den Styl in diesem Werke betrifft, so muß man gestehen, daß die Materie, welche darin behandelt wird, durchaus für die Schönheit der Darstellung geeignet ist, aber von dem Verfasser, indem er nach Präcision und Kürze strebt, bis zu dem Grade vernachlässigt wird, daß er im Ganzen mehr einem Geschäfts- als gelehrten Styl gleicht, und wenn es uns nicht schwer werden sollte, selbst in Frankreich Seitenstücke aufzufinden, so fällt die Vernachlässigung in einem so kleinen Staate unter so wenigen Schreibenden um so unangenehmer auf. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Neue Shakspeare-Schriften. Wer eine Sammlung aller über Shakspeare und zwar nicht bloß in Englischer Sprache erschienenen Schriften veranstalten wollte, würde eine ansehnliche Bibliothek erhalten — viel ansehnlicher, als die Literatur über Horaz und Goethe, von welchen beiden Schriftstellern manche Liebhaber eine solche Sammlung bereits veranstaltet haben. Ja geht es mit Shakspeare schon wie mit der Bibel: man schreibt besondere Abhandlungen über einzelne darin vorkommende Wörter, über die Kleidertrachten und über die Thiere, die darin erwähnt werden. Eine so eben in England erschienene kleine und sogar geistreiche Schrift beschäftigt sich ausschließlich mit den Insekten, deren Shakspeare gedenkt. Das Buch heißt „Briefe über die Naturgeschichte der in Shakspeare's Dramen erwähnten Insekten"*). Der Verfasser, Herr Robert Patterson, ist ein enthusiastischer Bewunderer des Dichters, aber auch ein eben so großer Freund der Natur, und sucht nun beiden Leidenschaften dadurch ein Genüge zu thun, daß er auf eine in der That interessante Weise darthut, wie genau Shakspeare die Natur gekannt, wie er sich nicht mit den bloßen Contouren begnügt, die den meisten Dichtern zu ihren Zwecken ausreichend scheinen, sondern wie er alle Einzelnheiten studirt habe und bis in die verborgensten Geheimnisse des Thierlebens eingedrungen sey. Wer hätte wohl glauben sollen, daß Shakspeare auch für Entomologen ein Buch sey, aus dem sie lernen könnten? Wo mag dieser Schauspieler, Lampenanstecker und Theaterjunge**) alles Genie und alle Zeit hergenommen haben, um die Welt kennen zu lernen, die er mit allen ihren Einzelnheiten wiedergiebt? Ein anderer seiner Englischen Bewunderer, Herr Armitage Brown, der eben ein merkwürdiges Buch über ihn herausgegeben, sucht darin nachzuweisen, daß Shakspeare in seiner Jugend bei einem Notar als Schreiber in Diensten gewesen, und will dies namentlich aus der großen Rechtskenntniß folgern, die der Dichter in seinen Werken darlegt. Aber welchen Stand, welche Beschäftigung giebt es wohl, die man Shakspeare nicht beilegen könnte, wenn man aus der Meisterschaft, mit der er Theoretisches wie Praktisches zu behandeln verstand, besondere Schlüsse ziehen wollte? Eben so wenig haltbar möchte wohl desselben Autors Beweis seyn, daß Shakspeare in späterer Zeit, und zwar nachdem er bereits „Romeo und Julie", „Ende gut, Alles gut" und „die beiden Edelleute von Verona" geschrieben hatte, in Italien gewesen sey. Dagegen stellt Herr Armitage Brown in seinem Werke, das sich hauptsächlich mit Shakspeare's Sonnetten beschäftigt***), die zwar etwas auffallende, aber anscheinend viel für sich habende Hypothese auf, daß die Sonnette eigentlich gar keine Gedichte seyen, deren jedes einzeln in sich abgeschlossen wäre, sondern daß sie vielmehr nur die vierzehnzeiligen Stanzen von sechs verschiedenen größeren Dichtungen bildeten, wie auch Spenser seine „Visionen Petrarca's", seine „Ruinen Roms" und noch zwei andere große Dichtungen in solchen sonnetartigen Stanzen abgefaßt habe. Nach der Eintheilung des Herrn Brown umfaßt das erste Gedicht die Sonnette (oder vielmehr Stanzen) I bis XXVI und ist an Sh.'s Freund William Herbert (Grafen von Pembroke) gerichtet, den er zum Heirathen überreden will. Das zweite Gedicht reicht von XXVII bis LV und richtet sich an denselben Freund, der dem Dichter seine Geliebte geraubt, dem dieser aber vergiebt. Das dritte Gedicht von LVI bis LXXVII beklagt sich bei dem Freunde über dessen Kälte und warnt ihn vor der mit den Jahren zunehmenden Theilnahmlosigkeit. Das vierte Gedicht (LXXVIII bis CI) beschwert sich bei dem Freunde, daß er den Lobeserhebungen eines anderen Dichters jetzt den Vorzug gebe, und tadelt ihn wegen einiger seinem Charakter zur Last fallenden Fehler. In dem fünften Gedichte (CII bis CXXVI) entschuldigt sich der Dichter bei dem Freunde wegen seines langen Stillschweigens, wobei er den Verdacht der Unbeständigkeit von sich abzulehnen sucht. Das sechste Gedicht endlich (CXXVII bis CLIV) ist nicht mehr an den Freund, sondern an die Geliebte gerichtet und macht derselben Vorwürfe wegen ihrer Untreue. Interessant bei dieser Eintheilung ist besonders, daß die jedesmaligen Anfangs- und Schluß-Stanzen sich als solche deutlich zu erkennen geben, und daß namentlich die Schluß-Stanzen sich durch das charakteristische „L'Envoy", wie es Herr Brown bezeichnet, hervorheben. In dem sechsten Gedichte (an die Geliebte) sind allerdings einige Stanzen, die nicht hinein zu passen scheinen, doch meint Herr Brown, daß sie hier leicht interpolirt seyn könnten. Wir sind sehr begierig, die Ansicht des Herrn G. Regis in Breslau, des trefflichen Uebersetzers und Kommentators der Shakspeareschen Sonnette, über diese neue Hypothese kennen zu lernen.

*) Letters on the natural history of the insects, mentioned in Shakspeare's plays. By Robert Patterson.

**) Shakspeare-boys, so heißen bekanntlich jetzt noch die vor den Schauspielhäusern stehenden Knaben, welche die Equipagen herbeirufen oder die Reitpferde halten, und zwar sollen sie diesen Namen bekommen haben, weil auch der große Dichter in seiner Knabenzeit sich damit beschäftigt haben soll.

***) Es führt den Titel: Shakspeare's Biographical poems. Being his sonnets clearly developed, with his character drawn chiefly from his works. By C. Armitage Brown. London, 1838.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrich-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 90. Berlin, Freitag den 27. Juli 1838.

England.

Oeffentliche Belustigungen in England.

Die öffentlichen Belustigungen sind immer der Ausdruck des Zeitgeistes und der bestimmten Bildungsstufe eines Volkes gewesen. Die Olympischen Spiele der Griechen, die Gladiatoren-Kämpfe der Römer, die Turniere des Mittelalters deuten auf kriegerische Völker, die im Rausche der Eroberung befangen waren. Die fröhlichen Spiele, die Tänze und Feste Italiens und Frankreichs sind bezeichnend für den leichtfertigen Charakter dieser Länder, für die Eleganz ihrer Sitten und für ihre Liebe zu den Künsten. Die Volksbelustigungen sind roh oder harmlos, einfach oder übermäßig verfeinert, je nachdem die Völker einen höheren oder geringeren Grad der Bildung erlangt haben. Wer würde den John Bull, der vor zwanzig Jahren auf seine Derbheit, seine Stiefeletten, seine kurzen Beinkleider und seinen Ueberrock mit langen Schößen noch so stolz war, jetzt in einem modernen Anzuge und mit seinem feinen Benehmen wiedererkennen? Von diesem Einflusse, der eine so außerordentliche Umwandlung zu Stande gebracht hat, haben sich auch die öffentlichen Belustigungen nicht frei erhalten können.

Ehemals bildeten gemeine Ausschweifungen den Schluß jeder Gesellschaft, jedes Gastmahls, jedes Balles. Wie anders ist das jetzt? Wer kennt nicht Almack? Dort herrscht ein weibliches Conseil als unumschränkter Herrscher, vor dem sich Alles beugt und dessen Aussprüchen sich Jeder unterwirft; gegen seine Beschlüsse findet keine Appellation statt. Er wägt in seiner Waage die Stammbäume derjenigen, welche sich zu seinen glänzenden Versammlungen drängen; er entscheidet, ob sich die Thüren des Heiligthums den Bewerbern eröffnen sollen, und mögen diese Entscheidungen auch noch so willkürlich und ungerecht seyn, so haben sie doch schon aus manchem Auge bittere Thränen hervorgelockt. In diesen Gesellschaften ist aber auch die Pracht mit dem guten Geschmack, die Anmuth mit der Würde, das Vergnügen mit der Eleganz verschwistert; sie sind der Sammelplatz, auf welchem sich die Repräsentanten aller Völker und die liebenswürdigsten Frauen zusammenfinden. Die Französischen Moden haben hier eine unbestrittene Herrschaft erlangt; die Tüll- und Florkleider sind mit Besätzen von Veilchen und Maßliebchen geschmückt, aber man sieht auch Diamanten und Perlenschnüre glänzen. Veränderungen und Abwechselungen sind freilich auch hier an der Tagesordnung. In diesem Jahre z. B. hatte das diplomatische Corps, welches sonst gewöhnlich die besten Tänzer stellte, nur wenige Attachés und Legations-Secretaire aufzuweisen; die Gesandten selbst spielen gewöhnlich eine traurige Rolle; einige sind Wittwer, andere schon über die Funfzig hinaus und noch Junggesellen; solche Wechselfälle treten indeß nur selten ein; Almack schreitet mit der Zeit fort und giebt seinen Herrscherstab nicht aus den Händen.

In den bürgerlichen Gesellschaften erscheinen das Roast-Beef und der Pudding, diese beiden volksthümlichen und klassischen Gerichte der Engländer, nur noch im Gefolge von Erzeugnissen der fremdländischen Gastronomie. Die Schildkröten-Suppe genießen nicht mehr ausschließlich die Aldermen; man kann dies unschuldige Thier jetzt bei allen Eßwaaren-Verkäufern mit der zierlichen Inschrift: Tomorrow-Suppe, ausgestellt sehen. In Folge des glückseligen Einflusses, den unsere immer häufiger werdenden Beziehungen zu fremden Nationen auf uns ausüben, kommen wir allmälig von den barbarischen Belustigungen zurück, an denen sich unsere Vorfahren so lange ergötzten. Die Zahl der Kellish, Thornton und Barclay ist nur noch sehr klein, wenn auch das Boxen noch nicht ganz außer Gebrauch gekommen ist und dasselbe unter den Klassen, bei denen sich der Einfluß der Bildung weniger geltend gemacht hat, noch in vollem Ansehen steht. Aber wie groß ist in dieser Beziehung der Unterschied zwischen jetzt und vor zwanzig Jahren? Damals blühte John Broughton, welcher der Vater des Englischen Boxens benannt wurde, und so viele andere edle Faustkampfs-Helden, von denen wir nur den wegen seiner Häßlichkeit und seines Liebesglücks berühmten Buthorre und Cribb, den Kämpen Englands, erwähnen wollen. Diesen hatte einst nach einer wilden Orgie der Schlag gerührt; als aber plötzlich das Zeichen zu den Kämpfen ertönte, aus denen er so oft als Sieger hervorgegangen war, kam er wieder zum Bewußtseyn. Jetzt kommt das Boxen immer mehr herab, oder es zieht in die Fremde; auch die sonst üblichen Regeln werden jetzt weniger streng beobachtet, und diese Kämpfe haben fast ihre ganze frühere Beliebtheit verloren, seitdem sie einen unedleren Charakter angenommen haben. Sollte man es glauben, daß bei einer solchen gymnastischen Uebung, die kürzlich in Manchester stattfand, die beiden Kämpfer Schuhe mit eisernen Spitzen trugen, und daß die Sohlen derselben mit Nägeln beschlagen waren? Nach einem Kampfe von achtundzwanzig Minuten wurde einer derselben sterbend weggetragen. Solche Verletzungen der Box-Gesetze müssen diesen schon so vielfach angegriffenen Uebungen den letzten Stoß geben.

Wir sind bei unseren Ergötzlichkeiten anständig und ernst; unsere Vorfahren waren derb und fröhlich. Der Unternehmungsgeist, die Speculationswuth sind in alle Volksklassen gedrungen; man nimmt an nichts Theil, wenn man nicht einen reellen Nutzen vor Augen hat. Alles ist jetzt Gegenstand der Berechnung geworden. Der sorglose und fröhliche Sinn unserer Vorfahren ist verschwunden, und wir kranken an einem schleichenden Fieber, das uns mürrisch und langweilig macht, wenn wir uns nicht gerade in einem Paroxismus befinden. Das steeple chase, das pigeon shooting, das cricket, die Wettrennen und Wettläufe, alle Arten des turf, das coursing, das canine fancy, die Hahnenkämpfe u. s. w. sind nur erfunden worden, um der Leidenschaft des Spieles Nahrung zu geben. Man sucht keine Zerstreuungen mehr, sondern man will Geschäfte machen und Geld erwerben. Wie viele Mühe giebt man sich nicht, um des Sieges sicher zu seyn? Der Jockey darf nur vier Fuß groß seyn; nothwendige Bedingungen sind außerdem, daß er mager sey und daß er dürre und gebogene Schenkel habe; wenn er einige Pfund mehr wiegt, als das vorschriftsmäßige Gewicht beträgt, so wird er zurückgewiesen, oder er muß sich entschließen, zu fasten. Auf einen Hahn wetten Niemand, wenn seine Kopffedern nicht zerzaust sind, und wenn er den kleinsten weißen Fleck hat; den Kopf muß er hoch tragen, der Kamm geschwollen seyn und gerade aufsteigen; ferner fordert man noch von ihm kühnen Blick, stolzen Gang, tönende Stimme, gebogenen Schnabel, starke blutrothe Füße und stattliche Sporen, wenn er das geringste Vertrauen einflößen soll. Welches Vergnügen mag es wohl gewähren, zu sehen, wie die Hunde einen Dachs erwürgen oder Ratten ausweiden? Der Hauptreiz besteht auch hier nur in den Wetten, die dadurch veranlaßt werden. So kannte ich einen reichen Lord, der vierzehn Tage hindurch jede Ratte, die man ihm zum Verkauf brachte, mit einem Shilling bezahlte. Das coursing wird, ungeachtet seiner Alterthümlichkeit, auch zu Wetten benutzt. Dasselbe stammt aus einer viel älteren Zeit, als die der Elisabeth; aber unter der Regierung dieser großen Königin wurden Gesetze erlassen, welche dasselbe bestimmten Regeln und Gebräuchen unterwarfen. Auf einen Hasen durften nur zwei Hunde losgelassen werden; derselbe mußte zweihundertundvierzig Yards voraus seyn, ehe die Hunde losgelassen wurden, und nur derjenige Hund, der den Hasen unbeschädigt zurückbrachte, gewann seinem Herrn den Preis. Der letztere Gebrauch ist noch jetzt in Kraft.

Der große Gesetzgeber für alle ausschweifende Vergnügungen ist „Bell's Life in London", welches alle streitige Punkte entscheidet, die Namen der Sieger verkündet und Lob und Tadel zuerkennt. Als Proben dieser Orakelsprüche mögen folgende Beispiele dienen: „A. und B. haben um acht Gläser Grog gespielt, die sie gemeinschaftlich vertrinken wollen; während der Partie kommt eine dritte Person, C., hinzu, die mittrinkt, wodurch der Antheil eines jeden Spielers verringert werden würde, wenn nicht der Verlierende, B., den ganzen Antheil für sich forderte, den er ohne C's Dazwischenkunft erhalten hätte. Sind seine Ansprüche begründet? Soll er sich diese Verringerung gefallen lassen, oder soll C. auf Kosten des Gewinnenden trinken? C. soll auf Kosten des Gewinnenden trinken, lautet der Ausspruch des Orakels. B. hat verloren und muß seinen Antheil unvermindert erhalten; da er schon acht Gläser bezahlen muß, so wäre es unbillig, wenn er durch die Theilung mit C. noch einen neuen Verlust erleiden sollte." — Wir wollen noch ein Beispiel anführen: „A. und B. haben um zwanzig Maß Bier gespielt; der Verlierende, B., will nur zwanzig Krüge, von denen jeder das Viertel einer Pinte faßt, bezahlen, weil über das Maß vorher nichts

ausgemacht sey und es ihm also freistehe, das für ihn Vortheilhafteste zu wählen. Die Antwort lautet: B. ist zu geschickt, und wenn A. klug ist, so wird er so wenig wie möglich mit demselben spielen. Indeß wird sich A. zwanzig Krüge Bier bezahlen lassen, von denen jeder eine Viertel-Gallone faßt, und jeder Krug muß bis zum Rande gefüllt seyn; das kömmt ihm zu."

Man muß sich wirklich wundern, wie sehr die Gewinnsucht und die Leidenschaft, zu wetten, bei den Kindern Alt-Englands um sich gegriffen haben. Wir können hier wieder „Bell's Life in London" reden lassen: „In dieser Woche", heißt es, „wurden sehr schlechte Geschäfte in Tattersal gemacht. Es wurden mehrere Wetten ausgeboten; unter Anderem eine von 3000 Guineen auf Bambon, und diese wurde auch angenommen. Grey-Monus und Saint-Foin werden mit Bambon unter folgenden Bedingungen rennen: auf Bambon gegen Grey-Monus sind fünf Pfund gegen drei gewettet worden, und auf Bambon gegen Saint-Foin sieben Pfund gegen eins. Phoenix hält sich gut; er wurde zu sieben gegen eins ausgeboten, und es wurden auf denselben 3000 Guineen gewettet. Nonplus wurde zu zwölf gegen eins ausgeboten, und dennoch war dieses Pferd nicht sehr gesucht. Cobham, d'Egville, Richard und Amata fanden nur wenige Liebhaber; der Cours derselben ist wie in der vorigen Woche geblieben. Ninny hat sich gehalten und wurde zu zehn gegen eins ausgeboten; es kam mit ihr eine Wette von 1000 Pfund zu Stande. Nach der Brune-Ducheße ist wenig Nachfrage; man bot sie zu fünf gegen eins aus, ohne Abnehmer zu finden." Wenn man statt Ninny, Brune-Ducheße u. s. w. Zucker, Kaffee, Indigo setzte, sollte man dann nicht glauben, den Preis-Courant eines Mäklers zu lesen? Uebrigens glaube man nur ja nicht, daß die kleinen Gaunereien, welche im Handel so häufig vorkommen, hier nicht stattfinden. Es ist jetzt erwiesen, daß unter zehn Wetten kaum bei zweien ehrlich und aufrichtig zu Werke gegangen wird, und was das Wunderbarste dabei ist, selbst vornehme Leute schämen sich dieser Betrügereien nicht. Bei den Pferderennen hat man nur den Gewinn im Auge; der Schnelligkeit opfert man die edelsten Eigenschaften eines Pferdes, und daher rührt auch der jetzige Verfall der Pferdezucht. Um die Spielwuth zu begünstigen, ist man auf die wunderlichsten Einfälle gekommen; der gewöhnliche Lauf auf einer Ebene genügte schon lange nicht mehr. Der Eine wettet nur auf Rennen im Trabe; ein Anderer zieht das dead head, das tollste Rennen, vor; ein Dritter will nur Wetten auf das steeple-chase eingehen oder den Abhang eines Hügels hinunterjagen. Die meisten Freunde hat jetzt das Rennen nach einem Kirchthurm erworben. Was kommt aber dabei für das Pferd oder den Reiter heraus? Man jagt durch Ebenen und setzt über Gräben; man muß Hecken überspringen, steile Hügel erklimmen und im Galopp hinabjagen. Gewöhnlich laufen bei diesen gefährlichen Wettrennen Pferd und Reiter Gefahr, sich Hals und Beine zu brechen; aber gerade diese Gefahren und Hindernisse sind nur noch ein Stachel mehr für die Specalationswuth, und die Rennen nach dem Kirchthurme sind jetzt beliebter als je. Man glaube nur ja nicht, daß die Spielwuth sich auf die Rennbahn beschränke, sondern sie erstreckt sich auf alles Mögliche, und sie läßt sich nichts entgehen; da ein Gentleman nicht die Börse besucht, so läßt er sich einen kleinen artigen Tempel erbauen, in dem alle Hazardspiele betrieben werden können. Vergeblich hat die Presse und die öffentliche Meinung dieselben mit dem Schimpfnamen hell (Hölle) gebrandmarkt; ihre Anzahl und ihre Bedeutung wachsen darum nicht minder. Alle Spielklubs gedeihen auf die auffallendste Weise. Vor einigen Jahren verkaufte Ephraim, der Vorsteher eines solchen Spielklubs, noch Schwämme und Bleistifte in New-Market; jetzt ist derselbe ein angesehener Mann, und der Sohn Israels glänzt unter den ersten Tonangebern. Er hat die schönsten Pferde und trägt gewöhnlich auf den bedeutendsten Wettrennen die ersten Preise davon. Diese Klubs genügten aber noch nicht; man mußte noch, wie in Frankreich, einen Versammlungsort für die Fremden haben; man wollte aus dem geheimnißvollen Dunkel, das die Englischen Spielhäuser bis jetzt charakterisirt hatte, hervortreten. Der neue Klub wendete sich an die angesehensten Spieler, um durch ihre Vermittelung seine Tendenz und die Vortheile, die er gewährt, zur öffentlichen Kenntniß zu bringen. Sein Kapital besteht aus funfzigtausend Pfund, und es wird noch besonders bemerkt, daß man die Französische Methode zum Muster genommen hat, das heißt, der niedrigste Einsatz beträgt fünf Shillinge, der höchste 500 Pfund.

Vergnügungen, Spiele, Uebungen, Zerstreuungen werden Veranlassungen zum Spielen, geben Gelegenheit zum Wetten; man veranstaltet Wettläufe und Lister Schifffahrtsklubs, nicht etwa, um zur Ausbildung der Seeleute beizutragen, sondern um einen neuen Vorwand zum Spiele und zum Wetten zu erhalten; selbst die Jagd hat sich diesem verhängnißvollen Einflusse nicht entziehen können; man spielt und wettet, indem man jagt. Die jetzigen Jäger sind wahre Stutzer; ihre Kleidung ist prächtig, ihre Pferde kosten ungeheure Summen; die Hundeställe gleichen Palästen, und die Zahl der Bereiter wird immer größer. Man findet nicht mehr die sonstige Treuherzigkeit und Gutherzigkeit; unser Benehmen ist höflicher, aber kälter geworden, und die Mode, eine große Menge ausgezeichneter Personen auf dem Lande zu versammeln, hat einen Anstrich von Prunksucht und Prahlerei, die man sonst bei den Jägern vergeblich gesucht haben würde. Das sind die Folgen der Bildung! Vor zwanzig Jahren waren die Jäger alle nach einem Schlage, offen und bieder; sie jagten des Vergnügens wegen; an ihrer Tafel weilte die Fröhlichkeit, und wenn auch die Weine nicht so ausgesucht waren wie in unseren modernen country houses, so flossen sie doch in breiten Strömen. Geburt und Titel durften nur dann ausgezeichnet zu werden hoffen, wenn sie zahlreiche auf der Fuchsjagd errungene Trophäen aufzuweisen hatten. Jetzt ärndtet derjenige, der die meisten Wetten gewonnen hat, alle Huldigungen ein.

Vielleicht würde es nicht uninteressant seyn, die Schilderung eines Jägers von ehemals bei Lord Shaftesbury zu lesen; dieselbe würde wenigstens zu manchen Vergleichungen Veranlassung geben. „Herr Hastings", so lautet diese Schilderung, „war untersetzt, aber gewandt und kräftig gebaut; sein Kopf war mit rothen Haaren bedeckt, und seine ganze Garderobe war nicht mehr als fünf Pfund werth; übrigens war Grün seine Leibfarbe. Sein altmodisches Haus war inmitten eines großen Parks belegen, der mit Hirschen und Kaninchen bevölkert war und dessen Hauptzierde in hochwüchsigen Bäumen und fischreichen Seen bestand; indeß befand sich auch ein großer Rasenplatz in demselben; neben dem Hause stand ein hoher Baum, dessen dichte Zweige eine Art Laube bildeten, in der die Gäste die frische Luft genossen. Die Meute des Herrn Hastings war offenbar die zahlreichste im ganzen Lande; jede Hundeart war bei ihm vertreten, und man sieht hier die schönsten Bull-Dogg's, Dachshunde, Windspiele, Hühnerhunde und Pudel. Die einen waren ausschließlich zur Hasenjagd, andere zur Kaninchenjagd und noch andere zur Wolfs-, Hirsch- oder Fuchsjagd bestimmt. Auch Sperber mit langen und kurzen Schnäbeln fand man bei ihm, und da er ein großer Freund des Fischfanges war, so besaß er auch Netze jeder Art. Der Ort, wo er wohnte, und die Beliebtheit, in der er bei den Bewohnern des Dorfes stand, erlaubten ihm, seinen Neigungen ohne den mindesten Zwang zu folgen. Er hatte das Vorrecht, auf allen Ländereien der Pächter zu jagen, und diese boten ihm Dammhirsche, Füchse, Flußfische und Meerfische im Ueberflusse dar. Hierauf beschränkten sich indeß seine Vergnügungen nicht, denn er hatte auch für das schöne Geschlecht eine ganz besondere Vorliebe, und zwanzig Meilen in der Runde gab es keine Frau unter vierzig Jahren, die nicht in mehr oder weniger vertrautem Umgange mit ihm gestanden hätte. Diese Schwäche hatte seiner Beliebtheit keinen Abbruch gethan, oder vielmehr hatte sie diese nur noch vermehrt, denn er war gegen die Männer, Brüder und Väter sehr herablassend und nahm sie gastlich in seinem Hause auf, wo dieselben immer ein Stück Braten, Pudding und Schmalbier zu ihrer Verfügung fanden.

Seine Wohnung war wirklich ganz eigenthümlich eingerichtet. Auf dem Flure traf man eine große Anzahl Sperber, Hühnerhunde, Windspiele und Dachshunde; benagte Knochen bedeckten den Fußboden, die Decke war mit Fuchspelzen ausgeschlagen, und an den Seitenmauern erblickte man Katzenfelle und Hundepeitschen. Das Sprechzimmer war ein großes Quadrat und ziemlich gut mit Möbeln versehen. Vor dem Kamine waren einige prächtige Dachshunde und Windspiele hingestreckt, und auf dem Lehnstuhle dehnten sich behaglich mehrere junge Katzen, die man nicht stören durfte. In dieser Beziehung verstand er keinen Spaß, und seine Vorliebe für die Katzen war so groß, daß er immer drei oder vier derselben zu seiner Tafel zog; sie aßen oft aus demselben Teller mit ihm, und wenn sie sich ungebührlich aufführten, so schlug er sie mit einem Stocke, der neben seinem Teller lag, auf die Schnauze. In den hohen und breiten Fensterbrüstungen des Sprechzimmers wurden seine Pfeife, seine Bogen und sein Jagdzeug aufbewahrt. In den Ecken des Zimmers waren die Angelruthen und die Jagdflinten aufgestellt. Vor dem Kamine stand ein Tisch, auf welchem man immer Austern fand, denn Herr Hastings liebte dieselben außerordentlich; an einer anderen Stelle, dem Austertische gegenüber, befanden sich zwei kleine Tische und mehrere Pulte, die mit Gebetbüchern, Angelhaken und Glocken bedeckt waren; aus der Mitte derselben aber ragten zwei oder drei graue Hüte hervor, deren oberer Theil die Gestalt eines Vogelnestes hatte und die mit Fasaneneiern angefüllt waren. Am Ende des Sprechzimmers nahm man eine Kellerthür wahr; in dem Keller wurden Bier und Wein aufbewahrt; derselbe war wohlversehen, obgleich Herr Hastings für die damalige Zeit kein großer Trinker war. Eine andere Thür führte zu einer alten Kapelle, welche Herr Hastings in eine Speisekammer umgewandelt hatte. Längs der Seitenwände war hier das erlegte Wild, Schinken und kalte Fleischspeisen aufgeschichtet. Herr Hastings war einer der größten Gastronomen seiner Zeit; sein Tisch war immer wohl versehen, obgleich ihm derselbe sehr wenig kostete, denn alles Wild hatte er selbst erlegt. Eben so hatte er auch die Fische, welche er fast den Austern gleich stellte, alle selbst gefangen. Uebrigens war er ein guter Gesellschafter und Wirth und lud seine Nachbarn regelmäßig alle Mittwoche zu sich ein; dann überschritt er auch wohl etwas die Schranken seiner gewöhnlichen Mäßigkeit und versetzte sich gern in einen Zustand der Halbtrunkenheit. Zu seinen gewöhnlichen Mahlzeiten trank er nie mehr als zwei Gläser Wein und ein Maß Bier, das eine Pinte faßte. Herr Hastings war großmüthig, gastfreundlich, leutselig; sein einziger Fehler war seine aufbrausende Gemüthsart und sein Jähzorn; seine Bedienten hatten einen schlimmen Stand, und er schalt sie gewöhnlich Bastarde und Hahnreie, was er freilich am besten wissen mußte. So erreichte er ein Alter von hundert Jahren und blieb bis zu seinem achtzigsten Jahre ein rüstiger Waidmann."

Ob unseren jetzigen Jägern ihre Lebensweise eben so gut bekommen und ihnen zu einem eben so hohen Lebensalter verhelfen werde, das möchten wir fast bezweifeln.

(Sporting Magazine.)

Bibliographie.

Medico-Chirurgical Transactions. — Herausgegeben von der Königl. medicinisch-chirurgischen Gesellschaft in London. Vol. XXI. 15 Sh.
Essays on natural history. — Von Charles Waterton. Zweite Aufl. 8 Sh.
History of inebriating liquors. — Von Morewood. 16 Sh.
Myles Coverdale's Translation of the Bible. 4. 35 Sh.
Dr. S. Littell's Manual of the diseases of the ear. — Herausgegeben von H. Heusler. 5 Sh.
On animal magnetism and homoeopathy. — Von Lee. Zweite Aufl. 3½ Sh.
The experimental philosopher. — Von W. M. Higgins. 9½ Sh.
Scripture notices and proofs. — Von Dr. C. Carlton. 10½ Sh.
Extracts from the diary of a huntsman. — Von T. Smith. 21 Sh.
On the art of singing. — Von A. Costa. 5 Sh.
The Americans in Paris. 2 Bde. 18 Sh.
The oriental Portfolio. Part I. 21 Sh.
Memoir of B. Overberg. — Aus dem Deutschen, nach Professor Schubert. 3 Sh.
Remains of the late Lord Viscount Royston. — Von H. Peyns. 18 Sh.
Wisdom and genius of Shakspeare. — Von I. Price. 7½ Sh.
Limpsfield and its environs. — 6 Sh.
Principles of phrenology. — Von Sidney Smith. 5½ Sh.
The Glanville family. — Von einer Dame von Rang. 31½ Sh.
Life and correspondence of Dr. Jenner. — Herausgegeben von John Baron. 2 Bde. 28 Sh.
Observations on the foot of the horse. — Von T. Ritchie. 1 Sh.
Astronomical observations, made at the Royal Observatory, Edinburgh, by T. Henderson. — Erster Bd. 4. 10½ Sh.

Schweiz.

Das literarische Leben in Genf.

(Schluß.)

Genf ist eine Stadt, wo der Philanthropismus mit vielem Eifer geübt wird. Ein edler Greis, Herr von Sellon, unter der Kaiserherrschaft Graf, Bürger in der Republik, predigt unaufhörlich den Kreuzzug gegen die Todesstrafe, und die Genfer sind so bewandert in diesem Punkt der Kriminal-Justiz, daß man nicht so leicht einen Laien darin finden wird. Man muß gestehen, daß der Graf sich einer guten und von ganzem Herzen zu billigenden Sache geweiht hat, doch behaupten einige Leute, denen man nicht gut den Glauben versagen kann, daß der Genfer Richtplatz von der Allianz des Herrn von Sellon gesehen werden könne, was, wenn es gegründet ist, seiner philanthropischen Glorie einige Strahlen rauben würde. Was aus dieser christlichen Milde für die Literatur hervorgeht, besteht in einer Sündfluth von kleinen Schriften, welche durch die Sorgfalt des Herrn von Sellon unentgeltlich vertheilt und meist nicht gelesen werden. Ihre Beredsamkeit ist keine andere als die einfache, von der überzeugenden Kraft der Wahrheit hergenommen. Doch ist diese Frage dadurch in den Gang gekommen und erweckt immer allgemeineres Interesse, indeß alle gesunde Ideen von Verbesserung in den Straf-Kodex aufgenommen werden, der ein wahres Muster in seiner Art ist. Dies ist die schöne Seite an der Republik, und der Direktor des Tribunals, Herr Aubanel, hat eine kenntnißreiche Broschüre an den Minister des Innern von Frankreich gerichtet, worin er als Gegner derjenigen Kriminalisten auftritt, welche die Sonderung der Verurtheilten nach ihrem Betragen in zwei Klassen und die Isolirung der Gefangenen verwerfen, also der Herren Beranger, Th. Lucas und Marquet-Vasselot. Auffallend bleibt es immer, daß man in Genf fast eben so viel handelt, als man in Paris spricht. Seit den 20 Jahren, daß man sich in Frankreichs Hauptstadt in diese Frage vertieft, hat man Theorie auf Theorie gehäuft, ausländischen Gegnern derselben den Krieg erklärt, hat sehr schöne Bücher geschrieben, Preise ausgesetzt und vertheilt, und was ist bei all' den Bemühungen herausgekommen? Wenn man's bei Lichte besieht, kaum daß es der Rede werth scheint, Systeme, deren Haltbarkeit eher zweifelhaft als entschieden ist.

Die moralischen Wissenschaften wurden vor einigen Jahren mit einer von der Akademie zu Paris gekrönten Schrift bereichert. Durch Tiefe der Gedanken, Fluß der Rede und Reinheit des Styls, die sich darin vereinigt finden, nimmt sie die erste Stelle unter den gelehrten Werken Genfs ein. Herr Naville ist der Verfasser, und das Buch führt den Titel: „Von dem gesetzlichen Mitleiden" und sieht von einem allgemeinen und durchgreifenden Standpunkte die so vernachlässigte Frage an, die nach allen Richtungen hin besprochen wird und keine Seite derselben unaufgefunden oder unerörtert läßt. So behandelt es Armenwesen, Hospitäler, Familienhäuser und Polizei-Reglements, lauter Folgen des Bettelwesens, und bringt Licht in die verwickeltsten Punkte. Nichts entgeht Herrn Naville, er führt einen Vertilgungs-Krieg gegen die falsche Philanthropie der Regierung, welche den Pauperismus mehrt, statt ihn zu vermindern, den Armen zudringlicher und cynischer macht, die Erkenntlichkeit in ihm erstickt, die Liebe zur Arbeit, die Sorge für die Zukunft zum allgemeinen Schaden einschläfert, zu unüberlegten Heirathen bringt und die schönste der christlichen Tugenden den rohen Händen von Unterbeamten anvertraut. Dieses gesetzliche Mitleid, weit entfernt, die geringste Aehnlichkeit mit dem Wohlthun zu haben, ist nur eine ungesetzliche Taxe für die Begüterten und ein Grundstoff des Hasses für die Armen, eine Quelle von Mißbräuchen in der Verwaltung und nicht selten ein gefährlicher Heerd für revolutionnaire Tendenzen. Diese Grundansicht führt Herr Naville in seiner Schrift durch. Er unterstützt sie mit unwiderlegbaren Thatsachen, mit einer Tiefe und Klarheit des Urtheils, welche zugleich hinreißt und überzeugt; nichtsdestoweniger hinterläßt sein Buch einen quälenden Eindruck; denn es hält seinen Triumph auf den Trümmern des gesetzlichen Mitleids, und man sieht sich zu der Frage genöthigt, was an die Stelle des durch die Sorgfalt des Gesetzes eben so gut als schlecht aufgeführten Gebäudes gesetzt werden solle? „Die freiwillige Wohlthätigkeit", antwortet der Verfasser, „der freie Zug christlicher Liebe." Schöne Worte! aber in einer Zeit, wie die unsrige, mehr als Worte!

Die theologische Literatur Genfs ist aus hinlänglich dargelegten Gründen die am wenigsten fruchtbare. Der Calvinismus hat nie etwas gepflegt, als die Dialektik. Diese Waffe ist es, mit der er Mann gegen Mann gekämpft für Glaubens-Freiheit und Mysterien-Proscription, die ihm die bündigen Beweise lieferte, mit denen er die Angriffe der katholischen Kirche zurückschlug. Genf hat keinen namhaften Kanzel-Redner*), es ist zu kalt in seinen Kirchen, nichts Erhabenes, nichts Rührendes, abstraktes, bildloses Erfassen des göttlichen Wesens, dessen selbst die Gläubigen nicht einmal alle fähig sind. Wenn innerhalb der nackten und schweigenden Mauern des Gotteshauses eine Versammlung stattfindet, wird Alles lautlos im Inneren abgemacht und bedarf nicht des hinreißenden Elementes der Rede. Dennoch fehlt es auch hier nicht an Ausnahmen, und wir erwähnen einen Kirchen-Historiker, der aus dem Geleise seiner Schule herausgetreten und diesen Zweig der Literatur, dem die Duldung so schön steht, mit allen Reizen einer toleranten Gelehrsamkeit ausgeschmückt hat. Es ist Herr Cellerier, dessen zahlreiche Schriften sich durch den Geist der Versöhnlichkeit auszeichnen, wodurch er, fern von dem Wortgezänk seiner Schule, das Veredelnde der Religion allen Parteien zugänglich gemacht und, ohne ihrem Ernste Abbruch zu thun, sie zu einem interessanten Studium erhoben hat. Ich führe sein Werk über „die Mosaische Gesetzgebung" an. Tief eingehende Betrachtungen und Ansichten über die Geschichte des alten Orients, die nicht alltäglich sind, treten darin hervor. Diese Schrift ist vielleicht die beste Vertheidigung der Göttlichkeit des Pentateuchs. Indem der Verfasser Moses in alle Einzelnheiten seiner theokratischen Gesetzgebung folgt, läßt er die Offenbarung Gottes an der hohen Weisheit, welche die Gesetze der Hebräer charakterisiren, überzeugend hervortreten. Von dem Dekalog, diesem Universal-Kodex der Menschheit, bis auf die geringfügigsten Polizei-Gesetze zeigt er uns, wie Alles auf das eine Ziel hinarbeitet und von dem einen Gedanken ausgeht, nämlich der Bildung eines Volkes, das, von anderen unabhängig, aus seinem eigenen Schoße seine Kraft, seinen Reichthum, seinen Glauben schöpfen soll. Tadelnswerth ist nur der Styl, dem es an Farbe und Ausdruck fehlt; besonders ist der Verfasser in den Bildern, nach denen er hascht, selten glücklich, und er findet nicht immer das rechte Wort dafür. Seine Perioden sind mangelhaft, leiden bald an Kürze, bald an unverhältnißmäßiger Länge, die sie schleppend macht, ein Fehler, den er mit allen Schriftstellern Genfs gemein hat. Ungeachtet dieser Mängel erweckt Herr Cellerier Eindruck und Ueberzeugung lediglich durch die Stärke seiner Gedanken. — Auch die Schrift des Pastors Bouvier über das dreihundertjährige Jubiläum des Protestantismus zeugt von einer erhabenen und gefühlvollen Seele, und wir wollen dem geschätzten Verfasser durch Nennung seines Namens nur den Zoll unserer Achtung bringen, obgleich sein Werk schon anderswo Beurtheilung gefunden hat. Einer Broschüre wollen wir noch erwähnen, die uns zufällig in die Hände fiel; sie heißt: „Ueber den Gebrauch der Vernunft in Sachen des Glaubens" und ist von Louis Pouzait, einem Prediger, der dem Kultus der Vernunft seine Dienste gewidmet zu haben scheint. Sie hat, nach ihm, die Bestimmung, die Wächterin des Glaubens zu seyn, „ihn vor trüglichen Täuschungen des Gefühls und der Phantasie zu bewahren."

Wir kommen jetzt zu der periodischen und politischen Presse. Dieser Zweig der Literatur ist die eigenthümlichste Frucht des Centralisations-Systemes in Frankreich; langsam vorbereitete, plötzlich historisch werdende Ideen, reißend wie der Blitz, nachhaltig wie der Donner der Alpen und so gewichtig, daß ihr freiester Umtausch zur Staatsfrage wird, entstehen und pflanzen sich fort allein auf dem Boden der Hauptstadt. Den Provinzen scheint die traurige Rolle eines Echo's beschieden, oft eines langsamen, entarteten Echo's. Genf nimmt Theil an dieser Nullität, aber weniger vielleicht als die Provinzial-Städte in Frankreich, vermöge des Umschwunges der Ideen in der Schweiz, die es in sich aufnimmt, aber in unverhältnißmäßig geringerem Grade als im achtzehnten Jahrhundert. Dies war die merkwürdigste Epoche der Genfer Presse, und zwar in Folge der Zerwürfnisse, welche die Parteien zwangen, zu literarischen Aufträgal-Gerichten ihre Zuflucht zu nehmen, und unter anderen Journalen verdankte auch die Schrift „Briefe über einige Werke der Zeit" diesem Zustande ihren Ursprung. Damals waren aller Augen auf das Vaterland der Rousseaus, Tronchins, Burlamaquis, Maurices und Sennebiers gerichtet, und die gelehrte Welt sprach viel von dieser kleinen Republik, die auf die Bedenklichkeiten der Monarchieen mit Thaten antwortete, indem sie Männer von so überlegenem Genie hervorbrachte. Als aber seit 1789 Genf die Vasallin einer anderen, argwöhnischen und eifersüchtigen Republik wurde und ihr Daseyn auf Kosten ihres Ruhmes erkaufen mußte, verstummte sie, und als die Restauration ihr endlich wieder den Mund öffnete, hatten die Zeiten und Menschen sich geändert. Es scheint, daß der Sturm der Revolution, welcher auf alle andere Nationen reinigend und läuternd wirkte, seinen zerschmetternden Blitz für das Vaterland des Mannes aufbehalten habe, der es verrathen. Necker konnte

*) d. h. in Französischem Geschmack; wir nennen Beispiels halber den Professor Merle d'Aubigné.

von seiner Einsamkeit her den Ruhm Genfs verbleichen sehen, und der Mund des Sterbenden drückte sein Bedauern aus, den letzten großen Namen der Republik mit ins Grab genommen zu haben. Seit einem Decennium haben mehrere Männer die vergebliche Arbeit unternommen, in Genf eine Presse wieder herzustellen, die etwas von ihrem ehemaligen Einfluß besäße. Der Courrier du Leman, das Journal de Geneve, die Europe centrale und einige andere periodische Zeitschriften, deren Namen mir nicht gleich beifallen, sind entstanden, um wieder einzugehen und die Ueberzeugung zurückzulassen, daß der Genfer politischen Presse nicht mehr aufzuhelfen sey. Der Grund davon ist leicht einzusehen. Die politischen Journale gehen aus von Opposition und leben von Polemik; aber zu Genf ist keine Polemik möglich, weil jede Opposition für sakrilegisch gilt. Es mag paradox klingen, bleibt aber dennoch wahr, daß der Genfer, welcher sich auf Opponiren einließe, doppelten Hochverraths sich schuldig machte. Man ist in diesem Lande überzeugt, daß es besser ist, Alles zu behalten, als Alles zu verlieren, und zwar aus einem sehr natürlichen Gefühle. Es sind nur zwei Veränderungen in der politischen Lage Genfs möglich; die eine kann von der Schweiz kommen, die andere von der Fremde, und beide Aussichten sind der Gegenstand begründeter Furcht. Die Erinnerung an die Französischen Prokonsuln ist noch zu frisch unter den Leuten, als daß der Gedanke, der von nahe oder fern auf eine Vereinigung mit Frankreich zielte, nicht in dem Augenblick des Hervortretens den Unwillen der ganzen Bevölkerung erregen sollte. Hat Genf auf der anderen Seite auch nur den geringen Einfluß auf die Schweizer Angelegenheiten, der ihm vermöge der gegenwärtigen Kantonal-Verfassung zukommt, so hält es doch mit Beharrlichkeit an diesem Zustande der Dinge, wie unangemessen derselbe auch sowohl für die ganze Conföderation als für die einzelnen Kantone sich erweist. Will sich Jemand den Tadel eines Genfer Bürgers zuziehen, so spreche er mit ihm von der Einheit der Schweiz, sage ihm, daß es recht und billig wäre, wenn in der Tagsatzung das Volk, nicht die Kantone vertreten würden, und daß es lächerlich sey, wenn bei der so großen Ungleichheit des Grundbesitzes die Interessen Berns in der Waagschale des Gemeinwohls nicht mehr wiegen sollten, als die von Genf oder Schwyz, woher es auch komme, daß die Majorität von zwölf Stimmen oft eine geringere Bevölkerung vertrete, als die Minorität. Dergleichen wollen die Genfer nicht hören. Ein Journal, das die Minorität hier zu Lande vertheidigen will, kann daher unmöglich auf ein langes Bestehen rechnen, weil die Parteien zu wenig Wohlhabende in ihrer Mitte zählen, um die Organe angemessen unterstützen zu können. Mithin muß ein Journal, um fortzukommen, aller politischen Farbe entsagen und ängstlich laviren, um bei den unbedeutendsten Vorfällen den Stolz der einzelnen Genossenschaften nicht zu beleidigen. So beschränkt auf den Kreis der Alltäglichkeit, wird die Journalistik zum Stadt- und Landboten und bringt in aller Länge und Breite zu Markte, was auf sieben Meilen in der Runde Neues vorgefallen ist. So lange daher der gegenwärtige Zustand in der Schweiz dauert, kann die Presse Genfs keinen neuen Aufschwung nehmen.*) (Revue du Nord.)

Rußland.

Statistische Notizen über Kiachta und Troitzkoßawsk.

Die Handels-Slobode (Vorstadt) von Kiachta liegt auf der Gränzscheide selbst, am Flüßchen Kiachta, das nach China hinfließt. Die Stadt Troitzkoßawsk liegt vier Werst nördlich von der Vorstadt längs den Anhöhen der Flüsse Kiachta und Grjaznucha. An Bewohnern zählt Kiachta 200 männlichen und 121 weiblichen Geschlechtes; in Troitzkoßawsk leben 2257 Individuen männlichen und 2304 weiblichen Geschlechtes. Zur Befriedigung der Lebensbedürfnisse beider Orte liefern der Baikal-See frische und gesalzene Fische, und im Winter wird gefrorenes Rindfleisch angeführt. Das Hauptgeschäft der Kaufleute erster Gilde in Troitzkoßawsk besteht im Groß-Handel nach China, wohin mancherlei Russische Produkte ausgeführt werden. Die Kaufleute dritter Gilde liefern den Chinesen Lebensmittel. Einige Eingeborene und Bewohner der Transbaikalischen Länder treiben in Kiachta mit den Chinesen Detail-Handel. Nicht unbeträchtlichen Gewinn beziehen die Bewohner von Troitzkoßawsk durch Transportirung von Kaufmannsgütern und Bauholz. Einige Bürger nähen den jenseits der Gränzen eingetauschten Thee und andere Waaren, die ins Innere von Rußland gehen, in rohe Rindshäute ein. Die ärmsten Einwohner, namentlich Weiber, beschäftigen sich im Winter damit, verschiedene Pelzwaaren, die in großer Menge nach China gehen, zuzubereiten. Die Einnahme der Stadt Troitzkoßawsk betrug im Jahre 1836 gegen 11,000 und die Ausgabe gegen 9000 Rubel Bank-Assignationen. Sie besitzt eine Kreis- und eine Kirchspiel-Schule, eine Russisch-Mongolische Schule, unterhalten auf Kosten der Burätischen Kosaken-Regimenter, ein Stadt-Krankenhaus und ein Armenhaus.

Die Chinesische, militärisch bewachte Gränze erstreckt sich 3188 Werst weit, vom Amur bis zur Gränze des Jeniseiskischen Gouvernements. Auf dieser Linie befinden sich acht Festungen, in welchen sich beständig Befehlshaber befinden, deren Pflicht es ist, die Gränzwachen zu beaufsichtigen. Die Zahl der letzteren beträgt 67; sie bestehen aus Russen, Tungusen und Buräten. Den Kosaken ist Land angewiesen, welches sie theilweise bebauen. Wiewohl es Orte giebt, die sich zur Jagd eignen, so ziehen dennoch die Kosaken wenig Vortheil davon, weil sie an den der Gränze näher wohnenden Individuen mächtige Nebenbuhler haben. Die Verhandlungen der Russischen Gränz-Obrigkeit mit dem Dsargudschei (dem Chinesischen Oberbeamten) von Maimatschen beschränken sich größtentheils auf Gränz-Passage von Menschen und Vieh, so wie auf unbedeutende Zwistigkeiten Russischer und Chinesischer Kleinhändler. Persönlich verantwortlich ist der in Troitzkoßawsk sich aufhaltende Gränzbefehlshaber für den Eintausch von Rhabarber (für Rechnung der Regierung), der von Bucharen unter Chinesischer Botmäßigkeit bezogen wird, gegen Pelzwerk. Ein Pud Rhabarber kostet, ohne die Transportkosten nach Moskwa zu rechnen, beinahe 200 Rubel. Der genannte Befehlshaber präsidirt der in der Gränzverwaltung niedergesetzten Bezirks-Impfungs-Kommission, welcher 35 Individuen untergeben sind, die sich mit dem Einimpfen der Kuhpocken beschäftigen. Die Dsargudschei's in Maimatschen werden alle drei Jahre abgelöst. Ihr Posten trägt ihnen jährlich 20,000 Rubel ein, ohne die Geschenke zu rechnen, die sie bei mancher Gelegenheit von den in ihrer Residenz lebenden Kaufleuten erhalten.

*) Der Verf. spricht von der periodischen Literatur der Genfer und erwähnt dabei mit keiner Silbe der Bibliotheque Universelle de Geneve. Verdankt das Journal diese Auslassung etwa dem zufälligen Umstande, daß es besser ist, als die meisten ähnlichen Französischen Publicationen? Und warum gedenkt denn Herr Fournier vieler berühmten Genfer Gelehrten mit keinem Worte? Ist ihm de Candolle ein so unbekannter Name? Hat er nie etwas von den beiden Saussure, von Ed. Mallet, Pauchet, Prevost und vielen Anderen gehört? Wir führen dies nur an, um auf das Unvollständige dieses übrigens auch manche schätzenswerthe Bemerkung enthaltenden Aufsatzes hinzuweisen. Red.

Bibliographie.

Notizen des militairisch-topographischen Depots. Auf Befehl Sr. Kaiserlichen Majestät herausgegeben vom Direktor des genannten Depots, General-Lieutenant Schubert. Erster Theil mit einer Karte.

Versuche einer Beschreibung des Olonezkischen Gouvernements. Von A. Bergstraßer.

Reise ins gelobte Land, von Abraham Noroff. 2 Theile mit Karten.

Erzählungen in Versen. Von M. Pawloff.

Die Harfe. Gedicht von Alex. Poleshajeff.

Die Osterlampe. Gedicht in 12 Gesangen, von Tilorf.

Chemnitzer's Fabeln. Neu herausgegeben von A. Kusnetzoff.

Versuch einer Militair-Geographie, mit Bezeichnung der zur Anlage von Festungen bestimmten Punkte. Vom Oberst-Lieutenant P. Jarilow.

Galerie von Ansichten der Stadt Pskoff und ihrer Umgebungen. Vom Pskowschen Gouvernements-Landmesser Iwanoff.

Mannigfaltiges.

— Englische Kunst-Kritik. Eine in Edinburg kürzlich erschienene, für die Geschichte namentlich der Britischen Kunst sehr interessante Schrift führt den Titel: „Malerei und schöne Künste“*). Es ist zwar nur ein Abdruck der unter diesen beiden Rubriken in der siebenten Auflage der Encyclopaedia Britannica erschienenen Artikel; da dieses Werk jedoch bei seiner Ausdehnung auch sehr kostspielig ist, so werden alle Kunstfreunde für den besonderen Abdruck um so dankbarer seyn. Der erste Artikel, der eine Geschichte der Malerei und insbesondere der Britischen Malerschulen ist, rührt von Herrn Haydon her, und der zweite, eine Theorie der schönen Künste überhaupt, hat den verstorbenen Hazlitt zum Verfasser. Wir hoffen, aus beiden Abtheilungen nächstens einige belehrende Auszüge geben zu können.

— Elektro-magnetische Kuren. Diese sind jetzt in Nord-Amerika die beliebtesten und sollen von einem Dr. Sherwood in New-York mit großem Erfolge angewandt werden. Herr Sherwood hat elektro-magnetische Pflaster und elektro-magnetische Pillen erfunden, die er äußerlich und innerlich gegen alle mögliche Krankheiten, besonders aber gegen chronische Uebel, gebrauchen läßt. Nächstens wird Herr Sherwood ein großes Werk über die Heilkraft des Elektro-Magnetismus herausgeben; auch will er nach Europa kommen, um hier noch berühmter zu werden, als er bereits in Amerika geworden. Daß er dabei auch noch andere Entdeckungen gemacht, von denen selbst Faraday bisher noch nichts geträumt hat, versteht sich von selbst. Namentlich will er den ganzen Zusammenhang unseres Sonnen-Systems und die nothwendige Stellung der Planeten durch den Elektro-Magnetismus erklären; ja, er soll sogar, eben so wie Kant, die Entdeckung des von Sir John Herschell kürzlich neu aufgefundenen Planeten vorhergesagt haben, da zwölf Planeten zu seinem elektro-magnetischen Systeme nothwendig sind. Beiläufig wird auch versichert, daß man binnen drei Jahren in Amerika so weit gekommen zu seyn hofft, die Kraft des Dampfes durch die des Elektro-Magnetismus ersetzen zu können, da schon jetzt eine dort verfertigte Maschine, welche die halbe Kraft eines Pferdes hat, durch das elektro-magnetische Fluidum in Bewegung gesetzt wird. Wer hierüber das Nähere lesen will, den verweisen wir auf Nr. 1121 der in London erscheinenden Literary Gazette.

*) Painting and the fine arts. Edinburgh, Black, 1838.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 91. Berlin, Montag den 30. Juli 1838.

England.

Der Einfluß des Nerven-Systems.

Daß jedes erschaffene Wesen mehr oder weniger unter dem Einflusse seiner Nerven steht, werden Wenige in Zweifel ziehen; doch die philosophische Untersuchung des Gegenstandes ist einer Dame vorbehalten gewesen. Mistreß Carleton hat das Englische Publikum mit einem interessanten Werke beschenkt, das den Titel führt: „Ueber Natur und Wirkungen des Nerven-Systems und über seinen Zusammenhang mit den physischen, moralischen und intellektuellen Thätigkeiten"*). Die Verfasserin besitzt keine streng wissenschaftliche Bildung; aber ihre natürliche gesunde Logik und ihr ungewöhnlicher Scharfsinn ersetzen diesen Mangel in vielem Betrachte.

Das Werk zerfällt in drei Haupt-Abtheilungen unter folgenden Titeln: Die Natur des Nerven-Systems und sein Zusammenhang mit den Lebens-Functionen. — Der Zusammenhang des Nerven-Systems mit dem geistigen Vermögen. — Die Wirkungen desselben auf den sittlichen und intellektuellen Charakter.

Erste Abtheilung. Vor den Untersuchungen über die Natur desjenigen Agens, das die Nerven-Phänomene erzeugt, finden wir eine kurze einleitende Darstellung der Verrichtungen des Nerven-Systems und seiner allgemeinen Vertheilung, wobei die Verfasserin Bichat's und Laurence's rühmlichst bekannte Schriften benutzt hat. Bichat nimmt zwei Nerven-Systeme an: 1) Das System des animalischen Lebens, dessen Mittelpunkte Gehirn und Rückenmark sind und dessen Nerven mit den Organen der Sinne, der Fortbewegung (Locomotion) und der Stimme in unmittelbarer Verbindung stehen. 2) Das System des organischen Lebens, vertheilt nach den Organen der Verdauung, des Blutumlaufs, der Absonderung, des Athemholens u. s. w. Das erstere System steht unter dem Einflusse des immateriellen Prinzips; das andere aber ist von dem Willen unabhängig und der Verrichtung der Lebens-Functionen angemessen. Das thätige Agens, wodurch diese wunderbaren Operationen bewirkt werden und welches den Verkehr zwischen beiden Prinzipien vermittelt, sucht unsere Verfasserin an der äußersten Gränze der Materie, in einer Modification des feinsten, reinsten, durchdringendsten und mächtigsten aller Elemente — der Elektrizität. Sie zeigt, daß der thierische Körper dieses Element aus einer nie versiegenden Quelle schöpfen kann, aus der Lebensluft nämlich, mit welcher eine der Elektrizitäten ihrer Natur nach verbunden ist — daß selbige, in Verbindung mit der aus den Lungen kommenden entgegengesetzten Elektrizität, die regelmäßige Erzeugung der animalischen Wärme veranlassen kann. Diese läßt sich nun, wie die Verfasserin annimmt, durch den Kohlenstoff des Blutes nach allen den verschiedenen Organen leiten und erzeugt in ihnen die chemischen Wirkungen, welche, wie man jetzt mit Sicherheit weiß, aus dem galvanischen Prozeß hervorgehen können. Die Verfasserin bezieht sich auf die neuesten Experimente der Französischen Chemiker, die der von ihr antizipirten Entdeckung so nahe gekommen sind. Auch giebt sie einige beachtenswerthe Winke über einen möglichen Zusammenhang zwischen dem Erd-Magnetismus und der animalischen Nerven-Erregbarkeit. Das Kapitel schließt mit einer eigenthümlichen Beobachtung über die Natur des Feuers.

Zweite Abtheilung. Den Inhalt dieses Kapitels geben wir am besten mit den eigenen Worten der Verfasserin: „Eine sorgfältige Prüfung der Phänomene meines eigenen Seelen-Lebens hat mich zu dem Schlusse geführt, daß sämmtliche Thätigkeiten desselben ein Zusammenwirken zweier Prinzipien erfordern: das eine, von höherer, aber zugleich verborgener Natur, offenbart sich in den drei Haupt-Vermögen des Fühlens, Begehrens und Verstehens; das andere, dem ersteren dienstbar, ist das Material seiner Thätigkeit und das Werkzeug seines Wirkens, besitzt aber auch die Kraft, bis zu einem gewissen Grade auf erstes zurückzuwirken. — — Der Antheil des materiellen Prinzips an den geistigen Thätigkeiten besteht darin, daß es dem immateriellen Prinzipe Eindrücke zuführt und seinem Impulse und seiner Leitung folgt. Das immaterielle Prinzip fühlt die Eindrücke der Materie vermöge des Gefühls-Vermögens, begreift und beurtheilt ihre Natur und Beziehungen vermöge des Vorstellungs-Vermögens und wirkt auf die Materie vermöge des Willens-Vermögens."

Bei den Thätigkeiten des Geistes unterscheidet die Verfasserin vier Arten von Nerven-Thätigkeit: zwei derselben gehen von den Nerven zum Gehirn — eine erfolgt nur im Gehirne — und die vierte geht vom Gehirn zu den Nerven. Die beiden ersten erzeugen die Phänomene der moralischen und physischen Empfindungen, — die dritte die Phänomene der Ideen, — die vierte die Phänomene des Wollens. In den beiden ersten wirkt das materielle Prinzip auf das immaterielle; in dem dritten wirke es mit ihm gemeinschaftlich; in dem vierten aber wirkt nur das immaterielle auf das materielle. Die moralischen Empfindungen definirt Mistreß Carleton als Empfindungen von besonderer Natur, die mit gewissen Ideen verkettet sind. Bei dieser Gelegenheit stellt sie eine eigenthümliche Hypothese über den Sitz dieser Empfindungen auf, der, wie sie mit starken Gründen wahrscheinlich macht, in dem achten Nervenpaar zu suchen seyn dürfte.

Nach vorgängiger Untersuchung der niederen Seelen-Functionen, bei welchen die Thätigkeit der Nerven am meisten erfordert wird, schreitet die Verfasserin zu einer Prüfung der intellektuellsten, welche durch ihre Vermittelung wirken, und schließt mit folgenden Worten:

„Ich glaube, daß man die geistigen Vermögen in folgender Ordnung aufzählen kann: Empfindung, Willenskraft, Fassungskraft, Gedächtniß, Urtheilskraft, Einbildungskraft. Die niedrigsten Vermögen der Skala sind auch in ihren Wirkungen die materiellsten, die ersten, welche sich in der Kindheit entwickeln, und das allgemeinste Eigenthum der animalischen Schöpfung. Die niedrigste Thier-Klasse besitzt die beiden ersten, und die Zahl der Vermögen wächst in dem Maße, als die Vollkommenheit des Thieres zunimmt.

Den Willen definirt die Verfasserin als einen Zustand oder Entschluß (determination) der Seele, welcher in Beschlüssen (resolutions) sich kund giebt, durch Motive erzeugt wird und Akte des Wollens (volition) nach sich zieht. Dieser Zustand kann verändert, die Akte des Wollens können gehemmt werden, wenn andere Motive dazwischen treten. Ueber die Freiheit des Willens spricht unsere Verfasserin in einer Zugabe am Schlusse des Kapitels; und wohl mag sie auf dieser Eselsbrücke der Metaphysiker einige Schwierigkeiten zu überwinden gehabt haben; denn wer könnte wohl den unwiderstehlichen Einfluß des stärksten Motives leugnen, das so Viele in die trostlose Lehre vom Fatalismus gestürzt hat, wie in einen finsteren, todbringenden Golf, einen Abgrund, der über unseren schönsten Begriffen von Sittlichkeit und Religion sich zuschließt! Doch verliert unsere Schriftstellerin die persönliche Verantwortlichkeit nie aus den Augen: „Das spitzfindigste metaphysische Raisonnement muß", so bemerkt sie, „in einem vernünftig frommen Gemüthe dem Argumente weichen, daß Gott uns als freie, verantwortliche Wesen geschaffen hat; denn Gott ist vollkommen gerecht."

Andere zerstreute Betrachtungen sind den Krankheiten der Seele gewidmet; und ein Abschnitt über die Urtheilskraft, der eine vollständige moralische Abhandlung für sich bilden könnte, ist vielleicht der praktisch nützlichste Theil des Buches.

Dritte Abtheilung. Der Antheil, welchen das Nerven-System an den Thätigkeiten der geistigen Vermögen und der Gefühle nimmt, wird hier als die Basis des natürlichen Charakters dargestellt. Diese Abtheilung dürfte wohl das meiste Interesse gewähren.

„Es giebt", so sagt die Verfasserin, „eben so gut eine moralische Constitution, wie es eine physische giebt. Sie zeigt sich in der natürlichen Stärke der Seelen-Vermögen und in der natürlichen Kraft und Tendenz der Gefühle, die man leicht zu erkennen im Stande ist, wenn man die Entwickelung des kindlichen Gemüthes beobachtet. Der natürliche Charakter ist mit uns geboren, und, wie ich gleich zu beweisen versuchen werde, mit dem physischen Temperamente verknüpft. Die Erziehung, die Operationen des Verstandes und viele äußere Umstände können einige seiner unterscheidenden Merkmale verändern; aber im Allgemeinen wird er durch dieselben nur gemildert und modifizirt."

Mistreß Carleton giebt von dieser moralischen Constitution folgende Beschreibung: „Die Stärke oder Schwäche der Einwirkung des Nerven-Systems erzeugt zweierlei Temperamente,

*) Inquiry into the Nature and Effects of the Nervous Influence etc. London, 1838.

die ich das lebhafte und das phlegmatische nennen will. Jedes dieser Temperamente kann sich zu einer starken oder schwachen intellektuellen Fähigkeit gesellen, und diese vier Combinationen bilden mit den verschiedenen Abstufungen zwischen zwei Extremen die natürliche moralische Constitution."

Sodann zeigt die Verfasserin, daß die physische Kraft des Menschen aus zwei Ursachen sich herleitet — energischer Nerven-Thätigkeit, und Festigkeit der Muskel-Fibern; und daß ihre Combinationen vier physische Temperamente bilden, die auf die vier vorerwähnten moralischen Constitutionen ihren Einfluß üben. So finden wir schwache Muskel-Fibern mit starker Nerven-Thätigkeit gepaart, und umgekehrt; es kann aber auch Beides schwach und Beides stark seyn.

Nach einigen Beobachtungen über die Charaktere der vernunftlosen Thierwelt bringt die Verfasserin die menschlichen Charaktere unter vier Klassen: 1) Bedeutende Geisteskraft mit Lebhaftigkeit des Temperamentes. 2) Dieselbe mit phlegmatischem Temperamente. 3) Mäßige oder geringe Geisteskraft mit lebhaftem Temperamente. 4) Dieselbe mit phlegmatischem Temperamente. Dann beschreibt sie die physischen Eigenthümlichkeiten und die Talente, Tugenden und Laster, welche mit jeder derselben von der Natur gepaart sind. Kein Individuum ist durch Natur-Nothwendigkeit gezwungen, diese oder jene Eigenschaft zu besitzen, weil es mit diesem oder jenem Temperamente ins Daseyn gekommen ist; sondern die Eigenschaften, die der Mensch wirklich besitzt, gehören, je nachdem sein Temperament ist, in diese oder jene Klasse. Da die Eigenschaften jeder von beiden Klassen den Stoff zu guten und bösen Charakteren in sich schließen, so kann diese Hypothese minder leicht praktisches Unheil stiften, als das System der Schädellehre, welches zu hart an die Lehre vom Fatalismus gränzt. Die Temperamente — sagt unsere Verfasserin — sind erbliches Eigenthum; bei den Thieren charakterisiren sie ganze Gattungen; bei den Menschen ganze Völker. Ausnahmen giebt es freilich überall; so zeigt die Britische Nation beide Temperamente, weil sie von verschiedenen Mutter-Völkern abstammt.

Wenn die erste Abtheilung des Werkes der Mistreß Carleton den Physiologen, die zweite aber den Psychologen am meisten interessirt, so muß die dritte dem ganzen gebildeten Publikum willkommen seyn; denn bei ihrer Beschreibung menschlicher Charaktere konnte die Verfasserin ihrer Phantasie und der Sprache eines edeln, zart und innig fühlenden Herzens größeren Spielraum lassen. Sie betrachtet die Lehre von der Seele und allem Uebersinnlichen als eine himmlische Wissenschaft, welche den Menschen befähigen soll, den verklärten Geistern immer näher zu rücken: und wollte Gott, jeder Philosoph hätte sie in diesem lebenswarmen Lichte geschaut! Wir schließen mit einem Auszuge aus Mistreß Carleton's Betrachtungen über die Empfindsamkeit.

„Wenn natürliches Wohlwollen mit starker Empfänglichkeit der Nerven gepaart ist, so entsteht die wahre Empfindsamkeit. Wohlwollen ohne Zartgefühl ist bloße Gutherzigkeit. Leichte Erregbarkeit des Gefühls ohne Wohlwollen ist bloßer Nervenreiz."

„Wir finden vier verschiedene Arten von Empfindsamkeit in den vier verschiedenen Klassen menschlicher Charaktere. Die erste Art ist die mit glühendem Temperament verbundene Empfindsamkeit der großen Seele, die Quelle aller angeborenen großartigen Eigenschaften .... Natürliche Liebe zur Wahrheit, hoher Sinn für Ehre und ausgezeichnete Zartheit des Gefühls schmücken diesen erhabenen Charakter. Enthusiastisch in der Freundschaft, hingebend in der Liebe, hochherzig in der Feindschaft, großmüthig und menschlich gegen alle Leidende, ist dieser Liebling der Natur dazu erkoren, daß er bewundert werde und die Herzen fessele. Aber lange fortgesetzte Glückseligkeit wird einem so empfänglichen Wesen selten zu Theil; in einer Welt voll Sorgen und Trübsal können die Freuden des Lebens seinen Horizont nur wie das vergängliche Nordlicht erhellen. Diese Art von Empfindsamkeit zehrt nur allzu leicht an dem Herzen, das sie beherbergt, und reibt den Körper auf, indem sie das Nerven-System abstumpft."

„Wenn aber eine sehr gesteigerte Empfindsamkeit schon höher begabten Menschen eine Quelle des Verderbens wird, wie viel eher wird sie es dann einer engherzigen und beschränkten Individualität, die zugleich ein lebhaftes Temperament besitzt! Die Gefühle sind ungestümer, die Kraft, sie zu regeln, ist schwächer, und die Fähigkeit zu erhabenem Genusse, der großen Menschen einigen Trost geben kann, ist gar nicht vorhanden. Dazu kommt noch, daß die krankhafte Reizbarkeit des Körpers, vorzüglich des Magens (jener Geißel der lebhaften Temperamente) mit weniger Geduld ertragen wird. In solchen Charakteren erzeugt die Irritabilität der Nerven eine Gier nach Befriedigung jedes Wunsches, eine Empörung gegen jedes Hinderniß, die zu den vornehmsten Ursachen der übeln Laune gehören. Ueble Laune! du aus der Hölle gesandter Plageteufel, in dessen finsterem und stürmischem Reiche mehr als die Hälfte der Menschheit gefesselt raset — welch' ein Wohnsitz des Friedens, der Freude und der Liebe würde die Welt seyn ohne dich! Bösewichter und ihre Verbrechen stören nur von Zeit zu Zeit unsere Ruhe; sie gleichen Wetterwolken, die über das heitere Firmament hinfahren: wo aber du deine finsteren Schwingen ausbreitest, da leuchtet keine erquickende Sonne mehr: alle Blumen auf dem dornigen Lebenspfade verdorren, wenn dein giftiger Hauch sie berührt."

Frankreich.

Die Girondisten.

Von George Duval.

Wie sehr eine Regierung, die ihren Gegnern nicht kühn ins Gesicht zu sehen und diejenigen, die offen gegen sie konspiriren, durch einen energischen Willensakt zu vernichten wagt, mehr oder minder rasch, aber unvermeidlich ihrem Untergang entgegengeht, beweist ganz vorzüglich die Zwitter-Regierung der Girondisten. Ich sage die Regierung der Girondisten, weil allerdings nach den Ereignissen des 10. August, die hauptsächlich von ihnen ausgingen, die Mitglieder dieser für Frankreich so verderblichen Partei zuerst allein an der Spitze standen. Kaum hatten sie die höchste Gewalt in Händen, als man schon an ihrer Schwäche und Unentschiedenheit ihren baldigen Sturz voraussehen konnte. Die September-Gemetzel fanden vor ihren Augen statt, während sie schwiegen oder nur eine schwache Stimme erhoben. Wiewohl sie von allen Comités Mitglieder waren und in allen Kommissionen die Majorität hatten, wußten sie doch weder vorherzusehen, noch zu hindern. Faßten sie ja einmal in einem kritischen Augenblick eine kräftige Maßregel, so durfte sich nur der Gemeinderath erzürnt stellen oder Danton seine brüllende Stimme auf der Tribüne erheben, und der Entschluß ward sofort wieder verworfen. Es ist bekannt, mit welch' unbegreiflicher Feigheit Vergniaud nach dem Komplott vom 10. März, als er wie durch ein Wunder den Meuchelmördern des Insurrections-Comités entkommen war, diese Verschwörung der Partei der „Aristokraten" zuschrieb. Derselbe Vergniaud saß am 8ten ganz ruhig im Vaudeville, als einer seiner Freunde ganz erschrocken zu ihm trat, um ihm zu sagen, daß er zu denen gehöre, die zur Niedermetzelung in der Nacht des 9ten ausersehen wären. „Welche Warnung!" antwortet ihm Vergniaud, die Achseln zuckend; „das kommt von Leuten, die Furcht haben! Ich fürchte nichts!" Und in der That verließ er das Theater nicht eher, als nach dem Schluß-Vaudeville la Matrone d'Ephèse. Solche Staatsmänner waren freilich nicht dazu gemacht, um die kühnen Verschwörer, mit denen sie es zu thun hatten, einzuschüchtern. Daher suchte auch das allgemeine Insurrections-Comité, das den 31sten nach dem Erzbischöflichen Hotel gezogen war, die Niederlage vom 10ten bald wieder gut zu machen. Nur wer seine Zustimmung zu den September-Gemetzeln beschwor und versprach, sie zu wiederholen, wenn es das öffentliche Wohl verlange, wurde darin aufgenommen. Es bestand ungefähr aus 500 Mitgliedern und hatte folgenden Titel: Comité central de salut public, correspondant avec les départemens, sous la sauvegarde du peuple. Auch das Comité, das unter Marat's Präsidium seine Sitzungen in der Mairie hielt und die September-Gemetzel leitete, hatte sich den Namen Comité de salut public beigelegt, und eben so war es Fabre d'Eglantine, der am nächsten 24. Oktober im Jakobiner-Klub vorschlug, den Konvent aufzulösen und durch eine Faction de salut public zu ersetzen. Man sah übrigens nicht zum erstenmal solche Schurken, die unter Anrufung des öffentlichen Wohls Ströme Bluts vergossen; man muß etwas weit in die Geschichte zurückgehen, um das erste Beispiel dafür zu finden. Auch Antonius, Octavius und Lepidus nannten sich einen Ausschuß für das öffentliche Wohl, als sie das Römische Volk dezimirten. Das beweist eine Medaille, die im Jahre 89 in der Königlichen Bibliothek vorhanden war und sich noch daselbst finden muß, wenn sie nicht mit den übrigen gestohlen worden. Auf der einen Seite dieser Medaille war Antonius' Bildniß mit der Devise: Marcus Antonius imperator triumvir, und auf der anderen Seite drei Hände, die sich geschlossen hielten, mit Beilen und Ruthenbündeln umgeben, und der Umschrift: Pro salute humani generis. Es ist also wahr, daß es nichts Neues unter der Sonne giebt, und daß das Comité de salut public von Marat, die Faction de salut public von Fabre d'Eglantine, das Comité de salut public des Erzbischöflichen Palais und endlich das berüchtigte Comité de salut public, welches der Konvent den 6. April einsetzte, nur blasse Nachbildungen jenes Comité de salut public waren, welches die Triumvirn erfunden hatten, und daß diesem ohne Widerrede der Ruhm gebührt, zum erstenmal das Volk hingewürgt zu haben zu seinem eigenen wahren Besten.

Es war in den ersten vierzehn Tagen des Aprils, als Robespierre den Franziskaner-Klub nicht mehr besuchte und mit Danton für immer zu brechen begann. Robespierre, den sein Spottname: der Unbestechliche, wüthend machte, da er ihn zwang, wenigstens äußerlich den Schein der Unbestechlichkeit zu zeigen, sah mit Neid zu, wie sein ehemaliger Genosse in Verbrechen und Armuth, mit reicher Beute aus Belgien beladen zurückkehrend, seiner Liebe zu Zerstreuungen nachging und einen ungewöhnlichen Luxus zur Schau trug. Ueberdies war Danton so eben zu einem der neun Mitglieder des neu errichteten Comité de salut public ernannt worden, und von diesem Augenblick an schwor Robespierre, der in seiner Bewerbung gescheitert war, den Untergang seines Nebenbuhlers. Indeß versuchten die Freunde Beider, sie auszusöhnen, und man bestimmte dazu ein Diner bei Legendre, um diese lobenswerthe Absicht ins Werk zu setzen. In der That kamen Beide hin, und Danton, von Natur keck und offenherzig, reichte Robespierre bei seiner Ankunft die Hand. Dieser gab die seinige verächtlich und setzte sich, ohne eine Silbe zu sprechen, an den Tisch. Seiner Gewohnheit nach war er schweigsam und zerstreut während des ganzen Essens, während Danton seiner Gewohnheit nach von unversiegbarer Gesprächigkeit und brisender

aune überſprudelte. Als er ſah, daß Robespierre ein hartnäckiges Schweigen beobachtete, entſchloß er ſich, ſeine Eigenliebe anzugreifen, um ihn zum Sprechen zu bringen: „Heda, Robespierre, Du machſt mir ja ſchon ſeit dem Anfang des Eſſens ein saures Geſicht; biſt Du etwa böſe, daß man mich zum Mitglied des Comité de salut public ernannt hat und Dich nicht?" — „Darum ſollte ich Dir zürnen, Danton! Dir ſo wenig als Deinen acht Kollegen. Im Gegentheil, ich bin entzückt, daß der Konvent neun Deputirte gefunden hat, die noch patriotiſcher geſinnt ind als ich." — „Dann werde wenigſtens beim Nachtiſch munter." — „Welche Anſprüche hätte ich auch darauf? Weiter nichts, ls meine ſtandhafte Treue für das Volk, eine Strenge der Prinzipien, die ſchon außer Mode gekommen iſt, einige Reden, die den ffentlichen Geiſt auf der Höhe erhalten haben, die Achtung der raven Leute und den Haß der Intriganten." — „Du vergiſſeſt wei Eigenſchaften, die Uneigennützigkeit und die Beſcheidenheit, or Allem die Beſcheidenheit; Du allein ſcheinſt nicht zu wiſſen, as Du werth biſt." — „Ei, es giebt ja ſo viele Leute, die ſich öher ſchätzen, als ſie werth ſind, und die Anderen nicht die Sorge affen, ſie zu preiſen. Was die Uneigennützigkeit betrifft, die Du ir zum Verdienſt anrechneſt, ſo würdeſt Du mich für einen Spötr halten, wenn ich von der Deinigen ſprechen wollte." — „Du einſt, daß ich meine Angelegenheiten nicht vernachläſſige, indem ch die des Landes beſorge. Die Sache iſt ganz einfach: wenn die önige ihre Höflinge bereichern, ſo ſehe ich nicht ein, warum das olk die ſeinigen nicht bereichern ſollte?" — „Wenigſtens biſt Du anz offenherzig dabei." — „Ich verabſcheue die Heuchelei, Roespierre." — „Was meinſt Du damit?" — „Nichts Anderes, ls was ich ſage." — „Das iſt Dein Glück; denn wenn Du es ewagt hätteſt, eine Anſpielung zu machen...." — „Auf wen enn? Hier haben wir keine Heuchler." — „Eben ſo wenig als luffſchneider." — „Wen nennſt Du Aufſchneider?" — „Diejenigen z. B., welche ſich am Morgen des zehnten Auguſt, während man das Schloß angriff, zu Hauſe eingeſchloſſen hielten nd erſt des Abends auf dem Carrouſſel-Platz erſchienen, einen roßen Küraſſier-Säbel mit ſich ſchleppend und ſich den beſten heil eines Sieges anmaßend, der ihnen nichts als ein Bischen ngſt gekoſtet hat." — „Immer noch beſſer, etwas ſpät auf dem Schlachtfelde zu erſcheinen, als ſich vor, nach und während des ampfs in einen Keller zu verkriechen und nicht den Muth gehabt zu haben, mit uns am 8ten nach Charenton zu kommen, o wir das Komplott gegen den Hof unterzeichneten...." — „Wenn ich nicht dort war, ſo...." — „Warte nur, ich bin noch icht fertig. Das hat Dich nicht abgehalten, Robespierre, Dich inige Tage nachher zum Diktator ernennen laſſen zu wollen; ber ich vergeſſe, daß Du keinen Ehrgeiz haſt." — „Was, ich Diktator?" — „Ja wohl. Weiß ich denn nicht, daß am 16ten ine geheime Verſammlung bei Dir gehalten wurde, der unter nderen Rebecqui und Barbaroux beiwohnten (Du ſiehſt, daß ich ut unterrichtet bin) und wo Panis, nachdem er ausführlich die othwendigkeit dargethan, einen Diktator zu wählen, erklärte, Du allein taugteſt für dieſe Stelle, und man müßte Dich dazu rnennen; Du würdeſt einen neuen Cincinnatus machen?" — Angenommen, man hat den Vorſchlag gemacht, ſo habe ich ihn icht angenommen." — „Das heißt, die Anderen, die Dich für u klein dazu hielten, haben ihn zurückgewieſen." — „Ja, um Deinem Freund Marat die Zeit zu laſſen, daß er ihn zu Deinen unſten wiederhole." — „Dann hätte man nur das erneuert, as ich am zweiten September übernommen und wodurch ich, ährend Ihr Alle wie Haſen gezittert habt und Euch jenſeits der oire flüchten wolltet, das Vaterland gerettet habe. Das Mittel, as ich angewendet, war vielleicht etwas gewaltſam; aber ich atte keine Wahl." — „Das hat mich nicht abgehalten, es laut n Konvent zu mißbilligen." — „Ja, ich weiß, um mir das ehäſſige deſſelben zuzuſchieben; aber man wird immer ſagen: rankreich war in Gefahr, und während Robespierre und die Seinigen vor Angſt umkamen, war Danton der Einzige, welcher andelte und Frankreich rettete." — „Ja, ich hoffe, die Geſchichte ird einen Unterſchied zwiſchen uns machen." — „Biſt Du auch cher, daß er zu Deinem Vortheil ausfallen wird?" — „Biſt Du ſicher, daß es zu Deinem Vortheil ſeyn wird?" — „Es iſt eine Frage, ob ſie einen Mann, der gerade und offen auf ſein iel losgeht, über den ſtellt, welcher wie die Schlange, kriechend nd auf krummen Wegen, es aufſucht." — „Und gewiß gehörſt Du zu den Erſteren?" — „Eben ſo ſehr, als Du zu der zweiten laſſe." — „Danton!" — „Robespierre!" Hier legten ſich die äſte dazwiſchen, aus Furcht, die Unterhaltung möchte heftiger erden, und Legendre nahm das Wort, indem er ſagte: „Ei, ei! Männer, die ſo ganz gemacht ſind, um Einer den Anderen zu chten! Was würden die Ariſtokraten ſagen, wenn ſie wüßten...." — „Sie würden ſagen, was Keinem unbekannt iſt, daß Robespierre und Danton ſich nicht mehr vertragen können, daß ein Thron zu eng iſt, um ſich theilen zu laſſen, und daß ohne Zweifel Einer von ihnen den Anderen aufs Schaffot ſchicken wird. Ich will ſehen, daß ich nicht der Andere bin." Hierauf nimmt Danton einen Hut und geht. Nachdem er fort war, ſagt Robespierre rummend: „Daran wollen wir denken."

Kurz darauf hatte Danton den Einfall, ſich mit den Girondiſten zu verbinden, um Robespierre zu ſtürzen. Danton, dem es nicht an Großmuth des Charakters fehlte und der zuweilen Seelengröße gehabt hat, nahm zum Verbrechen nur in beſonderen Fällen und in großartigen Verhältniſſen ſeine Zuflucht. Das Kleine, niedrige Verbrechen war ihm verhaßt; auch gab er ſich die Mühe nicht, ſeine Verachtung gegen den Schwarm gemeiner Böſewichter, von denen er im Konvent, im Gemeinderath oder im Franziskaner-Klub umringt war, zu verbergen.

Meilland, Deputirter des Departements der Nieder-Pyrenäen, wußte dies und beſchloß, ihm den Puls zu fühlen. Eines Abends geht er in das Comité de salut public, wo ſich Danton allein mit Treilhard befand. Die anderen Mitglieder waren in einem Hinterkabinet, wo ſie ſich mit Marat beriethen, der wenige Minuten darauf herauskam und, nachdem er Danton zwei Worte ins Ohr geflüſtert, den Saal durchſchritt. Dieſer rief hierauf: — „Der Elende! Blut, und nichts als Blut! Kommt heraus aus dieſem Saale, ich erſticke hier; wir wollen im Garten friſche Luft ſchöpfen." — Meilland folgte ihm und redete ihn an, als er mit ihm allein war: — „Danton, das Ding geht ſchlecht, und es wird nie beſſer werden, ſo lange ſich nicht ein Menſch von energiſchem Charakter an die Spitze der Regierung ſtellt: Du biſt allein dieſer Mann." — „Du ſprichſt mir wieder von Diktatur und Robespierre?" — „Nur ein Wort, und der Wurm iſt zertreten." — „Dann wird das Zertreten an mich kommen." — „O nein, man weiß Dich von dieſen Leuten zu unterſcheiden." — „Das iſt nicht wahr; die Gemäßigten haben kein Vertrauen zu mir." — „Mehr als Du denkſt; Du darfſt nur Deine überſpannten Grundſätze etwas mäßigen, Du darfſt nur, als muthiger und entſchloſſener Mann, Deinen Einfluß und Deine Talente dazu benutzen, um einen Schwarm raſender Tiger im Zaume zu halten, und Du ſollſt ſehen, wie ſchnell Du das Vertrauen gewinnen und wie es Dir nicht an Beiſtand fehlen würde." — „Ja, wenn ich mich nur darauf verlaſſen könnte!" — „Das kannſt Du." — „Höre: in weſſen Namen ſprichſt Du?" — „Im Namen derer, welche Robespierre eben ſo ſehr verabſcheuen, wie Du ſelbſt." — „Wer hat Dir das geſagt?" — „Ich weiß es. Auch weiß ich, daß, wenn Du ihm nicht zuvorkommſt, er Dich ſtürzen wird. Schon hat er Todesworte gegen Dich ausgeſtoßen, und Robespierre...." — „Iſt ein Feiger, der die Augen niederſchlagen würde, wenn ich mir die Mühe nehmen wollte, ihn nur anzuſehen." — „Sehr richtig, aber ſolche Menſchen ſind gerade am meiſten zu fürchten; ſie lauern auf ihren Feind im Finſtern und ſchlagen in dem Augenblick, wo man nicht darauf gefaßt iſt." — „Wenn man ſich nur vorſieht, kann man ihrem Degen ſchon ausweichen." — „Sie bedienen ſich des Dolches oder der Guillotine, und vor dem einen biſt Du ſo wenig ſicher, wie vor dem anderen." Danton beſann ſich einen Augenblick: „Nein", rief er, „das geht durchaus nicht. Die Gemäßigten trauen mir nicht, und ich wäre verlaſſen, wenn ich mich ihnen anvertraute." — „Aber wenn ich Dir ſage...." — „Es iſt umſonſt; ſprechen wir nicht mehr davon." Er ſuchte Treilhard wieder auf, der einige Schritte hinter ihnen ſpazierte, und kehrte mit ihm in den Wohlfahrts-Ausſchuß zurück, wo er fortfuhr, mit Leuten, die er verachtete und haßte, gemeinſchaftlich auf den Untergang derjenigen hinzuarbeiten, zu denen ihn Neigung und Intereſſe zugleich hinzog. Es iſt bekannt, daß er einer der eifrigſten Helfershelfer des 31. Mai war, wo ſich die Cordeliers und Jakobiner zum letztenmal in gemeinſchaftlichem Haß zur Vernichtung ihrer beiderſeitigen Feinde vereinigten.

Indeß gingen die Begebenheiten des 31. Mai nicht in dem großen Maßſtabe vor ſich, wie die Häupter des Inſurrections-Comité es eigentlich gewünſcht hatten. Sie wollten etwas ganz Anderes als die Austreibung eines Häufleins von hundert Deputirten und die Hinrichtung von dreißig bis vierzig. Nicht um eines ſo kleinlichen Reſultats willen wachten die „Vaterlandsretter" ſeit vier Monaten Tag und Nacht. Es zirkulirte damals eine Anekdote in Paris, die man in einigen Memoiren der Zeit erwähnt findet; dieſe Anekdote giebt einen Begriff von ihren Projekten: ſie waren etwas weit getrieben. Man höre:

Ein Einwohner der Bretagne, der vor kurzem nach der Hauptſtadt gekommen war, ging eines Abends vor dem Erzbiſchöflichen Palais vorüber und bemerkte eine Menge Menſchen, welche heimlicher Weiſe Zutritt zu bekommen ſchienen, indem ſie ein Stück Kupfer, das ſo ziemlich wie eine von ihm getragene Medaille ausſah, vorzeigten. Er kam auf den Einfall, das eben ſo zu machen: er zeigt ſeine Medaille dem Controlleur, der ſie kaum anſieht, worauf er ohne Schwierigkeit eingelaſſen wird. Aber man denke ſich den Schrecken des guten Armorikaners, als er ſich dem ſchrecklichen Comité directeur gegenüberſah und man vor ihm jene furchtbaren Proſcriptions-Liſten aufrollte, auf welchen ſich die Namen ins Maßloſe vermehrten, wie durch einen Zauber. Der Schrecken hielt ihn feſtgenagelt an ſeinen Platz bis ans Ende der Sitzung, da er in jedem Augenblick fürchtete, entdeckt und von Leuten, die nicht viel ſcherzten, wie ein Spion behandelt zu werden. Beim Herausgehen ſah er ſich von zwei Individuen angefaßt, die, ihn für einen der „Brüder" haltend, ſich offen vor ihm ausplauderten. „Donſent", ſagte der Eine, „hat die Liſte auf 8000 angefertigt: wenig genug für eine Stadt, wo ſo viel Verräther und Konſpiranten zuſammen ſind." — „Es iſt wahr", ſagte der Andere, „die Liſte könnte recht gut um die Hälfte vermehrt werden; aber woher ſo viele Arme bekommen, um uns all' dieſer Leute zu entledigen?" — „Darum ängſtige Dich nicht: das Volk iſt eine Beſtie, die oft ſchwer zu handhaben iſt: aber wenn's zu tödten gilt, da zeigt es ſich ſo gelehrig, wie ein Hammel."

Der Bretagner läuft zu einem Deputirten ſeines Departements, der ihn zu Valazé führt, demjenigen Girondiſten, der unter allen am meiſten Geiſtesgegenwart und Energie in dieſen gefährlichen Umſtänden an den Tag legte. Valazé bittet den Bretagner, am anderen Tage wieder ins Erzbiſchöfliche Palais zu

gehen. Dieser, sich des Mittels bedienend, das ihm das erstemal von Statten gegangen war, wird wieder eingelassen. Im Anfang der Sitzung bemerkte Barlet, es wäre nicht so leicht, als man glaube, achttausend Menschen aus dem Wege zu räumen. Er sagte, der Plan wäre gewiß sehr patriotisch, und man würde später darauf zurückkommen, aber für den Augenblick wäre es klug, sich damit zu begnügen, alle „Appellanten" hinzurichten. „Dies", fügte er hinzu, „wird sich höchstens auf zweihundert belaufen, die in einer Nacht expedirt werden können. Ich habe dafür ein sehr einfaches und leichtes Mittel gefunden, das, wie ich hoffe, von Euch gebilligt werden wird. Aber da für eine solche Sache die erste Bedingung des Erfolgs ein undurchdringliches Geheimniß ist, und da sich in einer Versammlung von fünfhundert Personen leicht Schwätzer, treulose Brüder und Spione finden können (hier zitterte der unglückliche Breton an allen Gliedern), wie sich deren auch wirklich schon gefunden haben, da Valazé einen Theil von dem erfahren, was in unserer letzten Sitzung vorgegangen ist (der Breton kann sich nicht mehr aufrecht erhalten), so will ich meinen Plan einer kleinen Zahl unter uns von geprüftem Bürgersinn, Fournier, Henriot, Meilland, Dopsent und fünf bis sechs Anderen, die ihr selbst bestimmen mögt, mittheilen." Barlet's Antrag ward mit Beifallsmurren aufgenommen. Man fügte noch fünf Mitglieder zu denen hinzu, die er bezeichnet hatte. Sie zogen sich alle in ein besonderes Zimmer zurück, und die Sitzung ward aufgehoben. Beim Herausgehen bemerkte der Breton, daß er begleitet ward. Nichtsdestoweniger ging er zu Valazé und erzählte ihm, was er gesehen und gehört habe. Vierzehn Tage darauf sah man seinen Leichnam auf der Seine schwimmen.

Folgendes war Barlet's Plan, wie man seitdem erfahren hat. Er hatte falsche Briefe zwischen dem Prinzen Koburg und den Deputirten, deren Tod beschlossen war, angefertigt. Diese Deputirten sollten zu einer und derselben Stunde verhaftet, in ein abgesondertes Haus der Vorstadt Saint-Jacques geführt und daselbst gleich nach ihrer Ankunft erdrosselt werden. Den anderen Morgen sollte man auf allen Mauern von Paris die falschen Briefe anschlagen; man würde sich dann zu der Entdeckung des großen Komplotts gratuliren und sich freuen, daß die der Volks-Justiz geopferten Verräther mit ihrer Gegenwart weder den Boden des Vaterlandes, noch die reine Luft der Freiheit mehr besudeln könnten. Man muß gestehen, dieser Plan war nicht schlecht ersonnen, und das Directorium erinnerte sich später daran, als es am 18. Fructidor die Papiere des berüchtigten Portefeuille von Entraigues veröffentlichen ließ.

Doch durch den unglücklichen Bretagner gewarnt, machte Valazé seine Freunde aufmerksam, die, die Gefahr ihrer Lage endlich erkennend, aus Furcht muthig wurden und das Vaterland zu retten beschlossen, als es in ihren Personen kompromittirt war. Indem sie also den Augenblick benutzten, wo Robespierre und seine Genossen auch ihrerseits im Jakobiner-Klub die Mittel berietben, „das Vaterland zu retten", waffneten sich die Girondisten mit Muth, und nachdem sie sich der Häupter des Berges versichert hatten, begaben sie sich zahlreich in den Konvent, wo sie die Kühnheit hatten, ein Dekret durchzusetzen, welches gebot, die Verschwörer des Erzbischöflichen Hotels zu verfolgen und vor das Revolutions-Tribunal zu stellen. Guadet ging noch weiter: er trug darauf an, alle Behörden von Paris abzusetzen, den Munizipalrath durch die Präsidenten der 48 Sectionen zu ersetzen, die Erwählung eines neuen Maire, eines neuen Kommandanten der Nationalgarde zu befehlen u. s. w.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Annales historiques et philosophiques de la restauration, la decadence et la chute de la branche ainée des Bourbons. — Von A. T. d'Eguiron de St. Aignan. Erster Bd. 7 Fr.

Considérations générales sur l'état de la médecine. — Von A. Signoret. 2 Fr.

Cours special d'architecture. — Von E. Protot. 5 Fr.

Rußland.

Literatur der südlichen Slavonier.

Der Beherrscher von Czernagora (Montenegro) hat vor einigen Jahren in seinem Lande eine Druckerei eingeführt, und bereits 1834 lieferte dieselbe eine Sammlung von Gedichten. Im darauf folgenden Jahre erschien dort ein Almanach, mit dem Titel Gorliza, herausgegeben vom Bischöflichen Secretair Milakowitsch. Am bemerkenswerthesten darin ist eine Beschreibung von Czernagora in statistischer und geographischer Beziehung. In Belgrad hat man angefangen, eine vollständige Sammlung der Werke des Serbischen Philosophen Dositei Obradowitsch in 6 Bänden zu drucken. Bereits im Jahre 1832 erschien ein philosophisches Werk und eine allgemeine Geographie zum Gebrauch der Serbischen Jugend von Dimitri Tirol. Der bekannte Literat Berlitsch gab in Agram ein Gedicht des Dalmatischen Dichters Palmotali unter dem Titel Christiade heraus; dieses Gedicht hatte einige Jahrhunderte lang als Handschrift existirt. Viele sind damit unzufrieden, daß der gelehrte Herausgeber an einigen Stellen Worte des Originals verändert hat. Im Slavonischen Illyrien, d. h. bei Slavoniern, Kroaten, Serben und Dalmatiern, erschienen im Jahre 1836 in dortigen Mundarten 22 Bücher, größtentheils gelehrten Inhalts. In Belgrad kam im Jahr 1837 der Serbische Almanach Urania heraus, welcher unter Anderem eine interessante Erzählung: Christina Milordoba, enthält, deren Verfasserin Anna Obrenowitsch, eine 16jährige Nichte des Serbischen Fürsten Miloscb, ist. Ferner findet man in demselben ausgezeichnete Uebersetzungen von Anton Miganswitsch aus Petropolis, Oesterreichischem Konsul im Fürstenthum Serbien, und von Semen Milutinowitsch, dem ersten Serbischen Dichter. Dem Titelblatt ist das Bildniß des Kaisers Nicolaus I. beigefügt. Die Subscriptionsliste beginnt mit dem Namen des Türkischen Pascha's von Belgrad in Türkischen Schriftzügen. (C. H.)

Mannigfaltiges.

— **Französisches Panorama von Deutschland.** Wir haben das erste Heft des Panorama de l'Allemagne erhalten, einer periodischen Schrift, die unter der Redaction des Herrn Savoye und im Verlage der Herren Brockhaus und Avenarius in Paris erscheint. Herr Savoye lieferte früher die Artikel über Deutsche Literatur im Temps, die sich vor anderen ähnlichen Arbeiten immer auszeichneten, weil der Verfasser mit der Kenntniß Deutscher Zustände, die ihm, als einem geborenen Deutschen, wohl eher als den vielen jetzt über Deutschland schreibenden Franzosen zuzutrauen ist, zugleich die Klarheit und den leichtfaßlichen Scherz einer geläufigen Französischen Prosa verband. Es haben zwar in der neueren Zeit mehrere in Paris lebende Deutsche Literaten Französische Abhandlungen, ja sogar Bücher über Deutschland drucken lassen, doch das waren nur Deutsche Gedanken, Deutsche Worte und Deutsche Unübersetzbarkeiten, die irgend ein mit 25 Fr. pro Bogen honorirter armer Teufel von Franzose in seine Muttersprache, unter der Aufsicht und mit der Verballhornung des Deutschen Autors, übertragen mußte. Die Herren Savoye und Mainzer gehören zu den wenigen in Paris von ihrer Deutschen lebenden Deutschen, die in der Französischen Hauptstadt Glück gemacht haben: der Erstere durch seinen Unterricht in Deutscher Sprache und Literatur, und der Letztere durch seine Unterweisungen in der Musik, und zwar in Deutscher Musik, denn es sind namentlich Gesänge, Chöre für Männerstimmen, wie man sie in dieser Vollendung bisher nur in Deutschland kannte, die Herr Mainzer auch in Frankreich eingeführt. Und nun haben sich die beiden Begünstigten, der Sprach- und der Musik-Meister, in löblicher vaterländischer Gesinnung vereinigt, um die Literatur und die Kunst Deutschlands, von denen sie bisher nur Einzelnes Einzelnes mitgetheilt, dem ganzen Französischen Publikum in einem vollständigen Panorama vorzuführen. Mögen sie in diesem großen Unternehmen eben so viel Glück haben, als bisher in ihrem kleineren! Denn es gereicht gewiß beiden Ländern, Deutschland und Frankreich, zum Vortheil wie zum Ruhme, wenn sie sich gegenseitig achten und verstehen lernen. Ja, das Panorama de l'Allemagne bringt uns zunächst auf die Frage, warum noch kein Deutscher Buchhändler ein ähnliches „Panorama von Frankreich" unternommen? Wir klagen, wir spotten oft darüber, daß Deutschland für die Franzosen ein so unbekanntes Land, eine ultima Thule sey, aber wie viel ist uns denn Frankreich bekannter? Paris allerdings und seine Vaudevilles, seine Feuilletonisten und seine Romanen-Lieferanten kennen wir so ziemlich. Aber was wissen wir von den Departements? was von den verschiedenen Nationalitäten der Nord- und der Süd-Franzosen, von den Bretons und den Gascognern, den Flamands in Dünkirchen und Lille und den Basken an der Pyrenäen-Gränze? Für uns sind Alle dieselben Franzosen, während sie doch nur in Paris oder da, wo sie dem Auslande gegenüberstehen, ganz in einander verschmelzen. Ja, gestehen wir uns nur, daß wir selbst diejenigen Franzosen, die im Grunde noch Dreiviertelsdeutsche sind, unsere ehemaligen Brüder im Elsaß, kaum mehr kennen und sie darum auch für vollständige Franzosen halten! Warum hat uns noch Niemand von Französischen Universitäten, Akademieen und Schul-Einrichtungen eine interessante Uebersicht gegeben, wie die Franzosen schon deren mehrere über Deutsche Anstalten durch Cousin, St. Marc Girardin, Marmier und de la Nourrais besitzen? Was bringt man uns aus Frankreich? Nicht den Ernst und die Würde der Wissenschaften, wie sie durch Arago, Geoffroy de St. Hilaire, Brongniart, Sylvestre de Sacy u. A. repräsentirt werden, sondern Skizzen über Skizzen, Reisebilder mit Persönlichkeiten und unzählige Beweise, daß auch die Deutschen flüchtig und oberflächlich werden können, wenn sie eine Zeit lang unter Franzosen gelebt haben. Fern sey von uns alle Sehnsucht nach guter alter Pedanterei, die den geflügelten Scherz abweist, aus Besorgniß, er könnte den Ernst minder langweilig machen; aber man sollte doch nicht von einem Extrem in das andere verfallen; man sollte doch in Deutschland nicht meinen, Frankreich sey uns bekannt, weil wir Balzac, Jules Janin und Paul de Kock in Originalen und in Uebersetzungen lesen. Man gebe uns ein Panorama von Frankreich mit allen Schätzen dieses großen Landes, wie es jetzt die Herren Savoye und Mainzer, unterstützt von einer tüchtigen Verlagshandlung, von Deutschland zu geben versuchen. Aber auch dieses wird eben so der Deutschen wie der Französischen Aufmunterung bedürfen, wenn es fortschreiten und gedeihen soll, und um dazu auch das Unsrige beizutragen, wollen wir in einem der nächsten Blätter auf den Inhalt der ersten Lieferung des „Panorama von Deutschland" spezieller zurückkommen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 92. Berlin, Mittwoch den 1. August 1838.

Ostindien.

Ansichten des Himalaya.

Nach neueren Britischen Reisenden.

Das Gebirge Himalaya, jene „himmelhohe weiße Mauer", welche die Natur zwischen Hindostan und Tübet aufgethürmt, erstreckt sich von den Quellen des Indus im Nordwesten bis gegen das mittlere Stromgebiet des Brahmaputra im Südosten. Der Kern oder Haupt-Knoten dieses kolossalen Höhenzuges trennt die Alpenthäler Sirinagur, Nepal und Butan von den Hochebenen der Chinesischen Tatarei. Der Himalaya ist gleichsam der südlichste Gränzwall von Inner-Asien; mit ihm parallel ziehen im Norden der Kuenlún, der Thian-schan oder das Himmels-Gebirge und der Altai; unter dem Meridiane von Attok und Dschelalabad in Afghanistan kommt er dem Kuenlún so nahe, daß die beiden Ketten zwischen Kabul, Kaschmir, Ladak und Badachschan zwei Riesen gleichen, die unter einem gemeinsamen Dome aus Wolken und Nebeln einander ringend bekämpfen. Fünfundzwanzig Gipfel dieses mächtigsten aller Gebirge überragen an Höhe den Tschimborasso. Die Gränzen des Himalaya im Osten sind nicht genau bekannt; doch könnte man vorläufig das Bassin des Brahmaputra als seine östlichste Markscheide betrachten. Von dem Brahmaputra an erstreckt sich eine östliche Fortsetzung der Kette einerseits bis zum Kap Negrais im Birmanen-Reiche, und andererseits bis in das Innere von Süd-China. Der westlichste Theil des Gebirges, westlich von dem großen Gebirg-Knoten des Landes Bolor und diesseits des Indus, ist unter dem Persischen Namen Hindu-Koh bekannt. Eine Fortsetzung desselben zieht gegen Westen durch die Länder Kabul und Chorassan, wo sie dem Höhenzuge Demawend, der sich wieder dem Taurus-Kaukasischen Systeme anreiht, die Hand zu bieten scheint. Die unzugänglichen Verbindungs-Punkte aller dieser Gebirge werden eine streng mathematische Berechnung der Ausdehnung des eigentlichen Himalaya noch lange unmöglich machen.

Der bekanntere Theil dieses imposanten Alpen-Walles Central-Asiens, welcher uns hier vorzugsweise beschäftigen soll, enthält die höchsten Gipfel auf der Oberfläche unseres Erdbodens. Seine Zinnen sind unersteiglich; aber die majestätischen Ströme Hindostan's haben an verschiedenen Stellen so weite Breschen gemacht, daß die Wissenschaft kecken Fußes eindringen konnte. Von Hindostan bis Tübet, auf einem Areale von 80,000 Engl. Quadrat-Meilen, erhebt sich der Himalaya zwanzig- bis siebenundzwanzigtausend Fuß über das Niveau des Bengalischen Golfes. Das Minimum dieser Skala ist barometrisch berechnet und trigonometrisch ausgemessen; das Maximum derselben hat man erst seit 1815, als der Periode des Krieges mit den Ghorka's, zu schätzen versucht; aber diese mangelhafte Schätzung ist noch weit entfernt von dem wirklichen Maße, und gewiß werden sich noch mächtigere Höhen ergeben, wenn der Fanatismus der Ghorka's und der Shik's die Zugänge ihrer heiligen Berge dem Forscher nicht länger streitig machen kann.

Der Dhawalagiri oder Weiße Berg, an den Quellen des Gunduck (eines Zuflusses des Ganges) belegen, gilt allgemein für den höchsten Gipfel der ganzen Kette. Hodgson, Webb und Herbert berechnen seine Höhe auf 27,000 Engl. Fuß (4211 Toisen) über dem Meeresspiegel. Balbi schätzt die Höhe dieses Riesen auf 4390 Toisen und betrachtet als Culminations-Punkt des inneren Himalaya, an den Gränzen von Butan, die Kuppel des Tschamulari, der er jedoch, obwohl ganz unmaßgeblich, nur 3000 Toisen anweist. Dies wäre schon ungefähr die doppelte Höhe des Finsteraarhorns im Berner Oberlande.

Wenn aber die seltenen Erforscher des Himalaya über die Höhe der mittäglichen Kette verschiedener Meinung sind, so stimmen sie wenigstens alle darin überein, daß der König aller Berge unseres Globus sein Haupt in dem ewigen Gewölke bergen müsse, welches den entferntesten nördlichen Theil, an den unbekannten Gränzen des Landes der Shik's und Tübet's, umlagert. Die Schwierigkeiten und Gefahren der Untersuchung und das immer jene argwöhnische Auge der Chinesischen Behörden werden die ihnsten Unternehmungen der Wissenschaft in jenen Gegenden noch lange vereiteln. Unterdeß fahren aber die Briten mit unermüdlicher Ausdauer in ihren Versuchen fort; die Tiger von Bengalen, welche sie vor ihren Elephanten hertreiben und nach dem Hintergrunde des Alpenthales Nepal zurückdrängen, locken sie Schritt vor Schritt die Etappen der Kette hinan. Während die Eifersucht des Rendschit-Singh im Westen der Thäler von Kaschmir wacht, während die Vorposten des Himmlischen Reiches mit ihren ledernen Kanonen im Osten drohen, so oft das profane Auge des Europäers die Ufer des heiligen Sees Mansarower ausmessen oder die Citadellen von Gertope und Ladak beschauen will, öffnet sich dieser in den Schlünden des Katmandu einen Weg nach den nördlichen Regionen des Himalaya.

Schon zählt man gegen 39 Gipfel des Gebirges, die 20,000 Engl. Fuß übersteigen. Da nun der kulminirende Pik der Neuen Welt, der Nevado von Socata (in dem östlichen Cordilleren-Zuge von Titicaca), nur 3948 Toisen und der Montblanc in Savoyen nur 2460 Toisen mißt, so ergiebt sich hieraus, daß der Dhawalagiri für den wahren Atlas unserer Erdkugel gelten kann und eine große Zahl anderer Pik's den höchsten Berg Europa's weit überragen. Diesen gigantischen Zinnen ist aber noch ein mächtiges Stufenland vorgelagert. Wenn der Tübetische Himalaya eine Region ist, in welcher bis jetzt nur barbarische Völker und reißende Thiere hausen, so bietet uns dagegen der ganze westliche, den Ebenen Hindostan's und dem Lande der Sihk's zugekehrte Höhenzug großentheils unerforschte, aber hinreichend zugängliche Gebirgs-Thäler, denen die mächtigen, das nördliche Hindostan wässernden Ströme entquillen. Hier, in den Schluchten von Dehra, in den fast parallel laufenden Bergkesseln, welche der Setledsch, der Dschemna, der Doab, der Pabar, der Bhagirathi und der Ganges gebildet haben, erhebt sich der Himalaya mit seinem majestätischen Glacis von Felsen, Wäldern und Schneemassen; hier muß man, auf einen Bambusstab gestützt, jene Region hinansteigen, die zwischen dem eigentlichen Fuß der Kette und dem diluvialen Hochlande ausgehöhlt ist. Hat uns der Britische Adjunkte oder Resident von Delhi vermittelst eines Fermans der Compagnie gegen die Shik's geschützt, so miethen wir einen Trupp berittener Ghorka's, nebst ein paar Dutzend Radschputischer Lastträger, und versorgen uns mit einem Tragsessel, einigen nothwendigen Meß-Instrumenten, einem Zelte und einem Vorrath von Lebensmitteln auf mehrere Monate. Bevor wir aber Brahma's Gebiet verlassen und dem Heiligthume Buddha's entgegenschreiten, der uns schon die Stürme und Wetter des Himalaya zum Willkommen entgegenschickt, verweilen wir ein paar Stunden in Simla, dem äußersten Gränzorte der Präsidentschaft, dem Belvedere von Hindostan, wo man den Himalaya wie auf gemalter Leinwand vor sich aufgerollt sieht.

Simla ist, wie der Mont-d'Or oder wie Bagnères, das Rendezvous der Reichen, der müßigen Leute und der Kranken. Man spottet hier der chronischen Leber-Entzündungen, des Typhus und der Cholera, dieser drei in Bengalen so zudringlichen Gäste. Der Offizier, welcher vor achtzehn Jahren die militairischen, politischen, juridischen und finanziellen Angelegenheiten dieser äußersten Nordgränze des Indo-Britischen Reiches beaufsichtigte, kam eines Tages auf den guten Gedanken, seinen Palast in der Ebene, wo die Hitze ihm sehr beschwerlich fiel, zu verlassen und mit seinem ganzen Hausstand unter dem Schatten der Zedern zu kampiren. Er war allein in einer Oede; Freunde besuchten ihn. Die Lage und das Klima schienen ihm vortrefflich. Man ließ ein paar Hundert Radschputen kommen, welche die Bäume rund umher niederhieben, grobe Balken anfertigten und sechzig auf den Bergen zerstreute Häuser bauten. Man schnitt herrliche Wege in den Felsen, und bald fanden Luxus und Mode an einem Orte Eingang, der 700 Stunden von Kalkutta und 7000 Fuß über dem Niveau des Meeres liegt; bald sah man hier Britische Damen in Pariser Modetracht auf niedlichen Zeltern kokettiren, als wär' es im Hyde-Park zu London.

Die Aussicht auf den Himalaya, welche man von Simla aus genießt, hat vielleicht in der Welt ihres gleichen nicht. Der politische Agent Großbritaniens, welcher hier residirt, um die benachbarten Radscha's im Zügel zu halten, wird ohne Zweifel diesen Ort zum Stapelplatze aller künftigen Entdeckungs-Reisen nach dem Gebirge machen. Im Jahre 1826 hatte Graf Amherst, General-Gouverneur von Indien, in Simla einen Besuch abgestattet; auch Lord Combermere erschien daselbst; die kleine Kolonie wuchs rasch und fröhlich heran. Ein Spazierweg, der sich spiralförmig um die kleine Kuppel windet, auf welcher die hübschesten Häuser stehen, ist eine Terrasse für die Neugierigen, welche der perspek-

tivische Anblick des Himalaya aus ganz Bengalen nach Simla lockt; und eine hinreichend breite Straße, in der Richtung der Chinesischen Tatarei, auf welcher in Zwischenräumen von zwölf Englischen Meilen Relais-Postpferde halten, erleichtert kühneren Reisenden die Mittel, über die zweite Etage der Kette zu gelangen. Man möchte fast sagen, daß die Römische Straße über den Simplon in das Land jenseits des Ganges versetzt ist.

Alle Häuser der Stadt, die an Abhängen erbaut sind, haben fast ganz platte Dächer. Die Räume zwischen den Sparren derselben verkittet man zierlich mit einem Mörtel oder Stuck, den die Hinduh's Tschunam nennen. Ueber diesen allerliebsten Gebäuden zieht sich um den abgerundeten Gipfel ein immer grünender Kranz von Fichten, Cedern, Rhododendron, Eichen und Lerchenbäumen. Konvolvulus und rankende Rosen bekleiden die terrassenartigen Abhänge, so daß man die duftenden Amphitheater der Borromäischen Inseln unter den 31sten Grad nördlicher Breite versetzt glaubt. In diesen Anlagen treiben sich täglich Britische Offiziere herum und lassen die seltenen Vögel der Gegend, die Lophophoren, Kakatus und Fasanen von Kyonthal durch ihre Doggen aufscheuchen. Auch Gasthöfe und Restaurationen werden an diesem wonnigen Orte schon errichtet; die Zeit dazu ist sehr passend gewählt, da Rendschit-Singh, ein Nachbar von Simla, erst neulich hundert Flaschen des besten Porter-Biers aus Ludiana verschrieben hat. Auch ist neulich von einer durch die Damen der Compagnie gegründeten Freischule für arme Hindu's die Rede gewesen, worin Unterricht im Zeichnen gegeben wird. Die Enkel der Krieger Tamerlans malen hier Veilchen und Geraniums des Himalaya für die schönen weiblichen Eroberer ihres Vaterlandes, die Ladies von West-End in London.

Kommen wir nun zur „Wohnung des Schnees" zurück. Derjenige Himalaya, den man vom Ganges in Hindostan aus gewahrt und der einen so grandiosen Hintergrund des Bengalischen Flachlandes bildet, ist gleichsam nur eine bescheidene Vorrede zu den Tübetischen Alpen oder dem wahren Himalaya, wie er an den Quellen des Setledsch sich zeigt. Die progressive Erhebung der Basis aller dieser Bergreihen, von denen immer eine über die andere emporsteigt, macht die Höhe der mit Eis gepanzerten Riesen-Pik's viel weniger auffallend. So haben Bramante und Michel-Angelo der Peterskirche in Rom einen Platz angewiesen, der entfernte Beschauer über ihre kolossalen Verhältnisse täuscht. Um die absolute Höhe des Himalaya zu berechnen, muß man bedeutende Substractionen machen; diese absolute Höhe bleibt zwar allerdings ungeheuer genug; da aber das Auge vergebens nach horizontalen Linien sich umsieht, die es den senkrechten Linien gegenüberstellen könnte, und da die Abdachungen des Bodens vergleichungsweise nicht sehr schroff sind, so giebt es keinen Ort, von wo man die höchsten Gipfel unter einem besonders großen Gesichts-Winkel zu betrachten im Stande ist. Man stelle einen Riesen von acht Fuß in das hinterste Glied eines Pelotons Infanterie, dessen vorderstes Glied nur aus fünf Fuß hohen Leuten gebildet ist, und der Riese wird unscheinbar werden. Unzufrieden mit diesem geschlossenen und gedrängten Peloton von Höhen-Zügen, rief der Französische Reisende Victor Jacquemont: „Ach! wie schön sind doch unsere Schweizer Alpen!" — Sehr wahr, allein es sind auch nur die Alpen.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Die Girondisten.

(Schluß.)

Bei den Jakobinern erfuhr man bald, was die Häupter der Gironde im Konvent gewagt hatten: sofort machen sich Robespierre, Chénier, Marat, Jean de Bry, Collot, Fabre, Mallarmé und Andere wie ein Mann auf, um dieser Truppe widerspänstiger Schüler die Ruthe zu geben. Als sie in den Saal des Konvents traten, vollendete eben Guadet auf der Tribüne seine Philippika gegen die Verschwörer. — „Die wahren Verschwörer", schreit Mallarmé, „sind die, welche hier Maßregeln gegen die wahren Freunde des Vaterlandes beantragen, Maßregeln, deren Ausführung wir zu hindern wissen werden." — Sofort verläßt Guadet die Tribüne, ohne auf Mallarmé's Merkuriale ein Wort zu erwiedern.

In demselben Augenblick kommt Pache, begleitet von den vorzüglichsten Kehlabschneidern der Mutter-Gesellschaft, und liest eine Adresse, in der man den Kopf aller Deputirten verlangte, deren Einfluß oder Energie man fürchtete. Pache, den man auf der Stelle hätte verhaften sollen, wird zu den Ehren der Sitzung eingeladen, und die Girondisten, die, trotz der Verstärkung ihrer Gegner, noch immer die Majorität haben, geben es zu. Doch nicht Alle betragen sich so feig. Ich nenne nur Boyer-Fonfrède, der laut sein Bedauern ausdrückte, nicht zu denen zu gehören, gegen die der Gemeinderath sich verschworen. Auch Mazuyer trat an Pache heran und sagte ihm halblaut: „Habt Ihr vielleicht in Eurer Liste einen kleinen Platz für mich? ich würde gern etwas darum geben." — „Ich verspreche Euch einen auf der ersten Liste, die man anfertigen wird, und es soll Euch nichts kosten." Pache hielt sein Wort gewissenhaft; Mazuyer ward nach dem zweiten Juni außer dem Gesetz erklärt und starb auf dem Schaffot.

Jetzt kommen wir zu der Schluß-Katastrophe des Dramas, das nun schon seit drei Monaten dauert und das sich auf eine ziemlich bestialische Weise den 31. Mai in dem Palais der Tuilerieen entwickelt, das der Konvent am 10. Mai als Erbe der Monarchen, seiner Vorgänger, in Besitz genommen hatte. Am 22. und 23. Mai machten sich Danton, Robespierre, Marat, Chénier, Fabre und einige Andere durch ihre Abwesenheit im Konvent bemerkbar. Diese Abwesenheit, welche mehrere Tage dauerte, gab ihren Gegnern viel zu denken. Sie waren nach Charenton gegangen, um alle Vorbereitungen der Verschwörung zu treffen. Man wird sich vielleicht wundern, nach dem, was ich oben von dem Bruch zwischen Robespierre und Danton erzählt, sie zusammen in diesem Comité sitzen zu sehen; aber wenn es galt, Verbrechen zu begehen, da wurden die beiden Feinde wieder Freunde. Beiläufig will ich hier als etwas höchst Eigenthümliches bemerken, daß Pétion und Manuel in Charenton den 20. Juni vorbereiteten, daß Danton, Brissot, Rebecqui und Barbaroux ebenfalls hier sich für den 10. August beriethen; daß Charenton es war, wo auch die Niedermetzelung der Orleansschen Gefangenen entschieden ward und wo jetzt wieder Danton mit Marat, Robespierre u. s. w. auf den 31. Mai konspiriren. Woher diese Vorliebe der Verschwörer für das Dorf Charenton? Ich weiß es nicht; es ist dies ein Umstand, den ich anführe, ohne ihn erklären zu wollen.

Wie dem auch seyn mag, man klagte schon seit vier bis fünf Tagen über die Abwesenheit Marat's und seiner Freunde und wußte nicht recht, was davon zu halten sey. Den 27sten ging ich mit Kervelegan und Bonnefoeur, Deputirten aus meinem Departement, in den Konvent, als wir am Fuß der großen Treppe, über welche die Deputirten in den Konventssaal schritten, einen bedeutenden Haufen bemerkten, in dessen Mitte ein häßlicher Zwerg, der sich wie ein Besessener geberdete, einen Mann in der Offiziers-Uniform der Nationalgarde beim Kragen hielt. Der Zwerg war Marat, der Offizier Raffet, Befehlshaber der Section la Butte-des-Moulins, einer der Wenigen, die sich in diesen bösen Tagen durch ihren Muth und ihre Loyalität am meisten bemerkbar machten. Da man in den letzten Tagen mehrere Deputirte an den Thüren des Saals insultirt hatte, so hatte Raffet den Befehl bekommen, sein Bataillon zu beiden Seiten der Treppe aufzustellen. Marat geht vorüber, bemerkt ihn und fragt ihn, was er da mache. — „Ich bin auf meinem Posten." — Entferne Dich mit Deiner Krämertruppe (denn die Liberalen jener Zeit behandelten die „Krämer" ganz eben so wegwerfend, wie die heutigen Liberalen). — „Ich habe meine Order, und Niemand kann mich an deren Befolgung hindern." — „Weißt Du auch, daß Du mit einem Volks-Repräsentanten sprichst?" — „Ja, ich weiß es; aber die bewaffnete Macht gehorcht keinem Einzelnen, und ich werde meinen Posten nicht verlassen ohne die Befehle derjenigen, die mir ihn anvertraut." — Marat, der an seinem Gürtel stets mit dem versehen war, was man seit 89 die „Burettes de l'abbé Maury" nannte, versetzt damit dem Offizier eins auf die Schläfe; dieser weicht aus und bleibt dabei, daß er seinen Posten nicht verlassen werde. „Wart, Du sollst mir's büßen", sagte hierauf Marat mit furchtbarer Geberde und trat in den Saal.

Auch wir traten ein, d. h. die beiden Deputirten, die ich begleitete, in die Rotunde und ich in eine von den Tribünen. Eine Deputation der 48 Sectionen war an der Barre, die gebieterisch die Freiheit Hébert's und Dopsent's, des Präsidenten der Section der Altstadt, verlangte. Der Sprecher war der Vice-Präsident dieser Section, Namens Lobjois, der am Ende einer Lanze eine rothe Mütze in Flor gehüllt trug. Hérault de Séchelles, der an Isnard's Stelle den Präsidentenstuhl eingenommen, antwortete Lobjois: „Die Kraft der Vernunft und die Kraft des Volkes sind eins und dasselbe. Der Widerstand gegen Unterdrückung kann Euch eben so wenig genommen werden, als der Athem einem lebenden Wesen. Ihr verlangt Gerechtigkeit, sie soll Euch werden." Und sofort bringt er das Dekret zur Abstimmung, welches Hébert's Entlassung gebietet. Mitten in diesem Tumult erscheint der Minister des Innern, Garat, und benutzt eine Pause der Ruhe: — „Ich freue mich, Euch berichten zu können, daß Paris der vollkommensten Ruhe genießt, und daß ich auf meinem Wege hierher überall eine gehorsame und ehrerbietige Menge getroffen." — Dieser Garat war kein böser Mensch, und doch eine höchst erbärmliche Person, wie überhaupt ein kühner Verbrecher wie Danton viel weniger Widerwillen erregt, als Männer von so weichem und feigem Charakter.

Der Wind war eisig kalt, der Himmel grau und trübe wie an einem Dezembertage. Seit fünf Uhr Morgens, wo die Glocke und der Generalmarsch alle Bewohner von Paris aus dem Schlaf geschreckt, standen vier Bürgersoldaten vom Tuilerieen-Bataillon, mit dem Gewehr im Arm, frierend in den Höfen des Hotels Longueville, auf der Straße Saint-Thomas du Louvre und auf dem Louvre-Platz, ohne daß einer von uns wußte, welchen Zweck dieses Bivouac habe. Auch war die Order so streng wie am 21. Januar, d. h. der Gemeinderath hatte wieder beschlossen, daß jeder Nationalgardist, der nicht unter der Fahne seiner Section erschiene, für einen Verschwörer gelten solle. Wäre am 31. Mai 1793 noch ein König zu guillotiniren gewesen, so hätte ich glauben können, daß man diesen Tag das Schaffot auf dem Platze Ludwig's XV. wieder für ihn errichte. Um neun Uhr hören wir die Lärmkanone auf der neuen Brücke abfeuern, und unsere Besorgnisse steigern sich. Um eilf Uhr erfahren wir, daß die Barrieren geschlossen sind, und daß wir selbst uns in vollem Aufstand befänden, ohne etwas davon zu wissen. Uebrigens hörten wir den Lärm der Kanonen und Munitionskasten, die in großer Masse auf dem Carrousselplatz ankamen; doch wir wußten nicht, ob dies zur Vertheidigung des Konvents bestimmt sey, oder um ihn anzugreifen. Verworrenes Geschrei ließ sich durch einander hören: —

„Es lebe der Konvent!" — „Es lebe der Gemeinderath!" — „Nieder mit dem Berg!" — „Nieder mit den Girondisten!" Wir merkten, der Kampf würde bald beginnen; aber wer hatte in diesem Augenblick den Vortheil der Zahl, der Konvent oder die Insurgenten? Und auf welche Seite sollten wir im Kampf hingeworfen werden? Das war uns unmöglich, vorherzusehen, und eben so war es mit den anderen Nationalgarden, die, wie wir, seit dem Morgen in den verschiedenen Stadtvierteln versammelt waren. Auch sie wußten nicht, zu wessen Vortheil ihre Tapferkeit den Ausschlag geben solle, und unser Aller Lage wäre ohne das Beunruhigende derselben ziemlich lächerlich gewesen.

Und doch hat dieser ganze Aufstand, der sich so furchtbar ausnahm, mit nichts weiter geendet, als mit der Bildung einer Revolutions-Armee zu 40 Sous täglichen Soldes, mit der Ernennung der Assignaten- und Posten-Verwaltung und mit der Verhaftung der Madame Rolland. Um 7 Uhr Abends ließ man uns aus einander gehen und schickte uns essen. Dieser Tag des 1. Mai war also in Wahrheit nur eine Ballonprobe; die eigentliche Luftfahrt sollte erst den 2. Juni folgen.

An diesem Tage, wie am 31. Mai um vier Uhr Morgens, rieb die Glocke, der Generalmarsch und die Lärmkanone ganz Paris aus dem Schlaf und die National-Garde unter die Waffen. Henriot war am Abend vorher zu unserem Oberbefehlshaber ernannt worden. Dieser Mensch, der früher Lakai, dann Schleichhändler und endlich Polizei-Spion gewesen war, hatte seine revolutionnaire Laufbahn damit angefangen, an der Spitze eines Haufens Elender, wie er selbst, die Manufaktur von Réveillon zu zerstören. Den 12. Juli 1789 war er an die Barrière von Roureuil beordert, und er war es, der das Volk reizte, sie zu verbrennen. Die Dienste, die er in den September-Tagen leistete, erwarben ihm vollends das Vertrauen der „Patrioten", das er am 2. Juni, dessen eigentlicher Held er war, vollkommen rechtfertigte. Sämmtliche Geschichtsschreiber der Revolution haben die Geschicklichkeit seiner militairischen Anstalten gerühmt, und noch heute muß ich den glücklichen Einfall bewundern, den er damals hatte, auf das Carroussel, an dieselbe Stelle, wo heute der Triumphbogen steht, Batterieen aufführen zu lassen, von wo — 300 Kanoniere diejenigen Repräsentanten des souverainen Volks mit Kugeln begrüßten, welche es wagten, die Befehle ihrer Mandatare zu verkennen.

Wie dieser unglückliche Tag geendet, ist bekannt. Alle Stürme, die bisher noch in der Aeolshöhle eingeschlossen waren, wurden jetzt auf das unglückliche Frankreich losgelassen, das von diesem Augenblick an dem Würgengel anheimfiel. Es war nicht der Triumph einer alleinstehenden Partei: es war der Triumph aller Parteien zusammen, deren Häupter nunmehr Einer den Anderen aufs Schaffot schickten.

Ich schließe diese Darstellung mit einer noch wenig bekannten Anekdote, die den Nationaldichter Marie Joseph Chénier betrifft. Als eben der Konvent, in seinem Sitzungssaal von den Kanonieren und Kugeln Henriot's umschwärmt, erklärt hatte, daß er frei sey, wollte der Repräsentant Devérité, der diese Erklärung ernst nahm, ein wenig außerhalb des Saales Luft schöpfen. Im Nu sieht er sich am Kragen ergriffen von einer Frau, die auf der Stelle bleich wird, als sie ihn für einen Deputirten ihres Departements erkannte, dem sie Verpflichtungen schuldig war. — „Unglückliche, was treibst Du hier?" — „Man verdient sich sein Brod, wie es geht." — „Kannst Du mich wenigstens hinausbringen?" — „Ich will sehen." Sie nimmt einen Haufen Weiber zusammen und stellt ihn in ihre Mitte. Man war schon vor zwei Schildwachen vorüber: eine dritte hält den Deputirten auf und zwingt ihn, wieder umzukehren. Als er an eine andere Thür tritt, findet er Chénier. — „Sagen Sie mir, lieber Kollege, sind wir hier eingesperrt?" — „Ja, das sagen die Schurken von der rechten Seite, aber sie lügen. Doch bis jetzt...." — „Ich sage Ihnen, sie lügen. Man kann heraus, wenn man will: Sie sollen's sehen." Nun klammert sich Devérité an Duhem's Arm, aber die Frauen hemmen ihn wieder. Jetzt zieht Chénier ein Stück rothes Tuch aus seiner Tasche. Bei diesem Talisman, der ihnen wohl bekannt schien, weichen die Furien zurück und machen Devérité Platz, der bald den Kordon, von dem seine Kollegen fortwährend eingeschlossen waren, überschritten hatte.

Man sieht aus dieser Anekdote, daß Chénier sich auch anderswo, als im Theater, auf tragische Scenen verstand, und daß in Genie seit „Karl IX.", wo er erst bei der Einsegnung der Dolche war, ungeheure Fortschritte gemacht.

Die ersten Folgen dieses Tages hatte ein armer Winzer von Argenteuil zu erfahren, dessen Reben, wie die von ganz Frankreich, in der unglücklichen Nacht vom 30sten zum 31sten erfroren waren. Ein Unglück kommt nie allein. Als er einst an die Vernichtung seiner Hoffnungen auf die nächste Weinlese dachte, rief er in einer Schenke seines Dorfes: „Verwünscht sey dieser höllische 31. Mai." Wegen dieser Lästerung vor das Revolutions-Tribunal geführt, suchte er vergebens, das Mißverständniß aufzuklären; man hörte ihn nicht; er ward verurtheilt und hingerichtet!! Das Revolutions-Gericht erkannte keine „mildernde Umstände" an. (Revue du 19e Siecle.)

Bibliographie.

Traité de Droits d'Auteur, dans la littérature, les sciences et les beaux-arts. — Von A. C. Renouard. Erster Theil. 7½ Fr.

Maladies des Enfans. Affections de poitrine. 1re partie. Pneumonie. — Von Rilliet und Barthez.

Tonadillas, ou historiettes en action. (Pièces dram.) Livre unic. — Von E. Scribe. 2 Vde. 15 Fr.

Rußland.

Geld und Geldeswerth in der Türkei und in Persien *).

Um die Ausfälle in ihren Finanzen zu decken, setzte die Türkische Regierung allmälig den Werth ihrer Münzen herab. Wie man glaubt, zirkuliren jetzt 275 Millionen Piaster Beschliks oder Fünf-Piasterstücke und ungefähr 30 Millionen Piaster Scheidemünze. Ihrem inneren Gehalte nach, sind 190 Piaster nur einem Pfund Sterling gleich; aber in Folge der Operationen der Regierung ist ihr nomineller Werth doppelt so groß. Die Gold- und die neue Silbermünze hat nur 18 pCt. Zusatz; da jedoch im Volk die Zahlungen gewöhnlich in Beschliks geleistet werden, so läuft Jedermann Gefahr, die Hälfte seines Vermögens zu verlieren, sobald die Türkische Regierung nicht mehr im Stande seyn sollte, den dermaligen erzwungenen Cours ihres Geldes zu behaupten. Sie stellte sogar zu Anfang 1836 auf einige Zeit ihre Geld-Operationen ein, mußte sie aber wieder erneuern. Der Sultan opfert diesem Zweck jährlich einige Millionen Piaster; andererseits aber hat er wieder mehr Vortheil beim Einkauf fremder Geldsorten, welche umgemünzt werden. Den Türkischen Unterthanen ist es verboten, fremde Münzen anzunehmen, und in allen bedeutenden Handelsstädten giebt es Agenten der Regierung (Mubasdschi) welche sie einsammeln. In diesem Augenblick gilt ein Türkischer Piaster 22—23 Kopeken (2 Sgr.); er zerfällt in 40 Para's.

Der jetzige Schah von Persien hat den Werth seines Silbergeldes gleichfalls um ¼ herabgesetzt. Das kleinste Geld ist eine Kupfermünze, Schachi genannt, nach dem Kurse ungefähr 6 Kopeken (½ Sgr.) werth; 10 Schachi's machen einen Papabat, 2 Papabats einen Sachibkiran, 9 Sachibkirans einen Dukaten und 10 Sachibkirans einen Toman. Das Gold und Silber haben sehr wenig Zusatz; im Innern des Reiches aber muß das Persische Geld immer höher stehen, als sein innerer Werth beträgt, weil Persien, in Ermangelung von Gold- und Silber-Minen, sein Gold aus fremden Münzen prägen muß. So lange die Handels-Bilanz entschieden zu Gunsten Persiens war, erhielt es das fremde Geld wohlfeil; jetzt aber hat sich der Cours außerordentlich verändert, und ein Russischer Dukaten oder 3 Rubel-Silber steht bisweilen einem Toman gleich.

In früheren Zeiten verschlang Asien einen großen Theil des aus Amerika und Europa eingeführten Goldes und Silbers. Die Türkei, ungeachtet der völligen Veränderung des Handels, erhielt sich, in Folge ihres Produkten-Reichthums, eine günstige Bilanz, was sich aus den Gold-Operationen ergiebt; Persien aber erschöpft sich gänzlich. Rußland nimmt von seinen Waaren im Durchschnittsbetrage von 7—8 Millionen Rubeln jährlich und setzt von seinen Fabrikaten an 2½—3 Millionen ab; indessen wird nicht der ganze Unterschied mit baarem Gelde gedeckt, indem ein Theil der von Russischen Armeniern aus Deutschland nach Tabris gebrachten Waaren gleichfalls als Einfuhr von Rußland betrachtet werden muß; an Gold und Silber erhält Persien von Rußland jährlich 3—4 Millionen. Diese Summe reicht nicht hin, um die Handels-Bilanz, mit Rücksicht auf Trapezunt und Indien, auszugleichen, die von jeher viel baares Geld verschlangen. Zum Steigen des Courses fremder Münzen in Persien tragen auch die jeden Herbst haufenweise nach Mekka ziehenden Pilgrimme bei, weil sie dort Holländische und Russische Dukaten haben müssen. Es giebt kein Volk, welches so geneigt zu dergleichen Wallfahrten ist, als das Persische.

In diesem Augenblick werden in den Persischen in Pacht gegebenen Münzhöfen umgeprägt: ausländisches Geld, alte Sachibkirans, Gold und Silbergeschirr, angekauft von den Einwohnern, aber auch damit wird man bald am Rande seyn. Der Schah von Persien, der für den Handel mit Rußland sehr günstig gestimmt ist, weil er dem Lande größeren Vortheil bringt, bemühte sich durch eigenes Beispiel und durch Verordnungen den Absatz Europäischer Erzeugnisse zu beschränken, und man darf bei Hofe nicht in Kleidern aus Europäischen Stoffen erscheinen; aber alle seine Bemühungen bleiben erfolglos.

Der Orient hatte immer den Ruf großer Reichthümer, jedoch mehr deshalb, weil seine Bewohner Pracht und Glanz liebten. Für den Ankauf von Edelsteinen und goldenem Schmuck gaben sie Summen aus, die man in Europa zu den Gemächlichkeiten des Lebens verwendet. Außerdem verwahrten die kriegerischen Stämme viele in Feldzügen erbeutete Kostbarkeiten. So brachten z. B. Nadir-Schah und seine Krieger aus Indien eine Menge Edelsteine und andere Reichthümer mit, die sich noch jetzt in den Harems vorfinden und vielleicht noch eine Zeitlang eine Hülfsquelle für Persien seyn werden.

Das muselmännische Gesetz erlaubt nicht, Kapitalien auf Zinsen zu leihen, und wenn z. B. auf 100,000 Piaster 10,000 als Zinsen bereits gezahlt wurden, so verurtheilt das Gericht den Schuldner nur zur Tilgung von 90,000 Piastern. Der geringe Schutz, welchen die Gesetze solchen nicht zu vermeidenden Umsätzen gewähren, trägt wahrscheinlich auch zur Erhöhung der Zinsen bei. In Handelsgeschäften berechnet man in der Türkei gewöhnlich ein pCt. monatlich; wer aber sein Kapital sicherstellen will, begnügt sich mit geringeren Einkünften, und namentlich kaufen Viele Staatspapiere ein, die 8 pCt. bringen, welche aus den Einkünften des Staats-Eigenthums bezahlt werden. Diese Staatspapiere sind auch Gegenstände der Speculation.

*) Aus Hazemeister's kürzlich in Russischer Sprache erschienenem Werke über die beiden genannten Länder.

Der niedrigste Zins in Persien ist ein Prozent monatlich, doch häufig giebt man auch 2 und 3 Prozent. Der Grund davon ist weniger der Mangel an Kapitalien und großem Gewinn auf Handels-Artikel, als Mißtrauen und Habsucht, wobei der eine Theil unverhältnißmäßig verdienen will und der andere sich auf alle mögliche Weise von der Bezahlung seiner Schulden loszumachen sucht. Giebt man nun zwar kein Geld weg ohne Unterpfand, so ist doch auch kein allgemein anerkanntes Recht vorhanden, das Unterpfand verkaufen zu dürfen, wenn der Schuldner bei Verfall nicht bezahlt. An Wucherern fehlt es in den Städten Persiens nicht, und die Unordnung in allen Geschäften, die Verschwendung und der Leichtsinn der Perser sind Ursache, daß man sein Geld jederzeit zu hohen Prozenten anlegen kann. Kaufleute, welche die größten Geschäfte machen, sehen sich oft genöthigt, auf kurze Zeit Anleihen zu 2 bis 2½ Prozent monatlich zu machen, und Frauen versetzen oft Edelsteine, Perlen und Shawls, um irgend einen neuen Mode-Artikel zu kaufen.

Alle Gegenstände sind in Persien viel theurer als in der Türkei. Die zunächst liegenden Ursachen davon sind — die Kosten und Anstrengungen, die mit Bearbeitung des Bodens verbunden sind, der durchaus eine künstliche Bewässerung erfordert, und dann die auf dem Ackerbau lastenden Auflagen. In der westlichen Türkei ward aus denselben Gründen in der neuesten Zeit Alles theuer. Die kleinste Münze in Persien kommt 6 Kopeken gleich und in der Türkei ¼ Kopeken. Ein gewöhnlicher Tagelöhner erhält in Trapezunt 60 Para's (33 Kopeken, 3 Sgr.), in Tabris 10 Schachi's (60 Kopeken); an dem erstgenannten Orte verdient ein Handwerks-Meister täglich 3 Piaster (66 Kopeken, 6 Sgr.), an letzterem einen Sachibkiran (1 Rubel 35 Kop., 12 Sgr.).

Der Zustand des Volkes in der Türkei hat sich gänzlich umgestaltet. Bei sehr mäßigen Bedürfnissen, mit keinen Auflagen belastet und in einem reichen Lande, waren die eigentlichen Türken sehr wohlhabend, namentlich im westlichen Theile des Reiches, wo die Herrschaft der Regierung fester begründet war; in den entfernteren Provinzen ward das Volk durch Raub und Diebstahl, so wie durch Kriege des feudalistischen Adels hart gedrückt. Die Unterthanen fremden Glaubens befanden sich überall in der beklagenswerthesten Lage. Jetzt herrscht fast überall Ruhe und Friede, und in den entfernten Provinzen, wie z. B. in Trapezunt, leben die Bewohner im Wohlstande. Die mit den Türken gleiche Rechte genießenden Christen sind sehr zufrieden; diejenigen aber, die sich unter der früheren Verwaltung aller Vortheile erfreuten, die Türken in den westlichen Provinzen des Reichs, sind jetzt mit Auflagen überladen: ihnen bürdete man alle Summen auf, die der Sultan zu seinem Reformations-Plane bedarf, weil er sich nicht mächtig genug glaubt, um solche drückende Maßregeln über das ganze Reich auszudehnen. Der Reichthum des Adels ward vom Sultan Mahmud vernichtet; dagegen findet die gewerbtreibende Klasse, besonders unter Armeniern und Griechen, bei den jetzt bestehenden Verhältnissen tausend neue Hülfsquellen, um sich zu bereichern. Der Wohlstand der Bewohner der Türkei, hauptsächlich in den entlegeneren Gegenden des Reiches, entspringt theils aus der reichen Natur, theils aus der mäßigen Lebensart der Menschen; in Persien aber gründet er sich auf die äußerst glückliche Vertheilung der Arbeiten unter alle Volksklassen. Alle Adelige sind Staatsdiener. Die Menge der Dienstboten vermehrt die Klasse der Konsumenten. Die Bewohner der Städte, die sich mit Handel und Gewerben beschäftigen, sind im Vergleich mit den Ackerbauenden sehr zahlreich, welche Letztere ihre Erzeugnisse auch an die nomadisirenden und Viehzucht treibenden Stämme absetzen. Dieses für alle Klassen so wohlthätige Gleichgewicht indessen beginnt in Folge des Verfalls inländischer Industrie jetzt zu wanken.

Die Bevölkerung ist in Persien bei weitem weniger dicht, als in der Türkei. Die von der Regierung festgesetzten Abgaben, so verwickelt sie auch gestellt sind, werden von den thätigen und gewerbfleißigen Bewohnern ohne Mühe eingetrieben. Außerordentliche Auflagen, wie jetzt in der Türkei, werden nur selten von der Persischen Regierung ausgeschrieben; die Persischen Beamten suchen ihre Untergebenen zwar auf alle nur mögliche Weise zu brandschatzen, thun es aber mehr auf listige und nicht auf so gewaltsame Weise, wie es in der Türkei geschieht.

Mannigfaltiges.

— Deutsche Literatur in Frankreich. Die erste Lieferung des kürzlich von uns angekündigten Panorama de l'Allemagne ist von zwei artistischen Beilagen begleitet: einem Steindruck als Frontispiz, das die Germania von Philipp Veit aus dessen großem Frescogemälde „der Einfluß des Christenthums auf die Künste" darstellt, und einem Stahlstiche, die schöne Burg Rheinstein, von Französischen Künstlern gezeichnet und gestochen. Der Herausgeber, Herr Savoye, hat beide Kunstblätter, von denen das erstere ein Rahmen recht sinnreicher Handzeichnungen umgiebt, die sämmtlich auf Deutschlands Geschichte und Nationalität Bezug haben, mit erklärenden Darstellungen begleitet. Rheinstein, die ritterliche Veste unseres Prinzen Friedrich, wird uns mit seinen alten Traditionen und in der anziehenden Gestalt vorgeführt, durch die es in der neueren Zeit zu einem der malerischsten Punkte des schönen Deutschen Stromes geworden ist. Edgar Quinet, einer derjenigen Französischen Schriftsteller, die sich wirklich mit Deutscher Wissenschaft und Literatur beschäftigen und die ihr Urtheil darüber nicht erst aus der zweiten oder dritten Hand, wie so viele Nachbeter der Frau von Staël, haben, giebt in einigen Einleitungsworten mit der Ueberschrift L'Allemagne seine Theilnahme und die Richtung zu erkennen, in der er mit anderen Französischen Schriftstellern auch ferner für das neue rein literarische und von jeder politischen Frage sich fern haltende Unternehmen wirken wird. „Es lassen sich", äußert er unter Anderem, „über Deutschland die allerwidersprechendsten Dinge sagen, ohne daß darum die Wahrheit im Geringsten verletzt wird. Es ist dies das einzige Land, das eben so eifrig protestantisch als katholisch ist. Spiritualist an der Spree, ist es materialistisch an der Donau. Kein Land hat es in der Wissenschaft weiter gebracht, und keines hat auch wieder so viel Vorurtheile. Der Weltbürgersinn ist dort zu Hause, und doch sind andererseits auch gewisse Nationalabneigungen wie eingewurzelt. Wer Deutschland darstellen will, hat vor Allem diese entgegengesetzten Tendenzen aufzufassen, die sich meistens die Wage halten und zuweilen auch dermaßen neutralisiren, daß es den Anschein gewinnt, als ob das Land sich im Zustande der Unbeweglichkeit befände." — Von denjenigen Französischen Mitarbeitern, die dem neuen Institut außerdem ihre Theilnahme zugesagt, zeichnen wir vor Allen den Baron Barchon von Penhoen, den gründlichen Kenner der Deutschen Philosophie, aus; ferner bemerken wir die Namen Lerminier, St. Marc Girardin, Geoffroy-St. Hilaire, Victor Cousin u. A. Aus Deutschland haben die berühmtesten Männer ihre Mitwirkung angekündigt, und wenn von Jedem auch nur ein ganz kleiner Beitrag erfolgt, so kann dadurch schon das Panorama de l'Allemagne eines der interessantesten Werke werden. Das von Herrn Mainzer geschriebene Vorwort über Deutsche Musik wird von einem anziehenden Schreiben Meyerbeer's begleitet, der darin auf seine doppelte Stellung zu Deutschland und Frankreich hinweist und zugleich Erinnerungen an seinen Lehrer, den Abt Vogler, und an seinen berühmten Mitschüler, Karl Maria von Weber, enthüllt. Eröffnet wird das Heft durch eine Uebersicht seines Planes und Zweckes und geschlossen durch einen geschickt bearbeiteten Artikel nach Böttiger's kürzlich erschienenen „literarischen Zuständen und Zeitgenossen". Man sieht, das Ganze ist reichhaltig und verdient die Unterstützung, die es auch wohl bei seinem billigen Preise (2 Bogen Text und 2 Abbildungen kosten 60 Cent. = 5 Sgr.) finden wird. Druck und Papier erinnern an die vor einigen Jahren einmal erschienene „Europe Littéraire", die jedoch wegen des Luxus, mit dem die Redaktoren auftraten, nicht lange bestehen konnte. Das neue Unternehmen hat hoffentlich einen besseren Grund und Boden.

— Italiänisches Theater. Der Rivista Europea zufolge, giebt es jetzt in Italien vierzig verschiedene Schauspieler-Gesellschaften, die zum Theil bei stehenden Bühnen angestellt sind und zum Theil das Land durchziehen. Unter diesen Vierzigen soll es jedoch nur etwa zehn geben, die vor Mangel geschützt sind; die übrigen sehen sich zuweilen der größten Hülfslosigkeit ausgesetzt. Man rechnet, daß im Durchschnitte jährlich etwa dreihundert neue Stücke auf den verschiedenen Italiänischen Bühnen gegeben werden; natürlich, wie die dramatischen Neuigkeiten Deutschlands, zum großen Theile nach dem Französischen bearbeitet, doch ist in Italien immer noch ein großer Fonds von Autor-Talent, besonders für das Lustspiel, vorhanden, und wenn von jenen 300 Stücken nur immer etwa zehn sich den Beifall des Publikums erwarben, so liegt das weniger an den Bühnendichtern, als an den Theater-Direktoren, die weder in dramaturgischer, noch in ökonomischer Beziehung die Bühne und das Publikum zu leiten verstehen. Der Mangel an dieser Geschicklichkeit und die ganze Misere des Italiänischen Theaterwesens wird in einer pikanten Schrift dargethan, die kürzlich Herr Giacinto Battaglia in Mailand über den Gegenstand herausgegeben und worin sich manche praktische, auch in Deutschland beachtenswerthe Vorschläge zur Verbesserung der Sache befinden*). Indessen ist die erste Bedingung, die Herr Battaglia stellt, daß jeder Theater-Unternehmer nicht bloß ein wissenschaftlich gebildeter Mann, sondern auch ein sittlich hochstehender Charakter seyn müsse, wohl nicht so leicht zu erfüllen. Es ist ein altes und überall viel gepredigtes Bestreben, das Theater zu einer Schule der Humanität und edler Gesinnungen zu machen; aber die Interessen und Menschen, die sich auf und vor der Bühne begegnen, sind zu vielseitiger und widersprechender Art, als daß sie alle da vereinigt werden könnten, wo es ein sittliches Moment gilt, das die Wenigsten begreifen oder würdigen. Herr Battaglia kündigt zwar im Vereine mit seinem Freunde Imperatori einen praktischen Versuch dieser Art an, bei welchem er die Tendenz der Zeit zu socialen und Actien-Unternehmungen benutzen will; so lange wir aber das Resultat dieses Versuches noch nicht vor Augen haben, möchten wir billig seine Ausführbarkeit bezweifeln. Von einem anderen Italiäner, dem Herrn Gaëtano Suzzara in Venedig, ist ein Werk über die Declamation des Italiänischen Lustspiels**) angekündigt, das nächstens erscheinen und, dem Anscheine nach, auch für das Ausland von Interesse seyn wird.

*) Die Schrift heißt: Delle attuali condizioni del teatro drammatico in Italia e dei mezzi di promoverne il perfezionamento; osservazioni di G. Battaglia, con una postilla di G. Imperatori. Milano, 1838.

**) Sulla declamazione del teatro comico italiano.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 93. Berlin, Freitag den 3. August 1838.

Polen.

Die Königlichen und die Konföderirten bei Widawa.

Aus den in Nr. 84 des Magazins erwähnten Polnischen Memoiren des vorigen Jahrhunderts.)

..... Der König wurde durch die öffentlich ausgesprochene Thron-Vakanz*) von neuem gegen die Konföderirten erbittert. Weil man aber Pulawski selber, der seine Truppen rings in die Festungen gelegt hatte, nichts anhaben konnte, so wandte man sich mit ganzer Kraft und Gewalt gegen dessen Unterfeldherrn Zaremba.

Der Krongroßfeldherr Xaver Branizki erhielt also unter sein Kommando das Chevaurlegers-Regiment von Byszewski, das Regiment der Königlichen Uhlanen und das der Litthauischen Garde zu Pferde. Der Russische General Weimar gab dabei dem Herrn Branizki als Ordonnanz-Offizier den Obersten Drewitz und überdies ihm auch dessen Regiment zur Unterstützung. Im Ganzen war dieses gegen Zaremba gerichtete Corps an achttausend Mann stark; der Konföderirten-General hingegen zählte, nachdem er Alles, was ihm zu Gebote gestanden, an sich gezogen hatte, nicht mehr als etwa dreitausend Mann. Zaremba wußte von seinen Freunden aus Warschau, daß es auf ihn abgesehen sey, und daß Branizki in den Königlichen Vorgemächern in Gegenwart vieler Herren gesagt, er wolle, ehe vierzehn Tage vergingen, den Zaremba lebendig oder todt nach Warschau bringen.

Zaremba postirte sich mit seinem kleinen Heere bei Widawa, einem acht Postmeilen von Piotrkow gelegenen Städtchen; er quartierte sich mit seinem Stabe in Widawa selbst ein.

Branizki hatte Befehl, den General Zaremba zuerst auf gütliche Weise zur Niederlegung der Waffen zu bewegen, und erst dann, wenn dieser sich nicht dazu bereit finden ließe, sollte er von allen Seiten mit Waffengewalt auf ihn eindringen, ihn entweder zur Unterwerfung zwingen, oder Alles über die Klinge springen lassen. Branizki ordnete also seine Maßregeln seiner Instruction gemäß an und schickte Ordonnanzen zu den Russen, damit jeder am bezeichneten Tage genau um dieselbe Stunde an dem ihm angewiesenen Orte sich einstelle. Dies sollte fünf Tage darauf geschehen; Branizki selbst mit den Regimentern des Königs und der Republik eilte auf Zaremba zu, um ihn bis zur Ankunft der Russen in seinem Standquartier aufzuhalten.

Als sich die Königlichen Widawa näherten, zog Zaremba ihnen entgegen; doch Branizki sandte ihm einen Trompeter als Parlamentair, mit dem Verlangen, er solle sich aller Feindseligkeiten enthalten und zuvor eine Unterredung mit ihm annehmen. Zaremba ging darauf ein. Sie ritten sich also Beide entgegen; die Zahl der bewaffneten Begleiter war von beiden Seiten gleich. Die Heere standen unterdessen in der Entfernung. Gleich nach der ersten Begrüßung eröffnete der Krongroßfeldherr dem Herrn Zaremba, daß der König, von Hochachtung gegen einen so würdigen Kavalier erfüllt, ihn ungern verlieren würde; daß er ihn im Gegentheil recht lange dem Vaterlande und sich selber zu bewahren wünsche. Er schlug ihm daher vor, den Streit gütlich beizulegen. Und wie so oft im Leben ein kleiner Augenblick hinreicht, die feindlichsten Dinge in freundliche zu verwandeln, so begehrte er, Zaremba möge einen fünftägigen Waffenstillstand mit ihm abschließen. Könne er sich während der Zeit nicht überzeugen lassen, daß die Conföderation am Rande des Verderbens stehe, und dafür wolle er (Branizki) die bündigsten Beweise liefern, so wäre es ja nach Verlauf dieser fünf Tage noch immer Zeit genug, mit dem Säbel in der Hand einander gegenüber zu treten.

Zaremba nahm ohne Schwanken Branizki's Vorschlag an, sey es nun, weil er seinem Glücke Alles zutraute, oder weil er wirklich die Conföderation zu verlassen gedachte. Man machte sogleich bei beiden Armeen den Waffenstillstand bekannt. Um alle Zänkereien zu vermeiden, verbot man bei Todesstrafe, unter irgend einem Vorwande in das feindliche Lager zu gehen. Als Ort zur gütlichen Besprechung schlug Zaremba sein Quartier als das in der Stadt gelegene und bequemere vor; außer Branizki lud er auch noch einige Offiziere desselben ein. Die Soldaten erhielten Befehl, sich in der Nähe der Stadt auf den Dörfern umher zu lagern. Zaremba empfing den Großfeldherrn der Krone in seiner Wohnung mit allen den Ehrenbezeugungen, welche dem Heiman von einem Corps-Befehlshaber gebührten. Nach einer kurzen Französisch geführten Unterredung ließen sie allem Uebrigen den gewöhnlichen Lauf, d. h. sie fingen an, mit einander zu trinken, und da sie Beide viel vertragen konnten, so versuchten sie gegenseitig ihre Kräfte, indem sie von Mittag bis auf den späten Abend das Glas nicht aus der Hand ließen. Endlich mußte man den Branizki wie leblos nach dem Wagen bringen, und Zaremba, der über seine eigenen Beine stolperte, war kaum im Stande, den Gast vor die Thür zu begleiten.

Als Wawrzyniec Potozki diese vertraute Freundschaft wahrnahm, rief er, der ein frommer Katholik und guter Soldat, aber in politischen Dingen sehr einfältig war, den Seinigen zu: „Meine Herren, das ist Verrath! Wer den Glauben und die Freiheit liebt, der folge mir!“ So verließ er das Lager Zaremba's, indem er etwa 300 Mann, größtentheils aus dem Adel von Lenczyca, mit sich nahm. Er begab sich auch nach Lenczyca, aber das Ganze endigte unglücklich für ihn. Denn einige Tage darauf, als er sich mit seiner Mannschaft auf den Wiesen bei einem kleinen Flüßchen gelagert hatte und die Pferde eben abgesattelt waren, die Leute aber sich theils durch Baden, theils durch Schlafen Linderung von der großen Hitze zu verschaffen suchten, wurden sie ganz unversehens von dem Posener Major Langa, der von einem Bauern dort hingewiesen worden war, überfallen. Nur Wenige retteten sich, und zwar nur diejenigen, die, weil sie nackt badeten, leichter nach dem anderen Ufer des Flusses hinüberschwimmen konnten. Potozki selbst, der ganz angekleidet und bewaffnet, aber nicht beritten war, vertheidigte sich tapfer und fiel erst, nachdem er sein Leben theuer genug verkauft hatte. Langa ließ, weil er einen eiligen Marsch vorhatte und sich nicht mit den Gefangenen schleppen wollte, Alle, so ihm lebendig in die Hände gefallen waren, sofort tödten. Dies war das Ende redlicher, aber unverständiger Männer.

Unterdessen schmausten Zaremba und Branizki volle dritthalb Tage, so wie sie angefangen hatten. Am dritten Tage spülten sie noch mit einigen Französischen Liqueurs die Austern vom vergangenen Abend hinunter, leerten dann nach einem leichten Frühstück stante pede, wie man zu sagen pflegt, einige Flaschen Wein aus und schieden von einander, ohne daß alle die mühselige Arbeit etwas gefruchtet hätte. Doch sagten sie sich die Aufrechthaltung des Waffenstillstandes bis zur bestimmten Frist von neuem feierlich zu.

Zaremba legte sich, als hätte er die nahe Noth geahnt, frühzeitig nieder; auch erfrischte ihn nach den entsetzlichen Zechgelagen dieser Schlaf nicht wenig. Branizki aber goß, als er zu den Seinigen gekommen war, noch alles das durch die Kehle, was etwa daran fehlte, seinen Füßen alle Stehkraft zu nehmen, und freute sich, daß Zaremba so gutmüthig bis zum fünften Tage warten wolle, wo er ihn dann, mit Hülfe der Russen, wie ein wildes Thier zu fangen oder todtzuschlagen hoffte.

An demselben Tage stieß ein Fähnlein der Königlichen Uhlanen, das von weit herkam und sich auf seinem Marsch verspätet hatte, auf eine Abtheilung der Konföderirten unter dem Rittmeister Kasimir Grodzizki, einem Schwager Zaremba's. Jene, die von dem Waffenstillstand nichts wußten, griffen die Konföderirten an, und Grodzizki selbst fiel, von einer Kugel in den Kopf getroffen. Als die Konföderirten ihren Rittmeister verloren hatten, zogen sie sich aufs Hauptquartier zurück; die Königlichen Uhlanen merkten ihren Irrthum, da sie nun erst von einigen der gefangenen Feinde erfuhren, daß ein Waffenstillstand geschlossen sey, und zogen langsam nach dem Quartier ihres Feldherrn.

Indessen erhielt Zaremba die Nachricht, daß der Rittmeister Grodzizki gefallen und daß die Königlichen Uhlanen die Konföderirten angegriffen hätten. Er fuhr bei dieser Botschaft wie toll aus dem Bette, und die Hände und Augen zum Himmel erhebend, rief er aus: „Herr Gott, ich nehme Dich zum Zeugen, daß nicht ich es bin, der zuerst die gegebene Kavaliers-Parole bricht.“

*) Bekanntlich wurde die Conföderation von Bar im Jahre 1768, am Schlusse des Reichstages, durch eine Trennung von demselben gebildet. Ihre Anführer waren: Pulawski, die beiden Krasinski's, Radziwill und Potozki. Zwei Jahre darauf (am 9. April 1771) versuchten die Konföderirten, den König zu überfallen. Um dies auf gesetzmäßige Art zu thun, schickten sie zwei Abgeordnete nach Warschau, welche dem König bei einer öffentlichen Feierlichkeit, in Form einer Bittschrift, die Absetzungs-Urkunde übergaben und sich dann unter der Menge verloren. — Branizki war Krongroßfeldherr und Einer der Ersten, die der nachherigen Targowitzer Conföderation beitraten.

Anmerk. d. Uebers.

Nach diesem kurzen Gebet (denn länger war er's nicht gewohnt) ließ er, ohne erst viel zu fragen, wie Alles gekommen sey, sogleich zum Aufsitzen blasen, und ehe noch eine Stunde verflossen war, rückte er mit den schnell gesammelten Rotten ins Feld. Als Branizki's Partei dies sah, fing auch sie an, sich zu rühren; aber ohne Befehle von Seiten des Feldherrn wußte sie nicht, wie sie sich ordnen solle. Branizki, ganz von Wein benebelt, wollte zuerst den Nachrichten, daß sich Zaremba zur Schlacht rüste, keinen Glauben schenken, bis denn endlich Bote auf Bote die Nachricht brachte, daß Zaremba schon einhaue; da erst ließ er sich sein Pferd vorführen und eilte nach dem Schlachtfelde, wo er gerade in dem Augenblick ankam, als die Husaren Zaremba's, unter Anführung des Rittmeisters Dembski, die Litthauischen Dragoner auf die Königlichen Uhlanen zurückwarfen. Von der anderen Seite griff dieselben der Regiments-Befehlshaber Masowiezki mit dem Obersten Morawski an; von der dritten Seite noch hatten sie es mit Zaremba selber, an der Spitze des Adels von Sieradz, zu thun. So waren also die Königlichen von drei Seiten eingeschlossen und konnten sich kaum ihrer Haut erwehren. Branizki ritt in ihren Reihen herum und wollte sie zum Kampf ermuntern; aber es war ihm unmöglich, bei dem heftigen Anstürmen der Konföderirten irgend wie die Seinigen zur Ordnung zu bringen, und endlich mußte auch er mit ihnen um die Wette fliehen. Auf dieser Flucht wäre er um ein Haar umgekommen oder in Gefangenschaft gerathen, wenn ihn nicht ein Irrthum gerettet hätte. Ein Lieutenant von den Konföderirten, der einen Königlichen Uhlanen getödtet hatte, zog dessen Jacke an, setzte sich auf sein Pferd und war ganz nahe hinter Branizki, indem er seinen Säbel zum Zuhauen schon erhoben hielt. Ein anderer Konföderirter, der hinzukam und glaubte, es sey ein flüchtiger Uhlan, hieb ihm den Arm ab und hielt ihn so im Verfolgen auf. Da sie sich erkannt hatten und ihren Ritt langsamer einrichteten, um den Arm zu verbinden, ließen sie unterdeß dem fliehenden Feldherrn Zeit, sich zu retten. Er lenkte sein Pferd in die Sümpfe, und da dieses stecken blieb, so ging er, von einem Bauern geführt, zu Fuß auf die andere Seite hinüber. Eben so glücklich ging es auch dem Obersten Jonikowski, welcher seinem Feldherrn getrost auf dem bahnlosen Wege nachwatete.

Von der Königlichen Partei fielen 250 in dieser Schlacht; 91 wurden gefangen genommen, die Uebrigen zerstreut. Die Konföderirten verloren im Ganzen 56 Mann. Die Gefangenen übergab Zaremba dem Obersten Morawski zur Bewachung, mit dem geheimen Befehl, sie unterweges Einen nach dem Anderen entwischen zu lassen. Zaremba erfuhr bald von seinen Freunden und Spionen, daß von mehreren Seiten Russen heranzögen, und er dachte sich wohl, daß Branizki jene fünf Tage nur dazu habe gebrauchen wollen, um die Unterstützung abzuwarten, die Konföderirten zu umringen und sie dann zu vernichten. Deswegen vertheilte er, weil er seine Kräfte nicht stark genug fühlte, das kleine Corps nach verschiedenen Seiten hin, und er selbst begab sich nach der Schlesischen Gränze in den alten Versteck.

Als die Russen, den erhaltenen Befehlen gemäß, nach Widawa kamen, fanden sie Niemanden mehr vor. Der Oberst Drewitz, ein Hauptfeind Branizki's, sprang bei der Nachricht, daß der Feldherr geschlagen sey, vor Freuden umher und gab an demselben Tage ein glänzendes Souper, bei dem er seinen Offizieren auf Zaremba's Gesundheit zutrank und sich über Branizki lustig machte.

Ostindien.

Ansichten des Himalaya.

(Fortsetzung.)

In den höchsten Gebirg-Regionen der Erde muß es nothwendig auch Großartigkeit ohne Schönheit geben; über eine gewisse Skala hinaus stehen wir in keiner mathematischen Beziehung mehr zu dem Schauspiele, das wir mit menschlichem Auge betrachten. Eine geologische Erklärung von der Lage des Himalaya wird dieses Axiom der Perspektive vielleicht deutlich machen.

Die Hauptkette des Himalaya zieht, im Großen betrachtet, von Nord-West gegen Süd-Ost. Sie kehrt den Ebenen Hindostans eine steile Vormauer zu, deren mittlere Höhe über dem Meeresspiegel 6000 Fuß beträgt. Ueber diese Linie ragen nun verschiedene Gruppen ewig beschneiter Gipfel hinaus, die fast parallel laufen und durch ungeheure Schluchten oder Breschen der Natur, die selbstgehöhlten Rinnsale der Ströme, von einander getrennt sind. Bergblößen, natürliche Esplanaden und eigentliche Thäler fehlen in allen Verzweigungen dieses Systemes. Von dem Golfe Bengalens bis zu der genannten Vormauer ist nun ganz Hindostan gleichsam eine Riesen-Terrasse, deren Stufen allmälig schmaler und schroffer werden, je mehr man dem Gebirgs-Chaos am fernsten Horizonte sich nähert. Butan, Nepal, die Thäler von Gherwal, Kyonthal, Doäb und Bareilly, der Norden des Pendschab und das Land Kaschmir zeigen von Süd-Ost nach Nord-West nur die erste Undulation der Kette; ehe der Reisende aber bis dahin gelangt ist, befindet er sich, z. B. in der Stadt Scharunpur am Ganges, schon wenigstens tausend Fuß über dem Meere. Hier erscheint nun die erste Undulation, Sewalik genannt, welche die Hauptkette ihrer ganzen Ausdehnung nach räudet. Ihre größte Anschwellung ist zwischen dem Ganges und dem Dschemna; ostwärts vom Ganges senken sich die Sewalik-Berge stufenweise, und westlich vom Dschemna, in dem Pendschab, verschwinden sie fast ganz. Diese Höhen haben im Süden einen jähen Absturz, im Norden aber, gegen Tübet, einen sanften Abhang. Man kann sie als die Randleiste des wulstigen Plateaus betrachten, das sich hinter ihnen bis an die 6000 Fuß hohe Mauer erstreckt und welchem die reißenden Ströme, die herabrollenden Schneemassen, die Bergstürze (Ruffi's der Schweizer) sein Daseyn gegeben. Man nennt es die Widerlage des Himalaya. Die Summe der zurückgelegten Stufen dieser Region giebt, mit Einschluß der 6000 Fuß des lothrechten Glacis, für den Himalaya eine mittlere Höhe von 14,000 Fuß. Dann kommen noch die Pik's, die wahren Zinnen der ungeheuren Festung, welche im Durchschnitt noch 7000 Fuß höher zum Himmelsgewölbe emporstreben.

Die Waldungen des Himalaya haben mit unseren Alpen-Wäldern einige Familien-Aehnlichkeit. Wir finden hier Fichten, Zedern, Sykomoren, die je nach der Höhe der Berge verschiedentlich zusammengepaart sind. Siebenhundert Meter höher als der Scheitel des Montblanc entdeckte Jacquemont große Lagen versteinerter Muscheln neben Flechten und Moosen, den letzten Ringen an der Kette des vegetabilischen Daseyns, die zunächst mit dem Saume der ewigen Schneefelder sich begränzen; etwas tiefer, in einer Höhe von 16,000 Fuß, pflückten die kühnen Reisenden Anemonen und Glockenblumen; 13,000 Fuß über dem Meere zeigen sich die Birke und der Wachholder-Baum noch etwas krüppelhaft; aber in der Höhe von 12,000 entfaltet die Eiche ihre ganze, das Auge erfrischende Schönheit und verhüllt mit ihrem Laube die Gebrechen der alternden Natur. In Kaschmir, dem nördlichsten Hochthale des Himalaya, ist die Platane kolossal und die Rebe gigantisch; man ergeht sich hier unter prächtigen Weinlauben, deren Rebstöcke, wenn sie noch jung sind, schon zwei Fuß im Umfang haben; die Wasserlilie blüht auf der Oberfläche der Stillwasser, und der Butome, dessen anmuthige Form wir in den bescheidenen Hohlgründen des Weichbildes von Paris bewundern, wächst an den Ufern jener fabelhaften Inseln, wo Thomas Moore seine Lalla Rukh mit dem Könige der Bucharei zusammentreffen läßt. Diese ganze Region der Tausend und Einen Nacht, die bis jetzt nur Bernier, Forster und Jacquemont betreten haben, hat in Ansehung ihrer Pflanzen-Natur einen auffallend Europäischen Charakter. Im Osten der Himalaya-Kette hat Capitain Webb höher als 10,000 Fuß über dem Meeres-Spiegel ergiebige Gerstenfelder gefunden, und sein Zelt wurde in einem Haine aus Rhododendron aufgeschlagen. In den Sihk-Dörfern des Landes Kanawer (auf dem Tübetischen Himalaya) zogen sich während des Sommers blühende Aprikosen-Bäume um prachtvolle Wälder, deren Tannen bis an 180 Fuß maßen, obschon die auf gleichem Niveau liegenden Hindusschen Stationen seit langer Zeit ganz ohne Kultur sind. Capitain Herbert, der 1810 den Weg nach Kanawer entdeckte, und Victor Jacquemont sind die einzigen Europäer, die aus eigener Anschauung über jene Natur-Wunder urtheilen konnten. Da die Nordseite der Vorderkette eine Abdachung, und die Südseite einen jähen Absturz hat, so ergiebt sich hieraus, daß die Vegetation im Süden verbrennt, während sie gegen Norden hin unvergänglich ist. Im Nord-Westen, nach Tübet zu, schwillt der ganze Boden so hoch empor, daß der Grund der Thäler noch über dem Niveau sich befindet, wo die Wälder auf dem südlichen Glacis der Kette aufhören. Die Vegetation an der Südseite besteht nur aus kriechenden, flachligen, verkrüppelten Sträuchern und wenigen dürren Gräsern, die hin und wieder schwärzliche Flecken am Rande der Ströme bilden; der ganze Horizont bietet nur eine Scene der Unfruchtbarkeit und der Verödung, die an allen Seiten von eisigen Gipfeln begränzt ist. An der Nordseite des Landes Kanawer, in einer Höhe von mehr als 14,000 Fuß, macht der Sonnenstrahl die Atmosphäre glühend, und im Schatten verspürt man empfindlichen Frost. Keine Beschreibung vermag die Wirkungen dieser schroffen Gegensätze zu schildern. In Scharempohr, einer Stadt des Indischen Himalaya, welche ungefähr die mittlere Temperatur der ersten Etage des Gebirges hat, ist das Klima dem von Cadix und Neapel gleich. Diejenigen Pik's, welche unter 20,000 Fuß messen, werden im Sommer ganz frei von Schnee. Im Tübetischen Himalaya sind Nebel und Stürme vorherrschend, wogegen es in Hindostan nur einen Sommer und eine Regenzeit giebt. Sobald das Sommer-Solstiz eintritt, bespülen die periodischen Kataraken dieser Epoche die mittägliche Seite ihrer ganzen Länge nach; alsdann wüthen die furchtbarsten Gewitterstürme gegen diese uralte Felsenmauer, und am Ende des März verwandeln die heißen Winde, nachdem sie die dürren Einöden von Dekkan bestrichen, das Eis des Himalaya in Dampfsäulen. Da nun die Sonne von Bombay und Kalkutta aus einem Boden, der nur unvollkommen getrocknet, mit zahllosen todten Insekten und Würmern vermischter Schlamm ist, lauter ungesunde Ausdünstungen entwickelt, so kann man sich von der giftschwangeren Temperatur des Indischen Himalaya einen Begriff machen, wo der Wanderer, wie in den Wäldern von Nahun, nur einige Dickichte zu passiren braucht, um den gewissen Tod einzuathmen. Im Monat April weht der glühende Sommer-Monsuhn regelmäßig über das Pendschab. Bernier schrieb in den ersten Wochen des März 1663 jeden Morgen in sein Tagebuch: „Heute werde ich schwerlich den Abend erleben"; und Victor Jacquemont sagt: „Du wanderst oft an den Trümmern eines Dorfes vorüber, das nur noch ein Haufen Lehm ist, mit Fragmenten zerbrochener Gefäße untermengt. Rings umher liegen zerstreute Gräber. Zuweilen kommst Du zwei Mal an einem Tage durch eine bedeutende Stadt, deren Häuser und Moscheen noch unversehrt sind, die vielleicht kaum

ein halbes Jahrhundert alt ist und schon jetzt keinen einzigen Bewohner mehr zählt." Dieselben Bilder des Todes finden wir in den Einöden der Neuen Welt, in den Gegenden von Potosi und von Titicaca. (Schluß folgt.)

England.

Eine fürchterliche Seefahrt.

Aus der History of Shipwrecks.

Am 27. August 1765 ging die Sloop „Peggy", deren Bestimmung nach Fayal, einer der Azoren, lautete, von New-York unter Segel. Die Mannschaft bestand aus sieben Personen: dem Capitain David Harrison, einem Schiffs-Kadetten und fünf Matrosen. Das Fahrzeug hatte als Ladung Pfeifenröhre, Wachs, Fische und einen Neger-Sklaven an Bord. Es erreichte glücklich den Ort seiner Bestimmung und machte sich am 24. Oktober auf den Rückweg, nachdem die eben erwähnte Befrachtung gegen Wein, Branntwein und verschiedene andere Artikel ausgetauscht worden war. Nur der Neger, den Niemand kaufen wollte, mußte wieder mit umkehren. An den ersten vier oder fünf Tagen der Rückfahrt hatte man gutes Wetter und günstigen Wind; aber plötzlich erhob sich ein furchtbarer Sturm, der die meisten Segel des Schiffes fortriß, so daß man nur langsam vorwärts kommen konnte. Außerdem erhielt die Sloop ein Leck, und das eindringende Wasser mußte täglich ausgepumpt werden.

Einen ganzen Monat lang that die Mannschaft der „Peggy" ihr Mögliches, um das Fahrzeug flott zu erhalten; dennoch hatte es zu Anfang Dezembers erst eine kurze Strecke zurückgelegt; und jetzt zeigte sich eine neue, viel schrecklichere Noth. Der Vorrath an Lebensmitteln war, bis auf eine kleine Quantität Brod und Wasser, aufgezehrt. Die Wein- und Branntwein-Ladung hatte man zwar noch unberührt gelassen; aber diese konnte, wegen des Mangels an substanzieller Nahrung, von geringem Nutzen seyn. Die tägliche Ration Speise wurde auf ein Viertel-Pfund Brod für den Mann reduzirt, und außerdem erhielt Jeder eine Pinte Wein und ein Quart Wasser. Vom 1. Dezember an verschlimmerte sich die Lage der Mannschaft mit jedem Tage. Das Leck des Schiffes war sehr bedeutend geworden; die Wogen schwollen ungeheuer empor, und der Donner rollte fast unaufhörlich über den Häuptern der Schiffer. In dieser entsetzlichen Noth begegneten sie zwei anderen Fahrzeugen: allein das Wüthen des Orkans gestattete der „Peggy" nicht, sich ihnen zu nähern.

Es war nun gebieterische Nothwendigkeit, daß man die bisher bewilligte kleine Ration Brod und Wasser noch mehr schmälerte, bis endlich jeder Bissen aufgezehrt war und nur noch etwa zwei Gallonen schmutzigen Trinkwassers auf dem Boden eines Fasses übrig blieben. Diesen Bodensatz überließ man ganz dem Capitain, theils aus Achtung und anderentheils auch, weil er an einem heftigen rheumatischen Fieber litt. Die übrigen sieben Personen hatten, außer dem Weine und Branntwein, kaum noch ein Mittel zur Fristung ihres Daseyns. Sie fielen wie Rasende über diese Getränke her und thaten sich so lange gütlich, bis der Hunger durch die Trunkenheit noch unerträglicher wurde. Mitten in ihrer Wuth und Schlemmerei erspähten sie plötzlich ein anderes Schiff — sogleich starrte Jeder mit hervorquellendem Auge nach der Gegend hin, und das Brüllen der Verzweiflung verwandelte sich in ein eben so fürchterliches Jauchzen und Frohlocken. Man hing die geeigneten Noth-Signale aus und hatte um 11 Uhr Vormittags die unaussprechliche Freude, das Schiff anrufen zu können. Der Capitain des fremden Fahrzeugs versprach, mit etwas Brod auszuhelfen, denn nur von diesem könne er eine Quantität ablassen, indem seine übrigen Vorräthe zu knapp seyen; allein er verschob die Erfüllung seines Versprechens unter dem Vorwande, daß er zuvor eine nothwendige Beobachtung vollenden müsse. Die armen Matrosen harrten eine Stunde lang auf die heiß ersehnte Stärkung: Harrison aber, der vor Hunger, Schwäche und rheumatischen Schmerzen kaum noch stehen konnte, ging wieder in die Kajüte, um auszuruhen. Er erwartete jeden Augenblick die Nachricht, daß der versprochene Zwieback an Bord gekommen sey; aber nur zu bald stürzten seine Leute herein und meldeten ihm mit verzweiflungsvollen Geberden, jenes Schiff habe sich plötzlich in größter Eile davon gemacht. Der Capitain kroch mit großer Anstrengung auf das Verdeck und fand ihre Aussage bestätigt. Jener Elende hatte noch mehr Segel aufgezogen, als vorher, und in weniger als fünf Stunden war er aus dem Gesichte.

So lange die Unglücklichen noch einen Punkt am Horizont sahen, klammerten sie sich an die Segelleinen und starrten dem Schiffe nach. Als es verschwunden war, liefen sie mit wahnsinniger Geberde und unter herzzerreißendem Geschrei auf dem Verdecke hin und her. Ihre letzte Hoffnung war ihnen abgeschnitten, und gleichwohl fühlten sie noch einen instinktartigen Trieb zur Fristung ihres elenden Daseyns. Die einzigen lebenden Wesen an Bord waren, außer den neun Menschen, zwei Tauben und eine Katze. Beide Tauben wurden sogleich geschlachtet und verzehrt; die Katze aber schlachtete man am folgenden Tage und zerlegte sie in neun Stücke, von denen Jeder das seinige durchs Loos erhielt. Capitain Harrison, dem der Kopf dieser Katze zugefallen war, versicherte nachmals, daß ihm in seinem Leben Nichts so herrlich geschmeckt habe.

Am nächsten Tage scharrte und kratzte die Mannschaft an den Wänden des Schiffes nach Muscheln (barnacles); aber die Wogen hatten über dem Wasser fast alle Muscheln hinweggespült, und die Leute waren zu kraftlos, um lange an der Seite des Schiffes hangen zu können. Sie wärmten sich unaufhörlich Wein und blieben deshalb in beständigem Rausche, während der Capitain nichts als das schmutzige Wasser am Boden der Tonne genoß; eine halbe Pinte davon und einige Tropfen Turlingtonschen Balsams waren sein ganzes Labsal in vierundzwanzig Stunden. In diesem Zustande würde er dem Tode ohne Bangigkeit entgegengesehen haben, wenn ihm das Schicksal seiner Familie nicht am Herzen gelegen hätte.

Noch schmeichelte er sich dann und wann mit der Hoffnung, es werde ein anderes Fahrzeug kommen und sie an Bord nehmen; aber diese Hoffnung wurde immer schwächer, als der Hunger die Leute mit jedem Tage mehr entkräftete und das Wasser im Schiffsraume täglich zunahm. Die trostlose Stimmung der Mannschaft erhöhte noch ein Umstand, den kaum irgend ein Leser errathen wird; nachdem die Unglücklichen alles Genießbare an Bord aufgezehrt hatten, blieb ihnen kein Talg und kein Oel mehr; und da sie nun mitten im Winter waren, so mußten sie sechzehn Stunden täglich im Finstern zubringen. Gleichwohl kamen sie mit Hülfe ihres Einen Segels noch eine kurze Strecke vorwärts, bis am 28. Dezember ein neuer Sturm sich erhob, das einzige Segel zerriß und alle Fetzen über Bord schleuderte. Das Fahrzeug lag nun ganz wie ein Wrack im Wasser und war allen Stürmen rettungslos preisgegeben.

Wie die Unglücklichen vom 28. Dezember bis zum 13. Januar ihr Daseyn fristen konnten, ist unerklärbar. Ihr Zwieback war längst aufgezehrt; das letzte Fleisch, das sie zu sich genommen, war das der Katze gewesen; allen Talg und alles Oel hatten sie schon vor dem 28sten genossen, und an den Wänden des Schiffes fanden sich keine Muscheln mehr. Trotz dessen war das ganze Personal am 13. Januar noch bei Leben! Am Abende dieses Tages stürzten die Matrosen, den Schiffs-Kadetten an ihrer Spitze, in die Kajüte und gaben den fürchterlichen Vorsatz, mit dem sie schwanger gingen, schon durch ihre Geberden zu erkennen. Sie erklärten dem Capitain, daß es ihnen ferner unmöglich sey, der Hungerqual zu gebieten; ihr Vorrath an Taback sey ausgegangen; alles Leder an der Schiffpumpe, ja selbst die ledernen Knöpfe ihrer Jacken, hätten sie bereits verzehrt, und jetzt wüßten sie kein anderes Mittel gegen den Hungertod, als darüber zu loosen, wer von ihnen den Uebrigen zur Nahrung dienen sollte.

Der Capitain merkte, daß sie Alle benebelt waren; er bot alle seine Beredsamkeit auf, um sie von dem gräßlichen Vorsatze abzubringen, empfahl ihnen, wo möglich durch etwas Schlaf, sich zu erquicken, und sagte, er wolle den Gegenstand am nächsten Morgen wieder mit ihnen besprechen, falls die Vorsehung ihnen unterdeß keine Hülfe schickte. Das menschenfreundliche Zureden ihres Befehlshabers machte die Leute nur noch wüthender; sie schwuren unter entsetzlichen Flüchen, daß man augenblicklich thun müsse, was zu thun sey, daß ihnen nichts daran liege, ob er seine Zustimmung gebe oder verweigere — ja, daß sie ihn zwingen würden, mit ihnen zu loosen, indem ein allgemeines Unglück allen Unterschied des Ranges und Standes aufhebe. Der Capitain fühlte sich außer Stande, seine Autorität zu gebrauchen, und sagte ihnen daher, sie möchten thun, was ihnen gefiele; doch werde er unter keiner Bedingung einen Befehl zur Tödtung dessen geben, den das Loos träfe, auch nimmermehr an der kannibalischen Mahlzeit theilnehmen.

Die Leute verließen ihn rasch und eilten nach dem Steuerbord. In wenigen Minuten kehrten sie wieder und meldeten ihm, das Loos habe den Neger getroffen. Der Capitain schöpfte starken Verdacht, daß man nicht ganz ehrlich zu Werke gegangen sey, mußte aber schweigen. Als der arme Neger sah, wie Einer von ihnen die Pistole lud, die ihn aus der Welt schaffen sollte, rannte er zu Harrison und flehte ihn um Schutz; aber der Capitain konnte ihm nur seinen Schmerz darüber ausdrücken, daß er die Rasenden nicht zu bändigen im Stande war; und schon im nächsten Augenblick sah er, wie das Opfer nach dem Steuerbord geschleppt wurde, wo man ihm sofort eine Kugel durch den Kopf jagte.

Die Matrosen zündeten ein großes Feuer an und zerlegten den Körper, als das Leben kaum entflohen war. Einer von ihnen, seines Namens James Campbell, riß in fürchterlichem Heißhunger die Leber aus der Bauchhöhle und verzehrte sie roh, obschon es nur weniger Minuten bedurft hätte, um sie an dem Feuer ein wenig zu braten. Alle blieben den größten Theil der Nacht über bei dem höllischen Mahle und begaben sich erst um zwei Uhr des Morgens zur Ruhe.

Am Morgen des folgenden Tages kam der Kadett und fragte um Erlaubniß an, den Körper einpökeln zu dürfen. Dieser neue viehische Vorsatz empörte den Capitain in solchem Grade, daß er nach einer Pistole griff und dem Kadetten drohte, er werde ihn dem Neger nachsenden, wenn er sich nicht entferne. Warum hatte der brave Mann diesen energischen Schritt nicht gethan, als es das Leben des Unglücklichen zu schützen galt? Die Mannschaft nahm übrigens von seiner Entrüstung keine Notiz; sie schnitten den Körper in kleine Portionen und pökelten ihn ein, nachdem sie Kopf und Finger über Bord geworfen hatten.

Am dritten Tage nach der Abschlachtung des Negers starb Campbell, der die rohe Leber verzehrt hatte, im Wahnsinn. Seine entsetzliche Gefräßigkeit war an diesem schrecklichen Ende Schuld. Da seine Kameraden ihren Hunger etwas besänftigt und auch noch einigen Vorrath hatten, so besaßen sie jetzt mehr Herrschaft

Proceedings of the Royal Society of London, Vol. 1 (1800-1854)

Published by: The Royal Society

Stable URL: http://www.jstor.org/stable/101.1.1

JSTOR is a not-for-profit service that helps scholars, researchers, and students discover, use, and build upon a wide range of content in a trusted digital archive. We use information technology and tools to increase productivity and facilitate new forms of scholarship. For more information about JSTOR, please contact support@jstor.org.

Your use of the JSTOR archive indicates your acceptance of the Terms & Conditions of Use, available at http://www.jstor.org/page/info/about/policies/terms.jsp

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 94. Berlin, Montag den 6. August 1838.

Süd-Amerika.

Ein authentischer Beitrag zu dem Leben Bolivar's.

Die politische Laufbahn Bolivar's ist der Gegenstand vielfacher, wenngleich mehr oder weniger genügender Darstellungen gewesen, aber über sein frühestes Privatleben, seine Jünglingsjahre und die sonderbare Erziehung, die er genoß, hat sich keiner seiner Biographen verbreitet. Solche Einzelnheiten kann nur die Hand der Freundschaft unter dem Schleier hervorlangen, und mit Dank nehmen wir die nachfolgenden Mittheilungen einer edlen Spanierin auf, die in zweifacher Weise beglaubigt ist, indem sie Bolivar's Jugendleben aus dem Munde ihrer Aeltern hat, mit denen er während seines Aufenthaltes in Europa in näherer Verbindung stand, und die späteren Ereignisse von ihrer in Peru ansässigen Familie, mit welcher Bolivar die in Europa geschlossene Freundschaft fortsetzte. Wir lassen Sie in dem Folgenden selbst das Wort nehmen:

„Unter allen wichtigeren Städten des Spanischen Amerika's war um das Jahr 1790 Caraccas der Sammelplatz vielleicht der größten Zahl verdienstvoller Männer und verdankte diese geistige Ueberlegenheit seinem unausgesetzten Verkehr mit den Antillen und selbst mit Europa. Vor Allen wurde der Name des Señor Bolivar genannt, den sein Geschmack an den Wissenschaften mit einem jungen Ausländer Namens Don Rodriguez zusammengeführt hatte, der gleichfalls wissenschaftlichen Untersuchungen, besonders der Mineralogie oblag. Ihre Zuneigung gewann einen so innigen Charakter, daß zwei Jahre später Señor Bolivar auf seinem Sterbebette Don Rodriguez zum Vormunde seines zwölfjährigen Sohnes einsetzte (Bolivar's Geburtsjahr ist 1780, nicht 83, wie man fälschlich angiebt). Kaum hatte der Vater die Augen geschlossen, so griff die Familie seine testamentlichen Verfügungen an; aber Rodriguez, durch einen Eid, den er dem sterbenden Bolivar geleistet, an seine Pflicht, dem Knaben Vaterstelle zu vertreten, gebunden, führte seine Sache mit so viel Feuer und vertheidigte die Wahl seines Freundes mit solcher Beredsamkeit, daß die Richter, erstaunt über das Talent des fremden, vierundzwanzigjährigen Mannes und überzeugt, daß er befähigt sey, einen nützlichen Bürger aus dem Knaben zu ziehen, ihm einhellig die Vormundschaft zuerkannten. Don Rodriguez traf sogleich die nöthigen Vorkehrungen, das Vermögen seines Mündels sicher unterzubringen, und verließ darauf in Gesellschaft seines jungen Zöglings Caraccas und die neue Welt. Von da an widmete er seine Zeit und Kräfte einzig der Erziehung Simon Bolivar's, hielt ihm keine Lehrer, sondern führte ihn selbst mit seiner gründlichen Gelehrsamkeit in die verschiedenen Gebiete des menschlichen Wissens ein. Der verstorbene Bolivar, von Natur sparsam, hatte stets sehr einfach gelebt, und es wurde Don Rodriguez nicht schwer, in seinem Zöglinge die Ueberzeugung zu befestigen, daß er unermittelter Herkunft wäre. Demgemäß lebten sie auf Reisen; stets zu Fuß, ihr Ränzel auf dem Rücken durchzogen sie Europa, nahmen ihre Herberge in den niedrigen durch ihre Billigkeit bekannten Gasthöfen, und Simon Bolivar gewöhnte sich dadurch früh an Beschwerden und Entbehrungen, lernte aber auch schnell die Sprachen und Sitten des civilisirten Europa's kennen. In Bilbao war es, wohin Rodriguez aus unermittelten Gründen sich begab, daß sie die Bekanntschaft meiner Eltern machten, und eben da, daß Bolivar sich in eine junge Spanierin von schönem Aeußern und empfehlenden Sitten verliebte. Obgleich ihre zarte Jugend und ihre schwache Körper-Beschaffenheit nicht gestatteten, sich so früh zu verehelichen, so war Bolivar doch zu verliebt, um an Zögerungen zu denken, oder die Verheirathung aufzuschieben. So unangenehm auch dieses nicht vorhergesehene Intermezzo einem Vormunde seyn mußte, so war er doch nicht gewohnt, einem Mündel einen Wunsch abzuschlagen, und gab endlich seine Einwilligung. Bolivar war damals zwanzig Jahre alt.

Acht Monate waren verflossen, seitdem mein Vater von Bilbao fortgezogen war und sich in Paris niedergelassen hatte, als er in den öffentlichen Blättern die Nachfrage nach seiner Adresse fand. Er begiebt sich sogleich in die unterzeichnete Wohnung, wird mit Widerstreben in eine unsaubere Straße und einen noch unsaubereren Gasthof gewiesen, muß auf seine Meldung in den dritten Stock sich verfügen und findet in einem engen, dumpfen und schlecht möblirten Zimmer Bolivar, leidend und in der größten Niedergeschlagenheit über den Tod seiner Gattin, des Gegenstandes seiner ersten, heißen Liebe. Ueberdrüssig eines Ortes, wo er sein Theuerstes eingebüßt, hatte er Bilbao verlassen und sich nach Paris begeben, wo er Rodriguez wiederzufinden hoffte, der seit längerer Zeit in Deutschland lebte. Zwar wurde er in seinen Erwartungen getäuscht, fand aber in dem theilnehmenden Herzen meiner Mutter die Hülfe, deren sein Schmerz bedurfte. So verflossen ihm sechs Wochen in Paris, während welcher er nur den Umgang und die Zusprache meiner Aeltern genoß, bis er, da Rodriguez immer noch in Deutschland Aufenthalt fand, ihn zu suchen beschloß. — Erst nach zwei Jahren erfuhren wir abermals durch die Blätter, daß Bolivar in Paris wäre; aber dies Mal lautete die Unterschrift: Hôtel-des-Etrangers, rue Vivienne. Zweifelnd, ob dies derselbe Bolivar sey, suchten meine Aeltern Tags darauf den armen, kleinen Amerikaner auf, wie mein Vater ihn nannte. Er war's, oder richtiger, es war ein Anderer. Seine Gestalt, um vier Zoll höher, vereinigte Kraft mit Anmuth, ein dunkler Schnurrbart hob das Elfenbein seiner Zähne wie das Martialische seiner Gestalt, und der leiblichen Metamorphose entsprach die seines Geistes. Wo war der stille, in sich zurückgezogene, melancholische Mensch, nur den Wissenschaften und der Arbeit lebend, wie meine Mutter ihn gekannt hatte? Da war Alles verändert, Geist, Herz, Geschmack und Charakter. Er bewohnte in dem genannten Hôtel ein Quartier für 6000 Franken Miethe, hielt eine reich gekleidete Dienerschaft, Equipage, herrliche Reitpferde, hatte eine eigene Loge in der Oper, stand in öffentlicher Verbindung mit einer Tänzerin, war übertrieben verschwenderisch in seiner Garderobe, Alles im auffallendsten Gegensatz zu der ärmlichen Einfachheit seiner früheren Lebensweise. Vergeblich erschöpften sich meine Aeltern in Gründen über die Ursache einer so auffallenden Veränderung. Bolivar selbst gab ihnen endlich den erbetenen Aufschluß in einem Briefe, den ich im Original, Spanisch geschrieben, besitze und in einem Auszuge hier mittheilen will:

„„Sehr werthe Frau und Freundin! Sie kennen mich, das gestehe ich; Sie wissen, daß man, wenn man etwas von mir heraus bekommen will, sich entschließen muß, mir zu schreiben, indem ich dadurch gezwungen werde, zu antworten und einer angenehmen Last mich zu unterziehen. Ich sage Last, verzeihen Sie, aber es ist das rechte Wort, denn Alles, was mich zwingt, nur zehn Minuten über einen und denselben Gegenstand nachzudenken, strengt mein Gehirn so an, daß ich die Feder oder die Unterhaltung muß fahren lassen, um am offnen Fenster Athem zu schöpfen. — Sie würden viel darum geben, sagen Sie, wenn Sie das Mittel wüßten, wie aus dem armen, kleinen Bolivar von Bilbao, dem bescheidenen, fleißigen, ökonomischen, der schlenderische und verschwenderische, der müßiggängerische, der Bolivar aus der rue Vivienne wurde? Theure Therese, der ich keine Bitte versagen kann, nachdem sie in den Tagen meines Unglücks mit mir geweint hat, warum wollen Sie in dieses Geheimniß dringen? Wenn Sie die Lösung des Räthsels wissen, werden Sie nicht mehr an die Tugend glauben. Nicht mehr an die Tugend glauben, schrecklicher Gedanke! Was hat also diese Umgestaltung hervorgerufen? Ein einziges Wort, ein Zauberwort, das der bedachtsame Rodriguez nie hätte aussprechen sollen. Aber Sie wollen es, so mögen Sie denn hören. — Sie erinnern sich des traurigen Zustandes, in welchem ich mich befand, als ich von Ihnen Abschied nahm, um Rodriguez in Wien aufzusuchen. Ich hegte große Erwartungen, heilsame Einflüsse von dem Umgange mit meinem alten Freunde, dem Gefährten meiner Kindheit, dem Vertrauten meiner Freuden und Schmerzen, dem Lehrer, dessen Wort und Rath noch nie ihre Gewalt auf mein Herz verfehlt hatten. Leider trug seine Freundschaft nicht die gewünschten Früchte. Was Rodriguez an Liebe besaß, hatte er den Wissenschaften geschenkt; meine Thränen rührten ihn, weil er mich innig liebte, blieben aber von ihm unverstanden. Seinen Eifer, seine Aufmerksamkeit nahm ein physikalisch-chemisches Kabinet in Anspruch, das ein großer Herr einrichtete und für die öffentliche Ausstellung bestimmt hatte. Knapp daß ich ihn eine Stunde des Tages sah; so oft ich ihn aufsuchte, sagte er mir im Fluge: Freund, suche dir Vergnügen, knüpfe Verbindungen an mit jungen Leuten deines Alters, besuche das Theater, du mußt dich zerstreuen, dies ist der einzige Weg, wieder gesund zu werden. Da sollte ich inne werden, daß diesem Manne, dem weisesten, dem edelsten

und ohne Widerrede außerordentlichsten Manne, der mir je begegnet ist, etwas von der Natur versagt war, das Ihrer schönen Seele, Freundin, so reichlich verliehen worden. Eine schleichende, verzehrende Krankheit befiel mich, die Aerzte erklärten sie für tödtlich und erfüllten mit ihrem Ausspruch die geheimen Wünsche meines Herzens. In einer Nacht, wo es besonders schlecht mit mir stand, wachten Rodriguez und der Arzt bei mir; sie führten ihre Unterhaltung in Deutscher Sprache. Ich verstand nicht ein Wort von dem, was sie redeten, aber an dem Ton ihrer Stimme, an den Bewegungen ihres Gesichtes nahm ich wahr, daß ihr Gespräch lebhafter Art seyn mußte. Der Arzt fühlte zu wiederholten Malen nach meinem Puls und entfernte sich nachdenklich. Ich hatte meine vollkommene Besinnung, und obgleich ich sehr schwach war, konnte ich dennoch eine Unterredung aushalten.

(Schluß folgt.)

Ostindien.

Ansichten des Himalaya.

(Schluß.)

Der schmelzende Schnee erzeugt in dem Himalaya Lawinen, deren ungeheure Größe man schon aus der Breite seines Schneegürtels ermessen kann. Die weißen Häupter des Dhavalagiri und des Katmandu zeigen zwar nicht das herrliche Phänomen des Alpen-Glühens, allein ihre dunkelblauen Adern geben ihnen den feierlichen Typus der Austral-Regionen. Die Hindu's behaupten, daß unter dem Schnee ihrer heiligen Berge ein ewiges Feuer brenne. Am 26. August 1833 zuckte ein fürchterliches Erdbeben wie ein unterirdischer Blitz durch die ganze Kette; aber die vulkanischen Feuer haben, merkwürdig genug, in dem ganzen so gewaltig ausgedehnten Hindostan keine Spuren zurückgelassen. Deutlicher erkennt man die Wirkungen mächtiger Ueberschwemmungen an der Wellen-Gestalt und fluvialen Zerstückelung des Bodens; auch haben die höchsten Erdschichten fossile Trümmer aufzuweisen. Doktor Gérard entdeckte 15,000 Fuß über dem Meere und mitten in einer Granit-Lage, die an eine Kalk-Lage gränzte, zahlreiche Bänke aus Mollusken und Perlen-Muscheln. Herr Elie de Beaumont hat in seiner schönen Theorie von dem durch Aufwallung entstandenen Krater gezeigt, daß gewisse Theile der Alpen in verschiedenen Epochen sich aufgethürmt haben; denselben Charakter hat Jacquemont in dem Himalaya nachgewiesen.

Dem Himalaya entsprudeln, wie einem himmlischen Behälter, jene Wassermassen, die anfänglich in paralleler Richtung von seinen Gletschern herabstürzen, um bald darauf in zwei Riesenströme sich zu vereinigen: den Brahmaputra und den Ganges. Der schönste und poesiereichste jener Zuflüsse, die schon für sich allein in Europa majestätische Ströme seyn würden, ist der Dschemna, dessen Quellen ganz Hindostan sich andächtig zuwendet, wie die Muselmänner der heiligen Stadt Mekka. An die Pilger-Reise nach dem Dschemna und dem Ganges denkt der fromme Hindu von Kindheit an, und selten erreicht er die „Marken seiner Tage", ohne zuvor den geweihten Kühen der Pagoden von Kursali im Himalaya seine Huldigung dargebracht zu haben. Prachtvolle Tempel aus geschnitztem Holze und mit Säulen von gewundener Arbeit, nach Art einer großen Truhe aus dem 15ten Jahrhundert, geben den grandiosen Natur-Scenen des Gebirges noch mehr Relief. Einige Schritte von Kursali, in demselben Distrikte, ruhen die fünf Brüder des Pandu, deren Altäre die unterirdische Pagode von Ellora schmücken, in einem Grabmal aus schwarzem Marmor. Ein unermeßlicher Tannen- und Lärchenwald überwölbt die Straße, die von diesem Monumente zu den Quellen des Dschemna führt. Die erstaunliche Höhe des Weges über dem Thale, das Schweigen der Pilger, die oft zu einer Stunde, wo ganz Hindostan in Nacht begraben ruht, während der Himalaya im jungen Morgenschimmer sich röthet, diese Straße ziehen, die Lauben aus Lorbeer-Rosen, welche in diesen düsteren Hallen das Auge erfreuen, der ewige Schnee-Schleier am Rande des Horizontes und der dunkelblaue Himmel darüber — alles dies vereinigt, macht einen unbeschreiblichen Eindruck auf das Gemüth des Reisenden.

Bald hört man das Tosen der Quellwasser, die in achtzig Fuß hohen Kaskaden herabstürzen, vom Gipfel der Felsen her. Ungeheure Tannenstämme, die, gleich Brücken, quer über den Abgründen liegen, führen uns, wie Sprossen einer gigantischen Leiter, bis oben auf die Gipfel, wo ganze Schwärme wilder Vögel beständig hin und her fliegen, als ob der blitzende und donnernde Sprudel sie berauschte. In dieses Quellwasser getaucht, zeigt das Thermometer eine Wärme von 144° Fahrenheit. Ein Engländer aus Delhi, der sich's einfallen ließ, in dem Wasser Eier zu sieden und dann mit großer Kaltblütigkeit zu verzehren, hätte diesen Akt einer profanen Unklugheit beinahe theuer bezahlen müssen. Das Wasser ist sehr hell und schmeckt fade; aber die schwarzen Furchen, die es, den Schnee schmelzend, auf den Gipfeln zieht, beurkunden seine eisenhaltige Natur. Die Brahmahnen versehen hier das Amt der Cicerone's und führen den Reisenden in diesem imposanten Labyrinthe von Strömen, Felsen, Schnee, Dünsten und Wolken herum. Die Kaskaden des Dschemna verschwinden bald unter dem Gürtel, den der Schaum und die Wasserhosen an der Basis der Pik's bilden, bald runden sie sich zu einem feuchten Bogen über dem gebückten Haupte des andachtsvoll huldigenden Pilgers. Die Erfüllung des Gelübdes, das die Hindu's zu den Quellen des Dschemna lockt, ist nicht ohne Gefahr; man kann dem wahren Urquell nur im Oktober nahe kommen, um welche Zeit das Schmelzen der tiefer gelagerten Eismassen die Communication zwischen den Gipfeln der zweiten Etage des Himalaya erleichtert.

In der Region zwischen dem Dschemna und dem Setledsch (Indus) thut sich die Frömmigkeit der Hindu's durch religiöse Feste kund, die einen Charakter haben, der von dem religiösen Ritus in den Ebenen sehr verschieden ist. Das Volk versammelt sich in den Schlünden der höchsten Sewalik-Berge. Man drängt sich mitten im Thale um ein riesiges Piedestal, den Altären der Druiden ähnlich, auf welchem ein beweglicher Wagen steht. Dieser Wagen enthält die Statuen des Nagus oder der guten Schlange, des Budrinath und des Narayan, die letztere doppelt. Das Piedestal ist nichts weiter, als die grob gearbeitete Platform, auf welcher die Hindu's ihr Getraide dreschen; aber das religiöse Gemüth bringt dieses Werkzeug der Landwirthschaft mit den genannten vier Idolen in einfach erhabene Beziehung. In den Ebenen des Nil, in den Savannen Amerika's, in den wilden Regionen beider Hemisphären giebt es Aerndtefeste, als Embleme des Dankgefühls für die Gaben der Natur, mögen diese nun reichlich oder spärlich fließen.

Die Idole sind mit den schönsten Stoffen Indiens geschmückt, und zahllose künstliche Federn aus dem seidenartigen Haar der Tübetischen Ziege schmücken ihre Häupter. Die vornehmste Figur, Budrinath, hat achtzehn Köpfe, sechs goldene und zwölf silberne. Aus der Ferne gesehen, gleicht diese Figur einem Kandelaber aus vergoldeter und versilberter Bronze, den die Brahmanen an die Basis des Himalaya gestellt haben, wie an den Altar des Gottes von Asien. Gewinde aus Blumen, die in den Dschongle's gepflückt sind, umgürten die Taille dieser scheußlichen Symbole eines sanften und poetischen Volkes. Die oberste Gestalt wird, trotz ihrer Menge von Köpfen, durch eine Art von Schirm zur Genüge gegen die Sonne geschützt. Zu ihren Füßen tanzte die gläubige Gemeinde, während ein Orchester, mit einem Kapellmeister an der Spitze, ihre choreographischen Bewegungen leitet. Von Zeit zu Zeit stößt der ganze Haufe ein betäubendes Geschrei aus. Die Posaunen der alten Hebräer, die Trompeten der Römischen Legionen und die Leier der Bewohner des Landes Gex waren sicherlich Aeolsharfen in Vergleichung mit den barbarischen Instrumenten, deren Töne das Echo der Piks während des Ballettes wiederhallt.

Wie mächtig diese idyllischen Feste auf den neugierigen Europäer wirken, das beweist die romantische Geschichte Moorcroft's. Dieser talentvolle Reisende stand als Arzt im Dienste der Compagnie und erhielt die sehr einträgliche Stelle eines Oberaufsehers der Stutereien. Die Britische Regierung bewilligte ihm öftere Urlaubs-Reisen nach dem Norden des Himalaya, von denen seine Pilgerung an die heiligen Gestade des Sees Mansarower vielleicht die interessanteste ist. Er besuchte diese Gegenden in dem Kostüm und mit dem Charakter eines Fakir's, der das Gelübde, stumm zu seyn, abgelegt hatte; und dieses Mal spielte er seine Rolle glücklich. Auf seiner letzten und tragischen Expedition trug er Persische Kleidung und gab sich ebenfalls für stumm aus; aber bei Gelegenheit eines religiösen Festes öffnete ihm die Neugier den Mund; er verrieth sich als verkappter Europäer, und wurde das Opfer seiner Unklugheit.

Das Niveau des Sees Mansarower liegt, den neuesten Berechnungen zufolge, höher als der höchste Gipfel unserer Alpen. Was den See von Kaschmir betrifft, so ist dieser eben kein Wunder der Natur; er würde sogar neben dem Lago Maggiore in der Lombardei oder neben dem Thuner und Brienzer See eine traurige Figur machen. Seinen wahren Zauber geben ihm die Mährchen von Tausend und Eine Nacht und die fabelhafte Dynastie der alten Mongolischen Kaiser; da aber diese Fürsten nur Theater-Könige sind, so waren auch die Denkmale ihrer Größe nur Opern-Dekorationen. Akber, Dschehangir, Schah-Dschehan und Aureng-Seb regierten im 17ten Jahrhundert; sie verschwendeten in Kaschmir, ihrer neuen Eroberung, ungeheure Summen. Von all' dieser Herrlichkeit ist nichts mehr übrig, als kolossale Bäume. Sogar die Trümmer ihrer Paläste sind größtentheils spurlos verschwunden. Nur die alten Heiligthümer des Indischen Kultus stehen noch aufrecht; ihre große Anzahl und ihr eigenthümlicher, architektonischer Charakter verkünden eine sehr lange Periode einheimischer Radscha's, die der Einführung des Islam (im 11ten Jahrhundert) voranging. Das Windsor dieser fantastischen Könige war Tschalibagh, ein Pavillon mitten im See von Kaschmir. Zwei ungeheure Platanen, vielleicht die schönsten Bäume dieser Gattung, die man auf Erden findet, beschatten das kleine Eiland und den Palast. Dieses Gebäude ist weiter nichts, als ein großer, allen Winden offener Saal, dessen Decke von wunderlich gearbeiteten Säulen getragen wird.

Das reizende Kaschmir ist im Sommer ein wahrer Schmelzofen, dessen Gluten die stärkste Europäische Constitution unterliegen muß. In Zeiten anhaltender Dürre sieht man die unglücklichen Bewohner wie Fische, die aus dem Wasser gezogen sind, auf dem versengten Rasen am Ufer ihres Sees sich lagern und ihrem geschwächten Körper durch den Genuß von Opium und Pillen aus Kantharidien-Extrakt eine scheinbare Stärkung geben. Die wandernden Krämer aus Persien verkaufen ihnen das letztere Mittel für schweres Geld. Die Bewohner der Platanen-Insel kochen sich Chinesischen Thee mit Milch, Butter und einem feinen alkalischen Salze. Man trinkt dieses Mischgetränk, das einen herrlichen Geschmack haben soll, aus Tassen von Felsen-Krystall, die sehr geschmackvoll gearbeitet sind.

Die Quellen des Ganges haben einen eben so tropischen

Charakter, wie das Quellgebiet des Dschemna und die heiligen der historisch merkwürdigen Seen von Mansarower und Raschir. Die Brahmanen betrachten einen ziemlich breiten Bergrom in dem Thale Gherwal, der zu Berai den natürlichen Bocu einer erhärteten Schnee-Brücke entquillt, als den Urquell des Ganges. Diese wunderbare Brücke ist 300 Fuß hoch, und ihre Pfeiler streben, wie gigantische Alabaster-Kerzen, zum Himmel empor. Allein die wahre Quelle befindet sich drei Englische Meilen höher, an der Basis des Pik's von Benderpusch. Man kommt von Kursali nach Ganguiri, oder dem Thale der Ganges-Quellen, durch eine Wüste, die ein giftiger, mit Pflanzen-Düften geschwängerter Wind von allen Seiten durchwehen soll, und passirt dann eine Reihe Cedern-Wälder, in denen der rauheste Winter mit allen Phänomenen der antarktischen Regionen waltet. Endlich enthüllen sich den Blicken des Wanderers die Schneefelder gleich einem Ozean von Schaum, dessen blendende Weiße mit dem blauen Himmel und den schwarzen Gruppen der unten vorgelagerten Wälder schön kontrastirt. Die Luft ist so trocken, daß man auf dem Grase und am Boden keine Spur von Reif bemerkt.

Wenn der Reisende längs des Stromes Bini-ke-Guth von dem Nangâng herabsteigt, so trifft er ein Bassin, dessen scheitelrechte Ufer den krystallhellen Wasser-Schleier aus Fichten und Purpurbeer-Rosen hervorschimmern lassen. Der Bhagirati versorgt diese heilige, von den Händen der Natur im Granitfelsen ausgehöhlte Urne mit immer neuem Wasser-Vorrath. An dem erwähnten Felsen-Becken erhebt sich eine Pagode mit spitzem Minaret, welche die frommen Gelübde der Pilger empfängt und auf deren Galerie die Abgebadeten ihre Körper in der Sonne trocknen. Der Ganges verdient übrigens seinen Namen erst nach einer langen Reihe pittoresker Wasserfälle zwischen Felsen-Ufern und unter Abhängen, die seinen Lauf lange verhüllen, bis er beim Eintritt in die Ebenen Hindostan's als majestätischer Strom erscheint. Die Schnee-Brücke von Bhagirati wurde zuerst im Jahre 1818 von Hodgson und Herbert bemerkt, und die Hindu's zeigten sich sehr ungläubig, als diese Reisenden nach ihrer Rückkehr versicherten, die Quelle des heiligen Stromes habe durchaus eine Aehnlichkeit mit dem Maule einer Kuh.

Die Schnee-Brücke des Ganguiri und die kolossalen Tannen- und Cedern-Stämme, welche quer über den Kataraften liegen, sind nicht die einzigen Denkmale der Ingenieur-Kunst der Eingebornen. Bei Bherchote z. B. haben die Hindu's, um beide Ufer des Flusses in Verbindung zu bringen, aus einer Art Kasten oder Schanzkörben von Lärchenholz, die mit Erde gefüllt sind, zwei Dämme errichtet. Diese Schanzkörbe, die schichtenweise über einander stehen, werden durch gewöhnliche Strebebalken, die man in den Grund einrammelt, zusammengehalten. Die Schichten beider Dämme rücken einander nach oben zu immer näher und begegnen sich endlich in einer gewaltigen Höhe über dem Niveau des Flusses, wo sie vermittelst eines einfachen Brettes vereinigt sind. Der ganze Bau ist ohne Beihülfe von Stricken oder Mörtel aufgeführt. Ueber dem Tons, einem Zuflusse des Dschemna, hat man eine viel seltsamere und gefährlichere Brücke angebracht. Von dem niedrigen Ufer zu dem höheren ist ein Tau von der Dicke einer Faust gespannt, und an diesem Tau befindet sich eine Rutsch-Maschine mit zwei Handhaben, in welcher der Passagier Platz nimmt. Alsdann wird die Maschine mit aller Gewalt, die aus der Neigung des Seiles sich ergiebt, hinabgelassen, und der Passagier erreicht etwas athemlos, aber doch mit gesunden Gliedern, das jenseitige Ufer.

Die Meisterwerke der Industrie der Ghurka's oder Sihk's verbleichen aber gar sehr neben den excentrischen Ergötzlichkeiten, welche der im Norden Bengalens angesessene Brite ersinnt, um sich für das schreckbar schnelle Hinwelken seines Körpers in diesem Klima schadlos zu halten. Wir sprechen hier nicht gerade von der Diät, obschon es faktisch ist, daß die nüchternsten der zwischen Delhi und Scharenpuhr wohnenden Briten den Champagner als Tischwein trinken und den Bordeaux die Stelle des Wassers vertreten lassen. Es giebt auch gefahrvolle und halsbrechende Zeitvertreibe in Menge. In Kaschmir folgt man bei der Eberjagd einer Methode, an welcher Frankreichs und Englands Waidmänner keinen großen Geschmack finden würden. Die Krieger der Sihk's errichten Thürme aus Laubwerk und Zweigen, in welchen die Radscha's oder großen Herren mit ihren Jagdflinten Posto fassen. Dann zerstreuen sich die Sihk's in den Wäldern und treiben die wilden Eber aus ihren Schlupfwinkeln nach der Gegend, wo die Thürme stehen. Die wüthend gemachten Eber kommen mit fürchterlicher Gewalt herangestürmt; allein die Radschah's nehmen sie mit ihren fernhintreffenden und nie des Zieles verfehlenden Büchsen so gut in Empfang, daß den grunzenden Ungeheuern keine Muße bleibt, um ihren Feinden den Leib aufzuschlitzen. Auch das zartere Geschlecht findet an den gefährlichen Jagden im Himalaya schon Vergnügen; oft sieht man bei kühlem Wetter hübsche Frauen von Simla auf Elephanten steigen und mit abgerichteten Falken, welche die sie begleitenden Spahi's auf der Faust tragen, den Dschongle's zureiten. Diese blutdürstigen Vögel schickt man gegen die anmuthige blaue Antilope (Neil-ghaht), welche Hodgson beschreibt, und gegen die vierhörnige Tschikara. Mit eisernen Sporen bewaffnet, stürzt sich der Falke auf seine Beute und hackt dem harmlosen Thier ohne Erbarmen die schönen Augen aus, die in der Phantasie morgenländischer Dichter mit den sanften, schwimmenden, schmachtenden Lichtsternen der Damen von Lahohr und Kaschmir wetteifern. Miß Emma Roberts hat uns in ihren Briefen über Hindostan diese Jagden so romantisch geschildert, daß wir den Geschmack ihrer Landsmänninnen an solch einem barbarischem Zeitvertreibe fast entschuldigen müssen.

China.

Aeußerer Anblick von Canton.

Nachstehende Skizzen entlehnen wir der kürzlich erschienenen Reisebeschreibung des Nord-Amerikanischen Wundarztes Dr. Ruschenberger*). Der Verfasser, welcher gegenwärtig in Philadelphia lebt, bekennt sich bei Gelegenheit der Herausgabe dieses Buches auch zu dem bekannten und interessanten Anonymon: „Three years in the Pacific" (London, 1836). Das neue Werk handelt von einer in Angelegenheiten der Regierung der Nord-Amerikanischen Freistaaten unternommenen Reise. Hr. Edmund Roberts war bekanntlich schon im Jahre 1832 mit dem „Peacock" zur Anknüpfung von Handels-Verbindungen ausgeschickt, und die Unterhandlungen mit dem Sultan von Muscat wie auch mit dem Kaiser von China waren ihm zur allgemeinen Zufriedenheit gelungen. Als diese Präliminarien nach seiner Rückkehr im Juni 1834 von dem Präsidenten und dem Senate ratifizirt waren, wurde eine zweite Reise zum völligen Abschlusse dieser Angelegenheit nöthig, auf welcher ihn der Tod am 12. Juli 1836 in Makao ereilte. Dr. Ruschenberger, der an dieser Expedition Theil nahm, war nicht nur von ihm dringend zur Beschreibung der Reise aufgefordert, sondern auch durch Mittheilung von allerlei Dokumenten und Notizen zur Abfassung des vor uns liegenden Werkes begünstigt. Nachstehendes ist dasjenige, was der Verf. über den äußeren Anblick von Canton sagt:

„Canton oder, wie es auf den Chinesischen Landkarten genannt wird, Kwang-tung Sang-ching (d. h. die Hauptstadt der Provinz Kwang-tung) liegt an dem nördlichen Ufer des Choo-keang oder Perlenstroms, von der See 60, von Makao etwa 80 Engl. Meilen entfernt. Die fremden Faktoreien liegen in geringer Entfernung der südwestlichen Ecke der Stadtwälle zu.

Die Landschaft in der Umgegend der Stadt ist reich und mannigfaltig, obgleich sie nichts Großartiges darbietet. Während der Boden nach Norden und Nordosten zu hügelig und gebirgig wird, eröffnet sich nach allen anderen Richtungen hin eine weite Aussicht. Die zahlreichen Flüsse und Kanäle liefern einen Ueberfluß an Fischen; man erblickt sie meistens mit Böten von den verschiedensten Gestalten bedeckt, indem ein lebhafter Verkehr die benachbarten Dörfer und Städte mit der Hauptstadt verbindet. Südwärts von der Stadt bedeckt das Wasser, so weit das Auge reicht, eine beträchtliche Fläche, vielleicht ein Drittheil der Landschaft. Das Niederland besteht aus Reisfeldern, zwischen denen nur hin und wieder kleine Hügel und einzelne Baumgruppen sich erheben, um einige Mannigfaltigkeit in diese sonst ganz gleichförmige Gegend zu bringen. Die Stadt ist, selbst die Vorstädte mit eingerechnet, nur von geringem Umfange, allein um so volkreicher; ihre Wichtigkeit beruht einzig auf dem Binnen- und auswärtigen Handel.

Die eigentliche Stadt Canton gehört zu den ältesten Theilen des Kaiserthums. Es dürfte schwierig, ja es mag unmöglich seyn, über ihre ursprüngliche Lage, ihren Namen und über die Periode ihrer Entstehung gewisse Auskunft zu geben; die Historiker setzen ihre Gründung mehr als zweitausend Jahre zurück.

Der innerhalb der Stadtmauern gelegene Theil von Canton ist beinahe in Gestalt eines Vierecks gebaut; er ist wiederum durch eine von Osten nach Westen laufende Mauer in die Altstadt und Neustadt getheilt. Die Straßen sind zahlreich und sehr krumm, in der Breite von 2 bis 16 Fuß verschieden; jedoch sind die meisten 6 bis 8 Fuß breit und mit großen Steinen, hauptsächlich mit Granit, gepflastert. Der ganze Umfang der aus Sand- und Ziegelstein erbauten Stadtwälle wird auf sechs Engl. Meilen geschätzt; in der Höhe differiren sie zwischen 25 bis 50, in der Breite zwischen 20 und 25 Fuß.

Diese Wälle sind durch 16 schmale Thore unterbrochen, in welche Ausländer nicht eingelassen werden; nur bei ausgebrochenen Feuersbrünsten, zu denen man ihre Hülfe angelegentlich sucht, macht man von diesem Verbote eine Ausnahme. Die Vorstädte sind im Ganzen weniger volkreich und groß, sonst aber der Stadt sehr ähnlich.

Die fremden Faktoreien oder die von den fremden Faktoren und Kaufleuten eingenommenen Gebäude bilden ein am Strome liegendes Grundstück, welches von Osten nach Westen etwa 200 Engl. Ellen lang und von Norden nach Süden 150 Ellen breit ist. Sie sind theils von Granit, theils von Ziegelsteinen erbaut und haben eine Hauptfront mit einer auf Pfeilern ruhenden Veranda**); die Zwischenräume der Pfeiler sind mit Venetianischen Fensterläden ausgefüllt. Sie bilden mit den Amerikanischen und anderen fremden Flaggen auf den Zinnen einen ziemlich grellen Kontrast gegen die Umgegend. Vor ihnen liegt ein offener, ihnen an Länge gleichkommender und 30 Ellen breiter Platz, der an der Façade der Gebäude mit einem breiten Pflaster durchkreuzt ist, welches den Ausländern, streng genommen, als Gränze ihres Geschäftsbetriebes gelten soll. Indeß sieht man sie dennoch in ihren Böten auf dem Strome umherfahren und gelegentlich Honan und die Fan-Gärten besuchen, ja man erblickt sie auch in den Vorstädten und in den die Wälle umgebenden Ebenen von Canton.

*) A Voyage round the World; including an Embassy to Muscat and Siam, in 1835, 1836 and 1837. Philadelphia, 1838.

**) Eine Art leicht gebauter bedeckter Gang, eine Art Altan mit Geländer.

Die Faktoreien sind das Eigenthum der Hong-Kaufleute, einer Gesellschaft von zwölf Chinesen, die durch ihre Vermittelung die Verbindungen zwischen den auswärtigen Residenten und der Chinesischen Regierung leiten. Die sogenannten „dreizehn Faktoreien" haben alle sehr wohlklingende und glückbedeutende Namen. Die erste von der Ostseite her, die von den Ausländern Bucht-Faktorei genannt wird, heißt bei ihnen Faktorei „des Friedens und der Gerechtigkeit"; die zweite (Niederländische) ist ihnen die Faktorei „der gesammelten Gerechtigkeit"; die dritte (Britische) die „Ruhe sichernde"; die vierte „die große Faktorei der überströmenden Fülle"; die fünfte „die Alt-Englische"; die sechste „die Schwedische"; die siebente „die Reichs-Faktorei"; die achte „die kostbare und glückliche; die neunte (Amerikanische) „die Faktorei der reichen Quellen". Die letztgenannte wird durch die China-Straße von der zehnten getrennt, die einem Kaufmanne aus Canton, Mingqua, gehört; die eilfte ist die Französische, die zwölfte die Spanische, die dreizehnte, durch die neue China-Straße davon getrennt, ist die Dänische Faktorei. Jede von diesen Faktoreien oder, wie sie in der Chinesischen Sprache gewöhnlich heißen, Hongs ist durch enge Gäßchen in fünf oder mehr Häuser getheilt. Ein breiter Weg führt mitten durch jeden Hong von der Front zum Hintergrunde, von wo aus man auch in einige Häuser und Faktoreien gelangen kann.

Als ich beim Landen die sogenannte Reichs-Hong betrat, kamen mir sogleich einige Chinesische Mägde entgegen, die den Fußboden kehrten; sie trugen saubere weiße Kleider und Schuhe mit hölzernen Sohlen; ihr Haar war äußerst zierlich geflochten. Ein alter Mann mit einer Feder in der Hand trat eilig aus seinem links liegenden Amtszimmer und gab an die Umstehenden einige Winke. Man führte uns die Treppe hinauf, wo wir von alten Bekannten bewillkommnet wurden. Jedem von uns wurde eine Magd zugetheilt, so daß wir in dieser Provinzialstadt „des blumigen Landes", wie es die Chinesen in ihrer prunkenden Grandiloquenz zu nennen belieben, in wenigen Minuten für die Dauer unseres Aufenthalts bequem und gemüthlich eingerichtet waren.

Nur „Mädchen, große Flinten und andere Kriegswaffen" dürfen von Fremden nicht nach Canton gebracht werden; dagegen findet man hier bereits allen möglichen Europäischen Aufwand der Tafel und eine recht anständige und bequeme häusliche Einrichtung. Das System der Einlogirung ist dem in Indien ähnlich; nur daß der Vermiether hier stets „Comprador" ist, daß mithin der Gast in allen mit seinem Haushalte in Verbindung stehenden Angelegenheiten ganz und gar von ihm abhängt. Der Comprador hat in seiner Stellung eine ganz eigene Gewalt; er dingt die Mägde, er besorgt die Tafel, alle Wirthschafts-Angelegenheiten stehen nur unter seiner Kontrolle. Zugleich ist er auch Banquier; er bezahlt auf Ordre seines Miethers bei allen Einkäufen, so daß man Jahre lang in Canton leben kann, ohne seine Hand an die Börse zu legen. Uns kam dieses Arrangement äußerst erwünscht; statt uns beim Einhandeln von so vielen einzelnen Kleinigkeiten mit Geld zu schleppen, legten wir bei unserem würdigen Comprador eine bestimmte Summe nieder und stellten dann bei vorkommenden Gelegenheiten Wechsel auf ihn aus, welche die Krämer und Kaufleute eben so gern als baares Geld nahmen.

Die Zahl der Fremden ist mäßig; es sind ihrer, die Diener mit eingerechnet, nicht über 150. Gesellschaftliche Besuche und Gastmähler sind häufig; man darf indeß schwerlich behaupten, daß diese Bande der Speisen und Weine eine wirkliche Bekanntschaft herbeiführen. In dem zur gegenseitigen Annäherung der Fremden etablirten „Union Club" zeigen sich nicht selten unerfreuliche Gesinnungen, die aus der Rivalität in Geschäfts-Verhältnissen entspringen. Die älteren Ansiedler enthalten sich des Weins, weil sie einen ungünstigen Einfluß auf die Gesundheit fürchten, und trinken an seiner Statt Thee, was sich denn seltsam genug ausnimmt und von einem nicht daran gewöhnten Auge leicht mißdeutet werden kann. Eine alte dem Genusse des Thee ergebene Dame müßte durch einen Besuch in Canton für ihr ganzes Leben unglücklich werden, so sehr verliert dieses Chinesische Produkt durch den Transport auf dem weiten Meere an Schmackhaftigkeit und Blume.

Mannigfaltiges.

— Der neue William Shakspeare. Die Zeitungen haben bereits berichtet, daß in den letzten Wochen ein junger Mann, welcher William Shakspeare heiße und angeblich ein Nachkomme des unsterblichen Dichters sey, die Londoner Bühne betreten habe, ohne jedoch sonderlichen Beifall sich zu erwerben. Der junge Mann hatte zu diesem Behufe einige dramatische Scenen gedichtet, in denen er als der große Shakspeare auftrat, was allerdings ganz geeignet war, die Neugierde des Publikums zu erregen, aber er hatte sich dadurch auch dreifache Schwierigkeiten gemacht, denn nicht bloß die Person und das Spiel des Debütanten sollten jetzt Aehnlichkeit mit dem Bilde und der Erscheinung haben, die uns von dem Dichter nach alten Traditionen vorschweben, sondern auch an seine schwachen dramatischen Versuche wurde unwillkürlich der kolossale Maßstab unerreichbarer Meisterwerke gelegt. Kein Wunder ist's also, wenn das erste Debüt so gut wie durchfiel. Gleichwohl aber war die erste sehr gut berechnete Erscheinung des jungen Mannes ungemein überraschend: die Scene eröffnete sich nämlich vor dem Globe-Theater, dem alten Schauplatze des großen Hofschauspielers der Königin Elisabeth, wo eben einige seiner Kollegen über bekannte Ereignisse der damaligen Zeit ihren Scherz treiben, als die Thüre des Theaters aufgemacht werden und man den Dichter, an ein Piedestal gelehnt, in derselben Stellung erblickt, in der ihn sein Denkmal in der Westminster-Abtei darbietet. Das Publikum brach in den lautesten Beifall aus; der junge Shakspeare schien wirklich der alte zu seyn: es war dieselbe Gestalt und dasselbe nachdenkliche Haupt, an dem besonders die hohe Stirn und das etwas bleiche Gesicht die Aehnlichkeit täuschend machen. Aber als der Schauspieler in den Vordergrund trat und zu sprechen begann, war auch der Dichter mit Einem Male verschwunden. Die Scenen, in denen Shakspeare vorgeführt wurde, waren etwas unzusammenhängender Art, und der gemeinsame Titel, den man ihnen gegeben: „Der Königin befehl", war eben auch nur etwas Aeußerliches und Zufälliges. Man hatte nun einmal Shakspeare und nichts als Shakspeare im Sinne und fand sich daher um so mehr in seinen Erwartungen getäuscht; ja, Manche gingen in ihrem Unmuthe so weit, das Ganze für eine Entweihung von Shakspeare's Namen zu erklären, und dieser Unmuth ging auch in die öffentlichen Blätter über, wo dem armen jungen Manne gar übel mitgespielt wurde — viel übler, als er's in der That verdiente, denn Talent und guter Wille sind ihm nicht abzusprechen, und was konnte er für die übertriebenen und seltsamen Erwartungen, die die Leute mit ins Theater gebracht hatten? Als daher der Hagel der Kritik gar zu arg gegen ihn wurde, ließ er ein Schreiben in die Times einrücken, das ganz geeignet war, den unbefangenen Theil des Publikums wieder mit ihm zu versöhnen, und mit dem Ernste, den dasselbe gemacht, wird er nun wohl seine Debüts vor einem nachsichtigeren Hause fortsetzen können. Jenes Schreiben lautet wie folgt:

„Mein Herr! Selbst in Ihrem Tadel erkenne ich nur Freundliches, denn Ihre Kritik macht mich auf Irrthümer aufmerksam, die ich bis dahin nicht bemerkt hatte und nun verbessern werde. Sie haben das Messer des erfahrenen Wundarztes gebraucht, während Andere mich mit dem Werkzeuge des Schlächters verstümmelten. Ich bin auf das Roheste mißhandelt worden, weil ich einen in der Gegend meines Geburtsortes sehr verbreiteten Familiennamen trage (die Shakspeares sind dort eben so häufig wie die Erdbeeren). Mein armer, aber rechtschaffener Vater gab mir den Namen, und da ich ihn niemals entehrt habe, so finde ich es auch nicht für nöthig, ihn zu verändern, als ich, meiner Lieblingsneigung folgend, die Londoner Bühne zu betreten suchte. Sollte meine Aufführung zu irgend einer Zeit der Art seyn, daß sie dem Namen, den ich führe, zur Schande gereichte, so werde ich ihn augenblicklich ablegen; bis dahin aber unterzeichne ich mit aller Bescheidenheit William Shakspeare."

„Nachschrift. Einer der Herren Kritiker behauptet, daß ich ein „armer Teufel", ein „kranker Mensch" und ein „schlechter Kerl" sey. Das sind gar harte Benennungen für einen allen stehenden Fremdling in dieser großen Menschen-Wildniß! Der Kritiker muß seine Feder wohl in die Galle seines Herzens getaucht haben. Daß ich arm bin, gebe ich zu; daß meine Gesundheit nicht die beste, bedaure ich; daß ich aber ein schlechter Kerl sey, ist eine unverantwortliche Lüge."

— Falstaff, in Musik gesetzt. Auf dem Italiänischen Operntheater in London sind Shakspeare's „Lustige Weiber von Windsor", in eine Oper verwandelt, zur Aufführung gebracht worden. Die Musik sollte, wiewohl ihr ein Italiänisches Libretto zum Grunde gelegt wurde, doch eine Englische seyn, denn ein Engländer, Herr Balfe, hatte sie komponirt, und darum wurde vorzugsweise auch ein echt Englischer Stoff gewählt. Aber trotzdem, daß Shakspeare's Genius, wie der Geist Gottes, über den Wassern schwebte, trotzdem, daß der berühmte Lablache, der sich zu diesem Behufe aus allen dicken Engländern ein Studium gemacht hatte, den Sir John Falstaff sang, konnte man doch in Herrn Balfe's Musik nichts Anderes als eine Nachahmung, wenn auch eine nicht mißlungene, der neuesten Italiänischen Celebritäten à la Donizetti, Mercadante ꝛc. erkennen. Herr Balfe versucht sich in allen Fächern, bald in großen heroischen Opern, wie seine „Jungfrau von Orleans", die mit einem Spektakel auftritt, der den in den bekanntesten Französischen und Deutschen Heldenkompositionen noch überbietet, und bald in kleinen Opern mit leichten Vaudeville-Melodieen, die er rascher noch, als es Mozart je vermocht, von einem Tage zum anderen aus dem Aermel schüttelt. Die Englische Musik wird jedoch, wie es scheint, durch Herrn Balfe noch weniger zu einem Europäischen Rufe gelangen, als durch seinen Vorgänger Barnett, den Komponisten der „Fair-Rosamond", der ausländischen Musikkundigen durch seine Balladen und Lieder wenigstens dem Namen nach bekannt ist. Die Engländer haben nun einmal kein musikalisches Genie, und wenn die kunstliebende junge Königin, wie es heißt, die Absicht zu erkennen gegeben hat, eine Deutsche Operngesellschaft in England engagiren zu wollen, so darf dies gewiß als ein neuer Beweis ihres guten Geschmackes angesehen werden.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllobl. Post-Aemtern.

№ 93. Berlin, Mittwoch den 8. August 1838.

Frankreich.

Frau von La Fayette.

Es ist oft die Frage aufgeworfen worden, ob die Frauen eine Berechtigung zu literarischen Arbeiten hätten, und ob Schriftstellerinnen nicht durch ihren Beruf die Gränzen der Weiblichkeit überschritten? Die beste Antwort darauf scheinen die Meisterwerke zu seyn, die in so großer Zahl aus weiblichen Händen hervorgegangen sind. Wenn aber von denjenigen Frauen die Rede ist, welche ihrem Geschlechte das Bürgerrecht in der literarischen Republik erkämpft haben, so darf Frau von Lafayette nicht vergessen werden. Die schlüpfrigen Erzählungen und mystischen Werke der Margarethe von Valois, die Dichtungen der Louise Labbé, die endlosen Romane der Scudery waren eben nur schwache Anfänge und keinesfalls geeignet, in der Frage von der geistigen Emancipation der Frauen einen Ausschlag zu geben. Mit Frau von La Fayette ist der Streit über die Befähigung derselben ein für allemal entschieden, denn sie hat dauernde Werke geliefert, wie sie nur eine weibliche Feder schreiben konnte, und wir finden bei ihr eigenthümliche Vorzüge, welche ganz außer dem Bereiche der männlichen Kraft liegen.

Marie-Madelaine Pioche de la Vergne wurde im Jahre 1633 geboren; ihr Vater, Aymar de Vergne, war Feldmarschall und Gouverneur von Hâvre-de-Grace; ihre Mutter, Maria de Péna, stammte aus einer alten Familie der Provence, in welcher die Neigung und die Befähigung zu allen geistigen Bestrebungen erblich zu seyn schienen. Die glücklichen Anlagen des Kindes wurden durch eine verständige und glänzende Erziehung, welche Menage und der Pater Rapin nach den Andeutungen des Vaters leiteten, rasch entwickelt. Fräulein von La Vergne erhielt schon in ihrer frühen Jugend Zutritt zu den Gesellschaften im Hotel Rambouillet, gerade zu derselben Zeit, in welcher der funfzehnjährige Bossuet seine erste Predigt hielt. Bedenkt man nun, daß durch dieses Zusammentreffen das blaue Zimmer der Arthenice die Wiege der Beredsamkeit des Herzens wie des Verstandes wurde, so wird man auch milder von diesen einst so berühmten Gesellschaften urtheilen und vielleicht die Verirrungen des Gefühls und die gespreizte Sprache, welche Molière in seinen „précieuses ridicules" geißelte, auf Rechnung der Scudery setzen. Dem sey jedoch wie ihm wolle, die Gesellschaft, in der Voiture den Ton angab, mußte immer eine vortreffliche Bildungsschule seyn; dem Fräulein von La Vergne kam jedenfalls der Besuch derselben trefflich zu Statten, und wenn auch einige Geziertheit dort herrschte, so entging sie doch der Ansteckung. Uebrigens hatte sie weit größere Gefahren zu bestehen; sie genoß den Unterricht von Menage, ohne den mindesten Anflug von Pedanterie zu erhalten; sie duldete seine Madrigale in allen möglichen Sprachen, ohne lächerlich zu werden; das war immer schon eine künftige Vorbedeutung. Bei dem Eifer, mit welchem sich Menage und der Pater Rapin des Unterrichts annahmen, machte Fräulein von La Vergne rasche Fortschritte. Ségrais berichtet, daß sie ihre beiden Lehrmeister nach dreimonatlichem Unterricht des Irrthums überführte, als dieselben sich nicht über die Stelle eines römischen Schriftstellers einigen konnten. Was hatte dieses Wunder bewirkt, die Methode des Lehrers oder die außerordentliche Begabung der Schülerin? Dieselbe war keineswegs auf ihre Kenntnisse stolz, und weit entfernt, damit zu prunken, ließ sie ihre klassischen Studien kaum errathen; man athmete den Duft in, ohne die Blume zu sehen. Als sie einst auf eine Frage, die Huyghens an sie richtete, erwiederte, daß der Jambus ein umgekehrter Trochäus sey, erröthete sie über die Zerstreuung, in welcher sie das Geheimniß ihrer metrischen Studien preisgegeben hatte. Uebrigens hatte sie eine entschiedene Vorliebe für die Dichter; sie schwelgte im Horaz und Virgil, während sie den Sallustischen Schriftstellern kein Interesse abgewinnen konnte. Menage spielte den Süßen bei seiner Schülerin; da aber, wie ein Zeitgenosse bemerkt, seine Huldigungen niemals Jemanden Kopfschmerzen zugezogen haben, so war auch wohl für ein reines und unfühlendes Herz nichts von denselben zu fürchten. Menage beschränkte sich auf den Ausdruck einer pedantischen Zuneigung, und Fräulein von La Vergne ließ die Madrigale, in welchen sie als Laverna besungen wurde, ruhig über sich ergehen. Der Dichter bemerkte nicht, daß der Name, den er gewählt hatte, nicht sehr schmeichelhaft war, weil er der Göttin der Diebe angehört. Er wurde auf eine nicht sehr wohlwollende Weise in folgendem Lateinischen Epigramm an seinen Verstoß erinnert:

Lesbia nulla tibi, nulla est tibi dicta Corinna,
Carmine laudatur Cynthia nulla tuo;
Sed, cum doctorum compilet scrinia vatum,
Nil mirum si sit culta Laverna tibi.

Obgleich Fräulein von La Vergne das Hotel Rambouillet besuchte, so bekannte sie sich doch nicht zu den Theorieen, welche hier über die Ehe gepredigt wurden. Ihr Freier wurde nicht der langen Probe unterworfen, welche Julie von Angennes Herrn von Montausier auferlegte, sondern er gewann sie rasch und gleichsam im Fluge. Als sie Herrn von La Fayette ihre Hand reichte, war sie zweiundzwanzig Jahre alt. Durch ihre Vermählung wurde sie Schwägerin der keuschen Geliebten Ludwig's XIII., welche, wie später Frau von La Vallière, die Schwachheiten ihrer Jugend durch die Flucht ins Kloster büßte. Herr von La Fayette war jedoch als Gemahl nicht viel mehr als eine Null für seine Frau, und nur einmal wird seiner in einem Briefe derselben gedacht, und auch bei dieser Gelegenheit erfährt man bloß, daß er noch nach einer achtzehnjährigen Ehe, und als seine Frau schon längst das Verhältniß mit dem Herzog von La Rochefoucauld eingegangen, bei derselben erschien. Dieser Ehemann, welcher wie ein Schatten auf einem hellen Grunde erscheint, ist nichtsdestoweniger der Vater zweier Söhne, von denen der Eine die kriegerische Laufbahn erwählte und der Andere sich dem geistlichen Stande widmete. Der Letztere ist nur durch die Gefälligkeit bekannt, mit der er die Manuskripte seiner Mutter verlieh, ohne sie wieder einzufordern; mehrere derselben sind auf diese Weise verloren gegangen.

Frau von La Fayette trat in der Literatur zuerst mit der reizenden Novelle „Mademoiselle de Montpensier" auf. Diese fällt ins Jahr 1662 und trifft so ziemlich mit Ségrais' erstem Auftreten im Hause der Frau von La Fayette zusammen. Derselbe war bei einer anderen Montpensier in Ungnade gefallen, weil er sich ihrer Grille, den Herzog von Lauzun zu heirathen, widersetzt hatte. Ségrais verlor nichts bei diesem Wechsel, und Frau von La Fayette gewann in ihm einen feineren Kunstrichter und einen verständigeren Führer, als Menage. Das Resultat dieser Vereinigung ist „Zayde". Dieser Roman, welcher sich noch gewissermaßen an die alte Schule knüpft, obgleich darin schon ein höherer Schwung der Leidenschaft bemerkbar wird, erschien unter Ségrais' Namen. Anfangs blieb seine Vaterschaft unbestritten, aber später erfuhr man doch, daß er nichts weiter dazu gegeben hatte, als einige Winke in Betreff der Reihenfolge der Begebenheiten und des Stils. Als der Bischof von Avranches dem Romane seinen Brief an Ségrais über den Ursprung der Romane vorandrucken ließ, sagte Frau von La Fayette zu ihm: „Wir haben unsere Kinder vermählt." Um diese Zeit wurde auch Frau von La Fayette des vertrauteren Umganges der Herzogin von Orleans gewürdigt; sie war eine Zierde dieses feingebildeten und galanten Hofes, ohne doch dabei die Reinheit ihrer Sitten einzubüßen. Hier wurde sie zuerst auf den Herzog von La Rochefoucauld aufmerksam, und hier entstand die so berühmte und so räthselhafte Verbindung, welche nur durch den Tod gelöst wurde.

Die Geschichte dieser Neigung und das Entstehen der „princesse de Clèves" sind zu eng mit einander verbunden, als daß man sie von einander sondern könnte. Frau von La Fayette schilderte sich selbst in der „Zayde" wie in der „princesse de Clèves"; beide sind ein Bild ihres Herzens und ihres Seelenzustandes. „Zayde" ist der Traum einer jugendlichen Phantasie, die „princesse de Clèves" die idealisirte Geschichte wirklich erlebter Empfindungen. Um jedoch eine Deutung beider Werke versuchen zu können, ist es nöthig, einige Worte über das Verhältniß, in welchem die Verfasserin zum Herzog von La Rochefoucauld stand, voranzuschicken. Frau von La Fayette war bereits seit zehn Jahren verheirathet und hatte ihrem Gatten die Treue und so viel Platz in ihrem Herzen bewahrt, als derselbe auszufüllen vermochte, das heißt, sie fühlte für ihn eine leidenschaftslose, aber hochachtungsvolle Freundschaft. Jetzt trat ihr der Herzog von La Rochefoucauld auf ihrem Lebenswege entgegen; er war ein vollendeter Hofmann, dessen Jugend in die Zeit der bürgerlichen

Kriege fiel und der sich nicht minderer Erfolge in der Liebe wie im Kriege rühmen konnte. Derselbe war empfänglich und fein gebildet, aber strengen Sinnes, und noch nicht gänzlich von den Illusionen geheilt, gegen die er bald ankämpfte, bald sich ihnen wieder hingab. Frau von La Fayette verschmolz die Träume ihrer Jugend mit den Jugend-Erinnerungen des Herzogs von La Rochefoucauld, und ihr Verstand und das Andenken an eine frühere Zeit thaten das, was der Gewalt der Leidenschaft vor zehn Jahren nicht möglich gewesen wäre, wenn sie damals denjenigen gefunden hätte, der den Wünschen ihres Herzens entsprach. Hier tritt uns nun ein Räthsel entgegen, dessen verschiedenartige Lösung allein von dem Zartgefühl abhängig zu machen ist: verschenkte Frau von La Fayette nur ihr Herz! — — Sainte-Beuve hat in der Königlichen Bibliothek einen Brief derselben an die Marquise von Sable aufgefunden; in diesem ersucht die Freundin des Herzogs von La Rochefoucauld die Marquise, dem jungen Herrn von Saint-Paul den Verdacht eines Liebesverhältnisses, zu dem er sich vielleicht veranlaßt finden könnte, zu benehmen. Sie verwahrt sich dagegen, aus Furcht, lächerlich zu scheinen, ohne die Bedenken der Tugend anzuführen. Dieser Brief entscheidet nichts, und man muß die Aufklärung dieses Zweifels wohl anderswo suchen. Vorzüglich kommt hierbei der Charakter der Frau von La Fayette in Betracht, wie sie denselben in ihren Schriften ausgeprägt hat, und die „princesse de Clèves" scheint in der That ein den bösen Zungen eines verderbten Jahrhunderts hingeworfener Fehdehandschuh. Man kann kaum glauben, daß eine Frau, deren Betragen bis dahin musterhaft gewesen war, und welche den Kampf der triumphirenden Tugend gegen die Leidenschaft mit so vieler Wahrheit geschildert hatte, so leicht unterliegen seyn würde; im entgegengesetzten Falle wäre die „princesse de Clèves", diese so wahrhafte und so individuelle Schilderung der reinsten Empfindungen und einer heldenmüthigen Aufopferung, nichts Anderes, als eine Satire auf die Verfasserin, als die mahnende Stimme des aufgeregten Gewissens. Man kann sich übrigens auch recht gut die Reize eines keuschen und empfindsamen Verhältnisses und eine zärtliche, aber vorwurfsfreie Hingebung denken. Frau von La Fayette, welche ihre Jahre nicht mehr nach zwanzigen zählte, und welche die Liebe nicht mehr nach dem fünfundzwanzigsten Jahre anerkennen wollte, konnte ohne Gefahr sich den Empfindungen hingeben, welche sie früher hatte in ihrer Brust verschließen müssen. Der Herzog von La Rochefoucauld bedauerte vielleicht, daß er so spät kam, aber seine Sehnsucht weckte nur seine Erinnerungen wieder, ohne ihn zu anderen Wünschen zu verleiten, und die Wunden seines Herzens vernarbten unter dem Zauber dieser spätsommerlichen Neigung. Frau von La Fayette bediente sich ihres Einflusses auf diesen edeln, aber vielfach verletzten Charakter nur, um denselben zu mildern Gesinnungen gegen die Menschen zu bekehren; sie ließ ihn in ihrem Herzen die Widerlegung der „Maximes" lesen, und La Rochefoucauld vollendete ihre geistige Bildung und zügelte den Schwung ihrer Phantasie. Das war ein für beide Theile vortheilhafter Austausch, dessen Bilanz Frau von La Fayette sehr gut in folgenden eben so stolzen als bescheidenen Worten angiebt: „Herr von La Rochefoucauld", sagte sie, „hat meinen Geist gebildet und ich sein Herz umgewandelt."

Aus dem Zusammenwirken des Geistes und des Herzens, aus der Verschmelzung wirklicher Erlebnisse und wahrscheinlicher Träume ist die „princesse de Clèves" entstanden, dieser unnachahmbare Roman, in welchem sich Wahrheit und Dichtung so schön die Hand bieten. In der Gestalt der Prinzessin von Kleve hat die Verfasserin sich selbst geschildert; sie hat die Begebenheiten ihres Lebens in die Vergangenheit versetzt, aber sie läßt ihre Personen auf einem ähnlichen Schauplatz auftreten. In der That erkennt man leicht den Hof Ludwig's XIV. in dem Heinrich's II.; es ist dieselbe Anmuth und gleißende Verderbniß. Die Herzogin von Valentinois, der mehr an ihrem Einflusse als an der Treue ihres Königlichen Liebhabers liegt, ist Frau von Montespan; die junge Königin von Schottland, die geistreiche und galante Gemahlin Franz II. mit den sie umgebenden Schöngeistern und liebenswürdigen Frauen, ist unverkennbar die Herzogin von Orleans. Herr von La Fayette erscheint als Prinz von Kleve und Herr von La Rochefoucauld als Herr von Nemours. Die Charaktere und Personen sind zum Sprechen ähnlich, und im Ganzen und Großen treffen auch die Begebenheiten zu, nur daß Herr von La Fayette nicht, wie sein Abbild, stirbt, und daß Frau von La Fayette dem Herzoge nicht, wie die Prinzessin, entsagt; sie vergräbt sich nicht in die Einsamkeit, um die Gefühle ihres Herzens zu bekämpfen; sie handelte menschlicher und suchte ihre Neigungen mit ihren Pflichten in Uebereinstimmung zu bringen.

In literarischer Beziehung hat die „princesse de Clèves" fast eine Revolution hervorgebracht; der Roman hörte jetzt auf, eine Verdrehung der Natur, der Geschichte und der Leidenschaft zu seyn, und die Schilderungen erhielten ein wahreres und natürlicheres Kolorit. Die Geschichte ist nur noch der Rahmen, in welchen die Begebenheiten gefaßt werden, und wirkliche Vorfälle wechseln mit erdichteten. Die Zeit der Handlung fällt in dem genannten Roman in die letzten Jahre der Regierung Heinrich's II. und erstreckt sich noch bis zu Franz II. Die bedeutendsten historischen Begebenheiten werden nach der Weise Walter Scott's mit aufgenommen, nur daß der Schilderung der Leidenschaften ein größerer Raum gestattet ist. Zwar sind die Sitten des siebzehnten Jahrhunderts auf das sechzehnte übertragen, und der Hof der Valois ist das getreue Abbild des Hofes der Bourbons, aber dieser Anachronismus ist am Ende nicht von großer Bedeutung. Der Erfolg der „princesse de Clèves" war ganz unglaublich; gleich nach ihrem Erscheinen wurde sie der Text aller Unterhaltungen, und an allen öffentlichen Orten besprach man sich über den neuen Roman. Fontenelle las denselben viermal hinter einander, und bald entspann sich ein hitziger Kampf zwischen den Lobpreisern und Gegnern desselben. In einem Briefe von Bussy-Rabutin an Frau von Sévigné findet sich Alles zusammengefaßt, was man gegen denselben einwendete. Als die Prinzessin ihre Leidenschaft nicht mehr verbergen kann und dieselbe nicht länger zu bekämpfen im Stande ist, entschließt sie sich, ihrem Manne ihren Herzenszustand zu bekennen, weil sie von diesem Schritte allein Rettung erwartete. Diese Kraftanstrengung einer verzweifelnden Tugend mochte einem Manne, wie Bussy-Rabutin, allerdings sehr befremdend erscheinen, und er mußte ein solches Benehmen für überspannt halten. „Eine Frau", sagt derselbe, „bekennt selten, daß sie geliebt wird, aber nie, daß sie Jemand außer ihrem Manne liebt. Uebrigens ist es unwahrscheinlich, daß eine leidenschaftliche Liebe und die Tugend sich lange das Gleichgewicht halten." Die heroische Standhaftigkeit der Prinzessin nach dem Verluste ihres Mannes begreift Rabutin eben so wenig. „Wenn dieser Kampf der Liebe und der Tugend gegen alle Wahrscheinlichkeit in ihrem Herzen bis zum Tode ihres Mannes dauerte, so mußte sie dann wenigstens entzückt seyn, beide in Uebereinstimmung bringen zu können; dann mußte sie einen Mann ihres Standes, welcher der hübscheste Kavalier seiner Zeit war, heirathen."

Zur Rechtfertigung des Geständnisses der Prinzessin von Kleve schrieb Frau von La Fayette die „Comtesse de Tende", eine rührende und leidenschaftliche Novelle, in welcher eine Frau, die der Liebe Alles geopfert hat, sich genöthigt sieht, ihr Geheimniß demjenigen anzuvertrauen, den sie beleidigt hat, wenn sie der Schande entgehen will. Außerdem besitzen wir noch von derselben Verfasserin die „Memoires de la Cour de France", welche sich über die Jahre 1688 und 1689 verbreiten, und „l'histoire d'Henriette d'Angleterre". Der Tod des Herzogs von La Rochefoucauld brach auch das Herz der Frau von La Fayette; die Schilderung ihrer Verzweiflung muß man bei Frau von Sévigné suchen. Sie überlebte ihren Freund um zehn Jahre, und ohne jemals Trost zu suchen. Ihr Schmerz war der Inhalt ihres Lebens; diesen bewahrte sie wie einen Schatz bis zu dem Augenblick, wo sich ihr das Grab eröffnete. Sie starb in ihrem sechzigsten Jahre.

(R. d. P.)

Bibliographie.

Pétition aux deux chambres législatives de France sur la barbarie des Chemins de Fer et sur la réforme scientifique de la locomotion. — Von H. Wronski. 4.

L'homme de lettres. — Von Fr. Soulié. 3. Bde. 22½ Fr.

L'art considéré comme le symbole de l'état social, ou Tableau historique et synoptique du développement des beaux-arts en France. — Von Ernst Dussieux.

Collection de portraits des contemporains, d'après les medaillons de P. J. David, d'Angers. Procédé d'Achille Collas. — Lfg. I. Preis jeder Lfg. mit 12 Bildnissen und Text. 9 Fr.

Histoire du moyen-age. — Von Victor Borteau. 2 Bdchen. 4½ Fr.

Dissertation sur quelques points curieux de l'histoire de France et de l'histoire littéraire. — Von P. L. Jacob.

Süd-Amerika.

Ein authentischer Beitrag zu dem Leben Bolivar's.

(Fortsetzung.)

Rodriguez setzte sich zu mir und sprach mit jener herzgewinnenden Freundlichkeit, die er mir in den drückendsten Lagen meines Lebens bezeugt hatte. Er überhäufte mich mit zärtlichen Vorwürfen, daß ich mich dem Tode muthwillig in die Arme würfe und ihn auf halbem Wege allein zurückließe; er machte mir begreiflich, daß das Leben dem Menschen noch andere Güter als Liebe biete, daß man durch die Wissenschaften oder durch politische Carrière glücklich werden könne. Sie wissen, wie überzeugend der Mann sprechen kann, er dürfte dreist sophistische und absurde Behauptungen aufstellen und würde unsere Vernunft durch seine hinreißende Beredsamkeit gefangen nehmen. Er überzeugte mich wie immer, wenn er wollte. Das Gespräch hatte wohlthätig auf mich gewirkt, er hörte für jetzt auf, ließ es aber am folgenden Tage an ähnlichen Erörterungen nicht fehlen. Als Rodriguez in der nächsten Nacht mir enthusiastisch vor Augen stellte, was ich Schönes und Großes, entweder für die Wissenschaft oder für die Freiheit der Völker zu leisten im Stande wäre, erwiederte ich ihm: Ohne Zweifel fühle ich es gleich Ihnen, wie ich die glänzenden Laufbahnen betreten könnte, welche Sie vor meinen Blicken aufthun, aber dazu müßte ich reich seyn; ohne Reichthum, das Mittel des Vollbringens, gelangt man nicht ans Ziel, und ich bin — reich! nein, arm und dürftig, krank und entmuthigt. Rodriguez, laß mich sterben. Und ich streckte flehend meine Hände nach ihm aus, mich in Frieden in die Gruft steigen zu lassen. In Rodriguez' Gesicht zeigte sich eine plötzliche Umwandlung; ungewiß, kämpfend stand er einen Augenblick wie ein Mensch, der nicht weiß, welchen Weg er einschlagen soll. Plötzlich wendet er Augen und Hände zum Himmel und ruft mit begeisterter Stimme: „Gott sey Dank, er ist gerettet!" Er trat näher, nahm meine schlaffen Hände in die seinigen, welche zitterten und von Schweiß troffen, und sprach mit einem Tone, den ich an ihm nicht kannte: „Also, mein Freund, wenn Du reich wärest, wolltest Du leben? Rede, antworte!" Bestürzt, ohne zu wissen, was das heißen solle, antwortete ich: „Ja." — „Wohlan", rief er, „wir sind gerettet; so diene

das Metall doch zu etwas, vermag doch Gold ein Menschen-Leben zu retten. Höre, Simon Bolivar, Du bist begütert, bist Besitzer von vier Millionen." Wie reich auch meine Muttersprache, die Spanische ist, die Gefühle und Empfindungen nach ihren verschiedenen Graden wiederzugeben, sie ist zu arm und ohnmächtig, den Eindruck zu schildern, welchen seine Worte auf mich machten. Die Menschen erfahren selten dergleichen Erschütterungen, darum entsprechen auch ihre gemeinen Worte den gemeinen Gefühlen dieser Welt; was ich empfand, war übermenschlich; ich staune noch jetzt, daß mein geschwächter Bau dem elektrischen Schlage hat widerstehen können. Ich höre auf; die Erinnerungen, die ich jetzt herauf beschwören will, beengen mir das Herz; ein zweiter oder vielmehr ein tausendster Salomon, klage ich nach dem Genusse über die Eitelkeit des vergänglichen Wesens und die getäuschten Erwartungen, welche die Schätze nicht befriedigt haben. Ich höre auf; denn ich bin in Schweiß gebadet und so müde, wie ich nach der beschwerlichsten Fußreise mit Rodriguez mich nicht gefühlt habe, ich muß ein Bad nehmen. Nach Tische hole ich Sie ins Theater ab, aber Sie müssen mir versprechen, keine Frage an mich zu richten, ich dagegen will den angefangenen Brief noch heute Abend fortsetzen ....

Rodriguez hatte mich nicht zum Besten gehabt, ich war ein Millionair. Dieser abnorme Mensch, ohne Ordnung in seinen eigenen Angelegenheiten, der allenthalben Schulden machte, keinem Menschen bezahlte und oft an dem Nothwendigsten Mangel litt, — er wußte das Vermögen, welches mein Vater mir hinterlassen hatte, mit eben so vielem Erfolge als Rechtschaffenheit zu verwalten und um das Dreifache zu vermehren. Während der acht Jahre, daß ich unter seiner Vormundschaft lebte, hatte er für mich nur 28,000 Franken ausgegeben, offenbar, indem er selbst dabei zusetzte. Allerdings war die Art, wie wir reisten, höchst ökonomisch; es gab keine ellenlange Schneider-Rechnungen zu bezahlen, und auch die Kosten für meinen Unterricht waren höchst gering zu nennen, da er selbst die Universal-Professur für alle Fächer bei mir bekleidete. — Rodriguez dachte in mir die Leidenschaft für Eroberungen auf dem Gebiete des Geistes geweckt zu haben, die meine Sinne gefangen nehmen und als unumschränkte Gebieterin mich beherrschen würde. Erschreckt durch die Gewalt der ersten Liebe über mein jugendliches Herz und den darauf folgenden tiefen Schmerz, der mich an den Rand des Grabes brachte, schmeichelte er sich, daß mit den Mitteln, auf Entdeckungen in derselben auszugehen, meine alte Neigung zu den Wissenschaften einen neuen Aufschwung nehmen und der Ruhm der einzige Abgott aller meiner Gedanken seyn sollte. Aber der vorsichtige Rodriguez betrog sich in seiner Rechnung, indem er an mich den Maßstab seines eigenen Charakters legte. Ich war 11 Jahr alt; lange konnte er mir meine Glücksumstände nicht verheimlichen, aber er würde mich nach und nach darin eingeweiht haben, das glaube ich sicher, wenn die Gewalt der Umstände ihn nicht zu dieser plötzlichen Entdeckung hingerissen hätte. Ich fühlte niemals einen besonderen Wunsch nach Schätzen, sie hatten sich mir, ohne daß ich sie suchte, von selbst angeboten, lockten mit ihrem verführerischem Schein, dem ich nicht widerstehen konnte, und machten mich zum Sklaven ihrer Reize. So lenkte auch mein Geschick der Zufall, dem wir Alle anheimfallen, den ich für den einzigen Gott im Weltall erkenne, für den Urheber unserer Tugenden und Laster. Wenn dieser Zufall mir nicht ein unermeßliches Vermögen in den Weg geworfen hätte, wäre ich ein eifriger Jünger der Wissenschaft, enthusiastischer Verehrer der Freiheit und der Ruhm mein einziges Ideal geworden, das höchste Ziel meines Lebens. Doch hat der Sinnengenuß mich nicht für immer gefesselt, der Rausch war nicht von langer Dauer, die Uebersättigung ist früh erfolgt. Sie behaupten, daß ich weniger auf Genuß als auf Luxus halte; ich glaube darum, weil der Luxus sich mit einem falschen Scheine des Ruhmes brüstet.

Sie können denken, daß Rodriguez mit der Anwendung seines Vermögens keine große Zufriedenheit bezeugte; er konnte gar nicht begreifen, wie man es auf physikalische Instrumente und chemische Mixturen verschwendete, aber meine leichtfertigen Ausgaben auf Vergnügungen und Frivolitäten, wie er es nannte, gingen über seinen Horizont und zogen mir seinen unaufhörlichen Tadel zu. Da — ich habe kaum das Herz, es Ihnen zu gestehen — da wurden seine Erinnerungen mir lästig, und um ihnen zu entgehen, verließ ich Wien und begab mich nach London, wo ich in drei Monaten 150,000 Franken ausgab. Eben so führte ich in Madrid, das ich dann besuchte, ein wahrhaft fürstliches Gefolge und ein ähnliches in Lissabon. Ueberall stellte ich meinen Luxus zur Schau und warf mit dem Golde umher, um meine Vergnügungssucht oder richtiger meine falschen Begriffe von Ehre zu befriedigen. Ueberdrüssig aller großen Residenzen, in denen ich mich bisher aufgehalten, ging ich nach Paris, in der Hoffnung, zu finden, was mir bisher nirgends gelungen: eine meinen Neigungen und Bedürfnissen entsprechende Lebensart; aber, Therese, ich bin nicht ein Mensch nach dem Alltagsleisten, kann die quälende Unruhe, die mich nirgends lange rasten läßt, auch hier nicht bannen. Noch bin ich nicht drei Wochen hier und fühle schon die tödtlichste Langeweile. — Hier haben Sie die Geschichte meiner jüngsten Vergangenheit. Was die Gegenwart betrifft, so ist sie für mich nicht vorhanden; ich fühle eine vollkommene Leere in meinem Innern, aus der nicht ein einziger Wunsch Kraft hat, sich zu erheben, und die keine Spur in meinem Gedächtniß zurücklassen kann. Es wird die Wüste in meinem Leben seyn. Den leisesten Einfall, der meinem Kopfe entsteigt, halte ich für einen dringenden Wunsch, aber kaum ist er befriedigt, wird er ein Gegenstand meiner Abneigung. Sollte der Zufall mit seinen sonderbaren Spielen das erstorbene Leben in meine Seele zurückrufen? Ich weiß es nicht; aber das weiß ich, daß, wenn dies nicht geschieht, ich in den Zustand der Abzehrung verfalle, aus dem mich Rodriguez durch die Eröffnung seiner vier Millionen gezogen hat. Glauben Sie indeß nicht, daß ich mich mit Fragen über die Zukunft quäle; ich halte den für einen Thoren, der sich in leeren Vermuthungen erschöpft; wie wollte er auch die Dinge seiner Berechnung unterwerfen, deren Data ihm nicht bekannt sind; dann würde er mehr als die exakteste der Wissenschaften, die Mathematik, leisten wollen, die nur aus gegebenen, vorliegenden Größen ihre Resultate findet. — Welches Urtheil habe ich von Ihnen zu erwarten? Antworten Sie mit Freimuth, zwar wird es ohne Erfolg seyn, denn es giebt wenige Menschen, die nicht unverbesserlich sind — aber wie es immer gut ist, sich selbst zu kennen und zu wissen, was man von sich zu halten habe, so rechne ich es mir für ein großes Glück an, wenn ich einmal auf einen Freund stoße, der mir in dem Spiegel der Wahrheit meine Gestalt vor Augen führt. Adieu, ich sehe Sie morgen bei Tische.

Simon Bolivar."

(Schluß folgt.)

Spanien.

Die schwimmenden Batterieen *).

Die Nachricht von den furchtbaren Rüstungen Spaniens zur Wiedereroberung von Gibraltar hatte England im Jahre 1782 erreicht; allein man ahnete nichts von ihrer Ausdehnung, man erfuhr nicht, daß sie ihrer Natur und ihrem Umfange nach Alles überboten, was bisher von einer Europäischen Macht Derartiges unternommen war. Die ungeheuren schwimmenden Batterieen, die man durch ihren Bau gegen die Verletzungen der Geschütze gesichert glaubte, die mit Röhren, vermittelst deren das Wasser durch Pumpen in Strömen herbeigeschafft werden konnte, versehen und damit auch gegen die Flammen geschützt schienen (so daß man die Wirkungen der Englischen Brandgeschütze für vereitelt hielt, deren sich die Garnison von Gibraltar bisher bedient hatte, um die Blokade-Schiffe und Böte in Feuer zu setzen) — alle diese Vorbereitungen schienen der Spanischen Regierung gelungen. Man gab sich der Hoffnung hin, daß diese neuen Maschinen, die man der Erfindung und Berechnung eines talentvollen Franzosen verdankte, weder in Brand geschossen, noch sonst zum Versinken gebracht werden würden, daß nunmehr die Zerstörung und Eroberung der Veste unvermeidlich seyn müßten.

Nichtsdestoweniger sollten auch diese Maschinen zu Schanden gemacht werden — durch die Tüchtigkeit und Ausdauer, durch die eben so entschiedene als muthvolle Tapferkeit des General Elliot und seiner Garnison, die von einer unter dem Befehle des Capitain Curtis stehenden See-Brigade unterstützt wurde.

Das Britische Ministerium, obgleich keineswegs von der Größe dieser Gefahr genau in Kenntniß gesetzt, erhielt doch einige Nachricht davon, daß man sich zu einem neuen Versuche entschlossen hätte, Gibraltar mit einer kombinirten Französisch-Spanischen Flotte durch Hunger zur Uebergabe zu nöthigen. Man blieb aber mit der wirklichen Stärke dieser Flotte unbekannt und hielt sie auch, als sie später auf der See erschienen war, für zu unbedeutend. Inzwischen war die höchste Zeit zur Anordnung von Gegenmaßregeln herbeigekommen; Lord Howe wurde mit der aus 21 Linienschiffen und 4 Fregatten bestehenden Kanal-Flotte zur Unterstützung der tapferen Garnison von Gibraltar abgeschickt. Das Englische Volk erkannte vollkommen die Wichtigkeit dieses Platzes; es achtete ihn den glänzendsten Juwelen seiner Krone gleich.

Der Angriff der schwimmenden Batterieen wurde durch die gewisse Nachricht, daß eine Britische Flotte unter dem Kommando des Lord Howe zum Entsatze der Festung unterweges sey, noch möglichst beschleunigt. In der Absicht, ihr zuvorzukommen, wurde der Admiral Don Luis von Cordova mit der unter seinen Befehlen stehenden vereinigten Flotte abgefertigt, um den Hauptangriff auf Gibraltar zu unterstützen, den Entsatz zu vereiteln und die Britische Flotte, sobald sie sich zeigen würde, zu einer Seeschlacht zu nöthigen. Mit der Eroberung dieser Veste würde den Spaniern und Franzosen die unbedingte Herrschaft auf dem ganzen Mittelländischen Meere in die Hände gefallen, mit ihr würde der gesammte Englische Einfluß innerhalb der Säulen des Herkules augenblicklich vernichtet und durch diesen Verlust dem Englischen National-Gefühl und der Ehre Großbritaniens ein unheilbarer Schlag zugefügt worden seyn.

Obgleich wir von der denkwürdigen Begebenheit dieser Belagerung Gibraltars die ausführliche und sehr interessante Erzäh-

*) Aus John Barrow's „Leben des Admirals der Flotte und Generals der Seetruppen, Grafen Howe" (London, 1838); einem nicht blos als Biographie, sondern auch als Beitrag zur Geschichte seiner Zeit, besonders des Seewesens, beachtungswerthen Werke. Der Verfasser hat mehr als 400 handschriftliche und großentheils vertrauliche Schreiben von Howe, viele Briefe verschiedener hochgestellter Personen (z. B. Lord Chatham's) an ihn, und von Howe selbst während seiner Expeditionen geführte Tagebücher benutzt. König Wilhelm IV., der sich für den Helden und die Geschichte seiner Thaten noch aus seiner früheren Laufbahn her interessirte, munterte auch wenige Tage vor dem Antritte seiner letzten Krankheit den Verfasser auf eine eben so angelegentliche als schmeichelhafte Weise zu diesem Werke auf; er theilte ihm einige wenig bekannte Züge und Notizen mit und empfahl einen recht genauen und sorgfältigen Gebrauch derselben.

lung des Obersten Drinkwater*) besitzen, dürfte es dennoch nicht unangemessen erscheinen, wenn wir aus dem Manuskripte eines Italiänischen Offiziers, der sich in Spanischen Kriegsdiensten am Bord der Vereinigten Flotte befand, einen kurzen Abriß der der Ankunft des Lord Howe vorangehenden Ereignisse beibringen**).

„Am Morgen des 13. September 1782 segelten die schwimmenden Batterieen mit günstigem Winde gegen Gibraltar heran; während unsere Batterieen von der Landseite ihr Feuer auf die Garnison verdoppelt hatten, waren jene um 7 Uhr zum Angriff geordnet. Um 9 Uhr hatten sich die schwimmenden Batterieen den Wällen auf Kanonenschußweite genähert, als die Englische Besatzung ein furchtbares Feuer auf sie eröffnete. Die Befehlshaber ließen sich indessen nicht irre machen, sie rangirten sich in kurzer Zeit in eine Linie, so daß sie auch ihrerseits das Feuer von allen Seiten zusammen eröffnen konnten." (Sie waren, sagt Drinkwater, in wenig mehr als 10 Minuten vollständig geankert.)

„Sie richteten ihr Feuer zunächst gegen die Festungswerke Old Mole und gegen die Südbastion; die kalte und unverzagte Entschlossenheit beim Beginne des Angriffs ließ uns die lebhaftesten Hoffnungen auf einen gewissen glücklichen Erfolg fassen. Die Construction der schwimmenden Batterieen war, daß der Schuß, welcher durch die Seitenwände oder durch das Dach schlug, zugleich eine Wasserröhre durchdringen mußte, die dann auf der Stelle eine Menge Wassers zur Löschung des etwa dadurch entstandenen Feuers geben sollte. Allein diese Hoffnung wurde getäuscht. Von 9 bis 2 Uhr hielten sie ein gut gerichtetes Feuer aus, ohne bedeutenden Schaden zu nehmen. Allein unsere anfangs so gewissen Hoffnungen auf endliches Gelingen schwanden immer mehr, als um 2 Uhr die von dem Prinzen von Nassau kommandirte schwimmende Batterie (an deren Bord sich der Erfinder dieser Maschinerieen befand) plötzlich an der nach der Garnison zu gerichteten Seite zu dampfen anfing und nach allen Seiten hin die Furcht verbreitete, sie möge Feuer gefaßt haben. Wir feuerten indeß unverdrossen fort, bis wir sahen, daß die Verschanzungen Schaden nahmen; allein um 7 Uhr schwand alle unsere Hoffnung. Da hörte das Feuern seitens der schwimmenden Batterieen auf; es stiegen statt dessen Raketen als Signale der Verzweiflung auf. Die Feuerkugeln der Garnison wirkten um diese Zeit mit so gutem Erfolge, daß wir nur noch auf die Rettung der Schiffsmannschaft bedacht und daß die Böte von der vereinigten Flotte augenblicklich zu diesem Zwecke ausgeschickt waren."

„Kurz nach Mitternacht ging die Batterie, welche zuerst Anzeichen der Entzündung gegeben hatte, in Flammen auf, indem man vom Felsen aus in grausamer Rachsucht das Feuer auf sie verstärkt hatte. Das durch diese Feuersbrunst erzeugte Licht glich dem hellen Tage und setzte die mit dem Retten der Schiffsmannschaft beschäftigten Böte dem Feuer der Feinde furchtbar aus." (Drinkwater erzählt: Das von allen Seiten durch Flammen geweckte Licht setzte unsere Artillerie in den Stand, ihre Kanonen äußerst genau zu richten; der mit seinen Umgebungen im hellsten Glanze liegende Felsen bildete unter dem beständigen Blitzen unserer Kanonen eine aus Erhabenheit und Schauer gemischte Scene.) „Im Laufe der Nacht entdeckte man bald an dieser, bald an jener Batterie, daß sie Feuer gefangen habe; sie befanden sich so nahe an den Wällen, daß die Kugeln volle drei Fuß tief eindrangen, was indeß keinen augenblicklichen Erfolg hatte, da die aus grünem Bauholz verfertigten festen Stämme sich sogleich wieder schlossen und keine Luft zuließen. Allein um fünf Uhr Morgens flog eine von ihnen mit einer großen Explosion auf; von ihrer Mannschaft verlassen, wurden sie nun an der Vorder- und Hinterseite vom Feuer angegriffen; Manche von der Mannschaft dankten den Anstrengungen der Engländer die Rettung ihres Lebens. Als die Englischen Böte eine von diesen Batterieen zum Hafendamme schleppten, weil sie dieselbe frei vom Feuer glaubten, flog sie da ebenfalls auf."

„In diesen entsetzlichen Augenblicken zeigte sich der Englische National-Charakter bei der Rettung dieser mit der äußersten Verzweiflung ringenden Mitmenschen in seinem schönsten Lichte; ja, er kann sich nie in höherem Glanze gezeigt haben. Der Brigadier Curtis war mit seinen tapferen Leuten nahe bei der schwimmenden Batterie, als sie aufflog; während der Explosion wurde er in eine ungeheure Wolke von Feuer und Rauch eingehüllt; Massen brennenden Holzes flogen umher, so daß dadurch der Führer des Beiibootes getödtet, Mehrere verwundet wurden. Einer von diesen Balken drang durch den Boden der Pinasse***); das Boot konnte nur dadurch vor dem gänzlichen Untergange gerettet werden, daß die Matrosen ihre Jacken in die Oeffnungen und Risse stopften. Eben so wurden auch alle andere Böte gleichfalls ausgesetzt, um von den Trümmern der vernichteten Schiffe und unter den verstümmelten Skeletten der Todten die noch lebenden Verwundeten zu holen und von den dampfenden in der See umhergetriebenen Blöcken Unglückliche zu retten, die des Lebens noch nicht beraubt waren. „Aller Anstrengungen der Gee-Brigade ungeachtet", sagt Drinkwater, „konnten dennoch einige unglückliche Schlachtopfer von den brennenden Schiffen nicht gerettet werden. Diese Scenen waren nicht weniger ergreifend und erschütternd, als die Hitze der Feindseligkeiten beim Angriff schrecklich gewesen war. Da hörte man Männer mitten aus den Flammen um Hülfe und Erbarmen rufen; Andere am Bord solcher Schiffe, auf denen das Feuer noch weniger um sich gegriffen hatte, flehten in den ausdrucksvollsten Stellungen und Geberdenzeichen um Rettung; während Andere gleich heftig von den Gefahren des entgegengesetzten Elements bedrängt wurden, indem sie sich den verschiedenen Theilen des Wracks auf den Zufall hin anvertraut hatten, daß ein günstiges Geschick sie damit ans Land treiben möchte."

Damit war nun auch die letzte an den guten Erfolg dieser schreckensvollen Maschinen geknüpfte Hoffnung zu Grabe getragen; mit der gänzlichen Zerstörung der schwimmenden Batterieen war der Verlust von 400 Mann und 150 schweren Kanonen verbunden. Capitain Curtis schätzt allein die auf die Ausrüstung jener Fahrzeuge verwandte Summe auf 150,000 Pfd. Sterl.

*) Dieses interessante Werk führt den Titel: A history of the late Siege of Gibraltar with a description and an account of the garrison from the earliest period. London, 1785. 4.

**) Dieser Bericht befand sich unter den Papieren des verstorbenen Sir Evan Nepean, dessen Sohn ihn dem Capitain Brenton zuschickte, der dann so gütig war, ihn dem Verfasser mitzutheilen, obgleich er selbst davon Gebrauch zu machen gedacht hatte.

***) Eine Sloop auf Englischen Kriegsschiffen, welche zur Bequemlichkeit der Offiziere des Oberstabes dient.

Mannigfaltiges.

— Herr von Lamartine. Die Urtheile, die man in Frankreich über Lamartine's neueste große Dichtung „der Fall eines Engels" (La Chute d'un Ange) gefällt, waren und sind noch so verschieden, daß im Auslande schwer zu entscheiden ist, ob der berühmte Dichter seinen Ruhm in der Heimath dadurch vergrößert oder geschmälert habe. Während auf der einen Seite die überaus vernachlässigte äußere Form, die vielen schlechten Reime und manche unstatthafte Neuerungen in der Sprache mit großer Strenge gerügt werden, wird auf der anderen die kühne Phantasie, die mit Lord Byron und Thomas Moore, von denen bekanntlich ein ähnlicher Stoff behandelt wurde, in die Schranken getreten, und der Reichthum der Charakteristik bewundert, mit welchem besonders zwei Gestalten des neuen Epos, Daidha und Cedar, ausgestattet sind. Als Maßstab für das Interesse, das die Dichtung in Frankreich erregt, darf wohl gelten, daß rasch hinter einander in Paris vier Auflagen davon erschienen. Daß dieses Interesse sich wirklich an die Tendenz knüpfe, die man jetzt von einigen Seiten dem Herrn von Lamartine unterschiebt, möchten wir kaum für begründet halten. Es wird nämlich behauptet, daß der Dichter der „Meditationen" und der „Harmonieen" schon in seinem „Jocelyn" eine Hinneigung zu religiös-socialen Reformen kundgegeben und diese noch mehr in seiner neueren Dichtung sich ausspreche. Lamartine, der im Jocelyn die dunkele Seite des Priester-Cölibats dargestellt, hat seinen Ideen, freilich in symbolischem Gewande, eine noch mächtigere Entwickelung gegeben, indem er sogar einen Engel aus Liebe zu einer Sterblichen den Himmel für die Erde vertauschen läßt. Der Gedanke des Dichters, sagen einige Französische Kritiker, kann freilich jetzt nur noch von Wenigen in Frankreich begriffen werden, aber wie alle begabtere Geister, ist er der Verkünder der Zukunft und bald wird man auch in seinem Vaterlande den Namen des Mannes wieder feiern, der jetzt, weil er noch nicht verstanden wird, manchen Hohn geduldig ertragen muß.

— Frauen-Zeitung aus London. Mistreß Somerville, die berühmte Verfasserin des gelehrten und mit großem Beifall aufgenommenen Werkes über den Zusammenhang der physikalischen Wissenschaften, ist die Gattin des Oberarztes im großen Invalidenhause von Chelsea bei London, wo sie auch in stiller Zurückgezogenheit lebt und sich mit den Vorbereitungen zur Herausgabe eines neuen Werkes beschäftigt. — Mistreß Hall's Irische Skizzen („Licht- und Schattenseiten des Lebens in Irland"), von denen bereits in früheren Jahrgängen unseres Magazins Einzelnes mitgetheilt worden, sind jetzt gesammelt erschienen und haben der Verfasserin in der Darstellung des eigenthümlichen, mit der Englischen Lebensweise so sehr kontrastirenden Treibens in Irland einen ehrenvollen Platz neben ihren Landsleuten Banim und Lady Morgan gesichert. Sie ist jetzt im Begriffe, ähnliche Skizzen über einzelne von Fremden sonst wenig besuchte Französische Departements herauszugeben. — In dem Buche, das Madame Tussaud, geborne Curtius, die Besitzerin eines großen Wachsfiguren-Kabinets in London, über die Französische Revolution von 1789 herausgegeben hat, wird behauptet, daß Madame Kleber, die Witwe des berühmten Französischen Generals, in der Englischen Hauptstadt lebe, wo sie sich kümmerlich vom Unterricht in der Französischen und Deutschen Sprache ernähre. — Eine beliebte Schauspielerin beim Haymarket-Theater in London heißt Mlle. Celeste, ist eine geborene Französin und macht, außerdem daß sie schön und tugendhaft ist, besonders durch ihre allerliebste Französische und, genau betrachtet, sehr schlechte Aussprache des Englischen großes Glück. Das Gefallen an der fremdartigen Pronunciation dehnt sich sogar bis nach Nord-Amerika aus; denn auch dort hat Mlle. Celeste schon Gastrollen gegeben und mit großem Beifall sehr ansehnliche Einnahmen gemacht. Nächstens denkt sie wieder dorthin zu reisen, und da sie neben ihren anderen Tugenden auch die der Sparsamkeit besitzt, so wird sie sich wohl bald ein Landgut kaufen und zur Ruhe setzen können.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 96. Berlin, Freitag den 10. August 1838.

England.

Die periodische Literatur unter der Königin Anna, oder Richard Steele und seine Zeit.

Wie fast in allen neueren Literaturen, hat man sich auch bei der Englischen in den letzten Jahren viel mit den dunkleren Theilen derselben beschäftigt und über das Leben vieler berühmter Schriftsteller gründliche Forschungen angestellt, um einestheils die kleinste werthvolle Reliquie aus der Vergangenheit wieder ans Tageslicht zu bringen, anderentheils, um auf diesem Wege irgend eine neue Anschauung zu gewinnen, die uns ein richtigeres und klareres Bild von der Zeit und den Menschen geben kann. Dieser Eifer ist meist als ein Zeichen literarischer Thätigkeit und Wahrheitsliebe anzusehen, wiewohl er mitunter ein unbilliges Mißtrauen gegen alte Darstellungen und Urtheile bekundet und in übertriebenes Streben, hergebrachte Eindrücke zu zerstören. Schriftsteller, die bisher in dem Andenken der Welt einen unveränderlichen Standpunkt einzunehmen schienen, sind dadurch aufs neue vor die Schranken des öffentlichen Urtheils gebracht worden, als stammte ihr Name erst von gestern, und haben so in den Blättern und in der Conversation eine Stelle eingenommen, die mehr denjenigen unserer Zeitgenossen zu gebühren scheint, deren Werth noch nicht so ausgemacht ist. Die ungünstigen Urtheile über ausgezeichnete Männer, die wir von ihren Zeitgenossen gelesen, sind dadurch nach und nach gemildert worden, und mancher achtbare Schriftsteller, an dessen Werth wir bisher minder geachtet, als wir sollten, da es uns nie eingefallen ist, ihn zu bestreiten oder zu vertheidigen, hat für uns bedeutend an Interesse gewonnen. Dieses Interesse muß die praktische Folge haben, daß man überhaupt mehr anfängt, Literatur und Schriftsteller in ihren früheren und gegenwärtigen Verhältnissen und nach den verschiedenen Einflüssen, denen sie unterworfen sind, zu betrachten, und wenn hier und da im Laufe der Jahre Verkehrtheiten im Denken oder Schreiben einreißen und Produkte von monströser Originalität den öffentlichen Geist eine Zeit lang beschäftigt haben, so sind wir dann zu der Hoffnung berechtigt, daß ein wiederholtes Studium unserer alten Lieblinge der herrschenden Anomalie und Excentrizität ein Ende machen und das Maß der Wahrheit wieder zur Herrschaft bringen wird, ohne darum einen gesunden Geist kritischer Kühnheit zu unterdrücken.

Zu den bedeutendsten und interessantesten Erscheinungen in der Geschichte der Englischen Literatur gehören gewiß die journalistischen Versuche zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, welche die glänzendste und populairste Form der Prosa-Darstellung in jener Zeit aufweisen und von denen Einiges, wie namentlich der berühmte „Spectator", nicht nur damals sich der allgemeinsten Verbreitung erfreut hat, sondern auch jetzt noch mit Recht in vieler Beziehung als klassisch geachtet und Engländern wie Fremden, die sich mit der Sprache vertraut machen wollen, als anziehende, in Form und Inhalt lehrreiche Lektüre empfohlen wird. Doch abgesehen von diesem mehr formellen und literarischen Werth, sind diese Blätter auch historisch besonders merkwürdig. Indem sie nämlich von vorn herein in der Absicht herausgegeben wurden, geradezu auf die Gesellschaft selbst und auf die damaligen Menschen zu wirken, vorhandene Uebel und Mängel zu bekämpfen, an das Gewissen zu erinnern, was der Gegenwart Noth thue, und eine Reform der Sitten zu Stande zu bringen, so geben sie uns von selbst das lebendigste Sittenbild der Zeit, und wenn wir uns daher nicht eine allgemeine Vorstellung von dem Zustande der damaligen Gesellschaft machen, sind wir auch nicht im Stande, den Geist und die Bedeutung dieser Blätter vollkommen zu würdigen.

Keine Zeit in der Englischen Geschichte zeichnet sich so sehr durch einen tiefgreifenden Verfall in socialer, politischer und literarischer Beziehung aus, als die ersten funfzig Jahre nach der Restauration. Wir sprechen von ihr geradezu als einer verderbten.

Man kann diese Corruption und ihre ganze Dauer eben so weit bis auf die Ursachen zurück verfolgen, die ihr Entstehung gaben, als sich bei ihr jene endlichen guten Wirkungen herausfinden lassen, welche eine höhere Fügung selbst aus dem Bösen hervorgehen läßt. Ein Englischer Schriftsteller nannte vor kurzem diese ganze Zeit die lasterhafteste, welche die Welt seit der Züchtigung der Römischen Verderbniß durch das Hereindringen der nordischen Barbaren erlebt hätte, und indem er sie mit der unsrigen vergleicht, rühmt er „die Trefflichkeit der jetzt waltenden moralischen Gesinnung, die es dem gemeinsten Charakter unter den lebenden Englischen Staatsmännern unmöglich machen würde, von einer fremden Macht solche Bestechungen anzunehmen, wie sie ein Russell, ein Sidney, ein Marlborough damals ohne die geringste Scheu empfingen." Eben so nennt er als ein Zeichen unserer Besserung „das sittliche Zartgefühl, welches jetzt in weiblicher Gegenwart die entfernteste Anspielung auf Gegenstände verbietet, die damals von und mit den Frauen und Schwestern jener großen Männer vertraulich diskutirt wurden."

Es war bekanntlich auch eine Zeit harter politischer Kämpfe, religiöser Unduldsamkeit und heftiger Kriege mit dem Ausland, die mit den inneren Unruhen eng verbunden waren. Diese bürgerlichen Kämpfe waren nicht von der Art, wie wir sie gewöhnlich in freien Gemeinden erwarten, die uns aber nur selten ein Gegenstand der Furcht sind. Diese Spaltungen unter den Menschen, die wir gewöhnlich Parteien nennen, erscheinen uns in solcher Entfernung wie das Aufstehen ganzer Stände gegen einander. Die Leidenschaften und Interessen jedes Individuums hatten damals einen Gegenstand im Auge, der wesentlich das öffentliche Wohl betraf. Die streitigen Punkte waren nichts Geringeres, als ein Wechsel der Dynastie, eine Reform oder Wiederherstellung der Constitution, ein Umsturz der bestehenden Kirche, die Unterdrückung der Andersdenkenden. Die ganze Gesellschaft scheint nur aus Royalisten, Puritanern, Republikanern, Vertheidigern der Kirche und Papisten zu bestehen, die alle zum Kampf gerüstet stehen für ein öffentliches Interesse, alle entweder von dem Gefühl schmählichen Unrechts erfüllt oder von der Furcht vor einem plötzlichen Sturz von hoher Stellung herab, und vermischt mit den Müßigen und Verzweifelten, die bei solchen Verwirrungen ihre Rechnung finden. Von jenen beschwichtigenden Einflüssen, wie sie z. B. eine elegante, populäre und leicht zugängliche Literatur auszuüben vermag, und die Allen einen Moment der Ruhe und Abspannung für den Geist gewähren, wenn er, müde des Geschreis auf dem Schlachtfelde der Tagesdebatten, sich in sich selbst zurückziehen will, sehen wir hier wenig oder fast nichts. — Erwarten wir aber nicht bei einem solchen Zustand der Dinge und bei diesem allgemeinen Mißtrauen der Gemüther wenigstens eine ernste, düstere Stimmung, eine herbe Strenge der Sitten und gerade in der Verwirrung der Zeiten ein tragisches Moment? Und doch sehen wir hier überall nur Luxus, Frivolität, Spott, Skeptizismus oder schlaffe Frömmigkeit, die niederen Klassen ausgenommen, die darauf rechnen konnten, wegen ihrer sonderbaren Tugend ausgelacht zu werden.

Was die Achtung und den Einfluß der Frauen, natürlich aus den gebildeten Ständen, betrifft, so kann man sich hierüber aus der Satire Pope's und Swift's und aus den Komödien der Zeit belehren. Selbst die Art, wie sie in den periodischen Zeitschriften selbst angeredet oder erwähnt werden, sobald die Schriftsteller den Verfall weiblicher Tugend beklagen und bei der Reform des Staats zuerst auf die Reinigung des häuslichen Heerdes dringen, verräth mitten in ihrer Höflichkeit und Herzensgüte einen Grad der Verachtung, welche Männern, die sich eben so durch Wohlwollen als durch Geist auszeichneten, nur mit Gewalt aufgedrängt seyn kann, und nichts ist trauriger, als zu sehen, wie sie an die Ehre und den Eigennutz ihres eigenen Geschlechts als den Hauptschutz des anderen appelliren und auf die Selbstachtung der Mütter und Töchter von England so wenig Vertrauen setzen.

Wahr ist es, bei unserer Beurtheilung der Gesellschaft einer anderen Zeit werden wir nie von Uebertreibung frei seyn. Wir nehmen das Böse oder Gute, was uns zuerst in die Augen fällt, und tadeln oder loben in Masse, ohne zu bedenken, wie viel verborgene Tugend in jeder Klasse da ist und da seyn muß, so lange die Gesellschaft noch nicht ganz zerfallen ist, und wie viel raffinirte Bosheit andererseits in den Zeiten, die uns die besten scheinen, sich versteckt oder geduldet wird. Auch vergessen wir bei der Betrachtung verschiedener Perioden, wie sehr sich die Formen und äußeren Verhältnisse des Lebens ändern, und daß in erkünsteltem Anstand eben so tiefe Verderbniß liegen kann, um so tiefer, da sie mehr verfeinert aussieht, als in schamloser Ungebundenheit. Wir vergessen, daß die Reden und Gemeinplätze, die dem einen Zeitalter anstößig scheinen, in dem anderen ganz gewöhnlich und fast unschuldig waren; denn sie sind mehr

das Erzeugniß eines niedrigen Bildungszustandes, als die Ursache desselben, und eine bloß konvenienzmäßige Verbannung derselben, wie wir sie oft in unserer Zeit finden, kann eben so wenig zur sittlichen Läuterung der Gesellschaft beitragen, als sie uns über den wahren Zustand derselben belehren kann. Auch müssen wir, um in unserem Urtheil über Andere recht vorsichtig zu seyn, die edle Bemerkung Steele's, des Haupt-Journalisten jener Zeit, beherzigen: „So schlecht auch die Welt ist", sagt er, „so finde ich doch nach langen Beobachtungen über Tugend und Laster, daß, wenn die Menschen nur nicht schlechter seyn wollten, als sie wirklich sind, ich für ihre Besserung viel weniger zu thun hätte, als jetzt. Sie haben gewöhnlich eine Art von verkehrtem Ehrgeiz angenommen und pflegen oft Laster und Schwächen zu affektiren, von denen sie ganz frei sind." Doch trotz all' dieser Gefahr der Uebertreibung läßt sich nicht leugnen, daß die genannte Periode in der Geschichte der Englischen, wo nicht gar der Europäischen Gesellschaft wegen ihres sittlichen Verfalls einzig dasteht.

Die periodische Presse stellte sich also damals die Aufgabe, gegen eine so verderbte Zeit anzukämpfen, die Menschen für reinere Genüsse empfänglich zu machen, von den Parteikämpfen abzuziehen, indem sie auf Gegenstände hinwies, die ein gemeinschaftliches Interesse hatten und von selbst zum Nachdenken führten, das tägliche Gespräch zu erheben und zu verfeinern durch die Eleganz ihres eigenen Dialogs, die Liebe zu literarischer Beschäftigung einem Volk einzuflößen, das in Büchern noch wenig zu Hause war, und jenes enge, aber gemüthliche Leben, das innerhalb des häuslichen Heerdes spielt und ihn zu einer kleinen Welt für sich macht, in seinen sittlichen Schranken fest zu gründen und zu veredeln. Doch kaum ist es möglich, all' die besonderen Zwecke aufzuzählen, für deren Erreichung jene Blätter bestimmt oder geeignet waren; so genau bekümmerten sie sich um alle Klassen der Gesellschaft und alle menschliche Interessen, und so mannigfaltig waren die Gegenstände, auf die sie aufmerksam machten. Man kann sie mit einem Wort ein populaires Organ für Wahrheit und einen praktischen Mentor für sittliches Handeln nennen. Nach dem Bild, das wir eben von den Zeiten gegeben, erwartet man vielleicht, daß der Reformator eines solchen Volks nothwendig ein strenger Censor seyn muß, aber es ist bekannt, daß der gewöhnliche Ton jener Blätter mild und freundlich ist, und daß sie mehr das Ansehen eines Familien-Journals haben, als didaktischer Vorträge, die feierlich vor einem ganzen Volk gehalten werden. (Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Demonstration of the truth of the christian religion. — Von A. Keith.
A treatise on inflammations. — Von Dr. J. Macartney. 4. 15 Sh.
A volume for a leading library. — Von G. Davys, Dechant von Chester.
Historical tales of the southern counties. — 2 Bde. 21 Sh.
Tales of the great and brave. — 5 Sh.

Süd-Amerika.

Ein authentischer Beitrag zu dem Leben Bolivar's.

(Schluß.)

Während der zwei Jahre, die Bolivar noch in Europa zubrachte, lebte er im Allgemeinen in Paris, machte aber öftere Ausflüge nach der Schweiz, Italien, England und anderen Ländern, ohne nur drei Monate an einem Orte auszuhalten. Bolivar bekannte sich zu den Grundsätzen der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts und war ihr enthusiastischer Verehrer, seine Ungläubigkeit gränzte an Atheismus. Dabei war er glühender Republikaner. Seine Unduldsamkeit über Meinungs-Verschiedenheiten war unglaublich, und er drückte sich über die Konsular-Regierung mit einer Stärke aus, welche selbst den Kühnsten Furcht einflößte; eben so gereichten seine Ausfälle gegen die katholische Religion Vielen zum Aergerniß, die in der Wiederherstellung einer christlichen Gottes-Verehrung die Vorläuferin zur Rückkehr des ancien regime sahen. So gab er eines Tages ein glänzendes Mahl, zu dem auch meine Aeltern geladen waren. Die Redner, Senatoren, Generale, selbst die Würdenträger der Kirche fehlten nicht. Es war eines jener Bankette, das ausnahmsweise aus der Elite aller Parteien bestand, welche die Konsular-Regierung um sich versammelt sah. Noch verschlang die Politik jede andere Unterhaltung, aber man gab seine Meinung schon in gemäßigten Ausdrücken, und die Generale Bonaparte's flochten bereits an seiner Kaiserkrone. Bolivar's männliche Erziehung, der ideale Flug seiner Gedanken, wie die Unabhängigkeit seiner Stellung mußten ihn zum erklärten Feinde dieser Durchgangs-Periode machen. Aufgeregt vom Champagner, vergaß er, daß er Ausländer und sein Tisch von Dienern des künftigen Kaisers besetzt war, und ließ seinem Unwillen über den Weihrauch, welchen man dem Tages-Götzen streute, die Zügel schießen; keine Persönlichkeit blieb von seinem Ungestüm verschont, und die Unterhaltung, bald aus den Gränzen der Bescheidenheit tretend, wurde zum lärmenden Disput. Alles redete zugleich, aber das Chaos des vielstimmigen Wortgezänks übertönte die metallreiche Stimme Bolivar's, der den Konsul anklagte, die Sache der Freiheit verrathen zu haben, nach der Alleinherrschaft zu streben und als Vorspiel damit zu beginnen, daß er das Völkerrecht mit Füßen trete und das Priester-Regiment wieder zu Macht und Ansehen bringe. Er warf den Revolutions-Heeren und Führern vor, Mitschuldige dieses Komplotts zu seyn, Apostasie den Rednern, schüttete mit vollen Händen seine Schmähungen über die Geistlichkeit, die, unfähig, das Vertrauen des Volkes zu gewinnen, sich dem Tyrannen dienstbar gemacht, und schloß seine Invektiven damit, daß er den neuen Gang ihrer Religion dem Gelächter preisgab, die, nachdem sie mit Kolbenstößen zum Lande hinausgejagt, sich mit Bajonett-Stichen wieder zurückbringen ließe. Der Aerger hatte seine Höhe erreicht, Bolivar zwar Niemand genannt, doch hielten sich fast alle seine Gäste für beleidigt und schienen durch die Eile, mit der sie sich zurückzogen, an den Tag zu legen, daß sie den ganzen Auftritt für im Voraus ersonnen hielten und sich aus dem schmählichen Hinterhalte, so gut es ginge, schleunig retten müßten. Tages darauf schickte Bolivar folgenden Brief meinem Vater.

„Herr Oberst! Es sind sechs Jahre, daß ich Sie kenne, und eben so lange, daß ich Sie aufrichtig liebe und die tiefste Hochachtung für den Adel Ihres Charakters und die Biederkeit Ihrer Gesinnungen hege. Es bedarf kaum der Worte, Ihnen meine Betrübniß zu gestehen, daß ich Sie gestern zum Zeugen eines Tumultes gemacht habe, der in meinem Hause durch die fanatische Unduldsamkeit einiger Priester entstanden ist, die eine so unverschämte Sprache führten, als wenn sie schon, wie in Spanien, das Volk zu ihren Füßen sähen, um den Saum ihres Gewandes zu küssen. Sie werden bemerkt haben, daß die hohen Civil- und Militair-Beamten, die uns mit Lobhudeleien des ersten Konsuls regalirten, der nächsten Veranlassung zu meinen Ausfällen, mich nur schwach unterbrachen, indem sie ihre Schande fühlten, und nur zum Schein einige Bemerkungen entgegenstellten, um sich außer Verantwortlichkeit zu setzen, bis der Klerus für Bonaparte Partei nahm und mit einer seltsamen Pflicht auch seltsames Geschrei glaubte verbinden zu müssen; der Wunsch, zu herrschen und sich wieder zum obersten Staats-Körper zu machen, liegt im Hintergrunde eines jeden Priesterherzens. Auch von den Besoldeten hängen ihm viele an, weil sie ihr Gehalt nicht verlieren wollen und Jedem schwören, der ihnen Geld giebt. Gegenüber diesen beiden Klassen, begreife ich nicht, daß Alles dem Konsul zugethan ist, und daß selbst Sie, Herr Oberst, der ein so richtiges Urtheil hat, ihn bis in die Wolken erheben. Wie Sie, bewundere ich sein Feldherrn-Genie, aber warum sehen Sie nicht, wie ich, daß der unbestrittene Besitz der Macht, daß die Alleinherrschaft das einzige Ziel seines Handelns ist? Dieser Mann hat einen angeborenen Instinkt zum Despotismus; er hat alle Einrichtungen, welche zu demselben führen, so verbessert, daß er in seinem umfassenden Kaiserreich durch seine Heere, Agenten und besoldeten Spione aller Art, durch Priester und Gensdarmen sogar die Individuen wird beaufsichtigen und Niemand sich den wachsamen Augen seines Verwaltungs-Personals entziehen können. Und einen solchen Mann an der Spitze, wagt man noch von einer Aera der Freiheit zu datiren! Wie unergründlich tugendhaft müßte ein Mensch seyn, um so viel Macht zu besitzen, ohne sie zu mißbrauchen! Kann es wohl jemals im Interesse eines Volkes liegen, sich einem Manne anzuvertrauen? Ich spreche vor Ihnen frei meine Ueberzeugung aus, Bonaparte's Regierung wird in kurzem härter auf Frankreich lasten, als die der Tyrannen, welche er gestürzt hat...." „Vielleicht handle ich unrecht, daß ich mich mit so viel Heftigkeit auslasse, aber in der Kontrarevolution sieht mein Geist nicht auf Umstände und Personen. Ob die Gegner weiße Haare oder Schnurrbärte, das Schwert oder die Tenjaque tragen, ist mir einerlei; ich sehe in ihnen nur personifizirte Ideen und setze meine Worte ohne Rücksicht auf die Stelle der Einzelnen in der bürgerlichen Gesellschaft. Ich besitze nicht die Kaltblütigkeit von Rodriguez oder Ihnen, lieber Oberst, kann, wenn es in mir gährt, nicht an mich halten. Wozu bedürfte ich auch dieser Eigenschaften? Ich bin kein Staatsman, der in langwieriger Sitzung den Faden der Debatten zu lenken hat, kein General, der durch seine Ruhe in der Gefahr den Soldaten Vertrauen einflößen soll, kein Professor, der die minutiösen Elemente seines verwickelten Systems einem zahlreichen Auditorium vortragen soll, von dem Allen bin ich nichts. Ich bin nur reich, eine Schmarotzer-Pflanze in der Gesellschaft, der goldene Schnitt an einem Buche, ein Edelstein von dem Schwert-Gehenke Bonaparte's, ein Purpur-Streifen auf der Toga des Redners. Ich bin nur gut, Feste zu geben Leuten, die was sind. Mein Zustand ist ein sehr trauriger, Oberst; wenn Sie wüßten, wie ich leide, würden Sie vielleicht mehr Nachsicht mit mir haben. Verzeihen Sie mir, ich werde dieses Mal nicht Ihrem Rathe folgen, werde Paris nicht verlassen, bis ich die ausdrückliche Weisung dazu erhalten habe. Ich will auf mein eigenes Risiko die Erfahrung machen, ob es in diesem Lande der Freiheit einem Fremden erlaubt ist, seine Meinung über die Lenker des Staats-Ruders freimüthig zu äußern, und ob man um eines kühnen Wortes willen in die Verbannung wandern muß."

Seit dieser Gastmahls-Scene war es bei der vornehmen Welt, welcher Bolivar auf eine so kostspielige Weise bisher seine Honneurs gemacht hatte, ein Glaubensartikel, daß der junge Amerikaner nicht der Mann wäre, dem man Besuche machen oder von dem man dergleichen annehmen könnte, indem es ihm an Lebensart mangelte, an Achtung vor den Verhältnissen und an Patriotismus für den Ruhm Frankreichs; durch die gränzenlose Verwegenheit in seinen Aeußerungen wäre er im Stande, auch die bestdenkendsten Leute zu kompromittiren, und zu ihm gehen, sey so viel, als sich bloßgeben. Alle Einladungskarten seiner ehemaligen Tischfreunde blieben von da ab aus, er lebte in einer vollkommenen Einsamkeit. Die beleidigten Priester nannten ihn einen Jakobiner. Mit diesem Namen, der noch von

*) Sollten Stellen, wie diese, wirklich echt oder erst post festum von der edlen Spanierin fabrizirt worden seyn?

Digitized by Google

Blut triefte, wurden in jener Zeit von den Bonapartiſten die Freunde der Freiheit belegt, gleich viel, zu welcher Farbe ſie auch gehören mochten. In ihren Augen waren alle Menſchen, die etwas gegen Bonaparte hatten, Jakobiner oder Royaliſten; man konnte ſeine aufrichtige Liebe zum Vaterlande nicht äußern, nicht die Unabhängigkeit ſeiner Meinung bewahren wollen, ohne von dieſen Leuten in eine der beiden Klaſſen gewieſen zu werden. Je verlaſſener Bolivar ſich fühlte, deſto häufiger kam er zu meinem Vater, den er ſehr lieb hatte, obgleich ſie faſt nie einerlei Meinung waren. Meine Mutter erzählte mir einige ſeiner Sonderbarkeiten, welche ſich aus dieſer Zeit herſchreiben. — Mein Vater bewohnte in Vaugirard ein Haus, an welches ein großer dazu gehöriger Garten ſtieß. Wenn Bolivar in demſelben ſpazieren ging, hatte er die Gewohnheit, Alles kurz und klein zu machen, was ihm in die Hände fiel, Baumzweige, Weinreben, Blumen, Früchte u. ſ. w. Mein Vater, der auf ſeinen Garten große Stücke hielt, gerieth außer ſich, wenn er die muthwilligen Beſchädigungen entdeckte: „Sammeln Sie doch Blumen und Früchte, ſo viel Sie wollen", pflegte er ihm dann zu ſagen, „aber ſuchen Sie kein Vergnügen im Zerſtören, und laſſen Sie daſſelbe am wenigſten an meinen Pflanzungen aus." — „Verzeihen Sie mir, Oberſt, aber eher, glaube ich, brächte man einen Schmetterling zum Stehen als mich; kaum habe ich eine Blume erknickt, die aufgehört hat, mir zu gefallen, und ſchon iſt der Wunſch nach einer anderen da." — Trat er in den Obſtgarten, ſo mußten es die Birnen büßen, die er anbiß und wegwarf, ſo daß er ſie dutzendweis verdarb. Selbſt in den Zimmern war man vor ſeiner Zerſtörungs-Wuth nicht ſicher; bald zerzauſte er die Franzen an den Gardinen, zerkäute bald die ledernen Ecken an den Büchern, die er auf dem Tiſche fand, oder demolirte den Kamin mit der Feuerzange, mit einem Wort, er konnte nicht zehn Minuten ſtill ſitzen, ohne einen Schaden angerichtet zu haben. Ich ſah darin nur die Ausbrüche eines im Innern brennenden Feuers, das noch keinen Gegenſtand, keinen Wirkungskreis gefunden hat.

Bolivar verließ Paris im Jahre 1803, nachdem er unermeßliche Summen in der Hauptſtadt verſchwendet hatte. In dieſer Zeit lag er keiner Art von Studien ob, unterhielt keine Verbindung mit ausgezeichneten Männern, und einige Opern-Tänzerinnen ausgenommen, kannten wenige Menſchen ſeinen Namen. Der Ehrgeiz dieſes jungen Mannes, der eine ausgebreitete Bildung beſaß, ſollte erſt hervortreten, nachdem er den Kelch der Vergnügungen geleert, den ihm ſeine Schätze bis an den Rand gefüllt reichten. Er beſaß übrigens, nach dem Zeugniß meiner Mutter, ein vortreffliches Herz, Großmuth gegen Jedermann und Mildthätigkeit gegen die Armen. — Im Jahre 1807 empfing meine Mutter den letzten Brief von Bolivar, wie er hier folgt: „Werthe Dame und Freundin. Seit meiner Abreiſe von Paris habe ich Ihnen nicht geſchrieben; wovon ſollte ich Ihnen auch ſchreiben? Was mir begegnet iſt, war durchaus ohne Intereſſe, ein ſtetes Einerlei des Lebens, ein langweiliges Wiederholen. Ich bedarf einer neuen Lebensweiſe, habe Abſchied genommen von Europa und ſeinen alten Inſtitutionen, um nach Amerika zurückzukehren. Was ich dort beginnen werde? das weiß ich ſelbſt nicht. Sie erinnern ſich, daß bei mir Alles plötzlich kommt, daß ich vorher nie Berathungen anſtelle. Das Leben unter den Wilden könnte für mich Reize haben, und leicht möglich, daß ich mir eine Hütte in den ſchönen Wäldern Venezuela's baue. Da werde ich nach Herzensluſt Zweige abſchlagen können und nicht befürchten dürfen, wie bei Ihnen, darum geſchmält zu werden. Thereſe, wohl denen, die an eine beſſere Welt glauben können, weil die unſrige gar zu freudenlos iſt. — Gern hätte ich den Oberſten noch vor meiner Abreiſe geſehen, aber auch jetzt ſchreibe ich ihm nicht; denn ich könnte ihm nichts mittheilen, das er nicht ſchon wüßte. Er würde mich einen Thoren ſchelten, wenn ich ihm elegiſirte, daß das Leben traurig ſey, ihm, dem der Tag zu kurz iſt, um die Wolken genug zu bewundern, die über ſeinem Haupte ſchweben, die Blätter, durch die der Wind ſäuſelt, das Waſſer, welches ſtromabwärts fährt, und die Bäume, die an den Ufern wachſen. O, des Glücklichen, der, um ſeine Geiſter rege zu erhalten, keiner Illuſionen bedarf, der die Natur in ihrer Werkſtätte belauſcht, in ihrem Werden und Reifen, indeß ſie mir unförmig iſt wie der Menſch, der ſie meiſtert. Ich ſuche andere Menſchen, eine andere Natur auf, der die mährchenhaften Erinnerungen und Träume der Kindheit einen Zauber verleihen, welcher nach dem erſten Frühgruß ſchwinden wird; aber Ihr großer Kaiſer beabſichtigt einen Feldzug nach Spanien, und ich wünſche Zeuge zu ſeyn von der Aufnahme, welche dieſes Ereigniß in Amerika finden wird."

Wir fügen nur noch Weniges hinzu. Durch dieſe Erzählung und ſeine ſonderbaren Briefe findet zugleich ein hiſtoriſches Problem ſeine Löſung; denn im Gegenſatz zu den Behauptungen ſeiner Bewunderer, erklärt Bolivar hier ſelbſt, bevor er noch den Schauplatz ſeines Ruhmes betritt, daß er an die Rolle, die er ſpielen ſollte, ſelbſt nicht gedacht habe. Mit dem letzten dieſer Briefe (1807) beginnt er ſeine Helden-Laufbahn, wandelt der große Nacheiferer Waſhington's in den Fußſtapfen dieſes Völkerbefreiers, wird ſein Name geſchichtlich. Von Bonaparte hat man geſagt, daß er die Anarchie entthronte; Bolivar hat umgekehrt die Anarchie auf den Thron geſetzt. Wir müſſen uns hüten, drei Individualitäten zu vergleichen, deren Maß an Genie, ſo ungleich es übrigens dem Grade nach ſeyn mochte, die Natur nach dem Klima eines jeden von ihnen ſcheint vertheilt zu haben in unmittelbarem Verhältniß zu der Wichtigkeit der Revolutionen, deren Häupter zu werden ſie beſtimmt waren. Nur die Bemerkung erlauben wir uns, daß von dieſen drei Männern ein einziger den Muth und das Ehrgefühl beſaß, ſeine Diktatur freiwillig niederzulegen, und daß dieſer allein die Grundlage zu einer dauerhaften Staats-Verfaſſung errungen hat, als wollte das Fatum der neuen Geſchichte den Eroberern der Zukunft andeuten, daß ſie nur der Selbſtbeherrſchung, getragen von Energie, den Titel des Staaten-Gründers bewilligen werde, einen Titel, der rühmlicher und überhaupt ſeltener iſt, als Sieger-Kronen und Königs-Namen, die mit dem Schwert errungen worden.

Flora Triſtan.

Weſtindien.

Die Indianer in Cayenne.

(Nach einer wahren Begebenheit.)

Eine neunjährige Indianerin aus dem Stamm der Noragues hatte ſich in die Wälder von Guiana verirrt und wurde hier von einigen Jägern gefunden, die ſie zur Witwe eines reichen Pflanzers in Cayenne, der Frau von St. Croix, brachten. In der Heimath hieß das Kind Couramé, was in der Sprache der Galibis „ſchön" bedeutet: rohe Völker wählen die Namen ihrer Kinder entweder von einer angenehmen Eigenſchaft oder von einem Gegenſtand der umgebenden Natur, der ihre Phantaſie beſonders anſpricht. Bei ihrer Pflegemutter — denn dies ward jetzt Frau von St. Croix — bekam die Kleine den Namen Demetrie, und nichts wurde geſpart, um ihre Erziehung zu vollenden. Was ſie von Natur an Schönheit beſaß, wurde durch die Eleganz der Kleidung noch erhöht; doch zum Unglück beging man den Fehler, in ihrer Gegenwart fortwährend von den Wildniſſen ihrer Heimath, von dem elenden Zuſtand daſelbſt und von dem glücklichen Leben der civiliſirten Welt zu ſprechen; man wollte ſie dadurch recht an ihre neue Lage feſſeln und erreichte gerade das Gegentheil. Das Mädchen blieb traurig, trotz aller Liebe, die man ihr bewies, ſie ſchmachtete wie die Blume, die ihrem natürlichen Boden entriſſen wird. Ein geheimer Inſtinkt ſagte ihr, daß ſie für ein anderes Leben geſchaffen ſey, und ihre Blicke hatten etwas Wildes und Unſtätes, das ſie mitten in ihren Umgebungen zu iſoliren ſchien. Sie hatte gehört, daß ihr Geburtsland öſtlich von Cayenne liege: von nun an fragte ſie Jeden aus, der vom Approuague-Fluß kam, und ſinnend wandte ſie ihre Augen ſtets nach Sonnenaufgang.

Couramé miſchte ſich nicht unter die Mädchen ihres Alters; denn die Kinder, die mit ihr ſpielen ſollten, waren nicht aus ihrem Stamm. Bruder und Schweſter vermißte ſie und die Spiele ihrer Heimath, und mitten im Reichthum und Ueberfluß fehlte ihr Alles, da die Mutter nicht da war. Kein Wunder: die Eindrücke des Gemüths in einem Alter von neun Jahren laſſen ſich nicht ſo leicht verwiſchen. Couramé hatte in Allem die beſten Lehrer, die für Geld zu bekommen waren; auch hörte ſie ihnen aufmerkſam zu und machte in kurzer Zeit erſtaunenswerthe Fortſchritte. Sie hatte Franzöſiſch ſprechen gelernt; aber für ſie hatte nur eine Sprache Werth, die der Galibis, die an überflüſſigen Worten ſo arm iſt und ſo reich an Liebesausdrücken. Jedes Wort dieſes wilden Dialekts, den ſie als Kind von ihrer Mutter gelernt, war für das Mädchen ein Ohrenſchmaus.

Es iſt bemerkenswerth, daß Couramé's Erziehung, ſtatt ſie ihrer Heimath zu entfremden, die Liebe zu dieſer ſteigerte, je mehr ihr Bewußtſeyn ſich entwickelte. Ein Plan war damals im Werk, die Wilden von Guiana zu civiliſiren; die Franzöſiſche Regierung ward davon in Kenntniß geſetzt. Begierig las jetzt Couramé jede Nachricht über den wandernden Stamm der Galibis, über die Induſtrie, die Sitten und Spiele der Noragues, und ihre aufgeregte Phantaſie fand hierin nur neue Nahrung für ihren liebſten Wunſch, auf immer nach dem Schauplatz ihrer Wiege zurückzukehren. „Geliebtes Land!" rief ſie, „wo ich zuerſt das Licht ſah! Wer kann mir das Glück erſetzen, das du mir gewährſt! Wer kann an dich denken ohne Sehnſucht, dich wiederzuſehen?" — Frau von St. Croix hatte längſt bemerkt, daß Couramé unglücklich ſey, aber Niemand wußte, warum, und Couramé ſelbſt wagte es nicht, die Urſache ihres Kummers zu nennen: ſie fürchtete, für undankbar gehalten zu werden und ihre Wohlthäterin zu betrüben.

Was allein noch Couramé's Heimweh minderte, war die Lektüre einiger hiſtoriſchen Werke, die ihr Frau von St. Croix gegeben; auch tröſtete ſie die Unterhaltung des Dr. Valayer, eines liebenswürdigen alten Mannes, der ſeit länger als vierzig Jahren von der Kolonie verehrt wurde. Er hatte Couramé's Gedanken durchſchaut, verbarg ihr aber ſeine Entdeckung. Die Art, wie er mit ſeinen Patienten umging, war ſo gewinnend, daß ſie ihm ſchnell ihr Vertrauen ſchenkten. Um jene Zeit war der Baron von Besner Gouverneur von Cayenne, ein höchſt aufgeklärter Menſchenfreund, der beſonders die Indianer liebte. Um ſeine Civiliſationspläne beſſer zu fördern, wollte er einige von ihnen unter verſchiedenen Vorwänden nach Cayenne locken, damit ſie hier die Vortheile kennen lernten, die man in Städten genieße. Er ſuchte dieſe Wilden mit den civiliſirten Bewohnern in Verbindung zu bringen, ſie zu Freunden der Koloniſten zu machen und ſie allmälig an ſolche Sitten zu gewöhnen, wodurch ſie in ihren eigenen Augen gewinnen müßten. Beſonders, glaubte er, würde ihm dies mit den Noragues gelingen, die unter allen Wilden die meiſte Moralität zeigen, ihre Aeltern mit Ehrfurcht behandeln und ſich durch Gerechtigkeitsliebe und Treue auszeich-

nen. Auf einer Reise, die er nach dem Gebiet des Approuague gemacht, hatte er sich in ihre Mitte begeben, und hier war er zur Ueberzeugung gekommen, daß sich mit diesem interessanten Stamm viel anfangen lasse. Er hoffte, Ackerbauer aus ihnen zu machen, unter deren Hand die fruchtbare Gegend, die sie bewohnten, trefflich gedeihen würde. Sie waren des Verkehrs um so eher fähig, als der größere Theil unter ihnen bereits getauft war und schon einige Fortschritte in der Civilisation gemacht hatte. Herr von Besner ließ ihrem Häuptling Almiki sagen, er würde es vielleicht der Mühe werth finden, mit einigen seiner Begleiter an einem bestimmten Tage in die Hauptstadt zu kommen, zur Berathung von Angelegenheiten, die ihn interessirten und sich auf das Gedeihen seines Stammes bezögen. Die Botschaft ward geschickt ausgerichtet von einem Gesandten, der großen Einfluß bei ihm gewann.

Es ist bekannt, wie ungern sich die Wilden entschließen, in Verkehr mit Fremden zu treten; nur Gewalt oder Noth kann sie dazu zwingen. Doch die Noragues waren seit einiger Zeit sehr arm: es fehlte ihnen an Aexten, Säbeln, Flinten und anderen Werkzeugen. Darum glaubten sie, die Reise würde ihnen in dieser Beziehung Vortheil bringen, und der Vorschlag des Gouverneurs ward ohne Bedenken angenommen. Der Vater Almiki's, der zu alt war, um seine Hütte verlassen zu können, billigte die Abreise seines Sohnes, den mehrere Männer und Frauen seines Stammes begleiteten. Als sich in Cayenne die Nachricht verbreitete, daß die Noragues kommen würden, war Couramé's Freude gränzenlos. Jetzt hoffte sie, zurückzukehren und ihre Mutter zu sehen; die Liebe zur Heimath erwachte mit der alten Gewalt. In ihrer Ungeduld zählte sie die Tage und Stunden, die sie noch bis zur Ankunft ihrer Landsleute zu warten hatte. Einem Gemüth, das nur von Hoffnung lebt, ist die Gegenwart immer drückend. Couramé wiederholte sich rasch alle Worte der Sprache, die sie vor ihrer Entführung so gut gekannt. Sie zweifelte nicht, von ihren Freunden erkannt zu werden; denn wenn sie auch von Reichthum umgeben war und sehr feine Kleider anhatte, so trug sie doch immer etwas vom Indianischen Kostüm: die langen, weichen Locken der Galibis-Frauen, eine Schnur rother Früchte um den Nacken, Korallen an den Ohren und Armbänder, die aus See-Muscheln verfertigt waren.

Die Indianer wurden mit allgemeinem Jauchzen empfangen. Sie marschirten Mann für Mann, ganz wie sie durch ihre Wälder ziehen. Die ganze Bevölkerung der Kolonie lief hinaus, sie vorüberziehen zu sehen: Wilde sind für den civilisirten Menschen immer etwas Sehenswürdiges. Die junge Couramé konnte ihr Entzücken nicht an sich halten, als sie das Volk ihres Stammes erblickte. Sie bat sie in der Sprache der Galibis, ihr Nachrichten von ihrer Mutter zu geben; sie sparte keine Zeichen oder Geberden, um sich verständlich zu machen, und suchte die Antwort in ihren Blicken. In ihnen glaubte sie ihre Verwandten, ihre Heimath, das ganze Gebiet des Approuague wiederzusehen.

Unter den Indianern, die mit dieser Gesandschaft zum Gouverneur kamen, waren Mehrere von trefflichem Wuchs und edlem Aeußern. Almiki's Sohn ragte unter Allen durch sein Kostüm hervor, das viel zierlicher war, als das seiner Begleiter. Er war bewaffnet wie ein Krieger und hatte ein gebieterisches Aeußere; doch war sein Gesicht melancholisch und ernst. Als er Couramé bemerkte, erheiterten sich seine Züge. Die Letztere betrachtete besonders aufmerksam eine Gruppe von Noragues-Weibern, die den Zug schlossen und gegohrene Flüssigkeiten und etwas Maniablüthe trugen, um für ihre Männer eine Art dicker Suppe zu bereiten. Die Indianischen Weiber waren bescheidener gekleidet, als gewöhnlich, und die meisten von ihnen hatten sich mit Federn geschmückt; sie trugen Röcke von blauer Wolle oder Kaliko, denn blau ist die Lieblingsfarbe der Noragues. Einige hatten auch ihren Teint durch Farben aufgefrischt. An den Füßen trugen sie Halbstiefeln, die aus Binsen und Baumwollenfäden sinnreich gewebt waren. So wunderlich auch dies Kostüm war, so war doch Couramé entzückt, sie zu sehen, und gab diesem Schmuck den Vorzug vor ihrem eigenen. Auch die Indianer freuten sich über Couramé, die sie erkannt hatten, und blickten sie mit dem größten Erstaunen an. Es war interessant zu sehen, wie diese Kinder des Waldes sich unter die Bewohner der Stadt mischten.

Zum Gouverneur geführt, verlangten sie ungestüm Aexte, Flinten und Anderes, was sie nothwendig brauchten. Die Noragues-Weiber legten ihre Binsenkörbe und irdenen Gefäße vor die Damen hin, von welchen sie dafür Halsbänder von Agat, Armbänder und andere Zierrathen bekamen. Währenddem mischte sich Couramé unter sie, ihre Mutter suchend, welche die Hütte nicht verlassen hatte, da sie nicht ahnte, daß ihre Tochter noch lebe. Der Gouverneur empfing die Indianer mit gewinnender Herzlichkeit; denn es war sein glühendster Wunsch, sie an den Vortheilen der Civilisation Theil nehmen zu lassen. Kaum aber waren sie angekommen, als sie schon von Heimkehr zu sprechen anfingen. Um sie zurückzuhalten, suchte der Gouverneur ihre Schaulust zu reizen, aber nichts konnte sie fesseln. Die Bewunderung von Wilden ist kurz und flüchtig. Bei ihnen ist der Trieb der Selbsterhaltung allein vorherrschend. So sahen sie in den Malereien und Kunstwerken, die man ihnen zeigte, nichts Außerordentliches: sie gaben immer den Naturscenen den Vorzug und sehnten sich danach zurück. Was nicht mit ihren besonderen Bedürfnissen zusammenhing, ließ sie gleichgültig. Selbst die Spiegel im Salon des Gouverneurs erregten ihre Bewunderung nicht, weil sie sich oft genug im Approuague-Fluß wiedergespiegelt sahen. Nur die Blase-Instrumente des Musik-Corps, denen ihre eigenen Bambusflöten mit den monotonen Klängen, die sie von sich gaben, so weit nachstanden, konnten sie zuerst fesseln.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Ein Englischer Jean Paul. Herr Carlyle, der bekannte Britische Biograph und Erklärer Goethe's und Schiller's, einer der gründlichsten Kenner unserer Literatur in seinem Vaterlande, hat sich seitdem in einige Deutsche Schriftsteller, namentlich aber in Jean Paul, so hineingelesen, daß er gar nicht wieder herauszukommen vermag. Und so sitzt er nicht bloß mit seinen Gedanken und Studien bei seinem Liebling, sondern er schreibt auch ganze Bücher im Geiste desselben, und da diese, wie bisher noch alle Nachahmungen Jean Paul's, einen etwas wunderlichen und eben nicht ansprechenden Charakter haben, so bringt gerade Herr Carlyle, der größte Kenner der Deutschen Literatur in England, diese dort in den Ruf der Ueberspanntheit und der besonderen Liebhaberei für das Unverständliche. Sein neuestes Werk heißt „Sartor resartus, oder Leben und Meinungen des Herrn Teufelsdröckh"*), und wie der Titel, so ist auch das ganze Buch mit Lateinischen und Deutschen Brocken, mit anscheinenden Trivialitäten und mit Scherzen ausgestattet, hinter denen sich mancher tiefliegende Sinn verbirgt. Wir glauben nur nicht, daß man in England sich die Mühe nehmen werde, diesen Sinn aufzufinden; die meisten Leser werden das Buch schon nach der ersten Durchblätterung aus der Hand legen und sagen, es sey ihnen zu Deutsch, womit sie dann freilich über Herrn Carlyle wie über die Deutsche Literatur abgeurtheilt, zugleich aber bewiesen haben werden, daß sie weder den Einen, noch die andere kennen. Der Herr Teufelsdröckh Carlyle's ist einer von den wunderlichen Deutschen Gelehrten à la Schoppe, Siebenkäs und Nikolaus Markgraf, wie sie unseren Lesern zur Genüge bekannt sind: so ein Wissenschaftsmensch ohne Rast und Ruh, der einen beständigen Durst nach Wahrheit hat, den ihm nichts in der Welt zu löschen vermag, so ein Gemisch von tiefsinnigem Faust und bombastischem Paracelsus, kurzum, ein „ewiger Deutscher", wie wir diese besondere Gattung, nach Analogie des „ewigen Juden", benennen möchten. Herr Teufelsdröckh ist ein Hegel-Schellingscher Philosoph, ein Boeckh-Hermannscher Philolog und ein Tholuck-Wegscheiderscher Gottesgelehrter zugleich, was aber eben vor lauter Widersprüchen zu keiner Befriedigung zu gelangen und tritt daher die große Wanderung durch und um die Welt, in die Lüneburger Haide und die Wüste Sahara, nach dem Nordpol und nach Karlsbad an — bloß um die Kleider der Menschen zu studiren, die verschiedenen Manns- und Frauen-Röcke, nach denen er endlich bei dem unzweifelhaften Zusammenhang der „Hülle" mit der „Fülle" ein übersichtliches Urtheil gewinnt und die Wahrheit, die langgesuchte, abstrahirt. Herrn Carlyle's Buch könnte man daher auch eine Abhandlung über Kleidertrachten der alten und neuen Zeit, einen „gelehrten Schneider", nennen, wie er es denn selbst auch Sartor resartus genannt, und im Vergleiche mit anderen ähnlichen Werken ist der trockene Gegenstand in der That mit so vielem Geist behandelt, als er nur zu ertragen vermag. Wir theilen hier, um auch von der Sprache des Herrn Carlyle einen Begriff zu geben, einige Worte aus der Einleitung mit: „Alle sichtbare Dinge", sagt er, „sind Embleme; was du siehst, ist nicht da um seiner selbst willen; streng genommen, ist es gar nicht da. Die Materie existirt nur geistig, und um eine Idee zu repräsentiren, welche sie verkörpert hat. Darum sind Kleider, für so verächtlich wir sie auch halten, so unaussprechlich bedeutungsvoll. Kleider, vom Königsmantel abwärts, sind emblematischer Natur, nicht des Mangels allein, sondern auch der mannigfachen Art und Weise, wie der Sieg über den Mangel herbeigeführt wird. Andererseits sind alle emblematische Dinge eigentlich Gewänder aus Gedanken- oder Hand-Gespinnst. Muß nicht die Einbildungskraft Hüllen weben, sichtbare Körper, in denen die sonst unsichtbaren Schöpfungen und Inspirationen unseres Verstandes, gleich Geistern, zur Erscheinung kommen und hierdurch erst allmächtig werden? Menschen sind, wie man sich richtig auszudrücken pflegt, mit Macht, mit Schönheit, mit grauenhaften Functionen und dergleichen mehr bekleidet. Ja, wenn Ihr's genau betrachtet, was ist der Mensch und sein ganzes Erdenleben anders, als ein Emblem, ein Kleid, oder eine sichtbare Hülle für jenes Theil des göttlichen Ich's, das gleich einem Sonnenstäubchen vom Himmel zu uns herabgeworfen wurde? Darum wird auch von dem Menschen gesagt, daß er mit einem Körper bekleidet sey." — Wir wollen nicht gerade behaupten, daß wir diese wenigen Worte auf das Strengste genau übersetzt haben; um sie unseren Lesern verständlich zu machen, haben wir nothwendig den dunkeln Wald etwas lichten müssen. Vor einer Uebersetzung des ganzen Buches aber werden wir uns wohl hüten.

*) Sartor resartus; the life and opinions of Herr Teufelsdröckh. In three books. London, 1838.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 97. Berlin, Montag den 13. August 1838.

Mexiko.

Die Eroberung von Mexiko.

Herr Ternaux-Compans hat sich in neuester Zeit dadurch einen gelehrten Ruf verschafft, daß er die auf die Entdeckung von Amerika bezüglichen Original-Schriften von Bedeutung, die im Laufe zweier Jahrhunderte (von 1500—1700), gleich viel in welcher Sprache, erschienen sind, ins Französische zu übersetzen und in ein einziges Corpus zusammenzutragen beabsichtigt, um die verschiedenen Urtheile, welche über diese Begebenheit und die daran Theil habenden Personen gefällt worden sind, endlich einmal zum Abschluß zu bringen. Die neun Bände, welche bis jetzt erschienen sind, liefern den Beweis, daß Herr Ternaux der Sache vollkommen gewachsen ist und nicht allein ausgebreitete Kenntnisse der Romanischen und Germanischen Idiome der Gegenwart, sondern selbst der Vergangenheit besitzt, indem sich diese Sprachen im Laufe dreier Jahrhunderte wesentlich geändert haben. Die Werke, welche der Herausgeber sich zum Theil mit bedeutenden Kosten zu verschaffen wußte, sind entweder äußerst selten und daher vergessen oder noch gar nicht edirt. Wir übergehen die Reisen dreier Deutschen, des Nicolas Federmann aus Ulm (Hagenau 1557), des Hans Staden von Hemberg (Marburg 1557) und Ulrich Schmidels von Straubing (Nürnberg 1559), um einen Auszug, die Eroberung Mexiko's betreffend, aus der Schrift*) des Don Fernando Alva Ixtlilxochitl, die um das Jahr 1600 geschrieben und bereits 1829 in Mexiko selbst herausgekommen ist, hier mitzutheilen.

Die Belagerung von Mexiko, wie sie uns in diesem Buche beschrieben und durch gleichzeitige Geschichtschreiber so wie die vorhandenen Tagesbefehle von Cortez bestätigt wird, ist ein noch wunderbareres Ereigniß und bietet ein weit höheres dramatisches Interesse, als die Belagerung von Ilium; die Ajax, die Diomede, die Söhne des Atreus und Pelops, Ulysses und Hektor finden daselbst ihre würdigen Seitenstücke; es fehlte ihr nichts, um eben so poetisch zu werden, als Frauen-Raub und Liebe, als höhere Sanges-Weihe, ein Homer, eine Andromache und Helena auf Mexikanischem Boden. Die ganze Schilderung liefert ein treues Bild des Charakters seiner Bewohner. Ritterlicher Sinn war ihnen nicht ganz abzusprechen; obgleich sie eben so wenig der Schmähungen als der Geschosse schonten und sich nicht besser benahmen, als der ruhmvolle Atride und der mächtige Achilleus, so giebt unser Chronist doch manchen Beweis, daß sie Tapferkeit auch an dem Feinde zu ehren wußten, wenn nicht Rachsucht oder berechnende Klugheit zu Ausnahmen trieb, die der Nationalehre einen unvermeidlichen Stoß beibrachten. Wenn nämlich ein Kazike zum Gefangenen gemacht worden war, so führten ihn die Sieger nach ihrer Stadt und banden ihn, nachdem sie ihn auf einen erhabenen Ort gestellt, mit einem Fuße an einen Pfahl in der Mitte des Platzes. Von neuem mit Schwert und Lanze ausgerüstet, mußte er einen zweiten Kampf mit dem, der ihn im Gefangenen gemacht hatte, bestehen, der, wenn er abermals das Feld behauptete, als ein Mann von vorzüglicher Tapferkeit galt und ein eigenes Ehrenzeichen empfing. Siegte aber der Gefangene im Zweikampf und behielt noch über sechs andere Feinde, die nach einander ihn zu bekämpfen auftraten, die Oberhand, so gewann er die Freiheit und die Wiedererstattung aller im Kriege verlorenen Güter. Einst aber führten der Häuptling von Huexotzings und der von Tula mit einander Krieg. Der letztere drang so weit in die Reihen der Feinde vor, daß er von den Seinigen abgeschnitten und gefangen genommen wurde. Sieben rüstige Kämpen traten gegen ihn in feierlicher Versammlung auf, mußten aber sämmtlich die Schärfe seines Schwertes fühlen. Da fürchteten sich die Einwohner, einen so gewaltigen Widersacher in Freiheit zu setzen, und tödteten ihn, sahen sich aber durch die Verachtung der ganzen Umgegend gestraft und wie Verräther und Meuchelmörder behandelt, indem sie die Gewohnheit der Ehrwordern auf so gröbliche Weise zu verletzen wagten.

Was nun die Belagerung selbst betrifft, so hielt Cortez Tags vorher, ehe die Feindseligkeiten begannen, große Musterung seiner Truppen. Es war am Vorabend des Pfingstfestes. Er fand 86 Reiter, 118 Armbrust-Schützen oder Füsiliere, 700 mit Schwert und Schild bewaffnete Fußgänger und an Bundesgenossen unter den Eingeborenen, die mit ihrer Hauptmacht unter den Befehlen Ixtlilxochitl's, des Fürsten von Tezenco, eines der Ahnen unseres Geschichtschreibers, standen, 250,000 Mann, von denen 50,000 Pioniere und Pontoniere bestimmt waren, quer durch den See Dämme aufzuwerfen. Außerdem sollten andere 40,000 einen Kanal graben, welcher die Brigantinen, die Cortez hatte in den Golf von Mexiko einlaufen lassen, bis unter die Mauern der Hauptstadt zu führen bestimmt war. Dies war die Kopfzahl, welche die Musterung der Land-Armee ergab. Nicht minder beträchtlich war die Seemacht des Admirals. 16,000 Barken waren erbaut, gegen die Mexikanische Flotte zu kämpfen und vor der Stadt zu kreuzen, um die heranziehenden Lebensmittel und Bau-Materialien abzuschneiden. Die Mexikaner ihrerseits zählten 300,000 Krieger, welche an Begeisterung und Vaterlandsliebe ihrem Könige Guatimozin nicht nachstanden. — Cortez eröffnete feierlich die Belagerung, ließ Guatimozin und die verbündeten Häuptlinge auffordern, die Waffen niederzulegen, während er vor ihren Augen die Streitkräfte des christlichen Heeres entfaltete und ihnen begreiflich zu machen suchte, laut der Erzählung unserer Quelle, daß sie aus mehrfachen Gründen die Unterliegenden seyn würden. Aber die Mexikaner antworteten, daß sie lieber in der Vertheidigung ihres Vaterlandes den Heldemod sterben, als in die Knechtschaft der Kinder der Sonne (wie sie die Spanier zu nennen pflegten), des grausamen und habsüchtigen Volkes, sich begeben wollten. Jetzt nahm die Belagerung ihren Anfang, welche 80 Tage währte. Bald fehlte es den Mexikanern an süßem Wasser, weil ihnen der Kanal, welcher sie von den Quellen des Chapultepec aus mit Zufluß versorgte, noch heutzutage das vorzüglichste Erhaltungsmittel der Stadt, abgeschnitten war. Mit Hülfe seiner Brigantinen auf der See und seiner Artillerie zu Lande gelang es Cortez, welche Wunder der Tapferkeit auch die Azteken, der Mexikanische Adel, verrichteten, der größeren Hälfte der Stadt Meister zu werden. Die benachbarten Völkerschaften, welche mit Widerwillen das Joch der Azteken trugen, wurden nicht müde, immer neue Tausende von Krieger-Schaaren zu senden. Aber auch Guatimozin fehlte es nicht an Verstärkungen, und bei einem Angriff, der im ersten Augenblick zu Gunsten der Belagerer sich schien entscheiden zu wollen, wandte sich das Kriegsglück plötzlich, und die Mexikaner, obgleich auf drei Seiten eingeschlossen, schlugen die Stürmenden zurück und brachten ihnen einen empfindlichen Verlust bei. Cortez selbst geriet dabei in Lebensgefahr; er suchte sich schwimmend durch einen Graben zu retten, aber ein Mexikaner war dicht hinter ihm her und hatte schon das Messer aufgehoben, um dem Fliehenden den Kopf zu spalten, als Ixtlilxochitl ihm den Arm abhieb und den Feldherrn rettete. „Tag des Unheils und Verderbens!" ruft der Berichterstatter aus; Cortez selbst und sein Retter, Befehlshaber der Verbündeten, wurden Beide verwundet, eine Unzahl von Kanoës genommen oder in den Grund gebohrt, zwanzig Spanier getödtet, drei verbrannt, und vierzig, bedauernswerther als die auf dem Felde der Ehre Gestorbenen, fielen in die Hände der Eingeborenen und wurden in dem Haupttempel zu Mexiko geopfert. Der Verlust an Bundesgenossen war unermeßlich.

Den mächtigsten Bundesgenossen erhielt Cortez endlich an der Hungersnoth, welche in der Stadt überhand nahm, und der siegreichen Ueberlegenheit Europäischer Taktik, welche den Mexikanern keinen neuen Triumph einräumte, außer dem einen, welcher in den Annalen dieser Eroberung unter dem Namen der „Trauernacht" bekannt ist, in der Cortez, welcher bei Montezuma in der Stadt Aufnahme gefunden, nach dem Tode desselben, seine Wohnung räumen mußte und in diesem nächtlichen Abzuge die Hälfte seiner Soldaten, seine Kanonen und sein Gepäck verlor. Bald fanden sich in einer Dämmerstunde zwei Mexikanische Befehlshaber von seiner früheren Bekanntschaft in dem Zelte Ixtlilxochitl's ein und gestanden ihm, daß sie der Stadt den Rücken gekehrt, um dem Hungertode zu entgehen, und was sonst in der einst so blühenden, jetzt verödeten, von Hunger, Pest und Verzweiflung heimgesuchten Stadt an Unglücksfällen sich ereignet hatte. Abends, wenn die Sonne hinter den Bergen unterging, begaben sich die Einwohner

*) Der vollständige Titel des Französischen Werkes heißt: Cruautés horribles commises par les conquérans du Mexique et par les Indiens, qui les avoient à soumettre cet empire à la couronne d'Espagne. Supplément à l'histoire du père Sahagun. Außerdem sind erschienen: die Kommentarien von d'Alvar Nuñez Cabreça de Vaca; (Valladolid 1545); die Geschichte von Franz Xeres aus Sevilla, Secretair des Franz Pizarro (Salamanca 1547); Cibola's Reise 1539, von Pedro de Castaneda de Nagera.

mit Lebensgefahr heimlich an den See, um Fische zu fangen, Kräuter zu sammeln oder mit Baumrinde ihren Hunger zu stillen. Cortez faßte bei diesen Mittheilungen neuen Muth und beschloß einen letzten Angriff. Der Sturm geschah am 20. Juli, der Vorfeier von dem Feste des San Jago, Schutzpatrons von Spanien, und endigte mit der Einnahme des Kaiserlichen Palastes und der engeren Einschließung der Stadt, welche die Mexikaner auf ein einziges Viertel beschränkte. Vier Tage später waren die beiden großen Tempel erobert, und man fand ganze Straßen voll Frauen, Kindern, Greisen und Kranken, welche vor Entkräftung umkamen. — Cortez eröffnete darauf Unterhandlungen mit seinen unerschrockenen Gegnern. Demzufolge begab sich der Chef der Bundesgenossen zu den Belagerten und forderte sie dringend auf, sich zu ergeben und Karl V. den Eid der Huldigung und Unterwürfigkeit zu leisten. Diese erklärten ihrerseits, daß sie keine Freunde der habsüchtigen Spanier seyn wollten, daß, wenn die Hoffnung auf Beute sie zu so ungewöhnlichen Anstrengungen treibe, sie sich gänzlich verrechneten, indem die Mexikaner ihre Güter verbrennen oder in den See versenken und an die Vertheidigung des Vaterlandes ihr Leben setzen würden, so lange auch nur ein Mann das Schwert führen könnte. — Cortez mußte einen zweiten Sturm anordnen, der an einem von den Mexikanern heilig begangenen Feste stattfand. Der Adel und die Krieger hatten ihre Waffen niedergelegt und lustwandelten auf den Dächern ihrer Häuser. Zum Kapituliren aufgefordert, erklärten sie, daß sie an diesem Tage nicht unterhandeln könnten, weil sie das Todtenfest der in diesem Kriege Gefallenen feierten. Als sie aber beunruhigt wurden, griffen sie zu den Waffen und eilten auf ihre Posten. Auf einen noch kleineren Raum zurückgedrängt, sahen sie mit Schmerz und Schrecken, daß von ihrer unermeßlichen Hauptstadt ihnen nur noch einige kleine Inseln zum Eigenthum blieben, indem Cortez wohl einhunderttausend Krieger eigens damit beschäftigte, jeden Fuß breit Landes, dessen er Meister wurde, sofort dem Boden gleich zu machen. „Ach, Admiral", riefen sie in einem Augenblick, da er ihnen nahe war, „Sohn der Sonne, warum macht Dein Vater nicht ein Ende unserem Leiden?" Cortez schickte darauf einen der gefangenen Häuptlinge, um Guatimozin's Unbeugsamkeit zu brechen; die Wachen gestatteten ihm den Eingang wie einem ehemaligen Befehlshaber, aber sobald er sich seines Auftrages entledigt hatte, wurde er geopfert und die Schlacht bis in den späten Abend fortgesetzt. — Tags darauf neue Unterhandlungen. Cortez stellte sich nebst Jztlilxochitl vor einen Platz, auf dem eine große Zahl von Azteken, Verwandte dieses Häuptlings, sich versammelt hatte. Lebhaft eingeladen, sich zu unterwerfen, weil es keinen anderen Ausweg zu ihrer Rettung gäbe, sagten sie: „Wir wissen, daß unsere Sache verloren ist; aber unsere Pflicht ist es, dem Kaiser zu gehorchen." Doch wurde die Unterredung nicht eher abgebrochen, als bis die Mexikaner, zu Thränen gerührt, versprachen, Guatimozin anzugehen, sich den Spaniern zu unterwerfen. In der That wurden am nächsten Tage fünf Mexikanische Herren gemeldet, welche die Vollmacht zu Friedens-Unterhandlungen mitbrächten. Cortez hatte für den Fall, daß Guatimozin selbst erschiene, einen Thron errichten und ein reiches Mahl bereiten lassen; aber mit den Abgeordneten wollte er nicht unterhandeln, indem er behauptete, daß er ohne den Kaiser auf nichts eingehen könne. Mit dieser Antwort kehrten sie zu Guatimozin zurück, der sich äußerte: so feig und schamlos werde ein Aztekischer Kaiser nicht seyn, in so unterwürfiger Gestalt sich vor dem Feinde zu zeigen; er könne nur mit den Waffen dahin gehen und sterben. Indeß ließ er durch Jztlilxochitl dem Feldherrn versichern, daß er sein Kaiserliches Wort zum Pfande einsetze, allen Verpflichtungen sich zu unterziehen, welche seine Gesandten eingehen würden; er habe ihm ja die Ersten des Reiches gesendet, und sollte Cortez mehr verlangen, als sie auf sich zu nehmen im Stande wären, so wäre er Herr, Alles zu thun, was ihm beliebte, indem die Zerstörung fast nicht größer werden könne. — Am folgenden Tage gewannen die Spanier die letzten Verschanzungen. Guatimozin mit seinem Adel und den kriegerischen Häuptlingen bestieg die Kanoës und ruderte quer durch den See, um den Verfolgungen der Spanischen Brigantinen zu entgehen. Von allen Seiten abgeschnitten, ergab sich Guatimozin und wurde vor Cortez geführt, der ihn mit dem einem großen Könige gebührenden Range aufnahm. Was Guatimozin auf die schmeichelnde Anrede Cortez' erwiederte, bewies, daß er die ganze Größe seines Unglücks kannte: „Feldherr", sagte er, „ich habe meine äußersten Kräfte daran gesetzt, mein Vaterland zu vertheidigen, es Euren blutigen Händen zu entziehen; die Sterne sind gegen mich, Tod ist mein Gewinn; befreie mich von der Last dieses Lebens, damit in dem Ruine des Mexikanischen Reiches der letzte Sproß seiner erhabenen Dynastie einen würdigen Leichenstein finde." Wohl wiegt ein solches Wort, das schnell erfüllt wurde, Kosciusko's „finis Poloniae" auf, und Cortez ließ es sich nicht umsonst gesagt seyn; die Krone des Mexikanischen Königs-Baumes wurde schmählich in den Staub getreten; Guatimozin, der Helden-Jüngling, starb am Galgen, ihm zur Seite die beiden Kaziken von Tezcuco und Tlacopan. Dies war das Ende von dem Reiche und dem Geschlechte Montezuma's.

Kann man leugnen, daß er endigte, werth, aus seiner Asche wieder zu erstehen? und muß man sich nicht fragen, wenn man den Verlauf dieses Kampfes gelesen hat, woher es komme, daß die Hand voll Weißer, welche jetzt auf der Hochebene von Anahnac herrscht, blind genug ist, Schriften in Schutz zu nehmen, in denen der große Cortez wie ein Straßenräuber behandelt wird, dessen Schatten allein mächtig genug war, die Empörung der Rothen im Keime zu ersticken, nachdem die blutige Fahne und der Tod bringende Fuß des Spanischen Kriegers den Boden von Mexiko schon längst verlassen haben? Können die Unbesonnenen die Ermordung der Weißen vergessen, mit welcher die Einnahme von Guanaruato bezeichnet wurde, als im Jahre 1810 der Priester Hidalgo an der Spitze seiner rothen Pfarrkinder die Unabhängigkeit proklamirte? Vielleicht liegt es im Plane der Vorsehung, daß Mexiko ein Haïti von Rothhäuten werde; aber eben so unterschieden von dem Domingo der Gegenwart, als Montezuma verschieden war von dem Wüsten-Häuptling eines Congo-Stammes, ein Haïti, das sich durch schwere politische Stürme bilden soll. Wäre dem so, so würde die weiße Bevölkerung, welche jetzt in Mexiko das Ruder führt, mit ihrer Unbedachtsamkeit und ihrer Unkunde der nächsten Zukunft vielleicht das Werkzeug des gegen sie ausgesprochenen Todes-Urtheiles seyn. M. Chevalier.

England.

Die periodische Literatur unter der Königin Anna, oder Richard Steele und seine Zeit.

(Fortsetzung.)

Eine Reihe kleiner Bogen also, die dreimal wöchentlich erschienen, sollte das Medium seyn, wodurch man jene Tendenzen zu verwirklichen strebte, und eben diese kleinen Aufsätze, die so schnell, um dem Bedürfniß des Augenblicks zu genügen, hingeworfen wurden, sollten, wo nicht den wichtigsten Theil der Literatur des letzten Jahrhunderts, doch jedenfalls den merkwürdigsten Charakterzug derselben bilden. Der Vater dieser periodischen Versuche, wie man ihn genannt hat, der, dem wir den Plan und die glückliche Ausführung des Ganzen verdanken, war Richard Steele; daß er dabei von den Witzlingen, den Moralisten und Genies der Zeit fleißig unterstützt wurde, die nur durch ihre größere Popularität seine Verdienste fast verdunkelt haben, wissen wir. Steele war der Urheber und beständige Leiter und zugleich die verantwortliche Person für die Geschäfts-Angelegenheiten der Blätter und für die Beschwerden derer, welche sich über Personalitäten beleidigt fühlen mochten. Schon sein ganzes Leben war der Art, ihn mehr für eine literarische Unternehmung zu befähigen, wo es gilt, rasch und improvisirend über Alles sprechen zu können, als für überlegte und gründliche Diskussion, und der lebhafte Geist und das sanguinische Temperament, woraus seine vielen Fehler und Täuschungen hauptsächlich hervorgingen, waren die rechten Eigenschaften, ihn zur Erfüllung der täglichen Forderungen, die sein Beruf an ihn machte, geschickt und munter zu erhalten. Einige Notizen von seinem Leben und Charakter werden seine Tauglichkeit für jene mannigfaltigen Arbeiten am besten darthun.

Als er den Tatler zu redigiren anfing, war er gegen vierzig Jahre alt. Er hatte sich schon zu Oxford ausgezeichnet und während seines Aufenthalts daselbst eine Vorliebe zu dramatischen Arbeiten gezeigt, die er später mit einigem Erfolg ausbildete, doch ohne sich hierin einen dauernden Ruhm zu sichern. Eine Zeitlang zog ihn von den literarischen Beschäftigungen das Soldatenleben ab, und wie wunderlich und verkehrt der Charakter dieses Menschen war, wie wenig er sich's nehmen ließ, eigenen Einfällen zu folgen und, sobald ihn eine Lieblingsidee ergriffen, von den gewöhnlichen Normen des Lebens abzuweichen, zeigt der Umstand, daß er sich nicht scheute, nachdem ihm die Bewerbung um eine Offiziersstelle mißlungen war, als Gemeiner in die reitende Garde zu treten, wobei ihn der Verlust einer guten Erbschaft, die ihm ein Verwandter zugedacht, aber auf die Nachricht von der Selbsterniedrigung seines Vetters einem Anderen hinterließ, wenig kümmerte. Steele machte sich bei dem ganzen Regiment so beliebt, daß die Offiziere einen so angenehmen Gesellschafter gern in ihrer Mitte haben wollten und nicht eher ruhten, als bis sie ihr Anliegen erreicht. Für einen Menschen von seinem Alter und Temperament war diese Verbindung, wo nur wenig oder gar kein Sporn in aktivem Dienst, dagegen alle möglichen Versuchungen zur Liederlichkeit vorhanden waren, ziemlich gefährlich. Jung, gesellig, gutherzig, unterhaltend und ohne Beschäftigung, verfiel er in die allerärgsten Ausschweifungen, die ihm die heftigsten Gewissensbisse zuzogen, sobald er wieder zu sich kam; denn sein Gewissen ließ sich nie übertäuben, und seine Achtung für die Tugend blieb ungeschmälert. In diesen Zeiten der Zerknirschung schrieb er ein kleines Buch für sich zur größeren Befestigung der guten Vorsätze, die ihm die Betrachtung seines sündlichen Lebens eingab. Als er aber das Experiment ohne Erfolg fand und ihn dann das Gewissen noch mehr quälte, glaubte er zuletzt, daß die Herausgabe seiner Geständnisse, wodurch er sich der öffentlichen Verachtung aussetzte, sobald er sich aufs neue verging, sich als die stärkste Aufforderung zur Selbstbeherrschung bewähren mußte. Aber wie alle moralische Hülfsmittel, die nicht mit guten Maximen und Vorsätzen beginnen, blieb auch diese Taktik ganz fruchtlos. Der „Christliche Kämpfer" ward gedruckt, aber Steele fuhr fort, zu sündigen, und seine gewissenlosen Freunde bekamen neuen Stoff, ihre Lach- und Spottlust auszulassen.

Zunächst tritt er dann als Dramendichter auf; aber aus Aerger über das Mißlingen eines seiner Stücke gab er das Komödienschreiben für viele Jahre auf. Jetzt begann er die berühmte Reihefolge seiner periodischen Versuche, von welchen die jetzt am besten bekannten, der Tatler, Spectator und Guardian,

ihn vom Frühjahr 1709 mit geringer Unterbrechung gegen 5 Jahre beschäftigten. Andere von seinen periodischen Schriften, die theils nach demselben Plan, wie die eben aufgezählten, theils von ausschließlich politischem Inhalt sind, brauchen wir in dieser kurzen Uebersicht nicht zu nennen.

Sein Leben war, wie wir sehen, ziemlich bunt. Er hatte sich nie einem bestimmten Stand oder Gewerbe gewidmet, außer wenn wir seine frühe Berührung mit der Armee dahin rechnen. Seine Bedürfnisse bewahrten ihn vor Ueberdruß an seiner Beschäftigung, sobald diese nur einträglich war und ihm Mittel gab, seine Liebe zu Zerstreuung und Aufwand zu befriedigen. Er war eine Zeitlang mit den Direktoren der Drury-lane-Gesellschaft verbunden, von der ihm ein bedeutendes Einkommen zufloß. In das politische Leben versenkte er sich mit einem Eifer und Enthusiasmus, die sich kaum mit der Begeisterung und den Arbeiten des Literaten zu vertragen scheinen, und zugleich mit einer leidenschaftlichen Heftigkeit, wie wir sie von einem Mann nicht erwarten sollten, der so viele und schöne Beweise seiner Geistesmilde hinterlassen hat. Er war ein wüthender Partei-Schriftsteller, und so fest er sich auch vorgenommen, von den drei periodischen Werken, die wir genannt, alle Partei-Polemik fern zu halten, so war doch die Versuchung mitunter so stark, daß dieses Gift auch dahin drang. Als er im Parlament saß, erregte er durch seine beleidigenden Pamphlets den Haß der Tories, welche seine Ausstoßung aus dieser Versammlung bewirkten. Wir erwähnen dies, um zu zeigen, daß Steele keineswegs bloß ein zurückgezogener Gelehrter oder Philosoph war, und wiewohl uns jetzt sein politisches Verhalten wenig kümmert, so werden wir doch seinen literarischen Charakter besser verstehen, wenn wir erwägen, was für ein Leben er führte, daß er öffentliche Würden bekleidete, daß er mit den Großen verkehrte, daß er gern thätig war und sein Vermögen durch kühne Spekulationen zu vergrößern suchte, vorzüglich aber, daß er an allen Maßregeln, die den Wohlstand seines Vaterlandes in irgend einer Richtung betrafen, und besonders an solchen, die mit Religions-Duldung und Freiheit überhaupt zusammenhingen, den lebhaftesten Antheil nahm. Seine mannigfaltige Erfahrung, seine vertraute Bekanntschaft mit allen Klassen und den gewöhnlichsten Gegenständen des Lebens, sein Interesse an Allem, was an der Tagesordnung war, und die Anlage, die er von Natur zur Beobachtung hatte, dies Alles gab ihm eben bei seinen Landsleuten Gewicht und Stimme, wenn er sich vor ihnen über ihre persönlichen und Familienangelegenheiten und über die meisten Gegenstände von allgemeinem Belang aussprach.

Es könnte scheinen, daß ein Mann, der für die Freuden der Welt so sehr eingenommen, in seinen politischen Ansichten so heftig und zugleich so unbesonnen und von seinen Gläubigern abhängig war, daß ein solcher Mann am wenigsten dazu gemacht ist, das Werk der moralischen Besserung seiner Mitmenschen durchzuführen. Und doch scheinen gerade seine Schwächen ihn in gewisser Beziehung zu diesem Amt besonders zu befähigen. Steele war niemals durch und durch böse oder durch die Bekanntschaft mit dem Bösen verhärtet. Er hatte ein lebendiges, wenn auch schwankendes Gefühl für die Gebote, die erhebende Wirkung und Beseligung der Religion; dieses, indem es ihn fortwährend an seine eigene Unvollkommenheit erinnerte, lehrte ihn zugleich Demuth und machte ihn nachsichtig für die Mängel und Sünden Anderer. Auch lernte er durch seine Fehler die der Anderen herausfinden und seine Lehren nach ihren sittlichen Bedürfnissen einrichten. Wenn nun sein eigener Charakter der Art war, daß er ihn unmöglich als gutes Beispiel aufstellen konnte, so kann man sich denken, warum er unter den falschen Namen Isaac Bickerstaff und Nestor Ironside und im Spectator als Mitglied eines Klubs zu schreiben pflegte; auch wußte man eine Zeitlang nicht, daß er der Verfasser war. Er selbst sagt, wie er den Tatler aufgiebt, der Zweck des Werkes sey dadurch ganz verfehlt, daß man ihn so lange als den Herausgeber gekannt habe. — „Indem ich mich selbst versteckte", fährt er fort, „hatte ich nicht die Absicht, irgend Jemanden eine geheime Beleidigung zuzufügen, sondern ich benutzte bloß die Maske eines alten Mannes, eines Philosophen, Humoristen, Astrologen und Censors, um die Leser zu ergötzen durch die Mannigfaltigkeit der zu besprechenden Gegenstände und, wenn es mir möglich war, im leichten Spiel der Unterhaltung die ernsten Wahrheiten der Vernunft anzubringen. Wahrheitsliebe, Ehrgefühl, Tugend und Sittenreinheit als die schönsten Zierden des Lebens zu empfehlen, war der Hauptzweck des Ganzen; aber ich glaubte, daß Jedem, der Andere bessern will, ein streng sittliches Verhalten nothwendig sey, und nur darum sprach ich lieber unter einem falschen Namen. Ich will meine Demuth nicht so weit treiben, mich selbst einen lasterhaften Menschen zu nennen, aber gestehen muß ich, daß mein Leben höchstens nur verzeihlich ist. Und wer nicht mehr als dies von sich sagen kann, der wird nicht viel ausrichten, wenn er herrschende Laster zu bekämpfen sucht; was Herr Bickerstaff mit Kraft und Muth gethan hat, würde im Namen des Herrn Steele seinen Werth und seine Wirksamkeit verloren haben." — Tatler Nr. 271.

Man könnte glauben, er habe diese ernste Miene so wie seine verschiedenen Titel angenommen, um selbstische Zwecke zu erreichen; doch es ist aller Grund da, ihn für aufrichtig zu halten: der beste Beweis davon ist, daß er sich oft durch seine muthigen Angriffe auf herrschende Laster persönlicher Gefahr aussetzte. Dies war besonders der Fall bei seinem unermüdlichen Kampf gegen die Spieler von Profession. In seiner „Apologie" meint er, „wenn die Gauner, Spieler, Betrüger und Beutelschneider jetzt nicht mehr den Ton angeben oder sich so ungenirt unter vornehme Leute mischen dürften, als früher, so habe man dies mehr dem Herrn Steele zu verdanken, als irgend einem Anderen, der jemals mit Dinte und Feder umging." Und am Schluß des Tatler stattet er drei vornehmen Herren vom Militair öffentlich seinen Dank ab für den Schutz, den sie ihm auf jede Gefahr zugesagt, welche ihm sein Bestreben, Trug und Gaunerei aus der Gesellschaft von Gentlemens zu verbannen, zuziehen möchte. (Fortsetzung folgt.)

Westindien.

Die Indianer in Cayenne.

(Schluß.)

Der Baron v. Besner suchte Alles aufzubieten, daß die Abgeordneten weder Langeweile noch Zwang empfänden. Er gab ihnen ein großes Mahl, bei welchem sie besonders die Zahl der Schüsseln, die hinter einander erschienen, in Verwunderung setzte. Nach dem Schmaus wurden verschiedene Spiele zu ihrer Unterhaltung begonnen, als Couramé vor ihnen erschien und einen Noragues-Tanz ausführte. Die Indianer umgaben die reizende Tänzerin, die mit der angeborenen Grazie und Eleganz, welche sie von ihrer Heimath geerbt, noch den höchsten Zauber der Kunst verband; sie schienen jedem Schritt zu folgen, indem sie den Takt mit merkwürdiger Genauigkeit angaben, und waren ganz entzückt von der unnachahmlichen Anmuth ihrer Bewegungen.

Die Indianer führten sodann mehrere Pantomimen auf, wie sie unter den Galibis besonders üblich sind. Zuletzt sangen sie nach der Art ihres Landes, was den Kolonisten viel Vergnügen machte. Die Musik der Noragues ist traurig und eintönig, wie die aller Galibis; aber ihre Töne sind sehr ausdrucksvoll, wenn sie die Qual des Kummers und der Trauer malen. Eine junge Indianerin sang in sanfter Melodie ein Lied vom Schmerz einer Mutter, deren Kind von der Fluth an der Mündung des Approuague fortgerissen worden. Couramé glaubte ihre eigene Mutter um sich weinen zu hören, und dies machte sie so traurig, daß sie an dem, was um sie her vorging, keinen Theil nahm. Doch die Freude der Indianer, als sie so zufällig Jemand aus ihrem Stamm fanden, den die Civilisation von ihnen getrennt hatte, war gränzenlos; sie wünschten, sie ihrem Vaterlande wiederzugeben. Couramé redete mit ihnen in der sanften, überzeugenden Sprache der Galibis; sie gab ihnen auf jede Weise zu verstehen, wie sehr sie sich sehne, nach ihrem Geburtsort zurückzukehren. Die Gefühle von Wilden sind sehr stark und feurig in der Liebe, wie in der Rache. Kaum hatten sie ihre junge Landsmännin erblickt, als sie schon die innigste Zuneigung für sie faßten. Sie fing an, auf Flucht von Cayenne zu sinnen, und gesellte sich zu den Noragues-Weibern, die sie sogleich verstanden; Zeichen und Blicke drückten aus, was mit Worten nicht möglich war, und Couramé lauschte auf ihre Mittheilungen mit steigender Theilnahme. Sie war mehr als je entschlossen, die Stadt zu verlassen und zu ihrem Stamm zurückzukehren.

Inzwischen nahte die Nacht; der Baron hatte in der großen Halle des alten Jesuiten-Gebäudes eine Ruhestätte für die Indianer bereiten lassen, und während dessen rüstete sich Couramé heimlich zur Flucht. Nur eines betrübte sie: der Kummer, den ihre Abreise der Pflegemutter machen würde. Endlich erschien die Dämmerung, und Couramé mußte allen ihren Muth zusammennehmen, um das Haus ihrer Wohlthäterin zu verlassen. Sie schrieb einen Brief an dieselbe, voll von Gefühlen tiefen Kummers und glühender Dankbarkeit; dann legte sie Alles, was sie von Frau v. St. Croix bekommen, auf den Tisch und hinterließ in einer Schachtel die Kostbarkeiten, die ihre Kleidung schmückten. Noch war die Stadt in Schlummer gehüllt, als sie rasch ans Ufer lief, wo die Noragues auf sie warteten. Sie sprang in das Kanoe; man sang das Abschiedslied und ruderte im Takt nach dem Lande des Approuague. Die Indianer verabschiedeten sich vom Gouverneur, mit Geschenken überhäuft; die Winde waren günstig, die Reise rasch vollbracht, und das Kanoe, das Couramé trug, erreichte wohlbehalten sein Ziel.

Man kann sich den Kummer der Frau v. St. Croix denken, als sie die Flucht der geliebten Couramé erfuhr; zuerst wollte sie dergleichen gar nicht glauben, bis ihr Couramé's Brief jeden Zweifel benahm. Die Frau war untröstlich, doch an ein Mittel, sie von den Indianern wieder zurückzuverlangen, dachte sie nicht; sie war der Meinung, Couramé habe nur eine Pflicht erfüllt, indem sie zu ihrer wahren Mutter zurückkehrte.

Fünf Jahre vergingen ohne Nachricht von der Flüchtigen; Couramé war in Cayenne fast vergessen und ihr Name selten in der Unterhaltung gehört. Zufällig kam der gute Dr. Valayer an die Ufer des Approuague, wo er eine Pflanzung hatte, die er besuchen wollte. Wie erstaunte er, als er in der ersten Person, die ihm bei den Noragues entgegentrat, Couramé erkannte. Er trat in ihre Hütte, wo er sie von ihrer ganzen Familie umgeben fand. Ihr Gatte war Almiki's Sohn, der Häuptling des Stammes, derselbe, der damals den Gouverneur von Cayenne besucht hatte, als Couramé noch Demerlé hieß. Die Blume der Noragues-Frauen war so mit dem Tapfersten der Männer verbunden; auch ihre alte Mutter lebte bei ihr. Ein paar irdene Gefäße, ein paar Jagd- und Fischgeräthe und das rauhe Nachtlager bildeten die Möbel der Wohnung, in welcher Couramé vorzog, ihr Leben hinzubringen.

Dr. Valaher fragte sie, was aus all' den Talenten geworden sey, die sie in Cayenne so sorgfältig ausgebildet; besonders erkundigte er sich nach einer sehr schätzbaren Bibliothek, die ihr Frau v. St. Croix geschenkt. „Das sind meine Bücher", erwiederte sie, auf ihre Kinder zeigend und den Säugling an der Brust. „Ich bin Gattin und Mutter. Von Allem, was Ihr mich gelehrt habt, bewahre ich nur noch meine Erkenntniß Gottes, die mich in allen Unfällen aufrecht erhalten hat; alles Uebrige hat diesen neuen Gefühlen und Pflichten Platz gemacht." — Courame und der Doktor verglichen sodann die Nachtheile eines civilisirten Lebens mit denen des Naturzustandes. „Sprecht mir nicht von Eurer Wissenschaft", sagte sie; „sie erzeugt nichts als Zweifel. Was macht den Noragne glücklich? Sein Bogen und seine Freiheit. Meine Kinder kennen und lieben Gott, aber sie suchen nicht in die Geheimnisse der Vorsehung einzudringen. Ihre Vernunft ist nie im Kampf; sie genießen das Glück dieses Lebens, ohne zu fragen, woher es kommt. Was vernünftigen, gefühlvollen Wesen nothwendig ist, um sie durchs Leben zu führen, Klugheit, das haben wir. Ihr sucht die Freiheit so begierig; wir haben sie: denn im Schatten unserer Wälder, im Schoße der spendenden Natur, da ist weder Tyrannei noch Sklaverei."

(Colonial Papers.)

Frankreich.

Napoleon und Isabey.

Zur Zeit des Konsulats, erzählt der Maler Isabey, speiste ich eines Tages in Malmaison mit mehreren Adjutanten Bonaparte's. Nach dem Mittagessen begaben wir uns auf die vor dem Schlosse liegende Esplanade, um uns hier im Springen zu üben; schon war ich glücklich über die Köpfe mehrerer meiner Gefährten hinübergekommen, als ich in einiger Entfernung in einer Allee Jemand stehen sah, der mich in der kunstgerechten Stellung, nämlich mit verschränkten Armen und mit zur Erde gebeugtem Haupte, zu erwarten schien. Da ich glaubte, daß ich meine Aufgabe noch nicht vollständig gelöst hätte, so nahm ich von neuem einen Anlauf; aber dieses Mal gelang es mir nicht, sondern ich kam nur bis zu seinem Halse und warf ihn nieder. So rollten wir Beide auf der Erde hin. Wie groß war mein Schrecken, als ich entdeckte, daß Niemand anders, als Bonaparte, das Opfer meiner verzweifelten Ungeschicklichkeit geworden war!

Zu dieser Zeit mochte er wohl noch nicht an die Möglichkeit eines Sturzes glauben, und man kann sich daher leicht seinen Unwillen vorstellen. Er stand auf, und wenn ich nicht besser laufen als springen gekonnt hätte, so würde er mir wahrscheinlich einen übeln Streich gespielt haben. Auf meiner Flucht verfolgte er mich bis zum Graben, über den ich leichtfüßig hinwegsetzte, und glücklicherweise hielt er es nicht für angemessen, meinem Beispiele zu folgen. Ich lief nun nach Paris zurück, und meine Furcht war so groß, daß ich nicht eher zurückzublicken wagte, als bis ich am Eingange der Tuilerieen angelangt war. Ich begab mich augenblicklich zu Madame Bonaparte. Als Josephine meine Aufregung sah, glaubte sie, daß ich der Ueberbringer einer Unglücksbotschaft sey. Ich erzählte ihr mein Mißgeschick, und dies erschien ihr so komisch, daß sie laut auflachte. Nachdem sie indeß eine Zeit lang ihrer heiteren Laune nachgegeben hatte, versprach sie mir mit ihrer gewöhnlichen Güte, sich zu meinen Gunsten beim Konsul zu verwenden; da sie aber den reizbaren Charakter ihres Gemahls kannte, so rieth sie mir, mich einige Zeit zu verbergen, bis sie Gelegenheit gefunden hätte, denselben zu besänftigen. Dies konnte ihr nicht schwer werden; denn Napoleon liebte sie zärtlich und konnte dem Einfluß ihrer engelgleichen Sanftmuth nicht widerstehen.

Als ich zu mir heimkehrte, fand ich auf meinem Tische den Befehl, mich nicht wieder in den Tuilerieen sehen zu lassen; während meiner augenblicklichen Verbannung vollendete ich das Gemälde Napoleon's, das denselben darstellt, wie er mit übereinandergeschlagenen Armen in den Gärten von Malmaison spazieren geht. Als Madame Bonaparte dasselbe dem Konsul überreichte, erwirkte sie die Zurücknahme meiner Verbannung vom Hofe. Zum ersten Male traf ich mit Bonaparte wieder in Josephinens Zimmern zusammen. Er kam huldvoll auf mich zu, und indem er mir einen kleinen Schlag auf die Backe gab, sagte er: „Wenn man einen Streich spielen will, muß man sich geschickter dabei benehmen." — „Mein Gott", versetzte Josephine, „wenn Sie seine Bestürzung gesehen hätten, als er zu mir kam, würden Sie ihm jede weitere Strafe für seinen verunglückten Sprung erlassen haben." —

Isabey erzählte diese Anekdote gewöhnlich, wenn er seinen Freunden das Bildniß Napoleon's mit verschränkten Armen zeigte, den er zuerst in dieser Stellung gemalt, weil sie ihm beinahe sehr theuer zu stehen gekommen wäre.

Bibliographie.

Un prêtre, ou la société au 19e siècle. — Von L. d'Aubigny. Dritter und vierter Theil. 7½ Fr.

Essais sur les Harmonies Physiologiques. — Von Baudet-Dulary. Erste Lief.

Histoire des Papes. — Von A. de Beaufort. Erste und zweite Lief. 1½ Fr. Das Ganze giebt 40 Lief.

Histoire des Phlegmasies ou Inflammations chroniques. — Von F. J. V. Broussais. Fünfte Aufl. 3 Bde. 22 Fr.

Mannigfaltiges.

— Stimmen gegen Janin's Italiänische Briefe. Jules Janin ist jetzt in Bologna, der alten Stadt der großen Rechtsgelehrten und der kleinen Bologneser. Aber während er noch Betrachtungen über den Verfall der Wissenschaften in Italien, über die gesunkenen Universitäten und über den geistigen Hemmschuh anstellt, der dort jeder freien Forschung angelegt ist, kommen ihm schon aus Frankreich die Nachrichten von dem Aerger und dem Unwillen zu, den seine früheren Episteln über Turin, Pisa und Florenz dort und in ganz Italien erregt haben sollen. Herr Alphons Karr, allerdings ein Konkurrent Janin's auf dem Felde der Journalistik und daher kein ganz unverfänglicher Gewährsmann, erzählt uns in der Presse, daß man in Florenz schon Epigramme auf die Artikel im Journal des Débats gemacht, und daß eine dortige Zeitschrift — il Commercio — von impudenti ultramontani scrittori di romanzetti spreche, die jetzt ausdrücklich nach dem schönen Italien gekommen seyen, um den antiken Ruhm desselben anzuschwärzen. Auf die Nachforschungen, die Janin's Freunde, und namentlich der Russische Graf A. D..... (Anatole Demidoff?), über den Verfasser dieses Artikels anstellten, erfuhren sie, daß es der Klostergeistliche Pater N. sey, derselbe, der an der Spitze der Florentinischen Censur stehe, daß also eine Beschwerde gegen ihn nicht am rechten Orte seyn würde. Karr fällt übrigens bei dieser Gelegenheit folgendes Urtheil über unseren Reisenden: „Herr Janin, unstreitig der geschickteste Schriftsteller, mit Worten zu spielen und sie kreuz und quer zu werfen, macht von dem, was er nicht kennt und nie gesehen hat, die reizendsten Beschreibungen; allerdings kommen dann hier und da kleine Ungenauigkeiten vor: so hat er einmal den Rhone nach Marseille fließen lassen, ein andermal läßt er die Personen seiner Erzählung Rebhühner auf Bäumen schießen, und endlich wirft er gar einmal eine ganze sociale Theorie durch den Vergleich um: „Eben so wie der Hase immer wieder auf sein Lager zurückkömmt", wobei er denn leider einen Hasenbraten mit einem Hühner-Fricassee verwechselt. Gleichwohl aber ist der Styl des Herrn Janin so geperlt und so blendend, daß sich der Leser, wie die Lerche durch einen Spiegel, fangen läßt, ohne recht zu wissen, was das eigentlich sey. Bittet Euch einmal von Janin eine Beschreibung von Konstantinopel aus, er besinnt sich nicht lange, nimmt die Feder und schreibt; bei der zwanzigsten Seite unterbrecht Ihr ihn, Ihr wünschet doch lieber eine Beschreibung von Stockholm zu haben. Stockholm! Wie Sie befehlen! Er nimmt einen anderen Bogen Papier und giebt Euch die Beschreibung der Schwedischen Hauptstadt. Nur wenn Ihr Dinge von ihm verlangt, die er wirklich gesehen, genirt Ihr ihn, schüchtert Ihr ihn ein, beschneidet Ihr seiner Phantasie die Flügel und wird er den richtigen Verstand nicht haben. Ohne eigene Anschauung kann er zufällig auf das Rechte fallen oder wird sein Irrthum doch mindestens verführerisch seyn; kömmt er aber an Ort und Stelle, so büßt er seinen Esprit und seine Anmuth ein, ohne darum doch der Wahrheit näher zu kommen. Weit entfernt davon, werden dann vielmehr seine Irrthümer erst recht massiv. Wenn er von Canton spricht, wird er zwar fabelhafte Dinge erzählen, aber man wird sich begnügen, darüber zu lächeln; geht er jedoch wirklich nach Canton und spricht von den Sachen, die dort sind, bloß um sie zu beschreiben, wie sie nicht sind, so wird ganz Canton in Harnisch gerathen: eben so wie sich die Belgier, die Lyoner und nun die Italiäner über ihn ärgerten. Herr Janin ist ein geschickter Schneider im Reiche des Gedankens: er macht reiche und elegante Anzüge, aber er überläßt dann den Leuten die Sorge, ihren Körper danach einzurichten."

— Illyrische Schriftsprache. Der Slavische Dialekt, der in Illyrien, Kroatien, Krain und Serbien gesprochen wird, ist sich zwar auch in diesen Provinzen nicht ganz gleich, doch sind die Nüancen so unbedeutend, daß man in der neueren Zeit angefangen hat, die bisher gekannten Slavischen Schriftsprachen durch eine neue zu vermehren, die jenen Gegenden gemeinschaftlich angehört. Es ist diese Sprache nicht ganz die der bekannten Serbischen Volkslieder, von denen wir durch Frauenhand eine so vortreffliche Deutsche Uebersetzung erhielten, doch steht sie ihr sehr nahe und hat vor derselben den Vorzug, daß sie in einem größeren und ziemlich volkreichen Ländergebiete allgemein verstanden wird. Um die Ausbildung dieser Schriftsprache sollen sich jetzt besonders die Frauen verdient machen, an die der Graf Janko Draskowic (l. Draskowitz), ein Illyrier, einen Aufruf in Deutscher Sprache unter dem Titel erlassen hat: „Ein Wort an Illyriens hochherzige Töchter über die ältere Geschichte und neueste literarische Regeneration ihres Vaterlandes." Er weist darin unter Anderem nach, daß noch im achtzehnten Jahrhundert in Ragusa ein eigenes Illyrisches National-Theater bestand, und daß die kräftigsten Elemente vorhanden seyen, um daraus eine neue Literatur zu bilden. Bereits hat der Dr. Ljudevit Gaj, ein tüchtiger Gelehrter, der sich jetzt mit einer Geschichte Illyriens beschäftigt, in Agram eine vollständige Illyrische Druckerei begründet, in der kürzlich eine Sammlung von Gedichten und Sagen in dieser Sprache erschienen ist *).

*) Pesme i Pripovedke od Ljud. Vukotinovica.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllobl. Post-Aemtern.

№ 98. Berlin, Mittwoch den 15. August 1838.

Frankreich.

Der Kapellmeister Franz des Ersten.

Gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts, oder genauer im das Jahr 1470, hatte das kleine Dorf Landes in Saintonge ines Morgens einen ganz ungewöhnlich festlichen Anstrich. Die Bauern waren nicht an ihre gewohnten Arbeiten gegangen, sondern in den Wald gezogen, wo sie allerlei Laubwerk abschnitten, nd die grünen Zweige, mit denen sie ihre Häuser verziert hatten, aben der einzigen Straße des Dorfes ganz das Aussehen eines aubganges. Die Außenseite der Kirche war mit einer alten Tapete ausgeschlagen, welche die Feuersbrunst und Einäscherung Troja's darstellte, und welche allem Anscheine nach nicht viel änger war, als die Begebenheit, welche sie darstellte. Die ungen Mädchen des Dorfes, welche in ihren schönsten Kleidern rangten, waren von der Kirchthür an in zwei Reihen aufgeellt; eine jede derselben hielt einen Blumenstrauß in der Hand, nd wenn damals in dem Dorfe ein Musenjünger gewesen wäre, o würde derselbe gewiß nicht ermangelt haben, zu bemerken, aß die frischen und anmuthigen Gestalten der jungen Mädchen ie Mairosen an einem wilden Rosenstrauche unter dem Lauberke hervorguckten. Die angesehensten Bewohner des Dorfes tanden, den Hut in der Hand haltend, neben dem Landvogte, er den letzten Theil einer wahrscheinlich sehr mühsam einstudirten Rede vor sich hin murmelte.

Seit zwei Stunden waren schon alle Vorbereitungen beendigt, und Jeder stand auf dem Posten, den ihm der Ceremonienmeister des Dorfes angewiesen hatte; die lange unterdrückte Ungeduld theilte der Doppelreihe der Dorfdirnen eine leise zitternde Bewegung mit, wie wenn der Hauch des Abendwindes die Zweige einer Pappel-Allee hin- und herwiegt, und selbst den leeren Dorfbewohnern war bereits aller Gesprächsstoff ausgegangen, als sich plötzlich in der Ferne eine Staubwolke erhob, welche sich dem Dorfe immer näher wälzte. Nun eilte auch eine Art Vorposten auf einem Ackergaule vorüber, um dem Pfarrer der Gemeinde das verabredete Zeichen zu geben. Sogleich ertönten die drei Glocken der Kirche, und das Abschießen eines alten Feuerrohrs erhöhte noch die Feierlichkeit des so sehnlich erwarteten Augenblicks. Jetzt traten auch aus der Staubwolke die Gestalten dreier Reiter hervor; der Eine war vollständig bewaffnet, nur daß seine Eisenhaube, die ihm wohl auf der Reise zu beschwerlich seyn mochte, an dem Sattelknopfe hing. Der Degengurt und die Sporen des Ritters deuteten den Rang an, den er in der Ritterschaft einnahm, und geübtere Kennerblicke, als die der guten Dorfbewohner, würden ihn nach seiner ganzen Ausrüstung augenblicklich als einen Hauptmann in der Reiterei Ludwig's XII. erkannt haben. Der zweite Reiter schien eine Art Knappe oder wenigstens ein Krieger von untergeordnetem Range zu seyn. Der Dritte war ein Edelknabe, dessen Haupt mit einer turbanähnlichen Kopfbedeckung umhüllt war; ein langer Mantel entzog seine Körperumrisse allen neugierigen Blicken und ließ nur ein blasses Antlitz sichtbar werden.

Als der Zug anhielt, sprang der Hauptmann mit größerer Leichtfüßigkeit vom Pferde, als man nach seinem bereits vorgerückten Alter hätte erwarten sollen. Der Kriegsmann in seinem Gefolge ließ sich mehr Zeit, als wenn er schon gewohnt gewesen wäre, seinem Herrn bei solchen Gelegenheiten keine Dienste zu leisten, und der Edelknabe blieb gar, allen Rittergesetzen zuwider, ruhig auf dem Pferde sitzen.

Der Vogt wunderte sich nicht wenig ob dieses Verstoßes gegen die hergebrachte Sitte; aber als er den Hauptmann sich mit einer beistimmenden Geberde zu seinem Begleiter wenden sah, so fing er an zu husten und dann seine Rede zur allgemeinen Zufriedenheit herzusagen. Zwei bis drei Sätze blieben ihm zwar gänzlich im Munde stecken, aber dies hatte wenig zu sagen, da der Hauptmann der Rede keine Aufmerksamkeit schenkte und die übrigen Zuhörer kein Wort davon verstanden. Hierauf wurde der alte Ritter in die Kirche geleitet, wo ihn der Pfarrer, dem Herkommen gemäß, mit dem Kreuz und dem Banner empfing und das Rauchfaß über ihm schwenkte. Als der Vogt vom Schlosse zurückgekehrt war, wohin er den Gutsherrn geleitet hatte, äußerte er gegen den Pfarrer, daß er den Hauptmann Claude des Landes zwar für einen edlen und tapferen Ritter halte, daß er sich aber nicht genug über die Schweigsamkeit verwundern könne, mit der er des Pfarrers Predigt und seine Anrede angehört habe. „Gott verzeihe mir's", setzte er hinzu, „man könnte fast unseren Schloßherrn für einen rohen Kriegsknecht halten, wie er doch auch unter diesen sein Leben zugebracht hat und noch einen derselben mit sich führt." Der Pfarrer erwiederte hierauf, aber ganz leise, daß die Frechheit des Edelknaben, der zu Pferde sitzen bleibe, während sein Herr abgestiegen sey, für ihn etwas weit Auffälligeres habe, und daß die weiten Falten seines Mantels Geheimnisse zu verhüllen schienen, in die nur der Scharfblick der Kirche eindringen zu können hoffen dürfe. Die Dorfbewohner ermangelten natürlich nicht, zu diesen Reden bedächtig die Köpfe zu schütteln. Die Zungen der jungen Dirnen kamen jetzt ebenfalls in Bewegung, und wenn dieselben auch den jungen Edelknaben mit dem bleichen und leidenden Gesichte verschonten, so schleuderten sie dafür desto schärfere Pfeile des Spottes gegen die beiden Graukköpfe. Man kann sich leicht denken, daß im Dorfe noch lange von den Schloßbewohnern die Rede war, und daß dieselben zu nicht wenigen Vermuthungen und Deutungen Anlaß gaben; aber wenn diese auch ziemlich nahe am Ziele vorbeistreiften, so trafen sie doch nie ganz das Rechte. Die besten Aufschlüsse hätte ihnen freilich der Dorfbader Raimband ertheilen können, den der Lehnsherr in sein Vertrauen zu ziehen genöthigt gewesen war und der eines Morgens mit einem neugeborenen Knäblein, das er für seinen Neffen ausgab, in seiner Hütte erschien. Als man später noch erfuhr, daß der Edelknabe in derselben Nacht, in welcher der Bader Onkel geworden war, das Zeitliche gesegnet hatte, so konnte über die Thatsachen selbst kein Zweifel mehr obwalten, obgleich der Pfarrer, der dem Edelknaben die letzte Oelung ertheilt hatte, ein eben so unverbrüchliches Schweigen wie der Bader beobachtet hatte. Um vollständig unterrichtet zu seyn, hätten die Neugierigen jetzt nur noch zu erfahren brauchen, daß der räthselhafte Mantel mit den weiten Falten die Schwester des Schloßherrn verhüllte, welche derselbe nach dieser abgelegenen Besitzung geführt hatte, um ihre Schande den Augen der Welt zu entziehen. Dieselbe war von einem Höflinge verführt worden, und der Verführer hatte lieber von der Hand des Bruders sterben, als denselben durch die Heirath der Schwester versöhnen wollen.

Wir lassen dies indeß auf sich beruhen und wenden uns zu Raimband's Pflegesohn. Dieser wurde von dem Schloßherrn selbst über die Taufe gehalten und nahm bald ersichtlich an Größe und Liebenswürdigkeit zu. Der alte Ritter wurde nicht müde, ihn zu bewundern und ihm zu liebkosen, und als derselbe keine Amme mehr brauchte, nahm er ihn zu sich ins Schloß. Seine Zärtlichkeit für das Kind ging endlich sogar so weit, daß er vor dem Ober-Gerichtsherrn dieser Gegend, dem sein Lehn untergeben war, die Erklärung abgab, er wolle den Knaben an Sohnes Statt annehmen und demselben gestatten, sich Jean Mouton zu nennen, bis er auf dem Wege der rechtlichen Erbfolge Lehnsherr von Landes geworden wäre.

Auf dem Schlosse wuchs nun der Knabe in der größten Einsamkeit auf und blieb sich durchaus selbst überlassen. Er hatte keinen anderen Umgang, als den mit seiner Milchschwester, einem so einfachen Wesen, wie es wohl die Bäuerinnen dieser Zeit alle seyn mochten. Zuweilen wurde ihm auch die Gesellschaft des Baders zu Theil, der ihm schreckliche Geschichten erzählte, ihm aber damit weit weniger Vergnügen bereitete, als mit den Tönen seiner Sackpfeife, denn Raimband vereinigte mit den Verrichtungen eines Baders auch die des Dorfspielers. Oft brachte Jean ganze Tage bei diesem Instrumente zu und entlockte demselben unter Anleitung des Baders kreischende und übelklingende Töne; als aber der Hauptmann eines Tages Zeuge der Bemühungen seines Pathen gewesen war, untersagte er ihm ausdrücklich die Fortsetzung dieser Uebungen. Dies Verbot erweckte in dem jungen Künstler nun den Geist des Widerspruchs, und sein ganzes Sinnen und Trachten war jetzt auf die ihm so lieb gewordene Sackpfeife gerichtet. Sorgfältig prüfte er ihre Form und ihren Bau und versuchte dann selbst ein ähnliches, mehr mit seiner Größe und seinen Kräften übereinstimmendes Instrument zu verfertigen. Der Versuch gelang. Da er aber mit Recht die unkünstlerische Gesinnung des alten Ritters fürchtete, so zog er sich in die Waldeinsamkeit zurück, und hier spielte er unablässig die zwei oder drei Lieder, welche er von Raimband

gelernt hatte, und mochte wohl endlich selbst seinen Lehrmeister darin übertreffen.

Nach einem Jahre unabläßiger Bemühungen, von denen der junge Künstler sich durch kein Hinderniß und keine Störung hatte abschrecken lassen, trat derselbe endlich mit seinem Instrumente und seinem Talente hervor. Erwähnt muß es jedoch werden, daß dasselbe keine knechtische Nachahmung, sondern eine wirkliche Vervollkommnung der Sackpfeife war. Das Hammelfell, welches in Raimbaud's Instrument als Luftbehältniß diente, war verschwunden und demzufolge auch eine der Röhren weggefallen; an dem übrigbleibenden Blasrohr waren dagegen so viel Löcher angebracht worden, als beide Hände Finger zählen; das so gebildete Instrument hatte einige Aehnlichkeit mit unserer Hoboe. Das war eine offenbare Verbesserung, welche denn auch allgemein die höchste Bewunderung erregte, und der alte Ritter selbst konnte sich des Staunens nicht erwehren; indeß kam es ihm keinen Augenblick in den Sinn, daß Mouton, sein Schutzbefohlener und der Erbe seines kriegerischen Ruhmes, einen anderen Wunsch hegen könne, als den, ihm auf dem Felde der Ehre nachzufolgen, sobald demselben nur das Alter gestatten würde, einen Harnisch anzulegen. Unterdeß hatte Jean Mouton sein funfzehntes Jahr erreicht, und da somit die Zeit gekommen, in welcher er die Waffenübungen beginnen konnte, so übernahm der Hauptmann selbst den ersten Unterricht desselben; aber der angehende Ritter zeigte hier keineswegs die hartnäckige Ausdauer, welche er bei der Erfindung seines Instrumentes dargethan hatte, und es war fast komisch anzusehen, wie ungeschickt er die Lanze und den Schild handhabte, oder wie unbehülflich er sich auf dem hohen Schlachtrosse seines Adoptiv-Vaters ausnahm. Wenn er so vorn über den riesenmäßigen Hals des Pferdes gebeugt und mit hinaufgezogenen Knieen mehr hing, als eigentlich saß und mit beiden Händen ängstlich die Mähne faßte, so hätte man ihn für einen auf dem Rücken eines Kameels kauernden Affen halten können. Bei einer solchen Gelegenheit mußte der alte Ritter sich begnügen, seinen grauen Schnurrbart ingrimmig zu kräuseln, aber freien Lauf durfte er seinem Unmuth nicht lassen, denn schon die geringste Schwenkung der Reitgerte entpreßte seinem jungen Zöglinge ein lautes Angstgeschrei.

Mit der Zeit machte freilich Jean einige, wenn auch geringe, Fortschritte in den ritterlichen Uebungen; denn der Hauptmann war ein strenger Lehrmeister, der das befehlshaberische Wesen seines früheren Standes durchaus bewahrt hatte. Uebrigens hatte auch der Jüngling den besten Willen, denselben zufriedenzustellen, und wenn er auch sein linkisches Benehmen nicht gänzlich ablegen konnte, so mußte doch seine Bereitwilligkeit den alten Ritter entwaffnen. Derselbe konnte freilich nicht umhin, innerlich über die Ungeschicklichkeit seines Schülers zu seufzen, wodurch ihre beiderseitigen Beziehungen fortwährend eine gewisse Bitterkeit und Gereiztheit erhielten. Da die Geduld des Hauptmanns eben nicht schwer zu reizen war und doch alle Tage auf neue Proben gesetzt wurde, so faßte er endlich den Entschluß, sich dieses unangenehmen Geschäftes gänzlich zu entledigen, und übertrug die Erziehung seines Pflegebefohlenen einem ehemaligen Waffengefährten, der eine bedeutende Stelle im Gefolge des Königs bekleidete und dessen Haus für eine ausgezeichnete Schule der Ritterschaft gelten konnte. Als der neue Page seine Waldeinsamkeit verlassen hatte, konnte er sich einer schmerzlichen Bewegung nicht erwehren, und er machte sich mit kummervollem Herzen auf den Weg nach Paris. Hier wurde er von seinem neuen Beschützer, dem Baron de la Ferrandière, mit dem größten Wohlwollen aufgenommen und erhielt sogleich unter dessen Pagen einen Platz. Trotz seines gelehrigen und friedfertigen Charakters hätte er indeß fast schon bei seinem Einzuge das größte Aergerniß im Hause seines edlen Herrn veranlaßt. Der Pagenhofmeister, ein strenger Mann, welcher alle Obliegenheiten seines Amtes auf das gewissenhafteste erfüllte, hatte nämlich die Gewohnheit, die Sachen der neuen Ankömmlinge zu durchsuchen. Nun fand er zwar in dem Gepäcke des Jünglings im Uebrigen Alles in der vollkommensten Ordnung, aber das Hoboe glaubte er doch nicht in einem Hause zulassen zu dürfen, in welchem sonst das Waffengeklirr die einzige Musik war. Jean Mouton, der keinen anderen Trost, als sein geliebtes Instrument hatte, und der sein musikalisches Talent in den Mußestunden ausbilden zu können hoffte, vertheidigte das Hoboe mit dem Muthe der Verzweiflung. Der Gegenstand des Streites wurde nichtsdestoweniger dem Herrn de la Ferrandière übergeben; aber diesen rührte der Schmerz des jungen Pagen so sehr, daß er demselben erlaubte, seine musikalischen Studien in den Mußestunden fortzusetzen; für die übrige Zeit sollte das Hoboe in seiner Verwahrung bleiben. Die Gemahlin des Barons, welche Geschmack an der Musik fand, knüpfte überdies an die Gewährung dieser Gunst eine Bedingung, welche den Werth derselben in den Augen des Jünglings um das Doppelte erhöhte; er sollte nämlich das Lieblingslied der Dame, ein De Profundis von Goudimel, welches Clément Marot in Französische Verse gebracht hatte, zuweilen mit seinem Hoboe begleiten.

Da Jean Mouton sich bald seiner neuen Lage anbequemte, so wurde er nicht nur der Liebling des Pagenhofmeisters, der ihm in Betracht seines pünktlichen Gehorsams seine Ungeschicklichkeit bei den Waffenübungen verzieh, sondern auch der gnädigen Dame, welche er durch sein gefälliges Aeußere gewann, und noch mehr dadurch, daß es ihm endlich gelang, das De Profundis ziemlich gut mit seinem Hoboe zu begleiten. Herr de la Ferrandière ließ sich freilich durch diese Rücksichten nicht bestechen, aber er hatte in dem jungen Pagen ungewöhnliche Anlagen und eine gewisse Wärme des Gefühls zu entdecken geglaubt, welche er schätzen wußte. Zu seinen Kameraden stand Jean Mouton einem weniger guten Verhältnisse; an ihm ließen sie ihren Muthwillen aus, und wegen der Gutmüthigkeit, mit der er ihre Scherze und ihren Spott hinnahm, erhielt er von ihnen den Namen Jean l'Agnelet (Lämmchen), den er bis zu seinem Grabe behielt.

Lange vor der Annäherung des Gedächtnißtages des heiligen Ludwig, welcher für alle Herren des Hofes ein Tag der Freude und des Jubels war, und welcher durch glänzende Hoffeste, und durch eine musikalische Messe, im Schlosse gefeiert wurde, hatte der junge Page schon alle Eßlust verloren und seinen Schlaf eingebüßt, so sehr war er auf die Messe gespannt, welche der berühmte Josquin Desprez in Musik gesetzt hatte und in welcher, dessen Stimme, nach dem Ausdruck der Zeitgenossen, nur im Himmel ihresgleichen hatte, sich selbst hören lassen wollte. Damals gab es noch keine musikalische Kapelle im Louvre; dieselbe wurde erst später von Franz I. gestiftet. Unter der Regierung Ludwig's XII., welcher die Künste liebte, ohne sie zu kennen, findet man indeß schon einen Ober-Intendanten der Musik, welcher die Verpflichtung hatte, die Symphonieen und sonstigen Musikstücke, deren man zur Erhöhung des Pompes bei den großen Hoffesten bedurfte, zu komponiren. Eben so fielen ihm die Psalmen und Motetten zu, wenn man eine große Messe im Schlosse aufführte. Diejenige, welche jetzt zur Aufführung kommen sollte, war schon lange vorher besprochen und als eines der größten Tonwerke verkündet worden; aber wie hoch auch Jean Mouton's Erwartungen gespannt waren, so wurden dieselben doch noch von der Wirklichkeit übertroffen. Alle Herren des Hofes, der König selbst, waren in ein unaussprechliches Entzücken versunken, und mit thränenfeuchten Augen gaben sie sich den wunderbaren Einwirkungen der Musik hin; aber mit Jean Mouton war es damals etwas ganz Anderes. Der arme Page, der nie etwas Aehnliches vernommen, und dessen Seele dennoch so empfänglich war, befand sich in einem Zustande leidenschaftlicher, wahnsinniger Aufregung. Aeußerlich gab sich dieselbe übrigens so wenig kund, daß die gute Frau von la Ferrandière, welche sich an seinem Entzücken hatte weiden wollen, ihn für kaltsinnig hielt. Vergebens befragte sie ihn nach seinem Urtheile, als die Töne verrauscht waren; er betrachtete sie mit stieren Blicken und lächelte schweigend, ohne irgend einen Laut von sich zu geben. In seinem armen Kopfe tobte und wüthete es, als wenn ein Bachanal darin gefeiert worden wäre.

Als der junge Page nach Hause zurückgekehrt war, drangen seine Kameraden und der Pagenhofmeister ebenfalls in ihn und forderten ihn auf, ihnen von seinen Eindrücken Rechenschaft zu geben; aber auch sie erhielten keine Antwort, sondern er bedrohete sie nur mit Blicken, in denen finsterer Zorn glänzte, und lächelte ihnen auf eine unbegreifliche Weise zu. Noch an demselben Tage wurde er von einem hitzigen Fieber befallen und zeigte die unzweideutigsten Symptome des Wahnsinns. Dieser nahm zwar am folgenden Tage einen ruhigeren Charakter an, aber damit verschwanden auch alle Hoffnungen, welche man noch genährt hatte. Jean Mouton litt nicht mehr, aber er trug eine fixe Idee in sich herum, welche ihn ohne Ablaß verfolgte; er hielt sich für den Musiker, welcher die am vorigen Tage aufgeführte Messe komponirt hatte, und rief unablässig: „Josquinus ego sum!" Die Kunst des Arztes vermochte nichts gegen diese geistige Verirrung. Unterdeß hatte der Baron einen Boten nach Saintonge geschickt, um den Hauptmann von dem Unglücksfalle zu benachrichtigen. „Ich dachte es gleich", rief der alte Ritter mit gebrochener Stimme; „in dieser Sackpfeife ruht ein grimmer Zauber! sie ist an allem Schuld! Mein armes Kind wird nicht eher von der Zauberei befreit werden können, bis man sie unter Gebeten verbrannt hat." — Hierauf machte sich denn der alte Ritter mit Gevatter Raimbaud, den er im Besitz von allerlei Geheimmitteln glaubte, auf den Weg nach Paris. Als Jean Mouton unversehens seinen Oheim und seinen Pflegevater erblickte, erkannte er Beide sogleich und überhäufte sie mit den zärtlichsten Liebkosungen. Claude des Landes glaubte schon, daß die Freude seinen Neffen geheilt habe, aber sein Irrthum sollte nicht lange dauern, denn plötzlich brach der Jüngling wieder in die Worte aus: „Ego sum Josquinus, musicorum princeps." — „Was sagte er?" murmelte Claude, indem er seine Blicke auf den Arzt heftete. — „Er glaubt, ein gewisser Musikkünstler Namens Josquin zu seyn", erwiederte dieser; „und wie der Herr von la Ferrandière erzählt, hat er nach der Anhörung eines Werkes dieses Josquin den Verstand verloren."

Dies brachte den Bader auf einen guten Gedanken. „Was einen so mächtigen Eindruck auf den Geist macht und dessen Schwungkraft so sehr lähmen kann, ist unmöglich etwas Gewöhnliches", dachte er bei sich selbst; „dieselbe Ursache, die den Sinn des Jünglings verwirrt hat, kann ihm auch Rettung bringen." Am anderen Morgen sah der alte Ritter zu seinem großen Erstaunen in dem Hause des Arztes, in das man den Jüngling gebracht hatte, mehrere Arbeiter mit der Zusammensetzung eines großen Schrankes beschäftigt, dessen oberer Theil mit Vorhängen bedeckt war. Nicht lange darauf erschien ein einfach gekleideter Mann in mittleren Jahren, aus dessen Zügen Sanftmuth und Bescheidenheit sprach und der sich Josquin Desprez nannte. — „Ego sum Josquinus", ließ sich plötzlich die Stimme des unglücklichen Jünglings hören, der unversehens hinzugetreten war; „ego sum musicorum princeps."

Josquin erklärte dem Jüngling, daß er gekommen sey, um ihn zu hören; daß aber auch er einen nicht unbedeutenden Ru

unter den Musikern genieße und sich deshalb vor ihm hören zu lassen wünsche. Jean Mouton klatschte freudig in die Hände, als man ihm sein geliebtes Hoboe wiedergab, und ließ sich nicht lange bitten, die Melodieen, welche er in der Einsamkeit des Waldes erfunden hatte, in Gegenwart des großen Meisters zu blasen. Als er damit zu Ende gekommen war, öffnete Josquin das große Instrument und ließ die Tasten einer Klaviatur in demselben zum Vorschein kommen. Hierauf setzte er sich vor denselben nieder und entlockte dem Instrumente die wundervollsten Töne. Der Jüngling war unfähig, denselben den mindesten Widerstand entgegenzusetzen, und verfiel in einen Zustand gänzlicher Vernichtung und Auflösung. Als die Töne der Orgel verhallt waren, wollte er nichtsdestoweniger in sein gewöhnliches „ego sum Josquinus" ausbrechen; aber er hatte diesmal kaum den Muth, den Satz zu Ende zu bringen. Endlich näherte er sich der Orgel und betrachtete sie mit neugieriger Verwunderung. Der unbarmherzige Raimbaud überließ den Jüngling nicht lange seinen freudigen Eindrücken und forderte ihn auf, sich nun ebenfalls auf diesem Instrumente hören zu lassen. „Wie könnte ich", seufzte der Jüngling, „da ich dasselbe heute zum ersten Male höre." Josquin erbot sich nun, ihm Unterricht zu ertheilen, und der Jüngling war entzückt über dieses Anerbieten. Der Lehrer erkannte bald, daß sein Zögling ungewöhnliche musikalische Anlagen mitbringe; er schien sich nur dessen wieder zu erinnern, was schon früher in seiner Seele gelebt hatte. So lange er mit dem Studium der Musik beschäftigt war, blieb er vollkommen vernünftig; wenn aber die Spannung seines Geistes aufhörte und er sich allein überlassen war, so verfiel er wieder dem Wahnsinn, denn die Erschütterung aller seiner Seelenkräfte war zu gewaltig gewesen, als daß er so bald den vollkommenen Gebrauch seiner Vernunft wieder hätte erlangen können. Der regelmäßige Fortgang seiner Studien führte allmälig dieses glückliche Resultat herbei, und er hatte sogar schon freiwillig allen Ansprüchen auf den Namen Josquin's entsagt, als er erfuhr, daß derselbe sein Lehrer sey. Auch als Jean Mouton schon vollkommen genesen war, setzte Josquin seinen Unterricht fort, und der ehemalige Page wurde nicht nur der beste Schüler seines großen Lehrmeisters, sondern auch dessen Nachfolger, und als Franz I. später die musikalische Kapelle stiftete, berief ihn dieser Fürst zur Oberleitung derselben.

Josquin-Desprez und Jean Mouton sind die Anfangsglieder der fortlaufenden Kette von musikalischen Celebritäten, welche sich bis auf Lesueur und Cherubini erstreckt und welche erst in unseren Zeiten aus einander gesprengt wurde.

Stéphen de la Madelaine.

England.

Die periodische Literatur unter der Königin Anna, oder Richard Steele und seine Zeit.

(Fortsetzung.)

Mit gleichem Freimuth und nicht geringerer persönlicher Gefahr trat er gegen das Duelliren auf, das seinen Grundsätzen und Gefühlen von jeher zuwider gewesen. Als er einmal einem jungen Kameraden im Offizier-Corps abgerathen, einen Anderen, der ihn beleidigt, herauszufordern, ließ sich der junge Mann von seinen Gefährten einreden, Steele hätte bloß aus Freundschaft für den Beleidiger den Friedensstifter gespielt, um so den Charakter des Letzteren auf Kosten der Ehre des Beleidigten zu erheben. Steele, der damals von einem Fieber genas, bekam für seinen wohlgemeinten Rath eine Ausforderung, die er erst durch Spott und Vernunftgründe los zu werden suchte, bis er sie, als dies vergeblich war, annahm, in der festen Hoffnung, durch seine größere Geschicklichkeit den Uebermuth des jungen Mannes ohne Gefährdung seines Lebens zu züchtigen. Doch in dem Versuch, ihn zu entwaffnen, rannte er seinem Gegner durch den Leib, so daß dieser eine Zeit lang hoffnungslos daniederlag, aber zuletzt genas. Während dieser furchtbaren Spannung beschäftigte sich Steele ernstlicher als je mit dieser verderblichen Unsitte, und wahrscheinlich hat er damals den Stoff zu den verschiedenen Aufsätzen über Duelle im ersten Bande des Tatler gesammelt. Er äußert sich im Vorwort dazu folgendermaßen:

„Es ist wohl der Mühe werth, sich mit der Untersuchung dieser chimärisch-grundlosen Caprice näher zu beschäftigen und alles Andere bei Seite zu legen, bis wir gezeigt, wie wenig sie jene allgemeine Anerkennung und Gültigkeit in der Welt verdient. Wenn ich aber recht bedenke, was ich eigentlich für ein Werk vornehme, und im Geiste die zahllose Menge der Männer von Ehre überschaue, denen eine solche Abhandlung weh thun muß, so scheint es mir, daß ich ein Unternehmen beginnen will, welches eher einen unverwundbaren Helden der Sage erfordert, als einen gewöhnlichen Privatmann mit nicht mehr als einem Degen. Doch da ich viel Gelegenheit hatte, die Natur des Menschen kennen zu lernen, und sicher weiß, daß alle Menschen sich wider Willen schlagen, so verschwindet die Gefahr, und ich werde daher über eine Sitte, die Jeder abgeschafft zu sehen wünscht, wiewohl Keiner den Muth hat, sie zu bekämpfen, mich ganz frei und offen aussprechen." — Tatler Nr. 25.

Auch in der Vorrede zum Tatler bei der Uebersicht seiner Arbeiten sagt er: „Ich darf mir's herausnehmen, von mir zu sagen, daß ich allein den Muth hatte, aller Macht der Mode und des Vorurtheils zum Trotz, die Lage eines Englischen Gentleman zu bedauern, der in unseren Tagen in doppelter Hinsicht gefährdet ist, erstens in seinem Vermögen, das aus einem falschen Sinn für Gerechtigkeit den Forderungen von Spielgaunern preisgegeben ist, und zweitens in seinem Leben, welches aus einem falschen Ehrgefühl in den Händen von Raufbolden liegt."

Aus dem Angeführten ergiebt sich, wie es Steele besonders um das Praktische zu thun war. Während Addison und Berkeley unter seinen Mitarbeitern in ihren religiösen Blättern oft zum Philosophiren und zur Speculation geneigt sind, strebt Steele vorzüglich dahin, durch Belehrung geradezu auf das Handeln zu wirken. Während Johnson später dieselbe Form benutzt, um in ihr die Speculationen eines tiefen Religionsphilosophen über den Menschen, das Sittengesetz und die Resultate seiner Beobachtung des Lebens niederzulegen, suchte dagegen Steele, der sich in alle Klassen der Gesellschaft mischte und gewissermaßen die sorgfältigste Aufsicht über sie führte, in die besonderen Fälle und Umstände, die ihm vorlagen, vielleicht eben so tiefe Wahrheiten hineinzulegen. Steele ergeht sich nie in allgemeinen Betrachtungen, sondern hat immer bestimmte konkrete Verhältnisse vor sich. Wir wissen, wie leicht es ist, abgerissene Moraltendenzen auszusprechen, die gut genug sind, sprüchwörtlich zu werden, ohne einen anderen Zweck, als schöne Worte zu machen und das Urtheil zu bestechen. Steele befaßte sich nie damit, glänzende Phrasen über irgend einen Gegenstand zu bilden. Was er beständig vor Augen hatte, war, die Menschen besser zu machen.

Steele hat eben so wenig eine besondere Gattung von Ideen oder Gegenständen, womit er sich vorzüglich beschäftigt, als ein bestimmtes System, das er entwickeln oder behaupten will. Das erste beste Thema von augenblicklichem Interesse ist ihm gut genug, Betrachtungen daran anzuknüpfen zur Belehrung seiner Leser. Wie gesagt, eine spekulative Zergliederung von Wahrheiten und eine Aufstellung allgemeiner Prinzipien ist seine Sache nicht, aber dafür versteht er's vortrefflich, bekannte und gewöhnliche Wahrheiten und Grundsätze in Beispiel und Anwendung zu bringen und so populär zu machen. In seinen Schriften findet sich immer etwas, was ursprünglich nicht zum Hauptgegenstand zu gehören scheint, und die trefflichsten Sachen von ihm stehen in den Blättern, wo er sich so ganz hingiebt und Alles, was sich in seinem Geiste während des Schreibens selbst erzeugt hat, ohne Umstände herausjagt. Da fühlen wir, daß er ganz in seinem Elemente und seinem Beruf vollkommen gewachsen sey.

Wenn wir uns ferner von Steele's Charakter, wie er sich in seinen Schriften am besten ausspricht, ein Bild machen wollen, so finden wir, daß er auch als Mann von Empfindung und Gemüth sehr liebenswürdig war. Sein Leben in der Gesellschaft und sein beständiger Verkehr mit der Welt waren nicht sehr geeignet, ihn bei freundlicher Laune zu erhalten, und dennoch blieb die Zartheit seiner Gefühle und seines Bewußtseyns dadurch unverletzt. Noch mehr: Die Frivolität und das Laster in allen Gestalten bildeten sehr oft das Thema seiner Erörterungen, wobei er häufig in das unzarteste Detail einging und nichts von Persönlichkeiten und Satire sparte, um ein Uebel in seiner ganzen Nacktheit aufzuweisen; hier scheint es doch, als müßte die beständige Betrachtung des Lächerlichen und Bösen, obwohl diese keinen anderen Zweck hat, als die Heilung Beider, sein Herz verhärten, und als könnte diese vertraute Bekanntschaft mit jenen Uebeln dem Reformator nicht minder nachtheilig werden, als dem Sünder. Und doch hat er von Hause aus Gemüthlichkeit genug, um bei reinen Empfindungen, edlen Handlungen und häuslichen Freuden mit Wärme und Vergnügen zu verweilen. Durch seine moralischen Speculationen athmet die höchste Milde und Liebe. Wie rührend ist nicht seine Erinnerung an ergreifende Scenen und Vorfälle seiner Kindheit! Wie empfänglich zeigt er sich für die Schönheit eines guten, unverdorbenen Gemüths, für die Würde und das segensreiche Walten des Weibes in seinen verschiedenen Verhältnissen und seiner natürlichen Sphäre, für die Hingebung und die Genüsse der Freundschaft, für die Rücksicht, die wir Anderen in den kleinsten Dingen schuldig sind. Dieses Alles spricht sich in seinen Schriften bei den verschiedensten Gelegenheiten offen und unverholen aus, und eben diese Rückhaltslosigkeit, die sich so kindlich gehen läßt und nichts verbirgt, die uns zeigt, wie wenig es ihm darum zu thun ist, den Schein eines bestimmten, entschiedenen Charakters vor der Welt zu behaupten, dies ist es, was uns am meisten bei ihm anspricht. (Schluß folgt.)

Lord Howe und das Seeblokadesystem *).

In seiner Privat-Korrespondenz mit Lord Chatham zeigt sich Admiral Howe als entschiedener Gegner des schon damals angefangenen, hernach aber mit noch größerer Konsequenz durchgeführten Blokadesystems in Bezug auf die Französischen Häfen. Eine Flotte auf der See zu halten, die weiter keine Bestimmung hätte, als die Observation der ruhig im Hafen liegenden feindlichen Flotte, — während diese jeden Augenblick hervorbrechen könnte, wenn das Blokade-Geschwader durch einen plötzlichen Sturm von den Küsten vertrieben und vielleicht im Einzelnen derangirt wäre, — dieses ganze System erschien unserem Admiral als ein in sich durchaus mißverstandenes, weil es, auch abgesehen von dem unermeßlichen Kostenaufwande, zu nichts führen konnte,

*) Vgl. Nr. 95 des Magazins die Anmerkung zu dem Artikel „die schwimmenden Batterieen".

als zum Verderbniß der Flotte und zur Unzufriedenheit unter den Seeleuten. Auch dem Admiral Nelson war nichts lästiger als die lange Blokade vor Toulon, während welcher seine Schiffe durch ungestümes Wetter so sehr litten. Er hatte innerhalb 30 Monaten sein Schiff nur drei Mal, jedes Mal auf etwa eine halbe Stunde, verlassen; allein auf die ihm von der Stadt London als Anerkennung seiner Beharrlichkeit überreichte Dank-Adresse erwiederte er: „Ich bitte, Se. Herrlichkeit den Lord-Mayor zu benachrichten, daß der Hafen von Toulon gar nicht von mir blokirt wurde; vielmehr gerade das Gegentheil.“ Es hieß dies bei ihm: den Feind so bewachen, daß man ihm alle nur mögliche Gelegenheit gebe, in See zu stoßen.

Lord St. Vincent befolgte, wie das ohne Zweifel auch in seinen Wünschen lag, eine von Lord Howe's ganz verschiedene Weise. Er beharrte Sommer und Winter in der Blokade von Brest, ohne auf Witterungs-Wechsel Rücksicht zu nehmen oder sich selbst persönlich zu schonen; er hielt die See 103 Tage ohne ein einziges Mal in den Hafen zu kommen. Die Folge davon war, daß Lord Melville, als er dann an die Spitze der Marine-Angelegenheiten trat, eine aus zu Grunde gerichteten Schiffen bestehende Flotte fand, die nicht im Stande gewesen seyn würde, es mit der Spanisch-Französischen Flotte irgend aufzunehmen. Man mußte alle erfinnliche Maßregeln und Ausbesserungen vornehmen, um mit größter Noth die Flotte zusammenzubringen, welche später unter Nelson bei Trafalgar den glänzenden Seesieg erfocht. In Erwägung des verkümmmerten Zustandes der Englischen Flotte verhehlte man sich nicht, daß es unvermeidlich sey, die Bauhöfe der Kaufleute zur Herstellung einer gewissen Anzahl Kriegsschiffe von 74 Kanonen in Anspruch zu nehmen, die man dann scherzhaft genug als „die 40 Diebe“ bezeichnete, die aber nichtsdestoweniger über alle Erwartung gut ausfielen.

Was Lord Howe unter den jetzigen Umständen empfahl, war Folgendes: Man möchte bei St. Helens*), je nach Maßgabe der Umstände, eine etwas größere oder kleinere Flotte halten und derselben einige wenige detaschirte Fregatten beigeben, um auf der Stelle Nachricht von den Bewegungen der Feinde an der gegenüberliegenden Seite des Kanals zu bekommen; die Flotte selbst müßte jeden Augenblick bereit und gewärtig seyn, auf das kleinste Zeichen in See zu stoßen. Die große Flotte dagegen wollte er mit einer ansehnlichen Zahl von Fregatten in Torbay stationiren, immer schlagfertig zum Angriffe auf die feindliche Flotte, sobald diese von Brest ausliefe. Dann würden sich beide Theile, wenn es zum Kampfe ginge, doch in gleichem Zustande befinden, indem beide frisch aus dem Hafen kämen; wogegen ein belagerndes Geschwader, nachdem es Monate lang ohne alle Ablösung die See zu halten, jedem Wetter sich auszusetzen genöthigt gewesen, sich mit einer frisch von dem Hafen auslaufenden gleichen Macht nicht messen, noch weniger aber im Stande seyn könnte, diese nach einer vielleicht unbekannten Station zu verfolgen — wobei noch die für Offiziere nicht weniger als für gemeine Soldaten eben so entmuthigende als ermüdende Lage in Anschlag zu bringen wäre, die nothwendig aus einem solchen Dienste entspringen müsse.

Das Publikum, weil es diese Verhältnisse nicht zu übersehen vermochte, hatte keinen rechten Sinn für eine solche Weise der Kriegführung; es urtheilt nur nach dem Erfolg. Wenn dann von keiner Schlacht zu erzählen, von keinem Siege zu rühmen ist, wird es nur zu leicht geneigt zur Unzufriedenheit und zu dem Schlusse, es müsse an irgend Jemand die Schuld davon liegen, daß Nichts ausgerichtet sey; und was lag da näher, als die Schuld dem Oberfeldherrn zuzuschreiben? So lange der Handel Schutz hat, sind die merkantilen Interessen befriedigt; von ihnen aus kam keine Klage, so lange der Feind in seinen Häfen belagert, so lange die Transportschiffe mit ihren reichen Frachten in die Häfen des vereinigten Britischen Königreichs geleitet wurden; allein das Publikum im weiteren Sinne stellt, zumal in Kriegszeiten, Anforderungen höherer Art. Während es durch die ihm aufgelegten Kriegstaxen zu den unvermeidlichen Rüstungen beisteuert, findet es nur in den Niederlagen der Feinde seine Satisfaction und harrt mit stets steigender Ungeduld solcher Katastrophen.

So erhob sich denn im Jahre 1793 aus allen Ständen und Klassen dieses Geschrei. Grund genug glaubte man darin zu besitzen, daß man von der feindlichen Flotte wußte, sie sey auf der See, und daß dennoch keine Beute gemacht, keine Schlacht geschlagen wurde; natürlich maß man am Ende dem beständigen Aufenthalt der Flotte zu Torbay, die man lieber hätte See halten sehen, die Schuld bei. Die öffentlichen Blätter, wie sie die von Lord Howe befolgte Politik nicht zu fassen, die erstrebte Absicht nicht zu würdigen vermochten, persiflirten den Admiral auf eine ausfallende und höhnende Weise, bald in ernst oder lächerlich kritisirendem, bald in sarkastischem Tone sich über ihn auslassend. Lord Howe war aber nicht der Mann, diese Angriffe seiner Aufmerksamkeit werth zu achten. Sein großer Sinn trachtete danach, die Schiffe in unversehrt gutem Stande, die Gesundheit und Stimmung der Mannschaft möglichst günstig zu erhalten. So hielt er sich streng innerhalb der Gränzen des Verfahrens, von dem er am sichersten die Erreichung seiner Absichten erwartete; das Gouvernement war von seiner Tüchtigkeit im Seedienst und von seinen ausgezeichneten Einsichten aus früheren Zeiten her zu sehr überzeugt, als daß es nicht dem talentvollsten Oberfeldherrn seiner Zeit das unbedingteste Vertrauen hätte schenken sollen, und dieser tröstete sich endlich mit der Sentenz Swift's, „daß der Tadel die Steuer sey, welche ein ausgezeichneter Mann dem Publikum für seine Leistungen entrichte.“

*) Ein Hafen der Insel Wight.

Unter den vielen Thorheiten und Pasquillen des Tages schrieb man dem folgenden Epigramm, welches wir indeß weder seiner Pointe, noch seiner Versification wegen, noch überhaupt als merkwürdig bezeichnen wollen, einen etwas höheren Werth zu:

Als vor dem siegenden Cäsar die Gallischen Krieger erlagen,
Reichten als Thatenbericht jene drei Worte ihm hin.*)
Doch noch kürzer Lord Howe: er faßt es in einem zusammen:
Alles, was er vollführt, schildert das einzige „sah“.

Aber die Lorbeern, welche die Stirne des alten Helden schmückten, hatten schon zu tiefe Wurzeln geschlagen, als daß sie ihm von der plumpen und muthwilligen Hand solcher Stribenten hätten entrissen werden können. Lord Chatham, ein Staatsmann, nicht durch solches Geschrei zu bethören, dachte auch nicht einen Augenblick daran, Howe's Ausscheiden aus dem Dienste zuzugeben, als er, auf seine Schwächlichkeit und sein Alter gestützt, diese Erlaubniß suchte. Was die Kanal-Flotte nachmals unter seinem Befehl leistete, kann vollkommen darthun, wie wenig das öffentliche Geschrei jener unwissenden Tadelsucht gerechtfertigt war, und wie sehr richtig der große Chatham es beurtheilt hatte.

Mannigfaltiges.

— Ein Mentor auf der Reise. Für die reiselustigen Engländer hat die bekannte Miß Martineau eine eigene Art von Handbuch herausgegeben, aus welchem sie lernen sollen, wie in fremden Ländern die Sitten und Gebräuche der Völker mit Nutzen zu studiren seyen. Das Buch schließt sich, dem Haupttitel nach**), einem vor zwei Jahren in derselben Verlagshandlung erschienenen Handbuche der Geologie von De la Beche***) an und soll auch noch mehrere ähnliche Nachfolger in den Gebieten der Erdkunde, der ländlichen Oekonomie, der Kunstbeobachtung u. s. w. erhalten. Miß Martineau setzt in ihrem neuen Werke zunächst aus einander, welche moralische Eigenschaften und welche Vorkenntnisse man besitzen muß, wenn man seine Reisen mit Nutzen unternehmen und seine Beobachtungen nicht umsonst machen will. Hier tritt nun freilich der eigene Umstand ein, daß der Reisende entweder diejenige philosophische Bildung besitzt, die die Verfasserin als nothwendig darstellt; — dann braucht er aber auch ihr Buch nicht, denn er wird eben so gut wissen, wie es hier gedruckt ist, was angemessen auf Reisen sey und was nicht; oder er besitzt jene Bildung nicht, er ist so Einer von den vielen tausend eingebildeten Tröpfen, mit denen England jährlich den Kontinent überschwemmt und namentlich den schönen Rheinstrom zum Peinstrom macht, — und dann ist das Buch gewiß überflüssig, denn noch hat kein guter Rath in der Welt aus einem Thoren jemals einen Weisen gemacht. Indessen kann das Werk der Miß Martineau auch ohne seinen didaktischen Zweck sich geltend machen. Es stellt auf recht anziehende Weise in seiner zweiten Abtheilung die Momente zusammen, an die sich der scharfsinnige Reisende zu halten hat. Insbesondere verweist sie auf die Frauen, deren Zustand ihr das Barometer der socialen Bildung in allen Ländern ist. Ferner macht sie darauf aufmerksam, die Spiele der Kinder zu beobachten, auf die Gespräche der bejahrten Leute zu hören, die sich dessen rühmen, was sie im Leben vollbracht, und endlich legt sie auch auf Volkslieder einen großen Werth, — Alles jedoch cum grano salis, wie es sich wohl von der praktischen, auf romantische Ideen nicht leicht eingehenden Engländerin von selbst versteht.

— Italiänische Preis-Aufgabe. Die Akademie von Turin hat einen Preis von 1000 Lire für den Verfasser des besten Werkes zur Belehrung der Jugend ausgesetzt, die sich nicht den höheren Studien widmet. Es soll dieses Werk in populairer Weise eine Darstellung aller Verhältnisse des bürgerlichen Lebens, in ihrer Beziehung sowohl zum Staate als zur Kirche, zur sittlichen und zur physischen Welt liefern. Daher soll einerseits eine Beschreibung der Kirchen-Administration, der priesterlichen Hierarchie, der Klöster und Wohlthätigkeits-Institute, und anderseits eine genaue Statistik des Landes und der Einwohner, ihrer Gewerbe und ihres Handels im Inlande sowohl als im Auslande, des Unterrichts in der Kunst und in der Wissenschaft u. s. w. gegeben werden. Endlich wird eine Belehrung über die Treue und den Gehorsam erwartet, den jeder Unterthan den Landes-Behörden schuldig ist, so wie über die Belohnungen, die schon in dem Bewußtseyn eines sittlichen und ruhigen Lebenswandels zu finden sind. Das Ganze, in gutem und allgemein verständlichem Italiänisch abgefaßt, muß vor Ende Dezember 1839 bei der Akademie in Turin eingereicht werden.

*) Nämlich die bekannten drei Worte: „kam, sah, siegte“ (veni, vidi, vici). Die Lateinischen Verse lauten:

Cum Caesar Romae Gallos devicerat hostes,
Verba tria enarrant fortia facta duci.
Howe sua nunc brevius verbo complectitur uno,
Et „vidi“ nobis omnia gesta refert.

Die Englische Uebersetzung lautet:

When Caesar had the Roman foe subdued,
He told in three short words the deed was done;
Howe, with more silent modesty endued,
Relates concisely what he „saw“ in one.

**) How to observe. (Wie man beobachten soll.) Morals and Manners. By Harriet Martineau. London, Charles Knight et Co., 1838.

***) Ins Deutsche übersetzt von Dr. Rehbock. Berlin, Veit u. Comp., 1838.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 99. Berlin, Freitag den 17. August 1838.

Frankreich.

Zur Psychologie.

(Aus einer vom Professor Adolph Garnier in der Französischen Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften gehaltenen Vorlesung.)

Die Psychologie ist eine auf Beobachtung gegründete Wissenschaft; sie kann also nicht an Einem Tage vollendet werden; sie ist ähnlichen Phasen unterworfen, wie die Physik, die Chemie und die Naturgeschichte. Jedes Viertel-Jahrhundert bringt ein neues Prinzip in die Physik; die Chemie, eine kaum begründete Wissenschaft, hat schon verschiedene Metamorphosen erfahren; die Classificationen wechseln in dem Maße, als man in den Erscheinungen bedeutendere charakteristische Unterschiede entdeckt, und eine neue Theorie erschüttert heutiges Tages vor unseren Augen das ganze Gebäude der Naturwissenschaften.

Die Psychologie wird also auch von einer Epoche zur anderen sich umgestalten, sey es nun, daß man einige bis jetzt unbemerkte Elemente der menschlichen Natur entdecken sollte, — sey es, daß die schon bekannten Elemente anders klassifizirt werden.

Freilich wird das Feld der Wissenschaft nicht von allen Händen gleich tief und in gleicher Ausdehnung angebaut; es giebt einzelne hochbegabte Menschen, die so gewaltige Räume dieses Feldes urbar machen, daß kommenden Generationen nur da und dort ein unscheinbarer Theil zum Anbau übrig bleibt. In der Psychologie ist Thomas Reid ein solcher Kraftmensch gewesen. Die Originalität seiner Leistungen kommt uns besonders in seiner Beobachtung der affektiven Seelenkräfte recht lebendig zum Bewußtseyn. Er hat diese Seelenkräfte in drei Klassen getheilt: die mechanischen, die animalischen und die rationalen, und was er Instinkte, Gewohnheiten, Gelüste, Begierden und Affekte nennt, ist von ihm unter jene drei Rubriken gebracht worden. Ohne Zweifel läßt sich gegen seine Systematisirung Manches einwenden; aber wenn auch dermaleinst etwas ungleich Befriedigenderes an ihre Stelle getreten ist, so werden künftige Forscher doch öfter auf dieselbe zurückkommen. So bedienen wir uns in der Naturgeschichte, trotz Jussieu's siegender Classification, täglich noch der Bezeichnungen Linné's und selbst Tournefort's; und wirklich ist die Terminologie dieser Letzteren auf Untersuchungen gegründet, die zu viel objektive Wahrheit haben, als daß sie jemals ganz ungültig werden könnten.

In das Verzeichniß der affektiven Seelenkräfte, welches Reid giebt, möchte ich drei Prinzipien eingetragen wissen, von denen die beiden ersten, obgleich mit Instinkten nahe verwandt, als Ergebnisse des Vernunftgebrauchs betrachtet werden, das dritte aber, wie mir scheint, noch gar nicht in sein wahres Licht gestellt worden ist. Diese drei Prinzipien sind: die Todesfurcht, die Schamhaftigkeit und das Lachen. Widmen wir zunächst dem ersten dieser drei Prinzipien unsere Aufmerksamkeit. Thomas Reid gedenkt des instinktmäßigen Mißbehagens, das gewisse physische Gegenstände in uns erregen, z. B. ein plötzlicher Lärm oder Schrei, ein tiefer Abgrund, der Verlust des Gleichgewichtes, eine öde Landschaft, ein dichtes, nächtliches Dunkel, eine unbekannte Erscheinung, ein scheußlich aussehendes Thier. Solche Gegenstände erzeugen eine plötzliche Regung, der das ausdrucksvolle Wort Furcht sein Daseyn verdankt. Die unangenehme Empfindung wirkt natürlich auf unsere Induction und weckt in uns die Idee einer Gefahr. Man hat behauptet, die Furcht der Kinder, wenn sie im Finstern sind, gründe sich auf die Mährchen der Ammen, in denen alle Gespenster zur Nachtzeit ihr Wesen treiben; man hätte sich aber zuvor fragen sollen — wie Herr Cousin geistreich bemerkt — warum denn die Mährchen-Erzähler ihre Gespenster nur in der Nacht erscheinen lassen? Beobachten wir unsere Kinder sorgfältig, so wird uns nicht entgehen, daß Finsterniß und Einsamkeit ihnen schon zuwider sind, ehe noch ihr Geist die Mährchen fassen kann, von denen sie eingeschüchtert werden sollen.

Gewisse Thiere stimmen uns ohne Grund, ja sogar wider alle Vernunft, zu Furcht und Grausen. Mancher, der eben aus einer naturgeschichtlichen Vorlesung kommt, wo man ihn über die außerordentliche Reinlichkeit und vollkommene Unschädlichkeit der Spinnen unserer Klimate belehrt hat, wird sich doch nicht überwinden können, die große Kreuzspinne, die er auf seinem Heimwege an einem Kellerloche langsam sich bewegen sieht, auch nur mit der Fingerspitze zu berühren; und der unerschrockenste Feldherr dürfte sich's wohl nicht ohne Grauen bewußt seyn, wenn er nach erfochtenem Siege in Gesellschaft einer Kröte unter seinem Zelte schlafen müßte. Während der Naturforscher uns bis zur Evidenz bewiesen hat, daß die gemeine Natter ein ganz harmloses Thier ist, werden wir doch alle unsere Standhaftigkeit aufbieten müssen, um die unvermuthete Nähe des glänzenden, in unheimlichen Windungen über das Gras hingleitenden Geschöpfes ertragen zu können. Auch sehen wir, daß der Drache, ein aus Schlange und Kröte zusammengesetztes Ungeheuer, in den Sagen jeder Nation als furchtbarer Hüter von Schätzen oder als natürlicher Feind des menschlichen Geschlechtes erscheint.

Zu diesen unmittelbaren, auf keine Ueberlegung gegründeten Befürchtungen gehört nun, meines Bedünkens, auch die Scheu vor dem Tode. Was uns an das Leben fesselt — so sagt man — das ist der freundliche blaue Himmel, die Reinheit der Luft, die lachende Frische der Felder, die Gesellschaft theurer und mitfühlender Wesen. Es kann allerdings nicht geleugnet werden, daß diese Ursachen unsere Todesfurcht bedeutend verstärken; aber man findet auch so viele Unglückliche, die auf Lebenszeit im finsteren Kerker schmachten müssen und doch am Leben festhangen. Das unerforschte Jenseits erscheint ihnen finsterer und öder, als ihre diesseitige Behausung; der Instinkt kämpft gegen die Reflexion; denn diese zeigt uns, daß der Tod entweder ein Zustand absoluten Nichtseyns ist oder zu einem neuen Leben führt, welches für den Schuldigen selbst durch aufrichtige Reue glücklicher werden kann. Wir sind also hier in demselben Falle, wie wenn wir eine angeborene Scheu vor gewissen Thieren überwinden sollen. Auch gilt der Tod allgemein für das größte der Uebel und ist in den peinlichen Gesetzbüchern als die härteste Strafe eingetragen.

Aber — so wird man einwenden — der unglücklichste Sterbliche behält doch immer etwas Hoffnung, und dieser dünne Faden hält ihn am Leben fest; auch hat die Religion den Selbstmord gebrandmarkt. Wie kommt es aber, frage ich dagegen, daß, wenn der Tod dem Menschen gleichsam ins Auge schaut, die innigste religiöse Ueberzeugung und die zuversichtlichste Erwartung eines künftigen besseren Lebens einen augenblicklichen Schreck nicht abwehren können, daß es die schwerste Pflicht eines Priesters ist, selbst dem Gerechten in diesem Augenblicke Muth einzuflößen?

Vor ungefähr funfzehn Jahren erschien die Erzählung eines Schiffbruchs im Indischen Meere. Die Passagiere des Schiffes gehörten größtentheils zur Sekte der Methodisten, die wegen ihres Glaubenseifers und ihrer Verachtung der irdischen Güter so berühmt geworden. Wir theilen aus diesem Berichte folgende Stelle mit: „Ein junger Mann, dessen echte Frömmigkeit und früh entwickelte Geisteskraft ich nicht genug rühmen kann, fragte mich (den Capitain) in ruhigem Tone, was ich von unserer Lage dächte, und ich antwortete ihm, wir müßten darauf gefaßt seyn, schon in der bevorstehenden Nacht im Schoße der Ewigkeit zu ruhen. Ich werde nie den Ton der Stimme vergessen, womit er, meine Hand drückend, mir entgegnete: „„Mein Herz ist voll des Friedens Gottes, und doch bangt mir sehr vor diesem letzten Kampfe, obschon ich weiß, wie abgeschmackt diese Furcht ist.““

Auch mußte uns Gott, da wir nun einmal auf dieser Erde leben sollen, durch eine natürliche Scheu gegen die Versuchungen des Todes waffnen. Bei dem geringsten Uebergewicht der Trübsale verwirrt sich unser Geist, wir verzweifeln an unserer Zukunft, wir fassen einen Widerwillen am Leben und würden es wie eine Last abwerfen, wenn es nicht mit natürlichen Banden an uns geknüpft wäre. Der Selbstmord würde eine Regel seyn und keine Ausnahme.

Diese Liebe zum Daseyn erstarkt in uns mit den Jahren und in dem Maße, als wir dem verhängnißvollen Ziele näher rücken. Die Jugend verschwendet ihr Leben, das reife Alter geht haushälterisch damit um, das Greisenalter geizt mit demselben. Der junge Mensch verlacht den Tod als einen Feind, der noch fern ist. Der Greis vermeidet sorgfältig Alles, was ihn nur an den Tod erinnern kann. Er folgt ungern einem Leichenzuge, er scheut den Weg zum Gottesacker und verweilt nie lange an einem Grabe, wenn es nicht das Grab seiner Kinder ist.

Es scheint mir demnach, daß man die Scheu vor dem Tode als eine natürliche und unmittelbare Regung betrachten müsse, da selbst die Gewalt der Reflexion ihr weichen muß.

(Schluß folgt.)

Campagne de Constantine de 1837. — Von Dr. C. Sedillot. 5 Sh.
Etudes Allemandes; Guillaume Tell, drame de Schiller. Par J. Malhauser (de Genève). — 7 Fr.
Le chevalier Robert. — Von C. Didier. 2 Bde. 15 Fr.
Le cycle des jours chrétiens en France. Chroniques et légendes. — Von Delandine de St. Esprit. Erster Bd. 4 Fr.
Esquisse de l'industrie et du commerce de l'antiquité. — Von Henri Richelot. 7 Fr.
Ornemens classiques exécutés d'après les peintures originales de Jules Romain et de ses élèves. — 4. 15 Fr.

England.

Die periodische Literatur unter der Königin Anna, oder Richard Steele und seine Zeit.

(Schluß.)

Dieselbe Leichtigkeit, dasselbe Sichgehenlassen, das Steele's Gedanken charakterisirt, findet sich auch in der Form seiner Schriften; daher ist auch so wenig Prätension in seiner Darstellung, daß die tiefsten Bemerkungen nur leise hervortreten und oft ganz beiläufig und zufällig aussehen und ihr wahrer Werth nur von denjenigen erkannt wird, welche ihn viel gelesen haben, bis ihre vertraute Bekanntschaft mit seiner Denk- und Schreibweise auf das, was er so sorglos hinwirft, das rechte Licht fallen läßt. Bei den meisten Schriftstellern, deren wahrer Werth nicht erkannt wird, rührt dies von einer gewissen Schwierigkeit im Ausdruck her, bei Steele dagegen umgekehrt von einer zu großen Klarheit; es ist Alles so deutlich und offen daliegend, daß man gar nicht ahnt, es stecke vielleicht etwas Tieferes darin, wenn wir uns nur die Mühe geben wollten, noch ein wenig darüber nachzudenken.

Noch wollen wir auf eine ganz besondere Kraft Steele's in jenen fast dramatischen Partieen hinweisen, wo er seine kleinen Gruppen in Kaffeehäusern, in Familienzirkeln oder in seiner Wohnung versammelt und uns die Leute auf eine Weise vorführt, daß wir sie im Nu kennen, als wenn sie uns selbst begegnet wären, und sie, nicht etwa wie in Büchern, sprechen läßt, sondern als wäre jedes Wörtchen nach der wirklichen Unterhaltung wiedergegeben. Diese plastische Treue in der Schilderung zahlloser Charaktere jeder Art konnte nicht durch bloße Zeichnung erreicht werden. Es sind dies keine Skizzen: es sind echte, leibhaftige Männer und Frauen. Wir sind mit ihnen und ihrem ganzen Leben bekannt. Wir wissen Alles, was sie zu sagen haben. Wir sind im Stande, ihre Motive darzulegen, ihre Zweifel zu durchschauen, ihre Einwände zu beantworten, wir können ihnen rathen, was sie zu thun haben, und ihr Schicksal vorhersagen. Mit den Briefen, die einen so bedeutenden Theil dieser Blätter bilden, ist es eben so. Jeder Fall ist aus dem Leben. Der Korrespondent berichtet offenbar Thatsachen, die sich auf seine Verhältnisse beziehen und zu seiner Kenntniß kommen. Es thut Steele's Verdienst in dieser Hinsicht keinen Eintrag, daß viele von den Briefen wirklich ächt sind (einige darunter sind seine eigenen Liebesbriefe an Miß Scurlock, die seine zweite Frau wurde), und daß viel von dem Spott und Geklatsch auf Thatsachen gegründet ist und Parteien betrifft, die wohl bekannt sind; denn dieselbe Wahrheit geht durch das Ganze hindurch.

Um einen anschaulichen Begriff von seiner Manier zu geben, wollen wir noch einige charakteristische Stellen aus seinen Schriften citiren, von denen die erste zeigen wird, wie vortrefflich er in den romantischen Humor eines schüchternen und verzweifelnden Liebhabers eingehen kann; denn ein solcher ist Lord Hinchinbroke, der Cynthio im Tatler, den Steele eines Abends im Chokoladenhause sprechen hörte in folgendem Stil:

„Ja", sagte er, „so viel ich davon weiß, nur geschicktes Liebäugeln kann eine Frau kirren; aber freilich jeder Lump versteht das nicht. Gegen zwanzig, die beredt sprechen, funfzig, die tapfer schlagen, und tausend, die einer Dame die Cour machen können, werdet ihr nur einen finden, der mit Geschick ansehen kann. Es gehört ein ganz besonderer Verstand dazu, wenn einer die Sprache ihrer Augen auf die seinigen beziehen soll, während seine eigenen nicht zu schnell und oft mit ihr sprechen dürfen; wie z. B. im Theater in den Zwischenakten, wenn Beau Frisk auf der Bank stehend Lindamira gerade ins Gesicht sieht und ihre lieben Augen rund herum suchen, um dem Anstarren des Maulaffen auszuweichen, bis sie dem wachsamen Blick ihres wahren Liebhabers begegnet und sieht, wie sein Herz, im Dienst ihrer Reize, auf einen zweiten Wink ihrer Augen wartet, um ihr zu antworten." Hier lachte die Gesellschaft, doch er ließ sich nicht stören: „Auch ist dieses Lauschen keine Sklaverei, wenn ein Mann dadurch ermuthigt wird und ihr Auge ihm oft begegnet; denn nach einem Abend der Art und nach der Wiederholung vier bis fünf bedeutsamer Blicke auf ihn kehrt der Selige in seine Wohnung zurück mit tausend und aber tausend lieblichen Bildern und Aussichten im Kopfe. Ein freundlicher Blick von Lindamira ist im Stande, all' die reizenden Ebenen, die grünen Felder, Haine, Berge, Flüsse und Landschaften, die er je früher im Gemälde, in der Beschreibung oder im wirklichen Leben angeschaut, seiner Phantasie wieder vorzuzaubern, nur mit dem Unterschied, daß er sie jetzt mit den Augen eines seligen Liebhabers betrachtet, wie früher nur mit denen eines Alltagsmenschen. Ihr lacht, meine Herren, aber vergleicht nur einmal eure gute Laune mit eurer schlechten, und ihr werdet finden, daß die Art, wie alle äußere Gegenstände euch affiziren, nicht von ihrer eigenen Natur abhängt, sondern von der Stimmung, in der ihr seyd, ihre Eindrücke in euch aufzunehmen. Um wie viel mehr erst muß Alles, was vor seinem Blick vorübergeht, einen Mann entzücken, der von glücklicher Liebe beseligt ist, von glücklicher Liebe, die da ist eine Harmonie von sanfter Neigung, munteren Wünschen und hoffnungsvollen Entschließungen."

Wir wünschten, dieser Rhapsodie Herrn Bickerstaff's väterliche Unterhaltung mit seiner Schwester Jenny über ihre Ehe beifügen zu können. Sie steht im achtundfunfzigsten Blatt des Tatler und giebt eine schöne Probe von Steele's Lebensweisheit und Gutherzigkeit. Doch eine kurze Stelle aus dem Guardian mag des Kontrastes halber folgen:

„Die alte und fromme Wittwe meines Freundes Sir Ambrose Lizard hat sich eine Zeit lang von der Unterhaltung zurückgezogen und nimmt nur die Besuche ihrer eigenen Familie an. Alte Leute erinnern sich bekanntlich am besten der Dinge, die zu einer Zeit, wo ihr Gedächtniß in voller Kraft und Blüthe war, ihre Gedanken beschäftigten, und diese Bemerkung bewährt sich ganz besonders an der guten Dame und mir, wenn wir beide mit einander plaudern. Ich gehe am liebsten dorthin, wenn ich eine Beängstigung oder Ermüdung vergessen will, die bei irgend einer augenblicklichen Sorge oder einem Geschäft mich überfallen. Man sagt, daß bei solchen Gelegenheiten eine kleine Zerstreuung dem Geist wohl thut; aber es giebt eine Art Kummer, in der ich einen Trost finde, welcher meine Kräfte stärkt und den Geist erhebt, mehr als alle Vergnügungen. So wie wir zusammen sind, springen wir schnell über die Verfälle des Tages hinweg und versetzen uns im Nu in jene Zeiten, die wir allein gut nennen; die Begebenheiten der Tage, wo wir in der Blüthe waren, mit den Gesichtern, dem Anstand und Humor, der so weit Alles, was sich jetzt der Art sehen läßt, übertrifft, treten vor unsere Erinnerung und fast unmittelbar vor unsere Augen. Auch das Andenken an einen Freund, der mir mehr als Bruder, an einen Gatten, der ihr theurer als das Leben war, erneuert sich; nach Gesprächen der Art über diesen theuren und würdigen Mann geht sie meist in ihr Kabinet und ich an die Abfertigung eines nothwendigen Geschäfts, das die Reste oder vielmehr die zahlreichen Nachkommen meines edlen Freundes betrifft. Ich bin, ich weiß nicht wie, von dem abgekommen, was ich über diese Dame sagen wollte; es war dies, daß sie in eine bessere Welt hinübergegangen; und ich erwähne sie nur darum, weil sie der Gegenstand inniger Verehrung ist bei allen, die von ihr abstammen, deren Benehmen gegen sie Anderen ein Beispiel seyn und der ganzen Jugend zeigen mag, daß eine Zeit kommt, wo die Alten alle Arbeiten des Lebens überstanden haben und wo dann die Jungen an der Reihe sind, ihre schönsten Pflichten gegen sie in Ausübung zu bringen."

Hören wir jetzt seine Schilderung der „Zierbengel" jener Zeit, deren Narrheiten uns zeigen, daß in gewisser Hinsicht das Erkünstelte in den Sitten sich eben so wenig ändert, als die natürlichen Prinzipien in uns, und daß der Satiriker aus den Tagen der Königin Anna die fashionabeln Leute unserer eigenen nicht minder züchtigt.

„Ich erinnere mich, vor fünf Jahren war es Mode, schlecht zu sehen. Niemand hätte eine Bekanntschaft gegrüßt, wenn er sie nicht vorher mit seinem Glase untersuchte. Beim Eintritt einer Dame ins Theater richteten sich die Gucker sogleich auf sie aus jedem Winkel des Parterre und der Logen. Doch diese Schwäche ist vorüber, die Zeit hat ihr Gesicht wiederbekommen; aber an die Stelle der Blinden sind die Lahmen getreten, und ein artiger Hinkfuß ist jetzt eine Schönheit. Ein Stock gehört jetzt zur Toilette eines Fants, und zwar trägt er ihn an einem Knopfe, damit man nicht glaube, er brauche ihn wirklich oder sey in der That ein Krüppel, und nicht bloß der Mode halber. Ich habe mich vergebens bemüht, den Grund dieser Eitelkeit aufzufinden. Ich habe einmal von einem Gaskogner-General gehört, der von dem glücklichen Vorbeistreifen einer Kugel an seinem Steigbügel Gelegenheit nahm, sein ganzes Leben hindurch zu hinken. Doch bei unseren friedlichen Krüppeln sehe ich nichts, was sie zu solchen Schritten bewegen könnte, außer es glauben vielleicht Einige in diesem kriegerischen Zeitalter, ein Stock komme in der Ehre gleich hinter einem hölzernen Bein. Diese Affectation hat auch ihre Wanderungen von einem Gliede zum anderen gemacht. Ehe das Hinken an die Reihe kam, erinnere ich mich an eine Art Stammler, feinerzogene Personen, die eine besondere Antipathie gegen gewisse Buchstaben unserer Sprache hatten. Andere hatten ihren Modefehler in den Ohren und ließen Einen Alles, was man sagte, zweimal wiederholen." — Tatler, Nr. 77.

In einem älteren Blatte macht Steele den Leuten Vorwürfe wegen einer anderen Art, den Unerfahrenen in Verlegenheit zu bringen:

„Unter den vielen Diensten, für die meine Freunde mich in Anspruch nehmen, ist mir das Rathgeben am unangenehmsten; und ich muß dabei wirklich mit einer Art Kunst zu Werke gehen, denn manche Leute fragen Einen erst dann um Rath, wenn sie das, was nach ihrem Vorgeben noch der Berathung unterliegt, schon ausgeführt haben. Neulich hätte ich beinahe einen guten Freund verloren, der mich fragte, ob ich seine Absicht, Lady N. N. zu heirathen, billigte. „Nimmermehr", antwortete ich; „ich muß durchaus dagegen seyn, und das aus sehr guten Gründen, die sich nicht zur Mittheilung eignen." — „Nicht zur Mittheilung eignen!" rief er mit ernster Miene, „was bedeutet das? ich muß den Grund davon wissen." Ich merkte bald seine Aufregung und erkannte daraus, daß es schon zu spät sey; daher mußte ich ihm aus mit den Worten: „Die Wahrheit zu gestehen, liebe

Frank, sie ist die einzige unter allen lebenden Frauen, die ich für mich haben möchte." — „Isaac", sagte er, „Du kommst zu spät, wir sind in diesem Monat ein Paar geworden."

Es giebt Leute, die Einen nur darum um die Meinung fragen, weil ihnen das Herz von dem Gegenstand ihrer Sorge übervoll ist, nicht aus Sehnsucht nach Belehrung. Nichts ist leichter, als das herauszufinden, was der Mann am liebsten möchte; und daher thut man am besten, ihm zu sagen, daß eben dies das Rathsamste sey. Dann wird man für deutlich und positiv gepriesen. „Wahrhaftig, Herr, da braucht man weiter nicht zu fragen!". Wer ihm diese Worte sagt, der gewinnt sein ganzes Herz; denn er macht zugleich seiner Klugheit ein Kompliment und schmeichelt seinen innersten Wünschen." — Tatler, Nr. 25.

Wem diese Blätter eigentlich ihren Ruf über ihre eigene Zeit hinaus verdanken, das ist Addison; doch hier können wir seiner nur erwähnen in Betreff der Freundschaft, die zwischen ihm und Steele bestand. Angefangen ward zwar der Tatler, ohne daß Addison das Geringste von dem Plan hörte, und Steele wußte sein Geheimniß so gut zu bewahren, daß sein Freund nur ganz zufällig seine Autorschaft erfuhr, indem er in den Blättern auf einen eigenen Ausspruch über Virgil stieß, den Steele von ihm gehört. Doch es dauerte nicht lange, so traten sie als periodische Schriftsteller in eine Verbindung, die sowohl in ihrem eigenen Leben als in der Englischen Literatur Epoche machen sollte. Wir sehen hier zwei ausgezeichnete Männer von gleichem Alter, die sich zu einem Zweck verbinden ohne Eifersucht oder Mißtrauen gegen einander; der Eine unvorsichtig und vorschnell, doch empfänglich und dankbar für die Zurechtweisung seines Freundes; der Andere schüchtern und zurückhaltend, unter der Verantwortlichkeit seines Freundes die Stadt mit manchem Scherz, mancher Persönlichkeit und Karrikatur unterhaltend, deren Verantwortung er für sich selbst zu übernehmen gewiß nicht sehr geneigt gewesen wäre. Steele nimmt auch seine Hülfe mit einer fast romantischen Dankbarkeit an. Indem er von Addison's Diensten spricht, sagt er: „Er verwaltete sein Amt mit so viel Geist, Humor und Gelehrsamkeit, daß es mir wie einem unglücklichen Fürsten ging, der einen mächtigen Nachbar zu Hülfe ruft; ich wurde durch meinen Bundesgenossen eine Null. So wie ich ihn einmal hineingerufen hatte, war ich ganz von ihm abhängig."

Doch war Addison nicht allein Steele's Mitarbeiter. Er wurde von sehr verschiedenen Seiten unterstützt. Zuweilen bekam er von anderen Freunden oder unbekannten Personen wichtige Winke vermittelst des Briefkastens. Außerdem nahm er ganze Artikel auf von mehreren der besten Schriftsteller seiner Zeit, unter denen wir keine geringere Namen finden, als Swift, Parnell, Berkeley, Young, Pope und Gay. Trotzdem muß man nicht glauben, daß Steele als Redacteur nicht ein sehr fleißiger Arbeiter war. Den Tatler und Guardian hatte er ganz unter sich, und vom Spectator sind zwei Fünftel der Blätter in den ersten sieben Bänden, den einzigen, in denen wahrscheinlich Artikel von ihm zu finden sind, aus seiner Feder. — Noch ein Wort von dem Honorar, das er seinen Mitarbeitern zahlte und dessen Kenntniß der Vergleichung halber nicht ohne Interesse wäre. Wir nennen unsere Zeit die günstigste für Journalisten, doch möchten wir kaum damit Recht haben, wenn Steele Alle so gut bezahlte, wie Berkeley, dem er für jedes Blatt, das er dem Guardian einsandte, nicht weniger als eine Guinee und ein Mittagbrod gab; dabei muß man wissen, daß die Nummern dieser Zeitschrift viel kleiner sind als die des Tatler. So einträglich war der Erlös dieser Blätter, daß Steele selbst hätte reich werden können; aber weder die öffentliche Gunst, noch Privatfreundschaft, weder das Vermögen seiner Frau, noch seine glänzenden Erfolge waren im Stande, ihn reich zu machen. Steele wußte wohl, über die Unbesonnenheit Anderer zu ihrem Besten zu moralisiren, aber mehr vermochte er nicht.

Noch einmal, diese periodischen Blätter verdienen in verschiedenen Rücksichten das Interesse der Gegenwart. Sie sind ohne Zweifel sehr bedeutend wegen ihres literarischen Werths und Einflusses, wegen der trefflichen Moral und Lebensweisheit, die sie lehren, und vorzüglich auch als beständige Unterhaltungs-Lektüre. Aber am merkwürdigsten sind sie als ein Denkmal ihrer Zeit, als ein Theil der Englischen Alterthümer. Sie bilden nicht sowohl eine Geschichte, als eine Reihe von Zeitbildern. Sie lassen uns, wie in einem Zauberspiegel, das tägliche Leben und Treiben in England vor hundert Jahren sehen: die Menschen und ihre Kleidung, die Stände, die Theater, die Gewerbe, das Innere der Privatwohnungen, die herrschenden Ansichten über Erziehung und Kritik. Wir werden mit allen Verhältnissen des damaligen Lebens, den verschiedenen Bestrebungen, Meinungen, Moden, Narrheiten und Lastern der Zeit vertraut. (N. A. R.)

Edward Jenner's Leben *).

Der Name Jenner's, dessen Lebensgeschichte wir jetzt von der Hand eines seiner Schüler in England erhalten, knüpft sich an eine der wichtigsten Entdeckungen in der medizinischen Wissenschaft; die Geschichte seines Lebens ist auch die der Kuhpocken-Impfung. Sollen wir die Ansprüche Einzelner auf den ewigen Dank der späteren Generationen nach dem wirklichen Verdienste ermessen, das sie um die Welt gehabt, so würden wir kaum ein Individuum nachweisen können, dessen Andenken allen civilisirten Nationen werther seyn müßte, als das Edward Jenner's. Die so eben erschienene Schrift ist, als medizinisches Memoire, eines der schätzbarsten Werke dieser Art, die Englands Literatur aufzuweisen hat. Sie erzählt nicht bloß sämmtliche Ereignisse aus Jenner's Leben, — die an sich von keiner großen Bedeutung sind — sondern sie entwickelt uns mit äußerster Genauigkeit alle Kämpfe, die er zu bestehen gehabt, um seine Lehre zu begründen, berichtet über alle Streitigkeiten, in die er sich verwickelte, enthüllt uns das innere Wirken der Zweifel, der Eifersüchteleien und Intriguen seiner Berufs-Genossen und umfaßt eine sehr große Korrespondenz, die nicht nur den Haupt-Gegenstand des Werkes besser darstellt, sondern auch auf viele öffentliche Charaktere Licht wirft.

Edward Jenner wurde im Mai 1749 zu Berkeley in Gloucester geboren, wo sein Vater ein Geistlicher war. Als Knabe zeigte er große Liebe zur Naturgeschichte. Nach zurückgelegtem Schul-Unterricht kam er in die Lehre eines ausgezeichneten Wundarztes bei Bristol und von da zwei Jahre lang zu dem berühmten John Hunter in London. Die Originalität und Selbstständigkeit, welche den Ersteren charakterisirten, machten einen tiefen Eindruck auf seinen Schüler, und Beide knüpften eine innige Freundschaft, die in späteren Jahren zu einer ununterbrochenen Korrespondenz führte. Um jene Zeit kam Capitain Cook von seiner ersten Entdeckungs-Reise zurück, und Jenner ordnete die von Joseph Banks mitgebrachten werthvollen Natur-Produkte mit so viel Sachkenntniß, daß er ein Anerbieten erhielt, die nächste Expedition als Naturforscher zu begleiten. Allein der junge Mann lehnte dieses Anerbieten ab, weil er bereits fest entschlossen war, in seinem Geburtsorte sich niederzulassen.

Jenner zeigte sein ganzes Leben hindurch wahre Begeisterung für den gewählten Beruf. Wie andere große Männer, hatte auch er in seiner Jugendzeit eine poetische Ader, die zuweilen in ganz artigen Gelegenheits-Gedichten ihr Daseyn kund that; aber bald wendeten sich alle seine Geisteskräfte nur der Heilkunde zu. Im 39sten Jahre heirathete er Miß Katharina Kingscote, eine Dame aus alter Familie, die ihm ein Jahr darauf seinen ältesten Sohn schenkte.

Der chirurgischen Praxis müde und entschlossen, einem Zweige derselben auf jeden Fall hin zu entsagen, bewarb sich Jenner im Jahre 1792 um den Grad eines Doktors der Medizin am St. Andrew-Kollege, den er auch sofort erlangte. Jetzt fuhr er mit seinen schon angefangenen Entdeckungen in der Vaccination emsig fort und vollzog im Jahre 1795 die erste Einimpfung der variolae vaccinae. Bald darauf erschien seine „Inquiry", der erste große Schritt seines Lebens, ein Buch, welches die Aufmerksamkeit aller Zeitgenossen erregte.

Die erste Veranlassung zu der großen Entdeckung wird also beschrieben. Während Jenner bei dem Chirurgen Ludlow in Sudbury unweit Bristol in der Lehre war, kam eines Tages eine junge Bäuerin und fragte um ärztlichen Rath. Das Gespräch fiel in ihrer Gegenwart auf die Pocken, und die Patientin bemerkte sogleich: „Diese Krankheit kann ich nicht bekommen, weil ich Kuhpocken gehabt habe." Dies war Volksglaube in jenem Distrikte. Die Aeußerung der Frau machte einen tiefen Eindruck auf den jungen Jenner, und er grübelte von Stunde an darüber nach, bis er die Lehre begründet hatte, die seinem Namen Unsterblichkeit verlieh. Seine Entdeckung wurde anfänglich, wie die meisten übrigen Entdeckungen, mit Kälte und Mißtrauen aufgenommen; und es verdient als eine Merkwürdigkeit aufgezeichnet zu werden, daß, als Jenner, nach dem Erscheinen seiner „Inquiry", nach London ging, um die Kuhpocken dort heimisch zu machen, während seines dreimonatlichen Aufenthaltes daselbst kein Mensch von ihm sich impfen lassen wollte.

Jenner, der den Segen der Pocken-Impfung unter das Publikum bringen wollte, opferte dabei nicht bloß einen großen Theil seiner Praxis, sondern er wandte auch aus seinen eigenen Mitteln große Summen daran, daß das heilsame Präservativ nach allen Theilen der Erde verführt würde. Diese edle Uneigennützigkeit bestimmte einige seiner Freunde, die Sache vor das Parlament zu bringen; und auf ihren Rath überreichte Dr. Jenner im Jahre 1802 dem Unterhause eine Vorstellung, worin er die Vortheile seiner Entdeckung auseinandersetzte und um eine beliebige Remuneration anhielt. Die Sache wurde einem Ausschuß übergeben, und man stimmte endlich für die geringe Summe von 10,000 Pfund. Jenner hatte schon wenigstens 6000 Pfd. Strl. an seine Experimente verwendet.

Wenn aber dieser Wohlthäter der Menschheit in seinem eigenen Vaterlande keinen angemessenen Lohn seiner Verdienste fand, so hatte er wenigstens die Genugthuung, seine Entdeckung bald über die ganze Erde ausgebreitet zu sehen, von allen gelehrten Körperschaften und aus den entferntesten Gegenden schmeichelhafte Zeugnisse zu empfangen und das Lob der Entdeckung sogar in lyrischen Gedichten zu vernehmen. Selbst Coleridge hatte den Plan, die Pocken-Impfung zum Gegenstand eines Gedichtes zu machen. Sein Brief an Jenner, worin er diese Absicht mittheilt und um vollständige Belehrung bittet, ist sehr lesenswerth. Wir geben folgenden Auszug aus demselben:

„Nach reiflichem Nachdenken bin ich zu der Ueberzeugung gelangt, daß dieses Thema ungemein viel poetischen Stoff in sich schließt. O, wie sehr muß jeder wackere und tief fühlende Mann die Lobhudelei und die glattzüngige Falschheit verabscheuen, wär' es auch nur darum, weil sie unsere redlichsten Gesinnungen ent-

*) The Life of Edward Jenner with illustrations of his doctrines and selections from his correspondence. — Von Dr. John Baron. 2 Bände. London, 1838.

muthigt, wenn wir zu oder von denen sprechen, die wir in der That verehren und lieben, und dabei wissen, daß es unsere Pflicht ist, es zu thun — ich meine solche Menschen, die wir in uns tragen, als hätten sie Jahrhunderte vor unserer Zeit gelebt, weil wir überzeugt sind, daß noch Jahrhunderte nach uns alle brave und weise Männer ein Gleiches thun werden. Dies allein ist der echte Ruhm (fame) als Gegensatz des bloßen Rufes (reputation). Der Letztere ist, wie das Lateinische Wort sehr bezeichnend sagt, ein bloßes Wieder-Meinen (re-putare) dessen, was Andere gemeint — der Wiederhall irgend einer Grille oder unbegründeten Voraussetzung; der Erstere aber ist die wahre φημη (von φημι, ich sage), d. h., was die Edlen und Besseren sagen (ὃ φασιν οἱ καλοκἀγαθοί), die Edlen aller Zeiten — die untrügliche Entscheidung der Kirche Philosophie, von welcher keine Apellation mehr gilt. Ruf kann auch der Charlatan erwerben; aber nur mit dem Ruhme leben wir fort, unberührt von den Schwingen des Zerstörers Chronos. Der Ruf ist ein Tand, eine Seifenblase; der Ruhm aber ein würdiges Ziel der größten Menschen und seine Erwerbung eine hehre Pflicht für solche, die von der Vorsehung mit den erforderlichen Kräften ausgerüstet sind. Entschuldigen Sie diesen Erguß meiner Gefühle — es ist mir ein reicher Trost, daß noch bei meinen Lebzeiten Manches verwirklicht worden ist, was zu meinen lebhaftesten Wünschen gehörte — ja, was ich selber in meiner träumenden Muße mir geschmeichelt hatte, ausführen zu können — und daß es durch Männer verwirklicht worden, die ich gekannt und von denen mir Einige sogar persönlich lieb gewesen, wie Clarkson, Davy, Andrew Bell und Jenner."

Trotz aller schmeichelhaften Anerkennung waren Jenner's Privat-Angelegenheiten in keinem blühenden Zustande. Er hatte sich nach London begeben, wo er mit großen Kosten eine Impfungs-Anstalt unterhielt, die ihm nur ungefähr 350 Pfund jährlich einbrachte. Seine Verluste in den vier folgenden Jahren, bis er London wieder verließ, werden auf 6000 Pfund geschätzt. Von den 10,000 Pfund Sterling, die das Parlament ihm bewilligte, hatte er beinahe 1000 Pfund für Amts-Gebühren (official fees) hingeben müssen, ohne der Zögerung zu gedenken, womit man die Summe auszahlte. Seine Lage wurde jedoch sehr erleichtert, als er endlich eine neue parlamentarische Remuneration von 20,000 Pfd. Sterl. erhielt, und zwar dieses Mal ohne Abzüge für Gebühren.

Ehrenbezeugungen und zum Theil auch werthvolle Geschenke strömten ihm von der Zeit an aus allen Welt-Gegenden zu. Er empfing Dank-Adressen von fünf Indianischen Nationen und wurde Ehren-Mitglied des National-Institutes. Der Tod seiner Frau, seines Sohnes und seiner Tochter trübten den Abend seines Lebens, allein er fand wieder Trost bei dem Berufe, der ihm über alles Irdische ging, und von Zeit zu Zeit bei Lieblings-Studien, die er schon als Jüngling gepflegt. Der vortreffliche Mann starb 1823 in seinem väterlichen Hause zu Beverley an einem Schlagflusse.

Der Verfasser vorliegender Biographie giebt uns eine interessante Schilderung von Jenner's Persönlichkeit, Sitten und Lebensweise, aus der wir Folgendes mittheilen:

„Das Aeußere unseres Jenner war auf den ersten Blick nicht sehr ungewöhnlich; wer ihn aber nur wenige Minuten beobachtet hatte, dem konnten seine Eigenthümlichkeiten, die ihn vor jedem Anderen auszeichneten, nicht entgehen. Diese Individualität wurde um so auffallender, je länger man ihn kannte; und alle diejenigen Freunde, die ihn am längsten beobachtet, erklären einstimmig, es sey ein charakteristisches Etwas an ihm gewesen, das ihnen bei keiner anderen Person bemerklich geworden sey. Was einen Fremden zuerst für Jenner einnahm, das war sein schlichtes ganz ungezwungenes und doch feines Benehmen. Er besaß keinen Schatten von Anmaßung und eben so wenig von der Sucht, zu gefallen, oder mit falschem Schein zu imponiren. Sein edles Herz lag, ihm selber unbewußt, so offen zur Schau, daß Jeder ohne Ausnahme seine Gesinnungen lesen konnte."

„Jenner's ganze Lebensweise war mit der patriarchalischen Schlichtheit seines Inneren im vollkommensten Einklange; und vielleicht hat es noch nie einen Menschen gegeben, dem Prunk und Ceremonien unausstehlicher gewesen wären. Er mied, so gut es sich thun ließ, steife Gesellschaften und genoß gern im Umgang mit vertrauten Freunden jene gesellige Freiheit, die seiner Individualität allein zusagte."

„In seinen letzten Lebensjahren stand er des Morgens nicht allzu früh auf; doch verweilte er immer eine Zeit lang in seinem Studirzimmer, bevor er am Frühstück-Tische erschien. So oft er in London und in Cheltenham verweilte, pflegte er in dieser Früh-Stunde seine wissenschaftlichen und literarischen Freunde bei sich zu sehen. Einige kamen, um seine Unterhaltung zu genießen, Andere, um sich in ihrer Praxis seines Rathes zu erholen. In der Heimath fanden sich auch Vettern bis zum entferntesten Grade an seinem Frühstück-Tische ein; und fast jeden Tag wußte er seine Gäste mit einer pikanten und lehrreichen Mittheilung oder, in Ermangelung derselben, mit artigen Epigrammen, Wortspielen und anderen Scherzen zu unterhalten. Seine heitere Laune verließ ihn nur bei häuslichem Unglück oder körperlichen Leiden, und selbst als Greis wußte er sich noch dem Humor seiner jugendlichsten Gäste anzubequemen." — — —

„Der berühmte Fox kam während eines längeren Aufenthaltes in Cheltenham öfter mit Jenner in Berührung. Foxens Hausarzt, Moseley, hatte dem großen Staatsmann einen so fürchterlichen Begriff von den Kuhpocken beigebracht, daß er eines Tages Jenner mit komischem Grausen fragte: „Geben Sie mir doch einmal einen Begriff von Ihrer Operation, die so viel besprochen wird." — „Je nun", erwiederte Jenner, „es ist gerade so, als zerschnitte man eine Perle auf einem Rosenblatte." Diese eben so richtige als poetische Vergleichung gefiel Fox außerordentlich, und von der Zeit an war er dem Entdecker weit mehr gewogen."

Mannigfaltiges.

— Post-Defraudationen in England. Man geht jetzt in Großbritanien mit dem Plane um, das Briefporto im Inland auf ein Minimum, etwa auf 2 Pence (1½ Sgr.) für jeden Brief, gleich viel nach welchem Orte er bestimmt ist, herabzusetzen. Die Einnahme, so berechnet man, werde dadurch nicht kleiner, sondern größer werden, denn das niedrige Porto würde die Korrespondenz ungemein vermehren, ja sogar zu mancher neuen Branche des Briefverkehrs Anlaß geben, da z. B. jeder Kaufmann seine Preis-Courante, jeder Buchhändler seine Bücher-Ankündigungen, statt sie in die Zeitungen zu inseriren, allen denjenigen im Lande, bei denen es von Erfolg seyn kann, mit der Post frankirt zusenden würde. Ueberdies könne man annehmen, daß die zahlreichen Defraudationen, zu denen jetzt das theure Porto Anlaß gebe, dann ganz aufhören dürften. Und von welchem Umfange diese Defraudationen sind, wie systematisch sie betrieben werden, kommt jetzt eben bei den Untersuchungen, die das Parlament mit Rücksicht auf den neuen Vorschlag anstellt, an den Tag. Zunächst ist der Mißbrauch in Anschlag zu bringen, den die Parlaments-Mitglieder von der Vergünstigung machen, täglich die Portofreiheit von 15 ankommenden und 10 abgehenden Briefen zu genießen. Der Theilnehmer eines bedeutenden Banquierhauses, der zugleich Parlaments-Mitglied ist, spart auf diese Weise mindestens zweihundert Pfund Sterling jährlich. Ein anderer Mißbrauch wird damit getrieben, daß die Post für jeden Briefbogen, er mag noch so groß und schwer seyn, nur einfaches Porto erhebt. Manche schreiben nun sämmtliche Briefe, die sie nach demselben Orte zu expediren haben, auf einen Bogen, der so groß ist wie ein Blatt der Times, und tragen dann dem Adressaten auf, die verschiedenen Briefe von einander zu trennen und abzugeben. Die Bemerkung „single" auf dem kolossalen Briefe, die als Contravention sehr streng bestraft werden würde, ist, dem Buchstaben des Gesetzes nach, richtig, und es darf daher nicht mehr als das einfache Porto dafür erhoben werden. Endlich giebt es noch eine sehr seltsame und künstlich berechnete Täuschung der Post. Zeitungen unter Kreuzband zahlen nämlich, wie bei uns, nur ein sehr unbedeutendes Porto, doch darf natürlich außer der Adresse kein geschriebenes Wort beigefügt seyn. Nun wird aber diese Adresse, scheinbar immer dieselbe, doch täglich mit solchen kleinen Variationen geschrieben, daß der Adressat daraus die Bestellung und die sonstigen Berichte seines Korrespondenten vollkommen ersehen kann. Ein Kaufmann in London hat zehn Jahre lang in dieser telegraphischen Weise mit seinem Handlungsfreunde, einem Spezerei- und Theehändler in Edinburg, korrespondirt und ihm angezeigt, an welchem Tage der bestellte Thee abgegangen, wie sich die Preise desselben ungefähr stellten und ob die Remesse dafür angekommen sey. Der Dechiffrirschlüssel zu der vielsagenden Adresse ist in Nachfolgendem gegeben. Die Adresse in ihrer gewöhnlichen Form lautet:

Mr. John Smith,
Kaufmann und Theehändler, 1 High-Street,
Edinburg.

Der Tag der Thee-Absendung wurde nun so bezeichnet:

Mr. Smith	— hieß so viel als	Montag,
Mr. John Smith	" " " "	Dienstag,
Mr. J. Smith	" " " "	Mittwoch,
J. Smith Esq.	" " " "	Donnerstag,
John Smith Esq.	" " " "	Freitag
und Smith Esq.	" " " "	Sonnabend.

Der Zustand des Londoner Marktes machte sich auf der Adresse durch folgende Variationen bemerklich:

Theehändler ohne Weiteres	hieß so viel als:	die Preise steigen.
Kaufmann ohne Weiteres	" " "	die Preise fallen.
Kaufmann u. Theehändler	" " "	der Zucker ist im Steigen.
Kaufmann, Theehändler	" " "	der Zucker fällt.
Kaufmann ꝛc.	" " "	die Preise halten sich.

War auch in der Wohnungs-Angabe eine Variation, so bezog sich diese auf die Remessen:

1, High-Street	hieß so viel als:	der Wechsel ist angekommen.
High-Street	" " "	die Zahlung ist erfolgt.
1, High-Str.	" " "	der Wechsel ist acceptirt.
High-Str.	" " "	es ist nichts eingegangen.

Aehnlicher Kunstgriffe sollen sich sehr viele Handelsleute bedienen. Viel läßt sich freilich durch diese Korrespondenz nicht sagen, aber sie erfüllt doch den Zweck und gewährt den Vortheil, daß sie vor dem Englischen Richter, dem der Buchstabe des Gesetzes mehr gilt als der Geist, als Contravention nicht in Anspruch genommen werden kann.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 100. Berlin, Montag den 20. August 1838.

England.

Mac-Gregor, ein Schottischer Schauspieler.

Die Vereinigung Schottlands mit England ist für die Nachkommen Fingal's und Ossian's der sicherste Grundstein geworden, auf dem die Hochländer das Gebäude ihrer Bildung und eines immer wachsenden Wohlstandes aufgeführt haben; alle Vortheile, welche die Kultur des Siegers mit sich führt, wanderten in Schottland ein. Um so mehr müssen wir das unglückliche Irland, „das grüne Erin", bedauern, welches die Englische Regierung so stiefmütterlich behandelt, und uns wundern, daß sie nicht durch die Erfolge, die ihre Großherzigkeit in dem protestantischen Schwesterlande hervorgerufen hat, über das dritte der vereinigten Reiche eines Besseren sich hat belehren lassen.

Es war in Folge jener segensreichen Gemeinschaft zwischen Angeln und Scoten, daß während der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nicht bloß dem alten Edinburg zur Seite die herrliche Neustadt allmälig emporstieg, welche sich heute an Schönheit mit den ersten Residenzen Europa's mißt, sondern auch die übrigen Städte Schottlands an diesem Aufschwung Theil nahmen, und vor allen Glasgow, die freundliche, im Thale des Clyde erbaute Stadt, die durch ihr Gedeihen Manufakturen und Fabriken hervorlockte oder ins Leben rief und damit ein schnelleres Wachsthum der in Arbeit erstarkenden Bevölkerung. Schon verließen die Bergbewohner ihre Clans und stiegen in die Ebenen hinab, um ihren Landsleuten, die an allen Bequemlichkeiten des Lebens Ueberfluß hatten, sich anzuschließen, froh, ihr ärmliches Daseyn nicht mehr durch Plünderung der sauer bestellten Aerndten des Landmannes oder der Alpenheerden des Hochlandes fristen zu dürfen. Nur hier und da gab es noch einige ungebändigte Krieger-Seelen, die mit stolzer Eifersucht über die Prärogative ihres Raubsystems wachten und den Krämern ihre Feigheit vorwarfen, wie Walter Scott's Rob-Roy seinem Vetter Jarvie; ungeachtet verminderte sich in den Hochlanden von Jahr zu Jahr die Bevölkerung, die ihre kahlen Bergrücken verließ und in die Ebene hinabstieg, wo der Wohlstand immer tiefere Wurzeln faßte. In kurzem war Glasgow nicht zum Wiedererkennen: die hölzernen Häuser waren verschwunden, die Straßen hatten ihre Kurven verloren und sich zu Sehnen rektifizirt, bescheidene Denkmäler stiegen empor als Zeichen des gehobenen Geschmacks, und englische Kunstfertigkeiten erhielten das Bürgerrecht in der Stadt. Schon gab es ein Theater in Glasgow, auf welchem Stücke von Shakspeare zur Aufführung kamen, in einer Gestalt freilich, die Vieles zu wünschen übrig ließ und das Zwerchfell eines Londoner Dandy zu erschüttern berechnet war. Man bedenke nur, daß drei Viertel der Bewohner von Glasgow noch Schottisch sprachen und die Mehrzahl der Schauspieler früher Pibrocs-Helden und Balladen-Sänger waren, ja ein oder zwei Gipsies oder Zigeuner unter ihren Mitgliedern hatten, welche den Genius Shakspeare's mit dem Flitterstaat ihrer Sprachmengerei von Italiänisch, Arabisch und Englisch auf das possierlichste verbrämten. So stand die Schauspielkunst daselbst noch in ihrer Kindheit, während in England bereits Garrick sie auf die Sonnenhöhe ihrer Ausbildung gebracht hatte. Dennoch fand sich in einer solchen Truppe ein Schauspieler, um den selbst London sie beneidet hätte, wenn es seine Ohren gegen den Schottischen Accent hätte geduldig machen können — ein junger Mann von 24 Jahren, groß, wohlgebaut, von männlicher und anmuthiger Gestalt, dessen ganze Haltung bei aller Würde und Majestät eine dem Bergbewohner eigenthümliche Gelenkigkeit verrieth. Mac-Gregor war sein Name, und man erzählte so manchen Zug aus seiner Jugend, der bezeugte, daß in diesem schönen Körper auch eine schöne und muthige Seele ihren Wohnsitz habe. Ueberhaupt belehrte der Anblick des ganzen Mannes, daß er nicht auf seinem rechten Platze war und zu jenen Erscheinungen gehörte, die entweder zu spät oder zu früh in die Welt kommen; denn hundert Jahre früher würde er sich in den blutigen Fehden der Hochländer ausgezeichnet, funfzig Jahre später die Kunst an dieser kräftigen Natur von der Wiege an gearbeitet und aus ihr ein Meisterstück gemacht haben, ein Genie im Felde, in Wissenschaft oder Kunst. Mac-Gregor, das poetische und musikalische Talent, fühlte sich durch Glasgow's Geselligkeit und Bildung angezogen, und da er keine Neigung für die nüchternen Geschäfte des Kaufmanns-Standes verspürte, entschied er sich für's Theater.

Die Natur hatte ihn zu einem jener Schauspieler gemacht, welche die Zuschauer von der verschiedensten Erregbarkeit und Theilnahme zu fesseln und hinzureißen verstehen; man hätte auf den Wahn kommen mögen, daß er ein elektrisches Fluidum in sich trug, vermittelst dessen er sich mit seinen Hörern in einen magnetischen Rapport setzte; von dem Augenblick an, wo er die Scene betrat, sah und hörte man nichts als ihn; ihm allein galten alle Bravo's, galt jene Sympathie, welche den Handelnden und Zuschauenden in Eins verschmilzt und in die Leidenschaft des Stückes hinreißt. Daher kam es denn auch, daß das Haus voll war, so oft der Name Mac-Gregor auf dem Zettel stand. Diese Beliebtheit verdankte er einzig seinem Talent, keinesweges aber seinen gesellige Tugenden; denn er mied den Umgang der jungen Leute seines Alters und selbst der Familien, die es sich zur Ehre würden angerechnet haben, ihn aufzunehmen. War es Neigung oder Künstler-Schlauheit, die das Horazische: major e longinquo reverentia adoptirt, genug, je mehr er nach einer offenen, edlen Vertraulichkeit in seinen Rollen strebte, eine deste größere Zurückgezogenheit beobachtete er in seinem Privatleben und suchte er alle Zeugen von demselben zu entfernen. Oft, wenn er, seinen Träumen nachhängend, beim Einlenken in eine andere Straße auf einen achtbaren Bürger stieß, daß ihre Nasen sich berührten und das Ausweichen fast unmöglich schien, bedeckte er sich schnell mit seinem Tartan und suchte mit langen Schritten, als wenn der Verfolger ihm auf dem Fuße wäre, die engen, volkreichen Straßen der Altstadt, um sich unter den Haufen zu verlieren oder in seine Wohnung zurückzuziehen, die bescheiden und verborgen in der sie umgebenden Reihe von Häusern lag. Vor Allem stand er bei den Frauen in Gunst und war darin fast sprüchwörtlich geworden; er spielte die Liebhaber-Rollen, die stets die dankbarsten sind, selbst wenn der Erfolg des ganzen Stückes auf dem Spiele steht; die kräftige, wohlgebaute Gestalt des jungen Mannes, der volle Klang seiner Stimme, das Feuer seiner Augen mußten ihm allenthalben den Sieg sichern, wo er es auf Eroberung angelegt hätte, und wollte man einen recht glücklichen Liebhaber bezeichnen, so sagte man: dem gelingt's wie Mac-Gregor. — Die Rolle, in welcher Mac-Gregor das meiste Furore machte, verlangte die Vereinigung dreier Eigenschaften, die sich selten in gleichem Grade in Einer Person treffen, Jugend, Anmuth und Schönheit, die des Romeo. Er war dafür wie geschaffen; in seinem schwarzen mit Schmelz ausgelegten Gewande, seiner blühenden Gestalt, dem feingespitzten, fast sarkastisch lächelnden Munde erschien der kecke Sohn der Berge seinen Landsleuten als der leibhaftige Buhle, der Rosalinden verlassen hat, um sich der schönen Julia, der Feindin seines Hauses, zu weihen. Jetzt erst verstanden sie die Schilderungen des Dichters und sahen keine Hyperbel mehr darin, daß es nur eines Blickes, eines Händedruckes auf dem Balle bedurft habe, um Julien zu gewinnen, und wenn die Jungfrau das Geständniß ihrer Liebe ablegte mit den Worten: Oh, my sweet Romeo! hörte man ein schmachtendes Flüstern durch die Logen, als wollten die Damen von Glasgow in das Geständniß Juliens einstimmen.

In dieser Welt des Scheins fehlt es nicht an Täuschungen, und eine allgemein für wahr angenommene Meinung erweist sich oft als irrthümlich. Auch Mac-Gregor war nicht glücklich, wofür ihn doch ganz Glasgow hielt, und zwar durch einen Umstand, an dessen Möglichkeit man sogar gezweifelt hätte; er liebte — ohne wieder geliebt zu werden. In dem Hause, welches an das seinige stieß, lebte ein junges Mädchen, ebenfalls Hochländerin wie Mac-Gregor, aus einem Clan, der mit dem seinigen einst in Feindschaft gelebt hatte, von mittelmäßiger Schönheit, wie erzählt wird, aber verständigen und sicheren Geistes. Von dem Augenblicke an, daß Mac-Gregor Liebe zu ihr gefaßt hatte, beschäftigte ihn seine Neigung ausschließlich. Er machte sich viel bei ihrem Vater zu thun, erwirkte sich, da beider Grundstücke unmittelbar an einander stießen, von diesem die Erlaubniß aus, eine Thür nach dessen Garten durchbrechen zu dürfen, um, ohne belauscht oder mit seiner Neigung verrathen zu werden, seine Geliebte täglich sehen zu können. Gern vergaß der Vater den alten Familienhaß, fand auch in dem Gewerbe Mac-Gregor's nicht allein nichts Ehrloses, sondern sogar etwas Rühmliches, und gab um so lieber seine Einwilligung in die Verbindung mit

seiner Tochter, da der Schauspieler nicht von unbemittelter Herkunft war und außer einigen Wiesen auch Heerden besaß, unter der Obhut eines Schäfers, welcher Gespiele seiner Kindheit oder ein Verwandter im funfzehnten Gliede seyn mochte. Nichts auf der Welt stand der Hochzeit entgegen, als Edith selbst. Es giebt Frauen, welche die höchste Schönheit nicht anziehen kann, die mit einem angeborenen Instinkt die Huldigungen fliehen, welchen sie keine große Beständigkeit zutrauen oder, weil sie allzu bescheiden von ihrem eigenen Werthe urtheilen, nicht an deren Aufrichtigkeit glauben. Uebrigens ist Schönheit ein relativer Begriff; genug, der Mann, welcher für den schönsten in Schottland passirte, um den die Edinburger die Ufer des Clyde beneideten, der Edith über Alles liebte, fand bei dem Mädchen keine Gegenliebe. — In einer Nacht, als Mac-Gregor vergeblich den Schlaf suchte, der ihn floh, hörte er von beiden Enden der Straße erschreckenden Feuer-Lärm; er springt auf und sieht das gegenüberstehende Haus in Flammen; aus dem brennenden Dache stiegen mächtige Feuer-Garben auf, die hölzernen Mauern in der Altstadt knisterten, prasselten und warfen lichte Funken in die engen Straßen. Wir alle erinnern uns des verflossenen Winters, der neben Sibirischer Kälte einen verderblichen Herostratus-Funken mit sich brachte, der die stolzen Paläste Europäischer Residenzen in Asche legte, und diese noch so lebhafte Erinnerung macht die Schilderung eines Brandes hier überflüssig. Mac-Gregor stürzte aus seinem Hause und war einer der Ersten, die mit rettender Hand den Unglücklichen zur Hülfe kamen. Gegenwärtig sind die Häuser von Glasgow ebenfalls massiv gebaut, und eine umsichtige Obrigkeit hat es nicht an den nöthigen Vorkehrungen fehlen lassen, um den zerstörenden Fortschritten eines Brandes Einhalt zu thun. Aber damals fand die Gefahr Alles rathlos, obgleich sie weit leichter eintreten konnte, und die Thätigkeit der Bürger beschränkte sich darauf, Menschenleben zu retten, aber Hab' und Gut den Flammen zu überlassen, so viel sie davon verzehren wollten. Es fehlte an Wasser; der Clyde war entlegen, und die bestürzten Bewohner von Old-Street legten Leitern an die glühenden Mauern, breiteten Teppiche über das Pflaster, damit die Unglücklichen, welche sich noch in den brennenden Häusern befanden, ohne Lebensgefahr sich hinabstürzen könnten. Bleiche Frauenbilder erschienen an den mit Qualm umzogenen Fenstern und flehten um Rettung, Männer mit ihrem geerbten Claymore unterm Arm, den sie dem Untergange zu entziehen hofften, machten waghalsige Sprünge auf die Straße, und das Gekrache der stürzenden Balken wurde von dem Klagegeschrei der Mütter und dem Wimmern der Kinder übertönt; allenthalben war Verzweiflung und Angst. Da wurde aus dem obersten Stockwerk eines Hauses, an das die Flammen eben leckten, ein kleiner, blonder Kopf, dann zwei nackte, weiße Aermchen sichtbar, die sich flehend zum gerötheten Himmel erhoben. Das Kind — denn es war eines — stieß klägliches Geschrei aus, und neben manchem unvernehmlichen Laute hörte man es die Worte wiederholen, welche jede Seele zerschnitten: Father! o my mother! your little son! die Menge seufzte, die Weiber schlugen sich die Brust, aber Mac-Gregor klimmt mit jener Leichtigkeit der Bergbewohner, um derentwillen sie Walter Scott mit den wilden Katzen vergleicht, das Mauerwerk hinan, erreicht das Fenster und das Kind und schickt sich, nachdem er es in die Arme gefaßt, eben an, durch Qualm und Flamme niederzusteigen, als ein lodernder Balken zusammenbricht, Mac-Gregor mit fortreißt und auf die Straße niederschleudert. Das Kind war gerettet, aber der unter den rauchenden Trümmern hervorgezogene Schauspieler hatte ein Bein gebrochen. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

New Zealand, during a residence from 1831 to 1837. — Von J. S. Polack. 2 Bände.
The wife hunter and Flora Douglas. — 3 Bde. 31½ Sh.
Life of Hannah More, with notices of her sisters. — Von H. Thompson.
The Chatham correspondence. — Erster Bd. 21 Sh.
Travels in Europe. — Von W. Fish.

Frankreich.

Zur Psychologie.

(Schluß.)

Ich gehe nun zu demjenigen Prinzipe über, das ich mir den Instinkt der Schamhaftigkeit zu nennen erlaube. Diejenigen Seelenkräfte, auf welche physische Schönheit angenehm einwirkt, werden durch materielle Häßlichkeit in gleichem Maße unangenehm berührt. Wir lieben nicht unregelmäßige, plumpe, oder gemeine Formen, verbleichte Farben, heisere, kreischende oder falsche Töne, Gesichtszüge und Manieren, in denen Bosheit, Mißgunst, niedrige Verschmitztheit, Habgier, Dummheit zu lesen sind. Das Gefühl, das Gehör, das Gesicht und jener dolmetschende Sinn, welcher den inneren Zustand eines Menschen aus äußeren Merkmalen erräth, haben ihre Leiden und Freuden so gut wie die tiefer wohnende Seele.

Zu den Gegenständen, die unser Auge beleidigen, rechnen wir den Anblick gewisser körperlicher Verrichtungen und in Folge dessen auch gewisser Theile des Körpers. Diese natürliche Antipathie bewegt uns, die gedachten Theile selbst dann zu verhüllen, wenn sie ihr grob materielles Amt nicht verwalten. Ein gewisser Grad von Nacktheit verletzt uns; wir erröthen darüber und empfinden diejenige Regung, die man Schamhaftigkeit nennt.

Man hat dieses unmittelbare Gefühl als eine Frucht der Erziehung und Gewohnheit darstellen wollen. Wie falsch und unbegründet aber eine solche Theorie ist, ergiebt sich uns schon zur Genüge, wenn wir Kinder beobachten, denen schon frühzeitig Ehrbarkeit eingeschärft worden, und andere, die ganz ohne Erziehung aufwachsen. Die Ersteren sowohl als die Letzteren verrathen in einem gewissen Alter jeden Augenblick ihre Gleichgültigkeit in diesem Punkte. Die, welche sehr frühzeitige Lehren erhalten haben, bequemen sich nur aus Gehorsam zur Erfüllung einer Vorschrift, deren Grund sie nicht einsehen; aber es kommt ein Tag, wo selbst verwahrloste Kinder ein bis dahin nicht empfundenes Mißbehagen fühlen, wenn irgend eine fremde Person sie bei ihrer Toilette überrascht. Es scheint, als ob sie, wie Adam und Eva nach dem Falle, ganz plötzlich das Bewußtseyn ihrer Nacktheit erhielten.

Es giebt also ein Alter der Schamhaftigkeit, und dieses Alter geht dem der Pubertät, ja bisweilen sogar dem der sinnlichen Urtheilskraft voran. Man hat in Wäldern ein junges Mädchen gefunden, das als Kind verloren gegangen und in thierischer Wildheit aufgewachsen war; dennoch hatte sich dieses Mädchen aus Grashalmen einen Gürtel geflochten. Sehr viele barbarische Völker wissen nichts von Eifersucht in Sachen der Liebe und machen sich sogar eine Ehre daraus, ihr Ehebett mit Fremden zu theilen; aber nur sehr Wenige zeigen sich in absoluter Nacktheit. Auch findet man, daß bei den Letzteren die Frau fast gar nicht ihre Hütte verläßt, weshalb denn der Instinkt des Schamgefühls, als ein socialer Instinkt, keine Zeit hat, sich bei ihr zu entwickeln. Bei den wildesten Völkern des inneren Afrika gehen, nach dem Zeugnisse der Brüder Landes, die Jünglinge, in denen dieses Gefühl noch nicht entwickelt ist, völlig nackt; die älteren Personen aber verhüllen sich mit einem Gürtel aus trockenem Grase. Wir sehen also hier eine Reaction gegen die Gewohnheit des Kindes- und Jünglings-Alters und den plötzlichen Durchbruch eines bis dahin verschlossenen und unbekannten Gefühls.

Man hat in unseren Europäischen Städten unglückliche Indianer aus Nord-Amerika, traurige Gegenstände der gaffenden Neugier, herumgeführt; man hatte diese Leute ihrem Leben in der Wüste entrissen, nicht um ihre Lage zu verbessern, sondern um sie dem Elend preiszugeben und in unseren Hospitälern sterben zu lassen. Der Tod eines dieser Armen wird also beschrieben: „Ruhig und gleichgültig schien er von Allen, die um sein Lager standen, keine Notiz zu nehmen. Er wies alle Pflege von sich, doch ohne Heftigkeit oder Ungeduld; nur als man ihm die Decke wegnehmen wollte und auf diese Art sein Schamgefühl verletzte, wurde sein bis dahin apathisches Gesicht unruhig und erhielt einen drohenden Ausdruck."

Was werden übrigens die Anhänger derjenigen Lehre, die Alles auf Gewohnheit und Erziehung zurückführt, entgegnen, wenn der Naturforscher ihnen zeigt, daß sogar gewisse Klassen vernunftloser Geschöpfe den Instinkt der Schamhaftigkeit mit uns theilen? Der Elephant und der Affe suchen zu gewissen Verrichtungen Dunkel und Einsamkeit; ja, das Weibchen gewisser Affen-Arten soll sich seiner Hand als einer Schürze bedienen.

Derselbe Instinkt, der uns gewisse nothwendige und an sich erlaubte Handlungen nur im Verborgenen vollziehen lehrt, heißt uns auch in Worten zurückhaltend seyn. Eine keusche Rede ist gleichsam ein zweites Gewand, das wir über das erste werfen; auch wohnt die Schamhaftigkeit des Blinden ganz in seinen Ohren.

Es sey mir noch erlaubt, zu bemerken, daß die wahre Herzens-Liebe keusche Augen hat, und daß man überhaupt, um diesen heiligen Trieb rein zu halten, manchen Gedanken fern halten muß. Die zarte Blüthe der Schamhaftigkeit ist besonders Eigenthum des Weibes; sie kann auch bei diesem Geschlechte durch den Einfluß schlechter Erziehung und böses Beispiels oder durch eine überwiegende Leidenschaft zerstört werden; aber sie erschlickt ihn darum nicht minder zur rechten Zeit und ganz ohne fremdes Zuthun.

Kommen wir endlich auf diejenige Regung, die, trotz ihrem anscheinenden Frivolität, dennoch, wie wir beweisen zu können hoffen, die Schutzwache der edelsten menschlichen Gefühle ist. Ich meine den Instinkt des Lachens.

Es handelt sich hier nicht von demjenigen Lachen, das eine physiologische Ursache hat, wie z. B., wenn Jemand gekitzelt wird, auch nicht von dem Lächeln, sofern es entweder selbstgefälliger Art oder der Verkünder einer ruhig vergnügten Seelenstimmung ist. Ich habe es hier nur mit dem freien und herzlichen Gelächter zu thun, das die Luft in den Organen des Athemholens erschüttert und zuweilen einer Ohnmacht nahe bringt. Dieses Lachen wird durch eine besondere Idee bestimmt, deren Wesen wir näher beleuchten wollen.

Man hat das Lachen als die körperliche Wirkung einer Befriedigung definirt, die wir empfinden sollen, wenn ein bestrafter Fehler nicht allzu groß und die Strafe selbst nicht von der Art ist, daß sie unsere Sympathie erregen kann. „Was uns im Lustspiele zum Lachen reizt", sagt man, „das sind die verdienten Kränkungen des geizigen Harpagon, die Mystificationen des alten und anmaßenden Pourceaugnac. Wir lachen über die Bestrafung der Leichtgläubigkeit in Orgon, der Eitelkeit im Bourgeois-Gentilhomme, der Pedanterie in den Femmes savantes, der Eifersucht in der Ecole des Maris u. s. w."

Allein die Vertheidiger dieser Theorie bemerken nicht, daß wir über die Thorheit lachen, ehe wir noch Zeugen der Strafe sind, ja sogar, wenn sie ganz unbestraft bleibt. Außerdem lehren uns viele Beispiele, daß man sehr wohl in ein Gelächter ausbrechen kann, wo Verdienst oder Nicht-Verdienst und also auch

Belohnung oder Strafe gar nicht stattfinden. Nachdem der Fischer Masaniello Herr von Neapel geworden, fällt er in Geistesverwirrung. Gleichwohl empfängt er die Behörden der Stadt noch voller Würde. Er hört ruhig und gravitätisch an, was einer der bepuderten Herren ihm vorträgt, und antwortet eben so verständig als ehrerbietig. Als aber die ehrenwerthe Person den Rücken wendet, um sich zu entfernen, verabschiedet er sie mit einem ganz unverhofften Fußtritt von hinten. Wir lachen, und doch hatte der gute Mann eine so skandalöse Behandlung nicht verdient.

Eine zweite Definition des Impulses zum Lachen lautet also: „Wären wir selbst den Fatalitäten preisgegeben, in welche die Helden einer Komödie sich verwickeln, so würde uns sicherlich alles Lachen vergehen. Wir kehren daher in unser Inneres zurück; wir vergleichen unsere Sicherheit, Ruhe und Behaglichkeit mit allen den Verdrießlichkeiten und Plackereien, die über das Haupt des komischen Helden kommen, und das Gefühl dieser Ueberlegenheit reizt uns zum Gelächter." Hätte man sich damit begnügt, zu sagen, dieses Gefühl erleichtere das Lachen, da man mit dem Bewußtseyn, daß Niemand gern der Gegenstand eines Gelächters sey, hier um so herzhafter lacht, als der Verlachte in seiner Eigenschaft als Schauspieler darin sogar eine Aufmunterung erblickt, so würde man ohne Zweifel etwas Wahres gesagt haben, aber die erzeugende Ursache des Lachens ist es nicht. Die grotesken Phantasiestücke Callot's — wie z. B., wenn er in der Versuchung des heiligen Antonius einen ungeheuren Kopf auf zwei ganz kleinen Beinchen einherschreiten oder eine monströse Nase mit Flügeln durch die Lüfte fliegen läßt — bewegen uns zum Lachen, ohne daß wir Veranlassung hätten, eine interessirte Anwendung auf uns selbst zu machen.

Noch Andere behaupten, das Lachen sey eine Wirkung der Ueberraschung. Sie glauben nämlich, beobachtet zu haben, daß ein vorhergesehener Scherz kein Lachen mehr errege, und daß in Allem, was scherzhaft ist, zugleich etwas Unerwartetes liege. Aber gewiß hat man auch hier den Umstand mit der Ursache und die Würze mit der Speise selbst verwechselt. Da ein Scherz entweder vorhergesehen werden kann oder nicht, so muß nothwendig zwischen der Ueberraschung und dem Scherze ein Unterschied obwalten. Man lacht zu wiederholten Malen in einer Molièreschen Komödie, wenn man gleich alle komische Züge derselben schon kennt. Auf der anderen Seite giebt es recht angenehme Ueberraschungen, die nicht gerade zum Lachen reizen. Ein artiges oder werthvolles Geschenk, dessen wir uns nicht versahen — die unvermuthete Rückkehr eines Freundes — eine nicht geahnte Entdeckung in der Wissenschaft: alles dies überrascht uns, ohne daß wir lachen müßten.

Bringen wir nun Alles, was Stoff zum Lachen geben kann, unter Einen Gesichtspunkt, und sehen wir uns nach allgemeinen Merkmalen um, so wird sich vielleicht ergeben, daß alle Beispiele dieser Art leichte Verstöße gegen dasjenige enthalten, was im Gebiete des Moralischen, des Physischen, oder des Intellektuellen recht und schicklich ist. Ich sage leichte Verstöße, denn grobe Fehler würden Unwillen oder Abscheu erwecken. Daher sind Aeußerungen egoistischer Affekte, z. B. der Feigheit, der Gefräßigkeit, der ängstlichen Sorgfalt für die Gesundheit, des Hochmuths, der Eitelkeit, der Habsucht u. s. w., die scherzhaften Züge, womit die Komödie uns belustigt — diese sind (wenigstens bis zu einem gewissen Grade) leichte Verstöße gegen das moralisch Rechte.

Wenn eine leichte Fatalität, die einem unserer Mitmenschen zustößt, uns zum Lachen reizt, so geschieht es darum, weil wir uns seine verdrießliche Ueberraschung vergegenwärtigen, wie z. B. die jener Magistrats-Person, die Masaniello einen so schnöden Abschiedsgruß gegeben.

Groteske Figuren, Karrikaturen, körperliche Entstellungen, Unbehülflichkeit und linkisches Wesen sind Fehler gegen das physisch Rechte. Darum lachen wir fast immer, wenn Jemand das Gleichgewicht verliert und zu Boden fällt, um so mehr, als wir voraussetzen, daß die Laune des Gefallenen etwas verdorben und sonach sein inneres Gleichgewicht zugleich mit dem äußeren gestört worden ist.

Grobe Unwissenheit und geistige Fehlgriffe, seyen sie nun spekulativer oder praktischer Art, sind Uebertretungen dessen, was intellektuell Recht ist. Als gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ein Mann aus der Provinz nach Versailles kam, machten sich seine Freunde den Spaß, ihm zu seinen Exkursionen in der Stadt eine Sänfte ohne Boden anzuweisen. „Nun, mein Herr", fragte ihn eine Dame, „wie gefallen Ihnen denn unsere Sänften?" — „O! Madame, diese Teufel von Trägern gehen auch gar zu schnell. Ich muß laufen, wie ein Narr, um nur mit ihnen Schritt zu halten, und dabei steht mir der Angstschweiß auf der Stirn. Dann machen sie auf einmal Halt, und ich renne an, daß mir die Beine fast zerschmettert werden. Wär' es nicht um der Ehre willen, ich ginge weit lieber zu Fuß."

Man hat schon lange eine wichtige Bemerkung gemacht, die den wahren Charakter des Lachens deutlich zeigt: der Mensch ist das einzige Wesen, an dem man dieses Phänomen beobachtet; daher ein Philosoph des Alterthums die Menschen als lachende Thiere charakterisiren zu können glaubte.

Auch verdient bemerkt zu werden, daß wir eigentlich nur über menschliche Dinge lachen. Die wunderlichste Form eines Steines, Baumes oder Berges reizt nur dann zum Gelächter, wenn wir Aehnlichkeit mit irgend einer menschlichen Form in derselben erblicken. Selbst die Thiere sind uns nur lächerlich, wenn wir sie in irgend einer unbequemen oder verdrießlichen Lage sehen und nun denselben Aerger oder Zorn bei ihnen voraussetzen, den der Mensch in ähnlichen Situationen empfinden würde.

Erleichtert und begünstigt wird nun die Tendenz zum Lachen in den Gränzen, die wir ihr gesteckt haben, durch alle die Umstände, welche man für erzeugende Ursachen gehalten und deren bereits Erwähnung geschehen ist. Es giebt übrigens eine große Zahl von Beispielen, die auf den ersten Blick nicht in unsere drei Kategorieen zu passen scheinen und die nur als Verstöße gegen den Brauch oder als ungewöhnliche Associationen sich darstellen. Wenn z. B. Jedermann hohe Hüte trägt, so macht uns der Anblick eines niedrigen Hutes lachen, und doch kann man nicht sagen, daß der Besitzer des Hutes auch nur den Gesetzen der Schönheit zuwider handle. Aber der allgemeine Brauch übt einen mächtigen Einfluß auf unser Urtheil, und wer gegen ihn verstößt, der scheint uns von der Bahn des gesunden Menschenverstandes und des guten Geschmackes abzuweichen; folglich gehören auch die Beispiele ungewöhnlicher Associationen in eine der drei Kategorieen, welche wir aufgestellt.

Nicht ohne Plan hat uns aber die Natur diesen Sinn für allgemeine Beobachtung einer Sitte oder eines Brauches eingeflößt; sie verhindert auf diese Weise den Menschen daran, sich zu isoliren, gewöhnt ihn an Konzentrirung der Interessen und schützt ihn gegen verderbliche Neuerungen. Selbst die Vorläufer der heilsamsten Reformation haben alle die Feuerprobe des Lächerlichen bestehen müssen. Sokrates mußte die Sarkasmen des Aristophanes erdulden, ehe der Areopag ihn verdammte. Ja, sogar der Stifter des Christenthums ist verspottet und verlacht worden. Gegen Kopernikus hat man Komödien, gegen Galilei Satiren geschrieben. Der würdigste aller Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts, dieser mächtige Bahnbrecher der neueren Zeit, ist auf der Bühne verhöhnt worden, und der erste Minister, welcher den Versuch machte, die neuen Theorieen ins wirkliche Leben zu übertragen, Turgot hat den Epigrammen des Hofes erliegen müssen.

Jede neue Lehre muß herbe Prüfungen bestehen, bevor sie in einem Lande Wurzel geschlagen hat. Mit tausend Wunden, die Spott und Witzelei ihr geschlagen, tritt sie aus dem Kampfe hervor. Aber auch das Falsche, Frivole und Schiefe wird ausgelacht, und jede Lehre, die endlich obsiegen will, muß noch ein anderes Verdienst besitzen, als das der bloßen Neuheit.

Ludwig XVI. auf Abenteuern.

Ludwig, Dauphin von Frankreich und Vater Ludwig's XVI., pflegte zu sagen: „Führet meine Kinder in die Hütte des Bauern; zeiget ihnen Alles, was auf ihr Gemüth einwirken kann; sie mögen das Schwarzbrod sehen, welches den Unglücklichen nährt; sie mögen das Stroh, auf welchem er ruht, anfassen; sie sollen weinen lernen!" Ludwig XVI. vergaß auch als König die Wünsche und Lehren seines Vaters nicht. Ihm genügte es nicht, durch allgemeine Gesetze für des Volkes Wohl zu wirken, sondern er wollte wirklich der Vater und König seiner Unterthanen seyn. Oft verließ er allein oder in Begleitung seines Kammerdieners den Königlichen Palast und begab sich in die entlegeneren Stadtviertel, in denen das Elend sich scheu zusammendrängt und verbirgt. Er bestieg die luftigen Böden, er drang in die verpesteten Kloaken, in denen der Arme wie im Grabesdunkel lebt; er tröstete die Weinenden, er speiste die Hungrigen, er neigte sich zum Sterbenden nieder, der im Todeskampfe röchelte, und entzog sich dann ihren Danksagungen, um wieder das Scepter zu erfassen. Nie erfuhren die Unglücklichen, daß der Wohlthäter, der zu ihnen kam, ihr König war; für sie hieß er Herr Morel, und die, welche auch diesen Namen nicht kannten, nannten ihn den Herrn mit dem grünen Rocke. Nicht selten erregte seine lange Abwesenheit, denn oft kehrte er erst spät in der Nacht wieder, im Schlosse die lebhafteste Unruhe. Man wußte nicht, wohin er ging, und man wagte nicht, ihn deshalb zu befragen, da er keine Nachforschungen zu wünschen schien. Die Bosheit suchte zwar seine nächtlichen Ausflüge zu deuten und eifersüchtigen Verdacht in der Seele der Königin zu erwecken, aber diese kannte den König zu gut.

Im Jahre 1788 war der Winter ungewöhnlich streng, und die Theurung aller Lebensmittel wurde immer größer; die Hauptstadt war dem größten Mangel preisgegeben. Der König hatte den ganzen Morgen mit seinen Ministern die geeignetsten Mittel zur Linderung des allgemeinen Elendes berathen, als Herr Necker ihn um die Anweisung einer Summe für den Unterhalt des Königlichen Wildes anging. „Wie viel ist dazu erforderlich?" fragte der König. — „Sechstausend Francs", erwiederte der Minister. — „Nun wohl! man lasse das Wild umkommen und gebe das Geld den Armen!" war die Antwort des Königs. — Er verließ den Ministerrath, um seine gewöhnliche Runde zu machen, während der Schnee in dichten Flocken fiel. Um diese Zeit lag in der Straße les Vieilles-Etuves eine Frau auf faulendem Stroh und Lumpen gebettet; sie wurde von Fieberhitze und von nagendem Hunger verzehrt; neben ihr saß ein Mann, in dessen Zügen der tiefste Schmerz ausgeprägt war; er war jung und kräftig, und dennoch war seine Gestalt gebeugt wie die eines Greises. „George! George!" keuchte die Kranke, und George, ihr Sohn, sank sprachlos zu ihren Füßen hin, aber seinen Augen entströmte keine Thräne. Noch fühlte er den krampfhaften Druck

ihrer Hand in der seinigen, aber er wurde immer schwächer, bis er endlich ganz aufhörte. Da öffnete sich plötzlich die Thür der Kammer, aber George sah den Eintretenden nicht, der sich über die Mutter und dann über ihn neigte und Beide ins Leben zurückrief; der Helfer in der Noth war Herr Morel. Einige Tage später waren George und seine Mutter wieder hergestellt und wohnten in der Rue du Temple dem Orte gegenüber, der bald das Königliche Gefängniß werden sollte.

Herr Morel setzte seine Besuche bei seinen neuen Freunden fort und gewährte ihnen Rath und Hülfe. Durch die Unterstützung desselben gelang es George, sich und seine Mutter der Dürftigkeit zu entreißen; gern hätte dieser auch seinen Wohlthäter näher gekannt, denn er mochte wohl merken, daß der Name Morel nur ein Deckmantel sey. Wie oft hatte er nicht in denselben gedrungen, ihm seinen wahren Namen zu offenbaren, damit er, wenn der Fall einträte, sich dankbar erweisen könne, aber Herr Morel war in dieser Beziehung zu keinem Geständniß zu bewegen und lächelte zu den Betheurungen George's. In diesem war endlich der Wunsch, zu erfahren, wer sein Wohlthäter wäre, so mächtig geworden, daß er keinen anderen Gedanken mehr hatte, und als Herr Morel einst wieder zu seiner Mutter kam, entfernte er sich unter irgend einem Vorwande, um ihm zu folgen, wenn er von seiner Mutter fortging. Herr Morel erschien auch bald wieder, aber er verfolgte keine bestimmte Richtung und stellte es der Vorsehung anheim, ihn dahin zu führen, wo seine Gegenwart am nöthigsten wäre. Als es allmälig später geworden war, wendete er sich den Tuilerieen zu, und schon schickte er sich an, die erste Barrière zu überschreiten, als er einen Mann bemerkte, der ihm auf seinem ganzen Wege gefolgt war; er erkannte ihn und schlug einen anderen Weg ein, um eine Begegnung zu vermeiden, die er noch auf Rechnung des Zufalls setzte. Da er indeß seinen Verfolger fortwährend hinter sich gewahrte, so bog er rasch um die Ecke einer dunkeln Straße. Hier vernahm er plötzlich ein lautes Schluchzen; dasselbe ging von einem ärmlich gekleideten, halb erstarrten jungen Mädchen aus. Als Herr Morel sie nach der Ursache ihrer Thränen fragte, erzählte sie ihm, daß ihr Vater im Sterben läge, und als er sie aufforderte, ihn zu demselben zu führen, ergriff sie seine Hand und geleitete ihn durch die gewundenen Gassen. George ging immer hinter ihnen her, obgleich sie liefen und bald gegen diesen, bald gegen jenen anrannten. In ihrem Laufe stießen sie auch auf Herrn von la Clochetterie, den Befehlshaber der Garden, der sich umdreht, sie erstaunt betrachtet und endlich auch hinter Herrn Morel herläuft. Fast hätte er denselben erreicht, aber ein Wagen trennte sie, und nun steht Herr von la Clochetterie plötzlich vor einem ärmlichen Hause. Das Volk haßte damals schon alle Uniformen. „Wo ist Herr Morel?" fragte George mit drohender Stimme, indem er vor den Garde-Offizier hintritt. — Als Herr von la Clochetterie die Aufregung dieses Menschen sah, glaubte er, daß derselbe Böses im Schilde führe, und wollte ihn festnehmen, aber George vertheidigte sich tapfer. Einige vorübergehende Soldaten kamen dem Offizier zu Hülfe; es entstand ein Kampf, und George wurde im Namen des Königs verhaftet. Unterdeß war ein Auflauf vor dem Hause entstanden, der sich indeß bald wieder zerstreute. Nicht lange nachher trat Herr Morel wieder aus dem Hause; dem jungen Mädchen, welches ihn begleitete, rief er zu: „Auf morgen!"

George saß im Gefängniß, aber man beschloß, dem Könige nichts von seiner Festnehmung zu sagen, bis er vernommen worden wäre; indeß war man in einer geheimen Berathung übereingekommen, dem Könige auf seinen Wanderungen einen Getreuen beizugeben, der ihm unbemerkt folgen solle, und Herr von Clochetterie wurde zu dieser Dienstleistung ausersehen. Als Ludwig XVI. am folgenden Abend, seinem Versprechen gemäß, ausging, folgte ihm der Befehlshaber der Garden, der, wie alle Gascogner, aus der Verschwiegenheit keine Tugend machte und daher auch den Kameraden, die er auf dem Wege antraf, weder sein gestriges Abenteuer, noch seine heutige Bestimmung verschwieg. So konnte es nicht fehlen, daß der Zug des Königs sich immer vergrößerte. Bald sahen sie denselben mit einem jungen Mädchen in einem Hause verschwinden; sie stellten sich vor dem Hause auf, und es traten immer mehr hinzu. Als der König wieder erschien, sah er sich von einem ganzen Garde-Regimente umgeben. — „Es ist doch erstaunlich", sagte er mit einem wohlwollenden und leutseligen Ausdrucke, „daß ich nicht auf Abenteuer ausgehen kann, ohne daß mein ganzer Hof es erfährt!" — Unterdeß war George verhört worden und hatte sich zu allerlei unbesonnenen Aeußerungen verleiten lassen. Bald sah man in ihm einen Königsmörder, und als der König wieder im Schlosse erschien, begegnete er nur traurigen Gesichtern. Er forschte nach der Ursache und erfuhr, daß man einen Wahnsinnigen festgenommen, der ihm nach dem Leben getrachtet habe. Ludwig XVI. wollte ihn sehen und ließ sich in das Gefängniß führen. Wie groß war sein Erstaunen, als er George's ansichtig wurde. Bald klärte sich indeß Alles auf, und George wurde sogleich in Freiheit gesetzt. Dies war die letzte Verfügung des Königs.

Von jetzt an erschien Herr Morel viel seltener bei seinen Freunden und war immer niedergeschlagen; endlich blieb er ganz aus. Auch George theilte die politische Aufregung dieser Zeit und führte ebenfalls die Schlagworte Despotismus und Freiheit im Munde. Wie tobte man nicht gegen den Tyrannen, der die Unschuld einkerkern lasse! George glaubte, daß sein Wohlthäter ein Opfer des Despotismus geworden sey, und wurde Republikaner, um denselben zu befreien. Er war bei der Einnahme der Bastille, bei der Eröffnung der Gefängnisse zugegen, aber Herr Morel war nirgends zu finden. George befand sich unter den Schreiern, welche das Haupt Ludwig's forderten; der König wurde verurtheilt, und George brüllte die Marseillaise.

Der 21. Januar war gekommen, und der König trat den Weg zum Richtplatze an. George's Bürgersinn hatte ihm einen Platz in der Eskorte des Königlichen Schlachtopfers verschafft, und als der König aus dem Tempel trat, konnte er George in der vordersten Reihe seiner Henker stehen sehen. Er besteigt das Schaffot und tritt an den Rand desselben, um noch einmal zu seinem Volke zu reden. „Franzosen!" — beginnt er; aber jetzt wird das Zeichen gegeben, und das Rollen der Trommeln erstickt seine Stimme. Der Henker holt schon zum schrecklichen Streiche aus; der Priester sagt: „Sohn Ludwig's des Heiligen, fahre zum Himmel auf!" .... und zu George's Füßen rollt das blutende Haupt seines Wohlthäters!

Victor von Seilhac. (Semaine Lit.)

Bibliographie.

Traité des maladies et de l'hygiène des Organes de la Voix. — Von Colombat. Zweite Aufl. 6 Fr.

Recherches sur les principes mathématiques de la Théorie des Richesses. — Von A. Cournot. 6 Fr.

Introduction à l'hist. de France, ou descr. phys., polit. et monumentale de la Gaule. — Von A. de Jouffroy und E. Breton. Erste Lief. Fol. Cust. 8 Lief., jede zu 10 Fr.

Réfutation du Matérialisme, et démonstration du spiritualisme par la physiologie et la psychologie. — Von Ladevi.

Du Varicocèle et de sa cure radicale. — Von H. Landouzy. 2 Fr.

Mémoires militaires relatifs à la succession d'Espagne sous Louis XIV. — Herausgegeben von Pelet. Dritter und vierter Theil.

Annuaire statistique pour 1838 de l'Europe, l'Asie etc. T. II. Asie, Afrique, Amérique, Océanie. — Von C. Moreau und A. Stowaczynski. 6 Fr.

Annales hist. et philos. de la Restauration. — Von A. T. C. de Saint-Agnan. Erster Theil. 7 Fr.

Mannigfaltiges.

— Holländischer Horaz. Die Ausgabe der Horazischen Oden, die der berühmte Holländische Philolog, Professor Hofman Peerlcamp in Leyden, vor einigen Jahren veranstaltet hat*), ist bis jetzt im übrigen gelehrten Europa noch nicht so gewürdigt und bekämpft worden, wie es der Scharfsinn und die Kritik des Herausgebers wohl zu verdienen scheinen. Daß aber Horaz immer noch den alten Ruhm behaupte, der Dichter quand même, derjenige Lieblingsschriftsteller zu seyn, der selbst bei Geschäfts- und Staatsmännern, die schon seit vielen Jahren keine Zeit gehabt, an die alten Klassiker zu denken, am längsten in der Erinnerung lebe, — das geht aus einem der neuesten Blätter des Journal des Débats hervor. Denn so wenig Sinn die Franzosen sonst auch für philologische Untersuchungen haben, so ausschließlich auch ihre Lektüre von den Unterhaltungsstoffen der Politik und der Gesellschaft in Anspruch genommen wird, beschäftigt sich doch das Feuilleton des hauptsächlich den gebildeteren Kreisen gewidmeten Journal des Débats, so oft es auf die Alten zurückkömmt, vorzugsweise mit Horaz, für den es mit Recht in jenen Kreisen die leicht erklärbare Vorliebe noch voraussetzt. Herr Hofman Peerlcamp findet hier die verdiente Anerkennung, sowohl wegen seiner ausgezeichneten Latinität, als wegen des großen Aufwandes von Fleiß und Scharfsinn, den er auf seinen Schriftsteller verwandt, aber nicht minder ernst wird darum gegen die Bilderstürmerei protestirt, mit der der Holländische Gelehrte den sechsten Theil sämmtlicher Oden des Horaz erbarmungslos vernichten will. Von den 3845 Versen dieser Gedichte erklärt Herr Peerlcamp nicht weniger als 644 für apokryph und von den Mönchen, denen wir die aus dem Mittelalter auf uns gekommenen Handschriften verdanken, interpolirt! Das erinnert beinahe an die Behauptung des nicht weniger gelehrten und scharfsinnigen Pater Harduin, der sämmtliche Meisterwerke, die wir von den alten Griechen und Römern besitzen, für ein Fabrikat der Klöster des dreizehnten Jahrhunderts erklärte und für diese ernst gemeinte Behauptung ein gelehrtisches Heer kritischer Beweise aufstellte. In jeder einzelnen Ode hat Herr Peerlcamp mit gesperrten Lettern diejenigen Verse drucken lassen, die sein klassischer Instinkt, welcher angeblich wie der ausgebildete Takt eines Musikers jeden noch so verdeckten falschen Ton sogleich heraus fühlt, für unecht erklärt. Aber nicht bloß einzelne Verse trifft der Niederländische Ostracismus, sondern auch ganze Strophen und Oden, wie z. B. vier Strophen und zehn einzelne Verse der berühmten zweiten Ode (Jam satis terris nivis etc.) und Ode XI und XV des zweiten, so wie Ode XIV und XVII des dritten Buches. Der gelehrte Professor versichert uns, und wir glauben es ihm, daß sich seine Zweifel stets vermehrt, je mehr er die seit der frühesten Zeit seiner Bildung ihm anscheinend schon unzweifelhaft und deutlich gewesenen Gedichte gelesen habe. Aber geht nicht hieraus eben hervor, daß gerade jene Subtilität, die einen Gegenstand von allen Seiten durchwühlt, am Ende sich selbst Schwierigkeiten des Verständnisses und Hindernisse schafft, wo jeder Unbefangene die reinsten geistigen Genüsse findet?

*) Q. Horatii Flacci carmina recensuit P. Hofman Peerlkamp, etc. Harlem, 1834.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 101. Berlin, Mittwoch den 22. August 1838.

Frankreich.

Ed. Quinet, über Welt-Literatur.

Die Literaturgeschichte war in Frankreich lange Zeit nur der Inbegriff der Epochen des Perikles, Augustus, Leo's X. und Ludwig's XIV.: Alles, was in diesen Kanon hineinpaßte, gab einen würdigen Gegenstand der Kritik ab; was dagegen in diesem Schema keinen Platz fand, wurde als abnorm oder unbedeutend übersehen und von der Tradition ausgeschlossen. Nach diesem Prinzip hielt man die orientalische, Spanische, Englische, Deutsche Poesie und selbst, bis auf einen gewissen Punkt, die Italiänische vor Petrarka und die Französische vor Malherbe für bizarre Ausnahmen, die, da man sie in dem hergebrachten Namens-Verzeichniß nicht unterzubringen wußte, das in der Kunst waren, was die Mißgeburten in der Natur sind. Ueberdies wurden jene vier auserwählten Epochen, die man natürlich die „großen Jahrhunderte" nannte, fast immer unter einander wie von allen übrigen isolirt betrachtet: es war keine Tradition, noch sonst ein Band, wodurch sie innerlich zusammenhängend erschienen; vielmehr glich jede von ihnen einer Schöpfung aus dem Nichts, die eben so ohne Erben dahinstarb, wie sie ohne Vorläufer gekommen war.

Diese Betrachtungsweise hat man besonders auf das Jahrhundert Ludwig's XIV. angewendet. Während es sehr häufig einen Gegenstand der Erörterung von Seiten der Schulen bildete, wurde es oft unter der Feder der Schriftsteller eine Waffe, die Jeder zur Rechtfertigung seines Systems oder seiner Werke benutzte. Hierzu aber war das gewöhnlichste Mittel, es als eine ganz besondere Erscheinung in der Zeit hinzustellen, die, von Allem, was sie umgäbe, total verschieden, eben darin ihre wahre Größe habe. Von ihren natürlichen Wurzeln, den Traditionen des Christenthums und des Mittelalters überhaupt, losgerissen, bekam diese Epoche ganz andere Lebensbedingungen, als alle übrige Jahrhunderte, und aus sich selbst hervorgegangen, durch sich selbst gekrönt, ward sie so zu einer Art legitimen Prinzipats über alle andere Zeiten erhoben.

Bei dieser ihrer völligen Isolirung in der Geschichte gab es nur Eine Zeit, mit der man ihr einen Zusammenhang ließ und an der man zugleich ihre sämmtlichen Keime fand, wenn man diese überhaupt irgendwo in der Vergangenheit suchte: dies war das Augusteische Zeitalter. Freilich lagen zwischen beiden siebenhundert Jahre; indeß diese Kluft ward nur als ein leerer Raum angesehen, durch welchen die beiden nach einem ähnlichen Modell gegossenen Epochen sich leicht nähern und in einander übergehen konnten. Auch der christliche Charakter, der dem 17ten Jahrhundert zu Grunde liegt, wurde von der Kritik übersehen, welche dagegen gewisse oberflächliche Aehnlichkeiten zwischen der Poetik dieser Zeit und der des Römischen Alterthums willkürlich hervorsuchte; man machte Rom zu einem Alterthum nach modernem, Versailles zu einem Frankreich nach antikem Styl und warf diese getrennten Civilisationen in eine Einheit zusammen, die doppelt unhaltbar war. So in einem entschiedenen Gegensatze den fremden Literaturen gegenüberstehend, schien die Französische Epoche, wie Voltaire meinte, dazu gemacht, „alle andere zu beschämen" und eine Art klassischen Eisbocks abzugeben, womit man sich jedes Produkt des modernen Geistes in dem übrigen Europa vom Leibe hielt und über funfzig Jahre lang Schule gegen Schule, Namen gegen Namen in Bewegung setzte, Racine gegen Shakspeare, Boileau gegen Dante, Corneille gegen Calderon.

Dies war eine Tendenz des ganzen achtzehnten Jahrhunderts; von Voltaire besonders in Aufnahme und Herrschaft gebracht, wurde sie bald allgemein, und die fremden Nationen verleugneten ihre eigene Vergangenheit, um sich unter das Joch der Versailler Poetik zu beugen. Wie gefangene Barbaren, zogen sie gefesselt an dem Wagen des „großen Jahrhunderts" und gaben sich freiwillig dazu her, diesen Triumph über sie selbst noch herrlicher zu machen. Ja, es war ein Moment, wo Boileau ohne Nebenbuhler von Cadix bis nach Petersburg herrschte. Doch lange dauerte diese Knechtschaft nicht; die Reaction trat bald ein; an ihrer Spitze stand Lessing. Bei dieser kritisch-literarischen Umwälzung zeigte man oft weit mehr Intoleranz, als die gestürzte Schule: der Nationalstolz, der so lange unterdrückt worden, rächte sich, und diese Revolution in der Literatur hatte etwas von der Heftigkeit und dem Ungestüm einer politischen oder religiösen Revolution. Mit einer Art Fanatismus fiel man über die Hinterlassenschaft des großen Jahrhunderts her. Klopstock fand in diesen feindseligen Richtungen einen Theil seines lyrischen Stoffes, und Schiller schrieb eine berühmte Epistel, worin er jene Französischen Modelle, die er die falschen Götter nannte, von ihrem Thron in Deutschland vollends herabstürzte. Die beiden Schlegel kamen der Begeisterung der Dichter mit ihrer Gelehrsamkeit und ihren Systemen zu Hülfe. Corneille, Boileau, Racine, Voltaire mußten jetzt Shakspeare, Dante, Calderon und Goethe das Feld räumen. Diese Reaction beschränkte sich nicht auf Deutschland; sie wanderte nach England, wo sie Walter Scott, Byron und die Schule der Seen hervorrief. Mit Frau von Staël kam sie auch nach Frankreich. Wer erinnert sich nicht der Zeit, wo man hier nur damit beschäftigt schien, sich der hergebrachten literarischen Erinnerungen zu entledigen, und wo man, um nur recht schnell die Zukunft zu ergreifen, die ganze Vergangenheit wie eine hemmende Last oder einen quälenden Vorwurf von sich warf? —

In unseren Tagen hat man gemerkt, daß dieses Aufgeben der Französischen Tradition, diese Vorliebe für den Einfluß der fremden Muster nicht so schnell alle Resultate hervorgebracht hat, die man davon zu erwarten schien, und die Folge davon ist, daß viele Geister anfangen, auf der neuen Bahn einzuhalten; sie fragen sich, ob es nicht besser wäre, was man eben erst mit so vielem Enthusiasmus ergriffen habe, wieder fahren zu lassen und, allem kühnen Schwung entsagend, wieder zurückzukehren in die Vergangenheit, wo sie eine Zuflucht gegen die Erschlaffung der Einen und die Excentrizität der Anderen zu finden hoffen. Durch dieses ewige Schwanken aber hat die Kritik allen Halt verloren; von System zu System, von Reaction zu Reaction gedrängt, ist sie eben so wenig im Stande, etwas aufzubauen, als zu vernichten, und daher kommt es auch, daß unsere Epoche, trotz des kritischen Geistes, der sie auszeichnet, mehr Poeten als gute Kritiker aufzuweisen hat.

Aus diesem beständigen Für und Wider ist keine Rettung möglich, wenn man nicht einsieht, daß die Doktrinen der beiden Schulen, die sich bis jetzt in den Haaren liegen, von einer und derselben falschen Hypothese ausgehen, und diese ist, daß das Jahrhundert Ludwig's XIV., um das sich der ganze Kampf dreht, keine sichtbare Verbindung mit dem Mittelalter, keine innere Verwandtschaft mit dem hat, was den Grund und Boden der neueren Menschheit bildet, daß es aus anderem Stoff ist, als die Jahrhunderte, die ihm vorangehen, und die, welche ihm folgen, und daß seine eigentlichen Richtungen in Kunst und Poesie sich an das Augusteische Zeitalter anschließen. Dieselbe Vorstellung, durch welche die Anhänger jenes Jahrhunderts es unter den übrigen hervorzuheben und über die Erscheinungen der fremden Literaturen zu stellen suchten, mußte seinen Gegnern dazu dienen, es zu verdammen und den modernen Völkern zu entfremden. Die Nachahmungsgabe der Einen war den Anderen Manier, und was man hier für antik ansah, galt dort für veraltet. Den Formenanstand nannte man Kälte, den Forschungsgeist Plagiat. Man hatte von beiden Seiten dahin gearbeitet, den Gallischen Stamm aus seinen Wurzeln im Europäischen Boden zu reißen; kein Wunder, wenn er dem ersten Sturm so schnell nachzugeben schien!

Es fragt sich also, hat die Kunst jener Zeit Theil an der Erbschaft der vorangegangenen mittelalterlich-christlichen Entwickelungen? ist sie ein Ergebniß der Ideen und Anschauungen, welche der ganzen modernen Zeit angehören und den Franzosen mit den anderen Völkern gemein sind? oder steht sie, aus der Kette der Zeitalter herausgerissen, nur sich selbst oder dem Zufall ihr Daseyn verdankend, wie eine glänzende Ausnahme da, welche in die fortlaufende Reihe der historischen Entwickelungen störend eingreift, gleich jenen Naturgebilden, denen in der Stufenleiter der organischen Wesen ihr Analogon fehlt? Mit anderen Worten, sind die Anschauungen dieser Epoche so ausschließlich Französisch, daß sie durchaus nichts mit der Italiänischen, Englischen, Deutschen oder Spanischen Poesie gemein haben können? Sollte wirklich die Geschichte der Französischen Kunst so ganz auf sich und ihr eigenes Lebensprinzip angewiesen und wie zu einem glänzenden Ostrazismus mitten in der neueren Menschheit ver-

urtheilt seyn? Die Einen nennen sie ein Idol, das man anbeten, die Anderen eine Mumie, die man begraben müsse. Ist sie nicht eher eine lebendige Tradition der Vergangenheit, welche die Zukunft jedesmal in ihre neuen Gestaltungen mit aufnimmt? —

Die Antwort auf diese Fragen wäre schnell gefunden, wenn man nur die Kritiker hören wollte, die sich aus eigener Machtvollkommenheit zu den Oberceremonienmeistern des großen Jahrhunderts aufgeworfen: was ist nach ihnen von dem Charakter und dem Geist dieser Zeit zu halten? Einen hausbackenen Verstand und Geschmack, eine mehr gefeilte als reiche Sprache, überdies viel Fleiß und Wissenschaftlichkeit, viel Besonnenheit und Umsicht sprechen sie ihm nicht ab; aber von Schwung, Ideenreichthum, poetischer Kühnheit keine Spur. Sie gewahren überall nur Ketten und Unfreiheit, ein Gerüst von Regeln und Beschränkungen, wo geniale Freiheit herrschen sollte, eine Poesie nach Jansenistischer Manier, eingeschlossen von einer Königlichen Bastille. Vergebens sucht der Geist, in dieses Netz willkürlicher Vorschriften eingeengt, das Weite zu gewinnen. Einer solchen Ungebundenheit durften sich nur die Griechen rühmen, nur ihnen war es vergönnt, sich leicht und ungehemmt in die höchsten Regionen emporzuschwingen, für sie war das geflügelte Roß (Pegasus) eine buchstäbliche Wahrheit. Auch die Fremden hätten nach dieser Ansicht freie Passage für ihre Phantasie, und kein Gebiet des Gedankens sey ihnen verschlossen. Aber mit dem Französischen Geist ist das eine andere Sache. Der hat die Luft und den Himmel nicht so frei, wie die übrigen; er kann weder laufen, noch fliegen, ohne sich zu schaden; kaum erlauben sie ihm, auf festem Boden fortzuwandeln, so viel Gefahren fürchten sie rings um ihn her, so besorgt sind sie, daß er nicht strauchle. Sie wissen genau die Zahl der Bilder, die er ohne Beschwerden ertragen kann; sie messen ihm nicht bloß die Metaphern im Voraus zu, sondern sogar die Portion Ideen, Gefühle, Philosophie, Phantasie, Liebe, Religion, Poesie, die er aufnehmen darf. Sie geben ihm vornehm das Maß ihrer eigenen Intelligenz, und zur Fluth sagen sie, bis hierher und nicht weiter, und diese Ohnmacht, dieses Uebermaß geistiger Armuth preisen sie als das Zeichen der Ueberlegenheit des Französischen Geistes über alle andere.

So verfahren diese Leute mit den herrlichsten Erzeugnissen des menschlichen Geistes, wie die Systemmacher mit den edelsten Gewächsen des Feldes in ihren Classificationen: die Jahrhunderte liegen in ihre falschen Theorieen eingeschachtelt, gleich den Producten der Vegetation im Staube eines Herbariums. Wie hier an diesen verwelkten Resten nimmermehr die duftenden Frühlingsblumen des Berges, eben so wenig sind in jenen willkürlichen Systemen die ewigen Schöpfungen des Gedankens wiederzuerkennen; jede Beziehung zu den umgebenden Zeiten und Orten, jede höhere Anschauung einer geschichtlichen Einheit in den Manifestationen des Völkerlebens muß hier verloren gehen.

Noch heute faßt man das 17te Jahrhundert nach der Ansicht des 18ten auf, das, wie überall in der Geschichte, so auch hier, eine fremde Zeit nach seinem eigenen Bilde rekonstruirt. Aber in der That, wenn sich etwas mit Bestimmtheit versichern läßt, so muß man sagen, daß die Gedanken der Zeit Ludwig's XIV. eben so gut ihren Schwung haben, wie die Platonischen. Schon die Philosophie Descartes' ist eine Trägerin geistiger Freiheit, und nicht bloß Mallebranche, Pascal und die Klausner von Port-Royal ergehen sich in kühneren Speculationen, auch die Weltkinder treffen hier zusammen, wie zu einem großen Fest der Intelligenz. Ja, wenn diese Epoche wirklich die folgende Zeit überragt, wenn die unbedeutendsten Kleinigkeiten des Lebens hier eine geistige Färbung bekommen, die von dem innersten Wesen der Dinge hergenommen scheint, so kommt dies daher, daß Alles, oder fast Alles, von jenem erhabenen idealistischen Schwindel ergriffen war, den man in neuerer Zeit einigen fremden Schulen so oft vorgeworfen. Genug, das Jahrhundert Ludwig's XIV. steht nur in den Büchern der Historiker und in den literarischen Schulen so pedantisch und erkünstelt aus; sonst ist es eher dem ähnlich, was ein Korrespondent der Madame Sévigné davon sagt: „Das Jahrhundert ist sehr drollig. Es ist eben so normal, als excentrisch, eben so fromm, als gottlos, den Männern eben so ergeben wie den Frauen, kurz, es weiß sich in alle Lebensweisen zu schicken." Diese Mannigfaltigkeit von Eigenschaften und Charakteren ist in der That sein Hauptzug. Es gehört nicht ausschließlich einer Idee an, sondern es ist vorzugsweise das Jahrhundert der Uebergänge und Unterschiede. Indem es mehr von dem Geschmack des Alterthums hat, als die Neueren, und mehr vom modernen Geist, als die Schulen der Renaissance, bildet es eher eine Brücke zwischen den Jahrhunderten, als eine Kluft. Empfänglich für fremde Einflüsse, befreundet es sich mit allen Civilisationen und interessirt sich für die verschiedensten Richtungen. Mit Boileau führt es zum Alterthum, mit La Fontaine zum Mittelalter, mit Fénélon in die Zukunft, in den Glauben mit Bossuet, in den Zweifel mit Bayle, in den Materialismus mit Gassendi, in die Welt mit Saint-Simon, ins Kloster mit Bourdaloue. In seinen Predigtbüchern lebt die Scholastik des 13ten Jahrhunderts fort, in seinen Theaterstücken das Ritterthum. Der Cid, mit dem der Französische Genius sich zum ersten Mal geltend macht, ist er nicht dem Stoff nach ein reines Produkt des Mittelalters? Wie wenig das Feudalwesen dem Geist dieser Zeit fremd ist, beweist die Galanterie, die man unserer Bühne so oft vorgeworfen und die noch der Rest jener verbrauchten Momente ist, welche in den Balladen von Kaiser Karl und Arthur's Tafelrunde eine so bedeutende Rolle spielen. Sind nicht Aricia, Junia von demselben Schlage, wie die Burggräfinnen unserer Minnesänger? Wo malt sich besser die Lust zu Abenteuern, die Vorliebe für die alten Thürmchen und Zweikämpfe, als in den Briefen der Frau von Sévigné? Wo ist das Epos der Sklaven, die Fabel, mit mehr Freiheit hervorgetreten, als in der halb mittelalterlichen, halb Homerischen Sprache La Fontaine's? Zweifelt man wirklich daran, daß der Dichter der Athalia Milton verwandter sey, als Sophokles? Jenes Jahrhundert ist von einer so gemischten, vielseitigen Natur, daß seine Männer oft mehrere Charaktere zugleich repräsentiren. In Malebranche z. B. ist ein Stück Plato und Paulus, in Bossuet ein Jesaias und Sankt Bernhard. Eben diese Verschmelzung zweier Civilisationen, oder zweier Welten, die man in jedem Product dieses Jahrhunderts wiederfindet, macht seine innerste Eigenthümlichkeit aus. Pascal ist der Einzige, in dem diese beiden Richtungen nicht zur Versöhnung gekommen sind. In ihm kämpft noch die Scholastik gegen den Zweifel, Sankt Thomas gegen Descartes, das Mittelalter gegen die Renaissance. Daher der widersprechende Charakter seiner Philosophie, die mehr ein Schlachtfeld, als ein System ist.

So steht also das Jahrhundert Ludwig's XIV. im Zusammenhang mit der Geschichte und den Literaturen der modernen Völker durch das Ritterthum, durch die Religion, durch die Philosophie, kurz, durch alle Bande des Gedankens und der Traditionen. Nur einige äußere Formen sind bei ihm antik; der geistige Gehalt ist durchaus christlich.

Habt ihr je die Peters-Kuppel in Rom von einem fernen Hügel betrachtet? An der Form der Baukunst, an dem Römischen Dom, an dem Glanz des Marmors und an der Pracht der Säulen erkennt ihr, daß ein heidnischer Tempel vor euch steht. Steigt ihr aber die Stufen hinauf, die zur Schwelle führen, öffnet ihr die bronzenen Pforten, so seht ihr zuerst das Kreuz auf jedem Altar und die weißen Chorhemden der Priester. Ihr hört die Litaneien erschallen und das Dies irae unter jenen Korinthischen Pfeilern. Noch einige Schritte weiter, und unter dem Dom, der vom Pantheon stammt, jenem Allerheiligsten der Griechisch-Römischen Gottesverehrung, wen findet ihr dem Altar gegenüber? Den Menschen, in welchem sich der Geist des Katholizismus und der des Mittelalters personifizirt haben: den Papst! Das Jahrhundert Ludwig's XIV. zeigt etwas Aehnliches. Dem Aeußeren nach scheint es ganz heidnisch; aber unter der Augusteischen Wölbung thront der Genius der neueren Zeit.

Es wäre ja auch seltsam, wenn die Einheit unserer Civilisation in allem Anderen, in der Politik, in der Industrie, selbst in der Kritgführung, zur Erscheinung käme, nur nicht in der Kunst. Gerade im Gegentheil, seit der Mitte des Mittelalters ist diese Einheit recht glänzend und für alle Zukunft hervorgetreten. Gegen das 13te Jahrhundert hatten sich die mehr oder minder feindlichen Elemente des Völkerlebens zu einem und demselben Typus verschmolzen. Schon herrschte dieselbe Baukunst, die Gothische, von den Gränzen Andalusiens bis nach dem äußersten Ende Norwegens. In der Poesie war ein ähnliches Streben. Die Ritterdichte, die überall aus einer Tradition geschöpft sind, haben auch in ganz Europa fast dieselbe Form angenommen. Italien, Deutschland, Frankreich, Spanien haben damals einander gegenseitig übersetzt; es war ein Moment, wo sämmtliche neuere Völker Eine Baukunst und Ein Heldengedicht hatten. Besonders wahr und richtig ist dies von der Baukunst, deren Werke in der Geschichte der Menschheit dasselbe sind, was die Fossilknochen in der Geschichte der Natur. Die Völker, welche dieselbe Baukunst haben, bilden eigentlich nur eine Gesellschaft, wie die Thiere, deren innerer Bau gleich ist, trotz der äußeren Verschiedenheiten, eine Gattung oder Familie bilden. Schon an der vollkommenen Uebereinstimmung der Tempel Rom's und Athen's konnte man erkennen, daß diese beiden Städte, so Vieles sie auch trennte, Einer Civilisation angehörten, und eben so ist auch die Form der Kathedrale, die im Mittelalter ganz Europa bedeckt, der beste Beweis für die ursprünglich geistige Einheit der neueren Völker, eine Einheit, die auch bald eben so sehr ihre politische Geschichte durchdringt, wie ihre Kunstwerke.

Man hat dies deshalb so lange vergessen, weil man in die Kunst dieselben Leidenschaften hineintrug, wie in die Religion; was ihnen gemeinschaftlich ist, haben die neueren Schulen übersehen, und nur das betrachtet, was sie von einander trennt. Gewiß, wenn Einer von den Alten unseren Kämpfen beigewohnt, so würde er die Sache gerade von der entgegengesetzten Seite aufgefaßt haben. Zu den Einen hätte er gesagt: „Vergebens wollt Ihr uns ähnlich scheinen; behaltet Euren Ruhm und mit ihm Eure Fehler. Ihr tragt die Haut des Löwen, nicht seinen Muth." Zu den Anderen dagegen: „Ihr erkennt nicht mehr Eure Ideen und Anschauungen, weil sie sich unter unser Kleid versteckt haben. Bei Leuten, die sich so viel auf Tiefe einbilden, ist diese Täuschung unerträglich. Dem Wesen nach sind z. B. die Französische und die Deutsche Iphigenia Schwestern, aber glaubt nicht, daß eine von Beiden eine Tochter unseres Agamemnon sey. Eben so zweifle ich nicht, daß Chimene und Romeo's Geliebte und Pauline und Desdemona von derselben Familie mit den Frauen sind, denen Ihr die Namen Andromache, Hermione, Junia gelassen habt. Unter verschiedenen Masken finde ich in jeder von ihnen dasselbe unaussprechliche Schmachten, dieselbe Empfindsamkeit, die unsere Frauen nie gekannt haben. Eure Verschiedenheiten in Geschmack, Styl, Vaterland scheinen Euch sehr groß; glaubt nur sicher, daß sie im Vergleich zu denen, die Euch von uns trennen, nicht der Rede werth sind. Diese letzteren sind im innersten Wesen der Dinge begründet; jene dagegen gehen unter in dem Vorwalten des einen Ge-

dankens, der die Grundlage aller Eurer Werke bildet und die Substanz ist, von der Ihr Alle geistig lebt, ich meine jene neue, wunderbare Religion, die Ihr uns früher habt aufdringen wollen. Der Christus, der Euer Band ist, wird Euch auf immer von uns trennen."

Im Grunde ist der Krieg, den man zwischen den neueren Schulen erregt hat, nichts als ein Bruderkrieg. Racine, Molière und Shakspeare, Voltaire und Göthe, Corneille und Calderon sind Brüder. Man hat lange genug von der Englischen Derbheit, der Spanischen Grandezza, dem Italiänischen Flitter, der Deutschen Dunkelheit, der Französischen Frivolität hin und her gefaselt; in diesen bequemen Abstractionen bewegte sich die ganze Kritik, und Einer kannte den Anderen nur von der Seite. Hat man noch nicht genug eingesehen, wie unnütz und kindisch dieser Zwist ist? Welchen Namen haben unsere Systeme bei diesem Kampf im Leeren umgestürzt? Erweitern wir lieber unsere Theorieen, damit sie alle darin Aufnahme finden. — Die Alten, die doch zwei Epochen hatten, die Griechische und Römische, haben darum nicht daran gedacht, Homer und Virgil, Herodot und Livius, Theokrit und Lukrez auf einander zu hetzen. Vielmehr erkannten sie schnell die Basis, die beiden Civilisationen gemeinschaftlich war, und hieraus gründeten sie eine umfassende Kritik, die alle Formen des Alterthums gelten ließ und keinen einzigen Theil desselben verstümmmelte. Ueberall, wo sie denselben Polytheismus fanden, haben sie dieselbe Kunst erkannt, und aus der Aehnlichkeit der Götter schlossen sie auf die Verwandtschaft der Völker.

Bei den Neueren dagegen ist es oft ihre große Aehnlichkeit, die sie am meisten trennt. Je mehr man sich dem Wesen nach gleich ist, desto mehr pocht man auf die Verschiedenheiten des Scheins. Es sollte mich nicht wundern, wenn es Leute gäbe, die den Satz aufstellten, daß die Schriftsteller des 17ten Jahrhunderts gerade in jenem Ostrazismus, den die Kritik ihnen andichtet, ihre wahre Glorie hätten. Auch war es gar zu hübsch, bei sich zu Hause seine eigenen Geister zu besitzen, die man gewissermaßen allein verstehe. Aber man vergißt, daß diese Männer nicht einem Volk, sondern der Menschheit angehören.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Documens inédits concernant les troubles de la Belgique sous l'empereur Charles VI. — Mit Anmerkungen herausgegeben von Gachard. Erster Theil. Brüssel.

Mouskes. Chronique rimée de Ph. Mouskes. — Herausgegeben vom Baron v. Reifenberg. Brüssel.

Bibliographie académique Belge, ou repertoire des mémoires, observations etc. publ. p. l'académie de Bruxelles. — Von P. Namur. Lüttich.

England.

Mac-Gregor, ein Schottischer Schauspieler.

(Schluß.)

Vielleicht erinnert sich in Frankreich Mancher, daß wenige Jahre vor der Revolution von 1789 die Krankheit des Schauspielers Molé von ganz Paris, aber besonders von dem Adel und dem Hofe als ein bedeutendes Ereigniß angesehen wurde; vornehme Damen trugen einen Schmerz zur Schau, der ihrem sittlichen Rufe Eintrag that und die öffentliche Stimme nöthigte, den Keim der Verderbtheit zu enthüllen, der schon tiefe Wurzeln in dem geselligen Leben der Franzosen geschlagen hatte. Zu Glasgow war der Schmerz ebenfalls groß, aber er hatte eine reinere Quelle und ging neben der landsmännischen Theilnahme von dem Bedauern aus, daß Muth und Güte keinen besseren Lohn gefunden. Das Theater war mehrere Tage geschlossen, die ganze Stadt beschäftigte sich mit dem Verwundeten und erkundigte sich stündlich nach seinem Ergehen. Damit der Anblick des geretteten Kindes vielleicht zur Linderung seines Schmerzes beitrüge, hatte man dasselbe, welches durch den Brand ohnedies zur Waise geworden war, nicht aus seinem Hause entfernt. Die Quetschung war so bedeutend, daß Mac-Gregor sich zur Amputation entschließen mußte, der er sich mit Resignation unterwarf. — Das Schauspiel wurde wieder eröffnet und einige Stücks zur Aufführung gebracht, in welchen Mac-Gregor keine Rollen mehr hatte; der Saal war fast leer, und die Zuschauer schienen mehr aus Gewohnheit als aus Interesse versammelt. Aber das Schottische Genie, welches zu Glasgow die Dramen Shakspeare's volksthümlich machte, hatte sich gänzlich zurückgezogen: Romeo, Hamlet, Richard gingen nicht mehr über die Bretter. Man berief neue Schauspieler, machte neue Versuche, es fanden zu Glasgow viele Gastrollen statt, aber kein Fremdling vermochte die Lücke auszufüllen; Mac-Gregor allein verkörperte die Idee des Dichters, konnte, wie jener Götterliebling Ulyß, eine Schattenwelt beseelen. Eines Abends, während der Aufführung eines jener kalt aufgenommenen Stücke, erfuhr das Publikum, daß Mac-Gregor, welcher eine Gesundheit vollkommen wiedererlangt hatte, verstümmelt wie ein Kämpfer von Hastings oder der Bothwell-Brücke, sich mit einem hölzernen Beine aufgemacht hätte, seine Kameraden zu sehen. Diese Nachricht wirkte fast elektrisch, wie aus einem Munde rief Alles: Mac-Gregor erscheine, wir wollen ihn sehen! Die Bühne stellte in diesem Augenblick jenen verhängnißvollen Saal vor, wo der Schatten Banco's erscheint, um Macbeth zu schrecken; die Thür im Hintergrunde öffnet sich, und Mac-Gregor tritt vor, von stürmischem Beifall der Versammelten begrüßt. Es war noch immer jene geistreiche, melancholische Gestalt, jene edle Stirn, der sanfte, seelenvolle Blick, die holde Anmuth in allen Bewegungen, derselbe Adel in Gang und Haltung. Der gewandte Schauspieler mit jenem angeborenen Takt, der die Mittel zu fesseln nie verfehlt, erschien in Begleitung des Kindes, welches ihm das Leben verdankte, und stand nachlässig auf dessen Schulter gestützt. Das Haus erdröhnte vom Jubel und Beifalls-Geklatsche; man erzählte sich, was man schon wußte, den Heldenmuth dieses Mannes in der schrecklichen Nacht des Brandes. Dankend verneigte sich Mac-Gregor, und Thränen rollten ihm über die Wangen. Da rief eine Stimme: „Romeo! er spiele Romeo!" — „Romeo! Romeo!" schrie die ganze Versammlung nach. Der Schauspieler zeigte mit der Hand auf sein hölzernes Bein und mit einer schmerzlichen Miene auf seine Ohnmacht. — „Was schadet das? Spielen Sie, o spielen Sie noch einmal den Romeo." — „Romeo! Romeo!" — Mac-Gregor, zögernd, unentschlossen, wagte es eben so wenig, dem Publikum den Wunsch zu versagen, als ihn zu gewähren. Da fiel der Vorhang, das Theater-Personal umringte, bestürmte ihn, er mußte sich entschließen. „Er wird spielen, Mac-Gregor wird spielen", sagte ein Nachbar dem Anderen, sprengten die Neuigkeits-Träger durch die Stadt aus, und in einer Viertel-Stunde war der Saal drückend voll. Der verstümmelte Schauspieler spielte Romeo, und bei der unersättlichen Begierde der Glasgower, ihn zu sehen, blieb es nicht bei dem einen Male.

Auf einer Reise, welche er durch Schottland machte, war Lord Chesterfield Zeuge dieser Auftritte; er schrieb es Montesquieu, und die muntere Anekdote von dem Schottischen Komödianten, der statt des Kothurns eine Krücke führte, unterbrach für einen Augenblick die ernsten Betrachtungen des Philosophen zu Blaye. Bei seiner Rückkehr nach London erzählte der Lord dieses Erlebniß dem großen Garrick. — „Und der Stelzfuß wird geduldet?" fragte der Tragiker. — „Geduldet? er entzückt, rührt, reißt zur Bewunderung hin, wollen Sie sagen; es geht so weit, daß ich Ihnen, mein lieber Garrick, mit all' Ihrem Talent und Ihren zwei Beinen nicht rathe, sich einem Vergleich auszusetzen." — Garrick reist nach Schottland, reitet seine Pferde todt, um dieses Phänomen zu sehen, und so wie er Glasgow erreicht hat, ist sein erster Gang nach dem Theater und seine erste Frage nach Mac-Gregor. „Old-Street", antwortet lakonisch der Kastellan. Garrick fand den Schauspieler zu Hause und erstaunte über die schöne Gestalt und den majestätischen Anblick seines Hochländischen Kunstgenossen. — „Master Mac-Gregor, wann spielen Sie Romeo? ich komme von London, Sie zu sehen, ich bin Garrick." — „Niemals mehr, Herr Garrick; hier ist ein Kind, dessen Vater ich bin, hier eine Frau, meine Edith, die mich nicht lieben wollte, so lange ich zwei Beine besaß, jetzt aber anbetet, da ich nur eines habe, und dies genügt mir. Uebrigens würde ich nicht sonderlich vor Ihnen bestehen, könnte unmöglich eine solche Illusion bei Ihnen hervorrufen, daß Sie meine Krücke vergessen sollten. Ich bin ja nur ein halber Mensch, ein Krüppel, erhielt Beifall, weil man mich lieb hatte." — „Sie irren sich, mein Herr", erwiederte Garrick. „Sie haben einen nicht minder mächtigen Eindruck auf Lord Chesterfield als auf Ihre Landsleute hervorgebracht, auf ihn, der eine so feine Nase hat und der raffinirteste Mann in ganz Alt-England ist." — „Im Grunde", fuhr der große Tragiker fort, indem er mehr sich als Mac-Gregor anredete, „spielt man die Tragödie nicht mit den Beinen; der Blick, die Figur, der Ausdruck, die Seele, die leidenschaftliche Gluth des Herzens, das ist's, was den Schauspieler macht, und das Alles besitzen Sie, Herr. O, ich bitte, nur eine einzige Vorstellung noch für mich." — Mit dem gesunden Mutterwitz, der das Eigenthum der Hochschotten ist, erwiederte Mac-Gregor: „Herr Garrick, man muß nicht Gott und die Menschen versuchen, das Unmögliche gelingt nicht zwei Mal. Die Zeit vergeht und schwächt die Erinnerung an früher Geschehenes; auch das Andenken an den Brand in Old-Street verliert seinen Reiz, der Enthusiasmus für meine Gaben läßt nach; ein neuer Schauspieler macht bald sein Glück, das Publikum vergißt mich und mein hölzernes Bein, das ich allein behalte. Ich darf meinen Ruhm nicht aufs Spiel setzen, der nur abnehmen kann. Sie werden mich nicht spielen sehen, Herr Garrick, aber ich Sie gern heute als meinen Gast bei Tische begrüßen. Folgen Sie meinem Rath und erhalten sich für immer Ihre zwei Beine." (J. d. Fr.)

Polen.

Die gräfliche Familie Werszowicz *).

Zu den ältesten Polnischen Familien gehört das Haus der Grafen Werszowicz oder Rej aus Naglowiz, des Wappens Oksza. Es verdient diese Familie eine besondere Beachtung wegen des großen Einflusses, welchen sie in den frühesten Zeiten auf die Schicksale zweier Brudervölker, des Böhmischen und des Polnischen, ausgeübt hat. Sie stammt aus Böhmen, woher nach Paprozki's „Diadochos" viele ausgezeichnete Polnische Familien ihren Ursprung herleiten, wie die Zawisza, Plichta, Mniszech u. A. Die ersten geschichtlichen Erwähnungen der Familie Werszowicz gehen bis in das achte Jahrhundert, in die vorchristliche Zeit der Slawen zurück. Sie war bis ins eilfte Jahrhundert die erste, mächtigste und zahlreichste Familie unter den Wladyken Böhmens. Fast auf jedem Blatte der Böhmischen Geschichte dieser Zeit sind Thaten der Werszowcze verzeichnet; sie standen als heftige Gegner der Dynastie der Przemysliden und als treue Anhänger der in Polen regierenden Piasten da. Der Fürst Jaromir (im J. 1037),

*) Aus dem Slawianin von Jasiowski. (Lemberg, 1837.)

Mr. Bowerbank has also described and figured a species of Spongilla, which he has named *S. Carteri*, from the Tertiary beds of the Isle of Wight. Mr. Carter has described and figured a species of Spongilla, which he has named *S. Lacustris*, from the Tertiary beds of Bembridge, Isle of Wight. Mr. Bowerbank has described and figured a species of Spongilla, which he has named *S. Fluviatilis*, from the Tertiary beds of Bembridge, Isle of Wight. Mr. Bowerbank has described and figured a species of Spongilla, which he has named *S. Gracilis*, from the Tertiary beds of Bembridge, Isle of Wight. Mr. Bowerbank has described and figured a species of Spongilla, which he has named *S. Mammillaris*, from the Tertiary beds of Bembridge, Isle of Wight. Mr. Bowerbank has described and figured a species of Spongilla, which he has named *S. Radiata*, from the Tertiary beds of Bembridge, Isle of Wight. Mr. Bowerbank has described and figured a species of Spongilla, which he has named *S. Tuberculata*, from the Tertiary beds of Bembridge, Isle of Wight. Mr. Bowerbank has described and figured a species of Spongilla, which he has named *S. Ramosa*, from the Tertiary beds of Bembridge, Isle of Wight. Mr. Bowerbank has described and figured a species of Spongilla, which he has named *S. Digitata*, from the Tertiary beds of Bembridge, Isle of Wight. Mr. Bowerbank has described and figured a species of Spongilla, which he has named *S. Pumila*, from the Tertiary beds of Bembridge, Isle of Wight. Mr. Bowerbank has described and figured a species of Spongilla, which he has named *S. Elegans*, from the Tertiary beds of Bembridge, Isle of Wight. Mr. Bowerbank has described and figured a species of Spongilla, which he has named *S. Minuta*, from the Tertiary beds of Bembridge, Isle of Wight. Mr. Bowerbank has described and figured a species of Spongilla, which he has named *S. Parasitica*, from the Tertiary beds of Bembridge, Isle of Wight. Mr. Bowerbank has described and figured a species of Spongilla, which he has named *S. Incrustans*, from the Tertiary beds of Bembridge, Isle of Wight. Mr. Bowerbank has described and figured a species of Spongilla, which he has named *S. Ramosissima*, from the Tertiary beds of Bembridge, Isle of Wight. Mr. Bowerbank has described and figured a species of Spongilla, which he has named *S. Tenuis*, from the Tertiary beds of Bembridge, Isle of Wight. Mr. Bowerbank has described and figured a species of Spongilla, which he has named *S. Crassa*, from the Tertiary beds of Bembridge, Isle of Wight. Mr. Bowerbank has described and figured a species of Spongilla, which he has named *S. Fragilis*, from the Tertiary beds of Bembridge, Isle of Wight. Mr. Bowerbank has described and figured a species of Spongilla, which he has named *S. Lacustris*, from the Tertiary beds of Bembridge, Isle of Wight. Mr. Bowerbank has described and figured a species of Spongilla, which he has named *S. Fluviatilis*, from the Tertiary beds of Bembridge, Isle of Wight. Mr. Bowerbank has described and figured a species of Spongilla, which he has named *S. Gracilis*, from the Tertiary beds of Bembridge, Isle of Wight. Mr. Bowerbank has described and figured a species of Spongilla, which he has named *S. Mammillaris*, from the Tertiary beds of Bembridge, Isle of Wight. Mr. Bowerbank has described and figured a species of Spongilla, which he has named *S. Radiata*, from the Tertiary beds of Bembridge, Isle of Wight. Mr. Bowerbank has described and figured a species of Spongilla, which he has named *S. Tuberculata*, from the Tertiary beds of Bembridge, Isle of Wight. Mr. Bowerbank has described and figured a species of Spongilla, which he has named *S. Ramosa*, from the Tertiary beds of Bembridge, Isle of Wight. Mr. Bowerbank has described and figured a species of Spongilla, which he has named *S. Digitata*, from the Tertiary beds of Bembridge, Isle of Wight. Mr. Bowerbank has described and figured a species of Spongilla, which he has named *S. Pumila*, from the Tertiary beds of Bembridge, Isle of Wight. Mr. Bowerbank has described and figured a species of Spongilla, which he has named *S. Elegans*, from the Tertiary beds of Bembridge, Isle of Wight. Mr. Bowerbank has described and figured a species of Spongilla, which he has named *S. Minuta*, from the Tertiary beds of Bembridge, Isle of Wight. Mr. Bowerbank has described and figured a species of Spongilla, which he has named *S. Parasitica*, from the Tertiary beds of Bembridge, Isle of Wight. Mr. Bowerbank has described and figured a species of Spongilla, which he has named *S. Incrustans*, from the Tertiary beds of Bembridge, Isle of Wight. Mr. Bowerbank has described and figured a species of Spongilla, which he has named *S. Ramosissima*, from the Tertiary beds of Bembridge, Isle of Wight. Mr. Bowerbank has described and figured a species of Spongilla, which he has named *S. Tenuis*, from the Tertiary beds of Bembridge, Isle of Wight. Mr. Bowerbank has described and figured a species of Spongilla, which he has named *S. Crassa*, from the Tertiary beds of Bembridge, Isle of Wight. Mr. Bowerbank has described and figured a species of Spongilla, which he has named *S. Fragilis*, from the Tertiary beds of Bembridge, Isle of Wight.

wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 102. Berlin, Freitag den 24. August 1838.

Mexiko.

Mexikanische Zustände.

Von Michel Chevalier.

In ihrem gegenwärtigen Zustande bietet die weiße Bevölkerung Mexiko's, entartet, entsittlicht, unwissend, träge, von ohnmächtigem Dünkel besessen, dem Beobachter ein kläglichen und widerwärtiges Bild. Zudem sind sie bei weitem die Minderzahl des Landes, eine dünne, spärliche, über die Masse der Urbevölkerung gelagerte Schicht. Die Indianer haben bei mehr als einem Anlaß gezeigt, daß ihnen der Gedanke, das Joch der Weißen abzuschütteln und für die vor 300 Jahren an ihren Vätern verübte blutige Unterdrückung Rache zu nehmen, nicht so fremd ist. Danach zu urtheilen, so ließe sich die Austreibung der Weißen aus Mexiko und ein neues Haiti, ein Haiti der rothen Männer auf dem schönen Hochlande von Anahuac prophezeien. Dem ist aber doch nicht so. Man schätze den Kreolen in Mexiko und seine Zukunft nicht lediglich nach den ungünstigen Anzeichen der Gegenwart. Es schlummern große Vorzüge und Kräfte in diesem Volke; sie warten auf ihre Zeit, um wach und rege zu werden. Sie haben in dem Kampfe für ihre Unabhängigkeit viel Intelligenz und Charakter, große Thätigkeit und Sinn für gesetzliche und politische Ordnung an den Tag gelegt. Von Muth rede ich erst gar nicht, der fehlt dem Spanischen Blute nirgends. Da sah es Kämpfer, vom schönsten und reinsten Heldenmuth beseelt, und während der geborene Spanier, im Bürgerkriege aller Menschlichkeit entfremdet, ein blutdürstiger Würger und Peiniger erscheint, haben die Kreolen häufig Großmuth gezeigt, sich des ehrlosen Feindes erbarmt und es verschmäht, Repressalien zu üben, selbst wenn das Blut ihrer nächsten Verwandten um Rache schrie.

Zu den edelsten Gestalten der Geschichte aller Zeiten und Völker gehört jener Pfarrer Morelos, welcher an die Spitze der Insurrection trat, nachdem ihr erstes Haupt, der Pfarrer Hidalgo, ausgezeichnet durch hohe Fähigkeiten, allein durch wilde und tückische Mordlust geschändet, den Spaniern in die Hände gefallen und erschossen worden war. Morelos' Lebenslauf und Tod waren eines frommen Helden würdig. Sein Wesen war, trotz Kutte und Tonsur, echt ritterlich, voll Muth und Seelenadel; ein glücklicher politischer Verstand, die Eigenschaften eines Heerführers und die Einsichten eines Regenten und Staatsverwalters, und dabei die milden Tugenden eines evangelischen Hirten, — dieses alles vereinigte sich in Morelos. Ihm war von Hidalgo der Auftrag geworden, die Insurrection in der westlichen Küstenlandschaft am Stillen Ocean in Gang zu bringen. Dort ist die Hauptstadt, die das Land weit nach innen beherrscht, das starkbefestigte Acapulco. „Eh' ein Jahr vergeht, bin ich Meister von Acapulco!" Mit diesem Versprechen schied Morelos und machte sich mit fünf Knechten aus dem Presbyterium auf den Weg; an Waffen führten sie sechs elende Flinten und ein paar alte plumpe Lanzen, Erbstücke aus der Zeit der Spanischen Eroberung, mit sich. Nach drei Monaten hatte Morelos mit aller Noth und Mühe 3000 Mann zusammengerafft, zumeist Sklaven aus den Zuckerpflanzungen und Zuckersiedereien, ohne Gewehr, ohne Pulver. Mit diesem Haufen führte er einen verwegenen nächtlichen Ueberfall auf eine Spanische Division aus, schlug und zersprengte sie vollständig, erbeutete Waffen in großer Zahl, fünf Kanonen, eine Fahne und bekam 700 Mann gefangen. Hidalgo ließ alle „Fremdlinge", d. i. Europäer, die ihm in die Hände fielen, gleich viel, ob vom Civil oder vom Militair, ob Offiziere oder Gemeine, erschießen; die Royalisten zahlten mit gleichem Maße. Morelos gab zuerst das Beispiel der Menschlichkeit; er rettete seinen Gefangenen das Leben, behandelte sie schonend und anstandsvoll und wußte die Tapferkeit auch in den Besiegten zu ehren. Von Sieg zu Sieg rückte er bis vor die Thore der Hauptstadt. Mit einer Armee von Schwarz- und Rothhäuten, von Leibeigenen, Sklaven und Knechten, von Mulatten und Mestizen, mit einem Offizier-Corps und Generalstab von Pfarrern, Advokaten und Gutsherren (kleine Landbesitzer, von rein weißer oder doch wenig gemischter Race) schlug und vernichtete er Spanische Kerntruppen, die den Krieg daheim im Kampfe gegen Napoleon und die Franzosischen Heeresmassen erlernt hatten; er schlug, am 18. Oktober 1813, das Asturische Regiment, das sich mit der Glorie von Baylen brüstete und mit aller Extravaganz des Spanischen Stolzes sich den Titel „die unbesiegbaren Besieger der Sieger von Austerlitz" beilegte. Morelos wußte Siege nicht allein zu erfechten, sondern auch zu benutzen. Er hielt unter seinen Leuten die strengste Mannszucht aufrecht; er berief, organisirte und installirte einen National-Kongreß, der sofort mit ausdauerndem, auch unter Widerwärtigkeiten zuversichtlichem Eifer an das Geschäft ging, die Grundzüge einer Constitution zu entwerfen. Das Waffenglück verließ Morelos' Fahnen. Der Kreole Iturbide, als Mitglied einer geadelten Familie mit den Meisten seiner Standesgenossen der Herrschaft des Mutterlandes anhängig, erfocht zwei Siege hinter einander bei Valladolid und Puruaran. Morelos büßte seine liebsten Freunde, seine treuesten Offiziere ein. Der Pfarrer Matamoros wurde bei Puruaran gefangen und hingerichtet; gleiches Geschick traf den Don Miguel Bravo; Galeano fiel im Gefecht. Der Kongreß wurde aus seiner letzten Zufluchtstätte zu Chilpanzingo verjagt und mußte seine Versammlungen in den Wäldern halten, von Morelos mit einem unverzagten Häuflein bewacht. Am 15. November 1815 überfällt ihn ein Spanisches Corps; er entsendet seine Leute, dem Kongreß zur Eskorte zu dienen, und stellt sich fechtend in die Nachhut. „Mag es", rief er, „meine letzte Stunde seyn! Was gilt mein Leben gegen die Rettung des Kongresses? Mein Werk ist vollbracht seit dem Tage, da eine unabhängige Regierung dieses Landes eingesetzt ist." Nur 50 Mann waren um ihn geblieben, und auch von dieser Zahl entflohen die Meisten, als die Spanier angriffen. Morelos hielt Stand bis auf den letzten Mann, im dichtesten Kugelregen; wie durch ein Wunder geschah es, daß von allen Schüssen keiner auch nur seine Haut streifte. Er wurde gefangen, zum Tode verurtheilt, auf dem Richtplatze der geistlichen Weihen und Gewänder entkleidet und erschossen (22. Dezember 1816). Der mit der Execution beauftragte Spanische Kommandant, Concha, begegnete dem Verurtheilten bis ans Ende mit der edelmüthigsten Theilnahme und mit einer Hochachtung, die an Verehrung gränzte. Heiter und fest, mit seinem gewohnten ruhigen Anstand, betrat Morelos die Todesstätte und kniete nieder: „Herr, hab' ich in Deinen Augen Recht gethan, so dank' ich Dir; that ich Unrecht, so empfehl' ich meine Seele Deiner unendlichen Barmherzigkeit."

Wer den Spanischen Charakter kennt, wird mich begreifen, wenn ich keine Handlung der Großmuth, der Selbstbezwingung, der Verzichtung auf Rache, so viele deren die Geschichte berichtet, über folgenden Zug aus dem Leben des Don Nicolas Bravo setze. Sein Vater, Don Leonardo Bravo, saß in Mexiko gefangen und ward zum Tode verurtheilt. Nun bekam Don Nicolas zu Palmar 300 Weiße in seine Gewalt. „Ich überlasse sie Dir", sagte Morelos, „damit Du ein Pfand für die Rettung Deines Vaters in Händen hast." Sogleich schrieb Bravo an den Vicekönig Venegas und erbot sich, die 300 gegen seinen Vater auszuwechseln. Statt aller Antwort schickte der Vicekönig den Don Leonardo aufs Schaffot. Auf diese Kunde säumte Don Nicolas keinen Augenblick und schenkte allen dreihundert Gefangenen die Freiheit. „Ich muß eilen", sagte er, „mir selbst den Weg zu blutiger Vergeltung zu verschließen. Wer weiß, ob nicht morgen, nicht in der nächsten Stunde der Schmerz um meinen gemordeten Vater, das Verlangen nach Rache mich übermannt, ob es mich nicht treibt, sein Blut von den Brüdern seiner Henker zurückzufordern." Das ist mehr als edelmüthig, mehr als menschlich, das ist wahrhaft übermenschlich für Einen, der aus Spanischem Blute entsprossen ist.

Ein wahrer Typus jener Alt-Spanischen Charaktere, jener Krieger voll begeisterter Kühnheit und zähen standhaften Muthes, deren Reihe von den Zeiten des alten Pelayo bis zu der Glorie der Entdecker und Eroberer unter dem katholischen Ferdinand und Karl V. hinabreicht — ein solcher begegnet uns in dem General Guadalupe Victoria. Nach Morelos' Tode geriethen die Insurgenten in Zwist und Parteiung. Der General Teran löste den Kongreß auf; es gab keine Centralgewalt, keine oberste Leitung mehr. Jeder General nahm eine Provinz für sich in Beschlag. Guerrero, der nachmalige Präsident, welcher in unseren Tagen der schmählichsten Tücke und Hinterlist zum Opfer gefallen ist *),

*) Er gerieth im November 1830 durch Verrath den Truppen seines Gegners Bustamente in die Hände und wurde am 17. Februar 1831 zu Oaxaca erschossen.

setzte sich an der westlichen Küste fest und behauptete sich in den Bergen der Sierra Madre gegen die Spanische Macht bis zu der für die Sache der Unabhängigkeit entscheidenden Erhebung Iturbide's im Jahre 1821. Der General Rayon befestigte sich, mittelst zweier verschanzter Lager, in der Gegend von Halpujahua, Teran im Distrikt Tehuacan der Provinz La Puebla. Der unermüdliche Nicolas Bravo erschien und verschwand an hundert Stellen. Pater Torres hauste in der Landschaft Bajio wie in erobertem Feindeslande. Guadalupe Victoria endlich wählte die Provinz Vera-Cruz zum Schauplatz seiner Thaten. Bei solcher Vereinzelung konnte aller Heldenmuth nicht fruchten, und die Spanische Regierung hatte überdies, nach dem Sturze Napoleon's, über zahlreiche und kriegsgeübte Truppen gegen die empörten Kolonieen zu verfügen. Den Häuptern der Insurrection blieb zuletzt nur Unterwerfung übrig; und als die Regierung für Jeden, der die Waffen niederlegen würde, Amnestie verkündigen ließ, war 1817 ganz Neu-Spanien wieder unter dem Vicekönig zum Gehorsam gebracht. Guerrero durfte sich aus dem Schlupfwinkel seiner Berge nicht hinauswagen und war nicht besser als ein Bandit angesehen. Der junge Mina landete an der Spitze einer bewaffneten Schaar von Ausländern, meist Anglo-Amerikanern; sie erklärten zum Umsturz der absoluten Gewalt gekommen zu seyn, allein das Volk sah in ihnen die Vertheidiger der National-Unabhängigkeit nicht, fiel ihnen nicht zu; Mina erlitt eine Niederlage, wurde ergriffen und erfuhr das Loos des Besiegten in diesem von Jahr zu Jahr gräuelvolleren Bürgerkriege; er wurde erschossen. Nur Einer hielt sich unbesiegt und machte den Spaniern Unruhe; das war Guadalupe Victoria. Sohn eines reichen Grundbesitzers in der Hochlandschaft, 22 Jahr alt, eben mit seinen juristischen Studien fertig, sah er die Revolution ausbrechen, hörte den Namen und die Thaten Morelos' und eilte als Freiwilliger unter dessen Fahne. Bei der Einnahme von Oaxaca (1812) zeichnete er sich durch ein kühnes Wagniß aus. Der Brigadier Regules mit einer Abtheilung Spanischer Truppen hatte sich, von Morelos von einer Stellung zur anderen hitzig verfolgt und gedrängt, in diesen Ort geworfen, den rings ein sumpfiges Wasser umgab. Die Insurgenten zweifelten nicht am Siege, wenn sie nur dem Feinde zu Leibe gekonnt hätten. Eine Zugbrücke war vorhanden, aber aufgezogen. Victoria springt ohne langes Besinnen in den Sumpf, durchwatet ihn mit hochgehaltenem Säbel, unter den Augen der Königlichen, die vor Erstaunen keinen Schuß thun, läuft auf die Brücke zu, haut mit scharfen Säbelhieben die Stricke entzwei; die Brücke fällt, Morelos' Leute stürzen heran, und der Feind wird aus der Stadt getrieben. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Ed. Quinet, über Welt-Literatur.

(Schluß.)

Wenn unsere Zeit ein besonderes Verdienst hat, so wird dies sicherlich darin bestehen, die Einheit der modernen Civilisation so deutlich begriffen zu haben. Wie in der Kritik noch Alles in Zwiespalt lag, waren schon die höheren Werke des Genie's da, welche das Bewußtseyn der Völker einander näherten. Man nenne uns einen einzigen Schriftsteller der Zeit, der nicht auf seine Weise dazu beigetragen, diese Einheit zu befestigen. Oder wer sieht nicht, was Goethe Alles von Voltaire, und Byron von Rousseau hat? Ist es nicht klar, daß Deutschland mit Italien durch Manzoni, mit dem Orient durch Rückert, mit England durch Shelley, Coleridge, Wordsworth, mit Dänemark durch Oehlenschläger, mit Polen durch Mickiewicz vermittelt wird? Die Refrains von Beranger hört man am Kaukasus, und am Ufer des Eurotas fand ich die Kantsche Metaphysik. Die philosophische, religiöse und literarische Diskussion beschränkt sich nicht mehr, wie im 18ten Jahrhundert, auf den Salon der Frau von Tencin oder du Deffant, sondern wie ein Lauffeuer bewegt sie sich hin und her zwischen Paris, London, Berlin, Petersburg und New-York. Der Gedanke fliegt rasch von einem Volke zum anderen, und jedes hat seine besondere Aufgabe, die zugleich von allen übrigen verstanden wird. In der Französischen Revolution ist diese Einheit zuerst hervorgetreten, durch die Industrie hat sie sich weiter entwickelt, und die Poesie hat ihr die Weihe gegeben. Wer kann berechnen, welche Reihe von neuen Resultaten, Erfindungen und Formen dieser rasche Ueberblick aller Klimate, dieser Austausch der Ideen und Traditionen noch hervorbringen kann? Wenn man heute ein Volk ganz für sich betrachtet, ohne Beziehung zu den übrigen, findet man nur Bruchstücke und Sonderbarkeiten; die ganze Richtung und Bedeutung dieses Volks sind nicht zu erkennen. Aber in seinem Verhältniß zum Ganzen aufgefaßt, hat Alles einen Sinn, ein Leben und eine erhebende Größe. Im Alterthum war es gerade umgekehrt; außerhalb der Stadtmauer hörte die Civilisation auf und das Leben *). In unseren Tagen ist dieses im Herzen jedes Volkes weniger intensiv, desto universeller aber nach allen Richtungen hin; die Barbarei ist fast nirgends mehr, die πόλις dagegen überall.

Je enger dieses Bündniß wird, desto mehr wird noch die einzige Schranke, welche die Völker ferner trennen wird, die Sprache seyn. Ziele auch diese Schranke und mit ihr jene Verschiedenheit, die selbst der Einheit nothwendig ist, um ein organisches Gebilde darzustellen, dann wäre das Chaos da. Daher muß man auch die Bestrebungen einiger Schulen, jeder Sprache ihre Eigenthümlichkeit zu bewahren, mit Dank anerkennen. Je mehr die Geister sich verbrüdern, desto nothwendiger ist es, jedes Idiom streng der Tradition zu unterwerfen. So ist also die klassische Partei in Frankreich, der Purismus in Italien, die Teutomanie in Deutschland von der höchsten Bedeutung. Nur muß man nicht vergessen, daß diese Tendenzen, statt jene Verschmelzung der Ideen zu hemmen, sie im Gegentheil noch fester begründen sollen. Jedes Volk hat jetzt die Aufgabe, den Gedanken Aller in sich aufzunehmen, ohne aus sich selbst herauszugehen, eine Aufgabe, die auch wirklich früher schon gelöst worden, und so wie das Alterthum nicht im Stande war, das eigenthümliche Leben des 17ten Jahrhunderts zu unterdrücken, so müssen wir danach streben, daß das Leben jedes einzelnen Volkes nicht durch die Idee der Menschheit untergehe.

Wie kommt es übrigens, daß dieses Leben, wie es in der Welt noch nie da gewesen, nicht die großartigsten Hoffnungen erweckt? Sollte man nicht glauben, daß sich der Geister eine ungeheure Spannung bemächtigen muß, wenn sie wahrnehmen, wie sich die Pläne der Vorsehung allmälig entwickeln und eine Zukunft sich vorbereitet, die unsere kühnsten Bilder übertrifft? Aber statt dessen gewahren wir auf so vielen Seiten nur Klagen und Erschlaffung; es scheint, als gäbe es keine Tugend, keine Liebe, keinen Frühling, keine Sonne mehr, als hätte ein ewiger Winter alles Leben ertödtet. Woher diese Symptome des Alters und des Todes in einer Zeit der Verjüngung? Hierfür giebt es mehrere Gründe, abgesehen davon, daß jenes herrliche Schauspiel bis jetzt nur noch vor den Augen der Intelligenz offen daliegt und also die Masse der Zeitgenossen gleichgültig läßt. Sonst sind es besonders drei Ursachen, welche an jener Verkennung der Zeit schuld sind: bei den Einen ist es die Wahrnehmung, daß die Individualität der Völker sich abzuschwächen anfängt; bei den Anderen die feindliche Trennung der Gemüther, welche die Revolutionen zu begleiten pflegt; fast Alle endlich sind in das Jahrhundert auf eine Weise vernarrt, welche ihnen die Augen für das Wahre und Höhere blendet.

Erstens also ist es ausgemacht, daß die Abnahme oder die veränderte Richtung der Nationalleidenschaften eine Leere in den Gemüthern zurückläßt, die man leicht für einen Vorboten des Todes halten kann. Die alten Vorurtheile, welche früher die Beschäftigung und Nahrung einer Menge bildeten, sterben nach und nach aus. Die Gesellschaft wird weiter, und es scheint, als sey sie der Auflösung nahe; denn bei solchen Umwandlungen, wie den allen Krisen, geht immer ein bedeutender Theil von Kraft verloren. Was man verliert, wird bemerkt, aber nicht das, was dafür eingetauscht wird.

Der zweite Grund ist der, daß, nachdem die Bande, welche die Gesellschaft in politischer Beziehung zusammenhielten, eine Zeit lang zerrissen waren, die Spaltung, die sich dadurch im Herzen des Staats gebildet, auf das Denken und Meinen in den übrigen Kreisen des Lebens zurückwirkt. In der Hefugkeit der sozialen Kämpfe hat sich die frühere Einheit der Völker in drei Theile aufgelöst, deren jeder nur die Seite der Dinge betrachtet, die ihm am nächsten liegt. Die Aristokratie hat es mit der Vergangenheit, das Bürgerthum mit der Gegenwart, die Demokratie mit der Zukunft zu thun. Von einem einzigen Gefühl beherrscht, dem des Verlustes, des Besitzes oder der Hoffnung, sieht jede der drei Parteien nur einen Theil dessen, was zu sehen ist, hört nur einen Theil dessen, was gesagt wird. Bei so getrennten Organen ist es kein Wunder, wenn der Staat das Bewußtseyn seiner Dauer verloren hat und das Bild des Verfalls und der Zerrissenheit die wahre Gestalt der Dinge zurückdrängt. Es giebt auch Leute, bei denen die Sache noch einfacher zugeht, die nämlich ihr individuelles Unglück für das Zeichen des allgemeinen Elends halten. Man trifft diese Todespropheten überall, aber nirgends so häufig, als in Frankreich. Der Eine ist nicht mehr der Erste im Lande und das Ruder des Staats ist ihm durch einen Irrthum der Vorsehung aus den Händen geschlüpft. Der Andere hat seine Verse oder Prosa, sein System oder seinen neuerfundenen Gott fallen sehen. Sind das nicht die sichersten Zeichen, welche den nahen Untergang der Gesellschaft ankündigen?

Endlich giebt es welche, die über das Wissen ihrer Zeit so entzückt sind, daß sie sich dessen gegen sie selbst bedienen. Welche Poesie, sagen sie, welche Kunst, welches Gemälde, welche Statue, welches Lied, welcher Ton ist jetzt noch möglich? Wo ist eine Feine übrig für die Phantasie? Rechnen, messen, wiegen, das ist jetzt unser Geschäft. Wissen wir nicht genau, wie weit unsere Schwelle vom Sirius entfernt ist? Welches Asyl bleibt der Muse in dieser Unermeßlichkeit, die ganz von uns erfüllt ist? Wozu brauchen wir auch eine Egerie? Unser Wissen ist uns genügend. — So sprechen sie, und fragt ihr sie dann, in was für einer Gesellschaft sie leben, was diese Gesellschaft morgen seyn wird, was aus den einfachsten Verhältnissen derselben, dem des Herrn zum Arbeiter, des Königs zum Unterthanen, des Vaters zum Kinde, werden wird, so sagen sie ganz einfach, daß sie sich darum gar nicht kümmern. Geht ihr weiter und erforscht ihre Ansichten über den Gott, den sie verehren, über die Natur des Geistes, der von ihnen zu euch spricht, über das, was sie jenseits des Todes fürchten oder hoffen, so gestehen sie, daß ihre Väter hierüber einen Inbegriff von bestimmten Vorstellungen hatten; sie selbst aber wissen nichts mehr davon und wollen auch davon nichts wissen, und dieses

*) Besonders ist dieser Gegensatz in den Kolonieen deutlich; diese beschränkten sich im Alterthum nur auf Städte, nie umfaßten sie ganze Länder, wie heutzutage.

Uebermaß von Unwissenheit nennen sie ihre Wissenschaft. Es ist dem Menschengeschlecht gegangen wie dem Astronomen in der Fabel, der in dem Moment, wo er die Himmel überflog, in einen Brunnen fiel, den er nicht unter sich sah.

Wir mögen, so viel wir wollen, die Eingebildeten und die Alleswisser spielen; das Unbekannte blendet und umfängt uns nur mehr als je. All' unser Wissen zeigt uns nur, was wir nicht wissen, und das Weltgebäude ist heute noch eben so geheimnißvoll, als in Homer's Tagen. Ich sehe, wir schiffen auf einem unendlichen Ocean: schon glauben wir das Ende des Horizonts zu erreichen, da erhebt sich ein neuer Horizont vor uns, und nirgends ist der Hafen zu sehen.

Wer merkt auch nicht, daß das Wunderbare und Verborgene nicht bloß die umgebende Natur erfüllt, sondern sogar in uns selbst ist? Nicht mehr in den Kretischen Grotten oder in den Hainen der Druiden, aber in unseren eigenen Seelen wohnen jetzt die geheimnißvollen Gottheiten. Die, welche sie hervorbeschwören, heißen Descartes, Pascal, Shakspeare, Leibnitz; das sind die Hohenpriester, welche die einsamen Räume bewohnen und welche die Schritte des Gottes in dem heiligen Umkreis vernehmen.

Das Jahrhundert thut sich auf seinen exakten Geist so viel zu Gute; aber wie wenig besitzt es jene Ruhe und Unbefangenheit, nach der es strebt! Es hat für einen Augenblick den Gott der Vergangenheit abgestreift, und darum glaubt es sich für immer von der Unendlichkeit und ihrem ewigen Blendwerk emanzipirt. Aber vor wie viel Idolen hat es sich nicht schon gebeugt? Wohin ist es nicht von der Phantasie geführt worden, sobald es dieser nur einfiel? Oder sind es etwa bloß materielle Kräfte, die noch gestern erst bei Arcole, bei den Pyramiden, bei Moskau und Waterloo gekämpft haben? Napoleon, die Deutsche Philosophie, der bald vernichtete, bald wieder ins Leben tretende Katholizismus, die Systeme der St. Simonisten, der Fourieristen und so vieler anderer Sekten, sind das etwa die Proben jenes Geistes, der alle Täuschungen des Ruhms und der Hoffnung für immer aufgegeben?

Seitdem der Mensch sich überall an Gottes Stelle gesetzt, fängt er an, traurig und sich selbst zur Last zu werden. Kein Wunder: die Regierung einer Welt ist dem Sohn des Staubes zu viel. Von Versen und Liedern ist keine Rede mehr; er ist mit sich selbst zerfallen; nur die finstere Braue und den schweren Dreizack hat er von den Göttern genommen; die Ambrosia und den sorglosen Schlaf hat er ihnen überlassen. Ich rathe aber dem kühnen Emporkömmling, seine angemaßte Herrschaft wieder aufzugeben und in seinen früheren Zustand zurückzukehren.

In der That, weil sie ihrer selbst überdrüssig sind, sagen sie, Alles ist aus, und uns scheint es vielmehr, daß Alles erst anfängt. So viel neue Entdeckungen in der Materie, so viel unbekannte Kräfte, womit der Mensch sich tagtäglich bereichert, verändern unter unseren Augen fast im Nu die Gestalt aller Dinge. Es ist, als wolle die Materie, noch schöpferischer als der Geist, eine neue Welt aus sich herausgebären. Der Schleier der alten Isis scheint endlich herabfallen zu wollen, und in jedem Moment erwarten wir die Enthüllung eines großen Räthsels. Diese Lage der Dinge ist mehr, als man glaubt, derjenigen Zeit ähnlich, wo die Buchdruckerkunst in die Welt trat und Schießpulver und Magnetnadel zuerst gebraucht wurden. Jetzt, wie damals, spielt die Menschheit mit furchtbaren Kräften, die sie eben erst entdeckt; Mächte, die sie nicht zu zähmen weiß, deren ganze Bedeutung sie nicht ermessen kann, tragen sie unaufhaltsam fort in eine verborgene Zukunft. Von ihren eigenen Erfindungen überwältigt, geht sie ganz in ihnen unter, und was sie später erheben soll, trägt anfangs nur dazu bei, sie zu erniedrigen.

In Frankreich wähnt man, die Philosophen und Dichter müßten die Gegner dieser Umwälzungen seyn, weil ihre Phantasieen durch die außerordentlichen Fortschritte der Industrie zerstört werden. Das ist eine Vorstellung, die man überall, wo sie hervortritt, bekämpfen muß; denn gerade die, welche ihr Poeten nennt, um sie nur nicht als vernünftige Menschen behandeln zu dürfen, möchten am meisten jene Revolutionen der Industrie beschleunigen, weil diese es sind, welche immer mehr jene Einheit der geistigen Welt herbeiführen, welche die Dichter auf anderen Wegen suchen und die die Grund-Idee alles Vorangegangenen ist. Hebt die Entfernungen auf, vernichtet, wenn ihr wollt, die Zeit und den Raum; ihr könnt ihnen keinen größeren Dienst leisten. Wenn sie euch etwas vorwerfen, so ist es dies, daß ihr in der Beförderung eurer Arbeiten so langsam seyd, daß noch so viele Räume da sind, die der Natur nicht mehr gehören und doch noch nicht vom Menschen eingenommen und zum Paradies verwandelt worden. Wie oft wird nicht der höchste Schwung durch die Hemmungen der Materie gelähmt, wie träge muß sich der Gedanke auf diesem Erdkloß hinschleppen. Der Geist, weit entfernt, euch zurückzuhalten, ruft euch vielmehr in seinem Fluge zu: „Oeffnet diesen Berg, der mir im Wege steht, dämmet jenen Fluß, der mich nicht weiter läßt, füllt jenes Thal aus, das meinen unendlichen Lauf um eine Stunde verzögert." Oder, mit anderen Worten: „Ueberwindet durch eure Arbeiten die materielle Welt, um sie der geistigen unterzuordnen."

Denn alle Umgestaltungen in der einen haben ihre Rückwirkung auf die andere, und ihr werdet in eurer Industrie nicht einen neuen Fund zu Tage bringen, der nicht sofort auch einen neuen Gedanken irgendwo hervorruft. Auf eure tägliche Arbeit gebückt, wendet ihr die Blicke nicht mehr davon ab, und in einer Art dunkler Freude ruft ihr: „Gott sey Dank! jetzt ist der Geist besiegt!" Aber gerade er ist es, der seinen Triumph feiert, wenn ihr ihn geschlagen glaubt, und der von eurem Schweiße Nahrung saugt. „Nachdem die Spiritualität des Mittelalters verschwunden ist, wähnt ihr schon, das Reich des gelobten Materialismus sey gekommen. Aber noch sind wir nicht so weit, und statt uns niederschlagen zu lassen durch den scheinbaren Sieg der Materie, sehen wir darin im Gegentheil nur die Herrschaft des Geistes vorbereitet. Mag doch das Jahrhundert seine Lust darin finden, Holz zu schneiden, Steine zu behauen und im Boden zu graben, diese Beschäftigungen werden es niemals ganz beherrschen. Wie er sonst seyn mag, der Mensch auf der Erde wird immer einem Robinson auf seiner wüsten Insel gleichen: was er mit seinen Händen thut, läuft darauf hinaus, sich ein Boot zu zimmern, um sie verlassen zu können. (R. d. d. M.)

England.

Zur Charakteristik der Englischen Malerschule.

Von Haydon*).

Sir Joshua Reynolds war unstreitig ein großer Künstler: glänzend in Ton und Farbe, untadelig in der Composition, tiefbedeutsam in Licht und Schatten und der zarteste Kinder- und Frauen-Maler, dessen Gleichen die Kunst selbst Griechenlands und Italiens nicht aufzuweisen hat. Sein Mangel an Wissen fällt seinem Zeitalter zur Last; seine Vorzüge dagegen sind gänzlich sein. Sein Lord Heathfield ist ein Bild, das, als männliches Portrait, kein Werk von Titian zu scheuen braucht; seine Mistreß Parker, dieses zarte, liebliche Frauenbild, wird weder in gefühlvoller Auffassung, noch in zarter Ausführung von irgend einem Werke der Venetianischen oder der Römischen Schule erreicht; und wo wurden Kinder jemals so vollkommen dargestellt, wie in seiner Kinderakademie? Wer hat die glänzende Eigenthümlichkeit seines Hintergrundes übertroffen? — Sein Auge, oder besser sein Sinn für Farbe, war in der That wunderbar fein. In allen seinen Werken findet sich auch nicht ein Mal eine allzu trennende oder störende Färbung. Wohl kombinirte er wesentliches Detail und Breite nicht so schön mit einander, wie Titian; aber stellt nur einmal eines seiner vollendeten Portraits neben ein Gemälde von Titian und betrachtet es vom rechten Standpunkte, so wird es gewiß immer auch seinen Platz behaupten. Hiermit jedoch muß auch unser Lob aufhören. Reynolds hätte einen Pietro Martire eben so wenig malen als vom Tode auferwecken können. Er war auch nicht groß, wie Titian; denn er half nicht, wie dieser, seinem Mangel an Wissen ab, da er desselben in seinen früheren Jahren inne ward. Er sprach beständig von dem, was er thun wollte, wenn er Alles noch einmal von vorn anfangen könnte. Sir Joshua war ein warmer Freund der Geselligkeit, er war der Abgott seiner Coterie; ein Glas Wein und eine Partie Whist liebte er gleich sehr; seine Laune verlor er nie, denn er hatte viel Glück im Leben; sobald aber ja einmal Etwas seine Erwartungen durchkreuzte, gerieth er in leidenschaftliche Aufregung.

Reynolds war ein großer Geist als Maler, nicht aber als Mann. Er erhob die Englische Kunst aus dem Staube und gab den Britischen Künstlern ein à-plomb in der Gesellschaft, wie sie es vor ihm noch nie gehabt. Er war auch der Erste, welcher, durch seine Diskurse, die Kunst in eine Art von System brachte; aber aus Mangel an moralischem Muthe, der kräftig genug gewesen wäre, die Bildung einer Akademie zu verhindern, wie er, vermöge seines Einflusses und seines Geistes, dies wohl gekonnt hätte, — schadete er der Kunst, indem er so die Störung ihres Gleichgewichts gewissermaßen selber vermittelte; ein Uebelstand, zu dessen Abhülfe es, wie Hogarth ganz richtig vorhersagt, wohl noch eines halben Jahrhunderts bedürfen wird.

Bei weitem der größte Künstler aus der Englischen Schule in Rücksicht auf Erfindung ist nun eben Hogarth, wiewohl er nach Zweck und Gegenstand, Farbe, Außenseite und allen den anderen Anforderungen, die man an einen großen Maler macht, tief unter Reynolds steht. Nutzlos indeß wäre es, die bis zur Vollkommenheit gediehenen Vorzüge eines von der ganzen gebildeten Welt so allgemein bewunderten Mannes hier einzeln erörtern zu wollen. Erstaunlich aber ist es, wie unauslöschlich der akademische Haß sich fort und fort vererbt. Schwuren, ja schwören doch noch heutzutage die Maler in Erwiedrung auf Hogarth's Angriff, daß dieser in seinem ganzen Leben gar kein Maler gewesen. Die Abgeschmacktheit solcher Beurtheilung kann indeß schon durch die Mariage à la mode dargethan werden; oder ist das Bild des Ehepaars nach dem Rout etwa nicht eben so wohlgetroffen, wie es nur irgend eines dieser Gattung überhaupt seyn kann? Freilich zeigt es weder die Klarheit eines Teniers, noch Willie's Schärfe; sein Pinselstrich ist stumpf, und seine Färbung ermangelt der reichen Fülle; aber während man es betrachtet, fühlt man diesen Mangel nimmermehr; und obgleich sein Ausdruck oft Karrikatur ist, erscheint doch auch diese bei ihm als Vollkommenheit. Unglücklicherweise aber hielt sich Hogarth für unfehlbar; doch seine klägliche Schönheit von Drury-

*) S. Nr. 20 des Magazins, Art. „Mannigfaltiges." Haydon hat als Kritiker in England einen großen Ruf; aber aus der Dürftigkeit seiner hier folgenden Zusammenstellung wird man leicht abnehmen können, wie schwach es auch mit der Kunstkritik in dem Lande bestellt ist, das in der neuesten Zeit keinen großen Künstler mehr geliefert hat.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 103. Berlin, Montag den 27. August 1838.

Frankreich.

Aus Lafayette's Denkwürdigkeiten *).

Die Memoiren Lafayette's, deren drei letzte Bände, der 4te, 5te und 6te, so eben erschienen sind, enthalten außer der Darstellung der Ereignisse und der Korrespondenz, in der sich sein politisches Leben von 1789 bis 1792 ausspricht, auch mehrere beurtheilende Abschnitte aus der Feder des Generals über die Memoiren oder Geschichtswerke, welche die Revolution zum Gegenstand haben; es werden darin gewisse Behauptungen von Sieyes, Necker, Ferrieres, Bouillé, Mounier, Madame Roland und selbst von Thiers einer berichtigenden Kritik unterworfen. Der Ton dieser Bemerkungen, die weniger eine Polemik, als eine Selbstvertheidigung bezwecken, zeichnet sich vor Allem durch eine Mäßigung aus, wie sie in Zeiten der Leidenschaft und des Hasses, für Jeden, der nicht die eigene Achtung verlieren will, das erste Gesetz seyn sollte. Bei Sieyes finden wir das nicht immer, trotz des hohen Standpunktes, den er in seinen und der Anderen Augen einnahm. Der Bericht, den er über sich selbst geschrieben im Jahre 1794 und der von Lafayette besprochen wird, ist, wie dieser ihn mit Recht bezeichnet, mehr beißend, als der Wahrheit getreu. Ironisch widmet Sieyes seinen Bericht „der Verleumdung", ist aber selbst nicht sparsam mit falschen und ungerechten Ausfällen auf seinen ehemaligen Kollegen in der konstituirenden Versammlung, der damals ein Gefangener der Coalition war. Lafayette weist diese Anklagen mit Mäßigung und Würde zurück, und man kann ihm zuletzt den Triumph nicht versagen, wenn er, ohne sich je zu vergessen, ausruft: „Es ist nicht meine Absicht, die dritte Periode in Sieyes politischem Leben zu untersuchen **). Noch weniger gedenke ich, seine Rechtfertigung angreifen zu wollen, und ich habe mich begnügt, den Theil seiner Schrift zu bewundern, wo er uns so beredt die Herrschaft der Anarchie und des Schreckens schildert. Fern sey es von mir, die schreckliche Anklage zu unterstützen, die ihn der Mitschuld an Robespierre's Unthaten bezüchtigt und worüber er sich so gerecht erbittert zeigt; aber eine Bemerkung muß ich machen, die mir von meiner Begeisterung für die Freiheit und für die Pflichten eines Bürgers, besonders aber eines Französischen Repräsentanten geboten wird. Jene Anklage, mit der man Sieyes belasten wollte, ist ungerecht, ist falsch, und doch hat er sie in gewisser Hinsicht verdient. Ich übergehe jenes alte Wort: „Nicht den Adel muß man vernichten, aber wohl die Adligen"; denn dies kann die Verleumdung erfunden haben; auch spreche ich nicht von anderen vielleicht eben so falschen Geschichten, die vom Haß, vom Neid und selbst vom Unglück erdichtet oder übertrieben seyn können; ich spreche von einer „einfachen Theilnahme an den Sitzungen", die, statt nützlich"***) zu seyn, dem öffentlichen Wohl nur schaden konnte, indem das Schweigen eines Mannes, wie er, die Dekrete, die er nicht angriff, zu billigen schien. Zweiundzwanzig Girondisten, die zum größten Theil seine Freunde waren, sind auf dem Schafott gestorben, weil sie sich diesen Dekreten widersetzt. Mehrere Andere, namentlich Condorcet, haben ihre früheren Fehler durch eine Proscription, die der Lohn ihres Widerstandes war, und durch einen noch schmerzlicheren Tod gebüßt. Selbst Danton und Desmoulins hatten die Ehre, zu sterben, weil sie Robespierre bekämpften. Tallien und Bourdon, die gegen das schändliche Gesetz des 22. Prairial sprachen, haben dadurch vollkommen den Preis des 9. Thermidor verdient. Nur Sieyes, der Sieyes von 1789, der während der ganzen Dauer des Konvents beständig zwei Plätze von Robespierre entfernt saß, hat durch sein furchtsames, nachgiebiges Schweigen verdient ..... vergessen zu werden."

Man hat in der letzten Zeit viel von Sieyes gesprochen; sein Tod hat ihn wieder in Erinnerung gebracht. Auch Mignet hat ihn in einer akademischen Lobrede charakterisirt; doch die Form einer solchen Rede mußte schon gewisse Urtheile und Aufschlüsse verbieten. Vollständig gezeichnet findet man seine Person in diesen Memoiren Lafayette's, besonders in dem Briefe an Herrn von Maubourg (im 5ten Theil), der einen Tag vor dem 18. Brumaire geschrieben worden.

Sieyes hat mehrere Jahre in freundschaftlichem Umgang mit Diderot und den meisten Philosophen des 18ten Jahrhunderts gelebt. Sehr häufig von Chartres nach Paris gesandt in Angelegenheiten der Diözese oder des Kapitels, genoß er die Hauptstadt als geistreicher Dilettant, während er in Chartres, wohin er immer auf kurze Zeit zurückkehrte, für einen Heiligen galt, weil er sehr ernst war. Er hatte an 28 — 30,000 Livres Einkünfte, was für jene Zeit ein bedeutendes Vermögen war. Er liebte besonders Musik und auch die Metaphysik, wie man weiß, aber eigentliches Arbeiten nicht sehr. Obgleich er die Fähigkeit und die Kunst, zu schreiben, besaß, so hat ihm doch zuletzt Des Renaudes seine seltenen Reden aufgesetzt. Er las sogar nur wenig, und seine gewöhnliche Bibliothek bestand fast nur aus einem vollständigen Voltaire, den er, wie Tracy, immer wieder von vorn anfing, so oft er ihn zu Ende gelesen, indem er meinte, „alle Resultate seyen hierin". Als ihn die konstituirende Versammlung anfangs auf 6000 Francs reduzirte, so war er damit zufrieden und blieb Patriot. Als ihn später der Konvent auf 12 — 1400 Francs beschränkte, da meinte er beim Herausgehen aus der Sitzung zu einem Kollegen, dem er Vertrauen schenkte: „6000 Francs, das geht noch, aber 1200, das ist zu wenig. Was soll ich denn anfangen? Ich habe nichts ...." Er sprach sich nur vor Solchen aus, die ihn verstanden; sobald er merkte, daß man ihm nicht folgen könne, zog er sich zurück, und es war aus für das ganze Leben. In den Ausschüssen, die er nicht wenig verachtete, war er ganz schweigsam, erhob sich nach der ersten Viertelstunde und ging auf und ab; wenn man ihn dann mit Fragen bestürmte: „Was meinen Sie dazu, Bürger Sieyes?" so antwortete er in seinem gedehnten Gaskogner-Accent: „Ja doch, die Sache geht" (mais oui, ce n'est pas mal). Wie es sich um die Constitution des Jahres III. handelte, konnte man auch nichts Anderes von ihm herauslocken, und als ein Mitglied des Ausschusses, gegen den er offener war, ihn im Vertrauen darüber fragte, um seine eigentliche Meinung zu hören, sagte Sieyes: „Hm! Hm! 's ist Instinkt" (Hein! hein! il y a de l'instinct). Bei Tische war er, wenn er die rechte Laune hatte und kein böses Gesicht da war, das ihn stumm machte, der liebenswürdigste Gesellschafter und sogar voller Eifer, Allen zu gefallen. Die ganze letzte Hälfte seines Lebens verbrachte er in seinem Lehnstuhl, in Faulheit, Reichthum und ironischen Betrachtungen, in der Verachtung der Menschen, in Selbstsucht und Nepotismus. Er war ganz dazu geschaffen, als Kardinal unter Leo X. zu leben. In der Verbannung lebte er buchstäblich wie die Maus in der Fabel in seinem Holländischen Käse. Als ihn jener verrückte Abbé Poulle in seiner Wohnung rue Neuve-Saint-Roche zu ermorden versuchte und eine Kugel auf ihn abschoß, die ihm die Hand verwundete, besuchten ihn mehrere Konzents-Kollegen, um ihm des Abends Gesellschaft zu leisten; man sprach von den öffentlichen Angelegenheiten, von wiederaufzunehmenden Plänen und besseren Hoffnungen: „Ja, ja", sagte Sieyes, „thut nur alles Mögliche, damit man Euch auch einmal mit so einer Kugel begrüße!" Die Berliner Gesandtschaft gab seinem Bischen Republikanismus den letzten Stoß. Vor dem 18. Brumaire sah er wohl ein, was Bonaparte war und worauf er hinziele. Als Mitglied des Direktoriums behielt er eines Tages nach einem großen Diner Einen vom Rath der 500, einen der rechtschaffensten Republikaner, bei sich: „Seht zu", sagte er zu ihm, „Ihr und Eure Freunde, daß Ihr Euch mit ihm verstehen könnet, denn wenn er's nicht mit Euch thut, so wird er's mit Anderen thun; er thut's mit den Jakobinern und mit dem Teufel. Aber 's ist immer besser, daß er mit Euch zusammengeht, was ihm selbst auch lieber wäre; und dann werdet Ihr ihn ein Bischen im Zaum halten können ....." Als ihn Bonaparte mit jenem Landgut beschenken wollte, das ihn zur Null machte, kam die Nachricht davon in die Versammlung durch die Hände Daunou's, ihres damaligen Präsidenten. Dieser, um Sieyes'

*) Vgl. Nr. 41 des Magazins vom J. 1837, wo bereits einige Mittheilungen nach den drei ersten Bänden der „Mémoires, correspondances et manuscrits du Général Lafayette" gemacht wurden.

**) Sieyes hatte nämlich sein politisches Leben seit 1789 in drei Perioden eingetheilt. „Während der ganzen Dauer der legislativen Versammlung bis zur Eröffnung des Konvents ist er jeder politischen Thätigkeit durchaus fremd geblieben. Diese Zeit bildet den dritten Abschnitt." (Notice de Sieyes sur lui-même.)

***) Nach einer Darstellung der Schreckensherrschaft fügt Sieyes hinzu: Noch einmal, was mußte man in einer solchen Nacht thun? Den Tag erwarten. Doch hat Sieyes nicht immer diesen weisen Rath befolgt; er hat mehrere Male auf eine andere Weise nützlich zu seyn versucht, als durch eine bloße Theilnahme an den Sitzungen." (Notice de Sieyes sur lui-même.)

willen, ganz bestürzt, theilte es leise einigen republikanischen Freunden mit, und man beschloß, die Lesung des Aktenstücks nicht vorzunehmen, ehe man ihn um Rath gefragt. Nach der Sitzung ging man zu ihm; man erklärte ihm, wie unrecht er thäte, wenn er ein solches Geschenk annähme, wie Bonaparte nur beabsichtige, ihn dadurch in Verruf zu bringen und für sich zu gewinnen, wie es besser wäre, wenn er einmal daran festhalte, die Sache als Nationalbelohnung votiren zu lassen. Da erwiederte Sieyes: „Und ich sage Euch, wenn die Sache nicht auf diese Weise zu Stande kommt, wird sie nie zu Stande kommen." Jetzt erkannte man seine Absicht; den anderen Morgen stimmten seine patriotischen Freunde gegen den Vorschlag, aber da sie nicht zahlreich genug waren, ging er durch. — Als Mitglied des Institutes nahm Sieyes anfangs sehr oft das Wort über metaphysische und philosophische Gegenstände, bei Gelegenheit der Vorträge von Cabanis und Tracy, aber nie in staatsrechtlichen Materien: dies war ein Punkt, worüber seine unabänderlichen, mehr oder weniger richtigen oder bizarren, jedenfalls aber tiefen Ideen keine Erörterung duldeten.

Der Theil dieser Memoiren, der die Zeit von 1792—1815 behandelt und einen ganzen Band umfaßt, ist gerade wegen des Pausirens aller politischen Thätigkeit Lafayette's von besonderem Interesse. Die fünf Gefängnißjahre des Verfassers sind voll von Proben moralischer Größe, Standhaftigkeit und sogar ritterlichen Aufschwungs. Die Briefe an Madame d'Hénin, die mit Ruß und einem Zahnstocher geschrieben wurden, sind leicht und munter wie in der guten alten Zeit und dann auf einmal wieder sentimental. Als man ihn in seiner Gefangenschaft immer schlechter zu behandeln anfängt, läßt sich Lafayette nicht erschüttern. „Da diese schlechte Behandlung meine Gesundheit noch nicht angreift und meiner Eigenliebe schmeichelt, so wird es mir leicht, mich aufrecht zu erhalten und ihren Leidenschaften wie ihrem Verfahren lächelnd zuzusehen." Scherzend fügt er hinzu: „Wiewohl man mir mit einem sonderbaren Eifer einige von den Werkzeugen, mich zu tödten, genommen, so gedenke ich doch diejenigen Mittel, die mir noch bleiben, nicht zu benutzen, vielmehr werde ich meine eigene Constitution eben so standhaft, aber wahrscheinlich mit eben so wenig Erfolg zu vertheidigen suchen, als die National-Constitution." Auch antwortet er denen, die ihm Messer und Gabel wegnehmen, „er sey nicht zuvorkommend genug, um sich zu tödten." Er bittet seine auswärtigen Freunde, sie möchten, bei welcher Gelegenheit und zu welchem Zweck es auch sey, nie anders für ihn sprechen, als wie es sich mit seinem Charakter und seinen Grundsätzen vertrage, und er scheut sich nicht, das zu übertreiben, was Frau von Tessé „die Schwäche einer erhabenen großen Leidenschaft" nennt. Der zärtliche Heroismus, die Familienliebe, aber eine Liebe, die immer von dem Gefühl einer großen Pflicht beherrscht ist, dringt in sein Gefängniß mit der Frau von Lafayette. Diese edle Frau schreibt an Madame d'Hénin: „Ich freue mich, daß Sie meine Korrespondenz mit dem Wiener Hof und das Betragen des Gefangenen billigen; es ist wahr, die Verachtung schützt sein Herz vor dem Unglück, zu hassen. Wie raffinirt auch die Qualen der Rache sind, Sie wissen, sein Benehmen im Allgemeinen ist höchst imponirend...." Eine solche Weise, politische Verfolgungen zu ertragen, ist noch mehr werth, als die von Silvio Pellico. Bei diesem hat die christliche Ergebung mehr, als es das engelgleiche Verhalten des Opfers erforderte, alle Spur von menschlicher Würde zurückgedrängt, die dagegen desto glänzender bei dem gefangenen Lafayette hervortritt, während die Frau von Lafayette jenen frommen und praktischen christlichen Sinn dazu brachte, der die Würde nicht ausschließt.

In einer Schrift, die den Titel führt: „Erinnerungen nach der Gefangenschaft" *), rekapitulirt Lafayette seine gereiften Urtheile und Ansichten über Menschen und Dinge im Augenblick, wo er die Freiheit erlangte, und die ganze Lage der Gesellschaft um jene Zeit: es ist dies ein abgerundetes historisches Aktenstück von bleibendem Werth. Hier, wie in allen seinen Schriften und Briefen von 1797—1814, sieht man, wie er die Dinge ohne Täuschung ansieht und sie scharf und genau nach allen Seiten untersucht, ohne sich ausschließlich mit irgend einer politischen Form herumzutragen. Er ist gern bereit, sich der Constitution des Jahres III. anzuschließen: „Das Unglück", sagt er, „welches unter der Republik des Jahres III. eingetreten ist, kann gegen diese selbst nichts entscheiden, da jenes aus ganz anderen Gründen herzuleiten ist, als aus der constitutionellen Organisation des Staats." Doch kaum ist er durch die Vermittelung des Direktoriums in Freiheit gesetzt, als er sich mißbilligend über die Maßregeln des Fructidor äußert. Denn ihm liegt vor Allem daran, daß der Geist der Freiheit und Gerechtigkeit auch praktisch da sey. „Welcher Skandal", sagt er uns, „wenn ich erklärt hätte, daß ich bei der Begründung des Staatsverbandes vor Allem nur auf die Wahrung gewisser öffentlicher und persönlicher Rechte dränge, und daß die Veränderungen der exekutiven Gewalt, die mit diesen Rechten verträglich sind, für mich eine Nebensache seyen!" Ehe er nach Frankreich zurückkehrt, wohnt er hinter einander in Hamburg, Holstein, Holland, und alle aus diesen Orten datirte Briefe, die so voll Gluth und Begeisterung sind, daß sie eine zweite Jugend zu athmen scheinen, lassen auf humanerlei Weise die gereiften Ideen und die verständigen Meinungen hervorblicken, die man mit Recht von der Erfahrung eines vierzigjährigen Lebens erwarten kann. Er weigert sich, auf Umwegen wieder ins öffentliche Leben zurückzukehren. „Nichts", schreibt er im Jahre 1897 an einen Freund, der ihn wahrscheinlich dazu bewegen wollte, „nichts ist so öffentlich, so verbreitet geworden, als mein Leben, mein Betragen, meine Meinungen, meine Reden, meine Schriften. Dieses Alles bildet ein Ganzes, woran wir fortan festhalten wollen, ohne irgend einer herrschenden Meinung des Augenblicks zu schmeicheln. Diejenigen, die in dem oder jenem Sinn etwas an mir bessern wollen, werden dies nur mit Irrthümern, Inkonsequenzen und Gewissensbissen thun. Ich habe ohne Zweifel viele Fehler begangen, weil ich viel gewirkt habe, und eben darum will ich keine neue Fehler hinzufügen .... So ist denn mein politisches Leben abgeschlossen, außer wenn sich eine sehr bedeutende Veranlassung ergäbe, wo ich dem Vaterland und der Freiheit nach meinen Ansichten dienen kann. Für meine Freunde werde ich immer voll Leben seyn, für das Publikum aber eine Art Antike oder Bibliothekstück." In der That hat er sich geistig niemals jünger gefühlt; die Exzesse, welche die Freiheit ihren lauen Verehrern ganz verleideten, haben ihn von seiner idealischen Liebe nicht geheilt; aber wenigstens kennt er jetzt die Gesellschaft, ihren Egoismus und ihre geringe Empfänglichkeit für höheren Aufschwung. Mit vielem Scharfsinn bemerkt er, man habe mit Worten und Ideen einen solchen Mißbrauch getrieben, daß sich die Nation (es war um 1799) für antirepublikanisch halte, ohne es zu seyn; er vergleicht sie immer, wie er sagt, mit den Bauern seines Departements, „denen man fortwährend eingeredet, sie seyen Aristokraten, bis sie endlich hörten, was das sey."

Die geistreiche Frau von Tessé zieht ihn zwar unablässig deshalb auf, daß er zur Hoffnung so geneigt sey; aber wer möchte ihn nicht für geheilt von aller Ueberspanntheit halten? Er schreibt ihr von Utrecht, bei Gelegenheit der sich durchkreuzenden Intriguen, welche die Zeit zwischen dem 30. Prairial und 18. Brumaire erfüllen: „Ich bin überzeugt, daß die alten und neuen Jakobiner, wie in den Turnieren, mit verzauberten Waffen kämpfen, und Alles bestärkt mich darin, daß die Aufstände nicht mehr für ein freies Regime sind, sondern für den allerunvernünftigsten Despotismus. Es bleibt mir also nur ein ich weiß nicht was zu hoffen übrig, woraus es Ihnen leicht fallen wird, ein Nichts zu machen." Doch die liebenswürdige Cousine (wie er seine Tante nennt) hält sich nicht für überzeugt, und aus ihrem Zufluchtsort in Holstein hört sie nicht auf, ihm gute Lehren zu geben. Lafayette ist damals in Holland; man spricht von einer Preußischen Invasion; er glaubt sie mit Frankreich kombinirt und ist ohne Sorgen; sie dagegen, Frau von Tessé, die ein wenig furchtsam ist, schreibt ihm, daß er sich dieser Kaltblütigkeit nicht zu sehr hingeben solle, da sie ihn leicht in seinen Urtheilen irre führen könne. Sie wendet auf ihn jenen Gedanken von Vauvenargues an: „Wir halten zuweilen für Kaltblütigkeit, was nur die Wirkung einer ernsten, in sich konzentrirten Leidenschaft ist, die alle Gedanken eines feurigen Geistes gefangen nimmt und ihn für alles Andere gleichgültig macht." Sollte also Frau von Tessé wirklich ganz unrecht haben? Ist Lafayette vollständig geheilt und gebessert, wo nicht in seinen eigenen Ideen, so doch in seinen Urtheilen über die äußere Welt? Hat die Erfahrung ihre Früchte getragen? Wenn man liest, was er von 1797 bis 1814 geschrieben hat, möchte man es glauben.

Doch das Beste und Verständigste, was man in den Pausen der Handlung schreibt und spricht, ist nicht immer eine gültige Probe; man darf nicht von allen Eigenschaften des erzählenden Schriftstellers, der die Bühne verlassen hat und sich richtend über sie stellt, auf die Grundsätze schließen, die den thätig an der Handlung theilnehmenden Menschen leiten würden. Man findet und zergliedert das Wahre in der Betrachtung, während man davon abweicht, wenn die Gelegenheit kommt zum Handeln. Da entscheidet noch mehr der Charakter, als das Denken; wie oft hat uns nicht manche berühmte Person unbewußt oder vielleicht nicht ganz ohne Absicht die Geschichte ihrer Fehler gegeben oder dessen, woran sie im Handeln jedesmal gescheitert ist. Da haben wir das alte Wort des Dichters: Video meliora proboque, deteriora sequor.

Sallust, der ausgezeichnete Historiker, hat, wie es scheint, in der Politik eine sehr schlechte Rolle gespielt; in unseren Tagen hat sich Lémontey, einer unserer trefflichsten philosophischen Historiker, in jener Beziehung erbärmlich benommen, und La Rochefoucauld, der alle Ursachen und Absichten so gut zu ergründen verstand, hatte immer im Handeln „ein Etwas", wie Retz sagt, das ihm jedesmal einen Strich durch die Rechnung machte. Das praktische Handeln ist etwas ganz für sich Stehendes.

(Schluß folgt.)

*) Souvenirs au sortie de prison im 4ten Theil.

Mexiko.

Mexikanische Zustände.

(Schluß.)

Aller Verkehr von Mexiko nach Europa ging damals über Vera-Cruz. Die Häfen Tampico, Alvarado, Mojantla existirten noch nicht. Von der Hauptstadt Mexiko zum Golf führte nur die eine Straße gen Vera-Cruz. Sie ist noch heute vorhanden und die einzige Landstraße in ganz Neu-Spanien, aber vom Kriege arg zu Grunde gerichtet. Sonst giebt es nur Maulthierpfade. Damals war sie trefflich im Stande, ein herrliches Bauwerk. Dieser Straße, welche mitten durch die Provinz Ver-

Cruz läuft, wußte sich Victoria zu bemeistern. Er hatte nur 1000 Mann um sich; durch sein Beispiel befeuert, zu beschwerlichen Märschen und kühnen Ueberfällen angeführt, machte sich die kleine Schaar gefürchtet gleich einem zehnfach starken Heere. Victoria war mit der Beschaffenheit des Landes aufs Genaueste bekannt. Von tiefen Einschnitten, von steilen Lehnen und Abstürzen durchzogen, von jäh emporsteigenden Berg- und Felsenzügen durchsetzt, bietet es der Kriegsweise der Guerilla's den günstigsten Schauplatz. Er selbst, unermüdlich, an die härtesten Entbehrungen gewöhnt, — seine Soldaten Eingeborene, die bei Hunger und Durst mit der zähesten Resignation aushalten und nicht klagen, die das Nachtquartier unter freiem Himmel in diesem für Europäer mörderischen Klima der Tierra caliente*) nicht zu scheuen brauchen, — so wurde Victoria's Bande leicht den Spanischen Truppen zum Schrecken. Seine Taktik war die einfachste von der Welt. Gab es einen Streich auszuführen, ein Convoi Europäischer Waaren aufzufangen, eine Conducta (Sendung von geprägtem oder ungeprägtem Gold und Silber) wegzunehmen, so rief er in aller Stille und Schnelligkeit durch vertraute Boten seine Leute auf diesen oder jenen Punkt zusammen und fiel unversehens, wie ein Wetter, über den Feind und die Beute her. War es geschehen, so zerstreute sich der Trupp, Jeder schlüpfte heim zu seinem Versteck in Wald und Gebirg, zu seinem hinter Fels und Gebüsch jedem feindlichen Auge entzogenen Rancho (kleinen Gehöft), und hielt sich ruhig, bis ein neues Aufgebot erging. Bei Puente del Rey steigt die Straße in einer tief eingeschnittenen Schlucht hinan; steile Bergwände ragen und hohe Gipfel starren zu beiden Seiten. Zwei Anhöhen besonders springen gegen die Straße vor und kehren ihr eine fast senkrecht abfallende, unersteigliche Flanke zu. Dahinauf hatte Victoria, mit unverdrossener Anstrengung, etliche Stücke Geschütz schaffen lassen und wäre durch keine feindliche Macht aus dieser unbezwinglichen Stellung zu vertreiben gewesen, hätte es oben nicht an Wasser gefehlt. Ein ganzer Convoi von 6000 Maulthieren, der mit einer Eskorte von 2000 Mann von Vera-Cruz heraufkam, blieb einmal sechs Monate lang vor dem Passe liegen. Um ohne Schaden hindurchzukommen, mußte man die Gelegenheit wahrnehmen, wenn Victoria mit seinen Leuten einmal minder sorgfältig aufpaßte; hätte die Handvoll Leute es vor Durst aushalten können, das innere Land wäre vollkommen von der Küste abgeschnitten gewesen. Der Vicekönig Calleja traf endlich Anstalten, sich diesen lästigen Feind um jeden Preis vom Halse zu schaffen, zog Alles zusammen, was er an Truppen hatte, und legte alle Civil- und Militairgewalt in der Provinz Vera-Cruz in die Hände eines tapferen und fähigen Offiziers, Don Fernando Miyares. Von der Uebermacht gedrängt, mußte Victoria aus seiner Stellung bei Puente del Rey, aus einer zweiten bei Puenta de San Juan weichen. Aus Europa kamen unaufhörlich frische Truppen. Verfolgt, gehetzt, aus jeder Zufluchtstätte aufgescheucht, verlor Victoria seine besten Waffengefährten; die Bande schmolz auf ein kleines Häuflein zusammen, die Sache der Revolution schien in ihrem letzten Vertheidiger überwunden. Vergebens waren die glänzendsten Anerbietungen und Zusagen, wodurch ihn der neue Vicekönig Apodaca zur Niederlegung der Waffen, zur Unterwerfung zu bereden suchte. Victoria warf sich in die unzugänglichste Wildniß und harrte besserer Tage. Allein, ohne andere Habe und anderen Schutz als den Säbel in der Faust, durchstreifte er den weiten, rauhen Gebirgsstrich, welcher sich um den Rand des inneren Hochlandes zieht, rastete hier und da in den Hütten seiner guten Freunde, der Indianer, die ihm gern mit ihrem geringen Vorrath aushalfen, bis der Vicekönig ein eigenes Corps von 1000 Soldaten gegen den einen Mann aussandte, mit dem Befehl, in kleinen Detachements unablässig und auf so viel Punkten zugleich, als möglich, die Wildniß zu durchstreifen, den Rebellen auszuspüren und lebendig oder todt zu liefern. Jedes Indianerdorf, wo der Geächtete Aufnahme gefunden hatte, wo ihm ein Stück Maisbrod gereicht worden war, wurde niedergebrannt. Die armen, scheuen Indianer zitterten und bebten, wenn Victoria's Name genannt wurde, seine Gegenwart wurde ihnen zum Schrecken; sie flohen, wo er sich sehen ließ, wie vor einem Pestkranken; sie zeigten es der Obrigkeit an. Sechs Monate war der Unglückliche, wie ein gehetzter Panther, auf beständiger Flucht in den Wäldern; oft konnte er aus dem Versteck, wo er lautlos lag, die ermüdeten, von der Menschenjagd abgetriebenen Spanischen Soldaten seinem und des Vicekönigs Namen fluchen hören; einmal rettete er sich nur durch einen verzweifelten Sprung von der Höhe in ein reißendes Bergwasser, das den geübten Schwimmer abwärts zum anderen Ufer trug. Die Soldaten wurden endlich des strapazenvollen Dienstes, des athemlosen Rennens hinter dem unerreichbaren Wild überdrüssig. Der Offizier, welcher eines der ausgesendeten Streifcorps befehligte, erstattete dem Gouvernement die Meldung, seine Soldaten hätten einen Leichnam unter Dorngestrüpp liegend gefunden, der nach allen Anzeichen kein anderer seyn könne als Victoria's. Die Aussage des Offiziers und der Soldaten wurde ausführlich zu Protokoll genommen und in der Regierungszeitung zu Mexiko publizirt. Man rief die Truppen zurück, und Victoria konnte wieder Athem schöpfen. Zu einer Einsamkeit kam ihm jedoch von der offiziellen Anzeige seines Todes nichts zu Ohren, und er mied nach wie vor, aus Furcht, verrathen zu werden, jede menschliche Begegnung. Er war abgehetzt, erschöpft bis auf den Tod; dazu packte ihn noch das Fieber, von der ungesunden Ausdünstung der Wälder zur Regenzeit. Die Kleider fielen ihm in Fetzen vom Leibe, über den ganzen Körper war er von Dornen zerkratzt, von Moskito's wund gestochen. Er merkte wohl, daß die Verfolgung aufgehört hatte; desto quälender war ihm nun das physische Leiden. Im Sommer gewährten ihm wilde Wurzeln und Früchte hinreichende Nahrung; der Spanier braucht zur Nothdurft nicht viel und ist begnügt, wo Andere darben. Allein im Winter, zumal wenn er sich in den kälteren, höheren Gegenden halten mußte, da stachelte ihn der Hunger vom Lager auf, und er schätzte sich glücklich, wenn er das frische Aas eines Thieres ausspüren, das Fleisch mit dem Säbel zerstücken, das Mark aus den Knochen saugen konnte. Die Noth und Gewohnheit wurde ihm zur Tugend, und er brachte es zu einer Enthaltsamkeit ohne gleichen. Vier, fünf Tage konnte er ohne Nahrung aushalten, wenn er nur Wasser hatte, und spürte keine Beschwerde; längeres Fasten jedoch warf ihn kraftlos nieder. So brachte er drittehalb Jahre zu, sah kein menschliches Antlitz, führte keinen Bissen Brod zum Munde. Seine ganze Bekleidung bestand zuletzt in einem baumwollenen Laken; er hatte es aus eines Indianers Hütte gestohlen, als er einst zur Abendzeit, vom Hunger gepeinigt, wie ein Raubthier um die Wohnstätten des armen, scheuen Völkchens schlich. Endlich, im Jahre 1821, hatte Iturbide die Spanische Herrschaft aufs neue und für die Dauer gestürzt. Victoria hatte nichts mehr zu fürchten. Allein wie sollte die Kunde zu ihm dringen, den Niemand sah, den Alle für todt hielten, um den seine Freunde trauerten? Unter seinen Gefährten waren zwei Indianer von erprobter Treue gewesen, in welche Victoria ein schlechthin unbegränztes Vertrauen setzte. Die Beiden beschworen ihn, als er sich 1818 auf die Flucht begeben mußte, ihnen mindestens einen Ort zu bezeichnen, wo sie ihn finden könnten, wenn es Noth thäte. Victoria wies ihnen einen dicht bewaldeten Berg mit kahlem, jähem Gipfel: „Dort oben, wenn Gott der heiligen Sache unserer Unabhängigkeit Sieg verleiht, suchet Euren Herrn; und solltet Ihr ihn nicht finden, sondern sein Gebein, so erweiset ihm den letzten Dienst." Kaum hatten die treuen Indianer von Iturbide's Proclamation vernommen, so eilten sie, mit Flinten und mit einem Vorrath von Mais versehen, an den Berg der Verheißung. Sechs Wochen lang durchstrichen sie den Wald, gaben Signalschüsse, Alles umsonst. Der Mundvorrath ging aus, und sie traten betrübt den Rückweg an. Da, wie sie über einen Bach setzen, bemerkt das geübte Auge der Indianer Fußspuren im Sande, und zwar vom Fuße eines Mannes, der Schuhe getragen. Denn die Europäische Bekleidung zwängt den Fuß und giebt ihm eine Form, die der Wilde auf den ersten Blick unterscheidet. Während der Eine der Spur nachging, hielt der Andere auf dem Platze Wache, ob Victoria vielleicht wieder des Weges vorbeikäme. Achtundvierzig Stunden wartete er, und so sparsam er mit seinem Vorrath umging, so blieben ihm doch nur noch vier Tortilla's (flache Maisbrode). Die legte er vorsichtig auf die Zweige eines Baumes, um dem General, falls er doch noch an die Stelle käme, ein Zeichen zu hinterlassen, daß Freunde da gewesen. Er selbst ging in sein Dorf zurück, um neuen Vorrath zu holen und den Weg wieder anzutreten. Der gute Indianer hatte vollkommen richtig gerechnet. Victoria fand die Tortilla's, die glücklicher Weise von den Vögeln noch unversehrt waren, und da er just wieder seit vier Tagen gefastet hatte, so fiel er mit Heißhunger darüber her. Daß man ihn suche, war ihm gleichfalls sofort begreiflich; nur wußte er nicht, ob es Freund wäre oder Feind. Daher versteckte er sich in der Nähe, um zu sehen, ob Jemand kommen würde und wer. Kaum erkannte er seinen Indianer, so sprang er aus dem Gebüsche hervor, wollte ihn herzen und umarmen. Der aber erschrak über den Anblick; eine nackte, abgemergelte, verwilderte Gestalt, struppiges Haar, weit herabhängender Bart, den bloßen, verrosteten Säbel in der Faust, — der arme Teufel floh wie vor einem Gespenst. Erst als er sich wiederholt beim Namen rufen hörte, blieb er stehen und erkannte seinen Herrn. Kaum vernahm man in der Provinz Vera-Cruz, daß Victoria lebe und wiedergefunden sey, so brach ein Jubel, ein Enthusiasmus ohne gleichen los. Man proklamirte die Unabhängigkeit, griff zu den Waffen, und Victoria, an der Spitze eines wie aus der Erde gezauberten Heerhaufens, zog dem Iturbide zu Hülfe, der eben die Hauptstadt Mexiko belagerte. Nach dem Umsturz der ephemeren Alleinherrschaft Iturbide's wurde Victoria der erste Präsident der konföderirten Republik.

Ein Volksstamm, der solche Individuen aus sich erzeugt, bedarf nur des festen Willens, um sich aus der Anarchie, aus dem Verfall emporzuarbeiten, um sich vor einbrechender Barbarei zu retten. Mexiko braucht für sein Heil und die Blüthe seiner Zukunft weder bei Anglo-Amerikanern, noch bei Europäern zu betteln. Jene sind unzuverlässige Freunde und würden, einmal als Ansiedler und Mitbürger aufgenommen, mit ihren spitzen Ellenbogen die Kreolen sehr bald in die schlechtesten Winkel oder gar zum Lande hinaus drängen. Vielleicht bedarf es einer National-Feindschaft nach Außen, um diese Mexikanischen Kreolen aus ihrer Versunkenheit, ihrer Indolenz aufzurütteln, daß sie sich zusammennehmen und eine Nation werden. Helfen sie sich selbst zuvor, dann kann ihnen auch England, Frankreich und das — aus seinen Zerrüttungen wiederhergestellte — Spanische Mutterland uneigennützig und wohlwollend helfen. Der Menschheit und der Weltgeschichte ist nicht damit gedient, daß ein Volk, ob auch ein thörichtes und sündiges, zu Grunde gehe, sondern daß es sich bekehre und lebe.

*) d. i. heißes Land. So heißt der von innen nach der Küste zu in verschiedenen Stufen und geneigten Flächen abfallende Gürtel im Gegensatz gegen das Plateau, das kühle Land (Tierra fria), welches bei Mexiko 7000 Fuß Meereshöhe hat.

China.

Ein Chinesisches Nachtstück *).

In den Zeiten der Herrscher-Familie Tang lebte ein junger Gelehrter, Namens Hiu. Sein Wohnort war die Stadt Tsing-tsee. Dieser Hiu zählte erst zwanzig Jahre und hatte noch kein Weib, aber vielen Verstand und feine Sitten. Er wollte sich bei der Frühlings-Prüfung in Tschang-gan einen Grad erwerben, packte zu diesem Ende seine Laute, sein Schwert und seine Bücher zusammen, miethete zwei Diener und machte sich auf den Weg nach der genannten Stadt. Hiu war sehr mitleidiger Natur und schonte gern das Leben der Thiere. So oft ihm ein Jäger begegnete, der Füchse oder Kaninchen in seinen Netzen gefangen hielt, kaufte er ihm die Thiere ab und schenkte ihnen Leben und Freiheit.

Nachdem Hiu in Tschang-gan den gewünschten Grad erhalten hatte, wollte er zu seiner Erholung nach der Provinz Schen-si reisen. Auf dem Wege dahin besuchte er eine obrigkeitliche Person, die ihm eng befreundet war. Dieser Mann freute sich gar sehr über den angenehmen Gast und gab ihm zu Ehren ein festliches Gelage. Hiu blieb lange in der munteren Gesellschaft und nahm endlich Abschied, nachdem er seinen Wirth, wie es schicklich, drei Mal gebeten hatte, ihn zu entlassen. Es war ein sehr nebliger Abend, und die Sonne ging eben hinter dem westlichen Hochgebirg unter. Uebermannt von dem Weine, den er getrunken, schlief Hiu auf seinem Pferde ein; das Thier aber, welches rasch vorwärts trabte, stieß plötzlich mit dem Hufe an einen Gegenstand, und in demselben Augenblick ertönte ein lauter Schmerzensruf. Hiu fuhr erschrocken in die Höhe, taumelte vom Pferde und fiel in einen schauerlichen Moor. Er rieb sich die Augen, schaute nach allen Seiten und sah nichts als wildes Gesträuch und Gestrüpp, das der Mond spärlich beleuchtete. Er konnte nicht begreifen, wohin er gerathen war. Sein Pferd war verschwunden, und seine Diener hatte er selbst eine Strecke vorangeschickt, um ihn mit dem Gepäcke zu erwarten. Hiu sprach zu sich selber: „Ich sehe keine Landstraße, keine Menschen-Wohnung. — O, wie wird mir's ergehen, wenn ein Tiger oder ein Wolf mich auswittert!" Da entdeckte er plötzlich bei dem matten Schein des Mondes einen Seitenweg mit Spuren von Hufen und faßte sogleich den Entschluß, auf diesem Wege weiter zu gehen. Er war kaum hundert Schritte vorgedrungen, als ein prachtvolles Gebäude mit Zugängen aus Akazien und Pfirsich-Bäumen ihm in die Augen fiel. Hiu trat heran und klopfte an die Thür. Ein Diener öffnete, fragte, was sein Begehr sey, und bat ihn, in das Besuch-Zimmer zu treten.

Es war eine herrlich geschmückte Halle, an deren Wänden Bilder und Sprüche großer Männer hingen. Aller Hausrath verkündete den Wohlstand und die Gelehrsamkeit des Besitzers, eines Privatmannes Namens Li. Bald erschien auch dieser, eine hagere Person mit schlauem Blick und röthlichem Kopfhaar, aber von großer Höflichkeit und Geschmeidigkeit. Nachdem Beide sich niedergesetzt, sprach Hiu: „Entschuldigt meine Freiheit; von Wein berauscht, verlor ich die Straße, und mein Pferd ist auch verschwunden. Jetzt bleibt mir nichts übrig, als Euch zu bitten, daß Ihr mir ein Nachtquartier gebet." Herr Li antwortete mit einem tiefen Bückling: „Lange habe ich dieses Glück ersehnt, und der Himmel ist mir gnädig gewesen. — Betrachtet mein Haus als das Eurige." Darauf ließ er seinen Gast mit warmem Wein erquicken und schickte einen Theil seiner Dienerschaft ab, um Hiu's Pferd und Bedienten ausfindig zu machen. Hiu blieb, da sein zuvorkommender Wirth es wünschte, noch einen ganzen Tag in dessen Hause und wurde dann von dem Besitzer selbst auf die Landstraße begleitet. Darauf kehrte er in seine Heimat zurück.

Seit diesem Ereigniß war ungefähr ein Monat verflossen, als Hiu eines Tages an seine Thür klopfen hörte. Er öffnete, und ein stattlich aussehender Mann, von mehreren Dienern begleitet, trat ins Zimmer. Es war ein Gelehrter, Namens To-kua-tschao, der ihm seine Aufwartung machen wollte. Nach gegenseitiger Begrüßung sprach der Fremde: „Als ich kürzlich in Schen-si den Herrn Li besuchte, sagte er mir viel Gutes und Schönes von Euch. Er hat eine Tochter, die er Euch gern zum Weibe geben möchte. Seyd Ihr daher, wie ich voraussetze, noch frei und keiner Anderen verpflichtet, so folget meinem Rath und reiset schon Morgen nach Schen-si, um die liebenswürdige Braut abzuholen. Es wird Euch fürwahr nicht gereuen!" Hiu freute sich über diesen Antrag und gelobte, zu kommen, worauf der Fremde sich wieder empfahl. Der junge Mann aber kaufte einige Hochzeit-Geschenke und reiste ohne Säumen nach Schen-si. Der alte Herr Li war über die Maßen erfreut; alle Hochzeits-Feierlichkeiten gingen in bester Form von Statten, und Hiu sah sich im Besitze eines entzückend schönen Weibes.

Nachdem Hiu in dem Hause seines Schwiegervaters ein paar fröhliche Monate verlebt hatte, kehrte er mit seiner jungen Frau in die Heimat zurück und stellte sie seinen Aeltern vor. Jeder, der Ku-li ansichtig wurde, pries ihre Schönheit und Holdseligkeit. Das junge Paar unterhielt mit dem alten Li einen steten Briefwechsel, und man schickte einander gegenseitig hübsche Geschenke.

Hiu wurde ein glücklicher Ehemann; allein die Irrlehren der Sekte Tao, mit denen er zufällig bekannt wurde, fesselten ihn bald so unwiderstehlich, daß er selbst seinem geliebten Weibe nicht die verdiente Aufmerksamkeit bewies. Das berüchtigte Buch „der Widerschein im Gelben Pavillon" gewann seine Zuneigung in außerordentlichem Grade; er lernte jede Nacht ein Kapitel desselben auswendig und sagte es jeden Morgen her. Auch versuchte er öfter, Dämonen zu beschwören, und hörte nicht auf die Warnungen seiner verständigen Frau. Endlich entsagte er allen Geschäften, um seiner verderblichen Neigung recht ungestört folgen zu können. Seine Frau gebar ihm sieben Söhne und zwei Töchter, ohne jemals von ihrer Schönheit etwas einzubüßen. Er scherzte darüber mit ihr und sagte: „Du hast das Geheimniß der Tao-Sekte gefunden; denn Deine Reize bleiben ja immer jung." Ku-li aber lächelte schmerzlich und gab ihm keine Antwort.

Nachdem sie zwanzig Jahre mit einander verlebt hatten, fiel Hiu's Gattin plötzlich in eine Krankheit, die alle Tage bedenklicher wurde. Da ergriff sie einmal die Hand ihres Gatten und sprach unter strömenden Thränen: „Ich weiß, daß die Stunde meiner Auflösung gekommen ist — ach, schone meiner um der Beschämung willen, die ich jetzt fühlen muß!" Hiu lag ihr dringend an, ihm den Sinn dieser Worte zu erklären. Da sagte sie in schwerem Selbstkampfe: „Meine Aeltern und Verwandten, die Du öfter großmüthig beschützt hast, wollten Dir gern ihre Dankbarkeit beweisen; darum verwandelten sie mich aus einem Fuchse in ein menschliches Wesen und gaben mich Dir zur Ehe. Unsere Kinder sind Menschen, wie Du; darüber beruhige Dich. Wir scheiden auf ewig; da wir jedoch zwanzig Jahre als Ehegatten zusammen gelebt haben, so verachte mein Andenken nicht und sorge dafür, daß ich mit Ehren bestattet werde." Hiu wurde tief erschüttert; er umarmte seine Ku-li brünstig und mischte seine Thränen mit den ihrigen. Bald sank die Unglückliche in tiefen Schlummer; Hiu entfernte sich, kehrte aber nach einiger Zeit wieder, um nach ihrem Befinden zu fragen. Er schob den Vorhang auf die Seite, blickte hin, und — o Grausen! — statt der theuren Gattin lag ein todter Fuchs in dem Bette.

Hiu war lange in einem Zustande, der an Wahnsinn gränzte. Als er sich wieder erholt hatte, reiste er nach Schen-si, um bei seinem Schwiegervater Trost zu suchen; allein er fand dieses Mal Nichts als eine unwirthbare Oede und mit Gras überwachsene Gräber. Er erkundigte sich in der ganzen Gegend; aber Niemand wollte von einem Herrn Li, seiner Familie und aller seiner Herrlichkeit jemals gehört haben. Alles war verschwunden wie ein Traum, und nur schwermüthige Erinnerung blieb zurück.

*) Aus dem Si-hu-schi-wei, einer Sammlung fantastischer Erzählungen.

Mannigfaltiges.

— Cantu's Universal-Geschichte. Der erste Band der von Cesare Cantu angekündigten allgemeinen Weltgeschichte ist nunmehr in Turin bei Pomba erschienen *). Das Ganze ist bekanntlich auf achtzehn Bände berechnet und soll eine vollständige Encyklopädie der Geschichte aller Länder und Völker des Erdbodens liefern. Seitdem der Verfasser vor ungefähr einem Jahre mit seinem Plane hervortrat, ist er in Italien der Gegenstand vielfacher Angriffe, ja sogar der Verspottung wegen des allzugroßen Selbstvertrauens gewesen, mit welchem er das großartige Unternehmen ankündigte. Inzwischen hat sich der muthige junge Gelehrte nicht irre machen lassen, und jetzt, da der erste Band seines Werkes erschienen ist, haben selbst seine entschiedensten Gegner den bisherigen Scherz über sein Unternehmen fallen lassen und betrachten dasselbe mit dem Ernst, den jedenfalls der darauf verwandte Fleiß für sich in Anspruch nehmen darf. Der Verfasser liefert den Beweis, daß er die besten Geschichtsquellen der Alten, so wie der Italäner, Franzosen, Engländer und hauptsächlich auch der Deutschen, deren Schriftsteller er allerdings besser kennt, als irgend einer seiner Landsleute, mit großer Liebe studirt habe. Der erste Band (640 S. stark), dessen Widmung die vom Könige Karl Albert in Turin niedergesetzte „Kommission für historische Studien" angenommen hat und der die Geschichte der Erde, nach den uns bekannten Sagen der Hebräer, Indier, Chinesen und Aegypter, so wie eine Darstellung der Erd-Revolutionen nach den neueren geologischen Entdeckungen umfaßt, hält sich doch, was die Geschichte der Menschen insbesondere betrifft, an den in den Urkunden der heiligen Schrift festgesetzten Zeitpunkt, da dem Verfasser bei allen vorweltlichen Spuren doch die Existenz der heutigen Menschenrace keine ältere Beglaubigung hat. Von Deutschen Werken sind es besonders die der beiden Humboldt, Heeren, Friedr. Schlegel, Creuzer, Heyne, Gatterer und Klaproth, die Herr Cantu in diesem ersten Bande benutzt und citirt. Inzwischen geht er dabei überall mit eigener Kritik zu Werke, und so finden sich in seinem Buche interessante Zusammenstellungen der alten Denkmäler Indiens und Mexiko's, Aegyptens und Nord-Amerika's, Vergleichungen Herodot's mit Champollion, Belzoni's mit Wilson — kurzum so viele Materialien, daß, selbst wenn diese nicht von so geschickter Hand geordnet wären, doch das Buch für die Italiäner einen großen Werth haben würde und den Stoff zu weiteren und lohnenden Forschungen liefern müßte.

*) Storia Universale scritta da Cesare Cantu. Torino, G. Pomba e Co. 1838. Prezzo L. 10.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 104. Berlin, Mittwoch den 29. August 1838.

Polen.

Die Polnische Literatur im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert *).

Die langen unglücklichen Kriege, von denen Polen seit Anfang des siebzehnten Jahrhunderts zerrüttet wurde, hatten jede Spur von Bildung verwischt. Mit den reichen Städten und dichtbevölkerten Dörfern verschwand auch jede Anstalt zu gewerblichen oder geistigen Zwecken. Pest und Armuth, die sicheren Begleiter des Krieges, hatten auch ihr Theil an dem Werke der Zerstörung. Während der kurzen Regierungsdauer Johann Kasimir's kamen drei Millionen Polen auf dem Schlachtfelde um oder wurden von den Tataren hinweggeführt, um Asiens Einöden zu bevölkern. Die Bibliotheken, deren Anzahl und Kostbarkeit noch jetzt den Neid jeder Europäischen Nation erregen könnten, wurden geplündert, zerstreut und verbrannt. Früher hatte es achtzig Polnische Städte mit Druckereien gegeben; jetzt waren nur noch wenige davon übrig, und diese wenigen thaten nichts, um der Literatur aus ihrem Verfall wieder aufzuhelfen.

Nächst dem Kriegsunglück wirkte die Einnistung der Jesuiten in Polen sehr traurig auf den Geist der Nation und auf seine Erzeugnisse. Im vierzehnten Jahrhundert war ein Polnischer Monarch durch seine Liebe zu einer Jüdin dahin gebracht worden, Gesetze der Duldung und Milde für ihr Volk zu erlassen; im sechzehnten hatte Sigismund dem Englischen Könige Heinrich VIII., als dieser ihn für Gewaltmaßregeln zu Gunsten der Reformation zu bewegen suchte, die weise und wohlwollende Antwort gegeben: „Lasset mich König von Schafen und Böcken seyn." Aber der Nachfolger dieser beiden Monarchen unterwarf sich blindlings den Befehlen Roms, die ihn nöthigten, die friedlichen und arbeitsamen Arianer aus dem Lande zu treiben, wofür ihm und seinen Nachkommen vom Papst Alexander der neue Titel „der Orthodoxe" verliehen wurde. Als der Jesuitismus einmal in Polen Wurzel geschlagen hatte, saugte er mit der vernichtenden Umarmung eines Schmarotzergewächses die Kräfte des Landes aus. Der Unterricht der Jugend wurde ganz der herrschenden Sekte anvertraut, deren Grundsätze und Verfahren in diesem Punkte, so wie die Folgen davon, allgemein bekannt sind. Reiche Schenkungen und Vermächtnisse, welche die Jesuiten an sich zogen, setzten sie in den Stand, ihre Gesellschaft und zugleich ihre Hoffnungen auf den kleinigen Besitz der politischen Oberherrschaft immer mehr zu erweitern. Ihr Ziel war, der Freiheit der Gedanken Fesseln anzulegen, und dies suchten sie durch Einzwängung derselben in eine Schulgelehrsamkeit zu erreichen. Während ihrer Herrschaft war die Polnische Sprache nicht nur aus den Schriften der Nation verbannt, sondern auch aus dem gewöhnlichen Umgange, und das Latein an deren Stelle gesetzt. Mit der unverständlichen Grammatik des Alvares in der Hand, drangen die Jesuiten in die Universität Krakau ein, und bald war nur noch ein Schatten von dem alten Ruhm dieser Anstalt übrig. Sie, die im Mittelalter mit der Universität von Paris gewetteifert hatte, entsandte keine berühmte Professoren mehr als Lehrer an fremde Akademieen; nicht mehr strömten Studirende aus allen Theilen Europa's zu ihre Hallen herbei.

Der damalige fieberhafte Zustand Polens, der die Aeußerung eines Schriftstellers: Polonia confusione regitur, leider nur zu wahr erscheinen läßt, ist auch hauptsächlich als eine der Ursachen des Verfalls seiner Literatur anzusehen. Kaum hatte der Polnische Edelmann das Schwert in die Scheide stecken können, welches er zur Entscheidung eines Bürgerzwistes oder einer Königswahl geführt hatte, so nöthigte ihn irgend ein auswärtiger Feind, es wieder zu ziehen. Zu verwundern ist es, daß sie bei den unablässigen Herausforderungen nicht zu dem ursprünglichen Zustand ihrer Vorväter zurückkehrten und, wie diese, auf ihre Speere gelehnt und ihre Renner an der langen fliegenden Mähne haltend, auf freiem Felde über Staatsangelegenheiten berathschlagten. Die Entartung der Polnischen Literatur, die sich zuerst in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts bemerklich macht, nahm schnell zu und erreichte die niedrigste Stufe unter der Regierung der beiden Sächsischen Könige, von denen der Letzte im Jahre 1763 starb. Diese Monarchen residirten selten in Polen; sie machten jährlich einen Besuch in Warschau, um den Reichstag zu eröffnen, und eilten in ihre Erblande zurück, sobald ein Liberum veto die National-Versammlung zerrissen hatte. Es gab also damals keine Hauptstadt, keinen Hof, keine Beschützer von Wissenschaft und Kunst. Die Könige verstanden nicht einmal die Sprache des Landes, über welches sie herrschten. Unter solchen Umständen kann man sich leicht denken, daß die Literatur dieser Zeit höchst werthlos war und fast nur in religiösen Kontroversen oder eitlen Lobpreisungen bestand. Ueberdies war die Censur ganz in den Händen der Jesuiten, und diese unterdrückten jeglichen Versuch der Appellation von ihren abgeschmackten Systemen und Statuten an das Urtheil der großen Masse; nicht selten ließen sie auch irgend ein heimlich herausgekommenes ketzerisches Buch öffentlich verbrennen; solche Autodafe's fanden an den vier Ecken des Hauptmarktes zu Warschau statt.

Die Thronbesteigung Poniatowski's, so unheilvolle Folgen sie auch für Polens politische Existenz hatte, eröffnete doch glänzendere Aussichten für seine Literatur. Der Liebling Katharina's, der gefeierte Held der Pariser Salons, der willkommene Gast der großen Welt von London mußte wohl in gewissem Maße der Patron von Kunst und Literatur werden, obgleich diese Laufbahn nicht die günstigste für die Entwickelung seiner Herrscherkraft seyn mochte, und so kann man wenigstens seine Bemühungen, das Land aus seiner geistigen Knechtschaft zu befreien, als einen mit ihm aussöhnenden Ruhm seiner Regierung betrachten. In ihm fand das aufstrebende Talent einen huldreichen Beschützer, der darbende Literat einen Freund und Wohlthäter. Der Königliche Palast von Warschau, der unter seiner Herrschaft zu den glänzendsten Residenzen Europa's gehörte, prangte von Früchten und Denkmälern des einheimischen Genius. Ihn schmückten die Büsten und Portraits von Polens ausgezeichneten Gelehrten und Schriftstellern. Auch ist der Reihe von Denkmünzen zu erwähnen, in denen Poniatowski die großen Begebenheiten und rühmlichen Thaten aus der Geschichte seines Volks verewigen ließ, und der Gesellschaften, in denen er sich ohne Prunk und einem Privatmanne gleich unter die hervorragenden Männer seines Landes mischte.

Man hat gesagt, Polen sey erst durch den Donner seines Zusammenstürzens aus tiefer Lethargie geweckt worden. Aber die traurigen Folgen fortwährender Unruhen hatten schon früher jeden denkenden Geist über die Mittel nachsinnen lassen, durch welche dem beklagenswerthen Zustande des Landes am besten abzuhelfen wäre; — das Prinzip der Ordnung hatte bereits angefangen, sich dem der Anarchie entgegenzustellen. Der wachsende Verkehr mit Frankreich, welches damals unter Ludwig dem Vierzehnten sein Augusteisches Zeitalter hatte, gab der Literatur einen neuen Schwung, so wie die Wahl eines eingeborenen Königs dazu beitrug, den schlummernden Nationalgeist zu ermuntern, während der sektirerische Einfluß der Jesuiten durch eine Macht untergraben wurde, die stärker war, als die ihrige, denn sittliche und geistige Freiheit bildete ihren Lebenshauch.

Im Jahre 1642, ungefähr ein halbes Jahrhundert nach dem ersten Erscheinen der Jesuiten, wurde der Piaristen-Orden in Polen eingeführt. Da sich die Erziehung des Adels ganz in den Händen der Ersteren befand, so richteten die Letzteren ihren Eifer auf den Unterricht der niederen Klassen. In kurzer Zeit gelang es den Piaristen, im ganzen Lande Schulen zu errichten; aber ungeachtet des hohen Rufes, den diese Schulen bald erlangten, war doch kein einziger Edelmann zu bewegen, seine Kinder in Gemeinschaft mit Unebenbürtigen unterrichten zu lassen. Indeß ein Wechsel der Dinge war nahe. Die Geschichte der geistigen Bildung jener Zeit ist in den Annalen des Streits zwischen den Franziskanern und Dominikanern zu finden. Die Jesuiten, welche die Letzteren repräsentirten, hatten zwar in Polen keinen Dr. Angelikus, wie Thomas Aquinas genannt wurde, zur Vertheidigung ihrer Willkürherrschaft; dagegen fehlte es den Piaristen nicht an ihrem Dr. Subtilis, ihrem Duns Scotus, ihrem Occam, durch welche sie eine aufgeklärtere Philosophie einführten und zur Emancipation des Geistes beitrugen. Ein ganzes Jahrhundert lang harrte der durch ihre Bestrebungen genährte, wo nicht erzeugte Geist auf das Erscheinen eines Mannes, der kühnen Muthes gegen die Kämpen des kirchlichen Despotismus in die Schranken träte.

*) Nach den Mittheilungen eines Polen, Stanislaus Kozmian, im Englischen Athenäum.

Ein solcher Mann war Konarski. In früher Jugend schon hatte er sich das Ziel gesteckt, wonach sein Leben gerichtet seyn sollte. Nicht ohne tiefes Seufzen konnte er die geistige Finsterniß betrachten, die über seinem Vaterlande schwebte, konnte er ein Volk sehen, das seine Muttersprache verlernt hatte, um sich ein verdorbenes Mönchslatein anzueignen, — konnte er den unseligen Einfluß verworrener und ungerechter Gesetze bemerken, deren Autorität jeden Augenblick von den Vornehmen verhöhnt wurde, und deren Härte bei den Niederen krampfhafte Anstrengungen zum Widerstande erzeugen mußte. Nachdem er seine Bildung in Polen beendigt hatte und später von seinen Reisen, die ihn auch durch Frankreich führten, nach Hause zurückgekehrt war, widmete sich Konarski ganz der Reform des Piaristen-Ordens, dessen Mitglied er war. Er schaffte das Lehrsystem desselben ab, weil es durch den ränkevollen Geist des Jesuitismus verunreinigt war, und führte ein neues ein, in welchem er der Philosophie, der Mathematik und den Naturwissenschaften, die bis dahin fast ganz beiseitgesetzt waren, den ihnen gebührenden Platz anwies.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Archiwum teologiczne. (Theologisches Archiv.) Herausgegeben von dem Kanonikus Jabczynski. Posen.

Wizerunki i rozrzewnienia duszowe. (Originalien; eine Zeitschrift.) Jahrgang 1838. Heft 21. Wilna.

Frankreich.

Aus Lafayette's Denkwürdigkeiten.

(Schluß.)

Die Verwahrungen, die wir hier aufstellen, darf man auf Lafayette selbst nur mit Vorsicht anwenden. Wahr ist es allerdings, wenn Frau von Tessé behauptet, die Hoffnung sey bei ihm immer den Umständen vorausgeeilt. Man vergleiche einmal folgende Stellen in seinen Schriften, wo er bald die vernünftigsten, tiefsten Urtheile über die damalige Gesellschaft fällt und die überspannten Meinungen der verschiedenen Parteien gleichmäßig zurückweist, bald aber selbst wieder aus Begeisterung für sein Idol Irrthümer begeht, die ihm sogar von Anderen berichtigt werden. Im Jahre 1799 schrieb er: „Die Einen hoffen, daß die Verfolgung mich etwas aristokratisch gemacht; die Anderen identifiziren mich mit dem constitutionnellen Königthum, und die Republikaner sagen, ich würde jetzt eben so sehr für die Republik seyn, wie ich in den Vereinigten Staaten für sie war. Doch alle diese Ideen sind nur untergeordnet; denn die Masse der Nation ist weder royalistisch, noch republikanisch gesinnt, noch überhaupt etwas, was politisches Denken erfordert; sie ist gegen die Jakobiner, gegen die Konventsmänner, gegen Alle, die seit der Gründung der Republik herrschen; sie will von all' diesem befreit seyn, sey es selbst durch die Contrerevolution, doch zieht sie es vor, bei etwas Constitutionellem stehen zu bleiben, kurz, sie würde mit irgend einer erträglichen Ordnung der Dinge so zufrieden seyn, daß sie dann jede Bewegung, die man mit ihr vornehmen wollte, in welcher Absicht es auch seyn möge, zurückweisen würde." Um dieselbe Zeit schrieb er auch: „Alles ist gut, nur nicht die alte aristokratisch-willkürliche Monarchie und die despotische Republik." Derselbe Mann, der den Zustand der Gesellschaft im Jahre 1799 so richtig auffaßte, der in seinem herrlichen, nunmehr der Geschichte angehörenden Briefe an Herrn von Maubourg nach einer kräftigen Zeichnung der Parteien so fortfuhr: „Das, lieber Freund, ist der Nationalsumpf, aus dem man die Freiheit herausfischen muß, um die sich Niemand mehr bekümmert, weil man so wenig daran glaubt, als an den Stein der Weisen...." und der dann hinzufügt: „Ich bin überzeugt, wenn in Frankreich etwas Gutes möglich ist, so sind wir so weit.... Es ist so viel Leichtsinn und Beweglichkeit in der Masse, daß sie beim Anblick der ehrlichen Leute, ihrer alten Lieblinge, wohl geneigt seyn würde, ihre liberalen Ideen wieder aufzunehmen"; derselbe Mann also ist es, der, als er 1815 kaum wieder ins öffentliche Leben zurückgekehrt war, sich wunderte, wie man die Franzosen des „Leichtsinns"*) beschuldigen könne, und sie von diesem Vorwurf freisprach. — Im Jahre 1812 den 4. Juli schreibt er von Lagrange aus an Jefferson; es war der 36ste Jahrestag der Amerikanischen Unabhängigkeitserklärung, jenes großen Tages, sagt er, wo die That und der Ausdruck einander vollkommen entsprachen: „Diese doppelte Erinnerung ist in Ihrer friedlichen Einsamkeit gewiß freudig wieder aufgefrischt worden durch die Nachricht von der Ausdehnung dieser Unabhängigkeit auf ganz Amerika (die Süd-Amerikanischen Staaten hatten sich so eben vom Mutterlande losgerissen). Wir haben die Freude gehabt, dieses Ereigniß vorherzusehen, und zugleich das Glück, es vorzubereiten." So freut sich Lafayette über die Emancipation Süd-Amerika's ohne die geringste Beschränkung seiner Hoffnungen. Was antwortet Jefferson? Dasselbe, was Washington geantwortet hätte; er zügelt in besonnener Weise die Freude seines Freundes: „Ich nehme aufrichtig Theil an Ihren Wünschen für die Befreiung Süd-Amerika's. Ich zweifle auch nicht, daß es ihm gelingen wird, das fremde Joch abzuschütteln; aber daß diese Provinzen im Stande seyn sollten, eine freie Regierung zu gründen und aufrecht zu erhalten, wage ich nicht zu hoffen...." Er führt dann fort, den wahren Zustand der Dinge daselbst auseinanderzusetzen, und Lafayette muß ihm freilich beistimmen, aber er selbst hatte nicht zuerst daran gedacht. Da haben wir einmal den Freiheitshelden quand même.

Indeß war die Erfahrung für Lafayette nicht umsonst, ja wir finden sogar in dieser Hinsicht einen anderen nicht minder tiefen Zug in seinem Charakter, der nur durch seine offizielle Rolle zurückgedrängt worden. Als er auf die Nachricht von dem Tode seines Freundes La Rochefoucauld aus dem Gefängniß schrieb, der Zauber (le charme) sey für ihn zerstört, und das Lächeln der Menge habe keinen Reiz mehr für ihn, da ging er offenbar zu weit, er vergaß die Wirkung der heilenden Zeit; auch war er später wieder für jenes Lächeln doch noch einmal empfänglich. Aber seitdem hat man gesehen, wie er bei jedem entscheidenden Vorfall nach den ersten Momenten mißtrauisch wurde und, trotz aller guten Miene, sich freute, schnell fertig zu werden. Er hat nicht immer das beobachten können, was er an Frau von Lafayette den 30. Oktober 1799 schrieb: „Was mich betrifft, liebe Andrienne, den Du mit Angst herbeisehst, ins öffentliche Leben zurückzukehren, so versichere ich Dir, daß ich jetzt für viele Genüsse, auf die ich früher viel gab, wenig empfänglich bin. Die Forderungen meines Geistes sind dieselben, aber sie haben einen ernsteren Charakter angenommen und sind zugleich unabhängiger geworden von dem Publikum, dessen Stimme ich besser zu beurtheilen weiß. Die Revolution zu Ende führen, aber zum Vortheil der Menschheit, bei Maßregeln mitwirken, die meinen Zeitgenossen und den Nachkommen nützlich sind, die Doktrin der Freiheit wiederherstellen, gewisse Wunden schließen und den Märtyrern der guten Sache meine Huldigung darbringen, dies wären für mich Genüsse, die mir noch jetzt das Herz erheben würden; aber mich wieder ins öffentliche Leben einzudrängen, dagegen habe ich mehr Ekel als jemals, und, ich schwöre es Dir bei meiner Ehre, bei meiner Zärtlichkeit zu Dir und bei den Manen dessen, was wir beweinen, nichts in der Welt soll mich bewegen, jener Zurückgezogenheit zu entsagen, die ich mir im Geiste entworfen und in der wir den Rest unseres Lebens ruhig hinbringen werden." Jedenfalls scheint er sich immer dieser Worte erinnert und von dem Entschluß, der darin ausgesprochen ist, sich nie zu sehr entfernt zu haben. Nimmt man in der That seine Theilnahme an dem langen politischen Kampf unter der Restauration aus, wo er immer in den vorderen Reihen der Opposition mitstritt, so erschien er niemals an der Spitze und außer der Reihe, als 1830, und auch dann hatte er die größte Eile, sich zurückzuziehen: „Man mache, daß die Rechte der Nation rasch gesichert werden", sagte er, „und damit gut!"

Die Rückkehr Lafayette's nach dem 18. Brumaire, seine Stellung in der Mitte der von da an zum Schweigen gebrachten Parteien, seine Antworten auf die Anträge des Oberhaupts wie der opponirenden Minorität, alles dieses ist in der Schrift: „Meine Verhältnisse zu dem ersten Konsul", mit mehr als Anekdoten-Interesse erzählt. Man sieht aus den Unterhaltungen, die hier wiedergegeben werden, wie sehr Lafayette das rechte Wort des Augenblicks und den historischen Ausdruck weg hat; als er einmal mit Bonaparte in Morfontaine bei Joseph plauderte, bemerkte er, daß die Fragen des Konsuls dahin zielten, die Beschreibung seiner Amerikanischen Feldzüge von ihm zu hören: „Die größten Interessen der Welt", antwortete er kurz abbrechend, „wurden damals durch Begegnungen von Patrouillen entschieden." Solcher Worte hat er viele, sey es vor dem Volk und unter freiem Himmel, wie er sagt, oder im Salon.

Seine Rolle oder vielmehr die Abwesenheit jeder Rolle in jener Zeit des Konsulats und des Kaiserreichs beruht auf einem politisch-moralischen Takt, der zum Muster dienen kann. Als man Sieyes fragte, was er während des Schreckens gethan habe, antwortete er: „Ich habe gelebt." Lafayette konnte mit weit mehr Recht und mit viel lauterer Stimme antworten: „Was ich in jenen zwölf Jahren gethan, ist, daß ich mich aufrecht erhalten habe." Bei den allgemeinen Kniebeugungen war dies genug, war es beispiellos. Wenn er sich auch zu Lagrange in ein Pächter- und Patriarchenleben vergrub, man wußte ihn doch daselbst, und Bonaparte verlor ihn nicht einen Moment aus den Augen: „Jeder Mann in Frankreich hat sich gebessert", sagte er einmal im Staatsrath, „nur Einer nicht, und das ist Lafayette! er ist nicht um einen Finger breit zurückgegangen. Ihr seht ihn ruhig, aber ich sage Euch, wenn's gilt, ist er gleich wieder da."

Auch die Familientugenden und jene innere Herzensgüte, der Alles, was ihm nahte, theilhaftig ward, haben in diesen Memoiren stellenweise ihren rührenden Ausdruck, und die kindliche Ehrfurcht der Herausgeber, die dabei mit einer Discretion verfahren, welche so heiligen Gefühlen ziemt, hat doch in diesem Punkte nicht sämmtliche Zeugnisse unterdrücken können. Wir lassen hier den schönen Brief an Herrn von Maubourg vom Januar 1808 folgen über den Tod der Frau von Lafayette, jener edlen Dame, die durch ihre Hingebung und ihren Heldenmuth als Gattin und Bürgerin während der Gefangenschaft zu Olmütz ebenfalls der Geschichte angehört:

„In der tiefen Trauer, die mich jetzt umfängt, habe ich Dir noch nicht geschrieben, lieber Freund.... Diese Trauer war mir schon sehr nahe, als ich Dir die letzten Zeichen ihrer Freundschaft für Dich, ihres Vertrauens auf Deine Gefühle für sie meldete. Von dem engelgleichen Ende dieser unübertrefflichen Frau wirst Du schon gehört haben. Ich muß Dir noch einmal davon erzählen; mein Schmerz muß sich in den Busen dessen ausschütten, welcher der treuste und theuerste Vertraute aller meiner Gedanken war bei den verschiedenen Wechseln, in welchen ich mich oft unglücklich glaubte; doch, wenn Du mich bisher

*) Fünfter Theil, p. 476.

ärker als meine Schicksale gefunden hast, so ist diesmal das Schicksal stärker als ich."

„In den 34 Jahren einer Verbindung, wo ihre Zärtlichkeit, ihre Güte, der Adel und die Zartheit ihrer Seele mein Leben erfreuten, verschönerten und ehrten, hatte ich mich an Alles, was ie mir war, so gewöhnt, daß ich sie kaum von meinem eigenen Daseyn unterschied. Vierzehn Jahr war sie alt und ich sechzehn, ls ihr Herz sich mit Allem verschwisterte, was mich interessiren onnte. Wiewohl sie mir mit den heißesten Gefühlen anhing, so abe ich doch nie in ihr das kleinste Zeichen einer Unzufriedenheit emerkt, niemals etwas, was nicht allen meinen Handlungen den reiesten Lauf ließ. Du weißt, wie sie sich immer in Geist und Gemüth meinen Ideen, meinen politischen Wünschen anschloß, die sie sich über Alles freute, was mir einigen Ruhm bringen onnte, noch mehr über das, wodurch man Gelegenheit hatte, mich vollkommen zu erkennen, wie sie sagte; ihre größte Freude der war es, wenn sie mich die Lockungen des Ruhms einem guten Gefühl opfern sah. — Erst gestern sagte mir ihre Tante, Frau von Tessé: „Nie hätte ich geglaubt, daß man für Ihre Meinungen so begeistert und doch so frei vom Parteigeist seyn kann." In der That, nie hat ihre Milde, ihr Mitleid, ihre schonende Rücksicht für die Personen einer anderen Partei durch die Anhänglichkeit an unsere Grundsätze im Geringsten gelitten. — Es ist Dir so gut wie mir bekannt, was sie Alles während der Revolution war und geleistet hat. Nicht, weil sie, wie Fox sagte, „auf den Flügeln der Pflicht und der Liebe" nach Olmütz gekommen ist, will ich sie hier loben, sondern weil sie nicht eher abreiste, als bis sie, so viel sie konnte, die Wohlfahrt meiner Tante und die Rechte unserer Gläubiger gesichert, weil sie den Muth hatte, Georges nach Amerika zu schicken. Welche edle Unklugheit der Liebe war es nicht, die einzige Frau in Frankreich zu bleiben, die, durch ihren Namen gefährdet, ihn doch nie ändern wollte!*) Jede ihrer Bittschriften oder Reclamationen hat mit den Worten angefangen: „Die Frau Lafayette." Nie hat diese Frau, die für den Parteihaß so nachsichtig war, zu der Zeit, als das Beil der Guillotine über ihr schwebte, eine Bemerkung gegen mich vorübergehen lassen, ohne sie zu bekämpfen, nicht eine einzige Gelegenheit, meine Prinzipien auszusprechen, wo sie sich dieselben nicht zur Ehre angerechnet und erklärt hätte, daß sie sie von mir habe; auch vor dem Tribunal hatte sie sich vorbereitet, in demselben Sinn zu sprechen; und wir Alle haben gesehen, wie dieselbe Frau, die sich in der Gefahr so hochherzig und muthig benahm, im gewöhnlichen Leben gut, einfach, gefällig war, vielleicht zu gefällig und zu gut mitunter, hätte nicht die Verehrung, zu der ihre Tugend hinriß, aus allem diesem ein ganz eigenthümliches Daseyn geschaffen. Ich kann sagen, daß ich in 34 Jahren nicht einen Schatten von Zwang durch sie erfahren habe, daß alle ihre Handlungen ohne Affectation meinen Interessen untergeordnet waren; daß ich die Freude hatte, zu sehen, wie meine ungläubigsten Freunde mit derselben Liebe empfangen, eben so sehr geachtet und ihre Tugend eben so vollständig von ihr anerkannt wurde, als wären ihre Meinungen über Religion nicht im Geringsten verschieden. Mir selbst hat sie nie etwas Anderes als die Hoffnung zu erkennen gegeben, ich würde, wenn ich meiner darüber nachdächte, bei der Geradheit des Herzens, die sie an mir kannte, zuletzt doch überzeugt werden. Die Ermahnungen, die sie mir zurückgelassen, sind in demselben Sinn, indem sie mich bat, aus Liebe zu ihr einige Bücher zu lesen, die ich nun von neuem mit wahrer Andacht studiren will, und ihre Religion, um mich mit ihr zu befreunden, „die souveraine Freiheit" nannte, so wie sie mir besonders gern jenes Wort von Faucher zitirte: „Christus, mein einziger Herr." — Man hat behauptet, sie habe mir oft gepredigt, aber das war nicht ihre Art."

„Am Montag ist dies engelgleiche Weib, wie sie's verlangt hatte, neben die Grube gebracht worden, wo ihre Großmutter, ihre Mutter und ihre Schwester mit 1600 anderen Opfern zusammen ruhen; man hat sie an einen besonderen Ort gelegt, damit wir die künftigen Pläne unserer Zärtlichkeit in Ausführung bringen können. Ich selbst habe den Ort wiedererkannt, als mich George am letzten Donnerstag hinführte und wir zusammen hinknieten und weinten. — Adieu, theurer Freund; mit Deiner Hülfe habe ich gar manche schwere Unfälle überwunden, denen man so lange den Namen Unglück geben kann, bis das Herz den schwersten Schlag erfahren: dieser ist nimmer zu überwinden; doch wiewohl ich einem tiefen, anhaltenden Schmerz preisgegeben bin, den nichts erfreuen kann, wiewohl mich nur ein Gedanke, eine Liebe beschäftigt, die jenseits dieser Welt ist (und ich bedarf mehr als je des Glaubens, daß nicht Alles mit uns stirbt), so fühle ich mich immer empfänglich für die Wonnen der Freundschaft .... Und noch dazu eine Freundschaft wie die Deinige, theurer Maubourg! Ich umarme Dich in ihrem, in meinem Namen, im Namen alles dessen, was Du mir warst, seitdem wir uns kennen."

Die zweite Hälfte des 6ten und letzten Bandes handelt von der Juli-Revolution und den folgenden Jahren; außer den öffentlichen Akten und Reden Lafayette's bekommen wir hier eine ganze Reihe von Korrespondenzen, die über seine letzten politischen Gedanken keinen Zweifel lassen; die Weglassungen, welche die Discretion den Herausgebern gebot, sind nur wenig im Stande, den angenehmen Eindruck derselben zu mindern. Dieser letzte Theil im Leben Lafayette's, so ehrenvoll er immer ist, bietet doch die meiste Veranlassung, politisch bekrittelt zu werden; jedenfalls ist es der, welcher dem Andenken des berühmten Bürgers am meisten geschadet und auf das Ganze seiner Laufbahn eine allgemeine Färbung geworfen, in der die frühere Glorie etwas erblichen ist. Doch es wird genug Leute geben, welche die Memoiren nur an diesem unangenehmen Schweif anfassen werden. Es war freilich das größte Unglück des Generals, daß er nur um einige Tage die große Revolution überlebte, die er seit 41 Jahren repräsentirt hat; das Publikum ist undankbar; so schön, so vollständig das Stück war, das man ihm zum Besten gab, so will es doch nicht, daß die letzte Scene schleppend sey, und daß der Held zurückbleibe, wenn der Hauptinhalt des Drama's abgeschlossen ist. Béranger, als politischer Dichter, hat dies wohl gefühlt; daher hat er sich auch zurückgezogen, um vielleicht wieder in einer neuen Gestalt hervorzutreten. Lafayette war dies nicht im Stande; sein Name, der zuletzt von den Parteien hin und her gerissen ward, hat dadurch etwas an Glanz verloren, wie seine alte Fahne. Doch das wird sich geben: eine aufmerksame Lektüre dieser Memoiren ist dazu gemacht, das Bild der historischen Person in der ganzen Größe und Einheit ihrer Hauptrichtung vollkommen wiederherzustellen, und zwar mit all' den Zugaben von Geist, trefflichem Urtheil, Ideen, Grazie und Geschmack, die viel mannigfaltiger sind, als man glaubt. Durch diese schönen Memoiren belehrt, wird wenigstens die Geschichte, d. h. das Publikum aller Zeiten, ihn nie vergessen. (R. d. d. M.)

*) Die meisten von den Gattinnen der Emigranten hatten im Jahre 1793 eine finairte Scheidung vollziehen lassen, um wenigstens einen Theil ihres Vermögens zu sichern.

England.

Der Reise-Courier eines Engländers.

Es giebt gewiß keinen echten Engländer, der nicht der Ueberzeugung lebt, daß die kleine Insel, die sein Vaterland ist, Alles, was sie hervorbringt, in der höchsten Vollkommenheit produzirt, keinen, der im Stande wäre, in einem Pariser Kaffeehause Märzbier zu trinken und Beefsteaks zu essen oder auf einem Klepper aus der Razza del Re die Strada Nova in Neapel herabzusprengen, ohne eine heimliche oder laut ausgesprochene Sehnsucht nach den bei weitem besseren Artikeln derselben Art, die er in England durch die Vermittelung der Herren Hodson, Giblett oder Tilbury haben könnte. Der Anblick eines Deutschen Postillons, der sechs Hengste im Prügeltrabe bergab fährt und zugleich ein ohrenzerreißendes Solo auf seinem gigantischen Horn ausführt, überzeugt einen Engländer ach! nur zu sehr, wie wenig das Kutscherhandwerk auf dem Festlande mit dem des Jack Peer oder des Brighton Baronet den Vergleich aushalten kann, wiewohl selbst diese Homere zuweilen einschlafen und die kostbaren Glieder ihrer Passagiere unsanft schütteln; und die herrlichste Weintraube, die jemals in Fontainebleau gewachsen ist, hat in seinen Augen weniger Werth, als die theuren und mühsamen Produkte seines Schottischen Treibhaus-Gärtners. Nimmermehr wird er sich einreden lassen, daß ein Ausländer so geschickt wie sein eigener Miniatur-Stallknecht ein Pferd zureiten kann, und daß es einen Kellner jenseits der weißen Klippen von Albion giebt, der im Stande ist, mit so geübter Hand Portwein einzuschenken und Geschirr so glänzend zu scheuern, als sein eigenes beleibtes Faktotum.

Von diesem zähen Patrietismus ist gar viel auf Thatsachen gegründet. Es läßt sich nicht leugnen, wir Engländer sind sehr genußreiche Menschen, die ihre gehörige Portion von den guten Dingen dieses Lebens mitnehmen, und wer möchte die außerordentliche Kraft unseres Ale, den Saft unseres Rind- und Hammelfleisches und die ausgezeichneten Eigenschaften unserer Pferde in Abrede stellen? Der einzige Einwand, der sich gegen unseren Treibhaus-Wein mit Recht aufstellen läßt, ist der, daß die Trauben dann und wann eine Guinee das Pfund kosten. Auch gebe ich zu, daß unsere Jockeys wie Wachspuppen auf ihren Sätteln sitzen, und daß wir als Volk unsere Löffel viel besser und glänzender gereinigt bekommen, als irgend ein anderes. Auch unsere Diener sind in vielen Stücken musterhaft, nur fehlt es ihnen an jener Gewandtheit des Geistes, die ihre Brüder auf dem Festlande auszeichnet, namentlich die Schweizer und Italiäner: denn diese beiden Nationen sind es hauptsächlich, die jene Klasse von reisenden Dienern rekrutiren, die man Couriere nennt.

Ein Courier, der seinen Beruf vollkommen erfüllen will, muß unzählige Eigenschaften in sich vereinigen. Er muß stark seyn, abgehärtet, von leichtem Gewicht und ein guter Reiter; er muß etwas vom Wagenbau und Kochen weg haben, muß sich auf Wirthschaft und Tafelaufwartung verstehen, muß gut rechnen können und wenigstens vier bis fünf Sprachen fließend sprechen; daß er ein vollendeter Kammerdiener seyn muß, versteht sich von selbst.

Denke dir, lieber Leser, du landest sicher in Calais und nimmst dein Quartier im Hotel de Bourbon Condé, dessen Besitzer, Herr Rignolle, auf deine Nachfragen wegen eines Couriers dir ein flinkes, artiges Männchen schickt, welches sich dir für die Summe von acht bis zehn Guineen monatlich zu allen möglichen Diensten verpflichtet. Er holt einen Stoß Zeugnisse von seinen früheren Herren hervor, die dir zugleich einen Begriff geben von der Trefflichkeit seines Charakters und dem Reichthum der Englischen Sprache, insofern nämlich die Verfasser derselben ihren Wetteifer darin darthun, dieselbe Zufriedenheit in verschiedenen Worten auszudrücken.

Am Morgen deiner Abreise siehst du dann einen Mann in einer blauen mit goldenen Schnüren besetzten Militair-Jacke und gelben knappen Lederhosen und Schuhen, der sich damit beschäf-

tigt, die Bepackung deiner Kutsche zu beaufsichtigen. In ihm erkennst du sogleich, wie eines der Zeugnisse besagt, „den Schatz für jede Person, die rasch zu reisen wünscht". Er übernimmt sofort das Kommando, hilft dir in das Kabriolet und der Kammerjungfer der Dame auf die Kisten, bringt die ganze Equipage in Bewegung, bezahlt die Rechnung, schüttelt den Kellnern die Hand, küßt Herrn Rignolle auf beide Backenbärte, hüpft in seine Courierstiefel und trabt neben dir auf seinem Pferdchen, lustig mit der Peitsche knallend, um die Pferde an der nächsten Station für dich in Bereitschaft zu halten, wo er wohl gekannt und herzlich begrüßt wird von den Postknechten, welche schon wissen, daß sie, wenn sie nur gut fahren und ihres Herrn Pferde halb todt jagen, an ihm einen sicheren Bürgen haben für „drei Francs auf die Station und den Schnaps". An manchen Posten jedoch, wo er bei früheren Reisen unangenehmen Aufschub erfahren oder einen überjagten Klepper bekommen hat, ist er nicht so populair. Die Postillone erinnern sich, wie streng er den Tarif befolgte in der Remuneration für ihre saumseligen Dienste, oder der Postmeister denkt vielleicht an gewisse hartnäckige Kämpfe, die er mit ihm wegen des troisième cheval oder wegen des Alters eines wunderhübschen Kindes unter sechs Jahren zu bestehen hatte und in welchen unser schlauer Freund immer als Sieger hervorging.

Er wird in demselben Athem die Damen trösten, die vielleicht wegen der Abschüssigkeit der Straße oder des Mangels an Brückengeländern Unruhe fühlen, und zugleich einen Strom unzusammenhängender Schmähungen auf die trägen Postillone losschleudern, über deren Absurdität man das Lachen nicht zurückhalten könnte, wenn man sie verstände, was aber glücklicherweise bei seiner wunderbaren Zungenfertigkeit für ungeübte Ohren nicht gut möglich ist. — Nicht in allen Ländern jedoch sind Vorreiter Mode; hier legt unser Faktotum sein militairisches Kostüm ab und leistet der Jungfer der Dame Gesellschaft. Doch die Zeit darf nicht ungenutzt vorübergehen, und so beschäftigt er sich jetzt damit, die Postillone zur Eile zu treiben, aber nach dem Grundsatz, der bei Zweispännern besonders angewendet wird, daß man nämlich das Pferd am meisten jagt, welches am willigsten folgt. Je rascher sie fahren, desto eifriger und lauter treibt er sie; ob sein Herr Eile hat oder nicht, geht ihn nichts an: schon seine Ehre verlangt's, daß Jener so geschwind wie möglich fortkommt. Hat er dagegen einen trägen, tückischen Kutscher vor sich, so erträgt er ihn mit Schweigen, und bei der nächsten Station zahlt er ihm streng nach dem Tarif mit der lakonischen Bemerkung: „Come si va, così si paga!"

Daß ein Courier auf der Reise ißt, trinkt oder schläft, können wenige Leute behaupten. Er hat nicht Zeit dazu, wenn er auch ein abnormes Verlangen danach spüren sollte. Er muß, wenn du dein Nachtquartier erreicht hast, zuerst die besten Zimmer auswählen und die anderen Couriere prellen, wenn's geht, dann das Gepäck abladen, die Betten lüften, auf das Abendbrod Acht geben und, nicht selten, es kochen; wenn du dich zur Ruhe begiebst, muß er dir als Kammerdiener aufwarten, die Reinigung deiner Kleider und Schuhe besorgen, den Zustand des Wagens untersuchen und die erforderlichen Reparaturen treffen; ferner muß er frische Milch und Butter schaffen, damit du früh dein Frühstück findest, Pferde bestellen, dich Morgens wecken, und das gewöhnlich zwei- oder dreimal, das Gepäck wieder aufladen, den Gastwirth wegen Uebertheurungen zur Rede stellen, die Diener befriedigen, nach der Zofe sehen und in jedem Augenblick zur Abfahrt bereit seyn: und so lange du auf der Reise bist, muß er das jeden Abend wiederholen, nachdem er den Tag über auf Miethpferden, wie es Gott oder den Postmeistern gefällt, ihm zu geben, etliche 10 bis 20 Meilen galloppirt hat. Nur ein einziges Mal überraschten wir unseren Courier, wie er an einem kleinen Pickenick mit der Zofe Theil nahm, und auch dies that er mehr in dem Bestreben, sich bei ihr einzuschmeicheln (denn sie war sehr hübsch, und ach! eine schöne Abigail ist eine Klippe, auf der schon mehr als ein ausgezeichneter Courier gescheitert ist), als aus einer dienstwidrigen Gewohnheit, für sich zu essen und zu trinken.

Hat er sich auf der Reise allzu sehr anstrengen müssen, so sorgt er dafür, daß er sich ausruhen kann, wenn sein Herr in einer der Hauptwinterresidenzen des Kontinents sich aufhält. Von dem Augenblick, wo der Wagen abgepackt wird, hören seine körperlichen Dienste auf. Er übernimmt dann die Leitung seiner häuslichen Einrichtung und giebt Acht, daß er gut bedient wird; aber selbst thut er nicht das Geringste, dies könnte die Würde seines Standes verletzen. Sollte etwa der Herr, um Wohnungen zu suchen, sein Hotel verlassen und in der Unschuld seines Herzens ihm den Antrag machen, mit ihm zu fahren und ihm bei der Abschließung eines Handels mit seiner Erfahrung auszuhelfen, nicht ahnend, daß der Courier irgend etwas dagegen haben kann, einen Sitz, den er im letzten Monat täglich eingenommen, wieder auf zehn Minuten auszufüllen, so wird er ihm ein Gesicht machen, als hätte er ihm aufgetragen, sich auf die eisernen Pflöcke an der Hinterseite des Wagens zu legen, und ihm die Versicherung geben, er wolle weit lieber ihm zu Fuße nachlaufen, als die Schande ertragen, daß man ihn in der Stadt seine Kutsche begleiten sehe.

Von den Hotelbesitzern wird seine Freundschaft besonders gesucht. Baldin von Rom giebt anständigen Courieren, die keine Stelle haben, freies Quartier zum Dank für die Kundschaft, die sie ihm schon gebracht haben und noch bringen können. Der Courier liebt auch den Putz, mitunter ist er auch etwas zu sehr für goldene Schnüre und Genuasammet eingenommen; doch in solchem Fall ist dies der herrschende Geschmack im Auslande. Er nimmt auch gewöhnlich Unterricht auf der Guitarre und singt angenehm, — ein Talent, das von den Zofen der Madame gebührend gewürdigt wird. Die armen Lakayen, womit sich manche Reisende belasten, fühlen, wie sehr sie hinter ihm zurückstehen, und hassen ihn deshalb; er kann sie nur verachten. In Krankheiten ist er ein ausgezeichneter Pfleger. Um endlich den guten Eigenschaften dieser trefflichen Bedientenklasse die Krone aufzusetzen, so kann man auch sagen, daß sie, sehr wenige Ausnahmen abgerechnet, streng ehrlich und für jede Güte, die ihnen erwiesen wird, dankbar sind; findet sich ja hier und da ein räudiges Schaf in der Heerde, das bei den Einkäufen seines Herrn eine kleine Abgabe von einigen Prozenten erhebt, wer möchte sich darüber wundern, wenn man bedenkt, mit was für reichen, geldstolzen und verrückten Dummköpfen diese Menschen oft zu thun haben!

(M. M.)

Mannigfaltiges.

— Janin, der Theaterkritiker. Mitten in seiner Italiänischen Reise hat Janin Italien Lebewohl gesagt, und statt nach Rom und Neapel, statt zur Krönung nach Mailand zu gehen, ist er plötzlich nach Paris zurückgekehrt, und hier sitzt er wieder auf seinem Orchesterplatz im Schauspielhause, schreibt wieder Theater-Rezensionen für das Feuilleton des Journal des Débats und überläßt Anderen das Geschäft, die Pariser auf Kosten des kleinstädtischen Auslandes zu unterhalten. Was eigentlich den bis zum Winter Beurlaubten jetzt schon zurückgeführt hat, ist noch in mysteriöses Dunkel gehüllt. Anfangs hieß es, die Bibliotheken und die Gemälde-Gallerieen Italiens hätten die Augen des Reisenden und zuletzt auch seine Nerven so angegriffen, daß er schleunigst habe umkehren müssen, um Beides kuriren zu lassen. Aber die Ironie war doch, namentlich in Bezug auf die Bibliotheken, etwas zu handgreiflich! Dann wurde gesagt, Janin hätte sich mit seinem Mäcen, Herrn A. von Demidoff, in Italien überworfen und darum die Weiterreise aufgegeben. Doch auch dies erscheint den Parisern noch nicht plausibel, denn sie wissen ja, daß Janin, der im Grunde auf ihre Kosten reist, das Russische Mäcenat recht gut entbehren kann. Am wahrscheinlichsten findet man es noch, weil es der Französischen Eigenliebe schmeichelt, daß sämmtliche Italiänische Regierungen sich gegen den Journalisten verbunden und ihm, der bereits im Journal des Débats Proben davon gegeben, wie er die Gastfreundschaft zu vergelten wisse, den weiteren Durchgang verboten hätten. Er selbst hütet sich einstweilen, sich näher darüber auszulassen und begnügt sich, die Neugierigen auf sein nächstes Buch zu vertrösten. Das erste Feuilleton im Journal des Débats, in welchem er seine alte Herrschaft wieder antritt, ist an Frd. Soulié gerichtet, der in seiner Abwesenheit das Regiment geführt und von dem er nun Rechenschaft fordert über Alles, was während des dreimonatlichen Interregnums auf der Bühnenwelt vorgefallen ist. Lustig ist dabei, daß er unter Anderem auch das Vaudeville-Theater zurückverlangt, das er ihm bei seiner Abreise gesund und blühend übergeben und das jetzt ein Aschenhaufen ist. „Varus, gieb mir meine Legionen wieder!" ruft er ihm zu, denn gerade dasjenige Theater, das seinen Zwecken noch am meisten entsprach, hat Fr. Soulié abbrennen lassen, während die anderen Häuser, leere Steinmassen ohne Seele und Leben, stehen geblieben sind. „Du hast hier, wie ich", sagt er seinem Freunde, „auf einem unfruchtbaren Felde das geärndtet, was gesäet worden. Ich habe Dir das Nichts hinterlassen, und Du giebst mir das Nichts zurück; wir sind also quitt." — Sämmtliche Pariser Theater mögen sich für dieses Kompliment bei ihrem Aristarchen bedanken!

— Milton in Frankreich. Während Guizot das Metrum und den Plan des „verlorenen Paradieses" für einen Landsmann, den Bischof Avitus von Vienne, vindizirte, sind in Frankreich bald hinter einander zwei verschiedene poetische Uebersetzungen dieses Gedichtes erschienen. Die erste, von Chateaubriand, hätte, wie man glauben müßte, den Verfasser der zweiten, Herrn von Pongerville, von der Herausgabe seiner Arbeit zurückschrecken sollen. In der That hat auch dieser, wie er in der Vorrede zu der eben erschienenen Uebersetzung sagt, eine Zeit lang Anstand genommen, mit einer Ilias post Homerum aufzutreten. Aber die Eitelkeit weiß doch überall ein Hinterthürchen aufzufinden! Und so hat Herr von Pongerville herausgebracht, daß die Uebersetzung des Herrn von Chateaubriand zwar ganz ungeheuer vortrefflich sey, aber — sie gebe das Original zu treu wieder, sie sey oft allzu Englisch, also nicht allen Franzosen verständlich und zugänglich. Um aber diesen wenigen Franzosen, denen das Französische Chateaubriand's zu Englisch ist, den Genuß des großen Dichters ebenfalls zu verschaffen, hat sich die Bescheidenheit des Herrn von Pongerville entschlossen, etwas anderes zu thun und, trotz dem Homer vom vorigen Jahre, eine neue Ilias in diesem Jahre erscheinen zu lassen. Sie bildet nunmehr einen Band der von Herrn O'Sullivan herausgegebenen Bibliothèque anglo-française.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 105. Berlin, Freitag den 31. August 1838.

Frankreich.

Diplomatische Geschichtchen.

Französische und Deutsche Blätter haben uns kürzlich viel von einem Konflikte berichtet, in welchen ein in Paris accreditirt gewesener fremder Diplomat gerathen, der einige seiner Regierung interessante Aktenstücke von einem bekannten Französischen Industrieritter erhalten hatte. Unseren Lesern dürfte daher ein kleiner Kommentar dazu nebst einem Appendix etlicher älterer diplomatischer Anekdötchen nicht unwillkommen seyn. Wir entlehnen Beides einem Französischen legitimistischen Journal, welches den Freunden jenes fremden Diplomaten zum Organ gedient hat und noch dient, um ihre Andeutungen, Bemerkungen und Glossen ins Publikum zu bringen. „Die armen Zeitungsschreiber!" heißt es im Anfang: „Seht nur, wenn irgendwo der Zufall oder ein einer fahmer Intriguenteufel sein Spiel getrieben und eine Fensterluke zu der „„diplomatischen Küche im Souterrain"" aufgerissen, wie sie sich da herzudrängen, alle auf einen Fleck, und nach dem Duft von den pikanten Sachen schnopern, die man unten kocht und zusammenbraut. Aber beim Duft bleibt es auch; von dem Gericht selbst erwischen sie hinterher, wenn das Glück gut ist, Abfall und Brosamen." Unser Franzos, der zu verstehen giebt, er wisse wohl die rechte Thür zu der Küche zu finden, mag nun selbst weiter reden.

Ich sprach dieser Tage mit einem alten, ausgedienten Diplomaten, einem Manne von vielem Geist, großer Welterfahrung und erprobter Rechtschaffenheit, dessen Urtheil über Andere ich immer nachsichtig und doch richtig, schonend und doch treffend gefunden habe. Es ist fürwahr eine dumme Angewöhnung unserer Vaudeville- und Lustspiel-Fabrikanten, daß bei ihnen der Diplomat oft den Fant, den eingebildeten Dümmling vorstellen muß, welcher zum Besten gehabt, hinters Licht geführt, im Netze der verworrigsten Intrigue gefangen wird. Die Vorzüge und liebenswürdigen Eigenschaften, die ich meinem Herrn Patronus nachrühme, sind unter seines Gleichen gar nicht selten. Nun also, ich nahm mir die Freiheit, den alten Herrn zu fragen, was er von der Geschichte mit den entwendeten Papieren dächte; ob es wirklich für Fälle dieser Art einen zweifachen Gesichtspunkt, ein zweifaches Urtheil gebe, Mißbilligung nach dem Gebote der Moral und des Gewissens, Nachsicht und selbst Rechtfertigung nach dem Gebote der Politik und Geschäfts-Praktik. Er zögerte erst lange mit der Antwort, dann sagte er: „Mein junger Freund, Sie muthen mir da zu, Ihnen einen ganzen Kursus zu lesen über la morale appliquée à la politique. In der Praxis zerbricht man sich darüber nicht den Kopf. Und hätten wir das schönste System aufgestellt, den vortrefflichsten Kodex abgefaßt, was wär' es damit geholfen? Die Anderen brauchen sich ja nicht danach zu richten. Regeln nützen auf diesem Gebiet zu Nichts; der Takt muß uns leiten. Takt haben, jedem Falle besonders anfühlen, wie er behandelt seyn will, — darauf kommt Alles an. Derartige diplomatische Streiche, Perfidieen, Gaunerstückchen sind nicht oder wichtig zu nehmen, je nach der Art und Weise, wie dabei zu Werke gegangen worden. Die Mittel, deren man sich dazu bedient hat, können sehr unschuldig, sie können bedenklich oder anstößig, sie können endlich gefährlich und geradezu strafbar sein. Tausend Umstände, entschuldigend oder erschwerend, sind in Betracht zu ziehen. Kein Fall sieht dem anderen völlig ähnlich. Das für ein himmelweiter Abstand, ob man durch kluges Aussehen, gewandtes Unterhandeln, durch Ueberlegenheit an Geist, an Schlauheit, an Scharfsicht, durch geschickte Benutzung der Stunde, der Stimmung, des Glückfalls hinter das Geheimniß des Gegners kommt, — oder ob man sich an einen armen und dummen Teufel von Commis heranmacht, ihm Gold vor den Augen blitzen, Verführungen in die Ohren tönen läßt, bis er mürde wird und giebt, was man verlangt. Wenn Cobenzl und Talleyrand einander beim Whist gegenübersitzen und ein feines, witziges, verletzendes, verschmitztes Wort das andere, ein Meisterzug den anderen giebt, so ist das ein ander Ding, als wenn z. B. ein spitzbübischer Kaiserlicher Adjutant mit einem Industrie-Ritter, einem Croupier Kumpanschaft macht und sich hinter die Geliebte des hohen und erlauchten Feldherrn steckt, um den Feldzugsplan des Gegners auszuspioniren. Dergleichen saubere Stückchen haben sich ereignet und werden sich ereignen; es ist nicht zu vermeiden. Kommen sie aber an den Tag, so desavouirt man sie, und der Diplomat, der sich dabei betreffen ließ, wird von seinem Posten abberufen, zur Genugthuung für den Beleidigten und zur Strafe für sein Ungeschick. Unser Fall gehört aber gar nicht in diese Kategorie. Welcher Gesandte wird Dokumente, die ihm ganz von selbst in die Hände laufen, die ihm zum Kauf angeboten werden, von der Hand weisen? Er wär' ein Esel, wenn er's thäte. Ist es nicht seine Pflicht, sich von Allem, was wichtig seyn kann, zu unterrichten, seiner Regierung jede mögliche Auskunft zu verschaffen? Seine Handlungsweise besteht alsdann vollkommen mit der Moral. Wären aber Mittel der Verführung, der Bestechung, des Betruges angewendet worden, um einen Beamten zur Verletzung von Eid und Pflicht, einen Diener zur Treulosigkeit gegen seinen Herrn zu verleiten, dann allerdings trifft ihn strenger Tadel, — sollte ihn mindestens treffen." — Und darauf fing der gute Herr an, Geschichten zu erzählen.

Als der Herzog von Choiseul, zur Zeit Ludwig's XV. und der Pompadour, Gesandter in Wien war, ging ihm unter seinen Depeschen ein Schreiben vom Kardinal Bernis zu, bei dessen genauerer Betrachtung er sich überzeugte, daß dem Siegel Gewalt geschehen war. Er ließ es unerbrochen, fuhr sogleich zu dem Premierminister Kaunitz und beklagte sich, den Brief vorweisend, über die Verletzung seiner Privilegien. Kaunitz hörte Alles kaltblütig, ruhig mit an, betrachtete das Schreiben von allen Seiten und ließ augenblicklich den General-Postmeister zu sich einladen. In des Herzogs Gegenwart bekam derselbe nun Vorwürfe und Verweise zu hören, die sehr ernst und pathetisch und dabei doch seltsam komisch und wie versteckter Spott klangen, ganz in Kaunitzens bekannter, wunderlicher Manier. „Was ist das für ein abscheulicher Mißbrauch, daß man in Ihren Büreaus das Briefgeheimniß fremder Gesandten verletzt! Dafür muß Herrn von Choiseul Genugthuung werden. Sie verabschieden augenblicklich den Beamten, welcher sich dies hat zu Schulden kommen lassen. Alles muß seine Gränze haben. So viel Depeschen ich in meinem Leben aus Frankreich bekommen habe, so arg war das Siegel doch niemals maltraitirt." Der Herzog ließ es dabei bewenden und verlangte keine weitere Explicationen.

Der Wohlfahrtsausschuß des Konvents fand es mit dem Rigorismus seiner Prinzipien republikanischer Tugend wohl vereinbar, einen Agenten zu London zu besolden, der in den Büreaus des auswärtigen Amtes Verständnisse anzuknüpfen und manches wichtige Dokument zu ergattern wußte. Pitt erfuhr die Sache und nahm seine Revanche, indem er sich desselben Schleichweges bediente, den Spionen Robespierre's und Carnot's falsche Angaben über die Streitkräfte und den Feldzugsplan der Alliirten in die Hände zu spielen und die Französischen Heerführer zu unrichtigen Operationen zu verleiten.

Als nach dem Frieden zu Amiens der Französische Unterhändler Otto London verließ, blieb ein Arzt, Brunet, in England zurück, um seiner Französischen Landsleute in ihrer Gefangenschaft zu pflegen und zu warten. Die Britische Regierung gewährte ihm zu diesem Zwecke volle Freiheit, die Seehäfen Englands zu besuchen; nur mußte er sein Ehrenwort geben, in seiner Korrespondenz nach Frankreich nichts Politisches mitzutheilen. Brunet konnte sich's aber nicht versagen, hin und wieder etwas dergleichen nach Paris hinüber zu melden; einmal unter Anderem gab er dem Marine-Minister Decrès Nachricht von einer Ausrüstung, die zu Portsmouth sehr eilig und insgeheim betrieben wurde. Kurz darauf kam Brunet nach London und in Geschäften auf das auswärtige Amt. Der Unter-Staatssecretair Windham empfing ihn mit Vorwürfen über sein wortbrüchiges Betragen. Brunet glaubte seiner Sache versichert zu seyn und protestirte hoch und theuer gegen den Verdacht. Da schellte Windham und ließ eine kleine, verschlossene Büchse hereinbringen, dergleichen zu der Korrespondenz der höheren Beamten und Büreau-Chefs unter einander dienen. Er öffnete sie mittelst seines Schlüssels und zog ein Papier heraus; es war Brunet's Schreiben im Original, mit der Journal- und Registernummer aus dem Marine-Ministerium zu Paris versehen, obendrauf und am Rande das Datum vermerkt, wann es eingelaufen und wann Antwort expedirt worden. Ein Französischer Commis hatte es einem Englischen Agenten zugesteckt. Windham sagte zu dem verblüfften Doktor bloß die Worte: „Ueberzeugen Sie sich, Herr Doktor,

und melden Sie es nach Hause, daß wir besser bedient werden als Sie, und wohlfeiler obendrein."

Canning hatte in seinen letzten Jahren einen Arzt um sich, der sich nicht emblödete, was er von Briefschaften und Depeschen, die bei demselben einliefen, oder von deren Inhalt erschleichen und an sich bringen konnte, für vieles Geld an Agenten auswärtiger Höfe zu verhandeln. Auch dem Französischen Kabinet ließ er unter der Hand seine Dienste anbieten, allein der Minister, Baron Damas, wies die Eröffnung mit Verachtung und Unwillen zurück. Es ist anerkannt und wird je später desto mehr anerkannt werden, daß unter allen Regierungen, welche Frankreich gehabt hat, keine bei ihrem diplomatischen Verkehr so durchaus rechtlich und ehrenhaft zu Werke gegangen ist, wie die Bourbonische der Restauration. Die Gesandtschaft zu London hatte nur über 12,000 Francs geheimer Gelder zu verfügen, und als einst bei einem sehr wichtigen Anlaß Herr von Villele um einen Zuschuß angegangen wurde, machte er viel Einwendungen: „Was? neuen Kredit? ich hätte eher Lust, den alten zu beschneiden."

In den ersten Tagen des Jahres 1812 kam ein hoher und vornehmer Russischer Offizier, Graf .....ff, als Courier mit Depeschen an den Russischen Gesandten, Fürsten Kurakin, nach Paris und blieb der Gesandtschaft attachirt. Es war just zu der Zeit, da die Unterhandlungen zwischen Paris und Petersburg lebhaft im Gange waren, jedoch bereits entschieden zum Bruche neigten. Der Graf wurde in den Tuilerieen vorgestellt. Jung, schön, hochgewachsen, von einschmeichelndem Benehmen, gefiel er dem Kaiser ausnehmend wohl, den Damen bei Hofe noch viel besser. Man nannte ihn le beau Tartare. Noch nie hatte Napoleon einem Fremden so ausgezeichnete Gunst bewiesen. Der Graf wurde zu den vertrauten Abendgesellschaften in den Tuilerieen herbeigezogen, mußte alle Jagdpartieen mitmachen; der Kaiser brachte ihn gern ins Plaudern, amüsirte sich an den Histörchen von des Grafen galanten Abenteuern und fragte ihn stundenlang über Rußland aus. Napoleon meinte, einen ganz ungefährlichen, unerfahrenen, den Genüssen und Zerstreuungen des Hof- und Residenzlebens hingegebenen jungen Anfänger vor sich zu haben, den er zutraulich machen und ausholen könne. Allein Graf ....ff wußte seine Zeit in Paris wohl zu nützen; unter dem Anscheine der Frivolität, des Leichtsinns, der Vergnügungssucht, der Scheu vor jedem ernsten Geschäft lenkte er allen Verdacht, alle polizeiliche Nachspürung von sich ab und zog mit größter Heimlichkeit und Schlauheit Kundschaft über die Französischen Rüstungen und Kriegsplane ein. Es war ein ungemein wichtiger, aber auch ein sehr mißlicher und halsgefährlicher Dienst, welchen er damit seiner Regierung leistete. Das Glück begünstigte ihn dabei. Der Graf hatte eine Liaison mit einer schönen Herzogin; eine Kammerfrau war die Vertraute, in deren Wohnung er oft lange Stunden harrend zubringen mußte. Da lernt er einen ganz obskuren Menschen, Namens Michel, einen Verwandten oder guten Freund besagter Kammerfrau, kennen und unterhält sich hin und wieder mit ihm, anfangs aus Langeweile. Allein Michel war expedirender Secretair in einem Büreau des Kriegsministeriums, und zwar gerade in demjenigen, wo die Marschordres ausgefertigt wurden und die Rapporte über sämmtliche Truppenbewegungen einliefen. Die Conversation wurde für den Grafen immer interessanter; er rückte mit einigen Fragen heraus, und Michel gab gern Bescheid, denn der fremde Herr war splendid; es dauerte nicht lange, so bekam jede Woche der Graf das vollständige amtliche Tableau über den Marsch und Stand der Truppen und Michel seine 500 Francs. Nach etlichen Monaten verließ der Graf Paris, zum großen Leidwesen der Damen. Vom Kaiser empfing er eine goldene Tabatiere mit der Chiffre N. in Brillanten. Napoleon sah ihn wirklich ungern gehen; wo sollte er ferner so unschätzbare Aufschlüsse über Rußland herbekommen? Am Tage nach .....ff's Abreise kam ein Aufwärter des Hotels in seine Zimmer und nahm die Teppiche weg, um sie ausklopfen zu lassen. Zu seiner größten Verwunderung findet er zwischen Teppich und Fußboden eine ganze Menge Papiere. Er trägt sie sogleich zu seinem Herrn hinunter, und der Zufall will, daß dieser gerade mit dem Polizeikommissar des Quartiers Feydeau, Herrn Ferté, beim Frühstück sitzt. Man nimmt die Papiere in Augenschein: es sind lauter Briefe von Damen, darunter etliche Billetier, die aus dem Kriegsministerium herrühren. Der Fund schien Herrn Ferté wichtig genug, um sich augenblicklich damit zu dem Polizeipräfekten Pasquier zu verfügen. Herr Pasquier nimmt sich nicht Zeit, seine Equipage anspannen zu lassen, sondern steigt in das erste beste Kabriolet und läßt sich in gestrecktem Trab zum Herzog von Rovigo fahren. Eine Viertelstunde später wußte Napoleon die Geschichte. Mit heftigen Schritten, bleich vor Aerger und unterdrücktem Zorn, ging er in seinem Kabinet auf und ab. Nicht leicht hatte ihm etwas so bitteren Verdruß erregt. Er war in seiner Eigenliebe auf das empfindlichste gekränkt; der verschmitzte Russe hatte ihn betrogen, verrathen, und das unter seinen Augen. Graf Réal wurde in die Tuilerieen berufen; ihm und dem Herzoge von Rovigo machte Napoleon strenge Vorwürfe. Sämmtliche Beamte des Büreaus, aus welchem die vorgefundenen Papiere herrührten, wurden zur Stunde festgenommen und inquirirt, und während der General-Prokurator zu Paris instruirte, flogen dem Grafen .....ff auf allen Straßen telegraphische Steckbriefe nach. Um zwei Stunden kam die Nachricht zu spät nach Koblenz, wo .....ff eben durchgereist war. Er konnte sich Glück wünschen; Napoleon hätte ihn bestimmt als Spion richten und erschießen lassen. Der Fürst Kurakin hatte alle Mühe von der Welt, dem Kaiser sein gänzliches Nichtwissen um die Sache zu beweisen; er mußte den Sturm des Kaiserlichen Zornes über sich ergehen lassen, wovor nicht Rang, noch Amt und Würde, noch Alter schützte, der über Marschälle und Präfekten, über Kardinäle und Ambassadeurs mit gleich rücksichtsloser Heftigkeit losfuhr. Bald darauf erfolgte der Bruch mit Rußland, und Fürst Kurakin erhielt seine Pässe. Unter den Damen am Hofe gab es eine Todesangst, als man erfuhr, sämmtliche Briefschaften .....ff's wären der Polizei in die Hände gefallen. Tausend bittere Verwünschungen wurden ihm in Gedanken nachgerufen, dem Bösewicht, dem perfiden Verräther. Die Nachricht, daß der Kaiser die Briefe sämmtlich verbrannt habe, brachte den armen, verzagenden Herzen Beruhigung. Man wollte jedoch bemerken, daß in der nächsten Zeit seine Miene und Rede gegen gewisse Damen seines Hofes strenger und unfreundlicher wurde, als sonst, und man schloß daraus, er habe wohl vor dem Verbrennen gelesen. Das war allerdings gar nicht artig. — Es gelang der Untersuchung ohne Mühe, unter den Beamten des Büreaus den Schuldigen herauszufinden. Ein Büreau-Diener, der mehrmals Briefe Michel's an den Grafen .....ff befördert hatte, wurde mit in die Anklage verwickelt und zu etlichen Jahren Gefängniß, Michel aber vor den Assisen zum Tode verurtheilt und am 1. Mai 1812 auf dem Greveplatz erschossen.

Pariser Familienleben.

(Nach dem New Monthly Magazine.)

Das liebenswürdige Wesen, welches die Französische Nation auszeichnet, ist ebensowohl eine Folge des geselligen Geistes der höheren Stände, wie der zuvorkommenden Freundlichkeit der niederen Volksklassen. Durch diese glücklichen Eigenschaften bringen beide in ihrem häuslichen Leben das Schwierigste zu Stande. Dadurch, daß jedes Ding sein bestimmt abgegränztes Gebiet hat, finden in einem Hause die verschiedenartigsten Elemente auf die ungezwungenste Weise neben einander Platz; zu ebener Erde sind die Ställe und Wirthschaftsräume, und hier werden die Wagen, die Pferde und die Dienerschaft untergebracht; im ersten Stock wohnt das Familienhaupt; im zweiten der Schwiegersohn; die Patriarchen der Familie, der Großvater und die ehrwürdige Großmutter, hausen im Zwischengeschoß, und der dritte Stock verbleibt den unverheiratheten männlichen Mitgliedern der Familie. Einige außergewöhnliche Vorfälle abgerechnet, führt Jeder in seinem Bezirke ein abgesondertes Leben, und nur die Stunden der Mahlzeit vereinen sämmtliche Stockwerke und das Zwischengeschoß an einer gemeinschaftlichen Tafel.

Seit acht Jahren bewohne ich nun schon ein Dachzimmer, dessen einziges Fenster nach dem Hofe eines vornehmen Hauses hinausliegt, das in dieser Beziehung als ein Muster gelten kann und das mir mannigfache Gelegenheiten zur Beobachtung dieses geselligen Sinnes darbietet. Der Eigenthümer desselben ist der Baron von Egville, dessen Name an der Börse einen guten Klang hat und der, trotz seines neugebackenen Adels, seinen früheren Gewohnheiten treu geblieben ist. Seitdem derselbe sich im ausschließlichen Besitze dieses Hauses befindet, das er vermöge der Zauberkraft seiner Thaler in kurzer Zeit in einen der prachtvollsten und elegantesten Wohnsitze der Hauptstadt umgewandelt hat, ist dasselbe für ihn und seine Familie in der angegebenen Weise eingerichtet worden. Den ersten Stock nimmt er und Frau von Egville, eine ehemalige Kammerfrau der Kaiserin Josephine, ein. Im zweiten Stocke wohnen seine Tochter und Herr Paul von Egville, ein junger Ehemann und Vater von fünf rüstigen Knaben, die in den Anfangsgründen der Rechenkunst schon ziemlich bewandert sind. Das Erdgeschoß ist unverändert geblieben, und in demselben befinden sich noch immer die Comtoire, die Herr von Egville, ungeachtet seines Adels und seiner Orden, noch nicht hat schließen wollen.

Die Familie des Barons ist eine der glücklichsten, und wenn auch zuweilen einige leichte Wolken über die Stirn der Baronin hinziehen und die Sucht nach Ehre und Auszeichnung, denen die ehemalige Kammerfrau immer leidenschaftlich nachjagte, das Innere derselben wohl noch stürmisch aufregt, so kann man doch, wenn diese periodischen Anfälle vorübergegangen sind, in keiner Familie mehr Frohsinn und Wohlbehagen antreffen. Dadurch wird freilich eine solche Nachbarschaft für einen armen Dichter ziemlich unbequem. Man denke sich nur einen armen Teufel, der nach langen, angestrengten nächtlichen Arbeiten dem Schlafe entgegenseufzt, und der, wenn seine müden Augen sich unmittelbar schließen, plötzlich durch ein dumpfes Geräusch geweckt wird, das in sein Zimmer hineinbraust und in dem das Stampfen der Pferde, das Rollen der Wagen und das Geschrei der Stallknechte wild durch einander tönen. Oft, wenn ich meinen dichterischen Genius anspanne, erhebt sich der duftende Bratdem aus der Küche und umweht verführerisch meine Geruchsnerven; dann kann ich auch bald von meinem Dachstübchen hinab die Familie sich im Speisesaal an der reichbedeckten Tafel zum Frühstück versammeln sehen; nichts entgeht meinen Blicken, weder das feine schneeweiße Tischtuch, auf dem die saftigen Cotelletten auf silbernen Rosten dampfen, noch das Porzellan von Sevres, welches auf dem Schenktische schimmert, noch die Gänseleber-Pasteten und die Hasen und Rebhühner, in deren Gliederbau das Tranchirmesser umherwühlt. Nach dem Frühstück ziehen alle Familienglieder sich wieder in ihre Gemächer zurück, und in dem Speisesaal herrscht auf einige Zeit das tiefste Schweigen; nur selten durchschreitet ein Bedienter denselben, und erst um vier Uhr wird er wieder belebt. Dann beginnen die Vorbereitungen zum Mi-

tagsmahle: auf dem Schenktische erglänzen die Lampen, der Kronleuchter wird mit neuen Wachskerzen versehen, und auf der Tafel werden Tischtücher und Servietten ausgebreitet. Um sechs versammeln sich sämmtliche Familienglieder zum zweitenmale. Dann sind die Comtoire und die Kassen geschlossen, der Wagen der Baronin und etwas später auch der ihrer Schwiegertochter fahren in den Hof, und dann kommen auch die jungen Damen in Amazonenkleidern angeritten. Wenn Alle angelangt sind, erzählt Jeder die Begebnisse und Freuden des Tages; dies schließe ich wenigstens aus dem lauten Wortwechsel, der bis zu mir dringt, denn das Innere des Saales entziehen die Vorhänge jetzt meinen Blicken. (Schluß folgt.)

P o l e n.

Die Polnische Literatur im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert.

(Schluß.)

Konarski's erstes Werk, das im Jahre 1742 erschien, handelte von der Verbesserung der Redekunst. Ohne den Nutzen und Werth des Lateinischen zu verkleinern, schilderte er den Reichthum der Polnischen Sprache und die Nothwendigkeit, sich mit ihr zu beschäftigen, um sie auf ihre alte Reinheit zurückzuführen. Sein zweites Werk war ein politisches, über die Verfassung des Reichstages. Diesen beiden Schriften, in denen er Gegenstände von erster Wichtigkeit behandelt und die Aufmerksamkeit seiner Landsleute durch einen ausdrucksvollen und einnehmenden Styl gefesselt hatte, ließ er ein Compendium der National-Gesetze folgen, das erste und noch bis jetzt das einzige Werk dieser Art in Polen. Die Sammlung umfaßt acht Foliobände und enthält die zahlreichen und verworrenen Gewohnheitsrechte, Reichstags-Akten und jene ganze unverdaute, heterogene Masse, die kaum den Namen eines Volks-Gesetzbuches verdient. Zum Lohn für diese bewundernswürdigen Arbeiten, zu deren Unternehmung in einem von den Jesuiten beherrschten Lande kein geringer Muth gehörte, erhielt Konarski vom Könige eine Medaille mit der Inschrift: Sapere auso. Während er so, als Schriftsteller, öffentlich an seinem Reform- und Regenerations-Werk arbeitete, wirkte er als Privatmann nicht minder unablässig für dieselbe Sache. Für sich selbst behielt er nur ein seinen nothwendigsten Bedürfnissen entsprechendes Einkommen zurück; sein übriges Vermögen und die Pension, welche ihm Ludwig XV. in Anerkennung seiner Talente und Verdienste ausgesetzt hatte, opferte er und suchte noch Beiträge dazu aufzubringen, um Uebersetzungen der besten Französischen Werke zu veranstalten und die hoffnungsvollsten und begabtesten jungen Männer seines Ordens zur Bereicherung ihrer Kenntnisse ins Ausland reisen zu lassen. Der Erfolg seiner Bestrebungen wurde bald ersichtlich. Die Jesuiten fingen an zu merken, daß ihre Macht in schnellem Abnehmen war; sie beeiferten sich daher, ihr System zu verbessern, sie ließen sich die Ausbildung der Polnischen Sprache angelegen seyn, übersetzten einige treffliche Werke und verbreiteten eine große Menge von Abhandlungen. Unterdessen näherte sich Polen mit raschen Schritten der ersten seiner politischen Katastrophen; aber in demselben Jahre, 1773, wurde, gleichsam zum Ersatz, der Orden Loyola's aufgehoben. Die denkwürdige Bulle des Papstes Clemens XIV., welche diese Handlung der Gerechtigkeit vollzog, ist Polens geistige Magna Charta. Indem die Jesuiten ihre neue Verfahrungsweise fortsetzten, die ihnen durch ihr Wetteifern mit Konarski abgenöthigt worden war, sah man sie nun auch nützliche Mitglieder des Gemeinwesens werden und helfen, wo sie früher gehindert hatten. Ihr unermeßliches seit zwei Jahrhunderten aufgesammeltes Vermögen wurde eingezogen und zu einem allgemeinen Volksunterrichts-System verwendet. Auf dem Reichstage von 1773 ging ein Antrag durch, wonach eine immerwährende Kommission für den öffentlichen Unterricht, als ein besonderer Zweig der Regierung, eingesetzt werden sollte. Es wurde ihr ein festes Einkommen gesichert und eine gehörige Verwaltungsform gegeben; öffentliche Schulen, die für alle Einwohnerklassen leicht zugänglich waren, traten an die Stelle der geistlichen Seminare, und eine Menge Elementar-Lehrbücher wurden gleichzeitig von einheimischen und fremden Autoren angefertigt. Mit diesen Lebens-Reformen ist der Name Ignaz Potozki's eng verknüpft. Auch dürfen bei einer Schilderung der geistigen Wiedergeburt Polens die beiden Brüder Zaluski nicht vergessen werden, die eine Bibliothek von 200,000 Werken zusammenbrachten, eine Sammlung, der in Ansehung ihrer Zahl kaum irgend eine andere des damaligen Europa gleichkam, und die insofern ganz einzig dastand, als sie im Verlauf Eines Menschenlebens und von Einem Vermögen angeschafft war. Der Eifer der beiden Zaluski's läßt sich aus dem Umstande ersehen, daß sich unter dieser Bibliothek 20,000 Polnische Werke befanden, eine erstaunliche Anzahl, wenn man bedenkt, wie die Reliquien der alten Polnischen Literatur da und dorthin zerstreut waren. Eben so wenig fehlte es in jener hoffnungsvollen Zeit an Mäcenaten. Der Name des Fürsten Czartoryski muß hier, als einer der freigebigsten Beschützer der Literatur, vor vielen Anderen genannt werden.

Unter so günstigen Auspizien gelangte der Genius der Nation zu herrlicher Blüthe; Werke von größter Gediegenheit erschienen; Reisen, Gedichte, belehrende Abhandlungen, historische Schriften wurden aus langer Vergessenheit wieder hervorgezogen. Auch in den minder hervorragenden, aber kaum weniger nützlichen Zweigen der Literatur gab sich rüstige Lebendigkeit kund. Der „Moniteur" war die erste der vielen Zeitschriften und Broschüren, die sich über das ganze Land verbreiteten. Er war nach dem Muster von Addison's „Spektator" eingerichtet und verdient besondere Beachtung, denn er enthält treffliche Beiträge von den bedeutendsten Polnischen Schriftstellern. Das Drama wurde ebenfalls nicht vernachlässigt. In der von Konarski zu Warschau gegründeten Adels-Schule gehörte die Aufführung von Schauspielen mit zum Unterricht der Knaben. Jetzt gingen die Werke Molière's, Racine's und Corneille's auf die öffentlichen Theater über, und es bildete sich eine Schauspielerschule. Allmälig wurde auch Englands großer Dramatiker in seinem „Hamlet" und „Macbeth" auf die Polnische Bühne gebracht; später folgte Sheridan's „Lästerschule." Von den aufgeführten Originalwerken ist wenig zu sagen.

Das äußere Ansehen des Landes lieferte bald Zeugniß von der Verbreitung des Lichts und der Bildung. Große Verbesserungen wurden in die Landwirthschaft eingeführt, Landstraßen und Kanäle entstanden, Fabriken und andere Bauten des Nutzens so wie des Luxus stiegen empor. Einer der letzten verdient namentlich erwähnt zu werden, — der Landsitz des Fürsten Czartoryski zu Pulawy an den Ufern der Weichsel, mit seinem Antiquitäten-Tempel, der dem Ruhme und Genius Polens gewidmet war.

Der alldurchdringende Geist der Verbesserung und Reform fand neuen Spielraum durch die Verfassung vom 3. Mai 1791. Als aber nach einem langen blutigen Tage Suwaroff in Warschau einrückte, wurden alle Denkmäler und öffentlichen Institute der Plünderung und Zerstörung preisgegeben. Zaluski's Bibliothek, seit einem halben Jahrhundert der Stolz der Hauptstadt, theilte das gemeinsame Loos. Indeß hielten die Polen fest an ihren alten Sitten und an ihrer Muttersprache, in der sich damals alle Klassen ausdrückten. Ein tiefer Frieden, durch keine politische Aufregung gestört, konnte den Fortschritten der Literatur nicht anders als günstig seyn. Während der dem Polen so eigene Durst nach Ruhm und kriegerischer Thätigkeit manchen unruhigen Geist antrieb, sein Glück an den Ufern der Tiber oder unter der versengenden Sonne von St. Domingo zu suchen, wurden die Daheimgebliebenen nicht mehr durch politische Ereignisse von denjenigen Studien und Beschäftigungen abgezogen, deren Pflege wesentlich zur Vervollkommnung der Nation beitragen mußte, und gewiß verdienen die Bestrebungen der Letzteren nicht minder gerühmt zu werden, als die weltbekannteren Thaten ihrer Brüder.

Viele gründliche Erzeugnisse der Wissenschaft, viele Uebersetzungen neuerer und älterer Meisterwerke entstanden in dieser Zeit. Auch fällt in dieselbe die Begründung einer Gesellschaft unter dem Titel der Freunde der Wissenschaft und schönen Literatur, durch welche der Genius und die Gelehrsamkeit des Landes von allen Seiten her in einen gemeinsamen Mittelpunkt gesammelt wurden. Diese Gesellschaft war in mehrere Zweige getheilt; derjenige, welcher die Muttersprache und die National-Geschichte umfaßte, gelangte bald zu schöner Blüthe und trug die besten Früchte. Eine sehr geschmackvoll ausgestattete gleichförmige Ausgabe der ausgezeichnetsten Polnischen Schriftsteller, ein vortreffliches Wörterbuch der Polnischen Sprache in acht Quartbänden und eine Zeitschrift, der Pamietnik Warszawski, lange Zeit das bedeutendste unter allen anderen Polnischen Journalen, gingen von demselben aus.

Noch ein Beispiel von der Thätigkeit und den Fortschritten dieser Periode kann hier angeführt werden. Bogusławski, ein nicht unbedeutender dramatischer Schriftsteller und ausgezeichneter Schauspieler, durchreiste das ganze Land und belebte durch die Vorstellungen seiner Gesellschaft den Geschmack und das Wohlgefallen an geistigen Vergnügungen unter den höchsten Ständen, indem er die Meisterwerke des ausländischen Drama's zur Aufführung brachte. Seine Bemühungen, auch unter den Einwohnern der entlegensten Städte den Sinn für edlere Unterhaltung zu wecken und Bildung unter ihnen zu verbreiten, wurden durch eine niedrigere Klasse von Missionären unterstützt, durch die herumziehenden Tabulettkrämer, die von der Hauptstadt nach den entferntesten Theilen des Landes wanderten, an die Thür des Armen klopften und ihm für ein Spottgeld eine belehrende Erzählung oder eine Sammlung von Volksliedern verkauften.

Unterdessen hatte Alexander den Thron bestiegen und der berühmten Universität Wilna einen neuen Freibrief und ausgedehnte Privilegien verliehen, wodurch sie zu einem hohen Range unter den ähnlichen Anstalten Europa's gedieh. Der freundliche Verkehr zwischen diesem Souverain und seinen Unterthanen wirkte sehr wohlthätig auf beide Länder. „Polen", sagt ein Schriftsteller, „muß für Rußland gewesen seyn, was Griechenland für Rom war."

Von den Fortschritten in Literatur und Wissenschaft während der ephemeren Dauer des im Jahre 1807 gebildeten Herzogthums Warschau läßt sich nicht viel sagen. Zwar fehlte es nicht an einigen poetischen Ergießungen; auf dem Reichstage und in politischen Versammlungen entfaltete sich manches Rednertalent; die Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften erhielt den Titel einer Königlichen Societät; die Kommission für den öffentlichen Unterricht wurde wiederhergestellt und zur Würde eines Staats-Kollegiums erhoben; die Zahl der Schulen im Herzogthum stieg von 140 auf 494; außer diesem aber geschah wenig, und dies Wenige wurde durch die folgenden Kriege wieder zerstört.

Das Jahr 1815 begrüßte man in Polen als den Vorboten einer glänzenderen Zukunft. Alexander versieh dem neuen Königreiche Selbstständigkeit und erkannte das Prinzip der Preßfreiheit an, nur sollte dieselbe einigen von dem nächsten Reichstage zu bestimmenden Vorschriften unterworfen werden. Bücher

jeder Art, Broschüren und Zeitschriften schossen überall empor, und die sehr vergrößerten Druckereien hatten vollauf zu thun. Das plötzliche Auftauchen so vieler Werke in bunteste Mannigfaltigkeit hätte zu jeder anderen Zeit den Fortschritten der Literatur schaden können, jetzt aber hatte es die entgegengesetzten Folgen, denn es wurde dadurch ein rühmlicher Wetteifer unter der Jugend geweckt; die Alten, von den Wechselfällen des Krieges niedergebeugt, mußten ihre Kräfte wieder sammeln, und eine strenge, aber gesunde Kritik machte sich geltend. Auch die Wichtigkeit des öffentlichen Unterrichts, auf den man in den letzten funfzig Jahren so viel Sorgfalt verwendet hatte, wurde anerkannt, und unter den fünf Ministerien, welche die Regierung des Königreichs bildeten, befand sich auch eines für diesen Gegenstand. Stanislaus Potozki, der zum Minister des Unterrichts-Departements ernannt wurde, richtete alle seine Kräfte und Fähigkeiten auf die Beförderung des Elementar-Unterrichts, auf die Einrichtung von Armenschulen in jedem Kirchspiel, auf die Vermehrung und Organisirung der Kreis- und Wojewodschafts-Schulen und auf die Gründung von Seminarien zur Bildung von Lehrern, die unter dem unwissenden Landvolke Aufklärung und Wahrheit verbreiten sollten. Die Universität Warschau erhielt unterdessen vom Kaiser ihren Freibrief, der die beiden schon bestehenden Schulen für Medizin und Jurisprudenz auf neuen Grundlagen organisirte und ihnen noch drei Fakultäten, die theologische, philosophische und schönwissenschaftliche, hinzufügte. Da sie mit ausgezeichneten Professoren, fremden und einheimischen, besetzt wurde und die Nation ihr die wärmste Theilnahme schenkte, so machte sie, von ihrem ersten Entstehen an, den Universitäten Wilna und Krakau den Rang streitig.

Die revolutionnairen Bewegungen im südlichen Europa, welche kurz darauf stattfanden, veranlaßten plötzlich eine Veränderung in Alexander's Politik. Aber dieser Veränderung ungeachtet, die namentlich eine Beschränkung der Presse zur Folge hatte, wurden noch fortwährend viele Verbesserungen in Polen eingeführt und besonders dem Gewerbfleiß aller mögliche Schutz gewährt. Hätte ein alter Mann, der lange in der Provinz gelebt, damals eine Reise nach Warschau unternommen, er würde erstaunt gewesen seyn über die Wunder, die in dieser Stadt vorgegangen, — erstaunt über die glattgeebnete Straße, die ihn dahin geführt, — erstaunt über die langen breiten Straßen mit ihren schönen Häuserreihen, hier und da von einem prächtigen öffentlichen Gebäude unterbrochen; voll Bewunderung würde er die Universität mit ihren Bibliotheken und zahlreichen Kabinetten angeschaut haben, dann den Palast der Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften mit seinen National-Merkwürdigkeiten und die Statue des Kopernikus vor demselben, die Gemälde-, Skulptur- und Industrie-Ausstellungen, die polytechnische Schule mit ihren verschiedenen Abzweigungen; entzückt hätte er seyn müssen über die vortrefflichen Darstellungen von National-Dramen in den Theatern, über den botanischen Garten und die Ackerbau-Schule; und wie hätte er sich verwundert, auf seinem Tisch ein halbes Dutzend Polnische Zeitungen, eine Deutsche, eine Französische und eben so viel Monatsschriften zu finden!

Es kann nicht Gewicht genug auf das Verdienst derjenigen Polnischen Schriftsteller gelegt werden, die in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ihre Muttersprache der Lateinischen vorzuziehen anfingen, — ein Verdienst, welches noch dadurch erhöht wurde, daß sie sich zuerst mit Uebersetzung alter und neuerer Meisterwerke beschäftigten und ihren Geschmack auf diese Weise nach klassischen Mustern bildeten, was für eine Literatur von so neuem Ursprunge sehr wünschenswerth war. Nur schränkten sich diese Autoren, die sich Horaz und Boileau zum Vorbild nahmen, in etwas zu enge Gränzen ein, hielten sich zu ängstlich an die Regeln der reinen Klassizität, so daß sich die nächste Zeit zwar einer großen Menge trefflicher Uebersetzungen und glücklicher Nachahmungen rühmen konnte, aber sehr wenig Werke aufzuweisen hatte, die den Stempel der Originalität trugen. Die Herrschaft des Klassizismus, die durch die glänzendsten Namen in Wissenschaft und Literatur aufrecht erhalten wurde, erreichte den Gipfel ihres Einflusses einige Jahre vor der letzten Revolution. Vor der Umwälzung, die dann erfolgte, spottete die zu Warschau sitzende Aristarchen-Junta jedes Versuchs, der Literatur einen freieren Schwung, einen eigenthümlicheren Charakter, ein originelleres Gepräge zu verleihen. An die Tragödien Göthe's und Schiller's legten sie den Maßstab der Aristotelischen Regel von den drei Einheiten; Shakspeare's gigantische Werke betrachteten sie durch die trübe, verkleinernde Brille der Laharpischen Kritik; den erhabenen Flug von Byrons Genius lästerten sie, und die ersten regellosen Versuche einer natürlichen Volkspoesie schlugen sie mit dem Schild der Iliade und Aeneide zurück. Daher kömmt die große Verwandtschaft, die Familien-Aehnlichkeit, die man in allen Werken findet, welche unter ihrer Herrschaft erschienen. Die äußere Form der Poesie hatte damals eine so gleichmäßige klassische Vollendung, wie man es nannte, daß, mit den Worten eines bekannten Witzlings zu sprechen, die Dichter, indem sie alle ihre Werke nach gleichem Schlage zu formen suchten, jenen philosophischen Lehrsatz in Erfüllung brachten, welcher besagt, daß man zwei Dinge nicht einander gleich machen könne, wenn man nicht erst beiden ihr Leben nehme.

„In der Poesie und dichterischen Prosa unserer Zeit", sagt ein Englischer Schriftsteller, „haben wir vorzüglich den Zusammenhang zu suchen, der stets zwischen den geistigen und sozialen Veränderungen in dem Charakter und der Sinnesart eines Volkes stattfindet." So fing auch in Polen die Literatur an, ihre Kälte und Zahmheit abzustreifen, sich dem Zwange der Französischen und antiken Kunstregeln zu entwinden und den Geist der Zeit abzuspiegeln. Aber bei einem so plötzlichen Uebergange aus dem alten, breitgetretenen Geleise einer National-Literatur zu freierer Bewegung thut ein Stern erster Größe noth, um es dem neuen, noch ungeebneten Wege vorzuleuchten, und dieser Ruhm war dem genialen Adam Mickiewicz vorbehalten. In einem folgenden Artikel soll nun eine Skizze derjenigen Polnischen Schriftsteller gegeben werden, deren Werke von solcher Bedeutung sind, daß sie auch im Auslande bekannt zu werden verdienen.

Bibliographie.

Amerykanka w Polsce. (Die Amerikanerin in Polen.) Ein Roman. 2 Thle. Petersburg.

Pierwsze zasady grammatyki polskiéj. (Die Grundlehren der Polnischen Grammatik.) Von Sierocinski. Warschau.

Sylwan. — Zeitschrift für Landwirthe. Jahrg. 1838. Band 14. Warschau.

Niezapomianki. (Vergißmeinnicht.) Taschenbuch für das Jahr 1838, herausgegeben von Karl Kortwell. Warschau. 24 Fl.

Mannigfaltiges.

— **Holländischer Horaz in Deutschland.** Die in Nr. 100 des Magazins besprochene Ausgabe des Horatius von dem Holländischen Professor Peerlkamp hat, schon bevor das Journal des Débats davon Kenntniß genommen, unsere Deutschen Philologen beschäftigt. Der Prof. Bernhard zu Halle gab bald nach ihrem Erscheinen in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, 1835, Nr. 91—93, eine sehr geistreiche Rezension dieses Buches, und einer der ersten Latinisten in der jetzigen philologischen Welt, der Geh. Hofrath Eichstädt in Jena, widmete zwei seiner akademischen Schriften, die unter dem Titel Paradoxa Horatiana seit mehreren Jahren erscheinen (Nr. 6 und 7 vom J. 1836), der Widerlegung des Niederländischen Ostracismus, der eine gegründete Ursache so viele Stellen aus einem Dichter, welchen in Jahrhunderten zu den Lieblingsdichtern aller Gebildeten gehört, verwerfen will. Dabei hat er aber anderen ausgezeichneten Eigenschaften des Holländischen Kritikers die gebührende Gerechtigkeit widerfahren lassen. In einer im Februar d. J. erschienenen akademischen Schrift (Paradoxa Horatiana, Nr. 10) veröffentlicht nun Eichstädt die zwischen ihm und Peerlkamp gewechselten lateinischen Briefe, welche der Humanität beider Männer zur großen Ehre gereichen. Hier sey nur der einen Stelle gedacht, in welcher Peerlkamp es beklagt, daß Eichstädt aus der gänzlichen Uebergehung Deutscher Philologen in seiner Ausgabe geschlossen hat, er setze die Deutsche Philologie herab. Er weist auf das bestimmteste einen solchen Verdacht (ineptae importunitatis suspicionem) zurück und wünscht aus diesem Grunde ganz besonders die Veröffentlichung seines Schreibens durch den Druck an einer geeigneten Stelle.

— **Budget der eleganten Welt.** Einem im Journal la Presse enthaltenen Ueberblick zufolge, betragen die jährlichen Ausgaben eines jungen Mannes in Paris, der in der feinen Welt zuhause ist, ohne Essen und Trinken, so wie ohne Wohnung und Kleidung, 3195 Franken. Nachstehendes ist das Budget dieser Ausgaben, bei denen Einer in der Zeit, wo er nicht eingeladen ist, was freilich einem Manne von Welt nicht leicht vorkommt, Hungers sterben oder im Winter vor Frost umkommen kann:

Kapitel I. Gelbe Handschuhe, täglich ein Paar, zu 3 Fr.	1095 Fr.
Kapitel II. Kabriolette und Wagen, erstere um auszufahren, letztere um abgeholt zu werden. Täglich nur eine Tour, beträgt	584 „
Kapitel III. Eilwagen, Dampfböte und andere Lokomotive, um in der schönen Jahreszeit die Landsitze und Lustschlösser, nach denen man eingeladen wird, zu besuchen, mindestens	160 „
Kapitel IV. Blumensträuße für die Geburtstage der Frauen vom Hause, für das Theater und auf der Promenade, wöchentlich eins à 3 Fr.	156 „
Kapitel V. Trinkgelder und Neujahrs-Geschenke an die Dienerschaft der Häuser, die man besucht	200 „
Kapitel VI. Bonbons am Neujahrstage, Albums und andere Kleinigkeiten für die Kinder und die jungen Mädchen vom Hause	300 „
Kapitel VII. An den Friseur, so wie für Extra-Chauffure, Parfüms, wohlriechende Essenzen ꝛc.	600 „
Zusammen	3195 Fr.

Die Verluste beim Ecarté, bei der Bouillotte ꝛc. sind hier nicht mitberechnet, weil möglicherweise der junge Mann auch hin und wieder im Spiel gewinnt und also das Maaß schwer zu bestimmen ist. Die Summe ist übrigens, wie man sieht, nicht allzu groß und kann allenfalls auch noch den Beweis liefern, wie wohlfeil man in Paris, namentlich im Vergleiche mit London, leben kann.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Sgr. (⅛ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 106. Berlin, Montag den 3. September 1838.

Rußland.

Sibiriens Licht- und Nacht-Seiten.

Von A. Marlinsky-Bestuschew.

..... Wohin verschlägt nicht das Schicksal den Menschen? Wohin verlockt nicht der Durst nach Gewinn? Der Reiche verlangt im Winter die Früchte des Sommers, die Blumen des Frühjahrs, — im Sommer will er Schnee haben, um Eis zu essen. Er braucht den Polar-Zobel zum Pelz und tropische Leckereien für seine Tafel; er wechselt Zeiten und Zonen, und der Kaufmann durcheilt alle Länder der Erde, um ihm Genuß und sich Gewinn zu verschaffen. — Luxus und Nothwendigkeit, Lebensmittel und Lebensbequemlichkeiten entstammen einem und demselben Wunsche nach dem Besseren, dem Wunsche, glücklich zu seyn. Die Vorsehung selbst legte ihn in unsere Brust, um uns in beständiger Thätigkeit zu erhalten, und was giebt letzterer mehr Nahrung, als der Handel mit seinem Austausch vom Begehrten und vom Nothwendigen, von Arbeit und von Gewinn? Ohne es selbst zu wissen, sind die Kaufleute die Wohlthäter der Menschheit, und um so achtbarer wird ihr Stand, je aufgeklärter ihre Ansichten, je mäßiger ihre Ansprüche auf Gewinn, je nützlicher für das Allgemeine und je gefährlicher für sie selbst ihre Unternehmungen sind.

Wie oft erstaunen wir über die Gefahren und Verluste, denen sich ein Kaufmann aussetzt, der auf seinem Kameel die brennenden Steppen Afrika's oder Arabiens durchzieht und jeden Augenblick vom Sandmeer verschlungen werden kann. Räuber bedrohen ihn mit Verlust des Seinigen und mit Sklaverei; erstickende Winde tragen ihm den Tod entgegen .... aber dafür reist er ziemlich schnell, und die Hoffnung auf reichlichen Gewinn läßt ihn Verlust und Gefahren vergessen. Nun werfe man aber auch seine Blicke auf den Russen, der, um 10 Prozent zu gewinnen, jährlich zweimal 3000 Werst zurücklegt, von Jakutzk nach Kolima und zurück, bei einem Frost von 40 Graden, durch ungeheure Wälder und unermeßliche Moosflächen, ohne einem menschlichen Antlitz zu begegnen und drei Monate lang ohne Obdach; in beständiger Gefahr, auf der Reise durch Schneegestöber lebendig begraben oder während seines Nachtlagers eine Beute wilder Thiere zu werden, oder, was am schlimmsten ist, aus Mangel an Futter seine Pferde zu verlieren und in der trostlosen Wüste elendiglich umzukommen! ... Langsam, eines hinter dem anderen, in die Fußstapfen des Vorgängers tretend, schleppen sich die ermüdeten Rosse unter einer Last von sieben Pud Gepäck. Mühsam arbeiten sie sich durch die zusammengewehten Schneehaufen, auf deren Oberfläche nur Spuren von wilden Thieren und gestrigen Schneegestöbers zu sehen sind. In Dachi*) und Pelze gehüllt, in großen Mützen mit dem Fell nach außen, Tschabaki genannt, und in Unten**) von Rennthierfellen, die fast bis zum Gürtel reichen, Gesicht und Hals besonders gegen die Kälte geschützt, sitzen die Reisenden unbeweglich in hohen Jakutischen Sätteln. Niemand spricht ein Wort. Die Luft ist trüb und dick; die Karavane zieht durch Nebelwolken, die man fast mit Händen greifen kann. Kaum bricht der Tag an, so zeigt sich am Fuße des Horizonts ein blutiger Streif; die dicken Dämpfe lüften sich dort, schweben aber noch immer über dem Haupt des Reisenden. Am Saume des Horizonts erscheint die Sonne wie ein Feuerball, und plötzlich spielen tausend Strahlen auf dem Schnee, auf den beeisten Moraspflanzen und auf den Zweigen der Sträucher. Diamantene Quasten, Schnüre und Spitzen schimmern, blitzen und sprühen Funken .... glänzende Schneekrystallchen flimmern durch die Lüfte — Lichtstrahlen wogen hin und her wie Saatfelder. Die scharf abgeschnittenen, vom Nebel vergrößerten Schatten steigen von der Erde wie Riesen empor und bilden phantastische Aehnlichkeiten von Thürmen, Säulen, ganzen Schlössern***). — Ein großartiges Schauspiel, aber nur für einen Augenblick. — Die Sonne verbirgt sich, und der Zauber schwindet; aufs neue dehnt sich das todte Schneemeer vor dem Auge aus; aufs neue seufzen die verkrüppelten Gesträuche unter der Last des Reifs. Kein Vogel zeigt sich, kein Laut ist zu hören — ein Grab ist nicht so furchtbar!

Endlich verkünden gewisse Kennzeichen die Nähe des Nachtlagers: die Karavane wird neu belebt. Die Treiber ermuthigen ihre Pferde durch den Ausruf: Bar! bar! (Marsch! Marsch!) — Gott sey Dank, man ist angekommen! Angebrannte Baumstämme ragen aus dem Schnee hervor — es ist eine Feuerstelle. Die Reiter steigen von ihren Pferden. Einige Jakuten nehmen ihnen ihre Last ab, andere suchen eine Weide auf, wo die Rosse mit den Hufen mageres Moraft-Moos aufscharren können; wieder andere bringen trockene Reiser herbei. Allmälig prasselt ein Feuer empor; die Kaufleute lagern sich auf Filzdecken ringsumher und warten auf Thee und Abendessen. Die Bekleidung Aller ist weiß bereift und gefroren und wird theilweise zum Abthauen und Trocknen abgelegt. Man athmet frei — und der Athem wird Reif, und die Schwingungen der Töne zeichnen sich in der Luft. Es vergeht eine lange Zeit, bis der Schnee schmilzt, das gefrorene Brod weicher und das Essen gekocht wird; und auch dann muß man es zu sich nehmen, ohne den Kessel von den Kohlen zu heben, und mit Pelzhandschuhen versehen. Dagegen ist man genöthigt, bevor man zum Schlafen schreitet, sich bis aufs Hemde auszuziehen, um vor dem Feuer die von Ausdünstungen durchdrungenen Pelze zu trocknen; man kann sich denken, wie angenehm eine solche Toilette in Wind und Frost seyn muß. Nicht selten erhebt sich in der Nacht ein von Schneegestöber begleiteter Sturm und verschüttet Pferde und Menschen. Bisweilen muß man zwei Tage lang in solchem Zustande bleiben und eben so lange Zeit darauf verwenden, die ermatteten Pferde wieder zur weiteren Reise fähig zu machen. Am folgenden Tage früh, beim Glanze des Nordlichtes, welches bald wie Raketen am Himmel sprüht, bald wie ein Regenbogen erscheint, bald in leuchtenden Säulen sich zeigt, geht es wieder vorwärts. So ermüdend und einförmig ist die ganze Reise. Nur Langeweile und schmerzliche Gefühle beweisen dem Menschen, daß er noch Leben in sich hat; Verstand und Herz sind wie erstarrt.

Auf solche Weise ihre Waaren den Polar-Ländern zuführend, verkaufen die Eigenthümer sie in Saschiwersk, Sredne und Nishne-Kolimsk an Beamte und Einwohner, bestehend in Kosaken, Jakuten, die ihre Sprache vergessen haben, Korjäken, Jukagiren und Tschuktschen, während der im März oder Anfangs April dort stattfindenden Jahrmärkte. Von ihnen tauschen sie, gegen Kessel, grobes Tuch, Nanking und kurze Waaren, rothe, schwarze und weiße Füchse und schwarze Zobel ein — Felle, mit welchen sich Pariser Mode-Damen in Palantinen schmücken, Petersburger Fashionables in Pelzkragen, Moskauische Kaufmannsfrauen in Saloppen und die in Pelz gehüllte Sonne der Welt, d. h. der Schah von Persien. Die Tschuktschen sind kriegerisch und hochmüthig und nehmen zwar die Geschenke an, welche Rußland ihren Aeltesten giebt, erkennen aber keine Herrschaft über sich an. In den letzten Jahren sah man sie weniger auf den Jahrmärkten, und Viele hatten Flinten von nicht Russischer Arbeit.*) Wahrscheinlich erhielten sie dieselben von Amerikanischen Wallfischfängern. Wie alle wilde Völker, sind sie leidenschaftliche Liebhaber des Branntweins; zwar ist der Austausch desselben streng verboten — aber was geschieht nicht Alles im Geheimen? Für ein Glas Branntwein erhält man einen schwarzen Fuchs; für ein zweites erhielte man gern dreimal so viel, wenn nicht die Furcht den Eigennutz zügelte, und so endet der Tauschhandel gewöhnlich auf friedliche Weise. Nachdem die Kaufleute die Felle zu 40 Stück verpackt und Mammuths-Knochen dazu gekauft, beladen sie ihre Pferde und eilen, um noch früher über die Moräste zu kommen, bevor sie aufthauen, um noch vor Schluß des Jahrmarktes in Jakutzk einzutreffen, wohin sie im Juli zu ihren Weibern, Verwandten und Bekannten gelangen.**)

(Fortsetzung folgt.)

*) Pelze von wilden Ziegen oder Pferden, das Fell nach außen.

**) Stiefel, die bis über das Knie reichen, das Fell auch nach außen.

***) Aehnliche Erscheinungen (Luftspiegelungen) sah zur Winterszeit der Oberst Tod in Mittel-Asien, und der Hauptmann von Wrangel auf seiner gefahrvollen Reise mit Hunden auf dem Eise der Behrings-Straße.

*) Den Russen ist es verboten, den Tschuktschen Waffen zu verkaufen.

**) An Mammuthsknochen werden jährlich nicht weniger als 2000 Pud ausgeführt, und das Pud wird in Jakutzk zu ungefähr 25 Rubel verkauft. Bemerkenswerth ist es, daß die Zähne dieser Riesenthiere, größtentheils in vertikaler Lage und nicht selten auf der Oberfläche der Erde gefunden werden; was glauben läßt, daß ganze Mammuths-Gerippe dort in natürlicher Stellung begraben liegen. Es ist schwer zu entscheiden, ob eine Wasserfluth von Süden her, die sich ins Eismeer stürzte, sie herführte, oder ob eine Heerde derselben sich nach Nord-Sibirien verirrte, was man ihres langhaarigen

Frankreich.

Pariser Familienleben.

(Schluß.)

Eine unangenehme Erscheinung in diesem Hause ist für mich Juliette, die Kammerfrau der Baronin; in ihren Blicken liegt etwas so Verschmitztes, besonders wenn sie dieselben auf dem Jäger der Madame Paul ruhen läßt. Auch das beständige Kommen und Gehen der Modekünstler, welche täglich mit Paketen und Kisten über den Hof schreiten und in den Zimmern des zweiten Stocks verschwinden, gefällt mir nicht, eben so wenig wie mir die Schaaren von hölzernen Pferden und die vielen Puppen, Schmuckkästchen und alle der kostbare Tand, mit denen Herr von Egville seine Kinder beschenkt, zusagen wollen. Dieser überflüssige Modekram und dieses unnütze Spielzeug, auf das täglich meine Blicke fallen, stellt meine Philosophie auf manche harte Probe.

Wende ich mich dagegen zum dritten Stocke, so vergesse ich einen Theil meiner Mühseligkeiten. Hier findet man nichts von dem Luxus und der Verschwendung, die in den beiden anderen Stockwerken herrschen, aber dennoch ist Alles reinlich und ordentlich, und der gute Geschmack, der seinen Wohnsitz in diesem Hause aufgeschlagen hat, ist auch hier heimisch. In diesen Zimmern hauste sonst Alphons von Egville, ein ausgezeichneter junger Mann von liebenswürdigem Betragen und lebhaftem Charakter, wie es die Französische Jugend gewöhnlich zu seyn pflegt. Er war gleichsam meine Uhr, und nach ihm theilte ich meine Zeit ein. Morgens, wenn sein Fechtmeister kam, stand ich auf und ging an das Fenster, um die Morgenluft einzuathmen und zugleich die Gewandtheit und Geschmeidigkeit zu bewundern, mit welcher der junge Mann die Terzen und Quarten seines Lehrers parirte. Wenn die Fechtstunde beendet war und er an seinem Pulte saß, an welches ihn der Wille seines Vaters während eines Theiles des Tages fesselte, so begann auch ich meine Arbeiten; wenn derselbe dann am Abend seinen Fuchs bestieg und ins Freie ritt, so lenkte ich meine Schritte in ein Lese-Kabinett oder in eine Restauration, wo ich meine bescheidene Abendmahlzeit einnahm. Aber ich hätte bald vergessen, zu sagen, was mir meinen jungen Nachbar so liebenswürdig erscheinen ließ: das war sein unversiegbarer Frohsinn, sein offenes und gefälliges Wesen; gegen Jeden, selbst gegen seinen Groom war er höflich. Sein Aeußeres war nicht minder einnehmend. Ich kannte ihn auch so gut! So gut, daß ich an ihm wahrnehmen konnte, wann der Baron seine Geschäftswege antrat. Dann wartete Alphons nicht, bis das Comtoir geschlossen war, um seine Ausflüge zu beginnen. Bevor noch die Kasse geöffnet wurde, war er schon bei Tortoni, verbrachte den Vormittag im bois de Boulogne und erschien eine halbe Stunde später, als alle übrige Familienglieder an der Mittagstafel. Im Winter, wenn Schnee gefallen war, fuhr er in einem eleganten Schlitten, welcher einen Drachen mit vergoldeten Flügeln darstellte, über den Hof. Seine niedliche Schwägerin nahm den Platz zwischen den beiden Flügeln ein, während er mit sicherer Hand die Zügel von Maroquin führte und den Ungestüm des schnaubenden Rosses mäßigte. Der Schlitten flog mit meinen Befürchtungen davon, aber es dauerte gewöhnlich nicht lange, bis die Schellen von neuem im Hofe ertönten und mir die glückliche Wiederkehr des kühnen Rossebändigers verkündeten.

Die glücklichste Zeit für den jungen Egville war der Winter wegen der vielen glänzenden Belustigungen, welche in diese Zeit fallen; dann stieg der treue Felix die Hintertreppe hinauf und brachte ihm bald das Kostüm des Postillons von Lonjumeau, bald die Mütze eines Kalabrischen Räubers. Alphons ging dann zu Valentino oder zu Musard, denn diese Vergnügungsörter haben für einen Pariser Dandy eine ungemeine Anziehungskraft, obgleich er sich dort nicht gern unmaskirt erblicken läßt. Sonnabend Abends verwendete er etwas mehr Sorgfalt auf seine Toilette, denn an diesem Tage besuchte er die Opernbälle. Diese unterscheiden sich von den anderen Bällen natürlich nur dadurch, daß sie theurer sind, aber gerade deshalb ist die Gesellschaft hier etwas gewählter, und wenn auch hier zuweilen einige Personen von zweideutigem Rufe eindringen, so findet man auch wieder die Celebritäten der Gegenwart. Bei dieser Gelegenheit erinnere ich mich einer Scene, welche meine Neugierde in nicht geringem Grade erregte. Es war eines Sonntags Morgens und die Kälte ziemlich empfindlich, als ich, um eine Straßenecke biegend, eine prächtige Equipage erblickte, in welcher mein Freund Alphons neben einem schwarzen Domino saß. Der schlanke Wuchs und die feingeformten Hände desselben ließen auf etwas Vornehmes schließen. Der Wagen hielt an; Alphons stieg aus, und der schwarze Domino reichte ihm eine seiner kleinen Hände, indem er ihm zugleich ans Herz legte, dem Wagen nicht zu folgen. Alphons gehorchte schweigend und schritt langsam seiner Wohnung zu, während ich dem Wagen nachging und denselben noch lange mit meinen Blicken verfolgte. Im Punkte der Galanterie war Alphons besonders stark; wie viel parfümirte Briefe sah ich nicht an ihn gelangen. Alle Familienbriefe werden nach der in Paris üblichen Weise bei dem Portier niedergelegt, aber mit den an Alphons gerichteten Briefen war es etwas Anderes, denn sobald ein Sendschreiben an diesen anlangte, wies der Portier es augenblicklich nach dem dritten Stock. Gewöhnlich waren diese Briefe sehr eilig, und der Jockey, welcher dieselben überbrachte, durfte nicht ohne Antwort wiederkehren und mußte sie selbst in Empfang nehmen. Bei solchen Gelegenheiten, vorzüglich des Abends, eröffnete mein Freund die Fenster, und dann konnte ich ihn beobachten, wie er ängstlich jede Zeile, jedes Wort der zärtlichen Epistel zu entziffern bemüht war. Für mich hatte es keine große Schwierigkeit, den Inhalt derselben zu errathen. Ich wußte so gut, wie er, ob es ein erster Herzenserguß, die Anknüpfung einer neuen Unterhandlung, ein Bruch war, oder ob man neue Bürgschaften für die Zukunft von ihm verlangte. Im ersteren Falle setzte sich Alphons ans Fenster, um den Inhalt recht behaglich einzuschlürfen; eines Morgens überraschte ich ihn sogar, wie er ein rosenfarbenes Billet, welches ihm ein Jäger in prachtvoller Livree überbracht hatte, zärtlich an seine Lippen drückte. Wenn ein Bruch erfolgte, oder wenn der Brief Vorwürfe enthielt, konnte ich durch die Gardinen hindurch sein Gähnen wahrnehmen, konnte ich sehen, wie er den Brief hin und her wendete, ehe er ihn las, und wie er wieder gähnte, wenn er ihn gelesen. Und so ging es auch mit den rosenfarbenen Briefen; der Jäger mit der prachtvollen Livree war kaum zehn Mal zum dritten Stock hinaufgestiegen, als auch Alphons der Sache schon überdrüssig zu seyn schien.

Hernach kamen die Besuche der Freunde; diese Scenen gehörten zu den heitersten und waren Sonntags Morgens am interessantesten. Dann ertönte frohes Lachen und lauter Gesang, an denen meine Englischen Ohren, die an diesem Tage sonst nur die Melodieen der Psalme und die heisere Stimme des Predigers vernommen hatten, kein geringes Aergerniß nahmen. Man öffnete dann die Fenster, und einige der jungen Gäste lehnten sich mit langen Türkischen Pfeifen, aus denen sie dichte Dampfwolken bliesen, hinaus, während andere mit den Rappieren auf einander losgingen oder die Zeitungen lasen und politisirten; manche sangen auch wohl Opernarien oder prüften die Jagdflinten ihres Gastfreundes; unter sämmtlichen jungen Leuten herrschte aber immer die offenste Herzlichkeit, und alle theilten dieselben Ansichten in der Politik, wie in der Liebe. Nichtsdestoweniger hörte ich eines Tages zornige Stimmen, und ich sah Alphons im heftigen Zwiegespräch mit einem seiner Gäste begriffen. Ein kleines Billet, das er in seiner Hand hielt, und das aus dem Schubfache, in welchem er seine Liebesbriefe aufbewahrte, genommen zu seyn schien, war der Gegenstand des Streites. Der Freund von Alphons wollte durchaus das Billet lesen, dessen Aufschrift ihm bekannt war. Der Vermittelung der übrigen jungen Leute gelang es indeß bald, die Aufgeregten zu besänftigen, und beide reichten sich die Hand. Am folgenden Morgen begegnete ich ihnen in einem Tilbury, und etwas später sah ich den jungen Mann zu Alphons zurückkehren; er war sichtlich bewegt und sprach einige Augenblicke. Alphons stand auf, ging an seinen Secretair und holte eine Rolle Napoleonsd'or hervor, welche er seinem Besuche in die Hand drückte. Dieser entfernte sich augenblicklich. Es bedurfte keines großen Scharfsinns, um zu errathen, daß mit diesem Gelde keine Schuld abgetragen wurde, und ich gewann meinen jungen Nachbar dadurch nur noch lieber.

Indeß waren nicht alle meine Beobachtungen demselben gleich günstig; unter den Personen, welche zum dritten Stock hinaufstiegen, befand sich auch ein junges Mädchen, die man an ihrer Spitzenhaube, an ihrem Rocke und an ihrem Kattunmieder bald als eine Bäuerin aus den Umgebungen von Surène erkannte. Susette, so hieß sie, glaube ich, betrat und verließ das Haus zu sehr ungewöhnlichen Stunden und schlüpfte immer die Hintertreppe hinauf und herunter; wenn sie kam oder ging, so begleitete sie Felix, der treue Kammerdiener, welcher dann immer sorgfältig nach allen Seiten umherspähte. Was hatte denn Susette alle Tage im dritten Stockwerk zu schaffen? Das wurde mir nicht recht klar, und ich fürchtete nicht ohne Grund, daß mit Susette nicht Alles so beschaffen war, wie es seyn sollte. Ein kleines Ereigniß bestärkte mich in meinen Befürchtungen. Eines Morgens sah ich nämlich träumerisch aus dem Fenster und starrte in den Himmel hinein, als das Geräusch einer aufgehenden Thür meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Als ich niedersah, erblickte ich Susette, die das Zimmer von Alphons verließ; sie war bleich und niedergeschlagen, und in ihren Augen schwammen Thränen, welche sie mit ihrer Schürze trocknete. Einige Augenblicke später erschien der alte Baron, den ich nie in dem Zimmer seines Sohnes bemerkt hatte, und blieb mit demselben zwei Stunden allein. Die kleine Bäuerin kam nicht wieder. Alphons war den ganzen Tag über traurig, und auch in seinen Augen erglänzten einige Thränen; lange schritt er im Zimmer auf und ab und blieb nur zuweilen vor einem Basilikumtopf stehen, der vor

---

Festes wegen muthmaßen könnte. Ueberhaupt haben die Herren Geologen sich noch nicht genug mit diesem Gegenstande beschäftigt. Es müßte untersucht werden, wie tief und auf welche Weise sie liegen, vermischt oder besonders, zerbrochen oder nicht, und hauptsächlich, welche Bestandtheile der Morast enthalt. Mir scheint es, daß eine Wasserfluth sie herbrachte — und in solchem Falle fiele die Meinung, daß sie hier einst geweidet hatten, in sich selbst zusammen. Man versicherte mir, daß diese Knochen an den Ufern der Flüsse Aldan, Wiluia, Mas, und zwar in beträchtlicher Tiefe, gefunden würden. Da ich keine Gelegenheit hatte, mich von der Wahrheit dieser Aeußerungen zu überzeugen, so kann ich nicht sagen, zu welcher Epoche die Schichten gehören, aus welchen man diese Knochen gräbt. In der Nähe von Kolima findet man außer Elephanten-Knochen auch Knochen von anderen Rückgrats-Thieren, unter anderen auch vom Rhinoceros, welche die Eingeborenen einem gewissen Riesenvogel zuschreiben, der einst ihr Land verwüstet haben soll. Um sich von diesem Ungethüm zu befreien, soll einer der Kluaen des Landes auf den Gipfel einer Fichte ein lanzenförmiges Eisen gepflanzt und der Vogel sich beim Niedersitzen gespießt haben: eine alberne Erfindung geldgieriger Verkäufer! (Anm. des Verfassers.)

seinem Fenster stand. Dies bescheidene Geschenk konnte ihm nur das arme Bauermädchen gemacht haben. Bald nach dem Verschwinden derselben war der Hof mit Lastwagen und Karossen bedeckt, welche die Diener bis oben bepackten. Die eleganten Sättel der jungen Damen wurden sorgfältig verhüllt, und die leichte Britschka der Madame Paul wurde an einen schweren Lastwagen gebunden. Endlich langten auch die Postpferde an, und der Postillon knallte mit seiner Peitsche. Die Zeit, in welcher die Familie Egville alljährlich ihr in der Nähe von Laon gelegenes Landgut bezog, war gekommen. Die weiten Gemächer des Hauses standen jetzt leer, die Abendgesellschaften und die Gastmähler hörten auf, und es blieben nur die Comtoir-Gehülfen und der Portier zurück. Diese Einsamkeit und Stille wurde mir jetzt fast lästig, und die Geschichte der armen Susette machte mir nicht wenig Kummer, besonders, wenn meine Blicke auf den Basilikumtopf fielen, der allmälig vertrocknete.

Gewöhnlich kehrte die Familie Egville erst im Anfange des Oktober zurück; nichtsdestoweniger bemerkte ich in diesem Jahre schon im September eine ungewöhnliche Bewegung in dem Hause. Die Fensterläden des zweiten Stockwerks, das nicht vollständig bewohnt war, wurden geöffnet, und es drang mir ein starker Farbengeruch entgegen; bald erblickte ich auch neue Gardinen an den Fenstern. Einen Monat später wurde das Haus wieder bevölkert, und die jungen Damen ritten in das bois de Boulogne hinaus; aber Alphons hatte ich noch nicht wiedergesehen, und aus dem dritten Stocke schallten noch keine fröhliche Gesänge. Endlich sah ich ihn einige Tage vor Weihnachten über den Hof schreiten; in seinem Anzuge gab sich eine ungewöhnliche Eleganz kund, und Staub und Bürste hatten offenbar ihre ganze Kunst auf denselben verwendet; aus den Falten und dem Knoten seines Halstuches leuchtete unverkennbar das Talent des berühmten Boivin hervor. Bald füllte sich der Hof mit glänzenden Equipagen, und am Abend strahlte das ganze Haus in einem wahren Lichtmeer.

Ich dachte nicht anders, als daß die Abendgesellschaften der Baronin wieder begonnen hätten, aber als die Fensterläden des dritten Stockes fortwährend geschlossen blieben, mußte ich mich wohl überzeugen, daß sich in der Familie etwas Neues zugetragen habe; mir blieb kein Zweifel mehr darüber, als ich Alphons eines Morgens mit einer jungen Dame den Wagen besteigen sah. Alphons war verheirathet, und die junge Dame war seine Gemahlin. Diese Neuigkeit machte auf mich einen peinlichen Eindruck, und ich konnte mich kaum von dem Gedanken entwöhnen, meinen jungen Freund nicht mehr an den Fenstern des dritten Stockwerks sehen zu sollen. Vorbei sind nun die fröhlichen Sonntagsgesellschaften, die Fechtübungen und die heiteren Gesänge, die mein Herz erquickten. Als man später die Fenster des dritten Stockes wieder öffnete, waren die Gardinen und die Bettvorhänge verschwunden, und auf den Flinten und Pistolen ruhte dicker Staub; auch Felix, welcher seinem Herrn bei allen seinen verliebten Abenteuern so treulich zur Seite stand, war nicht mehr zu sehen. An seine Stelle war ein eleganter und gesetzter Bedienter getreten, der jetzt die Waffen seines Herrn vom Staube reinigte. Eine Zeit lang beschäftigte ich mich nun nicht mehr mit der Familie Egville, oder ich gedachte ihrer wenigstens nicht mehr sehr freundlich, denn die Bälle wurden immer häufiger und die Gesellschaften immer rauschender.

So verflossen sechs Wintermonate. Die Familie zog aufs Land und kehrte wieder in die Stadt zurück. Auch Alphons sah ich wieder, aber er war nicht mehr derselbe Mensch; seine Heiterkeit hatte ihn verlassen, und auf seiner Stirn thronte finsterer Ernst. Für sein Zimmer im dritten Stockwerk schien er indeß immer noch dieselbe Vorliebe zu haben, und einmal stieg er täglich gewiß hinauf. Dann konnte man auch wohl im zweiten Stockwerk eine junge Dame oder wenigstens ihre kleine Hand sehen, welche die Mousselinvorhänge vom Fenster zurückzog. Ich bezweifelte nicht länger, daß mein junger Freund das ersehnte Glück in der Ehe nicht gefunden habe, und daß hinter seinen häufigen Besuchen in seiner früheren Wohnung ein Geheimniß verborgen sey. Ich kam demselben auch endlich auf die Spur. Eines Abends sah ich Alphons, wie gewöhnlich, in das dritte Stockwerk hinaufsteigen; in großen Schritten maß er den Raum des Zimmers und blickte unaufhörlich auf seine Uhr. Wenn mir der Reichthum der Familie Egville nicht zu wohl bekannt gewesen wäre, so würde ich geglaubt haben, daß Alphons vor der Bilanz zittere. Seine Aufregung wurde noch größer, als eine Frau, die ihrem Aeußeren nach für die Frau eines Bedienten hätte gelten können, längs der Hofmauer hinschlüpfte. Ich hatte mich getäuscht; die Frau, welche ein Kind an der Hand führte, stieg die Hintertreppe hinauf und blieb vor der Thür des Zimmers von Alphons stehen. Hier brachte sie ihr Tuch in Ordnung und schüttelte den Staub von ihren Füßen. Ihr Körper zitterte, und ihre Hände waren convulsivisch bewegt, als sie noch Einiges an der Kleidung ihres Knaben ordnen wollte. Ihre eingefallenen Wangen und ihre verweinten Augen sagten deutlich genug, daß sie viel gelitten hatte. Ich erkannte die arme Susette; sie war es, aber ihre blühende Gesichtsfarbe und ihr sauberes Spitzenhäubchen waren verschwunden. Jetzt klopfte sie leise an die Thür, welche sich ihr entgegenöffnete. Alphons nahm das Kind, drückte es an seine Brust und überschüttete es mit Liebkosungen, während die arme Verlassene in einiger Entfernung stehen blieb und ihren Thränen freien Lauf ließ. Arme Susette! sie weinte, und auch ich verließ weinend und von Rührung übermannt das Fenster.

(New Monthly Magazine.)

Ostindien.

Heiderabad und Golkonda.

Das Reich des Nisam von Heiderabad erwuchs aus den Trümmern einer Herrschaft, die zuerst von den muhammedanischen Eroberern Indiens gegründet wurde, nachmals dem Mongolen-Kaiser Aurengseb zufiel und zuletzt fast ganz unter die Botmäßigkeit der Mahratten kam. Eine Allianz mit der Britischen Regierung hat die Ruhe dieses durch innere und äußere Kriege nur zu oft zerrütteten Landes gesichert; da es aber ganz seiner eigenen Regierung überlassen geblieben, so haben freilich die Kultur und Civilisation der Bewohner keine bedeutende Fortschritte gemacht. Der Reisende sieht in dieser großen und interessanten Provinz wenig mehr, als Verfall und Ruinen; verödete Städte, oder gewaltige Steinhaufen, und lange, sehr fruchtbare Strecken, die Niemand anbaut. Obgleich Heiderabad eine Hochebene ist, so geben ihm doch seine Felsen und mittleren Höhenzüge einen sehr malerischen Charakter, während die architektonischen Ueberreste, denen man hier begegnet, zu den großartigsten gehören, die ganz Indien aufweisen kann. Die muhammedanischen Eroberer Hindostan's, welche das Bhamanische Reich gründeten, haben in dem Distrikte von Golkonda Denkmäler ihres Glanzes zurückgelassen, welche das Staunen der heutigen Generation erregen.

Wenige Tagereisen von der Stadt Heiderabad, in der Richtung nach Bombay, ist das Land mit Felsengruppen bedeckt, die ein gesegnetes, aber verwahrlostes Erdreich umgiebt. Auf der weiteren Reise kommt man nach Pettan Tscherru, einst einer Stadt, deren Stelle jetzt nur Tempel-Trümmer aus schwarzem Granit bezeichnen. Als wir in diesen Ruinen herumirrten, bemerkte Einer von uns eine Figur, die einen Buddha vorstellen mochte. Auch entdeckten wir hier mehrere jener traurigen Monumente einer früheren Herrlichkeit und eines häufigen Wechsels der Gewalthaber: muhammedanische Gräber aus schwarzem Granit, die allem Anschein nach aus Fragmenten älterer Hindu-Tempel gebaut waren. In dem Maße, als wir vorwärts schritten, bekam die Landschaft einen großartigeren Charakter; die Ebene war von felsigen Hügelreihen durchkreuzt, deren kolossale Granit-Massen sich fantastisch über einander thürmten. Die ungeheuersten Felsenstücke bildeten gewöhnlich die oberste Lage; und es schien, als bedürfte es nur eines gelinden Druckes von Menschenhand, um sie hinab ins Thal zu stürzen.

Indem wir langsam weiter wanderten, kamen wir in ein Thal, das von einer solchen rauhen und düsteren Felsen-Mauer rings umschlossen war. Kaum dürfte wohl die Phantasie eines Dichters etwas so wild Erhabenes ersinnen können, wie die finstere Großartigkeit dieses Amphitheaters mit seinen schwarzen, kahlen und dräuenden Spitzgipfeln. Eine Abtheilung von der Reiterei des Nisam erhöhte noch den poetischen Charakter der Scene. Diese martialischen Figuren in ihrer schimmernden Rüstung und bunten Kleidung bilden Gruppen von Kriegern, deren Anblick dem Europäer sehr überraschend ist. Der Eindruck, den die ganze Scene auf uns machte, war unbeschreiblich; unser Geist schwärmte in fernen Zeitaltern, oder wir glaubten uns in eine Feenwelt versetzt. Dieses Thal, das mit vollem Recht ein „Thal der Finsterniß und Todesschatten" heißen konnte, schien die selbstgeschaffene Behausung irgend eines mächtigen Zauberers zu seyn; und die Reiter, deren Rosse mit ihrem kräftigen Hufschlag den Felsen ein Echo entlockten, konnten für eine Schaar von Reisigen gelten, welche eine verzauberte Schönheit befreien sollten. Jeder Gegenstand, der uns in die Augen fiel, wirkte zur Vollendung der Illusion; denn unter dem Schatten eines mächtigen Baumes, der mitten im Thale wuchs, erblickten wir eines jener seltsamen Wesen, die immer in Zauber-Mährchen eine Rolle spielen. Der einzige Bewohner dieser Wildniß war ein muhammedanischer Einsiedler, der sich unter dem erwähnten Baume ein Hüttchen gebaut hatte und allen wahren Gläubigen, die vorüberzogen, seinen Segen ertheilte. Das Thal ist an seinem Ausgange durch Kunst noch mehr befestigt. Eine Mauer, mit einer Brustwehr und mit Schießscharten versehen, welche in die Quere zieht, bildet in Kriegszeiten ein gutes Bollwerk an diesem Zugang nach Heiderabad. Als wir endlich aus dem Felsen-Labyrinthe, das sich jenseits der Quer-Mauer noch eine Strecke fortsetzt, uns herausgewunden hatten, fiel unser staunender Blick auf die Gräber der Könige Golkonda's. Kein Grashalm war zu sehen, nichts Lebendes regte sich weit und breit unter dem wolkenlosen Himmel, und die ganze Natur schien wie in tiefen Schlaf versunken; im Hintergrunde der öden Landschaft aber stiegen jene prachtvollen, dem Andenken mächtiger Könige geweihten Monumente empor, und ihre stumme Beredsamkeit wirkte magisch auf das Herz.

Je mehr wir dieser Todten-Stadt Hindostan's uns näherten, desto tiefer fühlten wir unser Innerstes bewegt. Das Frühstück der Gesellschaft war unter dem Säulengang eines der Vorgebäude aufgetragen worden; und nachdem wir eine Zeit lang schweigend die majestätischen Gruppen angestaunt hatten, welche sich mit ihren Thürmen und Dom-Kuppeln weit über die Ebene hinzogen, traten wir in eines der prächtigsten Mausoleen. Anfangs schien es uns, als ob der Schall unserer Fußtritte die hehre Ruhestätte entweihte; wir konnten nur flüsternd sprechen; aber diese leisen Töne klangen, durch den Wiederhall des gewaltigen Gebäudes verstärkt, wie eine von Geistern angestimmte Grab-Hymne. Als wir mit dem schauerlich erhabenen Orte etwas vertrauter geworden waren, ließen Zwei von der Gesellschaft ihre

Flöten bringen und bliesen eine feierliche Melodie, welche fast mit der Wirkung von Orgelklängen zu dem mächtigen Dome empordrang. Bedenken wir, wie sehr alle Glaubens-Parteien und alle Kasten Indiens das Andenken der Todten ehren, so ist es uns räthselhaft, warum diese prachtvollen Denkmäler, obgleich nur eine kurze Strecke von der Stadt und Festung Golkonda entfernt, so unbeachtet und verlassen bleiben.

Golkonda — welche reizende Bilder umgaukeln uns bei dem bloßen Namen dieses weltberühmten Ortes! Die nüchternste Phantasie muß angeregt werden bei der Erinnerung an Golkonda's Herrlichkeit, die in den schwermüthig-lieblichen Weisen der Oper „Aline" zur Nachwelt hinübertönt. Obgleich aber der Name dieser Stadt, schon wegen des Rufes ihrer Diamanten, die aus unerschöpflichen Gruben in ihrer Umgegend gewonnen werden sollten, dem Englischen Leser bekannter ist, als der jedes anderen Ortes in Indien, so weiß man doch wenig von ihrer Spezial-Geschichte, die seit Jahrhunderten unbeachtet geblieben. Die Nachfolger des Patan Feross Schah hatten lange vor Begründung der Mongolen-Herrschaft durch Vereinigung aller um Golkonda liegenden Gebiete ein besonderes Königreich gegründet, das erst von Aurengseb unterjocht wurde. Bis dahin war Golkonda ohne Zweifel eine sehr bedeutende Stadt gewesen. Die Geschichte der Theilung des großen Bhamanischen Reiches, welche Ferischta geschrieben, ist voll von ans Wunderbare gränzenden Schilderungen der Pracht und Größe einer langen Reihe Golkandascher Könige; und die prachtvolle vorhin erwähnte Nekropole dieser Herrscher aus dem Geschlechte Kuteb-Schah's zeugt von der Wahrhaftigkeit des Erzählers.

Die ältesten jener kolossalen Mausoleen sind nicht über drei Jahrhunderte alt; allein sie haben so viele und so barbarische Angriffe bestehen müssen, daß nur die große Solidität ihrer Mauern sie vor gänzlichem Ruin schützen konnte. Jedes Mausoleum steht in der Mitte einer großen viereckigen Platform oder Terrasse, zu der man von allen Seiten auf einer Reihe Stufen gelangt. Sie beginnt mit einer herrlichen, an jeder Fronte aus einer gleichen Zahl von Spitzbögen gebildeten Säulenhalle und schließt mit einer hohen Balustrade und einem Minaret an jeder Ecke. Das eigentliche Gebäude, ebenfalls viereckig, ragt etwa 30 Fuß über die obere Terrasse dieser Arkade und ist von einem besonderen Geländer umgeben, an dessen vier Ecken Minarets von kleinerer Dimension stehen. Aus dem Mittelpunkte dieses Theiles des Gebäudes strebt der Dom empor, welcher ob seiner Größe an dem eben so prächtigen als vollkommen symmetrischen Bau einen sehr charakteristischen Zug bildet. Das vornehmste Bau-Material ist grauer Granit, an einigen Stellen mit Stuckatur und an anderen mit Porzellan-Ziegeln geschmückt. Alle Farben sind noch frisch und lebhaft, und namentlich bewahren die an die Mauern geschriebenen Verse aus dem Koran, weiße Charaktere auf politem blauen Grunde, die ganze Schönheit des Email's. Bei jedem der Mausoleen befindet sich eine Moschee, welche vormals die Privilegien eines heiligen Asyls hatte; aus den Fonds dieser religiösen Gebäude wurden eine Menge Priester besoldet, und die Armen der ganzen Umgegend erhielten in den dazu gehörigen Armenküchen täglich warme Speise.

Die Grabmäler der Könige Golkonda's liegen etwa 600 Schritte von dem Fort, welches streng bewacht wird, da die Juwelen und übrigen Schätze des Nisam von Heiderabad in demselben deponirt sind. Obgleich auf einer Felsenhöhe erbaut und sehr massiv, gewährt dieses Kastell, als Vertheidigungs-Platz, nur geringe Vortheile, da es von den benachbarten Mausoleen aus leicht beschossen werden kann. Diamanten-Gruben giebt es in der Umgegend der Festung nicht; man bezog alle Diamanten aus den Rila-Mella-Bergen, unweit der Flüsse Krischna und Pennar, und in Golkonda wurden sie nur geschliffen. Heutzutage sind die Gruben ausgebeutet und verlassen; der Hypothese neuerer Geologen zufolge finden sich aber die fruchtbarsten Diamanten-Adern in ungeprüftem Erdreich (virgin soil), das von den Eingeborenen noch nicht zu diesem Zwecke untersucht worden ist, da keine wissenschaftliche Data ihre Nachforschungen leiten.

Der Anblick der Stadt Heiderabad ist von Golkonda her sehr einnehmend; der Palast und zahlreiche über die umliegenden Gebäude hinausragende Moscheen geben dem Orte einen großartigen Charakter, welcher durch das majestätische Lokal der Britischen Residentschaft noch mehr Relief erhält. Da Heiderabad jetzt einer der bedeutendsten Schutz-Staaten der Compagnie ist, so hat man dafür gesorgt, daß der bevollmächtigte Minister Großbritaniens mit angemessener Pracht und Herrlichkeit hier residire. Der Fürst ließ das Gebäude zu seinem eigenen Gebrauch, jedoch durch einen Britischen Ingenieur aufführen. An der Haupt-Fronte befindet sich ein imposanter, nur etwas zu breiter Portikus von der Korinthischen Ordnung, dessen Säulen aus weißem Tschunam sehr schön polirt sind und von der Basis bis zum Dache hinansteigen.

Die Assembleen, welche der Resident giebt, sind fast ganz im Asiatischen Stile, da hier zu wenige Europäer wohnen, als daß unsere Gebräuche eingeführt werden könnten. Bei einem Besuche, den der Minister des Nisam dem Residenten abstattete, zog die Sewari oder Kavalkade durch das südliche Portal; den Raum zwischen den Säulen-Reihen füllten reich aufgezäumte Elephanten, Reiter in allerlei Rüstung und Montirung, Palanquins, Fußgänger, Fahnen- und Keulenträger, u. s. w. Der Zug umging das Haus, stellte sich dann vor dem Portikus auf und drang in so wilder Hast die Stufen hinan, daß die Wache des Residenten thätlich einschreiten mußte, um unberufene Eindringlinge abzuwehren. Der Resident empfing seine Gäste in seiner Gala-Uniform und führte sie nach den herkömmlichen Begrüßungs-Ceremonien durch die zu ihrer Aufnahme bestimmten Zimmer.

Um neun Uhr des Abends beurlaubten sich die Gäste wieder, nachdem ihnen zu Ehren ein brillantes Ballet, bei welchem jedoch nur Männer figurirten, aufgeführt worden war. Der Festzug hatte, wegen der Menge von Fackeln, die man anzündete, einen besonders malerischen Charakter. Die Wirkung einer solchen Kavalkade bei Fackelschein ist wirklich über alle Beschreibung zu haben: ein buntes schillerndes Gewimmel von Menschen und Pferden wogt an uns vorüber, wie die fantastischen Bilder einer Zauber-Laterne, und von Zeit zu Zeit ragt die dunklere Riesengestalt eines Elephanten oder Kameels, wie ein Höllen-Dämon der Buddhistischen Mythologie, über diesem Getümmel hervor. Dazu denke man sich noch die majestätischen Säulen, Thürme und Portale, und eine reiche tropische Natur mit ruhigen, spiegelhellen Wassern, mit blühenden Sträuchern, dunklen Zedern und Cypressen — welcher Maler könnte den Gesammt-Eindruck dieser Scene wiedergeben!

Der Resident stattete dem Minister des Nisam in dessen Lust-Schlosse einen Gegenbesuch ab. Ein sehr geräumiger Park innerhalb der Stadt-Mauern, mit Aussicht auf den Fluß, enthält mehrere Gartenhäuser und andere zierliche Gebäude, größtentheil offene Pavillons, ganz in Asiatischem Geschmack. Viele dieser Gebäude sind herrlich bemalt und vergoldet, zwei derselben ganz mit Spiegeln ausgelegt und Alles von Springbrunnen und Blumenbeeten umgeben. Die Gärten, in denen der weibliche Theil der Familie des Ministers sich zu ergehen pflegt, bewacht eine Compagnie weiblicher Spahi's, von welchen der Nisam ein ganzes Bataillon besitzt. Diese Amazonen schulterten ihre Gewehre, rangirten sich und gaben mehrere Salven — Alles mit bewundernswürdiger Dressur und Genauigkeit. Auch manövrirten sie bei Trommel und Pfeife, und zwar wurde die Trommel von dem hübschesten Mädchen des ganzen Bataillons geschlagen. Die meisten Uebrigen hatten eine so zähe Muskulatur, so derbe, kühne Gesichter und überhaupt so wenig Liebreizendes, daß sie schon deshalb sehr geeignet schienen, ein Corps Männer in die Flucht zu treiben. Der Resident hatte dafür gesorgt, daß seine Prozession der des Ministers an Glanz und Gepränge nicht nachstand; er selbst ritt auf einem Pracht-Elephanten, der mit karmoisinrothem und goldgesticktem Sammet aufgezäumt war.

Die Stadt Heiderabad ist groß und soll außerordentlich bevölkert seyn; Moscheen und öffentliche Gebäude findet man hier nicht so viele, wie an manchem weit unberühmteren Orte Hindostans; allein die sehr prächtigen Gärten und Gartenhäuser in der Nachbarschaft ersetzen diesen Mangel in vielem Betracht. Das vorhin erwähnte Lust-Schloß des Ministers ließ der Oberst Kirkpatrik für eine Indische Prinzessin erbauen, mit der er sich vermählt hatte. (A. J.)

Mannigfaltiges.

— Spanische Original-Novellen. Der Einfluß französischer Literatur in Spanien ist seit einem Jahrhundert so groß, daß er jede eigene Produktivität in den Hintergrund gedrängt und die Nachahmung Französischer Theaterstücke, wie Französischer Erzählungen und Gedichte, zur Regel, andere Erscheinungen aber, die dem Gebiete Kastilianischer Denk- und Gefühlsweise unmittelbar angehören, zur Ausnahme gemacht hat. Als solche darf auch eine Sammlung Spanischer Novellen bezeichnet werden, die jetzt in Madrid unter dem Titel Coleccion de novelas originales españolas herauskömmt, und in der besonders eine Erzählung Cristianos y Moriscos (Christen und Mauren) als das Gelungenste bezeichnet wird, was seit langer Zeit in der Weise der berühmten Novelas ejemplares geschrieben worden. Eine Madrider Zeitschrift sagt bei dieser Gelegenheit, der einzige Weg, auf dem noch ein Heil für die gesunkene Spanische Literatur wieder zu erwarten wäre, sey die unbedingte Rückkehr zu den Stoffen und Formen der klassischen Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts. Darin liegt jedoch ein eben so großer Irrthum, als etwa in dem Vorschlage liegen würde, die Französische Kleidertracht abzulegen und den Spanischen Mantel wieder umzuhängen, weil dieser auch von Cervantes, Calderon und Lope de Vega getragen worden. Nicht Stoff und Form, sondern Geist und Gedanke bedingen den Inhalt und den Werth einer Literatur. Mögen die Spanier nur erst wieder sie selber seyn, ein vom Auslande unabhängiges und nicht von stolzer Indolenz, sondern von dem Bewußtseyn geistiger Selbstständigkeit durchdrungenes Volk, so werden sie auch wieder ihren Platz auf der Stufenleiter der Europäischen Kultur einnehmen. Allerdings hat der Spanische Journalist recht, wenn er sagt: „Besser ist's, wir kehren zurück, als wir entstellen ferner unsere historischen Personen, verdrehen die Thatsachen und legen den Spaniern einen Charakter bei, den sie nicht haben, bloß um uns Nachahmer Victor Hugo's und Balzac's zu nennen. Welche Blindheit, statt dem Cervantes solchen abscheulichen Mustern zu folgen!"*) Die Rückkehr allein thut es jedoch nun und nimmermehr!

*) Esto (retornar) vale mas que desfigurar los caractéres históricos, torcer los hechos, y atribuir a los españoles un caracter que no tienen, solo por llamarse imitadores de Victor Hugo y de Balzac. ¡Qué ceguedad! ¡Seguir modelos tan monstruosos teniendo a Cervantes!

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 107. Berlin, Mittwoch den 5. September 1838.

Schweden.

Stockholms erster Anblick.

Von X. Marmier.

Stockholm ist die schönste Stadt des Nordens, wenigstens der ige nach. Man hat sie mit Neapel, mit Venedig, mit Konstan nopel verglichen; doch wer sie nicht mit eigenen Augen gesehen, ird aus diesen Vergleichungen kein wahres Bild von dem eigen ümlichen Anblick dieser Stadt gewinnen. Wir waren früh Mor ns auf einem eleganten Dampfboot von Norköping abgefahren, d nachdem wir lange durch Gruppen felsiger Inseln und Sand inke hindurchgeschifft, kamen wir gegen Abend in einen Kanal, r die Ostsee mit dem Mälar-See verbindet; statt der dürren ügel und Klippen, die unsere Augen vor einigen Stunden er übet, sahen wir jetzt nur große, grüne und fruchtbare Ebenen n uns, zum Theil mit Tannenwäldern bedeckt, und Landhäuser, ren Giebel über die Büsche hervorragten. Es war ein Juni onntag. Die bunte, geputzte Menge erwartete uns auf den uais; die jungen Mädchen aus dem Volk, die Piger, jene Ver anderen der Pariser Grisetten, standen auch da mit dem gewirk n Foulard auf dem Kopfe und dem engen Leibchen. Auch die ten Bürger, die Handwerker fehlten nicht, die Einen in ihrem onntagsstaat, wie die Pariser der Saint-Denis-Straße, die nderen in ihre Vadmeljacke gekleidet. Unter ihnen erkannte an auch Dalekarlische Bauern mit breiträndrigem Hute, mit der gen Weste der Elsasser Bauern, rothen Strümpfen und hohen chuhen. Wie ich diese Masse Menschen am Ufer von fern er ckte, fürchtete ich schon, unter ihnen die Avignonschen Lastträger treffen, die für den Reisenden wahre Plagen sind. Doch nur ige Commissionnairs näherten sich uns mit mehr Bescheiden t als Zuversicht, und die Menge ging sogleich aus einander, uns durchzulassen.

Als wir das Boot verließen, kam weder ein Zoll-Beamter, ier Gepäck zu untersuchen, noch ein Polizei-Sergeant, der ere Pässe verlangte. Nie erinnere ich mich, so leicht und ter eine Stadt betreten zu haben; die Glocken läuteten in den chen, die Menschen ergossen sich über die Straßen, die Kähne vammen auf dem See, alle Gesichter blickten fröhlich und ter, und in jeder Straße, die ich passirte, sah ich Häuser mit ladendem Aeußeren und der gastlichen Aufschrift: Rum för fande (Zimmer für Reisende).

Am folgenden Tage überschritt ich die Brücken, um die en Abhänge des Mosebacke zu erklimmen. Dies ist ein Hügel Süden der Stadt, mit armen Handwerkerwohnungen bedeckt von schmutzigen, unregelmäßigen Straßen durchschnitten, nicht hnlich den finsteren Quartieren der Croix-Rousse in Lyon. hin ist noch nie die Kutsche eines großen Herrn oder das umende Pferd des Garde-Offiziers hinaufgekommen. Zu en Häusern, von denen immer eines über dem anderen ge t ist, kann man nur auf steinigen, glatten Fußsteigen oder auf ernen Treppen gelangen, vor zerlumpten Kindern vorüber, wie Enten im Wasser wühlen, und alten Weibern, die, an r Thür sitzend, Wolle kämmen. Doch ist man erst oben auf dem fel des Hügels, so kommt man in einen großen Garten, wo Volk trinkt und singt, wie in den öffentlichen Gärten Deutsch s. Auf dem Dach seines Hauses hat der Besitzer eine hölzerne tform mit einigen Bänken angebracht, von wo man ganz ckholm übersehen kann.

Man denke sich eine große Stadt, auf der einen Seite vom r, auf der anderen von einem See bespült, durchschnitten Kanälen, mit Gärten und Baumgruppen übersäet und erbaut sieben Inseln, wie Rom auf seinen sieben Hügeln. In der te sehen wir die alte Stadt, die frühere Citadelle des Landes, Residenz der Könige, das Herz Schwedens, wie es die niken des Mittelalters nennen, das Schloß, das, wie der dschin in Prag, sein Riesenhaupt über die übrigen Gebäude rhebt; um sie herum liegen im Norden und Süden die en Vorstädte, die größer sind, als die Altstadt. Eine lange te Küste längs des Mälar-Sees auf der einen, auf der an n Seite das Arsenal, der Hafen mit der Handels- und gs-Flagge, der Park mit seinen Tannenbüschen und tau Fußwegen, und von allen Seiten ein unbegränzter Horizont, der Blick und die Phantasie durch nichts gehemmt ist, dies ist das herrliche Panorama, welches Stockholm bietet, dies ist die Stadt, aus der einst Gustav Adolph kam, um der Held des dreißigjährigen Krieges zu werden, und Karl XII., um die Russen bei Narwa zu schlagen. Ein sonderbares Spiel der Natur ist es, daß diese Hauptstadt Schwedens, die so viel Ursache hat, auf ihre Könige stolz zu seyn, das Emblem der Königswürde in ihren Umrissen darstellt. Die Altstadt bildet den oberen Theil eines Diadems, die Vorstädte den herumliegenden Reif, und die Flächen des Meeres und des Sees lassen sich mit zwei silbernen Bändern vergleichen, die an jeder Seite anliegen.

Stockholms Geschichte, wie die Kopenhagens, geht nicht über das zwölfte Jahrhundert hinaus. Die Könige von Dänemark bewohnten Leire, die von Schweden Sigtuna. Die Söhne Odin's, des Gründers beider Monarchieen, hatten eine und dieselbe Wohnung, eine Burg neben einem Tempel. Die Werke des Heidenthums sind mit ihm selbst untergegangen. Man sucht Leire, und nicht einmal eine Ruine findet sich, welche die Spur desselben bezeichnet. Man sucht Sigtuna und sieht nichts als Gräber.

Auf dem Boden, den heute die ältesten Gebäude von Stockholm einnehmen, standen in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung nur einige Fischerhütten. Es war ein armer, unbesuchter Landstrich, der durch eine tragische Begebenheit zuerst berühmt ward. Agne, der zwölfte Abkömmling aus dem Stamm der Ynglinger, hatte einen Zug nach Finnland unternommen, wo er mehrere Distrikte verheerte und Skialf, die Tochter eines von ihm getödteten Fürsten, mitnahm. Er landete an der Küste von Stockholm und wollte die, welche er arm und zur Waise gemacht, heirathen. Die Jungfrau widersetzte sich nicht und empfing den Verlobungsring. Aber im Herzen war sie von Haß und Rache erfüllt. Am Hochzeitstage versammelte Agne seine Waffengefährten und feierte sein Glück durch so viel Methkannen, daß er zuletzt kraftlos hinfiel. Skialf nahm eine lange Kette, die er am Halse trug, und erhing ihn damit an einen Baum. Dann befreite sie ihre gefangenen Landsleute, zerschnitt die Schiffstaue und kehrte nach Finnland zurück.

Der Schauplatz dieser Begebenheit trug noch lange nachher Agne's Namen. Die Schweden besuchten ihn aus Neugier: sie fanden ihn hübsch und bequem, und allmälig bedeckte sich die Küste mit Wohnungen. Im Jahre 1255 vergrößerte Birger Jarl diese werdende Stadt, gab ihr Vorrechte und schlug seine Residenz daselbst auf. Bald bekam sie, wie alle Städte des Mittelalters, ihre Mauern und ihre Citadelle. Von hier aus vertheidigte eine heldenmüthige Frau, Christine Gyllenstierna, die Witwe Sten Sture's, ihre Mitbürger gegen die Angriffe Christian's II., den Schweden nicht mehr als seinen König anerkennen wollte. Ihr Mann hatte in der Schlacht von Bogesund eine tödtliche Wunde empfangen. Seine Frau rächte ihn; die Bürgerschaft sammelte sich um sie und ließ dem König die Ehre, in Stockholm einzuziehen, theuer zu stehen kommen. Als sie endlich zu schwach war, um gegen eine zahlreiche Armee zu kämpfen, kapitulirte Christine mit den Waffen in der Hand und ließ sich für ihre sämmtlichen Anhänger eine allgemeine Amnestie versprechen. Aber Christian II. brach sein Wort: er ließ Christine ins Gefängniß werfen und auf dem Ritterplatz ein Schaffot errichten, wo die edelsten Familien ihr Blut fließen sahen.

Diesen bösen Zeiten folgte die wohlthätige Regierung Gustav's I., der, durch Unglück frühzeitig in Geist und Charakter gereift, den Staat, die Kunst und Wissenschaft zu gleicher Höhe erhob. Er suchte zu gleicher Zeit, das Königreich durch weise Gesetze zu befestigen, während er dahin strebte, in die Universität Upsala mehr Leben und Bewegung zu bringen, und Stockholm verschönerte. Er war es, der den Einwohnern gebot, die hölzernen Häuser am Ufer des Mälar niederzureißen und an deren Stelle steinerne Gebäude aufzuführen. Damals ging die Stadt Stockholm nicht über die Gränzen der heutigen Altstadt hinaus. Die ganze Küste, die gegenwärtig von der großen südlichen Vorstadt besetzt ist, zeigte früher nur einige zerstreute Wohnungen. Der Brunkebers war nur ein wüster Hügel, und wo heute die Sankt-Klarakirche mitten aus einem Netz großer und schöner Straßen hervorragt, sah man damals nur ein einsames Kloster. — Nach und nach verbreitete sich die Bevölkerung, welcher der frühere Raum bald zu eng ward, nach Norden und Süden. Der Berg und die Ebene wurden besetzt, und der ursprüngliche Kern der Schwedischen Hauptstadt ward von zwei Vorstädten

umringt, die zwei großen Städten gleichen. Die Altstadt hat ihren alterthümlichen Charakter beibehalten. Sie ist unregelmäßig gebaut, von krummen Straßen und finsteren Gäßchen durchschnitten und bewohnt von Bürgern, Handwerkern und Kaufleuten. Die südliche Vorstadt sieht nicht eben so alt aus; aber sie hat weder regelmäßigere Umrisse, noch besser gebaute Häuser. Der schönste und freundlichste Theil der Stadt ist die nördliche Vorstadt. Hier sind die Straßen breit und gerade, die großen Plätze viereckig gestaltet, die Gebäude nach dem neueren Geschmack erbaut; hier sind die eleganten Wohnungen der hohen Beamten und der Aristokratie, das Palais des Prinzen Karl, das Theater, die bronzene Statue Gustav Adolph's und Karl's XIII., die Akademie und das Observatorium.

Uebrigens verschwindet hier das Werk der Künstler vor dem der Natur. Stockholms wahre Schönheit besteht in seiner Lage. Diese muß man im Ganzen und Großen betrachten, dann bietet sie die herrlichsten Ansichten. Aber wenn man jeden Stadttheil für sich untersucht, so findet die Archäologie nur wenig Denkmäler, die das Studium verlohnen. Die Häuser aus den Zeiten Birger Jarl's sind verschwunden, die Citadelle der Christine Gyllenstierna ist zerstört. Die Straßen der Altstadt haben nicht mehr den Zauber des Alterthums, und die freundliche Nettigkeit der Jugend vermissen wir in den neuen Quartieren.

Mitten unter diesen einförmigen Gebäuden steht ein Werk da, dessen großartige, edle Proportionen den Reisenden in Erstaunen setzen. Dies ist das Palais, dessen Plan der Graf von Tessin am Ende des 17ten Jahrhunderts entwarf und das Karl XI. mit den ansehnlichen Schätzen, die er durch ein Sparsamkeits-Gesetz gesammelt, in sieben Jahren erbauen ließ. Er starb den 5. April 1697, und den 5. Mai war das Schloß ein Aschenhaufen; der Hof flüchtete sich in das Haus des Grafen Wrangel.

Der junge Graf von Tessin, welcher von dem Talent seines Vaters geerbt hatte, entwarf jetzt einen neuen Plan, nach größerem Maßstabe noch als der erste, und leitete selbst die Bau-Arbeiten. Doch Karl XII. war damals König von Schweden, den seine Kriege mehr beschäftigten, als seine Schlösser. Er brauchte Menschen und Geld und kümmerte sich gewiß nur wenig um die Vollendung seines Palastes in Stockholm, wenn er nur sein Zelt in Rußland aufschlagen konnte. Tessin's Werk ward mehrere Male aufgegeben und wieder angefangen, und erst nach zwanzig Jahren vollendete er es.

Dieses Schloß, eines der merkwürdigsten in Europa, hat die viereckige Form und den inneren Umkreis des Louvre ohne die Kolonnaden und Karyatiden. Es ist auf einer Höhe erbaut, welche die Stadt beherrscht. Von Norden her gelangt man dazu auf zwei breiten Wegen, die von einer Terrasse beherrscht werden, welche die schönste Aussicht über die Brücke und die Vorstädte gewährt. Die Front, die nach dem Meere zu geht, hat einen Garten unter sich und ist durch eine steinerne Balustrade geschlossen. Die Säle sind hoch, geräumig, geschmackvoll dekorirt, mit Draperieen, Vergoldungen und Gemälden geschmückt. Der König bewohnt einen Flügel des Schlosses, der Kronprinz einen anderen. In den übrigen Zimmern befinden sich das Kabinet des Auswärtigen, die Archive des Landes, das Museum, die Privat-Bibliothek des Königs und die öffentliche, von der ich Gelegenheit haben werde, ein anderes Mal zu sprechen.

Stockholms Kirchen zeichnen sich weder durch ihre Geschichte, noch durch ihren Bau aus; nur die von Riddarholm verdient besucht zu werden. Hier sind die Könige von Schweden begraben. Diese düsteren Gewölbe haben nie etwas Anderes, als die klagende Melodie des Todtengesanges wiederholt, dieser Altar hat nur Leichenfeiern gesehen, diese Kerzen nur die schwarzen Draperieen des Sarges beleuchtet. An den Wänden sieht man Wappenschilder von Rittern, die sich rühmen konnten, neben ihren Herren zu schlafen, und Stammbäume, die nach langer Blüthe auf der Oberwelt mit ihrem letzten Ast hier hinabgestiegen sind. Unter den Leichensteinen, bei denen wir verweilten, um bald eine Grabschrift zu lesen, bald die männliche Figur eines Kriegers zu betrachten, zeigte uns der Küster einen großen nackten Stein, der die Reste eines Landsmannes, des Franzosen Charles de Mornay, bedeckt. Er war aus der Familie jenes Duplessis-Mornay, welcher Heinrich's IV. Freund war und deren Name zu verschiedenen Epochen auf den schönsten Blättern unserer Geschichte zu finden ist. In seiner Jugend kam er nach Schweden und erwarb sich bald den Ruf großer Tapferkeit. Erich XIV. schenkte ihm sein Vertrauen, nahm ihn unter seine Lieblings-Offiziere auf und erhob ihn zum General. In dem Kriege zwischen Schweden und Dänemark kommandirte er einen Theil des Heeres und zeichnete sich öfter durch seine Kühnheit und seine glücklichen Unternehmungen aus. Als Johann III. seinen Bruder Erich XIV. entthronte, rief er Charles de Mornay zu sich und bekleidete ihn mit einem neuen Kommando. Mornay aber konnte den nicht vergessen, der sein erster Herr und Wohlthäter gewesen. Er wollte Erich aus dem Gefängniß befreien und wieder auf den Thron setzen; aber seine Verschwörung ward in dem Moment, wo sie zur Ausführung kommen sollte, entdeckt, und Mornay bezahlte seine Treue mit dem Kopfe. Er starb den 4. September 1571. Seine Geburt gab ihm das Recht, in der Kapelle von Riddarholm zu ruhen, aber man begrub ihn wie einen Verbrecher, ohne Denkmal und Grabschrift. Erst die gerechtere Nachwelt hat ihm eine gegeben, und die Geschichte rühmt seine edlen Eigenschaften. Er war, sagt Fryxel, stolz, tapfer und ausdauernd.

Stockholm hat, wie alle große Städte, sein aristokratisches Faubourg und seine Chaussée d'Antin. Die Beamten, der Adel und die fremden Diplomaten bilden eine Gesellschaft für sich und eben so die Bürger und Kaufleute.

Der Schwedische Adel ist einer der ältesten und tapfersten in Europa. Karl XI. hat ihn arm gemacht, und die Revolution von 1772 hat ihn der Macht beraubt, so daß er jetzt nur wenig Vorrechte übrig hat, aber mit der Erinnerung seiner vergangenen Größe hat er ein Gefühl ererbter Würde in sich bewahrt. Es giebt hier Familien, die ihren Namen von den ersten historischen Dynastieen der Könige von Schweden datiren, die der Loewenhaupt z. B., der Bonde, der Posse, der Stedinge. Mehrere von ihnen haben sowohl das Vermögen verloren als den Einfluß, den sie früher hatten. Aber sie waren so klug, sich nicht in die vornehme Leerheit aristokratischer Klagen zu verlieren. Sie leben heute wieder auf, indem sie sich der Bewegung der modernen Civilisation anschließen. Die jungen Adligen studiren auf den Universitäten von Lund und Upsala, die sie erst nach mehreren Prüfungen verlassen, worauf sie ins Ausland reisen und meist in die Armee oder in die Diplomatie eintreten. Wenn es wahr ist, was man gesagt hat, daß die Schweden die Franzosen des Nordens sind, so ist dieser Gedanke besonders auf diesen Theil der Gesellschaft anzuwenden, in dessen Denk- und Lebensweise noch heute die eleganten Manieren aus Gustav's III. Zeit alter sich wiederfinden. Jeder in dieser Gesellschaft spricht Französisch und beschäftigt sich mit unserer Literatur. Nichts schien mir im Auslande einem Pariser Salon ähnlicher, als der einer Adelsfamilie in Stockholm.

Man findet in Stockholm nur wenig literarisches Leben oder Gesellschaften, die einen wissenschaftlichen Zweck haben. In Lund und Upsala ist die Wissenschaft zu Hause, da führt sie das Scepter, während sie zu Stockholm nur in den akademischen Sitzungen und in den Vorlesungen einiger Professoren zur Geltung kommt. Die Welt sucht sie nicht auf, und sie bekümmert sich um die Welt nicht. Das einzige Haus, wo man an gewissen Tagen des Jahres einen Gelehrtenkreis zusammenfindet, ist das des Herrn Berzelius. Die Hauptstadt von Preußen und die von Dänemark haben in dieser Beziehung einen bedeutenden Vortheil vor Schweden voraus: in Berlin und Kopenhagen ist das wissenschaftliche und das Salon-Leben eins, die Männer der Universität mischen sich unter die Weltmänner; in Stockholm dagegen ist das Salon-Leben das vorherrschende, von dem alles Andere zurückgedrängt wird.

Rußland.

Sibiriens Licht- und Nacht-Seiten.

(Fortsetzung.)

Kolima gehört zu den sogenannten Städtchen, deren Aeußeres nichts weniger als anziehend ist: 20 bis 30 Häuser, auf flachen Ufer hier und dort vertheilt und ohne Höfe und Nebengebäude, weil von Hausthieren und Wirthschaft keine Rede ist; eine kleine hölzerne Kirche, ein hölzernes Magazin für Getraide und Salz, und hier oder dort Jurten — dies ist Alles. Fügt man hierzu noch zum Trocknen ausgehängte Fischnetze, Stangen mit gedörrten Fischen, dann und wann einen Menschen, überall eine Menge Hunde, so hat man das ganze Gemälde vor sich. Aber auch in diesem von der Welt vergessenen Winkel leben Menschen; auch in ihnen bewegen sich Wünsche, ja sogar Leidenschaften. Je seltener dort Reisende ankommen — um so lieber sieht man sie, und hierin liegt der Grund, warum die Bewohner von Kolima im Ruf der Gastfreundschaft stehen, so wie ihre Jungfrauen im Rufe der Schönheit und Höflichkeit. Der Schlaf oder, richtiger gesagt, die Schlafsucht, muß in einem Lande, wo der ganze Winter eine Nacht ist, — nothwendiger Weise einen großen Theil der Zeit wegnehmen. Aus Oekonomie schläft man gewöhnlich am Tage, weil die Nacht durch das Nordlicht erhellt wird. Die weichen und warmen Federbetten verlassend, versammelt man sich um einen Theekessel (Samowar, wörtlich übersetzt, Selbstkocher), diesem Idol der Bewohner Sibiriens, ißt etwas dazu und klatscht aus Langeweile über seine Nachbarn und ferne Bekannte. Während der Anwesenheit der Jakutskischen Kaufleute lebt man nicht in Kolima, man schwelgt. Wie theuer auch die berauschenden Getränke seyn mögen, getrunken wird dennoch schon bei den Gastereien; darum werden auch, trotz des sehr verbreiteten Tauschhandels, nur Wenige wohlhabend. Versammlungen des Abends, Gesänge und Schlittenfahrten nehmen die übrige Zeit hin, und bei diesen Lustpartieen mit Hunden fällt es auch wohl bisweilen vor, daß die ganze fröhliche Gesellschaft mit Weibern und Schwestern unwillkürlich in eine weiße Bärenhetze geräth. Die Hunde, große Feinde dieser Bären, die, vom Hunger gedrängt, sich den menschlichen Wohnungen nähern, um gesäuerte Fische zu erbeuten, stürzen, durch ihre Anzahl ermuthigt, auf sie los, ohne auf die Stimmen ihrer Herren zu hören, umringen und zerren sie: man kann sich die Angst, das Geschrei und die Verwirrung der Promenirenden denken. Fast immer indessen nimmt die Jagd ein glückliches Ende, indem die Hunde den Bären in ihrem Geschirr wie in einem Netze fangen und ihn auf den Schnee hinstrecken, so daß den Männern nur übrig bleibt, mit den Stangen auf ihn loszuhauen, die als Stützen der leichten, hin und her schwankenden, aus ledernen Riemen verfertigten, kleinen Schlitten dienen. Nachdem sich die verlorenen oder durchnäßten Mitglieder der Lustpartie wieder zusammengefunden, geht es wieder nach Hause zum Theekessel, zum Taback und zum Branntwein — drei Dinge — welche die Leidenschaften bis zu

iner unglaublichen Stufe steigern. Der Bürger von Kolima, enn er auch kein Brod auf seinem Tische hat und sogar ge örrte Fische zum Thee verzehrt, ruinirt sich, um sich in Brannt ein zu betrinken, obgleich dieser dort noch theurer als Mehl t.*) Eine Kolimasche Frau ist im Stande, ihre letzte Parka**) ür etwas Thee und Zucker hinzugeben. Schnupftabacks-Dose der Pfeife kommt nicht aus der Hand des Sibirjaken; die erstere ndessen ist leider bei Russischen Männern und Frauen im Gebrauch, ie letztere mehr bei den Eingeborenen. Jedoch nicht immer tragen ie Polar-Moräste das Winterkleid. Wie ein Zugvogel erscheint er Sommer, und je kürzer um so schöner. Die Natur, die diesem ande unfreundlicher Weise Getraide, Gemüse und Arbeits- und austhiere versagte***), stattete es im Sommer mit großen Heer en von Zugvögeln aus, die von den Einwohnern zu Tausenden n Netzen gefangen und einer Menge Eier beraubt werden. Die lüsse füllen sich mit schmackhaften Fischen in unbeschreiblicher enge, und endlich liefern wilde Rennthiere reiche Vorräthe an leisch für den ganzen Jahresbedarf. Bei dieser Gelegenheit ill ich erzählen, wie man sie fängt.

Sibirien hat einen Ueberfluß an verschiedenen Gattungen on Rennthieren. Auch giebt es dort Hirsche und Elenthiere, on welchen letzteren das Geweih bei den Chinesen sehr hoch ge chätzt wird, und endlich die eigentlichen Sibirischen Rennthiere nd zwar in größter Anzahl. Diejenigen dieser Rennthiere, die uf Bergen hausen, weiden im Winter in den Ebenen, und in er Sommerhitze flüchten sie sich auf ewig beschneite Berggipfel, m den Mücken und Bremsen zu entgehen. Diejenigen aber, die n Wäldern ihre Heimath haben, finden Kühlung weiter im Norden und suchen die Moräste auf, um zu ruhen und sich an hrer Lieblingsnahrung, an Moos, zu erquicken. Die Bewohner on Kolima, denen die Zeit dieser Wanderungen bekannt ist, ver ammeln sich aus den umliegenden Ulussen in kleinen Böten von Birkenrinde, Wäika's genannt, an der Stelle des Kolima-Flusses, o die Rennthiere überschwimmen, und erwarten im Grase ver teckt oder in den Böten niedergeduckt ihre Beute. Bei Tages-Anbruch läßt sich das Geräusch einer herannahenden großen Heerde vernehmen .... sie kömmt näher und näher; das als Führer dienende Rennthier eilt allein dem Flusse zu, sieht sich chüchtern um, spitzt die Ohren, schnaubt, athmet den Wind ein — Alles ist still und unbeweglich. Sieht es keine Gefahr, so ehrt es zur Heerde zurück: dies ist das Zeichen des Ueberganges. Runter springen die Thiere ins Wasser und schwimmen, das Ge eih auf den Rücken gesenkt, stolz dem jenseitigen Ufer zu. So ie gegen 2000 Rennthiere sich im Flusse befinden, eilen mit rschütterndem Geschrei die Jäger der Mitte zu, während ein Hin erhalt die zurückgebliebenen Thiere hindert, umzukehren, und lle ins Wasser treibt. Hier beginnt der Kampf: schnell greifen ie leichten Boote die Heerde an, schneiden sie von den Ufern b und zwingen sie, gegen den Strom zu schwimmen. Die ühnsten Jäger mischen sich mitten unter die Rennthiere und brin en ihnen, rechts und links in der Nähe der Hinter-Schenkel — n Lunge oder Leber, mit kleinen Spießen Stiche bei. Die ge ödteten Thiere reißt der Strom fort, und weiter unten befind iche Boote ziehen sie ans Ufer; die verwundeten schleppen sich is zum Strande und fallen dort entkräftet hin. Bemerkt muß erden, daß die zuerst erbeuteten zu gleichen Theilen unter alle Jäger vertheilt werden, die späteren dagegen demjenigen gehö en, der sie erstach und in Folge dieses Gebrauches giebt es Jä er, die ihre Stiche so geschickt abzumessen wissen, daß jedes Rennthier gerade da ans Ufer kommen muß, wo sie es hin haben wollen.

Inzwischen trägt der Strom die ganze Gruppe immer mehr abwärts, aber der Kampf währt unter Freudengeschrei und nicht allemal ohne Gefahr immer fort: ein einzelnes Thier, seinen un ermeidlichen Untergang vor sich sehend, legt sich auf die Seite und schlägt mit den Hinterfüßen so kräftig auf das ihn verfol gende Boot los, daß es umfällt. Manche Jäger fallen aus über großem Eifer ins Wasser, bis endlich Ermüdung der Jagd ein Ende macht, die sich dann wieder im Herbst bei der Rückkehr der Thiere erneuert. Ihr Gehirn und ihre Zungen werden in Ko lima für die feinsten Leckerbissen und für das größte Traktament gehalten. (Fortsetzung folgt.)

*) Ein Pud Roggenmehl kostet dort 18 Rubel, ein Stof Fruchtbranntwein 25 Rubel.

**) Parka heißt ein als Hemd zugeschnittener Pelz von Rennthierfell. Die Ostiaken machen ihn doppelt, Fell nach Außen und nach Innen, mit einem Capuchon und einem Paar Handschuhen, Alles in einem Stück. Die Jakuten und Kamtschadalen tragen ihn immer einfach und das Fell nach Innen. Um ihn gegen Nässe zu schützen, wird er mit Erlenrinde durchzogen; er wird mit Seide aufgenäht und mit Zobel besetzt.

***) An allen Orten, wo man Hunde zum Weitertransport braucht, wird kein Vieh gehalten, nicht, weil es unmöglich ist, sondern der Hunde wegen, die Pferde und Kühe in Stücke reißen. In Ochotsk gehört eine Katze sogar zu den Seltenheiten. (Anm. des Verfassers.)

†) Aus den Chroniques du Palais-de-Justice, von Horace Raisson.

Frankreich.

Molière's Frau †).

Molière, der Dichter, welcher nur Lust und Scherz zu kennen schien, wenn man auf die Erzeugnisse seiner Muse blickt, war nicht frei von Leiden, dem gewöhnlichen Loose der Sterblichen, und wenige seiner Zeitgenossen oder Leser späterer Tage mochten, wenn sie die Meisterschaft seines Pinsels bewunderten, mit dem er die Charaktere der kreuztragenden Ehemänner zu malen verstand, nur die entfernteste Ahnung haben, daß derselbe in die lebhaften Farben eigener bitterer Erfahrungen getaucht war, daß der Meister zuweilen sich selbst wie durch einen Spiegel kopirte. Denn nebst mancher Anekdote, die uns von der Mitwelt aufbewahrt ist, mag uns auch nachfolgende authentische Begebenheit zeigen, daß das eheliche Leben für Molière eine Schule der Leiden war, daß ihm hier ohne, oft aber durch eigene Unvorsichtigkeit seine leichtsinnige Gattin Armande Béjart vielen Kummer bereitete und seine Ehre und guten Namen durch ihre Flatterhaftigkeit aufs Spiel setzte, zugleich aber allen geplagten Ehegatten den Trost gewähren, daß kein Geist so groß und kein Charakter so edel ist, der nicht auch seinerseits einen Tribut der menschlichen Gebrechlichkeit zahlen müßte. Zwar ist der Dichter nicht ganz von Schuld freizusprechen, indem er zu einer Zeit sich entschloß, zu heirathen, als er recht gut seiner Frau Vater seyn und er unmöglich sich in gänzlicher Unbekanntschaft über ihr früheres Leben und ihre galanten Abenteuer befinden konnte; aber von Anklagen ähnlicher Art werden sich wenige Männer reinigen können, und so viel Theilnahme uns auch der große Mann einflößt, möchte der Stoff leicht ein so dramatisches Interesse haben, daß wir nicht dafür stehen, Madame Pseudo-Molière nächstens auf der Bühne mit Erfolg aufgeführt zu sehen, wenigstens wäre es nicht das erste Sujet, das seinen Ursprung auf Assisen- oder Gerichts-Verhandlungen zurückzuführen hätte. Doch zur Sache.

Bühnen-Talent, Geist und Schönheit machten Madame Molière zu einer der berühmtesten Schauspielerinnen ihrer Zeit. Auch die Jünger Thaliens feierten unter Ludwig XIV. ihr goldenes Zeitalter, und nicht nur gingen angesehene Hofleute aller Art mit ihnen auf dem vertraulichsten Fuße um, sondern selbst die unmittelbaren Günstlinge des den Musen holden Königs setzten eine vorzügliche Ehre darein, unter die Hausfreunde Molières gezählt zu werden. Vornehmlich war seine Frau die Sonne, um welche sich ein ganzes Planetarium von wandelnden Anbetern drehte und mit alt-Parsischer Andacht in ihr das Gestirn des Tages verehrte; allein so groß auch die Schaar ihrer Verehrer war und so sehr sie sich in deren Huldigungen gefallen mochte, konnte man von keinem sagen, daß er in einem besonderen vertrauten Verhältniß zu ihr stände. In ein solches zu treten, beschloß Herr de Lorny, ein Edelmann aus der Provinz. Leidenschaftlich verliebt in die Schauspielerin, welche er auf dem Theater gesehen hatte, gab er sich alle mögliche Mühe, in dem Hause Molière's Zutritt zu erhalten. Allein das war ein Ding der Unmöglichkeit; denn unter der dreifachen Last des Dichters, Direktors und Schauspielers seufzend, führte Molière ein eingezogenes Leben, und alle Versuche des Herrn de Lorny, in eine nähere Verbindung oder wenigstens Bekanntschaft mit ihm zu treten, scheiterten gänzlich an Molière's Ungastlichkeit. Aber in seinem gesunkenen Muthe durch die Erzählungen von dem Leichtsinn und Unbestand der Gattin angefeuert, faßte er einen argen Gedanken und nahm seine Zuflucht zu einem Auskunfts-Mittel, das, je weniger es ehrenvoll war, ihn desto sicherer ans Ziel führen mußte, wenn anders die Leute die Wahrheit redeten. Eine Gelegenheitsmacherin, la Ledoux genannt, genoß zur Zeit eines großen Rufes der Geschicklichkeit und Verschwiegenheit in ihrem Fache, und sein Plan lief darauf hinaus, sich dieser zu entdecken und durch sie zu der gewünschten Zusammenkunft mit seiner Angebeteten zu gelangen. Herr de Lorny war reich, und als er seinen Entschluß, kein Opfer zu scheuen, kundgab, unterzog sich die la Ledoux mit Freuden dem Auftrage, der für ihr Gewerbe gleich einträglich als ehrenvoll war. Um aber sicher zu gehen, ließ sie sich „für unvorhergesehene Fälle", wie sie sagte, eine Summe von 1000 Louisd'or einhändigen, des Erfolges ihrer Schritte desto gewisser zu seyn.

Von nun an beschäftigte sie einzig der Gedanke, sich in den Besitz dieser Summe zu bringen, und verleitete sie zu folgender verwegenen That. Wie zu allen Zeiten, barg Paris auch damals eine ansehnliche Zahl vornehmer Buhlerinnen in seinen Mauern, deren manche eine auffallende Aehnlichkeit mit Madame Molière hatte, aber keine in so hohem Grade als eine gewisse la Tourelle, die zwar etwas älter, sonst aber ihr sprechend ähnlich war in Gestalt, Haltung und Zügen. Sie hatte genau ihren feurigen Blick, den stolzen Zug um den Mund, den vollen, eindringlichen Ton ihrer Stimme. La Tourelle gab ohne Zögern, sobald sie wußte, um was es sich handelte, ihre Einwilligung, die Rolle der Madame Molière, welche sie öfters im Theater gesehen hatte, zu spielen und es nicht an der nöthigen Mühe fehlen zu lassen, ihr Vorbild zu erreichen und Herrn de Lorny so lange zu täuschen, bis seine arglose Neigung sich in Zeichen einer verschwenderischen Freigebigkeit offenbarte. — Indeß zeigte sich der verliebte Provinziale mit jedem Tage ungeduldiger, wurde aber von der schlauen la Ledoux, die sich weislich hütete, ihr leichtes Spiel merken zu lassen, mit Hoffnungen hingehalten, wobei sie es an der Schilderung aller obwaltenden Schwierigkeiten nicht fehlen ließ und ihm Vorsicht und Verschwiegenheit, als die einzigen Mittel des Gelingens, auf das nachdrücklichste anempfahl. Nachdem sie ihn auf diese Weise ungefähr vier Wochen hingehalten und seine Ungeduld aufs höchste gesteigert hatte, kam sie eines Tages mit freudigen Mienen und der Meldung zu ihm, daß ihre Beredsamkeit endlich über die Bedenklichkeiten der Schauspielerin den Sieg davongetragen hätte, das Geschenk des Herrn de Lorny angenommen und er selbst für den nächsten Tag zu einem Stelldichein in einem sicheren und abgelegenen Hause eingeladen wäre. Der überraschte de Lorny ließ es an Beweisen seiner Erkenntlichkeit nicht fehlen, und seine Freude kannte keine

Gränzen, als er zur verabredeten Stunde die Dirne in verführerischem Negligée und verschleiertem Gesichte ankommen sah, als fürchtete sie eine unwillkommene Erkennung. La Tourelle spielte ihre Rolle meisterhaft, ahmte das Hüsteln, das gezierte Wesen, die herrische Miene und die vornehmen Phrasen der Künstlerin nach, sprach in übertriebenen Ausdrücken von der Anstrengung, welche ihr die Rolle der Circe, eines gerade Furore machenden Stückes, kostete, und wußte ihre unbegreifliche Nachsicht nicht hoch genug anzuschlagen, in ein Haus sich begeben zu haben, dessen Abgelegenheit allein ihre Leute auf einen schlimmen Verdacht bringen könnte. Ein weit Geübterer als der Provinziale wäre in dieser Schlinge gefangen worden, und de Lorny ließ es nicht an Betheurungen seiner gränzenlosen Liebe fehlen und drang in sie, ein Geschenk als Unterpfand derselben von ihm anzunehmen. La Tourelle spielte die Delikate; sie wollte sich zu keinem anderen als zu einem von ganz geringem Werthe verstehen, und erklärte sich endlich nach einem reizenden Widerstande bereit, bei dem Juwelier Monot auf dem Quai des Orfèvres ein diamantenes Halsband auszuwählen, das mit 8200 Livres zu bezahlen der überselige de Lorny sich glücklich schätzte. Von nun an folgten sich die galanten Abenteuer regelmäßig; de Lorny hatte seiner Geliebten das Versprechen geben müssen, im Theater nie ein Wort an sie zu richten, um der hellsehenden Eifersucht ihres Mannes und der lauernden Scheelsucht ihrer Kunst-Genossinnen, die ohnedies auf jeden ihrer Siege ein neidisches Auge hätten, zu entgehen. De Lorny ging nach wie vor eifrig ins Theater, so oft sie in einem Stücke auftrat, bewunderte und beklatschte sein Idol mit dem Gefühl der seligen Befriedigung, unter all' den huldigenden Männern der nächste ihrem Herzen zu seyn, fühlte aber nie den Trieb, das Gesetz, welches ihm als Bedingung ihres Glückes auferlegt war, im Mindesten zu brechen.

Zwei ganzer Monate blieb der Himmel dieser Liebe ohne Wolken, bis die Buhlerin ihn zuerst aus seinem Rausche weckte durch eine Vernachlässigung, die sie schwer büßen sollte. Ihre Zusammenkünfte fanden in dem Hause der la Ledour statt; la Tourelle ließ regelmäßig auf sich warten, einst aber blieb sie ganz aus. Anfangs harrte de Lorny mit Geduld, dann, als sie nicht kam, mit Unruhe, endlich mit übler Laune, und da inzwischen die Stunde des Schauspiels gekommen war, beschloß er, ungeachtet la Ledour durch dringende Bitten ihn von seinem Vorhaben zurückzubringen bemüht war, der ihm unbekannten Vorstellung beizuwohnen. Die Comédie-Française gab damals ihre Piecen im Hotel Guénégaud; eilig schlug er den Weg dahin ein, fand die Vorstellung schon begonnen und nahm seinen Platz in der Prosceniums-Loge. Der erste Gegenstand, den sein suchendes Auge auf der Bühne entdeckte, war Madame Molière in dem reichen und geschmackvollen Kostüm der Circe. Niemals war sie ihm so schön erschienen; er war gekommen, ihr Vorwürfe zu machen, aber sein entzücktes Herz zwang ihn, als sie, die Scene verlassend, an ihm vorbeistrich, in die Worte auszubrechen: „Sie sind anbetungswürdiger als jemals; hätte ich noch ein Herz zu verschenken, o, es müßte heute zu Ihren Füßen liegen." An fade Lobeserhebungen der Art gewöhnt, hielt die Schauspielerin seinen Sermon nicht weiter der Beachtung werth, und obgleich er sie zärtlich ansah, sie mit halblauter Stimme rief und die ihnen Beiden nur verständliche Finger-Sprache in Anwendung brachte, so vermochte dies Alles ihm auch nicht einen Blick oder nur ein Zeichen zu gewinnen, daß seine Anwesenheit bemerkt worden wäre; sie kokettirte eine Sprödigkeit, die ihn zur Verzweiflung brachte. Diese Aufgabe ging über seine Kräfte, ein solches Benehmen nach den Vorfällen des Tages, es war unverzeihlich. Kaum ist der Vorhang gefallen, geht er geraden Weges auf die Loge zu, wo Madame Molière eben im Umkleiden begriffen war, öffnet voll Wuth und Verwirrung gewaltsam die Thür, ungeduldig, die Ursache einer solchen Gleichgültigkeit zu erfahren. Die Schauspielerin war allein mit ihrer Zofe; nie hatte sie diesen Mann gesehen und war daher nicht wenig erstaunt, als mit erhitztem Angesichte, zornfunkelndem Auge und im ganzen Aeußeren mit den Zeichen heftiger Aufregung sich ein Fremder in den Hintergrund der Loge setzt, ohne ein Wort der Entschuldigung, der Höflichkeit oder der Erklärung von sich zu geben. Madame Molière war von Natur gebieterisch; sie ging lebhaft auf ihn zu und gab ihm mit einer würdevollen, theatralischen Geste zu verstehen, die Loge zu räumen, während die Zofe die Thür öffnete, um nach Hülfe zu rufen. Der Zorn des Herrn de Lorny, den er so lange unterdrückt hatte, kannte keine Gränzen; mit Bitterkeit warf er ihr ihre Rücksichtslosigkeit, ihren Unbestand und Verrath vor. Die Dame war bestürzt, hielt ihn anfangs für närrisch, aber sein von Schmerz bewegtes Gesicht, seine treuherzigen Geständnisse und aufrichtigen Thränen brachten sie schnell auf den Gedanken eines obwaltenden Betruges und ließen sie voll Ernstes an ihn die Frage richten, ob er sie wirklich kenne, und was für eine Bewandniß es mit den geheimen Zusammenkünften habe, die sie muthwillig versäumt, sie, die ihn jetzt zum ersten Mal sehe und lauter Räthsel aus seinem Munde höre, die zu lösen sie nicht Scharfsinn genug besitze. Diese Worte verfehlten gänzlich ihre Wirkung auf ihn, sie machten ihn noch bitterer und beleidigender in seinen Aeußerungen. Er ließ sich in Beschuldigungen und Klagen aus, gab ihr eine kurze Schilderung ihres bisherigen Verhältnisses, nannte endlich die Personen und Orte, wo sie sich gesehen, um ihr die Treulosigkeit einer Frau anschaulich zu machen, welcher er Alles geopfert habe. Dies war mehr, als Madame Molière ertragen konnte, sie glühte vor Unwillen und wollte den Mann verhaften lassen. Eben näherte sie sich, ihn zu fassen, als er die Gelegenheit wahrnahm und ihr gewaltsam das Halsband entriß, welches sie in der Hand hielt, indem er es in der Aufgeregtheit für sein Geschenk ansah, obgleich es lange nicht so werthvoll war. Auf ihren Hülferuf eilten die im Theater aufgestellten Wachen herbei, schlossen die Thüren, bemächtigten sich des Thäters und brachten ihn unter guter Bedeckung ins Gefängniß. Inzwischen war er seines Zornes in so weit Herr geworden, daß er eine vernünftige Erklärung des Vorfalles von sich geben konnte.

Madame Molière wurde klagbar, ihr Mann selbst betrieb die Sache mit großem Eifer und verlangte wegen der seinem Hause angethanen Beschimpfung und Gewalt von Herrn de Lorny beträchtlichen Schaden-Ersatz. Der Prozeß wurde im Châtelet*) geführt; aber die verleumderischen Actricen hatten gleich von Anfang eine skandalöse Geschichte verbreitet, in der sie ihre beneidete Feindin eine ganz empörende Rolle spielen ließen. Die Aussage des Juweliers, welcher in ihr die Person wollte wieder erkannt haben, die ihm das Halsband abgekauft hatte, bildete die Grundlage der Fabel. Zum Glück für die Tiefgekränkte blieben die Nachsuchungen, die man in der Hauptstadt anstellte, nicht ohne Erfolg; man wurde der la Ledour, welche, kaum daß die Sache ruchbar geworden war, sich sorgfältig versteckt hatte, habhaft und brachte sie schon im ersten Verhör zu dem Geständniß, Herrn de Lorny die Bekanntschaft eines Mädchens, Namens la Tourelle, verschafft zu haben, die er für die Gattin des Direktors gehalten hätte. Alsbald wurde die Buhlerin, welche ihre Aufgabe so geschickt zu lösen wußte, selbst verhaftet und den Verleumdungen gegen den guten Namen der schönen Künstlerin ein Ende gemacht. Der Prozeß mußte unter diesen Umständen einen schnellen Gang nehmen, da die Verklagten Alles eingestanden; Molière, der froh war, die Ehre seiner Frau auf eine befriedigende Weise gerettet zu sehen, wollte die Schuldigen mit Nachsicht behandelt wissen, aber jene bestand auf die ganze Strenge des Gesetzes, und nachdem die Akten geschlossen und verlesen waren, wurden die beiden Intrigantinnen vor dem Komödienhause an den Pranger gestellt.

*) d. h. dem kleinen Schloß, das eigentlich le grand hieß und ehemals zur Haltung gewisser Gerichte diente; das andere, le petit, ist ein Gefängniß.

Mannigfaltiges.

— Italiänische Aufgaben für Künstler. Die Akademie von Mailand hat für das Jahr 1839 folgende Preise ausgesetzt: in der Architektur, einen Preis von 60 Zecchinen für den besten Plan zu einem reichen Sommerpalast; in der Malerei, einen Preis von 120 Zecchinen für ein Gemälde: „Alexander, der die Arznei in Gegenwart des angeklagten Arztes heruntterschlürft"; in der Skulptur, einen Preis von 40 Zecchinen für ein Basrelief: „Achilles, die Gesandten entlassend, die vergebens sich bemüht hatten, ihn mit Agamemnon auszusöhnen"; in der Kupferstecherkunst, einen Preis von 30 Zecchinen für den Stich eines bekannten guten Werkes, von dem bisher noch kein gelungenes Kupfer existirt; in der Figurenzeichnung, ein Preis von 30 Zecchinen für die Zeichnung: „Heinrich Dandolo in der St. Markuskirche von Venedig, bevor er zu den Kreuzrittern sich begiebt"; in der Ornamentenzeichnung, einen Preis von 20 Zecchinen für die reiche Dekorirung einer Nische mit einer Badewanne.

— Molière, Deutsch. Das Unternehmen einer vollständigen Deutschen Uebersetzung dieses Dichters, wovon wir bereits in Nr. 153 des Magazins vom vorigen Jahre eine Anzeige gemacht**), ist in kürzerer Zeit beendigt worden, als wir erwarteten, denn es liegt uns schon die letzte Lieferung vor, welche unter Anderem die berühmten Lustspiele „George Dandin" (übersetzt von L. Lax), „die gelehrten Frauen" (übersetzt von O. L. B. Wolff) und den „Amphitryon" — die Götterposse, deren Titel die heutige Französische Bezeichnung für jeden Wirth am gastlichen Tische hergegeben — (übersetzt von Martin Runkel) enthält. So verschiedenartig auch die Talente sind, die sich zu diesem Unternehmen vereinigten, ist doch eine gewisse Einheit der Bearbeitung nicht zu verkennen, was wohl hauptsächlich der ordnenden Hand des Herausgebers zu verdanken ist. Die Uebersetzungen der in Prosa geschriebenen Lustspiele lassen sich allerdings mit größerer Leichtigkeit lesen, als die versifizirten, doch haben die Bearbeiter das Ihrige gethan, um den Französischen Alexandriner, für dessen Wohlklang Deutsche Leser jetzt gar kein Ohr mehr besitzen, so erträglich zu machen, als es die Treue der Bearbeitung gestattet. Wir können das ganze Unternehmen nur empfehlen und zweifeln nicht, daß, falls Molière's Ruf eine zweite Auflage nothwendig machen sollte, dann gewiß auch noch manche Härten, die die erste darbietet, ausgemerzt werden dürften.

**) Molière's sämmtliche Werke. Uebersetzt von L. Braunfels, F. Demmler, C. Duller, V. v. Lüdemann, M. Runkel, H. Viehoff, E. Weyden, O. L. B. Wolff, L. Lax u. A. Herausgegeben von Louis Lax. Aachen, J. A. Mayer. 1838.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 108. Berlin, Freitag den 7. September 1838.

Frankreich.

Lafayette's Beziehungen zum ersten Konsul.

Aus den „Memoiren des Generals Lafayette" *).

Bonaparte war im Anfange der Revolution Zögling der Militair-Schule und später Artillerie-Offizier. Die Aufnahme, welche sein Landsmann Paoli bei mir fand, und der Antheil, den ich an dem Bundesfeste des Jahres 1790 nahm, sind zwei Begebnisse, welche er nicht als gleichgültiger Zuschauer betrachten konnte. Bonaparte hat nie unter mir gedient, und da die Belagerung von Toulon und die Ereignisse des 13. Vendémiaire kaum zu meiner Kenntniß gelangt waren, so war er bereits Ober-General, als sein Name zuerst in meinen Kerker drang. Unsere Mitbürger sprachen damals viel von den Olmützer Gefangenen; das Direktorium gab den Französischen Bevollmächtigten, Bonaparte und Clarke, den gemessenen Befehl, für unsere Befreiung zu wirken; es fügte nur eine spezielle Bestimmung hinzu, welche meine Rückkehr nach Frankreich hindern sollte. Diese Klausel befindet sich nur in der Note, welche die Bevollmächtigten dem Marquis Gallo überreichten. „Die Unterzeichneten", heißt es, „hoffen, daß der Marquis Gallo sich bei Sr. Kaiserlichen Majestät für die Freilassung der Olmützer Gefangenen verwenden wird, und daß dieselben die Erlaubniß erhalten werden, sich nach Amerika oder jedem beliebigen anderen Orte, mit Ausnahme Frankreichs jedoch, zu begeben." **)

Als er aus Aegypten zurückkam, war ich in Holland. Das Gefühl, daß er der Mann des Tages sey, war bei seiner Rückkunft allgemein verbreitet. Mein Adjutant, Alexander Romeuf, kam mit dem Berichte von den Vorgängen des 18. Brumaire zu mir; zugleich überbrachte er mir von meiner Frau den Rath, wenn ich mich nach Frankreich begeben wolle, dies so bald wie möglich zu thun. Ich bedachte mich keinen Augenblick, und zwei Stunden später war ich schon unterwegs. Als ich in Paris bei Adrien de Mun abgestiegen war, empfing ich die Besuche mehrerer Freunde und schrieb sogleich an die provisorischen Konsuln, Bonaparte und Sieyes.

An den provisorischen Konsul Bonaparte.

„Bürger Konsul, von dem Augenblick an, wo die Olmützer Gefangenen Ihnen ihre Freiheit verdanken, bis zu dem Zeipunkt, wo die Freiheit meines Vaterlandes mir noch größere Verpflichtungen gegen Sie auferlegt, bin ich der Ueberzeugung gewesen, daß meine Verbannung weder im Interesse der Regierung, noch in meinem eigenen liege; heute lange ich in Paris an. Bevor ich mich nach dem entfernten Landgute begebe, welches der Sammelplatz meiner Familie werden wird, selbst bevor ich noch meine hiesigen Freunde gesehen, wende ich mich an Sie, nicht etwa, als ob ich zweifelte, daß überall, wo die Republik auf ihren würdigen Grundlagen beruht, nicht auch mein Platz sey, sondern weil meine Pflichten und meine Empfindungen mich drängen, Ihnen selbst den Ausdruck meiner Erkenntlichkeit darzubringen."

Die Nachricht von meiner Ankunft und mein Brief an Bonaparte, dessen Besorgung der General Clarke übernahm, irritirten ihn nicht wenig. In einer Unterredung mit Talleyrand und Regnault de Saint-Jean d'Angely schilderten mir Beide nach den ersten Umarmungen die Wuth des Konsuls und bereiteten mich auf ungewöhnliche Maßregeln gegen mich vor; sie baten mich, meine Freunde nicht durch die Verwendung für mich ins Verderben zu stürzen, und forderten mich zur Rückkehr nach Holland auf. Ich antwortete ihnen, daß sie sich für mich nicht bloßstellen sollten, aber da ich es für angemessen erachtet hätte, nach Frankreich zu kommen, so sey es Bonaparte's Sache, zu entscheiden, ob es seiner würdig sey, mich in Ruhe zu lassen; sie wenigstens müßten wissen, daß solcher herrische und drohende Ton mich nur in meinem Entschlusse befestigen könne. Nachdem ihre fruchtlosen Bitten und Beschwörungen mich bis gegen Mitternacht beschäftigt hatten, konnte ich mich beim Abschiede der Bemerkung nicht enthalten, daß es sehr spaßhaft seyn würde, wenn mich die Pariser National-Garde festnähme und die Wiederhersteller der Prinzipien des Jahres 1789 mich am folgenden Morgen in den Temple brächten. Da ich Niemand bloßstellen wollte, beauftragte ich meine Frau, sich in meinem Namen mit dem ersten Konsul zu verständigen. Bonaparte empfing dieselbe sehr zuvorkommend und bezeugte ihr nur darüber seinen Verdruß, daß meine Rückkehr ihn in seinen Bemühungen für die Wiederherstellung meiner Grundsätze hemmen würde. Ich hielt es für überflüssig, Roger Ducos zu besuchen, den Frau von Staël mit einem Lappen verglich, welchen man zwischen zwei kostbare Edelsteine legt, um ihre Reibung zu verhüten. Ich war zufrieden, den Augenblick erfaßt zu haben, wo die Hinneigung zu liberaleren Grundsätzen meine Rückkehr möglich gemacht; ich hatte dadurch zugleich die hauptsächlichsten Hindernisse für meine Freunde aus dem Wege geräumt und reiste nach Brie. Deshalb wollte ich auch nicht, daß man auf einen groben Zeitungs-Artikel, den ich füglich der Regierung zuschreiben konnte, antworte. Bonaparte bequemte sich nun hinsichts meiner zum Systeme des Schweigens, denn als ich meinen väterlichen Freund Washington verlor, und als er Fontanes mit der Lobrede auf denselben beauftragte, erhielt dieser zugleich die Anweisung, meiner nicht zu erwähnen. Die in Paris befindlichen Amerikaner erhielten keine Einladung zu dieser Feierlichkeit, und selbst die Anwesenheit meines Sohnes schien zu mißfallen.

Ich stand noch auf der Liste der Emigranten, auf meinen Kopf war ein Preis gesetzt, und ich war noch außer dem Gesetze, als die Constitution vollendet wurde; ich konnte daher auch nicht gegen den Entwurf von Sieyes, in welchem die Bürgschaften der Freiheit den Bürgschaften seiner Eigenliebe geopfert waren, protestiren. Bonaparte, der mit seinem Kollegen sein Spiel trieb, hatte das Mittel gefunden, den Namen von Sieyes an diese kraftlosen Institutionen zu knüpfen; um ihn ganz unschädlich zu machen, warf er ihm ein Landgut an den Kopf, welches Sieyes sehnlichst wünschte und welches er, trotz aller für ihn daraus hervorgehenden Unannehmlichkeiten, annahm. Benjamin Constant erzählt, daß Sieyes einst bei der Ankunft Bonaparte's sagte: „Ich muß den jungen Mann sehen und wissen, was in ihm vorgeht", und dann hinzufügte: „Ich glaube, daß er jetzt nichts auf dem Herzen hat."

Dem Minister und dem ersten Konsul verdankten wir es, daß meine Gefährten vom 19. August zugleich mit mir von der Proscriptions-Liste gestrichen wurden. Ich verwendete mich auch für einige andere Verbannte, und meine Verwendungen hatten Erfolg. Mein Sohn wünschte in die Armee einzutreten und wurde für eine Unterlieutenants-Stelle in Vorschlag gebracht; der erste Konsul rangirte ihn in ein Husaren-Regiment ein. Es bedarf keines Wortes, daß Bonaparte bei Marengo, wie überall, sich als großer Feldherr erwiesen hat; zuerst wurde er überfallen und geschlagen und nur durch Truppen und einen Feldherrn gerettet, welche gar nicht hierher beordert waren; ein Brief des Herrn von Melas war ihm vielleicht sogar von größerem Nutzen, als ein ungewisser Vortheil; nichtsdestoweniger wird aber die Nachwelt, welche ihn im Voraus die Folgen der Belagerung von Genua berechnen sieht und seinen Uebergang über den St. Bernhard würdigt, die Kühnheit seiner Pläne und seinen richtigen Blick bewundern.

Latour-Maubourg und ich wurden ihm in den Tuilerieen vom Konsul Lebrun vorgestellt. Bonaparte ging mit der liebenswürdigsten Miene auf uns zu; ich dachte dabei an meine erste Audienz bei Friedrich dem Großen. Als wir uns gegenseitig begrüßt hatten, erwiederte er auf meine Glückwünsche wegen seiner Italiänischen Feldzüge: „Die Oesterreicher sind damit noch nicht zufrieden; Moreau wird den Frieden schließen. Ich weiß nicht, was Sie ihnen gethan haben", fügte er hinzu, als das Gespräch auf die fremden Mächte kam, „es ist ihnen sauer angekommen, Sie loszulassen." — Als ich etwas später zu Talleyrand kam, sah ich ihn mit einem Manne, der dem ersten Konsul glich, aus seinem Kabinet kommen; er nannte ihn mir als Joseph Bonaparte. Dieser zeigte sich sehr erfreut über unsere Begegnung und lud mich höflich zu einem Feste in Mortefontaine ein; dort sollte die Unterzeichnung des Friedens-Traktates mit den Vereinigten Staaten gefeiert werden. Dieses Fest hatte für mich sehr viel Anziehendes; es erinnerte mich an die Zeit meiner Jugend. Ich sah bei dieser Gelegenheit die Amerikanischen Gesandten, mehrere meiner Landsleute, die früher meine Kollegen gewesen, viele Ge-

*) Vgl. Nr. 103 des „Magazins".

**) Diese beschränkende Klausel war von Bonaparte ausgegangen und von ihm eigenen Hand geschrieben.

nerale, die Familie Bonaparte und den ersten Konsul, mit dem ich während zweier Tage sehr viel redete. Eines seiner ersten Worte war, daß mir die Franzosen sehr kaltsinnig gegen die Freiheit vorkommen müßten. „Ja", erwiederte ich, „aber sie sind befähigt, sie zu empfangen." — „Ihre Pariser fragen jetzt wenig danach", antwortete er, „die Krämer wollen nichts mehr davon hören." Ich wiederholte meine erste Aeußerung und fügte hinzu: „General, ich habe diesen Ausdruck nicht unbesonnener Weise gebraucht; die Folgen der Verbrechen und Thorheiten, welche den Namen der Freiheit besudelt haben, sind mir sehr wohl bekannt, aber die Franzosen sind vielleicht gerade jetzt mehr als je für die Idee derselben empfänglich. An Ihnen ist es, die Freiheit zu verleihen; von Ihnen erwartet man sie." — Ich hatte von vorn herein den Kampf auf mein Terrain versetzen wollen. Er sprach ungezwungen von Frankreichs militairischen und politischen Interessen, von den Intriguen der Royalisten, von dem Zusammenwirken der entgegengesetztesten Parteien. Ich fand in seiner Unterhaltung die Einfachheit des Genies, Tiefe der Anschauungen und Schärfe des Urtheils. Ich bemerkte einst, daß er sich bemühte, das Gespräch auf meine Amerikanischen Feldzüge hinzulenken. „Hier", sagte ich, „wurden die größten Interessen der Welt in Vorpostengefechten entschieden." — Ich erwähnte gegen ihn des Gedankens einiger Mitglieder der Amerikanischen Bundesversammlung, eine lebenslängliche Präsidentur einzuführen. Seine Augen belebten sich. Ich fügte hinzu, daß eine solche Einrichtung mit einer National-Repräsentation und den nöthigen Beschränkungen auch für Frankreich zweckmäßig seyn könnte. Er betrachtete mich aufmerksam. Ich ließ mich weiter über die Amerikanische Präsidentur ohne Glanz und ohne Garden aus. Er erwiederte lebhaft: „Sie müssen einsehen, daß dies in Frankreich nicht möglich ist." — Uebrigens verschaffte er mir in Mortefontaine eine der größten Freuden meines Lebens, denn dort begannen die Ausstreichungen aus den Proscriptionslisten.

Meine Abneigung gegen jedes öffentliche Amt war aufrichtig; ich strebte nach dem Ruhme und nicht nach der Macht. Als mir das Glück im Jahre 92 ungetreu geworden war, glaubte ich, daß der erste Anstoß und das Endresultat, nicht aber mein Wiederauftreten auf dem Schauplatze den Platz, den ich in der Geschichte einnehmen sollte, bestimmen würden. Uebrigens waren bereits so viele meiner Freunde abgetreten, man hatte mir so Vieles zu verzeihen, es fiel mir so schwer, neue Verbindungen anzuknüpfen und die nöthigen Schritte zu thun, daß mir ein zurückgezogenes Leben während der Herrschaft Bonaparte's nur höchst erwünscht seyn konnte. Es könnte überflüssig erscheinen, hier die Anträge zu erwähnen, welche zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Parteien an mich gerichtet wurden. Der General Lefebvre, dessen Glück ich begründet hatte, war einer der Ersten, die sich an mich wandten. Talleyrand suchte mich zur Annahme der Gesandtschaft nach den Vereinigten Staaten zu bereden, und die Minister derselben unterstützten diesen Vorschlag. Als Talleyrand wiederum in mich drang, einen Platz im Senate einzunehmen, lehnte ich es lachend ab, weil ich genöthigt seyn würde, eine Anklage gegen die Verwaltung und ihr Oberhaupt zu erheben. Nichtsdestoweniger stand ich bis zum lebenslänglichen Konsulate in Beziehungen zu Bonaparte.

Rußland.

Sibiriens Licht- und Nacht-Seiten.

(Fortsetzung.)

Ich habe bis jetzt die langwierige Reise einer nach Norden ziehenden Karavane beschrieben; jetzt wollen wir einen flüchtigen Blick auf die nach Osten, nach dem Hafen von Ochotzk ziehenden Karavanen werfen — gegen den ersteren Zug ist dieser nur eine Lustpartie. Der Proviant und das Kriegsgeräth der Regierung für Ochotzk, Gishiga, Kamtschatka, die für die Amerikanische Compagnie nöthigen Güter und Lebensmittel, die bisweilen bis nach Sitka transportirt werden, endlich Kaufmanns-Waaren, Mehl, Oel, Branntwein, alles dieses zusammen erfordert mehr als 20,000 Pferde und wird fast immer zu einer und derselben Zeit abgefertigt. Ochsen tragen das Gepäck bis zum Gipfel des Aldan, so lange noch Schnee liegt; sobald sich Gras zeigt, werden sie durch Pferde ersetzt. Die Berge ertönen dann vom Geschrei und von den Gesängen der Treiber; eine Karavane folgt der anderen. Bald steigt man ein waldbewachsenes Granitgebirge hinan, bald watet man durch einen reißenden Strom, bald durchzieht man ein grünendes Thal. Die Natur lebt auf, die Wälder werden lichter, unbekannte Blumen sprießen zu den Füßen der Wanderer; die wilde Einöde hat Bewohner und das stumme Gebirge eine Stimme. Die Kaufmannsdiener zerstreuen sich an den Seiten der Straße, um zu jagen, und wiederholte Schüsse ertönen in verschiedenen Richtungen aus der Ferne. Der Weg bietet immer Veränderung dar: bald zieht man über nackte Felsen, bald über bemooste Morastflächen, über nie schmelzendes Eis in Abgründen, und bald giebt es reißende, bald stille Gewässer, die, je nachdem das Wetter und die Tageszeit ist, nicht selten die Reise lange verzögern, dafür aber Gehör und Geschmack befriedigen. Ihr rauschendes Wasser ist rein wie Krystall, schmeckt wie Rheinwein und ist gesund wie Quellwasser; hat man einmal getrunken, so will man immer mehr! Auf jedem Schritt eröffnet sich eine schöne Aussicht, und jeder Felsen hat seine Legende, jede Bergschlucht ihre Tradition*) In dieser Gegend giebt es eine Menge Bären, und am hellen Tage sieht man auf manchen Berge ganze Heerden derselben, die ruhig Wurzeln von den ihnen beliebten Pflanzen aus der Erde graben. Sie sind sehr gemüthig und gehen nur selten auf Menschen los, selbst wenn sie angegriffen werden, wogegen aber die Packpferde für sie gehütet werden müssen, indem selten eine Nacht vorübergeht, wo nicht eines von ihnen dieser oder jener Karavane entführt wird. Hierzu muß noch bemerkt werden, daß sie große Diebe sind und als leidenschaftliche Liebhaber des Branntweins höchst geschickt die mit demselben gefüllten Fljagi (flache hölzerne Gefäße) zu stehlen verstehen. So wie er trunken ist, wirft der zottige Fürst der Wälder seinen gewöhnlichen finsteren Ernst von sich und dreht und wälzt sich umher und macht Sprünge, als ob er äquilibristische Künste zeigen wollte. Zum Schluß des Schauspiels wirft er gewöhnlich das geleerte Gefäß in die Höhe und zerschlägt es zuletzt mit den Tatzen in kleine Stücke. Was man sich von ihm über gestohlenes Mehl erzählt, ist noch lustiger: er zieht den mit Mehl gefüllten Sack bis zur nächsten Quelle, und da er es trocken nicht fressen kann, zerreißt er das Leder und beginnt, das Mehl ins Wasser zu schütten, wahrscheinlich, weil er wünscht, einen Mehlbrei zu speisen; der hinterlistige Strom aber entführt sein Leckermahl, und Petz verliert die Geduld: zornig wirft er den Rest in die Luft umher, und steht dann natürlich bald gepudert da.

In früheren Zeiten wurden auf der Straße nach Ochotzk Tausende von Pferden Opfer der Viehseuche, und viele Karavanen-Güter verdarben bis zum Winter unter freiem Himmel, weil es an Transportmitteln fehlte. — Seit zehn Jahren aber hört man nichts mehr davon — und dies ist kein Wunder: das frühzeitige Abfertigen auf Schlitten bis zum Aldan-Gebirge erhält die Pferde bei Kräften, mithin auch gesund, weil alle epidemische Krankheiten nur auf Kraftlose einwirken. In früheren Zeiten wurden die Reisenden in den Bergen von Unwetter verfolgt; — jetzt, im Gegentheil, ist nur Eine Stimme darüber, daß im Sommer dort schönes Wetter ist — und das ist natürlich: die nahbelegenen Wälder, welche die Ausdünstungen der Moräste in sich aufnahmen und Wolken herbeizogen, sind durch häufige Feuersbrünste gelichtet worden und die Atmosphäre hat sich gereinigt. Die mächtige Hand des Menschen entwaffnet nicht nur die Donnerwolken, indem sie ihnen Blitze entzieht wie den Schlangen die Giftstacheln — sondern verjagt sie sogar vom Himmel, schafft eine neue Natur um sich her und spannt ein neues Klima über sich aus wie ein Zelt.

Was soll man von der Reise mit Hunden sagen! Ein lebendes Beispiel davon hat man in Petersburg gesehen**). Zum Waaren-Transport bedient man sich derselben zwischen Gaschewsk, Sredne- und Nishne-Kolimsk, Gishiga und Kamtschatka, bisweilen zwischen Aldan und Ochotzk, so wie in den Bezirken von Narimsk und Berefoff und bei allen Nomaden, den Jegalischen, Samojeden, Korjaken, Tschuktschen und Kamtschadalen. Zwölf Hunde ziehen gewöhnlich ein Gewicht von 40 Pud; übrigens werden sie hauptsächlich nur zum Transport von Reisenden gebraucht. Zwischen Tobolsk und Berefoff, so wie zwischen Jakutsk und Ochotzk, werden Reisende von den Stationen mit Hunden und ziemlich schnell expedirt. Mit guten Hunden kann man am Tage ungefähr 200 Werst zurücklegen, und füttert man sie mit Fleisch, anstatt mit Fischen, so macht ein einzelnes Gespann gegen 70 Werst. Eine solche Fahrt ist mit vielen Gefahren und Unbequemlichkeiten verbunden: es ist außerordentlich schwer, immer das Gleichgewicht zu halten, und nicht selten laufen die Hunde, nachdem sie ihren Passagier abgeworfen haben, allein fort und lassen den Armen auf seine Füße beschränkt in der Einöde zurück. Jedes an der Seite des Weges aufspringende Vögelchen, jedes in der Ferne sich zeigende wilde Thier lockt sie zu sich. Selten vergeht in Ochotzk ein Winter, in welchem nicht ein Mensch umkommt, der in einer nebligen Nacht von einer Gasterei nach Hause kehrt. Verirren sich die Hunde, so führen sie ihn in eine nicht zugefrorene Wasserstelle, oder stürzen ihn von einem Flußufer ins Wasser. Fällt außerdem ein dicker Schnee, so muß der Führer nach dem Wege tappen. Bei glattem Eise und starkem Frost zieht man ihnen Stiefelchen und Wämser an.

Der bekannte Französische Gelehrte, Herr Arago, der die ganze Natur mit akademischem Maße mißt, entdeckte uns das Geheimniß, daß Schnee kein Wärmeleiter ist — eine Wahrheit, die kein einziger Russischer Bauer je bezweifelt hat***). „Und darum", ruft er aus, „sendet die schützende Natur mehr Schnee in kältere Länder — sonst würde der Frost alle Pflanzen tödten." Großartige Redensart!.... Alles hat seine Gränze. Ich erkläre hiermit förmlich, daß in Bessarabien der Schnee nicht selten tiefer

*) Zu den merkwürdigsten gehört eine von einem Schiff, welches auf dem Ufer eines ziemlich großen Sees, der sich auf dem Berge Aldan befindet, liegen soll. Die Erzählungen über dasselbe haben viele Reisende irre geleitet, die den Versicherungen unwissender Jakuten und mancher Kaufleute, deren albernes Geschwätz wiederholten, Glauben schenkten. Ich bin so frei zu versichern, daß dort niemals ein Schiff gewesen ist und auch nicht sein konnte. Die Veranlassung zu diesem Mährchen gab ein aus Fichtenholz gezimmertes und jetzt halb in Schlamm versunkenes Floß; wahrscheinlich diente es Länglingen zum Fischfang im See und vielleicht zum gelegentlichen Aufenthalt in der Nacht. Der Zustand des Holzes spricht für kein Alterthum, und von Schiffstrippen findet man keine Spur.

**) Ein Gespann ward mit einem Kamtschadalen vom Capitain zweiten Ranges, Golowtschöffsky, jetzigem Befehlshaber von Kamtschatka, dort hergebracht.

***) Man frage ihn, warum er trauert, wenn im Winter kein Schnee fällt — so wird er antworten, daß „der Frost die Saat tödtet und der Schnee sie warmen würde." Um sich gegen die Kälte zu schützen, gräbt er sich in Schnee ein.

liegt als im nördlichen Rußland, und in letzterem immer tiefer als in Sibirien, und daß im Allgemeinen der Ueberfluß an Schnee nur von der Veränderlichkeit der Witterung und keineswegs von der Stärke des Frostes abhängt. Hierin liegt der Grund, daß in denjenigen Ländern, die am Meer oder an großen Seen liegen, und in solchen, die von hohen Bergen durchschnitten werden, mehr Schnee fällt als in Steppen. Aus dem nämlichen Grunde fällt im Jakutskischen Bezirk, dem Focus der Kälte, der Schnee selten höher als eine halbe Arschine, und das Vieh geht den ganzen Winter über ins Freie, um sein Futter unter dem Schnee zu suchen. Freilich weht der Wind hohe Schneemassen zusammen, die jedoch nicht als Maßstab dienen dürfen. Und woher, erlaube ich mir zu fragen, sollten in außerordentlich kalten Zonen sich große Massen Schnee bilden, da letzterer, ein Produkt der Dünste gefrorener Gewässer, nur im Herbst fällt? Später findet er gar keinen Bildungsstoff, durchaus nichts, weil die Beständigkeit der Atmosphäre keine Winde zuläßt, welche die Dünste wärmerer Länder übertragen könnten, und die eigenen Ausdünstungen vom Frost bereits in das Innere der Erde verschlossen wurden; er findet nichts, weil das Thermometer während des ganzen Winters nicht über 33° steigt und mithin die dünne Luft nicht im Stande ist, die Nebel bis zur Region der Schneebildung zu verlassen. Uebrigens widerspricht jener Theorie die Natur selbst, indem sie im Jakutskischen Bezirk hohe Cedern, Tannen, Fichten, Sommer-Roggen und Weizen, ja sogar Gemüse hervorbringt. Aber nicht nur auf gefrorener Erde — selbst auf Eisschollen kann sich Productionskraft zeigen, wie Capitain Parry es auf seiner letzten Reise am Nordpol gesehen hat. Nicht also der Frost, der viele Thiere und alle Gewächse Sibiriens in Schlaf versenkt, ohne sie zu zerstören, sondern nur der Mangel an Wärme und Licht verhindert die vollkommene Entwickelung der schaffenden Natur in den Polar-Flächen; der Schnee aber im Allgemeinen kann nur die Wintersaat und auch diese nur bis zu einem gewissen Grade schützen.*)

Zürne nicht, lieber Leser, über meine meteorologische Episode — auch ein Körnchen im Felde der Naturkenntniß ist nicht verloren. Und dann thut es mir wehe, zu sehen, daß viele Russen und sogar Bewohner Sibiriens die Irrthümer von Ausländern gläubig wiederholen, und zwar nur deshalb, weil es Ausländer sind. Man wird sich übrigens von der Richtigkeit jener Wahrnehmung um so mehr überzeugen, wenn man erwägt, daß bei den Lappen, Ostiaken und an den Mündungen der Lena, d. h. in den kältesten Ländern, die Rennthiere wegen geringen Schnees zum Bespann gebraucht werden, während man an den Küsten von Ochotzk und Kamtschatka des tiefen Schnees wegen nur reitend fortkommen kann. Im Südosten von Sibirien transportiren die Kaufleute ihre Waaren im Sommer und Winter mit Rennthieren.

Fast die ganze rechte Seite der Lena, bis zu den Gränzen Dauriens und des Ochotzkischen Meeres, bildet das Nomadenlager der Tunguſen und Lamuten, friedliche Jäger des östlichen Sibiriens, und ihnen folgt der unermüdliche Kaufmann in die unermeßliche Wüste, um die Beute ihrer Jagden aus der ersten Hand zu kaufen. Auf gut Glück irrt er durch unwegsame Flächen und Wälder, die weder ein Wagenrad noch die Hufspur eines Pferdes je gesehen. Der Zufall führt ihn zu einigen armseligen Jurten — er freut sich eines Fremdlings, als wäre es sein Landsmann; man nimmt ihn auf wie einen Bruder: gegenseitige Geschenke und Bewirthungen gehen dem Tauschhandel voraus. Der Tunguſe ist arm, aber redlich und gastfrei. Den ganzen Tag nur mit der Jagd beschäftigt, fastet er nicht selten zwei bis drei Tage lang, ohne etwas zu erbeuten, und ist doch jeder Zeit bereit, ein letztes Stück Brod mit einem Wanderer zu theilen; ihm reicht er seine weichste Decke, die fetteste Sahne seiner Rennthiere, die ausgesuchtesten Oblepichi**). Sich nach den Lagern anderer Jäger erkundigend, verläßt der Kaufmann seinen gastfreien Uruß***) und zieht mit seinen frommen Rennthieren abermals in die Wüste hinein. Welche feierliche Stille herrscht in derselben! Undurchdringlich ist der Schatten der Wälder! Selbst der Wind scheint nicht hineingedrungen zu seyn .... nicht ein einziges Blatt zittert an der Espe; die Birke verwest auf ihrer Wurzel oder neigt sich leise auf ihre Nachbarin hin. Das schwarze Eichhorn, auf einem Zweige sitzend, sieht neugierig auf den Menschen herab — und nagt dann wieder an der Baumrinde; der erschreckte Zobel verliert sich in der Ferne und springt rasch von Baum zu Baum; ein einsamer Reiher erhebt sich mit klägsichem Geschrei aus dem Sumpfe, seine langen Beine nach hinten werfend .... Blasenfüße (trips) bilden schwebende Säulen über, von Eisen-Oxyd rothgefärbte Moore .... und dies ist Alles. Nirgend eine Spur von Reisenden, nirgend ein Zeichen menschlicher Thätigkeit, nirgend ein menschlicher Laut. Kaum erblickt der Reisende dann und wann auf einem Hügel eine mit Moos bewachsene Bildsäule — sie steht allein da, wie ein Geist der Einöde oder wie ein Denkmal längst verschwundener Jahrhunderte und Völker*). Zuweilen überrascht ihn die Spur eines Thieres — er steigt ab, untersucht und erblickt mit Schrecken — die Spur eines Panthers!

Eines Panthers? ruft der Leser mit dem ironischen Lächeln des Zweifels aus. Ja, meine Herren, eines Panthers und noch dazu eines recht großen. Ob diese Thiere sich im Sommer aus Mittel-Asien hierher verirren, ob eine von ihnen verfolgte Beute sie zur Zeit allgemeiner Hitze nach Sibirien verlockt, oder ob sie durch die Treibjagden des Chinesischen Kaisers verscheucht werden, ist die Frage; — gewiß ist es, daß selten ein Jahr vergeht, wo im Bezirk von Jakutzk nicht ein oder zwei Exemplare erlegt und viele gesehen werden. Ihr Heißhunger, ihre Furchtlosigkeit, so wie ihre Kraft und Schnelligkeit, machen sie den Jägern furchtbar, und selten wird ein Pantherfell ohne Blut erkauft. Folgendes trug sich im Jahre 1827 zu.

Zwei Familien, eine Jakutische und eine Tungusische, lagerten neben einander, nicht sehr weit von Jakutzk. Ihre Oberhäupter, beide Jäger, waren alte Freunde. Eines Morgens stürzte die Frau des ersteren mit Entsetzen in die Jurte, und mit Mühe brachte man von ihr heraus, daß sie von einem ihr unbekannten wilden Thiere erschreckt worden sey. Die Jäger griffen nach ihren Flinten und eilten ins Freie — aber auch ihnen entsank der Muth: in einer Entfernung von zwei Flintenschüssen lag ein Panther. Sie wagten es nicht, das Haus zu verlassen und entsagten ihrer gewöhnlichen Jagd. Es verging der Tag, auch die folgende Nacht — aber der Panther hatte sich nicht entfernt. Heißhungrig lauerte er auf Beute, und mit jeder Stunde vergrößerte der Hunger seine Kühnheit. Geschrei, Werfen von Feuerbränden, Klappern mit Kesseln — Alles war umsonst: er richtete sich auf, sprang und lief umher und legte sich dann in der nämlichen Entfernung wieder hin. Noch ein Tag verging, und die Jäger geriethen in Verzweiflung; das Geschrei und Winseln der hungrigen, durstigen, geängstigten Familien brachte sie zu einem kühnen Entschluß. Es war einerlei, vor Hunger zu sterben oder unter den Klauen des wilden Thieres — der Jakut erbot sich, den Kampf zu beginnen. Er lud sein Gewehr und ging dreist auf den Feind los. Der erstaunte Panther starrte ihn an, wedelte dann munter mit dem Schweife, sperrte den blutigen Rachen auf und begann, sich zu belecken, als ahnete ihm eine Beute. Als aber der Jakute auf ein Knie sank, um besser zu zielen, sträubte sich des Thieres Haar, es krümmte sich wie eine Schlange und machte einen plötzlichen Satz — der Schuß traf nur leicht — aber in einem Augenblick war die Hand des unglücklichen Jägers von den Zähnen des wüthenden Thieres zermalmt. In der nämlichen Minute warf sich der Tunguſe mit seiner Palma**) auf den Panther und brachte ihm drei Wunden bei, — nun richtete das Thier seinen Grimm auf den neuen Feind und faßte ihn mit seinen Tatzen, nachdem es die Lanze zerbrochen .... was ein Glück war, indem der Jakute sich frei machte, mit der gesunden Hand ein Messer aus der Tasche zog und es dem Panther in die Seite stieß .... dieser, dem das Blut entströmte, ließ seine Beute fahren, entfernte sich und sank hin; aber die verwundeten Jäger konnten ihn nicht verfolgen. Abends war er todt.... Ich sah sein Fell, welches der Bezirks-Befehlshaber gekauft hatte — es war ungewöhnlich groß. Der Jakut starb nach zwei Tagen; der Tunguſe litt lange an seinen Wunden. (Schluß folgt.)

*) Es scheint mir auch, daß die Wichtigkeit, welche der berühmte Humboldt der mittleren Temperatur für die Acclimatisirung von Bäumen mittlerer Zonen in kalten zuschreibt, sich in der Praxis nicht bestätigt. Ich wiederhole es: die mittlere Temperatur ist in Jakutzk durchschnittlich im Jahre 5½ Grade Frost im Tage, und doch wachsen dort große Bäume und Weizen. In den Ebenen ist die Kälte geringer — aber große Gewächse giebt es dort nicht. Eine andere Sache ist die mittlere Temperatur eines Sommers: diese kann den Grad der Productions-Fähigkeit zeigen, doch auch hier muß bemerkt werden, bei welchen Graden der Frost das Wachsthum der Bäume verhindert, — ob die Blüthen nicht im Sommer durch Morgenreife beschädigt werden, u. s. w. Ueberhaupt glaube ich, daß die Fichte im ganzen südlichen Sibirien fortkommen kann, weil der Winter ihr nicht schadet, und der Sommer, so wie im Gouvernement Kasan, für ihre vollkommene Entwickelung hinreichend warm ist. (Anmerkung des Verf.)

**) Sibirische, dart am Stengel wachsende Beeren.

***) Eine Sommer-Jurte von Birkenrinde mit Pferdehaaren zusammengenäht.

*) Außer diesen rohen Bildsäulen, soll es auch hier, nach dem Vorgeben der Tunguſen im Lande Udsk, auf einem hohen Berge, ein in die Erde gewachsenes Schiff geben. Einer meiner Bekannten hatte Gelegenheit, diesem Berge vorbeizufahren, und sein Führer bestätigte obiges Vorgeben; man mußte aber eine steile Höhe hinansteigen, spät am Tage war es auch, und so unterblieb die Nachforschung. Ich glaube, daß hier von nichts Anderem die Rede ist, als von einer alten Ahaten bekannten Sage von Noah's Arche. Obgleich die Tunguſen nicht aus Kaukasien herstammen, so wäre es doch möglich, daß sie in alten Zeiten irgendwo mit Kaukasischen Stämmen zusammentrafen oder durch Tradition von dieser Sage Kunde erhielten.

**) Ein an einem Schaft gebundenes Messer, eine Art Lanze. (A. d. V.)

Bibliographie.

Das Mittagsmahl. Gedicht von W. Filimonoff.
Wörterbuch der reinen und angewandten Mathematik. Von dem Akademiker W. Bunjakoffsky.
Handbuch zur chronologischen Uebersicht der Russischen Geschichte. Von N. Jaswinsky.
Wörterbuch der Stadt- und Landwirthschaft. Vom wirkl. Staatsrath und Ritter Dwigubski.
Vollständige Sammlung der Werke D. von Wisin's.
Virginia, oder eine Reise durch Rußland. Von A. Weltmann.
Lehr-Methode einer Chronologie der Geschichte. Von N. Jaminsky.
Versuch einer Philosophie der Natur. Von J. Kedroff.
Kurze allgemeine Geographie. Von Konst. Arsenjeff.
Ein Wort über Trunkenheit, von einem Landgeistlichen in der Nähe von Petersburg.
Das Eau de Cologne. Roman in einer Flasche, von Peter Samochotoff.

Italien.

Statistik der Stadt Neapel im Jahre 1837.

Die Bevölkerung der Stadt Neapel zählte
am 1. Januar 1837 . . . 351,719 Seelen
am 1. Januar 1838 . . . 336,302 "

und hat sich daher vermindert um 15,417 Seelen.

Geburten. Die Zahl der Geborenen war 13,047, wovon 6824 männlichen und 6223 weiblichen Geschlechts; darunter waren 2164 uneheliche, 1073 männlichen und 1091 weiblichen Geschlechts.

Todesfälle. Es starben 28,464, wovon 13980 männlichen und 14,484 weiblichen Geschlechts. In der ganzen Anzahl der Todten sind einbegriffen 1694 uneheliche Kinder, wovon 758 männlichen und 936 weiblichen Geschlechts.

Ehen. Es wurden 3053 Ehen geschlossen, worunter 489 Wittwer und 316 Wittwen.

Im Vergleich mit dem vorhergehenden Jahre waren im Jahre 1837 546 weniger Geborene, 9307 mehr Todte und 163 Ehen mehr. —

Cholera. An der Cholera starben 11,933 Personen, 5487 männlichen und 6446 weiblichen Geschlechts, und zwar:

Von der Geburt bis zum 10. Jahr	1,381
Vom 11. " " 20. "	956
" 21. " " 30. "	1,585
" 31. " " 40. "	1,838
" 41. " " 50. "	1,695
" 51. " " 60. "	1,734
" 61. " " 70. "	1,081
" 71. " " 80. "	577
" 81. " " 90. "	187
" 91. " " 100. "	38
Unbekanntes Alter	861
	11,933

Im Stadtviertel		Verhältniß zu der resp. Bevölkerung.
San Ferdinando	831	wie 1 zu 37,28
Chiaja	1,011	" 1 " 27,02
San Giuseppe	504	" 1 " 38,95
Porto	1,052	" 1 " 33,58
Mercato	1,749	" 1 " 28,48
Pendino	957	" 1 " 32,25
Vicaria	1,488	" 1 " 26,37
San Lorenzo	283	" 1 " 39,30
San Carlo all Arena . . .	748	" 1 " 26,74
Stella	853	" 1 " 27,77
Avvocato	942	" 1 " 34,30
Montecalvario	1,112	" 1 " 27,73
Militair	403	
	11,933	

Unter den an der Cholera verstorbenen Personen waren: Haus- und Grundbesitzer und Rentiers beiderlei Geschlechts 3108, Geistliche 101, Nonnen 47, Militairs 403, Advokaten 74, Notare 3, Aerzte und Chirurgen 32, Architekten 16, Kaufleute 93, Civil-Beamte 224, Schullehrer 35, Handwerker ꝛc. 7795. In der obigen Summe sind die an der Cholera Gestorbenen im Bezirk Capo di Monte und in Portici nicht mit einbegriffen, weil die Bevölkerung dieser Bezirke nicht zu der der Hauptstadt gehört.

Im Jahre 1837 wüthete die Krankheit am meisten im dritten Monate, gleich wie im Jahre 1836, doch dauerte die Periode länger. Die höchste Zahl der an einem Tage Gestorbenen war 428. Bei der ersten Invasion wurden die näher am Meere gelegenen Quartiere ergriffen; bei der zweiten ging die Krankheit in alle Quartiere ohne Ausnahme über, wie man aus der Vergleichungs-Tabelle sieht; ja beinahe sind die vom Meere entfernteren mehr mitgenommen worden. Bei der ersten Invasion wüthete die Krankheit mehr unter dem gemeinen Volke und zeigte sich hauptsächlich in engen Wohnungen; bei der zweiten wurde keine Klasse verschont, und es unterlagen sehr viele Personen, deren Wohnungen wegen Lage und Bequemlichkeit als gesund zu gelten pflegen.

Sowohl 1836 als 1837, wo die Hauptstadt von der Cholera heimgesucht wurde, ist die Anzahl der anderen Krankheiten nie weniger als in früheren Jahren gewesen, besonders während der Dauer der Cholera. In dem Zeitraume von sechs Monaten der zweiten Invasion zählte man 8856 Todte an anderen natürlichen Krankheiten, während nach den gewöhnlichen Berechnungen nicht mehr als 6300 seyn sollen.

Unter den Verstorbenen im Allgemeinen zählt man 3414 Haus- und Grundbesitzer und Rentiers, 179 Kaufleute, 449 Civilbeamte, 118 Militairbeamte, 31 Pensionirte, 217 Geistliche, 241 Advokaten und Aerzte, 6533 Handwerker, 357 Bediente, 8095 Frauen, 8830 Kinder bis zu 7 Jahren beiderlei Geschlechtes. Es starben 16 Personen über 100 Jahre alt (2 Männer und 14 Frauen), worunter eine Frau von 106 Jahren. 393 starben eines plötzlichen Todes.

Die Geborenen verhalten sich zu 1082 pro Monat und 36 etwa pro Tag, die Todten an natürlichen Krankheiten 1377 pro Monat, 46 pro Tag, außer den 11,933 an der Cholera in etwa 6 Monaten.

Die Geborenen verhalten sich zur Bevölkerung wie 1:23,30, die Todten einbegriffen, die an der Cholera Erkrankten wie 1:12,85, die Ehen wie 1:117,02.

Es fanden 30 Selbstmorde statt, worunter 14 Neapolitaner, 2 aus der Provinz und 14 Fremde. 5 Personen ertranken am Meeresufer der Hauptstadt.

Geistliche Ordinationen. Es wurden ordinirt 98 Priester, 91 Diakone, 103 Subdiakone, 147 Minoristen, 136 Tonsurirte.

Einfuhr von Consumtions-Artikeln. Getraide 272,330 Cantaja, Mehl 117,673 Cant., Mais 28,196 Cant., Macaroni und andere mehl. Speisen 171,044 Cant., Reis und Gramen 244 Cant., Gemüse 12,080 Cant., Milchwaare 14,043 Cant., Salami 1989 Cant., gesalzene Fische 20,903 Cant., Stockfisch 16,322 Cant., Johannisbrod 48,000 Cant., Hafer 39,942 Cant., Oel 63,853 Cant., Weinfässer 129,726 Stück, Hornvieh und Büffel 25,920, Schafe und Ziegen 197,515, Schweine 31,031, Kaffe 5171 Cant., Zimmet 6699 Pfd., Pfeffer 1696 Cant., Zucker 28,256 Cant., Bier 15,176 Caraffe.

Einfuhr von Luxus-Artikeln. Tuch 12,939 Canna, Kaschmir 8235 Can., Sammt 270,000 Can., weiße Waaren 829,081 Can., Circassien 43,182 Can., Seidenwaaren 22,922 Pfd., andere Stoffe 1,766,212 Can., Baumwollen-Garn 12,613 Cantaja, Hals- und Schnupftücher 777,960.

Für die Bequemlichkeit und den Handel der Bewohner giebt es: 227 möblirte Miethhäuser, 399 Wirthshäuser, 193 Speisehäuser, 185 Gasthäuser für's gemeine Volk, 53 Eisbuden, 409 Kaffeehäuser, 54 Kaffee- und Eisbuden, 736 Miethwagen mit Nummern, 276 mit Buchstaben, 59 Calessini mit Buchstaben, 54 für eigenen Gebrauch, 4 mit Ziffern, 32 Portantini, 417 Karren, 626 Fischerkähne.

Schiffahrt. Es liefen aus den Häfen 1031 Neapolitanische Schiffe, 22 Französische, 80 Englische, 20 Toskanische, 43 Sardinische, 2 Schwedische, 4 Norwegische, 2 Römische, 2 Spanische, 1 Dänisches Schiff. Es kamen an 1093 Neapolitanische Schiffe, 22 Französische, 91 Englische, 22 Toskanische, 44 Sardinische, 2 Schwedische, 4 Norwegische, 2 Römische, 3 Spanische, 1 Dänisches Schiff.

Reisende. Es kamen aus den Provinzen 17,105 Personen
gingen ab . . . . . 13,214 "

blieben am 1. Januar 3,891 Personen.
Es kamen Fremde . . . . . 7,110 Personen
gingen ab . . . . . 5,119 "

blieben am 1. Januar 1,991 Personen.

Mannigfaltiges.

— **James Pradier.** Dieser berühmte Französische Bildhauer, Professor an der Akademie der Künste in Paris, ist ein geborener Genfer, kam aber frühzeitig nach Paris, wo er ein Schüler Le Mot's wurde und im Jahre 1814 von Napoleon eine Unterstützung ausgesetzt erhielt. Als der Kaiser bald darauf Le Mot's Atelier besuchte, stellte ihm dieser seinen Zögling mit den Worten vor: „Sire, das ist Einer von den kleinen Pensionairen Eurer Majestät." — „Ach", rief Napoleon, indem er dem jungen Pradier die Hand auf den Kopf legte und ihm ins Auge sah, „Meister Le Mot, nehmt mir den Kleinen hübsch wahr; diese Stirn scheint mir Großes zu verkünden." Ein solches Wort des Kaisers machte natürlich einen tiefen Eindruck und spornte den glücklichen jungen Bildhauer nicht bloß an, sondern stellte ihn auch bereits in der Meinung seiner Mitschüler sehr hoch. Im nächsten Jahre schon konnte er mit einem Preise der Akademie nach Italien reisen. Nach seiner Rückkehr war eine seiner ersten Arbeiten, die die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zog, eine Büste Ludwig's XVIII., den er anders, als die bisherigen Darsteller, die es bloß auf eine Schmeichelei abgesehen hatten, auffaßte. Als der König die Büste sah, rief er: „Das ist der einzige Künstler, der mich begriffen hat!" Und von dieser Zeit an hatte sich Pradier der Gunst des Hofes zu erfreuen. Seine Büste Ludwig's XVIII. steht noch jetzt im Louvre, wo sie selbst am 29. Juli 1830, als die Zerstörungswuth dort eingedrungen war, respektirt wurde, nachdem der Galerie-Direktor de Cailleux darauf aufmerksam gemacht hatte, daß dies der Urheber der Charte sey. Gegenwärtig befinden sich von Pradier's Hand zwei Statuen in der Deputirten-Kammer, drei im Luxembourg, vier in Versailles, sieben in der Magdalenen-Kirche, vier beim Triumphbogen der Etoile, zwei auf dem Platze Ludwig's XV. und zwei im Tuilerieen-Garten, von welchen letzteren die eine den befreiten Prometheus und die andere den Phidias, über die Bildsäule des Zeus nachsinnend, zwei mächtige Conceptionen, darstellt. Pradier hatte die Idee gehabt, statt des Phidias eine Statue der Jungfrau von Orleans im Tuilerieen-Garten aufstellen zu wollen, und zu diesem Behufe ein kleines Modell an den König Ludwig Philipp übersandt. Dieser aber wünschte, obgleich er früher ebenfalls einer Darstellung aus der Französischen Geschichte den Vorzug gegeben hatte, jetzt ein Seitenstück zum Prometheus aus dem Alterthum und behielt das eingesandte Modell zurück. Bald darauf bewunderte ganz Paris eine Skulptur-Arbeit der Prinzessin Marie von Orleans, jetzigen Herzogin von Württemberg; es war eine Statuette von Jeanne d'Arc. Pradier ward zwar durch einzelne Züge an sein eigenes Modell erinnert, aber das Ganze hatte doch von künstlerischer Hand eine wesentlich veränderte Gestalt und Bedeutung bekommen. Indessen war dem Bildhauer jetzt klar, warum im Tuilerieen-Garten ein zweites Bild aus dem Alterthum und keines aus der Französischen Geschichte aufgestellt werden sollte.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hahn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin, in der Expedition (Friedrich-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 109. Berlin, Montag den 10. September 1838.

Polen.

Die Böhmischen Brüdergemeinden in Großpolen *).

Es mag kaum einen Theil der christlichen Kirchengeschichte geben, der eine neue umfassende Bearbeitung so sehr erheischt, wie die Geschichte der Slawischen Kirchen. Wesentliche Momente derselben sind bis jetzt nur wenig aufgehellt. Wie sehr z. B. noch die erste Ausbreitung des Christenthums unter den Slawen, insbesondere die Geschichte von Cyrill und Method, in Dunkel eingehüllt, wie wenig hier bis jetzt gesichtet und zu einer bestimmten Anschauung durchgebildet ist, wird man besonders aus dem vierten Bande von Neander's „Kirchengeschichte" zu erfahren Gelegenheit haben. Eben so ist eine neue Darstellung von der Einführung der Reformation unter den Slawen und eine Geschichte der akatholischen Slawischen Kirche ein wahres Bedürfniß geworden. Die älteren Werke von Lubieniecki, Wengierski u. s. w., auch Hartknoch's „Preußische Kirchenhistorie" können nur als Materialien zu einem symmetrischen Gebäude angesehen werden; die neue Zeit hat auf diesem Felde fast Nichts geleistet. Vor allem Anderen möchten Monographieen einzelner kirchlicher Parteien und einzelner Zeitabschnitte förderlich seyn.

Eine wichtige und zur Lösung jener kirchengeschichtlichen Aufgabe nicht wenig beitragende Monographie tritt uns nun in dem unten bezeichneten Werke entgegen. Der Verf. desselben, Bibliothekar der Raczynskischen öffentlichen Bibliothek in Posen, hat schon früher eine „Reformationsgeschichte der Stadt Posen" herausgegeben, die zur Zeit auch in Deutschen Blättern besprochen worden ist. Im Vergleich mit derselben muß nun sogleich anerkannt werden, daß in dem vorliegenden Werke eine bei weitem klarere und eindringendere Gliederung, eine weit vollständigere Bewältigung des Stoffes uns entgegentritt. Als das Rühmenswertheste jedoch müssen wir bezeichnen, daß der Verfasser selbst überall in den Hintergrund getreten, daß er immer nur nach authentischen Quellen die Sache für sich hat sprechen lassen, und daß er so zu einer vollkommenen Unparteilichkeit sich erhoben hat. Um so auffallender erscheint es daher, daß dieses Werk, in welchem wir einen Angriff auf den Katholizismus nirgends haben entdecken können, in Lemberg, Warschau und Wilna von der katholischen geistlichen Censur verboten worden ist.

Die Quellen des Verf. waren theils gedruckte Werke, theils Archive der Städte und Kirchen des ehemaligen Großpolens, das bekanntlich etwa das heutige Großherzogthum Posen umfaßte. Der Verfasser rühmt, daß ihm durch die Munifizenz des Grafen Eduard Raczynski vergönnt worden ist, Behufs der Durchsicht einer Archive in den Jahren 1829 und 1830 den größten Theil von Großpolen zu bereisen.

Die ersten vier Abschnitte des Werkes bilden die Einleitung; sie umfassen die Geschichte der akatholischen Parteien in Großpolen vor der Einwanderung der Böhmischen Brüder. — Die Provinz Großpolen war diejenige des ehemaligen Polens, in welcher die christliche Religion zuerst allgemeinen Eingang fand; hier war es, wo die ersten Bisthümer Polens, die von Posen und Kujawien, und das Erzbisthum Gnesen gegründet wurden. Doch bestand auch hier noch lange unter dem Volke eine Hinneigung zum Heidenthume, die besonders durch die Bedrückungen gegen der Zehnten genährt wurde, und nur die Kraft des Königs Boleslaw Chrobry konnte dem Christenthume die Obermacht sichern. Schon 1261 hatte sich nach Bogufal die Sekte der Flagellanten über Böhmen bis nach Großpolen verbreitet, und in späterer Zeit fanden sich so viele Anhänger derselben, daß diese im J. 1350 zu Kalisch eine Art Synode zu halten wagten. Nur mit Mühe gelang der Geistlichkeit die Unterdrückung. Als bald darauf auch die Sekte der Begharden oder Fratricelli sich hier verbreitete, wurde in Posen ein förmlicher Inquisitor, Johann Chrysostomus, 1340) eingesetzt, der sein Amt sicherlich getreu verwaltet hat. Huß' Vorgänger, Johann Milicz, aber kam aus Prag selbst nach Großpolen und lehrte eine Zeitlang in Gnesen, ohne von dem Erzbischof Jaroslaw Skotnicki angefochten zu werden.

Länger nachwirkend war der Hussitismus in Polen, zu dessen rascher Verbreitung viele Umstände sich vereinigt hatten. Zuvörderst studirten die jungen Polen in großer Anzahl auf der Universität zu Prag, während Huß dort als Lehrer wirksam war, und die Königin Hedwig hatte am Ende des 14ten Jahrhunderts bei dieser Universität ein eigenes Stipendium zur Unterstützung Polnischer und Lithauischer Jünglinge gestiftet. Dann ward Hieronymus von Prag, Huß' Leidensgefährte, 1410 von dem Könige Wladyslaw Jagiello an die neugestiftete Universität Krakau berufen, an welcher er, nachdem er die ihm aufgetragene neue Organisation vollbracht hatte, auch eine Zeitlang als Lehrer verblieb. Ja, die Königin Hedwig hatte schon früher so großes Gefallen an den einfachen christlichen Gebräuchen gefunden, daß sie 1394 einige Geistliche aus Böhmen kommen ließ, welche in der Kreuzkirche zu Krakau die Liturgie in Polnischer Sprache halten mußten. Auch wurde auf ihren Betrieb schon damals die Bibel ins Polnische übersetzt. — Mit Huß selbst starben auch in Polen seine Anhänger nicht aus, vielmehr sah sich der Papst Martin V. im Jahre 1422 genöthigt, den Erzbischof von Gnesen in einer eigenen Bulle zur Unterdrückung der weitverbreiteten Ketzerei aufzufordern. Nun wurden dem Könige Wladyslaw Jagiello von der Geistlichkeit einige strenge Befehle gegen die Hussiten abgedrungen, sogar einige Hussitische Geistliche verbrannt, doch erhielt sich die Sekte fort und fort so zahlreich, daß noch im Anfange des 16ten Jahrhunderts der Polnische Adel zu Posen zusammentrat und von dem Bischof die Einsetzung des Abendmahls unter beiderlei Gestalten forderte.

Die durch Luther angeregte Reformation fand zwar unter den Deutschen Einwohnern von Polen eine große Verbreitung, doch eine geringere unter den Polen selbst, weil diese gegen alles aus Deutschland Stammende von jeher eine Abneigung hatten. Die meisten Polnischen Anhänger zählte Luther's Lehre in Großpolen, und mehrere junge Polnische Adlige zogen von hier aus nach Wittenberg, um Luther's und Melanchthon's Unterricht zu genießen, was den, Luthern feindlich gesinnten, Cochleus veranlaßte, eine ausdrückliche Warnung an die katholische Geistlichkeit in Polen zu erlassen. Nach Kleinpolen und der Rus, dem heutigen Galizien, gelangte das Lutherthum gar nicht, in Lithauen hatte es nur wenige Anhänger. Offen trat für dasselbe zuerst ein Posener Dominikaner, Samuel, um 1520 auf, nach ihm der berühmte Johann Seklutian, sodann Christoph Endorfin aus Leipzig und später Johann Laski, Propst von Gnesen und Neffe des Erzbischofs, und viele andere Geistliche.

Der Calvinismus fand dagegen gerade unter dem Polnischen Adel großen Eingang, weil er aus Frankreich kam, „dem Lande, mit dem Polen stets sympathetisirt hat." Für denselben trat ein Propst zu Posen, Andreas Prazmowski, zuerst auf; er fand an dem Bischof von Kujawien, Drojewski, einen mächtigen Beschützer und stiftete in diesem Bisthum mehrere Calvinistische Gemeinden.

Der König Sigismund I., der aus Furcht vor Unruhen der Reformation entgegen war, hatte schon 1520 durch ein zu Thorn erlassenes Edikt bei Strafe der Landesverweisung die Einführung von Luther's Schriften verboten und 1527 eine förmliche Inquisition eingeführt; er mußte aber am Ende seines Lebens erkennen, daß er den Geist zu dämpfen nicht vermochte, denn er hinterließ sein Reich in völliger religiöser Anarchie. Nicht genug, daß seine Unterthanen zwischen Luther und Calvin getheilt waren, Vielen hatten Beide noch zu viel Katholisches, und noch Andere wünschten eine eigenthümliche vaterländische Kirche.

Da erschienen im Jahre 1548 die Böhmischen Brüder in Polen, deren Geschichte nun vom 5ten Abschnitte des vorliegenden Werkes an mit beständigem Rückblick auf ihre Konfessionsverwandten besonders behandelt wird. — Bekanntlich verwies 1547 Ferdinand I. alle Häretiker, insbesondere die Pikardisten, aus seinem Reiche. Die auf diese Weise ihres Vaterlandes beraubten Böhmischen Brüder wandten sich an den Herzog Albrecht von Preußen, der sich ihnen schon früher durch Aufnahme des Baron Krynecki aus Ronowo günstig gezeigt hatte, und Albrecht verhieß ihnen einen Zufluchtsort in seinem Lande. Ein Theil der Vertriebenen, etwa 400 Personen, nahm seinen Weg durch Großpolen. Diese fanden hier eine überaus freundliche Aufnahme bei den Lutherischen und den Hussiten, die sich immer noch erhalten hatten, durften unter dem Schutze der der Reformation günstig gesinnten obersten Behörden ihren Gottesdienst ausüben und gedachten vielleicht schon ein zweites Vaterland zu besitzen, als nach zehnwöchent-

*) O kosciołach braci czeskich w dawnej Wielkiéjpolsce. — Von Joseph Łukaszewicz. Posen.

Of the Use of the Barometer.

Of the Use of the Barometer.

Of the Use of the Barometer.

Figure 1.1 Schematic of a simple computer system.

Figure 1.2 Schematic of a simple computer system with multiple processors.

Figure 1.3 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories.

Figure 1.4 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories connected via a network.

Figure 1.5 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories connected via a network and a shared bus.

Figure 1.6 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories connected via a network and a shared bus, with a cache memory.

Figure 1.7 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories connected via a network and a shared bus, with a cache memory and a disk drive.

Figure 1.8 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories connected via a network and a shared bus, with a cache memory and a disk drive, and a graphics card.

Figure 1.9 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories connected via a network and a shared bus, with a cache memory and a disk drive, and a graphics card, and a network card.

Figure 1.10 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories connected via a network and a shared bus, with a cache memory and a disk drive, and a graphics card, and a network card, and a keyboard.

Figure 1.11 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories connected via a network and a shared bus, with a cache memory and a disk drive, and a graphics card, and a network card, and a keyboard, and a mouse.

Figure 1.12 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories connected via a network and a shared bus, with a cache memory and a disk drive, and a graphics card, and a network card, and a keyboard, and a mouse, and a printer.

Figure 1.13 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories connected via a network and a shared bus, with a cache memory and a disk drive, and a graphics card, and a network card, and a keyboard, and a mouse, and a printer, and a scanner.

Figure 1.14 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories connected via a network and a shared bus, with a cache memory and a disk drive, and a graphics card, and a network card, and a keyboard, and a mouse, and a printer, and a scanner, and a camera.

Figure 1.15 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories connected via a network and a shared bus, with a cache memory and a disk drive, and a graphics card, and a network card, and a keyboard, and a mouse, and a printer, and a scanner, and a camera, and a microphone.

Figure 1.16 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories connected via a network and a shared bus, with a cache memory and a disk drive, and a graphics card, and a network card, and a keyboard, and a mouse, and a printer, and a scanner, and a camera, and a microphone, and a speaker.

Figure 1.17 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories connected via a network and a shared bus, with a cache memory and a disk drive, and a graphics card, and a network card, and a keyboard, and a mouse, and a printer, and a scanner, and a camera, and a microphone, and a speaker, and a monitor.

Figure 1.18 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories connected via a network and a shared bus, with a cache memory and a disk drive, and a graphics card, and a network card, and a keyboard, and a mouse, and a printer, and a scanner, and a camera, and a microphone, and a speaker, and a monitor, and a power supply.

Figure 1.19 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories connected via a network and a shared bus, with a cache memory and a disk drive, and a graphics card, and a network card, and a keyboard, and a mouse, and a printer, and a scanner, and a camera, and a microphone, and a speaker, and a monitor, and a power supply, and a battery.

Figure 1.20 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories connected via a network and a shared bus, with a cache memory and a disk drive, and a graphics card, and a network card, and a keyboard, and a mouse, and a printer, and a scanner, and a camera, and a microphone, and a speaker, and a monitor, and a power supply, and a battery, and a fan.

Figure 1.21 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories connected via a network and a shared bus, with a cache memory and a disk drive, and a graphics card, and a network card, and a keyboard, and a mouse, and a printer, and a scanner, and a camera, and a microphone, and a speaker, and a monitor, and a power supply, and a battery, and a fan, and a heatsink.

Figure 1.22 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories connected via a network and a shared bus, with a cache memory and a disk drive, and a graphics card, and a network card, and a keyboard, and a mouse, and a printer, and a scanner, and a camera, and a microphone, and a speaker, and a monitor, and a power supply, and a battery, and a fan, and a heatsink, and a thermometer.

Figure 1.23 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories connected via a network and a shared bus, with a cache memory and a disk drive, and a graphics card, and a network card, and a keyboard, and a mouse, and a printer, and a scanner, and a camera, and a microphone, and a speaker, and a monitor, and a power supply, and a battery, and a fan, and a heatsink, and a thermometer, and a barometer.

Figure 1.24 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories connected via a network and a shared bus, with a cache memory and a disk drive, and a graphics card, and a network card, and a keyboard, and a mouse, and a printer, and a scanner, and a camera, and a microphone, and a speaker, and a monitor, and a power supply, and a battery, and a fan, and a heatsink, and a thermometer, and a barometer, and a gyroscope.

Figure 1.25 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories connected via a network and a shared bus, with a cache memory and a disk drive, and a graphics card, and a network card, and a keyboard, and a mouse, and a printer, and a scanner, and a camera, and a microphone, and a speaker, and a monitor, and a power supply, and a battery, and a fan, and a heatsink, and a thermometer, and a barometer, and a gyroscope, and a compass.

Figure 1.26 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories connected via a network and a shared bus, with a cache memory and a disk drive, and a graphics card, and a network card, and a keyboard, and a mouse, and a printer, and a scanner, and a camera, and a microphone, and a speaker, and a monitor, and a power supply, and a battery, and a fan, and a heatsink, and a thermometer, and a barometer, and a gyroscope, and a compass, and a GPS receiver.

Figure 1.27 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories connected via a network and a shared bus, with a cache memory and a disk drive, and a graphics card, and a network card, and a keyboard, and a mouse, and a printer, and a scanner, and a camera, and a microphone, and a speaker, and a monitor, and a power supply, and a battery, and a fan, and a heatsink, and a thermometer, and a barometer, and a gyroscope, and a compass, and a GPS receiver, and a radio.

Figure 1.28 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories connected via a network and a shared bus, with a cache memory and a disk drive, and a graphics card, and a network card, and a keyboard, and a mouse, and a printer, and a scanner, and a camera, and a microphone, and a speaker, and a monitor, and a power supply, and a battery, and a fan, and a heatsink, and a thermometer, and a barometer, and a gyroscope, and a compass, and a GPS receiver, and a radio, and a satellite dish.

Figure 1.29 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories connected via a network and a shared bus, with a cache memory and a disk drive, and a graphics card, and a network card, and a keyboard, and a mouse, and a printer, and a scanner, and a camera, and a microphone, and a speaker, and a monitor, and a power supply, and a battery, and a fan, and a heatsink, and a thermometer, and a barometer, and a gyroscope, and a compass, and a GPS receiver, and a radio, and a satellite dish, and a rocket.

Figure 1.30 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories connected via a network and a shared bus, with a cache memory and a disk drive, and a graphics card, and a network card, and a keyboard, and a mouse, and a printer, and a scanner, and a camera, and a microphone, and a speaker, and a monitor, and a power supply, and a battery, and a fan, and a heatsink, and a thermometer, and a barometer, and a gyroscope, and a compass, and a GPS receiver, and a radio, and a satellite dish, and a rocket, and a spaceship.

Figure 1.31 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories connected via a network and a shared bus, with a cache memory and a disk drive, and a graphics card, and a network card, and a keyboard, and a mouse, and a printer, and a scanner, and a camera, and a microphone, and a speaker, and a monitor, and a power supply, and a battery, and a fan, and a heatsink, and a thermometer, and a barometer, and a gyroscope, and a compass, and a GPS receiver, and a radio, and a satellite dish, and a rocket, and a spaceship, and a time machine.

Figure 1.32 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories connected via a network and a shared bus, with a cache memory and a disk drive, and a graphics card, and a network card, and a keyboard, and a mouse, and a printer, and a scanner, and a camera, and a microphone, and a speaker, and a monitor, and a power supply, and a battery, and a fan, and a heatsink, and a thermometer, and a barometer, and a gyroscope, and a compass, and a GPS receiver, and a radio, and a satellite dish, and a rocket, and a spaceship, and a time machine, and a flux capacitor.

Figure 1.33 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories connected via a network and a shared bus, with a cache memory and a disk drive, and a graphics card, and a network card, and a keyboard, and a mouse, and a printer, and a scanner, and a camera, and a microphone, and a speaker, and a monitor, and a power supply, and a battery, and a fan, and a heatsink, and a thermometer, and a barometer, and a gyroscope, and a compass, and a GPS receiver, and a radio, and a satellite dish, and a rocket, and a spaceship, and a time machine, and a flux capacitor, and a warp drive.

Figure 1.34 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories connected via a network and a shared bus, with a cache memory and a disk drive, and a graphics card, and a network card, and a keyboard, and a mouse, and a printer, and a scanner, and a camera, and a microphone, and a speaker, and a monitor, and a power supply, and a battery, and a fan, and a heatsink, and a thermometer, and a barometer, and a gyroscope, and a compass, and a GPS receiver, and a radio, and a satellite dish, and a rocket, and a spaceship, and a time machine, and a flux capacitor, and a warp drive, and a tractor beam.

Figure 1.35 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories connected via a network and a shared bus, with a cache memory and a disk drive, and a graphics card, and a network card, and a keyboard, and a mouse, and a printer, and a scanner, and a camera, and a microphone, and a speaker, and a monitor, and a power supply, and a battery, and a fan, and a heatsink, and a thermometer, and a barometer, and a gyroscope, and a compass, and a GPS receiver, and a radio, and a satellite dish, and a rocket, and a spaceship, and a time machine, and a flux capacitor, and a warp drive, and a tractor beam, and a death ray.

Figure 1.36 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories connected via a network and a shared bus, with a cache memory and a disk drive, and a graphics card, and a network card, and a keyboard, and a mouse, and a printer, and a scanner, and a camera, and a microphone, and a speaker, and a monitor, and a power supply, and a battery, and a fan, and a heatsink, and a thermometer, and a barometer, and a gyroscope, and a compass, and a GPS receiver, and a radio, and a satellite dish, and a rocket, and a spaceship, and a time machine, and a flux capacitor, and a warp drive, and a tractor beam, and a death ray, and a force field.

Figure 1.37 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories connected via a network and a shared bus, with a cache memory and a disk drive, and a graphics card, and a network card, and a keyboard, and a mouse, and a printer, and a scanner, and a camera, and a microphone, and a speaker, and a monitor, and a power supply, and a battery, and a fan, and a heatsink, and a thermometer, and a barometer, and a gyroscope, and a compass, and a GPS receiver, and a radio, and a satellite dish, and a rocket, and a spaceship, and a time machine, and a flux capacitor, and a warp drive, and a tractor beam, and a death ray, and a force field, and a shield.

Figure 1.38 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories connected via a network and a shared bus, with a cache memory and a disk drive, and a graphics card, and a network card, and a keyboard, and a mouse, and a printer, and a scanner, and a camera, and a microphone, and a speaker, and a monitor, and a power supply, and a battery, and a fan, and a heatsink, and a thermometer, and a barometer, and a gyroscope, and a compass, and a GPS receiver, and a radio, and a satellite dish, and a rocket, and a spaceship, and a time machine, and a flux capacitor, and a warp drive, and a tractor beam, and a death ray, and a force field, and a shield, and a sword.

Figure 1.39 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories connected via a network and a shared bus, with a cache memory and a disk drive, and a graphics card, and a network card, and a keyboard, and a mouse, and a printer, and a scanner, and a camera, and a microphone, and a speaker, and a monitor, and a power supply, and a battery, and a fan, and a heatsink, and a thermometer, and a barometer, and a gyroscope, and a compass, and a GPS receiver, and a radio, and a satellite dish, and a rocket, and a spaceship, and a time machine, and a flux capacitor, and a warp drive, and a tractor beam, and a death ray, and a force field, and a shield, and a sword, and a magic wand.

Figure 1.40 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories connected via a network and a shared bus, with a cache memory and a disk drive, and a graphics card, and a network card, and a keyboard, and a mouse, and a printer, and a scanner, and a camera, and a microphone, and a speaker, and a monitor, and a power supply, and a battery, and a fan, and a heatsink, and a thermometer, and a barometer, and a gyroscope, and a compass, and a GPS receiver, and a radio, and a satellite dish, and a rocket, and a spaceship, and a time machine, and a flux capacitor, and a warp drive, and a tractor beam, and a death ray, and a force field, and a shield, and a sword, and a magic wand, and a unicorn.

Figure 1.41 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories connected via a network and a shared bus, with a cache memory and a disk drive, and a graphics card, and a network card, and a keyboard, and a mouse, and a printer, and a scanner, and a camera, and a microphone, and a speaker, and a monitor, and a power supply, and a battery, and a fan, and a heatsink, and a thermometer, and a barometer, and a gyroscope, and a compass, and a GPS receiver, and a radio, and a satellite dish, and a rocket, and a spaceship, and a time machine, and a flux capacitor, and a warp drive, and a tractor beam, and a death ray, and a force field, and a shield, and a sword, and a magic wand, and a unicorn, and a dragon.

Figure 1.42 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories connected via a network and a shared bus, with a cache memory and a disk drive, and a graphics card, and a network card, and a keyboard, and a mouse, and a printer, and a scanner, and a camera, and a microphone, and a speaker, and a monitor, and a power supply, and a battery, and a fan, and a heatsink, and a thermometer, and a barometer, and a gyroscope, and a compass, and a GPS receiver, and a radio, and a satellite dish, and a rocket, and a spaceship, and a time machine, and a flux capacitor, and a warp drive, and a tractor beam, and a death ray, and a force field, and a shield, and a sword, and a magic wand, and a unicorn, and a dragon, and a phoenix.

Figure 1.43 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories connected via a network and a shared bus, with a cache memory and a disk drive, and a graphics card, and a network card, and a keyboard, and a mouse, and a printer, and a scanner, and a camera, and a microphone, and a speaker, and a monitor, and a power supply, and a battery, and a fan, and a heatsink, and a thermometer, and a barometer, and a gyroscope, and a compass, and a GPS receiver, and a radio, and a satellite dish, and a rocket, and a spaceship, and a time machine, and a flux capacitor, and a warp drive, and a tractor beam, and a death ray, and a force field, and a shield, and a sword, and a magic wand, and a unicorn, and a dragon, and a phoenix, and a griffin.

Figure 1.44 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories connected via a network and a shared bus, with a cache memory and a disk drive, and a graphics card, and a network card, and a keyboard, and a mouse, and a printer, and a scanner, and a camera, and a microphone, and a speaker, and a monitor, and a power supply, and a battery, and a fan, and a heatsink, and a thermometer, and a barometer, and a gyroscope, and a compass, and a GPS receiver, and a radio, and a satellite dish, and a rocket, and a spaceship, and a time machine, and a flux capacitor, and a warp drive, and a tractor beam, and a death ray, and a force field, and a shield, and a sword, and a magic wand, and a unicorn, and a dragon, and a phoenix, and a griffin, and a hydra.

Figure 1.45 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories connected via a network and a shared bus, with a cache memory and a disk drive, and a graphics card, and a network card, and a keyboard, and a mouse, and a printer, and a scanner, and a camera, and a microphone, and a speaker, and a monitor, and a power supply, and a battery, and a fan, and a heatsink, and a thermometer, and a barometer, and a gyroscope, and a compass, and a GPS receiver, and a radio, and a satellite dish, and a rocket, and a spaceship, and a time machine, and a flux capacitor, and a warp drive, and a tractor beam, and a death ray, and a force field, and a shield, and a sword, and a magic wand, and a unicorn, and a dragon, and a phoenix, and a griffin, and a hydra, and a kraken.

Figure 1.46 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories connected via a network and a shared bus, with a cache memory and a disk drive, and a graphics card, and a network card, and a keyboard, and a mouse, and a printer, and a scanner, and a camera, and a microphone, and a speaker, and a monitor, and a power supply, and a battery, and a fan, and a heatsink, and a thermometer, and a barometer, and a gyroscope, and a compass, and a GPS receiver, and a radio, and a satellite dish, and a rocket, and a spaceship, and a time machine, and a flux capacitor, and a warp drive, and a tractor beam, and a death ray, and a force field, and a shield, and a sword, and a magic wand, and a unicorn, and a dragon, and a phoenix, and a griffin, and a hydra, and a kraken, and a leprechaun.

Figure 1.47 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories connected via a network and a shared bus, with a cache memory and a disk drive, and a graphics card, and a network card, and a keyboard, and a mouse, and a printer, and a scanner, and a camera, and a microphone, and a speaker, and a monitor, and a power supply, and a battery, and a fan, and a heatsink, and a thermometer, and a barometer, and a gyroscope, and a compass, and a GPS receiver, and a radio, and a satellite dish, and a rocket, and a spaceship, and a time machine, and a flux capacitor, and a warp drive, and a tractor beam, and a death ray, and a force field, and a shield, and a sword, and a magic wand, and a unicorn, and a dragon, and a phoenix, and a griffin, and a hydra, and a kraken, and a leprechaun, and a fairy.

Figure 1.48 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories connected via a network and a shared bus, with a cache memory and a disk drive, and a graphics card, and a network card, and a keyboard, and a mouse, and a printer, and a scanner, and a camera, and a microphone, and a speaker, and a monitor, and a power supply, and a battery, and a fan, and a heatsink, and a thermometer, and a barometer, and a gyroscope, and a compass, and a GPS receiver, and a radio, and a satellite dish, and a rocket, and a spaceship, and a time machine, and a flux capacitor, and a warp drive, and a tractor beam, and a death ray, and a force field, and a shield, and a sword, and a magic wand, and a unicorn, and a dragon, and a phoenix, and a griffin, and a hydra, and a kraken, and a leprechaun, and a fairy, and a gnome.

Figure 1.49 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories connected via a network and a shared bus, with a cache memory and a disk drive, and a graphics card, and a network card, and a keyboard, and a mouse, and a printer, and a scanner, and a camera, and a microphone, and a speaker, and a monitor, and a power supply, and a battery, and a fan, and a heatsink, and a thermometer, and a barometer, and a gyroscope, and a compass, and a GPS receiver, and a radio, and a satellite dish, and a rocket, and a spaceship, and a time machine, and a flux capacitor, and a warp drive, and a tractor beam, and a death ray, and a force field, and a shield, and a sword, and a magic wand, and a unicorn, and a dragon, and a phoenix, and a griffin, and a hydra, and a kraken, and a leprechaun, and a fairy, and a gnome, and a troll.

Figure 1.50 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories connected via a network and a shared bus, with a cache memory and a disk drive, and a graphics card, and a network card, and a keyboard, and a mouse, and a printer, and a scanner, and a camera, and a microphone, and a speaker, and a monitor, and a power supply, and a battery, and a fan, and a heatsink, and a thermometer, and a barometer, and a gyroscope, and a compass, and a GPS receiver, and a radio, and a satellite dish, and a rocket, and a spaceship, and a time machine, and a flux capacitor, and a warp drive, and a tractor beam, and a death ray, and a force field, and a shield, and a sword, and a magic wand, and a unicorn, and a dragon, and a phoenix, and a griffin, and a hydra, and a kraken, and a leprechaun, and a fairy, and a gnome, and a troll, and a goblin.

Figure 1.51 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories connected via a network and a shared bus, with a cache memory and a disk drive, and a graphics card, and a network card, and a keyboard, and a mouse, and a printer, and a scanner, and a camera, and a microphone, and a speaker, and a monitor, and a power supply, and a battery, and a fan, and a heatsink, and a thermometer, and a barometer, and a gyroscope, and a compass, and a GPS receiver, and a radio, and a satellite dish, and a rocket, and a spaceship, and a time machine, and a flux capacitor, and a warp drive, and a tractor beam, and a death ray, and a force field, and a shield, and a sword, and a magic wand, and a unicorn, and a dragon, and a phoenix, and a griffin, and a hydra, and a kraken, and a leprechaun, and a fairy, and a gnome, and a troll, and a goblin, and a wizard.

Figure 1.52 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories connected via a network and a shared bus, with a cache memory and a disk drive, and a graphics card, and a network card, and a keyboard, and a mouse, and a printer, and a scanner, and a camera, and a microphone, and a speaker, and a monitor, and a power supply, and a battery, and a fan, and a heatsink, and a thermometer, and a barometer, and a gyroscope, and a compass, and a GPS receiver, and a radio, and a satellite dish, and a rocket, and a spaceship, and a time machine, and a flux capacitor, and a warp drive, and a tractor beam, and a death ray, and a force field, and a shield, and a sword, and a magic wand, and a unicorn, and a dragon, and a phoenix, and a griffin, and a hydra, and a kraken, and a leprechaun, and a fairy, and a gnome, and a troll, and a goblin, and a wizard, and a witch.

Figure 1.53 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories connected via a network and a shared bus, with a cache memory and a disk drive, and a graphics card, and a network card, and a keyboard, and a mouse, and a printer, and a scanner, and a camera, and a microphone, and a speaker, and a monitor, and a power supply, and a battery, and a fan, and a heatsink, and a thermometer, and a barometer, and a gyroscope, and a compass, and a GPS receiver, and a radio, and a satellite dish, and a rocket, and a spaceship, and a time machine, and a flux capacitor, and a warp drive, and a tractor beam, and a death ray, and a force field, and a shield, and a sword, and a magic wand, and a unicorn, and a dragon, and a phoenix, and a griffin, and a hydra, and a kraken, and a leprechaun, and a fairy, and a gnome, and a troll, and a goblin, and a wizard, and a witch, and a warlock.

Figure 1.54 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories connected via a network and a shared bus, with a cache memory and a disk drive, and a graphics card, and a network card, and a keyboard, and a mouse, and a printer, and a scanner, and a camera, and a microphone, and a speaker, and a monitor, and a power supply, and a battery, and a fan, and a heatsink, and a thermometer, and a barometer, and a gyroscope, and a compass, and a GPS receiver, and a radio, and a satellite dish, and a rocket, and a spaceship, and a time machine, and a flux capacitor, and a warp drive, and a tractor beam, and a death ray, and a force field, and a shield, and a sword, and a magic wand, and a unicorn, and a dragon, and a phoenix, and a griffin, and a hydra, and a kraken, and a leprechaun, and a fairy, and a gnome, and a troll, and a goblin, and a wizard, and a witch, and a warlock, and a sorcerer.

Figure 1.55 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories connected via a network and a shared bus, with a cache memory and a disk drive, and a graphics card, and a network card, and a keyboard, and a mouse, and a printer, and a scanner, and a camera, and a microphone, and a speaker, and a monitor, and a power supply, and a battery, and a fan, and a heatsink, and a thermometer, and a barometer, and a gyroscope, and a compass, and a GPS receiver, and a radio, and a satellite dish, and a rocket, and a spaceship, and a time machine, and a flux capacitor, and a warp drive, and a tractor beam, and a death ray, and a force field, and a shield, and a sword, and a magic wand, and a unicorn, and a dragon, and a phoenix, and a griffin, and a hydra, and a kraken, and a leprechaun, and a fairy, and a gnome, and a troll, and a goblin, and a wizard, and a witch, and a warlock, and a sorcerer, and a necromancer.

Figure 1.56 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories connected via a network and a shared bus, with a cache memory and a disk drive, and a graphics card, and a network card, and a keyboard, and a mouse, and a printer, and a scanner, and a camera, and a microphone, and a speaker, and a monitor, and a power supply, and a battery, and a fan, and a heatsink, and a thermometer, and a barometer, and a gyroscope, and a compass, and a GPS receiver, and a radio, and a satellite dish, and a rocket, and a spaceship, and a time machine, and a flux capacitor, and a warp drive, and a tractor beam, and a death ray, and a force field, and a shield, and a sword, and a magic wand, and a unicorn, and a dragon, and a phoenix, and a griffin, and a hydra, and a kraken, and a leprechaun, and a fairy, and a gnome, and a troll, and a goblin, and a wizard, and a witch, and a warlock, and a sorcerer, and a necromancer, and a lich.

Figure 1.57 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories connected via a network and a shared bus, with a cache memory and a disk drive, and a graphics card, and a network card, and a keyboard, and a mouse, and a printer, and a scanner, and a camera, and a microphone, and a speaker, and a monitor, and a power supply, and a battery, and a fan, and a heatsink, and a thermometer, and a barometer, and a gyroscope, and a compass, and a GPS receiver, and a radio, and a satellite dish, and a rocket, and a spaceship, and a time machine, and a flux capacitor, and a warp drive, and a tractor beam, and a death ray, and a force field, and a shield, and a sword, and a magic wand, and a unicorn, and a dragon, and a phoenix, and a griffin, and a hydra, and a kraken, and a leprechaun, and a fairy, and a gnome, and a troll, and a goblin, and a wizard, and a witch, and a warlock, and a sorcerer, and a necromancer, and a lich, and a vampire.

Figure 1.58 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories connected via a network and a shared bus, with a cache memory and a disk drive, and a graphics card, and a network card, and a keyboard, and a mouse, and a printer, and a scanner, and a camera, and a microphone, and a speaker, and a monitor, and a power supply, and a battery, and a fan, and a heatsink, and a thermometer, and a barometer, and a gyroscope, and a compass, and a GPS receiver, and a radio, and a satellite dish, and a rocket, and a spaceship, and a time machine, and a flux capacitor, and a warp drive, and a tractor beam, and a death ray, and a force field, and a shield, and a sword, and a magic wand, and a unicorn, and a dragon, and a phoenix, and a griffin, and a hydra, and a kraken, and a leprechaun, and a fairy, and a gnome, and a troll, and a goblin, and a wizard, and a witch, and a warlock, and a sorcerer, and a necromancer, and a lich, and a vampire, and a werewolf.

Figure 1.59 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories connected via a network and a shared bus, with a cache memory and a disk drive, and a graphics card, and a network card, and a keyboard, and a mouse, and a printer, and a scanner, and a camera, and a microphone, and a speaker, and a monitor, and a power supply, and a battery, and a fan, and a heatsink, and a thermometer, and a barometer, and a gyroscope, and a compass, and a GPS receiver, and a radio, and a satellite dish, and a rocket, and a spaceship, and a time machine, and a flux capacitor, and a warp drive, and a tractor beam, and a death ray, and a force field, and a shield, and a sword, and a magic wand, and a unicorn, and a dragon, and a phoenix, and a griffin, and a hydra, and a kraken, and a leprechaun, and a fairy, and a gnome, and a troll, and a goblin, and a wizard, and a witch, and a warlock, and a sorcerer, and a necromancer, and a lich, and a vampire, and a werewolf, and a zombie.

Figure 1.60 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories connected via a network and a shared bus, with a cache memory and a disk drive, and a graphics card, and a network card, and a keyboard, and a mouse, and a printer, and a scanner, and a camera, and a microphone, and a speaker, and a monitor, and a power supply, and a battery, and a fan, and a heatsink, and a thermometer, and a barometer, and a gyroscope, and a compass, and a GPS receiver, and a radio, and a satellite dish, and a rocket, and a spaceship, and a time machine, and a flux capacitor, and a warp drive, and a tractor beam, and a death ray, and a force field, and a shield, and a sword, and a magic wand, and a unicorn, and a dragon, and a phoenix, and a griffin, and a hydra, and a kraken, and a leprechaun, and a fairy, and a gnome, and a troll, and a goblin, and a wizard, and a witch, and a warlock, and a sorcerer, and a necromancer, and a lich, and a vampire, and a werewolf, and a zombie, and a ghost.

Figure 1.61 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories connected via a network and a shared bus, with a cache memory and a disk drive, and a graphics card, and a network card, and a keyboard, and a mouse, and a printer, and a scanner, and a camera, and a microphone, and a speaker, and a monitor, and a power supply, and a battery, and a fan, and a heatsink, and a thermometer, and a barometer, and a gyroscope, and a compass, and a GPS receiver, and a radio, and a satellite dish, and a rocket, and a spaceship, and a time machine, and a flux capacitor, and a warp drive, and a tractor beam, and a death ray, and a force field, and a shield, and a sword, and a magic wand, and a unicorn, and a dragon, and a phoenix, and a griffin, and a hydra, and a kraken, and a leprechaun, and a fairy, and a gnome, and a troll, and a goblin, and a wizard, and a witch, and a warlock, and a sorcerer, and a necromancer, and a lich, and a vampire, and a werewolf, and a zombie, and a ghost, and a poltergeist.

Figure 1.62 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories connected via a network and a shared bus, with a cache memory and a disk drive, and a graphics card, and a network card, and a keyboard, and a mouse, and a printer, and a scanner, and a camera, and a microphone, and a speaker, and a monitor, and a power supply, and a battery, and a fan, and a heatsink, and a thermometer, and a barometer, and a gyroscope, and a compass, and a GPS receiver, and a radio, and a satellite dish, and a rocket, and a spaceship, and a time machine, and a flux capacitor, and a warp drive, and a tractor beam, and a death ray, and a force field, and a shield, and a sword, and a magic wand, and a unicorn, and a dragon, and a phoenix, and a griffin, and a hydra, and a kraken, and a leprechaun, and a fairy, and a gnome, and a troll, and a goblin, and a wizard, and a witch, and a warlock, and a sorcerer, and a necromancer, and a lich, and a vampire, and a werewolf, and a zombie, and a ghost, and a poltergeist, and a demon.

Figure 1.63 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories connected via a network and a shared bus, with a cache memory and a disk drive, and a graphics card, and a network card, and a keyboard, and a mouse, and a printer, and a scanner, and a camera, and a microphone, and a speaker, and a monitor, and a power supply, and a battery, and a fan, and a heatsink, and a thermometer, and a barometer, and a gyroscope, and a compass, and a GPS receiver, and a radio, and a satellite dish, and a rocket, and a spaceship, and a time machine, and a flux capacitor, and a warp drive, and a tractor beam, and a death ray, and a force field, and a shield, and a sword, and a magic wand, and a unicorn, and a dragon, and a phoenix, and a griffin, and a hydra, and a kraken, and a leprechaun, and a fairy, and a gnome, and a troll, and a goblin, and a wizard, and a witch, and a warlock, and a sorcerer, and a necromancer, and a lich, and a vampire, and a werewolf, and a zombie, and a ghost, and a poltergeist, and a demon, and a devil.

Figure 1.64 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories connected via a network and a shared bus, with a cache memory and a disk drive, and a graphics card, and a network card, and a keyboard, and a mouse, and a printer, and a scanner, and a camera, and a microphone, and a speaker, and a monitor, and a power supply, and a battery, and a fan, and a heatsink, and a thermometer, and a barometer, and a gyroscope, and a compass, and a GPS receiver, and a radio, and a satellite dish, and a rocket, and a spaceship, and a time machine, and a flux capacitor, and a warp drive, and a tractor beam, and a death ray, and a force field, and a shield, and a sword, and a magic wand, and a unicorn, and a dragon, and a phoenix, and a griffin, and a hydra, and a kraken, and a leprechaun, and a fairy, and a gnome, and a troll, and a goblin, and a wizard, and a witch, and a warlock, and a sorcerer, and a necromancer, and a lich, and a vampire, and a werewolf, and a zombie, and a ghost, and a poltergeist, and a demon, and a devil, and a angel.

Figure 1.65 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories connected via a network and a shared bus, with a cache memory and a disk drive, and a graphics card, and a network card, and a keyboard, and a mouse, and a printer, and a scanner, and a camera, and a microphone, and a speaker, and a monitor, and a power supply, and a battery, and a fan, and a heatsink, and a thermometer, and a barometer, and a gyroscope, and a compass, and a GPS receiver, and a radio, and a satellite dish, and a rocket, and a spaceship, and a time machine, and a flux capacitor, and a warp drive, and a tractor beam, and a death ray, and a force field, and a shield, and a sword, and a magic wand, and a unicorn, and a dragon, and a phoenix, and a griffin, and a hydra, and a kraken, and a leprechaun, and a fairy, and a gnome, and a troll, and a goblin, and a wizard, and a witch, and a warlock, and a sorcerer, and a necromancer, and a lich, and a vampire, and a werewolf, and a zombie, and a ghost, and a poltergeist, and a demon, and a devil, and a angel, and a god.

Figure 1.66 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories connected via a network and a shared bus, with a cache memory and a disk drive, and a graphics card, and a network card, and a keyboard, and a mouse, and a printer, and a scanner, and a camera, and a microphone, and a speaker, and a monitor, and a power supply, and a battery, and a fan, and a heatsink, and a thermometer, and a barometer, and a gyroscope, and a compass, and a GPS receiver, and a radio, and a satellite dish, and a rocket, and a spaceship, and a time machine, and a flux capacitor, and a warp drive, and a tractor beam, and a death ray, and a force field, and a shield, and a sword, and a magic wand, and a unicorn, and a dragon, and a phoenix, and a griffin, and a hydra, and a kraken, and a leprechaun, and a fairy, and a gnome, and a troll, and a goblin, and a wizard, and a witch, and a warlock, and a sorcerer, and a necromancer, and a lich, and a vampire, and a werewolf, and a zombie, and a ghost, and a poltergeist, and a demon, and a devil, and a angel, and a god, and a goddess.

Figure 1.67 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories connected via a network and a shared bus, with a cache memory and a disk drive, and a graphics card, and a network card, and a keyboard, and a mouse, and a printer, and a scanner, and a camera, and a microphone, and a speaker, and a monitor, and a power supply, and a battery, and a fan, and a heatsink, and a thermometer, and a barometer, and a gyroscope, and a compass, and a GPS receiver, and a radio, and a satellite dish, and a rocket, and a spaceship, and a time machine, and a flux capacitor, and a warp drive, and a tractor beam, and a death ray, and a force field, and a shield, and a sword, and a magic wand, and a unicorn, and a dragon, and a phoenix, and a griffin, and a hydra, and a kraken, and a leprechaun, and a fairy, and a gnome, and a troll, and a goblin, and a wizard, and a witch, and a warlock, and a sorcerer, and a necromancer, and a lich, and a vampire, and a werewolf, and a zombie, and a ghost, and a poltergeist, and a demon, and a devil, and a angel, and a god, and a goddess, and a universe.

Figure 1.68 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories connected via a network and a shared bus, with a cache memory and a disk drive, and a graphics card, and a network card, and a keyboard, and a mouse, and a printer, and a scanner, and a camera, and a microphone, and a speaker, and a monitor, and a power supply, and a battery, and a fan, and a heatsink, and a thermometer, and a barometer, and a gyroscope, and a compass, and a GPS receiver, and a radio, and a satellite dish, and a rocket, and a spaceship, and a time machine, and a flux capacitor, and a warp drive, and a tractor beam, and a death ray, and a force field, and a shield, and a sword, and a magic wand, and a unicorn, and a dragon, and a phoenix, and a griffin, and a hydra, and a kraken, and a leprechaun, and a fairy, and a gnome, and a troll, and a goblin, and a wizard, and a witch, and a warlock, and a sorcerer, and a necromancer, and a lich, and a vampire, and a werewolf, and a zombie, and a ghost, and a poltergeist, and a demon, and a devil, and a angel, and a god, and a goddess, and a universe, and a multiverse.

Figure 1.69 Schematic of a simple computer system with multiple processors and multiple memories connected via a network and a shared bus, with a cache memory and a disk drive, and a graphics card, and a network card, and a keyboard, and a mouse, and a printer, and a scanner, and a camera, and a microphone, and a speaker, and a monitor, and a power supply, and a battery, and a fan, and a heatsink, and a thermometer, and a barometer, and a gyroscope, and a compass, and a GPS receiver, and a radio, and a satellite dish, and a rocket, and a spaceship, and a time machine, and a flux capacitor, and a warp drive, and a tractor beam, and a death ray, and a force field, and a shield, and a sword, and a magic wand, and a unicorn, and a dragon, and a phoenix, and a griffin, and a hydra, and a kraken, and a leprechaun, and a fairy, and a gnome, and a troll, and a goblin, and a wizard, and a witch, and a warlock, and a sorcerer, and a necromancer, and a lich, and a vampire, and a werewolf, and a zombie, and a ghost, and a poltergeist, and a demon, and a devil, and a angel, and

tralpunkte der Bevölkerung in diesem Welttheil angeben. Nirgends sind dieselben so veränderlich. Nicht zu gedenken der alten Ruinen von Babylon, Ninive, Persepolis u. s. w., sind mehrere Städte, die noch vor zwei, drei Jahrhunderten geblüht haben, wo nicht ganz vom Erdboden verschwunden, doch wenigstens ihrer früheren politischen oder kommerziellen Größe verlustig gegangen; so zerstörende Wirkungen haben die großen Revolutionen in diesem Kontinent hervorgebracht, dessen gegenwärtige Eintheilung in besondere Staaten und Reiche genau zu fixiren noch jetzt schwer ist. Bemerkenswerth ist es auch, daß die Bevölkerungen Asiens weit mehr das Bedürfniß haben, sich an einzelnen Punkten in großen Massen anzusammeln, als in Europa, nicht bloß um den Gefahren des eigentlichen Krieges gemeinschaftlich besser widerstehen zu können, sondern auch um sich vor den Räuberhorden zu schützen, die fast in sämmtlichen Ländern Asiens ihr Wesen treiben. Asien hat vielleicht mehr Städte von 100,000 Seelen, als Europa; aber in civilisirten Ländern sind die kleinen und Mittelstädte, die den dritten und vierten Rang einnehmen, bei weitem in größter Anzahl vorhanden.

China und Japan sind ganz besonders zu betrachten, schon deshalb, weil die Vorstellungen, die wir von diesen Ländern haben, noch so unvollkommen sind. In diesen beiden Ländern findet man Sammelpunkte von Menschen, wie nirgends anderswo. Peking hat wenigstens 1,300,000, Pedda eben so viel, Canton, Nanking, Tin-Tsin, Hingtscheou haben jede 500,000 Einwohner und mehr. Die Städte von 100,000 Seelen lassen sich der Menge wegen nicht aufzählen. Wir gehen zu dem übrigen Asien über, dessen eigentliche Hauptstadt Kalkutta im Englischen Indien ist mit 600,000 Seelen. Benares, eine heilige Stadt der Hindus, hat ebenfalls eine Bevölkerung, die auf 630,000 geschätzt wird. Wir finden 33 Städte von 100,000 Einwohnern und darüber, nämlich 9 im Englischen Indien: Madras 462, Patna 312, Delhi 300, Mirzapur 200, Dakka 165, Bombay 162, Surate 160, Puna 115, Ahmedabad 100; 5 in den verschiedenen Königreichen, die England zinsbar sind: Lucknow 300, Heiderabad 200, Nagpur 115, Baroda 100, Avrangabad 100; eine im Sind: Udjein 100; eine in Lahore: Lahore 100; eine im Reiche Birman: Ava mit Amarapujra und Saïgaïng 300,000; 2 im Reiche Anam: Hué 100, Saïgug 100; 4 in Persien: Ispahan 200, Teheran 180, Tauris 100, Balfruch 100; eine in Kandahar: Kandahar 100; eine in Turkestan: Bochara 100; 7 in der Asiatischen Türkei: Alep 200, Damask 140, Smyrna 130, Bagdad 160, Erzerum 100, Brusa 100 und Tokat 100 Tausend.

Die Liste der übrigen großen Städte ist schon weniger vollständig. Wir führen nur an im Englischen Indien: Trutschinapali 80, Mazulipatam 70, Barelhy 66, Agra 60, Ferrukabad 60, Rampur 50, Chadjihanpur 30; auf Ceylon: Colombo 65; in den zinsbaren Staaten: Indur 90, Bjupur 60, Bengalore 60, Maissur 50, Palli 50; im Sind: Gualior 80; in Lahore: Peischauder 70, Amztsir 60, Multan 60; im Königreich Siam: Bangkok 90; in Persien: Kazbin 60; in Kabul: Kabul 60; in Arabien: Mekka 34—80,000 (je nach der Jahreszeit), Mascate 60,000; in der Asiatischen Türkei: Bassorah 60, Mosul 60, Diarbekir 60, Trapezunt 50, Kiutajeh 50, Orfa 50, Hamah 50, Boli 50 Tausend.

Was wissen wir von Afrika? Kaum ist das Innere desselben in einigen Theilen mühsam erforscht worden. Wie wäre es möglich, eine Statistik dieser tausend kleinen Negerreiche zu geben, die sich in das brennende Land theilen? Die wichtigste Stadt, die bis jetzt aus Mittel-Afrika bekannt ist, scheint Sakatu zu seyn, dem man 80,000 Einwohner giebt. Sego in Bambara hat ihrer gegen 30,000; Benin, die Hauptstadt des gleichnamigen Königreichs, hat 15, Kumassie im Reich Aschunti 15, Banza in Congo 24, Tombuktu 12, Mozambique im Portugiesischen Afrika 10, Gondar in Abyssinien 8, Sennaar in Nubien 9, Tannarive, der Hauptort der Ovas auf der Insel Madagaskar, hat 50 Tausend.

Gehen wir in den civilisirten Theil Afrika's, der es wenigstens mehr ist als das übrige, so finden wir nur zwei Städte mit mehr als 100,000 Seelen, nämlich Kahira mit 270,000 und Tunis mit 100,000. Dann kann man in Aegypten: Alexandrien nennen mit 25,000; in der Berberei: Kairwan 30, Konstantine 40, Algier 30, Tripolis 25; in Marokko: Fez 80, Marokko 60; in den Europäischen Besitzungen: Kapstadt 20, Funchal 20 Tausend.

Amerika befindet sich noch in der Krise des Wachsens und Werdens und bietet also noch keinen regelmäßigen, festen Zustand. Eine Republik verdrängt hier die andere, und man weiß nicht recht, wo der wahre und beständige Hauptsitz der Regierung oder des Handels in einem Staat ist. Daher hat man auch hier Städte eben so schnell erstehen, als fallen sehen, und die Angaben über ihre Bevölkerung sind flüchtig und ungenau. Doch läßt sich hierüber für den Augenblick Folgendes feststellen:

Man zählt in Amerika 6 Städte mit mehr als 100,000 Seelen, nämlich: 2 in den Vereinigten Staaten: New-York 270, Philadelphia 200; eine in Mexiko: Mexiko 180; 2 in Brasilien: Rio Janeiro 140, Bahia 120; eine auf Cuba: Havanna 112 Tausend. — Die Städte zweiten Ranges sind, in Kanada: Montreal 40, Quebek 30; in den Vereinigten Staaten: Baltimore 92, Boston 61, Neu-Orleans 60, Charleston 34, Cincinnati 34, Washington 20; in Mexiko: Puebla 70, Guanaxuato 60, Guadalaxara 45; in Central-Amerika: San Salvador 39; in Neu-Granada: Bogota 40; in Aequator: Quito 70; in Venezuela: Caraccas 40; in Peru: Lima 70, Cuzco 46; in Bolivia: Paz d'Ahacucho 40; in Chili: Santiago 66; in der Plata-Republik: Buenos-Ayres 60; in Brasilien: Fernambuk 60; auf den Antillen: Puerto-Principe 49, Kingston 33, Porto-Rico 30, Port-au-Prince 15 Tausend.

Australien ist kaum bewohnt, kaum bekannt. Wir finden hier nur 3 bis 4 Städte nennenswerth: Manilla, die Hauptstadt der Philippinischen Inseln und der Spanischen Besitzungen, mit 175,000 Einwohnern; Batavia, der Hauptort der Holländischen Besitzungen auf Java, mit 54,000; Sidney in Neu-Holland mit 17,000 Einwohnern, wovon eine gute Zahl Englische Verbrecher sind.

Diese Uebersicht zeigt im Ganzen, daß China und Japan die volkreichsten Wohnsitze der Erde enthalten, daß aber London jedenfalls die größte Stadt der Welt ist. Dann kommen erst Pekking und Pedda. Paris würde den vierten Rang einnehmen. Nach Paris kommen erst die großen Städte China's: Canton, Nanking, Tin-Tsin; dann die Hauptstädte Indiens: Benares und Kalkutta; sodann Konstantinopel und die übrigen großen Städte Indiens. Rechnet man China und Japan ab, so würde die Erde gegenwärtig 80 Centralpunkte der Bevölkerung mit 100,000 und mehr Einwohnern haben, und zwar liegen davon 36 in Europa, 25 in Asien, 6 in Amerika, 2 in Afrika, eine in Australien. Die Eisenbahnen in Europa und die Dampfschifffahrt in den übrigen Theilen der Welt werden diesen Ziffern in hundert Jahren eine ganz verschiedene Gestalt gegeben haben.

Mannigfaltiges.

— Französische Meistersänger. Der beste Beweis, daß die Französische Poesie nicht mehr, wie zur Zeit der sogenannten großen Jahrhunderte, im Schleppkleid gehe und eine vornehme Dame sey, ist wohl der Umstand, daß es jetzt in Frankreich, eben so wie vorlängst schon in Deutschland von Hans Sachs, dem Schuhmacher, bis auf Niklas Müller, den Buchdrucker, unter den Handwerkern einige mit Recht beliebte Dichter giebt. Rebout, der poetische Bäcker in Nimes, der selbst von Chateaubriand und Beranger gerühmt wurde, Jasmin, der epigrammatische Haarkräusler von Agen, und Durand, der Sänger an der Hobelbank in Fontainebleau, sind schon ältere Celebritäten. In der neuesten Zeit hat sich namentlich der Kattundrucker Le Breton in Rouen durch seine „Feierstunden eines Handwerkers" (Heures de repos d'un ouvrier) so hervorgethan, daß diese in kurzer Zeit zwei Auflagen erlebten. Er hat besonders die Ereignisse seiner Geburtsstadt und die großen Männer derselben besungen, und da zu diesen auch der Dichter Corneille und der Komponist Boieldieu gehörten, so konnte es dem Kattundrucker in Rouen weder an poetisch-erhabenen noch an musikalisch-gefühlvollen Stoffen fehlen. Ein anderer Dichter dieser Art ist ein armer Weber, Namens Magu, der in dem Dorfe Lizy bei Meaux wohnt und kürzlich ebenfalls einen Band Gedichte herausgegeben hat. Magu, Vater von vierzehn Kindern, die er mit seinem Webergeschifflein ernährt, würde von seinem Talente selber nichts gewußt haben, wenn es der Pfarrer seines Dorfes nicht entdeckt und ans Licht zu treten ermuntert hätte. Broussais, der berühmte Pariser Arzt, der den poetischen Weber zufällig kennen lernte und dem dessen hochgewölbte Stirn auffiel, will nach einer phrenologischen Untersuchung herausgebracht haben, daß das Organ des „Idealen" das hervorstechendste bei dem armen Magu sey. Welches bescheidene Ideal diesem aber vorschwebt, geht aus einem seiner Gedichte hervor, in welchem es heißt:

Voici mon rêve d'or et ce que je souhaite,
Ce qu'en ma pauvreté je demande au destin:
Pour y finir mes jours une humble maisonnette,
Tout auprès un petit jardin.

Lamartine, Byron, Châteaubriand, Voltaire
Rendraient delleieux mon fortuné séjour,
Et pour en écarter à jamais la misère
Une rente d'un franc par jour.

Von den vier Wünschen des Dichters ist ihm bereits einer in Erfüllung gegangen. Die Schüler des Gymnasiums von Meaux haben ihm nämlich einen kleinen Bücherschrank mit Lamartine, Byron, Chateaubriand und Voltaire geschenkt. Nun fehlen ihm nur noch das Häuschen, das Gärtchen und die tägliche Rente von einem Franc. Und auch dazu scheint Rath geschafft zu werden, da man in Paris damit umgeht, den armen Magu durch eine Kollekte in den Stand zu setzen, mehr seinen Kindern und seinen Versen leben zu können.

— Chronique musicale de Paris. So heißt eine neue, der musikalischen Kunst-Kritik gewidmete Pariser Zeitschrift, deren Herausgeber der Deutsche Komponist und Gesang-Lehrer, Herr Joseph Mainzer, ist. Deutsche Ansichten machen sich darin auch vor Allem geltend, und zwar hat Herr Mainzer die Kühnheit, damit gegen Französische Ansichten, d. h. gegen die modernen Theorieen über Instrumental-Musik und Gesang, wie sie namentlich der bekannte Komponist, Herr Berlioz, in seinen Feuilletons verbreitet, zu Felde zu ziehen. Das erste Heft der Chronique musicale ist ausschließlich dem letztgenannten Kritiker gewidmet, und da zu erwarten ist, daß dieser die Antwort darauf nicht schuldig bleiben werde, so gehen wir, wie es scheint, einem neuen musikalischen Kriege, wie dem der Gluckisten und der Picciniſten, entgegen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 110. Berlin, Mittwoch den 12. September 1838.

Frankreich.

Lesage.

Fast scheint es, als wäre es heutzutage nicht mehr erlaubt, von Lesage zu sprechen, weil Jeder ihn gelesen hat, nicht nur in Frankreich, sondern auch in der Fremde und überall, wo es Leute von Geschmack giebt, die für das Verdienst eines reichen Geistes und für die Feinheiten der Sprache empfänglich sind. Es giebt in Frankreich keinen Gebildeten, der nicht einige Stellen aus Lesage auswendig wüßte; seine Schriften sind fast in alle Sprachen Europa's übersetzt worden. Aber — ein wie großer Glanz sie auch umstrahle — dennoch denken wir, daß Lesage's Ruhm seinem Verdienste noch nicht gleichkomme, und das ist selten bei Französischen Schriftstellern der Fall. Da seine Schriften durch sich selbst genugsam glänzen, so scheint es, daß der Autor sich darin gefallen habe, aus Bescheidenheit hinter ihnen zu verschwinden.

Zu seiner Zeit wurde Lesage nicht sonderlich geschätzt und im Allgemeinen sogar vernachlässigt. Er fand nur wenige Beurtheiler und gar keine Erklärer. Aber, um nur von der gegenwärtigen Zeit zu sprechen, jetzt, da sein Name und seine Schriften mit einem heiligen Moose bedeckt sind, welches den Denkmälern des Geistes einen so schönen Ausdruck giebt, jetzt möchten wir fragen: ob sie die Aufmerksamkeit der Gebildeten so auf sich ziehen, wie es wohl seyn sollte?

Man sagt heutzutage von einem Schriftsteller, daß er Gegenstand des Gespräches ist, um anzudeuten, welches Aufsehen er erregt. Wenn wir dies auf Lesage anwenden, werden wir bemerken, daß er weniger Gegenstand des Gesprächs war, als irgend Jemand. Alle Tage richtet sich die Aufmerksamkeit auf Schriftsteller eines viel geringeren Ranges. Man führt Diderot, d'Alembert, Helvetius, Marivaux an, ja noch mehr, zuweilen sogar Louvet oder Crebillon den Jüngeren; Lesage allein entgeht dieser Beurtheilung. Das ist nicht eben ein ungünstiges Zeichen, durchaus nicht; es ist im Gegentheil eine Ehre. Aber in den Augen der Ungeweihten könnte das mit der Zeit für ein Zeichen der Erkaltung gelten.

Man kann sagen, daß, als sonderbare Ausnahme, Lesage noch keinen Biographen gefunden hat. Sein Leben war nicht romanhaft und reich an Abenteuern, wie das von Goldsmith und Cervantes; es war einfach und obskur. Lesage, dieser große Sitten-Maler, erlangte weder Ruhm noch Geld. Seine Zeitgenossen betrachteten ihn als einen angenehmen, sinnreichen Schriftsteller, den sie ungefähr gleichstellten mit diesem oder jenem andern dramatischen Autor des dritten oder vierten Ranges, wie z. B. Dauchet oder Duché. Man las seine Romane; aber welchen Roman las man damals nicht? Ueberdies war man nicht einmal einig über das Verdienst der Romane Lesage's. Man führte wohl die beiden jungen Herren an, welche sich einst um das letzte Exemplar des Diable Boiteux gestritten hatten, so daß es an der Thür des Buchhändlers zum Duell kam; aber dagegen erzählte man auch jene andere Anekdote von Boileau, welcher seinen Bedienten fortgejagt hatte, weil er ihn mit dem Diable Boiteux in der Hand antraf. In jedem Fall, man mag nun Lesage's Werke bei seinem Leben geachtet haben oder nicht, um seiner Person scheint man sich nicht sehr beschäftigt zu haben. Er war vergessen und lebte in einem Zustande, der der Dürftigkeit sehr nahe kam. Und obgleich er über achtzig Jahr alt geworden ist, hat sich auch später unter seinen Zeitgenossen Niemand gefunden, der eifrig genug gewesen wäre, einige Züge zu sammeln, die sein häusliches Leben und seine Schriften näher bezeichnet hätten. Lesage ist gestorben, ohne einen Biographen gefunden zu haben; es ist wahr, daß er nicht einmal Mitglied der Akademie war.

Aber gegen das Ende des letzten Jahrhunderts war Turcaret oft aufgeführt, Gil Blas und der Diable Boiteux waren so oft gelesen und wieder aufgelegt worden, daß man sich doch wohl nach der Zeit und dem Ort, wo ihr Verfasser gelebt hatte, erkundigen mußte. Als man diese Nachsuchungen anstellte, war unglücklicherweise Lesage schon seit beinahe vierzig Jahren todt. Man erhielt nur unvollkommene Nachrichten über ihn und mußte sich lange Zeit mit Muthmaßungen begnügen. Man gab ihm bald die eine, bald die andere Geburtsstadt; eben so wenig war man einig über die Zeit seiner Geburt; endlich sammelte man einige Andeutungen über die Hauptpunkte seines Lebens. Man wußte, daß er dies Buch zu dieser Zeit herausgegeben hatte, daß jenes Stück zu einer anderen war aufgeführt worden; aber die Gewohnheiten des Schriftstellers und des Privatmannes, seine Liebhabereien und Neigungen, mit einem Wort, das Studirzimmer und das Ruheplätzchen Lesage's, hat man leider nicht auffinden können, und das ist ein großer Verlust; denn wenn man die Häuslichkeit eines Schriftstellers kennt, ist es, als verstände man besser gewisse Eigenthümlichkeiten seiner Schreibart und seines Stils, und wenn es einen Schriftsteller giebt, dessen häusliches Leben man kennen möchte, so ist es gewiß Lesage.

Was man von ihm weiß, kann in wenigen Worten gesagt werden. Er hieß Alain-René Lesage und wurde im Jahr 1668 in Sarzeau in der Bretagne geboren. Er starb 1747 in Boulogne sur Mer. Er hatte drei Söhne, zwei wurden Schauspieler, der dritte Domherr. Lesage's Vater war Schreiber an einem Gerichtshofe; das kleine Vermögen, das er seinem Sohne hinterließ, wurde bald zu nichts durch die Verwaltung eines ungeschickten Vormundes. Darauf kam Lesage nach Paris und säumte nicht, sich zu verheirathen. Er widmete sich den schönen Wissenschaften und lebte, wie die Schriftsteller jener Zeit lebten, wenn sie nichts als den Erwerb durch ihre Feder hatten. Er arbeitete abwechselnd für Buchhändler und Schauspieler und ging vom Théâtre Français zum Théâtre de la Foire, nach Laune des Publikums und der Schauspieler. Der Marschall Villars wollte sein Beschützer seyn; aber Lesage nahm es nicht an, er liebte die Unabhängigkeit und hat nie weder Beschützer noch Patron gehabt. Doch ich irre mich; er hatte gleichwohl einen, der ihn aber die wenige Freiheit und die geringen Vortheile, die er ihm verschaffte, theuer bezahlen ließ. Dieser Beschützer war das Théâtre de la Foire. Lesage war, wie man weiß, eine seiner vorzüglichsten Stützen und weihte demselben 26 seiner Lebensjahre. 26 Jahre, guter Gott! und wenn man nun bedenkt, daß ein solcher Zeitraum hätte hinreichen können, um 26 Meisterwerke ins Leben zu rufen, kräftig wie der Gil Blas! Aber Lesage's Daseyn ist nicht eine einzeln stehende unterschiedene Thatsache, es ist ein Schicksal, das er mit mehr als einem großen Schriftsteller theilt.

War denn aber die Zeit, in der Lesage lebte, eine Zeit der literarischen Blindheit und Barbarei? Es ist wahr, Ludwig XIV. neigte sich seinem Ende zu; Frankreich war im Unglück, seine Armeen wurden auf allen Punkten geschlagen, in Sardinien, Spanien und Holland; die traurigen Folgen des Erbfolgekrieges ließen sich nur zu sehr fühlen; aber der Literatur, den Künsten, den Vergnügungen geschah dadurch kein Eintrag; man sammelte im Voraus Lebensgenuß für eine frömmelnde Zeit. Die schwelgerischen Ausschweifungen des Tempel waren noch in ihrer Blüthe, die Regierung erstreckte schon ihren unseligen Einfluß auf die Gesellschaften, die Unterhaltungen, die Literatur. Man möchte nun fragen: warum wurde denn also Lesage so wenig von dieser geistreichen Gesellschaft gesucht und geliebt, warum lebte er so außerhalb dieser Welt; hatte er vielleicht auch jene eigenthümlichen Verkehrtheiten, war er auch ein so düsterer Menschenfeind wie Rousseau, der dadurch in der Literatur so sehr sein Glück und im Privatleben so sehr sein Unglück gemacht hat?

Ach nein, gewiß nicht! Lesage's Charakter glich diesem allen in nichts. Er war taub, und das konnte ihn wohl recht eigentlich von der Welt fern halten; aber sein Charakter war sehr einfach. Durch die Bescheidenheit und Einfalt seiner Sitten gehört er ganz der großen Dichterfamilie aus der Zeit Ludwig's XIV. an; er hatte ganz wie sie jene natürliche Aufrichtigkeit, jene patriarchalische Gutmüthigkeit, welche man in ihren Schriften wiederfindet. Lesage war ärmer als irgend einer von ihnen; aber er scheint nie gegen sein Geschick erbittert gewesen zu seyn.

Sein Aeußeres war angenehm; er war selbst zuweilen glücklich bei den Frauen; aber das war vor seiner Verheirathung; denn nachher waren seine Sitten streng und rein. Wir haben mehrere Bilder von ihm gesehen: seine Physiognomie war offen und feurig, man findet Freimüthigkeit und Anmuth darin, mit etwas Beißendem gemischt, das man vielleicht kaum bemerken würde, wenn man nicht bedächte, daß man Lesage's Bild vor sich hat. Ueber seine Schriften weiß man gar nichts, als daß er sie sehr fleißig ausarbeitete.

Digitized by Google

Dancket, sein vertrauter Freund, brachte ihn zuerst auf die Bahn der Literatur, denn Lesage übersetzte auf seinen Rath die Briefe des Aristenetes. Bald darauf lernte er den Abbé de Lyonne kennen, welcher ihn vermochte, das Spanische zu erlernen, und dieser Umstand wurde entscheidend für Lesage. Bald darauf ahmte er einige Stücke des Francesco de Rosas und des Lope de Vega nach. Von 1704—1706 übersetzte er die Fortsetzung des Don Quijote von Avellaneda; 1697 gab er den Diable Boiteux heraus und ließ Crispin rival de son maître aufführen. Im folgenden Jahre gab er Turcaret; Gil Blas erschien erst 10 Jahr später. Lesage war damals 47 Jahr alt; hierauf beschränken sich alle nähere Nachrichten, die man von ihm hat einziehen können.

Voltaire liebte den Lesage nicht, und dieser Umstand reicht vielleicht hin, die Einsamkeit zu erklären, in welcher derselbe schmachtete. Man denke nur an die große Macht, welche Voltaire ausübte. Ohne ihn war keine Gunst, ohne ihn keine Existenz möglich. Voltaire, der Engel und der Dämon, der Freund und der Spötter aller Gesellschaften, alles brieflichen Verkehrs, aller Höfe! Wehe dem, der gegen diese Macht anstieß, die so empfindlich und so reizbar war! Denket nur an den Pfeilregen, welchen der unermüdliche Gegner Euch entgegenschleuderte aus seinen Schriften, seinen Broschüren, seinen Vorreden, seinen geringsten Scherzen in Prosa oder in Versen. Mit ihm verlor man nicht nur Voltaire, sondern auch alle schriftstellerische Orakel jener Zeit: Grimm, Diderot, Marmontel; dann waren auch der Mercur, die Sammlungen, die Memoiren, die Encyklopädieen, Alles, Alles verschlossen. Nun blieben nur noch unbekannte Eintagserscheinungen, z. B. der Abbé Fréron oder Desfontaine, oder höchstens Palissot; die waren die einzigen Schriftsteller, die an Lesage einiges Lob wagten. La Harpe hat ihm zwei oder drei Seiten in seinem Cours de Littérature gewidmet; aber selbst aus dem geringen Lobe, das er ihm ertheilt, blickt eine wunderliche Kargheit und Trockenheit hervor. Ach, was konnte nun gegen die Mißgunst eines Voltaire der arme Lesage thun, der ohne Verbindungen, ohne Intriguen allein lebte unter seinem ärmlichen Dache? Indessen hatte Voltaire's Unwille keinen tiefen Grund. Lesage hatte die Unvorsichtigkeit gehabt, in einem seiner Stücke auf den Namen desselben ein nicht gerade schmeichelhaftes Wortspiel zu machen*). Voltaire verzieh ihm dies nie; er trat nicht etwa gegen Lesage's Genie auf, er that mehr: er verachtete ihn und entzog ihm die Aufmerksamkeit des Publikums. Als er in der Geschichte des Jahrhunderts Ludwig's XIV. zu dem Verzeichniß der großen Schriftsteller der Zeit kam, mußte er sich wohl entschließen, Lesage zu nennen. Da ist es nun folgender Artikel, den ihm Voltaire widmete; wir führen wörtlich den Text an: „Lesage, geboren 1677. Sein Roman Gil Blas hat sich erhalten, weil Natur darin ist; er ist ganz dem Spanischen Roman la Vidal del Escudiero von Don Marcos d'Obrego entlehnt. Gestorben 1747. Wir wollen uns über diesen Gegenstand nicht weiter ausdehnen."

Diese Note ist das einzige Zeichen der Aufmerksamkeit, das Lesage je von Voltaire erhalten, der doch in seinem Leben so viele Schriftsteller beurtheilt hat, und man muß sagen, fast immer mit Verstand und mit in die Augen fallender Wahrheit. Aber hier war Voltaire's Eigenliebe im Spiel, und man weiß, was in einem solchen Falle aus seinem Urtheil wurde. Man hat später behauptet, daß Lesage sich gerächt, indem er Voltaire unter dem Namen des Dichters Don Gabriel Triaquero im zehnten Buch des Gil Blas geschildert hätte. Wir haben dieses Kapitel vor uns und sind ernstlich bemüht, herauszufinden, was zu dieser Meinung Anlaß geben könnte. Es ist wahr, Lesage zeigt darin den Don Gabriel, wie er von Loge zu Loge läuft und sein Haupt bescheiden dem Lorbeer hinreicht, mit dem die Herren und Damen ihn bekränzen wollen. Weiter unten wird in einem Streit das Trauerspiel des Triaquero ziemlich schlecht behandelt; aber was haben denn Voltaire und Triaquero gemein? Wenn Lesage sich wirklich rächen wollte, so müssen wir gestehen, daß er sehr gemäßigt in seiner Rache war, — und wennn Voltaire nie einen stärkeren Angriff auf seine Feinde gerichtet hätte, so brauchte man ihm gewiß nicht den hohen Grad von Haß und Bitterkeit vorzuwerfen, zu dem er sich so oft hat hinreißen lassen.

Aber wenden wir uns von diesen kleinlichen Zänkereien ab, die überdies kein wesentliches Moment in Lesage's Leben bilden, und gehen wir jetzt zu seinen Werken über, welche beinahe immer vor den Unbilden der Zeit geschützt waren.

(Schluß folgt.)

*) Eine der Personen sagte darin, daß er seinen vol terre-à-terre zu nehmen suchte.

Bibliographie.

Philippe III. — Tragödie von Andraud.

Les pages du roi d'Arméale, ou l'Hôtel de Sens en 1375. — Von A. de Bast. 2 Bde. 15 Fr.

Traité des Délits et Contraventions de la parole, de l'écriture et de la presse. — Von Chassan. Zweiter Theil. Colmar.

Fumée. — Von C. G. Donguaire. 7½ Fr.

Le capitaine Paul. — Von A. Dumas. 2 Bde. 15 Fr.

L'Echo des Imprimeurs et des Libraires. — Nr. 1. Erscheint monatlich. Preis des Jahrg. 10 Fr.

Polen.

Die Böhmischen Brüdergemeinden in Großpolen.

(Schluß.)

Durch den überwiegenden Einfluß der evangelisch Gesinnten, zu denen damals fast alle Senatoren und Landboten gezählt wurden, ward zu derselben Zeit, nach dem Tode des Königs Sigismund August 1573, die wichtige Warschauer Conföderation abgeschlossen, in welcher zum ersten Male das Wort „Dissidenten" vorkommt, indem es sowohl Katholiken als Protestanten bezeichnet. „Wir versprechen einander", heißt es in den Akten der Conföderation, „daß wir, die wir sind dissidentes in religione, Friede unter einander halten werden und einander wegen des Glaubens nicht verfolgen, weder confiscatione bonorum, noch carceribus et exilio, noch auch irgend einer Obrigkeit zu einer solchen Verfolgung behülflich seyn werden, sondern dagegen einzustehen verpflichtet sind."

Rasch änderte sich nun der religiöse Zustand von Polen, als die Jesuiten unter Sigismund III. zum höchsten Ansehen und Einflusse gelangten und die volle Macht zur Unterdrückung der Reformation in die Hände bekamen. Der Umschwung geschah so reißend, daß schon am Ende des 16ten Jahrhunderts wieder die Uebermacht auf Seiten der Katholiken war. Vieles beförderte dieses Sinken der Reformation, vor Allem die unter den verschiedenen dissidentischen Parteien herrschenden Streitigkeiten, welche von den Jesuiten schlau benutzt wurden und gegen welche die Einheit der katholischen Kirche für Viele ehrfurchtgebietend dastand. Erst auf der Synode zu Thorn, 1595, gelang den Dissidenten die theilweise Beilegung dieser Streitigkeiten und eine neue Verbindung auf Grund der früher zu Sandomir eingegangenen. — Am Ende des Jahrhunders, im Mai 1599, fand noch das merkwürdige Religionsgespräch der Polnischen Dissidenten mit den, gleichen Unterdrückungen von Seiten des Polnischen Königs Sigismund III. ausgesetzten, Russinen Griechischen Glaubens statt, welches zwar besonders durch den Russinischen Fürsten Ostrogski, Wojewoden von Kiew, veranlaßt wurde, doch nur durch die kluge Mäßigung der dissidentischen Magnaten und Theologen, vorzüglich des berühmten Böhmischen Seniors Theophil Turnowski, dahin führte, daß beide Parteien sich über viele Glaubensartikel verständigten und sich gegenseitige Unterstützung zur Aufrechthaltung ihrer Privilegien versprachen.

Diese Vereinigung kam den Katholiken unerwartet, und die Dissidenten genossen eine kurze Ruhe. Aber nach den Kriegen mit den Schweden, von denen die katholischen Geistlichen manche Unterdrückung erdulden mußten, und nach dem Zebrzydowskischen Aufstande, in dem die Dissidenten gegen den König Partei genommen hatten, um sich wieder zu ihren Rechten zu verhelfen, wurde die Lage der Dissidenten um so schlimmer. In den Jahren 1606—1620 verloren sie zwei Drittheile ihrer Kirchen; viele derselben wurden den Katholiken übergeben, viele von den Jesuitenschülern und dem Pöbel zerstört oder in Brand gesteckt. Der Böhmischen Brüdergemeinde kam indessen von anderer Seite her ein unverhoffter Zuwachs, indem die Calvinisten in Großpolen, die nun dort ganz aufhörten zu existiren, auf der Synode zu Ostrorog 1627 das Böhmische Glaubensbekenntniß annahmen, auch bei dem Beginn des dreißigjährigen Krieges viele neue Ankömmlinge aus Böhmen herüber kamen.

Wie sehr Sigismund III. das Bestreben, sein Reich dem Katholizismus wiederzugewinnen, gelungen war, zeigte sich am deutlichsten nach dessen Tode 1632. Auf dem wichtigen Convocationstage zu Warschau traten die religiösen Parteien im Volke zum ersten Male einander selbst gegenüber. Es kam zu den heftigsten Debatten zwischen den Katholiken und den Evangelischgesinnten, die vergeblich Alles wagten, um ihre von Sigismund III. gesetzwidrig geschmälerten Rechte wiederzuerlangen. Hier wurden zum ersten Male mit dem Namen der „Dissidentes" die Evangelischgesinnten ausschließlich bezeichnet, und nur mit dem Beisatze „salvo jure ecclesiae catholicae" unterschrieben die Prälaten und deren Anhänger den herkömmlichen Artikel der Pacta conventa über die politische Gleichheit der durch die Konfessionen getrennten Bürger.

Wladyslaw's IV. rechtliche Gesinnung und seine allem Fanatismus ferne religiöse Denkart schienen den Dissidenten Bürgschaft zu leisten, daß die Unterdrückungen ein Ende haben würden. Aber des Königs Macht reichte zu ihrem Schirme nicht mehr aus, und manche den Dissidenten nachtheilige Beschlüsse kamen zur Ausführung. Die Böhmischen Brüder büßten ihre Hauptkirche in Großpolen zu Ostrorog ein, die berühmten socinianischen Anstalten zu Rakow wurden aufgelöst u. s. w. Da konnte dem toleranten Monarchen nichts erwünschter kommen, als die Hoffnung, daß ihm eine Vereinigung der zum Unheile seines Reiches einander feindlich gesinnten religiösen Partien durch ein Religionsgespräch gelingen werde, und so fand im Jahre 1645 das bekannte Colloquium charitativum zu Thorn statt, das zu dem gewünschten Ausgang nicht führte, weil keine Partei einen ihrer Glaubensartikel aufzugeben gedachte, jede vielmehr die andere auf ihre Seite herüberzuziehen bemüht war.

Das Loos der Dissidenten wurde indessen immer trauriger. Bisher hatten sie nur auf gesetzlichem Wege Abhülfe ihrer Beschwerden gesucht, unter Johann Kasimir aber, während der Schwedischen Kriege, schlossen sie sich an die Schweden an, in denen sie ihre Retter sahen, waren diesen mit Rath und That zugethan und wurden so Feinde ihres eigenen Vaterlandes. Sie mußten schwer dafür büßen, denn nun wurden die Grausamkeiten, die die Schweden an den Katholiken verübt hatten, an ihnen gerächt; jedes Recht wurde ihnen abgesprochen, nicht einmal in Privathäusern durften sie unangefochten ihren Gottesdienst halten, von den öffentlichen Berathungen wurden sie ganz ausgeschlossen, der Uebergang vom Katholizismus zu einem anderen Glaubensbekenntnisse wurde bei Strafe der Verbannung verboten, ja 1666

auf dem Landtage der Vorschlag gethan, alle Religionsfreiheit aufzuheben. Da verminderte sich die Gemeinde immer mehr, Viele zogen nach Brandenburg, Sachsen, Schlesien und Holland, Andere gingen zur katholischen Kirche über. Die Böhmischen Brüder hatten vor Allen durch Einäscherung ihres Hauptsitzes, Lissa, 1656, gelitten.

Der Fanatismus der Katholiken stieg unter den Königen aus dem Sächsischen Hause, da diese selbst ihren Eifer für ihren neuen Glauben zu zeigen sich bestrebten; aber auch der Oppositionsgeist der Dissidenten wuchs in dem Drucke. Diese standen nun gleichsam außer dem Gesetz, nirgend konnten sie sich mehr ohne Lebensgefahr zeigen, ihre Leichen durften nur des Nachts verbrannt werden, Gottesdienst mit Gesang und Predigt war ihnen verboten, u. s. w. Und doch wagten sie 1712 zu Thorn unter dem Vorsitze des berühmten Seniors der Brüdergemeinden, J. E. Jablonski, und 1718 in Danzig unter Christoph Arnold Generalsynoden zu halten, um sich darüber zu verständigen, wie den alten ihnen günstigen Reichstagsbeschlüssen wieder Geltung zu verschaffen wäre. Gleichzeitig suchten sie an fremden Höfen, in Berlin und London, Schutz und Vermittelung nach. Diese trat auch nach dem bekannten furchtbaren Ereignisse zu Thorn 1724 zum ersten Male, freilich damals noch vergeblich, ein. Doch sollte dieser Einfluß bald mächtiger werden. Sieht man nun, daß der Vorwand, die Rechte der Dissidenten zu wahren, den Nachbarstaaten zuerst Gelegenheit gab, ihr Uebergewicht über Polen geltend zu machen, so kommt man wohl in die Versuchung, zu behaupten, daß Polen zu seinem Unheile die Reformation aufgenommen habe, oder vielmehr, daß es zu seinem Unheile von der Reformation, durch welche es im inneren Frieden und in innerer Kraft hätte erstarken können, wieder abgewichen sey.

Bekanntlich wurden endlich, nach vielen Kabalen, auf dem Reichstage von 1767 durch fremden Einfluß den Dissidenten gleiche Rechte mit den Katholiken und freie Religionsübung zugestanden. Die Anzahl der Böhmischen Brüdergemeinden war damals nur noch sehr gering, und diese hatten daher wenig Antheil an den Streitigkeiten, die bald unter den Dissidenten auf den Synoden zu Wongrow und Sieblce ausbrachen. Heut sind die Böhmischen Brüdergemeinden der evangelischen Kirche zugezählt. —

Außer der hier in allgemeinen Umrissen mitgetheilten Geschichte der Brüdergemeinden enthält das vorliegende Werk mehre für die Polnische Spezial- und Literargeschichte wichtige Zusätze. Ein Anhang führt 79 Ortschaften in Großpolen namentlich auf, in welchen die Böhmischen Brüder Kirchen besessen haben; die Geschichte dieser Kirchen und die Biographieen der Prediger werden in Kürze mitgetheilt. Ein anderer Anhang ist den Lebensbeschreibungen sämmtlicher Senioren geweiht, deren bis in die neuere Zeit 32 gegeben hat; darunter sind Georg Israel, Theophil Turnowski, Paul Paliurus, D. E. Jablonski. Von den Schulen der Brüdergemeinde war die zu Lissa zur Zeit eben so berühmt, wie die socinianische zu Rakow; Comenius war eine Zeit lang ihr Rektor. Bei dem Brande zu Lissa, 1656, verlor die Brüdergemeinde eine bedeutende Bibliothek und ihre Druckerei; ein Theil des Archivs, das viele sehr wichtige Manuskripte zur Böhmischen Geschichte enthält, befindet sich noch heute in Lissa, ein Theil desselben kam nach Berlin an Daniel Jablonski. Am Ende seines Werkes theilt der Verfasser noch ein, so weit die zum Theil lückenhaften und von manchen jetzt katholischen Familien mit Sorgfalt unterdrückten Nachrichten reichen, ein vollständiges Verzeichniß aller adligen Familien Großpolens mit, die zur Brüdergemeinde gehört haben. Es sind deren 348, und schon daraus ist zu ersehen, wie weit diese eine dissidentische Confession verzweigt war. A. Wrr.

England.

Cholera-Kuren in England.

Den höchsten Sieg über die Krankheit feiert die Kunst des Arztes, wenn sie die Macht des Todes bricht und das Opfer dem Grabe, an dessen Rande es schwebte, entreißt, wenn sie Leben, Gefühl und Bewußtseyn in den Organismus zurückführt, der aller dieser Functionen bereits entkleidet war. Ein ganz besonderes Interesse erweckt diese Erscheinung bei Behandlung der Asiatischen Cholera, wenn eine chemische Substanz die Stelle der natürlichen Säfte zu ersetzen wagt. Die augenblickliche Wirkung dieses Mittels, der außerordentliche Uebergang vom Tode zum Leben, der nie ausbleibt, selbst wenn die eintretende Besserung nur eine momentane ist, würde schon zur Genüge beweisen, daß ein neues Feld ärztlichen Heilverfahrens sich dem Therapeuten aufgeschlossen und ein Mittel ihm in die Hände gegeben ist, das, mit außerordentlicher Energie bekleidet, die Ursache der Krankheit überwindet und das erlöschende Leben zu erneuter Flamme anfacht. Wie aber, wenn diesem gegenüber die Beobachtung gegründet wäre, daß gerade für die Cholera, die einzige Art von Krankheit, in welcher man Versuche mit Einspritzung salinischer Auflösungen in die Venen angestellt hat, dieses Mittel den glänzenden Erwartungen, welche man davon gefaßt, nicht entsprochen und die Sterblichkeit unter den Cholera-Kranken keinesweges gemindert hätte? Wäre dem so, dann müßte man zuvörderst untersuchen, ob diese Erwartungen, welche man auf seine Wirksamkeit setzte, vernünftig, d. h. in den Umständen, unter denen man die Anwendung vornahm, einige Wahrscheinlichkeit für sich hatten, ob in den vielen Fällen, wo der Tod dadurch nicht abgehalten worden, ihn abzuhalten noch möglich oder derselbe vielmehr eine nothwendige Folge der Krankheit war; endlich, ob die Leidenden, welche durch Injection geheilt worden sind, in dem Unterlassungs-Falle nicht eine sichere Beute des Todes geworden wären.

Die Einspritzung von Blut bei Personen, die in Folge des Blutsturzes in Lebensgefahr sind, wurde schon früher in England angerathen und mit einem Erfolge angewendet, der nur bedauern ließ, daß man in den Fällen, wo eine Indication dafür vorhanden war, nicht häufiger seine Zuflucht dazu nahm. Professor Magendie kam zuerst bereits vor Jahren auf den Gedanken, bei der Heilung der Hundswuth von der Einspritzung medizinischer Flüssigkeiten Gebrauch zu machen. Als aber die Herren Hermann und von Moscau in jüngster Zeit wahrnahmen, daß der große Verlust an Säften und wässerigen Bestandtheilen, welcher sich bei den Cholera-Kranken zeigte, die Ursache des Collapsus und Todes wäre, hielten sie es für heilsam, laues Wasser in die Venen zu spritzen, um so den Umlauf zu unterstützen und den kleinen Vorrath von Blut, der noch zurückgeblieben, nicht ganz verrinnen zu lassen. Professor Delpech brachte diese Theorie zuerst in Frankreich zur Anwendung, aber ohne sonderliches Glück. Ihrerseits waren die Englischen Aerzte, obgleich sie einen ganz anderen Ausgangspunkt nahmen, als ihre Deutschen Kollegen, doch zu dem nämlichen Resultate gelangt. Die nächste Veranlassung dazu gab ihnen die Lektüre einer interessanten Schrift des Dr. O'Shaughnessy über die Beschaffenheit des Blutes im Körper des Cholera-Kranken im Vergleich zu der Mischung desselben im gesunden Körper. Aus dieser vergleichenden Analyse ging hervor, daß der beträchtliche Blutverlust des Cholera-Kranken aus einer Verminderung des Wassers, des Eiweiß-Stoffes und der salzigen Substanz, wie sie im normalen Zustande sich gemischt finden, hervorgehe. Richtig schlossen also die Doktoren Lath und Leith, daß, wenn auch nicht geradezu vollständige Heilung, doch einstweilige Erleichterung und Zeit zur Anwendung anderer Mittel gewonnen werden könnte, wenn man der Circulation unmittelbar die Stoffe wiedergebe, die ihr von der Krankheit entzogen worden. Sogleich stellten sie Versuche an, und, was für ihr Wissen wie für ihre Geschicklichkeit gleich ehrenvoll ist, die ersten Proben, die sie machten, liefen glücklicher ab, als alle, welche seitdem vorgenommen worden, nachdem man schon eine reiche Erfahrung über das Wie? und Wann? belehrend zur Seite hatte. In der ersten Serie von Fällen, die sie berichteten, retteten sie drei von neun Kranken und fünf von sieben in der zweiten, und alle Aerzte Edinburgs und seiner Umgebung sind einstimmiger Meinung, daß unter dem Einfluß einer anderen Behandlungsart, wenn man die Sterblichkeit analoger Fälle in Betracht zieht, von den sechzehn Cholera-Fällen dieser beiden Serien kaum zwei dem Tode entronnen seyn würden. Dennoch scheint diese Methode, so ermuthigend auch dieses Ergebniß seyn sollte, immer mehr an Vertrauen zu verlieren und selbst bei der Cholera immer weniger Anwendung zu finden. Es bleibt uns demnach zu untersuchen übrig, ob diese Abneigung auf Gründen von Gewicht beruht.

Von 282 schweren Cholerafällen, wo man die Einspritzung salziger Auflösungen versucht hat, ist bei 221 der Tod und bei 61 die Heilung erfolgt. Wie gewöhnlich unter solchen Umständen, waren die Inficirten in das Stadium des entschiedensten Collapsus gekommen, ehe man dieses Mittel anwandte, und man müßte annäherungsweise bestimmen, wie viele unter ihnen hergestellt worden wären, wenn man nicht zu diesem Mittel seine Zuflucht genommen hätte. Nach den Berichten der Dr. Chrittison und Makintosh hat von zwölf Personen in der Periode des vollständigen Collapsus unter dem Einfluß eines anderen Heilverfahrens kaum *eine* ihre Gesundheit wiedererlangt, und dieses Resultat sey daher als ein vollkommen günstiges anzusehen. Zwar sind die Erfolge, die man zu Limerick ohne dieses Verfahren erlebt, viel günstiger ausgefallen, da man 2½, ja drei Genesungen auf zehn Cholerafälle erzielte; aber zwischen der ausgehungerten, armseligen Bevölkerung Irlands und den feisten, wohlhabenden Künstlern Schottlands, die von der Krankheit am meisten heimgesucht wurden, läßt sich schwerlich eine genaue Parallele ziehen. Denn man darf auch nicht vergessen, daß Personen, welche auf Nahrung aus dem Pflanzenreiche angewiesen sind, je größere Disposition sie zu Cholera-Anfällen besitzen, dennoch in bei weitem günstigerem Verhältnisse dem Tode entgehen, als Personen, deren Nahrung zum großen Theil dem Thierreich entnommen ist. Die Fälle von Collapsus waren übrigens in Limerick unter den wohlhabenden Klassen der Bevölkerug nicht häufiger als in Edinburg, und nach dem Berichte des Hospitals der Parochie St. Michael, das seiner Bestimmung gemäß nur den Besseren in der dienenden Klasse Einlaß gewährt, war die mittlere Zahl der Rekonvaleszenten wie 1:10, während in allen übrigen Hospitälern der Stadt wie 2:10. Demnach ist uns der Schluß erlaubt, daß die Durchschnitts-Zahl der Heilungs-Fälle, welche durch die Injection salinischer Auflösungen in der Periode des Collapsus bewirkt worden sind, in gleichen Bezirken und unter gleichen Umständen bei weitem günstiger ausgefallen ist, als bei der Anwendung anderer Heilmethoden.

Denen, welche gefragt haben, ob es vernünftig sey, einer Behandlung das Wort zu reden, die von 282 Patienten nur 61 das Leben erhalten, diene zur Antwort, daß ihre Ansicht der Sache eine ganz falsche sey, daß nur im Vergleich mit anderen der wahre Werth einer Heilmethode sich herausstelle und, wie wenig auch die Zahl der Genesenden unseren sanguinischen Hoffnungen entspräche, diejenige vor allen den Vorzug verdiene, welche der meisten Erfolge sich rühmen könne. Nun lehrt aber

die Erfahrung, daß die in Rede stehende Injection mehr Kranke aus dem Zustande des Collapsus als irgend ein Verfahren unter einer gleichen Zahl analoger Fälle gerissen hat, und es ist unter den Aerzten, welche die Injection versucht haben, ausgemacht, daß, wenn sie in einigen Fällen ohne Segen blieb, sie in anderen Fällen allen vernünftigen Anforderungen oft überraschend entsprochen hat, und ist sie in so vielen Krankheiten bewährt gefunden, so muß man in manchen anderen ihre Erfolglosigkeit weit eher der Behandlung oder einem sonstigen Irrthum, als einer in ihrer Natur begründeten Schwäche zuschreiben. — Es dürfte nicht ohne Interesse seyn, hier einen Blick auf die störend einwirkenden Umstände zu werfen, welche dem Gelingen der Einspritzungen sich entgegenstellen. Solcher Hindernisse können sehr viele seyn, indem man erwägen muß, welche Vorsicht der Operateur nöthig hat, wenn er den kühnen Schritt unternimmt, in den geweihten Mittelpunkt des Lebens einzudringen und in den Wellenschlag des Herzens eine Woge fremden Blutes einfließen zu lassen, das die Stelle des eigenen, von der Krankheit entzogenen zu ersetzen bestimmt ist. Wie sorgfältig muß der Arzt mit dem Auge der Wissenschaft nach den Stoffen, denen er den Einlaß gewähren will, spähen, auf ihre Menge und Mischung, die streng gemessene Zeit, daß der kühne Fremdling in der Oekonomie des ohnehin erschütterten Baues keine Störung anrichte, die auf der Stelle den Tod zur Folge hätte, welche Achtsamkeit verwenden! Wie schwer wird es ihm, der Luft, welche durch die kleinsten Oeffnungen eindringt und dann der sicherste Weg zum Grabe wäre, den Zugang zu verwehren! Weiß er ferner den rechten Augenblick, wo die Operation heilsam, wo sie überflüssig oder schädlich ist? wie oft sie wiederholt werden muß? Kennt er genau das Maaß der Flüssigkeiten, das hinein soll, und die Zeit, um aufzuhören? Wahrlich, er bedürfte hier eines übermenschlichen Auges, um nicht zu irren; befindet sich doch der Feldherr nicht außerhalb, sondern in der Festung, welche er vertheidigt — wie sollte nicht der Arzt einen Archimedes-Punkt in der Maschine, die er behandeln will, verlangen können? Und ist ihm dies versagt, so sey er vorsichtig in seinem Urtheil über ein Agens, dessen voller Wirksamkeit so viele Hindernisse sich entgegenstellen. Doch hat Dr. Lawris über einige dieser Umstände sehr beachtungswerthe Regeln gegeben. So, sagt er, solle man mit dem Einspritzen alle Mal aufhören, wenn der Puls eine deutliche Hebung zeigte, alle Mal, wenn der Kranke einschliefe, gleich viel, ob es mit dem Puls besser ginge oder nicht, wenn das Athemholen an Beschleunigung gewänne oder ein empfindlicher Schmerz sich in dem Unterleibe fühlbar machte. Aufhören müßte man in dem ersteren Falle darum, weil die erstrebte Besserung eingetreten wäre, und in dem anderen, weil der Versuch einen üblen Ausgang zu nehmen drohte.

Auch die Periode der Krankheit, wo es am heilsamsten seyn möchte, das Einspritzen zu versuchen, genau zu kennen, ist von großer Wichtigkeit, weil es nur allzu wahrscheinlich ist, daß die Erfolglosigkeit der Operation der zur unrechten Zeit vorgenommenen Injection beizumessen ist. Dr. Lawris bemerkt, daß, wenn man ein Fluidum in die Venen einer Person einspritzt, in dem Augenblick, wo das Gift noch wirkt, das eingedrungene Salz und Wasser von dem noch vorhandenen Serum im Blute angezogen und die innere Schleimhaut, von einer größeren Menge Flüssigkeit durchzogen, noch mehr leiden würde. Von der anderen Seite, wenn man die Injection zu spät vornimmt, so bewirkt das Fluidum, wie groß auch die Quantität des Stoffes, den man in die Circulation bringt, sey, keine vollständige Ausgleichung; der Puls wird nicht sichtbar an der Handwurzel, wie stark er auch an den Bauchmuskeln und Karotiden sey, und wenn man damit fortfährt, so endigt mit schrecklicher Aufregung und Delirium die Scene. Deshalb meint Dr. Lawris, daß die Injection dann mit Nutzen vorgenommen würde, wann die Krankheit die höchste Stufe ihrer Entwickelung erreicht hat, d. h. der Verlust an Säften fast vollständig eingetreten, aber der Collapsus oder seine Reaction noch nicht zum Vorschein gekommen ist. Hat die Reaction schon begonnen, sich geltend zu machen, so betrachtet er die Injection als unnütz oder gar schädlich. — Welchen Werth auch diese Regeln in der allgemeinen Anwendung haben, so giebt es doch Fälle, wo die Injection nöthig wird, sobald der Prolapsus sich offenbart, und bevor der Puls an der Handwurzel verschwunden ist. Zuweilen existirt eine sichtbare Beziehung zwischen dem pulslosen Collapsus und dem darauf folgenden Fieber, z. B. wenn die theilweise Hemmung des Blutumlaufs von einer organischen Verletzung herrührt, die alsdann die darauf folgende Reaction und ihre Resultate bestimmen würde. Das Ergebniß einer sorgfältigen Beobachtung, daß jeder Kranke, wie nahe er auch dem vollständigen Collapsus gewesen ist, dessen Puls aber noch nicht aufgehört hat, an der Handwurzel sich bemerklich zu machen, in der Regel das begleitende Fieber nicht bekommt, und die andere Thatsache, daß diejenigen, welche in diesem Zustande die Injection erlitten, davon frei bleiben, wenn sie genesen, zeigt, wie wichtig es ist, die Injection zu rechter Zeit vorzunehmen, selbst auf die Gefahr, bekämpfen zu müssen, was Dr. Lawris so sehr zu fürchten scheint, eine Krankheit, die noch nicht ganz ausgetobt hat. Wendet man die Einspritzung in der ersten Periode des Collapsus, oder bevor er noch deutlich ausgesprochen ist, an, so ist es wesentlich, sobald der Kranke sich erholt und stärkere Lebenszeichen von sich giebt, die zeitherige Behandlungsart wieder vorzunehmen, als hätte man keine solche Operation ausgeführt, in der einzigen Absicht, den Kranken zu verhindern, daß er in den so gefürchteten Prolapsus verfalle.

Das Detail, auf welches wir über die Wirkung eines Medikaments, das heute schon zum Theil sein Interesse verloren haben möchte, eingegangen sind, könnte als kleinlich erscheinen; aber wir fühlten uns dazu durch die Ueberzeugung gedrungen, daß diese Methode, obgleich die Cholera die einzige Krankheit ist, bei der man sie in Anwendung gebracht hat, von so außerordentlicher Heilkraft wäre, daß sie noch auf ganz andere Krankheitsfälle als den Collapsus der Cholera Anwendung finden und zu einem gewissen Zeitpunkte, dessen Gränze sich schwer bestimmen lassen möchte, eines der energischsten und glücklichsten Agentien abgeben dürfte. (R. B.)

Mannigfaltiges.

— Ein Roman von Wien. Daß es der bekannten Mistreß Trollope in Wien besser gefallen hat, als in Amerika, Frankreich und Belgien, wissen wir bereits aus ihrem zum Ueberfluß auch ins Deutsche übersetzten Buche „Wien und die Oesterreicher". Aber bei diesem Beweise ihrer Liebe hat sie es noch nicht bewenden lassen. Ein Roman in drei Bänden, den die vielschreibende Vielgereiste so eben herausgegeben, spielt ebenfalls in Wien, und damit es auch Jeder sogleich wisse, hat dieser Roman keinen anderen Titel, als eben: „Ein Roman von Wien" *). Der „Roman von Wien" könnte zwar, da er eine Liebesgeschichte wie hunderttausend andere ist und sich überall zutragen kann, von jedem Uebersetzer in einen „Roman von Paris" oder in einen „Roman von Stockholm" verwandelt werden, ohne daß damit dem Buch ein großes Unrecht widerführe; die Verfasserin thut sich jedoch nicht wenig darauf zu gut, die exklusiven Zirkel der Oesterreichischen Hauptstadt, jene genußfrohen, nur ungern an Gedanken sich plagenden Menschen, denen das Leben ein Tanz und der Tanz das eigentliche Leben ist, recht treu geschildert zu haben. Dergleichen Leute und Gesellschaften sind indessen auch wohl in anderen Hauptstädten zu finden, wogegen wir bezweifeln möchten, daß es einen so nichtswürdigen und Jahre lang mit den edelsten Gefühlen sein Spiel treibenden Roué, wie den Grafen von Alderberg, den Helden des Romans von Wien, irgendwo giebt. Der Herr Graf war im Jahre 1815 nach England gereist und hatte sich dort mit einer Miß Ringold vermählt, weil dies der einzige Weg war, seine momentanen Wünsche zu befriedigen. Nach Wien zurückgekehrt, war die Leidenschaft verflogen, und weil er seiner unebenbürtigen Ehe sich schämte, so suchte er diese der Welt zu verbergen. Sein verlassenes Weib wandte sich an den Kaiser; da sie jedoch aus Edelmuth den Namen ihres ehrlosen Gatten nicht nennen wollte, so konnte ihr natürlich auch der Kaiser nicht helfen. Der Graf ließ ihr inzwischen ihren kleinen Sohn rauben und machte sie dadurch noch unglücklicher. Nur gegen das eidliche Versprechen, ihr eheliches Verhältniß ganz zu ignoriren und desselben nie gegen irgend einen Menschen zu erwähnen, erhielt sie den Knaben zurück. In einsamer Zurückgezogenheit auf einem Landsitze, der dem jüdischen Banquier Imla Balthasar, einem Agenten des Grafen von Alderberg, gehörte, verbrachte nun die unglückliche Engländerin ihr Leben. Mistreß Trollope hat hier Gelegenheit, auch die reichen Juden von Wien darzustellen, bei denen sie keine so glänzende Aufnahme wie bei der übrigen fashionabeln Welt gefunden zu haben scheint, da die Juden in Wien nicht besser fortkommen, als die Neu-Engländer in Cincinnati. Dem Banquier Imla Balthasar giebt sie eine jüdische Macmerillis zur Mutter, ein Weib, das bei allen Gelegenheiten, es mag nun vom Hof oder vom Prater, von der Synagoge oder vom Schauspiel die Rede seyn, die Worte der großen und kleinen Propheten aus dem alten Testamente anführt. Imla sollte, wie der Graf ihm auftrug, dessen tugendhafte Gattin verführen, aber da ihm dieses nicht gelang, so heirathete er eine sentimentale Jüdin, die nicht bloß eine Freundin Shakespeare's und der Mistreß Ringold wird, sondern auch in deren Sohn sich verliebt. Letzterer aber wird von dem Grafen unter dem Namen eines Herrn von Ringold in die große Welt eingeführt, wo er und sein Vater, wie die beiden Klingsberge, auf manchem Abenteuer sich begegnen. Der Fürst von Sully, ein Rath des Kaisers, lernt durch den jungen Ringold auch dessen Mutter kennen, und durch die geheimnißvolle Erscheinung derselben neugierig gemacht, macht er auch den Monarchen darauf aufmerksam. Vergebens aber dringt man in die ihrem Eide treue Unglückliche, ihr Geheimniß zu verrathen, und wenn nicht ein glückliches Ungefähr zu der Entdeckung führte, so hätte Mistreß Trollope noch drei Bände mit der Geschichte angefüllt. Diese endigt nun aber, wie die meisten anderen Geschichten: die Tugend sieht sich belohnt, und der Graf von Alderberg wird nicht bloß ein reuiger Gatte, sondern bald auch ein glücklicher Großpapa. Man sieht — das Ding ist herzlich trivial, übersetzt aber wird das Buch dennoch werden, und vielleicht sogar mehr als Einmal.

*) A Romance of Vienna. By Mrs. Frances Trollope. 3 vols. London, 1838.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 111. Berlin, Freitag den 14. September 1838.

Frankreich.

Neues System des öffentlichen Unterrichts in Frankreich*).

Frankreich besitzt alle wesentliche Elemente zu einem guten System des öffentlichen Unterrichts, aber es fehlt den umfassenden Instituten, deren es sich erfreut, an innerlichem Zusammenhang, systematischer Leitung und einem bestimmten Ziel. Ihrer Menge nach genügend, sind sie der Mannigfaltigkeit der Fächer nach ungenügend und zeigen, als Organismus betrachtet, Lücken, welche nothwendig Ergänzung heischen; denn Einheit ist die unerschütterliche Grundlage jeder gesellschaftlichen Gesammtheit; Einförmigkeit ist im Gegentheil deren Negation.

Das System des öffentlichen Unterrichts umfaßt in Frankreich die drei Stufen 1) des primairen, 2) des secundairen, 3) des höheren Unterrichts. Aber diese Eintheilung, so naturgemäß sie dem Anschein nach sich zeigt, ist in ihrer Anwendung rein willkürlich; sie geht von keinem inneren Theilungs-Prinzipe aus, steht in keinem historischen Bezuge zu dem Entwickelungs-Gange des Volkes, das er aufklären soll, ist mit einem Worte etwas Theoretisches, Gemachtes dreier zufälliger Abzweigungen, die sich aus ihrer Vereinzelung zu keiner Gesammtheit erheben. Wir schlagen statt deren nur zwei, die sich gegenseitig ergänzen, mit folgenden Benennungen vor: 1) Elementar- oder National-Unterricht, der auch allgemeiner heißen könnte; 2) Spezial-Unterricht, Fach-Studium (enseignement professionel), das auch ergänzender Unterricht heißen könnte. In Folge dieser neuen Ansicht dringt sich uns zuerst die Anforderung auf, daß alle Franzosen, die, nachdem die Charte eine Wahrheit geworden, vor dem Gesetze gleich sind, auch vor dem Forum der Intelligenz gleich seyen, daß sie alle ohne Ausnahme unentgeltlich einen gemeinschaftlichen, in seinem Umfange durch gesetzliche Kraft sanctionirten Unterricht erhalten, der zwar in einzelnen Fällen und Fächern veränderlich sey nach den Bedürfnissen der Zeit, aber immer im Einklang mit dem Geist unserer Staats-Verfassung, die zu lieben und zu erhalten bei sich und Anderen, deren Rhetrae, wenn wir so sagen dürfen, nicht bloß im Munde, sondern auch in einem vaterlandsliebenden Herzen zu bewahren, die Aufgabe der Lehrenden und Lernenden seyn muß, so daß der National-Unterricht der gemeinsame Ausgangspunkt für die verschiedenen Lebensbestimmungen der Individuen und hinwiederum der Mittelpunkt der mannigfaltigen Berufs-Arten sey, von dem sie alle wie Radien auslaufen. So gefaßt, würde der Elementar-Unterricht das seyn, was in einer anderen Folge von Gedanken und auf einer anderen Stufe des Alters die National-Garde ist. Indem der Bürger dienend in die Reihen derselben eintritt, vergilt er dem Staat die Aufopferungen, denen derselbe für das Kind sich unterzogen, und wird seines Schuldbriefes quitt. Das Schulhaus und das Wachthaus müßten sich daher ergänzen und beide die Gleichheit zur Grundlage, die Wahl zum Prinzip, die Trommel zum Rappel haben.

Wenn wir auf diesen Punkt so vorzügliches Gewicht legen, so rührt es daher, weil kein anderer die Aufmerksamkeit der Regierung in so vorzüglichem Grade in Anspruch zu nehmen hat, als der gänzliche Mangel an Uebereinstimmung unserer öffentlichen Unterrichts-Anstalten mit unserem Munizipal- und Verfassungs-Wesen, und so lange nicht vor Allem dieser Mangel gehoben ist, haben wir keine National-Erziehung zu hoffen. Habe es aber in Frankreich eine solche, d. h. hätte der Volks-Unterricht die Unterweisung der Jugend zur nächsten und die Durchbildung der Männer zur entfernteren Aufgabe, pflanzte er in die Seele des Kindes die Keime, die in der männlichen zu ihrer Entfaltung gelangen, wäre er, was er seyn sollte, für sich ein harmonisches Ganze, in der Gesammtheit der Staatskräfte eine der Säulen der Volks-Wohlfahrt: so würden ohne Zweifel die Geister der Parteiungen und Zwietracht mit jedem Jahre ohnmächtiger werden, die jetzt in offenem Kampfe liegenden Interessen sich wenigstens zum Waffenstillstande bequemen und das stärkere derselben das andere schon in der Wiege des aufwachsenden Geschlechtes erdrücken. Und sollte auch das, welches den Sieg erränge, nicht das bessere seyn, so ist, nach unserem Dafürhalten, die Herrschaft des demokratischen Prinzips unter der Leitung weiser Gesetze bei weitem einer Fortdauer der sittlichen Entartung vorzuziehen, welche so laut den Ton angiebt, daß man an nichts die bessernde Hand anlegen kann, ohne die Erschütterung allgemein und die Unordnung größer zu machen. Sollte es aber der republikanischen Propaganda gelingen, sich in der bisherigen Weise auszubreiten, und ihrer schrankenlosen Entwickelung kein Ziel gesetzt werden, so begeben wir uns unter das Joch einer Tyrannin, die uns mit eisernem Scepter beherrschen wird, und dem zu begegnen sich die Regierung dringend angelegen seyn lassen müßte, sollte sie auch ihre Sorgfalt von jetzt an etwas weniger auf die Kasernen und etwas mehr auf die Schulen zu richten genöthigt seyn. Wir wollen daher, daß alle diejenigen auf einer Schulbank sitzen, welche das Gesetz in wenigen Jahren aufrufen wird, auf einem Feldbett zu liegen; wollen, daß die Lehre von der Gleichheit, deren Werth sich einmal jeder Franzose bewußt seyn muß, lieber in der Kommunal-Schule als in der Wachstube gelernt, daß das Wahl-System, welches Prinzip unserer Verfassung ist, von dem Kinde erstrebt, von dem Jüngling geübt werde, daß beide durch ihre Fähigkeit und das Urtheil des Lehrers ihre Stellung im Schulleben entschieden sehen; daß endlich, wenn die Bildung der National-Garde die Richtung des öffentlichen Geistes bezeichnet, unsere Schulen und Kollegien auf militairischen Fuß eingerichtet werden, was die zwei unverkennbaren Vortheile mit sich führt, daß die Jugend zugleich das Gehorchen und Befehlen lernt. — Sollte man die ausschließliche Entwickelung des Militair-Geistes fürchten? Eine solche Furcht wäre eine Inkonsequenz in einem Lande, wo das Gesetz alle Bürger, mit wenigen Ausnahmen, zur Anlegung der National-Uniform verpflichtet, und was jetzt oft zwangsweise geschieht, würde auf freiwilligem Wege erlangt und für die durch Alter oder Verhältnisse Ausscheidenden immer reichlicher Ersatz geboten werden. Aber es giebt noch eine andere Seite der Betrachtung, welche uns zu der Frage nöthigt, ob die Armee in ihrer gegenwärtigen Verfassung schon Alles ist, was sie überhaupt seyn kann? Ob es kein anderes Mittel giebt, als 40,000 rüstige und wohlgebaute Leute gewaltsam ihren Familien und Beschäftigungen zu entreißen, durch naturwidrige Uebungen an das Nichtsthun zu gewöhnen und sie in die Weichbilder großer Städte zu bannen, wo sie physisch und moralisch zu Grunde gehen, und dies Alles um der bloßen Möglichkeit willen eines Krieges, dessen Ausbruch mit jedem Jahre schwieriger wird. Ob die Civilisation hiermit wirklich ihr strategisches Problem gelöst hat? Unmöglich; eine Armee, welche 300,000 Menschen dem Ackerbau und 3 Millionen dem Staats-Einkommen entzieht, kann nicht das letzte Resultat einer wissenschaftlichen Oekonomie seyn. Darum scheint es uns so wichtig, die Schulen und Kollegien militairisch einzurichten, als dem Mittel zu gleicher Zeit der Disziplin und des Unterrichts, der Leibes-Uebungen und Erholung wie des Wetteifers, weil kein vernünftiger Grund dagegen spricht, das Recht, welches der National-Gardist genießt, dem Sohne desselben zu verweigern, das, seinen Chef selbst wählen zu dürfen.

Die Alten, bei welchen die väterliche Gewalt unbeschränkt und der Einfluß der Religion unglaublich war, welche nicht mit der Schwierigkeit zu kämpfen hatten, eine Bevölkerung von 30 Millionen Menschen zu bilden und zu beherrschen, hielten die Erziehung der Jugend für eine Sache von höchster Wichtigkeit, für Aufgabe des Staates. Dieser bemächtigte sich des Bürgers gleich nach seiner Geburt, bildete ihn mit Güte oder Strenge und bestimmte rücksichtslos über die Unterweisung, welche ihm gegeben werden sollte, damit Kopf und Herz mit dem Geiste der Verfassung in Einklang gebracht würden; das Vaterland hielt sich für berechtigt, auf jedes Individuum sein Bildniß und seine Umschrift zu setzen und jede anders gestempelte Persönlichkeit als falsche Münze von der Geltung auszuschließen. Was hindert uns daran, eben so zu handeln? Sollte der öffentliche Unterricht, dieses einzige Vehikel der National-Erziehung und der Wiedergeburt des erstorbenen Volkslebens, in unserer Zeit weniger nützlich, weniger wirksam oder wichtig befunden werden? Weit gefehlt; die Repräsentativ-Regierung, welche auf das Prinzip der Bewegung sich gründet, bedarf eines bedeutenden Aufwandes von intelligenten Männern und Kräften, die man in der veredelten Erziehung der Kinder zu gewinnen suchen muß, eine Sorgfalt, die sich durch

*) Aus der neuesten Schrift des Deputirten Emile de Girardin: De l'Instruction publique (Paris chez Auguste Desrez). Vorstehende Mittheilung bildet den Schluß dieses in Frankreich bereits zahlreiche Freunde und Gegner ablenden Werkes.

wachsende Sittlichkeit, erhöhtes Glück und dauernden Ruhm der Nationen lohnt. Die Zahl der Kinder, welche sich in schulfähigem Alter befinden, beträgt sechs Millionen, d. h. ungefähr den sechsten Theil der Gesammmt-Bevölkerung, eine Zahl, die, wenn sich die Regierung ihrer bemächtigen wollte, mehr als hinreichend wäre, um eine schöne Zukunft und die Sicherheit unserer Verfassung zu verbürgen. Darum habe von nun an kein Kind das Licht der Welt erblickt, das nicht einen doppelten Katechismus auswendig lerne, den des religiösen und den des politischen Glaubens-Bekenntnisses. Dänemark mag hierin das Vorbild für Frankreich seyn.*)

(Fortsetzung folgt.)

Lesage.

(Schluß.)

Denken wir uns jetzt einen Ausländer, mit Urtheilskraft und Geschmack für das Schöne begabt, einen Mann, der Interesse für die Literatur hat, wie es deren mehrere im vorigen Jahrhundert gab, einen Walpole oder Bolingbroke, und denken wir uns ihn vor den Monumenten unserer beiden großen Jahrhunderte; seine Hand ruht auf dem poetischen Gesezbuch seiner Nation, und er erklärt uns, welches in den Augen des Auslandes das vorzüglichste Französische Buch, das Buch, das am vortheilhaftesten bekannt ist, am meisten gelesen, am tiefsten gefühlt und verstanden wird — mit einem Wort, wenn der goldene Kasten des Darius leer würde, welches von allen unseren Meisterwerken man in Wien, Berlin oder Petersburg am liebsten hineinlegen möchte! Es ist nichts natürlicher, als daß das Gefühl dieses Fremdlings ein wenig von dem unsrigen abweicht, wir sind Franzosen, er ist Engländer oder Deutscher; es ist also möglich, daß er nicht vor unserer christlichen Kanzel stehen bleibt, auf der doch so beredt und so erhaben gesprochen wird; auch nicht vor unserer fleißigen Abtei von Port Royal, dieser unermüdlichen Kontrolle unserer Sprache; ja nicht einmal vor unserem Theater, diesem Kampfplatz, auf dem so viele verschiedene Geister mit einander gerungen haben. Was werden wir sagen, wenn wir sehen, daß der Ausländer, nachdem er jene berühmten Denkmäler nur gegrüßt hat, am Fuße eines kleinen Altars von Rasen niederkniet, der nur mit leichten Palmen bedeckt ist und selbst etwas einsam liegt? Der Schriftsteller, den er anbetet, heißt Lesage; das Buch, das er nicht nur in Frankreich, sondern in der ganzen Welt geheiligt wissen möchte, heißt Gil Blas**). Man kann sich in gewissen Fällen nur auf die Entscheidung des Auslandes verlassen. Ein Vater sieht seine Kinder mit anderen Augen, als alle übrige Menschen. Er entdeckt in ihnen ganz besondere Schönheiten, die kleinen Wesen haben für ihn die höchste Vollkommenheit; ein Lächeln, ein Grübchen in Kinn oder Wangen, Alles entzückt ihn; und so geht es auch uns, den Abkömmlingen von Vorältern, welche durch die Literatur so ausgezeichnet waren; wir betrachten ja auch mit Blicken der gerechtesten Vorliebe jene Sprache unseres großen Jahrhunderts, die ewig jung und ewig rein bleibt; wir finden darin tausend geistreiche Wendungen, eine ungeschminkte Anmuth, einen natürlichen Reichthum, und alle diese Eigenschaften sind um so schätzbarer, als sie jetzt beinahe verloren sind. Doch ist es gerecht und vernünftig, von einem Ausländer zu verlangen, daß er ganz so wie wir jene Abschattungen, jene kleineren Umstände schätze? Er muß doch in die Gebräuche eingeweiht seyn, wenn er an dem Gottesdienst Theil nehmen soll. Die Sprachen gleichen gewissen Früchten der heißen Zone, welche ihren eigentlichen Wohlgeschmack nur auf dem vaterländischen Boden erlangen. Aber wenn die Frucht unter einem anderen Himmel weder an Duft noch an Geschmack verliert; wenn der Französische Schriftsteller selbst über die Abweichungen der fremden Mundarten siegt; wenn er an den Ufern der Themse, der Donau oder der Newa die Anhänger wiederfindet, die er an den Ufern der Seine gewonnen: dann kann man wohl glauben, daß man sich über einen solchen Dichter nicht täuscht; der Keim des Göttlichen, ein unsterblicher Odem ist in ihm. Wir wollen ihn verehren, sein Werk hoch halten und den Verfasser beklagen, wenn es seyn muß, daß er während seines Lebens vergessen war, daß ihm nach seinem Tode nur spät erst eine ungenügende Ehre erwiesen wurde.

Aber was hat denn nun Lesage geleistet? was hat er für Ansprüche? Was hat er gethan, daß er verdienen könnte, so hoch gestellt, zu einem so ehrenvollen Rang erhoben zu werden? Man muß gestehen, Lesage's Hinterlassenschaft für die Literatur ist dem Scheine nach sehr gering und unbedeutend. Unter seinen zahlreichen Theaterstücken haben sich kaum zwei erhalten: Turcaret und Crispin, rival de son maître; unter seinen Romanen nennt man zwei: Gil Blas und den Diable Boiteux. Die anderen sind nur Uebersetzungen oder Nachahmungen Spanischer Romane. Der Bachelier de Salamanque, welchen man noch hin und wieder liest, ist eine von Lesage's letzten Arbeiten; er war beinah 68 Jahr alt, als er den „Bachelier" schrieb, und man erkennt darin deutliche Spuren des Alters und der Schwäche.

Zwei Komödien und zwei Romane! darauf beschränken sich also Lesage's Ansprüche, und doch stehen wir nicht an, ihn mit den besten Französischen Dichtern in die Schranken treten zu lassen; die allgemeine Verbreitung des Gil Blas ist uns Bürgschaft für den Erfolg.

Nun wird man aber zuvörderst fragen: Was ist denn ein Roman? Ein Roman ist Alles, was man will. Er ist zu gleicher Zeit das Erhabenste und das Fadeste, was es geben kann. So hat man, glaube ich, seit längerer Zeit diese Frage beantwortet. Auch würde es fast unnütz seyn, für oder wider die Romane zu sprechen in einem Jahrhundert, das so reich daran ist, wie das unsrige. Der Roman ist ein Instrument, das Jeder nach seiner Weise spielt. Wir glauben also nicht, daß der Titel eines Romanschreibers den geringsten Einfluß haben könnte auf den Grad der Wichtigkeit, den man Lesage einräumen möchte. Diese Dichtungsart ist da, die Macht der Sache selbst hat sie geheiligt, und wie einer unserer Schriftsteller sehr gut gesagt hat: der Roman war da, ehe er erfunden ward. Als der Diable Boiteux erschien, das heißt im Jahre 1707, mußte doch wohl die Gesellschaft jener Zeit entzückt und überrascht seyn. Man war ja nicht an Dichtungen gewöhnt, die in diesem Geschmack erfunden und geschrieben waren. Noch niemals war einem rein romanhaften Gegenstande diese Leichtigkeit des Stils, diese höchste Feinheit der Darstellung gegeben worden*).

Der Diable Boiteux ist mehrfach getadelt worden; man hat gefunden, daß die Intrigue zu einfach und nicht ausreichend wäre; Asmodeus und der Student von Alkala hätten eine edlere und mannigfachere Art, die Menschen und die Dinge zu studiren, erfinden sollen, als auf den Dächern der Häuser umherzuspaziren und von da zu sehen, was im Innern vorgeht. Auf diesen Vorwurf antworten wir mit einem anderen. Wir erinnern daran, daß der Rahmen dieses Bildes dem Lesage nicht angehört, daß er ihn von Luis Valez de Guevara, einem Spanischen Dichter, entlehnt hat. Lesage setzte, wie die meisten anderen Schriftsteller jener Zeit, Mißtrauen in sich und mochte lieber ein zuweilen unwahrscheinliches Motiv von einem alten oder fremden Autor entlehnen, als selbst eine Handlung erdenken, die vielleicht viel besser gewesen wäre.

Man muß auch gestehen, daß die Skizzen im Diable Boiteux nicht immer recht zusammenhängend unter einander sind. Die Laster, die Lächerlichkeiten, die Lagen der Personen sind oft nicht sorgfältig bearbeitet; aber wenn man die Schwierigkeit in Schilderungen dieser Art als Rechtfertigung gelten läßt, wie viel Witz, wie viel Feinheit und Begeisterung findet man nicht in diesem kleinen Buche! Welche unterhaltende Galerie gewähren jene geschminkten, ränkevollen Damen, jene alten Koketten, jene eiteln Dichter, jene unverschämten, aufgeblasenen Schauspieler, jene heuchlerischen Priester und Bischöfe! Und welcher Stil! immer rein, voll Witz und Frische und vorzüglich so ganz anspruchslos! Man sagt, daß Lesage seine Schriften sehr sorgsam gefeilt habe, und das fühlt man auch. Auf ihn paßt besonders jenes schöne Wort des Fontenelle: „Es ist am schwersten, da auszuschmücken, wo mit Maaß ausgeschmückt werden soll."

Zwei Spanische Erzählungen sind in den Diable Boiteux eingeflochten; die eine heißt: Belflor und Leonor de Cespedes, die andere: die Macht der Freundschaft; und man hat dem Lesage einen großen Vorwurf daraus gemacht, da sie eigentlich nicht zur Handlung gehören. Doch ist dies ein Vorwurf, den wir ihm nicht gemacht hätten; denn wenn es auch wahr ist, daß diese beiden Geschichten ganz den Alt-Spanischen Zuschnitt haben, indem man einen Ritter, eine Duenna, eine Strickleiter, eine Serenade, ein nächtliches Duell und einen Korsaren darin findet, so sind sie doch von Lesage erzählt, das heißt, von ihm mit Reiz und Anmuth bekleidet worden; und wenn das Sujet auch abgenutzt ist, so wird man durch die Schönheit der Sprache doch vollkommen entschädigt. — Der Diable Boiteux hat ohne Zweifel auch seine Makel, tadelnswerthe Stellen; gleichwohl ist das Ganze so sinnreich, daß man nicht eine Seite davon hinwegwünschen möchte. Es ist eine reizende Zeichnung, die auf ein vollkommenes Gemälde vorbereiten soll. Ja, er würde ein Meisterwerk seyn, wenn Gil Blas nicht da wäre.

Viele Leute, die so glücklich sind, nicht erst den Grund ihrer Genüsse zu erforschen, haben Gil Blas gelesen, ohne sich Rechenschaft abzulegen von dem unwiderstehlichen Zauber, den dieses Buch besitzt; aber man betrachte nur jede Person darin, und man wird sehen, wie eine jede mit Leben, mit Thätigkeit, mit einer ihr eigenthümlichen Beweglichkeit begabt ist. Beobachtet nur die geringsten Personen, ja die geringsten Kleinigkeiten an denselben: die Gesichtszüge der Duennen, der Bedienten, der Soubretten oder der Gerichtsdiener, und ihr werdet sehen, daß alle diese Figuren Gehalt und Tiefe haben. Sie sind nach jeder Richtung hin sorgsam ausgearbeitet; sie bilden ein abgerundetes, vielumfassendes Ganze. Man beachte auch die Art, mit der die Begebenheiten eingeführt werden; sie entfalten sich nicht auf einem geraden, ebenen Wege, im Gegentheil, sie drängen, vermischen sich, nehmen Gestalt an.

Bei Eröffnung des Buches findet man schon ein fertiges Bild an der armen Familie des Gil Blas, obwohl uns diese nur in einer gedrängten Skizze vorgeführt wird. Nach einiger Zeit ist man in vollem Zusammenhange. Es sind uns alte Bekannte, dieser arme Herr Blas de Santillane, seine Frau und besonders ihr Bruder, der würdige Dechant Gil Perez. Man erkennt Lesage's Behandlung der Sache gleich von vorn herein; er hat

---

*) Versteht sich wohl auf die hohe Sorgfalt, welche in Dänemark für die Ausbildung der niederen Volksklassen getragen wird.

**) Nat modus in rebus. Im Namen des Deutschen Auslandes müssen wir uns doch ein wenig gegen diese Apotheose des „hinkenden Teufels" und des „Gil Blas" verwahren. Es sind das ein paar vortreffliche Werke, aber von solcher Begeisterung dafür kann doch nicht die Rede seyn.

*) Der Verfasser vergißt, daß der Don Quixote hundertundzwanzig Jahre vor dem Diable boiteux und dem Gil Blas erschienen ist, es hat daher jenes „niemals" eine bedeutende Einschränkung zu erleiden.

eine so schöne Art zu erzählen; er beschreibt nicht, er belebt; er beobachtet nicht, er klärt auf; er thut mehr als zergliedern, er ist Maler.

Aber da suchen wir schon den Faden und die inneren Feinheiten des Gil Blas darzulegen und haben uns noch nicht mit dem sonderbaren Wort Voltaire's, das wir oben anführten, beschäftigt, und das bei vielen Menschen Glauben gefunden hat. Es ist hier die Rede von jener Stelle aus dem Siècle de Louis XIV., wo es heißt, daß Gil Blas gänzlich aus dem Spanischen des Vicente Espinel entnommen wäre. Ist Gil Blas ein Spanisches oder ein Französisches Buch? Es ist sicher, daß diese Frage ganz im Ernst aufgestellt worden ist, und so lächerlich sie auch klingt, so müssen wir sie doch berücksichtigen, um nichts aus der Acht zu lassen, was Lesage's Andenken betrifft. Um nun zuerst zu erkennen, inwiefern Gil Blas dem Vicente Espinel verpflichtet seyn kann, giebt es ein sehr einfaches Mittel, und das ist, die Abenteuer des Marcos d'Obrego zu Rathe zu ziehen und, wenn man es über sich gewinnen kann, sie ganz durchzulesen. Man wird dann sehen, daß Lesage dem Spanischen Autor wirklich zwei oder drei gleichgültige Stellen entlehnt hat, und deshalb hat wahrscheinlich ein vormaliger Jesuit, Juan Isla von Madrid, vor einer Uebersetzung des Lesage eine merkwürdige Vorrede geschrieben, worin er beweist, daß der Gil Blas aus dem Spanischen übertragen worden.

Das sind übrigens Kleinlichkeiten, über die das gesunde öffentliche Urtheil, sowohl in Spanien, als auch in Frankreich, längst entschieden hat. Weil aber diese Frage einmal aufgeworfen worden ist, wollen wir sie nicht übergehen, sondern sagen: der Pater Isla hat ganz recht, wenn er will, daß Gil Blas Spanier und nicht Franzose sey; es ist ja auch für uns gleichgültig, ob der Dichter diesseits oder jenseits der Pyrenäen geboren ist; giebt es wohl Pyrenäen für das Genie? Das Meisterwerk ist an keinen Ort gebunden. Ja, Gil Blas ist ein Spanier, ein freier Spanier; gleichwohl ist es wahr, daß er in seinem Stil, in seinem lebhaften und beobachtenden Blick etwas Französisches hat. Und dennoch behaupte ich, daß Gil Blas Spanier ist, und erwähne, um es zu beweisen, nur das bunte, reichgestickte Kleid, den schönen Wamms mit geschlitzten Aermeln, die Federn, die seidenen Strümpfe, die er, ich weiß nicht, in welchem Kapitel, anlegt; und dann, wie kann man, ohne Spanier zu seyn, diesen schönen Himmel Kastiliens schildern, den man zwar nicht sieht, aber doch erräth; und niemals Regen, kein trüber Nebel, die Wirthshäuser immer auf freiem Felde; dann die bequeme, leichte Art zu reisen auf Maulthieren; am Wege befinden sich Bäume, unter denen man ruhen kann, klare Quellen, in die man die Brodrinden taucht; Ritter, Mönche, geschwätzige Mauleseltreiber, die mit voller Stimme ihre Abendgebete singen. Ja, Pater Isla, Lesage ist Spanier; er verdankt Spanien viel, doch mehr noch verdankt er der Welt, dem menschlichen Herzen, den verschiedenen Klassen der Gesellschaft und ganz besonders der Natur, die ihn zu einem so großen Beobachter und Maler gemacht hat.

Aber das führt uns auf unseren ersten Satz zurück, in welchem wir zu beweisen suchten, daß ein großer Schriftsteller nichts als ein großartiger Dieb ist, welcher die Frölichkeit, die Einfälle, das Komische eines jeden Anderen sich anzueignen weiß. Gil Blas ist in der That ein sinnreicher Dieb, und wenn man ihn hängen wollte, müßte man ihn an einen goldenen Galgen aufhängen.

Die Zahl der Schriftsteller, die sich mit Gil Blas beschäftigt haben, ist sehr gering; indessen giebt es doch einen, den wir hier anführen müssen, so werthvoll und so entscheidend scheint uns sein Beifall. Walter Scott spricht in einer leider nur zu kurzen Bemerkung über Lesage vom Gil Blas und dem Diable Boiteux mit einer Lebendigkeit des Gefühls, welche beweist, daß ein Meister von dem anderen redet. Walter Scott nimmt keinen Anstand, Asmodeus in gleiche Linie mit Ariel und Caliban zu stellen. Er lobt Gil Blas nach allen Seiten hin und bemerkt besonders, daß der Held des Buches nichts weniger sey, als eine bloße Darstellung der Urtheile und der Beobachtungen des Autors. Gil Blas, sagte er, ist vor Allem ein lebendes eigenthümliches Wesen mit ausgeprägtem Charakter. Walter Scott nennt Lesage einen vortrefflichen Zeichner; an mehr als einer Stelle seiner Schriften entdeckt er den Zauber und die glückliche Einfachheit eines natürlichen und anmuthigen Landschaftmalers. Er führt die Beschreibung der ländlichen Grotte des alten Ereiten an. Diese Stelle ist in der That wichtig; sie bekräftigt so sehr, was wir von dem verschiedenartigen Charakter des Lesage gesagt haben, daß wir diejenigen unserer Leser darauf verweisen, denen sie nicht mehr im Gedächtniß ist. Lesage ein großer Landschafter! wer hätte wohl je daran gedacht, diese Eigenschaft in ihm zu finden. Wer noch vor zwanzig Jahren gewagt hätte, zu behaupten, daß der Stil des Lesage und der Fenelon's z. B. sich sehr verwandt wären, hätte sich gewiß dem Vorwurf der Ketzerei ausgesetzt. Und doch ist es so wahr, was Walter Scott sagt, daß die Malerei den Hintergrund im Gil Blas belebt und verschönert; aber eine Ausmalung, die nur als Beiwerk behandelt ist, wie man sie bei allen großen Meistern wiederfindet, ein kleiner unbemerkter Raum in der freien Natur, eine ländliche Gegend, die durch zwei Striche gezeichnet wird, ein wenig Himmel und ein wenig Grün, so daß die todte Natur die belebte nicht verdrängt, wie Letzteres so oft bei unseren neueren Romanschreibern der Fall ist. Wie gut wäre es gewesen, wenn Walter Scott, dieser auch so große Bildner, die glückliche Mäßigung Lesage's öfter nachgeahmt hätte!

Im Jahre 1820 schlug die Académie française, die es wahrscheinlich bereute, Lesage nicht in ihren Schooß aufgenommen zu haben, seine Lobrede als eine Preisaufgabe vor. Der Preis wurde zwischen zwei Schriftstellern vertheilt, die Geschmack und Geist besaßen, und die nachher der literarischen Laufbahn treu geblieben sind. Diese beiden Lobreden, die sinnreich erdacht und schön geschrieben sind, ließen zwar Lesage's Verdienst Gerechtigkeit widerfahren, doch hatte man etwas Mühe, die freisinnige Physiognomie dieses Patriarchen des Französischen Romans unter den Rednerblumen herauszufinden, welche die beiden Bewerber wetteifernd an ihn verschwendeten. Außerdem war die Verherrlichung Lesage's mehr allgemeiner als positiver Art; man muß aber freilich auch die Schwierigkeiten und die Klippen eines akademischen Programms erwägen. Ferner enthielten diese beiden Lobreden gewisse Behauptungen über Lesage's Person und Schriften, welche wir nicht mit Stillschweigen übergehen können. Einer der beiden Bewerber, welcher dem Lesage vorwirft, besonders gern Schelmerei und niedrige Neigungen zu schildern, hat geglaubt, eine gewisse Uebereinstimmung zwischen dem Stil des Schriftstellers und seiner Lebensweise zu finden; wir halten das für eine etwas gewagte Behauptung. In der That, wenn man Lesage liest, ist man im Gegentheil betroffen über den Anstand, mit dem er sich ausdrückt, selbst wenn er die niedrigsten Dinge schildert. Nie war ein Schriftsteller als solcher weniger gemein, nie gab es einen von höherem Adel als ihn; der hochgestellte und vornehme Voltaire ist oft in seinen Ausdrücken unedel; aber Lesage, der einfache Bürger aus der rue Saint Jaques, hat immer den Anstand und die Regeln der Sprache und des Französischen Geschmacks hochgehalten. Palissot hat in seinen Mélanges de littérature gesagt, daß Lesage Molière's Schüler wäre, daß, wenn Molière einen Roman geschrieben hätte, er nur den Gil Blas geschrieben haben würde. Diese Behauptung ist in jenen beiden Preisschriften von neuem aufgestellt worden. Ein Schüler Molière's, das wäre in der That ein Ruhm für jeden Anderen, als den Verfasser des Gil Blas; in Bezug auf diesen ist es jedoch kein Kompliment, weder für Lesage, noch für Molière. Man kann nicht oft genug wiederholen, daß in der Literatur die großen Meister keine Schüler haben, weil der Gedanke nicht nachgeahmt werden kann. Ein großer Dichter kann wohl Kinder der Liebe zeugen, aber nie wird er eine legitime Nachkommenschaft haben. Virgil ist nur Virgil, wenn er nicht Homer seyn will. Man vermengt also nach unserer Meinung zwei sehr verschiedene Begriffe, wenn man Lesage für einen novellistischen Molière ansieht und der Meinung ist, als ergänze hier das eine Genie das andere. Was das Theater betrifft, ist der Vergleich gar nicht durchzuführen. Turcaret, welcher zu seiner Zeit viel Aufsehen machte wegen seiner Angriffe auf die Gelderpressungen, ist jetzt kaum etwas Anderes, als eine dramatische Broschüre, wenn man ihn mit Molière's großen Werken vergleicht. Es giebt Menschen, welche der Turcaret traurig macht, ungeachtet der satirischen Kühnheit und Begeisterung dieses Stückes. Streng genommen, kann man sich darüber nicht wundern. Man hat mit Recht bemerkt, daß die Personen darin mehr Intrigue und mehr lasterhafte Gemeinheit, als wirkliche Heiterkeit haben; der Pächter Turcaret wird von aller Welt so frech bestohlen, daß er den Zuschauern endlich eine Art Mitleiden einflößt, was doch zum Komischen einen grellen Gegensatz bildet, ein Fehler, in den Molière nie verfallen konnte.

Wir haben noch nichts von den kleineren Werken Lesage's gesagt, wie la Valise trouvée und Choix d'Anecdotes; überall findet man darin dieselbe Reinheit, dieselbe geistvolle Klarheit, welche die kleinsten Erzeugnisse des Autors charakterisiren.

Gegen das Ende seines Lebens hielt sich Lesage abwechselnd bei seinen beiden Söhnen, dem Domherrn und dem Schauspieler, auf. Er war schon nicht mehr in voller Kraft, als er ein Kaffeehaus in der Rue Saint Jaques, in der er damals wohnte, zu besuchen pflegte. Man sagt, wenn er dort war, bildete sich ein Kreis um ihn; man stieg selbst zuweilen auf die Tische, um ihn zu hören, denn er wußte viel interessante Anekdoten, die er vortrefflich erzählte. Ach, wie oft haben wir, durch die regste Verehrung angetrieben, diese volkreiche Straße, die den Spielen des Witzes dem Anschein nach so wenig günstig ist, durchkreuzt; wie haben wir so viele gleichgültige, dem Gewerbe gewidmete Häuser um den Platz, das Dach, das Fenster befragt, wo Gil Blas geschrieben wurde, der auch ein Kind des Gewerbes und der Dürftigkeit war.

Wenn die Leute, die für den Schriftsteller die Begeisterung der Noth und den Sporn der Dürftigkeit nöthig finden, doch zuweilen an Lesage's Schicksal denken wollten! Gebt diesem großen Manne ein wenig Muße, ein freies und glückliches Leben, wie Voltaire und Büffon es führten, und die Feder, die den Diable Boiteux und den Gil Blas geschrieben hat, wird sich nicht, des täglichen Erwerbes wegen, den Buchhandlungen des Palais-Royal oder den Possenreißern des Jahrmarktes verkaufen. Aber der Verfasser des Gil Blas konnte während seines ganzen Lebens mit seiner Schriftstellerei nur Handel treiben. Er wurde muthlos und hat endlich gewiß an sich selbst gezweifelt; das ist wenigstens die unvermeidliche Wirkung des Alleinstehens. Der Bachelier de Salamanque, seine schwächste Leistung, war die, welche er am meisten liebte. Der Arme! und doch war das natürlich; dieses Buch war sein letztes Werk, und er liebte es, wie man ein jüngstes Kind liebt. Er stimmte hier mit Corneille und Lafontaine und anderen großen Schriftstellern seiner Zeit überein. (R. d. d. M.)

Nord-Amerika.

Bowditch, der Amerikanische Herschel.

Hängt der Kranz des Ruhmes, den dieser Mann errungen, auch tief unter denen, welche dem Andenken solcher Männer, wie Washington und Franklin, geweiht sind, so ist sein Name doch nicht minder ehrenvoll; die Hand, welche nicht für's Schwert geschaffen war, führte einen desto schärferen Griffel, und wie sehr auch die Sonnenstrahlen des Thaten-Glanzes die staunende Menge blenden, dem sanften Schimmer, der die Stirn des Weisen verklärt, hat es noch nie an Bewunderern gefehlt. Den jüngst vom Leben Geschiedenen haben deshalb nicht bloß die Seinigen beklagt, sondern in weiten Kreisen wurde der Verlust des Gelehrten wie des Mannes von Charakter gleich tief empfunden.

Nathaniel Bowditch war zu Salem im Staate Massachussetts geboren und zeigte schon als Jüngling eine vorherrschende Neigung für das Studium der Mathematik, eine Neigung, die, wie gewöhnlich, dem Zufalle ihre Entwickelung verdankte. Der Krieg zwischen Amerika und Großbritanien war bereits seinem Ausgang nahe, als die Amerikanischen Kaperer reiche Beute in den Hafen von Salem und unter Anderem eine Anzahl wissenschaftlicher Werke brachten, welche für eine gelehrte Gesellschaft Irlands bestimmt waren. Diese Bücher, zu niedrigen Preisen in öffentlicher Auction ausgeboten, wanderten in die Stadtbibliothek, um dort ohne Zweifel ein Raub der Würmer zu werden, wenn sie der junge Bowditch nicht entdeckt und mit Heißhunger gelesen hätte, so weit sie seine Studien betrafen. Das Vermögen des angehenden Gelehrten war nicht beträchtlich, er mußte, wie mißlich es auch war, in einem Lande, dessen Bewohner mit größerem Eifer noch als jetzt dem Handel und Gewinn ergeben waren, seinen Unterhalt verdienen; doch gelang es ihm durch seine Kenntnisse, welche er dem Interesse einer entstehenden Handels-Gesellschaft widmete, durch seinen Unternehmungsgeist, einer bei Mathematikern vielleicht seltenen Eigenschaft, seine berechnende Umsicht, seine Ausdauer und richtigen Speculationen, die ihm selten mißlangen, durch den Verein solcher Gaben der Natur, die ihn in seinem Vaterlande in den Ruf eines eben so fähigen Geschäftsmannes als gründlichen Gelehrten brachten, alle Schwierigkeiten zu überwinden und seine Lage auf das Vortheilhafteste zu benutzen. — Er diente darauf als Faktor am Bord eines Schiffes und machte später mit einem Kauffahrtei-Schiff eine Reise nach Indien, indem Salem damals das Emporium des Amerikanischen Handelsverkehrs mit Indien war. Nach seiner Rückkehr wurde er zum Präsidenten einer Versicherungs-Gesellschaft gewählt und leitete lange Zeit die Geschäfte mit dem glücklichsten Erfolge. Inzwischen hatte Bowditch das Studium der Mathematik und Astronomie keineswegs vernachlässiget, und die Frucht seines Fleißes war ein Werk: the American practical navigator, welches durch die Fülle von Material, Klarheit der Gedanken, Schärfe und Einfachheit der Darstellung gleich ausgezeichnet ist. Diese Schrift erlebte mehrere Auflagen und in England das sonderbare Schicksal, daß sich ein Anderer fälschlich für den Verfasser ausgab, unleugbare Beweise für die anerkannte Vorzüglichkeit des Buches. Auch schrieb Bowditch während seines Aufenthaltes zu Salem noch andere wissenschaftliche Abhandlungen, die sich in den Schriften der Bostonschen Akademie der Künste und Wissenschaften befinden, und erhielt nach so vielen Proben eines ungewöhnlichen Talentes den Ruf als Professor der Astronomie und Mathematik an der Universität Cambridge in der Nähe von Boston, den er jedoch ablehnte. Der gesetzgebende Körper von Massachussetts wählte ihn darauf mehrere Jahre hinter einander zu einem der neun Räthe der vollziehenden Gewalt, einem Amte, dem er mit Einsicht und Energie vorstand. Noch während seines Aufenthaltes in Salem fing er seine Uebersetzung der La Placeschen Mécanique céleste an, und obgleich dieses Werk selbst über jedes Lob erhaben ist, so verdient doch die Gewissenhaftigkeit des Uebersetzers, mit der er Jedem das Seinige giebt und sich mit keinem geliehenen Ruhme schmückt, die lauteste Anerkennung, so daß Legendre, im richtigen Gefühl dessen, nach dem Empfang des ersten Bandes dieser Uebersetzung, ihm seine herzliche Freude in einem Schreiben zu erkennnen gab.

In einem Alter von 47 Jahren ließ Bowditch sich in Boston nieder und wurde zum Direktor der Massachussetts-Lebensversicherungs-Gesellschaft ernannt. In dieser Eigenschaft verwaltete er ein Kapital von mehr als 10 Millionen Dollars und wurde sechs Jahre später einer der Vorsteher des Bostoner Athenäum. Bald bemerkte er die Mängel des Instituts und beschloß, denselben durch eine Subscription, an deren Spitze er sich stellte, abzuhelfen. Schon nach Verlauf von 20 Tagen belief sich dieselbe auf fast 70,000 Dollars und verdankte diesen Fortgang einzig dem Vertrauen, das seine Mitbürger in Bowditch setzten. Später wurde er erster Präsident des „mechanischen Instituts" zu Boston, das unter seinen Mitgliedern die Herren Webster, Judge Story, E. Everett und alle ausgezeichnete Männer der Provinz Massachussetts zählt. In den letzten 9 Jahren vor seinem Tode gehörte er zu dem Verwaltungs-Ausschuß der Sieben für die Universität Cambridge, die älteste und berühmteste Hochschule der Vereinigten Staaten. Damit verband er den Vorsitz in der Akademie der Künste und Wissenschaften, und seine Verdienste um dieselbe stehen bis jetzt unübertroffen da.

Ungeachtet so mannigfaltiger Geschäfte, setzte er mit ununterbrochenem Eifer das Studium der mathematischen Wissenschaften fort. In Boston erschienen seine vorzüglichsten Abhandlungen, die in die North American Review übergingen und sich mit einer Uebersicht der großen Männer, die zur Vervollkommnung der Astronomie beigetragen haben, und einem Compendium der praktischen Astronomie beschäftigen. Seine Artikel, wie alle in diesem Journal, sind anonym; aber der Styl des Verfassers leuchtete zu hervor, daß selbst der Mantel der Anonymität keine genügende Hülle war. So gründlich Gedachtes, rein und würdevoll Dargestelltes konnte in Amerika nur ein Mann hervorbringen, und dieser Mann war — Bowditch. Dabei war Bowditch nicht einseitig großer Mathematiker und gelehrter Astronom, sondern Alles, was in den Bereich des Wissens fällt, war ihm nicht fremd, und selbst philosophische und andere Abhandlungen flossen aus seiner fruchtbaren Feder. Denkt man sich zu so glänzenden Eigenschaften eine Freiheit des Charakters, eine ungeheuchelte Bescheidenheit, einen durchdringenden Scharfsinn, eine Laune, Freimüthigkeit und Natürlichkeit, die ihn zu einem beliebten und gesuchten Gesellschafter machten, so hat man die Umrisse zu dem liebenswürdigen Portrait unseres Bowditch. Weß Standes Einer seyn mochte, er behandelte ihn mit Güte, ertheilte Jedem Rath, und nicht Wenige wandten sich in ihrer Verlegenheit an ihn, so daß er in Amerika eine Art von Vertrauen und Einfluß, aber in ausgebreiteteren Kreisen, wie ehemals Franklin, genoß. So hohe Gaben fanden nicht minder Anerkennung in der Fremde; schon hatte die Französische Akademie ihr Auge auf ihn geworfen, und seine Ernennung schien gewiß, als der Tod ihn seinen Freunden und der gelehrten Welt entriß. Bowditch starb den 16. März d. J. Er bewahrte bis zu seinem letzten Augenblick die ihm eigenthümliche Geistesstärke und heitere Ruhe, und hinterließ eine zahlreiche Familie, die an seinem Grabe weinte. Aber der Fleiß und die Geschicklichkeit des Mannes hatten ihm die Mittel verschafft, seinen Kindern ein sorgenfreies Daseyn zu sichern, und zwei seiner Söhne sind schon ausgezeichnete Männer, der Eine als Arzt, der Andere als Mathematiker. (R. R.)

Mannigfaltiges.

— Zur evangelischen Kirchengeschichte. Die in den letzten Blättern des „Magazins" erwähnte Geschichte der Böhmischen Brüdergemeinden in Großpolen, von Joseph Lukaszewicz, ist unstreitig ein Werk, das eigentlich in Deutschland sein Publikum zu suchen hat, und darum dürfte wohl auch eine vollständige Deutsche Uebersetzung desselben eine willkommene Erscheinung seyn. Wie wir vernehmen, ist eine solche auch bereits veranlaßt, und zwar durch Herrn Assessor Brandt in Lissa, dessen Arbeit, eben so wie das Original, von den kompetentesten Beurtheilern, namentlich von Herrn Johannes Plitt in Herrnhuth, der sich seit mehreren Jahren mit der Geschichte der alten Böhmischen Brüderkirchen beschäftigt, auf das Wärmste empfohlen wird. Da auch hier in Berlin einige Männer, deren Namen im Gebiete der theologischen Literatur einen guten Klang haben, für das Buch sich interessiren, so ist wohl nicht zu zweifeln, daß die Uebersetzung, der es bisher noch an einem Verleger fehlt, recht bald ins Publikum kommen und einen zahlreichen Leserkreis finden werde.

— Biblische Lebensbeschreibungen. In England wird verhältnißmäßig weit mehr Bibel-Exegese getrieben, als in Deutschland. An die Bibel knüpft sich dort eine auch im Volke viel verbreitete Literatur, und nicht mit Unrecht darf man dies wohl dem Einwirken der Englischen Hauptbibel-Gesellschaft zuschreiben. Wilberforce, der große Freund der Sklaven, hat in der Förderung biblischer Lektüre das wirksamste Gegengift gegen manche Ausschweifungen der Tagespresse erkannt, und seinem Beispiele folgt auch heute noch eine große Anzahl Englischer Geistlichen, deren Schriften über Scriptural Revelations etc. einen ziemlich ansehnlichen Raum in der Britischen Bibliographie einnehmen. Die theologische Literatur der Deutschen kömmt dabei selten in Betracht. Man pflegt die Deutschen Theologen — und hier kann natürlich nur von Evangelischen die Rede seyn — insgesammt für Rationalisten zu halten, und vor dem Deutschen Rationalismus scheut man sich in England ungefähr eben so, wie vor dem Französischen Encyklopädismus. Dagegen finden Erscheinungen, wie die unseres Jung-Stilling, dort nicht blos ihre Würdigung, sondern auch einen größeren Kreis von Bewunderern, als selbst in Deutschland. Von der Autobiographie Jung-Stilling's ist kürzlich eine Englische Uebersetzung von Jackson erschienen, der sich auch mit den übrigen Werken jenes Theosophen beschäftigt, auf dessen Innigkeit und Tiefe ein merkwürdiger Artikel im letzten Hefte der Foreign-Quarterly-Review hinweist. In den Kreis jener zuerst berührten exegetischen Werke gehört auch eine so eben von Edward Farr herausgegebene Sammlung biblischer Lebensbeschreibungen. Unter dem Titel Bible Biography hat derselbe das Leben der ausgezeichnetsten Persönlichkeiten des alten und des neuen Testamentes in populairen Erzählungen dargestellt. Es sind im Ganzen vierunddreißig Biographieen, die mit Adam beginnen und mit Paulus endigen. Ohne den Grundton des ewigen Buches zu verleugnen, dem sie ihren Stoff entlehnen, nähern sich die Erzählungen doch mehr dem Charakter der heutigen Darstellungsweise und sind daher auch ganz geeignet, die Jugend sowohl als das durch moderne Lektüre schon verwöhnte Publikum anzuziehen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 112. Berlin, Montag den 17. September 1838.

Australien.

Neu-Seeland und seine Bewohner *).

Herr Polack, der Verfasser der in der Anmerkung genannten Reisebeschreibung, hat sich sechs Jahre lang in Neu-Seeland aufgehalten und also Zeit gehabt, sich mit den Sitten der Eingeborenen und den Hülfsquellen der Insel vollkommen vertraut zu machen. Er hat jeden Theil des Landes bereist, hat die Neu-Seeländer in ihren Dörfern besucht, mannigfachen Verkehr mit ihnen getrieben, ihre Befestigungen besichtigt, die meisten Flüsse beschifft und sich über den Umfang und Charakter einiger Distrikte, die bisher noch nicht genau untersucht waren, Gewißheit verschafft. Daher ist auch die Summe von Thatsachen, die er gesammelt, höchst ansehnlich, und der Bericht, den er uns von den Neu-Seeländern, ihren Sitten und Zuständen und ihrem gegenwärtigen Verkehr mit den Europäern giebt, das Vollständigste, was in dieser Hinsicht geleistet ist. Auch in historischer Beziehung ist das Werk des Herrn Polack sehr reichhaltig: gleich von vorn herein giebt er eine Skizze von den Fortschritten der Entdeckungen in der Südsee, von den Reisen Balboa's, Magellaens', Drake's und Cooke's an bis auf die Französische Südsee-Expedition von 1837, und auch später kommt er in der Darstellung oft auf historische Daten und Uebersichten zurück, die hier ganz an ihrem Platze sind und den Werth des Werkes recht vollständig machen.

Der interessanteste und bei weitem bedeutendste Theil des Buches besteht in der Schilderung, die wir von den Eingeborenen bekommen, und wir heben einige von den bemerkenswerthesten Stellen hervor, woraus sich der Leser eine ziemlich treffende Vorstellung von dem Leben und Wesen dieser eigenthümlichen Race machen kann. Höchst charakteristisch hierfür ist die Rede, die ein Krieger in feierlichem Divan hält, als Herr Polack ein Dorf besucht, um dessen Bewohner zur Beschließung der Feindseligkeiten und zur Annahme freundschaftlicher Bündnisse zu bewegen. Bei dieser Gelegenheit geht der Häuptling Terarau, ein hübscher Mann von imponirendem Aeußeren und stark tätowirt, in sein eigenes Haus voran, wo er, umgeben von einigen ehrwürdigen Männern und einem Haufen niedrigeren Volks, bereit ist, die Anrede Polack's zu vernehmen. Die Gruppe bildete einen Kreis, die Aeltesten setzten sich auf den Boden und bedeckten den Mund mit den Kleidern. Nachdem Polack seine Rede beendigt, erfolgte eine kurze Pause; endlich erhob sich einer von diesen grauen Alten, um den Haufen anzureden; sein Name war Motárou. Erst brauchte er eine kurze Zeit, seine Gedanken zu sammeln, dann machte er in dem herumstehenden Kreis kurze Sprünge hin und her und fing damit an, seinen tiefen Unwillen über meinen Besuch zu erklären. Er meinte, die Europäer überschwemmten das Land, so daß in kurzem alle Kämpfe aufhören würden, und welches Vergnügen bliebe dem Volk übrig, wenn sie nicht mehr ihre Feinde tödten und deren Köpfe als unbestrittene Zeichen des Sieges aufheben dürften? (Hier wies er mit seinem kurzen Arm auf die Köpfe, welche uns gegenüber an Pfählen angespießt waren.) Krieg sey seine Lust; dies wäre die einzige Freude seiner Vorfahren (tepuna) gewesen, und so sollte es auch bei ihren Kindern seyn. Und war es so? Nein! Die Weißen seyen zu ihnen gekommen, und der Krieger sey gezwungen, Weibern und Sklaven Platz zu machen, die weiter nichts könnten, als Kähne rudern, Farnkraut zerstoßen und Flachs spinnen (wobei er diese verschiedenen Beschäftigungen nachahmte). Es würde nicht lange dauern, und nicht ein Feind würde sich finden, mit dem man kämpfen könnte — sie würden alle mitsammen Weiber und Flachsbereiter werden. Wer brauche Schießgewehr? Er wenigstens verstehe nicht zu zielen, und darum wären sie ihm unnütz, und das müßten sie auch jedem Anderen seyn; kaum thäten sie einigen Schaden im Vergleich mit den Waffen des Volkes, die ihnen von den Vätern des Landes überliefert worden. Er habe kein Verlangen, ein weißes Gesicht zu sehen; er habe gehört von Norden (er wies nach dieser Richtung), man habe einen Häuptling so weit gebracht, sich zu schämen, daß er seinen Sklaven getödtet, und man sey gezwungen, die Körper heimlich und in der Stille aufzuessen. Ein so schändliches Gerücht könne er kaum glauben. Nein, das könne, dürfe nicht wahr seyn! Eher würde er selbst alle weiße Männer auffressen, als einen so jämmerlichen Zustand ertragen. (Hier that er, als nagte er an seinen rechten Arm.)

Es entstand ein allgemeines Gelächter, woran ich Theil nahm, und das den aufbrausenden Alten selbst innerlich kitzelte; er fuhr fort: Nein, so lange er lebe, wolle er die Weißen kränken und jeden Morgen einen frischen Sklaven zum Imbiß nehmen. Selbst die Atuas des Landes seyen gegen die neuen Ankömmlinge aufgebracht (hier spielte er auf unsere Abenteuer in Verbindung mit Tameteri an). Und wohin gedenke der Hause zu gehen? Den Kaipara-Fluß hinab, an dem jeder Fleck geheiligt sey für einen Stamm Häuptlinge, die uns nimmer erlauben würden, an diesen Ufern zu landen, ohne ihren Zorn auf glänzende Weise kund zu geben. Nach seiner Meinung sollte kein Boot es wagen, Mätáfoki Wangaré (so hieß das Dorf) zu verlassen, und kein Weißer solle sie wieder besuchen. „Sie wollen uns wohl überreden", fügte er hinzu, „nicht Rache zu nehmen an den Waimá-Stämmen, die unsere Wai-tápus zerstört, unsere Vorräthe aufgegraben und das Eigenthum unseres Volks gestohlen haben. Nimmermehr! Laßt den Flachs wachsen und unsere Wälder stehen; wenn wir Kleider brauchen, haben wir unsere Weiber, sie zu machen — (er hatte sieben Weiber, die Mägde ungerechnet); wollen wir Nahrung, so haben wir Sklaven, für uns zu säen; und an diesen soll's uns nie fehlen, so lange unsere Feinde leben. Kein Boot soll dies Dorf verlassen, und mag der Weiße in seine Wohnung zurückkehren. Die Stämme, bei denen er seinen Aufenthalt genommen, mögen uns jetzt Freunde seyn, aber waren sie nicht einst unsere Feinde? (Hier zählte er eine Reihe alter Fehden aus den Zeiten seiner Vorväter her). Nein! mag der weiße Mann weggehen. Wer hat nach ihm geschickt? Er kam zu uns über's Meer — er hat uns gesehen. Was will er mehr? Er mag zurückgehen."

Die Gesticulation des alten Herrn war so mannigfaltig und verschieden, wie seine Stimmung; dann und wann tanzte er mit großer Beweglichkeit, seinen grauen Bart im Winde schüttelnd. Wie er die Fehden zwischen seinen und den Stämmen meiner Partei beschrieb, knirschte er vor Wuth und stampfte wild auf den Boden bei jedem neuen Beispiel, das ihm einfiel. Dann setzte er sich nieder unter Beifallmurren.

Es scheint eine Sitte der Neu-Seeländer, sich der wildesten Gesticulation zu bedienen, sobald sie große Versammlungen anreden. So sprach auch ein anderer Krieger, der es mit Motárou's Partei hielt, trotz des Zahnwehs, das ihn plagte, mit wüthendem Geschrei, Kopf und Schultern mit äußerster Beweglichkeit schüttelnd, und wie er die Unbill nannte, die sein Stamm und seine Ahnen von den Waimá-Stämmen erfahren hätten, schwang er seinen Speer mit so wilder, drohender Miene, daß der Mann wirklich nicht bei sich zu seyn schien; seine Augen traten fast aus dem Kopfe heraus, und sein Gesicht verzerrte er in scheußlichen Grimassen, deren Anblick allein Schrecken erregte. Ich fühlte mich merklich erleichtert, als er sich niedersetzte." — Doch trotz dieser Wuth bekam man das Boot, und selbst der wilde Motárou wurde der Freund der Weißen.

Herr Polack nahm auch an einem Gastmahl im Hause des Häuptlings Theil, das in einem großen Eber bestand, welchen Terarau der besonderen Gelegenheit zu Ehren getödtet hatte. „Es wurden Fackeln und große Feuer angezündet und nichts gespart, um das Schauspiel glänzend zu machen. Nach Tisch begann der háká, den wenigstens 350 Personen tanzten, mit einer taktmäßigen Uebereinstimmung in der Bewegung von Händen und Füßen, die eine reizende Wirkung hervorbrachte. Dem háká folgten eine Menge verschiedener Tänze. Die Speere wurden wie gewöhnlich geschwungen, doch von der Verwirrung und dem Lärm des Tanzes, womit wir am Morgen empfangen wurden, kam hier nichts vor; der Gesang war gleichfalls gedämpft und durchaus nicht unharmonisch, wiewohl unbeschreiblich wild: der Chor, an dem so viele Personen Theil nahmen, konnte in der stillen Nacht einige Meilen weit gehört werden. Nach den hákás trennte sich der Hause in mehrere Gruppen, die ich jede einzeln besuchte, um mich ihres Wohlwollens zu versichern. Wie ich kam, stellten sie sich in Kreisen um mich herum, jeder begierig, den weißen Mann zu sehen und zu berühren. Meine Begleiter hatten ihnen einen ausführlichen Bericht von meiner Ge-

*) New Zealand during a residence between 1831 and 1837. Von J. S. Polack. 2 Bände. London, 1838.

schichte und meinen Abenteuern gegeben, und nun wurde die kleinste That, die ich ausgeführt, in Gesängen gepriesen, wobei gewisse Punkte vorkamen, welche die zarte Muse einer gebildeteren Gesellschaft nicht ohne Erröthen besungen hätte. In diesen Nationalliedern bekam ich den unklassischen Beinamen waiwairoa oder Langschenkel, nicht weil meine untere Körperbildung sich durch einen besonders großen Umfang auszeichnet, sondern weil es eine Sitte des Volks ist, einander unterscheidende Namen zu geben, und auch Europäer versehen sie mit ähnlichen Beinamen.

Meine Gefährten versäumten nichts, was ihre erfinderischen Geister zu meiner Ehre anbringen konnten, denn dies, meinten sie natürlich, müßte auch auf sie einen Glanz zurückwerfen, und da sie ihnen einmal zufällig erzählten, mein Geburtsort sey die Britische Hauptstadt, die meine Leute das kainga no kingi Orii oder das Dorf des Königs Georg nannten, so stieg mein Rang wenigstens um 500 Prozent; die guten Leute meinten, es sey überall wie bei ihnen, daß nur Stämme zusammenwohnen, die durch Blut und Ehe verwandt sind. Man nahm sogleich an, in meinen Adern fließe Königliches Blut, und ich sey wenigstens ein winounga oder Vetter des großen Potentaten, der damals das Britische Reich regierte. Uebrigens ward ich deshalb von den Leuten nicht im Geringsten mehr geachtet; sobald der weiße Mann Geschenke machte und gern mit ihnen handelte, war es ihnen ganz gleichgültig, ob der Fremde ein Kaiser oder Kesselflicker sey.

Einige Musikanten unter diesen lustigen Gruppen beschäftigten sich mit den Nationalflöten, die gewöhnlich aus dem Schenkelbein eines armen Schelms gemacht sind, den diese Menschenfresser verschlungen haben. Diese Knochen oder iwi tangata waren an den Seiten durchlöchert und wurden ganz wie die Europäischen Instrumente gespielt. Die Töne sind furchtbar unharmonisch.

Unter die sonderbaren Gewohnheiten dieses Volkes gehören die Kämpfe, die jedesmal einem Hochzeitsfest vorangehen. Sind Nebenbuhler da, so kämpfen sie um die Braut; der Sieger bekommt die Dame, und sein Gegner bekommt gewöhnlich Fischangeln und andere Kuriositäten, die ihn vollkommen zufriedenstellen. Nicht weniger merkwürdig ist das Fest der Haihunga, zur Feier der Thaten berühmter Todten von den verschiedenen Stämmen angeordnet. Die Gebeine der todten Krieger werden mit Muschelschalen von allem Fleisch reingeschabt, in einem Tapu-Strom gewaschen und auf den Begräbnißplatz gelegt. Von hier holen sie die Priester des Bezirks in Prozession ab und stimmen dabei einen aus Antistrophen bestehenden Gesang an; die Thaten der Verstorbenen werden dabei besonders verherrlicht, und die Geister derselben, die jetzt vergöttert sind, wachen über die Ceremonien der Haihunga."

Tättowiren ist unter den Neu-Seeländern allgemein gebräuchlich, doch ist es kein Merkmal verschiedener Klassen. Jedes Individuum tättowirt sich nach seinem Geschmack und ist an seinen besonderen Zeichen kenntlich. Die Zeichen werden auch zu verschiedenen Zeiten eingegraben zur Erinnerung an besondere Ereignisse — wenn z. B. ein Neu-Seeländer sein Herz verliert, punktirt er dies auf der Nase, und wenn er es wiedergewinnt, also nach der Ehe, macht er anderswo einen Einschnitt. In der Kleidung der Geschlechter ist kein wesentlicher Unterschied. Die vornehmste National-Kleidung besteht aus Hundefellen, die so gearbeitet sind, daß der Häuptling sie um den Hals bindet, beinahe wie einen Spanischen Mantel.

Daß diese Stämme Menschenfresser sind, ist leider nicht zu bezweifeln. Herr Polack erzählt mehrere Fälle, die er selbst erfahren. Ihr Straf-Gesetzbuch nämlich, das sehr streng ist, bestimmt den Tod für Verbrechen, die anderswo nur mit Gefängniß oder Verbannung bestraft werden. Sie verschlingen die Verbrecher, die sie hinrichten, und freuen sich jedes Vorwandes, der sie mit Menschenfleisch versieht. Die Bösartigkeit, Verrätherei und Undankbarkeit der Neu-Seeländer sind beispiellos. Sobald sie in Wuth gerathen, begehen sie die schändlichsten Handlungen der Grausamkeit und des Treubruchs; doch zuweilen besänftigt sie das kleinste Geschenk, eine Feder, eine Flinte, eine Schale.

Herr Polack kaufte auch einige Ansiedelungen in Neu-Seeland, und da die Art des Kaufs von den Eingeborenen nicht nur an sich merkwürdig ist, sondern auch künftigen Ansiedlern in diesem Kannibalenlande gut zu wissen seyn mag, so wollen wir eine Stelle aus dem Bericht des Verfassers hersetzen.

„Die kleinen Kontrakte, die ich aufgesetzt, waren wörtlich aus William Penn's Vertrag mit den Nord-Amerikanischen Indianern entnommen. Ein Haufen verlangte Bezahlung, weil sie früher, vor vielen Jahren, Fische in der Bucht gefangen und sie am Ufer getrocknet hatten. Andere stützten sich auf ihre Verwandtschaft mit einem jungen Häuptling, der beim Erklettern eines Baumes, um die Karáka-Frucht herunterzuholen, von einem Ast fiel und beinahe den Hals gebrochen hätte. Ein unverschämter Kerl meinte, er habe ein Recht auf Bezahlung, weil er zu verschiedenen Malen in einem Gebüsch in der Nähe des Guts geschlafen habe, und er schickte sich an, seine Zeugen zu rufen; aber diese waren zu begierig, ihre eigenen Forderungen geltend zu machen, als daß sie diesen Schlafansprüchen besondere Aufmerksamkeit geschenkt.

Kaum war dieser Haufe befriedigt, als eine neue Gesellschaft das Land betrat unter einem Häuptling, Namens Kapotai. Diese Leute waren Feinde der Vorigen, und die beiderseitigen Reden waren so voller Schmähungen, daß ich nichts Geringeres als einen Kampf zwischen beiden erwartete. Doch der Häuptling des ersten Haufens ließ sich Alles gefallen, bis der Name seines Weibes mit beißendem Spott erwähnt wurde; jetzt trat er rasch auf den Sprecher zu und drohte und benahm sich in dem Augenblick wie ein Häuptling; aber die hektische Röthe, welche die Schmähung auf seinem Gesicht hervorgerufen, verschwand bald, und er fiel in die vorige Apathie zurück. Er winkte seinen Leuten, die Boote zu besetzen, und folgte ihnen selbst nach, indem er sagte: „Eha, ti ou te oki?" (Was kümmere ich mich um das, was Du sagst?) Dann fuhr er mit seinem Antheil von meinem Eigenthum ab.

Kapotai und ich verständigten uns bald; er schleuderte nach eine Menge Nationalflüche auf den Haufen, der uns verließ, und meinte, selbst der Taniwoa, ihr Neptun, würde, wenn er mit ihnen zu thun hätte, überlistet werden, um wie viel mehr ein Tölpel (moio) wie ich (ich verneigte mich bei diesem Kompliment); und wenn ich nur thun wollte, was die Sitte erfordere, so sollte ich nur mit guten Männern zu thun haben, wobei er auf seinen Freund wies, den ehrwürdigen Haututu, und sich selbst. Ich antwortete ihm, ich hätte Gelegenheit, seine Aufrichtigkeit zu bewundern, da die Schmeichelei, wie ich sah, seinem Charakter fern lag; zuletzt fügte ich hinzu, bei näherer Bekanntschaft würde er gewiß Fortschritte machen. — Wenn meine Worte keine Wirkung auf ihn machten, so gelang dies um so mehr meinen Geschenken, da er mit Haututu und seinem Sohn Kokowai die Ehe unterzeichnete."

Frankreich.

Neues System des öffentlichen Unterrichts in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Wir könnten es auf die einfachste Weise folgendermaßen anfangen. Die Kammern setzen ein Jahr fest, von welchem an zugehen alle Steuerbaren ihres Bürgerrechts, d. h. der Ausübung ihrer Functionen als Wähler und Geschworene, verlustig gingen, wenn sie nicht über den Besitz eines Diploms sich ausweisen könnten, das ihnen beim Austritt aus der Kommunal-Schule nach bestandener Prüfung eingehändigt worden. Nehmen wir einmal an, daß diese Idee bereits realisirt worden sey; dann würden ein oder zwei Mal im Jahre an festgesetzten Tagen alle Lehrer eines Arrondissements von dem Unterpräfekten zusammenberufen werden, um unter dem Vorsitze eines würdigen Amtsgenossen eine Prüfungs-Jury zu bilden, deren Aufgabe es wäre, den sich bewerbenden Zöglingen das in Rede stehende Diplom nach dem Grade von Fähigkeit, den sie an den Tag gelegt, zu ertheilen oder zu verweigern. Die Zulassungs-Fähigkeit würde bestimmt durch geheimes Skrutinium und Stimmen-Mehrheit, die Prüfung von Fach-Lehrern übernommen. So würde das Wähler-System im Schoße des Volkes heimisch werden, immer weitere Verbreitung, je mehr diese Einrichtung zu den untersten Volksklassen hindurchdränge, und größere Unbestechlichkeit gewinnen. Nur davor müßte man sich hüten, die Kinder nach Stand und Alter zu sondern, was die beabsichtigte Einheit im Keime vernichten würde; die Tüchtigkeit allein gebe den Ausschlag, sie erhöhe den Glanz an der Grafen-Krone oder adle den Sohn des gemeinen Mannes. Um aber die Vortheile zu bestimmen, welche mit dem Diplom der Reife verbunden sind, müssen wir die jungen Leute von ihrer Entlassung aus dem National-Unterricht zu dem ergänzenden begleiten.

Der ergänzende, welcher auf jenen folgt, ist durch die Natur der Sache vorgeschrieben, er muß auf dem kürzesten Wege zu den verschiedenen Berufs-Arten führen. Zwei Vorwürfe treffen hier das bestehende Unterrichts-System in Frankreich, der eine falschen Benennung, die offenbar von unklaren Begriffen herrührt, und der Unvollständigkeit in seinen einzelnen Zügen. Also erstlich wozu die beiden Namen, secondairer und höherer, die nur dazu dienen, Verwirrung anzurichten? nicht nur die Schüler, sondern auch die Aeltern werden in ihrer irrigen Meinung bestärkt, als wenn beide Stufen von einander verschieden, einander entgegengesetzt wären, was ganz und gar nicht der Fall ist. Beide sollten niemals isolirt, für sich gefaßt, aufgezählt werden, da es nur zwei Seiten eines Ganzen, Basis und Giebel, aber nicht zwei geschlossene Einheiten sind. Der secondaire Unterricht ist nur etwas Relatives, führt zu einem Resultat, wenn er von dem höheren das Diplom eines Baccalaureus erlangt, aber zu Nichts, wenn er dieses Ziel verfehlt. Jeder gebildete Franzose weiß, wie wichtig dieses Diplom ist, wie unerläßlich für die meisten höheren Berufs-Arten, auf welche man in Ermangelung desselben keine Ansprüche hat. Er ist unentbehrlich für das Studium der Rechte und Medizin, für den Eintritt in den Richter- und Advokaten-Stand, für die Zulassung in die Normal-Schule und die Erlangung des höheren akademischen Grades, etwa der Magister-Würde (bachaliers-sciences), welche hinwiederum zu der praktischen Ausübung der genannten Berufs-Arten erst berechtiget. Demnach ist der höhere Unterricht wesentlich derselbe, dem wir den Namen Fachs-Wissenschaft geben; aber nicht bloß für gewisse Carrièren, wie bisher, zu fordern, sondern auf alle auszudehnen, den gelehrten Anstalten, welche sich mit dem Spezial-Unterricht beschäftigen, die ihnen fehlende Einheit zu geben und damit ihre Vervollständigung, ist das, was wir fordern. Die Kollegien und Seminarien würden auf diese Weise Vorbereitungs-Schulen für die Fakultäten seyn und, ohne die Gränzen des formellen Unterrichtes zu überschreiten, eine kräftige Grundlage der Fachs-Studien werden.

Die Carrièren, welche dem Individuum offen stehen, lassen sich auf folgende zwölf Rubriken zurückführen: 1) Theologie

2) Lehrstand, 3) Kriegsdienst, 4) Marine, 5) Verwaltung, 6) Ackerbau, 7) Manufaktur, 8) Handelsstand, 9) Jurisprudenz, 10) Arzneikunde, 11) gelehrte Studien, 12) schöne Künste. Vergleichen wir damit die bestehenden wissenschaftlichen Institute, so ergeben sich unmittelbar daraus die noch fehlenden: 1) eine Fakultät der ökonomischen, administrativen und politischen Wissenschaften, 2) eine der agronomischen, industriellen und kommerziellen, 3) Vorbereitungs-Schulen für jede von diesen beiden, 4) Gratis-Schulen für Agrikultur, Hortikultur, für Rindvieh-, Pferdezucht u. s. w. Zwei mächtige Autoritäten unterstützen unsere Forderung, die erste der Fakultäten zu schaffen, die Namen eines Bacon und Cuvier. — Die willkürlichste der absoluten Mächte, die einflußreichste Agentin der Anarchie, die freie Presse übt in Frankreich ohne Gegengewicht, ohne Kontrolle, unbeschränkt die Freiheit, ihre Lehrsätze zu verbreiten, im Interesse der Sache oder der Partei, welche sie vertheidigt, Wahrheit und Lüge in Gestalt von Verwaltungs-Theorieen und Staats-Oekonomie auszustreuen, ohne eine Garantie an Fähigkeiten und Kenntnissen von den unterzeichneten Geranten oder anonymen Redaktoren zu verlangen. Unbegreifliche Inkonsequenz! Darf man doch keine Schule eröffnen, keinen sprachlichen oder Unterrichts-Kursus ankündigen, bevor man nicht gewisse moralische und wissenschaftliche Garantieen nachgewiesen hat, aber ein Journal kann man herausgeben ohne eine andere Förmlichkeit als eine nichtssagende Erklärung und eine vorgeschriebene Geld-Caution. Und welch' ein Unterschied zwischen einer Schule und einem Journal! Die Schule kann ihre Räume nur einer kleinen Anzahl von Personen öffnen, während das Journal alle Barrieren und Stationen überfliegt und sein Publikum findet, wo nur die Sprache verstanden wird. Dem müßte gesteuert werden; die Factionen dürften nicht den Sieg über Ordnung und Recht davontragen, die Gewalt der Organisation nicht von den improvisirten Einfällen erkaufter Pamphlesten erschüttert werden, an der Blüthe der Civilisation nicht der Wurm nagen und die Früchte zerstören, welche eine reiche Aerndte verheißen. Die Regierung hat sich viele dieser Uebel selbst beizumessen, weil sie keine entschiedene Anhänglichkeit für das Palladium der Verfassung zeigt und ihre Mittel zu wenig zusammenhält, um würdige Fach-Gelehrte zu unterstützen. Diesem Unwesen wäre schnell ein Ende gemacht, wenn die ökonomischen, administrativen und politischen Wissenschaften ihre Fakultäten, ihre Professoren, Vorlesungen und Journale hätten und die Redaction eines Blattes mindestens an die Erlangung eines Baccalaureats der Staats-Wissenschaften geknüpft wäre. In demselben Grade müßte sich die Anforderung in anderen Berufs-Kreisen steigern, so daß z. B. der Wähler oder Geschworene ein Diplom über seine Fähigkeit zu diesem Geschäft, jeder Deputirte aber außer den Alters- und Vermögens-Bedingungen einen akademischen Grad der neugegründeten Fakultät müßte nachweisen können. Die gestörten Verhältnisse der Gesellschaft würden sich von selbst wieder in das rechte Geleis finden, es gäbe eine Aristokratie, aber die edelste, die des Wissens, die auf ihren Adel mit Recht stolz seyn könnte, ohne den Grundsatz der völligen Gleichheit auch nur im Geringsten anzutasten; sie wäre keine erbliche, sondern mit jedem Jahre wechselnde und in ihrer Ausbreitung wohlthätige, das Wahlsystem würde erst die rechten Blüthen treiben und die Journale zugleich Garantie und Kontrolle haben an der ausgebreiteten Kenntniß des Redacteurs in seinem Fache und der Bildung des Lesers.

Aber bevor sie an die Gründung einer solchen Fakultät ginge, müßte die Regierung nach reiflicher Ueberlegung mit sich einig werden, welchen Grundsätzen sie den Vorzug geben, welche Lehrer sie berufen, welche Vorlesungen sie anordnen und welche Tendenzen sie zum Gemeingut machen wollte. Dies würde noch manche ernstliche Berathung erheischen, ehe Alles im Gange wäre; denn in absoluten Staaten ist es vielleicht überflüssig, der Jugend Achtung vor dem Gesetze beizubringen, weil die Obrigkeit ohnedies das Schwert der Ordnung und Gerechtigkeit mit Schärfe handhabt und die Ehrfurcht vor dem Gebotenen den Einzelnen im Zaum hält. Anders stellt es sich in constitutionnellen Ländern, wo der Bürger berufen ist, größeren Antheil an der Verwaltung zu haben, und die freie Presse, für und gegen sie Partei nehmend, das Ansehen der Staatslenker so leicht erschüttert; da muß das Heilsame sorgfältig abgewogen werden und kein verderblicher Samen das Herz der Jugend vergiften. Je mehr sich die Regierung durch ihre Wahl verantwortlich macht, desto größer muß ihre Sorgfalt darin seyn. Der Zustand der Verwaltung hat sich ferner ganz verändert. Sonst stand ein einziger Mann an der Spitze derselben, ein Richelieu, Mazarin, Colbert, und hatte man diese für eine nützliche Maßregel oder eine nothwendige Reform gewonnen, so war sie so gut wie durchgeführt. Jetzt ist es anders; das Land macht Ansprüche, sich aus seinen eigenen Mitteln verwalten zu wollen, und man hat die Menge zu belehren, in ihr eigenes Interesse sie einzuweihen. Die öffentliche Meinung, dieser Richter, von dem keine Appellation mehr mögich ist, diese Macht, die keine Gränzen und keine Verantwortlichkeit hat, diese souveraine Herrin der constitutionnellen Welt, theilt das Loos aller anderen Königthümer; sie hat ihre unweisen Rathgeber und ihre gefälligen Höflinge, welche ihre Launen und Einfälle mißbrauchen. Wenn aber die öffentliche Meinung in ihren Ansichten irrt, so ist dieser Irrthum gefährlicher als der jeder anderen und kann die schlimmsten Folgen für die Ruhe des Landes herbeiführen. — Immer mehr die echten, heilsamen Maßregeln einer guten Verwaltung verbreiten, die gesunden Ideen und Fortschritte der Oekonomie wie den Geschmack an den ernsten Studien unter dem Volke heimisch zu machen, ist vielleicht das einzige Mittel, an die Stelle des flüchtigen, unbeständigen Wesens eine andere aufgeklärtere öffentliche Meinung zu setzen, die mit weniger Unstätigkeit und Willkür dieser ewigen Sucht nach Veränderung, welche ihrer Verfassungen wie ihrer Lenker bald überdrüssig ist, ein wünschenswerthes Ende mache.

So erfolgreich die Gründung dieser einen Fakultät der ökonomischen, administrativen und politischen Wissenschaften wäre, so steht ihr die zweite für die agronomischen, industriellen und kommerziellen, wenn sie ebenfalls ihre Prüfungen selbst anzustellen und ihre akademischen Grade zu ertheilen befugt ist, an Wichtigkeit nicht nach. Fühlt aber die Regierung, daß das bestehende System des Unterrichts der Vervollständigung bedarf, warum beeilt sie sich nicht, die Lücken auszufüllen? sollte sie etwa weniger geneigt seyn, als sonst? oder sollen wir ihr aufzählen, was sie und ihre Vorgänger gethan haben? Die Königliche Porzellan-Manufaktur in Sevres, die Gobelins-Tapisserie, die jetzt vielleicht durch nützlichere dem Flor vernachlässigter Industrie-Zweige gewidmete Fabriken ersetzt werden könnte — die zahlreichen Anstalten, welche in Folge zeitgemäßer Bedürfnisse des Landes ins Leben gerufen wurden, als die Normal-, die Central-, die polytechnische, die Marine-, die Forst-Schule und eine Menge anderer Anstalten sind im Laufe von 40 Jahren mit großer Bereitwilligkeit von der Regierung gegründet worden. Und diesen beiden Bedürfnissen zu begegnen, sollte sie nicht Mittel oder Willen genug haben? — Auffallend ist es dagegen, daß die Zahl der während des Krieges errichteten Militair-Schulen in der Friedenszeit nicht abgenommen hat. Daher schreibt sich der Uebelstand, daß dieselben mehr Offiziere bilden, als in der aktiven Armee untergebracht werden können, eine mißliche Sache, die bereits die Aufmerksamkeit der gesetzgebenden Kammern in Anspruch genommen hat. Was geht daraus hervor? Daß, während in dem einen Zweige des Unterrichts Lücken und Mängel hervortreten, in einem anderen ein störender Ueberfluß sich zeigt, Alles in Folge eines schlecht organisirten Lehr-Systems. Niemand wird uns unsere Klage über die allzu große Beweglichkeit des Französischen Volkes selbst zuschieben wollen; denn gerade in Frankreich kann man weniger als irgendwo ein monumentum perennius aufführen wollen, indem manche Einrichtung für ihre Zeit sehr gut seyn kann, aber ihren Einfluß verliert, sobald sie das Maß ihrer Wirksamkeit erfüllt hat.

Wir haben jetzt Rechenschaft zu geben, warum wir die agronomischen, industriellen und kommerziellen Wissenschaften in einer Fakultät verbunden wünschen, aber eine Trennung schien uns ganz unmöglich. Das Gesetz hat wohl vom Standpunkte des Rechtes aus einen Unterschied zwischen dem Ackerbauer (producteur agricole) und dem Fabrikanten (producteur industriel) festsetzen und den Letzteren als Handeltreibenden zu gewissen Abgaben verpflichten können, wovon es den Landmann freispricht; aber dieser Unterschied existirt nicht in der Wirklichkeit, er ist eben so willkürlich als gesetzlich, ist nur ein Zugeständniß, das der Gesetzgeber der ruralen Unwissenheit gemacht hat. Denn indem dieser seine Erzeugnisse ein- und verkauft, verfährt er genau so, wie der Fabrikant, der seine Stoffe roh einkauft, um sie in verarbeiteterem Zustande zu verkaufen. Fachskenntniß und Handels-Geschicklichkeit sind dem Einen wie dem Anderen nach Maßgabe des Umfanges ihrer Geschäfts-Verbindungen nothwendig. Im Allgemeinen ist bei uns der Industrielle — gleich viel, ob Ackerbauer oder Manufakturist — nicht genug kommerziell; der Kommerzielle nicht mehr genug industriell; der Fabrikant bleibt zu fremd dem Ackerbau, und der Landmann dem Fabrikwesen. Durch die Vereinigung des Handels, der Manufaktur und des Ackerbaues in eine Fakultät wird man diesen Gebrechen abhelfen und zugleich die Quelle des Uebels auffinden und beseitigen, warum Frankreich in der Konkurrenz hinter England, Nord-Amerika und anderen Ländern zurückbleibt. Dieselbe Macht, welche, sobald sie will, Ingenieure, Aerzte und Advokaten bildet, kann in kurzem die bisherige Gestalt der Französischen Industrie verändern und durch Verweisung vieler Gewerbe aus den Städten auf das Land mit der Wohlfeilheit der Preise der neuen Staats-Oekonomie einen großen Triumph bereiten.

Weiß denn die Regierung allein nicht, daß sie einen magischen Ring in ihrer Hand hält, womit sie alle Kräfte sich unterthan machen kann? Kennt sie allein nicht die Gewalt des öffentlichen Unterrichts, der im Dienste eines weisen Gesetzgebers aus Sklaven freie und glückliche Nationen machen kann, und eben so das Gegentheil? Und weiß sie es nicht, so lerne sie aus einer Geschichte, die uns von Plutarch berichtet wird. Um den Lacedämoniern die Macht der Erziehung über die Natur zu beweisen, zog der große Spartanische Gesetzgeber Lykurg zwei Hunde auf, zwei Brüder, also Kinder einer Mutter, an derselben Brust genährt, wies aber, als sie entwöhnt waren, den einen in die Küche, wo man es darauf anlegte, ihn feist zu machen, den anderen hinaus in Feld und Wald, wo er an den Klang des Hornes und der Trompete gewöhnt wurde. Eines Tages, als Lykurg eine Anzahl Spartaner um sich versammelt sah, stellte er in einiger Entfernung eine volle Schüssel und einen lebendigen Hasen auf und ließ beide Hunde los. Was geschah? der Küchenhund setzte der Schüssel, der Jagdhund dem Hasen nach. „Und doch sind es Brüder", sagte Lykurg. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Nouvelle Flore du Péloponèse et des Cyclades, entièrement revue etc. — Von Chaubard und Bory de Saint-Vincent. Mit 42 Kupfern. Bei Strasburg. 72 Fr

Meyer, M., manuel hist. de la technologie des Armes à feu, trad. p. Rieffel, avec des annotat. et des additions. 2e partie. — 7½ Fr.

Une destinée; scène de la vie intime. — Von Mlle. E. Moreau.

Chemin de la vie, histoire de l'homme. Education sociale de la famille. (Introduction.) — Von L. Mortier. ½ Fr. Das Ganze giebt 4 Bde. in 48 Lief. Preis 24 Fr.

Lettres sur les Ulcérations de la matrice (métroelkoses), et leur traitement. — Von J. Otterburg.

Revue de l'Orient et de l'Afrique, considérés dans leurs rapports avec l'Europe. — Erster Theil. Erste Lief. August 1838. Erscheint monatlich. Preis des Jahrgangs 18 Fr.

Statistique de l'île Maurice et ses dépendances, suivie d'un essai sur l'île de Madagascar. Orné de 74 tabl. — Vom Baron Unienville. 3 Bde. 22½ Fr.

Rußland.

Die Insel Hochland.

Der Dr. Ernst Hoffmann besuchte auf seiner geognostischen Reise von Dorpat nach Åbo auch die Insel Hochland und theilt über dieselbe im Russischen Journal des Bergwesens folgende interessante Notizen mit:

„Ungefähr 60 Werst von Kundu liegt die zu Alt-Finnland und zum Friedrichshamschen Kreise gehörende Insel Hochland, in einer Entfernung von beinahe 60 Werst von der Stadt Friedrichsham. Die letzten zwei Drittheile der Reise dahin führen durch die Finnischen Scheeren, welche von der Insel Aspö mit ihren sie umringenden kleinen Inseln beginnen. In der Ferne erscheint Hochland in der Form dreier hoher, durch eine Ebene mit einander verbundener Berge; nähert man sich aber, so zeigt sich, daß die scheinbare Ebene keine gerade Fläche ist, sondern auch aus felsigen Bergen besteht, die sich jedoch nicht so hoch erheben, als die drei höchsten derselben.

Hochland ist 10 bis 11 Werst lang und nur 1½ bis 3 breit. Die Zahl der Bewohner beträgt 450; sie leben in zwei auf der Ostseite der Insel belegenen und 4 Werst von einander entfernten Dörfern. Das südliche dieser beiden Dörfer heißt Luanakülla (d. h. südliches Dorf) und das nördliche, größere, Pohjakülla (nördliches Dorf) oder Suurkülla (großes Dorf). Hier befindet sich eine kleine hölzerne Kirche, die nach der gewöhnlichen Form der Finnischen Kirchen die Gestalt eines Kreuzes hat; die Kirche ist von einem Gottesacker umschlossen, wo die arbeitsamen Insulaner in lockerem Sande, dem einzigen weichen Erdboden auf der ganzen Insel, ihre ewige Ruhe finden.

Die Insel gehört zur Pfarre des Predigers von Kümeno, der sie jährlich zweimal besucht, Trauungen vollzieht, Neugeborenen und Sterbenden seinen Segen ertheilt, während das Recht der Taufe und der Beerdigung dem Kirchen-Aeltesten überlassen ist. Dieser verrichtet Sonntags den im Absingen geistlicher Lieder und Vorlesen aus der heiligen Schrift bestehenden und von allen Bewohnern der Insel mit exemplarischer Andacht verrichteten Gottesdienst.

Die Hochländer sprechen Finnisch und verstehen auch Ehstnisch. Ihre Häuser sind besser gebaut, als die der gemeinen Leute in Finnland, und überhaupt findet man im Innern der Hochländischen Wohnungen mehr Reinlichkeit und Ordnung. Ich habe Gelegenheit gehabt, den Wohlstand der Hochländer zur Zeit ihrer Hochzeiten wahrzunehmen, die bald nach meiner Ankunft begannen. Die Hochzeitsbelustigungen fangen gewöhnlich einige Wochen nach der Trauung an, die der Prediger während seines dortigen Aufenthaltes, der meistentheils vor dem Eintritt der Fischfangs-Zeit stattfindet, selbst vollzieht. Nach der Trauung bleibt die junge Frau bis zum Schluß des Fischfanges noch im Hause der Aeltern, theils, um unterdessen den Ihrigen in der Wirthschaft beizustehen, theils, weil die Hochzeitsfeierlichkeiten von dem Gelde bestritten werden, welches die Fischerei durch Verkauf der Fische am festen Lande einbringt; gewöhnlich macht der Familienvater dann die zur Hochzeit unerläßlich nöthigen Einkäufe an Lebensmitteln u. s. w. Zur Feier, welche zwei Tage dauert, wird das ganze Dorf eingeladen. Zuerst wird im Hause der Aeltern und dann in der Wohnung des jungen Paares gespeist, getrunken und getanzt. Zur Ehre der Hochländer muß ich bekennen, daß, ungeachtet des Ueberflusses an hitzigen Getränken, ihre Lustigkeit sich immer in den Gränzen des Anstandes erhielt. Während meines zweimonatlichen Aufenthaltes in Hochland sah ich keinen einzigen Betrunkenen. Auf der ganzen Insel giebt es kein Wirthshaus: Reisende finden herzliche Aufnahme bei jedem Einwohner, und wer sich mit grobem Brod, Butter, Milch und Fischen begnügen will, darf, ohne sich mit Lebensmitteln zu versehen, diese kleine Insel dreist besuchen.

Der Gartenbau ist auf Hochland sehr unbedeutend. Stellenweise nur sieht man spärlich bearbeitete Erdschollen, auf denen vielleicht hundert Kartoffelpflanzen Platz haben. Roggen wird aus Mangel von Ackerland gar nicht gebaut: die Einwohner müssen ihn kaufen. Der Fang des Breitlings im Sommer und des Seehundes im Winter ist die einzige Beschäftigung der Hochländer. Für die Seehundsjagd halten sie eine Menge Hunde, welche die Nester dieser Thiere im Schnee aufsuchen und die Jungen fangen, bevor es diesen gelingt, sich aus der Oeffnung, die jedes Nest hat, unter das Eis zu retten. Die solchergestalt gefangenen jungen Seehunde dienen als Lockspeise für die alten. Man sticht ihnen nämlich mit eisernen Spießen zwischen Fell und Rippen quer durch den Leib; diese Spieße sind in ihrer ganzen Länge mit Widerhaken versehen; am Ende derselben befindet sich ein Ring, an welchem ein Strick befestigt wird. In diesem Zustande läßt man die armen Thiere unter das Eis: ihr klägliches Geschrei zieht die alten Seehunde herbei, die sich alle Mühe geben, ihre Jungen zu retten, und dadurch selbst Opfer ihrer Kindesliebe werden, indem sie auf den Widerhaken sitzen bleiben.

Die Hochländischen Felsen sind mit Fichten und Kiefern bewachsen; Stürme und Nachlässigkeit der Bewohner thaten den Wäldern großen Schaden. Die Flora der Insel gleicht der Finnländischen. An Bergprodukten giebt es Porphyr, Granit, Gneus und Diorit. Hochland kann mit allem Recht eine Porphyr-Insel genannt werden. Es bietet ein sehr interessantes Beispiel der stufenweisen Erhebung aus dem Horizont des Meeres. Auf den 430 Fuß hohen Porphyrbergen von Launakerki liegen große Granitmassen. Diese Erscheinung spricht für ein Emporsteigen, jedoch ein so allmäliges, daß jene Granitmassen sich auf den Bergen erhalten konnten, während sich die Insel aus dem Meere erhob."

Bibliographie.

Unterhaltungen mit Kindern über Astronomie und über den Himmel. Von S. Selenoff.

Notizen eines Offiziers während der Jahre 1812, 13 und 14. Vom Fürsten N. Golitzin.

Chao-wie-xi-min, oder Chinesische Grammatik. Vom Pater Hyacinth.

Das Newa-Album. Von N. Bodlieff.

Versuch einer Theorie der Militair-Geographie. Vom Oberst-Lieutenant P. Jasikoff.

Briefwechsel und Erzählungen eines Russischen Invaliden.

Russische Mährchen, erzählt von Iwan Wanenko.

Memorandum der Landwirthschaft, enthaltend einen Leitfaden zur Vertheilung der ländlichen Arbeiten in den verschiedenen Jahreszeiten. Von Baron Carl von Wittenheim.

Mannigfaltiges.

— Christliche Sanskrit-Literatur. Ein Englischer Gelehrter in Ostindien, Dr. Mill, hat unter dem Titel „Kristo Sandschita" (Christi Leben) in Alt-Indischer oder Sanskrit-Sprache und im Versmaße der Schastra's eine meisterhafte erbauliche didaktische Dichtung erscheinen lassen, worin er die Mysterien des Evangeliums den Brahmanen — denn nur von dieser Kaste und die heilige Sprache noch verstanden — zugänglich macht. Dieses Buch soll von den gelehrten Hindu's mit eben so viel Staunen als Begierde gelesen werden. „Als ich", so erzählt ein Engländer im Asiatic Journal, „auf meiner Reise nach den nördlichen Provinzen in Thunassar verweilte, besuchten mich fünf Brahmanen, denen ich die „„Krista Sandschita"" vorlegte. Alle lasen darin und fanden die Diction, bei vollkommenster Correctheit der Sprache, so schön, elegant und hochpoetisch, daß ich Mühe hatte, sie zu überzeugen, der Dichter sey ein Europäer. Sie nannten seine Arbeit ein Wunderwerk und ihn selbst einen Halbgott."

— Der jetzige Kaiser von China. Es sind jetzt acht zehn Jahre, seitdem Tao-kuang*) den Chinesischen Thron bestieg. Es würde vielleicht sehr schwer werden, von diesem guten alten Manne ein treues Bild zu entwerfen. Nur Wenige wissen auch nur das Geringste von ihm; aber der böse Leumund hat seinen Charakter noch nicht befleckt. In seinem Privatleben soll er ein vortrefflicher Mensch seyn, der seinem Hausstande mustergültig vorsteht. Zur Verwaltung seines ungeheuren Reiches scheint er aber keinen sonderlichen Beruf zu haben; auch sagt man, daß er, im Gefühl dieser Schwäche, die Lasten des Staates lieber auf fremde Schultern lege; doch ist er wenigstens in der Wahl seiner Minister immer glücklich gewesen. Auch diese scheinen nicht eben große Staatsmänner zu seyn; aber sie sind mit den Wünschen und Neigungen ihres Gebieters gründlich vertraut und erfüllen diese Wünsche, indem sie die öffentliche Ruhe erhalten. Tao-kuang hat keine stürmische, wildbewegte Zeiten erlebt, wie seine Vorgänger; seine Geduld und Klugheit sind nicht auf die Probe gestellt worden; wenn aber irgend eine große Katastrophe sich ereignete, die neue, kräftige und noch unversuchte Maßregeln nothwendig machte, so würde er ohne Zweifel erliegen müssen. Trotz der inneren Ruhe China's und der vollkommenen Sicherheit seiner Gränzen, die kein Weltstürmer aus Mongolischem oder Türkischem Stamme mehr bedroht, zählen die Chinesen doch die Regierung ihres jetzigen Kaisers nicht zu den glücklichen, weil bis jetzt fast kein Jahr verflossen ist, in dem es nicht Erdbeben, Ueberschwemmungen oder Hungersnoth gegeben hätte.

— Deutsches aus Spanien. Mit der Ueberschrift Artes y artistas en Inglaterra y Paris enthält die Gaceta de Madrid vom 1. September eine ausführliche kritische Anzeige der „Kunstwerke und Künstler in England und Frankreich" vom Galerie-Direktor Dr. Waagen in Berlin. Aus Spanien, wo Deutsche Bücher die größte Seltenheit sind, ist uns bisher noch niemals eine kritische Anzeige von Werken zugekommen, die kurz vorher erst in unserem Vaterlande erschienen waren. Wir dürfen diese Erscheinung daher als einen neuen Beweis ansehen, daß einerseits in Spanien der Sinn für Kunst und Wissen wieder erwacht sey, und daß andererseits die Kenntniß unserer Literatur im Auslande immer mehr Fortschritte mache.

*) Tao-kuang (Licht der Vernunft) ist eigentlich nicht der Name des Kaisers, sondern das Prädikat seiner Regierung.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 113. Berlin, Mittwoch den 19. September 1838.

Spanien.

Schriftstellerisches Eigenthum und Verlags-Rechte in Spanien *).

Bevor das die Freiheit der Presse in Spanien betreffende Reglement vom 22. Oktober 1820 erschien, durfte kein Autor ohne vorgängige Erlaubniß der Behörden seine Werke drucken lassen. Nach dem erwähnten Reglement aber, das durch ein Dekret vom 17. August 1836 wieder in Kraft getreten ist, steht es hinführo jedem Spanier von Rechts wegen frei, seine Gedanken und Meinungen ohne vorgängige Censur durch den Druck zu veröffentlichen. Ausgenommen von dieser allgemeinen Bestimmung sind nur solche Schriften, deren Inhalt die Bibel oder Dogmen der katholischen Kirche zum Gegenstand hat.

Da jedoch das Aufhören der Censur-Beschränkung sehr leicht zur Publication von Schriften, welche das Gemeinwohl beeinträchtigen, Gelegenheit geben könnte, so hat das Gesetz die Mißbräuche dieser Freiheit und die betreffenden Strafen festgestellt. Das Gesetz bestimmt, welche Personen verantwortlich sind, und wer die Verpflichtung hat, Druckschriften solcher Art zu denunziren; auch schreibt es den Gang des gerichtlichen Verfahrens in solchen Fällen vor.

Sonst mußte jeder Autor dem Buche seinen Namen vordrucken lassen; jetzt reicht es schon hin, daß er sein Manuskript unterschreibe. Dieses letztere bleibt in den Händen des Druckers, damit der Verfasser nöthigenfalls zur Verantwortung gezogen werden kann.

Philipp III. verordnete im Jahre 1610, daß keiner seiner Unterthanen oder Vasallen, welchen Standes und Charakters er auch sey, irgend ein von ihm neu verfaßtes Werk, zu welchem Zweige des Wissens, der Kunst oder der Literatur es auch gehören und in welcher Sprache es auch geschrieben seyn möchte, ohne besondere Königliche Erlaubniß ins Ausland bringen oder schicken solle, um es daselbst zum Drucke zu befördern. Wer diesem Gesetze zuwider handelte, mochte er nun Verfasser oder bloßer Spediteur eines versandten Manuskriptes seyn, der wurde des Indigenats und aller Ehren und Würden, die er in Spanien besitzen mochte, verlustig; auch wurde die Hälfte seines Vermögens konfiszirt und in dreien Theilen der Kammer, dem Richter und dem Ankläger zugetheilt. Dieselbe Strafe traf alle diejenigen Personen, welche dergleichen Bücher ohne Königliche Erlaubniß in Spanien einführten oder verkauften. Diese Verfügung Philipp's III. hatte nicht gerade den Zweck, Spanische Schriftsteller absolut daran zu verhindern, daß sie ihre Werke im Auslande drucken ließen; sie sollte nur verhindern, daß man die Bücher im Auslande zum ersten Male druckte, um sie dann gleich in Spanien einzuführen. Die vielen Weitläuftigkeiten und Censur-Plackereien, denen ein Schriftsteller in Spanien ausgesetzt war, hatten Viele zu diesem Schritte bewogen, durch welchen das Gesetz umgangen wurde; es zirkulirten Bücher, die kein Censor im Manuskripte gesehen, und manche Idee kam in Umlauf, an deren Unterdrückung den geistlichen und weltlichen Behörden viel gelegen war. Es darf uns daher nicht Wunder nehmen, wenn das Gesetz gegen Autoren, die ein ganz neues Werk im Auslande drucken ließen, und gegen Buchhändler, die solche Werke in Spanien heimisch machten, mit großer Strenge verfuhr. Es handelte sich aber dabei lediglich von ganz neuen Werken, die in Spanien selbst noch nicht aufgelegt worden. Beabsichtigte ein Schriftsteller, sein Werk im Auslande unverändert wieder abdrucken zu lassen, so wurde ihm dies ohne Schwierigkeit verstattet. Hierin lag dann zugleich, als sich von selbst verstehend, die Erlaubniß zur Einführung des im Auslande gedruckten Werkes.

Das Gesetz Philipp's wurde zu verschiedenen Zeiten, und namentlich auch in dem Königl. Cirkulare vom Juni 1817, als Schreckbild wieder hervorgesucht; allein es kam, unseres Wissens, nie zur Vollziehung der in demselben angedrohten Strafen, obschon besonders in der neuesten Zeit die Zahl der Kontravenienten sich bedeutend mehrte. Weit entfernt, solche Spanier, welche die Früchte ihrer literarischen Thätigkeit im Auslande zuerst erscheinen ließen, der National-Kokarde und der Hälfte ihrer Besitzungen verlustig zu erklären, hat man sogar noch unter der monarchischen Herrschaft Einigen derselben ehrenvolle Rücksichten bewiesen; und Viele von ihnen sitzen in diesem Augenblick auf den Bänken der Volksvertreter.

Die alten wie die neuen Gesetze sichern dem Autor das Recht, seine Werke als sein Eigenthum zu betrachten. Das Privilegium, die Werke eines Autors drucken zu lassen, wurde nur ihm selbst und seinen Erben bewilligt. In diesem Sinne heißt es Tit. XVI, Buch 8, Gesetz 25 (Nueva Recompilacion): „Die den Autoren zugestandenen Privilegien sollen mit ihrem Tode nicht erlöschen, sondern auf ihre Erben übergehen, wofern es nicht Körperschaften oder manus mortuae sind. Die Erben bleiben, wenn sie deshalb einkommen, im Besitze dieser Privilegien, wegen der Achtung, die das Andenken jener Literaten verdient, welche, nachdem sie ihr Vaterland verherrlicht, ihren Familien kein anderes Erbtheil hinterlassen, als das ruhmvolle Kapital ihrer Geisteswerke und den Antrieb, ihrem guten Beispiel zu folgen." Hier könnte Jemand einwenden, die Nothwendigkeit, ein Privilegium zu erbitten, setze ja voraus, daß der Autor nicht unbedingter Herr seiner Werke sey; aber bei Gesetzen muß man den Geist mehr im Auge haben, als die Worte; und da ausdrücklich gesagt ist, außer den Schriftstellern und ihren Erben dürfe Niemand ein ausschließliches Privilegium erhalten, so erhellt deutlich, daß der Gesetzgeber ein wirkliches Recht und keine Gnade im Sinn hatte.

Ein Königl. Patent vom 9. Juli 1778, welches den beiden erwähnten Gesetzen noch größeren Nachdruck gab, verordnete dabei, daß die Königl. Bibliothek, die Universitäten, Akademieen und Königl. Sozietäten in Ansehung der von ihren eigenen Mitgliedern gemeinschaftlich oder besonders abgefaßten und durch sie publizirten Werke eines eben so langen Privilegiums sich erfreuen sollten, wie die übrigen Schriftsteller; doch sollten sie in diesem Punkte kein Prärogativ haben, das der öffentlichen Freiheit schadete oder auch nur indirekt dem vornehmsten Zwecke ihrer eigenen Institution zuwider wäre. Ihr Privilegium, die Werke schon verstorbener oder auswärtiger Schriftsteller wieder zu drucken, sollte außerdem nicht immer privativ oder prohibitiv seyn, sondern nur in solchen Fällen, wenn sie einen Autor mit kritischen Lesarten und mit Anmerkungen oder Zusätzen edirten, wo sie dann nicht als bloße Herausgeber, sondern als Mit-Autoren zu betrachten seyen. Aber selbst in Fällen der erwähnten Art stand es jedem Privat-Gelehrten frei, die nämlichen Werke mit kritischen Lesarten, so wie mit Bemerkungen und Zugaben anderer Art zu ediren, auch korrekte Ausgaben des bloßen Textes zu besorgen. Die obgenannten literarischen Anstalten und Körperschaften genossen ihr Privilegium auch, wenn sie ein einzelnes Manuskript oder gesammelte Manuskripte irgend eines verstorbenen Autors publizirten, wenn gleich schon publizirte Schriften darunter waren, weil sie in diesem Fall an die Stelle des Autors traten.

Wenn das Privilegium eines Autors erloschen war und er selbst oder seine Erben nicht im Verlauf des folgenden Jahres um Prorogation anhielten, so konnte Jeder, der sich darum bewarb, das Buch wieder auflegen zu dürfen, die Erlaubniß dazu erhalten. Dasselbe fand statt, wenn derjenige, dem die Prorogation bewilligt war, innerhalb eines von dem Staatsrath zu bestimmenden Termines keinen Gebrauch davon machte; denn durch diese Zögerung wurde die Regierung berechtigt, über das Werk zu verfügen.

Wenn derjenige, der um die Erlaubniß nachsuchte, ein Werk wieder auflegen zu dürfen, nicht der Verfasser selbst war, so lag es dem Staatsrathe ob, ihm einen Termin zu bestimmen, binnen welcher Zeit der Wiederabdruck vor sich gehen sollte. Ließ der Bewerber den Termin verstreichen, ohne den versprochenen Wiederabdruck besorgt zu haben, so ging die obrigkeitliche Erlaubniß von ihm auf einen neuen Bewerber über.

Wenn Jemand die Erlaubniß erhalten hatte, ein Buch in einer bestimmten Form und Größe wieder aufzulegen, so war es dessenungeachtet keinem Anderen, wenn er deshalb einkam, verwehrt, eine andere, mehr oder weniger kostbare Ausgabe desselben Werkes zu besorgen, vorausgesetzt, daß sie in Rücksicht des For-

*) Nach der kürzlich in Madrid erschienenen sehr vermehrten und verbesserten zweiten Ausgabe des Juristischen Wörterbuches (Diccionario Jurisprudencia) von Don Juan Escriche. — Unsere vor kurzem im „Magazin" mitgetheilten Artikel über den Buchhandel und das Verlagsrecht Italien haben zwar mehrere Deutsche Blätter nachgedruckt, doch keines ar so ehrliebend, seine Quelle anzugeben.

mates und der Typen von der ersteren verschieden war. Die Vervollkommnung dieses Zweiges der Industrie sollte durchaus nicht gehemmt werden.

Ein Königlicher Beschluß vom 2. Oktober 1783 verordnete, daß, obgleich auf Befehl und Kosten Seiner Majestät eine Uebersetzung des von Dr. Buchan Englisch geschriebenen Werkes „Häusliche Arzneimittellehre" gedruckt würde, doch kein Individuum daran zu verhindern sey, eine eigene und selbstständige Uebersetzung des genannten Werkes drucken zu lassen. Diese Vergünstigung war damit motivirt, daß Se. Majestät den emsigen Arbeiter nicht durch die Aussicht auf Hindernisse und Schwierigkeiten von Außen her abgeschreckt wissen, auch Ihren Unterthanen den Vortheil, unter mehreren Uebersetzungen wählen zu können, nicht entziehen wolle.

Am 4. Januar 1834 erschien ein Königliches Dekret über Druck, Verlag und Umlauf von Büchern, welches hinsichtlich des Eigenthums und der Privilegien der Verfasser und Uebersetzer folgende Bestimmungen enthält: 1) Die Verfasser von Original-Werken bleiben Zeitlebens im rechtmäßigen Besitze derselben. Dieses Eigenthums-Recht behalten auch ihre Erben zehn Jahre hindurch. Keine andere Person kann bei Lebzeiten des Verfassers oder während der genannten zehn Jahre seine Werke wieder abdrucken, selbst nicht unter dem Vorwande, sie mit Noten oder Kommentaren zu begleiten, zu ergänzen oder in Auszüge zu bringen. 2) Bloße Uebersetzer von Werken jeder Art haben gleichfalls Zeit ihres Lebens das Recht des Eigenthums auf ihre Uebersetzungen; allein es steht auch jedem Anderen frei, von demselben Werke eine selbstständige Uebersetzung zu liefern. Ist die Uebertragung in Versen, so geht das Eigenthums-Recht auch auf die Erben über, wie bei den Verfassern von Original-Werken. Desselben Rechtes erfreut sich der Uebersetzer, wenn sein Original, obschon prosaisch, in einer todten Sprache geschrieben ist. 3) Als Eigenthümer sind ferner zu betrachten: die Körperschaften, Vereine und Individuen, welche bis dahin ungedruckte Aktenstücke herausgeben. Niemand kann solche Handschriften binnen funfzehn Jahren wieder abdrucken lassen, ohne Bewilligung der ersten Herausgeber. Begleiten diese die von ihnen zum Druck beförderten Texte noch mit kritischen oder erklärenden Anmerkungen und werthvollen Zugaben, so daß sie als Mit-Verfasser derselben betrachtet werden können, so genießen sie das volle Eigenthums-Recht auf Lebenszeit, wenn sie Privatpersonen, und auf ein halbes Jahrhundert, wenn sie Körperschaften sind.

Eine Königliche Verordnung vom 5. Mai 1837 bestimmt, daß dramatische Werke, wie jedes andere Eigenthum, unter dem unmittelbaren Schutze der Behörden stehen und auf keinem Theater aufgeführt werden sollen, ohne vorgängige Erlaubniß ihres Verfassers oder Eigenthümers. Wir theilen sie vollständig mit:

„Die Klagen, welche mehrere Literaten dieser Hauptstadt in der Eingabe vom 4. Februar über Verletzung des literarischen Eigenthums-Rechtes hinsichtlich dramatischer Werke erhoben, sind von Ihrer Majestät mit besonderer Aufmerksamkeit vernommen worden. Die Gesetze 21 und 25 (Buch VIII, Tit. 16) der Novisima Recompilacion sichern und schützen dieses Eigenthum im Allgemeinen; aber der Geist der Unwissenheit und des Vorurtheils, welcher, ängstlich bemüht, jeden Keim des höheren geistigen Lebens in den Völkern zu ersticken, das Theater nur als ein nothgedrungenes, ihm verhaßtes Zugeständniß betrachtete, widersetzte sich hartnäckig der Anwendung besagter Gesetze zum Vortheil der dramatischen Kunst, eines Elementes der Civilisation, mit welchem das Gedeihen vieler Industrie-Zweige verknüpft ist. Daher kommt es, daß das Eigenthums-Recht der dramatischen Schriftsteller immer noch unbeachtet bleibt. Stücke, die auf irgend einem Theater aufgeführt werden, reproduzirt man sehr häufig auf den übrigen Bühnen der Halbinsel; und es ereignet sich dann auch bisweilen, daß Etwas auf der Bühne erscheint, was ohne Mitwissen und selbst wider den Willen des Autors gedruckt ist. Dieser Mißbrauch entzieht den Literaten ihr Eigenthum, indem er den gerechten Ertrag ihrer Leistungen verringert, und hat außerdem die Wirkung, daß ihre dramatischen Werke durch unreue Abschriften, die man heimlich anfertigt, entstellt und verfälscht werden. Durchdrungen von der Nothwendigkeit, diesen Mißbrauch zu vertilgen, haben Ihre Majestät zu beschließen geruht, daß mein Ministerium einen Gesetz-Entwurf abfasse, durch welchen die respektiven Rechte des literarischen Eigenthums genau bestimmt und festgestellt würden, um ihn alsdann den Cortes zur Berathung vorzulegen. Während Ihre Majestät indessen an dem kühnen Aufschwung, den unsere dramatische Poesie in diesem Zeitalter der bürgerlichen Freiheit genommen, hohen Gefallen finden, erkennen Höchstdieselbe, daß eben darum den Beeinträchtigungen, welche die Schriftsteller erleiden, noch entschiedener gesteuert werden müsse. Zu diesem Ende geruhen Ihre Majestät, provisorisch und ehe der erwähnte Gesetz-Entwurf besprochen, gutgeheißen und sanctionnirt ist, zu beschließen, daß die dramatischen Werke, wie jedes andere Eigenthum, unter dem unmittelbaren Schutze der Behörden stehen sollen, und daß, weil schriftstellerische Werke dieser Art, ihrer besonderen Natur nach, zwei verschiedene Existenzen haben, eine für das Theater und eine für den Druck, hinführo auf keiner Bühne ein dramatisches Werk aufgeführt werden könne, gesetzt auch, es wäre schon gedruckt oder auf anderen Bühnen aufgeführt, ohne vorgängige Erlaubniß des Verfassers oder rechtmäßigen Eigenthümers. In Gemäßheit Königlichen Befehls u. s. w. Madrid, am 5. Mai 1837."

Das Recht des Eigenthums entsteht mit dem Werke, wächst mit demselben und begleitet es von der ersten Conception des Verfassers an; denn Jeder ist der natürliche Herr seiner Geistesprodukte. Verschafft sich also Jemand den Besitz eines fremden Manuskriptes, so darf er es nicht drucken lassen, noch zu irgend sonst einem Gebrauche verwenden; er soll vielmehr das Original nebst der Kopie, die er etwa davon gemacht haben könnte, seinem Eigenthümer zurückstellen, weil Niemand sich rechtlicher Weise durch Usurpation an der Arbeit eines Anderen bereichern kann. Die Gesetze, welche das literarische Eigenthum überhaupt feststellen und beschützen, finden auf Manuskripte dieselbe Anwendung, wie auf gedruckte und zum Verkauf ausgebotene Werke. Wer demnach ein Manuskript, das ihm irgendwie in die Hände gekommen, ohne vorgängige Erlaubniß des Verfassers oder Eigenthümers dem Drucke übergiebt, der begeht ein Attentat gegen literarisches Eigenthum und fällt in gleiche Strafe mit dem, der ein schon publizirtes Werk wieder drucken läßt.

Wie aber, wenn er das Werk im Auslande drucken läßt und dann Exemplare davon in Spanien einführt? In diesem Falle begeht er zwei gesetzwidrige Handlungen: die der verbotenen Einführung, welche mit vier Jahren Gefängniß und dem theilweisen Verlust des Vermögens bestraft wird, und die der Verletzung literarischen Eigenthums, welche nach Umständen entweder als solche oder als betrügerische Handlung bestraft werden kann. Wenn Druck und Verkauf in einem Lande stattfinden, dessen Gesetze dem Ausländer in Ansehung solcher Werke, die noch nicht anderweitig gedruckt worden, gleiche Rechte mit dem Inländer zugestehen, wie dies z. B. der Fall in Frankreich ist, so kann der Schriftsteller dort gegen denjenigen klagen, der den Druck veranstaltet hat, wenn es ihm anders nicht an Beweismitteln fehlt, um das Manuskript als sein Eigenthum zu vindiziren.

Sind Briefe, die Einer an den Anderen schreibt, das Eigenthum des Schreibers oder des Empfängers? Wenn der Inhalt um Gegenstände der Literatur, der Kunst oder der Wissenschaft sich bewegt, so können sie als eine Art von belehrender Vorlesung betrachtet werden: der Schreibende will die Person, an welche er schreibt, entweder unterrichten oder angenehm unterhalten, und Letztere ist sich bewußt, nur zu empfangen, was man ihr wirklich gegeben hat. Es kann also hier nicht von Uebertragung literarischen Eigenthums, sondern nur von Aeußerung einer einzelnen Kopie die Rede seyn. Diejenigen Briefe ferner, welche durch freundschaftliche Verhältnisse oder Privat-Geschäfte motivirt sind, können als literarische Gegenstände gar nicht angesehen werden; wer solche Briefe schreibt, hat nicht den Vorsatz, sie herauszugeben oder zu verkaufen, und noch weniger kann er daran denken, daß ihr Empfänger damit spekuliren werde. Sollte daher eine Person vertraute Briefe, die man persönlich an sie addressirt, oder die ihr zufällig in die Hände gerathen, durch den Druck veröffentlichen, so hat der Schreiber das Recht, darauf anzutragen, daß die gedruckten Briefe eingezogen und in Beschlag genommen werden. Eine Publication dieser Art wäre keine Verletzung literarischen Eigenthums, sondern ein Mißbrauch des Vertrauens, oder ein Bruch des stillschweigenden Vertrags, den jede Privat-Korrespondenz voraussetzt. Gleichwohl ist es aber Niemanden verwehrt, empfangene Briefe drucken zu lassen, wenn sie ihm als Rechtfertigungs-Mittel dienen können.

Was von Briefen gesagt ist, deren Inhalt um Gegenstände der Kunst, Literatur oder Wissenschaft sich dreht, das findet auch Anwendung auf die mündlichen Vorträge, die ein Professor öffentlich oder privatim hält. Wer solche Vorträge hört, der darf sie nicht ohne Erlaubniß des Lehrers drucken lassen und verkaufen. Eine Wissenschaft denen vortragen, die sie lernen wollen, und eine Schrift an einen Buch- oder Bücherhändler verkaufen, sind zwei sehr verschiedene Dinge. Wer eine Lection empfängt, die ihn sein Geld kostet, der kann sich jede Belehrung, die sie enthält, zu Nutze machen, wie eine Person, die ihren Platz im Theater bezahlt, aus der Vorstellung, welcher sie beiwohnt, allen Genuß ziehen kann, den sie zu geben vermag. So wenig aber der Letztere das Recht hat, die Tragödie oder musikalische Composition, die er angehört, drucken zu lassen und zu verkaufen, eben so wenig darf der Zuhörer die Vorlesungen des Dozenten, welche er seinem Gedächtniß eingeprägt oder zu Papier gebracht, im Drucke herausgeben. Dieses Recht des akademischen Lehrers auf seine Vorlesungen haben auch der Staatsmann, der Advokat und der Geistliche auf ihre Reden, Defensionen und Predigten. Jeder kann diese Vorträge anhören und Vortheil daraus ziehen, aber Keiner darf sie ohne Einwilligung des Verfassers zu Gegenständen kaufmännischer Speculation machen.

Wer über eine Materie geschrieben hat, der entzieht dadurch keinem Anderen das Recht, über dieselbe Materie zu schreiben. Hundert Autoren können gleichzeitig oder nach einander das Feld der Geschichte, der Gesetzgebung, der Moral oder der Physik anbauen; und wenn gleich Alle dieselben Dokumente zum Grunde legen, auf dieselben Prinzipien sich stützen, dieselben Thatsachen erzählen, oder dieselben Phänomene beschreiben: so hat doch Keiner das Recht, darüber Beschwerde zu führen, daß die Anderen sein Eigenthum antasteten, es sey denn, daß seine Schrift von Anderen geradezu kopirt würde. Dennoch giebt es Gegenstände, die man unmöglich auf zweierlei Weise bearbeiten kann, wie z. B. logarithmische oder chronologische Tabellen, Kalender, gewisse Arten von Sammlungen u. s. w. Nun frage es sich, ob der Erste, welcher eine solche Arbeit herausgiebt, allen Uebrigen das Recht entziehe, ein Gleiches zu thun? — und gesetzt, es könnte Jemand ein anderes genau übereinstimmendes Werk zu Tage fördern, ob dann auch nur Einer von Beiden hinreichende Gewähr für die

Sicherheit seines Eigenthums haben könne? Wenn ein Werk dieser Klasse einmal verfaßt und veröffentlicht und dabei keine Möglichkeit vorhanden ist, über denselben Gegenstand ein anderes zu schreiben, das davon verschieden wäre, ohne fehlerhaft zu seyn, so glauben wir, daß der Eigenthümer des Werkes auch als Eigenthümer des Gegenstandes betrachtet werden müsse. Zwar würde die Anerkennung dieser Art von Eigenthum eine Art Monopol begründen, aber sie würde in keinem Falle der Fort-Entwickelung des menschlichen Geistes störend entgegenwirken. Die Aneignung eines solchen Stoffes wäre mit der Aneignung eines materiellen Dinges zu vergleichen, das, wenn es noch keinen Besitzer hat, jedem ersten Finder von Rechts wegen gehört.

Wer in dem ersten Falle ein wahres Monopol annähme, der müßte auch im zweiten ein solches statuiren, weil die Besitznahme hier eben so exklusiv ist, wie sie es dort nur seyn kann. Dennoch finden wir, daß Rechtsgelehrte, die das Prinzip der Besitznahme stattfinden lassen, wenn sich's von materiellen Dingen handelt, dasselbe Prinzip verwerfen, wenn Dinge in Betracht kommen, die zum Gebiete der Intelligenz gehören. Ohne Zweifel glauben sie, daß, wenn der Besitz des Gegenstandes dem Besitze des Werkes inhärirte, der Autor sein Buch zu einem unverhältnißmäßig großen Preise verkaufen könnte. Demnach stünde es einem Rechenmeister frei, eine Tabelle von Zinsen oder Logarithmen abzufassen und zu ediren, wenn es auch andere vollkommen ähnliche Tabellen gäbe, um aber das Werk sein Eigenthum nennen zu können, müßte er die Berechnungen selbst angestellt und nicht von Anderen kopirt haben.

Wenn nun, wie wir gesehen, ein Autor Etwas schreiben kann, das denselben Gegenstand abhandelt und denselben Titel führt, wie die Arbeit eines Anderen, wird man da auch einer Zeitschrift den Titel geben können, welchen eine andere schon bestehende Zeitschrift an der Stirn trägt? Bei Zeitschriften kommen zwei sehr verschiedene Dinge in Betracht: die schon publizirten Artikel, und der Ruf und die Klientel, welche sich an den Titel derselben knüpfen. Schon gedruckte Artikel und Notizen sind ein Eigenthum von ganz gleicher Natur, wie andere literarische Arbeiten; und also ist Niemand berechtigt, sie ohne Erlaubniß ihrer Eigenthümer nachzudrucken. Was aber den Ruf und die Protection betrifft, welche sich an den Titel knüpfen, so sind diese eigentlich kaufmännisches, nicht literarisches Eigenthum. Der Titel eines Journals ist dem Eigenthümer dasselbe, was einem Fabrikanten das Etikett ist, wodurch er seine Fabrikate von denen, die aus anderen Fabriken kommen, unterscheidet. Die Usurpation dieses Titels kann also nicht für ein Plagiat erklärt werden, sondern nur für eine Usurpirung gewisser Vortheile, die man fast immer durch Mühe und Kosten erwirbt.

Wenn die einem Autor oder seinen Erben zum ausschließlichen Druck und Absatz seiner Werke bewilligte Frist durch ein neues Gesetz verlängert wird, so erstreckt sich dieses Gesetz nicht bloß auf die noch zu druckenden, sondern auch auf bereits gedruckte, aber noch nicht publizirte Werke. Sollte der Autor oder sein Erbe das Recht des Eigenthums veräußert haben, so müßte die gesetzlich zugestandene Termin-Verlängerung wohl nur dem veräußernden Theile Vortheil gewähren; denn als die Veräußerung stattfand, dachte kein Theil daran, das Eigenthums-Recht auf längere Zeit, als die bis dahin vorgeschriebene, abzutreten und zu empfangen, weshalb denn die schriftliche Uebereinkunft nur auf eine bestimmte Zahl von Jahren Bezug haben konnte. War der Kontrakt in allgemeinen Ausdrücken abgefaßt, so kommt dies hier nicht in Erwägung; denn es ist eine Rechts-Regel, daß keine Uebereinkunft Etwas in sich fasse, woran die Kontrahenten gar nicht gedacht haben.

Ist aber die den Autoren oder ihren Erben zum ausschließlichen Druck und Verkauf ihrer Werke bewilligte Zeit unbestimmt gewesen, und erscheint nun ein anderes Gesetz, das sie auf eine bestimmte Zahl von Jahren einschränkt, so begreift dieses Gesetz die publizirten Werke und diejenigen, so es noch nicht sind. Hinsichtlich der ersteren darf aber die bestimmte Frist nicht vor dem Tage der Bekanntmachung des Gesetzes anfangen, weil das Gesetz sonst eine rückwirkende Kraft erhielte. Daher findet die Königliche Verfügung vom 4. Januar 1834, welche das bis dahin unbeschränkte Eigenthums-Recht der Erben von Original-Schriftstellern auf zehn Jahre beschränkt, keine Anwendung auf Erben, die bereits (zum Theil vielleicht schon länger als zehn Jahre) im Besitze des unbeschränkten Eigenthums-Rechtes waren.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Neues System des öffentlichen Unterrichts in Frankreich.

(Schluß.)

„Vielleicht fehlt es aber der Regierung an Männern, die dieser Fächer kundig sind", möchte man mir einwenden. Sollen wir die Minister erst belehren, ihnen die Männer erst namhaft machen, die sich bereits durch Privat-Institute einen Namen geschaffen haben und so zahlreich vorhanden sind, daß eine glänzende Fakultät der agronomischen, industriellen und kommerziellen Wissenschaften gebildet werden könnte? Und gewiß würden Männer wie Lavallée, Blanqui, Mathieu, de Dombasle, Bella mit demselben Eifer und derselben Uneigennützigkeit ihrem neuen Amte weihen, welche den Namen Trudaine's und de Perronnet's, der Gründer der Schule „für Brücken- und Chaussee-Bau", ein dankbares Andenken unter uns gestiftet haben. Je mehr das Interesse an diesen Studien wüchse, ein desto größerer Flor in Erzeugnissen des Bodens und der Kunst müßte sichtbar werden und der National-Reichthum zunehmend wachsen. Aber mit der Gründung dieser Anstalten ist noch nicht Alles, ist erst die Hälfte gethan. Denn so löblich es ist, für die Söhne der wohlhabenden Grundbesitzer gesorgt und dadurch dem Landbau einen unverkennbaren Aufschwung gegeben zu haben, so bleibt immer noch die wichtige Aufgabe, auch für die Söhne armer Landleute Gratis-Schulen zu errichten, in denen sie über ihre Beschäftigungen genügende Belehrung fänden. Schwerlich würde man sich dann beklagen dürfen, daß der Landmann sein Dorf verläßt, um sich in der Stadt anzusiedeln, oder gar die Werkstätten, Fabriken, Hospitäler und Stadtvogteien zu überfüllen. Will man dem Uebel Einhalt thun, so richte man sein Augenmerk auf die Jugend, weil die Erwachsenen gar zu schwer von ihren lasterhaften Gewohnheiten geheilt werden.*)

Zum Schlusse sey es uns gestattet, unsere verschiedenen Wünsche und Betrachtungen in ein Resumé zusammenzufassen, um für Manches vielleicht noch einen neuen Gesichtspunkt zu gewinnen. — Der National-Unterricht sey ein gemeinschaftlicher und unentgeltlicher für Alle, der im Fortgange der Zeit seine Anforderungen allmälig steigere und mit dem Wahlsystem zugleich die militairische Zucht verbinde. Er werde unterstützt von guten Elementar-Werken, aus der Hand berühmter Lehrer hervorgegangen und in echt nationalem Geiste abgefaßt. Wir erinnern an die Einrichtung der Land-, Garten-, Obst-Kultur und ähnlicher, um den Einfluß unwissender oder täuschender Journalisten zu vernichten und der moralischen Gesunkenheit der Dorfbewohner aufzuhelfen; ferner an die Gründung zweier Fakultäten für das Fach-Studium. In den Kollegien und Vorbereitungs-Schulen müssen die Autoren in den verschiedenen Sprachen, der Griechischen, Lateinischen, Französischen, Deutschen, Englischen u. s. w., wenn sie auch nur formell getrieben werden, immer in dem nächsten Bezuge zu der künftigen Laufbahn des Zöglings mit Umsicht ausgewählt seyn. Warum sollen z. B. die einstigen Aerzte ihr Griechisch nicht aus Hippokrates, Galen und Aelian lernen? Ihr Lateinisch aus Cato, Plinius und Celsus? Ihr Französisch aus Barthès, Bichat, Cuvier? Die künftigen Juristen das Griechische nicht aus den Fragmenten der Athenischen Gesetze des Samuel Petit, aus dem Urtext der Justinianäischen Novellen und den sechzig Büchern der Basilikon des Kaisers Leo des Philosophen? Ihr Lateinisch aus dem Gajus, Papinian, dem Kodex Theodosianus, den Digesten, dem Dekret des Gratian und den großen Glossatoren, wie Alciatus und Accursius, und aus den Juristen des sechzehnten Jahrhunderts, wie Cujas und Dumoulin? Ihr Französisch aus Pierre de Fontaines, Bouthillier, la Thaumassière, aus den Schriften von Michel de l'Hôpital, du Vair, de Daguesseau, Montesquieu? Wir erinnern an die beiden Diplome, deren eines beim Austritt aus der Kommunal-Schule, deren anderes als Befähigung zur praktischen Ausübung der Fach-Wissenschaft durch eine der sieben Fakultäten erlangt wird. Für gewisse untergeordnete Aemter wäre das erste Diplom ausreichend, allein für jedes höhere der zweite Grad unerläßlich — Wir unsererseits können uns ferner mit den Lehr-Kursen nicht befreunden, die jetzt im Gange sind. Denn nicht allein, daß sie nur einer kleinen Zahl von Personen zu Gute kommen, so ziehen sie auch viele junge Leute nach der Hauptstadt, die denselben Unterricht genießen könnten, ohne den Schoß ihrer Familie zu verlassen, wenn das ganze Privat-Lehrwesen überflüssig gemacht würde durch die Gründung eines Journals, das von der Regierung unterstützt würde. Wie sollte z. B. die studirende Jugend in den Provinzen ein Journal ohne Interesse und Nutzen lesen, das, indem es nicht mehr als einen Sous für jede Nummer, d. h. 18 Franken des Jahres kostet, sie täglich in eine andere, stets interessante Vorlesung über Staats-Oekonomie, Geschichte, Philosophie, vergleichende Gesetzgebung, Verwaltungs-Recht, Beredsamkeit u. s. w. der berühmtesten vaterländischen Gelehrten einführen würde, ohne daß sie einen Fuß aus ihrem Studir-Zimmer setzen dürften?

Wir erinnern daran, daß der öffentliche Unterricht und die periodische Presse in eine engere Verbindung treten müssen; sie stehen in zu naher Verwandtschaft, als daß man dieselbe länger verkennen dürfte. Auch die Bildung der Töchter muß mit der zunehmenden der männlichen Jugend gleichen Schritt halten, so wie die Belehrung der Erwachsenen nicht verabsäumt werden darf. Man muß sich hier vor einer Verwechselung hüten und Elementar-Unterricht nicht für gleichbedeutend mit Volks-Unterricht nehmen. Die Ausbildung der Kinder ist ein Geschenk, das man der Zukunft macht, aber die des Volkes ist ein Gewinn für die Gegenwart, welche von den unter dem Kaiserreich und der Restauration Geborenen gebildet wird. Diesen Bürgern hat die Ver-

*) Unwillkürlich werden wir hier an Fichte erinnert. Auch Fichte (in seinen Reden an die Deutsche Nation, 1808) acht von dem Ungenügenden des bestehenden Unterrichts-Wesens aus, aber weil der Despotismus ihm die Erde verleidet, will er sich in dem Vernunft-Reiche anbauen und schafft eine ideale Erziehung, die niemals realisirt werden kann. Der Franzose schließt sich an das Gegebene an, ändert, bessert, so gut es geht, ist aber bald mit der Wirklichkeit versöhnt. An Grundlichkeit, Schärfe und Systematik steht der Deutsche Philosoph unendlich weit über dem Französischen Empiriker, der ihn wiederum an praktischem Blick übertrifft. Wollte man diese neueste Republik mit einer des Alterthums vergleichen, so würde sie, wegen ihrer praktischen Tendenz, der Aristotelischen eben so nahe stehen, als die Fichtesche der des Plato wegen ihrer idealen Richtung; im Grunde aber stehen sie beide von dem Alterthum so fern, als der Begriff des modernen Staates von dem des antiken.

fassung Rechte übertragen, noch ehe sie dafür mündig waren; die Volks-Vertretung, welche bisher ihr Vormund war, muß es ihre Sorge seyn lassen, daß sie endlich selbstständig und mit den Ideen und Fortschritten der Zeit bekannt werden. Indem dieser Volks-Unterricht, vorzüglich auf dem Wege der periodischen Presse betrieben, sich an Alle wendet, welche des Lesens kundig sind, umfaßt er: 1) Belehrungen über die Pflichten und Ansprüche des Einzelnen als Bürger und als Unterthanen; 2) Verbreitung und Benutzung wissenschaftlicher und technischer Entdeckungen, deren letztes Resultat darauf hinausläuft, die Lage der Armee zu verbessern, entweder durch Verminderung der Lasten oder erhöhten Ertrag der Arbeit; 3) die Bekanntmachung aller für die Oekonomie der Gesellschaft oder des Hauses nützlichen Begriffe. Die Mittel, diese Belehrungen zu erreichen, müssen seyn: 1) Vorlesungen, die von Freunden des Fortschritts und der Aufklärung auf dem Lande und in den Städten in großer Zahl eröffnet und von der Regierung unterstützt werden; 2) polytechnische Journale, die sich durch Billigkeit überall Eingang verschaffen. Und so wünschen wir denn endlich, daß die Regierung aus dem öffentlichen Unterricht, in Verbindung mit der periodischen Presse, diesen beiden Polaritäten derselben Idee, alle die reichen Früchte ziehen möge, welche sie in vollem Maße bieten, um die Sittlichkeit des Geschlechtes zu stärken, den Kredit des Landes zu heben, den Anbau des Bodens, die Gewerbe zu fördern, den Handel zu erweitern, für die Verfassung in der durchgreifenden Bildung des Volkes Bürgschaft zu finden und die übergroße Zahl des stehenden Heeres auf richtiges Maaß zurückzuführen. So wird die Zukunft, für welche bisher gekämpft worden, nicht um ihre Hoffnungen und Europa um seine Ruhe getäuscht werden, welche der Welttheil mit Ungeduld von uns fordert. Auf einer anderen Seite sey das Bestreben unserer Regierung, eitle Anmaßung zurückzuweisen, und Verdienste, besonders verkannte, zu heben, durch Gründlichkeit in den Studien die Oberflächlichkeit der Geister zu bannen. Ist erst der neue Geist des öffentlichen Unterrichts von diesen Segnungen begleitet, dann wird die Aera der Reformen beginnen und die der Revolutionen sich schließen, indem der National-Unterricht die Einheit zur Basis und das Fach-Studium die Mannigfaltigkeit zur Grundlage hat."

China.

Die Macht des Verhängnisses.

(Ein Chinesisches Mährchen.)

In der Stadt Tu-ling lebte vor Zeiten ein junger Mann, der Wei-ku hieß. Er verlor schon als Kind seine Aeltern und wünschte, bald heirathen zu können, damit seine Familie nicht ausstürbe. Wei-ku besaß keine zu große Ansprüche, und doch wollte ihm in seiner Vaterstadt kein Mädchen behagen. Da begab er sich endlich zu Wasser nach der Stadt Tsung-tsching und bemühte sich hier um Bekanntschaften.

Eines Tages trat sein Zwischenhändler zu ihm ins Zimmer und sprach: „Thut Euren Säckel auf; ich habe eine prächtige Partie für Euch gefunden — es ist die Tochter des Herrn Fan-fang, weiland Ober-Stallmeisters hierselbst. Lasset uns morgen zu diesem würdigen Manne gehen und das Ehebündniß mit ihm besprechen; ich harre Eurer vor dem Portale des Tempels Lung-hing, im Westen der Stadt."

Wei-ku wurde durch diese Botschaft sehr angenehm aufgeregt. Er warf sich die ganze Nacht unruhig in seinem Bette herum und konnte kaum ein Auge zuthun. Schon beim ersten Hahnenschrei sprang er aus dem Bette, wusch sein Angesicht, beschor sein Haupt und stürzte hastig aus dem Hause an den verabredeten Ort. Er gelangte fast athemlos zu der Pforte des Tempels und wußte nicht einmal, daß es noch viel zu früh war. Der Mond schien hell in die menschenleere Straße, und auf den Tempel-Stufen saß ein eisgraues altes Männlein, das emsig in einem Buche las. Wei-ku dachte: „Dieser alte Narr scheint bei Mondlicht zu studiren." Dann trat er neugierig heran, stellte sich neben den Alten und sah in sein Buch. Es war mit Charakteren beschrieben, dergleichen er noch nie gesehen hatte. Von Staunen hingerissen, sprach Wei-ku zu dem Lesenden: „Ehrwürdiger Greis, ich habe, ohne Anmaßung geredet, schon manches Buch studirt; aber eine Schrift, wie diese, ist mir nie zu Gesicht gekommen!" — „Mein Buch", versetzte der Alte, „stammt nicht aus der Welt hienieden; ich bin ein Gnome, der Bewohner einer höheren Welt. Du hast Dich hier zu früh eingefunden — für mich ist es bald zu spät. Wir Gnomen sind die Lenker der Begebenheiten; wir haben unseren Theil an den Schicksalen des Menschen, wenn dieser gleich nichts davon ahnet."

Wei-ku fragte weiter: „Nun denn, ehrwürdiger Herr, was für Begebenheiten habt Ihr zu lenken?" — Der Alte sagte: „Unter meiner Obhut stehen die Heirathen; dieses Buch enthält eine Liste künftiger Ehe-Bündnisse." — „Wenn dem so ist", hub Wei-ku neugierig an, „so werdet Ihr mir sagen können, ob ich die Tochter des Ober-Stallmeisters ehelichen soll?" — „Das sollst und wirst Du nicht", antwortete Jener; „Deine künftige Gattin zählt erst drei Jahre, und vor ihrem siebzehnten Jahr kannst Du sie nicht heimführen." — „Wie, so lange noch muß ich warten?" — „Es ist des Schicksals Wille!"

Mit diesen Worten holte der Alte ein Bündel hervor, das an seiner Seite lag, und sagte: „Sobald ein Mensch geboren ist, binde ich eine von den rothen Schnüren, die dieses Bündel enthält, um seinen Fuß und bestimme, wen er heirathen soll. Auch Du bist schon mit Deinem Fuße an das Mädchen gebunden, das Deine Gattin wird." — „Wo wohnt meine Zukünftige?" fragte Wei-ku. — „Du findest sie im Norden der Stadt, im Laden einer Gemüsekrämerin, Namens Tschin. Komm und folge mir; ich will sie Dir zeigen!"

Der Alte steckte sein Buch ein, nahm sein Bündel auf den Rücken und schritt Wei-ku voran, bis sie auf dem Gemüse-Markt angekommen waren. Die Gestalt des Greises wurde mit dem anbrechenden Tage immer dünner und wesenloser; endlich deutete er mit ausgestrecktem Finger nach einer Bude und verschwand spurlos wie ein Dunst. Wei-ku erblickte in der Bude ein Weib, das auf einem Auge blind war, und daneben ein sehr häßliches Kind von drei Jahren. Bestürzt und von Zorn entbrannt kehrte er um, zog sein Messer aus dem Gürtel, und reichte es einem Sklaven mit den Worten: „Geh' und morde das Kind jener Höckerin; ich verspreche Dir eine reiche Belohnung!" Der Sklave ersah sich am nächsten Morgen eine günstige Gelegenheit, versetzte dem Kinde einen Stich und entkam glücklich den Verfolgern. Als er wieder vor Wei-ku erschien, fragte ihn dieser: „Hast Du gethan, wie ich Dir geheißen?" — Der Sklave antwortete: „Es überkam mich eine große Angst, als ich das Kind erstechen wollte, und so stieß ich etwas linkisch. Ich glaube, daß der Dolch dem Kinde ins Gesicht gefahren ist, statt in die Brust." Wei-ku wurde sehr entrüstet, warf dem Sklaven das versprochene Geld vor die Füße und verließ die Stadt, mit dem Vorsatze, nie wiederzukehren.

Vierzehn Jahre nach diesem Ereigniß machte Wei-ku die Bekanntschaft eines Herrn Wang-tai, Censors von Kiang-tscheu, der ihn zur Würde eines Ober-Baudirektors beförderte und ihm seine Tochter zur Ehe gab. Das junge Fräulein war ungefähr 17 Jahre alt und von hoher Schönheit; aber sie trug eine künstliche Blume aus Gold über dem einen Auge. Wei-ku fragte in einer Stunde traulichen Zusammenseyns, was diese Blume bedeutete; da antwortete ihm seine Braut unter Thränen: „Ich bin nicht die eigene Tochter des Censors, sondern sein Bruderkind. Meine Aeltern und Brüder starben sehr früh, und ich kam in die Pflege einer alten Gemüsehändlerin von Tsung-tsching. In meinem dritten Lebensjahr verwundete mich ein Böswicht mit seinem Messer über dem Auge, und die Narbe, die mir geblieben ist, verhülle ich mit diesem Schmuck. Als ich mein siebentes Jahr erreicht hatte, wurde ich von meinem kinderlosen Oheim als Tochter adoptirt."

Wei-ku fragte voll Verwunderung: „War die Frau, die Dich in Pflege hatte, auf einem Auge blind?" — „Ja", sprach das Fräulein, „kanntest Du sie etwa?" — „Ist nicht der Mensch, der Dich morden wollte, ein Sklave gewesen?" — „Auch das ist richtig", versetzte sie; „woher kannst Du aber das wissen?" Wei-ku erklärte ihr nun die ganze Sache. „Deine damalige Häßlichkeit", so fuhr er fort, „war Schuld daran, daß ich jenem Burschen auftrug, Dich niederzustoßen; wärest Du damals so lieblich und schön gewesen, wie jetzt, so wäre mir dieser ruchlose Gedanke nicht eingekommen." Beide staunten über die Macht des Verhängnisses und glaubten seitdem an Vorherbestimmung.

Mannigfaltiges.

— **Spanische Militair-Zeitschrift.** Eine solche giebt jetzt unter dem Titel Revista militar der bekannte Spanische General Don Evaristo de San Miguel in Madrid heraus. Das Journal erscheint in monatlichen Heften, deren bisher bereits fünf vorliegen. Dieselben enthalten außer einer Geschichte und Kritik der verschiedenen Feldzüge des jetzigen Bürgerkrieges, der in vier Haupt-Epochen eingetheilt wird, interessante Artikel über berühmte Feldherren des Alterthums und der neueren Zeit. Bis jetzt sind solche Bilder von Scipio, Hernan Cortés und Gustav Adolph geliefert worden, die den Anfang einer vollständigen Gemälde-Galerie machen. Wallenstein, Friedrich der Große und Napoleon sollen demnächst an die Reihe kommen.

— **Damen zu Pferde.** Seitdem die junge Königin Victoria regiert, ist unter den Englischen Damen die Liebhaberei, Spazierritte zu machen, noch viel verbreiteter als früher. Alles bemüht sich jetzt, so und nicht anders zu Pferde zu sitzen, wie es die anmuthige Herrscherin thut, und um dies noch besser und rascher zu begreifen, ist kürzlich ein eigenes Lehrbuch unter dem Titel „Reit-Handbuch für junge Damen" (The young Lady's equestrian Manual) erschienen. Dasselbe begnügt sich aber nicht, den kühnen Britischen Amazonen Anleitungen nach der neuesten Reit-Methode zu ertheilen, sondern es belehrt sie auch über die Geschichte der Reitkunst bei den Englischen Frauen überhaupt. Wir erfahren daraus unter Anderem, daß bis zur Zeit der Königin Elisabeth die Frauen eben so zu Pferde gesessen haben, wie noch heutzutage die Männer. Erst die jungfräuliche Königin hat den einseitigen Sattel eingeführt und allgemein in Mode gebracht. Zierliche Holzschnitte geben ein Bild sowohl von den Veränderungen, die das Kostüm der Damen zu Pferde in den letzten Jahrhunderten erlitten, als von den geschicktesten Reiterinnen, die das heutige England aufzuweisen hat.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 114. Berlin, Freitag den 21. September 1838.

Frankreich.

Aus Talma's Leben.

Von Alexandre Duval.

François Joseph Talma wurde im Jahre 1766 zu Paris geboren. Sein Vater, der das Gewerbe eines Zahnarztes betrieb, siedelte sich kurz nach seiner Verheirathung in England an, wo er vermöge des reichen Ertrages seines Gewerbes seinen Kindern eine ausgezeichnete Erziehung zu Theil werden lassen konnte. Nachdem der junge Talma seine Studien zu Paris beendet hatte, kehrte er nach London zurück und lernte hier unter den Kunden seines Vaters mehrere Franzosen kennen, die eine große Vorliebe für das Französische Theater bewahrt hatten und damals eben die Aufführung des „Barbiers von Sevilla" vorbereiteten. Es gelang Talma, seine Aufnahme in diese Theaterliebhaber-Gesellschaft zu erwirken, in der er bald durch sein bevorzugtes Aeußere wie durch die einsichtsvolle Weise, mit der er sich über die dramatische Kunst und das Theaterwesen aussprach, ein gewisses Uebergewicht über seine Kunstgenossen errang. Im „Barbier von Sevilla" übernahm er die Rolle des Grafen, und nach dem Zeugnisse von Personen, die dieser Vorstellung beiwohnten, soll er, trotz seiner Unkenntniß der Bühne und der Unbeholfenheit, die dem Neuling immer anklebt, vortrefflich gespielt und Beifall gefunden haben.

Der günstige Erfolg dieses ersten Versuches vermochte ihn, dem Gewerbe eines Zahnarztes, für das ihn sein Vater bestimmt hatte, zu entsagen. Er kehrte nach Paris zurück, mit dem festen Entschlusse, sich ausschließlich der Kunst zu widmen, und entschied sich zuerst für die Tragödie. Zu diesem Zwecke schloß er sich mehreren Gesellschaften junger Schauspieler an, welche zu ihrer weiteren Ausbildung in Versailles und Saint-Germain Vorstellungen gaben. Talma gewann durch die Schönheit seiner Figur wie durch die edle Weise seines Vortrags bald einen gewissen Ruf, der bis zu den Mitgliedern der Comédie-Française drang. Mehrere derselben wünschten ihn kennen zu lernen, und da sie ahnten, was er einst werden würde, und ihn für das erste National-Theater zu gewinnen bemüht waren, so suchten sie für ihn die Erlaubniß nach, auf dem Théâtre-Français auftreten zu dürfen. Von allen Schauspielern bezeigte ihm Dugason das größte Wohlwollen, und als dieser den Auftrag erhielt, die dramatischen Privat-Vorstellungen der Königin zu organisiren, stellte er den jungen Talma der Fürstin vor, die ihm aufmunterndes Lob wegen der Declamation einiger Trauerspiel-Fragmente ertheilte und ihn reichlich beschenkte.

Talma konnte wegen seiner großen Jugend noch keine Ansprüche machen, in einer bedeutenden Rolle aufzutreten, und wählte deshalb zu seinem Debut, das am 27. November 1787 stattfand, den Séide in Voltaire's „Mahomet". Der Beifall, der ihm hier zu Theil wurde, übertraf seine wie seiner Freunde kühnste Hoffnungen. Die Zahl seiner Freunde, die er durch die Vortrefflichkeit seines Charakters wie durch die Anmuth seines Umganges gewonnen hatte, war damals schon sehr beträchtlich, besonders unter seinen Kunstgenossen, die gleich bei seinem ersten Auftreten erkannten, daß er einst ein großer Schauspieler werden würde. Ein eben so günstiges Vorurtheil erweckte er bei Dichtern und Schriftstellern, und Chénier und Ducis warfen sich zu seinen Lobrednern auf. So sagte Ducis einst in Talma's Gegenwart, als dieser in das Foyer des Theaters trat: „Ich sage es ihnen noch einmal, meine Herren, dieser junge Mann wird ein großer Schauspieler werden; in dieser schönen Gestalt ruht eine Schicksalsbestimmung." — Der Charakter der Schauspieler und Dichter ist zur Genüge bekannt, und man weiß sehr wohl, wie mangern sie das Lob eines Nebenbuhlers anhören; um indeß zu begreifen, welchen Eindruck diese Lobsprüche auf Talma's Kunstgenossen machten, muß man sich in die damalige Zeit versetzen; die Mitglieder der Comédie-Française, welche ihre Rollen mit einiger Vollkommenheit spielten, hielten sich in der That für berechtigte Wesen, die niemals diese Auszeichnung und vorzüglich nie ihre Berühmtheit verlieren könnten. So ist es denn sehr begreiflich, daß die Lobeserhebungen des jungen Künstlers demselben manche Unannehmlichkeiten bereiten mußten. Er bemerkte dies auch sehr wohl, als seine für die Theater-Kasse sehr einträglichen Debuts beendet waren; denn jetzt suchte man ihn zurückzudrängen und gab ihm in der Tragödie „Brutus" eine Rolle von acht bis zehn Zeilen. Obgleich die Mitglieder der Comédie-Française der Revolution keineswegs sehr hold waren, weil diese eben so sehr ihre eigene Zukunft, wie die Monarchie bedrohte, so mußten sie doch dem allgemeinen Wunsche, der die Aufführung des Brutus forderte, nachgeben. Diese sollte nun aber ohne die üblichen Trachten und Reifröcke, mit denen man bisher die Griechen und Römer ausstattete, vor sich gehen, und es mußten deshalb ganz neue Kostüme angefertigt werden. Sämmtliche Senatoren erschienen in weißen Atlas-Gewändern und die Konsuln der aus Backsteinen erbauten Stadt in prächtigen Sammet-Kleidern. Talma, der nicht so gut bedacht worden war, beschloß, sich wegen dieser Vernachlässigung zu rächen und die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Er wußte, wie die Senatoren angethan seyn würden, und wie sehr die neue Tracht sich von der historischen Wahrheit entferne; auch verkannte er nicht, daß die schweren Seiden- und Sammetstoffe der Leichtigkeit des Faltenwurfes schaden mußten. Dies brachte ihn auf den Einfall, sich auf eine ganz eigenthümliche Weise zu kostümiren; nachdem er in der Königlichen Bibliothek alle Bücher, welche ihm eine Anschauung von der Tracht der alten Römer geben konnten, durchstöbert hatte, zog er den berühmten Maler David zu Rathe und versuchte seine Neuerung zuerst an kleinen Thonfiguren, die er mit leichten, vorher befeuchteten Gewändern bedeckte. So fand er endlich die Form und die Ausdehnung seiner Tunika und Toga, und besonders den weiten Faltenwurf, welcher der Römischen Toga so viel Würde und Anmuth verleiht. Jetzt brauchte er nur noch seinem Schneider und Friseur einige Anweisungen zu geben, um sich ganz in einen Römer zu metamorphosiren.

Endlich war der große Tag der Aufführung gekommen, und das so lange und sehnlichst erwartete Stück hatte eine ungeheure Menschenmenge ins Theater gezogen. Dem Herkommen gemäß, erwarteten die Schauspieler im Foyer das Aufziehen des Vorhanges, als Talma erschien. Er wurde mit einem einstimmigen Schrei, nicht der Bewunderung, sondern der Verhöhnung, empfangen, und die Matadore fragten ihn, ob er das Publikum zum Besten haben wolle? Andere machten ihm bemerklich, daß er in seinem Laken das Ansehen eines Gespenstes habe, und die Spottlustigsten behaupteten, daß er aus Sparsamkeit sein Bettuch genommen habe. Alle stimmten darin überein, ihm seine Kühnheit und seine Narrheit vorzuwerfen. Talma gestand selbst, daß ihn diese Reden etwas aus der Fassung brachten, und daß er zitternd auf die Bühne getreten sey. Beim ersten Anblick Talma's war das Publikum erstaunt, einen Schauspieler in einer baumwollenen Toga, die mit einem rothen Streifen verziert war, auftreten zu sehen. Auf seinem edelgeformten Haupte erblickte man nur kleine Haarlocken, wie sie die antiken Büsten zeigen. Als Talma aber sich anschickte, den Konsul anzureden, machte er eine so würdevolle Armbewegung, die zugleich einen so schönen Faltenwurf enthüllte, daß das Parterre entzückt wurde und eine antike Statue vor sich zu haben glaubte; der ganze Saal hallte von lautem Beifallsgeschrei wieder, und der Sieg des historisch getreuen Kostüms war entschieden; auch die ärgsten Feinde dieser Reform wurden bald genöthigt, sich Talma's Toga zum Muster zu nehmen. Talma fühlte sich durch diesen Erfolg außerordentlich ermuthigt und glaubte nicht, dabei stehen bleiben zu dürfen; schon lange waren ihm die rosafarbenen Beinkleider ein Aergerniß gewesen, und er machte daher eines Abends in den „Horatiern" den kühnen Versuch, auch diesen Rest der Unnatur, wie er meinte, abzulegen. Madame Vestris, welche in diesem Stücke die Rolle der Camilla spielte und welche das Spiel mit Talma eröffnete, bemerkte erst auf der Bühne, daß Talma's Beine ganz unbekleidet waren; sie, ein altes Mitglied der Comédie-Française, die nur mit vielem Widerstreben den Reifrock geopfert hatte und die alle die alten Vorurtheile von der theatralischen Schicklichkeit festhielt, konnte sich nicht enthalten, nach Beendigung der ersten langen Tirade auszurufen: „Sind Sie denn toll, Talma, Sie haben ja keine Beinkleider angezogen." — Talma brachte ebenfalls das, was er zu sagen hatte, zu Ende, und erwiederte dann, als die Reihe an sie gekommen war: „Nein, Madame, ich habe keine Beinkleider angezogen, aber die Römer trugen auch keine." — So entwickelte sich während der ersten ziemlich langen Scene ein geheimes Zwiegespräch zwischen den beiden handelnden Personen, welches das Publikum sehr belustigt haben würde, wenn

es zu seiner Kenntniß gekommen wäre. Dies Zwiegespräch wurde übrigens immer hitziger, und man machte sich gegenseitig die artigsten Komplimente. Als die Tragödie zu Ende war, theilte Talma seinen Freunden, die ihn in seiner Loge aufsuchten, seine Unterhaltung mit Madame Vestris mit, und er war nicht wenig erstaunt, als alle der Meinung derselben beitraten und sich für die Natürlichkeit der rosafarbenen Bekleidung erklärten, weil die Beine beim Lampenscheine eher dem Marmor als wirklichem Fleische glichen. Talma lachte wie unsinnig, aber er nahm sich die Lehren seiner Freunde zu Herzen und dachte seitdem nicht mehr an so kühne Wagstücke.

Talma hatte durch sein Talent, sein Aeußeres und die Einfachheit und Gefälligkeit seines Benehmens einer Frau, die, früher dem Theater angehörig, später in glänzendere Glücksumstände gekommen war, eine starke Leidenschaft eingeflößt. Diese Dame zeichnete sich eben so sehr durch ihren Geist, wie durch die vortrefflichen Eigenschaften ihres Herzens aus. Ihr Haus war der Sammelplatz aller bedeutenden Männer und Talente, aller Künstler und Literaten. Der Zutritt bei ihr gab die gegründesten Ansprüche auf Achtung, denn man fand hier Männer wie Mirabeau, Vergniaud, Condorcet und die angesehensten Mitglieder der National-Versammlung. Die ernstesten Fragen über die beste Regierungsform wurden hier lachend abgehandelt. Julie, denn dies ist, glaube ich, der einzige Name der jungen Dame, machte sich durch ihre Kenntnisse und ihre einsichtsvollen Urtheile, die sie mit heiteren Witzworten begleitete, auch in einer solchen Umgebung bemerklich; sie war die vertraute Freundin der Männer, welche später die Gironde bildeten. Da sie ihre heftige Leidenschaft für Talma nicht verbergen konnte, so hielten es Chénier, Lebrun und Champfort, welche ihre täglichen Gesellschafter waren, für ihre Pflicht, Talma davon in Kenntniß zu setzen und ihn zu einer so vortheilhaften Heirath zu bereden. Julie besaß damals 40,000 Livres Renten. Talma, der nicht eigentlich verliebt in sie war, willigte nur widerstrebend in die Verbindung mit einer Frau, die zehn Jahr älter war; beide Gatten hatten nachher manche Ursache, diesen Schritt zu bereuen. Chénier hatte, nachdem sein erster dramatischer Versuch verunglückt war, die Tragödie Karl IX. gedichtet. Die Regierung, welche durch die öffentlichen Blätter und die Censur von dem Eindrucke, den die Darstellung der Bartholomäusnacht auf die aufgeregte Volksmenge hervorbringen mußte, unterrichtet worden war, widersetzte sich zwar der Aufführung, aber sie hatte schon nicht mehr die Kraft, irgend etwas durchzusetzen, und mußte bald dem allgemein und laut ausgesprochenen Wunsche des Volkes nachgeben. Die Tragödie wurde also aufgeführt, und Talma, der bis jetzt nur kleine Liebhaberrollen und die „confidens" gespielt hatte, erhielt in dem neuen Stücke auch eine neue Rolle. Die Schauspieler, welche auf die Rolle Karl's IX. gegründete Ansprüche hätten machen können, überließen sie ihm sehr gern, weil ihnen Karl IX. nur als ein schwacher und hassenswerther Charakter erschienen war. Wie sehr hatten sie sich indeß getäuscht! Talma sah bald, was sich aus dieser Rolle machen ließe, und widmete ihr das Studium und den Eifer eines Mannes, der trotz aller Hindernisse zum Ziele gelangen will. Als er auf der Bühne auftrat, erhielt die Treue seines Kostüms den ungetheiltesten Beifall, und auch seine Rolle, die beim Lesen keinen Eindruck auf die Schauspieler gemacht hatte, erwies sich als eine der besten des Stücks. Er stellte den unentschlossenen und schwachen Charakter des Königs, seine Furchtsamkeit und seine Heuchelei mit so vieler Wahrheit dar und ließ durch seine Liebkosungen so viel Falschheit durchschimmern, daß er fast die ganze Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zog. In der Scene, wo Karl IX. seine Gewissensbisse ausspricht, deklamirte er den Ausruf: „voyez-vous cette tête sanglante" — mit einem solchen Ausdrucke des Schreckens, daß sämmtliche Zuschauer aufstanden, um das blutende Haupt zu sehen.

Die Schauspieler sehen eben so wenig wie die anderen Künstler den Aufgang eines neuen Sternes, der sie einst überstrahlen könnte, mit Vergnügen, und Talma fand daher unter seinen Kunstgenossen eben so viele Neider, wie aufrichtige Freunde; zu den letzteren gehörten Madame Vestris und ihr Bruder Dugason. Diese Spaltung unter den Schauspielern, welche die Schriftsteller zu befördern suchten, weil sie die Errichtung eines neuen Theaters wünschten, um dem Despotismus der Königlichen Schauspieler zu entgehen, blieb nicht ohne Resultate. Der Direktor des Theaters im Palais-Royal, welcher solche Stücke spielte, die man damals variétés nannte, beschloß, die Aufhebung der Privilegien zu benutzen und eine Tochteranstalt der Comédie-Française zu gründen. Zu diesem Zwecke war er zuerst darauf bedacht, dem Theater des Königs diejenigen Schauspieler zu entführen, welche mit ihren Kameraden zerfallen waren. Ducis, Chénier, Champfort und viele andere Dichter unterstützten ihn in seinem Plane, und der Direktor gewann durch vortheilhafte Anerbietungen und dadurch, daß er sich bereit erklärte, sie nur das sogenannte große Repertoire spielen zu lassen, einen Theil der Mitglieder der Comédie-Française. Der Schauplatz war der schöne Saal in der Richelieu-Straße, den der Herzog von Orleans kürzlich hatte erbauen lassen. Diese Spaltung unter den Schauspielern machte damals viel Aufsehen, denn zu den drei anerkannten Talenten, die das Theater des Königs verlassen hatten, nämlich Talma, Dugason und Madame Vestris, muß man noch Monvel rechnen, der weder als Schauspieler noch als Dichter ohne Verdienst war und der in ersterer Beziehung sogar Bedeutendes leistete. (Schluß folgt.)

Spanien.

Schriftstellerisches Eigenthum und Verlags-Rechte in Spanien.

(Schluß.)

Wer durch Erbschaft oder mit jedem anderen rechtmäßigen Titel Eigenthümer eines posthumen Werkes geworden, d. h. eines Buches, welches der Verfasser handschriftlich hinterlassen hat, ohne es dem Druck zu übergeben, der soll mit dem verstorbenen Verfasser gleiche Rechte haben und sein Leben lang im Besitze des Werkes bleiben; denn dadurch, daß er die Schrift bekannt macht und der Vergessenheit entreißt, tritt er an die Stelle des Verfassers. Sollte hier Jemand einwenden, dem oben citirten Gesetz zufolge dürfe der Besitzer eines posthumen Werkes das exklusive Recht auf selbiges nur funfzehn Jahre behalten: so bemerken wir ihm, daß in jenem Artikel nur von unedirten Dokumenten und nicht von literarischen Werken die Rede ist, welche nicht unter der Benennung Dokumente verstanden seyn können. Außerdem waltet ein großer Unterschied ob zwischen Werken, die Privat-Eigenthum sind, und Dokumenten, die ein Zufall dem Besitzer in die Hände gespielt haben kann.

Nicht bloß die Original-Autoren, sondern auch Ausländer, welche ihre Werke in Spanien drucken lassen, genießen volles Eigenthums-Recht in Bezug auf dieselben. Wenn aber der ausländische Verfasser seine Werke in einem anderen Lande zuerst herausgiebt, so kann er ihren Wieder-Abdruck in Spanien nicht verhindern; denn da die Gesetze, welche bei jeder Nation den Schriftstellern das Eigenthum ihrer Werke sichern, nur innerhalb der eigenen Landes-Gränzen Kraft haben, so besteht unter den Völkern gegenseitig die Freiheit, ausländische Bücher, welche in dem einen Lande erscheinen, in dem anderen nachzudrucken. Schon ist man zu der Einsicht gekommen, daß diese Freiheit, die den Fortschritten der Aufklärung und der Kultur auf den ersten Blick so günstig scheint, im Grunde ihre Feindin ist, weil sie die vornehmste Ursache, welche die Menschen antreibt, dieser Art von Beschäftigung sich zu widmen, von Grund aus vernichtet. Besonders ist dies der Fall bei Nationen, die nicht auf der höchsten Stufe der Kultur stehen, oder bei denen die Sehnsucht nach Belehrung noch nicht allgemein verbreitet ist. Der Autor legt seine Feder entmuthigt nieder, weil er mit Sicherheit vorauszusehen glaubt, daß er in dem einzigen Lande, wo sein Eigenthum Schutz finden kann, auf keine hinreichende Entschädigung für die Opfer, die er zu bringen hat, rechnen dürfe. Eben darum sind bereits zwischen mehreren Europäischen und selbst Amerikanischen Mächten Verhandlungen eingeleitet worden, in denen man auf ein internationales Gesetz hinarbeitet, das allen Schriftstellern ihr Eigenthum oder wenigstens den zeitlichen Vortheil von ihren Werken sichern soll, welches auch der Staat sey, in dem sie Etwas drucken lassen.

Es entsteht hier von selbst die Frage, ob der Inländer, welcher seine Schriften im Auslande zum ersten Male drucken läßt, darum das geistige Eigenthums-Recht in seinem Vaterlande verloren hat. Diese Frage ist heutiges Tages von besonderem Interesse, da so viele Personen in Folge politischer Unruhen und Umwälzungen ihr Vaterland verlassen und in fremden Staaten ihre Werke zum Druck befördert haben. Zu Entscheidung derselben ist es nöthig, daß man sich die verschiedenen Gesetze vergegenwärtige, die bei jeder Nation in Betreff des geistigen Eigenthums gelten. Was Spanien anlangt, so verstattet die Combination seiner Gesetze Folgerungen zu Gunsten der Schriftsteller: ein Spanier, der seine Manuskripte im Auslande drucken läßt, verliert damit nicht die exklusive Berechtigung, sie in seinem Vaterlande wieder abdrucken zu lassen.

Auch heißt es ausdrücklich im 2ten Artikel des 24sten Gesetzes (Tit. XVI, Buch 8 der Novis. Recompil.), daß nur dem Verfasser eines Buches das ausschließliche Privilegium, selbiges drucken zu lassen, bewilligt werden könne. Das Wort Privilegium soll hier — wie wir schon oben gesehen — nicht den Begriff einer Gnade einschließen, sondern die Erklärung oder Anerkennung eines Rechtes. Der Gesetzgeber bediente sich nur darum des Wortes Privilegium, weil damals Keiner diese Art von Eigenthum genießen konnte, ohne zuvor die Erlaubniß des Staatsrathes erbeten zu haben; denn als das Gesetz gegeben wurde, stand es noch nicht einem Jeden frei, seine Gedanken drucken zu lassen. Man sieht also deutlich, daß die schriftstellerischen Werke, mögen sie Handschriften oder gedruckt seyn, von unseren Gesetzen dem Privat-Eigenthum beigezählt werden, über das Niemand verfügen kann, als der Besitzer, und welches nur besonderen, durch die verschiedene Natur dieses Eigenthums nothwendig gemachten Modificationen unterworfen ist. Haben wir dieses Prinzip aufgestellt, so ergiebt sich daraus naturgemäß, daß, so lange keine gesetzliche Verfügungen bestehen, welche den Gebrauch des literarischen Eigenthums modifiziren, diese Art von Eigenthum mit den übrigen Arten gleiche Garantieen haben müsse.

Wenn nun ein Spanier seine Werke im Auslande drucken läßt, sey es, um sie dort in den Schutz der Gesetze zu stellen und so einem Nachdruck zu begegnen, der möglicher Weise davon veranstaltet werden könnte, wenn sie in Spanien herauskämen, sey es, um sie in einem anderen Lande abzusetzen, mit welchem Spanien seine Handels-Verbindungen abgebrochen hat: wird man darum sagen können, daß er durch dieses Verfahren das Recht, welches er im Vaterland auf seine Werke hat, verlieren will

oder freiwillig daran giebt? Und gesetzt, er wollte es behalten, würde er dann wider seinen Willen gezwungen seyn, darauf zu verzichten? Oeffnen wir den Kodex, und wir werden nur Ein diesen Gegenstand betreffendes Gesetz finden, das Philipp III. im Jahre 1610 zu Lerma gegeben, und worin es heißt, kein Spanier solle ohne Königliche Erlaubniß neu geschriebene Bücher im Auslande drucken lassen. Allein dieses Gesetz bedroht die Uebertreter nicht mit dem Verluste des Eigenthums-Rechtes; es bemerkt nur, daß alle in Spanien eingeführte Exemplare eingezogen und Verfasser und Spediteure außerdem mit dem Verluste der Nationalität, der von ihnen bekleideten Aemter und der Hälfte ihres Vermögens bestraft werden sollen; und wie dem nun sey, so haben wir schon oben dargethan: erstens, daß das Verbot nicht gerade auf die isolirte Thatsache des Druckes sich erstreckt, sondern auf den Druck, sofern er mit Einfuhr des Gedruckten verbunden ist; und zweitens, daß jenes Gesetz in Ansehung der Strafen, die es vorschreibt, ganz verjährt ist und selbst durch die mit demselben in Widerspruch stehende Praxis aufgehoben wird.

Wenn also die Spanischen Autoren, welche ihre Manuskripte im Auslande drucken lassen, weder freiwillig, noch durch gesetzliche Bestimmungen den rechtmäßigen Besitz ihrer Werke verlieren, so ist es klar, daß sie in diesem Besitze bleiben und Schutz verdienen gegen Solche, die ihnen ihr literarisches Eigenthum rauben wollen. Wenn sie durch die Thatsache des auswärtigen Druckens ihrer Manuskripte ihr Eigenthum verlören, so würden sie durch dieselbe Thatsache um das Eigenthums-Recht auf ihre in Spanien gedruckten Werke kommen; und doch hat Niemand das Letztere in Zweifel gezogen. Das Recht der Autoren entsteht ja schon mit der Abfassung und nicht erst mit dem Druck ihrer Schriften.

Diese Wahrheiten, welche auf alle Spanische Schriftsteller aller Zeiten Anwendung finden, erhalten noch höhere Bedeutung durch das hinzukommende Interesse der Menschlichkeit und durch die Stimme des Nationalgefühls, wenn sich's von ausgewanderten Autoren handelt. Aus politischen Ursachen der Heimat entflohen, in Folge innerer Kriege, Sequestrationen und Confiscationen ihrer Güter beraubt, einsam und verlassen auf fremdem Boden, ohne Familien, ohne Freunde und Gönner, mußten diese Unglücklichen ihr Heil in den literarischen Werken suchen, die sie in Stunden der Muße ausgearbeitet, und außerdem noch andere Bücher schreiben, nicht, um sie in Spanien, das ihnen unzugänglich war, einzuführen, sondern um ihnen jenseit des Atlantischen Meeres, auf Amerikanischem Boden, Absatz und auf diese Weise sich selbst die nothwendigen Bedürfnisse des Lebens zu verschaffen. Einige, denen diese ehrenvolle Beschäftigung zu einem gewissen Grade von Wohlstand verholfen hatte, kehrten dann wieder in ihr Vaterland zurück, wo sie nur Schutz und diejenige Rücksicht, die jeder vom Schicksal schwer Geprüfte verdient, zu finden hofften; allein statt dessen mußten sie erleben, daß Habsucht und Ruchlosigkeit ihnen entrissen, was ihr redlicher und unverdrossener Fleiß gesammelt hatte.

Gewiß kamen diese Männer, als sie in beständigen Nachtwachen ihre geistigen und körperlichen Kräfte zusetzten, nicht auf den Gedanken, daß sie, statt für sich und ihre Familien, für raubsüchtige Buchhändler arbeiteten, die schon auf ihre Beute lauerten und „deren ganze Mühe ist, daß sie Anderer Mühe stets zu Grunde richten". Und die Hand der Themis sollte ein so gehässiges Plünderungs-System dulden können? Unter der Herrschaft der Censur würden die Nachdrucker ihrem unverschämten Gewerbe entsagen müssen; die Nothwendigkeit, um ein Privilegium anzuhalten, das man nur den Autoren bewilligte, würde ihre Schritte hemmen, oder ihre Versuche vereiteln. Die absolute Preß-Freiheit hätte also die Schranken eingerissen, welche das literarische Eigenthum schützend umgaben? In einer Zeit, wie die unsrigen, wo man so viele Verfügungen erläßt, um einem jeden die Frucht seiner Industrie zu sichern — sollten da die Produkte des Geistes und Genies in dem barbarischen Sinne Gemeingut werden, daß das wohlverdiente Eigenthum eines Schriftstellers dem Ersten anheimfällt, der seine gierigen Hände danach ausstreckt?

Wenn aber Gesetze, die, weit entfernt, ungültig geworden zu seyn, durch neue Dekrete und Verfügungen neue Sanction erhalten — wenn solche Gesetze, sag' ich, nur irgend Berücksichtigung verdienen, so wird kein Buchhändler ein von einem Spanier geschriebenes und im Auslande gedrucktes Werk nachdrucken dürfen. In mehreren Gesetzen des Tit. XVI. (Buch 8, Novis. Recompil.), und ganz besonders im 3ten und 22sten, ist Folgendes ausdrücklich verfügt: „Kein Buch- oder Bücherhändler, und auch eine andere Person, darf in unseren Staaten Bücher, die von Inländern verfaßt und im Auslande gedruckt worden, ohne besondere Königliche Erlaubniß verkaufen oder einführen, bei Strafe des Todes und der Confiscation des Vermögens. Die von dem Gesetz verfügte Todesstrafe kann in vierjährige Gefängnißstrafe verwandelt werden, die nach Maßgabe der Hartnäckigkeit des Uebertreters verlängert wird." Diese Verfügung wurde, in Gemäßheit eines Königlichen Befehls, durch ein im Juni 1817 erlassenes Cirkular des Staatsraths erneuert; und in dem allgemeinen Zoll-Tarife vom 13. März 1826, der gegenwärtig in Kraft ist, stehen unter den Artikeln, deren Einfuhr verboten, auch die im Auslande gedruckten Spanischen Bücher verzeichnet. Das Königl. Dekret vom 4. Januar 1834 besagt (im 37sten Artikel), daß Jeder, der im Auslande gedruckte Spanische „Bücher oder Flugschriften, welches auch ihr Gegenstand sey, ins Reich einführe, die gesetzlich verhängten Strafen zu gewärtigen habe." Endlich verordnet ein Königlicher Befehl vom 28. August 1834, veranlaßt durch die Heimkehr vieler Emigranten, daß es Keinem verstattet seyn solle, Spanische Druckwerke mitzubringen, mit Ausnahme Eines Exemplars zu seinem Privat-Gebrauche.

Da nun die Buchhändler kein außerhalb Spaniens gedrucktes Spanisches Werk zu öffentlichem Gebrauche einführen dürfen, so ist von selber klar, daß ihnen auch kein Nachdruck solcher Werke freisteht, und daß sie im Uebertretungs-Falle sowohl die Strafe der verbotenen Einfuhr, als die Strafe des einem Dritten zugefügten Schadens erleiden müssen. Wird es nun immer noch literarische Kaufleute geben, die, weil sie das Gesetz mit Füßen getreten, eben dadurch ein Recht, das ihnen nicht zukam, erworben zu haben vermeinen? Wird Jemand so verblendet seyn können, daß er annimmt, eine und dieselbe Handlung könne gleichzeitig Rechte erwerben und Strafe verdienen?! Niemand kann seine Lage durch eine illegale Handlung besser machen — Niemand erwirbt Rechte durch den Bruch eines Gesetzes — Niemand soll sich bereichern, indem er Anderen Schaden und Nachtheil bringt; diese ewig gültigen Axiomen der Gerechtigkeit sind, unseres Erachtens, eben so gut für Buchhändler geschrieben, wie für jeden Anderen.

Und doch sagen gewisse Leute mit großem Ernste, ja sogar mit einem Anstriche von Philanthropismus, es sey nothwendig, die Nachdrucker gegen die Autoren in Schutz zu nehmen, weil sie ja die Exemplare der nützlichsten Werke vermehrten, sie zu niedrigen Preisen, welche den Glücks-Umständen jedes Individuums angemessen, verkauften und auf diese Weise das Gedeihen und die Verbreitung der Civilisation, der Künste und Wissenschaften kräftig förderten! Wohlan denn, so fragen wir von unserer Seite: warum verbietet man den Schleichhandel, der uns zu wohlfeilem Taback verhilft und die Zahl der Konsumenten dieses Artikels vermehrt? Warum verfolgt man den Piraten, der mit reicher Beute in unsere Häfen kommt und seine geraubten Artikel um den sechsten Theil ihres gewöhnlichen Preises verkauft? Warum wehrt man denen, die sich auf unerlaubtem Wege Häuser und Grundstücke aneignen? Diese Leute verschaffen uns ja Wohnungen, Brod, Wein und alle Lebensmittel, deren wir am Ende benöthigter sind, als der Bücher selbst, zu wohlfeileren Preisen! Dies Raisonnement scheint paradox; aber auf ganz gleiche Weise haben hochgestellte Männer mit Rücksicht auf literarische Leistungen sich vernehmen lassen!

Zum Glücke haben Sophistereien dieser Art unsere Regierung nicht irre gemacht. Karl III., dessen Name von jedem gutgesinnten Spanier stets mit Ehrfurcht und dankbarem Herzen genannt werden wird, hat den Schriftstellern ihr literarisches Eigenthum gesichert, und die Königin Regentin ist würdig in seine Fußstapfen getreten, indem sie nicht bloß den Verfügungen ihres erlauchten Ahnherrn neue Kraft gegeben, sondern auch selbige auf die dramatischen Autoren, deren Recht bis dahin unbeachtet geblieben, ausgedehnt hat.

Aus diesen Prinzipien ergiebt sich, daß Jeder, der die Werke eines Schriftstellers ohne Einwilligung des Verfassers druckt oder nachdruckt, einen Diebstahl begeht, weil er dem Verfasser die Frucht seiner mühevollen Arbeit entzieht. Der Letztere verdient sogar den Schutz der Gesetze aus noch stärkerem Grunde, als ein Individuum, das auf gewöhnlichem Wege bestohlen worden; denn im letzteren Falle kann man den Eigenthümer weit eher einer Fahrlässigkeit beschuldigen, wogegen literarisches Eigenthum, sobald es gedruckt und also der Redlichkeit des Publikums anvertraut ist, unmöglich von dem Eigenthümer selbst bewacht werden kann. Daß aber unsere Gesetzgebung den Eingriff in rechtmäßigen literarischen Besitz wirklich zu den Verbrechen zählt, ergiebt sich aus einem Cirkulare, welches der hohe Rath von Castilien im Juni 1817 ergehen lassen. Darin heißt es nämlich, daß, nachdem die ökonomische Societät von Madrid wegen eines in Mallorca und Valencia veranstalteten Nachdrucks ihrer Schrift über das Agrarische Gesetz Klage geführt, Seine Majestät die erneuerte Publication der auf diese Art von Verbrechen bezüglichen peinlichen Gesetze anbefohlen habe. Auch der Strafen-Kodex von 1822 qualifizirt die Verletzung der Autoren-Rechte als ein Verbrechen.

Welche Strafen hat nun derjenige verwirkt, der ein Werk, das ihm nicht angehört, verstohlener und betrügerischer Weise ins Publikum bringt? In dem angeführten Cirkulare sowohl, als in den Gesetzen Tit. XVI, Buch 8, der Novis. Recompil. sind diese Strafen nicht ausdrücklich erwähnt; und also dürften sie wohl denen gleich seyn, womit solche Individuen bedroht wurden, die ohne Erlaubniß der Regierung oder betrügerischer Weise druckten und nachdruckten. Auf dieses Vergehen stand nämlich Verlust von Vermögen und lebenslängliche Verbannung; in der Praxis aber verurtheilt man den Herausgeber zum Verluste der gedruckten Exemplare und zum Ersatze des Schadens, den er dem Eigenthümer zugefügt hat.

Dem Strafen-Kodex von 1822 gemäß sollte Jeder, der die Verfasser von Schriften, musikalischen Compositionen, Zeichnungen, Gemälden und jedem anderen gedruckten oder gravirten Werke im ausschließlichen Gebrauche des ihnen vom Gesetze zugestandenen Eigenthums störte, das Vierfache des verursachten Schadens bezahlen. Wurden aber solche Erzeugnisse des wissenschaftlichen oder künstlerischen Fleißes im Auslande nachgedruckt und nachgemacht, so mußten diejenigen, die sie wissentlich in Spanien einführten, besagte Strafe erleiden. Der gewöhnliche Schaden des Verfassers wird nach der Zahl der Exemplare seiner

Ausgabe berechnet, die er wegen des Nachdruckes muthmaßlicher Weise nicht verkaufen kann.

Ostindien.

Nützlicher Wink für Missionaire.

Herr J. A. Schürman, ein geborener Westphale und noch vor acht Jahren Zögling des Berliner Seminars, jetzt aber Missionair in Benares, hat in dem diesjährigen Missionary Register folgenden Bericht über seine Methode bei Unterweisung der Eingeborenen mitgetheilt.

„Es gehört viel Erfahrung dazu, um den Hindus mit Erfolg zu predigen. Wir sind, vermöge unserer Europäischen Erziehung, zum Generalisiren geneigt, und das verfehlt bei den Morgenländern alle Wirkung. Die meisterhafteste Predigt eines Europäischen Kanzelredners würde, ins Hindustanische übersetzt, ganz unbeachtet bleiben. Jeder religiöse Lehrsatz muß durch Gleichnisse oder Begebenheiten beleuchtet werden, die aus der Sphäre der Beobachtung des Eingeborenen entlehnt sind. So oft ich eine Materie besprechen will, die ich bis dahin unberührt gelassen, denke ich zuvor über eine passende Figur, Allegorie oder Parabel nach, mit deren Hülfe ich sie erläutern kann; sehe ich, daß mein erstes Gleichniß keinen Eindruck macht, so versuche ich's mit einem anderen, und ruhe nicht eher, bis ich eines gefunden habe, das ihrem Geschmacke und ihren Vorstellungen ganz analog ist.

Jedes treffende Bild hat bei den Hindus die Wirkung eines Argumentes. Der Europäer untersucht erst, ob das Gleichniß an sich gut ist, und dann, ob es auf den vorliegenden Fall Anwendung findet. Nicht so der Indier. Ein treffendes Gleichniß überzeugt ihn unmittelbar. Ich bin jetzt mit allen Ideen meiner heidnischen Mitbürger so wohl vertraut, daß ich bei keinem ihrer Einwürfe stutzig werde. Kein Gegenstand ist schwerer mit ihnen zu besprechen, als das politische Verhältniß, in welchem sie zu den Briten stehen, und gerade diesen Punkt berühren sie am liebsten. Im ersten Jahre wies ich Fragen solcher Art geradezu von mir und sagte ihnen, daß nur die Politik des Reiches Gottes meine Sache sey. Jetzt gehe ich auch auf diesen Punkt gründlich ein. Oft ereignet sich's, daß ein Brahmane, wenn meine Predigt aus ist, zu mir tritt und ungefähr so anhebt: „Du hast da lauter schöne Dinge gesagt; wie aber nun, wenn Deine Handlungen damit im Widerspruch stehen, wenn Du in das Haus Deines Nachbarn dringst und ihn rein ausplünderst?" — Ich entgegne ihm mit der Frage, ob er etwas Verbrecherisches von mir wisse? — „Nein", versetzt er; „aber Du bist ein Engländer, und die Engländer haben unser Land weggenommen und wollen uns jetzt auch unseren Glauben wegnehmen." — Ich antworte ihm: „„Da steckst Du in dreifachem Irrthum, guter Freund; denn erstens bin ich kein Engländer; zweitens haben die Engländer Euer Land nicht weggenommen, und drittens wollen sie auch Eure Religion nicht fortnehmen. Wenn Du etwas von der Art in Persien oder China sagtest, so würde man Dich gewiß fragen: Ei, wie viele Millionen Engländer sind denn gekommen, um ein Land zu erobern, das 120 Millionen Einwohner zählt?! Und würdest Du alsdann nicht die Wahrheit gestehen und sagen müssen, daß Sünde und Verderbtheit Euer Land in solchem Grade zerrüttet hatten, daß Ihr Euch genöthigt sahet, ein paar Britischen Kaufleuten, die in dem Dorfe Kalkutta wohnten, die Herrschaft zu übertragen? Wer waren die Soldaten? Waren sie nicht, und sind sie nicht bis auf diesen Augenblick fast Alle Hindus und Deine Landsleute? Glaubst Du, daß Ihr auf diesem Wege England erobern könntet? Nimmermehr; und warum? dort giebt es keine Kasten, wie bei Euch! Alle haben ein gemeinsames Interesse, Alle sind gleich.""

Solche Gründe befriedigen jeden Eingeborenen. Dann fahre ich fort und sage ihnen, daß die Regierung ihre Religion nicht ausrotten will, indem ein solches Verfahren ganz unpolitisch seyn würde. „„So lange es Kasten giebt"", sage ich, „„ist kein gemeinsames Interesse da. Wäret Ihr Christen und Brüder gewesen, so hätten weder die Engländer, noch irgend sonst ein Volk Euch unterwerfen können. Die Regierung ist jetzt neutral; aber in früherer Zeit wollte sie gar nicht dulden, daß ein Missionair Euch predigte, wir Alle seyen gleich. Nach Eurem Glauben stiegen weiland die Götter herab, um Tyrannen vom Thron zu stürzen. Jetzt hat der wahre Gott die Engländer gesandt. Und warum seyd Ihr mit der Regierung unzufrieden? Hat man Euch jemals so gut regiert? Werft einmal einen Blick nach Oude und anderen Staaten, wo eingeborene Fürsten regieren. Sehnt sich das Volk nicht jetzt nach der Englischen Regierung, wie Ihr selbst früher gethan? Du, als ein Brahmane, bist vielleicht unzufrieden damit, daß es keinen König aus Deinem Stamme giebt, der die niederen Kasten unterdrücken und Deine Ebenbürtigen in seinem Palaste beköstigen würde; der Eure Gesänge anhörte und jeden Geringeren, der es wagen sollte, sich neben Euch auf gleiche Bank zu setzen, mit einem glühenden Eisen brandmarkte.""

Habe ich eine Zeitlang in dieser Weise geredet, so ist die ganze Versammlung für mich gewonnen, und der Brahmane muß beschämt abziehen." (Asiat. Journ.)

Mannigfaltiges.

— Panorama de l'Allemagne. Die zweite Lieferung dieses auf vier Bände berechneten Werkes bringt wiederum zwei interessante Abbildungen, nämlich das Portrait des Wiener Poeten Anastasius Grün und Adolph Schroedter's phantastisch-poetische Weinflasche. Zu dem Bildnisse des Dichters hat der Graf Paul von Dohna den erklärenden Text geliefert, der für Deutsche allerdings nichts Neues oder auch nur eigenthümlich Aufgefaßtes enthält, Französischen Lesern jedoch, schon wegen der mit mystischem Dunkel umkleideten Persönlichkeit des Oesterreichischen Grafen, den Dichter der „Spaziergänge" und des „Schutt" so interessant macht, daß sie wohl nach der näheren Bekanntschaft desselben begierig werden können. Der Constitutionnel hat auch bereits den ganzen Artikel aus dem „Panorama" nachgedruckt, und zwar ohne seine Quelle zu nennen, was Herr Savoye sich schlechterdings verbitten muß, wenn sein Unternehmen nicht an der Industrie der politischen Nachdrucksblätter scheitern soll, die in Paris nicht minder naiv zu Werke gehen, wie in Frankfurt a. M. Schrödter's humoristische Zeichnung hat in Herrn Aug. Jullien ihren Erklärer gefunden, der zugleich einige Strophen aus Karl Immermann's „Traum von der Flasche" übersetzt, einem Traum, der bekanntlich das Capriccio des Malers an Keckheit noch überbietet. Am wenigsten befriedigt hat uns in dieser Lieferung des „Panorama" der Artikel des Herrn A. Toussenel über Deutsche Geschichte. Herr Toussenel ist uns bereits aus dem Feuilleton des Temps durch seine von großer Oberflächlichkeit zeugenden Urtheile über Deutsche Philosophie bekannt. Wir erinnern uns, von ihm einmal das berühmte Wort gelesen zu haben, daß die Deutschen sich ärgerten, wenn die Franzosen es wagten, sie zu verstehen und die Dunkelheiten der Deutschen Philosophie aufzuhellen. Uns ist zwar außer Herrn Barchou v. Penhoen noch kein Franzose bekannt, der die Deutsche Philosophie auch nur verstanden, geschweige denn aufgeheilt hätte; ärgern würden wir uns aber gewiß nicht, wenn die Deutsche Geschichte von Herrn Toussenel besser aufgefaßt würde, als die Deutsche Philosophie. In seinem Artikel im Panorama, den er als „Einleitung", wir wissen nicht, ob zu einer vollständigen Geschichte von Deutschland, giebt, sagt uns Herr Toussenel nur, daß die Franzosen von der letzteren, so weit sie nicht in die Französische Geschichte eingreife, bisher nur blutwenig wüßten. Und das glauben wir ihm aufs Wort, denn die Compilation des Pater Barre, Voltaire's Annales de l'Empire, die Bearbeitung von Schmidt's Geschichte der Deutschen und des Abbé Millot im Jahre 1807 erschienene Elémens de l'histoire d'Allemagne sind in der That eben so magere als traurige Anleitungen zur Kenntniß der Geschichte eines großen Landes. Aber Herr Toussenel, der Verächter Deutscher Philosophie, scheint uns nicht besser als Jene das Wesen der Deutschen Geschichte zu begreifen, das er in einem rein äußerlichen Momente, in dem ihrer Unterscheidung von der Französischen, erblickt. Weil Thierry und Guizot und Sismondi dargethan, daß Frankreich seine Größe zunächst in der Macht seines Königthums, in den Siegen Ludwig's XI. und seiner Nachfolger über ihre Vasallen, zu suchen habe, darum ist unserem Franzosen in der Deutschen Geschichte nichts so bezeichnend, nichts von so wesentlichem Einfluß auf das Geschick der Nation, als die Emanzipirung der Reichsfürsten, den Deutschen Kaisern gegenüber. Allerdings ist damit das Schema, die unterscheidende Gestalt dieser Geschichte am erschöpfendsten bezeichnet, aber ihren Gedanken — den Kampf, den Deutschland von jeher berufen war mit den Feinden des Lichtes zu führen — hat Herr Toussenel weder erkannt noch angedeutet. Was ist alle Einheit Frankreichs im Vergleiche mit der Sache, für welche Deutschlands Kaiser, Heinrich IV. und die Hohenstaufen, eben so wie die beiden Professoren von Prag, kämpften und unterlagen, und für welche Luther endlich und die Reformatoren, der große Kurfürst und Preußens Könige kämpften und siegten? Wer in der Deutschen Geschichte nichts weiter als die unselige Entzweiung verwandter Volksstämme erblickt, der hat kein Auge für die dunkeln Wege, welche die Vorsehung meistens zur Erziehung des Menschengeschlechts einschlägt. — Das zweite Heft des Panorama de l'Allemagne, das uns zu dieser Abschweifung Anlaß gegeben, ist jedenfalls werth, auch in Deutschland gekannt zu werden, und so nehmen wir gern die Gelegenheit wahr, das Unternehmen wiederholentlich zu empfehlen.

— Geschichte der Italiänischen Malerei. In ähnlicher Weise wie Graf A. Raczynski die Geschichte der neueren Malerei, besonders der Deutschen, so giebt jetzt auch der bekannte Professor Giovanni Rosini die der Italiänischen heraus. Das Prachtwerk, dessen Einleitung bisher erschienen ist, wird nämlich ebenfalls von Kupferstichen und anderen bildlichen Darstellungen zur Erläuterung des Textes begleitet seyn. Die verschiedenen Epochen der Italiänischen Malerkunst theilt Herr Rosini folgendermaßen ein: 1) von ihrem Ursprunge bis zum Tode des Maßaccio; 2) von Lippi bis Raphael; 3) von Giulio Romano bis Baroccio, und 4) von Caracci bis Appiani. Die Einleitung ist bereits mit sechs Kupferstichen nach Gemälden der verschiedenen Epochen, von der ältesten bis auf die neueste, ausgestattet. Das Ganze wird an 160 schöne Abdrücke umfassen, die der Verfasser mit Recht als Denkmäler der Kunst bezeichnet.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 115. Berlin, Montag den 24. September 1838.

Frankreich.

Mürat und Fouché im Jahre 1813.

Von J. de Norvins.

Ich war im Jahre 1813 Französischer General-Polizei-Direktor in Rom, als die fruchtlosen Siege bei Lützen, Würschen und Bauzen*) nur den leidigen Waffenstillstand bewirkten. Auch bei uns, nämlich in Italien, sah es sehr schlimm aus, besonders in den Römischen Provinzen, die, am äußersten Ende des Französischen Kaiserreichs gelegen, in der Mitte zwischen dem Königreich Italien, das von Oesterreich, und Neapel, von dem Frankreich bedroht wurde, den Englischen Landungen und inneren Aufständen nicht mehr als zweitausend Mann Truppen, die Engelsburg, eine Zahl von vierzig unbesetzten Thürmen an der Küste und eine Legion Gendarmerie entgegenzustellen hatten, so daß die Französischen Behörden sich hier nicht sehr sicher fühlen konnten. Doch noch sprach für Frankreich die Erinnerung an den ersten Ruhm Napoleon's, die in Italien nicht verschwunden war. Man brauchte nur die verwandten Fahnen von Mailand und Neapel gegen Oesterreich zu vereinigen, mit den 120,000 Mann, die der König Joachim und der Prinz Eugen aufbringen konnten, auf der ihnen so wohl bekannten Straße nach Wien zu marschiren und so der Coalition auf ihrem linken Flügel eine entscheidende Diversion zu machen. In der That, nichts war leichter, und zugleich mußte für Joachim und Eugen nichts dringender seyn. — Auch unterhielten wirklich die Höfe von Mailand und Neapel eine sehr thätige Korrespondenz. Die Adjutanten des Vice-Königs, die mit den dringendsten, eine Vereinigung erzielenden Briefen durch Rom kamen und bei mir ihren Vorspann erwarteten, gaben mir, wenn sie nach Neapel gingen, die besten Hoffnungen, während sie mir von dort her weniger beruhigende Nachrichten brachten. Der Vice-König hatte stets diese Unterhandlungen so rasch und leicht als möglich gemacht; er stellte sich und eine gute Armee von 50,000 Mann ganz unter die Befehle des Königs von Neapel, und nach diesem rechtschaffenen, patriotischen Benehmen, wovon ich fast täglich durch meine Korrespondenzen oder die Unterhaltungen seiner Offiziere Nachricht bekam, zweifelte man in Rom nicht, daß die Neapolitanische Armee sich rasch aufmachen würde, um sich mit der Italiänischen zu verbinden und die Erbländer des Hauses Oesterreich mit Krieg zu überziehen.

Man erinnerte sich in Rom, daß Joachim vor einem Monat, als er von der Leipziger Retirade inkognito ohne Aufenthalt durchkam, gegen die Gendarmen in Velletri geäußert: „Ihr sollt mich bald mit 70,000 Mann hier wieder vorbeikommen sehen, und dann wollen wir die Oesterreicher in die See werfen." Auch ich dachte an dieses kriegslustige Wort von Napoleon's Schwager, das mir der Gendarmerie-Capitain an demselben Tage mitgetheilt. Aber da Lord Bentink, der Gouverneur Siciliens, in Neapel einen Gesandten hatte, wo auch von Oesterreichischer Seite der General Graf von Neipperg akkreditirt war, so konnte ich mich nicht dazu verstehen, die günstige Meinung der Gebildeten in Rom zu theilen, die übrigens alle in dieser Stunde der Prüfung mit ihrer Treue festen Stand hielten, obgleich weniger aus Anhänglichkeit für die Franzosen, als aus Gesinnung. Die Verbindung des Vice-Königs mit dem König Joachim schien ihnen durch so viel Interessen und eine so dringende Nothwendigkeit geboten, daß sie, trotz der Neapolitanischen Manifeste, die ganz Italien zur Unabhängigkeit unter Mürat's Fahne aufforderten, nur in Napoleon's persönlichen Befehlen den wahren Grund für die großen militairischen Rüstungen des Königs sahen.

Auch der treffliche General Miollis, der Gouverneur der Römischen Staaten, ein wackerer Franzose von altem Schlage und ein ergrauter Soldat der Republik, dessen ganze Treue gegen den Kaiser in seinem Mißgeschick ans Licht trat, wollte, trotz allem Anschein vom Gegentheil, dem König Joachim keine andere Gesinnungen, als solche, von denen er selbst durchdrungen war, zutrauen, so daß seine Korrespondenz mit dem Kaiser und Kriegs-Minister über die Befürchtungen, die mir von Neapel zugingen, kein Wort sprach, während die Hoffnungen, die ihm seine eigene Loyalität eingab, mit der größten Zuversicht darin ausgedrückt waren; in Paris kam man dadurch beim Empfange unserer dem Inhalt nach so verschiedenen Depeschen in wirkliche Verlegenheit, ohne daß es zwischen uns Beiden, dem Gouverneur und mir, auch nur die geringste Spannung hervorrief. Er war von meiner Treue gegen den Kaiser eben so fest, wie ich von der seinigen, überzeugt, und er sah daher nur ein Uebermaß dieser Gesinnung in meinen Verdächtigungen der Treue des Königs Mürat. Indeß verrieth sich häufig genug die öffentliche Stimmung bei den traurigen Nachrichten vom Kriegsschauplatz, die nicht wieder durch Napoleon's siegreiche Bülletins gut gemacht wurden, und in den noch ernsteren Besorgnissen, welche durch die Briefe der Römischen Priester von Wien aus verbreitet wurden. Dieser Klerus führte eine Korrespondenz, die an Schnelligkeit unsere Estafetten überholte: die letzteren brachten von Neapel über Rom unsere Briefe in sieben Tagen nach Paris, und den 15ten Tag hatten wir von hier wieder die Antworten zurück; durch die Priester aber (wie ihnen dies möglich war, erfuhr ich nie) habe ich zwanzigmal Nachrichten aus Frankreich einen Tag vor Ankunft der Estaffette erhalten. Was die Berichte aus Wien betraf, so ist es ausgemacht, daß dieselben, wie inhaltsschwer sie auch seyn mochten, durch mich immer noch früher, als die Regierung davon direkte Kenntniß erhielt, in Paris eintrafen. So hatte ich das Herzeleid, den Kaiser, der noch fest an die günstigen Gesinnungen seines Schwiegervaters glaubte, zuerst von dem entscheidenden Ultimatum seines Sturzes, das man aufs neue im Monat November in Wien ausgesprochen, zu benachrichtigen! Die Priester haben mich nie belogen, und da Napoleon's Fall ganz von selbst die Restitution des Papstes auf den Stuhl Sankt Petri herbeiführen mußte, so waren die vertraulichen Mittheilungen, die sie mir in einem Augenblick, wo sie sich ihrem Siege so nahe sahen, ganz ohne Interesse unter der wohlwollenden Form einer Warnung über unsere Gefahren gaben, nicht ohne Großmuth gemacht.

In der That stand es sehr schlecht mit uns. Der Priester Battaglia, als wollte er seinem Namen Ehre machen, stand an der Spitze einer bewaffneten Insurrection in Sabinien. Der König Joachim, dessen Namen ich dem des Priesters nur mit Widerwillen beigesellte, hatte sich Ankona's bemächtigt und bedrohte Bologna mit seinen aus unseren Zeughäusern ausgerüsteten Bataillonen, und seine Vertrauten sprachen schon von der nahen Besetzung Roms durch Seine Majestät in Person, als auf einmal am 28. November der berühmte Fouché, Herzog von Otranto und Gouverneur von Illyrien, daselbst erschien, für die Menge der Franzosen der letzte Nothanker, an den sich noch die leichtgläubigen Hoffnungen und Besorgnisse des Haufens fest klammerten, für den Klerus dagegen ein wahrer Antichrist, der gekommen war, das Ende unserer Herrschaft anzukündigen. Der abgefallene Prediger, der Füselier der Revolution, der Kaiserliche Sejan, so sagten die Priester, ist von den Oesterreichern aus Illyrien verjagt worden und kommt nach Rom, nur um seinen Bewohnern die letzte Geißel zu werden. Wir Behörden endlich sahen in ihm eines jener Werkzeuge für Alles, das Napoleon aus Paris entfernen wollte, während er den Boden der Nation vertheidigte, und für einen verborgenen Zweck uns schickte in einer höchst verzweifelten Lage. Mich selbst berührte diese unvermuthete Ankunft wie die Erscheinung eines Gespenstes, womit Fouché überhaupt so viel Aehnliches hatte. Für irgend ein Unglück, das sich mit sammt seinem Eintreffen unseren Berechnungen entzogen hatte, schien er mir entweder der Vorbote zu seyn oder der, welcher es schmieden sollte. Eine so gefährliche Lage wie die unsrige auf einem unter unseren Füßen erzitternden Boden und in der Mitte zwischen einer Invasion Oesterreichs und einem Abfall Neapels ließ sich weder durch List und Intrigue, noch durch jene Hanswurstmanier im politischen Leben, womit Fouché seine Pariser Salons belustigte, bannen und beschwören. Einen Pasquino hatten wir schon in Rom, und es war nicht der Moment, jetzt noch einen zweiten hineinzubringen und überdies einen von unserer Nation; denn um uns bewegte sich ein Publikum, das im Stande war, seine eigene Lustigkeit ernst zu nehmen und seine Sarkasmen in Dolche zu spitzen. Ich kannte Fouché's Unverschämtheit, und als die Herausforderung einer neuen Gefahr hatte ich wohl Grund, sie zu fürchten. Von den

*) Die genannten Schlachten hätte der Geschichtschreiber Napoleon's nicht so unbedingt als Siege bezeichnen sollen; denn wenn sich die Verbündeten auch zurückzogen, so war doch dem Rückzuge keine Niederlage vorhergegangen.

Mördern des General Duphot im Jahre 1797 lebten noch Viele, die sich mit mehr Muth und Grund gegen das von allen Seiten einstürzende Kaiserreich waffnen konnten, als sie es gegen die Republik zu einer Zeit gethan, wo dieselbe unter dem Glücksstern des jungen Bonaparte Rom selbst und halb Europa überwand. Ich machte mich also von Seiten des Herzogs von Otranto auf die Mittheilung einer ganz besonderen Mission gefaßt, die sich zum allerwenigsten auf die Räumung des Römischen Staats bezog. Wirklich hatte er eine solche, die zu dieser Räumung das nahe Vorspiel seyn sollte.

Als Herzog, Senator, gewesener Minister und Illyrischer General-Gouverneur war Fouché in der That die bedeutendste Person, die sich damals in Rom befand; denn der General Miollis war bloß Stellvertreter des General-Gouverneurs, dessen eigentliche Ernennung sich der Kaiser vorbehalten hatte. Er empfing also die Besuche dieses Beamten, des General-Intendanten der Finanzen, des General-Direktors der Polizei, des Präfekten von Rom und des Schatz-Intendanten. Die drei ersten Behörden bildeten die Regierung der Römischen Staaten, und es fehlte nur noch ein Chef des Generalstabes und der Titular-Gouverneur: beide hatte Napoleon mit Recht für überflüssig gehalten als einen Luxus, der zu der Schwäche unserer Militairmacht schlecht passe. Ich hatte Fouché oft in Paris gesehen und konnte mich bei seinem Wiederanblick in Rom des Lächelns nicht enthalten: ich erinnerte mich an ein Diner in Auteuil bei der Frau v. Brienne, an dem er, die Fürstin von Vaudémont und ich Theil nahmen; die letztgenannte Dame führte ihn nach der Tafel vor einen Spiegel des Salons und rief, indem sie ihn vertraulich am Kinn faßte: „Lieber Gott! mein kleiner Fouché, wie sehr haben Sie doch das Aussehen eines Marders!" Abends ging ich wieder zum Herzog von Otranto: der Graf Cavalli, erster Präsident am Kaiserlichen Gerichtshof, wünschte, ihm an der Spitze der Magistratur einen feierlichen Besuch abzustatten; ich theilte ihm dies mit. Er antwortete, er würde sie den anderen Morgen um zehn Uhr empfangen. „Sie kommen etwas früher", fügte er hinzu; „nach dem Besuch wollen wir dejeuniren." Dann wandte er sich rasch und ohne Uebergang zu einem lebhaften Verhör über die Menschen und Verhältnisse dieses Landes, und als ich hierbei eine Zurückhaltung beobachtete, die mit seiner Nonchalance wenig stimmte, so meinte er: „Sie wissen doch, daß ich General-Gouverneur von Rom bin." — „Ich weiß nur so viel, daß Sie im Jahre 1810 dazu ernannt wurden; aber das Dekret ist nicht ausgeführt worden, und Sie wurden in Illyrien Gouverneur." — „Da man das Dekret nicht zurückgenommen hat, so bin ich es noch." — „Ich kann Ihnen versichern, davon hat der General Miollis keine Ahnung." Hier sah ich wieder das verschmitzte Lächeln, welches ihm zu der von Madame Vaudémont so treffend bemerkten Aehnlichkeit verhalf. „In Wahrheit", fing er wieder mit einer Art Zuversicht an, „ist der gute Miollis nichts als Stellvertreter des General-Gouverneurs der Römischen Staaten; folglich steht er eben so gut unter meiner Order, wie Sie." — „Mir ist das ganz recht, und ich bin überzeugt, auch er würde sich freuen, unter den gegenwärtigen Umständen keine Verantwortlichkeit zu tragen. Aber, Herr Herzog, ich kann nicht glauben, daß Sie hierhergekommen sind ohne ein Stück Dekret in der Tasche." — „Ein Dekret! ja, der Kaiser hat wohl Zeit, an solchen Schnickschnack zu denken. Er unterzeichnet nur Tagesbefehle und Senatsbeschlüsse. Ueberdies weiß er recht gut, daß man das, was man einmal war, immer bleibt. Oder glauben Sie z. B. nicht, daß ich nicht noch sein Minister bin?" — „Gut, so klären Sie uns nur über Ihre Stellung in Rom auf, sie wird die unsrige entscheiden. Oder vielmehr", fuhr ich mit einer kleinen diplomatischen Betonung fort, „die Stellung der Einwohner." — „Der Einwohner!" rief er, „was geht das die an?" — „O, gar sehr viel; Ihre Anwesenheit beschäftigt sie ausschließlich, und sie wollen doch zuletzt wissen, zu welchem Zweck Sie hergekommen sind." — „Ihre Römer scheinen sehr neugierig zu seyn." — „Ja wohl, und zugleich sehr aufmerksame Beobachter." — „Sagen Sie, was Sie wollen, ich halte sie doch nicht für so verschmitzt, als Sie und ich sind." — „Sie sind es mehr, als Sie glauben; ich kenne sie seit drei Jahren." — „Und doch führen Sie sie an der Nase herum." — „O, niemals ist dies geschehen, auch nicht, da sie noch bei uns waren, während sie jetzt alle wissen, daß wir bei ihnen sind." — „Aber sie rühren sich doch nicht, außer dem Battaglia." — „Sie warten." — „Weil sie fürchten." — „Nein, weil sie hoffen: und sie werden in Rom bis zum letzten Moment ruhig bleiben. Ich, der das Strafamt in Händen habe, gehe noch heute, wie im vorigen Jahre, des Nachts allein in der Richtung von Trastevere spazieren." — „Ich gratulire Ihnen dazu. Liegen dort nicht die alten Römer?" — „So sagt man." — „Ich würde mich nicht hinwagen." — „Gut! wenn Eure Excellenz zu den neuen mehr Vertrauen hat, so erbiete ich mich, Sie in einer Stunde beim Mondschein nach dem Kolyseum zu begleiten. Das ist klassisch in Rom." — „Nach dem Kolyseum, bei Nacht unter seinen endlosen Arkaden! Ich sah es heute Morgen im Vorbeifahren; ich würde kaum an hellerlichtem Tage wieder hingehen. Teufel nochmal! Direktor, mich bei Nacht unter diese Ruinen führen wollen!" — „In Paris ging ich des Nachts ganz allein und zu Fuß über das Carroussel und den Platz Louis quinze." — „Sie haben mehr Muth als ich; selbst im Wagen hatt' ich dort Angst." — „Es thut mir leid, daß Sie sich eines der schönsten Schauspiele in Rom, das Kolyseum bei Mondschein, nicht gönnen wollen. Sie würden da melancholische Verse von Deutschen singen hören." — „Von Deutschen! das schon noch; die Ohren sind mir noch voll davon; ich leg' mich lieber zu Bette. Morgen, General-Direktor, um halb zehn Uhr. Wir wollen noch etwas plaudern, ehe die Cour beginnt."

Am folgenden Tage war ich zur verabredeten Stunde beim Herzog, in großer Galla, wie es sich für die feierliche Präsentation, die ich ihm machen sollte, schickte, und ich meldete ihm den Besuch der Magistratur auf Punkt zehn Uhr. Er war nach Rom mit seiner ganzen Familie gekommen, von der er sich nie trennte; die Vaterschaft war seine Lieblings- und seine einzige Tugend. Er hatte sich in dem Hotel nur ein kleines Logis geben lassen, bestehend aus einem kleinen Vorzimmer, einem kleinen Salon und einem Schlafzimmer. Ich fand ihn im Vorzimmer in einem höchst nachlässigen Morgenkostüm, das einen unangenehmen Eindruck auf mich machte. Er hatte ein Nachthemd an, durch welches sich ein bis an den fleischlosen Hals hinaufreichendes Flanell-Kamisol hervordrängte, und ein Paar Pantalons von vergilbtem Moltong, die sich unten in grünliche, abgenutzte Pantoffeln verloren, und dies Alles mit sammt dem alten Affen-Gesicht ließ mich kaum in ihm jenen Mann wiedererkennen, der an Frankreichs Bewegungen so viel Theil genommen, den Marschall Bernadotte im Jahre 1809 mit einer Armee nach Belgien geschickt und, im folgenden Jahre seine Intriguen gegen die Kaiserliche Gewalt fortsetzend, als Unterhändler ohne Wissen Napoleon's nach London gesandt hatte u. s. w. Nie hatte ich den Menschen so in der Nähe gesehen. Er strich gerade ein schmutziges Rasirmesser über ein schlechtes Leder und wollte sich eben seinen dünnen Bart, der mit dem Gesicht gleichen Teint hatte, vor einem ans Fenster gelehnten Spiegelchen abnehmen. Man kann sich nichts Widerlicheres denken, als diese bedeutende Person in dem Moment, wo sie, in der Erwartung des ersten Gerichtshofs der Römischen Staaten, ihre Toilette auf diese Weise vorbereitet. „Ah! guten Morgen, Direktor." — „Haben Eure Excellenz gut geschlafen?" — „Nicht sehr; Ihre Kerls von Deutschen, die im Kolyseum singen, Ihr Mondschein und all' das Zeug hat mir keine Ruhe gelassen." Er beschäftigte sich noch immer mit seinem Rasirmesser. Es schlug drei Viertel; ich hatte einen anderen Alp im Kopf, den Besuch der Magistratur. Er schien nicht daran zu denken; als ich ihm bemerkte, daß seine Toilette noch sehr zurück sey, und daß der Kaiserliche Hof in einer Viertelstunde erscheinen würde, meinte er, indem er sich ein Stück Seife ins Gesicht schmierte: „Wenn sie kommen, so darf man sie nicht warten lassen." Als er endlich eben so viel Zeit dazu gebraucht, sich einzuseifen, als sein Scheermesser zu schleifen, fing er die Operation an. Er hatte die Hälfte einer Wange abgekratzt, als es zehn Uhr schlug; ich saß in Todesangst; die andere Wange war unberührt. Man klopft. „Herein!" ruft er, und in der Hoffnung, daß es bloß ein gewöhnlicher Besucher sey, öffnete ich die Thür, sah aber Niemand anders vor mir, als den Oberpräsidenten Cavalli in einer höchst senatorischen Majestät und seinem Piemontesischen Phlegma, und hinter ihm standen der Kaiserliche General-Prokurator Lejonidec, die übrigen Präsidenten, die Richter, kurz die ganze gerichtliche Hierarchie im höchsten Galla. Cavalli wandte sich natürlich an mich, um zu erfahren, ob Seine Excellenz bereit wäre, den Hof zu empfangen. Er hielt für den Stiefelputzer jenen Menschen im Hemde, der sich am Fenster rasirte, und der mir nur befehlen durfte, den Hof im Salon warten zu lassen. Fouché aber mit dem gemeinen Cynismus, der ihn charakterisirte, rief ihnen entgegen: „Der Herzog von Otranto, meine Herren, das bin ich", und ohne ein Wort von Entschuldigung über sein Negligé zu sagen, mit dem Rasirmesser in einer Hand und das halbe Gesicht mit Seife bedeckt, fügte er hinzu: „Ich bin sehr erfreut, Sie zu sehen." Die Anderen dagegen waren sehr bestürzt, und an dem Zuwachs von Ernst, der sich auf dem Gesichte des Oberpräsidenten malte, erkannte ich, daß er diese Aufnahme als eine persönliche Beleidigung gegen sich und den Hof betrachtete. — „Es thut uns sehr leid, Monseigneur", fing er an, „zur unrechten Zeit gekommen zu seyn und Sie mitten in einer Beschäftigung zu geniren, wo jeder Besuch lästig seyn muß." — „Sie geniren mich keineswegs, ich habe es lieber, Sie zu sehen, als Sie warten zu lassen", — und ohne auf die Lage des Hofs und die seinige Rücksicht zu nehmen, fuhr er fort: — „Ja, Aprepos, Oberpräsident! Der General-Polizei-Direktor sagt mir eben, Sie hätten einen Zwist mit dem Präfekten, weil er Ihnen Ihr Justiz-Palais nehmen will, um seine Präfektur hineinzuverlegen. Ei, das sind ja Bagatellen. An Lokalen für Ihre Gerichte fehlt es doch in Rom nicht." — Cavalli, dem diese Bemerkung nicht sehr genehm war, antwortete ihm, das Justiz-Palais wäre von den alten Römern zu seinem gegenwärtigen Gebrauch bestimmt worden, und es habe den Namen dieser alten Bestimmung, Monte Citoris, eine Abkürzung für Citatoris, beibehalten. — „Ah! ich verstehe, der Berg, auf den man die Angeklagten citirt!" — „Ganz richtig." — „Gut, von nun an wird der Präfekt die Konskribirten dahin citiren, das bleibt sich gleich. Administration braucht man überall." — „Ja, aber auch Gerechtigkeit." — „Allerdings, aber was die Präfektur betrifft, da giebt es alle Tage zu thun, und jetzt liegt sie so weit ab von den gewöhnlichen Bedürfnissen, auf dem Quirinal. Das ging, als der Papst in seinem Palais war, da hatte er seine Leute bei sich. Wie nennt Ihr doch das?" — „La Sagra Consulta." — „Na ja, da hatte er seinen Rath um sich. Uebrigens, was machen Sie so viele Umstände wegen eines Lokals? In Rom haben Sie die Auswahl." — „Das sagen wir eben dem Herrn Präfekten." —

„Ja, ich verstehe wohl, aber davon will er nichts wissen; er ist der Magistrat der Stadt." — „Und ich der des Landes," sagte trocken der Piemontese. — „Halt, da streiten Sie um Worte. Wissen Sie, was Sie zu thun haben? Es steht bei Rom eine alte Paulskirche, ein wahrer Wald von Säulen; der Tempel der Justiz muß Säulen haben. Gut! nehmen Sie mir die Säulen alle, stellen Sie sie auf einem Eurer großen Plätze auf, und Sie haben ein perfektes Justizpalais, viel schöner als ihr Citiberg. Habe ich nicht Recht, General-Direktor?" — Ich antwortete lachend: „Ich will mit dem Präfekten und Monsignore Aranasio davon sprechen." — „Wer ist dieser Monsignore?" — „Das ist der Pro-Vicegerent, der den Papst vertritt." Während dieser kurzen Episode verbeugte sich der Hof stumm und entfernte sich. Eine Stunde darauf verbreitete sich die Anekdote in der Stadt, und die Stadt meinte: E un arlechino questo duca. Fouché hatte einige Schritte gethan, um den Hof zurückzuführen, aber die Thür war schon zu. „Die Leute scheinen mit meinem Justizpalais nicht sehr zufrieden, Direktor", meinte er, sich das Gesicht waschend. „Nicht sehr, doch Sie waschen Ihre Hände rein." — „Ja wohl; was Teufel streiten sie auch wegen ihres Citirbergs?" — „Sie wissen noch nicht, was das sagen will la chiachera di Roma?" — „Nein, was bedeutet das?" — „Es ist das, was Sie in Paris das Geklatsch der Salons, der Kaffeehäuser, der Läden nennen. Ja, in Rom ist das noch ärger; hier liegt der Spott weit mehr, als in Frankreich, im Temperament und im Nationalcharakter, und man pflegt über Jedermann ganz laut zu scherzen." — „Das darf man nicht leiden, Direktor, das ist Ihre Sache." — „Wenn ich es hindern wollte, würde man mich auslachen, und ich würde gar nichts erfahren. Die Römer besorgen meine Polizei gratis. Und wenn Sie mir die Ehre geben wollen, heute Abend zu mir zu kommen, so sollen Sie selbst davon Zeuge seyn." — „Heute Abend, das ist zu früh, nach der eben stattgefundenen Audienz." — „Ei, ich bürge nicht dafür, daß man nicht in demselben Salon, wo wir seyn würden, in einem Winkel davon spricht." — „Desto mehr Grund haben wir, zu warten." (Schluß folgt.)

Aus Talma's Leben.

(Schluß.)

Die erste bedeutende Rolle, mit welcher Talma auf dem neuen Theater auftrat, war der Othello, auf den Heinrich VIII. und Fénélon folgten. Bald traten nun die Stürme der Revolution ein, welche auch das alte Theater des Königs völlig zu Grunde richteten. Der 10. August gab demselben den letzten Stoß. Der aristokratische Ruf, in dem dieses Theater stand, und vielleicht manche Unbesonnenheiten, welche sich die Schauspieler zu Gunsten des Hofes zu Schulden kommen ließen, erweckten so starken Verdacht gegen diese, daß sie Alle, mit Ausnahme Molé's, gefänglich eingezogen wurden. Letzterer entging zwar der allgemeinen Proscription, aber sein Theater wurde geschlossen, und da er nicht sehr ermittelt war, mußte er auf dem Feydeau-Theater auftreten. Talma war zu dieser Zeit besonders mit den Häuptern der Gironde befreundet, aus deren eigenem Munde er von den ihnen drohenden Gefahren unterrichtet wurde. Abends kamen sie bei Talma zusammen und besprachen sich über die Art, wie sie wohl ihr Todesurtheil aufnehmen würden. Damals erwarteten sie wohl einen solchen Ausgang noch nicht, und die unverwüstliche Heiterkeit ihres Sinnes, die sie auch in den ruhigsten Zeiten sich nicht reiner hätten bewahren können, veranlaßte sie zu geistreichen Gedanken und Gesprächen über die Zeitereignisse. „Denke Dir", sagte Boyer-Fonfrède zu Vergniaud, „dieser Ofenschirm wäre das Werkzeug Deines Todes, was würdest Du sagen, wenn Du mit entblößtem Halse daständest und dem Fallen Deines Kopfes entgegensähest?" — Zu gleicher Zeit ließ er den Ofenschirm mit einer raschen Bewegung niederfallen. „Was ich sagen würde?" entwortete Vergniaud, indem er seinen Hals entblößte; „das würde ich dem Volke von den elenden Tribunen sagen, die jedes Maß des Guten und Schönen überschritten haben, und besonders von dem elenden Marat, der Frankreich zu Grunde richtet...." Hiermit begann er eine Rede, welche durch die darin ausgesprochenen patriotischen Gesinnungen und durch ihren außerordentlichen Schwung die Bewunderung aller Anwesenden erregte.

Später ereignete sich bei Julie Talma eine andere Scene, welche für sie und ihren Gemahl üble Folgen hatte. Der General Dumouriez war nach Paris berufen worden, um mit den Häuptern der Regierung den Operationsplan für den nächsten Feldzug zu verabreden. Da der General damals einige Berühmtheit hatte, so kam man ihm überall entgegen, und auch Talma veranstaltete ihm ein großes Gastmahl, zu welchem seine politischen Freunde und mehrere Schauspieler des Theaters der Republik geladen waren. Unter diesen befand sich auch der spaßhafte Dugason, welcher alle Gesellschaften durch die Spiele seines Witzes erheiterte. Man war bei der Tafel sehr lustig; aber als man von Tische aufstand, trat plötzlich und unangemeldet der scheußliche Marat ein. Bei seinem gräßlichen Anblicke, denn er war wirklich schrecklich anzusehen, sowohl wegen seiner Häßlichkeit als wegen seines Schmutzes, entstand eine allgemeine Bewegung des Erstaunens unter den Gästen. Er ließ sich indeß nicht aus der Fassung bringen und ging auf Dumouriez zu, den er in eine Fensternische zog. Aus ihren Geberden und der verachtenden Miene des Generals konnte man leicht den Gegenstand ihrer Unterhaltung errathen. Hören konnte man sie nicht; da indeß alle Gäste, ohne den unsauberen Ankömmling anzureden, ihren Abscheu vor dem schrecklichen Volkstribun deutlich genug aussprachen, so glaubte Dugason die ganze Gesellschaft sehr belustigen zu können, wenn er einen Einfall ausführte, dem Alle innerlich beistimmen mußten. Er holte aus der Küche eine Wärmpfanne, und als sich Marat, ohne Jemand zu grüßen, entfernte, folgte ihm Dugason, indem er gestoßenen Zucker auf die glühenden Kohlen streute, gleichsam um die Luft zu reinigen und zu entpesten. Marat wurde durch das Lachen einiger Anwesenden von der ihm widerfahrenen Beleidigung in Kenntniß gesetzt; er wendete sich um und warf dem Spaßmacher einen schrecklichen Blick zu.

Der Sturz der Gironde mußte auch Talma Besorgnisse einflößen; der Tod der Girondisten verbreitete Schrecken unter allen denjenigen, welche mit ihnen befreundet gewesen waren. Julie Talma hatte mehr als jeder Andere die Verfolgungen der Berg-Partei zu fürchten. Callot d'Herbois und Fabre d'Eglantine, Beide ehemalige Schauspieler, wollten Talma von der ihm drohenden Gefahr retten und sagten den Machthabern der Jakobiner, Talma sey wider seine Ueberzeugung durch seine Gattin in die politischen Verbindungen hineingezogen worden, die ihn verdächtig machten. Durch diese Verwendung erhielt Talma einige Wochen Ruhe, und Julie Talma zog sich auf ein Landgut zurück, wo sie den Tod ihrer Freunde beweinte.

Talma's Sicherheit war nicht von allzulanger Dauer. Das revolutionnaire Gericht schickte täglich die Freunde der Girondisten aufs Schaffot. Auch Marat erinnerte sich der ihm angethanen Beleidigung und sprach öfter in seinem schrecklichen Journal von den Personen, die dem Gastmahl beigewohnt hatten, welches der Schauspieler Talma dem Verräther Dumouriez veranstaltet hatte. Als geschickter Schauspieler änderte Dugason sein Spiel, und aus Furcht vor der Strafe, die ihn wegen seines unzeitigen Spaßes erwartete, ließ er sich in den Generalstab der revolutionnairen Armee aufnehmen. Aus Liebe zum Leben wurde er, freilich nur mit Worten, einer der größten Schreckensmänner. Talma, der sich fortwährend von Marat und dessen Anhange verfolgt sah und jeden Augenblick fürchten mußte, zum Schaffot geschleppt zu werden, suchte sich Rath bei seinen Freunden. Einige riethen ihm, wo möglich, Frankreich zu verlassen; Andere dagegen, und unter diesen war auch der Maler David, recht oft in republikanischen Stücken aufzutreten. Sie behaupteten nicht ohne Grund, daß dem Konvente daran gelegen seyn müsse, sich einen so ausgezeichneten Darsteller patriotischer Stücke zu erhalten. Talma hatte den Muth, diesen Rath zu befolgen, und achtzehn Monate hindurch war er gezwungen, sein außerordentliches Talent durch die Darstellung der Gräßlichkeiten, die der Wohlfahrts-Ausschuß aufgeführt zu sehen wünschte, zu entweihen; er mußte sogar im „jüngsten Gericht der Könige" eine Rolle übernehmen.

So oft einer von Talma's Freunden vor dem revolutionnairen Gerichte erschien, fragte man ihn, ob er an Talma's Gesellschaft Theil genommen habe, und die nichtswürdigen Zeitungsschreiber der damaligen Zeit begleiteten die Aussagen der Angeklagten mit Erläuterungen, welche alle seine Gäste dem Tode zu weihen schienen. So oft Talma in einer Abend-Zeitung das unglückselige Fest, welches er dem General Dumouriez gegeben hatte, erwähnt sah, versank er immer in Schwermuth, und zitternd kehrte er nach seiner Wohnung zurück. Häufig speiste einer seiner Freunde bei ihm zur Nacht und schlief bei ihm, um ihn zu erheitern und zu trösten. Wenn dann sein großer Lieblingshund anfing zu bellen, so wachte er auf und lief erschreckt in das Zimmer seines Freundes, dem er zurief: „Steh' auf! Rette Dich, wenn Du kannst; man will mich verhaften." — Nach dem 9. Thermidor erhob sich eine neue Partei, welche wahrscheinlich eben so blutdürstig wie die gestürzte gewesen seyn würde, wenn sie nicht durch ein großes Ereigniß daran gehindert worden wäre. Die sogenannte vergoldete Jugend suchte eine royalistische Reaction zu bewirken und würde im Falle des Erfolgs nicht weniger verfolgungssüchtig gewesen seyn, als die Jakobiner. Schon ertönte in allen Theatern ein Wuthgesang (le Réveil du Peuple) gegen die besiegten Feinde; die Schauspieler, deren Gesinnungen man kannte, wurden auf die Bühne gerufen und gezwungen, die gräßlichen Verse, in denen sie als Blutsäufer bezeichnet waren, zu singen. Man verfolgte nicht bloß die Schreckensmänner, sondern die Anhänger der Revolution überhaupt. Die jungen Royalisten, alle Leute nach der neuesten Mode, fielen endlich auch über das Théâtre-Français her und schüchterten die ruhigen Zuschauer durch ihr wildes Geschrei und wüthendes Benehmen ein. Zuerst griffen sie den Schauspieler Fusil an, welcher allerdings den öffentlichen Haß verdiente. Eines Tages zwangen sie ihn, niederzuknieen; er hatte die Niedrigkeit, sich freiwillig dazu zu bequemen, und verlor dadurch seine Stellung und jeden Anspruch auf Mitleid.

Dabei blieb diese Partei indeß nicht stehen, sondern sie versuchte sich auch an Talma, welcher dem Schaffot nur durch sein Talent entgangen war; auch er sollte Abbitte thun. Sein Unwille über diese Zumuthung läßt sich nicht beschreiben, und noch weniger der Ausdruck seines Gesichts, als er zornentbrannt auf die Bühne trat und mit seiner Donnerstimme ausrief: „Ich soll niederknieen! Ich, dessen Freunde alle das Schaffot betreten haben!" — Nach diesen Worten hallte das Theater von einem mehrere Minuten anhaltenden Beifallssturme wieder, und Talma blieb in Zukunft von ähnlichen Anfechtungen verschont. Einige Tage nach diesem Vorfall versuchten die Liebhaber des „Réveil

du Peuple", den berühmten Dugason zu demüthigen; aber dieser Komiker nahm keine Beleidigung ruhig hin und verstand sehr wohl, seine Manneswürde muthig zu vertheidigen. Die jungen Leute, die mit ihm leichteres Spiel, als mit Talma, zu haben glaubten, empfingen ihn am Abend, als er in einem kleinen Stücke auftrat, mit Geschrei und Pfeifen. Als Dugason, der nicht wußte, was dies zu bedeuten hatte, den Zuschauern näher trat, forderte man ihn auf, niederzuknieen. „Ich soll niederknieen, wenn ich einen Degen trage!" rief Dugason aus und zog seinen Degen und setzte seinen Federhut auf. Das Publikum lachte natürlich und brach in ein noch lauteres Gelächter aus, als er mit einer herausfordernden Miene gegen das Parterre vorrückte. Seine burleske Figur, sein kleiner Hut, sein kleiner Degen, den er wüthend schwenkte, nahmen sich auch in der That sehr drollig aus. Die neuen Jakobiner ließen sich indeß durch dies Alles nicht stören und begannen ihr Geschrei von neuem. Schon waren sie in das Orchester gedrungen, um auf die Bühne zu klettern, als Madame Dugason aus den Coulissen hervorstürzte, ihren Mann erfaßte, ihn mit den Armen umschlang und mit sich wegriß. Diesmal war Dugason freilich durch seinen Muth und durch die Aufopferung seiner Frau gerettet worden, aber es ließ sich voraussehen, daß es damit nicht abgemacht seyn würde. Die Mitglieder der Comédie-Française, welche den Verlust ihrer besten Schauspieler zu fürchten hatten, stellten am folgenden Tage eine Berathung an. Lemercier gab Dugason den Rath, die Bühne nicht einen Tag zu verlassen, weil er sonst ohne Rettung verloren seyn würde, und weil es sich hier um seine Ehre und die Ruhe seines Lebens handele. Am folgenden Tage wurde ein kleines Lustspiel von Champfort: „Der Kaufmann von Smyrna", angekündigt. Dugason's Kollegen waren anfangs erstaunt, daß er nicht eine seiner glänzenderen Rollen, durch die er seinen Ruhm begründet hatte, gewählt habe, und glaubten, er träte nur in diesem kleinen Stücke auf, um so kurze Zeit wie möglich auf der Bühne zu bleiben; aber sie kannten seinen wahren Beweggrund nicht und sollten erst am Abend darüber Aufschluß erhalten. In dem angeführten Stücke hält ein Sklavenhändler, wenn der Vorhang aufgeht, eine Musterung über seine Sklaven und läßt sie der Reihe nach vor sich vorbeiziehen, indem er dem Publikum den Rücken zukehrt. Als das Parterre Dugason zu erkennen glaubte, fing es an zu zischen und zu schreien: „Auf die Kniee, Dugason!" Dieser kehrte sich ganz ruhig gegen das Parterre, indem er durch eine natürliche Handbewegung einen breiten Gürtel, in welchem mehrere Dolche und Pistolen steckten, zum Vorschein kommen ließ. Diese Bewaffnung, welche dem Charakter seiner Rolle ganz angemessen war, verfehlte ihren Eindruck nicht und stillte die Aufregung des Parterre. Dugason blieb den ganzen Abend ungeschoren; man lachte über seine Späße und schenkte demjenigen, den man vor zwei Tagen in Stücke hatte reißen wollen, lauten Beifall. Alex. Duval.

Bibliographie.

Observat. sur la structure et la classification de la famille des composées. — Von A. P. de Candolle. Mit 19 Kpfrn. 4. 15 Fr.

Congrès scientifique de France. 4e session, à Blois, Sept. 1836. — 5 Fr.

Excursions dans l'Afrique septentr. par les délégués de la société établie à Paris pour l'exploration de Carthage.

Géométrie élémentaire, basée sur la théorie des infiniment petits. — Von P. J. E. Finck. Straßburg. 5 Fr.

La France dramatique au 19e siècle. — Lief. 351—375.

Recherches sur le droit de Propriété chez les Romains, sous la république et sous l'empire. — Von Ch. Giraud. Erster Theil. 8 Fr.

Lectures relatives à l'histoire des sciences, des arts, des lettres etc. en Belgique. Avec gr. et fac-simile. — Von F. V. Goethals. Th. 1—3. Brüssel. 18 Fr.

Histoire littéraire de la France, commencée par des relig. de St.-Maur, cont. par les membres de l'Institut. T. 19. Suite du 13e siècle. Années 1250—1285. 21 Fr.

Horace, Oeuvres complètes, en 6 langues: texte latin, trad. fre., en prose p. Monfalcon; en vers Espagn. p. Burgos; en vers Ital. p. Gargallo; en vers Anglais p. Francis; en vers Allemand p. Wieland et Voss. — Lief. 8, 9, 10 (und letzte). Lyon.

C. W. Hufeland, manuel de Médecine pratique. — Uebersetzt von Didier. 2 Bde. 12 Fr.

Médianoches. — Von P. L. Jacob. 4 Bdchen. 6 Fr.

Etudes philosophiques. — Von M. C. Mallet. Zweiter Theil. 6½ Fr.

Albertine. — Von M. Masson. 2 Bdchen.

Ostindien.

Der Rüssel des Elephanten.

Dr. Campbell in Nepal hat kürzlich den Bau dieses merkwürdigsten Organes des wahren Königs der Thiere zum Gegenstande einer sehr genauen Untersuchung gemacht. Wir theilen hier einen Auszug seiner Beobachtungen mit, wie sie im Asiatic Journal enthalten sind.

Der Rüssel des Elephanten hat vielleicht unter allen Organen aller Wesen der beseelten Natur seines gleichen nicht; in ihm konzentriren sich: die Organe des Fühlens, die Kanäle, welche zu dem inneren Geruchs-Apparate führen, das Vermögen des Ergreifens und Festhaltens und die äußeren Werkzeuge des Athemholens. Zu allem dem dient er noch als Pumpe und Behälter für die flüssige Nahrung des Elephanten, welche bekanntlich erst von dem Rüssel eingesaugt und dann in das Maul entladen wird. Vermittelst seines Rüssels kann das Riesenthier die tiefsten Flüsse durchschwimmen, sich waschen und fächeln, eine Nadel aus den Fingern eines Kindes nehmen und einen Baum entwurzeln. Die wunderbaren Eigenschaften dieses Organes waren im ganzen Orient längst bekannt und anerkannt; und die heidnischen Hindu's haben kein besseres Emblem für Weisheit und Allvermögen gewußt, als den Elephantenkopf, welchen ihre Gottheit Ganêsa auf menschlichem Leibe trägt.

Die Wurzel des Rüssels befindet sich am unteren Theil des Stirnbeines, an den Nasenbeinen und der oberen Kinnlade. Von da erstreckt sich ein langer biegsamer Schlauch aus Muskeln und Nerven, mit einer Art Finger an der unteren Extremität, in welchem der ganze Tastsinn des Thieres konzentrirt scheint. Der Rüssel wird durch eine starke hautartige Scheidewand in zwei cylindrische Kanäle abgetheilt, die mit den Nasenlöchern und dem Schlunde in direkter Verbindung stehen. Der Elephant riecht und athmet durch den oberen Kanal, und pumpt mit dem unteren Kanale seine flüssige Nahrung, die er alsdann, den Rüssel einwärts krümmend, zum Munde bringt. Ich konnte nicht ermitteln, was die Flüssigkeiten daran verhindert, durch den Kanal unmittelbar in die Kehle zu kommen; wenn ein solcher Apparat existirt, so muß er gleich am äußeren Orifiz der Nasenlöcher sich befinden.

Der Rüssel ist, wie schon bemerkt, rein muskulös und mit Nerven ausgestattet, zu deren Stärke die Blutgefäße in schwachem Verhältniß stehen. Die Haut-Bekleidung ist dicht und so fest mit einer Lage zellulöser Substanz verwachsen, daß die erste Muskeln-Lage nur mit großer Mühe entblößt werden kann. Die Fibern dieser Muskeln-Lage laufen der Länge nach und etwas spiralförmig von der Basis des Rüssels bis zu seiner Extremität. Sie sind von allen Seiten gleich stark und vermitteln die mannigfachen Bewegungen des Organs. Unter der genannten Lage befindet sich, als unmittelbare Bekleidung der Kanäle, eine Schicht fleischiger Substanz, die an der oberen etwas gewölbten Seite der Kanäle am dicksten ist und, wenn man sie der Länge nach durchschneidet, den Anblick einer gekochten Ochsenzunge darbietet.

Die Nerven des Rüssels bilden an jeder Seite einen Strang von der Stärke eines Mannsfingers. Jeder dieser Stränge läßt sich in drei kleinere zerlegen, von denen jeder aus sechzehn Fäserchen oder Tuben zur Bewahrung des Nerven-Fluidums besteht. An jeder Seite dieses Organs vertheilen also 48 Nerven-Fibrillen ihr Sinn- und Bewegungs-Vermögen; und es läßt sich aus der Analogie mit der thierischen Struktur im Allgemeinen schließen, daß in einem so reichlich mit Nerven-Thätigkeit begabten Organe einer der äußeren Sinne seinen Sitz haben müsse. Der Rüssel des Elephanten ist, allem Anschein nach, sein einziges materielles Gefühls-Organ.

Mannigfaltiges.

— Amerikanische Schriftstellerinnen. Die Damen in den Vereinigten Staaten fangen an, es ihren Schwestern in Alt-England nachzuthun und nicht bloß poetische „Blaustrümpfe", sondern auch reisende à la Mistreß Trollope zu liefern. „Briefe aus der alten Welt", die so eben von einer Dame aus New-York erschienen sind *), beschäftigen sich hauptsächlich mit Frankreich, und zwar ist die Republikanerin, merkwürdig genug, eine ganz begeisterte Bewunderin der Königlichen Pracht, die sie eben in Fontainebleau und Versailles zu sehen Gelegenheit hatte. Der König Ludwig Philipp ist ihr der einzige Mann, der die schönen Glanz-Epochen Frankreichs, das in den Stürmen der Revolution einen großen Theil seiner Anmuth verloren, wieder herbeiführen kann. Eine berühmte Amerikanische Dichterin ist Mistreß Sigourney, geborene Huntley, die schon als Mädchen einen weitverbreiteten Ruf besaß und auch jetzt, wie sich ein Amerikanisches Journal ausdrückt, „trotz der Küche, nach der sie zu sehen hat, und trotz der Kinderstrümpfe, deren sie bereits viele gestrickt, die Musen nicht vernachlässigt." In Boston werden zwei literarische Zeitschriften von Damen herausgegeben. Die Eine, Mistreß Hale, hat, außer mehreren Werken in Prosa, auch bereits eine Sammlung von Gedichten geliefert, welche vom Publikum mit Beifall aufgenommen wurden. Mistreß Ware ist die Herausgeberin der anderen Zeitschrift, die unter dem Titel Bower of Taste (Geschmacks-Laube) erscheint und ein schattiges Dach von poetischen und prosaischen Blättern darbietet. Mistreß Gilman gilt als die erste Tonangeberin ästhetischer Zirkel; sie beherrscht die Amerikanische Gesellschaft durch ihr gebildetes Urtheil, das sich zuweilen auch in kleinen Almanachs-Beiträgen ausspricht, wirkt aber zugleich durch ihren Wohlthätigkeitssinn im Interesse der leidenden Menschheit. Miß Howard hat sich durch eine größere Dichtung „Jephtah's Gelübde" bekannt gemacht, und Hannah Adams, Miß Sedgewick, Mistreß Childs und Mistreß Williards sind gelehrte Damen, die in verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen zum Theil als Schriftstellerinnen und zum Theil als Lehrerinnen aufgetreten sind.

*) Letters from the old world. By a Lady of New-York.

Das mit dem 30sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 116. Berlin, Mittwoch den 26. September 1838.

England.

Die Presse in England seit Einführung der Buchdruckerkunst.

Als die Buchdruckerkunst sich in Europa zu verbreiten anfing, beschäftigten sich Frankreich, Deutschland und Italien zuerst mit der Erbschaft, die sie von Rom und Griechenland überkommen hatten, und die neue Erfindung ward fast nur dazu benutzt, die Meisterwerke des Alterthums vor Untergang zu retten. Die Englische Presse dagegen nahm eine andere Richtung; sie opferte nicht die Zeitgenossen den Lateinischen und Griechischen Schriftstellern auf, ihre ersten Versuche hatten den Zweck, die Nationalwerke zu reproduziren, und ihre Vorliebe für diese letzteren war so groß, daß noch im Jahre 1540 Oxford erst einen Theil der Ciceronischen Episteln und Cambridge nur drei bis vier Lateinische Autoren herausgegeben hatte, ein Griechisches Buch aber in ganz England nicht zu finden war. Die Klassiker schienen ein Monopol Frankreichs und Italiens geworden zu seyn.

In England waren andere Bedürfnisse vorhanden, welche die ersten Englischen Drucker zu befriedigen suchten: den höheren Klassen lieferten sie Uebersetzungen von Französischen und Italiänischen Romanen, Novellen, alte Chroniken, Poesieen und Balladen; Abcbücher, Katechismen, Wörterbücher und Erzählungen bekamen die niederen Klassen, bei denen das Verlangen nach Unterricht und Aufklärung zuerst hervortrat; für die Rechtsgelehrten druckten sie juristische und Gesetzbücher, unter anderen die berühmten Statuten, die Rastell aus dem Französischen übersetzt hatte, und endlich Gebetbücher und Bibeln für Alle. Diese letzteren, besonders die Bibeln, wurden zu Tausenden aufgelegt, und wiewohl die erste, die ihre Pressen verließ, gekauft wurde, um verbrannt zu werden, so hatte doch diese Gewaltsamkeit nur die Wirkung, dem Buch Ansehen zu geben und die Zahl seiner Käufer zu vermehren. Um 1540 ließ Grafton eine Ausgabe dieses Werks in 500 Exemplaren erscheinen, für jene Zeit, wo der unzewisse Erfolg und eine Menge Hindernisse dieser Industrie im Wege standen, bedeutend genug; doch bald folgten neue Ausgaben auf die Graftonsche, und die Zahl derselben stieg so hoch, daß England jetzt 326 verschiedene Ausgaben besitzt, die damals im Verlauf eines halben Jahrhunderts gedruckt wurden.

Die Vorliebe für Kunst und Belletristik, welche die erste Periode der Englischen Presse ausgezeichnet hatte, machte unter Jakob I. einem fanatischen Geist religiöser Kontroverse Platz, und binnen wenigen Jahren wurden 30,000 Werke von dieser Gattung durch den Druck veröffentlicht. Ein Buchhändler der Zeit, Namens Tombinson, bildete daraus eine Sammlung, die später von Karl II. angekauft wurde und zuletzt in die Hände Georg's III. kam; gegenwärtig nimmt sie einen Platz im Britischen Museum ein. Ueber diese religiösen Streitigkeiten vergaß man ganz die Dichter und Schriftsteller, die in unserer Zeit eine so hohe Verehrung genießen. Shakspeare's Werke erlebten in den Jahren von 1623 bis 1664 nur zwei Ausgaben, jede zu 500 Exemplaren, von denen ein Theil beim Buchhändler liegen blieb; Milton bekam damals 15 Pfund für sein verlorenes Paradies, und das Parlament nahm eine Bill an, welche die Zahl der Buchdrucker im Lande auf zwanzig festsetzte, ein abgeschmacktes Gesetz, das freilich in dem bösen Geist, welcher England damals beherrschte, seine Erklärung findet.

So verging die erste Hälfte des 17ten Jahrhunderts, und auch im Anfang der zweiten schien diese verkehrte Richtung noch kein Ende zu nehmen, als plötzlich ein unglückliches Ereigniß eintrat, das wenigstens hierin die glücklichsten Folgen äußerte. Dies war der Brand Londons im Jahre 1666, bei welchem die Buchhändler der City und der an Sankt-Paul gränzenden Straßen eine Summe von 200,000 Pfund an Büchern einbüßten. Doch als sey dies nur ein Phönixbrand, so erhob sich bald die Presse aus dieser Asche aufs neue, und ihre goldene Zeit beginnt gerade von jener Epoche an. Zwar war der Disputirgeist noch nicht ganz verdrängt, seine Herrschaft hatte zu tiefe Wurzel in den Sitten gefaßt, als daß er nicht noch lange die Spuren derselben zurückgelassen hätte. So findet man in einem Katalog sämmtlicher Bücher, die in England in den ersten vierzehn Jahren nach der Feuersbrunst gedruckt wurden, unter den 3350 Werken, die darin stehen, 947 theologische, 420 juristische, 153 medizinische Schriften, 397 Elementarbücher und 253 Werke über Geographie und Schifffahrt, wobei die Karten mitgerechnet sind. Man sieht also, daß die Theologie unter den Produkten der damaligen Presse noch immer den meisten Raum einnimmt; aber wenigstens hat sie nicht die ausschließliche Herrschaft, wie früher; die Nation bedurfte auch anderer Nahrung, und der öffentliche Geist nahm schon eine bessere Richtung.

Vergleichen wir jetzt in Zahlen die Leistungen der Englischen Presse in den beiden eben geschilderten Perioden. Die erste umfaßt 132 Jahre. Sie beginnt mit 1473, wo Caxton die Presse in England einführte, und endet mit 1603. Die zweite reicht von der Thronbesteigung Jakob's I. bis zur Revolution von 1688 und umfaßt also 85 Jahre. In der ersten Periode geben Ames und Herbert die Zahl der Drucker, welche Bücher im Königreich herausgaben, auf 350, und die der neuen Werke, welche sie in Umlauf brachten, auf 10,000 an; dies macht im Durchschnitt jährlich 75 neue Bücher.

Die Zahl sämmtlicher in der zweiten Periode gedruckten Bücher kennen wir nicht, aber aus der Angabe des oben angeführten Katalogs, der vierzehn Jahre und 3350 Werke umfaßt, können wir schließen, daß im Durchschnitt jährlich 253 Werke gedruckt wurden; rechnen wir davon die Predigten, die Wiederabdrücke neuer und alter Bücher und die Karten ab, so bekommen wir noch immer 100 neue Bücher auf das Jahr, und vergleichen wir diese Ziffer mit der obigen Durchschnittszahl 75 in der ersten Periode, so finden wir schon eine jährliche Zunahme von 25 Prozent in der Presse des zweiten Zeitraums.

Dasselbe Verhältniß erscheint in dem Preis dieser Bücher. Im Jahre 1505 findet sich in dem Buch der geheimen Ausgaben der Elisabeth von York, veröffentlich durch Sir H. Nikolas, der Ankauf eines Psalmenbuches angeführt für 20 Pence; um aber den Werth dieser 20 Pence in jener Zeit zu kennen, muß man wissen, daß man damals mit 20 Pence eine halbe Ladung Gerste oder die sechstägige Arbeit eines Tagelöhners bezahlen konnte. Eilf Jahre später kostete ein Auszug von Fitzherbert in Folio, ein Rechtsbuch, dem Käufer 40 Shilling, wofür man damals drei fette Ochsen bekam. Für jene Zeit und den damaligen Geldeswerth war diese Summe ungeheuer. Man liest in einem Werke von Roger North, daß schon damals die Buchhändler die Form der Bücher nicht weniger nachlässig behandelten, als gar viele Verleger unserer Zeit: „Unsere Buchhändler", sagt er, „zerbrechen sich den Kopf, um ein Thema zu finden, das dem Publikum gefällt; haben sie dies gefunden, so lassen sie ein Buch davon machen, aber nun kommt eine neue Schwierigkeit: es gilt, dem Buche die Dicke eines Oktavbandes zu geben, obwohl der Gegenstand in 50 Seiten abgemacht ist. Doch davon lassen sie sich nicht abschrecken, unter ihren Händen nimmt das Buch jede beliebige Form an, sie verkaufen es für sechs Shilling, und hat man es gelesen, so findet sich, daß diese Lektüre nicht mehr als anderthalb oder höchstens zwei Stunden gedauert hat."

Auf die zweite Periode folgt eine höchst merkwürdige Aera in der literarischen Geschichte des Königreichs: dies ist die Zeit der Journale, der Magazine, der Revüen und Encyklopädieen. Bis dahin hatte man von der periodischen Presse nichts gewußt, oder wenigstens fehlte es den wenigen Merkuren, die unter Karl I. zu erscheinen angefangen, eben so sehr an der Form als an dem Geist der späteren, nach der Revolution hervortretenden Schriften. Jetzt aber hatte London in einigen Jahren ein tägliches Journal; 15 Zeitschriften erschienen dreimal wöchentlich, und eins zweimal. Einige Zeit darauf ward das Gesetz über den Zeitungsstempel bekannt gemacht; statt aber, wie man befürchtete, den Fortschritt der Presse aufzuhalten, rief es vielmehr in den meisten Provinzen des Reichs neue Zeitschriften hervor, und bald zählte die Hauptstadt sieben tägliche Zeitungen und sechs Wochen- und andere Journale, die dreimal wöchentlich erschienen.

Doch dies war nicht genug; die periodische Presse bedurfte jetzt neuer Eroberungen. Unter der Königin Anna tauchte eine neue Gattung der Literatur auf, welche besonders die Tendenz hatte, die Aufklärung und sittliche Bildung der Nation zu befördern. Der Erste, welcher die ganze Bedeutung dieser Gattung begriff, war Cave, dessen Pläne aber, als er sie der größeren Hälfte der Londoner Buchhändler mittheilte und um ihre Unterstützung bat, überall nur Vorurtheile fanden und Spott einärndte-

ten. Diese schlechte Aufnahme entmuthigte ihn nicht: er gab auf seine Kosten das Gentleman's Magazine heraus, welches bald einen so ausgebreiteten Erfolg hatte, daß nach einem Jahre gerade die, welche das Projekt als lächerlich zurückgewiesen, eine Konkurrenz schufen durch Gründung des London. Auch diese Zeitschrift, obgleich sie erst später kam, war sehr gesucht; ihr folgte das Monthly, welches vom Jahre 1749 zu erscheinen anfing. Dann kamen „der Kritiker" und eine große Menge anderer Revüen, deren einige noch heute existiren.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

The parochial system. — Eine Preisschrift. Von dem Geistlichen H. Willberforce. 3½ Sh.

Smith's Compendium of mercantile law. — Zweite Auflage. 21 Sh.

Science of the cerebro-spinal phenomena. — Von Waugh. 6 Sh.

Letters on the writings of the Fathers. By Misopapisticus. 5½ Sh.

Scheming. — Erzählung von Mistreß Godwin. 2 Sh.

Aristomenes. — 2 Bde. 21 Sh.

Frankreich.

Mürat und Fouché im Jahre 1813.

(Schluß.)

Der Herzog hatte sich angekleidet, und wir gingen in den Speisesaal, wo die Familie versammelt war. Man setzte sich zu Tisch; er hatte seine Tochter zur Rechten, ein reizendes Mädchen; mich setzte er ihr zur Linken. Die übrigen Plätze waren von der Gouvernante, zwei Söhnen des Herzogs und einem oder zwei Secretairen besetzt. Ein Platz blieb leer, der dem seinigen gegenüber lag. „Wo ist der Herr Graf, fragte er mit starker Stimme, man rufe ihn." Wer ist der Graf, den Sie erwarten?" fragte ich. — „Der Graf von Otranto." — Der Graf kam, ganz trostlos; er hatte seine Uhr verloren. Er hatte sie überall gesucht und war darum so lange weggeblieben. „Man hat mir meine Uhr gestohlen", sagte er. — „Man hat die Uhr meines Sohnes gestohlen, Direktor; Sie müssen sämmtliche Leute des Hotels arretiren lassen." — „Zuerst handelt es sich darum, zu wissen, ob Ihr Sohn das Zimmer mit seiner Uhr verlassen hat und wo er gewesen ist." — „Ich war", sagte er, „an einem gewissen Ort." — „Wenn sie nun da hinabgefallen ist", meinte ich. — „Nein, nein", sagte der Herzog, „man hat sie gestohlen, das ist ausgemacht; lassen Sie nur alle Leute des Hauses arretiren." — „Ich werde erst den Wirth rufen lassen, der ein sehr braver Mann ist und für seine Diener bürgt." — Der Wirth kam und verbürgte sich in der That für sie. „Die Uhr meines Sohnes muß sich wiederfinden", sagte der Herzog in Wuth. Ich gab dem Gastwirth ein Zeichen, das Zimmer zu verlassen. „Sie trauen diesem Menschen?" fing er wieder an. — „Ja wohl, ich kenne ihn seit drei Jahren und habe nie Klage über sein Haus gehabt." — „Ah, wenn nur Pâques hier wäre! Sie erinnern sich doch noch an diesen Patagonier, der der Beisitzer meines Friedensrichters war." — „Nein, ich habe ihn nie gesehen." — „Nun, dieser Mensch wußte mir alle meine kleinen Geschäfte im Nu zu Ende zu bringen. Ich ließ ein Subjekt arretiren, man führte ihn zu meinem Friedensrichter, der ihn verhörte, aber Jener wollte nichts gestehen. Der Friedensrichter ließ mir ein Wörtchen sagen, ich kam herunter, rief Pâques und sagte zu ihm: „Geben Sie dem Herrn die Hand." Der Andere gab seine Hand ganz unbefangen. „Halten Sie sie gut", sagte ich zu Pâques. Dann wiederholte ich die Frage, worüber er ein hartnäckiges Schweigen beobachtete, und wenn er beharrte, gab ich Pâques ein Zeichen, der sie ihm plötzlich wie in einem Schraubstock zusammendrückte, worauf der Andere gestand." — „Aber das hieß ja früher Tortur." — „Der Name thut nichts zur Sache. Der Mensch gestand, und das Geschäft war zu Ende. Sie haben diesen ehrlichen Gastwirth gesehen; gut, wenn ich meinen Pâques hier hätte, so würde der Herr Graf seine Uhr schon haben." — „Ich werde anders verfahren. Der Polizei-Commissair dieses Bezirks wird mir einen ausführlichen Bericht abstatten über jeden Diener dieses Hotels, den Wirth und seine Familie, und diesen Bericht werde ich Ihnen vorlegen. Uebrigens glaube ich, nach dem, was uns Ihr Herr Sohn gesagt hat, thun wir am besten, gewisse Nachsuchungen anstellen zu lassen, von denen bei Tische zu sprechen nicht sehr angenehm ist." — „Auf meine Kosten." — „Versteht sich." — „Zwar streng genommen, fügte ich lachend hinzu, müßte man die Fonds der Geheimpolizei dazu benutzen."

So verging das Dejeuner. Ich hatte kaum das Haus verlassen, als schon diese neue Anekdote die vom Kaiserlichen Gerichtshof verdrängte, und Gott weiß, was für ein Kommentar dazu gemacht wurde. Der Herzog von Otranto machte den Klatschzungen der Stadt einen vergnügten Morgen. Auch die Pâquessche Episode wurde nicht vergessen. Ein Bedienter, der bei Tische aufwartete und Französisch verstand, erzählte rasch die ganze Geschichte den Müßiggängern des Spanischen Platzes, wo die Familie Otranto logirte. Das hieß unter traurigen Auspizien in Rom auftreten.

Fouché sagte Alles heraus, was er sagen wollte; aber seine Einfälle waren nicht immer zum besten. Er affektirte schon lange, selbst in seinem eigenen Salon, eine große Redefreiheit; er nannte dies „einen ungezwungenen Ton einführen", aber er selbst war der Einzige, der diesen Ton führte; man hütete sich, ihm nachzuahmen. Es gab zu viel Gegenpolizei, und er selbst hielt sich für unverwundbar. Seit der Episode mit der Uhr des Grafen von Otranto waren mir immer der Folterer Pâques und sein Herr unzertrennlich. Die Prinzessin von Baudemont hatte schon Recht. Der Marder hat eine sanfte und sogar lachende Miene, und doch ist es eine grausame Bestie. Wenn ich so an die Grausamkeiten des Lyoner Prokonsuls dachte, der Callet d'Herbois' blutige Aerndte in dieser Stadt fortsetzte; wenn ich mich dann zu den vergoldeten Salons seines Ministeriums wandte und ihn in den hundert Tagen als den Pâques Napoleon's, später als Minister Ludwig's XVIII. wiederfand, so konnte ich nicht umhin, Büffon's Beschreibung des Marders nachzuschlagen. Da steht so: „Der Marder hat eine sehr feine Physiognomie, ein lebhaftes Auge, gewandte Glieder und einen sehr biegsamen Körper. Seine Bewegungen sind sehr geschwind; er hüpft und springt mehr, als er geht.... Bis auf einen gewissen Grad läßt er sich zähmen, bleibt aber nicht treu...."

Am anderen Morgen sagte mir der Herzog von Otranto, er gehe nach Neapel, um Mürat zum Aufbruch zu bringen. — „Wenn Sie erst hingehen, wird er noch weniger gehen, schon damit es nicht aussieht, als sey er gezwungen worden." — „Ah, ich werde ihm nur vier Worte sagen, und er wird thun, was ich will." — „Sie werden ihn in guter Umgebung finden." — „Ja wohl, seine Minister sind um ihn; sie wollen Unabhängigkeit für ihr Land. Darin bin ich zu Hause, und ich will ihnen mehr sagen, als sie selbst davon wissen. Ich habe noch alle unsere Konventsreden über dieses Kapitel im Kopfe. Ich will sie Alle, mit sammt ihrem König, bei der Nase herumführen." — „Sie kennen die Italiäner nicht. Wie Sie mit uns in Ihrem Polizei-Salon sprachen, das ist bei ihnen nicht angewandt; man weiß, daß Sie sich über die ganze Welt lustig machen. Sie werden sich vor Ihren Reden in Acht nehmen. Und dann finden Sie dort außer den Eingeborenen auch gewisse Fremde." — „Ist das wirklich wahr? Der gute Miollis will's nicht glauben; doch das beweist nichts. Ich glaube übrigens nicht, daß mich Mürat mit ihnen wird zusammen essen lassen." — „Nein, das nicht, aber sie werden mit ihm vor Tisch gesprochen haben und werden es auch nach Tisch thun." — „Sobald ich komme, werden diese Leute fort müssen; ich werde Mürat auffordern, sie wegzujagen." — „Da wird er sich wohl hüten; er fürchtet, von ihnen weggejagt zu werden. Das geht jetzt schon seit zwei Jahren so." — Ja, wahr ist es, Mürat hat die Russische Retirade etwas rasch verlassen; aber darauf hat er sich bei der Armee des Kaisers wie ein Soldat geschlagen." — „Er hat sich geschlagen, wie immer; er hat den besten Säbel in der Armee. Das ist sein Element, aus dem er nie herausgehen sollte; aber er ist auch bei der Leipziger Retirade etwas zu rasch verfahren." — „Ja wohl." — „Und er hat Rom inkognito passirt, ohne sich aufzuhalten." — „Wie, er hat Miollis nicht gesehen?" — „Keinen Menschen; nur in Velletri hat er den Gendarmen gesagt, er werde bald mit 70,000 Mann zurückkommen, um die Oesterreicher in die See zu werfen." — „Das wird er auch thun." — „Gott gebe es!" — „Hätte mir nur der Kaiser aufgetragen, ihm ein schönes Schlachtschwert zu geben mit den Worten: „„Ich rechne auf Dich"", so würde Mürat den Säbel weinend küssen und sich sofort zum Vice-König begeben. Thut nichts, ich nehm's auf mich. Morgen bin ich in Neapel, und von heute über acht Tage wird Joachim mit allen seinen Leuten hier durchkommen."

Sechs Tage später war der Herzog von Otranto zurück. „Sehen Sie, Direktor, ich hab's Ihnen vorausgesagt, am Montag ist der König hier. Alles ist in Ordnung. Sein Gepäck ist auf dem Wege. Ich habe ihn gefunden, wie er war, immer bereit, sich für den Kaiser todt schlagen zu lassen." — „Daß das Gepäck des Königs morgen kommt, weiß ich, aber der König!" — „Ich sage Ihnen, er ist Montag hier" (der Herzog war an einem Freitag zurückgekommen). — „Desto besser", antwortete ich, „aber ich glaub's nicht eher, als bis ich ihn gesehen." — „Sie sind sehr halsstarrig; ich sage Ihnen, der König hat mir befohlen, ihn hier am nächsten Montag zu erwarten." — „Sie haben am Mittwoch beim König gespeist, Herr Herzog!" — „Ja wohl, das ist wahr." — „Nach Tische, wie Sie in den Salon zurückkehrten, haben Sie an einem Fenster eine lange Unterhaltung mit dem Herzog von Campochiaro, dem Polizei-Minister und mit Herrn Zurlo, dem Minister des Innern, gehabt, besonders mit dem Letzteren, der, wie man sagt, nicht so leicht herumzubekommen ist." — „Ganz richtig, wer hat Ihnen dies gesagt?" — „Meine unbezahlten Reisenden, die wahrscheinlich auch im Salon waren, denn ich war nicht dort." — „Oh, ich habe alle Fragen dieses Zurlo zu nichte gemacht; das ist ein wahrer Einfaltspinsel; er hat mit mir disputiren wollen; ich habe ihn rasch zum Schweigen gebracht." — „Ja, aber während Sie die Minister des Königs an einem Fenster schlugen, wissen Sie, was der König am Kamin sprach?" — „Was hat er gesagt?" — „Er sagte: Fouché hat mit seiner Mission fehlgeschossen".... — „Das ist nicht wahr, 's ist unmöglich. Man hat Ihnen einen falschen Bericht gebracht; das ist mir sehr oft begegnet." — „Leider hab' ich Gründe, die mich zwingen, diesen letzteren für wahr zu halten."

Montag war da; der König kam nicht. Der Herzog von Otranto war unruhig, ich verließ ihn nicht. Ganz Rom wußte, daß er die Ankunft des Königs auf diesen Tag gemeldet. Sein Gepäck lag auf den Straßen; ein Theil seines Hofes, der nach und nach kam, schien ihn selbst jeden Augenblick anzukündigen. Die ganze Bevölkerung strömte auf den Straßen mit einer ungeduldigen Neugier, die sich schwer begreifen läßt, wenn man die Italiäner nicht kennt, und besonders die Römer. Schon

6000 Neapolitanische Soldaten waren bei den Burgern einquartiert. Es giebt keine Antipathie, die sich mit der zwischen den Römern und Neapolitanern vergleichen ließe; jede Nacht waren die Mauern der Stadt mit den zwei Worten bedeckt: Cafoni. Napolitani! Cafoni ist ein Volksschimpfwort, das die Römer gegen ihre Nachbarn brauchen. Das Wort ist nicht Italiänisch, außer es kommt von caffo, wozu caffone das Augmentativum seyn würde; dann hätte es die höchst ironische Bedeutung: „über allen Vergleich." Ich fragte einen Einwohner, was dieses Wort für ihn bedeute; da antwortete er mir mit einer Litanei von Schimpfwörtern, unter denen „niederträchtiger Schurke" die sanftesten waren. Fouché wußte nicht recht, wie er sich zu benehmen habe zwischen uns, denen er seine vertraulichen Mittheilungen über den Erfolg der Reise nach Neapel gemacht, und zwischen den Einwohnern, welche durch die Geschichte vom Gerichtshof und von der Uhr seines Sohnes nicht günstig für ihn gestimmt waren. Die Umstände wurden bedenklich für ihn, seine Anwesenheit in Rom war überflüssig, und er hatte auch vielleicht eine übertriebene Vorstellung von dem Aufsehen, das er mache. Noch drei Tage wartete er, um dem König einen Courier zu schicken und eine Antwort zu bekommen. Diese kam auch wirklich, und er theilte mir ihren Inhalt nicht mit; nur so viel sagte er, die Abreise Seiner Majestät sey um einige Tage verschoben worden, und ihm sey der Auftrag geworden, ihn in Florenz zu erwarten. Damit nur seine Abreise eine Art moralischer Sicherheit bekomme, kam man überein, ihm zu glauben, oder vielmehr ihn selbst daran glauben zu lassen. „Nun, Monseigneur", sagte ich, „Sie gehen nach Florenz und thun recht daran; aber Sie wissen so gut und besser als ich, daß Sie wenigstens in Frankreich Seine Majestät den König von Neapel nicht wiedersehen werden." — „Ich erwarte ihn bei der Großherzogin."

Fouché reiste nach Florenz. Er sah Murat in Bologna wieder.... Doch es ist Zeit, das, was für uns in Rom nur eine Mystification war, für deren Spiel und Werkzeug wir Fouché hielten, aufzudecken, zu zeigen, daß darunter das machiavelistischste Gewebe steckte, ein Gewebe, das im folgenden Jahr mit demselben Erfolg von demselben Menschen wieder aufgenommen wurde. Folgendes ist die Enthüllung jener doppelten Intrigue.

Während seines Aufenthalts in Illyrien als Gouverneur hatte der Herzog von Otranto fleißig an Napoleon's Sturze gearbeitet. Nach den Kriegsereignissen mußte er Illyrien verlassen; Napoleon mißtraute ihm fortwährend seit den Vorgängen in Belgien und London im Jahre 1809 und 1810; er wollte nicht, daß dieser Mensch, während er sich für Frankreich schlug, in Paris intriguirte, und da ihn überdies meine und des Vicekönigs Briefe in gerechte Unruhe versetzt hatten wegen des mehr als zweifelhaften Benehmens des Königs von Neapel, dem er Order gegeben, sich mit dem Prinzen Eugen zu verbinden, um die Oesterreicher zurückzudrängen, so schickte er Fouché nach Neapel, um Joachim zu bewegen, daß er sich sofort mit dem Familienbündniß gegen die fremde Coalition anschließe. Der Herzog hatte mit Vergnügen eine Mission angenommen, wodurch er seinem Herrn so viel schaden konnte. Er reiste also ab. Bei einem abenteuerlichen Geist, seinem persönlichen Haß gegen Napoleon und seiner alten Verschwörungssucht konnte diese doppelte Mission keinem fähigeren Menschen anvertraut werden. Er kam also nach Neapel, wo nur noch der König unentschieden war; in 24 Stunden siegte Fouché über diese Unentschlossenheit, die leider Murat's Hauptfehler war: sobald er Napoleon sah, wollte er sich für ihn todt schlagen lassen, und in der Ferne war er immer bereit, sich gegen ihn zu empören. Fouché versprach ihm von Seiten Oesterreichs zwei Dinge, die ihn zum Entschluß brachten: die Erhaltung seiner Krone und Napoleon's Verdammung. So war in Rom und Neapel, wo die Menge gleich wenig wußte, was hinter der Leinwand vorging, die Mystification eine doppelte, erstens indem Fouché fortwährend von der baldigen Verbindung der Neapolitanischen Armee mit der des Vicekönigs sprach, und weitens indem Murat sich äußerte, Fouché habe seine Mission verfehlt. Der Aufschub der Abreise des Königs nach Rom war eben so gut eine Täuschung, als das Rendezvous, das dieser Fürst dem Herzog von Otranto in Florenz bei der Großherzogin gegeben. Der General Miollis, der Römische Präfekt, die Generale und ich hatten also die Ehre, vollständig von dem Herzog hinters Licht geführt zu werden, der sich gewiß eben so sehr freute über unsere Leichtgläubigkeit, als über den Erfolg seiner Verrätherei, und der loyale Miollis glaubte nicht eher an den Abfall Joachim's als den 19. Januar 1814, wo er, auf Befehl des Kaisers, sich anschickte, die militairischen Penaten der Römischen Regierung in der Engelsburg zu vertheidigen.

„Wirklich unterzeichnete der König von Neapel am 6. Januar 1814 einen Waffenstillstand mit England, am 16ten einen Offensiv- und Defensiv-Traktat mit Oesterreich. Nach diesem Vertrage sollen 30,000 Neapolitaner gegen Frankreich marschiren! Diese Verträge, zu denen sich Murat durch die Privat-Interessen und den unversöhnlichen Haß seiner verborgenen Freunde überreden ließ, führen den Verlust Italiens herbei und sind somit eine der Hauptursachen, denen das Französische Reich seinen Sturz zu verdanken hat; sie verschließen dem Vice-König die Straße nach Wien, die ihm nach einer mit dem König von Neapel kombinirten Schlacht unfehlbar offen gestanden hätte." (Hist. de Nap. T. IV. p. 185.)

Nein, Fouché hatte seine Mission nicht verfehlt; er setzte sie in Modena fort, wohin er, wie er in seinen Memoiren sagt, sich begab, um heimlich mit Murat zu unterhandeln. „Noch schwankte er", heißt es weiter, „ich theilte ihm meine neuesten Nachrichten aus Paris mit: durch ihren Inhalt bewogen, zeigte er mir seinen Plan zu einer Proclamation oder vielmehr Kriegserklärung, in der ich ihm einige Veränderungen rieth, die er annahm. — „Soldaten! so lange ich glaubte, daß der Kaiser Napoleon für den Frieden und das Glück Frankreichs kämpfe, habe ich an seiner Seite gefochten; doch jetzt ist jede Täuschung verschwunden. Der Kaiser will nichts als Krieg. Ich würde die Interessen meines früheren Vaterlandes, die meiner Unterthanen und eure eigenen verrathen, wenn ich nicht auf der Stelle meine Waffen von den seinigen trennte, um sie mit denen der alliirten Mächte zu verbinden, deren großmüthige Absichten darin bestehen, die Würde der Throne und die Unabhängigkeit der Völker wiederherzustellen.... Soldaten! es giebt jetzt nur zwei Fahnen in Europa: auf der einen steht: Religion, Moral, Gerechtigkeit, Mäßigung, Gesetz, Ruhe und Wohlstand! Auf der anderen: Verfolgungen, Intriguen, Gewaltthätigkeiten, Tyrannei, Krieg und Trauer in allen Familien. Wählet." Man sieht, Murat konnte sich keinen geschickteren Mitarbeiter zu seiner Proclamation wählen. — Daß endlich der Herzog von Otranto nichts umsonst gethan hat, zeigt noch die folgende Stelle, wo er mit seinem gewöhnlichen Cynismus spricht:

„Ich hatte auch mit Murat über eine ganz besondere Angelegenheit zu verhandeln, die meine eigenen Interessen berührte: ich hatte als Gouverneur der Römischen Staaten und später Illyriens eine rückständige Summe zu fordern, die sich auf 170,000 Francs belief. Der König hatte sich der Römischen Staaten und der öffentlichen Revenuen bemächtigt und gab den Befehl zur Erledigung meiner Schuldforderung. Zwar erlitt die Sache noch einigen Aufschub, doch ehe ich von Italien abreiste, kann ich sagen, daß ich den Krieg daselbst nicht auf meine Kosten geführt habe." J. v. Norvins. (R. d. P.)

Auber.

Denis Esprit Ferdinand Auber ist zu Paris im Jahre 1795 geboren. Er war der Sohn eines angesehenen Kaufmanns, der selbst die Künste leidenschaftlich liebte und es daher an einer glänzenden Erziehung des jungen Auber nicht fehlen ließ. Dieser zeichnete sich bereits in früher Jugend besonders durch sein Talent für Musik und Zeichnen aus. Indeß obgleich er ein trefflicher Musiker war und drei Instrumente meisterhaft spielte, den Baß, die Violine und das Piano, so fühlte sich Auber doch keineswegs damals schon zu der Laufbahn angetrieben, die er nachher mit solchem Glanze verfolgte, und nur einem Zusammentreffen von Umständen, welche für Auber unglücklich, für das Publikum aber sehr glücklich waren, hat Frankreich es zu verdanken, daß es jetzt einen berühmten Komponisten mehr zählt.

Seiner Bestimmung gemäß, dereinst dem Handelshause seines Vaters vorzustehen, ward Auber im Alter von achtzehn Jahren nach England geschickt, um sich dort in seiner merkantilischen Bildung zu vervollkommnen. Während aber der junge Kaufmannslehrling die doppelte Buchhaltung studirte, trieb er zugleich als Erholung immerfort auch die Musik, und auf den Wunsch einiger seiner Freunde versuchte er es sogar, ein paar Quartette zu komponiren; diese Dilettanten-Musik wurde in einem kleinen Zirkel ausgeführt und machte solchen Eindruck auf die Zuhörer, daß man den jungen Komponisten bestürmte, seine ersten Versuche drucken zu lassen. Auber, der darin unter den Künstlern eine seltene Ausnahme bildet, daß er weit entfernt ist, für seine eigenen Werke eine übertriebene Vorliebe zu haben, scheute sich anfangs vor der Oeffentlichkeit, die man seinen Quatuors geben wollte; endlich jedoch schlug er, um den dringenden Aufforderungen seiner Freunde zu genügen, einen Mittelweg ein und ließ seine Composition zwar drucken, aber unter dem angenommenen Namen Lamarre erscheinen. Dies war Auber's musikalisches Debüt, und es muß für die wenigen Besitzer jener ersten Versuche gewiß interessant seyn, die Quartette Lamarre's mit den neuesten Partituren Auber's zu vergleichen; die Kluft zwischen beiden ist unermeßlich, und doch erkennt man schon in jener Musik, die noch das Gepräge der Unerfahrenheit eines Anfängers trägt, die Melodieenfülle, welche dem Komponisten des „Schwarzen Domino" zu Gebote steht.*)

Nach zweijährigem Aufenthalt in der Hauptstadt der Handelswelt kehrte Auber, zur Genüge eingeweiht in die kaufmännischen Geschäfte, nach Paris zurück, wo er auf den Wunsch seines Vaters, den der Erfolg seiner ersten Quatuors entzückt hatte, die Partitur einer kleinen komischen Oper unter dem Titel: „die Schäferin als Kastellanin" komponirte. Das Stück wurde vom Publikum sehr günstig aufgenommen; aber dessenungeachtet mußte Auber's Vater von neuem aufs lebhafteste in ihn dringen, ehe er sich entschloß, an zwei neuen Opern zu arbeiten, betitelt „die Einquartirung" und „Testament und Liebesbrief". Gegen die Art aller berühmten Künstler, mußte Auber von seiner Familie völlig gezwungen werden, die glücklichen Anlagen auszubilden, die ihm von der Natur verliehen waren.

*) Die Franzosen halten nämlich unbegreiflicher Weise den „Schwarzen Domino" für eine der besten und melodischsten Opern ihres Auber; in Deutschland möchte ihnen in diesem Urtheil wohl Niemand beipflichten; wenn man auch die außerordentliche Leichtigkeit, die pikanten Combinationen, das feurige Sprudeln und Schäumen der Musik im „Schwarzen Domino" anerkennen und sogar bewundern muß, so sind doch die Melodieen aufs Aeußerste verrenkt und geschraubt und vor der einfachen Anmuth der Gesänge des Maurer und der Fischer von Portici nur noch wenige Spuren vorhanden.

Das Jahr 1820 war ein verhängnißvolles für Auber. Sein Vater, der kurz vorher durch unglückliche Handels-Speculationen sein ganzes Vermögen verloren hatte, starb und hinterließ seinem Sohne kaum zwei- oder dreitausend Franken zu seinem Lebensunterhalt. Muthig trug Auber das doppelte Unglück, das ihn so auf einmal getroffen; er suchte seine glückliche, sorgenlose Jugend, die ihm in Wohlleben verflossen war, der Vergessenheit zu übergeben und dachte nur daran, sich mit Arbeit sein tägliches Brod zu verdienen. Aber wer sollte es glauben? Der junge Komponist, dessen Namen man auf dem Theater schon applaudirt hatte, vergaß den Erfolg seiner „Schäferin als Kastellanin", mißtraute seinem musikalischen Talent und wollte nur von seinen Handelskenntnissen Gebrauch machen. Mehrere Monate lang suchte der künftige Tondichter der „Stummen" und der „Gesandtin" in ganz Paris eine bescheidene Stelle als Handlungsdiener in einem Banquierhause oder als Buchhalter bei einem Kaufmann. Ein Glück, daß alle Wechsler und Waarenhändler den armen Solizitanten abwiesen. Hätte Auber im Jahre 1820 das Glück oder vielmehr das Unglück gehabt, eine solche Stelle, wie er sie damals wünschte, zu erhalten, so säße er heut in irgend einem Comtoir der Straße St. Denis statt im Institut, und das Repertoire der komischen Oper zählte ein Zwanzig Meisterwerke weniger.

Da Auber keine Commis-Stelle bekommen konnte, so entschloß er sich endlich, von seinem musikalischen Talente Nutzen zu ziehen, für jetzt indeß noch nicht als Komponist, sondern nur als Lehrer im Klavierspiel, als ob er sich, so lange es irgend möglich, gegen den Einfluß seines Sterns hätte sträuben wollen. Zum Glück hatte Auber Freunde, die über seine musikalischen Werke minder streng, als er selbst, urtheilten, und diese drangen so wiederholt in ihn, sich wieder der Composition zu widmen, daß der junge Klavierlehrer am Ende bei Cherubini Unterricht zu nehmen anfing. Kurz darauf wurde in der komischen Oper das Stück „Emma" aufgeführt. Diese anmuthige Partitur machte außerordentliches Glück, wozu die liebenswürdige Sängerin, Mad. Boulanger, die damals in ihrem Strohhut als Emma so reizend aussah, das Ihrige beitrug. Auber, stets voll Mißtrauen gegen sich selbst, ließ sich durch diesen ersten Triumph nicht verblenden, sondern studirte noch drei Jahre eifrigst bei Cherubini alle Geheimnisse der Harmonie und des Satzes, wovon er nachher eine so geistreiche Anwendung machte. Wie stolz muß der berühmte Direktor des musikalischen Konservatoriums jetzt auf seinen Schüler seyn, wenn er bedenkt, daß Auber die glückliche Vermählung von melodischem Gesang und kunstvoller Instrumentation vorzüglich seinen gründlichen Lehren und Unterweisungen zu danken hat! Denn man weiß nicht, was man an Auber's Compositionen mehr bewundern soll, den Gesang oder die Begleitung, und der außerordentliche Erfolg des „Schwarzen Domino", der immer noch fortdauert und noch lange dauern wird, hat den Ruf des Komponisten, dem man schon so bedeutende Werke verdankte, noch mehr erhöht.*)

Bemerkenswerth und gewiß ein sehr seltener Fall in der Geschichte der Theater ist es, daß Auber während seiner ganzen musikalischen Laufbahn nicht nur kein einziges Mal mit einer Oper durchfiel, sondern sogar keinen nur halben Erfolg erlebte. Nach „Emma" kam zunächst „Leicester", dann der „Schnee"**), ferner der „Furchtsame", „Leocadie", der „Maurer" und „Fiorella". Diese Reihe von Opern, welche sämmtlich den größten Beifall fanden, öffnete dem Komponisten die Pforten der Königlichen musikalischen Akademie, und hier, im großen Operntheater, debütirte er mit der „Stummen von Portici". Mit der „Braut" und „Fra Diavolo" kehrte Auber wieder zur komischen Oper zurück; dann lieferte er der großen Oper das Ballet „der Gott und die Bajadere" und die drei Opern „der Liebestrank", „der Schwur" und „Gustav oder der Maskenball". Seit vier Jahren hat Auber ausschließlich für das Theater am Börsenplatz (die komische Oper) gearbeitet, und das Publikum hat nach einander das „eherne Pferd", L'Estoca", „Aktäon", die „Weißmützen", die „Gesandtin" und den „Schwarzen Domino" mit gleichem Beifall begrüßt.

Man sieht, die Bahn, die Auber durchlaufen, ist schon ruhmreich genug und von vielen Triumphen gekrönt; aber auch die Zukunft dürfte in ihrem Schoß noch manchen nicht minder glänzenden Sieg für ihn bergen, denn der Komponist des „Schwarzen Domino" ist weit entfernt, dem traurigen Beispiel der Faulheit zu folgen, welches sein talentvoller Kunstgenosse Rossini ihm giebt, der an nichts mehr denkt, als auf seinen Lorbeern auszuruhen und sein erworbenes Vermögen zu genießen. Auber verbringt keinen Tag, ohne sich ans Piano zu setzen, und arbeitet mit dem Eifer eines jungen sieggekrönten Eleven des Konservatoriums. Auch verspricht der nächste Winter den Musikfreunden von Paris neue Genüsse, denn Auber hat zwei Partituren beendigt, die eine in drei Akten, für die komische, die andere in fünf Akten, für die große Oper.

Weiser und glücklicher, als die meisten großen Künstler, hat Auber der Tondichter noch die Ordnungsliebe und Sparsamkeit Auber's des Kaufmannes zu bewahren gewußt, und der einst Jüngling, der im Jahre 1820 ein Kapital erbte, mit dem er kaum ein Erardsches Piano hätte kaufen können, ist jetzt Eigenthümer von drei oder vier prächtigen Häusern im Viertel St. Georges.

Uebrigens scheint Auber, der wider Willen zum Komponisten geworden, von seiner ersten Schüchternheit oder auch, wenn man will, von seiner ersten Theaterscheu nichts verloren zu haben, denn der berühmte Künstler zeigt sich nur sehr selten in den Schauspielsälen, und hinter den Coulissen der Oper ist es allgemein bekannt, daß Auber, natürlich mit Ausnahme der Proben, keiner einzigen Vorstellung der „Stummen von Portici" beigewohnt hat. (Revue et Gazette des Théâtres.)

*) Dies Urtheil ist ein neuer Beweis, wie wenig die Franzosen in das innere Heiligthum der Musik eingedrungen sind. Während der „Schwarze Domino", der in Text und Composition gleich frivol ist, in Paris Furore machte, fiel Adam's letzte Oper „Zum treuen Schäfer" beinahe durch, ein Werk, das an musikalischer Erfindungskraft und Technik, an Lieblichkeit der Melodieen, an Naivetät, Humor und Gemüthlichkeit jene Auberschen Conversations-Oper weit überragt.

**) Mit dieser Oper wurde Auber zuerst in Deutschland eingebürgert, und auch hier hatte er seinen ersten bedeutenden Erfolg zum großen Theil der Anmuth einer vielgefeierten Sängerin zu danken. Seine früheren Compositionen sind, mit Ausnahme des oben nicht erwähnten „Konzert am Hofe", in Deutschland nie zur Aufführung gekommen; seit dem „Schnee" aber haben auch unsere Theater, die in musikalischer Hinsicht sich oft nur zu sehr von dem Pariser Geschmack leiten lassen, sich abwechselnd beeifert, uns mit Auber's Productionen der Reihe nach bekannt zu machen.

Bibliographie.

Les loisirs d'une femme du monde. — Von der Gräfin Merlin. 2 Bde. 15 Fr.

Tableau historique de la décadence et de la destruction du Paganisme en Occident, de Constantin à Charlemagne. — Von M. v. Montrond. 2½ Fr.

Rapport de la commission des Imprimeurs, nommée le 15 mai 1839, pour l'établissement d'une chambre des imprimeurs.

Recherches cliniques sur la Méningite des Enfans. — Von A. Bricquard.

Compléments de Mathématiques spéciales. Méthodes pour la discussion des courbes algébriques de degrés supérieurs, données par les équations rectangulaires. — Von P. H. Blanchet. Mit 4 Kpfrn. 5 Fr.

Les Comédiens français, depuis Molière jusqu'à nos jours, précédés d'une étude sur le théâtre en France, illustr. p. L. C. Müller. — Von Ed. Fricaud. Erste Lief. 1 Fr. Giebt 4 Bde in 80 Lief.

Les roués de Paris. — Von A. Frémy. 2 Bde. 15 Fr.

Voyage en Islande et au Groenland, exécuté pendant les années 1835 et 1836 sur la corvette „la Recherche" comm. p. M. Tréhouart. Atlas. — Von P. Gaimard und Robert. Erste Lief. 14 Fr.

Mannigfaltiges.

— Lord Brougham's Reden. Die merkwürdigsten derselben sind jetzt gesammelt im Druck erschienen (Speeches of Henry Lord Brougham. 3 vols.), und zwar hat der Lord die Sammlung selbst veranstaltet, damit es ihm nicht ergehe, wie so manchen anderen berühmten Staatsmännern, deren Reden erst nach ihrem Tode gesammelt und gedruckt, zu den räthselhaftesten Widersprüchen oder auch zu Kommentaren Anlaß gegeben, wodurch den Rednern, wenn auch nicht das Wort im Munde, doch sehr oft Geist und Gedanke verkehrt wurden. Den meisten Reden hat Lord Brougham eine historische Einleitung und eine Charakteristik der Männer vorangeschickt, gegen die oder in deren Interesse sie gehalten worden waren. Bekanntlich war Brougham nur so lange einer der ersten Parlamentsredner Großbritaniens, als er im Unterhause einen der letzten Orte der drei Königreiche, den bescheidenen Flecken Winchelsea, vertrat. Nachdem er jedoch die erste Stelle im Britischen Oberhause eingenommen und als Alles von ihm erwartete, daß er, als Lord-Kanzler, durch den Einfluß seines mächtigen Wortes das Parlament und das Land beherrschen werde, da schien er nur jenen Französischen Ausspruch zu bestätigen, wonach an der ersten Stelle oft unscheinbar wird, was an der zweiten auf das Glänzendste gestrahlt. Seine Meisterreden datiren daher auch alle noch aus früherer Zeit, und zwar zum Theil aus den Kriegsjahren bis 1815, wo er zu denen gehört hatte, die die Nothwendigkeit des Friedens für Englands Wohlfahrt und Fortschreiten predigten, und aus der Verwaltungs-Epoche Lord Castlereagh's, des Grafen von Liverpool und Canning's. Die Charakterskizzen, die er bei dieser Gelegenheit giebt, liefern überaus interessante Beiträge zur Kenntniß und Beurtheilung von Männern, wie Wilberforce, Roscoe, Canning, Huskisson, Sir James Mackintosh, William Cobbett u. A. Von dem Letzteren nannten, der im Jahre 1810 angeklagt wurde, die Armee zum Aufruhr gereizt zu haben, sagt Lord Brougham: „Cobbett erschien vor Gericht und vertheidigte sich selbst. Da er bei dieser Gelegenheit zum erstenmal als öffentlicher Redner auftrat, so lieferte er ein neues, wiewohl nicht selten vorkommendes Beispiel von dem Unterschiede zwischen Schreiben und Reden. Denn nichts konnte abgeschmackter und eindrucksloser seyn, als seine Rede, nichts weniger klar und verständlich als sein Raisonnement und nichts schwächer als sein Styl oder unschöner und abstoßender als sein Vortrag." Roscoe, der liebenswürdige Verfasser des Lebens Lorenzo's von Medici und Leo's X., ist fast der einzige Charakter, der durch Lord Brougham's prägnante Bemerkungen nicht auch ein wenig in der öffentlichen Meinung herabgesetzt wird. In Liverpool, wo es Brougham im Jahre 1812 vergebens versucht hatte, bei den Wählern einen Sieg über seinen Mitbewerber Canning davonzutragen, war es Roscoe, der damals in dem Wahl-Comité den Vorsitz führte.

Das mit dem 30sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den löbl. Post-Aemtern.

№ 117. Berlin, Freitag den 28. September 1838.

England.

Birmingham, ein Bild Englischer Betriebsamkeit.

Von einem Franzosen.

Als noch kein Netz von Eisenbahnen sich von London aus über Großbritanien erstreckte und nach einigen der wichtigsten Punkte nur wenige schmale Streifen führten, war es noch der Mühe werth, eine Reise nach England zu unternehmen. Allein jetzt, wo man mit Blitzesschnelle nach allen Hauptstädten des Landes getragen wird, fühlt man keinen Trieb mehr, sich den Gefahren einer Seereise auszusetzen und sich am Roastbeef den Magen zu verderben, Schnupfen und Spleen unter dem dicken Himmel Albions zu holen, bloß damit man die St. Pauls-Kirche, Westminster oder den Tunnel gesehen habe. Das kann man viel bequemer ohne Mühe und Kosten aus einer Fluth von Beschreibungen und Abbildungen kennen lernen.

Ist das aber Alles, was England aufzuweisen hat, oder giebt es noch andere Dinge, welche die Aufmerksamkeit des Fremden verdienen? Allerdings; daß sie aber bisher noch nicht beschrieben worden sind, macht sie um so beachtenswerther, und Frankreich namentlich kann von seinen Nachbarn jenseit des Kanals noch Besseres holen als Hahnenkämpfe und Stutzer, als Jockeyreiter und Wichse, nämlich das Wunder einer Weltindustrie, deren einzelne Zweige allein den Entschluß zu einer Reise hervorrufen könnten. Fast jede Grafschaft scheint ihr eigenthümliches Gepräge, ihren besonderen Erwerbszweig erhalten zu haben, den es mit gewissenhafter Treue vorsteht und welchen es zu der höchsten Vollkommenheit, deren jeder fähig ist, ausbildet. So ist Nottingham die Mutter der Leinenweberei, Manchester die Königin der Baumwollen-Manufaktur, Birmingham die der Metall- und Gußwaaren, Staffordshire der Töpfer-Waaren, Wallis die der großartigsten Maschinen, die eine Legion von Hochöfen zu Tage fördert. In Wallis scheint die Werkstätte der Cyklopen zu seyn; mit Staunen wandert der Fremde durch meilenlange Rußstädte wie in der Schweiz durch Schneewände, dort die Macht der Natur, hier die der Kunst bewundernd. Die, welche am meisten dabei auszusetzen hätten, das wären die Theoreen- und Projektenmacher des Kontinents, welche über die Verschwendung so vielen Gases und so vieler Hitze in dieser großartigen Koke-Fabrication, die den Hochöfen ihre Nahrung liefern, in laute Klagen ausbrechen und eine himmelschreiende Sünde darin erblicken würden. Hier findet man auch die Wunderwerke des Hochmeisters der Vulkanisten, d. h. aller derer, die mit Eisen und Stahl arbeiten, jenes berühmten Crawshay, dessen Kunsterzeugnisse alle Meere durchschneiden, alle Thorwege mit Bändern und Riegeln versehen, alle Schmelzhütten beschäftigen, jenes Mannes, dessen Geschicklichkeit nur von seiner Geistesbildung übertroffen werden soll. Was die Alten in Fabeln von dem Gotte der Esse geträumt, sieht man verwirklicht; die Sinne werden geblendet, der Mensch fühlt sich gedrückt und doch zur Bewunderung seiner eigenen Kraft hingerissen.

Aber, höre ich fragen, wie sieht Birmingham aus? Hat es nicht etwas Fremdartiges, macht es einen angenehmen Eindruck auf die Sinne? Nein; es regen sich vielmehr beim Anblick der Fabrikgebäude, dieser frisch hingeworfenen Steinmassen, die keine Geschichte haben, Gedanken nicht der freudigsten Art. Politische Krisen können in jedem Augenblick 200,000 produzirende Menschen brodlos machen, in das tiefste Elend stürzen. Und fühlt man ganz den Schauder beim Anblick der unermeßlichen Gefahr, dann hat man sich vielleicht, in Betracht der gegenwärtigen Lage der Dinge, mit der Armentaxe, die dem Armen wenigstens einen Brocken von dem Tische des Reichen erzwingt, ich möchte sagen, versöhnt. Aber auch die Oertlichkeit selbst, schon der erste Eintritt überrascht unangenehm; der gänzliche Mangel an Anbau auf mehrere Stunden in der Umgegend der Stadt; kein Baum, kein Strauch, kein Rasen für die Spiele der Kinder; bis in das Thal des Lea muß man seine Blicke schweifen lassen, um die erste Spur von Vegetation zu entdecken. Die Industrie hat sich des ganzen Terrains bemächtigt, als Alleinherrscherin auf diesem Boden sich geltend gemacht; keine Ulmen oder Pappeln, aber thurmhohe Feueressen ragen in die Wolken; kein Frühlingsduft von grasreichen Wiesen, aber dicker Qualm, das Zeugniß von der Unwissenheit des Architekten oder vielmehr der Sorglosigkeit des Fabrikanten für das immer kostbarer werdende Brennmaterial, verdunkelt die Luft und beengstigt die Lungen; keine prachtvolle Villen, aber langgedehnte Fabrik-Gebäude mit zahllosen, russigen Fenster-Luken bilden den Bezirk der ländlichen Stadt. Denkt man sich noch hinzu anstatt des blauen Himmels der Südländer eine mit Feuchtigkeit erfüllte Atmosphäre, kaltes und nebliges Wetter, die schweigende Geschäftigkeit der von Oel und Eisen geschwärzten Arbeiter, die zu Tausenden in den Werkstätten ein- und ausgehen; dann überschleicht die Seele eine unsägliche Traurigkeit, die Wunder der Industrie sind entzaubert, man legt sich das Geständniß ab, daß dieser Zuwachs an irdischer Glückseligkeit, dieser Fortschritt der Civilisation zu theuer auf Kosten der eigenen und Anderer Lebensfreuden erkauft ist.

Vielleicht aber täuscht uns der erste Anblick. Wir warten, bis eine Woche verlaufen ist und die Feierstunde des sechsten Tages herankömmt. Ungewohnte Helligkeit erfüllt die Straßen, lebhafteres Gewühl die öffentlichen Plätze; was bedeutet die wogende Menge? Mit Recht sind an diesem Abende die Gesichter fröhlich, drücken begegnende Freunde sich die Hand, bilden und lösen sich Gruppen von Männern und Kindern, durchdringt hundertfacher Ruf die Straßen und macht die geräuschvolle Scene noch lauter, denn die Arbeit der Woche ist abgethan, morgen zieht der stille Sonntag ein und lehrt Kräfte sammeln für die nächste Arbeitswoche; morgen verlangt kein eigennütziger Fabrikherr die Fortsetzung der sechstägigen Mühen, sondern läßt dem Handwerker gern einen Tag, an dem er sich selbst und seiner Familie angehöre, ohne an dem Joche zu ziehen, um den Acker seines Herrn noch mit einem Tage zu bereichern. Und beherzigenswerth genug, sechs Tage Arbeit verschaffen dem Tagelöhner eben so genügend seinen Unterhalt, als es sieben Tage thun würden, die nur um ein Siebentel seinen Lohn herunterbrächten. Aber diese so wohl erkaufte, diese moralisch gerechtfertigte Ruhe, so oft von Heuchelei oder Engherzigkeit angegriffen, ist allen Gewerbtreibenden willkommen, und morgen werden die Läden geschlossen seyn. Darum beeilt sich Alles, seine Einkäufe zu machen; die Lichter, die Ströme von Gas, welche das Auge blenden, kommen aus den Buden der Schlächter, der Obsthändler, der Galanterie-, Buch- und Leinwand-Händler, mit denen sie ihre Schaufenster erhellen, aber unter Allen behaupten an diesem Abende die Schlächter den Vorrang. Unaufhörlich erschallt ihr zum Kauf einladender Ruf „buy! buy! buy!" und schaarenweise drängen sich die Frauen heran, um ein joint of meat als Erhöhung des Sonntags-Genusses einzukaufen. An einem solchen Abende werden wenigstens 100,000 Pfd. Fleisch gehackt und verkauft; in Gesellschaft von 100,000 Pfd. Kartoffeln werden sie in den Bratofen des Bäckers, des einzigen Handwerkers, der am Sonntag thätig ist, geschoben werden und 200,000 Flaschen Porter das Geschäft der Verdauung besorgen. Wer aber sind die Hunderte, welche sich an dem Eingang der Bank drängen? Diese Menschen beeilen sich, ihre Ersparnisse in der Bank niederzulegen, und dadurch ist schon mancher von ihnen ein wohlhabender Mann geworden.

Der Sonntag-Morgen ist da; tiefe Stille herrscht in den Straßen, die Luft ist rein, da die Rauchfänge nicht mehr Qualm und Flamme speien; die Bevölkerung hat ihr Aussehen geändert. Verschwunden ist die geschäftige Eile von gestern; der behagliche Gang der Zufriedenheit, die faltenlosen, fröhlichen Gesichter, die reinliche Kleidung, das blendende Linnen veranschaulichen auf eine würdige Weise den heiligen Tag; denn die arbeitende Klasse in Birmingham ist fromm, die Mehrzahl besteht aus Dissidenten, die im Kampfe mit der herrschenden Kirche und dem Staate zu strengen Hütern ihrer Glaubens-Regeln werden.

Bei den Produkten Birminghams muß man nicht sowohl auf die Güte als die Menge der angefertigten Waaren sehen; in Bezug auf Eleganz und Geschmack behauptet z. B. Paris den Vorzug. Was Birmingham groß macht, ist sein Gebrauch der Maschinen. Ohne sie gesehen zu haben, kann man sich keinen Begriff bilden von den Werkzeugen, welche hier Menschenhände vertreten. Die Drehbank, das Kneifeisen sind die Intelligenz des Fabrikanten, eine mächtige Intelligenz, wenn sie von der des Menschen geleitet wird. Nägel, Knöpfe, Schrauben, Schlösser, Lampen, Alles ist Erzeugniß der Maschine. England zählt zwei

Lampenfabriken, eine in London, eine zweite in Birmingham. Dieses Monopol macht es England möglich, den Handel nach dem Auslande zu entbehren. In Frankreich macht man sie schöner, aber die Fabrication ist bis auf diesen Tag unter tausend mittellosen Konkurrenten getheilt geblieben, sie sind alle Meister in dem Fache und vegetiren nur. Ueberhaupt ist Birmingham die Stadt des Scheins und der Täuschung, die nur Unechtes liefert. Gold, Silber, Perlen, Edelsteine werden nachgemacht, und diese Kunstgegenstände führen deshalb den Namen Brumagen, von der älteren Benennung der Stadt. Sonst fabrizirte man hier Schuhschnallen, Strumpfbänder und Haarzöpfe, bis Roland am Hofe Ludwig's XVI. mit kurzgeschnittenem Haar und in Stiefeln erschien und diesen Fabrikaten den Todesstoß gab. Nicht Mode oder Laune hat die Haarzöpfe und Schnallen-Schuhe aus dem Reiche der Kultur verwiesen, sondern die Verbreitung republikanischer Ideen; ein einziges Jahr reichte hin, diese unerläßlichen Bestandtheile der Etikette, deren man sich, ohne lächerlich zu werden, bis dahin nicht hätte begeben können, vollständig von der Erde zu bannen.

Galanterie-Waaren in Stahl werden in großer Menge verfertigt und haben zur Vermehrung des Wohlstandes nicht wenig beigetragen, ja demselben eigentlich seinen Ursprung gegeben. Papier maché ist ein Hauptfabrikat dieser Stadt, so wie das herrliche Chinesische Lack, das im Auslande so geschätzt ist, obgleich es von diesem bei seiner leichten Fabrication selbst verfertigt werden könnte. Die Knöpfe haben ihre eigene Geschichte und ganze Revolutionen bestanden, Gesetze haben den ausschließlichen Gebrauch Birminghamer Knöpfe auf dem Gebiete Großbritanniens vorgeschrieben; jetzt ist dieser Artikel gedrückt, bleibt aber immer noch einer der wichtigsten. Eine eigene Klasse beschäftigt sich mit Verfertigung von hölzernen Schrauben, die weit hinter denen von Jappy zurückstehen; eine andere mit Waffen, die Tausenden von Arbeitern ihr Brod geben, und nicht minder befindet sich die Glasschleiferei in Flor. Außer dem dorfgleichen Etablissement von Soho giebt es zahllose Dampfmaschinen-Fabriken, in denen man kolossale Maschinen wie bei uns Aexte und Hämmer kauft. Ehemals zogen die Kaufleute der drei vereinigten Königreiche nach Birmingham zur Messe; später errichteten die Fabrikanten Niederlagen in London, Liverpool und den meisten großen Städten. Jetzt haben sie überdies ihre Reisenden, welche die Welt durchfliegen, um Aufträge zu sammeln.

Birmingham ist keine Stadt im Englischen Sinne; es hat keinen Gemeinderath, keine gesetzliche Corporationen, Innungen oder Gewerks-Vereine, und ohne Zweifel ist es dieser Umstand, dem man das überraschende Wachsthum Birminghams zuschreiben muß. Doch existirt ein Kollegium, welches über die Gerechtsame der Stadt zu wachen hat, daß diese mit den Forderungen der Gesetzgebung in keinen störenden Konflikt gerathe; es ist die Handels-Kammer, die aber ihren Einfluß verloren hat, seitdem Birmingham durch die Reform im Parlament repräsentirt ist.

Kaum sind es dreißig Jahre her, daß die Stadt das Eigenthum eines Lehnsherrn war; um diese Zeit kaufte die Stadt ihre Ringmauern los und bedingte sich als ein auf sie übergehendes Recht das Wappen des Grundherrn. — Birmingham liegt auf einem Plateau und hat eine gesunde Luft, aber Mangel an fließendem Wasser. Erst tief unter dem Sande und dem darunterschichtenden rothen Sandstein findet man in einer Tiefe von 20 Metres zahlreiche Quellen. Das Wasser ist in der Oberstadt Selenitshaltig, in der Unterstadt gut und ohne Beischmack. Hier finden sich daher die Wasserträger, deren Birmingham wie Paris hat, nur mit dem Unterschiede, daß die Englischen nicht die Stelle von Pferden vertreten, zum Schöpfen ein. — Die Verwaltung von Birmingham ist sehr einfach; ehemals führte sie der Amtmann des Lehnsherrn, und sein Name ist geblieben. Zwei Amtleute theilen sich in die Aufsicht; ein Konstabler übt die allgemeine Polizei, dem zwei Aele- und Fleischkoster ausübend zur Seite stehen. Zwei obrigkeitliche Personen schlichten die Händel zwischen Wirth und Miether. Endlich giebt es noch zwei Leder-Prüfer, die aus der Zeit der Lohgerber herrühren, deren Birmingham einst besaß. Gegenwärtig besteht ihre einzige Function noch darin, bei dem Gastmahle zu singen, welches der Ober-Amtmann jährlich giebt. Fast hätte ich noch eine der wichtigsten Pflichten dieses Letzteren vergessen, die nämlich, den Beginn des Jahrmarktes auszurufen. Sonderbarer kann kein Aufzug seyn, als der, welchen er alsdann mit seinem Gefolge bildet. Ein Duzend Stadtpfeifer machen die musikalische Begleitung zu seiner Stentor-Stimme, und ein Duzend tonkundige Richter geben den Takt auf die ergötzlichste Weise an. Klarinette und Dudelsack bilden den Grund-Akkord.

Um auf Ernsteres zurückzukommen, so ist bereits vor mehreren Jahren eine Zeichenschule in der Stadt gegründet worden; ihr Nutzen für diesen Fabrikort war allgemein anerkannt, doch wurde sie zur Zeit wenig besucht. Wahrscheinlich hat sie seitdem an Frequenz gewonnen.

Die Presse in England seit Einführung der Buchdruckerkunst.

(Schluß.)

Aus diesen äußeren Umgestaltungen der Form erzeugten sich bald andere, die noch tiefer und bedeutender waren und mehr den Inhalt betrafen. Bisher hatte sich die Tagesliteratur Englands immer kindisch und zänkisch verhalten; dies hörte jetzt auf und machte einem gesunderen und solideren Treiben Platz. Die Libelle und Pamphlets verschwanden immer mehr; denn die Schriftsteller fanden es besser, ihre Meinungen und Ansichten in Bänden, die sich allgemeiner Gunst erfreuten, als in ephemeren Schriften aufzustellen, die das Publikum nicht immer beachtete, oder die sie gezwungen waren, selbst anzupreisen. Auch die materielle Lage der Schriftsteller fing an, sich zu bessern. Schon war ihr Honorar, mit dem verglichen, was sie früher bekommen, um 200 Prozent gestiegen; sie brauchten nicht mehr, um sich geltend zu machen, den Schutz und die Gunst einiger Großen, denn sie standen mit der Masse der Leser in direkter Verbindung. Auch für die Verleger war dies eine goldene Zeit: die Meisten von ihnen wurden reich, obwohl die Schriftsteller größere Ansprüche machten, während der Preis der Bücher derselbe blieb und sie überdies eine Taxe zu tragen hatten, welche die Regierung auf das Papier legte. Ein Quartband kostete damals 10 bis 12, ein Oktavband 5 bis 6 und ein Duodezband 2 bis 3 Shilling. Was die Anzahl der neuen Schriften betrifft, so finden wir in einem Katalog, der mehr als ein halbes Jahrhundert umfaßt, von 1700 bis 1756, 5286 Werke; alle Pamphlets, Predigten und Wiederabdrücke sind davon ausgeschlossen: dies giebt im Durchschnitt 93 neue Bücher jährlich und also einen Unterschied von 7 neuen Werken weniger gegen die vorige Periode. Aber, wenn man weniger druckte, so waren auch die Werke besser und ausgesuchter, die Zahl der Leser größer und mithin auch die Stärke der Auflagen bedeutender, so daß die Buchhändler bei einem Buch und einer Auflage viel mehr gewannen, als früher.

Auch dies ändert sich mit Georg's III. Regierung. Hier beginnt die vierte Periode der Englischen Presse, die sich weniger durch die Originalität als durch die Masse der literarischen Productionen auszeichnet. Besonders entwickelt sich jetzt die periodische Presse; die Revüen, die Magazine, die Journale vermehren sich ins Unglaubliche. Auf die Qualität des Buches kommt es nicht mehr an, sondern auf den reichen Absatz. Man verkauft sogar Bücher auf dem Lande mit Hülfe von Colporteuren, und um sie allen Börsen zugänglich zu machen, läßt man sie in regelmäßigen Lieferungen erscheinen. Smollet's Geschichte Englands wird nach diesem System zu zwanzigtausend Exemplaren abgesetzt. Ein Katalog, welcher die Zeit von 1792 bis 1802, also auf 10 Jahre umfaßt, enthält 4096 neue Bücher; rechnet man ein Zwölftel davon auf Wiederabdrücke, so bleiben noch durchschnittlich 322 neue Werke für jedes Jahr. Das Verhältniß dieser Zahl also zur ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts in Hinsicht der Zahl neuer literarischer Erscheinungen ist 3:1. Doch die Preise waren weit entfernt, dem Käufer entsprechende Vortheile zu bieten. Zuweilen finden wir sie um 50, zuweilen um 100 Prozent höher als um Anfang und Mitte des vorigen Jahrhunderts. Der Duodezband, der früher 2 bis 3 Shilling gekostet hatte, war jetzt nur für 4 Shilling zu bekommen; die 6 Shilling für den Oktavband waren auf 10 und die 12 für den Quartband auf 1 Pfund Sterling gestiegen.

Das quantitative Steigen der Englischen Presse dauert im 19ten Jahrhundert fort. In den ersten 27 Jahren desselben beträgt die Zahl der neuen Bücher nach einem Londoner Katalog 19,860, was nach Abzug eines Fünftels für Wiederabdrücke im Durchschnitt jährlich 588 neue Werke giebt oder 216 mehr als in den letzten 10 Jahren des vorigen Jahrhunderts. Bei dem Allen bleiben die Preise der Bücher immer sehr hoch. Die Ursache jenes Steigens ist in der Entstehung der Lese-Gesellschaften und Lesezimmer zu suchen. Anfangs erregten diese die Besorgniß der Buchhändler, welche fürchteten, diese Möglichkeit, viele Bücher zu lesen, ohne sie selbst zu besitzen, könnte die Nachfrage mindern; aber mit der Leichtigkeit, sich Bücher zu schaffen, stieg die Lust zur Lektüre, und neue Bestellungen trafen von allen Seiten ein. Auch wurde die Zahl der Käufer noch größer und sicherer durch die Thätigkeit der Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse, welche Ausgaben der besten Schriftsteller Englands zu mäßigen Preisen herbeischaffte, so daß der Handwerker und der Kaufmann im Stande waren, wenn sie nur die schwache Summe von 2 bis 3 Pfund jährlich opferten, sich kleine Bibliotheken von guten Werken anzuschaffen.

Man erwartete, daß diese wunderbare Zunahme von Büchern sämmtliche Bedürfnisse befriedigen würde, aber dem war nicht so; die Steigerung dauert in den nächsten Jahren fort, wie man aus folgender Uebersicht entnehmen kann, wo wir die Zahl aller neuen Werke zusammenstellen, die jedes Jahr in London von 1828 bis 1836 erschienen, die Pamphlets und Wiederabdrücke ungerechnet:

Jahre.	Zahl der Bücher.	Jahre.	Zahl der Bücher.
1828	1105	1833	1567
1829	1413	1834	1494
1830	1592	1835	1513
1831	1619	1836	1573
1832	1525		

Die periodische Presse bietet dieselbe Erscheinung dar. Das Penny-Magazine, ein Wochenblatt, welches für die mäßige Summe von einem Penny (10 Pfennige) seinen Lesern drei gedruckte Blätter mit historischen und naturwissenschaftlichen Skizzen, Novellen und tausend anderen mannigfaltigen Artikeln giebt, hatte gleich im Anfang einen solchen Erfolg, daß es bald neben sich drei andere Blätter der Art erstehen sah, das Chamber's

Journal, das Sonnabends-Magazin und das Pfennigblatt. Heute werden diese Blätter zu Tausenden ausgegeben, und die periodische Presse Englands liefert jetzt in einem einzigen Jahre mehr gedruckte Bogen, als ihrer die ganze Presse Europa's von der Zeit der Erfindung an bis zum Anfang des sechzehnten Jahrhunderts publizirte.

Doch um einen klaren Begriff zu geben von den Wundern, welche die Englische Presse jetzt leistet, wollen wir in einigen Ziffern ihren gegenwärtigen Stand resumiren. Die Zahl der Journale, die gegenwärtig im Vereinigten Königreich erscheinen, beträgt ungefähr 370, wovon 91 in London, 150 in den Provinzen, 76 in Irland und 53 in Schottland herauskommen. Die Zahl der Bogen, die den Stempel bekommen, beträgt jährlich 45 Millionen, und der Papier-Verbrauch dieser Journale beläuft sich auf 90,000 Rieß; doch sind hier nicht diejenigen Wochenblätter mitgerechnet, welche die Politik nicht zum Gegenstand haben. Unter diesen beschäftigen sich 6 nur mit Religion, 2 mit Literatur, eines mit Musik, 4 mit Medizin, 2 mit Naturwissenschaften, 20 mit Vermischtem; die letztgenannten sind die verbreitetsten, namentlich Chamber's Journal, das Pfennig-Magazin, das Sonntags-Magazin, der Spiegel, das Mechanics-Magazine, die Lanzette, das Magazin der Englischen Kirche und einige andere, die wöchentlich in 200,000 Exemplaren verkauft werden. Noch giebt es 13 Wochenschriften, von denen 12 der leichten Literatur gewidmet sind und das dreizehnte verschiedenen Belustigungen. Hierzu endlich kommen noch die Revüen, Magazine und andere Zeitschriften, die monatlich und vierteljährlich erscheinen und deren Zahl im Ganzen 270 beträgt, wovon 236 Monats- und 34 Vierteljahrsschriften sind. Dem Inhalt nach lassen sich dieselben folgendermaßen eintheilen: 58 sind für die Literatur im Ganzen bestimmt, 48 für verschiedene Zweige der Naturwissenschaften, 46 für religiöse Gegenstände, 4 für Englische Geschichte, 20 für die schönen Künste und 6 für die Mode. Die übrigen sind der Jugend gewidmet, und die meisten werden zu billigen Preisen verkauft. (Scientific Transactions.)

Westindien.

Die Neger auf Cuba.

Die Gesammt-Bevölkerung der Insel Cuba, im Belaufe von 900,000 Bewohnern, zerfällt in etwa 500,000 Neger und 400,000 Weiße, ein Verhältniß, das wohl Wunder nehmen könnte, wenn nicht schon hinlänglich bekannt wäre, wie, trotz aller der wohl verklausulirten und mit handbreiten Insiegeln versehenen Conventionen Englands, Frankreichs und Spaniens, der Sklavenhandel auf genannter Insel im besten Flore steht und vor aller Welt Augen so rückhaltslos naiv betrieben wird, daß die Gouverneure selbst eine feste Kopfsteuer auf jeden eingeführten Neger erheben. Wie viel diese Maßregel in der That für sich habe, erhellt zur Genüge gewiß schon aus dem Umstande, daß die Anzahl der aus Afrika eingeführten Schwarzen im letztverflossenen Jahre nicht weniger als 35,000 Köpfe betrug. Dieses gewaltige Zuströmen der schwarzen Race hat ihrer Gebieterin, der weißen, eben so wohl im Interesse ihrer Erhaltung, als ihrer Ruhe, eine gar weise berechnete Politik als Nothwendigkeit auferlegt, so daß nun wirklich das Loos der Havannah-Neger ein bei weitem besseres ist, als das des armen Schwarzen in Amerika, der, gleich viel, ob er frei oder Sklav, immer nur ein Paria ist, während jene, selbst als Sklaven, Menschen sind, die man schont, weil man sie — fürchtet. In Amerika wird jedes Tröpfchen schwarzen Bluts, das sich etwa in die Adern eines Weißen verloren, von einem unbezwinglichen, unausrottbaren Vorurtheile mit unerträglichem Späherblicke auskundschaftet, mit unüberwindlichem Haß und Verachtung verfolgt und bleibt bis in das zwanzigste Glied verdammt. In Havanna dagegen gilt selbst ein sogenannter Farbiger dem Weißen gleich und wird schon in der dritten Generation de jure in die Liste der Weißen eingetragen. Ja, hier kann er sogar schon im Augenblicke seiner Geburt ein Mitglied der Kreolenfamilie werden: wenn nämlich seine Mutter schwach genug ist, das neugeborene Kind im Findelhause niederzulegen. Aus dieser Zufluchtsstätte des Mißgeschicks gehen alle Kinder, ohne Unterschied der Farbe, frei und als Weiße hervor. Diese Pfleglinge der Gesammtmitleidenheit führen den Namen Valdés und entgehen auch hier nicht dem Muttermale, das ihres Gleichen noch immer überall wenigstens mit einer levissimae notae macula stempelt; das Volk tauft diese seine Pathchen mit dem gemeinsamen Spitznamen Conos (Kegel!). Dessenungeachtet steht ihnen über der Weg zu den höchsten Ehren und die Aufnahme in den Schooß der edelsten Familien unbeschränkt offen. So sieht man denn auch nicht selten Mädchen aus dem Findelhause, oder solche, deren Abkunft von schwarzen Aeltern nur nicht geradezu erwiesen ist, Frauen von Weißen und Damen der beau monde werden.

Zwischen dem Zustande des Louisiana- und des Cuba-Negers ist eine Vergleichung fast gar nicht möglich; denn ist er auch hier wie dort Eigenthum, Sache seines Herrn, so kann er doch hier diesen willkürlich verlassen, so bald er nur vermögend ist, eine Freiheit zu erkaufen, oder wenn er einen anderen Käufer für sich gefunden hat. In solchem Falle muß nun der Herr, auf Verlangen seines Sklaven, den Preis für denselben bestimmen, und hat dieser, wenn er die Taxe zu hoch findet, das Recht, durch den Richter die Summe ermäßigen zu lassen. Dann geht der Neger mit sich selber von Thür zu Thür hausiren.

Der mittlere Preis für einen Neger schwankt zwischen 300 und 400 Piastern, beträgt also hier etwa nur halb so viel, als in Louisiana. Der Handel selbst geht in den sogenannten baracons, einer Art von Scheunen, vor sich, indem der Käufer dort seine Waare untersucht und den Sklaven, sobald er ihn erstanden, von Kopf zu Fuß bekleidet. Dann führt er ihn in seine Behausung ein, wo er ihn acht Tage lang aufs glimpflichste behandelt. Dies ist nun zwar seine Flitterwoche, zugleich aber auch seine Probezeit, die sich nur allzugewöhnlich unter dem Regiment der Peitsche in eine Zeit der härtesten endlosen Arbeit verwandelt. Kaum hat ein Schiff, trotz der Englischen Kreuzer, welche in diesen Gewässern eine gewaltig strenge Aufsicht führen, eine Ladung Neger an der Küste gelandet, so ist die Bevölkerung auch schon davon unterrichtet; denn die Mehrzahl der Kaufleute hat nicht nur ein Interesse überhaupt, sondern förmlich Actien zum Sklavenhandel, der denn auch eine Haupt-Erwerbsquelle daselbst abgiebt.

Wenn man aber in Europa eine Unzahl von mehr oder minder gerechtfertigten Klagen über das Schicksal der Neger, dieser fast ausschließlichen Opfer des Sklavenhandels, anstimmt, so sind diese doch nicht völlig eben so begründet, als sie meist wohl uneigennützig und gut gemeint sind. Denn diese Neger sind zwar unglücklich: sie sind ja Sklaven! Aber man übersieht dabei doch gewöhnlich den Umstand, daß diese armen Schächer auch in ihrem Vaterlande schon nichts Anderes als Sklaven gewesen, — daß dort alle Stämme, in Folge ihrer beständigen gegenseitigen Feindseligkeiten, die Knechtschaft von ihres Gleichen als staatliches Prinzip schon lange, bevor wir Andere daran gedacht, dies für uns zu benutzen, festgestellt hatten. Daher kaufen und können die Negerhändler nur Individuen kaufen, die bereits Sklaven sind und ihrer Afrikanischen Herren Stempel tragen, wie unsere Pferde das Zeichen der ihrigen. Welcher Art aber die Lage derselben in ihrem Vaterlande, erhellt zur Genüge schon daraus, daß sie, anstatt nach diesem sich zurückzusehnen, vielmehr die Rückkehr dahin ablehnen und es vorziehen, auf den Antillen zu bleiben: ein Argument zur Milderung der Gehässigkeit und der Verdammenswürdigkeit des Prinzips des Sklavenhandels, das ich nöthigenfalls mit mehr als hundert Beispielen belegen könnte.

Indeß gab und giebt es freilich auch Neger, bei welchen das Andenken an ihr Leben in der Heimath über alle Annehmlichkeiten ihrer späteren Lage vollständig triumphirt, für welche die vaterländische Luft, der Anblick des heimischen Himmels ein gebieterisches Bedürfniß, zu dessen Befriedigung sie sich mitten durch tausendfachen Tod Bahn brechen, eine Art moralischen Hungers, welchem Herz und Seele, nach dem Vaterlande schmachtend, entkräftet erliegen. Es sind Beispiele bekannt, daß dies Heimweh die Unglücklichen aus der Wohnung der besten Herren mitten durch die ungeheuersten, ihnen völlig unbekannten Länder getrieben, wobei ihnen nichts als ihr Instinkt, diese Sonne ihres Herzens, und die Sonne, dieser Instinkt ihrer Augen, zu Führern gedient. Sehen sie dann dies leitende Gestirn an jedem Abende anscheinend ganz nahe vor ihnen untergehen, gerade, wie es ihnen im heimathlichen Lande ihrer Sehnsucht erschienen war — so meinten diese Unschuldigen an jedem Abende mit erneuter Zuversicht: Nun hätten sie doch gewiß nur noch ein paar Schritte bis zu ihrer Heimath, und gingen so, buchstäblich wie die Hirten des Evangeliums, „die Augen auf den Stern am Himmel gerichtet" — bis sie sich dann urplötzlich am Rande des unermeßlichen Oceans befanden! Wie schmerzlich erkannten sie dann ihre fromme Täuschung! Aber, scheiterten auch hier alle ihre bis dahin gehegten Hoffnungen, so half ihnen doch bald ihre gläubige Einfalt zu neuem Muthe und zimmerte ihnen ein Boot, in welchem sie sich, obschon es aus einer Baumrinde bestand, den Wellen des trüglichen Elements vertrauten, ohne einen anderen Kompaß zu haben, als ihre unwandelbare Zuversichtlichkeit, ohne ein anderes Steuer als den leitenden Zug ihres Herzens. Und nicht Alle haben ihr Vertrauen zu Schanden werden sehen; denn man hat dergleichen Flüchtlinge gefunden, welche ihr guter Stern von Cuba bis nach St. Domingo, ja bis nach Jamaika wohlbehalten geführt hatte.

Einem noch wunderlicheren Glauben aber sind die Neger einer gewissen Afrikanischen Kaste ergeben, welche sich, um der Gefangenschaft in der Fremde zu entrinnen, sobald die Sehnsucht nach der Heimath sie übermannt, mit ihrem besten Anzuge schmücken, das Wenige, was sie an Baarschaft etwa besitzen, sorgfältig zu sich stecken und dann sich selber an den ersten besten Baum im Walde aufhängen — in der unerschütterlichen Ueberzeugung, daß sie im Augenblicke ihres Hinscheidens nach ihrer Geburtsstätte zurückversetzt werden. Deshalb hüten sich denn auch die wohlerfahrenen Sklavenhändler sorgfältig vor dem Ankauf eines Negers aus dieser Kaste. Hier nun noch eine Bestätigung dessen, was wir über den Vorzug der Sklaverei auf Cuba schon gesagt haben. Wenn man daselbst einen dieser orthodoxen Neger fragt, was seine Brüder zu dergleichen Selbstopferungen vermöge, so bekommt man nicht selten die Antwort: „Wir gehen nicht, um zu fliehen unseren weißen Herrn, aber um wiederzusehen unsere Aeltern und Freunde, die gefangen zu Haus, und um sie frei zu machen und zu führen hierher, wo besser als dort." Dieser Selbstmord ist also häufig nichts Geringeres, als ein Akt der Pietät: sie denken, ihre zu Hause gefangenen Angehörigen abzuholen, um sie der eigenen milderen Gefangenschaft in der Fremde theilhaft zu machen — ein frommer Aberglaube, welchen ihnen aber ihre Herren in den Kolonieen weit schwerer anrechnen, als alle nur erdenkliche übrige Fehler.

So bietet die Geschichte des Sklavenhandels, wie man nun wohl schon erachtet, eine große Menge von Seltsamkeiten und viel Merkwürdiges dar. Der Kaufpreis der Neger wird meist in Goldstaub, Stoffen oder kurzer Waare, ganz vorzüglich häufig aber in Branntwein und in Kaurimuscheln, welche bekanntlich die Stelle der Landesmünze vertreten, entrichtet. Diese Muscheln reihen die Afrikaner auf Fäden zu einem Halsbande an einander, so daß sie dergestalt ihr Vermögen zugleich als Schmuck mit sich umhertragen. Ist ein Spanisches Negerschiff durch die Kreuzer aufgebracht, so wird dessen Mannschaft zusammt dem Capitain an gewissen Küsten ausgesetzt, wo sie, den Conventionen gemäß, in beständiger Verbannung und Haft leben sollen. Hiergegen haben sich aber schon längst die trefflichsten Auskunftsmittel gefunden. Die so Verurtheilten kaufen sich nämlich entweder Todtenscheine bei den respektiven Statthaltern, erscheinen dann unter neu angenommenen Namen wieder und sterben so, je nach Erfordern der Umstände, vielleicht drei oder vier Male in ihrem Leben — oder sie schwindeln sich, wenn sie es vorziehen, zuletzt unter ihren wahren Namen zu leben, durch zwei oder drei apokryphische Existenzen, indem sie sogleich im Beginne ihrer Laufbahn einen oder nach einander mehrere falsche Namen sich beilegen. Ein solchergestalt vom Tode erstandener Capitain erzählte mir einst: als er einmal von einer Englischen Goelette angegriffen worden, haben seine Neger von ihm Waffen verlangt, um — sollte man es wohl glauben? — um ihn gegen die zu vertheidigen, die doch nur gekommen waren, um sie selber zu befreien! Oder bestände diese Befreiung manchmal wirklich nur darin, daß, wie man sagt, die Engländer einer solchen Ladung sich eben bemächtigen, um sie in ihren Kolonieen für eigene Rechnung zu verhandeln? — Dabei wäre also der arme Neger nur der Vorwand und die Philanthropie nur die Maske zur Verhüllung der eigenen Selbstsucht im Kampfe wider die fremde? Als aber der Sklavenhändler noch mit dem Tode bestraft wurde, hat man die Negerhändler nicht selten im äußersten Falle ihre Zuflucht darin suchen sehen, daß sie ihre ganze Ladung über Bord warfen!

Unter den Mitteln, wodurch man auf Cuba einer etwaigen gefährlichen Unzufriedenheit der schwarzen Uebermacht vorgebeugt, verdient auch das besondere Rücksicht, daß man die freien Farbigen zu einer bewaffneten Nationalgarde konstituirt hat: eine Auszeichnung, die dem Neger um so wohlthuender schmeichelt, je mehr er ohnehin von Natur schon kindisch vernarrt in Federbüsche, Musik und Tressenkleider ist. So wird der Ehrgeiz der Schwarzen, den Weißen gleichzukommen, geweckt und genährt; so werden die Interessen beider Theile mit einander verschmolzen und die Schwarzen veranlaßt, sich über ihre eigene Kaste erhaben zu dünken. So paralysirt man durch Theilung wie durch Centralisation die Elemente einer möglichen Gährung in der gemischten Bevölkerung. Jedoch kommen in den großen Besitzungen auf dem platten Lande häufig Empörungen vor; denn diese sind mehrentheils von ihren reichen Eigenthümern verlassen und, zuweilen mit mehr als 1000 Negern, lediglich der Willkür ihres Mayorals oder Verwalters anheimgegeben. Glücklicherweise aber haben dergleichen Aufstände, so mörderisch sie auch zuweilen gewesen, bisher, den von 1833 allein ausgenommen, niemals weitere Verzweigungen gehabt. Nur in dem erwähnten Jahre zeigten sich Einverständnisse der Neger auf dem Lande mit denen in den Städten. Die Häuptlinge dieser Letzteren, meist aus der Klasse der Catrescros oder Kutscher, sollten damals nämlich mit allen ihnen anvertrauten Pferden ausrücken. Doch wurde diese Verschwörung verrathen und noch im Entstehen gänzlich unterdrückt. Seitdem aber reisen die Bewohner des flachen Landes nie anders, als mit ihrem zuverlässigen kurzen einschneidigen Säbel bewaffnet, und zwar eben sowohl aus Besorgniß vor den flüchtigen Marron-Negern, als vor den gegen diese losgelassenen Hunden, welche die Neger nicht nur in Folge ihrer Dressur, sondern auch aus Instinkt spüren und verfolgen. Deshalb hatte auch der General Leclerc von Cuba aus eine ganze Ladung von dergleichen furchtbaren Hülfstruppen zur Expedition nach St. Domingo mitgenommen. (La Presse.)

Mannigfaltiges.

— Janin und die Güter-Lotterie. Ganz Paris hat sich eine Woche lang von dem Glücke Jules Janin's unterhalten, der auf seiner Italiänischen Reise ein Loos zu einer Güter-Lotterie gekauft und nun die Palazzina Lazzarini im Herzogthume Lucca gewonnen hat. Der Pariser Feuilletonist ist mit einemmal eine Italiänische Excellenz, ein Luccheſischer Standesherr, der Gebieter über so und so viel Seelen männlichen und weiblichen Geschlechts geworden. Er selber erzählt es uns in seiner ungenirten, allerdings oft gespreizten, aber nichtsdestoweniger unterhaltenden Weise im Journal des Débats. Er schildert uns den Neid, den sein Glück besonders bei seinen journalistischen Kollegen erregt hat, bei den Kollegen, die, obwohl sie selber Alle gern Minister und Rittergutsbesitzer werden möchten, doch dem Schriftsteller und Journalisten Thiers, von dem Tage an, wo er Minister geworden war, ewige Feindschaft geschworen hatten und eben so dem guten Janin sein in der Nähe von Dante's paradiesischer Heimat gewonnenes Rittergut gern zu einer Danteschen Hölle machen möchten. Aber so viel Mühe sie sich auch geben, die Sache in Zweifel zu ziehen — sie bleibt doch wahr. Er besitzt das Loos, die Ambe Nr. 72—75, worauf die Palazzina Lazzarini gefallen ist, und auf die Frage, was er nun wohl als Gutsbesitzer anzufangen gedenke, verweist er auf die bekannte Antwort eines Schafhirten. Dieser Schafhirte rief nämlich einmal: „Ach, wenn ich doch nur König von Frankreich wäre!“ — „Nun, was thätst du dann?“ — „O, dann würde ich meine Schafe zu Pferde hüten.“ — „Und ich“, fügt Janin hinzu, „ich werde mir, wenn mein Schloß wirklich etwas einträgt, einen Regenschirm kaufen und nach dem Theater in einem Omnibus fahren.“ — Ja, wenn es wirklich etwas einträgt! Die Güter-Lotterieen im südlichen Deutschland und in Italien pflegen jedoch so vortrefflich eingerichtet zu seyn, daß man nur goldene Nieten gewinnt. Und gewiß ist es keine der kleinsten Ironieen der Glücksgöttin, daß sie gerade unseren Freund Janin ausersehen hat, die Palazzina Lazzarini, eine goldene Niete in der Luccheſischen Güter-Lotterie, zu gewinnen.

— Historische Studien der Engländer. Wir sind in Deutschland gewohnt, der Geschichtschreibung der Engländer einen hohen Rang anzuweisen, weil diese in der That einige Namen und Werke besitzen, denen wir kaum etwas Gleiches an die Seite zu stellen haben. Indessen scheinen wir doch auch in dieser Beziehung die Verkennung heimischen Verdienstes und die Ueberschätzung des Ausländischen etwas zu weit zu treiben. Besitzen wir auch noch keine „Deutsche Geschichte“ von so klassischem und wohlbegründetem Rufe, wie die Engländer bereits von drei verschiedenen Historikern die Geschichte ihres Vaterlandes aufzuweisen haben, so dürfen wir doch dagegen in allen Gebieten der älteren wie der neueren Geschichtsforschung auf Männer uns berufen, welche die Wissenschaft gefördert und zu dem Europäischen Gemeingut der Intelligenz mehr beigetragen haben, als verhältnißmäßig Engländer und Franzosen. Ein im letzten Hefte der British and foreign Review enthaltener Aufsatz über die „Englische historische Gesellschaft“ (auf die wir später noch besonders zurückkommen werden) unterstützt unsere Ansicht, indem darin mit großer Schärfe über den Mangel an historischem Sinne bei den Engländern Klage geführt wird. „Niemand“, heißt es bei dieser Gelegenheit, „Niemand wird verkennen, daß wir auf dem Felde der Geschichte weit hinter unseren Nachbarn zurückgeblieben sind. Mit Ausnahme zweier oder dreier Werke von tieferer Bedeutung, haben wir nichts den zahlreichen und gelehrten Schriften gegenüber zu stellen, mit denen der Kontinent bedacht ist, und es kann nicht geleugnet werden, daß dies einzig und allein der Gleichgültigkeit, Sorglosigkeit oder verkehrten Ansicht der verschiedenen Landesverwaltungen zuzuschreiben sey, die es hinter einander verschmäht haben, ein Beispiel zu nehmen an dem, was in anderen Ländern geschieht, wo man die Gelehrten nicht dem prekären Schutze des großen Publikums oder der zarten Sorgfalt des Buchhandels allein überläßt. Doch dies ist noch nicht Alles. Wir müssen leider auch hinzufügen, daß hier sogar die Elemente fehlen, daß der gewöhnliche Unterricht, dessen der Historiker bedarf, nirgends ertheilt wird, daß die Wissenschaft der Paläographie und der Chronologie neun Zehntheile sogar unserer für Geschichtsforscher sich ausgebenden Männer von Fach ein unbekanntes Land ist. Unsere Deutschen Leser werden lächeln, wenn sie erfahren, daß die Englische Kirche, die sich in Europa der reichsten Ausstattung erfreut, die sich des Besitzes dreier Universitäten rühmt und eine fast unzählbare Menge von Schulen aufzuweisen hat, doch dem Wißbegierigen nicht einmal ein vollständiges Verzeichniß ihrer eigenen Erzbischöfe seit der Zeit des Augustinus und Paulinus vorlegen kann; daß wir bis jetzt nicht einmal gedruckte Exemplare eines großen Theiles unserer Chroniken besitzen, daß wir eben erst eine Ausgabe unserer frühesten Gesetze veranstalteten, und daß wir keine Sammlung der Freibriefe und anderer Aktenstücke haben, welche der beste Kommentar jener lex non scripta sind, deren Ursprung nicht zu kennen wir zugeben. Müssen wir uns nicht schämen, daß das gelehrte Ausland mehr als wir selbst gethan hat, um die Lücken auszufüllen, die unsere Geschichte darbietet? Die Lebensbeschreibungen unserer älteren Kirchenfürsten, voller Belehrung in Bezug auf die früheste Geschichte unseres Landes, sind in der Sammlung der Bollandisten zu finden; die beste Ausgabe der alten statuarischen Gesetze, die es bis jetzt giebt, ist die von Schmidt; der beste Kommentar dazu von Philipps in München; die beste Geschichte von England unter den Sachsen und ersten Normannen hat Lappenberg geliefert: lauter Arbeiten, die uns zur Schande gereichen, da wir ja alle Materialien besitzen, auf welche Andere gebaut haben. Wir rühmen uns zwar einer „Alterthums-Gesellschaft“, aber wenn es nicht geradezu nachtheilig ist, so viel Mittelmäßiges zu hegen und zu pflegen, so muß man doch das Ganze mindestens als etwas Kindisches bezeichnen. Ferner hat die Regierung, und zwar sind bereits zwanzig Jahre seitdem verflossen, eine authentische Sammlung unserer historischen Denkmale angeordnet, aber bis auf den heutigen Tag soll noch die erste Zeile zu diesen Denkmalen geliefert werden.“

Das mit der heutigen Nummer zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 118. Berlin, Montag den 1. Oktober 1838.

Frankreich.

Topographie der Pariser Börse.

(Nach der Revue de Paris.)

Die Pariser Börse ist ein Palast, den drei Mächte in Besitz genommen haben: die Staatspapiere, der Handel und die Handelsgerichte. Bei der Eintheilung dieses prachtvollen Gebäudes sind dieselben indeß nicht gleich gut bedacht worden, und das Verdienst scheint am allerwenigsten den Ausschlag gegeben zu haben; denn wenn in dieser Welt der Moral allein das Schiedsrichteramt überwiesen worden wäre, und wenn die Würdigsten auch immer die besten Plätze fänden, so hätte auch hier die Rangordnung eine ganz andere seyn müssen. Auf der Börse ist man von einem ganz entgegengesetzten Gesichtspunkte ausgegangen. Das Handelsgericht mit Allem, was davon abhängt, ist in die oberen Stockwerke, die Mansarden und Dachräume eines Palastes verwiesen worden, um die sie freilich der Königliche Gerichtshof noch immer beneiden würde und die nur durch den Vergleich mit der Nachbarschaft in ihrem Werthe sinken. Den Staatspapierhandel dagegen, den Beherrscher unserer Zeit, diesen allein noch erbliche und dauernde Gewalt, hat die Pariser Stadtbehörde im Jahre 1823 aus seinem Bretterschuppen in der Straße Feydeau hervorgeholt und feierlich in sein neues, nach dem Muster des Parthenons erbautes Heiligthum eingeführt. Jetzt werden ihm die Thüren seines Tempels täglich um ein Uhr Nachmittags eröffnet; er strömt hinein, füllt die inneren Räume, und die wogende Fluth schlägt brausend an alle Zugänge zum „Parket", dem Heiligthum der sechzig Auserwählten, die freilich nicht dem Stamme Levi angehören. Leider treibt der Stamm Levi, wie alle andere Stämme Israels, Winkelmaklerei; sie sind „Marrons", um den technischen Ausdruck zu gebrauchen.

Um drei und ein halb Uhr müssen diejenigen, welche in Staatspapieren, Actien und anderen Papieren Geschäfte machen, sich zur Ruhe begeben oder wenigstens ihr Zelt an einem anderen Orte aufschlagen. Sie müssen dann einem positiveren, solideren Handel, der die Erzeugnisse der Arbeit zur Grundlage hat, dem Waarenhandel, den Platz räumen. Dieser, der eigentliche Handel, der die Kosten des Baus der Börse größtentheils mit seinen Zuschüssen bestritten hat, läßt sich erst dann blicken, wenn die Papierhändler sich entfernt haben. Die Luft ist dann durch die Menge der Spieler, welche vorher ihr Wesen hier getrieben haben, verunreinigt, und die Kaufleute müssen den Staub einathmen, den die Herren Wechsel-Agenten aufgerührt haben, um mit dem fünften Glockenschlage wieder vertrieben zu werden. Der eigentliche Handel macht den Schluß der Börse, und wenn er hinausgewiesen ist, werden die Thüren geschlossen. Es ist keineswegs unsere Absicht, uns gegen die hergebrachte Ordnung aufzulehnen, und wir wollen als unbetheiligte Zuschauer die Dinge so nehmen, wie sie sind. Es ist nicht unsere Sache, die Rangordnung der drei bedeutendsten Inhaber der Börse nach ihrem etwaigen Nutzen für die Gesellschaft zu bestimmen, sondern wir wollen ihren Werth nach dem Platze, den sie einnehmen, und nach dem Lärm, den sie machen, abschätzen. Das Handelsgericht übergehen wir ganz, und von dem eigentlichen Handel und seinen bescheidenen Versammlungen wollen wir auch nur das Nothwendigste anführen. Zuerst müssen wir aber mit den Grundgeschäften zu Ende kommen; diese haben, wir gestehen es unumwunden, nach unserer Ansicht den Vorrang und verdienen denselben auch, denn sie verschaffen dem Publikum sechs Tage in der Woche ein gleichförmiges Schauspiel, welches für den Einzuweihten immer den Reiz der Neuheit behält und demjenigen, der sich mit der Rolle eines Zuschauers begnügt, nichts kostet. Ja, nur als Zuschauer kann man hier gefahrlos seyn, und selbst der Einfall, eine ganz untergeordnete thätige Rolle zu übernehmen, kömmt theuer zu stehen. Alles, was die kleinen Spieler des Spiel setzen und verlieren, fällt einigen Matadoren in die Hände. Nicht Jeder aber ist ein Matador, wenn er es gern seyn möchte; das erste Erforderniß ist, eine oder zwei Millionen zu besitzen; weder natürlicher Verstand, noch kluge Berechnung, noch Bekanntschaft mit einem Minister, selbst zur Zeit einer Krise, gewähren eine solche Aussicht auf Erfolg, wie zwei Millionen.

Wer also nicht zwei Millionen hat, der komme her und schaue; von uns soll er den Wegweiser, die Topographie erhalten. Will man sich nicht mit dieser unvollständigen Weihe begnügen, so lese man das Handbuch der Französischen und fremden Staatspapiere von Jacques Bresson, oder das Börsenbuch von Lamst, welches schon in der zehnten Auflage erschienen ist. Freilich genügt auch das noch nicht, und man kann mit diesen Führern nicht am Ziele anlangen; es bedarf weiterer Studien, um eine vollständige Kenntniß des Geldverkehrs zu erwerben, und für die meisten Leser klingen die technischen Ausdrücke wie Rothwelsch. Uebrigens geht die Theorie Hand in Hand mit der Praxis; aber das ist gerade der gefährlichste Schritt, und Viele, die sich zuerst nur auf ein bescheidenes Börsenspiel einließen, um ihre Neugierde zu befriedigen, um diese sonderbare Welt zu studiren, wurden vom Strome der Verführung fortgerissen und mußten ihre Würden und Aemter im Stiche lassen, ihre ehrgeizigen Pläne aufgeben, weil sie dem treulosen Glücke gefolgt waren. Wehe dem Neuling, der zuerst einen glücklichen Wurf thut! Wir wollen also nicht den Mechanismus des Börsenspiels erklären, sondern nur die äußere Physiognomie der Börsenleute abzuzeichnen versuchen.

Wenn es keine Börsen gäbe, so würde der Papierhandel dieselben vielleicht nicht erfinden, aber sie gewiß entbehren können. Wir erhalten täglich den Beweis durch die Speculationen, die unter freiem Himmel oder in einem Kaffeehause gemacht werden. Ueberall, wo sich zwei Eingeweihte, in der Börsensprache „Coulissenmänner", antreffen, überall, wo dieselben einige unverständliche Worte wechseln, welche das unbetheiligte Publikum für maurerische Symbole hält, überall, wo zwei Personen Platz finden, sich einige Worte zuzuflüstern, kann dies Spiel veranstaltet werden. Von Zeit zu Zeit hört man zwar von Entwürfen zur Unterdrückung der sogenannten Zeitkäufe sprechen; aber diejenigen, von denen solche unpraktische Vorschläge ausgehen, scheinen die einfache Betrachtung nicht angestellt zu haben, daß die Zeitkäufe Wetten sind. Nun ist kein anderer Gegenstand mehr zu Wetten geeignet, als die Staatspapiere, weil sie durch die Natur der Sache beständigen Schwankungen unterworfen sind. Es ist zu vermuthen, daß die achtbaren, aber nicht sehr einsichtsvollen Männer, welche diesen Mißbrauch durch die Macht der Gesetze abstellen zu können glaubten, niemals zur Mittagszeit vor der Anhöhe bei Tortoni auf- und abgegangen sind; sonst würden sie wohl wissen, mit welcher Leichtigkeit man einen Kauf von 30,000 Francs in Staatspapieren auf das Ende des Monats oder des nächstfolgenden Monats abschließen kann. Dies geschieht beim dämmernden Scheine der Laterne der Abend-Zeitungen, in der Mitte von zwanzig Spekulanten oder Winkelmaklern, welche, in eine dichte Rauchwolke gehüllt, nur mit den Belgischen Angelegenheiten beschäftigt zu seyn scheinen. Man braucht nur einmal einer solchen Versammlung beigewohnt zu haben, um nicht das Unmögliche, die Unterdrückung des Börsenspiels, von den Gesetzen zu fordern; dann wird man auch begreifen, daß dieses gefährliche Spiel an der Börse noch einer gewissen Regel unterworfen ist und größere Bürgschaften darbietet. Jedes Zwangsgesetz würde nur auf den Umsatz im „Parket" einen gewissen Einfluß ausüben können, d. h. es würde das unterdrücken, was noch die meisten Ansprüche auf Duldung hätte. Die sechzig Wechsel-Agenten, welche mit dem Ertrage des baaren Geld-Umsatzes nicht die Zinsen eines Kapitals von sechzig Millionen bestreiten könnten, würden oft genöthigt seyn, die Gränzscheide des freien Gebiets, wo das Spiel immer den strengsten Gesetzen trotzen wird, zu überspringen. Bei der gegenwärtigen Sachlage weiß man wenigstens, wo die „Coulisse" anfängt und aufhört; man weiß, an wen man sich zu halten hat und wohin man sich wenden soll; ein Jeder kann seinen Neigungen und abenteuerlichen Gelüsten nachgehen.

Der Platz der „Coulisse" wird täglich mehrmals verändert, ohne daß diese Beweglichkeit den Operationen schädlich werden könnte, denn sie spekulirt gern im Gehen; sie gleicht den leichten Truppen auf den Flügeln eines Heeres, die ihr Feuer nie einstellen. Zuerst faßt die „Coulisse" bei Tagesanbruch in den Kaffeehäusern Posto, in einem umgitterten Raume, auf dem Asphaltpflaster bei Tortoni. Diese sogenannte kleine Börse ist keiner festen Ordnung unterworfen, und es gilt auch keine bestimmte Versammlungsstunde. Zur Zeit politischer Krisen und wichtiger Ereignisse erscheinen einige Koryphäen der „Marrons" schon um zehn Uhr Morgens; sie beeilen sich, die empfangenen

Aufträge auszuführen, oder sie suchen neue. Um diese mit Geschäften überhäuften Männer sammeln sich dann Gruppen von „Coulissenmännern" zweiter und dritter Klasse. Hier ist ein beständiges Gewühl; ein Jeder ist beschäftigt, oder scheint es wenigstens zu seyn, und man flüstert sich geheimnißvoll einen guten Morgen zu, als wenn man sich das Wichtigste mitzutheilen hätte. Wenn der Charlatanismus aus der ganzen übrigen Welt verbannt wäre, würde man ihn immer noch auf dem schmalen Parallelogramm finden, welches sich von der Straße Taitbout bis zur Straße Laffitte ausdehnt. An wichtigen Tagen strömen auch die Wechsel-Agenten hierher, obgleich sie hier keine Wechselgebühren gewinnen können, und warten die Eröffnung der großen Börse ab, um ihre Operationen zu beginnen. Sie wollen die Bewegung in ihren Anfängen beobachten, sie in ihrem Fortgange begleiten und sich von derselben ins Parket tragen lassen, um nicht unvorbereitet zu seyn. Für sie ist nichts gleichgültig, was auf die Staatspapiere Bezug hat, und wie viel lebendiger muß noch die Theilnahme derjenigen seyn, welche ein persönliches Interesse wahrzunehmen haben. An solchen Tagen ist die Zahl der Gäste bei Tortoni ungleich größer als sonst; dann sind alle Tische von den Wechsel-Agenten in Beschlag genommen, seltener von den „Coulissenmännern", welche meist nicht frühstücken, theils weil sie keine Zeit haben, theils aus Sparsamkeit. So werden die Säle des ersten Stockwerks, welche die patentirten Agenten und ihre Gehülfen fast ausschließlich in Beschlag nehmen, gleichsam in ein zweites „Parket" umgewandelt, und die Wechsel-Agenten vermeiden hier eben so ängstlich jede Berührung mit den „Marrons", wie im „Parket" der großen Börse. Die Treppen werden nicht leer von Neuigkeitsboten, und dann beginnt zur Erbauung aller Eingeweihten, die heiter plaudern und munter trinken, das so kurze und inhaltreiche Gespräch der Börsenmänner: „Wie hoch ist der Cours?" — „Achtzig Fr. fünfundsiebenzig C. (wohlverstanden die dreiprozentige Anleihe und Ende des Monats, denn wir sind noch nicht auf der offiziellen Börse, wo der Geld-Cours festgesetzt wird)." Dann geht die Unterhaltung weiter. — „Und die fünfprozentigen?" — „Hundertundeilf Fr. funfzig C., Brief; dreißig, Geld." —

Die politischen Krisen, welche das Spiel so sehr begünstigen, gehen rasch vorüber, und die Wechselhändler thun wohl, den Augenblick wahrzunehmen. Kaum ereignet sich alle Vierteljahre eine wichtige Begebenheit, welche die Speculation ausbeuten könnte, wie scharf auch im Uebrigen ihre Krallen seyn mögen. Die Zeiten der Ruhe sind der gefährlichste Feind der Börse, welche nicht ohne politische Aufregung leben kann; wenn diese fehlt, so hüten sich die Börsenspieler wohl, ihre Ausflüge schon am Morgen zu beginnen, und sie erscheinen erst gegen Mittag auf dem Koblenzer Boulevard; höchstens sieht man früher einige „Coulissenmänner", welche ihren Posten nicht verlassen wollen, herumschleichen. Allmählig wachsen dann die Gruppen durch neue Ankömmlinge, aber die Corporation der autorisirten Wechsel-Agenten wird doch nur durch etwa ein Dutzend Associés und Commis vertreten, welche gerade nichts zu thun haben, und welche hier eine eingeschmuggelte Cigarre rauchen. Gegen ein Uhr bricht die „Coulisse" von Tortoni auf und wälzt sich der großen Börse zu. Dann sind die Straßen Saint-Marc, Richelieu, Feydeau und alle Zugänge der Börse von Menschen angefüllt, welche man überall gesehen zu haben glaubt, ohne sich auf ihren Namen besinnen zu können. Diese Figuren scheinen jetzt schon etwas aufgeregter zu seyn, und sie strömen alle demselben Punkte zu, nämlich dem Griechischen Tempel, wo sie sicher seyn können, die beiden thätigsten Stunden ihres Lebens wohl oder übel anzuwenden, wie groß auch die politische Erschlaffung seyn mag.

In derselben Zeit ist der Säulengang, welcher dem Haupteingang der Börse vorgebaut ist, der Schauplatz ganz anderer Scenen, und man kann hier eine von der früher beschriebenen ganz unterschiedene Menschengattung wahrnehmen. Wir wollen hier einen Augenblick rasten, bevor wir in das Innere des Tempels dringen, um uns die äußere Lage zu veranschaulichen. Die vier regelmäßigen Seiten der Börse, welche von einer ringsumlaufenden Säulenhalle umschlossen sind, liegen nach den vier Hauptweltgegenden zu. Die nördliche Seite liegt der schönen Häuserreihe gegenüber, in welcher sich das Französische Lloyd, die neue Bank des Omnium und alle Lebens- Feuer- und See-Versicherungs-Gesellschaften befinden. Ganz zu Ende derselben ist das Haus der Taxations-Kommissarien, welche sich hier wirklich in einer köstlichen Stellung befinden, um die Opfer, welche auf dem benachbarten Schlachtfelde der Börse fallen, aufzufangen. Muß man nicht in die Scylla fallen, wenn man der Charybdis entfliehen will? — Gegen Süden ist die Börse dem Theil der Straße les Filles-Saint-Thomas zugewendet, welcher durch die Straßen Vivienne und Notre-Dame-des-Victoires abgegränzt wird. In diesem Theile des Gebäudes ist den Waarenmäklern und den Agenten der Versicherungsgesellschaften ein Zimmer eingeräumt, welches von denselben zwischen drei und fünf Uhr in Beschlag genommen wird; es ist ein bescheidenes Zimmer, dessen geringer Umfang dennoch genügend erscheinen würde, wenn sich nicht der großartige Saal zur Vergleichung darböte, in dem die Wechsel-Agenten von Zeit zu Zeit Erholung für ihre erschöpften Stimmen und ihre müden Beine suchen. Im Osten liegt der Börse der Theil der Straße Notre-Dame-des-Victoires gegenüber, welcher täglich auf Kosten der Häuser breiter wird. Hier haben die Wechsel-Agenten ihren schon erwähnten Ruheort; derselbe ist nach Osten gewendet, nicht etwa, weil die Besucher des „Parket" die aufgehende Sonne anbeten, im Gegentheil findet man auf der Börse ein Gemisch von allen Religionen und Glaubensmeinungen, und es giebt sogar eine Gattung hartnäckiger Spieler, nämlich die auf das Fallen der Papiere Spekulirenden, welche nur immer der untergehenden Sonne Weihrauch streuen. Die Wechsel-Agenten müssen sich allzu verschiedenen Anforderungen anbequemen, als daß sie einem ausschließlichen Einflusse gehorchen könnten. Der Wechselhandel hat keinen Gott, und das Zimmer der Wechsel-Agenten ist ganz einfach deshalb nach Osten zu gelegen, weil man hier im Sommer eine angenehme Kühle, im Winter eine mittlere Temperatur findet. — Der Haupteingang der Börse befindet sich auf der westlichen Seite, der komischen Oper gegenüber. Etwas vor ein Uhr sammeln sich hier Spekulanten, welche nie Tortoni's Treppe betreten haben und welche aus den entlegensten Theilen der Hauptstadt direkt nach der Börse strömen, ohne sich auf der Zwischenstation des Koblenzer Boulevards aufzuhalten. Diese Leute bilden eine eigene Kaste im Reiche der Spieler, eine eigene Gattung von Börsenmännern: es sind die Baar-Spekulanten. Man wird sich vielleicht wundern, diese beiden so widersprechenden Worte zusammengepaart zu finden, aber das Börsenspiel weiß alle Formen anzunehmen. Das Spiel der Baar-Spekulanten ist das einfachste und wohl auch das klügste. Sie wählen fast ausschließlich drei oder vier verschiedene Arten von Staatspapieren, unter denen die Cortes-Anleihe und die aktive Schuld lange Zeit obenanstanden; gewöhnlich wissen sie mit seltenem Scharfblicke den Augenblick wahrzunehmen, wo die Staatspapiere ihren niedrigsten Cours erreicht haben und folglich nur noch steigen können, vorzüglich, wenn ihnen Espartero durch eine militairische Demonstration zu Hülfe kömmt. Sie kaufen für 10 Piaster, 28 Piaster u. s. w. Rente und gehen selbst noch höher hinauf, je nachdem sie Hoffnung zu gewinnen haben. Sobald ein Steigen der Papiere eintritt, schlagen sie wieder los und bringen ihr Kapital in solchen Fonds unter, die, wie die Römischen Obligationen, nie ihren Cours verändern. Dann kehren sie zufrieden heim und verkaufen auf den Straßen alte Kleider, Tressen und Regenschirme. Der Papierhandel ist für die meisten derselben nur eine Nebenindustrie, nur eine Erholung von den sonstigen Beschäftigungen des Tages und ein Mittel, ihre kleinen Ersparnisse zu hohen Zinsen unterzubringen. Die industriellen Actien waren für diese Spekulanten eine wahre Goldmine, wenn sie sich nicht in diesem Handel ruinirt haben. Im Allgemeinen sind dieselben jedoch sehr vorsichtig, und sie haben wohl keine große Verluste zu tragen gehabt, als das ungeheure Fallen dieser Actien eintrat. Wenn die Actien um 15 oder 20 Fr. gestiegen waren, so schlugen sie wieder los und begnügten sich mit einem kleinen Gewinne.

Diese Spekulanten finden sich täglich zuerst auf dem Sammelplatze ein; das liegt in der Natur der Sache, denn sie sind das Volk des Börsenstaates. Uebrigens findet man sie nur da, wo der Geldcours ausgerufen wird und wo die Schwankungen desselben genau aufgezeichnet werden. Diese Klasse von Spekulanten ist zahlreich, und sie müssen sich schon daran halten, wenn sie nicht zu weit vom Umkreise des „Parkets" weggedrängt werden wollen. Wir wollen ihnen in den inneren Raum der Börse folgen, wenn um ein Uhr sich die Thüren ihrer Ungeduld öffnen. Zuerst betritt man eine Vorhalle, wo, wie in allen Palästen, die Stöcke abgenommen werden, wenn man sich nicht bittend stellt; sodann gelangt man in eine zweite Vorhalle, welche schon zur Börse selbst gehört, obgleich man hier nur Zeitungsleser antrifft. Hierauf muß man sich links wenden und durch die Arkaden, welche sich in sanfter Krümmung über unsern Häuptern wölben, hindurchschreiten; jetzt befindet man sich in der eigentlichen Börse und vernimmt schon ein schwirrendes Getöse. Bevor man sich jedoch in dieses Menschengewühl stürzt, thut man wohl, sich einige Punkte zu merken, an denen man sich später orientiren könne. Als solche Punkte können die Namen der Handels-, Manufaktur- und Seestädte dienen, die in goldenen Buchstaben über den Pfeilern prangen, welche die Zwischenräume der Säulengänge ausfüllen. Tritt man durch die mittlere Arkade ein, so hat man hinter und über sich eine der beiden Uhren, welche dem Wechselhandel täglich seine gesetzmäßige Zeit von zwei Stunden zumessen; rechts von dieser Uhr sieht man die Städte Nantes und Bordeaux, links Rouen und Hâvre. Schreitet man nun längs der Pfeiler- und Bogengänge dem hinteren Ende des Saales zu, so findet man acht auf einander folgende Pfeiler, die folgende acht Städte repräsentiren: Lissabon, Cadix, Barcelona, Genua, Mailand, Livorno, Triest, Neapel. In dem Revier der Städte Lissabon, Cadix, Barcelona, welches von den angeführten Französischen Städten begränzt wird, sieht man zuweilen gravitätische Spanier, welche mehr mit dem Ausgange des Bürgerkrieges, als mit dem Börsenspiel beschäftigt zu seyn scheinen, herumirren; sie halten sich am liebsten in diesem sonst ganz verlassenen Theile des Börsensaales auf, der nach ihnen das Spanische Quartier benannt worden ist; vom „Parket" halten sie sich immer in ehrfurchtsvoller Entfernung, als wenn sie die Schmach ihrer Finanzen allen Blicken entziehen wollten.

(Schluß folgt.)

Süd-Afrika.

Neueste Reise in Süd-Afrika.

Capitain Alexander, der neueste Reisende im Innern von Süd-Afrika, dessen Expedition nach den Ländern der Gros-Na-

naqua's und der Buschmänner in diesem Jahre das Licht erblickt hat, ging im Anfang des Jahres 1835 nach dem Kap unter Segel.*) Sein ursprünglicher Zweck war der gewesen, die Gegenden westlich von Delagoa-Bai zu besuchen; allein noch während seiner Anwesenheit in der Kapstadt kehrte Dr. Smith von einer Expedition in dieselben Gegenden zurück, und dies bestimmte Herrn Alexander, eine andere Marschroute zu verfolgen. Er wählte das Land im Norden des Orange-River an der Westküste, eine Strecke, die, wie ein Blick auf unsere Karten uns überzeugen kann, bis jetzt wahre terra incognita geblieben. Die Karte des Schauplatzes seiner Wanderungen, welche er selbst gezeichnet, ist, wenn man erwägt, mit welchen Schwierigkeiten der kühne Reisende zu kämpfen hatte, bewundernswürdig genau und detaillirt. Die sehr unbequeme Art, wie man in Afrika reist — der Mangel an guter Unterstützung bei Beobachtungen — die Drangsale und Beschwerden einer Reise, auf der Hunger und Durst, brennende Hitze und schneidender Frost zu den täglichen Plagen gehörten — und die Schwierigkeit, in einem Klima, wo ein Chronometer in gleichmäßiger Schwingung bleibt, genaue Berechnungen anzustellen: alles dies vereinigt, bot unserem Wanderer so viele Hindernisse, daß seine mit Erfolg gekrönte Ausdauer großes Lob verdient. Der Weg ging über ein Areal von 3000 Miles, und die Expedition dauerte zwölf Monate.

Nachdem Capitain Alexander die nöthigen Vorkehrungen getroffen und mit Proviant und Instrumenten sich versorgt hatte, brach er am 8. September 1836 von der Kapstadt auf. Seine erste Haupt-Station war Lily-Fountain am Fuße des Löwenberges, von wo er der Mündung des Großen Orange-River sich zuwendete. Dieser Ort liegt 4000 Fuß über dem Meere. Die Ueberreste des Stammes der kleinen Namaqua's sind zum Theile hier angesiedelt und kultiviren das Land unter der Ober-Aufsicht des Missionairs, der in Lily-Fountain residirt. Auf dem Wege nach der Mündung des Orange-River entdeckte man eine Gruppe grüner Eilande, auf welchen Pferde der Namaqua's grasten. Die Gesellschaft übernachtete an dieser Stelle und wurde am folgenden Morgen durch das Geschrei unzähliger Heerden wilden Geflügels aus dem Schlafe geweckt. Wilde Gänse führten ihre Jungen zum Wasser, Flamingo's mit weißem Körper und rosenrothen Fittigen flogen im Kreise umher, wilde Enten mit röthlicher Brust und Schwärme von Haselhühnern schossen durch die Lüfte, Strandläufer rannten am Ufer hin und her — kurz, der ganze ornithologische Theil der Schöpfung schien sich hier konzentriren zu wollen.

Je weiter wir unseren Reisenden auf seinem Zuge nach Norden begleiten, desto mehr werden wir mit den drei großen Gefahren einer Wanderung in Afrika vertraut — wilden Menschen, Raubthieren und Wassermangel. Oft wanderte Capitain Alexander über unabsehbare Sand-Ebenen, wo das Auge keinen Ruhepunkt fand, als spärlich gesäete, krüppelhafte Sträucher, oder Hügel von ein paar hundert Fuß Höhe, deren schwarze und rothe Farbe sie wie ungeheure Haufen glühender Asche erscheinen ließ. Oft glaubten die Reisenden am Gestade des Todten Meeres zu seyn, wo die Städte der Ebene in Feuerwogen versanken und wo ewige Verödung herrscht, als Denkzeichen eines furchtbaren Strafgerichtes. Afrika ist der Welttheil des Grausens, ein Spiegelbild der höllischen Regionen.

Die Namaqua's scheinen fast auf der untersten Kulturstufe zu stehen. Capitain Alexander giebt uns folgende traurige Schilderung von diesem Volke:

„Sie wußten kein Jahr von dem anderen zu unterscheiden; nur so viel war ihnen bekannt, daß die Bäume und Blumen in gewissen Perioden blühen, und daß man nachher eine Regenzeit erwarten. Ihr Alter wußten sie so wenig anzugeben, als blödsinnige Personen. Einige unter ihnen hatten nicht einmal Namen. Mit Zahlen waren sie fast ganz unbekannt; nur Wenige konnten über Fünf zählen, und wer seine zehn Finger zu addiren im Stande war, der galt für einen klugen Kerl. Zu allem dem hatten sie von Gott und einem künftigen Daseyn nicht die entfernteste Ahnung. Sie lebten in einer thierischen Dumpfheit, ohne Hoffnung, ohne Sehnen, ohne das geringste Bedürfniß nach Bildung oder Belehrung."

„Die Namaqua's besitzen in ihrer Sprache kein Wort für Dank und haben sich auch nie für Gunstbezeugungen erkenntlich erwiesen. Sie schienen sich etwas darauf einzubilden, wenn sie krank wurden und Arznei nehmen mußten.**) Was ihren Charakter betrifft, so fanden wir sie im Ganzen ehrlich und zuverlässig. Unter ihren Leidenschaften spielt auch die Eifersucht bisweilen eine Rolle, wie in Spaniens Oliven-Hainen. Man erzählt folgendes schreckliche Beispiel dieser Art: Zwei junge Männer warben gleichzeitig um den Besitz eines hübschen Mädchens. Diese entschied sich für den Einen, zum großen Verdrusse des Anderen, der von jenem Augenblick an dreißig Jahre lang mit Racheplänen umging. Endlich fand er eine günstige Gelegenheit, als sein glücklicher Ci-devant Nebenbuhler eines Tages mit ihm auf die Bienenjagd auszog. Beide waren schon Männer in den Funfzigen. Die Bienen hatten ihre leckeren Schätze auf einem Vorsprung unter dem Gipfel eines Felsen gesammelt, und so mußte Einer der Männer hinabgelassen werden, damit er die Beute einsammelte. Der „Verschmähte" ließ seinen Rival an ledernen Riemen hinunter, zog ihn, sobald er einen Sack mit Honig gefüllt hatte, wieder herauf und nahm ihm den Sack aus der Hand. „Ist dies Alles?" fragte er kalt. Sein Gefährte sagte „ja;" ohne was Böses zu ahnen, und jetzt brach die Hölle los. „Du schnittest mich einst von dem Weibe ab, das ich liebte", schrie der Gräßliche; „dafür schneide ich dich nun vom Leben ab." Mit diesen Worten zerschnitt er die Riemen, die an einem Busch befestigt waren; der Unglückliche stürzte über den Abhang und lag zerschmettert unten. Sein Mörder blieb nicht bloß ungestraft, sondern nahm auch noch die hinterlassene Witwe des Gemordeten, den Gegenstand seiner ersten Liebe, an sich, obgleich er selbst schon lange eine Frau hatte."

Ihr größtes Talent entwickeln die Namaqua's auf ihren Bienenjagden.

„Während ich", so erzählt der Verf., „eines Tages mit einem Namaqua im Gebüsch herumstreifte, nahm mein Begleiter einen Stein, der nicht groß war, vom Boden auf, sah ihn scharf an, schaute dann vor sich hin über die Ebene und warf den Stein wieder an den Boden. Ich fragte ihn, was das bedeute; er sagte mir, er habe die Spur einer Biene auf dem Stein bemerkt, und brachte mir ihn zur Ansicht. Ich entdeckte mit einiger Mühe ein spitziges Tröpfchen Wachs, das eine Biene im Fliegen hatte fallen lassen. Der Namaqua merkte die Richtung, welche der Tropfen andeutete, und ging in dieser Richtung weiter. Von Zeit zu Zeit hob er wieder Steine auf, die ebenfalls Wachsspuren zeigten, und so kamen wir endlich an den Fuß eines schroffen Felsen. Eine Spalte in diesem Felsen, hoch über unseren Häuptern, war von Bienen umschwärmt, deren Gesumme bis zu uns hinabtönte. Sobald ein Bienen-Nest entdeckt ist, erklettern die Jäger, mit einem dürren, in Brand gesteckten Strauche bewaffnet, den Felsen und plündern den Honig ohne Gefahr, weil der Qualm die Bienen fortscheucht."

Durch das Land der Namaqua's kam der Verf. in die Wohnsitze der viel weniger bekannten Buschmänner (Boschman's), eines kraftvollen, athletischen Menschenschlages, der dem Hottentotten-Volke in physischer und intellektueller Hinsicht überlegen ist. Die Buschmänner sind mit jeder Art von Nahrung zufrieden; besonders wohlschmeckend finden sie aber das Fleisch des Rhinozeros. Dieses Volk hatte noch nie weiße Menschen gesehen; gleichwohl schienen sie beim Anblick der Reisenden nicht in Staunen und noch weniger in Schrecken zu gerathen. Der Verf. giebt folgende Beschreibung von zweien dieser Leute, einem Jüngling und einer jungen Frau:

„Der junge Mann trug um seinen Hals an ledernen Riemchen ein paar Stücke Elfenbein in Form von Papier-Falzern, mit denen man die Schale der Frucht Ngaras aufschneidet. Um seinen rechten Arm über der Handwurzel waren Ringe oder Bänder aus der Haut des Rhinozeros, des Löwen und anderer wilden Thiere als Trophäen angebracht, und über seiner kurzen Schürze war eine mit Eisen geränderte Scheibe aus steifem Leder befestigt. Seine Wappnung bestand aus Bogen, Pfeilen und Lanze. Das junge Weib trug einen längeren befranzten Rock und einen wehenden Busch aus rothem Gras am Hinterhaupt."

Die empfindlichste aller Plagen, welche die Reise-Gesellschaft ausstehen mußte, war der Durst. Zuweilen murrten die Gefährten des Capitains und zeigten Abneigung, ihm weiter zu folgen; allein er stählte ihren Muth immer wieder durch sein Beispiel. Eines Tages mußte die Gesellschaft in dem breiten Bette eines vertrockneten Stromes vor Entkräftung Halt machen. Ein hoher Berg, den Capitain Alexander, dem Präsidenten der Geographischen Societät zu Ehren, Mount Hamilton nannte, lag vor ihnen, und zur Rechten hatten sie eine mit Granitsand überdeckte Ebene.

Der Capitain ließ seine Gefährten ihr Elend verschlafen und wanderte, nur von Einem derselben begleitet, in dem Flußbett herum. Sie untersuchten jeden Fleck, wo Rohr oder langes Gras wuchs, und scharrten auch an vielen Stellen im Lehme und Sande, konnten aber keine Feuchtigkeit, kein Wasser entdecken. Endlich fanden sie zu ihrer großen Freude eine Anzahl Sträucher, auf denen die Frucht Ngaras wächst. Von dem Daseyn dieser Frucht hatten sie erst durch die Buschmänner Kunde erhalten.

Der Ngaras wächst auf kleinen Sandhügeln; die Büsche sind vier bis fünf Fuß hoch, ohne Blätter, und ihre hell- und dunkelgrün gestreiften Zweige haben Stacheln. Die Frucht umgiebt eine lederartige, rauhe und stachlige Schale; sie hat die doppelte Größe einer Pomeranze oder 15 bis 18 Zoll Durchmesser und sieht von Innen einer Melone ähnlich. Herr Alexander öffnete eine dieser Früchte, die erst halb gereift war, und sog gierig den Saft aus, verbrannte sich aber dabei Zunge und Gaumen, was niemals geschieht, wenn die Ngaras reif ist. Sie schmeckt alsdann säuerlich-süß.

Im Lande der Damara's lernen wir mit dem Verfasser einen anderen Stamm kennen, der von den übrigen etwas verschieden ist. Capitain Alexander schickte einen Abgeordneten in das erste Dorf der Berg-Damara's, und dieser kehrte bald wieder zurück, begleitet von einem Häuptling und seinem Gefolge.

„Diese Berg-Damara's", so erzählt der Verf., „waren etwa 5 Fuß 7 Zoll hoch und hatten alle charakteristische Merkmale der Neger-Race. Sie kamen mit langen Stäben und unbewaffnet, zum Zeichen ihrer freundschaftlichen Gesinnung. Ihre Haartracht war eine umgekehrte katholische Tonsur; denn sie

*) Der Titel des zwei Bände starken Reise-Berichtes ist: An Expedition of Discovery into the Interior of Africa etc. (Entdeckungs-Reise ins Innere von Afrika, durch die bis jetzt unbeschriebenen Länder der Groß-Namaqua's u. s. w.) London, 1838.

**) Also auch unter den Wilden eine Thorheit, die in unserem Europa aus überspannter Civilisation erwächst! Entweder sind die Namaqua's nicht völlig so dumm, wie der Verf. sie schildert, oder das mitgetheilte Faktum giebt einen schlagenden Beweis davon, wie sehr zwei Extreme sich berühren können.

hatten sich alles Haar, bis auf eine runde Stelle auf dem Scheitel, glatt abgeschoren. Der Häuptling empfahl sich uns durch sein offenes und leutseliges Wesen. Ich fragte ihn, wie er in dieser Jahreszeit lebte. „Schlecht genug", war die Antwort; „wir verspeisen jetzt Eidechsen, Mäuse, Wurzeln und zuweilen auch Blätter." — Ich fragte ferner, ob er immer in dieser Gegend gewohnt habe, und er sagte: „Wir haben von Anbeginn diese Berge bewohnt und niemals um ein anderes Land uns bekümmert."

Ich bemerkte ihm, seine Leute würden sich hoffentlich nicht vor weißen Männern fürchten; wir hätten nämlich die Absicht, am nächsten Morgen sein Dorf zu besuchen. Er versetzte: „Obschon wir nie weiße Männer gesehen haben, so erwarteten wir doch immer Besuche von euch. Wir hörten schon als Kinder, ihr würdet eines Tages in unser Land kommen, und jetzt sehen wir eure wunderlichen Gesichter! Ich will meinem Volke sagen, daß es Morgen früh stehen bleibe, wenn ihr erscheint, und nicht davonlaufe."

In einigen dieser Gegenden ist der Löwe die furchtbarste Geißel des Landes. Er entwölkert große Strecken, und hat er einmal Menschenfleisch gekostet, so zieht er es jeder anderen Nahrung vor. Capitain Alexander erzählt mehrere blutige Abenteuer mit Löwen, worunter wir das folgende auswählen:

— — „Amral und seine Leute waren auf die Löwenjagd gegangen. Als sie, eine Spur verfolgend, einen Hügel hinanstiegen, sahen sie bald, wie zwei Löwen durchs Gebüsch davoneilten. Diejenigen von der Gesellschaft, welche Pferde hatten, schwangen sich in ihre Sättel, und bald gelang es ihnen, einen der Löwen niederzuschießen. Der andere hatte sich im dichsten Röhricht verschanzt und kam nicht eher hervor, bis die Jäger sein Asyl an der Windseite in Brand steckten. Obgleich von mehreren Kugeln getroffen, stürzte der Löwe dennoch unter seine Verfolger, packte Amral's Bruder an der Seite und riß ihm die Rippen aus der Brust. Amral, dessen Flinte versagte, eilte mit bloßen Händen herbei, ergriff in seiner Verzweiflung den Schwanz des Löwen und versuchte, ihn so von seinem sterbenden Opfer hinwegzuzerren. Die Bestie ließ wirklich von Amral's Bruder ab, kehrte sich aber nun gegen den Ersteren, riß ihm mit ihrer Tatze ein großes Stück Fleisch aus dem linken Arm und zerfleischte zugleich seine Hand. Amral sprang zurück, empfing aber von dem Löwen einen Schlag an die Seite, der ihn zu Boden streckte. Er rafft sich wieder auf und stürzt wieder, weil die gräuliche Katze sein linkes Knie mit dem Rachen packt und entzweibeißt. Jetzt kauert der Löwe über ihm nieder und zerfleischt ihn vollends. Amral ruft mit schwacher und sterbender Stimme den Seinigen zu, sie möchten von hinten her nach dem Löwen schießen, und dieser fällt endlich, von einer Kugel durch das Hirn getroffen."

Rußland.

Die Lieder des Lithauischen Volkes *).

Unsere kriegerischen Vorfahren, nur mit ihren Pferden und Waffen beschäftigt, kümmerten sich wenig um Poesie. Das Vaterland zu vertheidigen, den Säbel an den Nacken der stolzen Feinde abzustumpfen, das war ihr Hauptgeschäft, das kam ihnen leichter an, als singen. Doch gab es auch für sie Augenblicke, wo sie, gesättigt von dem Kampfe und still in ihren Hütten um das Feuer gelagert, dem Gesange ihrer alten Priester und Waidelote zuhörten. So hießen die Poeten Lithauens. Sie entflammten die Männer zum Kampfe, sie dankten den Göttern für die errungenen Siege und leiteten die Feste des Volkes. Ihre improvisirten Lieder sind, nicht durch die Schrift fixirt, im Laufe der Jahrhunderte fast gänzlich verloren gegangen.

Ein Theil dieser Lithauischen Gesänge war den höheren, übermenschlichen Wesen geweiht; ihrer bediente sich der heidnische Lithauer bei seinen Opferungen. Spuren derselben sind noch heute bei dem Landvolke anzutreffen, und einige Lieder der Art sind in der Sammlung von Rhesa vor dem Untergange bewahrt.

Andere Lieder besangen die Thaten der vornehmsten Helden Lithauens; sie gingen auch großen Theils verloren, als bei den neuen Geschlechtern, nach dem Verluste der Selbstständigkeit und nach dem Uebergange unter die Fremdherrschaft, das Andenken an die Vorfahren zurücktrat. Der einzige Kiejstut und die Kreuzritter haben unauslöschliche Eindrücke in der Erinnerung der Lithauer hinterlassen. Fragt man noch heute einen Bewohner von Lithauen nach irgend einer Reliquie aus alter Zeit, sogleich ist er mit einer wunderbaren Geschichte bei der Hand, in der Kiejstut die Hauptrolle spielt. Läßt man sich mit einem Lithauischen Landmanne in ein vertrauliches Gespräch ein und gedenkt man vergangener Zeiten, alsbald beginnt er zu klagen: „Oj, so war's nicht zu Zeiten unseres Kiejstut!" Fragt man ihn, was dieser oder jener Grabhügel verdecke, — „die Leiber der Lithauer oder der Riesen, die gegen die Kreuzritter gefallen sind", ist seine Antwort. Wunderliche Volkssagen über Menschen von außerordentlicher, riesenhafter Körperkraft und Gestalt kreisen noch heute in großer Anzahl unter den Lithauern; in Liedern habe ich ihrer nicht erwähnt gefunden.

Diejenigen Lieder, welche das Lithauische Volk heute singt, sind meistentheils Liebeslieder oder Elegieen. In ihnen offenbart sich ein ruhiges, einfaches und gerades Gefühl; sie haben nicht den leichtfertigen, schlüpferigen Inhalt, welcher das Merkmal eines großen Theils der Ukrainischen, Masowischen und Krakauer Lieder ist. Das Lithauische Volk, rechtschaffen, gottesfürchtig, unschuldig, gastfrei und der Bebauung des vaterländischen Bodens eifrig ergeben, hat bis heute die von seinen Altvordern überkommenen Tugenden bewahrt. Zu diesen gehört, neben der Reinheit des Gemüths und einem gottergebenen Sinne, eine unbegränzte Ehrfurcht für die Glaubenshelden der Vorzeit, wie gegen den Jagiello, der zwei einander feindselige Völker durch den Glauben zur Einigkeit führte, und endlich eine Anhänglichkeit an den vaterländischen Boden, gleich der, welche die ältesten Bewohner der Lithauischen Einöden beseelte, die, nach Unterwerfung fruchtbarer und lieblicher Gefilde im Süden, doch die rauschenden Wälder nicht verlassen wollten, in welchen die Hausgötter ihre Wohnungen hatten. — Um so bedauernswerther ist der Zustand unseres heutigen Landvolks. Wenn sich nur erst die Herren der Dorfschaften und Ländereien auch in Lithauen überzeugen könnten, daß der Reichthum und der gute Name des Herrn vorzüglich von der Wohlhabenheit seiner Untergebenen abhängt!

Die Provinz Samogitien, so sehr sie auch als düster und uncivilisirt verrufen ist, kann doch in die Reihe derjenigen Landstriche gestellt werden, in denen wenigstens ein Schimmer des ehemaligen glücklicheren Zustandes dem Landmann übriggeblieben ist. Dort, in der Nachbarschaft der Seeküste, fühlt sich das Volk behaglicher, heiterer und rüstiger als die übrigen Bewohner von Lithauen. Gehet hinaus auf das Feld zur Zeit des Heumähens oder der Aerndte, und Ihr vernehmt aus der Ferne ohne Unterbrechung die fröhlichen, sehnsüchtigen und harmonischen Gesänge; sehet den Festlichkeiten und Hochzeitsgebräuchen zu, und Ihr werdet erkennen, welche Lustigkeit und unschuldige Freude bei denselben herrschen. Da taucht manches Lied plötzlich aus der Brust auf. Ich selbst war einst Zeuge, als bei einer Hochzeit, da der neue Gutsherr mit seiner jungen Frau zum Tanze hervortrat, ein Landmädchen, durch die Güte des Herrn im Innersten gerührt, ohne alle Vorbereitung ein Lied anstimmte, in welchem sie ihre Anhänglichkeit und Dankbarkeit aussprach. — In vielen Liedern kömmt der Rautenkranz vor, der das Haupt eines jeden Lithauischen Landmädchens ziert. Manche Gedichte haben ein örtliches Gepräge; so giebt es welche von den Grabhügeln an dem Ufer der Wenta, von den Nymphen des Flusses Jnra u. s. w. In den Kreisen Trock und Wilkomirsk giebt es viele ganz sinnlose Lieder; am häufigsten bilden dann einige Worte, die unter einander ohne Zusammenhang sind und mehrmals wiederholt werden, das ganze Lied.

Die gebildeten Völker besitzen schon seit langer Zeit reiche Sammlungen von Volksliedern; in Polen und Lithauen hat man zuletzt an dergleichen gedacht, und bis jetzt besitzen wir nur zwei Sammlungen Lithauischer Lieder von Rhesa und Simon Staniewicz. Mir ist es gelungen, einige Hundert zusammenzubringen, die ich demnächst zu veröffentlichen hoffe. Vorzügliche Polnische Uebersetzungen Lithauischer Lieder haben wir von Kasimir Brodzinski, Odyniec und Chodzko; besonders aber hat A. Mickiewicz in seinen genialen Dichtungen die Lithauische Volkspoesie mit Glück zu benutzen verstanden. L. A. Jucewicz.

*) Dieser Aufsatz ist in dem in Polnischer Sprache zu St. Petersburg erscheinenden „Tygodnik" aus der Einleitung zu einer demnächst zu erwartenden Sammlung Lithauischer Volkslieder mitgetheilt worden.

Mannigfaltiges.

— Aus dem südlichen Frankreich. Toulouse, eine Stadt, die jetzt über 80,000 Einwohner zählt, ist nach Paris vielleicht derjenige Ort in Frankreich, der die meisten dem öffentlichen Unterricht gewidmeten Anstalten besitzt, die dort auch auf das Reichste dotirt sind. Der Kunst ist dabei eine nicht minder große Sorgfalt gewidmet — der Kunst, die im südlichen Frankreich, wo die industriellen Richtungen des nördlichen keine rechte Aufnahme finden wollen, die Stelle der letzteren meistens vertritt. Das Museum von Toulouse ist eines der schönsten der Französischen Provinz. Es befindet sich in dem alten mit hohen gothischen Spitzfenstern ausgestatteten Gebäude eines ehemaligen Klosters und enthält unter Anderem eine sehr schöne Sammlung von Denkmalen des Mittelalters und des Römischen Alterthums. Unter den letzteren befinden sich zwölf antike Büsten Römischer Kaiser, die man vor einiger Zeit im Languedoc ausgegraben hat. Die beiden öffentlichen Bibliotheken enthalten viele Inkunabeln und seltene Handschriften. Eben so ist der botanische Garten einer der lehrreichsten; es befindet sich darin unter Anderem die von Picot Lapeyrouse veranstaltete große Sammlung von Pyrenäen-Pflanzen. Außer der berühmten Akademie der Jeux Floraux, die noch der Zeit der Provenzalischen Dichter ihren Ursprung verdankt und die noch jetzt Meister- und Minne-Sänger zu ihren Mitgliedern zählt, giebt es dort eine archäologische Gesellschaft, zwei Fakultäten (der Medizin und des Rechts), eine Akademie der Wissenschaften, eine medizinische und eine Agrikultur-Gesellschaft. Ferner ist dort eine tüchtige Normalschule, eine Unterrichtsklasse für Maler, für Zeichner, für Geometrie und angewandte Mechanik, und ein Konservatorium der Musik. Alle diese Anstalten werden auf Kosten der Stadt unterhalten und absorbiren den größeren Theil der städtischen Einnahmen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 119. Berlin, Mittwoch den 3. Oktober 1838.

Frankreich.

Von den Mitteln, sich gegen den Blitzstrahl zu schützen.

Von Arago.

Die Griechische Literatur hat uns die Ansichten der alten Philosophen über die Ursachen des Donners vollständig aufbewahrt, aber nur sehr unbestimmte und ungenügende Andeutungen giebt sie uns über zwei oder drei Schutzmittel. Herodot berichtet im 94sten Kapitel des IV. Buches, daß die Thraker die Gewohnheit hätten, wenn es donnere oder blitze, Pfeile gegen den Himmel abzuschießen, um demselben zu drohen. Wohlgemerkt, um ihm zu drohen! denn in der angeführten Stelle ist nichts davon erwähnt, daß der Pfeil, vermöge seiner metallischen oder spitzigen Beschaffenheit, die Kraft haben sollte, den Wolken einige Theilchen des Blitzstoffes zu entziehen. Selbst Dutens, der fanatische Bewunderer des Alterthums, hat nicht den Muth gehabt, die Pfeile der Thraker und die modernen Blitzableiter zusammenzustellen und Franklin's Erfindung in die Zeiten Herodot's zurückzuversetzen. Plinius erzählt, daß die Etrusker die Kunst verstanden hätten, den Blitz vom Himmel herabzulocken; sie hätten denselben nach Belieben geleitet und unter Anderem auch auf ein Volta genanntes Ungeheuer, welches die Umgebungen von Volsinii verwüstete, niederfallen lassen. Numa soll im Besitz desselben Geheimnisses gewesen seyn, und Tullus Hostilius, der sich eben nicht sehr eifrig in der Beobachtung der von seinem Vorgänger eingeführten Ceremonien zeigte, soll durch einen Blitzstrahl getödtet worden seyn. Wenn man nun nach den Mitteln, eine solche Lufterscheinung herbeizubeschwören, fragt, so weiß Plinius nichts Anderes anzuführen, als Opfer, Gebete u. s. w. Wir können also weiter gehen. Die Alten (z. B. Plinius, II. Buch, §. 56) glaubten, daß der Blitz nie tiefer als fünf Fuß in die Erde dringe. Deshalb hielten sie auch meistentheils die Höhlen für vollkommen sichere Zufluchtsörter, und wie Sueton meldet, zog sich Augustus an einen tiefgelegenen und gewölbten Ort zurück, wenn ein Gewitter auszubrechen drohte. Die Donnerkeile, welche zuweilen in einer Tiefe von zehn Mètres in der Erde gefunden werden, zeigen zur Genüge, wie irrig die Meinung der Alten in dieser Beziehung war. Es läßt sich auch jetzt noch nichts Bestimmtes über die Frage ausmachen, in welcher Tiefe man gegen die niederfahrenden Blitzstrahlen, und natürlich um so eher gegen die auffahrenden, vollkommen gesichert sey.

Wenn man Kämpfer glauben darf, so sind die Kaiser von Japan auf ein eigenes Verfahren verfallen, um die Sicherheit, die ihnen das Mauerwerk, die Stein- und Erdbedeckung eines unterirdischen Behältnisses oder einer Höhle gewährt, noch zu erhöhen; sie lassen nämlich über der Grotte, in welche sie sich während des Gewitters flüchten, einen Wasserbehälter anbringen, und das Wasser hat die Bestimmung, das Feuer des zündenden Blitzstrahls zu löschen. Unter gewissen Umständen, die wir noch näher bestimmen werden, ist allerdings das Wasser ein Schutzmittel für alles darunter Befindliche; nichtsdestoweniger können die Fische innerhalb der größten Wassermassen vom Blitze getroffen werden. Weichard Valvasor erzählt (Philosophical Transactions, 16ter Band), daß, als der Blitz in den Zirknitzer See einschlug, auf der Oberfläche des Wassers eine so ungeheure Menge Fische herumschwamm, daß die Bewohner der Nachbarschaft achtundzwanzig Karren mit denselben beluden. Am 24sten September 1772 schlug der Blitz bei Besançon in den Doubs ein, und sogleich wurde die Oberfläche des Wassers mit betäubten Fischen bedeckt, welche der Strom forttrieb. Im Alterthum glaubte man, daß man im Bette nichts vom Blitze zu befürchten habe, und wie wunderlich auch diese Ansicht erscheinen mag, so scheint sie doch auch jetzt noch nicht ganz verdrängt zu seyn. Howard führt z. B. die beiden folgenden Fälle mit ganz besonderer Vorliebe an: „Am 3. Juli 1828", sagt er, „schlug der Blitz in eine Hütte zu Birdham bei Chichester ein. Der Blitzstrahl zertrümmerte das Bett, schleuderte die Bettücher und die im Bette liegende Person auf die Erde, ohne ihr das geringste Leid zuzufügen." — Ferner: „Am 9ten desselben Monats hob der Blitz die Bettdecke von dem Bette ab, in welchem Madame Brook ruhte, aber die Dame kam mit der bloßen Furcht davon; dies geschah zu Great Houghton bei Duncaster." —

Ich kann zwei andere nicht weniger beglaubigte Fälle anführen. Der 63ste Band der „Philosophical Transactions" enthält einen Aufsatz des Geistlichen Samuel Kirkham, in welchem dieser von dem Blitzstrahle berichtet, der den in seinem Bette schlafenden Thomas Heathly zu Harrowgate am 29. September 1772 traf und tödtete. Frau Heathly, welche neben ihrem Manne schlief, wurde nicht einmal aus dem Schlafe geweckt. Sie trug nichts als einen stechenden Schmerz im linken Arme davon, und auch dieser verging nach einigen Tagen. Am 27. September schlug der Blitz zu Confolens in ein Haus ein und tödtete die im Bette schlafende Magd. Der Körper war vom Halse bis zum rechten Beine gestreift. — Die Römer hielten das Fell der Seehunde für ein wirksames Schutzmittel gegen den Blitz. Deshalb verfertigte man daraus Zelte, unter denen furchtsame Personen zur Zeit eines Gewitters Schutz suchten. Nach der Angabe Sueton's trug Augustus, der den Donner fürchtete, immer ein solches Fell. Es wäre gewiß nicht schwer, die Wahl des Augustus anzugreifen, denn sie läßt sich jetzt weder praktisch noch theoretisch rechtfertigen. Uebrigens ist der Gedanke, gewisse Kleider zur Zeit eines Gewitters anzulegen, durchaus nicht im Widerspruche mit den neueren Ansichten, und wir könnten viele Fälle anführen, wo Personen durch den Stoff ihrer Kleider vor dem Blitze geschützt worden zu seyn scheinen; eben so auch umgekehrt. Alle Naturforscher stimmen darin überein, daß Wachstaffet, Seide, Wolle weniger gute Leiter, als Gewebe von Leinwand, Hanf oder anderen vegetabilischen Stoffen sind. Unentschiedener ist die Frage geblieben, ob nasse oder trockene Kleider bei einem Gewitter den Vorzug verdienen. Als Beleg zu der Behauptung, daß die Kleidungsstoffe den Blitz anziehen oder fern halten, mag der Fall dienen, daß in Château-Neuf-les-Moutiers von drei Priestern, welche um den Altar standen, zwei gefährlich verwundet wurden; der dritte ging frei aus, weil er ein seidenes Gewand trug.

Auffallender noch sind die Fälle, welche beweisen, daß ein Thier an verschiedenen Theilen seines Körpers leichter oder schwerer vom Blitze verletzt werden kann, je nach der Farbe der Haare: Im Anfange des Septembers 1774 wurde in Swanborough ein Ochse vom Blitz getroffen; derselbe war von röthlicher Farbe mit weißen Flecken, und nun bemerkte man, daß die Haare auf den weißen Flecken gänzlich verschwunden waren, während die röthlichen Stellen anscheinend gar nicht verletzt worden waren. Der Eigenthümer des Thieres erzählte Herrn James Lambert, daß er vor einigen Jahren dieselbe Erscheinung an einem anderen weißgefleckten Ochsen, der ebenfalls vom Blitz getroffen wurde, beobachtet habe. — Am 20. September 1775 wurde ein Apfelschimmel vom Blitze getroffen; der Eigenthümer bemerkte, daß die Haare gleichsam von selbst ausfielen, so weit sich die weißen Streifen erstreckten; an den übrigen Stellen des Körpers war dies nicht zu bemerken. — Sueton erzählt, Tiberius habe nie unterlassen, einen Lorbeerkranz aufzusetzen, wenn der Himmel sich verfinstert habe, in der Meinung, daß der Blitz die Blätter des Lorbeers nie träfe. Der Glaube, daß der Blitz in gewisse Bäume nicht einschlage, ist auch jetzt noch sehr verbreitet. So schrieb Hugh Maxwell im Jahre 1787 an die Amerikanische Akademie, daß, nach seiner Erfahrung und nach vielfach eingezogenen Erkundigungen, der Blitz häufig die Ulmen, Kastanien, Eichen, Fichten treffe, zuweilen die Esche, aber nie die Buche, Birke und den Ahorn. Der Capitain Dibden nahm keine so scharf abgegränzten Unterschiede an. In einem Briefe an Wilson erzählt er, bei seinem Besuche der Virginischen Wälder im Jahre 1763 habe er bemerkt, daß die Fichten seltener vom Blitze getroffen würden, als die Eiche, obgleich sie weit höher seyen, als diese. Er fügt hinzu, er erinnere sich nicht, Eichen zwischen Fichten an solchen Stellen gesehen zu haben, wo einige dieser letzteren Bäume vom Blitze getroffen worden seyen. Die Alten glaubten, daß der Blitz nie in einen Lorbeerbaum einschlage. Nie ist offenbar zu viel gesagt, denn Poinsinet de Sivry, ein Uebersetzer des Plinius, bemerkt in seinen Noten, daß Sennert, Vimercatus, Philipp Jakob Sachs mehrere Fälle anführen, wo Lorbeerbäume vom Blitz getroffen seyen. Maxwell rechnet die Buche zu den Bäumen, welche der Blitz verschone. Dagegen berichtet Herr Herteart de Thury in einer kürzlich in der Akademie vertheilten Broschüre, daß eine alte Buche in einem Walde bei Villers-Cotterets, die bei einer Holzfällung in diesem Revier im Jahre 1833 verschont worden war,

im Juli deſſelben Jahres vom Blitze getroffen und faſt ganz vernichtet wurde. Theoretiſche Beobachtungen hatten zu der Anſicht geführt, daß der Blitz die harzigen Bäume verſchone, und dennoch rechnet Marwell die Fichte zu denjenigen Bäumen, in welche der Blitz am häufigſten einſchlage. In der Broſchüre des Herrn de Thury werden unter den vom Blitz getroffenen Bäumen folgende erwähnt: eine Fichte zu Saint-Martin-de-Tury, am 2. Auguſt 1821; eine Tanne zu Saint-Jean-de-Day, im Juni 1836; ein Vogelkirſchbaum zu Anthilly, im Auguſt 1834; eine Akazie zu Saint-Jean-le-Pauvre-de-Thury, im September 1814; eine Ulme zu Moiſelles, im Juni 1823; viele Eichen und Pappeln.

(Schluß folgt.)

Topographie der Pariſer Börſe.

(Schluß.)

Das „Parket" dehnt ſich nun vom Hintergrunde des Saales bis ungefähr in die Mitte deſſelben und bis zu dem Mailand überſchriebenen Pfeiler aus. Wir müſſen indeß noch die Stadt anführen, welche auf der linken Seite die weſtliche Gränze des „Parkets" bildet, es iſt ungefähr die fünfte Stadt, wenn man vom Haupteingange ausgeht, nämlich Hamburg. Die Reihefolge der Städte, nach denen die linken Pfeiler benannt werden, iſt übrigens folgende: London iſt die erſte Stadt vom Eingange aus, dann folgen Amſterdam, Baſel, Frankfurt, Hamburg, Leipzig, Wien, Petersburg. Die vier Pfeiler endlich am hinteren Ende des Saales, welche das „Parket" vom Kabinet der Wechſel-Agenten trennen, zeigen links die Städtenamen Straßburg und Lille, rechts Lyon und Marſeille. Hiernach wird man ſich eine Vorſtellung von der Lage des „Parkets" machen können. Das ſogenannte „Parket" nimmt einen ziemlich bedeutenden Raum ein, welcher von einem ringsumlaufenden Gitter umſchloſſen iſt. In der Mitte deſſelben befindet ſich ein zweiter, konzentriſcher Kreis, welcher ſich auf einer Eſtrade erhebt und der „Korb" heißt. Um dieſen „Korb" gruppiren ſich die Agenten, um ihre wechſelſeitigen Geſuche und Anerbietungen auszutauſchen. Es verſteht ſich ſchon von ſelbſt, daß jedes Geſchäft, welches hier in dieſem Gewühle abgeſchloſſen wird, nur ein Zeitkauf iſt, und es bedarf gar keiner Erklärung in dieſer Beziehung. Man ſagt: „Ich habe fünfprocentige. Wer will fünfprocentige?" — Oder auch: „Ich nehme funfzehnhundert" d. h. dreiprocentige. — Fügt man weiter nichts hinzu, ſo wird angenommen, daß von keinem Baarkaufe die Rede iſt, ſondern von einem Abſchluß auf Ende des Monats oder Ende des nächſten Monats mit Auszahlung der Differenz oder feſt. Handelt es ſich dagegen von einem Baarkaufe, ſo treten die beiden Handelnden einige Schritte vom „Korbe" zurück und ſchließen ihren Handel mit leiſer Stimme, man möchte ſagen, geheimnißvoll ab, als wenn ſie eine ſchlechte Handlung begingen. Das Spiel iſt das tägliche Brod der Börſe und das baare Geld nur Nebenſache.

Mit dem „Parket" hängen nun vier Couliſſen zuſammen, welche wir lieber Verbindungsgänge nennen wollen, damit man ſie nicht mit der berüchtigten „Couliſſe", dem Hauptſitze des Spiels verwechſele. Dieſelben ſind nichts Anderes als vier Doppelwände, denjenigen ähnlich, welche man am Tage einer erſten Vorſtellung am Eingange der Theater ſieht. Die ſo entſtehenden vier Gänge laufen auf die vier Seiten des Parallelogrammes der Börſe zu und bilden ſo ein Kreuz, deſſen Mittelpunkt der „Korb" iſt. Dieſe Gänge dienen den Aſſocié's und Commis der Wechſel-Agenten als Zugänge und erlauben ihnen, ſich dem „Parket" zu nähern, ohne von der Menge bedrängt zu werden; indeß iſt hier doch nicht hinlänglicher Raum für Alle vorhanden, und die Mehrzahl derſelben iſt genöthigt, ſich, untermiſcht mit dem großen Publikum, an der Baluſtrade des „Parkets" in den Zwiſchenräumen der einzelnen Gänge aufzuſtellen. Hier findet man beſonders die kleinen Spekulanten, von denen wir ſchon geſprochen haben. Der größte Theil derſelben ſteht unbeweglich wie die Statuen und ſcheint keine andere Beſtimmung zu haben, als die Zugänge zum „Parket" zu verlängern und eine Doppelreihe zu bilden, welche an gewiſſen Tagen bis zum Flur hinausreicht. Die Uebrigen ſchichten ſich zur rechten Seite deſſelben Ganges auf oder lehnen ſich gegen die Gitterſtäbe des „Parkets" in der Nähe des Pfahls, an welchen die Schuldentilgungs-Verwaltung täglich die Summe ihrer regelmäßigen Rückkäufe anſchlagen läßt. Die Späterkommenden drängen ihre Vordermänner, das Gewühl wird immer größer, und es entſteht endlich eine kompakte Maſſe, welche ſcherzt und über die öffentlichen Angelegenheiten ſchwatzt, welche ſich in jedem Augenblicke nach dem Geldcourſe erkundigt und in welcher die Stickluft vorherrſchend iſt.

Wir wenden uns anderswohin, um zu erfahren, wo der Schwarm der Spekulanten bleibt, welche wir vor den geſchloſſenen Thüren ſich bunt durch einander drängen ſahen. Es hat jetzt ein und ein halb Uhr geſchlagen, und jetzt iſt den Beherrſchern des „Parkets", welche, bevor dieſes Signal gegeben iſt, weder den Cours beſtimmen, noch Geſchäfte machen können, die Zunge gelöſt. Jetzt ſind auch die wahren Spieler angelangt, vor denen die armſeligen Krämer, welche nur Baarkäufe machen, in den Schatten treten; ſie ſproſſen jetzt aus allen Winkeln des Saales hervor, und ihr Reich iſt überall. Indeß giebt es doch eine Gegend, wo das Spiel ausſchließlich herrſcht, wo der Name der Baarkäufe nicht einmal bekannt iſt, und dieſe Gegend iſt die „Couliſſe". Zum Nutzen der Unerfahrenheit, welche ſich leicht hierher verirren könnte, dürfte es angemeſſen ſeyn, die Gränzen der „Couliſſe" genau anzugeben. Die „Couliſſe" beginnt, man merke es wohl, zwiſchen dem ſechſten und ſiebenten Pfeiler der linken Seitenwand zwiſchen Leipzig und Wien, da wo einer der vier Gänge des „Parkets", der nach dieſer Seite hinläuft, mündet. Dies iſt indeß nur das Gränzgebiet, auf welchem man zur Noth immer noch für einen bedächtigen Mann gelten kann, der ein Kapital für ſeine Familie gegen Erlegung der üblichen Mäklergebühren anlegt. Thut man einen Schritt weiter vorwärts, ſo befindet man ſich innerhalb der „Couliſſe", ſie nimmt den Raum ein, welche die vier Städte Wien, Petersburg, Lille und Straßburg umſchließen, und wird man einmal in dieſer Gegend geſehen, ſo kann man auch darauf rechnen, als „Couliſſenmann" ausgeſchrieen zu werden. Und was ſchadet das? Gewiß würde es nichts ausmachen, wenn man vernünftig wäre. Man findet in der „Couliſſe" drei oder vier ausgezeichnete Männer, denn auf der Börſe iſt die Geſellſchaft, wie in einem Spielhauſe, ſehr gemiſcht, und viele ehrliche Leute, denen man unbedingt ſein ganzes Vermögen anvertrauen könnte. Wenn man es zu etwas bringen will, iſt auch hier die Redlichkeit ein nothwendiges Erforderniß, und ein ſogenannter „Marron", der nicht in gutem Rufe ſtände, würde auch nicht viele Aufträge erhalten, denn er kann keine andere Sicherheit als ſein Wort geben, und er muß ſogar für die Redlichkeit der anderen „Marrons", mit denen er handelt, haften. Hier iſt nicht wie im „Parket" von Cautionen und von einer ganzen mächtigen Corporation die Rede, welche ſich gewiſſermaßen für jedes ihrer Mitglieder verbürgt. Wenn ein „Couliſſenmann" jährlich 100,000 oder 200,000 Francs an Wechſelgebühren gewinnt, ſo muß er unter allen Geſchäftsleuten im beſten Rufe ſtehen und den Nutzen der Redlichkeit ſehr wohl zu ſchätzen wiſſen. Das einzige Bedenkliche in der „Couliſſe" iſt daher die Wahl desjenigen, dem man ſeine Aufträge ertheilen will; wendet man ſich an den erſten Beſten, ſo kann man auch nicht ſicher darauf rechnen, die Differenz im günſtigen Falle ausgezahlt zu erhalten. Das „Parket" bietet immer eine größere Sicherheit dar als die „Couliſſe", und der Unterſchied zwiſchen zwei Wechſel-Agenten, wenn es ſich bloß um die Sicherheit der ihnen anvertrauten Geſchäfte handelt, iſt ſo gut, wie gar keiner; man kann unter ihnen nach Belieben wählen. Dies iſt auch wohl einer von den Gründen, aus welchen das „Parket" ſich ſo ſehr über die „Couliſſe" erhaben glaubt und mit Geringſchätzung auf dieſelbe herabblickt.

Nichtsdeſtoweniger liegt, nach der örtlichen Vertheilung der Plätze auf der Börſe zu urtheilen, die „Couliſſe" dem „Parket" ziemlich nahe; ſie gränzt an daſſelbe, und die einzige Gränzſcheide beider iſt ein durchbrochenes Gitter, welches gegenſeitige Mittheilungen nicht verhindert. Die „Couliſſe" leiſtet dem „Parket" wichtige Dienſte. Wir wollen ein Beiſpiel von vielen anführen. Die Wechſel-Agenten machen Speculationen auf ihre eigene Rechnung, wie bekannt; ſie kaufen z. B. Renten auf Ende des Monats im „Parket" und ſuchen dieſelben ziemlich auffällig in die Höhe zu treiben. Zu gleicher Zeit laſſen ſie in der „Couliſſe" eine dreimal größere Summe, als ſie eingekauft haben, ausbieten, aber auf eine verſteckte Weiſe und durch Vermittelung des verſchwiegenſten „Marrons". Es kömmt endlich der Termin der doppelten Liquidation, und da die „Couliſſe" keinen offiziellen Cours hat und ſich nach dem mittleren Courſe des „Parkets" an der letzten Börſe des Monats richtet, ſo ändern die Wechſel-Agenten, welche anſcheinend auf das Steigen der Papiere ſpekulirt haben, plötzlich ihren Plan, und indem ſie im „Parket" die hier früher aufgekauften Renten ausbieten, erzwingen ſie einen niedrigen Cours, wie derſelbe ihren geheimen Combinationen am günſtigſten iſt. Sie verlieren vor aller Welt Augen und gewinnen im Dunkeln, aber das Geheimniß iſt dann für einen Jeden aufgehellt, und man weiß, daß die Spieler Sorge getragen haben, eine vortheilhafte Ausgleichung des Gewinnes und Verluſtes zu bewirken.

Die Hülfsquellen der „Couliſſe" ſind unerſchöpflich. Hat man nicht ſogar behauptet, daß die Banquiers, welche den Bau einer der großen Eiſenbahnen übernommen, deren Hülfe in Anſpruch genommen hätten, um ihre Actien mit Prämien auszugeben? Wenn die Oeffentlichkeit nicht einen Riegel davorgeſchoben hätte, ſo würde dies folgendermaßen zugegangen ſeyn. Die Actien-Promeſſen der Geſellſchaft ſtanden in der „Couliſſe" auf 65 Fr. Prämie für ein Nominal-Kapital von 500 Fr. Jetzt kündigt die Geſellſchaft an, daß ſie in ihrem Büreau Subſcriptionen mit einer Prämie von nur 50 Fr. annehmen wolle. Ungeachtet dieſer anſcheinenden Großmuth ging der Cours in der „Couliſſe" nicht zurück. Man fragt nun, wer ſo thöricht ſeyn wird, das mit 65 Fr. zu bezahlen, was er für 50 Fr. erhalten kann; aber die Thoren waren, allem Anſchein nach, diejenigen, welche ſich verlocken ließen, in das Büreau zu gehen. Man hat Grund, zu glauben, daß die Geſellſchaft ſelbſt die wenigen Promeſſen, welche in der „Couliſſe" für 65 Fr. ausgeboten wurden, aufkaufen ließ und ſo den Preis ihrer Waare aufrecht erhielt, um ihre regelmäßige und offizielle Prämie von 50 Fr. deſto annehmlicher zu machen. Nehmen wir nun das Schlimmſte an, daß die Geſellſchaft genöthigt geweſen ſey, zu dieſem höheren Preiſe alle den wohlwollenden Unterzeichnern abgelaſſene Actien zurückzukaufen, ſo wurde das Benefiz der Banquiers, welche den Geſellſchafts-Fonds ſammelten, freilich auf 35 Fr. herabgeſetzt; aber das war immer noch lohnend genug, beſonders wenn man bedenkt, daß dieſe 35 Fr. mit achtzig Tauſend, der Zahl der Actien, multiplizirt werden müſſen. Ein ſolches Verfahren iſt, mit Recht oder

Unrecht, für möglich gehalten worden, und was auf der Börse nur möglich scheint, ist auch wahrscheinlich. Man frage jetzt noch, wozu die Oeffentlichkeit gut ist.

An der Abtheilung der Balustrade des „Parkets", welche von dem links gelegenen Gange, der Gränze der „Coulisse" und dem Gange des Baarhandels umgränzt wird, trifft man eine Klasse besonnener und verständiger Spekulanten an; vor sich haben sie eine Anzahl von Associés der Wechsel-Agenten, die ihnen uneigennützigen und gutgemeinten Rath ertheilen. In dieser Gegend spielt man nach Umständen, macht Baarkäufe, aber man nimmt lieber zu den Wechsel-Agenten als zu den „Marrons" seine Zuflucht, deren Revier auch schon zu fern liegt. Auf der Börse ist ein einfaches Gitter, mit Ausnahme dessen, welches das „Parket" umschließt, eine Scheidewand, die zwei Welten von einander trennt und unübersteiglicher ist, als ein hoher Gebirgszug. Die verständigen Leute, von denen wir jetzt sprechen, nehmen an den Operationen ihrer beiderseitigen Nachbarn Theil, an dem Coulissenspiel wie an dem Baar-Handel; aber in Hinsicht des ersteren zeigen sie sich sehr zurückhaltend und lassen sich im Ganzen mehr auf diesen ein, indem sie auf eine längere Zukunft für eine vortheilhafte Realisation ihrer Geschäfte rechnen. Sie bilden das eigentliche juste-milieu der Börse.

Wir wollen jetzt die Position des Baar-Handels geschickt umgehen und uns nach dem rechten Gange wenden, der zwischen dem sechsten und siebenten Pfeiler, zwischen Livorno und Genua, ausläuft. Hier findet man etwas dem juste-milieu Analoges, aber es ist gemischter und in seiner Grundform durch die Anhänger des Baar-Handels, die ihren Ueberfluß hierher ausschütten, etwas verändert. Was hier besonders auffällt, ist die nachlässige Haltung, das wilde Aussehen der Bewohner dieses Kantons. Die Leute scheinen sich nicht rasiren zu lassen und überhaupt wenig Sorgfalt auf ihre Person zu verwenden, weil sie in einem abgelegenen Stadtviertel wohnen, wo man auf diese Aeußerlichkeiten nicht viel giebt. Die Commis und Associés vollziehen an dem rechten Gange ihre Aufträge und weiter nichts; damit glauben sie den Pflichten gegen sich selbst und gegen das Publikum genügt zu haben. In äußerer Beziehung wenigstens unterliegen sie dem Einflusse des Baar-Handels, der so bäuerisch aussieht, und der rechte Gang in der Börse entspricht der Straße Saint-Denis in Paris. Bemerkenswerth möchte es scheinen, daß mit wenigen Ausnahmen die Abstufungen der Sprache und des feineren Betragens immer merkbarer werden, je mehr man sich dem Bezirke des Spiels nähert; dieser Unterschied steht in direktem Verhältniß zum Quadrat der Entfernung vom Baar-Handel. Die Erklärung ist nicht schwierig. Wer spielen und den Klippen des Spieles entgehen will, wer den erwünschten Cours, der später oder früher eintrifft, erzwingen oder abwarten will, muß als Rückhalt überflüssige Kapitalien haben; vielleicht bedarf er auch, um kühn zu spekuliren, der Jugend oder wenigstens der jugendlichen Lebhaftigkeit: dies paßt Alles zur äußeren Eleganz und bedingt sie. Der Einfluß des Spiels auf die äußere Haltung der Börsenbesucher ist so unbestreitbar, daß man denselben sogar an den Zuschauern wahrnehmen kann, und der feine Beobachter wird auch hier leicht Unterschiede auffinden. Rechts unter dem lastenden Drucke des Baar-Handels schlafen die Anwesenden lächerlich, wenn man sie zusammengekauert sitzen sieht; das hält sie indeß nicht ab, zu sagen, sie wären auf der Börse gewesen, um Neuigkeiten zu erfahren. Links herrscht etwas mehr Leben, ohne daß man jedoch zu sagen wüßte, welches Interesse die Leute, die man täglich zwei Stunden hindurch gegen die kalte Marmormauer gelehnt sieht, eigentlich hierher führt. Im Winter kann man wohl für ihre Anwesenheit einen zureichenden Grund, wie es in der Logik heißt, auffinden; die rechte Seite kömmt hierher, um sich zu wärmen und zu schlafen, die linke, um sich zu wärmen. Aber im Sommer? —

In unserer topographischen Beschreibung der verschiedenen Bezirke der Börse hat man vielleicht eine Lücke bemerkt, und wir sind in der That über einen Bezirk, welcher rechts im Hintergrunde, der „Coulisse" gegenüber, belegen ist und den das durch die Städte Triest, Neapel, Marseille und Lyon gebildete Viereck umschließt, ganz hinweggegangen. Vor einigen Jahren, und vielleicht jetzt noch, nannte man diesen geschlossenen Raum „den Winkel der Legitimisten", die sich auf der Börse diese Stelle ausgesucht hatten. Zur Zeit der Emeuten, als sich eine systematische Speculation auf das Fallen der Papiere noch vertheidigen ließ, machte dieser Bezirk der Börse einiges Aufsehen und übte manchmal einen nachtheiligen Einfluß auf den Cours der Papiere aus. Jetzt erscheinen die Legitimisten nicht mehr, oder sie kommen in kleiner Anzahl, schweigen und rühren sich wenig. Der „Winkel der Legitimisten" hat jetzt seinen eigenthümlichen Charakter verloren und ist nur noch ein angenehmer Erholungsort; man kann hier allein seyn, die langweiligen Menschen und Schwätzer von sich fern halten und etwas freier athmen. Uebrigens gränzt auch dieser Raum an den Gang im Hintergrunde, in welchem die Associés und Commis der geschicktesten Spekulanten des „Parkets" auf- und abgehen, und eine solche Nachbarschaft schadet nie.

Man möchte nun vielleicht noch wissen, wo die großen Banquiers in diesem Saale, der schon so gefüllt scheint, einen Platz finden. Hier müssen wir zuerst bemerken, daß diese Mächtigen die Börse nur selten mit ihrer Gegenwart beehren; sie benutzen dieselbe, aber sie zeigen sich nur selten. Wenn indeß die hohen Barone der Finanzwelt einen Augenblick unter ihren Vasallen erscheinen, so sammeln sie sich wie eine Schaar Hornisse an den Pfeilern der linken Seitenwand, immer in der nach dem Mittelpunkte des Spiels hinlaufenden Richtung. Ihr Sammelplatz ist unter London, Amsterdam, Basel und Frankfurt; nie überschreiten sie diese Gränzlinien. Sie beobachten von weitem die „Coulisse", wo treue Hände für sie die Würfel werfen, die, in Folge der Mittheilungen, die sie von den Politikern erhalten haben, nur zu oft falsch sind. Der Fürst der Banquiers erscheint höchstens zweimal jährlich und zeigt sich dem erfreuten Volke; er wählt seinen Platz in der Mitte des inneren Hauptraumes und läßt sich Weihrauch streuen. Wir hätten nun noch dieses Schauspiel von den Galerieen aus, gleichsam aus der Vogelperspektive, betrachten können; aber es schlägt jetzt drei und ein halb Uhr, und die Verkäufer verlassen den Tempel. Sobald dieses Signal gegeben ist, tritt im „Parket" allgemeines Schweigen ein, während die „Coulisse" ihre Operationen fortsetzt; diese ist über alle Gesetze erhaben, und sie entschließt sich zuletzt nur aus eigenem Antriebe, den Platz zu räumen, in der sicheren Ueberzeugung, Abends bei Tortoni wieder zusammenzutreffen, wenn das öffentliche Wohl es erheischen sollte.

Vom Waarenhandel haben wir schon Einiges angeführt, und es würde schwer halten, mehr zu sagen. Diese ehrlichen Handelsleute schließen ihre Geschäfte mit leiser Stimme ab; sie sammeln sich in kleinen Gruppen je nach ihrem speziellen Handelszweige, hier die Seife, dort das Oel, dann der Zucker u. s. w. Sie sind undurchdringlich, und selbst diejenigen, die ihr Vermögen in Zeitkäufen auf die Sechsunddreißiger (der technische Ausdruck für das Alkohol von 36 Graden) verspekuliren, bergen ihre Operationen in tiefe Nacht und richten sich im Geheimen zu Grunde. Erst wenn der Tag der Bilanz gekommen ist, oder wenn sich einer im Keller erhängt hat, heißt es im quartier des Lombards: „Er hat in den Sechsunddreißigern gespielt." — Uebrigens haben die meisten Kaufleute schon am Morgen ihre Geschäfte durch Vermittelung der Mäkler gemacht, und man weiß eigentlich nicht, was sie auf der Börse wollen. Wahrscheinlich wollen diese fleißigen Arbeiter durch einen weiten Gang ihre Eßlust reizen und auf der Börse ihre häuslichen Sorgen vergessen, denn sie besuchen weder die Oper, noch den Jockei-Klub, und sie können sich von den wirklichen Geschäften nur durch den Schein der Geschäfte erholen. (R. d. P.)

Spanien.

Das jetzige Spanische Theater.

(Nach dem Madrider Artista.)

Seit dem Untergange der Schule Lope's und Calderon's hat das Spanische Theater durch Uebersetzungen oder Nachahmungen Französischer Bühnenstücke sich aufrecht erhalten. Moratin war Molieres würdiger Mitbewerber, und die klassische Tragödie wurde von Männern angebaut, denen man ein bedeutendes Talent nicht absprechen konnte, obschon sie Alle hinter Corneille, Racine und Voltaire zurückblieben. Diejenige Gattung von Dramen, welche Comella, Zavala und ihre Anhänger pflegten und die eine Zeitlang auf der Bühne Glück machte, hat große Aehnlichkeit mit dem Melodrama, das man in Paris in neuerer Zeit auf die Bühne brachte. Schon seit den ersten Zeiten des vorigen Jahrhunderts besitzen wir kein echt Spanisches Theater mehr, sondern ein aus der Fremde eingeführtes.

Diese Demüthigung, so unwürdig eines Volkes, das im siebzehnten Jahrhundert durch seine literarischen Leistungen ganz Europa vorleuchtete, hat bis auf den heutigen Tag fortgedauert. Wenn das Drama der Reflex des sittlichen Lebens, der Ideen und Gefühle der Gesellschaft ist, und wenn diese im ganzen civilisirten Europa, mit wenigen fast unmerklichen Abschattungen, gleicher Art sind, so dürfte es wohl Keinem eine leichte Aufgabe seyn, gegen die dramatischen Gesetze einer Nation sich aufzulehnen, die vermöge ihrer geographischen Lage, ihrer Intelligenz und Bildung an der Spitze der sozialen Bewegung steht. Rom, die Herrscherin der Welt, entlehnte sein Theater und seine Literatur von dem unterworfenen Griechenland. Paris ist das Athen der Gegenwart.

Damit sey aber nicht gesagt, daß wir auch an literarischen Ungeheuern Geschmack finden sollen, die eine Uebersättigung am Schönen in Frankreich zur Welt bringt, oder daß wir die Schätze unseres eigenen Theaters, obwohl sie veraltet sind, gering achten und, aus unbedingter Vorliebe für die neuen Vorbilder, die Prinzipien der öffentlichen und häuslichen Moral in den Staub treten sollen.

Man wäre berechtigt, zu erwarten, daß jeden Bühnendichter die Stimme seines Gewissens zu solchen Betrachtungen auffordere; aber leider geschieht dies nicht, oder das Gewissen bleibt ungehört. Unser heutiges Theater ist nur ein armseliger Wiederhall des Französischen. Zwar hatten wir in einer Zeit, die noch nicht allzu fern liegt, das fremde Joch bis zu einem gewissen Punkte abgeschüttelt; wir erkühnten uns, viele der wunderbaren Schöpfungen des 17ten Jahrhunderts, so gut oder so schlecht es gehen wollte, in neue Formen zu gießen; ja, einzelne Autoren versuchten sogar mit ziemlichem Erfolge Nachahmungen der alten nationalen Meisterwerke und bemühten sich dabei, dieses Genre den Sitten und der Geschmacks-Richtung des modernen Spaniens anzupassen. Allein diese lobenswerthe Kühnheit der Autoren ging ohne Zweifel mit den Schauspielern zu Grabe, die den Geist ihrer Werke erfaßt hatten und sie würdig darzustellen verstanden.

Jetzt ist das Spanische Theater wesentlich Französisch, weil man — sehr wenige ehrenvolle Ausnahmen abgerechnet — nur solche Stücke aufführt, die aus dem Französischen übersetzt oder den Werken der Pariser Bühnendichter nachgeahmt und nachgestümpert sind. Diese gehören aber zu drei unter sich so verschiedenen Genres, daß man denken sollte, sie seyen in eben so vielen durch große Intervalle getrennten Zeitaltern geschrieben.

Das erste Genre ist das klassische, welches man noch nicht ganz von der Französischen Bühne verbannt hat. Das zweite, dessen Charakter die feine Satire ist, könnte horazianisch genannt werden. Dieses Genre tadelt und straft, ohne die Eigenliebe oder das Gefühl der Scham zu verletzen; es schildert uns mit Anmuth und Geschmeidigkeit, aber fern von ehrgeizigen Ansprüchen, die Scenen des Privatlebens und begnügt sich, wenn ihm ein beifälliges Lächeln zum Lohne wird. Es ist urban und sittlich und eignet sich zur angenehmen Unterhaltung eines schon übercivilisirten Publikums. Diese Art von Bühnenstücken hat Scribe's Ruhm begründet. Das dritte Genre endlich, dem wir höllisch oder teuflisch als Prädikat beilegen möchten, ist dadurch schon zur Genüge charakterisirt. Obgleich noch von sehr jungem Datum, scheint es doch in seinem Heimathlande schon aus der Mode zu kommen; nur in Spanien, wo so mancher übelberathene Dramatiker ihm blindlings gehuldigt hat, ist wenig Aussicht zu seiner baldigen Verdrängung. Wir dulden den ausländischen Unfug länger in unserer Mitte, als der Ausländer selbst, der ihn ans Licht gefördert. Calderon ist uns nicht mehr romantisch genug; wir können es ihm nicht verzeihen, daß er die Moral ungefährdet läßt, wie sehr er auch über die Einheiten des Aristoteles sich hinwegsetzen möge."

Die Lustspiele unseres Moratin werden nicht mehr aufgeführt, und warum? — weil der ganze gebildete Theil des Publikums sie auswendig weiß und den Schauspielern souffliren könnte, was freilich eine fatale Sache wäre. Seine Vollkommenheit selbst versperrt diesem Dramatiker den Weg zu seinem theatralischen Glücke, wenigstens in diesem Augenblick. Man will Dramen sehen, die noch nicht bekannt sind, was auch sonst an ihnen seyn möge.

Daß Calderon von der Bühne verbannt ist, hat einen tieferen Grund. Wir wollen diesen Genius nicht hören, weil wir ihn nicht verstehen. Die ritterliche Sprache des Zeitalters Philipp's IV. ist für uns ein ausgestorbenes Idiom, wie das Lateinische oder das Griechische. Wir haben die Liebe materialisirt, verächtlich gemacht; und unsere Begriffe von Ehre sind ganz anderer Art, als sie in jenem Zeitalter gewesen.

Warum aber selbst Lope, Tirso und Moreto ihren Abschied erhalten haben, ist viel schwerer zu sagen. Nur die Tyrannei der Mode vermag dieses Phänomen zu erklären. Lope ist Meister in zärtlichen Leidenschaften; Tirso hat etwas Schalkhaftes, aber auch Urbanität und Attisches Salz; Moreto dürfte wohl den größten komischen Genies aller Völker sich anreihen. Unsere heutigen Sitten und Gefühle sind nicht viel anders als diejenigen, welche von den erwähnten Bühnendichtern geschildert werden — warum also wollen wir ihre Stücke nicht mehr sehen? Warum finden wir nur an Gräueln und Ruchlosigkeiten eine Augenweide und einen Ohrenschmaus?

Ist etwa diese barbarische Rohheit den Sitten des jetzigen Jahrhunderts homogen? Gott bewahre! Die geistige Aufklärung hat unsere Gefühle veredelt, unsere Leidenschaften gemäßigt. Schon im Jahre 1832 machte der berühmte Chateaubriand auf den Kontrast aufmerksam, welchen die Gräuel der Bühne im Vergleich mit den milden Sitten des öffentlichen und häuslichen Lebens darbieten. Die Poesie, sonst so vorzugsweise geeignet, die Gemüther zu entwildern, hat in unseren Tagen, wie es scheint, das gerade Gegentheil zur Aufgabe sich gemacht. Sie will moralische Scheusale aus uns machen und alle Bande zerreißen, durch welche der Mensch mit dem Menschen befreundet wird.

Solcher Mißbrauch der dramatischen Freiheit kann zu allen Zeiten nur unselige Folgen haben; und aus wie viel stärkerem Grunde in einer Periode blutigen Bürgerkrieges und allgemeiner Noth und Trübsal! Welche Aussicht in die Zukunft, wenn man unseren unglücklichen Mitbürgern jetzt, da ihre Leidenschaften aufs Aeußerste erregt sind, den Menschen vorführt, der nichts glaubt und nichts hofft, als die Befriedigung seiner Gelüste oder den Tod! Und haben wir nicht schon Beispiele von den Wirkungen dieser höllischen Literatur auf erhitzte jugendliche Gemüther?

Aber noch verderblicher ist ihr Einfluß auf die politische Gesinnung. Wir haben eine monarchische Regierung; warum dulden wir also Bühnenstücke, die so beschaffen sind, als wären sie absichtlich geschrieben, um diese Regierungs-Form gehässig zu machen? Warum duldet man öffentliche Verleumdungen der gekrönten Häupter und der Geistlichkeit bei einem Volke, das einen Thron und einen positiven Glauben hat? Warum ist, unter so vielen antimonarchischen Dramen, nur eines auf die Bühne gekommen, in welchem, und zwar ohne Verstoß gegen die historische Wahrheit, der erhabene Charakter einer Spanischen Königin geschildert wird? Warum hat man, unter so vielem Abschaum, nur Ein Drama gesehen, in welchem der Verirrung eines Augenblicks ein vieljähriges, der Tugend geweihtes Leben folgt? Warum endlich erweist man nur zwei echt Spanischen Bühnenstücken die Ehre, sie auf Spanischen Theatern erscheinen zu lassen?

Unverzeihlich ist es auch, daß wir gleichgültig zusehen, wenn man uns die Personen Philipp's II. und seines Sohnes Don Carlos in dem ganzen Nimbus von Abscheulichkeiten und Verleumdungen vorführt, womit Deutsche und Französische Historiker sie umgeben haben. Sollen wir es noch ferner ertragen, daß Don Carlos als charakterloser Wüstling auf der Bühne erscheint — wie z. B. in einem bekannten Produkte Victor Hugo's — und daß man Philipp II. seinen Sohn und seine Gemahlin hinrichten läßt?

Das Publikum, welches einige Schauspiele von diesem Kaliber mehr staunend als mit Interesse aufgenommen, verabscheut sie schon jetzt, nachdem es ihre moralische Tendenz durchschaut hat. Allein die Gefahr ist darum nicht beseitigt; und wer steht uns dafür, ob diese unseligen Produkte durch das Talent der Schauspieler und den ansteckenden Beifall demokratischer Schwindelköpfe nicht wieder zu Ehren kommen werden? Nach unserer Meinung ist es Pflicht der obersten Behörde, den Thron und die Geistlichkeit vor öffentlicher Verunglimpfung zu verwahren und nimmermehr zu gestatten, daß man die Grundfesten der Moral untergrabe.

Das Gesetz ist vorhanden: die Censur der Theaterstücke gehört zu den Obliegenheiten der Regierung. Aber diese heilsame Einrichtung ist in den politischen Stürmen unserer Tage beinahe ganz annullirt worden. Möchte sie wieder frisch ins Leben treten und energische, aber auch behutsame Anwendung finden; denn übertriebene Strenge würde ein Drama unverdienter Weise berühmt machen: es käme in den Geruch des Märtyrerthums. Wir leben in einer Zeit, wo es schon Unterdrückung heißt, wenn man dem Uebel entgegenwirkt, und wo jeder Vorwand zur Opposition für gut und gültig angesehen wird.

Dieser Artikel soll keinen literarischen Zweck haben, sondern einen moralischen. Wir kümmern uns weder um die Einheiten des Aristoteles, noch um den Streit zwischen Klassikern und Romantikern, noch endlich um die absolute Emancipation von jeder Schule, sofern sie nur ästhetischer Art ist; aber es liegt uns viel, sehr viel daran, daß die Prinzipien, auf welche unser Glaube, unsere Verfassung und unsere häusliche und bürgerliche Moral sich gründen, von dem Schriftsteller, dem Darsteller und dem Zuhörer respektirt werden.

Mannigfaltiges.

— Capitain Glascock. Zu den Marine-Novellisten der Engländer, die mehr als Alltägliches liefern, gehört auch Capitain Glascock, der Verfasser des „See-Skizzen-Buches", von dem jetzt ein neues Werk „Land-sharks and sea-gulls" erschienen ist. Das neue Buch ist eine Art von Amphibie, denn es spielt zum Theil auf dem Lande und zum Theil auf dem Wasser. Die seemännische Abtheilung des Buches wird jedoch bei weitem mehr gelobt, als die weltmännische; der Verfasser soll zu einem Marryat und Cooper bei weitem mehr Talent haben, als zu einem Walter Scott und Bulwer.

— Preis-Aufgabe für Papier-Fabrikanten. Durch chemische Prozeduren hat man es in Frankreich dahin gebracht, jedes bedruckte oder beschriebene Papier von seiner Schwärze oder Dinte wieder so vollkommen reinigen zu können, daß es neuerdings bedruckt oder beschrieben werden kann. Dies hat natürlich schon zu den gröbsten Mißbräuchen Anlaß gegeben, und zwar sowohl zum Nachtheile des Staats, als zu dem von Privatpersonen. Namentlich ist viel Stempelpapier auf diese Weise von der älteren Schrift befreit und zu neuen Dokumenten wieder gebraucht worden. Hauptsächlich aber fürchtet der Handelstand einen argen Mißbrauch von dieser Prozedur; denn jeder Wechsel kann nach Belieben verändert werden, ja es sind sogar schon Fälle vorgekommen, wo die Briefe von Kaufleuten, nachdem der ganze Inhalt mit Ausnahme der Unterschrift weggebeizt worden, in Verschreibungen, deren Unterzeichnung der Aussteller selbst als echt anerkennen mußte, verwandelt worden sind. Der Französische Finanz-Minister hat sich nun im Interesse des Staates und des Handels veranlaßt gesehen, einen Preis von 30,000 Fr. für die Herstellung eines Papieres auszuschreiben, das jedem chemischen Versuche, die darauf befindliche Schrift fortzuwaschen, widersteht. Es existirt allerdings bereits eine unauslöschliche Chinesische Dinte; diese kann jedoch nur den Privatmann, der sich ihrer bedient, nicht aber auch den Staat vor Schaden schützen. Inzwischen hat der Minister den Papier-Fabrikanten auch freigestellt, wenn sie nicht an sich schon das Material dergestalt zu liefern vermögen, daß es jede Fälschung jener Art unmöglich macht, dasselbe so herzustellen, daß es eine Vignette aufzunehmen vermag, die gleichzeitig aus unauslöschlicher und aus vertilgbarer Dinte komponirt ist. Mit dieser Vignette bedeckt, ist das geeignete Papier allerdings vollkommen geschützt. Denn die chemische Beize würde nothwendig mit der Schrift des Dokumentes auch einen Theil der Vignette, und zwar den vertilgbaren, hinwegnehmen; diesen aber wiederherzustellen, erforderte nicht bloß die größte Kunst, sondern es würde auch ganz unmöglich seyn, es täuschend zu machen, da das Verfälschte mit dem unvertilgbaren Theil der Vignette wieder so vereinigt werden müßte, wie es nur bei der Anfertigung des Ganzen zu bewirken ist.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 120. Berlin, Freitag den 5. Oktober 1838.

Polen.

Lebensbeschreibung der Barbara Radziwill, Gemahlin des Königs Sigismund August *).

Der durch seine Geschichte der Stadt Wilna bereits rühmlich bekannte Polnische Gelehrte Michael Balinski hat vor kurzem in Warschau den ersten Theil einer Lebensbeschreibung der Königin Barbara Radziwill herausgegeben **), in der von ihm alle Data, die er über das Leben dieser merkwürdigen Frau aufzufinden vermocht hat, gewissenhaft benutzt worden sind. Um aber die Trockenheit einer gewöhnlichen historisch-biographischen Darstellung zu vermeiden und um seinem Werke eine größere Mannigfaltigkeit und mehr Reiz zu verschaffen, hat er, streng an der Geschichte selbst festhaltend, die Ergebnisse seiner Forschungen in die Form einer Erzählung gekleidet und gedenkt also, es sowohl den Historikern recht gemacht zu haben, denen es um genaue Kenntniß der Fakta zu thun ist, als auch denjenigen Lesern, die in der Geschichte mehr eine angenehme Unterhaltung suchen. Man muß gestehen, daß der Verf. seine Aufgabe nicht ohne Geschick gelöst hat. — Mögen die folgenden Haupt-Momente dieser Geschichte, die wir, so weit der erste Theil reicht, hier mittheilen, auch für Deutsche Leser nicht ohne Interesse seyn.

In dem alterthümlichen Sitze des Lithauischen Großfürsten Gedymin, in einer Familie, die schon von Alters her durch ihre Reichthümer und ihr Ansehen im Lande ausgezeichnet war, erblickte im Jahre 1538 ein Mädchen von wunderbarer Anmuth das Licht der Welt. Es war Barbara Radziwill. Ihr Vater, Kastellan von Wilna und Hetman des Großherzogthums Lithauen, der Bezwinger der Tataren und Sieger in dreißig Schlachten, die anderen Herren an Würde und Macht überragend, galt damals für das Haupt seines ganzen Stammes. Barbara verband mit einer Gestalt von ausgezeichneter Schönheit eine so einnehmende Lieblichkeit und ein Verlangen, zu gefallen, dessen geheime Künste fast nur den Slawischen Jungfrauen bekannt zu seyn scheinen. Sie hatte kaum das achtzehnte Jahr vollendet, als gar viele Jünglinge aus den ersten Familien des Landes, die an dem Hofe des Kastellans Zutritt fanden, mit den Augen der Liebe und der Hoffnung nach ihr hinzublicken begannen. Doch kam die Auswahl des Gatten nach dem herkömmlichen Gebrauche nicht der Jungfrau allein zu. Die Aeltern zogen, indem sie die Größe ihres Hauses im Auge behielten und zugleich um Sicherung eines glänzenden Looses für ihre geliebte Tochter besorgt waren, den einzigen Nachkommen eines alten Geschlechtes, Stanislaw Gastold, des Wappens Habdank, allen jenen Jünglingen vor. Seine ritterlichen Thaten, seine hohe Gesinnung und große Freigebigkeit zeichneten ihn aus. Der Erbe ausgebreiteter Güter, sammelte er auf dem alterthümlichen Schlosse seiner Vorfahren, Gieranony, auch den ärmeren Adelsgern um sich her. Dazu hatte man noch im Gedächtnisse, wie dieser Herr, noch bevor er zu der Würde eines Wojewoden gelangt war, den König Sigismund I. bei der Zusammenkunft mit dem Deutschen Kaiser nach Presburg und Wien unter großem Gepränge begleitet hatte. Diese Vorzüge des Geistes und Glückes bewogen die Aeltern, sich für Gastold zu entscheiden, wenngleich, sobald er dem Kreise der jugendlichen Bewerber gegenübertrat, der Reiz der Jugend nicht mehr für ihn bei der Tochter sprechen konnte.

So wurde Barbara im Jahre 1538 die Gattin Gastold's, doch nur auf eine kurze Zeit; denn schon am 18. Dezember 1542 starb Gastold, der indessen zum Wojewoden von Trock heraufgerückt war, ohne Nachkommen, und mit ihm erlosch das edle und um Lithauen so verdiente Geschlecht der Gastolde in gerader Linie auf immer. Barbara verließ die einsamen Mauern des alten Schlosses Gieranony und suchte eine Zuflucht in dem älterlichen Hause bei der Mutter, von der sie zärtlich geliebt wurde. Denn auch der Kastellan Radziwill war, nachdem er durch die Beschwerden des Krieges seine Gesundheit eingebüßt hatte, im kräftigen Mannesalter im Jahre 1541 gestorben, und das Herz Barbara's war mit doppelter Trauer erfüllt, als sie wieder vor ihrer Mutter erschien.

Das Haus einer so ausgezeichneten Frau, wie die Mutter der Wojewodin von Trock war, erhob leicht das Haupt über Alle, die damals, während des Aufenthalts Sigismund August's in Wilna, sich zusammengefunden hatten. Der junge König, dem die Herrschaft von Lithauen von seinem Vater übertragen war, wohnte in seiner Residenz auf dem Schlosse mit der Gemahlin Elisabeth, einer Tochter des Römischen Königs Ferdinand, die nicht minder durch körperliche Anmuth, wie durch unvergleichliche Herzensgüte sich hervorthat. Ein glänzender Hof umgab das Königliche Paar. Wenn des Landes Geschäfte, denen sich August mit großem Eifer hingab, besorgt waren, so zogen prächtige Gastmähler und eine ausgesuchte Musik, des Königs liebste Erheiterung, Alles nach dem Schlosse, was die Residenz Ausgezeichnetes aufzuweisen hatte. Der Aufwand des Königlichen Hauses ward nicht selten bis zur Verschwendung gesteigert. Dort zeigte sich auch Barbara, nachdem sie ihre Trauerkleider abgelegt hatte, und ihre Schönheit ließ jede andere neben sich erbleichen. Da sah sie auch der König zum ersten Male, doch das war nur ein einmaliges Aufblitzen eines Sternes.

Nicht lange darauf, im Jahre 1545, starb die schöne und fromme Elisabeth zu Wilna, nachdem sie lange Zeit, ohne Verschulden, von Seiten der Mutter des Königs, Bona, aus dem Italiänischen Hause Sforza, manche Verfolgung hatte ertragen müssen. Nun wurden die Gastmähler und Hoffeste unterbrochen, und eine düstere Stille herrschte in den Gängen und Zimmern des Gedyminschen Schlosses. Sigismund August selbst neigte sich in seiner trüben Stimmung einer abgeschiedenen Lebensart zu.

Doch stand, wie früher, das Haus der Frau Kastellanin von Wilna offen; hierher wandten sich nun Alle, welche bisher bei den Hoffesten am meisten geglänzt hatten. Täglich brachte hier ein Schwarm edler Verehrer der schönen Barbara seine Huldigungen dar. Doch diese bewahrte neben der den Frauen so natürlichen Freude, zu gefallen, einen edlen Sinn und ließ sich gar schwierig finden, was besonders durch die Winke der Mutter veranlaßt wurde, einer Frau, wie Rysinski sagt, von scharfem und gereiftem Verstande, die zugleich, wie wir aus anderen Quellen hinzusetzen können, mit der Schlauheit eine reiche Erfahrung in der Kunst, die Herzen der Männer zu unterwerfen, verband.

Indeß vergaß der junge König nur zu bald seines Leides und seiner Trauer. Ueber die Gebühr in Weichlichkeit erzogen und der Aufsicht seines in Polen weilenden Vaters entrückt, der jetzt im Alter gegen den einzigen Sohn eben so nachsichtig war, wie er früher streng gewesen, wollte August die Annehmlichkeiten der Freiheit, welche sich ihm bei seiner Herrschaft über Lithauen darboten, vollständig genießen. Bald führten ihn die jungen Herren der von ihnen vergötterten Barbara zu. Schon durch den Ruf von ihrer Schönheit für sie eingenommen, mit einem nach Liebe sich sehnenden Herzen in der Brust, erlag er sofort der zauberischen Gewalt ihrer Reize und wurde von den Banden der Liebe vollständig gefesselt. Als nun bei näherem Erkennen seine edle und jugendliche Gestalt, die Feinheit seiner Sitten und sein ausgebildeter Verstand auch bei ihr dauernde Eindrücke zu hinterlassen begannen, da schlug eine gegenseitige innige Liebe in hellen Flammen auf.

Der König verbarg länger seine Gefühle nicht. Es erfolgten im Geheimen häufige Zusammenkünfte, welche die Nähe des Schlosses und der Gärten des Radziwillschen Palastes erleichterte. Und wenngleich die Geliebten bei diesen die Gränzen der Sitte und gegenseitigen Achtung niemals überschritten, so verbreitete sich doch das Gerücht von denselben rasch über das ganze Lithauische und Polnische Land. Ja noch mehr, der Neid des abgewiesenen Adels und die Furcht vor einem noch größeren Wachsthum des Radziwillschen Hauses erhob Zweifel über die Unschuld der Barbara und begann, den guten Ruf der zwar lebensfrohen, doch wohlgesitteten Wittwe zu untergraben. Da erkannte selbst die Mutter, die in ihrem Herzen nichts so sehnlich wünschte, als den König zu den Füßen ihrer Tochter zu sehen, und deshalb sogar nach dem Aberglauben der Jahrhunderte zu der Magie ihre Zuflucht nahm, daß es Zeit sey, entweder diesen geheimen Zusammenkünften ein Ende zu machen, oder sie durch ein stärkeres gesetzliches Band zu befestigen.

Als die Sache schon so weit gediehen war, begaben sich eines Tages, nach gepflogenem Familienrathe mit der Mutter, Nikolaus

*) Von A. Woykowski.

**) Pamiętniki o królowéj Barbarze, żonie Zygmunta Augusta. Tom. I.

Radziwill, Oberschenk von Lithauen, der Bruder der Barbara und ein Cousin derselben gleiches Namens zu Sigismund August auf das Schloß und sprachen vor ihm zwar mit Ehrfurcht, doch zugleich mit Würde und Ernst die Bitte aus, daß derselbe in Rücksicht auf den Ruhm ihres Hauses und die Ruhe ihrer Schwester die Besuche bei derselben einstellen möchte. Diese unerwartete Erklärung machte auf den König den größten Eindruck; er versprach zwar, das Schloß der Barbara mit keinem Fuße wieder zu betreten, doch das Versprechen, dem sein Herz geradezu widerstrebte, daß er Barbara aufhören werde zu lieben, konnte er nicht geben.

Alte Berichte melden, daß die heimlichen Zusammenkünfte Sigismund's mit Barbara niemals aufgehört haben. Wie es gewöhnlich geschieht, so wuchs auch ihre Liebe mit dem Anwachsen der Hindernisse, und der durchglühte August hatte endlich kein heißeres Verlangen, als die Besiegelung seiner Gefühle durch das Band der Ehe. Es wurde dazu im Geheimen die nöthige Vorbereitung getroffen und der Tag der Vermählung angesetzt, die beiderseitige Verabredung aber so wohl verborgen, daß selbst die Brüder der Barbara nichts davon erfuhren.

Gegen das Ende des September im Jahre 1547 in einer der im Norden so gewöhnlichen schönen Herbstnächte traten um Mitternacht drei Personen, in Mäntel gehüllt, aus der kleinen Pforte des Wilnaer Schlosses und schlichen mit der größten Behutsamkeit an den Mauern entlang, indem sie ihre Schritte den Gärten des Radziwillschen Palastes zuwandten. Der helle Mondschein beleuchtete ihre Gestalten. Dem einen von ihnen, einem Jünglinge von nur schmächtigem Körperbau, doch mehr als mäßigem Wuchse, schienen die anderen Beiden nur zu Begleitern zu dienen. In seinem anmuthigen, länglichen Gesichte war ein melancholischer Zug nicht zu verkennen. Neben dieser Hauptperson schritt ein Mann mittleren Alters, Italiänisch gekleidet, in dessen Haltung die gewohnte Schmiegsamkeit eines höheren Hofbeamten mit der Würde eines vornehmen Herren gepaart war. Beiden ging in einiger Entfernung, offenbar nur aus Vorsicht, der Wachen wegen, abgesendet, eine dritte Person voran, aus deren lebhaftem und listigen Mienenspiele und demüthigem, doch gefälligen Wesen sogleich ein in seinem Amte ausgelernter Hofbedienter zu erkennen war. In der ersten Person wird der König selbst erkannt worden seyn, die zweite war Stanislaw Kiezgall, Großtruchseß von Lithauen, Schwager Michael Radziwill's des Schwarzen. Der Dritte war jenes bekannte Muster eines Hofbedienten, Stanislaw Dowojna. Alle drei blieben plötzlich an einer Seitenthür stehen, die in die Gemächer der Wojewodin von Trock führte, und bald befand sich Sigismund August an der Seite seiner geliebten Barbara.

Schnell erfuhren auch die beiden Radziwill, die mit großer Sorgfalt alle Zugänge aus dem Schlosse bewachen ließen, die Ankunft des Königs. Sie traten vor ihn hin. — „Ew. Majestät haben verheißen", sprachen sie, „unsere Schwester nie wieder zu besuchen; was bewegt Euch, dies Versprechen nicht zu halten?" — „Wollt Ihr das wissen?" antwortete der König mit Würde. „Mein diesmaliges Kommen wird Euch vielleicht zu der größten Ehre, zum Ruhme und Nutzen gereichen." — „Das wolle Gott geben!" riefen beide Radziwill aus, und nun verkündigte ihnen der König seinen festen Entschluß, ein Ehebündniß mit ihrer Schwester schließen zu wollen. — Ein herbeigerufener Geistlicher ertheilte dem Paare noch denselben Abend den kirchlichen Segen.

Mit der größten Vorsicht ward dieser feierliche Akt vollzogen. Außer der Mutter der Barbara, deren Brüdern, Kiezgall und dem Kapellan war Niemand zugegen. Dennoch drohten die Folgen desselben immer gefährlicher zu werden. Da war vor Allem der väterliche Zorn zu fürchten, dann der durch die Ueberschreitung der Landesgesetze beleidigte und um Aufrechthaltung derselben so besorgte Polnische Adel und der Neid der Lithauischen Magnaten, die mit scheelem Blicke der immer größeren Ausbreitung des mächtigen Radziwillschen Hauses zusahen.

Unter den freudevollen Stunden, welche August neben dem Ziele seiner Wünsche und seiner Opfer zubrachte, nahte der Reichstag heran, den nach langer Unterbrechung der alte König zum Dezember des Jahres 1547 nach Piotrkowo zusammenberufen hatte. August war genöthigt, sich ebenfalls dahin zu begeben, zuerst, um den von den Regierungssorgen und dem Alter gebeugten Vater wiederzusehen und den Verpflichtungen seiner Würde gemäß bei den Berathungen um des Landes Wohl zugegen zu seyn; dann, um auszuforschen, wie und wann der heimliche Ehepakt könnte veröffentlicht werden. So sollte er auf eine kurze Zeit von der geliebten Barbara scheiden, um hundert Meilen weit von ihr tausenden von Widerwärtigkeiten mannhaft die Stirn zu bieten.

Weder dem Könige, noch den Brüdern der Barbara schien es gerathen, diese in Wilna zu lassen. Vielleicht war es die Furcht, daß das Geheimniß inmitten des neugierigen Volkes der Residenz leichter an das Tageslicht kommen könnte, vielleicht auch der sichere Schutz, der der Barbara gegen die Nachstellungen ihrer Feinde gewährt werden konnte, vielleicht auch nur die Rücksicht auf ihre Gesundheit, welche August bewogen, Barbara's Aufenthalt auf das Land zu verlegen. In dem Innern von Lithauen, sieben Stunden von der Hauptstadt entfernt, befindet sich ein ansehnlicher Berg, den ringsum ein schöner See umgiebt. Auf demselben erhob sich im 16ten Jahrhundert das wegen seiner Lage schwer zugängliche Radziwillsche Schloß Dubinki. Der Name ist bis heute geblieben, doch das Schloß ist, wie die Uebermacht der Familie, der es angehörte, längst verschwunden.

Nach diesem einsamen Orte trat Barbara am 19. November 1547 des Morgens, nach Altpolnischer Zeitrechnung um die dreizehnte Stunde (sieben Uhr früh), von Wilna aus die Reise an, nur von der Mutter, dem Oberschenk Radziwill und Dowojna begleitet. Der König hatte ihnen zwar empfohlen, einen Tag früher aufzubrechen, aber dies war der in Trauer und Leid Versunkenen nicht möglich, und nur unter großen Beschwerden konnte an dem genannten Tage die Abreise wirklich erfolgen. Der Weg war für den schweren Reisewagen in dieser Jahreszeit kaum zu passiren, und so gelangten die Reisenden erst nach einer ganzen Tagereise des Abends spät in Dubinki an. Die Trennung von dem Gemahle und diese zwar kurze, doch sehr beschwerliche Reise war sowohl für Barbara selbst, wie auch für ganz Polen von unheilvollen Folgen. Denn der in Thränen und Trauer fast vergehenden Gattin löste sich vorzeitig eine Frucht der Liebe, indem sie selbst in eine gefährliche Krankheit verfiel.

Sigismund August kam Anfangs Dezember in Piotrkowo an. Da ihm das Gerücht von seiner Vermählung vorausgegangen war, so drang sogar der Vater in einer einsamen Stunde in ihn, die Wahrheit zu gestehen. Es ist nicht bekannt, was der junge König dem Vater geantwortet hat; aber da auf dessen Antlitze nachher kein Unwille gewahrt wurde, so scheint es, als wenn der jählings Befragte nicht sogleich bekannt habe. Dieser waren die häufigen Nachrichten aus Dubinki der einzige Trost in seiner schwierigen Lage. Aus einem Berichte Dowojna's geht hervor, daß Barbara jeden Morgen, in die ärmliche Kutte einer Bernhardiner-Nonne gehüllt, in der Schloßkapelle zu Gott um das Wohlergehen des geliebtesten Gatten betete und darauf den Armen mit eigenen Händen reichliche Gaben spendete, dann aber immer wieder einem unmäßigen Schmerze sich in die Arme warf. Wir besitzen noch Briefe von Barbara, die sie in dieser Zeit an ihren Gemahl gerichtet hat und die einen tiefen Blick in ihre Gemüthsstimmung gewähren. Neben der zärtlichsten Liebe zu dem Gatten zeigt doch auch die Besorgniß in ihr an, daß sie eines solchen Gemahls sich nicht würdig zu machen vermöge, und dieser muß wieder die frohe Zuversicht auf seine Beständigkeit Raum geben.

So ging das Jahr 1547 zu Ende; noch dauerte der Reichstag zu Piotrkowo, und August harrte vergeblich auf eine genügende Gelegenheit zur Veröffentlichung seines Geheimnisses. Am Ende dieses Jahres ereignete sich in Dubinki ein Unfall, durch welchen Barbara und ihre Umgebung nicht wenig in Schrecken gesetzt wurde, und der auch bei dem Könige die Furcht vor Verrath rege machte.

Unter einem der Gemächer, in denen Barbara ihre Wohnung aufgeschlagen hatte, an dem Abhange des Berges, befand sich ein alterthümliches, weitläuftiges Gewölbe, auf das weder die Hausleute noch auch Radziwill selbst, von dem Dubinki erst unlängst in Besitz genommen worden war, Acht hatten. Von Niemanden war der drohende Einsturz dieses Gewölbes wahrgenommen worden, bis es eines Tages, als sich die schöne Barbara mit ihrem Bruder und Dowojna in ihrem Gemache befand, unter ihren Füßen zusammenbrach. Der Schreck der Königlichen Gemahlin und die Besorgniß der Umgebung derselben kann leicht gedacht werden; zum Glück jedoch hatte das Ereigniß keine weitere üble Folgen.

Indessen wurde August, durch die drohende Stellung, welche seine Mutter, die Königin Bona, annahm, die bei der bloßen Erwähnung der heimlichen Liebeshändel ihres Sohnes außer sich gerieth, in beständigem Schwanken erhalten. Gedrängt durch den nahen Schluß der Berathungen, des Trostes und eines beständigen Rathes bedürftig, schenkte er endlich zweien Personen, die wegen ihrer Bürgertugenden und großen Verdienste um das Land allgemein gepriesen wurden, sein volles Vertrauen. Es waren Samuel Maciejowski, der Bischof, und Johann Tarnowski, der Kastellan von Krakau. Vor ihnen schüttete August sein ganzes Herz aus, ihnen vertraute er alle seine Leiden und seine Befürchtungen wegen der Zukunft. Vor den Aeltern vermochte er es selbst da nicht, als nach Beendigung des Reichstages der Tag der Abreise aus Piotrkowo herankam und August seinen alten Vater, der täglich schwächer wurde, nach seiner Königlichen Hauptstadt Krakau zurückkehren sah. Indeß ist gewiß, daß die Königin Bona damals von allen Umständen in Betreff der Vermählung ihres Sohnes genau unterrichtet gewesen sey, und wohl nur, um ihren dem Grabe sich nähernden Gatten neues Leid zu ersparen, trug sie Bedenken, ihre gereizte Gesinnung gegen ihren Sohn zu offenbaren.

Neue Stürme erwarteten August bei seiner Rückkehr nach Wilna. Kaum war ihm Zeit gelassen, sich von der beschwerlichen Reise zu erholen, da umringte ihn unter den Magnaten, die zu seiner Bewillkommnung sich in Wilna versammelt hatten, ein Kreis von Gegnern des Radziwillschen Hauses. Diese wagten sogar, von der Unschicklichkeit des vom Könige eingegangenen Ehebündnisses zu sprechen und ihn um Auflösung desselben anzugehen. In der Stadt gab sich Unzufriedenheit laut, und auf bedeckten Pasquille und Spottlieder die Mauern des Schlosses und Rathhauses und reizten das ganze Land zum Widerpart des Königs auf.

Zwar vermochten diese trüben Erfahrungen August's standhaftes Gemüth nicht zu erschüttern, doch verhinderten sie ihn, seine Gemahlin in Dubinki zu besuchen oder sie in seine Nähe zu bescheiden. Da dieser nun den Gemahl mit eigenen Augen zu schauen nicht vergönnt war, so wollte sie sich wenigstens durch dessen Blicke von des Gemahls Wohlseyn überzeugen, dem sie

am meisten vertraute. Ihr Bruder, der Oberschenk, ging auf ihr inständiges Anliegen ein; er verließ, ohne die Erlaubniß des Königs eingeholt zu haben, Barbara auf kurze Zeit und wurde der Ueberbringer eines Briefes, den wir hier mittheilen, da der Gemüthszustand der verlassenen Gattin treuer und wahrer nicht geschildert werden kann.

„Durchlauchtigster König, mein gnädigster Herr und Gemahl!

Ich habe, als die geringste Magd Ew. Königlichen Majestät, niemals an der Gnade, mit der mich E. K. M. wider alle meine Würdigkeit immer und bis heute überschüttet haben, irgend einen Zweifel gehegt; doch ängstigt es mich nicht wenig, daß ich jetzt, da ich der Seite E. K. M. so nahe bin, gar nichts von dem Wohlergehen E. K. M., meines gnädigen Herrn, vernehme, und ich fürchte, daß E. K. M., den Gott in seinen Schutz nehmen wolle, auf der weiten und anstrengenden Reise ein Unfall begegnet sey. Daß ich so lange schon E. K. M. nicht erblicke, wonach ich mich nicht wenig sehne, hierin mag der Wille E. K. M. mit mir, wie in Allem, geschehen. Das aber konnte und wollte ich mir nicht versagen, daß ich mich nicht sollte von E. K. M. Wohlseyn durch einen Gesandten überzeugen, den ich E. K. M. sende, E. K. M. getreuen Diener und meinen Bruder, den Oberschenk. Darum bitte ich nun, er möchte mir noch am Tage seiner Ankunft über meines Herrn Wohlergehen berichten. Daß ihm wegen dieser Sendung und seiner Abreise keine Ungnade bei E. K. M. erwachse, auch das bitte ich demüthigst. Denn ob ich gleich Anderen vertraue, daß auch sie mir über das Wohlergehen E. K. M., meines gnädigen Herrn, genauen Bericht mittheilen können, so glaube ich doch dem Herrn Oberschenk so sehr, sobald er mir über das Wohlergehen E. K. M. berichten wird, als wenn ich es selbst gesehen haben möchte. Und so empfehle ich mich der Gnade E. K. M., meines gnädigen Herrn. B. R."

Radziwill kehrte nach Vollziehung seiner Botschaft wieder zu Barbara zurück und brachte durch erneute Zusicherungen von des Königs beständiger und ungetrübter Liebe neue Freude und neue Hoffnung in die zagende Brust seiner Schwester. Ihm folgte in wenigen Tagen ein Bote des Königs mit folgendem an Radziwill selbst gerichteten entscheidenden Briefe:

„Sigismund August u. s. w.

Herr Oberschenk! Eine mächtige und dringende Nothwendigkeit, von der Ew. Liebden später durch uns erfahren sollen, erfordert, daß Ihre Königliche Majestät, unsere geliebteste Gemahlin, morgen nach Wilna komme; sie mag des Nachts, doch bei guter Zeit, heimlich in dem Palaste E. L. absteigen. Es ist durchaus nothwendig, sic astra volunt, daß sie morgen certe certissime sich in Wilna befinde. Um uns auf das Schloß zu begeben, dazu haben wir den Sonnabend, da wird Alles besprochen werden können. Mag die Reise E. L. nicht molestiren. Caetera fidei, diligentiae et sagacitati tuae committimus. Es scheint nöthig, daß außer den Pagen einer von den Hausleuten propter aliquod accidens mitfahre. Daß sie aber morgen, atque iterum, daß sie morgen abfahre! Des Donnerstags!"

Eine traurige Nachricht aus Krakau gab zu diesem Briefe und der eiligen Abreise der Königin Veranlassung. König Sigismund I. hatte seine lange und ruhmvolle Regierung am 1. April beschlossen, und gleich nach dem Tode war von dem Krakauer Bischof Maciejowski ein Bote an den jungen König abgesandt worden. Dieser nahm die Nachricht von dem Trauerfall mit kindlichem Herzen auf, wollte aber vieler Ursachen wegen nicht, daß des Vaters Tod in der Hauptstandt Lithauens bekannt würde, bevor er selbst seine Vermählung öffentlich verkündigt und Barbara als Königin seinen Unterthanen vorgestellt hätte.*)

(Tyg. lit.)

*) So weit reicht der erste Theil des Werkes von Valinski.

Frankreich.

Von den Mitteln, sich gegen den Blitzstrahl zu schützen.

(Schluß.)

Menschen werden auf einer Ebene häufig vom Blitz getroffen; unter Bäumen ist, wie viele Thatsachen bezeugen, die Gefahr noch größer. Der Doktor Winthorp wollte hieraus den Schluß ziehen, daß man sich in einige Entfernung von einem großen Baume stellen müsse, wenn man auf freiem Felde von einem Gewitter überrascht werde; unter kleiner Entfernung versteht er eine solche, welche sich zwischen fünf und zwölf Mètres hält. Eine noch bessere Stellung würde zwischen zwei Bäumen seyn, in dem angegebenen Abstande von einem jeden. Franklin trat diesen Vorschriften bei. Henley, welchem dieselben ebenfalls mit der Erfahrung und mit der Theorie übereinzustimmen schienen, wollte sie im Falle eines einzigen Baumes nur dahin abgeändert wissen, daß man sich fünf bis sechs Mètres über die Vertikallinie, welche durch die äußerste Spitze der längsten Zweige hindurchgeht, hinausstellen solle. Die Physiker sind auf dem Wege der Analogie zu der Annahme gekommen, daß der Blitz das Glas verschone. Von dieser Annahme bis zu der Behauptung, daß ein Glasbehälter ein vollkommen sicherer Zufluchtsort seyn würde, war nur ein Schritt, und die Glasbehälter sind wirklich vorgeschlagen und zum Nutzen und Frommen besonders furchtsamer Personen angefertigt worden. Es ist sehr glaublich, daß eine Glashülle die Gefahr sehr verringern würde, aber es ist kaum anzunehmen, daß dieselbe dadurch ganz aufgehoben werden würde. Am 15. Juni 1776 durchbohrte und zerschmetterte ein heftiger Donnerschlag mehr als achthundert Fensterscheiben im Palaste Minuzzi im Gebiet von Ceneda. Als Herr James Adair im September 1780 durch einen heftigen Donnerschlag, der zwei seiner Bedienten tödtete, zu Boden geworfen wurde, stand er hinter einer Fensterscheibe. Die Einfassung der Fenster wurde weiter nicht beschädigt, aber die Scheiben waren gänzlich verschwunden, denn der Blitz hatte sie pulverisirt. Man könnte hier freilich annehmen, daß das Zerbrechen der Scheiben die Folge der Lufterschütterung, des Geräusches und der Detonation gewesen; wir wollen uns deshalb zu unzweideutigeren Thatsachen wenden. Am 15. September 1772 schlug der Blitz in Padua in ein Haus des Prato della Valle ein, drang durch eine Fensterscheibe des Erdgeschosses und ließ in derselben ein rundes Loch zurück, nicht anders, als wenn dasselbe mit einem Bohrer gemacht worden wäre. Eben so bemerkte der Ingenieur Caselli zu Alexandria unmittelbar nach einem starken Donnerschlage mehrere runde Löcher, meistentheils ohne daß von denselben weitere Spalten ausliefen. Als im Jahre 1824 der Blitz zu Milton of Comage in das Haus des Herrn William Brenner einschlug, ließ derselbe in einer Fensterscheibe ein kugelrundes Loch von der Größe einer Flintenkugel zurück; die angränzenden Theile der Scheibe waren nicht gespalten. Ein vollkommen kugelrundes Loch ohne weiterlaufende Spalte kann nicht die Folge einer Erschütterung seyn, und dasselbe kann zugleich als Beispiel der ungemeinen Geschwindigkeit des Blitzes dienen. Das Loch in der Fensterscheibe des Herr Brenner bestätigt die vereinzelten in Padua und Alexandria angestellten Beobachtungen. Diese mehrfachen Erfahrungen müssen alle diejenigen enttäuschen, welche glauben, daß der Blitz durch einen Glasbehälter keinen Durchgang finde.

Tausend Beispiele beweisen, daß der Blitz niemals einen Menschen trifft, ohne vorzüglich auf die metallischen Theile seiner Bekleidung einzuwirken. Man kann also annehmen, daß die Gefahr hierdurch merklich vergrößert wird. Wenn es sich von etwas bedeutenderen Metallmassen handelt, so läßt sich gegen diese Annahme gar nichts einwenden; so schlug z. B. der Blitz am 21. Juli 1819 in das Gefangenhaus zu Biberach ein und traf hier im großen Saale von zwanzig Gefangenen allein einen Räuberhauptmann, welcher an einer Kette angeschlossen war. Kommen leichtere Metallmassen in Betracht, wie wir sie gewöhnlich an uns tragen, so wird es freilich schwerer, eine solche Annahme zu rechtfertigen; vielleicht könnte indeß die merkwürdige Beobachtung, welche Saussure und seine Reisegefährten im Jahre 1767 zu Breven machten, als Beweis dienen. Es war ein Gewitter im Anzuge; als die Reisenden die Hand aufhoben und einen Finger ausstreckten, fühlten sie in der Spitze desselben ein gewisses Prickeln, Herr Jambert, der einen Hut mit einer goldenen Tresse trug, vernahm um seinen Knopf ein schreckliches Geschwirre. Aus einem goldenen Hutknopfe, wie aus einem metallenen Stockbeschlage zog man Funken. Wäre das Gewitter heftiger gewesen, so würden die goldene Tresse und der kleine Stockbeschlag unfehlbar eine Explosion veranlaßt haben; und Herr Jambert war durch seinen goldenen Kopf mehr als seine Gefährten der Gefahr ausgesetzt. Constantine berichtet eine Thatsache aus dem Jahre 1779, welche eine noch stärkere Beweiskraft hat; während eines Gewitters wollte eine Dame das Fenster schließen; es blitzt, und ihr goldenes Armband verschwindet so gänzlich, daß man auch nicht die geringste Spur von demselben auffinden konnte. Außerdem hatte sich die Dame nur über einige leichte Verletzungen zu beklagen. Ohne diese vorgängigen Bemerkungen würde man vielleicht der Erklärung, welche der berühmte Reisende Bridonne von einem Vorfalle giebt, der eine Dame von seiner Bekanntschaft betraf, keinen Glauben schenken. Madame Douglas sah während eines Gewitters aus dem Fenster; es blitzte, und ihr Hut, aber auch nur dieser, wurde in einen Aschenhaufen verwandelt. Herrn Bridonne zufolge, war der Blitz durch einen dünnen Metalldraht angezogen worden, der das Gestell des Hutes bildete. Der genannte Reisende knüpft hieran den Rath, keine solche Metalldrähte zu gebrauchen; eben so erklärt er sich gegen die so verbreitete Mode der Haarnadeln. In der wohlbegründeten Voraussetzung, daß dieser Rath wenig Anklang finden würde, schlägt er vor, jede Frau solle eine kleine Kette tragen und dieselbe beim Ausbruche eines Gewitters mit den Metalltheilen ihres Hutes in Verbindung setzen, damit der Blitz so in die Erde laufe, anstatt längs des Kopfes und der unteren Extremitäten hinabzugleiten. Im Ganzen ist es also zu empfehlen, bei einem Gewitter keine Metalltheile an sich zu tragen. Ist es indeß wohl der Mühe werth, eine Vergrößerung der Gefahr von Uhrketten, baarem Gelde, Ketten oder Haarnadeln zu besorgen? Diese Frage ist keiner allgemeingültigen Beantwortung fähig, und Jeder wird hierbei nach dem größeren oder geringeren Grade von Furcht, den ihm das Gewitter einflößt, verfahren.

Arago.

Die Damen und die Douaniers.

Ein höflicher Douanier und eine Dame, die nicht gern Contrebande macht, sind beide gleich schwer in der Welt zu finden. Die Damen lockt ja bekanntlich nichts so sehr seit Erschaffung

der Welt, als das Verbotene. Die List und Gewandtheit, womit es ihnen gelingt, ein Verbot zu umgehen, macht sie selig, da dies ihre einzige Waffe gegen die Tyrannei der Männer, ihre einzige Protestation gegen das Sklavenjoch ist, unter welchem die schönere Hälfte des Menschengeschlechts seit Jahrtausenden schmachtet.

Auch bei den Damen zu Lille, Bayonne und Straßburg ist es ein hoher Genuß, ein unüberwindliches Bedürfniß, die Douaniers zu täuschen und Contrebande zu treiben. Es giebt vielleicht nicht eine unter ihnen, welche beim Passiren der Belgischen oder Spanischen Gränze nicht eine Bagatelle von dort mitbringt, die nur insofern Interesse für sie haben kann, als sie an der Französischen Gränze verboten ist; nicht eine, die, auf der Rückreise von Baden im Postwagen oder mit der Diligence, sich nicht das Vergnügen macht, ein Leibchen, eine Kante, ein Böhmisches Glas, ein Paket Englischer Nadeln mit einzuschmuggeln, oder irgend etwas auch noch so Unbedeutendes, was die Douaniers als gute Beute ansehen. Es ist dies etwas so Gewöhnliches und Natürliches, daß man sich gar nicht darüber wundern darf, und die strengsten Gesetze werden nicht im Stande seyn, dieses Bedürfniß des Schmuggelns auszurotten, so wenig als die Neugier, jene zweite Sünde, die das schöne Geschlecht in gerader Linie von der Mutter Eva geerbt hat.

Welche Spannung und Unterhaltung gewährt nicht z. B. ein Böhmisches Glas! Erst gilt es, in Baden die besten Mittel zu finden, um es vor den Augen und Händen der Douaniers zu verstecken, die eben so zudringlich in den Pappschachteln der Damen, wie in den Felleisen der Männer wühlen. Sitzt man in der Diligence, so fällt das Gespräch wie von selbst auf Contrebande und strenge Zollwächter; Jeder hat eine kleine Anekdote zu erzählen, ein spaßhaftes oder ernstes Geschichtchen von Korsets, die man glücklich durchgebracht, oder anderen, die man aufgefangen und konfiszirt hat; es ist einem dabei zu Muthe, wie bei Gespenstergeschichten in langen Winternächten: jede Dame denkt an ihr verbotenes Päckchen und schaudert, indem sie zuhört. Ein Spaßvogel kam vor kurzem aus Baden in Gesellschaft von vier Damen, deren keine es über sich vermocht hatte, ohne ein paar Spielereien von verbotener Gattung zu fahren; er, um sich unterweges die Zeit zu vertreiben, ließ seine Reisegefährtinnen in den vier Stunden, wo sie zusammen im Wagen saßen, alle mögliche Grade von Angst und Furcht bestehen, indem er ihnen Geschichten erzählte, eine haarsträubender wie die andere, von der Strenge der Douane und den vielen Confiscationen, die ihrer unermüdlichen Wachsamkeit erst jüngst wieder gelungen waren; die armen Damen zitterten und bebten; der einen von ihnen, einer dicken, guten Bürgersfrau, standen große Schweißtropfen auf der Stirn: so sehr hatte der Schrecken auf sie gewirkt, obwohl der Werth ihrer sämmtlichen Waaren keine 50 Franken betrug; aber trotz dieser Furcht hat keine von ihnen sich ihrer Contrebande entledigt: so mächtig ist die Versuchung.

Aber welche Freude strahlt auch auf allen Gesichtern, wenn die Douane nichts gefunden, wenn die Waare glücklich hindurchgebracht ist und der Conducteur, nachdem die Koffer, Fußsäcke und Schachteln wieder aufgeladen sind, seinen Ruf hören läßt: „Zu Wagen, zu Wagen, meine Damen! Welcher Genuß, wenn man in Straßburg zurück ist und der Frau Gevatterin erzählen kann von dem Gelingen des Wagestücks und der geheimnißvollen Art, wie man die Douaniers getäuscht hat, wenn man ihnen triumphirend den Gegenstand so vieler Mühen und Sorgen zeigen kann. Es giebt sogar Damen, welche die Sache im Großen treiben: so kenne ich selbst welche, die seit mehreren Jahren sämmtliche zur Ausstattung ihrer Töchter erforderliche Leinwand aus Baden holen; eine andere hat sich beinahe einen ganzen Haushalt von verbotenen Gegenständen angeschafft. Sie ging jedes Frühjahr nach Baden und blieb daselbst bis ans Ende des Herbstes; sie eröffnete und schloß die Saison, denn sie reiste mit der ersten Diligence ab und kam erst mit der letzten wieder zurück. Und die ganzen sechs Monate hindurch hatte sie weiter nichts zu thun, als auf der Promenade oder im Salon ein Straßburger Gesicht aufzusuchen; da erkundigte sie sich denn immer sorgfältig, an welchem Tage Jeder abreise, und Freunde und Bekannte, ja oft Personen, die sie nicht kannte, mußten ihr alle ein Paket nach Straßburg mitnehmen.

Ich habe schon gesagt, ein höflicher Douanier ist so selten wie ein Frauenzimmer, das nicht Contrebande liebt. Der Reisende und der Douanier sind überhaupt geborene Feinde: was der Eine zu verbergen sucht, will der Andere finden; der Douanier macht oft ein sehr finsteres Gesicht, wenn er sucht, ohne etwas zu finden, und der Reisende ist wieder außer sich, wenn man ihn mitten auf dem Wege aufhält und beim schlechtesten Wetter zum Heruntersteigen zwingt, damit er zusieht, wie seine Effekten durch einander geworfen werden und die Hände der Douane an den Seiten seines Felleisens oder in den Falten seines Fußsacks herumtasten. — Der Douanier ist ja auch nur dazu da, um die Contrebande aufzuspüren, und nicht, um den Reisenden Komplimente zu machen; für eine Schule feiner Sitten zum Gebrauch der Douane hat das Budget keine Fonds, und die Kandidaten, die sich stellen, um das grüne Kleid anzulegen und mit dem eisernen Stock an der Rheinbrücke oder an den Stadtthoren zu functioniren, brauchen in dieser Hinsicht kein Examen zu bestehen.

Auch das war in alten Zeiten anders: man behauptet, wir sind viel civilisirter als unsere Vorfahren; ist dies wahr, so sind wir doch jedenfalls nicht so höflich wie sie. In einer Sammlung der Verordnungen des ehemaligen Straßburger Magistrats finde ich mit Erstaunen besondere Reglements über die Rücksichten und Höflichkeiten, welche sowohl die Bürger und öffentlichen Beamten jeder Art und Klasse, als die Käufer und Verkäufer einander schuldig sind. Bald heißt es, Bäcker und Fleischer sollen ihre Kunden höflich aufnehmen und in anständigen, ehrbaren Worten anreden; bald giebt man den Schenkwirthen den Rath, die Soldaten, die bei ihnen trinken, gut zu behandeln und sanft und freundlich mit ihnen zu sprechen; bald endlich werden die Soldaten von Seiten ihrer Behörde aufgefordert, keine unanständige Ausdrücke gegen die Bürger zu brauchen und durch ihr Benehmen zu zeigen, daß der Französische Militair gleich sehr an Muster des Muthes wie der Urbanität sey. Das war noch die gute Zeit der Komplimente und Verbeugungen, der guten Sitten und des savoir-vivre, und der höflichste Mensch unserer formen- und erziehungslosen Epoche, unserer Bauern- und Plebejerzeit wäre nicht würdig gewesen, dem gröbsten Handwerker des ancien régime die Schuhriemen aufzulösen. Nun spreche einer noch vom Fortschritt und den Wunderwerken der neueren Civilisation. Doch mit Vergnügen gestehen wir: es giebt noch Ausnahmen; man trifft mitunter Menschen, die mit Politesse einen Dieb verhaften oder Contrebande konfisziren. — Eine artige Bürgerin unserer Stadt, die selten ihre Heimath verlassen, kam von einem Besuch bei einer Jugendfreundin in einem Badischen Städtchen zurück. Dem Herkommen gemäß, hatte sie einige kleine Ankäufe gemacht, um ihrem Mann von der Exkursion etwas mitzubringen. An der Gränze hält der Wagen; ein Douanier tritt heran, und wie er durch den Schlag die artige Figur unserer Straßburgerin gewahrt, macht er eine graziöse Verbeugung und richtet die gewöhnliche Frage an sie: „Madame, haben nichts zu deklariren?" — „Nein, mein Herr." In einer der Wagentaschen an der Seite bemerkt der Douanier einen großen versiegelten Krug mit der Aufschrift: Kirschwasser. — „Ist das für Ihren Gebrauch, Madame?" — „Ei, mein Herr, ich trinke keinen Schnaps; es ist für meinen Mann." — „Und dies, Madame, ist das für Sie?" fragte der Douanier, eine große Büchse mit trefflichem Schnupftaback unter dem Krug hervorziehend. — „Ei, mein Herr", erwiederte die junge Frau unwillig, „glauben Sie, daß ich schnupfe! Das ist für meinen Mann." — „Und dies", fuhr der unerschütterliche Douanier fort, indem er noch ein starkes Cigarren-Paket herausnahm, „ist dies für Ihren persönlichen Gebrauch?" — „Pfui doch! welche Zumuthung, mein Herr; glauben Sie, ich rauche! Auch dies ist für meinen Mann." — „Verzeihen Sie, Madame", begann jetzt der Douanier sehr höflich, „wenn ich Sie mit so viel zudringlichen Fragen belästige; es geschah dies, um mich mit meiner Pflicht zu verständigen; wären diese Gegenstände für ihren eigenen Gebrauch bestimmt gewesen, so hätte ich ein Auge zumachen können und sie aus Rücksicht für Ihren Geschmack passiren lassen; nun aber, da sie nicht für Sie, sondern für einen Anderen sind, kann ich ihrer sey, ohne die Ihrem Geschlechte gebührende Ehrerbietung aus den Augen zu setzen, und muß sie konfisziren."

(Album Alsacien.)

Bibliographie.

Les premieres rides, ou la Vicomtesse de Pierrestan. — Von J. Lamm. 2 Bde. 16 Fr.

Lettres sur l'Astronomie. — Von Montemont. Dritte Aufl. 2 Bde. 15 Fr.

Système complet de médecine légale. — Von V. Trinquier. Erster Band. 4. 7 Fr.

Mannigfaltiges.

— Bignon's Geschichte Napoleon's. Von dieser ist jetzt die zweite Abtheilung, welche die Epoche vom Jahre 1807 bis zum Jahre 1812 umfaßt, in vier Bänden erschienen. Herr St. Marc Girardin sagt über dieses Werk, daß es mehr einem diplomatischen Berichte oder einer Denkschrift, als einer historischen Arbeit zu vergleichen sey. Dies sey indessen kein Vorwurf, sondern vielmehr ein Lob; Herr Bignon habe dem Genre des Memoire die Klarheit der Darstellung und die Eigenthümlichkeit entlehnt, daß die Thatsachen zugleich erklärt und erzählt werden; andererseits aber besitze sein Buch auch vom historischen Genre das Verdienst, die Thatsachen in ihrer Totalität aufzufassen und sie vollständig zu ordnen.

— Madame Jaquotot. Auf der Kunst-Ausstellung, die jetzt in Mailand im Palaste Brera stattfindet, macht nichts so viel Aufsehen, als die Email-Gemälde der Madame Jaquotot. Hier ist wirklich Schmelz der Darstellung im eigentlichsten Sinne des Wortes. Sie hat zwar nur die Gemälde alter Meister, namentlich von Raphael, Holbein und Anderen, und zwar in kleinerem Maßstabe, kopirt; die Italiäner behaupten jedoch, aller Zauber, den die ursprünglichen Intentionen der großen Künstler gehabt und der entweder durch die Arbeit oder durch die Zeit zum Theil verflüchtigt worden, sey vollständig auf die in ihrer Art unvergleichlichen Schmelz-Malereien der Madame Jaquotot übergegangen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 121. Berlin, Montag den 8. Oktober 1838.

England.

Monk's Leben, von Guizot.

George Monk ist durch jene einzige That seines Lebens berühmt geworden, die eine gewisse Pietät von Seiten des Englischen Volkes zu einem Meisterstück der Klugheit und des Heldenmuths erhoben hat. Sie spielt in Geschichtsbüchern und Erzählungen für die Jugend eine so bedeutende Rolle bei der Restauration, und die Mitwirkung Monk's an den Maßregeln, welche die Dynastie der Stuarts auf den Thron zurückführten, ist so zur Hauptsache gemacht worden, daß die zwei oder drei letzten Generationen Englands fast in dem Glauben aufgewachsen sind, Monk habe wirklich dieses große Unternehmen mit seinem eigenen Kopfe ganz allein und ohne Hülfe zu Stande gebracht. Doch unter allen den Männer, die je im Wirrwar des öffentlichen Lebens durch eine Combination von Zufällen einen glänzenden Ruf erlangten, ist kaum einer, der ihn weniger durch hervorragende Talente verdient hätte. Man hat den Charakter Monk's durchaus überschätzt; man hat in seinen Handlungen etwas Romantisch-Ritterliches gesehen, was ihm in der That fremd war, und durch den einen isolirten Ruhm seines Lebens ist all' das Kleinliche und Niedrige, all' die kämpfenden Elemente seiner Natur, seine gelegentlichen Grausamkeiten, seine Heuchelei, Käuflichkeit und Mangel an Würde gänzlich in den Hintergrund getreten. Herrn Guizot's Schrift über Monk ist außerordentlich gemäßigt und vielleicht günstiger für ihn, als er verdient; doch sie zeichnet sich im Ganzen durch eine so richtige Abschätzung der Thatsachen aus und ist so gründlich und unparteiisch, daß man wohl sagen kann, sie enthält die beste Darstellung, die bis jetzt existirt, von der persönlichen Geschichte des Mannes und den mit der Restauration unmittelbar verbundenen Umständen seines Lebens.

Wie gesagt, ohne das große Ereigniß, welches Monk's Namen so berühmt gemacht, verdiente sein Leben nicht einen Geschichtsschreiber, wie Guizot. Als General zeichnete sich Monk durch keine besondere Eigenschaften aus; er war unerschrocken, was die geringste Tugend eines Soldaten ist, er besaß die Kunst, sich die Zuneigung der Mannschaft zu erwerben, was, ohne Zweifel, ein wichtiges und schätzbares Talent ist. Doch diese Eigenschaften hätten ihn nicht allein zu Auszeichnung erheben können. Es gab zwanzig gleich tapfere und populaire Generale mit höheren Geistesgaben, größerer Rechtschaffenheit und umfassenderem Verstand, die ihm zu seiner Zeit den Vorrang streitig machen konnten; aber es fehlte ihnen an jenen niedrigeren Attributen, die Monk besaß: List, Ausdauer und Geschmeidigkeit, um sie zur Macht zu erheben. Trotz all' dieser Vortheile war und blieb Monk ein unbedeutender Mensch vor wie nach der Revolution. Die Fluth des Tages hatte ihn auf die Oberfläche geworfen, und mit ihrem Sinken gerieth er in Vergessenheit. Er war der Sohn eines Devonshire-Gentleman, der sein Vermögen verschwendet hatte und bei Gelegenheit einer Versammlung der Edelleute seiner Grafschaft, welche den König auf seiner Reise nach Plymouth begrüßen wollten, öffentlich wegen Schulden verhaftet wurde. Der junge Monk, in der Erbitterung über das Betragen des Gerichtsdieners, eilte nach Exeter und behandelte dieses Individuum so unziemlich, daß er froh war, durch schleunige Flucht aus England den gefährlichen Folgen auszuweichen. Auf Veranstalten seines Verwandten Sir Richard Greenville ging er zu dem Geschwader, welches damals vor Cadix kreuzen sollte, um die Spanischen Gallionen aufzufangen. Dieses Unternehmen mißlang, und George Monk ward jetzt Fahnenträger unter dem Herzog von Buckingham und diente später zehn Jahre unter dem Grafen von Orford in Holland, kehrte aber in Folge eines Zwistes mit den Obrigkeiten der Stadt Dortrecht wieder nach England zurück. Wir sehen ihn sodann die Presbyterianischen Ideen, in denen er erzogen worden, ablegen und eine Oberstlieutenantsstelle in dem Regiment des Grafen von Newport annehmen, welches sich zum Kampf der Kirche gegen Schottland einschiffte. Die nächsten Thaten Monk's fanden in Irland statt, unmittelbar nach der Hinrichtung Strafford's. Es gab zwei wüthende Parteien in Irland sowohl als in England — die Royalisten und die Parlamentisten. Die Armee, zwischen beiden in der Mitte und vor Allem um die Sicherheit ihres Soldes besorgt, war in mißlicher Lage, und hier war es, wo Monk's Charakter in all' seiner Gewandtheit und Doppelzüngigkeit zum Vorschein kam: „Monk, geschickter als Alle, begann von diesem Augenblick die Anwendung jener Kunst, die er mit so viel Ausdauer und Klugheit ausübte, der Kunst, sein Glück mit der jedesmal herrschenden Partei in Einklang zu bringen, ohne je das Vertrauen derer zu verlieren, die in Zukunft einmal zur Herrschaft kommen mochten. Der Mangel aller Leidenschaft, eine scheinbare Trägheit des Temperaments, die Folge der natürlichen Umsicht seines Charakters, und eine besondere Schweigsamkeit sicherten ihn vor den Gefahren der Rede, so daß er im Stande war, die Gesinnungen Anderer zu durchschauen, während er sie in Betreff seiner eigenen irre führte. Seine eben so emsige, als geordnete und ruhige Thätigkeit wußte Verbindungen anzuknüpfen überall, wo es seine Lage erlaubte, und ohne sich je Einem scheinbar ganz hingegeben zu haben, glaubte doch Jeder, er habe ihn gewonnen oder könne ihn in Zeit der Noth gewinnen. Auf der anderen Seite mit unermüdlichem Fleiß den mühsamen Arbeiten des Amtes, das ihm anvertraut war, obliegend, schien er ausschließlich damit beschäftigt, so daß die Heftigkeit oder das Mißtrauen politischer Meinungskämpfe ihn kaum erreichen konnte."

So war der Mann, der später dazu bestimmt war, eine so bedeutende Rolle in der Restauration zu spielen. Auch der ganze Bericht von dem Verfahren in Irland ist interessant und entwickelt Monk's Charakter mit viel Wahrheit und Schärfe. Zuerst war seine Politik schwankend, dann trat er ganz zur Königlichen Partei über, und die Folge davon war, daß ihn Fairfax schlug, gefangen nahm und in den Tower schickte. Die Royalisten waren jetzt gänzlich besiegt, und nachdem Monk drei Jahre im Tower gesessen, nahm er Cromwell's Anerbietungen an, überwand seinen Widerwillen gegen Eide und wurde aus dem Gefängniß entlassen, um dem Parlament zu dienen. Als Admiral unter Cromwell an der Flandrischen Küste, siegte Monk in einer braven That gegen die Holländer. Nach seiner Rückkehr votirte das Parlament ihm und seinen Mitoffizieren Ketten und Medaillen; man gab ein Diner in der City zur Feier des Sieges, und Cromwell hing mit eigenen Händen die Kette um Monk's Hals, indem er ihm befahl, sie das ganze Fest hindurch zu tragen. Dies bringt uns auf einen Umstand in Monk's Privatleben, der vielleicht mehr als irgend eine von seinen öffentlichen Handlungen dazu beiträgt, seinen wahren Charakter zu stempeln: — „Die Rückkehr des neuen Admirals hatte eine Aenderung in seinen häuslichen Verhältnissen zur Folge, die nicht ohne Einfluß war auf seinen Ruf und Wandel im öffentlichen Leben. Ein gemeiner Geschmack und jenes Bedürfniß nach Ruhe im Privatleben, welches gewöhnlich die Folge einer thätigen Theilnahme an den öffentlichen Geschäften zu seyn pflegt, hatten ihn der Herrschaft einer niedrigen Frau unterworfen, die nicht einmal die Reize besaß, welche verführen können, und deren Manieren keineswegs das Gerücht Lüge straften, welches ihre Herkunft aus der Marktbude oder, nach Einigen, von einem noch weniger ehrbaren Gewerbe herleitete. Sie hatte früher eine Zeit lang mit Monk zusammen gelebt und verband mit dem Einfluß der Gewohnheit eine Heftigkeit im Wollen und Sprechen, der die ruhige Apathie ihres Liebhabers nur mit Mühe widerstehen konnte. Es wird versichert, seit dem Jahre 1649 habe sie's darauf angelegt, ihn zur Ehe zu zwingen, doch es ist ausgemacht, daß diese Ehe nicht eher bekannt wurde, als 1653; denn ein Brief aus London vom 19. September dieses Jahres spricht von dieser Neuigkeit so: „Unser Admiral Monk hat kürzlich eine häßliche, gemeine — zu seiner Gemahlin erklärt und drei bis vier Bastarde legitimirt, die er von ihr hatte, während er öffentlich in Gunst und Heiligkeit immer höher stieg." Offenbar aber hatte der Korrespondent die Absicht, den Skandal zu vergrößern, da es entschieden ist, daß Monk kein älteres Kind gehabt hat, als seinen Sohn Christoph, später Herzog von Albemarle, der in eben diesem Jahre, 1653 nämlich, zur Welt kam und dessen Geburt wahrscheinlich auch die Veranlassung zur Vollziehung der Ehe um dieselbe Zeit war. Denn es war Monk auch um die Behauptung jenes religiösen Scheins zu thun, ohne den damals kein öffentlicher Erfolg möglich war, und wiewohl er den frömmelnden Jargon der Zeiten verachtete, so schien es ihm doch zweckmäßig, von seinem Wandel alle Unregelmäßigkeiten fern zu halten, welche den Augen der Heiligen ein Gräuel seyn mußten.

Seine Frau scheint auch, um ihn dazu zu überreden, wo nicht die Religion selbst, so doch die Ermahnungen ihrer Diener benutzt zu haben. Diese behaupteten die Nothwendigkeit der Ehe, und um ihn zu einem Entschluß zu bringen, nahmen sie vielleicht einige jener Predigten zu Hülfe, deren sich seine Frau während ihres Zusammenlebens bediente, um seinen Widerstand zu beugen. Sie war eine jener unedleren Triebfedern, die ihn zur Anwendung seiner höheren Fähigkeiten bei einer großen Krisis bestimmten, und bei seiner späteren Erhebung gab sie einen schlagenden Beweis ab von der Niedrigkeit seiner Neigungen und Gewohnheiten."

Wie ähnlich ist diese Ehe aus öffentlichen Rücksichten der jüngst geschlossenen Vermählung eines Künstlerpaars, welches den moralischen Skrupeln Vetter Jonathan's nicht zu nahe treten wollte.

Während Monk in Schottland kommandirte, bekam er einmal einen Privatbrief vom König, worin dieser vertrauensvoll seine Hülfe in Anspruch nahm, sobald die Umstände sich günstig stellten. Diesen Brief ließ Monk sofort an Cromwell abgeben. Hier folgt eine andere Stelle, die uns Monk's Charakter aufschließt: „Was auch seine Wünsche oder Hoffnungen seyn mochten, nie spekulirte er auf die Zukunft. Stets nur darauf bedacht, seine Stellung für den Augenblick zu sichern, überließ er der Zeit die Entscheidung, was er ferner zu thun habe. Er war schon zu mächtig, um nicht Verdacht zu erregen, fand aber in eben dieser Macht Sicherheit; denn es war gefährlich geworden, ihn anzugreifen, wenn er nicht selbst die Waffen dazu hergab. Indem er es vermied, dem Argwohn einen Vorwand zu geben, zog er aus den Besorgnissen, die seine Stellung einflößen konnte, neue Kraft, und Cromwell, der sich darauf beschränkt sah, ihn zu beobachten, fühlte, daß er seinem Arme entschlüpfe. In den letzten Jahren des Protektorats, als Monk noch in Schottland war, sehen wir auf der einen Seite eine Regierung der Furcht, auf der anderen Sicherheit und Vertrauen, obwohl nie ohne die äußeren Formen der Ehrfurcht und einen Schein unbegränzter Treue. Monk gratulirt dem Protektor zu dem Entschlusse, ein Parlament zu berufen, glaubt aber die Ersprießlichkeit desselben darin zu sehen, daß, wenn diese neue Versammlung sich schlecht benehme, Seine Hoheit alles Recht habe, ohne sie zu regieren. Wenn er eine Herabsetzung der Steuern in Schottland verlangt oder die Prinzipien der Gerechtigkeit vertheidigt, nach welchen diejenigen, die es mit England vereinigt haben, auf vollkommene Gleichstellung dringen, so fügt er schnell hinzu: „Im Fall aber, daß sie nicht ruhig sind, dann glaub' ich, wär's das Beste, das Land mit Engländern zu besetzen." (4. Juni 1657.)

Da haben wir den Januskopf in seiner ganzen Zweizüngigkeit. Hätten die Umstände nicht mächtig die Bewegung unterstützt, hätte nicht das Volk die Puritaner satt bekommen und sich nach Freiheit, Theater und Frieden gesehnt, kurz, wäre nicht Cromwell gestorben, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß Monk bis ans Ende seine Verbeugungen nach beiden Seiten fortgesetzt hätte; für damals erkannte er Richard Cromwell als König von England an. Je genauer wir seine Handlungen betrachten, desto mehr schwindet unsere Achtung für ihn.

Guizot hat mit Glück die verborgensten Falten in Monk's Natur durchforscht. Auch folgende Stelle ist eine eben so treue, als lebendige Skizze: „Hatte er sich einmal in eine Unternehmung eingelassen, so sicherte ihn ein besonderer Scharfblick in Durchschauung des wahren Sachverhältnisses vor jeder Ungewißheit wegen des nächsten Schrittes. Selten mit etwas Anderem als dem, was seine augenblickliche Lage gebot, beschäftigt, suchte er von dieser eine vollständige Uebersicht zu gewinnen, und seinem Blick entging nichts, was die Zukunft gefährden konnte. Er gehörte zu jenen praktischen Menschen, bei denen das Denken nicht der Erfahrung vorangeht, die aber durch Erfahrung allmälig klüger werden und deren Verstand, für jede Wahrheit, die sie nicht mit Händen greifen können, unempfänglich, sobald sie in ihren Augen für das Leben selbst wichtig wird, sich ihrer bemächtigt. Monk war vielleicht vor der That mit sich selbst nicht recht im Reinen, aber wenn der Moment zum Handeln kam, war er nie träge; er hat gewiß nie einen Plan im Ganzen und Großen aufgefaßt, denn mehr schlau als schöpferisch, mehr beharrlich als unternehmend, war sein Geist den Lockungen einer raschen That wenig offen; doch, wenn die Gelegenheit es erforderte, war ihm Kühnheit eben so natürlich als Besonnenheit, und wenn er, langsamen und festen Ganges vorwärts schreitend, auf einen jener gefährlichen Punkte stieß, wo es einer großen Entschließung bedarf, um rasch große Hindernisse zu überwinden, da ging er mit seinem geraden Verstand sicher und ungehemmt auf jede Schwierigkeit los, so riesenhaft sie seyn mochte, und die gewagteste Maßregel war ihm die einfachste, sobald sie allein zweckmäßig war."

Bis zum letzten Augenblick, als Monk schon an der Spitze seiner Truppen in der City dem Parlament Bedingungen diktirte, als die Hoffnungen der Royalisten festen Boden gewannen und man royalistische Balladen in den Straßen singen hörte, kurz als das ganze Land in der gespanntesten Erwartung der Zukunft war, wußte noch kein Mensch, was Monk für Absichten habe, zu welcher Partei er sich bekennen würde, was für eine Regierungsform er zu errichten wünsche: — „Was Monk betrifft, so blieb er immer derselbe, d. h. er modifizirte immer seine Sprache nach den verschiedenen Individuen und that nichts, was einer bestimmten Meinung in Bezug auf ihn selbst Nahrung geben konnte. Die Bewegung rückte mit beschleunigtem Gange vor, ohne daß der Mann, der sie leitete, auch nur einen Schritt vorwärts gegangen wäre, den er nicht im Augenblick darauf wieder zurückgethan hätte. Ein Agent des Königs in London schrieb am 10. März: „Am Mittwoch erklärte er einem meiner Freunde, sich beim Ausspruch des Parlaments sowohl über Eure Majestät als in Bezug auf das Oberhaus beruhigen zu wollen, und doch sagte er ihm gestern mit großer Heftigkeit, er würde eher seinen letzten Blutstropfen hingeben, als die Stuarts nach England kommen lassen; wiewohl ich von anderer Seite höre, er sey noch in derselben Nacht wieder in guter Stimmung gewesen." Seine unbedeutendsten Ausdrücke, die sorgfältigst abgelauscht und von Mund zu Mund wiederholt wurden, dienten mit ihrer Mannigfaltigkeit nur dazu, diese Ungewißheit zu erhöhen. Doch so viel war bekannt, daß Madame Monk in ihrer ausgelassenen Lustigkeit den Hugh Peters, der an konfiszirtem Vermögen reich war, gefragt habe, ob er nicht für eine Restauration wäre; und ihr Sohn, der kleine Kit, hatte, mit Fragen und Geschenken bestürmt, geantwortet, Vater und Mutter hätten einmal im Bette von des Königs Rückkehr gesprochen. Die Republikaner konnten nicht mehr ruhig schlafen. Harry Martin, mit dem Monk auf sehr vertrautem Fuße stand, fragte ihn einmal, was er denn eigentlich zu konstituiren gedenke? „Ein Gemeinwesen", sagte Monk; „ich habe dies immer erstrebt und wünsche es auch jetzt noch." — „Ich will Ew. Excellenz glauben", antwortete Martin; „doch wollen Sie mir erlauben, Ihnen eine kleine Geschichte zu erzählen? Man traf eines Abends einen Schneider der City auf dem Lande mit landwirthschaftlichen Geräthen und fragte ihn, was er damit machen wolle." — „Zu einem neuen Anzug Maaß nehmen", antwortete er." — „Was! mit Spaten und Hacke?" — „Ja wohl, diese Meßwerkzeuge sind jetzt Mode."

Die Kavaliere konnten keinen Zutritt zu Monk bekommen; er hielt sich sorgfältigst von ihnen entfernt; doch Sir John Greenville wußte endlich eine Zusammenkunft zu erlangen. Bis auf diesen Moment waren selbst dem Könige Monk's Absichten ein Geheimniß.

„Greenville gratulirte ihm zuerst, daß er im Stande sey, ein Pfand, das lange in seinen Händen gelegen, denen des Generals zu übergeben und die Befehle des Königs in Bezug auf ihn zu erfüllen; zugleich überreichte er ihm die Briefe, die der König in derselben Zeit, in welcher die Empörung des Sir George Booth stattfand, geschrieben hatte. Monk, rasch die Papiere überfliegend, trat ein paar Schritte zurück und fragte in verdrießlichem Tone, wie er es wagen dürfe, mit ihm in solcher Angelegenheit zu sprechen, ohne die Gefahr, der er sich aussetze, zu scheuen. Greenville antwortete, er unterziehe sich ihr gern, wie er früher oft genug in des Königs Dienst gethan. „In diesem besonderen Fall aber, General", fügte er hinzu, „ermuthigt mich noch der Gedanke, daß Ew. Excellenz nicht umhin können, sich der Botschaft, die Sie in Schottland durch Ihren Bruder bekamen, zu erinnern." Jetzt war keine Verstellung mehr möglich. Monk nahm plötzlich ein anderes Wesen an, trat mit offenen Armen auf seinen Vetter zu, dankte ihm für sein bisheriges Schweigen und versicherte ihm, es gebe keinen Menschen in der Welt, mit dem er lieber in dieser großen Angelegenheit unterhandle, als mit ihm."

„Der König gab Greenville die Vollmacht, Monk eine jährliche Pension von 100,000 Pfund, die man nach seinem Ermessen zwischen ihm und der Armee theilen könne, mit dem Titel eines Lord High Constable und einem der hohen Aemter der Krone, dessen Wahl ihm freistehe, anzubieten. Monk, der seiner Sache viel zu sicher war, um vor der Zeit zu handeln, wies alle Bedingungen für sich selbst zurück, und noch in dem Augenblick, wo man ohne Rückhalt mit ihm unterhandelte, heuchelnd, revozirte er in Ausdrücken der ergebensten und unterwürfigsten Treue Alles, was in seinem früheren Betragen der Anhänglichkeit widersprechen, die er angeblich zu allen Zeiten in seinem Herzen bewahrt habe. „Ich war", sagte er, „nie in der Lage, dem König zu dienen, bis auf diesen Augenblick, und ich bin jetzt nicht nur bereit, seinen Befehlen zu gehorchen, sondern mein Leben und Vermögen für ihn zu opfern." Bald war Alles zwischen ihnen in Ordnung gebracht."

Nach der Restauration wurde Monk Herzog von Albemarle; sein ferneres Leben ist unbedeutend, nur sein Tod mag hier noch erwähnt werden. Er hatte zuletzt noch eine Sorge, die sein ganzes Seyn beschäftigte: dies war die Vermählung seines Sohnes Christoph mit Lady Elisabeth Cavendish, der Enkelin des Herzogs von Newcastle. Er beschleunigte deren Vollziehung mit derselben Thätigkeit und Umsicht, die er in gesunden Tagen gezeigt hatte, und nachdem sie am 30. Dezember in seinem Zimmer, das er nun nicht mehr verließ, gefeiert worden, konnte ihn nichts wieder aus seiner Gleichgültigkeit gegen Andere wie gegen sich selbst aufstören. Der König kam fast täglich zu ihm, und man machte einen Versuch, ihn zu überreden, daß er seine Familie dem Wohlwollen desselben empfehle. „Nicht nöthig", sagte er; „ich zweifle nicht an des Königs Güte gegen mich und die Meinigen." Gleichgültig hörte er die Reden Gumble's, der sich verpflichtet hielt, ihn zu seinem nahen Ende vorzubereiten, und er selbst redete davon mit derselben Ruhe zu den Freunden, die er ferner empfing. Am 3. Januar endlich um 9 Uhr Morgens, als er still in seinem Stuhl saß, seufzte er, wandte den Kopf und starb. Er war ein Mann, zu großen Dingen fähig, obwohl selbst ohne Seelengröße, und der in der Geschichte einen besseren Namen verdiente, als er hinterlassen, obwohl die Vorwürfe, die man ihm gemacht hat, nicht ganz ungerecht waren.

Frankreich.

Der berühmte Mann in Paris.

Ein großer Mann — sein Name thut nichts zur Sache — ließ über sein Arbeitszimmer die Inschrift setzen: „Die Müßiggänger sind zur Qual der Fleißigen geboren." — Alle Künstler und Literaten unserer Zeit sollten diesen unschätzbaren Spruch neben ihren Thürschellen anbringen lassen. Dieser Vorschlag ergeht übrigens nicht bloß an die Notabilitäten der Kunst und Literatur, sondern auch an die unbekannteren Größen; denn der Schwarm der Müßiggänger dringt nicht bloß in das Heiligthum der Berühmtheit, sondern er überschwemmt auch die stillen Studirzimmer und die unbekanntesten Ateliers. Wenn nur der Name im Wohnungs-Anzeiger steht, so hat man auch alle Tagediebe auf dem Halse, und die Zeit derjenigen, welche keine andere Schätze als diese besitzen, ist jetzt ein öffentliches Eigenthum, das der erste Besitzergreifer in Beschlag nimmt.

Hier müssen wir zuerst den guten Provinzbewohner erwähnen, der die berühmten Männer wie irgend eine andere Sehenswürdigkeit der Hauptstadt, wie einen Riesen oder eine Mißgeburt, betrachtet; wenn er kein Empfehlungsschreiben hat, so kömmt er ganz einfach mit seinem Passe. Ehemals waren es edlere Beweggründe, die den Fremden in die Wohnung des Künstlers oder Schriftstellers führten; man fühlte sich durch die augenblickliche Berührung mit einem großen Geiste in seinen eigenen Augen erhoben und nahm einen unverwischbaren Eindruck mit sich hinweg. In der Provinz gewann derjenige, der berühmte Leute gesehen hatte, ein größeres Ansehen; man erkundigte sich nach ihrem Aeußeren, nach ihren Angewohnheiten und Eigenthümlichkeiten, und der Glückliche, der darüber Auskunft geben konnte, war auf diese Ehre stolzer, als auf einen Orden. Wie hat sich dies Alles geändert! Der Provinzbewohner ist längst über alle Bewunderung hinaus; er glaubt eben so wenig an den Ruhm, wie an die Unfehlbarkeit des Papstes; er tritt in das Zimmer eines großen Geistes, wie in die Kirche, mit frecher Haltung und die Hände in den Taschen haltend. Was will er denn nun? Nicht etwa sich vor dem Genius neigen, sondern wissen, was der große Mann für einen Schlafrock trägt. Nichts ist ihm willkommener, als einige lügnerische Anekdoten von einem Lieblings-Schriftsteller, denn der Provinzbewohner liebt Klätschereien und Skandal; er flickt den berühmten Männern gern etwas an, nicht etwa aus Bosheit des Herzens, sondern weil ihm der Sinn für alles Große fehlt, weil er Spießbürger ist*).

Und dennoch ist derjenige glücklich zu preisen, dem die Provinz nur neugierige Besucher zusendet; glücklich ist derjenige, den die Homere irgend einer kleinen Stadt nicht zu ihrem Aristarchen ausersehen haben; denn der Stadt-Poet lehnt sich gegen jede Kritik auf; das Provinzialblatt hat ihm schon über seinen Werth die Augen geöffnet, und er kömmt nach der Hauptstadt, nicht um sich zu belehren, sondern um sich huldigen zu lassen. Dennoch tritt er bescheiden auf; er hat Rhetorik studirt und weiß sehr wohl, wie das Exordium einer Rede gebaut werden muß. Eines Morgens bekömmt man von ihm einen Brief, auf den er mit eigener Hand franco geschrieben hat und der ungefähr so lautet:

„Mein Herr, das Genie gleicht der Sonne, und seine wohlthätige Wirksamkeit muß sich über Alle verbreiten; dies giebt mir den Muth, mich an Sie zu wenden; vielleicht ist mein Benehmen befremdend, aber der Verfasser von so und so wird es zu würdigen wissen. Ich bin jetzt mit einem Werke zu Stande gekommen, an welchem ich zwölf Jahre gearbeitet habe und in das ich mein ganzes Innere habe ausströmen lassen. Hätten Sie wohl die Gewogenheit, dasselbe eines Blickes zu würdigen und mir Ihre aufrichtige Meinung darüber zu sagen? Ich weiß nicht, ob ich der Muse, welche mich nächtlich beglückt, glauben darf; von Ihnen werde ich es erfahren, und Ihr Urtheil soll ein Orakelspruch für mich seyn. Sollte Ihnen mein Werk nicht ganz der Beachtung unwerth erscheinen, so fänden Sie auch vielleicht einen Verleger für dasselbe. Im entgegengesetzten Falle unterwerfe ich mich Ihrem Ausspruche wie einem Gottes-Urtheile. Genehmigen Sie, mein Herr, u. s. w."

Gerührt von dem Zutrauen des jungen Talents, antwortet man ihm, daß man sein Werk durchlesen und ihm offen seine Meinung darüber sagen wolle. Einige Tage später erhält man einen ungeheuren unleserlichen Papierstoß, welcher die „himmlische Odyssee" überschrieben ist. Die erste Abtheilung ist eine vertrauliche Vorrede, in welcher der Verfasser erzählt, wann er gespukt worden ist und wie lange er die Kuhpocken gehabt hat. Die zweite Abtheilung enthält eine vorläufige Betrachtung des Epos; die dritte eine Herzensergießung für den Leser; die vierte die Inhalts-Angabe. Man überschlägt nun noch zehn Abschnitte und dringt endlich zu dem Gedichte durch; die Hauptheiden sind die Todsünden und die kirchlichen Tugenden. Muthig liest man nun einige zwanzig Seiten, ohne ein Wort zu verstehen; man versucht's an einer anderen Stelle, ohne glücklicher zu seyn, und wirft das himmlische Manuskript endlich unwillig bei Seite. Unterdeß sind acht Tage verflossen, und der Autor schickt einen zweiten Brief, in welchem er demüthigst anfragt, ob man sein Buch schon einer Durchsicht gewürdigt habe. Man mag nicht gern antworten und erhält vier Tage später einen dritten, dringenderen Brief, darauf einen vierten voller Herzensangst und endlich einen fünften voller Verzweiflung und Wahnsinn. Nun muß man antworten; man möchte aber gern die Eigenliebe seines Bewunderers schonen und spricht daher nur von der Formlosigkeit seiner Dichtung und von der Schwierigkeit, für solche Productionen einen Verleger zu finden; man bedauert schließlich, daß der Verfasser sein Talent an einem Gegenstand verschwendet habe, der so wenig geeignet sey, ein allgemeines Interesse zu erregen. Was ist die Folge davon? Ein Brief folgenden Inhalts: „Mein Herr, der wahre Dichter arbeitet nicht für den großen Haufen, sondern für die Geweihten. Die „himmlische Odyssee" ist ein Werk, dessen hoher Werth nur nach der gewissenhaftesten Prüfung gewürdigt werden kann. Die bedeutendsten Männer haben die Kühnheit der Erfindung bewundert und derselben ihre Anerkennung geschenkt. Es ist sehr gleichgültig, ob die Buchhändler diese Ansicht theilen; der wahre Genius strebt nicht nach solcher Anerkennung. Ich bedaure allein, daß Sie nicht sämmtliche vierundzwanzig Abtheilungen, die ich Ihnen zu schicken die Ehre hatte, haben durchlesen können; ein Werk, wie das meinige, darf nicht nach Einzelheiten beurtheilt werden; es muß ganz und mit Andacht gelesen werden, wie Milton, Klopstock oder die Genesis. Genehmigen Sie u. s. w." Diesmal ist die Namensunterschrift ohne Taufnamen und ohne Adresse.

Kaum hat man sich des Poeten aus der Provinz entledigt, so erscheint auch schon ein Ueberlästiger anderer Art aus der Provinz, nämlich der „Mitarbeiter". Der Mitarbeiter aus der Provinz sucht vorzüglich die dramatischen Schriftsteller heim. Er langt mit einem Empfehlungsschreiben von dem Shakspeare seines Theaters an, obgleich man denselben nur einmal auf einer Post-Station gesehen hat. Er bringt gleich ein Dutzend Manuskripte mit, unter denen man nach Belieben wählen kann. Der Mitarbeiter ist übrigens weit von dem Stolze des Dichters entfernt; er nimmt jeden Rath an, ändert seinen Plan, schreibt den Dialog um; nichts stört ihn oder hält ihn auf, er weiß für Alles Rath und hat so viel Ideen, daß er gar nicht weiß, was er damit anfangen soll. Freilich hat er seine Ideen gewöhnlich nur aus zweiter Hand, aber zuweilen entgeht er doch der Nachahmung, um in Uebertreibungen und Abenteuerlichkeit zu verfallen. So hatte ein Provinzialdichter ein Drama in Versen verfaßt, dessen Held ein Brustkranker war, dem Weibermilch empfohlen wurde. Eine verschleierte Amme stellt sich ihm vor, und nach einer langen Scene erkennt er sie als seine verlassene Gattin. In einem anderen Stücke sieht man ein junges Mädchen an einem Schreibsecretair sitzen und eine Feder schneiden. Der von der Eifersucht verblendete Liebhaber kommt dazu, entreißt ihr die Feder, das Papier und stößt ihr das Federmesser ins Herz. Das Stück hieß der Gelehrte. Als der dramatische Dichter, dem man dasselbe zur Durchsicht vorlegte, den Ausspruch that, es eigne sich nicht zur Aufführung, reiste der Mitarbeiter wieder nach der Provinz zurück und hat bereits drei Broschüren gegen das literarische Monopol und den Verfall des Theaters geschrieben.

Nicht immer haben sich die Dichter und Künstler der Hauptstadt in so hohem Grade über die Zudringlichkeit der Provinzbewohner zu beklagen, und Manchen derselben kann man wegen ihres Wohlwollens und ihrer Gutmüthigkeit nicht böse werden; dies sind die elegischen Naturen, eine höchst merkwürdige, aber immer seltener werdende Gattung. Der Elegische hat wenigstens hundert Louisd'or-Einkünfte und keine bestimmte Beschäftigung; er spielt das Pianoforte, malt Blumen und führt Sprüchwörter auf; auch verfaßt er die Komplimente, welche an die Kränze gebunden werden, die man den berühmten Schauspielern zuwirft, und komponirt die Lieder zu den Freimaurerfesten. Fast alle Schriftsteller von Ruf empfangen nach und nach seine Huldigungen; er macht Oden, wenn ein Dichter seine Frau verliert, oder wenn demselben eine Tochter stirbt, nicht etwa aus aufrichtiger Theilnahme, sondern weil er eine Sammlung von Autographen hat. Sorgfältig bewahrt er die Handschriften aller berühmten Männer in seinem Secretair, um sie nöthigenfalls den Akademikern seiner Stadt zeigen und mit berühmten Bekanntschaften pranken zu können. Bei dem Allen ist er ein vortrefflicher Mensch, der seine Briefe frankirt oder mit Gelegenheit schickt.

Der Unterschied zwischen den Zudringlichen der Provinz und denen der Hauptstadt ist der, daß jene nur Lobsprüche verlangen, diese es aber auf unsere Börsen abgesehen haben; jene sind Originale, die zuweilen einen Anstrich von Lächerlichkeit haben, aber sich immer ehrenwerth benehmen, diese Glücksjäger und Abenteurer, welche fürchten müssen, mit der Polizei in Konflikt zu gerathen. Wir wollen ein Beispiel anführen; es erscheint ein Mann in mittleren Jahren, mit schön gekräuselten Haaren, einer goldenen Lorgnette, feinen Handschuhen und elegantem Anzuge. Er spricht zuerst von unserem Ruhme und erschöpft sich in Lobpreisungen über unser Talent und unsere Werke, deren Titel er vergessen hat. Dann rückt er damit heraus, daß er an einer Biographie der großen Männer arbeitet, wo uns natürlich auch ein Platz aufbewahrt ist; hierauf bittet er um die nöthigen biographischen Notizen, wie um die Erlaubniß, unser Portrait seinem Buche beigeben zu dürfen; den Schluß macht die Subscriptions-Liste. In der nächsten Woche soll die erste Lieferung erscheinen, die man natürlich nie zu sehen bekömmt. Ein anderinal erscheint ein völlig unbekannter Literat, der für einen dürftigen Kollegen Beiträge einsammelt. Auf der Liste, die er übergiebt, befinden sich

*) Auch nach Deutschland sind dergleichen Provinzbewohner zurückgekommen und haben aus Paris die wichtige Nachricht mitgebracht, wie sich Hr. B. die Chokolade zubereitet und welches Kaffeehaus Hr. H. zu besuchen pflegt, was Hr. v. E. nächstens an die Allgemeine Zeitung berichten wird und wie viele Besuche Hr. S. täglich macht; der Unterschied ist nur, daß diese Deutschen Provinzbewohner ihre Weisheit dem Druck übergeben, während die Französischen es gewöhnlich bei ihren mündlichen Spießbürgereien bewenden lassen.

die achtbarsten Namen, und man giebt guten Muthes sein Geld hin; aber später erfährt man, daß der Literat aus dem Zuchthause entsprungen ist, und daß der dürftige Kollege gar nicht existirt.

Zuweilen fallen diese Mystificationen noch komischer aus; man ist mit einer wichtigen Arbeit beschäftigt, und durch die Erfahrung gewitzigt, hat man den Befehl gegeben, Niemand hereinzulassen, als plötzlich Jemand gemeldet wird, der uns im Namen dieses oder jenes berühmten Schriftstellers zu sprechen wünscht. Es tritt ein junger Mensch ein, dem man einen Stuhl anbietet und mit dem sich folgende Unterhaltung entspinnt: „Mein Herr, entschuldigen Sie meine Dreistigkeit." — „Sie bedürfen keiner Entschuldigung, mein Herr. Worin kann ich Ihnen nützlich seyn?" — Jetzt holt der junge Mann unter seinem Arme ein Paket hervor, das mit einem blauen Papier umwickelt ist und in dem man Bücher vermuthen könnte. „Ich verstehe, Sie sind Schriftsteller und wünschen vielleicht eine Besprechung Ihres Buches." — „Ich bin Wichsfabrikant, mein Herr, und ich bringe Ihnen eine Probeschachtel." Vergeblich sträubt man sich, indem man erklärt, daß dies die Sache des Portiers sey. Der Wichsfabrikant läßt nicht nach, er fordert nichts, er ist nicht seines Vortheils wegen gekommen, sondern um die Ehre zu haben, den Stiefeln eines berühmten Mannes einen neuen Glanz zu verleihen. Er reist in zwei Stunden ab und hat nur noch diese eine Schachtel, die er auf den Tisch setzt; des Kampfes müde, erklärt man, sie behalten zu wollen, und fragt nach dem Preise. Mit der größten Kaltblütigkeit von der Welt fordert er einen unverschämt hohen Preis, und man kann nun nicht mehr zurücktreten. Man zahlt und schwört, wie der Rabe in der Fabel, sich nicht mehr anführen zu lassen.

Die schlimmste aller Plagen ist indeß der Besuch der unglücklichen Frauen. Die unglückliche Frau ist vierzig Jahr alt und trägt einen Schleier. Ihr Benehmen ist sehr verschieden je nach ihrem angeblichen Charakter und dem Zweck ihres Besuches. Zuweilen schreibt die unglückliche Frau Romane und bittet, ihr einen Verleger zu verschaffen; sie läßt das Manuskript zurück und entlehnt hundert Thaler. Wenn man Musiker ist, so bringt sie Romanzen und beschwört uns, dieselben zu komponiren. Sie kömmt zwanzigmal an einem Tage. Endlich bequemt man sich zu dem, was sie verlangt, und nach acht Tagen läßt sie das Honorar für das Lied, das sie uns aufgedrungen hat, einfordern. Die unglückliche Frau ist eine ganz moderne Erfindung.

Um nicht zu weitläuftig zu werden, wollen wir gar nicht der Aufdringlichen erwähnen, die uns mit Gewalt in eine Restauration schleppen, um sagen zu können, daß sie mit uns gespeist haben, oder die uns einladen, damit wir die Gesellschaft unterhalten. Wir würden nie ein Ende finden, wenn wir eine vollständige Liste aller Zudringlichen liefern wollten; indeß müssen wir doch noch die Kunstliebhaber erwähnen, die sich in das Atelier des Künstlers drängen, sich dort in einen Lehnstuhl werfen und sagen: „Lassen Sie sich nicht stören, wir wollen Ihnen bloß zusehen." — Wie komisch dies Alles nun klingen mag, so hat es doch auch eine ernsthafte Seite. Wir wollen nicht einmal den Verlust an Zeit und die Langeweile in Anschlag bringen; aber indem man seine Thür den Zeitdieben versperrt, schließt man auch das unbekannte Talent, das wirkliche Unglück aus. Die Erfahrung macht mißtrauisch und verhärtet das Herz; weil man nicht jedem Vorübergehenden seine Hand überlassen will, schlägt man am Ende die Arme über einander und hilft keinem Menschen mehr. (F. Fr.)

Persien.

Ein Ausflug von Teheran nach dem Kaspischen Meere.

Der Persische Sommer hatte eben angefangen, als wir, eine Gesellschaft von vier Personen, uns verabredeten, einen Ausflug über das Gebirge Elburs zu machen, die dürren Ebenen und kahlen Berge von Irak eine Zeitlang mit den Wäldern und Sümpfen von Masenderan zu vertauschen und unsere Erinnerungen an die Heimat durch den Anblick jener Miniatur-See, des Kaspischen Meeres, wieder anzufrischen.

Am Abende des 20. Mai verließen wir die düsteren Lehm-Mauern von Teheran und erreichten, nachdem wir eine steinige Ebene zurückgelegt, das zehn (Engl.) Meilen entfernte Dorf Kend, dicht am Fuße des Elburs. Dieser Ort ist ziemlich groß und sehr lebhaft, weil viele Bewohner Teherans während der schwülen und ungesunden Sommer-Monate hier verweilen. Die Gärten um Kend sind reich an saftigen Früchten, und auf den Felsen des Gebirges tummeln sich ganze Heerden wilder Ziegen und Schafe. Der vorige König, Feth-Ali-Schah, ein leidenschaftlicher Jäger, baute hier ein Jagdschloß, das er in Begleitung seines Harems fleißig besuchte.

Am nächsten Morgen wanderten wir in westlicher Richtung, achtzehn Miles weit, nach dem kleinen Dorfe Sulimanié oder Keredsch, welches an dem gleichnamigen breiten Waldstrom belegen ist. Feth-Ali baute hier einen großen Palast, in welchem er sein Absteige-Quartier nahm, wenn er, was alle Jahr einmal geschah, seine Truppen bei Sulimanié musterte. Dieser Palast hat nichts Merkwürdiges, außer einem Gemälde, das eine ganze Wand einnimmt und auf welchem Agha Muhammed-Chan Kadschar, der Stifter der jetzigen Dynastie, umgeben von den Häuptlingen seines Stammes, die ihn zum Throne beförderten, in Lebensgröße dargestellt ist. Muhammed-Chan sitzt in fürchterlicher Majestät auf seinem Throne, während die Häuptlinge, mit Panzerhemden, Stahlhauben und hohen Tatarischen Stiefeln bekleidet, auf Stühlen zu beiden Seiten gruppirt sind. Das Gesicht des Königs soll getroffen seyn; aber der Ausdruck desselben hat etwas Unheimliches und läßt den Beschauer alle die Gräuel ahnen, die dieser Monarch verübt hat.

Am 21sten verließen wir Sulimanié in der Frühe, gingen von der Hauptstraße ab, die nach Kaswin und Tebris führt, und wendeten uns nordwestlich. Wir wanderten vierzehn Englische Meilen weit bis zu dem kleinen Dorfe Kurdan, wo wir frühstückten und während der heißen Tageszeit unter Obdach blieben. Am Abende brachen wir wieder auf und gelangten zu einem großen Dorfe, Namens Fuschend, das sieben Englische Meilen weiter belegen und von schönen Gärten umgeben ist. Unsere Straße führte durch ein flaches Land, und wir bemerkten eine Anzahl Erdhügel, die zwischen Teheran und Kaswin über die Ebene sich ausbreiten. Diese Hügel, deren Höhe dreißig bis vierzig Fuß beträgt, sollen in alter Zeit die Stelle von Telegraphen vertreten haben; mit größerem Rechte aber behaupten Einige, sie seyen befestigte Dörfer gewesen; denn noch jetzt sieht man auf mehreren eine Brustwehr und ein Dorf an ihrem Fuße.

Am 22sten verließen wir Fuschend mit Tages Anbruch und kamen durch einen Engpaß von mehreren Meilen das Gebirge hinan. Darauf stiegen wir einen anderen langen Engpaß hinab in den sehr rauhen Distrikt Talikan, der im Norden von noch höheren Bergen begränzt wird. Trotz der Rauhheit seines Klima's — oder vielleicht gerade deswegen — ist dieses Thal sehr dicht bevölkert und gut angebaut. Der Distrikt steht unter der Gerichtsbarkeit eines Mirsa Nebbi Chan, welcher uns Allen eng befreundet war und dessen gastfreie Aufnahme uns sehr wohl that. Wir wurden in einem komfortabeln mit Teppichen belegten Zimmer aufgenommen, wo ein Persisches Frühstück, aus Käse, geronnener Milch, Honig, Sahne, Eiern und Früchten bestehend, unserer wartete.

Nach dem Frühstück saßen wir wieder auf und ritten zum Ufer des Schahrud hinab, eines wilden brausenden Stromes, der am östlichen Ende des Thales entspringt. Wir wanderten längs diesem Strome durch ein wohlkultivirtes Hügelland und erreichten spät am Abend das Dorf Mihr.

Mihr ist eine heilige Freistätte; Jeder, der vor den Verfolgungen der Behörde hier Schutz sucht, ist in Sicherheit, so lange er hier verweilt. Diese Gerechtsame schreibt sich daher, daß eine beträchtliche Anzahl Sejjid's, oder Nachkommen des Propheten, zu den Einwohnern des Ortes gehört. Wir wurden von diesen Leuten sehr gut empfangen, und dieses Mal, wie schon öfter, fand ich bei solchen Sejjid's, die nicht gerade Molla's oder Kaufleute waren, weit mehr Liberalität in Sachen des Glaubens, als bei anderen Muselmännern. Ein Kaufmann, der für einen Heiligen gelten will, ist eine närrische Figur, und vor Allem in Persien. Während einer Unterhaltung füllt er alle Pausen derselben mit murmelnden Gebeten aus, und doch scheut er sich nicht, schwere Zinsen zu nehmen, was der Koran ausdrücklich untersagt. Ein Persischer Großhändler, dessen Vermögen in Englischem Gelde etwa 12,000 Pfund betrug, stürzte eines Tages in das Zimmer eines Britischen Kaufmanns, warf eine Theetasse auf den Tisch, daß der Henkel abbrach, und rief mit komischem Pathos: „Da nimm das Geschirr in des Propheten Namen! Allah sey Dank, daß ich es los bin!" Dann fuhr er etwas ruhiger fort: „Vor einigen Monaten war ich zugegen, als eben eine Sendung Porzellan-Waaren aus England ankam. Da flüsterte mir der Satan ins Ohr, daß ich Etwas davon entwenden solle. Ich nahm eine Gelegenheit wahr und steckte diese Tasse unter meinen Mantel; aber von der Stunde an hat mir das vermaledeite Geschirr Tag und Nacht keine Ruhe gelassen. Da habt ihr Christen es nun zurück — Allah sey gepriesen!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— **Englische Walzer.** Strauß und O'Connell sind jetzt die beiden populärsten Leute in Großbritanien und Irland. Strauß — nämlich der Wiener Walzer-Komponist — wird nicht bloß überall gespielt, getanzt und nachgedruckt, sondern man malt sein Bild auch auf Tassen und Pfeifenköpfe, und ein halbes Dutzend Englischer Komponisten hat ihm bereits, als Beweis der Verehrung, seine Werke dedizirt. Einer derselben, Herr Hegar, hat a set of Favourite-Waltzes (eine Reihe von Lieblings-Walzern) unter dem Deutschen Namen „Frühlings-Walzer" herausgegeben und dabei ausdrücklich auf dem Titel bemerkt, sie seyen im Style des berühmten Strauß komponirt. Inzwischen scheinen diese Nachahmungen keinen rechten Anklang zu finden; ja, die Engländer behaupten sogar, ihr Klima habe auf Strauß selbst einen nachtheiligen Einfluß geübt, denn die Walzer, die er angeblich in England komponirte, seyen weit hinter seinen Deutschen Tänzen zurückgeblieben; es fehle vielmehr seinen späteren Compositionen jene liebliche und elegante Melodie, für die man durch seltsame und unnatürliche Sprünge, durch phantastische Harmonien und durch unerklärliche Abweichungen von den gewöhnlichen Regeln des musikalischen Rhythmus nur schlecht entschädigt werde.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 122. Berlin, Mittwoch den 10. Oktober 1838.

Frankreich.

Die Abweichung der Magnetnadel nebst einigen anderen Verirrungen.

Als Gott die Erde bevölkerte — bei diesem Anfange bitte ich um etwas weniger Schrecken und etwas mehr Geduld — wollte er den Menschen in ein großes hôtel garni setzen, ohne dafür Miethe zu verlangen, mit der einzigen Bedingung, daß der Miether schonend mit dem Mobiliar umginge, es nicht verkaufte noch verpfändete und in keiner Weise ruinirte. Zugleich war es die Absicht des göttlichen Hausherrn, daß der Mensch nur die warmen Zonen und die Meeresküsten bewohnen sollte, und zu diesem Zwecke hatte er einen Ueberfluß an Binnenseen, Oceanen und Sonnenstrahlen daselbst aufgehäuft, daß eine weite Strecke, mit denselben Wohlthaten gesegnet, umfassend genug für die im Laufe der Zeit anwachsende Bevölkerung wäre. Jedes unbefangene Auge mußte die Wohnstätte bewundern, wo Meer und Land in der glücklichsten Vertheilung und in gemessenen Stationen Bergwände aufstiegen zur Scheide der Völker-Familien, der Veste von dem Feuchten; der Mensch sollte nicht Amphibie seyn, nicht in dem Wasser und in der Erde, sondern über demselben und auf der Erde leben, die Himmelsluft trinken und sein Auge zu den Wolken erheben, über die hinaus seine denkende Seele dringt. Gewiß, das Haus war wohnlich eingerichtet, die ursprüngliche Domäne des Geschlechtes hinlänglich dotirt und ergiebig. Aber die Thorheit der Sterblichen ist in Empörung aufgestanden gegen die weisen Absichten des Schöpfers. Es fanden sich Leute, die, von der Rastlosigkeit der Langenweile getrieben, eine Sehnsucht empfanden nach den Ländern, welche unter der dreifachen Allianz von Regen, Koth und Frost stehen. Asien sah seine Bevölkerung von den Hochlanden dieses Welttheils sich auf die morastigen Heerstraßen ergießen, die zum Pole hinunterführen. Der Kaukasus, der Ararat, der Himmalaja nahmen es auf sich, Finnland, Island und Kymmerien zu bevölkern, das der Schöpfer den Waschbären, Rennthieren, Albatros, aber nicht dem Capitain Parry zur Wohnstätte angewiesen hatte. An einem heiteren Tage entdeckten einige dieser irrenden Ritter eine mit Weiden bewachsene Insel in der Mitte eines kleinen Flusses und sagten: „Sie ist herrenlos, laßt uns von ihr Besitz nehmen", fällten die Weiden und bauten sich Hütten mit dem Kothe, an dem sie Ueberfluß hatten. Diese Menschen schmeckten die Reize des Fischfangs und holten sich in dem feuchten und rauhen Klima einen perennirenden Schnupfen. Nach mehreren Decennien kam der Apostat Julian, der große Philosoph, und argumentirte also: „Seht, ein herrliches Land, hinlänglich feucht, hinlänglich regnerisch und sumpfig; lasset uns hier Bäder anlegen, obgleich Himmel und Erde auf das Innigste sich vereint haben, die Bevölkerung unter Wasser zu setzen", und Julian legte seine Thermen an. Darauf kamen die Pharamunde, die Clodione, Merovinger und Childeriche, alle mit langen Haaren (comati), dem ungenügenden Nothbehelf gegen die katarrhalische Luft des Landes, und nahmen Besitz von der Weideninsel und dem Zubehör von Koth und Sumpfwasser, das rings um dieselbe floß, und jedes kommende Geschlecht schmückte den Koth mit neuen Reizen und erfand — undankbare Nachwelt, warum vergissest du die großen Namen, die vor dir gewesen, warum hat die Mitwelt den seltenen Männern keine Bildsäulen gesetzt? — erfand endlich den Regenschirm und die Knöchelschuhe. Der reizende Süden wurde mit unbegreiflicher Großmuth den Tigern, Panthern und Rhinocerossen überlassen.

Indem man sich allmälig weiter von den ersten einfachen Naturgesetzen entfernte, mußte man in dieser feindlichen Stellung gegen die siegreichen Mächte eines fremden Himmels sich in dem Stande einer stets fertigen Vertheidigung befinden, und nun begann der endlose Kampf zwischen dem Menschen und der Natur, der Kampf auf Tod und Leben, in welchem die Natur niemals stirbt. Man mußte seine Zuflucht nehmen zu den Tuchfabriken von Elbeuf, Sedan, Louviers, zu den Flanellen von Rheims; Biberfelle mußten die Kopfbedeckung hergeben, künstliche Steinhaufen gegen die 32 Luftzüge der Windrose Schutz gewähren und uns dem ewigen Plänklerfeuer des Platz- und Landregens, des Schnees und Hagels entziehen, so gütig auch die Natur aus ihrem unerschöpflichen Schatze sie spendet. Nun begann unsere Freude an jeder neuen Vertheidigungswaffe, die unsere Arsenäle bereicherte; wir stießen helle Jubeltöne aus, umtanzten den neuen Moloch, den Menschen-fressenden Götzen unserer Hände und priesen das Genie des Erfinders, des Geschlechtes, des Heroldes unserer eigenen Ehre. Und gerade diese schönen Erfindungen zeigen uns offen das unheilbare Uebel unserer Stellung, weil die glücklichsten Menschen diejenigen sind, welche nichts erfinden, und die schönsten Länder die, wo der Himmel selbst alle Erfindungen gemacht hat. So stets erfindend, entdeckend, verbessernd, mehr verschlechternd, gehen wir einem allgemeinen Ruin entgegen. Denn wenn der Mensch in den Zeiten des Glaubens zu Gott sagte: Du wirst die Gestalt der Erde erneuern, so faßt sich der Mensch heute, wo er sich nicht mehr die Mühe nimmt, Gott etwas zu sagen, kürzer und macht seine Erde, der ohnmächtige Sterbliche, selbst neu, so daß Gott in wenigen Jahren sein Werk nicht mehr wiedererkennen wird. Der Mensch, angeregt durch die Akademieen der Künste und Wissenschaften, glaubte sein Hotel ungestraft umwandeln zu können, versetzte die duftenden Gartengewächse in künstlich erwärmte Gartenhäuser und den Menschen von der ebenen Erde in luftige Wohnungen. Auf den Bergen des Kontinents waren Wälder wie Senfkörner ausgestreut und hatten ihr bestimmtes Geschäft. Du fragst: welches? Das ist selbst den Weisen verborgen. Da zitterten die Menschen vor Kälte, weil sie den Lockungen Pharamund's, Wilhelm des Eroberers, des Zaar Peter oder wessen sonst, aber nicht den meinigen, gefolgt waren, und um die durch Zaare und Könige erfrorenen Glieder wieder aufzuthauen, lichteten sie die Waldungen und füllten mit dem Raube eigene Holzplätze, wo man Brennmaterial für schweres Geld kauft, wenn die großen Herren mit dem langen Haare es mir verzeihen. Kostbare Wälder und Bäume, die in vertraulichen Gruppen zuweilen Jahrhunderte standen und sich mit harmonischem Flüstern die Liebe ihrer jungen Jahre erzählten, reizende Aufenthaltsörter, duftende Hochzeits-Säle leichtbeflügelter Waldessänger, wie sind eure stolzen Wipfel gefallen! Ein Spekulant hat einen Einfall; mit Klafterstock und Register versehen, begiebt er sich an Ort und Stelle, und aus den laubreichen Stämmen ist bald Floß- und Bauholz gezimmert für die Pyramiden in der Rue Amelot und des Boulevard Beaumarchais. Bildet euch nur nicht ein, daß die Natur, die für die kleinsten ihr angethanen Beleidigungen empfindlich ist, sich nicht rächen werde. — Die Sonne ist untergegangen; man wünscht Tageshelle und erfindet das Gas, die Sonne des Europäischen Nordens. Was ist leichter bereitet, als Gas? es findet sich allenthalben. Seit dem ersten Schöpfungs-Tage schläft die Steinkohle in dem Eingeweide der Gebirge. „Lasset uns ihnen ihr Eingeweide entreißen!" Gesagt, gethan; Europa erklärt seinen Gebirgen den Krieg; denn dieser Welttheil ist zum Kampf geboren und erstarkt im Streite, sey es mit seinen Völkern oder den Elementen. Die Berge werden Flächen, und leisten sie, wie der zwischen Stafford und Warrington, einigen Widerstand der Zerstörungswuth und wollen ihre Kohlen nicht gutwillig herausgeben, so zieht eine Schaar Mineurs gegen dieselben zu Felde und macht ihnen unter einem ohrenzerreißenden God save the King den Garaus und ein Berg verschwindet von dem Erdboden wie ein Sandkorn. Dieses Gebirge ist lebendig verbrannt worden; ich habe eines Morgens meine Cigarre daran angezündet. Berge, welche ihr Lebelang gedachten, Berge zu bleiben, mit den Wolken zu spielen, die Wasser des Himmels zu sammeln und den Quellen und Bächen zuzuführen, sind plötzlich der Wehme der Industrie verfallen und hören auf zu existiren. Bald wird kein Stein auf dem anderen bleiben; sie erzeugen nur Unebenheiten und verletzen die Fußsohlen. Wir zerstampfen sie, um Chausseen und Eisenbahnen zu haben, und eine neue Cleopatra wird sie wie Perlen in Essig auflösen. So muß die Erdkugel zur Erdscheibe, einzig von Gaslicht erhellt, werden.

Eine neue Epoche macht der Asphalt. Bisher wurde er nirgends gebraucht, als in der Poesie oder in Predigten, welche die Hölle heiß machten; man glaubte kaum an seine Existenz, und er diente wie eine wohlangebrachte rhetorische Figur als Effekt-Ausdruck. Mit einem Male gewinnt er Seele und Gestalt, das Bild verkörpert sich, kleidet sich als Actionair und durchzieht die Boulevards und die Rue Vivienne, um sich bei der Börse einzuregistriren. Jetzt ist Lucifer glücklich zu preisen mit seiner Fundgrube von Asphalt, wie Bossuet ihn schildert; wer wollte heute nicht Satan seyn? Ich mache mich anheischig, als Besitzer einer Hufe Landes in der Hölle, bei einigem Börsenglück, das Paradies

zu erspekuliren. Wohlan, laßt uns Aetna und Vesuv, diese Filiale der Hölle, erstehen und eine Actien-Unternehmung an der Börse damit zu Stande bringen. Unser Straßenpflaster muß jetzt aus dem finsteren Schlunde der Vulkane gespieen werden. Lange genug haben uns die Vulkane verbrannt, laßt uns sie wieder brennen, sie mit Füßen treten, zu Pflastersteinen zersprengen. Diese Erfindungen sind schön, verschaffen uns größere Annehmlichkeiten; allein wie richtig auch diese Ansicht eines Actionairs seyn mag, so haben wir nicht um deswillen so weit ausgeholt und beabsichtigen nicht den Spekulanten hier das Wort zu reden. Schwerlich wird man selbst auf dieser Stufe der Entdeckungen stehen bleiben. Giebt es nicht Entdeckungs-Gesellschaften, eine Propaganda, welche, wie der Adler die Taube, so die Erde in ihren Klauen trägt? „Meine Herren, darf man wissen, was Sie entdecken werden?" — „Nein; denn das wissen wir selbst nicht; aber die Welt ist unser, die reich an Geheimnissen ist, wir wollen die Kugel breit treten, den Ocean durchforschen, die Cordilleren durchstechen, Afrika von einem Ende zum anderen durchspähen und Amerika von der Behrings-Straße bis zum Kap Horn in eine Luftfahrt umwandeln. Wir wollen Alles entdecken, wollen den Planeten auf Actien unterbringen, ihn an der Börse von Paris und London in Cours setzen; der alte Stern, der so langsam um die Sonne kreist, soll ins Journal eingetragen werden und im Preise steigen oder fallen können; wir wollen ihn seines Innern bis auf die letzte Unze entleeren und ihm nur die blanke Rinde lassen, weil wir eines Brettes bedürfen, um in dem Luftmeer zu steuern. Laß uns machen, entdecken, gründen! Aus unserer Hand soll erst der Erdball vollkommen hervorgehen, obgleich Gott Eigenliebe genug besaß, den seinigen für vollkommen zu halten: „Und er sah, daß sie gut war." Also nur vorwärts, Ihr Herren; schon sind den überirdischen Elementen oder richtiger dem allverschlingenden Nichts unberechenbare Massen von Wäldern und Steinkohlen, welche für die spezifische Schwere der Erde ihre Bestimmung hatten, übergeben. Fahret nur fort, den Planeten zu entleeren, als wenn Ihr Lieferungen für Saturn oder Uranus übernommen hättet; verbrennet die Gebirge in Euren Hochöfen, aber gestehet offen, daß, wenn der Eifer für solchen Betrieb fortdauert, wenn die Menschen, um bequemer zu leben, sich ein Recht nehmen, während ihres schnell vorüberfliegenden Daseyns Gebirge zu konsumiren, um Licht und Wärme und Trottoire zu haben, daß ein halbes Jahrhundert solchen Aufwandes der prästabilirten Harmonie ein Ende machen muß. Der Bildhauer, der einen Marmorblock aus dem Schoß der Gebirge reißt, um eine Bildsäule zu verfertigen, setzt die Materie nur an einen anderen Platz; die Actionaire verändern nicht den Platz derselben, sondern vernichten sie, tragen die Höhen ab, leeren die Tiefen aus, ohne ein Gegengewicht an die Stelle zu setzen, während Gott allein den Erdball in seiner Hand wog, ehe er zu ihm sagte: „Schwinge dich", und allein weiß, wie viel seiner ursprünglichen Wucht entzogen werden darf, ohne seiner Dauer und Festigkeit Eintrag zu thun. Dies Alles überlegen nicht die gewinnsüchtigen Spekulanten und kümmern sich nicht um die Zeichen der Zeit. Schon hört man Klagen über die gestörte Ordnung der Jahreszeiten, den unsicheren Kreislauf der Sonne, das Uebergewicht des Winters über den Sommer, das unregelmäßige Wehen der Winde, besonders der Passatwinde, die lange nicht mehr so regelmäßig sich einfinden, und über vieles Andere, das nicht mehr so ist, wie ehemals. Meiner Treu! das scheint mir mit ganz natürlichen Dingen zuzugehen, und ich bin neugierig, zu wissen, was nach diesem Jahrhundert des Actien-Wesens oder vielmehr Unwesens unseren Kindern bevorstehe. Es nähme mich nicht Wunder, wenn 1938 die Sonne einmal vergäße, aufzugehen.

Doch noch mahnt mich ein wichtigeres Bedenken. Man hat seit einiger Zeit wahrgenommen, daß der Kompaß sich Dienstversehen zu Schulden kommen lasse, und ist noch nicht im Reinen, ob es bei diesen kleinen Unachtsamkeiten bleiben werde. Die Gelehrten sind der Meinung, daß die Magnetnadel sich nach Norden kehre, weil Schweden an Eisen-Bergwerken Ueberfluß habe, und deshalb werde die Nadel dem Norden niemals ganz den Rücken kehren. Allein dies scheint mir ein Grund, der eben keiner ist; denn wenn es auch wahr ist, daß Schweden noch genug Eisen hat, so hat es, wahrscheinlich in Folge der übergroßen Ausfuhr, nicht mehr genug, um sich die Zuneigung der Magnetnadel zu erhalten. So günstig sich übrigens auch ihre Hypothese unserer Ansicht anschließt, so nehmen wir doch eine andere Ursache an. Die Magnetnadel — mögen die Herren ex professo einem Laien das Wort gönnen — gehorchte anderen Gesetzen als den Eisengruben Schwedens, ihre räthselhafte Vibration wurde durch eine unsichtbare Macht gelenkt, die, wie mehrere Kräfte, das Amt hatte, über die Harmonie des Ganzen zu wachen. Jetzt, wo diese Harmonie durch menschliche Afterweisheit immer mehr gestört und aufgelöst wird, sollte die Abweichung der Magnetnadel unser Erstaunen erregen? Und in Schweden allein wäre der Grund des Uebels zu suchen? Aber noch sind die Actionaire lange nicht am Ziel. Würdiget nur kurze Zeit die vierte Seite unserer Journale Eurer Aufmerksamkeit und zittert für Eure Nachkommen, wenn Ihr deren habt. Der Mensch ist Herr der Erde vom Paradiese her: er befiehlt, sie gehorcht; er will ihr allen Ueberfluß abnehmen von der Ceder bis zum Ysop, von der Perle Ceilon's bis zur Kohle Anzain's, und die Erde thut's. Indessen beleidiget und plündert man nicht umsonst einen Planeten, wie klein er auch sey, und die Magnetnadel nimmt die Partei des Unterdrückten. „Wir wollen", sprechet Ihr, „mit unseren Schiffen die Oceane durchschneiden, wollen mit Steinkohlen, Erdharz, kurz mit Allem Handel treiben." Schön! wenn aber die Magnetnadel ihre Dimission einreicht, der Kompaß nicht mehr die Wasserstraßen andeutet? Wenn das Salz taub geworden ist, womit werdet Ihr salzen? Ist seine Nadel erst eine gemeine Nadel geworden, dann ist Euer Wollen ohnmächtig. Wer aber, ermuthiget durch Euthymenes oder Pytheas, sich ohne Kompaß übers Meer wagen würde, könnte sein Lebelang zubringen, eine Insel, ein Kap, einen Hafen zu suchen, und der internationale Verkehr stände mit der Magnetnadel im gleichen Augenblick still. Mag auch eine tellurische Revolution uns bevorstehen, Europa nimmt es mit Revolutionen auf und wird sie bei Gaslicht besehen und auf einem Sammet-Teppich von Erdharz ihr entgegenziehen, oder von Paris nach Kalkutta mitten durch den Oromes und Araxes in vierzehn Tagen reisen, also glücklich seyn, indeß unsere Enkel Gefahr laufen, die Erde am Aequator in zwei Hälften bersten zu sehen.

Merz.

P e r s i e n.

Ein Ausflug von Teheran nach dem Kaspischen Meere.

(Fortsetzung.)

Am 23sten verließen wir die einzige Freistätte gegen den Despotismus der Persischen Gewalthaber und setzten bei sehr gutem Wetter, obwohl auf dem schlechtesten Wege, unseren Wanderstab weiter. Zuerst mußten wir auf einem Felsenpfade, der kaum einen Fuß breit war und obendrein einen Abgrund zur Seite hatte, zum Ufer des Flusses niedersteigen. Die Vorsicht nöthigte uns, abzusitzen; unsere Pferde aber, obgleich nur an Ebenen gewöhnt, trabten sicher und ohne Scheu vorwärts. Als wir am Ufer waren, schwangen wir uns wieder in die Sättel und ritten dann eine Strecke weiter bis zu dem hohen Passe Duderran, den wir mit nicht geringem Verdrusse als einen nothwendigen Theil unserer Route erkannten. Die Pferde wurden durch das Hinanklimmen in solchem Grade erschöpft, daß wir alle Augenblicke rasten mußten. Zum Glücke fanden wir eine Menge Rhabarber-Pflanzen am Wege, die uns erfrischten und mit ihrer angenehmen Säure unseren Durst stillten.

Nachdem der Gipfel des Passes Duderran erstiegen war, befanden wir uns in dem Distrikte Alamut. Von dieser Stelle hatten wir gegen Süden eine weite Aussicht auf die durchzogene Ebene: im Westen lag der Gebirgs-Distrikt Rudbar, wo die Assissinen (Haschischin) einst verschiedene Forts besaßen, wie z. B. Alamut; der Schahrud strömt durch diesen Distrikt, den im Norden ein hohes Schneegebirge von Gilan trennt.

Am 24. Mai wanderten wir zehn Englische Meilen bis zu dem Dorfe Gaserchani. Zuerst ging es zwei Meilen lang aufwärts über den Pitschakuh, und dann in nördlicher Richtung bis zu dem Schahrud von Alamut, einem reißenden Strome, der sich in den Schahrud von Talikan ergießt. Nahe bei dem Dorfe Gaserchani erblickten wir das Adler-Nest — den berühmten Felsen von Alamut. Die Einwohner empfingen uns freundlich und erzählten uns, daß erst zwei Europäer sie besucht hätten, ein Engländer und ein Russe oder Pole. Da es schon spät am Tage war, so verschoben wir den Besuch des Kastells auf den anderen Morgen.

Das Adler-Nest steht auf einem Felsen, dessen absolute Höhe an der West-Seite 100, an den übrigen Seiten aber 200 Fuß beträgt. Er ist am Gipfel sehr enge, an der Basis aber 600 Fuß breit. Die fast senkrechte Steilheit seiner Wände muß jeden Versuch einer Erstürmung unmöglich gemacht haben, so lange das schwere Geschütz unbekannt war. In der Nachbarschaft des Felsens ist Alles Oede und Wildniß; keine einzige Menschen-Wohnung gewahrt man in diesem schauerlichen Reviere, wo jetzt nur Adler und Eidechsen hausen. Wir begannen die Ersteigung auf einem Pfade, der sich um einen großen Erdrücken an der Nordseite des Felsens windet. Schon hatten wir ohne Schwierigkeit eine bedeutende Höhe erreicht und befanden uns nicht weit mehr vom Gipfel, als der Pfad plötzlich verschwand oder vielmehr in eine Art Furche, kaum so breit wie ein Wagengeleis, sich verlor. Zur Rechten hatten wir einen etwas überhangenden Felsen, der so glatt war, daß man sich nicht anhalten konnte, zur Linken aber einen jähen Abhang von 140 bis 150 Fuß Tiefe. Ein einziger Fehltritt war hier so gut als der gewisse Tod. S—t klettert mit Hülfe unserer Führer voran. Einer der Letzteren bedeutet mich, auf seinen Rücken zu steigen, und noch überläuft mich ein Schauder, wenn ich an dieses Experiment denke, obschon ich dabei vielleicht am sichersten fuhr. Es wurde mir entsetzlich zu Muthe, als ich so über dem Abgrunde hing, während der Führer mit einer Sorgfalt, die ich für Zaghaftigkeit hielt, sich langsam hinanrückte; auch konnte ich es, trotz seiner Warnung, nur mit großer Mühe über mich gewinnen, den Felsen nicht anzufassen. Wir kamen glücklich hinauf; bei unserer Rückkehr aber wollte ich das Experiment um keinen Preis erneuern. Von dem Gipfel hatten wir eine weite und schöne Aussicht auf das Gebirge. Die Breite des Felsen am Gipfel beträgt nur 20 bis 25 Fuß. Man erkennt noch die Ueberreste einer Ringmauer und einiger Bastionen, und an den Seiten des Felsen, in der Nähe des Gipfels, befinden sich mehrere große Löcher, vermuthlich ehemalige Vorrathskammern. Die Süd-Fronte des Felsen ist die höchste und steilste. Hier mochte wohl das kleine Gemach sich befinden, aus welchem Hassan Sebâh in 35 Jahren nur bei zwei Gelegenheiten hervortrat; — hier die Stelle, von welcher man die Verbrecher hinab

türzte, oder von wo die Fedwi's, die geweihten Novizen, auf inen Wink ihres Berg-Fürsten und als Beweis ihrer unbedingen Ergebenheit, freiwillig hinabsprangen.

Diese wenigen Trümmer waren demnach Alles, was von em Adler-Neste und der ganzen wunderbaren Herrschaft, die er gewaltige Geist eines Einzigen gegründet hatte, übrig blieb. Auf diesem Felsen-Gipfel wurden Blut-Befehle gegeben, die man in Aegypten und Syrien, in Persien und Klein-Asien ohne Säumen vollstreckte. Hier wetzte der Mörder seinen Dolch in iem Wahne, daß er einer göttlichen Eingebung folgte, und der Name des Scheich-ul-Dschebel (Alten vom Berge) schreckte die Fürsten und Völker vom Orus bis zum Mittelländischen Meere.

In der Nähe des Kastells war ein Beerdigungs-Platz, auf iem wir unsere Führer nachgraben ließen; denn wir hofften, inige Inschriften zu entdecken. Diese Hoffnung täuschte uns; ie Arbeiter aber bemerkten bald mit großem Verdrusse, daß sie nuselmännische Gräber entweiht hatten, denn die Füße der Leichname waren gegen Mekka gekehrt. Wir hatten die Wahrscheinichkeit dieses Umstandes übersehen; denn obgleich die Assissinen m Grunde ganz ohne Religion waren, so beobachteten sie doch lle äußere Gebräuche des Islams.

Die einst so zahlreichen Anhänger der Lehre Hassan Sebâh's ind jetzt nur in geringer Anzahl vorhanden. Sie vermischen sich ie mit anderen Muhammedanern und leben überhaupt nur unter ich, dem Handel und den Gewerben obliegend. Ein angeblicher Nachkomme des Alten vom Berge hat im vergangenen Jahre gegen den Schah sich empört und, dem Beispiel seines großen Ahns folgend, in einem Felsen-Kastell der Provinz Kerman seinen Sitz aufgeschlagen. Die Geld-Contributionen seiner Anhänger m westlichen Indien machen es diesem Abenteurer möglich, ein leines Truppen-Corps zu unterhalten, mit welchem er die Gegend um sein Kastell plündert und verheert. Seine Rolle dürfte wohl in kurzem ausgespielt seyn, da nur die Aussicht auf gute Prisen und kein höheres Interesse diese Raubschaar zusammenhält.

Am 26sten verließen wir Gaser-Chani und ritten am rechten Ufer des Schahr-ud in beinahe östlicher Richtung weiter. Auf dieser Tagereise hatten wir die reizendsten Landschaften vor uns, ie wir bis dahin gesehen. Hohe Berge schlossen den Horizont n allen Seiten; die Ufer des Flusses bekleidete ein lachendes Grün, und die wogenden Kornfelder waren mit üppigen Fruchtbäumen untermengt. Wir frühstückten unter einigen schönen Wallnußbäumen am Strome, der mit Ungestüm an uns vorüberrauschte. Die Gastfreiheit und Artigkeit des Persischen Bauern sichern dem Reisenden gewöhnlich eine gute Mahlzeit, die er im Allgemeinen gar nicht theuer zu bezahlen braucht, obschon der Perser keinen Dienst umsonst thut.

Eine Wanderung durch die schöneren Gegenden Persiens ist während des Frühlings und Herbstes überaus angenehm. Auf mäßigen Tagereisen wird man in diesen Jahreszeiten nur selten erschöpft, und der beständige Wechsel der Landschaft giebt uns etwas von dem frischen Selbstgefühle, das den Zauber eines Nomaden-Lebens ausmacht. Der Europäer kann in Persien mit größerer Sicherheit wandern, als in den meisten übrigen Regionen des Orients; und ich unterschreibe Malcolm's Behauptung, daß die beste Waffe in diesem Lande ein ungeladenes Pistol sey.

Gegen Abend erreichten wir das Dorf Germrud, welches im Ausgang des Thales und im Angesichte des Berges Elburs liegt.*) Eine hohe Felsenkette gegen Norden, die dieses Dorf beinahe überhing, entsandte einen prächtigen Wasserfall. Von Germrud aus traten wir in die Provinz Masenderan und ließen Irak im Rücken. Der Felsenpaß, welcher uns am Morgen des 27sten in diese Gebirgs-Region führen sollte, erstreckte sich sieben Miles in die Länge und war außerordentlich abschüssig. Der Boden bestand aus sehr feinem stäubenden Lehm und einer Menge loser Steine und Felsenstücke, die das vorjährige Erdbeben von oben herunter geschleudert hatte. Diese Steine rollten sehr leicht hinab, besonders wenn die Pferde und Maulthiere darüber hinweg trabten; und so mußte Jeder von uns — den Vordermann des Zuges allein ausgenommen — wohl hundertmal hinter einem Felsen sich verbergen, um nicht zerschmettert zu werden. Auf dem Gipfel des Passes fanden wir tiefen Schnee und eine große Anzahl versteinerter Muscheln.

Der erste Ort in Masenderan, den wir am heutigen Tage erreichten, war das Dorf Miran, wo man uns in sehr kalten und komfortlosen Gemächern unterbrachte. Das Volk, weniger an Besuche von Europäern gewöhnt, als die Bewohner der Provinz Irak, empfing uns mit ziemlicher Gleichgültigkeit; doch erhielten wir Alles, was wir für Geld verlangten. Am 29. Mai verließen wir Miran wieder und ritten die Schlucht hinab, welche der Sih-hesar durchströmt.**) Während eines Marsches von 14 Miles mußten wir 25 Mal über diesen Strom setzen, der sich mit ungeheurer Kraft und donnerndem Getöse zwischen Felsen hindurchwindet. Bei seiner Annäherung an das Kaspische Meer erweitert sich das Bette des Sih-hesar, und er wird ein schöner, an Lachsen reicher Fluß. Die Brücken, welche wir passirten, bestanden aus Baumstämmen, die über Strebepfeilern lagen. Sie waren nur sechs Fuß breit und ganz ohne Geländer. Als wir fünf Miles zurückgelegt hatten, traten wir in das dichteste Dschongle, das ich jemals gesehen. Schöne Eichen, Eschen, Ulmen und verschiedene andere uns unbekannte Bäume waren mit Gebüsch und Gesträpp gleichsam durchflochten, und die Aeste derselben so dicht in einander geschlungen, daß ein wahres Dämmerlicht entstand. Anfangs freute uns dieser angenehme Scenen-Wechsel; aber auf die Länge ermüdete unser Auge bei einem Prospekt, der nur ein paar Ellen weit reichte.

Nachdem wir auf schlechtem und sumpfigem Wege etwa vierzehn Engl. Meilen vorgedrungen waren, sahen wir uns wegen der einbrechenden Finsterniß genöthigt, im Freien zu kampiren. Wir breiteten unsere dicken Teppiche unter einem großen Baume aus, zündeten ein tüchtiges Feuer an und legten uns nach eingenommener frugaler Abend-Mahlzeit zur Ruhe nieder, ohne das berüchtigte Fieber von Masenderan oder den unwillkommenen Besuch vierfüßiger Waldbewohner zu scheuen. Man sagt, daß in diesen Dschongle's, neben vielen harmlosen Arten von Wild, auch Bären, Leoparden und selbst Tiger sich herumtreiben.

Am 30sten zogen wir in nördlicher Richtung bis Churrem-Abad (d. i. fröhliche Wohnung), dem vornehmsten Dorfe des Distriktes Tunekaban. Der Dschongle war auf diesem Wege minder dicht, und bisweilen kamen wir über schöne, von der Natur gelichtete Strecken. In der Nähe von Churrem-Abad erblickten wir zum ersten Male das Kaspische Meer, auf welchem gerade einige Böte segelten. Gleich darauf mußten wir ein paar niedrige Hügel hinabsteigen und traten in die schmale Fläche, welche zwischen dem Elburs und dem Meere sich hinzieht. Die Breite derselben wechselt von drei und vier bis zehn Miles. Diese Niederung ist vielleicht der ungesundeste Landstrich in ganz Persien; auch kontrastirt die krankhafte Blässe ihrer Bewohner gar sehr mit dem frischen und rüstigen Ansehen der Perser in den übrigen Provinzen. Im Sommer und Herbste wird die Atmosphäre so schwül und feucht, und Myriaden stechender Insekten fallen dem Menschen so beschwerlich, daß die meisten Einwohner mit ihren Heerden ins Gebirge ziehen, wo sie ihre Sommer-Wohnungen oder Jailaks haben. Der Weg durch die Ebene war sehr angenehm, und Alles verkündete üppige Fruchtbarkeit. Die wildwachsende Rebe wand sich bis zum Gipfel der höchsten Bäume empor, die sie mit ihrem wuchernden Laube fast ganz verhüllte; und wir hätten uns nach Bengalen versetzt geglaubt, wären noch Platanen und Kokosbäume zu sehen gewesen. Die Häuser standen nicht, wie in anderen Gegenden Persiens, in Dörfer zusammengedrängt, sondern unregelmäßig durch das Dickicht verstreut; und statt der düsteren, von der Sonne geschwärzten Backsteine Iraks, war Holz das vornehmste Bau-Material.

(Schluß folgt.)

*) Germrud (von germ, warm, und rûd, Fluß) heißt warmer Fluß.
**) Sih-hesar heißt drei Tausend. Soll das etwa heißen „der Fluß von 3000 Quellen"?

Griechenland.

Zur Charakteristik des Grafen Johann Kapodistrias *).

Zur Zeit des Aachener Kongresses, als die verbündeten Mächte beschlossen hatten, ihre Heere aus Frankreich zurückzuziehen, äußerte eines Tages der Herzog von Richelieu, damaliger Minister-Präsident und bevollmächtigter Minister Frankreichs auf jenem Kongresse, zu Kapodistrias, dem Russischen Minister, daß er von seinem Souverain, Ludwig XVIII., beauftragt sey, ihm für die Frankreich geleisteten Dienste eine Belohnung anzubieten, und daß er demzufolge von ihm zu wissen begehre, welche Art von Belohnung ihm besonders angenehm seyn dürfte. Kapodistrias erwiederte hierauf, daß er dem Könige von Frankreich für seine großmüthige Absicht sehr verbunden sey, daß er sich jedoch durch das lebhafte Vergnügen hinreichend belohnt glaube, zu sehen, daß seine Rathschläge zur Wiederherstellung und Erhaltung des Friedens zwischen Frankreich und dem übrigen Europa hätten beitragen können. Da indeß der Herzog von Richelieu in Kapodistrias drang, den Wunsch in Betreff einer Belohnung auszusprechen, sprach endlich der Letztere: „So will ich denn um Etwas bitten, was Frankreich nicht lästig seyn kann, dagegen meinem Vaterlande sehr nützlich seyn wird. Ich bitte nämlich, mir ein Exemplar aller der Werke zu geben, die man in den Königlichen Bibliotheken zu Paris doppelt hat, damit ich sie der Bibliothek der auf den Jonischen Inseln zu errichtenden Universität übersende." — Die Errichtung dieser Universität auf der Insel Korfu kam jedoch, ohne Schuld des Grafen Kapodistrias und des Lords Guilford, der sich dafür besonders interessirte, erst im J. 1824 zu Stande; übrigens ward aber auch jene Bitte des Ersteren in Folge des Sturzes des Ministeriums Richelieu nicht erfüllt, da Kapodistrias nicht daran dachte, dem Nachfolger des Herzogs von Richelieu oder diesem selbst, da er wieder ins Ministerium trat, diese Sache ins Gedächtniß zurückzurufen.

* * *

Im Jahre 1818 kam eine Deputation der neuen Stadt in Rußland, Marianopolis (die unter den Auspizien der Mutter der Kaiser Alexander und Nikolaus im Gouvernement Cherson erbaut und nach deren Namen, Maria, von den Einwohnern, die lauter Griechen waren, genannt wurde), nach Petersburg, um dem Grafen Kapodistrias, durch dessen Vermittelung die Stadt mehrere Privilegien für ihren Handel und dadurch bedeutende Vortheile erlangt hatte, eine ansehnliche Geldsumme als Zeichen ihrer Erkenntlichkeit anzubieten. Da Kapodistrias bemerkte, daß die Deputirten, Griechen von Geburt, stets in Russischer Sprache das Wort an ihn richteten, fragte er sie, ob sie nicht Griechisch redeten? — „Nein, Excellenz", war die Antwort der verlegenen Ab-

*) Aus den „Mémoires biographiques-historiques sur le Président de la Grèce, le comte Jean Capodistrias, par André Papadopoulo-Vrétos." (Paris, Didot, 1837.)

geordneten. — „Habt Ihr keinen guten Lehrer der Griechischen Sprache in Eurer Stadt?" — „Nein, Excellenz!" — „Nun wohl", nahm hierauf Kapodistrias wieder das Wort, „ich nehme die Geldsumme, die Ihr mir anbietet, unter der Bedingung an, daß Ihr sie für immer in der Bank niederleget und mit den Zinsen dieses Kapitals einen Lehrer der Griechischen Sprache besoldet, damit Ihr selbst mit allen Euren Kindern bei ihm Griechisch lernet; denn es ist eine Schande, Grieche zu seyn und seine Muttersprache nicht zu kennen!"

* * *

Als Kapodistrias im Jahre 1827 seine völlige Entlassung aus Russischen Staatsdiensten nachsuchte, um als gewählter Präsident von Griechenland dahin zu gehen, war der Kaiser Nikolaus bemüht, ihm durch seine Mutter, die Kaiserin Maria Feodorowna, diese letztere Absicht auszureden und ihn dahin zu bestimmen, daß er seine früheren Functionen im Ministerium des Auswärtigen wieder übernehme. Unter Anderem sagte dieselbe zu ihm: „Gehen Sie nicht nach Griechenland, Herr Graf, man könnte Ihnen dort nach dem Leben trachten; denn Sie müssen wissen, wie die Griechen sich unter einander anfeinden und durch die Leidenschaft, befehlen und nicht gehorchen zu wollen, unter einander zerfleischen." — „Gnädigste Kaiserin", war hierauf die Antwort des Grafen Kapodistrias, „wenn ich die auf mich gefallene Wahl ablehnte, und Griechenland unterläge: was würde man von mir sagen? Derjenige (würde man sagen), der es retten konnte, zog eine glänzende Stellung in Rußland der Rettung des Vaterlandes vor, und — Griechenland unterlag! Im Uebrigen habe ich meine Jugend im Dienste meines erhabenen Wohlthäters, des großherzigen Sohnes Ew. Kaiserl. Maj., verbracht, und ich kann nun wohl meinen alten Körper Griechenland zum Opfer bringen!"

* * *

Wenige Tage vor seiner Abreise von Paris nach Griechenland kam ein Griechischer Geistlicher, Namens Joannikios, der dem Blutbade auf der Insel Cypern glücklich entgangen und nach Paris geflüchtet war, zu Kapodistrias. Letzterer sagte zu ihm mit Innigkeit: „Es thut mir wahrhaft leid, ehrwürdiger Vater, daß ich Euch nicht auffordern kann, mit mir nach Griechenland zu kommen; denn hier habt Ihr Freunde, die Euch beschützen und Euch durch die Gnade des Königs eine Pension verschafft haben, während das arme Griechenland Euch dafür nicht zu entschädigen vermöchte. Die schändliche Betrügerei derer, welche die ersten beiden Anleihen in London gemacht haben, hat die Griechische Regierung in einem solchen Grade in Mißkredit gebracht, daß es mir unmöglich gewesen ist, hier oder in London eine neue Anleihe für die Nation zu Stande zu bringen. Das macht mich muthlos, und ich weiß recht gut, daß ich mich in ein Labyrinth von Verlegenheiten stürzen werde. Betrachtet mich immerhin als einen verlorenen Mann; aber dennoch muß ich gehen, wohin man mich ruft, und der Wille der Vorsehung muß in Erfüllung gehen. Und so bitte ich denn um Euren Segen!"

Mannigfaltiges.

— Puschkin und die Russische Literatur. Die Berliner „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" enthalten in ihren letzten Blättern (Nr. 61—64) eine Anzeige von Puschkin's gesammelten Werken, deren drei erste Bände in St. Petersburg vor kurzem erschienen sind. Es verdient diese Anzeige um so mehr Beachtung, in Deutschland sowohl als in Rußland, als damit zugleich ein kritisches Urtheil über die neuere Russische Literatur verbunden ist, wie es in so anerkennender und überredender Weise wohl noch niemals, weder in Deutschland noch sonst irgendwo, gefällt worden. Eine Gewähr für dieses Urtheil darf uns der Name Varnhagen von Ense's seyn, von welchem es unterzeichnet ist, und wenn die Russische Literatur wirklich den Anblick darböte, den vor etwa dreißig Jahren die Deutsche gehabt, so würde wohl Niemand mehr, als jener hochgeachtete Kritiker, den Beruf dazu haben, ihr prophetischer Verkünder in Deutschland mit demselben Erfolge zu seyn, wie es das Buch der Frau von Staël für unsere eigenen literarischen Zustände in Frankreich gewesen ist. Aber man braucht wohl kaum, wie der Verfasser jener Rezension, die bei so vielseitiger Beschäftigung des Geistes nicht genug zu bewundernde Mühe, noch in späteren Lebensjahren das schwierige Russische zu erlernen, sich gegeben zu haben, um von der Ueberzeugung durchdrungen zu seyn, daß eine Literatur, die bisher nichts weiter, als einige großartige poetische Naturen aufzuweisen hat, neben den Schwestern in Deutschland, Frankreich, England und Italien nur ein überaus bescheidenes Plätzchen einnehmen kann. Wir wollen damit keineswegs den Strebungen jener jungen Russischen Literaten opponiren, die wir seit einigen Jahren in Deutschland kennen gelernt und die, wie sie selber mit Europäischer Bildung ausgerüstet sind, auch gern ihrem Vaterlande, und zwar nicht bloß in politischer Beziehung, eine geachtete Stellung wünschen. Aber wir würden ihnen Unrecht thun, wollten wir voraussetzen, sie seyen nicht auch selbst davon überzeugt, es könne in unserer Zeit keine Literatur, die nicht fußte auf der breiten Unterlage der Wissenschaft und des im Volke verbreiteten Sinnes für die höheren Interessen der Menschheit, eine Europäische Bedeutung erhalten. Wer zweifelt daran, daß den Russen, so wie den Slawen überhaupt, die Auszeichnung noch vorbehalten seyn, auch ihrerseits den großen Bildungs-Fonds zu vermehren, den bisher das Alterthum und einige begünstigte Nationen der neueren Zeit gesammelt und der dem Menschengeschlecht der unerschöpfliche Born seiner Erziehung geworden ist! Bis jetzt sind es jedoch nur wenige Russische Namen, die uns auf dem neutralen Gebiete des Europäischen Wissens begegnen; von Leibnitz und Euler bis auf Struve und Fuhrn sind es meistens Deutsche oder Franzosen, die die glänzenden Zierden der Petersburger Akademie bilden. Gastlichen Schutz hat Rußland seit der Zeit Peter's des Großen den Gelehrten aller Länder gewährt, aber noch immer ist die Wissenschaft eine exotische Pflanze dort. Wie berechtigt daher auch einige Russische Dichter seyn mögen, als ungewöhnliche Geister, nicht bloß ihres eigenen Landes und Volkes, bezeichnet zu werden, so fehlt ihnen doch jene allgemeine Grundlage, ohne welche auch unsere Goethe und Schiller nur vereinzelte glänzende Gestirne ohne Centripetalkraft, ohne die göttliche Eigenschaft geblieben wären, Licht und Wärme nach allen Seiten auszuströmen. Gern wollen wir darum auch den edeln Alexander Puschkin als eine seltene Erscheinung bewundern, gern seine Anerkennung aus dem beredten Munde des einflußreichen Deutschen Kritikers vernehmen; sagt jedoch die Rezension in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" von Puschkin: „Wenn wir durch ihn öfters an Byron, an Schiller, ja an Wieland, oder an deren Vormänner, an Shakspeare und Ariosto, erinnert werden, so geht daraus mehr hervor, mit wem wir ihn vergleichen dürfen, als woher wir ihn ableiten müssen", so erkennen wir in diesen Worten wohl die Theilnahme an dem der Welt durch ein unseliges Geschick mitten in seiner Blüthe entrissenen Dichter, nicht aber einen Ausspruch, den die Werke des Verstorbenen auf unumstößliche Weise zu begründen vermöchten. Das großartig Eigenthümliche, das Puschkin mit den genannten Heroen gleichstellen würde, können wir weder in seinem poetischen Roman „Eugen Onegin", noch in seinem Drama „Boris Godunoff" herausfinden; die Russische Scenerie hat allerdings in dem einen wie in dem anderen ihren besonderen nationalen Charakter, sie imponirt, und der neue Eindruck bemächtigt sich unserer Empfindungen; aber das geschieht zum Theil auch in Raupach's „Isidor und Olga", ohne daß wir diesem Trauerspiele darum einen gleichen Werth mit jenen Russischen Werken beilegen möchten. Am stärksten erscheint uns Puschkin unstreitig als Lyriker, so wie denn die lyrische Poesie überhaupt als dasjenige Gebiet der Dichtung angesehen werden kann, auf welchem der Slawische Genius am heimischsten ist. Wohin wir blicken, „von den kalten Felsen Finnlands bis zu den Gluthen von Kolchis", überall, wo Slawen zuhause sind, ist es das Volkslied und die daran sich knüpfende lyrische Dichtung, was uns unmittelbar für sich gewinnt. Darum darf auch Shukofskij, gleich liebenswürdig in seinen nachahmenden wie in seinen eigenen Gedichten, den Vergleich mit Puschkin nicht scheuen, wenn er auch nicht, wie dieser, der Stoffe und Formen Byron's und Schiller's sich bemächtigend, das Verdienst, Beide noch überragt zu haben, für sich in Anspruch nimmt. Und darum stimmen wir um so lieber und schließen hier mit folgenden Worten, die wir der interessanten Rezension in Bezug auf den Charakter und den Wohllaut der Russischen Sprache entlehnen. ....„Hier stellt sich demnach", sagt Herr Varnhagen v. Ense, „die Aufgabe zur Erlernung der Russischen Sprache, und obgleich die Schwierigkeiten dieses Unternehmens gewiß nicht gering anzuschlagen sind, so giebt es doch kaum ein Studium dieser Art, das belohnender wäre. Wir müssen hier viele Vorurtheile fahren lassen. Die Russische Sprache, unter den Slawischen gewiß die reichste und mächtigste, darf sich mit den gebildetsten des heutigen Europa kühnlich messen. An Wortreichthum übertrifft sie die Romanischen, an Reichthum der Formen die Germanischen Sprachen, und in beiderlei Hinsicht ist sie fortschreitender Entwickelung fähig, deren Gränzen noch nicht abzusehen sind. Unser heutiges Deutsch ist von seinen Urschätzen abgetrennt, diese bestehen für sich, und wir können sie nicht mehr, oder höchstens in wenigen Einzelheiten, zu uns heraufziehen; das neuere Russisch hingegen steht noch in frischer Lebensverbindung mit der alten Slawischen Sprache und darf von dieser, so wie von den mannigfachen, eigenthümlich ausgebildeten Mundarten, unaufhörlich das ihr Beliebige und Angemessene sich einverleiben. An Wohllaut, Kraft und Lieblichkeit wird die Russische Sprache keiner nordischen, oft auch den südlichen nicht weichen; sie verbindet Anhäufung der Konsonanten, die sich bei uns fast erstickend drängen, mit der Fülle der Vokale, in welchen das Italiänische zerfließt; sie ist daher im stärksten Vollklange jedes Ausdrucks fähig und läßt der geschickten Behandlung ein unermeßliches Feld. Ihre prosodischen und metrischen Anlagen haben in Grund und Richtung viel mit unseren Deutschen gemein, und während sie die klangvollsten Reime reichlich darbietet, fügt sie sich zugleich der sorgfältigsten Silbenmessung. Wir dürfen anführen, daß die Russische neben der Deutschen die einzige Sprache ist, welche eine Uebersetzung der Ilias in Hexametern hat, und so muß denn wieder ein Deutscher Dante-Uebersetzer sie um die herrlichen Terzinen beneiden, durch welche Schewüreff, in seiner gelehrten Arbeit über den Dante, die Inschrift des Höllenthors wiedergegeben hat. Den Wohlklang und Reiz der Verse Shukofskij's vernimmt auch das fremde Ohr, dem nur die Töne zuströmen."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 123. Berlin, Freitag den 12. Oktober 1838.

Frankreich.

Villemain und die Literatur des 18ten Jahrhunderts.

Villemain's letztes Werk, sein Tableau du XVIII. siècle, ist jetzt gegen sechs Monate alt; es gehört offenbar zu der auserwählten Schaar jener Bücher, die der Kritik weiter nichts zu thun lassen, als ihre mannigfaltigen Verdienste zu analysiren, und die nicht da sind, um einmal gelesen zu werden, sondern als historische Autoritäten und Fundgruben für alle Zeiten dienen. Die Studien, die der Verfasser gemacht hat, sind außerordentlich; es giebt fast kein Werk, das er nicht gelesen hat, keinen Dichter, dessen Verse er nicht kennt, vorausgesetzt, dieser Dichter hat nur etwas, was der Erinnerung werth ist, hinterlassen. Das 18te Jahrhundert war gewiß reich an Schriftstellern, aber Keiner unter diesen ist so obskur oder von geringem Verdienst, daß ihn nicht Herr Villemain wenigstens ans Tageslicht gebracht: der fromme Mesenguy, dessen Namen man überall, außer im Himmel, für vergessen gehalten hätte, findet hier einen Platz neben zwanzig anderen Dichtern, die das Glück hatten, einen hübschen Vers oder eine glänzende Idee zur Welt zu bringen. Doch dies ist nicht Alles; die beiden Literaturen des Alterthums und die Französische von ihren ersten Anfängen an haben die Aufmerksamkeit dieses Gelehrten nicht allein in Anspruch genommen oder seinen Eifer im Forschen und Vergleichen ausschließlich beschäftigt: Herr Villemain ist in fremden Literaturen eben so sehr zu Hause, als in seiner eigenen, besonders aber in der Englischen. Er scheint fast bei Beurtheilung dieser letzteren zu vergessen, daß er ein Franzose ist, obwohl er dabei ein begeisterter Verehrer alles Französischen bleibt; aber Begeisterung ist nur dann exklusiv und fanatisch, wenn sie unwissend ist. Herr Villemain weiß zu viel, als daß er glauben oder behaupten könnte, nur von Frankreich komme alles Schöne her, und daher läßt er auch Shakspeare die Gerechtigkeit widerfahren, ihn unendlich höher als Voltaire zu stellen.

Wie gesagt, Herr Villemain scheint Alles gelesen zu haben; aber er ist nicht bloß mit den Büchern selbst vertraut, sondern er kennt auch ihre öffentliche und Privatgeschichte. Er weiß genau zu sagen, an welchem Tage sie erschienen und unter welchem besonderen Einfluß, wie sie ihr Glück machten und, mitunter, wie sie es verloren. Diese Geschichte der Bücher, die beinahe ein verschlossenes Buch oder wenigstens sehr vernachlässigt ist, macht ein eben so wesentliches Element der Literaturgeschichte aus, wie die Memoiren in der Geschichte zum vollständigen Verständniß der Thatsachen wichtig sind. Ein Buch ist nur ein einzelnes Stück aus dem Geist und Leben eines Schriftstellers; er selbst gehört seiner Zeit an. Die Entwickelung eines Geistes hängt von tausend kleinen und fast unmerklichen Umständen ab, von dem Ort seiner Geburt oder Erziehung, von der Art der letzteren und den Charakteren und Verhältnissen der Personen, unter welchen er seine Jugend zubrachte. Der Autor und sein Buch, beide sind nur ein Produkt all' dieser Faktoren. Rousseau konnte nie das Brandmal der Dienstbarkeit vertilgen, welches ihm der Kampf zwischen Scham und Stolz in das Innerste des Herzens eingegraben. Die Welt sah es nicht, aber seinem Blick war es immer gegenwärtig. Weder Ruhm, noch Zeit, noch Philosophie konnten den unglücklichen Fleck wegwaschen, der, gleich Banko's Geist, selbst in seinen stolzesten Triumphen ihm immer wieder zurückkehrte; nichts konnte die Stimme übertäuben, die ihm fortwährend ins Ohr flüsterte: „Du warst ein Bedienter." Bei aller Eleganz Voltaire's und der Bewunderung, die dem Könige zollten, finden wir nur zu oft in der Ungebundenheit, die uns bei ihm entgegentritt, den sittenlosen Literaten aus dem Anfang des 18ten Jahrhunderts wieder, der mit Freuden die Einladung angesehener Männer, mit ihnen zu speisen, annahm und sich dann für seine kriechenden Höflichkeiten mit noch gemeineren Epigrammen rächte. Die Pracht der Spitzen, die Büffon's Manschetten schmückten, steht in vollkommener Harmonie mit dem Glanz und Flitter seines Stils, und die epigrammatische Blicke, die Montesquieu so vielen seiner tiefsten Sentenzen giebt, mußte wohl zur zweiten Natur eines Mannes werden, der, ehe er sich in seine literarische Einsamkeit zurückzog, in der Gesellschaft witziger und hübscher Frauen gelebt hatte. Es giebt kaum ein Buch aus jener Zeit, das nicht auf jeder Seite die lesbare Devise trägt: „Welchen Eindruck werde ich in den Pariser Salons machen?" Wie nothwendig ist es also, nicht bloß die Bücher zu kennen, sondern auch die Schriftsteller! Die Biographie wird daher immer ein Haupt-Element der Literargeschichte und der Kritik bleiben, und Keiner ist in den geheimen Memoiren der Literatur mehr zu Hause, als Herr Villemain. Er bringt die Werke eines Schriftstellers in enge Verbindung mit seinem Leben; er erläutert das Buch an dem Menschen, er erklärt die Sünden des Geschmacks durch die Schwächen des Geistes, und fast immer bestätigt es sich, daß da, wo die Sittlichkeit verletzt wird, auch das Talent schwach war. Er giebt uns ein merkwürdiges Beispiel von dem Abstand zwischen der Sprache eines tugendhaften, offenen Mannes, welcher spricht, wie er's meint, und den gesuchten Einfällen, zu denen selbst das Genie in niedriger Selbstsucht seine Zuflucht nimmt. Eine Stelle von bewundernswerther Einfachheit aus einem Briefe des guten Rollin und eine höchst lächerliche, erzwungene, deklamatorische Phrase, die Fontenelle entfuhr, stellt Herr Villemain einander als Proben gegenüber, wonach sich die Charaktere dieser beiden Individuen beurtheilen lassen. Der Professor Rollin schreibt an Friedrich den Großen: „Eure Majestät steigen von Ihrem Throne herab, um sich Ihrem Diener zu nähern, und hierdurch stellen Sie sich mit ihm in ein Niveau, um einen Freund aus ihm zu machen. Dies werde ich bleiben, Sire, mein ganzes Leben hindurch. Doch dies genügt mir nicht, wenn ich bedenke, wie wenig mir noch vom Leben übrig ist. Ich hoffe, es alle Ewigkeit hindurch zu bleiben, ein Wunsch, der viele Dinge in sich faßt, die uns Beiden zum Vortheil gereichen." Hören wir nun, wie der gelehrte und scharfsinnige Fontenelle sich ausdrückte, als er den Kardinal Dubois als Dacier's Nachfolger in die Akademie aufnahm. „Welche Ehre", sagte er, „wird Herrn Dacier zu Theil, dessen Namen, schon durch seine Werke mit dem Ruhm Plato's, Plutarch's und Mark Aurel's vermählt, jetzt durch seine Verbindung mit dem des Kardinal Dubois' in alle Ewigkeit glänzen wird!" Ja freilich, welche Ehre für Herrn Dacier, daß er Plato übersetzt hat und gerade so zur rechten Zeit gestorben ist, um seinen leeren Sitz in der Französischen Akademie dem höchst gemeinen und lasterhaften Dubois zu hinterlassen! Wie sinnreich ist der Vergleich zwischen Mark Aurel und dem schurkischen Abbé, der seine Schelmereien so lange fortsetzte, bis er vom Papst einen Kardinalshut erschwindelt! Und dann noch Dubois' Leben mit dem der Plutarchschen Helden gleichzustellen! Dacier selbst, bei der Reinheit seines hellenistischen Enthusiasmus, hätte nie ein solches Kompliment gutgeheißen; er hätte vielleicht das Extrem hyperbolischer Schmeichelei nicht gescheut, indem er Dubois, den Kammerdiener des Regenten Orleans, mit Kardinal Richelieu verglich, der, mit allen seinen Sünden, doch noch Hyperion gegen einen Satyr ist, oder mit Mazarin, der fast eben so abgefeimt und verdorben wie Dubois war, aber ein viel größerer Staatsmann; ja, er würde es gewagt haben, Dubois den Ruhm sämmtlicher Kardinäle, die jemals den Scharlach trugen, oder selbst aller Päpste zu opfern — aber Mark Aurel, Plato, Plutarch! — einer solchen Entweihung hätte sich der ehrliche Dacier nicht schuldig gemacht, um alle Premier-Minister von Frankreich und England zusammen. Es ist klar, daß Fontenelle auf die Alten stichelte, während er seine Zeitgenossen höhnte und Dubois ins Gesicht lachte.

Leider ist dies ein charakteristischer Zug des ganzen achtzehnten Jahrhunderts mit nur wenigen edlen Ausnahmen. Voltaire erkaufte seine Rede- und Federfreiheit durch Schmeicheleien, die ihm nichts kosteten, da sie seinem Charakter angemessen waren. Ein Premier-Minister fand immer in ihm seinen wärmsten Freund. Die reinsten Namen alter oder neuer Zeit, Sully, Colbert, Mark Aurel und Sokrates, fließen wie von selbst aus seiner Feder, um ein Kompliment recht süß zu machen, während er doch immer dem siebzehnten Jahrhundert die pomphaften Gleisnereien seiner Widmungen und Leichenreden zum Vorwurf macht. Wahr ist es, das siebzehnte Jahrhundert schmeichelte viel, doch war es fast immer dezent, selbst in dem Uebermaß seiner Schmeicheleien; denn der Schmeichler stand immer in ehrfurchtsvoller Entfernung von dem Gegenstande seines Lobes und glich nicht einem unterwürfigen Lakaien, der die Schwächen und Laster seiner Herren studirt, um sich in ihre Gunst einzudrängen und ihr Vertrauen

zu erschleichen. Es war mehr eine Huldigung, ja eine Anbetung, die der Größe, der Geburt, den Würden gezollt wurde, lauter Attribute, die im siebzehnten Jahrhundert noch etwas galten; im achtzehnten dagegen war das Idol vernichtet und sein Einfluß verschwunden. Diese Zeit schmeichelte und spottete zugleich; sie spielte die Rolle eines kriechenden Höflings, nicht die eines ehrfurchtsvollen Unterthanen. Voltaire hatte allerdings eine natürliche Vorliebe für große Herren, selbst wenn er sie verachtete. Seine epikuräische Philosophie ist ganz gemacht für Personen von bequemen Verhältnissen, besonders General-Finanzpächter. Eine Neigung, die, so natürlich sie war, doch nicht zu seinen Gunsten spricht, trieb ihn, den Edlen, Reichen und Mächtigen zu schmeicheln; ihre Berührungspunkte waren eine leichte Moralität und ein Geschmack für Genuß und Vergnügen, den sie gemein hatten. Er kitzelte ihre Phantasie durch seine lockeren Poesieen und verstand es besonders geschickt, seine philosophischen und politischen Kühnheiten unter dem Gewande einer ausgelassenen Geschichte anzubringen.

Und hier kommen wir auf die Pestbeule des achtzehnten Jahrhunderts und seiner Literatur, die in anderen Beziehungen so viel Schönes hat; diese Immoralität ist ein Fleck, den alle Wunder ihrer Beredsamkeit und Genialität nicht auslöschen können. Es dringt sich uns die Frage auf: meinte es das 18te Jahrhundert ernst mit seiner Philosophie? d. h. hatte es wirklich die Absicht, den menschlichen Geist zu läutern und zu erheben, indem es ihn von seinen Vorurtheilen befreite, oder dachte es nur daran, es sich bequem zu machen und den Leidenschaften freieren, unbeschränkteren Spielraum zu schaffen, indem es das Gewissen entfesselte? Sehen wir zurück auf die Reformatoren des Alterthums, Sokrates, Plato, Cicero, Seneka, welche die Vorurtheile und den Aberglauben ihrer Zeit mit keiner großen Schonung behandelten, so finden wir nicht, daß sie die Freiheit des Geistes, die sie proklamirten, dazu benutzt hätten, die Bande der Sittlichkeit zu lösen; im 18ten Jahrhundert dagegen weht eine Atmosphäre der Verderbniß selbst in den ernstesten Schriftstellern dieser Zeit; die Libertinage guckt aus ihren Werken hervor, welcher Art diese auch seyn mögen. Wir können uns keine klare Vorstellung von dem machen, was sie Tugend nennen, obwohl sie dieses Wort öfter in der Feder haben, als jedes andere. Bei Voltaire scheint Tugend die Kunst zu seyn, das Leben so angenehm wie möglich zu machen und den Genuß mit einem Firniß von Eleganz zu schmücken. Bei Rousseau ist sie eine Verzückung der Seele, eine Art Mystizismus, der aus Träumen und erhabenen Phantasieen bestand und sich nicht zu der bescheidenen und hergebrachten Aufgabe herablassen konnte, die Handlungen zu ordnen und sie den bürgerlichen Gesetzen der Pflicht und des Gewissens zu unterwerfen. Selbst bei Montesquieu erhebt sich die Tugend nicht oft über den unvollkommenen und imaginären Typus, den die Alten uns von politischem Verdienst gegeben haben. Bei den Schriftstellern des zweiten und dritten Ranges jener Zeit werden Tugend und Laster auf eine Weise zusammengeworfen, die wir nur dadurch bezeichnen wollen, daß die Bijoux Indiscrets und Jacques le Fataliste die hervorragenden Symbole der Kategorie abgeben.

In diesem Theil seiner Arbeit hat sich Herr Villemain unsterblichen Ruhm erworben. Ein enthusiastischer Bewunderer des Genies der großen Schriftsteller jener Zeit, erläßt er ihnen doch deshalb nicht die Rüge, der sie sich durch ihre Corruption und Gottlosigkeit ausgesetzt haben; er züchtigt sie mit einem Eifer, der offenbar der Gesinnung entspringt, mag sich das Böse mit aller Anmuth der Poesie und des Stils hinter Voltaire's Feder verstecken oder wie ein verborgenes Gift unter Diderot's philosophischen Sätzen lauern.

Doch verlassen wir diese dunkle, unangenehme Seite des Bildes und wenden uns lieber zu einer Betrachtung einiger der Hauptansprüche dieses vielbesprochenen Zeitalters auf Achtung und Bewunderung; hier steht obenan seine Liebe zur Literatur. Kein Zeitalter ist literarischer gewesen; nie ist das zarte Instrument des Stils mit mehr Gewandtheit gehandhabt, nie die Schriftsprache, diese höchste Stufe der menschlichen Rede, so sehr geliebt und mit so viel Begeisterung und Leidenschaft um ihrer selbst willen gepflegt worden; nie hatte die Beredsamkeit eine solche Macht, zu fesseln und zu überzeugen. Nie floß der Gedanke aus der Feder in glänzenderen, sinnreicheren und frischeren Bildern. So wenig man andere Dinge im 18ten Jarhhundert schätzte, ein gutes Buch konnte immer sicher seyn, Bewunderung zu ärndten. Diese kühnen und entschlossenen Denker ließen nicht einen Satz drucken, ohne ihm alle Politur und Anmuth zu geben, deren er fähig war. Voltaire lachte über Alles; aber sobald eine dramatische Situation besprochen wird, lacht er nicht länger. Da diskutirt er mit der Gravität und Gründlichkeit eines Doktors der Sorbonne, und das Einzige, was er einem Philosophen nie verziehen hätte, war schlechter Stil.

Die ernstesten Männer des 18ten Jahrhunderts, selbst die, deren kühne politische Speculationen die Umwälzung der Welt zur Folge hatten, widmeten sich dem literarischen Studium, wie einer Lebensaufgabe, und unter diesen steht Montesquieu oben an. Es leidet keinen Zweifel, daß das Ziel, welches dem Verfasser des „Geistes der Gesetze" vor allem Anderen vorschwebte, dies war, ein schönes Buch zu schreiben. Daher hat er auch das Werk, das als eines der wichtigsten des 18ten Jahrhunderts betrachtet wird, mit einer Anrufung an die Musen eingeleitet. Noch mehr als er, ist Büffon, der große Naturforscher, für Beredsamkeit und Schönheit des Stils eingenommen. Man möchte den Teint seines Stils fast geschminkt nennen, und er ist im Stande, eine Wahrheit oder interessante Thatsache, die er nicht in Worten ausdrücken kann, die seiner Vorliebe für Pracht und Feinheit des Ausdrucks zusagen, lieber ganz zu unterdrücken. Auch wird er von der ganzen Welt gelesen, eine Auszeichnung, die Naturforschern nur selten zu Theil wird. Was kann in stilistischer Hinsicht klassischer seyn, als Rousseau's Extravaganzen! Er zankte sich mit den Pariser Salons, verkaufte seine Uhr und legte natürliches Haar und einen grauen Rock an: so steht er da, in einen Mönch und Einsiedler verwandelt. Aber womit beschäftigte sich sein Geist unter den alterthümlichen Bäumen und grünen Aussichten des Forstes von Montmorency? Er dachte nur daran, die Frische der Schatten, die Durchsichtigkeit des Wassers und die weite Ausdehnung der Felder in seinen Stil hineinzulegen, und nicht, um mehr Philosoph, sondern um ein beredterer Schriftsteller zu werden, kehrte er der Gesellschaft den Rücken. Die Weisheit nimmt nur den zweiten Platz in seiner Seele ein; den ersten hat die Schönheit unter der Form der harmonischen Vollendung der Sprache. Die Laune seines Temperaments und die Sonderbarkeit seines Lebens geben ihm nur Stoff zu pikanten Phrasen und glänzenden Declamationen, und mit welchem Aufwand von Beredsamkeit und Paradoxen betritt er wieder die Salons, die er verlassen, die Akademieen, die er verachtete! Er strebt nach dem Vorrecht, ein Moralist und ein Misanthrop zu seyn; er will wundervolle Bücher gegen die Bücher der Zeit schreiben; er will philosophiren gegen die Philosophen und weltliche Romane gegen die Welt herausgeben. Wir wollen damit nicht gesagt haben, daß Rousseau in seinen Herzensergießungen nur rhetorische Effekte beabsichtigte; wir wollen nur darauf aufmerksam machen, daß bei ihm, wie bei allen seinen Zeitgenossen, die literarische Passion das Vorherrschende war; darin finden seine Leiden, Irrthümer und Neigungen ihren Ausdruck; seine erhabensten Ideen wie seine lächerlichsten Einfälle haben sich in diesen schönen Formen des Stils verewigt.

Trotzdem muß man sagen, daß das 18te Jahrhundert in der Französischen Literatur nur einen zweiten Rang einnimmt, und zwar schon deswegen, weil es zu sehr literarisch ist. Unter Ludwig XIV. war eine Tragödie von Racine oder eine Leichenrede von Bossuet gar nicht so was Außerordentliches, und doch werden Racine und Bossuet mehr geachtet als Voltaire und Rousseau. Damals standen die Literaten nicht so hoch in der Gesellschaft, desto höher aber in der Literatur. Boileau dachte nie daran, daß die Kunst, Verse zu machen, ihn befähige, sich mit Ludwig XIV. in eine Linie zu stellen, oder auch nur mit den Ministern und großen Herren seines Hofes; sein Haus in Auteuil war nicht mehr als die Hütte eines Dichters, wo Keiner weiter von der Satire gegeißelt wurde, als irgend ein obskurer Schriftsteller, wo man die Gottheit und die Behörden respektirte und eine theologische Frage mehr Interesse erregte, als eine literarische. Lafontaine schrieb seine Fabeln nicht, um die Gesellschaft zu revolutioniren, obwohl die Thiere, die er reden läßt, den Menschen manche dahin zielende Lehren geben. Bossuet's Beredsamkeit hatte nur das Ziel, die Herzen zu rühren und den Sünder zu bekehren; ihm war es weniger um Ruf, als um Erlösung zu thun. La Bruyere, die Geißel des Lasters und der Lasterhaften, ergeht sich nie in Declamationen; er maßt sich nie das Amt eines Volkstribunen an; er richtet und tadelt wie ein ehrlicher Mann, der, wo möglich, gern bessern möchte, aber in dem Hohn und Trotz seiner Rügen keinen persönlichen Triumph sucht. Diese Männer ehrten nach Gott und dem Könige die Alten am höchsten; sie studirten sie, anstatt auf sie zu sticheln, und ihr ganzer Ehrgeiz bestand nicht darin, sie zu übertreffen oder auch nur ihnen zu gleichen (dies hätten sie für ein eitles, vermessenes Streben gehalten), sondern nur darin, ihnen so nahe wie möglich zu kommen. Diese ihre Bescheidenheit hat den Lohn gehabt, daß sie sich nicht in ein verkehrtes Meinen und Denken oder in einen deklamatorischen Stil verloren, und darum werden sie in der Literaturgeschichte immer höher stehen, als ihre Nachfolger im achtzehnten Jahrhundert.

Persien.

Ein Ausflug von Teheran nach dem Kaspischen Meere.

(Schluß.)

Hier, wie in Bengalen, ist jedes Haus mit einer Platform versehen, auf welcher die Einwohner schlafen. Die Häuser werden nicht so sorgfältig verschlossen, wie im übrigen Persien, und man kann oft vom Wege aus ins Innere der Gemächer sehen, wo freilich selten etwas Interessantes zu schauen ist; denn weibliche Schönheit gehört in ganz Persien zu den Ausnahmen von der Regel, was um so mehr zu verwundern, als der Mann im Durchschnitt schön und wohlgebaut ist. Bei verschiedenen anderen Völkern des Orients dürfte die Sache weit eher umgekehrt seyn.

Die Felder waren ganz mit Reis bebaut und durch zahlreiche Gießbäche von den benachbarten Hügeln unter Wasser gesetzt. Alles Ackerland hatte man vermittelst Zäunen aus Weidenzweigen in Felder abgetheilt, und zahlreiche Bauern beiderlei Geschlechts, welche bis an die Knice im schlammigen Boden wateten und den jungen Reis umpflanzten, machten die Scene noch lebendiger. Reis ist das vornehmste Erzeugniß von Masenderan; zwar gewinnt man auch Seide, allein diese geräth nicht so gut, wie in der benachbarten Provinz Gilan. Das prächtige Bauholz, welches die hiesigen Wälder liefern, hat als Ausfuhr-Artikel gar keinen Werth, da es nach anderen Gegenden Persiens nicht

ransportirt werden kann und die Russischen Provinzen mit diesem Material hinlänglich versorgt sind.

Das Dorf, oder vielmehr die im Walde zerstreuten Wohnhäuser, welche den gemeinsamen Namen Churrem-Abad führen, liegen nur eine halbe Stunde vom Ufer des Meeres. Wir nahmen unser Absteige-Quartier in der Behausung des Kreis-Statthalters Muhammed Weli Chan, der damals abwesend war; aber ein Neffe empfing uns mit großer Freundlichkeit. Das zuvorkommende Wesen dieses Mannes wurde uns auf die Länge sehr lästig, da er, wie alle Perser, den Anstand zu verletzen glaubte, wenn er sich nur ein paar Augenblicke entfernte. Er lud uns ein, am nächsten Morgen seine Anstalt zum Lachsfang zu besuchen, und plauderte so unermüdlich von seinen Abenteuern als Jäger und Fischer, daß wir ihn endlich beinahe zur Thür hinausschieben mußten.

Mit Anbruch des Tages ritten wir in Begleitung unseres Wirthes durch die Wälder zum Ufer des Miran, der hier Sihesar heißt. Die Stelle war nur einige hundert Schritt vom Meere entfernt. Ein Wehr aus Pfählen und Weiden, mit zwei kleinen Oeffnungen, um den Lachs in eine Art Käfig schlüpfen zu lassen, zog in der Queere über den Fluß. Es schien uns verwunderlich, daß der Lachs diese Oeffnungen entdecken sollte; allein man versicherte uns, daß die Fische, wenn sie sich den Strom hinaufarbeiten, jede Ritze aufsuchen. In Zeit einer Viertelstunde fingen wir wirklich zwei Lachse, obschon es außer der Jahreszeit war. Da zwei Fische für unseren Appetit nicht ausreichten, so warf Einer der Leute ein sechs Fuß weites Netz, zog es 20 bis 30 Ellen weit durch den Fluß und bekam vier tüchtige Fische. Man versicherte uns, der Fischfang sey während des Oktobers in allen Flüssen längs der Küste so reichlich, daß die ganze Provinz von Lachsen leben könne. Eine andere Art, diese Fische zu fangen, ist das Spießen. Der Fischer begiebt sich nach einem Pfuhl im Flusse, stöbert mit seinem Speere ein wenig in dem Wasser herum, lauert ein Weilchen und stößt nach dem Fische, sobald er ihm zu Gesicht kommt.

So lange wir in diesem Distrikte verweilten, bekamen wir fast nichts als Reis und Fische zu essen; und endlich wurden wir des Lachs so überdrüssig, daß wir ihn kaum riechen konnten, ohne Uebelkeit zu empfinden. Noch schlimmer waren unsere ausgemergelten Pferde daran; denn es fehlte in der ganzen Gegend an Gerste. Das Wasser des Kaspischen Meeres ist salzig, doch nicht in solchem Grade, wie Seewasser. Die Pferde trinken es unbedenklich und ohne Nachtheil.

Am 1. Juni traten wir unsere Rückreise wieder an und wanderten durch Dschongle's, Moore, Reisfelder und tiefe Gießbäche südwärts. Ohne Führer wäre es uns absolut unmöglich gewesen, vorzudringen, und gewiß würde ein auswärtiger Feind nur mit großer Mühe dieser Provinz Meister werden, wenn das Volk entschlossenen Widerstand leistete. Die Eingeborenen sind fanatisch tapfer und dabei vortreffliche Schützen. Auch würde ihr ungesundes Klima dem Masenderaner ein treuer und wirksamer Bundesgenosse seyn.

Nachdem wir eine Strecke von vier Engl. Meilen zurückgelegt hatten, erreichten wir das Meer und wanderten mühselig an der sumpfigen Küste weiter. Es war schon spät am Abend, und wir verzweifelten daran, ein Dorf zu erreichen, als wir glücklicher Weise einen Reisenden trafen, der uns durch die Dschongle's nach dem Dorfe Kelaribad, 24 Engl. Meilen von unserer letzten Station, geleitete.

Am 2ten verließen wir Kelaribad und setzten unsere Reise längs der Küste fort. Zur Rechten hatten wir dichte Buschwälder, aus denen hin und wieder ein Dorf hervorschimmerte. Nachdem wir 12 Engl. Meilen zurückgelegt, wendeten wir uns südwärts in das Dschongle und erreichten das Dorf Aliabad im Distrikte Kelaristach, wo eine alte Persische Dame, die Mutter eines Beamten in Teheran, der zu unseren Freunden gehörte, uns gastlichen Empfang angedeihen ließ. Der Vorgesetzte des Dorfes sagte uns, die Einkünfte von Masenderan seyen eine geregelte Taxe, die seit Nadir Schah's Regierung keine Modifikation erlitten habe. Jeder Distrikt muß eine bestimmte Summe entrichten; die Vertheilung derselben ist aber den Einkünften und Mitteln der Bewohner angemessen. Die Bauern klagten über die Nachbarschaft zweier räuberischer Turkmanen-Stämme, Chudschawend und Abdul-Meliki, von denen jeder auf ungefähr tausend Zelte geschätzt wird und deren verheerenden Ueberfällen sie oft ausgesetzt sind. Der Schah hatte die Absicht, einen dieser Stämme in die Ufer des Gurgan zu verpflanzen, wo die Guklan-Turkmanen wohnen, und sich desselben als einer Vormauer gegen die Plünderungen der Turkmanen überhaupt zu bedienen. Einem ähnlichen Plane war Abbas der Große gefolgt. Dieser gab einigen kurdischen Stämmen fast in derselben Gegend Wohnsitze, und sie erweilen noch allda, stehen aber in großem Verdachte, den Turkmanen Vorschub zu thun.

Die Masenderaner werden von den übrigen Persern wenig geachtet, und ein sehr gewöhnliches Scheltwort ist „Masenderanischer Esel"; dennoch war diese Provinz der Schauplatz von Rustem's Heldenthaten, und heutzutage gehören ihre Bewohner zu den besten unregelmäßigen Musketieren der Persischen Armee.

Am 3. Juni kamen wir nach Merfenabad, dem vornehmsten Dorfe in dem Distrikte Kelaristagh, wo wir bei einem gewissen Muhammed Chan, dessen Vater Statthalter des Distriktes gewesen, freundliche Aufnahme fanden. Unser Wirth sagte uns, es bestehe Blut-Fehde zwischen ihm und der Familie des Statthalters zu Churremabad; denn sein Vater habe ein Glied dieser Familie in einem Handgemenge getödtet und sey zur Wiedervergeltung von den Verwandten des Erschlagenen meuchlerisch erdolcht worden. Das Ereigniß war vor zwei Jahren geschehen, und unser Wirth harrte noch immer ängstlich auf die Gelegenheit, eine andere zu derselben Familie gehörige Person ermorden zu können, befürchtete aber zugleich, sein Vorsatz möchte durch die Intervention von Freunden beider Familien, welche die Fehde vermittelst einer Doppel-Heirath beilegen wollten, für immer scheitern.

Am 5ten setzten wir unsere Reise in beinahe südlicher Richtung fort. Der Weg ging immer bergan und durch reizende Landschaften. Die Wälder wurden offener, die Hügel waren an vielen Stellen angebaut, und viele hübsche Dörfer kamen zum Vorschein. Gerste und Waizen vertraten nun die Stelle der Reispflanze. Die Nacht über mußten wir ein zweites Mal bivouakiren; aber dieses Mal war uns das Nachtlager im Freien angenehmer, weil wir Luft und Erdreich trockener und die Waldung minder dicht fanden, als in dem nördlichen Masenderan.

Am nächsten Tage erstiegen wir den Paß Hesar-tschem, der über einen wohl 700 Fuß hohen und fast senkrechten Felsen führt. Die Windungen dieses Passes sind so gut berechnet, daß man ihn völlig gefahrlos passiren kann, doch nicht, ohne schrecklich müde zu werden, denn er zieht sich viele Meilen weit. Nachdem wir diese Beschwerde überstanden hatten, gingen wir um die Seiten des Berges herum, und zwar auf einem Wege, der an vielen Stellen aus Brettern bestand, die man rechtwinklig in den steilen Felsen eingefugt hatte. An einer Stelle war das Brett so schmal, daß die Ladung eines Maulesels gegen den Felsen stieß. Der Esel verlor durch den Stoß das Gleichgewicht und stürzte ungefähr 20 Fuß senkrecht, worauf er noch einen wenigstens 200 Fuß hohen, etwas stumpfwinkligen Abhang hinunterrollte. Wir waren schon so gut als überzeugt, daß Koffer und Esel zumal in Stücke gegangen seyen; aber wie groß war unser Erstaunen, als wir Esel und Koffer nur leicht beschädigt wiederfanden! Bald nach diesem Abenteuer begegnete uns ein anderes. Einige Turkmanen vom Stamme Chudschawend kamen um eine Felsen-Ecke und hatten, allem Anschein nach, den besten Willen, uns aus der Welt zu schaffen. Der Eine hob schon seinen Knüttel auf, den ihm aber Herr S—t, ein Mann von großer Körperkraft, zu rechter Zeit aus der Hand riß. Bei diesem Manöver wären übrigens Beide um ein Haar in den Abgrund gestürzt. Der schlechte Erfolg ihres Debüts entmuthigte die Räuber, und sie machten sich ungesäumt wieder davon.

Der übrige Theil unserer Rückreise bietet nichts Interessantes mehr. Am 7. Juni schieden wir aus Masenderan und begrüßten wieder die dürren Ebenen von Irak. (U. S. J.)

Spanien.

Die Eroberung von Alhama. *)

Sobald Ferdinand und Isabella die innere Ruhe in ihren Staaten hergestellt und die durch Vereinigung derselben unter eine Regierung entstandene Macht in streitbaren Stand gesetzt hatten, fielen ihre Augen auf die schönen Gegenden der Halbinsel, über welche der Moslemismus vor beinahe acht Jahrhunderten siegreich triumphirt hatte. Ein glücklicher Zufall fügte es so, daß ihnen ein von den Mauren ausgehender Angriff den besten Vorwand zur Aufnahme der Eroberungspläne darbot, als der Augenblick ihrer Reife gekommen war. Aben Ismail, der in den letzten Zeiten Johann's II. und im Anfang der Regierung Heinrich's IV. zu Granada herrschte, verdankte Jenem seine Krone; und indem diese Verpflichtung die wohlwollenden Gesinnungen, die in der Persönlichkeit jenes Fürsten lagen, noch erhöhte, trat ein freundschaftlicheres Vernehmen mit den Christen ein, als die Natur zweier ihrem Wesen nach so gegen einander gestellter Nationen gestattete. So war es dahin gekommen, daß gelegentliche Gränzstreifereien und Wegnahme einzelner Gränzfestungen die engere Verbindung zwischen beiden Höfen nicht aufzuheben vermochten, daß die Edlen von Castilien häufig den Hof von Granada besuchten, wo sie, der alten Fehden vergessend, sich zu ritterlichen Spielen unter die Maurischen Kavaliere mischten. Ganz verschieden von ihm dachte Muley Abul Hacen, der seinem Vater im J. 1466 folgte. Schon in seinen Jugendjahren hatte ihn sein feuriger Sinn verleitet, den Waffenstillstand durch einen plötzlichen Eingriff in das christliche Gebiet zu brechen, und obgleich ihn zur Zeit seiner Thronbesteigung innere Unruhen so sehr in Anspruch nahmen, daß er an einen auswärtigen Krieg nicht denken durfte, hegte er nichtsdestoweniger dieselbe Animosität gegen die Christen. Als 1476 die Spanischen Mächte in Folge der von ihm nachgesuchten Erneuerung des Waffenstillstandes die Bedingung eines auch von seinem Vorgänger gezahlten Tributs stellten, antwortete Muley trotzig: „In Granada präge man die Münzen jetzt nicht mehr von Gold, sondern von Stahl." Sein späteres Benehmen widersprach der Kühnheit dieser lakonischen Antwort nicht.

Am Ende des Jahres 1481 brach der Sturm, welcher sich längst zusammengezogen hatte, gegen Zahara los. Diese wenig befestigte Burg bedeckte den Gipfel einer beträchtlichen Anhöhe, deren Fuß von den Wellen des Guadalete bespült wird und die

---

* Aus Prescott's Geschichte Ferdinand's und der Isabella. S. Nr. 40 de „Magazins".

man ihrer Lage wegen für unangreifbar hielt. Die Garnison, auf diese natürlichen Befestigungen trauend, ließ sich in der Nacht des 26. Dezember von dem Maurischen Fürsten überfallen. Durch ein furchtbares Unwetter begünstigt, hatte er ganz unbemerkt mit den Seinigen die Wälle erklommen, Alles, was Widerstand leisten wollte, niedergemacht und die ganze Bevölkerung des Platzes, Männer, Weiber und Kinder, in die Sklaverei nach Granada abgeführt.

Die Nachricht von diesem Mißgeschick erfüllte das Spanische Herrscherpaar mit tiefem Kummer, vor Allen schmerzte sie Ferdinand, dessen Großvater diese Veste erobert hatte. Natürlich traf man auf der Stelle Maßregeln zur Verstärkung der Festungslinie und suchte mit der größten Wachsamkeit die verwundbare Blöße des Feindes auszuspüren, um ihm einen gleichen Schlag beizubringen. Die Bürger von Granada nahmen ihrerseits die Botschaft des Erfolges der eigenen Waffen keineswegs mit der Freude auf, die man erwartet haben mochte. Vorzeichen, die man am Himmel gesehen, bedeuteten nichts Gutes; noch gewissere Vorzeichen lagen in den Urtheilen der nachdenkenden Männer, die den Uebermuth verwünschten, durch welchen der Zorn eines rachsüchtigen und machtvollen Feindes aufgereizt wurde. „Wie weh wird mir!" rief ein alter Alfaki, seinen Hörsaal verlassend, aus; „die Trümmer von Zahara werden auf unsere Häupter fallen; die Tage der Herrschaft Moslem's in Spanien sind gezählt."

Die erwünschte Gelegenheit zur Vergeltung jenes Ueberfalls zeigte sich den Spaniern bald. Ein Hauptmann der Escaladores*), Johann von Ortega, brachte dem Mitbefehlshaber von Sevilla, Diego de Merlo, Kunde: die im Herzen des Maurischen Gebietes gelegene Festung Alhama werde so nachlässig bewacht, daß sie leicht von einem Feinde, der ihr geschickt zu nahen wüßte, überrumpelt werden könnte. Sowohl jene Festung als die von ihr beherrschte Stadt waren, wie manche andere aus jener stürmischen Zeit, auf dem Rücken einer von einem Flusse umgebenen Anhöhe erbaut, und durch diese natürlichen Vortheile der Lage schien sie unbezwinglich zu seyn. Diese ausgezeichnete Lage bewirkte, daß die Vertheidiger sich aller Vorsichts-Maßregeln überhoben glaubten; sie schläferte in dieselbe Sicherheit ein, deren unglückliche Folgen man an den Feinden bei Zahara gesehen.

Alhama war durch seine Bäder berühmt, die der Stadt jährlich 500,000 Dukaten einbrachten. Die Fürsten von Granada verweilten nach der Weise orientalischer Völker gern an diesem Orte, um sich in den trefflichen Bädern zu erquicken; dadurch hatte sich Alhama zu dem Glanze und zu der Pracht einer Königlichen Residenz erhoben. Noch reicher wurde der Ort theils als Depot der öffentlichen Grundsteuern, welche einen Hauptzweig des Staats-Einkommens bildeten, theils durch die blühenden im ganzen Königreiche berühmten Zeug-Manufakturen.

Diego de Mergo, wenn er auf der einen Seite die Vortheile dieser Eroberung einsah, konnte sich doch auch die Schwierigkeit des Unternehmens nicht verhehlen, indem Alhama, nur vier Deutsche Meilen von Granada entfernt, gleichsam unter den Flügeln dieser Hauptstadt lag. Um dahin zu gelangen, mußte man entweder durch den volkreichsten Theil des Maurischen Territoriums dringen, oder eine jähe Bergkette überklimmen, welche die nördliche Vormauer bildete. Dennoch theilte er dem Grafen von Cadix, Rodrigo Ponce de Leon, der wegen seiner Einsicht und Entschlossenheit für den Tüchtigsten zu solchen Unternehmungen galt, seine Nachricht mit. Dieser Edle stand damals in einem Alter von 39 Jahren; obgleich ein jüngerer und nicht ebenbürtiger Sohn, war er bei der Nachfolge dennoch vorgezogen, weil schon seine frühe Jugend zu außerordentlichen Hoffnungen berechtigte. Noch nicht volle 17 Jahr alt, hatte er schon einen für seine persönliche Tapferkeit besonders rühmlichen Sieg über die Mauren erfochten.

Dieser Mann ging nun ohne allen Anstand in den Vorschlag ein und theilte seinen Plan dem Don Pedro Henriquez und den Alkaden von zwei oder drei Burgen mit. Durch ihre Hülfe brachte er eine Streitmacht zusammen, die mit Einschluß der unter dem Banner von Sevilla mitziehenden sich etwa auf 2500 Reiter und 3000 Fußsoldaten belaufen mochte. Seine eigene Burg Marchene wurde zum Sammelplatze bestimmt. Die vorgeschlagene Marschroute führte mitten durch die wilde Sierra von Alzerifa. Diese Bergpässe, die schon an sich schwierig genug zu passiren waren, indem ihre zahlreichen Schluchten durch die angeschwollenen Gewässer des Winters unwegsam wurden, waren in der Finsterniß der Nacht noch ungleich beschwerlicher; denn das Heer hielt bei Tage Ruhe, damit seine Bewegungen verborgen bleiben möchten. Die Mannschaft kam — nachdem sie ihre Bagage an den Ufern des Pegua zurückgelassen hatte, um schneller vorrücken zu können — nach einem rapiden und sehr mühevollen Marsche in der dritten Nacht nach ihrem Ausmarsche in einem tiefen Thale eine Viertel-Meile von Alhama an. Hier eröffnete der Marquis seinen Soldaten zuerst das eigentliche Ziel des Zuges; sie hatten sich von wenig mehr als einer gewöhnlichen Gränzstreiferei träumen lassen und geriethen in die äußerste Freude bei der Aussicht auf die reiche, schon so nahe vor ihnen liegende Beute.

Am nächsten Morgen — es war der 28. Februar — wurde zwei Stunden vor der Morgendämmerung ein kleines Corps unter dem Kommando des Juan de Ortega zum Ersteigen der Citadelle vorausgeschickt; der Marquis von Cadix wollte dann mit dem Haupttheil ein wenig später nachfolgen, um jenen Angriff zu unterstützen. Die Nacht war finster und stürmisch und hier den Christen eben so günstig, als vorher den Mauren vor Zahara. Nachdem die felsigen Höhen, auf welchen die Citadelle lag, erklettert waren, legte man die Leitern im tiefsten Schweigen gegen die Wälle an; es gelang dem Ortega, mit etwa 30 Geführten die Zinnen unbemerkt zu erreichen. Eine Schildwache, die man schlafend auf ihrem Posten fand, wurde auf der Stelle niedergemacht; dann schritt man möglichst vorsichtig in den Wachtsaal und ließ die gesammte kleine Besatzung, nach einem kurzen und, wie er von den plötzlich aus dem Schlummer Aufgeschreckten nicht anders zu erwarten war, fruchtlosen Widerstande, ebenfalls über die Klinge springen. Jetzt gerieth die Stadt in Allarm; allein es war bereits zu spät; die Citadelle war genommen, die Thore, die nach dem Lande zu führten, standen offen und der Marquis zog unter dem Schalle der Trompeten mit fliegendem Banner ein und nahm von der Festung Besitz.

(Schluß folgt.)

*) d. i. Sturmläufer (eigentl. Leitermänner). Sie hatten durch ihre ausgezeichneten Dienste seit einem Jahrhundert in Spanien einen großen Ruhm erlangt.

Mannigfaltiges.

— Neue Hochschulen in Frankreich. Die Französische Regierung hat kürzlich vier neue Fakultäten — außer Paris giebt es bekanntlich keine vollständige Universität mehr in Frankreich — im Lande begründet. Rennes, Bordeaux, Montpellier und Lyon sind die vier begünstigten Orte, die diese Fakultäten für das Studium der Philosophie und Geschichte so wie der alten und neueren Literatur (Facultés des lettres) erhalten sollen, und die Namen der Professoren, welche die Regierung für die neuen Lehrstühle ernannt hat, geben abermals einen Beweis von dem fortschreitenden Einfluß Deutscher Wissenschaft und Literatur in Frankreich. Herr Bergmann, ein geborener Elsasser, der über neuere ausländische Literatur lesen soll, hat in Göttingen studirt und ist ein Schüler Grimm's in den Germanischen und Ewald's in den Semitischen Sprachen. Gegenwärtig ist er mit Herausgabe eines interessanten Werkes über die Edda beschäftigt, während ihm zugleich seine Kenntniß des Aethiopischen die Auszeichnung verschaffte, daß ihm der verstorbene Sylvestre de Sacy die Anfertigung des Kataloges der in der Königlichen Bibliothek in Paris befindlichen Aethiopischen Handschriften übertrug. Nicht minder bekannt durch ihre Kenntniß, namentlich Deutscher Literatur, sind auch die an den drei übrigen Fakultäten für dasselbe Lehrfach ernannten Professoren: nämlich die Herren Edgar Quinet, X. Marmier und Gust. Planche. Quinet, über dessen Deutsche Artikel in dem Panorama de l'Allemagne wir erst kürzlich zu berichten Gelegenheit hatten, befand sich eben wieder im südlichen Deutschland, wo er früher (in Heidelberg) studirt hat, als er seine neue Vocation erhielt, und Marmier wird von Spitzbergen zurückerwartet, wohin er die bekannte wissenschaftliche Expedition unter Herrn Gaimard begleitet hatte.

— Britischer Kunst-Verein. Dieser unterscheidet sich von den Deutschen Mustern, denen er nachgebildet ist, dadurch, daß nicht bestimmte Gemälde verloost werden, sondern nur Prämien, die zu des Gewinners Verfügung stehen, sobald er sich auf einer der vier Ausstellungen der „Königl. Akademie", des „Britischen Institutes", der „Gesellschaft Britischer Künstler" und des „Vereins von Malern in Wasserfarben" ein Kunstwerk ausgesucht und gekauft hat. Dies gewährt erstlich den Vortheil, daß der Gewinner nicht riskirt, statt eines Gewinnes, der ihm Freude macht, eine Fratze ins Haus zu bekommen, die er nur so bald als möglich wieder los zu werden sucht; zweitens aber fließt auch den Künstlern dadurch ein größerer Ertrag zu, denn die meisten Gewinner sehen sich veranlaßt, oder sind auch wohl genöthigt, ihren Prämien noch ein Ansehnliches zuzulegen, um ein ausgezeichnetes Bild, oder doch wenigstens das zu erhalten, was ihrem Geschmack am meisten zusagt. Bei der letzten Verloosung sind 15 Prämien, zusammen im Betrage von 410 Pfd. Sterl., vertheilt worden; die 15 Gemälde, die von den Gewinnern darauf ausgesucht wurden, hatten jedoch einen Werth von 626 Pfd., und so mußten die Glücklichen noch 216 Pfd. zulegen. Am meisten hat der Gewinner einer Prämie von 25 Pfd. hinzugethan; dieser kaufte nämlich ein ausgezeichnetes Gemälde von W. Simson: „Ein Kamaldolenser Mönch, der in der Sakristei seines Klosters in Rom die Reliquien zeigt", für 157 Pfd. 10 Shill. und mußte daher mehr als das Fünffache seines Gewinnes diesem noch hinzufügen. Die Zahl der Interessenten bei der „Art-Union" hat sich in diesem Jahre auf 568 vermehrt, was allerdings im Vergleiche mit der Theilnahme, die diese Vereine in Deutschland finden, noch sehr unbedeutend ist. Von jenen 568 haben jedoch 25 Jeder 5, 10 Jeder 3, 45 Jeder 2 Guineen und nur die Uebrigen Jeder eine Guinee unterzeichnet, so daß die Jahres-Einnahme im Ganzen 757 Pfd. 1 Sh. (5100 Thaler) beträgt.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 124. Berlin, Montag den 15. Oktober 1838.

China.

Das Theater und das Drama der Chinesen.

(Nach der Revue des deux Mondes.)

Die erste Kenntniß von dem Daseyn Chinesischer Bühnenstücke erhielt das größere Publikum durch Voltaire, welcher die Idee zu seinem Orphelin de la Chine aus einem von Pater Prémaré unvollständig übersetzten und von Pater Duhalde publizirten Drama schöpfte. Herr Davis in Canton, der geschätzte Verfasser eines Werkes über China, hat zwei Chinesische Stücke dem Englischen angeeignet, und fünf andere sind durch die kenntnißreiche Bemühung der Herren Julien und Bazin auf Französischen Boden verpflanzt worden. Nur in den Uebertragungen der beiden letztgenannten Sinologen finden wir auch die dem Dialoge eingewebten versifizirten Stücke, welche, nach Urtheilen Chinesischer Kritiker, die schönste Zierde ihres Drama's ausmachen, vollständig wiedergegeben.

Das Drama ist ganz vorzüglich geeignet, uns den sittlichen und gesellschaftlichen Zustand der Zeit und des Volkes, denen es angehört, kennen zu lehren; es entwindet sich mehr, als jeder andere Literatur-Zweig, den Launen und Grillen der Individualität. Ein epischer oder lyrischer Dichter kann bis zu einem gewissen Punkte für die Einwirkung seines Jahrhunderts unempfänglich bleiben; was aber eine große Versammlung mit Augen sehen, mit Ohren hören soll, das muß auch ihrer Denkweise und ihren Gefühlen angepaßt seyn. Der dramatische Autor und das Publikum stehen gleichsam in körperlicher Berührung zu einander; letzteres wirkt auf Ersteren, wie das Auditorium auf den Redner. Auch ist die dramatische Literatur der treuste Ausdruck vorgeschrittener Gesellschaften, wie die Epopöe den Urzustand einer Gesellschaft am treusten schildert. Die Menschheit spiegelt sich in ihrer Kindheit im stillen Ocean der Legende; später muß der wilde und brausende Strom des Drama's ihr Bild zurückstrahlen.

Ehe es dem Europäer vergönnt seyn wird, auf ihrem vaterländischen Boden mit den Chinesen frei umzugehen, kann das Chinesische Theater ihm nützliche Vorstudien liefern. Werke, die von Chinesen für ihre Landsleute geschrieben sind, täuschen uns gewiß nicht; das Portrait, in welchem sie selber sich wiedererkennen, muß ähnlich seyn.

Die Chinesen haben eine große Leidenschaft für das Theater; dramatische Vorstellungen gehören zu allen ihren Festen und Erlöslichkeiten. Die Stadt Peking allein zählt, wenn der Hof anwesend ist, siebenhundert Truppen Schauspieler, jede von acht oder zehn Mitgliedern, die ihrem Direktor fast sklavisch untergeben sind. Die reichen Privatleute würzen ihre Festgelage mit Schauspielen, die im Speisesaal aufgeführt werden; weniger bemittelte Bürger bilden Vereine unter sich, um zweimal des Jahres eine Art von öffentlichem Theater haben zu können, das sechs oder acht Tage dauert. Dieser starke Hang zum dramatischen Genusse verkündet eine sehr vorgerückte und ausgebreitete Civilisation; denn barbarische Völker sind solcher Genüsse unfähig.

Ueberall hat die Schauspielkunst mit wandernden Truppen begonnen. Der Moment, wenn die Schauspieler seßhaft werden, ein bestimmtes Lokal erhalten, ist ein entscheidender Moment in ihrem Daseyn. Das Theater nimmt seinen wahren Anfang, wenn es stetig wird; alsdann erst führt es mit Recht diesen Namen. Hinsichtlich des Chinesischen Theaters muß man freilich bekennen, daß es noch nicht über diese erste Periode hinaus ist. Es giebt in China keine Schauspielhäuser; der Kaiser hat zwar ein Theater in seinem Palaste; es soll aber nicht öffentlich, sondern nur zu Vorstellungen bei großen Hoffesten und Audienzen bestimmt seyn.

Alle Schauspieler-Gesellschaften ziehen im Lande herum und verweilen da, wo sie auf Einnahme rechnen können. Die Abkändigeren melden sich nur in den Häusern der Reichen, wo sie während oder nach der Mahlzeit Probe von ihrem Talent ablegen. Der Chef oder Direktor der Truppe kniet vor dem Hausherrn nieder und überreicht ihm die Liste der Personen des Stücks, das man zu spielen gedenkt, damit er nachsehe, ob nicht ein Spitzbube oder Hanswurst der Namensvetter eines von seinen Gästen ist, in welchem Falle ein anderes Stück, als das vorgeschlagene, gespielt werden muß. So weit erstreckt sich die zarte Rücksicht eines Chinesischen Notabeln für seine Gäste und Besucher!

Gemeinere Schauspieler-Banden lassen sich ohne Umstände auf dem ersten wohlbevölkerten öffentlichen Platze nieder. Das Theater ist schnell gebaut; man schlägt Pfähle aus Bambus in den Boden, legt Bretter darüber und läßt einige Vorhänge aus buntem Stoffe die Stelle von Coulissen vertreten. Es bedarf nicht mehr, um ein großes Parterre von Zuschauern unter freiem Himmel zu versammeln.

Man findet also bei den Chinesen, wie bei uns, aristokratische und plebejische Theater. Diejenigen Stücke, welche auf den ersteren produzirt werden, sind nur für ein gebildetes Publikum berechnet, während die Volks-Schauspiele einen grob materiellen und burlesken Charakter haben. Den gemeinen Komödianten ist es bei harter Strafe untersagt, ehrwürdige historische Personen auf ihrem Brettergerüst figuriren zu lassen.

Der Ursprung der Schauspielkunst soll bei den Chinesen in ein graues Alterthum hinaufreichen. Obschon diese Kunst von jeher im „Reich der Mitte" gepflegt wurde und bei Vornehm und Gering beliebt war, so hat man doch die Schauspieler selbst immer mit Geringschätzung behandelt. Sie stehen, wie groß auch ihr mimisches und deklamatorisches Talent sey, in gleicher Kategorie mit Jongleuren, Taschenspielern und Possenreißern, und die Schauspielerinnen werden vor dem Gesetze den öffentlichen Buhldirnen gleich geachtet.

An dramatischen Schriftstellern ist besonders die Periode der Mongolen-Herrschaft sehr fruchtbar gewesen. Das Drama wurde in jenem Zeitalter von gelehrten und gebildeten Männern kultivirt, deren Zahl man auf 81 berechnet. Man verdankt diesen würdigen Leuten 448 Bühnenstücke, ungerechnet eilf andere, die von vier berühmten Courtisanen geschrieben wurden. Die bis jetzt bekannt gewordenen Stücke sind frei von groben Verstößen gegen die Moral, welche selbst den Courtisanen auf dem Papiere heilig gewesen ist; man darf also wohl annehmen, daß die gemeinen Pöbel-Farcen nur von den Komödianten geschmiedet werden und niemals gedruckt erscheinen. Aber selbst das züchtigste, relativ meisterhafteste und bewundertste Drama betrachtet der Chinesische Pedantismus immer als ein literarisches Produkt von untergeordnetem Range, und die mittelmäßigste philosophische oder historische Arbeit gilt für ungleich verdienstlicher.

Dramatische Regeln giebt es so gut als gar keine. Die Einheiten der Zeit und des Ortes werden mit einer Kühnheit verletzt, wie sie kaum bei unseren modernen Pseudo-Romantikern sich finden dürfte, und für die Illusion sorgt man ungefähr auf ähnliche Weise, wie die humoristischen Rüpel in Shakspeare's Sommernachtstraum. Der verwaiste Königsohn vom Hause Tschao wird im ersten Akte als neugeborenes Kind, in einem Arzneikasten versteckt, über die Bühne getragen; und im letzten Akte ist er schon ein junger Krieger, der seinen gemordeten Vater rächt. Soll die Scene der Handlung sich verändern, so sagt die handelnde Person ganz unbefangen: „Jetzt begebe ich mich an diesen oder jenen Ort" — und ein paar Minuten später: „So, nun bin ich angekommen." Bisweilen nimmt man auch, statt des Pferdes, einen Stock zwischen die Beine und knallt ein paar Mal mit einer Peitsche, um die Täuschung vollständig zu machen. Coulissen und Maschinerie fehlen gänzlich; die Kostüme aber sind gewöhnlich sehr charakteristisch. Jede handelnde Person sagt dem Publikum, so oft sie zum Vorschein kommt, ihren Namen und Stand — eine absurde herkömmliche Gewohnheit, die streng beobachtet wird.

Ueberraschend ist es, daß wir in jenem östlichsten Winkel der Erde auch gewisse Herkommen unserer Theater beobachtet finden. Dahin gehört die Eintheilung in fünf Akte und das Fallen des Vorhangs am Schlusse eines jeden Aktes. Was aber dem Chinesischen Drama ein ganz eigenthümliches Gepräge giebt, das ist seine Zusammensetzung aus Prosa und Versen: Alles Prosaische ist im schmucklosen Stile der vertraulichen Unterhaltung geschrieben, während die poetischen Partieen, die man förmlich absingt, in Form und Inhalt so weit als möglich von dem einfach Natürlichen sich entfernen. Die Form der komischen Oper und des Vaudeville's wird bei den Chinesen auf Sujets jeder Art angewendet; allein der Zweck und die Wirkung ihrer eingemengten lyrischen Stücke sind doch ganz anderer Art. Der ganze versifizirte Theil des Drama's soll ein Bedürfniß befriedigen, das sich in der dramatischen Dichtkunst aller Völker auf mannigfache Weise kund giebt.

Der Mensch kann im bloßen Schauen der Dinge, die vor

seinen Augen sich ereignen, keine Befriedigung finden; er will im Drama selbst ein lyrisches Echo der Gefühle von Grausen, Mitleid, oder Zärtlichkeit hören, welche die dargestellten Begebenheiten in seiner Seele wecken. Diesem Bedürfniß genügte der tragische Chor bei den Griechen, obgleich dies nicht seine alleinige Bestimmung war. Fühlte der Zuschauer, nachdem er die Klagen, die Drohungen und Zwistigkeiten der handelnden Personen gehört, nachdem er einige fürchterliche Katastrophen über das Haupt des Helden hereinbrechen gesehen, sein Innerstes tief erschüttert, so wirkte die harmonische Stimme des Chors auf sein Gemüth, wie ein erquickender Regen, dem ein Gewittersturm vorangegangen. Der Chor besänftigte seine Gefühle dadurch, daß er ihnen eine Sprache lieh oder mit Worten voll hoher Mäßigung und himmlischer Weisheit seine bangen Zweifel löste. In Ermangelung dieses Vortheils mußten die Neueren nach weniger wirksamen Mitteln sich umsehen und durch gelegentliche lyrische Ergüsse die von der Gewalt des Dramatischen fast erdrückte Seele wieder beleben. Das lyrische Element kann nun einmal von dem Drama nicht ausgeschlossen werden; es dringt immer durch eine oder die andere Ritze und Spalte wieder herein. Racine und Shakspeare haben es, der Eine mit bewunderungswürdigem Geschicke, der Andere mit einer Kühnheit, die oft glücklich zu nennen, dem Dialoge selbst eingewebt, während die Griechen ihm eine besondere Stelle anwiesen. Die Chinesen, man verstehe mich recht und gebe mir keine absurde Vergleichung Schuld — die Chinesen machen es, in dieser Beziehung, wie die Griechen.

So oft eine Person eines Chinesischen Drama's von irgend Etwas mächtig ergriffen wird, singt sie. Jeder versteht um die Reihe das lyrische Amt des Chors und schildert in hochpoetischer Sprache die Gefühle, welche irgend eine Situation in seiner oder in des Zuschauers Seele weckt. Diese Stücke in Versen sind augenscheinlich mit besonderer Vorliebe von den Dramatikern eingefügt; sie verhalten sich zu der einfachen Rede, wie eine recht künstliche Spitzen-Garnitur zu dem schlichten Stoffe, dem sie angenäht ist, oder wie eine brillante Bravour-Arie zu einem matten Rezitativ.

Die Sujets der Chinesischen Dramen sind theils der Geschichte, theils dem Sagenkreise entlehnt; doch fehlt es auch nicht an launigen Charakterstücken, in welchen der ganze Stoff dem Dichter angehört. Professor Julien hat Herrn Naudet die genaue Analyse einer Chinesischen Komödie mitgetheilt, deren Titel lautet: „Der Sklave seines Schatzes". Dieses originelle Stück liefert interessante Parallelen zu dem Geizigen des Plautus.

Wie bei dem Römischen Komiker, so hat auch bei dem Chinesischen ein Gott oder ein Genius dem Geizigen seinen Schatz zukommen lassen. Die burlesken Uebertreibungen des Plautus werden von dem Chinesischen Verfasser noch überboten. Dem Tode schon nahe, sagt der Geizige zu seinem Adoptiv-Sohne: „Mein Sohn, ich fühle, daß mein Ende herannaht. Sage mir, in was für eine Art von Sarg willst Du mich legen lassen?"

Der Sohn. Wenn ich das Unglück habe, meinen Vater zu verlieren, so werde ich ihm den schönsten Sarg aus Tannenholz kaufen, den ich nur finden kann.

Der Vater. Bist Du von Sinnen? Das Tannenholz kostet ja schweres Geld! Wenn man einmal todt ist, so unterscheidet man keine Art Holz mehr von der anderen. Steht nicht hinter unserem Hause ein alter Freß-Trog? Der wird, wenn man ihn etwas polirt, einen herrlichen Sarg für mich abgeben.

Der Sohn. Ach, dieser Trog ist ja mehr breit, als lang! Da kann Euer Körper unmöglich Platz finden; denn Ihr seyd groß von Natur, verehrtester Vater.

Der Vater. Nun, wenn der Trog nicht lang genug ist, so kannst Du ja meinen Körper mit leichter Mühe verkürzen: nimm eine Art und haue ihn entzwei — lege dann die beiden Hälften über einander, und Alles wird prächtig von Statten gehen. Aber höre! ich habe Dir noch etwas Wichtiges einzuschärfen: bediene Dich ja nicht meiner guten Art zu diesem Zwecke — sie könnte Schaden nehmen — borge eine Art von unserem Nachbar. Wenn er Anstand nimmt, Dir das Werkzeug zu leihen, so versprich ihm eine gute Belohnung — halte aber ja nicht Wort!

Dieser würdige Mann ist aus Oekonomie unverheirathet geblieben; da es aber in China für schimpflich gilt, keine Nachkommen zu hinterlassen, so kauft er mit schwerem Herzen einen Sohn. Er bemüht sich jedoch, dieses Kind so wohlfeil als möglich zu bekommen, und die gewaltige Knickerei, womit er bei seinem Kaufe zu Werke geht, veranlaßt eine Reihe echt komischer Scenen. Die armen Aeltern des Kleinen werden endlich durch einen verfänglichen Kontrakt um ihren Sohn betrogen und müssen mit einer elenden Kleinigkeit abziehen.

Wir geben unseren Lesern zum Schlusse eine Inhalts-Anzeige von dreien der übersetzten Dramen. Das erste derselben könnte eine historische, das andere eine bürgerliche Tragödie und das dritte eine verliebte Komödie betitelt werden.

(Schluß folgt.)

Spanien.

Die Eroberung von Alhama.

(Schluß.)

Der Marquis, nachdem er den erschöpften Kriegern kaum die nöthige Erquickung gegönnt hatte, beschloß einen Ausfall auf die Stadt, ehe die Einwohner eine hinlängliche Schaar zum Widerstande versammeln und organisiren könnten. Allein die Bürger von Alhama bewiesen eine Entschlossenheit, die man eher von Männern, die im Felde groß geworden sind, als von friedlichen Bürgern einer Fabrikstadt erwarten sollte; sie griffen bei dem ersten Allarmschlage zu den Waffen, versammelten sich in den das Portal der Citadelle umgebenden engen Gassen und bestrichen den Ausgang derselben so vollständig mit ihren Armbrüsten und Hakenbüchsen, daß die Spanier, nach vielen vergeblichen Versuchen, sich einen Durchgang zu erzwingen, unter einem mörderischen Regen von Kugeln und Pfeilen genöthigt wurden, auf ihre Vertheidigung sich zu beschränken. Zwei von ihren Hauptleuten fielen in diesem Kampfe.

Hierauf wurde ein Kriegsrath gehalten. Einige Stimmen riethen, die Festung zu schleifen und aufzugeben, weil man sie nicht gegen die Bürger der Stadt und gegen den von Granada aus bald zu erwartenden Sukkurs würde halten können. Allein diesen Rath wies der Marquis, dessen feuriger Muth im Siege noch gestiegen war, mit Unwillen zurück; zugleich mißfiel er den meisten seiner Waffengefährten, deren Raublust mehr als jemals bei dem Anblicke der reichen, jetzt nach so vielen Beschwerden gleichsam vor ihnen ausgebreiteten Beute geweckt wurde. Es wurde beschlossen, nach der Seite der Stadt hin einen ganz kleinen Theil der Festungswerke niederzureißen und, es koste, was es wolle, sich den Weg in dieselbe zu erzwingen. Man schritt sogleich zum Werke; der Marquis brach dann auf der Stelle an der Spitze der Seinigen durch die Bresche ein und stürmte unter dem Kriegsgeschrei „St. Jakob und die heilige Jungfrau" auf den dichtesten Haufen der Feinde ein. Andere Spanische Detaschements gingen längs der Mauer um die benachbarten Gebäude herum, drangen so auch in die Straße ein und vereinten sich mit den Ihrigen, während ein dritter Trupp aus dem nun zum zweiten Male geöffneten Thore einrückte.

Die Mauren empfingen die Lebhaftigkeit dieses Angriffs mit kalter Entschlossenheit. Während sie Alles aufboten, um den Stürmenden durch eine wohlgerichtete Salve von Kugeln und Pfeilen zu widerstehen, drängten die Weiber und Kinder sich auf den Dächern und Balkons zusammen, um siedendes Oel, Pech u. dgl. auf die Eindringenden herabzugießen. Allein die Waffen der Mauren vermochten nicht, gegen die gepanzerte Waffenrüstung der Spanier etwas auszurichten, zumal da ihre Leiber in der dünnen Hülle der Kleidungsstücke, die sie in der verwirrenden Hast angelegt hatten, dem Feinde alle Blößen boten. Dennoch beharrten sie in einem starren Widerstande. Dem Vordringen der Feinde suchten sie durch Barrikaden von Bauholz, welches sie quer über die Straßen hinwarfen, Schranken zu setzen, und selbst nachdem diese Verschanzungen eine nach der anderen überwältigt waren, machten sie mit der Verzweiflung von Menschen, welche für Leben, Habe, Freiheit und für Alles, was ihnen theuer ist, fechten, jeden Zoll des Bodens streitig. Der Kampf ließ kaum mit dem sinkenden Tage nach, als in den Rinnsteinen das Blut im eigentlichsten Sinne des Wortes floß und die Zugänge durch die Leichen der Erschlagenen gesperrt wurden. Indeß war die Spanische Tapferkeit auf allen Seiten siegreich; die Mauren vermochten nur noch ein kleines Terrain an den Wällen der Stadt zu halten, wo sie ihre in einer großen Moschee versammelten Weiber und Kinder vertheidigten. Von hier aus empfing ein verderbliches Feuer die dichten Reihen der Christen; nach vielem Verluste schritten sie, unter einer von ihren Schilden gebildeten Decke, glücklich weit genug vor, um die Thore derselben in Flammen zu setzen. Die Feinde geriethen in die äußerste Gefahr, zu ersticken; sie sahen sich zu dem verzweiflungsvollen Ausfalle genöthigt, der Vielen das Leben kostete. Die Uebrigen mußten sich auf Discretion ergeben und wurden, nach Saracenischen Berichten, sämmtlich ohne Unterschied des Geschlechts und Alters niedergemetzelt. Allein da kein Castilianischer Schriftsteller dieses Blutbades gedenkt, dürfen wir uns um so mehr berechtigt halten, darin eine Erdichtung der Feinde zu erblicken, als der Spanische Nationalcharakter sich damals noch nicht mit jener Liebe zum Blutvergießen befleckte, die sich freilich nachmals in den Amerikanischen Kriegen entwickelt hat, die aber dem ritterlichen Sinne widerstrebte, in welchem der Kampf gegen die Moslemen geführt wurde.

Alhama wurde nun den Soldaten zur Plünderung überwiesen, und eine überaus reiche Beute an goldenem und silbernem Geschirre, Juwelen, feinen seidenen Stoffen und Kleidern, überhaupt an Allem, was man in einer reichen und blühenden Stadt suchen mochte, fiel in ihre Hände. Außerdem waren die Magazine mit noch besseren oder doch für den jetzigen Augenblick weit nützlicheren Vorräthen von Getraide, Oel u. dgl. versehen. Etwa ein Viertel der Bevölkerung soll in den verschiedenen Gefechten des Tages umgekommen seyn, die Uebrigen waren, der Sitte des Zeitalters gemäß, ein Preis der Sieger. Einer beträchtlichen Anzahl gefangener Christen, die man in den Gefängnissen fand, wurde die Freiheit wiedergegeben; ihr dankbares Frohlocken erhöhte den allgemeinen Jubel. Ganz besonders aber gedenken die gleichzeitigen Chronisten einer Thatsache mit recht sichtbarer Freude, der Entdeckung eines durch Plünderung seiner Landsleute berüchtigten Renegaten, den der Marquis von Cadix zur Bezahlung seiner Frevelthaten an den Zinnen der Burg im Angesichte der ganzen Stadt aufknüpfen ließ. So fiel die alte Stadt Alhama, die erste Eroberung dieses Krieges, die aber mit einer Ritterlichkeit und Kühnheit ausgeführt ward, wie sie durch nichts Anderes im Laufe dieses merkwürdigen Krieges überboten worden ist.

Die Kunde dieser Thatsachen traf die Ohren der Einwohner von Granada, als ob es die Todtenglocke ihres Untergan̈ges gewesen wäre. Die Hand der Vorsehung schien ausgestreckt zur Züchtigung dieses Staates, der so eben noch an dem Busen eines friedlichen und volkreichen Landes, im Schatten seiner Mauern ruhend, jetzt plötzlich wie in Blut und Asche niedergeworfen dalag; man sah in dem Falle Alhama's die Erfüllung jener unglücklichen Wahrzeichen. Die wehmüthige Romanze oder Ballade, die mit den Worten „Ay de mi Alhama" beginnt, muß von einem Dichter dieses Volkes nicht lange nach dem Ereigniß gesungen seyn; in ihr malt sich der tiefe Unmuth, von welchem der Geist des Volkes niedergebeugt war. Aber der alte König Abul Hacen, weit entfernt, unfruchtbaren Klagen nachzuhängen, traf unverzüglich die kräftigsten Maßregeln, um diesen Verlust wieder einzuholen. Ein Trupp von 1000 Reitern wurde zur Rekognoszirung vorausgeschickt, während er selbst sich anschickte, mit einem Heere, wie es Castilien nur irgend aufstellen könnte, nachzufolgen.

Natürlich erregte diese Eroberung durch ganz Castilien hin die allgemeinste Freude; vorzüglich war sie dem Königspaare sehr erwünscht, welches darin ein glückliches Omen des endlichen Gelingens der Anschläge gegen die Mauren begrüßte. Sie feierten gerade in ihrem Königlichen Palaste die Messe, als die Depeschen des Marquis von Cadix ankamen, in welchen die Kunde von dem Ende des Unternehmens enthalten war. „So lange er am Tische saß", erzählt uns ein genauer gleichzeitiger Chronist, „überlegte der schlaue Ferdinand in seinem Geiste, welche Bahn man am zweckmäßigsten einschlage; er erkannte, daß die Castilianer bereits durch eine überlegene Macht bedroht seyn müßten, und beschloß, jedenfalls zu Hülfe zu eilen. Demgemäß ertheilte er die nöthigen Befehle zum Aufbruche, nachdem er zuvor die Königin in die St. Jakobs-Kathedrale geführt hatte, um dem Herrn des Sieges für die Erfolge, welche die christlichen Waffen gekrönt hatten, einen demuthsvollen Lobgesang darzubringen." Gegen Abend trat der König seine Reise im Gefolge der Edlen und Kavaliere seines Hofes an; nachdem er die zur Fortsetzung des Krieges nöthigen Aushebungen und Verstärkungen angeordnet hatte.

Am 5. März erschien der König von Granada mit einem Heere von 3000 Reitern und 50,000 Fußsoldaten vor den Wällen von Alhama. Das Erste, worauf seine Augen hier fielen, waren die zerrissenen Ueberbleibsel unglücklicher Unterthanen, welche die Christen — im Glauben, sich durch ihr Begräbniß zu schänden — aus Furcht vor Seuchen über die Wälle geworfen hatten, wo sie, halb verzehrt von Raubvögeln und von den gierigen Hunden der Stadt, einen grausenhaften Anblick darboten. Die moslemitischen Truppen, in ihrem Innersten empört, verlangten laut, sogleich zum Sturme geführt zu werden. Allein bei der Schnelligkeit ihres Marsches hatten sie sich gar nicht mit Artillerie versehen, in deren Gebrauche sie für jene Zeiten sehr geschickt waren; diese mußte ihnen hier aber um so unentbehrlicher seyn, da die Spanier in wenigen Tagen seit der Besitznahme des Platzes Alles aufgeboten hatten, um die Bresche auszumauern und die Citadelle in Vertheidigungszustand zu setzen. In den Maurischen Reihen glänzte die Blüthe ihrer Ritterschaft; ihre unendliche Ueberlegenheit an Zahl setzte sie in den Stand, gleichzeitige Angriffe auf die entferntesten Theile der Burg mit so unausgesetzter Lebhaftigkeit zu unternehmen, daß die Garnison, der kein Augenblick der Ruhe gestattet war, den erschöpfenden Beschwerden fast erlag. Endlich, nach dem Verluste von mehr als 2000 seiner bravsten Krieger, die unter diesen ungestümen Stürmen fielen, mußte sich Abul Hacen dennoch von der Unmöglichkeit überzeugen, eine von der Natur so mächtig geschützte, mit so großer Tapferkeit vertheidigte Lage zu bezwingen, und er faßte den Entschluß, diesen Platz auf einem langsameren, aber sicheren Wege zu gewinnen. Dabei kamen ihm besonders ein oder zwei Umstände zu Statten. Die Citadelle hatte bloß eine einzige Quelle innerhalb ihrer Ringmauern und war deshalb für ihren Wasserbedarf auf den Fluß am Fuße des Berges mit angewiesen. Nachdem es den Mauren durch viele mühsame Arbeit gelungen war, den Fluß abzuleiten, blieb den Belagerten keine Communication mit demselben, als ein unterirdischer Gang, den die früheren Einwohner für einen solchen Fall ausgegraben hatten. Die Mündung der Rine war aber von Maurischen Schützen so besetzt, daß jeder Tropfen mit dem Blute der Christen bezahlt werden mußte; „hätten sie nicht Spanischen Muth gehabt", sagt ein Castilianischer Geschichtsschreiber, „so würden sie in die äußerste Noth gerathen seyn." Um das Maaß der Bedrängniß zu füllen, drohte bei der Besatzung auch Mangel an Lebensmitteln einzutreten, was vorzüglich den unvorsichtigen Verwüstungen der Soldaten zuzuschreiben war, die nichts Anderes erwartet hatten, als daß die Burg nach der Plünderung geschleift und wüste gelegt werden sollte.

In diesen kritischen Zeitpunkt hinein fiel nun auch die unwillkommene Zeitung von dem Mißlingen der unter Alonzo in ihrem Entsatze unternommenen Expedition. Dieser Ritter, damals das Haupt eines seitdem durch den Ruhm seines jüngeren Bruders, Gonsalvo von Cordova, unsterblich gewordenen Hauses, hatte eine beträchtliche Truppenschaar zusammengebracht, um einen Freund und Waffenbruder, den Marquis von Cadix, zu entsetzen. An dem Ufer des Pegua traf ihn die erste Nachricht von dem furchtbaren Feinde, der zwischen ihm und der Stadt lagerte. So war ihm alle Hoffnung, sich zur Festung durchzuschlagen, abgeschnitten, und er mußte sich begnügen, das von dem Heere des Marquis zur Beschleunigung des Zuges, wie wir oben erzählten, dort niedergelegte Gepäck an sich zu nehmen.

In dieser so hoffnungslosen Lage schien sich der unüberwindliche Muth des Marquis von Cadix den Herzen seiner Waffengefährten mitzutheilen; man erblickte ihn immer an der Spitze der Gefahr, er theilte die Entbehrungen des Niedrigsten seiner Krieger, er ermunterte zu unwandelbarem Vertrauen auf die Theilnahme, welche ihre Lage in den Gemüthern der Landsleute erwecken mußte. Der Erfolg zeigte, wie richtig er gerechnet. Schon seit der Einnahme von Alhama hatte er Boten an alle Herren und Städte in Andalusien abgeschickt, um sie zur Hülfeleistung aufzufordern; nur den Herzog von Medina Sidonia hatte er absichtlich, durch argwöhnische Motive geleitet, übergangen. Allein dieser, obgleich in tödtlicher Fehde mit dem Marquis von Cadix begriffen, beschloß dennoch, jetzt hochherzigen Sinn zu üben, die in Abwesenheit ihres Gemahls hart bedrängte Marquisin zu entsetzen und alle persönliche Eifersucht dem allgemeinen begeisternden Rufe des Vaterlandes zu opfern. Er hatte nicht sobald die Kunde der Gefahren seines Landsmannes vernommen, als er sogleich seine Truppen sammt den Reserven zusammenzog, die in Vereinigung mit denen des Marquis von Villena, des Grafen von Cabra und der Mannschaft aus Sevilla, in welcher Stadt die Familie der Guzman seit langer Zeit eine Art erblichen Einflusses gehabt hatte, zu einem Heere von 3000 Reitern und 40,000 Fußsoldaten anwuchsen.

Der Herzog von Medina Sidonia trat nun an der Spitze dieser Truppen unverzüglich seinen Marsch an. Als aber König Ferdinand bei seinem Vorrücken in Adamuz, einer kleinen, drei Meilen von Cordova entfernten Stadt, den Ausmarsch der Andalusischen Ritterschaft erfuhr, erließ er sogleich an den Herzog eine Instruction, in welcher er ihn zur Verzögerung des Marsches aufforderte, da er in eigener Person das Kommando zu übernehmen beschlossen habe. Die Antwort des Herzogs lautete nur auf eine ehrfurchtsvolle Entschuldigung seines Ungehorsams; er stellte die äußerste Noth der Belagerten vor und führte die Armee gegen Alhama, ohne eine Erwiederung des Königs abzuwarten. Der Maurische Monarch erkannte beim Anrücken einer solchen Streitmacht nicht ohne Bestürzung die Gefahr, zwischen der Besatzung auf der einen und dem Entsatzungsheere auf der anderen Seite eingeschlossen zu werden; er brach schnell das Lager ab und kehrte nach einer mehr als dreiwöchentlichen Belagerung in seine Hauptstadt zurück.

Die Besatzung bemerkte zu ihrem Staunen den plötzlichen Abzug der Feinde; ihre Verwunderung aber verwandelte sich in Freude, als sie an den schroffen Seitenwänden der gegenüberliegenden Hügel die glänzenden Waffen und Banner ihrer Landsleute erblickten. In tumultuarischer Begeisterung stürzten sie ihnen entgegen, um sie zu begrüßen, um ihnen ihre dankbare Anerkennung zu zollen; die beiden Feldherren umarmten sich im Angesichte des vereinigten Heeres, gelobten einander Vergessenheit aller bisherigen Spannungen und schenkten der Nation in dieser aus vollem Herzen beschlossenen Tilgung einer Fehde, die seit vielen Generationen verderblich gewüthet hatte, den schönsten Vorschmack künftiger Erfolge. Dennoch hätte bei allen diesen freundschaftlichen Gesinnungen sehr leicht ein Streit über die Theilung der Beute ausbrechen können; denn die Armee des Herzogs erhob Ansprüche auf einen Antheil an derselben, weil sie die durch ihre glücklicheren Landsleute erworbene Eroberung mit ihrer Hülfeleistung erst gesichert hätte. Indeß gelang es dem Führer, diese Zerwürfnisse zu schlichten, indem er seinen Leuten vorstellte, sie möchten doch nicht durch Einmischung schnöder Habsucht in die höheren Motive dieses glücklichen Zuges die bereits gewonnenen Lorbeeren bestecken. Nicht lange hernach wurde Alhama von der Hauptarmee geräumt, die in ihr Vaterland zurückkehrte, während Diego de Merlo mit einem Corps der Hermandad als Besatzung in der Burg blieb.

Nach dem Empfange der Antwort des Herzogs von Medina Sidonia war Ferdinand von Cordova her bis Lucena vorgerückt; er hatte den Beschluß gefaßt, sich, es koste, was es wolle, in Alhama hineinzuwerfen. Nicht ohne viele Mühe und Schwierigkeiten gelang es seinen Edlen, ihm abzurathen, indem sie ihm die übertriebene Kühnheit dieses Unternehmens vorhielten, welches wegen der so geringen Stärke seines Häufleins selbst bei dem besten Gelingen zu keinen guten Erfolgen führen konnte. Auf die Nachricht von der Aufhebung der Belagerung kehrte er nach Cordova zurück, wo die Königin dann in der letzten Hälfte des April eintraf, die inzwischen energische Rüstungen zum Kriege angeordnet hatte; sie hatte die Aushebungen vermehrt und den Kronvasallen sammt der Blüthe des Adels im Norden entboten, daß sie sich bereit halten möchten, um zu den Königlichen Fahnen zu stoßen, und war so in großen Tagereisen nach Cordova geeilt, ohne sich in dem Zustande einer schon vorgerückten Schwangerschaft zu schonen.

Hierher gelangte bald zu dem Königspaare die unerfreuliche Botschaft, daß nach dem Rückzuge der Spanier der König von Granada sich wiederum vor Alhama gelagert habe und Artillerie, deren Mangel ihm vorhin so nachtheilig wurde, mit sich führe. Das erfüllte die Herzen vieler Castilianer mit Mißbehagen: Viele riethen zur völligen Räumung des Platzes, welcher, schon der Nähe der feindlichen Hauptstadt wegen immerfort plötzlichen und gefährlichen Angriffen ausgesetzt, einen unberechenbaren Aufwand von Blut und Geld kosten würde. Die Erfahrung dieser Uebelstände habe schon früher einmal für das Wiederaufgeben des Platzes entschieden. Allein Isabella war nicht gemeint, sich durch diese Motive schrecken zu lassen. Sie sagte: „Ruhm wird nicht ohne Gefahr gewonnen; daß der gegenwärtige Krieg seine eigen-

thümlichen Hindernisse und Gefahren haben würde, ist schon vor seiner Eröffnung berechnet. Alhama wird durch seine Stärke und durch seine centrale Lage äußerst wichtig, es kann als der Schlüssel zum feindlichen Gebiete angesehen werden. Es ist dies der erste Schlag, den wir in diesem Kriege ausführen; Ehre und Politik verbieten eine Maßregel, die unfehlbar zur Vernichtung der nationalen Begeisterung führen müßte." Diese entschiedene Aeußerung der Königin gab der Frage den Ausschlag und warf einen Funken ihres Enthusiasmus in die Brust der Feigherzigsten. Es ward beschlossen, daß der König an der Spitze eines Heeres, mit welchem man den Rückzug der Feinde erzwingen könne, zum Entsatz der Belagerten ausziehen und reichliche Vorräthe mit sich nehmen sollte. Man führte diesen Entschluß ohne Aufschub aus; Abul Hacen wich auf das Gerücht der Annäherung Ferdinand's, und am 14. Mai konnte der König ohne Widerstand die Festung in Besitz nehmen. Ein glänzender Zug von Prälaten und Rittern des ersten Adels war mit dem Könige; mit ihnen schritt er zu der mit allen Förmlichkeiten der Römisch-katholischen Kirche vollzogenen Einweihung des neuen Besitzthums in den Dienst des Kreuzes. Nach der ceremoniellen Reinigung wurden die drei Haupt-Moscheen der Stadt von dem Spanischen Kardinal zu Tempeln des christlichen Gottesdienstes konsekrirt. Die freigebige Hand der Königin spendete Glocken, Kreuze und die kostbaren heiligen Gefäße; eine von ihrer eigenen Hand reich gestickte Altardecke zierte lange die Hauptkirche Santa Maria de La Incarnacion. Isabella verlor keine Gelegenheit, um zu zeigen, daß sie, weniger den Eingebungen ihres Ehrgeizes als dem Eifer für die Ausbreitung des wahren Glaubens folgend, diesen Krieg eröffnet habe. Nachdem diese Ceremonien vollbracht waren, verstärkte Ferdinand noch die Garnison durch neue Truppen unter den Befehlen des Portocarrero von Palma und versah sie mit dreimonatlichen Vorräthen. Darauf bereitete er einen Streifzug in die Fruchtfelder von Granada vor und führte ihn in der unserer neueren Civilisation fremden Weise eines unbarmherzigen Ueberzuges aus, indem er nicht bloß die noch unreife Aerndte wegraffte, sondern auch die Baumstämme niederhieb und die Weinpflanzungen entwurzelte; von da kehrte er, ohne eine Lanze gebrochen zu haben, im Triumphe nach Cordova zurück.

Nord-Amerika.

Rafn und Folsom.

Eine Berichtigung Französischer Irrthümer.

Im „Journal des Débats" vom 13. Juni d. J. findet sich ein Artikel über die vor-Columbische Entdeckung Amerika's, der von echt Französischen Irrthümern wimmelt. Derselbe ist dann in das „Echo du monde savant" und aus diesem in das bei Cotta erscheinende „Ausland" Nr. 228 (vom 16. August), vielleicht auch schon in andere Deutsche Blätter übergegangen. Daselbst heißt es: „Die wichtige Frage, ob vor den Reisen des Chr. Columbus eine Verbindung zwischen Amerika und der alten Welt stattgefunden habe, ist nun durch die thätigen und gewissenhaften Forschungen M. Folsom's, eines jungen Schwedischen Geschichtschreibers, mit Bestimmtheit gelöst. In der Absicht, sich in der Sache Licht zu verschaffen, begab sich derselbe vor zwei Jahren nach Island, wo er sich mehrere Manuskripte aus dem zehnten Jahrhunderte verschaffte, welche anführen, daß zwei Isländische Schiffer, Bsoern Herjuffon und Leif Erikson, Amerika zu Anfang desselben Jahrhunderts entdeckt haben" u. s. w. Da jedoch Herr Folsom — heißt es weiter — diesen schriftlichen Berichten keinen Glauben geschenkt, sey er selbst nach Amerika gereist, wo er sich durch den Augenschein von der Wahrheit und Genauigkeit überzeugt habe, mit der einzelne Gegenden und Lokalitäten der neuen Welt in jenen Manuskripten beschrieben seyen. Endlich sey es ihm sogar geglückt, einen materiellen Beweis an Ort und Stelle zu finden; nämlich Inschriften mit Skandinavischen Schriftzeichen, welche die Namen Isländischer und Norwegischer Krieger anführen und nach Hrn. Folsom's Meinung unleugbar noch aus früheren Zeiten als dem neunten Jahrhunderte herrühren u. dgl.

Der Deutsche Uebersetzer dieses Artikels im „Ausland" bemerkt ganz richtig, der Name Folsom sey wahrscheinlich ein Irrthum, denn es könne wohl kein Anderer gemeint seyn, als C. C. Rafn, ein Däne, dessen Werkchen von G. Mohnike aus der Dänischen Handschrift ins Deutsche übersetzt sey. Es ist dies indeß nicht bloß wahrscheinlich, sondern unbedingt ein Irrthum, ja das Ganze, wie gesagt, ein reines Gewebe von Irrthümern.

Zunächst giebt es gar keinen jungen Schwedischen Historiker M. Folsom, wohl aber einen Gelehrten dieses Namens in New-York, der nach Empfang des Rafnschen Werkes eine Reihe von Vorlesungen über diesen Gegenstand gehalten hat, jedoch, wie ausdrücklich in der Ankündigung derselben bemerkt wird, nur auf Grund der Antiquitates Americanae, wie denn auch diese in den New-Yorker Blättern mehrfach von demselben besprochen sind. Ueberdies hat in den letzten Jahren kein Schwedischer Historiker die Reise nach Island gemacht. Was übrigens die bloße Thatsache betrifft, daß die alten Normänner nicht nur Grönland, sondern auch einen anderen Strich Amerika's gekannt haben, so steht dies eigentlich schon seit Adam von Bremen fest. Nähere Aufschlüsse darüber gab bekanntlich Torfäus in der „Vinlandia antiqua" (Hafniae 1705). Seit ihm sind denn auch die Namen der ersten Entdecker, Bjarni Herjulfson (nicht Bsoern Herjuffon) und Leif Erikson, gar nicht so unendlich neu, daß sie Herr Folsom erst hätte zu entdecken brauchen. Ihre Fahrten fallen indeß nicht in den Anfang, sondern ganz zu Ende des 10ten Jahrhunderts, des Ersteren Reise nämlich nach 986, die des Anderen ums J. 1000. Ganz unstatthaft ist es ferner, von Isländischen Handschriften aus dem 10ten Jahrhunderts zu reden. Erst am Schlusse desselben erhielten ja die Isländer durch das Christenthum die Möglichkeit des Schreibens; ihre Literatur beginnt erst im 12ten Jahrhunderte; die Handschriften, in welchen uns dieselbe aufbewahrt ist, sind aus dem 13ten, 14ten und 15ten. Ueberdies giebt es gar keine alte und werthvolle Handschriften mehr in Island. Dasselbe ist anfangs von den Schweden und Dänen zugleich und nach Christian's V. Verbot von 1685 von den Letzteren allein dermaßen heimgesucht worden, daß schon seit Arni Magnusen, der von 1702 — 1712 mit dem größten Fleiße und Kostenaufwande Alles an sich brachte, was von alten Manuskripten noch aufzutreiben war, eigentlich nichts Neues mehr in dieser Beziehung entdeckt worden ist. Was endlich die Inschriften angeht, welche Herr Folsom gefunden haben soll, so können damit wohl nur diejenigen gemeint seyn, welche auf Veranlassung der Gesellschaft für nordische Alterthumskunde in Massachusets und Rhode-Island entdeckt worden sind. Keinem Sachkundigen aber wird jemals beikommen, dieselben ins 9te Jahrhundert oder gar noch höher hinauf zu setzen.

Demnach erhellt, daß jener ganze Aufsatz nichts mehr ist, als eine reine Faselei; Rafn allein gebührt der Ruhm, durch sein großartiges, von der Gesellschaft für nordische Alterthumskunde herausgegebenes Werk, die oben genannten „Antiquitates Americanae", ein neues Licht über die erste Entdeckung Amerika's verbreitet zu haben. Jenes kleinere „von Mohnike aus der Handschrift übersetzte Werkchen" ist bekanntlich zugleich in Französischer Sprache herausgegeben (Mémoire sur la découverte de l'Amérique au dixième siecle, par C. C. Rafn, traduit par X. Marmier, Paris 1838), und bildet „un aperçu sommaire de l'histoire ancienne de l'Amérique et des notices de géographie, d'hydrographie et d'histoire naturelle, renfermées dans l'ouvrage „Antiquit. Americ." Wem es an Zeit und Gelegenheit fehlt, sich mit dem letzteren zu beschäftigen, der findet in diesem „Mémoire" die Resultate desselben auf eine eben so gedrängte als lichtvolle Weise zusammengestellt.

Koeppen.

Mannigfaltiges.

— Gesammelte Journal-Artikel. Nicht bloß in Deutschland und Frankreich ist es jetzt Mode geworden, daß die Schriftsteller ihre in Zeitschriften zerstreuten Tages-Artikel und Kritiken, noch bevor dieselben durch die Persönlichkeit des Autors ein besonderes Interesse gewonnen haben, zu einem Buche sammeln und nun dem Publikum, wie einem spröden Gaste, zum zweiten Male anbieten, was dieser das erste Mal vielleicht mit einem bescheidenen „Ich danke" abgelehnt hat. Auch in Italien begegnet uns diese Erscheinung, die allerdings jetzt eine größere Berechtigung hat, als im vorigen Jahrhundert; denn in unserer Zeit werden die Journale, die man früher wohl sammelte und als eigene Werke betrachtete, meistens als werthlose Eintagsfliegen behandelt, deren Ansprüche, gelesen zu werden, nicht über den Tag ihres Datums oder ihrer Ankunft hinaus gelten. Will nun ein Schriftsteller seinen Arbeiten, wenn auch nicht einen weiteren Leserkreis, doch mindestens die Chance erwerben, auch noch übermorgen und übermorgen einen Eindruck zu machen, so muß er aus dem Folio- und Quart-Format der Journale hinaus in das bescheidene Oktav der Leihbibliotheken sich retten, wo des Autors Unsterblichkeit doch manchmal ein Jahr und darüber hinaus dauert. In Italien kömmt auch noch der Umstand hinzu, daß, wenn ein beliebter Journalist seine Novelletten und Quincaillerieen nicht selber sammelt, diese Mühe, statt seiner, irgend ein Nachdrucker in dem fünf oder zehn Meilen von ihm entfernten Italiänischen Ausland übernimmt. Daher finden wir denn dort auch gesammelte Theaterkritiken und vermischte Aufsätze aus politischen Zeitungen*) — eine Auszeichnung, wie sie erst jetzt unserem Lessing zu Theil wird, indem in die neue von Professor Lachmann besorgte Ausgabe der gesammelten Werke des Größten und Einflußreichsten aller Theaterkritiker, die Deutschland jemals besessen, auch seine in der Berliner Vossischen Zeitung zerstreuten Rezensionen aufgenommen werden. Aehnliche Sammlungen aus Italiänischen Journalen und Zeitungen sind von Felice Romani (Miscellanee), Luigi Carrer (Prose e Poesie), Defendente Sacchi (Varietà letterarie und Cose inutili) und Ignacio Cantu (Racconti) veranstaltet worden. Die Genannten können als die beliebtesten jetzt lebenden Journalisten Italiens angesehen werden; sie sind zwar sämmtlich im Lombardisch-Venetianischen zuhause, aber in den übrigen Italiänischen Staaten, namentlich im Kirchenstaat und in beiden Sicilien, ist auch so gut als gar keine eigene geistige Bewegung zu finden.

*) L'Appendice della Gazetta di Venezia, prose scelte di T. Locatelli; und
Varie Appendici della Gazetta privilegiata di Milano. (Von Lamberti, Pianta u. A.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 125. Berlin, Mittwoch den 17. Oktober 1838.

Süd-Amerika.

Paraguay und der Diktator Francia.

Trotz aller Bücher, die über Süd-Amerika und seine endlosen Revolutionen erschienen sind, bleibt noch Vieles zu erfahren übrig, was wir entweder gar nicht oder nur unvollkommen wissen. Besonders muß die neuere Geschichte von Paraguay noch geschrieben werden.

Der Diktator Francia, diese merkwürdige Persönlichkeit, ist seit seinem ersten Wirken immer nur wie ein Meteor, das keine Beobachtung zuläßt, an uns vorüber gegangen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß man uns seinen Charakter in falschem Lichte dargestellt oder wenigstens mit Uebertreibung geschildert hat. Dem sey aber, wie ihm wolle: jedenfalls entbehren wir des nothwendigen Stoffes, um eines der gründlichsten Systeme von Despotismus, die jemals existirt, recht würdigen und durchschauen zu können. Ein so eben erschienenes Werk, „Briefe über Paraguay", der Brüder Robertson *) liefert uns schon viele neue und interessante Thatsachen; man kann aber den Wunsch nicht unterdrücken, daß die Verfasser ihren ursprünglichen Plan ausführen und den ganzen Schatz ihrer in Süd-Amerika gesammelten Erfahrungen dem Publikum überliefern, statt einer bloßen Blumenlese, wofür man das vorliegende Buch erklären kann.

Im Jahre 1806 ging der ältere Robertson, damals noch ein vierzehnjähriger Knabe, mit vielen Anderen nach Süd-Amerika, wohin Viscount Beresford's Entdeckungen und Eroberungen sie Alle gelockt hatten. Beresford war den Plata-Strom hinaufgesegelt und Meister von Buenos-Ayres geworden. Diese Eroberung öffnete dem Britischen Unternehmungsgeiste Peru's Goldminen, und man träumte von lauter großartigen Handels-Speculationen. Unsere jungen Abenteurer hatten schon die Mündung des Plata überschritten, als sie die entmuthigende Kunde vernahmen, daß Buenos-Ayres wieder in die Hände der Spanier gefallen und General Beresford mit seinem tapferen Heere in Gefangenschaft gerathen sey. Unterdeß belagerte aber eine zweite, von Sir Samuel Auchmuty kommandirte Expedition die Stadt Montevideo, und das Schiff steuerte der Rhede dieses Ortes zu. Als Montevideo von den Briten eingenommen war, stieg Robertson mit seinen Gefährten ans Land. Sir Sam. Auchmuty behandelte die Einwohner mit weiser Milde, und bald gewannen Sieger und Besiegte das unbedingteste gegenseitige Zutrauen. Robertson, der in kurzer Zeit eine gewisse Fertigkeit im Spanischen erlangte, knüpfte viele Bekanntschaften an; er fand die Bewohner gesellig, lebhaften Geistes und gastfrei. Die Tertulia's (Abend-Gesellschaften), denen er regelmäßig beiwohnte, öffneten ihm eine neue Welt der Beobachtung.

Ehe wir jedoch in der Erzählung fortfahren, wollen wir auf den Zustand Süd-Amerika's vor dem Ausbruche der Revolutionen, welche die Spanische Macht in der Südhälfte dieses Welttheils vernichteten, einige Blicke werfen. Unter den Nachkommen der ältesten Ansiedler that sich — besonders in Chili (spr. Tschili) und Peru — eine Klasse hervor, die große Ansprüche auf Geburts-Rechte machte. Viele Individuen dieser Klasse — die übrigens in Buenos-Ayres gar nicht existirte — besaßen adelige Titel und konnten für eine Art Süd-Amerikanischer Hidalgo's gelten. Ihre Sitten und geistige Bildung waren jedoch von denen der niederen Klassen nicht verschieden. Sie lebten eben so träge und gedankenlos in den Tag hinein, wie jene, und setzten sich sogar über alle Regeln des Anstandes hinweg, so oft die Befolgung derselben ihre Behaglichkeit nur im Mindesten gestört hätte. Der Marquis und der Graf waren nur an den vergoldeten Rädern ihrer unbehülflichen Fuhrwerke und an dem aus Holz geschnitzten Wappen über den Eingängen ihrer Häuser zu erkennen.

„Wir hatten die Ehre", so erzählt unser Verfasser, „mit einigen Edelleuten dieses Schlages zu speisen. Bei dem Diner kreisten sie die Aermel ihrer Hemden bis zum Ellbogen auf; der Kragen des Hemdes war offen und zurückgeschlagen, damit er den Athem nicht behinderte. Die Damen saßen in ihrem Morgen-Negligé an der Tafel; und selbst die schwarze Dienerschaft war so lose und komfortabel als möglich bekleidet, ohne sich vor ihren Herren oder den Gästen zu geniren. Nach dem Diner trugen zwei Sklavinnen, mit Handtüchern über den Schultern, große silberne Becken voll Wasser um den Tisch herum, damit die Gesellschaft sich waschen und den Mund ausspülen konnte. Dann holte sich Jeder aus einem Glase einen hölzernen Zahnstocher, stemmte den Ellbogen auf den Tisch und stocherte in den Zähnen herum. Während dieses Geschäftes wurden Alle schläfrig; Mehrere nickten ein, und Viele gähnten nach Herzenslust. Endlich standen sämmtliche Tischgenossen mühsam von ihren Sitzen auf, gähnten noch ein paar Mal, streckten sich etwas und schlenderten ihren Gemächern zu, um die Süßigkeit der Siesta recht ungestört zu genießen."

Erblicher Rang und Titel sind in den Stürmen der Revolution untergegangen, und es giebt dort keine bevorzugte Klasse mehr. In Buenos-Ayres und ganz Paraguay hatte eine solche, wie schon oben bemerkt, nie existirt. Der einzige Grundbesitz von Werth waren die Estancia's oder Meiereien, von denen einige bis an 100 Quadrat-Leguas deckten; aber auf einem Grundstücke solcher Art standen selten mehr als drei oder vier Lehmhütten für die Hirten und eine etwas bessere Baracke für den Eigenthümer. Mit seinem geringen Einkommen (der jährliche Ertrag war unbedeutend) und seinen bäuerischen Sitten spielte der Gutsherr eine traurige Rolle in der Welt, und die handeltreibenden Klassen betrachteten ihn sogar als eine Person von untergeordnetem Range, obschon es ihm gar nicht an Genüssen fehlte, die seiner Lebensweise analog waren. Wir entlehnen folgendes Bild des Estanciero's, wie er vor und nach der Revolution sich produzirte:

„Ein schlichtes, aber massiv gebautes Haus in der Stadt, mit sehr spärlichem Hausrathe; ein großes, derbes und pralles Pferd, um darauf zu reiten; ein Poncho oder weiter Kittel aus Kamelot, mit einem Loch in der Mitte, um den Kopf hindurchzustecken; große silberne Sporen, und das Kopfstück des Zaumes, mit demselben Metalle geschmückt; ein grober Hut, vermittelst schwarzer Riemen aus Leder unter dem Kinne befestigt; ein Feuerzeug, um den Cigarro anzustecken; ein Messer im Gürtel, und ein schmutziger Stalljunge hinterher, mit dem ungebratenen Rippenstück einer fetten Kuh, als Mundvorrath, unter seinem Sattel — diese Stücke bildeten den ganzen Comfort eines Estanciero's. Sein fettes Weideland und die zahlreichen Heerden, die sich darauf herumtummelten, waren seine größte Lust, sein ganzer Stolz und Ehrgeiz."

„Jetzt ist der Land-Edelmann vom Rio de la Plata ein anderes Wesen. Sein Vermögen hat bedeutend zugenommen; seine Sitten und Lebensweise haben sich veredelt oder wenigstens verfeinert. Ein Stück Weidevieh, das vor der Revolution nur zu vier Shilling angeschlagen war, ist jetzt 20 Shilling werth; und für diese 20 kann der Besitzer wenigstens doppelt so viele Bedürfnisse und Luxus-Artikel sich anschaffen, als früher. Comfort und Bequemlichkeit sind ihm und seiner Familie jetzt eben so nothwendig, wie den übrigen Klassen des Gemeinwesens. Er mischt sich freier in die Gesellschaft, nimmt an öffentlichen Aemtern und Geschäften Theil, giebt seinen Kindern eine liberalere Erziehung; und wenn auch die Estanciero's selber hin und wieder ihren alten Gewohnheiten noch treu bleiben, so sieht man wenigstens ihre Frauen und Töchter in eleganten neumodischen Equipagen, die ihr Eigenthum sind, herumfahren und Visiten abstatten oder Vergnügungs-Orte besuchen."

Wenden wir uns nun wieder zu Herrn Robertson. Während seines Aufenthalts in Montevideo erfolgte die unglückliche Expedition des Generals Whitelock, deren Resultate den meisten Lesern bekannt seyn werden. Whitelock rückte mit einer schönen Armee gegen Buenos-Ayres heran, und Alles verbürgte ihm den vollständigsten Sieg; allein er hatte die Unvorsichtigkeit, eine Capitulation einzugehen, kraft welcher er auf alle errungene Vortheile verzichtete und sogar Montevideo räumen ließ. Diese unverhoffte Wendung vereitelte alle Pläne unseres Autors. Er mußte mit den übrigen Engländern Amerika verlassen und nach Großbritanien zurückkehren. Als aber bald darauf die Königliche Familie von Portugal nach Brasilien auswanderte, fühlte er große Lust, den Süden dieses Kontinentes wieder zu besuchen. Er bestieg ein Schiff und gelangte im Oktober 1808 nach Rio-Janeiro, an welchem Orte er nur kurze Zeit verweilte. Das Klima und die Menschen waren ihm hier gleich zuwider; und so ergriff er die erste günstige Gelegenheit, die ihn nach Buenos-Ayres führte.

*) Letters on Paraguay etc. (Erzählung eines vierjährigen Aufenthalts in dieser Republik unter der Regierung des Diktators Francia.) Von J. P. und W. P. Robertson. 2 Bände. 1838.

In Buenos-Ayres fand Robertson gastfreie Aufnahme bei einem Einwohner, den er schon während seiner ersten Anwesenheit kennen gelernt hatte. Nach einem kurzen, aber genußreichen Aufenthalt bei seines Wirthes liebenswürdiger Familie begab er sich in Handels-Geschäften nach Paraguay. Sein mit Gütern befrachtetes Schiff steuerte im Dezember 1811 den Fluß Paraná hinan; unser Autor aber machte für seine Person die Reise zu Pferde, weil man erwartete, das Fahrzeug werde bis Asuncion drei Monate Zeit gebrauchen. In Santa Fé, einer Haupt-Station seiner Reise, lernte der Reisende einen Señor Candioti kennen, den man als den Fürsten der Estanciero's betrachten konnte. Dieser ländliche Krösus besaß ein Stück Land von 300 Quadrat-Leguas, 250,000 Stück Hornvieh, 300,000 Pferde und Maulthiere und über eine halbe Million Dollars in Peruanischem Golde. Seine Person und sein Anzug werden sehr malerisch beschrieben.

Die ganze Reise nach Assuncion bietet sehr viel Interessantes. Die Höflichkeit und Gastfreundschaft, welche die Bewohner der Pampa's Herrn Robertson bewiesen, verdienten um so größeres Lob, als sie einige Ursache hatten, den Engländern gram zu seyn. Endlich gelangte der Reisende nach Assuncion, wo er bei Dr. Bargas einkehrte, einem in Cordova graduirten Rechtsgelehrten, der nach Paraguay gekommen war, um den Ertrag eines ihm durch Ererbung zugefallenen Weingartens zu Mendoza in Geld zu verwandeln. Der Doktor empfing seinen Gast in Gala-Kleidung: er trug nämlich einen hellgelben Rock mit Perlmutter-Knöpfen, Escarpins von grünem Atlas, mit goldenen Knie-Schnallen, weiße seidene Strümpfe, eine gestickte Weste, eine Perücke nebst Haarbeutel und darüber einen aufgestutzten Hut. Vorn quoll eine ungeheure Hemdkrause hervor, und an seiner Seite hing ein alter Gala-Degen.

Am Morgen nach seiner Ankunft begab sich Herr Robertson nach dem Regierungs-Hause, um seinen Paß vorzuzeigen und den Gewalthabern seine Aufwartung zu machen. Die Junta, welche das Land damals regierte, bestand aus drei Mitgliedern nebst einem Assessor und einem Secretaire. Nur einer dieser Herren war ein Mann von Fähigkeit und höherer Bildung. Dr. Francia hatte vorher das Amt eines Secretairs bei der Junta verwaltet, aber so viel Eigensinn und herrischen Trotz bewiesen, daß man ihn verabschieden mußte. Bald darauf wurden sämmtliche Mitglieder die Opfer seiner politischen Eifersucht und Grausamkeit.

Von der Stadt Assuncion ist wenig zu sagen. Sie würde in England nicht einmal eine Stadt vom fünften Range seyn. Damals zählte sie nur 10,000 Einwohner.

„Das Haus des Gouvernements, welches den Titel Palast führt, ist ein niedriges, weiß angestrichenes, aber weitläufiges Gebäude. Die ansehnlichsten Bauten der Stadt, obschon durchweg im einfachsten Style, sind die Klöster; an guten Privathäusern ist solcher Mangel, daß ich einen Monat lang suchen mußte, bis ich für die höchste jährliche Miethe, die man hier bezahlt — 360 Dollars (530 Thaler) — eine meinem beschränkten Etablissement angemessene Wohnung finden konnte. Solcher Häuser gab es nur höchstens ein halbes Dutzend in der ganzen Stadt; die übrigen waren kleine, unansehnliche Kaufmanns-Läden, mit drei oder vier Gemächern dazu, oder schlichte Hütten, die entweder, von einigen Orangen-Bäumen umgeben, vereinzelt da standen oder enge Gäßchen bildeten. Die ganze Hauptstadt hatte nur Eine mit Recht so genannte Straße, und diese war ungepflastert. An der Sonnenseite waren die Häuser und Läden mit einem ununterbrochenen Korridor versehen. Nur wenige Häuser hatten platte Dächer (azoteas); sie waren zumeist mit Ziegeln gedeckt, und die Hausthür führte gewöhnlich ohne dazwischen befindlichen Flur von der Straße in das vornehmste Zimmer. Die Lage der Stadt ist übrigens schön; sie erhebt sich in Form eines Amphitheaters an den Ufern des stillen und majestätischen Stromes Paraguay, und alle Umgebungen sind wohl angebaut."

In Zeit von wenigen Monaten hatte sich Herr Robertson den Bewohnern von Assuncion ganz assimilirt. Er erwarb sich die Achtung der Reichen, gab den Armen Beschäftigung und vermied jeglichen Streit über politische oder religiöse Materien. Der Assessor der Junta wurde sein vertrautester Freund und verschaffte ihm neben anderen Vortheilen eine Wohnung in dem Landhause einer 84jährigen Dame, die ihren jungen Miether mit Güte und Freundlichkeit überhäufte; ja, er glaubte endlich sogar zu bemerken, daß sie alles Ernstes in ihn verliebt sey. Doch wir übergehen diese komische Episode, um unseren Verfasser erzählen zu lassen, wie er die Bekanntschaft eines der außerordentlichsten Menschen machte, welche die neuere Zeit hervorgebracht hat.

Das Haus meiner alten Freundin und Hauswirthin, der Doña Isquibel in Itapua, war reizend belegen. Wälder von stolzer Pracht wechselten hier mit lachenden Fluren; und klare murmelnde Bäche, die sich nach allen Richtungen schlängelten, gaben dem Boden üppige Fruchtbarkeit. An einem schönen Abende, nachdem ein frischer Südwest die Luft abgekühlt hatte, machte ich mit meiner Jagdflinte auf dem Rücken eine Exkursion in die Nachbarschaft. Ich war eben einer artig gebauten Hütte in einem stillen Thal nahe gekommen, als ich ein Rebhuhn aufstiegen sah. Ich schoß, und der Vogel fiel an die Erde. Da rief eine Stimme hinter mir: „buen tiro" (ein guter Schuß!); ich drehte mich um und erblickte einen etwa funfzig Jahr alten Herrn in schwarzer Kleidung, dem ein großer scharlachrother Mantel über der Schulter hing. Er hatte eine Schale mit Maté (Amerikanischem Thee) in der einen und seinen Cigarro in der anderen Hand. Ein Negerknabe stand ihm mit gekreuzten Armen zur Seite. Die Gesichtsfarbe des Unbekannten war bräunlich, sein schwarzes Auge durchbohrend, und das kohlschwarze Haar fiel in natürlichen Locken über die Schultern herab. An den Schuhen und an dem Knie-Ende seiner kurzen Beinkleider trug er große goldene Schnallen.

„Ich bat ihn um Entschuldigung, daß ich so dicht bei seiner Wohnung gefeuert hatte; allein er versicherte mir mit großer Freundlichkeit, ich hätte ganz und gar keine Ursach, mich zu entschuldigen; und ich könnte auf seinem Eigenthum jagen, so oft es mir gefiele. Dann lud er mich ein, unter seinem Korridore Platz zu nehmen und einen Cigarro mit ihm zu rauchen. In dem kleinen Portikus bemerkte ich eine Himmelskugel, ein großes Teleskop und einen Höhenmesser; diese Gegenstände überzeugten mich, daß mein Wirth kein Anderer seyn könne, als der Doktor Francia, und er bejahte dies auch auf meine bescheidene Anfrage."

„Der Doktor fragte nun von seiner Seite, ob ich jener Englische Caballero sey, der in Doña Yzquibel's Hause wohne, und sagte mir dann, er habe den Vorsatz gehabt, mir seine Aufwartung zu machen, aber der politische Zustand von Paraguay nöthige ihn, sich so viel als möglich von der Gesellschaft zurückzuziehen; denn man betrachte seine unbedeutendsten Handlungen mit argwöhnischen Blicken. Nach einer kurzen vorläufigen Unterhaltung führte mich Francia in seine Bibliothek, einem Zimmer mit sehr kleinem Fenster, das obendrein durch die Decke des Korridors beschattet wurde und nur eben so viel Licht einließ, als zum Studiren nothwendig war. Drei Bücher-Gestelle, die quer über das Zimmer liefen, mochten ungefähr 360 Bände fassen. Darunter waren viele dickleibige juristische Kommentare und Sammlungen von Gesetzen, mehrere wissenschaftliche und literarische Werke in Französischer und Lateinischer Sprache, Euklid's Elemente der Geometrie und ein paar Bücher, die von den Anfangsgründen der Algebra handelten. Ein großer Tisch war mit Prozeß-Akten und anderen gerichtlichen Papieren beladen; und auf demselben Tische stand ein brennendes Talglicht (nur zum Anzünden der Cigarro's bestimmt) nebst einem Dintenfasse und einer Schale mit Maté, beide letzteren von Silber. Die altmodischen Stühle waren so groß, plump und gewichtig, daß man sie nicht ohne Anstrengung von ihrer Stelle bewegen konnte, und ihre geraden Rücklehnen ragten weit über das Haupt des Sitzenden empor. Sie waren mit altem gegerbten Ochsenleder überzogen und voll bizarren Schnitzwerks. Auf dem mit Ziegeln gepflasterten Boden des Gemaches lagen tausend und aber tausend Fetzen zerrissener Briefe. Ein irdener Wasserkrug stand auf einem grob gearbeiteten hölzernen Dreifuß in einem Winkel und der Hausrath des Doktors im anderen. Das ganze Zimmer war Chaos und Finsterniß: es kontrastirte gar sehr mit der freundlichen Außenseite der Hütte und ihrer romantischen Lage."

„Weder das Benehmen, noch die Unterhaltung Francia's ließen in ihm den starren Trotz und die blutdürstige Grausamkeit ahnen, durch die er später zu so trauriger Berühmtheit gelangt ist. Die Grundsätze, welche er äußerte, waren gut, obschon nicht eben großartig; und seine Redlichkeit in Handhabung des Rechtes hatte noch Niemand bezweifelt. In seinem energischen Antlitz lag fast immer ein würdevoller Ernst; und bequemte er sich dann und wann zu einem Lächeln, so machte dieses Lächeln, des Kontrastes wegen, einen desto tieferen Eindruck. Eitelkeit und Ruhmsucht schienen mir den Grundzug seines Charakters zu bilden. Er wußte sich viel mit seiner Kenntniß des Französischen, welche Sprache in Paraguay allerdings wenig gelernt wird; auch gab er mir gesprächsweise zu verstehen, daß er Voltaire, Rousseau und Volney fleißig gelesen habe. Den Ansichten und Theorieen des letztgenannten Schriftstellers war er besonders zugethan. Seinen größten Stolz aber setzte er darin, für einen großen Mathematiker und Astronomen zu gelten, obgleich er in beiden Wissenschaften die Schwelle nicht weit überschritten hatte. „Wo Jedermann blind ist, sagt das Spanische Sprüchwort, da ist der Einäugige König."

„So lange der Doktor in anscheinender Geschäftslosigkeit sein ländliches Asyl bewohnte, war sein ganzes Streben dahin gerichtet, den Saamen der Unzufriedenheit über ganz Paraguay auszusäen. Francia empfing geheime Besuche der wohlhabenden Pachter und Grundbesitzer; er weckte den Ehrgeiz von Menschen, die bis dahin zu keiner Zeit nach Gewalt gestrebt hatten; er war voll Sanftmuth und Herablassung gegen die niederen, voll gebieterischen Trotzes gegen die höheren Klassen der Gesellschaft. Sein Streben ging dahin, dem Landvolk die Ueberzeugung beizubringen, daß es von wenigen unwissenden und verdienstlosen Männern gegängelt werde, und daß der Stand der Dinge ein ganz anderer seyn würde, wenn er die Zügel der Regierung ergriffe. Er stellte ihnen vor, der Zweck der Revolution sey die Vernichtung der Spanischen Aristokratie gewesen; allein die früheren Tyrannen hätten nur anderen Leuten von gleicher Sinnesart das Feld geräumt; ja, die angemaßte Herrschaft der Letzteren sey noch gehässiger, weil diese nicht höher, zum Theil sogar noch niedriger ständen, als jeder andere ehrenwerthe Bürger von Paraguay. „„Wer ist"" — so pflegte er dann auszurufen — „„wer ist Don Fulgencio Yegros (der damalige Präsident der Junta)! Ein roher und unwissender Gaucho. Um wie viel besser ist Don Juan Pedro Caballero? Fürwahr, um kein Haarbreit! Und doch sind Beide Generale, Beide haben die höchste Autorität in Händen und spotten Eurer mit eitlem Gepränge, was lächerlich wäre, wenn es nicht Jeden, der seinen persönlichen Werth fühlt, erbittern müßte!""

So legte Francia im Dunkeln den Grundstein seiner furchtbaren Macht, und nur zu bald hatte er das eiserne Scepter in Händen, womit er Paraguay zerschmetterte, bis die unglücklichen Bewohner den Staub von seinen Füßen leckten, jenen Staub, der nicht selten von ihrem unschuldigen Blute geröthet war!

China.

Das Theater und das Drama der Chinesen.

(Schluß.)

Das Ereigniß, welches den Stoff der „Waisen vom Hause Tschao" ausmacht, wird von dem berühmten Historiker Sse-ma-tsian erzählt. Ein ruchloser Minister will die Familie eines fürstlichen Magnaten, den er haßt, vom Erdboden vertilgen; aber sein Vorhaben scheitert an der edelmüthigen Hingebung zweier Männer, von welchen der Eine sein Leben und der Andere seinen Sohn opfert, um den einzigen noch übrigen Sprößling des Hauses Tschao zu retten.

Tschao-so fühlt, daß er den Nachstellungen des Kriegs-Ministers Tu-ngan-ku unterliegen werde, und spricht deshalb zu seiner Gemahlin: „Theures Weib, höre meinen letzten Willen. Du bist jetzt schwanger; wenn Du eine Tochter gebierst, so habe ich weiter Nichts zu bemerken; kommst Du aber mit einem Sohne nieder, so nenne ihn die Waise vom Hause Tschao, damit er, wenn er groß geworden, die Rache seiner Aeltern übernehme." Nach dem Tode ihres Gemahls bringt die Fürstin einen Sohn zur Welt; aber Tu-ngan-ku läßt die Wöchnerin verhaften und sucht auch des Kindes Meister zu werden. Ein armer Hausarzt der fürstlichen Familie, seines Namens Tsching-ing, unternimmt die Rettung des Knäbleins. Er steckt es in einen Kasten mit Arzneikräutern und gelangt mit der kostbaren Bürde glücklich aus dem Palaste, weil der wachthabende Offizier aus Mitleid durch die Finger sieht. Tsching-ing bringt das Kind zu einem würdigen Greise, der einst Minister war, jetzt aber in stiller Zurückgezogenheit auf dem Lande lebt, und eröffnet ihm seinen heroischen Plan mit folgenden Worten. „Ich habe daheim einen Sohn in der Wiege. Verklaget mich nun, würdigster Herr, und saget aus, ich hielte die Waise vom Hause Tschao in meiner Wohnung verborgen. Mein Söhnlein und ich werden sterben müssen; Ihr aber werdet dieses verwaiste fürstliche Kind erziehen, damit es einst seine Familie rächen könne."

Hierauf entgegnet der alte Minister: „Werther Freund Tsching-ing, bedenke, daß vielleicht zwanzig Jahre vergehen, bevor der arme Kleine die Rache ausführen kann. Nach Ablauf dieser Zeit würdest Du ein Sechziger seyn, ich aber ein Neunziger. Ein solches Alter werde ich schwerlich erreichen, und sterbe ich, ehe der Knabe erwachsen ist — wer lehrt ihn dann, wie er seine Familie rächen soll! Geh' und zeige mich als denjenigen an, der das Kindlein bei sich versteckt hält!"

Nach Verlauf von zwanzig Jahren ist der Barbar Tu-ngan-ku noch am Leben. Er hat den verwaisten Knaben adoptirt, weil er ihn für den Sohn des Arztes Tsching-ing hält. Der Letztere aber will, ehe er aus dem Leben scheidet, den Prinzen über seine wahre Herkunft belehren und ihm sagen, was er zu thun habe, um die Seinigen zu rächen. Die Art, wie er dies einleitet, ist von sehr dramatischer Wirkung.

Nachdem Tsching-ing durch einige räthselhafte Worte die Neugier des Jünglings rege gemacht, entfernt er sich und läßt ein Buch auf dem Tische zurück, in welchem die tragischen Begebenheiten des Hauses Tschao in Bildern vorgestellt sind. Der junge Mann wird von diesen Gemälden mächtig ergriffen, und besonders rührt ihn der Anblick einer knieenden jungen Mutter, die einem Fremden ihren Säugling entgegenhält. Dann empört er sich über einen ruchlosen Minister, der einen ehrwürdigen Greis schmählich mißhandeln läßt. „Es ist mir", so ruft er, „als wär' ich durch Bande des Blutes an diese Familie geknüpft! Wenn ich diesen Schurken von Minister nicht tödte, so verdiene ich nicht den Namen eines Mannes." Sein vorgeblicher Vater, der diesen Ausruf gehört, tritt wieder ins Zimmer und erzählt ihm die Geschichte, ohne jedoch zu sagen, wer die betheiligten Personen sind. Dann setzt er hinzu:

„Schon vor zwanzig Jahren hat dieses Alles sich zugetragen. Das kleine hülflose Kind ist jetzt ein kräftiger Jüngling in frischester Blüthe. Wenn er seinen gemordeten Vater nicht rächen kann — wozu ist er dann auf der Welt?"

(Tsching-ing singt:)

Er ist von hoher Gestalt, und hehre Majestät ruht in seinen Zügen;
Er glänzt in der Wissenschaft, in der Kunst des Krieges — was säumt er, zu handeln?
Sein ganzer Stamm ist ausgerottet — seine Mutter hat sich erhängt im öden Palaste;
Sein Vater hat auf der Richtstätte die eigne Brust durchbohrt.
Diese tödtliche Schmach — sie harret noch des Rächers:
Vergebens gilt für einen Helden der Sohn.

Tsching-pei (so heißt der Jüngling). Schon lange redet Ihr mit mir, und noch immer ist Euer Sohn wie ein Träumender. In der That, ich verstehe nichts von dieser ganzen Erzählung.

Tsching-ing. Wie, Du verstehst noch nichts? Wohlan, so höre! Jener rothgekleidete Mann ist der ruchlose Minister Tu-ngan-ku. Tschao-so war Dein Vater, und die Fürstin — Deine Mutter!

(Er singt:)

Ich habe Dir das Entsetzliche Wort für Wort berichtet;
Bleibt Dir noch Einiges dunkel, so vernimm:
Ich bin der alte Tsching-ing, der seinen einzigen Sohn geopfert,
Das verwaiste Kind zu retten — dieses Kind bist Du!
Du bist der Fürstensohn vom Hause Tschao!

In dem zweiten Stücke, dessen Uebersetzung wir Herrn Bazin verdanken, ist die Hauptperson eine tugendhafte Jungfrau, die um eines Verbrechens willen, an dem sie keinen Theil gehabt, zum Tode verurtheilt wird. Im Augenblick ihrer Hinrichtung nimmt die unglückliche Teou-ngo noch einmal das Wort und sagt zu ihrem Richter:

„Nur Eine Gunst habe ich von Euch zu erbitten, o Herr — dann sterbe ich gern und ruhig."

Der Richter. Um welche Gunst wollt Ihr bitten.

Teou-ngo. Man breite eine weiße Strohmatte am Boden aus und erlaube mir, auf derselben zu stehen. Dann knüpfe man zwei lange Bänder von weißem Seidenzeug an den Schaft der Fahne. Sterbe ich unschuldig, so wird, wenn das Schwert des Henkers mein Haupt vom Rumpfe trennt, kein Tropfen Blutes an die Erde fallen; aber die weißen Bänder an der Fahne werden sich blutroth färben.

Der Richter. Das kann ich bewilligen; die Ausführung hat keine Schwierigkeit.

Teou-ngo. Herr, wir sind jetzt im heißesten Sommer, und Jeder stöhnt unter dem Drucke der Sonnengluth. Sterbe ich aber unschuldig, so wird der Himmel, wenn ich todt bin, große Flocken herabsenden, einen dichten und kalten Schnee, der Teou-ngo bedecken wird wie ein Leichentuch.

(Sie singt:)

Du sagst, der Himmel steht in Flammengluth;
Wie kann er Schnee zur Erde senden?
Doch weißt Du nicht, was Heou-neou gethan?
Zum Zeugniß meiner Unschuld wird der Himmel
Mit Blüthen, blendend weiß, aus kaltem Naß
Mein jungfräuliches Grab bestreuen.

Der Scharfrichter (die Standarte erhebend). Was ist das? Der Himmel bedeckt sich. (Man hört den Wind sausen.) Es giebt einen Wintersturm.

Teou-ngo (singt):

Ihr Wolken, verfinstert den Himmel um meinetwillen;
Ihr Stürme, sauset und wirbelt — verkündet meine gerechte Sache!

(Der Scharfrichter enthauptet Teou-ngo.)

Der Richter. Sieh — sieh! Es beginnt wirklich zu schneien — ich athme eisige Luft — das ist seltsam, unbegreiflich!

Der fünfte Akt hat einen grausig-tragischen Charakter. Teou-ngo's alter Vater, ein Revisor der Richtersprüche, sitzt bei nächtlicher Weile vor einer mit Akten bedeckten Tafel. Er findet das Todesurtheil der Teou-ngo und legt es, da die Execution bereits vollstreckt ist, ganz unten hin. Darauf schickt er sich an, seine Arbeit fortzusetzen; allein es schwebt ihm plötzlich das Bild seiner Tochter vor, die er seit ihrem siebenten Jahre nicht mehr gesehen und die damals einen anderen Namen führte. Er fühlt sein Innerstes bewegt und wird unwillig darüber, daß diese Erinnerung so zur Unzeit in ihm aufgetaucht ist. Bald steht er mit Erstaunen, wie seine Lampe von Zeit zu Zeit sich verdunkelt, als ob ein Schatten vor derselben hin und her wandelte. Endlich zieht eine unsichtbare Hand das Todesurtheil der jungen Teou-ngo unter dem Aktenstoße hervor und legt es oben auf. Den Revisor ergreift ein Schauder bei dem Gedanken, daß ein feindlicher Dämon sein Spiel mit ihm treibe, und eben will er mit zitternder Hand das Dokument an seine vorige Stelle legen, als das gespenstische Wesen plötzlich sichtbar vor ihm steht. Der alte Revisor erkennt den Schatten der hingerichteten Teou-ngo, nimmt seine ganze Standhaftigkeit zusammen und stellt seine Fragen in vorschriftmäßiger Form. Ueberzeugt von der Identität der Klägerin, begiebt er sich auf die Richterbühne. Man führt ihm die wahren Schuldigen vor. Der Schatten Teou-ngo's erscheint und wiederholt seine Klage. Vergebens rufen die Mörder den Schutz des mächtigen Lao-tsö an; das fürchterliche Verhör wird fortgesetzt, und sie müssen endlich bekennen. Die letzten Worte der Verklärten sind an ihren Vater gerichtet; sie bittet ihn, den Namen Teou-ngo auf der Urkunde zu streichen, und verschwindet. Diese Mischung des Geisterhaften mit der Prosa des Lebens macht einen ganz eigenthümlichen, mit Nichts zu vergleichenden Eindruck.

Das dritte Stück, welches ebenfalls zu der Sammlung des Herrn Bazin gehört, ist betitelt: „Die Intriguen eines Kammermädchens." Mlle. Fan-tsu zeigt sich eben so aufgeweckt, eben so listig und schelmisch, wie unsere Lisetten und Dorinen. Außerdem macht sie Verse, versteht es, mit vieler Eleganz zu sprechen, und kommentirt mit ihrer jungen Gebieterin den Philosophen Meng-tsö. Da tritt plötzlich der schöne Pe-ming-tschong, das Muster eines chinesischen Baccalaureus, als freundliches Prinzip in das Leben der reizenden Siao-man. Diese hat ihn verstohlener Weise gesehen und vor Liebe einen parfümirten Beutel geschickt, auf welchem ein paar Verse zu lesen sind, die ihre Gefühle in superfeinen Anspielungen aussprechen. Sie will das Beutelchen en passant auf die Schwelle des Pavillons fallen lassen, in welchem Pe-ming-tschong studirt oder von Fräulein Siao-man träumt. Zu diesem Zwecke muß man aber mit Ehren

in den Garten gelangen, wo der Pavillon steht, und mit Ehren wieder heraus. Siao-man möchte für ihr Leben gern von dem listigen Kammermädchen dahin gebracht seyn, hütet sich aber, den Wunsch auszusprechen. Nicht ohne scheinbaren Widerwillen — doch mit dem Liebes-Beutelchen in der Tasche — folgt sie eines Abends der Einladung Fan-su's, einen Spaziergang zu machen. Man kommt, ohne zu wissen, wie, in die gefährliche Nähe des Pavillons, und die gottlose Fan-su stimmt ganz unbefangen ein Lied an. Als sie verstummt, hört man eine Zither erklingen, und eine junge Männerstimme singt eine Art von Romanze. Da der Sänger an seinem Orte bleibt, so benutzt Siao-man den Augenblick und wirft ihren parfümirten Beutel auf die Stufen des Pavillons, worauf beide Mädchen entfliehen.

Pe-min-tschong kommt heraus und findet das sinnreiche Geschenk. Er liest den Vers und betrachtet die Stickerei. Keine der Absichten des Fräuleins geht bei einem so feinen Kenner der Poesie verloren. Sie hat Wasserlilien auf die Börse gestickt. Die Krone der Wasserlilie heißt Ngenou, und dieses Wort bedeutet auch die Verbindung zweier Gatten — folglich giebt sie ihm zu verstehen, daß sie ihn als Gemahl zu besitzen wünscht. Der arme Pe-min-tschong wird vor Liebe krank. Die schalkhafte Fan-su kommt zu ihm und predigt ihm Moral. „Habt Ihr nicht" — so fragt sie alklug — „habt Ihr nicht die Priester des Buddha sagen hören: Der Schein ist das Leere, und das Leere ist nichts Anderes als der Schein? Kennet Ihr nicht den Spruch des Lao-tsö: Die fünf Farben machen, daß der Mensch Augen hat und nicht sieht; die fünf Töne bewirken, daß er Ohren hat und nicht hört? Und hat nicht Kung-tsö selber gesagt: Hütet Euch vor den Verirrungen der Sinnlichkeit?"

Aber Pe-min-tschong stimmt die Philosophin endlich zur Rührung; und wie könnte man auch einem Liebhaber widerstehen, der Einen also anredet: „Habe Mitleid, gutes Mädchen, und gieb Dir Mühe, meine Heirath mit jenem Fräulein zu Stande zu bringen. Ich will einst zum Lohn dafür in den Körper eines Hundes oder Pferdes übergehen, um Dir in einem anderen Leben dienen zu können!"

Die Zofe besorgt einen Brief des verliebten Jünglings an ihre Gebieterin, und bald erfolgt eine zärtliche Antwort, worin ihm Siao-man das erste abendliche Rendezvous zusagt.

Frankreich.

Die Basoche.

Wir stoßen in der Geschichte des Mittelalters auf eine eigenthümliche Erscheinung, der man früher noch wenig Aufmerksamkeit geschenkt hat, die sie gleichwohl in hohem Grade verdient, weil sie sehr bezeichnend für die geselligen Zustände dieser Zeit ist. Wir meinen die damals so verbreitete Gewohnheit, das Burleske und das Ernste neben einander zu stellen und die ehrwürdigsten Einrichtungen dadurch zu parodiren, daß man ihnen lächerliche Gebräuche als Seitenstück und Zerrbild an die Seite setzte. So wurden beim Eselsfeste die heiligsten Ceremonien des katholischen Gottesdienstes von den Dienern der Religion selber verhöhnt, und das Königthum wurde auf der Gasse durch eine Menge anderer Könige, denen das Volk diesen Namen beilegte, verspottet. Die Obergerichtshöfe der alten Französischen Parlamente mit ihrer strengen und ruhigen Würde hatten ebenfalls in dem Obergerichtshof der Basoche einen muthwilligen und ausgelassenen Nebenbuhler gefunden. Fragt man nach der Bedeutung und dem Ursprunge des Wortes, so soll dasselbe zunächst zur Bezeichnung der Corporation der Schreiber, welche den bei den Gerichtshöfen der Hauptstadt angestellten Königlichen Beamten beigegeben waren, gedient haben, und es scheint von basilica (nach dem Sprachgebrauche des Mittelalters der Palast der Fürsten, in welchem die Gerichtshöfe zugleich ihre Sitzungen hielten) abgeleitet zu seyn. Diese Ableitung, welche Mornac gegeben hat, ist freilich mit der von Jean de Luc aufgestellten Hypothese im Widerspruch; dem Letzteren zufolge, käme Basoche von dem Griechischen Worte βασκειν, welches scherzen, spotten bedeutet, weil die Schreiber, wie wir gleich sehen werden, große Spötter gewesen seyen.

Was nun den Ursprung des Instituts betrifft, so soll Philipp der Schöne, nach einer Ueberlieferung, die Piganiol de Laforce für sehr unhaltbar erklärt, den Schreibern der Hauptstadt aus Dankbarkeit das Recht, eine Corporation mit eigenen Vorstehern, Statuten und Vorrechten zu bilden, verliehen haben, weil dieselbe freiwillig einen Zug gegen die Engländer unternommen und sich bei dieser Gelegenheit sehr ausgezeichnet hätten. Die meisten Geschichtschreiber lassen indeß die Basoche auf eine friedlichere Weise entstehen. Als Philipp der Schöne im Jahre 1302 das Parlament in Paris permanent machte, stellten die Sachwalter dem Hofe vor, daß sie in zu geringer Anzahl seyen, um die Geschäfte rasch erledigen zu können, und baten deshalb um die Erlaubniß, Gehülfen oder Sachwalter von untergeordnetem Range annehmen zu dürfen. Diese wurden Clercs genannt, was in der damaligen Sprache Gelehrte bedeutet. Läßt man diesen Bericht für wahr gelten, so hat es nichts Auffallendes, daß man in einem Jahrhundert der Rohheit und der Unbildung, in welchem aber doch schon die Gottesgerichte durch eine vernünftigere und einsichtsvollere Gerechtigkeitspflege verdrängt wurden, die Zahl der in den Rechtswissenschaften bewanderten Leute zu vermehren suchte, indem man ihnen vielfältige Vortheile zuwandte. Dies ist der Grund der bedeutenden Vorrechte, welche den Schreibern bewilligt wurden und die ihrer Eigenliebe so sehr schmeicheln mußten, da sie ihnen Ansehen und Auszeichnung verschafften.

Dem sey indeß, wie ihm wolle; die Basoche zerfiel gleich anfangs in drei große Unter-Abtheilungen: die Basoche der Rechenkammer, die Basoche des Parlaments und die Basoche des Châtelet. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Waterloo-Modell. Zu London in der Aegyptischen Halle ist jetzt ein vollständiges, auf das Getreueste ausgeführtes, mit wahrhaft bewundernswürdiger Genauigkeit ins Einzelne gehendes Modell des Schlachtfeldes von Waterloo aufgestellt. Der Verfertiger ist Capitain Siborn, dem die Arbeit im Jahre 1830 von dem Ministerium des Herzogs von Wellington aufgetragen worden und der zu diesem Behufe mit mehreren Gehülfen nach Belgien gereist war. Als jedoch dieses Ministerium vom politischen Schauplatz abtrat, fanden die ökonomisirenden Whigs die Ausgaben, die das Unternehmen veranlaßte, nicht gerechtfertigt, verglichen dem Capitain Siborn die Kosten und Mühen, die bis dahin darauf verwandt worden waren, durch Auszahlung von 3000 Pfd. und überließen es dem Unternehmer, die Arbeit für eigene Rechnung fortzusetzen. Der Capitain mag dabei wohl von den reichen Tories unterstützt worden seyn, denn das Werk, das er geliefert hat, war in der That nicht ohne die größten Opfer an Zeit, Mühe und Geld herzustellen. Mit Ausnahme des in Paris befindlichen Modells der Aegyptischen Pyramiden, das jedoch nur den vierten Theil des Raumes des Waterloo-Modells einnimmt, soll es noch keine andere Arbeit dieser Art geben, die in so großen Dimensionen ausgeführt worden: denn das Ganze ist im Verhältniß von neun Zoll auf eine Engl. Meile modellirt. Es nimmt einen Raum von etwa 420 Quadratfuß ein und giebt das Schlachtfeld so wieder, wie es sich am Nachmittage des 18. Juni 1815 darstellte. Der Boden zeigt die Getraide- und andere Vegetation, wie er sie damals trug, und zwar sind dabei die Berechnungen zum Grunde gelegt, die zu jener Zeit die Landleute eingereicht, welche auf Entschädigungen angetragen. Dörfer, Forsten, einzelne Bäume und Häuser, so wie die Landstraßen und Wege, sind natürlich mit der größten Genauigkeit aufgenommen. Das Britische, das Preußische und das Französische Heer werden durch 190,000 Figuren repräsentirt, von denen ein großer Theil aus Silber oder aus einer Composition von Silber und Blei gearbeitet ist. Die verschiedenen Heere, so wie die einzelnen Truppen-Abtheilungen, Kavallerie, Infanterie und Artillerie, endlich die Generale und andere Offiziere sind deutlich von einander zu unterscheiden und leicht zu erkennen. Selbst der Pulverdampf der Kanonen und Gewehre ist mit großer Treue und zwar durch einen eigens dazu gearbeiteten überaus täuschenden Flor wiedergegeben, so daß man hier wirklich „gewobene Luft" vor sich sieht. Das Ganze ist die Frucht siebenjährigen Fleißes und angestrengter Arbeit und soll, wie es heißt, die Bestimmung erhalten, in dem großen „Wellington-Denkmale" niedergelegt zu werden, das man dem Helden durch freiwillige Unterzeichnung errichten will, und welches demnach oben die Figur des Feldherrn tragen wird, während ein Zimmer, das sich in der Basis des Monumentes befindet, das Schlachtfeld zeigt, auf welchem er, gemeinschaftlich mit dem tapferen Blücher, der Laufbahn des größten Eroberers der neueren Zeit ein Ziel gesetzt.

— Polnischer Bücher-Katalog, 1837. Im vorigen Jahre sind im Königreiche Polen 118 Bücher erschienen, und zwar 75 in Polnischer, 2 in Russischer, 3 in Deutscher, 2 in Französischer, 4 in Lateinischer und 32 in Hebräischer Sprache. Was in Russischer und Französischer Sprache herausgegeben ward, beschränkte sich auf Grammatiken und Chrestomathieen. In Wilna ist der Polnische Buchhandel ebenfalls nicht unbedeutend; dort ist unter Anderem im vorigen Jahre eine Geschichte der Französischen Literatur, von Grabowski, in Polnischer Sprache erschienen. Die neueren Schriftsteller, namentlich Victor Hugo, George Sand, Eug. Sue u. A., werden darin mit großer Schärfe und Strenge beurtheilt. Der in Posen unter den Auspizien des Grafen Ed. Raczynski herauskommende Tygodnik literacki scheint immer mehr Interesse und Leser zu gewinnen.

— Polnische Literatur in England. Eine in London gegründete Monatsschrift, das Polish Monthly Magazine, deren erstes Heft im Oktober erschienen ist, beschäftigt sich hauptsächlich mit Polnischer Sprache und Literatur. Der Ankündigung zufolge, enthält dieses Heft, außer einem einleitenden Artikel, eine Betrachtung über die Polnischen Dissidenten, statistische Notizen über Polen, einen humoristischen Aufsatz unter dem Titel „Sitten und Trachten" und Korrespondenzen aus verschiedenen Orten. Englische Blätter, namentlich der Atlas, warnen die Herausgeber dieser neuen Zeitschrift vor politischen Kontroversen, da diese, in Englischer Sprache geführt, nothwendig auch Raisonnements über Britische Zustände veranlassen würden, die der Brite nicht gern von Ausländern demonstrirt sehe, besonders wenn es in so leidenschaftlicher Weise geschähe, wie man es von den in England und Frankreich lebenden Polen gewohnt sey.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 126. Berlin, Freitag den 19. Oktober 1838.

England.

Aus dem Leben einer Englischen Schauspielerin.

Das Abenteuer der Englischen Schauspielerin, welche in dem Schuldgefängnisse einen Orientalen, der sich einer Grille wegen hatte einsperren lassen und in seiner Haft aus Eigensinn blieb, heirathete, hat Aufsehen genug gemacht; die Spalten aller Englischen Zeitungen waren mit der Beschreibung der Ceremonien, zu denen diese sonderbare Hochzeit Anlaß gab, gefüllt. Das ganze Gefängniß sollte bei dieser Gelegenheit in einen Harem umgewandelt worden seyn; orientalische Gewänder und die zerlumpten Kleider der Schuldgefangenen wogten bunt durch einander, und der gemeinschaftliche Speisesaal schien eine Asiatische Moschee zu seyn. Etwas Wahres war allerdings an allen diesen Berichten. Ich kannte die Heldin dieser abenteuerlichen Begebenheit, und sie theilte mir die näheren Umstände eines vielbewegten Lebens mit, das sie durch die sonderbarsten Verwickelungen und ausschweifendsten Thorheiten am Ende zur Frömmelei führte.

Das Intriguenstück hebt schon mit ihrer Geburt an. Der Vater der erwähnten Schauspielerin, Thomas Davies, ein zu Birmingham ansässiger Vergolder, besaß unglücklicher Weise eine hübsche Frau, welche die Mutter unserer Heldin, Lea Davies, war. Wir sagen unglücklicher Weise, denn sein Compagnon Griffith konnte der Versuchung nicht widerstehen, sich auf eine bequeme Weise an seine Stelle zu setzen. Zu diesem Endzweck streckte er dem Davies, der als Verschwender bekannt war, eine Geldsumme vor, die dieser nicht zurückerstattete; hierauf ließ er ihn Wechsel ausstellen, die Davies am Verfalltage nicht einlösen konnte. Davies wurde gefänglich eingezogen, und die Verfolgung von Seiten seines Freundes und Compagnons übte einen so zerstörenden Einfluß auf seine geistigen Fähigkeiten, daß er ein hitziges Fieber bekam und wahnsinnig wurde. Mistreß Davies, welche in der Gewalt Griffith's war, leistete ihm dennoch hartnäckigen Widerstand, und als er die Fruchtlosigkeit seiner Verführungs-Versuche erkannte, verwandelte sich seine Liebe in Haß; er ließ die arme Frau mit ihren beiden Kindern, von denen Lea Davies erst sechs Jahre alt war, ohne Barmherzigkeit aus dem Hause treiben. Das junge Mädchen hatte oft vom Theater, von Komödie und Dramen sprechen hören; sie hatte Garrick gesehen, Garrick, der die Wurzeln des berühmten Maulbeerbaums, den Shakspeare gepflanzt hatte, ausgraben ließ. Die bekannte, aus dem Holze dieses Maulbeerbaums gemachte Tabacksdose war sogar nach einer Zeichnung ihres Vaters von seinen beiden Gehülfen angefertigt worden. Die Erscheinung des großen Schauspielers hatte in der Familie des Vergolders eine gewisse Verehrung für die dramatische Kunst verbreitet, und die arme Frau fand nun in dem Lesen von Dramen und in ihren derartigen Erinnerungen einen Trost, als sie von allen äußeren Hülfsmitteln entblößt war. Sie hatte Shakspeare gelesen und oft theatralischen Vorstellungen beigewohnt; sie wendete sich jetzt an den Direktor eines Theaters zu Birmingham, Namens Yates; dieser erbarmte sich der armen Frau und ihrer Kinder, ließ sie einige Rollen rezitiren und bewilligte ihr ein Debüt, welches zugleich zu ihrem Benefiz seyn sollte. Indeß hatte dieselbe ihren Kräften zu viel vertraut. Die Bühne, die Lichter, die Zuschauer, die Neuheit ihrer Lage machten sie unfähig, ein Wort hervorzubringen. Ihre Furchtsamkeit trug den Sieg davon, und sie verließ die Bühne; der edelmüthige Yates aber ließ dennoch an diesem Abende zu ihrem Benefiz spielen. Von dieser Summe fristete sie einige Zeit ihr Leben und erzog ihre Tochter Lea, die, dreister als ihre Mutter, schon früh die Bretter betrat und Kinderrollen spielte. Auf diese Weise bilden sich gewöhnlich die großen Schauspieler aus; denn es ist mit dem Theaterleben etwas ganz Eigenes, und es gehört dazu eine Erziehung auf den Brettern; nur so erlangt man die Leichtigkeit des Benehmens und die Gewandtheit, die den guten Schauspieler in den Coulissen heimisch erscheinen lassen. Die kleine Miß Davies spielte mit Beifall ihre Rollen, und auf ihr ruhte bald die ganze Hoffnung der Familie.

Mit sechzehn Jahren nahm sie sich schon recht hübsch auf dem Theater aus, und mit ihren schwarzen Haaren, ihrem weißen Teint, ihrem feinen Wuchse und ihren ausdrucksvollen Zügen spielte sie die Julie ganz allerliebst. Ihr Romeo war ein gewisser Wells, ein sehr junger Mann, der bald ihr wirklicher Liebhaber wurde. Romeo und Julie heiratheten sich zu Shrewsbury, aber der ungetreue Romeo wartete nicht einmal das Ende der Flitterwochen ab, um der Mutter seiner Frau folgenden Brief zu schicken: „Madame, da Ihre Tochter noch zu kindisch ist, so bitte ich Sie, dieselbe wieder unter Ihren Schutz zu nehmen und sie mir erst dann wieder zuzustellen, wenn ich von einer kleinen Reise, die ich jetzt antrete, zurückgekehrt seyn werde."

Diese kleine Reise dauerte indeß sehr lange. Wells verließ Shrewsbury, und seine Frau sah ihn nie wieder. Sie liebte ihn; deshalb ging sie nach London zum Bruder ihres Mannes, der in Staple's-Inn wohnte. Letzterer war ein reicher und angesehener Mann, der unsere Heldin nicht wenig durch sein barsches Betragen in Erstaunen setzte. Auf ihre Erklärung, daß sie die Frau seines Bruders sey, erwiederte er nur, daß ihn das nichts angehe, und daß sie sich mit seinem Bruder abfinden möge, der sich übrigens vor drei Tagen verheirathet habe und ganz kürzlich mit seiner Frau von ihm weggegangen sey. Wells hatte sich des Verbrechens der Bigamie schuldig gemacht; seine Frau dachte nun nicht mehr an ihn, und sie führte weder Klage gegen ihn, noch suchte sie den Mann, der sie verstoßen hatte, wiederzuerobern. Sie engagirte sich jetzt beim Haymarket-Theater, wo sie in glänzenden, leichtfertigen, beweglichen Rollen bald der Liebling des Publikums wurde. Damals war gerade die bekannte „Bettler-Oper", in welcher der Dichter Gay, wie später der Verfasser des „Robert Macaire", Banditen und Lumpengesindel mit den eleganten Lastern und der pretensiösen Sprache der Modeherren ausstattete, sehr beliebt. Die „Bettler-Oper" war eine Parodie der Salons und ihrer Thorheiten; ein Lovelace der Heerstraßen, eine Kneipen-Kokette und allerlei Gaudiebe ergingen sich in gespreizten Redensarten. Das mauvais sujet des Stücks, der Glücksritter, Mac-Heath, ein Straßenräuber und eine Karrikatur der glänzenden Bösewichte, welche sich die Gunst der vornehmen Damen streitig machen, wurde gewöhnlich durch eine Frau dargestellt, und die verwegene Haltung derselben, ihr kavaliermäßiges Benehmen und ihre Flüche belustigten das Publikum um so mehr, als dieses ganze grimme Wesen in geradem Widerspruche mit einer schmächtigen Gestalt und einer feinen Stimme war. Mistreß Cargill hatte in dieser Rolle so sehr gefallen, daß der Dichter und Schauspieler Georg Colman sie aus einer Vorstellung entführte, wahrscheinlich, um den zahlreichen Bewunderern der Mistreß Cargill zuvorzukommen und ihre Bewerbungen zu vereiteln. Mistreß Wells, welche jetzt die Rolle übernahm und der Abgott des Parterre wurde, ließ nun ihrerseits den Saal von Matrosenflüchen wiederhallen, und nach einem halben Jahre war ihre Vorgängerin gänzlich vergessen. Dies ist das Loos der meisten Bühnenhelden!

Unterdeß pflückte Mistreß Wells, deren Schönheit sich entwickelt hatte und die jetzt schon in großem Rufe stand, die Rosen und die Dornen ihrer Stellung. Der Oberst Topham, einer der „Löwen" der damaligen Zeit, führte sich bei ihr ein unter dem Vorwande, die Prologe und Epiloge, deren sie bedurfte, anfertigen zu wollen; zwei oder drei Prologe genügten indeß schon, Beide mit einander vertraut zu machen. Der Oberst, dem ihr eheliches Verhältniß sehr wohl bekannt war, richtete an sie ein Heirathsgesuch in aller Form; sie war nicht unempfindlich für diesen wohlfeilen Edelmuth und erzählte ihm die traurige Geschichte ihrer Verheirathung mit Wells, so wie sie ihm auch ihren Entschluß mittheilte, sich nicht des Verbrechens der Bigamie schuldig machen zu wollen. Man will wissen, daß der Oberst den Scherz noch weiter getrieben und ihr vorgeschlagen habe, sich mit ihm in Italien nach dem katholischen Ritus trauen zu lassen; indeß fiel ihm noch zu rechter Zeit ein, daß Familien-Angelegenheiten seine Anwesenheit in London während einiger Monate nothwendig machten, und er fand auch noch ein Mittel, die Sache auf eine Art zu Ende zu bringen, welche die Tugend und das Glück der jungen Schauspielerin ganz in seine Hände lieferten. Dieselbe hatte durch ihre theatralischen Erfolge Muth gewonnen und wollte sich nun auch in der Tragödie versuchen; hierbei unterstützte sie der berühmte Sheridan, der in ihr der Mistreß Siddons eine glückliche Nebenbuhlerin gegenüberzustellen hoffte. Die große tragische Schauspielerin ahnte den Streich, den man ihr spielen wollte, und setzte der List List, der Bosheit Bosheit entgegen. Sie weigerte sich, zugleich mit Mistreß Wells

aufzutreten, und zwang so den Direktor, seine Pläne aufzugeben. Da überdies Mistreß Wells in einigen tragischen Rollen, in denen sie auftrat, nur einen sehr zweideutigen Beifall gefunden hatte, so mußte man sich überzeugen, daß dieses muthwillige Auge, die aufgeworfene Nase und die schelmische Miene am besten zu Grisetten- und Pagenrollen paßten. In diesen kam aber auch keine andere Schauspielerin ihrer Liebenswürdigkeit gleich, und ihre ungezwungene Haltung machte sie in Männerkleidern ganz unnachahmlich. In Frack und Beinkleidern war sie mit ihrem freien Benehmen und ihrem herausfordernden und schalkhaften Blicke ganz an ihrer Stelle. In der Rolle eines Westminster-Schülers, die eigens für sie geschrieben war, hätte sie bezaubernd seyn müssen, aber die Schüler verstehen keinen Spaß, und die von Westminster glaubten, man wolle sich auf ihre Kosten lustig machen; deshalb begaben sie sich in Masse nach dem Haymarket-Theater, machten hier einen ungeheuren Lärm und verhinderten die Schauspielerin, sich auf der Bühne zu zeigen.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Die Basoche.

(Schluß.)

Die Basoche der Rechenkammer bestand aus den Schreibern, welche den Rechnungs-Beamten des Königs beigegeben waren; ihr Vorsteher hatte den Kaiser-Titel angenommen, und sie selbst nannte sich das hohe und unumschränkte Kaiserthum Galiläa, fürwahr! ein stolzer Titel, den sie wahrscheinlich von der engen und kothigen Gasse, in der sie ihre Zusammenkünfte hielt, entlehnt hatte. Ein Gericht, welches aus den von ihren Gefährten gewählten Mitgliedern der Gesellschaft gebildet wurde, entschied in letzter Instanz die Streitigkeiten, welche sich zwischen den Schreibern seines Sprengels erhoben; nichtsdestoweniger scheint das hohe und unumschränkte Kaiserthum Galiläa niemals in sehr glänzendem Zustande gewesen zu seyn. Es litt zu sehr unter den rauhen Eingriffen des Stadtvogtes von Paris, und ohne den Schutz des Dekans der Rechenmeister und des Ober-Sachwalters würde wahrscheinlich bald das ganze Institut Todes verblichen seyn. Man mag es daher als ein Zeichen der Dankbarkeit ansehen, daß der Kaiser und seine Großwürdenträger sich jährlich am Tage vor Epiphanias zu ihren Schutzherren begaben und denselben einen großen Königskuchen darbrachten. Der Kaiser, mit der Krone auf dem Haupte, machte gar keine Umstände, das Amt eines Kuchenjungen zu übernehmen; mit höchsteigenen kaiserlichen Händen trug er den Kuchen und setzte ihn vor dem Präsidenten nieder. Ueberall, wo die Deputation der Basoche hinkam, wurde sie mit dem besten Weine bewirthet, und es traf sich nicht selten, daß die Schaarwache Se. Galiläische Majestät und die höchsten Kronbeamten am Abend in einem physischen Zustande fand, der wenig zu ihren hohen Würden paßte. Zuweilen erwachten auch wohl der Kaiser und sein Hof in einem Gefängnisse und büßten die rauschenden Vergnügungen des vorigen Tages mit Schweigen und Fasten. Die Basoche der Rechenkammer hatte auch ihre Aufzüge und Schauspiele. Unter der Regierung Heinrich's III. verlor der Vorsteher derselben den Kaiser-Titel und nahm den bescheidenen Namen eines Konzlers an. Seitdem war das hohe und unumschränkte Kaiserthum Galiläa in fortwährendem Sinken begriffen, so daß man eigentlich nicht weiß, welche Katastrophe diesem Kaiserthum ein Ende machte.

Die Basoche des Parlaments oder die Basoche des Palais war unstreitig die mächtigste, angesehenste und dauerndste von allen. Sie war durch ein Gutachten des Parlaments eingesetzt worden und fand bei demselben immer wohlwollende Theilnahme und einen Schutz, den sie nie vergebens anrief und der sie beharrlich gegen die vielfältigen Angriffe hochstehender Beamten und rivalisirender Corporationen vertheidigte. Sie erkannte keine andere Oberherrlichkeit an, als die des hohen Gerichtshofes, dessen Tochter sie war; sie widersetzte sich allen anderen Einflüssen und gewann durch ihre Kühnheit und ihre glücklichen Kämpfe neuen Muth. In Folge ihrer beharrlichen Treue gegen das Parlament machte sie sich der Auszeichnung werth, daß Männer wie Lamoignon, Harlay und Talon die Vorsteher der Basoche ihre Kinder nannten und den Schutz, den sie derselben bewilligten, als eine Pflicht ansahen. Unter dem Titel Königreich der Basoche erfreute sich die Genossenschaft der Schreiber des Parlaments der Obergerichtsbarkeit bei Civil- und Kriminalklagen. Diese Gerichtsbarkeit wurde von einem Gerichtshofe ausgeübt, gegen dessen Aussprüche keine Apellation stattfand, und erstreckte sich nicht nur auf die Streitigkeiten der Mitglieder der Genossenschaft unter einander, sondern auch auf jede Beeinträchtigung derselben durch Andere. Hiernach begreift man wohl, in welchem Ansehen eine Corporation stehen mußte, die das unschätzbare Vorrecht hatte, Richter und Partei in ihrer eigenen Sache zu seyn. Früher gab es einen König der Basoche, dem die Beamten und Mitglieder der Genossenschaft unterworfen waren; er war wählbar, und seine Herrschaft dauerte ein Jahr. In der Folge bestand der Gerichtshof der Basoche aus einem Kanzler, einem Vice-Kanzler, aus mehreren maîtres des requêtes, aus einem Groß-Audienciarius, einem Referendarius, einem General-Prokurator, einem Advokaten des Königs, einem Gemeinde-Prokurator, vier Schatzmeistern und Secretairen, einem ersten Gerichtsdiener, acht anderen Gerichtsdienern und einem Almosenier, der eine berathende Stimme hatte und auf den Groß-Audienciarius und den Referendarius folgte. Diese Beamten mußten, den Statuten von 1586 zufolge, den Sitzungen in Mützen und anständigen Kleidern (für den Kanzler die Robe, für die anderen Beamten ein schwarzer Rock, Kragen und Mantel) beiwohnen, wenn sie nicht eine vom Gerichtshofe zu bestimmende Geldstrafe erlegen und sich der Confiscation ihrer Hüte zu milden Zwecken aussetzen wollten.

In den Registern des Pariser Parlaments findet man mehrere Bestimmungen, in denen die Formalitäten bei der Wahl eines Kanzlers, welche gewöhnlich im Anfange des November vor sich ging, festgesetzt worden. Oft ging es dabei sehr stürmisch zu, und die Kandidaten verschmähten weder Kabalen, noch Gewaltthätigkeiten, wie man leicht aus den Registern des Parlaments ersehen kann; denn in diesen werden Urtheilssprüche angeführt, welche die Wahlumtriebe und Gewaltthätigkeiten untersagen und, um denselben ein Ende zu machen, die Zahl der wahlbefähigten Schreiber beschränken. Der erwählte Kanzler veranstaltete am Tage seiner Einsetzung ein glänzendes Fest, welches in der Sprache der Basoche „droits et devoirs" genannt wurde. Wenn das Mahl zu Ende war, stellte man ihm eine Urkunde aus, wobei sich immer mancherlei Streitigkeiten erhoben, die gewöhnlich durch reichliche Libationen beschlossen wurden. Ein gewöhnliches Mitglied mußte, um in die Corporation aufgenommen zu werden, sich ein Aufnahme-Zeugniß, die sogenannten lettres de béjaune*), verschaffen; dasselbe kostete für einen Bürger eine Testone, für einen Edelmann das Doppelte. Hierauf mußte er seinen Willkommen entrichten und, wie man sich leicht denken kann, tausend anderen Förmlichkeiten und Anforderungen nachkommen. Zeigte sich der Aufzunehmende ungebärdig, so verwickelte man ihn in Streitigkeiten, in denen er zwar meist das Recht auf seiner Seite haben mochte, aber selten eine dankbare Rolle spielte. Er wurde sodann dem Gerichte der Basoche übergeben, und seine geschickten Gegner versäumten nie, sein Betragen in das für sie günstigste Licht zu stellen, so daß er meistentheils zu einer sehr lästigen Geldbuße verurtheilt wurde.

Nächst diesem Vorrecht einer unabhängigen Existenz besaß die Basoche des Palais noch ein anderes von unschätzbarem Werthe, nämlich das, anderen Schreiber-Verbindungen das Recht des Bestandes und der Jurisdiction übertragen zu können. Die meisten Annalisten setzen die Bewilligung dieses Vorrechts in die Zeiten Philipp's des Schönen, aber auch hier berechtigt das Schweigen der Geschichte und der Mangel der Konzessions-Urkunde zu Zweifeln. Jedenfalls aber geht aus den übriggebliebenen Büchern der Basoche und aus denen des Parlaments hervor, daß dieses Vorrecht anerkannt war, und daß die Ausübung desselben nicht angefochten wurde. Die Untergerichtshöfe, welche der König der Basoche eingesetzt hatte, waren nicht unabhängig, wie der des Palais, wo man gegen ihre Aussprüche appelliren konnte! Lange Zeit hielten es die Könige der Basoche für eine ihrer Obliegenheiten, jährlich eine Musterung über ihre Unterthanen zu halten und an ihrer Spitze zu paradiren. Diese Festlichkeiten waren mit einem solchen Pompe und so vielen Ceremonien verbunden, daß man zwanzig Meilen aus der Umgebung von Paris herbeiströmte, um sie zu sehen. Sogar Franz I., der sich auf so etwas verstand, äußerte den Wunsch, der Musterung des Königs der Basoche beizuwohnen. Bei dieser Gelegenheit gestattete sich das Parlament von Paris durch einen Beschluß vom 25. Juni 1540 zweitägige Ferien. Bei solchen Paraden waren die in der Hauptstadt anwesenden Schreiber in zwölf Compagnieen getheilt, deren jede einen Hauptmann, einen Lieutenant und einen Fahnenträger hatte. Gewöhnlich betrug die Zahl der jungen Leute, die an diesen Feierlichkeiten Theil nahmen, sechs- bis achttausend, und dies soll auch Heinrich III. veranlaßt haben, die Würde des Königs der Basoche zu unterdrücken. Der Sohn Katharina's von Medicis, den der König von Paris so sehr in Furcht gesetzt hatte, wollte nur einen König in seinem Reiche dulden. Als das Haupt der Basoche einst eine Musterung von zehntausend Mann gehalten hatte, fing er an, einen so mächtigen Nebenbuhler zu fürchten und ließ das Verbot ergehen, daß in Zukunft kein Glied der Basoche sich einen Titel anmaßen solle, der ihm allein gebühre. Diese Vermuthung erhält dadurch, daß die Jugend von Paris durch die Carroussels ganz militairische Gewohnheiten angenommen hatte, eine noch größere Wahrscheinlichkeit. Mehrere Dekrete untersagten den Schreibern, einen Degen zu tragen, wie Viele derselben es zu thun gewohnt waren; man mußte sie sogar mit dem Verlust ihrer Aemter bedrohen, wenn sie noch ferner Waffen trügen, die nicht zu ihren Beschäftigungen paßten.

Die Basoche hat bei mehr als einer Gelegenheit Proben ihres kriegerischen Muthes abgelegt. Im Jahre 1548 waren ernste Unruhen in Guyenne ausgebrochen, und da Heinrich II. nicht über hinlängliche Streitkräfte verfügen konnte, bot ihm die Genossenschaft der Schreiber ein Corps von sechstausend Freiwilligen an. Sie führten sich so wacker auf, daß ihnen dieser Fürst aus eigenem Antriebe große Belohnungen und ein hundert Morgen großes Stück Wiesenland, welches le Pré de la Seyne hieß und von dieser Schenkung den Namen Pré aux Clercs erhielt, bewilligte. Außerdem erlaubte er ihnen, in ihr Wappen einen Helm, Stutz- und Pickelhaube als Zeichen der Selbstständigkeit aufzunehmen; auch sollten sie alljährlich in den Wald von Bondy gehen und drei Eichen zur Pflanzung des Maibaums auswählen; hierzu

*) béjaune, zusammengezogen aus bec-jaune (Gelbschnabel) bedeutet einen Novizen, Jemand, der sich bei der Universität oder einer anderen Corporation zur Aufnahme meldet.

wies er ihnen eine Summe aus den Einkünften seiner Domainen an. Die Pflanzung des Maibaums fand am letzten Sonnabend des Monats auf dem großen Hofe des Palais statt. Die Basoche entfaltete hierbei einen außerordentlichen Glanz; der Baum wurde unter dem Geschmetter der Fanfaren aufgerichtet und mit reichgestickten Quasten geschmückt; endlich wurde an demselben noch das Wappen der Gesellschaft befestigt. Hierauf traten die Großwürdenträger und alle Mitglieder (auf das Ausbleiben war ein Thaler Strafe gesetzt) zu glänzenden Kavalkaden zusammen, die durch die Straßen der Hauptstadt zogen und den obersten Gerichtsbeamten Morgenständchen brachten. Ein Dekret vom 31. Dezember 1562 erlaubte ihnen sogar, dieselben des Nachts bei Fackelschein zu bringen, jedoch mit Vermeidung aller Unordnung, Tumulte und Skandale. Seit 1667, wo die glänzenden Musterungen und die Entfaltung der militairischen Kräfte der Compagnieen eingestellt wurden, erschien die Pflanzung des Maibaums als die schönste Ceremonie und das wichtigste Fest dieser Körperschaft. Dem Einflusse des ernsten Geistes, der die Regierung Ludwig's XIV. charakterisirt, konnte sich auch die Basoche nicht entziehen, und dieselbe bot dem Publikum nicht mehr die theatralischen Vorstellungen dar, zu denen dieses früher herbeigeströmt war. Während die Passions-Brüderschaften die christlichen Legenden auf eine so groteske Weise in die Mysterien genannten Dramen umwandelten, begründeten die Schreiber der Basoche durch die sogenannten Farces, Sotties oder Moralités die moderne Komödie. In denselben gaben sie die Thorheiten des ganzen Jahrhunderts oder die einer bestimmten Klasse der Gesellschaft, wie auch einzelne hervorstechende Personen, dem Gelächter der Zuschauer Preis. Ihr Muthwille ging oft so weit, daß das Parlament einschreiten und die Darstellung satirischer Dramen unter Strafe der Auspeitschung und Verbannung untersagen mußte.

Die muthwillige und geistreiche Jugend mochte indeß ein so werthvolles Vorrecht nicht so leicht aufgeben; sie kam um die Erlaubniß ein, ihre scenischen Darstellungen wieder aufnehmen zu dürfen. Die Antwort des Parlaments war das Verbot, je wieder eine solche Bewilligung nachzusuchen. Man mußte dem Sturme weichen und auf bessere Zeiten hoffen; diese kamen, und die Basoche hatte den Muth und die Geschicklichkeit, ihr Vorrecht wieder zu erobern. Das Parlament ließ sich, des Krieges müde, zu Zugeständnissen bewegen, und es wurde beschlossen, daß die Basoche in Zukunft nur solche Stücke spielen solle, welche nichts gegen die Religion, den König und den Staat enthielten, in denen Niemand genannt und in üblen Ruf gebracht würde. Vorher sollten die aufzuführenden Stücke noch dem General-Prokurator zur Einsicht mitgetheilt werden. Die dramatische Censur ist also nichts Neues. Es würde zu weit führen, hier alle Vorrechte zu erwähnen, welche der Basoche nach und nach bewilligt worden waren, oder die sie sich angemaßt hatte; es genüge die Bemerkung, daß ihr König lange Zeit Münzen prägen durfte, welche indeß nur unter den Schreibern und unter den Kaufleuten, die sie freiwillig annahmen, Cours hatten. Von den Kaufleuten hatte die Basoche mehrere patentirt; sie hatte ihre Kuchenbäcker, Küchenmeister, Buchhändler, Papierhändler, Barbiere, Chirurgen, Aerzte, Handschuhmacher u. s. w., welche alle das Wappen derselben tragen mußten; mehrere derselben mußten sogar die Livree der Basoche tragen, welche nach einigen Geschichtsschreibern blau und weiß, nach anderen blau und gelb war. Die Basoche des Palais hatte den alten Gebrauch, alljährlich zur Karnevalszeit einen Fastnachts-Prozeß zu führen. Ehemals wurde bei diesen gerichtlichen Saturnalien wenig auf das Schamgefühl Rücksicht genommen, aber der Präsident Lamoignon befahl, dabei mit etwas mehr Anstand zu Werke zu gehen, und seitdem wurden diese lustigen Prozesse mit größerer Bedachtsamkeit von den Schreibern geführt.

Wir müssen jetzt noch ein Wort über das wichtigste und nützlichste Vorrecht dieser Gesellschaft sagen. Ein Schreiber konnte das Amt eines Prokurators erst nach zehnjährigen Arbeiten in der Basoche, und wenn er ein Examen abgelegt hatte, erlangen. Je nachdem nun die Jury in dem Kandidaten die erforderlichen Eigenschaften zu finden oder zu vermissen glaubte, erhielt er das Zeugniß der Befähigung, oder wurde ihm dasselbe verweigert. Diese Zeugnisse veranlaßten oft sehr ernste Streitigkeiten zwischen den Prokuratoren und den Würdenträgern der Basoche. Die Ersteren wollten den Preis ihrer Stellen in die Höhe treiben und wünschten deshalb, daß die Zahl der dazu befähigten jungen Leute sich vermehre, weshalb sie denn auch Alles aufboten, um das für sie so ungünstige Vorrecht zu hintertreiben; ein von ihrer Körperschaft ausgestelltes admittatur sollte, nach ihrer Ansicht, für die Aufnahme des Kandidaten genügen. Die Basoche beklagte sich beim Parlament; man prozessirte, und das Parlament entschied zu Gunsten der Basoche. In manchen Fällen war es jedoch den Schreibern gestattet, ein Amt ohne Certifikat ihrer Genossenschaft anzutreten. Diese seltene Gunst ward indeß nur den Söhnen der Prokuratoren und den Advokaten, die wenigstens in zwei Verzeichnisse eingetragen waren, zu Theil. Wahrscheinlich erfreuten sich die Großwürdenträger der Basoche des Palais ebenfalls dieses Vorrechts; in der Basoche des Châtelet war dies wenigstens der Fall.

Basoche du Châtelet wurde die Corporation der Schreiber genannt, welche bei den am Châtelet angestellten Prokuratoren, Notaren, Kommissarien und Kanzellisten arbeiteten. An ihrer Spitze standen ein Stadtvogt und vier Schatzmeister; nichtsdestoweniger nannte sie sich die oberste und erste, in Würden und Ehrentriumph im Châtelet von Paris regierende Basoche. Hierauf begründete sie den Anspruch, daß gegen ihre Urtheile keine Appellation statthaben sollte, was zu vielen Streitigkeiten mit der Basoche des Palais Anlaß gab, denn diese wollte im alleinigen Besitze der Obergerichtsbarkeit bleiben und in letzter Instanz entscheiden. Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts findet man kaum noch eine Spur der Basoche des Palais, und ihre Zusammenkünfte scheinen in gemeine Orgien ausgeartet zu seyn; denn in einer Schrift aus dieser Epoche heißt es: Einer der ältesten Prokuratoren, welcher sich erinnert, vor funfzig Jahren der letzte Vogt der Basoche gewesen zu seyn, kann bezeugen, daß er die Sitzungen dieses vermeintlichen Gerichtshofes immer nur in der Schenke abgehalten hat. Als die Revolution ausbrach, erhielt auch die Basoche den Todesstoß durch ein Dekret der National-Versammlung, welches die alte Gerichts-Verwaltung aufhob. Am 15. Oktober 1790 begab sich die Pariser Stadtbehörde in Begleitung zahlreicher Abtheilungen der Nationalgarde ins Palais, um die Kanzelleien und Archive zu versiegeln. Sie erreichte ihren Zweck, ohne auf das geringste Hinderniß zu stoßen, und die Entfaltung dieser militairischen Kräfte würde ganz unnütz gewesen seyn, wenn nicht ein Sapeur im Vorübergehen das Wappenschild des Königs der Basoche, welches am Maibaume hing, mit einem Schlage seiner Axt zerschmettert hätte. Dies alte Institut ging indeß nicht ruhmlos unter; da die Schreiber der Basoche ihren Klienten in den gerichtlichen Streitigkeiten keinen Beistand mehr leisten konnten, so vertheidigten sie Frankreich in dem großen Prozeß, den dieses gegen Europa führte und der durch Kanonenschüsse entschieden werden mußte. Sie bildeten ein Truppen-Corps, das eine rothe Uniform mit silbernen Epauletten trug und sich auf dem Felde der Ehre mit Ruhm bedeckte. (Le Droit.)

Wohlfeil und theuer.

Warum fehlt es den Staatsumwälzungen niemals an einem Geschichtschreiber? Der einfache Grund davon ist, das es einem solchen, wenn er dem Stoffe gewachsen ist und die vielen armen Teufel, die lange vorher das Treffen begonnen, verdrängt hat, weder an Ruhm noch an Lohn fehlt. Er ist der Gegenstand der Debatten, mündlicher und schriftlicher; man nimmt für oder wider ihn Partei, und sein Name, der siegend aus diesen Kämpfen hervorgeht, gelangt endlich zu der Nachwelt. Grund genug, jeden fähigen und stimmberechtigten Staatsmann in die Schranken zu berufen, um den ausgesetzten Lorbeer zu erlangen. Ein anderes Schicksal haben die stillen und unblutigen Umwälzungen in dem Leben und Verkehr der Nationen; friedlich und geräuschlos gehen sie vor sich, langsam und in naturgemäßer Entwickelung reifen sie auf dem Baume der Zeit; man sieht nicht ihr Werden, sondern nur, daß sie geworden; Jedermann genießt sie, ohne sich um ihre Ursachen oder Folgen zu kümmern. Und wie wünschenswerth wäre eine geistreiche Geschichte des Handels und der Preise, die, unter genauer Berücksichtigung der jedesmaligen politischen Verhältnisse, die verschiedenen Epochen vergleichend, oft aus bloßen Zahlen die merkwürdigsten Folgerungen zöge. Doch eine solche Vergleichung scheint den Meisten viel zu mühsam, und sie begnügen sich lieber mit leicht erworbenen Reflexionen. Da ist keine These so unbedeutend oder albern, die nicht sogleich ihre Antithese hervorriefe, eben weil man ohne Grundsätze ins Blaue hineindisputirt. Gesetzt, du seyest überzeugt, daß die zunehmende Wohlfeilheit ein Glück für uns ist; sprich es einmal aus, und man wird dir mit einer Fluth von Worten beweisen, daß alles Unglück von ihr herrühre. Rühmst du etwa die Omnibus, die doch Jedermann das Fahren möglich machen, so hörst du einen Grabgesang auf das Straßenpflaster von Paris, das gar nicht mehr aus der Correction herauskomme. Sprichst du endlich von dem vermehrten Absatz, der in Folge der industriellen Fortschritte eingetreten sey, so antwortet man dir: „Sie haben gut reden, Sie sind kein Actionair; wenn es nur Ihren Beutel kostete!“ kurz, sage, was du willst, und man wird immer das Gegentheil zu behaupten wissen.

Die Sitten- und Verkehrs-Umwälzungen im Leben der Völker sind von zweierlei Art, entweder partielle, die keinen bleibenden Erfolg haben, oder universelle, die die Gestalt der Erde verändern. Wer diese letzteren zuerst in ihrer wahren Größe und Wichtigkeit erkennt, macht sich zum Herrn seiner Zeit, wenn er sich ihrer bemächtigt und ohne Aufenthalt in Anwendung bringt. Giebt es aber ein bestimmtes Kennzeichen, an welchem man eine solche universelle Erfindung erkennen mag? Allerdings, es giebt ein solches, ein untrügliches; sie muß das Grund-Element der Wohlfeilheit enthalten, Zeitersparniß. Franklin's Axiom, daß die Zeit der Stoff sey, aus dem das Leben gewebt ist, erweist sich eben so wahr in seiner Anwendung auf Individuen wie auf Völker. Wir dürfen nur die wichtigsten Epoche machenden Entdeckungen ins Auge fassen, um seine Behauptung mit der Erfahrung übereinstimmend zu finden. So die Erfindung des Kompasses, der das Marine- und Kolonialwesen in Europa schuf und England zur Herrscherin des Meeres machte. Der Kompaß hat dem Verkehr Flügel geliehen. So die Buchdruckerkunst, die eine größere Macht als Waffengewalt gründete; sie hat dem Gedanken Flügel geliehen. So das Pulver, das auf einem verhältnißmäßig kleinen Raume, oft in einer einzigen Schlacht, das Schicksal einer Welt zur Entscheidung bringt. Und sucht man bei allen dreien nach einem gemeinschaftlichen Merkmal, so heißt die Antwort: Zeitersparniß. Sagte nicht dasselbe auch Napoleon auf St. Helena von dem Geheimniß seiner Siege? Er verstand es, schneller

als irgend ein Anderer seine Kräfte auf einen Punkt zu konzentriren. Daß aber dieser große Feldherr in seinem Kampfe gegen England unterlag, gegen ein Land, das von allen erobernden Völkern, die im Laufe der Zeit dahin eindrangen, ohne Ausnahme genommen wurde, von Römern, Dänen, Sachsen, Normännern, hatte vielleicht darin seinen Grund, daß sein Genie eine Erfindung übersah, die bestimmt war, eine Revolution zu erzeugen. Bonaparte ließ Fulton das Geheimniß der Anwendung des Dampfes auf die Schifffahrt nach Amerika hinübertragen. Auf diese folgte die größte der Umwälzungen, weil sie die schnellste ist. Wenn Pascal sagte, daß die Ströme wandernde Bahnen sind, so muß man die Eisenbahnen „fliegende" nennen, und der Handel, mit dieser neuen Kraft beschwingt, will zum ersten Mal sein Merkurius-Symbol rechtfertigen. So betrachten mit Recht die am höchsten civilisirten Völker den Gewinn an Zeit als den ersten und wichtigsten von allen. Das Sinnen und Trachten der Amerikaner geht einzig auf Kanäle und Eisenbahnen, und England strebt in diesem Augenblick, einen kürzeren Weg nach Indien zu ermitteln. Ihr Zweck ist Zeit- und Geldersparniß für die ersten und wichtigsten Lebensbedürfnisse, und so wenig auch die Menge den Werth der Zeit anzuschlagen weiß, so ist sie doch sehr lernbegierig für die Oekonomie ihres eigenen Beutels. Und wer wollte nicht, abgesehen vom eigenen Interesse, gestehen, daß die Preis-Verringerung der täglichen Bedürfnisse, die man immer wieder braucht und stets baar bezahlt, ein großes Glück ist, und daß man nicht eher stillstehen könne, als bis der Arbeiter, der jetzt gerade so viel verdient, um seinen Leib (im weitesten Sinn des Wortes) zu erhalten, auch für Genüsse und Erholungen etwas erübrigt, kurz, bis er mehr einnimmt, als er unumgänglich auszugeben nöthig hat?

Nicht selten hört man von Halbunterrichteten, daß die Bedürfnisse jetzt theurer wären als jemals, und selbst Einsichtigere berufen sich auf die bekannte Epistel der Frau von Maintenon, die sie im Jahre 1768 von Versailles an ihren Bruder gerichtet hat. Um dieses Dokument recht zu beurtheilen, müßte man vor Allem auf den Unterschied des Geldwerthes zwischen der jetzigen und damaligen Zeit Rücksicht nehmen. Zwar nicht diese, aber doch eine andere Nutzanwendung daraus zu ziehen, wollen wir einige Zeilen jenes Briefes hier mittheilen.

„Täglicher Wirthschafts-Zettel für 12 Personen, nämlich den Herrn und die gnädige Frau, drei Frauen, vier Lakaien, zwei Kutscher und einen Kammerdiener:

15 Pfd. Fleisch, das Pfd. à 15 Sous . . .	11	Livres	5 Sous
Brod	1	„	10 „
Wein	2	„	10 „
Holz	2	„	— „
Früchte	1	„	10 „
Licht	—	„	8 „
Wachskerzen	—	„	10. „

„Ich rechne (fügt Frau von Maintenon hinzu) ungefähr 4 Sous für jeden Deiner vier Lakaien und zwei Kutscher; Frau von Montespan giebt den ihrigen eben so viel. Ferner 1 Pfd. Licht, d. h. acht des Tages, eines in die Antichambre, eines in die Zofenstube, eines in die Küche, eines in den Stall. Mehr als diese vier Piecen, die Licht nöthig hätten, wüßte ich nicht, setze aber dennoch acht aus, weil die Tage kurz sind, und wenn Aimée wirthschaftlich ist und die Licht-Enden sammelt, so giebt dies ein Ersparniß von einem Pfunde die Woche. 40 Sous, die ich für Holz ausgesetzt habe, werden höchstens während zwei oder drei Monaten des Jahres gebraucht; denn es wird nur zweimal Feuer gemacht und nur einmal ordentlich, nämlich in Deinem Zimmer. Für die Herrschaft bestimme ich zwei Portionen Braten, wovon eine des Mittags gespart wird, wenn sie in der Stadt speist, und des Abends, wenn sie ausgebeten ist. In die Suppe kömmt überdies eine Bouillon-Henne, und dessenungeachtet reichen die 15 Livres noch sehr wohl aus, ein Entrée abwechselnd von Saucißchen oder Hammelzunge und des Abends eine Hammelkeule nebst zwei guten jungen Hühnern herzustellen. Auch der Frühstückbraten, der ein Kapaun oder dem Aehnliches ist, wird von Kompott begleitet. Laß es Dir in allem Ernste gesagt seyn, — ich greife nichts aus der Luft und habe dies dem Hofe abgesehen, — Deine Wirthschafts-Ausgaben dürfen nicht 6000 Livres des Jahres übersteigen."

So schreibt eine Hofdame an ihren Bruder, der eine Tochter des Hauses Noailles zu heirathen im Begriff steht. Wir wollen nur eines hervorheben, was gleich in die Augen fällt, nämlich, daß die großen Herren dieser Zeit eine Menge von Bedürfnissen nicht kannten, die der vornehmen bourgeoisie in unseren Tagen unentbehrlich scheinen. Gewiß, die Einfachheit des Küchenzettels ist erstaunlich. Nichts Ueberflüssiges, keine Ragouts, Saucen, Backwerk, und neben dieser echt patriarchalischen Einfalt welch' eine Umwandlung, wenn man z. B. einen Blick auf die Tafeln der Engländer wirft und die unter der Last der Schüsseln brechenden Tische sieht! Wo bleibt hier der Kaffee, die Chokolade, welche so unbekannt wie Amerika vor seiner Entdeckung scheint, wo die Crèmes, Konfitüren, Liqueurs, Pasteten, Vanilleneis-Pyramiden, wo endlich alle Zuckerstoffe, die in tausend Verkleidungen und Färbungen den Luxus der Gastmähler bilden? Wenn wir ferner auch nur vom Oktober bis zum April die Zeit der Feuerung rechnen, wie läßt sich dies mit den hier vorgeschriebenen zwei bis drei Monaten in Uebereinstimmung bringen? Nun setze man nur ein Licht in unsere Antichambre, eines in die Küchen u. s. w. und sammle am Ende der Woche ein Pfund Reste; wer Lust hat, versuche es einmal in einer Wirthschaft von zwölf Personen und finde vor Allem eine so wirthschaftliche Aimée. Sehen wir aber auch von solchen Kleinlichkeiten, so sehr sie auch der Zeit zu nicht den Personen anzugehören scheinen, ab, so werden wir dennoch gestehen müssen, daß unsere Bedürfnisse auf eine erschreckende Weise zugenommen haben, und daß die Besitzer des Schlosses Maintenon, das schon lange Eigenthum der Familie Noailles geworden ist, schwerlich innerhalb der Gränzen dieses Wirthschafts-Reglements sich zu behaupten im Stande sind.

Ich erinnere mich noch lebhaft der Erzählung eines liebenswürdigen Greises, eines Ministers aus der Kaiserzeit, in welchen Erstaunen ihn das Beispiel von der Zunahme des Comfort im Familienleben versetzte, das er bei folgender Gelegenheit wahrnahm. In der Provinz geboren, aber früh nach Paris gekommen, stand er mit einem schlichten Kaufmann, der für ihn die Geldangelegenheiten besorgte, in Geschäfts-Verbindung und nahm zuweilen an dessen Mittagstische Theil. Ein schwarzes, durchräuchertes Hinterstübchen bildete den Speisesaal und stand in der nächsten Verbindung mit der Küche. Später in das Kabinet berufen, erinnerte sich der Minister der alten Verbindung und war herablassend genug, eines Tages die Einladung von dem Sohne seines ehemaligen Korrespondenten, der seines Vaters Geschäft in demselben Hause fortsetzte, anzunehmen. Aber weiter erstreckte sich auch die Aehnlichkeit nicht; wie überall, war auch hier eine totale Umwälzung vorgegangen. Der Sohn bewohnte die belle Etage des Hauses, dessen Parterre ehemals für den Vater ausgereicht hatte; die Zimmer waren mit Seide brodirt, das Mobiliar im neuesten Geschmack aus dem berühmtesten Magazin der Hauptstadt, und zwischen der Tafel des Vaters und des Sohnes war derselbe Unterschied, als zwischen der frugalen Genügsamkeit der Frau von Maintenon und den Ansprüchen einer gleich hochstehenden Dame der Gegenwart, welche über dieselben Mittel zu verfügen hätte.

So wahr dies im Ganzen auch ist, so sehr die Bedürfnisse an Grad und Mannigfaltigkeit zugenommen haben, sollen sie doch nicht der arbeitenden Klasse zur Last, die bestimmt nicht mehr in Anspruch genommen ist, als ehemals, und dennoch ein weit bequemeres Leben sich bereiten kann, während der Rentier, dessen Kapital durchs Liegen nicht größer wird, mit denselben Interessen weit mehr zu bestreiten hat und weit gerechtere Klage über den zunehmenden Luxus erheben könnte. — Gewiß wird Jedermann sich selbst eine Reihe von Dingen aufzählen können, die mit der Vervollkommnung der Industrie unberechenbar billiger geworden sind; man könnte fast das ganze Gebiet der Manufaktur hierher ziehen, indem nur die Naturerzeugnisse vielleicht im Großen und Ganzen ihren Preis behauptet haben. Ohne aber auf solches Detail einzugehen, wollen wir nur eine Veränderung ins Auge fassen: die der Reisekosten, die von der Art ist, daß man auf einem großen Theil aller Landstraßen zu Wagen wohlfeiler, oder doch mindestens eben so billig, fortkommen kann, als zu Fuß.

(J. d. D.)

Mannigfaltiges.

— Bürger's Gedichte vor einem Französischen Gerichtshof. Die Revue du Nord bringt in einem ihrer neuesten Hefte einen Artikel über „Bürger's Gedichte", der, abgesehen davon, daß er nichts enthält, was sich die Revue nicht aus jedem Handbuche der Deutschen Literatur hätte können übersetzen lassen, ein eigenthümliches Interesse dadurch gewinnt, daß die genannte Zeitschrift durch richterlichen Ausspruch gezwungen worden, ihn aufzunehmen. Im vorigen Jahre nämlich hatte die Revue du Nord über Bürger und seine Gedichte den ersten Theil einer Arbeit mitgetheilt, deren Verfasser Herr Emil Haag war. Der Letztere nahm es indessen übel, daß ihm die Redaction in seinem Artikel Einiges gestrichen und manche Germanismen in gutes Französisch verwandelt hatte, und deshalb machte er es zur Bedingung, den zweiten Theil seiner Arbeit ohne die geringste Veränderung abdrucken zu lassen. Da sich die Redaction hierzu nicht verstehen wollte, so reichte er eine Klage bei der fünften Kammer des Civil-Tribunals von Paris ein, und diese verurtheilte die Redaction der Revue du Nord, die prosaische Uebersetzung von acht Gedichten Bürger's, so wie den Kommentar dazu, wie sie von Herrn Emil Haag geliefert worden waren, unverändert aufzunehmen. Die Revue hat sich nun dadurch gerächt, daß sie die stylistischen Ungeschicklichkeiten des Aufsatzes und namentlich die Germanismen in der Uebersetzung durch gesperrte Schrift hervorhob und dergestalt von dem Urtheil der fünften Kammer an das des Publikums appellirte. So hart dieses Verfahren unseren Landsmann auch trifft, so können wir darin doch nur die wohlverdiente Bestrafung einer ungemessenen schriftstellerischen Eitelkeit wahrnehmen. Auch ist uns Herr Emil Haag schon aus früherer Zeit dadurch bekannt, daß er in der Revue Germanique, als eigene Arbeit, einen Artikel über die Polnische Literatur abdrucken ließ, der fast wörtlich aus dem Brockhausischen Conversations-Lexikon nach der Arbeit eines Anderen übersetzt war. Durch solche schriftstellerische Thätigkeit kann der Ruf der Deutschen Literatur in Frankreich allerdings nicht sehr gehoben werden.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 127. Berlin, Montag den 22. Oktober 1838.

Süd-Amerika.

Paraguay und der Diktator Francia.

Zweiter Artikel.

Als Herr Robertson, nachdem er ungefähr sechs Monate in Buenos-Ayres verweilt, den Rückweg nach Assuncion antrat, begegnete er auf der Reise dem Obersten San Martin und war Zeuge der Schlacht bei San Lorenzo, die, obwohl man von beiden Seiten mit geringen Streitkräften focht, für Paraguay wichtige Folgen hatte, da sie allen künftigen Versuchen der Spanischen Marine, den Fluß Paraná in feindlicher Absicht hinanzuschiffen, wirksam vorbeugte. Bei seiner Ankunft in Assuncion (1813) fand Herr R. die Macht des Pegros wankend und Francia's Gestirn am Horizonte steigend. Der Letztere hatte seine Rolle so meisterhaft gespielt, daß man, als die bestehende Regierung ihrem Untergang sich zuneigte, in ihm den einzigen Mann sah, der das Vaterland retten könnte. Ein Abgeordneter war aus Buenos-Ayres gekommen, um, wo möglich, einen Vertrag mit Paraguay zu schließen, und bei dieser Gelegenheit erhielt Francia die verlorene Gewalt wieder. Er erklärte sogleich seine Nebenbuhler ihrer Aemter verlustig und verbannte einen von ihnen, das populairste Mitglied der Junta. Die allgemeine Furcht vor seinen Maßregeln war so groß, daß Niemand, außer Herrn Robertson, es wagte, mit dem verbannten Minister zu reden. Unterdeß sorgte Francia für die Wahl von Deputirten zum Kongresse und bediente sich dabei der feinsten, genialsten Kunstgriffe, um Jedermann in sein Interesse zu ziehen. Solch ein buntscheckiger Haufe von Volksvertretern war vielleicht noch nie zusammengetreten. Herr Robertson giebt uns folgende Schilderung von einem Indianischen Mitgliede:

„Der Indianische Alkalde trug einen altmodischen dreieckigen Stutzhut und darunter eine verwitterte Perücke, die weiland von rother oder brauner Farbe gewesen seyn mochte. Der Hut war über und über mit rothen, blauen und gelben Bändern geschmückt. Die schwarzsammetnen, an den Knieen offenen Hosen, mit einer langen und dichten Reihe silberner Knöpfe daran, und die kostbar gestickten, darunter hervorguckenden Unterhosen, wahre Manschetten für die Beine, wurden durch eine rothe Schärpe um die Hüften zusammengehalten. Strumpfbänder von derselben Farbe prangten an seidenen Strümpfen, und große silberne Schuh-Schnallen vollendeten das wunderliche Kostüm."

„Sein Pferd war nicht weniger seltsam gemustert. Die Ohren, der Schweif, die Mähne und der Sattel strotzten von Bändern aller Farben, welche offenbar zum Theil wieder gut machen sollten, was die unbarmherzige Zeit an Pferd und Geschirr verdorben hatte. Auf dieser Mähre, die obendrein zum Tanzen abgerichtet war, pflegte der Alkalde in der Zeit vor Eröffnung des Kongresses öfter durch die Straßen zu paradiren. Zwei Pagen in elendem Aufzuge gingen an beiden Seiten des Pferdes, und hinter demselben schaarten sich, gleichfalls beritten, die Freunde und Schützlinge des Alkalden, deren Anzug theils aus geborgtem priesterlichen Schmucke und anderentheils aus Fragmenten ehemaliger Gala-Kleider ihres Patrons zusammengeflickt seyn mochte."

„War der Alkalde mit seiner Eskorte dem Gouvernements-Hause gegenüber angelangt, so setzte er sich in noch steifere Positur, als gewöhnlich, spornte das Thier zum Tanze und ließ seine Musiker eine gräuliche Kalabassen-Symphonie anstimmen. Dann vollzog er den Huldigungs-Akt und zog tanzend wieder ab, wie er gekommen war, jedoch etwas feierlicher und gemessener."

Das Ergebniß dieser lächerlichen Zusammenkunft eingeschüchterter Deputirten bestand darin, daß man einen von Francia's Kollegen verabschiedete und Francia zum ersten Konsul wählte. Der Botschafter von Buenos-Ayres wurde mit einer parlamentarischen Negative heimgeschickt und der Kongreß sofort aufgelöst. Francia war jetzt im unbestrittenen Besitze der Regierung; allein er begann sein despotisches System nicht auf einmal: es entwickelte sich stufenweise; doch hatten Furcht und Schrecken bereits die ganze Bevölkerung ergriffen. Die Spanier waren die ersten Opfer seiner Tyrannei. Seine politischen Gegner hatten das Gerücht verbreitet, Francia sey den Spaniern weniger abgeneigt, als man allgemein voraussetzte, und nun wollte er die Grundlosigkeit dieses Gerüchtes recht überzeugend darthun. Er ließ ein Edikt ergehen, kraft dessen kein Spanier innerhalb der Gränzen von Paraguay sich verheirathen durfte, es sey denn mit einer Negerin oder Mulattin. Dieses Mandat, welches bei Trommelschlag und Pfeifenklang proklamirt wurde, hatte auf die stolzen Söhne Alt-Spaniens die Wirkung eines Blitzstrahls; denn bis dahin war Amerikanisches Blut so wohlfeil gewesen, daß eine Señorita von Assuncion lieber einen Krämer aus Galicien ehelichte als einen Edelmann von Paraguay.

Um diese Zeit hatte Herr Robertson viel mit Francia zu verhandeln. Der erste Konsul plauderte verzüglich gern von militairischen Dingen und verweilte dann bei den geringsten Kleinigkeiten mit wahrhaft kindischer Lust.

„Eines Tages", so erzählt der Verf., „kam ein Büchsenschmied in Francia's Zimmer und brachte ihm drei oder vier alte Gewehre. Francia nahm die Gewehre eines um das andere, legte an wie zum Schusse und drückte ab. Als die Steine schöne Funken sprühten, wendete sich der Konsul gegen mich und sprach voll Entzücken: „Was meinen Sie, Robertson? werden meine Kugeln das Herz der Feinde durchbohren?"

„Nach dem Büchsenschmied kam der Schneider und überreichte eine neue Grenadier-Uniform. Der Rekrut, für den die Uniform bestimmt war, mußte hereintreten und sie anprobiren, was ihm denn mit einiger Mühe gelang. Die lange Taille und die sehr kurzen Schöße dieses militairischen Rockes schienen mir gar possierlich; allein Francia bezeugte dem Schneider seine hohe Zufriedenheit und ermahnte den jungen Krieger, sich zu hüten, daß kein Flecken auf den Rock käme. Dann sagte er, mir mit den Augen winkend, auf Französisch: „Das ist ein Calembourg, den unsere Leute nicht verstehen."

„Zuletzt machten zwei unbehülfliche Mulatten ihre Aufwartung: der Eine trug eine Grenadier-Mütze aus Bärenfell, der Andere braunes Lederzeug und eine Patrontasche. Francia reichte den drei Rekruten ihre neuen Gewehre und sprach dann zu mir: „In diesem Stile, Herr Robertson, soll jeder meiner Grenadiere equipirt werden." Seine Grenadier-Compagnie war ihm das liebste Spielwerk; er kleidete und bewaffnete diese Leute eigenhändig mit derselben kindischen Freude, wie ein kleines Mädchen seine Puppen aufputzt."

Bald nach diesen Begebenheiten kam Herrn Robertson's jüngerer Bruder nach Assuncion, um sich ebenfalls in Paraguay niederzulassen. Der ältere Robertson erlangte von Francia mit einiger Noth die Bewilligung, eine Reise nach England zu machen, da der Hafen von Assuncion gegen jede Ausfahrt versperrt war. In einer langen Abschieds-Audienz äußerte ihm Francia seinen Wunsch, einen direkten Verkehr mit England zu eröffnen. Die Süd-Amerikanischen Nachbarstaaten, sagte er, seyen voll innerer Zwietracht, und deshalb wolle er nichts mit ihnen zu schaffen haben; dagegen würde eine diplomatische Verbindung zwischen England und Paraguay und ein Austausch der Produkte beider Länder dem Interesse beider sehr förderlich seyn.

„Indem der Konsul dies sagte", so erzählt der Verf., „sprang er voll innerer Bewegung vom Stuhle auf und hieß die Schildwache an der Thür, den wachthabenden Unteroffizier hereinrufen. Als dieser eintrat, warf ihm der Doktor einen bedeutenden Blick zu und sprach: „Bring das Bewußte!" Der Sergeant entfernte sich und kehrte nach wenigen Minuten, von vier Grenadieren begleitet, zurück. Die Grenadiere brachten einen großen Ballen Taback, 200 Pfund schwer, einen Ballen Indianischen Thee's von ähnlicher Dimension, ein halbes John Indianischen Branntweins, einen großen Zuckerhut und verschiedene Päcke Cigarren, mit bunten Schnüren umwickelt. Endlich kam noch eine alte Negerin mit schönen Proben gestickten Zeuges aus der Baumwolle von Paraguay."

„Obschon die ziemlich barbarische Ostentation in der Art, wie das Geschenk überreicht wurde, mich etwas in Verwunderung setzte, so zweifelte ich doch nicht, daß die mir zu Füßen gelegten Landes-Produkte ein Abschieds-Geschenk seyn sollten, womit der Konsul mir seine freundschaftliche Gesinnung beurkundete. Man denke sich aber mein Staunen, als Francia, nachdem er die Leute wieder entlassen, in folgender Weise anhob:"

„„Señor Don Juan Robertson! Sie sehen hier einige Proben von den trefflichen Erzeugnissen dieses Landes und von der Betriebsamkeit seiner Bewohner. Ich habe mir angelegen seyn lassen, Ihnen die besten Proben zu liefern, und zwar aus folgen-

dem Grunde. Sie gehen jetzt nach England; Sie wissen, was für ein Land Paraguay ist und was für ein Mann Ich bin. Sie wissen auch, in welcher Fülle diese Produkte in unserem irdischen Paradiese, wie ich Paraguay mit Grund nennen darf, gewonnen werden können. Ich will jetzt nicht auf die Frage eingehen, ob unser neuer Kontinent zu einer volksthümlichen Verfassung reif sey — Sie werden selbst einsehen, daß er es nicht ist — aber in einem alten und civilisirten Lande, wie Britanien, wo die volksthümlichen Institutionen allmälig und auf praktischem Wege (nicht in der Theorie) eine ursprünglich feudale Regierungsform veralten ließen, bis die Gesetzgebung nothgedrungen ihnen Gehör schenken mußte, und zwar in dem Maße, als die steigende geistige Entwickelung der Majorität es erheischte — in einem solchen Lande, sag' ich, ist eine volksthümliche Verfassung am besten geeignet, die Größe und Stabilität einer Nation zu sichern. Es kann nicht geleugnet werden, daß die Engländer eine große Nation sind und, wo das höhere National-Interesse betheiligt ist, wie Ein Mann zusammenhalten.""

„„Nun habe ich folgende Bitte an Sie. Sobald Sie in London angekommen sind, stellen Sie sich dem Unterhause vor; nehmen Sie diese Proben der Produkte von Paraguay mit in die Versammlung, verschaffen Sie sich Gehör auf der Rednerbühne, und sagen Sie den Mitgliedern, Sie seyen von Gaspar Rodriguez de Francia, Konsul der Republik Paraguay, abgeordnet, um diese Spezimina der kostbaren Erzeugnisse seines Landes vorzuzeigen. Sagen Sie ihnen ferner, ich hätte Sie ermächtigt, England zu einem politischen und kommerziellen Verkehre mit mir einzuladen; auch sey ich bereit, einen Minister vom Britischen Hofe mit allen Rücksichten, die ein diplomatischer Verkehr zwischen civilisirten Staaten erheischt, in meiner Hauptstadt aufzunehmen und von meiner Seite einen Botschafter nach London zu schicken, daß er mich am Britischen Hofe vertrete. Alsdann wird es zu einem Handels-Traktate und einer politischen Allianz kommen, wie sie der Würde und dem Interesse des großen Reiches Britanien und des werdenden Staates, den ich jetzt verwalte, angemessen sind. Paraguay wird die erste Republik von Süd-Amerika werden, wie Großbritanien bereits der erste Staat in Europa ist. Die Allianz scheint also natürlich; und wie wohlthätig ihr Einfluß auf den Europäischen Staat seyn müsse, das können Sie umständlich erklären und auseinandersetzen.""

„Ich habe die vorstehende Rede fast wörtlich getreu mitgetheilt. Man denke sich nun meinen Schrecken, als ich so mit Einem Male Francia's bevollmächtigter Minister geworden war, und zwar nicht etwa am Hofe von St. James, sondern beim Unterhause!!"

Herrn Robertson's Abwesenheit war nur von kurzer Dauer, da die von ihm beabsichtigte Reise nach England unterblieb und er sonach der Verlegenheit, als Francia's Geschäftsträger vor dem Unterhause zu erscheinen, überhoben war. Unterdeß wußte sich sein Bruder bei den Einwohnern von Assuncion beliebt zu machen und Francia's Gunst in gleichem Grade zu erwerben. Der Konsul scheint Niemanden so großes Vertrauen geschenkt zu haben, wie diesen beiden Ausländern; und Herr William Robertson bemerkt ausdrücklich, daß, so oft Francia mit ihm eine Unterredung anknüpfte, keine dritte Person Zutritt erhielt. Was er von Francia's früheren Lebens-Umständen erzählt, ist wenig, aber voll großen Interesses.

Der Vater des Tyrannen von Paraguay war, wie man allgemein glaubt, ein geborener Portugiese, der nach Brasilien auswanderte und in Paraguay sich niederließ. Er heirathete daselbst eine Kreolin, die ihm eine zahlreiche Familie schenkte. José Gaspar, sein ältester Sohn, wurde 1758 geboren *). Er war eigentlich zum Geistlichen bestimmt, fand aber keinen Geschmack an der Theologie und wendete sich deshalb zur Rechtsgelahrtheit, die ihm weit besser zusagte. Nachdem er die Würde eines Doktors der Rechte erlangt hatte, praktizirte er als Advokat. Das ausgezeichnete Talent, welches der junge Mann in diesem Wirkungskreis entwickelte, und seine vollkommene Unbestechlichkeit erwarben ihm großen Ruhm; man versichert, daß er nie eine ungerechte Sache vertheidigt habe und immer bereit gewesen sey, dem Armen und Schwachen beizustehen. Er arbeitete angestrengt, lebte mäßig, vermied fröhliche Gesellschaften und heirathete niemals. Von seiner Kindheit an zeigte er unbändigen Trotz, ein herrisches, hochfahrendes Wesen und ein rachsüchtiges Gemüth. Schon lange vor der Zeit seines öffentlichen Wirkens entzweite er sich mit seinem Vater, den er seitdem nie wieder sehen oder sprechen wollte. Als sein Vater schon mit dem Tode rang und ihn dringend bitten ließ, an sein Sterbelager zu kommen und ihm die Hand der Versöhnung zu reichen, wies er dem Boten mit finsterer Stirn die Thür, und der unglückliche alte Mann mußte in Verzweiflung sterben.

Es wäre überflüssig, die Handlungen tyrannischer Willkür, welche Francia sich zu Schulden kommen ließ, hier aufzuzählen und der unmenschlichen Härte zu gedenken, mit welcher er selbst leichte Vergehungen bestrafte. Herr William Robertson entwirft uns folgendes Bild von seinem Charakter als Staatsmann:

„Sein Ehrgeiz war eben so unbegränzt, wie seine Grausamkeit. An natürlichen Talenten war er Jedem seiner Landsleute sehr überlegen, und noch hatte Keiner den Charakter des Volkes von Paraguay so gründlich studirt. Er wußte, daß seine Landsleute ein schlichter, unwissender und gelehriger Menschenschlag waren, den man eben so bequem zum Bösen, wie zum Guten lenken konnte und der weder moralischen, noch physischen Muth genug besaß, um gegen Druck und Despotismus anzukämpfen. Francia war scharfsinnig, verschlagen, geduldig und ausdauernd. Kein moralisches oder religiöses Bedenken durchkreuzte jemals seine Pläne: sein Endzweck war die absoluteste Herrschergewalt, und bei Anwendung der erforderlichen Mittel kannte er keinen Gewissens-Skrupel."

So lange Francia und Yegros die konsularische Würde bekleideten, nahm der Letztere gar keinen Theil an der Verwaltung; der Erstere aber strebte emsig dahin, den Grund zu seiner künftigen Diktatur zu legen. Er schenkte dem Militair große Aufmerksamkeit und sorgte für die Vergrößerung des öffentlichen Einkommens; auch stiftete er eine geheime Polizei, deren furchtbares Netz immer weiter sich ausbreitete, während die Maschen immer enger wurden, bis endlich die ganze Bevölkerung dem Tyrannen auf Gnade oder Ungnade preisgegeben war. Nach Ablauf der Zeit seines Konsulates berief Francia einen neuen Kongreß, der die lächerlich große Zahl von tausend Deputirten umfassen sollte. Sein Zweck bei dieser außerordentlichen Rekrutirung war vermuthlich der, den Paraguayern das Repräsentativ-System zu verleiden, weil so viele Familienväter sich gezwungen sahen, um der an sich schon verdrießlichen Reise willen ihr Geschäft und ihren Hausstand zu vernachlässigen. Herr Robertson erzählt uns den Ausgang des Kongresses mit folgenden Worten: „Ich selbst begab mich um zwölf Uhr nach der Kirche. Die Thüren hatte man verschlossen, aber drinnen herrschte große Verwirrung. Endlich kam eines der Mitglieder heraus, sich die Stirn wischend. „Nun, wie macht's der Kongreß?" fragte ich den Deputirten. — „„Die Wahrheit zu sagen, ich verstehe kaum, was vorgeht; darf ich aber aus dem großen Spektakel, der entstanden ist, einen Schluß ziehen, so geht Alles gut."" Um die zweite Stunde, als die Mitglieder des Kongresses noch heftig debattirten, wurde Francia ungeduldig und schickte der ehrenwerthen Versammlung eine zahlreiche militairische Eskorte, weil es doch unhöflich gewesen wäre, sie unbegleitet aufbrechen zu lassen. Die Soldaten waren gut bewaffnet und schlossen einen Kreis um die Kirche — ein Wink, der selbst den einfältigen Volksvertretern von Paraguay in ihren Kattun-Jacken verständlich seyn mußte. Außerdem hatte die Stunde des Mittagmahles längst geschlagen, und der Hunger wirkte mit den Schnurrbärten der Quartelero's im Bunde. Diesen günstigen Augenblick benutzte einer der eifrigsten Anhänger Francia's. Er gebot mit einer Stentorstimme Schweigen und sprach: „Meine Herren, was verderben wir hier unsere Zeit? Herr Francia wünscht, unumschränkt zu regieren — er verdient es im höchsten Grade, und ich sage (hier schlug er aus Leibeskräften auf den vor ihm stehenden Tisch) — er soll unumschränkt regieren!" Jetzt wurden in Eile noch Stimmen gesammelt, und man ernannte Francia ohne Widerrede eines Einzigen zum Diktator auf drei Jahre. Der Kongreß ging sofort aus einander; die Quartelero's marschirten mit fliegender Fahne nach dem Gouvernements-Hause, und Francia vernahm mit höhnischer Freude, daß ganz Paraguay ihm zu Füßen liege."

*) Danach müßte also der Diktator schon im 80sten Lebensjahre sich befinden.

England.

Aus dem Leben einer Englischen Schauspielerin.

(Schluß.)

Der Oberst Tophran und Mistreß Wells führten eine kostspielige und glänzende Lebensweise, und man mußte immer darauf bedacht seyn, neuen Verlegenheiten, welche die Unklugheit des Einen oder der Anderen herbeigeführt hatte, abzuhelfen. Man gründete ein Journal, dessen Herausgeber der Kaplan Esse war und dessen Oberleitung unserer Schauspielerin übergeben wurde, während der Oberst in einer ländlichen Besitzung der Grafschaft York sein zerrüttetes Vermögen wieder zu ordnen suchte. Sie war am Abend Soubrette, des Morgens machte sie Korrekturen oder brach eine Lanze mit denjenigen, welche sie als Schauspielerin angegriffen hatten; außerdem hatte sie ein „bureau d'esprit" bei sich errichtet und vereinigte alle berühmte Namen der damaligen Literatur in ihren Gesellschaften. Ihre Lage war eben so sonderbar als schwierig; als Eigenthümerin eines Journals bot sie ihrem Direktor Trotz, dem sie als Schauspielerin Gehorsam leisten mußte. Am Morgen des Tages, wo sie gegen den Willen des Direktors die Aufführung eines Stückes ihres Freundes durchsetzte, wohnte sie dem Kriminal-Prozeß des Gouverneurs Hastings in Westminster-Hall bei und fungirte hier als Stenograph. Mit etwas mehr Urtheil und Mäßigung hätte sich diese thätige, unverdrossene und einsichtsvolle Frau leicht eine glückliche Existenz sichern können, aber ihre rastlos arbeitende Einbildungskraft verleitete sie unaufhörlich zu neuen Unbesonnenheiten, welche sie endlich ins Verderben stürzten. So war sie auf den ziemlich unausführbaren Gedanken gekommen, das Herz des kalten und biedersinnigen Georg's III. zu erobern, obgleich dieser um Alles in der Welt nicht seiner Familie und seinem Volke das Beispiel eines solchen Fehltritts gegeben haben würde. Sie erfuhr, daß die Königliche Familie sich nach Weymouth begeben würde, und miethete deshalb eine prachtvolle Yacht, in welcher sie der Königlichen Familie bis Plymouth folgte und nichts aus der Acht ließ, wodurch sie die Aufmerksamkeit des Hofes oder des Königs erregen konnte. Am Hintertheil ihres Schiffes war eine Kanone aufgestellt, die jedesmal, wenn die Königliche Familie vorüberfuhr, abgefeuert wurde. Sie selbst sah man als

Bellona kostümirt und den Federhut auf ein Ohr gestülpt; dabei recitirte sie Verse von Shakspeare, wenn sie sich in solcher Entfernung von dem Monarchen befand, daß sie von demselben vernommen werden konnte. Alle diese Lächerlichkeiten führten indeß zu nichts, und Georg III. ließ ihr untersagen, im Theater aufzutreten, wenn er dasselbe besuchte. In ihrem Journale widersprach sie dieser, übrigens wahren, Nachricht, welche in mehrere Zeitungen übergegangen war, und unter welcher, wie sie meinte, ihre Ehre leide. Die „Welt", so hieß ihr Blatt, versicherte, daß, wenn dieses Verbot ergangen wäre, es in keiner Beziehung zu dem Benehmen der Mistreß Wells zu Plymouth stände und nur durch die Eigenthümlichkeit ihres Spiels in Männerrollen veranlaßt worden wäre; das war doch gewiß eine merkwürdige Vertheidigung, die, um dem Vorwurf einer Lächerlichkeit zu entgehen, eine Schamlosigkeit auf sich nahm.

Ihre dramatische und kritische Thätigkeit genügten ihr indeß noch nicht, sondern sie wollte auch die journalistischen Sarkasmen auf die Scene verpflanzen; demzufolge kündigte sie an, daß sie auf dem Covent-Garden-Theater eine Nachahmung aller Schauspielerinnen der damaligen Zeit veranstalten würde. Wirklich parodirte sie alle ihre Kunstgenossinnen mit ungleich größerer Laune als Schonung und fand einen solchen Beifall, wie ihn ihre Schadenfreude nur erwarten konnte. Diese sonderbare Vorstellung war von Mistreß Wells ziemlich geistreich: „Wir selbst" oder „die Coulissenwelt in ihrer Wahrheit" betitelt worden. Furcht kannte sie nicht; sie war Frau, Schauspielerin, Schriftstellerin, geistreich, ausgelassen und machte weder auf Mäßigung noch auf Sittlichkeit große Ansprüche. Sie brachte Jeden, der ihr mißfiel, auf die Scene, parodirte ihn und ließ ihrer Rachsucht freien Lauf. So verfuhr sie auch mit einem Freunde Kemble's, als dieser ihr bei der letzten Probe des Stückes, in dem er eine Rolle spielen sollte, folgenden Brief zustellen ließ:

„Madame, nichts kömmt der Frechheit gleich, mit der Sie mir in dem abgeschmackten Stücke, das Sie geschrieben haben, eine Rolle anbieten; Sie müssen geglaubt haben, daß ich jedes Zartgefühls eben so unfähig bin, wie Sie selbst sind, wenn Sie hoffen konnten, daß ich mich zu Ihrem Werkzeuge erniedrigen und einen Mann, auf dessen Freundschaft ich stolz bin, und dessen Charakter ich hochachte, dem Gelächter Preis geben würde. Ich weiß, welchen boshaften Angriffen ich mich durch meine Weigerung aussetze, aber ich sehe denselben ruhig entgegen." —

Wir sind noch keineswegs am Ende der langen Reihe von sonderbaren Abenteuern, welche diese originelle Schauspielerin zu bestehen hatte; sie war schwanger und der Entbindung nahe, als ein Herr Taylor und ein Herr Fuller im Theater einen Streit über die Schönheit, das Verdienst und Talent derselben begannen; ein Duell war die Folge, in dem zwar Niemand getödtet wurde, dessen Resultat aber eine zu frühe Niederkunft der Schauspielerin war, über die sich der Streit entsponnen hatte. Eine jüngere Schwester, welche sich in kleineren Rollen, aber ohne Beifall versucht hatte, heirathete später einen Juden, Namens Samuel, der schlechte Geschäfte machte und seine Schwägerin ebenfalls in seinen Bankerott verwickelte. Da die Vorschüsse, mit welchen sie ihren Schwager unterstützt, verloren gingen, so kam sie selbst in eine üble Lage; sie brachte noch eine Summe zusammen, mit der sie Samuel nach Ostindien schickte, und mußte sich nun mit ihren Schuldnern, wie mit denen ihres Schwagers, abzufinden suchen. Das Resultat war leicht vorauszusehen; eines Abends befand sie sich in der Theater-Garderobe, als man sich ihrer bemächtigte und sie ins Schuldgefängniß führte. Durch die Einkässe, welche sich in der Kasse ihres Journals befanden, wurde sie zwar bald wieder befreit, aber sie kehrte noch öfter in ihrem Leben auf diesen einmal eingeschlagenen Weg zurück, und genau genommen stand sie eigentlich immer auf dem Sprunge vom Theater ins Gefängniß und vom Gefängniß ins Theater. Samuel mußte in Ostindien sein Glück machen; sie rechnete wenigstens darauf, und vermöge ihrer Leichtgläubigkeit, setzte sie nicht den geringsten Zweifel in den glücklichen Ausgang von Samuel's Speculationen. Die so ungeduldig erwarteten Nachrichten gingen endlich ein, aber leider war Samuel nicht glücklich gewesen, und er hatte es nur zu einer Stelle von hundert Pfund gebracht; seiner Schwägerin überschickte er ein Stück Musselin.

Nun irrte sie in Irland, Schottland und in den verschiedenen Grafschaften Englands umher, um ihren quälerischen Gläubigern zu entgehen und um dennoch immer wieder in die ihr gestellten Schlingen zu fallen. Ein Capitain Blackwood, der mit ihr zugleich in der Kings-bench gefangen saß, versprach ihr nach seiner Freilassung, die Vergünstigung zu erwirken, welche „rules" heißt, und vermöge welcher die Schuldgefangenen das Gefängniß verlassen dürfen, ohne jedoch einen gewissen Bezirk zu überschreiten; auch müssen sie sich am Abend wieder einstellen. Er hielt Wort und forderte sie eines Tages auf, mit ihm auszugehen, um sich der Wohlthat der „rules" zu erfreuen. Als sich die Kerkerthür hinter ihr schloß und sie die langentbehrte Luft der Freiheit wieder einathmete, kündigte ihr der Gefängnißwärter zu ihrer großen Freude an, daß sie ganz frei sey. Der Capitain hatte ihre Schulden bezahlt. Sie konnte sich für dieses große Opfer natürlich nur durch die Hingabe ihres Herzens dankbar bezeigen; das Verhältniß mit Tophran war schon längst aufgehoben, und so zog sie sich nun mit dem Capitain Blackwood auf das Land zurück, aber kaum hatte sie hier einige Monate verlebt, als Blackwood den Oberstrang erhielt und nach Indien beordert wurde. Sie wollte ihn anfangs begleiten, aber der Gedanke an ihre Kinder hielt sie zurück. Kurze Zeit darauf entzog ihr Tophran ihre Kinder und nahm dieselben mit sich nach Yorkshire. Jetzt war sie sich wiederum ganz selbst überlassen, aber immer noch zu unbesonnen, um sich beständig in neue Verlegenheiten zu verwickeln; das Gefängniß nahm sie bald wieder auf. Hier wohnte sie bereits seit drei oder vier Monaten, als eine höchst merkwürdige Person die Bevölkerung dieses traurigen Aufenthaltsortes vergrößerte. Joseph Sumbel, ein zu Marokko geborener Jude und Sohn des ersten Ministers dieses Reiches, war ein reicher, junger und schöner Mann, der in Frankreich eine gute Erziehung erhalten hatte. Der Kaiser erfuhr unglücklicher Weise, daß der Minister seinem in Europa reisenden Sohne beträchtliche Summen überschickte; er ließ seinen Minister ins Gefängniß werfen, aus welchem derselbe entwischte und nach Gibraltar entfloh; hier wurde er durch die Emissäre des Kaisers vergiftet. Der junge Sumbel, der sich im Besitze des gesammten väterlichen Vermögens befand, hielt sich damals in Frankreich auf, wohin ihm seine Brüder nacheilten, um ihn zur Herausgabe ihres Antheils zu bewegen. Er war aber geizig und wollte Alles behalten. So durchzog er, von seinen beiden Brüdern verfolgt, Frankreich, Holland und England, aber überall verrieth ihn sein Reichthum, seine Schönheit und sein Aufwand. Dem einen Bruder gelang es endlich, den Herzog von Portland für sich zu interessiren, und nun verließ Sumbel die Städte und irrte in den Wäldern umher, nachdem er alle seine Diamanten in seinem Gürtel verborgen hatte. Sein Unstern wollte, daß ein Türke, der sich im Dienste der Ottomanischen Gesandtschaft befand, und der seinem Herrn mehrere Kleinodien gestohlen hatte, auf seiner Flucht einen ähnlichen Weg wie Sumbel einschlug. Der Letztere hatte schon seit drei Nächten nicht geschlafen und sah sich endlich genöthigt, die Gastfreundschaft eines Bauern anzusprechen; da man ihm Geld abforderte und er nur Diamanten bei sich trug, so bot er einen derselben als Bezahlung oder als Unterpfand an. Der Bauer, welcher in den Zeitungen von der auf die Entdeckung des Diebes gesetzten Belohnung gelesen hatte, zweifelte nicht, daß er denselben vor sich habe, und ließ ihn festnehmen. Bei dieser Gelegenheit verfiel Sumbel auf einen sonderbaren Einfall, auf den eben nur ein Orientale verfallen konnte; er beschloß, sich stumm zu stellen, und blieb seinem Entschlusse drei Monate hindurch getreu. Als er mit seinen Brüdern konfrontirt wurde, konnten dieselben kein Wort aus ihm herauslocken. Sein Einzug in das Gefängniß war ungemein prächtig; er hatte mehrere Neger gemiethet, und sein Gefolge war vielleicht nicht weniger glänzend als das des Königs Ahasverus. Die Ankunft dieses orientalischen Monarchen machte in dem Gefängnisse ungeheures Aufsehen; am folgenden Tage veranstaltete er ein großes Festmahl, dem auch Mistreß Wells beiwohnte, und wobei diese sich weder für seine Wohlgestalt noch für seinen Reichthum unempfindlich zeigte. Ihr konnte daher nichts willkommener seyn, als der Vorschlag des Marokkanischen Juden, das Gefängniß mit ihm als seine Gemahlin zu verlassen. Es war hierbei nur eins zu bedenken; ihr erster Mann konnte noch leben. Unsere Heldin war indeß keinen Augenblick unschlüssig, sie trat zum Judenthum über, hob so ihre erste Ehe auf und machte ihre glänzende und wunderbare Hochzeit zum Tagesgespräch von ganz London. Am 14. Oktober las man in den Londoner Zeitungen folgenden Bericht:

„Gestern am Donnerstage wurde in der Fleet die jüdische Hochzeit der Madame Lea Wells vom Covent-Garden-Theater und des Herrn Joseph Sumbel, der in dem genannten Gefängnisse Schulden halber sitzt, gefeiert. Bei dieser Gelegenheit wurde die größte Pracht des Judenthums zur Schau getragen; die Braut war in weißen Atlas gekleidet und trug einen prächtigen Turban mit einer weißen Feder; der Bräutigam erschien in dem glanzvollen Kostüm der alten Patriarchen; vier große Säle waren von mehr als dreihundert Kerzen erhellt, und um den Glanz des Festes noch zu erhöhen, waren alle in den Vorstädten wohnende Trödeljuden eingeladen worden; ihre zerlumpten Kleider bildeten einen auffallenden Kontrast mit den prachtvollen Gewändern der Neuvermählten. Diese Ehe wird zweifelsohne eine glückliche werden, denn die beiden Eheleute haben während der Zeit ihrer Gefangenschaft ihre Gesinnungen und Neigungen hinlänglich kennen gelernt."

Diese Prophezeiung war falsch; die rohe Eifersucht dieses neuen Othello, sein Geiz und die Heftigkeit seines Charakters bereiteten seiner Gemahlin nicht geringe Qualen. Nachdem er seinen Brüdern eine Summe von zwanzigtausend Pfund Sterling ausgezahlt hatte, wurde er aus dem Gefängniß entlassen und bezog einen prachtvollen Palast in Pall-Mall, wo seine Frau in einem glänzenden Elende lebte. Wenn sie aus einer Gesellschaft zurückkehrte, so riß ihr Mann ihr die Diamanten ab, und sie beklagte sich sogar einmal, daß er sie bei einer solchen Gelegenheit gefährlich verwundet habe. Sumbel fürchtete nicht weniger für seine Diamanten als für seine Frau; er besorgte den Diebstahl der ersteren und die Entführung der Letzteren, und da ihm die Europäischen Einrichtungen zu wenig Sicherheit zu gewähren schienen, so miethete er ein Schiff und sagte seiner Frau, er wolle einem ihm befreundeten Capitain einen Besuch abstatten. Sie folgte ihm anfangs ohne Mißtrauen; als sie aber die Brücke bestiegen hatte und das geheimnißvolle Zischeln ihres Mannes und des Capitains wahrnahm, fing sie an, Argwohn zu schöpfen. In einer Schaluppe neben dem Schiffe schlief ein Schiffsjunge, den sie aufweckte und ihm Geld bot, wenn er sie ans Land fahren wolle; so entkam sie, als ihr Mann sie einen Augenblick außer Acht ließ. Dieser verdoppelte seitdem nur noch seine Mißhandlungen und drang zwei Tage später mit einem Pistol in ihr Zimmer, welches er wirklich auf sie abschoß; die Kugel fuhr

indeß in die Mauer. Ein langer Prozeß war das Resultat dieser Tragi-Komödie. Sumbel wurde von seiner Frau des Meuchelmordes beschuldigt, und dieser behauptete, sie sey nicht seine Frau, weil die im Gefängniß veranstaltete Ceremonie nicht gesetzlich gewesen sey und weil sich Mistreß Wells gewissen Gebräuchen, die zur Gültigkeit einer jüdischen Ehe unumgänglich nothwendig seyen, nicht unterworfen habe; übrigens habe sie auch den Sabbath nicht eingehalten und Schweinefleisch gegessen, wodurch allein schon eine Ehe aufgehoben werde. Mistreß Sumbel erwiederte hierauf in den öffentlichen Blättern, sie habe sich allen erforderlichen Ceremonien unterworfen; ihr Mann esse selbst Schweinefleisch, und sie sey verpflichtet, seinem Beispiele zu folgen; übrigens könne sie mehr als zehn Zeugen zu ihren Gunsten stellen. Der Eigenthümer des Hauses, in welches sich Madame Sumbel geflüchtet hatte, forderte von dem Manne die Bezahlung des Miethzinses, und als dieser sich weigerte, verklagte er ihn. Sumbel wurde zwar zur Bezahlung verurtheilt, aber er kehrte auch schleunigst nach dem Orient zurück und ließ seine Frau im Elende, die sich nun wieder abwechselnd im Schuldgefängniß und im Theater aufhielt. Eine mitleidige Person erwirkte ihr endlich die „rules" genannte Vergünstigung, und sie legte hierauf einen kleinen Kramhandel in der Nähe des Gefängnisses an. Ihr edler Freund mußte indeß seine Großmuth sehr theuer bezahlen; zur Ergötzlichkeit einiger Freunde ließ er Mistreß Wells zu einer dramatischen Vorstellung in seiner Wohnung außerhalb der „rules" auffordern; sie willfahrte, aber da diese Thatsache bekannt wurde, mußte er nach den Englischen Gesetzen ihre Schulden bezahlen.

Mistreß Wells kehrte bald wieder in die Fleet zurück; sie verließ das Gefängniß, um die Isabelle zu spielen, und reiste dann nach Brighton. Unterwegs wurde sie angehalten und wieder in ihre gewöhnliche Residenz, das Schuldgefängniß, zurückgeführt. Ihr Schwager Samuel, der, obwohl ohne die gehofften Schätze, nach England zurückgekehrt war, befreite sie diesmal. Hierauf begab sie sich nach Edinburg, wo sie beim großen Theater angestellt zu werden hoffte; es schlug fehl, und da sie überall die Verfolgungen ihrer Gläubiger zu fürchten hatte, so suchte sie in Holgrad eine Zuflucht, der sie ebenfalls bald entrissen wurde. Dies war im Jahre 1807; sie war jetzt 45 Jahr alt, und da ihr nichts Anderes übrig blieb, so beschloß sie, zu Fuße den Weg nach London zurückzulegen. Im Jahre 1809 konnte sie endlich auf eine Pension von 55 Pfund aus der Kasse des Covent-Garden-Theaters Anspruch machen, und da hierdurch zugleich ihre Zahlungs-Unfähigkeit anerkannt war, so sagte sie für immer ihren furchtbaren Freunden, John Roe und Richard Roe, den Aufsehern des Schuldgefängnisses, Lebewohl!

Einer so langen Reihe von Abenteuern fehlte nur noch ein glücklicher Schluß, und das Schicksal, dieser vortreffliche dramatische Dichter, that seine Schuldigkeit. In ihrer Glanzperiode war Mistreß Wells mit einer Madame Bellini bekannt gewesen, die damals ebenfalls jung und reich war, und die sie jetzt arm und alt wiederfand. Die beiden alten Frauen zogen jetzt zusammen und schlossen das innigste Freundschaftsbündniß; Mistreß Wells büßte fast ihre Augen bei der Krankenpflege ihrer Freundin ein. Die an Aufwand und Verschwendung gewöhnte Schauspielerin arbeitete, nähte, gab Unterricht in der Schauspielkunst und verkaufte ihre Möbel, um ihre kranke Freundin und ihre sechsundachtzigjährige Mutter zu ernähren. So trübselig sollte es aber mit ihr nicht zu Ende gehen, und es tritt in ihrem Leben noch ein romanhafter Zwischenfall ein. Die Schwägerin der Madame Bellini war eine reiche Frau, welche plötzlich starb und sie zur einzigen Erbin einsetzte. Die erste Anwendung, welche diese von dem ihr zufließenden Reichthume machte, war, daß sie die Schulden ihrer Freundin bezahlte und sie der Nothwendigkeit enthob, ein Almosen aus der Theaterkasse anzunehmen. Die Mutter der Mistreß Wells starb bald darauf, und die beiden Alten bezogen nun ein schönes Haus, wo Mistreß Wells am 23. Januar 1829 im siebenundsechzigsten Jahre starb. (N. M. M.)

Ostindien.

Ein Indischer Prätendent.

(Nach der Revue Britannique.)

Die Stellung eines Thron-Prätendenten, welche in Europa schon so manchen Glücksritter kürzere oder längere Zeit beseligte, hat auch in Asien viel Verführerisches. Die meisten Hindoschen Fürstenthümer zählen mehrere Prätendenten, die von Seiten ihrer Anhänger, denen sie mit großer Liberalität Staatsämter in partibus zutheilen, fast abgöttischer Verehrung genießen. Diese Quasi-Potentaten machen großen Aufwand, empfangen, wie O'Connell, einen freiwilligen Tribut, heirathen mehrere Frauen und führen die behaglichste Existenz, die man sich denken kann. Einen Beweis davon giebt folgende Thatsache, welche die Aufmerksamkeit der Britischen Residenten zu Kalkutta lebhaft in Anspruch genommen hat.

Das herrschaftliche Gebiet Burdwan, welches von dem Flusse Dermuda bewässert wird, ist einer der ergiebigsten Distrikte in den Umgebungen Kalkutta's. Wie eine Oase in der Wüste, erhebt sich inmitten jener traurigen, endlosen Moore, die man Dschongle's nennt, ein weit ausgedehnter Kranz stattlicher Forsten, in deren Mitte sich blühende, von vielen klaren Bächen durchzogene Ebenen befinden: es ist die Landschaft Burdwan*). Der Reichthum ihrer Radscha's hat in neuester Zeit durch die Entdeckung eines Steinkohlen-Lagers an den Ufern des Dermuda noch einen Zuwachs erhalten; denn der Ertrag dieser Gruben, welchen man zu Wasser und in sehr kurzer Zeit nach dem etwa 12 geogr. Meilen entfernten Kalkutta transportirt, wirft großen Gewinn ab. Bengalen hat keine gesegnetere und besser angebaute Gegend, als Burdwan, das wegen seiner Kleinheit in Indien verschwindet, in Europa aber mit mehreren Königreichen sich messen könnte. Die meisten Grundbesitzer bestellen Verwalter über ihre Ländereien und wohnen in der Hauptstadt. Seit ungefähr sechzig Jahren haben die Einkünfte des reichen Distriktes sich angehäuft. Alle Bewohner der Umgegend nähren den festen Glauben, daß die Brunnen und Keller des heutigen Radscha's mit vergrabenen Schätzen angefüllt sind.

Der vorige Radscha war bigott und habgierig; demnach öffnete er seinen Palast vielen Brahmanen, die er bis zur Verschwendung freigebig bewirthete. Ganz anders zeigte sich sein einziger Sohn, Pertaub-Tschund. Dieser liebte die Engländer, trank Wein, fand Geschmack am Roastbeef, lenkte mit eigener Hand sein Tilbury und nahm an dem priesterlichen Hofe seines Vaters großes Aergerniß. Die gegenseitige Feindschaft zwischen den Brahmanen und dem muthmaßlichen Thronerben wuchs mit den Jahren.

Der Vater alterte; die Brahmanen fürchteten, durch seinen Tod die frommen Schenkungen und herrlichen Diners zu verlieren, mit denen ihr Gönner sie beseligte, und ergriffen deshalb, wenn man dem Gerüchte glauben darf, das wirksamste Mittel gegen die drohende Gefahr — sie schafften Pertaub-Tschund aus der Welt. Die näheren Umstände seines Todes erzählt man in folgender Weise. Der Prinz erkrankte plötzlich; ein Chirurg, der ihn besuchen wollte, erhielt zwar mit einiger Mühe die Erlaubniß, vor sein Bette zu treten, durfte ihm aber keine Ader öffnen, weil die Brahmanen bemerkten, daß diese Operation ihren Schastra's zuwider und folglich sündhaft sey. Des anderen Tages wurde der Patient, dessen Zustand sich verschlimmert hatte, in aller Frühe nach dem 7 geogr. Meilen entlegenen Ufer des heiligen Stromes Hugli transportirt. Hier gab er seinen Geist auf, und man verbrannte den Körper. Kein Mensch zweifelte an dem Verbrechen, aber Jedermann zitterte vor der religiösen Macht der Brahmanen. Ihr Oberhaupt, ein listiger und ränkevoller Mensch, Namens Pran-Babu, hatte einen einzigen Sohn, der eben so hieß, wie sein Vater, und auch dieselben Eigenschaften besaß. Der kinderlose alte Radscha ließ sich von dem Haupt der Brahmanen überreden, sein Land und seine Reichthümer an dessen Sohn zu vererben. Der Greis starb nach vollzogener Ernennung, und Pran-Babu der Jüngere genoß vierzehn Jahre lang ungestört die Früchte des Verbrechens seines Vaters. Aber plötzlich erscheint vor den Augen des staunenden Volkes der todtgeglaubte Prinz wieder, oder wenigstens ein Mensch, der sich für Pertaub-Tschund ausgiebt; es folgt ihm ein bewaffneter Anhang; sein Beutel ist voll Gold, seine Gestalt schön und imponirend. Die meisten Bewohner sind bereit, zu schwören, daß sie den echten Sohn des alten Radscha's in ihm erkannt haben.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Giovanni Berchet. Zu den vornehmen Lombarden, welche die Kaiserliche Amnestie Ferdinand's I. ihrem Vaterlande, das sie seit vielen Jahren nicht gesehen, wiedergiebt, gehört auch Giovanni Berchet, ein Mann mit Französischem Namen, der jedoch zu den ausgezeichnetsten Italiänischen Lyrikern der neueren Zeit gezählt wird. In Deutschland sind seine Gedichte noch wenig bekannt, weil sie bisher selbst in der Lombardei und in ganz Italien nur als verbotene Waare von Hand zu Hand gingen. In London seit mehreren Jahren lebend, hat er von dort zuweilen einen Ton seiner an den Weiden der Fremde aufgehängten Harfe, ein an den Strömen Babylons gesungenes Lied vernehmen lassen. Maroncelli sagt von Berchet: „Seine Lieder erwecken Heimweh in dem Herzen des armen Verbannten, und in der Brust derjenigen, denen es vergönnt ist, die Luft des heißgeliebten Italiens einzuathmen, fachen sie das Feuer der Vaterlandsliebe von neuem an." Gegenwärtig kehrt er mit dankerfülltem Herzen gegen die Gnade des eben gekrönten Monarchen nach seinem Vaterlande zurück, wo er, vereint mit Manzoni, Silvio Pellico, Tommaso Grossi und anderen poetischen Naturen des nördlichen Italiens, an der Wiedererweckung nationaler Poesie arbeiten kann. Seine „Romanze" gehören, dem Inhalt und der Sprache nach, zu dem Besten, was die neuere Romantik in Italien hervorgebracht — eine Romantik, die sich bisher noch von den Ausschweifungen der sogenannten romantischen Schule der Franzosen frei zu halten wußte, während sie doch, eben so wie diese, sich gewöhnt hat, die großen Dichter Englands und Deutschlands auf gleiche Stufe der Verehrung mit den Klassikern des eigenen Vaterlandes zu stellen.

*) Burdwan bildet einen der 17 Distrikte von Bengalen. Im Jahre 1814 belief sich die Zahl der Häuser desselben auf 272,934 und die der Einwohner auf 1,444,487, wovon fünf Sechstheile Hindu's und ein Sechstheil Muhamedaner waren. Die gleichnamige Hauptstadt zählt 53,227 Einwohner.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 128. Berlin, Mittwoch den 24. Oktober 1838.

Japan.

Neueste Expedition nach Japan.

Unser Landsmann, der Deutsche Missionair, Herr Karl Gützlaff, hat im vorigen Jahre versucht, mit einer Handels-Expedition nach Japan zu kommen, um dort das Christenthum zu predigen. Diese Expedition ist jedoch eben so, wie schon manche frühere, gänzlich mißlungen. Das Amerikanische Schiff „Morrison", befehligt von Capitain Ingersoll, war es, welches es sich zur Aufgabe gestellt, mit der merkwürdigen, bis jetzt nur Chinesen und Holländern zugänglichen Insel einen Verkehr anzuknüpfen. Wir besitzen zwei ausführliche Berichte über diesen verunglückten Versuch, aus denen wir unseren Lesern das Interessanteste in gedrängter Kürze mittheilen.*)

Drei Japanesen, die einzigen überlebenden Individuen von der Mannschaft einer Dschonke, waren auf der Charlotten-Insel gelandet, wo sie den Eingebornen in die Hände fielen. Ein Englischer Pflanzer aus Columbia kaufte diese Unglücklichen los und schickte sie nach England. Von England wurden sie nach Makao geschickt und kamen in den Schutz des Missionairs Gützlaff, der sich bei seinem Studium der Japanischen Sprache ihren Beistand erholte. Bald darauf langten vier andere Japanesen, die bei Manila Schiffbruch gelitten hatten, in Makao an. Das dortige Amerikanische Handlungshaus Olyphant und Comp. beschloß nun, das Schiff „Morrison" nach Jedo abgehen zu lassen, um diese sieben Individuen in ihre Heimath zu senden und bei dieser Gelegenheit einen geistlichen oder weltlichen Verkehr mit Japan zu eröffnen.

Das Fahrzeug war unbewaffnet, damit die friedliche Absicht des Besuches den argwöhnischen Japanesen schon aus der Ferne kund würde. An Bord befanden sich Herr King, ein Associé des obengenannten Hauses, mit seiner Gattin, Dr. Parker als Wundarzt und Herr Williams als Naturforscher. Man hatte die Verabredung getroffen, Herrn Gützlaff, der auf dem „Raleigh" nach Lu-tschu sich begeben hatte, dort aufzunehmen.**) Die Ladung des „Morrison" war so ausgesucht, wie man sie den Bedürfnissen der Japanesen für angemessen hielt.

Der „Morrison" verließ Makao am 3. Juli 1837 und ankerte am 12ten im Hafen Napakiang, südwestlich von Groß-Lu-tschu. Die Eingebornen sammelten sich auf dem Strande und zum Theil sogar auf den Dächern ihrer Häuser, um die fremden Besucher anzugaffen, und nach kurzer Unterredung mit einigen obrigkeitlichen Personen, die in Dschonken herbeigerudert kamen, stieg die Equipage ans Land. Dr. Parker vertheilte sogleich eine Anzahl Exemplare des Schriftchens über die Pocken-Impfung, das Sir George Staunton ins Chinesische übersetzt hatte, auch Lanzetten und Pockengift, mit deren Gebrauch er die Eingebornen in einem Vortrage unter freiem Himmel bekannt machte. Das Volk von Lutschu ist schlicht, gut geartet und höflich gegen Fremde. Man versteht und spricht hier die gebildete Chinesische Umgangs-Sprache; aber die eigentliche Muttersprache des Volkes scheint dem Japanischen verwandt; auch kennt man dort eine Schrift, die der Kata-kana gleicht.***) Die Einwohner geben keine Auskunft über ihre Gesetze und Einrichtungen. Sie versorgen fremde Schiffe mit Erfrischungen, nehmen aber, obgleich sie selbst arm sind, keine Art von Lohn dafür.

Am 17. Juli verließ der „Morrison" die Lu-tschu-Gruppe und richtete seinen Lauf, von einer mächtigen Strömung begünstigt, nach Japan. Die Hitze war sehr drückend. Die Japanesen an Bord erkannten zu ihrer großen Freude Tsunomi oder Tschanaki, ein rauhes Vorgebirg, und am 29sten erblickte man am Horizonte eine lange Reihe von Eilanden, welche von der südlichen Spitze Nipon's bis zur Bai von Jedo sich erstrecken. Die ganze Küste Nipon's bot den Reisenden ein prächtiges Gebirgs-Panorama; die Berge erhoben sich in unregelmäßigen Abstufungen bis zu mächtigen Piks, worunter auch der berühmte Berg Fasi, der gegen 14,000 Fuß messen soll. Ueberall bemerkte man die Annäherung des Schiffes, und bei einbrechender Nacht wurden Signal-Feuer auf den Höhen errichtet. Die Bai von Jedo ist an ihrem Eingange 6 bis 8 geogr. Meilen breit und erstreckt sich sechs Meilen nordwärts bis Mi-saki, der Südspitze einer kleinen Halbinsel. Mi-saki und Su-saki, zwei sehr bedeutende Vorgebirge, beschirmen den Eingang der Bai, an deren nördlichem Ende die ungeheure Hauptstadt sich erhebt, deren Bevölkerung auf zwei Millionen angeschlagen wird. Die Küsten der Bucht sind abschüssig, aber nicht hoch, und die sehr angebaute Gegend ist wegen des anmuthigen Wechsels von Hügeln und Thälern dem Auge wohlthuend.

Am Nachmittage des 30sten hörte die Equipage den Donner einer Kanone. Man glaubte anfänglich, diese Schüsse sollten nichts Anderes seyn, als ein Signal oder eine ehrerbietige Begrüßung; es folgten aber noch viele andere Schüsse, und als das Schiff dem Hafen Uragawa sich näherte, erhielt man volle Aufklärung darüber, wie es gemeint war; denn die Kugeln fielen zu beiden Seiten, etwa einen Büchsenschuß von dem Fahrzeug entfernt, ins Wasser. Sogleich ließ der Capitain Anker auswerfen, eine Maßregel, die schon wegen der nahen Brandung nothwendig wurde. Das Feuern hörte auf, sobald der „Morrison" vor Anker lag.

Der Hafen Uragawa ist der Ort, wo die Schiffe anhalten, ehe sie nach Jedo abfahren. Hier sind Beamte stationnirt, deren Geschäft darin besteht, die Papiere und die Mannschaft der ankommenden Fahrzeuge zu visitiren, vor Allem aber zu sehen, ob keine Frauen an Bord sind; denn auf Einschmuggelung ausländischer Frauenzimmer steht die Strafe der Enthauptung. Ist die Visitation in bester Form von Statten gegangen, so steuern die Schiffe nach einem anderen Hafen, Schinagawa, der nur eine halbe Meile von Jedo entfernt liegt und als eine Art Vorstadt betrachtet werden kann. Die enge Passage unterhalb Uragawa erleichtert den Japanesen die Bewachung und Vertheidigung ihrer Hauptstadt von der Seeseite.

Bald nachdem der „Morrison" sich vor Anker gelegt hatte, kam eine Anzahl Böte sehr behutsam herbeigesegelt. Der Erste, welcher es wagte, das Schiff zu besteigen, war ein alter Mann, der, auf dem Verdecke angelangt, eine so ungeheure Verbeugung machte, daß seine Nase beinahe den Boden berührte. Durch sein Beispiel ermuthigt, kamen noch viele andere Japanesen an Bord und betrachteten das Schiff mit staunender Bewunderung. Man bewirthete sie mit süßem Weine und anderen Erfrischungen; der Wein wollte den Meisten nicht munden, aber von dem Schiffs-Zwieback aßen sie Alle mit großem Appetit. Sie boten der Mannschaft Nichts zum Tausche an und wollten sich von ihren kleinen Zierrathen, ihren Pfeifen, Fächern u. s. w. nicht trennen. Die große Mehrzahl dieser Leute war, ungeachtet des kalten Regenwetters, nur dünn bekleidet und ohne Kopfbedeckung. Sie scheeren sich das Haar am Scheitel und lassen es über die Ohren zu beiden Seiten lang wachsen; dann kämmen sie es nach dem Hinterhaupte zurück und binden es, in Form eines Chignon oder Haarbeutels, am Scheitel fest, jedoch so, daß ein kleiner Tuff oder Büschel emporragt. Das Haar der Frauen ist lang und mit vielen Kämmen und anderen Zierrathen aufgesteckt. Die meisten Männer hatten einen derben, kräftigen Gliederbau und viele einen tüchtigen Bartwuchs. Herr Williams fand sie von Natur mehr kurz als lang, wogegen Dr. Parker versichert, daß der Japanese im Durchschnitt größer sey, als der Chinese und der Europäer. Ihre Physiognomie war, mit Ausnahme der langen und eng geschlitzten Augen, von dem Chinesischen Gesichts-Typus merklich unterschieden; der kürzere Hals, die stumpfere Nase und die stärker hervortretenden Backenknochen machten sie den Koreanern, Kurilen und anderen Stämmen des nördlichen Meeres ähnlicher. In phrenologischer Hinsicht hat der Japanese einen schön geformten Kopf: der Gesichts-Winkel ist groß, die Stirn hoch und breit und das ganze Vorderhaupt sehr entwickelt. Die Frauen haben gefälligere Züge, als die Männer; allein ihre Zähne sind so schwarz, als ob sie Betel kauten. Sie waren in Matten gehüllt, die wie Chinesische Regen-Mäntel aussahen, und trugen große Hüte aus Bambus-Rinde.

Die achtbareren Leute von der Gesellschaft erhielten Stücke Papier oder Karten, auf welchen in Chinesischer Schrift zu lesen war, daß die Mannschaft des „Morrison" Wasser und Proviant

*) Die Titel der beiden Schriften sind: 1) Narrative of a Voyage of the Ship Morrison etc. (Bericht über eine Reise des Schiffes „Morrison" u. s. w.) Von Wells Williams. 2) Journal of an Expedition etc. (Tagebuch einer Fahrt von Singhapohr nach Japan u. s. w.) Von P. Parker.

**) Lu-tschu ist identisch mit Liu-kiu, der bekannten Insel-Gruppe im Chinesischen Meere.

***) Vgl. den Artikel „Ueber Sprache und Schrift der Japanesen", welcher im vorigen Jahrgang des Magazins abgedruckt ist.

nöthig habe und auch mit einem Regierungs-Beamten zu sprechen wünsche. Die Meisten waren des Lesens unkundig; allein Herr Gützlaff erklärte ihnen den Inhalt der Blätter. Von den mitgebrachten Japanesen ließ sich keiner sehen, weil man es für rathsam hielt, diese Leute zu verstecken, bis ein Beamter an Bord kommen würde.

Die Japanesischen Böte waren grob, aber stark und solid gearbeitet und führten ein Segel aus starkem Zeuge. Die Fahrzeuge haben eine Länge von zwanzig bis dreißig Fuß, bei sechs oder acht Fuß Breite. Der Bug ist sehr spitz. Dr. Parker hält die Fahrzeuge dieser Nation für besser und „seewürdiger" (more seaworthy) als die der Chinesen, wie denn überhaupt fast Alles, was der Japanese baut und zimmert, einen massiveren und soliderem Charakter hat.

Man beschloß, am folgenden Tage zu landen; allein während der Nacht wurden vier Kanonen auf der nächsten Anhöhe an der Küste aufgepflanzt, und sobald der Tag graute, begann ein wohlunterhaltenes Feuer. Nachdem der Capitain vergebens eine weiße Flagge aufgezogen, ließ er schnell die Anker lichten. Als das Schiff unter Segel ging, stießen drei Kanonen-Böte, jedes mit 30 bis 40 Soldaten bemannt, vom Hafen ab und schickten ihm eine Ladung aus Drehbassen nach. Man verdankte es nur dem schlechten Japanischen Pulver und der ungeschickten Handhabung des groben Geschützes, daß der „Morrison" mit einem blauen Auge, d. h. mit geringer Beschädigung, davonkam.

Die Reisenden wollten nun bei Toba, 33 geogr. Meilen von Jedo, wo Einige der an Bord befindlichen Japanesen sich eingeschifft hatten, ihr Glück versuchen; allein der Wind trieb sie des folgenden Tages an dieser Gegend vorüber, und so beschlossen sie, nach der Bai Kagosima zu steuern, die man am 10. August erreichte.

Ein Lieutenant und vier Personen von der Mannschaft wurden an die Küste geschickt, um sich einen Lootsen zu verschaffen; sie stiegen in das erste Fischerboot und ruderten nach dem Dorfe Sataura, das ungefähr eine halbe Meile von Sionomisaki (Kap Tschitschagoff) landeinwärts liegt. Bald darauf kamen sie in Begleitung eines Japanischen Beamten und seiner Leute zurück. Der Beamte war ein Mann von einnehmendem Aeußeren und würdigem Benehmen; er trug eine blau und weiß gestreifte Robe aus Baumwollenzeug, die vermittelst eines breiten Gürtels befestigt war. In dem Gürtel steckten zwei kurze Schwerter, und an demselben hing ein Tabacksbeutel nebst Pfeife. Seine Begleiter gingen fast nackt. Er sagte unumwunden, daß man schon Vorkehrungen getroffen habe, nach dem Schiffe zu schießen, weil man es für einen Piraten angesehen. Als die Reisenden ihm eröffnet hatten, was sie eigentlich bezweckten, schien er mit großem Interesse in ihre Pläne einzugehen. Er nahm die Depeschen an den Gouverneur des Distriktes und an den Kaiser in Empfang, mit dem Versprechen, sie einem seiner Vorgesetzten einzuhändigen. Auch ließ er einen Piloten an Bord, dem er jedoch streng einschärfte, das Schiff nicht weiter in die Bucht vordringen zu lassen.

Man schickte dem „Morrison" einen Vorrath frischen Wassers, und viele Eingeborne kamen in Böten herbei, um das Schiff zu betrachten; allein sie boten Nichts zum Verkaufe. Das Volk war hier schöner und ansehnlicher, auch besser bekleidet, als in Uragawa. Einer der schiffbrüchigen Japanesen ging ans Land und wurde sehr gastfrei aufgenommen. Man erzählte ihm, das Reich sey in großer Gährung; zu Jedo fänden viele Hinrichtungen statt, und Osaka, die dritte Stadt des Reiches, sey durch die Insurgenten beinahe in Asche gelegt worden.

Die Depeschen erfolgten bald wieder zurück; ihre Ueberbringer, drei andere Beamte, sagten, der Ober-Beamte weigere sich, diese Papiere anzunehmen; indeß habe er einen ausführlichen Bericht nach Kagosima gesandt, und die Entscheidung könne nicht lange ausbleiben. Ein Lootse, den die Deputation mitgebracht, erhielt Ordre, das Schiff nach einem sicheren Ankerplatze an der Westseite der Bucht zu geleiten.

Die Schilderung, welche die schiffbrüchigen Japanesen an Bord von den friedfertigen und menschenfreundlichen Absichten der Fremden entwarfen, machte auf ihre Landsleute den tiefsten Eindruck. Ihre Aussagen wurden von den obrigkeitlichen Personen im Beisеyn der versammelten Dorfbewohner zu Papier gebracht und besiegelt. Einem dieser würdigen Herren entfuhr sogar der Ausruf: „Wahrlich, unsere fremden Gäste müssen aus edlerem Stoffe seyn, als gewöhnliche Menschen!"

Nur zu bald erfuhr man jedoch, was von Japanesischen Versprechungen zu halten sey. Bis zum 12ten blieb zwar Alles ruhig; allein es war eine Windstille, wie sie dem Orkane voranzugehen pflegt. Keine Vorräthe an Lebensmitteln wurden verabfolgt; kein Lootse erschien, um den „Morrison" nach einem besseren Ankerplatz zu führen, und kein Eingeborner durfte an Bord gehen, obgleich das Schiff genau bewacht wurde. Man sprach viel von der erwarteten Ankunft des Ober-Beamten aus Kagosima; allein es verlautete zugleich, daß die Schiffbrüchigen keine Wiederaufnahme finden würden. Am Morgen des 12ten kamen einige Fischer herangerudert und meldeten den Japanesen an Bord, das Schiff solle mit Gewalt vertrieben werden. Sie setzten wohlmeinend hinzu: „Das Klügste, was Ihr thun könnt, ist, wenn Ihr die Anker lichtet und Euch davon macht." Bald nachher bemerkte man kriegerische Rüstungen von ganz eigener Art am Ufer. Ein Haufe von Arbeitern war damit beschäftigt, sehr lange und breite Streifen Packtuch reihenweise hinter einander an Bäumen und Pfählen zu befestigen. Batterieen aus Tuch scheinen etwas gar Lächerliches, und doch mögen sie keine so üble Erfindung seyn; denn in jedem Falle muß eine Kanonenkugel viel von ihrer Wirkung verlieren, wenn sie durch vier oder fünf Stücke groben Packtuches fährt, die in kurzen Abständen und dabei schlapp ausgespannt sind. Als diese transportabeln Forts errichtet waren, sah man ein Detaschement von einigen hundert Soldaten, die Torniſter auf dem Rücken trugen, im Geschwindschritt hineinmarschiren, und sogleich begann ein lebhaftes Feuer aus großem und kleinem Geschütze. „Das Schiff" lichtete die Anker und ging unter Segel; allein man konnte, da vollkommene Windstille herrschte, nur langsam und mit großer Anstrengung aus dem Bereiche der Geschütze kommen. Achtzehn Stunden lang befand sich der „Morrison" zwischen zwei Feuern, die von beiden Seiten der etwa eine geogr. Meile breiten Bai ihn begrüßten, und es fehlte jedes Mittel zur Gegenwehr.

Alle Hoffnungen der Expedition waren gescheitert. Die armen schiffbrüchigen Japanesen sahen sich nun für immer von ihrer Heimath abgesperrt und zeigten große Entrüstung über diesen schnöden Empfang von Seiten ihrer Landsleute. Zwei von ihnen schoren ihre Häupter vollständig, zum Zeichen, daß sie ihrem Vaterlande auf ewig entsagten. Man hielt es aus verschiedenen Gründen nicht für rathsam, nach Nangasaki zu steuern, und auch die Japanesen an Bord wollten in jenen Hafen durchaus nicht gelandet seyn. Der „Morrison" sagte den Gestaden des ungastlichen Landes ein für alle Mal ein verdrießliches Lebewohl und trat die Rückreise nach Makao an.

Die beiden Berichterstatter betrachten das Resultat des Unternehmens nicht von gleichem Standpunkte. Dr. Parker bricht über die Verfahrungsweise der Japanesen ganz unbedingt den Stab; er behauptet, sie hätten das Völkerrecht gröblich verletzt, und diese Verletzung dürfe nicht ungeracht bleiben. Herr Williams urtheilt ruhiger und parteiloser; er bemerkt, es dürfe sich wohl verlohnen, wenn man über das Betragen der Wallfischfahrer, welche die Ostküsten Japans besuchen, an der rechten Quelle Erkundigungen anstellte, um zu erfahren, ob diese Leute in ihrem Verkehre mit Eingebornen immer so sich benehmen, daß kein ungünstiges Licht auf die Europäer fällt. Wahrscheinlich haben die willkürlichen Handlungen, die diese Wallfischfahrer sich zuweilen gestatteten, die Japaner veranlaßt, sich nun um so strenger gegen den Verkehr mit Europäern abzuschließen.

Ostindien.

Ein Indischer Prätendent.

(Schluß.)

Die Erzählung, durch die er seine lange Abwesenheit motivirt, enthält nichts Unwahrscheinliches. „Ich bin", so sagt er, „durch ein wahres Wunder meinen Mördern entronnen. Ehe das Gift, das sie mir gegeben, seine letzten Wirkungen hervorgebracht hatte, transportirten mich die Brahmanen, wie Ihr wißt, nach Kulna, an die Ufer des Hugli. Ich schlief, oder schien zu schlafen, als ich hörte, wie meine Mörder sich darüber beriethen, ob sie mir eine neue Dosis Gift beibringen oder durch Erdrosselung meinem Leben ein Ende machen sollten. Der Fluß war nicht weit; ich benutzte einen Augenblick, als sie mich unbewacht ließen, sprang in das Wasser und gelangte, trotz meiner Schwäche, an das jenseitige Ufer. Dort sank ich erschöpft und bewußtlos nieder, und ohne Zweifel hat der tiefe Schlaf, der mich überfiel, mein Leben gerettet, indem er meine Kräfte herstellte. Eine himmlische Erscheinung — gewiß war es Brahma selbst — sprach im Traume zu mir: „„Du sollst die Gräuel, so Du in Deiner Jugend begangen, indem Du mit unreinen Christen Freundschaft knüpftest und von dem Fleische der heiligen Kuh aßest, durch vierzehnjährige Pilgerfahrten und Kasteiungen büßen. Verlasse die Heimath, werde ein Fakir und bereue Deinen bisherigen unreinen Lebenswandel, der Dich an den Rand des Grabes gebracht. Ich verheiße Dir Deinen Lohn, in diesem Leben und jenseits."" Ich habe dem göttlichen Befehl gehorcht; vierzehn Jahre lang war ich ein elender wandernder Bettler und litt Hunger und Durst in der Einöde. Nun aber die mir auferlegte Buße zu Ende ist, komme ich wieder und verlange die Privilegien meiner Kaste, die Rechte meines Ranges und mein Erbtheil, das mir durch den Sohn meines Mörders entrissen worden."

Diese Erzählung fand um so leichter Glauben unter den Bewohnern des Distriktes, als man in der Herrschaft des jungen Pran-Babu nichts weiter als eine Usurpation sah. Das Geld, welches Pertaub mit vollen Händen vertheilte, die Stärke seines bewaffneten Anhangs (700 Mann), seine prächtigen Versprechungen und endlich die Unzufriedenheit, welche der unersättliche Geiz des jungen Radscha's veranlaßte, erleichterten die Ausführung der Projekte unseres Abenteurers. Er hatte Jedem, der in seine Dienste trat, zehn Rupien versprochen, und viele Bewohner der Gebirge waren seiner Fahne zugeeilt. Die friedliche Bevölkerung von Burdwan versuchte gar keinen Widerstand, und die armen, aber tapferen Bergbewohner hofften von ihrer Seite, daß, im Fall ein Kampf ausbräche, die Plünderung des Distriktes sie bereichern würde. Zu allen diesen günstigen Umständen kam noch die Verschlagenheit des Glücksritters, der Alles, was ihm Vortheile verschaffen konnte, zu benützen verstand. Als er vernommen hatte, daß ein von General Molabasind kommandirtes Regiment auf dem Rückwege aus Nepal nach Kalkutta sey, folgte er dem Marsche desselben beinahe Schritt vor Schritt, verbreitete das Gerücht, er bilde den Nachtrab des Generals, und machte

die Leute glauben, Rendschit-Singh wolle seine Sache unterstützen, ja, das ganze nördliche Indien werde zu demselben Zwecke sich bewaffnen.

Schon war der Prätendent, ohne den geringsten Widerstand zu finden, bis an die Gränze gekommen. Die wenigen in Burdwan angesessenen Europäer, welche mit der öffentlichen Meinung vertraut waren, rüsteten sich zur Flucht. Der kluge Anführer unterwarf alle seine Leute der strengsten Mannszucht; seine Soldaten verübten keine Art von Gewaltthätigkeit und plünderten nirgends; man zahlte für alle Bedürfnisse baar und pünktlich; die Gesetze wurden musterhaft beobachtet. Der Britische Resident des Distriktes, Herr Elliott, empfing ein sehr höfliches Schreiben, worin Pertaub ihn von seiner Ankunft in Kenntniß setzte und ihm erklärte, er wolle nur seine Ansprüche auf Titel und Verlassenschaft seines Vaters geltend machen. Herr Elliott forderte ihn auf, sich in dem Tschotscheri (Hotel des Residenten) einzustellen und persönlich deshalb zu verantworten, warum er mit einer bewaffneten Eskorte das Land durchzöge. Die Replik des Prätendenten war ausweichend; er verschob den Besuch auf einen anderen Tag und richtete demnächst seinen Marsch nach der vornehmsten Stadt von Bankorah, in welche er unter dem Zujauchzen der Bevölkerung einzog. Diese Mischung von Klugheit, List und Verwegenheit erreichte ihren Zweck; der Prätendent speiste bei einem Notabeln der Stadt und übernachtete in einem Tschutti oder Dorfe, das ein paar Stunden weiter lag und wo die Pilger zu verweilen pflegten. Dieses Tschutti war von dichtem Dschongle umgeben und bestand aus mehreren ziemlich krummen Gassen, durch die man leicht entkommen konnte; außerdem hatte Pertaub vier Tschupraſſi's (mit Säbeln bewaffnete Soldaten) als Schildwachen aufgestellt.

Das Verfahren des Prätendenten gab ein zu gefährliches Beispiel, als daß die Britische Regierung nicht auf strenge und rasche Maßregeln hätte bedacht seyn sollen. Man wollte sich der Person des vorgeblichen Prinzen versichern, der zwar in gesetzlichem Sinne keine strafbare Handlung begangen, aber durch seine Schilderhebung den Statthalter des Distriktes beunruhigt hatte. Die Englischen Truppen haben ihre Kantonnements immer ein paar Stunden von den vornehmsten Distrikt-Orten. Damals lag das 31ste Regiment in Burdwan, und ein Lieutenant desselben wurde mit der Expedition beauftragt. Dieser mußte die größte Behutsamkeit anwenden, um die Spione zu täuschen, welche Pertaub in Bankorah gelassen hatte. Er trat während der Nacht seinen Marsch an und ging um die Stadt herum. Die Spahi's erhielten die Weisung, nur auf ausdrücklichen Befehl ihres Chefs Feuer zu geben, und vier der stärksten Soldaten übernahmen es, je einen Tschupraſſi zu knebeln und festzuhalten, während die Uebrigen in Pertaub's Quartier eindringen sollten. Alles ging von Statten, wie man vorhergesehen. Die unversehens überfallenen Tschupraſſi's ließen sich knebeln, und der bedächtige Marsch der Spahi's weckte keinen Bewohner aus dem Schlafe. Pertaub lag sorglos auf seinem Tscharpeu — einem sehr niedrigen Hindu'schen Bette — und ein Günstling, den er schon vorweg zu seinem ersten Minister ernannt hatte, leistete ihm Gesellschaft, als plötzlich der Lieutenant mit einem Pistol in der Hand eintrat. Der Prätendent griff nach seinem Säbel; aber schon bedrohte die Mündung des Pistols seine Stirn, und ein Haufe Spahi's drang mit gefällten Bajonetten in das Gemach. Von lauter Feinden umringt, resignirt sich Pertaub als echter Orientale: er springt von seinem Lager empor, fährt in seine Papuschen, liefert den Degen ab und folgt dem Lieutenant. Das Zimmer wurde durchsucht, und man fand drei Flaschen Branntwein, zum deutlichen Beweise, daß der Herr Prätendent, trotz Brahma's gutem Rathe, den Jugend-Sünden des Pertaub-Tschund nicht ganz entsagt hatte. Außerdem fiel eine Schachtel mit Papieren, welche über die Mitschuld mehrerer Bewohner von Burdwan keinen Zweifel ließen, den Suchenden in die Hände.

Der Pseudo-Pertaub zeigte in seinem Mißgeschick, so unerwartet es über ihn hereingebrochen war, große Fassung und Seelenstärke. Er benahm sich sehr höflich gegen den Lieutenant, der ihn arretirt hatte, empfahl ihm seine Papiere und sein Geld und sagte ihm, er glaube schwerlich, bis Bankorah gehen zu können, da er gewohnt sey, sich im Palankin tragen zu lassen. Der Lieutenant entgegnete hierauf etwas spöttisch, eine Fußreise sey zwar keine leichte Anforderung an einen Radscha; wer aber so lange Pilgerreisen als Fakir gemacht habe, dem müßte diese Art, zu wandern, schon weniger sauer werden. Dennoch erfüllte er den Wunsch seines Gefangenen, der ihm wegen seines guten Humors persönlich lieb wurde, und verschaffte ihm das gewünschte Palankin.

Mit der Gefangennehmung des Prätendenten war aber die Sache noch lange nicht abgethan. Pran-Babu, der Sohn des Brahmanen, schwebte in großer Gefahr. Pertaub hatte im ganzen Lande Proclamationen verbreiten lassen, worin er die Unterthanen aufforderte, dem Usurpator keine Art von Abgabe zu entrichten. Er verhieß ihnen bedeutende Erleichterung ihrer Lasten, beschuldigte Pran-Babu der Habsucht und Erpressung und schmeichelte allen ihren Hoffnungen. Dieses Mittel hatte die Wirkung, daß alle Feinde und Neider des Titulair-Radscha's für den Prätendenten Partei nahmen; sie bestachen Advokaten, die sie nach Bankorah schickten, und rafften überall Zeugen zusammen, welche bereit waren, des Prätendenten Rechte eidlich zu erhärten.

Die geistige Bildung des Pseudo-Pertaub, der Englisch, Persisch und Hindustanisch mit gleicher Fertigkeit redete, sein würdevolles und doch leutseliges Benehmen und die imposante Schönheit seiner Gestalt gewannen ihm alle Herzen, in Burdwan wie in Kalkutta. Hätte er, statt an der Spitze eines bewaffneten Haufens vorzurücken und der eifersüchtigen Suprematie Englands einen Schreck einzujagen, sein Gesuch unmittelbar dem Tribunale von Kalkutta vorgelegt, so hätte er sicherlich Gehör gefunden und säße nun als wohlbestallter Radscha in Burdwan.

Pran-Babu, der recht gut wußte, daß er den Bauern eben so verhaßt war, wie seinen Kollegen, den Kaufleuten von Kalkutta, versuchte durch Gold ein juristisches Heer zu werben, das er dem seines Feindes gegenüberstellen könnte. Der Chirurg des Britischen Gouvernements in Burdwan, welcher die Vollmacht hatte, solche Maßregeln zu ergreifen, die ihm zweckmäßig erscheinen dürften, weigerte sich, Pran-Babu's Agent in dieser Sache zu werden, ohne Zweifel aus Furcht vor dem allgemeinen Unwillen, den eine solche Intervention erregen mußte. Was die Brahmanen betrifft, so ließen sie ihren Mitbruder nicht im Stiche und hörten auf die Stimme ihres persönlichen Vortheils. Sie kampirten unter den Mauern von Bankorah, sammelten Zeugen, besoldeten Gerichts-Personen u. s. w. Pran-Babu gab Alles, was man von ihm verlangte. Die Stadt Bankorah hatte das merkwürdige Schauspiel zweier juristischer Armeen, aus Zeugen und Sachwaltern zusammengesetzt, die einander gegenüber ihre Zelte aufschlugen; dennoch kam es, außer einer Reihe von Bällen und anderen Lustbarkeiten, zu keinem entscheidenden Ergebniß. Um seine Wichtigkeit zu erhöhen, benahm sich der Gefangene immer wie ein Prinz, der noch im Unglück edlen Stolz bewahrt und seines endlichen Triumphes gewiß ist. Er wollte von einer prächtigen militairischen Eskorte durch die Provinz geleitet seyn, und die Britische Behörde hatte viele Mühe, seinen Anforderungen zu wehren, die alle dahin abzweckten, ihn mit einer volksthümlichen Glorie zu umgeben. Man sorgte dafür, daß er Nachts am Hugli anlangte. Die Wohnung, welche ihm als Staatsgefangenen angewiesen war, ließ er prächtig möbliren; er empfing Besuche und führte ein fürstliches Leben, das seinen Ansprüchen gemäß war. Von allen Seiten strömten ihm freiwillige Contributionen und werthvolle Geschenke zu, und seine kleine Armee blieb selbst in der Abwesenheit ihres Chefs auf dem Kriegsfuße. Das Britische Gouvernement blickte mit Unruhe auf einen Gährungsstoff, dessen wahre Ursache eine dem Britischen Interesse nicht eben günstige Gesinnung war.

Was aber die Befürchtungen des Gouvernements und die Hoffnungen der Anhänger des Prätendenten verdoppelte, war ein neuer Umstand, der die Sache Pertaub's sehr zu fördern schien. General Allard, der bekannte Französische Offizier im Dienste des Rendschit-Singh, kam aus Frankreich zurück, wo sein langer weißer Bart und seine Indische Gemahlin unendlich viel Aufsehen erregt hatten. Er hörte auf der Durchreise von dem Pseudo-Radscha und ließ sich ihm vorstellen. Trotz der kostbaren Stoffe, mit denen Pertaub angethan war, trotz der Perlen und blitzenden Juwelen, die ihn von Kopf bis zu Füßen schmückten, erkannte der Französische General in ihm sogleich einen Fakir, mit dem er zu Lahohr bekannt gewesen. Die Erzählung Pertaub's erhielt durch dieses Wiedererkennen von Seiten Allard's einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, und der Prätendent konnte nun um so mehr auf Glauben rechnen, wenn er — was er wirklich that — seinen Anhängern sagte, der General sey ein Abgeordneter des Rendschit-Singh und habe ihm dessen Vorhaben eröffnet, mit einem Heere in Bengalen einzurücken und der gestürzten Legitimität wieder emporzuhelfen.

Man zögerte mit Eröffnung der Debatten, ohne Zweifel, um die Aufregung des Volkes vorübergehen zu lassen; denn keine Art von Parteien-Kampf, und würde er noch so hitzig geführt, hat im Orient bedeutende Nachwirkungen, sobald die eine Partei unterlegen ist. Du findest sehr leicht Menschen, die bereit sind, mit Dir und für Dich zu sterben; aber keinen, der Dir noch anhinge, wenn Deine Sache einen bedenklichen Stoß erhalten hat. Der Glaube an Fatalismus ist im ganzen Orient überwiegend, und kein Projekt, das einmal gescheitert ist, wird wieder hervorgesucht. Die Britische Regierung wußte darum recht gut, daß man nur die erste Aufwallung der Unzufriedenheit des Volkes zu befürchten habe. Nachdem der oberste Gerichtshof in Kalkutta den Prätendenten zu sechsmonatlicher Haft verurtheilt hatte, weil er so weit gegangen, an der Spitze eines bewaffneten Trupps aufzutreten, wurde das Volk allmälig seiner überdrüssig. Der Richterspruch schien übrigens allen Eingebornen sehr hart, während er die Engländer unbefriedigt ließ. Noch im Gefängniß lebte Pertaub auf Kosten seiner Parteigänger herrlich und in Freuden.

Die Zeit, welche alle Schleier lüftet, verschaffte der Welt endlich auch über die wahre Abkunft des Prätendenten Aufklärung. Einige Bewohner von Kischnagur, einer Stadt, die wegen ihres Tempels und wegen der Pilgerfahrten, die nach diesem Tempel unternommen werden, weit berühmt ist, waren zufällig am Hugli anwesend, als der Pseudo-Prinz dort ankam. Die Neugier reizte diese Leute, ihn zu sehen, und sie staunten über seine Aehnlichkeit mit dem Sohne eines Priesters am großen Tempel zu Kischnagur, der seit mehreren Jahren verschollen war. Sie wagten es nicht, die vermuthete Identität Beider öffentlich zu behaupten; allein das Gerücht von ihrer muthmaßlichen Entdeckung verbreitete sich unter den Britischen Offizieren, und der junge Lieutenant, welcher Pertaub verhaftet hatte, bemühte sich, über die Sache ins Klare zu kommen. Er ließ einige Deutsche Missionaire, die längere Zeit in Kischnagur gewohnt, zu sich bescheiden und ersuchte sie, den Gefangenen genau zu beobachten,

um über die wirkliche oder vermeintliche Identität desselben mit Tschamanundo (so hieß der Sohn jenes Priesters) ins Klare zu kommen. Es ließ sich mit Wahrscheinlichkeit voraussetzen, daß die Deutschen Missionaire den Tschamanundo wiedererkennen würden, und dies geschah wirklich. Als der Prätendent die Beiden eintreten sah, behielt sein Gesicht die frühere Fassung; auch unterhielt er sich ruhig mit ihnen; aber ein schweres Athemholen und konvulsivische Erhebungen seiner Brust bezeugten, welcher Kampf in ihm vorging. Er war allerdings der Sohn des Tempelhüters zu Tschnagur; er hatte aus Beweggründen, die unbekannt geblieben, seine Vaterstadt plötzlich verlassen und im Kostüm eines Fakirs einen großen Theil Indiens durchwandert. Zu Lahohr war er wirklich mit General Allard bekannt und befreundet worden.

Man hat nicht erfahren können, durch welchen Zufall der Abenteurer von den Geheimnissen der Familie des Radscha's von Burdwan Kunde erlangte; wie dem aber auch sey, er war im Besitze aller dieser Geheimnisse, und sie kamen ihm trefflich zu Statten. Noch jetzt lebt der Pseudo-Pertaub in Kalkutta, hält ein offenes Haus, bewirthet seine Freunde sehr freigebig und versichert, er werde um Cassation des gegen ihn gefällten Erkenntnisses einkommen. Unterdeß sorgen die Mißvergnügten und die Feinde Pran-Babu's nach besten Kräften dafür, daß es dem Manne, auf welchen sie so große Hoffnungen setzen, an nichts gebreche, was zu den Annehmlichkeiten des Lebens nothwendig ist.

(Revue Britannique.)

England.

Bibliographie.

Affection's Keepsake, 1839. — 2½ Sh.
Beauties of the court of Charles II. — Zweite Aufl. 2 Bde. 45 Sh.
Burns' principles of Surgery. — 2 Bde. 24 Sh.
Notes on Joshua and Judges. — Von Bush. 6 Sh.
Diss. on unaccomplished Prophecy. — Von W. S. Chauncy. 10½ Sh.
Elliot's travels in Austria, Russia and Turkey. — 2 Bde. 30 Sh.
The poetry of travelling in the United States, with a week among Autographs by S. Gilman. — Von Caroline Gilman. 10½ Sh.
Hawkshaw's reminiscenses of South-America. — 5½ Sh.
History and topogr. of the republic of Texas („the Italy of America"). — 6 Sh.
Truths from the West Indies. — Von S. Hodgson.
A system of pract. Surgery. — Von J. Lhars. 10½ Sh.
Loudon's Hortus Lignosus Londinensis. — 7½ Sh.
An essay on Probabilities and on their application to Life Contingencies and Insurance Offices. — Von A. v. Morgan. 6 Sh.
On the Solar System. — Von J. P. Nichols. 10½ Sh.
Parker's missionary tour beyond the Rocky Mountains. — 8 Sh.
Treatise on the structure and diseases of the Ear. — Von G. Pilcher. 10½ Sh.
Quebec and New York, or „The three beauties", an hist. romance of 1775. By the author of „The pirate of the gulf". — 3 Bde. 27 Sh.
Examination of Phrenology. — Von Sewall. 3 Sh.
Sketches in London, by the author of „Random recollections". With 24 humorous illust. by Phiz and others. — 13 Sh.
Transactions of the Entomological Society. — Band II. Theil 2. 4½ Sh.
On human Responsibility. — Von Wayland. 3½ Sh.
Illustrations of the Zoology of South Africa. P. 3. (Insects.) — Von A. Smith. 4. 16 Sh.

Frankreich.

Bibliographie.

Mémoires sur la Restauration etc. — Von der Herzogin von Abrantes. 6 Bde. Jeder Bd. 7½ Fr.
Catherine de Navarre, hist. de la réforme, 1520—1604. — Von E. Aubr. 2 Bde. 15 Fr.
Philippe III. — Tragödie in 5 Akten, von Andraud.
Vie de Richard Nervil. — Von Ch. Chardon. 7½ Fr.
Théorie de l'Homme intellectuel et moral. — Von S. E. H. Crot. Zweite Aufl. 2 Bde. 12 Fr.
Description des Machines et procédés consignés dans les brevets d'invention. T. XXXIII. 4.
Lettres historiques. L'Espagne, Charles V. et l'Alliance anglaise. — Von Fr. Dolle. 1½ Fr.
Cahiers de Géographie hist. Géogr. polit. de la républ. romaine et de l'empire 2 cahiers. Géogr. ancienne P. 1. 2. — Von V. Duruy und Barette.
Variété ou choix d'Ornemens. Recueil faisant suite aux Mélanges d'ornemens, composé en grande partie de copies exactes de gravures des 16e, 17e et 18e siecles. — Von C. Leconte. Lief. 1—12. Fol. Jede Lief. 5 Fr.
Manuel pratique sur la culture du Pastel et l'extraction de son Indigo. — Von Lefebvre de la Millerane.
Recherches sur l'origine, la destination, chez les anciens, et l'utilité actuelle des Hiéroglyphiques d'Horapollon. — Von Ch. Leuormand. 4.
Mémoires de la Société royale des Sciences, de l'Agriculture et des Arts à Lille. 1836, 37. et 1re partie de 1838. — Lille.
Les droits de la femme. — Schauspiel von Th. Muret. 30 Cent.
Dictionnaire de Médecine, de Chirurgie, de Pharmacie etc. — Von Nysten. 7te Aufl. 11 Fr.
Recueil de Mémoires de Médecine, de Chirurgie et de Pharmacie milit. — 44ster Band.
Cours complet de dessin linéaire et perspectif. — Von Thenot. 6te (und letzte) Lief. 4. Preis des ganzen Werkes 9 Fr.
Triomphe de l'Evangile, ou mémoires d'un homme du monde, revenu des erreurs du philosophisme moderne. — Aus dem Spanischen übersetzt von J. F. A. Bunnand des Echelles. 4 Bochen. Lyon. 6 Fr.

Schweden.

Bibliographie.

Ett Ar i Köpenhamn. — Von C. Bernhard. Uebersetzung. 2 Thle.
Bilder ur Stockholmslifwet. Zweites Heft. 12 sk.
Hand-Bok uti Tackling — Von A. Boström. Zweites Heft. Mit Kpfr. 14—20. Carlskrona. 1 Rdlr.
Dikter i Prosa. Swenskt Original. — 16 sk.
Predikan om Jesus. — Von Drakeke. Uebersetzt von Holmgren. Strengnäs. 16 sk.
Ungraren. — Von C. Herloßsohn. Uebersetzung. 3 Thle. 2 Rdlr. 12 sk.
Menniskolifwets Åldrar, framställda uti Årets Tider. — Von G. G. Ingelman. Mit 16 Kpfrn. 1 Rdlr.
Pasquiller, Skådespel. — Von Malitz. Uebersetzung. 24 sk.
Minnen af Portugal, 1837. — Von A. L. 1 Rdlr.
Rofrarne i Schwarzwald. — Von L. Nellstab. Uebersetzung.
Swenska Lakare-Sällskapets nya Handlingar. 2ter Band. 2 Rdlr. 40 sk.
Tidskrift i Sjöwäsendet. Erstes Heft. 1838. Carlskrona. 16 sk.
Skandinaviens Fiskar, målade efter lefwande Exemplar. — Von W. v. Wright, mit Text von B. F. Fries und C. U. Ekström. Zweites Heft mit 7 Kpfrn. 2 Rdlr., illum. 4 Rdlr.

Mannigfaltiges.

— Napoleonisches Conversations-Lexikon. Ein Französischer Literat, Herr Damas-Hinard, ist auf den Einfall gerathen, die Aussprüche und Urtheile Napoleon's über Menschen und Dinge alphabetisch zu ordnen und als Lexikon zum beliebigen Aufschlagen herauszugeben.*) Sowohl im Staatsrath, als in seinen Proclamationen und Handschreiben, noch mehr aber in seinen Unterhaltungen auf St. Helena, hat sich Napoleon, wenn auch meistens nur gelegentlich, doch immer charakteristisch, über eigene Regierungs-Handlungen, über historische Zustände und wissenschaftliche Fragen ausgesprochen. Man findet daher in diesem Buche Wahrheiten und Irrthümer über die verschiedensten Dinge neben einander: eine Kritik von Virgil's Aeneide neben einer strategischen Abhandlung über die Schlacht von Waterloo, eine Theorie der Ehescheidungen neben einer Rechtfertigung des Kontinental-Systems, Aussprüche über Hannibal und Cäsar, wie über Voltaire und Talma, kurzum ein eben so durch den Darsteller interessantes, als hinsichtlich des Dargestellten mangelhaftes Conversations-Lexikon. Daß der große Eroberer Manches rechtfertigt, was die unparteiische Geschichte nicht in Schutz zu nehmen vermag, Manches verwirft, was in den Augen der Menschenliebe und der Billigkeit geheiligt ist, versteht sich von selbst; aber auch Urtheile, die eines weisen Regenten würdig sind, finden sich in Menge. Wir wählen als Probe die nachstehende Bemerkung, die Napoleon im Staatsrathe ausgesprochen, als über die Stiftung des Ordens der Ehrenlegion und über die Frage deliberirt wurde, ob dieser nicht bloß ein militairischer, sondern auch ein bürgerlicher Orden seyn solle? „In allen Ländern und zu allen Zeiten", sagte der damalige erste Konsul, „hat am Ende die Bürgertugend über die Gewalt den Sieg davongetragen. Die Bajonette beugen sich vor dem würdigen Diener des Herrn, wie vor den ausgezeichneten Männern der Wissenschaft. Ich habe früher schon den Militairs, die daran nicht recht glauben wollten, vorhergesagt, daß eine bloße Soldaten-Regierung in Frankreich unmöglich sey, wenn das Land nicht funfzig Jahre lang in tiefster Unwissenheit gehalten werde. Alle Versuche dieser Art werden scheitern und ihre Urheber zu Grunde richten. Nicht als General regiere ich, sondern weil das Land der Meinung ist, daß ich die Bürgertugenden besitze, die zum Regieren nothwendig sind. Wäre die Nation nicht dieser Ansicht, so könnte sich auch die Regierung nicht halten. Ich wußte recht gut, was ich that, als ich, ein General der Armee, die Würde eines Mitglieds des Instituts annahm; ich war überzeugt, auch vom letzten Trommelschläger verstanden zu werden. Man muß die gegenwärtige Zeit nicht auf Jahrhunderte der Barbarei verweisen. Wir sind dreißig Millionen, die das Band der Wissenschaft, des Besitzthums und des Handels zusammenhält. Drei- oder viermalhunderttausend Soldaten sind nichts gegen diese Masse. Der General, der Großes ausführt, besitzt gewiß auch bürgerliche Tugenden; weil er als der Verständigste gilt, darum achtet ihn der Soldat am meisten. In dem Augenblicke, wo er nicht mehr im Dienste sich befindet, tritt er in die bürgerliche Ordnung wieder ein. Die Soldaten selbst sind nur die Söhne von Bürgern. Die Armee ist die Nation. Der Militair ist gewohnt, seinen Willen despotisch durchzusetzen; der Bürger unterwirft Alles der Diskussion, der Wahrheit, dem Verstande. Kommt es daher auf die Stellung an, so nehme ich gar keinen Anstand, die erste dem Bürgerlichen anzuweisen. Wollte man die Menschen als Militairs und Bürgerliche unterscheiden, so würde man zweierlei Ordnungen gestatten, während es doch nur Eine Nation giebt. Wenn man die Auszeichnung nur den Militairs ertheilte, so würde das noch viel schlimmer seyn, denn alsdann bedeutete die Nation so viel als gar nichts. Wenn die Ehrenlegion nicht die Belohnung der bürgerlichen eben so wie der militairischen Verdienste wäre, so würde sie aufhören, Ehrenlegion zu seyn. Der Soldat, der weder lesen noch schreiben kann, wird stolz seyn, sein Blut für das Vaterland um den Preis vergossen zu haben, dieselbe Auszeichnung zu tragen, die den großen Talenten des Bürgerstandes zu Theil wird, und andererseits werden diese wieder einen um so größeren Werth auf solche Belohnung ihrer Arbeiten setzen, als sie zugleich die Auszeichnung der Tapferen ist."

*) Napoléon, ses opinions et jugemens sur les hommes et sur les choses, recueillis par ordre alphabétique, avec une introduction et des notes, par M. Damas-Hinard. — Paris, 1838.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumeriert auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllobl. Post-Aemtern.

№ 129. Berlin, Freitag den 26. Oktober 1838.

Frankreich.

Der Halsband-Prozeß*).

Es lebte in Paris eine Gräfin von Lamotte, welche noch jung, ziemlich hübsch, geistreich und in Ränken ungemein bewandert war. Diese Frau war der letzte Sprößling aus dem Blute der Valois, von denen sie durch einen Bastard Heinrich's II. abstammte. In ihrem frühesten Alter starb ihr Vater im Hôtel-Dieu, und als eine arme Waise verschaffte sie sich durch Almosen ihren Unterhalt, bis endlich durch die herzliche Theilnahme, welche die Gräfin von Boulainvilliers dem verlassenen Kinde schenkte, ihre vornehme Abkunft erwiesen ward. Ein elender Wicht heirathete sie aus Speculation; sie hielt hauptsächlich bei großen Herren um Unterstützung an, die ihr denn auch unter verschiedenen Namen in vollem Maße zufloß. Der Wunsch, an den milden Spenden aus der Staats-Armenkasse gleichfalls Antheil zu haben, hatte sie zu dem Fürsten Ludwig von Rohan geführt, weil dieser hochgestellte Geistliche (er war nämlich Kardinal und Bischof von Straßburg) das Amt eines Groß-Almoseniers von Frankreich verwaltete. Obwohl schon ein Funfziger, fand dieser Mann noch immer Geschmack an den Ausschweifungen der Jugend; ein Prasser ohne Gleichen, begriff er gar nicht, wie er sich auszudrücken pflegte, daß ein anständiger Mann mit einer jährlichen Einnahme von 1,200,000 Livres sein Haus sollte bestreiten können. Die Einkünfte, welche er bloß aus dem Bisthum Straßburg bezog und die sich auf 400,000 Livres beliefen, reichten kaum zur Deckung der Kosten hin, die er auf sein Schloß in Elsaß-Zabern verschwendete. Daher geschah es nicht selten, daß ein Theil der ihm als Groß-Almosenier anvertrauten Gelder, anstatt Unglücklichen damit aufzuhelfen, zur Tilgung der Schulden, die seine unerhörten Schwelgereien veranlaßten, benutzt wurde. Dieser Fürst war bei Hofe in gänzlicher Ungnade, die noch aus der Zeit herrührte, wo er in Wien als Gesandter gelebt und unbesonnener Weise den Gegnern der Dauphine manchen Dienst geleistet hatte, weshalb auch die Kaiserin Maria Theresia auf seine Abberufung gedrungen hatte. Bei seiner Rückkehr ergriff er ein kühnes, sträfliches Mittel, sein Unrecht vergessen zu machen; er wagte es, für seine Gebieterin eine brennende Leidenschaft zu heucheln; indeß Marie Antoinette hatte ihn bald in seine Schranken zurückgewiesen. Die Ungnade beugte um so mehr den Stolz des Kardinals, als er sich zur Leitung des Staats geboren und berufen dünkte; und in seinen Unterhaltungen mit Bekannten begegnete es ihm mitunter, daß er sich bitter über die Feindseligkeit der Königin ausließ, die, wie er meinte, ihm allein den Eintritt ins Ministerium versperre. Frau von Lamotte, die ihm sehr wohl zu gefallen wußte und unter die Zahl der Frauen gehörte, mit welchen er im innigsten Verkehr lebte, berechnete und überblickte bald den Vortheil, den sie von einem eitlen und leichtgläubigen Manne ziehen könnte, von einem Manne, den der vertraute Umgang mit Cagliostro förmlich unfähig gemacht zu haben schien, die argen Späße zu begreifen, die man sich nun gegen ihn erlauben wollte.

Eines Tages also kömmt der Fürst aus Zabern zurück; die Gräfin tritt ihm mit freudestrahlendem Antlitz entgegen und redet ihn mit den Worten an: daß sie während seiner Abwesenheit die Königin, die sie mit besonderen Gunstbezeugungen überhäufe, zu wiederholten Malen insgeheim gesehen; daß sie es gewagt habe, den Namen ihres Wohlthäters zu erwähnen; daß sie gefunden, wie die wider ihn vorgefaßte Meinung allmälig schwinde, und daß sie sich schmeicheln dürfe, bald dahin zu gelangen, wo Marie Antoinette ihm wieder ihre Gewogenheit schenken würde. Diese Erzählung versetzte ihn in einen Freudentaumel und belebte ihn mit neuer Hoffnung. Wie, fragen wir, konnte der Kardinal der angeblichen Vertraulichkeit einer Herrscherin mit einer Person von zweifelhaftem Charakter auch nur im Entferntesten Glauben beimessen? Es fehlt uns wirklich an Ausdrücken, um dergleichen Schändlichkeiten gebührend zu bezeichnen: eine unsittliche, durchaus entartete Kreatur dichtet einer sittlich hochstehenden Frau Neigungen an, die sie nie gehegt, und er, der vermessene Thor, läßt sich berücken, und seine unlautere Phantasie thut das Uebrige. Er beschwor die Gleißnerin, ihre Maßregeln weiter auszudehnen; sie begab sich hierauf nach Versailles, verweilte daselbst mehrere Stunden in einem Gasthause und kehrte zurück, um dem verblendeten Fürsten eine Menge neuer Mährchen aufzutischen. Dabei aber blieb dieses Weib nicht stehen; sie bestimmte den Kardinal, sich schriftlich wegen seines früheren Betragens zu rechtfertigen, und versicherte, daß die Königin mit Vergnügen diesen Aufsatz annehmen würde. Es erfolgte eine schnelle Antwort in den huldreichsten und zärtlichsten Ausdrücken. Dies war das Machwerk eines gewissen Villette, eines würdigen Freundes des Herrn von Lamotte, der im Verfälschen eine seltene Fertigkeit besaß. Dieser jämmerliche Mensch also schrieb einige Billets sehr kurzen Inhalts und ohne Namensunterschrift, welche sodann Frau von Lamotte dem Fürsten einhändigte, mit dem Bemerken, dieselben für ihn von der Königin empfangen zu haben. In jenen gefälligen Erwiederungen hieß es nun, daß man seine Gesinnungen nur billigen, daß man Vieles vergessen könne, und daß man in Geduld die Zukunft abwarten müsse. Der Kardinal drang in seinen Schutzengel, ihm ein Zwiegespräch mit der versöhnten Monarchin auszuwirken, um sich seiner vollständigen Begnadigung und Erhebung zu vergewissern. Die Verschmitzte gab ihm ihr Wort, darüber mit Marie Antoinette Rücksprache nehmen zu wollen, und tröstete ihn mit der Aussicht auf eine Unterhaltung, welche ihm in einer Nacht in einem Lustwäldchen zu Versailles bewilligt werden sollte.

Was nun geschah, wäre schlechterdings unglaublich, wäre es nicht aktenmäßig bekräftigt. Eine öffentliche Dirne, der man einredete, daß Marie Antoinette in einem Anfalle überfroher Laune beschlossen habe, einen alten Gecken zum Besten zu haben, spielte an besagtem Orte die Rolle der Königin, der sie sowohl im Wuchse als in allen ihren Zügen auf überraschende Weise ähnlich war. Diese Person sprach mit leiser Stimme: „Was zwischen uns vorgefallen, sey vergessen" und ließ eine Rose fallen, und der Kardinal, in dem Wahne, es stände seine Souverainin vor ihm, küßte ihr den Fuß. Bald darauf vernahm man ein Geräusch, und die Gräfin lief hastig herbei und rief: „Der Graf und die Gräfin von Artois nähern sich von dieser Seite!" Die Komödiantin entfloh, und der Kardinal zog sich, schwindelnd vor Entzücken und die Rose, das Zeichen seines Triumphs, zu sich steckend, eiligst zurück. Von diesem Augenblicke an waren sein Verstand und sein Wille in die Hände der Betrügerin gegeben. Hinterher schrieb Villette ein frisches Billet, worin Marie Antoinette ihr Bedauern über das so schnell abgebrochene Rendezvous äußerte. Bald erhielt der entsetzlich getreu überlistete Kardinal ein anderes Schreiben, in welchem die Königin das Begehren äußerte, ihr durch die Gräfin von Lamotte 60,000 Livres, die sie zu einem milden Zweck bestimmt habe, die ihr jedoch für den Augenblick nicht zu Gebote ständen, zu übersenden. Sowohl diese Summe, als auch eine kurz nachher verlangte von 100,000 Livres, reichte man mit Eifer und großer Dienstfertigkeit. Alle diese Gaunereien waren indeß nur das Vorspiel zu einem unerhört frechen Diebstahl.

Zwei Juweliere hatten aus Diamanten von der seltensten Schönheit ein Halsband verfertigt, das, wie sie vermutheten, die Dubarry kaufen würde. Da aber diese Dame nicht im Stande war, jetzt, wo ihr hoher Protektor nicht mehr lebte, 1,600,000 Livres für ein Kleinod zu zahlen (so hoch war nämlich das Halsband von den Juwelieren geschätzt), so wandte man sich damit an König Ludwig XVI. Es war gerade während der Kriegsperiode, und der Monarch, nachdem er den Preis erfahren, meinte, daß er dafür füglich zwei Linienschiffe ausrüsten könnte. „Ja wohl", fügte Marie Antoinette hinzu, „wir haben jetzt eher Schiffe als Diamanten vonnöthen"; und wie leid es ihr auch that, sich diesen glänzenden Schmuck nicht aneignen zu können, dennoch verzichtete sie darauf. Ganz Paris kannte den Werth und die Pracht des Halsbandes, und Frau von Lamotte faßte den Plan, sich unter jeder Bedingung einer so reichen Beute zu bemächtigen. Sie unterrichtete demgemäß den Kardinal, mit

*) Ueber die merkwürdige Halsbandgeschichte sind in Paris gleichzeitig zwei aufklärende Darstellungen erschienen, die eine vom Grafen Beugnot, einem persönlichen Freunde der Haupt-Intrigantin der Geschichte, Frau von Lamotte, und die andere von dem Mitgliede der Akademie, Herrn Droz, der eben im Begriff ist, eine „Geschichte Ludwig's XVI." herauszugeben, in welcher der Halsband-Prozeß eine wichtige Episode bildet. Wir theilen hier die Darstellung des Herrn Droz mit, die mehr das Gepräge des unparteiischen Historikers hat, während die des Grafen Beugnot im Gewande unverbürgter Memoiren erscheint.

welchem heißen Verlangen sich die Königin nach einer solchen Kostbarkeit sehnte, und daß er dieselbe unter genau festgesetzten Zahlungs-Terminen heimlich für sie erstehen möchte. Da ihm indeß eine Erwerbung der Art keine Kleinigkeit schien, so forderte er einen ausdrücklichen und mit der Unterschrift der Königin versehenen Befehl. Man war nicht verlegen um die Beseitigung dieser Schwierigkeit; es kam dabei aber ein sehr plumper Fehler vor, der den abscheulichen Kniff hätte enthüllen müssen. Villette zeichnete nämlich Marie Antoinette von Frankreich, ohne daß es dem Kardinal, als einem Hof- und Staatsmann, einleuchtete, daß sich eine Prinzessin von Oesterreich im Leben nicht also hätte unterzeichnen können: wahrlich, entweder mußte sein Auge oder sein Verstand umnebelt gewesen seyn. Genug, das Halsband wurde den 1. Februar 1785 gekauft. Wiederum ward eine Posse aufgeführt und zum Schauplatz hierzu ein Gasthaus in Versailles gewählt. Der Fürst hielt sich verkleidet im Hintergrunde eines Alkovens versteckt und sah, daß eine Art von Kammerdiener, den man für einen von der Königin abgeschickten ausgab, eintrat und aus den Händen der Gräfin das sogenannte Geschenk in Empfang nahm.

Der Streich war gelungen. Die Edelsteine wurden aus einander genommen, und mit einem Theile derselben reiste Lamotte nach England, um sie dort zu veräußern. Nun hatte die Gräfin Geld vollauf; sie machte daher viele Ankäufe und einen unermeßlichen Aufwand, den sie größtentheils vor dem Kardinal zu verbergen wußte; was hingegen sich nicht gut verheimlichen ließ, dies schilderte sie als die Frucht der von der Königin erhaltenen Geschenke. Um die Gewandtheit der Intriganzin und die Leichtgläubigkeit ihres Narren gehörig zu beurtheilen, wird die Bemerkung genügen, daß während eines Zeitraums von fast einem Jahre, seit dem Vorfall im Lusthaine, die Lamotte allen dringenden Gesuchen des Fürsten um eine abermalige Zusammenkunft geschickt auswich, und daß dieser Prälat, so häufig in Angelegenheiten seines Amts als Groß-Almosenier an den Hof berufen, durchaus nicht verwundert war, daß auch nicht eine Sylbe oder eine Geberde der Königin die Erneuerung ihres Wohlwollens andeutete. Seine Verblendung war so vollständig, daß er in dem Wahne, bald zum Minister ernannt zu werden, Alles in seinem Hauswesen umgestaltete und das Betragen und die Gemessenheit eines zur Führung des Staatsruders erkorenen Mannes annehmen zu wollen schien.

Es nahte der erste Zahlungstermin. Die Gräfin schmeichelte sich, daß der Prälat, wenn sie ihm auch die Wahrheit entdeckte, nicht wagen dürfte, zu offenbaren, was für eine schimpfliche Rolle er so eben gespielt, und sich in seinem eigenen Interesse zum Schweigen und Zahlen verpflichtet halten müßte; nichtsdestoweniger wünschte sie, sich eine ihr selber peinliche und gefährliche Erklärung zu ersparen. Bereits mehrere Wochen vorher ließ sie sich verlauten, was für Umstände jene erste Zahlung Marie Antoinetten verursachte; sie bewog den Kardinal, sich neue und gewichtige Ansprüche auf die Erkenntlichkeit der Königin zu erwerben. Zu dem Behufe bemühte er sich, Geld aufzuborgen; indeß sein Ruf als schlechter Zahler vereitelte diesen Plan und gestattete ihm nicht, seine ohnehin bedeutenden Schulden noch um ein gutes Theil zu vermehren. Es blieb ihm also kein anderes Mittel übrig, als die Juweliere zu vertrösten, ihnen unter dem Siegel der Verschwiegenheit zu bekennen, daß er im Namen der Königin handle, und deren Ordre, die Villette fabrizirt hatte, vorzuzeigen. Die Juweliere, deren Vermögen durch einen Aufschub des Termins mit großem Verluste bedroht war, entschlossen sich, ohne Vorwissen des Fürsten, dazu, in einem ehrerbietigen Briefe der Königin ihre Lage vorzustellen.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

La comtesse de Chamilly. — Drama in 4 Akten, von Ancelot.

La femme supérieure. La maison Nucingen. La Torpille. — Von Balzac. 2 Bde. 15 Fr.

Dictionnaire de Théologie. — Von Bergier. Neue Aufl. 4ter (und letzter) Band. Besançon. Preis aller 4 Bände 14 Fr.

De la direction des Aérostats. — Von J. B. Chanu. Rouen.

Aux bains de Dieppe. — Von E. Chapus und Leon Vidal. 2 Bde. 8 Fr.

Le Moyen Age pittoresque: monumens et fragmens d'Architecture, Meubles etc. du 10e au 17e siecle. — Von Chapuy. Mit Text von Moret. 2ter Theil. 40 Fr.

Les grandes Chroniques de France, selon qu'elles sont conservés en l'église de Saint-Denis en France. — Herausgegeben von Paulin. 4ter Theil. 6 Fr.

Y va, ou la prisonnière du château. — Von C. Decomo. 4 Fr.

Notice sur les comparaisons des Barometres destinés à l'expédition du nord de l'Europe. — Von Delcros.

Traité de Physiologie comparée de l'homme et des animaux. — Von A. Dugès. 2ter Band. Montpellier. Giebt 3 Bände, die zusammen 24 Fr. kosten.

Histoire physique, civile et morale de Paris. — Von J. A. Dulaure. 90ste (und letzte) Lieferung. Das Ganze besteht aus 8 Bänden und Atlas und kostet 45 Fr.

Études politiques. Vues nouvelles sur l'application de l'armée aux grands travaux d'utilité publique. — Von E. v. Girardin.

Essai sur l'analogie des langues. — Von A. Henneguin. Besançon. 3½ Fr.

Vie anecdotique de Louis Philippe. — Von A. Laugier und Carventier. 12 Lfgn. mit 12 Kpfrn. 6 Fr.

Souvenirs de Voyage dans le midi de la France, sur le canal du Languedoc etc. — Von Mercier-Thoinnet.

Préface d'Abarbanel à son commentaire sur Isaïe, son commentaire sur les chapitres 34 et 35 de ce prophète. — Uebersetzung.

Histoire du Protestantisme en France. — Von Roisselet. 2 Bde. Nimes.

Souvenirs du pays. Molière à Nantes. Projet d'une scène dramatique. — Nantes.

Traité de la science du Dessin, cont. la théorie générale des images d'optique et la perspective aérienne appliquée au lavis. — Von L. L. Vallée. Mit 50 Kpfrn. 4. 20 Fr.

La Vapeur, journal des Paquebots et des Wagons. — Erster Jahrgang. Oktober 1838. Nr. 1. Fol. Preis des Jahrg. 20 Fr.

Italien.

Aus dem Leben Ribera's, genannt Spagnoletto.

„Dies ist mein Meisterstück!" rief Ribera, indem er einen Schritt zurücktrat und mit Künstlerstolz die Leinwand betrachtete, an die er eben die letzte Hand gelegt hatte; „ja, es ist in der That ein großes Werk, und Caravaggio muß gestehen, daß er seinen Meister gefunden! Ich mache keinen Strich mehr daran!" Indem er das sagte, warf er Pinsel und Palette von sich; sie flogen ans andere Ende des Zimmers und trafen das halb vollendete Bild einer Dame, welches auf einer Staffelei stand. Ribera aber war zu sehr im Anschauen seines Werkes versunken, als daß er auf den Erfolg seines gedankenlosen Ungestüms hätte achten können. Er stand mit verschränkten Armen und blickte auf das Gemälde, und mit der ganzen unbewußten Naivetät der Eigenliebe ging er es durch in allen seinen Theilen und verbreitete sich laut über die Schönheiten desselben. Wer ihn gesehen hätte, würde ihn für einen Cicerone gehalten haben, der einem Kunstliebhaber irgend ein unvergleichliches Werk eines Genies zeigt, das durch die Bewunderung von Jahrhunderten geheiligt ist; und es ist zweifelhaft, ob Raphael's herrliche Zeichnungen jemals der Menge, die sie mit Entzücken beschaute, aufrichtigeren und eifrigeren Beifall entlockte, als der Maler hier an seinem eigenen Werke verschwendete. Von Zeit zu Zeit unterbrach er sich in dem Lobe seines Gemäldes, um persönliche Anspielungen auf sich selbst zu machen, die auch eben nicht frei waren von einem Mangel allzu großer Bescheidenheit. „Ich wußte wohl", sagte er, indem er die Hand an die Stirn legte, „was hier verborgen lag. Jetzt kann ich sterben, mein Name bleibt der Vergessenheit entrissen! Doch hoffe ich zu Gott, daß er mir noch manches Jahr vergönnen wird. Es ist nicht sein Wille, daß das Geheimniß der vollkommensten Malerkunst, welches er mir schon in der Wiege offenbart hat, im Grabe sollte eingeschlossen werden; er wird es zulassen, daß ich meines Ruhmes mich freue. Habe ich doch, ehe ich ihn erlangte, jede Stufe des Zweifels an meiner eigenen Fähigkeit, des Kummers, der Armuth zurücklegen müssen. Oft war die Halle einer Kirche, die Höhle eines Felsens in den Gebirgen die einzige Ruhestätte für mein müdes Haupt, das den Gebilden künftigen Ruhmes und den Vorgefühlen des Glückes fast erlag. Oft hat mich der Hunger gequält, und weil es mir an Leinwand fehlte, habe ich mit dem Finger in den Sand der Flüsse Figuren gezeichnet, welche Wind und Flut bald wieder verlöschten. Oder ich habe an die Mauern der Städte, auf die Thür der Paläste unserer Großen die Gedanken verkörpert, welche in meiner Seele entstanden; aber sie wurden von niedrigen Sklaven auf Befehl ihrer fühllosen Herren vernichtet, denn diese hatten weder den Verstand, noch das Herz, um zu empfinden, daß jene Bilder stumme Boten waren, die für einen armen, aber stolzen Künstler Almosen erbaten, weil er sich nicht herablassen konnte, dieses wie ein gewöhnlicher Bettler zu fordern. Doch jetzt, o Gott, beklage ich mich nicht über diese harten Prüfungen! Du hast mir mein Ziel vorgesteckt und gabst mir Kraft und Ausdauer, es zu erreichen, und Glauben, mich in meinen Fortschritten aufrecht zu erhalten; denn es gebührt denen, die Du bestimmt hast, dem großen Haufen voranzuschreiten, gleich dem Heilande, erst die Dornenkrone zu tragen."

Bis zu diesem Ausbruche seiner großartigen Begeisterung war er gelangt, als die Thür seines Arbeitszimmers sich öffnete und seine würdige Haushälterin Beatrice, die unter der Last der Jahre sich beugte und deren Antlitz mit Runzeln bedeckt war, eintrat. Sie stellte die hölzerne Schüssel, die sein kärgliches Mahl enthielt, vor ihn hin, aber er achtete nicht darauf. Da sie bemerkte, wie er in sich versunken war, fing sie selbst die Unterhaltung an: „Nach dem, was man hier hörte, als ich eben die Treppe heraufkam, mußte man glauben, Ihr hieltet hier ein Zwiegespräch mit dem bösen Feinde in eigener Person. Was habt Ihr nur, daß Ihr einen solchen Lärm macht? Ihr müßt entweder im Wachen laut träumen, oder Ihr unterhaltet Euch mit Eurem eigenen inwohnenden Dämon. Wahrlich, ein schöner Fortschritt! Der Böse allein konnte Euch auch die Idee zu jenem abscheulichen Bilde eingegeben haben, über das mir die Haare zu Berge stehen, so oft ich es anblicke, und an dem Ihr so ununterbrochen seit den letzten drei Monaten gearbeitet habt. Und dann, wenn Ihr Zeit und Talent an solchem Gräuel verschwendet habt, wundert Ihr Euch noch, daß unser Statthalter, der Graf von Monterey, Euch nicht in seinen Schutz nimmt! Der möchte auch wohl solch ein Bild besitzen! Man könnte Kinder damit zu Bette scheuchen!" — „Gewiß, Beatrice", sagte Ribera, ihr auf die Schulter klopfend, „es thut mir leid, daß es Dir nicht gefällt." — „Das Schlimmste aber bei der Sache ist", fuhr die Alte fort, „daß Ihr die Aussicht habt, vor Hunger zu sterben; denn obgleich Eure Mahlzeit heute schon kärglich genug ist, so wünsche ich Euch doch nur eine eben so gute für morgen. Ich muß aber Euch die Sorge überlassen, Euch eine Mahlzeit zu verschaffen; ich habe schon meine letzten Kräfte erschöpft, und das Alles, da Ihr doch Geld die Fülle haben könntet, wenn Ihr nur wolltet. Warum malt Ihr nicht das Bild der Gräfin Venutta fertig? Sie ist gerade die Frau, die ihr Konterfei mit Gold aufwägen würde, und durch ihren Einfluß hättet Ihr Euch den Schutz des Statthalters sichern können. Das war recht ein Glücksstern für Euch; aber nein; wenn sie kam, empfingt Ihr sie mit unfreundlichen Blicken oder gabt mir Befehl, Euch zu verleugnen. Gott weiß, wie schwer es mir geworden ist, solche

Zügen über die Lippen zu bringen! Aber kommt nur, Ihr werdet gewiß künftig vernünftiger seyn." — „Sprich mir nicht wieder von jener Frau, Beatrice", rief Ribera aus; „ihre Züge sind unbedeutend und ihre Augen ohne Ausdruck. Ihr Bild würde noch häßlicher geworden seyn, als sie wirklich ist. Ach, könnte ich nur jenes junge Mädchen zum Modell haben, die ich vor ungefähr drei Monaten sah und die ich nicht weiter aufsuchte, aus Furcht, daß ihr Bild und ihr Andenken mich in meiner Einsamkeit stören möchten. O, wie gern hätte ich sie gemalt!"

Beatrice hörte nichts mehr. Als Ribera anfing, sich wegen einer Saumseligkeit mit der Häßlichkeit der Gräfin zu entschuldigen, zuckte die alte Dienerin die Achseln, und indem sie sich wandte, bemerkte sie das unglückliche Bild, das auf den Boden herabgestürzt war. Sie eilte, es aufzuheben. „Mein Gott, was ist das?" sagte sie. „Nun, das ist schön", fügte sie hinzu, „hier hat der Böse sein Spiel getrieben und in seinem Uebermuth die Gräfin um ein Auge gebracht." Der Künstler lachte laut auf, indem er sich der Ursache des Unfalls erinnerte. „Wahrhaftig, nie hatte ich eine glücklichere Inspiration; ich wollte nur, meine Palette hätte in ihrer zufälligen Flucht dem Original denselben Dienst geleistet. Dann wäre ich doch dieser langweiligen Gräfin los, oder ich hätte wenigstens dadurch gewonnen, weil sie sich dann en profil würde malen lassen." — „Ihr seyd nicht gescheidt", erwiederte Beatrice, „und mögt Eurem guten Stern nur danken, daß wenigstens einige Eurer Freunde noch bei Verstande sind und an Euren Vortheil denken; warum kleidet Ihr Euch nicht an und geht zu Christoforo Panolfo, bei dem Ihr erwartet werdet?" — „Wer ist Panolfo?" — „Einer der reichsten Kaufleute Neapels!" — „Ich weiß nichts von ihm." — „Aber er weiß von Euch. Man hat ihm von Euch gesagt; er hat einen hohen Begriff von Eurer Geschicklichkeit und will ein Bild bei Euch bestellen; das ist einmal eine Sache, die baares Geld einbringt; werdet Ihr sie auch von der Hand weisen?" — „Gewiß nicht, wenn dieser Panolfo ein Kenner ist; er mag sich bemühen, hierher zu kommen, und mir für mein Meisterwerk einen Preis bieten." — „Wie, wollt Ihr nicht zu ihm gehen?" Bei dieser Frage wandte sich Ribera kurz um und fing an, ein Liedchen zu pfeifen. „Ei", rief Beatrice, mit drohender Geberde auf ihn zugehend, „ich versichere Euch, daß Ihr zu Herrn Panolfo gehen werdet, und wenn ich Euch bei der Schulter fassen und Euch den ganzen Weg vor mir hintreiben sollte." Ribera, dem es Spaß machte, sie zu ärgern, schüttelte den Kopf. „Wollt Ihr etwa eine Wette darauf eingehen, daß ich Euch zwingen werde, zu thun, was ich wünsche? Pfui, Euer Betragen ist Eurer unwürdig und beweist ein schlechtes Herz, Ribera! Steht Ihr denn allein in der Welt, daß Ihr denkt, so handeln zu dürfen? Unser heiliger Vater, der Papst, hat mir, meines Alters wegen, Dispensation gegeben, Fleisch zu essen, und Ihr zwingt mich, zu fasten. Glaubt Ihr denn, daß ich satt zu essen habe, wenn Ihr vor Hunger sterbt? Mein liebes Kind", fuhr die Alte in freundlicherem Tone fort, „ich weiß, daß Ihr mich liebt, und daß Ihr gern die Freundschaft erwiedert, die ich für Euch hege. Wenn ich Euch eben beleidigt habe, als ich schlecht von Eurem Bilde sprach, so vergebt mir's nur und geht nun auch zu Panolfo. Hier ist Euer Schwert und Euer Hut, der Euch ein so ritterliches Ansehen giebt, wenn Ihr ihn so — ein wenig auf dem linken Ohr tragt; bedeckt Euer abgetragenes Wamms mit Eurem Mantel; so ist's recht; den Kopf in die Höhe; blickt nur kühn auf und kräuselt zierlich den Schnurrbart." Während Beatrice so sprach, führte sie ihn zur Thür, und als er die Treppe hinabging, rief sie ihm noch nach: „Wenn Ihr am anderen Ende der Stadt seyd, so frage nur nach Panolfo, dem Kaufmann; vergeßt seinen Namen nicht; er wohnt an dem großen Platz, beinahe dem Palast des Statthalters gegenüber. Lebt wohl und bringt gute Nachrichten nach Hause!"

Als Ribera ungefähr hundert Schritt gegangen war, stand er unentschlossen still, er wußte nicht, ob er den Kaufmann aufsuchen sollte oder nicht; da begegnete er einem seiner jungen Freunde, Namens Octavio, ein Maler wie er. Sein intrigantes und feines Benehmen hatte ihn mehr als irgend ein Talent, das er besaß, dem Statthalter empfohlen und bei ihm eingeführt, und dieser wollte ihm wohl und hatte ihn öffentlich als seinen Schützling erklärt. Als Octavio ihn erkannte, ging er mit lauten Ausrufungen der Verwunderung auf Ribera zu. „Wo kommt Ihr nur her", rief er aus, „es ist ja eine Ewigkeit, daß man Euch nicht gesehen hat!" — „Ich habe fleißig gearbeitet", erwiederte Ribera, und dann erinnerte er ihn an sein ihm schon hundertmal gegebenes Versprechen, ihn beim Grafen Monterey einzuführen. — „Gewiß", erwiederte Octavio, „es vergeht kein Tag, an welchem ich nicht mit dem Grafen von Euch spreche; aber was kann man thun, Ihr seyd nirgends anzutreffen. Wenn nur der Graf eines von Euren Bildern sehen könnte!" — „Glaubt Ihr, daß er in diesem Falle geneigt seyn würde, sich meiner anzunehmen?" — „Ich zweifle gar nicht daran bei einem Talente wie das Eurige. Man braucht es ja nur zu kennen, um es zu schätzen. Außerdem wäre ich ja auch da, um mein: Wundervoll! Himmlisch! Göttlich! zu rufen." — „Es ist dies gerade ein sehr günstiger Augenblick für unseren Plan", sagte Ribera, „ich habe ein Bild vollendet und kann ohne Eitelkeit sagen, daß es das beste ist, was ich je gemacht habe. Möchtet Ihr nicht selbst darüber urtheilen? Kommt mit mir zurück." — „Das ist mir jetzt gerade nicht möglich", sagte Octavio, „ich werde erwartet; aber morgen oder übermorgen .... Ihr habt ganz Recht, es ist eine gute Gelegenheit, die wir nicht dürfen vorübergehen lassen. Ich will dem Grafen von Euch erzählen, verlaßt Euch darauf. Lebt wohl, liebster Freund." Mit diesen Worten eilte er fort.

Jetzt zum Kaufmann, sagte schnell Ribera. Immer besser der vielleicht hochmüthige Schutz eines Fremden, als solche heuchlerische Winkelzüge und Freundschaftsbetheurungen! Ja, ja, behalte nur den Platz, in den Du Dich eingeschlichen hast, bewache die Thore des Palastes und laß mich draußen stehen; denn wenn ich nur einmal den Fuß über die Schwelle setzte, würde ich Dich daraus vertreiben, wie der Herr die Wechsler aus dem Tempel scheuchte. Ja, meine Herren, Ihr seyd eifersüchtig auf mich, Ihr fürchtet Euch vor mir und versprecht mir Gunst und Schutz, um mich in Schlaf zu wiegen. Aber ich will ewig ein Pfuscher bleiben wie Ihr, wenn ich nicht Mittel finde, meinen Weg zu gehen ohne Euch und Euch zum Trotz!

Ribera stand vor Panolfo's Hause. Zwei Diener führten ihn in ein prächtiges Zimmer, dessen Fenster den Blick auf einen großen Garten gewährten, der von der blauen Fläche des Oceans begränzt wurde. Ein untersetzter Mann von mittleren Jahren mit stumpfen, gemeinen Gesichtszügen ging mit bedeutungsvollem Gähnen im Zimmer auf und ab, während am Fenster ein junges Mädchen saß. Ihr Haupt war in die Hand gestützt, und sie athmete den süßen Duft der Orangenblüthen ein, welcher ihr von dem Seewinde zugeführt wurde, der den schweren Thau von seinen beladenen Schwingen schüttelte. Bei seinem Eintritt machte Ribera die gewöhnlichen Begrüßungen; doch er ward über und über roth und verlor etwas von seiner gewöhnlichen Sicherheit, als er die junge Dame erkannte, von der er vor kaum einer Stunde mit so großer Begeisterung zu Beatrice gesprochen hatte, und er konnte kaum seinen Namen und sein Gesuch hervorbringen. In der That, Laura war schön. Ihre glänzenden Augen hatten bald den schmelzenden Ausdruck zarter Phantasie, bald sprühten sie gleich funkelnden Blitzen; sie wurden von langen, gesenkten Wimpern beschattet, und ihr Hals war anmuthig und geschmeidig wie der eines Schwanes. Ihr Haar, das in Locken auf ihre nackten Schultern fiel, spielte (seine seltene Schönheit in südlichen Himmelsstrichen) in jenem goldartigen Blond, das die Athenischen Frauen so hoch schätzten und das einen so starken Kontrast bildete mit ihrer bräunlichen, glänzenden, durchsichtigen Haut. In jeder Bewegung zeigte sich Fülle der Seele und des Gefühls; der Ton ihrer Stimme bebte zitternd im Ohr und verkündete die südliche Gluth ihres Temperamentes. Wer sie halb auf ihrem Kanapee ausgestreckt sah, hätte sie für Magdalena vor ihrer Reue halten können, für Magdalena als Jungfrau; aber Liebe träumend und ihre Seele mit den süßen Vorgefühlen derselben erfüllend. Ribera stand vor diesem lieblichen Wesen und drehte den Hut in seinen Händen, ohne im Stande zu seyn, ein Wort auszusprechen. Der Kaufmann, der bei seiner Ankunft seinen Gang durchs Zimmer eingestellt hatte, hielt Ribera's Verlegenheit für Mangel an Weltkenntniß und versuchte, auf eine ungebildete und plumpe Art ihn zu beruhigen. Die Protectionsmiene, die er sich gab, erweckte den Maler aus der Art von Verzückung, in der seine Sinne befangen waren, und sein natürlicher Stolz erwachte wieder; er richtete sich in die Höhe und antwortete, auf die Aufmunterung des Kaufmannes: „Glaubet nicht, daß vor Eurer Pracht und Eurem Reichthum, die wohl anderen Menschen imponiren mögen, meine Augen sich senkten; Gott zeigt sich meiner Seele immer in der Schönheit seiner Geschöpfe, und Ihr sahet mich verlegen, weil ich eben das vollkommenste Werk seiner Hand bewunderte." Sein Blick begegnete hier Laura's, und Ribera und Panolfo's Tochter fühlten gemeinschaftlich und gleichzeitig dieselbe innere Bewegung. Es war ein Zauber, den sie an einander ausübten, und ehe sie ein Wort gewechselt hatten, erfuhren sie schon durch die stumme Beredsamkeit der Augen, daß sie einander liebten. Panolfo kam unbewußt diesem plötzlichen Gefühl zu Hülfe, denn je mehr er gegen den stolzen Künstler den herablassenden Patron spielte, mit desto ängstlicherer Theilnahme waren Laura's Augen auf denselben gerichtet, und desto mehr schien sie zu wünschen, ihn schadlos zu halten für die Demüthigung. „Man sagt, Ihr wäret nicht ohne Talent", sagte der Kaufmann. — Ribera verbeugte sich. — „Ihr seyd arm und zur Arbeit gezwungen; es ist immer mein Wunsch gewesen, die Künstler aufzumuntern und zu beschützen. Wir werden sehen, ob Ihr des Antheils werth seyd, den wir an Euch zu nehmen gedenken!" — Ribera zog die Brauen zusammen und biß sich in die Lippen, um die Erwiederung zu unterdrücken, die auf eine so grobe Aeußerung natürlich gewesen wäre. Laura bemerkte diese unwillkürliche Bewegung und dämpfte den Sturm, der im Begriffe war, auszubrechen, indem sie fragte: „Seyd Ihr nicht ein Fremder?" Bei dem Ton dieser Stimme, die bis ins Herz drang, glättete sich die Stirn des Malers, und er antwortete: „Ich bin ein Spanier aus Ratva bei Valencia. Aber ich verließ meine Heimath und meine Familie in früher Jugend und sah sie nie wieder. Ich betrachte mich jetzt als ein Kind Italiens, sowohl wegen der langen Zeit, die ich hier zugebracht habe, als wegen der Gefühle, die mich zurückhalten. Ich habe in Rom, Florenz, Venedig und Parma gelebt, und jeder Pfad dieses Landes kennt meine Tritte; wo nur Genie und Malerkunst blühten, habe ich, gleich einer Biene, den Honig der Phantasie eingesammelt. Nun ruhe ich in Neapel aus, und Neapel soll meine Heimath bleiben." — „Und was", fragte der Kaufmann, „hat uns diesen schmeichelhaften Vorzug erworben?" — Ribera erröthete wieder, aber er faßte sich schnell und sagte ruhig: „Das ist mein Geheimniß." — „Vater", sprach darauf Laura, als Vermittlerin, „Ihr fragt zu viel; der Herr will Euch vielleicht zu verstehen

geben, daß er liebt." — „Ja, Fräulein", sagte der Maler, „ich liebe, und zwar auf ewig." Jetzt war es an Laura, zu erröthen, und ihre schlecht verborgene Verwirrung vergrößerte noch die des Malers. — „Zu etwas Anderem", sagte der Kaufmann. „Du wirfst mir meine Neugier vor, Laura, und bist es doch mehr als ich. Setzet Euch nieder, Herr, und lasset uns von Geschäften sprechen. Möchtet Ihr nicht fünfundzwanzig Dukaten verdienen? Doch sagt mir erst, welchen Zweig der Kunst übt Ihr?" — „Sagt mir", antwortete der Maler, „was für ein Gemälde Ihr verlangt." — „Ein Schild für mein Waarenlager." — Ribera machte eine Bewegung, als wenn er eilig aufstehen wollte; doch ein bittender Blick Laura's hielt ihn zurück. Er war indessen so erschrocken, daß er den Vorschlag weder annehmen noch von sich weisen konnte. Panolfo fuhr fort: „Wollt Ihr etwa nicht? Es ist doch eine schöne Gelegenheit, Euch bekannt zu machen, und wenn Ihr Talent habt, könnt Ihr es auf keine vortheilhaftere Weise zeigen. Wenn es gelingt, werden Euch alle meine Freunde und Kollegen Arbeit geben." — „Wollt Ihr die Wahl des Gegenstandes mir überlassen?" sagte der Maler; „ich kann Euer Anerbieten nur dann annehmen, wenn Ihr mir erlaubt, den Eingebungen meiner Phantasie zu folgen." — „Gewiß, ich verlasse mich auf Euch; malt nur, was Ihr wollt." — „Und welchen Preis bestimmt Ihr für dieses Schild?" fragte der Maler mit einem bitteren sarkastischen Lächeln. — „Ich habe es schon gesagt, fünfundzwanzig Dukaten; ich denke, das Werk ist damit bezahlt. Ihr müßt so anfangen; wenn es mir gefällt, sollt Ihr mein Bild malen, und ich verdoppele dann die Summe. Ihr seht, ich bin ein Kunde, den es wohl der Mühe verlohnt, sich zu sichern." — „Ich danke Euch, Herr", erwiederte Ribera, indem er aufstand. „Wenn Ihr es mir überlassen hättet, den Preis für meine Arbeit zu setzen, so würde ich wahrscheinlich 500 Dukaten gefordert haben; aber wir können auch auf anderem Wege einig werden. Ich bitte Euch nur um die Erlaubniß, das Schild, welches Ihr bestellt habt, auf einen Tag über Eure Thür aufzuhängen; es soll Euch nicht einen Paolo kosten. Ihr habt Recht, ich muß mich bekannt machen, und ich werde die Gelegenheit, die sich mir bietet, benutzen. Ihr mögt nur sagen, daß Ihr einen vortheilhaften Handel abgeschlossen habt mit dem ersten Maler Italiens. Bald werden wir uns wiedersehen; lebt wohl, Fräulein." — Laura erhob ihre feuchten Augen und betrachtete ihn mit einem Blick, der zu sagen schien: Zeigt Euch Eures selbst gespendeten Lobes würdig, und Laura's Herz soll der Lohn Eures Talentes seyn. Ribera verließ das Zimmer; er ging langsam die Treppe hinab, und als er durch den Garten ging, an dem Fenster des Zimmers vorbei, das er so eben verlassen hatte, fiel ein Beutel zu seinen Füßen. Er enthielt fünfhundert Dukaten und ein Papier mit diesen Worten: „Mein Vermögen und meine Hand dem ersten Maler Italiens."

Vierzehn Tage nach dieser Zusammenkunft hatte sich schon am frühen Morgen vor Panolfo's Hause ein großer Haufe Volks versammelt. Man klatschte mit lärmender Freude in die Hände; man fragte nach dem Namen des Malers, welcher in der verwichenen Nacht das prächtige Gemälde „der Märtyrertod des heil. Bartholomäus" als Aushängeschild über der Thür angebracht und es so der Menge zur Schau gestellt hatte, von der es erst bei Tagesanbruch bemerkt wurde. In dem einen Augenblick entströmten Ausbrüche der Begeisterung der versammelten Menge; dann folgte ein bedeutsames Schweigen, das den Ausdruck der Bewunderung und ein tiefes Gefühl des Schreckens in sich trug. Der leidende Heilige war auf der linken Seite liegend dargestellt; seine an einander gefesselten Füße wurden von einem seiner Henker gehalten, sein rechter Arm, der durch einen Strick in eine senkrechte Richtung gegen seinen Kopf gebracht wurde, hatte schon eine Wunde empfangen, und der andere Henker, dessen wilde Züge von einem schrecklichen Lächeln verzerrt waren, legte eine seiner Hände zwischen die abgelöste Haut und das blutende Fleisch mit solcher Kälte und Gleichgültigkeit, wie ein Schlächter dem Thiere, das er eben zu Boden geworfen hat, das Fell abziehen würde. Das Gesicht des heiligen Opfers drückte eine bewundernswürdige Mischung aus von Angst über seine Qualen, die durch fromme Ergebung überwunden war, und von einem gläubigen Vertrauen in die ewige Belohnung, die dem Märtyrer versprochen ist, der seinen Herrn nicht verleugnet. Solch ein Gegenstand hatte nie einen solchen Meister gefunden, und nie zuvor hatte der Pinsel eine so fürchterliche Macht geübt. Die Nachricht von dieser sonderbaren Schaustellung hatte sich bald durch die Stadt verbreitet, und das Gedränge vermehrte sich so, daß es den Platz anfüllte, und daß der Statthalter begierig wurde, zu erfahren, was denn die Ursache eines so ungewöhnlichen Zusammenlaufs seyn möchte. Von Octavio und seinen anderen Günstlingen begleitet, begab er sich vor des Kaufmanns Thür, wo der Haufen am dichtesten und der Beifall am lautesten war. Von Staunen und Bewunderung ergriffen, rief er unwillkürlich: „Wer hat dieses Meisterstück geliefert?" Zuerst erfolgte keine Antwort. „Warum verbirgt sich der Schöpfer dieses Werkes?" fuhr Monterey fort; „möge er sich kund thun und meiner Freundschaft und meines Schutzes gewiß seyn. Möchten doch alle Farbenreiber Neapels bei ihm in die Schule gehen; noch einmal, wer hat das gemacht?" — „Ecce homo — ich bin der Mann", sagte Ribera, indem er aus dem Gedränge hervortrat. — „Wer seyd Ihr?" fragte der Statthalter. — „Mein Name ist Ribera, gestern noch ein unbekannter Mann, und heute Alles, was Excellenza aus mir machen wollen." — „Was fordert Ihr für einen Lohn?" — „Den Ehrennamen, erster Maler des Statthalters von Neapel zu seyn." — „Er soll Euch werden bei dem Schalle der Trompete. Wie viel habt Ihr für dies Gemälde empfangen?" — „Gnädiger Herr, ich schlug 25 Dukaten dafür aus; aber der Besitzer kann seine Schuld auf eine andere Art abtragen; ich liebe seine Tochter." — „Und sie soll die Eurige seyn", sagte der Statthalter; „wenn das Mädchen nichts dawider hat, gebe ich Euch mein Wort darauf, daß Ihr morgen ein Paar seyn sollt."

Am anderen Tage wurde die Hochzeit der Liebenden gefeiert. Ribera, der später bekannter unter dem Namen Spagnoletto war, wurde der berühmteste Maler der Neapolitanischen Schule und folgte in der Gunst des Grafen Monterey all den Anmaßenden, die aus Eifersucht oder Furcht vor seiner großen Ueberlegenheit ihn so geschickt vom Pfade des Ruhms und der Auszeichnung fern gehalten hatten. Panolfo, der auf die Verwendung des Statthalters in das Glück seiner Tochter gewilligt hatte, verlebte nicht einen Tag, an dem er sich nicht rühmte, der Erste gewesen zu seyn, der das außerordentliche Talent seines berühmten Schwiegersohns entdeckt und anerkannt hätte.

(Metropolitan.)

Mannigfaltiges.

— Heinrich's VIII. Gebetbuch. Dem Londoner Athenaeum zufolge, befindet sich auf der Königl. Bibliothek in Hannover ein handschriftliches Gebetbuch König Heinrich's VIII. von England, das demselben von Kaiser Karl V., wahrscheinlich zur Zeit, als sich Jener zum defensor fidei aufgeworfen hatte, geschenkt worden war. Es ist ein in carmoisinrothen Sammet gebundener Oktavband, mit den Wappen Englands und Frankreichs verziert und auf den silbernen Beschlägen die Chiffre „H. 8" tragend. Die Handschrift des Gebetbuches selbst ist auf das Trefflichste erhalten, und die zahlreichen Abbildungen darin sind ungemein sauber ausgeführt. Ein Engländer, Namens George Wade, hatte dieses Gebetbuch im Jahre 1723 zu Mons im Hennegau bei einem Herrn Desmanet gefunden, in dessen Familie es schon über hundert Jahre aufbewahrt worden, und der die Blätter des Gebetbuches nur vermittelst silberner Zänglein umwandte, die ausdrücklich dazu gemacht worden waren und die sich noch jetzt dabei befinden. Wie das Buch nach dem Tode Heinrich's VIII. von England nach Flandern gekommen, scheint nicht ermittelt zu seyn. Herr George Wade, der es später aus dem Nachlasse des Herrn Desmanet erkaufte, machte damit dem Könige Georg II. ein Geschenk, und dieser übersandte es der Bibliothek in Hannover.

— Eine Epistel von Shakspeare. Ein Bilderhändler in London, Namens William Neate, war es, der vor etwa fünfundzwanzig Jahren einen eigenhändigen Brief Shakspeare's auffand, den dieser an seinen Freund, den Lord-Mayor, im Jahre 1609 geschrieben hatte. Die Epistel war in Versen abgefaßt und ihr Inhalt ein Glückwunsch an den Freund zur Erlangung der Lord-Mayors-Würde. Die Handschrift hatte sich in einer alten Hauspostille gefunden, die Neate auf einer Auction in der City unter mehreren anderen Dingen aus dem Nachlasse eines gewissen Hathaway erstand, der der Nachkomme eines Bruders der Mary Hathaway, Shakspeare's Weib, gewesen war. Neate kündigte die seltene Handschrift in öffentlichen Blättern zum Verkaufe an, und bald stellte sich auch ein Liebhaber ein, der dafür 100 Pfund Sterl. bezahlte. Der Käufer war kein Anderer, als Sheridan, der, wie sich später zeigte, die Handschrift im Auftrage des Prinzen-Regenten erworben hatte. Gegenwärtig befindet sich dieselbe im Britischen Museum. Neate aber, der vor kurzem Bankerott machte und vor dem Fallliten-Gerichtshof stand, sprach hier noch mit Wehmuth von dem zu wohlfeil verkauften Manuskripte, „das sein Glück hätte machen können."

— Englisches Theater. Ein neues Drama von Sheridan Knowles heißt „das Mädchen von Mariendorpt" (The maid of Mariendorpt) und ist eben so, wie seine Vorgänger, auf dem Haymarket-Theater in London mit großem Beifall aufgeführt worden. Das Stück spielt, wie aus dem Titel leicht zu schließen ist, in Deutschland, aber eben so wie der Name Mariendorf, sind auch die meisten übrigen Deutschen Namen, deren sich der Verfasser bedient hat, auf seltsame Weise verstümmelt. Wir finden in seinem Drama einen General „Torstensau", eine Madame „Roseleim" und einen Prediger „Muhldenau", der und dessen Tochter „Meeta" die Hauptrollen in dem Stücke haben. Das Ganze soll eine Episode aus den Böhmischen Religionskriegen seyn und spielt zum Theil in dem protestantischen Dorfe „Mariendorpt" und zum Theil in dem katholischen Prag. Die Gefangennehmung Muhldenau's, Pfarrers in jenem Dorfe, und seine Rettung durch Meeta, deren Kindesliebe alle Gefahren zu überwinden weiß, ist der einfache Faden, an welchem das fünfaktige Schauspiel, das voller dramatischer Effekte ist, sich abspinnt.

— Waterloo-Modell. In Bezug auf dieses in Nr. 125 des Magazins erwähnte Kunstwerk wird bemerkt, daß der Maßstab desselben nicht neun Zoll, sondern neun Fuß auf die Engl. Meile beträgt. Auch sind es nicht 3000, sondern nur 500 Pfund Sterl. gewesen, die die Englische Regierung früher dem Capitain Siborn, um ihn für Mühe und Kosten schadlos zu halten, auszahlen ließ.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 130. Berlin, Montag den 29. Oktober 1838.

England.

William Pitt.

Dieser große Britische Staatsmann, Napoleon's Erzfeind und die Seele jenes langen Krieges, der den Kontinent mehr als zwanzig Jahre verwüstet hat, gab schon in seiner Kindheit Beweise seines frühreifen Talents: er dringt rasch in das Verständniß der großen Dichter und Schriftsteller, lernt mehrere lebende Sprachen, und der Erfolg, der seine Studien begleitet, ist so groß, daß er in dem Alter, wo bei anderen Menschen die Kindheit endet, zur Legislatur seines Vaterlandes berufen wird und zur Verwaltung der Functionen, welche die Weisheit der Fürsten gewöhnlich nur einer durch reifes Alter geprüften Erfahrung anvertraut. Werfen wir einen flüchtigen Blick auf die Verhältnisse der Zeit, in welcher dieser Staatsmann seine öffentliche Laufbahn begonnen, einer Zeit, die für die Entwickelung eines Geistes, wie der seinige, höchst günstig war.

Georg's III. Regierung hatte unter den glücklichsten Auspizien angefangen; der Fürst, dem das Parlament 800,000 Pfund bewilligt, um seinem Thron den gehörigen Glanz zu geben, entsprach dieser Freigebigkeit dadurch, daß er die Richter von der Krone unabhängig machte. Auf der anderen Seite wurde der Krieg thätig betrieben, und die Eroberung Pondichery's und Manilla's in Ostindien, die von Havanna und Trinidad in Westindien verliehen den Englischen Waffen neuen Glanz. Frankreich und Spanien verbündeten sich umsonst zur Besetzung Portugals, umsonst bewegten sich ihre Flotten nach einem und demselben Plan, die Englischen Truppen waren überall siegreich, und bald erfolgte ein Friedensvertrag, der den Besitzungen des Königreichs die schöne und fruchtbare Provinz Quebek, die beiden Florida's, Granada und mehrere andere Westindische Inseln hinzufügte.

Doch so bedeutend diese Erwerbungen waren, sie schienen kein genügender Ersatz für die Opfer jeder Art, die sie gekostet. Der Krieg hatte nicht nur Millionen Bürger hingerafft, sondern auch einen Theil der finanziellen Hülfsquellen des Landes erschöpft, und das Ministerium hatte den Franzosen fruchtbare Inseln und bedeutende Plätze wiedergegeben, deren Erhaltung allgemein als eine wichtige Quelle des Reichthums für das Land angesehen wurde. Das Zusammenwirken dieser Umstände zerstörte die Freude; an die Stelle der Begeisterung trat Unzufriedenheit, und bald erhob sich ein allgemeines Geschrei, welches die Krone zu einem Minister-Wechsel nöthigte. Doch es fehlte den Männern der neuen Administration an jenen höheren Eigenschaften, die Staatsmännern unentbehrlich sind. Erst trieben sie eines der einflußreichsten Mitglieder der Opposition, John Wilkes, den diese Gewaltthätigkeit der Nation noch theurer machte, aus dem Parlament; dann legten sie dem Hause jene ungerechte Maßregel vor, deren Annahme einen blutigen Kampf zwischen England und seinen Nord-Amerikanischen Kolonieen herbeiführen sollte, und bald darauf traten sie ab, als in Folge der ersten Anfälle jener schrecklichen Krankheit, welche des Königs Gesundheit erschütterte, die Prinzessin von Wales durch das Oberhaus von dem Regentschaftsrath ausgeschlossen worden.

Unter dem neuen Ministerium ward die Lage des Landes noch kritischer; bei dem Volk nicht beliebt, machte es im Jahre 1766 einem anderen Ministerium Platz: es war dies, seit 1760, wo Georg III. zur Regierung gelangte, das vierte Mal, daß die Verwaltung des Landes sich änderte. Die Minister nahmen den Plan wieder auf, den Thee und andere Artikel, die das Vereinigte Königreich seinen Kolonieen schickte, zu besteuern. Dieses Mal wurde das Gesetz vom Parlament angenommen, und die Amerikaner griffen zu den Waffen, nachdem sie alle friedliche Vergleichsmittel erschöpft. Frankreich und Spanien schlossen ein Bündniß mit den empörten Kolonieen; Frankreich bemächtigte sich St. Domingo's, Granada's und der Insel St. Vincent, Spanien nahm Neu-Orleans und den ganzen westlichen Theil von Florida weg, während ihre vereinigten Flotten den Handel beunruhigten und der Englischen Flagge bis in die Nähe ihrer Häfen trotzten. Auch Holland nahm Theil an der Coalition und stand den Amerikanern bei, so daß England gezwungen war, auch ihm den Krieg zu erklären. Im Innern war der Handel in Noth, und der alte Haß, der das Land spaltete, machte sich gewaltsam Luft; eine Bewegung, die ihren Ursprung im Religions-Fanatismus hatte, brach im Herzen der Englischen Hauptstadt aus und drohte, die Grundlagen der alten Englischen Monarchie einzureißen. Dies war die innere und äußere Lage des Königreichs, als William Pitt seine politische Laufbahn begann.

Pitt trat in den ersten Monaten des Jahres 1781 ins Parlament; nach einer verunglückten Kandidatur bei der Universität Cambridge ließ er sich von dem Flecken Appleby zum Abgeordneten wählen. Noch war er nicht 22 Jahr alt, als er auf den Bänken der Opposition neben Sheridan seinen Platz nahm, den Fox' Einfluß ins Unterhaus gebracht hatte. Bei der zweiten Lesung der Burkeschen Bill über die Reform der Ausgaben des Königlichen Hauses nahm er zum ersten Male das Wort. Das Haus, welches noch die Stimme des alten Grafen von Chatham nicht vergessen hatte, betrachtete die Erscheinung seines zweiten Sohnes, des jungen Pitt, als ein parlamentarisches Ereigniß und schenkte ihm auf der Stelle die größte Aufmerksamkeit. Er widerlegte geschickt die Argumente, womit Lord Nugent den Hof vertheidigte, griff die Verwaltung mit Feuer an und wußte sich bald in einer eben so glänzenden als kräftigen Improvisation allgemeines Wohlwollen zu erwerben. Das Haus glaubte den Schatten des alten Grafen von Chatham wieder aufleben zu sehen. Burke sagte: „Das ist kein Stück des alten Blocks, es ist der Block selbst." Als er sich niedergelassen hatte, erhoben sich Freunde und Feinde zugleich, ihm anhaltende Bravo's zuzurufen; diese Sitzung hatte ihm Aller Stimmen gewonnen; schon jetzt ward Pitt von dem Unterhause zu seinen größten Rednern gezählt.

Aber es lag auch in der ganzen äußeren Erscheinung des jungen Redners etwas Ungewöhnliches und Hervorstechendes, was die Versammlung fesselte. Pitt war eine lange, nervige Figur mit großen, strengen Zügen; das Bewußtseyn der Kraft sprach sich in seiner Haltung aus, doch fehlte es ihm an jener äußeren Grazie, die erst durch langen Umgang mit der Welt erworben wird. Wenn er vor dem Hause Schilderungen im Großen ausführte oder von höheren Ideen und Interessen ergriffen war, dann war seine Rede und Gesticulation voll Adel und Eleganz. Im Ganzen konnte sich seine Figur nicht mit der von Fox vergleichen, aber die hohe Stirn und das feurige Auge ließen sofort den Mann von Geist erkennen.

Die Opposition stürzte das Ministerium, aber Pitt kam nicht in die neue Verwaltung. Man wollte ihm die vortheilhafte Stelle eines Schatzmeisters von Irland geben, doch er schlug sie aus, weil ihm die neue Combination keine Elemente der Dauer zu enthalten schien; indeß fuhr er fort, Fox und Lord Shelbourne, die zu Staats-Secretairen ernannt worden, ferner zu unterstützen. Weil ihm aber diese Rolle bald lästig ward und er die Gesinnungen des Ministeriums kannte, so machte er eine Motion zur Ausführung der Wahl-Reform, welche die Mitglieder des gegenwärtigen Ministeriums vor ihrer Erhebung ebenfalls begünstigt hatten, jetzt aber, außer Fox und einigen Whigs, die ihrem System treu blieben, bekämpften, so daß sie in der Sitzung des 7. Mai 1782 als unzeitig zurückgewiesen ward.

Doch die Zeit nahte, wo Pitt selbst ans Ruder gelangen sollte. Im Juli 1782 starb der Marquis von Rockingham, das Haupt des damaligen Kabinets; dadurch wurden die übrigen Minister uneinig, und Fox, Burke und Lord Cavendish zogen sich zurück. Jetzt wurde der 23jährige William Pitt vom König zum Schatzkanzler ernannt. Einige seiner Kollegen wollten den Lord North ins Kabinet aufnehmen, aber Pitt wies ihn zurück; die Anerbietungen, die er Fox machte, wurden von diesem nicht angenommen. Das neue Kabinet bestand aus geprüften, erfahrenen Männern; das Haupt desselben war Lord Shelbourne, ein Mann von graziösen und populären Manieren, der mit den Geschäften bekannt war und seine Zeit wie sein Vaterland gründlich studirt hatte. Beliebter war Niemand, als der junge Pitt; er hatte bis dahin nur für Gegenstände von populärem Interesse gesprochen, und sein Wunsch, Frieden zu schließen, war der Ausdruck des Volks. Schon das Ministerium Rockingham war für den Frieden gestimmt gewesen; das neue Kabinet eröffnete sogleich in den ersten Monaten die Unterhandlungen mit den feindlichen Mächten, und als der Admiral Rodney einige Vortheile über die Flotten der Feinde davongetragen, ward dieser glückliche Umstand benutzt, und am 20. Januar 1783 wurden die Friedens-Präliminarien zwischen England, Frankreich und Spanien unterzeichnet, so wie ein Waffenstillstand mit Holland.

Von dem Augenblick aber, wo Fox die Anerbietungen Pitt's zurückgewiesen, datirt jener heftige, unversöhnliche Krieg zwischen den beiden Staatsmännern, der erst mit ihrem Leben enden sollte. Fox machte gemeinschaftliche Sache mit Lord North, seinem alten Feinde, und zum Angriff ersah man den Moment, wo Lord Shelbourne vor dem Parlament die Gründe auseinandersetzte, welche das Kabinet zur Unterzeichnung der Friedens-Präliminarien bestimmt hatten. Fox, der unter dem Ministerium des Marquis von Rockingham einer der eifrigsten Vertheidiger des Friedens gewesen, griff den neuen Friedensplan so entschieden an, daß Lord Shelbourne, der ihn entworfen, seine Entlassung einreichte. Nur Pitt wollte gegen den Sturm Stand halten; er bewies die Zweckmäßigkeit der Maßregel in Vorträgen, bei denen er alle Hülfsquellen seines ungeheuren Talents entwickelte, mußte sich aber endlich doch zurückziehen. Fox siegte; es trat ein Coalitions-Ministerium zusammen, und Jener, zum zweiten Male seinen Ansichten untreu, setzte die Friedens-Unterhandlungen fort, nach den nämlichen Grundlagen, welche von der Opposition so heftig angegriffen worden, und der Friede ward unterzeichnet am 3. September 1783.

Nachdem er das Ministerium verlassen, begab sich Pitt aufs Festland, besuchte Paris, Italien, Deutschland und kehrte nach wenigen Monaten nach London zurück. Die Session begann, und Pitt nahm seinen Platz auf den Bänken, die Fox verlassen hatte. In der ersten Sitzung sagte er, in mehreren wichtigen Punkten stimme er mit der Regierung überein; so wäre er z. B. mit den Gliedern der Verwaltung einer Ansicht über die Angelegenheiten Indiens, den allgemeinen Frieden und einige Veränderungen in den Auflagen, und wenn man die hierauf bezüglichen Maßregeln nach Prinzipien ausführe, die dem Lande zur Ehre wie zum Vortheil gereichen, so würden er und seine Freunde ihre Unterstützung dem Kabinet nicht versagen. Doch nach kurzem Waffenstillstand begann Pitt den Angriff, indem er gegen mehrere ernste Fehler protestirte, und von Ehrgeiz obendrein gestachelt, ließ er dem Ministerium nicht einen Augenblick Ruhe mehr. Die Stellung des letzteren war um so schwieriger, als in allen seinen Handlungen ein Widerspruch sichtbar war, der sich nur aus der Entstehung dieses Kabinets erklären ließ. Pitt ergriff mit bewundernswürdigem Geschick die schwache Seite seines Feindes, und ohne Rücksicht auf die Versicherungen, die er bei Eröffnung der Session gegeben, trieb er das Ministerium so in die Enge, daß es nach Verwerfung der Bill über die Verwaltung Ostindiens seine Functionen niederlegen mußte.

Diese Krisis veranlaßte die Rückkehr Pitt's zu den Geschäften als Premier-Minister; er war erst 24 Jahr alt. Dieses Ministerium hatte viel Murren und Spott zu erfahren; man behauptete, die Bildung desselben sey nur ein Einfall der Krone, die es nicht wagen würde, an eine neue Wahl zu appelliren, um ihm Kraft und Dauer zu geben, obwohl es die gegenwärtige Majorität nicht besitze. Pitt aber ließ sich durch diese Hindernisse nicht entmuthigen, er hielt sich so lange wie möglich auf der Defensive, sondirte aber inzwischen das Terrain der Wahlen und erforschte den Geist der verschiedenen Lokalitäten. Dann ließ er plötzlich die Wahlen eintreten, in denen er einen so vollständigen Triumph davontrug, daß London, Bath und andere bedeutende Städte wetteiferten, ihn zum Repräsentanten zu ernennen; aber er wählte die Universität Cambridge, die ihn bei seiner ersten Kandidatur zurückgewiesen und wo er seine Studien beendet hatte. Diesmal hatte er eine große Majorität für sich; aber Pitt hatte auch offenbar andere Meinungen angenommen, als früher; er war kein wüthender Radikaler mehr; er hatte seine Reformpläne dem König und dem Hof zu Gefallen aufgegeben, und seine Ideen vertrugen sich jetzt besser mit denen der Universität. Wie dem auch seyn mag, er hatte seine Pläne so gut berechnet, daß er die Session eröffnen konnte unter Begrüßung einer zahlreichen Majorität.

Meister des Schlachtfeldes und Herr einer starken Majorität, richtete jetzt Pitt seine Gedanken ganz auf die inneren Angelegenheiten des Landes. Der Friede war seit anderthalb Jahren geschlossen, aber Handel und Industrie lagen noch sehr danieder. Der Kredit war untergraben, die öffentlichen Fonds sanken tagtäglich, die Douanen wurden zu jeder Stunde überlistet, und die öffentlichen Ausgaben wurden immer größer. In den Provinzen war das Elend furchtbar, und in Folge des Mangels an Einheit herrschte Unordnung in den wichtigsten Zweigen der Verwaltung. Pitt wußte allen Schwierigkeiten zu begegnen: er schuf ein thätiges Parlament, traf in den Finanzen Einrichtungen von mehr oder weniger Erfolg, stellte die Regelmäßigkeiten der Zahlungen her in einem Augenblick, wo es fast unmöglich schien, die dringendsten Auflagen zu erheben, und unterdrückte den Schleichhandel. Die Zölle auf den Thee und die geistigen Getränke wurden vermindert, dagegen die Fenstersteuer erhöht, um die Lücken, die durch einige dieser Veränderungen entstanden, auszufüllen.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Der Halsband-Prozeß.

(Schluß.)

Marie Antoinette war eben so entrüstet als betrübt, da sie hieraus ersah, wie weit man die Unverschämtheit getrieben, mit welcher Keckheit man ihren Namen mißbraucht habe. Der einzige Vorwurf, der sie bei dieser sauberen Geschichte treffen dürfte, ist der, daß sie nicht auf der Stelle ihren Gemahl davon in Kenntniß setzte. Ludwig würde dann Vergennes und Miroménil haben holen lassen, weil jener Staatsmann sein volles Vertrauen besaß und der Letztere Justiz-Minister war. Beide würden mit Ruhe die Sache erwogen, sie würden eingesehen haben, wie viel daran ankäme, die elende Intrigue nicht ruchbar werden, den Namen der Königin nicht öffentlich preisgeben zu lassen, besonders zu einer Zeit, wo schon so mancherlei üble Nachreden über sie im Umlaufe waren und nicht die günstigste Stimmung für sie herrschte; mit der Entfernung des Kardinals wäre Alles zu Ende gewesen und in ewiges Dunkel gehüllt worden. Unglücklicherweise aber zog die Königin ein Paar Todfeinde des Fürsten zu Rathe. Es waren dies der Baron von Breteuil, über welchen er 1770 bei der Bewerbung um den Wiener Gesandtschaftsposten den Sieg davongetragen, und der Abbé von Vermond, dem er während seines Aufenthalts in der Oesterreichischen Kaiserstadt stark zugesetzt hatte. Diese beiden Männer also, die stets nach Rache gedürstet und mit zügelloser Gier auf sein Verderben hingearbeitet hatten, posaunten nun in alle Welt sein schändliches Verbrechen aus und was für eine Strafe ihn dafür treffen würde. Die Königin war noch erhitzt von den gehässigen Einflüsterungen ihrer Vertrauten, als sie ihrem Gemahl die Schmach, die sie zur Verzweiflung brachte, offenbarte. Breteuil bewog die Juweliere, nachdem er sich bei ihnen genug nach dem ganzen Hergange erkundigt hatte, zu einer schriftlichen Auseinandersetzung der Sache, die er sodann dem Könige vorlegte. Ihre Angaben waren zwar gewissenhaft, allein, wie natürlich, sehr unvollständig; denn der Gräfin Lamotte thaten sie keine Erwähnung, sie hatten sie ja gar nicht vor sich gesehen, folglich auch nicht mit ihr unterhandeln können, so daß mithin der Kardinal allein auf dem Schauplatz blieb. Ludwig XVI. verachtete ihn wegen seines gottlosen Wandels, seiner Ausschweifungen und Schulden, und hielt ihn eines Diebstahls allerdings fähig. „Ja, ja", wiederholte er mehrmals, „das ist so ein Spekulant, der auch auf Nebenwegen sein Ziel zu erreichen weiß; sicher hat er das Halsband genommen, um es zu verkaufen, mit dem löblichen Vorsatz, es dann zu bezahlen, wenn er es im Stande ist." Der Siegelbewahrer und Vergennes, die man leider viel zu spät um ihre Meinung befragt hatte, riethen umsonst, mit Behutsamkeit zu Werke zu gehen. Breteuil behauptete steif und fest, daß lediglich der Kardinal durch den Skandal beeinträchtigt würde; Marie Antoinette erklärte sich eifrig für diese Ansicht, und Ludwig bemühte sich, ihr die Befriedigung, die sie darin fand, nicht zu nehmen.

Diese Verhandlung hatte in der Frühe eines Festtages (den 15. August 1785) statt; der Kardinal, ohne das Geringste von dem, was seiner harrte, zu ahnen, befand sich gerade im Priester-Gewande auf der Versailler Galerie, mitten unter den Höflingen. Der König ließ ihn in sein Kabinet, wo die Königin und mehrere Minister zugegen waren, rufen. Auf die Fragen, welche der Monarch in strengem Tone an ihn richtete, erwiederte der Kardinal zitternd und stammelnd, daß er das Halsband gekauft.... daß er es in den Händen der Königin glaubte .... daß er durch die Frau Gräfin von Lamotte-Valois von dem Verlangen der Königin, für sie das Kleinod zu erhandeln, benachrichtigt worden wäre. Die Vorwürfe, mit denen ihn Marie Antoinette über seine unbegreifliche Albernheit überhäufte, machten ihn endlich ganz verwirrt. Ludwig XVI., dem Triebe seines milden Herzens und seinem Sinne für Gerechtigkeit folgend, forderte ihn auf, sich in ein angränzendes Gemach zu verfügen, um seine mündlichen Aussagen zu Papier zu bringen. Nachdem er Ludwig seine schriftliche Erklärung überreicht und sich entfernt hatte, ward er von Breteuil in Gemäßheit eines Königlichen Befehls verhaftet und in die Bastille abgeführt.*)

Dieses Ereigniß machte viel Aufsehen in der Hauptstadt. Die einflußreiche Familie der Rohan's ergoß sich in bittere Klagen über die gewaltsame und ungesetzliche Weise, mit der ein Mann von so hoher Geburt und mit so vielen Würden bekleidet seiner amtlichen Wirksamkeit entrissen und in ein Staatsgefängniß geworfen worden wäre. Allgemein sprach man von dieser Verhaftnahme, als von einem Mißbrauch der Macht, den die Königin um deswillen angeregt habe, um irgend eine Intrigue, der man den Kardinal zum Opfer brächte, zu bemänteln. Ludwig ließ ihm die Wahl, sich seiner Gnade anzuvertrauen, oder durch das Parlament, oder etwa durch eine außerordentliche Kommission gerichtet zu werden. Der Fürst berathschlagte hierüber mit seiner Familie und überlieferte sich der Gerichtsbarkeit des Parlaments. Frau von Lamotte ward gleichfalls festgenommen, dagegen kein Verhaftsbefehl gegen ihren Ehemann erlassen, weil derselbe eiligst nach England entflohen war. Auch Cagliostro wurde mit seiner Frau ergriffen; wahrscheinlich aber waren sie gar nicht betheiligt bei dieser Angelegenheit, da sie sich gerade zu der Zeit in Lyon aufhielten, als die Intrigue angezettelt wurde.

Die Behörde hatte ihre liebe Noth, dieses künstliche Gewebe von Niederträchtigkeiten zu entwirren. Mehrere mit in den Prozeß verflochtene Personen, und deren Zeugniß von Wichtigkeit schien, blieben ihr ganz unbekannt; noch immer war weder von Villette's Fälschungen, noch von der Scene im Versailler Wäldchen die Rede gewesen. Der Kardinal beschuldigte die La-

*) Der Offizier, dessen Händen Breteuil den Fürsten übergab, war dermaßen erschüttert, eine so hohe Person unter seine Bewachung gestellt zu sehen, daß er sich nicht erdreistete, ihm das Schreiben und Absenden des Billets zu verbieten. Dasselbe war eine Ordre des Kardinals an seinen Secretair, gewisse Papiere zu verbrennen, die, wenngleich keine wichtigen Aufschlüsse, als die wir bereits kennen, enthaltend, manches artige Geschichtchen, das geeignet gewesen wäre, den Fürsten zu kompromittiren, aus Tageslicht gefördert hatte.

motte, und diese wiederum den Kardinal und Cagliostro; aus keiner dieser Aussagen wußte man sich zurecht zu finden, sammt und sonders waren sie wenig erwiesen. Da verbreitete sich plötzlich klares Licht über die ganze Sache, und zwar von einer Seite her, wo man sich wohl niemals hätte träumen lassen, es zu suchen. Ein Franziskanermönch, der Pater Loth, erschien vor dem General-Prokurator und erklärte, daß sein Gewissen ihn wegen mancher Vergehen beunruhige, die jedoch nicht im Stande wären, die Treue, zu welcher er sich gegen den König und die Königin verpflichtet fühlte, zu schwächen. Dieser Mönch hatte sich um die Ehre beworben, bei Hofe predigen zu dürfen; hierzu aber bedurfte er der Genehmigung des Groß-Almoseniers. Da er erfahren hatte, was für einen Einfluß die Lamotte bei demselben hätte, so hatte er sich natürlich an sie gewandt. Auf des Kardinals Befehl ward sein Vortrag zuvor einer Prüfung unterworfen und für gar zu mittelmäßig befunden; indeß auf Betrieb seiner Gönnerin verschaffte man ihm eine fremde Predigt, die er denn auch wirklich hielt. Da er die Lamotte häufig besuchte und mit der Länge der Zeit immer mehr ihr Vertrauen gewann, lernte er hierdurch alle die Personen genauer kennen, die ihre Gesellschaft bildeten. Seit dem Beginn des Prozesses drängte sich eine Menge Umstände und Aeußerungen, die er in jenem Zirkel vernommen, seinem Gedächtniß auf. Kaum sollte man es glauben, wie viel unbesonnene Worte man sich in seinem Beiseyn hatte entschlüpfen lassen und bis zu welchem Grade sich die Unverschämtheit und Verkehrtheit der Lamottes erstreckte. Man müßte denken, daß sie nach dem Rendezvous in Versailles mit der Bezahlung und Entfernung der trefflichen Schauspielerin nicht eine Minute gezögert haben würden; anstatt aber diesem Weibe die zugesicherten 15,000 Livres richtig auszuzahlen, hatten sie sie mit 4000 abgespeist. Um sie für diesen Verlust zu entschädigen, gewährten sie ihr Zutritt zu ihren Gesellschaften und stellten sie in verschiedenen anderen Häusern vor. Diese Buhlerin hieß eigentlich von Essigny, das gräfliche Ehepaar hatte sie aber in eine Baronin von Oliva oder Olivas — eine bloße Buchstabenversetzung des Namens Valois — umgetauft. Der Pater Loth, ohne gerade gründlichen Aufschluß über den verwickelten Handel ertheilen zu können, gab zu verstehen, daß die Gegenwart einer Frau von Oliva und eines gewissen Villette sehr viel zur Enthüllung des unerforschlichen Geheimnisses beitragen könnte. Man verfolgte also die Spur beider entwichenen Betrüger; und glücklicher Weise erwischte man Villette in Genf und die würdige Baronin in Brüssel. Aus den mit ihnen angestellten Verhören ergab sich, wie arg man den kurzsichtigen Kardinal gefoppt hatte.*)

Die vielfältigsten und widersprechendsten Gerüchte hinsichtlich dieses seltsamen Vorfalls schienen gar nicht aufhören zu wollen und häuften sich noch dadurch, daß der Abt Georgel, General-Vikar des Groß-Almoseniers und Secretair desselben, eine Verordnung für die Fasten erließ, deren Anfang also lautete: „Zu Euch, meine vielgeliebten Mitbrüder, gesandt wie Timotheus zu den Gemeinden, welche sein großer in Banden gehaltener Lehrer Paulus nicht mehr unterrichten konnte, hat er (der Kardinal) mir gesagt: „„Ich lege in Deine Hand das Brod des göttlichen Wortes, auf daß Du es heute in der Versammlung der Gläubigen brechest.““ — Und der Jünger des Fürsten von Rohan schleuderte furchtbare Blitze gegen die Gottlosen und Lästerer. Man ließ sich förmlich um das Papier; man war allgemein erstaunt, von dieser Seite her so fromme Ermahnungen zu vernehmen.

Von nichts Anderem fast war nun die Rede, als von dem großen Prozeß, und alle auf diese dunkle und räthselhafte Angelegenheit bezügliche Schriften wurden mit Begierde erwartet und gelesen. An dem Tage, wo Cagliostro's Anwalt seine Vertheidigung veröffentlichte, war ein so lebhaftes und ungestümes Gedränge vor seiner Thür, daß es durch Wachen im Zaume gehalten werden mußte. Alle Verständigen, obschon weit entfernt, die geringste Theilnahme dem Kardinal zu schenken, waren doch empört, es mit ansehen zu müssen, daß ein Kirchenfürst inmitten eines Taschenspielers, den er seinen Freund nannte, und eines gemeinen Frauenzimmers, von der er bekennen mußte, überlistet worden zu seyn, vor Gericht erschien. Dieselben Personen bedauerten innigst die Königin, daß sie durch ihr ungezwungenes Benehmen den Kardinal zu dem thörichten Gedanken verleitete, als empfände sie Neigung für ihn und als könnte sie ihm ein Rendezvous gewähren. Indeß die große Menge lachte und ergötzte sich an einem solchen Schauspiel. Die Vorurtheile, welchen Marie Antoinette ausgesetzt war, erwirkten dem Gefangenen zahllose Wortführer, die ihn für ganz unschuldig erklärten, nur damit sich die Strafbarkeit der Königin desto mehr herausstellte. Ueberall hörte man, daß sie mit den Lamottes Verbindungen angeknüpft, daß sie den Befehl zum Ankauf des Halsbandes erlassen und daß der Fürst ihr unglücklicher Unterhändler gewesen wäre. Aus der Art, wie man einen erlauchten Namen in diese traurige Geschichte eingemischt, hätte man füglich schließen müssen, daß die Königin die Angeklagte wäre, und daß das Parlament über sie richten wollte. Noch nie vielleicht hatten die Behörden ein solches Truggespinnst zu entweben. Die Rohans benutzten ihren ganzen Einfluß, um eine Freilassung auszuwirken, während Breteuil sich bemühte, daß ein Verdammungs-Urtheil über den Kardinal ausgesprochen würde. Ja, dieser Minister ging sogar so weit in seinem Hasse, daß er den Befehl zur Verhaftung Ramond's erließ, der auf der Reise nach England begriffen war, um sich den Beweis zu verschaffen, daß dort Lamotte einen Theil des Halsbandes verkauft habe; doch noch zeitig genug gewarnt, schlug Ramond eine andere Richtung ein und kam so wirklich nach London. Die vornehmsten Angeklagten befanden sich bereits seit etwa zehn Monaten in der Bastille, als die hohe Kammer in einer Sitzung, welche schon vor sechs Uhr des Morgens anfing und erst um halb zehn Uhr Abends endete, ihr Urtheil verkündete. Der General-Prokurator trug darauf an, daß der Kardinal gehalten seyn sollte, vor der Kammer in pleno sein unbesonnenes Benehmen einzugestehen, die beiden Majestäten um Verzeihung zu bitten, und zwar im Beiseyn der Richter, ferner sich seines Amts als Groß-Almosenier zu begeben und sich nirgends der Königlichen Familie zu nähern; daß er zu einer Geldstrafe verurtheilt würde, deren Umfang die Kammer näher zu bestimmen hätte, und bis zur Vollstreckung des Urtheils im Gewahrsam bleiben sollte. Im Publikum, und selbst im Schooß der Magistratur, handelte es sich weniger um einen Prozeß, als um eine politische Angelegenheit. Die Anträge des General-Prokurators waren nur billig und gerecht, dennoch aber schlossen sich nur wenig Richter seiner Meinung an; ein Rath fand sie viel zu hart, ein anderer sagte, es sey dies das Werk eines Ministers, der leicht zu erkennen sey; Einige im Kollegium wollten den Fürsten gänzlich der Anklage enthoben wissen und daß ihm bloß eingeschärft würde, in der Folge behutsamer zu handeln; Andere erklärten sich dahin, daß man ihn ohne Weiteres der Gerichtsbarkeit der Kammer entziehen sollte, ein Spruch, wodurch jeglicher Verdacht seiner Schuld hinweggeräumt ward, bis er denn zuletzt durch eine Mehrheit von fünf Stimmen auf eine ehrenvolle Weise auf freien Fuß gesetzt wurde. Die Lamotte wurde durch einen gemeinsamen Beschluß zur Brandmarkung und Einsperrung, ihr Mann auf Lebenszeit zu den Galeeren und Villette zur Verbannung verurtheilt, Cagliostro für unschuldig erklärt und die Oliva freigegeben.

Zehntausend Menschen füllten den Saal, die Treppen und die Hofräume des Justiz-Palastes. Als man des Fürsten ehrenvolle Freilassung erfuhr, erhob sich ein allgemeines Freudengeschrei, und die Richter wurden am Ausgange mit rauschenden Beifallszeichen empfangen; es sah fast so aus, als hätten sie durch ihren Muth einem verunglimpften Bürger wieder zu seiner Ehre verholfen. Den folgenden Tag strömte ein unermeßlicher Haufe zu dem Hotel des Kardinals und nöthigte ihn, auf dem Balkon zu erscheinen, eine Auszeichnung, die Cagliostro ebenfalls erhielt.

Als die Königin des Kardinals Ehrenrettung erfuhr, klagte sie die Richter der Parteilichkeit an und sah sich durch sie beschimpft. Ganz so dachte und fühlte Ludwig. Einige Stunden, nachdem der Fürst die Bastille verlassen, überbrachte ihm Breteuil einen geheimen Befehl des Königs, wodurch er nach seiner Abtei Chaise-Dieu verbannt und angewiesen wurde, seine Entlassung als Groß-Almosenier einzureichen. Cagliostro ward der fernere Aufenthalt in Frankreich verboten. Die Rohansche Familie, der hohe Adel und die Mehrzahl des Publikums mißbilligten diese Strafen über Männer, die gerichtlich für schuldlos befunden worden waren. Während der König und die Königin das Urtheil rücksichtlich des Fürsten und Cagliostro's für viel zu gelind hielten, betrachteten sie das wider die Lamotte verhängte für gar zu streng; es galt ihnen eine neue Schmach, daß ein Abkömmling der Valois durch Henkershand gebrandmarkt werden sollte. Ludwig wollte gern diese furchtbare Strafe ändern; indeß der Siegelbewahrer und Vergennes bewiesen ihm, daß seine Gnade den für die Königin beleidigenden Gerüchten nur um so mehr Vorschub leisten könnte. Die Lamotte blieb nicht länger als zwei Jahre in Haft; sie entrann und floh nach London, wo sie, in Uebereinstimmung mit ihrem Manne, eine abscheuliche Schmähschrift gegen Marie Antoinette drucken ließ.

Droz,
Mitglied der Französischen Akademie.

*) Wir wollen hier noch eines besonderen Ereignisses erwähnen, das, als ein würdiges Seitenstück zu allen jenen elenden Streichen, die Enthüllung derselben nur noch zu erschweren schien. Ein Industrieritter, Namens von Etienville, hatte nämlich mehrere Kaufleute dadurch um eine ansehnliche Menge Waaren zu prellen gewußt, daß er vorschützte, es wäre sein Freund, der Baron von Fages, zur Leibwache Monsieurs (des Grafen von Provence und nachmaligen Königs Ludwig's XVIII.) gehörig, eben im Begriff, sich zu verheirathen, und daß er (Etienville) zu diesem Behufe Mehreres zu Hochzeitsgeschenken brauche; den Betrag hierfür werde er später schon entrichten. Nachdem der Gauner gepackt war, gerieth er auf den Einfall, seine Sache mit der Halsband-Geschichte in Verbindung zu bringen. Er verfaßte eine Schrift, worin er erzählt, der Baron von Fages habe auf dem Punkte gestanden, eine junge Person zu ehelichen, der ein sehr vornehmer Herr, von welchem sie einen Sohn hätte, 200,000 Livres zur Mitgift gäbe: der hohe Herr war der Kardinal von Rohan und die Unterhändlerin bei dieser Heirath Frau von Lamotte. Nachdem er mit Anführung der freilich erdichteten Thatsachen zu Ende gekommen war, übersandte Etienville eine Kopie dem Fürsten von Soubise, mit dem Bemerken, daß bei obwaltenden Umständen seine Enthüllungen dem Kardinal sehr schaden könnten, daß er jedoch bereit wäre, alles zu verschweigen, wenn sich derselbe zu einem Darlehen von 200 Thalern verstände. Da nun der Kardinal natürlich diese freche Forderung verweigerte, so veröffentlichte Etienville, um sich zu entschädigen, jene Lügenschrift und machte damit so gute Geschäfte, daß sie rasch nach einander zwei Auflagen erlebte. Diese dem Kardinal und der Lamotte angedichteten Ränke gaben den Pariserн reichlichen Stoff zur Unterhaltung; es war aber, wie man sieht, nichts weiter, als eine schamlose und wunderliche Speculation eines Abenteurers.

Aegypten.

Markt-Verkehr in Kahira*).

Die Beaufsichtigung des Markt-Verkehrs scheint zu Kahira noch etwas mehr im Argen zu liegen, als zu Konstantinopel, ist

*) Aus Lane's Modern Egypt.

indeß in beiden Hauptstädten ziemlich auf gleichem Fuße eingerichtet. Dort, wie hier, stehen die öffentlichen Märkte nebst Maßen und Gewichten unter der Obhut eines Beamten, der in Kahira den Titel Muchtessib führt. Durchreitet dieser dann und wann die Stadt, so bahnt ihm ein Beamter mit einer großen Wage den Weg, während die Vollstrecker seiner allgefürchteten Befehle und noch viele andere Diener ihm folgen. Dann läßt er sich von den Kaufleuten, bei deren Läden und Buden er gerade vorüberkommt, wie es ihm eben einfällt, bald von Allen insgesammt, bald nur hier und da von Einem, die Maße und Gewichte zur Prüfung vorzeigen. Ganz besonders erkundigt er sich bei den Viktualienhändlern auch nach dem Preise ihrer Lebensmittel. Ja, nicht selten hält er einen Dienstboten, oder den ersten besten Vorübergehenden, der ihm mit seinem Einkaufe begegnet, in der Straße an und fragt ihn, wie viel das Gekaufte an Maaß oder an Gewicht betrage, oder wie theuer er es bezahlt habe? Findet nun Se. Gestrengen, daß ein Verkäufer bei seinem Handel irgendwie gegen die Markt- oder Handels-Vorschriften gesündigt, so straft er ihn dafür auf der Stelle, gewöhnlich durch Stock- oder Peitschenhiebe.

Einmal sah ich aber auch, wie ein Mann, welcher zu leichtes Brod verkauft hatte, bestraft wurde, indem man ihm ein Loch in die Nase stach und durch dieses eine Schnur zog, an welcher ein Stück Brod, wohl eine Spanne lang und wie ein Finger dick, befestigt worden. Dann ward derselbe, völlig entkleidet, nur mit einem Lendentuch umgürtet, und mit auf den Rücken geschnürten Händen, an die Fensterstangen einer Moschee in der Hauptstraße der Residenz, so daß seine Füße auf der Schwelle des Tempels ruhten, angebunden. Und in dieser Stellung blieb der arme Sünder, so plötzlich zum Südsee-Insulaner naturalisirt, drei Stunden lang den schnöden Blicken der herbeiströmenden Gaffer und den nicht minder lästigen Strahlen der stechenden Sonne preisgegeben.

Mustapha Kaschif, ein Kurde, welcher noch im Jahre 1825 wohlbestallter Muchtessib war, übte seine Machtvollkommenheit auf eine so brutale Weise, daß er den Leuten nicht nur um der geringsten Kleinigkeit willen, sondern oft genug auch ohne allen rechtlichen Grund, die Ohren kippen, d. h. die Ohrläppchen abschneiden ließ. Derselbe begegnete einmal einem alten Manne, welcher einige mit Wassermelonen beladene Esel vor sich hertrieb. Diesen fragte er, indem er auf die größte der Früchte wies, nach dem Preise derselben. Da antwortete ihm der Alte, Zeigefinger und Daumen an sein Ohrläppchen legend: „Schneid's nur ab, Herr!" und blieb auch bei allen Erneuerungen der an ihn gestellten Frage immer nur bei seiner einmal gegebenen Antwort: „Schneid's nur ab, Herr!" Als aber endlich der Muchtessib, zwar ärgerlich, indeß doch auch nicht im Stande, des Lachens sich zu enthalten, ihm zurief: „Schlingel, bist Du toll oder taub?" da erwiederte der Alte: „Nein, Herr, ich bin weder toll, noch taub; aber ich weiß schon. Wenn ich nun sagte: Diese Melone kostet zehn Juddah — so würdest Du sagen: Kippt ihm das Ohr! — Und wenn ich auch spräche: Diese Melone kostet fünf, oder: sie kostet einen Juddah — so würdest Du doch auch sagen: Kippt ihm das Ohr! — Darum kipp' es nur lieber gleich und laß mich weiterziehen." Diesmal aber irrte sich der Alte doch, Dank seiner launigen Resignation. — Die unredlichen Fleischer wurden gewöhnlich nach Analogie jenes Brodverkäufers bestraft. Schlimmer jedoch erging es einmal einem von ihnen, welcher darauf ertappt wurde, wie er einem Käufer zwei Unzen Fleisch zu wenig zugewogen hatte: diesem ließ derselbe Muchtessib zwei Unzen aus dem eigenen Fleische schneiden. Und noch härter verfuhr derselbe Beamte gegen einen Kunafeh-Händler — Kunafeh ist eine Art Vermicelli- (Fadennudeln-) Teig —, der seine Kunden betrügerischer Weise das Dreifache des billigen Preises hatte bezahlen lassen. Er hieß ihn, sich entkleiden und auf der kupfernen Mulde, in welcher der Kunafeh gerade gebacken wurde, so lange Platz nehmen, bis er jämmerlich verbrannt war. Einem Menschen, der eine große Anzahl irdener Wasserflaschen aus Gemennud als echte Kinëer feilbot, ließ er diese, Stück für Stück, an seinem Kopfe entzweischlagen. Früher wurde dem Muchtessib eine größere Wage, als die gegenwärtig gebräuchliche, vorgetragen; und damals soll ihr Balken hohl gewesen seyn und eine Quantität Queckfilber enthalten haben, vermöge welcher es den Dienern dieses Beamten ein Leichtes war, das mit dieser Wage Nachgewogene vollwichtig oder zu leicht erscheinen zu lassen: je nachdem die gerade zur Rechenschaft Gezogenen bei Sr. Gnaden ihre Sache vorher schon ins Gleichgewicht gebracht hatten oder nicht.

So und ähnlich verfuhr Mustapha Kaschif aber nicht etwa nur in den Fällen, die unter seine Gerichtsbarkeit gehörten, sondern auch da, wo er geradezu gar kein Recht hatte. Fiel ihm doch einmal ein, eines seiner Pferde in ein Badehaus zu schicken und den Inhaber desselben anweisen zu lassen: er solle das Roß gebührend aufnehmen, waschen und abwarten lassen. Als nun der Badbesitzer sich unterfing, die Befürchtung zu äußern: das edle Thier könne auf dem Marmorgetäfel des Bades leicht ausgleiten und Schaden nehmen, auch bei dem Austritt aus dem Bade eine Erkältung davontragen — und deshalb zugleich sich die Freiheit nahm, die Abwaschung des Rosses im Stalle vorzuschlagen — da rief der Unmensch: „Ah, Bürschchen! Du fühlst Dich wohl gar beleidigt dadurch, daß mein Pferd in Dein Bad soll? Heda! Zur Erde mit ihm und wascht ihn mit Euren Dauben, bis er genug hat!" Dies geschah: der Mann wurde zu Tode geprügelt.

Wie der Muchtessib die Aufsicht über die öffentlichen Märkte führt, so führen ähnliche Beamte sie über die verschiedenen Zweige von des Pascha's Monopolien und Manufakturen. Welche Grausamkeit auch diese sich erlauben durften, beweist unter Anderm das Beispiel des Nasir el Kumasch (Aufsehers über die Leinwand-Manufaktur), Ali Bey, welcher diejenigen, die er etwa im Besitz eines Webestuhls oder beim Verkaufe von Leinwand ertappte, nicht selten in einem Stück ihrer eigenen Leinwand, das zuvor mit Oel und Theer getränkt worden, an einen Baumast aufhängen und dann diese Hangematte in Brand stecken ließ. Gleichsam zur Vergeltung für solche Gräuel, flog der schändliche Ali beim Brande eines Pulver-Magazins selber mit in die Luft.

Daß aber dieser Hang zur Unmenschlichkeit nicht etwa im Volks-Charakter begründet ist, erhellt z. B. schon daraus, daß auch die Aegypter, wie die Muhammedaner überhaupt, die Thiere, welche sie tödten, um sie zu verzehren, unter Beobachtung besonderer Vorschriften schlachten, die von großer Menschlichkeit zeugen. Wer ein Thier, namentlich ein Hausthier, zu diesem Zwecke tödtet, muß dies thun, indem er die Worte spricht: Im Namen Gottes! Gott ist groß! Dann soll er ihm die Kehle durchschneiden und dabei genau achthaben, daß er auch die Luftröhre, den Schlund, so wie die Halspulsader gehörig treffe. Dabei soll er sich aber wohl hüten, die sonst so gern gebrauchte Formel: Im Namen Gottes, des Barmherzigen und Gnadenreichen! über die Lippen kommen zu lassen — und zwar aus demselben Grunde, aus dem auch die frommgläubige christliche Köchin z. B. nicht gern Kinder in ihrer Nähe hat, wenn sie ein hochnothpeinliches Halsgericht vollzieht, indem sie überzeugt ist, die natürliche Weichherzigkeit der Kleinen erschwere das Ende des durch sie dem Opfertode geweihten Wesens. Doch können es ihre Aegyptischen Kolleginnen selten übers Herz bringen, dabei nicht mindestens ein Stoßgebetlein zu lispeln, wie etwa: Gott gebe dir Geduld, die Trübsal, welche er dir auferlegt, zu tragen! In der Todesgefahr darf der Muhammedaner übrigens auch alles das genießen, was ihm unter allen anderen Umständen verboten ist. Die meisten Fischarten sind erlaubte Speise, eben so vielerlei Geflügel; doch muß dieses, wenn es zu dem zahmen gehört, geschlachtet werden, wie ein Stück aus der Heerde, wogegen das wilde geschossen werden darf. Hasen, Kaninchen, Gazellen u. dergl. m. sind gleichfalls erlaubt und dürfen eben sowohl geschossen, als durch Hunde erlegt werden, wenn nur in dem Augenblick, da der Hund losgelassen, auch der Name Gottes ausgesprochen wird und der Hund keinen Antheil von der Beute genießt. Denn dieses treue Wesen gilt dem Muselmann für durchaus unrein. Die Schafih's halten sich schon durch die bloße Berührung mit seiner nassen Nase für verunreinigt und waschen selbst den Theil ihrer Bekleidung, dem dieses unglückliche Thier zufällig zu nahe gekommen, sieben Mal mit Wasser und ein Mal mit klarer Erde. Auch hüten selbst die minder Aengstlichen sich und ihr Gewand sorgfältig vor dem Beflecken dieses anhänglichen Gefährten des Menschen.

Mannigfaltiges.

— Irland, wie es ist. Ein interessanter Beitrag zur Geschichte der früheren und der gegenwärtigen Zustände Irlands ist die von John Dalton so eben herausgegebene „Grafschaft Dublin"*). Das Buch, ungefähr tausend Seiten stark, umfaßt Alles, was die genannte Grafschaft, als den Kern des Landes, um den das Uebrige nur die Schale bildet, so wie nebenbei auch das, was letztere betrifft. Wir ersehen daraus, daß, ungeachtet aller Unruhen und bürgerlichen Zwiste, das Land doch seit der im Jahre 1800 bewirkten Union sehr bedeutende Fortschritte gemacht und daß namentlich Landbau und Handel einen ungemeinlichen Aufschwung genommen haben. Dublin ist eine der schönsten Städte von Europa geworden; Kanäle verbinden jetzt das Irländisch-Britische mit dem Atlantischen Meer; die große Central-Arterie des Landes, der Fluß Shannon, ist jetzt beinahe seiner ganzen sehr ansehnlichen Länge nach schiffbar; Eisenbahnen sind bereits in der Ausführung und werden bald die äußersten Enden der Insel mit einander verbinden. Wohlthätigkeits-Anstalten, Kunst-Ausstellungen, botanische Gärten werden in den verschiedenen Städten mit jedem Jahre mehr begründet, und wäre nur erst auch gegen die chronischen Krankheiten, an denen die bürgerliche Verfassung des Landes leidet, ein Radikalmittel gefunden, so würde Irland binnen wenigen Jahrzehenden einer der reichsten, lieblichsten und beglücktesten Punkte des Erdbodens werden.

— Graf Cagliostro. Die famöse Halsband-Geschichte, deren historischen Zusammenhang wir in diesen Blättern eben mittheilen, bildet auch den Grundstoff zu einem Roman in Englischer Sprache, der jetzt unter dem Titel „Count Cagliostro" in London erschienen ist. Die Verderbtheit der Französischen Gesellschaft während der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wird darin wieder einmal mit recht grellen Farben dargestellt. Ein seltsames Zusammentreffen darf man es aber wohl nennen, daß derselbe Stoff gleichzeitig von zwei Franzosen und einem Engländer in historischer, Memoiren- und Roman-Form behandelt worden.

*) The History of the County of Dublin.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 131. Berlin, Mittwoch den 31. Oktober 1838.

Griechenland.

Athen unter dem König Otto.

Ein Brief Raoul Rochette's an Pouqueville.

Athen, — — — 1838.

Mein theurer Freund, Sie werden sich vielleicht wundern, daß ich Ihnen einen Brief aus Athen schreibe, da ich doch erst seit kurzem hier verweile und Sie selbst eine so genaue Kenntniß der Stadt erworben haben; aber das jetzige Athen und das, welches Sie gesehen haben, sind sehr verschieden. Athen ist eine ganz neue Stadt, in der Sie sich kaum zurecht finden würden; Ihre Erinnerungen an den früheren Zustand derselben würden überdies Ihre jetzigen Nachforschungen erschweren, und Sie würden sicherlich die Gegenstände, an welche sich Ihre Blicke gewöhnt hatten, vergeblich suchen, denn Alles ist wie umgewandelt, die Menschen sowohl wie die Gebäude. Sie erstaunen und werden vielleicht auch etwas neugierig; erlauben Sie mir also, Ihnen eine Beschreibung von der Stadt zu machen, wie sie sich gegenwärtig ausnimmt und wie sie mir erschienen ist. Finden Sie dann, daß meine Schilderung dem Eindrucke, welchen Sie von der Stadt bewahrt haben, nicht entspricht, so geben Sie nicht Ihrem Gedächtnisse oder etwa meiner Phantasie die Schuld, noch viel weniger der Alles zerstörenden Zeit oder den noch schneller zerstörenden Türken, sondern warten Sie ruhig das Ende meines Briefes ab, der Ihnen die Antwort darüber nicht schuldig bleiben wird.

Sie haben den Eindruck, der einen Jeden bei dem Anblicke Athens ergreift, lebhafter als jeder Andere empfunden. Der Name weckt schon so viele ruhmvolle Erinnerungen, und aus jedem Winkel des Bodens von Attika steigen so viele glänzende Bilder hervor, daß auch der Ungebildete, der diesen geheiligten Boden zum erstenmal betritt, sich den Nachklängen einer großen Vorzeit nicht ganz verschließen kann. Wer hat nicht von dem Lande des Kekrops und von der Stadt der Minerva sprechen hören? Wer weiß nicht etwas vom Leben des Theseus und vom Tode des Kodrus? Welches Herz schlägt nicht lauter beim Klange der Namen Marathon, Salamis, Miltiades, Themistokles? Selbst die Leute, welche die Traditionen der Schule von sich weisen und die, rein in der Gegenwart befangen, nur bei dem Augenblicke verweilen, der ihnen Gewinn bringt, müssen Namen, wie Solon, Perikles, Phocion, Demosthenes, Sokrates, Euripides, Sophokles und Phidias, doch einige Bedeutung zugestehen. Auch der ungebildetste Reisende kann Athen nicht ohne Theilnahme betrachten, denn die Oerter sind fast eben so berühmt, wie die Menschen. Wer möchte nicht den Hügel schauen, wo der Areopag seine Sitzungen hielt; wer nicht das Gefängniß, wo Sokrates starb, oder die Rednerbühne, von welcher Demosthenes herabdonnerte? Und dann bleibt ja noch der andere Hügel, welcher das Museum hieß, der Garten der Akademie und das Lyceum des Aristoteles. Wer möchte nicht auch den Hymettus und die Ufer des Ilissus, die vom Pentelikon umgränzten und vom Cephissus durchflossenen Gefilde schauen, und wer könnte sie schauen, ohne tief erschüttert zu werden?

Um indeß die Oerter, an welche sich so viele geschichtliche Erinnerungen knüpfen und die von der Natur so reich bedacht sind, gehörig in Augenschein nehmen zu können, muß die Lage des Landes von einer gewissen Beschaffenheit seyn, oder sie darf solche Nachforschungen wenigstens nicht erschweren. Als Sie vor zwanzig Jahren im Piräus landeten und zwei Meilen von Athen den gastlichen Empfang, den Ihnen Herr Fauvel im französischen Konsulatsgebäude bereitete, in dem Hause, das schon Byron und Chateaubriand beherbergt hatte, abwarteten, konnten Ihre Blicke ungestört auf den Gegenständen verweilen, die sich Ihnen darboten; es war da nichts Neues, nichts Fremdes, nichts, was den ersten Eindruck Attika's hätte trüben können. Vor Ihnen lag der Piräus, in dem keine Schiffe waren, und der einen eben so einsamen Anblick gewährte, wie das Meer; Sie konnten die Rhede von Salamis, die Hügel, welche über derselben aufsteigen, und die Meerenge, welche die Insel von Attika trennt, wahrnehmen. Es war Ihnen gestattet, einsam in Ihren Empfindungen zu schwelgen und ungestört auf diesen Denkmälern des Ruhms umherzuwandeln; Sie konnten auf der Klippe das zerstörte Grabmal des Themistokles aufsuchen und auf dem Gipfel des Aegaleon dem Platze nachforschen, wo Xerxes in schweigender Ruhe der Zerstörung seiner Flotte zuschaute. Nichts störte damals Ihre Beobachtungen, Niemand drängte sich zwischen die Geschichte und Sie. Am Strande des Piräus befand sich ein einziges Haus, der bescheidene Wohnort einer Französischen Familie; in dem dreifachen Hafen ruderten einige Fischerbarken auf dem ruhigen Meeresspiegel; nichts war im Munychia, nichts im Phalerus, überall nichts als Stille und Einsamkeit. Aber in dieser Oede, wo jede Erdscholle einen berühmten Namen trug, wo jeder Fels ein Denkmal war, konnte die Einbildungskraft sich frei ergehen, und der Alterthumsforscher betrat einen jungfräulichen Boden. Hätte Sie Ihre Ungeduld vor dem Eintreffen des Führers und der Pferde, die Ihnen Herr Fauvel schicken wollte, fortgetrieben, und hätten Sie sich allein nach Athen aufgemacht, so hätten Sie nur den Ueberbleibseln der langen Mauer, dem ersten Denkmal von Athen's Macht, nachgehen zu dürfen gebraucht. Längs dieser ungeheuren Steinmassen, welche nur freie Hände aufthürmen und nur Tyrannen umstürzen konnten, hätten Sie dann den zwei Meilen langen Weg fast immer auf der alten Straße zurückgelegt, und fast bei jedem Schritte wäre Ihnen in einem Mauerstücke eine Erinnerung an Vaterlandsliebe, Freiheit und Muth entgegengetreten. Wenn Sie durch diese Doppelreihe riesenhafter Trümmer, so zu sagen im Schatten der Erinnerungen an die Hellenische Freiheit, hindurchgewandelt wären, dann hätten Sie auch das Gehölz von Olivenbäumen durchschritten, deren hundertjährige Stämme aus Sprößlingen, die in der letzten Zeit der Republik gepflanzt wurden, emporgewachsen sind und so ebenfalls als Trümmer des Alterthums betrachtet werden können. So wären Sie ohne Führer und Begleitung oder vielmehr im Geleit der Denkmäler aus der Zeit des Themistokles nach Athen gekommen und auf diesem Wege bei dem Hügel angelangt, der noch den vom Sohne des Miltiades erbauten Tempel trägt; so wären Sie beim Französischen Konsulatsgebäude angelangt, ohne, mit Ausnahme zweier Französischer Häuser, auf Ihrem ganzen langen Wege auf etwas Ungriechisches zu stoßen.

Ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, wie sehr sich Zeit und Umstände geändert haben; urtheilen Sie selbst. Wenn man im Piräus landet, so sieht man das ganze Ufer mit modernen, ohne Plan, ohne Ordnung, ohne Symmetrie gebauten Häusern, Buden, Schuppen, Speichern bedeckt; sie scheinen alle erst gestern aufgebaut zu seyn, um morgen wieder abgebrochen zu werden. Vor diesen Häusern, welche keinem Lande und keinem Jahrhundert angehören, drängt sich ein Volkshaufe, der hier eben so wenig heimisch ist; es sind Fremde, welche überall hinströmen, wo ein neues Volk, eine neue Regierung Aussicht auf Gewinn eröffnen, welche vermittelst einer überall gültigen Sprache, der des Interesse's, alle übrige verstehen und sprechen. Der Piräus, jetzt der Sammelplatz aller der Leute, die sich vor fünf Jahren zu Nauplia, vor zehn Jahren in Aegina aufhielten, und die morgen nach Patras und Korinth strömen würden, wenn sich dort ein Hof oder etwas Aehnliches fände, der Piräus ist eine Stadt, wie es viele giebt, wo das Comptoir die ganze Stadt ist und sich in den Magazinen Alles konzentrirt. Diese Stadt, welche einen Italiänischen Anstrich haben würde, eine Aehnlichkeit mit Livorno oder Ancona, wenn man sie durchaus mit einer anderen vergleichen will, diese neue und doch so baufällige Stadt, besteht nur aus elenden Hütten, welche Ansprüche machen, Häuser zu seyn; sie hat weder Kirchen noch Hospitäler, weil hier die Kaffeehäuser Alles in Allem sind, und nur einen Palast, das Zollhaus, weil man hier nur für die öffentlichen Gebäude Geld ausgiebt, die etwas eintragen. Als ich im Piräus mit dem Wunsche, Griechenland kennen zu lernen, anlangte und mich plötzlich in eine Vorstadt Neapels versetzt glaubte, ohne daß mich etwas an Griechenland erinnerte, entfernte ich mich rasch. Gelegenheiten dazu gab es viele. Ich hatte die Wahl zwischen vielen alten Fiackern, zwischen dem Deutschen Landauer und dem Neapolitanischen Coricolo; selbst ein Französischer Omnibus bot sich mir dar, denn die neue Civilisation Griechenlands bedient sich aller Hülfsmittel der alten Europäischen Civilisation, und ein Volk, welches sich aus Deutschem Trümmerwerke und Gothischen Möbeln, die ihm gerade in die Hände fallen, ein neues Leben bereitet, wäre an jedem Orte ein sehenswerthes Schauspiel. Ich konnte mich nicht mit dem Gedanken befreunden, mich in einem

Fiacker oder Omnibus nach Athen fahren zu lassen, aber dennoch rollte ich so auf der glatten und ebenen Straße dahin. Verschweigen kann ich hier unmöglich, daß diese Straße von den Bayerischen Ingenieuren aus den Ueberresten der langen Mauern erbaut worden ist, und daß das Olivengehölz, in welchem die Art der Türken wüthete, größtentheils nur einen mit wilden Sträuchern bedeckten Boden beschattet, von dem alles Antike verschwunden ist, während die neue Kultur sich nur noch sehr sparsam zeigt. Jetzt werden Sie begreifen, warum ich mich erst in Athen auf einen antiken Boden versetzt glauben konnte.

Habe ich aber auch seit meiner Ankunft die sichere Ueberzeugung gewonnen, daß ich mich in Athen befinde? Erlauben Sie, daß ich noch einmal auf Ihre Erinnerungen zurückkomme, wenn ich Ihnen jetzt meine Empfindungen mittheile. Wenn ich Alles, was über Athen geschrieben worden ist, und was Sie selbst darüber geäußert haben, zu Rathe ziehe, so hätte diese Stadt unter der Türkischen Herrschaft eine vollkommen Griechische Physiognomie bewahrt. Die Griechen waren die wirklichen Herren des Landes und fast die einzigen Bewohner desselben. Einige Türken, wie der Statthalter, welcher in der Mitte der Stadt wohnte, und der Kislar-Aga, welcher die Akropolis inne hatte, erinnerten allein an die Türkische Herrschaft. Diese Türken, welche die Gewohnheiten der Griechen angenommen hatten, mit ihrer Sprache vertraut und fast zu ihrem Glauben übergetreten waren — so gleichgültig waren sie gegen den ihrigen geworden — konnten nur noch als schwache Abbilder der wilden Eroberer und stolzen Despoten gelten, welche den Halbmond vor vier Jahrhunderten auf den Zinnen der Akropolis und Korinths aufgepflanzt hatten. Das neue Griechenland hatte die Türkei besiegt, wie ehemals das alte Griechenland seinen Einfluß auf die Römer ausgeübt hatte. Athen war während der Türkischen Herrschaft eine ganz Griechische Stadt, wo die Türken nur durch Annahme der Griechischen Kultur ein gewisses Uebergewicht erlangten, wo sich die Griechen den Sitten und Gewohnheiten ihrer Herren anschmiegten, um dieselben besser zu beherrschen, wo beide Völker von tausend Banden umschlungen wurden und sich zu einem einzigen Volke zu vermischen im Begriff waren. Das Asiatische Element, welches allmälig seine Kraft verloren, hatte sich dem Einfluß des Griechischen Wesens nicht entziehen können, und Griechenland hatte eine Asiatische Physiognomie angenommen. Es wäre schwer gewesen, dem Aeußeren nach, eine Moschee von einer Kirche zu unterscheiden, so groß war die Aehnlichkeit der architektonischen Verhältnisse, welche sie gegenseitig von einander entlehnt hatten; die Verschiedenheit zwischen einem Derwisch und einem Kapuziner war ebenfalls nicht groß, und da Griechen und Türken ungefähr auf dieselbe Weise leben, so unterschieden sich ihre Wohnungen durch nichts Anderes, als wodurch sich überall die Wohnungen der Armen von denen der Reichen unterscheiden. Athen bot also den wenigen Franzosen, welche der Enthusiasmus oder das Studium in die Türkische Stadt führte, wo sie die alte Stadt wieder aufsuchen wollten, einen ganz Griechischen und orientalischen Anblick dar. Als Stuart die Zeichnungen zu seinen Alterthümern entwarf, wählte er Türken als episodische Figuren, weil deren ernste und würdevolle Haltung, die durch eine reiche Bekleidung noch mehr gehoben wurde, in der That am besten zu den alten Denkmälern paßte. Byron, dieser Anderen und sich selbst zürnende Geist, sprach in Athen seinen Unmuth nur gegen die von einem Schotten ausgegangenen Plünderungen aus. Sie selbst, theurer Freund, der Sie in Ihrem Werke so oft mit den Türken gekämpft haben, scheinen von der Gegenwart derselben nur dann unangenehm berührt worden zu seyn, wenn die Erinnerung an die Perser wieder in Ihnen aufstieg.

Ich fahre fort, mir ein Bild Athens zu entwerfen, wie es zu der Zeit aussah, als Sie dasselbe sahen, und ich überlasse mich hierbei fast ganz Ihrer Leitung. Die engen und schlechtgepflasterten Straßen wanden sich in zwei Häuserreihen dahin, deren innere Treppe im ersten Stockwerk auslief und deren Dach eine Terrasse bildete. Die größeren dieser Häuser, Griechische und Türkische, hatten einen kleinen Hof, wo ein Springbrunnen eine wohlthätige Kühle verbreitete, und einen kleinen Garten, in dem wenigstens etwas Schatten und etwas Grünes zu finden war; den Werth dieser beiden Schätze kann man nur auf einem dürren Boden und unter einem glühenden Himmel nach seinem ganzen Umfange würdigen. Um diese Privat-Springbrunnen und eine kleine Anzahl öffentlicher zu unterhalten, hatte man fast den ganzen Ilissus und Cephissus durch Ableitungs-Kanäle ausgeschöpft, denn durch die Sorglosigkeit und Unwissenheit der auf einander folgenden Regierungen waren die schönen Quellen, welche die Stadt des Perikles bewässerten, versiegt. Die Quelle Panops war gänzlich verschwunden, die Klepsydna rechtfertigte ihren Namen mehr als je, und die Enneakronnos, welche zur Zeit des Pisistratus in neun Oeffnungen hervorsprudelte, sickerte nur noch in zwei oder drei der alten Kanäle. Ich übergehe mit Fleiß die Wasserleitung des Hadrian, deren Unterhaltung schon seit Jahrhunderten, in Betracht der Armuth des neueren Athen, zur Unmöglichkeit geworden war, eben so wie die in Felsen gehauenen Wasserleitungen, welche zur Zeit der Republik angelegt worden waren. Da das Wasser des Cephissus und des Ilissus die einzige Hülfsquelle der christlichen Stadt sind, so war dasselbe auch fast ganz in die Straßen und Häuser geleitet worden, und dem Lande wurde dadurch ein wesentlicher Vortheil entzogen. Die Dürre eines von Natur schon harten und baumlosen Bodens wurde hierdurch noch größer, und Plato, der ein so großes Vergnügen daran fand, im Sommer längs der Ufer des Ilissus zu wandeln und seine Füße in die klare und reine Fluth zu tauchen, würde den heiligen Fluß nicht wiedererkennen, eben so wenig, wie man den Fluß, der nach Ablauf des April keinen Tropfen Wasser hat, für den Fluß des Plato halten würde. Dem sey indeß wie ihm wolle; die Athenienser hatten jedenfalls auf Kosten des Ilissus und Cephissus für ihre Springbrunnen etwas Wasser gewonnen und konnten vermittelst dieses Wassers, welches den Bedürfnissen des Landbaus entzogen wurde, einige Bäume ziehen. Durch die Weinlauben, Orangen, Mastixbäume und Lorbeerbäume, besonders durch die beiden letzteren Bäume, welche Griechenland eigenthümlich sind und allein den nackten und steinigen Boden und die ausgetrockneten Betten der Flüsse verdecken können, ferner durch einige alleinstehende Palmen und schöne Cypressen, die allein in einer antiken Landschaft neben den Säulen des Jupiter Olympius an ihrer Stelle sind, erhält das Panorama Athens noch einen frischen und anmuthigen Anstrich. Die öffentlichen Gebäude bestanden fast einzig und allein aus Kirchen, und dieselben waren meist an der Stelle antiker Tempel und mit deren Trümmern erbaut. Sieben oder acht dieser Kirchen, welche in Moscheen umgewandelt worden waren, bezeugten durch ihr schlechtes Aussehen den Verfall des Islam. Einen nicht weniger gebrechlichen Anblick boten achtzig Kirchen oder Byzantinische Kapellen dar, welche fast alle nach demselben Plane erbaut waren, und die wohl in verschiedenen Zeitaltern entstanden zu seyn schienen, deren Inneres aber durchgängig von mehreren Schichten von Bildern bedeckt war, die wohl aus verschiedenen Jahrhunderten herrührten, wenn sie auch alle in derselben Manier ausgeführt waren. Die Kunst war eben so wenig wie der Glaube hier fortgeschritten, oder vielmehr, es konnte bei diesen ewig wiederkehrenden Gestalten und geistlosen Kopieen von gar keiner Kunst die Rede seyn. Hier sah man nur eine bewußtlose Routine, welche in die Dienste einer starren Religion getreten war; wie einst in Aegypten, waren der Kultus und die Kunst zu einer gemeinschaftlichen Knechtschaft und zu gemeinschaftlichem Aberglauben zusammengetreten.

(Schluß folgt.)

England.

William Pitt.

(Schluß.)

Wir übergehen die Maßregeln Pitt's, durch welche er die finanziellen Verlegenheiten Englands ordnete und es zu seiner vorigen Blüthe erhob, und wenden uns sofort zu der bedeutendsten Periode in seinem Leben, der Französischen Revolution. Im Jahre 1789 sind England und Spanien auf dem Punkte, sich zu entzweien, aber der Streit wird glücklich beigelegt und der Friede erhalten. Dagegen sucht Pitt den Franzosen Verlegenheiten zu bereiten und schließt in dieser Absicht heimliche Verträge mit Preußen, Oesterreich, Rußland und der Pforte; er benutzt geschickt die Zwistigkeiten zwischen der demokratischen Partei der Vereinigten Provinzen und dem Statthalter, vermehrt die Land- und Seemacht und schließt einen Vertrag mit Hessen-Kassel. Um dieselbe Zeit macht Wilberforce, Pitt's besonderer Freund, im Unterhause einen Antrag gegen den Sklavenhandel. Am Tage der Sitzung übergab der Redner wegen Unpäßlichkeit seine Motion an Pitt, der sie vorlas und zu vertheidigen schien; aber an der Lauheit, womit er die Debatte durchführte, war leicht zu merken, daß die Annahme der Bill ihm jetzt nicht gelegen käme, und daß er den Auftrag seines Freundes angenommen, um sich populär zu machen.

Inzwischen wurden die politischen Verhältnisse immer bedenklicher, es nahte der Augenblick, wo der Brand auf dem Europäischen Festland auch das alte Englische Gebäude zu ergreifen drohte. Dazu kam noch eine neue Verwickelung, welche die Besorgnisse der Minister vermehren sollte, nämlich die Geisteskrankheit, welche den König gegen das Ende von 1788 befiel; die beiden Häuser versammelten sich am 22. November und berathen die Frage, ob die Regentschaft dem Thronerben anvertraut werden sollte oder nicht. Pitt's Partei war dafür, Fox dagegen, und England und Europa sahen dem Kampf mit Spannung zu. Die ersten Diskussionen waren auf beiden Seiten heftig und beißend, nirgends war Mäßigung, denn für die Einen handelte es sich darum, Alles zu verlieren, für die Anderen, Alles zu gewinnen. Doch Pitt siegte vermittelst der Mehrheit und gestützt auf die Autorität der Königin; der Thronerbe wurde zum Regenten ernannt, doch erlaubte man ihm nicht, Pairs zu kreiren, Pensionen zu vertheilen und über die Privat-Domainen des Königs zu disponiren. Die Sorge für die Person des Monarchen wurde der Königin anvertraut, der man provisorisch einen Rath zur Seite setzte und die Vollmacht gab, zu den Hofämtern zu ernennen.

Einige Monate später würde die Ausführung dieser Bill unfehlbar lebhaften Widerstand gefunden haben; schon war ein Ungewitter im Anzuge, als die Gesundheit Georg's III. wiederkehrte. Am 10. März 1789 wurden die beiden Häuser von Kommissarien benachrichtigt, der König sey vollkommen hergestellt und könne seine Functionen wieder antreten. Jetzt war Pitt auf dem Culminationspunkt der Macht; der Fürst liebte ihn, und seine Freunde bildeten eine feste Phalanx, an welcher alle Bemühungen seiner Gegner scheiterten. Ja, einer von den wüthendsten Führern derselben, Burke, trennte sich jetzt von der Sache, die er so lange vertheidigt hatte, und ging bei der Diskussion einer Bill über das den Kanadischen Pflanzern zu bewilligende Gebiet zu Pitt über;

alle große Eigenthümer und Handels-Notabilitäten im Parlament schlossen sich ihm an.

Jetzt war Pitt fast unbeschränkt. Fox, der früher so geachtet und geliebt war, hatte keinen Einfluß mehr; zwar blieben ihm noch mächtige Freunde, der Graf von Stanhope, der Herzog von Bedford, Erskine, der rechtschaffene Whitbread, der geistreiche Tierney und der vernichtende Spötter Sheridan. Doch alle diese Männer waren arm im Vergleich mit ihren Gegnern; ihre Rede hatte keinen Einfluß auf die Gesetze, und ihre Bänke blieben einsam. — Vergebens machten mehrere Mitglieder des Parlaments, unter anderen der Herzog von Richmond, Pitt auf einige gerechte Reformen aufmerksam, welche die Unzufriedenheit der Feinde des Kabinets beschwichtigen würden; die Reformen wurden zurückgewiesen, und die Majorität, übermüthiger als je, wollte von keinen Zugeständnissen etwas wissen. Indem er so die Warnungen der Opposition verachtete, scheute es Pitt nicht, sein Vaterland in einen langen Kampf mit Frankreich zu verwickeln. Pitt gab wenig auf die Umwälzungen, die in Frankreich vorgegangen waren, und glaubte nicht an die moralische Macht der neuen Ideen daselbst; er klatschte Beifall, wenn Burke ausrief, man müsse Frankreich ganz vernichten, müsse es in einen Trümmerhaufen umwandeln, seine Stelle auf der Karte leer lassen, und wenn die Herzoge von Clarence und York dem Oberhause erklärten, man würde schon die Franzosen zu züchtigen wissen.

In dieser Lage der Dinge kannte Pitt keine Gränzen mehr. Am 30. Mai 1794, am Vorabend des 9. Thermidors in Paris, verlangte Fox in einer heftigen Rede, daß man Maßregeln ergriffe zur Beendigung des Krieges; Pitt klagte ihn der Verrätherei an und meinte, die Regierung würde die Verräther überall zu bestrafen wissen, er selbst aber lasse sich von seinen Drohungen nicht schrecken. Fox erwiederte, indem er ihn beschwor, diesem Krieg ein Ende zu machen, und prophezeite ihm traurige Folgen, aber den Minister rührte nichts: auf die Nachgiebigkeit des Hauses gestützt, dessen Majorität täglich stärker ward, blieb er unerschütterlich. — Indessen begannen Fox' Prophezeiungen, sich zu verwirklichen; Frankreich wehrte die Angriffe seiner Feinde mit Erfolg ab, und England kostete der Krieg ungeheure Summen; man mußte Anleihen auf Anleihen kontrahiren und zu gewaltsamen Maßregeln die Zuflucht nehmen, um die Unzufriedenheit zu unterdrücken, die sich auf mehreren Punkten des Königreichs Luft machte. Man suspendirte die Habeas corpus-Akte und setzte in Irland Kriegsgerichte ein. Zeichen der Zwietracht machten sich zwischen den Freunden des Ministeriums bemerkbar; Lord Charles Grey und nach ihm Wilberforce, der Abgeordnete der Grafschaft Wilberforce, hatten im Parlament einen Antrag gestellt, der den Zweck hatte, auf Friedens-Unterhandlungen zu dringen. Dieser Antrag ward von Fox aufgenommen und von Allen mit ehrerbietigem Schweigen angehört.

Um diese Zeit schickte Pitt einen Diplomaten von ausgezeichnetem Talent aufs Festland, den Lord Malmesbury. Der scheinbare Zweck dieser Gesandschaft war der Frieden, im Geheimen aber hatte sie die Bestimmung, bedeutende Anleihen zu realisiren. Malmesbury kam nach England zurück, und der Krieg dauerte fort. Da lichteten sich die Reihen der Opposition aufs neue, Fox, Fitz-Patrick, Sheridan und Grey, des Krieges müde, gaben ihn auf und ließen nur zwanzig Personen auf den Bänken der Opposition zurück. Fox erklärte sich über die Gründe, die ihn und seine Freunde zu dieser Desertion bewogen, einige Tage später in einem Briefe an die Wähler von Westminster. Dieses Manifest ist eine der beredtesten Schriften dieses Redners. Man erzählt, als er eben diese Arbeit zu widerholten Malen begonnen hatte, ward er von mehreren Freunden besucht, denen er seine Verlegenheit auseinandersetzte. Da wies einer von ihnen auf einen großen Tisch und sagte zu ihm: „Steigen Sie hier hinauf; denken Sie sich, wir sind die Wähler von Westminster, und sagen Sie uns, warum Sie aufhören, an den Berathungen des Unterhauses Theil zu nehmen." Gesagt, gethan: Fox begann seine Rede und sprach mit einer Klarheit und Kraft ohne gleichen. Von dieser Rede wurde stehenden Fußes eine Abschrift angefertigt und das Manuskript sofort in die Druckerei geschickt. — Diese Anekdote ist eben so charakteristisch für Fox, wie für Pitt; auch diesem gelang das Sprechen besser und leichter, als das Schreiben.

Nachdem Pitt das Ministerium 17 Jahre lang geleitet, legte er auf einmal sein Amt nieder. Die neuen Minister waren seine Freunde, ja meist seine Kreaturen, das System blieb dasselbe, das Personal allein änderte sich. Einige seiner Biographen sahen in dieser Abdankung einen der schönsten Siege seiner politischen Laufbahn; Andere dagegen behaupten mit mehr Recht, die Reaction in der öffentlichen Meinung habe sie veranlaßt. Das Land war des Krieges müde, obwohl die Englischen Waffen ihr Uebergewicht zur See behauptet hatten; aber die Triumphe des Feindes auf dem Festlande machten jetzt einen längeren Widerstand fruchtlos. Dazu kam noch die starke Verschuldung der Nation: der Friede war nothwendig geworden, und ohne Krieg war Pitt's Verwaltung unmöglich. Wie wahr diese letztere Behauptung ist, kann man daraus sehen, daß Pitt, nachdem er den Frieden von Amiens gegen seine Gegner vertheidigt und Addington, seinen Nachfolger und Freund, in den übrigen Bills desselben unterstützt hatte, als die Feindseligkeiten mit Frankreich wieder begannen und das Ministerium dieser neuen Mission nicht gewachsen schien, daß Pitt, von dem Verlangen getrieben, seinen Posten wieder einzutreten, sich in die Opposition warf und mit seinem alten Feinde Fox gemeinschaftliche Sache machte. So starken Angriffen konnte das Kabinet nicht widerstehen, es mußte zurücktreten, und am 12. Mai 1804 wurde Pitt aufs neue ins Ministerium berufen als erster Lord des Schatzes. Pitt kehrte zu seinem alten System zurück. Obwohl der Friede nothwendig geworden und die Ausgaben der letzten Feldzüge die Hülfsquellen des Landes erschöpft hatten, gab er seine Pläne nicht auf. Rußland und Oesterreich begannen einen Krieg gegen Frankreich; er verbreitete im Auslande Verleumdungen gegen Bonaparte, bat das Parlament um die Bewilligung, Armeen auszuheben, und ließ alle Zugänge vom Meere her stark befestigen. Doch seit einiger Zeit bemerkte man eine bedeutende Veränderung an seiner Person: er war traurig, niedergeschlagen, seine Rede weniger lebendig, und seine Kräfte nahmen sehr merkbar ab. Er ging nach Bath, kam aber bald wieder zurück, da er keine wohlthätige Wirkung der Kur verspürte. Einige Tage darauf kam die Nachricht von der Schlacht bei Austerlitz nach London; er zog sich zurück in sein Haus zu Putney, begab sich zu Bette und ließ seine Familie rufen; seine Nichten und Neffen, so wie sein Freund, der Bischof von Lincoln, kamen herbei; als der Bischof sagte, daß seine letzte Stunde nahe, lächelte er traurig und bedauerte, seinen Verwandten kein Vermögen zu lassen. Er übergab dann einige Papiere dem Bischof, der ihm seit seiner Kindheit ergeben war, nahm rührenden Abschied von seinem Bruder und gab nach einigen Minuten den Geist auf. Seine letzten Worte waren: Oh my country!

Pitt starb den 23. Januar 1806 im Alter von 47 Jahren; er ward in Westminster beerdigt am westlichen Thor neben den Gräbern seines Vaters und seiner Mutter. Sein Vermögen war so zerrüttet, daß das Parlament, auf den Vorschlag eines Mitgliedes, 40,000 Pfund zur Bezahlung seiner Schulden votirte. Bei dieser Gelegenheit ließ Fox dem großen Minister Gerechtigkeit widerfahren, verwahrte sich aber gegen seine Politik, die er mit dem Prädikat schrecklich belegte; der Antrag ging mit einer Majorität von 258 gegen 89 durch.

Als Staatsmann hat Pitt große Fehler zu verantworten. Seine Hartnäckigkeit in der Fortführung des Krieges gegen Frankreich hätte beinahe den Ruin seines Vaterlandes herbeigeführt. Seine finanziellen Maßregeln, die von Vielen gelobt worden, haben bei Anderen eben so heftigen Tadel gefunden, und was man ihm besonders mit Recht vorwirft, das ist der beständige Widerspruch seiner Grundsätze. So dringt er im Unterhaus auf die Nothwendigkeit der Parlaments-Reform und der Aufhebung des Negerhandels, thut aber nichts, als er die Gewalt in Händen hat, um diese Maßregeln durchzuführen. Später zeigt er sich für die Emancipation der Katholiken günstig gesinnt und giebt die Maßregel auf, um nicht seine Gunst beim König aufs Spiel zu setzen. Wie dem auch seyn mag, sein Geist und seine Fähigkeiten lassen sich nicht in Abrede stellen, und der Kredit seines Ministeriums war so eng mit seiner Person verbunden, daß im ersten Augenblick nach seinem Tode mehrere ausgezeichnete Männer sich weigerten, seinen Platz auszufüllen.

Besonders hoch steht er als Redner da; er gehörte zu den größten, die England hervorgebracht hat. Seine klare und korrekte Sprache zeichnete sich nicht durch glänzende Bilder aus; er hatte weder den blühenden Stil des beredten Burke, noch die stürmische Rede von Fox, aber er brachte mehr Wirkung hervor; seine Worte waren männlich, seine Gedanken voller Kraft. Niemand wußte geschickter zu spotten, Niemand war so präzis und rein, wie er; nie entfuhr ein unpassendes Wort seinen Lippen. Um aber in seinem ganzen Glanze zu erscheinen, brauchte er das Feuer der parlamentarischen Kämpfe; wenn er schrieb, verlor er seine Leichtigkeit und Eleganz. — Er hatte zwar eine große Ausdauer zur Arbeit, hüllte sich aber oft die Stirn in weinbenetzte Kompressen, um nicht zu ermüden. Des Morgens diktirte er seine Depeschen, hörte dann seine ersten Secretaire und widmete ein bis zwei Stunden den administrativen Arbeiten; dann frühstückte er, stieg zu Pferde, ritt in sein Landhaus zu Putney und war des Abends einer der Ersten im Parlament. Die Sorgen für die öffentlichen Geschäfte ließen ihn seine eigenen Angelegenheiten vernachlässigen, obgleich seine Ausgaben nicht übermäßig waren; er liebte das Spiel nicht und wettete selten, aber auf seiner Tafel herrschte Luxus und Reichthum. Man hat viel von seiner Gleichgültigkeit für die Frauen gesprochen; diese Gleichgültigkeit besaß er wirklich, sie war nicht affektirt. Dagegen liebte Niemand mehr seine Freunde und bewies sich erkenntlicher gegen seine Lehrer. So ließ er Tomline zum Bischof von Lincoln erheben. Man erzählt, als Georg III. einige Einwände wegen Tomline's Jugend machte, antwortete ihm Pitt: „Ohne ihn, Sir, hätte ich nicht die Ehre, in Ihren Diensten zu stehen." Georg III. willfahrte sogleich dem Gesuch seines Ministers und ernannte Tomline zum Bischof. (Georgian Era.)

Aegypten.

Leben und Glauben in Aegypten *).

Die Nahrung der ärmeren Volksklassen Aegyptens ist erbärmlich: hauptsächlich besteht sie in Hirsen- oder in Mais-Brod, Milch, frischem Käse, Eiern, kleinen eingesalzenen Fischen, Gurken, Melonen, vielerlei Kürbisarten, Zwiebeln, Lauch, Bohnen, Kichererbsen, Wolfsbohnen (Lupinen), Linsen u. dergl. m., in frischen und in gedörrten Datteln und in Eingepökeltem. Die meisten Vegetabilien verzehren sie unreif, so z. B. das Mais, von dem, wenn es noch kaum reif geworden, das Landvolk schon

*) Aus Lane's Modern Egypt.

sich Aehren abpflückt und röstet oder bäckt. Reis ist zu selten, um ein gewöhnliches Gericht für die Fellahni zu seyn; und Fleisch bekommen sie noch spärlicher zu kosten. Einen Hochgenuß aber lassen sich auch die Aermsten unter ihnen nicht so leicht entgehn: ich meine natürlich nichts Geringeres, als den selbstgebauten Rauchtaback, welcher übrigens, getrocknet, eine grünliche Farbe und eine ganz angenehme Milde hat.

Wie die Deutschen ihrem Biere, so scheinen die Aegypter, namentlich Schiffer und die niederen Stände überhaupt, dem Buseh durch alle Jahrhunderte treu geblieben zu seyn; wenigstens gedenkt schon Herodot (II, 77) eines Aegyptischen Getränks, das aus Gerste bereitet wurde, wie noch heutzutage das Buseh aus Brocken von Gerstenbrod, die mit Wasser durchgeseihet und so zum Gähren gebracht werden, besteht. Seltener wird dasselbe aus Waizen und aus Hirse bereitet.

Glücksspiele und Wucher sind streng verboten, und eben so, obschon manche Muselmänner dies nur von der Darstellung lebender Geschöpfe in Bildhauerwerken, weil diese einen Schatten werfen, annehmen wollen — überhaupt alle Abbildungen von lebendigen Wesen; denn der Prophet sagt ausdrücklich: Jede Darstellung dieser Art wird dermaleinst am Tage des allgemeinen Gerichts vor ihren Urheber gebracht werden, damit er seinem Werke Leben einhauche und, weil er dies nimmer vermag, sein frevles Beginnen mit einer ihm angemessenen Strafzeit in der Hölle büße. — Als ich einmal eine Anzahl sehr schöner Pfeifenköpfe bewunderte und dabei den Anfertiger derselben fragte: warum er sie nicht mit seinem Namen bezeichnete — erhielt ich zur Antwort: „Gott behüte mich! Soll ich sie mir etwa sammt und sonders ins Feuer werfen lassen? Mein Name ist Achmed — einer von des Propheten Namen." — Aus demselben Grunde bestand eine über den derzeitigen Pascha geführte Klage darin, daß er den Kameelen und Pferden der Regierung seinen Namen Muhammed Ali hatte einbrennen lassen. Denn erstens — so ward ich bedeutet — ist es doch wohl höchst anstößig, daß diese allverehrten Namen, die Namen des Propheten — Gott segne und bewahre ihn! — und seines Neffen — welchem Gott seine Gnade angedeihen lassen wolle! — ins Feuer gebracht werden, indem man den Namenstempel glüht. Zweitens werden dieselben durch das unreine Blut des gebrannten Thieres, und noch dazu zwei Mal, auf der Haut desselben und auf dem Eisen, befleckt. Drittens endlich: Ist es denn zu vermeiden, daß das Thier nachher mit der Stelle, welche diese heiligen Zeichen trägt, auf irgend etwas Unreines zu liegen kommt?

Ein ähnliches Zartgefühl macht die Muselmänner auch so schwierig hinsichtlich des Bücherdrucks. Sie haben bekanntlich die Sitte, fast alle ihre Bücher mit den Worten anzufangen: Im Namen Gottes des Barmherzigen und Gnädigen! und leiten sie gewöhnlich auch mit einem Lobe Gottes und einem Segen des Propheten ein. Zudem enthält ja fast jedes ihrer Bücher den Namen Gottes auch an anderen Stellen wiederholt. Da fürchten sie nun, daß bei dem Abdrucken dieses allerheiligsten Wortes, entweder durch die Druckerschwärze, oder im Papiere, irgend etwas Unreines vorkommen möchte, und sind schon empört, wenn sie auch nur daran denken, daß die Druckerschwärze zum Abdrucke dieses Namens mittelst eines Pinsels aus Schweinsborsten aufgetragen worden. Doch mag ihnen wohl auch die Besorgniß vorschweben, daß ihre Bücher, sobald sie durch den Druck vervielfältigt und, vermöge des billigen Preises, allgemein zugänglich gemacht worden, auch in die unreinen Hände der Ungläubigen übergehen würden. So kenne ich selber einen Buchhändler, den dies allein schon viele Jahre hindurch abhält, einige Bücher zu drucken, von deren Absatze er einen sehr reichlichen Erlös zuversichtlich erwarten darf. Auch sind bisher alle in Aegypten gedruckte Bücher nur auf Befehl der Regierung gedruckt worden, die erst in neuester Zeit zwei oder drei Privatpersonen den Gebrauch der Regierungs-Pressen bewilligt hat.

Freundlicher dürfte schon der Glaube erscheinen, daß die Seelen der Märtyrer bis zum großen Gerichtstage in den Kröpfen grüner Vögel wohnen, welche von den Früchten des Paradieses essen. Auch ist das weibliche Geschlecht nach dem Islam keinesweges vom Paradiese ausgeschlossen; obschon manche Christen behauptet haben, die Muselmänner sprächen jedem weiblichen Wesen die Seele ab; denn an mehreren Stellen des Korans heißt es ausdrücklich: Das Paradies ist verheißen allen Rechtgläubigen, so weiblichen, als männlichen — und wird nur noch hinzugefügt: Es wird aber Niemand durch sein eigen Verdienst in das Paradies eingehen, sondern einzig und allein durch die Gnade Gottes; doch wird eines Jeden Glückseligkeit nach seinen Verdiensten ihm zugemessen werden. — Wie liberal nun der Maßstab ist, welchen der Koran hierbei zum Grunde legt, beweisen z. B. folgende Verheißungen desselben: Der Geringste im Paradiese wird haben 80,000 Diener (lauter blendend schöne Jünglinge, Welid's oder Wildan geheißen) — 72 Frauen aus der Zahl der Jungfrauen des Paradieses (bekanntlich Huri's oder Hureiojum), d. h. außer den Frauen, die er schon in dieser Welt hatte — NB. wenn er nach diesen Letzteren auch im Paradiese noch verlangen sollte, wie hier offenbar vorausgesetzt wird — und ein Zelt wird ihnen errichtet seyn aus Perlen, Hyazinthen und Smaragden, groß und weit und hoch, darinnen er bedient werde von 300 Dienern, während er speist an Tischen von lauterem Golde, deren 300 zugleich vor ihm hingestellt seyn werden, jeder mit einer anderen Speise, deren letzter Bissen so köstlich schmecken wird, wie der allererste. Ja, auch an Wein soll's dem Gläubigen dort nimmer mangeln! Denn obwohl ihm solcher hier in dieser Welt untersagt, soll er ihn doch dort in den Gefilden der Seligen trinken, so viel ihn dessen gelüsten wird, denn der Wein des Paradieses macht ihn nimmer trunken. Seine Kleidung wird das schwerste Seidenzeug und ganz besonders vom schönsten Grün seyn. Damit aber auch gar keine Sorge und keine Frage unerledigt bleibe, versichert der Koran endlich noch, daß Alles, was die Leiber der Seligen als überflüssig absondern, als Ausdünstung, wie eitel Moschus duftend, von selbigen ausströme. Auch sollen sie dort nimmer altern, sondern in ewig unwandelbarer Jugend blühen und Kinder zeugen, so viele ihr Herz begehren wird. Alle diese Freuden aber und dazu noch viel andere Sinnenlust, erhöht durch den entzückenden Gesang des Engels Israfil, ist Nichts, gar Nichts im Vergleiche mit der Wonne des Gebenedeiten, welcher der höheren Seligkeit würdig erfunden worden: denn Solcheiner wird schauen Morgens und Abends das Angesicht Gottes! Dazu gelangt jedoch nur der Gerechte, welcher im Grabe, aufgeweckt durch die schreckbringenden Engel Munkir und Nekir, die seinem Leibe dazu einstweilen die Seele wieder eingehaucht und ihm dann, sich aufrecht hinzusetzen, geboten — bei der Prüfung seines Glaubens untadelig erfunden worden ist. Der Gottlose aber wird von dem Engelpaare mit grausen Qualen heimgesucht. Die Leichname werden übrigens bekanntlich alle in Gewölben beigesetzt, nicht eingesargt, sondern nur in Todtengewande eingehüllt. Endlich sollen die Muselmänner auch an eine unabänderliche Fügung des guten, wie des bösen Erfolges glauben; indeß erscheint bei ihnen der Glaube an solche Vorherbestimmung doch immer, mehr oder minder, nur als ein bedingter.

Mannigfaltiges.

— **Erinnerungen an Madame Mara.** Das Oktober-Heft des New-Monthly-Magazine bringt aus dem Tagebuche eines Englischen Theater-Direktors einige interessante Notizen über den Aufenthalt der berühmten Sängerin Madame Mara, gebornen Schmeling, in London. Madame Mara, als erste Sängerin der Oper in Berlin angekündigt, trat am 29. März 1784 zum erstenmale in London, und zwar in einem Konzerte auf, das im Pantheon in der Oxford-Straße gegeben wurde. „Wir haben seitdem", sagt der Engländer, „die Catalani und die Billington gehört, aber an Majestät und Wahrheit des Ausdrucks sind Beide hinter der Mara zurückgeblieben. Ihr Ton war vielleicht nicht so einschmeichelnd, als der der Billington, nicht so reich und mächtig, als der der Catalani, aber man vernahm in ihm den rührendsten Ausdruck der Seele; das Ueberraschen gönnte sie Anderen. Es war die Sprache aller Nationen, die des Gefühls und des Herzens, die uns in den Tönen der Mara entgegenklang." Im Mai 1784 sang sie in der Westminster-Abtei im „Messias", der zum Gedächtnisse Händels aufgeführt wurde. Die Arie „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt" ward erst durch ihren Vortrag zu dem unvergeßlichen Meisterstücke, das noch jetzt in England als der höchste Glanzpunkt der Kirchenmusik gilt. Inzwischen hatte sie mit den Zeitungs-Rezensenten sowohl, als mit dem Publikum manchen harten Strauß zu bestehen. Man nahm es ihr übel, daß sie sich in den Oratorien, nachdem sie ihre Partie gesungen hatte, niedersetzte, während doch nicht bloß alle ihre Vorgängerinnen, sondern sogar die Mitglieder der Königl. Familie stehen blieben, so lange die heiligen Chöre gesungen wurden. In Oxford, wo man damals noch viel orthodoxer war, als jetzt, ließ ihr der Vicekanzler der Universität sagen, daß sie sich während der Chöre nicht niedersetzen dürfe. Aber was that Madame Mara? Sie verließ ihren Platz und ging hinaus, nachdem sie ihre Arien gesungen hatte. Darüber entrüstet, erhob sich der Vicekanzler von seinem Ehrensitz und hielt vor dem zahlreichen Publikum einen Sermon über das unstatthafte Benehmen der Deutschen Sängerin, die nun nicht mehr in Oxford auftreten durfte. Sie entschuldigte sich zwar in öffentlichen Blättern mit ihrem körperlichen Befinden, das ihr ein langes Stehenbleiben, nachdem sie gesungen, nicht gestatte; aber auch das Londoner Publikum war unwillig geworden, und so mußte sie später in den Zeitungen erklären, daß sie sich mehr nach den Gebräuchen des Landes richten wolle. Erst nachdem sie eine Zeit lang von England entfernt gewesen war, konnte man sich in London, als sie im Jahre 1787 zurückkehrte, wieder völlig mit ihr versöhnen. In diesem und im folgenden Jahre waren ihre Einnahmen sehr bedeutend; im J. 1789 ließ jedoch die öffentliche Gunst wieder nach, so daß sie die Britische Hauptstadt verließ, und zwar, wie sie ankündigte, auf immer. Indessen ließ sie sich doch in den Jahren 1791 und 1792 wieder bewegen, in London aufzutreten, wo sie für jede Saison 1000 Pfund Sterl. erhielt. Im J. 1794 lernte sie in Bath den Italiänischen Flötisten Florio kennen, und dieser hatte so vielen Einfluß auf ihr künftiges Leben, daß ihr eheliches Verhältniß mit dem Violoncellisten Mara dadurch gestört wurde und sie später mit Signor Florio nach Rußland ging, wo sie (in Reval) im Jahre 1832 im 84sten Jahre ihres Alters gestorben ist. In London war sie zum letzten Male am 3. Juni 1801 aufgetreten.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrich-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllbl. Post-Aemtern.

№ 132. Berlin, Freitag den 2. November 1838.

Frankreich.

Bouilly's Erinnerungen aus der Zeit vor der Revolution *).

Der durch seine lehrreichen Schriften für junge Mädchen und junge Frauen auch außerhalb Frankreich hinlänglich bekannte J. N. Bouilly **) war von seinem Stiefvater, Vincent de Paul Borguin, einem ausgezeichneten Advokaten am Parlamente zu Tours, ebenfalls zum Rechtsgelehrten bestimmt worden. Denn obgleich der junge Bouilly schon als Schüler und in sehr jungen Jahren ein mit vielem Beifall aufgeführtes Lustspiel: La matinée à la mode, verfaßt hatte, so war doch sein Stiefvater der Meinung, er sey nicht zum Dichter geboren. Der Erfolg hat freilich das Gegentheil bewiesen. Der Jüngling wurde also nach beendigtem Schul-Kursus, wie es noch jetzt in Frankreich Sitte ist, einem Prokurator des Gerichts-Sprengels von Tours übergeben, um sich mit den juristischen Prozeduren bekannt zu machen, und dann auf die vor der Revolution sehr berühmte Universität Orleans geschickt, um hier seine Studien zu vollenden (faire son droit). Wir lassen nun den Verfasser selbst sprechen.

Ich ergab mich mit dem größten Eifer dem Studium des Rechts und zeichnete mich bald unter den übrigen Studenten aus. Dadurch zog ich die Aufmerksamkeit des Rektors Salomon auf mich, des Batonniers ***) der Advokaten und zugleich eines der rechtlichsten und liebenswürdigsten Männer. Er hatte schon erfahren, daß ich der Enkel eines in der Französischen Magistratur ausgezeichneten Mannes sey: vielleicht bemerkte er auch an dem angehenden Rechtsgelehrten eine lebhafte Einbildungskraft, eine große Wärme des Herzens und jenes freie und unabhängige Wesen, welches die nothwendige Eigenschaft eines Advokaten seyn muß, kurz, er würdigte mich seines näheren Umganges und erlaubte mir, an den Uebungen Theil zu nehmen, die er in seiner Wohnung mit denjenigen seiner Schüler anzustellen pflegte, von denen er besondere Hoffnungen für die Zukunft hegte.

Nun befand sich unter den außerordentlichen Lehrern (docteurs agrégés) auch ein Geistlicher, der sich des Schutzes des Bischofs von Orleans zu erfreuen hatte und zugleich Mitglied des geistlichen Gerichtshofes war, der damals, mit vielem Ansehen bekleidet, eine Art von Inquisition ausübte. Dieser Professor, ein echter Tartüffe, war unser Aller großer Feind. Denn er gab sich nicht allein dazu her, der Angeber aller unserer jugendlichen Streiche und Unbesonnenheiten zu seyn, sondern er dehnte sein Spionir-System auch bis in unser Privatleben aus und wandte jedes Mittel an, um uns in der Liebe und Achtung unserer Lehrer herabzusetzen. So benutzte er ganz besonders seine tiefe Gelehrsamkeit und seine außerordentliche Tüchtigkeit, Verse zu machen, um durch Anschläge in dem Innern der Lehrzimmer oder sonst an bemerkbaren Stellen mit einer wahrhaft unverschämten Intoleranz jeden Ausbruch unserer jugendlichen Lust in Lateinischen oder in Französischen Versen zu tadeln und als grobe Verbrechen darzustellen. Einst hatte dieser böswillige Aristarch auch mich als einen aus dem Zustande der Gnade Gefallenen bezeichnet, weil er in Erfahrung gebracht, daß ich in einer protestantischen Familie aus- und einginge, die durchaus achtbar war und mit den Meinigen seit längerer Zeit in freundschaftlichen Verhältnissen lebte. Eine solche Frechheit verdroß mich, und da ich mich um keinen Preis in meiner edeln Unabhängigkeit eingeschränkt wissen wollte, so setzte ich unter die verrätherische Anklage am schwarzen Brette folgendes Quatrain mit meines Namens Unterschrift:

C'est vainement que tu rimailles
Agrégé du Tartuffe et sot reformateur:
On a rarement dans le coeur
Ce qu'on écrit sur les murailles.

Mein Epigramm fand den größten Beifall, und die sechshundert Kandidaten des Rechts nannten den Professor von jetzt an nicht anders, als den Agrégé-Tartüffe. Sein Haß gegen mich aber ward unversöhnlich; er suchte jede Gelegenheit, um mir zu schaden, jedoch vergeblich, da meine Aufführung ohne Tadel war und ich mich in den Prüfungen immer tüchtig und gut bewies. Jetzt kam die Zeit meiner öffentlichen Disputation (l'époque de ma thèse); diese gerade erwartete der Verräther. Das Thema zu derselben hatte ich mir aus dem Eherechte gewählt. Hier wollte ich mich nun über die Verpflichtungen, welche dies heilige Band einem jeden edeln Menschen auferlegt, mit aller Beredsamkeit eines jungen Juristen aussprechen, der nichts Höheres kannte, als das Naturrecht, und dessen Seele schon damals mit den Empfindungen erfüllt war, die ihn später zum moralischen Schriftsteller und zum treuen Maler des Familienlebens gemacht haben. Daher schilderte ich jetzt in kräftigen Worten das grausame Schicksal der unzähligen Unglücklichen, welche das Volk mit dem Namen der Bastarde brandmarkte und welche die damalige Gesetzgebung in den traurigsten Zustand versetzte, indem sie dieselben von jedem Antheile an der Erbschaft ausschloß. Ich drückte meinen Schmerz darüber aus, daß man so oft junge, schöne, mit allen Vorzügen des Geistes und Herzens reichbegabte Waisen sehen müßte, die nach dem Tode eines reichen und mächtigen Vaters nackt und bloß in die Welt hinausgestoßen würden, während sich seine Maitresse und Diener in die Hinterlassenschaft theilten; ich beklagte überhaupt die unglücklichen Väter solcher interessanter Opfer, weil ihnen die Gesetze nicht vergönnten, wenigstens einen Theil der Erbschaft denen auszusetzen, die doch durch das Recht des Blutes darauf Ansprüche hätten. Indem ich mich also der Hoffnung hingab, daß eine große Reform unserer Gesetzgebung bevorstehe und jene Gleichstellung der Rechte, die in dieser Zeit (es war im Jahre 1788) von der größten Anzahl der Franzosen gewünscht wurde, erfolgen würde, wagte ich, die Nothwendigkeit eines neuen Gesetzes auszusprechen, welches, ohne die heiligen Rechte der Legitimität zu verletzen, nicht zugäbe, daß das Kind eines reichen Vaters in Elend und Schande sein Leben verseufzen müsse. Und indem ich im Geiste die Wohlthaten vorausnahm, welche später das bürgerliche Gesetzbuch über Frankreich verbreitet hat, erklärte ich, daß ein Unglücklicher, den seine Geburt aus der menschlichen Gesellschaft stößt und dem kein anderes Verbrechen aufzubürden ist, als daß er das Leben empfangen hat, immer eine Schande für unsere Gesetzgebung seyn würde und ein gräßlicher Vorwurf für die strafbaren Aeltern eines solchen beklagenswerthen Wesens.

Diese Sätze, die mir der Rektor zu vertheidigen gestattet hatte, verbreiteten großes Aergerniß unter den Mitgliedern des geistlichen Gerichtes. Agrégé-Tartüffe denunzirte mich; ich sollte schon vorgeladen werden, als der ehrwürdige Salomon mit Kraft und Würde mich in Schutz nahm, eben so der Königliche Prokurator, ein Mann von philosophischen Grundsätzen, und meine sämmtlichen Mitschüler mir laut ihre Anerkennung und Achtung zu erkennen gaben. Ohne diese Fürsprache hätte ich unstreitig mit meiner Freiheit, vielleicht gar mit meinem Leben, so menschenfreundliche Grundsätze gebüßt.

Endlich erschien der Tag der öffentlichen Disputation. Der Rektor sagte mir im Voraus, daß mein Gegner mich auf alle Weise in die Enge zu treiben suchen würde, und gab mir volle Freiheit, mich jedes Vertheidigungsmittels zu bedienen. Eine zahlreiche Versammlung erfüllte den Saal; der Bischof von Orleans, alle Beisitzer seines Gerichtshofes waren zugegen, alle Anwesenden sämmtlich von Furcht oder Hoffnung bewegt. Mich ermuthigte, als ich die Stufen der Tribüne in einer ganz neuen Advokaten-Robe, die ich mir hatte von Paris kommen lassen, hinaufstieg, vor Allem der ruhig ernste Blick meines würdigen Rektors. Aber das Herz schlug mir doch hörbar, und meine Kniee zitterten. (Schluß folgt.)

*) Aus: Mes Récapitulations, par J. N. Bouilly. 3 Vols. Paris, 1837.

**) Seine in Deutschland am bekanntesten gewordene Schrift: Conseils à ma fille, ist nicht allein von L. Hain ins Deutsche übersetzt (Leipzig, 1823), sondern auch als Französisches Lesebuch von Kißling (Heidelberg, 1837) benutzt worden. Seine übrigen Werke, als die Causeries d'un vieillard, les contes aux enfans, les jeunes femmes, les mères de famille, les encouragemens de la jeunesse und andere, sind in Frankreich in vielen Auflagen verbreitet.

***) Der Batonnier ist der Vorsitzende oder Rektor im Verein der Advokaten, wo sie, wie in Frankreich, eine Art von Corporation bilden.

Bibliographie.

Arabica analecta inedita e tribus manuscriptis genevensibus in unum thesaurum edidit Joh. Humbert, arabicae linguae professor et Instituto gallico adscriptus. Parisiis, 1838. 9 Fr.

Exposé de la religion de Druzes, tiré des livres religieux de cette secte. Par S. de Sacy. 2 vols. 25 Fr.

Le Tao-te-King, par Lao-Tseu. — Französische Uebersetzung mit dem Chinesischen Text und einer Lateinischen Version. Nebst Anmerkungen. Von G. Pauthier. Erste Liefe. 10 Fr.

Griechenland.

Athen unter dem König Otto.

(Schluß.)

So, mein theurer Freund, denke ich mir Athen, als Sie es verließen, so denke ich es mir am Vorabend der Revolution, deren Kosten es bestreiten mußte und deren glückliche Resultate ihm zu Gute kommen. Athen wurde von Grund aus zerstört und ist jetzt der Sitz eines Hofes; an die Stelle der Türken sind Deutsche getreten, nachdem Franzosen, Belgier und fast alle andere Nationen, mit Ausnahme der Griechen selbst, dieselbe einzunehmen versucht hatten. So ist es mir wenigstens erschienen, und ich komme jetzt zu dem minder angenehmen Theil meiner Aufgabe, denn Sie sollen jetzt nicht mehr mein Führer, sondern nur noch mein Vertrauter seyn.

Ich war so eben hinter dem Vorsprunge des kleinen Hügels, auf welchem der Tempel des Theseus steht, hervorgetreten; begeistert und freudetrunken hing mein Blick an dem Tempel, diesem so schönen und vollkommenen Denkmale, welches die Zeit an der Gränzscheide zweier Welten aufgerichtet zu haben schien; ich vertiefte mich beim Anblick desselben in das Jahrhundert des Perikles, als ich wahrnahm, daß ich das neue Athen betreten hatte. Ich schritt durch eine Straße, die auf beiden Seiten von Trümmern und verfallenem Mauerwerk eingeengt war; der unebene Boden war nicht gepflastert, und in der Mitte stand eine Palme, welche sich als Verkünderin einer Asiatischen Vegetation hierher verirrt zu haben schien und deren Blätterkrone vertrocknet war. Weiterhin läuft diese krumme Straße in zwei Reihen elender Hütten auf eine Kirche aus, welche in der Mitte der Straße frei dasteht; sodann fängt die Straße, welche jetzt hier und da gepflastert ist, wieder an und steigt zwischen Trümmern und altem Mauerwerk zu einer Erhöhung auf, die ganz von einem ungeheuren, bis zum ersten Stockwerke vollendeten Bau eingenommen wird. Diese Straße, welche kaum entworfen ist, soll die Hauptstraße Athens seyn, und der ungeheure Bau, der noch vor seiner Vollendung wieder zerstört worden zu seyn scheint, ist der Palast des Königs. Jetzt werden Sie sich wohl schon eine Vorstellung von dem neuen Athen machen können; es ist eine Stadt, die noch keine Straße hat.

Ich habe Athen in allen Richtungen durchstreift, und ich fand überall dasselbe. Eine andere Hauptstraße, welche die erstere fast in einem rechten Winkel durchschneidet und sich vom Fuße der Akropolis bis zum Gipfel des Keramikos erstreckt, diese Straße, welche keine bestimmte Richtung hat, ungepflastert ist und deren Häuser aus Trümmern emporsteigen, in der ein Kaffeehaus der Kirche gegenübersteht, und in der alle mögliche Baustyle und Baumaterialien bunt durch einander geworfen sind, fällt schon an einem Ende zusammen, bevor sie noch am anderen vollendet ist. So ist es fast überall. Im Mittelpunkte der Stadt, wo unter den unförmlichen Schutthaufen noch einige alte Mauerwände stehen geblieben sind, hat man in aller Eile neue Häuser aufgeführt, ohne den Boden zu reinigen und ohne sich der Materialien zu bedienen, die offen dalagen. Die nothwendige Folge davon ist, daß sich neben jedem neuen Hause eine Höhle oder ein Abgrund auftut. Man geht nicht in einer Straße, sondern auf Erdhaufen; Säulenschafte, zerbrochene Querbalken und Marmorstücke bezeugen eine lange Reihe von Verwüstungen und bilden einen Trümmerhaufen, den diese schlecht und leicht gebauten Häuser bald noch vergrößern werden. Ueberall steht das Bild der Zerstörung neben dem der unverdrossensten Thätigkeit; es ist ein Chaos, in dem das Alte und Neue durch einander gemischt sind, in dem das Griechische und Moderne sich an das Gothische und Byzantinische lehnen, und wo unglücklicherweise das heut Erbaute nicht weniger gebrechlich ist, als das gestern Zerfallene. In dieser Stadt ist Alles nur skizzirt und baufällig, und indem man auf so kurze Zeit und nur zu eigenem Gebrauche baut, entsteht auch der Gedanke an einen Staat, der keine Zukunft hat, und der sich dessen bewußt ist. Wenn man die Wohnungen ansieht, so scheinen die Menschen nur für heute zu leben und sich um den morgenden Tag gar nicht zu kümmern. Im Alterthum wurde von einem Volke gesagt, es baue, als wenn es ewig zu leben gedenke; von den Bewohnern des heutigen Athens könnte man das Gegentheil aussagen.

Das Schlimmste bei der Sache ist übrigens, daß man die Hoffnung eingebüßt hat, die Ueberbleibsel der alten Stadt aufzufinden, indem man die neue Stadt ohne Plan, ohne Ueberlegung, ohne Geschmack und ohne Festigkeit aufbaute. Mein werther Freund, denken Sie an den Zustand zurück, in welchem der Krieg die Stadt, die Sie früher bewohnten, gelassen hatte. Kein Haus war stehen geblieben, und fast alle Kirchen waren zerstört worden. Ueberall sah man nur leere Wände ohne Bedachung, aus denen zum erstenmale, seitdem Byzantiner, Gothen, Franken, Venetianer, Türken und Albanesen hier ihr Wesen getrieben hatten, wieder Trümmer der alten Mauern, Säulenbruchstücke, Querbalken und Karnieße, welche als Baustoffe verbraucht worden waren, hervorschimmerten. Die Türken glaubten sich so auf die empfindlichste Weise an Griechenland zu rächen, und dennoch leisteten sie dem Lande gerade dadurch den wohlthätigsten Dienst, daß sie die kostbaren Ueberreste des Alterthums, welche unter diesen elenden Bauten vergraben lagen, wieder aufdeckten. Sie haben das Haus des Herrn Fauvel gesehen, dessen Wände, Treppe, Galerie mit Marmorbruchstücken, Büsten und antiken Köpfen verziert sind; dies war das Werk eines fleißigen und forschungseifrigen Alterthumsfreundes, der alle Ueberreste des Alterthums sorgfältig sammelte und geschmackvoll ordnete. Sie vermuthen indeß so wenig wie Herr Fauvel, daß sich in geringer Entfernung in dem Hause des Barbanos Ueberreste des Säulenganges des Zeus Soter befänden, daß in dem Hause des Jesaias korinthische Kapitale des Pompeion erhalten wären, daß ein benachbartes Haus einen Theil des Poikil beherberge, daß ein anderes Haus an die Ueberbleibsel des Gymnasiums des Ptolemaeus gelehnt sey, und daß nicht weit davon zwei Reihen kolossaler Figuren, welche einen Säulengang vom Gymnasium nach dem Tempel des Theseus hin bildeten, mit ihren Fußgestellen in eine Mauer eingemauert worden seyen. Es bedurfte der Zerstörungswuth der Türken, um diese Ueberreste des Alterthums aufzudecken, und die Barbarei hat so der Wissenschaft einen unvergeßlichen Dienst erwiesen.

Was haben nun die Bayern gethan? Bei der Eilfertigkeit, mit welcher man die neue Stadt aufbaute, sind fast alle diese kostbaren Ueberreste, welche kaum ausgegraben und bekannt geworden waren, wieder versunken. Das Grab, in welchem das Alterthum ruht, und das barbarische Hände aufgewühlt haben, ist wieder verschüttet worden. Vor dem Quadrate des Hadrian standen drei Säulen einer Säulenhalle, welche Stuart gesehen und gezeichnet hat; eine dieser Säulen war während des Krieges umgestürzt worden; sie ist jetzt in den Grundmauern einer Kaserne vergraben. Ihnen sind ohne Zweifel in dem Stadtviertel, in welchem sich zu Ihrer Zeit die Wohnung des Statthalters befand, die schönen Ueberreste der von Hadrian erbauten Gebäude bekannt, welche einen bedeutenden und fast quadratförmigen Raum einnahmen; außer einem Theil der westlichen Seite ist die nördliche und östliche Seite erhalten; der Boden ist hier mehr als an irgend einem anderen Orte erhöht, wie man schon aus der Tiefe, in die zwei Byzantinische Kirchen, die ebenfalls auf Ueberresten des Alterthums ruhen, versunken sind, ersehen kann. Nach dem bloßen Augenmaße mag diese Vertiefung ungefähr zwanzig Fuß betragen, und zu dieser Höhe ist also der Schutthaufen emporgestiegen, seitdem das triumphirende Christenthum unter Theodosius sich des klassischen Bodens bemächtigte, um auf demselben seine Altäre aufzurichten, oder noch öfter, um die Ueberreste der alten Tempel zu seinem Gebrauche zu verwenden. Wodurch glauben Sie nun, ist dieser Schutthaufe entstanden, der fast bis zu der Kuppel der kleinen Kirche hinaufreicht? Offenbar aus den Trümmern der Denkmäler, welche der Kunstsinn des Hadrian aufgerichtet hat. Man weiß, daß längs der nördlichen Mauer zwölf Säulen unter dem Schutte ruhen; eine derselben, welche im Jahre 1780 noch an ihrem alten Platze stand, wurde in eine benachbarte Kirche gebracht; sämmtliche Säulen sind aus Marmor vom Berge Hymettus, wie auch diejenigen, welche die vor der westlichen Mauer befindliche Säulenhalle bilden; wollte man auf dieser Seite die Erde aufreißen, so würde man auch hier die meisten Bestandtheile der Säulenhalle finden, welche vor der Bibliothek und dem Museum des Hadrian stand. Was hat man nun mit diesem kostbaren Boden, dessen kleinstes Theilchen einen Ueberrest der Attischen Kunst enthält, und wo jedes Stäubchen sich unter den Händen des Alterthumsforschers in reines Gold verwandeln würde, angefangen? Man hat daraus den Marktplatz der neuen Stadt gemacht, und dieser Marktplatz, welcher aus elenden Hütten besteht und gegen alte Mauern von unverwüstlicher Festigkeit gelehnt ist, zeigt so den sonderbarsten Kontrast, das betrübendste Schauspiel, das man sehen kann. Ich habe meine Aufgabe als Alterthumsforscher vollständig lösen und bis zu der nördlichen Mauer vordringen wollen, die drei von den kleinen Tempeln einschließt, welche Pausanias beschreibt und welche auf eine so reiche und geschmackvolle Weise mit Basreliefs und Gemälden geschmückt waren. Man sieht noch in verschiedenen Abstufungen längs der ganzen Mauer die Löcher der Haken, mit welchen diese Gemälde und Basreliefs an den Mauern befestigt waren, und ich hätte mit einiger Einbildungskraft den zerstörten Schmuck der Wände und Decke, der nur noch im Pausanias existirt, wiederherstellen können. Um indeß an diesem Platz, der einem Alterthumsforscher eine so reiche Ausbeute verspricht, bleiben zu können, mußte ich meinen Sinnen Gewalt anthun, denn ich stand auf einem Unrathhaufen. Nach einigen Minuten mußte ich indeß dem Gestanke weichen. Ich habe nicht den Muth, die Beschreibung des neuen Athen weiterzuführen, und wir müssen das Bestreben einer neuen Zeit auch in seinen Verirrungen achten. Athen kann aus seinen Ruinen hervorgehen, noch einmal auf dem Attischen Boden, unter der Attischen Sonne glänzen, und ich möchte dieser schönen Bestimmung, welche sich verwirklichen kann, nicht eine Anklage, welche vielleicht die Täuschung eines Tages, der Eindruck eines Augenblicks veranlaßt hat, zur Seite stellen.

Indeß kann ich nicht unterlassen, meine Mißbilligung darüber auszusprechen, daß man die Hauptstadt des neuen Griechenlands an der Stelle des alten aufbaute. Der Glanz der neuen Krone besteht aus allen Erinnerungen an das alte Hellas, und diese Erinnerungen sind überall zu finden, in der Ebene von Argos wie in der von Marathon, in dem Meerbusen von Korinth wie auf der Rhede von Salamis, in Sparta, Olympia, Delphi, überall, wo das alte Griechenland die Trophäen seines Ruhmes aufgerichtet hat. Aber von diesen so großen und zahlreichen Erinnerungen, welche die Geschichte gesammelt hat, ist im Lande wenig zu finden. Die vielen Jahrhunderte, welche über das berühmte Land hingezogen sind, und die Barbaren, die es mit Füßen getreten, haben auf der Oberfläche des Bodens nur die

Spur des Alterthums in allen Abstufungen und der Barbarei in allen Formen zurückgelassen. Ueberall bot sich eine berühmte Stelle und ein freier Platz für eine Hauptstadt dar, und nur Athen besitzt Denkmäler, welche nicht Griechenland, sondern der ganzen gebildeten Welt angehören, Denkmäler, welche das Vollkommenste sind, was der schaffende Menschengeist je hervorgebracht hat, und welche das schönste Erbtheil des ganzen Geschlechts bilden. Eine wie schöne und großartige Stadt hätte nicht an der Stelle des armseligen Argos aufgebaut werden können! In gleicher Entfernung von Mykene und Nauplia, wäre sie in der Mitte der Erinnerungen an das Homerische Königthum und die Griechische Unabhängigkeit, in einer weiten und fruchtbaren Ebene, im Hintergrunde des schönen Busens, dessen Eingang das auf Felsen thronende Hydra schützt, gelegen gewesen. Auch Korinth, im Mittelpunkte Griechenlands, auf der Landenge, die von beiden Meeren bespült wird, wäre ein passender Ort gewesen. Der Piräus mit seinem dreifachen Hafen ohne Munychia und Phalerus, mit der Rhede von Salamis, welche sämmtliche Geschwader Europa's aufnehmen könnte, und mit so vielen anderen natürlichen Begünstigungen, wäre ebenfalls eine günstige Stelle für die neue Hauptstadt gewesen, die dann ganz im neueren Geschmack hätte gebaut werden können und alle Hülfsquellen und Genüsse der modernen Kultur dargeboten haben würde. Dann hätte die Stadt des Perikles vollständig ausgegraben werden können, und die Bildung des alten Griechenlands und der Geist einer längst dahingeschwundenen Zeit wären wieder aus ihren Gräbern hervorgestiegen. Die Nachbarschaft des alten und des neuen Athen hätte zugleich das interessanteste und belehrendste Schauspiel dargeboten. Das ist nun Alles unwiederbringlich verloren und die vielleicht einzige Gelegenheit dazu versäumt. Das alte Athen wird unter den Trümmern vergraben bleiben! Ich kann nicht anders, ich muß meinen antiquarischen Schmerz in den Busen eines Philhellenen ausschütten. Der Kummer, den mir die erste Zeit meines Aufenthalts in Athen verursachte, war zu lebhaft, als daß das Andenken an denselben sich nicht noch nach Verlauf von sechs Monaten ungeschwächt erhalten haben sollte. An jedem Tage, bei jedem Schritte erneute sich dieser Schmerz, und ich war genöthigt, meine Augen von der mir mißfälligen neuen Stadt wegzuwenden und sie auf die Akropolis von Athen, die zu bewundern man nie ermüdet, hinzuwenden. Auch Sie, mein Freund, haben dieselbe gesehen und bewundert; aber um zu derselben zu gelangen, mußten Sie barbarische Befestigungswerke durchschreiten, eine Bastion umgehen und eine Batterie und wieder eine Batterie überspringen. Wenn Sie schon im Fuße der Propyläen angelangt waren, so suchten Sie noch die Propyläen. Vor Ihnen lag ein Pulver-Magazin, welches von dicken Mauern umschlossen war, und es mußte Ihnen schwer werden, sich von den in dieser Haft gefangenen Säulen eine Vorstellung zu machen. Wenn Sie auf dem schmalen Wege, der sich rechts eröffnete, weiter vordrangen, so suchten Sie den Tempel der ungeflügelten Siegesgöttin; aber diesen Tempel hatten die Venetianer im Jahre 1687 in Trümmer geschossen, und die Türken hatten die einzelnen Bruchstücke zerstreut, den Marmor verscharrt und selbst den Platz unkenntlich gemacht. Wenn Sie dann unter beständigem Suchen nach den Propyläen auf der Akropolis angelangt waren, so wollten Sie wenigstens die Pinakothek entdecken, welche den linken Flügel des prächtigen Vorbaues bildete, und Sie fanden nur einen Schutthaufen Türkischer Häuser, einen Saal, der ebenfalls ganz von Schutt ausgefüllt war und welchen Stuart in den Tempel der Siegesgöttin verwandeln wollte, weil er diesen nirgends auffinden konnte. So war Alles verschüttet und vergraben, und die Meisterschöpfungen des Geistes blieben selbst den Blicken der Wissenschaft entzogen. Man konnte auf der Akropolis, zu der nur die Propyläen führten, anlangen, ohne die Propyläen zu entdecken.

Was würden Sie jetzt sagen, wenn Sie nach Ueberschreitung der ersten Einschließungsmauer, welche sich auf der einen Seite an die Pelasgischen Mauern, auf der anderen an die Cimonische Mauer lehnt, sich plötzlich am Fuße des Treppen-Absatzes der Propyläen befänden und sich der Vorhalle gegenüber sähen, deren Säulen jetzt an ihrem alten Platze stehen und den Raum, den ehemals der feierliche Aufzug an den Panathenäen einnahm, ganz frei lassen? Was würden Sie sagen, wenn Sie ungehindert auf diesen noch mit Erde und Trümmern bedeckten Stufen, auf denen das gesammte Griechenland niederkniete, auf marmornem Pflaster, das nur noch die Wagenspuren des heiligen Wagens der Minerva zeigt, zur Schwelle der Propyläen gelangen könnten? Wenn Sie dann, um alle Ihre Erinnerungen zu einem Total-Eindrucke zu verschmelzen, zu Ihrer Rechten den wiederaufgerichteten Tempel der Siegesgöttin und zu Ihrer Linken die Pinakothek wahrnähmen? Dann würden Sie von Wunder zu Wunder gelangen, durch die Säulenhalle der Propyläen zwischen zwei Reihen Jonischer Säulen dahinschreiten und sich endlich auf die Akropolis, dem Parthenon gegenüber, versetzt sehen. Dann würden Sie in Ihren Empfindungen schwelgen können, ohne auf eine hindernde Mauer oder einen lästigen Türken zu stoßen, und wo sich auch Ihre Blicke hinwendeten, sähen Sie nur Erinnerungen an Griechenland, Werke des Genius. Das habe ich gesehen, und haben Sie nur träumen können, ohne es zu sehen; dies ist die Folge der Befreiung Griechenlands und das Werk des regierenden Fürsten. Ich habe mich auf dem alten Marmor niedergeworfen, der frei geworden ist wie das Land selbst, und habe Alles vergessen, was ich im neuen Athen gesehen; ich wollte nur noch in der Akropolis und in der Beschauung dieser Denkmäler leben, und als ich das neue Athen nicht mehr von dem magischen Felsen herab, der es mit seinem Schatten deckt und mit seinem Glanze erleuchtet, wahrnehmen konnte, empfand ich wieder Theilnahme für daselbe.

Vor Ihnen, theurer Freund, brauche ich mich wohl nicht wegen meines Enthusiasmus zu entschuldigen. Seit meiner sechswöchentlichen Anwesenheit hierselbst steige ich nun täglich auf demselben Pfade zur Akropolis hinauf, indem ich meine Wanderung vom Thurm der Winde aus, der jetzt ebenfalls freisteht, beginne. In allmäligem Aufsteigen gehe ich vor den Kekropischen Felsen, dann unter den von Themistokles erbauten Mauern vorbei; im Vorübergehen neige ich mich jedesmal vor diesem großen Denkmal der Freiheit. Dann klimme ich einen steilen Abhang hinauf, unter welchem sich im Felsen der Akropolis die Agraulische Grotte eröffnet, und etwas weiterhin die des Pan. Hier wurden die Mysterien der Entstehung Athens begangen und jedem ungeweihten Blicke durch heilige Schrecknisse entzogen. Jetzt, wo diese Oerter weder Geheimnisse noch Altäre bergen, hat man die in den Felsen gehauene Treppe, welche zum Tempel des Erechtheus führte, wieder aufgefunden. So komme ich oben auf dem einzigen zur Akropolis führenden Pfade an, indem ich alle alte Traditionen der Attischen Religion überdenke. Sodann habe ich das Theater des Herodes Attikus, dies Denkmal der Freigebigkeit eines großherzigen Bürgers, zu meinen Füßen; ich überschaue den Hügel des Areopag, der, wie in den schönen Tagen der Attischen Freiheit, nur durch die Erinnerung an so viele rechtliche Richter und Volksbeamte geschmückt ist. Etwas weiter links erblickt man den Hügel der Pnyx, wo die in den Felsen gehauene Rednerbühne des Phocion und Demosthenes einsam und leer steht wie in den Tagen von Chäronea. Indem mein Blick dann über den Platz, der das Grabmal des Themistokles in sich faßt, dahinschweift, dringt er bis zum Piräus und bis nach Salamis. Jeden Abend kehre ich zur Akropolis zurück, und nach welchem Punkte des Landes ich meine Schritte auch hinlenke, strahlt sie mir überall entgegen. Wenn ich den Weg nach Eleusis einschlage, oder die Akademie suche, wenn ich nach dem Stadium und Lyceum oder in einer entgegengesetzten Richtung zur Pnyx und zum Museum wandere, immer finde ich die Akropolis wieder. Den Eindruck, welchen die Betrachtung dieses magischen Felsens von jedem Standpunkte aus und zu jeder Tageszeit hervorbringt, kann man unmöglich schildern. Jetzt begreife ich die Wichtigkeit dieses ungeheuren, abschüssigen Felsens für die Athener und den Volksglauben; jetzt begreife ich, daß hier die erste Attische Niederlassung war, welche allmälig in die Ebene hinabstieg und hier nur noch einen Zufluchtsort suchte. Der Akropolis verdankt Athen seinen Ursprung und die Menschheit ihre Bildung. Der erste Sitz der Religion, das erhabenste Heiligthum, die größten Werke des Geistes, die ruhmvollsten Siegeszeichen der Freiheit wurden auf der Akropolis aufgerichtet; hier findet man die bewunderungswürdigsten Ueberreste, und wenn Athen ganz vom Boden Attika's verschwunden ist, muß es hier allein gesucht werden. Mit den Felsen, in welche die Namen des Agraules und Kekrops eingegraben sind, mit den Mauern, welche die Pelasger bauten und welche Themistokles und Cimon wiederaufrichteten, mit den Tempeln, welche die Perser verbrannten, und welche Phidias wiederaufbaute, hat die Akropolis während so vieler Jahrhunderte Alles bewahrt, womit die Natur und die Kunst, die Mythologie und die Geschichte, die Religion und die Freiheit sie ausgestattet haben. Der Kranz der Jahrhunderte, die Majestät der Künste thronen auf diesem hohen Gipfel und lassen auch dem neuen Athen etwas von der Theilnahme zukommen, die vor der Verachtung und Bemitleidung bewahrt.

Raoul Rochette.

Aegypten.

Frauen und Kinder in Aegypten *).

Erstaunen erregend ist es, wie schnell die Aegyptischen Mädchen die vollkommene körperliche Reife und Ausbildung erreichen; nur Wenige derselben heirathen erst nach dem 10ten Jahre, Viele schon mit zwölf Jahren, so daß dreizehnjährige Mütter nicht allzu große Seltenheiten sind. Kommen doch sogar Fälle vor, daß Mädchen schon mit dem 10ten Jahre völlig mannbar sind und verheirathet werden. Auffallend ist auch, daß, während die geborenen Aegyptierinnen meist einer zahlreichen Familie sich rühmen können, die anderswoher gebürtigen und nur hier ansässig gewordenen Frauen sehr oft ganz kinderlos bleiben — und daß die in Aegypten geborenen Kinder der Fremden, selbst wenn ihre Mütter Landeseingeborene waren, nur selten ein reifes Alter erlangen. Aus diesem Grunde pflegten denn auch die emanzipirten Mamelucken stets wieder Mamelucken zu adoptiren.

Merkwürdig sind ferner folgende Heirathsgebräuche: Bald fordern sich zwei Krieger, bloß mit einem leichten Gewand um die Hüften gegürtet, vor der Heirathsprozession zu einem Spielgefechte; bald schlagen sich zwei Fellah's auf Nebbuts oder lange Dauben. Bei der Hochzeitfeier selbst kann Jeder, der Geschicklichkeit und Laune genug hat, zur Unterhaltung der Gäste irgend Etwas beizutragen, auf die freundlichste Aufnahme und auf ein ganz artiges Geschenk rechnen. Doch würde gewiß keiner meiner Leser nachthun und keine meiner Leserinnen zur Verherrlichung ihrer Hochzeit

*) Aus Lane's Modern Egypt.

feier verlangen, was vor etwa 27 Jahren — als Omar, der Nakib el-Aschraf (das Haupt der Abkömmlinge des Propheten), das unwürdige Werkzeug zu Erhöhung Mehmed Ali's zur Würde eines Pascha von Aegypten, sich vermählte — zwei junge Männer produzirt haben. Der Eine durchbohrte sich nämlich vor den Augen der zahlreich versammelten Menge den Arm und verband die Wunde, ohne den Säbel herauszuziehen, mit einigen Tüchern, die natürlich im Augenblicke durch und durch mit Blut getränkt waren, das dann, wie es von ihnen herabtriefte, den Weg, welchen der Feierzug nahm, ominös genug bezeichnete. Der Andere trug, dem Brautzuge voranschreitend, in einer silbernen Mulde einen Theil seiner eigenen — Eingeweide zur Schau, indem er sich eigens dazu den Leib geöffnet hatte, um den Schaulustigen den seltenen Anblick dieser wohlverwahrten Schätze zu gewähren, die er nach beendeter Feierlichkeit sorgfältig an den ihnen gebührenden Platz zurückbrachte.

Die Heirathen und überhaupt die meisten Angelegenheiten der Frauen besorgen in Aegypten, wie es scheint, sogenannte Dellaleh's (Mittlerinnen, um sie nicht bei ihrem eigentlichen Namen zu nennen). Die Aegyptischen Frauen erlauben sich vielleicht die meisten Freiheiten im Punkte der Sinnlichkeit — ein Charakterzug, den ihnen die eigenen Landsleute, selbst im Umgange mit Fremden, nain genug zuerkennen. Die ihnen zugestandene Freiheit mißbrauchen sie im Allgemeinen so rücksichtslos, daß man die Meisten von ihnen selbst hinter Schloß und Riegel noch nicht hinlänglich verwahrt erachtet; daher auch nur die Wenigsten wirklich so streng gehalten werden. So groß und allgemein ist der Ruf von ihrer unüberwindlichen Neigung, Schlauheit und Beharrlichkeit für Liebesabenteuer, daß die Worte des Dichters aus Tausend und Eine Nacht buchstäblich auf sie Anwendung finden: „Weißt Du nicht, daß die Bestimmung sich nicht ändern läßt, und daß das Wollen der Frauen sich von Niemand abhängig macht? Gott! Gott! Es giebt keinen Schutz und keine Macht, außer bei dem erhabenen Gotte! Wir wollen deshalb bei Gott wider die List der Frauen Hülfe suchen.“ — Wenn aber eine Fellacheh untreu erfunden wird, so ertränkt der beleidigte Gatte oder ihr eigener Bruder sie mit einem Steine am Halse oder viertheilt sie und wirft die Stücke ihres Leibes einzeln ins Wasser. Meistens wird auch das gefallene Mädchen von ihrem Vater oder Bruder in gleicher Weise für ihre Schwäche bestraft. Diese Verwandten einer solchen Unglücklichen hält man für schwerer beleidigt, als den betrogenen Ehemann, und oft selber für verächtlich, wenn sie ihre Strafgerechtigkeit etwa nicht üben.

Mit Ausnahme der reicheren Stände sind die Kinder in Aegypten, trotz aller Zärtlichkeit, die man für sie hegt, gewöhnlich so äußerst schmutzig und armselig gekleidet, daß der Fremde sie nur mit Widerwillen betrachtet und zugleich die heutigen Aegypter als ein ganz unsauberes Volk verdammt, ohne weiter nach einer Begründung dieses seines Urtheils zu fragen. Und doch könnte er dies Unrecht — denn ein solches ist sein irriges Urtheil in diesem Punkte — gar leicht erkennen. Er bedenke nur, wie oft er gesehen, daß gerade die Kinder, die er als ihrer Aeltern Lieblinge und Abgötter kennt, am schmutzigsten und im erbärmlichsten Aufzuge umherlaufen. Er erinnere sich nur, wie oft er schon in den belebtesten Straßen der Aegyptischen Hauptstadt eine Dame erblickte, in ihrem weitbauschigen Tob und Habarah von den neuesten, schwersten, fernhinglänzenden Seidenstoffen vornehm dahinrauschend, oder eine andere, die auf tausend Schritte vor und hinter sich die ganze Straße mit Moschus- oder Zibeth-Geruch durchduftete, indem sie daherwandelt mit allem Appareil in ihrem peinlich sauberen und makellos delikaten Aeußeren: die Augen auf das Zierlichste mit Kohl gerändert, einen oder wohl gar zwei Finger mit dem frischglänzenden Henna gefärbt — und an dem zarten Händchen dieser Huldinnen ein Paar kleine Geschöpfe mit schmutzstarrenden Gesichtern und in Anzügen, die offenbar seit Monaten getragen worden, ohne nur ein einziges Mal durch die Wäsche gegangen zu seyn. Wohl vermuthet und erkennt man in dergleichen Aufzuge nur dann die Mitglieder einer und derselben Familie: die zärtlichen Mütter mit dem lieben Söhnchen und dem süßen Töchterlein, wenn man bereits erfahren, daß der Grund zu dieser so auffallenden Vernachlässigung des Aeußern ihrer Lieblinge wirklich in nichts Geringerem, als gerade in der sorglichzarten Mutterliebe zu suchen sey, die in Aegypten vor Nichts so allgemein und unaufhörlich bebt, wie vor dem böſen Blick. Jene scheinbare Vernachlässigung ist also in der That die liebreichste Sorgfalt und der sicherste Maßstab für den Grad der Mutterliebe: je schmutziger und zerlumpter das Kind, desto besorgter und zärtlicher ist die Mutter.

Noch elender aber erscheinen in der Regel die Kinder der ärmeren Klassen; denn wie sie durchgängig nur ganz ärmlich bekleidet oder eigentlich halbnackt umherlaufen, so starren sie auch buchstäblich durchweg von Schmutz, wovon man sich am besten eine Vorstellung machen kann, wenn man selbst ihre Augen z. B. nicht selten so schmutzig findet, daß sich darin mitunter ein halbes Dutzend oder noch mehr Fliegen ganz unbeachtet oder ungestört niederlassen. Das Volk hält es nämlich wunderlicher Weise, beim Ausflusse der scharfen Feuchtigkeit, welche die Fliegen besonders anzieht, die Augen zu waschen oder auch nur zu berühren, für eben so schädlich, als es diesen doch bekanntlich im Gegentheil wohlthätig und heilsam ist; so daß es sogar meint, die Augen müßten erblinden, wenn sie in jenem Zustande der Angegriffenheit oft berührt oder gar gewaschen würden.

Wie gräßlich drückend die Armuth in diesem Lande zuweilen auf den Familien lastet, läßt sich am deutlichsten wohl erkennen, wenn man wiederholt Zeuge ist, wie hier eine zum Gerippe abgezehrte Mutter und dort ein brodloser Wittwer die leiblichen heißgeliebten Kinder öffentlich feilbieten oder, besonders während des Mittagsgebetes am Freitage, auf die Schwelle einer Moschee niederlegen. Dergleichen Findlinge werden dann von den frommen Beterinnen, die sie finden und zu sich nehmen, keineswegs als Sklaven, sondern wie eigene Kinder gehalten. Doch kommt es auch wohl vor, daß ein solcher Findling nur als Gegenstand der Speculation aufgenommen, d. h. bei vorkommender Gelegenheit an ein wohlwollendes Haus, das sich seiner aus Barmherzigkeit annehmen will, verhandelt wird. Und sogar das ist nicht selten — wie ein Sklavenhändler selber mir erzählt hat — daß bereits erwachsene Mädchen von den eigenen Aeltern oder Verwandten als Sklavinnen verkauft werden. Oft sogar willigen die Mädchen selber darein, indem man wohlweislich Sorge getragen, ihr künftiges Loos als wahrhaft beneidenswerth ihnen vorzuspiegeln, so daß die armen Geschöpfe dabei nichts als die prächtigsten Kleider, die kostbarsten Schmuckſachen und eitel Lust und Wonne erwarten. Zugleich ist ihnen wohl eingeschärft, auf Befragen ja immer zu erzählen: sie seyen schon als unmündige Kinder aus ihrer Heimath weggekommen und verständen daher auch nicht einmal ihre Muttersprache, sondern nur Arabisch.

Eine andere Noth der Aeltern in diesem Lande ist die Militairpflichtigkeit ihrer Söhne. Dieser entzieht sich der Reichere unter ihnen dadurch, daß er, etwa für 1 oder 2 Pfund Sterling, einen Stellvertreter erkauft, der für ihn eintritt; während der Aermere sich zu helfen sucht, indem er sich ein paar Zähne ausbricht, oder einen Finger abschneidet, oder wohl gar auf einem Auge sich blendet: Operationen, die so gewöhnlich geworden, daß alte Frauen und andere Personen bereits ein Gewerbe daraus machen, dieselben an den kaum gebornen Knaben zu vollziehen, wenn die Aeltern sich nicht stark genug dazu fühlen. Deshalb und aus einem anderen eben so leicht zu erkennenden Grunde halten sich die mit der Rekrutirung beauftragten Scheikhs zunächst immer an die reicheren Kantonpflichtigen.

Mannigfaltiges.

— Nationalfest. Eine interessante Versammlung fand in den Tagen vom 10. bis zum 12. Oktober d. J. in dem Städtchen Abergavenny in Wales statt. Die treuen Freunde und Bewahrer der Wallisischen Sprache und Literatur, die dort alljährlich ein Fest feiern, an welchem Harfen und andere Preise an die besten Barden des Landes vertheilt werden, hatten diesesmal auch ihre Stammverwandten in Frankreich, die Bretagnischen Bewohner der alten Armorika, zu sich eingeladen. Diese fanden sich in zahlreicher Deputation ein und brachten zugleich viele Lieder der Bretagne mit, Grüße an das entfernte Wales, mit welchem sie einst gemeinschaftlich gegen die Römer, wie gegen die Sachsen und Normannen, tapfer gekämpft. Trotz tausendjähriger Trennung verstehen sich doch beide Völker immer noch, und nur einzelne, hier vom Englischen und dort vom Französischen Einfluß, etwas modifizirte Laute sind es, in denen sie von einander abweichen. Selbst die Namen, die beide Völker führen, weisen gegenseitig auf einander hin, denn Wales (Galles) erinnert wenigstens an Gallien, während der Breton sich noch heutigestages einen Briten nennt. Diese verwandtschaftlichen Momente bildeten auch hauptsächlich den Gegenstand der Vorträge, die dieses Mal von den Herren Rio, Brice, Sir Benjamin Hall und Jacquelot gehalten wurden. Bei dem festlichen Aufzuge der Barden in ihren alten Trachten und mit ihren Cambrischen Emblemen hatte Sir Charles Morgan, als ein Abkömmling der alten Könige von Wales, den Vortritt. Er nahm auch während der Dauer des Festes den Präsidentenstuhl ein. Einen Preis von 1500 Fr. erhielt eine Abhandlung über den Einfluß der Wallisischen Sagen auf die Europäische Literatur; ein anderer Preis ward der besten musikalischen Composition im Geiste der alten Musik von Wales zu Theil, und diesen erhielt eine Dame. Ein Bretagnisches Lied des Herrn Th. de la Villemarqué, das zugleich in Französischer und Englischer Uebersetzung vertheilt wurde, hatte sich des allgemeinsten Beifalls zu erfreuen. Ganz besonders aber machte ein Französisches Lied, das Alph. von Lamartine, der nicht selber erscheinen konnte, zu dem Feste gesandt hatte, und das dort abgesungen wurde, einen tiefen Eindruck. Der letzte Vers dieses Gesanges lautet:

L'esprit du temps rejoint ce que la mer sépare,
Le titre de famille est écrit en tout lieu,
L'homme n'est plus Français, Anglais, Romain, Barbare;
Il est concitoyen de l'empire de Dieu,
Les murs des nations s'écroulent en poussière,
Les langues de Babel retrouvent l'unité,
L'Evangile refait avec toutes ces pierres
Le temple de l'humanité.

Als dieser Vers erklungen war, erhoben sich die Walliser und riefen wie mit einer Stimme: „Hurah am Lamartine! Hurah! etto Hurah!“ Und das Echo der Gebirge von Gladmorgan hallte von dem Jubel zweier Völker wieder.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 133. Berlin, Montag den 5. November 1838.

Frankreich.

Voltaire, als Pächter von Tournay.

Am 9. September 1758 hatte Voltaire schlecht geschlafen. Er stand auf mit der Absicht, das Gut Tournay zum zeitweiligen Nießbrauch von dem Präsidenten de Brosses zu kaufen; er setzte sich also sofort hin und schrieb an den Letzteren wie folgt:

„Wollen Sie mir Ihr Gut Tournay auf Lebenszeit verkaufen? Ich bin krank und alt. Ich weiß, ich schließe einen nachtheiligen Handel; aber dieser Handel wird Ihnen nützen und mir angenehm seyn. Folgendes wären die Bedingungen, die ich, wie immer, geleitet von den Eingebungen meiner Phantasie, Ihrer Klugheit vorlege. Ich verpflichte mich, aus den Materialien Ihres elenden Schlosses einen sehr hübschen Pavillon bauen zu lassen, und gedenke hierzu 25,000 Livres zu brauchen. Ich will Ihnen baar noch 25,000 Livres zahlen. Alle Verschönerungen, die das Gut durch mich bekommen wird, alles Vieh und Agrikulturgeräth, das ich anschaffe, sollen Ihnen gehören. Sterbe ich, ehe das Häuschen fertig ist, so sollen Sie die 25,000 Livres haben und es vollenden, wenn Sie wollen. Doch ich will mich bemühen, nicht vor zwei Jahren zu sterben, und dann werden Sie ein schönes Schloß haben, ohne daß es Ihnen etwas kostet. Ueberdies verspreche ich, nicht länger zu leben, als vier bis fünf Jahre, u. s. w."

Wie gesagt, Voltaire hatte eine schlechte Nacht verbracht, und seine Phantasie gab ihm einen schlechten Rath, als er diesen Brief schrieb; denn das Gut Tournay, das zwischen Gex und Genf lag, war der trübseligste Aufenthalt, den er wählen konnte; das Schloß war unbewohnbar, der Wald in einem schrecklichen Zustand, und der Boden hatte bei einer Pacht von 5000 Livres den Meister Chouet ruinirt, der außer dem Unglück, ein schlechtes Geschäft gemacht zu haben, auch noch das hatte, der entschlossenste Trunkenbold der dreizehn Kantone zu seyn. Doch was man zur Vertheidigung Voltaire's sagen muß, ist, daß er seit drei Jahren die Délices dicht bei Genf bewohnte, und daß die Nachbarschaft der bigotten, unruhigen Republik ihn höchlich belästigte. Er war 63 Jahr alt, und es war ihm also nicht zu verdenken, daß er die Ruhe suchte.

Der Präsident v. Brosses ist nicht sehr bekannt. Man weiß zwar, daß er drei Bände über das 7te Jahrhundert der Römischen Republik geschrieben und eine gelehrte Schrift über die Fetische; doch diejenigen, die seine interessanten Briefe über Italien nicht gelesen haben, wissen nicht, daß er auch ein Mann von Geist war. „Ich hätte Ihnen", antwortete er Voltaire, „mein Schloß von selbst angeboten, wenn es würdig gewesen wäre, die gewöhnliche Wohnung eines so berühmten Mannes zu seyn; aber es hat nicht einmal die Ehre, eine Antiquität zu heißen; es ist nur ein alter Plunder. Es beliebt Ihnen, es wie Memnon zu verjüngen; ich bin sehr zufrieden damit." Es folgt die Prüfung der Vorschläge Voltaire's. Der Präsident billigt sie, nur nicht den Artikel von der Niederreißung des alten Schlosses und den Kaufpreis. Herr v. Brosses will 30,000 Livres. Er schließt folgendermaßen: „Sie verpflichten sich, nur vier oder fünf Jahre zu leben; dieser Artikel muß fort, wenn es Ihnen gefällt; wo nicht, ist der Handel null. Ich wünsche vielmehr nach geschlossenem Vertrage, daß Sie noch das ganze Jahrhundert hindurch leben, damit Sie es ferner verherrlichen und erleuchten. Die Vorsehung würde sich in keinen guten Ruf bringen, wenn sie Sie nicht länger hier unten ließe, als Fontenelle. Sie steht schon ohnedies heutzutage nicht im besten Kredit beim Publikum." Der Präsident schließt, indem er Nadelgelder für Frau v. Brosses verlangt.

So stand die Sache am 14. September, und nun beginnt zwischen den beiden Korrespondenten ein Austausch von Subtilitäten und feinen Grobheiten, der durch die bedeutende Stellung und das ehrwürdige Alter der beiden Individuen (Herr von Brosses war im Jahre 1709 geboren) höchst belustigend wird. Erst beantwortet Voltaire die Einwendungen des Präsidenten in einem langen Briefe, dessen Postskriptum mehr sagt, als alles Uebrige: „Nota bene", schreibt Voltaire nach dem Schlußkompliment, „Sie wissen doch, daß Ihr Gut in einem traurigen Zustand ist, und daß man Ihren Wald verheert?" Der Präsident schreibt zurück; er wirft dem gewandten Schriftsteller vor, daß er die Sache verwirre und den Streit verlängere: „seit der Glocke von Achaz und dem Mahl des Atreus ist ein so großer Rückschritt nicht gemacht worden." Doch im Postskriptum steckt die ganze Bosheit des Herrn von Brosses: „Herr von Fautrière", schreibt er hier, „der in Genf lebt, schlägt mir einen Austausch meines Tournay gegen ein ihm gehöriges Gut vor, das meinen Besitzthümern in Bresse näher liegt; aber ich habe keine große Lust, mit ihm zu thun zu haben ...." Es folgen zwei Briefe, der eine von Voltaire, höchst gewandt, worin er über die Nachschrift des Präsidenten nicht sehr erschrocken scheint; der andere von Herrn v. Brosses, der einen geschickten Rückzug macht, aber bei dem Allen Herrn v. Fautriere auf dem Schlachtfeld läßt. Voltaire folgt ihm und giebt sein Ultimatum: 10,000 Thaler für den Nießbrauch auf Lebenszeit, 12,000 Livres für Verbesserungen und als Nadelgeld für Frau v. Brosses: einen schönen Pflug à semoir. Dies ist das letzte Wort Voltaire's. Nun heißt es: nehmen oder nicht. Der Präsident nimmt Alles, ausgenommen den Pflug, ein eigenthümliches Toilettenstück für die Koketterie der Frau v. Brosses; und am 11. Dezember desselben Jahres endlich kommen die hohen Kontrahenten im Schlosse Ferney zusammen; hier wird vor Meister Girod, Königlichem Notar im Kreise Gex (einem Vorfahren des Herrn Girod de l'Ain) und in Gegenwart zweier Bauern, als Zeugen der Parteien, die Akte der lebenslänglichen Verpachtung des Guts Tournay abgefaßt, vorgelesen, anerkannt und sofort unterzeichnet: Brosses, de Voltaire, Jaques Brillon, Bernard Brillon und Girod, Notar, den 15. Dezember 1758. Empfangen 86 Livres 8 Sols.

„Ich habe meinen Einzug (in Tournay) gehalten, wie Sancho Pansa auf seiner Insel; es fehlte mir nur sein Bauch", so schreibt Voltaire einige Tage nach Unterzeichnung des Kontrakts. „Ihr Geistlicher hat mich haranguirt. Die Unterthanen haben meine Pferde mit Musketen und Granaten erschreckt; die Mädchen haben mich mit Orangen in schöngeschmückten Körben bewillkommt. Der König von Preußen schreibt mir, daß ich glücklicher bin als er; er hat recht. Sie, Madame", wendet sich Voltaire an Frau v. Brosses, „bitte ich um Verzeihung, daß ich Ihnen nur ein halbes Hundert Nadeln angeboten. Aber Sie sind die Tochter meines intimsten Freundes, des Herrn v. Crèvecoeur. Ich habe keinen Sou mehr, und Sie werden die außerordentliche Freiheit verzeihen."

So ist denn Voltaire in gewisser Hinsicht der Pächter des Herrn Präsidenten v. Brosses geworden; Voltaire, der Dichter, der Schöngeist, der unlenksame, empfindliche Philosoph, der sich nach Genf geflüchtet hatte, damit er nicht dem König von Frankreich zu gehorchen brauche, und jetzt Tournay an der Gränze kaufte, um, wie er sagte, weder in Frankreich, noch in Genf zu seyn, ist jetzt den beschränkenden, lästigen Bestimmungen des Nießbrauchs unterworfen, verurtheilt, sich als guter Hausvater einzurichten, gefesselt durch eine Pacht auf Lebenszeit, d. h. in ein Labyrinth von Verpflichtungen, Schwierigkeiten und Schikanen verwickelt, aus denen ihn nur der Kirchhof retten kann.

Voltaire war unter Allen am wenigsten dazu geeignet, der Pächter, der Miethsinhaber eines Anderen oder einer Sache zu seyn. Nicht zu gedenken der unverträglichen Gemüthsart, die ihn an Friedrich's Hof mit der ganzen Welt, besonders aber mit dem König entzweit hatte, besaß er in Sachen des Eigenthums eine eigenthümliche Lust, zu zerstören und zu revolutioniren. Da er nicht vermochte, den Staat umzuwälzen, so durchwühlte er den Boden; er behandelte ein Grundstück, wie man später die Gesellschaft behandelt hat; er legte Wiesen an, wo er Wald fand, und pflanzte Bäume, wo er bisher Wicken geärndtet. Es war dies jetzt der Zeitvertreib des alten Philosophen: so beschäftigte er den Geist, den er nicht mehr zur Verführung und Erleuchtung seines Jahrhunderts brauchte. Dafür war aber auch Ferney das Resultat aller Mühen, Sorgen und Verdrießlichkeiten, Ferney, dieses herrliche Asyl seines langen Alters, dieser zierliche, elegante Ort, wo die großen Herren den guten Ton und oft die Pracht von Versailles wiederfanden, diese vortrefflich bewirthschaftete Meierei, diese berühmte Einsiedelei, die zum Sammelplatz des gelehrten und philosophisch gebildeten Europa's wurde. — Auch der Präsident v. Brosses gehörte durch seine Schriften und literarischen Prätensionen zur philosophischen Schule, war aber in Sachen des Eigenthums, besonders des seinigen, höchst konservativ. Dazu nehme man, daß Herr v. Brosses ein höchst exakter Beamter und einer der erfahrensten Rechtskundigen war, während Voltaire gern

das Gesetz eben so zu interpretiren pflegte, wie den Corneille, d. h. wie es ihm bequem dünkte: und man kann sich einen Begriff machen von der herrlichen Eintracht, welche den Beiden aus dem Handel vom 11. Dezember erwuchs.

Voltaire schreibt an den Präsidenten im Januar 1759: .... „Je mehr ich Ihren Kontrakt lese, desto mehr überzeuge ich mich, daß Sie mir als Sieger das Gesetz diktirt; indeß bin ich sehr damit zufrieden. Ich verschönere gern die Orte, die ich bewohne, und so stifte ich Ihnen Nutzen und mir einen Genuß. Ich habe schon den Befehl gegeben, eine Hälfte des Schlosses niederzureißen und die andere zu repariren, und Ihre dodonäischen Bäume sollen besser zu diesen Verschönerungen verbraucht werden, als zur Heizung der Stadt Genf. Es ist viel besser, für 30 bis 60 Louisd'ors Holz zu solchen Bauten umzuhauen, als für 140 Louisd'ors fällen zu lassen, wie Sie gethan haben. Ich glaube, ich bin ein besserer Oekonom als Sie; denn ich zerstöre nur, um zu bauen, während Sie, wenn Sie's nicht übel nehmen, die Hälfte Ihres Waldes vernichtet haben, um baares Geld zu gewinnen. Sie haben Ihr Gut vernachlässigt, und ich verbessere es, So daß Sie sich einmal wundern werden über das schöne, geputzte Schloß, die fruchtbaren, nach der neuen Mode gepflügten und gesäeten Felder und die Wiesen, die jetzt mit Maulwürfen bedeckt sind, und die Sie von kleinen Bächen durchschnitten wiedersehen werden ...."

Was antwortet auf alles dies der Präsident? Er richtet eine Lorgnette auf Tournay und beobachtet. In seinen Briefen ist keine Spur von einem Kompliment mehr. Er ist in sichtbarer Angst wegen Voltaire's guter Absichten; diese zärtliche Liebe zu seinem Gut beunruhigt ihn. Er fängt an, auf seiner Hut zu seyn, runzelt die Stirn zu allen Höflichkeiten und Falschheiten des boshaften Dichters und antwortet zuletzt gar nicht mehr. Unterdeß hat Voltaire schon den ersten Streit, zwar noch nicht mit dem Präsidenten, aber mit dem Fiskus. Ein gewisser Herr Girard, Einnehmer des Guts, hat die Unverschämtheit, von Voltaire die Bezahlung von ein Prozent Pachtzins zu verlangen. Aber die Herrschaft Tournay ist privilegirt; sie schuldet dem Schatze nichts. Dieses erklärt Voltaire dem Finanz-Kollegium in einer possenhaften Bittschrift, die so schließt: .... „Girard verlangt den hunderisten Denar von dem Angenehmen, Nützlichen und Löblichen (honorable) der Herrschaft (dies sind seine eigenen Ausdrücke). Nun erklärt besagter Voltaire, daß der hunderste Denar von allem Diesem Null ist, sintemal der hunderste Denar des Meßweihrauchs und der Präminenzen keine Obole beträgt, ferner der hunderiste Denar des Angenehmen zwischen Alpen und Jura unter Nichts ist und der hunderiste Denar des Nützlichen auf einem verfallenen Gut gerade so viel ist als die Kubikwurzel von Null. Demzufolge lebt er der Hoffnung, daß die hochmögenden Herren vom Staatsrath besagten Voltaire aus den Klauen des Herrn Girard zu retten geruhen werden."

Zweiter Lärm: Das Gut des Herrn v. Brosses hatte herrschaftliche Rechte, und Voltaire hatte gut gefunden, sie in Anwendung zu bringen, was er aber einmal zu bereuen hatte. Von seinen Unterthanen hatte einer, Namens Panchaud, einem Bauern, der ihm Nüsse gestohlen, einen Säbelschlag gegeben; der Dieb klagt, Panchaud wird zur Verbannung verurtheilt und Voltaire zur Bezahlung der Kosten als Gerichtsherr. Die Kosten betrugen 100 Pistolen, und alles das um sechs Nüsse und einen Säbelschlag, den ein verwünschter Savoyarde bekommen, „der sich dabei sehr wohl befand." Voltaire hätte auf das Recht zu zahlen gern verzichtet, aber der Präsident ist unerbittlich; Voltaire schreibt zwanzig Briefe, er bewegt Himmel und Erde, aber — er zahlt. (Schluß folgt.)

Bouilly's Erinnerungen aus der Zeit vor der Revolution.

(Schluß.)

Ich begrüßte die Versammlung mit Ernst und Bescheidenheit. Nach den herkömmlichen Komplimenten und Eingangs-Phrasen wurden mir von den Professoren verschiedene Fragen gestellt und Aufgaben ertheilt, über die ich mit Präcision sprach, ohne dabei die Autorität verehrter Lehrer zu verkennen. Allmälig bekam die Disputation einen lebhafteren Gang, als plötzlich Agrégé-Tartüffe das Wort nimmt und über mich wie ein Korsar herfällt, der seiner Beute sicher ist. Aber es gelingt mir, ihn zurückzuweisen. Als ich nun schwereres Geschütz gegen ihn spielen lasse und die Kugeln ihr Ziel nicht verfehlen, da wird er wüthend. Er wirft alle Verstellung von sich, er nennt mich einen Gottlosen, einen Atheisten, einen Kirchenschänder, der darauf ausginge, denen eine bürgerliche Existenz zu verschaffen, welche die Religion Christi und das kanonische Recht aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen hätten. Damit noch nicht zufrieden, bezeichnet er mich als einen Neuerer, der das göttliche Gesetz, das Herkommen der Vorfahren, alle uns überlieferte Tugenden mit Füßen trete, um das Laster zu beschützen, um die Lüderlichkeit zu rechtfertigen, um die Grundfesten des Throns und des Altars zu erschüttern und um ungestraft die Worte unsers heiligen Evangeliums zu beschimpfen.

Auf diese verleumderischen Beschuldigungen antwortete ich zuerst nur mit Erstaunen über eine solche Bösartigkeit; dann aber riß mich der Unwille fort, und ich erklärte meinem Gegner, daß mir keineswegs solche Bestimmungen des kanonischen Rechts bekannt wären, daß ich mich ihnen ohne Weiteres unterwerfen sollte, daß ich aber vielmehr für die Rechte der Natur mit der ganzen Kraft sprechen wolle, welche mir die Liebe für das Wohl meines Vaterlandes eingäbe. Ich stellte ihm entgegen, daß ein junger Jurist, der sich die Vervollkommnung der Gesetze seines Landes zum Zwecke seines Lebens gemacht hätte und der im Interesse so vieler Waisen spreche, keineswegs ein Atheist sey oder ein gefährlicher Neuerer, sondern daß er das Wort führe für die beredigte Natur, als ein begeisterter Herold jenes Gottes der Güte, der zu der Ehebrecherin gesagt hat: Gehe hin und sündige nicht mehr. „O, der herrlichen Worte", rief ich aus, „welche die Diener unserer Kirche doch niemals vergessen sollten! Wahrlich, das ist ein echtes, theures Gotteswort, das diejenigen weit überstrahlt, welche die Heuchelei täglich mit finsterem Auge und verstellter Hand an die Mauer dieses Hauses schreibt!"

Bei diesen Worten, die ich mit schallender Stimme sprach und festen Blicks auf den Basilisken, der mich mit dem seinigen zu tödten vermeinte, erschallte der Saal von wiederholten Beifallsbezeugungen, und das vielstimmige Bravo meiner Mitschüler zeigte mir, daß ich den wunden Fleck richtig getroffen hatte. Hierdurch gestärkt und besonders durch ein billigendes Lächeln ermuthigt, mit welchem mein würdiger Rektor diesen Beifallssturm begleitete, schärfte ich von neuem meine Waffen. Ich stützte mich auf irgend einen Ausspruch des Augustinus (den ich jetzt nicht mehr anzugeben weiß) zu Gunsten der natürlichen Kinder, ich entwarf mit Feuer ein Bild der Bemühungen Vincent's von Paula für diese Unglücklichen, ich bezog mich darauf, was die höchste Gerichtsstelle von Frankreich zur Milderung ihres Looses zu thun beschlossen hatte, und schloß endlich mit diesen Worten: „Ja, wer auch immer ein edles und gefühlvolles Herz im Busen trägt, wer die heiligen Pflichten eines Familienvaters kennt, der vereinigt sich in diesem Augenblicke mit meinen Wünschen und Hoffnungen. Mögen sie immerhin unwillig murmeln, sie, diese kalten Herzen, diese Menschen ohne Gefühl und Liebe! Wir, wir wollen uns hören in einem so ergreifend schönen Momente, auf die zu hören, die zur Fahne der Ehelosigkeit geschworen haben, auf diese Schattenbilder von Menschen, die weder die Gefühle noch die Stimme eines Vaters kennen. Ja, wir wollen sie von uns stoßen, aus unserem Vereine und aus unseren Schulen, diese Egoisten, die nicht menschlich fühlen, diese Sophisten, welche immer den Namen Gottes im Munde führen und die unendliche Harmonie jener Welten doch gänzlich verkennen, die es wagen, ohne alle Scheu den Worten und dem Willen des größten Wohlthäters des menschlichen Geschlechts entgegen zu handeln und die Wahrheit, die vom Himmel stammt, zu verhüllen, indem sie uns durch lächerliche Drohungen erschrecken und durch grobe Lügen zu den schlechtesten Knechten herabwürdigen wollen."

Kaum hatte ich diese Worte geendigt, so denunzirt Agrégé-Tartüffe mich vor den Mitgliedern des geistlichen Gerichtes als einen Gotteslästerer, dessen Worte die Grundsätze der Moral und Religion auszurotten bezweckten. Aber in demselben Augenblicke erheben sich sämmtliche Zöglinge der Rechtsschule und erklären einstimmig, daß mein Ankläger ein Feind der Jugend sey und zugleich der Verfasser aller jener anonymen Aufsätze, welche die Ruhe und den Frieden der Schule seit längerer Zeit gestört hätten. Diesen Angriff hatte der schlechte Mensch nicht erwartet. Er erbleicht, er will antworten; aber obschon seine Augen vor Zorn glühen, so versagt ihm doch die Zunge den Dienst. Ich stand indeß ganz ruhig auf der Tribüne und harrte mit Ruhe auf den Ausgang dieses gewaltigen Sturmes. Der Bischof, über den plötzlichen Ausbruch dieses allgemeinen Unwillens der einer zahlreichen und lebendigen Jugend bestürzt, blieb in roher Haltung, gebot jedoch durch ein Zeichen meinem Gegner, sich zurückzuziehen. Darauf besänftigte der Rektor mit wenigen Worten die Unruhe und erklärte, daß die Disputation geschlossen sey. Die Mitglieder der Universität schreiten zur Abstimmung, und da mein Feind nicht mitstimmen kann, so habe ich die Ehre, ohne allen Widerspruch in die Zahl der Bakkalaureen (bachelier) aufgenommen zu werden. Sämmtliche Zöglinge nahmen den lebhaftesten Antheil an dieser Auszeichnung; der Bischof beobachtete fortwährend sein Stillschweigen, schien jedoch das Vorgegangene nicht gerade zu mißbilligen, wie wir denn auch bald darauf vernahmen, daß Agrégé-Tartüffe nicht mehr an der Rechtsschule angestellt sey.

Bouilly berichtet hierauf, daß er sieben oder acht Jahre später, als er in Geschäften seiner Vaterstadt Tours nach Orleans gereist sey, wo die Anarchie bereits ihr wildes Haupt erhoben hatte, seinen alten Feind als Präsidenten der Section St. Vincent und als einen wüthenden Sanskülottisten wiedergefunden habe. Zu seinem Glücke erkannte Jener ihn nicht oder wollte ihn nicht erkennen. Damals erfuhr Bouilly, daß der Elende bereits zur Zeit jener Disputation nicht bloß in einem sehr anstößigen Verhältnisse mit einer Frau gelebt habe, sondern auch schon Vater dreier Kinder gewesen sey.

Nach einem so glänzenden Auftreten war Bouilly's eifrigster Streben dahin gerichtet, als Advokat fungiren zu können. Er entschloß sich, nach Paris zu gehen und unter der Anleitung und Unterstützung seines Oheims Sorcau, eines angesehenen Advokaten, hier zu stagiren. (Das ist noch jetzt der technische Ausdruck.*) Hören wir nun Herrn Bouilly selbst.

Der Tag war da, an welchem ich meinen Eid ablegen sollte. Es geschah dies stets mit großer Feierlichkeit, in der Versammlung

*) Avocats stagiaires heißen diejenigen, welche als Gehülfen gegen den Beistand, den sie anderen Advokaten leisten, die Anwartschaft auf offenstehende Vakanzen erhalten.

des ganzen Parlaments vor dem Präsidenten, den ungefähr vierzig Räthe in ihren rothen Roben und im ganzen Glanze der Magistratur umgaben. Der neue Advokat durfte nicht allein in die Schranken treten, sondern mußte von einem älteren Advokaten geleitet seyn. Mein Patron war Troncon-Ducoudray, ein Mann von der kräftigsten Beredsamkeit und von den edelsten Eigenschaften, die ihm aber in der Revolution nur verderblich wurden und ihn in die Verbannung führten, wo einer der edelsten Söhne Frankreichs als das beklagenswerthe Opfer der Anarchie geendet hat.

Bevor man in der Sitzung erschien, mußte der Aspirant von seinem Patron auf dem Parket des General-Advokaten vorgestellt werden, um von demselben das Admittatur zu erhalten. Hier gab es oft eine schwere Prüfung zu bestehen, die sich theils auf die Grundsätze zu beziehen pflegte, nach denen man als Advokat zu handeln gedächte, theils überhaupt auf die Pflichten eines Mannes von Ehre und Gewissen. Ich erschien also vor dem General-Advokaten Seguier, dem würdigen Abkömmling jener alten und berühmten Reihe von Magistratspersonen, die die Ehre Frankreichs geworden sind. Seguier war an d'Aguesseau's Stelle getreten und schien auch sein seltenes Talent und seinen vortrefflichen Charakter geerbt zu haben. Seine Gestalt war stattlich und ausdrucksvoll; die blitzenden, von dichten Brauen beschatteten Augen drangen bis in das Innerste der Seele; seine volle, tönende Stimme flößte zuerst Schrecken ein, gewann aber bald den Ankömmling durch die anmuthigen, gewinnenden Worte, die mit bewundernswürdiger Leichtigkeit sich von seinen Lippen drängten. Unter den verschiedenen Fragen, die er an mich richtete, war auch die: welche denn nach meiner Meinung die Eigenschaft sey, die den Stand eines Advokaten vorzugsweise ehre? Ich antwortete, daß dies die Liebe zur Unabhängigkeit sey. „Also werden Sie", sprach er mit festem Tone, indem er mich durchdringend ansah, „auch einer von den jungen Neuerern seyn, welche von großen Veränderungen in den Gesetzen, die unser Land regieren, träumen?" Ich erwiederte: „Es kömmt mir nicht zu, Monseigneur, meine schwache Stimme mit der größerer Reformatoren zu vereinigen, aber ich habe mit einem unwiderstehlichen Enthusiasmus Ihr vortreffliches Requisitorium vom 18. August 1770 gelesen, in welchem Sie unter dem Purpur und Hermelin, der Sie deckt, die Ursache einer nahe bevorstehenden Revolution angedeutet haben."*) Seguier vermochte nicht, ein Lächeln zu unterdrücken; er beeilte sich, das Admittatur zu unterzeichnen, und sagte, indem er mir das Blatt hinreichte: „Sie sind, wie Ihr Baccalaureats-Zeugniß besagt, aus einer Familie trefflicher Gerichtspersonen entsprossen. Zeigen Sie sich denn Ihrer Vorfahren würdig." — „Und wer könnte mir denn ein besseres Muster seyn, als Sie, Monseigneur?" Er lächelte von neuem, drückte mir die Hand, und hieß mich, ihm folgen. Mit ihm, unter der Aegide Troncon's-Ducoudray und in Begleitung mehrerer anderer Baccalaureen betraten wir nun den Saal und leisteten unseren Eid in die Hände des ersten Präsidenten Daligre, worauf wir unsere Plätze unter den übrigen Advokaten einnahmen.

Wenige Tage, nachdem Bouilly sein erstes Plaidoyer mit glücklichem Erfolge gehalten hatte und, wie er selbst sagt, die schönsten Hoffnungen für sein künftiges Glück nährte, erfolgte am 15. August 1787 die Ordonnanz Ludwig's XVI., nach welcher auf den Rath des Ministers Brienne das Parlament von Paris nach Troyes exilirt ward, weil es sich der Einzeichnung Königlicher Dekrete widersetzt hatte. Bouilly nahm an den nun folgenden Parteiungen keinen Theil, sondern zog sich, da die Geschäfte der Advokatur stockten, in seine vaterländische Provinz an die Ufer der Loire zurück. Hier erwachte die alte Liebe zur Dichtkunst, und er betrat die Bahn, welche seinen Namen so berühmt gemacht hat.

Sollten etwa einzelne Ausdrücke in der obigen Erzählung die Meinung rege gemacht haben, als sey Bouilly demokratischen Grundsätzen zugethan gewesen, so muß dieser Ansicht auf das Bestimmteste widersprochen werden. Bouilly war nur Einer von den Vielen, die da wünschten, daß es in Frankreich besser werden möchte, daß der Klerus nicht die geistige Freiheit beschränken und einzelne Bevorzugte sich auf anderer Bürger Kosten reich und übermächtig machen dürften. Seine Anhänglichkeit an die Königliche Familie Ludwig's XVI., besonders an die Königin Marie Antoinette, die hier höchst liebenswürdig erscheint, ist durchaus rein und treu, dabei ist er ein zu großer Verehrer der Französischen Urbanität, um nicht den Sanskülottismus gründlich zu verabscheuen. Mit einem Worte, seine Memoiren sind die eines sanften, frommen und edeln Mannes, nicht ohne gelehrte Pedanterie, die aber einem Franzosen so übel nicht ansteht, und für die Kenntniß der socialen Verhältnisse unmittelbar vor dem Ausbruche der Revolution von mehrfachem Interesse.

*) Anspielung auf die unter Ludwig XV. erhobene Protestation des Pariser Parlaments gegen Königliche Befehle, die nach seiner Ansicht das Recht beleidigten.

Ostindien.

Renommisten und Schwindler in Hindostan.

Es giebt in Hindostan drei Klassen von Leuten, die den gemeinschaftlichen Namen Banka führen, welches Wort so viel als krumm, verbogen oder verdreht bedeutet. Die eine Klasse umfaßt die harmlosen Stutzer oder Zier-Banka's, deren ganzes Streben auf Putz und Flitter gerichtet ist; eine zweite Klasse bilden die Renommisten, Eisenfresser oder fechtenden Banka's, und zur dritten gehören alle Betrüger und Schwindler von Gewerbe. Der Zier-Banka ist gewöhnlich ein eitles und albernes, sonst aber unschädliches Subjekt, das sein ganzes Vermögen hinopfert, um die Modehändler zu bereichern. Der fechtende Banka bekleidet in der Regel eine Offizier-Stelle bei den Truppen der Radscha's, namentlich bei den sogenannten Echa's oder Frei-Corps, die keinen Sold bekommen, sich selbst equipiren und immer zu halsbrechenden Abenteuern bereit sind. Er führt sein Schwert oder seine Lanze mit Meisterschaft und lauert beständig auf eine Gelegenheit, seine Kunst an dem zu erproben, der ihm die schuldige Anerkennung verweigert. Jeder Banka, der sich auf seine Geschicklichkeit als Fechter etwas zu Gute thut, läßt die Zipfel seines Turbans am Rücken herabhängen und duldet es nicht, daß ein Anderer diese Mode nachahmt, ehe er bewiesen hat, daß er sich mit ihm messen kann. Der reitende Banka trägt, wenn er Hindu ist, eine goldene oder silberne Spange um einen Fuß; ist er Muhammedaner, so bindet er seinem Pferde ein Band von sehr lebhafter Farbe oberhalb des Knies um das Vorderbein. Diese Zeichen heißen Bana (Herausforderung) und bedeuten eben so viel, als ein hingeworfener Handschuh. Wenn die Heere zweier Hindu-Fürsten gegen einander anrücken, so sprengen die Banka's in gestrecktem Galopp weit vor die Fronte und fordern mit lauter Stimme einen Gegner.

Ein Europäischer Fechter ist gegen den Banka gewöhnlich sehr im Nachtheil. Es fehlt zwar nicht an Beispielen, daß Britische Offiziere die Herausforderungen solcher orientalischen Eisenfresser angenommen haben, aber nur von Zweien — sie hießen Dallas und Nairn — weiß man, daß sie in Kämpfen dieser Art glücklich gewesen sind. Dallas tödtete seinen Indischen Gegner in mehr als Einem Zweikampfe; Nairn galt für den geschicktesten Fechter und Pferdebändiger in der ganzen Armee, aber sein Ruhm wurde dadurch befleckt, daß er einmal, gegen die vorhergegangene Uebereinkunft, ein Pistol zu ziehen gezwungen war. Man unterwarf diesen unrühmlichen Fall einer genauen Untersuchung, und obschon der getödtete Banka eines sehr unerlaubten Vortheils sich bedient hatte, so waren doch Viele der Meinung, Major Nairn hätte nicht zur Feuerwaffe seine Zuflucht nehmen sollen. Dieses Ereigniß bestimmte übrigens Lord Lake, den Britischen Offizieren die Duelle mit Banka's ein für alle Mal zu untersagen.

Wenn der militairische Banka von seiner Tapferkeit Proben abgelegt hat, so erhält er oft einen einträglichen Posten im Dienste seines Radscha's, und nach einem glücklichen Feldzug wird er nicht selten mit einem Grundstücke belohnt. Viele unabhängige Fürstenthümer der Hindu's sind von Individuen gegründet, die ursprünglich Banka's waren. Der militairische Banka hat immer etwas Auffallendes und Fantastisches in seinem Anzuge. Viele tragen weite Beinkleider, an welchen das eine Bein von rothem und das andere von grünem Tuche ist, und Einige gehen so weit, zu ihrem ganzen Kostüm an der rechten Seite eine andere Farbe zu wählen, als an der linken.

In den Provinzen der Ostindischen Compagnie sieht man diese ritterlichen Abenteurer selten; desto häufiger finden sie sich in den Lägern der Mahratten und an den Höfen unabhängiger Fürsten. Der fechtende Banka ist sehr stolz auf seine Waffen, sein Pferd und Pferdegeschirr; einen guten Säbel, Dolch oder Speer bezahlt er mit schwerem Gelde, und immer ist er bis an die Zähne bewaffnet. Einer von dieser Klasse pflegte einen sehr großen goldenen Ring im Ohre zu tragen, der mit talismanischen Charakteren bedeckt war. Der Ring mochte 25 Pfund Sterl. werth seyn. Als man den Banka fragte, warum er sich ein so schweres und plumpes Ding an das Ohr befestigt habe, antwortete er, dieser Ring solle der tapfere Streiter, der seinen Kopf abschlüge, als Belohnung empfangen. Einst hatte Oberst Gardiner dem besagten Banka eine nicht unwichtige Mission anvertraut. Auf seiner Rückkehr ins Lager fand er das Gebiet, welches er passiren mußte, von feindlichen Reitern besetzt. Es blieb ihm nichts übrig, als sich durchzuschlagen, und bei dieser Gelegenheit hieb er sieben Feinde nieder.

Die Art und Weise, wie unsere Britischen Jagdliebhaber in Indien den Eber zu jagen pflegen, wird, obgleich sie mit großer Gefahr verbunden ist, von den Banka's viel bespöttelt. Der Banka nimmt ein Schwert, statt des Waidmessers, und haut das Thier nieder, sobald es gegen ihn losstürmt; denn sein Schwert durchdringt jede Substanz, wie ein Türkensäbel aus der guten Alt-Osmanischen Zeit, und kein Hieb, den er führt, geht verloren, sey er nun zu Fuße oder zu Roß. Die Pferde der Banka's sind die Kameraden und Freunde ihrer Herren, die sie Alles lehren, was sonst nur der gelehrigste Hund begreift, und mit denen sie fast unglaubliche Dinge ausführen.

Wenden wir uns nun zu den Banka's dritter Klasse. Diese würdigen Leute finden sich eben so oft im Civilstande als unter dem Militair. Wenn sie bei der Armee Dienste nehmen, so kommen sie zu einem besonderen Regimente, das den ehrenvollen Namen Schodha — Gesindel oder Hallunken — führt. Solche Regimenter sind aber nicht aus lauter Banka's zusammengesetzt; nur einzelne Mitglieder der sauberen Gesellschaft, die ihre verworfenen Kollegen an Schurkerei noch weit überbieten, führen diesen auszeichnenden Titel. Sie äffen den echten Banka's in ihrem Aeußeren nach, so gut es gehen will, besitzen aber keine der guten Eigenschaften, die man bei jenen exzentrischen und nicht selten wahrhaft ritterlichen Naturen findet. Die Mannschaft

der Schodha-Regimenter ist in gewissem Betrachte privilegirt; man sieht ihr viele Verbrechen nach, welche bei anderen Soldaten hart würden bestraft werden. Für diese Nachsicht müssen sie aber die gefährlichsten Dienste thun: man gebraucht sie als Pioniere, und beim Sturme einer Festung bilden sie die vordersten Glieder, welche der Franzose „enfans perdus" und der Engländer „forlorn hope" nennt.

Zwei Banka's von dem erwähnten Schlage, die in große Geldnoth gekommen waren, verabredeten eine ganz originelle Betrügerei. Die reichen Gutsbesitzer (Bennia's) halten sich gern einen Aufwärter aus der Brahmanen-Kaste, der die Speise-Opfer zubereitet und auch dann und wann Speisen zum Genusse der Menschen kocht. Unsere beiden Gauner ermittelten einen sehr reichen Bennia, der ein solches Individuum zu besitzen wünschte, und der Aeltere von Beiden verkaufte diesem Herrn seinen Kameraden für die Summe von 200 Rupien, indem er betheuerte, daß dieser Mensch ein Brahmane von hoher Kaste, aber verarmter Familie sey und nun Sklave werden müsse, um eine Schuld bezahlen zu können, die ihn sehr drücke. Der neu angekaufte Diener wurde mit dem doppelten Charakter eines Koches und Haus-Priesters installirt, und als er kaum ein paar Tage im Hause war, behandelte man ihn schon wie ein Glied der Familie. Er verwaltete sein Amt mit großer Sorgfalt und Pünktlichkeit, bis er annehmen konnte, daß sein Spießgesell weit genug von dem Orte entfernt und folglich die Summe von 200 Rupien in vollkommener Sicherheit war. Von dem Augenblick an veränderte sich sein Betragen; er that, als kostete es ihn große Ueberwindung, die beim Opfer gebrauchten Blumen zu pflücken, und von Zeit zu Zeit spuckte er sogar an den Boden, was eine abscheuliche Profanation ist. Ein Paar weibliche Hausgenossen, die ihn beobachtet hatten und in dem Wahne standen, er glaube sich bei solchen sündhaften Handlungen unbemerkt, brachten dem Hausherrn die unangenehme Kunde. Der bestürzte Bennia nahm sich vor, über alle Geberden und Bewegungen des vorgeblichen Brahmanen zu wachen. Seine Zweifel und Besorgnisse wurden immer größer, je länger er beobachtete und prüfte, und bald gab er dem Argwohne Raum, daß sein Sklave, statt eines Brahmanen, ein Anhänger des Propheten sey. Entsetzlicher Gedanke! der profane Mensch hatte die tägliche Nahrung zubereitet, und die verunreinigte Kost war von allen Mitgliedern der Familie genossen worden. Voll banger Ahnung ließ er den vorgeblichen Brahmanen zu sich kommen, sagte ihm unter vier Augen, was er vernommen und zum Theil selbst gesehen, und äußerte ihm seinen Argwohn. Der Banka entgegnete: „Ich schwöre beim Koran, daß ich kein Muhammedaner bin"; und diese Antwort bestärkte den Verdacht des Gutsherrn. Er bat den Schurken inständig, leiser zu sprechen, damit die gräuliche Profanation nicht im ganzen Hause bekannt würde, und so schleunig als möglich seinem vorigen Herrn nachzureisen. Als der Banka sah, daß er im Vortheil war, sprach er mit frecher Stirn: „Ihr habt gut bitten, daß ich meinen alten Herrn wieder aufsuchen soll; wie kann ich dies aber, wenn ich ohne Reisegeld bin? Allerdings bin ich von Geburt ein Muselmann; als leibeigener Diener mußte ich aber thun, was mein voriger Herr mich lehrte, so groß auch mein Abscheu vor diesen Verrichtungen war; denn ich mußte ja mein Leben fristen. Aus demselben Grunde kann ich Euren Dienst nicht verlassen, wenn Ihr das Reisegeld mir verweigert." Der alte Bennia gab dem Vagabunden in seiner Angst und Bekümmerniß eine Hand voll Rupien und schenkte ihm außerdem einen Klepper, damit er desto schneller vom Wege käme.

Die Frechheit und Abgefeimtheit der Banka's von Patna ist beinahe sprüchwörtlich geworden. Diese Kerle verlangen von den reichen Bewohnern der Stadt eine regelmäßige monatliche Unterstützung, und weist Einer ihr Gesuch zurück, so rächen sie sich damit, daß sie ihn der sogenannten „Enthonigung" (Beissel) aussetzen. Sie suchen unter jedem beliebigen Vorwande Streit mit dem Individuum, das sich geweigert hat, die Vagabunden-Steuer zu entrichten, und ergreifen dabei den günstigen Moment, wenn Zuschauer genug vorhanden sind. Im Verlaufe der Zänkerei schlägt der Banka den Gegenstand seiner Verfolgung mit einem Schuh, oder insultirt ihn auf andere, eben so gröbliche Weise; und von diesem Augenblick an ist der Beleidigte in seinen eigenen und in den Augen aller Freunde und Nachbarn profanirt oder enthonigt; ja, die Schande klebt um so fester an ihm, je ehrenvoller sein Name war. Welche Begriffe von Ehre muß eine Nation haben, die noch nicht einmal zu der Erkenntniß gekommen ist, daß ein Mensch vom Pöbel ein achtbares und gebildetes Individuum in keinem Falle beleidigen oder gar beschimpfen kann!

Wer eine Zeitlang in Hindostan gelebt hat und mit den äußeren Eindrücken der dortigen Gesellschaft vertraut geworden ist, dem wird es leicht, einen jener Verworfenen von seinen achtbaren Landsleuten zu unterscheiden. Die Kleidung der vagabundirenden Banka's ist immer eine wahre Maskerade, ein lächerliches Gemisch von Lumpen und elendem Flitterputz. Sie tragen ihre Turbane oder Scheitelkäppchen, wie Europäische Händelsucher und liederliche Patrone, gewöhnlich schief und auf Einem Ohre (oder, wie der Holländer sagen würde, „auf Krakeel"), und das Haar ist ganz nach der anderen Seite zurückgekämmt. Ihr Kopfhaar steifen sie mit Oel, oder auch wohl mit dem zähen Schlamme des Ganges; der Schnurrbart ist sorgfältig gekräuselt, und die Taille vermittelst eines umgewundenen Shawls möglichst eng zusammengepreßt. Ihre Kleider, oder die Lappen, die sie an deren Stelle auf dem Leibe tragen, sind so bunt, wie Affen-Montirung, und die Füße stecken gewöhnlich in hochgelben Pantoffeln.

Ein Banka, der es durch eine Gaunerei so weit bringt, sich vortheilhaft produziren zu können, bewirbt sich häufig um die Gunst reicher und müßiger Frauenzimmer. Obschon die Indischen Damen eingezogener leben, als die Europäerinnen, so sehen und hören sie doch viel von dem, was in einer großen Stadt vorgeht, und haben sie einmal Diesem oder Jenem ihre Gunst zugewendet, so kann er auf die liberalste Unterstützung rechnen, wenn er in Noth kommt oder Noth erheuchelt, gleich viel, ob er ein Taugenichts oder ein sehr ehrenwerther Mann ist. Solche Banka's, die keine Eroberungen bei dem schönen Geschlechte suchen, verleben, wenn ihr Gauner-Gewerbe einträglich ist, den größeren Theil des Tages in Läden, wo man Näschereien und Liqueure feilbietet. Die Meisten sind dem Trunke und dem Würfelspiel leidenschaftlich ergeben.

Vor mehreren Jahren spielte ein Banka, der ein ausgezeichneter Betrüger und Stutzer zugleich war, in mehreren Städten der Halbinsel seine Rolle. Er war ein Muhammedaner von ganz niedriger Herkunft und ohne alles eigene Vermögen, aber von sehr hervorstechender Persönlichkeit. Sein gewaltiges ganz nach einer Seite und in die Höhe gekämmtes Kopfhaar überragte wie ein starker Federbusch das kostbar gestickte Scheitelkäppchen auf der anderen Seite. Der gewöhnliche Anzug, in welchem er durch die Straßen paradirte, bestand aus einem braunrothen, mit Gold verbrämten Sammetrocke, einem prächtigen Shawl um die Hüften, langen Pantalons von blaßgrünem Seidenzeug und kostbar gestickten Pantoffeln. Herr Kamer-ûd-din (d. h. Glaubens-Mond) hatte sich ganz ohne eigene Mittel so ausgestattet, und seine beständige Connexion mit verdächtigen Subjekten erregte den Argwohn seiner Nachbarn. Bald wurde es ruchbar, daß er mit gestohlenem Eigenthum in großem Maßstabe Handel trieb. In allen namhaften Städten Hindostans findet man eine Klasse von Leuten, die nicht darüber nachforschen, wie der Verkäufer zu dem Artikel gelangt ist, den er ihnen anbietet: Juweliere, Goldschmiede, Erz-, Kupfer- und Eisenhändler, Kleiderwäscher und dgl. können gestohlene Geräthschaften, Zierrathen und Kleidungsstücke der verschiedensten Art in großer Auswahl besitzen, ohne daß der Vorwurf einer unrechtlichen Erwerbung auf ihnen lastete. Diese Leute werden übrigens oft nur zum Putzen und Reinigen, zum Verändern und Umschmelzen oder Umarbeiten der ihnen anvertrauten Artikel gebraucht. Die Artikel selbst wandern, sobald sie verkaufbar sind, nach den Magazinen der Großhändler. Der erwähnte Herr Kamer-ûd-din beschäftigte und besoldete eine große Anzahl herumziehender Krämer und Trödler, die das ihnen anvertraute Eigenthum an entfernte Orte schafften, wo es nicht leicht ausgemittelt werden konnte. Achtungswürdige Personen scheuten anfänglich den Umgang eines Mannes, der von solchem Gewerbe lebte; aber in Hindostan, wie in Europa, ist das Geld ein mächtiger Fürsprecher, und man gewöhnt sich allmälig, davon abzusehen, durch was für Mittel die Leute zu ihren Schätzen gekommen sind. Selbst die Brahmanen an den Tempeln bergen und verkaufen gestohlenes Gut; der Geruch der Heiligkeit, in welchem diese Leute stehen, schützt sie vor gerichtlichen Untersuchungen.

(Asiat. Journ.)

Mannigfaltiges.

— Der Halsband-Prozeß. Napoleon soll zum Grafen Breteuil, dem Minister Ludwig's XVI., gesagt haben, daß er die Schlacht bei Roßbach, die Halsbandgeschichte und das Benehmen des Französischen Hofes in Holland als die drei Hauptgründe der Herabwürdigung der Französischen Monarchie betrachte. Man möchte aus mehr als einem Grunde die Wahrheit dieser Aeußerung bezweifeln — aber das gehört jetzt nicht hierher. Dagegen ist es gewiß nicht ohne Nutzen, wenn bei der Europäischen Wichtigkeit dieses Prozesses die Aufmerksamkeit der Späterlebenden von Zeit zu Zeit durch quellenmäßige Darstellungen auf jene Begebenheit zurückgeführt wird. Eine solche Darstellung und Vereinigung aller dem Verf. bekannten Notizen ward in einer Deutschen Ausarbeitung versucht, die vor vier Jahren in einem Hefte des „Literarischen Zodiacus" stand. Diesen Charakter der Unparteilichkeit trägt nun auch der Aufsatz aus der Feder des Herrn Droz, eines Mitgliedes der Französischen Akademie, der in Nr. 129 und 130 des Magazins mitgetheilt worden ist. Nur ist in demselben das Wenigste neu oder gar aus noch unbenutzten Quellen geflossen. Denn in den Memoiren der Madame Campan, Besenval's, Georgel's, Bertrand's de Molleville und Anderer, so wie in den Denkschriften des Retaux de Villette (Venedig, 1791) und der Gräfin La Motte selbst, deren Verfasser indeß nach den Memoiren der Marquise von Créquy (T. V. p. 281) Louvet de Couvray, einer aus der Gesellschaft im Palais-Royal, gewesen seyn soll, finden sich die von Herrn Droz angeführten Details. Schwerlich aber sind dieselben wohl mit der kritischen Umsicht benutzt, welche die Schilderung des Halsband-Prozesses im zweiten Theile der vortrefflichen „Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich", vom General von Schütz, im hohen Grade empfiehlt und für Deutsche wie für Französische Leser so sehr belehrend gemacht hat.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 134. Berlin, Mittwoch den 7. November 1838.

Algier.

Religiöses und geselliges Leben in Algier.

Von einem Engländer.

Der eingefleischteste Skeptiker müßte die tiefe Macht und Wirkung der Religion anerkennen, wenn er Gelegenheit hätte, die Anhänger des Islam zu beobachten, bei welchen die Wunder noch nicht verschwunden sind, weil noch der Glaube unter ihnen lebendig ist. Welche irdische Macht wäre sonst im Stande, diese barbarischen Horden zu lenken, die keinen Herrn und kein Gesetz kennen und so frei sind, wie der Löwe ihrer Wüsten? Der Marabut spricht zu ihnen von den Geboten des Koran, und das Schlachtgeschrei schweigt; der rachsüchtige Araber versöhnt sich mit seinem Todfeind, wenn er denselben Glauben bekennt; er giebt das Eigenthum zurück, dessen er ihn beraubt, und bringt die Silbermünzen, die er wie seine Augen liebt, der Moschee. Er, der rohe, wilde Barbar, wird schwermüthig und poetisch, wenn die Rede des Priesters seine Gedanken auf den Propheten und die von demselben versprochene überirdische Welt leitet.

Ich habe in diesem sonderbaren Lande eine sonderbare Zeit zugebracht — ich meine die dreißig Tage des Ramadan, jener religiösen Feierlichkeit, während deren der rechtgläubige Moslem andächtiger als sonst betet und von Aufgang bis Untergang der Sonne weder ißt noch trinkt. Der Anfang desselben wird hier durch 101 Kanonenschüsse verkündigt. Sofort wird auf den Minarets der Moschee eine große Menge Lampen angezündet; Alles wird still in der Stadt; Mauren und Araber murmeln leise ihren Lobgesang, während die Franzosen, die nicht fähig sind, ein Gefühl zu verstehen, das ihnen lange fremd geblieben, mit Neugier und Staunen die frommen Gruppen begaffen. Dreißig Tage hinter einander erneuerte sich jeden Abend dasselbe Schauspiel. Sobald die Sonne hinter den Atlas gesunken war, wurde eine Kugel abgefeuert, worauf die Mauren gierig über ihre Speisen herfielen, die schon lange für sie bereit gestanden, aber vor diesem Signal nicht berührt werden durften. Auf meinen Streifereien ins Innere des Landes hatte ich einmal einen Biskari für einige Tage in Dienst genommen. Durch einen unglücklichen Zufall verloren wir unsere Vorräthe und mußten 24 Stunden ohne die geringste Nahrung zubringen im Osten der Ebene Metidscha. Als wir wieder Algier erreichten, war es früh am Morgen. Ich bezahlte meinen Biskari und eilte zum Frühstück. Eine Stunde später sah ich ihn wieder in einem Winkel des Hafens. Ich fragte ihn, ob er etwas zu essen gehabt; er schüttelte ernst seinen Kopf und sagte: Allah amehrsalm — „Gott befiehlt mir, zu fasten." Er wartete mit leerem Magen und Brod in der Kappe seines Burnus bis zum Abend. Er litt gewiß sehr stark Hunger, aber nichts hätte ihn verführen können, die Forderungen seines Appetits zu befriedigen. In dem Moment, wo die Kugel abgefeuert wird, riß er das Brod aus der Kappe und verschlang es mit der Gier einer gefräßigen Bestie.

Wenn die Mauren ihr frugales Mahl gegessen und eine Tasse Kaffee getrunken, begeben sie sich schaarenweise in die Moscheen, die auf den Minarets und im Innern die ganze Nacht erleuchtet sind. Ich lobe die Mauren, daß sie den Christen den Zutritt in ihre Moscheen nicht versagen; nur müssen sie sich der allgemeinen Sitte bequemen, an der Pforte ihre Schuhe abzulegen und den heiligen Boden barfuß zu betreten. Als der Herzog von Nemours die Moschee besuchte, erinnerte der Mufti den jungen Prinzen an diese unerläßliche Ceremonie, die der Dey selbst nie gewagt hätte, zu verletzen; aber mochte nun der Prinz den Mufti nicht verstehen oder dünkte er sich als des Königs Sohn über diesen Gebrauch erhaben, er und sein kriegerisches Gefolge schritt gestiefelt und gespornt durch den muhammedanischen Tempel, ohne auf die finsteren Blicke der Mauren Rücksicht zu nehmen.

Das Innere der großen Moschee imponirt durch Umfang und Einfachheit. Ihr einziger Schmuck sind die rothen Sammetdecken, die den Boden in der Nähe des Allerheiligsten bedecken. Die Höhe des Gebäudes ist nicht bedeutend, desto mehr die Ausdehnung im Innern. Es umschließt zwei geräumige Höfe, wo schöne Marmor-Fontainen heiliges Wasser von sich geben und Granatbäume und gigantische Trauerweiden den Schatten ihrer dichten Zweige über sie breiten. Das Allerheiligste, das von einer halbkreisförmigen Kuppel bedeckt ist, nennen die Mauren Marabut, weil der Priester daselbst seine Gebete hersagt. Stellen aus dem Koran stehen auf der Mauer über dem Allerheiligsten, in dessen Nähe einige Mosaiks zu sehen sind, welche von den Ruinen der Römischen Stadt Rusgenia herstammen sollen.

Ich brachte oft ganze Abende in den Moscheen zu während der Ramadan-Gebete. Gewöhnlich saßen drei Reihen von Frommen, die Gesichter dem Marabut zugewandt, mit gekreuzten Beinen unter den Kolonnaden. Ich bemerkte darunter Türken, Mauren, Kuluglis, Araber, Kabylen, Mozabiten, Biskaris und Neger; der Türke in prächtigem Schmuck hockte neben dem schmutzigen, halbnackten Biskari, der blasse Maure mit edler Miene neben dem häßlichen Neger mit Orangutang-Gesicht, Alle mit gleich frommer Andacht zu dem Wesen emporblickend, das keinen Unterschied in Farbe oder Gestalt kennt.

Der Mufti, oder in seiner Abwesenheit ein Marabut, beginnt das Gebet mit einer Art Geschrei, das mich beäubte und stutzig machte. Es war der gewöhnliche Ausruf zum Lobe Gottes aus den Suren des Koran. Bald war die Stimme des Marabut scharf und gellend, bald sank sie zu einem leisen Murmeln herab. Die Töne waren so schmerzlich und herzzerreißend, daß man die Klagen der Verdammten auf ihren Marterplätzen zu vernehmen glaubte. Auf mich machte dieser Gottesdienst einen höchst erschütternden Eindruck, besonders wenn ich die Reihen der betenden Gestalten in ihren verschiedenen Kostümen überschaute. Diese Männer fielen in die außerordentlichsten Zuckungen; sie warfen sich Alle in einem Moment nieder mit dem Gesicht auf den Boden, blieben eine Weile bewegungslos und sprangen dann krampfhaft auf, sich krümmend wie Würmer. Es ist ein merkwürdiger Anblick, zu sehen, wie der stolze Muselmann mit der zitternden Demuth eines schuldigen Sklaven sich niederwirft vor seinem Allah. Ist er zu Ende mit dem Gebet, so erhebt er sich, kugelt seinen Rosenkranz zum letzten Mal, neigt das Haupt auf die Brust und murmelt dem heiligen Orte die Abschiedsworte. Im Hofe wäscht er seine Hände und Füße im heiligen Wasser, legt seine Sandalen an und verläßt die Moschee mit seiner gewöhnlichen Würde. Jedes Individuum der verschiedenen Stämme kehrt aus diesem allgemeinen Versammlungsort, wo alle Standesverschiedenheit aufhört, zurück zu seinen gewöhnlichen Beschäftigungen: der Maure zu seiner steinernen Wohnung, wo sein Weib auf der prächtigen Gallerie ihn mit Küssen empfängt; der Araber in seine Wüste, der Kabyle auf seine Berge. Auf ihrem Wege machen sich diese frommen Beter kein Gewissen daraus, ihre muselmännischen Brüder auszuplündern oder dem ersten Christen, den sie einsam treffen, die Kehle abzuschneiden.

Der Marabut übt auf dieses Volk einen großen Einfluß. Sein Wort macht den Fehden kriegführender Stämme ein Ende und verwandelt ihren Haß in brüderliche Eintracht. Der gelehrte Maurische Schriftsteller, Sidi Hamdan ben Othman Chodscha, ein Mann, der mit den Sitten der Berberei, seines Geburtslandes, gründlich bekannt ist, erzählt eine Menge auffallender Beispiele von der Gewalt der Marabuts über die Araber und Berbern. Ruft sie der Marabut zu den Waffen im Namen der Religion, so kennt ihr Fanatismus keine Gränzen; dann verachten sie Bajonnette und Kanonenkugeln, die ihnen in Kämpfen, wo dieses Motiv fehlt, solchen Schrecken einflößen. So oft die Kabylen am unerschrockensten kämpften, war gewiß das Grab eines dieser heiligen Männer in der Nähe oder es begeisterte sie ein lebender Marabut mit seinem grauen Bart an der Spitze einer ihrer Horden. Selbst die Scheiks und Aeltesten haben, mit den Marabuts verglichen, nur wenig Einfluß auf ihre Stämme.

Dem dreißigsten Tage des Ramadan folgt ein dreitägiges Freuden- und Versöhnungsfest, Beiram genannt, wo sich der Moslem für die langen Fasten reichlich entschädigt. Wiewohl gewöhnlich dies Fest auf die Regenzeit im Januar fällt, war es doch diesmal ausnahmsweise vom glänzendsten Wetter begünstigt. Es war nicht uninteressant, zu sehen, wie so viele Tausende von Eingebornen sich vor dem Thore Bab-el-Ued im Sonnenschein tummelten. Alle Mauren waren im besten Putz, besonders die Knaben, die in reichen, goldgestickten Jacken und seidenen Pumphosen und mit ihren frischen Gesichtern wie die schönsten orientalischen Dandies aussahen. Ein alter Türke lenkte eine große von kleinen Mauren besetzte Schaukel; andere Kinder höherer Klassen wurden in großen Karren von Negern und Biskaris hin und her gerollt. Die sonst so ernsten Männer sahen mit großem

Vergnügen den Spielen ihrer Kinder zu und strichen sich zufrieden die Bärte. Bekannte, die sich trafen, umarmten einander, und Jeder berührte mit den Lippen die rechte Schulter des Freundes. Die musizirenden Negerbanden boten am ersten Tage ein komisches Schauspiel. Von der frühesten Tagesstunde an durchzogen sie mit Trommeln und eisernen Castagnetten die Straßen, mit ihren Instrumenten einen solchen Lärm machend, daß die Bewohner sofort aus dem Schlaf geweckt wurden, und an den Thüren so lange stehend, bis sie einige Sous bekommen, die man ihnen gern gab, um ihren höllischen Spektakel los zu werden.

Die Maurischen Kaffeehäuser, die während des Beirams mehr als je gefüllt waren und deren es in Algier eine Unzahl giebt, sind große dunkle Räume mit Bänken an den Seiten und mit Binsenmatten bedeckt. Hier sitzen Mauren, Kuluglis und Araber, aus langen Pfeifen von rothem Thon Rauchwolken hervorblasend. Ein Neger- oder Maurenknabe reicht den Kaffee umher in einer kleinen Schale mit silberner Untertasse; der Kaffee ist gewöhnlich gut, stark und sehr heiß; ein Drittel der Tasse ist voll vom Grund, der immer mit dem Kaffee eingegossen wird. Die lange Pfeife, die man dazu bekommt, hat kein Mundstück, und die Oeffnung ist unverhältnißmäßig groß; aber der Taback, der von den Kabylen in den Atlas-Thälern gezogen wird, ist von köstlichem Wohlgeruch. Da der Kaffee und Taback nur zwei Sous kosten, so werden diese Orte auch von einer großen Menge Europäer besucht; doch Viele, wie man sich denken kann, gehen mehr aus Neugier als der Wohlfeilheit wegen hin.

Während des Beirams traf ich in dem großen Maurischen Kaffeehause der Rue de l'Etat Major mit einem Maler zusammen, der mein Reisegefährte von Toulon aus gewesen. Dieser Künstler hatte einen sehr günstigen Moment ersehen. Statt der gewöhnlichen drei Maurischen Musikanten waren fünf da und außerdem zwei unverschleierte Maurische Mädchen aus der niedrigsten Klasse. Die vierfaitige Violine, die Maurische Guitarre und der Tambourin begleiteten den halb sprechenden, halb singenden Troubadour. Diese Gesänge dauerten den ganzen Tag, waren aber meist so obscön, daß ich nicht einen Vers davon anführen kann. Ganz verschieden von diesen sind die Arabischen Lieder von ernstem Inhalt, Kriegsgesänge, Balladen und religiöse Hymnen. Die beiden Dirnen fielen von Zeit zu Zeit in die Liebesweisen des alten Sängers ein, indem sie zugleich mit den Zuschauern, die herumsaßen, liebäugelten. Mein Künstler saß unterdessen an der Thür und zeichnete fleißig. Bei dieser Gelegenheit habe ich von Seiten der Muhammedaner keineswegs eine Furcht oder einen Widerwillen gegen das Gemaltwerden bemerkt. Die Alten waren eben so gleichgültig dagegen, als die Jungen neugierig. Höchst erwünscht für den unermüdlichen Zeichner trat in diesem Moment eine eigenthümliche Scene ein. Ein betrunkener Araber kam, setzte sich mit gekreuzten Beinen, wie die Uebrigen, auf die Matten und verlangte mit stammelnder Stimme Kaffee. Zugleich warf er seinen Bernus von sich auf den Boden und saß fast nackt unter den übrigen Gästen da, indem er so närrische Grimassen machte, daß die Maurenknaben und die Europäer sich des lauten Gelächters nicht enthalten konnten. Die alten Mauren dagegen beobachteten ihren gewöhnlichen Ernst und warfen einen verächtlichen Blick auf den Uebertreter ihrer Religionsgebote.

Ein anderer Ort, der zahlreiche Besucher hatte, sowohl Europäische als eingeborne, während des Beiramfestes, war das Maurische Theater des Gharaguß, das im allerschmutzigsten Winkel der Stadt gelegen ist. In einem düsteren gewölbten Gemach kauern eine Menge Eingeborner, besonders Biskaris und Maurische Knaben, auf dem Boden. Aller Augen sind in den Hintergrund gerichtet, wo mehrere schwarze Figuren sprechen, unter denen sich der Maurische Jack Pudding, Gharaguß, durch seine gigantische Natur, sein drolliges Gesicht und seine schmutzigen Witze auszeichnet. Diese Darstellungen sind denen unseres Hanswurst sehr ähnlich. Sie bestehen von Anfang bis Ende in Prügeln und Fechten, und Gharaguß, ein echter Beduine, ist der Held, der die meisten Püffe giebt und nimmt. Die Sprache, die gebraucht wird, ist bald Arabisch, bald Französisch, denn der Direktor ist ein Dolmetscher, der, dem Europäischen Theil der Zuhörer zu Gefallen, Französische Phrasen einstreut und Französische Soldaten darstellt, die sich mit Gharguß zanken und schlagen.

Da ich schon von den Moscheen und dem Gottesdienst der Muhammedaner gesprochen, so will ich noch Weniges bemerken über den Zustand des Christenthums in einem Lande, wo vor langen Zeiten das Licht des Evangeliums seine Civilisations- und Hoffnungsstrahlen über Völker ausgoß, die seitdem in die finsterste Barbarei zurückgesunken sind, wo Sankt Augustin und die Römischen Bischöfe predigten und die Vandalen in den entlegensten Atlasthälern ihre christlichen Tempel anlegten. Als die Sarazenen mit dem Koran in der einen und dem Säbel in der anderen Hand kamen, trieben sie auf lange Zeit das Christenthum von den Afrikanischen Küsten hinweg. Die wilden Numidier wurden rascher durch Muhammed's verführerische Paradiesschilderungen gewonnen und durch die Waffen seiner Glaubensbekenner, als durch die christlichen Lehren von allgemeiner Liebe und die Predigten der Bischöfe. So vergingen Jahrhunderte, und alle Bemühungen christlicher Herrscher, wie des heiligen Ludwig und Karl's V., das Kreuz auf seinem früheren Boden wieder einzusetzen, wurden im Keim erstickt durch den Fanatismus und die Kriegswuth dieser tapferen Barbaren. Karl X., als eifriger, orthodoxer Katholik, mochte wohl ähnliche Pläne hegen, als er Befehl gab zur Expedition gegen Algier, und die von seinem Konsul empfangene Ohrfeige wäre gewiß nicht so rasch und glänzend gerächt worden, wenn Hussein Dey ein Sohn der alleinseligmachenden Kirche gewesen wäre. Unter Karl X. wären gewiß eben so viele Moscheen in Klöster und Kollegien verwandelt worden, als jetzt zu Kasernen und Heumagazinen umgeschaffen sind. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Voltaire, als Pächter von Tournay.

(Schluß.)

Indeß fuhr Voltaire fort, das Gut Tournay zu verbessern. Er baute ein Theater und ließ Tancred spielen. Das ging schön an. Als er aber zugleich die wichtigsten Verwahrungen des Präsidenten ohne Scheu umging, als er seine Bäume fällte, um die Scheuern zu repariren, als er eine Menge Wald vernichtete, um seine Wiesen zu arrondiren, und seine Eichen abkappte, um das Zimmerwerk des alten Schlosses auszuflicken, da ging dem Herrn Präsidenten die Geduld aus, und Meister Girod bekommt die Weisung, eine Rekognoszirung in aller Form von dem Gute Tournay vorzunehmen. Seinerseits aber verwahrt sich auch Voltaire gegen Meister Girod, indem er ihm ohne Weiteres die Thür vor der Nase zuwirft, und sucht den Präsidenten durch schöne Versprechungen und goldene Worte zu besänftigen. Der Präsident läßt sich in die Falle locken: Voltaire erbietet sich, ihm Tournay für immer abzukaufen. Der Präsident spielt anfangs den Schmollenden, Voltaire läßt nicht ab, und der würdige Beamte geht endlich in den Kaufsantrag des listigen Pächters mit vollem Herzen ein. Ja, er schickt ihm am 10. Januar 1760 einen fertigen Kaufs-Kontrakt, zu dem weiter nichts fehlt, als Voltaire's Unterschrift. Aber der Letztere verlangt Zeit, und das respektable Dokument bleibt vier und einen halben Monat in seiner Tasche. Diese vier Monate sind ein wahrer Waffenstillstand für die beiden Korrespondenten, während dessen sie sich lauter schöne Worte über Nichts schreiben. Meister Girod wartet inzwischen an der Thür, die Dinte vertrocknet in seinem Schreibfaß, die Lorgnette des Präsidenten verrostet, und seine Wachsamkeit schläft ein.

Eines Morgens endlich fällt dem Präsidenten ein, daß ihn Herr v. Voltaire wohl gar zum Besten habe; sofort schreibt er und erklärt ihm rund heraus, daß das Inventarium vorgenommen wird, wenn der Verkauf nicht stattfindet. Da gilt kein Aufschub, keine Vorspiegelung mehr. Das Inventarium oder der Kontrakt!

Jetzt wird die Sache schwierig, und Voltaire wird viel bescheidener und süßer. „Ich habe", schreibt er, „Alles bei Ihnen in Ordnung gebracht, weil ich die Ordnung liebe; ich habe Bäume gepflanzt in Ihrem Forst; ich habe frische, genährte Erde in das wüste Feld bringen lassen, und ich habe ein Stück Land fruchtbar gemacht, das seit der Sündfluth keinen Halm getragen. Sie wissen mir keinen Dank dafür, darauf war ich gleich gefaßt; ich habe Gutes gestiftet aus Liebe zum Guten selbst, und der Himmel wird mir's lohnen. Ich werde lange leben, weil ich die Gerechtigkeit liebe!" ....

Dieser Brief ist vom 16. Juli 1760. Es war ein Rauch-Signal: Voltaire war mit seinen Intriguen und Lügen zu Ende. Das Inventar fand statt, und der Streit ward heftiger als je.

Es war im Jahr 1761; der Krieg war in offene Feindseligkeiten ausgebrochen, und zwar bei folgender Gelegenheit. Kurz vor der zeitweiligen Abtretung Tournay's hatte der Präsident einem Individuum, Namens Charlot Baudy, eine der Holzfällungen in seinem Walde verkauft. Als Voltaire das Gut bezogen hatte und es ihm an Holz zum Heizen fehlte, verlangte er auf den Rath des von ihm befragten Präsidenten von dem genannten Charlot 14 Fuhren, die er aber nicht bezahlte. Zwei Jahre darauf überreichte Charlot dem Herrn Voltaire eine Rechnung für sein Holz, zum Preis von drei Niederländischen Thalern die Klafter. Voltaire weist die Rechnung zurück, unter dem Vorwand, der Präsident habe ihm das Holz abgetreten, das er in Tournay verbrannt. Da wendet sich Charlot an den Präsidenten wegen Bezahlung, aber dieser verweist ihn wieder an Voltaire, der ihn zum Guckuck schickt. Charlot geht zum Richter, und einige Tage später bekommt Voltaire eine Vorladung vor den Gerichtshof des Kreises Ger. Dies Alles ereignete sich am Ende des Jahres 1760, einige Tage nach Aufnahme des Inventars.

Hatte Herr von Brosses wirklich Voltaire einen Wald geschenkt, der ihm nicht mehr gehörte, weil er ihn an Baudy verkauft hatte? Oder war Voltaire nicht zu trauen, wenn er behauptete, Herr von Brosses habe ihn selbst bewogen, auf seinem Grund und Boden das Holz zu nehmen, das Baudy noch nicht weggenommen. Wir wissen es nicht, und man muß gestehen, daß es nach Durchlesung dieser ganzen Korrespondenz eben so wenig herauskommt, auf welcher Seite das gute Recht ist. Es kommt auch darauf gar nicht an; die Hauptsache ist die Korrespondenz selber, die Malice, die Lebendigkeit, der beißende Spott, worin die beiden Führer dieses Federkampfes einander nichts nachgeben. Dieser Streit zweier so bedeutender Männer, diese Holzscheite, die zehn Monate lang von einem Kopf zum anderen fliegen, ohne Jemand zu verwunden, aber nicht ohne einen höllischen Lärm zu machen, haben etwas höchst Unterhaltendes und Ergötzliches an sich. Es ist eine gute Komödie, und Voltaire hat in diesem Genre nichts Besseres geleistet; Nanine und l'Ecossaise müssen Charlot das Feld räumen, und wenn der Präsident nicht in die

Akademie gekommen ist, so kommt dies wahrscheinlich daher, daß Voltaire seine reizenden Briefe nicht publizirte.

.... „Sie machen mir einen Prozeß", schreibt Voltaire, „dessen Folgen nur auf Sie fallen können, selbst wenn Sie ihn gewännen. Sie lassen mich vorladen im Namen eines Bauern dieses Guts, dem Sie jetzt vorgeben, daß in Rede stehende Holz verkauft zu haben. Ganz Genf weiß, daß Sie Ihr Holz diesem Bauern nicht verkauft hatten, sondern daß Sie es von ihm in Genf für Ihre Rechnung verkaufen ließen und ihm dafür zwei Stück von 21 Sous täglich gaben mit einer Tantième auf jede Klafter, die er Ihnen verrechnete. Ich glaubte dem Herrn Girod, Ihrem Agenten, als er mir sagte, daß Sie es wirklich verkauft hätten. Aber das ist nicht der Fall, mein Herr! Der Herr Girod hat für Ihre Rechnung einzeln mein eigenes Holz verkaufen lassen, wovon Sie jetzt zwölf Klafter von mir zurückverlangen!"

„Wenn der Herr Kanzler und die Minister und ganz Paris von Ihrem Verfahren unterrichtet werden müssen, so sollen sie es, und ich will mich selbst verdammen, wenn sich in Ihrer respektabeln Gesellschaft einer findet, der Ihnen Recht giebt."

Herr v. Brosse antwortet: „Erinnern Sie sich, mein Herr, der klugen Warnungen, die ich Ihnen vormals in der Unterhaltung gegeben, als Sie mir die Schicksale Ihres Lebens erzählten und hinzufügten, daß Sie von Natur einen etwas insolenten Charakter hätten. Ich habe Ihnen meine Freundschaft geschenkt, und zum Beweis, daß ich sie nicht zurückgenommen, will ich Ihnen jetzt wieder rathen, niemals in den Momenten der Geistesabwesenheit zu schreiben, damit Sie sich nicht in vernünftigen Stunden dessen zu schämen haben, was Sie während des Wahnsinns gethan. Man muß ein Prophet seyn, um wissen zu können, ob ein Vertrag auf Lebenszeit gut oder schlecht ist. Es hängt dies ganz von der Zeit ab. Ich wünsche in Wahrheit von ganzem Herzen, daß Ihr Genuß lange dauern möge, und daß Sie noch 30 Jahre fortfahren mögen, Ihr Jahrhundert zu verherrlichen, denn trotz Ihrer Schwächen, werden Sie immer ein großer Mann bleiben .... in Ihren Schriften. Ich wünschte nur, daß Sie sich selbst ein halbes Viertel von der Moral und Philosophie, die in jenen zu finden ist, aneigneten .... Sie sagten mir einmal, als wir auf dem Felde von Tournay spazieren gingen, es fehle Ihnen in dem Augenblick an Brennholz; worauf ich Ihnen erwiederte, Sie würden leicht welches von meinem Walde bei Charles Baudy finden. Sie baten mich, es ihm zu sagen: ich hab dies sogar in Ihrer Gegenwart, so viel ich mich erinnere, jedenfalls aber auf eine ganz unbestimmte Weise, was man nicht zu thun pflegt, wenn von einem Geschenk die Rede ist. Von dem Niedrigen eines solchen Geschenks, das man nur den Armen des Barmherzigkeits-Hospitals oder einem Kapuzinerkloster macht, will ich gar nicht sprechen. Ich hätte Ihnen auf Ehre einige Fuhren Brennholz zum Geschenk gemacht, wenn Sie sie von mir als solches verlangt hätten. Aber ich hätte Sie zu beleidigen geglaubt durch ein Anerbieten der Art. Doch nun, da Sie es nicht verschmähen, will ich es Ihnen schenken, und ich will dem Baudy dafür gut sagen, wenn er mir von Ihnen folgenden Schein bringt:

„Ich Endesunterschriebener, Franz Maria Arouet von Voltaire, Ritter, Herr von Fernen, ordentlicher Kammerherr des Königs, bescheinige hierdurch, daß Herr v. Brosses, Parlamentspräsident, mir so und so viel Fuhren Holz zu meiner Heizung im Werth von 281 Livres geschenkt hat, wofür ich ihm danke."

„Sonst habe ich weiter nichts mit Ihnen zu thun. Zum Schluß, mein Herr, füge ich noch den Persischen Wunsch hinzu: Mens sana in corpore sano."

Was ist das Ende dieses sonderbaren Prozesses? Nach endlosen Diskussionen, Protestationen und besonders Injurien, nach einer Menge Terminen von beiden Seiten und nachdem die Sache vor dem Gerichtshof der Amtmannschaft Ger verhandelt und ohne Termin vertagt worden, nach Ernennung befreundeter Schiedsrichter, nachdem das ganze Parlament durch den Streit aufgeregt worden, indem Herr Le Bault, Herr v. Ruffey, Herr v. Farges Partei ergriffen, kurz nach all' diesem Spektakel, der ein ganzes Jahr lang gedauert hatte, was war das Resultat? Ein Vergleich, in Folge dessen das Geld dem Pfarrer von Tournay für die Armen zugestellt wurde; Aber ach, unser armer Voltaire mußte wieder bezahlen!

Von dieser Zeit an (dem 10. November 1761) dachte der muthlose Voltaire nicht mehr an die Fortsetzung der in Tournay angefangenen Verbesserungen; man belohnte ihn gar zu schlecht für seinen Eifer. Er gab also Tournay fast ganz auf. Aber Tournay gab ihn nicht auf. Jeden Augenblick kommt ihm der verwünschte Nießbrauch in den Weg. Voltaire und der Präsident schreiben sich nur noch in langen Pausen, und ihre Wuth von 1761 hat sich gelegt, ihr Ton ist milder geworden; aber wie endlos sind die Chikanen, die Sorgen, die Verdrießlichkeiten, die ihnen die Feder ermüden, das Gehirn erhitzen und das Leben verkümmern .... Sie sterben endlich, Herr v. Brosses zuerst, sodann Voltaire, beide alt an Jahren, aber beide noch jugendlich frisch in dem Prozeßeifer, der sie bis auf den letzten Augenblick beseelt; sie sterben, und selbst der Tod endet ihre Händel nicht. Im Jahre 1781 muß sich die Justiz dazwischen legen, um diese unermüdlichen Widersacher in der Person ihrer Erben zu versöhnen; ein Vergleich macht endlich dem Prozeß ein Ende, der zweimal so lang als Troja's Belagerung gedauert hatte, und nachdem Madame Denis eingewilligt, 40,000 Livres Ersatz „für die Verschlechterungen und Beschädigungen zu zahlen, die das Landgut Tournay während des Nießbrauchs des Herrn Voltaire erfahren" (so heißt es ausdrücklich in der Akte), ward endlich beschlossen, sie in Ruhe zu lassen, sie und das Andenken ihres Oheims.

Noch müssen wir angeben, woher wir die obigen Korrespondenzen und Vorfälle entnommen haben. Es ist dies ein interessanter Band noch nicht edirter Briefe, die wir Herrn Théophile Foisset zu verdanken haben. Von der Akademie zu Dijon beauftragt, das Leben des Präsidenten v. Brosses zu schreiben, hat Herr Foisset zuerst die Dokumente der parlamentarischen Familien des Landes befragen wollen, und als er hier und da eine ansehnliche Zahl ungedruckter Briefe von Voltaire fand, hatte er die sehr glückliche Idee, sie in einen Band zu sammeln und dem Publikum zu übergeben noch vor der Biographie des Präsidenten. Dies ist der Ursprung des Buchs, das uns den Stoff zu diesem Artikel geliefert und das eben sowohl ein nicht uninteressanter Beitrag zur Literaturgeschichte, als ein gutes Unterhaltungsbuch zu nennen ist.*)

Napoleon in Flandern.

Von Frau Charlotte von Sor**).

Als der Kaiser im Jahre 1811 das ganze Küstenland von Frankreich, Belgien und Holland bereiste, wollte er auch in Flandern die großen Arbeiten besichtigen, die er in den sogenannten Polders zur Verhütung künftiger Ueberschwemmungen ausführen ließ. Diese Reise war sehr beschwerlich; man hatte nicht geglaubt, daß der Kaiser sich in die Sümpfe hineinwagen würde, und als er in Breskens des Abends angekündigt, daß er am anderen Morgen früh um sechs Uhr zu Pferde steigen wolle, um seinen Weg dahin zu nehmen, eilten sofort sämmtliche höhere Beamten, denen die Leitung der Arbeiten anvertraut war, von Breskens fort, wohin sie, ohne die geringste Ahnung von seiner Absicht, diese abschreckende Gegend zu besuchen, dem Kaiser entgegengekommen waren, um seine Befehle in Empfang zu nehmen. Dadurch waren Aufseher und Arbeiter, obwohl sein Besuch nicht vorher verkündigt worden, in Stand gesetzt, in ihrem schönsten Sonntagsanzug auf ihren Posten den Kaiser zu erwarten. Unter den Arbeitern bildeten die gefangenen Spanier, die zu den härtesten Verrichtungen gebraucht wurden und in ihrem Aeußeren das furchtbarste Bild des Elends und Jammers darboten, einen ganz besonderen Haufen, der immer leicht von den Uebrigen unterschieden wurde. Napoleon's durchbohrender Blick durchlief rasch ihre Reihen und wandte sich eben so schnell von ihnen ab; sie schienen wie ein drohender Vorwurf für den dazustehen, der der Urheber aller ihrer Leiden war. Diese Menschen hegten gegen Napoleon einen Haß, der, da ihm die Mittel genommen waren, sich in Rache zu verwandeln, durch alle Qualen, die das Unglück den Besiegten aufspart, nur stärker und unversöhnlicher wurde, und das Uebermaß dieses Unglücks erzeugte in ihnen jene bittere Resignation, die selbst das Klagen verschmäht, die, gleichgültig gegen das Leben, sich stolz und kühn vor den Unterdrückern aufrichtet und der Verfolgung trotzt.

Napoleon hatte sie aber auch auf eine unverantwortliche Weise behandelt. Zur Zeit, als die Engländer, auf der Insel Walchern landend, Holland und Frankreich mit den Waaren, die ihre Flotte mitgebracht, überschwemmt, war die Gier, mit der man um jeden Preis diese Englischen Produkte zu kaufen suchte, so groß, daß die Spekulanten beträchtliche Vorräthe davon anhäuften, um sie später mit ungeheurem Gewinn wieder loszuschlagen. Antwerpen barg eine große Menge heimlicher Depots, und die Sache wurde um so sorgfältiger geheim gehalten, als die Schuldigen lauter Belgier waren. Kaum hatte der Kaiser von der Landung der Engländer Nachricht bekommen, so ließ er sofort an die kompetenten Behörden die strengsten Befehle ergehen, die Englischen Waaren überall zu konfisziren und auf öffentlichem Platze zu verbrennen: dies ward buchstäblich vollzogen, je nachdem man der Waaren habhaft ward. Indeß war es allgemein bekannt, daß der damalige Präfekt von Antwerpen, Voyer d'Argenson, dem Kaiser vorgetragen, die Tuche und Flanelle von der allgemeinen Execution retten zu lassen; man könnte sie zu Kleidern für die unglücklichen Spanier benutzen, die, nackt und vor Kälte umkommend, an den Bauten in Flandern arbeiteten. Die Antwort auf dieses Gesuch der Menschlichkeit war der unabänderliche Befehl, Alles in Feuer aufgehen zu lassen. Herr von Argenson, den die Einwohner wegen seiner Rechtschaffenheit und Milde liebten und schätzten, obwohl er Franzose war, mußte diese harte Maßregel ausführen, konnte aber sein Mißfallen darüber so wenig verbergen, daß es der Kaiser bemerkte und ihm schlechten Dank dafür wußte. Napoleon hatte offenbar Unrecht; es war dieser Akt nicht bloß unpopulär und tyrannisch, sondern auch unmenschlich in Betracht der Leiden, die ein wenig Milde gelindert hätte. Als die schreckliche Ueberschwemmung von 1809, indem sie die Dämme zerstörte, ganze Dörfer verschlang, mußte man die Arbeiten aufs neue anfangen, und die Spanischen Gefangenen, die man nach Belgien geschickt, wurden sehr zahlreich in die Polders vertheilt, wo jeden Winter die Einwohner regelmäßig von ansteckenden Fiebern dezimirt wurden und wo die unglücklichen Spanier, die Kinder eines

---

*) Correspondance inédite de Voltaire, publiée d'après ses lettres autographes, avec des notes, par Th. Foisset. Paris, 1837.

**) Aus den Souvenirs du Duc de Vicence, die diese Dame neuerdings hat erscheinen lassen.

heißen Himmels, gewaltsam in den Norden versetzt, kaum gehüllt in elende Lumpen, die ihnen das öffentliche Mitleid geschenkt, über die Kniee im Moor watend, den ganzen Tag über einen Boden bearbeiten mußten, der, von ihren Schmerzensthränen benetzt, durch die pestilenzialischen Ausdünstungen, die sie fortwährend einathmeten, ihnen selbst bald zum Grabe wurde.

Ich werde es nie vergessen, wie mir einmal an der Thür des Posthauses zu Ecloo ein Mensch, auf zwei Stöcke gestützt, im Vorübergehen ein offenes Billet hinreichte: es war dies ein Hospital-Billet. Es ist mir nicht möglich, ein entsprechendes Bild von dem Anblick dieses Unglücklichen zu geben, der, unter der Livree des Elends, in seinen Zügen ein auffallendes Gepräge des Adels bewahrte. Ohne mich anzusehen, hörte er meine Antwort, und als er sich weiter bewegen wollte, taumelte er und konnte keinen Schritt mehr thun. Von innigem Mitleid ergriffen, sprang ich ihm bei und brachte ihn auf eine Bank, die sich zum Glück in der Nähe befand. Er glitt nieder, und ein tiefer Seufzer entwand sich seiner keuchenden Brust. „Ich will Ihnen etwas holen", fing ich an; er ergriff mich rasch beim Kleid und machte ein Zeichen, daß er nichts verlange. Ich glaubte ihn zu errathen. — „Ich bitte Sie darum!" nahm ich das Wort, indem ich ihm etwas Geld reichte. Mit stolzer Geberde wies er meine Hand zurück und warf fast einen wüthenden Blick auf mich; große Thränen entstürzten seinen Augen, und sein Haupt sank gebeugt zurück. — „Ich bitte Sie darum!" rief ich und brachte meine Hand dicht an die seinige. Er bot die letzte Kraft auf, sich zu erheben, aber er war zu schwach. „Nun", rief ich, „erlauben Sie uns wenigstens das, Sie zu stützen; wir selbst wollen Sie ins Hospital führen." Wie er dieses Wort hörte, fing er an zu zittern, eine plötzliche Röthe überzog sein blasses Gesicht, sein Mund zog sich in ein krampfhaftes Lächeln zusammen, das ich wohl verstand. Aus Mitleid und von Franzosen ins Hospital geführt zu werden, welche Demüthigung für den armen Verbannten! Ich springe ins Wirthshaus: „Rasch, rasch", rufe ich, „ein Zimmer, ein Bett für diesen armen kranken Spanier; ich werde Alles bezahlen, aber Sie in Ihrem Namen müssen es ihm anbieten, von Ihnen wird er's nicht ausschlagen." — „Jesus Christus", erwiederte die Wirthin entsetzt; „wenn Sie den Tisch mit Brabanter Kronen belegen, thu' ich's auch nicht. Dieser Mensch hat das Fieber der Polders; er steckt mein ganzes Haus an."

Weder Gründe noch Bitten konnten den Widerstand des Weibes überwinden. Ich ging unwillig hinaus, als mein Bruder mich beim Arm ergriff und zum Wagen führend mir zuflüsterte: „Der Unglückliche leidet nicht mehr.... Die Pferde sind angespannt, wir müssen fort, Charlotte." Der kranke Unglückliche war von Axel nach Ecloo geschickt worden und hatte in starkem Frost sieben Meilen zu Fuß gemacht, um einige Schritte vom Hospital auf einer steinernen Bank den Geist aufzugeben. Solche Scenen wiederholten sich fast jeden Tag, und es ist nur zu wahr, daß sie nicht danach eingerichtet waren, die Erbitterung zu beruhigen, die in Belgien jener gehässige Spanische Krieg erregte, der in der Kette unserer Unfälle das erste Glied bildet.

So waren die Dinge beschaffen, als der Kaiser die Polders besuchte und sich im Angesicht derer befand, für die man vergeblich sein Mitleid angefleht. Auf der Höhe von Hulst ungefähr war er stehen geblieben, um einen Damm, den man baute, zu untersuchen, als plötzlich aus der düsteren Gruppe der gefangenen Spanier hervor ein Mensch, den seine Gefährten umsonst zurückzuhalten suchten, sich mitten durch das Gefolge Bahn macht und unmittelbar vor den Kaiser hintritt. Mit aufgerichtetem Kopfe und alle Kraft, die Haß und Wuth eingeben können, in seinem Blicke konzentrirend, richtet er an Napoleon die Worte: „Das Kriegsrecht erlaubt nicht, gefangene Feinde in verpestete Orte zu werfen, um sie von Fieber und Elend hinraffen zu lassen." Eine gewaltsame Bewegung malte sich auf dem Gesicht des Kaisers; überrascht, macht er eine Bewegung rückwärts, faßt sich aber bald: „Wer seyd Ihr?" fragt er in schrecklichem Tone. — „Ein Spanier", antwortet der Mensch mit einem Accent, dessen stolze Betonung nicht darzustellen ist. „Was wollt Ihr? Was verlangt Ihr?" — „Wir wollen wie Geschöpfe behandelt werden, die nach Gottes Ebenbild geschaffen sind, und nicht wie schmutzige Bestien." — „He! wer hat Euch zum Advokaten Eurer Landsleute gemacht? Sagt Ihr in ihrem Namen diese kühnen Worte, die sie meinem ganzen Zorn aussetzen?" — „Sie und ich fürchten nur den Zorn des Himmels", unterbrach er mit festem Ton. — „Spanischen Gefangenen", erwiederte der Kaiser mit donnernder Stimme, „steht es wohl an, über die Behandlung zu klagen, die ihnen in Frankreich wird. Meine Soldaten werden von Euren Räuberbanden auf die grausamste Weise verstümmelt und erdrosselt. Die machen erst gar keine Gefangenen!" Sein versengender Blick schien den Menschen durchbohren zu wollen. Das war offenbar kein gemeiner Soldat; diese Lumpen bedeckten gewiß einen Bandenführer, der bis in die Gefangenschaft den Fanatismus und den Aufruhr unter den Seinigen unterhielt. „Mit welchem Recht beklagt Ihr Euch?" fuhr der Kaiser in steigender Wuth heraus. — „Mit dem heiligen Recht desjenigen, der nur Gott für sein Leben Rechenschaft zu leisten hat!" antwortete Jener mit der äußersten Heftigkeit; „lassen Sie uns über die Klinge springen; wir wollen lieber den Tod, als Ihre Milde."

Einige Personen des Gefolges warfen sich auf den Unglücklichen und stießen ihn gewaltsam zurück, aber der Kaiser rief rasch: „Es soll ihm nichts zu Leide geschehen; er ist toll!.... Dieser Mensch ist toll zum Binden! Man trenne ihn von seinen Kameraden und erkundige sich nach seinem Namen." Dann gab er seinem Pferd eine heftige Bewegung und entfernte sich, indem er ruhig mit dem Herzog von Vicenza in seiner Nähe zu plaudern schien.

Unter der Zahl von mehr als 200 Spaniern, die auf diesem Punkt versammelt waren, fand sich nicht Einer, der den wahren Stand des kühnen Gefangenen angeben wollte, welcher auf den Listen unter dem bloßen Namen Pedro verzeichnet war. Auch hatten die Worte des Kaisers: „Es soll ihm nichts zu Leide geschehen", die Wirkung, daß Keiner von denen, welche die Gefangenen zu beaufsichtigen hatten, durch neue Grausamkeiten Pedro's Unglück vermehrte. Das Mitleid, das diese Unglücklichen erzählten, war allgemein. Napoleon aber, der nicht leicht eine Idee aufgab, wollte gern sichere Nachrichten über den Menschen haben, der ihm eben mit so viel Kühnheit getrotzt hatte, und so sehr er es auch zu verbergen suchte, diese Scene hatte ihn offenbar heftig bewegt. In einiger Entfernung rief er einen Offizier aus seinem Gefolge heran: „Erkundigen Sie sich nach Namen und Stand dieses Spanischen Gefangenen", sagte er leise; „ich will genauen Bericht haben. Sie werden mir ihn persönlich abstatten. Mein Name darf nicht genannt werden. Gehen Sie." Eine Mission, die der Kaiser gab, machte es dem, der sie bekommen, zur Herzens- und Ehrenpflicht, seine ganze Thätigkeit, seinen ganzen Eifer zur Rechtfertigung dieses Vertrauens anzuwenden; da kamen keine Schwierigkeiten in Anschlag, da galt es nur, sie zu überwinden; Napoleon's charakteristisches Wort: Nichts ist unmöglich, hatte in der Armee allgemeine Gültigkeit.

Der Offizier spornt sein Pferd, eilt zurück auf den Schauplatz des erzählten Vorfalls, befragt die Aufseher, die das Spanische Kontingent unter sich haben: mehr kann man ihm nicht sagen, als daß der Mann Pedro heißt. Er setzt seine Forschungen fort bis in das Dorf des Depots, das er sich hatte bezeichnen lassen. Herr von M.... hatte in Spanien gedient, er kannte ein wenig die Sprache und hoffte, durch etwas Geld sich nähere Auskunft zu verschaffen. Am Eingang des Dorfes findet er ein armes Weib, von zwei kleinen Kindern begleitet, die er an ihrem herabgekommenen Aeußeren, an ihrem olivenartigen Teint für Spanier erkennt. Er steigt ab und fragt freundlich die unglückliche Mutter aus, indem er ihr eine kleine Summe Geld des schenkt. „Ist denn", fragt er unter Anderem, „Keiner unter den Gefangenen, der seinen Unglücksgefährten beistehen kann?" — „Nein, Señor, nein; Alle sind gleich unglücklich auf diesem verwünschten Boden! Die Franzosen haben uns jeden Verkehr mit unserem heiligen Vaterlande abgeschnitten. Allmächtiger Gott!" ruft sie, ihre fleischlosen Arme zum Himmel streckend, „Rache! Rache!"

Oft genug hatte der Französische Offizier in Spanien solche Verwünschungen und wilde Schmerzensäußerungen hören müssen. Er suchte die Unglückliche durch milde Worte zu trösten und ihr Hoffnung einzuflößen: „Nein, nein, Señor, wir verdienen ihn den Himmel", sagte sie mit ernster Miene; „der Gottesmann, der uns tröstet, verspricht ihn uns täglich!" Diese Worte waren ein Lichtstrahl: Das ist Pedro! dachte er. — „Wer ist der Mann?" fragte er. — „Ein Heiliger, ein Märtyrer, der zu Fuß mit uns in Ketten alle Länder durchwandelt hat, die uns von unserem gesegneten Spanien trennen." — „Wo wohnt er?" — „In Maldeghem, nicht weit vom Hospital von Ecloo. Trotz der schrecklichen Wege, wo Mensch und Vieh verdirbt, vergeht nicht eine Woche, wo der Pater Franzisko nicht hierher kommt, um uns seinen heiligen Segen zu geben." Herr von M.... hatte genug gehört; er nahm seinen Weg nach Maldeghem; er war Pedro auf der Spur.

Mannigfaltiges.

— Frau von Montaran. Diese Dame, die früher bereits eine interessante Schilderung Italiänischer Städte, namentlich Roms und Neapels, Venedigs und Florenz, herausgegeben, hat jetzt eine Rhein-Reise publizirt, die bald hinter einander zwei Auflagen erlebte.*) Die Darstellung der Schloß-Ruine von Heidelberg soll in ihrer Art ein Meisterstück seyn. Alex. Dumas dagegen scheint durch das, was er über seinen Aufenthalt am Rhein publizirte, seinen Ruhm nicht sonderlich vermehrt zu haben. Trotz vielfacher Notizen, die ihm durch Freundeshand in Frankfurt a. M. zu Theil geworden, hat er sich doch durch die seltsamsten Verwechselungen und Irrthümer blamirt.

— Agnes Sorel. In Rouen hat man kürzlich den Stein aufgefunden, der früher das Grabmal dieser Freundin Karl's VII. in der Kirche von Jumièges bedeckte. Die Inschrift dieses Steines lautet in altem Französisch: „Cy gyst noble damoiselle Agnès Seurelle, en son vivant dame de Beaulté de Roquefure, d'Issoudun et de Vernon-sur Seine, piteuse entre toutes gens, et en largement donnait de ses biens aux églises et aux pauvres, laquelle trépassa le IXe jour de février de l'an de grace MCCCCXLIX (1449). Priez Dieu pour l'ame d'elle. Amen."

*) Les bords du Rhin, par Madame la Baronne de Montaran. Paris, 1838.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 135. Berlin, Freitag den 9. November 1838.

Frankreich.

Renouard's Untersuchung des literarischen Eigenthums.

Von Aug. Bussière.*)

Neu ist die Untersuchung, alt die Sache. Der menschliche Gedanke konnte nicht in einer gegenstandslosen Allgemeinheit bleiben, mußte in besonderen Formen und Individuen konkret zu werden suchen, die im vollen Sinne des Wortes als Eigenthum betrachtet wurden. Seitdem es einen Staatsverband gab, fehlte es auch nicht an selbstständigen Schöpfern und Meistern, die selbst vor Erfindung der Schreibekunst als Verfasser von Werken angeführt werden. Amphion, Musäos, Linos sind solche Namen, die aus dem grauen Alterthum herübertönen. Völker- und Kultur-Stufen waren dahingewelkt, neue an ihre Stelle getreten, um anderen Platz zu machen, selbst die Buchdruckerkunst hatte sich längst über die gebildete Erde verbreitet, als man auf den Einfall gerieth, das Kompositum „literarisches Eigenthum" (droits d'auteurs) zu bilden. Schon drei Jahrtausende arbeitet eine unnennbare Zahl von Männern im Reiche der Gedanken, widmeten die größten Geister aller Zeiten rastlos ihr Leben der Erziehung und Aufklärung des menschlichen Geschlechtes, und niemals kam man auf die Frage, ob diese Beschäftigung nicht ihre Garantieen und Privilegien gleich anderen Berufsarten habe, die im Schooße der Gesellschaft leben, für welche sie thätig sind; niemals fiel es denen ein, welche der herrlichen Werke dieser unermüdeten Thätigkeit, des kostbaren Erbes dieses erhabenen Priesterstandes, der im Dienste des Geistes und der Wahrheit die Fackel der Aufklärung über das Erdreich trägt, für alle Zeiten genießen, die Ansprüche und Rechte dieses Standes zu untersuchen, so wenig es der Gesellschaft entgeht, daß sein Beruf zugleich sein Gewerbe ist. Aber diese Arbeiter im Felde der Menschenbildung haben nie solche Ansprüche erhoben. Wie auffallend auch die Inkonsequenz von Seiten der Gesetzgeber seyn mag, so liegt sie doch mehr in der Beschaffenheit des Objekts. Das literarische Eigenthumsrecht, wenn es einen Theil des Naturrechts bildet, muß so eigenthümliche, jeder Rubrizirung widerstrebende Elemente enthalten, daß es allen Bestimmungen des gemeinen Rechtes sich entzogen hat, und hinwiederum so unfaßbare und unbestimmbare, so wenig fixirte Elemente, daß man keine besondere Gesetzgebung darauf basiren konnte. Fast möchte man daraus eine günstige Vordeutung für die Meinung der Gegner ziehen, welche das Eigenthumsrecht dem Schriftsteller bestreiten. Wenn es aber existirt und nachgewiesen wird, so ist es unverjährbar; es konnte zu einer Zeit ruhen, weil seine Anerkennung und Ausübung nicht möglich war, erwacht aber zu seiner vollen Kraft und Unantastbarkeit, wenn diese ihm feindlichen Bedingungen beseitigt sind.

So lange ein Autor sein Werk bei sich behält, ist dasselbe offenbar sein Eigenthum, aber ein Eigenthum, welches nicht unter der Kontrolle oder dem Schutze des Gesetzes steht. Es ist ein Verfasser vorhanden, aber kein Recht für ihn, weil der Schutz des Gesetzes sich nicht auf Dinge erstrecken kann, die nicht öffentlich existiren oder deren Existenz vom Staate nicht vorausgesehen werden kann. Aber zu Gunsten dessen, was es weder kennt noch voraussieht, und dessen künftige Existenz es anzunehmen nicht berechtigt ist, kann das Gesetz keine Reservationen machen. Hat die Thatsache der Abfassung einem Dinge seine Entstehung gegeben, das Fähigkeit in sich trägt, Gegenstand einer Rechtsbestimmung zu werden, so setzt die Thatsache der Veröffentlichung erst dieses Recht in Wirksamkeit. Durch den Akt der Abfassung hat das Werk eine zwiefache Existenz, sowohl an sich als im Verhältniß zu seinem Verfasser, ist ein in die Welt des Geistes hineingeborenes Wesen, mit allen Kräften zu seinem Leben versehen, mit seinen individuellen Anlagen begabt und zu allen ihm obliegenden Functionen ausgerüstet. Der Akt der Veröffentlichung ändert nichts an ihm esoterisch, giebt ihm aber nach Außen ein Daseyn, setzt es in Rapport mit materiellen Agentien, ohne welche es zwar leben, aber sich nicht mittheilen, nicht influiren kann. Also erst in dem Moment, wo es sich mit einem Objekt verbindet, das ihm öffentliche Existenz giebt, kann das Gesetz sich seiner bemächtigen und ihm ein Recht einräumen oder zuerkennen. Erst durch diese Verbindung wird es aus einem intellektuellen ein bürgerliches Wesen und hat als solches Eigenschaften, die ihm mit anderen gleichartigen Dingen gemein, und Eigenschaften, die ihm eigenthümlich sind. Vor Erfindung der Buchdruckerkunst war die Existenz dieses bürgerlichen Wesens immer sehr prekär, seine Eigenschaften zweideutig, schwer bestimmbar. Indem es aus den vier Pfählen des Verfassers in den Laden des Buchhändlers wanderte, aus dem Privatleben in das Staatsleben, nahm es keine neue Abzeichen seines Standes an, mithin konnte das Gesetz es nicht ausscheiden und signalisiren. Es konnte kein Merkmal aufweisen, daß es durch den Willen seines Verfassers — ein Wille, dessen Ausdruck das Gesetz allein hätte berücksichtigen können — die bürgerliche Existenz, auf deren Schutz es antrug, empfangen hätte. Was gleicht mehr als ein Manuskript dem anderen? Das in den Handel gekommene trägt keinen Stempel, keine Uniform, welche die evidente Absicht des Verfassers, sein Buch ins Publikum zu schicken, darthäten; es unterscheidet sich in nichts von dem Exemplar, welches der Urheber in das Dunkel seiner übrigen Papiere begraben wünschte, sey es für immer oder für das Horazische Maaß der Vervollkommnung

> ..... nonumque prematur in annum
> Membranis intus positis.

Konnte also die bloße Thatsache der Circulation oder Vervielfältigung, möglicher Weise selbst gegen Wissen und Willen des Autors, hinreichen, dem Buche den Charakter eines öffentlichen, d. h. eines solchen beizulegen, das aus dem Bezirke des Privatlebens in den des öffentlichen eingetreten sey? Und war es nicht hinreichend, welche Gestalt mußte man einer solchen Schrift geben, um sie zum öffentlichen Gut zu stempeln? durch welche Förmlichkeit sie mit dem Rechte bekleiden, auf die sie, wenn sie eine notorisch erwiesene Oeffentlichkeit hatte, Anspruch machte? mit welchem Geleitsbrief, der sie in die neue Phase ihres Daseyns begleitete, versehen? Die Vervielfältigung durch Kopiren stand in Jedermanns Macht, es konnten in jedem Moment von tausend verschiedenen Punkten zugleich Exemplare desselben Werkes ausgehen, welcher Art von Verfahren sollte man diese Kopieen, die ihre Existenz vor der Gesellschaft gar nicht gerechtfertigt, nicht einmal angezeigt haben, unterwerfen? Mit welchen gesetzlichen Waffen sie erreichen oder wie hindern, daß sie nicht durch Entstellungen oder Veränderungen, denen sie den Namen von Interpolationen, Varianten, Kommentarien nach Belieben beilegen, das Original verfälschen und durch solches Verfahren ein neues Werk herstellen, auf das der Verfasser nur vorgebliche oder leicht zu bestreitende Ansprüche hat, das Gesetz sich aber gar nicht einlassen kann, weil der Abschreiber es für Privat-Eigenthum, nur zum persönlichen Gebrauch und Genuß bestimmt, ausgiebt? Und gesetzt, es wären auch Mittel vorhanden, die Verbreitung von Manuskripten zu beaufsichtigen, müßte man nicht vor den unberechenbaren Schwierigkeiten zurückbeben, die ihre Anwendung bei einem Zustand der Dinge erforderte, wo das Gesetz sich nie mehr als eines Exemplares auf ein Mal bemächtigen könnte und alle ihm zu Gebote stehende Kräfte gegen eine unübersehbare Zahl isolirter, immer wieder von neuem erstehender Einzelheiten in nutzloser Wachsamkeit halten und erschöpfen müßte? Ist der Staat nicht gezwungen, gegen jedes dieser Exemplare eine Macht aufzubieten, die der gegen die Totalität gleich käme, wenn man ihrer an der Quelle ihrer Entstehung habhaft würde? So lange also die handschriftliche Vervielfältigung das einzige Vehikel für Verbreitung von Erzeugnissen der Intelligenz blieb, war der Autor gezwungen, sein Recht preiszugeben, oder vielmehr gar nicht den Gedanken zu hegen, daß er ein besonderes Recht habe. Die Gesellschaft konnte ihn darin nicht schützen, weil sie für sich selbst keinen Schutz wußte.

Die Erfindung der Buchdruckerkunst hat die Sache völlig geändert. Jedes Werk hat nun einen bestimmten Zeitpunkt des Ausscheidens aus dem Gebiet des intellektuellen Seyns und des Eintrittes in die Rechte und Genüsse des bürgerlichen Lebens.

*) Bei den seltsamen Ansichten, die neuerdings im südlichen Deutschland über den Begriff des literarischen Eigenthums zu Tage gefördert worden, dürfte es wohl um so interessanter seyn, die Theorieen kennen zu lernen, die in Frankreich jetzt von solchen Männern aufgestellt werden, die von der vollen Bedeutung der Intelligenz unserer Zeit durchdrungen sind. Früher bereits haben wir nachgewiesen, daß man selbst in Spanien über Grundsätze einig ist, die jetzt noch in Württemberg einen Gegenstand der Kontroverse bilden. Welche Verwirrung in der Literatur aber solche Ansichten, wie die im südlichen Deutschland gehegten, hervorzuführen vermögen, haben wir an dem Beispiele Italiens gesehen. (Vgl. Nr. 60, 75 und 77, so wie Nr. 113 und 114 des Magazins.)

Zeit und Stunde, wo dies vor sich geht, lassen sich genau kontrolliren. Die Legitimität des Werkes ist keinem Verdachte mehr ausgesetzt, weil die Voraussetzung von der Einwilligung und Theilnahme des Verfassers dokumentirt scheint. Hier handelt es sich nicht mehr um eine Einzelnheit, eine Kopie, sondern eine große Zahl, eine Gesammtheit von Kopieen, die mit einem Male zum Vorschein kommen, weder in Gestalt noch Nachbildung mit dem Original, wie es aus der Hand des Autors hervorgegangen ist, Aehnlichkeit haben und nächst der Mitwirkung einer gewissen Zahl von Menschen und Industrieen noch ein beträchtliches Kapital von Seiten des Unternehmers verlangt haben, dessen Wiedererstattung sehr zweifelhaft wäre, wenn derselbe es auf die Ausstattung und Verbreitung eines Buches verwendet hätte, dessen Inhalt der Verfasser der Oeffentlichkeit entzogen wissen wollte, und gegen eine so unerlaubte Handlung die Rache des Gesetzes aufrufen könnte. Nachdem also die Buchdruckerkunst jede Veröffentlichung durch Manuskript thatsächlich abgeschafft hat, sind die Mittel der Nachbildung nicht mehr in Jedermanns Händen und konzentriren sich nur auf wenige Punkte, deren Lage bekannt und Zahl bestimmt ist. Das Gesetz weiß die Stätte, wo es das neu entstandene Buch zu suchen hat. Anstatt der Tausende von Reproduzenten, die nach ihrem Belieben die Kopie von jedem ihnen gefallenden Werke nehmen und verbreiten konnten, mit denen nicht zu unterhandeln ist, weil man sie nicht kennt, und weil der Gegenstand, um deswillen die Unterhandlung einzuleiten wäre, zu geringfügig, nämlich ein Exemplar ist — was so viel wäre als nichts gethan haben, weil nun noch Alles für die anderen zu thun wäre — anstatt so vieler sporadischer Kopisten ohne Stand und Namen, hat man jetzt einen Herausgeber, und zwar nur einen. Jetzt ist es nicht mehr Aufgabe des Gesetzes, sich eines Exemplares zu bemächtigen, sondern des Veröffentlichten in Bausch und Bogen, des Werkes in allen seinen Einzelheiten. Das Gesetz hat zugleich ein bestimmtes Kriterium, ob Einspruch von seiner Seite stattfindet; denn sobald von keiner Seite eine Protestation stattfindet, ist seine Urkundlichkeit hinlänglich gerechtfertigt; es wird dann angenommen, daß der Verfasser aller ausschließlichen und persönlichen Rechte, die er bis dahin auf sein Werk hatte, sich begeben und es aus dem Stande des Privatbesitzes in den des öffentlichen habe übergehen lassen. So macht die Veröffentlichung jedes Geisteswerk zum Gegenstande ähnlicher Verhandlungen wie alle übrige Besitzthümer, nachdem es nicht mehr ein umfaßbares, jeder gesetzlichen Garantie sich entziehendes Objekt ist, über das Niemand verfügen kann, weil Jedermann darüber verfügt. Diese Veröffentlichung ist nicht mehr das Resultat einer Menge Einzelhandlungen, deren Quelle hinter dem unerforschbaren, unkontrollirbaren Rechte des Privatlebens sich verschanzt, sondern ein öffentlicher Akt, von einem Manne vollbracht, der unter einem besonderen Titel mit einem öffentlichen Charakter bekleidet ist. Sie hat eine Wiege ihrer Entstehung unter der Aufsicht und Aegide des Gesetzes. Sie erscheint verkörpert in der Gesammtheit der Exemplare, die alle zu gleicher Zeit an einem Punkte erscheinen. In diesen Interessen, die sich an das Schicksal der in die Welt gesetzten Exemplare knüpfen und in der Hand eines Menschen vereinigt finden; in diesen kommerziellen und juridischen Verantwortlichkeiten, die der Verleger eingeht, und die in Bezug auf alle soziale Folgen seines Unternehmens seine eigene Person mit dem intellektuellen Wesen, welchem ein staatsbürgerliches Leben und eine Function in der Gesellschaft zu geben er auf sich genommen hat, identifiziren: in allen diesen Stücken hat das Gesetz Zugang zur Oeffentlichkeit, kann sie erreichen und beherrschen.

Wenn aber das Gesetz von nun an weiß, wie es anzufangen, sie zu bewachen, muß es auch wissen, wie es anzufangen, um sie zu beschützen; wenn es Bürgschaften von wirksamer Folge zu Gunsten der Gesellschaft festsetzen kann, muß es auch Bürgschaften von wirksamer Folge zu Gunsten des Autors festsetzen können, wenn es anders keinem Zweifel unterliegt, daß der Titel eines Verfassers Rechte mit sich bringt. Aber dieses Recht unterliegt keinem Zweifel; denn der Verfasser hat gearbeitet, und das Recht des Menschen über die Frucht seiner Arbeit ist ein ursprüngliches Recht, das seiner Natur, frei, aber Behufs der Subsistenz der Arbeit unterworfen zu seyn, einwohnt, ein Recht endlich, das der Stand der geselligen Verbindung nicht schafft, sondern auf dem sie sich im Gegentheil basirt und fortbaut. Geist und Zweck aller Gesetzgebung aber ist, dieses Recht zu verbürgen, nicht es zu vernichten. Von diesem Punkte aus rechtfertigen alle Gesetze ihr Vorhandenseyn, und jedes Gesetz, das dieses Recht angriffe, brächte sich selbst eine unheilbare Wunde bei.

(Fortsetzung folgt.)

Die Königin Marie Antoinette auf der Terrasse zu Versailles.

Die abendlichen Spaziergänge der Königin Marie Antoinette von Frankreich auf der Terrasse der Orangerie zu Versailles haben zu den gehässigsten Gerüchten Veranlassung gegeben und dem guten Namen der Königin den empfindlichsten Schaden zugefügt, so daß eine Widerlegung in den dem Andenken dieser liebenswürdigen Königin neuerdings gewidmeten Schriften nur eine Handlung der historischen Gerechtigkeit gewesen ist.*) Die Lästerung hat namentlich darin Stoff gefunden, daß sich andere Personen in die Nähe der Königin und ihrer Schwägerin, die sehr einfach gekleidet waren, gesetzt und daß dies zu allerhand vertraulichen Annäherungen Veranlassung gegeben hätte. Wie wenig nun solche in einem fast bis zur Tageshelle erleuchteten Garten, in der Mitte einer zahlreichen Gesellschaft von Männern und Frauen aus allen Ständen stattfinden konnten, müßte eigentlich schon von selbst in die Augen fallen; aber die Verleumdung hat dies nicht sehen wollen, und Soulavie ist in seinen Schmähschriften**) nur allzu beflissen gewesen, die unschuldigsten Unterhaltungen in lasterhafte Ausschweifungen zu verwandeln.

Die Vertheidiger der Königin aber haben neuerdings in dem Zeugnisse eines Mannes, der weder dem Französischen Hofe angehörte, noch in den Zirkeln der Vornehmen lebte, sondern aus dem dritten Stande entsprossen war, eine neue Bestätigung ihrer Ansicht erhalten. Dieser Mann ist Bouilly, einer der geachtetsten Schriftsteller Frankreichs und in moralischer Beziehung ohne allen Makel.

Die Königin, erzählt derselbe***), fehlte selten in dieser glänzenden Versammlung auf der Terrasse. Aber sie zeigte sich hier nicht anders, als in dem einfachsten Anzuge und ohne alle Abzeichen ihrer Königlichen Würde. Ein schlichtes weißes Kleid ohne allen Putz zeichnete die schönsten Formen; ein leichter Strohhut bedeckte ihr schönes blondes Haar, das in Locken herabfiel. Gewöhnlich nahm sie den Arm einer ihrer Ehrendamen, und mit dieser, bloß begleitet von einem Jäger, der sich durch seine Größe und imposante Figur bemerklich machte, durchstrich sie die Gänge des Gartens oder ließ sich auf einer der marmornen Bänke nieder, wo sie mit der liebenswürdigsten Grazie über die um sie herum sitzenden Gruppen oder die Spaziergänger plauderte. Eine Königin von Frankreich, das schienen ihre Blicke zu sagen, hat in der Mitte ihrer Unterthanen nichts zu fürchten.

Eines Abends kehrte ich zwischen sieben und neun Uhr (im Sommer 1789 nach der Zerstörung der Bastille) von Klein-Trianon zurück, mit einer jungen Frau aus der Gegend von Tours, die seit einigen Monaten guter Hoffnung war, und ihrem Vater, einem alten Ludwigsritter und ehemaligen Militair. Wir hatten den Weg zu Fuße gemacht, und meine junge Landsmännin***), die sehr ermüdet war, suchte einen Platz, um sich auszuruhen. Aber alle Plätze, alle Bänke waren besetzt. Die junge Frau wollte sich nun auf eines der Rasenstücke niedersetzen. Da aber diese schon feucht von Abendthau waren und die hübsche Spaziergängerin sehr erhitzt war, so widersetzten wir uns aus allen Kräften diesem Beginnen. Während wir uns nun nach einem Unterkommen umsahen, erblicke ich kaum zwanzig Schritte von uns eine Bank, auf der nur zwei Frauen saßen, von denen die eine mir den Rücken zukehrte und mit der die andere, die mir schon ziemlich bejahrt zu seyn schien, auf die vertraulichste Art sich unterhielt. Ich eile also, den noch leeren Theil der Bank einzunehmen, und indem ich mich ohne weitere Umstände an der Seite der Unbekannten niedersetze, dreht sich diese um und sieht mich verwundert, aber nicht erzürnt, an. Jetzt erkenne ich die Königin. Allerdings war ich sehr betreten, sammle mich aber doch, entschuldige mich, daß ich die Fürstin hier nicht anwesend geglaubt hätte (der Jäger hatte sich entfernt, um in der Nähe einer Seiltänzertruppe zuzusehen), und setze hinzu, daß ich den Platz, auf den ich mich so unvorsichtiger Weise gedrängt hätte, nicht für mich wolle, sondern für eine junge, sehr ermüdete Frau, deren besondere Umstände ihr die Ruhe höchst wünschenswerth machten. Kaum hatte ich meine Worte beendigt, als Marie Antoinette mit der anmuthigsten Freundlichkeit und in einem scherzenden Ton zu mir sagte: „Eine solche Dame darf nicht länger der Dienste ihres würdigen Ritters beraubt bleiben. Ich bitte also, daß Sie, mein Herr, die Dame in meinem Namen einladen, hier neben mir den Platz einzunehmen, den Sie so tapfer für sie erobert haben.“ Ich eilte, schnell das Gebot zu vollziehen. Aber meine junge Begleiterin glaubte, trotz ihrer Müdigkeit, es nicht wagen zu dürfen, an der Seite der Königin Platz zu nehmen. „Diese Einladung“, sagte ihr Vater, „ist ein Befehl für Dich, den die Tochter eines Ludwigsritters nicht unbeachtet lassen darf.“

Mit diesen Worten führte der alte Offizier seine Tochter selbst zur Königin, die sich, sobald sie seiner ansichtig wird, erhebt und ihn auf die einnehmendste Weise begrüßt, während die junge Frau an Marie Antoinette's Seite so erfreut und zugleich so verlegen war, daß sie nicht ein einziges Wort hervorbringen konnte. Die Königin bemerkt ihre Erhitzung, und sogleich bringt der inzwischen zurückgekehrte Jäger auf ihren Wink ein sammetnes Kissen, auf welches sich die junge Frau setzen muß, die über eine solche Güte in der freudigsten Bewegung ist und Thränen vergießt. „Diese marmornen Bänke“, sagte hierauf Marie Antoinette, „sind für Sie, meine Liebe, in diesem Augenblicke zu kalt. Ihr Zustand erheischt jede Sorgfalt, und da ist es ganz natürlich, daß die Königin von Frankreich für den Enkel eines Ludwigsritters sorgt — wir können uns ja nicht genug mit treuen Dienern umgeben.“ Bei diesen letzten Worten ließ sie ihr Auge auf mir ruhen, um zu sehen, welchen Eindruck sie auf mich machen würden. Aber wie hätte ein Französisches Herz bei dieser Scene ungerührt bleiben können! „Wer würde“, rief ich aus, „nicht Blut und Leben für Ew. Majestät hingeben wollen?“

Indessen hatte sich meine hübsche Tourainerin etwas gesammelt und konnte der Königin auf die Fragen antworten, welche

*) M. s. die Memoiren der Madame Campan eh. 8. p. 239—55. des Stuttgarter Abdrucks und K. G. Jacob's Erörterungen im Märzhefte der Brandenburg'schen Minerva vom J. 1837 S. 41 f. und im Novemberhefte S. 247 f.

*) Mém. T. VI. p. 49. 50.

**) In seiner Schrift: Mes récapitulations. Vol. 1. Paris, 1809.

***) Bouilly war zu Tours im J. 1774 geboren.

dieselbe über den schönen Garten von Frankreich, den sie bewohne, an sie richtete, über ihr Alter, den Charakter und das Geschäft ihres Mannes, über die Vergnügungen der Hauptstadt und über Versailles. Sie wollte wissen, was hier den größten Eindruck auf sie gemacht hätte. „Nach der ausgezeichneten Ehre", sagte die junge Frau, „deren Ew. Majestät mich so eben gewürdigt haben, und die ich nie vergessen werde, hat mich Klein-Trianon am meisten entzückt, wo der vortreffliche Geschmack dieser Anlage, die elegante Einfachheit und die vielen Kunstwerke mich auf das Deutlichste überzeugt haben, daß alles dies nur das Werk einer erhabenen Hand seyn kann, die es gewohnt ist, sich von den größten Meisterwerken umgeben zu sehen." Dies wurde so frei und ohne alle Affectation gesprochen, daß es die Königin in der That erfreuen mußte. Sie verdoppelte hierauf ihre Fragen nach dem Geiste der Bewohner an den Ufern der Loire, bezeigte ihr Bedauern, diese Gegenden noch nie besucht zu haben, und zählte mit unverkennbarer Absichtlichkeit die Beweise von Treue und Anhänglichkeit auf, welche die Bewohner dieser gesegneten Provinzen zu allen Zeiten ihren Königen gegeben hätten. Ihre letzten Worte waren von einem neuen forschenden Blick auf mich begleitet: „Möchten doch ihre Nachkommen ihnen in allen Stücken gleich seyn und sich selbst überzeugen, daß wir ihrer Liebe nicht unwerth sind." Hierauf verließ sie uns, aber der letzte Blick, den sie auf mich warf, ließ mich nicht verkennen, daß sie mich meiner Kleidung nach für einen Deputirten des dritten Standes hielt*), von dem sie nun einmal nicht viel Heil für Frankreich erwartete. Ich verneigte mich auf das Ehrfurchtsvollste und folgte der Königin so lange als möglich mit den Augen und mit einem gewissen freudigen Erzittern, das sich noch verstärkte, als ein nicht minder seltsamer Zufall als der erste mich von neuem vor diese anbetungswürdige Frau führte, die Alles in sich vereinigte, was nach unseren Begriffen des Erhabenen und des Anmuthigen die wahre Königin ausmacht, und deren majestätische Haltung, deren bezaubernde Stimme und deren unaussprechlicher Liebreiz mir eine Erinnerung zurückgelassen haben, welche keine Zeit jemals zu verwischen im Stande gewesen ist.

Das zweite Mal, wo Bouilly die Königin in ihren Gemächern sah, war nach der funfzehnten Vorstellung seines Pierre le Grand (etwa im März 1790), wo sie ihn durch Grétry, den Componisten dieses Melodrama's, zu sich entbieten ließ, um ihm persönlich ihren Dank für die Couplets zu sagen, welche in einem Stücke eine so große Anhänglichkeit an ihre und an des Königs Person beurkundet hätten. Man sieht überhaupt aus den Bouillyschen Memoiren, daß im Anfange des Jahres 1790 die Stimmung in Paris nicht so feindlich gegen die Königliche Familie war, als manche unserer neueren demokratischen Schriftsteller es ihren Lesern gern möchten glauben machen.

*) Die einfache schwarze Kleidung galt seit der Eröffnung der Reichsstände am 5. Mai 1789 als ein Abzeichen der Deputirten des dritten Standes, ohne daß jedoch eine solche Unterscheidung von diesen absichtlich gesucht war.

Bibliographie.

Manuel de constructeur de Chemins de fer. — Von E. Biot. Mit Kpfrn.

Voyage autour du Caucase, chez les Tchetchenses et les Abkhases en Colchide, en Georgie, en Arménie et en Crimée. — Von Dubois de Montpéreux. Mit einem Atlas. Erster Theil. 8 Fr.

L'Europe protestante. No. 1. Oct. 1838. — Erscheint monatlich. Preis des Jahrg. 30 Fr.

Moeurs contemporaines. Les roués de Paris. — Von A. Fremy. Dritter und vierter Theil. 15 Fr.

Voyage de La Trappe a Rome. — Von M. J. v. Géramb. 7½ Fr.

Soutre-douleur. — Von E. Gonzales. 7½ Fr.

Bertrand de Born. — Von M. Laton. 2 Bde. 15 Fr.

Le boudoir et la mansarde. — Von Michel Raymond und Carle Ledhuy. 2 Bde.

Histoire de Stanislas I., roi de Pologne. — Von Provart. Lille.

L'observateur du 19e siècle, ou de l'homme dans ses rapports moraux, et de la société etc. — Von Saint-Prosper. Fünfte Aufl. Erster Theil. Erste Lief.

Th. Tredgold, traité des Machines à Vapeur; trad. de l'angl. avec des notes et additions par F. N. Mellet. — Zweite Lieferung. 4. Mit einem Atlas. 38 Fr.

Algier.

Religiöses und geselliges Leben in Algier.

(Schluß.)

In diesem Augenblick hat Algier nur eine Kirche, die, früher eine Moschee, sich durch die einfache Größe ihres schönen Doms auszeichnet. Die Mauren widersetzten sich nicht sehr dem Verlust eines ihrer schönsten Gotteshäuser, als sie hörten, zu welchem Zweck es bestimmt sey. Die Eingebornen sehen es gern, wenn wir durch äußere Zeichen unseren Glauben an ein höchstes Wesen zu erkennen geben. Ihnen ist der rechtgläubige Christ viel weniger verabscheuungswerth, als ein Mensch, der an nichts glaubt.

Die katholische Kirche steht im oberen Theil der Stadt fast am Ende der Divansstraße. Sie ist nicht so groß als die beiden Moscheen am Hafen und ist auch nicht so malerisch wie diese. Ist man aber erst im Innern, so staunt man über die Schönheit der Kuppel, die viel imposanter ist als die niedrigen Säulenreihen der großen Moschee. Die Pfeiler der Kirche, welche die Bogen unter der Kuppel tragen, sind zwar nicht so zahlreich, aber viel schöner und kolossaler. Auf der Nordseite steht der Altar, über welchem ein Madonnenbild hängt, das der Papst der Kirche geschenkt hat, und über der Madonna stehen in Arabischen Charakteren Stellen aus dem Koran zum Lobe Allah's. Beim ersten Anblick fällt es auf, daß man diese Inschriften, obwohl sie schöne Arabesken bilden, in einem christlichen Tempel stehen ließ, und mancher fromme Christ mag sich bewogen fühlen, die Französische Regierung deshalb zu tadeln. Was mich betrifft, so weiß ich kaum, ob ich diese Französische Toleranz tadeln oder vertheidigen soll. Kennt man den Sinn dieser Arabischen Motto's, so söhnt man sich bald mit ihnen aus. Sie verkündigen nichts als das Lob des einigen wahren Gottes, des Gottes, der nach dem Glauben der Muhammedaner die Nummies oder Christen so gut wie sie geschaffen und seine Sonne auch über ihre Länder scheinen läßt.

Viel erstaunlicher als die innere Dekorirung der Kirche erschien mir der Gottesdienst und die aus den heterogensten Elementen bestehende Gemeinde. Der Gottesdienst ist fast nur militairisch: das Haus erschallt von rauschender Militairmusik, während der Priester seine Lateinische Formel murmelt, und in dem Moment, wo der Sakristan das Glöckchen läutet, rollt der Donner von zwanzig Trommeln durch seine Gewölbe. Zugleich präsentiren die Soldaten, die im Kreise vor dem Altar aufgestellt sind, das Gewehr; auf das Kommando ihres Offiziers fallen sie auf das rechte Knie und neigen das Haupt auf den Boden, und der rollende Donner der Trommeln dauert fort während des Vaterunsers. Sodann spielt die Musik des Regiments Stücke aus Auber's und Meyerbeer's Opern, während die bunte Menge, deren Einige beten, Andere auf die Musik hören, wieder Andere mit den jungen Spanierinnen liebäugeln, plaudernd durch das geräumige Gebäude hin und her läuft, als wäre es eine öffentliche Promenade.

Diese Gemeinde bietet in der That die sonderbarsten Gegensätze. Unter dem schönen Geschlecht zeichnen sich besonders die schönen Spanierinnen aus Minorka aus. Wer weiß nicht, daß mehrere tausend Familien dieser Insel in Algier sich niedergelassen haben! Ihr Kostüm ist das Kastilische, und diese liebenswürdigen jungen Geschöpfe sehen in ihrem reichen Sonntagsschmuck mit der schwarzen Sammetmantille nicht weniger elegant als feierlich aus. Ihre schwarzen Augen sind so ernst und fromm, daß man sie für eine Schaar Nonnen halten könnte, wenn sie in ihrer schwarzen Kleidung paarweise aus der Kirche kommen. Wie anders sehen wieder die reizenden, eleganten Französinnen aus in dem fashionabeln Kostüm von Paris. Unter den Männern bemerkt man dieselben Gegensätze. Der alte bigotte Spanier bekreuzt sich auf Brust und Schulter, während die Franzosen, die schon längst selbst das Vaterunser vergessen haben, bewegungslos dastehen, jedes äußere Symbol einer Religion verschmähend, der sie kaum noch dem Namen nach angehören. Der Hirt dieser sonderbaren Heerde ist der Abbé Spitz aus dem Elsaß, ein lustiger Kumpan, der ein eifriger Anhänger der republikanischen Partei ist und im Jahre 1793 gewiß nicht verbannt worden wäre, wie so Viele seines Standes. Dieser würdige Geistliche erzählte mir selbst, daß er noch nie einem Sünder Absolution versagt; er nennt sich selbst ein lebendiges Exemplar jener Schriftstelle: „Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach." Ich selbst sah den guten Abbé mehr als einmal unter dem Tisch liegen, nachdem er dem Saft der Spanischen Traube zu viel Ehre gethan. Er ist überdies von sehr feuriger Natur und kann der Beichte einer jungen Spanierin nicht zuhören, ohne sich in ihre schwarzen Augen zu verlieben. Der ehrwürdige Abbé läßt sich's auch in jeder Hinsicht ganz wohl seyn. Mag er auch noch so ernst gegen den Mammon predigen, seine eisernen Kisten zu Hause sind, wie Jedermann weiß, von diesem bösen Geiste voll. Er leiht Geld auf Zinsen und hilft gern den Leuten aus der Verlegenheit für hundert Prozent. Ich muß gestehen, so sehr ich die christliche Religion liebe und verehre, hätte ich den Drang gefühlt, an öffentlichem Gebet Theil zu nehmen, so würde ich mich eher in die Moschee verfügt haben. Dort gebietet mir ein würdiger graubärtiger Priester Schweigen und Ehrfurcht, während die reine Andacht der Betenden die meinige erweckt. In der Kirche dagegen, wo militairische Musik das Ohr mit Tönen kitzelt, die Alles, nur nicht religiös sind, wo ich einen Priester finde, mit dem ich gestern bei einem Zechgelage zusammen war, wo schöne Dämchen vor mir knieen, auf deren Formen die Augen aller Männer sehnlichst gerichtet sind, da kann ich an Alles, nur nicht an Gott denken.

Daß ein Christenthum, wie es in Algier ausgeübt wird, niemals den aufrichtigen Anhänger des Islam bewegen wird, seinen Glauben zu ändern, läßt sich leicht denken; ja, es ist für sein geistiges Heil gar nicht wünschenswerth, wenn er aus einem fanatischen Muhammedaner ein frivoler Christ werden sollte. Doch erzählt man zwei Fälle von Eingeborenen, die sich zu Christen bekehrt; aber in keinem von beiden war dieser Uebergang das Resultat der Ueberzeugung. Die beiden Bekehrten sind Maurische Frauenzimmer, und ihr Uebertritt steht mit so interessanten Umständen in Verbindung, daß der Leser gern das Nähere hören wird. Der erste Fall während der Statthalterschaft des Generals Voirol machte starkes Aufsehen und erregte unter den Eingebornen heftige Gährung.

Eine verschleierte Maurische Dame bat eines Tages um Zutritt zu dem provisorischen Gouverneur, entschleierte sich vor ihm und erklärte in gebrochenem Französisch, daß sie entschlossen sey, Christin zu werden. General Voirol, ein besonnener und verständiger Mann, fragte, ob die Dame vermählt sey, und als er hörte, daß dies nicht der Fall sey, schickte er nach dem Abbé, der ganz entzückt war von der Aussicht, den ersten Proselyten in Algier zu taufen. Inzwischen hörte der Kadi, ein achtbarer Beamter, der

aber fanatisch seiner Religion anhing, von dem Vorgang. Er eilte zu dem Statthalter und verlangte die Dame, indem er erklärte, sie habe kein Recht, ihre Religion zu ändern. General Voirol erwiederte mit großer Mäßigung, ihm für seine Person sey es ganz gleichgültig, zu welcher Religion die Dame gehören wolle; das Gesetz aber erlaube Jedem, sich zu der Religion zu bekennen, die sein Gewissen vorziehe, und folglich könne er nicht zugeben, daß man dem Willen der genannten Dame Gewalt anthue. Der muhammedanische Richter bat nun um Erlaubniß, mit der Dame zu sprechen, damit er durch überzeugende Worte sie zum Glauben ihrer Väter zurückführen möchte. Der Kadi und der Abbé fingen jetzt an, Beide zugleich der Renegatin zu predigen. Sie überhäuften Einer den Anderen mit Schmähungen; aber Keiner fühlte sich beleidigt, weil Keiner die Sprache seines Gegners verstand. Die Beredsamkeit des Abbé jedoch hatte gegen den Kadi zu mächtige Bundesgenossen. Dahin war erstens die Vorliebe der Maurischen Dame für Europäische Sitten zu rechnen, und zweitens die Hoffnung, einen Franzosen zum Mann zu bekommen. Alle Argumente des Kadi blieben fruchtlos; er räumte das Feld zur großen Freude des Abbé, den beinahe Mangel an Athem und Worten zum Schweigen gebracht. Als sein Gegner sah, daß er mit Milde nichts ausrichte, nahm er zu Gewalt die Zuflucht. Er schickte seine Tschiaour oder Läufer, um die abgefallene Muhammedanerin vor Gericht zu bringen, wo man eben Vorbereitungen zu einer Bastonnade traf, als die Ankunft eines Adjutanten des Gouverneurs die Ausführung dieser Tyrannei verhinderte. Die Dame, von einem großen Haufen Volks begleitet, wurde vom Abbé im Triumph in die Kirche geführt und hier sofort getauft. Der erbitterte Kadi begab sich zu dem Mufti el-Moleiß, dem Haupt des muhammedanischen Klerus, und Beide beschlossen, den einheimischen Justizhof zu schließen, was in der Maurischen Bevölkerung eine große Gährung erzeugte. General Voirol, in dem Bewußtseyn, daß er recht habe, traf sogleich Maßregeln, diesen fanatischen Widerstand zu brechen. Er setzte den Mufti und den Kadi ab und ernannte an ihre Stelle achtbare Mauren von gemäßigteren Gesinnungen. Diese Angelegenheit machte in Algier großen Lärm, besonders da der damalige Civil-Intendant, Henry de Bussey, mit dem Kadi gegen den Gouverneur Partei nahm. Die Sache ward nach Paris berichtet, wo der Minister natürlich zu Gunsten des Generals entschied und sein Verfahren billigte.

Ein zweites Ereigniß ähnlicher Art fand hier gegen Ende des Jahres 1836 statt, und die Einzelnheiten desselben sind noch geheimnißvoller und zarter als im ersten Falle. Ein junger Französischer Offizier von edler Familie war, wie so viele Europäer, begierig, die häuslichen Geheimnisse des Maurischen Lebens aufzudecken. Er verbarg sich auf einer Terrasse und entdeckte im Zwielicht auf der nächsten Terrasse die schönste Fee des Ostens im reichen Negligée: sie war ein reizendes Mädchen von 15 Jahren, und ihr Gesicht war frei von dem verhaßten weißen Muslinschleier. Durch folgende List suchte er sich zu dem Gegenstand seiner Leidenschaft Zutritt zu verschaffen. Sein jugendliches Gesicht war schon sehr zart, und nachdem er sich sorgfältig den Bart abgekratzt, ging er mit Madame B—m, der Frau eines Deutschen Kaufmanns, in weiblicher Kleidung in das benachbarte Haus, mit dessen Familie die Dame bekannt war. Für Europäische Frauen sind die Häuser der Eingebornen offen, und Madame B—m und ihre angebliche Schwester wurden sehr freundlich empfangen. Auf diese Weise fand der junge Offizier Gelegenheit, eine Bekanntschaft anzufangen, die Gunst der Dame zu gewinnen und sie als Gattin nach Frankreich zu entführen.

Uebrigens darf man darum nicht glauben, daß es unter den Mauren kein glückliches Ehepaar giebt, oder daß alle Maurinnen elegante Franzosen ihren Männern vorzögen. Ich hatte mehr als einmal Gelegenheit, mich von der häuslichen Zufriedenheit und Treue dieses milden, liebenswürdigen Stammes zu überzeugen. Die Mauren meiner Bekanntschaft nahmen mich oft in ihre Landhäuser mit. Wenn wir den Garten betraten, hörte ich immer das Freudengeschrei der Familie über die Rückkehr des Gatten und Vaters, und nur meine Gegenwart schreckte die Dame ab, sich in seine Arme zu werfen. Ihre Trauer, ihre ungeheuchelte Betrübniß bei dem Verlust eines der Ihrigen ist noch ein stärkerer Beweis von der gegenseitigen Anhänglichkeit dieser Leute. Die Maurischen Kirchhöfe sind meist vor dem Thore Bab-el-Ued gelegen; es sind ihrer mehrere, meist klein, mit einfachen Gräbern. Die Mauren bedecken ihre Todten mit flachen Steinen, damit nicht die Schakal's des Nachts ihre Reste plündern. Auch sind hier zwei christliche Kirchhöfe, die Krieg, Fieber, Ausschweifungen und noch mehr die Cholera im Jahre 1835 mit schrecklicher Schnelligkeit gefüllt haben. Viele junge Freiwillige aus den edelsten Familien Frankreichs wurden hier wenige Wochen nach ihrer Ankunft von Fieber und epidemischen Krankheiten hingerafft, die einem Leben voller Hoffnungen und oft ohne Ruhm ein Ende machten. D'Arfonville, ehemaliger Offizier in der Leibgarde Karl's X., ein edler Legitimist, der selbst die Achtung politischer Gegner genießt, ließ sich in Algier nieder, nachdem er alle Hoffnung auf die Wiederherstellung der verbannten Dynastie in Frankreich aufgegeben. Bei seinem großen Reichthum kaufte er hier das schöne Gut Ferme Modèle, von den Arabern genannt Hausch-Hussan-Pascha und drei Stunden von Algier gelegen am Eingang der Ebene Metidschad. Er hatte einen einzigen Sohn, einen Jüngling von 17 Jahren, der gegen Ende April 1837 nach kurzem Fieber starb und so seinem Vater das Herz brach. Mit männlicher Festigkeit und Gelassenheit erklärte derselbe, seinem Sohne folgen zu wollen, legte sich ins Bett und starb zwei Tage nach seinem Sohn. Er gehörte zu den einsichtsvollsten und uneigennützigsten Kolonisten und war entschlossen, der prekären Zukunft dieses Landes sein ganzes Vermögen zu widmen.

Trauer und Freude folgen hier so schnell auf einander, daß kein Gedanke, ob heiter oder trüb, den Geist anhaltend zu beschäftigen vermag. Kaum war D'Arfonville's Leichenbegängniß vorüber, so folgte schon das Namensfest des Königs, dessen Feier nirgends so fantastisch und originell ist, wie hier. Nachdem der Gottesdienst in der Kirche, den Moscheen und Synagogen vorüber war, versammelte sich fast die ganze Bevölkerung, Afrikaner sowohl als Europäer, auf dem großen Platz vor dem, was früher des Dey's Palast war. Auch war eine große Menge Araber aus der Umgegend gekommen. Es begannen die Wettfahrten der Gondoliere im Hafen und verschiedene andere Spiele; aber die interessanteste Episode des Festes bildeten die verschiedenen Nationaltänze mit ihrer eigenthümlichen Musik. Die Mauren, Biskaris, Araber und Neger schlossen einen ungeheuren Kreis mit einer Bande von Tambourinen, Maurischen Trommeln und eisernen Castagnetten in der Mitte und tanzten mit wildem, grotteskem Geberdenspiel. Für den Europäer war das Schauspiel neu und fesselnd; militairische Feuerwerke machten, wie denkbar, den Schluß des Festes. Das Theater gab diesen Abend die erste Vorstellung von Robert dem Teufel. Robert der Teufel in Afrika! Das reizte meine Neugier. Doch Meyerbeer's Meisterstück succedirte nicht im Beduinenlande. Es wurde ausgepfiffen, wo nicht die Oper selbst, doch die Darstellung, die unter aller Kritik war. Das Theater in Algier besteht seit fünf Jahren. Man benutzte dazu eine Moschee, was natürlich die Muhammedaner gar nicht gut aufnahmen. Doch der Franzose kann ohne Theater nicht leben; selbst Bugia hat eines, wo doch nur ein Bataillon steht. Vaudevilles und kleine Lustspiele werden nicht schlecht aufgeführt, aber Tragödien von Dumas und Opern von Rossini in diesem Miniatur-Theater sehen zu wollen, ist lächerlich. Dazu kommt noch, daß nichts auf der Welt tyrannischer und willkürlicher ist, als das Parterre eines Französischen Theaters; die schönen Augen der Braut des Normannenherzogs, die um Verzeihung für das verstümmelte Stück baten, hätten eher Marmor besänftigt. Das kleinste Versehen des Direktors oder eines Spielers wird durch Trommeln und Pfeifen bestraft, und ich rathe keinem Schauspieler, nach Lorbeern im Beduinenlande zu trachten, wofern man ihn nicht schon auf jeder Bühne in Europa ausgezischt hat.

Mannigfaltiges.

— Englisch-Französische Münzen. Zu den seltensten Exemplaren, die sich in den Sammlungen der Münzliebhaber befinden, gehören die Münzen, welche die Könige von England als Beherrscher eines Theiles von Frankreich prägen ließen. Wahrscheinlich hat die Französische Regierung Sorge dafür getragen, diese Denkmale von Frankreichs Herabwürdigung so viel als möglich aus der Welt zu schaffen. Nur diejenigen Sorten, die in Guienne geprägt wurden, sind etwas häufiger. Von anderen Arten besitzt das Münz-Kabinet in Paris fünf Exemplare in Gold, die Sammlung des Königs sechs und das Britische Museum neunzehn. Die Monarchen, deren Bildnisse auf den Münzen sich befinden, sind Heinrich II., Richard I., Eduard I., Eduard III., der Schwarze Prinz, Richard II., Heinrich IV. und Heinrich V.

— Das erste Dampfboot. Willis theilt in seiner American Scenery ein Schreiben Fulton's, des berühmten Erfinders der Dampfschiffe, über die ersten Versuche mit, die dieser machte. Es war im Jahre 1807, da Fulton am Hudson-Flusse bei New-York die erste Dampfmaschine für ein Boot mit Rädern konstruiren ließ. Alle Welt lachte über den chimärischen Plan, einen Wagen mit einem Schiffe zu verbinden und dieses mit einer Feueresse zu versehen, als wäre es die Werkstätte des Vulkan, der sich hier aufs neue mit der meerentstiegenen Venus verbinden wolle. Fulton wurde dem Ikarus mit wächsernen Flügeln verglichen, und sein Unternehmen selbst hatte von den Einwohnern New-Yorks allgemein den Ehrennamen „the Fulton Folly" (Fulton's Thorheit) erhalten. Als das erste Experiment mit dem neuen Fahrzeuge gemacht wurde, wollte sich Niemand mit Fulton an Bord desselben begeben, denn sein Untergang entweder im Feuer oder im Wasser schien jedem außer Zweifel. Nur mit Widerstreben entschlossen sich endlich einige nahe Freunde und Verwandte des Erfinders, sein Schicksal zu theilen. Natürlich hatte man dabei aber für eine gehörige Anzahl von Reserve- und Rettungs-Booten gesorgt. Fulton erzählt, daß Alles mäuschenstill und verdrießlich aussehend am Bord war, als das Schiff die ersten Bewegungen machte. Da die Maschine noch sehr mangelhaft konstruirt war, so trat bald eine Stockung ein, und dies erregte kein geringes Gelächter unter den Zuschauern am Ufer. Endlich aber entschwand das Boot den Blicken derselben, und damit war das Signal zu einer in ihren Folgen auch heutzutage noch nicht zu berechnenden Veränderung im Völker- und Länderverkehr gegeben.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 136. Berlin, Montag den 12. November 1838.

Frankreich.

Robespierre's Sturz *).

Was eigentlich die Reaction des Thermidor herbeiführte, war die Spaltung des Konvents in mehrere Parteien, wodurch eine starke Zahl der wärmsten Patrioten, wie die Girondisten, aufs Schaffot kamen. Dazu kam noch der wahnsinnige Ehrgeiz Robespierre's, der, als er in sich das Idol des Volks sah, zuletzt nach der höchsten Gewalt strebte. Um diese zu erreichen, war, wie er sah, das beste Mittel, dem politischen Blutbad durch eigene Machtvollkommenheit ein Ende zu machen; er suchte also, alles Gehässige desselben auf die beiden Ausschüsse der öffentlichen Wohlfahrt und der allgemeinen Sicherheit zurückzuwälzen, wie wenn diese allein ohne sein Wissen das Revolutions-Tribunal geleitet hätten, während es sich nach seinem Sturz erwiesen hat, daß die Liste der tagtäglich zu opfernden Häupter ihm jeden Abend vorgelegt und von ihm bestätigt wurde. Nur war von seiner abscheulichen Oberleitung nichts offenkundig geworden. Robespierre hatte sich überzeugt, daß er viel Boden gewinnen würde, wenn er das Geheul der Hinrichtungsplätze zum Schweigen brächte. Daher fing er jetzt an, in allen seinen Reden Moral und Philanthropie zu predigen; er wollte jetzt ein großmüthiger Befreier werden, der da käme, der Welt die Sicherheit wiederzugeben, die Alle verloren hatten. So weit war ihm dies gelungen, daß er wieder die religiösen Ideen aufs Tapet gebracht. Er hatte am 18. Floreal des Jahres II. vom Konvent dekretiren lassen, daß „das Französische Volk das Daseyn des höchstens Wesens und die Unsterblichkeit der Seele anerkenne, und daß am 20. Prairial zu Ehren dieses höchsten Wesens ein Fest gefeiert werden solle."

Ich war Zeuge dieser Feier, die im Garten der Tuilerieen vor sich ging. Ein großes Orchester war unter dem Pavillon de l'Horloge angebracht, dessen Säle von den Mitgliedern des Konvents voll waren. Robespierre ließ lange auf sich warten, was seine Kollegen sehr übel nahmen. Endlich erschien er ganz strahlend, mit gepudertem Haar, auf dem Balkon, vom Volk mit dem lebendigsten Enthusiasmus empfangen. Als diese Beifalls-Musik geendet, begann das Orchester die seinige. Verschiedene zu dieser Ceremonie verfaßte Hymnen wurden mit aller Kunst, die ihnen die Talente der ersten Virtuosen geben konnten, gespielt. Unter diesen Hymnen war eine, die durch den Schwung des Dichters und das Genie des Komponisten uns eben so tief ergriff, wie die Marseillaise. Der Anfang lautete so:

Père de l'Univers, suprême intelligence,
Bienfaiteur ignoré des aveugles mortels,
Tu révèles ton être à la reconnaissance
Qui seule éleva tes autels. (bis)

Die zweite Strophe schloß:

Tu n'as point de passé, tu n'as point d'avenir,
Et sans les occuper tu remplis tous les mondes
Qui ne peuvent te contenir. (bis)

Als das Orchester geendigt, war Robespierre, vom ganzen Konvent begleitet, in den Garten hinabgestiegen; er trug eine angezündete Fackel in der Hand und ging auf das erste Bassin in der Mitte zu, auf welchem man ein Amphitheater errichtet hatte, über das eine mit einem Schleier bedeckte Statue hervorragte: es war das Bild des Atheismus, in Lebensgröße dargestellt. Als er an der Statue war, legte Robespierre Feuer an, so daß die Stücke des angezündeten Schleiers, der an den Seiten der Statue lag, sie ganz schwarz machten. Sogleich zog man daraus unglückliche Vorbedeutungen für den Helden des Festes.

Der Konvent indeß, um Robespierre ein Gefolge bildend, setzte sich in Marsch nach dem Marsfelde, wo andere Feierlichkeiten vor sich gehen sollten. Voraus ging ein großer, ziemlich hoher Wagen mit Fähnlein von Bändern geschmückt und langsam gezogen von vier kräftigen Ochsen. Auf dem Vordertheil des Wagens lagen mehrere frisch geärndtete Korngarben ausgebreitet; Schäfer und Schäferinnen, in Weiß gekleidet, nahmen das Innere ein. Es war eine Huldigung, der Ceres dargebracht, deren Kultus verkündigt worden war.

Drei Tage darauf, am 23. Prairial, hatte der Konvent, aus Furcht, man möchte diese ersten Zeichen der Milde gegen ihn selbst mißbrauchen, sich beeilt, das Revolutions-Tribunal von Paris zu reorganisiren, das jetzt allein die Macht besaß, die Feinde des Volks zu richten. In seinem Dekret hatte er eine Menge Klassen von denjenigen angegeben, die in diese Kategorie der Volksfeinde zu rechnen seyen, und ein eigener Artikel enthielt die Bestimmung, „daß nur der National-Konvent, der Ausschuß des öffentlichen Wohls, der der allgemeinen Sicherheit, die Repräsentanten des Volks, als Kommissarien des Konvents, und der öffentliche Ankläger vor das Revolutions-Tribunal zitiren dürften."

Bourdon de l'Oise, mit Recht erschrocken über die Leichtigkeit, mit der man bis dahin mehrere Haufen seiner Kollegen den Proscriptionen dieses Tribunals preisgegeben, hatte von der Zahl der Verdächtigen, welche die beiden Comité's allein vor Gericht ziehen durften, jeden Volks-Repräsentanten ausschließen wollen; auch verlangte er, daß das Anklage-Dekret nur vom Konvent ausgehen dürfe. Hierüber erhob sich in der Versammlung selbst ein großer Lärm. Die Mitglieder der beiden Comités, die durch Bourdon's Motion versteckter Weise beschuldigt wurden, das Verderben ihrer Gegner zu wollen, nannten ihn laut, unter Anführung Couthon's und Robespierre's, einen Verleumder. Robespierre, in seiner Erbitterung, sich so entlarvt zu sehen, vergaß sich in dem Grade, daß er Bourdon mit dem Beiwort „Böse-wicht" (scélérat) traktirte. Und ohne auf Bourdon's Reclamation im Geringsten zu revoziren, behauptete er, der Letztere sey in dem Fall, wo die Comités seine Verhaftung veranlassen könnten.

Nach dieser stürmischen Sitzung fühlte Bourdon nur zu gut, daß ein Kampf auf Tod und Leben zwischen ihm und Robespierre ausgebrochen sey. Entschlossen, zur Beschützung seines Hauptes Robespierre zuvorzukommen, indem er mit eigener Hand diesen Tyrannen und Usurpator vernichtete, der kein Bedenken trug, die National-Repräsentation zu verleumden, um ihre Mitglieder einzeln seinem maßlosen Ehrgeiz zu opfern, dachte er vor der Ausführung dieses Entschlusses an einige Maßregeln in Betreff seiner eigenen Angelegenheiten. Besonders waren es eine Frau und mehrere Kinder in zartem Alter, deren Schicksal ihm am Herzen lag. Mich wählte er zugleich zum Vollstrecker seines letzten Willens und zum Beschützer dieser geliebten Wesen nach seinem Tode.

Zu diesem Zwecke bestellte er mich auf den Morgen des 23sten Prairial in seine Wohnung, unter dem Vorgeben, es handele sich um nichts als ein Dejeuner. Er bewohnte damals ein kleines Junggesellen-Logis in der Rue des St. Pères; eine Frau, die in Verzweiflung, daß sie seine Verwendung für ihren Gatten nicht erlangen konnte, ihn eben verließ, bezeichnete mir sein Zimmer. Kaum war ich eingetreten, als Bourdon ohne weitere Einleitung anfing: „Höre, es ist lange her, daß wir uns kennen; ich weiß, Du bist ein gemäßigter Patriot und nicht sehr begeistert für die Republik; aber Du bist ein rechtschaffener Mensch, ein guter Freund, und als solchem glaubte ich mich Dir über meine Pläne und die Maßregeln, die sie nothwendig machen, anvertrauen zu können. Robespierre ist mein persönlicher Feind; er hat mich angegriffen und mir gedroht vor dem ganzen Konvent; er will mich vernichten, um desto leichter den Konvent zu beherrschen und sich der absoluten Gewalt zu bemächtigen. Ich will seine ehrgeizigen Pläne zu Schanden machen, indem ich ihn selbst mit eigener Hand opfere." Zugleich zog er, als bedürfte es noch dessen, mich von seiner Seelenkraft zu überzeugen, unter seinem Bett ein längliches Kästchen hervor, worin das Kleid lag, das er bei der Eroberung der Bastille getragen, der Federbusch, der ihn in der Vendée als Volksrepräsentanten geschmückt, und ein Säbel, mit dem er sich immer zu seinen Unternehmungen rüstete. Er vergaß nicht, mir zu zeigen, wie sein Kleid noch von den Blutstropfen, die er bei der Bastille vergossen, befleckt und sein Federbusch von den Kugeln der Vendéer durchlöchert wäre; der Säbel, den er mehr als einmal in die Brust seiner Feinde getaucht, war die Waffe, womit er bei der ersten Gelegenheit Robespierre durchbohren wollte.

Ich zitterte vor Angst, daß die Wand, welche diese schrecklichen Geständnisse zugleich empfing, eine Sylbe davon irgend Jemanden mittheilte. Um mich wieder zu beruhigen, fügte er hinzu, er brauche einen Menschen, der diskret genug sey, um vor und nach der That zu schweigen, treu genug, um sein Testament zu

*) Nach den so eben erscheinenden Memoiren Barrère's des Aelteren.

bewahren, und Eifer und Einsicht genug besitze, um es zur gehörigen Zeit vollstrecken zu lassen. „Du", sagte er, „sollst für mich dieser treue Vertraute seyn; ich rechne darauf und kümmere mich um weiter nichts."

Er übergab mir sofort sein Testament mit seinen Instructionen und einigen wichtigen Vollmachten. Gott weiß, was für Unruhe und Sorgen dieses Vertrauen mir machte, wie böse Nächte ich im Besitz dieses gefährlichen Depositums zugebracht. Man durfte nur den kleinsten Verdacht fassen, und ich war verloren. Was konnte nicht geschehen, wenn man Bourdon vor oder nach der Befriedigung seiner Rache verhaftete und gegen mich der geringste Beweis von Verkehr mit ihm beigebracht würde? Die sechzehn Tage, die ich in diesem Zustand der Ungewißheit verbrachte, waren für mich Jahrhunderte. Endlich kam, wider alles Erwarten und ohne Veranlassung von Seiten Bourdon's, jener ewig merkwürdige Tag des 9. Thermidor. Es ist bekannt, wie Robespierre sich selbst zu Grunde gerichtet hat, indem er in der Sitzung des 8ten die beiden Comités, von denen er sich seit einiger Zeit entfernt hatte, angriff, wie er die energischsten Mitglieder derselben gegen sich erbitterte, Billaud, Vadier, Tallien, Amar, Charlier, Elée, Lacoste, Fréron, Bourdon de l'Oise, wie man Robespierre in dieser Sitzung nicht zu Worte kommen ließ, und wie er, Couthon und Saint-Just, der Absicht beschuldigt, auf den Leichen der besten Patrioten für sich ein Triumvirat zu errichten, zuerst in Anklagezustand versetzt und in das Gefängniß des Luxembourg transportirt, von hier aber im Triumph in den Pariser Gemeinderath abgeholt wurden, der sich zu offener Empörung gegen den Konvent erhoben.

Den Zustand von Paris am Abend und in der Nacht vom 9. zum 10. Thermidor beschreiben, wäre bei der ungeheuren Verwirrung, die darin herrschte, zu schwer: in jedem Straßenwinkel loderte der Bürgerkrieg; rechts schrie ein Haufe bewaffneter Bürger: Es lebe die Gemeinde! Nieder mit dem Konvent! links stand eine andere gleichfalls bewaffnete Gruppe, deren Geschrei war: Es lebe der Konvent! Nieder mit der Gemeinde! Die Schatten der Nacht vermehrten den Schrecken dieser lärmenden Kämpfe, die unfehlbar die schrecklichsten Folgen gehabt hätten, wenn nicht der Konvent am Abend rasch den Entschluß gefaßt, Robespierre und Alle, die sich mit ihm verbunden, für vogelfrei zu erklären, und außerdem je eines seiner Mitglieder zu Pferde zu den bewaffneten 48 Sectionen der Hauptstadt geschickt hätte. Da ich selbst mich beständig in der Hauptwache meiner Section, Rue Sainte-Avoye, Hotel d'Asnières, aufhielt, wo ich die Nacht zubringen sollte, so hatte ich Gelegenheit, zu bemerken, daß nur die Anwesenheit dieser Deputirten und die Art, wie sie die Menge anredeten, alle Unentschlossenen bewogen, sich für den Konvent zu erklären. In unseren Reihen wurde der Beschluß gefaßt, uns sofort in den Repräsentantensaal zu begeben, um denselben zur Schutzwache zu dienen.

Ich hatte keine andere Vertheidigungswaffe als meine Pike; nur wenige von uns hatten Gewehre. Wir marschirten, 200 an der Zahl, auf den Theil des Carrousselplatzes, der damals ans Schloß gränzte. Da wir keine weitere Befehle bekamen, blieben wir ziemlich lange in diesem Hof und setzten uns auf das Pflaster. Mitternacht um ein Uhr kam uns der Befehl, truppweise nach dem Stadthause zu marschiren, wohin sich Robespierre und seine Genossen zurückgezogen, mit dem Kommandanten Henriot sich berathend. Links von unserer Kolonne stand die Section Marat, fast so zahlreich und gut equipirt als die unsrige. Wir, die Section der Réunion, nahmen die Rechte ein, und drei Kanonen mit angezündeten Lunten waren zuerst an der Spitze unserer Kolonne aufgestellt worden. Kaum waren wir an der Kirche in der Rue St. Honoré, als diese schlecht kommandirte Artillerie im Mittelpunkt unserer Truppe zurückblieb.

Bourdon, den ich noch nicht gesehen und der, was ich ebenfalls nicht wußte, uns kommandirte, merkte bald die falsche Stellung seiner Artillerie und suchte sie durch lauten Ruf wieder an die Spitze des Zuges zu bringen. Auf dem Stadthausplatz fanden wir andere Sectionen in gleich feindseliger Richtung gegen die Kommune und eine Anzahl anderer Kanonen. Unsere Offiziere stellten uns jetzt in Schlachtordnung, dem Haupteingang des Stadthauses gegenüber, vor sämmtliche Artilleriestücke. Als Bourdon die Reihen durchlief, rügte er laut diesen neuen Schnitzer, der uns der Mündung unserer eigenen Kanonen aussetzte. Bei den Evolutionen, die er uns machen ließ, bemerkte er mich und freute sich über meine Tapferkeit. Kaum hatte sich in dem großen Saal des Gemeindehauses ein Tumult vernehmen lassen, als ich denselben Bourdon, von mehreren gleich ihm entschlossenen Tapferen begleitet, an der Eingangstreppe erscheinen sah, in jeder Hand ein Pistol haltend und im Munde einen gezogenen Säbel, die Augen funkelnd vor Zorn, das Gesicht ganz erhitzt, einer Furie nicht unähnlich. Einige Minuten darauf hörte man einen Schuß im Innern des Hauses; ein Gendarm des Konvents hatte Robespierre im Augenblick, wo er perorirte, ins Gesicht geschossen. Jetzt kam Verwirrung unter alle seine Anhänger. Der Deputirte Lebas war geödtet, Robespierre der Jüngere war zum Fenster hinausgeworfen und hatte im Fall ein Bein gebrochen. Coffinhal hatte sich in der Wuth auf den Kommandanten Henriot gestürzt, dem er seine Feigheit und Unerfahrenheit vorwarf; er ergriff ihn beim Gürtel und stürzte ihn in den Hof, wo er zerschmettert in einen offenen Brunnen fiel. Saint-Just war schon gefangen. Couthon, der schon seit längerer Zeit an der Hälfte des Körpers gichtbrüchig war, spielte jetzt den Todten. Ich habe gesehen, wie man ihn in seiner ganzen Länge auf das Trottoir am Eingang des Quai Pelletier hinlegte. Hier war er unbeweglich und seit einigen Minuten scheinbar leblos, als es einem Grenadier einfiel, ihm das Bajonnet in die Seite zu stechen. Unwillkürlich bewegte sich Couthon und wurde sofort in das Comité der öffentlichen Wohlfahrt transportirt. Schon hatte man dorthin auf einem Schubkarren den verwundeten Robespierre gebracht; ich habe ihn in diesem traurigen Aufzug bei mir vorüberziehen sehen. Seine letzten Augenblicke sind bekannt; man weiß, wie bitter sie von denen gewürzt wurden, die an ihm den Henker ihrer Verwandten und Freunde gehabt.

Alles, was ich in dieser Nacht mit angesehen, kam mir so unglaublich vor, ich hatte so viel Ursache, eine Reaction zu Robespierre's Gunsten zu befürchten, daß ich, trotz meines Widerwillens, dem Hinrichtungsplatz zu nahen, mich am Nachmittag des 10. Thermidor auf die Terrasse der Tuilerieen begab, die den Revolutionsplatz beherrscht. Hier wollte ich sehen, wie die Karren der Verurtheilten von der Königsstraße her in den Umkreis, den die bewaffnete Macht bildete, einbogen. Als sie angekommen waren, entfernte ich mich; das furchtbare Geschrei, das beim Fall des Robespierreschen Hauptes erscholl, ließ mich an seiner Hinrichtung nicht zweifeln. Wie groß mußte doch der Haß seyn, den dieser gräßliche Republikaner gegen sich erregt, wenn alle vernünftige Leute sich zu seinem Tode gratulirten! Indeß flossen doch Thränen für eine große Zahl der Opfer, die am Morgen für ihn gefallen waren: es waren dies die Mitglieder der Kommune oder Pariser Munizipalität, die, sammt und sonders von der Achterklärung getroffen, in ihrem eigenen Sitzungssaal verhaftet wurden. Nachdem sie daselbst 36 Stunden lang bewacht worden, ließ man nur von dem Revolutions-Tribunal ihre Identität bestätigen; dann wurden sie auf acht bis zehn Karren gepackt und am hellen Tage auf den Revolutionsplatz geschleppt und hingerichtet, obgleich die Meisten von ihnen kein anderes Verbrechen begangen, als in einer so stürmischen Zeit die Munizipalfunctionen angenommen zu haben.

Renouard's Untersuchung des literarischen Eigenthums.

(Fortsetzung.)

Demnach ist das Recht des schriftstellerischen Eigenthums in seinem Prinzipe nachgewiesen, es bleibt noch übrig, die Gränzen und Bedingungen dieses Rechtes zu bestimmen. Diese Frage zu lösen, hat sich Herr Renouard, Mitglied des Cassations-Hofes in seiner eben erschienenen Schrift über das literarische Eigenthum zur Aufgabe gemacht. Es war gut, daß ein hochgeachteter Mann den Einfluß seines Wissens, die Würde seines Charakters und Wortes in Debatten, die, seit einiger Zeit an Lebhaftigkeit gewinnend, durch leeres Geschwätz und leichtsinniges Hin- und Herreden in der Theilnahme des Publikums hätten geschwächt werden können, daran gesetzt hat, um sie wieder zu Ehren zu bringen. Die Erörterung von Seiten eines Beamten, der in dem Studium der Gesetze und deren praktischen Handhabung gereift ist, des Rathes in einem Gerichte, welches der souveraine Ausleger und das oberste Organ des Gesetzes ist, muß der Diskussion die Bedeutung und Wichtigkeit wiedergeben, die sie an sich verdient. Ehe er sich in eine theoretische Untersuchung der Frage vom Standpunkte des Staatsrechts einläßt, wendet sich der Verfasser an die Praxis und giebt eine eben so gründliche als interessante Uebersicht früheren Verhaltens. Indem er in den Zeugnissen des Alterthums die Spuren der Stellung aufsucht, in welche die Schriftsteller durch die bürgerliche Gesellschaft gesetzt waren, gelangt er a posteriori zu den Resultaten, die wir a priori ermittelt haben. Ihr ganzes Recht bestand darin, daß sie, in Konkurrenz mit allen anderen Abschreibern, die von demselben Erwerbszweige ihren Unterhalt bestritten, mit Kopieen, die sie selbst angefertigt oder auf ihre Kosten hatten anfertigen lassen, Handel treiben konnten. Sie waren Eigenthümer des Materials, auf welchem die Abschrift gemacht war, wie des daraus erwachsenden Gewinnes, aber auf den allgemeinen Inhalt sämmtlicher Abschriften hatten sie nicht den geringsten Anspruch. Nur für die Theaterstücke fand eine in der Natur der Sache begründete Ausnahme statt, weil die Art ihrer Ausbreitung von ähnlichen Bedingungen wie die Werke der Buchdruckerkunst abhängig war. Der Erste Beste kann sich nicht zum Theater-Entrepreneur wie zum Kopisten machen; demnach sind die Mittel der Verbreitung schon centralisirter, der Unternehmer ist ein einziger, seine Thätigkeit ist dem Bereich des Gesetzes unterworfen, weil er sich demselben nicht entziehen kann. Hier gehören die Handlungen, welche die Verbreitung eines Stoffes zum Zweck haben, nicht mehr in das Gebiet der Privat-Bestrebungen, sondern lenken die vollste Aufmerksamkeit des Gesetzes auf sich, das, von der Kundmachung in Kenntniß gesetzt, wacht und einschreitet. Die Kontrolle ist nicht nur möglich, sondern auch leicht, da die Wachsamkeit des Gesetzes sich nur auf eine sehr beschränkte Zahl von Personen und sehr konzentrirte Interessen erstreckt, nicht nur leicht, sondern auch unerläßlich, weil ganz ähnlich der Verbreitung durch Druckwerke in der sceniſchen Darstellung der Gedanke in den versammelten Zuschauern, die dasselbe auf ein Mal vernehmen und verbreiten, ein reißend schnelles Organ der Ausbreitung besitzt. In so fern hat, wenn man das Moment der Schnelligkeit ins Auge faßt, die Bühne noch den Vorzug vor der Presse. Denn während diese auf dem Wege allmäliger Verbreitung durch eine große Zahl von Agenten der Publizität für einen Gedanken einzelne Interessenten zu gewinnen sucht und also niemals

des Umfanges ihrer Wirksamkeit gewiß ist, hat die Bühne durch die Gleichzeitigkeit ihrer Mittheilung ihren Zweck vollkommen erreicht. In Summa sind beide Verfahrungs-Arten im Stande, dasselbe Problem zu lösen, nämlich in einer gegebenen kurzen Frist einen Gedanken zur Kenntniß einer beträchtlichen Zahl von Intelligenzen zu bringen. Ueberdies haben sie noch das Gemeinschaftliche, den Kreis der gewonnenen Oeffentlichkeit auf ein einziges bestimmt nachzuweisendes Centrum zurückzuführen, in das der Arm des Gesetzes thätig eingreifen kann. Sobald aber die Publizität für den Verfasser eines Dramas nicht mehr von jedem beliebigen Punkte der Peripherie, sondern von einem fixirten und bekannten Mittelpunkt ausgeht, sobald zwischen ihm und dem Publikum nur ein einziger Vermittler möglich ist, so ist auch die Möglichkeit von Uebereinkünften und Garantieen gegeben. Der Eine kann Bedingungen machen, weil Jemand da ist, mit dem er unterhandelt; der Andere kann sie annehmen, weil der ausschließliche Besitz der Sache, die er zum Gegenstande des Erwerbes machen will, ihm durch die vom Gesetz zugesicherte Unmöglichkeit einer fremden Konkurrenz zu Theil wird. Die vortheilhaftere Stellung des dramatischen Dichters, der über die Bühne den Weg zur Oeffentlichkeit nimmt, vor jedem anderen Schriftsteller, leuchtet somit hinlänglich ein. Dies bewährt sich auch an einem Beispiel aus dem Alterthum. Sueton berichtet, daß der Eunuch des Terenz für 8000 Thaler, octo millia nummum (freilich ein ungewöhnlich hoher Preis, der aber auch als solcher angeführt wird) verkauft ward, während viel später Martial in einem seiner Epigramme den Ertrag seiner vollständigen Dichtungen auf 5 Denare angiebt. Welch ein Abstand von dem Eunuch des Terenz, der nicht mehr Volumen hatte, als die Xenien des Martial! Aber das kam daher, weil das eine die Bühne betrat, das andere der Plünderung der Kopisten ausgesetzt war. Terenz verkaufte nicht nur sein Gedicht, sondern auch den daran haftenden Gewinn; Martial hatte nur Exemplare zu verkaufen, d. h. eine bestimmte Quantität Materials, dem der Kopist durch die Zeit und den Fleiß, die er dem Material geschenkt hatte, um es mit Charakteren zu bedecken, einen etwas höheren Werth gegeben hatte.

Noch findet sich im Juvenal ein Vers, der, wenn auch nicht genügend erklärt, sehr wohl den Unterschied des Gewinns, der mit der einen oder anderen Art von Compositionen verbunden war, anzugeben scheint. Zu seiner Zeit nämlich fanden die Autoren außer dem Absatz ihrer Kopieen noch ein anderes Mittel zu einem armseligen Einkommen aus ihren Werken, indem sie in gemietheten Hörsälen, welche Spekulanten zu ihrer Disposition stellten, Vorlesungen hielten. Sey es aber, daß diese Vorlesungen keinen ähnlichen Reiz gewährten, wie das Schauspiel, und der Unternehmer, welcher auf seine Kosten den Saal in Bereitschaft gesetzt hatte, um sich, bei der nicht zu berechnenden Chance der hinter einander stattfindenden Vorlesungen, wegen seines eingegangenen Risikos sicher zu stellen, dem Autor drückende Bedingungen auflegte: oder sey es, daß es ihm nicht schwer fiel, ungemessene Forderungen an die Eigenliebe des Dichters zu stellen, welchen die beschränkten Mittel, sich bekannt zu machen, seiner Willkür preisgaben, genug, der Erfolg solcher Vorlesungen mochte seyn wie er wollte, so schützte er den Autor nicht vor Mangel. Juvenal hat eben das Zusammenströmen des hörlustigen Publikums geschildert, um den Statius zu hören, als er eine solche Vorlesung angekündigt hatte (promisit diem), worin er eine Probe seiner Thebaide mittheilen wollte; hat den rauschenden Beifall der Versammlung dem Leser vor die Augen geführt; aber nun blickt er auf den Dichter hin, dem er galt, und spricht:

Sed cum fregit subsellia versu,
Exerit, inchoatam Paridi si vendat Agaven.

Wörtlich: „Wenn sein Vers die Bänke gebrochen hat (die Wuth des Beifalls hat sich vielleicht an Bänken und Stühlen gekühlt), muß er die Zähne in den Kasten schließen oder sein unvollendetes Schauspiel Agave dem Paris verkaufen." Also nur die Tragödie ernährt den Dichter, den das Epos zum Hungerleider macht, so glänzend auch der Erfolg seiner Vorlesung ausgefallen seyn mochte.

Bis auf die Erfindung der Buchdruckerkunst änderte sich hierin nichts; diese aber, zu der wir jetzt übergehen, brachte eine völlige Umwandlung hervor. Man glaube aber nicht, daß diese Umwandlung mit einem Schlage vor sich gegangen sey, oder daß die Schriftsteller, und wer sonst dabei interessirt war, auf der Stelle erkannt hätten, welche Folgen sich aus der neuen Thatsache, die in die Welt gekommen war, ziehen ließen. Ohne auf die Geschichte des im engeren Sinne sogenannten Buchhandels, die Gesetze und höheren Verordnungen einzugehen, welche seit Karl dem Großen zur Regulirung dieses Gewerbes erschienen, damit es eine feste Corporation mit einer inneren Polizei würde, so war doch das Resultat im Ganzen so wenig günstig, daß die Buchdruckerei wie ein lichtes Werde in diesem Chaos des Manuskriptenhandels erschien und sich als das tüchtigste und einzige Instrument der Ordnung bewährte. Sobald man Zeit hatte, ihren Mechanismus zu erkennen, war die Herrschaft der Autorität und des Gesetzes gegründet. Schnell konnte es eingreifen, wo es Noth that, und hatte stets die Uebersicht über das Ganze, weil es seine Theile aufs genaueste kannte. Diese Leichtigkeit aber wurde der Grund, daß man bald von einem Extrem zum anderen überging, von der tollsten Willkür zu einem unerträglichen Zwange. Die Buchdruckerkunst ist im Jahre 1470 durch Ulrich Gering, Martin Crantz und Michael Freiburger nach Paris gebracht worden. Fünf Jahre später erscheint schon ein Buch in Regensburg unter bischöflichem Privilegium. Im Jahre 1515 macht eine Bulle Papst Leo's X. die Nachsuchung der höheren Genehmigung aller Druckwerke zur Pflicht. Den 13. Juni 1521 endlich, 51 Jahre nach Errichtung der ersten Pressen in Paris, untersagt eine Ordonnanz den Buchhändlern und Druckern förmlich, etwas zu verkaufen oder zu veröffentlichen ohne Autorisation der Sorbonne und deren vorangegangene Prüfung. Also kaum ein halbes Jahrhundert hat die neue Kunst Zeit gehabt, sich in Frankreich zu naturalisiren und zu akklimatisiren, so erblickt ihre älteste Tochter, die Censur, das Licht der Welt. In der Geschichte des Rechts ist daher die Censur die erste auffallende Folge von der Entdeckung des Buchdrucks. Bemerkt zu werden verdient es, daß derselbe unter dem eilften und zwölften Ludwig von den Souverainen, der regulirenden Thätigkeit im Staate, dem Prinzip der Autorität bekämpft wurde von dem Parlament, dem Repräsentanten des Widerstandes, dem Prinzip der Freiheit, so entschieden zeigte es sich, daß die Buchdruckerei ein Element der Ordnung, eine Agentin der Zucht sey, welche in einen dunklen Theil des geselligen Gebäudes Licht gebracht hatte, in dem bis dahin Chaos herrschte. Ihre übrigen Eigenschaften entwickelten sich erst allmälig, nachdem diese von vorn herein erkannt worden war. Die Staatsgewalt, welche seither die Herrschaft über den geschriebenen Gedanken nicht behaupten konnte, bemerkte zu ihrer Freude, daß dieses weite Feld ihrem Scepter unterworfen sey, und daß sie es, wenn auch nicht als erobertes Land behandeln, doch wenigstens einer Gesetzgebung tributär machen könnte. War dies einmal allgemein anerkannt, so nahm jede Partei ihre Stellung. Diese Stellungen tauschten aber bald ihre Rollen, und es wäre nicht schwer zu beweisen, daß es so kommen mußte. Unter den Vorgängern Franz I. hatte das Königthum die Buchdruckerei in seinen Schutz genommen, unter diesem konfiszirte es die Druckwerke, ohne ihnen den Schutz zu entziehen, beides, weil es ihm nützlich war. Die Censur, welche alle Erzeugnisse des Gedankens, die sie hatte passiren und durch den Druck in Umlauf bringen lassen, in den Schutz des Gesetzes stellte, war sowohl eine Aegide gegen seine Feinde, als ein Zügel für den Gedanken selbst. So war sie auf der einen Seite eine gerechte Schadloshaltung, ein wiedereobertes Recht der Gesellschaft in einer Ordnung der Dinge, welche sich bis dahin jeder Aufsicht entzogen hatte, aber auf der anderen zugleich dessen Mißbrauch.

Die nachgesuchte Erlaubniß oder Censur zeigte zwar, wie leicht es war, die Veröffentlichung menschlicher Geisteswerke von nun an zu organisiren, aber diese Organisation war bisher nur einseitig, nämlich im Interesse des Staates betrieben worden. Noch fehlte die Organisation im Interesse des Autors oder dessen Stellvertreters, und diese Aufgabe sollten die Privilegien lösen. Weder eine Geschichte der Censur noch der Privilegien ist hier Gegenstand unserer Darstellung, doch müssen wir von dem Privilegien-Wesen dasselbe wie von der Censur bemerken, daß es über das, was recht und billig war, hinausging. Die Privilegien hatten das große Unrecht, daß sie Privilegien waren, d. h. ein allgemein vorhandenes Recht in ein octroyirtes verwandelten. Sie sicherten dem Autor freilich eine gerechte Belohnung für seine Arbeit, machten aber daraus eine Gunstbezeugung und vernichteten durch diese ihnen gar nicht zustehende Anerkennung, die im Begriff des Eigenthums lag, d. h. des unumschränkten Rechtes des Autors über die Früchte seines Schaffens, diese Früchte im Keime, indem sie dieselben dem rechtmäßigen Besitzer entrissen und in die Laune oder Willkür der Staatslenker legten. So gaben sie einem Rechte das Leben, das sie in demselben Augenblick durch ihre Willkür tödteten. Doch hatte diese Willkür bei ihrem angebornen Fehler, ja diesem zum Trotz, den Vortheil für die zunehmenden Fortschritte zur Organisation und klareren Erkenntniß der Ansprüche, daß sie ein Recht, welches sie beschützte, indem sie es vernichtete, vom gänzlichen Untergange retteten. So sehen wir z. B. daß im Jahre 1752 ein Privilegium die Familie Fenelon auf 40 Jahre in ihren Rechten auf die Werke ihres Großoheims bestätigte, in denen sie nach Ablauf des ersten Privilegiums durch Buchhändler beeinträchtigt waren.*) Aber nicht die Buchhändler waren in diesem Falle die Räuber, sondern das Gesetz, und wo dieses den Raub begeht, ist keine Appellation möglich. Die Willkür aber hat das Gute, daß sie zugleich die Heilung ist gegen den Schaden, den sie angerichtet hat; das Gesetz hat das Schlimme, daß der Schaden, den es angerichtet hat, dauernd ist.

Obgleich das Gesetz, indem es sich erlaubt, über die Rechte des Autors willkürlich zu schalten, nachdem es dieselben ausdrücklich anerkannt hat, die mehr anomalen als rationellen Grundsätze früherer Zeit geerbt zu haben scheint, so kann man sich doch nicht verhehlen, daß darin allein, daß es Gesetz ist und nicht Willkür, ein Fortschritt zum Besseren liegt. Diese Anomalie, welche es aus den Zeiten der früheren Willkür geerbt hat, ist nicht ein Fehler seiner natürlichen Anlage, es ist nicht mit der Disposition dazu geboren, sondern der Fehler liegt rein im Text und kann durch Streichen getilgt werden. Bis es aber in einiger Zeit auf künstliche Weise, ohne in seinem Charakter eine Aenderung erlitten oder von seinem angebornen Werthe etwas eingebüßt zu haben, diese Ausmerzung von Ansprüchen, die sie selbst erhoben hat, vornimmt, muß man, bis zu diesem sehnlichst erwarteten Zeitabschnitt, Recht für Recht halten und gestehen, daß es in keines Menschen oder Staates Macht liege, dessen Ausübung für aufgehoben zu erklären. Die Existenz der Autoren beruht von dieser Seite auf

*) Auf diesen Theil ihrer Erbschaft hat die Familie jetzt keine Ansprüche mehr.

sicherer, unangreifbarer Grundlage. Dies sind also die Fortschritte, welche das Recht des literarischen Eigenthums gemacht hat. Vor Erfindung der Buchdruckerkunst ist es rein Null. Wenn der Verfasser einigen Gewinn aus seinen Werken zog, gelang es ihm in seiner Eigenschaft als Kopist und Colporteur in Konkurrenz mit anderen Debütanten, aber nicht als Verfasser. Später genießt er eines einseitigen, oktroyirten Rechtes unter der Form von Privat-Konzessionen nach Launen und Gutdünken der Macht. Endlich ist er eingetragen in die Gesetzes-Rolle und behauptet, noch immer willkürlichen Beschränkungen unterworfen, seinen Platz im Staatsrecht. So bleibt ihm, wenn man diese Beschränkungen für aufgehoben annimmt, um in sein volles und ungestörtes Recht zu treten, nur noch übrig, in die Garantie des Völkerrechts aufgenommen zu werden. Dann wird auch der ausländische Nachdruck als letzter Rest von diesem Saecula dauernden Chaos, dem die Rechte des Autors, noch verstümmelt und verrenkt, sich zu entwinden anfangen, aufhören, auf eine ungerechte und barbarische Art das Recht zu höhnen und die gegenseitigen Garantieen der Nationen zu verspotten, die Unterschleif und Trug nicht länger in ihren Schutz nehmen werden. Diese Seite der Lösung von der Frage über das schriftstellerische Eigenthum bleibt aber eine der schwierigsten. Die kleinen Barbaresken-Staaten, die dicht an unseren Thoren ihr literarisches Piraten-Wesen treiben, werden sich niemals entschließen, ihr Handwerk freiwillig niederzulegen. Es wäre vergeblich, ihnen für die literarischen Produkte ihres Landes denselben Schutz anzubieten, den sie den unsrigen schuldig sind; denn sie haben keine eigene Erzeugnisse; vergeblich, ihnen ein Abfinden auf andere Zweige ihrer Industrie, in denen sie weniger unfruchtbar sind, anzubieten. Das hieße, das Unheil, das wir von unseren Schriftstellern und Verlegern abwenden wollen, auf die anderen Zweige der Industrie werfen, die bei uns blühen. Vielleicht giebt es noch ein einfacheres, weniger kostspieliges und durchgreifendes Mittel, uns von dieser Last zu befreien. Unter allen Ländern, wo die menschliche Intelligenz thätig und fruchtbar ist, giebt es nicht eines, das seinen Landeskindern nicht den vollständigsten und umfassendsten Genuß der Früchte ihrer Arbeit zu sichern wünscht. Beseelt von demselben gemeinschaftlichen Gedanken, getrieben von einerlei Interesse, kann es ihnen nicht schwer werden, sich zu verständigen und zu einem Schutzbündniß sowohl gegen einander als gegen die Dritten, die von der Beraubung Aller leben, zu verbinden. So ist es z. B. Preußen sehr leicht, mit Frankreich dahin übereinzukommen, daß es sein Territorium versperre, nicht nur jedem Französischen Buche, welches durch die Belgische Presse nachgedruckt ist, sondern auch jedem von einem Pariser Verleger unterzeichneten Buche, welches den Weg durch Belgien genommen hätte. Um den Erfolg der einen Maßregel zu sichern, wäre die andere unerläßlich. Indem man gewisse Punkte feststellte, unter welchen ausschließlich der Austausch zwischen den kontrahirenden Mächten stattfände, würde man gleichsam einen Gesundheits-Kordon um die Wiege des Nachdrucks ziehen, eine hermetisch geschlossene Blokade, welche ihn bald erstickt haben müßte. Contrebande würde den Nachdruck nicht retten; denn indem er gleich anfangs gezwungen wäre, seine Operationen auf mehr als die Hälfte zu reduziren, würde er eines großen Theils seines Gewinnes von dem Reste beraubt und genöthigt werden, seine Preise höher zu stellen. Die Contrebande müßte ihre Operationen einstellen, weil Schleichhandel niemals eine so weitgreifende Thätigkeit gewinnen kann als der rechtmäßige Betrieb, der frank und frei die Heerstraße zieht. Die Heimlichkeit würde um einen großen Theil des Gewinnes bringen, weil eines Theils der Contrebandist sich nebst den Transport-Kosten das Risiko, dem er sich unterzieht, bezahlen läßt, und weil man anderen Theils die Beschlagnahme, welche in vielen Fällen nicht ausbleiben wird, muß einzubringen suchen. Um so ungünstigen Verhältnissen die Waage zu halten, würde der Nachdruck genöthigt seyn, eben so theuer zu werden als der rechtmäßige Verlag, d. h. sich den Ruin zu bereiten. Dies wäre demnach der natürlichste Weg, ihn ohne Geräusch und Prozeß aus der Welt zu schaffen. Es liegt zu sehr im Interesse aller produzirenden Mächte, die nicht produzirenden auf Europäischem Boden für vogelfrei zu erklären, als daß es ihnen schwer fallen könnte, sich über diesen Gegenstand in Einverständniß zu setzen.

Bis hierher theilten wir die Ansichten des Herrn Renouard und haben deshalb die Geschichte der Rechte des literarischen Eigenthums ganz seiner Schrift entnommen. Aber jetzt, wo wir an die Behandlung der Natur und Gränzen dieses Rechtes gehen, sind wir ganz entgegengesetzter Meinung und werden, bei aller Hochachtung, die wir vor dem theoretischen und praktischen Wissen des Verfassers hegen, doch mit Muth und Gründen unsere Ansicht zu vertheidigen suchen. Doch ist ein Abriß der bestehenden Rechte in den Hauptstaaten Europa's und Amerika's, den Herr Renouard vorausschickt, zu interessant und wirft zu viel Licht auf die vorliegende Untersuchung, als daß wir sie nicht in ihren Hauptzügen mittheilen sollten. (Schluß folgt.)

Ostindien.

Entzifferung alter Indischer Schrift-Denkmale.

Der eben so rasche als glückliche Fortgang, den die Untersuchungen zur Entzifferung und Auslegung Alt-Indischer Inschriften ganz neuerlich gehabt, verspricht ungemein interessante historische Aufschlüsse. Die vereinigten Bemühungen des Herrn Turnour in Ceylon und der Herren Mill und James Prinsep in Kalkutta haben die lange verschlossene Pforte zur vollständigen Auslegung sämmtlicher alten Schrift-Charaktere der Hindu's bereits eröffnet, und die wichtige Thatsache, daß Indische Radscha's mehrere Jahrhunderte vor Christi Geburt zu den Beherrschern Griechenlands und Aegyptens in politischer Beziehung gestanden, ist schon so gut als festgestellt.

Durch großen Scharfsinn und unermüdete Ausdauer hat es Herr Prinsep so weit gebracht, eine gänzlich veraltete Form der Dewanagari-Schrift, die den gelehrtesten Hindu's nicht mehr lesbar, zu entziffern, und er ist dadurch befähigt worden, die Umschriften der zahlreichen von Tod, Ventura, Honigberger, Masson u. A. gesammelten Münzen zu lesen. Auf diesen Münzen hat er die Namen Agathokles und Pantaleon entdeckt und der Namenliste anderer Monarchen von Griechischem Ursprung, die mit Indien in Berührung gekommen, hinzugefügt.

Noch interessantere Aufschlüsse versprechen uns die Felsen-Inschriften in Gudscherat und Kuttack. Wir ersehen dies aus einem vorläufigen Berichte über dieselben, den Herr Prinsep der literarischen Gesellschaft von Bombay vorgetragen. Sie enthalten Edikte von verschiedenem Datum, unter der Regierung des Buddhistischen Monarchen Pijadasi oder Asoka-Singha erlassen, in welchen der Name Antiochus des Großen mehrmals genannt wird. Griechische Autoren berichten uns, daß Antiochus der Große ein Heer nach Indien geführt und mit dem Indischen Könige Sophagasenes ein Bündniß geschlossen habe. Der Name Sophagasenes ist offenbar eine Griechische Corruption von Asoka-Singha, dessen Regierungs-Antritt, wie Herr Turnour aus Cingalesischen Geschichtsbüchern ermittelt, ins Jahr 247 vor Chr. fällt.

Nicht minder deutlich und unverkennbar ist eine Anspielung auf einen der Ptolemäer Aegyptens, obschon die Schrift-Züge des Ediktes, das diese merkwürdige Anspielung enthält, im Ganzen sehr gelitten haben. Wir erfahren aus demselben zugleich, daß die Menschenliebe Asoka-Singha's sehr kosmopolitisch war, indem er sogar Aegypten für Buddha's Lehre zu gewinnen hoffte.

Die nahe Verwandtschaft des astronomischen Systemes der Buddhisten mit dem des Ptolemäus ist ein Räthsel, das vielleicht seine beste Lösung findet, wenn wir annehmen, daß der Verkehr zwischen Indien und West-Asien in jenem Zeitalter auch zu wissenschaftlichem Austausche geführt hat. Die Buddhistischen Indier holten ihre aufgeklärtere Ansicht von dem Weltall aus Syrien oder Aegypten, und die Kosmologie dieser Sekte kontrastirt daher sehr vortheilhaft mit den abgeschmackten Hirngespinnsten der Brahmanischen Puräna's.

Noch wichtigere Folgerungen darf man aus der Thatsache ziehen, daß im dritten Jahrhunderte vor Chr. eine Buddhistische Dynastie auf dem Throne Indiens gesessen hat. Die bizarren Götter-Mythen der Puräna's und das fabelhafte chronologische System der Brahmanen können unter solchen Umständen erst gegen Anfang der christlichen Zeitrechnung geschmiedet seyn, als die Brahmanen ihre Buddhistischen Widersacher vernichtet hatten.

(A. J.)

Mannigfaltiges.

— Sismondi. Von seiner „Geschichte der Franzosen" in 24 Bänden hat jetzt Herr Simonde von Sismondi einen übersichtlichen Auszug veranstaltet, der noch im Laufe dieses Monats in zwei Bänden bei Treuttel und Würtz in Paris erscheinen wird. Unter dem Titel Précis de l'histoire des Français soll darin mit Weglassung alles gelehrten Apparates doch eine vollständige Zusammenstellung der Thatsachen gegeben werden, die der Verfasser in seinem größeren Werke mit anerkannter Erudition gesammelt hat. Die beiden letzten Jahrhunderte werden jedoch mehr ein philosophisches als ein historisches Resumé liefern, da der Verfasser der Meinung ist, daß Niemand davon dispensirt werden könne, die Schriftsteller dieser Epoche, die das Beste geliefert, was über ihre Zeit geschrieben ist, selbst zu lesen, und daß es daher hinreichend sey, den Leser hinsichtlich der Thatsachen auf sie zu verweisen.

— Poetisches aus Neapel. Der unpoetischste Gegenstand, den es giebt, ist in Neapel zu einem episch-romanischen Gedicht verarbeitet worden. Herr Vincenzo Caracciolo, der auch Ansprüche auf den Titel eines Herzogs von Rodi hat, ist nämlich der Sänger der Cholera geworden, die er in fünf Gesängen dargestellt *). Obwohl ihr bis zu ihrer Wiege am Ganges und Indus folgend, empfängt er sie doch erst bei ihrem Auftreten in Europa recht feierlich; ganz besonders aber widmet er ihr sein poetisches Talent in Neapel selbst, wo er den Jammer und die Trauer, die sie dort erregte, allerdings recht lebhaft zu schildern weiß. Es ist zu bedauern, daß der noch jugendliche Verfasser keinem erhebenderen und allgemeiner ansprechenden Stoffe seine Muse zuzuwenden gewußt hat.

*) Cholera morbo in Europa, in cinque canti, di Vincenzo Caracciolo dei Duchi di Rodi. Napoli, 1838.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 137. Berlin, Mittwoch den 14. November 1838.

Frankreich.

Der moralische und ökonomische Zustand Korsika's.

Von Blanqui*).

Die Inselgestalt Korsika's ist der Grund der sturmbewegten Ohnmacht, in welcher es vom Anbeginn seiner Geschichte an ringt; es taucht aus dem Mittelländischen Meere wie ein vulkanischer Auswurf auf, und selbst der Charakter des Volkes zeigt viel Uebereinstimmendes mit der geologischen Beschaffenheit des Landes. Dem äußeren Anblick nach, ist dasselbe eine zerrissene, mit Granitfelsen besäete Fläche, welche in engen Thälern auseinanderklüftet, und diese sehen, wenn man sie von den Gebirgsspitzen aus betrachtet, eher tiefen Erdspalten als regelmäßigen Anschwemmungen ähnlich. Wenn man sich allmälig den Küsten nähert, so tritt der wilde Charakter des Landes immer deutlicher hervor, mag man nun von Italien oder von Frankreich aus anlangen. Indeß hat die Natur, wenn auch keine geräumige Häfen, doch herrliche Rheden in diese monotonen und trübseligen Felsenmassen gegraben. Wälder, welche eben so alt als die Welt sind, bekränzen die Höhenlinie, welche sich vom Kap Korso bis zu der Straße von Bonifacio hinzieht, und bedecken 120,000 Hektaren Landes mit zwei Millionen Bäumen, und was für Bäumen! Ein einziger dieser Bäume lieferte 2275 Kubikfuß Holz.

Die erstarrte Lava muß nothwendiger Weise reiche Granit- und Marmorbrüche enthalten, und wirklich ist kein anderes Land in dieser Beziehung reichhaltiger. In Korsika wird gegenwärtig ein Monolith vollendet, auf den das Land eben so stolz seyn kann, als auf den großen Mann, zu dessen Gedächtnißfeier er bestimmt ist. Kräftige Mineral-Quellen sprudeln aus fast allen Felsen hervor, und es ist vielleicht nur dem Mangel an Wegen und Gebäuden zur Aufnahme der Kranken zuzuschreiben, wenn dieselben nicht mit den berühmtesten Mineral-Quellen des Festlandes in die Schranken treten können. Die natürlichen Vorzüge Korsika's treten noch augenscheinlicher in den Produkten des Landbaus hervor, den das reinste, mildeste Klima begünstigt. Der Olivenbaum wächst hier ohne alle menschliche Pflege, und der Ertrag des Oeles übersteigt schon jetzt acht Millionen Francs jährlich. Orangen- und Citronenbäume, selbst Palmen, gedeihen auf freiem Felde; der Maulbeerbaum, der noch eine Quelle des Wohlstandes für das Land werden wird, scheint hier einheimisch zu seyn und kömmt überall fort, wo man ihn pflanzt; der Weinstock vereinigt hier alle gute Eigenschaften der besten Französischen Weine und Spanischen Gewächse. Damit endlich diesem gelobten Lande nichts abgehe, haben die Zeit und die Erdrevolutionen auf der Ostküste eine fünfundzwanzig Meilen lange Ebene gebildet, deren Fruchtbarkeit an das Wunderbare gränzt und die mit der geringsten menschlichen Hülfe eben so reiche Aerndten als Aegypten und Sicilien, diese beiden unerschöpflichen Kornkammern des Römischen Reiches, geben würde. Die Gußbäche, welche von den Höhen herabstürzen, würden mächtige Hebel des gewerblichen Aufschwunges werden oder das Land mit einem weitverzweigten Bewässerungsnetze durchziehen. Die Gewässer sind alle außerordentlich fischreich, und ein einziger Teich in der Nähe von Bastia wird für 80,000 Francs jährlich verpachtet.

Wie hat man es sich nun zu erklären, daß Korsika, welches in Betreff des Klima's, des Bodens und der Bewässerung so sehr von der Natur begünstigt ist, welches ferner in der Mitte des Mittelländischen Meeres in fast gleicher Entfernung von Frankreich, Italien und Spanien gelegen ist, den anderen Ländern so wenig gleicht und so langsam auf der Bahn der Civilisation fortschreitet? Warum sieht man in diesen malerischen Thälern keine Reisenden, warum auf diesen schönen Rheden keine Schiffe? Warum holen die Französischen Schiffbauer ihr Baumaterial aus Kanada und Rußland und nicht aus Korsika, welches so reich an Eichen, Buchen und Fichten ist? Warum hat diese Insel, welche eine Million Menschen nähren könnte, nur eine Bevölkerung von 210,000 Seelen, die für den Landbau nicht genügen und jährlich 8—10,000 Menschen von den Küsten Italiens zu ihrer Unterstützung herbeiholen müssen? Der Grund ist kein anderer, als daß Korsika seit undenklichen Zeiten immer nur für eine Kolonie gehalten wurde. Von den Römern bis zu den Genuesern herab haben alle Herren dieser Insel sich keine andere Aufgabe gestellt, als den Tribut einzuziehen, und die Einwohner widersetzten sich nur, um dieses Joch abzuschütteln, welches ihnen übrigens in einem von allen Seiten offenen und so wenig ausgedehnten Lande schwer werden mußte. Funfzehn Jahrhunderte hindurch zeigte sich Korsika unfähig, die Freiheit und die Knechtschaft zu ertragen. Die Civilisation, welche ihnen von allen Seiten entgegentrat, übte auf sie weder ihren heilsamen noch ihren verderblichen Einfluß. Ihnen gegenüber an der Italiänischen Küste entstanden die Wunderwerke der Malerei, der Skulptur, der Architektur, die Meisterwerke der Dichtkunst und Beredsamkeit, und Korsika ist weder das Vaterland eines Dichters, noch eines Bildhauers oder Malers. Auf der ganzen Insel findet man kein einziges erwähnenswerthes Bauwerk, und dennoch sieht man bei reinem Himmel die Küste von Florenz und kann in weniger als einem Tage dahin gelangen. Es wehte also kein begeisternder Hauch aus dem Vaterlande des Michel Angelo und Dante herüber! In Korsika spricht man kein reines Italiänisch, und mit der Aussprache des Französischen kann man auch nicht sehr zufrieden seyn. Wenn man die Geschichte dieses Volkes liest, so findet man es immer nur mit sich selbst beschäftigt. Es erscheint unruhig, unzufrieden, beständig durch Zwietracht zerrissen und vom Auswurf der Beamten regiert, bis die Entscheidung der Waffen die Französische Herrschaft herbeiführte.

Frankreich hat zuerst Verbesserungen in diesem Lande eingeleitet, und von ihm muß die Civilisation desselben ausgehen, wenn es das Aussaugungs- und Bedrückungs-System der früheren Beherrscher aufgiebt. Anfänge und Einleitungen hierzu kann man allerdings schon wahrnehmen, wenn man die Belege in den National-Archiven aufsuchen will. Indeß war es leichter, diesem Lande Gutes zu wünschen, als ihm wirklich Gutes zu erweisen. Ein tausendjähriger lästiger Druck, der von den Priestern und schlechten Gesetzen ausging, ließ tiefe Eindrücke im Volks-Charakter zurück. Die Sitten ändern sich nicht so schnell wie die Einrichtungen, und die moralischen Schwächen der Väter vererben sich auf viele Generationen. Wenn der Gerechtigkeit während vieler Jahrhunderte von herzlosen und grausamen Herren Hohn gesprochen wird, so gewöhnt sich das Volk leicht an die Herrschaft der Gewalt und übt dieselbe, wenn sich die Gelegenheit dazu darbietet; es führt keine Prozesse, sondern es rächt sich. Bedenkt man, daß drei Viertheile des Landes mit undurchdringlichen Wäldern bedeckt sind, in denen der Verbrecher sich wie die Schlange unter dem Grase verbergen kann, so wird man auch begreifen, daß die Verbrechen, welche der Familienhaß und die Straflosigkeit erzeugt, so schwer auszurotten sind.

In solchem Zustande befand sich Korsika während der langen Herrschaft der Genueser, und der schönste Lobspruch, den man den Bewohnern ertheilen kann, ist der, daß sie unter so unmoralischen Einflüssen die bewundernswerthen Tugenden, die jetzt immer seltener werden, und ihren einfachen Charakter bewahrt haben. Die Familientugenden, die Gastfreundschaft haben alle unmoralische Einwirkungen der Fremdherrschaft überdauert. Bei der isolirten Stellung, die das Individuum in der modernen Gesellschaft einnimmt, und bei dem daraus entspringenden Egoismus, haben wir kaum noch das Verständniß für die innige Zärtlichkeit, welche alle Mitglieder einer Korsischen Familie vereint. Wir begreifen nicht, wie ein Korse, der schon eine so ausgebreitete Verwandtschaft hat, noch alle Verwandten seiner Frau als die seinigen betrachten kann, die er mit seinem ganzen Einflusse unterstützt; denen er einen Platz an seinem Tische einräumt, wenn er ihnen nicht seine Börse anbieten kann. Hinter dem undurchdringlichen Walle der Familie wird der Widerstand leichter, aber auch die Zwietracht unheilvoller; die machiavellistische Politik des funfzehnten Jahrhunderts wußte das sehr wohl. So führten von Anfang die Ursachen, welche die Eintracht hätten begründen sollen, nur Zwiespalt herbei; es entstanden Familienfeindschaften, welche sich immer weiter fortspannen. Der verderbliche Grundsatz: Theile, um zu herrschen, wurde der leitende Gedanke der fremden Herren, und dieselben entzündeten unversöhnlichen Haß, indem sie Recht und Ehren mit parteiischer Hand vertheilten. Hieraus entstand ein anderer nicht minder unheilvoller Grundsatz: Es giebt kein Heil außerhalb der Familie. Es gab herrschende Familien, deren Häupter, ungeachtet der Revolutionen, die das

*) Vorgelesen in der Französischen Akademie.

Land zerrütteten, den Gedanken an die Obergewalt ihrer Vorfahren nicht aufgaben. Der Ehrgeiz verwirrt auch noch jetzt eine Menge greiser Häupter und verleiht den Munizipalwahlen einen so stürmischen Charakter. In manchen Gemeinden wird die Wahl eines Maire mit einem Aufwande von Kraft betrieben, mit dem eine Armee zwanzig Schlachten schlagen könnte, und mancher Munizipal-Beamte in einem Flecken von 500 Seelen verdankt seine Wahl Combinationen, die dem Rathe von Venedig keine Schande gemacht haben würden. Was wird aber aus der Gerechtigkeitspflege, wenn der Zufall oder die Entscheidung der Wahlen das Amt einem Familienhaupte in die Hände spielen, und wenn der Angeklagte einer feindlichen Familie angehört? Wo bleibt die Unparteilichkeit der Rechtssprüche und die Sicherheit der Personen?

Die Zwietracht, welche Korsika zerrüttet, entspringt nicht allein aus der Familieneifersucht und aus der Sucht, in seinem Kreise zu herrschen, denn diese findet sich auch anderwärts. Die Natur des Bodens scheint vielmehr den Saamen derselben in den verschiedenen Theilen der Insel ausgestreut zu haben. Die Verschiedenheit zwischen dem Westen und Osten, zwischen dem Norden und Süden ist tief begründet, und was in einer Gegend wahr ist, wird nicht auch in der entgegengesetzten als solches angenommen: Bastia, die Handelsstadt, hat nichts Uebereinstimmendes mit Ajaccio, dem Hauptorte der Verwaltung und dem Sitze des Präfekten. Die erstgenannte Stadt ist voller Leben und Bewegung; in der zweiten herrscht die vollkommenste Stille, obgleich sie eleganter und besser gebaut ist. Höchstens sieht man von Zeit zu Zeit einige Kriegsschiffe in dem herrlichen Golf, und ohne das Paketboot, welches jede Woche anlangt, würde die Geburtsstadt Napoleon's nur selten mit dem Festlande in Verbindung treten. Bastia, dessen Hafen nicht der Handelswichtigkeit des Ortes entspricht, ist in jeder Beziehung begünstigt, so daß an dem Orte, an welchem die Natur einen der schönsten Landungsplätze geschaffen, die Schifffahrt fehlt und da, wo die Schifffahrt von Tage zu Tage eine größere Bedeutung gewinnt, kein zweckmäßiger Landungsplatz vorhanden ist. Die ganze Westküste von St. Fiorenzo an, wo der Kaiser ein neues Toulon gründen wollte, ist eben so einsam, obgleich die Rheden auch hier vortrefflich sind, während auf der Ostküste von Bastia bis Porto-Vecchio die fruchtbare Ebene von Aleria nur ungesunde Sümpfe enthält. Die beiden Hauptstädte der Insel machen sich schon lange den Vorrang streitig. Früher hoffte man, die Ansprüche beider dadurch befriedigen zu können, daß man die Insel in zwei Departements theilte; aber da die Bevölkerung nicht zahlreich genug war, vereinigte man sie wieder und vertheilte die Behörden und öffentlichen Anstalten unter beide wetteifernde Städte. Die Präfektur, die Akademie, das Bisthum wurden nach Ajaccio übertragen; die oberste Kriegsverwaltung und der Königliche Gerichtshof blieben zu Bastia. Die excentrische Lage der beiden Hauptstädte gestattet ihnen indeß nur einen geringen Einfluß auf die Civilisation des Landes. Beide Städte, die durch eine Königliche Straße vereinigt sind, stehen in fast gar keiner Verbindung mit dem übrigen Theile der Insel. Die Wirksamkeit der Beamten und Gerichtspersonen, welche sich in einem Lande ohne zugängliche Wege dreißig Meilen weit erstreckt, kann von keiner erheblichen Bedeutung seyn. Außerdem sind durch eine eben so sonderbare als bedauernswerthe Fügung alle Dörfer ohne Ausnahme auf Felsenspitzen gelegen und erscheinen von weitem wie Adlerhorste. Die meisten derselben sind wirklich unzugänglich, und die Königliche Straße, welche von Bastia nach Ajaccio führt, berührt nur zwei derselben in einer Ausdehnung von dreiundreißig Meilen. Dasselbe Loos wird die Bewohner der übrigen Dörfer treffen, welche in das Bereich der projektirten Straßen fallen, denn diese können sich nur durch die Thäler hinziehen, nicht aber zu den Wolkensitzen der Bergbewohner aufsteigen. Früher oder später müssen die Korsen in die Ebenen hinabsteigen, wenn sie der Wohlthaten der Civilisation theilhaftig werden wollen. Ihre jetzigen Wohnsitze sind unvereinbar mit der fortschreitenden Kultur, und so lange die Bewohner ihre hohen Warten nicht verlassen wollen, dürfen sie es sich auch nicht verdrießen lassen, von Milch und Kastanien zu leben, wie es ihre Vorältern seit mehr als tausend Jahren gethan haben.

Der Reisende sieht nicht ohne ein gewisses Befremden, daß die Isolirung der Dörfer so weit geht, daß zwei Gemeinden, welche sich an die Seiten desselben Berges lehnen und welche nur durch einen Weg von mehreren Stunden getrennt sind, Jahrelang in keine Verbindung treten. Jede Spur eines Fußpfades verschwindet, und es ist außerordentlich schwer, sich in diesen schrecklichen Einöden, wo man nach einem tagelangen Marsche keine Hütte, keinen Schäfer, kein lebendes Wesen antrifft, zurecht zu finden. Die Erscheinung eines Fremden ist hier ein außerordentliches Ereigniß; man untersucht mit freundlicher Neugierde seine Kleider, seine Waffen, seine Schuhe, und man könnte sich in eine ferne und unbekannte Gegend versetzt glauben, wenn man die langen Bärte und das kriegerische Aussehen dieser braven Leute betrachtet. Die gewöhnlich sehr zahlreichen Kinder zeigen eine außerordentliche Lebendigkeit und ein sehr verständiges Wesen. Sie besuchen fleißig die Schulen und bringen viel Lerneifer zum Unterrichte mit. Wenn dies noch einige Jahre so fortdauert, wird es im ganzen Lande kein Kind geben, welches nicht schreiben und lesen könnte. Alle Hoffnungen der moralischen Wiedergeburt Korsika's beruhen auf den Kindern. Ich habe nirgends so viel Frühreife, so viel Aufmerksamkeit, so viel Ernst und Wißbegierde gefunden. Mit dieser jungen Generation und mit einem solchen Lande muß Korsika eines der schönsten Departements Frankreichs werden. Es kömmt nur darauf an, guten Samen auszustreuen.

Die Frauen allein scheinen vom Fortschritt zum Besseren ausgeschlossen zu seyn. Ich habe keine Mädchenschule entdecken können, und erst seit einigen Jahren besteht eine Mädchen-Pension in Ajaccio, welche auch nur durch Zuschüsse aus der Departements-Kasse erhalten werden konnte. Ich weiß nicht, ob man das Korsische Volk wegen dieser Gleichgültigkeit für die Erziehung der Frauen, ich hätte fast gesagt, für die Frauenwürde, tadeln oder loben soll; aber mir ist nicht oft die Gunst zu Theil geworden, die Gattinnen, Schwestern und Töchter an der Tafel des Familienhauptes oder Herrn, wie es hier heißt, speisen zu sehen. Häufig begegnet man reitenden Männern, neben denen die Frauen barfuß mit dem Gepäck einherschreiten. Die Frauen heirathen hier sehr jung, und ihr bleiches und schwächliches Aussehen bezeugt die Leiden, welche sie schon früh zu dulden haben. Sie säugen ihre Kinder selbst, und das Verbrechen des Kindermordes ist sehr selten. Interessant und bemerkenswerth dürfte es vielleicht seyn, den ungeheuren Zahlenunterschied zwischen den von Männern und Frauen verübten Verbrechen zu beachten. In Korsika wird mehr gemordet als gestohlen, und die Frauen morden nicht. Da das häusliche Leben hier so gut wie ganz unbekannt ist, weil die Hausfrau die Verrichtungen einer Magd hat, so fehlt die nächste Veranlassung zu häuslichen Diebstählen. Die Zahl der Findelkinder ist ebenfalls nicht bedeutend. Die natürlichen Väter sind fast immer bekannt, und sie würden zu große Gefahr laufen, wenn sie sich weigerten, ihren Fehler wieder gut zu machen; daher kömmt dies selten vor. Wenn die Nachforschungen nach der Vaterschaft nicht verboten wären, würde ich der Akademie wohl sagen können, von welcher Menschenklasse man annimmt, daß sie die meisten Kinder in die Findelhäuser liefert: indeß ist dies ein Gegenstand von zu zarter Natur, als daß hier Vermuthungen erlaubt wären.

Renouard's Untersuchung des literarischen Eigenthums.

(Schluß.)

Alle Staaten treffen in einem Punkte zusammen, daß der Genuß des literarischen Eigenthums nur auf eine Reihe von Jahren zugestanden wird. Im Allgemeinen erstreckt sich dieser Genuß auf die Lebensdauer des Verfassers. In manchen Staaten, wie in Preußen und anderen Deutschen Ländern, erfordert diese Vergünstigung die Namens-Unterschrift des Verfassers und ist der Anonymität versagt.*) In keinem (!) ist das Privilegium, welches den Erben zugestanden wird, unter 14 Jahren und über 30. In Holland bewilligte ein im Jahre 1796 gegebenes und 1803 bestätigtes Gesetz das immerwährende Eigenthumsrecht den Erben des Verlegers, der um dasselbe eingekommen war. 1817 wurde es für aufgehoben erklärt. In Rußland ist das Werk, dessen der Verfasser sich nicht durch Verkauf oder Testament entäußert hat, für alle Fälle sein Eigenthum und darf ohne seine Einwilligung nicht zur Tilgung von Schulden requirirt werden. Selbst der Verkauf des Manuskripts beraubt ihn seines Eigenthumsrechtes nur auf fünf Jahre. Noch vor Ablauf dieses Termines kann er auf eigene Rechnung eine zweite Auflage besorgen, wenn er zwei Drittheile des empfangenen Honorars zurückerstattet oder die Gestalt des Buches so verändert, daß es für ein neues angesehen werden kann. In Summa sieht man, daß, wie verschieden auch das Endresultat derselben sey, die Anerkennung des literarischen Eigenthumsrechtes von keinem Staate geleugnet und selbst bei der Gestattung des Nachdruckes eine Art reservatio mentalis beobachtet wird, um dem Mißbrauch nicht Thür und Thor zu öffnen. Das Recht ist zu evident, als daß man allen Begriffen von Gesetzlichkeit zuwider handeln sollte. Wer aus der Uebereinstimmung, mit welcher hier alle Gesetzgebungen verfahren, den Schluß ziehen wollte, daß von einem Rechte des literarischen Eigenthums im eigentlichen Sinne nicht die Rede seyn könne: dem würden wir aus der Verlegenheit, welche sie offenbaren, ehe sie für diese Maßregel sich aussprechen, aus den Klauseln und Milderungen, mit welchen sie den Machtspruch beschönigen, aus der Zaghaftigkeit, mit welcher sie dieses Recht angreifen, den Beweis führen, daß die legislative Macht sehr wohl ihr Unrecht kennt, ihre Inkonsequenz fühlt und die Blöße, welche sie sich giebt, indem sie im Namen des Gesetzes Ungesetzliches verübt, so viel wie möglich dem Auge der Prüfung zu entziehen sucht. Uebrigens glauben wir schon im Vorhergehenden genügend gezeigt zu haben, wenigstens haben wir in dieser Absicht die Umstände, unter welchen vor Erfindung der Buchdruckerkunst die Verbreitung von Schöpfungen der Intelligenz stattfand, nähergewürdigt, — daß die Einwürfe, welche man gegen die gemeinsame Ueberlieferung des menschlichen Geschlechtes vorgebracht hat, mehr auf Schein als Wahrheit beruhen. So fanden wir z. B. bei dem Studium der Vergangenheit, daß dieses Recht niemals in Abrede gestellt, sondern durch die Ungunst der Verhältnisse nur immer bei Seite geschoben wurde, aber sich sofort geltend machte, sobald es festen Fuß fassen konnte. Das Theater lieferte den schlagendsten Beweis. Was aber die Geschichte dieses Rech-

*) Hier ist der Verf. schlecht unterrichtet. In Preußen, wie in allen übrigen Deutschen Ländern, wird das Verlagsrecht einer Schrift respektirt, ihr Verfasser mag sich genannt haben, oder nicht.

tes seit Erfindung der Buchdruckerkunst betrifft, so giebt es noch keine solche; denn obgleich dieselbe über 400 Jahre alt ist, so ist es doch erst im Entstehen begriffen, und die Gesetzgebung tappt noch in Versuchen umher. Sie selbst hat sich kaum von den Umwälzungen erholt, deren vorzüglichster Gegenstand sie war, und die Welt, noch zu sehr mit den neu gewordenen Thatsachen beschäftigt, hat nicht Zeit gehabt, die Gesetzgebung selbst auf rationellen und definitiven Grundlagen aufzuführen. Anstatt die Schwierigkeiten zu lösen, hat man sie bis jetzt lieber entzweigehauen, indem man den kürzesten Ausweg ergriff, die Entscheidung in die Willkür der Machthaber zu legen. So handelt es sich jetzt vor Allem darum, die Frage unter die Herrschaft des allgemeinen Rechtes zurückzuführen. Nur wenn dies die Tendenz Aller ist, kann man zu einer allgemeinen Uebereinstimmung gelangen; die Resultate, welche bisher erzielt worden, sind nur einzelne Steine zu dem großen Baue. Die widersprechenden Elemente, welche sie in sich tragen, legen Zeugniß gegen sie ab und lassen sie nicht als Autorität aufkommen. So ist die Erörterung von den widerstreitenden Thatsachen auf die Prinzipien zurückgewiesen, und diese sind als letzte und höchste Autorität festzuhalten.

Die allgemeinen Prinzipien vom Eigenthums-Recht des in der Gesellschaft lebenden Menschen sind von Herrn Renouard so gründlich behandelt, daß wir in dieser Beziehung nichts mehr hinzuzufügen haben. Ihre Anwendung auf das, was wir provisorisch literarisches Eigenthum nennen, bleibt uns noch übrig; doch müssen wir darüber zuerst den Verfasser hören. Jeder Schriftsteller hat das Recht, das Produkt seiner Thätigkeit zu benutzen, dies ist sonnenklar und läßt sich nicht wegdisputiren. Auch die Gesellschaft erwirbt durch die Veröffentlichung eines Werkes ein Recht zu dessen Benutzung. Durch diese Aussendung eines Gedankens hat der Autor seine förmliche Absicht, ihn mitzutheilen, angekündigt und darf ihn nicht wieder zurücknehmen, sobald er einmal in die Oeffentlichkeit gedrungen und der Intelligenz Anderer mitgetheilt ist. — Als Faktum mag dies gelten, aber dem Prinzipe nach ist es falsch. Wer ein Exemplar besitzt, ist dessen Herr, d. h. er kann damit anfangen, was er will, z. B. es vernichten. Wenn also der Verfasser ein Mittel besäße, aller in Umlauf gesetzten Exemplare seines Werkes, eines nach dem anderen, habhaft zu werden, so stände es ihm unbedenklich frei, sie zu vernichten, und welch' entschiedenes Recht die Gesellschaft hat, einen einmal erkannten Gedanken sich zu erhalten und zu benutzen, so hat sie ein nicht gleich unbestrittenes Recht auf die Benutzung des Buches, worin sie denselben gefunden. Das Werk, d. h. das Rüsthaus von Sprachformen, in welche seine Gedanken einzufassen es dem Schriftsteller gefallen hat, ist eine Sache, auf die Niemand andere Anrechte haben kann, als deren der Verfasser sich ausdrücklich begeben hat. — Aus der Coexistenz des schriftstellerischen und des öffentlichen Rechtes zieht Herr Renouard die Folge, daß ein Gesetz nur dann gut seyn werde, wenn es keines von beiden Rechten zu Gunsten des anderen beeinträchtige. Wir fragen aber, welches sind die Rechte des Schriftstellers? Darüber existiren gegenwärtig zwei Systeme, von denen das eine ihm immerwährendes Eigenthumsrecht, das andere nur ein temporäres zugesteht. Was ist Eigenthum, und ist sein Begriff anwendbar auf die Erzeugnisse der Intelligenz? Um diese Frage zu lösen, betrachtet Herr Renouard das Eigenthum in seinem Subjekt, welches der Mensch, und in seinem Objekt, welches die Sache ist. In Beziehung auf das Subjekt ist das erste und wesentliche Merkmal des Eigenthums die Allmacht des Besitzers über die Sache, die Unverletzlichkeit dieses ausschließlichen Rechtes, die Fortdauer des Rechtes bei Uebertragung der Sache auf einen Stellvertreter. Was die Dinge betrifft, welche das Objekt des Eigenthumsrechtes ausmachen, so zerfallen sie in aneigenbare und nicht aneigenbare. Im Interesse der Gesellschaft liegt es, daß alle aneigenbare Dinge auch wirklich angeeignet werden, weil ihr Reichthum und ihre Wohlfahrt davon abhängen. Ein Feld z. B., das keinen Eigenthümer hat, bleibt unbebaut. Hinwiederum liegt es im Interesse der Gesellschaft, daß nicht aneigenbare Dinge auch wirklich nicht angeeignet werden, d. h. daß ein Einzelner nicht mit ausschließlichem Rechte das usurpire, was seiner Natur nach nothwendig Allen gehört. Welcher von beiden Kategorieen sind die Erzeugnisse der Intelligenz beizuzählen? Die Definition des Herrn Renouard erklärt sie für eine Neuheit von Combinationen in den Resultaten des Gedankens. Ist dem wohl noch ein Zweifel, fügt er hinzu, daß es dieser seiner Grundbeschaffenheit wegen jede ausschließende Aneignung unmöglich mache? Wir aber sind der Ansicht, daß sich hierauf Mancherlei sagen lasse. Die Definition des Verfassers ist wahr, aber nur theilweise. Der beste Beweis dafür ist, daß die Konsequenz, welche daraus hervorgeht, sich nur auf einen Theil dessen anwenden läßt, was nothwendig ist, um ein Geisteswerk zu Stande zu bringen, nämlich auf den Gedanken. Es ist wahr, daß der Gedanke jeder ausschließlichen Aneignung unfähig ist; aber ist es nicht der Gedanke in einem Buche? in einem Buche, was in der Seele des Lesers zurückbleibt, wenn das Buch zugemacht ist? Wohl kann der Leser Alles bis auf den Inhalt und die Einkleidung der Gedanken, den eigenthümlichen Bau des Stils und der Perioden, die Ordnung und Aneinanderreihung der Sätze und Phrasen, dies Alles sich aneignen, so daß er es aus dem Gedächtniß herzusagen weiß, aber nicht in so weit aneignen, daß er es für sein Eigenthum ausgäbe, als wenn es durch sein secundaires Wissen aufgehört hätte, originelles Wissen, nämlich des Verfassers, zu seyn. Man kann es keinem Menschen verbieten, den ganzen Racine auswendig zu lernen, aber Jedem, der, weil er die Athalia am Schnürchen hersagen kann, sie dem Racine abzusprechen und sich zu vindiziren. Mithin muß hierbei doch etwas zu Grunde liegen, was der Verfasser sein Eigenthum nennt und Niemand ihm streitig zu machen sich einfallen läßt. Und doch ist der Gedanke, den Racine zum Gegenstand einer Bearbeitung wählte, Gemeingut, gehörte damals, wie er noch heute gehört, Jedem, der ihn in Konkurrenz mit dem Franzosen zum Gegenstand einer eigenthümlichen Bearbeitung wählen wollte. Aber seine Verse, das Gewand, welches er diesem Gedanken gegeben hat, gehören ihm einzig und allein für alle Zeiten. So bin ich unbestritten Herr über denselben Gedanken, den Herr Renouard in seinem Traktat über literarisches Eigenthum darstellen wollte. Ich kann diesen Gedanken in einem eigenen Werke auffassen, ihn nach meiner Manier entwickeln, erweitern, beschränken, mit einem Wort, ihn wie meine Sache behandeln. Aber, wenn ich mich unterfinge, dasselbe Verfahren wie Herr Renouard zu beobachten, wenn ich jeden Satz, jede logische Reihe von der ersten bis zur letzten abschriebe und in einem eigenen Werke unter meinem Namen publizirte, eine Reproduction, die der seinigen identisch wäre, ans Licht stellte, könnte der Betheiligte nicht eine Klage gegen mich erheben? Daß er es aber kann, hat seinen Grund darin, daß in seinem Werke sich etwas findet, was sein ausschließliches Eigenthum ist. Ist aber etwas darin sein ausschließliches Eigenthum, so hat es seinen Grund darin, daß es eines ausschließlichen Eigenthumsrechtes fähig ist. Die Sache aber, die sein Eigenthum ist, ist nicht der Gedanke des Buches — der Gedanke ist nicht aneigenbar — eben so wenig das Material, das zur Bereitung der Exemplare gedient hat — da das Delikt nicht in einer Entziehung von Exemplaren, sondern in einer Usurpation des Inhaltes besteht. Und dieser Punkt ist es einzig, auf welchen das Gesetz ein temporäres, die Vernunft ein immerwährendes Recht, das nichts Anderes ist, als sein Eigenthumsrecht, gründet. Ein Buch ist eine Reihe von Wörtern und Phrasen, die so gestellt oder geordnet sind, daß einer oder mehrere Gedanken daraus hervorgehen. Der Gedanke ist es, den der Autor ohne Rückhalt dem Publikum übergeben will; das Gerüst, das ihn trägt, ist es, was Eigenthum des Verfassers bleibt und das Niemand, selbst die Gesellschaft nicht, sich aneignen darf, da es urkundlich einen ersten Eigenthümer hat. Selbst in dem Falle, daß das Gerüst mehr Werth habe als der Gedanke, muß sich das Publikum mit seinem Antheile begnügen und dem Verfasser den seinigen lassen. Ist aber der Antheil des Autors eigenthumsfähig, so bleibt nur noch zu beweisen übrig, daß sein Eigenthumsrecht kein temporaires, sondern ein immerwährendes sey.

Ist dieses Recht einmal vorhanden, so wird es so lange existiren, als die Beziehungen, welche es an sein Objekt binden, vorhanden seyn werden. Soll ein Recht aufgehoben seyn, so gehört dazu, daß entweder sein Objekt vernichtet sey, oder daß es an Anspruchmachenden fehle. Diese beiden Fälle und einen dritten, wenn man Gewalt braucht, ausgenommen, bleibt das, was Eigenthum geworden, es für immer. Wer vermag nun zu sagen, welche Veränderung im Inhalte des Rechtes, in dem Subjekt oder Objekt eingetreten ist mit dem Anbruch jenes Tages, wo das Gesetz proklamirt, daß es erloschen sey? Warum erlischt es nach 15 Jahren und nicht lieber nach 14? in 28 und nicht in 29? in 30 und nicht in 31? in zehnhundert Jahren, wenn man will, und nicht in eilfhundert? Hat der Verfasser kein Recht an sein Werk, woher kommt es, daß das Gesetz ihm oder seinen Erben ein momentanes zuerkennt? Hat er es aber und findet es vom Gesetz Anerkennung, woher kommt es, daß es dieses Recht nicht nur nicht unterstützt, sondern sogar selbst opfert? Ist es ein reines Gnadengeschenk des Gesetzes, daß es solche Zugeständnisse dem Autor für die Dauer seines Lebens oder seinen Erben für 14, 25, 28, 30 Jahre macht? Dann fragen wir das Gesetz, das Keinem mehr zugesteht, als was ihm gebührt, warum es in Rücksicht auf diese Klasse von Produzenten sich großmüthiger als in Rücksicht auf alle andere zeigt? Warum macht es aus ihr eine Kaste von Privilegirten? Oder ist es umgekehrt wahr, daß der Staatsverband auf dem Grundsatz beruht, daß das Produkt der vom Staate erlaubten Thätigkeit unverletzbares Eigenthum des Urhebers ist? Warum verweigert dann dem Schriftsteller das Gesetz ein Recht, das es allen anderen Arbeitern gewährt? Warum macht es aus ihnen eine Kaste von Parias? Woher nimmt das Gesetz die Kühnheit, unter der Form von Gnaden-Konzession zu oktroyiren, was absolutes Recht ist, zu beschränken, was unbeschränkt, oder ein ephemeres und künstliches Daseyn zu geben dem, was kein eigenes hat? Dieses Alles ist reine Willkür und, was es noch unnatürlicher macht, Willkür des Gesetzes. Um seine ursprüngliche Würde zu erlangen, um aufzuhören, alle Begriffe von Ordnung, Gerechtigkeit und gesundem Staatsleben im Glauben der Völker zu verkehren, muß sich das Gesetz entschließen, dem Schriftsteller seine letzten Zugeständnisse zu entreißen oder ihn in sein volles und unantastbares Eigenthumsrecht wieder einzusetzen. Es muß dem, was kein Recht ist, aufhören, einen momentanen Schutz angedeihen zu lassen, oder dem Genugthuung verschaffen, was für alle Ewigkeit ein Recht bleibt, selbst wenn es bis dahin anderen Grundsätzen gehuldigt hätte. Für den, welcher die Leiter der Schlüsse vor- und rückwärts zurücklegt und logisch zu den Prinzipien aufsteigt, ist gar nicht die Frage zwischen temporärem und perpetuellem, sondern zwischen dem letzteren und Nichts.

Haben wir auch die Frage nach den Prinzipien nicht in ihrem

ganzen Umfange behandelt, so glauben wir wenigstens den Knoten gefunden und geschürzt zu haben. Es blieben demnach nur noch die Einwürfe übrig, welche man von der Durchführung der gewonnenen Wahrheit hernimmt. Zuerst spricht man von der Schwierigkeit, die es haben würde, nach einigen Generationen die Legitimation, Berathung, Zusammenberufung der zerstreuten zahlreichen Erben zu bewerkstelligen; von den unüberwindlichen Hindernissen, die für das Buch daraus hervorgehen würden, dessen Erscheinen das Publikum für nöthig oder nützlich findet. Die Antwort besteht in einem Worte: Expropriation oder Beraubung des Rechtes zum Besten der allgemeinen Wohlfahrt, nach vorangegangener Schadloshaltung. — Ein anderer Einwurf hebt die Vorzüge eines Buches hervor und die daraus erwachsenden Nachtheile, wenn ein einziger Verleger darüber zu disponiren hätte. Dieser Einwurf heißt übersetzt also: Je mehr ein Mensch seinem Lande gegeben hat, desto mehr hat es das Recht, ihm zu nehmen; ein je größerer Wohlthäter der Gesellschaft er geworden, desto gegründetere Ansprüche hat sie, ihn zu berauben. Der ausschließliche Besitz, sagt Herr Renouard ferner, sollte nur zugelassen werden, wenn Nothwendigkeit, Nützlichkeit, Gerechtigkeit dafür sprechen. Hier aber, fährt er fort, spricht keine Nothwendigkeit, weil das Privatinteresse nicht darüber zu wachen hat; keine Nützlichkeit, weil sein Werth dadurch nicht geschmälert wird, daß es Alle benutzen; es wäre ungerecht, weil jeder Mensch ein Recht hat auf das, was er ohne Schaden für die besonderen Rechte eines Anderen sich aneignen kann, und wenn ein Objekt von der Art ist, daß jedes Subjekt den vollen und ungeschmälerten Genuß desselben haben kann, ohne einem anderen Subjekt den vollen und ungeschmälerten Genuß zu entziehen, so verübt der, der es sich ausschließend aneignet, eine unerträgliche Usurpation. — „Was die Nothwendigkeit und Nützlichkeit anbelangt", wird man erwidern, „so ist es immer nothwendig und nützlich, ein Recht Recht seyn zu lassen, und leidet auch das Werk nicht durch die Usurpation des Publikums, so leidet das Recht, ja geht gänzlich zu Grunde. Dann aber ist es nicht bloß die Pflicht, sondern auch das Interesse Aller, daß das Recht des Einzelnen in voller Kraft erhalten werde. Was aber die Gerechtigkeit anbelangt, so steht in ihrem Kodex darauf nicht Recht, sondern Unrecht, wenn die Gesellschaft zum Nachtheil des Verfassers oder seiner Erben sich zum Eigenthümer eines Buches macht, indem sie dieselben um eine Geldeinnahme, eine der Früchte des Buches und im eminenten Sinn aneigenbares Objekt, bringt." — Doch in jedem anderen Falle mag die Erblichkeit hingehen; denn hier legt es der Fleiß und die Arbeit der Aeltern ganz besonders darauf an, „den Müßiggang der Kinder ohne Ziel und Ende zu begünstigen; hier geht man weiter, als das Eigenthum sichern; man gründet eine Aristokratie, baut auf dem Ruin des allgemeinen Rechts Ausnahmen und Gunstbezeugungen, welche dem Geiste unserer geselligen Verfassung zuwider sind." — Nein, das hieße gerade im Gegentheil den Schutz des allgemeinen Gesetzes auf Heloten ausdehnen, eine Ausnahme aufheben, welche eine intelligente Minorität unterdrückt. Jedenfalls müßte, wenn aus der unverletzlichen Ehrfurcht für die Rechte des Individuums nothwendig eine Aristokratie hervorgehen sollte, die Aristokratie etwas Gutes seyn, etwas Besseres, als Alles ohne sie seyn würde, und darum jagt uns dieser Einwand keine Furcht ein. Vielleicht könnte man noch mehr Einwürfe machen, allein wir lassen es dabei bewenden, da wir keinen Traktat schreiben, sondern nur, ungeachtet einer so völligen Meinungs-Verschiedenheit, auf die Wichtigkeit des Renouardschen Traktats aufmerksam machen wollten. Ein zweiter Band, den der Verfasser ankündigt, wird eine Uebersicht der legislativen Arbeiten enthalten, welche gegenwärtig in Frankreich, England und Deutschland die Gesetzgebung beschäftigen, und den Inhalt des neuen Französischen Gesetzes, wenn es noch vor Erscheinen des zweiten Bandes ausgegeben ist, oder, im Kontra-Falle, einen Gesetzes-Vorschlag des Herrn Renouard. (R. d. d. M.)

Afrika.

Die Neger in ihrer Heimat.

Den 21. November landeten wir in St. Louis; wir ankerten dicht an der Küste, da sonst keine andere Rhede da ist, vier Meilen ungefähr von der Mündung des Senegal, von dem das Land seinen Namen hat.

Am folgenden Tage bekam ich die Erlaubniß, in einer Schaluppe der Kolonie, welche die Gegenstände abholte, die wir bei uns hatten, nach der Stadt zu fahren. Die Schaluppe bewegte sich aber so langsam, daß wir uns entschlossen, zu Fuß zu gehen. Zum Führer durch den Sand und die Lagunen nahmen wir den Neger Grann, der ein Bischen Französisch stammelte. Ich kann mich nicht erinnern, daß ich jemals einen beschwerlicheren Weg gemacht hätte, selbst auf meiner Exkursion nach der Oase von Barca. Indeß kann ich nicht sagen, daß mich diese Leiden irgendwie verdrossen hätten; dafür wurde ich aller Eindrücke der Wüste theilhaftig. Nirgends war eine Spur von Schatten oder Vegetation. Das einzige belebte Wesen, das ich fand, war ein rachitisches Kameel, das unbeweglich dalag wie eine Art Tableau in dieser todten Natur. Und als der Abend kam, befand ich mich wie in einem unbeschreiblichen Medium; denn Himmel, Meer und Sand waren mit ihrem Horizont um mich herum immer dichter an einander gekommen und zuletzt ganz verschmolzen. Zur Linken hörte man den Ocean brüllen, und rechts mich der Fluß, leise rauschend, seine blitzenden Wogen im leichten Wehen des Abendhauchs. Nachdem die letzten Strahlenbrechungen der untergehenden Sonne, den Resten einer großen Feuersbrunst ähnlich, verschwunden waren, war keine Fernsicht mehr in der ganzen umgebenden Atmosphäre, die sich mit jenem dicken ungesunden Senegaldunst erfüllte, welcher Fieber und Tod mit bringt. Und dieses ganze eintönige Chaos war beherrscht und gewissermaßen dicht an die Erde gedrückt durch ein Firmament, so glänzend und prachtvoll, wie das der alten Tage, die in den heiligen Büchern beschrieben werden.

Mit jedem Schritt traten wir in Flugsand. Scheußliche Leguanen, die wir aufscheuchten, krochen durch unsere Beine, um ihre Löcher aufzusuchen. Wenn wir uns hinsetzten, kamen sie an uns heran, wie auf eine gute Beute; ein Europäer, der im Juli oder August diese Reise bei Tage versuchen wollte, würde unfehlbar von der Sonne zu Boden geworfen und ausgetrocknet und dann von diesen ungeheuren Krabben, die von todtem Fleisch leben, zerfressen werden.

Die Ermüdung durch den Flugsand ward zuletzt so arg, daß ich, trotz der Furcht vor den Kaimans, meine Schuhe auszog, um im Wasser weiter zu gehen, da der nasse Sand doch etwas fester ist. Nicht weit von einem Kirchhof ließ uns unser Führer, ein muselmännischer Joloff, der ein christlicher Sklave war, einen langen Umweg nach der Meeresküste machen, weil er Furcht hatte. Diese Todtenäcker sind auf offener Sandebene, ohne Einzäunung; jede Stelle, wo ein Körper liegt, ist durch hölzerne Stangen bezeichnet, woran die Gläubigen Leitern befestigt haben, damit die Seelen leichter in den Himmel klettern können. An die Stangen der Fischer pflegt man Netze anzuhängen. Doch der Harmadan oder Wüstenwind vernichtet rasch diese gebrechlichen Erinnerungs-Symbole der Neger, bei denen aber der Familiengeist überhaupt auch nicht länger dauert, da es ihnen an jeder Tradition fehlt.

Plötzlich gewahren wir eine Pirogue, d. h. einen langen ausgehöhlten Baumstamm, den die Brandung ans Gestade geschleudert hat. Aus diesem Baum krochen hochgewachsene Neger hervor, in denen unser Joloff, der in der Nacht sehen konnte, Bösewichte aus Gandioll, der Gegend auf der anderen Seite des Flusses, wiedererkannte, und da wir ohne Waffen waren, so hieß er uns auf plattem Bauch zwischen zwei Sandwellenhügel niederducken, während Jene den Todtenacker durchschritten.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Napoleon und Langlès. Als Napoleon nach Aegypten gehen wollte, war Langlès, der Conservateur des Manuscrits an der Bibliothek, einer der gelehrtesten Männer Frankreichs, unter den Literaten, die er aufforderte, ihn zu begleiten. Aber Langlès glaubte mehr politische als wissenschaftliche Absichten in dieser Expedition wahrzunehmen und weigerte sich also, als eifriger Republikaner, der Aufforderung des Generals zu folgen. „Nun, so befehle ich es Ihnen", sagte Bonaparte. — „Wie, befehlen!" antwortete der sonst so ruhige Langlès mit allem Stolze seiner Gelehrsamkeit. „Befehle nehme ich nur von der Regierung an. Und überhaupt, General, was wollen Sie eigentlich in Aegypten machen? Sie wollen Ihren Ruhm vermehren, aber ich habe bereits einen Europäischen Ruhm und bin damit zufrieden." Jetzt drang Bonaparte zwar nicht weiter in ihn, aber er grollte mit ihm noch lange Zeit, wenn er ihn auch öffentlich seinen Unmuth nicht empfinden ließ.

— Aristokratische Literatur. Seit einigen Jahren gehört es in England zur Mode, daß die vornehme Welt Beiträge zu den Taschenbüchern liefert, und ein Almanach ist um so fashionabler, je mehr Namen er aus bekannten adeligen Familien unter seinen Mitarbeitern zählt. Das Keepsake für 1830 bringt unter Anderem Gedichte und Novellen von der Marquisin von Londonderry, der Gräfin v. Blessington, Lady Nugent, Lady Charlotte St. Maur und Lady E. Stuart Wortley; ferner von dem Marquis von Granby, Lord Jocelyn, Lord Viscount Maidstone, Lord Nugent und mehreren Baronets. Englische Blätter gehen bei der Beurtheilung solcher vornehmen Schriftsteller von dem Grundsatze des Dr. Johnson aus, daß man sie mit großer Schonung behandeln müsse, denn sie hätten so viele äußere Veranlassungen, durch die sie vom Schreiben zurückgehalten würden, daß es zu bewundern sey, nicht sowohl wenn sie gut, als wenn sie überhaupt schreiben. Die Marquisin von Londonderry hat zu dem genannten Taschenbuch ein „Blatt aus einem in Rußland geführten Reise-Journal" geliefert. Es ist ein Blick auf Moskau, beschäftigt sich jedoch hauptsächlich mit einer Aufzählung der Plätze und Gebäude, so daß es den Besuchern des Lera'schen Panorama's ein guter Führer seyn würde. Als die beste Arbeit in dem Taschenbuche wird eine Erzählung von Lady Charlotte St. Maur betrachtet, die den Titel „Eve of Allhallows" führt.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 138. Berlin, Freitag den 16. November 1838.

Norwegen.

Ansichten von Norwegen.

Von X. Marmier.

I. Drontheim.

Hinter uns lagen die Gefilde von Vollan und Locknes mit den geräumigen und gutgebauten Pachthöfen, mit den Thälern, wo die Roggen-Aernöten in einigen Monaten reifen, und den Hügeln, über welche der Fluß sprudelnd dahinschäumt und sich dann zwischen Felsen verliert. Diese lachenden und malerischen Aussichten entschwanden uns allmälig, und wir sahen uns auf einen dürren und flachen Boden versetzt, durch welchen sich hier und da breite Sandstreifen wie ein Strand ohne anspülendes Wasser dahinzogen. In der Ferne sahen wir nur ein „Gaard" und einige bestellte Felder. Die Erde hatte eine graue Färbung, und um uns her schien Alles traurig und erstorben. Wir wußten, daß Drontheim in der Nähe war, und wendeten freudig unsere Blicke von der dürren Ebene ab, durch welche wir wandern mußten; wir hofften, am Horizont die Mauern Drontheims, das wir schon längst zu sehen wünschten, wahrnehmen zu können. Die durch das Thauwetter aufgeweichten und durch die Bauerwagen ausgehöhlten Wege setzten uns manche Schwierigkeiten entgegen und waren an gewissen Orten nicht ohne Gefahr zu passiren. Fast in jedem Augenblicke versank unser Wagen in die tiefen Fahrgeleise, und wenn wir uns nicht der Gefahr aussetzen wollten, unseren Wagen auf einer Straße, wo es weder einen Zimmermann noch einen Schmied gab, zu zerbrechen, mußten wir im Schritt fahren. Es war eilf Uhr Abends, als sich uns auf der Spitze des Steenberg ein schönes und ausgedehntes Panorama entrollte: es war der Meerbusen von Drontheim, der in nicht geringerer Breite als das offene Meer von einer langen Bergkette, die einem mit Zinnen versehenen Walle ähnlich sieht, umsäumt ist. Auf der durch den Meerbusen und den Nid gebildeten Halbinsel stehen die Häuser der alten nordischen Stadt dicht an einander gepreßt, gleichsam um sich gegenseitig gegen das Wüthen des Windes, den Anschlag der Wellen und den lastenden Druck des Schnees zu schützen. Es war eine der heiterklaren Nächte der Polar-Gegenden, in welchen der Himmel rein und gestirnt ist und der goldgeröthete Schein der Abendröthe nur auf Augenblicke die Sonne verdrängt. Ein sanfter silberfarbiger Lichtschein schwebte auf dem Spiegel des Sees, und der Fuß der Gebirge war schon blau angehaucht, während die letzten Strahlen der scheidenden Sonne noch auf den Gipfeln erglänzten. Ueber die Stadt war ein durchsichtiger Lichtschleier ausgebreitet, und der alte Dom trat in diesem Halbdunkel wie eine ferne Erinnerung hervor, die aus der Vergangenheit wieder auftaucht. Ueber dem Meerbusen war tiefe Stille gelagert; man vernahm nur das leise Anschlagen der Wellen. In der Stadt war Alles in tiefen Schlaf begraben, und wir schritten über die Plätze und durch die Straßen dahin, ohne einem lebenden Wesen zu begegnen, ohne ein Geräusch zu hören. Wenn mir die Wahl der Stunde, in welcher ich Drontheim beschauen wollte, überlassen worden wäre, hätte ich keine schönere und eindrucksvollere wählen können. In der nächtlichen Stille, in der dämmernden Beleuchtung erschien mir die alte Norwegische Königsstadt wie ein offenes Buch, das nur in der Stille und mit gesammeltem Gemüthe gelesen werden darf. Auf einer Seite las ich eine ruhmvolle Saga, auf einer anderen einen Skaldengesang; hier war eine Heiligenlegende, dort die Liebesgeschichte von Arel und Walburg zu lesen. So schritt ich aus einer Straße in die andere und fand überall ein Glied der langen Kette der Vergangenheit. Dann vergaß ich die lange Reihe der vorübergerauschten Jahre und glaubte auf den Wellen Vikingr's Barke dahinfahren zu sehen und im Kloster von Munkholm den Morgengesang der Mönche zu hören. Der Anblick der Magazine längs des Meerbusens machte meinen Träumen ein Ende; die poetische Stadt der Sage verschwand, und es blieb nur die Handelsstadt zurück.

Drontheims Gründung fällt in eine der merkwürdigsten Epochen der Norwegischen Geschichte, in die Zeit, in welcher das Heidenthum seinem Sturze nahe war, als der Jarl Hakon mit den Göttern, die er angebetet hatte, fiel und sein mannhafter Gegner Olaf Tryggvason die von seinem Ahnen Harald Haarfager erkämpfte Königswürde wieder in Besitz nahm, um auf dem blutigen Opfersteine das Kreuz als Zeichen des Friedens aufzupflanzen. Schon jung hatte er das Ungemach der Verbannung und die Gefahren eines abenteuerlichen Lebens kennen gelernt. Um die Krone zu erringen, mußte er das gewichtige Schwert des Vikingr's schwingen. Als er die verschiedenen Parteien, welche ihm entgegenstanden, unterworfen hatte, errichtete er seinen Königssitz am Ausflusse des Nid im Jahre 997. Dreißig Jahre später erbaute ein anderer König neben der Königswohnung eine Kirche, und die Kirche begünstigte das Aufblühen der Stadt.

Das Christenthum, welches in Olaf einen kräftigen und auch grausamen Beschützer gefunden, machte dennoch nur langsame Fortschritte, und unter der Regierung der beiden folgenden Fürsten kam das Heidenthum wieder empor. Indeß erschien später ein Mann, der das mit der Ueberredung begonnene Werk der Bekehrung mit der Schärfe des Schwertes durchsetzte; dies war Olaf II. An der Spitze von dreihundert Kriegern durchzog er das Land, zerschmetterte die Bilder Thor's und Odin's und nahm die Güter der Aufsässigen in Beschlag. Diese Bekehrungsweise entfremdete ihm die Gemüther seiner Unterthanen, und Kanut der Große unterstützte ihre Empörung. Olaf wurde in mehreren Treffen geschlagen und genöthigt, zuerst nach Schweden, dann nach Rußland zu fliehen. Unterdeß hielt Kanut seinen Einzug in Drontheim mit einem Gefolge von 1400 Schiffen, wenn man anders den Chroniken glauben will. In seinem Glaubenseifer wollte Olaf zuerst Mönch werden oder nach Jerusalem pilgern, aber eines Nachts erschien ihm sein Vorfahre Olaf Tryggvason und rieth ihm, nach Norwegen zurückzukehren. Er landete mit viertausend Mann, wurde aber in der Ebene von Stiklirstad von zehntausend Bauern angegriffen. Er unterlag nach einem hartnäckigen Kampfe, in dem er selbst getödtet wurde. Nach seinem Tode wurde dieser Fürst, den die Norweger während seines Lebens verjagt hatten, ein Heiliger und Wunderthäter. Sein Körper war von einem seiner Anhänger an der Stelle, wo jetzt eine Kapelle des Domes steht, beerdigt worden. Ein Jahr nach seiner Beerdigung grub man ihn wieder aus, und es war nicht nur mit seinem Körper nicht die geringste Veränderung vorgegangen, sondern auch seine Nägel und sein Bart waren gewachsen, als wenn er noch lebte, und aus seiner Ruhestelle sprudelte eine Quelle hervor, die alle Kranken heilte. Sein Todestag wurde ein Festtag für Norwegen und manche andere Gegenden, und das Volk, welches ihn vertrieben, flehte ihn an und segnete sein Andenken. Die Legende des heiligen Olaf, welche die Mönche verbreiteten und die Bauern glaubten, lief von Berg zu Berg, von Familie zu Familie. Noch heute lebt sie in allen Gegenden Norwegens fort, und es giebt kein altes Weib, das nicht einen Abschnitt derselben zu erzählen wüßte, kein Schulkind, welches nicht den Namen des heiligen Olaf lernte. Hier zeigt man den dürren Fels, aus welchem er, wie Moses, eine Quelle lebendigen Wassers hervorsprudeln ließ; dort bahnte er sich einen Weg durch einen Bergwall, und weiterhin sieht man die versteinerten Gestalten der Zauberer. In einiger Entfernung von Drivstuen, auf dem Wege nach Riisa, bemerkt man rechts am Saume des Weges eine Menge zugespitzter Felsblöcke, welche zu einer Art Terrasse aufsteigen, die sich über hundert Fuß vom Boden erhebt. Als ich eines Tages hier vorüberging, sagte mein Führer zu mir: „Sehen Sie, dort ist der Fels, von welchem sich der heilige Olaf herabstürzte, um den Verfolgungen des Teufels zu entgehen; der Einschnitt, den Sie dort bemerken, ist die Spur des Hufes seines Pferdes." Im Romsdal zeigt man auf einem Felsgipfel eine Oeffnung, welche der Rolandsspalte in den Pyrenäen ähnlich sieht, und die Bauern erzählen, der heilige Roland habe diesen Fels mit seinem Schwerte gespalten.

An der Stelle, wo der Leib des heiligen Olaf begraben worden war, ließ sein Sohn und Nachfolger Magnus eine hölzerne Kapelle erbauen, an deren Stelle im Jahre 1077 eine steinerne Kirche trat. Zwanzig Jahre später erbaute Harald Haardraade eine andere Kirche fast an derselben Stelle. Hierdurch wurde eine große Anzahl Pilger herbeigezogen, welche in der Kirche des heiligen Olaf niederknieten und derselben reiche Gaben darbrachten. An den Ufern des Nid, wo man früher nur das Geschrei der Matrosen und die Kriegsgesänge der Seeräuber gehört hatte, erschallten jetzt Kirchenlieder und

Gebete, und die Stadt, die nur der Sitz eines Fürsten und ein Heerlager gewesen war, wurde die Metropole des Evangeliums, der Hauptwall des Christenthums in diesen Gegenden. Im Jahre 1030 findet man hier schon einen Bischof, und im Jahre 1132 wurde der Bischof zum Erzbischof, Primas von Norwegen und Legaten des Papstes ernannt.

(Schluß folgt.)

Afrika.

Die Neger in ihrer Heimat.

(Schluß.)

Endlich erreichten wir Guétendart, die gegenüber der Insel liegt, auf welcher St. Louis steht, dessen Lichter wir schon sahen. Die Häuser der Stadt sehen durchaus schlechten Bienenstöcken ähnlich; es ist dieselbe Form und dasselbe Material. Im Innern sahen wir hier und da Feuer, die man ohne alle Vorsicht unbewacht ließ. Daher ist auch diese ganze Masse von Jolovischen Wohnungen oft sammt und sonders in Rauch aufgegangen. Ueberall wimmelte es da von Myriaden Tourlourous, die ein krazendes Geräusch machten, wie große Spinnen auf Pergament. Hier und da gewahrten wir in den verglimmenden Aschenhaufen Wesen, die sich wie schmutzige Bestien herumwälzten. Ich habe von dieser Nacht ganz absonderliche und unverwischbare Eindrücke bewahrt.

Endlich kommen zwei Schwarze zu uns, um ihren Dienst anzubieten. Sie verlangen eine Summe, die wir ohne Zögern bewilligen. Dies ermuthigt sie, die Summe zu verdreifachen; auch dies ward bewilligt. Als sie aber nun noch ihre Forderungen höher steigern wollten, so erklärte ich ihnen, daß ich mit der Pirogue abfahren und Grann zum Ruderer nehmen würde, worauf die Elenden sich entschlossen.

Man muß sich in diesen Kähnen unbeweglich halten; bei der geringsten Bewegung schlagen sie um. Wir waren Vier, das war zu viel; auch wären wir bald in der Mitte des Flusses umgeschlagen. Wir landen und werden sofort in das Hotel der Frau Bachet geführt, die auf der „Méduse" mit Schiffbruch gelitten. Die Stadt Saint-Louis bedeckt die Insel gleiches Namens, die an drei Meilen lang und eine halbe Meile breit ist. Sehenswerthe Gebäude sind nur vier: die Regierung, die Kaserne, das Hospital und die Kirche. Die Häuser haben eine Platform und glänzen von Kalk. Einige Goeletten unter Fähnrichen und ein Dampfboot, das einen Schiffs-Lieutenant zum Capitain hat, liegen im Hafen. Wenn der Gummi-, Goldstaub- und Elfenbeinhandel im Gange ist, stationiren die Goeletten im Fluß, um die Negozianten zu schützen; das Dampfboot hat die Aufsicht über sie, und außerdem geht es jährlich einmal nach Galam. Der Schiffs-Lieutenant hat hier einen sehr wichtigen Dienst; von ihm hängt das Gedeihen des Handels ab, der seit Marceau, Edouard Bouet und Simon bedeutende Ausdehnung gewonnen hat.

Zum Unglück wird der Eifer unserer Offiziere durch die Krankheit sehr gelähmt. Es sterben gewöhnlich in der Regenzeit ein Drittel der Einwohner am gelben Fieber oder an der Dysenterie. Das schreckliche Unglück, das hierdurch entsteht, hat schon zu großen Aufopferungen Anlaß gegeben, die nur leider die Phantasie der egoistischen Europäer so wenig ansprechen. Auch diese Gefahren werden im Dienste des Vaterlandes bestanden, und doch wie groß ist der Unterschied, wenn man von Jemanden sagt: Er ist auf dem Felde der Ehre gefallen! oder: Das Fieber hat ihn weggerafft! Aber gerade diese Aufopferung des Lebens ist hier bei einem Franzosen noch viel edler, eben weil es ein Tod ist, den kein Ruhm begleitet.

Man muß einige Stunden oberhalb St. Louis hinaufgehen, um die Löwen, die Tiger, die Hyänen und noch weiter die Elephanten zu treffen. Affen aber giebt es in geringer Entfernung in großer Menge. Man kann sie leicht tödten. Es ist dies auf dem linken Ufer, das mit jungen Wäldern bedeckt ist und von Negern bewohnt wird; denn rechts ist die Saharawüste.

Wir geben hier eine Uebersicht der Völkerschaften und ihrer Häupter von der Mündung des Senegal bis zum Karta, da ich diese Details für ganz unbekannt halte. Die Araberstämme auf dem rechten Ufer sind: die Darmankours unter Shems, die Trarzas unter Mandel-Habib oder Mehemet-el-Habib, die Bracknas unter Amedu. Die Königreiche und Stämme der Neger oder Joloffs auf dem linken Ufer sind folgende: Cayor unter D'Hammel; die Halbinsel des grünen Kaps hat sich davon losgemacht und zu dem Wahlreich Dacar gebildet, dessen gegenwärtiger Beherrscher El' Iman ist; Oualo unter der Königin Gimbot, die keine Kinder von ihrem Manne hat, aber einen Sohn von Mandel-Habib, welcher aber nicht König werden kann, weil in Oualo nur die Frauen zur Regierung kommen; Futah unter dem Groß-Almamy; Futah Donald unter El' Iman Donald; Futah-Toro unter Lamp-Toro, welcher das Militair-Oberhaupt der Futah-Conföderation ist; Galam unter Tunka, welcher der Chef des Ganzen ist, das aus zwei Theilen besteht, von denen der eine im Westen der Fanela liegt und von Samba-Cumba, der andere im Osten der Fanela liegt und von Samba-Jassim, dem Bruder und Feind des Ersteren, beherrscht wird; endlich das Reich Karta, das von Bambara regiert wird und die Stämme der Bambara's und Pull's in sich begreift. Die Farbe der Pull's ist eigenthümlich: sie sind kupfrige Neger, und ihre Intelligenz steht weit über der der anderen Joloffs. Joloff überhaupt heißt: schwarzer Mensch.

Das Erbrecht ist in allen Ländern der Joloffs auf weiblicher Seite, indem die Eingebornen behaupten, die Verwandschaft sey so viel sicherer. Die Religion der Araber und Neger ist die muhammedanische, aber fast ganz umgewandelt und von den sonderbarsten Superstitionen überladen. — Gaétendart gehört den Franzosen oder vielmehr Niemanden: die Franzosen ernennen nur das Oberhaupt. Um zurückzukehren, fuhren wir den Senegal hinab, mit dem Wind hinter uns, und ich konnte mir ganz bequem das linke Ufer ansehen, welches zum Königreich D'Hammel's gehört. An dieser Stelle sieht man nichts als Sümpfe und Lagunen voller Schlangen; Schatten bieten nur einige zerstreute Kokosbäume. Wir nahmen am Stationnaire einen Lootsen und die Nahrung für unsere Ruderer, die sogleich mit einer Art Grunzen zusammentraten, welches von ihren Beifallsgrimassen begleitet war, einem stillen Lachen mit weit aufgesperrtem Munde, ganz so wie's Langmesser in den Mohikanern macht.

Endlich erreichten wir unser Schiff wieder, wo ich meinen Hamak aufsuche, um meine Strapazen zu vergessen, und den 4. Dezember segelten wir nach der Rhede von Gorée, wohin auch der „Hercule" mit dem Prinzen von Joinville gefahren war. Gorée ist durch nichts als seine Fegererde bekannt, von der abgesetzt nichts mehr zu nehmen erlaubt ist, weil die Insel dadurch kleiner wird; dies giebt zugleich einen Begriff von der Größe derselben. Indeß könnte man sie zu einem unbezwinglichen Punkt machen, wobei gerade ihre Kleinheit ein Vortheil seyn würde. Sie wird von einem verfallenen Fort beherrscht, mit dessen Wiederherstellung eben ein Ingenieur-Capitain beschäftigt war. Wir besuchten den Garten, den der berühmte Chevalier de Boufflers, als er Gouverneur von Senegambien war, mit Kulturerde vom Festland anlegte, so wie auch das Haus der Madame Pépin, mit der er sich à la Signare verheirathet hatte. Ländlich, sittlich. Die Ehen à la Signare sind folgender Art: Man schließt einen Handel mit den Aeltern derjenigen, die man heimführen will, und ist der Handel abgemacht, so ist man Herr der Frau. Etwas Geschriebenes oder Gesetzliches giebt es da nicht. Man kann sich in Frankreich vermählen, das Land verlassen und wieder zurückkehren, und die Signare, d. h. die Farbige, bleibt einem immer treu; sonst würde man das Recht haben, sie fortzuschicken, indem man ihr alle ihre Geschenke nimmt; selbst ihre Verwandten helfen einem in solchem Fall zur Wiederlangung derselben, und das Weib hat ihre Ehre verloren. Sobald sie aber ohne eigene Schuld von dem Gatten verabschiedet wird, kann sie sich wieder verheirathen und behält sämmtliche Geschenke. Hier hätten die Simonisten ihre tugendhafte Freifrau suchen sollen, doch ein Uebelstand ist noch da. Eine solche Frau trägt den Namen ihres Gatten eben so wie ihre Kinder, die ihn für immer behalten, mögen die Aeltern getrennt seyn oder nicht, was für Einen, der zu Hause eine andere Familie hat, nicht ohne Nachtheil ist.

Das Hochzeitsmahl ist kostspielig genug; da müssen sogenannte Dichter bezahlt werden, welche das Lob der Eheleute singen, und den Negern, die sich unter den Fenstern versammeln, Spenden ausgetheilt werden. Am Ende des Mahls zirkulirt eine Kalebasse voll Wein, die man zerbricht, sobald sie ausgeleert ist, worauf die Ausrufer in der ganzen Stadt bekannt machen: Der Herr Tubab (der Weiße) hat so eben mit dem Fräulein N., der Signare, die Kalebasse zerbrochen. Die, welche die ganze Ceremonie gesehen haben, wissen, daß ich hier gewisse Details weggelassen, deren Beschreibung nach unseren Sitten verpönt ist.

Ich machte auch eine Exkursion in das Königreich Cayor, dessen Chef funfzehn Meilen weit im Innern wohnt und unter Strafe plötzlichen Todes weder das Meer noch einen Weißen sehen darf. Ich glaube, die muhammedanischen Priester werden diesen Wahn zu unterhalten wissen: an Giften fehlt es nicht. Dieses Land mit seinen schlanken Kokosbäumen, seinen ungestalteten Baobals, vegetabilischen Ungeheuern, die gegen die anderen Bäume das sind, was der Elephant gegen die anderen Thiere, seinen unbekannten Blumen, seinen mit enormen Schmetterlingen bedeckten Sträuchern, seinen Vögeln von so mannigfaltigem Gefieder und Gesang und seinen schwarzen, nackten Bewohnern schien mir einem ungeheuren Jardin des Plantes zu gleichen, in welchem der Waldmensch die Herrschaft hat.

Und die Sonne drehte sich oben in einem endlosen Raume, denn mein Auge war hier nicht, wie bei uns, durch das gehemmt, was man gewöhnlich Himmel nennt. Von meinen Genossen getrennt, hatte ich mich einsam unter einen Baobab gesetzt. Ein beturbanter Neger tritt stolz auf mich zu, droht mir mit seinem Dolch und verlangt Geld von mir, weil, wie er sagte, der Schatten des Baumes ihm gehöre. Ich antwortete ihm, der Baum gehöre der Wüste, und die Wüste beschaue den Tubab so gut wie den Joloff. Seine Insolenz ward so gefährlich, daß ich mich genöthigt sah, ihm zu zeigen, wie mein Stock, den er für einen unschuldigen Bambu nahm, einen Degen enthielt. Sofort entfloh er; wäre ich aber ohne Waffen gewesen, so hätte er mich ganz gewiß gebrandschatzt oder ausgeplündert.

Wo hatte Mungo Park seine Afrikanische Gastfreundschaft gesucht, als die Negerinnen ihm sangen: „Der arme Weiße hat sich unter unseren Baum niedergesetzt; beklagen wir den armen Weißen, er hat keine Mutter ꝛc."

Ich begab mich an die Meeresküste, um die Schaluppe aufzusuchen, die im Dorfe Hann war, und indem ich durch das Dorf Charrouil wanderte, gab ich einem kleinen Negerchen meine Kleider zu tragen und begann im Wasser längs des Ufers zu gehen. Man hatte mir gesagt, daß dieser Golf voll Haifischen ist; ich

kann es jetzt aus Erfahrung versichern, denn ich habe mehrere gesehen, und unter anderen einen, der mir so nahe kam, daß mein Führer einen lauten Schrei ausstieß und, die Kleider fallen lassend, entfloh; ich beschloß, allein auf dem feuchten Sande weiter zu gehen. Ich besuchte das Dorf und den Garten des Herrn Baudin, wo ich mich ausruhte, indem ich Palmwein und Kokosmilch trank; dann kehrten wir wieder an Bord zurück.

Am anderen Morgen war ich noch an der Festlandsküste im Königreich Dacar; um 3½ Uhr begegnete ich dem König El' Iman, der seinen Palast verließ und mich mit der schmeichelhaftesten Leutseligkeit vor die Moschee führte, um zu sehen, wie man der aufgehenden Sonne den Salam mache. Palast oder Moschee, beide sind nichts als Bienenstöcke, nur etwas größer als die anderen.

Der frühere Barum oder König war Moctar, den die Franzosen absetzen ließen, weil er durchaus Tribut oder Zölle für das Wasser verlangte, das man bei dem Garten Baudin von Gorée holt, wo die Quellen und Cisternen das Bedürfniß nicht befriedigen. Dieser Absetzungsgrund kann einen Begriff geben von der Macht der Joloffischen Souveraine. Moctar holt sich jede Woche von dem Kommandanten eine Matrosen-Ration, die wir ihm, wie er sagt, als Tribut schuldig sind. Erkennt man diese unschuldigen Ansprüche mit Geduld an, so erhält man sonst von ihm, was man will.

Moctar ist erst seit kurzem todt, denn er hat nach seiner Entthronung noch eine Zeit lang gelebt. Er war der erste Barum von Dacar, der sich am Ende des vorigen Jahrhunderts empörte gegen den despotischen König von Cayor, dem er unterworfen war und vor dem er sich durch eine Mauer geschützt hat, zu deren Vertheidigung sämmtliche Einwohner herbeiströmen, sobald der König D'Hammel eine feindliche Demonstration macht. Die Dakarianer haben sich so zu einem unabhängigen Wahlkönigreich isolirt. Ich habe bei ihnen statt aller Artillerie eine alte demontirte Kanone gesehen; doch können sie noch immer Anwendung davon machen, da sie weder vernagelt noch zerbrochen ist.

El' Iman ist zugleich das Religions-Haupt. Er ist ungefähr 35 Jahr alt, mager, von hohem Wuchs und weiß gekleidet nach Türkischer Sitte, was die eigenthümlichste Wirkung macht. Er ließ mich mit seinem Schwestersohn, dem Prinzen Gugingenn, bekannt machen, einem lustigen Gesellen von 5 Fuß 10 Zoll; in einem anderen Dorf sah ich den Prinzen wieder als Verkäufer von ausgestopften Vögeln, der uns zu Schiff besuchte und uns auch Kürbisse und Eier verkaufte. Er vermiethete mir für drei Franken ein treffliches Pferd, auf welchem ich nach der Spitze des grünen Vorgebirges ritt, um eine berühmte Höhle zu besuchen, die aber, wie ich versichern kann, gar nicht existirt.

Bei meiner Rückkehr wurde ich von Sängern überlärmt, welche theils mein Lob besangen, theils auf dem Tamtam spielten, einem hohlen Baumstamm, der mit einer Art Trommelhaut überzogen ist. Es sind dies die Parias der Joloffs: sie ziehen in die Schlachten mit, gehen jedesmal zum Sieger über, da sie nur Lob singen können, und sind immer diejenigen, welche die meisten Grausamkeiten begehen. Sie theilen sich in zwei gesonderte Raçen, die Sänger und die Tamtamspieler. Nichts ist ungeschickter, indezenter und gemeiner als die Tänze dieser Eingebornen.

Ich blieb eine Zeit lang mit Gugingenn zusammen, der mich endlich auf meine Pirogue zurückführte, indem wir vor einem einzelnen schmucklosen Hügel vorübergingen, der, wie er versicherte, das Grabmal eines Königs (vielleicht Moctar's) wäre, und vor einem Kreuz, auf dem der Name Sophie La Porte steht, die im Jahre 1831 starb.

Schilderungen von Monumenten kann ich nicht liefern; von Tombuktu selbst, das man für eine Wunderstadt hielt, so lange es nicht bekannt war, fand es sich, daß es nur ein Haufen von Hütten war, etwas größer als die übrigen.

Alle Raçen, alle Völker haben eine Zeit der Größe gehabt. Die Ruinen von Culhuacan, die Herr Jomard das Amerikanische Theben nennt, bei dem Dorf Palanqué im Staat Chiapa, die bis auf unsere Tage unbekannt geblieben sind, in undurchdringliche Wälder begraben, beweisen jetzt durch ihre Befestigungen, ihre Tempel, Säulen und Pyramiden, daß auch Westindien einmal ein reiches Leben von Kunst und Ruhm hatte. Bei den Negern allein ist keine Tradition, keine Kunstruine zu finden, die von dem kleinsten Civilisationsstreben Zeugniß ablegen könnte.

A. v. Caligni. (L'Europe.)

Italien.

Padua und seine Universität.

Von Adriano Balbi.

Nur wenig entfernt vom Adriatischen Meere erhebt sich Padua inmitten einer fruchtbaren, bevölkerten Ebene. Die Flüsse Brenta und Bacchiglione, die zahlreichen Kanäle und die trefflichen Landstraßen, welche diese Ebene durchziehen, begünstigen den Verkehr mit Venedig und mit dem Festlande. Im Osten hat der Boden eine sanfte Abdachung gegen das Meer, an dessen Küsten er zu rohrbewachsenem Sumpfe wird; im Westen erhebt er sich und bildet die Euganeischen Hügel, mit ihren Heilquellen und freundlichen Thälern, in deren kühlendem Schatten Petrarca am Abend seines Lebens Ruhe und ein Grab fand.

Wir wollen hier nicht untersuchen, wie es im höchsten Alterthume mit Padua gestanden habe: es genügt uns, anzudeuten, daß die Stadt schon ansehnlich war, als die Römer sie unterjochten. Im Jahre 87 vor Chr. wurde sie Römische Kolonie, und ihre vortheilhafte Lage begünstigte während der Kaiserherrschaft ihren zunehmenden Flor. Nachdem Padua im fünften Jahrhunderte durch die nordischen Einwanderer zweimal zerstört worden war, suchten ihre Bewohner ein Asyl in den benachbarten Lagunen, wo sie, im Vereine mit Flüchtlingen aus anderen Gegenden Italiens, jene berühmte Inselstadt gründeten, die eine lange Periode hindurch das Mittelmeer beherrschte. Zweimal aus ihrer Asche erstanden, theilte die Stadt Padua in den Zeiten der Lombardischen und Fränkischen Herrschaft das Schicksal der übrigen Städte Italiens. Um die Mitte des elften Jahrhunderts regierte sie sich nach eigenen Gesetzen. Ihre günstige Lage und die Betriebsamkeit der Bürger förderten den Wohlstand Padua's in solchem Grade, daß die Stadt im zwölften Jahrhundert den ersten Impuls zur Italiänischen Ligue gab und in eine Republik sich verwandelte. Der Guelfischen Partei ergeben, gelangten die Paduaner nach dem Kostnitzer Frieden zu großer Macht; sie nahmen das Kastell Este mit Sturm und zwangen den Marchese, Bürger von Padua zu werden. Der Patriarch von Aquileja, die Bischöfe von Feltre, Belluno und Trento und viele andere Lehenträger zahlten ihnen Tribut; und Vicenza, Rovigo, Lendinara und la Badia befanden sich unter ihrer Herrschaft. Mitten in diesem Glücke kam die Stadt durch innere Zwietracht unter die Herrschaft des wilden Ezzelino da Romano. Sie erlangte ihre Freiheit wieder, aber neue bürgerliche Unruhen brachten sie (1318) in die Gewalt der Carraresen, die so lange Meister von Padua blieben, bis es (1406) durch Eroberung den Venetianern zufiel. Während der Ligue von Cambray wurde Padua eine Zeit lang im Namen des Kaisers regiert; aber die Venetianer nahmen die Stadt wieder und behaupteten sie (1509) gegen ein Belagerungs-Heer von 100,000 Mann. Von der Zeit an theilte sie Venedigs Schicksale.

In seiner mittelalterlichen Blüthezeit war Padua ungleich bevölkerter, als heutzutage; und im hohen Alterthum müßte die Zahl seiner Bewohner sogar weit über eine halbe Million betragen haben, wenn Strabo's Angabe, daß die Stadt dem von Brennus belagerten Rom 500 Reiter und 120,000 Fußgänger zu Hülfe geschickt habe, nicht offenbar irrig wäre. Schon das lächerliche Mißverhältniß zwischen Infanterie und Kavallerie macht es sehr wahrscheinlich, daß irgend ein gedankenloser Abschreiber 120,000 für 20,000 geschrieben hat, und halten wir an der letzteren Zahl fest, so läßt sich die Bevölkerung des alten Patavium danach auf ungefähr 150,000 Seelen anschlagen. Als die Paduaner im Jahre 1312 zur Wiedereroberung von Vicenza sich anschickten, mußte jede Familie der Stadt einen Mann zur Armee liefern. Der Historiker Portenari, dem wir diese Notiz verdanken, bemerkt zugleich, das Heer sey aus 700 reichen und mächtigen Edelleuten, 1200 leichten Reitern, 5400 Fußgängern und 600 Schildknappen gebildet gewesen — was eine Total-Summe von 7900 Streitern giebt. Die Familien mußten damals mehr Individuen zählen, als heutiges Tages, weil die Sitten weniger ungebunden waren, das häusliche Leben höher geachtet wurde und nur wenige Individuen unverheirathet blieben. Hierauf gestützt, dürfen wir dreist annehmen, daß jede Familie im Durchschnitt acht Personen zählte. Multiplizirt man nun die gegebene Zahl von 7900 Bewaffneten mit diesem Koefizienten, so erhält man schon 63,200 Seelen, ungerechnet die nicht ansässige oder schwankende Bevölkerung, welche damals sehr ansehnlich seyn mußte. Wer also die Gesammtzahl der Bewohner Padua's im Jahre 1312 auf 70,000 Personen anschlüge, der würde, unseres Erachtens, so ziemlich das Rechte treffen. Wir kommen beinahe auf dasselbe Ergebniß, wenn wir die Bevölkerung Padua's im Jahre 1320 nach einem anderen Dokumente ermessen. Als Can-Grande — so wird uns berichtet — an der Spitze eines zahlreichen Haufens verwiesener Paduaner gegen die Stadt vorrückte, ließ Carrara, der Gebieter von Padua, alle Familien registriren, um die Zahl der waffenfähigen Mannschaft zu erfahren. Dieser Census ergab 11,131 streitbare Bürger. Erwägt man nun, daß, nach Abzug der Frauen, der Kinder, der Greise, der Geistlichen und der Kranken, die waffenfähige Mannschaft nur ungefähr ein Sechstheil des Ganzen betragen könnte, so ergiebt sich hieraus eine Gesammt-Bevölkerung von 66,786 seßhaften Individuen. Von jener Epoche an blieb die Bevölkerung von Padua stationair, oder sie verminderte sich aus verschiedenen Ursachen, die wir nicht zu erwähnen brauchen. Im Jahre 1791 scheint Padua nur ungefähr 38,000 Bewohner gezählt zu haben. Nach dem Sturze der Venetianischen Herrschaft erhielt die Bevölkerung einen bedeutenden Zuwachs durch viele Emigranten aus Venedig, und seitdem hat sie wieder in solchem Grade zugenommen, daß man im Jahre 1837 volle 55,000 Seelen zählte.

Padua hat viele bewundernswürdige architektonische Denkmäler und treffliche Institute aus alter und neuer Zeit, von denen die letzteren zur Genüge darthun, daß der echt patriotische Sinn noch nicht von seinen Bewohnern gewichen ist. Wir erwähnen nur im Vorbeigehen den Palast della Ragione, auch il Salone genannt, welcher um die Mitte des 12ten Jahrhunderts erbaut worden und dessen oberer Stock, mit dem großartigen Dache und den herrlichen Fresko-Gemälden Giotto's, vielleicht der größte Saal in Europa ist — die Kirche San Antonio, ein Gebäude aus dem 13ten Jahrhundert, deren Kapelle an Pracht und kostbarer Ausstattung wenige ihres Gleichen hat — das Bürger-Spital — das bischöfliche Seminar, berühmt wegen seiner Buchdruckerei und wegen der ausgezeichneten Gelehrten, die es gebildet.

Aber unter allen Gegenständen, die ein Fremder in Padua bewundert, giebt uns keiner ein lebhafteres Bild von Vergangenheit und Gegenwart, als seine ehrwürdige Universität, die eine lange Periode hindurch gleichsam die Metropole der Europäischen Intelligenz war. Seit mehr denn sechs Jahrhunderten Zeitgenossin so vieler und mannigfacher Ereignisse, bietet diese Lehr-Anstalt der Mit- und Nachwelt einen Abriß der Geschichte Padua's und Italiens.

Die Universität von Padua hatte schon großen Ruf erworben, als Kaiser Friedrich Barbarossa ihr (im Jahre 1222) verschiedene Privilegien zugestand und die Universität von Bologna, auf welcher damals ein Interdikt lastete, mit ihr vereinigte. Seitdem blühte sie unter tüchtigen Lehrern ungefähr zwei Jahrhunderte fort. Als Venedig die Herrschaft über Padua errang, bewahrte sie ihre alten Privilegien und erhielt noch neue dazu. Man verabsäumte Nichts, was ihrem ferneren Gedeihen förderlich seyn konnte. Jeder vakante Lehrstuhl wurde mit zwei Professoren besetzt, einem Inländer und einem Ausländer. Die Zahl der Studirenden aus allen Gegenden Europa's soll sich in jener Periode oft bis auf 18,000 belaufen haben. Der unsterbliche Galilei, den die Venetianische Regierung als dreifach besoldeten Professor nach Padua berief, erfand hier den geometrischen Kompaß und die Wärmemesser, entdeckte hier den Ring des Saturn und die Trabanten des Jupiter; Columbus studirte in Padua Nautik und Erdkunde; Torquato Tasso schrieb als Zögling dieser Hochschule den Rinaldo, seine erste Dichtung.

Mancher Lehrer an der Paduanischen Universität wurde in ferne Länder berufen; mächtige Könige und Fürsten befragten das Orakel ihres juristischen Kollegiums. Nicht weniger berühmt war ihre medizinische Fakultät; diese bildete seit dem 15ten Jahrhunderte Männer, wie Giovanni Bagelardo, Giambattista Monti, Gabriele Zerbi von Verona, Nicolo Leoncino und Mongajo von Belluno; in späterer Zeit aber Aldrighetti, Giovanni Aquila, Marconaja, Biondo, Alpini; Fabricio von Acquapendente; Falloppio, der die verborgensten Geheimnisse der Natur enthüllte; Harvey, der in London das Wunder des Blutumlaufs verkündete, zu welcher Entdeckung ihm sein Lehrer Fabricio durch die Entdeckung der valvulae in den Venen die Bahn gebrochen hatte; Vallisneri, Morgagni und andere Forscher, deren Namen unsterblich seyn werden.

Die Regierungen, welche der Venetianischen vorangingen, erhielten die Universität in dem Zustande, in welchem sie ums Jahr 1797 sich befand, bis zum Jahre 1806, als der Epoche einer neuen Einrichtung, die bis 1817 Bestand hatte. Seit dem allgemeinen Frieden begann ein neues Leben für diese Anstalt, wie man aus folgender vergleichenden Zusammenstellung der Lehrstühle und der Studenten-Zahl in drei verschiedenen Epochen ersehen kann.

Zahl der Professoren
in dem letzten Jahre der Venetianischen, der Königl. Italiänischen und der Kaiserl. Oesterreichischen Regierung.

Fakultät.	1797.	1814.	1837.
Theologische	3	—	6
Philosophische	17	9	21
Medizinische	16	11	15
Juristische	14	7	8
Zusammen	50	27	52

Zahl der Studenten
in den letzten Universitäts-Triennien der drei Regierungen.

Erstes Triennium.

Fakultät.	1793—94.	1795—96.	1796—97.
Theologische	27	27	49
Medizinisch-Chirurg. und Philosophische	227	220	243
Juristische	77	159	239
	371	506	531

Zweites Triennium.

Fakultät.	1810—11.	1811—12.	1812—13.
Mathematische	73	68	64
Medizinische	111	89	94
Juristische	147	141	160
	331	298	318

Drittes Triennium.

Fakultät.	1833—34.	1834—35.	1835—36.
Theologische	121	113	108
Juristische	431	442	416
Medizinisch-Chirurgisch-Pharmazeutische	644	579	547
Mathematische	113	86	68
Philosophische	104	110	121
	1413	1331	1260 *)

*) Im Jahre 1836—37 betrug die Gesammtzahl der Studirenden 1307.

Die Vorlesungen werden in einem ehrwürdigen alten Gebäude (dem sogenannten Bo) gehalten, das aber zu verfallen anfängt, obgleich es wegen seiner großartigen Umrisse eine kostspielige Reparatur wohl verdiente. Die vornehmsten zur Universität gehörigen Etablissements sind: das physikalische und das naturgeschichtliche Kabinet, ersteres 1740 und letzteres 1772 gegründet — die beiden Kabinette für Anatomie des Menschen und vergleichende Anatomie — das Kabinet für Geburtshülfe — für Pathologie — fünf Kliniken (zwei medizinische, ein chirurgisches, ein geburtshülfliches und eines für Augen-Heilkunde) — das chemische Laboratorium und Kabinet, schon 1769 gegründet — der botanische und der agrarische Garten — die Sternwarte und die Bibliothek, letztere ungefähr 100,000 Bände stark.

Padua war die erste Hochschule Europa's, welche sich eines botanischen Gartens rühmen konnte. Die Venetianische Regierung ließ diesen Garten bereits im Jahre 1545 anlegen. Er deckt ein Areal von sechs Paduanischen Morgen Landes mit anmuthigen Baumgängen, schönen Hecken, Teichen und Springbrunnen, die ihn zu jeder Jahreszeit reichlich bewässern. Professor Bonato schenkte diesem Etablissement 1835 eine ausgezeichnete botanische Bibliothek von ungefähr 5000 Bänden. Sein Nachfolger, De Visiani, der mit ausdauerndem Fleiße die glühendste Liebe zur Botanik vereinigt, hat den Garten mit beinahe 400 neuen Pflanzen-Gattungen, worunter viele sehr seltene und erst in den letzten Jahren entdeckte, bereichert. Unter den exotischen Gewächsen des Gartens nennen wir nur eine orientalische Platane, die fast drei Jahrhunderte alt ist.

Zum Schlusse geben wir noch eine Uebersicht der regelmäßigen jährlichen Dotationen, welche die Regierung den verschiedenen Etablissements der Universität zu Padua bewilligt.

Botanischer Garten	2,000	Oesterr. Lire *)
Chemisches Kabinet	2,000	" "
Naturgeschichtliches Kabinet	2,000	" "
Anatomisches Kabinet	1,300	" "
Pathologisches Kabinet	250	" "
Kliniken	1,060	" "
Hospital zur Verpflegung der klinischen Kranken	40,000	" "
Chirurgische Instrumenten-Sammlung	1,000	" "
Agrarischer Garten	1,050	" "
Sternwarte	450	" "
Physikalisches Kabinet	1,200	" "
Bibliothek	6,000	" "
Zusammen	58,310	Oesterr. Lire.

*) Wovon drei auf einen Fl. C. M. gehen. Ein Lire Austriaco und ein Zwanzigkreuzer-Stück sind eins und dasselbe.

Mannigfaltiges.

— Oliver Cromwell. Ueber den Protektor und seine Zeit ist so eben in London ein neues Buch von Dr. Rob. Vaughan erschienen, das in der Ankündigung eine Menge neuer Aufschlüsse versprach, in der That aber nicht so viel enthält, als man selbst nach dem Titel**) zu schließen berechtigt ist. Die Briefe nämlich, die uns in dieser Sammlung dargeboten werden, bestehen hauptsächlich in gesandtschaftlichen Berichten des Dr. John Pell aus Zürich und Genf über die Konferenzen und Auseinandersetzungen, die er mit den Bürgermeistern dieser beiden Städte gehabt, sowie in den Antworten, die der Staats-Secretair, Herr Thurloe, darauf ertheilte. Das mag zur Aufklärung der damaligen Verhältnisse zwischen England und der Schweiz ganz vortrefflich dienen, aber von Cromwell und seinem Protektorate erfährt man dabei kaum mehr als aus dem Mercurius Politicus, einer Zeitung, die damals in London erschien und die über Alles berichten durfte, nur nicht über das, was im Lande selbst vorging. Indessen hat Herr Dr. Vaughan, von dem man werthvolle Forschungen auf dem Felde der Britischen Geschichte zu erhalten gewohnt ist, auch den Werth dieses Buches durch eine einleitende Abhandlung über Cromwell und seine Zeit zu erhöhen gesucht. Der Verf. hat es sich darin zur Aufgabe gestellt, einige Ansichten, die in England über den Charakter Cromwells von jeher verbreitet waren, aber jedoch jemals genau geprüft worden zu seyn, zu widerlegen oder zu modifiziren. Die Geschichte darf allerdings in Bezug auf historisch gewordene Menschen keine Mythen zugeben, sobald sich die Wahrheit der auf sie Bezug habenden Thatsachen nachweisen läßt. Cromwell gilt gewöhnlich für einen wüthenden, durch und durch von Hochmuth besessenen Puritaner; hier wird er nun als einfacher Landedelmann dargestellt, der nur durch die Gewalt der Ereignisse aus einem gewohnten Wirkungskreise herausgerissen und allerdings mit Hülfe einer mächtigen Persönlichkeit bis zur Diktatur über das durch Religions-Anfeindungen erschütterte Land emporgehoben wurde.

**) Der Titel lautet: The Protectorate of Oliver Cromwell and the State of Europe during the early part of the Reign of Louis XIV. Illustrated in a series of letters between Dr. John Pell, Sir Sam. Morland, Sir William Lockhart, Mr. Secretary Thurloe etc. Edited by Robert Vaughan, D. D.; with an introduction on the character of Cromwell and of his times. 2 Vols.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 139. Berlin, Montag den 19. November 1838.

England.

Die diesjährige Versammlung der Wissenschaftlichen Societät in Newcastle.

Wenn es wahr ist, daß der Fortschritt der Wissenschaft von der Zahl derjenigen abhängt, welche denselben zu ihrem gemeinschaftlichen Zweck machen, und von dem Anwachsen des Reichthums und des Ranges, den ihre Beschützer in der Gesellschaft einnehmen; oder wenn Schmausereien, Bälle und Galanterie ihrem Gedeihen nicht unwesentlich und eine Art Erholung und Abspannung sind, welche die Geister ihrer Jünger frisch und heiter erhalten sollen: dann müssen wir ohne Zweifel in der letzten Versammlung von Newcastle eines der hoffnungsvollsten Zeichen dieses Fortschritts anerkennen. Noch nie ist, so lange dies Institut besteht, eine so große Zahl von Billets ausgegeben worden, als diesmal, und die Summe, welche diese Einlaß-Karten und der Verkauf von Büchern eingebracht, wird auf 2410 Pfund 10 Shilling angegeben.

Wenn ferner die Association dadurch, daß sie jedes Jahr einen anderen Versammlungs-Ort wählt, alles zerstreute Wissen des Landes sammelt und so eine allgemeinere und mächtigere Vereinigung von Gelehrsamkeit zu Stande bringt, als irgend ein festes Institut fähig ist, und wenn auch die eigenthümlichen Verhältnisse jener Orte selbst mehr oder weniger mannigfaltige Gegenstände des Interesses, der Forschung und Belehrung darbieten können, dann muß das letzte Meeting besonders reich an Resultaten gewesen seyn. Denn mehr als manche andere Stadt ist Newcastle durch die Eigenthümlichkeit seiner Natur und Lokalität wie durch die Menge seiner Kunst- und Industrie-Werke berühmt. Für den Optiker sind seine Glas-Manufakturen wichtig, während es eine Menge chemischer Phänomene in seinen wirklich großartigen Etablissemens und Fabriken darbietet, wo die Prozesse, die im Laboratorium ausgebildet worden sind, zur Produzirung der kostbarsten und schönsten Manufakturen angewendet werden. Nicht minder bedeutend sind die Merkwürdigkeiten der Umgegend in geologischer und physischer Hinsicht, und selbst die Architektur-Werke des Ortes verdienen Interesse; denn obwohl nur aus individueller oder Privat-Unternehmung hervorgegangen, haben sie sich mit wunderbarer Schnelligkeit da erhoben, wo früher nur Verwirrung und Geschmacklosigkeit herrschten.

Erwägt man aber auf der anderen Seite, daß die Wissenschaft keine Sache des Salons ist, daß sie sich mit viel ernsteren Dingen zu beschäftigen hat, als Diners zu geben oder selbst Reden zu halten, und daß Experimentiren und Studium überhaupt sich nicht gut verträgt mit Promeniren und Prunken vor den Damen: dann müssen wir freilich Herrn Babbage Recht geben, wenn er bei einem Schluß-Meeting des General-Comité's in Newcastle sich darüber ausspricht, wie er und jeder für die Wissenschaft wahrhaft begeisterte Mann, mit dem er darüber gesprochen, es bedaure, daß man so viel Zeit und Geld auf Schmausereien und Lustbarkeiten verwende. Beinahe konnten die guten Leute von Newcastle glauben, das Meeting sey mehr eine Nachbildung eines Krönungs-Schmauses, als bestimmt zur Beförderung ernster Studien und Veröffentlichung von Entdeckungen, die sich um die stille Mitternachtszeit oder nach der geduldigsten Forschung ergeben. Daher haben auch z. B. die Gastwirthe in Beziehung auf Wohnungspreis und Rechnung ihre Gäste nicht anders behandelt, als wären es lauter ausländische Gesandten, die in der Absicht gekommen sind, einem jungen Souverain ihre Glückwünsche darzubringen: ein Umstand, der schon an sich der Association eine so empfindliche Lehre giebt, daß er in Verbindung mit der Rüge, die man weit und breit über die festliche Natur des letzten Meeting ausgesprochen, nicht verfehlen kann, eine heilsame Aenderung hervorzubringen.

Jedes Institut, das auf einem so ausgedehnten und komplizirten Plan, wie die Britische Association, beruht, ist dem Mißbrauch und der verderblichen Neuerung unterworfen; dessenungeachtet aber zählt diese Körperschaft unter ihren Mitgliedern und warmen Freunden so viele Männer von hoher Bildung und wissenschaftlicher Gelehrsamkeit, so Viele, die beharrlich die höchsten Zweige der Wissenschaft ganz um ihrer selbst willen pflegen, daß sie jedenfalls für die Zukunft viel Gutes verspricht. Schon hat sie sich durch die wohlthätigen Wirkungen, die einige ihrer Vorschläge und Empfehlungen an die Regierung zur Folge hatten, und die Expeditionen und Unternehmungen, die daraus hervorgingen, den Dank und die Achtung aller wahrhaft Aufgeklärten erworben. Die Summe und Größe dieser Dienste können wir hier nicht ausführlicher angeben. Auf der anderen Seite hat sie durch ihre zahlreichen, in verschiedenen Richtungen arbeitenden Mitglieder einen unermeßlichen Schatz von Thatsachen in ganz entgegengesetzten Gebieten angesammelt, die gewiß durch spätere Forscher noch die schönsten Früchte tragen werden. Auch die vergnügungssüchtige Versammlung, die erst kürzlich ihre Arbeiten geendigt, war durchaus nicht arm an Leistungen in Bezug auf die höchsten Zwecke des Instituts. Wir wollen nun ohne weitere Bevorwortung von einigen wichtigeren Gegenständen, die ihre verschiedenen Sectionen beschäftigten, eine Uebersicht geben, indem wir hierzu auszugsweise die Berichte benutzen, die gleichzeitig mit ihren Sitzungen von einigen Journalen in großer Ausführlichkeit geliefert wurden.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Napoleon und Bouilly.

Eines Morgens (es war in der Woche nach Napoleon's Kaiserkrönung im Jahre 1804) trat der berühmte Sprachforscher und Mitglied des National-Instituts, Langlès, zu seinem Freunde Bouilly in das Zimmer, mit einem alten Quartbande unter dem Arme. „Nun", rief er ihm mit funkelnden Augen und mit einem bitteren Lächeln zu, „unser Usurpator hat es ja wie Cäsar machen wollen." (Man muß wissen, daß Langlès ein strenger Republikaner und mit Napoleon's Thronbesteigung sehr unzufrieden war.) — „Was wollen Sie damit sagen?" war Bouilly's Antwort. — „Sie wissen doch", fuhr Jener fort, „daß er durch den Tribun Curée hat den Vorschlag thun lassen, ihn zum Kaiser zu wählen. Nun lesen Sie doch einmal die historische Anmerkung in dieser alten Ausgabe von Virgil's Aeneide, die zum sechsten Buche gehört, wo die Sibylle Deiphobe, die den Aeneas in die Unterwelt geführt hat, ihm alle große Schurken und Missethäter vorführt. Sie wendet seine Blicke auf einen von diesen und spricht zum Trojanischen Helden:

Vendidit hic auro patriam dominumque potentem
Imposuit. *)

Und nun sehen Sie her. Wer war dieser Hic, der sein Vaterland um Gold verkaufte?" Ich lese die Anmerkung zu dieser Stelle und finde die Worte: Cureus Tribunus. „Also", fährt der gelehrte Kritiker fort, „Bonaparte, der sich mit Cäsar's Glorie umgeben will, hat auch seinen Cureus gefunden, der ihn zum Kaiserthrone in Vorschlag bringen mußte." — „Dies ist", erwiederte Bouilly, „allerdings ein sonderbares Zusammentreffen; aber ich möchte wohl wetten, daß Napoleon davon nichts gewußt hat. Diese alte Ausgabe ist ja älter als zweihundert Jahre, und nur ein so gelehrter Mann, wie Sie, konnte eine solche Entdeckung machen." — „Ich gebe es gern zu", sagte Langlès, „daß sich in ganz Frankreich nicht zwei oder drei Exemplare dieser Ausgabe finden; aber ich bin deshalb nicht minder überzeugt, daß der Usurpator sie gekannt hat. Wie hätte er sonst gerade den Curée zu einem solchen Amte auswählen können?" — „Ja, ja", sagte Bouilly, „es ist ein sehr merkwürdiger Zufall. Aber ich will diese Entdeckung Jemanden mittheilen, der sich besser, als sonst Einer, wird von Napoleon selbst die Aufklärung verschaffen können, ob er davon gewußt hat." — „Und wer wäre denn das?" — „Die gute Josephine", antwortete Bouilly, „der Sie ja selbst so ergeben sind, obschon sie jetzt eine Kaiserin ist, und die sich ja erst neulich, als Sie derselben Ihre kostbaren Manuskripte zeigten, so huldvoll gegen Sie gezeigt hat." — „Ja, sie ist eine vortreffliche Frau, die jetzt selbst ganz erstaunt seyn muß, daß sie eine Kaiserkrone trägt, die sie früher oder später sehr drücken wird." — „Also, Sie wollen mir", fuhr Bouilly fort, „auf einige Tage Ihre alte Ausgabe überlassen. Ich werde mich beeilen, der Kaiserin diese historische Anmerkung

*) Virgil. Aen. VI. 621. auf Deutsch:
Dieser verkaufte den Staat um Gold und mächt'gen Gebieter
Gab er ihm.

vorzulegen, und ich bin zum voraus überzeugt, daß es sie sowohl als den neuen Cäsar höchlich belustigen wird." — „Sehr gern, aber Sie dürfen ihm nicht sagen, daß ich sie Ihnen gegeben habe." — „Verlassen Sie sich auf mich", sagte Bouilly. „Wenn ich Sie nennte, dürfte Napoleon leicht ungehalten werden, denn er weiß, daß Sie nicht zu seinen Freunden gehören." — „Nun", antwortete Langlès, „an dem: Vendidit hic auro patriam, wird er sich eben nicht sehr erfreuen. Ich sehe schon im Geist sein finsteres Gesicht." — „Aber die Worte: dominumque potentem imposuit, werden dasselbe schon wieder erheitern, und er wird auf das Anmuthigste zwischen seinen schönen Zähnen lächeln. Lassen Sie mich nur machen."

Am folgenden Donnerstage, welches damals der gewöhnliche Empfangstag bei der Kaiserin Josephine war, begab sich Bouilly nach Malmaison und ließ die Kaiserin um eine kurze Audienz ersuchen. Da er zu ihrer Familie gehörte und sie ihn überdies als einen geistreichen und guten Mann schätzte, so ließ sie ihn sogleich in ihr Bibliothekzimmer eintreten. Bouilly zeigte und übersetzte ihr die Stelle der Aeneide, so wie die auffallende Anmerkung des alten Scholiasten. „Ich bin Ihnen", sagte Josephine, „recht sehr für diese Entdeckung verbunden und weiß gewiß, daß sie den Kaiser außerordentlich interessiren wird." — „Ich denke", entgegnete Bouilly, „wie Ihre Majestät — und selbst wenn er die Sache übel aufnehmen sollte, so würden Sie mit Ihrer großen Anmuth ihn ohne weitere Mühe besänftigen können." — „Er lacht gern", setzte Josephine hinzu, „auf meine Unkosten, und ich bin gar nicht böse darüber, nun einmal es so mit ihm machen zu können; in jedem Falle seyen Sie versichert, daß ich ihm nicht sagen werde, wer der Besitzer dieses Exemplars ist." — „Ew. Majestät können mich ohne alles Bedenken als denselben nennen; ich gehöre nicht zu den Hofleuten, die das Schmollen ihres Herrn fürchten." — „Ja, ja, ich weiß schon", sagte Josephine, „Sie sind unter allen unseren Gelehrten der unabhängigste Mann, den ich kenne." *)

Nach diesen Worten schlug Josephine vor, einen Spaziergang im Park zu machen, und forderte Bouilly auf, sie zu begleiten. Dieser verstand sich, wie zu erwarten war, sehr gern dazu, nahm jedoch wegen seines runden Hutes und des Mangels eines Hofkleides Anstand, ihr zu folgen. „Sie sind wie ein Gelehrter gekleidet", sagte die Kaiserin, „und ein solcher kann sich überall zeigen. Und überdies sind Sie ja auch mein Verwandter." Ohne weitere Umstände nahm sie nun seinen Arm und durchwandelte mit ihm den Park, dessen reizende Anlagen, frisches Grün, herrliche Gewächshäuser und Meisterwerke der bildenden Kunst den für solche Genüsse sehr empfänglichen Bouilly zu den lautesten Ausrufungen der Freude und zum begeisterten Lobe der erhabenen Besitzerin hinrissen. Die Kaiserin gedachte dabei in der vertraulichsten Stimmung der heiteren Abende und der anmuthigen Gesellschaft, die sich, als sie noch Madame Bonaparte war und während des Aegyptischen Feldzuges ihres Gemahls das kleine Haus in der Straße Chantereine bewohnte, bei ihr versammelte. „Ach, das war eine gar schöne Zeit", sagte sie mit tiefem Gefühl. „Da kannte ich keine andere Wachen, als meine Freunde, keine Höflinge, als die Geliebten meines Herzens; da störte noch keine Etikette dies Vergnügen, welches man nur mit seines Gleichen genießt; da kannten wir nur den Titel und den Rang, den das wahre Verdienst giebt. Da wußte ich noch, daß ich mich ohne Rückhalt auf einen treuen Arm stützen und mich den Gefühlen meines Herzens ohne Furcht hingeben durfte. Jetzt, am Hofe, ist Alles ganz anders. Ueberall gekrümmte Rücken, Schmeichler und Auflauerer: mit der einen Hand streut man uns Weihrauch, mit der anderen zerreißt man uns; kaum sehen wir ein Gesicht, das nicht eine trügerische Maske ist; kaum bringt man uns eine Huldigung, die nicht aus Eigennutz geschähe. O, wenn man doch wüßte, was es hieße, eine Krone tragen! Man würde diejenigen nicht beneiden, welche das Schicksal dazu bestimmt hat."

Unter solchen Gesprächen war es fünf Uhr geworden. Vor sechs Uhr pflegte der Kaiser nicht nach Malmaison zu kommen, und Josephine schlug also mit Bouilly den Rückweg ein, indem sie ihn durch ihre Menagerie führte. Plötzlich standen sie vor Napoleon und dem General Duroc: eine belaubte Baumgruppe hatte sie verhindert, Beide eher zu sehen. Bei Bouilly's Anblick zog der Kaiser die Augenbrauen zusammen und biß sich auf die Lippen; man konnte es an seinem Blicke, der sich sichtlich verfinsterte, sehen, daß es ihm sehr unangenehm war, einen einfachen Bürger im Frack und noch dazu mit einem runden Hute zu sehen, der es gewagt hatte, der Kaiserin der Franzosen den Arm zu geben. Und doch war ihm Bouilly nicht unbekannt, er hatte nicht allein ihn bei den Déjeuners in den Tuilerieen gesehen und war Zeuge der vertrauten Unterhaltung mit Josephine bei dieser Gelegenheit gewesen, sondern ihm auch selbst über seine Vaudevilles L'abbé de l'Épée und Fanchon la Vielleuse viel Schmeichelhaftes gesagt. *) Ueberdies hatte er nur einen Augenblick nachzudenken gebraucht, um sich zu überzeugen, daß Josephine selbst ihrem Begleiter diese Ehre erwiesen hatte, und daß Bouilly selbst eine solche Vertraulichkeit nie gewagt haben würde, aber die anscheinende Beleidigung der Kaiserlichen Majestät hatte ihn gegen alle solche Reflexionen blind gemacht. So trat er denn an die Seite der Kaiserin, die Bouilly's Arm noch immer festhielt, und sagte zu ihr mit jener donnernden Stimme, die den Blitz verkündigt: „Sie sehen hier Leute von aller Art bei sich, Madame." Josephine antwortete ihm nur mit einem leichten Lächeln, das seinen Unmuth noch steigerte. In tiefem Schweigen wanderten Alle dem Schlosse zu, Napoleon mit funkelnden Blicken, bis er endlich in die Worte ausbrach: „Sie sollten doch wenigstens an Ihrem Gitterthore einen Almosenstock anbringen lassen, damit die, welche sich, ohne das Recht dazu zu haben, Ihnen nähern, eine Gabe für die Armen zu Ruel hineinlegen können." Josephine machte sich fortwährend ein Vergnügen daraus, ihren Kaiserlichen Gemahl in seinem Irrthume zu lassen, und lachte auf das Anmuthigste, Bouilly aber, dem das Zunehmen des Ungewitters nicht verborgen blieb und der seinen runden Hut nicht los werden konnte, zog den Arm, auf welchen sich die Kaiserin lehnte, etwas zurück mit einem Blicke, als wollte er sagen: „Weil Jupiter zürnt, so geben Sie doch den armen Sterblichen frei." Aber die liebenswürdige Josephine hielt seinen Arm um so fester, und er las in ihren Blicken, daß nichts in der Welt sie zwingen würde, in seine Erniedrigung zu willigen. Das gab ihm neuen Muth, und er setzte festen Schrittes seinen Weg fort, während Napoleon vor innerer Wuth zitterte und Duroc, der zu Bouilly's rechter Seite ging, ihn mit dem Ellenbogen wiederholt anstieß, zum Zeichen, daß er dem Ungewitter, welches auszubrechen drohte, weichen möchte. Aber er wußte ja eben so wenig als der Kaiser, was zwischen Josephine und Bouilly vorgegangen war, und der Letztere wollte dies noch nicht offenbaren. Endlich hielt sich Napoleon nicht länger, trat vor Bouilly hin und fragte ihn im höchsten Zorne: „Nun, was suchen Sie denn hier?" — „Ich, Sire", antwortete ihm Bouilly so ruhig als möglich, „ich bin keiner von denen, die etwas suchen, sondern einer von denen, die etwas gratis bringen." — „Was soll das heißen", herrschte Napoleon ihm zu. — „Ihre Majestät die Kaiserin allein", war Bouilly's Antwort, „kann Ihnen die Erklärung geben." — Nun nahm Josephine das Wort: „Du wirst über Deinen Zorn lachen, mein Freund, wenn Du den ganzen Zusammenhang weißt." Jetzt war Napoleon etwas verblüfft und zweifelte nicht, daß er sich von seiner Hitze habe hinreißen lassen; er ließ also ruhig die Kaiserin von Bouilly bis an den Eingang des Schlosses führen. Hier verneigte sich Bouilly auf das Ehrenvollste und wollte sich beurlauben, als Napoleon, der doch die Lösung des Räthsels wünschte, ihm mit freundlichem, ja mit fast versöhnendem Tone zurief, ob er nicht mit Duroc und den anderen Offizieren in den Billardsaal treten wollte. Bouilly folgte der Aufforderung.

„Aber", redete ihn Duroc hier an, „sagen Sie mir nur, ob Sie ganz toll geworden sind, die Geduld des Kaisers so auf die Probe zu stellen?" — „Ich habe das nicht gethan", antwortete Bouilly, „wohl aber die Kaiserin, die mich eine so peinliche Viertelstunde hat erleben lassen, daß ich sie wahrlich nicht vergessen werde." Hierauf erzählte er ihm Alles, und Duroc konnte nicht umhin, sein Benehmen zu billigen, versicherte auch, daß, sobald Napoleon Alles erfahren hätte, er dem Manne mit dem runden Hute nichts nachtragen würde. Bis dahin bot er ihm eine Partie Billard an. Bouilly gewann. Mittlerweile war Napoleon eingetreten und sagte mit jener bezaubernden Stimme, die ihm nach den stärksten Ausbrüchen so ganz zu Gebote stand: „Er ist heute im guten Zuge, Jedermann zu besiegen." — „Sire", antwortete Bouilly, „aber eine Macht giebt es doch noch, gegen die ich nicht glücklicher als ganz Europa ankämpfen würde." Die Antwort schien ihm zu gefallen. Darauf nahm er Bouilly bei Seite und fragte ihn, wie er denn die alte Ausgabe des Virgil entdeckt hätte, von der ihm die Kaiserin so eben erzählt habe. Das Lächeln, womit er die Frage begleitete, zeigte deutlich, daß das sonderbare Zusammentreffen ihm nicht mißfallen habe, und daß die Worte: Dominumque potentem imposuit seiner Eitelkeit geschmeichelt hatten. Da es in diesem Augenblick sechs Uhr schlug, so forderte er Bouilly auf, mit den Offizieren seiner Suite zum Essen in Malmaison zu bleiben, wobei aber derselbe bat, ihn zu entschuldigen, da die angesehensten Künstler von Paris in seinem Hause versammelt wären, um den Geburtstag seiner Tochter durch ein Konzert zu feiern.

Kurz darauf erfuhr Bouilly durch den Secretair der Kaiserin, Herrn Deschamps, daß der Kaiser mit seinem Benehmen sehr wohl zufrieden gewesen, und daß er ihm eigenhändig jene alte Ausgabe zustellen wollte. Bouilly begab sich also dem erhaltenen Befehle zufolge nach Malmaison, und dies Mal, um zu zeigen, daß er wisse, was dem Staats-Oberhaupte gebühre, im Hofkleide und mit dem dreieckigen Federhute. Der Kaiser lächelte, als er Bouilly's in diesem Kostüme ansichtig wurde, gab ihm das alte Buch zurück und sagte dabei: „Versichern Sie dem Eigenthümer dieses seltenen Exemplares, daß der Tribun Curée sein Vaterland nicht für Gold verkauft hat." — „Ich bin davon überzeugt, Sire," war Bouilly's Antwort, „aber Ew. Majestät werden nicht umhin können, zu gestehen, daß, indem Curée den Wunsch Frankreich,

*) Der Deutsche Bearbeiter dieses Abschnittes aus dem zweiten Theile von Bouilly's Récapitulation kann hierbei doch nicht unerwähnt lassen, daß jener Römische Volks-Tribun, der, wie Dante (Hölle, Ges. 28. V. 97) sagt:

einst Cäsar'n Muth verlieh
Und alle seine Zweifel scheucht', ihm sagend:
Dem Kampfbereiten fromme Zögern nie.

nicht Curens, sondern Curio hieß, wie die Stellen der alten Schriftsteller in Drumann's Römischer Geschichte III. 387. ganz unzweifelhaft darthun. Der Glossator in Langlès' alter Ausgabe, deren Jahr und Druckort nicht angegeben ist, hat sich also geirrt und den ihm bekannteren Römischen Namen Curens mit dem ihm ungewöhnlicheren Curio verwechselt, wie denn dergleichen Beispiele unter den Zusätzen halbgelehrter Abschreiber und Scholiasten nicht selten sind.

*) Die auch auf unseren Theatern durch Kotzebue's Bearbeitungen und durch Himmel's Musik bekannten und noch nicht verschwundenen Stücke

daß Sie dessen Krone tragen möchten, aussprach, er uns einen mächtigen Gebieter gegeben hat (dominum potentem imposuit)." Bouilly versichert, daß ihm diese Schmeichelei wider seinen Willen entschlüpft sey; Napoleon aber sey darauf eingegangen, und indem er ihn wohl für einen von denen halten mochte, die sich in die Höhe bringen wollten, habe er ihn gefragt, was er denn für ihn thun könne. „Die Kaiserin", fügte er hinzu, „hat mir gesagt, daß Sie mit ihrer Familie verwandt wären. Das ist in meinen Augen ein Titel, der Werth hat. Was wünschen Sie also?" „Ich bedarf nichts, Sire", erwiederte Bouilly. „Ich stehe gerade auf der Stufe, wo ich weder hinauf noch herab steigen mag, und begnüge mich gern mit meinem bescheidenen Stückchen Erde, wo ich vor Sonne und Sturm hinlänglich geschützt bin." — „Sie haben Recht", sagte rasch der Kaiser, „das ist die glücklichste Lage. Ich kann es Ihnen nicht verdenken, daß Sie dieselbe nicht aufgeben wollen." Jedoch schien ihn die abschlägliche Antwort auf eine von seiner Seite so offen angebotene Auszeichnung etwas verdrossen zu haben, und Bouilly beeilte sich, hinzuzusetzen: „Es ist aber doch etwas, was ich mir von Ew. Majestät erbitten möchte." — „Nun?" —„ Ein Befehl, von Ew. Majestät Hand ausgestellt, aber ganz so kurz, in zwei Linien, wie Sie ihn auf der Laffette einer Kanone nach einem Siege schreiben würden: De par Napoléon-le-Grand. Es ist streng verboten, in irgend einem Parterre der Hauptstadt Bouilly's Stücke auszupfeifen, selbst wenn sie nicht gut sind." Napoleon konnte sich nicht enthalten, hierüber laut aufzulachen, nahm jedoch bald wieder seine gewöhnliche Ruhe an und sagte, indem er Bouilly freundlich auf die Schulter klopfte: „Sie sind ein Gelehrter, wie sie alle seyn sollten."

Hiermit schloß die Audienz. Daß Bouilly mit den Worten des Kaisers sehr zufrieden war, läßt sich nicht anders denken. Aber eben so wenig wird der Deutsche Leser übersehen, daß Bouilly's Benehmen nicht ganz frei von einer gewissen Koketterie eines Französischen homme de lettres gewesen ist.

Norwegen.

Ansichten von Norwegen.

I. Drontheim.

(Schluß.)

Der Dom, welcher den von Roeskilde und Upsala an Größe übertragt, wurde im Jahre 1183 durch den Erzbischof Eystein erbaut. Ein Theil der alten Kirche Harald's trat als Seitenflügel in den neuen Bau ein; das Chor und das Schiff wurden nach einem anderen Plane erbaut. Wenn man das Innere der Kirche betritt, so ist es interessant genug, zwei verschiedene Baustyle, die nur ein Jahrhundert aus einander liegen, und die dennoch einen so abweichenden Charakter haben, in solcher Nachbarschaft zu beobachten. Die Kirche bildet mit ihren beiden Seitenflügeln eine Kreuzesform. Der rechte Flügel, welcher im Jahre 1050 erbaut wurde, und der linke, dessen Bau etwas später, obgleich nach demselben Plane, unternommen wurde, können als schöne Muster des Byzantinischen Styls gelten. Der Gothische Styl beginnt mit dem Schiff, das sich sonst viel weiter als jetzt erstreckte, und dessen Formen der Protestantismus durch die hölzernen Emporkirchen, die wie Theaterbogen über einander aufsteigen, verdeckt hat. Der Styl ist einfach und geschmackvoll, aber nicht eben durch Kühnheit ausgezeichnet. Der Schmuck und die Verzierungen scheinen für das Chor aufgespart geblieben zu seyn; derselbe besteht aus acht Bogenwölbungen, welche leicht wie die Zweige eines Baumes aufstreben und sich wie ein Laubgang von dem ganzen Gebäude absondern. Die Säulen, welche die anmuthigen Gewölbbogen zur Wölbung emportragen, die Blumenkränze und Blumengehänge, welche das Chor verzieren, die beiden kleinen Kapellen, welche sich wie zwei Engelsflügel an dasselbe schmiegen, zeigen einen so leichten Schwung, ein so freies Aufstreben und so viel Schönheiten in der einzelnen Ausführung wie im ganzen Entwurfe, daß sich der Stein wie weiches Wachs unter den Händen des Künstlers gestaltet zu haben scheint. Die Bogenwölbungen durchkreuzen sich wie buschige Schlingpflanzen, die nicht Raum genug zu einem getrennten Daseyn finden und sich eine in die andere winden; ihre Gestalt ändert sich bei jedem Schritte wie die phantastischen Arabesken in einem Manuskript des Mittelalters. Bald steigt ein einfacher Pfeiler aus dem Boden auf und wirft in der Luft drei Arme aus, die denen des Kandelabers in der Bibel gleichen; bald sieht man sich den Gewölberippen einen Spitzenstreif entwinden, den die Hand eines jungen Mädchens ausgeschnitten zu haben scheint, oder eine Schnur von Perlen, welche in den Marmor gehauen sind, oder Laubwerk, welches wie die Sarifrage aus den Ritzen des Mauerwerks hervorgewachsen zu seyn scheint. Hier trägt eine schmächtige und schlank aufstrebende Säule einen Blumenbusch als Kapitäl, dort eine Frucht des Südens oder breite Palmblätter, zu denen ein Kreuzfahrer vielleicht das Modell von den Ufern des Jordans brachte; in jedem Winkel sieht man Priesterköpfe mit einem Ausdrucke der Salbung; zuweilen schweben sie auch an einem leichten Stengel, wie die Staubfäden am Fruchtboden. Hier und da erblickt man auch Spuren der gräßlichen Gebilde, welche in den Kirchen mit den keuschen Eingebungen der Kunst zusammentreten, wie sich der Zweifel dem Glaubensdrange, das teuflische Lachen dem inbrünstigen Gebete beimischt. Ueber einer Säule sieht man ein grinsendes Mönchsgesicht und den Oberkörper eines Geistlichen, der in einen Drachen ausläuft. Indeß sind diese Bilder selten und treten nicht in den Vordergrund, sie verschwinden inmitten dieser reichen Steinbildungen, welche das Chor mit den Blumen und Früchten aller Weltgegenden umranken; sie verlieren sich im Schatten der Seitengänge, welche nur durch das dämmernde Licht der Bogenfenster erhellt werden.

Gewiß, der Dom des Nordens mit seinen neun Hauptthüren, achtzehn Altären und dreitausend Pfeilern von Italienischem Marmor und Grönländischen Felsblöcken muß einst einen schönen Anblick gewährt haben! Ganz Schweden und Norwegen hatten zu ihrer Ausstattung beigesteuert. Selbst die Seeräuber entrichteten ihren Tribut; zwei derselben, die in der Ferne Abenteuer und Beute suchten, kehrten mit reichen Schätzen nach Norwegen zurück. Die friedliche Theilung derselben wollte indeß nicht gelingen, und der Eine gelobte, bevor er zum Kampf schritt, der Kirche einen Theil dieser Schätze, wenn er den Sieg erränge. Sein Gebet wurde erhört, und er verehrte der Kathedrale von Nidaros ein Kreuz von Silber, welches so schwer war, daß drei Menschen es kaum tragen konnten. Mit diesem Kreuze wurden die Prozessionen am Festtage des heiligen Olaf eröffnet; dann kam der Reliquienkasten des Heiligen, welcher aus drei Kasten, einem von vergoldetem Silber und zwei hölzernen, die mit Edelsteinen und goldenen Zierrathen geschmückt waren, bestand. Greise und Kinder, Einheimische und Fremde drängten sich mit scheuer Ehrfurcht um denselben; die Kranken glaubten geheilt zu seyn, wenn sie ihn berührten; die Könige legten die Hand auf ihn, wenn sie einen Eid leisteten, und sie wurden neben demselben gekrönt, neben demselben begraben. Von der Höhe seines Heiligthums herab leitete Olaf die Geschicke derjenigen, welche seinen Thron einnahmen; am Krönungstage stellten sich die Könige unter den Schutz seines Scepters, und am Tage ihres Todes ruhten sie im Schatten seiner Märtyrer-Palme.

Diese Zeit des Glaubens und der Blüthe des Katholizismus währte drei Jahrhunderte. Im Jahre 1328 brannte die Kirche ab und wurde bald wiederhergestellt. Im Jahre 1431 wurde sie noch einmal in Asche gelegt und eben so schnell wieder aufgebaut. Im Jahre 1531 wurde sie wiederum ein Raub der Flammen, und diesmal hatten die Bemühungen des Erzbischofs nicht den gewünschten Erfolg. Die Reformations-Ideen waren schon in den Norden gedrungen, und ohne den Protestantismus aufgenommen zu haben, stellte das Volk doch schon die Rechtmäßigkeit des Ablasses und die Ansprüche der Heiligen in Frage. Die Pilger strömten nicht mehr zu den Prozessionen, und die Kranken verließen die Altäre. Der Tribut, welchen die Gläubigen an die Kathedrale entrichteten, wurde immer kümmerlicher, und so wurde es natürlich den Priestern schwer, die Kirche wieder aus dem Schutte hervorzuziehen. Als sodann die drei Skandinavischen Reiche zu den Lehren Luther's übertraten, glaubten die Anhänger des Protestantismus ein frommes Werk zu thun, wenn sie alle Spuren des alten Glaubens zerstörten. Man zerbrach die Statuen der Heiligen, zerriß die Gemälde und stellte mit den Büchern des Kapitels ein Auto da Fé an. Bei diesem Bildersturme vergaß Dänemark nicht, daß ihm die Herrschaft Norwegens gebühre; es schickte ein Schiff ab und ließ den silbernen Reliquienkasten, die Kelche und alle silberne und goldene Geräthschaften holen. Das Schiff wurde unterweges von Holländischen Seeräubern angegriffen und strandete an der Küste. Funfzig Jahre früher hätte man den Schiffbruch als ein Wunder ausgeschrieen, aber die Zeit der Wunder war vorüber, und die Bilderstürmer setzten ihr Werk der Zerstörung fort. Im Jahre 1564 machten die Schweden aus der Kirche einen Stall. Am Chor-Altar, der noch vor kurzer Zeit von Gold und Silber gestrahlt hatte, fanden sie nur die Waffen des heiligen Olaf, welche sie nach Stockholm schleppten. Indeß blieb dem einst so prächtigen, jetzt ganz entleerten Dom immer noch ein Schmuck, den ihm weder die Schweden, noch die Dänen rauben konnten, nämlich der große Thurm, welcher, nach der Angabe der Geschichtschreiber, eine Höhe von 220 Fuß hatte. Ein furchtbarer Sturm stürzte denselben im Winter des Jahres 1689 nieder. Jetzt ist das Dach nur noch von einem massiven viereckigen Thurm bedeckt, welcher dem Glockenthurm einer Dorfkirche ähnlich sieht. Der Theil des Schiffs, den die Feuersbrunst in Asche legte, wurde nicht wieder aufgebaut, die Statuen der Heiligen sind nicht wieder auf ihre Fußgestelle getreten, und die Auszackungen und Rosetten sind ebenfalls nicht wieder ausgebessert worden. An manchen Stellen sind von den Säulen nur die Untersätze stehen geblieben, an anderen hat man die Marmorpfeiler durch hölzerne ersetzt. Als der König von Schweden sich im Jahre 1818 in der Domkirche krönen ließ, erbarmte er sich der Oede des Chors und ließ hier eine Kopie des Christus von Thorwaldsen aufstellen. Dem Vernehmen nach, beabsichtigt derselbe auch, das Schiff mit den zwölf Aposteln des berühmten Künstlers, die man zu Kopenhagen sieht, schmücken zu lassen. Um den hierzu nöthigen Platz zu gewinnen, wird man sich dann vielleicht auch genöthigt sehen, einen Theil der Logen mit den rothen Gardinen, welche die beiden Seiten des Schiffs ausfüllen, wegzuräumen, und das wäre eben nicht sehr zu bedauern. Der Dom ist, ungeachtet der Verwüstungen, die er durch die Feuersbrunst und die Zerstörungswuth der Menschen erlitten, noch immer eines der merkwürdigsten Denkmäler der Gothischen Baukunst. Steht man in der Mitte des Schiffes, so ist es nicht sehr erfreulich, die Verwüstungen zu überschauen; betritt man aber das Chor, so kann man sich eines Gefühls der Bewunderung nicht erwehren, und betrachtet man dann diese sonderbare Verschmelzung verschiedener Baustyle, die kleine Kapelle, welche sich an eine Seite anlehnt, den massiven Glockenthurm, die runde Kup-

pel, welche einer Indischen Pagode gleicht, so tauchen gewisse Erinnerungen an den Orient auf, welche diesem Nordischen Bauwerke einen neuen Reiz verleihen.*)

Mit dem Sturze des Katholizismus beginnt ein neuer Zeitabschnitt für die Stadt des heiligen Olaf. Sie war ein Wallfahrtsort gewesen und wurde jetzt eine Kaufmannsstadt. Die Klöster verfielen, aber der Hafen wurde erweitert. Mit der Aenderung ihrer Bestimmung war auch eine Aenderung ihres Namens verbunden; die Isländischen Sagen nannten sie Nidaros, die Kaufleute Trondhiem, woraus Drontheim entstanden ist. Die Königsstadt, die Metropole der Bischöfe, zeigte nach ihrer Umwandlung in einen Stapelplatz bald keine Spuren ihrer einstigen Größe mehr. Der Dom ist das einzige Denkmal, aus welchem diese noch hervorblickt. Drontheim wurde durch mehrere Feuersbrünste in Asche gelegt und deshalb mehrmals neu aufgebaut, so daß es eine ganz neue Stadt, eine Englische oder Amerikanische Manufakturstadt, die eben der Erde entstiegen, zu seyn scheint. Die Straßen sind gut angelegt, regelmäßig und breit, so breit, daß man die wenigen Fußgänger kaum wahrnimmt. Die hölzernen Häuser sehen mit ihrem weißen Anwurfe, ihren Säulengängen und Giebeln, prächtigen steinernen Gebäuden ähnlich. Die Magazine bedecken eine Seite des Meerbusen und beide Ufer des Nid; sie stehen zur Hälfte auf dem festen Lande, zur Hälfte auf Pfählen. Die Schiffe laden bei dem Thore, welches am Wasser liegt, die Waaren aus und ein.

Von allen Straßen, welche ein so neues Aussehen haben, in welchen jede Thür mit einem kupfernen Schilde versehen ist, und wo die in symmetrischer Ordnung an den Fenstern zur Schau gestellten Kolonialwaaren und Produkte des Nordens in jedem Augenblicke zum Anschauen auffordern, zieht doch eine, welche breiter und schöner als die anderen ist, die Aufmerksamkeit vorzugsweise auf sich, und man kehrt zu derselben immer mit einer poetischen Empfindung zurück; es ist dies die Munkgade (Mönchsstraße). Auf der einen Seite eröffnet sich hier die Aussicht auf den freistehenden Dom, welcher, wie ein ewiger Lebensgedanke im Reiche der Todten, über den Gräbern des Kirchhofs aufsteigt; auf der anderen sieht man den Meerbusen, die bläulichen Gebirgszüge, welche ihn umschließen, und den Thurm von Munkholm, welcher auf einem Felsen aus dem Meere emporsteigt. Als Kanut der Große sich im Jahre 1028 des Königreichs Norwegen bemächtigte, erbaute er auf dieser Insel ein Kloster. Die Reformation säkularisirte dasselbe; die Mönche verließen ihre Zellen, und das Kloster wurde in eine Festung verwandelt. Hierher führte einst eine mit Soldaten bemannte Barke Griffenfeld, den Mann des Volks, der sich zu den höchsten Würden emporgeschwungen, und der hier seine ehrgeizigen Pläne und seine frühere Größe abbüßte. Achtzehn Jahre vertrauerte er in diesem Gefängnisse. Ausgestoßen von der Welt, seiner Titel und Würden beraubt und vom Gipfel des Glücks in die Nacht des Gefängnisses hinabgestürzt, nahm er seine Zuflucht zu den beiden Trösterinnen des Unglücklichen, der Dichtkunst und der Religion. Er übersetzte die Psalmen und grub in die Wände seines Kerkers moralische Sprüche ein. Jetzt ist von denselben nichts mehr zu sehen, und das Zimmer, welches Griffenfeld bewohnte, dient zur Aufbewahrung von Waffen; nur die Eisengitter des Fensters, durch welches er sehnsüchtig ins Freie schaute, sind stehen geblieben.

In der Mönchsstraße, in welcher auf diese Weise die Erinnerungen der Vorzeit und einer nahen Vergangenheit so nahe an einander gerückt sind, bemerkt man auf der rechten Seite, wenn man zur Kathedrale aufsteigt, ein gelb angestrichenes, einstöckiges, hölzernes Haus, welches sich durch sein bescheidenes Aussehen bemerklich macht. Dasselbe war früher der einzige Gasthof in Drontheim. Die gute alte Frau, welche denselben vor ungefähr funfzig Jahren anlegte und ihn noch jetzt bewohnt, erinnert sich nicht ohne eine Anwandlung des Stolzes an die Blüthe, deren sich derselbe lange erfreute, an die Lobsprüche, welche ihm die Reisenden ertheilten und die er durch die bequeme Einrichtung und die gute Küche verdiente. Eines Tages langte ein junger Mann an, der mit schüchterner Stimme ein Zimmer für sich und seinen Reisegefährten forderte. Madame Holmberg wies ihn in eine enge und bescheidene Kammer; auf dem Fußboden breitete sie einen Teppich aus, und die Reisenden verweilten hier fünf Tage, worauf sie die Reise nach dem Nord-Kap antraten. Wir fanden diese Kammer in ziemlich demselben Zustande wieder, in welchem sie vor vierzig Jahren gewesen seyn mochte, und Madame Holmberg zeigte sie uns mit einer gewissen naiven Eitelkeit, denn der junge Mann, den sie hier beherbergt hatte, war ein Französischer Prinz, Ludwig Philipp, Herzog von Orleans, gewesen.**)

Die Beschreibung der Mönchsstraße würde unvollständig seyn, wenn wir das Haus des Gouverneurs, nach der Angabe der Bewohner von Drontheim das größte Holzgebäude in Europa, und das schöne Gebäude, in welchem sich die Studiensäle des Gymnasiums und die Sammlungen der Akademie der Wissenschaften befinden, übergehen wollten. Diese Akademie, die einzige in Norwegen, wurde im Jahre 1760 durch Suhm und Schöning gestiftet und später mit mehreren ansehnlichen Vermächtnissen bedacht. Dieselbe hat öfter beißende Spöttereien und besonders den Vorwurf der Unthätigkeit hinnehmen müssen. In der That sind die Kunst- und Büchersammlungen nicht gut geordnet und ihre Denkschriften weder umfangreich noch besonders inhaltsvoll; aber sie hat öfter interessante Preisfragen aufgestellt, verdienstvolle Werke belohnt und talentvolle Männer in den Stand gesetzt, nützliche Reisen zu unternehmen. Der Rektor des Gymnasiums von Drontheim ist, ohne Rücksicht auf seine literarischen Verdienste, gleichsam durch das Recht der Geburt, Präsident der Akademie.*) Der Gouverneur, die bedeutendsten Beamten sind Mitglieder derselben, und die angesehensten Kaufleute können ebenfalls leicht die Aufnahme erlangen. Die Drontheimer Kaufleute sind übrigens nicht so beschränkten Sinnes, wie die Hamburger; die sie umgebende Stille, die langen Sommer-Abende und die noch längeren Winter-Abende versetzen sie in die Nothwendigkeit, sich mit Büchern und Kunstgegenständen zu beschäftigen. Durch gegenseitiges Zusammenschießen sind sie in den Stand gesetzt, sich alle neuere Werke schnell anzuschaffen; dieselben wandern von Hand zu Hand und werden dann in der Gesellschafts-Bibliothek aufgestellt. Im Juni fand ich hier schon Lamartine's neuestes Buch, das im Mai zu Paris erschienen war. Nach Stockholm muß dasselbe wohl erst in einem Jahre gelangen.

Der Besuch und die Besichtigung eines Kaufmannshauses sind nicht ohne Interesse. In der alten Stadt Drontheim giebt es Familien, in welchen die Handelsspeculationen sich mehrere Jahrhunderten wie ein Erbtheil vom Vater auf den Sohn übergegangen sind. Jede Generation hat ihren Beitrag an Möbeln und Silbergeschirr beigesteuert, und man zählt die Unternehmungen, welche von ihr ausgegangen sind, die Schiffe, welche sie abgesendet, die Rechnungsbücher, welche sie vollgeschrieben, wie in einer Gerichtsfamilie ein fortlaufendes Register über alle berühmte Prozesse geführt wird. Bei diesen ehrenwerthen Kaufleuten bedarf es keiner Empfehlungsbriefe, und der Name eines Fremden genügt, um sie zum Wohlwollen zu bestimmen und sie zu einem herzlichen oder wenigstens gastfreundlichen Benehmen zu veranlassen. Im Winter räumen sie dem Fremden den ersten Platz an ihrem gastlichen Heerde ein, im Sommer zeigen sie ihm ihre Landhäuser. Die Umgebungen Drontheims bieten mehrere schöne Aussichten dar. Der Blick kann über den Meerbusen hinschweifen oder auf dem Dome ausruhen; an einer anderen Seite zeigt sich der Wasserfall von Leer, das Thal des Nid oder die ausgezackten Bergspitzen, und die Kaufleute, die ein Landhaus beziehen, sind immer auf eine malerische Lage und eine schöne Fernsicht bedacht. Bei allen Bewohnern des Nordens findet man einen lebendigen Sinn für die Natur, der über ihr ganzes Leben einen poetischen Schimmer verbreitet. Je dürftiger der Boden, je rauher das Klima, desto mehr hängen sie an dessen kurz dauernden Schönheiten. Wenn sie Sonntags auf das Land gehen, um sich von den Arbeiten der Woche zu erholen, so erfreuen sie sich an einer schwellenden Knospe, an einem Sonnenstrahle, der in ihr Fenster scheint. Die Wanderlust, welche man als einen charakteristischen Zug der alten Skandinavier ansehen kann, wurzelt tief in den Herzen ihrer Nachkommen. Die fernen Gegenden, besonders der Süden, üben auf sie eine unglaubliche Anziehungskraft, und die meisten Kaufleute, welche ich in Drontheim gesehen, hatten Deutschland, Frankreich und England besucht. Einige derselben war, wie ein Wikingr, in See gegangen, jedoch nicht um Seeräuberei zu treiben, sondern um friedlich die fremden Länder zu beschauen. Von Drontheim war er nach Island übergesetzt, und von da hat er sich nach Schottland und Neapel begeben. Er hatte Sicilien, Spanien und die Türkei gesehen, und als er nach drei Jahren in seine Heimat zurückkehrte, fragten vielleicht nur einige kalkulirende Spekulanten nach dem baaren Gewinnst seiner weiten Wanderung, und die Mehrzahl beneidete ihn gewiß nur das Vergnügen einer solchen Reise.

Mannigfaltiges.

— Das Niebelungenlied. Eine Französische Uebersetzung dieses Gedichtes ist so eben erschienen**). Die Uebersetzerin ist eine in Rußland lebende Französische Dame, Madame Moreau de la Meltiere, die nicht ohne Vorbereitungen und Studien zu ihrem Werke geschritten ist. Obwohl in Prosa, bekömmt man durch die Uebersetzung doch — so weit wir sie wenigstens in Proben kennen gelernt — ein Gefühl vom Original. Der Professor Francis Riaux in Paris hat das Ganze mit einer Einleitung herausgegeben, und so besitzen jetzt die Franzosen ein wichtiges Hülfsmittel mehr, um sich mit der Geschichte der Poesie ihrer Germanischen Nachbarn vertraut zu machen.

*) Billig darf man sich wundern, daß dem Franzosen hier nicht eine ihm viel näher liegende Aehnlichkeit auffiel. Der Normannische Dom in Drontheim soll auf wunderbare Weise an den Normannischen Dom der Abtei Jumieges in Rouen erinnern, und beide Gebäude scheinen Zeugniß zu geben, daß, wenn Norwegen der Normandie seine Krieger geschickt, diese ihre Baumeister und Künstler dafür zurück gesandt.

**) Da hat sich Herr Marmier doch von der alten Madame Holmberg einen gewaltigen Bären aufbinden lassen. Wahrscheinlich hat dieselbe schon vor vierzig Jahren geahnt, daß der bescheidene junge Mann, der in dem Stübchen logirte, einmal König der Franzosen werden würde, und darum hat sie es ganz in dem Zustande gelassen, in welchem es sich damals befunden. Solche captatio benevolentiae ist doch etwas zu handgreiflich!

*) Wir haben Hrn. Bugge, den jetzigen Rektor des Gymnasiums, vor zwei Jahren in Berlin gesehen, wo er sich damals im Auftrage seiner Anstellung befand, um das Schulwesen des Preußischen Staates kennen zu lernen.

**) Les Niebelungen, ou les Bourguignons chez Attila, Roi de Hunes. Poëme traduit de l'ancien idiom teuton.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 140. Berlin, Mittwoch den 21. November 1838

Frankreich.

Orleans und seine Erinnerungen.

Die Lage der Stadt Orleans ist die schönste, die man sich denken kann: umgeben von Weinbergen, Wäldern, Wiesen und fruchtbaren Feldern, bildet die Stadt einen ungeheuren Bogen, dessen Basis die Loire ist. Die ersten Bewohner der Umgegend, die solcher Vortheile bald inne wurden, mußten sehr bald auch auf den Gedanken kommen, einen von der Natur so begünstigten Ort zu ihrem Aufenthalt zu wählen.

Die Epoche der Gründung von Orleans ist gleichwohl unbekannt. Einer ihrer Geschichtschreiber thut sich auf diesen Umstand viel zu Gute und bemerkt, daß alle wahrhaft großartige Dinge immer von dunklem Ursprung gewesen; dann sagt er in allem Ernste, man könne mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß Gomer, Sohn des Japhet und Enkel des Noah, die Stadt gegründet habe! Es war in der That schwer, den Ursprung von Orleans noch höher hinaufzurücken, wofern man nicht das irdische Paradies dahin versetzen wollte.

Der Name Orleans kommt von Aurelia (Stadt des Aurelianus).*) Einige unserer Alterthumsforscher behaupten, das Genabum der Alten sey schon dieselbe Stadt gewesen. Simphorien Guyon, dessen Geschichte 1647 ans Licht trat, läßt sich über beide Namen also vernehmen: „Der Genius und die Natur des Bodens unserer Stadt, ganz im Einklange mit den himmlischen Genien, die das Füllhorn ihrer Gnade über dieselbe ausschütten, haben ihr den Namen Genabum gegeben, was so viel sagen will, als „omne gignens bonum", die alles Gute hervorbringt; sintemal aber diese vielen Genien keine bestimmte Namen führten, so hat man sie auf zwei Haupt-Genien — Sonne und Gold — reduzirt, woraus denn der schöne Name Aurhelia, oder Helichrysos (Sonnen-Gold, oder Gold-Sonne) herfürgegangen; und dieser Name ist ihr nicht geworden durch Zufall, sondern wegen der Form und Natur des Ortes, als welche mit jenen beiden Universal-Genien harmoniren, desgleichen mit dem ersten und zweiten Erbauer der Stadt, Noah, genannt Genius, und Aurelian, dem Kaiser."

Die Celtische Stadt Genabum hätte also einen aus drei lateinischen Wörtern zusammengeschweißten Namen, und der Name der Gallisch-Römischen Stadt Aurelia wäre ein Griechisch-Römisches Zwitter-Kompositum!

Dieser Herr Simphorien Guyon ist übrigens ein recht unterhaltender Schriftsteller. Er bemerkt auf einem anderen Blatte seines Folio-Bandes: „Wenn die Frauen und Mädchen von Orleans eine weichere Sprache haben, als die Männer, so kommt dies daher, daß sie von kälterer Constitution sind." Ich möchte fast behaupten, daß ich in beider Hinsicht auf entgegengesetzte Resultate gekommen bin.

Nach meiner Ankunft in Orleans besuchte ich zuerst die Kathedrale, deren reich verzierte Thürme mir schon auf den ersten Blick imponirt hatten. Unter Heinrich IV. wurde der Bau dieser Kirche in einem schon sehr verderbten Gothischen Style begonnen, und erst im Zeitalter Ludwig's XV. erlebte er, alle Wechsel der architektonischen Moden durchmachend, seine Vollendung. Die Kathedrale der Stadt Orleans ist, wie alle Domkirchen, von Gassen umgeben, die sie beinahe verstecken, und von Gebäuden, die sie verunzieren. Unseren Vätern war eine Kirche kein Denkmal der Baukunst, sondern ein Weihgeschenk, eine Huldigung; sie wollten ihre Stadt weniger damit schmücken, als heiligen. Die Schöpfung eines christlichen Künstlers kam in die Kategorie aller übrigen guten Werke, denen ihr Werth vor Gott bleibt, wenn sie auch den Blicken des Menschen entzogen sind.

Von der Kathedrale — deren genauere Beschreibung mir, wegen ihres komplizirten Charakters, zu schwer würde — begaben wir uns nach dem Museum, wo man eine große Zahl herrlich gearbeiteter Gothischer Hausgeräthe aufbewahrt. Wir wünschten ein im Kataloge verzeichnetes Gemälde von Poussin zu sehen; man hatte es aber verpackt, um einem prächtigen Kaminstücke von Fragonard und einigen anderen bemalten Papierrollen aus derselben Schule Platz zu machen. Mitten unter diesen kostbaren, schimmernden und blendenden Tapeten fielen uns drei kleine bescheidene Gemälde ins Auge, vor denen wir, zum großen Aergerniß des Kastellans, eine Zeitlang verweilten. Das erste war ein bewundernswürdiger Guido Reni, das andere ein Andrea Sacchi und das dritte eine herrliche Jungfrau von Guercino. Auch entdeckten wir ein hübsches Seestück von Van der Velde, einen weiblichen Kopf von Mignard und endlich ein Portrait Ludwig's XI., welches diesen König vorstellt, wie er von seiner Pilgerfahrt nach Cléry heimkehrt. Darunter liest man folgende merkwürdige Inschrift:

Du corps seulement la santé
Je demandais à Notre-Dame;
Trop l'importuner c'eût été
De la prier aussi pour l'âme.

Nach dem Museum besuchten wir die Bibliothek und die Häuser der Diana von Poitiers und Agnes Sorel's. Der Kaufmann, welcher das letztere Haus bewohnt, hat die Celebrität der dame de beauté in Pacht genommen. Er zeigte uns ihr Schlafzimmer, auf dessen Gothischem Kamin in plumpen Buchstaben die Worte zu lesen sind: Messieu et Medam n'oublié pas la bon*).

Aber alle Erinnerungen der Stadt Orleans verbleichen vor dem Glanze des Namens Jeanne d'Arc, der gottbegeisterten Heldin, die jedes Kind im Munde führt und von der in jedem Winkel Spuren geblieben sind. Vormals zeigte man das Sammetkäppchen, das sie getragen, und die Oriflamme, mit der sie die Soldaten dem Feinde entgegenführte. Noch jetzt kann man täglich ihr Wohnhaus besuchen, die Stunden ausgenommen, wenn der ehrsame Bürger von Orleans zu Tische oder in der Vesper sitzt.

Das Haus Molière's ist in eine Fabrik umgeschaffen worden; die Behausung der Jeanne d'Arc gehört, wenn ich nicht irre, der Vorsteherin einer Pension für Mädchen. Man will dem großen Lustspieldichter und der Helden-Jungfrau Statuen errichten und vergißt, daß die Stelle, wo ein bevorzugtes Wesen gewohnt hat, der Nachwelt interessanter seyn müsse, als jedes andere Denkmal. Was kümmert mich ein gemeißelter Marmor von gestern, unter dem ein Name steht, wenn ich unter das Dach gehen kann, das die Gefeierten bei ihren Lebzeiten geschirmt hat? Eine Statue ist nur eine Huldigung, während die Wohnstätte eine wahrhafte Erinnerung ist.

Möchte doch das Haus, welches Jeanne d'Arc in Orleans bewohnte, für Rechnung der Nation angekauft werden und, wie ein patriotischer Tempel, Jedermann offen stehen! Die Pforte würde am passendsten folgende ganz einfache Inschrift tragen:

„Hier wohnte ein armes Landmädchen, Namens Johanna, das Orleans und Frankreich von der Englischen Herrschaft errettete."

Jeanne d'Arc gehörte nicht zu jenen Heldinnen des Zufalls, die urplötzlich auf den Schauplatz treten, um Wunderdinge zu thun. Ihre Erscheinung war durch die Ereignisse vorbereitet; sie hatte nur die vereinzelten Anstrengungen, welche der Bauer in allen Gegenden Frankreichs machte, um die fremden Unterdrücker abzuwehren, zu konzentriren gewußt; sie proklamirte in ihrer Person das Recht des Volkes, an dem Kampfe für das Vaterland Theil zu nehmen.

Lange war nur der Adel im Besitze dieses Vorrechtes, und zwar mit Recht; denn er allein hatte ein Vaterland; aber die Schlachten bei Créqui und Poitiers hatten die Ritterheere in Frankreich vernichtet. Seiner alten Vertheidiger beraubt, dachte „Jacques Bonhomme" daran, sich selbst zu beschützen. Von allen Seiten sah man aus dieser Heerde Leibeigner tapfere Kämpfer hervortreten, die, wenn sie auch das Kriegs-Handwerk noch nicht verstanden, wenigstens dem Tode unerschrocken ins Auge sahen. „Erst mit jener Periode", sagt Michelet, „nimmt Frankreich seinen wahren Anfang; erst seitdem haben wir ein Vaterland. Das Volk ist augenscheinlich noch roh und in halb thierischer Dumpfheit .... es kann weder seinen Heerd bewachen noch seinen Begierden widerstehen. Wenn der gute Bauersmann den Feind zerdroschen hat, wie Getraide in der Scheune, so trinkt er

*) Noch wahrscheinlicher von einer barbarisch-mittelalterlichen Form, wie Aurelantia, oder Aurellanum, wodurch auch das n am Schlusse des Wortes motivirt wird.

*) Soll vermuthlich heißen: „Vergessen Sie nicht die gute Dame, die einst hier gewohnt hat!"

seinen kalten Trunk und legt sich nieder, um zu sterben. Doch nur Geduld — in der rauhen Erziehungs-Anstalt des Krieges, unter der eisernen Ruthe des Engländers wird das Thier zum Menschen werden; Jacques wird sich in Johanna verwandeln!"

Im Dorfe Domrémy, von einfachen Landleuten geboren, war Johanna unter Bürgerkriegen aufgewachsen. Damals wogte in ganz Frankreich der Parteienkampf; die Kinder schlugen sich in den Dörfern mit dem Feldgeschrei Burgund oder Armagnac; und die Engländer machten sich diesen Geist der Zwietracht, den sie sorgfältig pflegten, zu Nutze, indem sie Städte einnahmen, Flecken einäscherten und das Land aussogen. Johanna hatte zu verschiedenen Malen mit der Heerde ihres Vaters vor ihnen flüchten müssen. Sie haßte die Engländer, weil sie instinktmäßig fühlte, daß alles Verderben durch ihre Anwesenheit über Frankreich kam, und daß die ersehnte Ruhe erst nach Vertreibung dieser Ausländer zurückkehren würde. Johanna war übrigens ein ganz schlichtes Landmädchen; sie hatte nie lesen oder schreiben gelernt und wußte nichts, als ihr Vaterunser, ihr Credo und Ave Maria. Aber das Herz dieses einfachen Naturkindes war groß, edel und voll überschwenglicher christlicher Liebe. In einer einsam stehenden Kapelle der heiligen Jungfrau täglich auf den Knieen liegend, betete sie inbrünstig zu Gott, daß er dem bedrängten Vaterland einen Retter senden möchte. Dazu bedurfte es aber eines Wunders; Glaube und Begeisterung mußten dieses Wunder bewirken. Die junge Bäuerin vernahm bald geheimnißvolle Stimmen; der heilige Michael erschien ihr — dann die heilige Katharina und die heilige Margaretha, und alle Drei verkündeten ihr, daß sie zur Befreiung Frankreichs erkoren sey. Johanna, voll des Glaubens an ihre göttliche Sendung, wendet sich an den Hauptmann Baudricourt, Befehlshaber von Vaucouleurs und bittet ihn, sie dem Könige vorzustellen. „Ich muß durchaus zum Könige", sagt sie, „mein Herrgott will es also. Von dem Könige des Himmels ist mir diese Mission übertragen."

Baudricourt weist sie anfänglich als eine Verrückte von sich; dann läßt er sie, als eine vom Teufel Besessene, exorzisiren. Aber Johanna bringt ihr Gesuch immer wieder vor; sie weint, sie fleht auf die rührendste Weise. „Ach!" ruft sie mit schluchzender Stimme, „Herr Baudricourt, schenkt meinen Worten kein Gehör, und doch muß ich vor Mittfasten mit dem Könige reden, sollte ich auch die Füße mir ablaufen müssen, um bis vor ihn zu gelangen. Ach! gewiß — ich wollte lieber an der Seite meiner armen Mutter nähen und spinnen — aber ich muß dasjenige thun, was mein Herrgott mir geheißen hat."

Der Ruf des seltsamen Mädchens verbreitete sich bald in die Ferne. Karl von Lothringen, den seine Ausschweifungen auf das Siechbette hingestreckt, läßt sie zu sich kommen, in der Hoffnung, durch ihre Wunderkraft Genesung zu erlangen. „Mein Beruf", sagt das Mädchen, „ist nicht, Euch zu heilen, wohl aber das kranke Königreich Frankreich; fürchtet Gott, gnädigster Herr, und lebet hinführo ehrbarer."

Man entschließt sich, das Mädchen unter guter Begleitung abreisen zu lassen. Es war eine Reise von hundertundfunfzig Lieues, mitten im Winter, durch Wälder, über Flüsse und Berge. Dazu machten die Feinde alle Wege unsicher. „Seyd guten Muthes", sagt Johanna öfter zu ihren zagenden Begleitern; „Alles, was ich thue, ist mir von Oben anbefohlen. Endlich langte sie in St. Catherine-de-Fierbois an; von welchem Orte aus man sie dem Könige, der sich in Chinon befand, meldete. Karl zaudert; seine Muthlosigkeit war so groß, daß er selbst im Gebete nicht mehr zu Gott flehte, ihm Frankreich zu erhalten, sondern nur, ihm gnädig zu vergönnen, daß er nach Schottland oder Spanien fliehen könne, um einer schmählichen Gefangenschaft zu entgehen. Nach vielem Hin- und Herreden gestattet er der jungen Bäuerin endlich Audienz. Johanna erkannte den König, obschon sie ihn niemals gesehen hatte, unter allen Personen seines Hofes, und verkündete ihm mit edler Offenheit, daß sie gekommen sey, die Engländer von Orleans zu vertreiben und ihren rechtmäßigen Gebieter in Rheims krönen zu lassen. (Schluß folgt.)

England.

Die diesjährige Versammlung der Wissenschaftlichen Societät in Newcastle.

(Schluß.)

In der Section für die mathematischen und physikalischen Wissenschaften las der Oberst-Lieutenant Reid einen Aufsatz von besonderem Interesse, worin entwickelt wurde, wie weit man in der Erforschung der Gesetze des Sturms gekommen und was zur Erweiterung unserer Kenntnisse über diesen Gegenstand ferner zu thun sey. Ausgehend von dem allgemeinen Satze, daß sämmtliche Operationen der Vorsehung nach bestimmten, unabänderlichen Gesetzen vor sich gingen, zeigte er ins Besondere, daß es, so unregelmäßig der Sturm oder Tornado dem oberflächlichen Beobachter erscheine, unserer eigenen Zeit schon gelungen sey, in einigen von den Phänomenen, die sich bei diesen mächtigen Bewegungen herausstellten, eine Norm zu erkennen, und nachdem er bemerkt, daß er durch seine drittehalbjährigen Ingenieur-Arbeiten in Barbadoes unmittelbar nach dem Orkan von 1831, der in Zeit von sieben Stunden, außer einer großen Masse von Eigenthum, noch 1477 Personen vernichtete, vornehmlich zur Beschäftigung mit diesem Gegenstand veranlaßt worden, fing er an, eine Reihe von Resultaten, die er herausbekommen, herzuzählen, ohne jedoch für jetzt darauf eine fixe Theorie gründen zu wollen, und zugleich erwähnte er die Entdeckungen und Meinungen anderer Forscher auf diesem Gebiet, meistens Amerikanischer. Er hatte die neueren Schiffs-Tagebücher studirt und die Nachrichten, die er daraus schöpfte, mit dem verglichen, was gleichzeitig auf ausgedehnten Landstrichen stattgefunden, indem er es ernstlich allen Kauffahrern empfahl, diese See-Dokumente aufzuheben, statt sie den Trödlern zu überlassen, damit man mit der Zeit im Stande wäre, die umfassendsten und gründlichsten Vergleichungen anzustellen.

Oberst Reid verfolgte eine Menge von Stürmen sowohl in nördlichen als südlichen Breiten. In der erstgenannten Hemisphäre war ihm die Regelmäßigkeit aufgefallen, mit welcher sie sich immer nach dem Nordpol in einer und derselben Richtung zu bewegen scheinen, woraus er schloß, daß in südlichen Breiten die Stürme in entgegengesetzter Richtung wehen. Herr Redfield war zu einer ähnlichen Konjektur gekommen und hatte daraus denselben Schluß gebaut.

Um sich einen Begriff zu machen von den allgemeinen Phänomenen dieser Stürme, denke man sich einen ungeheuren Luftwirbelwind oder einen Kreis, dessen Mittelpunkt sich nach einer Kurve oder einem Kurventheil, meist von parabolischer Form, fortbewegt: die Kreise werden immer größer, je mehr sie sich von dem Punkt entfernen, wo der Sturm zuerst seine Wirkungen äußert, und die Rotationsbewegung in der nördlichen Hemisphäre nimmt eine Richtung, die derjenigen entgegengesetzt ist, in welcher die Zeiger einer Uhr herumlaufen, während im Süden das Umgekehrte stattfindet. Der Sturm von 1809, der der Ostindischen Flotte so nachtheilig war, erläutert diese Ansicht. Einige von den Schiffen flohen und schwammen im Sturm mehrere Tage; andere blieben still liegen und kamen dadurch ganz aus seinem Bereich, während wieder andere durch die falsche Richtung, die sie nahmen, in seinen Mittelpunkt hineinkamen und für immer verschollen. Sodann deutete der Oberst das zweckmäßigste Verfahren an, das nach seiner Meinung beim Eintreten eines Windes zu befolgen ist: man müsse das Drehen des Windes genau beobachten, sich Gewißheit darüber verschaffen, in welchen Theil des Sturmes das Schiff gerathen ist, und dann den Umständen gemäß handeln.

Eine Menge anderer Mittheilungen über mathematisch-astronomische Gegenstände, wie über verschiedene Naturkräfte, unter Anderem Sir John Herschel's Beobachtungen über Sterne und Nebel auf dem Kap der guten Hoffnung, einen Bericht über eine Niveaumessung zwischen dem Bristol- und dem Englischen Kanal, einen anderen über das Klima von Nord-Amerika, über Ebbe und Fluth u. s. w., so wie die ganze Section für Chemie und Mineralogie, müssen wir übergehen, weil hier die Materialien zu trocken oder technisch sind, um sich zu einem Auszug zu eignen. Die für Geologie und Geographie dagegen soll uns etwas länger beschäftigen. Die erste Mittheilung, die hier gemacht wurde, war die Beschreibung einer Knochenhöhle auf den Mendip-Hügeln von Herrn Long. Die Höhle ist ein Kalkfelsen und wurde bei der Verfolgung eines Fuchses entdeckt. Man betritt sie durch eine senkrechte Oeffnung, und ein gewölbter Weg führt in einen inneren Raum, aus welchem eine Passage auf die Oberfläche hinaufgeht, wo der ursprüngliche Eingang gewesen zu seyn scheint. Unter den Knochen, die in weichem Lehm in Löchern auf dem Boden der Höhle, mitunter aber auch in Trapstein liegen, sind die von Ochsen, Pferden, Hirschen, Füchsen und Ebern vorherrschend; aber auch menschliche Knochen liegen hier, und zwar unterhalb der übrigen. Professor Sedgwick bemerkte, menschliche Reste der Art seyen bis jetzt in einer von den alten Höhlen noch nicht entdeckt worden, außer unter Umständen, welche erkennen ließen, wie sie erst ganz kürzlich dorthin gebracht worden, und was die besprochene Höhle betreffe, so seyen keine Beweise vorhanden, welche eine frühere Entdeckung und Beobachtung derselben unwahrscheinlich machten. Es ist vielleicht ein alter Begräbnißort gewesen, in den die Körper durch eine Schicht von Lehm und Sand hinabgelassen wurden. Von den übrigen Knochen gehören einige untergegangenen Gattungen an.

Einer der schätzbarsten Vorträge, die in dieser Section gelesen wurden, war der über das Kohlenfeld von Newcastle von Herrn John Buddle. Diese Region des werthvollsten Minerals von England, die durch eine Menge sorgfältiger und vollendeter Zeichnungen zur Anschauung gebracht wurde, nimmt in den Grafschaften Northumberland und Durham gegen 700 Quadratmeilen ein. Innerhalb dieses Strichs lassen sich alle Schichten, die das Kohlenfeld bilden, zusammenhängend nachweisen. — Da diese Section auch Geographie einschließt und die Erde eigentlich nur insofern Interesse für uns hat, als sie der Wohnplatz von Menschen ist, so zeigte Captain Washington einen Eingebornen aus einer von den wenig bekannten Gegenden des westlichen Afrika, der in seinem Geburtsdorf mit Mungo Park zusammen gewesen war. Dieser Mandingo war erst ein Sklave gewesen, dann ein Soldat in der Britischen Armee und ein Freier; jetzt ist er im Begriff, in sein Vaterland zurückzukehren, dem er hoffentlich einige Wohlthaten der Civilisation mittheilen wird, nach einer Abwesenheit von mehr als 25 Jahren.

Mohammed-u-Sisei wurde an den westlichen Ufern des Gambia von Aeltern aus Mandingoschem und Muselmännischem Stamm geboren. Im Alter von neun Jahren wurde er in die Schule geschickt und lernte den Koran lesen. Acht Jahre später sah er den vielbeklagten Englischen Reisenden, der von Jek-

Sunda herkam. Der Jüngling wurde später von einem benachbarten Häuptling gefangen und an einen Französischen Sklavenhändler verkauft, der wieder von Sir Thomas Cochrane erbeutet und nach Antigua gebracht wurde. Zuletzt ist er auf seinem Wege in die Heimath nach England gekommen. Wie die meisten seiner Landsleute, hat er viel Verstand; er schreibt Mandingo in Arabischen Schriftzeichen und spricht erträglich gut Englisch. Er ist ein strenger Muselmann. Er ist schlank, wohlgebildet und mehr den Hindus als den Afrikanischen Schwarzen ähnlich. Seine Nasenlöcher sind platt gebildet, aber seine Lippen sind nicht dick. Er hat Beschreibungen von gewissen Theilen seines Landes und gegen 2000 Mandingosche Worte und Phrasen gesammelt, die bei dem ausgedehnten Gebrauch seiner Muttersprache künftigen Reisenden viel nützen können.

In der Section für Zoologie und Botanik kam zuerst eine Fischgattung an die Reihe, die vier Augen haben soll und an der Surinamschen Küste gefunden wurde; doch hegte man einige Zweifel über die Zuverlässigkeit der Beobachtung und die Richtigkeit der einzelnen Merkmale, die man an dieser Gattung entdeckt haben will. Das Wildvieh von Chillingham Park bildete den Gegenstand einer langen Diskussion. Diese Thiere sind besonders interessant, da sie zeigen, wie groß die Veränderungen sind, die das Naturwüchsige durch die Zucht und Pflege des Menschen erfährt, und der Einfluß, den seine Civilisation auf die Gestalt aller Dinge ausübt. Da Herr Hindmarsh von Alnwich, der die Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand lenkte, von dem Besitzer dieses Wildviehs selbst eine Mittheilung hierüber bekommen, so wollen wir hiervon Einiges für unsere Leser benutzen.

Grosvenor-Square, am 8. Juni 1838.

„Sire! Vor einiger Zeit versprach ich, aufzuschreiben, was mir bekannt war über den Ursprung, oder was mir das Bemerkenswertheste schien in Bezug auf die Gewohnheiten und Eigenthümlichkeiten des Wildviehs in Chillingham. Indem ich jetzt mein Versprechen löse, muß ich zuerst bemerken, daß unsere Kunde über ihren Ursprung sehr mangelhaft ist; was wir davon wissen und glauben, beruht meist auf Vermuthung, und wir können ihren alten Ursprung nicht sowohl aus positiven Thatsachen erweisen, als aus der Unwahrscheinlichkeit jeder Hypothese, die ihnen ein jüngeres Alter zuschreibt. Ich erinnere mich an einen alten Gärtner, Namens Moscrop, der vor ungefähr dreißig Jahren im Alter von achtzig starb und der aus dem Munde seines Vaters zu erzählen pflegte, was ihm, als er Knabe war, mit diesem Wildvieh begegnete, von dem man damals mit gleicher Neugier sprach, wie heutigen Tages. Bei meines Vaters und Großvaters Lebzeiten herrschte dieselbe Dunkelheit über ihren Ursprung; wahrscheinlich ist es, daß sie die alte Brut der Insel bilden, die seit uralter Zeit innerhalb der Gränzen des Parks eingeschlossen war. Scott geht noch weiter und nimmt an, sie seyen Abkömmlinge der ehemaligen Bewohner des großen Kaledonischen Waldes, der von der Tweed bis Glasgow sich erstreckte und an dessen zwei Enden, Chillingham und Hamilton, sie gefunden werden."

„Vor Allem haben sie sämmtliche Eigenthümlichkeiten wilder Thiere mit einigen besonderen, die zuweilen sehr kurios und spaßhaft sind. Sie verstecken ihre Jungen, füttern zur Nachtzeit, indem sie sich während des Tages sonnen oder schlafen; sie sind muthig, wenn sie gedrängt werden, doch sonst sehr furchtsam, indem sie sofort fliehen, sobald sich Jemand, selbst in großer Entfernung, blicken läßt. Doch ist dies sehr verschieden in den verschiedenen Jahreszeiten nach der Art, wie man sich ihnen nähert. Im Sommer gingen oft mehrere Wochen hin, ohne daß ich eine Spur von ihnen gewahrte, indem sie sich bei der geringsten Annäherung eines Menschen in ein Wäldchen, das ihr Allerheiligstes ist, zurückziehen. Im Winter dagegen, wenn sie Futter suchen in dem inneren Theil des Parks und mit den Leuten in Berührung kommen, so lassen sie Einen ganz ruhig fast in ihre Mitte treten, besonders wenn man zu Pferde sitzt. Sie verstehen es besonders, die Unregelmäßigkeiten des Bodens zu benutzen, so daß sie, wenn man sie aufscheucht, den ganzen Park durchlaufen können, ohne daß man sie zu Gesicht bekommt. Wenn sie in den unteren Theil des Parks herabkommen, was sie zu gewissen Stunden thun, so bewegen sie sich wie ein Kavallerie-Regiment in einzelnen Reihen, indem die Stiere die Avantgarde führen und beim Rückzug das Hintertreffen. Lord Ossulton war einmal Zeuge von der kuriosen Art, wie sie von einem neuen ihnen kürzlich erst geöffneten Weideplatz gleichsam Besitz nahmen. Es war Abends gegen Sonnenuntergang: erst besetzten sie die Front eines kleinen Wäldchens, das ganz von ihnen belebt schien, als sie auf einmal in einer Linie eine Bewegung vorwärts machten und, dicht vor ihm vorbei über die Ebene schießend, sich zerstreuten und nach einer kurzen Pause die Fütterung begannen. Von ihrer Lebenszähigkeit wird folgendes Beispiel erzählt. Ein alter Bull, der getödtet werden sollte, wurde von einem der Aufseher von der übrigen Heerde getrennt, die in dem äußeren Park fütterte. Dies merkte der Bulle, und nachdem er zu wiederholten Malen vergebens versucht, sich seinen Gefährten anzuschließen, indem ihn der Aufseher immer daran hinderte, doch auf eine unvorsichtige Weise, stürzte der Bulle auf ihn los, warf ihn dreimal in die Luft, kniete dann auf ihn nieder und zerbrach ihm ein Paar Rippen. Da Niemand weiter zugegen war, als ein Knabe, so konnte ihm dieser keinen anderen Beistand leisten, als indem er einen Jagdhund des Lord Ossulton losließ, welcher sofort den Bullen angriff und, indem er ihm in die Fersen biß, ihn von dem Mann abzog und so diesem das Leben rettete. Der Bulle indeß ließ den Aufseher nicht los, sondern kehrte immer wieder zu ihm zurück, ihm von Zeit zu Zeit einen Wurf gebend. In diesem Zustand der Dinge, während die Dogge mit besonderem Muth den Stier beschäftigte, kamen, durch einen Boten benachrichtigt, die Herren aus dem Schlosse herab und begannen, den Stier zum Ziel ihrer Kugeln zu machen; aber erst nachdem sechs oder sieben Kugeln in den Kopf des Thiers gedrungen waren (eine von ihnen ging durch ein Auge durch), fiel es hin. Während der ganzen Zeit rührte sich der Stier nicht von der Stelle, indem er bloß bei jedem Schuß, den er empfing, den Kopf schüttelte."

In der Medizinischen Section las Professor Owen über die Struktur der Zähne und die Aehnlichkeit, die das Elfenbein mit Knochen habe, wie es sich aus der mikroskopischen Untersuchung der Zähne des Menschen und verschiedener theils noch vorhandener, theils ausgestorbener Thiergattungen ergeben. Auch wurden in dieser Section „Bemerkungen über Eugen Aram's Schädel" gelesen. Nachdem man zuerst Beweise für die Identität desselben angegeben, wurde bemerkt, daß die Ausbildung der geistigen Fähigkeiten, wie sie diese Reliquie erkennen lasse, auf höchst merkwürdige Weise mit den Nachrichten über Aram's Charakter übereinstimme. Daraus ergab sich eine freimüthige, aber resultatlose Diskussion nicht bloß über die Identität, sondern über die phrenologischen Eigenthümlichkeiten des Schädels und die Verdienste der phrenologischen Wissenschaft überhaupt.

Unter der Rubrik der Statistik wollen wir noch die interessanten Erörterungen wiedergeben, welche der Bericht Sare Bannister's, gewesenen General-Advokaten für Neu-Südwales, „über die Veränderungen der Bevölkerung in Neu-Seeland" veranlaßte.

„In den ersten fünf Jahren nach dem Frieden betrug die Britische Emigration im Durchschnitt jährlich 5000, in den letzten sieben Jahren dagegen 70,000, und da ein Theil dieses Stroms kürzlich sich nach Neu-Seeland gewendet hatte, so hat dadurch die Statistik dieses Landes Interesse und Bedeutung gewonnen. Die Neu-Seeland-Gruppe besteht aus den Nördlichen und Südlichen Inseln, Stewarts Eiland und einigen kleineren Inseln; der Flächeninhalt derselben beträgt 95,000 Quadratmeilen (Englische) oder 60 Millionen Morgen. Die Bevölkerung läßt sich in folgende Klassen eintheilen: Eingeborne, Weiße, die dort wohnen, weiße Besucher und Mischlinge. Die Zahl der Eingebornen soll 130,000 betragen, also kämen 5 Eingeborne auf 3 Quadratmeilen. Die Weißen, die dort wohnen, belaufen sich auf 2000. Auf der Nördlichen Insel besuchen die Weißen sehr häufig die Inselbay, und man hat ungefähr 1000 Britische und Amerikanische Seeleute dort zu einer Zeit gesehen. Im Jahre 1836 besuchten die Bay folgende Schiffe:

	Wallfischfahrer.	Kriegsschiffe.	Handelsschiffe.	Zusammen.
Britische	64	2	27	93
Amerikanische . . .	49	—	5	54
Französische	3	—	—	3
Tahitische	—	—	1	1
				151

Die Zahl der Mischlinge ist noch nicht bekannt, soll aber sehr im Abnehmen seyn, wie überhaupt die Bevölkerung aus verschiedenen Gründen abnimmt, vorzüglich durch die Einführung Europäischer Krankheiten. Herr Bannister beschrieb auch die Gesetze und Sitten Neu-Seelands, besonders die, welche sich auf den Landbesitz beziehen. Das Land ist das Eigenthum der Stämme, der Häuptling besitzt nur die Souverainetät. Die Neu-Seeländer wurden als ein edler Menschenschlag geschildert, der eines hohen Grades von Civilisation fähig sey; aber Herr Bannister fügte hinzu, es sey kein Zweifel, daß sie Menschen fressen. Sie haben schon gelernt, Europäische Werkzeuge zu brauchen und Pflanzungen, Pachtungen u. s. w. anzulegen; ein Eingeborner, der den Englischen Namen Bailey angenommen, ist Hauptsteuermann eines Schiffs von 300 Tonnen und wäre Capitain geworden, wenn es die Schifffahrtsgesetze erlaubten. Der Handel in Neu-Seeland wurde auf jährlich 4,500,000 Pfund abgeschätzt. Die Kirchenmission von 25 Personen hat nach 15 Jahren nur 100 Kommunikanten; die Wesleyaner dagegen sollen mit 6 Missionairen nach 10 Jahren schon 700 Proselyten gemacht haben; diesen Unterschied schreibt man dem Umstand zu, daß die Missionaire der Kirche Landbesitzer geworden sind. Kriege sind nicht so häufig, als sie früher waren vor der Einführung des Schießpulvers, wodurch der Krieg kostspieliger geworden; auch haben die Missionaire es sich oft angelegen seyn lassen, Fehden zwischen feindlichen Stämmen beizulegen. Herr Bannister aber bemerkt, die Zahl der Europäer, der ansässigen wie der reisenden, sey jetzt so groß, daß es an der Zeit sey, eine gerichtliche Administration daselbst zu organisiren.

Dieses Thema führte unmittelbar zur Besprechung der Möglichkeit, barbarische Stämme zu civilisiren. Dr. Bowring bemerkte, es sey schon ein Regierungsagent auf Neu-Seeland, Herr James Busby, ein intelligenter und philanthropischer Mann. Er hatte neulich einen Brief von Herrn Busby bekommen, worin dieser ihm mittheilte, daß die Civilisation unter den Eingebornen Fortschritte mache, von denen Viele schon Ackerbauer geworden. Dr. Bowring bemerkte auch, daß die Araber an der Gränze von Aegypten anfingen, ihre nomadischen Gewohnheiten abzulegen. Er war kürzlich mit Beduinen zusammengekommen, welche Land besaßen und sich als Anbauer des Bodens darauf niedergelassen hatten. In der Unterhaltung mit diesen Kindern der Wüste bemerkten sie ihm, sie hätten eingesehen, daß die Zeit gekommen sey, wo sie ihr wildes Leben aufgeben mußten, und sie seyen jetzt

der Meinung, daß es ihnen weit mehr Nutzen und Glück bringen würde, als Pächter, denn als Räuber zu leben.

(Monthly Mag.)

Die Kaufladen in London.

Wenn ein Fremder nach London kommt, so ist die Pracht der Kaufladen eines der ersten Wunder, das seine Aufmerksamkeit fesselt, besonders aber sind es die Waarenlager der Goldarbeiter, der Juweliere, der Modewaaren-, Porzellan- und Krystallhändler, die den Blick mit Bewunderung auf sich ziehen. Oft zeigt ein einziges Aushängefenster eine Sammlung so prächtiger Gegenstände, daß ihr Werth zum Ankauf eines Ritterguts hinreichen würde. Der Anblick so glänzender Dinge bringt eine gemischte Empfindung von Freude und Ueberraschung hervor; Alles ist prächtig, mit dem reinsten Geschmack angefertigt und so reich, daß man vermuthen möchte, daß nur Könige hier nach Werth bezahlen könnten, und der Fremde kann sich lange die Frage nicht beantworten, wie es dem Kaufmann möglich ist, solche Dinge abzusetzen. Wir wollen z. B. nur das Innere eines Goldarbeiter-Ladens nehmen: da sind Service von Tafelgeschirr, das durch die reichen und eleganten Verzierungen einen unermeßlichen Werth erhält; Vasen und Tafel-Aufsätze, die von so erlesener Arbeit und so großem Aufwande sind, daß sie nur in den prächtigen Speisesaal eines Fürsten zu passen scheinen. Wenn man so ein geräumiges Waarenlager durchwandert, findet man unter Anderem auch große Quantitäten goldener und silberner Geräthschaften von unmoderner Façon, welche hier so lange liegen, bis eine geschickte Hand sie wieder neu umformt als Vasen, Leuchter, Theekessel und andere Geräthe, die den Reichen zum Bedürfniß geworden sind. Es macht auch wohl Vergnügen, zu berechnen, wie viele Menschen bei diesem einzigen Zweige der Industrie und des Handels ihren Unterhalt finden und durch wie viele fleißige Hände jeder Gegenstand gehen muß, vom Schmelzofen bis zum Meißel des Graveurs, bis er für würdig geachtet wird, dem Blicke des Käufers dargestellt zu werden.

Die Ordnung, die beobachtet wird, damit Jeder, der in einem so großen Geschäft in London angestellt ist, pünktlich die Pflichten erfülle, die ihm anvertraut sind, verdient einer besonderen Erwähnung. Wir wollen zu diesem Behufe ein großes Lager von Seidenwaaren besuchen. Das Magazin, in welchem vielleicht ein Werth von 200,000 Pfund Sterl. steckt, besteht aus mehreren Abtheilungen, in welche die verschiedenen Waaren vertheilt sind; zu jeder derselben gehört auch eine gewisse Anzahl junger Handlungsdiener, und es beläuft sich die Zahl derer, die in einem Geschäft dieser Art angestellt sind, zuweilen auf mehr als Hundert, wobei die Eigenthümer nicht mitgerechnet sind. Alle, die zu dem Personal des Handlungshauses gehören, wohnen in Zimmern über dem Magazin, und Jeder erhält seinen Sold nach Maßgabe seiner Fähigkeiten und seines Postens. Die Leitung eines solchen Hausstandes und die Erhaltung der Ordnung unter so vielen Bewohnern erheischen eine eben so große Regelmäßigkeit, wie die, welche in einer Festung herrscht. Jeder hat sein besonderes Bett; aber Alle nehmen ihre Mahlzeiten gemeinschaftlich ein, in Abtheilungen und zu bestimmten Stunden, um nicht die Anzahl derjenigen zu sehr zu schwächen, die im Dienste des Magazins beschäftigt sind. Jeder hat seine Nummer, die ihm seinen Platz bei Tisch bezeichnet, sobald sein Verkehr mit den Käufern ihm erlaubt, sich zu Tische zu setzen. Die Glocke, die zum Mittagessen ruft, läßt sich um ein Uhr für die erste Abtheilung hören, und alle halbe Stunden ruft sie nach einander die verschiedenen Tischgesellschaften um eine wohlbesetzte Tafel bis um vier Uhr. Außerdem sind auch unschuldige Vergnügungen diesen jungen Leuten nicht versagt. Das Haus besitzt eine Bibliothek, welche Zeitungen und die beliebtesten Litteraturblätter enthält; Allen steht diese Bibliothek offen, und hier können sie in den Abendstunden Erholung nach den Anstrengungen des Tages finden. So sind alle Glieder dieses Hauswesens, vom Morgen bis zum Abend, beständig unter dem Auge des Herrn beschäftigt, ein System, das weit vorzüglicher ist, als das, welches man in weniger ansehnlichen Häusern befolgt, wo die Kommis außer dem Hause essen und so Muße haben, die Zeit ihrer Herren zu verschwenden und schlechte Bekanntschaften anzuknüpfen.

Es macht einen wunderbaren Eindruck, wenn man die Einrichtung eines so großen Handlungshauses, wie wir es eben beschrieben haben, kennen lernt; hier geschieht Alles mit einer solchen Regelmäßigkeit, daß Verwirrung unmöglich scheint. Jeder ist an seiner Stelle und kennt seine Pflichten; aber um die Erfüllung derselben noch gewisser zu machen, sind noch einige Aufseher angestellt, gewöhnlich zwei, zuweilen mehr, welche mit geübtem Auge darüber wachen, daß die Waaren in Acht genommen werden, und welche zu gleicher Zeit ihre Artigkeit an den Tag legen, indem sie den Damen, die in den Laden kommen, Sessel anbieten. In solchen Kaufhäusern empfängt ein Einziger, der Kassierer an seinem Büreau, alles Geld der Käufer. Es giebt in der Hauptstadt mehrere solcher Handlungen, die auf einem mehr oder weniger großen Fuß eingerichtet sind und deren Eigenthümer 10 bis 20,000 Pfund Sterl. jährlich gewinnen. Gleichwohl sind sie auch großen Gefahren ausgesetzt, denn das Schicksal dieser Häuser hängt von der Mode und dem Zuspruch der Leute ab; zuweilen bedarf es kaum eines Jahres, um sie auf den höchsten Gipfel des Wohlstandes zu bringen; ein andermal ist in wenigen Jahren ihr Untergang vollständig. Wenn es den Kaufleuten gelingt, in der eleganten Welt Ruf zu erlangen, können sie in kurzer Zeit ein ungeheures Vermögen erwerben. Die Fabrikanten schicken gern diesen großen Handlungshäusern Muterstücke der neuesten und elegantesten Stoffe, um sich mit der modernen Welt in direkter Verbindung zu erhalten. Was auf diese Weise eben erst fertig geworden, wird schnell verkauft, und da Alles baar bezahlt wird, so ist der Gewinn für den Fabrikanten bald zu realisiren, und der Kaufmann kann daher auch dem Publikum die Waaren zu einem niedrigeren Preise bieten, als es die weniger großen Handlungshäuser zu thun vermögen. Manche dieser Häuser behalten die Waaren nicht länger als 14 Tage; wenn sie dann keinen Käufer gefunden haben, werden sie an die Kaufleute benachbarter Städte geschickt. Der Gang, den die Geschäfte in diesen Handlungshäusern nehmen, ist beinahe überall derselbe; der Betrag ihrer jährlichen Einnahme bestimmt fast allein ihre Stellung und oft auch das Ansehen, dessen sie genießen. Hier muß ich noch zur Ehre derjenigen sagen, die zu der großen Zahl der Laden-Eigenthümer gehören, daß manche ihre Kundschaft dreißig Jahre lang bewahren, sehr oft, bis der Tod sie trennt, was freilich nur ihrer Rechtlichkeit beim Verkauf und ihrer Pünktlichkeit im Bezahlen zugeschrieben werden kann.

Mannigfaltiges.

— Ruy-Blas. So heißt ein neues Trauerspiel Victor Hugo's, mit welchem in der vorigen Woche das eben begründete Théatre de la Renaissance — wie es scheint, die romantische Stiefschwester der klassischen Muse des Théatre français — eröffnet worden ist. Ruy-Blas kann die Verwandtschaft mit Hernani, Lucretia Borgia und dem Tyrannen von Padua nicht verleugnen: dieselben genialen Züge, dieselbe poetische Ader, dasselbe wilde Treiben hier wie dort. Es ist eine Art von Fatum, das durch alle Hugosche Dramen schreitet, aber nicht das an den Genius glauben der Alten sich knüpfende tragische Geschick, nicht auch das dem Fluch verfallene Schicksal in den Müllnerschen Tragödien, sondern das Fatum verkörpert in einem teuflischen Menschen, der bald Triboulet, bald Omodei und bald, wie in Ruy-Blas, Don Sallust sich nennt. Dieser Don Sallust will an der Königin von Spanien, der Gemahlin Karl's II., sich rächen, weil sie an ihrem Hofe nicht geduldet, daß er eine ihrer Kammerfrauen entehre. Und um diese Rache auszuführen, hängt er seinem Kammerdiener Ruy-Blas, einem schönen jungen Manne, einen Spanischen Mantel über die Lakayen-Livree, leiht ihm den Namen und das Wappen seines Neffen und führt ihn so bei der Königin ein. Wer erkennt hier nicht gleich das Plagiat, das der Verfasser an Bulwer's „Dame von Lyon" begangen hat! Ein elender Kerl, der sich rächen will — eine stolze, aber schwache Frau — ein Mensch von der niedrigsten Herkunft, doch voll Herz und Adel, obwohl er zu der feigsten Intrigue sich hergiebt — in dem einen Stücke, wie in dem anderen; nur mit dem Unterschiede, daß Bulwer, das Unpoetische und Gemeine des ganzen Stoffes empfindend, keine Tragödie, sondern ein Lustspiel daraus gemacht hat. Herr Hugo dagegen nimmt keinen Anstand, in der Katastrophe seines Dramas seinen Bedienten in der Livree neben die Königin im Purpurmantel zu stellen und jenes so hochtragisch endigen zu lassen, als hätte er die Schmach der gemeinen Dienstbarkeit, die schon in seinem Kleide liegt, eben so empfunden, wie die Schmach der Rolle, zu der er sich, einem arglosen Weibe gegenüber, hergegeben. Weder das Eine noch das Andere ist jedoch der Fall. Ruy-Blas ruft zwar dem Schurken Don Sallust in der letzten Scene, in der er diesen erdrückt und sich selber vergiftet, voll Würde und Entrüstung zu: „J'ai l'habit d'un laquais et vous en avez l'ame", aber im ersten Akt ist er doch gleich bereit, demselben Don Sallust, Marquis von Finlas, zu seinen nichtswürdigen Zwecken, außer einem Billet an die Königin, auch noch folgenden Schein zu unterzeichnen:

Moi, Ruy-Blas,
Laquais de Monseigneur le marquis de Finlas,
En toute occasion ou secrète ou publique,
M'engage à le servir comme un bon domestique

Victor Hugo weiß die Bedienten-Livree allerdings poetischer zu galloniren, als Raupach in „Isidor und Olga", aber widrig ist sie bei dem Einen wie bei dem Anderen, ja bei dem Franzosen, trotz aller seiner schönen Verse und wahrhaft dramatischen Situationen, noch unästhetischer wegen des Gegensatzes, in den sie gebracht, und wegen der gemeinen Intrigue, zu der sie gebraucht wird. Jules Janin macht in seiner Rezension des Ruy-Blas interessante Vergleichungen einzelner Scenen desselben mit ähnlichen in Schiller's Don Carlos, die sämmtlich zum Vortheile des Deutschen Dichters ausfallen. Es kann immer seyn, daß Hugo hier eben so, wie es Alexander Dumas in mehreren Dramen viel handgreiflicher gethan, unseren Schiller benützt hat, aber noch viel bemerkenswerther erscheint uns doch die Deutsche Belesenheit Janin's, der ein solches Plagiat sogleich nachzuweisen vermag.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 141. Berlin, Freitag den 23. November 1838.

Frankreich.

Zur Philosophie des Strafrechts.

Rede des General-Prokurators Franck-Carré bei der Eröffnung des Königl. Gerichtshofes zu Paris*).

Die Grundlage des Strafrechts wechselt, je nach der Art, wie die Philosophie ihre höchsten Aufgaben löst, und man gelangt nur zu der Wahrheit dieser besonderen Frage, wenn man die Wahrheit der Natur des Menschen und der Gesetze des gesellschaftlichen Organismus kennt.

Die materialistische Schule, welche über die sinnliche Natur des Menschen hinaus nichts erblickt, welche den ganzen Menschen in seine äußere Entwickelung verlegt, bindet ihn durch keine Gesetze, fordert von ihm keine Pflichten und gestattet ihm, nach dem Belieben seiner Begierden und Leidenschaften zu leben. Dieses ist ihr das Recht des Individuums; es dehnt sich so weit aus, wie seine Kraft, und der Wille würde keine Schranke haben, wenn das Vermögen des Handelns keine Gränze hätte. Das berühmte Haupt dieser Schule hat diese verderbliche Lehre mit der ganzen Kraft seiner Dialektik unterstützt. Nach diesem Systeme beherrscht die Stärke die Welt, der That wie dem Rechte nach, oder vielmehr ist das Recht nur ein Lügenwort, welches nichts ausdrückt, wo nicht etwa die Wirkung einer höheren Kraft, dergestalt, daß der Mensch in seinem Rechte ist, wenn er ein Verbrechen begeht, weil er innerhalb der Gränze seines Vermögens handelt, um seinen Leidenschaften zu genügen, und daß die Gesellschaft auch in ihrem Rechte ist, wenn sie ihn straft, weil sie nach ihrem Vortheil und nach dem Maße ihrer Kraft handelt.

Es giebt also weder Verbrechen noch Tugend, weder Recht noch Unrecht; es ist der Stärkere, der straft, wenn die Handlungen des Schwächeren ihm schädlich sind; er hat das Recht dazu, weil er es kann; aber derjenige, der es erduldet, hatte nach den zwingenden Gesetzen seiner besonderen Natur gehandelt: dies ist ein Kampf, wo man der Geschicklichkeit, der Gewandtheit oder der Klugheit ermangeln kann, aber wo der Sieg allein Recht hat. Wir würden in diesem Heiligthume der Wahrheit und der Gerechtigkeit dieser sinnlosen und erniedrigenden Theorie nicht gedacht haben, wenn es uns möglich gewesen wäre, über die Grundlage des Strafrechts Betrachtungen anzustellen, ohne uns zu erinnern, daß die traurigen Folgen dieser Grundsätze unter Ihren Augen nur zu oft in die Wirklichkeit der That übergegangen sind. Die Wissenschaft hat sich in unseren Tagen zwar nicht bis dahin verirrt, dieses System eines allgemeinen Krieges in seiner empörenden Nacktheit wieder einzuführen, zufolge dessen der Mensch, immer ein Feind des Menschen, nur in der Stärke einen Schutz gegen die Stärke sucht und findet. Wir werden im Gegentheil so glücklich seyn, bald anzuerkennen, daß in diesem Jahrhundert alle erleuchtete Geister sich zu einem heiligen Bunde vereint haben, um die Würde der menschlichen Natur und die Urgesetze, welche die Vernunft ihr enthüllt hat, nicht nur gegen diese entehrenden Paradoxen selbst, sondern auch gegen die Milderungen, welche ihnen furchtsamere Denker beigemischt haben, zu vertheidigen. Aber tiefer und sehr weit von den Regionen entfernt, wo das höhere Denken sich bewegt, haben diese unwürdigen Lehren Anhänger gefunden, welche, mit dem Dolche in der Hand, blutige Anwendungen derselben gemacht haben. Gemeine Helden eben so niedriger als schauerlicher Verbrechen, versuchten sie, einem verworfenen Leben durch philosophische Täuschungen wieder aufzuhelfen, welche sie auf eine Ueberzeugung ihres Gewissens gründeten, die aber in Wahrheit nur die Lüge ihres Stolzes waren. Aber durch eine unerklärliche Verirrung ereignete es sich, daß selbst unter denjenigen, welche deren Grundsätze verabscheuten, Einige sich gleichsam dahin verleiten ließen, daß sie nicht erröthelen, von der Poesie des Verbrechens zu sprechen. Ihre glühende und unruhige Einbildungskraft mischte selbst die düsteren Farben, durch welche sie sich gefielen, jene zu heben, und sie entflammten sich bei dem Drama, welches ihre Täuschung geschaffen hatte, als wenn es ihnen das Schauspiel einer großartigen Wirklichkeit dargeboten hätte. Ein blindes und verderbliches Vorurtheil, das den Mörder, voll Blut und Schmutz, erhob, um die Schmach des Verbrechens durch einen gefährlichen Glanz der Berühmtheit zu verbergen!

Die Richter seufzten darüber, meine Herren, wie über das Hinwegnehmen eines Hindernisses auf dem Abhange, welcher zu Verbrechen hinführt; der Moralist erkannte darin mit Schmerz ein Zeichen dieser Krankheit des Verstandes und des Herzens, für welche die unverschämte, die heiligsten Gesetze mit Füßen tretende Kühnheit, das Ungewöhnliche und das Phantasie-Erregende in dem Uebel, eine Quelle thörichter Bewunderung und ueberhafter Genüsse werden; aber er fragte sich auch, ob das Geheimniß dieser Stimmung der Geister — glücklicher Weise jeden Tag weniger allgemein — sich nicht in einem ohne Zweifel schlecht erklärten Beifall finde, den die Vernunft verwirft, den aber eine schwankende Neigung zu dem von der individuellen Freiheit gegen die gesellige Macht begonnenen Kampfe unterstützt, und ob dieser Beifall, was auch sein Prinzip seyn möchte, nicht einige Elemente der Auflösung mit sich führe, welche im vollen Maße das die Gerechtigkeit leugnende und die Gewalt einsetzende System in die Gesellschaft ergießt. Beeilen wir uns jedoch, zu sagen, daß unter denjenigen, welche die Rechts-Philosophie zum Gegenstande ihres Nachdenkens gemacht haben, nur sehr Wenige waren, welche gegen das Gewissen und die Geschichte des gesellschaftlichen Lebens einen ohnmächtigen Widerspruch zu erheben wagten, indem sie diesen Zustand des Krieges proklamirten, in welchem die Achtung vor dem Stärkeren der einzige leitende Grundsatz wäre. Aber es giebt sehr Viele, und unter diesen erheben sich ausgezeichnete Geister, welche dem gesellschaftlichen Gebäude den Vortheil des Einzelnen zur Basis geben. Indem sie das, was sie als fest, unveränderlich und unbedingt für die Glückseligkeit erkennen, unter die schwankende Formel des allgemeinen Nutzens zusammenfassen, suchen sie den Ursprung des Strafrechts in dem Rechte der Vertheidigung, welches einem Jeden zukommt, und folglich auch den Beauftragten Aller gegen die Angriffe, welche die öffentliche Sicherheit gefährden.

In den Augen der Philosophen, deren Meinungen, verschiedenartig modifizirt und fast immer sinnreich abgeleitet, sich auf diese Theorie stützen, sind die verschiedenartigen, für den möglichst großen Vortheil des Einzelnen gebildeten menschlichen Vereine auf einem Vertrage gegründet, zu welchem man eines Jeden Beistimmung voraussetzt, weil er ihm nützlich ist, und von welchem er die Bedingungen zu achten verbunden ist, weil er ihm zum Austausche der Pflichten, die er ihm auferlegt, Rechte zusichert, ohne welche seine Ruhe und sein Wohlseyn unaufhörlich gefährdet seyn würden. Er wird schuldig, wenn er einen Angriff auf die wesentlichen Bedingungen des Gesellschafts-Vertrages macht, und man hat dann das Recht, ihn zu strafen, weil er die Pflichten verletzt, die er übernommen hat; und überdies, indem er sich gegen die anderen Glieder der Gesellschaft in eine offene Feindschaft versetzt, zwingt er sie, sich gegen ihn in den Vertheidigungs-Zustand zu setzen. In diesem System hat die Gesetzmäßigkeit der Strafe zum Ursprung und zur Bedingung: die glücklichen Erfolge, welche man von ihr in der Reihe der allgemeinen Vortheile erwartet. Man betrachtet sie ausschließlich unter dem Gesichtspunkt ihres gesellschaftlichen Nutzens, sey es, daß man von ihrer Wirkung eine heilsame Abschreckung fordert, sey es, daß man die Besserung des Schuldigen von ihr erwartet. So erklärt und begründet der Vortheil des Einzelnen das Recht der Gesellschaft; der Vortheil der Gesellschaft fordert die Strafe des Einzelnen, welcher die festgesetzte Ordnung stört; und es findet Gerechtigkeit statt, wenn das zum Vortheile des Einzelnen zu Gunsten des allgemeinen Vortheils aufgelegte Opfer nicht das zur Erhaltung des Rechtes Aller nothwendige, wohl verstandene und genau begränzte Maß überschreitet.

Diese Theorie, meine Herren, hat erleuchtete Geister täuschen können; denn von einer Seite sagt sie die Wahrheit, wenn sie den menschlichen Vereinen die Sicherung und Erhaltung der wesentlichen Bedingung, auf welcher die Würde und das Glück

*) Es folgt hier diese, schon in der Staats-Zeitung Nr. 314 angekündigte gehaltreiche Rede. In der Einleitung giebt Herr Franck-Carré erst im Allgemeinen einige Andeutungen über das Wesen, die Bedeutung und die Entwickelung der Rechtspflege und bezeichnet dann als die Aufgabe, welche er sich gestellt hat: mit Hülfe der Philosophie und der Geschichte den Prinzipien nachzuforschen, welche der Strafrechts-Gesetzgebung zur Grundlage dienen. Die Lösung derselben bietet nun das Folgende dar.

des Menschen beruht, als Zweck setzt. Die Gesellschaft ist es, welcher er die Entwickelung seiner Vernunft und seiner Kraft, die beglückenden Regungen seiner Gefühle und die kostbaren Eroberungen seines Gewerbfleißes verdankt. Der Mensch ist das, was er ist, durch diese Wohlthaten geworden, und es ist ihm selbst nicht einmal möglich, sich vorzustellen, was er geworden wäre, wenn er jener beraubt gewesen wäre. Von einer anderen Seite ist es ferner auch nicht weniger gewiß, daß der allgemeine Vortheil, oder, um genauer zu sprechen, die Erhaltung der gesellschaftlichen Ordnung, das Ziel aller Gesetzgebung ist, und daß die menschliche Gerichtsbarkeit nothwendig als Umgränzung ihrer Wirksamkeit, wenn auch nicht als Prinzip ihrer Gesetzmäßigkeit, die Störungen hat, welche in die von der Gesellschaft geschaffenen Verhältnisse gebracht werden und deren Erhaltung unzertrennlich von ihrem Daseyn ist. Das Glück des Menschen, so weit die Unvollkommenheit seiner Natur es ihm in diesem Leben gestattet; die Ordnung der Gesellschaft, so weit es der menschlichen Weisheit vergönnt ist, sie einzurichten und zu vertheidigen: dies ist die doppelte Aufgabe, welche beständig dem Nachdenken des Gesetzgebers gestellt ist und deren Lösung die Gerechtigkeit sichern soll. Aber folgt daraus, daß der Vortheil des Einzelnen — wie man ihn auch mit dem allgemeinen Vortheil verbinde, der nach Allem nur eine Umbildung des Vortheils des Einzelnen ist und seyn kann — der Grundsatz der Gerechtigkeit werden und Rechenschaft über das Strafrecht, dies furchtbare und heilsame Recht, mit welchem die Gesellschaft bewaffnet ist, ablegen könne? Zu behaupten, daß die Gerechtigkeit den wohlverstandenen Vortheil desjenigen, den sie trifft, zur Grundlage habe, selbst dann, wenn sie ihn in Fesseln schlägt oder sein Blut vom Schaffot herabfließen läßt — wäre das nicht eine Verirrung der spitzfindigen Paradoxe bis zu dem Lächerlichen hin? Dem Vortheile, zu leben, und frei zu leben, welchen der Schuldige stets bewahrt, ungeachtet der Handlung, wegen welcher man ihn verurtheilt, den allgemeinen Vortheil entgegen zu stellen, welcher eine harte Strafe fordert, ist das etwas Anderes, als den Krieg einzusetzen, in welchem die Schwäche unterliegt und die Stärke triumphirt? Warum ist die Vertheidigung gesetzlich? Warum der Angriff strafbar? Wenn der Vortheil genügt, um die Gewaltthat Aller gegen einen Einzelnen zu rechtfertigen, sagt, welches ist denn das höhere Gesetz, das dem Vortheile nicht gestattet, die Handlung zu rechtfertigen, die ihr für strafbar erklärt; denn das Verbrechen hat am Ende seinen Vortheil doch eben so gut im Auge gehabt, wie die Strafe den ihrigen.

Es muß also doch Vortheile geben, die an sich gesetzmäßig sind, und Vortheile, die es nicht sind; aber wo soll man in diesem Systeme den Unterscheidungsgrund finden? Der Wille der Mehrzahl genügt ohne Zweifel, um durch die That eine Bestimmung festzustellen und deren Anwendung zu sichern; aber wenn dieser Wille selbständig und willkürlich ist, wenn er nur von sich abhängt, so wird man da, wo wir die Gerechtigkeit suchen, nur die Gewalt antreffen. Wenn ein Mensch zum Richtplatz geführt wird, weil der Wille Aller oder der allgemeine Vortheil es fordert, wenn kein anderer Grund seiner Strafe da ist, als diese einstimmige Verurtheilung und dieser Vortheil der Mehrzahl, wo wäre das menschliche Gewissen, welches sich fähig fühlte, diesen Mord zu billigen, und welches nicht bei diesem Gedanken von einem gerechten und heiligen Unwillen ergriffen würde! .... Der Wille Aller, der allgemeine Vortheil, können demnach nicht durch ein Vermögen, was ihnen eigenthümlich wäre, die Quelle des Rechts werden: in sich selbst und durch sich selbst enthalten sie in der That nichts, was die gewaltthätige Handlung gesetzlich machte, durch welche sie den Vortheil des Einzelnen nach Belieben sich unterordneten. Sollen wir den Inhalt des Gesellschafts-Vertrages untersuchen? Sollen wir hier von verkannten Pflichten und von verletzten Obliegenheiten sprechen? Allein, was verwehrt denn, eine ausdrückliche oder stillschweigende, förmliche oder vorausgesetzte Uebereinkunft des Vortheils wegen zu brechen, wenn sie nur durch ihn geschlossen worden ist? Woher käme dem Versprechen des Menschen, der beschworenen Treue, das Vermögen, ein unauflösliches Band zu schlingen, eine Kette zu schmieden, welche nur durch das Verbrechen zerrissen werden könnte? Offenbar durch ein der Uebereinkunft vorausgehendes Gesetz, welches dieser Vertrag voraussetzt, und das er nicht gemacht hat, ohne welches die Verpflichtung, die aus ihm hervorgeht, ohne Sinn und Kraft, ohne Ursache und Wirkung ist.

Welches aber ist dieses ursprüngliche Gesetz, das jedem geselligen Vertrage und jeder Gesellschaft vorausginge, und das selbst nach der Theorie, die wir eben prüfen, nothwendig ist, um die Menschheit zu verpflichten? Wenn es dieses Gesetz ist, von dem man den Grund-Begriff der Rechte und der Pflichten, des Gerechten und des Ungerechten erwarten muß, ist es dann dieses nicht auch, welches allein die Gerechtigkeit mit ihrem Schwerte wird bewaffnen können? Aber dann wird man auch wohl anerkennen müssen, daß die Gerechtigkeit nicht das Werk der Gesellschaft ist, und daß im Gegentheil die Gesellschaft die Tochter der Gerechtigkeit ist. Mit einem Worte, der Vortheil des Einzelnen und dieses Aggregat der besonderen Vortheile, woraus der allgemeine Nutzen sich zusammensetzt, unterliegen gleichmäßig der Herrschaft der Gerechtigkeit, und jene Vortheile werden nur durch diese gesetzlich oder strafbar; ihre glückliche Uebereinstimmung dient bloß als Zeugniß ihrer Gesetzmäßigkeit, aber sie ist nicht die Quelle derselben.

Von welcher Verblendung waren aber die betroffen, welche, indem sie die Natur des Menschen erforschten, sich darauf beschränkten, nur den Trieb der Erhaltung und die Begier nach Genuß, welche sie mit der ganzen belebten Schöpfung theilen, anzuerkennen, und sich abmühten, durch diese Thatsachen, die sie allein als ursprünglich und als gewiß betrachten, den ganzen Menschen selbst und das Gesetz der geselligen Ordnung zu erklären? Ehre den Weisen dagegen, welche neben der Erscheinung der Sinnlichkeit die nicht weniger allgemeine und nicht weniger gewisse, aber die weit höhere Erscheinung der Vernunft erkannt haben, und die sagen konnten: Der Geist hat seine Gesetze so gut, wie die Sinnlichkeit die ihrigen hat, und es giebt Wahrheiten, welche auf das Denken eben so wirken, wie das Licht auf die Augen. Der Mensch hat nicht die ewigen Ideen von dem, was schön, was gut und was wahr ist, gemacht. Die Vernunft erkennt sie, bewundert sie und liebt sie; aber jene hängen nicht von ihr ab, sie sind ihr nicht unterworfen: die Vernunft kann nicht ihr Wesen ändern, denn sie waren vor aller Schöpfung da, und das, was werden sollte, gehörte ihnen an, wie die Form der Substanz, wie der begränzte Raum dem unendlichen, und wie die meßbare Zeit der Zeit, welche man nicht messen kann. Der Mensch, dieses vernünftige und sinnliche, gesellige und freie Wesen, unterwirft sich den Gesetzen der Sittlichkeit eben auch vermöge dieser Vernunft, welche ihn erleuchtet; dieser Sinnlichkeit, die ihn fortreißt; dieser Freiheit, die ihn für seine Handlungen zurechnungsfähig macht; dieser Gesellschaft, in welcher die Vermögen jener sich verwirklichen. Das menschliche Gewissen ist das Buch, worin jene Gesetze geschrieben stehen, und das letzte Ergebniß einer gelehrten Untersuchung führt sonach die Menschheit zurück auf die ersten Eingebungen seiner Natur, auf die ursprünglichen Ideen seiner Vernunft. Eben so nothwendig, wie in der physischen Welt, hat die geistige Ordnung ihre begründeten, wesentlichen, unveränderlichen Bedingungen; der Mensch kennt und begreift sie, und er hat die Pflicht, seine Handlungen mit ihnen in Einklang zu bringen, und zwar schon deshalb allein, weil sie ihm als das bestimmend erscheinen, was ihn verdirbt. Aber diese Pflicht ist nicht das unbeugsame Gesetz, welches einer blinden und materiellen Kraft auferlegt ist, die an der ihr angewiesenen Stelle eine vorherbestimmte Rolle spielt, von welcher sie das Geheimniß nicht kennt; sie ist das einem vernünftig und frei Handelnden enthüllte Gesetz, welcher kann, was er will, und welcher innerhalb der Gränzen seines Vermögens für seinen Willen verantwortlich ist. Demnach, meine Herren, hat in dem Innersten der menschlichen Natur der Vortheil sein Gegengewicht, das Verlangen nach Wohlseyn seine Regel, und das, was gerecht ist, geht aus dem Wesen der Dinge selbst hervor, um das, was nützlich ist, zu beherrschen.

Wir wollen für das Recht, zu strafen, keinen anderen Ursprung suchen. Wenn der Mensch mit Bewußtseyn zwischen dem Guten, durch welches er mit der Ordnung zusammenstimmt, und dem Uebel, durch welches er sie stört, wählen kann, so muß er bestraft werden, wenn seine Wahl schlecht gewesen ist, und er muß das Uebel erdulden, wenn er das Uebel gethan hat. Es ist das menschliche Gewissen, welches diese Nothwendigkeit ausspricht: die Verbindung, welche den Begriff der Strafe an den Begriff des Uebels knüpft, ist jedem Auge so klar, daß sie wohl das Prinzip, niemals jedoch der Gegenstand einer Beweisführung werden könnte. Das Gesetz der Ordnung macht die Sühnung zu dem ersten Folgesatz der Gerechtigkeit, zu der unerläßlichsten Bedingung der Rückkehr zum Guten, und wir scheuen uns nicht, hinzuzufügen: zu der unvermeidlichen Genugthuung, welche das Gewissen des Schuldigen selbst fordert, denn nur um diesen Preis allein kann die Reue das Schweigen der innern Vorwürfe erkaufen. Die Gerechtigkeit will also die Sühnung, aber die Gerechtigkeit mißt sie auch ab. Strafen besteht nicht bloß darin, den Einbruch des Uebels zurückzudrängen, aufzuhalten, sondern dem Schuldigen eine Strafe aufzuerlegen, nach Maßgabe der Handlung, die er begangen hat; die Strafe muß also im genauen Verhältnisse stehen zu der Verschuldung desjenigen, der sie erduldet, weil es sich um die Rückkehr zur Ordnung vermittelst der Gerechtigkeit handelt, und weil alles Mißverhältniß zwischen der Strafe und dem Fehler selbst eine neue Störung der Ordnung seyn würde. Diese beiden Gedanken bilden die Grundlage aller Strafgesetzgebung, und sie binden den Gesetzgeber, welcher die Satzungen aufstellt, wie den Bürger, welcher sie befolgen soll, um sie beide der Beobachtung derselben Pflicht zu unterwerfen. Es folgt daraus, daß der Mensch von Natur nicht im Kriege gegen den Menschen ist, und daß der Staatsverein weder ein Schlachtfeld, noch ein Friedensschluß ist*). Sey es, daß der Mensch als Einzelner handelt, sey es, daß die Verbindung der Menschen den allgemeinen Willen proklamirt, die Vernunft ist immer der Führer, das Gewissen der Richter und die Gerechtigkeit das Gesetz. Alle lesen in ihrem Geiste die Bedingungen der von dem höchsten Geiste unter ihnen festgestellten Verhältnisse. Die Geschichte bestätigt, meine Herren, diese Theorie, welche überhaupt nichts Anderes ist, als der Ausdruck der allgemeinen vernünftig und vollständig beobachteten Thatsachen. Immer und überall hat die Idee der Gerechtigkeit die menschlichen Vereine beherrscht; immer und überall hat sie dieselben wesentlichen Merkmale offenbart. Unabhängig von den be

*) Dieser Vergleich gewinnt seine volle und treffende Bedeutung nur dann, wenn man sich daran erinnert, daß durch jenes auf Hobbes' Grundsatz: „Bellum omnium contra omnes" und durch diesen auf Rousseau's „Contrat social" hingedeutet wird. Die Lehre des Egoismus von Helvetius und den anderen Materialisten des 18ten Jahrhunderts, die jenen Grundsatz von Hobbes einschließt, so wie Rousseau's eigenthümliche, aber nicht minder unwahre Richtung, sind es, welche unser Redner bekämpft.

äglichen und veränderlichen Formen, welche die Vereine annehmen, hat sie über alle mit einem unbedingten Rechte geherrscht. Die Scheinweisheit kann ihren Ursprung verfinstern und manchmal ihre göttliche Natur verhüllen: aber sie kann nicht dem natürlichen Sinne, dieser fruchtbaren und nur zu oft übersehenen Quelle der höchsten Wahrheit, Stillschweigen auferlegen. Wenn es gerecht ist, daß der Schlechte bestraft werde; wenn es nothwendig ist, daß er sein Verbrechen sühne, so hat die Gesellschaft nicht nur das Recht, sondern selbst die Pflicht, ihm die Strafe, die er verdient, aufzuerlegen; denn sie bildet ein moralisches Wesen, welches nach den Bedingungen der Ordnung seine Bestimmung zu erfüllen hat, und sie würde selbst gegen ihr Gesetz fehlen, wenn sie es vernachlässigte, die Ordnung zu erhalten und sie wiederherzustellen, wenn sie gestört ist.

Dieses ist, meine Herren, die Wahrheit von dem Ursprunge des Strafrechts, und dies sind seine wesentlichen Grundbestandtheile. Sie würden es nicht angenommen haben, wenn sie von dem Systeme ausgingen, welches, in Wahrheit das Verbrechen leugnend, aus der Welt einen Kampfplatz macht, wo der Schlechteste niemals ein anderes Unrecht haben kann, als zugleich der Schwächste zu seyn. Seine Gesetzmäßigkeit würde ferner auch dann zweifelhaft erscheinen, wenn sie nur auf der Lehre ruhte, welche, auf eine unbedingte Weise dem allgemeinen Vortheil über den des Einzelnen das Uebergewicht zutheilend, dem Vortheile Aller ein Recht der materiellen Vertheidigung gegen die Angriffe des Einzelnen zuspricht. Aber die Vernunft begreift es, und das Gewissen billigt es, wenn es von der Gerechtigkeit zwischen die strafbare Handlung und die nothwendige Entsühnung gestellt wird. Man glaube jedoch nicht, daß es sich hier nur um eine eitle Speculation handelt. In der Welt der Ideen verkettet sich Alles, und eine natürliche Logik lenkt die Vernunft oft, ohne daß sie es selbst weiß. Welches auch die mancherlei Modificationen seyn mögen, welche die verschiedenen Geister dem Grundsatze der Strafbarkeit geben, so lassen sich alle diese Theorieen noch auf zwei hauptsächliche zurückführen: die eine ist die, welche ihre unerschütterliche Grundlage in der allgemeinen und unbedingten Idee der Ordnung, des Rechten und des Wahren sucht und findet; die andere aber die, welche ihren Ausgangspunkt in dem immer nur bedingten Prinzip des Vortheils hat.

(In dem übrigen Theile der Rede werden die Wirkungen und Erfolge dieser entgegengesetzten Systeme weiter entwickelt und endlich die Anwendungen auf die Gegenwart gemacht. Die Besseren erkennen jetzt wohl die Wahrheit, aber die Menge wird auf das Bedenklichste von den niederen Trieben und Vorstellungen beherrscht, von dem materiellen Interesse und von der unbedingten und ungemessenen individuellen Freiheit, oder der Gewalt der Begierden und Leidenschaften; von dem Dünkel und den Anmaßungen der rohen Meinungen, — kurz von dem demokratischen Prinzip, das nothwendig immer mit denselben Grundzügen, von Platon bis auf Franck-Carré, von allen Darstellern gleichmäßig gezeichnet wird und gezeichnet werden muß.)

Orleans und seine Erinnerungen.

(Schluß.)

Man hörte sie anfangs mit Mißtrauen; man schickte sie nach Poitiers, wo die Universität ein Verhör mit ihr anstellte, um sich davon zu überzeugen, daß sie nicht vom Teufel gesendet sey; aber Johanna beantwortete alle Fragen mit Festigkeit und Geistesgegenwart; sie erzählte ihre Visionen und blieb dabei, daß sie jeden Tag geheimnißvolle Stimmen vernähme. „Was für eine Sprache reden denn diese Stimmen?" fragte Pater Séquin mit ironischer Miene. — „Eine bessere Sprache, als die Eurige", antwortete Johanna fest und ruhig. Die Universität erklärte sich zu Gunsten des Mädchens.

Die Herren vom Hofe hatten lange nicht glauben wollen, daß die Befreierin Frankreichs ein Mädchen aus der Volksklasse seyn könnte. Ein Mann wäre mit Verachtung zurückgewiesen worden; aber Johanna war ein Weib; sie hatte gefällige Züge, eine sanfte und zum Herzen dringende Stimme. Man ließ sie ein Pferd besteigen, und sie ritt mit viel natürlicher Anmuth. Man ertheilte ihr den Charakter einer Ober-Heerführerin, worauf sie an der Spitze einer ansehnlichen Streitmacht, befehligt von den Marschällen de Rayz und de Sainte-Sévère, dem Admiral de Colan und den Herren de Gaucourt und La Hire, zum Entsatze von Orleans abzog.

Orleans war damals von den Engländern belagert und seine Garnison dem drückendsten Mangel Preis gegeben. Um einen vollständigen Begriff davon zu erhalten, wie kühn und schwierig Johanna's Unternehmen war, muß man den damaligen Zustand Frankreichs wohl ins Auge fassen. Isabella von Bayern und der Herzog von Burgund hatten sich verschworen, Frankreich an die Engländer auszuliefern; Karl VI. war todt, und über seinem Sarge hatte der Herold schon ausgerufen: „Es lebe Heinrich von Lancaster, König der Engländer und der Franzosen!" Karl VII., überall besiegt, ohne Soldaten, ohne Geld und ohne Hoffnung, floh vor dem Heere des Herzogs von Bedford aus einer Provinz in die andere. Orleans war unter den namhafteren Städten Frankreichs noch die einzige Französisch gebliebene Stadt und das letzte Bollwerk, welches Karl VII. den Feinden entgegenstellen konnte.

Kaum angekommen, verlangt Johanna sogleich, daß man die Bastillen (Belagerungs-Thürme) der Engländer angreife. Die vornehmen Herren vom Stabe opponiren dagegen; die Bewunderung, welche der Haufe dem einfältigen Bauermädchen zollt, erregt ihren Stolz und ihre Eifersucht. Der Ritter von Gamaches ruft zürnend aus: „Da man dem Rathe einer Dirne mehr Gehör schenkt, als dem eines Ritters, wie ich bin, so werde ich kein Wort mehr verlieren; zur rechten Zeit und an der rechten Stelle soll mein gutes Schwert das Wort führen. Von jetzt an werf' ich mein Banner in den Staub und diene nur noch als armer Knappe. Ich will lieber einen ehrenwerthen Mann zum Herrn haben, als eine Dirne, von der wir nicht einmal wissen, was sie früher gewesen ist."

Unterdeß wird ein Belagerungs-Thurm angegriffen und erstürmt, und Johanna selbst pflanzt ihre Fahne darauf. Am nächsten Morgen schläft sie noch, als ein großer Lärm sich erhebt, sie hört schreien, daß die Franzosen einen Ausfall gemacht haben und geschlagen worden sind. — Sogleich springt sie von ihrem Lager. „O Himmel!" ruft sie; „das Blut meiner Landsleute röthet die Erde, und Niemand hat mich geweckt: meine Rüstung her — meine Fahne!" Sie ergreift die Standarte, ruft ihren Pagen und läßt ihr Pferd anschirren. In der Straße begegnet sie Verwundeten, die man aus dem Kampfe schleppt, und bleibt in tiefer Schwermuth stehen. „Ach!" ruft sie mit Thränen im Auge, „ich habe nie das Blut eines Franzosen gesehen, ohne daß mein Haar sich sträubte!"

Aber das Kriegsgeschrei der Engländer kommt immer näher. Sie eilt nach dem Stadthor. Ihr bloßer Anblick hemmt die wilde Flucht der Ihrigen — man drängt sich um sie herum — sie stürzt in gestrecktem Galopp den Feinden entgegen. Die Engländer ziehen sich zurück bis an die Bastille Saint-Loup, die in wenigen Minuten erstürmt und eingenommen ist.

Nur die Bastille Tourelles war den Engländern noch geblieben; hier hatten sie ihre ganze Streitmacht zusammengedrängt, und der Thurm an sich war fast unzugänglich. Trotz dessen will Johanna, daß man stürme. Die Ritter, ärgerlich über den wachsenden Einfluß des Mädchens, widersetzen sich. Da spornt die Jungfrau ihr Roß nach dem öffentlichen Platze und fordert Bürger und Bauern zum Kampfe auf. Sire de Gaucourt, Gouverneur von Orleans, läßt die Thore schließen, Johanna sie mit Gewalt wieder öffnen. Das bewaffnete Volk stürzt ihr nach. Die Ritter selbst, gleich Leithunden, an denen die Meute vorbeijagt, vergessen ihren ersten Entschluß, sprengen von allen Seiten heran und mischen sich unter die Kämpfer. Man wirft Feldschlangen gegen den Thurm; man schleppt Faschinen herbei. Siedendes Oel, Pfeile, brennendes Pech und steinerne Kugeln fliegen um die Wette. Johanna befindet sich im dichtesten Getümmel; ihr Schwert, mit sieben Kreuzen darauf, blitzt in der einen Hand, und mit der anderen schwingt sie die Oriflamme. Die Sturmleitern gleiten im Blute aus, man stellt sie wieder auf; sie zerbrechen — man ersetzt, was an der Länge fehlt, mit über einander gehäuften Leichnamen; aber Nichts schreckt die Soldaten Suffolk's. Johanna selbst lehnt eine Leiter an die Mauer und klettert hinan .... aber plötzlich öffnet sie ihre Arme und stürzt in den Graben hinab — ein Pfeil hatte sie in die Schulter getroffen!

Wilder Jubel ertönt von den Zinnen der Bastille; der Ruf, die Jungfrau sey getödtet, hallt in den Reihen der Belagerer wieder. Johanna schlägt die Augen auf und sieht nichts als Bestürzung und Entmuthigung unter den Ihrigen. Sie hört zum Abzuge blasen; da richtet sie sich mit einem Schrei wieder empor und ergreift ihre Oriflamme. „Auf! Auf! Ihr Ritter; der Herr hat's verkündet; heute fallen sie in unsere Hand!" Mit diesen Worten eilt sie nach der Bresche und erscheint den Ihrigen wie eine von den Todten Erstandene. Bei ihrem Anblick erhebt sich ein großer Lärm; tausend Arme sind nach ihr ausgestreckt, tausend Finger deuten auf sie — man schreit Mirakel! Die Engländer verlieren alle Geistesgegenwart, und in wenigen Augenblicken ist die Bastille erobert. Die Ueberreste der Armee Suffolk's ergreifen die Flucht.

Kaum acht Tage waren seit Johanna's Ankunft verflossen; erst seit dreien Tagen hatte man gekämpft, und schon war Alles umgewandelt. Orleans war rings herum von Feinden gesäubert: diejenigen Städte, welche sich dem Britischen Heerführer aus Furcht oder gezwungen ergeben hatten, schickten jetzt ihre Schlüssel an Karl VII., den Johanna, ihrem Versprechen gemäß, zu seiner Krönung nach Rheims begleitete.

Und hier hätte ihre Mission enden müssen. Sie hatte das zu Boden gefallene Schwert Frankreichs aufgehoben und dem theuren Vaterlande wieder in die Hand gegeben; dies war genug für ein Wesen vom zarteren Geschlechte. Einmal in ihrem Leben stark, wie Judith, um ihre Nation zu befreien, hätte sie nun heimkehren sollen zu der verlassenen Spindel und zur verwahrlosten Heerde. Auch wünschte sie dies und flehte inständig um Erlaubniß dazu; allein der König wollte sie als eine Standarte für seine Ritter und als ein Schreckbild für die Feinde behalten; und das war ihr Unglück. Durch einen neidischen Großen verrätherischer Weise an die Engländer ausgeliefert, starb Johanna in Rouen den Flammentod.

Von Jeanne d'Arc bis zur Bartholomäus-Nacht erinnert Nichts in unserer Geschichte an Orleans. Der Befehl, die Protestanten niederzumetzeln, wurde am 25. April 1572 durch Sorbin, den Beichtiger Karl's IX., nach dieser Stadt gebracht. Das Blutbad begann am 26sten mit Tages-Anbruch. Die Katholiken theilten die Stadt in zwölf Reviere und sich selber in achtund-

vierzig Körperschaften. Die Mütter und ihre Kinder wurden auf Befehl der Obrigkeit und unter dem Vorwande, sie in Sicherheit zu bringen, in ein Gefängniß gesteckt, wo man sie sämmtlich erwürgte. Einige katholische Frauen, welche unter den Fenstern des Gefängnisses standen, fingen saugende Kinder auf, die von ihren Müttern hinausgeworfen wurden und solchergestalt dem Tode entgingen. Aber nicht Protestanten allein mordete man in dieser schrecklichen Nacht; auch viele Katholiken bluteten als Opfer der Rache, des Hasses oder der Habgier. Wer einen lästigen oder verhaßten Menschen gern los seyn wollte, der benutzte die schöne Gelegenheit und gab ihm den Todesstreich, ohne Rücksicht auf sein Glaubensbekenntniß.

Obschon man Sorge getragen hatte, so viele Frauen als möglich mit ihren Männern zu ermorden, so blieben doch mehr denn 500 Wittwen am Leben, deren Kinder mit Gewalt wieder getauft wurden. „Die Leichen", sagt ein Zeitgenosse, „lud man in den Nächten des 26sten und 27sten auf Karren und transportirte sie theils nach dem großen Beinhause der Stadt, theils nach dem Flusse, in den eine große Zahl derselben geworfen wurde. Die, welche an den Wällen wohnten, warf man in die Gräben, den Wölfen und anderen Bestien zur Speise." Mehrere Tage hindurch war die Loire bis Beaugency von Blut geröthet. In den Rechnungs-Büchern des Hôtel-Dieu von Orleans findet man folgende Anweisung aus dieser Epoche: „Zahlet an den Todtengräber des großen Kirchhofs für die Beerdigung von ..... todten Körpern, so großen als kleinen, auf dem großen Kirchhof oder im Beinhause, in der Kirche und in den Kreuzgängen des Klosters (jeden Körper zu 3½ Deniers gerechnet, so daß zwei Kleine nur für einen Großen zählen), die Summe von 18 Livres." — Achtzehn Livres zu 3½ Deniers für den Körper! Dies läßt auf ungefähr 1230 Leichname schließen, die allein begraben wurden. Und wie charakteristisch ist der Umstand, daß zwei Kleine nur für einen Großen zählten! Welche Zeit und welch ein Rechnungswesen!

Seit jener blutigen Katastrophe bietet die Geschichte der Stadt Orleans wenig Interessantes mehr dar. Heinrich III. durchzog die Stadt, als er seinen religiösen Maskenzug nach Cléry anstellte; der König und alle seine Begleiter steckten in härenen Bußgewändern, mit Geißeln im Gürtel und trugen um die Reihe ein großes hölzernes Kreuz. Ein Jahrhundert später hielten Ludwig XIII. und Anna von Oesterreich ihren feierlichen Einzug in Orleans. Bei dieser Gelegenheit unterhandelten die Schöppen der Stadt mit den Maler-Meistern Gaucher und Julien Bernier wegen zweier Gemälde. „Auf einem derselben", so lautet die Ordre des Magistrates, „sollen die Portraits des Königs und der Königin seyn, also, daß beide hohe Personen einander die Hände reichen. Zwischen besagten Portraits werde vorgestellt eine Göttin der Eintracht, in der einen Hand eine goldene Vase und in der anderen ein Horn des Ueberflusses haltend; und über ihnen komme ein Engel aus einer Wolke. An den Mund dieses Engels werde die eine lateinische Inschrift gemalt. Ueber seinem Haupte sollen zwei Scepter, kreuzweise über einander liegend, in den Lüften schweben und um die Scepter herum Störche und Krähen fliegen. Endlich, am Fuße des Gemäldes, soll man zwei Hunde anbringen, den einen zur Seite des Königs und den anderen zur Seite der Königin. — Auf dem anderen Gemälde soll man darstellen ein Blumenbeet, in dessen Mitte eine Lilie; an einer Seite der Lilie einen Apoll, der sie begießt, und neben dem Apoll die Figur des heiligen Paulus, mit Pflanzen beschäftigt u. s. w."

Bei fortgesetztem Blättern in den Urkunden der Stadt fanden wir nur Einzüge von Fürsten und Zänkereien zwischen dem Polizei-Direktor und den Kanonikern vom heiligen Kreuz, die von Ersterem das Privilegium erzwingen, ihre Hunde gegen seine Sergeanten loslassen zu dürfen.

Die Revolution vom Jahre 1789 gestaltete sich in Orleans nicht sehr dramatisch. Außer der Ermordung des Léonard Bourdon, die eine Anzahl Bürger kompromittirte, gab es nur Feste, Declamationen und Motionen. Unter den letzteren haben wir folgenden Brief einer Dame bemerkt, den wir als interessantes Aktenstück aus jener Epoche mittheilen:

„An die Frauen der Stadt Orleans von ihrer Mitbürgerin Dulac, Ehegattin des Obersten der National-Garde."

„Schon lange sehe ich mit Schmerz, daß die Personen meines Geschlechts an der Mühe, welche die Freiwilligen von Orleans sich geben, um die Beschlüsse unserer verehrten Repräsentanten ins Werk zu setzen, so geringen Antheil nehmen. Alle Tage höre ich von Motionen reden; aber alle diese Motionen gehen nur von Männern aus, keine von Frauen. — Das ist abscheulich! Es scheint beinahe, als hätte das Vaterland für uns gar keinen Werth, oder als schmollten wir mit demselben, weil unsere Männer die Nacht in einem Wachthause zubringen müssen. Auf, theuere Mitbürgerinnen! erwachen wir aus unserer Lethargie, und beweisen wir durch die That, daß die Sache der Revolution auch durch uns gefördert werden kann! Schenken wir den Freiwilligen eine Fahne mit den National-Farben und mit der Devise: „Liebe und Sieg." Ich eröffne eine Subscription von drei Livres für jede Unterzeichnerin. Wenn die eingehende Summe die Kosten der Fahne übersteigen sollte, so mag das Uebrige am Tage der Festlichkeit unter die Armen vertheilt werden."

E. Souvestre.

Rußland.

Pariser Notabilitäten, von Russischer Feder skizzirt*).

Der Präsident der Pairs-Kammer, Pasquier, ist mager und hat eine kluge, ruhige Physiognomie. Man zählt ihn zu den gescheidtesten Staatsmännern, welche Gerechtigkeit ihm selbst Talleyrand widerfahren ließ. Einst erschien Pasquier nicht in einem Comité und ließ sagen, daß er krank sey. — „Seltsam", bemerkte Talleyrand, als Präsident desselben, „ich sehe keinen Grund, warum er heute krank ist!"

Der Präsident des Ministerrathes, Graf Molé, hat eine edle, interessante Physiognomie, ist bleich, spricht wenig und scheint Kummer zu haben. Es ist schwer, sich jetzt im Französischen Ministerium zu halten. Es ist ein Meer voll Klippen, aus denen alle Arten von Ungeheuern hervorblicken.

Laffitte, der Millionair Laffitte, der sein Vermögen opferte, um erster Minister zu seyn, ist nicht die letzte Person in der neueren Französischen Geschichte; ich sah ihn in der Deputirten-Kammer. Er hat eine schöne und kluge Physiognomie, aber auch aus seinen Augen blickt getäuschte Erwartung. Neben ihm saß der bekannte Advokat Odilon Barrot. Eine hohe Stirn, aber auf die Augen gesenkte Brauen und keine ausgezeichnete Manieren. Als ich einem meiner Nachbarn mein Erstaunen darüber ausdrückte, daß ein Mann mit so ausgezeichneten Eigenschaften ein so alltägliches Aussehen habe, erwiederte der mir Unbekannte: „Que voulez-vous! Il a l'air d'un perruquier endimanché!"

Selten findet man ein so angenehmes, gescheidtes, ausdrucksvolles Gesicht, als das von Guizot! Ich konnte mich nicht satt an ihm sehen; wenn er von etwas Interessantem spricht, glänzt ein Feuer aus seinen Augen, nicht verzehrend, wie bei einem Volks-Tribun, sondern hell und leuchtend, wie Strahlen eines tiefen Verstandes und eines kräftigen, innigen Gefühls.

Gern hätte ich Thiers kennen gelernt, den die Juli-Revolution aus einem Studirzimmer zum Vorsitz im Ministerrath erhob, der mit Geschmack schreibt, schön spricht und durchaus nicht demgemäß handelt. Er war auf einer Reise in Italien begriffen.

Die Literaten, die ich bei Herrn Salvandy sah, waren Villemain, Alphons Carr, Lebrun, Verfasser des Trauerspiels Maria Stuart, Capo-Feuillide, Ste. Beuve, Philaret Chasles, Granier de Cassagnac und Victor Hugo.

Villemain kannte ich schon früher. 1817 war er Secretair bei dem damaligen Polizei-Minister Decazes und einer der eifrigsten Royalisten. Damals waren von seinen Werken nur bekannt: das Leben Cromwell's und die von ihm in der Französischen Akademie in Gegenwart des Kaisers Alexander und des Königs von Preußen vorgetragene Lobrede auf Montesquieu. Seit jener Zeit leistete er durch seine Vorlesungen den Wissenschaften und der Literatur wichtige Dienste. Jetzt ist er Französischer Pair, angestellt im Ministerium der Aufklärung und beschäftigt sich mit der eigentlichen Literatur nur wenig. Er ist alt geworden und geht gebückt, aber auf seinen Lippen schwebt noch immer ein kluges, satirisches Lächeln, und sein Auge ist lebhaft und ausdrucksvoll.

Alphons Carr, wie ich glaube, Deutscher Herkunft, Verfasser mehrerer mit scharfer Feder geschriebener Romane, ist ein junger hübscher Mann, nach der Mode gekleidet, mit großen Backen- und Stutzbart.

Capo-Feuillide, nicht groß und von bräunlicher Farbe, genießt in Paris einer nicht beneidenswerthen Berühmtheit; wie man sagt, veranlaßte seine Indiscretion das Duell, in welchem Armand Carrel durch Emil v. Girardin getödtet ward.

Sainte Beuve, blond und gleichfalls nicht groß, ist ein angenehmer, offener und liebenswürdiger Mann und ausgezeichneter Kritiker; mit vielem Interesse las ich sein Urtheil über die früheren und jetzt lebenden Schriftsteller Frankreichs. Mit den Gedichten und einer Biographie Joseph Delorme's mystifizirte er das ganze Publikum; die Theilnahme an dem beklagenswerthen Schicksale des Dichters, der den Leiden eines freudelosen Lebens unterlag, war allgemein. Endlich erfuhr man, daß Joseph Delorme nie existirte, sondern eine Erdichtung Sainte Beuve's gewesen war.

(Fortsetzung folgt.)

*) Aus den Reise-Notizen des Staatsraths Nik. Gretsch.

Bibliographie.

Arithmetisches Handbuch für Kandidaten der Artillerie-Schule. Von Artillerie-Capitain Zilloff.

Versuch von Biographieen derjenigen Staatsmänner, die in Rußland den auswärtigen Angelegenheiten vorstanden. Von A. Tereschtschenko.

Spezielle Angabe der Gehalte, Emolumente der Russischen Generalität und sonstiger auf die Russische Armee sich beziehender Details. Vom Beamten des Generalstabes Medwedjeff.

Novellen und Erzählungen von P. Kamenski.

Poetische Schilderungen der Ukraine, Odessa's und der Krimm. Von Iwan Borosdin.

Kranz der Grazien, oder Sammlung der besten Gedichte von Puschkin, Kosloff, Baratinsky u. s. w.

Drei Kleinigkeiten. Von W. Serebränikoff.

Ueber den Anfang einer neuen Bulgarischen Literatur. Von Juri Venelin.

Historische Anekdoten Persischer Herrscher. Von Platon Suboff.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 142. Berlin, Montag den 26. November 1838.

Frankreich.

Demoiselle Rachel und die klassische Tragödie.

Im Théâtre-français trägt sich jetzt etwas Unerwartetes, im höchsten Grade Befremdendes zu, etwas, das eben so sehr die Verwunderung des Publikums erregt, als es die Theilnahme der Kunstfreunde in Anspruch nimmt. Die Tragödien Corneille's und Racine's, welche seit zehn Jahren kein Mensch mehr sehen wollte, erscheinen wieder auf dem Repertoir und — finden Beifall. Niemals war der Zudrang zum Theater so gewaltig, selbst nicht in der Blüthezeit Talma's. Von der Gallerie bis zum Orchester herab werden alle Plätze besetzt; Stücke, welche sonst nicht 500 Francs eintrugen, bringen jetzt 5000 Francs ein, und, was fast noch mehr sagen will, die Horazier, Mithridate, Cinna finden aufmerksames Gehör und lauten Beifall, ja, man weint sogar in der Andromaque und in Tancred.

Schlimm genug, werden Manche sagen, daß man sich darüber wundern muß; indeß ist es nun einmal nicht anders, und man kann kaum in Abrede stellen, daß eine gänzliche Gleichgültigkeit gegen die sogenannten klassischen Stücke eingetreten war. Aus diesem Grunde sind auch Viele der Meinung, daß die augenblickliche Gunst, deren sich die Aufführungen auf dem Théâtre-français zu erfreuen haben, nicht von Dauer seyn werde. Da diese Stücke nun schon seit langer Zeit nicht mehr besucht wurden, so giebt es Leute, für welche dieselben den Reiz der Neuheit haben und welche sie im Foyer wie neue Vaudevilles beurtheilen. Es stehen sich so zwei Parteien gegenüber; die Parteigänger der klassischen Tragödie verkünden laut eine Revolution oder richtiger eine Restauration der Tragödie und betrachten den Romantismus schon als vollkommen überwunden; die andere Partei, welche an die modernen Melodramen und Spektakelstücke gewöhnt ist, geräth in Hitze — ob zum Scherze, oder weil es ihr wirklich Ernst mit der Sache ist, möchte schwer zu entscheiden seyn — und scheint nicht übel geneigt, die alten Zänkereien zwischen der älteren und neueren Schule wieder aufzuwärmen.

Und wer hat alle diese Wunder bewirkt? Ein junges, siebzehnjähriges Mädchen, die keine andere Lehrmeisterin als die Natur gehabt zu haben scheint. Demoiselle Rachel, denn von dieser ist hier die Rede, wäre eher klein als groß zu nennen, und diejenigen, welche sich eine Theater-Königin nur mit einer muskulösen Halsbildung und quantitativ bedeutenden Körperreizen vorstellen können, werden sich also getäuscht sehen, denn Demoiselle Rachel's ganzer Wuchs ist nicht dicker, als ein Arm von Demoiselle Georges. In ihrer ganzen Haltung, in ihrem Gesichtsausdruck, in ihrer Aussprache tritt eine außerordentliche Einfachheit, die unverkennbarste Bescheidenheit hervor. Ihre Stimme ist durchdringend und in leidenschaftlichen Momenten höchst energisch; ihre feinen Züge, welche in der Nähe einen tiefen Eindruck machen, verlieren sehr in der Entfernung; im Uebrigen erfreut sie sich keiner festen Gesundheit, und etwas längere Rollen greifen sie sichtlich an. Erwägt man nun das Alter dieser jungen Schauspielerin, und bedenkt man dann, wie wesentlich die Erfahrung und Uebung für den Schauspieler sind, so muß man doch etwas zweifelhaft werden, wenn man eine so jugendliche Gestalt als Hermione und Monime auftreten sieht. Welchen Schatz von Erfahrungen und Empfindungen muß man nicht in sich bergen, um so verschiedenartige und leidenschaftliche Rollen darstellen zu können!

Demoiselle Rachel besitzt keine Kenntniß des Theaters, und in ihrem jugendlichen Alter kann sie auch noch keine große Lebenserfahrungen gesammelt haben. Demnach hätte man sich nur gewärtigen können, eine mehr oder minder richtige Declamation, wie sie dieselbe etwa im Konservatorium erlernt hätte, bei ihr zu finden, und dennoch ist dem nicht so. Vor Allem deklamirt sie nicht, sondern sie spricht; sie braucht, um den Zuschauer zu rühren, weder die traditionellen Gesten, noch das wüthende Geschrei, mit welchem man jetzt einen solchen Mißbrauch treibt; sie bedient sich nie der verbrauchten Mittel, die so selten ihren Zweck verfehlen, der gewaltsamen Kontraste, denen zu Liebe der Schauspieler oft zehn Verse aufopfert, um ein Wort besser hervorzuheben; überhaupt läßt sie gewöhnlich die Stellen, welche die anderen Schauspieler zu Effektstellen machen würden, ruhig vorübergehen. Immer erregt sie den Enthusiasmus des Publikums gerade in den einfachsten, unbedeutendsten Versen, immer da, wo man es am wenigsten erwarten sollte; zuweilen erzittert das ganze Haus von einer elektrischen Bewegung, und lauter Beifallsruf bricht überall hervor, wenn Demoiselle Rachel zwei ganz gewöhnliche, man könnte sagen prosaische Verse rezitirt. Ihr Zauber liegt in der Sprache des Herzens zum Herzen, in der Wärme ihrer Empfindung, und diese kann man weder durch Unterricht, noch durch Studium erwerben, sondern muß sie einer höheren Eingebung, einem prophetischen, unerklärlichen Instinkte, der das Richtige unbewußt trifft, zuschreiben. Dies aber ist die Eigenthümlichkeit des Genies, das wir Demoiselle Rachel unbedenklich beilegen können; sie ist nichts weniger als ein vollendetes Talent, und in dieser Beziehung bleibt ihr noch viel zu thun übrig, besonders muß sie noch fleißig studiren, aber sie besitzt ein angeborenes Gefühl des Schönen und Wahren, und sie birgt in sich den himmlischen Funken, den die Gottheit ihren Lieblingen schenkt.

Wir wollen hieran einige literarische Fragen knüpfen und zunächst denjenigen, welche in der Rückkehr des Publikums zu den klassischen Stücken nichts als eine Modesache sehen, ganz kurz sagen, daß sie sich irren. Freilich drängt man sich aus keinem anderen Grunde zur Andromaque, als weil Demoiselle Rachel die Rolle der Hermione übernommen hat; aber was ist das beste Stück auch ohne eine gute Besetzung? Nicht minder irren wohl diejenigen, welche glauben, daß das Wiederaufleben der klassischen Tragödie dem Romantismus eine tödtliche Wunde schlagen werde. Das romantische Drama ist einmal da, es hat seine Meister und Vorbilder und eröffnet seinen Anhängern eine weite Laufbahn; es hat längst festen Fuß gefaßt und wird schwerlich wieder verdrängt werden können. Die eingefleischten Klassiker schreien beständig über den Verfall der Kunst, weil sie Stücke, die nicht nach ihren beschränkten Prinzipien gemacht sind, Glück machen sehen; aber vom Verfall der Kunst kann gar keine Rede seyn. Alle die Ungeheuerlichkeiten, die man heutzutage auf der Bühne erblickt und welche das Publikum aus seiner Gleichgültigkeit aufrütteln sollen, die auf einander gehäuften Unwahrscheinlichkeiten, der Luxus der Decorationen und Kostüme, das wüthende Geschrei der Schauspieler beweisen in der That nichts Anderes, als daß man auch nach Shakspeare's und Calderon's Vorbilde schlechte Stücke machen kann. Wer wollte aber hierauf einiges Gewicht legen, wenn er nur einen Augenblick an die Sündfluth matter und geistloser Tragödien denkt, mit denen die Verehrer Racine's und Corneille's das Theater überschwemmt haben? Shakspeare's und Calderon's Namen strahlen nicht minder herrlich, als die des Sophokles und Euripides. In die Fußstapfen jener traten Göthe und Schiller, nach diesen vermeinten sich Corneille und Racine zu bilden. Die Einen haben ihren Geist in dreifache Fesseln geschlagen, die Anderen sind dem kühnen Fluge ihres Genius gefolgt.

Warum, möchte ich fragen, hat man überhaupt beide Gattungen, die romantische und die klassische, einander gegenübergestellt? Ist denn der menschliche Geist so beschränkt, daß sich der Bewunderung einer Vortrefflichkeit immer die Verdammung einer anderen zugesellen muß? Kann man nicht Raphael, nicht Mozart preisen, ohne Rubens, ohne Rossini zu steinigen? Als einst der arme La Motte in Paris den Vorschlag machte, Dramen in Prosa und ohne die gebräuchlichen Eigenheiten zu schreiben, schauderte Voltaire in Ferney zusammen und schrieb den Schauspielern des Königs, dies wäre der schrecklichste Gräuel in Melpomenens Tempel. Als Victor Hugo in unseren Tagen mit ehrenwerthem Muthe diesen Versuch wieder aufnahm, wurden zahllose Pfeile gegen ihn abgesendet. Aber er hat, wie Duguesclin, selbst die Sturmleiter angelegt; jetzt ist der Friede geschlossen, die Burg ist erobert, und dennoch wollen beide Parteien keinen Nutzen daraus ziehen. Dies führt mich zu einem schwer zu entscheidenden Punkte, nämlich zu der Frage, welche Aufgabe der klassischen Tragödie zufallen würde, wenn sie neben dem romantischen Drama wieder einen Platz gewönne? Ohne uns eine befriedigende Lösung dieser Frage zuzutrauen, wollen wir dieselbe wenigstens hinstellen und einige Vermuthungen darüber äußern.

Die Geschichte der Tragödie und die Hauptgestaltungen derselben sind zu bekannt, als daß es nöthig scheinen sollte, bei denselben zu verweilen; vielleicht ist es aber für unseren Zweck nicht überflüssig, einige Andeutungen über den Unterschied der antiken und modernen Tragödie zu geben. In fast allen antiken Tragö-

dien geht der Untergang des Helden aus einer ihm äußerlichen Ursache hervor; das Schicksal war die leitende Macht und mußte es seyn. Für uns hat dagegen das Schicksal oder Verhängniß der Griechischen Tragödie keine Bedeutung mehr. Die christliche Religion hat eine Umkehrung des Bewußtseyns bewirkt und nur die Vorsehung und den Zufall übrig gelassen, welche beide nicht tragisch sind. Die Vorsehung würde nur glückliche Lösungen zu Stande bringen, und der Zufall ist kein Gott mehr, sondern nur noch ein Taschenspieler. Corneille nahm zuerst diese Grundverschiedenheit beider Zeitabschnitte wahr; er sah, daß das antike Element unbrauchbar geworden war, und er versuchte deshalb ein neues an dessen Stelle zu setzen. Corneille kam beim Lesen des Aristoteles auf den Gedanken, die tragischen Verwickelungen allein durch die menschlichen Leidenschaften herbeizuführen; er beschloß, den Konflikt der Leidenschaft mit der Pflicht, mit dem Unglück, mit den Banden des Bluts, mit der Religion darzustellen, und hierzu schien ihm das Stück des Spaniers Guillen de Castro am geeignetsten. Er veranstaltete von demselben eine Bearbeitung, welche in den Augen der Franzosen immer als ein Meisterwerk galt. Sodann schrieb er eine Poetik, in welcher er den Grundsatz, für den Helden durch keine außer ihm liegende, sondern durch eine in ihm selbst zu suchende Ursache zu interessiren, theoretisch durchführte.

So wurde die Leidenschaft die Grundlage, der Haupthebel der modernen Tragödien. Dieselbe tritt nicht mehr bloß in die Verwickelung ein, sie trägt nicht mehr bloß zur Schürzung des Knotens bei, sondern sie ist der Punkt, um den sich Alles dreht. Sie entspringt aus sich selbst und läßt alles Andere aus sich hervorgehen; die Leidenschaft und ein Hemmniß, das ist in wenigen Worten der Inhalt aller Französischen Tragödien. Wenn die Phädra des Racine in Liebe zu ihrem Stiefsohn entbrennt, so ist dies nicht eine Rache der Liebesgöttin, sondern der Liebesdrang, den der Anblick eines schönen Jünglings entzündet. Die Götter treten nicht mehr in unsere Stücke ein, sondern der Mensch ist sich mit seinen Lastern, Tugenden, Neigungen u. s. w. selbst überlassen.

Auf Corneille, der die Leidenschaft als das Element der Tragödie hinstellte, folgte Racine, der die Tragödie zu einer bloßen Entfaltung der Leidenschaft machte. Der Unterschied scheint beim ersten Anblick nicht sehr bedeutend, und dennoch ist er es, denn er hebt die Handlung auf. Die Leidenschaft, welche auf ein Hinderniß stößt, das sie umzustürzen sucht, ist ein lebensvolles Gemälde. Kämpft dagegen die Leidenschaft nur mit sich selbst, so entsteht eine matte Handlung, schwaches Interesse, lange Reden, schöne Einzelheiten, vortreffliche Studien des menschlichen Herzens und Helden wie Pyrrhus, Titus, Ziphares, Schönredner und Wortheldinnen, welche dem Parterre ihr Leid klagen. Etwas Anderes hat Racine trotz seines gefeilten Styls, trotz seiner großen Kunst nicht zu Stande gebracht; er hat eine Schule von Schwätzern gestiftet, denen selbst der Zauber seiner Sprache fehlte. Eine andere Frage ist es freilich, ob er sich anders bilden konnte. Ohne hier auf den sittlichen Zustand der Zeit Ludwig's XIV. und den Einfluß derselben auf Racine einzugehen, darf man nur an eine andere, unbedeutendere und materiellere Ursache denken. Schon Voltaire bemerkte, daß das größte Hinderniß einer großartigen und pathetischen Handlung auf dem Französischen Theater darin zu suchen sey, daß die Zuschauer mit den Schauspielern auf der Bühne untermengt säßen. „Die Bänke auf der Bühne", sagte er, „engen diese ein und machen fast jede Handlung unmöglich. Ein Uebelstand, wie dieser, genügt, um Frankreich vieler Meisterwerke zu berauben, die man gewiß versucht haben würde, wenn man eine freie, zur Handlung geeignete Bühne wie bei den anderen Nationen Europa's gehabt hätte.... Cinna und Athalia verdienten an einem andern Orte aufgeführt zu werden, als in einem Ballhause, an dessen einem Ende einige geschmacklose Decorationen aufgerichtet sind, und wo die Zuschauer gegen alle Ordnung und Vernunft theils auf der Bühne selbst, theils im sogenannten Parterre sitzen.... Wie sollen wir den Schatten des Pompejus oder den Geist des Brutus unter einem Schwarme junger Leute erscheinen lassen, die überall nur Anlaß zu einem Witzworte suchen? Wie sollen wir den Leichnam des Cäsar aufs Theater bringen, oder eine trauernde Königin zum Grabmal ihres Gemahls hinabgeleiten und sie sterbend wieder erscheinen lassen, inmitten der Menge, die das Grabmal und die Königin verdeckt und über das Schreckliche den Schein des Lächerlichen verbreitet?.... Wie ist dies auf einer engen Bühne möglich, wo die jungen Leute den Schauspielern kaum zehn Fuß Raum übrig lassen? Deshalb sind die meisten Stücke auch nur in die Länge gezogene Unterhaltungen. Unter den vierhundert Tragödien, die man in Frankreich seit der Zeit aufgeführt hat, seit welcher das Theater zu einiger Blüthe gelangt ist, sind nicht zehn oder zwölf, die nicht auf einer Liebes-Intrigue beruhen, welche sich eher zu einer Komödie als zu einer Tragödie eignet. Es ist fast immer dasselbe Stück, dieselbe Verwickelung, welche durch eine Eifersucht und einen Bruch herbeigeführt und durch eine Hochzeit beendet wird; es ist eine bloße Koketterie, eine bloße Komödie, in welcher Fürsten agiren und in welcher, um den Schein zu retten, zuweilen Blut vergossen wird."

Traurige Gedanken, zu denen die angeführten Aussprüche Voltaire's Anlaß geben! Racine's schöne Theorieen, die schwungvollen, so elegant ausgedrückten Gedanken, die gedrängten und edlen Vorreden, das einschmeichelnde System der Zärtlichkeit und Leidenschaft hätten also ihren Grund zunächst in dem beengten Raum der Bühne, in den Zuschauersitzen auf derselben! Also kommen die immer wiederkehrenden Vertrauten nur darum mit so wohlklingenden Erzählungen angezogen, also drücken sich die verliebten Prinzen nur darum so schön aus, weil sie einmal auf der Bühne sind und sich doch nicht zu viel Bewegung gestatten dürfen, wenn sie nicht mit den Füßen der Herren Marquis in Kollision gerathen wollen? Es ist leider nur zu wahr! Racine's Tragödien erscheinen trotz ihrer Redepracht jetzt kalt wie halbbeseelte Statuen. Und woher kömmt das? Es kömmt daher, daß der Graf von Lauraguais im Jahre 1759 für die Fortschaffung der Bänke vom Theater 30,000 Francs bezahlte. Andromaque, Monime, Emilie schreiten jetzt ungehindert in großen Säulenhallen auf und ab und können sich in einer Ausdehnung von 60 Quadratfuß frei ergehen; jetzt sitzen keine Marquis mehr auf der Bühne, welche jede Tirade mit einem bon mot beschließen, den Fächer der Hermione aufheben oder die Fußbekleidung des Theseus bewitzeln könnten. Oreste braucht sich nicht mehr mit dem Galanterie-Degen Bahn durch die Stutzer zu brechen und ihnen zuzurufen: „Erlauben Sie, meine Herren, ich muß den Pyrrhus ermorden." Wir bemerken jetzt, daß die Handlung nur langsam weiterrückt, wir wundern uns, daß Niemand durch die offenen Thüren des Palastes tritt, daß Niemand handelt und Leben ins Stück bringt.

Welche Verehrung man nun auch den Dichtern des Jahrhunderts Ludwig's XIV. zollen möge, so macht die Gegenwart ganz andere Ansprüche und fordert ganz andere Leistungen. Aber welche? Das ist die Frage. Voltaire machte in seinem Tancred den ersten Versuch, die moderne Französische Tragödie zu begründen. Er glaubte, es sey ihm gelungen, und irrte vielleicht auch nicht gänzlich. Der Stoff ist sehr theatralisch und pathetisch; der Plan einfach, kühn, von Meisterhand entworfen; die Verwicklung ist indeß sehr schwach und gewöhnlich, sogar nicht ohne Sparen der Flüchtigkeit; an die Stelle der Wahrheit ist leeres Wortgepränge getreten. Voltaire scheint nie geschrieben zu haben, um sich selbst zu genügen, außer wenn seine Galle sich regte; selbst wenn er die schönsten Verse zusammenbaut, glaubt man seine Freunde an der Thür lauschen zu sehen. Napoleon schleuderte auf St. Helena die Zaire zur Erde und rief aus, Voltaire kenne weder die Menschen noch die Leidenschaften: dennoch mag Tancred, der Versuch einer ritterlichen Tragödie, wenn auch nicht als glänzendes Muster, doch immer als nachahmenswerthes Beispiel gelten. Du Belloy versuchte sodann eine nationale Tragödie zu begründen; der Gedanke verdient alles Lob, aber die Ausführung war so schwach, daß man kaum davon sprechen darf. Ebenso schlug denselben Weg ein und wollte eine historische und republikanische Tragödie schaffen. Hiervon ausführlicher zu sprechen, würde indeß zu weit führen, und es möge deshalb genügen, das erste Hervortreten einer fruchtbringenden Idee anzumerken.

Das Drama übte bald nach seiner Einführung in Frankreich einen so mächtigen Einfluß, daß mehrere Dichter, welche sich nicht ganz von der alten Schule losſagen wollten, eine mittlere Gattung, so zu sagen tragische Dramen, einzuführen versuchten. Sie verletzten nicht geradezu die einmal festgestellten Regeln, aber sie umgingen sie; sie machten sich des Verbrechens der Romantik unter mildernden Umständen schuldig. Auf diese Mischgattung, die in der Mitte zwischen dem Drama und der Tragödie liegt, kann man indeß wohl kaum große Hoffnungen setzen. Ein kühn aufstrebender Geist wird sich durch den noch übrig gebliebenen Zwang beengt fühlen und die schwachen Fesseln ganz abschütteln. Ein mehr zur Einfachheit hinneigender Geist wird dagegen bald wahrnehmen, daß die Episoden, die Veränderung der Decorationen u. s. w. der von ihm bezweckten Einfachheit und Würde nur hinderlich sind; er wird daher den Kreis, innerhalb dessen er sich bewegen will, nur noch enger ziehen. Sollte die Tragödie in Frankreich je wieder zur Herrschaft gelangen, so müßte sie vielmehr in noch strengerer und mehr dem Antiken entsprechender Weise auftreten, als sie es zu Racine's und Corneille's Zeit gethan hat. In allen ihren Umwandlungen, Entwickelungsformen und Umgestaltungen offenbarte sie ein Hinneigen zum Drama. Als Marmontel einen Wechsel der Decorationen in jedem Akte beantragte, als die Encyklopädie die Meinung aussprach, Beverley sey eben so tragisch wie der Oedip, als Diderot beweisen wollte, daß das Unglück eines Privatmannes eben so interessant wie das eines Königs sey, wollte man in allen diesen Aeußerungen die Symptome eines Verfalls der Kunst sehen, und dennoch waren sie nur die ersten Lebenszeichen des Romantismus. Das Drama ist jetzt in Frankreich eingebürgert; Goethe und Schiller werden verstanden und bewundert. Die neue Schule hat freilich noch keine Meisterwerke geliefert, und sie hat sich durch ihre Neuerungswuth vielleicht etwas zu weit fortreißen lassen, aber man muß auch etwas auf die Folgezeit rechnen, und die Einführung des Drama's ist eine feststehende Thatsache. Deshalb muß auch die Tragödie, wenn sie wieder aufleben will, in ihrer alten, stolzen Weise auftreten. Seit Voltaire ist sie nichts als ein Vorwand, ein Deckmantel gewesen, unter dessen Schutz man alles Mögliche versuchte und die Zerstörung der Tragödie selbst betrieb. Der Romantismus ist, wie ein Wurm in eine reife Frucht, in die klassische Tragödie eingedrungen, um sie zu zernagen, und jetzt glaubt man, die Frucht sey faul.

Jedenfalls wäre es der Mühe werth, zu versuchen, ob unsere Zeit der wahren Tragödie keinen Geschmack abgewinnen könnte. Wahre Tragödie nenne ich übrigens nicht die des Racine, sondern die des Sophokles, die Tragödie in ihrer höchsten Einfachheit und mit Beobachtung aller Regeln. Das Sujet müßte indeß der neueren Geschichte entnommen seyn. Vielleicht wäre es an der Zeit, die Griechische Muse aufzuerwecken und sie den

Franzosen in ihrer würdevollen Schönheit, in ihrer erhabenen Schrecklichkeit vorzuführen. Dann würde man sehen, daß die Tragödie etwas Anderes als eine deklamirende Statue ist, daß die Handlung auch im Gespräche fortschreiten, und daß man auch auf dem Kothurn gehen kann. Vor Allem wäre es wohl zu wünschen, daß man bei ernsten Stoffen zur Einfachheit des Ausdrucks zurückkehrte, daß man alle Wortumschweife aufgäbe und nicht beständig um den Gedanken herumflatterte.

Alfred de Musset.

Rußland.

Pariser Notabilitäten, von Russischer Feder skizzirt.

(Fortsetzung.)

Philarete Chasles ist ein junger, interessanter Mann von angenehmem melancholischem Aeußern. Ich gerieth mit ihm in ein Gespräch über Literatur. Sainte Beuve, der dabei war, erkundigte sich bei mir über die Fortschritte der Russischen Sprache und Literatur und bemerkte unter Anderem, daß die Censur vermuthlich der Lebendigkeit und den Ausbrüchen junger Talente hinderlich würde. „Die Censur", erwiederte ich darauf, „ist in Rußland von wohlthätigem Einfluß; sie gab unserer Literatur, allen unseren Erzeugnissen den Charakter des Erhabenen, des Anstandes, des Sittlichen, man könnte sagen, der Keuschheit. Dabei hat vielleicht das Natürliche, die genaue Schilderung der Natur verloren, aber die Moral, die Ehre und die Würde der Literatur gewonnen. Und sollten wir uns über die Censur beklagen, daß sie irgend ein Wort, irgend eine Phrase streicht, wenn wir den wohlthätigen Einfluß solcher Worte auf das Ganze erkennen!" Wir sprachen über den Zweck der Literatur, über die hohe Bestimmung der Schriftsteller und Literaten. Ich bemerkte dabei, daß eine Literatur, die keine gesunde Begriffe und erhabene Grundsätze verbreite, sich nicht bestrebe, Fehler und Laster auszurotten, und keine Achtung für Ehre und Tugend habe, keine Literatur sey, und daß nur ein solcher Schriftsteller hochzuschätzen wäre, der durch seine Persönlichkeit und seine Schriften die Würde des Menschen und des Bürgers auf eine höhere Stufe erhebe. „Ich stimme Ihnen völlig bei", sagte Jemand, der unserem Gespräch zuhörte. Ich dankte ihm für seine gute Meinung. Ste. Beuve bemerkte mir: „Diese Zustimmung muß Ihnen um so angenehmer seyn, weil Sie sie aus dem Munde Victor Hugo's hören." Ich gestehe, daß ich einigermaßen verlegen ward, solche Grundsätze in Gegenwart des Verfassers der Lucrecia Borgia und des „Le roi s'amuse" geäußert zu haben, indessen beruhigten mich die Ungezwungenheit und Wahrheit, mit welcher Victor Hugo sich ausgesprochen hatte. Meine Unterhaltung mit ihm ward lebhafter, wir wurden bekannt und, ich kann sagen, Freunde. Er ist von kleiner Statur, in Bewegung und Rede gemäßigt und vorsichtig, geräth aber, wenn es sich von Unrecht, Unterdrückung und dergleichen handelt, in Hitze bis zum Uebermaß und wählt seine Ausdrücke nicht, wenn er seinem Zorne Luft machen will. Nie sah ich noch eine so hohe edle Stirn. Sein Auge ist schwach, und er trägt eine grüne Brille. Sein Aeußeres ist einfach und durchaus nicht nach der Mode. Er besuchte mich am folgenden Tage und hinterließ, da er mich nicht zu Hause fand, seine Karte. Diesen Zufall benutzend, fuhr ich zu ihm. Er wohnt in einem abgelegenen Theile von Paris, im Marais, an der Place royale, bebaut mit Häusern aus den Zeiten Heinrich's III. Dieser Platz ist in Paris der einzige, der einer Square gleichkommt, d. h. er ist mit Bäumen umfaßt. Unter allen Gebäuden ziehen sich Bogengänge hin. Hugo wohnt dort, weil er Stille, reine Luft und Erinnerungen an das Mittelalter liebt. Die Treppen sind altmodisch, breit und bequem, die Zimmer dunkel, die Möbeln aus dem 13ten und 16ten Jahrhundert, die Vorhänge von schweren Stoffen und die Teppiche in phantastischem Geschmack. An den Wänden hingen kostbare Gemälde in geschnitzten Rahmen, und alte Bücher standen und lagen in Schränken mit Glasthüren. Herr Hugo empfing mich mit vieler Herzlichkeit. Der Gegenstand unserer Unterhaltung war Rußland, von welchem die Franzosen — selbst die verständigsten und wohlmeinendsten — höchst lächerliche Begriffe haben. Ich machte ihn mit den Formen unserer Verwaltung bekannt, sprach über die Nothwendigkeit der Alleinherrschaft, über die Heiligkeit der Kaiserlichen Macht, über die Liebe der Russischen Nation zu derselben; ich schilderte ihm viele unserer Einrichtungen, setzte ihm aus einander, was die Regierung für den Wohlstand und die Aufklärung der Nation thue, und gab ihm ein Bild des Kaisers, wie es in dem dankbaren Herzen eines jeden guten Russen lebt. Hugo hörte mir aufmerksam und gern zu, als läse er ein Buch über ein unbekanntes Reich. Als es zum Abschiednehmen kam, lud er mich zum Mittagessen ein, was ich mit vielem Vergnügen annahm und mir Gelegenheit verschaffte, seine in jeder Hinsicht liebenswürdige Gattin kennen zu lernen. Ihr reizendes Gesicht war von mütterlicher Liebe und Besorgniß bewegt; eine dreijährige Tochter war gefährlich krank. Nach dem Essen setzte ich mich mit Hugo zum Kamin; er nahm einen kleinen Sohn auf den Schooß, ich eine Tochter; wir schaukelten beide Kinder auf den Armen, bis sie einschliefen. Abends erschienen einige von Hugo's Freunden zum Besuch, unter ihnen Warin, der Verfasser der Geschichte der Stadt Rheims. Unser Wirth stellte mich ihm mit den Worten vor: „Herr Greusch hat mich völlig zu seinem Glauben bekehrt; ich bin jetzt fast ein Russe geworden." Es versteht sich, daß wir von Rußland sprachen. Herr Warin bemerkte mir, jedoch sehr freundlich und höflich: „Sie müssen mir indessen zugestehen, daß einige Ihrer Verordnungen mit den Gesetzen der Gerechtigkeit nach allgemeinen Begriffen nicht übereinstimmen." — „Welche?" fragte ich; „nennen Sie sie mir, und ich werde versuchen, Ihnen das Gegentheil zu beweisen." — „Das ist z. B.", erwiederte Herr Warin, „die Verordnung, nach welcher es Leibeigenen nicht erlaubt ist, sich auf höheren Unterrichts-Anstalten in den Wissenschaften auszubilden. Ist es nicht hart, ihnen die Hülfsmittel zur Aufklärung zu entziehen? Habe ich nicht Recht?" — „Durchaus nicht", war meine Antwort. „Dieses Gesetz ist gerecht und nothwendig; es entspringt dem heiligen Grundsatz, daß jeder Mensch seinem Stande und seinen Verhältnissen zur Welt gemäß erzogen werden muß. Jemanden über seinen Stand hinaus erziehen, heißt, ihm Wünsche und Bedürfnisse einflößen, die er in seiner bürgerlichen Stellung nicht befriedigen kann — heißt, ihn verderben, ihn unglücklich oder zum Verbrecher machen." — „Ich bitte Sie!" fiel Herr Warin ein, „wenn aber mein Leibeigner von Gott ungewöhnliche Talente empfing, ein edles Streben zur Aufklärung, eine erhabene Seele! Auf welche Weise soll ich ihn bei einem solchen Gesetz ausbilden! Das ist ja unmöglich." — „Entschuldigen Sie", sagte ich, „das ist sehr gut möglich, geben Sie ihm die Freiheit — und er kann Magister und Doktor aller Fakultäten werden." — „Da haben Sie Recht!" rief Warin aus, „daran dachte ich nicht." — Der Abend schwand hin, ohne daß ich es bemerkte. Beim Abschiede schenkte Herr Hugo mir ein Exemplar seiner neuesten Erzeugnisse (Voix intérieures).

Ein anderer Literat, mit dem ich genau bekannt wurde, war Herr Nodier. Unterrichtet von seinem edlen Charakter, von seiner Urbanität im Umgange, von seiner Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit, machte ich ihm ohne weitere Empfehlung meinen Besuch am Ende der Welt, in der Bibliothek des Arsenals, jenseits des Bastille-Platzes, in der Straße Sully, und erklärte ihm, nachdem ich unangemeldet eingetreten war, daß er, als Mensch und Schriftsteller, meine Hochachtung besitze und ich, meine Anwesenheit in Paris benutzend, es mir nicht hätte versagen können, ihn persönlich kennen zu lernen. Anfangs empfing er mich höflich, ward dann gemüthlich, und am Ende unserer Unterhaltung wurden wir Freunde. Nach acht Tagen schon besuchte ich ihn wie einen alten Bekannten. Wir sprachen über seine Werke, über die jetzige Französische Literatur, über die in derselben herrschende auffallende Geschmacklosigkeit und darüber, daß der verständige, talentvolle, genialische Hugo sich vom Strome habe mit fortreißen lassen. Ich äußerte die Hoffnung, daß er sich bekehren würde. „Schwerlich", meinte Nodier; „ich wollte einst seine Dramen rezensiren; als er es erfuhr, äußerte er mir, daß ich sie nicht verstände, und daß von allen seinen Werken nur sie auf die Nachwelt kommen würden." — Charles Nodier ist jetzt ungefähr 55 Jahr alt. Sein Geburtsort ist Besançon, wo sein Vater Richter war. In seiner Jugend flößte man ihm monarchische Grundsätze ein und Abscheu gegen Aufstände und Revolutionen. Im 19ten Jahre (1801) kam er nach Paris, befreundete sich mit Royalisten und schrieb eine Ode, in welcher er Bonaparte den Vorwurf machte, sich einer ihm nicht zukommenden Krone bemächtigt zu haben. Sie ward die Ursache seiner Verfolgung von Seiten Bonaparte's. Einige Jahre lang saß Nodier im Gefängniß, und später lebte er in der Verbannung. Endlich fand er einen Ruhepunkt in Laibach (in Illyrien, damals den Franzosen gehörig) und ward Redacteur der dortigen Zeitung. Im Jahre 1814 kehrte er nach Frankreich zurück. Ludwig XVIII. ertheilte ihm den Adel und ernannte ihn zum Ritter der Ehrenlegion. Die Bibliothekarstelle im Arsenal verdankt er Karl X. Er lebt still und eingezogen im Kreise der Seinigen und beschäftigt sich mit Literatur. Von frühester Jugend an waren Grammatik und Wörterbuch der Französische Sprache Gegenstände seiner Arbeiten, und in dieser Zeit schrieb er bittere Bemerkungen über das Wörterbuch der Französischen Akademie. Diese rächte sich dadurch, daß sie ihn zu ihrem Mitgliede machte und ihn nöthigte, zu verbessern, was er bis jetzt getadelt hatte. — Er erzählte mir mehrere Ereignisse seines Lebens. Seine unglückliche Ode, unter dem Titel La Napoléone, erschien nach dem Frieden von Amiens im Londoner „Courier" und veranlaßte die Verfolgung des Herausgebers Poultier von Seiten der Französischen Gesandschaft. Poultier versicherte, er habe diese Verse durch die Post empfangen und kenne den Verfasser nicht. Die Französische Polizei stellte Nachforschungen in Paris an und verhaftete sechs ihr verdächtige Personen. Nodier, erschreckt vor dem Gedanken, der Urheber ihres Verbrechens zu seyn, begab sich zu Duroc und bat ihn, Napoleon zu melden, daß er, Charles Nodier, allein die Ode geschrieben habe und sich gern der Strafe unterwerfe. Duroc hörte ihn mit Güte an und bemerkte ihm, daß er den ersten Konsul erst am nächsten Tage sehen würde, um Nodier zu verstehen zu geben, daß er Zeit habe, sich zu verbergen oder zu entfliehen. Der junge Mann aber benutzte diesen Wink nicht und ward zwei Tage später in ein einsames Gefängniß gesetzt, wo er vor Verzweiflung fast den Verstand verloren hätte. Nach einigen Wochen gab man ihm die Freiheit. Wie ein seinem Bauer entronnener Vogel flog er in die Welt hinein und begegnete in der Volksmenge nahe beim Rathhause einem Freunde, der seine Gesinnungen theilte. „Theurer Freund", rief er aus, „ich bin frei" — „Schweige, Unglücklicher!" entgegnete ihm der Andere mit bebender Stimme, „man hat Dich nur deshalb freigelassen, um auf Deiner Spur bis zu uns zu gelangen. Entfliehe und besuche ja Niemanden von den Unsrigen. Die Polizei läßt Dich nicht

aus den Augen." — „Wir sollen uns also nicht wiedersehen?" fragte Nodier betrübt. — „Dort werden wir uns wiedersehen!" antwortete der Freund, indem er auf den Grève-Platz hinwies, wo die Guillotine stand. — Nodier verließ ihn, irrte lange in Paris umher, ward endlich wieder verhaftet und in sein früheres Gefängniß gebracht. Sein Freund hatte Recht gehabt: Drei Wochen später fielen drei Köpfe unter dem Beil der Guillotine, zum Lohn für ihre Anhänglichkeit an den gesetzmäßigen König.

Ich unterhielt mich mit Nodier über die Juli-Revolution. „In unserem Stadttheil", sagte er, „war Alles ruhig und in gewohnter Ordnung. Kaum ließen sich in der Stadt Schüsse hören, als meine Nachbarn sich bei mir versammelten; wir bewaffneten uns, umringten unser Viertel mit Wachen und ließen Niemanden zu uns. Alles blieb bei uns unbeschädigt." — Nodier leidet heftig an der Brust und verschlimmert seine Krankheit durch ununterbrochene Arbeit am Schreibtische. Ich machte ihm den Vorschlag, sich zu erholen, mit mir nach Baden und Ems zu reisen, seine Kräfte durch Mineralwasser und Geschäftslosigkeit zu stärken und heiter und gesund in den Schooß seiner Familie zurückzukehren. „Nein", war seine Antwort, „ich kann Paris in keinem Fall verlassen. Meine Geschäfte halten mich zurück, und schiebe ich diese auch noch so kurze Zeit auf, so gehe ich ganz zu Grunde." In diesem Augenblick kam seine vierjährige Enkelin, ein schönes schwarzäugiges Kind, ins Zimmer gelaufen und warf sich in seine Arme. — „Und diese sollte ich verlassen!" rief er, indem er das liebliche Wesen herzte und küßte: „da würde ich vor Kummer sterben!" — Nie werde ich den ehrwürdigen Nodier vergessen. (Schluß folgt.)

Ostindien.

Die Dakeut's oder Straßenräuber in Hindostan.

Das Volk von Bengalen ist im Allgemeinen sehr unehrlich, aber nur kleinem Diebstahl ergeben, und seine natürliche Feigheit verleidet ihm den Raub; wogegen die Vagabunden im westlichen Hindostan große Verwegenheit besitzen und häufig in ganzen Schaaren auf Raub und Plünderung ausgehen. Besonders die Wohnungen der Schroff's oder Geldwechsler sind solchen Ueberfällen ausgesetzt*); da aber diese Leute fast nur baares Geld haben, so bedarf es vieler Hände, um den Raub fortzuschaffen. Gewöhnlich schicken die Dakoit's oder Dakeut's — so heißen alle Räuber en gros —, ehe sie sich zu einer Expedition gegen Wechsler-Läden oder öffentliche Gebäude anschicken, einen ihrer schlauesten Kameraden als Spion aus, damit er den Ort, wo die Kasse steht, möglichst genau rekognoszire. Mit bloßer Schlauheit und Gewandheit ist aber die Sache nicht abgethan; der Kundschafter muß auch, wo möglich, ein empfehlendes Aeußeres haben und ein Fremder an dem Orte seyn, wo die Affaire vor sich gehen soll. Er erscheint in der Kleidung eines Mannes aus vornehmer Kaste und legt einen gewissen edeln Stolz in seine Mienen, womit er schon dem Thürsteher imponirt, der ihn seinem Herrn zu melden hat. Er giebt dem Wechsler auf anständige und delikate Weise zu verstehen, daß es ihm selber nicht an baarem Gelde mangelt, und bemüht sich, vermittelst wohlgestellter und wohldurchdachter Fragen, über den muthmaßlichen Belauf des Eigenthums, sey es nun in klingender Münze oder in Juwelen enthalten, Kunde einzuziehen. Hat man ihn das erste Mal eines freundlichen Empfanges gewürdigt, so wiederholt er seinen Besuch unter diesem oder jenem Vorwande, und bald sind seine Kameraden von der ganzen Lokalität des Hauses gründlich unterrichtet. Sonst gebrauchten die Dakeut's öfter den Kunstgriff, als Hochzeits-Prozession in die Städte sich einzuschmuggeln, wo sie einen Handstreich ausführen wollten; die Palanquins bargen alsdann ihre Waffen. Jetzt sind diese und ähnliche Kniffe schon abgedroschen.

Vor ungefähr 20 Jahren wurde die Behausung eines reichen Schroff in einer großen Stadt Hindostan's rein ausgeplündert, obgleich ein halbes Regiment Spahi's in der Nachbarschaft garnisonirte. Die Dakeut's zogen mit dem Charakter frommer Pilger, die nach irgend einem heiligen Orte wallfahrten wollten, in die Stadt ein. Viele waren als Fakir's verlarvt und trieben junge Ochsen vor sich her, die mit unverdächtig aussehenden Bündeln, worin Brecheisen, Hämmer und Waffen steckten, belastet waren. Die Meisten nahmen ihr vorläufiges Absteige-Quartier in einem großen verödeten Gebäude, während die Uebrigen, nachdem sie ihre Waffen bei ihren Kameraden abgelegt, in dem Orte sich zerstreuten.

Mitten in der Nacht verließen die Dakeut's, wohlbewaffnet und mit den zum Einbruche nöthigen Werkzeugen versehen, ihren Aufenthalt, überrumpelten die Wächter, die sie banden und knebelten, und erbrachen das Portal, welches, obgleich sehr massiv, bald nachgab. Die Häupter der Bande drangen, geleitet von der Person, die ein paar Tage zuvor den Kundschafter gespielt hatte, in die Gemächer, wo der Schatz niedergelegt war. Die Bewohner der Straße wurden durch den Lärm geweckt; als sie aber einen so großen und entschlossenen Räuberhaufen sahen — die Bande zählte über 100 Mann —, verging ihnen der Muth, ihrem Beginnen zu wehren. Erst nachdem sie von dem ersten Schreck sich erholt hatten, machten sie den nur drei Englische Miles entfernten Spahi's von dem Ueberfall Anzeige. Unterdeß wurden die Koffer erbrochen und in unglaublich kurzer Zeit geleert. Den unglücklichen Schroff hatte Einer der Dakeut's schwer verwundet liegen lassen. Die Räuber zogen sich mit ihrem Raube nach dem Flusse zurück, wo schon Kähne für sie bereit standen, schifften nach dem Bundelkhund hinüber und waren schon am nächsten Morgen durch unbekannte Hohlgründe entflohen und außer dem Bereiche der Verfolgung. Sobald die Spahi's von dem Vorfall Kunde erhielten, musterten sie sich und marschirten der Stadt im Geschwindschritt zu Hülfe, ohne recht zu wissen, welchem Feinde sie wohl begegnen würden; denn unter Anderem hatte sich auch ein Gerücht verbreitet, daß Rundschit-Singh mit einem zahlreichen Heere in die Provinzen der Compagnie einrücke. Zu ihrem großen Verdrusse fanden sie das Haus des Wechslers schon rein ausgeplündert und keine Spur mehr von den Dakeut's.

Ein anderes Mal erregte der Geldkoffer des Britischen Einnehmers an einer Binnenland-Station die Habgier einer Räuber-Bande. Mit offener Gewalt konnte man hier wegen der zahlreichen bewaffneten Dienerschaft des Einnehmers, die außerdem im Rufe der Unbestechlichkeit stand, nichts unternehmen; hier mußte daher das Alpha und das Omega seyn. Unter der Verkappung eines frommen Fakir's gelang es Einem von der Bande, mit mehreren Bedienten des Einnehmers bekannt zu werden; und diese sagten ihm gesprächsweise, daß ihr Herr ein großer Liebhaber von Hunden sey. Der vermeintliche Fakir meldete dies seinen Kameraden, kehrte bald wieder und bezog ein altes religiöses Gebäude in der Nachbarschaft, das schon längst im Verfalle war. Ein ziemlich dichtes Dschongle trennte dieses Gebäu von der Wohnung des Einnehmers. Kurz darauf meldete sich an der Thür des Letzteren ein Fremder, der wohl ein halbes Dutzend schöner Hunde mit sich führte und zum Verkaufe bot. Der Einnehmer übertrug den Handel anfänglich seinem Hausmeister; als aber die Sache sich gar zu sehr in die Länge zog, beschloß er, persönlich mit dem Hundehändler zu feilschen, und ließ ihn hereintreten. Der Dakeut spielte seine Rolle meisterhaft; er zeigte ungemein viel Bereitwilligkeit, den Wünschen des Herrn ... nachzukommen, versicherte aber, daß er ein Gelübde gethan habe, und daß ihm viel Unglück bevorstände, wenn er den in Rede stehenden Hund jetzt schon losschlüge. Herr ... gehöre zu denen Britischen Gentlemen, die sich einbilden, den Charakter der Hindu's gründlich zu kennen; er glaubte, der Mann wolle nur den Preis seines Hundes recht hoch treiben, und erlaubte ihm unbedenklich, alle Tage mit seinen vierfüßigen Begleitern zu kommen. Bei solchen Gelegenheiten mußte der Dakeut öfter ein paar Stunden lang auf dem Flure warten und vertrieb sich dann die Zeit damit, daß er durch die offenen Fenster und Thüren belauschte, was inwendig vorging. Er entdeckte in dem Schlafzimmer des Einnehmers einen eisernen Koffer mit drei Schlössern, deren Schlüssel der Herr selbst in Verwahrung hatte und gewöhnlich neben sich auf den Tisch legte. Eines Tages richtete es der Dakeut so ein, daß einer von seinen Hunden die Huka (orientalische Pfeife) des Hausherrn umstieß, und benutzte die augenblickliche Verwirrung, welche diese Fatalität zur Folge hatte, um von jedem Schlüssel unbemerkt einen Abdruck in Wachs zu nehmen. Jetzt war das Projekt schon so gut als halb ausgeführt; denn einige geschickte Schlosser machten in kürzester Zeit drei andere Schlüssel, die aufs Haar gleiche Form und Dimension hatten, wie die in den Händen des Einnehmers befindlichen Originale.

Ein religiöses Fest, an welchem der Einnehmer insofern Theil nahm, daß er allen Hindu's, die zu seiner Station gehörten, einen herrlichen Schmaus gab, bot dem soi-disant Hundehändler die schönste Gelegenheit, sein begonnenes Werk zu vollenden. Während die Dienerschaft des Herrn ... mit dem Volke draußen im Freien zechte oder sorglos herumschlenderte, schlich sich der Dakeut in das Schlafgemach, öffnete den Koffer ohne Schwierigkeit, nahm die Geldsäcke heraus und verwahrte sie einstweilen unter einer engen Treppe in einem Winkel des Gebäudes. In allen Häusern Indiens, die mit platten Dächern versehen sind, hat man solche Hintertreppen, welche nach den Badezimmern und auf das Dach führen und durch Hinterpforten mit der Außenseite in Verbindung stehen. Als die Säcke in Sicherheit waren, verschloß der Dakeut den Koffer wieder und machte sich nun daran, seine Beute fortzuschaffen. Die übrigen Diebe lauerten unterdeß in dem Dschongle vor der Wohnung des vermeintlichen Fakir's und nahmen einen Sack nach dem anderen in Empfang. Dann theilten sie redlich und verließen die Gegend in Eilmärschen.

Erst spät am folgenden Tage entdeckte man den Diebstahl. Der Verdacht fiel zuerst auf die Bedienten des Einnehmers; aber das plötzliche Verschwinden des bis dahin so zudringlichen Hundehändlers machte es mehr als wahrscheinlich, daß dieser der Thäter gewesen. Die Details des Diebstahls kamen erst nach Jahren durch einen zum Tode verurtheilten Verbrecher an den Tag, der seine Galgenfrist benutzte, um alle die merkwürdigen Expeditionen zu erzählen, an denen er Theil genommen hatte. (Schluß folgt.)

*) Das Wort Schroff ist ohne Zweifel eine bloße Verstümmelung des Arabischen Sarraf, welches in derselben Bedeutung auch zu Arabern und Türken übergegangen ist. Die Araber haben in merkantilischer Hinsicht den ganzen Orient bis zum Ganges kultivirt.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 143. Berlin, Mittwoch den 28. November 1838.

Griechenland.

Spaziergang von Athen aufs Land.

Wer einen recht reizenden Ausflug in die Umgebungen Athens machen will, der muß die Dörfer besuchen, die um den Pentelischen Berg liegen. Der Weg, der dahin führt, ist eine Fortsetzung der Hermen-Straße, die ganz Athen durchschneidet; er theilt sich jedoch bald in zwei Wege, von denen der eine über den Hügel Anchesmos geht, während der andere sich um den Fuß desselben fortzieht. Auf der halben Höhe des ersteren, etwas nach links zu, sieht man die schönen Ueberreste eines Mosaik-Pflasters, das aber wahrscheinlicherweise bald unter den Füßen der Pferde und Esel verschwinden wird, die es beständig betreten, denn schon findet man die kleinen bunten Steine, die das Muster bildeten und die von den Hufen dieser Thiere ausgerissen werden, überall in großer Menge umhergestreut. Man erstaunt um so mehr über diese Nachlässigkeit, da jetzt die Achtung für die Alterthümer in Griechenland Mode ist, und da eine vor kurzem von der Regierung gestiftete archäologische Gesellschaft den Auftrag hat, über die Erhaltung aller Ueberbleibsel zu wachen und die Nachgrabungen an denjenigen Orten zu leiten, wo Hoffnung auf Entdeckungen vorhanden ist. Diese Gesellschaft hat die Absicht, ihre Verhandlungen zu veröffentlichen, auswärtige Ehren-Mitglieder aufzunehmen und denselben beständig von ihren Arbeiten Nachricht zu ertheilen. Es steht zu hoffen, daß eine solche Institution den unwürdigen Entweihungen ein Ziel setzen wird, welche so oft den Haß und Zorn der Eingebornen gegen die Europäischen Reisenden erregten, und daß mit der Zeit die beraubten Tempel wieder in ihrem ursprünglichen Schmuck dastehen werden. In dieser Hinsicht setzen die Griechen das größte Vertrauen in die Großmuth der Engländer und sind fest überzeugt, daß ihnen dieselben alle die kostbaren zur Bereicherung des Londoner Museums aus der Akropolis fortgenommenen Marmorstücke zurückgeben werden, sobald nur erst die schönen Denkmäler, denen man sie raubte, wieder gänzlich hergestellt sind; schon jetzt fehlt einem vor kurzem entdeckten allerliebsten kleinen Tempel der ungeflügelten Siegesgöttin nur noch ein den Engländern zugehöriger Fries, um sich den Blicken in jener herrlichen Vollendung darzustellen, die ihm die Künstler des Perikleischen Zeitalters verliehen. Wenn irgend etwas im Stande wäre, England in Griechenland aufs höchste beliebt zu machen, so ist es die so allgemein gewünschte Zurückerstattung der Elginschen Marmor-Denkmäler, für die übrigens die Griechische Regierung gewiß die Mittel finden würde, hinreichenden Ersatz zu bieten.

Von einer auf dem Gipfel des Anchesmos belegenen kegelförmigen Erhöhung, der St. Georg's-Hügel genannt, entdeckt man ohne Mühe noch einige Spuren der Römischen Wasserleitung, welche die Gewässer des Pentelischen Berges nach Athen leitete; doch haben sich die Besitzer des dürren Bodens, auf welchem sie sich befinden, vergebens bemüht, die verschwundene Quelle aufzufinden, welche einst diese Kanäle bewässerte. Es ist gewiß nicht uninteressant, die alten Beschreibungen, die noch von einigen Orten aufbewahrt sind, mit ihrem jetzigen Zustande zu vergleichen: so führt zum Beispiel Sokrates den Abhang dieses Hügels als einen Boden von merkwürdiger Unfruchtbarkeit an und vergleicht sinnbildlich den Besitz unnützer Güter mit einem Eigenthum auf diesem undankbaren Boden. Der Russische Konsul in Athen ist wahrscheinlich anderer Meinung als der Griechische Philosoph, denn er hat den ganzen südlichen Abhang dieses Hügels angekauft und ihn mit großen Kosten in einen Weinberg verwandelt; doch ungeachtet aller Anstrengungen und der vortheilhaften Lage seiner Pflanzung, hat er davon wenig Gewinn, und der Ausspruch des weisen Sokrates ist bis jetzt noch nicht widerlegt.

In geringer Entfernung von da erhebt sich das Kloster Asomatos, von wo aus man die schönste Aussicht genießt, auf die Akropolis, auf Athen und das Aegäische Meer mit seinen Inseln, und in der Ferne auf die gegenüberliegende Küste des Peloponnes. Die Griechischen Klöster sind zweifelsohne auf den schönsten Punkten der Gegend befindlich, und wohl nur deshalb, weil sie alle sich aus der Zeit vor der Invasion der Türken herschreiben; denn diese Letzteren würden, als treffliche Kenner solcher Art von Schönheiten, sie wohl zu anderem Gebrauch benutzt haben.

Das Kloster Asomatos ist in eine Pulvermühle verwandelt worden, nachdem ein Dekret alle Klöster für National-Eigenthum erklärte, welche von weniger als zwanzig Mönchen oder Nonnen bewohnt wären, und diesen befahl, sich zahlreicheren Gemeinden anzuschließen. Diese weise Maßregel, so wie viele andere eben so beifallswürdige, rührte von Beamten her, welche später unter diesem und jenem Vorwande aus dem Lande entfernt wurden, weil sie sich dem Verfahren des Grafen Armansperg widersetzten. Die vier oder fünf Mönche des Klosters Asomatos sollen sich nun mit der Kloster-Gemeinde Kaisariani vereinigen; doch hat sich ein lebhafter Streit wegen des Vorrangs zwischen den beiden Prioren dieser Klöster erhoben. Der Prior von Kaisariani ist ein schöner Mann von ungefähr vierzig Jahren, welcher während des Freiheitskrieges die Kutte mit der Fustanella, das ruhige Klosterleben mit der blutigen und ritterlichen Laufbahn des Guerilla's vertauschte. Mehr als einmal zeichnete er sich bei Gefechten, wo er als Befehlshaber agirte, durch seinen Muth und seine Kühnheit aus, auch wurde ihm vom Könige das Kreuz des Erlöser-Ordens verliehen. Der Prior von Asomatos hingegen ist ein Athener, voll Anmuth, Sanftheit und Würde, dessen Wesen den grellsten Kontrast mit den rauhen Sitten, dem bestimmten Ton und der soldatischen Haltung seines Mitbewerbers bildet; man erwartet allgemein, ihn den Sieg über den Letzteren davontragen zu sehen.

Wenn man einen unbedeutenden Bach durchschritten, der einer der Arme des Kephisos ist, so hört der Weg auf, eben zu seyn, und fängt an, nach und nach in der Richtung des Pentelikon in die Höhe zu steigen. — Rechts sieht man Schaludri, ein nettes Dörfchen, fast ganz unter Oelbäumen versteckt; links erheben sich die hohen Mauern und riesigen Pappeln eines alten Nonnenklosters, das mitten in dem malerischen Thale liegt, durch welches die Römische Wasserleitung hinläuft. Das Dorf Marusi, der Hauptort des Demos (Gemeinde), bildet den Vordergrund der Landschaft; ein ansehnliches Oliven-Gehölz umgiebt es zum Theil, und ein mit Weinstöcken bepflanzter Zwischenraum, etwa eine Stunde lang, trennt es von Schaludri; am Saum des Gehölzes liegt ein kleines Dorf, welches einem Athener zugehört. Der Schwager dieses Mannes, ein geborner Grieche, der während der Revolution das Amt eines Englischen Konsuls bekleidete, rettete einer großen Anzahl seiner Mitbürger das Leben, indem er die Englische Flagge auf den Besitzungen seiner Frau in jenem Dorfe aufpflanzte. Die in der Umgegend von den Türken verfolgten Griechen flüchteten sich nach diesem Ort, wo die Britische Flagge, gleich geschont von beiden Parteien, ihnen einen sicheren Schutz bot.

Nachdem der Weg über den Hauptarm des Kephisos fortgegangen, zieht er sich durch ein Oliven-Gebüsch und führt bald zu dem Dorfe Marusi, das ungefähr zwei Stunden von Athen entfernt ist; hier wird das dunkle Laub des Oelbaumes durch das zartere Grün des Maulbeerbaumes und der anderen Fruchtbäume, die man in den Gärten angepflanzt, gemildert. Einige schöne Pappeln und hier und dort eine oder zwei Cypressen entzücken das Auge durch eine Verschiedenheit der Formen und Tinten, die man nicht häufig in Griechenland findet, während die Weingärten, die den übrigen Theil des Landes bedecken, einen Fleiß und eine Sorgfalt beweisen, die man in diesem Lande noch seltener antrifft.

Marusi liegt auf dem unteren Abhange des Pentelikon; vom Dorfe aus wird der Blick durch die unregelmäßigen Erhöhungen gehemmt, die den Fuß des Berges bilden; aber wohin man auch seine Schritte wende, so zeigt uns schon der kleinste Spaziergang großartige und mannigfaltige Landschaften. Von den Höhen aus gewahrt man deutlich die Euböische Meerenge und die hohen Bergspitzen, welche Karysto überragen, und ein wenig mehr nach Süden hin die Inseln Andros und Zea; gen Norden bilden die unzähligen, von den alten Griechen zuerst bearbeiteten weißen Marmorbrüche des Pentelikon, gekrönt von den grünen Gipfeln des Berges, einen mächtigen Wall, und einsame Klöster, da und dort auf den malerischsten Punkten erbaut, umgeben von Pappeln und großen Eichen, deren Laub lieblich gegen die grauen Mauern der Gebäude absticht, verleihen dem wilden, ehrfurchtgebietenden Charakter der Gegend einen eigenen Reiz.

Südöstlich hinter dem Dorfe Schaludri erhebt sich der Hymettos, der sich bis zum Saronischen Meerbusen erstreckt und Attika in zwei Ebenen theilt, deren eine die Stadt Athen ein-

nimmt, während auf der anderen sich sechs Dörfer befinden, die noch alle zusammen den alten Namen Mesogaia führen. Am äußersten Ende des Hymettos liegt auf der Nordseite ein Kloster, dessen Kirche der heiligen Dreieinigkeit geweiht ist. Die Platform, auf welcher das Gebäude errichtet ward, ist so beschränkt und der Weg, der hinaufführt, so steil, daß eine Ziege kaum hinaufklimmen kann; eine Pappel, die vor dem Eingange steht, ist ein treuer Beweis der fürchterlichen Heftigkeit der Winde in diesen oberen Regionen; ihre nach allen Richtungen gedrehten und vielfach zerknickten Zweige geben ihr das Ansehen eines mit dünnen Haaren besetzten und vom Sturm gepeitschten Hauptes. Auf einer noch höheren Spitze des Berges steht ein Thurm, von dem man glauben sollte, er könne unmöglich von menschlichen Wesen bewohnt werden, und doch enthält er die Bußzelle des Klosters; hier brachten die Mönche, die ihre Sünden abbüßen wollten, Wochen, ja selbst Monate unter Fasten und Gebet in gänzlicher Einsamkeit zu. Dieses jetzt unbewohnte Kloster gehört zu denen, welche das Dekret der Regierung dem National-Eigenthum einverleibte.

Marusi, früher Athmonon, stand unter dem Schutze der Göttin Artemis Amarysia; aus diesem letzten Beinamen ist durch eine Verdrehung der jetzige Name Marusi entstanden. Ein Becken von weißem Marmor, in welches sich eine ergiebige Quelle klaren Wassers ergießt, die den Haupt-Reichthum dieses netten Dörfchens ausmacht, ist fast der einzige Ueberrest von nennenswerthen Alterthümern, welche dieser Ort darbietet, wo man freilich bis jetzt noch keine Nachgrabungen veranstaltet hat. Dieses Bassin von edler Arbeit stammt sicher aus einer Zeit, wo in Griechenland in Allem, was die Künste betraf, der reinste Geschmack herrschte. Das Wasser, welches sich darein ergießt, war gewiß in frühester Zeit der Anziehungspunkt, der die Erbauer dieses Dorfes hier vereinigte; und noch jetzt wie ehemals ist es ein Vortheil von großer Bedeutung in einem heißen und trockenen Klima, in einem Lande wie Hellas, wo fließendes Wasser selbst am Fuße der Berge eine Seltenheit ist. Vor der Revolution hatte Marusi ungefähr tausend Einwohner, welche die Fustanella trugen und unter sich Albanesisch sprachen. Durchaus frei in der Ausübung ihrer Religion, waren sie es auch bei der Wahl ihrer Gerichtspersonen und ihrer Munizipal-Beamten; denn da die Türken bei ihnen eine Art feststehender ländlicher Gerichtsbarkeit vorfanden, so gaben sie sich nicht die Mühe, darin etwas zu ändern. Diese Verwaltungsform war äußerst einfach; sie bestand in der Wahl von dreien der weisesten und geschicktesten Bauern, denen die Erledigung aller Geschäfte des Landes und die Entscheidung aller Streitigkeiten überlassen war. Man wählte diese Gerichtspersonen in einer Volksversammlung vor dem Eingang der Kirche und in Gegenwart des Priesters; sobald die Stimmen gesammelt waren, nannte der Priester den Versammelten die Namen der drei Demogeronten, und er selbst wurde aufgefordert, sie bei ihren Amtsverrichtungen zu unterstützen. Bei Fällen von besonderer Wichtigkeit, und wenn ihre Maßregeln Mißtrauen erregten, konnten diese in gewisser Hinsicht vor der Gemeinde verantwortlichen Gerichtspersonen auf eine Anklage der ersten Familienhäupter des Dorfes abgesetzt werden. Der einzige Lohn der Demogeronten bestand in freiwilligen Geschenken an Lämmern, Wildpret oder Früchten, die ihnen diejenigen darbrachten, welche ihre Hülfe in Anspruch nahmen. Diese Art von Geschenken wurde durch die Türken in Griechenland eingeführt, und der Grundsatz, daß die Bitte selbst um die geringste Begünstigung von dem Bachsis oder Geschenke begleitet seyn müsse, hat so Wurzel gefaßt, daß einer jeden an die Beamten gerichteten Bittschrift fast immer ein Faß Wein oder eine ähnliche Gabe beigegeben ist. Unglücklicherweise wird dieser Gebrauch selbst von den höchsten Würdenträgern begünstigt, die sich gar nicht scheuen, diese Art von Tribut von den Priestern, welche Stellen, oder von den Militairs, welche Regimenter suchen, anzunehmen, ja selbst oft zu verlangen; doch giebt es jetzt auch zuweilen Beispiele vom Gegentheil, indem einige junge bei der Verwaltung angestellte Männer alle Gaben dieser Art zurückweisen und laut dies Bestechungswesen tadeln. Vor einiger Zeit erniedrigte sich sogar ein Erzbischof, der die erledigte Stelle in einem Bezirke zu erhalten wünschte, so tief, einem jungen Beamten beim Ministerium der geistlichen Angelegenheiten, dem man großen Einfluß zuschrieb, ein Geschenk anzubieten; aber zur Ehre der neuen Generation wurde die Bestechung mit tiefster Verachtung zurückgewiesen. Die Türken hingegen schämten sich keineswegs dieses Gebrauches, sie betrachteten die Geschenke wie rechtliche Sporteln ihrer Aemter und nahmen von beiden Theilen, ohne daß ihr Urtheilsspruch darunter litt, wenn nämlich beide Bittsteller Türken waren. Waren es Griechen, so siegte der Freigebigste; wenn aber der Eine ein Türke und der Andere ein Grieche war, so wurde der Streit schnell geschlichtet; der Letztere ward mit seiner Klage abgewiesen und mußte noch dem Richter eine ansehnliche Geldbuße erlegen. Darum gaben auch in den meisten Fällen die Griechen den Türken nach, ohne ihre gerechte Sache zu vertheidigen, weil sie dadurch wenigstens sich einem der beiden Uebel entzogen, denen sie unabwendbar durch die Muselmännische Obergewalt ausgesetzt waren.

Vor der Revolution gehörte den Türken der größte Theil des Grundbesitzes in der Umgebung von Marusi; er wurde auf folgende Weise von Griechischen Pächtern bewirthschaftet. Zu einem Pflug brauchte man vier Ochsen, damit zwei ruhen konnten, während die anderen ackerten. Die Anschaffung dieses Zugviehes nun bestritten der Herr und der Pächter zusammen; der Letztere bediente sich derselben abwechselnd, ohne zu wissen, welche sein Eigenthum seyen, und wenn es nöthig wurde, eines oder mehrere dieser Thiere durch bessere zu ersetzen, so geschah die nöthige Ausgabe gemeinschaftlich. Der Türkische Besitzer lieferte die Aussaat; der Ertrag wurde zwischen Herrn und Pächter gleich getheilt. Doch läßt die damalige Stellung der Türken und Griechen zu einander wenig in Zweifel über den Grad von Gerechtigkeit, mit welchem diese Theilungen geschahen, und man wäre versucht, zu glauben, ohne den Besitzern des Bodens dadurch zu viel zu thun, daß sie stets für sich den Antheil des Löwen zurück behielten, wenn man nicht wüßte, daß ein Raub- und Unterdrückungs-System immer bei denjenigen, die es trifft, einen gleichen Grad von List und Unredlichkeit erzeugt, um die Ungerechtigkeit dadurch aufzuwiegen. Wenn man die verschiedenen Stufen von Betriebsamkeit und Schlauheit der beiden Völker erwägt, so wird man nicht darüber erstaunen, daß es in den meisten Fällen dem Griechischen Bauer gelang, dem Muselmännischen Besitzer den wahren Ertrag seiner Aerndten zu verbergen, oder ihn doch nachher um dasjenige wieder zu betrügen, was der Türke ihm nach dem Recht des Stärkeren vorenthalten hatte. — Die Oelbäume wurden den Griechen von Jahr zu Jahr von neuem zugesprochen, mit der Erlaubniß, zwei Drittel der Aerndte für sich zu behalten, als Lohn für die Pflege der Bäume und für die Aerndtearbeiten. Sey es nun, daß man in Griechenland die Pflege der Oelbäume schlecht verstanden, oder daß diese Art von Pacht, die den Ertrag der Bäume nur auf ein Jahr sicherte, dem Griechischen Bauer den Muth raubt, Auslagen zu machen, deren Gewinn einem Anderen zu Gute kommen konnte, kurz, die Kultur der Oelbäume wurde fast ganz der Sorge der guten Mutter Natur überlassen und eine reichliche Aerndte wie ein Lotterie-Gewinn betrachtet.

Die Verpachtung der Weinberge war jedoch nach anderen Grundsätzen geordnet. Vier auf einander folgende Jahre der angestrengtesten Bearbeitung gehörten dazu, um einen Weingarten tragbar zu machen; der Türke nun, der einen anzulegen Willens war, lieh seinem Pächter den dazu bestimmten Boden; dieser bepflanzte ihn auf seine Kosten, bearbeitete ihn und ärndtete sieben Jahr ganz allein, während welcher Zeit der Türke nicht den geringsten Antheil empfing, und so entschädigte sich der Winzer in den letzten drei Jahren für die Mühwaltungen und Kosten der vier ersten. Nach Ablauf der sieben Jahre wurde der Weingarten zwischen dem Türken und dem Griechen gleich getheilt, und der Letztere blieb unumschränkter Herr seiner Hälfte bis zum gänzlichen Aufhören des Ertrages, also ungefähr für wenigstens sechzig Jahre. Zuweilen gelang es wohl dem listigen Griechen, seinen Muselmännischen Herrn zu beschwatzen, daß er zu seinen Gunsten der Hälfte des Bodens gänzlich entsagte und ihn zum wirklichen Eigenthümer erklärte, was um so leichter ausführbar war, da die Weinberge immer auf besonderem Boden lagen, der eigentlich nicht zum gemeinschaftlichen Grundbesitz gehörte. Uebrigens ist es eine auf dem Lande ziemlich verbreitete Meinung, daß die Türken keinen besonderen Werth darauf legten, ihren Nachkommen Besitzthümer in Griechenland zu hinterlassen, weil sie schon einen wenig entfernten Zeitpunkt voraussahen, wo ihnen dieses Land nicht mehr gehören würde. Sicher ist es zum wenigsten, daß die Anhänger Muhammed's immer einigen Zweifel in die Gerechtigkeit ihrer westlich vom Bosporus gelegenen Besitzungen gesetzt haben; alte Prophezeiungen bedrohen sie mit dem Verlust Konstantinopels, und sie halten ein Ereigniß für ganz wahrscheinlich, das sie zwingen wird, sich nach Klein-Asien, ihrem eigentlichen Vaterlande, zurückzuziehen. In Griechenland bekundete sich dieses Gefühl auf eine auffallende Weise durch den Eifer, mit dem sich die Türken bei dem ersten Aufblitzen der Griechischen Insurrection ihrer Besitzungen entledigten.

(Schluß folgt.)

Rußland.

Pariser Notabilitäten, von Russischer Feder skizzirt.

(Schluß.)

Ich wünschte Chateaubriand's Bekanntschaft zu machen, kam aber nicht dazu. Unter meinen Bekannten befand sich Niemand, der mich bei ihm einführen konnte, und auf gut Glück wollte ich nicht zu ihm. Er ist eigen, finster und empfängt nicht Jeden auf gleiche Weise. Er wohnt in einem abgelegenen Theile von Paris, jenseits des Observatoriums neben der Barrière de l'Enfer. Ehrgeiz und Ruhmsucht quälen diesen großen Schriftsteller und wahrhaft edlen Mann. Er gab in diesem Jahre ein Schauspiel, welches für alle seine Verehrer ein Gegenstand des Aergernisses und des Mitleidens wurde. Er folgte dem Leichnam des im Duell getödteten Republikaners Armand Carrel und umarmte auf dem Gottesacker die heftigsten Demagogen. Carrel war einer der thätigsten Beförderer der Juli-Revolution, gegen welche Chateaubriand so heftig aufgetreten war. Aber Alles that er, um von sich reden zu machen.

Alexander Dumas sah ich im Französischen Theater, wo das neue Stück: Le chef d'Oeuvre inconnu, gegeben wurde. Er hat ein bräunliches Gesicht, schwarzes Haar, wollig wie bei einem Neger, ja eine halb Afrikanische Physiognomie. Sein Vater, der General Dumas, der bei Neapel umkam, war von Geburt ein Neger (!). Alexander Dumas saß in einer Loge des ersten Ranges mit seiner schönen Freundin, der Schauspielerin Jo... Zwei meiner Nachbarn sprachen mit einander. „Schade", bemerkte einer von ihnen, „daß Hugo sich mit Dumas entzweit

hat; solche talentvollen Leute sollten innige Freunde seyn." — Der Andere: „Das ist sehr schwer; wenn man schon im gewöhnlichen Leben sich von Rivalität und Neid nicht freihalten kann, wie wollen Sie, daß diese nicht eine Qual für Männer werden sollen, die aus Ruhmsucht, Eigenliebe und Reizbarkeit zusammengesetzt sind!" — „Es verdrießt mich aber, daß Hugo den nicht zu rechtfertigenden Schritt that, einen Anderen aufzufordern, gegen Dumas zu schreiben. Das war nicht gut." — „Ich sehe, daß Sie mit dem literarischen Treiben nicht sehr bekannt sind! In jedem Stande, in jedem Beschäftigungs-Zweige giebt es Gewohnheiten, die nach allgemeiner Moral nicht gut, ja vielleicht höchst tadelnswerth, aber in gewissen Fällen erlaubt, wesentlich und nothwendig sind. Der Todtschlag z. B., der zu den gehässigsten Verbrechen gehört, ist dem Soldaten eine Pflicht. So ist es auch in der Literatur; man kann im bürgerlichen und gesellschaftlichen Leben ein höchst rechtlicher Mann seyn, aber im Streit über Gegenstände der Literatur, indem man seine Sache vertheidigt, sich aller Mittel gegen seinen Nebenbuhler bedienen. Was die allgemeine, gewöhnliche Moral dazu sagt, weiß ich nicht; so viel aber ist gewiß, daß sich bei uns nicht Ein Dichter, nicht Ein Schriftsteller ein Gewissen daraus machen wird, offen oder insgeheim gegen seinen Rival zu wirken, wenn dieser durch seinen Ruhm und seinen Wetteifer ihn beeinträchtigt. Rechnen Sie noch dazu, daß man das Motiv dieser Maßregeln nicht in Geldberechnungen, die in literarischen Angelegenheiten immer gehässig sind, sondern in der Ueberzeugung suchen muß, daß man höher steht, und in dem Wunsch, das Publikum für sich zu gewinnen." — Das Beginnen des Stückes unterbrach dieses Gespräch.

Als ich einst bei Very zu Mittage aß, bemerkte ich an einem abgesonderten Tische einen Mann, der sich durch Originalität von der Masse unterschied. Er war von mittlerer Größe, kräftigem Bau, wohlbeleibt und schien ungefähr 40 Jahr alt zu seyn. Sein Gesicht war voll und roth, das Haar braun; ein dicker Backenbart und ein Stutzbart fehlten nicht. Er speiste mit einem Freunde, aß und trank mit Appetit, sprach viel und lachte, ohne sich um die übrigen Gäste zu bekümmern. Mein Nachbar sagte mir, daß es Balzac sey, was mich noch aufmerksamer auf ihn machte; interessant waren mir sein feines Lächeln, sein feuriges Auge und die Beweglichkeit seiner Zunge. Von dem Vielen, was er sprach, konnte ich leider nichts verstehen. Sein Mahl war früher beendigt, und er verließ mit seinem Freunde die Restauration. Warum, könnte man fragen, machten Sie nicht seine Bekanntschaft? Er selbst war die Veranlassung dazu durch die Antwort, die er einem reisenden Engländer gab, der zu ihm gekommen war und seinen Wunsch aussprach, den Verfasser so vortrefflicher Werke, wie La peau de chagrin, Eugenie Grandet u. s. w., persönlich kennen zu lernen; diese Antwort lautete: „Sie haben Unrecht gethan. Ihnen gefällt eine Rose: ergötzen Sie sich an ihrem Geruch und ihrer Farbe, lassen Sie aber das Beet unangetastet, dem sie entsproß: je schöner und üppiger sie ist, desto mehr Dünger umlagert ihre Wurzel. Bleiben Sie lieber in angenehmer Täuschung!"

Herr Löwe-Weimars machte mich in der großen Oper auf Alfred de Vigny aufmerksam; sein Aeußeres zeigte einen feinen Weltmann. Seine Nachbarin in der Loge war seine Freundin, die berühmte Schauspielerin Dorval.

Lamartine war in Macon, Beranger in Tours, Casimir Delavigne auch außerhalb Paris, und ich hatte keine Gelegenheit, sie zu sehen. Interessant wäre es mir gewesen, die Journalisten kennen zu lernen und sie bei ihren Bienen-Arbeiten zu sehen; die ersten Schritte aber, die ich dafür that, erregten einen solchen Widerwillen in mir, daß ich meine Neugier bezähmte. Geldgewinn, Bereicherung, das Streben, in zwei Jahren sein Glück zu machen — dies ist ihr Ziel, wozu ihnen alle Mittel recht sind, sogar bisweilen Gerechtigkeit und Parteilosigkeit. Emil v. Girardin sagt: wenn ich zu irgend einer Unternehmung 20 Franken besitze, so verbrauche ich 18 zu Ankündigungen und 2 Franken für die Sache selbst. Dafür sind auch alle Mauern von Paris mit Affichen über die Herausgabe des wohlfeilen Journals la Presse beklebt.

Als Ersatz der Bekanntschaft mit den Repräsentanten dieser bewegten, stürmischen, Alles zerstörenden Literatur, hatte ich Gelegenheit, einen Schriftsteller kennen zu lernen, dessen Name auf keiner Ausstellung modischer Buchhändler prangt, aber von Französischen und fremden Gelehrten mit Achtung ausgesprochen wird und, was am wichtigsten ist, jedem Menschen theuer ist, der Ehre, Recht und Treue für die rechtmäßigen Herrscher zu schätzen weiß. Ich hatte von Herrn de la Rosière einen Brief an seinen Schwiegervater, Herrn Pardessus, erhalten, Verfasser vieler wichtiger Schriften über See- und Handelsrecht. Ich begab mich zu ihm in einen entfernten Theil von Paris, in der Straße Beaugirard, ward von ihm freundlich aufgenommen und brachte in der Unterhaltung mit diesem verständigen, gebildeten und edlen Manne zwei Stunden sehr angenehm zu. Am meisten interessirte mich sein persönlicher Charakter. Er war ein eifriger Anhänger der älteren Linie der Bourbons, diente treu Ludwig XVIII. und Karl X. und erfreute sich ihrer Huld. Die Revolution von 1830 nahm ihn stark mit. Er entsagte seinem Amt als Deputirter und seinem Posten als Präsident eines Gerichtshofes (dieser Posten war mit einem großen Gehalt verbunden) und blieb nur Mitglied des Instituts. In Jahren vorgerückt und von Arbeiten erschöpft, legte er ein bedeutendes Kapital in liegenden Gründen an und übergab dieses seiner einzigen Tochter, Mad. de la Rosière, mit der Bedingung, daß sie ihm eine Wohnung miethe und die Ausgaben für seinen Tisch bezahle. Für das, was er sonst brauchte, reichten die 1200 Franken hin, die er als Mitglied des Instituts bezog. Er lebt abwechselnd mit Herrn de la Rosière in Paris, um die Erziehung seines Enkels zu beaufsichtigen, eines jungen Mannes von ausgezeichneten Eigenschaften, der nach den strengen Grundsätzen des Großvaters erzogen wird. Inzwischen bemerkt man in den Aeußerungen des Herrn Pardessus über die damalige Regierung Frankreichs nichts von Groll oder Aerger. „Mögen Andere thun, was sie wollen", sagte er; „ich thue, was ich nach meiner vollen Ueberzeugung thun muß." Man hat ihm einträgliche und glänzende Posten angetragen, die er jedoch alle zurückwies. Alles, was er spricht, ist verständig, anspruchslos und belehrend; sein Umgang ist überaus angenehm und gleich entfernt von Hochmuth anderer Royalisten, wie von der Rohheit der neuen Generation. Die Bekanntschaft mit ihm entschädigte mich für viele Enttäuschungen.

Wenn es mir auch nicht gelang, in Paris alle ausgezeichnete Französische Schriftsteller zu sehen, so lernte ich doch einen der Koryphäen der Englischen Literatur näher kennen. Herr Valtemare*) kam einst fast athemlos zu mir und fragte mich, ob ich mit dem Englischen Dichter Thomas Moore bekannt werden wolle? „Ich habe ihm von Ihnen gesagt. Er wird Sie mit Vergnügen empfangen und wäre selbst gekommen, wenn er nicht morgen Paris verlassen wollte und mithin in seiner Zeit sehr beschränkt wäre. Kommen Sie, wenn es Ihnen gefällig ist, um 5 Uhr in's Hotel Meurice, Straße Rivoli." — Ich erschien zur bestimmten Stunde und fand den guten Valtemare bereits am Thor auf mich wartend. Er führte mich sogleich hinauf, indem er mich darauf vorbereitete, daß der ordnungsliebende Dichter (ein ordnungsliebender Dichter! — Ein weißer Mohr!) mir nur die ersten fünf Minuten der sechsten Stunde zugestehen könne. Herr Moore empfing mich sehr artig und zuvorkommend. Ich sprach mit ihm von dem Eindruck, den seine vortrefflichen Schriften in Rußland gemacht hätten, und rezitirte ihm auf seinen Wunsch aus dem Gedächtnisse einige Verse der Schukowskischen Uebersetzung seines „Tod Percy's" vor. Wie es mir schien, gewährte es ihm innigen Genuß. Ihm gegenüber saß sein Reisegefährte, ein großer, starker, vollwangiger Engländer; durch dessen Brille glänzte die Freude über seines Freundes Triumph. Herr Moore spricht sehr gut Französisch, und ich konnte mich zwanglos mit ihm unterhalten; doch ich blickte auf Valtemare und sah, daß er zur Uhr griff. Ohne eine Mahnung abzuwarten, stand ich auf und nahm Abschied. Moore's freundliches Bild drang in mein Inneres und wird dort immer bleiben!

Ich wünschte, die berühmteste der dermaligen Schriftstellerinnen Frankreichs, Mad. Dudevant, kennen zu lernen, die unter dem Namen George Sand berühmt geworden, durch ihr seltsames Benehmen in Erstaunen setzt und durch ihr Talent entzückt; sie giebt Schilderungen, die nicht mehr zweideutig sind, und versichert dann mit der Wärme innerer, überzeugender Beredsamkeit, daß sie nichts höher achte als Tugend und Sittlichkeit; sie behauptet, sie sey unglücklich und von der Welt verstoßen und geht dabei in Mannskleidern umher, raucht Cigarren und schwelgt an epikuräischen Tafeln. Sie war nicht in Paris. Ich theilte Valtemare meinen Wunsch mit. — „Beruhigen sie sich", sagte er mir; „Sie wollen dieses Mann-Weib bloß aus Neugier sehen, wie ein wildes Thier, wie ein außerordentliches Spiel der Natur. Ich kenne Mad. Dudevant nicht und habe sie nie gesehen, und bin dennoch fast überzeugt, daß Sie es bereuen würden, ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. Es giebt Dinge, die nur in der Ferne schön sind. Ich schlage Ihnen vor, das Frauenkloster du sacré Coeur zu sehen." Ich sagte Ja!

Ostindien.

Die Dakeut's oder Straßenräuber in Hindostan.

(Schluß.)

Im Jahre 1820 betrat ein Räuberhauptman aus Audi, der sich für einen auf der Pilgerschaft befindlichen Radscha ausgab, an der Spitze eines Gefolges von mehr als 250 Personen, das Gebiet der Compagnie. Sein Zweck war, sich eines von Kalkutta kommenden Bootes zu bemächtigen, das 25,000 Dollars in Beuteln und über 2600 Rs., die einem Handlungshause gehörten, am Bord hatte. Dieses Boot wurde, wie man nachmals erfuhr, von Murschidabad aus genau beobachtet. Ein Kundschafter, der am Ufer erschien, stellte der Mannschaft so viele Fragen, daß man endlich Verdacht schöpfte und ihn ohne Umstände fortwies. Der Befehlshaber des Bootes sorgte ängstlich dafür, daß er jeden Abend vor bewohnten Orten anlegen konnte, wo er keinen Angriff zu befürchten brauchte. Nur bei Einer Gelegenheit wollte ihm dies, wegen der sehr starken Strömung, nicht gelingen; er mußte das Boot an eine Sandbank festbinden. In derselben Nacht fielen die Dakeuts über das Fahrzeug her, schossen einen Soldaten nieder, verwundeten zehn Andere mit Schwertern und Lanzen und schleppten alles Geld fort. Der Raub wurde sofort angezeigt; es vergingen aber sechs Wochen, ehe man über die Thäter Gewißheit erlangte. In der Nacht vor dem Ueberfall hatte der Pseudo-Radscha mit seinem Gefolge unter einigen Bäumen in der Nachbarschaft bivuakirt. An der verlassenen Stelle fand man eine zerbrochene Lanze, einen Spanischen Dol-

*) Der unter dem Namen Alexandre bekannte Bauchredner.

lar und einen leeren Beutel aus Packtuch mit dem Siegel des Handlungshauses, dem die Ladung angehörte. Indeß waren die Räuber nach Baratsch in Audi zurückgekehrt, wo ihr Chef in einer Dschongle-Wildniß seine Wohnung hatte.

Als die Behörden durch viele Verhöre und Nachforschungen endlich über den vorgeblichen Radscha ins Klare gekommen waren, ergriffen sie Maßregeln, um seiner habhaft zu werden. Eine Abtheilung Spahi's machte sich zu diesem Zwecke auf den Weg; allein das Terrain war so ungünstig, und die Dakeut's brachten den Soldaten an jedem gefährlichen Passe so empfindliche Verluste bei, daß Letztere endlich unverrichteter Sache in ihre Cantonnements zurückkehrten. Die Expedition wäre in jedem Falle fruchtlos gewesen; denn Mihrban — der vorgebliche Radscha — befand sich damals gar nicht an dem Orte, wo sie ihn suchen wollten; er war in wichtigen Geschäften, d. h. um eine neue Plünderung auszuführen, in eine entfernte Provinz gereist. Glaubenswürdige Augenzeugen versicherten übrigens, daß er wiederum in einem Pilger-Inkognito wanderte und ein bewaffnetes, gut disziplinirtes Gefolge um sich hätte. Der Britische Statthalter von Behar verschaffte sich ein genaues Signalement des Mihrban und traf sogleich Anstalten, um sich seiner Person zu versichern. Alle Polizei-Beamten wurden ermahnt, auf der Hut zu seyn, und Personen von Klugheit und Umsicht mußten an der Landstraße lauern und von der Annäherung des berüchtigten Räubers die erste Kunde geben. Bei allen diesen Vorkehrungen war große Behutsamkeit nöthig; denn man konnte darauf rechnen, daß die Bande sich zerstreute, wenn sie von Etwas Wind bekam. Die Behörde wollte, statt offener Gewalt, lieber eine Kriegslist gebrauchen, und schickte deshalb vertraute Personen ab, die dem Pseudo-Radscha überreden sollten, nach Dscheia (Gyah) zu kommen. Dies gelang ihnen zwar, allein die Dakeut's hatten sich schon, als ob sie nichts Gutes ahnten, in zwei Haufen abgetheilt; Mihrban wanderte mit einem kleinen Gefolge nach Gyah, und die Uebrigen blieben so lange zurück, bis sie sich überzeugt zu haben glaubten, daß ihnen keine Gefahr drohte.

Als Mihrban in Gyah ankam, ließ ihn Herr Simith nach seinem Namen und dem Zweck seiner Reise fragen. Er antwortete, sein Name sey Sitaram und seine Reise eine Pilgerfahrt. Uebrigens nannte er sich einen Gutsbesitzer (Semindar) in Audi. Herr Smith lud ihn höflichst ein, nach dem Stadthause zu kommen, und Mihrban gewährte ihm diese Bitte. Der Statthalter fragte gesprächsweise, ob er nicht voriges Jahr in den Provinzen der Compagnie gewesen sey; der Gast leugnete dies, wurde aber ziemlich betroffen, als plötzlich ein Barbier hereintrat und die Weisung erhielt, ihm die Strümpfe auszuziehen, um sich zu überzeugen, ob Herr Sitaram nicht einige mißgestaltete Zehen habe. Diese Fußprobe strafte die Aussagen des Radscha's Lügen; denn es stand nun fest, daß er dieselbe hohe Person war, bei welcher der nämliche Barbier auf dem früheren Zuge als Kopfscheerer und Nägelbeschneider fungirt hatte. Mihrban leugnete zwar, nach wie vor, hartnäckig seine Theilnahme an jener Pilgerfahrt, gab aber lauter ausweichende und unbefriedigende Antworten und wurde endlich ins Gefängniß abgeführt. Dasselbe Schicksal hatten 163 männliche Personen seines Gefolges und 40 Frauen, die zu seinem Harem gehörten.

Die Frauen des Räuber-Chefs kamen in weniger strenge Haft, als das männliche Personal. Sie durften bei einander bleiben, und sie benutzten diese Freiheit, um ihre Liebe zu Mihrban auf eine echt romantische Weise geltend zu machen. Es gelang ihnen durch Mittel, die man in Indischen Gefängnissen kennt, mit ihrem Freunde zu verkehren, und man verabredete einen Plan zu seiner Befreiung. Es fehlte an einem Seile, das seine Entweichung aus dem Kerker weniger gefahrvoll machen konnte; aber die Frauen fanden bald ein Substitut dafür, indem sie das größte Opfer brachten, dessen ein Indisches Weib nächst der Aufopferung ihres Lebens wohl fähig ist: sie schnitten ihr langes Kopfhaar ab und fertigten aus diesem kostbaren Materiale ein Seil an, welches zu dem beabsichtigten Zweck die rechte Länge und Stärke hatte. Aber der ganze Plan wurde durch die Wachsamkeit der Regierung vereitelt, und das Haarseil fiel in die Hände des Herrn Smith, der es noch jetzt als ein Denkmal der Treue und Anhänglichkeit dieser Räuber-Frauen an ihren Gebieter aufbewahrt.

Mihrban wurde als überwiesener Raubmörder hingerichtet. Seine Genossen verurtheilte die Behörde theils zum Straßenbau, theils zur Deportation in entfernte Gegenden.

Eine große Bande Dakeut's, die lange Zeit in den Mittel-Provinzen ihr Wesen getrieben, erhielt Kunde von der bevorstehenden Heirath eines jungen Mannes, der in bedeutender Entfernung von seiner Braut wohnte. Beide waren aus reichen und angesehenen Familien, und die Hochzeitsgeschenke, die der Bräutigam seiner Braut bestimmt hatte, sollten über alle Beschreibung kostbar seyn; auch verlautete, daß ein Haufe wohlbewaffneter Freunde und Bedienten den Schatz eskortiren würde. Die Dakeut's erkundigten sich genau nach der Zeit ihrer Abreise, rekognoszirten die ganze Route, welche der Zug einschlagen mußte, und legten sich an einer Stelle, die ihnen zu ihrem Zwecke besonders geeignet schien, in den Hinterhalt. Es war ein kleiner, offener, von Dschongle umgebener Raum. Der Weg ging an einer Seite durch einen ziemlich engen Hohlgrund, an der anderen durch dickes Gestrüpp; das Dschongle selbst war von einer Menge Hohlwegen durchkreuzt. In diesen Verstecken nahmen die Dakeut's lange vor dem Aufbruche der Hochzeits-Gesellschaft Quartier und lebten von dem Wilde jeglicher Art, das die sonst öde Gegend bevölkerte. Eine Heerde Büffel, die in der Nähe des Dschongle graseten, brachte die listigen Räuber auf den originellen Gedanken, sich dieser Thiere zu Förderung ihres Planes zu bedienen.

Sie lockten den Hirten, einen einfältigen Kerl, mit dem Versprechen herrlicher Bekösti gung in ihre Schlupfwinkel und banden ihn so fest, daß er kein Glied rühren konnte. Das Dorf, dessen Bewohnern die besagten Büffel angehören, lag kaum eine halbe Stunde entfernt.

Endlich kam der Tag, an welchem man die Ankunft des hochzeitlichen Zuges erwartete, und bald erschien die wohlbewaffnete kleine Phalanx, aus Reitern und Fußvolk zusammengesetzt; aber kaum hatten sie den freien Platz erreicht, als urplötzlich eine gewaltige Explosion erfolgte und eine ganze Schaar von Büffeln, deren Hörner und Schwänze Feuer sprühten, aus dem jenseitigen Dschongle hervorstürzte. Die Pferde fuhren zurück, bäumten sich und jagten in wilder Hast davon. Die Fuhrwerke wurden umgeworfen; und während einige Dakeut's mit abgebrannten Raketen, Schwärmern u. s. w. einen betäubenden Lärm machten, stelen ihre Kameraden in der gräulichen Verwirrung über den kostbaren Inhalt des Gepäckes her und eilten damit in ihre Schlupfwinkel. Die zersprengte Reiterei sammelte sich allmälig wieder, und auch das Fußvolk kroch wieder herbei, um seine im ersten Schrecken abgeworfenen Gewehre zusammenzusuchen; aber kein Mensch hatte Lust, den Dakeut's in ihre Dickichte nachzurücken. Die armen geäfften oder vielmehr gebüffelten Wehrmänner trösteten sich am Ende damit, daß ein panischer Schrecken auch den Tapfersten überfallen kann, und daß sie im Grunde nur von Büffeln, nicht von Menschen besiegt worden seyen. Auch schob man einen Theil der Schuld auf die Pferde u. s. w. Aber alle diese Gründe vermochten nicht, den entsetzlichen Humor des Bräutigams zu besänftigen, als man ihm die Hiobs-Botschaft überbrachte. (Asiatic Journal)

Mannigfaltiges.

— Marryat in Amerika. Capitain Marryat reist jetzt in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, um neuen Stoff für Land- und See-Romane zu sammeln. Aber die Amerikaner fangen an, gegen die reisenden Engländer mißtrauisch zu werden, und besonders der Capitain, als ein berühmter Niederländischer Maler, der die Genrebilder aus dem Spiegel zu stehlen weiß, jagt ihnen einen ungeheuren Schrecken ein. Sie verfolgen ihn auf Tritt und Schritt; überall sieht er sich *mit anonymen* Briefen überschüttet, und, was das Schlimmste für ihn ist, keine ehrbare Familie hat den Muth, ihn zuzulassen oder gar einzuladen. In dieser peinlichen Lage hat sich der Capitain veranlaßt gesehen, in eine der gelesensten Amerikanischen Zeitungen ein ziemlich langes Sendschreiben, als Antwort an seine anonymen Korrespondenten, einrücken zu lassen. Darin dankt er ihnen zunächst für ihre freundlichen Rathschläge, macht ihnen aber zugleich bemerklich, daß, außer den Aerzten und Advokaten, alle andere Leute ihren Rath gratis zu ertheilen pflegten, was man in Amerika nicht zu wissen scheine, da er sämmtliche anonyme Briefe, jetzt bereits nahe an fünfhundert, mit schwerem Porto habe bezahlen müssen. Fast scheine es, als seyen Herr van Buren (der Präsident der V. S.) und Herr Amos Kendall (der General-Postmeister) damit einverstanden, daß man seine (des Reisenden) Anwesenheit dazu benütze, um die in diesem Jahre heruntergekommenen Landes-Einkünfte durch das Porto, um das man ihn bringe, wieder etwas zu erhöhen. Gleichwohl würde er seinen Korrespondenten das Vergnügen, sich um ihre Zeit und ihn um sein Geld zu bringen, auch fernerhin gönnen, wenn es ihm nicht darum zu thun wäre, auch in Amerika nicht mit solchen Leuten, wie Mistreß Trollope, Fidler und ähnlichen Skribenten, zusammengestellt und verwechselt zu werden. Daher erkläre er vor allen Dingen — nicht was er über Amerika zu schreiben, sondern was er nicht zu schreiben gedenke. Nicht schreiben wolle er über viele Dinge, die, so wichtig sie auch für alle Fraubasen und deren Vettern seyen, ihn doch keineswegs bewogen hätten, das alte Europa zu verlassen, um sie in dem neuen Amerika kennen zu lernen. Namentlich habe er sich um so interessante Züge, wie, ob die Amerikaner mit zwei- oder dreispitzigen silbernen Gabeln äßen, ob sie früh oder spät aufstänben, ob sie auf Matratzen oder Federbetten schliefen, ob sie auf gewöhnlichem Herd oder in einer Kochmaschine ihre Speisen zubereiteten, ob der Mann oder die Frau den Pantoffel zu führen pflege, und was dergleichen mehr sey, durchaus nicht gekümmert. Er sey vielmehr über solche und ähnliche Dinge, wie sie sich in England verhielten, hierzulande bei weitem häufiger ausgefragt worden, als er es zu beantworten gewußt. Dagegen sey es ihm darum zu thun gewesen, die Einflüsse genau kennen zu lernen, die ein verändertes Klima, veränderte Lebensweise und eine veränderte Regierungsform auf den ursprünglich Englischen Charakter gehabt. Dieses harmlose Studium möge man ihm gönnen, anstatt ihn für die Ungezogenheiten seiner Vorgänger mit Verdächtigungen und Plackereien zu bestrafen, die sowohl der Amerikaner als seiner selbst unwürdig wären.

Herausgegeben von der Redaktion der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den löbl. Post-Aemtern.

№ 144. Berlin, Freitag den 30. November 1838.

England.

Howe, St. Vincent, Nelson.*)

Wenn alle Kenner des Seewesens — wie man doch nicht anders annehmen kann — in dem Urtheile übereinstimmen, daß die Lords Howe, Nelson und St. Vincent die größten und ausgezeichnetsten See-Offiziere der neuesten Zeit waren, so dürfte es hier weder am unrechten Orte, noch auch ohne Interesse seyn, in kurzen Worten ihre individuellen Charaktere und die von jedem Einzelnen unter ihnen während seiner Amtsthätigkeit befolgten Grundsätze näher zu bezeichnen. Sie Alle waren geschickte und talentvolle Admirale im ausgedehntesten Sinne des Wortes, Jeder besaß in allen Zweigen des Seedienstes die ausgezeichneste Erfahrenheit; ja man könnte diese drei Männer, die bei Einführung und Erhaltung von Ordnung und Disziplin auf der Flotte so überlegene Kenntnisse, Energie und Eifer entwickelt haben, beinahe als gleiche Größen betrachten. Es möchte vielleicht gar nicht zu viel behauptet seyn, daß sie zur Ausbildung der Marine mehr gewirkt haben, als irgend einer oder als alle ihre Vorgänger, so daß wir mit voller Wahrheit aus dem Gefühle der Wehmuth mit den Worten des Dichters ihnen nachrufen:

„Lebt wohl, mit euch
Ist auch die Hoffnung solcher Größen todt."

Lord Howe muß als derjenige unter ihnen bezeichnet werden, der die Bahn brach. Er war durchaus sein eigener Lehrer im Seewesen; er war in keiner bestimmten Schule ausgebildet, — man kann mit vollem Grunde sagen, daß es zur Zeit des Anfangs seiner Laufbahn noch gar keine Schule gab. Was er in den verschiedenen Zeiten seines Dienstes sich aneignete, war nur durch Vergleichung, Beobachtung und Nachdenken gewonnen; kaum waren damals äußerst schwache Spuren eines festen Systems, geschweige denn einer Wissenschaft des Seewesens zu finden. Taktik, Evolutionen und Signale hatten sich zwar allmälig, gleichsam in dürftiger Nachahmung des Französischen Wesens, eingeschlichen, aber ihre Entwickelung war fast gar nicht vorgeschritten, ihre Anwendung von Niemand versucht, außer von dem talentvollen, aber unglücklichen Kempenfelt, der beim Versinken des „Royal George" umkam. Nach ihm faßte Lord Howe die Wichtigkeit dieser Dinge auf und verlor sie nicht wieder aus seinen Augen, bis er sie zu einem völligen Systeme ausgebildet hatte, welches lange unter dem Namen „Howe's Signale" bekannt war. In der Vervollkommnung dieses Systems blieb er dann unermüdlich; mochte er vor Anker liegen oder auf hoher See sich befinden, sowohl in der Theorie als in der Praxis ging seinem Sinne dieser nützliche Gegenstand über Alles. Wir haben kaum nöthig, zu wiederholen, daß Howe in seiner Amtsführung und nach seiner Gemüthslage ein kühner, kaltblütiger und entschiedener Mann, daß er theoretisch und praktisch durch und durch Seemann war, daß er seine Kenntnisse meistens durch die sanfte Gewalt der Ueberzeugung und durch die Macht des Beispiels auf Andere zu übertragen wußte.

Lord St. Vincent war hinsichtlich der Taktik und Disziplin ein Schüler Howe's. Als er einst sein Urtheil über den Vortheil eines nächtlichen Seegefechts gegen einen überlegenen Feind abgeben sollte, entschied er sich aus keinem anderen Grunde dagegen, als weil man dadurch des großen Vortheils von „Howe's Signalen" beraubt werde. Hinsichtlich der Disziplin hingegen dürfte hier der Schüler durch sein Instructions-System den Lehrer übertroffen haben. Howe war geduldig, leutselig, nachsichtig und wohlwollend, er fesselte durch diese Eigenschaften Offiziere und Matrosen; St. Vincent dagegen war streng, durchgreifend und entschieden, er hielt fest an dem Grundsatze, daß Gehorsam Leben und Seele des Seedienstes sey — das Wort Obedienza war ein Lieblingsausdruck von ihm. Während so der Eine dem „Suaviter in modo" nachhing, hielt der Andere an dem „Fortiter in re". Die tumultuirenden Matrosen im Hafen von Portsmouth, die man nur halb gebändigt hatte, wurden durch das milde und leutselige Benehmen Howe's und durch das Vertrauen, welches sie auf ihn setzten, vollkommen zur Ordnung zurückgebracht. Die Flammen der Empörung zu Cadix loderten nicht so schnell auf, als sie durch die schleunigen und kräftigen Maßregeln des Lord St. Vincent, durch sein determinirtes und entschlossenes Einschreiten unterdrückt wurden, welches hier so unbedingt nöthig war, um die Verbreitung jenes Geistes der Insubordination zu hindern, der auf einigen zur Blokade eines entfernten feindlichen Hafens beorderten Schiffen sich gezeigt hatte.

Obgleich diese beiden biederen Admirale zur Erreichung desselben Zieles so verschiedenartige Wege einschlugen und durch ihre Temperamente fast im Gegensatze zu einander standen, hegten sie dennoch die größte Achtung und Ehrerbietung gegen einander. So oft St. Vincent des Lord Howe gedachte, geschah es immer in den Ausdrücken hoher Lobpreisung und Anerkennung; er pflegte von ihm zu sagen, Howe sey ein Mann von wenig Worten, allein immer sey, was er spräche, zweckmäßig und sehr beachtenswerth. Nicht selten gab es sich bei den trivialsten Veranlassungen und in ganz gewöhnlichen Aeußerungen kund, von wie zärtlichen Gesinnungen gegen einander sie beseelt waren. Lord St. Vincent sagte oft, indem er in seinen Frühstück-Saal eintrat: „Freilich habe ich auch an diesem kalten Morgen meine blauen Hosen angezogen; denn Lord Howe trug blaue Hosen, und ich glaube sein Beispiel auch selbst in der Kleidung nachahmen zu müssen." Andererseits betrachtete Howe den Lord St. Vincent als den ersten Admiral seiner Zeit; er äußert in einem Briefe: „Ich kann Dich nur beauftragen, ihm, was mich betrifft, ganz einfach und aufrichtig zu versichern, daß meine Erwartungen durch seine ausgezeichnete Amtsführung nicht übertroffen sind." Unstreitig war er ein Mann, der keine Furcht kannte, ein Feldherr von hoher Einsicht, kühn im Entwurfe, thatkräftig in der Ausführung, frei in seinen Ansichten, hochherzig und wohlthätig ohne Ostentation; ein scharfer Beobachter der Menschen, nachsichtig gegen kleinere Beleidigungen, streng gegen solche Vergehen, die eine verstockte Natur bekundeten. Seiner politischen Richtung nach gehörte er den Whigs an, zu denen er auch unwandelbar hielt; allein seine Freunde erfuhren immer, daß er seinen politischen Ansichten keine Einmischung in seine Amtsführung gestattete. Seine Befähigungen zu der Stelle eines Chefs waren die glücklichsten, unter ihm bildeten sich und stiegen viele treffliche Offiziere empor. Neben allen diesen Verdiensten, welche die öffentliche Meinung nach Gebühr anerkannte, konnte ihm dennoch nachgesagt werden (zumal von Jemand, der ihn genauer kannte), daß er, sowohl auf hoher See als auch unter Umständen auf dem Lande, die Manieren eines ungeschliffenen Matrosen angenommen, daß er Steifsinnigkeit in seinen Entschlüssen, Rauheit und Härte in der Ausübung seiner Befehlshaberschaft über die Offiziere der Flotte bewiesen habe; in Gesellschaften zeigte er sich dagegen als einen Mann vom feinsten Tone und von höfischem Wesen. Sein Amtscharakter war feste Entschlossenheit und konsequente Beharrlichkeit in seinen Vorsätzen.

Nelson war in Charakter und Benehmen sehr weit verschieden von den beiden erwähnten Feldherren. Obgleich nicht einmal so ganz eigentlich Seemann, verstand er es dennoch aufs beste, die Anstrengungen anzufeuern, den Eifer zu beleben; er besaß die eigenthümliche Gabe, jedem einzelnen Offizier, von dem höchsten bis zu dem niedrigsten, den Glauben einzuflößen, daß ein Jeder für sich ganz besonders zu dem Gelingen der Unternehmungen beitrüge, was denn natürlich Muth und Vertrauen in Allen ungemein erhöhte. In seinen Erfolgen war er immer äußerst glücklich; wohin es auch ging, ihm zu folgen hatten Alle die größte Lust. In der That war Nelson ein ganz besonderer und einziger Charakter, — „er war nur mit sich selbst zu vergleichen" — kein Zweifel, daß auch die Nachwelt wenige Männer gleichen Schlages wird aufzeigen können. Wir können nicht leugnen, daß Nelson auch seine schwachen Seiten hatte, aber welches menschliche Wesen hätte diese nicht? Er ist ganz ungerechter Weise mit Antonius verglichen worden, als sey er bereit gewesen, die Welt einer zweiten Cleopatra zu opfern — ein Vergleich, wie er nicht leicht irriger gefunden werden kann. Von einem einzigen unglücklichen Falle abgesehen, der durch die Schuld einer augenblicklichen Bethörung einen unauslöschlichen Fleck auf sein Andenken geworfen hat, ließ er sich niemals irgendwie den beklagenswerthen Einfluß der angedeuteten Umstände in seine Amtspflichten zu Schulden kommen. Wenn seine Gegenwart erfordert wurde, gab er alles Vergnügen und alle Lieblingsneigungen dahin; in seinen Gedanken konnte nicht die kleinste Sorge um sein

*) Diese Parallele bildet sehr passend den Schluß von Barrow's Life of Earl Howe. S. Nr. 95 und 96 des Magazins.

Leben auch nur für einen Augenblick aufkommen. Ein leidenschaftlicher und unersättlicher Ehrgeiz war der Stachel in seinem hohen Sinne. „Mit Lorbeer gekrönt oder mit Cypressen bedeckt", „eine Pairsstelle oder die Westminster-Abtei", „Sieg oder Westminster-Abtei" waren die Worte, die ihm im Schrecken der Schlacht zum Signale wurden. An eine Niederlage dachte er gar nicht; was ihn in die Schlacht begleitete, war die feste Ueberzeugung, daß er entweder siegen oder sterben werde.

In diesen Worten lag der Gipfelpunkt des Gefühls, durch welches sein schwacher Körper, der seinem brennenden und lebensvollen Geiste keine Stütze bieten konnte, so viele Anstrengungen überstand, so viele Energie entwickelte; die Stärke und Elastizität des Geistes überwältigte hier aufs vollkommenste alle leibliche Mängel und Schwächen. Wo er einen Feind erblickte oder verfolgte, da schwand ihm der Maßstab des körperlichen Leidens in Nichts zusammen. Ehrgeiziges Streben nach Auszeichnungen, heißes Verlangen nach Ehren und Würden oder nach einem ruhmvollen Tode waren das Ziel seiner lebhaftesten Wünsche; auf dem Wege seines Schicksals erlangte und schmeckte er sie alle; Sieger in hundert Gefechten, starb er zuletzt einen Tod in den Waffen des Sieges, wie ihn sich alle wahre Helden wünschen!

Im Gegensatz zu ihm, war dem Lord Howe jede Ruhmsucht solcher Art fern; er war weniger eigensüchtig, als irgend ein Mann in seiner Stellung es jemals seyn kann. Die Resultate seiner Thaten betrachtet er nur in dem Lichte des Interesses seines Vaterlandes; er redet nur von den Pflichten, welche er gegen König und Vaterland hat, welche die Förderung des Seewesens ihm auflegt. Niemals scheint er an Ehrensellen zu denken, nach Auszeichnung zu streben. Den Titel eines Earl nahm er mit Gleichgültigkeit auf; das ihm angebotene Marquisat lehnte er ab, weil es unmittelbar vom Ministerium an der Stelle einer ihm von seinem Herrn versprochenen Ehre kam; dagegen betrachtete er den Hosenband-Orden, Medaille und Kette als sichtbare Zeichen der Gnade des Königs, er betrachtete es als eine dem Königlichen Geber schuldige Pflicht, sie bei allen Gelegenheiten zu tragen. Eben so trug St. Vincent den Stern des Bath-Ordens immerfort, sowohl an seinem Morgenkleide als an seinem Abendkleide, als eine ehrenvolle Auszeichnung, die sein Monarch ihm für seine Dienste verliehen.

Niemals suchte Howe ein Ruhegehalt oder irgend eine Belohnung durch Geld oder Geldeswerth für seine lange und verdienstliche Amtsführung; nie zeigte er sich unzufrieden, wenn Anderen für weniger glänzende Thaten belohnende Anerkennung zu Theil ward. Die einzigen Klagen, deren man ihn zeihen könnte, trafen die Admiralität, wenn er erfuhr, daß man tiefer stehende, aber tüchtige Beamte vernachlässigte, die unter ihm treu und brav gedient hatten. Ueber seinen militairischen Charakter giebt es und kann es nur eine Stimme geben; sein moralischer Lebenswandel, seine Wahrheitsliebe, sein Biedersinn werden von allen Seiten gerühmt; er war hochherzig, human, wohlwollend und wohlthätig, auf allen seinen Wegen bekundet sich sein Streben, Gutes zu thun. Sein politisches Glaubensbekenntniß war torystisch, doch war er kein Mann der Partei; er lebte nur für König und Vaterland. Mit einem Worte, Lord Howe war der Mann, von dem man in allen seinen Lebensverhältnissen sagen konnte: Integer vitae scelerisque purus.

Frankreich.

Der Flaneur.

Von Jules Janin.

Das Wort „Flaneur" (Gaffer) ist mehr als Französisch, es ist echt Parisisch, und wir wüßten in der That kein besseres, um jenen beschäftigten Müßiggang zu bezeichnen, der mit offenem Munde, nur vom Zufall geleitet, in unserer großen Stadt überall anzutreffen ist, wo es etwas zu sehen, zu hören und nichts zu thun giebt. Flâner heißt herumschlendern, ohne zu wissen, wohin, rechts, links oder gerade aus. Der Flaneur hält niemals einen Vorübergehenden an, um ihn nach dem Wege oder nach der Uhr zu fragen; denn jeder Ort und jede Stunde sind ihm gleich günstig. Der Flaneur steht des Morgens auf und legt sich des Abends nieder; er hat die Augen weit aufgerissen und die Hände in den Taschen; seine Gaffiust ist so gewaltig, daß sie zuletzt den Sieg über alle seine anderen Leidenschaften, selbst über die natürlichsten, davonträgt. Es giebt in der Welt tausend verschiedene Leidenschaften, aber es giebt nur Eine Art von Flanerie. Der verliebte Flaneur vergißt die Stunde der Zusammenkunft, weil er dem Wasser zusieht, wie es unter dem Pont-neuf hindurchfließt. Ist er Advokat, so verliert er seinen Prozeß, weil er die Rosen auf dem Blumenmarkte angafft; ist er Arzt, so läßt er seinen Kranken sterben, weil er am Laden eines Bilderhändlers stehen bleibt, wo er stets mit neuem Vergnügen die Karrikaturen betrachtet, die im Jahre 1816 gegen die Engländer von 1814 erschienen.

Welch ein glücklicher Stand! Flâner heißt seiner Lust in jedem Augenblicke willfahren, betrachten, ohne zu sehen, gehen, ohne vorwärts zu kommen, handeln, denken, und doch wieder nicht handeln und denken, das Glückskind einer jeden Stunde des Tages seyn, die geringsten Zufälle auf der Straße benutzen, um seinen Leidenschaften zu fröhnen, weder Regen, noch Sonne, noch Wind, noch Hagel fürchten, sondern sich im Gegentheil das Alles zu Nutze machen. Man muß eingestehen, daß dies eine harmlose, unwiderstehliche, unangreifbare, ehrliche Leidenschaft ist, die Niemanden Böses zufügt, kurz, eine Leidenschaft, wie es sonst keine im ganzen Bereich der Leidenschaften giebt.

Doch wohl gemerkt, die Flanerie erfaßt ihren Mann nur, wenn er sich auf der Straße befindet. In seiner Wohnung ist er still, ruhig, arbeitsam, ganz wie die übrigen Menschen: er wird zum Gaffer in dem Augenblick, wo er seine Thürschwelle überschreitet. Sobald ihm nur der Wind um die Nase streicht, ist unser Mann fort; holet ihn ein, wenn ihr es vermöget! Er geht aus, weil er ein wichtiges Geschäft abzumachen hat; haltet ihn also ja nicht auf! Er muß zu rechter Zeit bei der Zusammenkunft erscheinen; — mit Sturmschritten eilt er vorwärts, ohne nur den Kopf zu wenden. Plötzlich aber entspinnt sich an einer Straßenbiegung ein Streit zwischen zwei Hunden; da bleibt unser Mann stehen und sieht zu; die Hunde beißen sich, er rührt sich nicht von der Stelle; man trennt die Hunde, unser Held wendet sich um und bewundert das Fleisch am nächsten Schlächterladen. Welch herrliches Fleisch! Siehe, da zieht ein Regiment Grenadiere mit Musik vorüber; unser Mann nimmt den Regenschirm, den er unterm Arme trägt, in die Hand und marschirt mit. Die Musik verstummt, beim Beginn des Trommelschlages wendet er sich verdrießlich ab; da sieht er eine Kirche offen stehen, das Portal ist mit Trauertuch beschlagen; er tritt ein und summt leise das De profundis mit, durchschreitet das Schiff der Kirche und geht zur entgegengesetzten Thür hinaus. Seht ihr dort auf jener schwebenden Leiter den Maurer hängen, der das Dach jenes hohen Hauses ausbessert? Der Gaffer hat nur noch Augen für den Maurer und dessen Arbeit, bis eine Fliege ihn in seiner Betrachtung stört; da sieht er endlich wieder auf die Erde, er starrt ins Blaue hinein, er merkt, daß er nichts sieht, und er will doch Alles sehen; mit abgemessenen Schritten geht er weiter; er ist so glücklich, so frei! Immer weiter gegangen, spricht er zu sich, und er geht. So gelangt er nach und nach ins Palais-Royal, den Sammelplatz aller Maulaffen der Welt. Muß er nicht seine Uhr nach der Kanone richten, die zu Mittag abgeschossen wird? Muß er nicht alle Theaterzettel einen nach dem anderen lesen? Und das ist die liebste Stunde für unseren Helden. Die Anschlagezettel, die unsere Mauern zieren, sind nur für ihn gemacht; für ihn allein wurde so viel Dinte und Papier aufgewendet. Vor den Theaterzetteln stehend, sieht er die Taglioni tanzen, die Mars spielen, hört er Nourrit oder die Damoreau singen; für ihn allein verschwenden Vernet, Bouffé und Ursel die Schätze ihres Geistes und ihres Humors; für ihn allein sind die Auctionen von den Gerichten angeordnet; er weiß besser als der Auctionator, was morgen im Hotel Bullion versteigert wird; er weiß Alles, er sieht Alles, er ist überall. Vom Palais-Royal ist es gar nicht weit nach dem Boulevard. Der Boulevard ist das Vaterland, was sage ich? — er ist das Paradies der Flaneurs. Welche Unzahl von Kupferstich-Händlern und kleinen Pasteten! Wie viel niedliche Füßchen schlüpfen hier über den Asphalt! Wie viel gefallsüchtige Dämchen geben hier ihr Lächeln und den Duft ihrer Mäntel den Lüften preis! Wie viel vorüberrollende Kutschen, wie viel wiehernde Pferde, wie viel Kaufleute mit vollen Segeln! Ach! ehemals gab es hier auch einen Nicolet, einen Bobeche, einen Gaimafrée. „Mein Herr, warum kommen Sie heute so spät aufs Büreau?" fragte eines Tages ein Direktor seinen Untergebenen. — „„Ach, mein Herr"", erwiederte der Andere, „„der Schelm, der Nicolet, hat mich unterwegs aufgehalten."" — „Nicolet!" antwortete der Direktor in etwas milderem Ton; „aber, zum Sapperment, ich habe Sie ja noch nie dort gesehen!"

Wie alt der Flaneur ist? Er gehört jedem Alter, jeder Zeit an; er ist Hagestolz, Ehemann; zuweilen verbindet er auch mit seiner Hauptleidenschaft noch eine andere nebenbei: er ist Büchertrödler, er sammelt Schmetterlinge, Mineralien oder Muscheln; er treibt sich überall umher und sucht nach tausenderlei namen- und formlosen Scherben, die er im Triumph nach Hause schleppt. Unschuldige kleine Leidenschaften, lauter Schößlinge der Flanerie!

O, welch' ein leicht zu regierendes Königreich, welch' glückliche Unterthanen, welch' ein glücklicher Monarch, wenn ein Volk von Flaneurs einen Flaneur zum Könige hätte! Das wäre so recht eigentlich die Geschichte des Königs Voetot und seines Königreiches.

Griechenland.

Spaziergang von Athen aufs Land.

(Schluß.)

Unter anderen Erwerbsquellen besaßen die Eigenthümer von Maruſi auch schöne Gärten, von denen ihnen die Hälfte des Ertrages ebenfalls gehörte; und dies war einer der Punkte, wo es den Griechischen Pächtern am schwierigsten fiel, die Wachsamkeit ihrer Herren zu täuschen, weil die Türken die Gewohnheit haben, in allen ihnen zugehörigen Obst- oder Küchengärten eine Art von Sommerhaus in Form eines Thurmes zu bauen und es während der heißen Sommer-Monate zu bewohnen. Die Getraide- oder Wein-Aerndten konnten sie nicht so leicht beaufsichtigen, noch weniger aber den Ertrag der Bienenstöcke oder der Ziegen- und Schafheerden; denn die listigen Pächter bauten die Schafställe und Bienenstöcke in weiten Entfernungen und an schwer zugänglichen Orten, so daß sie ganz in ihren Händen waren und der Antheil ihrer Herren nur von ihrem guten Willen, oder dem Grade des guten Vernehmens zwischen ihnen, abhängig war.

Die Türken besitzen im Allgemeinen wenig Speculationslust; wenn sie sich dazu auf ihren Griechischen Besitzungen verleiten ließen, so geschah es meistentheils auf Anstiften ihrer listigen Pächter, die daraus einen tüchtigen Gewinn zu ziehen hofften. Die Vieh- und Pferdezucht, die so großen Vortheil abwerfen kann, reizte sie durchaus nicht: ihre natürliche Trägheit und das Mißtrauen, das sie in ihre Pächter setzen, hielt sie von jeder Unternehmung fern, in welche große Kapitalien gesteckt werden mußten und die reger Wachsamkeit bedurfte, um nicht über den Gewinn betrogen zu werden. Alle Besitzer zahlreicher Viehheerden in Attika waren Griechische Mönche aus verschiedenen Klöstern; ein einziger Türke, der alte Derwisch Emin Aga, machte eine Ausnahme von dieser Regel; er besaß auf den Weiden in den tiefen Ebenen Attika's eine Heerde von fünfhundert Kühen. Dieser sonderbare Mann, dessen thätige Wachsamkeit den schärfsten Kontrast mit der gewöhnlichen Trägheit seiner Landsleute bildete, beaufsichtigte selbst seine Heerden und schlief mitten unter ihnen auf freiem Felde, damit seine Schäfer ihm die jungen Kälber nicht stehlen konnten. Durch große Anstrengungen und Sparsamkeit hatte er ein bedeutendes Vermögen gesammelt, die Race seiner Kühe war die schönste in Griechenland und hatte vor allen anderen in Attika einen großen Vorzug, nämlich den, daß diese im Lande geborenen und aufgezogenen Thiere gegen alle die gewöhnlichen Zufälle des eingeführten Viehes sicher waren, welches sich erst akklimatisiren mußte. Dieser alte Türke verlor jedoch während des Freiheitskrieges den größten Theil seines reichen Viehstandes, der den Truppen beider Parteien Lebensmittel lieferte.

Durch die Griechische Revolution verlor Marusi wenigstens zwei Drittel seiner Bevölkerung, und eine Menge von Häusern brannten die Soldaten nieder. Die verlassenen Weingärten gingen aus Mangel an Pflege ein; die kurzen Ruhepunkte, die während des Krieges eintraten, waren für die Bauern nicht hinreichend, um sich mit Erfolg ihren Ackerarbeiten hinzugeben, und eine beträchtliche Anzahl von Oelbäumen wurde von den Türken niedergebrannt. Vieh, Pferde, Bienen wurden eine Beute der Marodeurs beider Armeen, und die kleine Anzahl von Landleuten, die den Krieg glücklich überlebten, waren lange Zeit zu schwach, um den schrecklichen Räuberbanden zu widerstehen, welche die Gegend bis zur Ankunft des Königs verheerten. Alle waffenfähige Marusiten dienten in Athen, bald als Belagerer, bald als Vertheidiger, oder sie folgten ihren Kapitani's, Guerilla-Anführern, in andere Gegenden, wo der Krieg wüthete. Unterdessen mußten die Greise, Kinder und Frauen beständig den Zufluchtsort meiden, den ihnen das verlassene Dorf noch bot, um in den Wäldern und den Höhlen der Berge Schutz gegen die rohe Grausamkeit der Türkischen Marodeurs zu suchen. Ein Beispiel aus vielen ausgewählt, die Leidensgeschichte einer armen Witwe, die noch jetzt in Marusi lebt, möge den Lesern das vor Augen stellen, was sich damals fast in allen Dörfern Griechenlands zutrug, und ihnen zeigen, wie viel Unglück der Mensch ertragen kann, ohne seiner Last zu unterliegen.

Diese Frau, kaum dreißig Jahre alt, war eine der schönsten in Marusi, ihr Mann war Gärtner, und beide hatten drei Söhne, von denen der jüngste noch nicht laufen konnte, als 1823 das Unglück über diese Familie hereinbrach. Seit einiger Zeit wütheten die Pocken in Marusi; der Gärtner und seine beiden ältesten Söhne schwebten in Lebensgefahr; durch große Vorsicht gelang es der Frau, den jüngsten vor Ansteckung zu bewahren, sie selbst war davon frei geblieben. Eines Morgens erwacht sie vor Tagesanbruch von einem ungewöhnlichen Lärm; sie steht auf, öffnet die Thür ihrer Hütte, die in einiger Entfernung vom Dorfe stand, und sieht auf dem Wege nach den Bergen eine Menge Bauern forteilen, die ihr zurufen, ihnen schnell zu folgen, wenn sie nicht in die Hände der Türken fallen wolle. Bei dieser schrecklichen Nachricht beseelt nur der eine Gedanke die arme Frau, sich durch eine schnelle Flucht der nur zu bekannten Rohheit der feindlichen Soldaten zu entziehen. Kaum bleibt ihr Kraft genug, um ihren todtkranken Mann aus dem Bette zu heben, ihn auf dem Sattel des Esels zu befestigen, der zum Glück in der Nähe weidete, und die beiden eben so leidenden Söhne auf den Schooß des Kranken zu setzen, der sich anstrengt, sie mit seinen erschlafften Armen festzuhalten. Dann nimmt sie das kleine Kind, und mit einer langen Gerte bewaffnet, bemüht sie sich, durch Geschrei und Schläge das Thier anzutreiben. Die anderen Flüchtlinge des Dorfes hatten einen großen Vorsprung, und die unglückliche Familie befand sich allein auf dem Wege, doch sah man noch nichts von den Türken, die, mit der Plünderung der verlassenen Häuser beschäftigt, den Flüchtlingen Zeit zur Rettung ließen. Die arme Marusiotin floh bereits seit einer halben Stunde und hoffte noch zu rechter Zeit die Penteliſche Grotte zu erreichen; da erblickt sie plötzlich bei Tagesanbruch einen Trupp Reiter, der aus dem Dorfe nach ihrer Seite zu einhersprengte. Ein Schrei des Entsetzens und der Verzweiflung entfährt der Armen, der Sterbende hört ihn, richtet sich auf und sieht seine unglückliche Gefährtin erschöpft durch Anstrengung, Schmerz und durch die Last des Kindes, welches sie trägt; da hält er jede Hoffnung auf Rettung für verloren, und die Nähe seines Todes fühlend, beschwört er seine Frau, ihn auf den Weg niederzulegen und sich selbst auf den Esel zu setzen. Eine entschiedene Verneinung, eine Geberde des Entsetzens und ein neuer Versuch, das Thier anzuspornen, war Alles, was die arme Mutter erwiedern konnte. Da ertönt das Geschrei der Türken in geringer Entfernung, der Kopf des Kranken beugt sich mit einem tiefen Seufzer, und als die arme Marusiotin ihn betrachtet, zeigt ihr die plötzliche Veränderung seiner Züge und Farbe, daß er geendet habe. Jetzt, wo das Leben ihrer drei Kinder von ihrem Muthe abhing, hatte die unglückliche Witwe keine Zeit, sich ihrem Schmerze zu überlassen; sie fuhr fort, ihren Esel anzutreiben, der schon unter der ansehnlichen Last, die er trug, ermattete; das Stampfen der Pferde kam immer näher, sie hieb verzweifelt auf den Esel los, der schnell vorwärts sprang, so daß das eine der kranken Kinder, die von den erstarrten Armen des Vaters nicht mehr gehalten wurden, auf den Weg herabfiel: nun schien die Gefahr den höchsten Gipfel erreicht zu haben. Da fiel es dem armen Weibe ein, ihren Esel den Verfolgern zu überlassen, um dadurch ihren Lauf aufzuhalten und Zeit zur Flucht zu gewinnen. Eine Kirche, die sie in einiger Entfernung bemerkt, scheint ihr Vorhaben zu begünstigen, dahin lenkt sie ihr Thier, legt zu den Füßen des Altars den Körper ihres Mannes nieder, macht das Zeichen des Kreuzes über ihn, wirft ihm einen Scheideblick zu und eilt nach dem Orte zurück, wo sie ihre Kinder hingesetzt. Sie jagt den Esel dem Feinde entgegen, sie nimmt ihre drei Söhne in die Arme, und durch eine gewaltsame Kraftanstrengung gelangt sie einige hundert Schritte vorwärts. Ein Geräusch, das sie hinter sich vernimmt, zeigt ihr, daß ihre Kriegslist umsonst war; das treue Thier, seiner dreifachen Last entledigt, holt seine Herrin ein und trabt munter hinter ihr her. — Da bemächtigt sich ein schrecklicher Gedanke der armen Witwe: um zwei ihrer Kinder zu retten, muß sie eines verlassen; ein lange unterdrücktes Schluchzen entwindet sich ihrer Brust, aber sie darf nicht zögern; der jüngste ihrer Söhne, der einzig gesunde, wird besser als seine Brüder der Kälte und dem Hunger widerstehen, ihn muß sie für den Augenblick den beiden älteren zum Opfer bringen. Sie drückt ihn an ihr Herz, legt ihn schlafend in ein dichtes Gebüsch, das ihn den Blicken verbirgt, und den letzten Rest ihrer Kräfte sammelnd, setzt sie ihre Flucht mit den beiden ältesten auf den Armen fort. Der Segen des Himmels krönt diese letzte Anstrengung; die beklagenswerthe Mutter erreicht nach einer halben Stunde, ganz erschöpft, die Penteliſche Grotte, in der sich die anderen Flüchtlinge des Dorfes schon versteckt hatten.

Der ganze Tag verstrich unter den schrecklichsten Besorgnissen für diese Unglücklichen. Sie wußten, daß es die Absicht der sie verfolgenden Türken sey, sie nach Marusi zurückzuführen, um ihnen dort durch die schrecklichsten Qualen das Geständniß ihrer vermeintlich verborgenen Schätze abzupressen. Vergeblich wäre es gewesen, ihre durch den Krieg herbeigeführte gänzliche Armuth anzuführen. Alles umsonst! Eben so schwach war auch die Hoffnung, den Nachforschungen ihrer Feinde zu entgehen, denn man hatte den Türkischen Soldaten mit Verlust ihrer Köpfe gedroht, wenn sie ohne Gefangene zurückkehrten; sie hatten also zu großes persönliches Interesse bei ihrer Verfolgung, um sie so leicht aufzugeben. — Von Minute zu Minute hörte man nähere oder fernere, von dem Echo der Berge wiederholte Schüsse; und plötzlich erstarrten die unglücklichen Flüchtlinge vor Entsetzen, weil das nahe Geschrei und die Flüche der in ihren Nachsuchungen getäuschten Türken ihnen zeigte, wie nur ein ganz kleiner Zwischenraum, die Windung eines Fußsteiges, der Vorsprung eines Felsens, sie von ihren Verfolgern trennte.

Endlich, in der Nacht, als man hoffen konnte, daß die Türken den Berg verlassen hätten, wagte sich die arme Frau, die in demselben Augenblicke Gatten und Kind verloren hatte und die vor Hunger, Kälte und Schreck fast dem Tode nahe war, aus der Höhle hervor, um den armen Kleinen aufzusuchen, den sie nur nothgedrungen verlassen hatte. Es schien ihr unmöglich, daß das Kind nicht sollte geschrieen haben, und wenn die Türken sein Geschrei vernommen, so hatten sie es sicher augenblicklich getödtet; doch selbst wenn es von den Soldaten nicht bemerkt worden, wie konnte sie hoffen, daß es dem Zahn der Wölfe entgangen wäre, welche den Berg unsicher machten. Durch einen schwachen Schimmer von Hoffnung aufrecht erhalten, durchsuchte die unglückliche Marusiotin während zweier langen Stunden das Gebüsch, wo sie ihr Kind versteckt hatte, ohne es wieder zu finden. Von Zeit zu Zeit rief sie es, legte sich auf die Erde, um zu horchen, aber der einzige Schrei, der dem ihrigen antwortete, war der irgend eines Nachtvogels, dessen Einsamkeit sie störte. Erschöpft von allen Anstrengungen, setzte sie sich um Mitternacht auf einen großen Stein, und sich ganz ihrem Schmerze hingebend, zerfloß sie in Thränen. Da schreckte sie ein Grunzen an ihrer Seite auf, und zwei glänzende Augen, die ihr einem Wolfe oder einem wilden Hunde anzugehören schienen, erweckten in ihr den schrecklichen Gedanken, daß diese wilde Bestie vielleicht so eben ihr Kind zerrissen habe. Entschlossen, die Wahrheit zu erforschen, eilt sie vorwärts und strauchelt über eine unförmliche Masse, die ihren Lauf hemmt; es war der Körper ihres Mannes, und der Ort, wo sie sich befindet, ist die Kapelle, in der sie ihn diesen Morgen niedergelegt. Plötzlich ruft ihr die Lokalität auf eine bestimmte Weise den Ort ins Gedächtniß zurück, wo sie ihr Kind gelassen hatte; sie stürzt dahin und findet zu ihrer unaussprechlichen Freude das unschuldige Geschöpf friedlich schlafend; seine kleinen Glieder waren von der Nachtkälte erstarrt, aber sein regelmäßiges Athmen zeigte, daß es sich wohl befinde. Mit dankbarem Herzen kehrte die Marusiotin eiligst nach der Höhle zurück, wo ihrer leider ein neues Unglück wartete. Während ihrer Abwesenheit hatte einer ihrer flüchtigen Landsleute die unbegreifliche Grausamkeit begangen, den beiden kranken Kindern die Decke zu rauben, in die ihre Mutter sie gehüllt, und die armen Geschöpfe, von einem heftigen Froste er-

griffen, der ihnen bei ihrem Krankheitszustande besonders gefährlich war, hatten so eben ihren Geist ausgehaucht.

Von der Noth gedrängt, verließen die Marusiten nach sechs Tagen ihren Zufluchtsort und wagten sich in ihr Dorf zurück, das sie glücklicher Weise von den Türken geräumt fanden. Die Witwe richtete sich mit dem einzigen Kinde, das ihr geblieben, wieder in ihrer Hütte ein und lebte drei Jahre ungestört, aber das Maß ihrer Leiden war noch nicht voll. Eines Tages hatte sie sich auf mehrere Stunden von ihrem Hause entfernt, um Maulbeerblätter für ihre Seidenwürmer zu pflücken; als sie nach dem Dorfe zurückkehrte, sah sie einen Haufen Türkischer Soldaten aus demselben herauskommen. Sie versteckte sich ungesehen hinter ein Gebüsch, doch wie groß war ihr Entsetzen und ihre Verzweiflung, als der Haufe an ihrem Versteck vorüberzog, denn sie gewahrte auf der Spitze der Standarte, an welcher der Halbmond befestigt war, den Kopf ihres armen Kindes, ihres letzten Sohnes, den die Soldaten lachend und im Triumphe davon trugen. Die Türken hatten das Dorf geplündert, ihre Hütte erbrochen, und da sie in diesem armen Hause nichts vorfanden, so ermordeten sie in ihrer Wuth das unglückliche Kind. Die trostlose Mutter fand den Körper ihres Sohnes auf der Schwelle ihrer Thür liegen. Sie hat all' dies Elend überlebt und bebaut jetzt als Gärtnerin den Küchengarten eines Englischen Ansiedlers, der bedeutende Grundstücke in Marusi besitzt.

Der Ruin und das Elend dieses ehemals so schönen Dorfes erreichten ihren Gipfel, als ein Theil der Armee des Seraskier ihr Lager in dem nahgelegenen Flecken Kephisia aufschlug. Was zu damaliger Zeit noch an Bewohnern in Marusi übrig war, beschloß, weil ihre früheren Verstecke in den Bergen nicht mehr sicher waren, nach den Inseln Aegina und Salamis auszuwandern, und sie lebten daselbst mehrere Jahre in äußerster Dürftigkeit. Die gänzliche Zerstörung ihres heimischen Bodens beraubte sie der Hoffnung, je wieder ihre früheren Ackerarbeiten daselbst fortsetzen zu können; glücklicherweise wurde ihnen jedoch durch die Ratifizirung des Protokolls, das den Türken gestattete, ihre Besitzungen zu verkaufen, eine günstigere Aussicht eröffnet. Mehrere durch den Handel bereicherte Griechische Kapitalisten und eine Anzahl Fremde von allen Nationen benutzten die Gelegenheit, Grundstücke zu niedrigen Preisen zu kaufen; die Schönheit und die gesunde Luft der Umgebungen von Marusi, seine nahe Nachbarschaft mit der künftigen Hauptstadt Griechenlands verschafften diesem Ort den Vorzug vor vielen anderen; die alten Bauern kamen nach und nach zurück, traten als Ackerbauer in Dienst bei den neuen Eigenthümern, und geschickt den damaligen Stand der Dinge benutzend, bedingten sie sich ein recht ansehnliches Lohn. Da diese Landleute mäßig und arbeitsam sind, so ersparten sie sich in wenigen Jahren bedeutende Summen, für die sie Boden ankauften und ihn mit Weinstöcken bepflanzten, die gerade hier besonders reichlichen Gewinn abwerfen. In den zwei Jahren, seitdem diese Anpflanzungen in Flor sind, hat das Dorf ein ganz anderes Aussehen gewonnen; es besteht aus ungefähr zweihundert Häusern, von denen einige zwei Stockwerke haben, die größere Anzahl aber sind lange und niedrige Hütten mit Fußböden von Thon. Die Kirche ist durch Subscriptionen ausgebaut und vergrößert worden. Fünf Läden, welche zugleich Spezerei-Handlungen im Großen und Kleinen und Kaffeehäuser sind, verschaffen den Einwohnern eine Probe aller städtischen Genüsse. Drei schöne Landhäuser sind von den neuen Ankäufern erbaut worden, an der Stelle häßlicher alter Thürme, in denen die Türkischen Familien wohnten und die nun bis auf die letzte Spur verschwunden sind. Trotz des Krieges und aller Leiden, mit denen es überschüttet ward, bietet Marusi doch schon wieder einen wohlhabenden und gemächlichen Anblick dar; täglich verschwinden die verfallenen Häuser immer mehr, und nur wenig Boden ist in den Umgebungen unangebaut geblieben. Als Hauptort des Demos, ist Marusi nach der neuen Organisation der Sitz der Munizipal-Behörde des Bezirks geworden. Seine Bevölkerung beläuft sich jetzt auf vierhundertfunfzig Einwohner, von denen zweihundert waffenfähig sind; so groß ist die durch den Krieg entstandene Verminderung an Frauen und Kindern. — Der Demos, der jetzt den Namen Amarysia führt, besteht außer Marusi noch aus zwei anderen Dörfern, mehreren Klöstern und einigen abgesondert gelegenen Meiereien, die den alten Türkischen Namen Tchifliks beibehalten haben. Das zweite Dorf des Demos ist Schaludri, eine Stunde von Marusi entfernt; es hat funfzig Häuser und hundertundfunfzig Einwohner; das dritte ist Kephisia, eine Viertelstunde nordöstlich auf einer Erhöhung liegend; es enthält 35 Häuser und ungefähr hundert Einwohner.

(Blackwood's Magazine.)

Tübet.

Srong-bsan-Gambo, der Königliche Freier.

Nach einer Tübetischen Sage.

Srong-bsan-Gambo, der weise König und Bildner der Tübetischen Nation, versäumte kein Mittel, wodurch er die Wohlfahrt und die politische Bedeutung seiner Monarchie fördern konnte. Da nun Heirathe-Bündnisse mit fremden Höfen eines der wirksamsten Mittel zu diesem Zwecke sind, so schickte er Gesandtschaften nach China und nach Nepal und bewarb sich in jedem von beiden Staaten um die Hand einer Prinzessin, die er noch nie gesehen hatte.

Die nach Nepal bestimmte Gesandtschaft bestand aus hundert Menschen und einer nicht geringeren Zahl belasteter Kameele, unter dem Ober-Kommando des Ministers Uran Tanggarik. Sie brachten außer anderen kostbaren Geschenken einen Helm aus Lazurstein, der talismanische Kräfte hatte. Aber der König von Nepal sagte, als er den Zweck ihrer Ankunft erfuhr, mit finsterer Stirn: „Hoho! in Euren Gebieter mag wohl ein böser Dämon gefahren seyn? Hihi! mein Geschlecht hat mit Kassiapa Buddha angefangen, und dem gesegneten Lande Nepal eine unabsehbare Reihe glorwürdiger Beherrscher geliefert; wie könnte ich es meiner Würde angemessen erachten, mit dem Könige von Tübet, dessen Volk als seinen Urahn einen Affen erkennt, ein verwandtschaftliches Band zu knüpfen. Erwäge ich gleichwohl die Beschwerden, die Ihr auf Eurer Reise ausgestanden, so dünkt es mir sehr hart, Euch ganz ohne Trost zu entlassen. Kehre um in meinem Namen, Uran Tanggarik, und frage Deinen König, ob er um den Preis, meine erlauchte Tochter als Gemahlin heimzuführen, unseren Glauben annehmen und die zehn guten Werke üben will?"*)

Da überreichte der Gesandte dem König ein eigenhändiges Schreiben seines Herrschers in goldenen Buchstaben auf blauem Papier, dessen Inhalt also lautete: „Fürtrefflicher König von Balbo (Nepal)! In Deinen Staaten wirkt die Macht der zehn guten Werke, die in unserem wilden Schneereiche unbekannt sind. Gib mir Deine Tochter zur Gemahlin, und ich verspreche Dir im Angesichte aller Wesen, Deinen Glauben in meinen Staaten wurzeln zu lassen. Ist Dir aber Solches nicht genehm, so werde ich 50,000 verkörperte Krieger schicken (Anspielung auf die Incarnationen), die Deine Tochter mit Gewalt entführen, Dich selbst tödten und Deine Hauptstadt zerstören sollen."

Als der König den Brief gelesen hatte, sprach er: „Hoho! Dein Gebieter ist ein arger Prahler. Kehre um und sage ihm, daß ich meine Tochter nicht eher verabfolgen lasse, bis er eine Anzahl Buddha-Tempel und Klöster in seinem Lande erbaut hat." Da langte Uran-Tanggarik ein zweites Schreiben hervor, des Inhalts: „Geschätzter König von Balbo! Du hast Mittel genug, um Tempel und Klöster zu bauen, was mir in meinem armen Lande schon manches Opfer kosten. Gleichwohl gelobe ich Dir, sobald Deine Tochter an meinem Hofe angelangt seyn wird, hundert und acht Tempel errichten zu lassen, deren Portale den Gränzen Deines Reiche zugekehrt seyn sollen. Im Uebrigen beziehe ich mich auf den Schluß meines vorigen Briefes."

Der König unterdrückte mit vieler Noth seine Besorgniß und sprach viel gelassener: „Dein Gebieter scheint mir wirklich etwas prahlerisch zu seyn. Kehre zurück und sage ihm in meinem Namen: Ehrenwerthes Oberhaupt von Tübet! Wenn Du in Deinen Staaten Alles hast, was die fünf Gelüste des Menschen befriedigen kann — verzeih', wenn ich dies bezweifeln muß; denn es herrscht bei Euch eine grimmige Kälte — nun, so magst Du meine Tochter als Gemahlin empfahen; sonst aber muß ich Dein Gesuch ein für alle Mal abschlagen."

Uran Tanggarik entgegnete: „Verzeihet, Herr, wenn ich keine dieser beiden Antworten meinem Könige mit Ehren überbringen kann." Darauf langte er noch ein drittes Schreiben hervor, das also lautete: „König von Balbo, Du bist reich an herrlichem Vieh und anderen edelen Gaben der Natur, auf die ich in meinem armen Schneereiche Tübet verzichten muß. Sendest du mir aber Deine Tochter, so werde ich aus allen Kräften bemüht seyn, alle erdenkliche Bequemlichkeiten des Lebens herbeizuschaffen. Solches erfahre; vergiß aber auch ja nicht den Schluß meines ersten Briefes."

Solchergestalt war der König von Balbo gezwungen, seine Tochter zu überreden, daß sie in den Antrag des Srong-bsan-Gambo einwilligte. Darauf schickte er sie mit einer unermeßlichen Aussteuer an Gold, Silber, seidenen Stoffen, Buddha-Bildern und Buddha-Reliquien nach Tübet's Hauptstadt, wo sie von dem Könige, den Magnaten und dem ganzen Volke mit Musik, Gesang und Freuden-Tänzen empfangen wurde.

Mannigfaltiges.

— Polnische Literatur. Das Polnische Wochenblatt Tygodnik literacki, welches in Posen von Herrn A. Woykowski herausgegeben und redigirt wird, zeichnet sich fortwährend durch werthvolle Aufsätze aus und nimmt jetzt nach dem in Krakau erscheinenden Pamiętnik naukowy die erste Stelle unter den Polnischen Zeitschriften ein. Der Herausgeber, der sich diesem Unternehmen mit persönlichen Opfern unterzogen, hat sich dadurch kein geringes Verdienst um die Polnische Literatur erworben. In einem der letzten Blätter des Tygodnik befindet sich eine sehr gründliche Kritik der Literaturgeschichte Polens, die in Lissa bei Günther herausgekommen und ungeachtet ihrer Kürze doch mit großer Genauigkeit abgefaßt ist. Ein anderes interessantes Werk in Polnischer Sprache hat man von dem Bibliothekar Herrn Lukaszewicz in Posen nächstens zu erwarten, nämlich eine Chronik der Stadt Posen in zwei Bänden.

*) Tübet war damals (im 7ten Jahrhundert n. Z.) noch nicht zum Buddhismus bekehrt. Die zehn guten Werke sind: Rettung des Lebens anderer Kreaturen — Almosen-Geben — Wahrheitsliebe — Friedfertigkeit u. s. w.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt bei der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 145. Berlin, Montag den 3. Dezember 1838.

Belgien.

Napoleon in Belgien *).

Um drei und ein halb Uhr Morgens verließen wir Brüssel und langten in Ostende einen Tag früher an, als man dem Eintreffen des Kaisers entgegensah. Es waren glänzende Feierlichkeiten zu seinem Empfange vorbereitet worden, und die ganze Stadt hatte einen festlichen Anstrich. Die Straßen, der Hafen, die Wälle waren mit Neugierigen angefüllt, welche ungeduldig dem folgenden Tage entgegenharrten und die Festlichkeiten und die Gegenwart des Mannes, der sie veranlaßte, herbeiwünschten. Der Kaiser lehnte indeß jeden feierlichen Empfang ab und erwiederte der Deputation, welche ihm nach Boulogne entgegengesandt wurde: „Mein Besuch hat einen nützlichen Zweck, und ich werde die ganze Zeit meines Aufenthalts in Ostende zur Besichtigung der bedeutendsten Arbeiten, die dort auf meinen Befehl ausgeführt werden, verwenden .... In wenigen Jahren muß Ihr Hafen einer der blühendsten von Flandern werden .... Kehren Sie in Ihre Heimat zurück, meine Herren; melden Sie Ihren Landsleuten, daß ich in zwei Tagen in ihrer Mitte erscheinen werde, um mich ausschließlich mit ihrer Wohlfahrt zu beschäftigen."

Die deutliche und bestimmte Erklärung des Kaisers ließ keinem Zweifel Raum; sein Wille wurde befolgt, und demgemäß wurden alle beabsichtigte Empfangs-Feierlichkeiten eingestellt. Ein Courier, welcher am 22. Oktober Mittags aus dem Uebungs-Lager von Boulogne abgegangen war, setzte die Ankunft des Kaisers auf den Abend an. Vor seiner Abreise hatte er noch eine Musterung der vom Herzog von Elchingen befehligten Truppen und der Marine-Soldaten gehalten; der Courier fügte noch hinzu, daß der Kaiser um sieben Uhr Abends in Ostende eintreffen würde. Diese Nachricht verbreitete sich bald von Mund zu Munde, und die ganze Stadt strömte auf den Weg nach Boulogne hinaus. Die Truppen, die sich durch ihre vortreffliche Haltung auszeichneten, standen in Reihe und Glied und hofften, daß der Kaiser, den sie so lange nicht gesehen hatten, sie mustern werde. Zur Zeit der Englischen Landung hatten bedeutende Streitkräfte das ganze Meeresufer besetzt, und die Hoffnung, den Kaiser wiederzusehen, erfüllte die Soldaten mit einem wahren Freudentaumel. Sie mußten lange warten, denn der Kaiser kam erst gegen Mitternacht an, und sie konnten seinen Wagen nur auf der Straße dahinfliegen sehen. „Morgen, unser Kaiser!" riefen sie, so laut sie nur konnten, und ohne auf die Befehle der Offiziere zu achten, liefen sie aus einander und folgten dem Wagen bis zur Präfektur, wo der Kaiser ausstieg. Die Soldaten lärmten und sangen, bis sie wieder in ihre Kasernen zurückgekehrt waren. Der Anblick des Taumels, in den die Gegenwart des Kaisers die Soldaten versetzte, erregte unter den Einwohnern das größte Befremden. In den Belgischen Provinzen war die Conscription im höchsten Grade verhaßt, und man begriff nicht, wie die Erscheinung des Mannes, der den Krieg verewigen zu wollen schien, die Soldaten zu solchen Ausbrüchen der Freude anregen konnte. Wir waren Zeuge, wie ein Mann aus dem Volke zu seinem Nachbar sagte: „Sieh nur diese Franzosen an; sie müssen wahrhaftig behext seyn!" — Sicher ist wohl, daß niemals ein Zauberer größere Wunder zu Stande brachte. Als ich einst den Beghinen in Gent einen Besuch abstattete, sagte eine alte Frau, die in einem besonderen Geruche der Weisheit stand, zu mir ganz ernsthaft: „Madame, was halten die Franzosen vom Kaiser Napoleon?" — „Alles Gute", erwiederte ich auf diese Frage, die mich nicht wenig befremdete. „Aber wie kommen Sie darauf?" — „Hier", versetzte sie mit leiser und geheimnißvoller Stimme, „halten viele Leute den Kaiser für den Antichrist." — „Das wäre wohl möglich!" sagte ich, indem ich der Närrin laut ins Gesicht lachte. Diese Lächerlichkeiten wurden absichtlich unter den wahngläubigen Flamländern verbreitet; in Frankreich hätte man dazu gelacht, aber in Belgien wurden die Gemüther durch solche Gerüchte aufgeregt. Man mag aus diesen Albernheiten die Abneigung gegen die Französische Regierung, die bei jeder Gelegenheit hervortrat, erkennen.

Am Tage nach seiner Ankunft besichtigte der Kaiser die begonnenen Arbeiten und ordnete neue an. Er betrachtete den Erdwall, der sich längs der Befestigungswerke hinzieht und sich noch eine halbe Meile über dieselben hinaus erstreckt; das Volk folgte ihm auf Tritt und Schritt. Zuweilen stand er still, um einen Blick auf das Meer und die zahlreichen Schiffe und Böte, die mit Neugierigen angefüllt waren, zu werfen; an die Ingenieure in seinem Gefolge richtete er viele Fragen und bezeigte ihnen seine Zufriedenheit über den Fortgang der Arbeiten. „Die Engländer", sagte er laut, „werden es sich nicht noch einmal einfallen lassen, uns zu beunruhigen .... In drei Jahren wird Ostende ein ansehnlicher Hafen seyn .... Flandern bietet reiche Hülfsquellen dar; der Boden ist vortrefflich, und wenn die Erzeugnisse des Landes auf eine vortheilhafte Weise verführt werden können, müssen sie den Reichthum des Landes auf das Vierfache bringen .... Meine Herren", wendete er sich zu den Beamten, „unterstützen Sie durch Ihren Eifer die von mir angeordneten Verbesserungen." — Das den Kaiser umgebende Volk hörte diesen Worten mit Verwunderung zu und wiederholte sie, und dennoch wurden sie so bald vergessen! Während der Kaiser die Soldaten musterte und durch ihre Reihen dahinschritt, ließ sich wiederholentlich die muntere Frage vernehmen: „Unser Kaiser, wann wird's denn wieder Krieg geben?" — Napoleon, der diese Stimmung des Heeres nicht ungern sah, antwortete lächelnd: „Seyd Ihr schon der Ruhe müde, meine Kinder!" — Einige Unteroffiziere ersuchten ihn dringend, sie in den aktiven Dienst übergehen zu lassen. „In den aktiven Dienst?" sagte der Kaiser mit dem Ausdrucke des väterlichen Wohlwollens, das er seinen Soldaten gegenüber annahm; „was macht Ihr denn hier? Wollt Ihr immer Krieg führen und Schlachten gewinnen?" — „Meiner Treu, ja! unser Kaiser; für den Soldaten ist das eine gute Zeit." — „Jedes Ding hat seine Zeit", versetzte der Kaiser lächelnd.

Später wollte man behaupten, der Kaiser habe damals den Zug nach Rußland im Sinne gehabt und die Soldaten zu solchen Aeußerungen auffordern lassen. Dessen bedurfte es nicht, und im Heere brauchte der Kaiser nicht die Gegner des Russischen Feldzuges zu suchen. Natürlich eniging der Kaiser weder den hochtrabenden Anreden noch Bittgesuchen, welche eigennütziger als die der armen Soldaten waren. Unter Anderem wurde er im Namen aller Einwohner um eine Unterstützung zur Reparatur der schönen St. Peterskirche ersucht. Dies Gebäude war gerade nicht durch seine architektonischen Verhältnisse ausgezeichnet, und der Kaiser, der es nur von außen gesehen hatte, schien nicht sehr geneigt, die erbetene Unterstützung zu bewilligen. Der Maire machte ihm bemerklich, daß das Innere der Kirche ein Meisterwerk der Skulptur sey, welches unzählige Neugierige herbeizöge, und daß das Interesse der Stadt mit dem frommen Wunsche der Gläubigen in Einklang wäre. In der That ist das Innere der St. Peterskirche zu Ostende ein Meisterwerk der Geduld und Geschicklichkeit. Das Chorpult, die Beichtstühle und die Chorsitze sind äußerst zierlich gearbeitet; das kostbare Schnitzwerk scheint von Feenhand gefertigt zu seyn, und jeder Seitenflügel läuft in einen prächtigen Altar aus. Zur kleinsten Reparatur waren bedeutende Summen erforderlich, und der Kaiser, der Millionen für nützliche Bauten im Lande ausgab, hielt die Reparaturen nicht für sehr dringend; indeß brachte er seine beabsichtigte Sparsamkeit höheren Rücksichten zum Opfer.

In Flandern ist der Katholizismus noch in ungeschwächter Kraft, und die Geistlichkeit übt einen großen Einfluß auf das Volk. Noch sind nicht alle Nachklänge der Spanischen Herrschaft verschwunden, und dieselben treten besonders in dem religiösen Fanatismus der Flamländer hervor. Der Vorfall mit dem Bischof von Gent, Herrn von Broglie, der sich ganz kürzlich zugetragen, veranlaßte unzählige Jeremiaden, und es fanden alle Augenblicke Konflikte zwischen den weltlichen und geistlichen Behörden statt; man wollte gern verfolgt werden und über Ungerechtigkeit schreien können. Alle einsichtsvolle Leute wußten wohl, wie sie die Entführung ihres Bischofs zu nehmen hatten, aber nichtsdestoweniger gaben sie der Französischen Regierung nicht Recht, und die unwissende Menge ließ sich von den Priestern leiten, wie es diesen beliebte. Der erwähnte Vorfall, den die anti-Französische Partei ausbeutete, hatte in Belgien einen ungünstigen Eindruck gemacht und Napoleon nicht in den Geruch der Heiligkeit gebracht. Der

*) Aus dem kürzlich erschienenen Werke: „Napoleon in Belgien und Holland", von Charlotte von Sor, aus welchem schon in Nr. 134 des „Magazins" eine Probe mitgetheilt wurde.

Kaiser wußte es, und da seine Reise einen politischen Zweck hatte, so machte er der öffentlichen Meinung ein Zugeständniß; er bewilligte die verlangte Geldsumme, aber er wollte auch sehen, wozu. Als sich der Kaiser am folgenden Tage nach den Befestigungswerken begab, kam er bei der Kirche vorüber, während das Glockenspiel die sechste Stunde läutete; er stieg ab und trat, nur von zwei Personen seines Gefolges begleitet, in die Kirche, wo man ihn so früh wohl nicht erwarten mochte. Dieselbe war leer. „Ich sehe schon", sagte er; „mir scheint Alles in gutem Zustande, nichts der Ausbesserung bedürftig; übrigens sind die Leute hier so reichlich mit überflüssigem Schmuck versehen, daß ich nicht recht begreife, was sie mit meinem Gelde anfangen wollen."

Der Kaiser setzte sodann seine Wanderungen durch die Kirche fort und warf nun einen flüchtigen Blick auf die reichen Kunstgegenstände, die hier zu sehen waren. Als er vor einer Kapelle vorüberging, bemerkte er eine Statue der heiligen Jungfrau in Lebensgröße aus buntem Holze, die mit einem weißen Atlaskleide und Brüsseler Spitzen geschmückt war; an ihrer Seite hing eine dicke goldene Uhr mit einer dreifachen Kette und einem schweren Gehänge; ihre Ohren zierte ein reicher Schmuck, ihren Hals ein werthvolles Geschmeide, und auf ihrem Haupte ruhte ein Diadem von Edelsteinen. Die ganze Toilette der heiligen Jungfrau war von außerordentlicher Frische. Der Kaiser konnte einen Laut der Verwunderung nicht unterdrücken, der durch eine deutliche Ermahnung zur Stille von einer alten Frau, welche in einem dunkeln Winkel der Kapelle kniete und sich jetzt drohend aufrichtete, beantwortet wurde; zugleich blickte sie zornig nach der Seite hin, von welcher das störende Geräusch ausgegangen war. Ihre Kleidung, welche von einem weiten breiten Mantel bedeckt wurde, konnte eine Vorstellung von der Tracht der alten Flämischen Matronen geben; ihre Stirn war von tiefen Runzeln durchfurcht und von glattgestrichenen, schneeweißen Haaren begränzt. Die Erscheinung der Alten bildete einen auffallenden Gegensatz mit der jugendlichen und eleganten Gestalt der heiligen Jungfrau. Das alte Weib schien die Duenna der letzteren zu seyn oder zu den Gothischen Zierrathen der Kapelle zu gehören.

Die Alte blieb wie versteinert stehen, als sie die drei Fremden bemerkte, welche sie nach ihrem Aeußeren für Französische Soldaten halten mußte. „Gute Frau", sagte einer derselben zu ihr, „Sie haben da eine sehr schöne Jungfrau." — „Das glaube ich wohl", sagte sie, indem sie mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke des Stolzes den Kopf erhob; „in den Niederlanden ist keine andere, welche werth wäre, unserer gnadenreichen Jungfrau die Schuhriemen aufzulösen." — „Sie hat wirklich sehr schöne Kleider! Ist sie immer so geschmückt?" sagte der Kaiser, den dieser Auftritt belustigte. — „Immer, immer; indeß wird sie beim Besuche des Königs von Frankreich, der vorgestern Abend hier angekommen ist, einen neuen Anzug erhalten." Hiermit machte sie der heiligen Jungfrau eine tiefe Verbeugung und wendete sich, auf ihren Stab gestützt, der Thüre zu. Der Kaiser sollte indeß nicht so wohlfeilen Kaufes loskommen, denn sie hatte sich beim Weihkessel aufgestellt und erwartete ihn hier. Als der Kaiser durch die Thür schreiten wollte, rief sie: „Meine Herren Offiziere, Sie vergessen das Weihwasser." Zu gleicher Zeit reichte sie zuerst den Offizieren in den reichgestickten Uniformen und dann dem Manne im grauen Ueberrocke den Weihwedel hin. „Dank, dank, meine gute Frau", sagte Napoleon, indem er das Weihwasser hinnahm und sich anschickte, die Kirche zu verlassen; aber die Alte legte ihre dürre Hand auf den Arm des Kaisers und sagte: „Sie sehen nicht so stolz aus wie die Anderen, Herr Offizier; könnten Sie mir nicht Gehör beim Könige von Frankreich verschaffen?" — „Was wollen Sie denn von ihm?" — „Sie sind auch sehr neugierig." Alle drei fingen an zu lachen; die Alte besann sich einen Augenblick und sagte dann: „Ich will ihn bitten, mir meine beiden Enkel wiederzugeben, welche sich fast schon drei Jahre für ihn in Spanien schlagen." — „Ihre Enkel", unterbrach sie der Kaiser, „schulden dem Vaterlande, wie alle Französische Bürger, die Kraft ihres Armes." — „Aber wir sind ja keine Franzosen, und ihr Streit mit den braven Spaniern geht uns nichts an." — „Die Alte weiß nicht, was sie spricht", sagte Napoleon kurz und verließ rasch die Kirche. In seinem Gesichte konnte man den Ausdruck des Mißvergnügens lesen; er hatte jetzt mit seinen eigenen Ohren die Sprache der wahren Gesinnungen der Flamländer vernommen. Sie wollten nicht Franzosen seyn; man hatte es ihm oft genug gesagt, ohne daß er es glauben wollte, und jetzt hatte er die Ueberzeugung erlangt.

Im September 1811 war Napoleon schon zum Russischen Kriege entschlossen, und seine Besichtigung des Meeresufer hatte einen bestimmten Zweck. Er wollte durch seine Gegenwart den begonnenen Arbeiten einen neuen Impuls geben und die Vertheidigungsanstalten organisiren, ohne die Gemüther mit vorzeitiger Furcht zu erfüllen. Er täuschte sich nicht über die Unzufriedenheit, welche der neue Krieg erregen würde, aber er wollte die Bevölkerung durch sein liebenswürdiges Betragen und durch die Wohlthaten, mit denen er seinen Weg durch alle Provinzen bezeichnete, gewinnen; zu den Leuten aus dem Volke sprach er auf eine einfache und für sie berechnete Weise. Napoleon wollte den Großen schmeicheln und die Kleinen für sich gewinnen. Als er von Ostende aufbrach, ritt er längs des Strandes auf dem Wege nach Blankemberg hin. Da er nicht den Umweg um die Schleusen machen wollte, so bestieg er, um über den Swyn zu setzen, mit dem Herzog von Vicenza, einem seiner Adjutanten und zwei Jägern der Garde ein Boot. Dieses gehörte zwei armen Fischern und mochte höchstens 1000 Franken werth seyn. Der Regen goß in Strömen, und der Kaiser flüchtete sich in einen kleinen Verschlag, in welchem Fische aufbewahrt wurden, und wo es abscheulich stank. Die Ueberfahrt dauerte nur eine halbe Stunde, und es regnete noch immer. Als der Kaiser am Landungsplatze die Behörde aufgestellt sah, konnte er sich eines Lächelns nicht erwehren und sagte: „Man sollte Jeden, der mit einer Anrede angezogen kömmt, niederschießen lassen." Hierauf sprang er rasch ans Land und rief den zu seiner Bekomplimentirung Anrückenden lächelnd zu: „Vor Allem, meine Herren, Feuer! Feuer! Lassen Sie mich erst trocken werden; ich bin bis auf die Haut durchnäßt." Dann schritt er rasch auf das Fort Dramen zu und trat in einen niedrigen Saal, der als Wachstube diente. Den Soldaten, die am Kamine mit der Bereitung ihrer Suppe beschäftigt waren, rief er zu: „Macht Platz, meine Freunde!" Hierauf ließ er sich auf der Bank nieder.

Während der Kaiser sich am Kamine wärmte, ließ sich die Stimme des Eigenthümers der Barke vernehmen, welcher fragte, ob er auf die Herren Offiziere warten und sie wieder zurückfahren solle; der Kaiser hatte während der Ueberfahrt an diesen Mann mehrere Fragen in Betreff der Schifffahrt, des Ertrags des Fischfangs u. s. w. gerichtet, auf welche dieser mit der den Fischern eigenen bäuerischen Vertraulichkeit geantwortet hatte, ohne zu ahnen, mit wem er eigentlich spräche. Der Kaiser, der gerade gut gelaunt war, hieß ihn eintreten und fragte ihn, was die Ueberfahrt koste, denn er wolle für Alle bezahlen. „Herr Offizier", erwiederte der Fischer, „das will ich Ihnen wohl sagen, eben so gut wie ich Ihnen gesagt habe, was das Pfund Kabeljau kostet. Drei Schillinge für den Mann; ist das zu theuer?" — „Wie viel ist das, drei Schillinge?" — „Ein Stück weniger als einen Gulden. Aber die Herren Franzosen kennen ja das Brabanter Geld nicht, das macht" .... „Nun, rasch" — „Entschuldigen Sie, Herr Offizier, ich verstehe besser zu rudern als zu rechnen; das muß ungefähr zwei Französische Livres machen." — „Das ist nicht zu theuer." — „Sie sind ein braver Herr; nun, ein kleines Trinkgeld, um eine Kanne Bier auf Ihre Gesundheit zu leeren, schlage ich auch nicht aus." — Der Kaiser befahl, ihm hundert Napoleons auszuzahlen. Der Fischer wußte nicht, wie ihm geschah, und konnte sich nur allmälig von seinem Erstaunen erholen; endlich rief er aus: „Sie .. Sie sind der leibhaftige Kaiser." — Der Bruder des Fischers, der ebenfalls einen Antheil am Boote hatte, war unterdeß auch näher getreten und hatte an der Thür den Ausgang des Gesprächs erlauscht; auch auf seinem Gesichte strahlte die unverkennbarste Freude. Der Beglückte konnte lange Zeit kein Wort hervorbringen, endlich machten sich seine Gefühle in strömenden Thränen Luft. Beide Brüder stürzten sich um den Hals und kehrten mit verschlungenen Armen zu ihrer Barke zurück. In der Ferne vernahm man noch den Ruf: Es lebe der Kaiser! der nicht eher verstummte, als bis das Boot den Blicken entschwand.

Als wir im folgenden Jahre wieder nach Ostende kamen, um am Meeresufer Austern zu essen, stiegen wir in einem kleinen neu angestrichenen und sauberen Wirthshause ab; über der Thür hing ein nicht allzu schlechtes Bild, welches eine Barke vorstellte, deren Vordertheil mit einer grotesken Figur geschmückt war, über deren Haupte die Kaiserkrone schwebte; links erblickte man zwei Chasseurs der Garde mit einer Eisenfressermiene, welche ihre Hände in die Seiten steminten und deren flammende Augen jeden Feind zu vernichten drohten; die Mitte des Bildes nahm eine Gruppe von drei Offizieren ein, von denen der eine mit einem grauen Ueberrocke und einem kleinen dreieckigen Hute bekleidet war; dieser trat mehr in den Vordergrund und wendete sich einem Fischer zu, dessen eine Hand auf dem Ruder, die andere auf dem Herzen ruhte. Unter dem Schilde las man die Worte: Zu Barke des großen Kaisers Napoleon. Das kleine Haus existirt wohl noch, aber das Schild und die Erinnerung an die That und an den Wohlthäter ist gewiß längst entschwunden. Vielleicht auch nicht, denn unter einem niederen Dache spricht das Herz oft am lautesten.

Charlotte von Sor.

Frankreich.

Leiden und Freuden eines Riesen.

Von Eugene Guinot.

Wir haben jetzt in Paris einen gewaltig großen Schauspieler, den größten, der je die Bretter betreten hat, und dessen Kopf der Decke am nächsten kömmt. Dieser Künstler, ein geborener Belgier, mißt sieben Fuß zwei Zoll und ist gewiß eines der größten Dinge, die Belgien hervorgebracht. Er nennt sich Bibin und spielt in einer Pantomime im Olympischen Cirkus die Rolle des Goliath.

Wie alle Welt, ging auch ich vorige Woche dahin, um den Riesen zu sehen. Ich saß neben einem jungen Mann, der ich anfangs für den Schauspieler Bibin hielt, der vielleicht nach seinem Auftreten hierher gekommen, um das kleine Stück mit anzusehen. Doch als derselbe im Zwischenakte aufstand, kam ich von meinem Irrthum zurück, denn nach meinem Augenmaß konnte er nicht über sechs Fuß haben.

Mein Nachbar war ein Engländer und gesprächiger Natur. Bei den Aufführungen im Cirkus läßt es sich ganz gut sprechen, nicht nur nach herabgelassenem, sondern auch bei aufgezogenem Vorhange. Der sechs Fuß große Zuschauer und der sieben Fuß messende Schauspieler standen in einer Beziehung zu einander.

die man unmöglich bei der Unterhaltung unerwähnt lassen konnte. Mein Nachbar fing selbst davon an.

„Ich kenne nichts Unangenehmeres", sprach er zu mir, „als so groß zu seyn wie dieser Komödiant. Es ist dies ein Unglück, das man um so besser mitfühlt, je mehr man es selbst kennen gelernt; und ich bin gewiß im Stande, die ganze Schwere desselben zu fassen, da ich fünf Fuß, eilf Zoll und einige Linien messe."

„Wirklich!" erwiederte ich scheinbar erstaunt, „danach sehen Sie nicht aus. Sie haben auf mich nur den Eindruck eines recht großen Mannes gemacht; ich hätte Sie nur acht bis zehn Zoll geschätzt." Ich hatte bemerkt, daß mein Nachbar nicht gern von auffallendem Wuchse seyn wollte. Als er von seiner Größe redete, ging er, wie alle Welt, von der Norm fünf Fuß aus, und sein „ich messe fünf Fuß, eilf Zoll und einige Linien" wurde ganz mit der Ziererei und Verstellung einer Dame gesprochen, welche, aus Furcht vor der übelklingenden und ärgerlichen Zahl 30, ihr Alter auf neunundzwanzig Jahr, eilf Monat und einige Tage angiebt, und darüber kömmt sie nie hinaus.

Durch mein Eingehen auf seine Meinung gewann ich das Vertrauen meines Nachbars. Er erzählte mir, seine Aeltern hätten lange Zeit besorgt, er könne diesem Olympischen Goliath an Größe gleichkommen, „und dies verursachte ihnen um so größeren Kummer", fügte er hinzu, „da wir ein Beispiel von diesem Unglück in unserer eigenen Familie erlebt haben. Mein Oheim Balthasar maß sieben Fuß, und diese Größe gab Anlaß zu vielen Abenteuern, die ich Ihnen wohl erzählen möchte, wenn es Sie nicht langweilte."

Ich versicherte meinem Nachbar, daß mir nichts angenehmer seyn könne, und er theilte mir Folgendes mit:

„Balthasar Mackensfield, mein Großonkel, der zweite Sohn eines achtbaren Lincolner Kaufmanns, war schon jung für den geistlichen Stand bestimmt. Im vierzehnten Jahr, gerade als er seine ernstlichen Studien beginnen wollte, wurde er gefährlich krank und schwebte während acht Monaten in Lebensgefahr. Als er nach dieser langen Krankheit zum ersten Mal aufstand, war er um mehr als funfzehn Zoll gewachsen, und dieses außerordentliche Wachsthum nahm so schnell zu und hielt so hartnäckig und mächtig an, daß der junge Balthasar sehr bald die ungewöhnliche Größe von sieben Fuß erreichte.

Man war nun in großer Verlegenheit wegen dieses riesigen Jünglings, der eigentlich zu nichts in der Welt, als zu einer Sehenswürdigkeit taugte. Eine jede Thür war für ihn zu niedrig, und überhaupt war zu jener Zeit Alles in der bürgerlichen Gesellschaft so eingerichtet, daß ein Riese zu keinem einzigen öffentlichen Amte paßte. Nur zu bald mußte Balthasar das Unvortheilhafte seiner Lage empfinden; sein Vater starb, nachdem er sehr schlechte Geschäfte bei seinem Handel gemacht, und hinterließ seinen Kindern nichts als Schulden. Die beiden Brüder Balthasar's, die von gewöhnlichem Wuchse waren, fanden leicht ein Unterkommen; der älteste trat in den Seedienst, und der zweite wurde beim Zoll-Amt beschäftigt, zwei Stellen, die dem armen Balthasar entgingen, denn für einen Riesen war nicht Platz im Zwischendeck eines Schiffes, und in den Büreaus würde er nur seinen Mitarbeitern Anlaß zur Zerstreuung gegeben haben.

Gar nicht wissend, was er beginnen, noch von welcher Seite er dem Glücke beikommen sollte, vegetirte Balthasar zwei Jahre in Lincoln, wo er ein Gegenstand des Vergnügens für alle Maulaffen und ein Popanz für alle unfolgsame Kinder war. Dem tiefsten Elende preisgegeben, sah er sich endlich genöthigt, zum Aeußersten zu schreiten, als der Haushofmeister des Grafen Willferston eines Tages zu ihm kam und ihm im Auftrage seines Herrn hundert Guineen anbot. Um dieses Geld zu verdienen, sollte er sich nach dem Schlosse Westemburg, zwei Meilen von Lincoln, begeben, wo bei genanntem Grafen eine zahlreiche Gesellschaft junger Edelleute vereinigt war, und eine Herausforderung des berühmten Boxers David Dick annehmen, der, da er bis jetzt alle seine Gegner besiegt, einen neuen Lorbeer im Kampf mit einem Riesen erringen wollte. Ansehnliche Wetten war man schon im Voraus über den Ausgang dieses seltsamen Kampfes eingegangen, und der Haushofmeister drang lebhaft in Balthasar, sich doch ja nicht dieser Herausforderung zu entziehen. Die Noth war beredter, als der Abgesandte des Grafen; sie bestimmte unseren Balthasar, nach Westemburg zu gehen und mit gutem Muth den Kampfplatz zu betreten. Doch hatte er sich nie im Faustkampf geübt und verstand durchaus nichts von der Kunst der Boxer; aber an ellenlangen Armen waren ihm zwei tüchtige Fäuste gewachsen, und die hielt er in dieser Angelegenheit für das Hauptsächlichste. Da sah man nun, wie in unserer Pantomime hier im Olympischen Cirkus, David und Goliath vor sich; aber David war diesmal ohne Schleuder. Der größte Vorzug des Boxers bestand in seiner außerordentlichen Behendigkeit, die ihm auch allein im Kampfe mit solch einem Gegner von Nutzen seyn konnte. Sobald das Zeichen gegeben war, stürzte er sich mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit auf den Riesen, dessen Stöße er auswich und dem er einen furchtbaren Faustschlag in die Seite versetzte. Balthasar, der so etwas noch nie mitgemacht hatte, schrie vor Schmerz und Wuth laut auf, doch machte ihn die erhaltene Wunde vorsichtig, und als der gewandte Boxer sich ein zweites Mal auf ihn stürzte, um ihn von vorn zu treffen und sein Gesicht zu erreichen, streckte unser Riese seinen nervigen Arm aus, packte David Dick bei der Gurgel, hob ihn mit mächtiger Hand zehn Fuß vom Boden in die Höhe und warf ihn dann so heftig auf den Sand, daß der unglückliche Athlet starr und besinnungslos liegen blieb.

So öffnete sich endlich eine Laufbahn vor Balthasar's Augen; er hätte sich Guineen für Püffe eintauschen können. Aber mein Großonkel fühlte gar keinen Beruf zu solch einem Kampf-Handwerk; die Natur hatte ihn nur mit friedlichen Neigungen ausgestattet, und das war gewiß eine weise Vorsicht, denn die Kampflust wäre bei einem solchen Manne zu gefährlich gewesen. Auch lehnte er, trotz des dringenden und großmüthigen Zuredens des Grafen, jeden neuen Versuch mit einem anderen Boxer ab. Er hatte auch noch immer an dem Schlage genug, den er bekommen, und da seine Taschen mit Gold gespickt waren, so konnte er die Sache ja eine Weile mit ansehen.

Unter den Gästen des Grafen Willferston, die der Niederlage des David Dick beigewohnt hatten, befand sich auch ein Infanterie-Hauptmann, der mehr als alle anderen von der Größe Balthasar's entzückt war. Der Hauptmann Sir Georg Hacket war stolz darauf, das schönste Regiment der Armee zu kommandiren; er sparte nichts, um sich herrliche Grenadiere zu verschaffen, und er war überzeugt, daß an der Spitze eines so prächtigen Regiments ein Tambour-Major wie Balthasar eine außerordentliche Wirkung machen würde. Bald nachdem der Hauptmann ein Auge auf ihn geworfen hatte, machte der Lincolner Riese die Bekanntschaft eines liebenswürdigen Sergeanten, der ihn zum Frühstück einlud; nichts fehlte dem Festmahle, die Französischen Weine flossen, und als Balthasar am anderen Morgen unter dem Tische erwachte, überreichte man ihm eine glänzende Uniform und einen prächtigen Stab mit silbernem Knopf.

„Was soll das bedeuten?" rief er aus.

„Das bedeutet, daß unser Schneider Stephan die ganze Nacht an dieser Uniform gearbeitet hat, der größten, die er jemals für die Engliche Armee anfertigte, und Ihr müßt diese schöne Kleidung nun auch schleunigst anlegen." — „Aber weswegen!" — „Weil es schon eilf geschlagen, und um zwölf Uhr beginnt die Parade." Und als Balthasar noch andere Erklärungen verlangte, zeigte man ihm ein von seiner Hand unterschriebenes Papier, und er sah nun leider ein, daß er gestern leichtsinnigerweise zwischen dem ersten und zweiten Dutzend Weinflaschen seinen Namen unter eine Werbung gesetzt habe. Das war freilich eine große Dummheit, doch ließ sich nichts daran ändern, und Balthasar in aller Form angeworben, war mir nichts dir nichts Tambour-Major des 10ten Infanterie-Regiments.

Kaum drei Monate handhabte der Tambour-Major seinen Stab, da stand eines schönen Morgens das 10te Regiment in Schlachtordnung dem Feinde gegenüber. Mit wem man kämpfte, was es für ein Krieg war, wie die Schlacht hieß, das Alles weiß ich nicht; nur so viel ist gewiß, daß Balthasar gleich anfangs die Unannehmlichkeiten seiner Größe bei solchen Gelegenheiten inne wurde. Er war wie zur Zielscheibe geschaffen, denn da er die ganze Armee überragte, so richtete man alles Geschütz auf ihn, und schon beim ersten Musketenfeuer gingen vier Kugeln durch seinen Hut.

Oho! sprach er zu sich, ich will doch dem Feinde nicht solchen Vortheil gewähren! und sogleich setzte er sich nieder, um nicht größer als die Anderen zu seyn. Weil ihm aber diese Stellung Verweise von seinem Befehlshaber zuzog, so folgte er den Zuflüsterungen seiner gekränkten Eigenliebe und desertirte ohne Waffen und Gepäck. Er kam nach Lincoln zurück; doch als er sich eben gemächlich im bürgerlichen Leben einrichten wollte, wurde er festgenommen und vor ein Kriegsgericht gestellt.

Der Hauptmann, der dabei den Vorsitz führte, war einer der Schöngeister des Heeres; er schloß sein Requisitorium mit den Worten: „daß der Tambour-Major Balthasar, trotz seiner Größe, doch nicht über dem Gesetze stehe." Dieser Witz, der sehr gefiel, versetzte den Hauptmann in so gute Laune, daß er gerührt wurde und den Angeklagten der Gnade der Richter empfahl. Die Vertheidigung von Balthasar's Advokaten war ein wahres Wunder von Logik und Beredsamkeit. Ich bedaure, Ihnen nicht das ganze Plaidoyer mittheilen zu können, welches sogar von Lord Brougham in seinen „Merkwürdigen Rechtsfällen der Englischen Justiz" angeführt wird.

„Meine Herren", sagte er unter Anderem, „Sie haben nicht das Recht, England eines seiner Wunder zu berauben! Das Gesetz, nach welchem Sie hier Recht sprechen, ist nicht für Phänomene gemacht! In moralischer wie in physischer Hinsicht hat mein Klient eine ganz besondere Organisation vom Himmel empfangen! Sein Verstand, seine Leidenschaften und seine Gedanken haben nichts gemein mit denen anderer Menschen! Balthasar ist eine Ausnahme des menschlichen Geschlechtes, er muß auch ausnahmsweise beurtheilt werden! Der Tambour-Major Balthasar, der sieben Fuß hat, ist kein Mensch, er ist ein Ungethüm! Sie können ihn also nur nach einem für Ungethüme gemachten Gesetze verurtheilen! Und giebt es kein solches Gesetz, so muß mein Klient von diesem Mangel Vortheil ziehen! Ergo! Er muß losgesprochen werden!"

Balthasar wurde in Freiheit gesetzt. Seine Größe, die ihn ins Unglück gestürzt hatte, rettete ihn auch wieder. Und von diesem Augenblick an war Alles in seinem Leben Glück und Unglück zu gleicher Zeit.

Vom Militairdienste erlöst, faßte Balthasar einen sehr guten Entschluß: er widmete sich den schönen Wissenschaften. Damals wie immer litt England Mangel an Schriftstellern; es war noch viel Platz bei den Verlegern, und Balthasar schrieb den ersten Theil eines Romanes, dessen Held er selbst war. Er wurde aber durch

einen herrlichen Vorschlag wieder von seinem Werke abgezogen: eine Jungfrau mit zehntausend Pfund Sterling jährlichen Einkommens verlangte ihn zur Ehe. Miß Dorothea Arrowby schien ganz zur Frau für Balthasar geschaffen. Die Natur hatte derselben in ihrer freigebigen Laune eine Größe von fünf Fuß und zehn Zoll verliehen. So mancher Freier strebte, ihres Vermögens wegen, nach ihrer Hand; aber Miß Dorothea fühlte eine tiefe Verachtung gegen Männer, die ihr nicht an Größe glichen; ein kleiner Mann schien ihr lächerlich und haltenswerth; mit Abscheu hatte sie alle Männer unter sechs Fuß abgewiesen; und da Niemand unter ihren Bewerbern nur das von ihr festgesetzte Minimum erreichte, so war sie bis zu ihrem 25ßen Jahre Jungfrau geblieben.

Als man ihr von Balthasar sprach, erbebte ihr jungfräuliches Herz. „Das ist der Mann nach meinem Wunsche!“ und sogleich lud sie den Er-Tambour-Major ein, unverzüglich sich nach ihrem Schlosse Waterford zu begeben. Balthasar, der gerade nichts Besseres zu thun hatte, folgte der Einladung. Sobald Miß Dorothea seiner ansichtig wurde, betete sie ihn auch an. „Das ist der Mann, wie ich ihn mir träumte!“ rief sie aus. Man holte den Notar, der Ehekontrakt wurde abgeschlossen. Miß Dorothea wünschte Gütergemeinschaft in ihrer Ehe und trat ihrem Gemahle die Hälfte ihres Vermögens in einer rechtskräftigen Schenkung ab. Unter Großen wird Alles groß abgemacht. Balthasar, der ein gefügiger Mann war, lehnte sich nicht gegen die großmüthigen Absichten seiner Braut auf. Miß Dorothea war übrigens von einer Häßlichkeit, die durch zehntausend Pfund Sterling noch nicht aufgewogen wurde.

Die Heirath ward vollzogen. Am Hochzeits-Abende erwartete die Neuvermählte den Bräutigam mit verschämter Ungeduld; er kam nicht, wohl aber erhielt die Braut einen Brief folgenden Inhalts:

„Meine geliebte Freundin! Sie wollten einen Gatten von Ihrer Größe, Sie haben ihn jetzt. Ich fügte mich einem Wunsche, der auch der meinige war, aber ernstes und tiefes Nachdenken hat mir gezeigt, daß wir unmöglich unter demselben Dache leben können. Während Ihres langen Jungfrauen-Standes werden Sie sich von den Unannehmlichkeiten der Größe hinlänglich überzeugt haben; mir ging es eben so, und ich zittere bei dem Gedanken, daß wir Kinder bekommen könnten, die unser Ebenbild wären. Warum Unglückliche in die Welt setzen! Das wäre eine entsetzliche Selbstsucht! Ich will mich dessen nicht strafbar machen, darum reise ich ab. Leben Sie wohl! Sie sehen mich niemals wieder. — Ihr unglücklicher Gatte, Balthasar Mackensfeld.“

Balthasar ließ sich bei ihrem beiderseitigen Banquier eine ansehnliche Summe auszahlen, begab sich nach Paris und lebte dort als reicher Edelmann. (Schluß folgt.)

Mongolei.

König Jlagukfan Ojotu.

Ein Mongolisches Mährchen.*)

Vor Alters gab es ein mächtiges und blühendes Reich, beherrscht von einem Könige, der Jlagukfan Ojotu hieß. Zu den Unterthanen dieses Königs gehörte ein Mensch, Namens Gegen Uchagatu (der Scharfsinnige). Eines Tages ließ Jlagukfan diesen Mann zu sich kommen und sagte ihm: „Wenn Du mit Recht Deinen Namen führst, so versuche, ob Du meinen Seelen-Talisman entwenden kannst.“**) Gelingt es Dir, so sollst Du eine reiche Belohnung erhalten; im anderen Falle aber werde ich Dein Haus wegnehmen und Deine beiden Augen ausstechen lassen.“ Der Mann gelobte dem Könige, diesen ihm anbefohlenen Diebstahl baldigst auszuführen, und ging. König Jlagukfan aber befestigte den Talisman in seinem Schlafgemach an den Mittelpfeiler und bestellte eine Anzahl Sklaven, denen er die größte Wachsamkeit anempfahl, zu Hütern desselben. Die Thür des Gemaches blieb unverschlossen.

Ein paar Tage darauf nahm Gegen Uchagatu am späten Abend eine Flasche sehr starken und köstlichen Branntweins, ging damit nach der Pforte des Palastes, wo zwei berittene Thorwächter standen, und gab ihnen den Branntwein zu trinken. Um Mitternacht kehrte er wieder, eine Ochsenblase, eine Kappe aus Steppengras und einen derben Kieselstein mit sich führend. Die beiden Thorwächter waren im Zustande der Trunkenheit auf ihren Sätteln eingeschlafen; Gegen hob einen nach dem anderen von seinem Pferde und setzte sie rittlings auf eine niedrige Mauer aus Lehm. Sodann schlüpfte er in die Küche, wo zwei Mägde bei dem ausglimmenden Feuer eingeschlafen waren, setzte der einen, die zunächst am Feuer saß, die Kappe auf den Kopf und steckte der anderen den Kiesel in ihre Tasche. Aus der Küche stahl er sich in das Schlafgemach und zog dem Könige die Ochsenblase, in die er einen großen Schnitt gemacht hatte, über den Kopf. Die Wächter des Talismans lagen sämmtlich außer dem Bereiche seines Lichtschimmers und im Kreise um den Pfeiler herum. Gegen Uchagatu knüpfte sie alle sehr geschickt mit dem Kopfhaar an einander, machte den Talisman los und entfernte sich dann schnell, aber mit großem Rumor. Die Wächter schrieen: „Haltet den Dieb!“ und rafften sich auf; da zauste aber einer den anderen so gewaltig, daß sie alle mit Zetergeschrei wieder umfielen und wie ein Knäuel über einander lagen.

Von dem Lärmen aufgeweckt, fuhr der König mit der Hand nach seinem Kopf und schrie: „Hülfe! Hülfe! mein Königliches Haupt hat einen Riß bekommen!“ Die Mägde in der Küche wollten geschwind das Feuer anblasen; da gerieth die Grasmütze, welche der Dieb auf den Kopf der einen gesetzt hatte, in Brand; vor Schrecken außer sich, nahm die andere ihre Tasche, ohne zu merken, daß ein Kieselstein darin steckte, schlug damit ihrer Gefährtin auf den Kopf und brachte ihr mehrere Wunden bei. Jetzt entspann sich zwischen den Mägden ein großes Gezänk, und sie wurden handgemein. Die beiden Thorwächter riefen noch schlaftrunken: „Geschwind, setzet dem Diebe nach!“ und sprangen die Mauer, auf der sie saßen, kamen aber nicht von der Stelle.

Gegen Uchagatu erreichte unterdeß mit dem gestohlenen Talisman wohlbehalten seine Wohnung. Am folgenden Morgen begab er sich zum Könige, der ihm zornige Blicke entgegenwarf. Gegen sprach: „Zürne nicht, o König! da bringe ich Deinen Talisman zurück.“ Der König aber entgegnete: „Hier handelt sich's nicht vom Talisman — den zu entwenden, war Dir gestattet; wer hieß Dich aber, eine Ochsenblase über mein Haupt ziehen, daß ich erschrak und vermeinte, mein Königliches Haupt habe einen Riß bekommen? Zur Strafe dieses Frevelmuths ergreifet ihn, ihr Trabanten, schleppt ihn auf die Richtstätte und haut ihm den Kopf ab.“ Da dachte Gegen Uchagatu: „Den Zorn des Königs kann ich mit Nichts ablenken.“ Er nahm also den Seelen-Talisman und stieß ihn gegen einen harten Körper. Sogleich bekam der König einen Blutsturz und gab seinen Geist auf.

Mannigfaltiges.

— Dramatische Studien der Dlle. Rachel. Wenn ein großes Talent plötzlich in voller Entwickelung vor dem Publikum erscheint, kann es nicht fehlen, daß Alles, was irgend über den Bildungsgang desselben zu erfahren ist, mit Wißbegier aufgesucht wird. Das geheimnißvolle Dunkel, in welches für uns das frühere Leben eines solchen Individuums gehüllt ist, giebt der Erscheinung noch höheren Reiz; man glaubt ein psychologisches Wunder vor sich zu sehen, dessen Erklärung man durch Rückblicke auf seine Entfaltungszeit zu finden hofft. Ein Talent dieser Art ist in der Schauspielerin Dlle. Rachel zu Paris aufgeblitzt, und die öffentlichen Blätter bereichern sich nun, von allen Seiten her Aufschlüsse über dies Theater-Phänomen einzusammeln. Wir wählen unter vielen anderen Anekdoten, die von der jungen Dame erzählt werden, die nachstehende zur Mittheilung aus, die das Gepräge innerer Wahrheit an sich trägt, indem sich in ihr die Selbstbeherrschung und Begränzung des echten Kunstgenius offenbart. Vor drei oder vier Jahren führte man eines Abends auf dem Theater der Straße Richelieu eine jener Tragödien des alten Repertoirs auf, die jetzt wieder eine Einnahme von 6000 Franken und darüber einbringen. Die Kassen-Beamten verabredeten eben unter sich einen Spaziergang in den Tuilerieen, als ein junges, nur ärmlich gekleidetes Mädchen zitternd zu ihnen trat. „Meine Herren“, sprach sie mit bewegter Stimme und preßte dabei krampfhaft eine Broschüre, die sie in der Hand hatte; „man führt heute eine Tragödie auf; es sind nicht viel Zuschauer hineingegangen, ... wollten Sie mir nicht erlauben, die Vorstellung mit anzusehen?“ Das arme Kind sah ganz so aus, als ob ihr die Gunst, um die sie bat, recht am Herzen läge, und der Beamte ließ sich bewegen. „Wir haben keinen großen Zuspruch“, sagte er zu sich, „ich werde der Verwaltung keinen Schaden zufügen .... Treten Sie ein, mein Kind!“ Er händigte dem jungen Mädchen eine Contremarke ein und wünschte ihr freundlichst viel Vergnügen. Zwei oder drei Mal kam die kleine Unbekannte, welcher der wohlwollende Beamte so freundlich ihre Bitte gewährt hatte, an sein Büreau zurück, und jedesmal überreichte er ihr das sehnlichst gewünschte Einlaßbillet. Eine sonderbare Bemerkung hatte ihn noch nachsichtiger gestimmt; die kleine Besucherin stellte sich nämlich nur an Tagen ein, wo ein Trauerspiel aufgeführt wurde, und sie wagte ihre Bitte nur dann, wenn sich keine zahlreiche Versammlung eingefunden; sie genoß auch nie mehr von den Vorstellungen des Abends, als sie erbeten hatte; was sie zu sehen wünschte, war das Trauerspiel, und sobald dies beendet war, ging sie hinaus. Sie würde sich ein Gewissen daraus gemacht haben, auch nur noch zwei Verse von dem Lustspiel oder Drama mit anzuhören, welches man zum Beschluß gab. Das vierte oder fünfte Mal nun, als sie so demüthig und besorgt sich heranwagte und um den Einlaß zu „Andromache“ bat, trat gerade der Ober-Inspektor an die Kontrolle. „Was will das junge Mädchen?“ rief er dem Beamten zu und warf einen Seitenblick auf das Kattunkleid und den ärmlichen Hut der Begünstigten. „Meine Herren, man muß hier nicht dem Ersten Besten den Eintritt gestatten.“ Das arme Kind hörte nichts weiter. Sie eilte fort und kehrte erst drei Jahre nach der unfreundlichen Abweisung des Inspektors zurück, um selbst in jenen Tragödien aufzutreten, die sie so gern darstellen sah, und sie war es, die eine zahlreiche Versammlung in jenen Saal zurückzauberte, in welchem man sie nicht als Zuschauerin hatte dulden wollen.

*) Der Text befindet sich in Kowalewski's Mongolischer Chrestomathie.

**) Es ist hier ein Talisman aus edlem Steine gemeint, der mit dem Lebensprinzip des Königs in mystischem Rapporte stand.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 146. Berlin, Mittwoch den 5. Dezember 1838.

England.

Milton's Persönlichkeit in ihrer sittlichen und geistigen Bedeutung für die Nachwelt.

Als man im Jahre 1823 das verloren gegangene Werk Milton's „Von der christlichen Lehre" wieder auffand, wurde man plötzlich auf den Namen des Dichters aufmerksam; die literarischen Journale waren voll von Diskussionen über seinen Genius, es erschienen neue Ausgaben seiner Werke, neue Darstellungen seines Lebens. Zwar fand man, daß das neu entdeckte Buch den übrigen Werken Milton's an Werth bei weitem nachstehe, und so legte sich der Enthusiasmus bald; indeß ist es nichtsdestoweniger wahr, daß der bleibende Ruf Milton's für alle Zeiten in unseren Tagen um ein Bedeutendes gestiegen ist. Der Klang und Ruf eines großen Namens ist nicht so steinern und unwandelbar, wie seine Büste; vielmehr wechselt er mit der Zeit, ja, er tritt erst mit ihr in das gehörige Licht, und es war daher leicht zu bemerken, wie verschieden von jeder früheren Milton's Beurtheilung vor funfzehn Jahren war, da er als Autor die Aufmerksamkeit aufs neue auf sich zog.

Schon lange, ehe sich die moderne Ansicht über ihn bildete, hat Milton's Ruf eine oder zwei Revolutionen erfahren. Bei seinen Lebzeiten war er als Dichter wenig oder gar nicht bekannt, desto mehr als Gelehrter und Meinungsverfechter. Seine Poesie blieb von seinen Landsleuten unbeachtet, während man seine Prosa-Schriften, besonders die „Vertheidigung des Englischen Volks", mit Begierde gelesen zu haben scheint. Aber so ernst, geistvoll und reich an Anspielungen und mannigfachem Schmuck diese Abhandlungen sind, so fehlt es ihnen doch an aller praktischen Wirksamkeit. Milton würdigt selten die Hindernisse, die zu überwinden sind, ehe sich sein Vorschlag ausführen läßt. Er macht keinen Versuch, zu versöhnen, giebt kein vorbereitendes, vermittelndes Verfahren an, sondern entschieden und durchgreifend verlangt er auf der Stelle ein Ideal von Gerechtigkeit. Auch in rhetorischer Hinsicht sind jene Schriften nicht so vollendet; man merkt, daß der Verfasser noch erhitzt schreibt, und wiewohl man darin die Wahrheit, Gelehrsamkeit, Schärfe und Fülle der Sprache bewundern muß, so ist doch das Ganze dem Einzelnen geopfert. Nur zwei Stücke sind hiervon auszunehmen, das eine seiner Jehr, das andere seiner Trefflichkeit wegen. Die „Vertheidigung des Volkes von England", die ihn bei seinen Zeitgenossen berühmt machte, ist, wenn man von ihrer reinen Latinität absieht, ein schlechtestes Werk. Nur seine allgemeine Tendenz und einige erhabene Stellen können es retten; sonst würden wir's leicht verschmerzen, wenn es von den Flammen, denen man es in Paris, Toulouse und London weihte, gänzlich vernichtet worden wäre. Es ist in dieser gemeinen Schmähschrift wenig Poesie und Schwung, und es wird darin nicht sowohl England gerechtfertigt, als Salmasius mit Schmähungen überhäuft. Was in aller Welt hat Madame de Saumaise, oder die Lebensweise Saumaise's, oder Salmasius selbst, oder seine grammatischen Schnitzer und gesuchten Ausdrücke mit der hochwichtigen Frage zu thun, ob man Karl Stuart mit Recht getödtet habe? Obwohl sie von Gelehrsamkeit und Kritik zeugt, kann sie doch als historisch-politische Streitschrift den Vergleich mit ähnlichen Untersuchungen von Robertson, Hallam und selbst weniger berühmten Gelehrten nicht aushalten. Nur wenn er von der Vernünftigkeit der Sache selbst spricht, da ist er in seinem wahren Element, und auch der Schluß, wo er seine Landsleute bittet, ihren Gegner durch große Thaten zu widerlegen, ist seiner würdig. Das andere Stück ist seine „Areopagitika", eine Rede an das Parlament für Aufhebung der Censur, seine glänzendste und beliebteste Prosaschrift, in der die Tiefe der Gedanken mit der Lebendigkeit des Ausdrucks wetteifert und die eben so viel Erheiterung als Belehrung bietet.

Indeß hat Milton als der Repräsentant und Vertheidiger einer bestimmten Partei alles Interesse für uns verloren; als solcher kann er nur seiner Zeit und ihren Kämpfen angehören. Desto wichtiger und verständlicher ist uns das rein Ewige und Ursprüngliche an ihm als Dichter und Mensch überhaupt. Abgesehen von den derartigen Ansprüchen der Zeitgenossen, deren Einfluß immer ein unberechenbarer ist, kennen wir Keinen, der in der geistigen Bildung England's und Amerika's noch jetzt ein so mächtiges Moment bildet, als Milton. Shakspeare freilich als Dichter steht viel höher und ist besonders beliebter und verehrter im Auslande; aber Shakspeare ist nur eine Stimme; ihn, den Menschen, kennen wir viel zu wenig. Milton dagegen steht uns näher, d. h. wir kennen ihn, er geht nicht unter in seinen Werken, wir sehen in ihm immer eine edle, befreundete Gestalt, einen Lehrer und Meister, zu dem unsere ganze Achtung und Sympathie hinneigt, ein ehrwürdiges Ideal von Tugend und Menschenwürde. Er gehört zu den wenigen auserwählten Geistern, welche die höchste Idee von der Vollendung des Menschen in sich tragen und so viel wie möglich auch darstellen, und was die Aufgabe aller großen Männer ist, den Menschen als solchen vor den Zeitgenossen und der Nachwelt zu erheben und in ihrem eigenen Leben ein solches Gesammtbild von Anmuth, Kraft und Tugend abzuspiegeln, wie kein Dichter gemalt und kein Heros verwirklicht hat, diese Aufgabe hat Milton in den neueren Zeiten besser als jeder Andere gelöst, so daß die Menschheit ihm eines ihrer besten Portraits zu verdanken hat. Gar viele Philosophen in England, Frankreich und Deutschland haben diese Aufgabe zu ihrem Lebensstudium gemacht, aber es scheint uns unmöglich, an Einen in diesen Ländern zu erinnern, dessen Namen uns mit einem gleichen Schauer von Hoffnung, Pietät und Schönheitsentzücken durchbebt, wie der Milton's. Lord Bacon, der hierüber viel und mit großem Talent geschrieben, schrumpft doch zusammen vor dem ernsten, absoluten Puritaner. Bacon's Versuche geben das Bild eines tiefberechneten Ehrgeizigen — eines großen Mannes von der gewöhnlichen Sorte; von der höheren Welt des menschlichen Seyns sprechen sie nur Weniges und Unbedeutendes. Locke's Mensch ist bloß tugendhaft ohne Enthusiasmus und Philosoph ohne Poesie. Addison, Pope, Hume, Johnson, die alle mit sehr ungleichem Temperament und Erfolg dasselbe Ziel erstreben, können sich doch nimmer zu Milton's Höhe emporschwingen. Lord Chesterfield's Mann von Gefühl verdient nicht, den Saum seines Kleides zu berühren. Franklin's Mensch ist ein mäßiger, friedsamer, haushälterischer Bürger, hat aber nichts Heroisches an sich. Frankreichs Genius hat es selbst in seinen besten Tagen in keinem seiner Kinder, weder in Rousseau, noch in Pascal, noch in Fenelon, zu einer so hohen Idee von Menschenwürde gebracht, um hier erwähnt zu werden. In Deutschland sind die größten Schriftsteller noch zu neu, um sich zu einem Vergleich zu eignen, doch glauben wir beinahe, daß es auch ihnen mehr um die Kunst, als um das Leben zu thun ist. Aber der Gedanke, ein reineres und schöneres Daseyn, als er um sich herum sah, in dem Leben und Verkehr der Menschen zu verwirklichen, der ist es, der jede Handlung und Schrift John Milton's durchdrang. Es sey, meinte er, der Zweck aller Erziehung, „den Menschen so zu bilden, daß er sämmtliche Geschäfte des öffentlichen wie des Privatlebens, im Frieden wie im Kriege, mit Geschick, Gerechtigkeit und edler Gesinnung erfüllen könne." Er erklärte, „Jeder, dem es darum zu thun sey, über schöne Dinge gut zu schreiben, müsse selbst ein Gedicht seyn, d. h. ein Bild und Muster der besten und ehrenhaftesten Dinge, und Keiner sollte es wagen, das Lob von Helden oder berühmten Städten zu singen, wenn er nicht in sich selbst die Erfahrung und Praxis alles Preiswürdigen habe." Auch giebt es in der Literatur keinen edleren Plan einer weisen äußeren Erziehung, als den, welchen er, im 30sten Jahre, in einem Briefe an Samuel Hartlib entwarf. Die Muskeln, die Nerven, das Fleisch für diese Umrisse sind in seinen Werken zu suchen.

Um diesen heroischen Typus an sich zu verwirklichen, hatte Milton besondere Vorzüge. Seine Biographen sprechen von leiblichen und geistigen Vollkommenheiten, die, wenn uns die Berichte aus entfernteren Zeiten überliefert oder nicht von politischen Feinden Milton's bestätigt wären, uns berechtigen könnten, zu glauben, die Darstellungen seyen idealisch, wie Xenophon's Cyrus, Fenelon's Telemach oder die Volkssagen von Alfred dem Großen. Sprüchwörtlich schön, wie er war, hieß er die Dame seines Kollegs. Aubrey sagt: „Diese harmonische, edle Seele wohnte in einem schönen, wohlgebauten Körper." Seine Haltung und Manieren sprachen schon zu seinen Gunsten. Wood, sein politischer Gegner, erzählt, daß „sein Aeußeres freundlich, sein Gang gerade und männlich war und von Muth und Unerschrockenheit zeugte." Aubrey fügt einen besonderen Zug hinzu, er habe

nämlich „den Buchstaben R sehr hart ausgesprochen, ein sicheres Zeichen eines satirischen Geistes.“ Seine Sinne waren die eines Griechen; er hatte ein scharfes Auge und galt für einen Meister in der Handhabung des Rapiers. Sein Ohr für Musik war so empfänglich, daß er nicht bloß ein enthusiastischer Bewunderer war, sondern auch selbst vortrefflich spielte; auch seine Stimme war, wie uns erzählt wird, höchst zart und harmonisch. Er behauptet, Musik gehöre wesentlich zu einer edlen Erziehung.

Mit dieser ausgebildeten Sensibilität vereinigte er eine ungewöhnliche Liebe zur Natur und eine seltene Empfänglichkeit für den Zauber äußerer Schönheit. Mitten in London scheint er, wie die Geschöpfe des Feldes und Waldes, harmonisch mit der Weltordnung im Bunde gelebt zu haben; seine poetische Ader, meinte er, fließe nur von der Herbst- bis zur Frühlings-Nachtgleiche, und in seinem Versuch über Erziehung zweifelt er, ob junge Leute in den schönen Tagen des Frühlings mit Liebe studiren könnten. „In diesen Frühlingstagen des Jahres“, sagt er, „wenn die Luft so angenehm und still ist, wäre es Versündigung gegen die Natur, nicht hinauszugehen, ihre Reichthümer zu beschauen und in ihrem Genuß zu schwelgen.“ Welchen Eindruck die Schönheit überhaupt auf ihn machte, braucht nicht aus seiner Geschichte bewiesen zu werden; jede Seite seiner Werke giebt die Probe davon. Als er in Rom war, scheint ihn die Stimme und Gestalt der Leonora Baroni entzückt zu haben, und sie ist es, an die er seine Italiänischen Sonnette und Lateinischen Epigramme richtete.

Seinem Ruf als Schriftsteller und Dichter entsprach auch sein Benehmen in Gesellschaften und seine Unterhaltung. Man berichtet uns, Fremde seyen nach England gekommen, „um den Lord Protektor und Herrn Milton zu sehen.“ In einem Briefe an einen seiner Korrespondenten im Auslande, Emeric Bigot, schreibt er, wahrscheinlich in Erwiederung auf ein Kompliment über sein Unterhaltungs-Talent: „Viele, die in ihren Werken ewigen Ruhm erworben, haben im gewöhnlichen Gespräch und Verkehr keine besondere Merkmale von Geist oder Genie durchblicken lassen. Ich dagegen habe immer danach gestrebt, in Gedanken und Reden so viel wie möglich dem gleichzukommen, was meine Schriften versprechen, wenn diese anders irgend etwas Gutes enthalten.“

Zu diesen natürlichen Anlagen kam eine glückliche und sorgfältige Erziehung hinzu. Sein Vater weihte ihn selbst in alle Schätze des Lateinischen, Griechischen, Hebräischen und Italiänischen ein, und um sein klassisches Wissen noch lebendiger und wirksamer zu machen, schickte er ihn nach Italien, wo er die Reste der antiken Kunst und die weteifernden Werke Raphael's, Michel Angelo's und Correggio's anschaute. Auch wurden ihm hier gesellschaftliche und akademische Ehren von den Gelehrten und den Großen zu Theil: er wurde in Paris mit Grotius, in Florenz oder Rom mit Galileo bekannt. Besonders gewann er durch diese Reise im Auslande in sprachlicher Hinsicht sehr viel; die Gewandtheit, die ihn später in seiner Muttersprache auszeichnete, hat er großentheils seiner Geschicklichkeit in fremden Sprachen zu verdanken. Kein einzelner Schriftsteller hat sich um die Englische Sprache so verdient gemacht, wie er, indem er zeigte, wie bildsam und entwickelungsfähig sie sey. Schon in seiner Jugend hatte er das Bewußtseyn, daß er seinen Mitmenschen mehr zu sagen habe, als ihre Sprache passende Worte zur Darstellung habe.

Michel Angelo nennt ihn „den einzigen Künstler, dessen Hände darstellen könnten, was er im Geiste anschaue.“ Es giebt gewiß in der Welt sehr viel solche Leute, die Wordsworth „silent poets“ (stille Dichter) nennt, deren Phantasie von Vorstellungen erfüllt ist, die sie nicht in Worte kleiden können. Milton dagegen scheint nichts gedacht oder empfunden zu haben, was er nicht ausdrücken konnte. Diese Gewalt über die Sprache war ihm aber auch nur etwas Untergeordnetes; er kannte wohl die tiefere Quelle, aus der sie herzuleiten ist, nämlich klare Anschauungen und Begeisterung. „Zwar kann ich nicht sagen“, meint er in seiner Schrift: Apology for Smectymnuus, „daß mir die Regeln der besten Rhetoriker unbekannt sind, oder die Muster klassischer Redner in irgend einer gebildeten Sprache; doch glaube ich, daß wahre Beredsamkeit nichts ist, als das Produkt ernster und begeisterter Wahrheitsliebe, und Jedem, der von dem glühenden Wunsch beseelt ist, das Gute zu erkennen, und von der wohlwollenden Sehnsucht, die Erkenntniß desselben Anderen mitzutheilen, stellen sich, so bald er sprechen will, seine Worte, wie eben so viele hurtige dienstbare Geister, rasch zu Befehl, und in wohlgeordneten Reihen, wie er sie gerade braucht, nimmt jedes von ihnen wie von selbst den ihm angemessenen Platz ein.“

Doch die Basis seiner seltenen physischen und geistigen Vorzüge war die Milde und sittliche Reinheit Milton's. Seine Gaben sind seinen moralischen Grundsätzen untergeordnet. Seine Tugenden sind so reizend, daß sie auch mehr Talenten als Früchten der Willensanstrengung gleichen. Alle strenge und beschränkende Tugenden haben einen Reiz für ihn, der dem besseren Menschen in ihm den Sieg und die Herrschaft leicht macht. Seine Tugenden erinnern uns an das, was Plutarch von Timoleon's Siegen sagt, daß sie Homer's Versen glichen; so leicht und natürlich gingen sie von Statten. Seine Lebensweise war streng. Er führte eine enthaltsame Diät, war keusch, ein Frühaufsteher und immer thätig. In einem Lateinischen Gedicht sagt er uns, daß der Lyriker sich den Wein und ein freies Leben gönnen könne, während der, welcher den Völkern ein Epos schreiben will, Bohnen essen und Wasser trinken muß. Aber in seiner Strenge verzieht er das Gesicht nicht, weil sie ihm keine Ueberwindung kostet. Er dient aus Liebe, nicht aus Furcht. Er ist unschuldig und gewissenhaft, nur weil sein Geschmack so rein und zart ist. Er gesteht seinem Freunde Diodati, als er einundzwanzig Jahr alt ist, daß er, wenn irgend Jemand, in sittlicher Vollkommenheit einen Genuß finde. „Denn was mir auch die Gottheit in anderen Rücksichten gegeben haben mag, so viel ist gewiß, daß ich von ihr, wenn es irgend Jemand war, mit einer Leidenschaft für das Gute und Schöne begabt worden bin. Ceres in der Fabel sucht ihre Tochter Proserpina nicht mit so unabläßigem Eifer, als ich immer diese τοῦ καλοῦ ἰδέαν, diese höchste Vollendung der Schönheit in allen Formen und Erscheinungen der Dinge aufgesucht habe.“ Als man ihn ausschweifender Sitten bezüchtigen wollte, erklärte er: „Eine gewiße Zartheit der Natur, ein ehrenhafter Stolz und die Achtung dessen, was ich entweder war oder seyn konnte, hat mich immer vor dem Schmutz bewahrt, in den derjenige fallen muß, welcher zu solcher Herabwürdigung fähig ist.“ — „Sein Verstand sage ihm“, meinte er, „daß jeder freie, edle Geist, ohne den Eid der Keuschheit geschworen zu haben, von selbst ein Ritter sey, und daß nicht erst die goldenen Sporen oder der Ritterschlag ihn anzufeuern brauchten, die angefochtene Unschuld durch Rath und That zu vertheidigen.“ Er erklärt dies Alles deshalb, wie er sagt, „um zu zeigen, daß, obgleich man ihm das Christenthum nur obenhin beigebracht, doch eine gewisse Behutsamkeit des Charakters und moralische Disziplin als Resultat der edelsten Philosophie hinreichend seyen, ihm gegen viel geringere Unordnungen Abscheu einzuflößen, als diese“, die man ihm zur Laß gelegt. In demselben Geist antwortet er auf den verleumderischen Argwohn, seine Morgengewohnheiten betreffend .... „Diese Morgenstunden werden da hingebracht, wo es sich gebührt, zu Hause; nicht schlafend oder die Ueberfüllungen eines unregelmäßigen Mahls verdauend, sondern indem ich früh auf bin, im Winter oft ehe der Schall einer Glocke die Menschen zur Arbeit oder Andacht erweckt, im Sommer mit der Lerche oder nicht viel später, um gute Schriftsteller zu lesen oder lesen zu lassen, so lange bis die Aufmerksamkeit erschöpft ist und das Gedächtniß seine genügende Ladung hat. Dann werden nützliche, edle Arbeiten vorgenommen zur Erhaltung der Gesundheit und Kräftigkeit des Körpers, damit er dem Geist nicht trägen, sondern freiwilligen und frohen Gehorsam leiste im Dienst der Religion und der Landesfreiheit, sobald sie muthige Herzen in gesunden Körpern braucht, um ihre Posten zu besetzen und zu vertheidigen. Dies sind die Morgenbeschäftigungen.“ Dieser angeborene Adel verließ ihn nie; es ist derselbe Geist, der im „Comus“ weht, dem erhabensten Gesang zum Lobe der Keuschheit, den es in einer Sprache giebt. Er verfeinerte seine Erholungen, die in Gartenbau, Rapierübungen und Orgelspiel bestanden. Er ist es, der seinen Enthusiasmus für Ritterthum, Galanterie und alles Edle und Schöne entzündet. Jede Gefahr ist für ihn ein Sporn, und er übernimmt es, die Vertheidigung des Englischen Volks zu schreiben, obwohl ihn seine Aerzte warnen, daß es ihm das Augenlicht kosten würde. Selbst in seiner Polemik herrscht eine gewisse Mäßigung. Er eröffnet den Kampf und thut den ersten Schlag. Sobald er seine Gegner niedergeschlagen, überließ er den Tod und die Beute dem Haufen.

Mit diesem heroischen Kampfesmuth verband Milton den Geist christlicher Frömmigkeit. Die Gleichgültigkeit eines Weisen gegen das, was gemeinhin hoch und niedrig genannt wird, und der Satz, daß wahre Größe in vollkommener Demuth besteht, sind Lehren des Christenthums, die Milton wohl verstand. Zugleich ist dies seine Waffe gegen die Prälaten. Er preist an den Märtyrern „die unwiderstehliche Macht der Schwäche.“ Er sagt den Bischöfen, „statt in menschlicher Einwilligung und Autorität die Stütze für ihren hohen Rang zu suchen, sollten sie lieber aus göttlichem Beispiel und Gebot lernen, sich mit niedriger Stellung zu begnügen. Er räth, man solle auf dem Lande, statt viele Meilen weit in eine Kirche zu traben, lieber in der Nähe der Heimath in einem Hause oder einer Scheune den öffentlichen Gottesdienst abhalten. „Denn, trotz des heidnischen Aberglaubens Mancher, die unwissender Weise durchaus noch Tempel verlangen, können wir überzeugt seyn, daß er, der es nicht verschmähte, in einer Krippe zur Welt zu kommen, auch nichts dagegen haben werde, daß sein Wort in einer Scheune gepredigt werde.“ Und die folgende Stelle in der Schrift: „Vernünftigkeit des Kirchenregiments“, giebt seine eigene Ansicht von der Lehre der Demuth zu erkennen. „Zwar muß ich gestehen, daß ich halb im Zweifel bin, ob ich sie aufstellen soll oder nicht, da sie so ganz aller hergebrachten Meinung entgegen ist, daß ich befürchten muß, entweder nicht gehört oder nicht verstanden zu werden. Denn wo sind diejenigen, die Weisheit nach Einfachheit, Kraft nach Dulden, Würde nach Demuth ermessen?“

(Schluß folgt.)

Schweiz.

Genf und sein See.

Aus dem Reisetagebuch eines Franzosen.

Genf! Genf! .... Beim Klange dieses Wortes erbebt unser Herz vor Freude, wenn wir Paris verlassen, wenn wir all den Schönheiten, die unsere abgestumpften Sinne nicht mehr zu reizen vermögen, für einige Monate Valet sagen. Endlich will ich wieder einmal leben! ruft man entzückt aus, und während

der drei Tage, die man braucht, um unser an großartigen Landschaften so armes, so schlecht von der Natur ausgestattetes Frankreich zu durchreisen, während jener 72 Stunden, wo das Rollen des Wagens uns in halben Schlaf lullt, beschäftigt uns nur Ein Gedanke, schwebt nur Ein Wort beständig auf unseren Lippen, und das ist Genf! Kaum vermögen die düsteren Jura-Thäler uns einen Augenblick davon abzuziehen; wenn wir sie von weitem entdecken, möchten wir auch schon darüber hinaus seyn, doch wenn wir auf ihren Höhen anlangen, entschlüpft uns ein Ausruf der Bewunderung, denn mit einemmal erscheint die Schweiz vor unseren Blicken! Unser Traum ging in Erfüllung, aber weit schöner, als wir je zu denken gewagt. Da liegen nun zu unseren Füßen, an den Ufern des Sees ausgebreitet, die Kantone Waadt und Genf mit ihren Städten, Wäldern, Bächen, mit ihren Wiesen und Schlössern, und das Alles sieht so klein aus, daß wir uns für einen Riesen halten könnten, der mit weitem Blick eine Zwergwelt umfaßt; doch uns gegenüber, an der anderen Seite des Sees, erheben sich die Alpen-Kolosse unendlich höher als wir. Hier, im Mittelpunkte der herrlichsten Vegetation, verschwendet die Natur all' ihre Reichthümer; dort unten zeigt sie uns Alles, was sie Wildes und Erhabenes besitzt, wie ein König, der an Festtagen seine Schätze vor seinen Völkern ausbreitet. Welch' erhabener Kontrast! So muß man von dem sozialen Leben in das Natur-Leben übergehen. Im Augenblicke, wo man sich auf den Gränzen dieser beiden mit einander wetteifernden Welten befindet, werden beide vor unseren Augen so majestätisch, daß alle unsere Fähigkeiten sich erweitern und jede Fiber an uns vor Wonne bebt. Dieser erste Eindruck ist unauslöschlich; die schrecklichsten Scenen mögen wohl unsere Seele heftiger erschüttern, aber nie wird ein anderes Gefühl das so eben empfundene verdrängen.

Wir folgen dem Lauf der Rousses, eines schmalen Flüßchens, das durch Ebenen und Wälder sich in tausend Krümmungen bis zum See fortschlängelt. Man erhöht sich den Genuß, wenn man dem Ziel seiner Reise nicht zu schnell entgegenstrebt. Lange vorher, ehe man in Genf eintritt, hat man schon seine Bauart und seine Umgebungen mustern können; man gewahrt sogleich, daß man sich keiner durch Kunst verschönerten Stadt nähert, und daß dieselbe ohne die Mitwirkung der Natur, die sie so reich ausstattete, niemals den Europäischen Ruf erlangt hätte, den sie jetzt besitzt. Nicht ein einziges Ueberbleibsel aus dem Mittelalter, weder ein verfallener alter Thurm, noch irgend eine zerbröckelte Schloßruine, reden hier zum Wanderer von längst verklungenen Zeiten. Nur Sankt Peter erhebt sich über die anderen Gebäude und klagt über den Vandalismus, der ihn durch eine Façade in Griechischem Stil entstellte.

Es gab eine kurze Zeit, wo man glauben konnte, Genf habe die Bahn der Fortschritte betreten; es besaß und besitzt noch jetzt Literaten und Gelehrte, aber das sind nur Männer, die unter ernsten Studien ausruhen, oder die hier Hütten bauten, ohne irgend einen besonderen Antheil für das Land und seine Bewohner zu empfinden. Sie haben allen Interessen ihres Vaterlandes ein ewiges Lebewohl gesagt, und ihre Villen sind köstliche Oasen, auf denen man deshalb so rein sich der Freude hingiebt, weil hier nirgends das Wort Handel ertönt, welches sonst für die Genfer überall den süßesten Klang hat.

Was nun die Genfer Gesellschaft anbetrifft, so mag man alle Bücher von Jean Jacques an bis auf Bonstetten nachschlagen, alle Reisenden darüber befragen, Alles wird darin übereinstimmen, daß es zum Glück nur den einen kleinen Winkel auf der Erde giebt, wo man eine so von Vorurtheilen eingenommene Gesellschaft findet, wie in Genf. Die Beziehungen der Genfer zu den Fremden sind wenig freundschaftlich; sie empfangen dieselben wohl einmal, aber nicht zum zweitenmale bei sich; sie selbst sehen sich nur so viel unter einander, als durchaus nöthig ist. Ziererei und Prüderie erkälten hier jeden persönlichen Umgang und ersticken das moralische Leben. Die Frauen, sagt ein geistreicher Schriftsteller, welken vor Alter dahin, wenn sie anfangen liebenswürdig zu werden, und die jungen Mädchen, sagt Bonstetten, machen denselben Eindruck auf uns, wie junge Pensionairinnen, die in schönen weißen Kleidern mit einer übervollen Tasse Chokolade dasitzen und einem jeden Herrn, der sich ihnen nähern will, ängstlich zurufen: „Bitte, mein Herr, seyen Sie vorsichtig, Sie beflecken sonst mein weißes Kleid" .... Nach diesem Beispiele braucht man kaum noch hinzuzufügen, daß der Coterieen-Geist hier aufs lächerlichste Alles beherrscht, und daß ein Fremder nur die den Genfern im Allgemeinen so wenig günstige Oberfläche und Außenseite kennen lernt.

Ist man einige Stunden in der Straße der Corraterie und am Quai des Rhone umhergegangen und hat man der schlechten Statue Jean Jacques Rousseau's, von Herrn Pradier, den unerläßlichen Besuch abgestattet, so würde nur noch wenig Sehenswerthes in Genf übrig bleiben, wenn der See nicht ganz nahe dabei läge, und wenn die Berge in der Ferne nicht das Gemälde belebten und ihm einen stets wechselnden Anblick verliehen.

An den herrlichen Ufern des Genfer Sees möchte man lieber einen Wohnsitz aufschlagen, statt sie nur so flüchtig zu überschauen. Beim ersten Ueberblick kann man gar nicht Alles fassen, was die Natur und die Kunst Harmonisches und Ideales auf diesen von den klarsten Gewässern bespülten Boden verschwenderisch ausgestreut hat. Die Gegend scheint eigens vor vielen anderen geschaffen und ausgewählt, um den weltmüden Philosophen einen Zufluchtsort zu gewähren. Nur hier allein könnte man die vollkommenste Ruhe, die heitersten und einfachsten Freuden genießen, und nach den langen Erfahrungen der Welt fänden hier Gemüth und Phantasie doch noch hinreichende Nahrung, um sanft den Abhang des mühseligsten Lebens hinabzugelangen. Was für Erinnerungen, was für große Namen schweben um diese Städte und Schlösser. Hier verschwindet die Weltgeschichte vor der Geschichte des Gedankens. Als Seelen-Archäolog müßte man diese Felsen nach all' den Worten fragen, die jene großen Männer aussprachen, welche hier von Jahrhundert zu Jahrhundert vorüberzogen.

Rousseau, Byron, Frau von Staël, Senancourt, vier berühmte Namen; und unter diesen Berühmtheiten war die Frau vielleicht am meisten Mann von Allen. Als Jean Jacques die Wüsteneien von Meillerie durchstreifte, begeisterten ihn gewiß die düsteren Einöden zu jenen tiefen Gedanken, in denen unser ganzes Zeitalter wie in der Knospe liegt. Verstimmt, leidenschaftlich, Allem nachjagend, Alles verschmähend, so war Rousseau, so sind wir. Dann kam Byron und breitete über dies Alles seine Zweifelsucht und den reichen Mantel seiner Einbildungskraft aus. In Frau von Staël finden wir den Ernst, das Bestimmte philosophischer Studien und die gelehrte Entfaltung der menschlichen Leidenschaften. Senancourt ist gewiß nicht die uninteressanteste von diesen Erscheinungen. In ihm vereinigt sich das Unsichere, Schwankende unseres Geistes mit einer großen, kühnen Thatkraft; in einem und demselben Wesen kämpfen hier Stolz und Demuth mit einander; unauflösbare Fragen verewigend, geht er über diese Erde ohne Freude, ja fast ohne Hoffnung hinweg.

Einer unserer berühmten Zeitgenossen, der den lebhaften Antheil der Französischen Jugend gewiß verdient, hat auch seine Wanderung nach dem Genfer See angetreten. Herr von Sainte Beuve that für die Akademie von Lausanne, was er lieber für Paris hätte thun sollen. Vorlesungen über die Literatur von Port-Royal, von einem so zuverlässigen Manne gehalten, hätten besser für die Pariser als für die Waadtländer getaugt; doch will ich mit dieser Aeußerung den Letzteren keineswegs zu nahe treten.

Man muß aber nach dem, was ich weiter oben gesagt, ja nicht glauben, daß man nicht auch ein recht heiteres Leben in allen den Städten führen könne, die sowohl auf der Schweizer wie auf der Savoyer Seite des Sees liegen. Neben diesen von der Welt zurückgezogenen Philosophen leben auch noch andere, die keineswegs den Freuden der Gesellschaft entsagt haben, und die sehr freundlich alle die Milzsüchtigen aufnehmen, welche ihnen von allen Seiten zugeschickt werden.

Frankreich.

Leiden und Freuden eines Riesen.

(Schluß.)

Balthasar's Aufwand und sein außergewöhnlicher Wuchs unterstützten sich gegenseitig; der eine hob den anderen, und der Riese zeigte sich mit großem Erfolg in der Welt, vorzüglich in der Oper, wo man das Verdienst immer zu messen verstand. Uebrigens muß ich Ihnen sagen, daß Balthasar, abgesehen von seinen sieben Fuß, wirklich von ausgezeichneter Gestalt und Haltung war. Er war seinem großen Wuchse völlig angemessen gebildet, und sein Kopf, der zwanzig Zoll über das Niveau des Menschengeschlechts hervorragte, wirklich von besonderer Schönheit.

Die Brief-Katastrophe ihres Hochzeitstages machte auf Miß Dorothea einen so fürchterlichen Eindruck, daß sie nach einer Woche daran starb. Der nun zum Witwer gewordene Balthasar erbte die Hälfte des Vermögens seiner Frau, verschwendete jedoch sehr bald seinen ganzen Reichthum und kehrte völlig ruinirt nach England zurück. Er sah sich eben in London wieder nach einer an großem Wuchse und ansehnlicher Mitgift leidenden Erbin um, als er aus Lincoln folgenden Brief erhielt:

„Mein Herr, die Honoratioren der Stadt Lincoln, und vorzüglich die Mitglieder des zoologischen Museums haben mich zu einer für die Wissenschaft sehr wichtigen Unterhandlung mit Ihnen aufgefordert, der Sie gewiß, wie ich hoffe, mit dem Antheil und der Bereitwilligkeit betreten werden, die sie verdient. Sie besitzen ein zu redliches Herz, um zu vergessen, daß Lincoln Ihr Geburtsort war. Die Pflicht eines guten Bürgers erheischt, so viel als in seinen Kräften steht, Alles zu begünstigen, was seinem Vaterlande ersprießlich seyn könnte; ich fordere Sie, mein Herr, zur Erfüllung dieser Pflicht in einer Angelegenheit auf, woraus Ihnen durchaus keine Kosten erwachsen sollen. Die Stadt Lincoln besitzt ein kostbares naturhistorisches Kabinet, so reich mit Sehenswürdigkeiten ausgestattet, daß London uns darum beneidet. Sie, mein Herr, werden nun aufgefordert, diese Reichthümer dadurch zu vergrößern, daß Sie Ihrer Geburtsstadt in einer Klausel Ihres Testamentes Ihren Körper vermachen. Sie können versichert seyn, daß Ihre Mitbürger Ihren Leichnam gewiß mit aller gebührenden Achtung behandeln werden, und daß man Ihr Skelett auf eine würdige Weise in einem besonderen und sehr eleganten Glasschranke aufstellen wird. Auf diese Weise würde also Ihr Name und Ihre Berühmtheit sich von Generation zu Generation in unserem Museum fortpflanzen. Ich ersuche Sie um eine gütige Antwort, und Ihnen im voraus für Ihre Einwilligung dankend, wünsche ich, daß die Stadt Lincoln erst so spät als möglich sich Ihres Vermächtnisses zu erfreuen habe."

Dieser von dem Präsidenten des Museums unterzeichnete Brief versetzte meinen Oheim in den heftigsten Zorn. Ein unver-

warteter Besuch brachte ihn auf andere Gedanken. Ein kleiner alter Mann trat zu ihm ein und redete ihn also an: „Mein Herr, ich überreiche Ihnen hier diese funfzig Guineen und verlange dafür weiter nichts von Ihnen, als eine kleine Unterzeichnung am Rande dieses Papiers." — „Der Herr ist wahrscheinlich ein Wucherer, und ich soll einen Wechsel unterschreiben? — Nun wohl! Bis wann und zu welchen Zinsen leihen Sie mir diese Summe?" — „Ohne Zinsen und auf unbestimmte Zeit." — „Erklären Sie sich näher." — „Die Sache ist sehr einfach. Ich wünsche, Ihnen Ihre Person abzukaufen." — „Was, wollen Sie wieder einen Tambour-Major aus mir machen?" — „Keineswegs! Ich will Sie nicht lebend, sondern todt kaufen. Ich bin Arzt und wünschte dereinst, mit dem Zergliederungsmesser in der Hand, die merkwürdige Entwickelung Ihrer Organisation zu studiren." — „Das ist etwas Anderes. Aber, mein Herr, ich bin erst dreißig Jahr alt, Sie scheinen wenigstens doppelt so viel Jahre zu zählen. Nach den Gesetzen der Natur müssen Sie eher sterben als ich. Wie wollten Sie alsdann mich anatomisch untersuchen?" — „O! mein Herr, Wunder Ihrer Art pflegen sich keines langen Lebens zu erfreuen." — „Nun, der Grund klingt tröstlich!" und Balthasar verkaufte sich für funfzig Guineen. — Wie konntest Du so etwas thun? sprach einer seiner Freunde; jetzt bist Du in größerer Gefahr, als ein Millionair, der sein Geld auf Leibrenten gegeben hat. Denn hier hast Du das doppelte Interesse des Geldes und der Wissenschaft gegen Dich. Noch mehr, Du hast mit einem Arzte zu thun, und wer weiß, welches betrügliche Mittel er Dir aus Geiz oder aus Wißbegierde beibringen kann.

Um sich aus dieser neuen Noth zu retten, suchte Balthasar die Sache verwickelt zu machen; er verkaufte sich nämlich nach und nach an vierzehn Aerzte. Daraus entstand ein Prozeß; Balthasar erkundigte sich bei seinem Advokaten, wie lange die Sache dauern könne. — „Das kömmt auf die Summe an, die Sie daran wenden." — „Wenn ich Ihnen nun fünfhundert Guineen gäbe, um den Prozeß in die Länge zu ziehen?" — „Dann sollte er fünf Jahre dauern." — „Und wenn ich Ihnen jährlich hundert Guineen zukommen ließe?" — „So sollte er sich bis in die Ewigkeit hinziehen." — „Die Sache ist also abgemacht, Sie erhalten jährlich hundert Guineen.... Und jetzt, dachte Balthasar, kann ich ganz ruhig seyn, denn es liegt im Interesse der vierzehn Aerzte, daß ich nicht vor der Entscheidung sterbe."

Zu derselben Zeit zeichnete Balthasar einige Notizen in sein Tagebuch ein, das seine Familie aufbewahrt hat. Alles, was mein Oheim niederschrieb, bezog sich auf seine Lage und das Belästigende seines Wuchses.

„Die Freundschaft", sagt er unter Anderem, „ist nur möglich mit seines Gleichen; ich stehe zu hoch über der ganzen Menschheit, um dies schöne Gefühl zu kennen."

„Wenn ich im Theater sitze, ersucht man mich immer, mich niederzusetzen."

„Bei den Kaufleuten finde ich nichts, was ich brauchen könnte; der Handel war gar nicht auf mich vorbereitet, ich muß mir Alles bestellen."

„Als ich nach Paris reiste, schrieb ich dorthin, mir eine Wohnung auf sechs Monate zu miethen. Man wählte für mich einen Entresol aus, in dem ich nicht aufrecht stehen konnte, und ich mußte die sechs Monate Miethe bezahlen, ohne das Zimmer betreten zu haben."

„Der Entresol hat mir noch einen anderen Streich gespielt. Celine bewohnte einen Entresol. Eines Tages wollte ich sie besuchen; man sagte mir, sie sey nicht zu Hause. Als ich fortging, sah ich über den Thorweg in ihr Fenster und entdeckte einen Offizier im zärtlichen Zwiegespräch mit meiner Geliebten. Ohne meine sieben Fuß hätte ich nichts gesehen, ich wäre in meinem Wahn geblieben und noch länger glücklich gewesen." — Das Uebrige erlasse ich Ihnen.

Da London ihm keine Erwerbsquellen darbot, so begab sich Balthasar nach den Vereinigten Staaten. Man behauptet, daß er sich einem Theater-Director anschloß, seine Größe als Erwerbsmittel benutzte und sich auf den Brettern zeigte. So viel ist gewiß, daß er fünf Jahre später mit neuem Reichthum nach England zurückkehrte, den er besser als den früheren zu bewahren verstand. Sie sehen, Balthasar war ziemlich glücklich in seinen Unternehmungen, und seine sieben Fuß verhalfen ihm zweimal zu Vermögen.

Die Zerstreuungen, die verliebten Abenteuer, die Verschwendungen des Luxus sagten jetzt seinem Alter und seinem Charakter nicht mehr zu; aber sein Herz war noch nicht gegen eine letzte und wahre Liebe abgestumpft. Er liebte ein armes Mädchen, Judith mit Namen. Sie wohnte ihm gegenüber, sah ihn alle Tage am Fenster sitzen und fand ihn schön; er schrieb ihr, und seine Briefe rührten das Herz des jungen Mädchens; aber als er einst, ermuthigt durch ihre Antworten, zu ihr kam und sie ihn nun vor sich stehen sah, schrie sie laut auf und sank in Ohnmacht. Später schrieb sie ihm, daß sie sein Gesicht und seinen Geist liebe, daß seine Größe ihr aber Schrecken einflöße und sie deshalb nie seine Frau werden könne.

Da überlegte sich Balthasar, daß ohne die Vereinigung mit einer Frau, die er liebte, all sein anderes Wohlbehagen nichts sey — und er nahm sich das Leben.

Der Stadt Lincoln vermachte er seine irdischen Ueberreste nicht, und da der Prozeß auch noch nicht beendigt war, so entging sein Körper den vierzehn Aerzten ebenfalls. Er hatte befohlen, man solle ihn in Westminster bestatten; um an den Kosten für die Stelle zu sparen, ließen ihn seine Erben aufrecht ins Grab senken."

Eugene Guinet.

Mannigfaltiges.

— **Wälische Literatur.** Ein für die Sprachforschung und Völkerkunde äußerst wichtiger Schatz, das „Mabinogion" genannt, eine Sammlung Wälischer Sagen, wird jetzt in London zum erstenmal herausgegeben, und zwar von einer Dame, der Lady Charlotte Guest. Obgleich die Handschriften davon den Englischen Alterthumsforschern längst bekannt waren, so hatte man doch bisher vergeblich auf eine Herausgabe derselben gewartet. Es ist nun der erste Theil davon erschienen, der die Sage von der „Frauen vom Quell" in der Ursprache von Wales mit beigefügter Englischer Uebersetzung und mit Anmerkungen enthält. Dieselbe Erzählung findet sich auch unter den Französischen Romanzen von Chrestien de Troyes, der im Jahre 1191 starb, so wie bei dem gleichzeitigen Deutschen Sänger Hartmann von der Aue; bei diesen aber ist sie viel länger und ausgeschmückter: die rohere, einfachere Wallisische Sage muß daher jedenfalls als die ältere betrachtet werden, und man kann annehmen, daß, wenn jene Beiden nicht aus ihr schöpften, sie doch ihre Erzählung einer anderen Wälischen Quelle in der Bretagne entnahmen. In diesem letzteren Fall, dem wahrscheinlichsten, würde dann als gemeinschaftlicher Urquell der ähnlichen Sagen eine alte Celtische Ueberlieferung anzusehen seyn. Man hofft, aus einigen Stücken der erwähnten Sammlung, deren Herausgabe möglichst beschleunigt werden soll, über die alte Mythologie von Wales, über jenen geheimnißvollen und blutigen Druiden-Kultus, von dem sich noch lange Zeit nach der Verbreitung des Christenthums dort Spuren erhielten, manche werthvolle Aufschlüsse zu gewinnen. Lady Guest's Uebersetzung wird, als klar, einfach und die Eigenthümlichkeit des Originals charakteristisch widerspiegelnd, von Englischen Kritikern sehr gerühmt.

— **Van Amburgh, der Tiger-Bändiger.** Unter diesem Titel ist in London so eben eine Biographie des Helden der Menagerie, die jetzt dort gezeigt wird, im Druck erschienen. Isaak Van Amburgh, dieser zweite Van Aken, soll besonders durch seine kühnen Vertraulichkeiten mit einem Tiger Alles, was man früher von dergleichen Künsten gesehen, noch überbieten. Einmal zwar wäre ihm der Spaß fast übel bekommen; er hatte durch irgend ein Versehen den Tiger ermuthigt und wurde von der Bestie zu Boden geworfen; aber mit Riesenkraft packte er das wüthende Thier an der Kehle und quetschte es so zusammen, daß es sich winselnd in die Ecke schmiegte. Nachher ließ er in den Zeitungen sagen, es sey eine absichtliche Komödie gewesen; indeß wollte man ihm dies doch nicht recht glauben, und eine Komödie anderer Art, die er angekündigt hatte, eine Luftfahrt mit dem Tiger in dem Greenschen Ballon, ward ihm von der Polizei untersagt. Der Mann hatte indeß Aufmerksamkeit genug unter dem Londoner Publikum gemacht, um eine Lebensgeschichte von ihm als eine gute Speculation erscheinen zu lassen. Ob diese von ihm selbst oder von einem seiner Landsleute, — er ist Amerikaner, — oder ob sie von einem Engländer herrührt, und wie viel davon wahr, wie viel erdichtet ist, danach wird wenig gefragt, und man würde eine Mystification auch gern verzeihen, da das Buch unterhaltend und humoristisch geschrieben ist. Van Amburgh, der einen Theil der großen Menagerie seines Schwiegervaters Titus aus Amerika nach London herübergebracht hat, soll in einer kleinen Holländischen Stadt des Staates Kentucky geboren seyn und gegenwärtig 27 Jahre zählen. Von seinem Körperbau und Aussehen wird eine genaue Beschreibung gegeben. Seine Muskeln, heißt es, sind keineswegs von so ungewöhnlicher Stärke und Festigkeit, daß man daraus auf die Kraft schließen könnte, die er entwickelt. Seine Züge sind zart, fast weiblich und können für schön gelten. Nase und Mund haben eine sehr entschlossene Physiognomie, vor Allem aber verräth das Auge den Besieger von Löwen und Tigern. Die Augäpfel ragen stark hervor, und es scheint, als könnte er rings um sich sehen, ohne den Kopf im mindesten zu wenden; die Augen haben jedoch keinen Glanz, sondern eher einen kalten geisterhaften Ausdruck; indeß bewegen sie sich fortwährend aufs schnellste im Kreise herum und scheinen überall zu gleicher Zeit zu seyn. Wie Simson's Stärke in seinem Haar, so liegt Van Amburgh's Macht in seinen Augen. Den ersten Versuch seiner Zähmungs-Kunst soll derselbe mit einem wilden Eber in Kentucky gemacht haben, dem Schrecken der ganzen Gegend, allmälig aber durch unseren Helden in das sanfteste, gelehrigste Hausthier verwandelt. Am Schluß der Broschüre werden noch einige erbauliche Betrachtungen über den Einfluß angestellt, den die Thaten des Beherrschers der Tiger und Löwen, der jetzt selbst zum „Löwen" des schaulustigen London geworden, auf das Englische Drama ausüben könnten, wenn es einem der Theater-Direktoren einfiele, Herrn Van Amburgh mit seinem ganzen abgerichteten Bestien-Personal zu scenischen Vorstellungen zu engagiren. „Dann könnte es", sagt der Verfasser, „ein neues Van-Buren-Augusteisch-Elisabethisch-Victorianisches Zeitalter für die dramatische Literatur geben!"

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt in der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrich-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 147. Berlin, Freitag den 7. Dezember 1838.

Algier.

Mustafa Ben Ismael.

Seit einiger Zeit sehen die Pariser mit Staunen Leute von finsterer und apathischer Physiognomie, fremdartigem Kostüm, stolzem und glühendem Blicke, die sich auf öffentlicher Straße, auf den Spaziergängen und im Theater unter die wogende und lärmende Bevölkerung mengen. Ergriffen von ihrem Anblick, drängt sich das Volk mit stummer Neugier um sie her und fragt sich, ob es nicht Menschen aus einem anderen Zeitalter und aus anderem Stoffe sind. Ohne Zweifel haben die Barbaren des Nordens, als sie die Weltstadt Rom zuerst betraten, einen ähnlichen Eindruck gemacht. Erscheinen uns diese Kinder der Wüste nicht wie antike Statuen, die, für einige Zeit mit einer Seele begabt, von ihrem Marmor-Sockel herabgestiegen sind, oder, noch besser, wie biblische Personen aus Abraham's Zeitalter, die ihr Grab verlassen haben, um Wunder anzustaunen, von denen die Vorwelt nichts wußte? Es war unserer Epoche vorbehalten, daß der Araber sein Zelt verließ, seinem Religionshasse Schweigen gebot und an dem Heerde des Ungläubigen sich niedersetzte, fortgerissen von der Sehnsucht, alle die erstaunlichen Dinge zu sehen, deren Ruf bis in seine Nomaden-Zelte gedrungen. Doch ahnt er vielleicht auch, man sey in Paris eben nicht viel christlicher als in Tlemessen oder in Maskara, und dieser Umstand mag zur Beseitigung seiner Skrupel mitwirken. Wie dem nun sey, er fängt an und wandert gern nach dem Babylon unserer Tage; die Pilgerfahrt nach Mekka könnte durch diese gefährliche Konkurrenz leicht zu Schaden kommen, die gottlose Stadt Paris der heiligen Stadt des Propheten den Rang ablaufen.

Die Araber von Stand und Auszeichnung gehen dem großen Haufen der Nation auf diesem unorthodoxen Wege voran. Dem berühmten Diplomaten Mewlud Ben Arasch folgt der alte Bei von Tlemessen, Mustafa Ben Mukallesch, und an diesen reiht sich Mustafa Ben Ismael, mit seinem ganzen Stabe. Wie viele künftige Besucher verheißt uns nicht der Anblick dieser ehrwürdigen Personen? Vielleicht wird man bald genöthigt seyn, in den Mauern von Paris Moscheen und Karawanserai's zu errichten — vielleicht ist der Tag nicht fern, wo wir eine Araber-Vorstadt haben werden, wie es in Konstantinopel eine Franken-Vorstadt giebt.

Bis jetzt sind noch alle Orientalen, die Paris aufweisen kann, in jenen engen Theil der Elysäischen Felder zusammengedrängt, der sich zwischen der „Allee der Wittwen" und dem Zugange Marboeuf ausdehnt. Hier wohnen Ben Mukallesch und Ben Durand und in ihrer Nachbarschaft der alte Mustafa Ben Ismael mit seinen Leuten. *)

Von allen Afrikanern, die bis auf den heutigen Tag für Frankreich Partei genommen, ist Mustafa unstreitig der interessanteste. Nur die Gesichtszüge dieses merkwürdigen Mannes kann man jenen Patriarchen der heiligen Schrift leihen, jenen Hirten-Königen und Stammeshäuptern, die, gleich einem Strome, dessen Bett immer geräumiger wird, je weiter er von seiner Quelle sich entfernt, nie majestätischer und gefürchteter waren, als am Abend ihres Lebens. So ist auch Mustafa Ben Ismael am Abende des seinigen. Der Tag seiner Geburt ist so weit in die Ferne gerückt, daß Niemand weiß, in welchem Jahre seine Mutter ihm in der heiligen Stadt Maskara das Daseyn gegeben. Und was thun auch ein paar Jahre mehr oder weniger zur Sache? Der Araber kümmert sich nicht um haarkleine Berechnungen. Er betrachtet die Civilisation in unserem Sinne als ein Ueberbein der Gesellschaft, welches nur höchstens dem Christen von Nutzen seyn könne. Der Präsident des Kriegsraths, welcher den General Brossard verurtheilte, fragte Mustafa, als einen der Zeugen, nach seinem Alter; er antwortete: „Ich bin ungefähr sechzig oder siebenzig Jahre alt." Man glaubt jedoch allgemein, daß er die Siebenzig schon zurückgelegt haben müsse. Sein Sohn Muhammed, der erst neun Jahre zählen kann, würde diese Annahme sehr zweifelhaft machen, wäre nicht Mustafa einer von jenen eisernen Menschen, die dem allgemeinen Naturgesetze nicht unterworfen sind. Wie dem aber sey, so hat er erst kürzlich bei mancher Gelegenheit bewiesen, daß sein Arm noch furchtbar ist.

Als Mustafa das waffenfähige Alter erreicht hatte, enrollirte er sich bei dem Maghsen. So hieß ein Corps Eingeborner, das neben der Türkischen Miliz unter den Befehlen des Bei stand. Wir übergehen diese lange Periode seines Lebens, in der es eine Menge abenteuerlicher Expeditionen gegen Arabische Stämme gab, welche die Fahne des Aufruhrs gegen den Bei zu erheben oder räuberische Einfälle in sein Gebiet zu thun wagten. Wir bemerken nur beiläufig, daß ein National-Gefühl, wie es bei regelmäßig organisirten Gesellschaften sich findet, den Arabern fremd ist. Ihr sozialer Instinkt geht nicht so weit. Der Stamm, welchem sie angehören, ist ihr Alles; und sie besitzen in ihrer Sprache kein Wort für Vaterland, wenigstens nicht in dem moralischen und abstrakten Sinne, den wir Europäer damit verbinden. Jeder Arabische Stamm betrachtet die übrigen Stämme als Ausländer oder Feinde; und schon die unbedeutendste Kollision der Interessen erzeugt blutige Kämpfe, in denen der Sieger keine Schonung kennt, und welche oft mit gänzlicher Ausrottung des einen Stammes enden würden, wenn nicht beide kriegführenden Theile die Waffen endlich niederlegen und an die Bestellung ihrer Felder denken müßten. Man würde sich gar sehr irren, wenn man den barbarischen Gebrauch der Araber, unseren Soldaten, die in ihre Hände fielen, die Köpfe abzuschneiden, dem religiösen Fanatismus Schuld gäbe. Sie verfahren eben so gegen ihre Religions-Genossen. Als in dem Gefechte an der Sikka die Infanterie des Emir's durch das kluge Manöver des Generals Bugeaud an den Hohlgrund des Isser zurückgedrängt war, brachte jeder Duair und jeder Smela einen Feindeskopf als Trophäe mit ins Lager; Einige schleppten sogar bis an drei abgeschnittene Köpfe.

Wir haben diese Erklärungen voranschicken müssen, damit der Leser Mustafa's Handlungsweise nicht von Europäischem Standpunkte beurtheile und ihm ein Verbrechen daraus mache, daß er unter den Truppen der Herren der Regentschaft gegen die Seinen gedient hat. Ein Europäer, der wider seine Landsleute zu Felde zöge, würde sich mit Schmach bedecken; aber das brüderliche Band, welches die Provinzen Europäischer Staaten so eng mit einander verknüpft, ist bei den Arabern nicht zu finden. Auch ist die Stellung Mustafa's von den Meisten der Seinigen als höchst ehrenvoll beneidet worden, und Keiner hat sie für unrühmlich oder verächtlich erklärt. Obschon er mit den Türken gegen die Araber, ihre geschworenen Feinde, kämpfte, so haben ihm doch seine Tapferkeit und andere großartige Eigenschaften eine entschiedene Autorität bei den Letzteren erworben.

Als das Glück die Französischen Waffen begünstigte, bekleidete Mustafa zu Oran das wichtige Amt eines Agha's. Unsere siegreichen Erfolge waren das Signal zu einer allgemeinen Empörung in der Provinz Oran. Des Türkischen Joches müde, ergriffen die Stämme ihre Waffen und begrüßten uns als ihre Befreier. Der alte Hassan, welcher das Beilik verwaltete, entsagte voll philosophischen Gleichmuths seinem Amte und zog sich in einen Winkel des Orients zurück, um die ungeheuren Reichthümer, die er erpreßt hatte, gemächlich zu verzehren. General Damrémont nahm Besitz von Oran und Mers-el-kabir. Die Türkische Garnison zerstreute sich in der Provinz, und Ben Ismael begab sich zu den Duair's.

Der eben genannte Stamm und die Smela's, welche an beiden Extremitäten des Sebgha oder Salé wohnen, sind gleichsam die gebornen Bundesgenossen der Gewalthaber von Oran. Mustafa wurde als Häuptling der Duair's ausgerufen, als der Sultan von Marokko den anarchischen Zustand des Beilik Oran benutzen und dieses Land erobern wollte. Sein Feldherr Mulei-Ali rückte an der Spitze eines zahlreichen Reiterheeres in die Gränzen ein; mehrere Stämme unterwarfen sich ihm; und schon waren zwei Marokkanische Agenten in Meteah und Midianah, zweien Städten des Beilik Tittery, installirt. General Boyer, der kaum Soldaten genug hatte, um sich in Oran zu halten, konnte dem Unwetter nicht die Stirn bieten. Da gab Mustafa Ben Ismael das Signal zum Widerstande. Auf seinen Ruf kamen die Smela's und die Beni-Ammer, der mächtigste Stamm des Beilik's, und schlossen sich an die unter seinem Kommando stehenden Duair's. Die verbündeten Stämme griffen den Feind an, schlugen ihn und verjagten ihn aus dem Gebiete.

*) Bekanntlich kam der Letztgenannte wegen des Brossardschen Prozesses, der seine persönliche Anwesenheit nöthig machte, nach Frankreich. Bei dieser Gelegenheit nahm er sich vor, in dem Lande seiner Bundesgenossen eine Zeit lang zu verweilen.

Jetzt versuchte der Sultan von Marokko, die furchtbare Tripel-Allianz, an der sein erster Versuch gescheitert war, durch Bestechung aufzulösen und er erreichte seinen Zweck. Die Smela's und die Beni-Ammer traten aus dem Bunde. Mustafa allein stand noch mit seinen Duairs den Marokkanern gegenüber; und der Sultan des Westens versuchte nun jedes Mittel, um den alten Löwen todt oder lebendig in seine Gewalt zu bekommen. Unter dem Vorwande, Friedens-Unterhandlungen mit ihm anzuknüpfen, läßt Mulei-Ali den Mustafa Ben Ismael zu sich entbieten und behält ihn, allem Völkerrecht Hohn sprechend, als Gefangenen. Er wird nach Marokko abgeführt; aber gleich nach ihm erscheint Herr Charles de Mornay und fordert den Sultan im Namen Frankreichs auf, seinen Ansprüchen an das Beilik Oran zu entsagen. Unser Geschäftsträger führte bei dieser Gelegenheit eine energische Sprache; die erst kürzlich erfolgte Einnahme von Algier gab seinen Worten bei dem Sultan noch größeren Nachdruck: die Marokkanischen Truppen erhielten Befehl, das Gebiet der Regentschaft zu räumen, und Mustafa Ben Ismael wurde seiner Haft entlassen.

Unterdeß war eine andere furchtbare Macht dem Schoße der Anarchie entwachsen. Der Marabut Mahi-Eddin, ein Mann, den die Eingebornen mit Recht sehr hoch schätzten, hatte die meisten Stämme um sich versammelt und machte im Mai 1832, an der Spitze von zehn- bis zwölftausend Arabern, einen stürmischen Angriff auf Oran. Sein jüngster Sohn, Abd-el-kader, sollte, einer Weissagung des Vaters zufolge, der Befreier Nord-Afrika's und der Wiederhersteller einer großen Arabischen Nationalität werden. Obgleich das Unternehmen gegen Oran verunglückte, so gelang es doch Abd-el-kader, die moralische Wirkung dieser Niederlage durch heldenmüthige Tapferkeit zu neutralisiren: man sah ihn stets unter den Vordersten im Kampfe; zuweilen drang er im dichsten Kugelregen bis an die Wälle von Oran vor, und da der Zufall wollte, daß er keine Wunde empfing, so hielten ihn die Seinen von der Zeit an für unverwundbar.

Nur Ein bedeutender Mann fehlte in den Reihen der kämpfenden Häuptlinge: in sein heimatliches Zelt zurückgekehrt, blieb Mustafa Ben Ismael ein unthätiger Zuschauer des kühnen Unternehmens. War es eine geheime Sympathie für Frankreich, die ihn zurückhielt, oder empörte sich sein Stolz bei dem Gedanken, das Werkzeug eines ehrgeizigen Jünglings zu werden? Der weitere Verlauf der Sache wird uns bald hierüber Auskunft geben.

Abd-el-kader's Macht und Ansehen vergrößerten sich, trotz seines schlechten Debüt's vor Oran. Die Bewohner von Maskara und die Stämme in den Umgebungen dieser Stadt übertrugen ihm die Souveraineität auf Mahi-Eddin's Vorschlag. Durch diesen ersten Erfolg ermuthigt, ließ er die anderen Stämme des Beilik auffordern, ihn als ihr Oberhaupt anzuerkennen. Mustafa Ben Ismael war derjenige Arabische Häuptling, den er vor Allen gern für seine Sache gewonnen hätte; aber der greise Agha schauderte vor dem Gedanken, sein ruhmgekröntes Haupt vor einem jungen Fanatiker zu beugen, dessen Macht erst von gestern sich datirte. Doch gehorchte er einstweilen zum Scheine; als aber auch andere Stämme gegen die Ansprüche Abd-el-kader's sich auflehnten, wurde Mustafa's Zelt der Vereinigungspunkt aller Mißvergnügten.

Der Emir sah wohl ein, daß er nothwendig unterliegen müßte, wenn er neben den ausländischen Feinden auch die einheimische Opposition zu bekämpfen hätte. Er schloß deshalb durch Vermittelung des Mulud Ben Arasch einen Vertrag mit General Desmichels, kraft dessen er die höchste Autorität über das ganze Beilik Oran erhielt. Jetzt aber zog sich ein Gewitter über seinem Haupte zusammen, das ihn ohne den Schutz und Beistand seiner neuen Bundesgenossen unfehlbar vernichtet haben würde.

Kaum war der Friedens-Vertrag unterschrieben, als die Beni-Ammer sich weigerten, an Abd-el-kader den Aschur (Zehnten) zu entrichten. „Warum verlangst Du unser Geld", sprachen sie, „jetzt, da der heilige Krieg beendigt ist?" Bestürzt ob dieser abschlägigen Antwort, schrieb der Emir an Mustafa Ben Ismael, er solle sich bereit halten, mit den ihm untergebenen Duair's und Smela's gegen die Beni-Ammer zu marschiren. Ehe er jedoch das Zeichen zum Kampfe gab, wollte er die Wirkungen seiner Beredsamkeit erproben. Als eines Tages mehrere Scheich's der Beni-Ammer in der großen Moschee von Maskara vereinigt waren, trat er auf die Bühne und hielt einen beredten Vortrag über die Pflicht eines jeden Gläubigen, an den Lasten des Staates nach besten Kräften Theil zu nehmen. Das Resumé seiner Rede war, daß man den Zehnten bezahlen solle, und die Beni-Ammer thaten dies wirklich, von der Zauberkraft seiner Beredsamkeit überwunden. Sogleich schickte Abd-el-kader einen Gegenbefehl an Mustafa-Ben-Ismael; aber schon hatten die Duair's und Smela's mit den Feindseligkeiten begonnen; Mustafa ergriff diese Gelegenheit, um ein Joch abzuschütteln, das ihn drückte, und beantwortete Abd-el-kader's neue Instructionen mit einer Kriegs-Erklärung.

Auf diese Nachricht rückte der Emir in Eilmärschen gegen die beiden empörten Stämme ins Feld. Der Vortrab seines Heeres warf Mustafa's Vortrab zurück, und er selbst lagerte sich mit einbrechender Nacht im Gebiete der Duair's, unweit des See's Sebgha. Er zählte darauf, die Insurgenten schon am nächsten Morgen zu entwaffnen, bevor sie noch mit den Reitern des Stammes Angad, der gleichfalls die Fahne des Aufruhrs schwang, sich vereinigt haben würden. Aber noch im Verlaufe der Nacht hörte man plötzlich Waffenlärm; wildes Geschrei dringt zu Abd-el-kader's Ohren .... er besteigt sein Pferd und findet sich seinem furchtbarsten Widersacher gegenüber, der, vom nächtlichen Dunkel begünstigt, sein Lager überrumpelt hat. Abd-el-kader hemmt die Flucht der Seinen, so gut es noch gehen will; er selbst sprengt in einer Art Verzweiflung gegen die Feinde an: sein Pferd wird ihm unter dem Leibe erschossen — da packt ihn sein Schwager Mulud Ben Sidi Butalel, ein Mann von riesiger Körperstärke, schleppt ihn, wie ein Kind, aus dem Kampfgewühle und setzt ihn auf sein eigenes Pferd. Vergebens will Abd-el-kader noch Widerstand leisten; seine Reiter jagen davon, wie gehetztes Wild, und er gelangt endlich einsam und verlassen nach Maskara.

El-Mesari, ein Brudersohn Mustafa Ben Ismael's und einer der vornehmsten Chefs der Duair's, berichtete dem General Desmichels diesen Sieg in folgendem Schreiben: „Gruß zuvor! Ich melde Euch hiermit, daß der Sohn des Sidi Mahi-Eddin einen Kriegszug gegen uns gemacht hat. Wir waren ganz unvorbereitet; unser Lager war auf dem Wege nach Tlemsen. Er ist vor uns geflohen, und wir haben ihn verfolgt, Alles niederstoßend, was in den Bereich unserer Lanzen kam. Die Zahl seiner Erschlagenen ist 340. Seine Zelte, seine Trommeln, seine eigenen gesattelten Pferde und die Maulthiere, die sein Gepäck trugen, sind uns in die Hände gefallen. Bei nächtlicher Weile von uns überrumpelt, haben seine Reiter nach allen vier Winden sich zerstreut. Die geschicktesten von ihnen haben ihre Pferde gesattelt und sind entronnen; die Meisten aber sind genöthigt worden, ihre Pferde im Stich zu lassen und auf Eseln Reißaus zu nehmen. Dem Bei selbst erging es nicht besser; stellt ihn Euch vor, wie er ohne Sattel und Zügel, an den Hals des unedlen Thieres festgeklammert, das Weite suchte! Wir sind ganz wohlbehalten und mit reicher Beute beladen. Allah sey gepriesen! Ihr werdet diese Nachricht von Maskara empfangen. Jetzt beabsichtigen wir, heimzukehren und Eure Märkte zu versorgen. Schreibt uns bald möglichst, daß Ihr uns nach wie vor Vertrauen schenkt, und wir werden ruhig in unser Land zurückkehren."

Der glänzende Erfolg Mustafa's hatte das Trugbild gewinnen lassen, dem Abd-el-kader einen großen Theil seiner Macht verdankte. Sobald der Letztere aufhörte, unbesiegbar zu seyn, verließen ihn selbst diejenigen, die ihm noch am Vorabende seiner Niederlage Treue geschworen hatten. Die Zahlung des Zehnten, dieses Thermometer der fürstlichen Autorität bei den Arabern, wurde von den Beni-Ammern von neuem verweigert; dieser Stamm schaarte sich mit den Arbi's, den Angad's, den Bordscha's, den Duair's und den Smela's unter Ben Ismael's Fahnen. Sidi-Hamadi, Statthalter von Tlemsen, trat in Unterhandlungen mit dem Letzteren. Die politische Laufbahn Abd-el-kader's schien ihre Endschaft zu erreichen.

Mustafa Ben Ismael äußerte dem Französischen General von seiner Seite den Wunsch, mit ihm einen ähnlichen Traktat zu schließen, wie ihn der General früher mit dem Emir geschlossen hatte. Wäre dieser Vorschlag angenommen worden, hätte Frankreich dem edlen Mustafa damals die Würde eines Feldmarschalls zuertheilt, mit der er jetzt bekleidet ist, und ihn zum Chef der Stämme ernannt, die allbereits verbündet seinen Befehlen gehorchten, so wäre es um Abd-el-kader, als einzigen Chef und Repräsentanten der Afrikanischen Araber, geschehen gewesen. Jedenfalls hätte seine Autorität in Mustafa einen furchtbaren Gegendruck gefunden.

Allein General Desmichels war anderer Meinung. Er glaubte, seine Loyalität und seine Politik erforderten die Erhaltung des Emir's; darum lehnte er Mustafa's Antrag als aufrührerisch und anarchisch von sich. Er that noch mehr; er schrieb an Abd-el-kader: „Ueberlasse Dich nicht den Eindrücken des Augenblicks; versammle die treugebliebenen Stämme baldmöglichst unter Deiner Fahne und wetze die Scharte aus." Bald darauf schickte er ihm 400 Gewehre und einige Zentner Pulver; Desmichels selbst bezog ein Lager bei Miergin, um den Emir im nächsten Feldzuge unterstützen zu können.

Die Ankunft der Französischen Waffen und Munition im Lager des Emir brachte eine magische Wirkung hervor und belebte den Muth seiner Anhänger wieder. Man erwartete, daß Abd-el-kader von den Ufern des Sig, wo er seine Zelte aufgeschlagen, über Mustafa herfallen würde; aber General Desmichels gab ihm eine Kriegslist an die Hand, deren er sich mit größtem Erfolge bediente. Er stellte sich, als wollte er gegen Tlemsen marschiren, machte aber plötzlich eine Schwenkung und griff unversehens die Bordscha's und die östlichen Stämme an, welche von dem Gros der Coalition getrennt waren. Sie mußten ihm huldigen und eine Kriegssteuer entrichten. Dann verstärkte er sein Heer mit einer großen Menge Berittener, die sein erster Erfolg angelockt hatte, und brach wieder gegen Tlemsen auf.

Mustafa verließ alsbald sein Lager am Isser und kampirte am Seitun, eine Lieue jenseit Tlemsen. Hier stießen die Angad's und die Kabajil's des Küstenlandes zu ihm, und man harrte einer entscheidenden Schlacht. Am 12. Juli 1834 erschien die feindliche Vorhut, von Agha Abib Mohalem befehligt; und alsbald erfolgte ein kurzer, aber mörderischer Kampf. Mustafa Ben Ismael wurde gleich zu Anfang verwundet; als seine Anhänger ihn nicht mehr an ihrer Spitze sahen, verloren sie den Muth und wendeten sich zur Flucht. Einige seiner Getreuesten nahmen den greisen Krieger auf ihre Schultern und transportirten ihn auf Umwegen nach dem Meschuar von Tlemsen, wo er bei der Türkischen Besatzung die freundlichste Aufnahme und Pflege fand. Die Türken und Kalughli's der Stadt huldigten seinen militairischen Talenten und erklärten ihn bald für ihren Chef.

Mustafa rechtfertigte diese Wahl durch den muthigen und energischen Widerstand, welchen er Abdelkader's Angriffen auf Tlemsen leistete. Vergebens hielt der Letztere diese Festung eng eingeschlossen: weder seine Versprechungen noch seine Drohungen konnten Mustafa anderen Sinnes machen. Dieser übergab die Festung nur dem Marschall Clauzel, als die Französischen Truppen im Jahre 1835 ankamen. Das Amt eines Bei, welches der General-Gouverneur ihm, als dem Würdigsten, anvertrauen wollte, schlug er aus und folgte lieber der Armee nach Oran, welche Stadt er von jetzt an zu seinem Wohnsitze wählte.

Im Monat November desselben Jahres wurde Ben Ismael zum Lohn für die Tapferkeit und Hingabe, womit er Tlemsen vertheidigt hatte, Ritter der Ehrenlegion.

Seitdem der greise Held das Interesse Frankreichs entschieden zu dem seinigen gemacht, hat er mit nie erkaltendem Eifer und unbestechlicher Treue in unseren Reihen gefochten. Die Begeisterung, welche er den Duair's und den Smela's durch die beiden glücklichen Gefechte vom 26. und 27. Januar 1836 einhauchte, erwarb ihm den Grad eines Offiziers der Ehrenlegion. Die in Oran kommandirenden Generale haben nie vergebens um seinen Beistand nachgesucht, und so oft die Französische Armee seit 1835 eine Expedition in die Provinz Oran that, begleitete er sie mit seinen Arabischen Reisigen, die in gewissem Sinne Frankreichs Lehensträger geworden sind. Der Grad eines Feldmarschalls, zu dem er 1837 befördert wurde, ist die gerechte Belohnung seiner Verdienste um Frankreich gewesen; er ist übrigens nur das Symbol seiner persönlichen Auszeichnung.

Unter den Personen, die Ben Ismael's Gefolge bilden, verdienen besondere Erwähnung: Muhammed Ben Kadi, sein Secretair, ein Mann von Urtheil und Kenntnissen, der sich vorzugsweise für die Französische Civilisation interessirt — Ali Ben Abdallah, ein Spanischer Renegat, dessen Leben an pikanten Abenteuern nicht minder reich ist, als das des Gil Blas von Santillana — und Ismael Ben Kadi, Unter-Lieutenant bei den irregulairen Spahi's, derselbe Araber, welcher, als General Brossard's Advokat im Kriegsrathe zu Perpignan seine Arme feierlich gegen Ben Durand ausstreckte, sich einbildete, er verlange dessen Kopf, und sofort dringend um das Privilegium bat, dieses verruchte Haupt vom Rumpfe trennen zu dürfen.

England.

Milton's Persönlichkeit in ihrer sittlichen und geistigen Bedeutung für die Nachwelt.

(Schluß.)

Johnson wirft Milton vor, er habe „Großes versprochen und nur Kleines ausgeführt", weil er auf die Nachricht von der Gefahr seines Vaterlandes aus Italien zurückkehrte, um hier eine Privatschule zu eröffnen. Milton dagegen sah hierin nichts Lächerliches. Er kehrte zurück in seine revolutionirte Heimat und übernahm ein ehrenwerthes und nützliches Geschäft, in welchem er dem Staat tagtäglich diente, während er von Zeit zu Zeit seine furchtbaren Geschosse gegen die Freiheitsfeinde abschleuderte. Ihn erwärmte jene Liebe, die „keine Pflicht zu gering achtet." Er verfaßte eine Logik für Knaben und schrieb eine Grammatik; auch widmete er einen Theil seiner Zeit der Vorbereitung von Materialien zu einem Lateinischen Wörterbuch. Der merkwürdige Vertrag, den er als Jüngling im zweiten Buch der „Vernünftigkeit des Kirchenregiments" mit Gott und dem Leser schließt, drückt den Glauben seines Alters aus. Zum erstenmal seit vielen Menschenaltern sind die Anrufungen des heiligen Geistes im Beginn seiner Schriften nicht poetische Formen, sondern Gedanken, und darum liest man sie noch jetzt mit Interesse.

Indem ihn so seine glückliche Natur und Erziehung zur klaren Erkenntniß alles Schönen und Großen im Menschen bestimmte, waren auch die Zeitumstände nicht weniger günstig für seine Entwickelung. Seine Geburt fiel in die unruhigen Jahre, wo die Beschwerden der Englischen Puritaner gegen die Tyrannei der Stuarts immer drohender wurden. Keine andere Zeit hat die damalige in der allgemeinen geistigen Bewegung übertroffen. Man behauptet, es gebe keine Meinung, kein politisches, religiöses und sittliches Dogma, das nicht in jener Zeit zur Sprache gekommen wäre. Milton's Theilnahme an diesen Kämpfen macht uns mit der Größe und dem Reichthum seines Geistes viel eher bekannt, als es in ruhigen Zeiten möglich gewesen wäre. Von Natur eingenommen, wie Burke, für alles historisch Ehrwürdige, wie das Königthum, das Ritterthum und eine alte durch Märtyrerthum geadelte und in reichen Kathedralen organisirte Kirche, trat er, die Blume aller Eleganz, auf die Seite des Konventikels über, welches zwar damals die Seite der fortschreitenden Menschheit war, aber doch ganz roh und ohne Schmuck. Das Vorherrschende in ihm ist immer die Vaterlandsliebe. Die Humanität, die seine Schriften durchweht, geht vor Allem von der Heimat aus. Daher zog er auch das Englische dem Lateinischen vor, obgleich aus diesem alle Schätze seines Gedächtnisses stammen. „Meine Mutter", sagt er, „hat mich geboren, um das herauszusagen, was Gott mir gegeben, nicht um zu übersetzen." Er sagte dem Parlament: man habe die Imprimatur's von Lambeth-House Lateinisch geschrieben, weil „unser Englisch, die Sprache von Männern, die sich immer in den Thaten der Freiheit auszeichneten, nicht servile Lettern genug hat, um einen so diktatorischen Ausspruch auszudrücken." Einmal dachte er daran, ein Gedicht über die Kolonisirung Britaniens zu schreiben, und eine Geschichte Englands war eine von den drei großen Arbeiten, die er sich selbst auferlegte; er ist aber nicht weiter gekommen als bis zur Normannischen Eroberung.

Indem er so in die großen Kämpfe der Zeit hineingezogen wurde, geht er doch nie in einer Partei unter. Er hat immer seine individuellen Ansichten und sein eigenes Gewissen. Die Freiheit, die er suchte, konnte er keiner Partei opfern. Toland erzählt uns: „Wie er wahre und absolute Freiheit für das größte Glück dieses Lebens hielt, so schien ihm jeder Zwang das äußerste Elend; daher pflegte er denen, die um ihn waren, zu sagen, wie sehr er sich freue, alle seine Kräfte und Fähigkeiten beständig zur Vertheidigung der Freiheit und zu direktem Widerstand gegen Knechtschaft angewendet zu haben." Er wollte Freiheit im Hause, im Staat, in der Kirche, Freiheit der Rede und der Presse, aber immer fern von wilder Zügellosigkeit; denn was er wünschte, war die Freiheit des Weisen, die sich selbst innerhalb der Schranken der Tugend hält. Keiner hat seine politischen Freiheits-Ideen in jenem demokratischen Zeitalter weiter getrieben als er. Er wollte eine Republik, in der die eigentliche Gewalt den Urversammlungen verbleiben sollte. Seine Ansichten von kirchlicher Freiheit sind eben so radikal. Er verlangte unbeschränkte Toleranz, und eine seiner Abhandlungen hat den Zweck, zu beweisen, daß keine Macht auf Erden in Religionssachen zwingen könne. Die literarische Freiheit anlangend, meinte er, ein Buch müsse eben so frei in die Welt treten, als ein Mensch, wenn es nur den Namen des Verfassers oder Druckers an sich trage, und für sich selbst verantwortlich seyn, wie ein Mensch. Die häusliche Freiheit oder das Ehescheidungsrecht gründete er darauf, daß geistige Unverträglichkeit die Ehescheidung viel eher entschuldige, als Körperschwäche, die vom Gesetz allein anerkannt wird. Alle diese absoluten Ansichten sind, wie man sieht, für den Menschen, wie er seyn sollte, für eine Nation von Milton's. Er verlangt, von seiner Gattin getrennt zu werden, sobald er findet, daß ihre Charaktere nicht zusammen passen; aber er weiß wohl, daß er diese Freiheit nicht mißbrauchen würde, weil er von ganzem Herzen zügellose Willkür haßt und Keuschheit liebt. Von bezahlten Predigern in der Kirche will er nichts wissen; er behauptet, nur diejenigen sollten predigen, deren Glauben so stark ist, daß sie eine so apostolische und prekäre Existenz auf sich nehmen, nur von freiwilligen Beiträgen zu leben. Der frömmste Mann seiner Zeit, besucht er doch keine Kirche, wahrscheinlich weil ihm der übermüthige Geist der Kanzeln zuwider war. Und so ist er in allen seinen Handlungen und Meinungen ein konsequenter Spiritualist, der fest überzeugt ist von der Allmacht geistiger Gesetze. Er wünschte, seine Schriften sollten nur denen, die sie zu sehen verlangten, mitgetheilt werden. Er glaubte, sein Ruhm könne nur wachsen nach Maßgabe des Beifalls, den ihm die Guten schenkten. Er ermahnte seinen Freund, „kriegerische Tapferkeit nicht zu sehr zu bewundern, oder überhaupt Alles, worin die Körperkraft den Ausschlag giebt. Denn es würde kein vernünftiger Grund da seyn, sich zu wundern, wenn die Hammel unseres Landes mit Hörnern zur Welt kämen, die Städte und Mauern einreißen könnten. Nicht an der Summe thierischer Kraft erkennst du große Charaktere, sondern an der konsequenten Gerechtigkeit und Weisheit ihres Lebens."

Nach allem Vorangegangenen sieht man, daß gerade ein solcher Mensch sich am besten eignen muß zur Ausführung der Idee, ein Gedicht zu schreiben von Adam, dem ersten Menschen. Vermöge seiner Liebe zur Natur, seines Talents, seiner Kenntnisse und Religiösität wollte er jene Höhen erklimmen, aus welchen die menschliche Natur herabgefallen seyn soll. In dem klaren Bewußtsein dessen, was der Mensch seyn sollte, schaute er ihn, wie er war, geistig eben so schön als leiblich, und durchweg so gesund, rein und kräftig, wie es dem neuen und vollendeten Typus eines Göttergeschlechts geziemt. So ist also seine Poesie selbst nur ein Ergebniß, eine Frucht seines ganzen übrigen Lebens und Denkens; sie hängt genau zusammen mit seiner Vorstellung von einem reineren Menschheits-Ideal. Darum geht auch der Mensch nicht unter im Dichter. Seine Phantasie ist nie transcendent, ausschweifend, sondern, wie man von Baco's Phantasie sagte, „daß sie die edelste sey, die sich je damit begnügte, nur für den Verstand da zu seyn", so ist die Miltonsche dem Charakter untergeordnet. In Milton's erhabenstem Gesang hört man noch die Stimme Milton's. In allen seinen Gedichten erkennt man wie unter einem dünnen Schleier die Meinungen, die Gefühle, selbst die Schicksale des Dichters wieder. „L'Allegro" und „Il Penseroso" sind nur eine verklärte Selbstbiographie seiner jugendlichen Phantasieen in Harefield. Der „Comus" ist nur eine versüßte Kopie jener Keuschheits-Philosophie, die er in der „Apologie des Smectymnuus" und in der „Vernünftigkeit des Kirchenregiments" seinen Glauben und seine Wehr nennt. Der „Samson Agonistes" ist ein zu deutlicher Ausdruck seiner Privatleiden, um mißverstanden zu werden; er ist nichts als eine Uebersetzung der „Lehre und Ordnung der Ehescheidung." Die ergreifendsten Stellen im „Verlornen Paradies" sind Erinnerungen an persönlich Erlebtes, und wenn wir uns mitten im Eden befinden, sind Adam und Milton oft schwer zu unterscheiden. Und im „Wiedergewonnenen Paradiese" treten uns die deutlichsten Spuren von der geistigen Fortentwickelung des Dichters entgegen in der Verbesserung und Erweiterung seiner religiösen Ansichten. Es könnte dies vielleicht für eine Schmälerung seines poetischen Werthes gelten. Allerdings ist es wahr von Homer und Shakespeare, daß sie selbst in ihren Poesieen nicht erscheinen; diese großen

Geister versenken sich so tief in ihren Gesang, daß ihre Individualität verschwindet. Besonders sind Shakespeare's Werke zu reich und mannigfaltig, zu sehr die Träger einer ganzen Welt, als daß sie Raum hätten, den individuellen Charakter ihres Schöpfers wiederzuspiegeln, den wir nur ahnen, aber nicht sehen. Bei Milton ist das anders; sein Genius, sein Streben hat ein bestimmtes Ziel; mit Hülfe seines Wissens und Glaubens, d. h. durch eine gleich umfassende Erkenntniß des Vergangenen und Künftigen, will er eine höhere Anschauung und lebendigere Darstellung des Menschen erreichen, der seinen heroischen Beruf wahrhaft erfüllt. Dies war seine Poesie, wovon alle seine züchtigenden Pamphlets und seine schwungvollen Verse gleichsam nur abgebrochene Stücke sind. Shakespeare's Schöpfungen haben nur den Zweck, zu entzücken und zur Bewunderung hinzureißen; ihr innerer Werth ist die Rechtfertigung ihres Daseyns. Milton, beseelt von „dem wohlwollenden Enthusiasmus, die Erkenntniß des Guten Anderen mitzutheilen", spornte seine gigantische Phantasie und verbrauchte die Schätze seines Geistes zu einem höheren Ziel, zur Belehrung. Daher haben auch seine Worte so viel Autorität, weil seine eigene Gesinnung darin spricht; vom Herzen kommen sie, und zum Herzen gehen sie.

Der verständige Bewunderer Milton's wird in seiner Prosa und in seinen metrischen Dichtungen nur Einen Sinn lesen, und oft ist der Schwung in jener höher als in diesen, weil der Gedanke ernster und begeisterter ist. Im Ganzen ist nicht bloß der Stil, sondern auch der Inhalt seiner Prosa poetisch, nach Baco's Bestimmung der Poesie, die der Aristotelischen ähnlich ist: „Die Poesie findet die Welt der Wirklichkeit nicht ganz ihrer Anschauung vom Guten und Schönen entsprechend, und darum sucht sie die Gestalt der Dinge zu veredeln, den Wünschen des Geistes gemäß, und eine idealische Welt zu erschaffen, die besser ist als die Erfahrungswelt." Hierin haben wir wenigstens den Kommentar zu Milton's Schriften und die Apologie z. B. für sein Werk zu Gunsten freier Ehescheidung, ein Buch, welches von Anfang bis jetzt seinem Namen ein wenig geschadet hat. Es war nur eine Manifestation des bewegten Geistes der Zeit, der, wie in der Französischen Revolution, im Triumph über die unerwarteten Wege, die er gewonnen, die Fahne der Freiheit und Vorurtheilslosigkeit zu neuen Eroberungen fortführen wollte. Bei Milton überdies muß man es ansehen als ein Gedicht über eine von den vielen Qualen des menschlichen Daseyns, nämlich unpassende Ehe. Dies dürfen wir nie vergessen: es giebt so viele Gedichte über die Leiden der Gesellschaft, welche die Einsamkeit empfehlen und doch nicht verdammt worden sind, obgleich ihr Ergebniß wider den Staat ist; warum sollten wir nicht auch dieses mit liebender Nachsicht als den Schmerzensschrei einer engelgleichen Seele anerkennen, welche von den unvermeidlichen Uebeln des Menschenlebens empfindlicher leidet, als Andere? (N. A. R.)

Frankreich.

Olivier Basselin.

Olivier Basselin ist der Vater des Vaudeville. Ihm gebührt mit vollem Rechte das Kompliment Boileau's: „Der Franzose ist ein geborener Schalk." Man kann Olivier Basselin als den Schöpfer des Liedes in Frankreich betrachten. Unsere Literatur verdankt ihm nicht allein das vor ihm unbekannte Bacchische Lied, zu welchem er in seinen heiteren Stimmungen vorzugsweise begeistert wurde, seine Sammlung von Vaux-de-Vire, wovon man das Wort Vaudeville ableitet, ist auch von anderen Arten munterer und anmuthiger Gesänge durchflochten, die, übersprudelnd von Laune und Heiterkeit, sich sowohl durch die Lebhaftigkeit und Biegsamkeit des Reimes wie durch die sinnreiche Wiederkehr des Refrains auszeichnen.

Olivier Basselin ist der Begründer des Französischen Liedes, wie es im 18ten Jahrhundert blühte und wie es noch jetzt zu unserem Herzen spricht. Er war der Erste in Frankreich, der den wahren Geist des Liedes erfaßte und seine Eigenheiten feststellte. Die Annalen der Französischen Poesie haben auch vor ihm schon Liebes- und Kriegsgesänge und Balladen voll Zärtlichkeit und Schwermuth aufzuweisen, aber durch ihn erst wurde das Lied, was es von Piron bis Collé, von Panard bis Désaugiers gewesen ist.

Die heutigen berühmten Liederdichter Frankreichs hatten vor Olivier Basselin die Vorzüge ihres Zeitalters voraus, welches ihrem sprühenden Dichterfeuer eine ausgebildetere Sprache, einen umfassenderen Gedankenreichthum, zarteren Geschmack und verfeinertere Sitten darbot. Was aber die Geistesfrische, die offene Heiterkeit, die Mannigfaltigkeit und natürliche Anmuth seines Reimes betrifft, so hat es ihm darin Keiner zuvorgethan. Béranger allein verstand das Geheimniß, dem Liede einen neuen Glanz zu verleihen, carmina non audita, wie Horaz sagt, denn er erhob es zu lyrischem Schwunge. Es ist bekannt, daß Benjamin Constant gewisse Lieder Béranger's für schöne Oden erklärte.

Olivier Basselin ist 1419 geboren und hat seine Vaux-de-Vire ungefähr um die Mitte des 15ten Jahrhunderts gedichtet, funfzig Jahre vor der Geburt Clement Marot's, ein Jahrhundert vor Ronsard's ersten Versen. Und was das Wunderbarste ist, Basselin's Lieder stehen in Hinsicht auf Reinheit der Sprache über allen Werken der meisten großen Dichter des 16ten Jahrhunderts!

Es würde schwer zu ermitteln seyn, wie viel die Vaux-de-Vire zur Vervollkommnung der Französischen Sprache beigetragen haben. Olivier Basselin war Walkmüller in Vire, einer durch ihre Tuch-Fabriken berühmten Stadt der niederen Normandie. Die Einwohner derselben zeigen noch heute mit Stolz die Mühle, die ihm zugehörte. Einige alte Normännische Chronikenschreiber behaupten auch, daß er die Methode des Tuchwalkens vervollkommnet habe. Seine Lieder entschlüpften ihm während der Mußestunden, welche ihm die Beschäftigungen seines Gewerbes und seines Handels übrig ließen; mit Leib und Seele der Ausübung seines Handwerks ergeben, dichtete er nur zum Zeitvertreib und nicht aus Ruhmsucht, und seine Lieder waren auch nur unter seinen Landsleuten bekannt. Ueberhaupt begannen die literarischen Beziehungen unter den Dichtern erst im folgenden Jahrhundert, wo die Plejaden*), vielleicht der erste Keim der Französischen Akademie, ihren Glanz verbreiteten.

Man weiß nur wenig von den Jugendjahren Olivier Basselin's; erst übte er das Kriegshandwerk, dann reiste er umher, und später erwählte er das einfache Gewerbe eines Walkmüllers; als er sich eingerichtet hatte, lebte er eingezogen und verließ nie mehr sein Haus und die Stadt Vire. Seinen Horizont beschränkten die Hügel von Vaux, die ihn begeisterten, und die Begebenheiten seines Lebens waren einfach und gewöhnlich. Nur in seinen Liedern lebt sein Geist, nicht in den Schilderungen der Chronikenschreiber; nur dort sprühen die Funken seiner frohen Laune; in ihnen prägen sich sein Charakter, sein Geschmack und seine Neigungen aus. So viel ist gewiß, daß Olivier Basselin einen gebildeten Geist besaß. Wenn uns auch bestimmte Nachweise darüber fehlen, so ist uns doch der literarische Werth seiner Gesänge hinreichendes Zeugniß dafür. Es ist unmöglich, seinem Zeitalter in der Sprache voraus zu eilen, wenn man nicht durch höhere Studien in die Poesie eingeweiht worden. Basselin verstand vollkommen gut Griechisch und Lateinisch. Eines seiner Vaux-de-Vire ist mit Lateinischen Wörtern untermischt; wir führen hier einen Vers davon an:

Lucous est hôtel,
Bibimus satis,
Et l'hôte, lequel
Nos pavit gratis,
Et sans rechigner,
Oarraus meanus
Des mets délicats!

Eine Reminiszenz an Anakreon und Horaz findet sich in folgender Strophe eines seiner hübschesten Lieder:

Qui aime bien le vin est de bonne nature,
Les morts ne heurent plus dédans la sépulture.
Hé! qui sait s'il vivra
Peut-être encore demain! — Chassons mélancolie.
Je vais boire d'autant à ceste compagnie:
Suive qui m'aimera!

Eines seiner Vaux-de-Vire ist weiter nichts als eine geistreiche und drollige Parodie der Ode des Horaz: „Quid bellicosus Cantaber", mit dem Zusatze don don, den man vor ihm noch nicht kannte. Wir führen nur einen Vers davon an:

Hé! qu'avous-nous affaire
Du Turc, ni du Sophy,
don, don!
Pourvu que j'ai à boire,
Des grandeurs je dis: fy!
don, don!
Trinequez, seigneur, le vin est bon.

Diejenigen, welche behaupten wollen, man habe Olivier Basselin's Vaux-de-Vire in späterer Zeit umgeformt, werden ihnen doch wenigstens nicht das Hauptverdienst absprechen, welches in seinen Liedern so besonders hervorragt, nämlich die Verschiedenartigkeit des Rhythmus. Das sind ursprüngliche Formen, die man nicht ändern, nicht ummodeln kann! Eben so gut könnte man behaupten, die ganze Sammlung von Olivier Basselin's Liedern sey unecht. Doch nicht in der glücklichen Verjüngung allein besteht Olivier Basselin's literarisches Verdienst; er war ein echter Dichter; der Schwung seiner Heiterkeit, die Lebendigkeit seiner Gedanken, die Schärfe seines Witzes bekunden sich aufs herrlichste in allen seinen Liedern, und obgleich seine Vaux-de-Vire größtentheils die muthwillige Lustigkeit der Tafelfreuden ausdrücken, so tönen von den Lippen des Dichters doch auch oft edlere Gesänge.

Mannigfaltiges.

— Geschichte der Reformation in Polen. Bekanntlich ist dem gebildeten Polen das Französische fast die zweite Muttersprache, und es existiren viele von Polen verfaßte Französische Werke; neu aber ist der Versuch eines Polnischen Flüchtlings, des Grafen Valerian Krasinski, ein Geschichtswerk über sein Vaterland in Englischer Sprache zu schreiben. Nach dem Urtheil von Engländern soll ihm dieser Versuch ausgezeichnet gelungen seyn. Sein Werk, von welchem so eben in London der erste Band, nebst einer Einleitung die Periode von 1502 bis 1507 umfassend, erschienen ist, führt den oben genannten Titel und beschäftigt sich in diesem ersten Theil hauptsächlich mit dem Leben der beiden Polnischen Reformatoren Orzechowski und Laski.

*) So nannte Ronsard, der unter den letzten Französischen Königen aus dem Geschlechte Valois lebte, sieben damalige Dichter, die er für die ausgezeichnetsten hielt und zu denen er sich selbst auch rechnete.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 148. Berlin, Montag den 10. Dezember 1838.

Frankreich.

Die Gräfin von Lamotte und Cagliostro *).

Was für einen seltsamen und wunderlichen Anblick bot doch Frankreich zu jener Zeit dar! Während der ganzen Dauer des Amerikanischen Krieges hatte das Schicksal dieses Freiheitskampfes die Gemüther in Spannung erhalten; und als ob es der Unabhängigkeit des eigenen Vaterlandes gegolten hätte, eine so freudige Stimmung, eine so enthusiastische Theilnahme hatte das Waffenglück jenes überseeischen Heldenvolkes in uns erweckt. Der Frieden war abgeschlossen, und zwar nicht ohne Ruhm und Vortheil. Der Zweck, um deswillen wir in jenem heiligen Kriege mitgefochten, die Demüthigung der stolzen Britannia, war endlich erfüllt. Wir hatten dadurch etliche Kolonieen von nur geringer Wichtigkeit, es läßt sich das nicht leugnen, gewonnen; hingegen hatten wir, was gewiß keine Kleinigkeit war, deutlich erwiesen, daß wir im Bunde mit Spanien den Engländern die Spitze bieten durften. Die Schmach des Pariser Traktats war getilgt; die Gegenwart schien vollkommen gesichert und auf festen Pfeilern zu ruhen; auch die Zukunft lächelte uns heiter und freundlich zu. Wohin wir nur immer unsere Augen wenden mochten, überall fanden wir ein reges, geschäftiges Treiben, überall reiche Ausbeute unermüdlicher Thätigkeit. In den Häfen wie auf den Märkten herrschte Ueberfluß und üppige Fülle. Paris war der Mittelpunkt, wohin aus allen Enden und Ecken Europa's die Kapitalien strömten; und wie wenn des Himmels Segen Hand in Hand mit unseren überaus günstigen politischen Verhältnissen hätte gehen oder ihnen gar die Krone aufsetzen wollen, waren auch die Aerndten der beiden Jahre 1784 und 1785 in jeder Beziehung auf eine wahrhaft erstaunenswerthe Weise ergiebig. Allmälig verhallte das dumpfe Klirren der Fesseln, welche finsterer Despotismus geschmiedet; mitten im Schoße Frankreichs hatte die Freiheit, ohne erst von Jemand herbeigerufen zu werden, von selber ihren Thron aufgeschlagen. Man wußte, daß die einst so furchtbaren geheimen Kabinets-Befehle bloß noch einigen unglücklichen Familien zu Gute kämen; unbehindert, ohne Scheu und Angst, durfte man von nun an, sowohl schriftlich als mündlich, seine Gedanken äußern. Eine kräftige und beharrliche Stütze fand die Regierung in der Geistlichkeit; nicht, daß diese der mächtig vorwärts schreitenden Bildung Hemmnisse in den Weg legte, vielmehr ging sie aus eigenem Antriebe in der Uebung religiöser Duldsamkeit mit dem Beispiel voran und gab mit dieser Gewissensfreiheit den Anstoß zu einem freieren geistigen Aufschwung. Die Parlamente lieben freilich ein bischen im Rückstande, besorgten Vätern ähnlich, die zu ihren Kindern sagen: „Machet von eurer Selbstständigkeit einen weisen Gebrauch, aber keinen Mißbrauch." Der Hof ließ sich allerdings aus einer gewissen Leichtfertigkeit hier und da eine Sünde zu Schulden kommen, indeß mit allen diesen Mängeln wurde zugleich das Andenken an seine frühere Glanzperiode erzielt; nur um so liebenswürdiger erschien er gerade jetzt sowohl in den Augen der Hauptstadt, als in denen des ganzen Landes. Ein Anstrich von Wohlbehagen belebte mit frischem Reize unsere öffentlichen Versammlungen, unsere Schauspiele, unsere geselligen Kreise; mit einem Wort, in dem herrlichen Frankreich glaubte man nunmehr die Früchte einer wohlgeordneten Verfassung genießen und den Balsamduft allgemeiner Wohlfahrt einathmen zu können.

Doch bald fingen wir an, dieses beneidenswerthen Zustandes überdrüssig zu werden; was es auch immerhin kosten mochte, wir haschten mit Begierde nach lauter Zerstreuungen und ungewöhnlichen Dingen, und ein gewaltiger Schwindel bemächtigte sich fast aller Köpfe. Wie toll rannte man zu Mesmer, um die Wirkungen des Magnetismus zu erproben; da wimmelte es von Leuten, die von Gesundheit strotzten und sich dennoch für schwach und krank ausgaben, während Andere, die schon mit einem Fuße im Grabe waren, sich einbildeten, durch jenes Mannes Heilversuche vollkommen genesen zu seyn. Marat, der sich mit physikalischen Untersuchungen beschäftigte, bevor es ihm gelungen war, seine ruchlosen Staats-Theorieen geltend zu machen, erklärte der Sonne den Prozeß; er wollte sie nicht als Urquell des Lichts anerkannt wissen, und es gab eine Menge Verrückter, die seinem Geschwätze Beifall zollten. Der Hof sammt den vornehmsten und gebildetsten Bewohnern von Paris kehrt den Meisterwerken der Französischen Bühne den Rücken, um, ihrem reineren Geschmack zum Hohn, in elenden Bretterbuden die fadesten Possenspiele und erbärmlichsten Komödianten, die kaum dem niedrigen Haufen Genüge leisten dürften, mit donnernden Bravo's zu überschütten. Marktschreier und Aufschneider von allen Farben folgen rasch auf einander und wissen durch allerliebste Mittelchen die Neugierde zu reizen und zu fesseln. In Straßburg taucht ein Cagliostro auf, welcher der thörichten Menge weis macht, er sey unter den Trümmern von Memphis geboren und im Schoße der Pyramiden aufgewachsen; er, der auserlesene und seltene Mann, besitze die Gabe, Wunder zu verrichten, noch so gefährlich Kranken die Gesundheit wieder zu schenken, Gold unter Dürftige und Unglückliche auszustreuen und überhaupt auf jegliche Weise die Last ihrer Noth zu mindern; und ein Räthsel bleibt es, von wo ihm dieses Gold und diese Kraft zufließt. Er wirft mit den seltensten Diamanten um sich, ohne den geringsten Werth darauf zu legen; er ist's, der den Stein der Weisen gefunden; er ist der große Magus, der mit tiefem Forscherblick in die Geheimnisse der Natur eingedrungen; und bloß in dem einen Punkt ist er verlegen, wen er unter den Sterblichen erwählen soll, um ihn aller dieser unermeßlichen Schätze theilhaftig zu machen. Und siehe da! ein Kirchenfürst, ein Kardinal von Rohan ist's, der auf seinen Knieen den Gauner um die Gnade anfleht, ihn in seine hohe Wissenschaft einzuweihen. In Paris treibt ein Bliton sein Hokuspokus; über hundert Fuß unter der Erde vernimmt sein feines Ohr das Rauschen der Gewässer, ja, ein moderner Moses, zwingt er sie, auf sein Geheiß, mittelst seines Zauberstabs, emporzusprudeln. Und sollte man's wohl glauben? Männer von Rang und Stand, Männer von hohem Ernst, von Einsicht und Charakter bestätigen durch ihr Zeugniß so lächerliche Alfanzereien und behaupten steif und fest, mit eigenen Augen diese unbegreiflichen Wunder gesehen zu haben. Der General-Controlleur der Finanzen begeht den Streich, doch nein, er bedient sich eines ganz neuen, aber einfachen Kunstmittels, die Zinsscheine der Anleihe vom Jahre 1783 zu verhandeln; und da einmal der Anstoß gegeben, macht der Geldwucher unerhörte Fortschritte. Mit diesen Anleihe-Coupons kommen zugleich die Actien auf die Indische Compagnie in Umlauf, ferner die Actien auf die Pariser Wasserleitungen, auf die Diskonto-Kasse, die Anweisungen aufs Ausland u. s. w. Der Geldwucher stößt gleich in seinem Entstehen auf so wohl eingehetzte Rechenmeister, daß sie den Schwindlern unserer Zeit gewiß den nützlichsten Unterricht hätten geben können; und die Regierung muß vor diesem Ungethüm, vor diesem neuen Moloch zittern und beben. Zur selbigen Zeit tritt Montgolfier mit seiner Staunen erregenden, aber eitlen Erfindung des Aërostats hervor, und Alle schweben in den Lüften; man ist durchaus nicht darüber im Zweifel, was für eine Richtung zunächst diese Luftsegler einschlagen werden. Man ist voller Erwartung, wem die hohe Ehre und das seltene Glück beschieden ist, sich den Hals zu brechen, und das Beispiel etlicher Tollköpfe, die ihren Uebermuth wirklich mit dem Leben büßen, reicht keineswegs hin, Andere von dergleichen gefährlichen Versuchen abzuschrecken. Mittlerweile widert's die jüngeren Hofleute an, nichts weiter als Franzosen und immer nur Franzosen bleiben zu müssen; sie spüren kein Behagen mehr an dem trägen und müßigen Hinbrüten in der Heimat, sie fühlen einen unwiderstehlichen Drang nach Beschäftigung, sie sind begierig, zu sehen, wie es auswärts beschaffen ist, und fern von dem vaterländischen Boden Kenntnisse und Erfahrungen zu sammeln. Wie besessen laufen sie in die Fremde und kehren nach Verlauf einiger Monate als gemachte Männer, vom Kopf bis zur Zehe umgewandelt, wieder nach Paris zurück.

Aus allem dem ergiebt sich nun, wie wenig wir unsere glückliche Lage zu fassen, zu schätzen und zu würdigen wußten, und zu was für abgeschmackten Ausschweifungen wir uns verleiten ließen. Bald ist Alles dergestalt aus seinen Fugen gehoben, Alles dermaßen verwirrt und verdreht, daß die Bande der alten Ordnung viel zu schwach sind, dem einmal entfesselten Strom einen

*) Dieser Artikel ist aus einem Bruchstück der bis jetzt noch nicht herausgegebenen Memoiren des Grafen Beugnot entlehnt. Man vergleiche Nr. 128 des Magazins, wo wir eine Erzählung der skandalösen Geschichte, in welcher die Gräfin Lamotte die Hauptrolle spielte, nach einer anderen Quelle mitgetheilt haben.

Damm entgegenzusetzen. Schon unterwühlt die reißende Fluth die wankenden Säulen des morschen Staatsgebäudes; es sinkt endlich mit krachendem Getöse zusammen — die Revolution mit ihren Gräueln ist vor der Thür.

Von dem Augenblicke an, wo man mich von Cagliostro's Ankunft in Paris benachrichtigt hatte, und daß er im Kardinal-Palaste abgestiegen, war mir's klar, daß er mit Frau von Lamotte ein inniges und freundschaftliches Verhältniß anknüpfen müßte. Ich hegte die Hoffnung, daß diese Dame mir das Vergnügen verschaffen würde, mit einer so merkwürdigen Person zu Abend speisen zu können. Allein, sie machte mir viele Umstände: der Herr Graf von Cagliostro, meinte sie, habe eben deswegen beim Fürsten seine Wohnung genommen, um bei Niemand speisen zu dürfen, sonst würde er mit Einladungen vom Hofe, vom Adel und Bürgerstand förmlich bestürmt werden; bereits habe er ein ähnliches Gesuch des Grafen von Artois und des Herzogs von Chartres entschieden abgelehnt und sich's zum Gesetz gemacht, schlechterdings keine Invitation anzunehmen. Nicht einmal mit Seiner Durchlaucht dem Kardinal hielt er gemeinschaftliche Tafel, sondern ließ sich das Essen in den ihm angewiesenen Gemächern auftragen. Ich wiederholte aufs neue meine Bitte, indeß mit eben so wenig Erfolg als das erste Mal.

Kurz darauf hatte sich Frau von Latour, endlich der Plackereien ihres Gatten müde, von demselben getrennt und in Paris bei Frau von Lamotte einquartiert. Sie hatte ihre Tochter mitgebracht, ein schönes junges Mädchen von funfzehn Jahren, von einem ungewöhnlich zarten Körperbau und einer blendend weißen Hautfarbe; es ist dieses nette Kind das nämliche, welches bald nachher Cagliostro unter dem Titel „die junge Unschuld" in sein berühmtes Zauberbuch eingetragen hatte. Mutter und Tochter erzählten mir unumwunden, daß die Lamotte und der Wundermann ihre rechte Hand wären, und daß sie öfters zum Abendbrod mit seiner Gegenwart beehrt würden. Ich beschwerte mich bitter gegen diese Dame, daß mir die Lamotte meinen lebhaften Wunsch, mit demselben zusammenzutreffen, verweigerte, klagte noch außerdem, wie ungefällig sie sich schon bei vielen anderen Gelegenheiten gegen mich gezeigt, und gestand ohne Hehl, daß ich fest entschlossen wäre, nicht ferner ihre leeren Einwendungen mit kaltem Blute anhören, mich keineswegs mehr ihren kränkenden Beleidigungen aussetzen zu wollen. Diese Drohung wirkte; denn einige Tage später empfing ich von der Lamotte ein Billet, worin sie mich einen unbillig denkenden Mann schalt, mich aber trotzdem zum Abendbrod für den anderen Tag einlud und aufforderte, ja vor zehn Uhr zu erscheinen. Ich finde mich richtig zum bestimmten Termin ein. Die Gastgeberin heißt mich willkommen, macht mir aber mit bedeutungsvoller Miene bemerklich, daß sie nothgedrungen zuvörderst den Grafen von meiner Anwesenheit in Kenntniß setzen müsse, weil er sonst um keinen Preis in der Welt auch nur eine Sekunde bei Tische bleiben würde, wenn er nur im Entferntesten ahnen könnte, es sey Jemand seinethalben invitirt worden. Noch mehr, sie bat mich inständigst, durchaus ihn mit keiner Frage zu behelligen, hingegen die, welche er an mich richten sollte, willfährig zu beantworten und ihn in seiner Rede niemals zu unterbrechen. Wie gern unterschrieb ich diese Bedingungen! In noch viel härtere hätte ich mit Freuden eingewilligt, um nur endlich einmal meine gränzenlose Neugierde zu befriedigen.

Es schlägt halb Eilf, ein reich gekleideter Diener meldet den Grafen an, mit Gepraßel öffen sich die beiden Thürflügel des Salons. Und siehe da! Ich habe ihn vor mir, den sehnlichst Erwarteten, wie er leibt und lebt, er ist in meiner Nähe, der Erhabene, und ich dünke mich der Erde entrückt. Schleunigst springt die Lamotte von ihrem Lehnsessel auf, läuft ihm stracks entgegen und zieht ihn in eine Ecke des Saals, höchst wahrscheinlich, um sich bei ihm wegen meiner unvermutheten Gegenwart zu rechtfertigen. Cagliostro kömmt auf mich zu, erwiedert höflichst meinen Gruß und giebt zu verstehen, daß er sich nicht im mindesten durch die Nähe einer ihm ganz unbekannten Person belästigt fühle. Nachdem ich ihn etwas schärfer ins Auge gefaßt hatte, so dünkt es mich, als wäre dieser Mann gleichsam von der Natur zur Rolle des Signor Tulipano im Italiänischen Lustspiel gestempelt. Er war von mittlerer Statur, ziemlich starkem Umfang, hatte eine bräunliche Gesichtsfarbe, einen sehr kurzen Hals, runde, feiste Backen, ein Paar gewaltig blitzende Augen und eine aufgeworfene Nase. Noch niemals habe ich Jemand getroffen, der ihm in dem Grade ähnelte, als André, jenes Mitglied der konstituirenden Versammlung, der erst unlängst als Königlicher Forst-Direktor gestorben ist; bloß mit dem Unterschiede, daß André geflissentlich seine feineren Sitten mit dem plumpen Wesen und Betragen eines Bauern vertauscht hatte, während Cagliostro, ebenfalls aus künstlicher Berechnung, sein Aeußeres so geschmeidig als möglich zu machen strebte, um auf diese Weise seinen Betrügereien desto leichteren Eingang verschaffen zu können. Selbst mit seinem Kopfputz wollte er Bewunderung erwecken; er trug nämlich das Haar in mehrere kleine Locken abgetheilt, die am Hinterhaupt in einen großen Zopf ausliefen und in Gestalt eines sogenannten Katogan aufgestutzt waren. Gekleidet war er in einen Frack nach Französischem Schnitt von dunkelgrauer Farbe und mit goldenen Tressen besetzt, ferner hatte er eine mit breiten Kanten nach Spanischer Mode ausgestickte Scharlachweste an, rothe Hosen, einen Degen zur Seite und einen eingefaßten mit einer weißen Feder gezierten Hut; übrigens betrachteten diesen letzteren Schmuck noch andere Leute für ihr Gewerbe als äußerst nothwendig und ersprießlich, wie z. B. Quacksalber, Zahnreißer und andere Heilkünstler, die mit allerlei prunkenden Flocken ihre Waaren herauszustreichen und abzusetzen suchten. Jedes unser Held verlieh seinem Kostüm durch Spitzen-Manschetten, mehrere werthvolle Ringe und Schuhschnallen, die freilich en vischen nach der guten alten Zeit rochen, aber so flimmerten und funkelten, daß man sie für feine Edelsteine hätte halten mögen, einen vornehmen Anstrich.

Es wohnten der Tafel bloß die vertrautesten Freunde der Lamotte bei, unter welchen ich erstlich den Pater Loth erwähne, jenen Paulinermönch der Place-Royal, der seltsamer Weise seinen heiligen Beruf mit dem Posten eines zweiten Secretairs der Lamotte ganz prächtig zu verbinden wußte. Jeden Sonntag las er ihr regelmäßig die Messe und besorgte den übrigen Theil der Woche, mit der größten Pünktlichkeit, eine Menge Aufträge an den Kardinal, mit welchem der erste Secretair Villette nichts zu schaffen haben wollte, da sie ihm mit seinem Range durchaus unverträglich schienen. Auch galt ein Ritter von Montbrun als kein ungewöhnlicher Gast mehr in jenem würdigen Zirkel; es war dies ein ergrauter Theater-Heros, der aber noch immer ein ausgezeichnetes Redetalent besaß, der nur so beiläufig, so ganz zufällig überall mit Cagliostro zusammentraf, der Jedermann versicherte, Zeuge von dessen Wunderthaten gewesen zu seyn, und sogar behauptete, an seiner eigenen Person jenes Mannes Zauberkraft erfahren zu haben, indem er ihn von einem Heer von Krankheiten, deren Namen schon Schauder erregen müßten, befreit habe. Im Ganzen waren wir etwa neun oder zehn bei Tisch.

Nur flüchtige und verstohlene Blicke heftete ich auf Cagliostro und wußte noch nicht, was ich mir eigentlich von ihm denken sollte: diese Gestalt, dieser Kopfputz, kurz, der ganze Mann machte unwillkürlich Eindruck auf mich. Hauptsächlich war ich auf seinen Vortrag begierig. Da begann er endlich in Gott weiß was für einem Kauderwälsch, das halb Italiänisch, halb Französisch klang, seinen gelehrten Kram auszupacken und führte einen Schwall von Stellen aus angeblich Arabischen Worten an, wovon wir aber sammt und sonders auch nicht ein Jota verstanden, da er sich nicht die Mühe gab, sie uns zu übersetzen. Im Nu hatte er unzählige und ganz verschiedene Gegenstände berührt, da er, von Niemand gestört, nur so viel Zeit auf deren Erläuterung und Entwickelung verwenden durfte, als ihm just beliebte. Keinen Augenblick versäumte er zu fragen, ob man ihn auch völlig begriffen, und ein bejahendes Kopfnicken der aufmerksamen Zuhörerschaft gab ihm die Gewißheit, nicht in den Wind gesprochen zu haben. Sobald er sich über irgend einen Stoff hermachte, so schien es, als ob er sich in höheren Sphären bewegte, als ob er in eine Art von Verzückung geriethe, indem sich alsdann seine Geberden und der Ton seiner Stimme auffallend veränderten; plötzlich aber stieg er wieder aus jener schwindelnden Höhe in die platteste und gemeinste Wirklichkeit hinab und verschmähte es nicht, sich in äußerst gefälligen und fast possierlichen Artigkeiten gegen die gute Lamotte zu erschöpfen. So ging's den ganzen Abend fort, und es war mir beim besten Willen nicht möglich, all' das bunte Gewäsch zusammenzunehmen, auch nur einen einzigen vernünftigen Gedanken herauszufinden. So viel war mir bloß noch erinnerlich, daß das Mirakel und Orakel des Jahrhunderts manche wichtige Aufschlüsse über den Himmel, über den Lauf der Gestirne, über das große Geheimniß, über Memphis, über die Hierophanten, über die transscendentale Chemie ertheilt, daß er von Riesen, Ungeheuern, von einer Stadt im Innern Afrika's gesprochen, die zehn Mal größer wäre als Paris und wo er mit gewissen Leuten in ununterbrochenem Briefwechsel stände. Er tadelte unsere Unerfahrenheit in allen den schönen Sächelchen, die er von der Fingerspitze wüßte, und immer von neuem ergoß er sich bei dieser albernem Krimskrams in die lächerlichsten und fadesten Liebeleien auf die Lamotte, die er sein Hirschchen, seine Gazelle, seinen Schwan und sein Täubchen nannte und so diese schmeichelhaften Benennungen gerade denjenigen Thiergattungen abborgte, welche sich durch eine eigenthümliche Lieblichkeit und Anmuth vor den übrigen auszeichnen. Gegen das Ende des Mahles erwies er mir die Ehre, eine Frage nach der anderen vorzulegen, die ich sämmtlich mit dem demüthigsten Bekenntniß meiner großen Unwissenheit beantwortete; doch hörte ich kurz darauf der Frau von Lamotte, daß er sowohl von meiner Person als von meiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit eine sehr vortheilhafte Meinung hegte.

Meine Neugierde war vollkommen befriedigt, mein Kopf gänzlich wirr, ich machte, daß ich wieder in meine vier Pfähle kam, wenngleich mutterseel allein und per pedes apostolorum. Ich ward auf meiner nächtlichen Wanderung von einem sanften Mondeslicht beschienen, die Witterung war sehr mild, kein Lüftchen rührte sich, der holde Frühling hatte uns wieder beglückt, die Natur bereits ihr Auferstehungsfest gefeiert. Alle Straßen waren leer und öde, Todtenstille herrschte ringsum.

(Schluß folgt.)

P o l e n.

Das Ländchen Halicz *).

In dem Lande der Polen giebt es wenig Orte, welche von der Natur mit Anmuth begabt sind, doch in großer Anzahl leicht

*) Aus dem Tygodnik Literacki. Halicz ist derjenige Theil des ehemaligen Galiziens, von dem das ganze Königreich seinen Namen hat.

deren Betrachtung durch eine reiche Erinnerung an des Volkes Schickungen zu einer erfreulichen, ja erhebenden sich steigert. Wie geheimnißvolle Schriften ihre Zier und ihren vollen Gehalt nur vor demjenigen entfalten, der mit den Blicken des Geistes den Inhalt zu durchdringen und in sich aufzunehmen versteht, so gewinnt vor manchen Beschauern eine dem ersten Eindrucke nach gewöhnliche Landschaft ein regeres Leben, als ein von der Natur selbst in der üppigsten Fülle hingestelltes Bild. Fast jedes Volk bewahrt, wie die ganze Menschheit, seine von der Fluth der Zeit nicht hinweggeschwemmten, noch immer hervorragenden Hünengräber; hier, wie in einen Knäul, sind die Fäden der vereinzelten Begebnisse des Volkes verschürzt, und zuweilen kann ein hier glücklich aufgegriffener Faden bis in die früheste Zeit und die Uranfänge des Volkes geleiten. Das Slawische Land ist voll solcher Grabhügel. Und wie sich von den Gipfeln der Tatra eine unbeschreiblich mannigfaltige und weite Aussicht eröffnet, so daß das freudentrunkene Auge ganz Polen vor sich ausgebreitet zu sehen glaubt; eben so blickt das geistige Auge, wenn es von gewissen Standpunkten der Historie aufschaut, immer tiefer in die Verwickelungen der Geschichte hinein, die einzelnen Fädchen sondern sich ihm immer deutlicher, und es erkennt aus dem noch Bestehenden das, was schon lange vorübergegangen ist.

Tritt man in das Ländchen Halicz ein, so erblickt man nichts, was auffallend wäre oder durch seinen besonderen Reiz den Wanderer fesseln könnte. Fruchtbare Ebenen, über welche meist ein heiteres Blau sich wölbt, das ist Alles, was ihn beim Eintritt begrüßt. Aber kaum schlägt das Rauschen des Dniester an sein Ohr, kaum treten die ersten Anhöhen und der über alle hervorragende Berg am Städtchen Halicz in den Gesichtskreis, da wird es schwer, weiter zu schreiten; gleich unwiderstehlich ist der heimliche Zug nach dem Gipfel, und mit immer deutlicherem Winken locken die oben befindlichen, von fern kaum bemerkten Ruinen zu sich herauf.

Die Lockung täuscht nicht, denn der Gipfel der Anhöhe lohnt den Reisenden mit einer reichen, weiten Aussicht. Von Süden her gewähren die Wächter unserer Gränzen, die braunen Karpaten, dem Auge einen Haltpunkt; Du meinst, ungeheure Gestalten von Wolken vor Dir zu sehen, die unbeweglich und in einander geschichtet über dem schönen Ungarn hängen. Von Westen her ziehen sich heitere Ebenen entlang, dicht mit Russinischen Dörfern bedeckt, und stoßen östlich an mannigfach geschmückte Hügel. Der Dniester schlängelt sich, wie ein Band, in vielen Windungen im Thale hin; wie Bilder an den Rand eines Bandes geheftet, so treten an seinen Ufern hier Anhöhen und Wälder, dort Dörfer und Triften, dort wieder glänzende Städtchen als Zierde hervor. Das Auge reißt sich nur ungern von diesem Anblicke los und wendet sich langsam zu den nahegelegenen Gegenständen, als wenn es fürchtete, das erheiterte Gemüth durch düstere Erinnerungen zu trüben. Endlich lenkt sich der Blick auf die benachbarten Ruinen. Ein frischer Wind streift über die verfallenen Trümmer; das Auge sucht umher, und unwillkürlich tritt die Frage vor die Seele, wo finde ich denn das Halicz, welches mächtig in weitem Umkreise der reiche Sitz souverainer Fürsten und Könige war? Denn das am Fuße des Berges liegende armselige Städtchen ist offenbar erst in neuerer Zeit entstanden, und so bleibt nur der Trümmerhaufe auf dem Berge als der einzige Ueberrest der weitgenannten Hauptstadt von Rothreußen, welcher das ganze heutige Galizien seinen Namen verdankt.

Die Geschichte von Halicz in vorchristlicher Zeit ist eben so wenig aufgehellt, wie die vieler Slawischen Land- und Völkerschaften, über deren Existenz kaum der bis auf uns gekommene Name Zeugniß giebt. Doch findet man in den Erzählungen einiger Chronisten manches Bestimmtere über diese damaligen Nachbarn Polens. So ist nach ihnen Rothchrobatien, innerhalb einer alten Gränzpunkte Przemysl und Halicz, lange vor dem polnischen Könige Mieczyslaw I. mit Polen vereinigt gewesen, und Nestor Dlugosz und nach ihm Naruszewicz berichten, daß die Wiatyczanen und Radymiczanen, zwischen dem San und dem Bug wohnende und den Polen verbrüderte Völkerschaften, diesem gehuldigt hätten. Mieczyslaw I., als Heide wie als Christ ein Heerführer geringen Geistes, der vor den Nachbarn bis jenseits der Saale sich neigte, überließ Chrobatien den Horden des Reußischen Wladimir. Bald jedoch gewann das mächtige Schwert Boleslaw Chrobry's nicht allein Chrobatien wieder, sondern auch das am Dniepr liegende Reußen sah sich bedroht.

Zu verschiedenen Zeiten benutzten nachher die Fürsten, welche in Menge Reußen beherrschten, die inneren Zerwürfnisse von Polen und die Fahrlässigkeit der Könige desselben, um das aufgedrungene Joch abzuschütteln und eigene Fürstenthümer zu bilden. So ward Rothreußen zur Zeit des Königs Wladyslaw Herrmann in zwei unabhängige Fürstenthümer, das von Przemysl und Halicz, getheilt. Halicz wurde um das Jahr 1100 die Hauptstadt eines ganzen Fürstenthums und die Residenz des Herrn von Kiew und Wladimir, Michael Swentopolk, den Bogufal rex Halicae nennt. Aber auch diese abgesonderte Existenz des neuen Fürstenthums dauerte nicht lange; theils durch die Kraft Boleslaw's III. und IV., theils durch Bande der Verwandschaft wurden die Fürsten von Halicz in Unterwürfigkeit von Polen erhalten, und zwar ohne bedeutende Unterbrechung bis auf den König von Polen Kasimir II. den Gerechten (gest. 1194).

Nach ihm erst tritt Halicz mit größerer Bedeutsamkeit hervor, wenn gleich der häufige und stürmische Wechsel der Fürsten die damaligen Einwohner nicht dazu kommen ließ, sich eine glückliche Lage zu schaffen. Die beiden Reußischen Fürsten Mscislaw und Wladimir sprachen, nachdem sie mit einander über die Herrschaft in Zwist gerathen waren, Kasimir's Hülfe an. Dieser entschied sich für Mscislaw, setzte ihn auf Halicz ein und nöthigte dadurch Wladimir, in Ungarn eine Zuflucht zu suchen. Mscislaw wurde schon im Jahre 1185 vergiftet, und mit Freuden sahen sich die Einwohner von Halicz von dessen grausamer Herrschaft befreit. Nun aber fanden die Ungarn eine Gelegenheit, sich des Haliczer Landes zu bemächtigen, und dem Könige Bela III. gelang es nicht nur, Wladimir zu hintergehen, sondern auch seinen eigenen Sohn Andreas den Einwohnern von Halicz zum König aufzudringen. Auch diese Freude dauerte nicht lange; schon nach drei Jahren erhob Kasimir, der an der Nachbarschaft der Ungarn kein Gefallen fand und sich aus derselben weder für die Rus noch für Polen etwas Gutes versprach, jenen Wladimir zum Fürsten auf Halicz, an dem er einen getreuen Lehnsmann fand.

Zur Zeit des Königs Leszek V., des Weißen, hatte Roman das Fürstenthum Halicz inne, welcher, nachdem er einen Einfall in Polen gewagt hatte, seinen Leichtsinn in der denkwürdigen Schlacht bei Zawichost im Jahre 1205 mit dem Leben büßte. Leszek berief darauf den Sohn des Königs von Ungarn, Koloman, nach Halicz, vermählte ihn mit seiner Tochter Salome und bildete mit Bewilligung des Papstes ein neues Königreich Halicz. Koloman wurde daselbst im Jahre 1215 gekrönt. Den Haliczanen war auch dieser neue König nicht nach ihrem Sinne; in Folge innerer Unruhen erhob sich Mscislaw, ein Reuße, der durch Muth und Tapferkeit hervorragte, zum Fürsten. Koloman wurde entsetzt und starb, ohne Nachkommen zu hinterlassen.

Im Jahre 1236 finden wir wieder einen Sohn des erschlagenen Roman, Namens Daniel, als König von Halicz. Von da an war Halicz, so wie die ganze Rus, einer langen Reihe von Unglücksfällen ausgesetzt. Von den Tartaren überschwemmt, mußte es sich lange unter dem Joche derselben beugen, ja die Fürsten gaben sich zu Anführern der wilden Horden gegen Polen her. Da verstummten die Berichte über Halicz, und endlich trug der Fürst Lew oder Leo den Glanz seiner Residenz auf Lwow (Lemberg) über, das er im Jahre 1268 gegründet hatte. An dieses sind nun die ferneren Schicksale der Reußen geknüpft.

Endlich nahm Kasimir der Große durch die vor den Polnischen Waffen verbreitete Furcht und kraft eines Vertrages mit den Herzogen von Masowien ganz Rothreußen in Besitz. Das Land fing darauf augenscheinlich an, sich zu heben. Die den Städten ertheilten Privilegien, die Glaubensfreiheit, vor Allem aber das Vertrauen auf den Schutz einer mächtigen Regierung, zogen Deutsche und Armenier heran, während die ursprünglichen Einwohner nach und nach an Polnische Sitten und Gesetze sich gewöhnten und mit dem Polnischen Reiche zu einem Ganzen verschmolzen. Seitdem hatte Halicz mit Polen ein gemeinsames Geschick; auf das hereinbrechende Unglück schauten nur noch die Trümmer der alten Veste Halicz hinab.

Rothreußen, das heutige Galizien, hieß, als ein Theil des Polnischen Reiches: die Reußische Wojewodschaft, oder die eigentliche Rus, und wurde in Landschaften (ziemie) getheilt, diese wieder in Kreise. Das Land Halicz umfaßte drei Kreise: Halicz, Trembowla und Kolomy, jeder mit einer Hauptstadt gleiches Namens. Das Wappen von Halicz war eine Dohle mit ausgebreiteten Flügeln auf weißem Felde, inmitten des Polnischen Wappens. Die Landtage wurden zu Halicz abgehalten.

Heute gehört das Städtchen zu dem Kreise Stanislawow; es ist größtentheils von Juden bewohnt. In der Umgegend liegen noch einige ärmliche Flecken, deren Namen theils an den Ruhm unserer Vorfahren, theils an die Unglücksfälle des Landes erinnern. Zurawno ist durch die heldenmüthige Ausdauer Johann's III. Sobieski, der hier gegen ein zehnmal stärkeres Heer der Türken und Tartaren Stand hielt, und durch den Frieden berühmt geworden, welcher im Jahre 1676 geschlossen wurde. Uyscia, Tismianiza, Jasupol werden in der Geschichte der Kosaken-Unruhen oft genannt.

Das Landvolk von Halicz ist kräftig und anstellig, den übrigen Einwohnern von Galizien scheint es der Haliczane an Ausdauer und Muth zuvorzuthun und sich dadurch mehr dem Ukrainen zu nähern. Bei Hochzeiten und anderen Feierlichkeiten ertönen zahlreiche Kolomyken. Man erkennt den Landmann, der unter der Bürde der Arbeit demüthig und gehorsam ist, bei diesen Lustbarkeiten kaum wieder. Wenn er eines seiner Lieder anstimmt, glänzen ihm die Augen vor Freude auf, der jubelnde Knecht scheint keinen Herrn über sich zu kennen und aller Härte seines Loses zu spotten. Uebrigens ist Ehrlichkeit ein charakteristischer Zug des Volkes, außerdem ist es gastfrei und gefällig, bereit zum Kampfe, doch nicht so entzündlich, wie die Reußen anderer Orte. Auch hängt es fester an seinem Grund und Boden, als das Volk um Lemberg und Przemysl; selten geschieht es, daß ein Landmann, selbst unter Widerwärtigkeiten, von hier aus seinen Wohnsitz wechselt, geduldig erträgt er vielmehr die Streiche des Schicksals in Hoffnung besserer Zeiten.

Norwegen.

Ole Bull.

Geboren zu Bergen in Norwegen am 5. Februar 1810, zeigte Ole Bull schon in seiner ersten Jugend die Spuren des Talents, welches ihn demnächst so berühmt machen sollte. Von einem seiner Verwandten erhielt er als Knabe von 8 Jahren eine kleine

Violine geschenkt, worauf er alsbald alle Melodieen nachspielte, die er auf der Straße singen oder ableiern hörte. Durch dieses Kinderspiel hatte er in seinem 7ten Jahre bereits eine solche Kenntniß in Handhabung des Instrumentes erlangt, daß er in den Quartetten von Pleyel mitspielen konnte. Dessenungeachtet schien es, als wenn er bald darauf der Kunst, die seines Lebens eigentliche Aufgabe war, auf immer entsagen sollte. Sein Vater bestimmte ihn nämlich zum Studiren, und da man besorgte, daß der Hang zur Musik dabei nur störend einwirken würde, entzog man ihm eine lange Zeit hindurch seine Violine, und er mußte bis zum Jahre 1828 seine Studien auf der Universität zu Christiania fortsetzen. Obgleich ihm die fernere Ausübung der Musik hierdurch sehr erschwert war, so wurde doch seine Fertigkeit auf der Violine allgemein bekannt. Als daher der Musik-Direktor am Theater zu Christiania eines Tages plötzlich erkrankte, ersucht man Bull, an jenem Abende seinen Platz einzunehmen. Bull's Triumph war so groß, daß man, als der Musik-Direktor kurz darauf starb, ihn zu seinem Nachfolger erwählte. Jetzt widmete er sich ganz dem Studium der Musik, und da seine Universitätsjahre vollendet waren, trieb ihn die Bewunderung von L. Spohr an, eine Reise nach Kassel zu machen, wo er sich ohne weitere Empfehlung selbst jenem Künstler vorstellte. Dieser soll ihn indeß mit einiger Kälte aufgenommen haben, und sie blieben sich daher fremd. Ole Bull aber war darüber so verstimmt, daß er beschloß, der Musik für immer zu entsagen und sich wieder der Jurisprudenz zuzuwenden, weshalb er sich nach Göttingen begab. Hier beschäftigte er sich nur mit seinen Studien, allein da er erfuhr, daß ein Konzert von Dilettanten zum Besten der Armen gegeben werden sollte, wachte die Liebe zur Musik wieder in ihm auf, und er erklärte seinen Wunsch, an der Aufführung Theil zu nehmen. Das Konzert hatte zu Münden statt, und Ole Bull erregte darin durch sein Spiel die größte Sensation; indeß ein bei dieser Gelegenheit vorfallender Wortstreit mit einem der Theilnehmer verwickelte ihn in ein Duell, in Folge dessen er Göttingen schnell verlassen mußte. Er befand sich in diesem Augenblick ohne alle Geldmittel, und nur mit Hülfe einiger guter Freunde gelang es ihm, über Hamburg und Kopenhagen nach Christiania zurückzukehren. Am Abende seiner Ankunft daselbst begab er sich ins Theater; seine Gegenwart wurde bald bekannt und er gleich aufgefordert, seinen alten Platz im Orchester wieder einzunehmen, welches er auch unter allgemeinem und lautem Jubel that.

Nun besuchte Bull bald darauf alle größere Städte Norwegens und schiffte sich endlich zu Drontheim wieder nach Bergen ein, nachdem er sich überall hatte hören lassen. Diese Seereise war höchst gefahrvoll und beschwerlich; denn das Schiff gerieth zwischen Treibeis, und die ganze Besatzung wurde mit dem Hungertode bedroht. Vier Leute derselben unterlagen auch wirklich diesem traurigen Schicksale, bis endlich ein milderes Wetter eintrat, das Eis zerschmolz und das Schiff an den Ort seiner Bestimmung gelangte.

Nachdem Ole Bull während eines Jahres das Orchester zu Bergen dirigirt hatte, begab er sich nach Paris, wo er im Jahre 1832 gerade zu dem Zeitpunkt eintraf, als die Cholera dort am heftigsten wüthete. Er nahm sich ein Privat-Logis und traf, fremd und unbekannt wie er war, die erforderlichen Anstalten zu einem Konzerte. Als er aber eines Tages nach Hause kam, entdeckte er mit Schrecken, daß man sein ganzes Quartier ausgeplündert und ihm Alles, selbst seine Violine, gestohlen hatte. In dieser verzweifelten hoffnungslosen Lage, mit der Französischen Sprache unbekannt und sonst ohne auch nur einen einzigen Bekannten, an den er sich hätte wenden können, faßte er, nachdem er drei Tage und Nächte trostlos herumgeirrt hatte, den schrecklichen Beschluß, seinem Leben ein Ende zu machen. Früh am Morgen des vierten Tages ging er zum Ufer der Seine und stürzte sich wirklich in den Fluß, ward aber gerettet, da gerade einige dort beschäftigte Wäscherinnen ihn gesehen hatten. Als er wieder zu sich kam und sich von einer großen Menschenmasse umgeben sah, überfiel ihn ein Grauen, in die Hände der Polizei zu fallen; er raffte daher mit einem Male alle seine Kräfte zusammen und rannte fort bis zur Straße St. Martyr. Hier sah er sich um und erblickte an einem Fenster eine Ankündigung von zu vermiethenden Zimmern; er klopft an die Thür, die ihm von einer Wittwe geöffnet wird, der er nur mit Mühe seine unglückliche Lage verständlich machen kann. Zufällig hatte diese Frau vor einigen Tagen ihren einzigen Sohn begraben, sie glaubte, eine große Aehnlichkeit zwischen Bull und dem Verstorbenen zu erkennen und beschloß daher, ihn zu sich zu nehmen. Er blieb auch wirklich mehrere Monate in ihrem Hause und wurde als ihr Sohn behandelt. Während dieser Zeit begegnete er einem Manne, den er früher hatte kennen lernen und der Bull's großes musikalisches Talent kannte; diesem erzählte er seine Unglücksfälle und wurde nun durch ihn in das Haus eines angesehenen Kaufmanns, der ein großer Musikfreund war, eingeführt. Mit seiner Unterstützung gelang es ihm endlich, ein Konzert zu geben, in welchem er den glänzendsten Beifall erhielt. Bald darauf hörte er Paganini, und voll Erstaunen erwacht er nun auch zu dem Bewußtseyn eines höheren Berufs.

Durch unermüdetes Studium und unausgesetzte Uebung gelangte Ole Bull zu seiner jetzigen Vollkommenheit, und dann erst unternahm er seine Reise nach den ersten Hauptstädten Europa's, wo er überall durch seine ganz neue, von allen früher gehörten abweichende Spielart die größte Bewunderung erregte. Man war erstaunt über die unglaubliche, ans Wunderbare gränzende Fertigkeit und Eigenthümlichkeit, womit Ole Bull der Violine die seltsamsten Töne entlockt, die oft mehr den Blasinstrumenten oder der menschlichen Stimme anzugehören scheinen; dann auch über die bisher nicht gekannte Mechanik des Bogens, womit er zuweilen auf allen vier Saiten zugleich spielt und die schwierigsten Variationen vorträgt, während das Thema auf einer Saite gleichzeitig mit vorlautet; allein man vermißte doch bei alledem jene das Herz und Gemüth ergreifenden Töne, welche die Violine, vielleicht von allen Instrumenten am meisten, hervorzubringen vermag, und wie wir sie von Paganini und Vieuxtemps häufig gehört haben. Es mag dies aber auch in den eigenthümlichen, bizarren Compositionen Ole Bull's liegen, und würde er beim Vortrag der Compositionen anderer großer Meister vielleicht eben so und noch mehr gefallen als jetzt. Jedenfalls bleibt jedoch Ole Bull ein großer Virtuose auf seinem Instrumente, und das Abenteuerliche, Romantische, ja mitunter Barocke in seinem künstlerischen Auftreten ist gewiß durch die besonderen Schicksale seines Lebens mit herbeigeführt worden. Uebrigens ist Bull trotz seiner Sonderbarkeiten doch von einer sehr liebenswürdigen Persönlichkeit und dabei gegen Arme und Nothleidende außerordentlich wohlthätig.

Mannigfaltiges.

— **Cromwell's Charakter.** Dem kürzlich erwähnten Werke des Dr. Vaughan über Oliver Cromwell, welches nicht sowohl eine vollständige Lebensgeschichte dieses Oberhauptes der Englischen Republik, als eine Zusammenstellung diplomatischer Aktenstücke aus der Zeit seines Protektorats ist, jedoch in einer vorangeschickten Einleitung sich auch über den Charakter und das Leben des Protektors im Allgemeinen verbreitet, folgte bald darauf eine erschöpfende Biographie desselben von John Forster, der in London eine fortlaufende Reihe von Lebensbeschreibungen berühmter Britischer Staatsmänner aus den Zeiten der Republik herausgiebt. Dieser Biograph Cromwell's sucht besonders die Meinung vieler Historiker, daß dieser puritanische Held und Staatsmann durch und durch Heuchler gewesen sey, zu widerlegen, indem er seine ganze Handlungsweise aus einer wunderlichen Mischung seines Temperaments herleitet, die sich von Jugend auf in ihm gezeigt habe. So glaubt Herr Forster auch, daß sich die verschiedenen Angaben der Geschichtsschreiber über Cromwell's Benehmen bei der Enthauptung König Karl's sehr wohl mit einander vereinigen ließen. Nach den Einen nämlich soll der Protektor in dem Augenblick, wo das Haupt des Königs fiel, zu Gott gebetet, nach den Anderen höhnisch darüber gewitzelt haben. Sehr möglich, meint Herr Forster, daß der empörende Scherz dicht auf ein feierliches Gebet folgte, denn es gebe kaum einen zweiten Charakter, der so krasse Widersprüche in seinem Innersten darböte, wie der seinige. So sehen wir Oliver Cromwell in Forster's Schilderung zuerst als rohen, eigensinnigen, melancholischen Knaben, in seinen Einfällen und Launen sich und Anderen gleich unbegreiflich. Keineswegs aber waren Charakterzüge an ihm zu bemerken, aus denen man hätte schließen können, daß er dereinst große Dinge vollbringen würde. Aber in seinem plötzlichen Aufwallen, in seinem Glauben an Träume und Ahnungen, in dem schnellen Wechsel seiner Entschlüsse verrieth sich schon die Art des künftigen Mannes. Der Schulknabe sieht nicht nur des Nachts, sondern selbst bei hellem Tage, riesige Gestalten an seinem Bett stehen. Als junger Mann führt er eine Zeitlang ein so wüstes Leben, daß es an Tollheit gränzt. Dann wird er mit einem Male zum Puritaner und erkrankt unter der Last seiner Gewissensangst. Als er von dem kurzen Parlamente des Jahres 1628 nach Huntingdon zurückkehrt, bekömmt er von neuem Visionen; in wildem Schrecken fährt er oft aus seinem Bette auf und sagt den Aerzten, seine Phantasieen würden ihn noch zu Tode quälen. Bald darauf hat er wieder Anfälle der ausgelassensten Lust, und so stürzt er fortwährend aus einem Extrem ins andere. Aus diesem Allen folgert der genannte Biograph, daß Cromwell an der ärgsten Hypochondrie gelitten habe, ja oft dem völligen Wahnsinn nahe gewesen sey, und hieraus will er alles Abnorme und anscheinend ganz Unvereinbare in seinem Gemüthszustande und seiner Handlungsweise erklärt wissen. Im Ganzen ergiebt sich indeß auch aus dieser mit großer Vorliebe für den Helden geschriebenen Biographie, daß Cromwell's großes Genie durch seine moralischen Schwächen sehr verdunkelt wurde.

— **Schwedens Bevölkerung.** Im Jahre 1791 zählte Schweden nur 1,780,000 Seelen, im Jahre 1820 dagegen schon 2,580,000 Einwohner. Jetzt besteht die Bevölkerung der beiden vereinigten Königreiche Schweden und Norwegen aus 2,876,000 Schweden, 1,146,000 Norwegern, 9900 Lappen, 7500 Finnen, 2500 Deutschen, 2200 Franzosen und anderen Fremden und 900 Juden. Dem Kultus nach theilt sich die Bevölkerung in 4,052,000 Lutheraner, 4000 Katholiken, 900 Juden. Den staatsbürgerlichen Rechten nach bestand sie im Jahre 1835 aus 2,628,300 Bauern, 67,000 Bürgern, 42,000 zum Militair- und Seewesen gehörigen Personen, 14,000 dem Kirchendienste Angehörigen, 20,300 Edelleuten und 9300 beim Civildienst angestellten Individuen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 149. Berlin, Mittwoch den 12. Dezember 1838.

Frankreich.

Dramaturgische und philosophisch-historische Ansichten Victor Hugo's *).

Was man Publikum zu nennen pflegt, besteht aus drei Arten von Zuschauern: erstens die Frauen, zweitens die Denker, drittens die eigentliche Menge. Handlung ist fast die einzige Forderung, welche die Menge an ein dramatisches Werk macht; die Frauen dagegen verlangen vor allen Dingen nach Leidenschaften; die Denker endlich suchen besonders Charaktere. Wenn man diese drei Klassen von Zuschauern aufmerksam studirt, so bemerkt man Folgendes: Die Menge ist dermaßen auf Handlung versessen, daß sie es im Nothfall mit den Charakteren und Leidenschaften nicht so genau nimmt, das heißt mit dem Stil, denn die Handlung läßt sich zwar in vielen Fällen durch bloße Handlung, die Leidenschaften und Charaktere aber, mit sehr wenigen Ausnahmen, nur durch das Wort ausdrücken; das Wort aber auf der Bühne, das bestimmte, nicht das schwankende Wort, ist der Stil. Die Person soll sprechen, wie sie sprechen muß, sibi constet, wie Horaz sagt. Darin ist Alles enthalten. Die Frauen, die sich übrigens auch für die Handlung interessiren, sind von der Entwickelung der Leidenschaften so eingenommen, daß sie sich um die Zeichnung der Charaktere wenig kümmern. Die Denker jedoch finden solchen Gefallen an Charakteren, das heißt an wahrhaft lebendigen Menschen auf der Bühne, daß sie zwar die Leidenschaft als natürliche Zubehör eines dramatischen Werkes gern hinnehmen, aber von der Handlung fast belästigt werden. Dies liegt daran, daß die Menge im Theater vor Allem sinnliche Darstellung, die Frau Rührung, der Denker Lebensweisheit verlangt; Alle wollen einen Genuß, aber die Einen für die Augen, die Anderen für das Herz, die Dritten für den Geist. Daher sind auf unserer Bühne drei ganz verschiedene Arten von Werken entstanden, die eine niedrig und untergeordnet, die beiden anderen groß und erhaben; alle drei aber leisten einem Bedürfniß Genüge; das Melodrama für die Menge; für die Frauen die Tragödie, in der sich die Leidenschaften entfalten; für die Denker die Komödie, die ein Gemälde der Menschheit giebt.

Wir wollen indeß hier keineswegs ein strenges Gesetz aufstellen und bitten den Leser, unserem Gedanken selbst die Einschränkungen beizufügen, die er verträgt. Jede allgemeine Regel hat ihre Ausnahmen; wir wissen sehr wohl, daß die Menge ein sehr weiter Begriff ist, in welchem sich Alles vorfindet, der Instinkt für das Schöne wie der Geschmack am Mittelmäßigen, die Liebe zum Ideal wie die Lust am Gemeinen; eben so wissen wir, daß jeder umfassende Denker in den zarten Punkten des Herzens dem Weibe gleichen muß; nicht minder ist uns bekannt, daß vermöge des geheimnißvollen Gesetzes, welches die Geschlechter geistig wie körperlich verbindet, in einer Frau sehr oft ein Denker lebt. Dies zugegeben und mit der nochmaligen Bitte an den Leser, einige Worte von dem, was wir noch zu sagen haben, nicht im zu strengen Sinne zu nehmen, fahren wir weiter fort.

Einem Jeden, der die drei ebengenannten Arten von Zuschauern genau betrachtet, muß es klar seyn, daß sie alle drei Recht haben. Die Frauen haben Recht, wenn sie Rührung verlangen, die Denker, wenn sie Belehrung suchen, die Menge, wenn sie unterhalten seyn will. Aus dieser Wahrheit entspringt das Gesetz des Dramas, dessen Zweck in nichts Anderem besteht, als jenseits der Lampenreihe, welche die Scheidewand zwischen der wirklichen und idealen Welt bildet, Charaktere, das heißt Menschen zu schaffen und durch eine Vereinigung von Kunst und Natur lebendig darzustellen; diese Menschen, diese Charaktere mit Leidenschaften erfüllen, durch welche der Charakter entwickelt und der Mensch bedingt wird; endlich, aus dem Konflikt zwischen diesen Leidenschaften und den ewigen Gesetzen der Vorsehung das menschliche Leben, das heißt alle die großen und kleinen, traurigen, lustigen und furchtbaren Begebenheiten zu gestalten, aus denen für das Herz jenes Vergnügen entquillt, welches man Mitgefühl nennt, und für den Geist jene Lehre, die man unter dem Worte Moral versteht. Das Drama hat also mit der Tragödie die Malerei der Leidenschaften, mit der Komödie die Malerei der Charaktere gemein. Das Drama ist die dritte Hauptform der scenischen Kunst, es umfaßt und erweitert die beiden ersteren. Corneille und Moliere würden abgesondert von einander dastehen, wenn Shakespeare nicht zwischen sie träte und Corneille die linke, Moliere die rechte Hand reichte. So begegnen sich die beiden entgegengesetzten Elektrizitäten des Lust- und Trauerspiels, und der Funke, der daraus entsprüht, ist das Drama. *)

Indem der Verf. hier Wesen, Gesetz und Zweck des Dramas nach seiner Auffassung erklärt, wie er sie schon früher mehrmals angedeutet hat, ist er fern davon, sich seine geringen Kräfte, die Unzulänglichkeit seines Geistes zu verhehlen. Er bittet, ihn nicht mißzuverstehen; denn er definirt hier nicht, was er gethan hat, sondern was er thun wollte. Er will bloß zeigen, von welchem Punkte er ausging, weiter nichts.

Nur wenige Zeilen können wir an die Spitze dieses Buches stellen, es ist hier nicht der Ort zu genaueren Entwickelungen. Man gestatte uns also, ohne weitere Verknüpfung der Ideen, von den so eben aufgestellten allgemeinen Gedanken, die unserer Ansicht nach, wenn nur sonst alle Bedingungen des Ideals erfüllt werden, den Leitfaden für die ganze dramatische Kunst geben, zu einigen besonderen Gedanken überzugehen, welche dies Drama, Ruy Blas, bei aufmerksamer Betrachtung wohl anregen könnte.

Um fürs erste nur eine Seite der Frage herauszufassen, nämlich den philosophisch-historischen Gesichtspunkt, welches ist in dieser Beziehung der Sinn des vorliegenden Drama's? Wir wollen uns darüber aussprechen.

(Schluß folgt.)

*) Victor Hugo schickt seinen Dramen gewöhnlich eine Art von Rechtfertigung voran, in der er zugleich die Ergebnisse seiner theoretischen Betrachtungen über die dramatische Poesie im Allgemeinen, über ihre Zwecke und Wirkungen liefert. Eine solche Einleitung befindet sich auch wieder vor seinem letzten Drama „Ruy-Blas" (s. Nr. 140 des Magazins), und wir theilen dieselbe in obigem Artikel unseren Lesern vollständig mit, als einen gewiß interessanten Beitrag zur Charakteristik des Matadors unter den dramatischen Romantikern Frankreichs.

Die Gräfin von Lamotte und Cagliostro.

(Schluß.)

Auf der Place-Royal machte ich auf kurze Zeit Halt, um etwas genauer über das Schauspiel, das ich so eben mit angesehen, nachzudenken und die einzelnen Scenen recht scharf meinem Gedächtniß einzuprägen. Ach! welches Mitleiden empfand ich mit jener armen Menschenklasse, mit jenen wegen ihrer Geburt, wegen ihres Standes und Vermögens so sehr beneideten Leuten, wenn ich überlegte, auf was für traurige Abwege sie so häufig gerathen, zu was für verderblichen Ausschweifungen sie sich verführen lassen, aus purer Uebersättigung, aus offenbarer Gleichgültigkeit gegen alle die Vorzüge und Vorrechte, von denen sie schon von Kindesbeinen an, weil es so einmal ihre Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft mit sich bringt, förmlich erdrückt werden. Ich führte mir so recht lebendig jenen bedauernswerthen Kardinal von Rohan vor die Seele, ich betrachtete mir dieses willenlose Werkzeug in den Händen eines Cagliostro und einer Lamotte, und es däuchte mir, sie wären schon darüber mit sich einig, ihn in den finstersten Abgrund zu schleudern. Und meine eigene Neugierde, fragte ich mich, ist sie wohl so ganz unschuldig? Was bezwecke ich denn eigentlich in einer schimmernden Stätte des Lasters, unter jenen niedrigen Kreaturen, die ich verachte und die mir Schauder einflößen sollten? Ich vergegenwärtigte mir die Jahre

*) Diese Aesthetik ist eben so wunderlich als naiv und kann eben nur aus dem Kopfe eines Französischen Romantikers entspringen. Eine Klassifizirung von Werken der Kunst nach den verschiedenen Elementen des Publikums, dem sie dargeboten werden, möchte wohl noch nicht dagewesen seyn. Aber man sieht sehr bald, worauf die Sache hinauslauft. Victor Hugo möchte gern, so bescheiden er sich auch stellt, als dramatischer Dichter einen Platz neben Shakespeare in Anspruch nehmen. Er philosophirt also heraus, daß das Drama eine Verschmelzung der Tragödie und Komödie sey, und daß diese Gattung von Rechts die Forderungen aller Zuhörerklassen am meisten befriedige. Solche Stücke nun, sagt er, hat Shakespeare geschrieben, und — „solche Stücke schreibe auch ich", möchte Herr Victor Hugo gern hinzufügen; aber er überläßt es dem Leser, sich das selbst zu sagen. Aus seiner ganzen Auseinandersetzung blickt jedoch wider seinen Willen hervor, daß er sich selbst der monströsen Combinationen seiner Dramen ein wenig bewußt ist und sich nun eine besondere Kunst-Theorie für dieselben zusammenbraut, eben so wie er sich weiterhin aus dem Inhalt seines „Ruy Blas" eine Philosophie der Geschichte konstruirt.

Digitized by

geengt, daß es ein Strom zu seyn schien. Das Schiff lavirte beständig und glitt wie eine Schlange zwischen den Gebirgskrümmungen dahin. Die Vegetation wurde jetzt immer dürftiger, die Fichten verschwanden oder wurden kleiner und seltener; die Birke der Ebenen mit ihren ausgebreiteten Zweigen machte der vom Schnee und der Kälte zusammengedrückten Zwergbirke Platz. Die Hügel sind mit einer reichen Moosdecke überzogen, der die Feuchtigkeit die Nahrung gewährt, aber vergeblich sieht sich das Auge nach unseren Feldpflanzen um. Man sieht hier nur die Diapensia, deren Zweige denen einer jungen Tanne ähnlich sind, und die kleine violette Glockenblumen hat; dann die Azalea procumbens, eine kleine, niedliche und zarte Pflanze, welche zwischen den Moosflechten wie ein Hochzeitsstrauß hervorwächst, und welche sich zur Erde niederbückt, gleichsam, um bei derselben eine Zuflucht gegen das Eis und den Wind zu suchen. Diese Pflanzen, welche sonst auf den Spitzen der Alpen wachsen, finden sich hier in geringer Erhöhung über dem Meeresspiegel. Die verkümmerte Vegetation unserer hohen Berge kehrt in den Thälern Norrlands wieder. Alle Hügel, an denen unser Boot vorüberfuhr, sind ohne allen Zufluchtsort; das Land ist unbebaut, und dennoch bemerkt man zuweilen an dem öden Strande eine hölzerne Hütte. Der Mensch ist kühner als die Seevögel, er baut seine Wohnung an allen Ufern und sucht inmitten der Stürme eine Ruhestätte.

Wenn man an diesem unfruchtbaren und mit verborgenen Klippen bedeckten Küstenstrich vorübergefahren ist, so bemerkt man am Ufer des Meeres einen grünen Hügel, auf dessen Gipfel ein Fichtenwald steht; dies ist Hildringen, der Wohnort des Postmeisters der beiden Provinzen. Das Boot hielt hier einige Stunden an, um Briefe einzunehmen; als wir an das Land stiegen und das freundliche Haus am Fuße einer Terrasse, auf welcher der Besitzer Küchenpflanzen zu ziehen versuchte, und den schützenden Baumgürtel und den Bach, der in einem Moosbett fließt und sein kühles Wasser mit den bitteren Wellen des Oceans vermischt, gewahr wurden, fühlten wir uns herzlich erquickt. Dieser Erdfleck, welcher dem Reisenden von fern einen so freundlichen Anblick gewährt, giebt dennoch keinen Ertrag; kaum gelingt es demjenigen, welcher die Aussaat daran wagt, alle vier oder fünf Jahre etwas Gerste und einige Kartoffeln zu ärndten. Der Sommer beginnt hier erst im Juni und endigt im September; aber der Hügel ist mit buschigem Haidekraute bedeckt, die Ziege klimmt an den Seitenwänden des Felsens hinauf, und das Meer breitet mit sanftem Gemurmel auf dem sandigen Boden eine Schaumdecke aus. Die Umgebungen dieses Wohnsitzes sind voller Leben und frischen Reizes; es folgt hier eine Schweizer Landschaft auf ein Gemälde von Salvator Rosa.

Von dieser ländlichen Scene gingen wir zu einem großartigen Anblick über. Vor uns lag das offene Meer. Das Boot tanzte auf den vom Winde gepeitschten Wellen, lehnte sich dann auf seinen Kiel und ließ hinter sich zwei lange Streifen zurück, ähnlich den Furchen, die eine Pflugschaar in den Boden gräbt. Vor uns sahen wir den Torghat mit seinem runden Gipfel und seinen beiden Seitenabzweigungen; weiterhin erschien eine bläuliche ausgezackte Linie, die Berge, welche die Sieben Schwestern heißen, und welche wie sieben neugierige Mädchenköpfe aus dem Wasser hervorragen. Der Torghat ist von oben nach unten durch eine dreihundert Fuß lange Oeffnung gespalten, welche denselben in seiner ganzen Breite durchzieht. Der Sage nach schoß einst ein Riese, dessen versteinertes Haupt man in einer Entfernung von zwölf Meilen sehen kann, einen Pfeil gegen einen Trolle ab, der ihm seine Geliebte entführte. Der Trolle entging dem mörderischen Wurfe, aber das junge Mädchen wurde auf der Insel Lek in einen Stein verwandelt, und der Pfeil machte in dem Torghat diesen ungeheuren Einschnitt.

Am Abend verfinsterte der Nebel immer noch den Himmel, aber die Strahlen der Sonne rangen mit ihm, und dadurch entstanden wunderbare Licht-Effekte. Die Berge erschienen blau an ihrem Fuße, mit einem grauen Nebelschleier an ihren Seiten umzogen und auf ihrer Spitze mit Purpur umgossen; auf dem Meere schwankten hier und da lange Schatten, und weiterhin sah man Goldfunken aus den krystallenen Wellen sprühen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Eine politische Komödie von Casimir Delavigne. Nachdem Scribe in seinen beiden Lustspielen „Bertrand und Raton" und „die Kameradschaft" die flüchtige Tagespolitik oder wenigstens handgreifliche Anspielungen auf dieselbe zum Thema gewählt hat, ist nun auch der ernstere, pathetischere Delavigne in seine Fußstapfen getreten. Er hat eine Komödie mit dem Titel la Popularité auf dem Theatre français zur Aufführung gebracht, in welcher er die Nichtigkeit der Volksgunst darstellt. Das Stück hat fünf Akte und ist in Versen geschrieben; es spielt in England zur Zeit der Landung des Prätendenten Karl Eduard, giebt aber unter der Maske jener politischen Epoche nichts Anderes als eine Parodie der Parteien, die seit der Juli-Revolution, besonders in den vier ersten Jahren nach dieser Begebenheit, in Frankreich ihr Wesen getrieben haben. Aber trotz aller sauberen Ausarbeitung und eleganten Versifizirung, wodurch Delavigne sich auch hier wieder auszeichnet, hat die Komödie mißfallen; indeß wohl nicht, wie Jules Janin meint, weil sie sich um die Politik des Tages dreht, sondern gewiß deshalb, weil sie diese Politik ganz prosaisch eben nur abgeschrieben hat aus den Debatten der Kammern und Zeitungen, statt sie in Aristophanischer Weise durch Phantasie, Humor und Witz ins Reich der Poesie zu erheben, wozu es freilich Herrn Delavigne an Kraft gebricht. Für diesen wahren Grund ist der Französische Kritiker blind, und in seiner Blindheit verurtheilt er lieber den Aristophanes sammt Herrn Delavigne und behauptet, die Komödie müsse, wie die Tragödie, das Ewige darstellen, nicht das Vergängliche, sie müsse die prototypischen Schwächen und Lächerlichkeiten der Menschheit schildern, nicht ihre an besondere Zeiten und Umstände geknüpften Irrthümer, also am wenigsten die politischen. Auf diesem Wege kömmt denn Herr Janin dahin, Plautus über Aristophanes zu stellen, und Moliere natürlich noch über Beide. „Was liegt uns jetzt", sagt er sehr naiv, „an Kleon, dem Gerber, den Aristophanes geißelte? Dagegen ist der Geizige des Plautus unsterblich." Genug, er ist bitterböse auf Delavigne ob seines Aristophanischen Versuchs, der allerdings von der Art zu seyn scheint, daß man dem liebenswürdigen Feuilletonisten seinen Zorn wohl verzeihen kann, in dem er ausruft: „Wehe uns, wenn wir nach allen politischen Qualen des Tages, nachdem wir die Zeitungen, die beiden Kammern, den Telegraphen, die Börse, die Wahlen aller Art, die Tisch- und Salon-Gespräche hinter uns haben, wenn wir uns dann auch noch des Abends im Theater mit der Politik herumschlagen sollen. Was soll da aus euch armen Dichtern und Künstlern werden! Ihr seyd so schon wider Willen die Sklaven, die Märtyrer der Politik. Alles um euch her hat sie mit ihrem versengenden Hauche angeweht, die Blüthen des Frühlings wie die Freuden des Winters; in eure Bücher, in eure Lustbarkeiten, in eure Liebschaften hat sie sich eingeschlichen. Das Theater allein blieb euch noch, und nun will sie sich auch des Theaters bemächtigen. Die Abscheuliche! Nein, nein, man lasse sie nicht dahin. Man mache das Theater nicht zu einer Rednerbühne, die Komödie nicht zu einem Zeitungsartikel, Mlle. Mars nicht zu einem ermatteten Zungendrescher, der mit heiserer Stimme lauter Gemeinplätze vorträgt, die Schauspieler des Theatre français nicht zu alten abschmeckigen Deputirten, die mit ihren im Moniteur begrabenen Reden von Anno 30 in den Tag hinein peroriren, um sich dafür zu rächen, daß man sie nicht wiedergewählt hat!" Jules Janin geht dann auf eine weitläuftige Analyse des Delavigneschen Lustspiels ein. Der Dichter hat darin, um recht vollständig zu seyn, in jedem Akt eine besondere Phase der Politik dargestellt und alle mögliche Arten von Politikern gezeichnet: einen echten Republikaner, einen hingebenden Royalisten, einen politischen Hanswurst, der gar kein bestimmtes Glaubensbekenntniß hat, einen Machthaber, der die Regierung nur liebt, weil er daran Theil hat, einen reinen Oppositionsmann, der gegen Alle und gegen Alles eifert, einen Wähler, als die groteske Person des Drama's, und, damit nichts fehle, auch einen feilen Zeitungsschreiber. Und was die Charaktere betrifft, so ist daran ebenfalls großer Reichthum vorhanden: der Lächerliche, der sich schmeicheln läßt, der Gimpel, der sich für klug hält, der Schwätzer, der sich ein Redner dünkt, die Wetterfahne, die sich nach allen Winden dreht, der Schwachkopf, der stets demjenigen Recht giebt, welcher zuletzt gesprochen hat, der erfahrene Greis, der über alle Täuschungen erhaben ist, alle diese verschiedenen Abstufungen werden uns vorgeführt. Und im Hintergrunde des Drama's bewegt sich das Volk, die blinde Masse, die lärmt, Beifall klatscht und zischt, ohne zu wissen, warum. Im ersten Akte werden die Fragen über den politischen Eid und über die Volksherrschaft abgehandelt. Im zweiten zeigt der Dichter, wie man seinen politischen Glauben mit Anstand wechselt. Im dritten kömmt es zu politischen Coalitionen: unter anderem Namen reichen sich Herr Garnier Pagès und Herr Berryer die Hand. Im vierten wird eine Emeute zu Stande gebracht, eine Emeute die jetzt auf dem Französischen Theater schon zu einer völlig stereotypen Figur geworden ist, die sich zu Allem brauchen läßt und, wie die Bedienten der Komödie, Jedermanns Livree trägt. Im fünften Akte endlich demonstrirt Herr Delavigne, wie die Popularität, gleich dem Schwerdte des Damokles, nur an einem Faden hängt, denn „dicht beim Kapitol ist auch Tarpeja's Klippe", — eine Wahrheit, die freilich, wenn es sich von der falschen Popularität handelt, so trivial ist, daß sie durch keine Komödie mehr bewiesen zu werden braucht. „Aber", so schließt Jules Janin seine Betrachtungen über das Stück, „laßt uns darum die echte Popularität nicht verachten. Für die Edlen, wenn sie auch proskribirt werden, kömmt doch dereinst der heilige Tag der Gerechtigkeit. Aristides wird aus der Verbannung zurückberufen, Sokrates ist Griechenlands Gott. Casimir Perier, der große Bürger, der vor Schmerz und Verdruß gestorben, sieht ein ganzes Volk in Trauer seiner Leiche folgen, welches ihm dankt, daß er es aus einer Revolution gerettet, die Alles aus dem Wege räumen sollte. Dies allein ist die wahre Popularität, und nach dieser müssen alle Männer von Herz und Talent in dieser Welt streben, nach ihr, die nicht in der Laune der Völker ihre Quelle hat, sondern in ihrem Gewissen."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 150. Berlin, Freitag den 14. Dezember 1838.

Frankreich.

Ein Abendessen bei Moliere. *)

Der fortwährende Aerger, welchen Madame Moliere ihrem Gatten bereitete, hatte diesen in eine so gereizte Stimmung versetzt, daß er seine Gesundheit ganz vernachlässigte. In Folge einer leichten Unpäßlichkeit, die bei einiger Sorgfalt ganz unschädlich vorübergegangen wäre, stellte sich ein Brustübel ein, und in dessen Geleit ein hartnäckiger Husten; dieser Zustand verschlimmerte sich immer mehr und mehr, so daß eine strenge Diät ihm zur Pflicht gemacht wurde.

Sein kleines Haus in Auteuil, wo Moliere alle seine Zeit verbrachte, wenn er die Geschäfte für seine Truppe beseitigt hatte, wurde der Schauplatz einer tragikomischen Begebenheit, deren Held der Dichter Chapelle **) war. Dieser begab sich eines Tages mit Jonsac, Rantouillet, Lully und Quinault dahin, um einen vergnügten Abend bei dem gemeinschaftlichen Freunde zu verleben. — „Wir wollen heute bei Dir zu Abend speisen", mit diesen Worten traten sie bei Moliere ein. — „Sehr gern", war die Antwort, „leistete ich Euch dabei Gesellschaft, doch meine Gesundheit verbietet es; ich überlasse aber unserem Freunde Chapelle die Sorge, Euch so gut als möglich zu bewirthen." — Sie liebten Moliere zu aufrichtig, um ihm Zwang anzuthun, nur verlangten sie, er solle ihnen seinen Zögling und Pflegesohn Baron schicken. — „Meine Freunde", antwortete ihnen Moliere, „Ihr seht mir so aus, als wolltet Ihr die ganze Nacht hier verjubeln; wie soll der junge Mensch das aushalten! Das würde ihn beästigen; ich bitte Euch, laßt ihn." — „Nein, wahrhaftig nicht", rief Lully aus; „ohne ihn wäre das Fest nichts werth, Du mußt ihn uns schicken." — Moliere war gezwungen, nachzugeben; er trank noch seine Milch in ihrer Gesellschaft und ging dann zu Bett.

Die Gäste setzten sich zu Tisch. Zuerst waren Alle einsilbig, wie das gewöhnlich unter Leuten ist, die sich das Vergnügen aufzusparen wissen, und diese Herren verstanden sich vortrefflich darauf. Bald wurde Chapelle vom Wein aufgeregt, aber diesmal gerieth er in üble Laune. — „Meiner Treu", rief er aus, „ich bin ein rechter Narr, daß ich mich hier alle Tage zu Ehren Moliere's betrinke; ich bin der Sache überdrüssig, und was mich am meisten ärgert, — er bildet sich ordentlich ein, es sey meine Schuldigkeit." — Die Gesellschaft, fast ganz berauscht schon, billigte Chapelle's Klagen; indeß trank man immer fort und kam nach und nach auf andere Gedanken. Nachdem man lange genug die Gegenstände besprochen, die gewöhnlich unter Leuten dieses Schlages bei derlei Gelagen aufs Tapet kommen, ließ man es sich gegen drei Uhr Morgens beikommen, auch einmal die Moral vorzunehmen.

„Was ist das Leben doch für ein erbärmlich Ding", sprach Chapelle, „wie reiht sich immer ein Mißgeschick an das andere! Dreißig bis vierzig Jahre stehen wir auf der Lauer, um einen Augenblick des Vergnügens zu erhaschen, aber immer vergebens! In unserer Jugend plagen uns unsere grämlichen Aeltern und wollen uns den Kopf durchaus mit allerhand unnützem Plunder vollpfropfen. Ich mache mir den Teufel daraus, ob sich die Erde oder die Sonne dreht; ob der Narr Decartes oder der Phantast Aristoteles Recht hat! Mein Erzieher war ganz toll, immer kam er wieder auf dergleichen Albernheiten zurück und plagte mich mit seinem Epikur. Uebrigens lasse ich mir den Philosophen noch gefallen, der ist noch der Gescheidteste. Nicht eher werden wir von all den Narren befreit, als bis man uns irgend eine Anstellung über den Hals schickt. „Und die Frauen", fügte er mit erhobener Stimme hinzu, „das sind mir die rechten Geschöpfe, geschworene Feindinnen unserer Ruhe. Ja wahrhaftig, das Leben ist nichts als ein Gemisch von Kummer, Ungerechtigkeit und Unglück!"

„Meiner Treu! Du hast ganz Recht, mein lieber Freund", antwortete ihm Jonsac und umarmte ihn zärtlich; „was wären wir ohne dies bischen Vergnügen? Das Leben ist gar nichts werth, wir wollen ihm ein Ende machen, und damit wir alten guten Freunde nicht getrennt werden, wohlan, so wollen wir uns jetzt gleich alle zusammen ertränken; der Fluß ist ganz in der Nähe." — „Das ist wahr", stimmte Rantouillet bei, „wir könnten die Zeit gar nicht besser wählen, um als gute Freunde und recht vergnügt zu sterben; unser Tod wird sicher Aufsehen machen." — Der große Entschluß wurde einstimmig gebilligt; die trunkene Gesellschaft steht auf und begiebt sich wohlgemuth zum Flusse. Baron machte Lärm und weckte Moliere, den dieses unsinnige Vorhaben heftig erschreckte, weil er die Weinlaune seiner Freunde kannte. Unterdessen waren die Todeslustigen beim Flusse angekommen und hatten sich in einen Kahn gesetzt, um sich recht mitten im Strome zu ertränken. Moliere's Diener und mehrere Leute aus dem Orte liefen eiligst den Trunkenbolden nach, die schon ins Wasser gesprungen waren, und fischten sie wieder heraus. Ganz entrüstet über die unwillkommene Rettung, ergriffen sie ihre Degen, stürzten auf ihre Feinde los, verfolgten sie bis nach Auteuil und wollten sie ermorden; die meisten dieser armen Leute suchten eine Zuflucht bei Moliere, der die Wüthenden so anredete: „Was ist Euch begegnet, meine Freunde, was haben Euch denn die Schelme hier angethan?" — „Zum Teufel", entgegnete Jonsac, der am meisten auf den Wassertod versessen war, „diese Schufte haben uns wieder aus dem Wasser herausgeholt! Höre, lieber Moliere, Du hast Verstand, urtheile, ob wir Unrecht haben. Wir sind der Plackereien dieser Welt überdrüssig und haben daher beschlossen, uns in jene zu begeben, um dort was Besseres zu finden; der Fluß schien uns der kürzeste Weg dahin, aber diese Taugenichtse versperren ihn uns; müssen wir sie nicht dafür bestrafen?" — „Versteht sich, ich bin ganz Eurer Meinung", antwortete Moliere. „Macht, daß Ihr hinaus kommt, Ihr Schurken, sonst tödte ich Euch!" schrie er den armen Landleuten mit verstelltem Zorne zu. „Ich finde es sehr kühn von Euch, daß Ihr eine so schöne That verhindern wollt." Sie zogen sich zurück und bekamen noch einige Hiebe mit auf den Weg.

„Nun aber, Ihr Herren Trunkenbolde", fuhr Moliere fort, „was habe ich Euch gethan, daß Ihr mir einen so schönen Entschluß nicht mittheiltet? Was, Ihr wolltet Euch ohne mich ertränken! Ich hätte Euch mehr Freundschaft zugetraut." — „Er hat wahrhaftig Recht", sprach Chapelle, „da haben wir wirklich eine Ungerechtigkeit begangen. Komm schnell mit, wir wollen uns nun zusammen ertränken." — „Sachte, sachte", erwiederte Moliere, „das ist keine Sache, die man so leichthin abmacht; es ist die letzte Handlung unseres Lebens, sie muß mit gehörigem Anstand vollzogen werden. Man wäre boshaft genug, uns einen schlechten Grund unterzuschieben, wenn wir uns um diese Zeit ertränkten; man würde gewiß sagen, wir hätten es in der Nacht gethan, wie Verzweifelte oder wie Betrunkene. Laßt uns dazu einen ehrenvolleren Augenblick wählen, der besser für unseren bisherigen Wandel paßt. Morgen früh um neun Uhr, nüchtern und vor aller Welt, wollen wir uns in den Fluß stürzen." — „Diese Gründe sind vollkommen einleuchtend", meinte Rantouillet, „es läßt sich nichts dagegen einwenden." — „Alle Wetter, ich bin außer mir", schrie Lully, „der Moliere hat doch immer tausendmal mehr Verstand als wir. Die Sache ist abgemacht, wir verschieben die Partie auf morgen und legen uns jetzt zu Bette, denn ich falle vor Müdigkeit um."

Ohne Moliere's Geistesgegenwart wäre gewiß Unglück geschehen, denn die Herren waren total betrunken und gewaltig gegen ihre Retter aufgebracht. Ganz mit Unrecht hat man dieses famöse Abendessen in Zweifel gezogen. Grimarest's Bericht darüber ist Baron's Denkwürdigkeiten entlehnt, der ja einer der Tischgenossen war. Die Sache kann ein wenig ausgeschmückt seyn, aber sie beruht auf einer wahren Begebenheit; Louis Racine hat geäußert, sein Vater habe oft davon gesprochen.

*) Aus einem in Lieferungen erscheinenden Werke von Edouard Foucaud: Die Französischen Schauspieler von Moliere bis auf unsere Zeit" (les comédiens français depuis Molière jusqu'à nos jours), an welchem fleißige Forschung und ein richtiges Urtheil gerühmt werden.

**) Ein besonderer Liebling Moliere's; das bekannteste und gelesenste unter seinen Werken ist eine poetische Reise, die er mit seinem Freunde Bachaumont zusammen verfaßte.

Dramaturgische und philosophisch-historische Ansichten Victor Hugo's.

(Schluß.)

Wenn eine Monarchie ihrem Sturz entgegengeht, so bietet sich dem Beobachter mancherlei Erscheinungen dar. Zuerst sieht man den Adel zu seiner Auflösung sich hinneigen. Indem er sich auflöst, zerfällt er, und dies geht folgendermaßen zu: das

Reich wankt, die Dynastie erlischt, das Gesetz stürzt zusammen, die politische Einheit, von Intriguen hin und her gerissen, zerbröckelt; die höheren Stände entarten; Todesschwäche zeigt sich überall, nach außen wie nach innen; alles Große im Staat ist niedergesunken, das Kleine allein steht noch aufrecht, ein trauriges Schauspiel für die Welt; keine Polizei, keine Armee, keine Finanzen mehr; Jeder ahnt das nahe Ende. In allen Gemüthern herrscht Langeweile am Abend und Furcht vor dem Morgen, Mißtrauen gegen Jedermann, gänzliche Muthlosigkeit, tiefer Ekel. Da die Krankheit des Staates im Haupte ihren Sitz hat, so wird der Adel, der diesem zunächst steht, auch zuerst davon ergriffen. Was wird nun aus ihm? Ein Theil der Edelleute, der minder rechtschaffene und hochherzige, bleibt am Hofe. Es soll ja doch Alles zu Grunde gehen, also drängt die Zeit, man muß sich beeilen, man muß sich bereichern, man muß zu steigen suchen und die Umstände nützen. Nur an sich hat man zu denken. Ein Jeder scharrt, ohne Erbarmen für das Land, unter der allgemeinen Noth sich in einem Winkel ein kleines Vermögen zusammen. Man ist Höfling, Minister, man hascht nach Glück und Macht. Mit Geist begabt, mißbraucht man ihn zu schlechten Zwecken und freut sich des Gelingens. Orden, Aemter, Würden, Geld, Alles nimmt man mit, nach Allem trägt man Gelüst, Alles plündert man. Man lebt nur noch für Ehrgeiz und Habgier. Die geheime Zerrüttung, die sich aus menschlicher Schwäche erzeugt, verbirgt man unter hohler Gravität; und da ein Leben, so erpicht auf Eitelkeiten und Freuden des Stolzes, zu seiner ersten Bedingung hat, daß man sich aller natürlichen Gefühle entäußere, wird man zum Thier. Kömmt dann der Tag der Ungnade, so kriecht ein Ungeheuer aus dem gestürzten Höfling hervor, und der Mensch verwandelt sich in einen Teufel.

Der verzweiflungsvolle Zustand des Reichs treibt den anderen Theil des Adels, den besseren und edler gearteten, nach einem anderen Wege hin. Er begiebt sich nach Hause. Er kehrt in seine Paläste, auf seine Schlösser, auf seine Güter zurück. Er hat Abscheu vor den Staatsgeschäften, denn er vermag ja doch nichts mehr zu ändern, das Ende der Welt ist ja nahe; wozu sich also noch bemühen, wozu sich Sorgen aufbürden? Betäuben muß man seine Sinne, die Augen schließen, leben, trinken, lieben, genießen. Wer weiß, wo wir im nächsten Jahre sind? So raisonnirt der Edelmann, oder, wenn er es nicht ausspricht, so hat er doch das dunkele Gefühl davon. Er nimmt also das Leben wahr, so lange es noch tagt; er verzehnfacht seine Dienerschaft, kauft Pferde, bereichert die Weiber, giebt Feste, veranstaltet Orgien, wirft fort, verschenkt, verkauft, macht Ankäufe, nimmt Gelder auf, überladet sich mit Schulden, schlemmt, liefert sich den Wucherern in die Hände und steckt am Ende sein Hab und Gut an allen vier Ecken in Brand. An einem schönen Morgen stößt ihm ein Unglück zu. So schnell die Monarchie auch ihrem Verderben entgegeneilt, er hat sie noch überholt. Alles ist aus, Alles liegt in Schutt. All' das herrliche Leben ist in Rauch aufgegangen, ist in die Winde zerstoben. Nur Asche bleibt davon zurück. Von Allen vergessen und verlassen, außer von seinen Gläubigern, wird aus dem armen Edelmann das Erste Beste, ein Stück Abenteurer, ein Stück Raufer, ein Stück Zigeuner. Er verliert sich und verschwindet unter der Menge, unter der trüben, dunklen Masse, die er sonst kaum aus der Ferne, zu seinen Füßen sah. Nun versenkt er sich unter sie, nimmt zu ihr seine Zuflucht. Gold hat er nicht mehr, aber ihm bleibt das Sonnenlicht, dies allgemeine Gut aller derer, die sonst nichts haben. Ehedem hat er auf den Höhen der Gesellschaft gewohnt, jetzt sucht er sich tief unten einen Platz und weiß sich in seine Lage zu finden; er spottet über seinen ehrgeizigen Verwandten, der reich und mächtig ist; er wird Philosoph und macht keinen Unterschied zwischen Räubern und Höflingen. Uebrigens ist er eine gute, brave, kluge und biedere Natur, ein Gemisch von Dichter, Bettler und Fürsten; er lacht über Alles; läßt von seinen Kameraden, wie ehemals von seinen Leuten, die Wache ausprügeln, ohne selbst Hand anzulegen; vereinigt nicht ohne Grazie in seinem Benehmen den Hochmuth eines Marquis mit der Frechheit eines Zingaro; ist nach Außen blasirt, im Innern gesund, und hat vom Edelmanne nichts mehr als seine Ehre, die er hütet, seinen Namen, den er verbirgt, und seinen Degen, den er zeigt.

Wenn die Geschichte aller Monarchieen unter gewissen Umständen das eben entworfene Gemälde darbietet, so zeigt es sich ganz besonders in Spanien zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts auf schlagende Weise. Wäre es also dem Verfasser gelungen, in dem vorliegenden Drama diesen Theil seiner Idee vollständig darzustellen, was er sich aber keineswegs einbildet, so würde Don Salluſt der Begriff der einen Hälfte des Spanischen Adels seyn, und Don Cäsar der anderen.

Bei dieser Skizzirung des Castilianischen Adels aus der Zeit von 1695 sind natürlich, wie überall, die seltenen, achtbaren Ausnahmen nicht mit eingeschlossen. Dies beiläufig. Untersucht man diese Monarchie und diese Epoche noch weiter, so sieht man hinter dem solchergestalt zerspaltenen Adel, der sich bis auf einen gewissen Punkt in den beiden ebengenannten Männern personifiziren ließe, im Dunklen eine große, düstere, unbekannte Masse sich bewegen. Es ist das Volk; — das Volk, dem die Zukunft gehört, nicht die Gegenwart; das verwaiste, arme, verständige und starke Volk; tief gestellt und hoch strebend; mit dem Brandmal der Sklaverei auf dem Rücken und mit den Ahnungen des Genius im Herzen; das Volk, der Knecht der Großen, und in seinem Elend, in seiner Schmach nach der einzigen Gestalt aufblickend, die ihm inmitten dieser zerrütteten Gesellschaft in göttlichem Nimbus als Autorität, Liebe und Fülle erscheint. Das Volk wäre Ruy Blas.

Ueber diesen drei Männern, die, unter solchem Gesichtspunkt betrachtet, drei Thatsachen und in diesen drei Thatsachen die ganze Spanische Monarchie des siebzehnten Jahrhunderts vor den Augen des Zuschauers ins Leben rufen und vorüberführen würden, — über diesen drei Männern erhebt sich ein reines, leuchtendes Wesen, ein Weib, eine Königin. Unglücklich als Weib, denn sie ist nicht anders daran, als wenn sie keinen König neben sich hätte; aus Königlichem Mitleid und vielleicht auch aus weiblicher Neigung huldreich gegen die, welche unter ihr stehen, und so ihre Blicke nach unten wendend, während Ruy Blas, das Volk, nach oben blickt.

In den Augen des Verfassers und unbeschadet dessen, was die Nebenpersonen noch zur Wahrheit des Ganzen beizutragen im Stande sind, würde die Gruppe dieser vier Figuren den Inbegriff der hervorragenden Punkte bilden, welche die Spanische Monarchie vor hundertvierzig Jahren dem Blick des philosophischen Historikers darbot. Man könnte, so scheint es, diesen vier Figuren noch eine fünfte hinzufügen, die des Königs Karl. Aber in der Geschichte wie im Drama ist Karl II. von Spanien keine Gestalt, sondern ein bloßer Schatten.

Wohl zu bedenken jedoch, was wir hier gesagt haben, soll keineswegs eine vollständige Auslegung des „Ruy Blas" seyn, sondern nur eine der Seiten, von denen man das Stück betrachten kann, nämlich der besondere Eindruck, den dies Drama, wenn es ein solches Studium lohnte, etwa vom Gesichtspunkte der Philosophie der Geschichte, auf den ernsten, nachdenkenden Geist machen dürfte.

Indeß, wie wenig auch an diesem Drama seyn mag, so bietet es doch, wie alle Dinge dieser Welt, noch viele andere Seiten dar und kann außerdem noch auf vielerlei Weise betrachtet werden. Wie von einem Berge, so lassen sich auch von einer Idee mehrere verschiedene Ansichten nehmen. Es kömmt darauf an, welchen Standpunkt man wählt. Nur um besser zu veranschaulichen, was wir meinen, verzeihe man ein viel zu hochstrebendes Gleichniß: der Montblanc, von La-Croix-de-Flechères aus gesehen, gleicht nicht dem Montblanc, von Sallenches aus gesehen; dennoch ist es derselbe Montblanc.*)

So würde, um von etwas Riesenhaftem zu etwas Winzigem überzugehen, auch dieses Drama, dessen historischen Sinn wir eben angedeutet, eine ganz andere Gestalt darbieten, wenn man es von einem noch erhabeneren, von dem rein menschlichen Gesichtspunkte aus betrachtete. Dann würde Don Salluſt der vollkommenste Egoismus seyn, die rastlose Sorge für sich selbst; Don Cäsar dagegen die Uneigennützigkeit und Sorglosigkeit; man würde in Ruy Blas das Genie und die Leidenschaft sehen, eingezwängt durch die gesellschaftlichen Verhältnisse und sich um so höher schwingend, je gewaltsamer die Einzwängung ist; die Königin endlich wäre die Tugend, untergraben von der Langeweile.

Unter dem bloß literarischen Gesichtspunkt würde die in „Ruy Blas" enthaltene Idee noch einen anderen Anblick gewähren; es könnten die drei Hauptformen der Kunst darin personifizirt und zusammengefaßt erscheinen. Don Salluſt wäre das Drama, Don Cäsar die Komödie, Ruy Blas die Tragödie. Das Drama schürzt den Knoten der Handlung, die Komödie verwickelt ihn, die Tragödie schneidet ihn durch.**)

Alle diese Ansichten sind richtig und wahr, aber keine davon ist erschöpfend. Die absolute Wahrheit ist nur in dem Ganzen des Werkes enthalten. Möge nur Jeder darin finden, was er sucht, so wird der Dichter, der sich dessen übrigens nicht schmeicheln will, sein Ziel erreicht haben. In philosophischer Hinsicht ist Ruy Blas das Volk, das nach den höheren Regionen aufstrebt; in menschlicher Hinsicht ist er ein Mann, der ein Weib liebt; in dramatischer ein Bedienter, der eine Königin liebt. Die Menge, die sich Abend für Abend nach diesem Werke drängt, weil es in Frankreich den Versuchen des Geistes nie an öffentlicher Aufmunterung gefehlt hat, von welcher Art sie auch seyn mögen, diese Menge sieht in Ruy Blas nur dies Letztere, die dramatische Seite, den Bedienten, und sie hat Recht.

Was wir hier von „Ruy Blas" gesagt, scheint uns übrigens aus jedem anderen Werke ebenfalls hervorzuleuchten; ja, gerade dies ist das Ausgezeichnete an den ehrwürdigen Werken der Meister, daß sie mehr Seiten für das Studium darbieten, als die anderen. Tartüffe erregt den Einen Lachen, den Anderen Entsetzen. Tartüffe ist die Hausschlange, oder der Scheinheilige, oder die Scheinheiligkeit. Für den Einen ist er ein Mensch, für den Anderen eine Idee. Othello ist Diesem ein Schwarzer, der eine Weiße liebt; Jenem ist er ein Emporkömmling, der eine Patrizierin geheirathet hat; dem Dritten ein Eifersüchtiger, dem Vierten die Eifersucht selbst. Und diese Verschiedenheit der Gesichtspunkte thut der Grund-Einheit der dichterischen Schöpfung nicht den mindesten Abbruch. Wir haben es schon anderswo gesagt: tausend Aeste und ein einziger Stamm.***)

---

*) Ueber den bescheidenen Victor Hugo! In der ersten Hälfte seiner Vorrede war es Shakespeare, und hier ist es der Montblanc, wenn er durch die Betrachtung seines Drama hingeleitet wird, aber zum Glück immer, ohne anderen Ansichten dadurch vorgreifen zu wollen.

**) Sollte man nicht glauben, ein Boileau oder Döbler mache uns hier seine Taschenspielerkünstchen vor! Wahrlich, der Französische Romantiker faßt und in dieser Analyse einen tiefen Blick in die poetische Maschinerie seiner Schule thun.

***) Wer möchte dem Dichter hierin nicht Recht geben? Nur scheint er selbst nicht auf dem besten Wege zu seyn, solche konkrete Charaktere zu schaffen, wie die dramatische Poesie vor allen sie fordert; vielmehr verräth er in dem ganzen Verlauf seiner Vorrede, daß er, statt den Zuschauern das Ab-

Wenn der Verfasser dieses Stücks die geschichtliche Bedeutung des „Ruy Blas" besonders hervorgehoben hat, so geschah es deshalb, weil, seiner Meinung nach, in geschichtlicher Hinsicht, und freilich nur in geschichtlicher Hinsicht, sein „Ruy Blas" mit „Hernani" zusammenhängt. In „Hernani" wie in „Ruy Blas" ist das große Phänomen des Adels neben dem großen Phänomen des Königthums dargestellt. Nur daß in „Hernani", wo das absolute Königthum noch keine vollbrachte Thatsache ist, der Adel noch gegen den König ankämpft, theils durch Stolz, theils mit dem Degen, halb feudalistisch, halb rebellisch. Im Jahre 1519 lebt der hohe Adel fern vom Hofe, in den Gebirgen, als Raubritter wie Hernani, oder als Patriarch wie Ruy-Gomez. Zweihundert Jahre später stehen die Sachen anders. Die Vasallen sind Hofleute geworden. Und wenn etwa einem Großen noch das Bedürfniß kömmt, seinen Namen zu verbergen, so ist es nicht, um sich dem Könige, sondern um sich seinen Gläubigern zu entziehen. Er wird nicht mehr Raubritter, er wird Zigeuner. Man fühlt es, daß eine lange Reihe von Jahren unter dem absoluten Königthum über diese edlen Häupter dahingegangen ist und die Einen gebeugt, die Anderen mürbe gemacht hat.

Und nun gestatte man uns noch dies letzte Wort: zwischen Hernani und Ruy Blas liegen zwei Jahrhunderte Spaniens, zwei große Jahrhunderte, während welcher es der Nachkommenschaft Karl's V. gegeben war, die Welt zu beherrschen; zwei Jahrhunderte, welche die Vorsehung, merkwürdig genug, nicht um eine Stunde verlängern wollte, denn Karl V. ist im Jahre 1500 geboren, und Karl II. stirbt im Jahre 1700. Ludwig XIV. erbte im Jahre 1700 von Karl V., wie Napoleon im Jahre 1800 von Ludwig XIV. erbte. Diese großen dynastischen Erscheinungen, die auf Augenblicke die Geschichte erleuchten, sind für den Verfasser ein schönes, wehmuthsvolles Schauspiel, auf welchem seine Blicke gern verweilen. Er versucht manchmal, etwas davon in seine Werke zu übertragen. So wollte er „Hernani" mit dem leuchtenden Morgenroth erfüllen und „Ruy Blas" mit dem Dunkel der Abenddämmerung umgeben. In „Hernani" geht die Sonne des Hauses Oesterreich auf, in „Ruy Blas" geht sie unter.

N o r w e g e n.

Ansichten von Norwegen.

II. Sandtorv.

(Schluß.)

Am Morgen des 4. Juni gingen wir über den Polarkreis hinaus. Für uns Alle, die wir noch nie so weit nordwärts vorgedrungen waren, war dies ein wahres Freudenfest, und schon durchflogen wir in unseren Gedanken die neuen Länder, die uns aufstoßen würden. Je weiter wir vorwärts kamen, einen desto wilderen und großartigeren Charakter nahm die Natur an; nackte Berge schwingen sich kühn aus dem Wasserspiegel auf; die Seitenwände derselben steigen gerade und steil auf, ihr Gipfel ist viereckig zugeschnitten, geöhrt wie eine Nadel oder gezackt wie eine Säge; der Schnee senkt sich immer mehr zum Meere nieder, und schwarze Nebel breiten sich wie ein Trauerschleier über diese weiße Fläche aus. Von Zeit zu Zeit steigt aus dem Meere ein Schwarm Seemöwen auf, welche mit den Flügeln schlagen und am Strande dahinschweben; eine Schwalbe, welche von ihrem Wege abgeirrt war, umflatterte unser Boot, als wenn sie auf demselben eine Zuflucht gesucht hätte; dann hört jede Spur des Lebens auf, und man sieht nur noch die Berge, deren Gipfel sich kühn zu den Wolken aufthürmen, den verschleierten Himmel, den einsamen Strand und das finstere Meer. Wenn ich auf dieses großartige Schauspiel hinausblickte, fühlte ich meine Unfähigkeit, es zu beschreiben; ich überließ mich dem Eindrucke der einsamen Inseln, der wüsten Felsen, welche bei einer Naturumwälzung entstanden zu seyn scheinen, und wünschte, daß Byron an meinem Platze gewesen wäre.

Jetzt winden die Matrosen das Ankertau auf, und wir fahren in eine Bucht ein, welche von allen Seiten mit schneebedeckten Felsgipfeln umringt ist. Zwei Handelsbriggs liegen im Hafen, und an der Küste weht eine Flagge; wir sind zu Bodoe, der einzigen Stadt Norrlands, wenn man einige dreißig hölzerne Häuser und einige halbleere Magazine, welche sich dem Wasser zuneigen, als wenn sie der vergeblich erwarteten Zufuhr von Getraide und Fischen entgegenharrten, eine Stadt nennen kann. Die Drontheimer Kaufleute hatten große Hoffnungen auf diese Stadt gesetzt; sie wollten aus derselben einen Handelsplatz, eine Nebenbuhlerin Bergens machen. Im Jahre 1803 traten mehrere derselben zu einer Gesellschaft zusammen, welche ein Kapital von 600,000 Francs auf diese Unternehmung verwendete. Indeß hielt sich Bergen, und die Verluste der Gesellschaft wurden bald so bedeutend, daß sie ihre Unternehmung aufgeben und die Gebäude verkaufen mußte. Jetzt sind in Bodoe nur zwei Kaufleute und einige Handwerker. In einiger Entfernung befindet sich die Kirche, ein kleines niedliches Gebäude, welches in einer malerischen Gegend, zwischen zwei Meerbusen am Fuße eines Hügels gelegen ist, auf welchem einiges Strauchwerk wächst. Ehemals stand hier eine sehr alte Kapelle, denn die Provinz Norrland ist seit undenklichen Zeiten bewohnt gewesen. Im Mittelalter hieß dieselbe Hologaland und wird oft in den Isländischen Sagen erwähnt. Die Ueberbleibsel des Alterthums sind indeß allmälig verschwunden, und man findet nur noch eine geringe Anzahl zerstreuter Grabhügel und Grabsteine ohne Inschriften. Das einzige irgend bemerkenswerthe Denkmal in der Umgegend der Stadt ist ein Grabstein aus dem siebzehnten Jahrhundert, welcher sich in der Kirchenmauer befindet und einen alten Priester mit langem Barte und Schnurrbarte darstellt; die eine Hand desselben ruht auf der Brust, die andere auf einem Buche. Man erzählte mir, daß die Frau dieses Priesters die eheliche Treue gebrochen habe. Nach seinem Tode erfuhr er in der jenseitigen Welt, was ihm zu seinem Glücke in der diesseitigen verborgen geblieben war. Nun kehrte er alle Nacht zur Erde zurück, um seiner Frau den Fehltritt vorzuhalten, und die unglückliche, von Gewissensbissen gequälte Wittwe setzte ihr Halsband und ihren ganzen Schmuck daran, um ihrem Gatten ein Denkmal zu errichten; hernach soll sie Ruhe gehabt haben. An der rechten Hand des steinernen Priesters bemerkt man einen zerbrochenen Finger. Nach einer Volkssage vermaß sich einst ein Bauer, welcher seine Stärke zeigen wollte, denselben abzubrechen; als er dies vollbracht hatte, verfiel er in eine sonderbare Krankheit, welche Niemand kannte und von welcher ihn kein Arzt heilen konnte.

Als wir die Kirche besichtigt hatten, traten wir in das Predigerhaus; es hat eine viereckige Gestalt wie ein altes Kastell; in der Mitte befindet sich ein gepflasterter Hof, auf jeder Seite ein Wohnhaus. Der Erbauer war ein reicher und ehrgeiziger Priester. Er hatte nach der im achtzehnten Jahrhundert üblichen Taxe den Bischofstitel gekauft, und als er die Bestallung in Händen hatte, wünschte er eine seiner Würde angemessene Wohnung zu beziehen. Er ließ aus Drontheim einen berühmten Maler kommen und den Empfangssaal und sein Arbeitszimmer mit vier großen Gemälden schmücken, welche Schäfer und Schäferinnen, schöne Damen mit Reifröcken, die in ihren Fingern aufgeblühte Rosen hielten und zu deren Füßen schmachtende Jünglinge knieten, darstellten. Die Ausführung dieser idyllischen Scene ist ziemlich unkünstlerisch, aber die Thatsache ist merkwürdig genug. Als ich die Geschichte der Idylle in ihren verschiedenen Umbildungen studirte, vermuthete ich nicht, daß dieselbe sich in einer Predigerwohnung in Norrland unter dem sechsundsechzigsten Breitengrade eingenistet hätte.

Ueber Bodoe hinaus gelangt man in den Westfiord, welcher an manchen Stellen so breit ist, daß man ihn für das offene Meer halten könnte. Ist man indeß einige Stunden in die hohe See hinausgesteuert, so kommen wieder Berggruppen und Felsen zum Vorschein. Dies sind die Lofodden, einer der beachtenswerthesten Punkte Skandinaviens. Hier versammeln sich alljährlich die Fischer des Nordens zum Winterfischfange. Sie strömen zu Hunderten, zu Tausenden aus Finnmarken, Drontheim und Bergen herbei. Auf sämmtlichen im Fiord zerstreuten Inseln zählt man wohl dreitausend Böte, und jedes Boot ist mit sechs Mann bemannt. Theils angeln sie, theils werfen sie Netze aus; sie lassen diese Nachts im Wasser und ziehen sie Morgens heraus. Im Januar oder Februar langen sie an und kehren erst im April wieder heim. Auf jeder Insel wohnt ein Kaufmann, welcher für die unvorhergesehenen Bedürfnisse der Fischer sorgt, denn Butter, Mehl, Milch und Branntwein bringen sie selbst mit. Der Kaufmann vermiethet ihnen ebenfalls gegen Entrichtung von vierundzwanzig Fischen auf den Mann die Trockenräume und die armseligen Hütten, in denen sie zuweilen zu achtzehn oder vierundzwanzig zusammenkommen. Wenn sie auf der Station ankommen, wählen sie sich einen Patron. Gewöhnlich ist dies ein alter erfahrener Fischer, welcher die Aufgabe hat, ihre Streitigkeiten zu schlichten, das Wetter zu beobachten und die kleine Flotille zu den fischreichen Stellen zu leiten. Nach den Bestimmungen vom Jahre 1830 muß dieser Patron jährlich neu gewählt werden, und die Fischer, die sich seiner Leitung überlassen, haben ihm einen Tribut von zwei Fischen zu entrichten.

In der Umgegend der Lofodden sammeln sich die Fische in so großer Anzahl, daß sie oft mehrere Klafter hoch über einander geschichtet sind. Der Patron wirft das Senkblei aus, und wo dieses vom Rücken der Fische wie von einem Felsen abprallt, hält er an und beginnt den Fischfang. Jeden Morgen schaut er nach dem Himmel und der Richtung des Windes; durch das Aufpflanzen seiner Flagge giebt er das Zeichen zum Aufbruch. Im Februar sind an den nördlichen Küsten die Nächte so lang und die Finsterniß so dicht, daß die Fischer nicht vor neun Uhr Morgens ausziehen und um vier Uhr Nachmittags schon wieder aufbrechen. Sie kehren dann in ihre Hütten zurück oder bereiten die Fische in ihren Böten. Einen Theil ihres Fanges verkaufen sie sogleich an Drontheimer Kaufleute, einen anderen hängen sie an Stangen zum Trocknen auf und holen ihn im Juni ab. Auch im Sommer giebt es an den Küsten von Finnmarken eine Fischzeit, aber der Fang ist um diese Zeit weniger ergiebig. Man kann die mittlere Summe des Ertrages in diesen beiden Zeitabschnitten zu 300 Francs anschlagen, und um diese zu erwerben, müssen die Fischer ein höchst armseliges Leben führen. Man braucht nur die hölzernen Hütten, welche kaum gegen die Kälte schützen, und den nackten Boden, auf welchem sie in ihren feuchten Kleidern ruhen, zu betrachten, um das tiefste Mitgefühl zu empfinden. Hier bleiben sie während dreier Wintermonate, fern von ihren Familien, schlecht gekleidet und schlecht genährt, des Nachts auf dem kalten Boden schlafend, um am Tage die Netze aus dem eisigen Wasser zu ziehen. Die Unreinlichkeit, die Feuch-

---

strahlirten aus dem Konkreten zu literlassen, vielmehr umgekehrt selbst von lauter Abstractionen aufgegangen ist und daraus Menschen zusammenzuleimen und sogenannte philosophisch-historische Ideen zu konstruiren gesucht hat.

tigkeit ihrer Kleidung, die schlechte Nahrung erzeugen schwere Krankheiten, von denen sie nie geheilt werden: die Krätze, den Ausschlag, die Elephantiasis und am häufigsten den Skorbut.

Ein Norwegischer Dichter, Peter Doß, Prediger in Alstahong, hat die Entbehrungen, welche diese Unglücklichen zu erdulden haben, die Gefahren, denen sie ausgesetzt sind, in sehr pathetischen Worten beschrieben, und die Fischer, welche diese Theilnahme an ihrem Schicksale rührte, haben den Namen des Dichters in ihren mündlichen Ueberlieferungen gesegnet und sein Andenken verewigt. Auf der Spitze des großen weißen Segels der Norrländischen Jachten bemerkt man zwei kleine schwarze Bänder, welche die Fischer als Trauerzeichen nach dem Tode Peters Doß angenommen haben sollen. Die Geschichte erwähnt viele glänzende Zeugnisse der Bewunderung, welche dem Andenken berühmter Menschen zu Theil geworden sind; ich aber kenne kein schöneres als die Ueberlieferung des Namens dieses armen Dichters vom Vater auf den Sohn und die Trauer, welche alle Barken im Meerbusen für ihn anlegen.

Indeß sind weder das Elend noch die Krankheiten oder die Gefahren des Meeres ein Hinderniß für die Männer des Nordens; sie lieben ihr Fischerleben, und nichts würde sie demselben ungetreu machen können. Die Nordländer unserer Tage sind noch dieselben wie ehemals; der Instinkt, ein unwiderstehlicher Zug treibt sie ins Meer hinaus, und der Hang wird zur Gewohnheit. Das Meer ist ihr Reich, ihr Reichthum, ihre Freude; auf demselben übt das Kind seine schwachen Kräfte, sucht der verheirathete Mann den Unterhalt für seine Familie, und auch der Greis würde dasselbe nicht aufgeben, wenn ihn nicht seine Schwäche dazu zwänge. Der erste Tag, welchen der Fischersohn auf den Lofodden zubringt, ist der Tag seines Eintritts in's Leben; er legt die Lederjacke und die großen Stiefeln an, schwingt das Ruder; er ist stolz, er ist ein Mann. Bis zu dieser Zeit taugte er nur, mit den Weibern und Kindern hinter dem Ofen zu hocken. Wie unergiebig auch der Boden Norrlands seyn mag, so würde derselbe vielleicht doch einigen Ertrag geben, wenn der Fischer sich zum Landbau entschließen könnte, aber das kostet ihm Ueberwindung, denn alle seine Gedanken sind auf das Meer gerichtet, und wenn er dieses verläßt, versinkt er in gänzliche Traurigkeit. Man fordere einen Norrländer auf, eine Viertelmeile zu Fuß zurückzulegen, und er wird den Weg ungeheuer lang finden, aber man sage ihm, er solle mehrere Stunden rudern, so wird er lächeln und augenblicklich bereit seyn. Die Bauern des Kirchspiels Tromsoe stehen keinen Augenblick an, funfzehn bis zwanzig Meilen weit zu rudern, um Sonntags die Kirche zu besuchen, wenn sie aber im Hafen angelegt haben, wird es ihnen sauer, einige Straßen weit zu gehen; die Kaufleute, denen diese Trägheit bekannt ist, haben deshalb ihre Magazine auch ganz nahe am Strande aufgerichtet.

Wir waren schon über den Westerfiord hinausgeschifft. Das Meer war stürmisch, der Himmel bezogen, der Wind eisig; auf dem Verdecke konnte man nicht mehr ohne eine dreifache wollene Bekleidung umhergehen, und in das Gesellschaftszimmer konnte man nicht hinabsteigen, ohne die Ausdünstungen der Seekrankheit einzuathmen. Die stärkeren Passagiere versuchten, der rauhen Luft zu trotzen, indem sie raschen Schrittes auf dem Verdecke auf und ab schritten, und die minder Entschlossenen sendeten dem Capitain einen furchtsamen Blick zu, in welchem die Frage lag, ob sie nicht bald auf der Station anlangen würden. Unterdeß fiel das Thermometer immer mehr, der Wind peitschte die Wellen, und wir sahen nichts als Wasser und kahle Berge. Endlich bemerkten wir, als wir eine Bucht umschifften, auf einem grünen Vorgebirge ein großes, schönes Haus, welches von Magazinen umgeben war; dies war die Insel Sandtorv, auf welcher wir die Nacht zuzubringen gedachten. Die Insel ist groß und stark bevölkert; die Erdzunge, welche sich vor uns aus dem Meere erhob, wird von einem reichen Kaufmanne bewohnt, welcher zweimal jährlich auf seiner Jacht nach Bergen fährt, um dort die Fische zu verkaufen und Waaren einzutauschen. Alle Fischer sind seine Vasallen, und jeder seiner Nachbarn ist ihm irgendwie zinsbar; seine Gerstenfelder und seine Weiden bedecken einen langen Küstenstrich. Sein Haus ist das Absteigequartier der Reisenden, die Börse der Insel, wo alle Staats- und Handelsangelegenheiten besprochen werden, wo alle Neuigkeiten zusammenströmen. Nur er steht in direkter Verbindung mit Bergen und Dronthеim, den beiden großen Städten des Nordens; nur er empfängt die in Christiania erscheinende Zeitung. Hinter seinem Hause, welches den armen Leuten dieser Gegend wie ein Palast erscheinen muß, stehen fünf oder sechs hölzerne Hütten; die eine derselben wird von einem Faßbinder, eine andere von einem Schuhmacher bewohnt; beide sind gleich arm und müssen das, was ihnen ihr Handwerk nicht gewährt, dem Fischfang abzugewinnen suchen. Etwas weiterhin stand das Haus des Lootsen; er bat mich, einzutreten. Seine Tochter gab mir einen Stuhl, und seine Frau bot mir Milch an, denn die Armuth schließt hier nicht die Gastfreundschaft aus, und die Fischerhütte wie das Kaufmannshaus stehen dem Fremden offen. Während die Familie des Lootsen mit meinem Empfange beschäftigt war, nahm ich die Wohnung in Augenschein; sie war sehr ärmlich; ein einziges kleines, übelriechendes Zimmer zu ebener Erde diente als Schlafgemach, als Küche und als Wohnzimmer; über demselben befand sich noch ein Zimmer, in welchem die Frauen spannen und webten, wenn die Männer auf den Fischfang ausgezogen; neben dem Hause sah man eine Trockenkammer und einen unvollendeten Schuppen. Diese armen Leute schlafen auf der Diele, welche nur mit einem Felle bedeckt wird, sie trinken mit Wasser verdünnte Milch, welche sie mehrere Monate gähren lassen, und nähren sich das ganze Jahr hindurch von Käse und Fischen. Da sie oft kein Heu für ihr Vieh haben, so geben sie demselben gekochte Fischköpfe zu fressen, und den Kühen soll diese Nahrung sehr zusagen. Der Boden bringt nichts als ein wenig Gerste hervor, oft ärndten sie gar nichts, und wenn sie das Fünf- oder Sechsfache der Aussaat wiedererhalten, können sie von Glück sagen. Im Winter und Sommer zieht der Mann auf den Fischfang aus, die Frau arbeitet mit den Kindern, und so lebt die Familie von einem Tage zum anderen. Nichts desto weniger sind alle zufrieden, und als der Mann mich zurückgeleitete und mir das Thal zeigte, welches auf der einen Seite vom Meere, auf der anderen von Bergen geschlossen wird, deren schneebedeckte Gipfel in der Ferne verschwinden, rief er freudig aus: „O, wie schön ist das Thal von Sandtorv!“ — Gewiß hätte er sein Loos mit keinem anderen vertauscht.

Als ich zum Kaufmannshause zurückkehrte, hörte ich Norwegische Gesänge und lautes Gespräch. Die Meisten meiner Reisegefährten waren hier versammelt. Auf dem Tische stand eine Punschbowle, eine Flasche Portwein und die Theekanne. Der Hausherr ging von einem Gaste zum anderen, indem er einen Jeden zum Trinken und zur Ausbringung seiner Toaste aufforderte. Als ich eintrat, ging er mir entgegen, hieß mich willkommen und drückte mir mit Norwegischer Herzlichkeit die Hand; dann brachte er mir ein Glas, und es wurde meine Gesundheit, die seinige, die seiner Familie und aller Anwesenden ausgebracht. Kaum waren alle diese Toaste zu Ende, als schon wieder neue angegeben und ebenfalls mit Gesang und fröhlichem Lärm begleitet wurden. Unterdeß saßen die Frauen im Hintergrunde und blickten schweigend auf das lärmende Schauspiel hin; sie standen nur auf, um unsere Gläser zu füllen, und kehrten dann wieder zu ihrem Platze zurück. Unter ihnen war ein junges Mädchen von leidendem Aussehen, die ihr blondes Köpfchen zuweilen zu uns erhob und die sich wie Mignon nach dem Lande zu sehnen schien, wo die Citronen blühen. E. Marmier.

Mannigfaltiges.

— Die Musik in Deutschland und Frankreich. Es ist schon der Verdienste erwähnt worden, die sich unser Landsmann Joseph Mainzer um die musikalische Bildung der niederen Volksklassen in Paris erwirbt, indem er eine Gesangsschule für Handwerker dort begründet hat, die bereits die schönsten Früchte getragen. Dem Ohre des gemeinen Mannes in Frankreich, früher nur an das Unisono gewöhnt und auch in diesem mit Mühe die Melodie festhaltend, ist nun mit einem Male in der Harmonie der vierstimmigen Männerchöre eine neue Welt aufgegangen, und die Zöglinge des Herrn Mainzer hängen mit innigster Verehrung an ihrem Meister, der ihnen wie ein guter Genius erscheint und, ein anderer Orpheus, das Brutale im Menschen bezwingt, die wilden Leidenschaften beschwichtigt. Aber nicht nur in diesem Wirkungskreise leistet der Deutsche Musiker in Paris so Nützliches, auch in den Gebildeteren strebt er einen edleren musikalischen Sinn zu wecken, indem er sie in trefflichen Abhandlungen, Biographieen und Schilderungen mit den Deutschen Komponisten und ihren Werken, so wie mit der ganzen Art und Weise, wie diese Kunst in Deutschland kultivirt wird, bekannt zu machen sucht. Er ist ein fleißiger Mitarbeiter an dem Panorama de l'Allemagne, welches Herr Savoye herausgiebt, und außerdem wird von ihm ein eigenes Werk in fortlaufenden Lieferungen unter dem Titel: „Musikalische Skizzen und Reise-Erinnerungen“ (Esquisses musicales et souvenirs de voyage) erscheinen. In der ersten Lieferung, welche so eben die Presse verlassen hat, erzählt er unter Anderem sein Zusammentreffen mit Mozart's Witwe in München, wobei er zugleich mehrere Züge aus dem Leben des größten aller Tondichter mittheilt. Er spricht dann über die Musik-Zirkel in München und in Deutschland überhaupt und macht bei dieser Gelegenheit folgenden Vergleich mit dem musikalischen Treiben in Frankreich: „Während in Frankreich die Musik nur zur Unterhaltung dient, ist sie in Deutschland ein Kultus; hier geht man nüchtern ans Werk, vor Tische; in Frankreich dagegen greift man zur Musik mit vollem Magen, während man mit der Verdauung zu kämpfen hat; in Frankreich soll die Musik amüsiren, sie muß gefällig und leicht seyn, ein bloßer Ohrenkitzel; in Deutschland soll sie das Herz rühren, sie soll zu edlen Empfindungen anregen und das Gemüth erheben. In Deutschland ist die Musik die Seele aller Gesellschaften; in Frankreich ist sie stets irgend einem Vergnügen untergeordnet. Hier musizirt man um der Gesellschaft willen; dort kömmt man zusammen, um zu musiziren.“ Herr Mainzer hat, als guter Patriot, nur die Lichtseite der Deutschen Musikliebe hervorgehoben; denn man wird gestehen müssen, daß auch bei uns gar mancher Mißbrauch mit dieser Kunst getrieben wird, und daß es gar oft in unseren Theezirkeln damit nicht besser hergeht, als in Frankreich. Der Verfasser der „Phantasiestücke in Callot's Manier“ wußte hiervon ein Lied zu singen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 151. Berlin, Montag den 17. Dezember 1838.

Italien.

Giorgio Vasari und das Jahrhundert der Kunst.

Unter allen Malern, die zugleich den Pinsel und, mehr oder weniger, die Feder geführt haben, ist Giorgio Vasari der einzige, der einen dauernderen Nachruhm durch seine Schriften als durch seine Gemälde erlangt hat. Rosso würde nicht einen Vers haben bilden können, der nicht das verwegene und wunderliche Genie, das, zuweilen übertrieben, die Eifersucht Primaticcio's erregte, entschieden offenbart hätte. Michel Angelo's Sonnette sind — man kann es ohne Ungerechtigkeit sagen — von der Mehrzahl der Bewunderer des „jüngsten Gerichts" und seines „Moses" vergessen, und Salvator Rosa würde keinen Strahl seines Ruhmes einbüßen, auch wenn seine politischen Satiren niemals ans Licht getreten wären. Giorgio Vasari allein ist gerade im Gegentheil heute als Maler kaum bekannt oder nur mit Geringschätzung genannt, und dennoch hat sein Name einen gleich hellen Klang wie der von den berühmtesten seiner Zeitgenossen, weil er in der glücklichen Wahl seines Berufes nicht auf dem Felde der Malerei allein die Unsterblichkeit suchte. Heißt dies aber etwa, daß Vasari als Künstler ohne Verdienst gewesen sey? Nein, eben so wenig als Michel Angelo und Salvator Rosa ihres großen Namens unwürdige Dichter gewesen sind. In den wenigen Sonnetten Michel Angelo's, die auf uns gekommen sind, und in den Satiren Salvator Rosa's zeigt sich ein unleugbares Talent, in feierlichem und schwermüthigem Stil bei dem Ersteren, in Kraft und Empfindung bei dem Anderen, in Begeisterung bei Beiden, die, in Ermangelung anderer großer Gaben, hingereicht hätten, diese Männer der Vergessenheit zu entreißen. Indem aber ein mächtigerer Reiz sie zur Malerei als zur Poesie hinzog, schrieben sie ihre schönsten Gedanken auf die Leinwand, und aus diesem Grunde suchen wir ihre Meisterschaft heute lieber auf der Leinwand als auf dem Papier. Wollte man diesen Ausspruch umkehren und auf Vasari anwenden, so würde man sehr fehl schließen; denn, um die Wahrheit zu gestehen, wenngleich die herrschende Ansicht ihr widerspricht, so halten wir Vasari als Maler für eben so groß denn als Geschichtschreiber, wo nicht gar für größer. Wir begnügen uns vorläufig mit der einfachen Hinweisung auf die Thatsache, daß Vasari nicht bloß als Verfasser „des Lebens der Maler", sondern eben so sehr als Verfasser „der Anbetung der drei Könige" oder „der Empfängniß" glänzt; später sprechen wir ausführlicher von diesen Werken.

Giorgio Vasari wurde zu Arezzo im Jahre 1512, d. h. im Anfange jenes Jahrhunderts der Kunstepoche geboren, deren Geschichtschreiber er werden sollte. Da sein Groß- und Urgroßvater sich, der Eine als Bildner in gebranntem Thon, als Maler der Andere, einen mehr als gewöhnlichen Ruf erworben hatten, so begreift man leicht den Wunsch der Aeltern, daß ihr Giorgio den Glanz der Familie noch erhöhen sollte. Sobald seine Hand also die nöthige Sicherheit hatte, fing er an, zu zeichnen. Seine ersten Lehrer waren keine anderen als Michel Angelo, Andreas del Sarto und Rosso; jener, das kolossale Genie des 16ten Jahrhunderts, der andere nur aus Liebe zur Korrektheit schüchtern, und Rosso, der stürmische Pinsel, der Alles dem Ausdruck opferte. Was wäre aus Vasari geworden, wenn er, so entgegengesetzten Unterricht durchdringend, die Eigenthümlichkeiten seiner Lehrmeister in glücklicher Harmonie verschmolzen hätte! Strenge Regel, Anmuth, Kraft, wer konnte sich wohl jemals des Besitzes dieser Trias rühmen? Niemand, selbst nicht der göttliche Raphael, der korrekt, anmuthig, geschmackvoll, geschickt in der Farbengebung, dennoch im Ganzen in der Mischung fehlt. Hätte nun Vasari die Eigenschaften, welcher Raphael entbehrt, in der Schule dieser drei Männer sich zu eigen gemacht: Wer vermag zu bestimmen, auf welche Höhe Vasari sich geschwungen? Mag es nun an Fleiß oder an Lust gefehlt haben, es ist ausgemacht, daß Vasari anfangs keinen großen Nutzen aus dem Unterricht zog, den seine Lehrer an ihn verschwendeten. Allem Anscheine nach zeigte sich seine späterhin deutlich ausgesprochene Vorliebe für die Florentinische Schule noch nicht einmal in der Periode, von der wir sprechen; denn ungeachtet der Freundschaft, die ihn bereits an Michel Angelo fesselte, stand er keinen Augenblick an, ihn zu verlassen, als der Kardinal Ippolito von Medicis ihn nach Rom berief. Und dort vergaß er ganz und gar seinen Lehrer über Raphael und die Maler der Römischen Schule, deren Werke er ohne Unterschied zeichnete. Ein undankbarer Schüler, verleugnet er an einem Tage drei Meister, die er den Abend vorher geliebt und bewundert hat. Der Geschmack an Skulptur und Baukunst erwacht mit einem Male in ihm; hingepflanzt vor die schönsten Denkmäler Roms, zeichnet er sie, wie die edelsten Bildsäulen aus dem Alterthum. Unverkennbar haben diese abwechselnden Studien seiner Originalität Eintrag gethan; denn mit seiner von Natur leicht bewegten Einbildungskraft und seinem wenig festen Willen machte der Jüngling alle Stile durch, gleichgültig für jeden oder vielmehr sie im Anfange sich zu Mustern nehmend, dann immer einem um des anderen willen untreu, keinem aus innerer Neigung anhängend. Doch muß man zu Vasari's Lobe hinzufügen, daß er nach dieser Wanderung durch den Eklektizismus sich zu dem Stile Michel Angelo's entschiedener als zu dem Stile irgend eines Anderen hinneigte. Er sah ein, daß der Entwurf auf die Farbengebung Rücksicht nehmen müßte, und hing von da an der Florentinischen Schule mit aufrichtiger Bewunderung an. Leider war es zu spät, seine Manier war schon entschieden. Vasari trug sich schon zu lange mit dem Gedanken der mannigfaltigsten Nachahmung und der Idee einer Vollkommenheit; mit aller Anstrengung verfolgte er das Ideal einer chimärischen Einheit und konnte sich nicht entschließen, von vorn anzufangen, sich einer Radikal-Kur zu unterwerfen. Diese junge Sympathie späterer Tage konnte ihn nicht dahin bringen, dem Eklektizismus zu entsagen, der undankbaren Straße, auf der es nur wenigen bevorzugten Geistern gelingt, an die Pforte des Ruhmes zu gelangen und das Erdreich unter ihren Schritten zu verwandeln, wie ein Raphael. War Vasari auch nicht mit einem solchen Epoche machenden Genie begabt, so erwarb er sich dennoch als Maler und als Baumeister hinlängliche Meisterschaft, um die ihm in Rom und im übrigen Italien aufgetragenen Werke mit Erfolg ausführen zu können.

Um diese Zeit existirte zu Rom in der Nähe des Kardinals Farnese eine Art von literarischem Klub, dessen Mitglieder, so sehr sie auch seitdem verdienter Vergessenheit anheimgefallen sind, zu ihrer Zeit einen ausgebreiteten Ruf besaßen. Zur Steuer der Wahrheit muß man hinzufügen, daß diese Männer ihre Berühmtheit wenigstens eben so sehr der Sittenlosigkeit ihres Charakters als ihrem schriftstellerischen Verdienste beizumessen hatten. Paul Jovius z. B. war ein Geschichtschreiber, von dessen Wahrheitsliebe er uns in einem schamlosen Briefe mit folgenden Worten einen erbaulichen Begriff giebt, daß ein Geschichtschreiber ein Narr seyn müßte, wenn er aus seinem Gewerbe nicht den möglichsten Nutzen zu ziehen suchte und die Leute nur in dem Maße lobte, als sie seine Panegyrici bezahlten. Man mag urtheilen, ob Paul Jovius Bedenken trug, diese Theorie in Anwendung zu bringen, wenn man erfährt, daß er, um die Stelle eines Kanonikus an der Kathedrale zu Como zu erlangen, sich im Voraus verpflichtet hatte, der Lobredner Adrian's VI. zu werden, wie er auch in der Geschichte dieses Papstes Wort gehalten. Späterhin erklärte er sich selbst gegen diese feile Lobhudelei und wüthete gegen das Andenken Adrian's, das er nun eben so zu schänden suchte, als er vorher es erhoben hatte. In der Zeit, von der hier die Rede ist, war Paul Jovius abwechselnd der Günstling Leo's X., der ihn den Titus Livius seines Jahrhunderts nannte; Adrian's VI., man weiß, aus welchem Grunde; Clemens' VII., der ihm eine Wohnung im Vatikan und eine zweite Pfründe gab, und Paul's III., des Vaters von Paul Farnese, bei dem er um den Kardinals-Hut, welchen Astrologen ihm aus den Sternen prophezeit hatten, buhlte.

Diesem würdigen Jünger Clio's zur Seite glänzte der Dichter Francesco Maria Molza, dessen Muse lange Zeit im Dienste der großen und kleinen Mäcene seines Jahrhunderts gestanden hatte; aber alle Schätze, die seine lyrischen Fuchsschwänzereien ihm aufhäuften, vermochten, bei seiner zügellosen Genußsucht, ihn nicht vor Mangel zu schützen. Dieser Mann, welcher um einer Schaar von Konkubinen willen seine rechtmäßige Gattin verstoßen hatte, sah sich bald der grausamsten Blöße preisgegeben, ohne Wäsche, ohne die nöthigste Bekleidung, mußte er zuletzt das Mitleid des unschuldigen Opfers seiner Ausschweifungen in Anspruch nehmen, vielleicht schon ein heimliches Opfer der schändlichen Krankheit, die ihn wegraffte. — Der erbärmlichste unter diesen

in verschiedenem Grade verächtlichen Menschen war ohne Widerrede Claudio Tolommei, Bürger von Siena, der, von persönlichem Ehrgeiz getrieben, keinen Anstand genommen hatte, einige Jahre früher sich zur Päpstlichen Partei zu halten, welche auf die Zerstörung der Republik Siena ausging. Aus seinem Vaterlande vertrieben, nachdem er an dem Feldzuge gegen dasselbe Theil genommen, suchte der Verräther Tolommei von seinen martialischen Thaten Erholung in dem Anbau der Wissenschaften und hielt sich, wie seine Konsorten, zum Kardinal Farnese, diesem würdigen Mäcen aller Laster und Gemeinheit.

Man wird uns diese Abschweifung, die keine ist, verzeihen. Nicht bloß zeigt sich so die moralische Ueberlegenheit der ausgezeichneten Schriftsteller des neunzehnten Jahrhunderts vor denen des sechszehnten, sondern es fällt dadurch auch ein helles Licht auf einen Zeitraum, der eben so viel Erhabenheit als Gemeinheit umschließt, und auf einen Mann, der in solchem Kreise lebte und studirt seyn will. Auf Anrathen solcher Personen, mit denen er zum Unglück auf einen vertrauten Fuß zu leben genöthigt war, unternahm Vasari, um dem allmächtigen Kardinal Farnese zu gefallen, die Geschichte der berühmten Maler und Architekten zu schreiben. Da die Freunde des Kardinals Vasari dieser Aufgabe nicht gewachsen glaubten, verlangten sie nur einfache Data von ihm. Vasari, der mit einer großen Menge unter den Künstlern seiner Zeit in Verbindung stand, war ganz in der Lage, zahlreiche und ungewöhnliche Urkunden für ein solches Werk zu sammeln. Wenn diese Vorarbeit beendigt war, sollte Paul Jovius die verschiedenen Bruchstücke vereinigen und dem Ganzen die letzte Feile geben. Es fehlen, hieß aber, in dem Sinn eines so gewissenhaften Historikers wie Paul Jovius war, etwas ganz Anderes als Würde und Korrektheit hineinbringen. Hätten die Notizen Vasari's der bessernden Hand dieses Mannes sich fügen müssen, so würden die betreffenden Maler und Baumeister ohne Zweifel gebrandschatzt und weniger nach ihrem Verdienst als nach ihrer Freigebigkeit gewürdigt worden seyn. Zum Glück kam es nicht zu diesem neuen Skandal. Vasari, der sich im Stande fühlte, sein Werk selbst zu verfertigen, schlug die ihm angebotene Mitarbeiterschaft aus und behielt sich nur vor, sich einige Ansichten und Rathschläge vor der Veröffentlichung auszubitten.

Nach einigen Jahren, die auf interessante Untersuchungen verwendet worden, war das „Leben der Maler und Baumeister" im Jahre 1547 beendigt. Durchgesehen von dem Pater Gio Matteo Faëtani und mit einigen grammatischen Verbesserungen Annibal Caro's ausgestattet, erschien das Werk endlich drei Jahre später in zwei Bänden zu Florenz. Blickt man auf die gänzliche Unabhängigkeit, in welcher der Verfasser zu den in seinem Werke besprochenen Künstlern stand, ob er sie nun mit Schärfe oder Milde beurtheilte, so muß man „das Leben der Maler" für ein unparteiisches und gewissenhaftes Werk erklären; und doch sollte die Umgebung, in welcher er lebte, wenn auch ohne sein Wollen, keinen Einfluß auf ihn geübt und seine Urtheile gefärbt haben? Wenigstens kann man sich dieses Gedankens nicht gut erwehren, wenn man den Zorn erklären will, den das Werk von seinem ersten Erscheinen an bei vielen Künstlern erregte, der noch überdies neue Nahrung fand in einer Anzahl von kompromittirenden Anekdoten über die aufgenommenen Männer, welche man in Umlauf zu setzen wußte. Wollte man billig seyn, so mußte dieser Haß weit eher die ihn bestimmende Umgebung als den Verfasser selbst treffen. Beim Anblick der ernsten Folgen begriff Vasari schnell sein Unrecht und gestand, da die volle Wahrheit zu sagen ihm verboten war, doch so viel ein, daß Auslassungen und Zusätze sich in sein Werk eingeschlichen hätten, er wisse selbst nicht wie. Von diesem Augenblick an stand sein Entschluß fest, so bald als möglich eine neue mit der größten Sorgfalt durchgesehene Ausgabe seines Werkes zu besorgen, um den ohne sein Wissen beleidigten Persönlichkeiten eine mit Recht geforderte Genugthuung zu geben. — Michel Angelo, der sich über Vasari's Urtheil nicht zu beklagen hatte und dessen hochgehender Sinn leicht Nachsicht üben konnte gegen eine übertriebene Strenge, deren Opfer er nicht war, fuhr durch fleißige Korrespondenz fort, das Band der Freundschaft, welches ihn seit langer Zeit an seinen Schüler schloß, enger zu knüpfen. Es begegnete ihm sogar bei verschiedenen Gelegenheiten, daß er dem Großherzog von Florenz die Verdienste des Verfassers „der Lebensbeschreibungen" mit solchem Feuer anpries, daß dieser, welcher mit bedeutenden Plänen umging, Niemanden besser die Ausführung derselben, in Ermangelung Michel Angelo's, als dem Freunde desselben anvertrauen zu können glaubte. Auf die dringende Einladung Cosmo's I. begab sich also Vasari im Jahre 1553 mit seiner ganzen Familie von Rom nach Florenz.

In diesem Zeitpunkte waren alle große Künstler, welche mit Vasari hätten einen Wettkampf eingehen können, entweder bereits gestorben oder in dem übrigen Italien zerstreut oder zu alt, um nach frischen Lorbeeren zu geizen, und, um dafür den rechten Namen zu gebrauchen, die Stelle war vakant. Von talentvollen Jünglingen unterstützt, begann Vasari seine Arbeiten; es waren Künstler wie Francesco Morandini, Johann Stradan, die Zucchi und andere, deren Namen in der Geschichte der Kunst nicht unbekannt sind. Vasari selbst hat in seiner Lebensbeschreibung, die bis zum Jahre 1567 reicht, eine ausführliche Darstellung der Bauwerke gegeben, die nach und nach auf Befehl des Fürsten ausgeführt und von ihm geleitet wurden. Wir können uns hier die Wiederholung seiner speziellen, oft kleinlichen Angaben dessen, was er im Dienstpalast und im alten geleistet, ersparen, da er es mit selbstgefälliger Beredsamkeit gethan hat. Wer Lust hat, zu wissen, aus wie viel Zimmern jeder dieser Paläste besteht, mit wie viel Bildern die einzelnen Zimmer geschmückt sind, darf nur das „Leben der Maler" nachschlagen. Vasari, für den die Bescheidenheit nie ein Hinderniß ist, giebt darüber alle nur mögliche Auskunft, nennt nicht allein die Zimmer, sondern auch ihre Reihefolge und Bestimmung, nicht allein die Gemälde, sondern auch ihr Sujet, und das Alles mit zahlreichen Lobeserhebungen, die er sich in angemessenen Pausen zuerkennt. Wir unsererseits, die wir nicht mit Vasari die ungemessene Bewunderung seiner Person theilen, wollen uns mit dem Geständniß begnügen, daß der Dienstpalast für einen der schönsten in Italien gilt, und hinzufügen, daß, wenn von der Prachtliebe Cosmo's die Rede ist, die Hälfte dieses Ruhmes wenigstens auf den in Rede stehenden Palast kommt. In dem alten rühmt man in der Regel das Zimmer, wo die Krönung Karl's V. durch Papst Clemens VII. abgebildet ist. Mit so wichtigen Werken beschäftigt, unternahm Vasari dennoch eine Menge anderer Werke, die für ihn nur Unternehmungen zweiten Ranges waren, wie die Verschönerung von Sälen und Kirchen, oder, was noch flüchtiger war, künstliche Gerüste für Feste oder Leichenfeiern. In der St. Apostels-Kirche zu Florenz führte er die oben erwähnte „Empfängniß" aus, die als sein Meisterstück betrachtet wird. In diese Zeit fallen auch mehrere Gemälde, um derentwillen ihn, wir glauben mit Unrecht, Bottari mit Giorgione verglichen hat. So viele und verschiedenartige Beschäftigungen hinderten ihn nicht, sein Buch, auf dessen zweite Ausgabe man gespannt war, wieder vorzunehmen und umzuarbeiten.

Um sein Unrecht wieder gut zu machen, schien kein Umweg ihm zu beschwerlich, kein Hinderniß unübersteiglich. Jede Reise, die ihm dazu erforderlich schien, unternahm er unverdrossen; er wollte neue oder genauere Urkunden sammeln, aus den Quellen selbst die Wahrheit oder Falschheit der seiner Feder zu leicht entschlüpften Behauptungen darthun, wollte seiner Gewissenhaftigkeit Genugthuung verschaffen. Mit der kleinlichsten Sorgfalt verglich er die Handschriften Raphael's, Ghiberti's, Ghirlandajo's, und dabei war seine Furcht, sich neue Vorwürfe zuzuziehen, so groß, daß er, nachdem er sechzehn Jahre auf die Umgestaltung seiner ersten Urtheile verwendet hatte, kein Bedenken trug, zwei Jahre vor dem Erscheinen der neuen Auflage, also im Jahre 1566, eine letzte Reise zu unternehmen, um, wie er selbst berichtet, noch einmal die Werke zu studiren, über welche er sein Urtheil abzugeben im Begriff war, und den Rath einiger Freunde zu hören. In der Lebensbeschreibung Benevento Garofalo's und Carracci's kann man sehen, wie weit seine Aengstlichkeit ging. Nicht zufrieden, aus seinem Buche die Stellen auszuscheiden, in denen sich persönliche Feindschaft zeigt, gab er sich alle mögliche Mühe, sie vom sittlichen und philosophischen Standpunkte aus besser zu würdigen. Borghini, der gelehrte Beter des Klosters von Florenz, und der Kamaldulenser Silvano Razzi wurden vom ihm ersucht, seinem Buche die Hülfe ihres christlichen Wissens zu leihen. Wir führen diese Thatsache nicht als einen Beweis von der Vortrefflichkeit dieser neuen Ausgabe, sondern nur als Probe von Vasari's Gewissenhaftigkeit an. Er habe gethan, was er im Stande gewesen, sagt er uns selbst, und einige hartnäckige Fehler abgerechnet, einige Irrthümer in Namen und Daten, die im Vergleich mit ausgemerzten unbedeutend erscheinen, müssen wir gestehen, daß er die Wahrheit gesagt hat. Es unterliegt keinem Zweifel, daß „das Leben der Maler", wie es im Jahre 1568 erschienen ist und nach dieser Ausgabe uns vorliegt, wenn auch nicht in der Form, doch in seinem Geiste total verschieden ist von der ersten Ausgabe im Jahre 1550 und von gründlicheren Studien eben so wie von gutem Willen zeugt, wie man an Bandinelli und Zuccaro, Vasari's persönlichen Feinden, sehen kann, denen er ohne Vorbehalt Gerechtigkeit widerfahren läßt. Wir unterschreiben den Tadel, den er sich durch seine Parteilichkeit für die Florentinische Schule zugezogen hat; doch möchte ein solcher Vorwurf eher ehrenvoll als beschämend ausfallen. — Seit dem Erscheinen dieses Werkes hat das Leben Vasari's keine Wechselfälle mehr erfahren. Er lebte in Florenz bis an sein Ende, das in seinem 62sten Jahre sanft erfolgte.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Napoleon auf dem Schlachtfelde von Hanau.*)

Ich bin Ihnen noch manches Einzelne von all dem Herrlichen schuldig, was Sie so gern hören, — sagte der Herzog von Vicenza zu mir; — diese Erinnerungen verursachen mir zwar Schmerz, doch beglücken sie mich auch zugleich!

Die Hanauer Affaire ist eine der glorreichsten für die Französische Armee; sie war auch sehr mörderisch für uns. Man kämpfte mit einer Erbitterung, einer Wuth, die ich mit Worten gar nicht zu schildern vermag. Mehrere Male rief der Kaiser, durch den Anblick so vieler Kühnheit begeistert: „Welches Heer! welche Tapferkeit!" Und diese Worte erzeugten immer neue Wunder, als könne ein so ehrenvolles Zeugniß gar nicht genug gewürdigt werden. Der Anblick des Schlachtfeldes nach dem Siege war grausenvoll; ganze Haufen erschlagener Bayern thürm-

*) Dem Buche: „Napoleon in Belgien und Holland", aus welchem wir schon einige Auszüge mitgetheilt, hat Charlotte von Sor ein neues Werk über Napoleon unter dem Titel: „Denkwürdigkeiten aus der Zeit des Kaiserreichs" folgen lassen. Diesem ist obiger Artikel entnommen.

en sich um wenige Franzosen auf, deren ganz mit Wunden be-
eckte Leichname und der Ausdruck wilden Hasses in ihren Zügen
ewiesen, daß sie nur mit dem letzten Athemzuge zu kämpfen
ufgehört hatten. Das Antlitz des Kaisers zeigte die Spuren
efster Erregung, als er dieses mit Leichen und Verwundeten be-
eckte Feld überschaute; — opferte er auch vieler Menschen Le-
en, um den Sieg zu erringen, so zählte er doch nach dem
Kampfe jede Wunde und gönnte sich nicht eher einen Augenblick
Ruhe, als bis er zur Milderung der Leiden Alles gethan, was er
ermochte. So anstrengend auch diese Sorge für ihn war, ent-
og er sich doch derselben bei keiner Gelegenheit.

Hier hatte seine tapfere Garde, die aus den vorzüglichsten
Kriegern bestand, den Sieg ganz besonders theuer erkauft, und
o ruhmvoll diese Affaire auch war, wie alle, in denen wir wäh-
end dieses unseligen Feldzuges siegten, so war es doch einer
ener erfolglosen Triumphe, in denen das edelste Blut Frank-
eichs umsonst verspritzt wurde. Denn was für Vortheile er-
uchsen aus so großmüthiger Aufopferung? Die Zeit war vor-
iber, wo jeder Sieg eine Eroberung für das Vaterland mit sich
ührte, wo man nach erstrittenem Erfolge sich der Freude hingab.
Im Herzen jedes Franzosen nagte der schmerzliche Gedanke, der
uf Napoleon's Stirn geschrieben stand: Wie wird das Alles
nden? ....

Die Soldaten, welche daran gewöhnt waren, die Belohnung
ür ihre Anstrengungen in der zufriedenen Miene des Kaisers zu
inden, sahen auf ihn, um in seinem Blicke das Lob zu lesen,
as er ihnen sonst nie versagte. Als er nun gebeugten Hauptes
nd nachdenkend an ihnen vorüberschritt, brummte ein alter Degen
n vorwurfsvollem Tone: „Meiner Treu! das ist nicht erfreu-
ich! .... Die Garde hat sich nicht zerhacken lassen, um ihren
Kaiser traurig zu sehen!" — Der Kaiser blickte auf, blieb vor
iem Sprecher stehen und sagte, indem er den Arm über den
lutgetränkten Boden ausstreckte: „Soll ich, meine Kinder, die
Gefallenen nicht betrauern?" .... Der Eindruck, den dieses ein-
fache Wort hervorbrachte, läßt sich nicht schildern. Der Kaiser
wird umringt, gedrängt, und Thränen rinnen über die rauhen
Züge der Männer, welche muthvoll dem Tode getrotzt. „Wir
terben alle freudig für unseren Kaiser!" riefen sie einstimmig;
nd so weit sie ihm nur mit den Augen folgen konnten, sandten
ie ihm Segenswünsche nach. — Dergleichen Auftritte trösteten
Napoleon stets, und der väterliche Ton, mit dem er diese Leute
nredete, war nur der wahre Ausdruck seiner Gefühle für sie.
Ich bewunderte immer, mit welcher Leichtigkeit er sich ihrer eige-
ien Ausdrucksweise bediente. Das Schlagende in seinen Erwie-
erungen erhöhte den Werth derselben in ihren Augen und flößte
hnen das unerschütterliche Vertrauen ein, mit dem sie sich immer
n ihn wandten.

Acht Tage nach der Schlacht an der Moskwa näherte sich
in gemeiner Grenadier dem Kaiser im Hofe des Kreml's und
agte ganz dreist zu ihm: „Mein Kaiser, Sie haben mir das
Kreuz versprochen, Sie wissen es wohl noch? Aber der, dem
Sie befahlen, es mir zu übergeben, hat den Orden unterschlagen,
nd ich habe ihn nicht bekommen." — „Nun, mein Sohn, Du
ollst nicht ohne Kreuz Deine Suppe essen." Er löste sein eigenes
Kreuz los und reichte es dem Soldaten mit den freundlichen Wor-
en: „Da, mein Kind." — Nachher erkundigte sich Napoleon bei
iem Fürsten von Neuchatel, warum die Vertheilung der an der
Moskwa verliehenen Orden noch nicht vollzogen sey. Berthier
ntwortete, das Geschäft sey eingeleitet, er habe nur die Deco-
rationen noch nicht an die verschiedenen Corps abgeschickt. —
„Das ist ein Versehen", sagte der Kaiser verdrießlich; „wenn
ch Orden verleihe, müssen sie unverzüglich vertheilt werden. So
in armer Teufel, der das Kreuz mit seinem Blute erkauft hat,
oll nicht noch lange darauf warten."

Jener Soldat hatte dem Feinde mit seltener Tapferkeit eine
Fahne abgenommen; eine Batterie war an der linken Seite des
Schlachtfeldes aufgestellt und fügte uns vielen Schaden zu; der
Kaiser gab Befehl, sie zu nehmen, aber sie wurde von zwei im
Viereck aufgestellten Russischen Bataillonen vertheidigt, die durch
mehrere Angriffe nicht aus einander zu sprengen waren. Unsere
Soldaten drangen wüthend gegen die Mauer von Bajonetten vor,
onnten sie aber nicht durchbrechen. „Kameraden", rief ein junger
Grenadier, „wer Herz im Leibe hat, folge mir!" .... und flugs
ürzte er sich gesenkten Kopfes voran in das Russische Quarre.
Ergriffen von der Kühnheit ihres Gefährten, folgten ihm alle
nsere Grenadiere, warfen den Feind, nahmen die Stellung ein
nd eroberten die Batterie. Diese Waffenthat, eine der glän-
endsten des Tages, wurde in einem Nu vollführt. Der Kaiser,
er allen Bewegungen des Angriffs gefolgt war, rief sogleich:
„Man führe mir den tapferen Grenadier her, er verdient eine
Belohnung." .... Vor Napoleon geführt, sagte der unerschrockene
Soldat, die eroberte Russische Fahne schwenkend, mit der Naivet-
ät eines Kindes: „Da ist die Fahne, mein Kaiser!" — „Ja, da
ist sie .... Das ist schön, mein tapferer Bursch!" entgegnete
lächelnd der Kaiser; „als Austausch für die Fahne sollst Du das
Ehrenkreuz erhalten .... Du hast es wohl verdient."

Der Kaiser vergaß diese einfachen Worte niemals: „Da ist
die Fahne!" Ich habe sie ihn mehrere Male und stets mit Rüh-
rung wiederholen hören. „Es liegt eine bewundernswürdige Be-
geisterung in diesen Worten", sagte er; „das Alterthum bietet
nichts Aehnliches dar! Die Französische Armee zeigt dem tieferen
Blick einen ganz neuen Typus. Die gewöhnliche Sprache meiner
Soldaten drückt mehr Gedanken aus, als ich je in der hochtra-
bendsten Phraseologie aller Akademiker der Welt gefunden habe."

Doch kehren wir auf das Schlachtfeld von Hanau zurück.
Ich habe den Kaiser nie so erschüttert gesehen, als hier; es hatte
eine blutige Schlacht geliefert werden müssen, um der durch so
viele Niederlagen bereits geschwächten Armee den Weg zu bah-
nen, der zu den Thoren des alten Frankreichs führt. Furchtbare
Lücken machten sich in den zahlreichen Bataillonen bemerklich,
die nach den Unglücksfällen in Rußland wie durch einen Zau-
berschlag wieder verjüngt erschienen. Die Beweise von so viel
Liebe und Hingebung, die Napoleon empfing, konnten allein ihm
die Kraft geben, dies unerhörte Mißgeschick zu tragen. „Mit
solchen Truppen kann Frankreich nicht unterliegen", sagte er in
der folgenden Nacht auf dem Wege nach Frankfurt zu mir.
„Wenn die Befehlshaber unmuthig sind, so mögen sie gehen.
Meine Soldaten werden mich nicht verlassen, und wenn ich
keinen ehrenvollen Frieden erlange, wenn ich den Krieg von
neuem beginnen muß, — auf sie kann ich zählen. Alles ist noch
wieder gut zu machen, wenn man sich nur verständigen will."

So viel Jahre seitdem vergangen sind, ich kann noch jetzt
nicht mit kaltem Blut an die Scenen denken, die auf diesem
Rückzuge an meinen Augen vorübergingen. Oft, in den Stun-
den der Niedergeschlagenheit, wo der Muth des Kaisers unter den
ihn treffenden wiederholten Streichen erlag, rief ich sie ihm in's
Gedächtniß zurück, und es gelang mir fast jedesmal, die folternden Gedanken, die ihn quälten, dadurch einigermaßen zu beschwichtigen.

Bibliographie.

Acté. — Von Alexandre Dumas. (Ein Roman, der unter Nero's Regierung spielt und ein Sittengemälde von den damaligen Römern und Griechen geben soll.)

Le jeu de la reine. — Von der Gräfin von Ash. (Eine Sammlung von Erinnerungen und Erzählungen, deren Stil dem des Herrn Scribe an Eleganz und Leichtigkeit sehr ähnlich gefunden wird.)

Mélanges de littérature et d'histoire. — Von Audibert.

Schweiz.

Chamouni und das Eismeer.

Aus dem Reisetagebuch eines Franzosen.*)

Von Genf nach Sallenche fährt eine sehr bequeme Diligence, wie denn überhaupt in der Schweiz alle diese Wagen gut eingerichtet sind; doch jedem Reisenden, der lieber frei athmen mag, als in einer wohl ausgepolsterten Halbkutsche schnarchen, rathe ich, von Cluse zu Fuß durch die Berge zu wandern; alle diese Orte muß man zu Fuß besuchen, denn nur so ist es möglich, Alles recht zu genießen, Alles selbst zu sehen und zu beurtheilen. Bei Cluse, wo man über die Arve eine recht geschmackvolle steinerne Brücke erbaut, stürzt dieser Fluß aus einem engen, finsteren Schlunde hervor, der durch seine wild auf einander gethürmten ungeheuren Felsblöcke einen schroffen Kontrast zu der übrigen heiteren, lachenden Landschaft bildet. An dieser Felsmauer klimmt die Stadt entlang, hält sich, so gut es gehen will, an allen Ecken fest, erobert sich ein wenig Boden für die Bäume, die sich hin und wieder erheben, und schließt von dieser Seite das Thal. Links sieht man in der Ferne reiche mit Gebüschen bedeckte Ebenen sich ausdehnen, und ganz im Hintergrunde erhebt sich der Molé, eine schöne pyramidalische Felsmasse.

Wenn man über diese kleine Stadt, die sich gleichsam vor dem Tage zu verstecken scheint, hinaus ist, wird die Luft freier, die Felsen färben sich mit kräftigeren Tinten, die Fichten klimmen kühn an ihnen empor, die Wasserfälle umrauschen ihren Fuß mit harmonischem Geplätscher; man verliert sich in reizende Gebüsche, aus denen von Zeit zu Zeit niedliche Hütten hervorgucken. Man gelangt immer weiter auf diesem Wege, ohne es gewahr zu werden; man träumt, weil Alles dazu einladet; mit wonnigem Entzücken folgt man allen Umrissen des Thales, bis plötzlich ein anderes Schauspiel unsere ganze Aufmerksamkeit fesselt: wir erblicken den Montblanc, der wie eine Geistererscheinung auf unermeßlich hohem Granit-Piedestal ruht. Wir kommen jetzt in St. Martin an und werden auch bald in Chamouni seyn.

Wer zufällig vergessen sollte, daß die Balm-Grotte im Cluse-Thal liegt, dem zeigen die Schmarotzerfliegen, die ihn von allen Seiten belästigen, den Weg dahin. Wenn man dort anlangt, werden für ein Trinkgeld Kanonenschüsse abgefeuert, doch besser thut man daran, sich die Ohren zuzustopfen und in das grüne Bett der Arve hinunterzuschauen, denn das ist das Schönste, was es in der Balm-Höhle zu sehen giebt.

Gerade als ich in Chamouni anlangte, begegnete mir in einer Post-Chaise ein Engländer, der eben so reich ist an Wohlbeleibtheit wie an Guineen. Kaum erklingt der Name des Lord S., so geräth das ganze Dorf in Bewegung, und das Hotel der Union wird fast gestürmt, denn Lord S. ist bei den Einwohnern des Chamouni-Thals sehr wohl bekannt. Er kömmt nicht hierher, um sich den Hals bei den Grands-Mulets**) zu brechen, noch um sich in dem Nebel auf dem Gipfel des Montblanc zu erkälten; sein Humor äußert sich auf eine etwas seltsamere Weise. Lord S. trifft regelmäßig jedes Jahr hier ein, und seine Leidenschaft besteht darin, ein Wettrennen unter den alten Weibern des Dorfes zu veranstalten. Bei einem solchen wunderlichen Wettlauf war ich gegenwärtig, und es giebt gewiß keinen so abge-

*) S. Nr. 146 des Magazins.

**) So heißt der Ort, wo man bei Ersteigung des Montblanc zu übernachten pflegt.

stumpften, trübseligen Menschen, der nicht lächeln müßte, wenn er sähe, wie diese armen gebrechlichen Kreaturen, den Shakespeareschen Hexen nicht unähnlich, sich außer Athem laufen, sich die Haare ausraufen und einander forstoßen, um die Guinee zu erobern, die der Preis des Laufes ist. Es ist ein lächerliches und doch auch bedauernswürdiges Schauspiel; das nennt Lord S., sich Vergnügen machen; die alten schwindsüchtigen Läuferinnen und sein Neufundländer sind ihm das Liebste auf der Welt. Denselben Tag fand noch zur Belustigung desselben Engländers ein Wettlauf unter den jungen Mädchen des Ortes statt, der mir deutlich bewies, daß die Frauen in Chamouni im vierzehnten Jahre nicht beweglicher als im sechzigsten sind.

In Chamouni angelangt, denkt man zuerst an eine Ausflucht nach dem Montanvert und dem Eismeere. Man bestellt sich sogleich einen Führer und einen Maulesel, wovon eigentlich der eine unnütz, der andere beschwerlich ist. Aber es giebt so viele furchtsame Reisende, welche den eigenen Reiz und den Stolz gar nicht begreifen können, der darin liegt, sich selbst seinen Weg durch Wälder zu bahnen und ohne die Hülfe eines Miethlings die schwierigsten Anhöhen zu erklimmen, daß die Führer des Chamouni-Thales immer darauf rechnen können, ihren Lebensunterhalt durch die Freigebigkeit der Fremden zu verdienen. Ganz allein habe ich mich auf die entgegengesetzte Seite des Aveyron gewagt. Lange Karawanen von Reisenden verlieren sich in den Fichten, kommen dann wieder zum Vorschein und stehen alle Augenblicke still, um irgend einem Unfall ihrer Maulesel abzuhelfen. Bis zu mir dringen ihre Ausrufungen und ihr Gelächter; der Wind trägt mir die Laute ihres Gesprächs zu, vermischt mit dem Brausen der Wasserfälle und dem Krachen der herabstürzenden Eisblöcke. Ich kann hier Naturstudien und zugleich nicht minder interessante Betrachtungen über die Reisenden machen. An ihrem abgemessenen Gange, nachdenklichen Wesen und vorzüglich am Rauch ihrer Pfeifen erkenne ich die Deutschen, die gern für sich allein bleiben, nur sprechen, wenn es durchaus nöthig ist, immer als Gelehrte, als Philosophen zu irgend einem nützlichen und fest bestimmten Zweck reisen, die keine ihrer Empfindungen durch jene bewundernden O's und Ach's verrathen, mit denen wir Franzosen so verschwenderisch sind!*) Drei Tage bin ich mit einem jungen Deutschen Studenten zusammen gewandert, ohne daß ihm nur ein einziger Ausruf entschlüpft wäre, ausgenommen bei einer sehr ernsten Begebenheit, nämlich, als ihm seine Pfeife in einen Abgrund fiel und er sich nun genöthigt sah, vierundzwanzig Stunden ohne einen Genuß zuzubringen, der ihm nebst einem philosophischen Dispüt mit einem Professor der Aesthetik in einer Bonner oder Heidelberger Schenke bei einem Glase Bier als das höchste Glück der Erde erscheint. Die Engländer erkenne ich an dem makellosen Zustand ihrer Toilette und an ihrem unförmlichen Aussehen, denn sie sind ganz in ihren behaglichen Mackintosh eingehüllt, in den sie sich vor Nebel und Windstößen verkriechen, während ihre wie junge Tannen gewachsenen Ehehälften, den Kopf in die Kapuzen eingehüllt, zusammengeduckt auf ihren Mauleseln sitzen und sich ganz theilnahmlos von den Führern leiten lassen.

Kaum hat man die letzten Fichten hinter sich, die auf dieser Höhe wachsen können, so stellt sich unseren Augen ein seltsamer, unerwarteter Anblick dar. Man sieht nicht mehr Berge von abgerundeter Form, sondern eine Unmasse riesiger Gräten, kolossaler Nadeln, scharfer Zacken, die aus einem gepeitschten, wellenschlagenden, hier und da in Abgründe sich öffnenden Meere in die Höhe streben. Man möchte sagen, hier sey die Natur mitten in ihren geheimnißvollen Zuckungen festgebannt worden, und dieses Meer, einst alle Schrecken des Oceans in seinem Schoße bergend, habe sich plötzlich durch eine höhere Macht in eine unendliche Eis- und Granitmasse verwandelt, ein treues Abbild des Wirrwarres der Elemente, ehe das erhabene Gesetz der Harmonie sie bewältigte. Man erwartet jeden Augenblick, der Zauberbann werde aufhören und Bewegung werde in diese empörten Wellen zurückkehren, welche mit ihren spitzen weißen Häuptern zu den düsteren Felszacken emporstreben, die der Adler selbst nicht zu erreichen vermag. Nichts ist erhabener und feierlicher, als der Anblick dieser trägen Materie, die noch ihr früheres Leben verräth und auf Augenblicke selbst wieder zu erwachen scheint, wenn ihre Eingeweide krachen, wenn eine Eis-Pyramide sich ablöst, hinunterrollt und das Echo der Berge von ihrem Sturze erbebt. Das ist ein Ueberrest des Chaos, der sich bis auf unsere Zeit erhalten hat.

Auf einem rauhen und schwierigen Fußpfade steigt man zum Eismeer hinab, und mit jedem Schritte vergrößert sich diese weite Ebene ewig gefrorenen Wassers. Was in der Ferne nur eine Welle schien, wird in der Nähe zum Berge; die gähnenden Spalten thun ihren dunkelen Schlund vor uns auf, als wären sie bereit, uns zu verschlingen; doch muthig muß man daran vorüberschreiten, wenn man die Mitte des Ganzen erreichen und überall von Eis und Granitblöcken umgeben seyn will.

Die kleine Herberge, in der man gewöhnlich ausruht, bevor man vom Eismeere hinabsteigt, erinnert vollkommen an den Babylonischen Thurm. Alle Sprachen klingen hier an unser Ohr, alle mögliche Gesichtsbildungen blenden unser Auge durch ihre Verschiedenheit. Die Vereinigten Staaten, England, Rußland, Holland, Deutschland, Frankreich, Spanien, Italien haben hier ihre Vertreter; und Jeder trägt in seiner Gestalt, in seinem Wesen den besonderen Typus seiner Nation scharf ausgeprägt. Sogar den Araber der Wüste führte die Schaulust hierher. Im Fremden-Buche las ich folgende Zeilen mit der Unterschrift Jussuf Bey's:

„Ehe ich zu meinen Zelten zurückkehrte, wollte ich die bewundernswürdigsten Naturscenen schauen; aber alle diese Schönheiten wiegen für mich nicht die auf, welche ich dort unter verließ, obgleich sie mich mehr rührten, als alle jene Kokemerieen....." Den Schluß mögen gewisse große Damen der Pariser schönen Welt errathen.

Um nach Wallis hin aus dem Chamouni-Thale herauszukommen, muß man den Paß von Balme ersteigen. Bevor man auf dem Gipfel anlangt, giebt es wenig Bedeutendes zu sehen; aber das Panorama, welches uns dort erwartet, belohnt reichlich dies sehr ermüdende Hinaufsteigen. Während desselben geht man langsam und in Betrachtungen versunken; beim Hinunterklimmen aber von einem steilen Abhange ist man wie ein Stein, der bis in die Tiefe rollt und hüpft; das Leben des Geistes pausirt dann eine Zeit lang; war man mit Dichten beschäftigt, so hört man im halben Verse auf; dem Sänger bleibt die Roulade in der Kehle stecken; der Kavalier einer schönen Dame ist genöthigt, ein Wort zu überhören, das ihn vielleicht beglückt hätte. Man muß hinuntersteigen, das ist die große, alles Andere verdrängende Beschäftigung; während einer oder zweier Stunden muß man sein Leben dem wankenden Felsen, den morschen Baumwurzeln preisgeben; man muß zugleich Schiff und Schiffer seyn; man muß weite Sprünge über Gras, Sand, Schnee und spitze Steine wagen, sich wie ein toller Harlekin geberden, sich anhängen, gleiten, kriechen, sich niederwerfen und wieder aufstehen, bis man endlich am Rande eines Wassersturzes anlangt, der uns in Athome zerschellen würde, wenn wir nur einen Schritt weiter vorträten. Aber man ist nun auch im Thale angelangt, und der Abhang, den wir so kühn hinabklimmten, bildet gegen die Ebene einen Winkel von 45 Grad.

Das ganze Thal lag in bläulichen Duft gehüllt da, das Dorf erschien wie ein schwarzer Punkt, die Arve wie ein silberhelles Band. Der prächtige Gletscher von Bossons verbindet durch eine Wellenlinie die Granitfelsen, welche nach innen zu schroff über die mit einer düsteren, aber üppigen Vegetation prangenden Bergwände sich erheben, und eine ununterbrochene Gletscherkette schimmert wie riesige Wasserfälle, welche das Thal überströmen wollen. Über den Gletscher von Bossons fort erblickt man die von Bois, von Argentieres und Tour. Die untergeordneten Berge, zu denen der Montanvert gehört, sind das Fußgestell des Montblanc, der sich nun in seiner ganzen Größe und Majestät zeigt. Wohl ist er der König der Alpen, in seinem Schneemantel, der ihn in so herrlichen Falten umwallt. Vom Paß Balme aus sieht man deutlich, was man vom Thale aus nicht begreifen kann, daß die Koppe des Goûté 2000 Fuß niedriger ist, als der Höcker des Dromedar, der die eigentliche Spitze des Montblanc bildet. (Nach Saussure 14,700 Fuß hoch.) Gegen den Paß von Balme hin flacht sich die Bergkette ein wenig ab und senkt sich nach und nach, aber ihre höchsten Spitzen stehen noch immer weit über die ewige Schneeregion hinaus. Rechts sind weniger hohe, doch eben so schöne Berge, unter denen sich der Brevent und die Rothen Nadeln besonders auszeichnen, und so herrlich ist der Anblick dieser Schneewüsten, daß man gar nicht das Auge davon abzuwenden vermag, sondern immer wieder dahin zurückschaut, je mehr und mehr man sich auch davon entfernt.

Mannigfaltiges.

— Neues Spanisches Original-Drama. Neben den Uebersetzungen aus dem Französischen ist vor einiger Zeit auf der Spanischen Bühne auch wieder einmal ein Original-Werk emporgeschossen. Es heißt Carlos Segundo el Hechizado, „Karl II. der Behexte", hat also dieselbe historische Basis wie Victor Hugo's „Ruy-Blas", nur daß bei diesem der König ganz in den Hintergrund tritt, während der Verfasser des Spanischen Stücks, Antonio Gil y Zarate, den Monarchen zur Hauptperson macht. Intrigue und Aberglauben sind die Hebel dieses Drama's, welches in Madrid so außerordentlich gefallen hat, daß die Spanischen Kritiker kein Bedenken tragen, es den Meisterwerken eines Calderon und Lope de Vega zur Seite zu stellen. Von diesem Enthusiasmus dürfte indeß wohl Einiges auf Rechnung der Seltenheit einer eigenen poetischen Production im jetzigen Spanien zu bringen seyn, wozu noch kömmt, daß die Entlarvung eines ränkevollen Priesters und die Schilderung der Inquisition mit der in Madrid herrschenden politischen Stimmung ganz im Einklange sind, der Autor also durch den Inhalt seines Stücks sogleich ein günstiges Vorurtheil für sich erweckte. Auch will man in der Charakterzeichnung Karl's II. große Aehnlichkeit mit Ferdinand VII. finden.

*) Daß doch die Franzosen sich den Deutschen noch immer nicht anders denken können, als mit der Tabackspfeife im Munde oder beim Kruge Bier, das personificirte Phlegma! Selbst Georges Sand, die in ihrem genialen Freunde, Franz Liszt, schwerlich ein solches Bild vor sich hat, konnte von jener eingewurzelten Ueberlieferung nicht loskommen und schilderte in ihrem „Geheimschreiber" einen Deutschen Fürstensohn, der in geistiger Hinsicht durchaus edel gehalten ist, äußerlich ganz nach dem hergebrachten Typus.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 152. Berlin, Mittwoch den 19. Dezember 1838.

Frankreich.

Das Postwesen zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Ländern.

Der Einfluß des Postwesens auf die gewerbliche und geistige Entwickelung der Völker, auf ihren Wohlstand und ihre Freiheit ist gewiß eine der interessantesten Fragen, bei deren Beantwortung wir indeß vorzüglich Frankreich im Auge behalten werden. Möge man hierbei nun auf die Geschichte der vorchristlichen Zeiten und auf die der Römischen Kaiserherrschaft zurückgehen, oder sich auch an die Erfahrungen einer weniger entfernten Zeit halten, immer wird man bestätigt finden, daß die sichere und zweckmäßige Einrichtung der Posten auch mit den Zeiten der höchsten Blüthe des Völkerlebens zusammenfällt. Wenn man Herodot und Xenophon glauben darf, so führte Cyrus die ersten Posten nach einem großartigen und wahrhaft königlichen Maßstabe ein. In Folge zahlreicher Erfahrungen gelang es ihm, zu genauen Bestimmungen über die Schnelligkeit der Pferde zu gelangen, die, wie Montaigne behauptet, dem Kranichfluge entspricht. Ihm verdankt man die Einführung vierrädriger Wagen, welche mit vier Pferden bespannt wurden. Auf den einzelnen Stationen ließ er bequeme, große und prächtige Gebäude errichten, in denen er mit seinem Gefolge ein Unterkommen suchte und wo zu jeder Stunde eine Menge Couriere und Pferde bereit standen, um die Depeschen der Regierung nach jedem beliebigen Punkte des Reichs zu befördern. Vom Aegäischen Meere bis zur Stadt Susa waren hundertundeilf solcher Stationshäuser errichtet, immer um eine Tagereise von einander entfernt. In Asien fällt diese vollkommene Organisation der Posten also in die Zeit, wo dieser Welttheil, fast die ganze damals bekannte Welt, nur ein Reich bildete, das aus hundertundsechsundzwanzig Provinzen bestand und das sich einer so glänzenden Civilisation erfreute, daß dieselbe uns ohne das Zeugniß der Ruinen unglaublich erscheinen würde. Mit Alexander beginnen dann die Eroberungen, die Zerstückelungen des Reiches und die ewigen Kriege, deren Schauplatz Asien in den folgenden Jahrhunderten war und denen auch die Post-Einrichtungen unterlagen. Sechs Jahrhunderte später zeigt das Römische ein ähnliches Bild der Verwüstung und des Verfalls. Im Römischen wie im Persischen Reiche konnte das Postwesen nicht eher gedeihen, als bis die bürgerlichen Unruhen unterdrückt und den Ansprüchen des persönlichen Ehrgeizes jeder Zugang verschlossen war; erst als Rom, seiner Freiheit und so vieler Unordnungen müde, sich einem Herrn unterworfen hatte, konnte August daran denken, den Posten eine feste und ausgedehnte Organisation zu geben. Er ließ viele neue Wege anlegen und in gewissen Abständen Umspannungen errichten; die Aufsicht über die Posten wurde den bedeutendsten Männern des Reiches anvertraut. So konnte er schon in acht Tagen die Reise von Rom nach Lyon machen. Auch die schnelle Briefbeförderung war eine Folge der vortrefflichen Posteinrichtung, und die Kaiser wurden hierdurch in den Stand gesetzt, in möglichst kurzer Zeit auch in die entferntesten Theile des Reiches ihre Sendschreiben, Edikte und Willensmeinungen gelangen zu lassen und die Welt von einem Punkte aus zu beherrschen. Von wie langer Dauer war aber dieser Zustand? Von nicht längerer als die Blüthe des Reichs; denn die Posten sind das Erzeugniß und das Beförderungsmittel der Kultur und können ohne diese nicht gedacht werden. Sie bedürfen festbegründeter gesellschaftlicher Zustände, des Vertrauens und des Schutzes. Wie hätten sie also den unaufhörlichen militairischen Empörungen und den Einfällen der Barbaren, die das Römische Reich zwei Jahrhunderte vor seinem völligen Untergange verwüsteten, widerstehen sollen? Sobald ein Kampf gegen die gesetzmäßige Macht ausbricht, haben auch die Gegner derselben nichts Angelegentlicheres zu thun, als ihr alle Verbindungen abzuschneiden und die Absendung der Eilboten zu verhindern. Man denke sich z. B. nur den Fall, daß ein Kaiser, um den Nachsetzungen zu entgehen, allen Pferden, die er hinter sich läßt, die Kniesehnen zu durchschneiden befiehlt. Unter solchen Verhältnissen können sich die Posten natürlich nicht erhalten, und der That nach hatten sie auch schon lange vor der gänzlichen Auflösung des Römischen Reiches aufgehört. Deutliche Spuren des Wiedererstehens derselben lassen sich im Fränkischen Reiche erst unter Karl dem Großen und in England erst unter der Regierung der Elisabeth wahrnehmen. Wir wollen uns zuerst etwas ausführlicher über die Einführung der Posten in Frankreich, ihre allmälige Verbesserung und ihren gegenwärtigen Zustand verbreiten, um sodann ihre Einrichtung in England, in den Vereinigten Staaten und in den bedeutendsten Europäischen Staaten zu berühren.

Es bedarf wohl keines Nachweises, daß in den vier Jahrhunderten der Rohheit und Barbarei, welche nach dem Untergange des Römischen Reiches eintraten, von der Errichtung von Posten keine Rede seyn konnte. Erst Karl der Große führte dieselben wieder ein, denn seinem Blicke entging weder ihre Ersprießlichkeit für das Staats-Oberhaupt, noch der Zusammenhang, den die Provinzen seines ungeheuren Reiches hierdurch erhielten. Karl der Große gebrauchte seine Soldaten und Unterthanen zur Ausbesserung der Wege, mit welchen die Römer alle Länder durchzogen hatten; auch führte er wieder Eilboten ein, welche veredarii oder cursores genannt wurden, und als er die Universität Paris errichtete, verlieh er derselben das Recht, die Korrespondenz von Privatpersonen für ihre Rechnung zu befördern, wenn die Sicherheit des Reichs es erlaubte. Von Karl dem Großen bis auf Ludwig XI. waren die Boten, welche die Universität Paris zu verschiedenen Zeiten nach den bedeutendsten Städten des Königreichs absendete, die einzige Gelegenheit, sich mit einander in Korrespondenz zu setzen. Diese Boten nahmen übrigens auch Briefe auf dem Wege an und beförderten dieselben sowohl nach ihrem Bestimmungsorte, als nach allen dazwischen liegenden Punkten. Erst Ludwig XI. erließ im Jahre 1464 zu Doulens ein Edikt, welches den Gang der Posten etwas regelte.

Der Preis eines Pferdes für vier Meilen wurde in diesem Edikte, die Bezahlung des Führers mit eingerechnet, auf zehn Sous bestimmt. Ludwig XI. beabsichtigte keineswegs von vorn herein, dieser Einrichtung einen gemeinnützigen Charakter zu geben, indeß ist es erwiesen, daß bald nach der Veröffentlichung der Post-Ordnung eine verständige Duldung den Privatpersonen verstattete, sich zur Beförderung ihrer Briefe der gewöhnlichen Boten und Eilboten des Königs zu bedienen, vorausgesetzt, daß die politischen Interessen hier nicht hindernd eintraten. Die Strafe, welche die Post-Ordnung den Eilboten-Meistern auferlegte, welche nicht dazu berechtigten Personen Pferde lieferten, war, wie die wesentliche Grundlage des Ediktes überhaupt, wörtlich den Verordnungen der Römischen Kaiser entlehnt. Daraus erwuchs indeß kein Nachtheil, da diese Verordnungen vollkommen den damaligen unruhigen Zeiten angemessen waren und den Keim des Fortschrittes und der Vervollkommnung in sich trugen. Hier können wir uns vielleicht auch eine Bemerkung über den Einfluß der Posten auf den politischen und gesellschaftlichen Zustand der Völker gestatten. Einige Jahre nach der Erlassung des Edikts Ludwig's XI. über die Eilboten-Meister erhielt die Monarchie eine definitive Constitution, und der Gewerbfleiß, besonders die Seidenzucht, war im raschen Aufschwunge begriffen. Es unterliegt wohl kaum einem Zweifel, daß die Errichtung der Posten in dieser Beziehung eine sehr wohlthätige Wirksamkeit üben mußte, und dennoch machte die Besoldung der Eilboten-Meister und der Eilboten, welche die Briefe des Königs und der Privatpersonen nach allen Punkten des Reiches brachten, eine Erhöhung der Auflagen nothwendig, die sich das Volk nur sehr ungern gefallen ließ. Nicht allein beklagte man sich darüber, daß Ludwig XI. sich diese wohlthätige Einrichtung so theuer bezahlen ließ, sondern es gab auch nicht wenige Leute, welche die Nützlichkeit derselben überhaupt bestritten; dies waren besonders die Mönche. Man erzählt in dieser Beziehung sogar eine ziemlich belustigende Anekdote; es hatte sich nämlich ein Prediger Namens Maillard in sehr beleidigenden Ausdrücken gegen Ludwig XI. geäußert. Als der König ihn deshalb zur Rede stellen und ihm drohen ließ, ihn in den Fluß werfen zu lassen, erwiederte er: „Das mag er thun, aber ich werde eher zu Wasser im Paradiese anlangen, als er mit seinen Postpferden.“

Allmälig traten große Verbesserungen im Postdienste ein, denn wenn die Posten sich dem Fortschritte der Kultur förderlich erweisen, so vergilt diese reichlich die ihr geleisteten Dienste. Seit Ludwig XI. versäumte es keine Regierung, Maßregeln zu treffen, welche den Abgang der Eilboten beschleunigen, der Ver-

waltung eine größere Regelmäßigkeit verleihen, oder diese wohlthätige Einrichtung weiter verbreiten konnten. Durch Karl VIII. trat Frankreich in eine regelmäßige Verbindung mit mehreren benachbarten Ländern. Karl IX. ließ das Edikt Ludwig's XI., welches während der Unruhen und Kriege der vorigen Regierungen in Vergessenheit gerathen war, wieder in Kraft treten. Dieser Fürst bestimmte zugleich die Wege, welche die Depeschen im Innern des Reiches zu nehmen hatten, und bestrafte die Dagegenhandelnden mit Absetzung und einer Geldbuße von hundert Livres tournois. Im Jahre 1576 erhielten alle bedeutende Städte, wohin die Eilboten bis jetzt nicht gekommen waren, regelmäßige Postboten. Heinrich IV. hatte die löbliche Absicht, den inneren Verkehr zu befördern, und erließ deshalb im Jahre 1597 ein Edikt, vermöge dessen den Reisenden auf allen großen Straßen von einer Station zur anderen Pferde vermiethet werden sollten. Die Beweggründe dazu, wie sie in dem Edikt angeführt werden, sind merkwürdig genug und verdienen wohl eine nähere Beachtung. „Angesehen, daß der gewöhnliche Verkehr", heißt es darin, „an vielen Orten unterbrochen wird, und daß Unsere Unterthanen nicht ihren Geschäften nachgehen können, ohne sich der Posten zu bedienen, welche ihnen sehr theuer zu stehen kommen und große Ausgaben verursachen würden; angesehen ferner, daß Wir diesem Uebelstande abzuhelfen und Unseren Unterthanen Gelegenheit, zu reisen, zu geben wünschen — befehlen und verordnen Wir, daß in allen Städten, Flecken und Ortschaften des Königreichs besondere Postmeister für jede Station und Tagereise eingesetzt werden, ohne daß Wir jedoch den Rechten, Privilegien und Freiheiten der Posten zu nahe treten wollen." Wir ersehen hieraus des Königs Theilnahme für den Handel, Ackerbau und den Mittelstand, dem der Postiarif zu hoch war. Unglücklicherweise bewährte sich dieser Entwurf nicht in der Ausführung, denn die Posten hatten an dieser Einrichtung eine zu gefährliche Nebenbuhlerin gefunden, mit der sie unmöglich gleichen Schritt halten konnten. Dies begriff man bald und verschmolz daher beide Institute, indem man die Ausspannungen vereinigte; jedoch setzte man den Preis auf die Hälfte herab.

Die wichtigsten Veränderungen in der Postverwaltung fallen in die Zeit Ludwig's XIII.; unter ihm wurde die Einrichtung getroffen, daß die Eilboten wöchentlich zweimal von Paris nach den bedeutendsten Städten des Königreichs abgingen und in den Sommermonaten des Nachts sowohl wie am Tage in einer Stunde die Entfernung von einer Station zur anderen zurücklegen mußten; in den Wintermonaten gestattete man ihnen eine und eine halbe Stunde. Als Ludwig XI. die Posten einsetzte, hatte er den Eilboten-Meistern sehr ausgedehnte Vorrechte bewilligt; dieselben wurden ihnen später streitig gemacht und theilweise entzogen. Erst Ludwig XIV. gab ihnen ihre alten Rechte bei einer außerordentlichen Veranlassung zurück. In Folge mehrerer Reisen des Hofes in die Provinzen waren die Pferde so sehr angegriffen worden, daß ein Viertel derselben starb. Ein großer Theil der Postmeister wollten ihre Stellen aufgeben, als Ludwig XIV. ihnen ihre ehemaligen Vorrechte wiederverlieh, vermöge welcher sie 60 Morgen Land abgabenfrei besitzen konnten und außerdem von allen Einquartierungen und Steuern befreit waren; auch entgingen ihre ältesten Söhne und der erste Postillon der Verpflichtung zum Kriegsdienste. Im Jahre 1790 hob ein Dekret der konstituirenden Versammlung diese Privilegien auf und bewilligte den Postmeistern eine jährliche Schadloshaltung von 30 Livres für jedes Pferd; dieselbe durfte indeß nicht weniger als 250 Franken betragen und nicht 450 Franken übersteigen, wie groß auch im Uebrigen die Wichtigkeit der einzelnen Stationen war. Die Einkünfte der Postmeister bestehen also jetzt aus der bestimmten Schadloshaltung, aus der Abgabe von 25 Centimes für jedes Pferd, welche die Unternehmer der öffentlichen Fuhrwerke und Messagerieen, die sich nicht der Relai-Pferde bedienen, entrichten müssen, und aus dem Ertrage der Extra-Posten, Staffetten- und außerordentlichen Courier-Pferde. Es ist überflüssig, zu bemerken, daß je nach der größeren oder geringeren Frequenz der Straßen hierdurch eine außerordentliche Ungleichheit des Einkommens der Postmeister entstehen muß.

Wir kommen jetzt zur Revolution von 1789; in ihrem Eifer, Alles neu zu gestalten, konnte sie eine so wichtige Einrichtung wie die der Posten nicht übersehen. Bis zu dieser Zeit waren die Depeschen zu Pferde oder mit nicht in Federn hängenden, schwerfälligen, meist offenen Wagen befördert worden, die in der Regel nur mit einem Pferde bespannt waren, welches der Courier lenkte. Im Jahre 1792 wurde hiermit eine neue Organisation vorgenommen und zweirädrige, verdeckte, mit drei Pferden bespannte Wagen eingeführt. Vierzig verschiedene Malle-Posten durchfuhren das Land in allen Richtungen und wurden von der Regierung unterhalten; vierzehn derselben gingen von Paris ab, und die sechs und zwanzig anderen stellten die Verbindung zwischen den einzelnen Departements her. Um die Postmeister für den Verlust ihrer Privilegien zu entschädigen, bewilligte man ihnen 30 Sous für jedes Pferd und jede Station, anstatt daß sie früher nur 25 erhalten hatten. Aus einer vergleichenden Uebersicht der Malle-Post-Fahrten während der Jahre 1814, 1829 und 1836 ergiebt sich, daß die 22 Malle-Posten der ersten und zweiten Abtheilung, welche mit der Beförderung der Depeschen beauftragt sind, gegenwärtig einen Weg von 992¼ Poststationen durchlaufen. Dieser Weg, zu dem im Jahre 1814 noch 1178 Stunden erforderlich waren, wird seit einigen Monaten in 635 Stunden zurückgelegt; es ist also eine Beschleunigung von 543 Stunden gewonnen, so daß die mittlere Geschwindigkeit der Malle-Posten, welche sich im ersteren Jahre nur auf 1¾ Französische Meile in der Stunde belief, jetzt auf 3¼ Meile in der Stunde gestiegen ist. Auch die steigende Zahl der in den Jahren 1821, 30 bis 35 beförderten Briefe ist der Beachtung werth. Im Jahre 1821 belief sich die mittlere Zahl der gestempelten Briefe täglich auf 121,221. Nichtabgegebene Briefe kamen in demselben Jahre 889,000 vor. Im Jahre 1830 betrug die mittlere Zahl der täglich beförderten Briefe 174,841, und im Jahre 1835 war sie auf 205,534 gestiegen. Die zurückgekommenen Briefe haben sich übrigens noch mehr als diejenigen, für welche das Porto bezahlt wurde, vermehrt, denn während die Zahl derselben sich im Jahre 1821 nur auf 889,000 belief, betrug sie im Jahre 1835 schon 1,945,183.

Wir wollen jetzt eine Uebersicht des reinen Ertrages der Posten bis zum Jahre 1788 geben und dann die der ganzen Einnahme von der Zeit an, wo die Regierung die Verwaltung selbst übernahm, folgen lassen. Bis zum Jahre 1603 brachten die Posten dem Staate nichts Anderes ein, als was aus dem Verkaufe der Stellen einkam. Louvois verpachtete sodann die Posten, und im Jahre 1663 übernahm Lazarro Patin die Pacht derselben auf eilf Jahre und ließ sich die Konzession dann noch auf neun Jahre verlängern. Also:

1663.	1ste Verpachtung	1,200,000 Fr.
1688.	2te "	1,800,000 "
1693.	4te "	2,820,000 "
1713.	8te "	3,800,000 "
1764.	13te "	7,113,000 "
1788.	24ste und letzte Verpachtung	12,000,000 "
1804	gewährten die Posten einen reinen Ertrag von	10,000,000 "
1821.	Total-Einnahme	23,892,698 "
1825.	" "	27,332,641 "
1830.	" "	33,727,649 "
1834.	" "	36,171,362 "

Im Jahre 1837 war die Einnahme auf 40,194,000 Fr. gestiegen, die sich folgendermaßen vertheilten:

Brief-Porto und Abgabe von 5 pCt. für alle Geldsendungen	36,097,000 Fr.
Ertrag der Taxe des Landpost-Dienstes	2,058,000 "
Ertrag der Malle-Posten und Paketboote	2,039,000 "

Die Verwaltungs-Kosten haben ebenfalls seit einigen Jahren außerordentlich zugenommen und belaufen sich jetzt auf 21 Mill.; aber auch die reine Einnahme übersteigt um mehrere Millionen die der besten Jahre der Restauration.

Die Schnelligkeit der Communication ist in Rußland, sowohl im Winter als im Sommer, außerordentlich groß, und man verdankt dieselbe vorzüglich der Geschwindigkeit und der Ausdauer der Russischen Pferde. Es ist eben nichts Ungewöhnliches, 250 Werste in 24 Stunden zurückzulegen, also nur etwas weniger, als die mittlere Geschwindigkeit der Posten in Frankreich beträgt. Auf gewissen Straßen in Rußland hat man auch hölzerne Wagengeleise angebracht, auf denen die Wagen sanft und ohne Geräusch dahinrollen.

In den Niederlanden ist der Fortschritt, wie in Frankreich, allmälig gewesen, wie dies eine Vergleichung der Schnelligkeit der Postbeförderung vor einem Jahrhunderte und jetzt am deutlichsten zeigt. Im Jahre 1724 langten die Briefe aus Paris in fünf Tagen zu Antwerpen an, jetzt in weniger als 24 Stunden. Im Jahre 1724 langten die Briefe aus London am zehnten oder zwölften Tage an, jetzt in 20 Stunden. Die Briefe aus Köln trafen sonst am fünften Tage ein, jetzt am dritten; die aus Hamburg sonst am achten, jetzt am vierten; die aus Turin sonst am zwanzigsten, jetzt am sechsten; die aus Berlin sonst am eilften, jetzt am sechsten Tage auf indirektem Wege über Paris.

In Spanien geht die Postverbindung zwischen der Hauptstadt und den Provinzen mit mittelmäßiger Schnelligkeit vor sich. Seit der Regierung Philipp's V. ist die Straße von Bayonne nach Madrid diejenige, auf der man noch am schnellsten fortkömmt. Auf den anderen großen Straßen, mit Ausnahme derjenigen, die von Madrid nach den Königlichen Residenzen und von Madrid nach Cadix führen, findet man nicht einmal Gelegenheit, die Pferde zu wechseln.

In Asien und in der Türkei hat die Post-Einrichtung noch einen ganz orientalischen Charakter. Wenn die Entfernung nicht beträchtlich ist, werden die Depeschen durch Couriere befördert; im entgegengesetzten Falle wählt man Tataren, die das Vorrecht haben, sich in Ermangelung von Umspannungen des ersten besten Pferdes zu bemächtigen. Die Tataren legen in 20 Tagen den Weg von Konstantinopel nach Bassora zurück. Wenn man den Berichten der Missionaire glauben will, so ist die Post-Verbindung in China sehr regelmäßig. Der Kaiser bestreitet hier alle Kosten, und die Oberaufsicht ist 15,000 Mandarinen anvertraut. Der Mittelpunkt der Postverwaltung ist Peking, und von hier aus gehen die Couriere nach den verschiedenen Enden des Reiches ab. Auch die Posten in Japan werden einstimmig von den Reisenden gerühmt; dieselben werden hier nie in ihrem Laufe aufgehalten, und wenn sie ihre Glocken ertönen lassen, so muß ihnen ein Jeder aus dem Wege gehen, und selbst der Kaiser würde kein Bedenken tragen, dies zu thun.

In den Vereinigten Staaten und in England beruht das Postwesen auf denselben Grundlagen wie in Frankreich, da diese Staaten in ihrem Entwickelungsgange so ziemlich gleichen Schritt gehalten haben. In den Vereinigten Staaten geschieht die Beförderung der Depeschen mit großer Schnelligkeit, ohne

indeß der in Frankreich gleich zu kommen. Die Zahl der Posthäuser beläuft sich auf 6000 und übersteigt also die der Französischen fast um die Hälfte. Die mittlere Schnelligkeit der Pferde mag ungefähr zwei Meilen in der Stunde betragen; im Jahre 1830 wurden die Ausgaben kaum durch die Einnahme gedeckt.

Wir lassen jetzt eine Uebersicht der Einnahmen der Englischen Posten seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts folgen. Im Jahre 1653 verpachtete das Parlament das Postamt für 10,000 Pfund. Zehn Jahre später hatte sich der Ertrag der Posten schon verdoppelt, und im Jahre 1673 waren sie auf 40,000 Pfund gestiegen. Jetzt bringt das Postamt der Regierung 1,700,000 Pfund ein. Die Englischen Malle-Posten sind den Französischen ziemlich ähnlich und können zwölf Personen befördern, während in den Französischen drei oder vier Reisende Platz finden; die Geschwindigkeit bleibt sich trotzdem bei beiden ziemlich gleich, etwas über drei Französische Meilen in der Stunde. Die Französischen Malle-Posten werden indeß auch bald eine neue und bessere Einrichtung erhalten.

Zum Schluß wollen wir noch ein Wort über die sogenannte kleine Post sagen. Der Ertrag der Penny-Post, welche die Briefe im Betrage von zwei Pfennigen in London und im Weichbilde der Stadt befördert, beläuft sich auf 40,000 Pfund. Zu dieser Einnahme sind 10,000,000 Briefe jährlich und 27,400 Briefe täglich erforderlich. Die Zahl der in Paris täglich vertheilten Briefe war bis zum Jahre 1837 nicht sehr beträchtlich, seitdem ist sie indeß in Folge mancher Verbesserungen sehr gestiegen. Vergleicht man die Einnahme der Englischen und Französischen Posten während des Jahres 1838, so brachte in Frankreich eine Bevölkerung von 31,540,000 Menschen der Postverwaltung 37,036,468 Franken, in England dagegen 23,400,000 Menschen dem Postamte 42,300,000 Franken ein. Hienach ist also die Englische Postverwaltung mit 5,463,532 Franken im Vortheil. Wollte man versuchen, den Schleier abzuheben, der die Zukunft verdeckt, so könnte man vermuthen, daß dem Postwesen noch wichtigere Veränderungen, als die seit Ludwig XI. eingeführten, bevorstehen. Obgleich in Frankreich die großen industriellen Ideen nur langsam Eingang finden, so werden doch die Eisenbahnen allmälig durchdringen und alle Hindernisse überwinden. Die Welt ist noch nicht am Ende ihrer Entwickelung angelangt, und eine wahrhaft nützliche Erfindung hat sich noch immer Bahn gebrochen; wie überall werden auch in Frankreich die Eisenbahnen das einzige Transport- und Communicationsmittel werden.

Italien.

Giorgio Vasari und das Jahrhundert der Kunst.

(Fortsetzung.)

Vasari hat zahlreiche Werke der Baukunst und Malerei hinterlassen. In der frühesten Periode seines Lebens, d. h. vor seiner Reise nach Florenz, führte er Werke des Geschmacks in verschiedenen Olivetaner-Klöstern aus, so z. B. für das Kloster zu Rimini, außer mehreren Fresko-Gemälden, „die Anbetung der heiligen drei Könige", die eines seiner geschätztesten Stücke geblieben ist. Für das Kloster in Bologna unter Anderem drei Sujets aus der heiligen Schrift, die noch heute dem Reisenden im Refektorium gezeigt werden. Das Refektorium des Klosters in Neapel verdankt ihm eine höchst geschmackvolle Decoration, die seine gründliche Kenntniß der Regeln der Architektur beweist. Dasselbe Kloster wurde von ihm mit einer großen Zahl von Stukatur-Arbeiten und Gemälden ausgestattet. Die Karthäuser-Klöster zu Ravenna, Perugia, Venedig, Pisa, Florenz, Rom sahen nach einander Vasari an ihrer Verherrlichung arbeiten. Vasari's Gemälde, die man heute noch in Rom mit dem größten Interesse aufsucht, befinden sich im Vatikan und besonders im Saale der Kanzlei. Es sind größtentheils Fresko-Stücke, auf Befehl des Kardinals Farnese unternommen und Scenen aus dem Leben Paul's III. vorstellend. Die „Enthauptung des Täufers Johannes" im Lateran und das „Gastmahl des Ahasverus" im Benediktiner-Kloster zu Arezzo verdienen mit Recht eine Erwähnung. Die Zahl seiner Werke scheint die Berühmtheit dieses Mannes in der Zeit, wo er arbeitete, zu erklären. Fügt man zu dem Verdienst einer vielseitigen Thätigkeit den Glanz, den seine Freundschaft mit den berühmtesten seiner Zeitgenossen auf ihn zurückstrahlte, so wird man es auch erklären können, wie sein Name sogar populär werden konnte. Mag seine Person auch dadurch nicht an Ehre gewinnen, so führen wir hiermit doch eine Thatsache an. Was die Vielseitigkeit und die Menge der Leistungen betrifft, so übt sie auf das Urtheil der Zeitgenossen einen günstigen Einfluß. Fruchtbarkeit ist eine unwiderlegbare Offenbarung inwohnender Macht. Doch giebt es eine unglückliche Fruchtbarkeit, die nur Mißgeburten erzeugt. An der Scheidung dieser beiden so himmelweit von einander unterschiedenen Fruchtbarkeiten scheitert in der Regel die Kritik der Zeitgenossen. Träten sie nicht ohnehin so unverkennbar hervor, so dürften wir, um unsere Behauptung zu unterstützen, nur zwei oder drei Namen aus dieser Periode namhaft machen, um unsere Beweise nicht erst weit her zu holen. Vasari gehört mit den nöthigen für ihn günstigen Beschränkungen zu der Klasse von glänzenden Namen, deren auf vielseitige Thätigkeit gegründeten Verdiensten die Zeit ein Blatt nach dem anderen aus ihrem Kranze reißt und die um so gebleichter erscheinen, je mehr sie vorher glänzten, ohne von denen zu sprechen, die ihnen noch bei Lebzeiten verblüht sind.

Hätte Vasari auch nicht eine einzige Zeile geschrieben, so dürfte er dennoch nicht fürchten, dieses Schicksal in seiner ganzen Strenge erfahren zu müssen, weil er ehrenwerthe und nicht zu verkennende Eigenschaften besitzt. Aber ein dichter Schatten hat sich um seine Glorie gelegt, und es war nicht genügend, das Ereigniß ohne die Ursache anzugeben, wäre es auch nur, um diejenigen zu warnen, die sich auf ähnlichem Irrwege befinden. Die Ursache von der Abnahme der Verdienste Vasari's liegt, abgesehen von Eigenschaften, welche die Natur allein geben kann, in der zum System gewordenen Schnelligkeit, mit der er, sey es aus Gewinnsucht oder Bequemlichkeit, arbeitete. Es lag ihm nicht so sehr am Herzen, gut, als schnell zu arbeiten. Obgleich er ein gründlicher Zeichner war, trug er, aus Begierde, nur schnell fertig zu seyn, nicht genug Sorgfalt für den Grundriß seiner Figuren und zeigte vor der Farbe nicht mehr Achtung als vor der Kreide. Mit einem Worte, er improvisirte. Aber der Stegreif führt in der Malerei eben so wenig zu einem lohnenden Resultate als in der Literatur. Es geht den Improvisationen der Plastik wie der Poesie, beide gleichen den improvisirten Gerüsten einer Festlichkeit, ihr Zweck, ihr Werth ist auf die Dauer eines Tages oder vielmehr einer Nacht berechnet, den anderen Morgen müssen sie verschwunden seyn, wenn sie nicht, da ihnen eine stützende Grundlage fehlt, zusammenstürzen sollen. Unser Vergleich sey trivial, die darin liegende Wahrheit ist beherzigenswerth. Allerdings giebt es hehre Genien, für welche die Kunst des Schaffens keine Räthsel hat und die gleichsam spielend Meisterwerke hervorbringen. Aber die seltene Ausnahme kann sich nicht zur Regel erheben, und man kann den Künstler, der auf dauernden Erfolg rechnet, nicht genug vor dem beklagenswerthen System des Improvisirens warnen. Auch Vasari hätte, wenn er weniger schnell und mehr gründlich gearbeitet, die ehrenvolle Stelle, welche der Lebende unter den Meistern in der Malerei einnahm, noch nach seinem Tode behauptet; aber sein Fehlgriff bestand darin, daß er sich begnügte, geschickt zu scheinen und in seiner Kunst nur das Gewerbe eines Professionisten zu sehen. Vasari selbst hatte entschieden das Bewußtseyn von der Unzulänglichkeit seiner Methode, da er an mancher Stelle seines Buches darauf anzuspielen scheint. Oft entringt sich nach einer Reihe von Lobeserhebungen, die er seinem Talent zugestanden, ein schlecht verhehlter Seufzer seiner Brust, das Urtheil der Nachwelt steht ihm vor Augen, und er schützt sein Talent mit einem Heere von Entschuldigungen und Vertheidigungs-Gründen. Eitle Mühe! selbst verschuldete Unvollkommenheit findet keine Nachsicht. Umsonst theilt uns Vasari mit, daß ihm nur hundert Tage bewilligt worden, um die Gemälde in dem Saale der Kanzlei auszuführen, wir können ihn bloß tadeln, einen solchen Handel eingegangen zu seyn. Welcher Verdienste sich übrigens die Gemälde, von denen wir hier sprechen, rühmen können, wenn es gewiß ist, daß sie bei mehr Muße hätten besser werden können, so müssen wir den Kardinal weniger schuldig finden, welcher die Schnelligkeit zum Gebot machte, als den Maler, der darauf einging. Die Künstler, welche sich mit der Schnelligkeit vertragen, finden, so lange sie thätig sind, zu sehr ihre Rechnung bei dieser Methode, als daß die Kritik der Nachkommen anstehen dürfte, von ihnen die Wahrheit zu sagen. (Schluß folgt.)

Ostindien.

Das alte Goa.

Aus den Reisebildern des Major Scheerer.

Als ich von Mangalore nach Bombay die Küste Malabar hinauf segelte, forderte ich den Capitain meines Fahrzeuges auf, mich in den Hafen von Goa zu führen. Wenn man die Augen schließt und den Gesang der Matrosen dieser Meeresstriche hört, glaubt man, die Bauern des südlichen Spaniens zu hören; und noch ganz in die Erinnerungen meiner Reise auf jener Halbinsel versenkt, langte ich im Vorhafen an, einem weiten, majestätischen Wasserbecken, von einer schönen Landschaft eingefaßt und beherrscht von den alten Thürmen der Festung. Ein Portugiesisches Kriegsschiff lag da abgetakelt und unbeweglich, ein wahrer Leichnam, und wenn man die traurigen Gestalten betrachtete, die hier und dort zum Vorschein kamen, so wurde es einem in der That schwer, sie für die Abkömmlinge jener Seeleute zu halten, die zuerst der Wuth des Vorgebirges der Stürme getrotzt. Ein Nachen vom Ufer holte mich ab, und bald war ich über das zweite Hafenwehr hinaus. Auf einem der Ufer des Hafens ist das neue Goa erbaut, ein elender kleiner Flecken, der einige Meilen unterhalb der alten, aus mancherlei Ursachen verlassenen Stadt liegt, die sicher ganz von der Erde verschwunden wäre, wenn nicht der feste Bau der Klöster, Kirchen, Paläste und Gefängnisse dem Zahn der Zeit Trotz böte. Ich verfügte mich in den Laden eines Parsen, dem einzigen Orte dieser armseligen Stadt, wo ich ein Unterkommen finden konnte, und erbat mir von dort aus schriftlich die Erlaubniß des Statthalters, das alte Goa besuchen zu dürfen. Die einzigen gut aussehenden Leute, die mir auf den Straßen begegneten, waren die Soldaten eines Corps, das erst kürzlich aus Lissabon angelangt war. Die Einwohner sehen alle träge und arm aus; ihre Kleidung ist unreinlich und vernachlässigt, und doch bemerkt man an ihnen eine gewisse Ziererei, die viel Eitelkeit verräth.

Nach der Rückkehr meines Bedienten begannen meine Ausflüge. Ich bewunderte die üppigen Pflanzungen von Kakaobäumen an den beiden Ufern des Flusses in der Nähe des alten Goa, dessen Kirchen und Klöster in majestätischer Ruhe die grünen Wipfel überragen. Wir befestigten unseren Kahn an der Gartentreppe des St. Thomas-Klosters oder Kollegiums; es war ein brennend heißer Nachmittag und gerade die Stunde der Siesta; ich fand Niemand, der mir Auskunft ertheilen konnte; von oben bis unten durchlief ich die Zellen und Gallerieen, hörte aber nichts als den Wiederhall meiner eigenen Schritte. Endlich gewahrte ich am Eingang des Krankenzimmers eine bleiche Menschengestalt. In schlechtem Portugiesisch erzählte ich dem armen Kranken meine Geschichte und bat ihn, in meinem Namen die Brüder um eine Nachtherberge für mich zu ersuchen. Dann begab ich mich wieder zum Flusse hinab und fuhr nach dem Augustiner-Kloster; noch klingt mir der gedehnte und düstere Ton der Vesperglocke, bei dem mein Herz erbebte, vor den Ohren; zum Tempel des alten Goa rief sie eine todte Bevölkerung, erloschene Generationen, deren Gräber ein grüner Teppich dicht bedeckte. Ich trat in die geräumige Kirche; der Geistliche, die Sänger und die Betenden, Alle schienen mir von seltsamer Trägheit befangen, es war mir, als kämpften diese Leute gegen das Gefühl der Verlassenheit und Einsamkeit und gegen das dumpfe Schweigen, das sie niederdrückte. Ich besuchte die Zellen, die alle mit Freskobildern verziert waren, welche als Kunstwerke keinen Werth hatten, aber durch ihren Gegenstand interessirten, denn sie stellten fast sämmtlich Scenen des Märtyrerthums der Ordensbrüder dar. Der stolze, wilde Maure und der demüthige, in sein Schicksal ergebene Mönch bildeten auf einigen dieser Gemälde einen recht glücklichen Kontrast. Ich wünschte, das Grab Franz Xavier's zu sehen, und ein Bruder führte mich dahin; es befindet sich in einer Kapelle neben dem öden Palast der früheren Statthalter, denn die Albuquerque's und die von Castro's waren lauter ausgezeichnete Männer. Vor Sonnenuntergang besichtigte ich noch zwei Klöster; in keinem war die Brüderschaft vollzählig, doch nur das der Jesuiten stand ganz verlassen. Gewöhnlich sind der Prior und ein oder zwei Mönche Europäer; die anderen sind in Goa geboren; sie stammen zwar von Europäern ab, sind aber sowohl ihrer physischen Beschaffenheit wie ihrer gänzlichen Unwissenheit nach zu den Indiern zu zählen.

Ich kehrte in das St. Thomas-Kloster zurück, und man führte mich zum Prior, einem sehr freundlichen, heiteren, drollig höflichen Manne, der in Indien geboren und von ganz kupferfarbiger Haut war. Er schenkte mir ein Glas vorzüglichen Lissaboner Weines ein, ließ Stube und Bett für mich einrichten und hatte so viel Schlüssel am Gürtel zu hängen, öffnete so viel Schränke und ging so oft aus dem Zimmer, wie ein alter geschäftiger Gastwirth. Er war auch viel zu zerstreut, um mir Auskunft über die Gegenstände geben zu können, welche mich am meisten interessirten; ich zog mich daher bald in meine Zelle zurück, wo man mir ein vortreffliches Bett bereitet hatte, und am nächsten Morgen trat ich von neuem meine Wanderungen an.

In der Kathedrale war feierlicher Gottesdienst; zehn Domherren saßen in ihren Chorstühlen, der Dechant hielt das Hochamt; Chorsänger, Geistliche, Sakristane, alle waren an ihrem Platz; aber die ganze gläubige Versammlung in der Kirche bestand aus einem einzigen alten Portugiesischen Edelmann. Doch nein, ich irre mich, es waren vier starke schwarze Sklaven gegenwärtig, welche die Sänfte des Dechanten getragen hatten; sie sprachen, lachten und spielten in einem der Seitenflügel des Gebäudes, bis das Klingeln des Glöckchens bei Erhebung der Hostie ihnen das Zeichen gab, niederzuknieen und das Zeichen des Kreuzes zu schlagen. Es waren junge Leute von athletischem Bau, fast ganz nackt, ihre Haut glänzend schwarz, ihre Zähne weiß wie Elfenbein, die Lippen aufgeworfen, das Haar wollicht, und ihre freien, stolzen Bewegungen trugen ganz das Gepräge halb wilder Menschen. Die Kosten des Gottesdienstes in der Kathedrale werden aus den Einkünften der Schenkungen früherer Zeiten bestritten, die Priester können davon ganz gemächlich und ohne Anstrengung leben, und es besteht auf diese Weise hier eine fungirende Geistlichkeit ohne Kirchengänger. In den sieben großen Kirchen Goa's sieht man weiße, schwarze, braune Gewänder, Kutten, Chorhemden, silbernen und goldenen Schmuck aller Art, Priester im Ueberfluß, aber wo ist die Heerde geblieben? Nur in der einen Kirche waren, außer einigen Personen, die Rosenkränze und Kreuze trugen, ungefähr funfzig Indische Portugiesen versammelt.

Goa, das einst so herrliche Goa, ist nicht mehr; die Stadt, wo Vasco de Gama sein ruhmvolles Leben beendigte, wo Camoens sang und litt, ist nur noch ein weites Grab, und die Priester und Mönche scheinen sich hier bloß aufzuhalten, um Todtenmessen zu lesen.

Mannigfaltiges.

— Gustave Planche über Victor Hugo. Der Verfasser des „Ruy-Blas" hat durch seine Vorrede zu diesem Werke die schwache Seite seiner dramatischen Erzeugnisse selbst viel schärfer ans Licht gestellt, als es die härteste Kritik hätte thun können. Es ist ihm damit eben so gegangen, wie kürzlich einem Deutschen Bühnendichter, der sich bei der Herausgabe eines Cyklus seiner historischen Dramen durch ein Vorwort an das Publikum auch einmal über seine Ansichten von Poesie und Geschichte aussprechen wollte, sich aber unglücklicher Weise dadurch eben so fern von der wahren Einsicht in die dramatische Kunst zeigte, wie Victor Hugo. Wer die Helden der Geschichte nur vom Gesichtspunkte des Kammerdieners aus betrachtet und die vermeintliche Wirklichkeit aus einseitigen Auffassungen, Aktenstücken und aufgefundenen Briefen gleichsam bloß abschreiben will, oder wer seine hohlen Abstractionen zu historischen Puppen herausstaffirt und mit einigen poetischen Flittern behängt, dem hat sich der Genius der Poesie in der Geschichte niemals in seiner echten Gestalt offenbart, wie Shakespeare, Göthe und Schiller ihn sahen. So wie nun ein geistvoller Kritiker neulich die eigene Theorie jenes Deutschen Autors als ein schlagendes Argument gegen dessen Beruf zum dramatischen Dichter herausgekehrt hat, so ist auch der Verfasser des „Ruy-Blas" aus seinen dramaturgischen und philosophisch-historischen Betrachtungen*) von Gustave Planche in der „Revue des deux Mondes" ad absurdum geführt worden. „Was an Victor Hugo's ästhetischen Lehren wahr ist", sagt dieser Kritiker unter Anderem, „das ist nichts Neues, es ist so alt wie die dramatische Literatur selbst; aber es trifft den Dichter um so härter, da er in seinen Werken nichts davon erfüllt hat. Was dagegen auf seine Stücke Anwendung findet, das ist so unsinnig, so nichtig, daß man nichts weiter daraus entnehmen kann, als das Streben, unbegreifliche Charaktere zu erklären und unerhörte oder empörende Auftritte zu rechtfertigen. Wenn wir auch die poetischen Züge, in „Cromwell", „Marion de Lorme", „Hernani" und „le Roi s'amuse" gern anerkennen, so möchten doch schwerlich die Frauen oder die Denker, die Victor Hugo zu Richtern nimmt und deren Urtheil auch wir einräumen, in irgend einem dieser Werke das Gemälde von Leidenschaften oder die Entwickelung von Charakteren finden, welche nach seiner Ansicht eine Tragödie oder eine Komödie ausmachen. Diese vier Gedichte sind mit Unrecht Dramen genannt, es sind nur dialogisirte Oden. Und über die drei Stücke in Prosa, welche nach jenen kamen, ist die öffentliche Stimme auch längst einig. „Lucretia Borgia", „Maria Tudor" und „Angelo" sind nichts als Melodramen, und auch als solche haben sie weniger Handlung, als Spektakel aufzuweisen. Die Augen der Menge sind es allein, die Victor Hugo befriedigt und amüsirt, nicht die Frauen und nicht die Denker." Dann zu des Autors sogenannter Philosophie der Geschichte übergehend, fährt Gustave Planche fort: „Die große Entdeckung, daß der Adel sich auflöst und zerfällt, wenn eine Monarchie ihrem Sturze nahe ist, sollte der Verfasser mit Trompetenschall verkündigen lassen. In diesem Zerfallen des Adels findet Victor Hugo eine willkommene Gelegenheit, seine Lust an Gegensätzen und Wortschwall zu befriedigen. Er häuft Epitheton über Epitheton und gießt ein Sammelsurium von Worten auf das Papier, die oft ganz erstaunt seyn müssen, sich neben einander zu finden. Dann kömmt wieder eine hochwichtige Thatsache, ein gewaltiger Gedanke: je mehr das Königthum wankt und der Adel ausartet, desto kühner erhebt sich das Volk. Die Mitglieder des Areopags, des Römischen Senats und der konstituirenden Versammlung würden die Mittheilung dieses Gedankens mit Gold aufgewogen haben. Und das nennt Victor Hugo Philosophie der Geschichte! Er kömmt mir vor, wie Jourdain, als er entdeckte, daß er jedesmal Prosa mache, wenn er zu seinen Freunden „Guten Tag" sage. Die Anmerkung endlich, welche der Autor dem Schluß seines Stückes angehängt hat, ist nicht minder instruktiv als die Vorrede und eine würdige Ergänzung derselben. „„Wohl gemerkt"", sagt er, „„in „Ruy-Blas", wie in allen früheren Werken des Verfassers, sind sämmtliche gelehrte Nebensachen durchaus genau. Alles, was die Tracht, die Möbel, die Geldangelegenheiten betrifft, ist aus den authentischsten Quellen geschöpft. Das Wort almojarifazgo z. B. bedeutet die Abgabe von 5 pCt., welche von den aus Spanien nach Indien gehenden Waaren erhoben wurde. Unter allen Finanziers, welche Spaniens Vermögen seit einem halben Jahrhundert verwaltet haben, ist vielleicht nicht Einer, der den Sinn des Wortes almojarifazgo kennt; aber man muß wissen, daß dies Wort, mit seiner völlig kabalistischen Physiognomie, halb Arabisch, halb Spanisch ist.""" Nach dieser beiläufigen Bemerkung über die Spanischen Finanzen spricht der Verfasser schließlich auch noch über die Schauspieler, die in seinem Stück beschäftigt waren, und überschüttet sie mit den pomphaftesten Lobeserhebungen.

*) S. Nr. 149 und 150 des Magazins.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 153. Berlin, Freitag den 21. Dezember 1838.

England.

Die Depeschen des Herzogs von Wellington.

Von dieser Sammlung, welche die Depeschen und die offizielle Korrespondenz des berühmten Herzogs aus seiner Dienstzeit in Indien, Dänemark, Portugal, Spanien, den Niederlanden und Frankreich während der ereignißvollsten Periode der modernen Geschichte enthält, ist erst ganz kürzlich der letzte und zwölfte Band in London erschienen, und wir können uns um so weniger enthalten, unsere Leser mit einigen Auszügen aus demselben bekannt zu machen, als dieser Band der interessanteste von allen ist und sich vornehmlich um die Endentwickelung des großen Kriegs-Drama's dieses Jahrhunderts bewegt.

Wir beginnen mit der Schlacht von Waterloo, und zwar mit einem Briefe, den der Herzog am Morgen des Schlachttages selbst schrieb. Der Rückzug der Preußen von Sombref hatte auf Seiten des Herzogs eine entsprechende Bewegung nothwendig gemacht, so daß dieser von Quatrebras gegen Waterloo zurückging. Dies erregte natürlich unter den Engländern in Brüssel große Angst.

„Waterloo, den 18. Juni 1815, 3 Uhr früh.

Mein lieber Stuart! Inliegend finden Sie zwei Briefe, die ich Sie bitte, ohne Säumen zu lesen und zu befördern. Aus dem Briefe an den Herzog von Berry werden Sie den wahren Zustand unserer Angelegenheiten und die einzige Gefahr, die wir zu befürchten haben, ersehen. Bitte, halten Sie die Engländer ruhig, wenn Sie können. Lassen Sie sie Alle zur Abreise bereit seyn, aber sie sollen sich weder ängstigen noch übereilen, da Alles noch gut enden wird. Ich habe dem Gouverneur von Antwerpen die nöthigen Anweisungen gegeben, um den Capricen, die ich bei jeder Gelegenheit in den Köpfen der Königlichen Gouverneure finde, zu begegnen. Seyen Sie versichert u. s. w.

Wellington.

Die Postpferde sind in meinem Namen in Beschlag genommen; ich schließe, damit die Leute nicht mit ihnen davonlaufen; doch geben Sie Befehle, daß Jeder sie haben kann, der mit einer Ordre von Ihnen kommt."

Trotz des Herzogs Vertrauen auf den Erfolg, schrieb er doch zur selben Stunde folgende Verhaltungsregeln an den Gouverneur von Antwerpen:

„Ich erhalte Ihr Schreiben vom ....., und ich benachrichtige Sie, daß Sie Antwerpen als im Belagerungszustand befindlich betrachten und sofort die Ueberschwemmungen vorbereiten müssen. Was die Provisionen der Einwohner betrifft, so ist es jetzt nicht nöthig, hierauf besondere Aufmerksamkeit zu verwenden. Ich bitte Sie, darauf zu achten, daß Sie, obwohl der Platz in Belagerungszustand erklärt ist, den König von Frankreich, sobald er erscheint, nebst seinem Gefolge einlassen werden, und wenn seine Leibwache hinkömmt, so werden Sie sie in der Nähe des Platzes einquartieren. Auch werden Sie sämmtliche Familien, die, gezwungen, Brüssel für den Augenblick zu verlassen, sich einstellen werden, mögen sie Engländer oder von einer anderen Nation seyn, frei ein- und ausgehen lassen."

Die folgenden Briefe, die den Tag nach der Schlacht geschrieben wurden, wird man mit großem Interesse lesen:

„An den Grafen von Aberdeen.

Brüssel, am 19. Juni 1815.

Mein lieber Lord! Sie können sich leicht denken, mit wie tiefem Schmerz ich Ihnen ankündige, daß Ihr tapferer Bruder in Folge einer in unserer großen Schlacht von gestern empfangenen Wunde verschieden ist. Er hatte mir seit vielen Jahren und bei vielen gefährlichen Gelegenheiten mit dem größten Eifer und Nutzen gedient, aber nie hatte er sich nützlicher gemacht, nie sich mehr ausgezeichnet, als in unseren letzten Kämpfen. Er empfing die Wunde, die seinen Tod zur Folge hatte, als er eines der Braunschweiger Bataillone, das ein wenig zu wanken begann, wieder sammelte, und er lebte noch lange genug, um durch mich die Nachricht von dem rühmlichen Erfolg unserer Waffenthaten zu vernehmen, zu welchem er durch sein thätiges und eifriges Verhalten so viel beigetragen. Ich kann Ihnen den Schmerz und Kummer nicht beschreiben, womit ich um mich herumschaue und die Größe des Verlustes, den ich überhaupt und namentlich in Ihrem Bruder erlitten, betrachte. Der Ruhm, der solche Waffenthaten zu begleiten pflegt, vermag mich nicht zu trösten, da er so theuer erkauft worden, und ich kann daher diesen Ruhm auch Ihnen und seinen Freunden nicht als Trost vorhalten; doch diese letzte That, glaube ich, war von so entscheidender Art, daß kein Zweifel vorhanden ist, daß der Lohn unserer Anstrengungen und Privatverluste die schnelle Erreichung unseres gerechten Zieles seyn wird. Nur so kann der Ruhm der Kämpfe, in denen unsere Freunde und Verwandten gefallen sind, zum Trost für ihren Verlust dienen. Ich bin u. s. w.

Wellington.

Ihr Bruder hatte ein schwarzes Roß, das ihm, glaube ich, Lord Aihburnham gegeben, und das ich so lange bewahren will, bis Sie mir geschrieben haben, was damit geschehen soll."

„An den Herzog von Beaufort.

Brüssel, den 19. Juni 1815.

Mein theurer Lord! Ich bin sehr betrübt, Ihnen mittheilen zu müssen, daß Ihr Bruder Fitz Roy stark verwundet ist und seinen rechten Arm verloren hat. Ich habe ihn eben gesehen, er ist vollkommen frei von Fieber und so wohl, als man unter solchen Umständen seyn kann. Sie wissen, wie nützlich er mir immer war, wie sehr ich den Mangel seines Beistandes fühlen werde, und welche Achtung und Liebe ich für ihn hege, und Sie können sich leicht denken, welchen Antheil ich an seinem Mißgeschick nehme. In der That, die Verluste, die ich erlitten, haben mich ganz vernichtet, und fast bin ich unempfindlich für die Vortheile, die wir erlangt. Ich hoffe jedoch, daß Ihr Bruder bald im Stande seyn wird, mich wieder zu begleiten, und daß er noch lange genug leben wird, um seinem Lande eben so viel Ehre, als seiner Familie und seinen Freunden Freude zu machen."

Kurz darauf hatte sich der Herzog über das Benehmen der Holländischen Truppen zu beklagen, welche die Dörfer plünderten, die auf ihrer Marschlinie gelegen waren; nachdem er bei dieser Gelegenheit zwei Offiziere besonders namhaft gemacht, schließt er so:

„Ich befehle Ihnen, Herr General, diese zwei Offiziere verhaften zu lassen und sie nach dem Haag an Seine Majestät zu schicken, der ich von diesem Briefe Abschrift sende. Ich will nicht solche Offiziere unter meinem Kommando haben. Ich bin lange genug Soldat, um zu wissen, daß die Plünderer und die, welche sie ermuthigen, vor dem Feinde nichts werth sind, und ich mag sie nicht. Ich habe die Ehre, zu seyn u. s. w.

Wellington."

In einem Briefe an den Marschall Beresford beschreibt er die Schlacht von Waterloo folgendermaßen:

„Sie werden von unserer Schlacht am 18ten gehört haben. Nie sah ich eine so blutige Affaire. Beide Parteien waren das, was die Boxer gluttons (Fresser) nennen. Napoleon manövrirte gar nicht. Er rückte nur nach altem Styl, in Kolonnen, vor und wurde im alten Styl zurückgetrieben. Der einzige Unterschied war, daß er Kavallerie unter seine Infanterie mischte und beide mit einer ungeheuren Quantität Artillerie unterstützte. Meine Infanterie hatte ich eine Zeit lang in Quarré's, und die Französische Kavallerie ritt um uns herum, als wenn sie zu uns gehörte. Nie sah ich die Englische Infanterie sich so gut benehmen."

Die Folgen der Schlacht waren bald sichtbar, und einige Tage darauf schrieb er an Lord Beresford:

„Die Schlacht von Waterloo war gewiß die bedeutendste Schlacht, die, wie ich glaube, seit vielen Jahren gekämpft worden; sie muß die wichtigsten Resultate für die Alliirten zur Folge haben, die wir aber zu verlieren in Gefahr sind durch das unangemessene Benehmen Einiger unter uns, und es thut mir leid, hinzufügen zu müssen, daß auch unsere Regierung etwas zu sehr den Ton ihrer elenden Zeitungsblätter annimmt. Nun, da sie den Kuchen haben, wissen sie ihn weder zu essen, noch aufzubewahren."

Dieselbe Ruhe und Herzensgüte blickt aus seinem Benehmen gegen Individuen hervor:

„An den General-Lieutenant Sir George Nugent.

Paris, den 14. November 1815.

Mein lieber Sir George! Ihren Brief vom 7ten wegen — — habe ich erhalten, nebst einem von ihm selbst und seiner Schrift

an das Ober-Kommando der Armee wegen seines Verhaltens in der Schlacht von Waterloo, in welcher Beziehung ich nichts thun kann ohne Ordre von dem Ober-Kommando. Im Allgemeinen ist es mir höchlich zuwider, nach einer Schlacht, wie die bei Waterloo war, einzelne Fälle von schlechtem Benehmen aufzudecken. Mancher Tapfere, und ich glaube sogar mancher große Mann hat sich bei einer solchen Schlacht etwas erschrocken gezeigt und sich doch nachher aufs trefflichste benommen. Hätte man daher den Fall zuerst mir vorgelegt, oder hätte ich überhaupt davon gehört, so würde ich Maßregeln ergriffen haben, die Sache ganz zu unterdrücken: wie die Sache jetzt steht, muß ich ganz nach meiner Ordre handeln. Aus dem, was ich seit Empfang Ihres Briefes von der Sache gehört, geht hervor, daß, obgleich — — das Feld als Verwundeter verlassen, der Wundarzt des Regiments ihn in die Liste der Verwundeten nicht aufnehmen konnte. Erstens ist die Frage, inwiefern der Wundarzt Recht oder Unrecht hatte, und zweitens, ob er nicht so betäubt war, daß er das Feld verlassen mußte, und sich doch nachher nicht in einem solchen Zustand befand, daß ihn der Chirurg als Verwundeten zu betrachten hatte. Ich werde mich sehr freuen, Sie wieder zu sehen. Wellington."

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Der moralische und ökonomische Zustand Korsika's.

Von Blanqui.

Zweiter Artikel. *)

Korsika ist durchaus auf den Ackerbau hingewiesen. Vergeblich sucht man hier einen Industriezweig von einiger Bedeutung, und auch der Handel ist auf den Austausch der Erzeugnisse des Bodens gegen die Waaren des Auslandes beschränkt. Alle Bestrebungen müssen deshalb auf die Verbesserung des Ackerbaus gerichtet seyn, denn dieser allein kann den Wohlstand der Einwohner, die Wohlfahrt der Insel erhöhen. In Korsika wird indeß der Ackerbau auf eine Weise betrieben, die sich von denen aller anderen Länder unterscheidet; wie das ganze Land, hat auch er einen absonderlichen, eigenthümlichen Charakter. Nirgends anders trifft man so viel unbebautes Land, denn die mäßigsten Schätzungen schlagen es auf neun Zehntheile der gesammten Bodenfläche an, und wenn das letzte Zehntheil, welches bebaut wird, einigen Ertrag gewährt, so ist dies eben auch nur der außerordentlichen Fruchtbarkeit des Bodens zuzuschreiben. Hier trifft man die schärfsten Gegensätze neben einander. Der Fuß nackter und dürrer Felsen ist z. B. mit Anschwemmungen fetten und fruchtbaren Landes bedeckt, das leicht bewässert werden könnte, wenn man die Kunst verstände, den Gewässern, die sich in ungesunde Sümpfe verlieren, eine angemessene Richtung zu geben. Theilweise ist das Eigenthum auf der Insel in wenigen Händen, wie in den Feudalzeiten, vereinigt, theilweise ist es, wie die Gärten vor unseren Städten, zersplittert. Man findet hier häufig genug Grundbesitzer, welchen tausend Morgen Haideland gehören, und dann sind diese tausend Morgen wieder unter fünfhundert Besitzern vertheilt. Jedenfalls hat hier der Grundbesitz noch eine hohe Geltung, weniger wegen des Ertrages, als wegen des Einflusses, den er gewährt, selbst wenn jener, was häufig genug vorkömmt, auf nichts zu reduziren ist. Die Gemeinde-Besitzungen sind eben so selten durch bestimmte Gränzen von einander geschieden, als die Staatsgüter, und gewöhnlich ist die Verjährung der einzige Rechtstitel.

Eine der vorzüglichsten Ursachen des jämmerlichen Zustandes der Landwirthschaft in Korsika und der Armuth des Landes ist wohl in der großen Zahl der Gemeinde-Besitzungen zu suchen, welche der Benutzung entzogen werden und den zahllosen Müßiggängern, den Schäfern, Jägern und Banditen als Zufluchtsort dienen. Diese unselige Einrichtung, die sich schon in den ältesten Zeiten der Geschichte des Landes vorfindet, hat die traurigsten Folgen gehabt. Anstatt das Land zu bebauen, hat man Heerden über dasselbe hingetrieben; die Korsen wurden Hirten und Jäger, und mit dem Schäferstabe und der Flinte schweifen sie in den Wäldern umher, um ihre Unabhängigkeit zu bewahren. Die Macht der Gewohnheit war so stark, daß alle politische Wechselfälle, welche gegen die Insel anstürmten, die alten Gebräuche und Vorurtheile nicht zu erschüttern vermochten. Eine regelmäßige und anhaltende Arbeit scheint dem Korsen ein lastendes Joch, das häusliche Leben ist ihm verhaßt, und sein alterthümlicher Pflug ohne Ohr und Pflugeisen ist glücklich allen Verbesserungen einer späteren Zeit entgangen; eben so wenig haben die Theorieen der landwirthschaftlichen Schriftsteller und die Erfahrungen der Landwirthe gegen die alte Feldereintheilung, welche sich noch aus den heroischen Zeiten herschreiben mag, etwas vermocht. Wozu sollte man auch die Gemeinde-Besitzungen bebauen, da die Ziegen frei auf denselben umherstreifen und die Hirten der Vortheile des Besitzes theilhaftig werden, ohne die damit verbundenen Lasten zu tragen? Zuweilen genügte es, einen Theil der Gemeinde-Besitzungen einzuhegen, um sich zum Eigenthümer aufzuwerfen; der Schäfer hielt an, anstatt weiter zu wandern; er fällte einige Bäume, aus denen er eine Hütte erbaute, und ließ sich in aller Stille von seinen Mitbürgern belehnen. Auf diese Weise sind viele Gemeindegüter in den Privatbesitz übergegangen, und die ungehemmte Freiheit der Niederlassung erhielt den Charakter eines unverjährbaren Rechts.

Keine häusliche Duldsamkeit konnte selbst auf die Heerden verderblicher wirken. Anstatt in Ställen untergebracht zu werden, wo der Eigenthümer die Racen verbessern und die Ertragsfähigkeit steigern konnte, schweifen die Ochsen, die Ziegen, die Hammel, die Pferde, die Maulesel und selbst die Schweine in den Wäldern umher, wodurch sämmtliche Thiergattungen auf der Insel verkümmerten. Die verwilderten Thiere sind abgemagert und verkrüppelt, und wenn der Preis derselben auch nur sehr geringfügig ist, so richten sie doch große Verwüstungen in den Wäldern an und verhindern das Aufblühen der Landwirthschaft. Da die Heerden keinen festen Aufenthalt haben, geht auch der Dünger für das Land verloren. Der Landbau ist so in seinen Wurzeln angegriffen, und ohne die erstaunliche Fruchtbarkeit des Bodens würde das jetzt übliche System des freien Umzuges das Land in dreißig Jahren aussaugen. Der Anblick der endlosen Felder, welche mit vier bis fünf Fuß hohem Farrnkraut bedeckt sind, das aus dem fruchtbarsten Boden aufwuchert, macht wirklich einen schmerzlichen Eindruck. Nie mäht hier die Sichel die Wucherpflanzen nieder, nie zieht der Pflug eine Furche; höchstens steckt man den Landstrich, den man bebauen will, in Brand, ohne jedoch eine Erlaubniß nachzusuchen, ohne auf die Beschaffenheit der Atmosphäre oder die benachbarten Grundstücke Rücksicht zu nehmen. Wenn die Flammen das buschige Gestrüpp von Erdbeerbäumen, Pistazien und Myrthen verzehrt haben, so säet man im ersten Jahre Gerste oder Getraide; im zweiten Jahre macht man's eben so, bis die Wucherpflanzen wieder ausschlagen; ihre krautartigen Stengel werden dann von den Hammeln und Ziegen abgeweidet. Hier ist die Unordnung mit der Unwissenheit, die Sorglosigkeit mit der Selbstsucht verbunden. Man kann sich hiernach leicht ein Bild von dem Zustande des Landbaus entwerfen.

Wenn man einen Landstrich angezündet hat, um ihn bebauen zu können, so denkt man zunächst an seine Umhegung. Die Umzäunung ist das einzige sichtbare Kennzeichen des Besitzthums. Gewöhnlich besteht dieselbe nur aus gebrannten Steinen, welche ohne alle Kunst auf einander gehäuft sind; zuweilen, aber sehr selten, aus lebendigen Hecken. Große Pachthöfe, wie auf dem Kontinent, findet man hier noch nicht, und keine ländliche Wohnung liegt außerhalb der Dörfer, welche alle auf Felsgipfeln schweben und weit von dem bebauten Lande entfernt sind. Diese sonderbare Lage der Dörfer begründet einen charakteristischen Unterschied zwischen der Physiognomie Korsika's und Sardiniens. Sardinien besteht aus einer mittleren Ebene, welche von einem Berggürtel eingeschlossen ist, während Korsika nur einen Gebirgszug, der von schmalen Ebenen am Meeresufer umsäumt ist, aufzuweisen hat. Der Korsische Bauer muß von den Gebirgen herabsteigen, um seine weit entlegenen Felder zu bebauen. Während der Saat- und Aerndtezeit verweilt er auf denselben mit seiner ganzen Familie und kehrt dann mit seinen Vorräthen ins Dorf zurück; im Winter legt er sich auf die Bärenhaut, wenn ihn anders das Fieber verschont. Das Fieber ist eine der vorzüglichsten Ursachen des schwankenden Preises der Ländereien; in den ungesundesten Gegenden kostet die Hektare 30 Francs, während sie vor den Thoren der Städte, vorzüglich in der Umgebung von Bastia, ungleich höher bezahlt wird. Der mittlere Preis des unbebauten Landes in der östlichen Ebene, wo allein die Speculation ein freies und fruchtbares Feld findet, beläuft sich auf 150 Francs für die Hektare. Die Kosten der Urbarmachung mögen etwas mehr als das Vierfache dieses mittleren Preises betragen. Man macht gewöhnlich einen Akkord mit den Tagelöhnern, welche jährlich aus Lucca nach Korsika strömen; denn in Korsika selbst hält es sehr schwer, arbeitsame Hände zu finden, und der Arbeitslohn ist, ungeachtet dieser fremden Konkurrenz, dennoch sehr beträchtlich. Wenn die Fieberzeit eintritt, so entfliehen die Menschen; die Ebene gleicht dann einer Wüste, der Feldbau wird eingestellt, und es ist unmöglich, Arbeiter zu finden, selbst wenn man ihre Arbeiten mit Gold aufwägen wollte. In der schönsten Gegend des Landes ist in dieser Zeit alles Leben erstorben, das Gras wuchert üppig auf, die Erde bekömmt Risse, aus denen ungesunde Dünste aufsteigen; es siecht mit einem Wort Alles dahin. Das Fieber scheint die Pflanzen eben so wenig wie die Menschen zu verschonen, und Korsika wird ein Abbild Afrika's.

(Fortsetzung folgt.)

*) S. Nr. 137 des Magazins.

Italien.

Giorgio Vasari und das Jahrhundert der Kunst.

(Schluß.)

Das Museum des Louvre besitzt sieben Werke von Vasari, zwei Gemälde und fünf Zeichnungen; darunter sind zwei Federzeichnungen, deren eines die Decke in dem Saale Cosmo's von Medicis, des Vaters des Vaterlandes, wie er hieß, vorstellt; das andere ein ähnliches Deckenstück Cosmo's I. Diese Plafonds, welche den Königlichen Palast zu Florenz schmückten, sind in dreizehn durch Arabesken gesonderte Felder getheilt. Von den drei anderen Zeichnungen, welche ebenfalls Nachbildungen von Gemälden in dem Herzoglichen Palast zu Florenz enthalten, stellt die erste die Göttin Ops in Begleitung der Korybanten vor, die beiden anderen aber Episoden aus dem Leben Leo's X. Die Zeichnungen sind zwar in der Ausführung nicht ganz fehlerfrei, zeigen aber die Festigkeit der Hand, die sie entworfen, und haben das Verdienst, eine bestimmte Idee von dem Original zu geben. — Die beiden

Gemälde, Werke seines Pinsels, verlangen ernstlichere Beachtung und müssen auf das Urtheil über Vasari's Talent von entschiedenem Einfluß seyn. Das unwichtigere von beiden, „die Passions-Geschichte" des Heilandes, von unbeträchtlicher Dimension, stellt, wie sein Name besagt, die letzten Scenen aus dem Leben des Herrn dar. Zehn durch Arabesken getrennte Rahmen, deren größter die Mitte der Leinwand umspannt, führen nach und nach, von dem Rande des Gemäldes anfangend, zur Linken des Beschauers vor das Auge: Jesus, wie er die Füße der Apostel wäscht, das Abendmahl, den Todeskampf am Fuße des Oelberges, den Judaskuß, Jesu Gefangennahme, sein Verhör vor Kaïphas, die Geißelung, den Gang zur Schädelstätte, das Begräbniß, den Kreuzestod. Wir nennen vor diesem das Begräbniß, aber diese Inkonsequenz kommt auf Rechnung Vasari's, sie findet sich in seinem Gemälde. Mit Ausnahme der Kreuzigung, welche die Mitte des Gemäldes einnimmt und deren Figuren mithin größer sind, als die auf den übrigen Theilen der Leinwand, sind die Personen fast in Miniatür. Wir verlangen nicht, daß diese zahlreichen kleinen Figuren markirt erscheinen sollen — das würde ihre Kleinheit fast unmöglich, selbst zwecklos machen — aber wir verlangen wenigstens mehr Arbeit und Nachdenken in der Wahl der Stellungen, mehr Mannigfaltigkeit in der Gruppirung, weniger Steifheit in den Bewegungen. Da der Maler sich entschloß, mehr im Umriß als ausgeführt die verschiedenen Physiognomieen, die er in den Vordergrund stellte, zu zeigen, mußte er z. B. nicht vermeiden, das Auge auf die einförmig langen und zugespitzten Nasen zu ziehen? Denselben Tadel der unangenehm auffallenden Einförmigkeit verdienen die Hände, die alle knochicht und eben so maßlos sind wie die Nasen. Das eigentliche Verdienst dieses Gemäldes ist die Kühnheit der Kreide und des Pinsels, die sich darin zeigt. Man findet, daß der Verfasser mehr Talent besitzt als er zeigt, und daß es ihm lediglich an Willen gefehlt hat.

„Die Verkündigung", deren Gestalten natürliche Größe haben, ist ein weit vorzüglicheres Stück, als „die Passion". Das Bild stellt ein kleines bescheidenes Zimmer vor, in dem die Möbel ohne allen Grund über einander gehäuft sind. Wenigstens läßt sich kein vernünftiger auffinden, warum der Tisch zur Rechten ein hölzernes Bett zur Linken berührt, wenn der Maler nicht die Absicht hatte, zu zeigen, daß er einen Tisch und ein Bett gut zu entwerfen verstände, und dieser Grund vermöchte schwerlich vor den Regeln der Composition zu bestehen. Zwischen beiden Möbeln, oder vielmehr über ihnen, erscheint der heilige Geist in Gestalt einer Taube, das Zimmer mit Glanz überströmend. Dies bildet den Grund des Gemäldes, und wir glauben mit dieser Schilderung allein eine genügende Kritik gegeben zu haben. Auf der vorderen Seite zeigen sich die beiden einzigen Gestalten der Scene, die Jungfrau und der Engel. Maria sitzt an dem Rande des Bettes, der Kopf ist schüchtern zur Erde gebeugt. Die Rechte ist mit Befestigung eines flatternden Bandes vor der Brust beschäftigt, die Linke, anmuthig herabhängend, hält ein halb geöffnetes Buch. Ihr gegenüber verkündigt der Engel Gabriel, knieend, die Hände zum Zeichen der Ehrfurcht und Sammlung gekreuzt, die Botschaft der, an welche er gesandt ist. Von Seiten der Composition betrachtet, haben beide Figuren eine angemessene Stellung, keine zieht zum Nachtheil der anderen vorherrschend die Blicke auf sich, und man kann auch nicht sagen, daß sich das Interesse und die Aufmerksamkeit zwischen beiden theilt; denn sie erwecken nur eine einzige und dieselbe Aufmerksamkeit, ein einziges und dasselbe Interesse, wenn man so sagen darf. Jede für sich betrachtet, sind beide Figuren weit entfernt, tadellos zu seyn. Der Kopf der Jungfrau ist, wenn man gerecht seyn will, von schöner Zeichnung, voll Charakter und Adel, korrekt und rührend, aber zum Unglück hat sie eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Engel Gabriel. Vielleicht liegt gerade in dieser Aehnlichkeit das gleichmäßige und ruhige Interesse, das beide Figuren einflößen. Wie dem nun auch sey, so hat sich der Künstler augenscheinlich weniger in der Ausführung des Engels als der Jungfrau gefallen. Wenn man ihn in der Nähe betrachtet, so ist die Stellung Gabriel's ungeschickt aufgefaßt und wenig naturgemäß. Eine knieende Gestalt, wie Gabriel, wird wohl nicht unterlassen, den Kopf zur Erde zu neigen. Es ist wahr, Gabriel ist ein Engel. Wir wollen uns nicht bei der Lilie aufhalten, die er in der Hand trägt, obgleich wir sie lieber weg wünschten. Unter den Vorwürfen, die wir dem Maler über die Person der Maria machen könnten, ist nach unserer Ansicht der schwerste, daß er ihren Beinen eine gekreuzte Stellung gegeben hat. Eine solche Stellung verbieten die Gesetze des Anstandes, zumal bei einer Jungfrau. Wenn wir auch das gut katholische Gebetbuch mit Schweigen übergehen, so kann sich unsere Nachsicht nicht auf einen Fehler erstrecken, der mehr als ein Anachronismus ist, der das Anstößige des Sujets nur erhöht. Ungeachtet noch mancher Fehler, die man in der Tracht und in der Farbengebung namhaft machen könnte, bewährt das Gemälde im Ganzen glänzende Eigenthümlichkeiten. Nach den trefflichen Regeln der Florentinischen Schule gezeichnet, haben die Figuren, welche er hervortreten läßt, die Draperie im Geschmack der Römischen Meister. Hier kann man sehen, ob wir im Irrthum sind, wenn wir seine Gewohnheit, zu improvisiren, als die Ursache seiner Mittelmäßigkeit angeben. Was hat Vasari gefehlt, um aus dem Gemälde, das wir so eben untersucht haben, ein Werk von höherem Werth zu machen? Zwei Eigenschaften, die mit der Kunst des Improvisirens im grellsten Widerspruch stehen: Beharrlichkeit und Geschmack.

Die schriftstellerischen Werke Vasari's beschränken sich nicht bloß auf die Geschichte der berühmten Maler und Baumeister. Unter dem Titel Ragionamenti veröffentlichte er einige seiner Ideen über die Kunst. In ihnen tritt seine Selbstgenügsamkeit zum Theil stark hervor; zu oft mischt der Verfasser das Lob seiner eigenen Werke in die Vorschriften, welche er aufstellt, als wollte er zu jeder Regel gleich mustergültige Belege geben. Aber diesen Fehler abgerechnet, der dem Schriftsteller mehr Unrecht thut als dem Buche, fehlt es den Ragionamenti nicht an richtigen und nützlichen Urtheilen, an malerischen Ansichten, an geistreichen Winken, und die angesponnenen Untersuchungen führen unvermerkt auf einige weniger bekannte Werke, in denen Vasari seine Gemälde allein sich zum Studium macht. Die Kritik aber, welche über Vasari's Talent ein persönliches Urtheil zu haben sich erlaubt, hat mit der Sichtung seiner mehr oder minder egoistischen Apotheosen nichts zu schaffen und kann ihrer höchstens Erwähnung thun.

Indem wir uns seiner Geschichte der berühmten Maler und Architekten nähern, legen wir gleich im Eingange das Bekenntniß ab, daß wir eben so wenig das hohe Lob, das sich der Verfasser spendet, als die übertrieben scharfen Zurechtweisungen, die ihm nicht erspart worden sind, unterschreiben. An verschiedenen Stellen seines Buches rühmt Vasari laut, daß er ein bewundernswürdiges Werk geschrieben habe, und es fehlt wenig, daß er es in jeder Beziehung untadelhaft finde. Auf eine so leidenschaftliche Begeisterung antworten wir mit einem Lächeln und entschuldigen das Uebermaß väterlicher Liebe. Aber ihn in diesem Falle entschuldigen, heißt noch nicht, ihn lossprechen und auf eine Untersuchung seiner angeblichen Vorzüge verzichten. Doch eben so stehen wir nicht an, gegen die zahllosen Vorwürfe, mit denen man seine Eigenliebe hat bestrafen wollen, unseren Einspruch zu thun und beide, die aus Unkunde oder mit Absicht Fehlenden, zurückzuweisen. Heißt das wohl eine gerechte und zulässige Kritik, welche z. B. Vasari aus einigen gut gemeinten Ausmerzungen, deren Grund man weiß, ein Verbrechen hat machen wollen? Ist es nicht eben so abgeschmackt, einen Schriftsteller darüber zu tadeln, daß er sich Mühe gegeben, seine Urtheile zu berichtigen, als es abgeschmackt wäre, ihn darüber zu tadeln, daß er sich Mühe gegeben, seinen Stil zu verbessern? Gewiß, ohne Zweifel. Auf so böswillige Kritiken, welche aus der erzwungenen Vergleichung zweier um achtzehn Jahre fleißigen Quellenstudiums aus einander liegenden Ausgaben den Stoff zu einer furchtbaren Anklage genommen haben, bedarf es also keiner Antwort. Und wenn für diese Schweigen die rechte Antwort ist, wie soll man sich gegen die verhalten, welche, naiv genug, Vasari für die Häßlichkeit einiger Portraits in beiden auf einander folgenden Editionen verantwortlich machen wollen? War hier, bei dem besten Willen von der Welt, eine Rektifizirung möglich? Es kann recht gut zweierlei Weisen geben, das Talent und den Charakter eines Künstlers zu würdigen, aber auch zwei Arten, ihn physisch abzubilden? Gegründeter ist der Vorwurf, daß er sich als Parteigänger einer bestimmten Schule zum Nachtheil dieser und jener gezeigt habe. Läßt dieser Vorwurf aber auch keine Milderung zu?

Es giebt einen Gesichtspunkt, auf den die Lektüre des Buches selbst uns geführt hat, welcher in einem gewissen Sinne eine für den Verfasser günstige Lösung der Frage gestattet, nämlich die Untersuchung, ob ein Zeitgenosse in Sachen der Kunst überhaupt ein definitives Urtheil haben kann. Wir verneinen es. Bereits haben wir manche Gründe für die Unstatthaftigkeit einer solchen Apodiktik angeführt, z. B. die allzu große Nähe, der Mangel an Perspektive, und hauptsächlich, wovon wir jetzt sprechen wollen, das Hemmende freundschaftlicher Verbindungen, das um so gefährlicher ist, je weniger man sich demselben ausgesetzt glaubt. Wie groß auch die Unparteilichkeit eines Menschen sey, so kann er sich in der That einer unfreiwilligen Nachsicht gegen diejenigen, für welche er eine besondere Vorliebe hat, nicht erwehren. Die Sympathie macht blind, das ist ein unbestreitbarer Satz. Man lese nur in diesem Testamente, welches die Vergangenheit der Gegenwart vermacht hat, die lobenden oder tadelnden Urtheile eines Zeitgenossen über Personen und Dinge, bemerke ihre vollständige Disharmonie mit denen, welche die späteren Jahrhunderte fällten, und man wird die Lust verlieren, die Wahrheit unserer Behauptung anzugreifen. Ein richtiges, nie schwankendes Gefühl für das Schöne könnte freilich den störenden Einfluß der Freundschaft auf das Urtheil des Kunstkenners beseitigen, und doch bemerken wir, daß Winkelmann, dieser scharfsinnige Kritiker, der die Aesthetik zu dem Range einer Wissenschaft erhoben, seine Methode mit richtigem Takt ausschließlich den Werken des Alterthums zuwandte. Wer kennt die Schwierigkeiten, auf welche Winkelmann gestoßen wäre, wenn er seine Meinung über die Werke der Zeitgenossen hätte ausdrücken wollen, und ob er diese Schwierigkeiten mit Ehren überwunden hätte? Die Mystification Casanova's, eines Malers seiner Bekanntschaft, der er nicht entging und über welche er selbst in seinem „Briefe an den Grafen Brühl, die Alterthümer Herkulanums betreffend", uns nicht in Zweifel läßt, zeigt den gefährlichen Einfluß der Zeitgenossenschaft auf die Kritik, die lobende sowohl als tadelnde, welche starke Waffen sie sonst auch führe.

So schuldig, wie Manche also den Vasari glauben, daß er keck einen Namen dem anderen vorgezogen, finden wir ihn nicht. Wenn er die großen Bäume beschneitelt, welche in der Nachbarschaft der mächtigen Eiche Michel Angelo stehen, so gehorcht er zwar dem natürlichen Zuge der Freundschaft, aber

man muß auch gerecht seyn und gestehen, daß dieses Mal seine Vorliebe kein blinder Rathgeber gewesen ist. Zur Ehre Vasari's müssen wir sogar hinzufügen, daß seine hohe Anerkennung Michel Angelo's im Besonderen und der Florentinischen Schule im Allgemeinen ein unleugbarer Beweis seiner Einsicht und Kennerschaft ist. Daß er die Florentinische Schule, als Lenkerin der Ideen, der Venetianischen und Lombardischen vorgezogen, daß er die Zeichnung über die Farbe und Anmuth der Formen gesetzt hat, heißt mit anderen Worten nur, daß er der Tiefe den Vorzug vor dem Glanz und Reiz gegeben, heißt ohne Widerrede, daß er ein Vorgefühl von der Wissenschaft hatte, welche zwei Jahrhunderte später Winkelmann zu höherer Vollkommenheit gebracht hat. Zu bedauern ist es nur, daß Vasari seine Parteilichkeit für die Florentinische Schule bis zu knausernder Ungerechtigkeit gegen die Venetianische und Lombardische getrieben, und eben so bedauernswerth, daß er in der Wahl seiner Lieblinge so selten unparteiisch ist. Und dies sind Beschuldigungen, von denen wir das Andenken des Annalisten nicht freisprechen wollen. Seine Ungerechtigkeit gegen die Venetianische Schule zeigt sich auf Seiten, wie solchen, die er z. B. Giorgione gewidmet hat, wo er die Behauptung nicht scheut, daß Giorgione ein Nachahmer Leonardo da Vinci's sey. Hätte uns Vasari seine Kompetenz in Sachen der Kunst nicht auf unzähligen Seiten seines Buches gezeigt, so müßten wir ihn geradezu der Unwissenheit anklagen; denn nur aus dieser kann, nach unserem Dafürhalten, die Parallele zwischen Giorgione und Leonardo entspringen. Giorgione, der Gründer, so zu sagen, der Koloristen-Schule, der Vater und Nebenbuhler Titian's und Paul Veronese's, nähert sich so wenig Leonardo, dem Erben Cimabue's, dem Vorläufer Michel Angelo's, dem Manne der Konturen und Linien, als, um uns eines Vergleiches zu bedienen, Ariosto dem Dante. Dieselbe Totalverschiedenheit, welche sich in den Systemen beider Männer, die sie in ihren Werken realisirt haben, zeigt, dieselbe zeigt sich in den Talenten Beider. Wie ist es also Vasari begegnet, die Zeichnung und die Farbe zu vermischen und, was darin involvirt liegt, die Tiefe und die Fläche zu identifiziren? Dies findet einzig seine Erklärung in Vasari's bekannter Vorliebe für die Florentinische Schule. Wenn Vasari eine von diesen beiden Eigenschaften der anderen, die Zeichnung der Farbe vorzieht, so müssen wir ihm seinen Willen lassen und theilen herzlich gern sein Glaubensbekenntniß; wenn er aber, um die Verdienste, die er feiert, in ein desto helleres Licht zu setzen, Anerkannte in den Schatten stellt, wenn er ohne Gewissensbisse den Werth Giorgione's vernichtet und ihn von der Stufe der Meister zum Rang der Nachahmer heruntersetzt, so kann dies eine gerechte Kritik weder theilen noch dulden.

Eben so wenig können wir über das schreiende Unrecht, mit welchem Vasari den berühmten Correggio behandelt hat, hinweggehen. So weit gehen wir freilich wieder nicht, daß wir ihn, wie ein großer Theil seiner Italiänischen Ausleger gethan hat, deshalb tadeln werden, weil er gezeigt hat, daß Correggio arm und krank gewesen sey. Auch kümmert uns das wenig, ob Correggio der Sohn eines Bauern war, wie Vasari behauptet, oder von gutem Adel, wie Manni und Orlandi. Aber was wir in dem Artikel, welchen Vasari dem Correggio gewidmet hat, zu finden verlangen, ist ein gewissenhaftes Urtheil über den Künstler, dessen „heiligen Hieronymus" Annibal Carracci der „heiligen Cecilie" Raphael's vorziehen konnte. Die wenigen im Lapidarstil lobenden Seiten, welche uns Vasari über ihn hinterlassen hat, geben von neuem den Beweis, daß er Alles den Florentinern aufzuopfern entschlossen ist. Dies zeigt sich darin noch entschiedener, daß er, mit solchen Fehlgriffen nicht zufrieden, sein Werk mit noch größeren auszustatten bemüht ist, indem er den beiden großen Meistern gleichstellt Wen? einen Maler höchstens zweiten Ranges, der aber die Ehre hatte, der Florentinischen Schule anzugehören, den Piero di Cosimo. Wenn aber Piero di Cosimo mit solchem Lobe davonkommt, so wird man nicht erstaunen, in der „Geschichte der berühmten Maler" Mariotto Albertinelli, einen gleich oberflächlichen Maler, erhoben zu finden. Wir können endlich dieses Verzeichniß verblendeter und und ungerechter Urtheile nicht schließen, ohne noch des unglaublichsten und verkehrtesten unter allen zu gedenken, der Billigung, welche Vasari den weichen, schlaffen, fasrigen Gemälden des Domenico Puligo angedeihen läßt. Hier ist keine andere Annahme möglich als die, daß Vasari sich dadurch selbst ein indirektes Lob spendet; denn in Bezug auf Schnelligkeit, die zum Grundsatz geworden, findet sich eine auffallende Aehnlichkeit zwischen den Methoden Beider. Wenn also die Vergleichung Giorgione's mit Leonardo und Beider mit Piero di Cosimo und Correggio auf Vasari die Anklage der Unwissenheit und Böswilligkeit bringen könnte, so kann die Erhebung Domenico Puligo's nur seiner Selbstsucht zugeschrieben werden. Und entschied sich Vasari in seinem eigenen Interesse, diejenigen zu rühmen, welche die Kunst als eine Profession trieben, warum wählte er nicht schlauer seine Beispiele, indem er uns Künstler vorführte, welche vom Elend gezwungen waren, ihre Fähigkeiten zu mißbrauchen, wie der fast vor Hunger gestorbene Raffaëllino del Garbo. Der Leichtsinn aber, mit dem Vasari die Geschichte dieses Unglücklichen erzählt, verwandelt unsere bisherige Unzufriedenheit in vollen Unwillen. Was auch der Grund sey, weshalb Vasari die ganze Skala ungemessenen Lobes und Tadels zwischen Mariotto Albertinelli und Raffaëllino del Garbo durchmacht, seyen es Gründe der persönlichen Vorliebe für den Einen, oder Verachtung der Armuth des Anderen, in beiden Fällen ist er gleich schuldig in unseren Augen.

Die Freimüthigkeit, mit der wir unseren Tadel über Vasari's parteiische Ansichten ausgesprochen haben, berechtigt uns wie derum, seine Vertheidigung gegen Vorwürfe, die uns ungegründet scheinen, zu übernehmen, indem wir von der Eintheilung sprechen, welche Vasari für sein Werk gewählt hat. Es haben nämlich mehrere Kritiker gemeint, daß es nach den Verdiensten geordnet seyn müßte. Nach ihrer Ansicht müßte das Buch also aus bestimmten Kategorieen bestehen, in welche die Maler und Bildhauer nach der Stelle, welche sie in der öffentlichen Meinung behaupten, einrangirt wären. Wir rufen, um das Thörichte einer solchen Behauptung und das Unverdiente solcher Vorwürfe zu zeigen, nur die unübersteiglichen Schwierigkeiten ins Gedächtniß zurück, mit denen das Urtheil der Zeitgenossen zu kämpfen hat. Wie gerecht würden nicht die Angriffe der Gegenwart auf das Leben ihrer berühmten Maler seyn, wenn man Meister des ersten Ranges, wie die, zu deren Gunsten wir eben protestirt haben, schonungslos in den zweiten verwiesen fände. Schon so ist die Zahl der mißglückten Vergleichungen groß genug, und wir brauchen uns nicht erst die Verwirrung vorzustellen, in welche Vasari auf diesem Wege gerathen wäre. Darum verdient die Eintheilung seiner Geschichte in Schulen, als die einzige, welche die Kritik der Zeitgenossen wählen kann, unseren vollsten Beifall. Dies hindert uns aber nicht, zu bedauern, daß Vasari nicht so viel Licht in diese Eintheilung gebracht hat, als ein besonnenes Urtheil ihm möglich gemacht hätte.

Was den literarischen Werth seines „Lebens berühmter Maler und Bildhauer" betrifft, so halten wir ihn, offen gestanden, für sehr gering. Seinem Buche wie seinen Gemälden war die Manier des Stegreifs höchst verderblich. Man kann sich leicht davon überzeugen, wenn man das Leben Raphael's und Michel Angelo's, die beiden wichtigsten Artikel des Werkes, aufmerksam durchliest. Das Lob und der Tadel, welche er ihnen im Ganzen giebt, halten nicht immer Stich in ihrer Anwendung aufs Einzelne und verlieren durch die Zerfloſſenheit, mit der er sie gibt, einen großen Theil ihrer Kraft. In keiner dieser Geschichten zeigt sich auch nur die entfernteste Spur von Methode. Nichts als aneinandergereihte Episoden, zuweilen Wiederholungen mit anderen Ausdrücken, wortreiche Zergliederungen, unterbrochen von Betrachtungen, denen hier und da die Anwendung fehlt, weil sie nicht an ihrem Platze stehen, Anekdoten ohne alle Folge, kleinliches Detail. Wenn aber die literarischen Verdienste von Seiten des Stils, der übrigens hinlängliche Korrektheit zeigt, unbedeutend sind, so geben zum Ersatze die Fehler des Buches selbst ihm eine eigenthümliche Physiognomie, voll von Interesse und Reiz, und machen es zu einer nie versiegenden Quelle für den Durst des Wissens und der Neugierde. Aus ihm haben geschöpft und werden noch lange alle diejenigen schöpfen, welche Data und Urkunden geben und verlangen. In dieser Beziehung ist der Werth des Buches so unbestreitbar, daß es seit zweihundert Jahren den Verfasser populär erhalten und daß keine Nebenbuhlerschaft, mochte sie mittelbar oder unmittelbar sich zu erkennen geben, ihm bis auf diesen Tag hat schaden können. Es ist Marco Boschini eben so wenig wie Piles im siebzehnten, Raphael Mengs eben so wenig wie dem Abbé Lanzi im achtzehnten gelungen, den Freund der Florentiner zu entthronen.

J. Chaudes-Aigues.

Mannigfaltiges.

— **Abenteuer des großen Balzac.** So heißt der neueste Literatur-Roman des schreibseligen Bibliophilen Jacob (Paul Lacroix), der 44ste und 45ste Band seiner Werke. Er schildert darin einen der hervorragendsten Schriftsteller aus Richelieu's Zeit, den gelehrten Balzac, geboren 1564, der nach Jacob's Ansicht der Narr, die Karrikatur seines Jahrhunderts war und nicht einmal so viel Talent besaß, als ihm die scharfen Kritiken eines Voltaire und Laharpe gelassen, die ihn wenigstens für einen bedeutenden Redekünstler erklärten. Von diesem Ruhme will Jacob ein gutes Theil auf Rechnung des Pater Ogier bringen, der Balzac's Secretair war und ihm seine Sprachschnitzer korrigirt haben soll. Balzac der Erste, wie er von den Franzosen jetzt gewöhnlich genannt wird, um ihn von dem bekannten gegenwärtigen Romanschriftsteller gleiches Namens zu unterscheiden, hatte sich die ganze von Richelieu gestiftete Akademie verfeindet, weil er es verschmähte, in den Schoß derselben einzutreten; Faret, Beaurru, Boisrobert, besonders aber der Pater Goulu, Generalissimus des Klosterordens der Feuillanten, waren seine heftigsten Gegner. Der Roman des Bibliophilen hat nun eine Mystification zum Inhalt, welche dem stolzen Balzac, um ihn für seinen Hochmuth zu strafen, von seinen literarischen Feinden bereitet wird und die unter den Augen des Kardinal Richelieu, seines Gönners, vor sich geht.

Das mit dem 31sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 154. Berlin, Montag den 24. Dezember 1838.

Schweiz.

Der große St. Bernhard, das Leuker Bad und der Gemmi.

Aus dem Reisetagebuch eines Franzosen.*)

Am frühen Morgen trat ich, von Martigny aus, meine Wanderung nach dem großen St. Bernhard an. Gemächlich folgte ich im Hinaufsteigen dem Laufe der Dranse, athmete mit Wonne die freie, belebende Luft des Thales, und Alles benutzend, was den Weg des Reisenden erheitern kann, folgte mein Auge bald dem kühnen Fluge des Adlers, bald dem von Blume zu Blume flatternden Schmetterling; jetzt ließ ich einen Stein in den Abgrund rollen, pflückte dann eine Pflanze, die ich in mein Gedenkbuch aufbewahrte, um mir einen Schatz kostbarer Erinnerungen zu sammeln. So ist dies Leben gestaltet, dem man sich mit Lust eine Zeit lang hingiebt, halb Phantasiegebilde, halb Wirklichkeit, doch immer voll unendlichen Reizes, und wenn wir nun in das gewöhnliche Treiben der Welt zurückkehren, scheint uns das Vergangene ein schöner, nur zu bald entschwundener Traum. Wie oft bin ich singend, Kräuter sammelnd und philosophirend zur Quelle eines Wassersturzes hinaufgestiegen, wie heiter folgte ich all' den launenhaften Krümmungen der Bäche, die bald als kaum sichtbare Streifen irgend einer Felsspalte entschlüpften, bald, furchtbar und gewaltig in ihren Zerstörungen, als schäumende Wasserfälle von einem Gletscher herabstürzten.

Wenn man an St. Branchier, Orsieres, Liddes und St. Pierre vorübergekommen, wenn man gesehen, wie die sprossenden und keimenden Kräfte der Natur nach und nach immer mehr ersterben, und wie die trägen Massen, Schnee und Felsen, desto mächtiger sich anhäufen, gelangt man immer tiefer in die Berge hinein, die auf so sonderbare Weise sich um uns zu verengen scheinen, als wollten sie uns in ein ewiges Gefängniß einschließen. Nirgends erblickt man eine menschliche Behausung, jede Spur von Leben ist verschwunden. Mit geheimem Schauder, wie von einer düsteren Macht geleitet, schreitet man vorwärts; man gehört sich nicht mehr an, denn die Geister der Berge können uns in Abgründe stürzen, wenn es ihnen gefällt, ihre dichten Nebel über unseren Weg zu verbreiten.

Mit größter Mühe hielt ich mich auf den großen Steinen, die man an den Rand der Abgründe als Wegzeichen hingeworfen; ich vergegenwärtigte mir alle Schrecknisse dieser wilden Natur, und da ich vermuthete, daß die Sonne, die ich schon seit längerer Zeit nicht mehr erblickte, mir bald ihr Licht ganz entziehen würde, so strengte ich mich an, meine Schritte zu beschleunigen, was aber durchaus nichts Leichtes war. Plötzlich stehe ich vor einer Fläche nie berührten Schnees, rechts gähnt ein Abgrund, links thürmt sich ein Felsen-Chaos auf, — nirgends ein Fußsteig, — ich hatte mich verirrt!.... Man muß die Alpen kennen, um die furchtbare Bedeutung dieses Wortes zu fassen.

Sich in einem Gehölze verirren und dort die Nacht zubringen, welchem Jäger, Dichter oder Verliebten wäre das nicht wenigstens einmal während seines Lebens vorgekommen; aber hier ist das ganz etwas Anderes. Der Nebel ist 7000 Fuß über der Meeresfläche ein trauriger Geleitsmann, die Nacht ist hier schwärzer als irgendwo, und der Wind heult so seltsam, als wären es die Stimmen aller jener Unglücklichen, die hier der ewige Schnee begrub. Der Himmel, eben noch so blau, wird plötzlich weiß, ein Zeichen, daß der Nebel sogleich herabfallen will. Die kleinen grauen Wolken, die in der Luft umherschwammen, wuchsen von Minute zu Minute an und senkten sich schon bis zur Hälfte der steilen Felswände herab; mit eisigem Hauch trieb mir der Wind leichte Schneeflocken ins Gesicht, und alle diese Vorboten eines Aufruhres der Elemente hatten wenig Tröstliches für mich. Ich mußte nun wählen zwischen der langweiligen Mühe, den Weg, welchen ich gekommen, wieder zurück zu gehen, und der Gefahr, zu solcher Zeit und in solchem Wetter mir einen Pfad aufzusuchen. Mit kühnem Muthe entschloß ich mich zu dem Letzteren und wanderte getrost durch Schnee und Wasserstürze weiter vorwärts. Was für einen Weg ich auf diese Weise zurückgelegt, vermag ich nicht anzugeben, denn ich war so voll ängstlicher, aber wohl verzeihlicher Besorgniß, daß ich nichts als den Stein sah, auf den ich meinen Fuß setzte, und nichts fühlte, als den Nebel, der mich immer dichter umzog. Doch, wie ich, dicht an einem Abgrunde, dessen Tiefe ich der Dunkelheit wegen nicht absehen konnte, um einen Felsen herumbiege, trifft eine Stimme mein Ohr, erfreulicher als die des Sturmes, denn sie giebt mir die Gewißheit, daß ich die Nacht nicht in einer Höhle zubringen werde, worauf ich schon gefaßt war, sondern an einem besseren Orte. Es war das laute Bellen eines Hundes, und freudig erbebte mein Herz, denn bald kam auch das Thier selbst wenige Schritte unter mir zum Vorschein, wedelte freundlich mit dem Schwanze, und mit sanftem Knurren, das mir so verständlich wie menschliche Rede war, lud es mich ein, ihm zu folgen. Eine halbe Stunde darauf saß ich behaglich vor einem großen Feuer, in einem mit munteren Reisenden angefüllten Saale. Eine niedliche Französin spielte einen Straußschen Walzer, man galoppirte, man scherzte und lachte, während die entfesselten Elemente ihre ernsten Stimmen draußen vernehmen ließen und der Hagel gegen die Fenster schlug. Ich befand mich im Hospizium des großen St. Bernhard.

Größe und Elend, Ruhm und Niedrigkeit, alle Leidenschaften, alle Tugenden sind hier in das Buch der Geschichte eingetragen. Auf diesem von Erinnerungen bedeckten Boden haben die verschiedensten Geister eine Spur ihres Vorüberziehens zurückgelassen. Die Barmherzigkeit baute hier ein Zufluchtshaus, der Genius des Krieges ein Grabmal.*) Die Mönche erzählen dem Reisenden mehr von Napoleon und seiner Armee, als von den Opfern ihres eigenen entsagenden Lebens. Der Stolz hat noch nicht die Flamme der christlichen Liebe ausgelöscht. Die Hospitaliten sind noch einfache Naturmenschen. Alle Reisenden werden mit gleicher Bereitwilligkeit empfangen; man bemüht sich nicht im Voraus, zu errathen, ob ihr euch wohl für die dargebotene Gastfreundschaft erkenntlich zeigen werdet; Jedem widmet man dieselbe Sorgfalt, Jeder hat gleichen Antheil an der freundlichen Aufnahme. Schon vor neun Jahrhunderten (932) gründete St. Bernhard von Menthon, Bischof von Aosta, dieses Hospiz zur Hülfe für verirrte Reisende. Damals waren die Mönche reich, wie alle religiöse Körperschaften jener Zeit. Bei jeder Umwälzung ging ihnen aber ein Theil ihrer zahlreichen Güter verloren; jetzt müssen die sieben oder acht Reisenden, die jährlich den großen St. Bernhard besuchen, durch ihre Gaben die Reichthümer ersetzen, welche von den Staaten eingezogen worden.

Man führte uns in unsere Gemächer; das meinige war groß, leer und kalt, und trotz der Doppelfenster durchrieselte ein eisiger Schauer meine Glieder; der Wind heulte im Kamin und in den langen Gängen des Klosters. Statt des Bildes der heiligen Jungfrau hingen zwei alte Kupferstiche an der Wand, deren einer Jupiter und Leda, der andere die Liebesabenteuer Amor's und Psyche's vorstellte. Man hat diese profanen Abbildungen wohl nur hier aufgehängt, um die Reisenden bei dem grausigen Heulen des Sturmes zu zerstreuen, der jede Nacht das Kloster arg umsaust, als fluche der Dämon dieser Wildniß, weil er das auf seinem Gebiete erbaute Gotteshaus nicht umzustürzen vermag.

Zwei unschätzbare Glückszufälle begegneten mir hier; ich traf mit Landsleuten zusammen und wurde durch einen jener wenigen schönen Tage begünstigt, die den kargen Sommer des St. Bernhard bilden. Nachdem wir uns die Kapelle angesehen, die nach Art der Italiänischen Kirchen ausgeschmückt ist und das Grab des Generals Desair, so wie einige schlechte Bilder und eine gute Orgel enthält, besuchten wir auch die Bibliothek und das physikalische Kabinet und gingen dann auf dem Wege nach Aosta hin spazieren, der weniger öde und wild als der nach Wallis ist. Der Eine nahm Palette und Leinwand, der Andere eine Blechbüchse mit; Dieser belud sich mit einem stählernen Hammer, Jener mit einer Schmetterlingsscheere. Es war ein reizender Spaziergang ohne Zweck und Ziel. Ueberall um uns herum war Schnee, doch fanden wir einzelne mit Blumen bedeckte Stellen, und über unseren Häuptern lachte der reinste blaue Himmel, glänzte die herrlichste Sonne. Alpenrosen und Veilchen blühten versteckt in Felsenritzen, wo der rauhe Wind sie nicht erreichen konnte.

*) S. Nr. 131 des Magazins.

*) Das des General Desair, der bei Marengo fiel, und dessen Leichnam in dem Hospiz des St. Bernhard beigesetzt wurde.

Ganz nahe bei dem Hospizium steht eine kleine Kapelle von seltsamer, kurzer und gedrängter Bauart, die statt der Fenster nur zwei vergitterte Löcher hat, welche kaum einen Dämmerschein hindurchdringen lassen. Wer furchtsam ist, stecke ja nicht den Kopf hinein, denn der Anblick, welcher sich dem Auge hier darbietet, ist grausenvoll. Es ist ein Todtenhaus! Hierher bringt man alle Todten, die man aus Mangel an Erde nicht bestatten kann. Man stellt sie zwar an der Mauer auf, aber nach und nach gleiten sie ab und fallen auf den feuchten Fußboden nieder. Wenn man durch die enge Oeffnung hineinschaut, gewahrt man zuerst nichts als weißliche Massen; hat das Auge sich aber erst an die Dunkelheit gewöhnt, so entdeckt man bald Köpfe, die schon halb vermodert sind und noch einen düsteren Ausdruck zu haben scheinen; Knochen starren aus den sie umgebenden Lumpen hervor, und wieder andere Leichname liegen nackt und ohne Bedeckung am Boden. Frauen, Greise, Kinder lehnen an einander, und kaum findet man aus der grausen Verwirrung ein vollständiges Wesen heraus; man ist versucht, zu glauben, dieses Chaos werde sich regen, ein kurzer Schlaf und nicht der Tod habe hier dem Leben Einhalt gethan. Auch wenn man sich schon zurückgezogen, ist man von dieser schauerlichen Scene noch eine Zeit lang ganz benommen; die Todten bleiben uns vor Augen, in den Stellungen, die ihnen der Zufall gegeben; die Einen scheinen zu beten, Andere, vor Frost erstarrt, um Hülfe zu flehen; die Meisten ruhen auf der Erde ohne Spur eines letzten Gedankens. Alle Arten und Abstufungen des Todes kann man hier sehen.

Die Klostergemeinde von St. Bernhard besteht aus zwölf Mitgliedern, deren Prior seines hohen Alters wegen in Aosta lebt. Die Anderen sind junge, kräftige Männer, wie das ganz natürlich ist, denn der altersschwache Greis kann den Erstarrten und Verunglückten keinen Beistand leisten. Die Mönche lassen sich bei ihrem Rettungswerk von den Dienern des Klosters und sechs angeheuren Hunden helfen; diese Thiere sind von einer starken Wachtelhund-Race mit langen weißen und röthlichen Haaren; ein gut abgerichteter ist bis sechshundert Franken werth.

Unter den Merkwürdigkeiten des St. Bernhard ist das Fremdenbuch nicht die geringste. Wenn man die mit den wunderlichsten und albernsten Bemerkungen angefüllten Seiten desselben überfliegt, so muß man sich eingestehen, daß der menschliche Geist doch oft neben den erhabenen Naturscenen recht klein dasteht. Man pflegt nie trivialer zu seyn, als wenn man recht geistreich seyn will. Nur eine einzige Bemerkung hat mich durch ihre Einfachheit und Wahrheit angesprochen; es wird darin gesagt, daß wir weniger durch die Weltweisheit der Gelehrten, als durch die christliche Liebe der guten Mönche erfahren, welch' ein Band uns an den Himmel knüpft.

Von der Höhe des Forklaz, eines Berges auf dem Wege von Chamouni nach Martigny, hatte ich schon ganz Wallis von Martigny bis Sitten übersehen; rechts ziehen sich die Penninischen, links die Oberländer-Alpen hin, und im Hintergrunde gewahrt man den Simplon. Nach diesem Blick über das Ganze ist das Einzelne nicht mehr anziehend; ich nahm daher, als ich vom St. Bernhard nach Martigny zurückgekehrt war, einen Wagen, und ich rathe jedem Reisenden ein Gleiches, denn der Rhone und seine Ufer bieten nichts Besonderes dar. Man hat den Fluß fast immer zur Rechten, der sich oft auf Kosten der angränzenden Besitzer, die sehr über seine Nachbarschaft klagen, ein anderes Bett erwählt. In der Schweiz ist überhaupt meistentheils ein Fluß eine Landplage, weil er sich ganz plötzlich, ohne daß man es verhindern könnte, vielleicht hundert Schritt vom alten Bett entfernt ein neues wählt; gewöhnlich läßt man ihm auch einen weiten Spielraum, wodurch die Masse der unangebauten Flächen aber um ein Bedeutendes vermehrt wird.

Sitten ist eine alte, unbedeutende Stadt. Die Straßen sind eng und bergig wie in allen Schweizer-Städten; ich zum wenigsten kenne keine, die nicht in Ober- und Unterstadt eingetheilt würde. Genf, Lausanne, Freiburg, Bern und viele andere sind durchweg hügelig; die Böden des einen Hauses gränzen an die Keller des anderen. Dafür nun, daß man beständig steigen und hernach auf spitzen Steinen, die sehr mit Unrecht den Namen Pflaster führen, wieder hinabklimmen muß, wird man einigermaßen durch den malerischen Styl der Bauwerke entschädigt. Man sieht hier alte Kirchen von schlank emporstrebenden Formen, deren Inneres aber nichts als ärmlich ausgeschmückte Kapellen darbietet. In Siders verließen wir den Wagen und traten, mit unseren Ränzeln beladen, von neuem die Fußwanderung an. Wir vertieften uns in die Berge, ließen zu unserer Rechten tief unter uns die Stadt Leuk liegen und suchten den Weg nach dem Bade gleiches Namens. Der Weg durch die Felsen ist mit Pulver gesprengt worden. Zu unseren Füßen, in dem grünen, lachenden, mit netten Häusern bebauten Thal rauscht die wilde Dala; die Sonne naht sich dem Horizonte; noch ist Alles warm beleuchtet. Links ruhen die schneebedeckten Alpen und an ihrem Fuße das Rhone-Thal in bläulichem Dufte. Hier war 1799 eine Schlacht zwischen den Wallisern und Franzosen; aber wie kann man wohl in so wilden Gegenden Krieg führen? Wie viel Leute mögen hier ohne Rettung in die Abgründe gestürzt seyn und ihr Leben, fern von Kampf und Sieg, ruhmlos beschlossen haben!

In unserer Gesellschaft befand sich ein junger Schreiber, der dem Büreau seines Advokaten entflohen war, um sich Seele und Geist in den Schweizer Gebirgen wieder aufzufrischen. Da er nun aber stets methodisch gelebt, so hatte er sich auch einen Wegweiser nach einigen Reisebeschreibungen entworfen, von dem er um keine Linie breit abweichen wollte. Mehreren jungen Männern, denen auch ich mich beigesellte, hatte er sich zum Führer aufgeworfen und tyrannisirte uns weidlich. Für jeden Tag war eine Aufgabe festgestellt, und wohl oder übel, trotz Regen, Verdruß und Ermüdung, wir mußten am bestimmten Orte ankommen; wenn wir uns niedersetzten und irgend eine schöne Gegend bewundern wollten, prustete er wie ein ungeduldiges Pferd und schrie uns mit seinem Wegweiser in der Hand zu: „Aufgestanden, vorwärts!"

Es ist Nacht geworden, der Mond geht am wolkenlosen Himmel auf, der Gemmi erhebt sich vor uns wie eine undurchdringliche Mauer, die Lichter von Leuk flimmern im Grünen wie die phantastischen Leuchten der sabbathfeiernden Hexen; wir werfen neugierige Blicke auf die Sennhütten der Berge, die wir hier zuerst erblickten, und stehen mit einem Mal auf dem Marktplatz von Leuk. Schnell kehrten wir im Weißen Hause ein — und nun gute Nacht! morgen wollen wir das Badeleben näher beschauen. (Schluß folgt.)

England.

Die Depeschen des Herzogs von Wellington.

(Schluß.)

Die allgemeinen Ansichten des Herzogs von Wellington über die gegen das besiegte Frankreich zu befolgende Politik sind in einem Briefe an Lord Castlereagh, aus Paris vom 11. August 1815, enthalten. Er schreibt darin:

„Ich habe mit Aufmerksamkeit sowohl das mir von Ihnen überschickte Memorandum, als die von den Ministern der anderen Mächte verfaßten Noten durchgelesen. Meine Meinung ist, daß die Französische Revolution und der Pariser Frieden Frankreich noch viel zu stark für das übrige Europa gelassen haben, wenn man bedenkt, wie sehr die Kriege mit Frankreich, die Zerstörung aller Festungen in den Niederlanden und in Deutschland, vornehmlich durch die Franzosen, und der Ruin der Finanzen auf dem ganzen Kontinent sämmtliche Europäische Mächte geschwächt haben. Aber obgleich ich von dieser Meinung eben so sehr, wo nicht noch mehr, durchdrungen bin, als diejenigen, deren Aufsätze über diesen Gegenstand mir kürzlich zu Gesicht gekommen sind, so glaube ich doch nicht, daß es uns jetzt von Vortheil seyn kann, in den Verhältnissen Frankreichs zu den übrigen Mächten neue große Veränderungen zu treffen. Schon unsere Erklärungen und Verträge und der, wenn auch der gewöhnlichen Form nicht entsprechende Beitritt, den wir Ludwig XVIII. in dem Vertrage vom 25. März gestatteten, verbieten uns jeden wesentlichen Eingriff in den Besitzstand des Pariser Friedens. Wenn — — behauptet, daß die Garantie in jenem Vertrage nur für uns da sey, oder daß das Benehmen der Franzosen seit dem 20. März uns das Recht gäbe, sie der Wohlthaten dieser Garantie zu berauben, so kann ich ihm hierin durchaus nicht beistimmen. Wahr ist es, das Französische Volk gehorchte Bonaparte's Befehlen ungereimt ist es, zu glauben, die Alliirten hätten Paris vierzehn Tage nach einer einzigen Schlacht besetzen können, wenn sich nicht die Masse des Französischen Volks zu der Sache geneigt hätte, welche von den Alliirten begünstigt zu werden schien. Vom Norden Frankreichs kann man dies mit Gewißheit sagen, und eben so auch vom Süden, wie überhaupt von ganz Frankreich, ausgenommen die Champagne, den Elsaß, Theile von Burgund, Lothringen und das Dauphine. Die Unterstützung, welche die Alliirten vom König und seiner Partei in Frankreich bekamen, war allerdings nur passiv; aber die Operationen der Alliirten hätten einen ganz anderen Ausgang genommen, wenn die Stimmung der Landesbewohner ihnen feindlich gewesen wäre. Nach meiner Meinung also können die Alliirten nicht mit gutem Recht etwas Wesentliches an dem Pariser Frieden ändern, wiewohl dieser Frieden Frankreich noch zu stark gegenüber den anderen Mächten läßt; aber außerdem glaube ich auch beweisen zu können, daß es das Interesse der Alliirten ist, hier so zu handeln, wie es die Gerechtigkeit erheischt. Denn wollte man Frankreich zu irgend einer bedeutenden Abtretung zwingen, so würde dies den Endzweck vereiteln, den sich die Alliirten in diesen und den früheren Kriegen vorgesetzt. Dieser ihr Endzweck bestand von vorn herein darin, der Französischen Revolution ein Ende zu machen und für sich und ihre Völker Frieden zu erhalten, damit es ihnen vergönnt wäre, ihre übermäßigen militairischen Rüstungen zu verringern, und sie die Muße hätten, sich um die inneren Angelegenheiten ihrer verschiedenen Unterthanen zu bekümmern und die Lage ihrer Völker zu verbessern. Die Verbündeten ergriffen die Waffen gegen Bonaparte, weil es ausgemacht war, daß die Welt keinen Frieden haben könne, so lange er Frankreich oder die höchste Gewalt in demselben besäße; und bei den Anordnungen, die wir nach unserem Siege zu treffen haben, muß dafür Sorge getragen werden, daß wir nicht die Welt in Rücksicht auf Frankreich in derselben unglücklichen Lage lassen, in der sie sich dann befunden hätte, wenn Bonaparte länger im Besitz der Macht geblieben wäre. Es ist unmöglich vorherzusagen, wie sich der König und seine Regierung in dem Falle, daß man eine bedeutende Abtretung von Frankreich verlangte, verhalten würden. So viel indessen ist ausgemacht, mag nun der König in die Abtretung willigen oder nicht, daß die Lage der Alliirten höchst bedenklich wäre. Sollte der König sich weigern, in die Abtretung zu willigen, und sich seinen

Volk in die Arme werfen, so ist kein Zweifel, daß die Spaltungen, die bisher Frankreich so schwach gemacht, sofort aufhören würden. Die Alliirten würden die Festungen und Provinzen, die ihnen zusagen, nehmen können, aber von einem wahren Frieden wäre dann nicht die Rede, und kein Volk könnte die Waffen niederlegen. Kein Staatsmann, der diese Thatsachen vor Augen hat, der überzeugt ist, daß das Recht, eine große Abtretung von Frankreich zu verlangen, unter den obwaltenden Umständen wenigstens zweifelhaft ist, und daß sowohl der Souverain als alle Klassen seines Volks eine solche Abtretung ungern sehen würden, würde es wagen, seinem Souverain zu rathen, seine Armeen auf den Friedensfuß zu setzen. Wir müssen im Gegentheil, wenn wir eine solche Abtretung durchsetzen wollen, die Kriegs-Operationen nur für so lange aufgeschoben ansehen, bis Frankreich eine passende Gelegenheit finden wird, nach der Wiedereroberung des Verlorenen zu streben, und nachdem wir unsere Hülfsquellen für übermäßige Kriegsrüstungen zur Friedenszeit verschwendet, werden wir finden, wie nutzlos diese Abtretungen sind gegen eine Anstrengung der Nation, sie wiederzugewinnen. Nach meiner Meinung also sollten wir unser großes Ziel, den wahren Frieden und die Ruhe der Welt, stets im Auge behalten und unsere Anordnungen so treffen, daß dieses Ziel nicht verfehlt wird. Das revolutionnaire Frankreich ist immer gefährlicher für die Welt, als Frankreich unter einer regelmäßigen Regierung, mögen seine Gränzen auch noch so stark seyn. Daher ziehe ich die temporaire Besetzung einiger Festungen durch eine starke Kriegsmacht, die eine Zeit lang in Frankreich auf Kosten der Französischen Regierung und unter strengen Bedingungen stehen bleibt, selbst der beständigen Abtretung dieser sämmtlichen Plätze vor. Diese Maßregeln werden uns nicht nur während der Besetzung all die militairische Sicherheit geben, die sich von der immerwährenden Abtretung erwarten ließe, sondern, wenn sie auch nach dem Geiste, in welchem sie gefaßt sind, ausgeführt werden, tragen sie in sich das beste Friedenspfand. Es ist nicht zu zweifeln, daß die Gegenwart der Truppen der Alliirten in Frankreich der Regierung des Königs Kraft und Sicherheit und zugleich die gehörige Muße geben wird, die einheimische Armee so zu bilden, wie es ihr zweckmäßig scheint. Auch durch das Abwarten der Zeit, in welcher die besetzten Orte geräumt werden müßten, wird die Erhaltung des Friedens befördert, während das Versprechen, sie dem König oder seinen legitimen Erben oder Nachfolgern wiederzugeben, die Wirkung haben würde, seinem Thron noch mehr Festigkeit zu verleihen. — Auf die Einwände gegen eine temporaire Besetzung, die in der Schrift von — — enthalten und der Lage der Dinge in — entnommen sind, bemerke ich bloß, daß die temporaire Besetzung eines Theils von Frankreich durch die Truppen der Alliirten nach ganz anderen Grundsätzen geschehen wird, als die waren, welche die temporaire Besetzung von — durch die Französischen Truppen leiteten; und wenn die Maßregel mit der Absicht, den Frieden zu erhalten und die Regierung des Königs zu befestigen, ausgeführt wird, statt wie in — der Plünderung und des bloßen Kriegs halber, dann müssen auch die Folgen ganz andere seyn. Das weiß ich wohl, daß diese Maßregel allein nicht im Stande seyn wird, dem Erschöpfungszustand, in welchem der Pariser Frieden die Europäischen Mächte im Verhältniß zu Frankreich gelassen hat, abzuhelfen; wohl aber wird sie dies für eine Reihe von Jahren. Diese Reihe von Jahren wird nicht bloß den Vortheil haben, Frankreich nach 25 Kriegsjahren an den Frieden und seine Sitten zu gewöhnen, sondern sie wird auch den Mächten Europa's Zeit lassen, ihre Finanzen wiederherzustellen, die großen künstlichen Bollwerke ihrer verschiedenen Staaten wieder aufzurichten und ihre Regierungen zu befestigen. Frankreich wird zwar dann noch mächtig bleiben, und vielleicht noch mächtiger, als es sollte, im Verhältniß zu seinen Nachbarn; aber wenn die Verbündeten ihre Zeit und ihre Mittel nicht verschwenden, so wird die Sicherheit eines jeden Einzelnen und des Ganzen im Verhältniß zu Frankreich am Ende des Zeitraums um ein Bedeutendes vermehrt seyn und wahrscheinlich nichts zu wünschen übrig lassen. Im Ganzen also stimme ich vollkommen mit Ihnen überein, daß die temporaire Besetzung das Rathsamste ist."

In Bezug auf eine beabsichtigte Geschichte der Schlacht bei Waterloo schreibt er Folgendes:

„Paris, den 3. August 1815.

Werthester Herr! Ich habe Ihren Brief vom 2ten im Betreff der Schlacht von Waterloo empfangen. Die Aufgabe, die Sie sich stellen, ist sehr schwieriger Art und nicht ohne Gehässigkeit, wenn sie wirklich gelöst wird. Die Geschichte einer Schlacht ist der eines Balls nicht unähnlich. Einige Individuen können sich wohl all' der kleinen Vorfälle erinnern, deren Endresultat der Gewinn oder Verlust der Schlacht ist; aber kein Individuum ist im Stande, ihre genaue Aufeinanderfolge oder den Moment, in welchem sie stattfanden, zu behalten, und dies macht sie ja so verschieden an Werth und Bedeutung. Dazu kommt noch, daß die Fehler oder das schlechte Benehmen der Einen Gelegenheit zur Auszeichnung für die Anderen giebt und vielleicht die Ursache bedeutender Verluste war; und Sie können keine wahre Geschichte einer Schlacht schreiben, ohne wenigstens einen Theil der begangenen Mißgriffe zu erwähnen. Glauben Sie nur, nicht Jeder, den Sie in militairischer Uniform sehen, ist ein Held, und wiewohl in der Darstellung einer großen Waffenthat, wie die von Waterloo, viele Beispiele von individuellem Heroismus ganz unerwähnt bleiben müssen, so ist es doch für das allgemeine Interesse besser, diese Theile der Geschichte zu übergehen, als die ganze Wahrheit zu erzählen. Wenn Sie es indessen zweckmäßig finden, Ihre Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand zu richten, so stehe ich Ihnen mit jeder Unterstützung und Mittheilung, die in meiner Macht ist, zu Diensten."

„Paris, den 17. August 1815.

Werthester Herr! Ich habe Ihren Brief vom 11ten empfangen und bedaure sehr, daß es mir nicht gelungen ist, Ihnen Ihr Vorhaben auszureden. Verlassen Sie sich darauf, Sie werden nie eine befriedigende Arbeit darüber zu Stande bringen. Ich will Ihnen die Liste der Französischen Armee, der Generale u. s. w. schaffen. Um Ihnen zu zeigen, wie wenig selbst dem zu trauen ist, was man gemeinhin für den besten Bericht von einer Schlacht hält, will ich nur erwähnen, daß in dem Bericht des Generals — einige Umstände vorkommen, die nicht so stattfanden, wie er sie berichtet. Er war nicht während der ganzen Schlacht auf dem Felde, besonders nicht während des letzteren Theils derselben. — Die Schlacht begann, wenn ich nicht irre, um eilf Uhr. Es ist unmöglich, anzugeben, wann und in welcher Ordnung jeder bedeutende Vorfall eintrat. Zuerst wurden wir bloß von Infanterie angegriffen, dann bloß von Kavallerie, und zuletzt von gemischter Kavallerie und Infanterie. Häuser besaß der Feind in Mont St. Jean nicht, außer der Meierei, gegenüber der Linken unseres Centrums auf der Straße nach Genappe. Dieser bemächtigten sie sich, glaube ich, um zwei Uhr, wobei ihnen ein Umstand zu Hülfe kam, der dem Versehen des daselbst kommandirenden Offiziers beizumessen ist. Die Französische Kavallerie war auf dem Plateau in dem Centrum zwischen den beiden Landstraßen gegen drei Viertelstunden, indem sie zwischen unseren Infanterie-Quarrés herumritt, nachdem alles Feuern von beiden Seiten aufgehört hatte. Ich ließ unsere Quarrés auf die Kanonen zurücken, und unsere Kavallerie, die Lord Urbridge nach den Flanken detaschirt hatte, wurde in das Centrum zurückgebracht. Dann wurde die Französische Kavallerie abgewehrt. Hierauf machten die Kavallerie und Infanterie wiederholte Angriffe längs der ganzen Front des Centrums bis sieben Uhr Abends; wie viel Mal, kann ich nicht sagen. Als der Feind Sir Thomas Picton angriff, war ich dort, und sie kamen bis zur Hecke auf der Querstraße, hinter welcher sich — — aufgestellt. Der Letztere war entflohen, und unsere Truppen standen auf unserer Seite der Hecke. Die Franzosen wurden mit ungeheurem Verlust zurückgetrieben. Dies war der erste Hauptangriff. Um ungefähr zwei Uhr Nachmittags, wie gesagt, setzten sie sich in Besitz des Pachthauses auf der Landstraße, welches diesen Theil unserer Stellung vertheidigte, und dann bemächtigten sie sich eines kleinen Walls links von der Brüsseler Landstraße, unmittelbar dem Thor der Pacht gegenüber; von hier wurden sie nicht eher vertrieben, als bis ich des Abends den Angriff begann; weiter aber sind sie auf dieser Seite nicht vorgerückt. Da haben Sie Antworten auf alle Ihre Fragen; aber vergessen Sie nicht, daß ich Ihnen rathe, die Schlacht von Waterloo zu lassen, wie sie ist. Ich bin u. s. w.

Wellington."

Bibliographie.

Winter studies and summer rambles in Canada. — Von Mistreß Jameson. 3 Vde.

An introduction to the modern classification of insects. — Von Westwood. 2 Vde.

Traits and trials of early life. — Von Miß Landon.

The life and times of archbishop Sharp. — Von T. Stephen.

On the production of wealth. — Von Caren.

History of Madagascar. — Von William Ellis. 2 Vde.

Music and friends, or pleasant recollections of a dilettante. — Von William Gardiner. 2 Vde.

A book of the passions. — Von James.

Frankreich.

Der moralische und ökonomische Zustand Korsika's.

(Fortsetzung.)

In der Mitte der Ebene von Fiumorbo besuchte ich den Pachthof von Migliacciaro, den einzigen im Lande, der nach einem größeren Maßstabe eingerichtet ist. Dieser Pachthof, zu dem zwanzig Hektaren angespülten Landes gehören, befand sich damals im kläglichsten Zustande; die Pest schien alle Bewohner desselben weggerafft zu haben. Ein einziger Wächter, der bleich und abgemagert war, führte die Aufsicht über die weitläuftigen, jetzt verlassenen Gebäude. In den Ställen waren weder Zug- noch Lastvieh, weder Kühe noch Schafe zu finden, auf den Höfen keine Spur von Federvieh; überall herrschte die schrecklichste Oede. Dennoch wußte ich nur zu gut, daß große Anstrengungen gemacht worden waren, und daß man bedeutende Summen auf diese Unternehmung, welche über die landwirthschaftliche Zukunft Korsika's entscheiden sollte, aufgewendet hatte. Ungeachtet der Hitze von dreißig Graden, welche über der Ebene lagerte, wollte ich mich mit meinen eigenen Augen von der Zweckmäßigkeit der angestellten Versuche und der so gerühmten Fruchtbarkeit des Landes überzeugen. Vor den Wirthschaftsgebäuden breitete sich auf einem Erdreiche, das den Sümpfen abgewonnen war, eine große Gartenanlage aus. Um das Gedeihen der neuen Anlagen unter dem Einflusse der glühenden Sonne zu beobachten, durchwanderte ich in Begleitung eines Aufsehers alle Pflanzungen und Baumschulen, und das Resultat war wirklich überraschend, denn schwerlich wird man in der Ebene von Vaucluse schönere Krappbeete oder in den nördlichen Departements üppigere Rut-

keitrüben-Pflanzungen finden. Einige Zuckerröhre, welche vortrefflich fortkamen, und eine Baumwollenpflanzung, deren Gedeihen sich noch nicht verbürgen läßt, will ich ganz mit Stillschweigen übergehen, denn in Korsika bedarf es keiner landwirthschaftlichen Kraftanstrengungen, um einen reichen Ertrag zu erhalten. In der That kann man sich kaum eine Vorstellung von dem üppigen Wachsthum machen, mit welchem die an den Ufern der Abzugsgräben gepflanzten Bäume in die Höhe schießen und kräftige Schößlinge von acht bis zehn Fuß Länge aus den jungen dreijährigen Maulbeerbäumen hervorwachsen. In gewissen Abständen waren die Felder mit Kartoffeln, Raps, Luzerne und Mais bepflanzt, und ungeachtet der glühenden Sonnenhitze und des wuchernden Unkrautes konnte man einer reichen Aerndte entgegensehen. Der Gegensatz der riesenhaften Vegetation und der kleinlichen, verkümmerten Thierwelt springt in diesem an Gegensätzen so reichen Lande vorzüglich in die Augen. Ungeheure Luberosen, wahrhafte Blumenbäume, hauchten auf unserem ganzen Wege balsamische Düfte aus. Eine Datura stramonium, welche der heißen Zone keine Schande gemacht hätte, prangte in einiger Entfernung mit ihren schönen todbringenden Blüthen. Reichthum und Dürftigkeit gränzten in diesem Augenblicke in dem Pachthofe überall an einander.

Die Lebensfrage der Korsischen Landwirthschaft, die große Aufgabe, welche sie zu lösen hat, ist die, eine gesundere Luft zu schaffen, nicht allein an den Meeresufern und in den sumpfigen Ebenen, sondern auch im Innern der Insel, in den Thalgründen, die, obschon ohne stehende Gewässer und sichtbare Lachen, dennoch den Verheerungen des Fiebers ausgesetzt sind. Wenn das Mutterland diese Aufgabe zu Gunsten Korsika's gelöst hat, wird es erst den Bewohnern die Düngung des Bodens anempfehlen können. Hierzu, wie zu manchen anderen nützlichen Dingen, wurde der erste Anstoß vom botanischen Garten zu Ajaccio gegeben; dieser ist einem ungesunden Sumpfe abgewonnen, und in der Baumpflanzung gedeihen die Maulbeerbäume über alle Erwartung und müssen schon nach Tausenden gezählt werden. Auch junge Olivenbäume, welche die Wildlinge verdrängen sollen, sind hier angepflanzt worden. Der Präfekt, welcher einsah, wie nothwendig es hier sey, mit einem guten Beispiel voranzugehen, brachte einen ihm unbekannten Gedanken Napoleon's zur Ausführung, indem er am Eingange der Geburtsstadt desselben eine Maulbeer-Allee von einer Viertelmeile Länge anlegen ließ. Einer der Plätze der Stadt selbst ist mit Pomeranzenbäumen bepflanzt, welche sehr gut unter freiem Himmel fortkommen und so den Korsen zeigen, was ihr Land hervorzubringen im Stande ist.

Die glückliche Temperatur, welche der Insel zu Theil geworden ist, begünstigt die Mannigfaltigkeit der Erzeugnisse und ihre Vortrefflichkeit auf eine ausnehmende Weise, und dennoch ist das wichtigste von allen, nämlich das Oel, das fast ausschließliche Eigenthum einer Provinz geblieben. Ungeachtet der unvollkommenen Fabrication beträgt die Oel-Ausfuhr drei Millionen Francs, und im Lande selbst wird für zwei Millionen verbraucht. Das ist schon eine bedeutende Einnahme, und dennoch könnte dieselbe leicht auf das Zehnfache gesteigert werden. Korsika könnte das beste Oel in Europa erzeugen, denn die gewöhnlich kleinen und körnigen Oliven enthalten außerordentlich viel Oelstoff. Selbst die Lage der Insel muß hierbei in Anschlag gebracht werden, wenn anders der Olivenbaum außer einer milden Temperatur auch der Nachbarschaft des Meeres bedarf. Man will beobachtet haben, und, wie es scheint, mit Grund, daß dem Olivenbaum dasjenige Erdreich am zuträglichsten ist, in welchem die Cerealien nicht fortkommen, also vorzüglich die Abhänge der Hügel, welche sich vom Meeresufer bis zu den Gebirgszügen des Innern ausbreiten. Die großen Oliven-Pflanzungen sind indeß vorzüglich das Werk der Zeit und bedürfen vor Allem der Geduld. Der Baum wächst langsam, und sein Ertrag läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen; bald entschädigt er kaum für die aufgewendete Mühe, bald giebt er eine reichliche Aerndte. Derselbe würde verbreiteter seyn, wenn man ihn mehr als ein Kapital betrachten wollte, das ein kluger Vater zum Vortheil seiner Kinder in der Sparkasse untergebracht hat, denn selbst in Korsika bedarf der Olivenbaum zu seiner vollständigen Entwickelung mehr als zwanzig Jahre. Ist der Baum einmal zur Ertragsfähigkeit gelangt, so braucht man freilich nur noch die Früchte abzupflücken, und etwas Anderes thun auch die Besitzer der Olivenwälder hier nicht. Sie genießen die Gegenwart, ohne an die Vergangenheit oder gar an die Zukunft zu denken.

In anderen Gegenden hat ein eben so ergiebiger Baum nicht wenig zur Unveränderlichkeit der Sitten in diesem Lande beigetragen. Dies ist der Kastanienbaum; man pflückt seine zahllosen Früchte, deren Reichthum hier denselben gesellschaftlichen Einfluß ausübt, wie die Kartoffel in Irland. Das ist freilich eine traurige Aehnlichkeit, und dennoch ist sie nur zu begründet. Die Bewohner der Gegenden, in welchen der Kastanienbaum vorherrschend ist, leben fast nur von Kastanien. Sie bereiten aus denselben ein wohlschmeckendes und süßliches Mehl, das aber, wenn es alt wird, einen ekelhaften und ranzigen Geschmack annimmt. Dieser Baum ist ihre Vorsehung, und in seinem Schatten erholen sie sich von den Sorgen des Lebens. Man findet denselben vorzüglich in der mittleren Region, denn die niedere ist mit Olivenbäumen, die höhere mit Fichten und Buchen bedeckt. Er beschattet die Wohnungen, er umgiebt die Weiler, er verbreitet Schatten und Kühlung; man kann ihn überhaupt als die Vorrathskammer einer jeden Ortschaft betrachten. Der Ursprung dieser guten Bäume verliert sich in das Dunkel der Zeiten, und ich habe manche gesehen, die man fünfhundert Jahre alt schätzt; manche haben mehr als dreißig Fuß im Umkreise. Wenn ein fruchtbares Jahr eintritt, so kann sich ein Mensch von einem solchen Baume recht gut ein Vierteljahr ernähren. Besitzt ein Corse außer einem Kastanienbaum noch einen Weinstock und eine kleine Heerde, so ist er reich; er ist gekleidet und genährt und darf sein Gesicht zur Erde neigen, sich nie zur Feldarbeit erniedrigen.

Bemerkenswerth ist es, daß die Trägheit der Korsen in umgekehrtem Verhältnisse zu ihrer Armuth steht. Je mehr sie besitzen, desto weniger sind sie zur Arbeit aufgelegt; sie erlauben den Schäfern, sich auf ihrem Gebiet niederzulassen, und diese theilen mit ihnen wieder den Ertrag der Heerden. Nirgends trifft man in den Dörfern die niedlichen Gärten, welche für die Wohlhabenheit und den Geschmack der Bewohner zeugen, nirgends Blumen oder Früchte, mit Ausnahme der Kastanie und der Feige. Fast überall rankt der Weinstock ohne Spalier und ohne Anhalt an der Erde; nur in der Umgegend von Bastia ist es anders. Der Wein, den man hier gewinnt, vorzüglich am Cap Corso und in der Umgegend von Sartena, hält demnach im Vergleich mit den besten Französischen und Spanischen Weinen aus. Die Natur hat Alles für das Land gethan, die Bewohner nichts. Nur durch gute Beispiele kann man ihnen zeigen, welche Vortheile sie aus ihrem Lande ziehen müßten, und es besteht auch schon zwei Musteranstalten, die Arona bei Bastia und die Pflanzschule bei Ajaccio. Der ersteren Anstalt fehlen indeß die nöthigen Geldunterstützungen, und die Gebäude befanden sich in einem traurigen Zustande, als wir daselbst einen Besuch abstatteten. In Korsika giebt es zur Zeit noch weder schiffbare Flüsse noch gebahnte Wege oder Posten, welche die neuen Orte mit allen Seiten hin verbreiten. Die Fußpfade sind in einem schlechten Zustande und kaum für Ziegen oder Gemsen zu erklimmen. Die Flüsse sind eigentlich nur Gußbäche, welche in jähe Tiefe stürzen, von den Felsgipfeln niederbrausen, und die gerade in wichtigsten Theile ihres Laufes noch nicht haben flößbar gemacht werden können. Die Lastthiere, weit entfernt, den Transport übernehmen zu können, schreiten selbst nur mühsam auf diesen gefährlichen, mit Abgründen und Felsschluchten besäeten Irrpfaden vorwärts. Korsika befindet sich noch in einem patriarchalischen Zustande und ist noch nicht über das Jäger- und Schäferleben hinausgekommen. Die lange Entbehrung einer schützenden und ordnenden Macht hat die Oberherrschaft der Familie, in der man Schutz gegen Angriffe und Ungerechtigkeit suchen mußte, aufrecht erhalten. In landwirthschaftlichen Fragen, wie auch im Uebrigen, geht der Gesichtskreis des Bauern nicht über den Umkreis seines Dorfes hinaus. Niemand sucht ihn auf, und er sucht Niemand auf. Man vermißt eine zusammenhaltende Kraft, welche die verschiedenen Bestandtheile der Gesellschaft verbinden könnte; so fällt Alles wie trockener Sand aus einander, und es ist nicht möglich gewesen, ein festes Gebäude aufzuführen.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

La femme supérieure. — Roman von Balzac. (Eine Schilderung des ganzen Räderwerks der Französischen Büreaukratie vom Minister bis zum untersten Supernumerarius.)

Quinze jours au Sinaï. — Von Alexandre Dumas.

Mannigfaltiges.

— Wegweiser durch London. Der Verfasser der Skizzen aus dem Parlamente (Random recollections of the Lords and Commons), Herr Grant, ist durch den Beifall, den dieses Werk sich durch die treue Portraitirung der bedeutendsten Mitglieder des Ober- und Unterhauses erworben, zu ferneren Schilderungen aus dem Leben und Treiben der Britischen Hauptstadt ermuntert worden, und seine so eben erschienenen Travels in town sind bereits sein achtes Werk in diesem Fache. Leider sinkt er mit doch immer mehr zu einem bloßen Bücher-Fabrikanten herab und ergeht sich über die trivialsten Dinge in einer Redseligkeit, der man es ansieht, daß sie ihm bogenweise von seinem Verleger bezahlt wird. Es kommen Tiraden in seinem neuesten Buche vor, die man in Deutschland auch dem fadesten Skribenten nicht verzeihen würde. Wenn er von den öffentlichen Straßen und Plätzen spricht, unterläßt er nicht, Alles, was tagtäglich in jeder Stadt passirt, weitläuftig mit zu beschreiben; er erzählt, daß die Leute sich ihre Kleider beschmutzen, wenn es regnet; bei der Schilderung der Post führt er die verschiedenen Arten von Korrespondenzen an, die durch die Post befördert werden, und bemerkt, daß sich oft auch Liebesbriefe darunter befänden, und dergleichen Abgeschmacktheiten mehr. Bei alledem wird indeß der Fremde, der sich mit den Lokalitäten und Merkwürdigkeiten von London bekannt machen will, eine Menge von interessanten Notizen in diesem Wegweiser finden, besonders über die öffentlichen Vergnügungsorte, die Parlamentshäuser, die Gerichtshöfe, die Theater, die Spielhäuser, die Gefängnisse, die Wettrennen, die Museen und was sonst in ein solches Buch gehört.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 155. Berlin, Donnerstag den 27. Dezember 1838.

Aegypten.

Die Ermordung der Mameluken.

Die Sonne war am glühenden Himmel Ober-Aegyptens untergegangen, und das matte Licht der Sterne strahlte schon von den Gewässern des Nils wieder. Der Raïs, welcher mich in einer Kandscha von Kahira hierher geführt hatte, weil er die nächtlichen Angriffe der kühnen Räuber fürchtete, welche diese Gegenden unsicher machen, befestigte unsere Barke am Ufer in der Nähe von Seida, einer kleinen Stadt, die am Flusse erbaut ist, und wir stiegen ans Land, um eine Nachtherberge aufzusuchen. „Glaubst Du, daß man uns hier aufnehmen wird?" fragte ich meinen Gefährten, indem ich vor einem Hause stehen blieb, das durch sein schönes Aeußere sehr von den elenden benachbarten Wohnstätten abstach. — „Ganz gewiß, mein Herr", antwortete der Raïs, „denn wir befinden uns vor der Behausung eines gottesfürchtigen Muselmanns, der niemals den Reisenden eine gastfreundliche Aufnahme versagt." Durch diese Versicherung ermuthigt, trat ich ein und gelangte bis in das Salamlik oder Empfangszimmer, das man immer in den Häusern der wohlhabenden Muselmänner antrifft. Es wurde gerade zu Abend gespeist; der Hausherr, ein ehrwürdiger Greis, und mehrere Gäste aßen auf dem Divan und auf Kissen und tauchten alle mit der Hand in mehrere Schüsseln, welche auf einer in ihrer Mitte stehenden Stahlplatte niedergestellt waren. Mirsik belcher (guten Abend), rief ich ihnen beim Eintreten zu, und obgleich ich die Arabische Tracht angelegt hatte, so erkannte man mich doch gleich als einen Fremden, denn wäre ich Muselmann gewesen, so hätte ich mich der üblichen Anrede: salam alikum (Friede sey mit Euch), bedient. Die Muselmänner fühlen sich durch die Ehrfurcht, die man vor ihren Gebräuchen bezeigt, geschmeichelt und erkennen dies gewöhnlich dankbar an; auch wurde mir die Einladung zur Theilnahme an der Mahlzeit, die man mit denselben Worten an den Aermsten wie an den Vornehmsten richtet: „Sey herzlich willkommen und nimm Platz." Ein Sklave goß mir Wasser über die Hände, ich setzte mich zu den Gästen und tauchte meine Finger, wie sie, in die gefüllten Schüsseln. Als man das gebratene Hammelfleisch auftrug, zerstückte es der Hausherr eigenhändig und steckte mir einen Bissen davon in den Mund, ein Gebrauch, der bei den Arabern eingeführt ist, um den Fremden zu ehren.

Der Pilau, in Butter gekochter Reiß, beschloß das Mahl; dann wuschen wir uns wieder, Pfeifen und Kaffee wurden herumgereicht und ein ruhiges Gespräch eingeleitet. „Willst Du mir für diese Nacht Gastfreundschaft gewähren?" fragte ich den Hausherrn. — „Du bist willkommen", erwiederte er, klatschte in die Hände, um einen Sklaven herbeizurufen, und trug diesem auf, mir im Bett im Kiosk zu bereiten und Sorge zu tragen, daß es mir an nichts fehle.

Nun richteten die Araber, wie sie gewöhnlich bei Europäern zu thun pflegen, eine Menge Fragen an mich über die Arzneikunde, die Europäischen Gebräuche und über die Politik der sieben Könige, welche, ihrer Meinung nach, das Regiment über diesen Welttheil führen; dann wurde von der Eroberung Algiers gesprochen, welches die Franzosen so eben den Gläubigen entrissen hatten. — „Was Du da erzählst, ist unmöglich", rief ein junger Muselmann mit Begeisterung aus; „Algier, die Starke, kann nicht in die Hände der Dschiauren fallen!" — „Was Du da sprichst", entgegnete der Hausherr, dessen weißer Bart und tiefe Runzeln ein hohes Alter andeuteten; „wer würde es verhindern können, wenn es so geschrieben steht?" — Diese Entgegnung traf die ganze Versammlung, und selbst der erste Sprecher fügte sich ohne Widerrede diesem siegreichen Grunde; ich aber konnte ein leichtes Lächeln nicht unterdrücken. — „Junger Mann, Du glaubst nicht an das Fatum", redete mich der Greis mit ernstem Tone an, „und doch steht vor Deinen Augen ein lebendes Beispiel seiner Allmacht, die Du nicht anerkennen willst." — „Von welchem Beispiele sprichst Du?" fragte ich. — „Ich selbst bin es, Abdurahman-Aga, der Mameluk." — Ein mit Ehrfurcht gemischtes Staunen bemächtigte sich meiner Seele, ich beugte mich vor dem Repräsentanten der entschwundenen Größe der früheren Beherrscher Aegyptens. — „Du also allein entgingst dem Blutbade der Citadelle?" — „Ich allein!" — Ich näherte mich ihm, ergriff seine Hand und drückte sie lebhaft. Meine Bewegung rührte den Greis, der mir als Zeichen der Zufriedenheit seine eigene Pfeife anbot. — „Die blutige Geschichte Deiner Brüder, der Löwen, deren Seelen Allah mit Herrlichkeit krönen mag, ist bis nach Europa gedrungen, mein Vater, aber nur auf unbestimmte, verworrene Weise; wolltest Du sie mir wohl erzählen, damit ich in mein Vaterland einen treuen wahrhaften Bericht von dieser schrecklichen Katastrophe mit hinüber nehmen kann?" — „Ja, mein Sohn, mit Allah's Hülfe will ich Dir den ganzen Hergang der Ermordung meiner Brüder mittheilen, und Du sollst erfahren, welcher Mittel sich List und Grausamkeit bedienten, um die Race der Mameluken auszurotten." Ein tiefes Stillschweigen herrschte im Zimmer, und der Greis, nachdem er einen Augenblick seine Erinnerungen gesammelt, hub also an:

„Du gedenkst wohl noch, mein Sohn, der kurzen, aber ruhmvollen Erscheinung des Sultans Bonaparte im Orient. Der unbändige Muth unserer Reiterei brach sich an der Kriegskunst seiner Bataillone, und unsere bis dahin unbesiegbaren Waffen streckten sich vor denen des Abendlandes. Gewiß hatten unsere Sünden die Langmuth des Propheten erschöpft, und zur Bestrafung derselben schlug nun die Stunde der Niederlage. Als das Französische Heer nach Europa zurückkehrte, waren wir geschwächt, zusammengeschwunden, und doch wären wir noch mächtig und furchtbar gewesen, wenn nicht die Uneinigkeit unserer Anführer den Haß unserer Feinde ermuthigt hätte. Ibrahim Bey, durch Weisheit und Vorsicht der Ausgezeichneteste unter uns, berief uns eines Tages alle in seinen Divan und redete uns so an: „„Mächtige Mameluken, Ihr seyd von Feinden umringt; die Pforte, England und Mehmed Ali sind gegen uns. Die Pforte, welche die Schärfe unserer Schwerter und die Schnelligkeit unserer Rosse fürchtet, facht sorgsam unter uns Zwietracht an, und die größte Wonne der Efendi's von Stambul ist, das Blut eines Mameluken unter dem Schwerte seiner Brüder fließen zu sehen. England bezeugt uns nur Freundschaft, um unser Bündniß mit ihm auszubeuten und von unserer Leichtgläubigkeit Vortheil zu ziehen. Bald läßt es dem Stamme Elfy seinen Schutz angedeihen und versucht, den Einfluß dieses Oberhauptes zu heben; dann verschwendet es wieder seine heuchlerischen Schmeicheleien an den Stamm Murad-Bey und stellt sich, als wünsche es diesem letzteren eine Macht, die es heimlich fürchtet; aber auch ohne großen politischen Scharfblick kann man einsehen, daß die Vergrößerung unserer Macht nicht Englands Absicht ist. Mehmed Ali ist ehrgeizig, er ist unser Feind, der Feind der Pforte, der Feind Englands; die viertausend Albanesen, die er besoldet, sind unzureichend zu unserer Unterdrückung; doch betrügerisch und schurkisch, wie er ist, sucht er, und vielleicht mit Erfolg, die Scheiks der Corporationen in sein Interesse zu ziehen. Unsere jungen Krieger haben schon zu oft vergessen, daß die Araber Muselmänner sind, und daß gegen sie ausgeübte Gewaltthätigkeiten dem Propheten mißfallen; auch sucht der kluge Pascha die Bevölkerung uns abwendig zu machen; er benutzt unsere Fehler und verspricht den Arabern, um sie zu verführen, Freiheit und Ruhe. Glaubet meiner Erfahrung, seyd vorsichtig; laßt uns das Bündniß mit England aufheben, es erregt nur den Verdacht der Pforte und schadet unserer Sache; laßt uns mit allen unseren Streitkräften ein einziges Heer bilden und uns nach Ober-Aegypten zurückziehen; vorzüglich aber wollen wir die Mißhandlungen der Araber abstellen, welche uns die Religion untersagt, und die ganz gegen unseren wahren Vortheil sind."""

„So sprach Ibrahim Bey; wir schworen, ihn als Oberhaupt anzuerkennen und ihm zu gehorchen. Aber wenn auch Ibrahim Bey weise in seinen Rathschlägen war, so hatte doch sein Arm durch das Alter an Kraft verloren, und in unserem ungemessenen Stolz verweigerten wir später den Befehlen eines Greises Gehorsam, dem es an Kraft gebrach, den Säbel zu führen. Immer mehr wachsende Unordnung entzweite unsere Truppen; jede Abtheilung focht für sich allein, ohne das allgemeine Heil vor Augen zu haben, und Mehmed Ali, bald Sieger, bald Besiegter, verstand es gleich gut, unsere Niederlagen und unsere Siege zu benutzen."

(Schluß folgt.)

Schweiz.

Der große St. Bernhard, das Leuker Bad und der Gemmi.

(Schluß.)

Trotz des schönen Mondscheins, der freundliches Wetter versprach, regnete es den nächsten Morgen heftig. Unser Wegweiser war untröstlich, denn er verlor einen Tag, und das sind vierundzwanzig Stunden, während welcher er nicht lebte. Wir ließen ihn jammern und begaben uns nach der Pfarre Albinen. Diesen Ausflug von ungefähr zwei Stunden muß man nothwendig machen. Man geht über Wiesen und durch einen Wald am steilen Abhange eines Berges entlang; im Grunde rauscht die Dala, und Erde und Gestein weicht unter unseren Füßen; es ist ein wahres Wunder, wenn man mit heiler Haut zum Ziele gelangt, doch waren wir mit unerschrockenen Reisenden zusammen und konnten nicht füglich umkehren. Bald kömmt man zu einer steilen Felsenwand, an welcher acht Leitern hängen, die nach Albinen führen. Steigt man bis über die sechste hinauf, so muß man, um zurückzukommen, einen Umweg von zwei Stunden über Imden machen, weil es schlechterdings unmöglich ist, auf dieser Leiter wieder herabzusteigen. Ich kann durchaus nicht mit dem Muthe prunken, den ich bei dieser Gelegenheit bewiesen; mit größter Mühe klimmte ich die Stufen hinan, welche zur ersten Leiter führen, dann wagte ich, die zwei bequemsten hinaufzusteigen, da hielt ich aber an, weil ich mir überlegte, daß ich beim geringsten Fehltritt 2000 Fuß tief hinabstürzen könne; ich war noch nüchtern und daher dem Schwindel um so mehr unterworfen. Man staunt, wenn man die Gebirgsbewohner, selbst in der größten Trunkenheit, diese schauerlichen Leitern ganz ohne Anstrengung erklettern sieht. Fast von allen Seiten ist man hier von spitzen Felsen umgeben, ausgenommen nach dem Rhone-Thal zu, wo man die schneeigen Gipfel der Penninischen Alpen am Ende einer unermeßlichen Gebirgsstraße hervorragen sieht.

Die heißen Bäder in Leuk werden stark besucht; hier sieht man den Walliser und Berner Bauer neben der hochgeborenen Fürstin und dem Pariser Stutzer. Ein Bad hat immer etwas sehr Anziehendes für den Reisenden; es ist wie eine Kolonie inmitten eines fremden Volkes; Jeder trifft hier die Sitten seines Vaterlandes, seine Sprache und seine Landsleute an. Man legt für einige Stunden die Gamaschen und den Reisekittel bei Seite, wirft sich in einen Ballanzug und begiebt sich in den Salon, in eine Gesellschaft von Personen, die zu ihrer eigenen Unterhaltung sich doppelt liebenswürdig zeigen. Am nächsten Morgen greift man wieder zum Pilgerstabe und setzt seine Wanderschaft fort. In der Jugend muß man viel sehen, viel genießen, denn sie ist ja die einzige freie Zeit, die uns im Leben blüht; nur zu bald wird die Schlinge enger und enger gezogen, unser Fuß gefesselt, und unsere Träume sind dann nur schädliche Gelüste, welche unserem Fortkommen schaden. Laßt uns Erinnerungen einsammeln; wie die Ameise wollen wir für den Winter arbeiten; in der Jugend laßt uns reisen, denn später ist es uns versagt. Was uns mißfiel, was uns aus der Heimat wegtrieb, gefällt uns doch zuletzt oder fesselt uns wenigstens. Wir haben dann Weib und Kinder, oder unser Ehrgeiz bindet uns an die Scholle; wir wünschen vielleicht, eine einflußreiche und wichtige Person in unserem Städtchen zu seyn und zu bleiben. In der Jugend erstreckt sich unser Ehrgeiz in die Ferne, wie unsere Phantasie; alle unsere Fähigkeiten sind im Ausdehnen begriffen; wir stürzen uns einer Zukunft entgegen, die uns schön erscheint, weil sie in Geheimniß gehüllt ist. Wir eilen dahin, wie der Strom, der nicht weiß, was für Felsen ihm den Weg versperren werden, noch in was für Abgründe er hinunterstürzen muß. O, ihr Philosophen im Greisenhaar, schmähet nicht das Verlangen, das uns in die Ferne treibt; bald wird die Stunde der Wiederkehr schlagen, wir bauen dann eine Hütte, um sie nicht mehr zu verlassen, wir schließen das Buch und öffnen es nicht wieder.

Der Weg über den Gemmi ist einer der merkwürdigsten, wo nicht der gefährlichsten, in den Alpen. Er ist ein bewundernswerthes Denkmal von der Macht des Menschen, eine der Eroberungen, auf die der Mensch stolz seyn kann. Und doch waren es weder Schanzgräber noch Chausseebauer, welche diesen kühnen Weg bahnten, sondern Tyroler, die ihn von 1736 bis 1741 mit Hülfe des Pulvers durch einen ganz geraden Felsen führten. Die Straße geht beständig im Zickzack, so daß man weder die Strecke übersieht, welche man zurückgelegt, noch die, welche man noch vor sich hat; sie zieht sich in einer solchen Höhe gerade über dem Leuker Thale hin, daß die Stadt wie ein Ameisenhaufen erscheint, die Wälder wie dunkle Punkte auf dem zarten Grün der Wiesen, und die Flüsse wie Silberfäden. Vom Gipfel des Gemmi muß man dem Leuker Thal einen Abschiedsgruß zuwinken, denn nun geht es nach dem Oberland zu, das man aber noch lange nicht entdecken kann, weil man sich hier in einer jener trostlosen Einöden befindet, die man auf allen Höhepunkten der Alpen antrifft, und die einander ganz ähnlich sind. Ein See, ein wenig kurzes, trockenes Grün, umhergestreute Granitblöcke, große, flache, von der Sonne polirte Steine, mit Schnee bedeckte Abhänge, über die eine einsame Felsspitze in die Wolken emporschießt, das ist der Charakter aller dieser traurigen und unheimlichen Orte. Man sieht nichts als Gestein und Schnee, und das Geplätscher des rinnenden Wassers ist der einzige Laut, der an unser Ohr schlägt; wenn nun gar noch plötzlich ein dichter Nebel fällt und alle Gegenstände in ein falbes Helldunkel hüllt, so könnten wir uns in der That in eine jener grausenvollen Welten versetzt glauben, wo die Verdammten ihre Sünden büßen.

Der See, an dessen östlichen Ufern wir entlang gingen, heißt die Daube und ist ungefähr eine halbe Meile lang. Ganz verhungert kamen wir in Schwarzbach an und fielen in der Sennhütte über Schinken, Käse und Milch her; diese drei Gerichte machen in den Alpen die ganze Speisekarte aller jener sogenannten Gasthäuser an der Landstraße aus; nichtsdestoweniger muß man ganz gehörig für die Bewirthung zahlen, und das widerfuhr uns denn auch hier. Unsere Vorstellungen und Weigerungen waren vergeblich, und wir befürchteten schon, unsere eisenbeschlagenen Stöcke zur Vertheidigung gegen die Neger von vier ungeschlachten groben Kerlen brauchen zu müssen, die uns ganz fürchterlich ausschimpften. Nach solchen Auftritten spreche man mir noch von Schweizerischer Gastfreundschaft.

Das Hinabsteigen vom Gemmi nach Kandersteg zu ist viel interessanter als an der südlichen Seite, obgleich der Hintergrund der Landschaft dort viel reicher ist. Statt gerade aus zu sehen, wurden indeß hier unsere Blicke durch eben so viel Schönheiten zu beiden Seiten gefesselt; die Fichten bildeten über unserem Haupten phantastische Gärten, und ein herrlicher Wasserfall stürzte über Baumstämme und Felsblöcke zu unserer Rechten herab. Bald kamen wir an den Kander, einen wilden Bergstrom, der zu unserem Ergötzen eine ungeheure Menge Holzklötzen mit sich führte, welche die Holzfäller der Berge ihm anvertraut hatten. Die Stämme kämpften mit einander gleich den Kriegern des Alterthums, stiegen einer über den anderen fort und machten einen fürchterlichen Lärm, um zu dem Ort ihrer Bestimmung zu gelangen. Wir erfreuten uns wie Kinder an diesem Schauspiel, während unser Mann mit dem Wegweiser unruhig hin und her lief, wie ein Pudel, der nicht Lust hat, neben seinem Herrn auszuruhen. Die Wiesen waren so grün, die Bäche so klar, der Himmel so blau, die Luft so rein, die Hütten so reinlich und nett und so geschickt an den Weg hingestellt, daß wir nur sehr langsam vorwärts kamen. Alles in der Welt hätten wir darum gegeben, wäre die Natur stundenlang so geblieben, wie in diesem Augenblicke; ohne zu lebhaftes Licht, zwischen Nacht und Tag, das ist der wahre romantische Charakter der Schweiz: das Riesenhafte neben dem Niedlichen. Der Hauptreiz der Bergländer besteht allein in dem gleichzeitigen Vorhandenseyn aller Naturschönheiten; dadurch wird Gottes Welt so schön, und wir geben uns willig der Bewunderung seiner Werke hin, was gewiß viel ist für so civilisirte Menschen, wie wir Alle jetzt sind.

Als wir in Kandersteg anlangen, kömmt uns unser X. ganz vergnügt entgegen gelaufen. Hat er irgend eine Grotte ohne uns entdeckt? Will er uns irgend ein erhabenes Schauspiel ankündigen? Weit gefehlt! Der brave junge Mann ist so zufrieden, weil wir noch heute, vermittelst eines von ihm gemietheten Fuhrwerks, drei Meilen weiter vorwärts kommen werden. Das ist der Grund seiner Freude, seiner Lebendigkeit! Hier kann man mit Virgil ausrufen: Trahit sua quemque voluptas!

Wo wäre der Jüngling mit schuldloser Seele, der nicht hier mit dem Weibe, wie er es sich träumt, ein Daseyn voll sanfter Freuden verleben möchte? Welchen gefühlvollen Roman würde nicht seine lebhafte und glühende Einbildungskraft erschaffen! Aber ach! wie viel Wonnen sind für uns nichts als Jugendträume! Man kömmt hierher als Künstler, um zu vergleichen, zu studiren; man zeichnet Bemerkungen auf und denkt schon an die Form, welche man seinen Berichten geben will. Und das nennt die Wissenschaft Fortschritt. Was haltet ihr davon, ihr Weisen? Steigen wir dadurch wirklich höher? Anfangs sind wir so zu sagen nur ein Ton in der Gesammt-Harmonie, unsere Schwingungen sind im Einklange mit der ganzen Welt; wir sind wie der Vogel, der auf dem Zweige singt, wie der Bach, der in seinem engen Bette dahinfließt. Wir wandeln umher wie der erste Mensch in seinem unermeßlichen Reiche, bedienen uns aber unseres Vorzuges nur, um die Genüsse, die er uns verleiht, in vollen Zügen einzuschlürfen. Wir Alle haben uns einmal in diesem Zustande befunden; das ist es, was man Kind seyn nennt. Aber unsere Vorurtheile haben uns nur zu bald diese einfachen Freuden geraubt. Wir haben aus der Welt ein Mineralien-Kabinet und ein Herbarium gemacht. Ins Einzelne gehend, haben wir den Rahmen des Gemäldes verengt. Was mich anbetrifft, ich kann in der That nicht Rechenschaft darüber ablegen, ob die Krystalle des St. Gotthard von reinerem Wasser sind, als die des Montblanc; aber ich glaube für diese Unwissenheit durch umfassendere Bewunderung vollkommen entschädigt zu seyn.

Nun sitzen wir im Wagen; ein kleines Pferd, das mit den Sonnenrossen um die Wette laufen könnte, führt uns pfeilschnell durch das Thal, an den Ufern des Kander entlang. Ich will nicht weiter von dem Reiz sprechen, der darin liegt, diese lockenden Gegenden so zu durchfliegen; auf Alles geht ein Theil des Wohlbehagens über, das wir empfinden; der Körper zittert, das Herz schlägt, die Einbildungskraft eilt mit Sturmschritten vorwärts. Die Luft war von entzückender Reinheit. Um die Wirkung zu betrachten, welche die letzten Sonnenstrahlen auf den Gletschern hervorbrachten, wendeten wir uns so oft um, daß wir uns Alle einen steifen Hals zuzogen. Das Thal lag im tiefsten Schatten, die Gipfel der Berge aber schimmerten in rosigem Lichte. Dieser Glanz erstarb nach und nach, und sanftere Tinten erhellten das Gemälde. Der Mond ging auf; nur die großen Massen traten scharf hervor, die Umrisse wurden weicher, wie schwimmender. Ein bläuliches Glitzern rauchte aus den Flurhe-

:s Kander auf, wenn ein Mondesstrahl durch die Fichten an
:n Ufern drang. Der Weg zieht sich wie ein langes weißes
band dicht am Flusse fort; unser kleiner Wagen rollte leicht da-
über hin und trug fünf muntere Gesellen von dannen, die rauch-
n, lachten, sprachen, sangen, beim kleinsten Anlaß in Entzücken
erathen und auf ihre Weise ein Konzert anstimmten, um die
Schönheiten der Werke Gottes zu preisen. Das Geräusch unse-
:r Stimmen bildete einen merkwürdigen Kontrast gegen das
efe Schweigen des Thales; die ganze Natur lag in majestätischer
uhe da.

Wir kamen durch Frutigen, eines der schönsten, zierlichsten
Dörfer der Schweiz; und ihr, die ihr bei dem Worte Dorf nur
n einen elenden Haufen unreinlicher Häuser denkt, der um
nen stinkenden Sumpf sich herumzieht, ihr Alle, die ihr nur
ie traurigen Dörfer unseres armen Frankreichs kennt, glaubet
ir immerhin, daß ich nicht übertreibe; man kokettirt hier ordent-
ch mit den Wohnhäusern; es wird damit kein Aufwand getrie-
en, aber die Bauart der Häuser, verbunden mit der äußersten
einlichkeit, macht sie so schön, wie sie anderswo nur mit großen
Kosten hergestellt werden könnten. Eine Schweizer-Hütte ist das
nmuthigste, was man nur immer sehen kann, und schützt ganz
efflich gegen die Strenge des Winters. Sie laden mehr zum
usruhen ein, als alle die Herbergen an der Landstraße, mit
hren weißgetünchten Mauern und hin und her schwebenden
Schildern. Betrachtet nur diese Galerieen, diese Fenster mit
en kleinen blanken Scheiben, dieses zum Schutz vorspringende
Dach; und nun öffnet ein junges Mädchen in der Berner
Tracht halb die Thür, guckt neugierig heraus und scheint dem
Reisenden zuzurufen: Tritt näher, Du wirst hier freundlich
ufgenommen. Oft hat nun ein solches Mädchen große Augen,
inen prächtigen Wuchs, schöne Haare, die in langen Flechten
erabfallen, und immer ist ihr Anzug reizend ohne Ueberladung.
Man giebt sich gefangen, man tritt ein und möchte so jede Hütte
esuchen. In Frankreich ist ein Dorf fast überall wie ein Fleck
uf einem schönen Kleide, etwas sehr Häßliches, sehr Schmutziges,
as widerlich gegen die Natur absticht, wenn diese ja einmal so
iel Charakter hat, um unsere Aufmerksamkeit zu fesseln, denn
n meinem Vaterlande giebt es tausend Gegenden, von denen
nan sagen könnte, hier sey gar keine Natur. In der Schweiz
ist jedes Dorf im vollkommensten Einklange mit den Umge-
bungen; man möchte sagen, Gott habe die erste Sennhütte gleich
mit der ersten schneebedeckten Alpe zusammen erschaffen, als er
den Wasserfällen gebot, sich zu ergießen, und den Fichtenwäldern,
sich über die Berge hinzuziehen. Doch nur in einigen Kantonen
der Schweiz sind die Alpenhütten von so besonders schöner Form,
in Bern, Luzern, Schwyz und Unterwalden; vorzüglich erschien
uns Frutigen in dieser Nacht als das Urbild aller Schweizerdörfer.

Endlich langten wir in Aeschi am Thuner See an, und
hier wurde Halt gemacht. Unser Wirth besaß nur wenig Sprach-
kenntnisse; wir schlossen daraus, daß es mit der Kochkunst nicht
besser stehen würde, weil im Allgemeinen der Zustand und die
Behaglichkeit eines Gasthauses nach dieser unveränderlichen Regel
beurtheilt werden kann: je mehr Sprachen man in demselben
versteht, desto besser wird ein Jeder bewirthet. Und Alles be-
stätigte unser erstes Urtheil; die Teller, die Gläser, die Wasser-
flaschen sahen verdächtig aus; sicher sind hier noch nie Engländer
gewesen, denn das Alles würde anders seyn, wenn auch nur
der geringste Cockney je hier durchgereist wäre. Leider trog uns
unsere Ahnung nicht, das Abendessen war ungenießbar, und wir
hatten nicht einmal den Trost, unseren Aerger verständlich machen
zu können. Die Leute betrachteten uns mit weit aufgerissenen
Augen; ihr Erstaunen schien unsere Betrübniß noch zu übertreffen.
Wir mußten uns männlich in unser Schicksal ergeben und eilten
ins Freie, um statt des Desserts die schöne Nacht zu genießen.
Der Mond stand noch über den Bergen des Thuner See's; bald
aber entschwand er unseren Blicken, und Dämmerung senkte sich
über die stille Landschaft.

Frankreich.

Der moralische und ökonomische Zustand Korsika's.

(Fortsetzung.)

Alles, was der sinnreiche Charakter der Korsen im Fortgange der Zeiten der Civilisation hat abringen können, besteht in der Hervorbringung einiger Verbindungen, die einen weniger atomistischen Charakter als die Gemeinden tragen, und die man vor den Abgränzungen, welche die konstituirende Versammlung anordnete, „Pièves" nannte. Dieselben waren nichts Anderes als Kantone, die von den aufsteigenden Gebirgszügen umschlossen wurden und meistentheils durch unüberschreitbare Gränzlinien von einander getrennt waren. Solcher Kantone waren Niolo, Nebbio, Balagna, Casinco und eine Menge anderer, die durch ihre Sitten und Gebräuche, zuweilen auch durch ihre Erzeugnisse, vollkommen von einander geschieden waren. Wenn man genau beobachtet, so findet man in Korsika die wesentlichsten Unterschiede zwischen ganz nahe an einander gerückten Gegenden. Korsika hat seine Bretagne, seinen Elsaß, seine Provence und seine Normandie. Wenn man durch die tiefen und engen Schluchten, welche die Abhänge der Berge von einander scheiden, hindurchgeht, so treten diese Gegensätze dem Reisenden am augenfälligsten entgegen. Hier sieht man eine Gruppe Olivenbäume, an einer anderen Stelle Kastanien; in diesem Walde findet man Millionen Bäume derselben Art, z. B. Laricio's, in einem andern Eichen oder Buchen. Je nachdem das Thal Wein, Getraide oder Oel hervorbringt, haben auch die Einwohner Sitten und Gewohnheiten angenommen, welche den Naturprodukten ihres Kantons entsprechen; so findet man an den verschiedenen Stellen verständige Winzer, sorglose Hirten, arbeitsame Bauern und träge Kastanienesser. Für die meisten dieser in Granitgefängnissen eingeschlossenen Menschen hört ein bestimmter Bildungskreis da auf, wo der benachbarte Berg beginnt. Man muß von ihnen keine verwickelte Mittheilungen, keine ferne Reisen, keine gelehrte Unternehmungen erwarten; viele haben nie das Meer gesehen, und einer der charakteristischen Züge dieser Bergbewohner ist ihr Abscheu vor dem sie umgebenden Elemente.

Es fragt sich, auf welche Weise würde man am besten so viele Auswüchse, die eben so wohl aus der natürlichen Beschaffenheit des Landes als aus dem Roste der Jahrhunderte hervorgegangen sind, ausschneiden können? Und dann, wie hätte man es anzufangen, um die Erzeugnisse des Landes auf das Zehnfache ihres Ertrages zu bringen, und um die Fremden, welche hier sehr gut fortkommen würden, auf Korsika einzubürgern? So viel ist sicher, Frankreich würde sich einer großen Saumseligkeit schuldig machen, wenn es ein Land, das Palmen, Pomeranzen, Oliven, Maulbeerbäume und Fichten erzeugt, in welchem die Kleefelder mit Feigen- und Kaktushecken eingehegt werden, dem wild aufwuchernden Buschwerk, den Ziegen und den Banditen überlassen wollte. Diese herrliche Vereinigung des vegetativen Reichthums der heißen und mäßigen Zone, diese sonnverbrannten Flächen und diese kühlen Thäler dürfen nicht ungenutzt bleiben. Korsika ist jetzt von zweimalhunderttausend Einwohnern bevölkert, und es könnte ganz gut ohne übermenschliche Anstrengungen die dreifache Anzahl ernähren; aber wer ärndten will, muß auch säen. Korsika war bis jetzt ein allen Ungeweihten verschlossenes Heiligthum, das nun erst eröffnet werden soll. Die Aufgabe des Staates wäre es, Wege anzulegen, denn das Land selbst ist nicht im Stande, auch nur für die Departementalwege die Kosten aufzubringen; dann müßte zunächst zur Austrocknung der Sümpfe und zur Verbesserung und Erweiterung der Häfen geschritten werden. Indeß hat das Land auch zwei bedeutende Hülfsquellen, welche kostbarer sind als Gold- und Silbergruben, und aus welchen alle auf das Land verwendete Summen leicht wieder herausgezogen werden konnten, nämlich die Wälder und Marmorbrüche. Die ersteren gehören fast insgesammt dem Staate und konnten bis jetzt nicht ausgebeutet werden, weil es an den nöthigen Transportmitteln fehlte. Die Verwaltung der Wälder kostet jährlich fast 30,000 Francs, und dieselben bringen nicht tausend Thaler ein. Man zersägt an Ort und Stelle die schönsten Bäume, die zehn Metres lang sind, zu Bohlen und Brettern und läßt die Kronen zum Nachtheile des Nachwuchses auf dem Boden verfaulen. Der Mangel an Wegen drückt den Preis des Holzes so sehr herab, daß, wenn die Käufer gezwungen würden, die Stellen, auf denen sie die Fällungen vorgenommen haben, reinigen zu lassen, Niemand ein Gebot thun würde. Selbst die Königliche Marine bedient sich nicht mehr des Holzes aus den Staatsgütern zu den Schiffsbauten. So bleibt ein ungeheures Kapital ungenutzt, weil man nicht die nöthigen Vorschüsse machen will. Nirgends hat man Kohlenbrennereien, Sägemühlen oder Schmelzöfen von einiger Bedeutsamkeit angelegt; im Jahre 1837 gaben alle Hüttenwerke in Korsika nur eine Eisen-Ausbeute von 60,000 Francs, und das Erz mußte aus der Insel Elba eingeführt werden. Unter den gegenwärtigen Umständen verkauft der Staat vierzig Metres hohe Fichten, den Fuß zu zwei Francs, und die Käufer haben noch die Auswahl unter mehreren hunderttausenden; wenn der Staat die nöthigen Wege erbauen ließe, so würde dieser Preis auf 18 bis 20 Francs steigen und das aufgewendete Geld sich so mit Wucher verzinsen.

Die Granitsorten von Algajola, Tallano und Orezza und der Porphyr von Girolata könnten eine große Bedeutung erlangen, denn sämmtliche Sorten sind einer hohen Politur und der besten Bearbeitung fähig. Allmälig fangen indeß auch schon die Korsen an, den Werth ihrer natürlichen Reichthümer zu würdigen, vorzüglich den des Maulbeerbaums und des Olivenbaums, der hier wirklich einheimisch ist. Vor allen Dingen müssen indeß die Einwohner die rohen Antastungen des Grundeigenthums, deren sie sich täglich durch Verwüstung der Gemeindegüter, Anzündung der Wälder u. s. w. schuldig machen, aufgeben. Auch die Sicherheit der Personen wird noch lange eines kräftigen Schutzes gegen die Macht alter Vorurtheile bedürfen. Dank der Anordnung einer allgemeinen Entwaffnung, sind die Mordanfälle denn doch schon etwas seltener geworden. Die Kinder lernen in den Schulen lesen und schreiben und empfangen hier auch Anweisungen zum Landbau. Zur Unterstützung eines so erfreulichen Aufschwunges wäre vorzüglich die Vervielfältigung der Beziehungen Frankreichs zur Insel zu wünschen; jetzt geht das Dampfpaketboot nur zweimal wöchentlich nach Bastia und Ajaccio ab, und dasselbe ist noch dazu im höchsten Grade schmutzig und unreinlich. Wenn der Augenblick vielleicht auch noch fern ist, wo die verschiedenen Gegenden der Insel durch Landstraßen mit einander in Berührung treten werden, so wäre doch eine Verbindung zur See sehr leicht zu bewerkstelligen, denn die ganze Küste ist mit den vorzüglichsten Ankerplätzen besäet, wie z. B. S. Fiorenzo, Calvi, Ajaccio, Bonifacio, Porto-Vecchio. Dadurch würden wenigstens die Küstenbewohner in den Stand gesetzt werden, ihre Produkte gegen einander auszutauschen und aus ihrer Vereinzelung heraus-

zutreten. Auch der Ackerbau könnte so einen gedeihlichen Aufschwung erhalten, und selbst die Regierung würde nicht leer ausgehen; auch sie würde für die Opfer, die sie zu diesem Behufe zu bringen hätte, reichlich entschädigt werden.

Eines der größten Hindernisse, welches sich in Korsika bis jetzt dem Fortschritt der Bildung entgegengesetzt hat, ist unstreitig der Mangel an aller Sicherheit und die leider so gewöhnliche Neigung der Einwohner, ihre Leidenschaften über das Gesetz zu erheben. Diese Neigung bildet einen der hervortretendsten Züge in ihrem Charakter, und sie hat immer den traurigsten Einfluß auf das Geschick des Landes geübt. Das Entstehen derselben ist in sehr entlegenen Zeiten, in dem Beginne der Fremdherrschaft auf der Insel, zu suchen. Schon unter der Römischen Herrschaft hatte die Rachsucht einen Platz am häuslichen Herde gewonnen, und später faßte sie im Gefolge der zahlreichen politischen Veränderungen, welche die Insel trafen, immer festeren Fuß. In ihrer jetzigen Gestalt ist sie nur noch ein schwacher Wiederschein des alten Hasses, der die Insel sonst durchtobte. Da die Insel zu entfernt von ihren Herren lag, um Gerechtigkeit von ihnen zu erlangen, und die Unwegsamkeit derselben übrigens auch einem wohlgesinnten Mutterstaate eine regelmäßige Gerechtigkeitspflege unmöglich machen mußte, so blieb Korsika allen Leiden des Despotismus und der Anarchie preisgegeben. Jeder Bürger blieb seinen eigenen Kräften und denen seiner Familie überlassen, und die Macht der Gesellschaft mußte den Familien-Verbindungen weichen. Auf der ganzen Insel findet man nur zerstreute Kantone, welche sich allein durch örtliche Interessen bestimmen lassen und welche, den Reichthum und die Einigkeit abgerechnet, den Hansestädten des Mittelalters gleichen. Die Unabhängigkeit kam hier erst nach der Freiheit. Diese erstrebte zwar ein Jeder für sich, aber nicht für den Anderen. Ein Theil der Insel würde den anderen in Ketten gelegt haben, wenn die Umstände dies gestattet hätten, und wenn die Sklaverei in Korsika von langer Dauer seyn könnte.

Die Geschichte des Landes ist voll solcher hartnäckigen Kämpfe, aus denen Züge der großherzigsten Aufopferung und des höchsten Muthes hervorstrahlen. Die Sampieri, die Gaffori, die Paoli sind allbekannt; sie waren große Menschen auf einer kleinen Bühne, würdige Vorläufer des Mannes, der sie alle in den Schatten stellte. Sie erwarben indeß ihren Ruhm in bürgerlichen Kämpfen, in der Verfolgung engherziger und beschränkter Pläne, die keine heilsame Folgen für das Land hatten. Korsika verdankt ihnen weder die Anlegung von Straßen noch die Austrocknung von Sümpfen, weder Denkmäler noch Häfen, weder Leuchthürme noch Schmelzhütten; sie wurden geboren und starben, ohne etwas Anderes als Parteien und die Erinnerung an sie zu hinterlassen. Feinde und Feindschaften bezeichnen allein ihre flüchtige Spur. Noch immer verzögern dieselben Hindernisse in dem schönen Lande, aus dem so viele berühmte Männer hervorgegangen sind, das Aufblühen des Ackerbaus und des Gewerbfleißes, den Fortschritt der Bildung. Nie war das Land einig oder reich genug, um sich auf weitaussehende Unternehmungen einzulassen, und es bot seinen Verwaltern, wenn sie sich diesen entziehen wollten, immer Vorwände in Menge. Unter dem begünstigenden Schutze der edelsten Empfindungen, der Gerechtigkeits- und Familienliebe, ist dem Lande eine unheilbare Wunde geschlagen worden. Jeder glaubt sich berechtigt, jene selbst auszuüben und dieser Alles zu opfern. Wie hätten sie auch bei den Genuesern Gerechtigkeit finden sollen? Da die Gerechtigkeit käuflich und parteiisch war, haßte und verachtete man sie. Ein größeres Unglück kann ein Land nicht treffen. Allmälig durchdrang der mißtrauische Haß alle Gemüther, und die Korsen gewöhnten sich daran, sich selbst Recht zu schaffen. Die ungewöhnliche Gestalt des Landes, welches ganz mit kleinen undurchdringlichen Wäldern besäet ist, die Mäßigkeit der Einwohner, ihre unzugänglichen Berge, die Nähe des Meeres begünstigten die aufrührerischen Bestrebungen der Einwohner, welche ungeduldig die Tyrannei verhaßter Herren ertrugen. Zuerst leisteten die Kantone, dann die Gemeinden Widerstand, und endlich die Familien, wenn die verhaßten Fremdlinge in den Kantonen und Gemeinden den Samen der Zwietracht ausgestreut hatten. Man wählte Führer, Beschützer, man sammelte sich unter ihren Bannern, man schwor ihnen Treue bis zum Tode. Wehe dem Verräther, der zum Feinde übertrat oder sein Wort bei einer wichtigen Veranlassung brach! Er war verloren, und da sein Verrath mehr als eine Familie zu Grunde gerichtet hatte, so blieb auch seine Familie verantwortlich und dem grausamsten Wiedervergeltungsrechte verfallen. Schon die Kinder werden an den Gedanken einer unbedingten Ergebung unter den väterlichen Willen, einer unbegränzten Zärtlichkeit zwischen Brüdern und einer unverbrüchlichen Anhänglichkeit an Vetter und Neffen gewöhnt. Diese Empfindungen gehen bis in Fanatismus über, und der Haß pflanzt sich von Generation zu Generation wie ein Erbstück fort, so daß sich manche Familien schon seit hundertundfunfzig Jahren befeinden.

Seitdem die Französische Herrschaft auf der Insel begründet ist, haben auch die Familienfeindschaften etwas von ihrer früheren Heftigkeit eingebüßt. Außer der Wohlthat einer billigdenkenden gesellschaftlichen Macht, welche Kraft genug hatte, sich die nöthige Achtung zu verschaffen, fanden die Korsen auch bei ihren neuen Herren eine unerschöpfliche Quelle von Verbesserungen und Reichthümern. Kaum war die Insel den Französischen Waffen unterworfen, als man auch darauf bedacht war, sie gesünder zu machen, Wege anzulegen, Schulen zu gründen und die öffentliche Ruhe zu sichern. Kräftige Maßregeln unterdrückten die bewaffnete Landstreicherei, welche so lange in Schwung gewesen war. Die Französische Revolution, welche die Oberherrschaft Frankreichs eine Zeit lang in Frage stellte, eröffnete der inneren Zwietracht wieder Thür und Thor. Es entstand eine Englische und eine Französische Partei. In Folge dieser Kämpfe lebte der kaum erloschene Parteihaß wieder auf und stellte sich jetzt unter den Schutz der Vaterlandsliebe, wie er einst unter den Fahnen der Familienliebe gekämpft hatte. Napoleon wurde durch dringendere Angelegenheiten von seinem Geburtslande abgezogen; er konnte es zu gut, um es mit ungenügenden Mitteln umgestalten zu wollen. Er wollte dreißig Millionen und dreißigtausend Menschen zu diesem Zwecke verwenden, denn er wußte sehr gut, daß man eine Feuersbrunst nicht mit einem Wasserguße auslöschen kann, und daß große Krankheiten nur durch kräftige Mittel geheilt werden können. Kein Land bedarf dringender als Korsika einer Radikalkur, aber für eine verfassungsmäßige Regierung hat diese ihre ganz besonderen Schwierigkeiten. Die Heilung wird um so ruhmvoller und sicherer seyn, aber man muß der Krankheit hart zu Leibe gehen. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— **Briefe über den Dichter Gresset.** In Amiens ist kürzlich eine Reihe von Briefen publizirt worden, die manchen interessanten Beitrag zur Französischen Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts liefern. Namentlich befinden sich darunter auch einige, die der Jesuit, Pater von Linyères, in Betreff des geistreichen Dichters des Papagaien Vert-Vert, Louis Gresset, an den Kardinal Fleury geschrieben. Bekanntlich mußte Gresset, der frühzeitig in den Jesuiten-Orden eingetreten war, um jenes Gedichts willen, in welchem er besonders die Beschäftigungen der Nonnen sehr komisch, doch nie ohne Grazie und Anstand, schilderte, so wie wegen einiger anderen scherzhaften Stellen, die öffentliches Aergerniß erregten, schon im 26sten Lebensjahre wieder aus dem Orden ausscheiden. In einem der Briefe des Pater von Linyères heißt es in dieser Beziehung: „Wir haben da einen jungen Mann, Namens Gresset, der echtes Talent für die Französische Poesie besitzt; da nun aber mit diesem Talent nicht auch immer ein richtiges Urtheil verbunden ist und die Lektüre der Französischen Dichter auch nicht einen sehr frommen Sinn einzuflößen pflegt, so hat der junge Mann nach manchen anderen Gedichten über gleichgültige Gegenstände sich auch einige entschlüpfen lassen, in denen sehr anstößige Dinge vorkommen. Als unsere Oberen sich davon genau unterrichtet hatten, verabschiedeten sie ihn aus Paris, wo er Theologie studirte, und schickten ihn nach La Fleche. Einige waren sogar der Meinung, man müsse ihn auf der Stelle ganz aus der Gesellschaft entlassen; Andere aber, gerührt durch die Reue, welche der junge Mann über seine Schuld bezeigte, und durch das Versprechen, welches er gab, niemals wieder Französische Verse ohne Befehl seiner Oberen zu machen, meinten, man sollte diese Strafe wenigstens noch aufschieben. Jetzt aber hören wir, daß außer dem zu unserer Kenntniß gelangten ersten Stück noch ein anderes von ihm existirt, in welchem Verse vorkommen, an denen das Parlament mit Recht ein Aergerniß nehmen dürfte. Um uns also nicht all' den unangenehmen Folgen auszusetzen, die uns dies von Seiten des Parlaments zuziehen könnte, werden wir uns genöthigt sehen, den Verfasser des Stücks zu verabschieden." Der Kardinal Fleury richtete hierauf an den General-Lieutenant der Polizei, Staatsrath Herault, folgenden Brief: „Ich habe hier so eben ein Schreiben von dem Pater von Linyères in Bezug auf den jungen Mann erhalten, von dem Sie mir drei kleine Werke gegeben haben. Das von dem Papagai ist sehr hübsch und übertrifft die beiden anderen bei weitem; aber er ist ein großer Freigeist und wird den Jesuiten sicher zu schaffen machen, wenn sie sich seiner nicht entledigen. Das ganze Talent dieses jungen Menschen ist der Freigeisterei zugekehrt, und solche Genies sind unverbesserlich. Der kürzeste und sicherste Weg ist, daß man ihn fortschickt."

— **Die wohlthätigen Vereine in Rom.** Der Pater von Geramb, Abbé und General-Prokurator von La Trappe, hat so eben einen Bericht über seine Reise von La Trappe nach Rom herausgegeben, in welchem er außer mancherlei Schilderungen von dem Leben und Treiben am Römischen Hofe besonders sehr Ausführliches über die Quellen der Wohlthätigkeit in Rom mittheilt. Er rühmt den Eifer, womit die Römischen Damen sich den wohlthätigen Bestrebungen der Fürstin Borgheje, der Gräfin von Lützow, Gemahlin des Oesterreichischen Botschafters, und der Lady Acton beigesellen, die sich nicht scheuen, der Noth und dem Elend in jeder Gestalt zu begegnen. Unter der Fürstin Doria hat sich eine Gesellschaft von vornehmen Damen gebildet, die sich ganz der Pflege unheilbarer Frauen widmen und in der bescheidenen Tracht von Krankenwärterinnen umwechselnd mit eigener Hand Wunden verbinden, die sich niemals schließen, und Schmerzen zu lindern suchen, die nur mit dem Tode enden.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 156. Berlin, Freitag den 28. Dezember 1838.

Türkei.

Natur und Menschenleben im Türkischen Reiche.

Nach den Mittheilungen des Dr. Boué.

Die Europäische Türkei enthält eine große Menge Meerbusen, Thäler und Berge, deren prachtvolle Landschaften die Aufmerksamkeit jedes Reisenden verdienen. Dem Maler würden hier die Natur und der Mensch reichen Stoff für seinen Pinsel bieten, einen Stoff, der bis jetzt so gut als ganz unbenutzt geblieben ist. Wo findet man ein treues Gemälde einer Albanesischen Hochzeit und der wunderlichen Ceremonien, die damit verbunden sind? Wo sieht man eine lebensvolle bildliche Darstellung des Tanzes Kolo, wie ihn die Servier tanzen, oder die jungen Bulgarischen Mädchen, wenn sie im Angesicht der beschneiten Gipfel des Tschardagh das Aerndtefest begehen? Hat irgend ein Künstler uns das Bild einer reisenden Türkin mit ihren bewaffneten Sklaven gezeichnet, oder Türkische und christliche Karawanen, wie sie in einem Karawanserai oder im Schatten eines dichtbelaubten Baumes ihr Nachtquartier halten?

Die Gestade des Pontus und des Archipels wetteifern an hoher Natur-Schönheit mit den Küsten Neapels und Liguriens; und welche Natur-Scene auf der weiten Erde übertrifft an Pracht und Großartigkeit den Golf von Salonichi, wo im Osten die Berge der Chalkidischen Halbinsel, im Westen der abgeflachte Schneegipfel des Olympos winken, während die Stadt, ein Griechisches Genua, amphitheatralisch aus dem Hintergrunde hervorschimmert? Bei Vodena, im Thale von Wistritza in Macedonien, ist die Vegetation so üppig und lachend, die Straße so herrlich bewaldet, daß der Reisende glauben könnte, er sey in einen Englischen Park versetzt, wenn nicht ein Wachtposten, der malerisch auf einem vorspringenden Hügel steht, die Täuschung zerstörte. Am Eingang der Stadt erblickt man zwölf Riesenpalmen, die zahlreiche Gruppen anderer Bäume überschatten. Unterhalb der Stadt stürzt sich die Wistritza in Wasserfällen bis in den Grund des Thales, und vom Rande des Abhangs genießt man einer unvergleichlichen Aussicht. Ein Griechischer Bischof hat in dieser Gegend ein Kiosk erbaut, das sehr häufig von Türken besucht wird, die nach Vodena reisen.

Die prächtigsten Gebirgs-Panoramen bietet uns Albanien. Vielleicht hat ganz Europa nichts, was mit dem Anblick der majestätischen Ipek-Berge und des Tschardagh, der eine Höhe von 9000 Fuß erreicht, verglichen werden könnte. Die See-Alpen des südlichen Frankreichs scheinen hier mit den stolzesten Kuppeln der Pyrenäen zusammengepaart, und die reichste und mannigfachste Vegetation, durch das blendende Weiß der Schneegipfel noch mehr gehoben, vollendet den Zauber der Landschaft.

Die Europäische Türkei hat, selbst nach Abzug des eigentlichen Griechenlandes, noch viele Alterthümer und historisch merkwürdige Orte aufzuweisen. Ihre architektonischen Denkmale sind aus der Griechischen, Römischen, Servischen und alt-Osmanischen Zeit.

Zu den Ueberresten aus dem Griechischen Alterthum gehören die großen künstlichen Hügel oder Grab-Monumente Macedoniens, alle von konischer Form und 20 bis 30 Fuß hoch. Die größten und zahlreichsten findet man bei Pella, nördlich von der Straße nach Salonichi. Acht derselben standen wahrscheinlich in der Nähe einer Landstraße, denn man sieht noch Spuren von Pflaster unter den Gebüschen, die sie umstehen. Es verlohnte sich wohl der Mühe, sie zu öffnen, denn man findet in der Nähe dieser Gräber zuweilen Denkmünzen.

Zu Salonichi befinden sich zwei Römische Triumphbogen, von denen der größere, mit Säulen geschmückte, den Einzug des Oktavius und Antonius nach der Schlacht bei Philippi zu verherrlichen bestimmt war. Das schönste Denkmal aus dem Römischen Alterthum ist eine Wasserleitung von 35 noch wohl erhaltenen Bogen in der Nähe des alten Skopia (jetzt Uskup). Sie beschreibt eine mäßige Kurve, und die Bogen werden zu beiden Seiten allmälig kleiner. Das Bau-Material bilden theils Steine, theils große Ziegeln. Zwischen zwei großen Bogen bemerkt man immer einen kleineren, der etwas höher steht, gewöhnlich mit den Ruinen eines kleinen Thurmes daneben.

Die Zeit und die zerstörende Hand der Türken haben von den Griechischen und Römischen Denkmälern verhältnißmäßig sehr wenige übrig gelassen, wogegen man noch viele alterthümliche Kastelle und Kirchen der Servier findet. Zu Pirilpa in Macedonien erheben sich auf einem seltsam gestalteten Granitkegel die Trümmer des großen Kastells des Marko Kralowitsch, eines gefeierten Helden der Servier. Der ganze Hügel, der 280 bis 300 Fuß über die Ebene emporragt, ist von einer hohen steinernen Mauer umgeben, und wenigstens sieben massive viereckige Thürme schützten die Zugänge der Festung. Im Innern sieht man die Ueberreste von sechs oder sieben Gebäuden, das Schloß mit einem kleinen Garten, eine Kapelle am Rande des Abhangs u. s. w.

Die schönsten Monumente der Servischen Architektur sind die Kirchen und Klöster. Das merkwürdigste Kloster ist das von Detschiani bei Ipek im oberen Albanien. Dieses Gebäude, über der irdischen Hülle seines Erbauers, des Königs Stephan, errichtet, hat sich bewundernswürdig gut erhalten. Die Servier haben Alles gethan, um seine Zerstörung zu verhindern. Die aus grobem weißen Marmor erbaute Kirche ist von innen mit rothem Marmor ausgelegt, und ihre Mittel-Pforte, so wie auch die vorspringenden Fenster, schmücken zierliche Skulpturen und Basreliefs. Ueber der Seiten-Pforte bemerkt man Löwen, Drachen und Adler mit ausgebreiteten Flügeln. In Form eines Griechischen Kreuzes angelegt und mit einem kurzen, aber massiven Glockenthurm gekrönt, zerfällt die Kirche von Detschiani, wie alle Griechische Kirchen, in drei Haupt-Abtheilungen: eine Vorhalle, das Schiff mit seinen Säulen und den Altar oder das Heiligthum.

Wir könnten noch einer großen Zahl anderer mehr oder weniger beschädigter und zerstörter Kirchen gedenken, von denen mehrere nur deshalb stehen geblieben sind, weil die Türken sie zu verschiedenen Zwecken benutzt haben. Dahin gehört z. B. die schöne Kapelle des Palastes von Kruschewatz, deren Mauern mit Basreliefs und anderen Zierrathen geschmückt sind und die jetzt in ein Heu-Magazin verwandelt ist.

Das größte Griechische Kloster im ganzen Osmanischen Reiche liegt im Mittelpunkte des Riladagh oder Despotodagh. Mehr als 5000 Mönche wohnten vormals auf diesen Hügeln, und noch jetzt beherbergen sie 150 Bulgarische Mönche. In einem sehr langen und engen Thale belegen, ziehen die Klostergebäude quer über das Thal und bilden ein unregelmäßiges Viereck, das von außen einem Schlosse mit dicken Mauern gleicht. Nur im dritten Stockwerk sind Fenster angebracht, und über denselben Schießscharten für Musketen. Tritt der Reisende durch die eiserne Pforte in den Hof, so erblickt er zu seiner Verwunderung ein schönes Gebäude mit Fresko-Malereien, große von Säulen getragene Gallerieen aus Holz und drei Balkone an jedem Stockwerk. Der obere Stock enthält recht elegante, mit Divan's und Tapeten geschmückte Zimmer; das Material der Fenster ist Glas und nicht Oelpapier, wie sonst in der Türkei sehr üblich. Die Mauern sind mit allegorischen Gemälden bedeckt. Der ganze Stock ist ein sehr angenehmes Logis für Fremde. Fünfmal ist dieses Kloster ein Raub der Flammen geworden; man hat es erst kürzlich mit Hülfe ausländischer Beiträge wieder aufgebaut. Nahe der Kirche im Mittelpunkt des Hofes steht ein alter viereckiger Thurm, der unter den alten Servischen Königen erbaut worden, um die Mönche gegen Räuber zu schützen.

Türkische Alterthümer giebt es wenige; auch sind diese von denen anderer Völker schwer zu unterscheiden. Zu den merkwürdigsten gehören die achtwinkligen Bäder von Banja bei Nissa, die ihr Licht von oben empfangen und außer einem ungeheuren Bassin für das warme Wasser zwei kleine Gemächer für die Dampfbäder einschließen. Zur Seite der Bäder befindet sich ein zertrümmertes Gebäude, auf dessen Portal man verschiedene Zierrathen bemerkt: an der einen Seite steht eine Inschrift, mit den skulpirten Abbildungen eines Pferdes und einer Kornähre; die andere Seite zeigt uns einen König und einen Hasen (!) daneben.*)

Die Bevölkerung des Türkischen Reiches ist größer, als man gewöhnlich annimmt; es ist aber schwer, etwas Bestimmtes darüber zu erfahren, da die Türkische Regierung selbst nicht weiß, wie viele Familien die Kopfsteuer (Charadsch) entrichten, und jede diesen Gegenstand betreffende Frage mißtrauisch und unwillig aufnehmen. Die christlichen Unterthanen halten keine Re-

*) Soll der Hase vielleicht die Tapferkeit des Königs symbolisch darstellen?

gister der Geburten und Sterbefälle und wissen nur die Zahl der Familien in jedem Dorfe. Man zählt in der Türkei nur nach Häusern; aber oft bewohnt eine und dieselbe Familie mehrere Häuser, die einen gemeinschaftlichen Hofraum haben, und das eine Haus ist gewöhnlich zur Aufnahme der Fremden bestimmt.

(Schluß folgt.)

Aegypten.

Die Ermordung der Mameluken.

(Schluß.)

„Gegen das Ende des Jahres 1810", — so fuhr der alte Mameluk in seiner Erzählung fort, — „wurde ein scheinbarer Friede zwischen unseren Oberhäuptern und dem Pascha geschlossen; mehrere Mameluken-Stämme benutzten ihn, in Ober-Aegypten nach Beute umherzuspüren, und Mehmed Ali ging nach Suez, um selbst eine Expedition nach Yemen gegen die empörten Wechabiten zu beaufsichtigen. Diejenigen unter uns, die seinen Untergang wünschten, machten sich seine Abwesenheit zu Nutze und schmiedeten eine Verschwörung gegen ihn. In Kahira hielt sich damals ein geheimer Englischer Emissar, Lord North, auf, der häufige Zusammenkünfte mit Schahyn-Bey und Elfy hatte; der Augenblick schien ihm zur Entthronung des Pascha's günstig, und er drängte uns lebhaft, die alte Macht wieder an uns zu reißen. Das Komplott gedieh rasch vorwärts, und Alles schien einen glücklichen Erfolg zu versprechen; aber es stand geschrieben, daß ein unerwartetes Ereigniß alle unsere Berechnungen zerstören und uns in die Falle stürzen sollte, welche wir unserem Todfeinde gelegt hatten. Als wir eines Tages auf der Ebene Kasser-el-Hein versammelt waren, um mit dem Dscherid zu werfen, kam Mehmed Bey, der, als Minister und Freund des Pascha's, während seiner Abwesenheit in Aegypten regierte, zu uns, mischte sich in unsere kriegerischen Spiele und machte uns den Preis der Geschicklichkeit streitig. Da erscheint plötzlich ein mit Staub bedeckter Araber; der mißtrauische Mehmed sieht ihn, hält ihn sogleich für einen Boten und geht mit sicherer Miene auf ihn zu. „„An wen von uns ist Deine Botschaft gerichtet?"" — „„An Soliman-Bey"", antwortet der von Ehrfurcht durchdrungene Araber. — „„Nun wohl, ich bin Soliman-Bey."" — „„Hier ist ein Brief, den Dir Mustafa Aga sendet, er hält sich in Kosseïr auf und harret Deiner Antwort."" — Mehmed Bey entschuldigte sich, uns auf kurze Zeit verlassen zu müssen, weil er eine sehr wichtige Depesche vom Kriegsschauplatz empfangen habe; er entfernte sich mit dem Araber und nahm das Geheimniß aller unserer Anschläge und Hoffnungen mit sich, ein Geheimniß, dessen unselige Entdeckung unseren Untergang herbeiführte. Als er zurückkehrte, war er vollkommen ruhig, und auf seinem gleichgültigen Gesichte verrieth sich auch nicht die leiseste Spur einer inneren Bewegung; er zeigte uns an, man melde ihm von Hedschas, daß die Wechabiten das Heer des Pascha's von Bagdad geschlagen hätten, und daß es dringend nöthig sey, Maßregeln zu treffen, um den Sieger abzuhalten. Eine Stunde verweilte er noch bei uns und lud uns dann mit allen Aeußerungen der aufrichtigsten Freundschaft ein, ihn auf seinem Landhause zu besuchen. Den Araber hatte Mehmed durch sichere Leute bewachen und bei seiner Rückkehr in den Palast sogleich erwürgen lassen; dann sendete er sogleich auf schnellen Dromedaren eine Menge Reiter in verschiedenen Richtungen durch die Wüste nach Suez dem Mehmed Ali entgegen. „„Hüte Dich, den Weg nach Ober-Aegypten einzuschlagen"", schrieb ihm der Minister, ohne Gründe für diesen Rath anzugeben, „„aber komm eiligst nach Kahira zurück und geh' durch die Wüste.""

„Den folgenden Morgen erhielt Schahyn-Bey einen Brief aus Ober-Aegypten. Soliman, so meldete man ihm, muß von Mustafa-Aga eine wichtige Depesche empfangen haben, worin ihm die Ankunft mehrerer Bey's in Kosseïr und ihr Entschluß gemeldet wird, dort Mehmed-Ali bei seiner Rückkehr aus Suez zu erwarten und sich seiner zu entledigen. Wir unsererseits sollten seine Anhänger vertilgen, um so Herren von ganz Aegypten zu werden. Weder Soliman noch Einer von uns wußte etwas von der erwähnten Depesche; wir glaubten, der Bote sey durch irgend einen Zufall unterweges verunglückt, denn daß der Minister Mehmed-Ali's unseren Schicksalsfaden in seinen Händen habe, fiel uns gar nicht ein. Plötzlich ertönte die Kanone von der Citadelle und verkündigte die Ankunft des Pascha's in Kahira, der einem der vielen Couriere Mehmed-Bey's begegnet war und, zu rechter Zeit gewarnt, Kahira in achtzehn Stunden auf dem Wege durch die Wüste erreicht hatte. Seine unerwartete Anwesenheit war für uns ein Donnerschlag; unsere Oberhäupter, zur Verstellung genöthigt, beeilten sich, ihn zu begrüßen; er empfing sie sehr wohlwollend, erzählte ihnen vom Kriege in Hedschas, theilte ihnen seinen Entschluß mit, den Oberbefehl der Expedition seinem Sohne Dschussan-Pascha zu übergeben, und lud sie ein, durch ihre Gegenwart die Pracht des Geleites am Abschiedstage zu vergrößern. Unsere Bey's, durch einen so guten Empfang getäuscht und entzückt, ahnten keine Verrätherei."

„Auf Freitag den 1. März, nach der Zeitrechnung des Abendlandes, war die Feierlichkeit festgesetzt, die für uns so unglückseligen den sollte. Die Bey's waren mit ihren ganzen Familien auf die Citadelle geladen, um von da Dschussan-Pascha nach der Moschee und dann ins Lager zu geleiten, über das er den Oberbefehl erhalten sollte. Wir folgten alle der Einladung Mehmed-Ali's, mit Ausnahme Ismael-Bey's und seines Stammes, die zu spät anlangten, weil das Parade-Pferd Ismael's nicht beschlagen war, und vier Französischer Mameluken aus dem Hause Murad-Bey's, die in Folge einer Ausschweifung vom Abend vorher nicht fähig waren, sich ihren Gefährten anzuschließen. Ohne das geringste Mißtrauen betraten wir die Citadelle; der Pascha, in seinen Ehrenpelz gehüllt, empfing uns, auf seinem Divan sitzend; wohlwollend lud er uns ein, Platz zu nehmen, und Schahyn und Soliman Bey mußten sich zu ihm setzen; uns Allen reichte man Kaffee, den Oberhäuptern aber Pfeifen und Kaffee; Mehmed Ali erschöpfte sich in Freundlichkeit und Freundschaftsbezeugungen."

„Du weißt, mein Sohn, die Citadelle, in der sich der Palast des Pascha's befindet, liegt auf dem Berge Mokatam; sie ist geräumig, und in die Höhe strebende Felsen bilden fast überall natürliche Mauern; enge, in den Felsen gehauene Wege führen vom Palast in die Ebene hinab; an den Enden dieser Wege sind gewaltige Thore, die den Ein- und Ausgang versperren. Um zehn Uhr gab ein Kanonenschuß das Signal zum Aufbruch, und der Zug, vom Gipfel der Citadelle ausgehend, zog durch den Weg nach dem Thore El-Asab, nach der Seite des Rameleh-Platzes. Die Delhy's und Aga's eröffneten den Zug, dann folgte Saleh-Koeh mit seinen Albanesen, dann kamen wir, von Soliman-Bey-el-Banab angeführt. Kaum waren die Delhy's und Aga's durch das Thor des engen Fußpfades, auf dem wir uns befanden, hindurch, so ließ Saleh-Koeh es schnell schließen, seine Albanesen Kehrt machen und verkündete ihnen im Namen des Pascha's den Befehl, uns zu tödten. Sie waren mit Feuerwaffen versehen, und wir hatten nur unsere Säbel; sie kletterten auf die Felsenhöhen, die den Weg einfaßten, und schossen auf uns aus ihren langen Karabinern; wir waren alle beritten, konnten aber nichts mit unseren Pferden ausrichten, weil nicht einmal zwei Reiter neben einander Platz hatten, und schon auf die ersten Schüsse fiel eine große Anzahl von uns. Von den Ueberlebenden sprangen viele von den Pferden, griffen zu den Säbeln, die aber hier ganz unnütz waren, wollten hinaufklimmen, verwickelten sich jedoch in ihre langen Gewänder und hauchten ihr Leben aus, bevor sie ihre Mörder erreichen konnten; ein Theil, der das Vergebliche der Vertheidigung einsah, erwartete den Tod mit Ergebung, ohne den Schüssen auszuweichen. Schahyn-Bey fiel, mit Wunden bedeckt, vor dem Thore von Saladins Palaste; Soliman-Bey floh nach Mehmed-Ali's Harem und suchte eine Freistätte in den Frauen-Gemächern. „„Ich stehe unter dem Schutze des Harems"", rief er aus und klammerte sich an die Vorhänge, die den Eingang der geheiligten Behausung verbargen. Man schleppte ihn aus der Freistätte fort, vor den Pascha: „„Er sterbe"", sprach Mehmed Ali mit kaltem Blute. — „„Nein, Du bist kein Muselmann"", schrie Soliman-Bey, „„ungeachtet aller Verbrechen, die man uns vorwirft, hat doch noch nie ein Mameluk das Recht der Freistätte geschändet, mein Blut komme über Dich und die Deinigen!"" — „„Er sterbe!"" wiederholte zornig der Pascha. Man schlug ihm den Kopf ab, und sein edles Blut bespritzte den Turban des Pascha's. Der Prophet aber strafte später diese gottlose Grausamkeit; der Pascha verlor beide Söhne; Dschussan starb in Hedschas an der Pest, und Ismail wurde lebendig von den Arabern des Sennaar verbrannt."

„Unterdessen ging das Blutbad unaufhaltsam fort; von allen Seiten ertönten Flintenschüsse, und jede Kugel trug den Tod in unsere immer mehr gelichteten Reihen. Mit einem Blick übersah ich, daß jede Vertheidigung unnütz sey, ich flehte den Himmel um Rettung an und bestieg mein edles Roß, das in gerader Linie von einer Stute des Propheten abstammte; seit zehn Jahren fütterte ich es mit eigener Hand, es gehorchte meiner Stimme wie ein Sohn der Stimme des Vaters und war berühmt durch seine Folgsamkeit und Stärke. Als ich alle meine Gefährten umgerächt mir zur Seite fallen sah, versuchte ich ein verzweifeltes Mittel; durch Zuruf ermuthigte ich mein Roß, drückte meine langen Sporen tief in seine Seiten, es bäumte sich wie ein verwundeter Löwe, sprang über die Felsen-Mauer, die den Weg einschloß, stürzte sich ohne Zaudern von der Citadelle herab und fiel hundert und zwanzig Fuß tief mit zerschmetterten Gliedern zur Erde nieder. Ich erhob mich, stark gequetscht, doch ohne Wunde, warf einen letzten dankbaren Blick auf das edle Thier, welches meine Rettung mit dem Leben bezahlte, entfloh dann nach Gama und von da nach Ober-Aegypten."

„Ich allein entrann glücklich dem Blutbade der Citadelle, in welchem 460 unserer Krieger umkamen. Drei Tage hindurch wurde die Niedermetzelung in der ganzen Stadt fortgesetzt; die Albanesen stürmten unsere Häuser, plünderten sie, und die übrig gebliebenen Mameluken, so wie die Einwohner, welche durch ihr unseliges Geschick entweder mit unserer Sache oder mit unseren Familien verbündet waren, wurden, noch tausend an der Zahl, ein Opfer ihrer Wuth. Aber es genügte den grausamen Albanesen noch nicht, unser Blut zu vergießen und sich mit unseren Schätzen zu bereichern; sie beschimpften den Namen der Mameluken selbst noch in unseren Frauen und Töchtern, welche von ihnen gehaßt wurden, weil sie es verschmähten, ihre Gattinnen zu werden. Ein Krieger hieb sogar der Frau des Schahyn-Bey beide Hände ab, um sich desto schneller ihrer Armspangen zu bemächtigen. Die Bevölkerung von Kahira sah mit schweigendem Entsetzen diesem furchbaren Blutbade zu, und unsere Anhänger, die es nicht wagten, ihre Stimme zu erheben, trachteten nur danach, es in Vergessenheit zu bringen, daß sie früher unsere Herrschaft der des Pascha's vorgezogen hatten. Den Anverwandten der Opfer wurde die Bestattung der Leich-

name verboten; nur eine einzige Frau, die Mutter des Masuk-Bey, erhielt den Körper ihres Sohnes ausgeliefert. Sie war die Frau Ibrahim-Bey's gewesen und verdankte diese Gunst nur dem ehrenvollen Andenken ihres ruhmgekrönten Gatten. Durch ganz Ober-Aegypten wurden grausame Befehle gesendet; man schickte, zum Schmuck von Mehmed Ali's Palaste und als blutige Trophäen seines vollständigen Sieges, Hunderte von Köpfen ein."

„Ich irrte lange Zeit unter den Arabern umher; nach mehreren Jahren erhielt der Pascha Kunde von meinem Leben und ließ mir ankündigen, ich könne ohne Furcht nach Aegypten zurückkehren. Als ich mich ihm vorstellte, hatte er Mitleid mit meinem weißen Barte, und von alten Erinnerungen bewegt, umarmte er mich mit Thränen. Wir sehen Beide jenen Tag herannahen, wo der Engel des Todes uns mit seinem Schwerte berühren wird, und oft flößt die Erinnerung an das Grab großmüthige Gesinnungen ein. Der Pascha bot mir eine Versorgung an seinem Hofe an, mein hohes Alter aber und meine langen Leiden machten mir die Ruhe durchaus nothwendig, ich lehnte also sein Anerbieten ab und bat nur um die Erlaubniß, mich in Ober-Aegypten niederlassen zu dürfen. Mehmed Ali gewährte meine Bitte, schenkte mir dies Haus und fügte einen Jahrgehalt von 80 Beuteln hinzu. Seitdem lebe ich hier in Frieden, im Gebete zu Allah, den Propheten segnend und ohne Furcht vor dem Tode, der mir mit schnellen Schritten naht. — Du hast nun, mein Sohn, die gewünschte Mittheilung gehört, ich habe Dir Alles treu und wahr berichtet, und jetzt, hoffe ich, wirst Du eingestehen, daß Allah's Wille sich auf eine glänzende Weise in diesen Begebenheiten kund gethan, und daß man ohne Vorurtheil an das Fatum glauben kann."

Victor Mospurgo.

Frankreich.

Der moralische und ökonomische Zustand Korsika's.

(Schluß.)

Ein gewöhnliches Vorurtheil schlägt die Gefahren, welche aus der großen Zahl der Diebe in diesem Lande hervorgehen, sehr hoch an; aber gerade in Korsika giebt es deren sehr wenige, und wenn ihre Zahl beträchtlich wäre, würden sie dem Hungertode ausgesetzt seyn. Da hier Niemand reist, haben sie auch nur wenige Gelegenheiten, ihre Kunst zu üben; es giebt weder Jahrmärkte noch Messen. Die wenigen Waaren, deren man bedarf, werden alle auf Schiffen eingebracht und selten, wegen der Schwierigkeit und Theuerkeit des Transports, ins Innere des Landes verführt. Fällt hier nun keine Verletzung des Eigenthumsrechtes vor? Gewiß, sehr viele und schwerere, als die gewaltsamen Diebstähle und Gaunereien auf dem Festlande. Dieselben treten hier nicht bloß gelegentlich ein, sondern sie sind an der Tagesordnung. Man ist hier nie sicher, und es fallen beständig Eingriffe in das Eigenthum der Domainen und Usurpationen der Gemeindegüter vor. Die Holzhauer wüthen ungestraft in den Wäldern, und die Hirten schalten ungehindert mit dem Boden, der ihnen ansteht. Die Wald- und Feldwächter sind auf einem so ausgedehnten und labyrinthischen Gebiete eben so ohnmächtig, wie eine Schaluppe auf dem offenen Meere. Das Verbrechen ist die Regel, die Strafe die Ausnahme.

Diese Mißbräuche finden ihre Erklärung in der natürlichen Beschaffenheit des Bodens, welche die Bevölkerung in der Verachtung der Gesetze bestärkt. Die Gekränkten suchen selten bei den Gerichtshöfen Abhülfe, sowohl wegen der dadurch verursachten Kosten, als wegen der Feindschaften, die aus einer gerichtlichen Entscheidung entspringen. In Korsika setzt man weniger Vertrauen auf die Gerichte als anderwärts. Die Gesetze sind gewiß vortrefflich und zum allgemeinen Vortheil, aber sie werden von Menschen vollstreckt und meistentheils von Eingebornen. Die Maires, die Friedensrichter, die Unteroffiziere der Voltigeurs sind die Vollstrecker der Gesetze. Bedenkt man nun, daß diese Beamten meistentheils selbst verfeindeten Familien angehören, daß sie über kleinliche Interessen, auf welche die Eigenliebe dennoch einen so großen Werth legt, zu entscheiden haben, und daß jede Entscheidung irgend Jemandes reizbare Eigenliebe verletzen muß, so wird man sich leicht vorstellen können, wie häufig die Selbstrache in Korsika eintreten muß. Wer wollte auch wohl den Unwillen eines Prozessirenden, der den ihn verurtheilenden Ausspruch für ungerecht hält, abmessen? Die Wichtigkeit, welche jede Familie darauf setzt, bei den Maire-Wahlen ihre Kandidaten durchzubringen, die unglaublichen Anstrengungen, mit denen eine jede Partei die Wahl eines Friedensrichters betreibt, ja, selbst die Ehre, die aus dem Eintritt eines Verwandten in die Orts-Gendarmerie entspringt, beweisen hinlänglich, daß alle diese Stellen Sicherheitsposten sind, deren Erwerbung die Klugheit nicht versäumen darf. Die unglücklichen Folgen, die aus dieser Sachlage hervorgehen, bedürfen keiner weitläuftigen Ausführung; die Thatsachen sprechen laut genug. In keinem anderen Lande Europa's fallen so viele Verbrechen vor und kehren so regelmäßig alljährlich in demselben Verhältnisse wieder. Die Ursachen derselben sind in der Selbstrache und in dem Charakter der kriminalgerichtlichen Erkenntnisse zu suchen. Häufig erscheinen diese ungerecht in den Augen derjenigen, welche die Verruchtheit der falschen Zeugen kennen oder nicht ganz mit Unrecht die Parteilichkeit der Gerichtsbeamten beargwohnen. Einer derselben sagte zu einem Angeklagten, den das Geschwornengericht losgesprochen hatte, die schrecklichen Worte: „Das Gericht spricht Dich los, aber ich verurtheile Dich." — Kurze Zeit darauf tödtete er ihn mit seiner eignen Hand. Die Ablegung eines falschen Zeugnisses ist das gewöhnlichste Mittel, dessen man sich bedient, um die Gerechtigkeit irrezuleiten und um mit ihrer Hülfe den Feind, dem man nicht anders beikommen kann, zu morden. Mehr als einmal mußte ich über die naive Keckheit erstaunen, mit welcher manche Zeugen Umstände, die sie rein ersonnen hatten, als wahr und von ihnen selbst beobachtet, erhärteten. Diese verabscheuungswürdigen Lügen gelten für Aufopferungen zu Gunsten eines Freundes, für erlaubte Vertheidigungsmittel gegen einen verhaßten Feind. Die eine Partei belobt ein solches Verfahren, die andere erkennt es wenigstens an. Ich habe eine Menge Akten gelesen, welche sich auf Verbrechen der vendetta bezogen, und in welchen Maires, Friedensrichter, ehemalige Gerichtsbeamte als Schuldige und Helfershelfer erwähnt wurden. Hiernach mag man ermessen, welche Theilnahme die Angeklagten bei den bei der Rache betheiligten Familien finden. Auch von der Betroffenheit redlicher Geschwornen, denen die leidenschaftlichsten und widersprechendsten Zeugnisse vorliegen, kann man sich leicht eine Vorstellung machen. Ein solches Vorurtheil muß natürlich höchst ungünstig auf den sittlichen Zustand des Volkes einwirken, muß die Zahl der Verbrechen unglaublich vergrößern, und dennoch steigt die Zahl der bloßen Meuchelmorde und Morde schon auf 156 jährlich, so daß einer auf je zwei Gemeinden kömmt.

Dadurch, daß die meisten dieser Verbrechen ungestraft bleiben, denn in den meisten Fällen ist es sehr leicht, den Verfolgungen der Gerechtigkeit zu entfliehen, kann das Anwachsen derselben nur begünstigt werden, und es liegt darin eine Aufmunterung zur größten Verworfenheit und Keckheit. Wenn Jemand, um sich zu rächen, einen Meuchelmord begangen hat, so verläßt er sein Dorf und flieht in die Wälder. Er wird Bandit, bandito, d. h. ein Verbannter, Geächteter, aber nicht Bandit in der schimpflichsten Bedeutung des Wortes. Nun hat er die Bluttaufe empfangen, die Theilnahme der Seinigen verdoppelt sich, der Schrecken beschützt ihn, und er hat ein geheimnißvolles und ergebenes Gefolge; wohin er auch flüchten mag, bringt man ihm Lebensmittel, und wenn seine Vorräthe ausgehen, finden seine Aufforderungen immer ein bereitwilliges Gehör. Man erzählt, daß solche Flüchtlinge diesen oder jenen Vater, diesen oder jenen Bruder ersuchten, ihnen seine Tochter, seine Schwester zu schicken, und daß ihnen willfahrtet wurde. Dies hat mir der Präfekt von Korsika selbst versichert. Zuweilen verhöhnen diese Verbannten die Gesellschaft auf eine Weise, welche fabelhaft klingen würde, wenn nicht die unzweideutigsten Beweise vorlägen. In einer Gemeinde, welche nur wenige Meilen von Ajaccio entliegen ist, fiel es einst einem Flüchtlinge ein, die Heirath einer Verwandten verhindern zu wollen. Als seine Drohungen den Freier nicht zurückschreckten, ließ er dem Maire sagen, er habe Alles zu fürchten, wenn er diese Heirath zulasse. Der Maire dankte ab, und die Gemeinde ist jetzt seit dreizehn Monaten ohne Maire, so daß auch die Braut sich nicht mit ihrem Verlobten verheirathen konnte. Der Präfekt hat noch Niemand finden können, der der Rache eines Verbrechers trotzen wollte, welcher die Gemeinde aus seinem Verstecke in Bann hält und die Vollstreckung der Gesetze hindert. Kein Mitglied des Gemeinderathes würde das Amt eines Maire unter der Bedingung, die verhängnißvolle Hochzeit zu vollziehen, angenommen haben. Das bedrohte Paar war also gezwungen, sich sechs Monate lang in Ajaccio niederzulassen und beim Maire der Hauptstadt die Erlaubniß zur Heirath nachzusuchen. Allein auch diese Hoffnung war trügerisch. Kaum hatte der Flüchtling erfahren, daß seine Beute ihm zu entfliehen drohe, als er sich eines nahen Verwandten des Bräutigams bemächtigte, ihn mit sich in die Wälder führte und, indem er ihm den Dolch auf die Kehle setzte, die Verlobten zur Aufgabe des Wohnsitzes zwang, an welchem sie sich zu verehelichen gehofft hatten. Die Hochzeit fand nicht statt. Dieser Verbrecher schrieb ganz offen an die Behörde auf einem Bogen, der mit zwei gekreuzten und auf einem Karabiner ruhenden Stilets geziert war; er hatte also seinen Stempel und sein Wappen wie das Gericht selbst.

Zuweilen neigen diese Verbrecher zum Mystizismus hin, und das Volk macht sie dann zu wirklichen Marabuts. So ist vor kurzem ein derartiger Räuber Namens Franceschino gestorben, welcher sich in der Umgebung von Sartena aufhielt; er war immer von zwei- bis dreihundert Menschen gefolgt und besaß die Gabe, Wunder zu thun. Er hatte sich aufs Predigen gelegt und eiferte gegen die Verderbtheit der Reichen. Sein Ruf wuchs von Tage zu Tage, und er wollte demselben durch die Auferweckung eines Todten die Krone aufsetzen. Der Präfekt brach von Ajaccio mit einer Truppen-Abtheilung auf, deren Anzuge sich die Einwohner auf eine beunruhigende Weise widersetzten. Es wurde endlich das Abkommen getroffen, daß, wenn Franceschino wirklich einen Todten auferwecke, — die Behörden brachten zu diesem Behufe eins seiner Schlachtopfer in Vorschlag — ihm die größten Ehren erwiesen werden sollten, daß, wenn er sich aber als Betrüger auswiese, ihn die Bauern ausliefern wollten. Der Bandit hielt es nicht für angemessen, es auf diesen Versuch ankommen zu lassen, und die Versammlung mußte sich wieder zerstreuen. In dem Gefolge Franceschino's befanden sich auch mehr als dreißig Geistliche; dieser selbst begab sich später nach Rom und starb hier als Kapuziner.

Die Departemental-Verwaltung könnte eine lange Reihe

solcher Heiligen aufweisen, welche sich mit den Gerichten auf gleichen Fuß stellen wollen. Es kommen fast täglich solche Fälle vor; bald ist es ein wegen Unfähigkeit abgedankter Schulmeister, welcher gegen den Ausspruch des Rektors mit dem Dolche appellirt, bald ein abgesetzter Steuerbeamter, welcher den Steuerpflichtigen verbietet, die Abgaben an einen glücklicheren Nebenbuhler zu entrichten. Auf der Straße von Bastia nach Ajaccio begegnete ich einst einem solchen mit den Gesetzen in Krieg begriffenen Menschen, der eingefangen worden war. Es war ein schöner junger Mann, fünf und zwanzig Jahr alt, der bereits seit acht Jahren den Gesetzen Trotz bot. Vor ungefähr vier Monaten wurde ein anderer Bandit, Namens Rinaldo, in einem hartnäckigen Kampfe gegen die Gendarmen getödtet. Dieser hatte mehr als dreißig Menschen gemordet. Während meines Aufenthalts in Ajaccio wurde ein anderer Mensch desselben Schlages eingebracht, der in Gesellschaft einer Frau in den Wäldern gelebt hatte; sie war an seiner Seite in einem Kampfe mit den Truppen, die sie wegen ihres Mantels für einen Mann hielten, getödtet worden. Alle diese Menschen erhalten, das läßt sich nicht bezweifeln, regelmäßige Unterstützungen, welche ihre Existenz sichern. Der Schutz, den sie in den Dörfern finden, verhindert vorzüglich die Unterdrückung der Verbrechen, deren sie sich schuldig machen. Das Korsische Volk verknüpft mit dem Charakter eines Banditen nicht die beschimpfende Vorstellung, welche in andern Ländern üblich ist. Ein Jeder beurtheilt den Mord von seinem vorurtheilsvollen Standpunkte aus; man fragt nichts nach dem Verbrechen, sondern bloß nach den Umständen, unter welchen es begangen ist. Was die menschliche Gerechtigkeit nicht bewilligen kann, sucht man sich durch die Waffen zu verschaffen.

Die unselige Gewohnheit, Waffen zu tragen, kann als eine Hauptursache der zahlreichen Morde in Korsika betrachtet werden. Mehrmals betrieb man auf eine nachdrückliche Weise die Entwaffnung der Einwohner. Im Jahre 1715 verboten die Genueser das Tragen der Waffen und veröffentlichten eine wahrscheinlich übertriebene Uebersicht der in den zweiundzwanzig vorhergehenden Jahren begangenen Morde; die Zahl derselben sollte jährlich tausend betragen haben. Als die Franzosen die Insel eroberten, erschien im Jahre 1769 eine Verordnung, welche das Tragen von Feuerwaffen bei Todesstrafe untersagte. Durch eine Königliche Erklärung vom 4. März 1770 wurde dieses Verbot erneut, und Herr von Marboeuf ergriff die kräftigsten Maßregeln zur Ausrottung der Banditen. Paoli, der das Uebel an der Wurzel angreifen wollte, machte ihre Verwandten für sie verantwortlich, und durch einen Beschluß der Konsuln sollten die Familien derjenigen, welche sich den Gerichten entzogen hatten, entwaffnet werden. Beim gegenwärtigen Zustande unserer Gesetzgebung war es nicht gut möglich, allen Korsen die Erlaubniß zum Tragen der Waffen zu verweigern, wenn sie den von den Gesetzen vorgeschriebenen Bedingungen genügen. Man mußte sich deshalb begnügen, sie zur Nachsuchung dieser Erlaubniß anzuhalten. Wenn sich trotzdem die Zahl der Verbrechen nicht vermindert hat, so ist das wohl vorzüglich dem Umstande zuzuschreiben, daß nicht alle Waffen abgeliefert wurden; indeß darf man sich doch auch von der unvollständigen Entwaffnung heilsame Folgen versprechen. Die Asiatische Gewohnheit, nie unbewaffnet auszugehen, muß natürlich die Veranlassungen zu Streit und Verbrechen vervielfachen und die Einzelnen geneigt machen, lieber bei sich selbst als bei den Gesetzen Recht zu suchen.

Die Strenge der Geschwornengerichte hat nicht wenig dazu beigetragen, die Gereiztheit, welche die Beschränkung des unbegränzten Rechtes, Waffen zu tragen, verursachen mußte, niederzudrücken. Bekanntlich wurde das Geschwornengericht, welches in Korsika im Jahre 1792 eingesetzt worden war, am 22. Dezember 1793 suspendirt und diese Suspension erst im November 1830 wieder aufgehoben. Während der langen innerhalb beider Abschnitte gelegenen Zeit war die Insel einer militairischen Regierung oder den Kriminalgerichtshöfen unterworfen, ohne daß sich daraus eine beträchtliche Verminderung der Zahl der Verbrechen ergeben hatte. Nach der Wiederherstellung der Geschwornengerichte stieg diese Zahl einen Augenblick, sank jedoch auch bald wieder auf das gewöhnliche Verhältniß herab. Das Geschwornengericht hat die Wichtigkeit seiner Aufgabe vollkommen begriffen. Noch vor wenigen Jahren ging die Keckheit der Banditen so weit, daß sie die Bearbeitung gewisser ihren Feinden gehörigen Ländereien untersagten. Auf der Präfektur von Ajaccio traf ich einen ehemaligen Militair, dem ein Bandit in seiner Nachbarschaft eine jährliche Pension von 200 Franken abforderte. Wie man sich leicht denken kann, weigerte sich der Militair, diese schimpfliche Abgabe zu bezahlen, aber die Folge davon war, daß der Bann über seine Ländereien ausgesprochen wurde, und daß sich Niemand mehr zur Bearbeitung derselben verstehen wollte. Er mußte also kapituliren und die geforderte Summe bezahlen.

Um diesen Uebelständen abzuhelfen, hat man verschiedentlich vorgeschlagen, mobile Kolonnen auszuschicken, die „Makis" anzuzünden, oder gar, mit Beschränkung der persönlichen Freiheit, die Aeltern derjenigen festzunehmen, welche sich den Gerichten entzogen hätten. Die Erfahrung hat indeß bewiesen, daß die Banditen sich nie ergeben, und daß nicht einmal ihre Verbannung ihre Feinde hinlänglich sichert. Sie haben einen unüberwindlichen Abscheu vor den Gefängnissen, selbst wenn sie sicher sind, losgesprochen zu werden. Ich habe diese Menschen sagen hören, daß sie vorzögen, ewig in den Wäldern zu leben, auf die Gefahr hin, überfallen und getödtet zu werden, als sich gefangen zu stellen, selbst wenn ihre Lossprechung wahrscheinlich wäre. Mehrere sind aus Sardinien, wo sie eine Kolonie gegründet haben, zurückgekehrt, bloß um ihre Rache zu sättigen. Das Uebersetzen hat keine Hindernisse. Als ich von Bonifacio nach Sartena zurückkehrte, begegnete ich einem jungen Manne, der einen Banditen an einer einsamen Uferstelle übergesetzt hatte und nun dessen Maulthier nach seiner Wohnung zurückführte. Der Bandit hatte also eine Wohnung und ein Maulthier. Der junge Mann glaubte übrigens, die einfachste Sache von der Welt gethan zu haben. Bei Erwähnung Sartena's muß ich doch des blutigen Kampfes gedenken, welcher hier im Jahre 1830 ausbrach, und durch welchen die schmutzigen Straßen in ein Schlachtfeld umgewandelt wurden. Man mordete sich aus den Fenstern, von den Dächern herab. Dreizehn der angesehensten Einwohner erschienen unter der Anklage des vorbedachten Meuchelmordes vor den Assisen. Drei Wochen hindurch wagte Niemand, seine Wohnung zu verlassen, weil man ermordet zu werden fürchten mußte; man beobachtete sich auf den Dächern der Häuser, hinter den Fenstervorhängen, durch die Schlüssellöcher. Noch ist der Friede nicht von allen Feinden unterzeichnet, und man zeigte mir die Wohnung eines Priesters, welcher sich schon seit mehreren Jahren verammelt und verschanzt hat, weil er von unsichtbarer Hand getödtet zu werden fürchtet.

Dennoch bietet kein Land dem Reisenden eine größere Sicherheit dar. Nur wenn der Fremde durch Naturalisation oder durch häusliche Niederlassung in den Kreis der örtlichen Interessen tritt, ist er Gefahren ausgesetzt. Auch der unerwartete Erfolg eines Fremden erregt die Eifersucht der niederen Klassen, wie dies denn aber auch in anderen Ländern vorkömmt. Dieser Grund mag wohl viele Ausländer abgehalten haben, sich auf der Insel niederzulassen; indeß tritt dies Vorurtheil doch immer mehr in den Hintergrund, und die Korsen fangen an, zu begreifen, daß ihr eigener Vortheil ein friedliches Zusammenleben mit denjenigen erheischt, welche aus der Fremde herbeikommen, um die Ertragsfähigkeit ihres Landes zu steigern. Fast alle Fehler dieses Volkes entstehen aus der Ausartung einer großherzigen Empfindung, und es giebt nichts Rührenderes, als die Liebe der Kinder zu ihren Vätern und der Väter zu ihren Kindern. Als ich die Gefängnisse in Korsika besuchte, fand ich in einem einen siebzehnjährigen Jüngling, welcher in einer Rauferei unter funfzehn bis zwanzig Meuchelmördern festgenommen worden war. Er war zu sechstägiger Gefängnißstrafe verurtheilt worden und saß bereits dreißig Tage, weil er die Gerichtskosten, welche sich auf ungefähr 60 Franken beliefen, nicht erlegen konnte. Ich kaufte ihn sogleich los. Als ich ihn aus dem Gefängnisse führte, zeigte man mir neben der Schildwache einen Mann, der schon dreißig Tage schweigend und unbeweglich dort stand und täglich die Auslieferung seines Sohnes erwartete. Er war entschlossen, nicht von der Stelle zu weichen; er legte sich nicht nieder und lebte vom Almosen der Vorübergehenden. Wer wollte das Gefühl dieses Mannes beschreiben, als ihm sein Sohn in die Arme stürzte! Seine Blicke waren thränenfeucht, und seine wahrhaft mütterliche Zärtlichkeit bildete den sonderbarsten Gegensatz mit seinem vernachlässigten Barte und seiner wilden Physiognomie. Als ich am folgenden Tage von Corte abreiste, warf mein Wagen um, und ich mußte zu Fuß zur Stadt zurückkehren. Die beiden Korsen hatten meinen Unfall erfahren, und als ich am Abend zum Wagen zurückkehrte, hielten sie bei meinem Gepäck Wache. Einer meiner Führer sagte zu mir: „Wir besitzen keinen anderen Reichthum, als unsere Kinder; deshalb lieben sie uns und wir sie, und je mehr Kinder wir haben, desto zufriedener sind wir." — Das sind doch gewiß edle Empfindungen! **Blanqui.**

Mannigfaltiges.

— **Giovanni Cavalcanti.** Unter den Auspizien des Marchese Gino Capponi in Florenz ist kürzlich eine neue Ausgabe von Cavalcanti's Florentinischen Geschichten (Istorie Fiorentine) erschienen. Cavalcanti war die Quelle für Machiavelli's Geschichte von Florenz und hat den Zeitraum von 1420 bis 1452 mit besonderer Verehrung für seinen Freund Cosmo von Medici dargestellt. Die neue Ausgabe hat Herr F. Polidori mit einer Vorrede ausgestattet, in welcher er über die benutzten Codices Aufschluß giebt und mit gründlicher Kritik nachweist, daß nicht bloß dieses Werk, sondern auch das bisher noch nicht gedruckte Fioretto di Storie, eine bunte Zusammenstellung von Florentinischen Begebenheiten, so wie ein sehr weitschweifiger Traktat über die Politik, der ebenfalls bisher noch nicht gedruckt worden, von Giovanni Cavalcanti herrührt. Was in diesen beiden Handschriften von Wichtigkeit und Interesse ist, das wird bei der Herausgabe der folgenden Bände der Istorie benutzt werden.

Das mit dem 31sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 157. Berlin, Montag den 31. Dezember 1838.

Nord-Amerika.

Der Wasserfall des Niagara.

Aus dem Schreiben eines Britischen Offiziers in Kanada.

Das Regiment, das nach seinem Wintermarsch aus Neu-Braunschweig in dem kleinen Flecken am Fluß Richelieu kantonirt hatte, befand sich endlich in bequemen Quartieren zu Montreal, und nachdem unsere schwere Bagage nach einer Entfernung von sechs Monaten uns zur See nachgekommen war, schmeichelten wir uns mit der Hoffnung, daß wir jetzt unsere zerschlagenen Glieder ausruhen und uns auf die Dauer im warmen Nest pflegen könnten. Doch am 30. Juni bekamen wir um sechs Uhr Morgens die plötzliche Ordre, sofort nach Kingston in Ober-Kanada aufzubrechen, und nachdem wir noch einmal von unseren Frauen, Kindern, Kranken und Gepäck Abschied genommen, marschirte das Corps mit dem Glockenschlage neun Vormittags aus den Baracken. Der linke Flügel zog längs des Ottawa-Flusses und des Rideau-Kanals, einen langen und beschwerlichen Weg, während der rechte Flügel, zu dem ich gehörte, die Richtung des Lorenzstroms nahm und, bald mit Dampf fahrend, wo der Fluß schiffbar war, bald zu Land marschirend, wo die Stromschnellen ihn unfahrbar machten, am 3. Juli Kingston am Ontariosee erreichte. Das Regiment übernachtete nur einmal unterweges in Cornwall, einer Stadt, deren Namen, Sprache und Bewohner uns erinnerten, daß wir jetzt in Ober-Kanada waren. Die gellenden sacré's und marche donc's der Französischen Kanadier tönten nicht mehr ins Ohr, und statt des schwächlichen, schwarzen und affengleichen Jean Baptiste trafen wir ein sämmiges, ernstblickendes Geschlecht, das offenbar aus Schottland herstammte. Doch selbst hier fehlt nicht das gehässige Näseln der Yankee's von jenseits des Wassers, so wie eine Unhöflichkeit der Sitten, die das Mutterland nicht kennt. Cornwall scheint eine blühende Stadt zu seyn. Auf meinen Streifereien nach den kleinen Pflanzungen in der Nähe sah ich nirgends ein verfallenes Haus, einen schmutzigen Menschen oder ein anderes Zeichen der Armuth, außer wo ich auf die Hütte eines „armen Verbannten von Erin" stieß; denn diese bringen ihre schmutzigen, nachlässigen Sitten eben so unfehlbar in die neue Welt mit, wie irgend einen anderen zur Einwanderung unentbehrlicheren Artikel.

Oberhalb Cornwall's begegneten unsere Dampfböte einigen gefährlichen Stromschnellen, die sie mit großer Mühe überwanden. An manchen Stellen sah das Auge sehr deutlich das Herabfallen des Stroms. Das Boot, in dem ich war, blieb mehr als einmal stehen, trotz seines kräftigen Ruderns, und unser Nachbarschiff war genöthigt, seinen Kesseln mit Pferden und Vieh zu Hülfe zu kommen. Wir passirten viele liebliche Inseln, deren reiches Laubwerk in ungehemmter Ueppigkeit ins Wasser hinabsank, indem die Stromschnellen, von denen sie eingeschlossen sind, sie vor dem Beil und Pflug des Alles verbessernden und gewinnsüchtigen Menschen schützen. Andere Inseln, die nicht so schön, aber vortheilhafter liegen, sind gelichtet, bewohnt und sehr reizend mit Heerden besät.

In der Nacht des 2. Juli wanden wir uns durch die weitberühmte Gruppe der „Tausend Inseln", die erst kürzlich noch berühmter wurden durch den Aufenthalt des bekannten Piraten Bill Johnson. Die Fama hat um diesen Räuberhelden einen Kreis von Romantik gewoben, in der seine vier muthigen Söhne und seine schöne Amazonische Tochter die Hauptrollen spielen. In der That waltet etwas Geheimnißvolles in seiner Lebensweise und eine wilde Schönheit in seinen Schlupfwinkeln, die der Phantasie eines Cooper's nicht unpassenden Stoff zur Verarbeitung liefern würden. In der Wahl seines Verstecks hat Bill Johnson nicht wenig Klugheit gezeigt: in diesem unzugänglichen Inseln-Labyrinth, das von gefährlichen Stromschnellen geschützt wird, ist er vor jedem Angriff von außen vollkommen sicher.

Der Aufenthalt des Regiments in Kingston war nur von kurzer Dauer. Am Morgen des 6. Juli bekamen wir freudig den Befehl, an die Niagara-Gränze zu rücken und einen Strich Landes zu besetzen, der bisher fast nur von Milizen und Freiwilligen vertheidigt worden. Noch denselben Abend gingen wir mit Sir John Colborne, der an diesem Tage aus Nieder-Kanada ankam, an Bord des Dampfboots „Großbritanien"; unsere Streitmacht bestand aus dem rechten Flügel des Regiments, einem Artillerie-Detaschement mit zwei Kanonen und einem Haufen Sapeurs und Mineurs mit Lagergeräth für 1000 Mann. Am Morgen des 7. Juli war kein Ufer des großen Süßwassersees, auf dem wir fuhren, vom Verdeck aus zu sehen; gegen Mittag aber lag der Amerikanische Landstrich niedrig, platt und waldig dem Wind gegenüber. Nicht ein Berg war am Horizont, nicht einmal ein Hügel als Hintergrund. Das Wasser des Sees war wie das Meer im Ankergrund gefärbt. Nicht ein Hauch kräuselte seine Oberfläche, nicht ein Vogel flatterte darüber, nur zuweilen sah man Störe nicht weit vom Strand hüpfen.

Um vier Uhr Nachmittags, während unsere Mannschaft diese öden Ufer von den Tönen des God save the Queen wiederhallen ließ, fuhren wir um die Landspitze herum, auf der das Fort der Vereinigten Staaten, Niagara, steht, und kamen in den berühmten Fluß dieses Namens. Es war, als hätten wir aus der Königlichen Heerstraße in einen engen Querweg umgebogen, wobei die Glätte der einen und die Unebenheit des anderen das Gleichniß vollständig machte. Unter einem brennenden Himmel landeten wir jetzt an dem Kanadischen Fort, und nachdem wir uns am Ufer geordnet, marschirten wir auf eine grüne mit Bäumen besetzte Ebene, wo wir sogleich anfingen, zum Lager für die Nacht Anstalten zu treffen. Inzwischen kam ein Samaritanischer alter Soldat zu uns, der in dieser schönen Gegend sein beständiges Bivouak aufgeschlagen hat, und zog durch die kabalistischen Worte „Klaret in Eis" den größten Theil der Offiziere nach sich. Wir fanden eine höchst gebildete Gesellschaft, die durch mehrere schöne Damen geziert war, für welche zum Glück unser Haufe eine willkommene Neuigkeit war.

Bei der Plötzlichkeit und Raschheit unseres Aufbruchs von Montreal hatten wir geglaubt, unser Vorrücken an den Niagara werde etwas mehr zu bedeuten haben, als einen bloßen Quartierwechsel. Indeß war Alles ruhig, und seit der Affaire von den „kurzen Hügeln" hat kein Angriff von Seiten der Amerikaner stattgefunden, außer einzelnen Schüssen auf die Schildwachen jenseits des Flusses. Doch dies ist nur ein Possenspiel zwischen den beiden Nationen. Ein Yankee ist eben so hurtig mit seiner Flinte, wie ein Deutscher mit seiner Pfeife; jener schießt sein Gewehr mit eben so kaltem Blut ab, wie dieser seinen Meerschaumkopf raucht.

Am folgenden Morgen mit Tagesanbruch brachen wir unsere Zelte ab, stiegen noch einmal in ein Dampfboot und fuhren den Strom sieben Meilen hinauf. Die Ufer wurden immer höher und auch schön bewaldet, und die Breite des Flusses wechselte von einer halben zu einer Viertelmeile. Oberhalb Queenston ist der Niagara wegen seiner großen Schnelligkeit für Dampfböte nicht schiffbar. So mußten wir unterhalb dieser Stadt aussteigen und die felsigen Höhen von Queenston erklettern, dem Schauplatz der blutigen Schlacht von 1812, und indem wir dicht unter dem Denkmal des tapferen Brock vorüberzogen, setzten wir unseren Marsch fort bis an die Ebene, die sich von diesen Höhen bis zum Erie-See ausdehnt. Man sieht noch deutlich an dem Abhang des Hügels die Reste der Britischen Arbeiten. Die Position ist furchtbar, und man kann die Kühnheit der Amerikaner bei ihrem Angriff nur bewundern. Ein Führer aus New-York spricht von der Affaire bei Queenston in folgender lakonischer Weise: — „Die Amerikaner blieben nur einige Stunden im Besitz, dann fuhren sie wieder über den Fluß zurück." Dies heißt mit anderen Worten: sie wurden mit dem Bajonnet jählings die steile Höhe hinabgejagt, und diejenigen, die nicht getödtet, ertränkt oder gefangen wurden, die fuhren allerdings über den Fluß zurück mit einer Eile, die ihnen keine Ehre machte.

Die Hügel an dieser Stelle sind gegen 360 Fuß hoch, und der trübe Strom, der einzige Abfluß-Kanal für die Gewässer der großen westlichen Seen, die die Hälfte des ganzen Süßwassers der Erdkugel enthalten sollen, rauscht furchtbar durch diesen engen Schlund. Die ganze Masse dieses ungeheuren für den Ocean bestimmten Tributs ergießt sich über die Wasserfälle des Niagara. Die Theorie, nach der die großen Kataraкten sich allmälig von diesem Punkt an ihren gegenwärtigen Ort entfernt hätten, scheint mir nicht ganz unpassend. Die Naturforscher gründen hierauf die Vermuthung, daß die Wasserfälle mit der Zeit bis an den Erie-See zurückweichen werden, wo dann dieser edle, obwohl nicht sehr tiefe Binnen-See ganz austrocknen muß.

Unser Weg von Queenston aus war sehr hübsch und inter-

essant, und wenn es einem Offizier möglich wäre, auf einer Marschroute mit Infanterie-Soldaten in Reih und Glied unter einer Temperatur von 120 Grad Fahrenheit sich zu amüsiren, dann würde ich diese Tagereise sehr angenehm verbracht haben. Wie reich ist das Laubwerk der großartigen Wälder! wie üppig der Kornährenwuchs! Die Reihen Englisch aussehender Bäume, die man geschmackvoller Weise stehen gelassen, um die Ebene zu zieren, ließen Einen glauben, man reise durch einen zusammenhängenden Park. In keinem anderen Theil der Kanada's ist das Pittoreske so vorwiegend, als hier. Es ist ein erfreuliches Gefühl, daß diejenigen Landschaften in der Fremde den Reisenden am meisten bezaubern, die ihn am stärksten an die Heimat erinnern.

Eine Meile ungefähr von unserem Bestimmungsort setzten wir über Lundy's Lane, einen sandigen Bach, der zu einer Höhe führt, welche den Schlüssel zu der Englischen Position in der Schlacht von 1814 bildete. Dies war der Schauplatz eines höchst hartnäckigen und blutigen Kampfes, wie es wohl jeder künftige Kampf seyn wird, in welchem der alte Englische Bullenbeißer und sein abtrünniger, aber gutgerathener Sprößling ein Hühnchen zu pflücken haben mögen.

Nachdem wir durch das kleine Dorf Drummondville marschirt und aus einem Wäldchen Spanischer Kastanien hervorgerückt waren, stiegen wir auf ein grünes Plateau mit einem etliche 200 Fuß tiefen Abhang, der dicht beschattet ist von prachtvollen Bäumen. Ueber den äußersten Zweigen derselben überspannte der Bogen der großen Katarakten den Himmel, und durch ihr Laubwerk hindurch erhaschten wir den ersten Schimmer jenes Weltwunders, in dessen Nähe wir jetzt unsere Zelte aufschlagen sollten. Nie habe ich Militair-Pflichten mit mehr Unlust beobachtet, als damals, da das Horn mich von meinem ersten Niagara-Besuch abrief, und noch erinnere ich mich wohl, wie ich mir einbildete, als ich dem Wasserfall den Rücken kehrte, daß ich ihn unmöglich in derselben Form bei einem künftigen Besuch wiederfinden könnte. In Wahrheit aber sind diese Katarakten der Typus des Unwandelbaren. Ihr ewiger Donner kennt keine Pause des Schweigens, ihr endloser Fall keine Ruhe. Jahrhunderte gehen vorüber, ohne eine Variation, einen Schatten von Wechsel am Niagara hervorzubringen.

Nach der gewöhnlichen Sitte der Touristen sollte ich nun zuerst erklären, wie keine Beschreibung den Niagara erreichen könne, dann aber selbst mit einem großen Aufwand von Worten seine Beschreibung versuchen; aber in der That, der Gegenstand ist von der Art, selbst die abenteuerlichste Feder oder den kühnsten Pinsel muthlos zu machen. Ich will ihm daher nur wenige Zeilen widmen, als einen treuen Bericht der ersten Eindrücke, wobei ich aber nicht dafür stehen will, daß ich nicht unversehens denselben Fehler begehe, den ich eben an meinen Vorläufern gerügt. Ich brauche kaum zu sagen, daß die Vorstellung, die ich mir vorher im Geiste oft genug von diesen Wasserfällen gemacht, sich der Wirklichkeit durchaus nicht entsprechend zeigte. Der Fluß ist viel enger, die Hügel höher und waldiger, die Landschaft überhaupt üppiger, als ich erwartet. Unter Goat-Island, das den großen „Pferdehuf" vom Amerikanischen Fall trennt, hatte ich mir nichts als einen nackten Felsen vorgestellt, und wie freute ich mich, jetzt zu sehen, daß ich einer schön bewaldeten Insel von 75 Morgen Ausdehnung großes Unrecht angethan. Und dann auch der Schall! Hat man mir es nicht tausendmal vorgesagt, daß Niagara's Stimme am Erie- und Ontario-See zugleich gehört wird? Die Wahrheit ist, daß der Katarakt oft kaum in der Entfernung einer halben Meile hörbar ist; die Höhe der überhängenden Hügel und die waldige Oberfläche der Umgegend dämpfen seine Töne. Doch so wie der Anblick der Wasserfälle durch Jahreszeit und Wetter modifizirt wird, so wechselt auch ihr Schall nach dem Zustand der Atmosphäre. In den geräuschvollen Stunden des Tages hört man im Lager nichts als ein dumpfes Toben, in der stillen Nacht aber erheben die Fluthen so laut ihre Stimme, daß die Wände und Fenster meiner 300 Schritt vom Fluß entfernten Hütte fast eben so stark zitterten, als das Verdeck eines segelnden Dampfboots. Der Silberschaum, der, so lange die Sonne über dem Horizont ist, sich vor ihrer Macht zu beugen scheint, gewinnt noch einmal so viel Kraft in der Dunstluft des Abends und läßt dann einen sanften Schauer herabtriefen, der mitunter so stark und bedeutend wird, wie ein Schottischer Regen. Für diesen Supplementar-Regen ist die umgebende Vegetation sehr dankbar, indem sie noch lange, nachdem die fernen Wälder die nüchternen Farben des Herbstes angelegt, die glänzende Livree des Sommers trägt.

Empfindsame Reisende haben es beklagt, daß man unheilige Hotels an einem Ort errichtet habe, welcher dem Erhabenen und Schönen geweiht seyn sollte; doch die Umgegend ist so zierlich und ihr Anbau bekundet so deutlich die Gegenwart des Menschen, daß diese schlanken, mit Säulen und Terrassen versehenen Gebäude die Scene durchaus nicht so entstellen, als man glauben möchte. Ja ich zweifle, ob eine von den finsteren Schloßruinen des Rheins dem Charakter des Niagara besser entsprechen würde, als der große, weiße, mit Schindeln gedeckte Pavillon, der dort oben auf der höchsten Zinne über dem Wasserfall einer Noah-Arche auf dem Ararat gleicht. Das Alterthum beider Gebäude ist nur ein Tag in Niagara's Ewigkeit.

Trotz des oben Bemerkten kann ich nicht sagen, daß ich mich getäuscht fühlte, aber so viel ist gewiß, daß ich bei dem ersten Anblick der Katarakten aus der Ferne mehr Malerisches und weniger Erhabenes fand, als ich erwartet. Wer aber Niagara's Pracht und Schrecken in vollem Maß empfinden will, muß dicht heraantreten; er muß sich auf den Tafelfelsen stellen, den Rand des großen Bogens seinen Fuß bespülen lassen und den ungeheuren Umfang der fallenden Wogen mit den Wurmgestalten seiner fast unsichtbar gewordenen Nebenmenschen am gegenüberliegenden Ufer vergleichen, und er wird bekennen, daß er noch nie einen so ehrfurchtgebietenden Anblick vor sich hatte. Man kann unmöglich müde werden, diese wunderbare Scene anzustaunen; aber die unerklärbare Anziehungskraft des Abgrundes ist in der That fast gefährlich. Welche Versuchung für den Elenden, der, in dieser Welt unglücklich, kein Vertrauen auf die Zukunft hat! Sonderbar ist es übrigens, das Einer oder vielmehr Zwei auf dem „Hufeisen" plaudern können, ohne die Stimme bedeutend zu erheben.

In Bezug auf den ersten Eindruck am Niagara habe ich es nur zweimal offen und ehrlich gestehen hören, daß er hinter der Erwartung zurückblieb; in beiden Fällen von Damen. An der Tabledhote im Pavillon hörte ich eine unzufriedene Schöne erklären, daß sie schrecklich enttäuscht worden sey. Ich sah mir ihren vertiebten Gatten an, der neben ihr saß, und wußte kaum, ob ich den Mann, der sich mit einer Dame von so „großen Erwartungen" verbunden, um sein Glück beneiden oder seine Kühnheit bewundern sollte.

Das merkwürdige Projekt, hier eine große Stadt zu gründen unter dem imposanten Namen der Wasserfallstadt, ist mißlungen. Schon war ein Comité zu Stande gekommen, große Geldsummen subskribirt und, so viel ich weiß, auch Bürgermeister und Corporation erwählt, aber das Ganze schlug fehl, und Niagara ist noch kein Cheltenham. Das Leben hier ist nicht übel: man kann im Pavillon für einen Dollar oder vier Englische Schillinge täglich speisen und logiren, wobei man natürlich für Wein extra bezahlen muß.

Bald nach der Ankunft des Regiments an den Katarakten kam auch Lord Durham mit Familie und Gefolge an, und ich glaube, der alte Niagara sah noch nie einen solchen Zusammenfluß von gekrempten Hüten, als damals, da Se. Excellenz hier von Sir John Colborne und Sir George Arthur, deren Jeder mit seinem Stabe erschien, begrüßt wurde. Der General-Gouverneur hatte eine besänftigende Politik gegen unsere Nachbarn jenseits des Wassers angenommen und war sehr freigebig in der Bewirthung derjenigen, die dieses Ufer während seines Aufenthalts besuchten. Er ließ eine große Revue auf den 17. Juli ansagen und Karten für 200 Personen zum Diner auf den Abend austheilen. Das Mahl zeichnete sich durch die Menge, die Verschiedenheit und den Durst der Gäste aus. Nie sah ich eine gleiche Quantität Eis-Champagner in einer bestimmten Zeit verbraucht. Von mehreren komischen Vorfällen bei Tisch berichte ich nur die folgenden zwei. Ein bleicher Yankee, der einem bescheidenen, rothwangigen jungen Fähnrich aus unseren Reihen zunächst saß, machte folgenden Versuch, eine Unterhaltung einzuleiten: „Hören Sie, Mister, ich kalkulire, Sie sind ein Privatmann." Und als Lord Durham, nachdem er die Gesundheit der Königin getrunken, den Präsidenten der Vereinigten Staaten leben ließ, da weigerte sich ein stämmiger Kanadischer Grenzbewohner, aufzustehen, indem er laut vor mehreren Amerikanern schwur, er „wolle nicht aufstehen für den verdammten Schurken!" Kein Wunder: es war nicht eine Gesellschaft, sondern zwei, und es konnte auch nicht anders seyn. Die Natur hat die beiden Ufer des Niagara getrennt: der Krieg hat die Wunde erweitert, und ich glaube nicht einmal, daß es dem großen Bevollmächtigten gelingen wird, sie zu heilen. Von Kanadischer Seite ist diese Feindschaft durch die Vorfälle von Navy Island und den Short Hills verschlimmert worden. Die Loyalisten und Freiwilligen fühlen sich vernachlässigt durch die Lauigkeit, mit der die Regierung, wie sie behaupten, bei der Hemmung und Vergeltung Amerikanischer Unbill verfahre, und stöße nicht der Strom dazwischen, sie würden sich schon längst selbst Recht verschafft haben. „Das Mutterland", bemerkte ein Freiwilligen-Offizier, „würde nicht einen Augenblick schweigen, wenn die Franzosen die Insel Wight besetzten, während man Navy Island Wochen lang im Besitz Yankeescher Freibeuter gelassen hat." — „Ganz richtig", antwortete ich zerstreut, „weil es natürlich ist, daß England schneller einen Stich ins Herz als einen Stoß am Finger fühlt." — „Darüber eben beklagen wir uns", antwortete er. — „Die Sympathie des Mutterlandes reicht nicht bis zu den Extremitäten, und uns läßt man nicht einmal das Recht, unsere eigenen Schlachten zu schlagen."

Der Tanz, der dem erwähnten Diner bei Lord und Lady Durham folgte, wurde nicht durch die Gegenwart Amerikanischer Schönheiten verherrlicht, indem sich die Damen dieser Nation gleich nach Tisch zurückzogen, weil sie nicht mit Ball-Toilette versehen waren. Ich bemerkte unter ihnen mehr als ein ausgezeichnet hübsches Mädchen, wiewohl man den Schönheits-Apfel selbst unfehlbar gewissen schönen Landsmänninnen von mir, die zugegen waren, hätte zusprechen müssen. Unter den jungen Amerikanischen Offizieren fand ich ein oder zwei gebildete Subjekte und zugleich perfekte Gentlemen.

Wir hörten beständig die schmeichelhaftesten Versicherungen von den Amerikanischen Liebhabern, die Hunderte von Meilen weit reisten, bloß um das Britische Lager am Niagara zu sehen. Es ist kein Zweifel, daß wir die geringere Sehenswürdigkeit ihres Besuchs sind; aber belustigend ist es, ja seltsam, Menschen zu finden, die unsere eigene Sprache reden und mit den allergewöhnlichsten Englischen Lebens-Details unbekannt sind. Unsere Zelte, unsere Uniform, unsere Manöver und namentlich die

Musikbande des Regiments werden mit der größten Neugier von den Amerikanischen Gruppen begafft, die fortwährend auf unserem ländlichen Paradeplatz zusammenstehen. Selbst die alte große Trommel mit ihrem Königlichen Wappen und zahlreichen Schlachtenlisten ist hier ein Anziehungspunkt für Kinder von höherem Wuchse, als es in Europa der Fall ist. Die Wahrheit ist, daß der Amerikaner noch immer nicht eine gewisse Anhänglichkeit und Vorliebe für das Land seines Ursprungs abschütteln kann, — er sympathisirt mit seinem Ruhm und fühlt den Abglanz desselben auf sich zurückstrahlen. Daher ist die Thatsache zu erklären, die sich schwerlich leugnen läßt, daß nämlich von der Erbitterung, die ohne Zweifel zwischen Briten und Yankees obwaltet, zwei Drittel in dem Herzen Jener zu Hause sind. Der Bewohner der Vereinigten Staaten kann es über sich gewinnen, sich seines Ahnenlandes zu rühmen, das Mutterland dagegen hat es bis jetzt weder vergessen, noch ganz verziehen, daß seinem rebellischen Sohn Jonathan der Kampf gegen die eigene Autorität so glücklich von Statten gegangen ist. (U. S. J.)

Türkei.

Natur und Menschenleben im Türkischen Reiche.

(Schluß.)

Einen Hauptgrund für unsere Behauptung, daß die Europäische Türkei besser bevölkert sey, als man denkt, liefert uns die Thatsache, daß wir in Gegenden, die selbst auf den neuesten Karten als Einöden verzeichnet sind, sehr volkreiche Dörfer und sogar bedeutende Städte antreffen. Herr Boué schätzt die Bevölkerung von Salonichi*) auf 60,000 Seelen, die von Monastir auf 40 — 50,000. Städte, wie Isnik (Nikäa), Uskup, Istip u. s. w. enthalten, seines Erachtens, wenigstens 10,000 Bewohner. Die echten Türken von Osmanischem Stamme sind nur in Rumili häufig, in allen übrigen Provinzen aber sehr dünn gesäet; größer ist die Zahl der muselmännischen Albanesen und Bosniaken; doch bilden auch diese nur einen schwachen Theil der Bevölkerung.

Die meisten christlichen Raja's bekennen sich zur Griechischen Religion; Römisch-katholische Christen giebt es im Ganzen nur wenige, die zumeist im Türkischen Kroatien, in Hersek (Hercegowina) und Albanien wohnen. Von den Griechischen Christen werden sie im Allgemeinen mit Verachtung behandelt. Die Letzteren sind ihrem Kultus sehr ergeben, was man vorzüglich dem nie rastenden religiösen Eifer und der angestrengten Thätigkeit ihrer Mönche zuzuschreiben hat. Das Ansehen der Weltpriester, die oft nebenbei als Schenkwirthe oder bloße Handarbeiter sich qualifiziren, ist weit geringer. Die große Masse der Geistlichkeit trifft der Vorwurf großer Ignoranz; man findet nirgends eine Bibliothek, und die weiland so gefeierte Büchersammlung des Klosters Rilo ist durch eine Feuersbrunst, welche das ganze Kloster in Asche legte, zerstört worden. Im Lande der Montenegriner**) sind die Mönche und Priester auch des Waffenhandwerks kundig und bekleiden zum Theil sogar Offizierstellen. Da dieses unbändige Gebirgsvolk einen endlosen Krieg mit den Türken führt, so darf man ihm nicht verargen, daß es jeden streitbaren Mann zu nützen sucht, welches auch sein Stand und Charakter sey.

In Folge der Reformen des Sultans Mahmud ist eine große Zahl verfallener Gotteshäuser der Raja's wieder aufgebaut worden, und in mehreren Gegenden Serviens hat man den Kirchen sogar Glocken bewilligt. Anderwärts haben nur die Klöster das Privilegium, mit Glocken zu läuten.

Eine vergleichende Zusammenstellung der verschiedenen Völker, welche die Europäische Türkei bewohnen, bietet dem Beobachter viel Interessantes. Die Servier und die Bulgaren kann man nicht als verschiedene Nationen betrachten; sie gehören mit den Bosniaken, den Kroaten und den Illyriern zum östlichen Zweige des großen Slavischen Stammes und sind schon für sich allein zahlreicher als die Griechen. Der größte Theil Macedoniens wird von Serviern und Bulgaren bewohnt, die sogar ein kräftigeres Volk zu seyn scheinen, als ihre Brüder an der Donau. Der Bulgar haßt den Griechen, und der Grieche verachtet den Bulgar. Eine gleiche Antipathie besteht zwischen Serviern und Wallachen. Die Letzteren thun sich noch Viel darauf zu Gute, daß sie zur Römerzeit über die Servier geherrscht haben. Der Wallachische Bauer ist übrigens Leibeigner, wie der Ungarische, wogegen der Servische Bauer frei ist und sogar Grund-Eigenthum hat.

Seit der Beendigung des 25jährigen Kampfes, den die Servier für ihre Unabhängigkeit gekämpft, lebt dieses Volk in großem Wohlstand. Jedes Familienhaupt hat der Regierung alljährlich nur ungefähr acht Thaler als Abgabe zu entrichten. Servien ist in 17 Isprawnikate abgetheilt, und jeder Isprawnik (Bürgermeister) hat zwei oder vier Räthe und einen Secretair mit einigen Assistenten. Man hat in Servien eine Art von Straf-Codex, aber kein Civil-Recht, kein Handelsrecht, kein Forst-Reglement und kein hypothekarisches System. Die Testamente brauchen nicht schriftlich abgefaßt zu werden; es genügt schon, wenn der Erblasser seinen letzten Willen in Worte faßt. Die Armee ist klein; aber jeder Bürger muß eintreten, wenn die Reihe an ihn kommt. Servien hat eine strenge polizeiliche Verfassung: jeder Distrikt ist für Diebstähle und andere Verbrechen, die in demselben begangen werden, verantwortlich; man hört aber namentlich von Diebstählen sehr selten.

Der Patriarch zu Konstantinopel ist das titulaire Oberhaupt des Serwischen Klerus; sein wahres Oberhaupt aber der Erzbischof von Semendra, welcher von der Regierung gut besoldet wird. Außerdem giebt es noch drei Bischöfe und mehr als 20 Klöster, in denen je 100 Mönche wohnen.

In Belgrad findet man eine Buchdruckerei und eine Schriftgießerei. Viele nützliche Bücher von sehr guter typischer Ausstattung sind schon hier ans Licht getreten. Auch erscheint in Belgrad eine Zeitschrift, die aber in Ungarn nicht abgesetzt werden darf.

Fürst Milosch regiert mit Hülfe einiger Räthe und Geheimschreiber, worunter mehrere Ungarn. Er hat weder Palast, noch Hofstaat, und bewohnt ein schlichtes einstöckiges Haus, wie seine Unterthanen. Vor der Thüre desselben steht keine Schildwache; aber an der anderen Seite der Straße sieht man eine Wache von zehn Mann, die den Staatsschatz bewachen soll.

Das Land ist von Heerstraßen durchschnitten, die aber schlecht beschwert sind und nur im Sommer etwas taugen. Es fehlt an Ingenieuren, an Aerzten, — o glückliches Land! — und vor Allem an geschickten Handwerkern. Die Künste sind noch sehr verwahrlost; man findet bei den Serviern weder Glas-Fabriken, noch Zuckersiedereien, und nicht einmal Tuch-Manufakturen, während die Bulgaren und die Griechen schöne selbstgefertigte Maroquin's, Seidenstoffe, Shawl's und Teppiche aufweisen können.

Auch im Landbau stehen die Servier hinter den Bulgaren zurück, die besonders sehr schöne Gemüsegärten haben. Der Servier begnügt sich mit Mais, Getraide, Bohnen, Melonen und einigen Frucht-Arten. Vor Allem werden Pflaumen gebaut, aus denen man Branntwein destillirt. Der Ueberfluß an Eicheln und wilden Birnbäumen begünstigt sehr die Zucht der Schweine, von denen man unermeßliche Heerden nach Oesterreich verführt.

In der ganzen Türkei hat man keinen Begriff von Eintheilung der Felder in Schläge, und oft bleiben die Aecker jahrelang brach liegen. Die Kartoffel ist unbekannt, ausgenommen im Gebiete der Montenegriner, wo man seit zwanzig Jahren Kartoffeln baut. Für ökonomische Nutzung der Wälder geschieht gar nichts; die Hirten hauen eine große Eiche nur nieder, um Brennholz zu bekommen; und oft stecken sie ganze Waldstrecken in Brand. Dessenungeachtet giebt es noch prächtige Wälder im nördlichen Theile der Europäischen Türkei. Aller Handel ist in den Händen der Armenier, der Juden, Griechen und Bulgaren. Der Servier kümmert sich nur um Bestellung seiner Felder. Es ist fast unglaublich, zu welchem Wucher-Zins die Juden und noch mehr die Armenier den unglücklichen Bauern ihre Kapitale leihen. Sie lassen sich die ganze Aerndte des Landmanns als Unterpfand der Bezahlung aushändigen und ziehen die größten Vortheile von den Erpressungen der Pascha's, denen sie oft als geheime Räthe dienen, wenn auch nicht im offiziellen Sinn des Wortes.

Ein reicher Jude zu Monastir borgte, wie unser Autor versichert, den Kaufleuten zu 25 pro Cent jährlich und den Albanesern zu 25 pro Cent monatlich. Seinem eigenen Geständniß zufolge, kam er selten um sein Kapital und war nie auf der Heerstraße bestohlen oder beraubt worden. Dieser Jude wohnte in einer elenden Barracke, deren Mauer ein paar tüchtige Fußtritte zertrümmern konnten, und doch war seine Geldkiste vollkommen sicher.

Die vornehmsten Ausfuhr-Artikel der Europäischen Türkei sind: Baumwolle, Seide, Wolle, Leder, Oel und Blutegel. Der letztgenannte Artikel erstreckt sich bis tief ins Innere von Klein-Asien, und immer stehen in Semlin Frachtwagen zum Transporte dieser Thierchen bereit. Die Sümpfe Bosniens und Albaniens, in welchen die Blutegel besonders zahlreich sind, werden verpachtet. Eine Ausfuhr von Wein ist noch nicht versucht worden, obschon man sehr edle und dabei sehr wohlfeile Wein-Sorten findet.

Es giebt im Allgemeinen wenig Arme in der Türkei, und fast nirgends Leute, die aus dem Betteln ein Gewerbe machen. Man hört nichts von Straßenräubern, ausgenommen an der Griechischen und Montenegrinischen Gränze, wo übrigens schon 15 bis 20 Gendarmen zum Schutz einer bedeutenden Landstrecke hinreichen. Nach der Aerndte sieht man auf den Feldern nie einen Stoppelleser; nur die Pferde kauen wohl im Vorbeitraben von dem Maise, der am Rande wächst, denn kein Acker ist mit einem Zaune versehen.

Die ganze Bevölkerung der Türkei zeigt viel gesunden Verstand, und man findet nur wenige Leute von gemeinen Sitten. Alle Geschäfte und Verhandlungen gehen ohne Lärm und Umstände vor sich. Die Postmeister sind höflich und zuvorkommend. In Griechenland zeigt das Volk weit mehr Plauderhaftigkeit und Zanksucht.

Der Menschenschlag ist kräftig, die Lebensweise einfach. Man bemerkt selten Personen mit Kröpfen, und Blindheit entsteht höchstens in Folge der Kinderpocken. In Servien und mehreren großen Städten der Türkei macht die Impfung der Kuhpocken schon Fortschritte.

Da der Osman eine trägere Existenz führt und mehr Ba-

*) Der Name Salonichi ist eine Neugriechische Verstümmelung von Thessalonike (Sieg der Thessalier). Die Türkische Verstümmelung lautet Selanik.

**) Montenegriner, Melanoren oder Tschernogrozen (d. i. Bewohner des Schwarzen Berges) heißt ein isolirtes Bergvolk Slavischen Stammes im Türkischen Albanien, das von den eigentlichen Albanesen wohl zu unterscheiden ist.

Digitized by Google

dürfnisse hat, als der Raja, so findet man bei ihm zuweilen Hypochondrie und Nervenleiden, welche den arbeitsamen und rührigen Raja's so gut als unbekannt sind. Die guten Eigenschaften der Türken sind: stoischer Gleichmuth, Liebe zu ihren Kindern und unbestechliche Redlichkeit im Verkehr. Die wichtigsten Verhandlungen besiegelt man durch einen bloßen Händedruck, und beide Parteien brechen ihr gegebenes Wort niemals.

Geisteskrankheiten gehören im Türkischen Reiche zu den seltenen Ausnahmen von der Regel. Duelle und Selbstmorde sind ganz ohne Beispiel.

Im Innern des Landes, fern von den Seestädten, wo man einen stärkeren oder schwächeren Einfluß Europäischer Sitten bemerkt, bildet jede Familie einen geschlossenen Kreis. Nur selten und bei feierlichen Gelegenheiten giebt man größere Gesellschaften. Die Männer versammeln sich gewöhnlich im Kaffeehause oder auf einem öffentlichen Spaziergang, und die Frauen in ihren Bädern oder zu Hause. Ein Europäischer Reisender lebt in vollkommenster Abgeschiedenheit, an die er nur mit Noth sich gewöhnen kann. (Edinburgh New Philos. Journal.)

Ostindien.

Das Land Ketsch im nordwestlichen Indien.*)

Das Land Ketsch (Cutch), welches wegen seiner Lage zwischen Kabul, den Staaten des Rendschit Singh und dem Britischen Ostindien besonders heutzutage große Bedeutung erhält, ist von Osten nach Westen 165 Englische Meilen lang; von Norden nach Süden ist es an der weitesten Stelle 52 und an der schmalsten 15 Engl. Meilen breit. Der gleichnamige Meerbusen, ein Theil des Indischen Oceans, bespült dieses Land im Süden; der Rani, ein östlicher Arm des Indus, bildet seine Westgränze, und im Norden und Osten wird es beinahe ganz von dem sogenannten nördlichen Renn, einer ausgedehnten, salzhaltigen Marschgegend, eingeschlossen, die vom Mai bis zum Oktober unter Wasser steht. Aus der Ferne betrachtet, gleicht diese Wildniß dem Ocean zur Ebbe-Zeit. Da die Gewässer nie ganz verfliegen, so erzeugt die Strahlenbrechung an heißen Tagen viele zauberische Luftgebilde, als Felsen, Hügel, Gothische Tempel, Burgen und Palmenhaine, die den Wanderer in rascher Aufeinanderfolge umgaukeln. Man findet in dem Renn eine lachende, immer grüne Oase, Benni genannt, wohin die Schäfer ihre Heerden zu treiben pflegen.

Ketsch wird von einer aristokratischen Kaste beherrscht, den sogenannten Dscharria's, deren Oberhaupt, der Rao, ungefähr dieselben Privilegien hat, wie ein Lehnsherr im Mittelalter.**) Es giebt gegen 250 Dscharria's in Ketsch; sie empfangen ihre Ländereien von dem Rao, dessen erbliche Rathgeber sie sind, als Lehen, und nennen sich seine Brüderschaft (Bhyaht, von dem Sanskritischen Bratri, Brüder). Eine Legende von ihrem Ursprung beweist, daß sie der Muhammedanischen Religion keine geringere Ehrfurcht zollen, als dem Brahma-Glauben. Ihr Stammvater, ein vornehmer Muselmann, soll vor grauer Zeit (vielleicht gar vor der Gründung des Islam!) nach Ketsch gekommen seyn, wo damals nur Hirtenstämme wohnten, und ein schönes Hindu-Mädchen geheirathet haben. Nach dem Tode dieses Mannes erwirkten seine übrigen Frauen — lauter Muhammedanerinnen — die Verbannung der Heidin, und Letztere mußte, eine zweite Hagar, mit ihrem Söhnlein in die Wüste fliehen. Der Sohn wuchs heran; er nahm sich Frauen von den Töchtern des Landes, und seine Nachkommen wurden bald eine unabhängige Kaste. Das Oberhaupt des Stammes legte sich den Titel Dscham bei und behauptete ihn so lange, bis der berühmte Großmogul Ekber die Macht der Dscharria's brach.

Jedes männliche Kind, das zur Familie des Rao gehört, erhält schon bei seiner Geburt für sich und seine Nachkommen einen Antheil von den Königlichen Domainen; die nämliche Sitte herrscht in den Familien der Großen, deren Landstücke ebenfalls zum Besten ihrer Sippschaft wieder vertheilt werden, so daß jeder Häuptling von seiner eigenen Bhyaht oder Brüderschaft umgeben ist. Damit aber das Zerstückelungs-System nicht zu weit gehe, hat man ihm durch das unmenschliche Herkommen des Kindermordes eine Schranke gesetzt; doch erstreckt sich diese Barbarei weit mehr auf weibliche, als auf männliche Kinder. Der eheloſe Stand gilt für ein Verbrechen; eine Heirath unter Personen desselben Stammes aber für Blutschande. Dem Kastengesetz zufolge, kann ein Radschpute nur ein Mädchen aus einem niederen Stamme heirathen und seine Tochter einem Mann aus höherem Stamme zur Frau geben; da aber die Dscharria's über sich keine Kaste anerkennen, so bleibt ihnen nur die Alternative, ihr adliges Blut zu entehren oder ihre weibliche Nachkommenschaft zu tödten. Das Kind wird so gelinde als möglich aus der Welt befördert, indem man etwas Opium an die Brust der Mutter streicht.

Auch die Selbst-Aufopferung der Wittwen ist in Ketsch noch Sitte, weil das Land, obgleich unter Britischem Schutze, eine unabhängige Regierung hat. Der Zustand der Hindu-Frauen ist übrigens nicht von der Art, daß die Aussicht auf einen unnatürlichen Tod viel Schreckliches für sie haben könnte. Mistreß Postans besuchte das Harem des Rao; und obgleich dieser Fürst eine Englische Erziehung genossen hat und zu den gebildetsten Hindu-Fürsten gehört, so fand sie doch die Rani's nicht besser daran, als andere Opfer des orientalischen Einsperrungs-Systems.

„Die jungen Ranis", so erzählt sie, „die Frauen des jetzigen Rao, saßen prächtig aufgeputzt in einem entfernten Winkel der Veranda, aber so dicht bei einander, als fürchteten sie sich, gesehen zu werden. Dann und wann hörte ich, wie die Eine der Anderen mit ängstlicher Geberde etwas zuflüsterte. Von Zeit zu Zeit warfen sie mir neugierige Blicke zu und versteckten dann ihre hübschen Gesichter voll Beschämung in den Schooß. Als sie endlich Muth gefaßt und Vertrauen gewonnen hatten, zeigten sie mir allerlei niedliche Putz-Artikel, stellten mir eine Menge kindischer Fragen und befühlten alle meine Schmucksachen mit großer Neugier. Diese armen Geschöpfe haben keinen anderen Umgang, als Personen ihres Geschlechtes, die eben so unwissend und oft viel weniger gutartig sind."

In den niederen Kreisen des Lebens führt das Weib ein weniger einförmiges, aber viel geplagteres Daseyn. Schon am frühen Morgen mahlt sie das Korn zur Speise ihrer Familie, sammelt Brenn-Material, scheuert das Küchen-Geräthe und fegt die ganze Wohnung rein. Dann geht sie mit einem Wasser-Eimer auf dem Kopfe und ein paar Kindern am Arm oder auf dem Rücken an den nächsten Teich oder Brunnen, holt das nöthige Wasser und kocht nach ihrer Rückkehr die Mahlzeit der Familie. Ist dies geschehen, so setzt sie sich eine Zeitlang ans Spinnrad; und vom Spinnrade geht es wieder an den Teich, wo sie mit Waschen, Plätten und Trocknen der gewaschenen Kleidungsstücke die Arbeit des Tages beschließt.

Die Bewohner des Landes Ketsch zeigen große Geschicklichkeit in Handwerken und mechanischen Künsten: sie sind vortreffliche Waffenschmiede, Geldgießer, Gold- und Silber-Arbeiter. Die Goldschmiede verdienen schon deshalb große Bewunderung, weil sie mit den rohesten und plumpsten Werkzeugen die feinsten Arbeiten zu Stande bringen. Im Gebiete der schönen zeichnenden und bildenden Künste haben die Ketschi's viel weniger sich hervorgethan; dagegen findet man bei ihnen hohen Sinn für Musik und Poesie. Alle Häuptlinge der Dscharria's haben ihre Haus- und Hof-Poeten, die ihnen täglich von den Heldenthaten ihrer Ahnen etwas vorsingen.

Das gemeine Volk ist vorzüglich dem Schlangen-Dienst ergeben und sehr abergläubisch. Man findet Individuen, die, um in den Geruch einer besonderen Heiligkeit zu kommen, fast unglaubliche Buß-Uebungen verrichten. So erzählt Mistreß Postans von einem jetzt in Bombay lebenden Fanatiker aus Ketsch, daß er ein Steckreis von dem Baume Telsi in einen Topf gepflanzt, den Topf in seine linke Hand gestellt und dann fünf Jahre lang ohne Unterbrechung über seinem Haupte gehalten habe, bis der Telsi zu einem schönen Busche herangewachsen war! Die Muskeln des linken Armes dieses Fakir's sind eingeschrumpft, kontrakt und ohne Leben; die Nägel der Finger haben eine fürchterliche Länge bekommen und spiralförmig nach Innen sich gekrümmt; dennoch fühlt der Unglückliche keine Reue, und der bewundernde Beifall des Volkes entschädigt ihn reichlich für Alles, was er ausgestanden.*)

Mannigfaltiges.

— Voltaire und Talleyrand. Wie wenig mitunter selbst die für klassisch geltenden Schriftsteller, ihrem ganzen Reichthume nach, gekannt sind, beweist unter Anderem auch der Umstand, daß man bisher das Witzwort: „Das Wort ist dem Menschen gegeben, damit er seine Gedanken verbergen kann", für einen Einfall Talleyrand's hielt; ja, es gilt für eines seiner berühmtesten Bonmots. Kürzlich hat nun ein Leser Voltaire's, wie es allem Anschein nach Wenige giebt, die Entdeckung gemacht, daß sich in dessen Unterredungen zwischen Hahn und Henne folgende Stelle befindet: „Die Menschen bedienen sich des Gedankens nur zur Rechtfertigung ihrer Ungerechtigkeiten und wenden das Wort nur an, um ihre Gedanken zu verbergen."**) Also hat Talleyrand den Voltaire bestohlen. Indessen ist es wohl auch möglich, daß schöne Geister sich begegnen, wenn sie auch ein halbes Jahrhundert von einander getrennt leben.

*) Bei dieser kurzen Skizze liegen die Sketches of Western India (von Mistreß Postans) zum Grunde.

**) Dscharria ist ohne Zweifel eine Verderbung von Tschatria, die Kriegerkaste bei den eigentlichen Hindu's; und Rao (König) hat darum so große Aehnlichkeit mit dem Romanischen roy, rey und re, weil es nach einem ähnlichen Ausscheidungs-Prozesse aus Radscha entstanden ist, wie die genannten Wörter aus dem Lateinischen rex (für reg-s, Ablativ rege).

*) Man verlange von uns keine Bürgschaft für die buchstäbliche Treue dieser Erzählung der ehrenwerthen Mistreß. Die Sache erhält vielleicht etwas mehr Glaubwürdigkeit, wenn wir annehmen, daß der Fakir wenigstens vor dem Schlafengehen seinen Topf säuberlich niederstellte.

**) Les hommes ne se servent de la pensée que pour autoriser leurs injustices, et n'emploient les paroles que pour déguiser leurs pensées.

Das mit der heutigen Nummer zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Digitized by Google

3 2044 092 563 568

Digitized by Google